52
.12

~~ANNEX LIB.~~

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

WYMAN GRADUATE FUND

Digitized by Google

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1799.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1799.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. Januar 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, in der Cottaisch. Buchh.: *Propyläen.* Eine periodische Schrift; herausgegeben von *Göthe.* Ersten Bandes erstes Stück. 1798. 127 S. gr. 8.

„Der Jüngling, sagt der Herausgeber, in der eben so geistvoll als einfach und anspruchlos geschriebenen Einleitung, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, dass er sich noch immer in den Vorhöfen befinde. Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlasst. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeussern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden. Will jemand noch besonders bey dem Worte *Propyläen* sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Atheniensischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte; so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht, nur dass man uns nicht die Anmassung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären. Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen? unter einem Volke, wenigstens in der Einbildungskraft, zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bey dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bey uns, nur als Stückwerk vorübergehend erscheint? Welche Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und in gewissen Fächern welche mehr, als die deutsche? So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nöthig seyn sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, dass wir uns so wenig als möglich vom classischen Boden entfernen; er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll."

Es werden also in dieser periodischen Schrift bald in längern Abhandlungen, bald in kürzern Aufsätzen, bald in discursiver Form, bald in Gesprächen und Briefen, Bemerkungen und Räsonnements über die Natur, sofern sie Object für den Künstler ist, und über bildende sowohl als redende Künste mitgetheilt werden. Besonders wird sich auch Theorie und Kritik der Dichtkunst an diese Arbeit anschliessen.

Der *erste Aufsatz* des ersten Stücks betrifft die Gruppe *Laokoon.* Nach einer kurzen Andeutung der Erfodernisse eines hohen Kunstwerks, wozu hier Organisation und Leben, Charakter, Ruhe oder Bewegung, Ideal, Anmuth und Schönheit gerechnet werden, wird gezeigt, dass Laokoon alle diese Bedingungen erfülle. Mit der lebendigen Beredsamkeit eines Kunstkenners, der selbst Künstler ist, wird hier die Geschlossenheit der Gruppe, der Moment der Handlung, die Intention der Hauptfigur, die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werks geschildert. „Der Zustand „der drey Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den „Extremitäten verstrickt, der zweyte öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt, durch die Bewegung des rechten Arms „sucht er sich Luft zu machen, mit der linken drängt „er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, dass sie nicht noch einen Ring um die „Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen; *keinesweges* aber *beisst sie.* Der Vater „hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreyen; er presst die andere Schlange, und diese, gereizt, beisst ihn in „die Hüfte. Um die Stellung des Vaters sowohl im „Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es am vortheilhaftesten das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache „der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange „hat nicht gebissen, sondern sie beisst, und zwar in „den weichen Theil des Körpers, über und etwas „hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biss nie „recht angegeben; glücklicherweise haben sich noch „die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern „Theil der Statüe erhalten, wenn nur nicht diese „höchst wichtigen Spuren bey der jetzigen traurigen „Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange „bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an „dem Theile bey, wo der Mensch gegen jeden Reiz „sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel „jene Bewegung hervorbring, welche wir hier durch „die Wunde bewirkt sehen; der Körper flieht auf „die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein,

„die

„die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt „hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten „Seite; da sich nun noch in den Füßsen, die gefes- „selt, und in den Armen, die ringend sind, der Ue- „berrest der vorhergehenden Situation oder Hand- „lung zeigt; so entsteht eine Zusammenwirkung von „Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, „von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht un- „ter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man „verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der „Künstler, wenn man versucht, den Biss an einer an- „dern Stelle anzubringen; die ganze Geberde würde „verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schick- „licher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: „der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung darge- „stellt; er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der „Punct des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die „gegenwärtigen Bewegungen der Glieder, das Flie- „hen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, „das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der „Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des An- „gesichtes seh' ich durch diesen augenblicklichen, „schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden. „Fern aber sey es von mir, dass ich die Einheit der „menschlichen Naturen trennen, dass ich den geisti- „gen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr „Mitwirken ableugnen, dass ich das Streben und „Leiden einer grofsen Natur verkennen sollte. Angst, „Furcht und Schrecken scheinen auch mir sich durch „diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzustei- „gen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' „ich, dass mit dem sinnlichen auch das geistige Lei- „den hier auf der höchsten Stufe dargestellt sey; nur „trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns „macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, „besonders sehe man keine Wirkung des Giftes bey „einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne „der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todes- „kampf bey einem herrlichen, strebenden, gesun- „den, kaum verwundeten Körper." — Wie begeistert fühlt man sich bey dieser herrlichen, durch den beyge- fügten, obwohl fleissigen und zarten, Umriss der Grup- pe, nur wenig unterstützten, Beschreibung, und wie leicht vergisst man darüber, dass der Andeutung der Grundbegriffe, von denen der Vf. S. 2 u. 3. ausgieng, noch etwas mehr logische Präcision zu wünschen wäre. Anziehend muss es auch für jeden Leser seyn, sie mit der *Winkelmannschen* Beschreibung zu verglei- chen, der sich jeder leicht aus seiner *Geschichte der Kunst* erinnern wird; oder sich an die abweichen- den Angaben des gewählten Moments von *Lessing* und andern Neuern zu erinnern, von denen sie der hier aufgestellten wohl den Vorzug zuerkennen dürften.

Der Vf. zieht aus dem bisherigen die für die bil- dende Kunst sehr wichtige Bemerkung, dass der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern schwebe. Mit eben dem so anschaulich dar- stellenden Meistergriffel, womit er den Charakter der Statüe Laokoons zeichnete, führt er nun auch das sinnvolle Verhältniss der drey Figuren gegen einan- der, und die glückliche Wahl des Gegenstandes im Ganzen aus. Alle drey Figuren äussern eine *doppel- te Handlung*, und sind so höchst mannichfaltig be- schäftigt. „Der jüngste Sohn will sich durch die Er- „höhung des rechten Arms Luft machen, und drängt „mit der linken Hand den Kopf der Schlange zu- „rück; er will sich das gegenwärtige Uebel erleich- „tern, und das grössere verhindern; der höchste „Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen „Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt sich von „den Schlangen loszuwinden, und der Körper flieht „zugleich vor dem augenblicklichen Bisse. Der älte- „ste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, „und sucht sich von der leicht umwindenden Schlan- „ge zu befreyen." Da der Vf. voraussetzt, die Idee der Künstler sey gewesen, dass natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden haben; so ist es nicht minder eine neue und scharf- sichtige Bemerkung, dass es ihnen gelungen sey, ge- rade den Einen Moment des höchsten Interesse zu treffen, indem der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht, der andere zwar wehrhaft, aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. Eben so überraschend und doch über- zeugend ist die Beweisführung, dass keiner der fol- genden Momente, die die Künstler hätten wählen können, dem gewählten an Interesse beykomme.

II. *Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst.* Es giebt deren dreyerley Arten: die ersten sind die *vor- theilhaften*, der Kunst angemessen und bequem. Die andern, welche man *gleichgültige* oder unthätige Ge- genstände nennen möchte, hängen ganz von der Be- handlung ab, und sind unbedeutend, wenn nicht das Genie des Künstlers Gehalt hineinlegt. Die dritte Art sind die *widerstrebenden*, an denen alle Mühe ver- loren ist, weil sie dem Beschauenden nicht deutlich werden können, weil sie sich, einer Hauptfoderung der Werke der bildenden Kunst zuwider, *nicht selbst aussprechen.* Denn in dieser Foderung ist enthalten, dass das Kunstwerk unabhängig sey, und dass die vorgestellte Handlung im wesentlichen, ohne äussre Beyhülfe, ohne Nebenerklärung, die man aus einem Dichter oder Geschichtschreiber schöpfen müsste, ge- fasst und verstanden werde. Zu den vortheilhaften Darstellungen rechnet der Vf. in aufsteigender Stufen- leiter: rein menschliche Darstellungen; historische Darstellungen; Charakterbilder; erfundene mythische und allegorische Darstellungen; endlich symbolisch be- deutende. Tiefer als die reinmenschlichen stehen in ab- steigender Ordnung Scenen des menschlichen Lebens; Thierstücke und Landschaften. Zu den reinmenschli- chen Darstellungen zählt der Vf. vornehmlich die Ma- donnenbilder und heiligen Familien. Dass aber dieses Fach nicht nur das Ruhige und Reizende, sondern auch das Rührende und Pathetische umfasse, wird an Rafaels *Incendio di Borgo* im Vatican gewiesen. Weil die Bedingung, dass ein Werk der bildenden Kunst sich selbst ganz aussprechen müsse, den Kreis historischer Dar-

Darstellungen besonders für einzelne Bilder verengt; so ist es rathsam, aus mehrern einen Cyklus zu formiren; eine Geschichte in ihren Folgen darzustellen, und dergestalt das Kunstgebiet wieder zu erweitern. Als Beyspiel werden hier vornehmlich die Logen des Vaticans von Rafael aufgeführt, und die ersten derselben mit einer unterrichtenden und fein motivirten Kritik begleitet. — Das Charakterbild erhebt sich als Gegenstand über die historische Darstellung dadurch, dass alle Figuren desselben für sich interessiren müssen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Versinnlichung des Charakters beygelegt ist. Das reinste Beyspiel dieser Art ist die Schule von Athen, und demnächst der Parnass von Rafael. Aus der alten Zeit kann man die vom Pausanias beschriebenen Gemälde des Polygnotus in der Lesche zu Delphi dahin rechnen. *Erfundene* (poetische im engen Sinn) *mythische, allegorische Darstellungen.* Diese scheinen in der bildenden Kunst noch höher als das Charakterbild zu stehen, weil sie meistens aus symbolischen bedeutenden Figuren zusammengesetzt sind. Hier ist das Wunderbare eigentlich am Platz; es sind grösstentheils Scenen aus dem goldnen Zeitalter, oder Erscheinungen, die im Aether schweben. In ihrer ganzen Darstellung muss mehr Schwung und Glanz herrschen, als bey historischen Gegenständen, und sie sollten immer durch etwas Ausserordentliches, Ueberraschendes, Unerwartetes den Zuschauer in ein angenehmes Erstaunen setzen. Es ist schwer, die Grenze auszumachen, wo die erfundenen Gegenstände in der bildenden Kunst gegen die historischen und *allegorischen* (soll vermuthlich heissen: *charakteristischen*) aufhören. Vielleicht löst sich der Knoten am leichtesten dadurch, wenn man alles Wunderbare, Uebernatürliche poetischen Gegenständen beyzählt. Rein allegorische Gegenstände würden wir aber diejenigen nennen, welche unter der Aussenseite des poetischen, historischen oder symbolischen Bildes eine wichtige, tiefe Wahrheit verbergen, die der Verstand erst dann entdeckt, nachdem der befriedigte Sinn nichts mehr zu erwarten hat. Allegorieen überschreiten daher gewissermassen schon als solche die Grenzen der Kunst, und sind nur in dem Falle zu dulden, wenn sie richtig und treffend sind, und nur wenn sie es in ausserordentlichem Grade sind, können sie auf Lob und Bewunderung Anspruch machen, um des ausserordentlichen Aufwandes willen von Geist und von Genie, welcher dazu erfoderlich ist.“ So ganz wir in diese und alle folgende Vorschriften für den Künstler in Ansehung der Allegorie einstimmen, und so sehr wir allenthalben die einfache Entwickelung und anschauliche Klarheit des Vfs. in der Hauptsache bey allem Reichthum in einzelnen Bemerkungen schätzen; so möchten wir doch zweifeln, ob die ganze Anordnung dieser Classe die richtigste sey. Wir möchten uns des Vfs. Belehrung wünschen, ob nicht folgende Eintheilung zu einer lichtvollern Behandlung der Sache führe. Alle Werke der *bildenden Kunst* (nach dem Sprachgebrauche unsers Vfs. die Malerey mit inbegriffen) stellen entweder das *Einzelne als solches* vor, oder wollen durch das Einzelne, was sie darstellen, *Begriffe* und sogar *Lehren* oder *moralische Sätze* darzustellen versuchen. Jenes ist *individuelle*, dieses *allegorische* Bildkunst. Die individuelle ist entweder *historische*, wenn sie wirkliche Gegenstände nachbildet, (wohin die ikonischen Statüen, die Porträte, die Abbildungen wirklicher Landschaften gehören) oder *poetisch*, wenn sie Gegenstände bildet, die Geschöpfe der productiven Phantasie des Künstlers sind. Die poetischen sind entweder *natürliche* Darstellungen, und diese theils selbsterfundne, denen bloss eine Idee des Künstlers, theils mythische, denen irgend ein Mythus zum Grunde liegt; theils *unnatürliche* oder *heterokosmische*, die ebenfalls wieder selbst erfunden, oder mythisch seyn können. Die allegorische Bildkunst kann ihr Einzelnes, wodurch sie Begriffe oder Lehren darzustellen gedenkt, nie ganz aus der wirklichen Welt entlehnen; ihre Bildungen können nie ganz historisch, sondern müssen immer poetisch, es sey nun ganz selbsterfunden, oder mythisch seyn. Wodurch aber symbolische Vorstellungen, von welchen der Vf. S. 49. noch besonders handelt, sich unterscheiden, wenn sie weder zu dem poetisch-individuellen, noch allegorischen gehören sollen, bekennen wir gern nicht einzusehen. — Die Abhandlung bricht übrigens hier ab, und erregt auf die Fortsetzung die lebhafteste Begierde.

III. *Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.* Ein Gespräch. Interessant und schön geschrieben, aber keines Auszugs fähig.

IV. *Ueber Etrurische Monumente.* In zwey Briefen. Die Etrurier haben früh Versuche in den bildenden Künsten gemacht; blieben aber zurück, als die Kunst bey ihren Stammbrüdern, den Griechen, vollkommner ward. Sie gelangten nie zu einer eigenthümlichen Behandlungsweise. Von den zu Florenz befindlichen etrurischen Monumenten, deren Aechtheit sicher genug, und wovon viele mit etrurischen Buchstaben bezeichnet sind, werden hier eine Anzahl sehr angenehm beschrieben und mit vieler Feinheit beurtheilt. Dass viele Kunstwerke, die man für etrurisch hielt, wirklich griechisch sind, ist schon von mehrern, besonders auch seiner eigenen Angabe nach, schon anderswo von diesem Vf. (also wahrscheinlich Hn. Prof. *Meyer* in Weimar) bemerkt worden, aber noch nirgends ist der eigentliche Charakter der wirklich etrurischen Arbeiten so scharf, nett und klar bestimmt worden, als in diesem Briefe. Der zweyte Brief verbreitet sich über einige architektonische Reste des etrurischen Alterthums.

V. *Rafaels Werke, besonders im Vatican.* Dieser mit ungemeiner Eleganz und in einer lieblichen Manier abgefasste Aufsatz, dessen Fortsetzung noch zu erwarten ist, ist vornehmlich der Betrachtung der Meisterstücke Rafaels gewidmet, womit er die vaticanischen Säle und Logen geschmückt hat. Diesmal kommen vor, nach der wahrscheinlichen Zeitfolge, seine Zeichnungen zu Werken, die zu Siena von Pinturicchio ausgeführt wurden; seine Gemälde für

Perugia, jetzt in Colonna; die in der Tribune zu Florenz; die Grundlegung zu Borghese; ein unvollendetes Bild zu Florenz, das die Madonna auf dem Throne sitzend, mit dem Christkind auf den Schoofs, daneben vier Heilige, und oben und unten zwey Engel, vorstellt. Hierauf geht der Vf. zu den Werken Rafaels im Vatican über, und beurtheilt die Deckenbilder im Vatican, die Disputa über das Sacrament, den Parnass, die Schule von Athen, einige symbolische Figuren, endlich die Deckengemälde im Zimmer Heliodors.

Da der Herausgeber und seine Mitarbeiter, wie es scheint, bey dieser periodischen Schrift sich nicht von dem Zwange bestimmter Zeiten, in denen die Stücke herauskommen müssten, werden fesseln lassen; so darf man hoffen, dass die folgenden an Mannichfaltigkeit und Interesse des Inhalts, und an innerer und äusserer Vollendung diesem schönen Anfange entsprechen werden, und so dürfte leicht der Kenner und Liebhaber am Ende sich tiefer in das Heiligthum der schönen Künste geführt finden, als er nach der bescheidenen Ankündigung des Titels, der ihm nur Unterhaltung in den Vorhöfen versprach, zu erwarten berechtiget war.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Unger: *Nachtrag zur Geschichte der Berlinischen Gymnasien*, von D. *Friedrich Gedike*, königl. preuss. Oberconsistorialrath u. Oberschulrath, Director des Berl. Kölln. Gymnasiums etc. 1793. 48 S. 8. — Schon 1781 hatte Hr. *G.* eine Geschichte des Friedrichs-Werderischen Gymnasiums geschrieben. In diesem Nachtrage erzählt er die Verbesserungen, die unter seiner vierzehnjährigen Direction auf diesem Gymnasium gemacht worden. I. In Ansehung des äussern Zustandes: 1) das Locale des Gymnasiums ward vergrössert. Statt vorheriger vier Lehrzimmer sind jetzt deren sieben, und noch zwey Nebenzimmer. 2) Aus vier Classen wurden fünf, und jede in eine höhere und niedrigere Abtheilung getheilt. 3) Die Zahl der Lehrer ward von 7 bis auf 10, zuweilen 11 vermehrt. 4) Die Einkünfte der Lehrer wurden beträchtlich verbessert. 5) Die Frequenz war an Ostern 1780 nur 94; und im Jahre 1793 belief sich die Anzahl aller Schüler auf 310. Hr. *G.* inscribirte als Director 1107; und die Summe des Schulgeldes in 13½ Jahren betrug 16431 Rthlr. 6) Wurde ein beträchtlicher Vorrath von Lehrmitteln, an Instrumenten, Naturalien, Kupfern, Landkarten u. s. w. angeschafft. 7) Eine eigene Lesebibliothek für die Gymnasiasten errichtet. 8) Wurden jährliche Prüfungen unausgesetzt gehalten und Prämien für die vorzüglichsten Scholaren vertheilt. II. In Ansehung des innern Zustandes wurde: 1) der Lectionsplan auf mancherley Art vervollständigt, und immer daran gebessert; 2) neue Lehrbücher eingeführt, von denen einen grossen Theil Hr. *G.* bekanntlich selbst herausgegeben; 3) die Lehrmethode, und 4) der Privatfleiss der Schüler, auch 5) die Disciplin sehr verbessert. Hr. *G.* ist bescheiden genug, sich den unter seiner Direction erzielten Flor dieses Gymnasiums nicht allein zuzuschreiben; vielmehr rechnet er der treuen Mitwirkung seiner Collegen, auch glüchlichen Umständen, vieles davon zu. Aber man sieht doch leicht, dass der beträchtlichste Antheil davon seiner unermüdeten und einsichtsvollen Leitung als Director zuzuschreiben ist, und sein Beyspiel, so wie die Fürsorge des berlinischen Magistratscollegiums, verdient allen künftigen Schuldirectoren und Schulpatronen als Muster empfohlen zu werden. Das Programm enthält übrigens noch zwey Reden des Vfs.; die eine bey Niederlegung der Direction des Werderschen, die andere bey Uebernehmung der Mitdirection des berlinischen Gymnasium. In beiden hört man den *virum bonum dicendi peritum* sprechen, und vornehmlich rührte uns in der letzten die Anrede an den ehrwürdigen Büsching, dem der Vf. an die Seite gesetzt wurde. Seiner gedenkt auch mit lebhafter Wärme die von Hn. *G.* gehaltene

Rede bey Uebernehmung der Direction des Berlinischkollnischen Gymnasiums — die in einer Einladungsschrift, Berlin, b. Unger. 1794. 26 S.

abgedruckt worden; am ausführlichsten aber sind seine Verdienste als Director der berlinisch-köllnischen Gymnasien in nachfolgender Schrift entwickelt:

Berlin, b. Unger: *Erinnerung an Büschings Verdienste um das Berlinische Schulwesen*, von D. *Friedrich Gedike.* 1793. 48 S. gr. 8. — Büsching fand das berlinische Gymnasium in einem traurigen Zustande. Die Lehrer waren meist alt und schwach; die Besoldungen dürftig; der Lectionsplan fehlerhaft; die Disciplin verfallen; das Zutrauen des Publicums gesunken; die Schulgebäude schlecht. Als Büsching 1767 antrat, wurde das Berlinische Gymnasium mit dem Köllnischen vereinigt, und die ganze Schulanstalt in das eigentliche Gymnasium, und zwey vorbereitende Schulen getheilt. Büsching führte viel neue Lectionen ein, z. B. im Französischen und Zeichnen, machte Mathematik und Physik zum Gegenstande eines besondern Lehrers, verbesserte den historischen Unterricht; sorgte für nützliche Schulbücher, und füllte selbst manche Lücke durch die von ihm verfertigten aus. Es wurde ferner unter seiner Direction das Personale der Lehrer vermehrt, und die Cantorate von den Schulämtern getrennt. Er betrieb die Besetzung erledigter Schulstellen, sorgte für die Aufmunterung und Belohnung der Lehrer, für Erhaltung einer guten Disciplin. Er belebte den Geist des Fleisses und der Ordnung, stellte die öffentlichen Prüfungen her, theilte in seinen Programmen viele zweckmässige pädagogische Ideen, Wünsche und Vorschläge mit. Von dem Charakter des Büschingischen Lehrunterrichts rückt Hr. *G.* eine sehr schöne Zeichnung des Hn. Prof. *Spalding* ein, der Büschings Schüler gewesen ist. Hr. *G.* bekennt mit liebenswürdiger Dankbarkeit, dass er einen grossen Theil seiner Bildung als Schulmann, Büschings Vorgang und Beyspiel verdanke. Hr. *G.* beschliesst diese durchaus interessante Charakteristik mit einer Erzählung der für das Gymnasium erfreulichen Begebenheiten, die Büsching während seiner Direction erlebte, unter welche das zweyhundertjährige Jubelfest, die Andreäische Stiftung, hauptsächlich aber die wirkliche Realisirung der grossen Streitischen Stiftung gehören. Gewiss gehört aber auch zu diesen glücklichen Ereignissen, dass der verdienstvolle *Büsching* einen Nachfolger in seinem Amte sah, wie man ihn allen würdigen Directoren grosser Anstalten wünschen möchte, der Geist, Kraft und Herz hat, das von ihm gestiftete Gute nicht nur zu erhalten, sondern auch unablässig zu vermehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Januar 1799.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Allgemeine Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet; (in mehrern Abtheilungen, doch so, dass die Geschichte jeder Wissenschaft auch unter besondern Titel erscheint.) 1796 u. f. gr. 8.

Die Verbindung, welche Hr. Hofr. *Eichhorn* in Göttingen mit mehrern Gelehrten eingegangen ist, eine allgemeine Literatur- und Kunstgeschichte seit dem Wiederaufleben der literarischen und artistischen Cultur herauszugeben, ist am Ende des jetzigen Jahrhunderts eine höchstwichtige und erfreuliche Erscheinung, man mag auf das grosse Bedürfniss eines solchen Werks, oder auf die Würde der dazu verbundenen Mitarbeiter, oder auf die Bequemlichkeit, die der Platz, wo es erscheint, durch einen herrlichen Bücherschatz dazu anbietet, oder auf den wirklichen Ausfall der bereits herausgekommenen Theile Rücksicht nehmen.

Nach dem mit reifer Ueberlegung entworfenen Plane, soll das Werk aus einer allgemeinen Geschichte der Cultur und Literatur des vorbesagten Zeitraums und aus Specialgeschichten der einzelnen Künste und Wissenschaften bestehen.

In Ansehung der Specialgeschichten (vergl. Vorr. zur Einleitung S. LXXXV.) soll hauptsächlich auf die innere materielle und formelle Veränderung der W. und K. Rücksicht genommen und erörtert werden, wie sie nach und nach wieder hergestellt worden? was ihnen wohl und wehe gethan? durch welche Entdeckungen und Erfindungen sie allmählich gehoben worden und an Umfang gewonnen haben? durch welche Ereignisse und Institute, und durch welche Männer sie gebildet, verbessert und veredelt, auch wohl verbildet und verschlimmert worden, und wie sie nach mannichfaltig wechselndem Stillstand und Rückgang doch endlich auf die Stufe der Vollkommenheit gelangt sind, auf welcher sie am Ende unsers Jahrhunderts stehen? Bey den Künsten insonderheit: was sie nach ihrer allmählichen Verbreitung über Europa in jedem Lande und unter jeder Nation für einen eignen Charakter angenommen? wie sie durch Anstalten gepflegt, durch den Luxus der Grossen ermuntert, durch neue Anwendungen verbessert, vervollkommnet und veredelt worden? welche Künstler zu diesen Veränderungen hauptsächlich beygetragen, und in welchen Werken sich ihre Talente am vollkommensten gezeigt haben? Bey den Wissenschaften: wie ihre Lehren nach und nach entdeckt, bekannt gemacht, bestimmt, berichtigt, erwiesen, erläutert und angewandt worden? was ihnen bey diesem Fortschreiten zur Vollkommenheit fortgeholfen habe, und hinderlich gewesen sey? und wer und auf welche Weise jeder dazu mitgewirkt habe? Auch soll die Specialgeschichte einer jeden Wissenschaft ihre innern Veränderungen mit dem Wesentlichen aus der Bibliographie und Biographie der um sie verdienten Gelehrten in Verbindung setzen, doch so, dass die letzten den ersten immer untergeordnet bleiben.

Man hat demzufolge das Werk nach folgenden Abtheilungen zu erwarten:

I. Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur, als Einleitung in die übrigen Abtheilungen.
Aus diesem Fache ist ein Band von Hn. Hofr. *Eichhorn* bearbeitet, erschienen.

II. Geschichte der schönen Künste.
Aus diesem Fache ist der erste Theil der *Geschichte der zeichnenden Künste* von Hn. *Fiorillo* herausgekommen.

III. Geschichte der schönen Wissenschaften (Dichtkunst und Beredsamkeit.)
Warum aber nicht lieber statt dieses längst für ganz unschicklich erkannten Ausdrucks, der richtigere der *redenden schönen Künste?*

IV. Geschichte der Philologie.
Hievon ist bereits der erste Theil der Geschichte der classischen Literatur von Hn. Prof. *Heeren* erschienen.

V. Geschichte der Geschichte.
Ohne Zweifel begreift Hr. E. unter diesem allgemeinen Namen die besondern Hauptfächer der Erdbeschreibung, der politischen Geschichte und der Literaturgeschichte. Denn auch die Schicksale der Bearbeitung der letzten dürfen nicht übergangen werden.

VI. Geschichte der Philosophie.

VII. Geschichte der Mathematik.
Hievon sind bereits zwey Bände von Hn. Hofr. *Kästner* aus Licht getreten.

VIII. Geschichte der Physik.
Zu diesem Fache rechnet Hr. E. (zum Theil freylich sehr uneigentlich.) ausser der Chymie, noch Naturgeschichte, Oekonomie, Technologie, *Cameral- Polizey-* und *Finanzwissenschaften.* (?) Doch dies ist eine Kleinigkeit;

keit, die um so weniger Einfluss haben kann, da ja doch viele dieser Unterabtheilungen ihre eigenen Bearbeiter erfodern. Bisher ist aus diesem weitläufigen Bezirke ein Theil, nämlich der erste Theil der *Geschichte der Chymie* von Hn. *Gmelin* erschienen.

IX. Geschichte der Medicin.
X. Geschichte der Jurisprudenz.
XI. Geschichte der Theologie.

Es ergiebt sich nun hieraus von selbst, dass man hier keine Literaturgeschichte nach einem völlig universalhistorischen Plane zu erwarten habe, sondern vielmehr Aggregate von Specialgeschichten; allein es ist auch, ohne solche Specialgeschichten erst vorauszusetzen, die Foderung eines Werks von universalhistorischem Plan völlig schimärisch.

Auch lässt sich nicht erwarten, (und der Anfang des Erfolgs beweiset das Gegentheil auch schon,) dass sämmtliche Mitarbeiter völlig nach *Einem* Plane arbeiten werden. Aber darauf kömmt auch so viel nicht an, so wünschenswerth es auch wäre; genug wenn das grosse Unternehmen nur im Ganzen eben so gut ausfällt, als man von dem, was bereits erschienen ist, rühmen kann, so wird es für alle folgende Zeiten ein vortreffliches Denkmal deutschen Fleisses und deutscher Gelehrsamkeit bleiben.

Da bey der Beurtheilung der einzelnen Abtheilungen eines solchen Werks gar nichts auf die Zeitfolge der Herausgabe ankommt; so wollen wir uns auch an dieselbe nicht binden; indessen sollen doch so bald als möglich alle einzelnen Facher angezeigt werden. Wir fangen also diessmal mit der *zweyten Abtheilung* an.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Geschichte der zeichnenden Künste, von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten.* von *J. D. Fiorillo. Erster Band.* die Geschichte der Römischen und Florentinischen Schule enthaltend. 1798. 466 S. 8. (3 Rthl. 16 gr.)

Unser Vf. scheint die ganze Geschichte der neuern Kunst in verschiedene Fächer abzutheilen und jedes derselben für sich abhandeln zu wollen, darum trägt er hier nur dasjenige vor, was ausschliesslich auf die Malerey Bezug hat, und berührt die verwandten Künste für diessmal nur hie und da im Vorübergehen. Betrachtet man nun das Werk aus diesem Gesichtspuncte, nicht als ein Ganzes, sondern als einen Theil des Ganzen, so wird man gewiss Ursache finden mit demselben zufrieden zu seyn. Hr. F. kennt die Literatur der Kunst genau, hat überall die besten Quellen mit prüfender Sorgfalt benutzt, Irrthümer gerügt und verbessert, mit Sachkenntniss geurtheilt, und lässt den Leser in einer gedrängten Darstellung alles leicht fassen und überschauen. — In der Einleitung wird die Geschichte der zeichnenden Künste überhaupt, während ihres Verfalls bis auf die Zeit, da sie sich in Toscana wieder zu erheben angefangen, abgehandelt. Diese Einleitung enthält einen so reichen Schatz gelehrter Kenntnisse, dass Rec. glauben möchte, es fehle jetzt nur noch an einer artistischen Schätzung des Kunstwerths der merkwürdigsten Monumente aus diesen Zeiten; mit einem Wort: es sollte von Seiten des Künstlers durch Anschauung und Würdigung eben so viel geschehen, als durch wissenschaftlichen Fleiss und Belesenheit gethan worden ist: so wäre eine der schwierigsten Arbeiten der Kunstgeschichte und zugleich diejenige, welche sonst die meisten Lücken hatte, vollendet.

Die Geschichte der Römischen Schule fängt mit *Cavallini* und *Palmerucci* an und geht bis auf *Mengs*. Die Florentinische beginnt mit *Cimabue*, nachdem zuerst einiges über frühere Kunstarbeiten in verschiedenen Handschriften gesagt, auch des *Guido di Siena*, *Giunta Pisano* und anderer erwähnt worden ist, und endigt mit noch jetzt lebenden Künstlern. Wir glauben unsre lebhafte Theilnahme an diesem Werk und unsern Wunsch zur Vervollkommnung desselben beyzutragen, nicht besser als durch Aushebung vorzüglich guter und treffender Ansichten und Bemerkungen, oder auch durch Erinnerungen über dasjenige, was uns einer Abänderung oder Verbesserung bedürftig schien, beweisen zu können.

Hr. F. folgt in der Eintheilung dem alten Gebrauche: er zählt alle Künstler des Kirchenstaats, die aus den Lombardischen Provinzen ausgenommen, zur Römischen, und die, so in Toscana geboren sind, zur Florentinischen Schule; indessen muss eine solche Eintheilung dem Geschichtschreiber, welcher die Obliegenheit hat, alle Charaktere deutlich zu bestimmen, nothwendig grosse Schwierigkeiten verursachen. Man stellt sich vermittelst des Begriffs von einer Schule, alle Werke derselben, von einem eigenthümlichen und sich von den andern unterscheidenden Styl und Charakter vor; und doch ist es nicht selten geschehen, dass Künstler von einer Schule, sich ganz nach dem Geschmack einer andern gebildet haben, wie z. B. *Friedrich Barocci* von Urbino, den *Correggio*, *Pellegrin Tibaldi* und Fra *Sebastian del Piombo*, dieser von Venedig und jener von Bologna, den *Michelangelo* zum Muster genommen. Den Verwirrungen, welche dieses Uebereinandergreifen nach sich zieht, möchte der Geschichtschreiber wohl nicht leicht auf eine andere Weise entgehen können, als dadurch, dass er überhaupt einen freyeren Gang nimmt, und sich bloss an die Zeit hält, oder im Fall er Abtheilungen machen will, wenigstens die Masse gross anlegt, und jedem Künstler ohne Rücksicht auf desselben Vaterland oder Geburtsort, seinen Platz da anweiset, wo er vermöge seiner Werke und seines Geschmacks hingehört, wie der Vf. auch wirklich mit Battoni und Mengs gethan hat. Was S. 77 und 78. von der symmetrischen Anordnung gesagt ist, wo dem Pietro Perugino nebst vielen seiner Zeitgenossen der Missbrauch derselben Schuld gegeben wird, kann zwar nicht geleugnet werden, ist aber doch nur bedingungsweise zu verstehen. Die Symmetrie oder das Gleichgewicht in der Anordnung ist eine Regel, welche die Kunst-

Künstler noch heut zu Tage beobachten, oder doch beobachten sollten, und sie ist wahrscheinlich als Tradition aus dem Alterthum auf uns gekommen: denn wir sehen schon in griechischen Bildern aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert, so wie hernach beym *Cimabue* ähnliche Figuren an Grösse, Zahl und Stellung einander entgegengestellt. So wie nun in späterer Zeit die Künstler mehr Herren der Kunst, gewandter wurden und ihr Ideenkreis sich erweiterte; so fällt verhältnismässig auch das Symmetrische in der Anordnung ihrer Werke weniger auf. *Giotto* überliess sich besonders in kleinen Bildern gern der Natur und war alsdann nicht symmetrisch, weil er blofs bemüht war, nachzuahmen und auf keine Regeln acht hatte. Aber wenn er sich recht erheben, Ernst und Würde zeigen wollte; dann wurde das Symmetrische in seinen Werken sogar übertrieben, und ist, nach unserm jetzigen Geschmack beurtheilt, sogar unangenehm, wie in seinem berühmten Gemälde von der Krönung der Maria in der Capelle *Baroncelli* zu *St. Croce* in Florenz, wo die Köpfe des Chors der Engel in Reihen über einander stehen, und beynahe ähnliche Figuren an Zahl und Stellung auf der einen so wie auf der andern Seite sind. *Simon Memmi* und die *beiden Orgagna* haben verschiedene grosse Werke noch auf gleiche Weise angeordnet. *Donato Ghiberti* und *Massaccio* waren die Ersten, welche eigentliche Kunst in die Anordnung gebracht und daher das Symmetrische zu mässigen und zu verbergen suchten; bey ihren Nachfolgern aber fällt solches schon wieder mehr auf. Denn unter dem alten *Sippi, D. Ghirlandajo, Botticelli*, den *beiden Pollajoli* und *Pietro Perugino* gewann die Kunst nichts von Seiten der Anordnung. Die Bemühungen dieser Künstler waren auf andere Theile gerichtet. Besonders kann Pietro Perugino in der Fruchtbarkeit und leichten Gewandheit der Erfindung für kein bedeutendes Genie gelten; sein grosstes Verdienst besteht im Gemüthlichen und Zarten, in einer gewissen Feinheit und einem Adel der Gestalten, worin keiner seiner Vorgänger ihm gleich gekommen. *Leonardo da Vinci* übertraf endlich alle, sowohl an Geschmack als durch seinen tiefforschenden eindringenden Verstand, und brachte die Kunst der Anordnung ihrer Vollkommenheit nahe. Sein Abendmahl ist, von dieser Seite betrachtet, ein musterhaftes Stück, sehr symmetrisch in allen Theilen, ohne es zu scheinen, und eben das genau abgewogene Gleichgewicht der einen und andern Seite in diesem Bilde mischt Ruhe der Mannichfaltigkeit bey, und bekleidet die Anmuth mit Würde.

Nach S. 83. möchte vermuthet werden, dass die Grablegung Christi, in der Kirche *St. Chiara* zu Florenz, eins der vortrefflichsten Bilder des *Pietro Perugino* in Fresco gemalt sey. Es ist aber in Oel, fleissig ausgeführt und noch wohl erhalten.

S. 108. hat sich ein Schreibe- oder Druckfehler eingeschlichen. Die beiden schonen Statuen des Propheten Jonas und Elias, in der Capelle *Chigi*, in der Kirche *Madonna del Popolo* zu Rom werden dem *Lorenzo di Credi* zugeschrieben, sind aber Werke von *Lorenzetto*. Dieser war ein Bildhauer, Rafaels guter Freund und wohl 40 Jahre jünger als Lorenzo di Credi, welcher ein Maler, Schüler von *Andreas Verocchio*, Freund und Nachahmer des *Leonardo da Vinci* gewesen; er ist ausser Florenz fast gar nicht bekannt, weil seine Gemälde immer für Arbeiten des *da Vinci* ausgegeben werden. Wir hatten gewünscht, dass seiner und seiner Werke in der Florentinischen Schule Erwähnung geschehen wäre, wo er, wir wissen nicht durch welchen Zufall, übergangen worden.

Die ganze Beschreibung des Manierirten von S. 152 bis 156. zeichnet sich als vorzüglich bündig und wohlgelungen aus; wir stimmen ihr in ihrem ganzen Umfange mit Vergnügen bey. Es würde, wie uns dünkt, schwer seyn, gründlicher, treffender und schärfer in dieser Sache zu urtheilen oder den Charakter des Manierirten besser zu entwickeln. —

S. 160. ist bey *Scipione Pulzone*, welcher gewöhnlich *Scipio Gaetano* genannt wird, anzumerken, dass diejenigen von seinen Bildern, worin er einen grossen und beynahe ängstlichen Fleiss bewiesen, wahrscheinlich frühere Arbeiten, meistentheils etwas hart und steif, daher lange nicht so angenehm und auch in der That nicht so gut sind, als die weit grössere Anzahl von Bildern, wo sich dieser Künstler einer freyen, meisterhaften Manier bediente, welche auf das Studium der Venetianischen Schule gegründet ist.

(Der Beschluss folgt.)

Leipzig, in der Weygandsch. Buchh.: *Ich und meines Ichs körperliches Leben, Thorheiten und dumme Streiche*, dargestellt von meinem Ich, dem Exfahndrich *Ferdinand Theriack*, dermalen Provisor bey der neuen Kantisch-Fichteschen Seelenapotheke. 1798. 350 S. 8.

Ausser dem Titelblatt und dem Titelkupfer, welches gar erbärmlich *die Seelenapotheke zum Vogel Phönix* vorstellt, oder einer ganz beyläufigen Erwähnung Kantischer Terminologie, findet sich hier nichts, was den geringsten Bezug auf die Hn. Kant und Fichte haben könnte oder haben soll. Jene sind ein blosses Aushängeschild für den Lebenslauf eines sehr gemeinen Ichs, das die gewöhnliche Taugenichts-Carriere vom verdorbenen Studenten zum Soldaten, Comödianten, Räuber, Schriftsteller u. s. w. gemacht hat, und zuletzt so glücklich ist, einem reichen Fräulein zu gefallen, auf deren Gütern dieses Subject als ihr Ehemann nun die Oekonomie verwaltet, also mit der dermaligen Provisorwürde wiederum nichts zu schaffen hat. Diese Art von Selbstbiographen überhäuft sich gern mit aller möglichen Schmach, um dem Witz und der Satyre desto mehr Raum zu geben; und doch können sie es nicht lassen, alles zu einem leidlich honetten Ende zu bringen, welches mit den erhaltenen Prügeln oder dergleichen zu Anfange einen höchst unsittlichen Ab-

ftich macht. Das Product ift dem abgefchiedenen Geifte des Freyherrn von Knigge gewidmet: dem lebendigen hätte es der Vf. fchwerlich unter die Augen bringen dürfen. Ein Pröbchen von feinen Neigungen und feiner Beobachtungsgabe wie folgendes wäre ihm genug gewefen: S. 202. „Einen „Tag blieb ich noch bey ihm, und labte mich in „Königslutterifchem Breihahn, der aber, ich mufs „geftehen, an Ort und Stelle keinen fo guten Ge„fchmack hat, als wenn er einige Meilen ift ver„führt worden."

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

JENA, in der akad. Buchh.: *Predigten von Samuel Gottlieb Lange*, Profeffor zu Jena, (jetzt zu Roftock.) 1797. 132 S. 8. (9 gr.)

Der dem Publicum durch verfchiedene gelehrte Schriften rühmlich bekannte Vf. fagt in der Vorrede ganz richtig: Eine Predigt foll eben fo wenig eine gelehrte Abhandlung, als eine blofs flofculirende Declamation feyn. Die in diefer kleinen Sammlung enthaltenen *fechs* Predigten find von beiden Fehlern frey. Gemeinnützige Wahrheiten find in einer verftändlichen, ungekünftelten Sprache vorgetragen. Die Hauptfätze find folgende: I. *Von der chriftlichen Weisheit beym Wohlthun*, über Matth. VI, 1. II. *Von einigen Urfachen, warum bey vielen Chriften ihre Liebe zum Erlöfer fo leicht erkaltet*, über das Evangelium am Palmfonntage Matth. III. (XXI.) 1—9. III. *Die Kunft fich über feine Leiden zu freuen*, über die Epiftel am Sonntage nach dem neuen Jahrstage; 1 Pet. IV, 12—19. IV. *Von dem Zufammenhange der fichtbaren und unfichtbaren Welt*, über das Evang. am Sonntage Rogate. Joh. XVI, 23—30. V. *Von dem Glauben an menfchliche Tugend*, über das Evang. am 3ten Sonntage nach Epiph. VI. *Chriftliche Betrachtungen über den Frühling*, über Luc. XXI, 29. 30. Im Ganzen genommen find diefe Hauptfätze gut abgehandelt. Nur find manche Eingangsgebete zu lang, z. B. das vor der erften Predigt, welches auch noch den Fehler hat, dafs es faft nichts anders enthält, als eine Aufzählung der Abfichten, aus welchen Gott die irrdifchen Güter unter den Menfchen fo vertheilt, dafs nicht alle fie in gleichem Maafse befitzen. Nro. IV. hat Rec. am wenigften befriediget; hingegen hat ihm Nr. V. am beften gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Haude u. Spener: *Difcours fur la littérature* prononcé à l'Académie des fciences et belles-lettres de Berlin le 9. d'Août 1798. par M. le *Marquis* ci-devant *Chevalier de Boufflers*. 1798. 77 S. 8. Die Aufnahme in eine Akademie, eine Ceremonie, der die franzöfifche Literatur fo viele *Eloges* auf abgegangene Mitglieder der Akademien verdankt, in welchen oft die aufgewandte Kunft des Vortrages in umgekehrtem Verhältniffe mit der Wichtigkeit des Gegenftandes fteht, hat hier einmal auf deutfchem Boden einen franzöfifchen Auffatz von allgemeinerem Intereffe veranlafst, worin man die Feder des geiftvollen *Boufflers* nicht verkennen wird. Dem Günftlinge jener unvergleichlichen Königin von Golconde würde man zwar am liebften zu allen den poetifchen Thorheiten folgen, worein es feiner leichten und witzigen Phantafie gefallen follte, uns zu verftricken: allein man freuet fich doch, bey einem ernfteren Gefchäft, in einem andern Alter und auf ganz veränderten Schauplatze eben die Heiterkeit des Geiftes erfcheinen zu fehen, welche eine zufällige Umwölkung des Horizonts nicht hat trüben können. Die literarifchen und politifchen Verhältniffe berühren fich in fo vielen Punkten, dafs die meiften von den heutigen franzöfifchen Schriftftellern im Auslande den Einflufs der Zeitumftände bey jeder Gelegenheit durch eine Bitterkeit verrathen, wovon in der vorliegenden Schrift nicht eine Spur zu finden ift. Nur allzuhäufig follen die unfchuldigen Wiffenfchaften die Schuld von dem tragen, was die Politik verwirkt hat. Der Vf. hingegen preift ihren wohlthätigen Einflufs auf das Menfchengefchlecht überhaupt, und in der zweyten Abtheilung feines Difcours, ihre Rückwirkung auf den Stand der Gelehrten, Denker und Künftler, felbft, mit wahrhaft gefühlter Wärme. „*La vraie philofophie*, fagt er, „*eft la caufe commune; le vrai philofophe plaide devant* „*tous les hommes, pour tous les hommes, contre leurs éternels* „*ennemis, les vices et les erreurs.*" Eine vortrefflich ausgedrückte Wahrheit, auf deren allgemeiner Beherzigung das Heil des Zeitalters beruht, und die, an diefer Stelle gefagt, dem Vf. das Zeugnifs giebt, fich in feinen Gefinnungen über die grofsen Angelegenheiten des Lebens gleich geblieben zu feyn.

Der Umfang des Gegenftandes und die nähere Beftimmung der Schrift bringt es fchon mit fich, dafs man hier mehr allgemeine Blicke als erfchöpfende und neue Refultate der Forfchung zu erwarten hat. Um viele Stellen aus dem richtigen Gefichtspunkte zu faffen, mufs man zu dem Titel ftillfchweigends hinzudenken: *Sur la littérature Françoife*. Wenn es S. 25. heifst: *la poëfie dans le fond n'eft qu'un pénible jeu de l'efprit;* fo haben wir nichts dagegen einzuwenden, fobald es nur von der franzöfifchen gelten foll. Bey der Laufbahn, welche der Vf. dem künftigen Dichter vorzeichnet, finden wir theils noch die alten Vorftellungsarten von den Gattungen, die auf conventionellen Theorien und einfeitigen Anfichten des claffifchen Alterthums beruhen; theils blickt überall ein gewiffes Gefühl von Unerreichbarkeit der vorhandenen Mufter, von immer zunehmender Schwierigkeit der poetifchen Bearbeitung, vom unaufhaltfamen Veralten der Literatur, durch welches jedem, der um fich her jugendlichen Genius mit frifcher Kraft fich regen fieht, und an die unendliche Perfectibilität des menfchlichen Geiftes glaubt, völlig fremd feyn mufs. Allein dem Vf. war es nicht zuzumuthen, jetzt noch mit der deutfchen Literatur Bekanntfchaft zu machen; (wenn einmal S. 35. der gute *Gellert* zwifchen *Rochefoucault* und *Kant* zu ftehen kommt, fo hat man es mit einer Aeufserung des guten Willens gegen unfre Philofophen nicht fo genau zu nehmen) und man darf wohl ohne Nationalftolz behaupten, dafs fich nur in ihren Tiefen die Zukunft der europäifchen Kunft und Wiffenfchaft ahnden läfst. Ohne Zweifel kann eine Sprache und Literatur eine Wendung genommen haben und in ihr auf einen Punkt gelangt feyn, wo ohne gänzliche Wiedergeburt an keinen Fortfchritt mehr zu denken ift, und dies mag der Fall der franzöfifchen feyn. Da aber ein folches neues Werden fich zuerft immer als Zerftörung ankündigt; fo fchliefsen wir mit dem Wunfche, dafs der Marquis de *Boufflers* die bisherige Periode der franzöfifchen Poefie in der leichteren Gattung, deren heiklige Schwierigkeiten er fo fchön entwickelt, noch bereichern möge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Januar 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Geschichte der zeichnenden Künste, von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten*, von *J. D. Fiorillo.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es scheint ein Uebersehen zu seyn, wenn S. 162. von dem grofsen, den Tod der Saphira vorstellenden Altarbild, welches *Christoforo Roncagli*, genannt *il Pomerancia* für die Peterskirche verfertigte, blofs gesagt wird: es verdiene *einiges Lob.* Ohne Zweifel soll es heifsen; dieses Bild verdiene unter allen Arbeiten des Roncagli zu Rom das *meiste Lob.* Denn es hat in der That grofse Verdienste; ist einfach erfunden, gut geordnet, fest gezeichnet, und überhaupt in einem grofsen Stil verfafst, wodurch die Fehler des düstern Farbentons und des Manierirten, welche man ihm vorwerfen könnte, weit überwogen werden.

S. 169. müssen wir das Urtheil des *Lanzi* über *Joseph d'Arpino* gegen den Vf. in Schutz nehmen. D'arpino hat wirklich in seinen Gemälden zu St. Joh. im Lateran und in St. Chrysogono in einem grofsen Stile gezeichnet, auch manchmal gut, doch gewöhnlich etwas zu schwach colorirt, besonders in Fresco. Eins seiner besten Werke von dieser Art, worin er beide Vorzüge des guten Colorits und des grofsen Stils in der Zeichnung glücklich zu vereinigen gewufst, ist die Decke eines Saals im Palast Cosaguli zu Rom. —

S. 177. nennt Hr. *F.* des *Andreas Sacchi* Gemälde vom heiligen Romualdus, eins der vier schönsten Bilder in Rom; und für die andern drey, werden unten in der Note, die Verklärung von *Rafael*, die Abnehmung von Kreuz von *Daniele di Volterra*, und die Communion des heiligen Hieronymus von *Domenichino* angegeben. Allein es scheint hiemit dem Andreas Sacchi und seinem Gemälde, so viele Verdienste dasselbe auch haben mag, doch überflüfsige Ehre angethan zu seyn. Denn gesetzt, es sey bey dieser Würdigung nur von Altarbildern die Rede; so möchten doch die heilige Petronilla von *Guercino*, der Erzengel oder die Verkündigung von *Guido Reni*, St. Gregorius von *Annibal Caracci* und andere mehr, dem heiligen Romualdus wohl den Rang streitig machen. Hr. *F.* hat, wie uns dünkt, ein wenig Vorliebe für den Andreas Sacchi gefafst, und darum darf es ebenfalls nicht im strengen Sinne genommen werden, wenn S. 180. von demselben gesagt wird: *„seine Zeichnung war richtig und grofs;"* und weiter: *„er drappirte mit unnachahmlicher Kunst und Wahl."* In der Zeichnung erreichte er den Domenichino gewifs nicht; eben so wenig den Guido Reni in Gewändern, und wir unsers Orts halten mit Mengs dafür, dafs die Methode des St. Sacchi eben nicht die gründlichste gewesen ist. — In einer Note S. 178. wird die Bedeutung und der Unterschied der beiden Kunstwörter *Contrast* und *Contrapost* vortrefflich auseinander gesetzt. —

S. 188. geschieht des *Angelo Caroselli* Erwähnung, welcher die ältern Meister so geschickt nachzuahmen wufste, dafs sogar Poussin ein Gemälde von ihm für Rafaels Arbeit angesehen haben soll. Wenn dieses Factum seine vollkommne Richtigkeit hätte; so liefse sich mit Grund an aller Kunstkennerey und auch zugleich am Verdienst der grofsen Meister zweifeln. Kann der Geist ihrer Werke, ihr Stil, ihre Behandlung und ihr Wissen nachgeahmt und erreicht werden, von Künstlern, welche in andern Producten, wo sie unverstellt erscheinen, eben keine hervorstechenden Talente zeigen; so ist entweder die ganze gerühmte Vortrefflichkeit jener Meisterwerke ein blofser Wahn, oder diese Nachahmer sind verrückte Menschen ohne Vernunft und Geschmack, darum dafs sie nicht immerfort z. B. wie Rafael arbeiten, wenn es in ihrer Macht steht. Rec. hat oft und viel von den schwer und beynahe unmöglich zu erkennenden Nachahmungen antiker und moderner Kunstwerke aller Art gehört und gelesen, aber noch ist ihm niemals eine solche Nachahmung vorgekommen, die wirklich täuschend gewesen sey; im Gegentheil kann er versichern, dafs selbst die berühmte Copie von dem Bildnifs Papst Leo des X. von *Andreas del Sarto* nach Rafael nicht von der Art ist, dafs ein ächter Kenner dadurch hintergangen werden könnte. Es ist ein vortreffliches ungemein schätzbares Werk von grofser Kunst und hohem Verdienst; es ist aber nicht Rafaels Pinsel, und nicht sein Geist, der darin wohnt. Wenn daher Vasari erzählt, dafs Julius Romanus selbst, welcher mit am Originalbild gearbeitet hat, durch die Copie getäuscht worden: so ist die Frage, ob dieser ihn nicht zum besten hielt, oder ob er vielleicht nicht gar seinem geneigten Leser etwas hat aufheften wollen. —

S. 189. wird vom *Albani* gemeldet, er habe *„vorzüglich die antiken Formen und die Grazien studirt."* Ueber das Letzte sind wir mit dem Vf. einverstanden; aber um die Formen hat sich Albani nicht immer grofse Mühe gegeben. Unter den Künstlern dieses Zeitalters studirten die antiken Formen *Annibal Car-*

Carracci und *Domenichino* am fleifsigften, und in ihren Bildern erkennt man oft die Statuen, welche ihnen zum Mufter gedient hatten.

Das Urtheil über *Francesco Romanelli* S. 194. fcheint etwas hart. Er mag freylich zuweilen allzuflüchtig gearbeitet haben; aber in feinen beffern Bildern findet man edle Geftalten, gemüthliche Köpfe, viel Reiz und Uebereinftimmung, eine kräftige warme Farbe, und bey aller Meifterhaftigkeit der Behandlung ift doch die Ausführung nicht vernachläfsigt. Zum Beweis führen wir blofs die Darftellung der Maria an, welche diefer Künftler für die Peterskirche verfertigt und mit allen den angegebenen Vorzügen ausgeftattet hat.

Billig und mit gründlicher Sachkenntnifs wird S. 237 u. 238. Hr. *v. Ramdohr* wegen feiner Kritik über die Gemälde von *Mengs* in der Villa Albani und in der Kirche St. Eufebio zurecht gewiefen; desgleichen Hr. D. *Volkmann* S. 242 und 243. wegen des übertriebenen Lobes, welches er in feinen hiftorifch-kritifchen Nachrichten von Italien den Mofaiken ertheilt. —

S. 275. wird *Andreas Verocchio*, der chronologifchen Ordnung zuwider, vor dem *Mafaccio* angeführt, da er doch wenigftens dreyfsig Jahre jünger als diefer feyn mufs, welches aus dem Zeugnifs des Vafari und noch deutlicher aus feinen Werken erhellet, worin mehr Wiffenfchaft und ein gebildeterer Stil, mit einem Wort der Fortfchritt der Zeit wahrgenommen wird. — Wir können uns ebenfalls mit dem Vf. nicht darüber vereinigen, dafs nach feiner Behauptung S. 276. die Manier des *Mafolino da Panicale viel plumpes an fich habe, und die Figuren diefes Künftlers meiftens kurz feyen.* Die ältern Künftler, und befonders die Maler, haben wohl meiftens im Gegentheil gefehlt, und fo auch *Mafolino;* ob fchon er die überflüffige Länge der Figuren wirklich etwas verminderte; fo find doch die beiden Apoftel, welche den Lahmen gefund machen, in der Capelle *Brancacci all Carmine* zu Florenz immer noch zu fchlank, fo wie die Figuren des Adams und der Eva am gleichen Ort. Diefe zwey Gemälde find die einzigen bekannten Werke des Mafolino da Panicale, welche fich bis auf unfere Zeit erhalten haben. —

S. 277. ift die Gefchichte, wie Petrus und Paulus zum Gefängnifs verdammt werden, in der gemeldten Capelle *Brancacci all Carmine*, irrig für ein Werk des *Mafaccio* angegeben, da fie doch des *jüngern Lippi* Arbeit ift, welcher nach dem Tod des Mafolino und des Mafaccio die Malereyen in diefer Capelle vollendet hat. Hr. *F.* mag vielleicht glauben, an dem Vf. der *Etruria Pittrice* einen Gewährsmann dafür zu haben; wenigftens verweift uns das Citat auf diefelbe. Wir berufen uns aber zum Beweis für die Wahrheit unferer Angabe auf die Verfchiedenheit des Stils der Behandlung und des Colorits, welche in Vergleichung mit den Arbeiten des Mafaccio leicht bemerklich find, und auf die vollkommne Uebereinftimmung mit denen, welche vom Lippi herrühren.

So fehr auch der Bacchus des *Michelangelo* wegen fchöner und wohlverftandener Theile gefchätzt zu werden verdient: fo ift derfelbe doch, als ein Ganzes betrachtet, nichts weniger als untadelhaft. Es ift deswegen ein zu grofses Lob, wenn S. 347. von demfelben gefagt wird. *„Er dürfe fich mit den vortrefflichften Antiken meffen"* und ferner *„Michelangelo habe darin den Charakter eines trunkenfröhlichen Gottes fchön auszudrücken gewufst."* Der gröfste, von den Neuern am wenigften erreichte Vorzug der Antiken befteht eben im Einklang und Zufammenhang des Ganzen, woran es diefem Bacchus fehlt; der Charakter feines Kopfs ift nicht göttlich, fondern fällt gemein aus, er ift nicht fowohl fröhlich-trunken, als vielmehr beraufcht und taumelnd.

S. 419. gedenkt der Vf. einer Capelle zu Florenz, welche abgetragen werden follte, um aber die fchönen Frefcogemälde derfelben zu erhalten, unternahm es der Baumeifter *Gafpero Paoletti*, folche ganz nach der Akademie der zeichnenden Künfte zu transportiren, und richtete folches 1773 am 13ten April glücklich ins Werk. Dabey ift zu erinnern, dafs diefe Capelle nicht, wie unfer Vf. meldet, in der *Villa del Poggio;* fondern in der nahe bey der Akademie gelegenen *Villa della Crocetta* geftanden hatte, und dafs die Gemälde derfelben nicht von *Matteo Roffelli*, fondern von *Giovanni di S. Giovanni* herrühren. Das Hauptgemälde, welches die ganze Hinterwand einnimmt, ftellt die Flucht nach Aegypten vor, und ift in Rückficht der freyen Behandlung, des warmen Colorits und angenehmen Farbetons ein Meifterftück; allein die Figuren find von einem alltäglichen Charakter.

Nach S. 423. foll *Lorenzo Lippi* die genaue Zeichnung und den Ausdruck des *Santi di Tito* zu erreichen gefucht haben. In den Gemälden, welche Rec. von diefem Künftler gefehen, bemerkt man nichts von dergleichen Bemühungen, Lippi fcheint fich vielmehr den *F. Baroccio* zum Mufter genommen zu haben; feine Manier ift unbeftimmt und verblafen, die Carnation fällt etwas zu fehr ins Rothe und Blaue.

Wir wünfchen, und gewifs mit uns alle Freunde und Liebhaber der Kunft, dafs die folgenden Theile diefes nützlichen Werks bald erfcheinen, und Hr. *Fiorillo* das Ganze mit eben fo viel Fleifs und Liebe, wie diefen erften Theil, bearbeiten möge.

Breslau, b. Korn: *Ein Gaftmahl von mehr als fechs Schüffeln.* Mit traulicher Einladung an alle Freunde des höhern Genuffes. 1797. IV. und 392 S. 8.

Die Allegorie vom Gaftmahl hat der Vf. im Vorbericht zur Gnüge ausgeführt; wir wollen fie hier nicht noch weiter treiben, etwa über Unverdaulichkeit klagen u. dergl., fondern unverblümt fagen, dafs die drey erften Auffätze diefer Sammlung: *Befchreibung eines merkwürdigen Berges in der Graffchaft Glatz. das neue Jerufalem* ebendafelbft, und *der Doctor Bahrdt auf feinem Weinberge*, uns die genieſs-

nießbarsten scheinen. Sie enthalten Thatsachen, man erfährt etwas dadurch. Wer die *Graffschaft Glatz* bereiset, kann die Wege zu jenem Berge jetzt selbst ausfindig machen, und sich dem Eindruck überlassen, „den er auf jeden machen muss, der Gefühl für Erhabenheit und Ueberraschung hat," welches letzte wohl wenigen abgehen wird. Das *neue Jerusalem* ist etwas weitläuftig behandelt, indessen man kann es sich nun auch desto besser vorstellen. Die Nachrichten von *Doctor Bahrdt* haben ganz das Ansehen des Unverfälschten, und können allerdings dazu beytragen, die Art und Weise des Mannes kennen zu lernen. Obige Artikel sind nach der eignen Bemerkung des Vfs. nicht neu; sie erschienen, so wie einige folgende, bereits in verschiedenen Zeitschriften. An den Doctor Bahrdt schliesst sich eine andere bekannte Person *Judas Ischarioth*, nämlich eine Beurtheilung seines Charakters in Klopstocks Messias. Das Resultat ist: „wenn auch alle Charaktere in der Messiade befriedigend sind, so kränkt „der des Ischarioth doch unser Herz und unsern Verstand." Die Versuchung zum Verrath durch den Traum, worin ihn sein Vater dazu auffodert, dünkt dem Vf. zu unwiderstehlich und in dieser Beziehung die Strafe zu hart. Alles dahin gehörige hat er aus dem Messias abdrucken lassen. Eine opponirende Untersuchung dieses Gedichtes, im Geschmack der vorliegenden ausgeführt, würde ein vollkommenes Gegenstück zu einigen bekannten panegyritischen Beurtheilungen desselben abgeben. Lob und Tadel will beides eine kräftige Hand. Grausamkeiten wie die, über welche der Vf. matte Klagen ergiesst, lassen sich nicht mit „dem überschwenglichen Genie des Dichters" entschuldigen, „dem immer nur *das Höchste* genug ist, man hätte ja alsdann in dieser Verbindung eher *das Aergste* zu setzen. Solche Widersprüche müssen aus der Existenz des Gedichts überhaupt erklärt werden. In dem nächsten Aufsatze über ein Gedicht von Schiller aus seiner früheren Zeit: *die Resignation*, äussert der Vf. eine andere Art von Betrübniss. Er hält die Würde des Schriftstellers, wovon er zugleich handelt, für verletzt, wenn jemand ein so vortreffliches Gedicht mit einer so verzweiflungsvollen Pointe macht. Er zergliedert ihre ganze Schrecklichkeit in Ausdrücken, welche verrathen, wie lebhaft sie ihn getroffen, in welchem unbewaffneten Moment sie ihn gefunden haben muss. Er meynt, es wäre so leicht gewesen, „wenn Hr. Schiller uns in einem so schönen Gedicht, eine gleich „schöne Moral gegeben hätte." — „Nur eine andere Wendung in den letzten drey Versen, *nur gerade das Gegentheil* von den Worten des Genius." „Der anstössige Punkt" komme ja erst ganz zuletzt. Der Vf. scheint gar keine Ahnung davon zu haben, dass alsdann auch der erste Theil seine Natur gleichsam verwandeln würde, und dass ihm das Gedicht bey weitem nicht so hätte auffallen, nicht so vortrefflich dünken können. Wie konnte aber gerade er sich so ausser Fassung durch dasselbe setzen lassen, da er es in seiner Gewalt hatte, den Geist des Sokrates zu seiner Beruhigung zu beschwören, wie in der folgenden Erzählung: *Euphrosin und der Greis mit der silbernen Wage* geschehen ist. Erdichtung gegen Erdichtung. Wem jene die klare Ansicht des Lebens getrübt hat, der findet hier Auskunft für Diesseits und Jenseits. Der Vf. legt auch selbst einen besondern Nachdruck auf diese Erzählung; er kündigt sie als eine „von seltner Art" an, und nennt sie seine *piece forte*, wovon er selber oft wieder kostet, und sie seinen Gästen vorzüglich empfiehlt. Hier tröstet er sich auch mit seinem Sokrates über die Fortschritte einer Weisheit, die uns von der schönen sinnlichen Natur immer weiter entfernt, (S. 255.) die Wissenschaften erschwert, auf die sie ihren Einfluss äussert, manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht, und unsern Geist auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt hat, das in keiner Verbindung mit unserem Glück ist, u. s. w." Man sieht, der Vf. nimmt mannichfaltigen Anstoss, und es möchte kaum möglich für ihn seyn, sich ohne Schaden mit der Philosophie und Poesie abzugeben. Die bildenden Künste hätten sich dagegen vielleicht über ihn zu beschweren, da er in den *Scenen aus einem ungedruckten Schauspiele: die Bildsäulen*, einen „Englischen Mylord" dazu erwählt, in ihr Heiligthum zu dringen. — Wir dürfen nicht übergehen, dass er hierauf das Lied: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. in einer eignen Abhandlung gegen Friedrich II. in Schutz nimmt, der einmal sehr verächtlich davon gesprochen. In der That hätte es weder der Anführung des Virgil, Homer, Milton, u. a. bedurft, noch der Auflösung in Prosa, um darzuthun, dass es gar kein verächtliches Volkslied ist, von dem bloss die ersten Zeilen, weil die Menschen so ohne alle Rangordnung zwischen Vieh und Feldern zu stehen kommen, ein wenig lustig klingen. Ausserdem enthält das Buch noch einen Aufsatz *über die Bestimmung des Menschen; die Trennung*, ein Gedicht, Fabeln, Anagramme, Räthsel und Charaden.

Leipzig, in der Schäferischen Buchh.: *Alexander, der Held Griechenlands*, vom Verfasser der Lauretta Pisana. Erster Theil. 1795. 356 S. 8.

Der Name des Vf's., Hn. *Albrecht's*, reicht allenfalls schon zur Würdigung dieses historisch-dramatischen Werks hin. Vor dem Leser hofft er (S. die Vorrede) seine Behandlung Alexanders rechtfertigen zu können; von dem Kritiker, der seinen Zweck nicht verkennt, erwartet er keinen Vorwurf. Der Vf. hat Recht: die Kritiker sind, eben weil sein Zweck nicht zu verkennen ist, längst an ihm ermüdet. Damen findet er ja vielleicht auch, die den Wunsch, „dass sie den grossen Alexander wohl näher kennen möchten, hier befriedigt sehen. Selbst die Zuversicht wollen wir ihm nicht verkümmern: „und sein Schatten wird mir nicht zurufen können: du malest mich nicht, wie ich war!" Vermuthlich nimmt er sie doch nur vor dem Publicum an. Sein Held ist ungefähr so ein Held, wie das Pferd auf dem Ti-

telkupfer ein Pferd ist. Olympias ist eine königliche Frau Mutter; sie sagt zu ihrer Nebenbuhlerin Kleopatra, S. 89.: „Ich möchte dich auch gern braten „sehn, aber dein Geschrey möchte zu viel Menschen „herbeylocken, und ich fürchte, dass ich nicht al„len meine Wuth einflossen kann." Ein andermal fragt sie ihren Sohn: „denkst du denn gar nicht „an meine weibliche Eitelkeit?" Pausanias, der Mörder Philipps, fängt die Erzählung einer ihm wiederfahrnen Beleidigung, die seinen Unwillen aufs äusserste reizt, mit den Worten an: „Ich bin denn so ein ganz leidlicher Jüngling" u. s. w. In dem ganzen Buche aber ist in der That nichts leidlich.

Berlin, b. Maurer: *Schattenspiele* Nr. III. IV. und V. 1798. 323 S. 8. Mit zwey Kupfern. (1 Rthlr.)

Man findet hier einen Schluss der *Ruinen von Moyencourt* (S. A. L. Z. 97. Nr. 240.), bey dem die gaukelnden Schatten nichts von ihrer Lebendigkeit verloren haben. Für die preisgegebne Wahrscheinlichkeit wird man durch possierliche Zusammenstellungen reichlich entschädigt, und einige kleine Leichtfertigkeiten gehen mit in den Kauf. Ferner: *das Götterstündchen am Kamin*, ein sehr artig angelegtes Familiengemälde, das noch nicht geendigt, aber doch so weit ausgeführt ist, dass man der Entwickelung schon ziemlich sicher entgegen sieht, und nur darauf begierig ist, ob sie sinnreich genug herbeygeführt werden wird, um das Ganze zu krönen. Es ist ein Roman im Roman, wo der Onkel, dem die Robinsonaden, eine Lectüre, die er leidenschaftlich und ausschliesslich liebt, ausgehen, selbst eine dergleichen mit Hülfe seiner Hausgenossen zu schreiben unternimmt, während die Nichte unter dieser Einkleidung den ihrigen mit vieler Anmuth fortspielt. Was der alte Militär zu Stande bringt, hätte wohl in einem weniger modernen Stil gearbeitet seyn mögen; überhaupt konnte diese sonst glückliche Idee noch pikanter benutzt werden: nicht bloss in den ihrem Helden zugedachten Begebenheiten, sondern auch im Tone der Darstellung sollten sich die verschiedenen Verfasser charakterisiren. Der zärtliche und ernste Geist der Liebe, die unter den Bildern des abgefassten Romans verdeckter Weise bestritten und verfochten wird, ist indessen mit ihren drolligen Umgebungen recht gut in Verbindung gesetzt, heiter gehalten und vor aller Weinerlichkeit bewahrt. — *Hyppolite de Vivonne's* Reisen um die Welt und seine *Abenteuer*, aus der französischen Handschrift übersetzt, wie angegeben wird, sind bis jetzt nicht bedeutend. Man versichert, dass sie es weiterhin werden, und Hyppolite nicht so viel Langeweile machen soll, als er empfindet. Was die von Hn. *Bolt* gezeichneten und gestochnen Kupfer betrifft, so ist es bey dem saubern Stich, den sich dieser Künstler besonders in der punctirten Manier zu eigen gemacht, und da seine Erfindungen im Komischen wirklich Geist verrathen, Schade, dass diese Vorzüge nicht durch eine gründlichere Zeichnung unterstützt werden. Der Herzog auf dem einen Blatte, der so lächerlich hereinkommt, scheint gar nicht recht auf dem Boden zu stehen. Auch der Sultan kann sich schwerlich auf seinem Stuhle halten. Wenn die sonst nicht üble *Merveilleuse* auf dem Titelblatt, in seltsamen Proportionen gebaut zu seyn und nicht recht zu sitzen scheint, so gehört das vielleicht mit zum Costum.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Unger: *Einige Gedanken über deutsche Sprach- und Stilübungen auf Schulen von D. Friedr. Gedike.* — 1793. 32 S. 8. Um richtig schreiben zu lernen müssen die Schüler durch Uebungen im Denken, im richtigen Sprechen, im Lesen, in der Orthographie, durch gelegentliche Hinweisung auf grammatische Regeln, und durch eigentliche Stilübungen angeführt werden. Zu den letzten rechnet der Vf. für die Anfänger. 1) Das Auffinden der Prädicate zu Subjecten. 2) Fragen über die Lectionen. 3) Beschreibungen. 4) Zuweilen den Auffatz eines Tagebuchs. 5) Variation, Amplification und Verkürzung der Sätze. 6) Nachahmung guter und 7) Umarbeitung schlechter Originale. 8) Uebungen in Aufsätzen des gemeinen Lebens. 9) Vergleichungen. 10) Erzählungen. 11) Uebersetzungen. 12) kleine Gespräche. 13) Verwandlung einer poetischen Erzählung in Prosa, um auf den Unterschied des poetischen und prosaischen Ausdrucks aufmerksam zu machen. 14) Kleine Briefe. Für die geübtern kommen hinzu, Aufgabe eines allgemeinen Satzes, um ihn durch eine Fabel oder Erzählung zu individualisiren. Schilderungen moralischer Charaktere, das bekannte Gesellschaftsspiel aus einer Anzahl von Wörtern eine Erzählung zusammen zu setzen, historische Themata, kleine Reisebeschreibungen, Schilderungen von Naturscenen, dramatische Aufsätze, Reden. Ueber alle diese Uebungen bringt der Vf. interessante Reflexionen bey, die in ihm den einsichtsvollen Theoretiker und vieljährigen Praktiker im Erziehungswesen — wofür er längst schon bekannt war, aufs neue erkennen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Januar 1799.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Göschen: *Venus Urania. Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung. Von Fried. Wilh. Basil. von Ramdohr.* — 1798. *Erster Theil.* 351 S. *Zweyter Theil.* 421 S. *Dritten Theils Erste Abtheilung.* 439 S. *Zweyte Abtheilung.* 358 S. gr. 8.

So oft auch schon die Liebe, ohne hier an die Behandlung dieses Subjects durch Dichter zu denken, der Gegenstand der Philosophie und Geschichte gewesen ist; so dürfte sich doch nicht leicht ein Werk auffinden lassen, das an Vollständigkeit und Vielseitigkeit der Betrachtung, aus dem philosophischen sowohl als historischem Gesichtspunkte, dem gegenwärtigen gleich käme. Wenn man gleich sonst schon den Hn. Oberappellationsrath v. R. als einen Mann von feinen Kunstkenntnissen und praktischer Menschenkunde aus andern Schriften hatte schätzen lernen; so muss bey diesem Werke man in der That bewundernswerth finden, wie ein so arbeitsamer und verdienstvoller Geschäftsmann sich mit so vieler Beharrlichkeit durch solche Labyrinthe philosophischer Untersuchungen hindurchwinden, und ausserdem noch ein so grosses Feld von Lectüre durchwandern konnte, als uns die beiden ersten Theile in jener, und der dritte in dieser Hinsicht wahrnehmen lassen. Den Inhalt dieses dritten deutet selbst die Aufschrift des Werks nicht an. Denn der erste enthält die Naturkunde, der zweyte die Aesthetik der Liebe; der dritte aber liefert die ältere und neuere Geschichte der Geschlechtsverbindung und Liebe, das Resultat einer mühsamen Durchlesung einer grossen Anzahl alter und neuer Autoren. Wenn man nach Durchlesung dieser Bände finden sollte, dass der Vf. oft in seinen Worterklärungen weniger weitschweifig, und eben dadurch leichter verständlich hätte seyn können, dass er mehrere neue Benennungen für seine Begriffe sich hätte ersparen, und andere dem Sprachgebrauch gemässer hätte *bestimmen* mögen; wenn man in Ansehung der *Schreibart* wünschen sollte, dass manche zu üppige Auswüchse wären beschnitten, und der Ton der Speculation mit dem Tone des Gefühls durch sanftere Uebergänge in einander wäre verschmolzen worden; wenn man endlich der Meynung wäre, dass das Werk nichts verloren haben würde, wenn es durch strengere Aufmerksamkeit auf entbehrliche Wiederholungen, oder zu lang und überflüssig ausgesponnene Discussionen um die Hälfte kürzer geworden wäre: so würde man doch immer gestehen müssen, dass Hr. v. R. als ein selbstdenkender Forscher uns auch da, wo wir ihm nicht beytreten konnten, angenehm beschäftigt, dass er eine Menge feiner und richtiger Beobachtungen gemacht, und diese sowohl als seine Reflexionen meistens in einer gefälligen Einkleidung aufgestellt, und dass er endlich durch die edle moralische Tendenz seines ganzen Werks sich der Hochachtung aller Leser bemächtigt habe, die an die Würde der menschlichen Natur glauben, und ihre Veredelung für keine Schimäre halten. So viel, um von dem Werke im ganzen ein günstiges Vorurtheil zu erregen; unsere Befugniss dazu werden die Anzeigen der einzelnen Theile, die in kurzen Intervallen auf einander folgen sollen, hoffentlich sattsam bewähren.

Breslau, b. Korn: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben von Christian Garve.* — *Dritter Theil.* 1797. 428 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der rührenden Zueignungsschrift an den ehrwürdigen Veteran *Spalding* sagt der Vf. — „Wir sind beide, Sie als Greis, ich als Kranker, vielleicht dem Ende unserer Laufbahn nahe. Ich muss eilen, ein öffentliches Denkmal unserer Freundschaft zu stiften, wenn eines nach uns vorhanden seyn soll." Leider ist diese Ahnung von Seiten des edeln *Garve* für ihn zwar, bey dem langwierigen, schmerzlichen und unheilbaren Uebel, das ihn drückte, erwünscht, für unsere Literatur aber nur allzubald eingetroffen. Auch dieses Werk über *Gesellschaft und Einsamkeit*, ob wohl noch nicht sein letztes, ist ein neuer Beweis, wie sehr sich sein Geist über die Leiden des Körpers zu erheben vermochte. Das meiste davon war er genöthigt zu dictiren, und ob er wohl selbst deswegen fürchtet, dass sein Vortrag zu weitschweifig geworden seyn möchte: so ist dies doch keineswegs so auffallend, dass man vielmehr unter solchen Umständen die lichtvolle Ordnung, den nie unterbrochenen Faden des Zusammenhangs, und die Correction seiner Schreibart destomehr bewundern muss. Wenn, wie zu hoffen steht, des verewigten Mannes würdiger Freund *Manso* sich in Stand gesetzt sieht, den noch fehlenden Theil dieser Abhandlung herauszugeben, der im Manuscript vollendet gewesen zu seyn scheint: so besitzen wir über die Materie, die ihr Gegenstand ist, mit Inbegriff des Zimmermannischen Werkes, und der Abh. des Hn. Prof. *Büsch* über *Einförmigkeit* vollständigere Untersuchungen

gen, als sich irgend eine Nation rühmen kann. Die ganze Abhandlung ist auf fünf Abschnitte angelegt. In den ersten dreyen soll der Einfluss der Gesellschaft und Einsamkeit auf Verstand, Sittlichkeit und äussere Sitten untersucht werden; der vierte soll die verschiedenen Arten der G. und E. und das Eigenthümliche derselben aufsuchen; der letzte von der Beziehung beider auf die menschliche Glückseligkeit handeln. In dem vorliegenden Bande sind erst die beiden ersten Abschnitte ausgeführt.

Zuerst also vom *Einflusse der Gesellschaft und Einsamkeit auf die Bildung des Verstandes*. Diese wird theils durch Einsammlung von Kenntnissen, theils durch die Uebung seiner Kräfte erhalten. Der Mensch *lernt* andere Sachen in der Gesellschaft, als bey einem einsamen Leben, und er wird auf eine andere Weise im Denken *geübt*.

Unter die wichtigsten Kenntnisse des Menschen gehört der Mensch selbst. Ihn lernt man nicht anders als unter Menschen und im Umgange kennen. Auch die Selbstbeobachtung wird nur durch Vergleichung unserer selbst mit andern veranlasst und befördert. Dem Einsamen bleiben viele Eigenschaften der menschlichen Natur völlig verborgen. Aber ein Mensch ist nicht bloss ein wichtiger Gegenstand der Erkenntniss für den andern, sondern auch der natürliche Lehrer desselben. Vor Erfindung der Schreibkunst war der Umgang das einzige Mittel sich zu belehren. Geschichte der Zeit musste man aus mündlicher Erzählung, Erdbeschreibung von Reisenden, Geschichte der Vorzeit aus dem Munde der Staatsmänner und Krieger, oder aus den Gesängen der Barden lernen. Nach der Erfindung der Schreibkunst, und besonders seit Einführung des Bücherdrucks kann zwar auch der Einsame eine grosse Menge Kenntnisse durch Lectüre erhalten. Doch bleibt der Umgang ein vorzügliches Mittel des Unterrichts, und in Absicht gewisser Gegenstände und Vorzüge der Erkenntniss das einzige. Praktische Menschenkenntniss lässt sich nur durch Umgang erhalten, wo sich der Beobachtung viel mehr Gelegenheiten darbieten, und ein lebhafteres Interesse uns dazu auffodert. Wissenschaftliche Kenntniss vom Menschen ist zu abstract, und diese Unvollkommenheit kann nur die Mannichfaltigkeit und Klarheit der Bilder von dem Betragen vieler einzelner Menschen ersetzen. Auch für andere Kenntnisse gewährt der Umgang gewisse Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten sind. Unsere Wissbegierde wird genährt; die Gelegenheit, sich zu zeigen, wird Auffoderung zum Nachdenken. Im Gespräche findet man gleich für das, was man lernt, auch die Form und den Ausdruck, worin es sich am leichtsten wieder mittheilen lässt, oder die leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken. Die lebende Rede wird überdies durch den Accent und die Geberdensprache unterstützt, und dadurch theils verständlicher, theils eindringlicher. Wenn uns Bücher die Früchte reifer und langer Meditationen liefern; so findet man dagegen im Gespräche die augenblicklichen Erzeugnisse eines schnellen, kurzen, aber durch die Umstände geschärften Witzes, Einfälle des Witzes, Eingebungen des Zufalls, Aussprüche des gesunden Menschenverstandes. Unter den verschiedenen Arten von Kenntnissen ist der Umgang besonders für politische und ökonomische Kenntnisse lehrreich; jene lernt man besonders im Umgange mit der grossen Welt, diese in jeder guten Gesellschaft. Umgang mit Reisenden lehrt manches, was uns Reisebeschreibungen nicht sagen. Auch in andern Fächern kann der Umgang unterrichtend werden, durch gemeinschaftliche Erörterung oder Streit, und wenn wir einen Mann finden, der auch abgerissne Stücke aus Wissenschaften fasslich vorzutragen versteht. — Der Einsame hat nur die Beobachtung seiner selbst, oder den Anblick der Natur, aus welchem er unmittelbar Kenntnisse schöpfen kann, und das einzige Mittel, sich fremde Kenntnisse zuzueignen, ist das Studium, oder die aufmerksame und mit Nachdenken verbundene Lesung von Büchern. Die Betrachtung der Natur giebt der Einsamkeit auf dem Lande vor dem einsamen Aufenthalte in Städten einen grossen Vorzug. Naturgeschichte und Naturlehre sind die eigentlichsten Studien des Einsamen. Rousseau wandte sich daher in seiner Unzufriedenheit mit der menschlichen Gesellschaft an die Kräuterkunde. Was aber dem Geiste des Einsamen lang dauernde Nahrung geben kann, ist entweder Studium, oder *mechanische Arbeit*. Was die letzte betrifft, so wird ein Handwerker desto beschränkter und ärmer an Geist, desto untüchtiger zum Umgange mit Menschen, je einfacher und kunstloser seine Arbeiten sind. Der bildende Künstler, selbst der Tonkünstler, kann in der Einsamkeit nicht vollendet werden; er muss sich in der Gesellschaft ausbilden. Nur bilden ihre Arbeiten nicht zugleich mit ihrem *Geiste* auch ihre *Rede* aus, und daher kommt es, dass der Geist und die Kenntnisse vieler Maler bloss an der Spitze ihrer Pinsel zu seyn scheinen; und dass musikalische Componisten, die die zärtesten Seiten des Herzens durch ihre Töne zu treffen wissen, durch ihre Rede niemanden zu interessiren und an sich zu ziehen verstehen. Was das Bücherlesen betrifft, so kann in unsern Zeiten ein Mensch, welcher lieset und zu lesen versteht, auch in der tiefsten Einsamkeit das menschliche Leben nach allen seinen Formen und Abwechselungen kennen lernen. Ueber alles, was zu Wissenschaften gehört, unterrichtet uns die Lectüre weit vollständiger und gründlicher, als der Umgang selbst mit den geistvollsten Männern. Auch ist der Vortrag in *guten* Schriften ausgearbeiteter, als die Sprache der Gesellschaft. Dazu kommt, dass man sich die Bücher selbst wählen kann. In der Gesellschaft wird die Aufmerksamkeit auf das, was man lernen könnte, theils durch Geräusch, Vergnügungen, Leidenschaften zerstreut, theils durch die Aufmersamkeit auf uns selbst, besonders wenn Eitelkeit und Eigendünkel sich einmischen, gehindert. Wenige Menschen verstehen die Kunst, gut zu hören. Der einsame Leser hat hier alles voraus, was Stille, Musse, und Beharrlichkeit der Beschäftigung zur Cultur des Geistes bey-

beytragen kann. Dennoch hat er aber auch die Erschlaffung, die Trägheit und eine gewisse Niedergeschlagenheit des Geistes zu fürchten. In der Gesellschaft ist der Mensch wechselsweise leidend und thätig, Hörer und Redner, Zuschauer und handelnde Person. Bey dem einsamen Studiren ist von allem diesen das Gegentheil. Es ist daher auch die Wirkung, welche dies auf den grofsen, den mittelmäfsigen, und den gemeinen Kopf äufsert, sehr verschieden. Beyläufig einige sehr feine Bemerkungen über die Kunst, die Lesung eines Buchs in einen Umgang mit dem Autor zu verwandeln. Zu den Kenntnissen, welche am besten oder nur allein durch einsamen Fleifs, es sey durch Hülfe eines *mündlichen Lehrers*, oder aus Büchern und durch *fortgesetzte Meditation* erlernen lassen, gehören vornehmlich Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Erdbeschreibung. Ueberhaupt je mehr ein Studium, wenn es gelingen soll, ununterbrochen fortgesetzt werden mufs, desto mehr ist ihm die einsame Lage des Studirenden günstig.

In Absicht der *Uebung* des Verstandes hat die Einsamkeit den Vorzug, dafs man in ihr ganze grofse Reihen von Ideen ungestört verfolgen kann, dahingegen man bey Geschäften und im Gespräche immer nur kurze Meditationen anstellt, nicht mit der Absicht, den Gegenstand zu ergründen, sondern nur den Theil, der zur Angelegenheit oder Neuigkeit des Tages gehört, aufzuklären. Nur diejenigen Köpfe aber können die Einsamkeit mit Vortheil gebrauchen, die die nöthige Beharrlichkeit des Geistes besitzen. Wer diese nicht hat, versinkt leicht entweder in ein leeres Gedankenspiel, in Träumerey, oder in unmäfsige Erhitzung der Einbildungskraft, in Schwärmerey. Wer die Einsamkeit wahrhaft nutzen will, mufs einen reichen Stoff von Erfahrungen in dieselbe mitbringen, mufs die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit zur Hand haben; der Verstand endlich mufs immer die Herrschaft über die Einbildungskraft führen; kurz der Einsame mufs entweder Philosoph oder Dichter seyn. Auſser diesem allgemeinen Gesichtspunkte, unter welchem sich der verschiedene Einfluſs der Einsamkeit und Gesellschaft auf die Geistesbildung zeigt, giebt es noch einige besondere. Zuerst: langsames und reifes Nachdenken ist die Sache des Einsamen; im Umgange und in Geschäften hingegen wird der Mensch zu einer schnellen Uebersicht des Gegenstandes, zu einer augenblicklichen Bestimmung seines Urtheils, und zu einer promten Entwickelung seiner Ideen gewöhnt. Zweytens hat das gesellschaftliche Leben vor dem einsamen den Vortheil, dafs dort dem Menschen widersprochen wird, dafs er Vorstellungen, Meynungen, Gesinnungen findet, die von den seinigen abweichen. In der Methode des Denkens arbeitet die Gesellschaft der Einseitigkeit und Einförmigkeit entgegen; in der Beurtheilung des Werths der Dinge pflegt Einsamkeit den Menschen eigensinnig, Gesellschaft aber ihn in das allgemeine Urtheil einzustimmen geneigt zu machen. In jenem Falle kann er leicht ein Pedant, in diesem ein Nachbeter fremder Irrthümer werden. In Ansehung der Meynungen und Ueberzeugungen hat der gesellschaftliche Umgang für die Betrachtung solcher Gegenstände einen wesentlichen Nutzen, bey denen nur Wahrscheinlichkeit statt findet, und wo die Erforschung der Wahrheit nur in einer beständigen Annäherung zu ihr besteht. Religion, Politik, Staats- und Hauswirthschaft, Kenntniſs des gesellschaftlichen Lebens sind unter den Kenntnissen gleichsam die Gemeingüter des menschlichen Verstandes, worüber oft Leute, die in ihrem Fache sehr einsichtsvoll sind, grofse Vorurtheile behalten, wenn sie von dem Umgange mit Menschen zu sehr abgeschnitten sind. Ist nun schon ein bloſser Umtausch der Gedanken zur Bereicherung und zur Uebung des Geistes nützlich; so ist es ein freymüthiger, aber freundschaftlicher Streit noch mehr. Hiebey giebt es eine doppelte Kunst, den Streit angenehm zu führen, und zu einem lehrreichen Streite Anlafs zu geben. — Noch ein Umstand unterscheidet die Geistesübung in der Einsamkeit von der in Gesellschaft, oder das Gespräch von der Meditation. Im Gespräch sind wir verbunden, unsere Gedanken vollständig zu entwickeln; bey der Meditation begnügen wir uns, Anfänge und Bruchstücke von Gedanken zu sammeln; es sey denn, dafs das Schreiben hinzukomme, dessen Vortheile in der sorgfältigeren Wahl und Anordnung, in der leichten Uebersicht, in der geringern Gefahr der Zerstreuung und in dem höhern Interesse der Wahrheit liegen. Der Vf. beschlieſst diesen Abschnitt mit zwey Anmerkungen: dafs unter den verschiedenen Fähigkeiten des Menschen Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uebung in der Gesellschaft, als Verstand und Scharfsinn finden; und dafs das *menschliche Geschlecht* von der Uebung des Verstandes in Gesellschaft zum einsamen Studium übergehe; der *einzelne Mensch* in unserm Zeitalter aber beym einsamen Studium anfange, und seine Geistescultur durch Gesellschaft vollende.

Der zweyte Abschnitt betrachtet den *Einfluſs der Gesellschaft und der Einsamkeit auf den sittlichen Charakter.*

Geselligkeit und Eingezogenheit werden beide in der Welt nicht an und für sich, sondern jede nach Verschiedenheit der Umstände und Lagen gelobt. Wo Fleifs und Sparsamkeit nothwendig werden, lobet man die Eingezogenheit mehr; hingegen wird es als etwas löbliches angesehen, Gesellschaft zu suchen und zu unterhalten, wo es nicht an der Erwerbung höherer Güter, an der Ausübung wichtigerer Pflichten hindert. In den Religionsparteyen hat wahre oder übelverstandene Frömmigkeit Einsiedler und Mönche erzeugt. Man glaubte theils zu den Uebungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig zu haben, theils indem man sein Zeitalter oder die Menschheit für höchst verderbt ansah, den Verführungen der Welt zu entgehen, theils um seine Sündenschuld abzubüfsen, sich eine beständige Einsamkeit als eine strenge Kasteyung auflegen zu müssen.

So wie aber eine schwärmerische Begierde, sich moralisch zu veredeln, die Menschen verführt hat, sich von ihres Gleichen abzusondern; so bringt auch der höchste Grad bösartiger Neigungen die nämliche Wirkung hervor. Auch hier berühren sich die äussersten Endpunkte; Enkratiten und Räuber wohnen in Hölen, und den Wollüstling treibt sein Hang zur Ausschweifung so gut als den Heiligen die Andächteley ins Verborgene. Es ergiebt sich aus allen diesen Beobachtungen, dass in der Regel Einsamkeit und Gesellschaft, Umgang mit uns selbst und Umgang mit andern unter einander abwechseln müssen, wenn nicht irgendwo im Geist oder im Charakter ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben soll.

Einsamkeit und Gesellschaft haben zuförderst einen *allgemeinen* Einfluss auf den moralischen Charakter überhaupt, und wirken dann auch auf jede der Haupttugenden *insbesondere*. Der allgemeine Einfluss betrifft *entweder* die *Grundsätze* und das *moralische* Gefühl, oder die *Uebung der Moralität* durch äussere Handlungen; und dies letzte wieder *erstlich* insofern die Gesellschaft, oder die Einsamkeit zur Ausübung gewisser Pflichten die *Gelegenheit* darbietet, *zweytens* insofern die eine und die andere die *Gelegenheit*, auf gewisse Weise zu handeln, befördert.

Nur derjenige handelt im eigentlichen Verstande *moralisch*, der nach Grundsätzen handelt. Dazu zu gelangen sind zwey Untersuchungen nothwendig: Untersuchung dessen, was recht und unrecht ist, und Prüfung seiner eigenen Handlungen. Ein richtig belehrtes Gewissen und Selbstkenntniss, das sind die beiden Grundpfeiler, auf welchen die Sittlichkeit eines Menschen ruht. Die Stimme des Gewissens lässt sich im Geräusche der Welt schwerlich hören. Gesellschaftliche Zusammenkünfte haben immer Beziehung entweder auf ein gewisses Interesse, oder auf das Vergnügen der sich versammelnden Personen. Der Umgang mit einem Freunde, der dem andern über sein Betragen Vorstellungen machen dürfte, ist etwas sehr seltnes, und nähert sich, als Umgang mit einem Einzigen, mehr der Einsamkeit als Gesellschaft. Ein Leben, das durch diese und durch Geschäfte zerstreut wird, wenn es nicht durch Zeiten der Ruhe und Eingezogenheit unterbrochen wird, ist der Bildung moralischer Grundsätze auf dreyerley Weise schädlich: 1) durch Gedankenlosigkeit und Frivolität; 2) durch ein zu starkes Interesse für Gegenstände, die sinnlich sind, und mit der Tugend nichts gemein haben; 3) durch die Einstimmung in die bey der grossen Welt angenommnen und durch Beyspiele gerechtfertigten Meynungen. In Absicht der Bildung moralischer Grundsätze hat also die Einsamkeit unstreitig ihre eigenen Vorzüge, und ihren entschiedenen Werth. Doch ist eine Abwechslung geselliger Thätigkeit mit einsamer Sammlung des Gemüths vortheilhafter, als ein immerwährend einsiedlerisches Leben. Die Selbstkenntniss wird alsdann reicher, richtiger und praktisch brauchbarer.

Insofern Einsamkeit und Gesellschaft als *Gelegenheiten* betrachtet werden, Gutes oder Böses zu thun, scheint der moralische Einfluss der Einsamkeit *null*, der Einfluss der Gesellschaft *stark*, aber nach beiden Seiten gerichtet, und nach Umständen zur Tugend und zum Laster gleich wirksam zu seyn. Auf andere Menschen zu wirken ist die natürliche Sphäre der Thätigkeit des Menschen. Der böse Mensch gewinnt *etwas* in Absicht seines Charakters, wenn er gezwungen wird unthätig zu seyn. Aber der gute Mensch verliert, wenn es ihm an Gelegenheit zu handeln fehlt. Verbindungen, welche durch Aemter und Geschäfte gestiftet werden, machen den eigentlichen Kampfplatz und die Schule der grössten Tugenden aus. Auch schon der blosse Umgang ist nicht leer von Uebungen menschenfreundlicher oder bösartiger Leidenschaften. Vornehmlich wird die Selbstbeherrschung im Umgange gebildet. Auf der andern Seite ist freylich auch die Gesellschaft der Boden, in welcher der Samen übelartiger Neigungen die ihm angemessenste Nahrung findet. — Zu vielen Tugenden findet sich in der Gesellschaft mehr Antrieb, als in der Einsamkeit, weil man ihre Nothwendigkeit besser einsehn lernt, z. B. im Umgange des Geschäftslebens das Worthalten, im Umgange der Freundschaft die Verschwiegenheit. Die grösste Macht aber, welche die Gesellschaft hat, durch Gewohnheiten, Tugend oder Laster zu verstärken, liegt in dem *Beyspiele* einzelner Personen, und in dem *Ansteckenden* einer in gleichen Gesinnungen und Handlungen übereinstimmenden Menge. Jenes *ahmt* man *nach*; was diese thut, pflegt man leicht *mitzumachen*. Der Nachahmungstrieb wird in der Gesellschaft hauptsächlich durch zwey Ursachen bestimmt; die eine ist Reichthum, Ansehn und Macht, die zweyte Beliebtheit durch sinnliche Annehmlichkeiten; das erste könnte man den aristokratischen, das zweyte den demokratischen Einfluss nennen. Der Hang mitzumachen, was man viele thun sieht, verführt hauptsächlich zu Ausschweifungen im Trunk, im Spiel und in der Liebe. Ueber das Spiel insonderheit finden sich eine Menge interessanter Reflexionen; wir enthalten uns aber daraus, so wie aus dem Anhange, der die Wirkungen der Einsamkeit und Gesellschaft auf die vier Haupttugenden, nach der Eintheilung der alten Philosophen, auf Klugheit, Gerechtigkeit, Mässigung und Muth oder Tapferkeit, beschreibt, einen Auszug zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. Januar 1799.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben, von *Joh. Gottlieb Buhle. Dritter Theil.* 1798. 448 S. 8. ohne Vorr. u. Anhang. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Theil enthält die *praktische Philosophie des Aristoteles* und die Geschichte seiner nächsten Nachfolger — S. 258., dann *Geschichte der akademischen Philosophie* — S. 286., und endlich die *Geschichte des Pyrrhonismus* — S. 448. So ausführlich ist die Aristotelische Philosophie noch in keinem Werke bearbeitet worden. Die vertraute Bekanntschaft des Vfs. mit den Schriften dieses Philosophen setzte ihn in den Stand, die Philosopheme desselben mit Vollständigkeit darzustellen. So lobenswürdig dieses aber an sich ist, so glauben wir doch, dass die Grenzen, welche der Geschichtschreiber der Philosophie nicht übertreten darf, nicht mit strenger Genauigkeit bestimmt und beobachtet sind. In der Ethik werden z. B. die Bemerkungen des Aristoteles über die einzelnen Tugenden von Kapitel zu Kapitel herausgehoben, welche, ob sie gleich von einem feinen Beobachtungsgeiste zeugen, doch als empirische Sätze in die Geschichte der Philosophie nicht aufgenommen werden können, wenn sie nicht entweder zu einem unermesslichen Umfange anschwellen, oder eine zu grosse Ungleichheit in der Behandlung entstehen soll. Die Oekonomik S. 225 — 236. gehört, strenge genommen, auch nicht in die Geschichte der Philosophie. Eine Ursache der Weitläuftigkeit ist die von dem Vf. beobachtete Methode, dass er mehr den Inhalt der philosophischen Werke, wie beym Aristoteles, auszieht, als die Gedanken in einer lichtvollen Uebersicht darstellt, wobey Wiederholungen und unnöthige Weitschweifigkeit unvermeidlich waren. Zwar weicht er zu Anfange dieses Theils davon ab, und giebt uns eine Art von allgemeiner praktischen Philosophie aus dem Aristoteles; aber er hatte es nach einem festern Plane thun sollen. Nach Darstellung des Aristotelischen Begriffs von der praktischen Philosophie (πολιτικη) und ihrer Theile, geht er, nicht wie Aristoteles, von dem Begriff des höchsten Guts, sondern von dem Willensvermögen aus, weil Aristoteles, wie er S. 9. sagt, einen ganz andern Gang auf Kosten der Verständlichkeit und leichtern Uebersicht seines Moralsystems genommen hat. Darin können wir nun dem Vf. nicht beystimmen. Der Ideengang des Stagiriten ist nicht so unverständlich, wenn man seinen Begriff vom höchsten Gute gehörig entwickelt; seine Lehrsätze über die Tugend, sowohl die ethische als die intellectuelle, und über die Freyheit als ihren Grund, lassen sich daraus ganz natürlich entwickeln. Indessen würden wir darüber nicht streiten, obgleich der Geschichtschreiber der Philosophie, nach unserer Ueberzeugung, vorzüglich auch auf den Ideengang in Entwickelung eines Systems achten sollte, wenn nicht die Darstellung des Aristotelischen Moralsystems, wie sie hier gegeben ist, von den Fehlern, welche der Vf. an der des Aristoteles rügt, wenigstens einen hätte, nämlich den Mangel der leichten Uebersicht. Denn wenn er einmal von dem Willensvermögen ausging, so hätte er alle Erörterungen über das praktische Vermögen des Menschen, welche Aristoteles giebt, zusammenhangend darstellen sollen. Anstatt dessen ist hier alles weit mehr, als beym Aristoteles, zerstückelt, und man muss die §§. 323. 324. mit denen 378 — 382. verbinden, wenn man etwas Vollständiges haben will. Eben das ist der Fall mit dem Begriff des höchsten Guts und des Vergnügens, welcher §. 329. 330. und 367 — 373. entwickelt wird. Der Vf. hat nach Abhandlung der einzelnen Tugenden die Erklärung der Affecten und die Schilderung der menschlichen Alter, der Stände und bürgerlichen Verhältnisse aus der Rhetorik eingeschaltet. Wenn diese Gegenstände in die Moral gehörten, woran wir zweifeln, und Aristoteles selbst scheint sie mit Recht nicht in derselben aufgenommen zu haben, so hätten sie sicher eine schicklichere Stelle in einer Anthropologie erhalten, zu welcher mehrere Materialien in Aristoteles Schriften vorkommen, und welche der eigentlichen Moral hätte vorausgeschickt werden sollen. Doch dieses ist genug zum Beweise, dass in diesem Theile wenig Ordnung und systematische Einheit herrscht. In der Politik ist dieser Fehler besser vermieden, und alles unter gewisse Abschnitte geordnet. Uebrigens sind die einzelnen Sätze in beiden Wissenschaften mit grosser Deutlichkeit vorgetragen, und meistentheils treffend beurtheilt, wie man es von einem so guten Kenner der Aristotelischen Werke erwarten konnte. Am Ende dieses Abschnitts (S. 237.), werden die Verdienste des Aristoteles um die Philosophie noch in einer Uebersicht zusammengestellt und beleuchtet. — Die Geschichte der akademischen Philosophie ist zweckmässig, mit Benutzung der vorhandenen Materialien vorgetragen. Ein kleines Versehen ist es, wenn S. 275. unter den jungen Römern, welche den Carneades zu Rom hörten, *Cicero* genannt wird, der um diese Zeit noch nicht gebo-

geboren war. Auch heisst der Bruder des Akademikers Antiochus, nicht *Aristo Chius*, wie S. 284. 285. steht, sondern *Aristus*. Der Stoiker ist mit dem Akademiker verwechselt. In der Darstellung des Pyrrhonismus ist der Vf. ganz dem Sextus gefolgt. Zwar erinnert er selbst, dass diese Art zu philosophiren, wie jede andere, nach und nach sich selbst gebildet hat, und dass man sich irren würde, wenn man alles, was uns Sextus sagt, auch für Räsonnements der ersten Pyrrhonier halten wollte. Allein eine genaue Unterscheidung des ältern und neuern Pyrrhonismus ist nicht wohl möglich, und es blieb daher dem Vf. nichts anders übrig, als die skeptische Philosophie aus dem Sextus vollständig vorzutragen, welches auch an diesem Orte um so schicklicher geschehen konnte, da alle dogmatische Systeme schon vorausgegangen waren. Was uns der Vf. giebt, ist ein gedrängter Auszug aus dem Sextus. Der Inhalt des Pyrrhonischen Grundrisses, so wie der acht ersten Bücher gegen die Mathematiker, ist nur ganz kurz angegeben (die zehn Zweifelsgründe der Pyrrhonier sind bey dem Pyrrho angeführt); ausführlicher ist der Auszug aus dem 9. 10. und 11. Buche. In dem Leben des Pyrrho kommen einige Unrichtigkeiten vor. Erstlich heisst es, die Athenienser sollen ihm das Bürgerrecht verliehen haben. Dieses hätte der Vf. dem Diogenes (IX, 65.) nicht nachschreiben sollen, der offenbar *Pytho*, einen Schüler des Plato, mit dem Pyrrho verwechselt hat. S. 290. wird gesagt, Pyrrho sey auf Befehl des Königs Alexander getödtet worden, weil er die Hinrichtung eines persischen Satrapen begehrt habe. Dieses Factum, von welchem kein alter Schriftsteller etwas weiss, beruhet auf einer kleinen Uebereilung. Der Vf. hat nämlich das, was Stäudlin (Geist und Geschichte des Skepticismus 1. B. S. 282.) vom Anaxarchus erzählt, auf den Pyrrho übergetragen. — In den zwey folgenden Bänden hofft der Vf. die Geschichte der Philosophie zu vollenden, woran wir aber zweifeln, wenn er nach demselben Plane mit gleicher Ausführlichkeit fortarbeitet.

Bremen, b. Willmans: *Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion und der Sittenlehre nach den Grundsätzen der reinen Vernunft*, gründlich und deutlich dargestellt von *Ludwig Emanuel Snell*. des Predigtamts Candidaten. 1798. 159 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift ist eine Umarbeitung derjenigen, die der Vf. vor einigen Jahren unter dem Titel: *Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die natürliche Religion*, herausgegeben hat. Indessen kann sie, wegen der vielen Veränderungen und Erweiterungen, auch als ein neues Werk betrachtet werden. Der Wunsch des Vfs. ist: dass die Lehren der kritischen Philosophie, durch populären Vortrag, möchten gemeinnütziger gemacht werden, als bisher geschehen sey, aber ohne den mindesten Nachtheil für die Gründlichkeit. Zur Erreichung dieses Zwecks sucht er das Seinige beyzutragen. Man kann nun zwar das Talent des Vfs. zu einem gemeinverständlichen Vortrage nicht verkennen; aber für Gründ[lich]keit hat er weniger gesorgt. Es fehlt hin und [wie]der an Bestimmtheit der Begriffe, an Consequen[z in] den Folgerungen, und an Einstimmigkeit der [Be]hauptungen unter einander. So liegt ein unbesti[mm]ter Begriff zum Grunde, wenn S. 2. gelehrt w[ird,] der Glaube an die übersinnlichen Gegenstände [der] natürlichen Religion gründe sich auf die menschli[che] Natur; aber die Kenntniss jener Gegenstände we[rde] dadurch *nicht viel* vermehrt und erweitert. [Also] doch etwas? Wenn dies der Vf. in der kritisc[hen] Philosophie findet; so nennt er sie (Vorr.) mit R[echt] eine Lampe; denn sie hat ihm wie eine Lampe [ge]leuchtet. Der Begriff vom Glauben ist nicht ein[mal] deutlich. Denn was heisst ein Glaube an eine [ma]thematisch bewiesene Wahrheit? (S. 4.). Folger[un]gen findet man, wie diese: wir können nicht er[ken]nen, ob die Seele einfach sey, weil wir sie ni[cht] mit den Sinnen wahrnehmen können, oder, d[ass] Gott unsichtbar sey, erhellet daraus, dass ihn n[och] niemand gesehn hat! (S. 5. 60.). Nach S. 11 u. [s. w.] kann die Glückseligkeit der menschlichen Gesellsch[aft] ein Princip moralischer Handlungen seyn, nach S. [...] aber nicht. Denn der letzten Stelle zufolge sol[len] wir nicht handeln, damit die menschliche Ge[sell]schaft glücklich werde; nach der ersten Stelle a[ber] sind wir tugendhaft, sofern wir handeln, um [die] menschliche Gesellschaft glücklich zu machen. Ferner soll ich bey meinen Handlungen nicht f[ra]gen: wozu sie helfen? Ich soll das Gute thun, [um] sein selbst willen, ohne alle Rücksicht auf die F[ol]gen. Gleichwohl kann ich (S. 34.), wenn ich kei[ne] Unsterblichkeit glaube, mein Leben für das Vat[er]land nicht aufopfern, weil mir alsdann des Vaterla[n]des Wohlfahrt nichts hilft. Nach S. 61. u. a. se[tzt] die zu hoffende Vergeltung des Guten ein unend[li]ches Wesen voraus, das den Weltlauf in seiner G[e]walt habe, weil der Mensch, als ein eingeschränkt[es] Wesen, den Weltlauf nicht in seiner Gewalt h[at] und eben darum nicht sich selber glücklich mach[en] kann (S. 58.). Nach S. 65. aber erfodert die H[er]vorbringung und Erhaltung der Ordnung der Nat[ur] kein unendliches Wesen.

Augsburg, b. Riegers sel. (?) Söhnen: *Anleitung [zu] einer neuen und verbesserten Philosophie*, od[er] *Sammlung über die Kantische Philosophie und d[as] Dalbergsche Grundgesetz der Aehnlichkeit in der N[a]tur.* Sammt einem Anhange über die Möglichke[it] einer mathematischen Metaphysik. Mit Genehm[igung und Vorbe]haltung des hochwürdigen Ordinariats zu Co[n]stanz. *Erstes Bändchen.* 1795. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Product der Popularphilosophie in der übe[l]sten Bedeutung dieses Worts. Der Vf. sucht die E[r]kenntniss des Uebersinnlichen gegen *Kant* zu rette[n.] Einmal ist er zwar der Meynung: dass es für u[ns] keine absolute, sondern nur relative Wahrheit geb[e.] Sodann aber glaubt er doch: die Vernunft erheb[e] sich dergestalt über die Sinnlichkeit, dass sie das U[e]bersinnliche zu erkennen, das Daseyn Gottes, Frey[heit]

be

heit und Unsterblichkeit zu beweisen vermöge. Zu dieser Erkenntniss gelange die Vernunft dadurch, dass sie analogisch vom Sinnlichen auf das Uebersinnliche zu schliessen befugt sey. Diese Befugniss aber gründe sich auf die, unter allen Wesen in der Welt herrschende, Aehnlichkeit. „Alle Dinge sind unzählbare Stufen der Aehnlichkeit, alles strebt zur Aehnlichkeit, und der Zweck aller Dinge ist Aehnlichkeit" (S. 28.). Unter andern seyen alle Dinge einander darin ähnlich, dass alles, was existirt, ein Trias sey. „Ein jedes Ding, heisst es S. 117., ist ein Trias. Fähigkeit, Kraft und Folge liegt in jedem Wesen. Es giebt aber dreyerley *causae, qualitates: primariae, secundariae* und *tertiae*, also dreyerley Haupttriplicitäten, als die erste Urursfähigkeit, Urkraft, Urfolge. Diese ist der unendliche, unerschaffne Trias, Gott; die dreygöttliche Einheit. Aus der Folge in der Gottheit, die der Geist der Liebe ist, entspringt die zweyte Triplicität, die Schöpfung, ein erschaffner, und dem Ururtrias ähnlicher Trias. Aus der Folge der zweyten Triplicität entspringt die dritte, und diese ist Dingefähigkeit, Dingekraft, Dingefolge."

Den Anfang macht der der Vf. mit der Bestreitung des Kantischen Systems. Wie ihm diese gelungen sey, kann man schon aus den Begriffen abnehmen, die er sich von diesem Systeme macht. Die Beantwortung der Hauptfrage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? hat er so verstanden, als wenn dieselben durch wirkliche Erfahrung müssten bestätigt werden, wenn sie Gewissheit haben sollten, (S. 6 u. 20.). Wie müsste es alsdann wohl um die reine Mathematik aussehen? Freylich sehr schlecht; wie denn auch der Vf. S. 20. sich nicht scheut, ihre Beweise sämmtlich für schwankend zu erklären, aber freylich aus dem sonderbaren, seiner vorigen Idee widersprechenden Grunde: „weil ihnen keine Noumenen, sondern nur Phänomenen zum Grunde liegen." Andern Wissenschaften geht es, nach diesem Kant, nicht besser. „Es bleibt (S. 20.) kein einziger apodiktischer Beweis übrig, als jener einzige aus dem Moralgefühle, und so fallen im Grunde alle Wissenschaften, da indessen die einzige Moral ihr erhabnes Haupt im vollen Glanze empor schwingt."

Nach S. 9. beruht der Stoff aller Erkenntnisse auf den Kategorien, nach S. 19. aber liefern ihn die Sinne. Die Kantische Moral ist hier eine Glückseligkeitslehre. Denn die Vollziehung des Moralgesetzes führt zur Glückseligkeit, und diese ist des Gesetzes Zweck (S. 17.).

Doch es wird genug seyn, den Geist, der auf dieser Finsterniss schwebt, kenntlich zu machen.

PAEDAGOGIK.

Riga, b. Müller: *Ueber pädagogische Strafen und Belohnungen*, von *Aug. Albanus*, D. der Weltw. u. Rect. der Domschule zu Riga. 1797. 206 S. gr. 8. (16 gr.)

Dank dem Vf. für diesen schätzbaren Beytrag zu einem der wichtigsten und schwierigsten Theile der Erziehungskunst! Die Untersuchung zerfällt in folgende Abtheilungen: I. Von den pädagogischen Strafen, 1) von den fehlerhaften, 2) von den zweckmässigen Strafen, 3) von den besondern Rücksichten, die bey den Strafen zu nehmen sind. II. Von den pädagogischen Belohnungen: 1) von den fehlerhaften, 2) von den zweckmässigen Belohnungen. Angehängt sind einige Excurse über das Betragen des Erziehers gegen das so eben belohnte oder bestrafte Kind, über die Ruthe und einige pädagogische Denksprüche. Diese Abhandlung erschien schon einmal Theilweise in der Form von Schulprogrammen: sie ist aber in dieser so wenig bekannt geworden, dass sie so gut wie eine neue Schrift anzusehen ist. Um den Geist dieser Schrift, die Resultate derselben und den Vortrag kenntlich zu machen, wählen wir folgendes Bruchstück der Einleitung: „der Charakter einer *guten* pädagogischen Strafe ist dieser: dass sich vernünftiger Weise dabey voraussetzen lasse, das Kind werde, sobald es den Zweck der Erziehung selbst begreift, damit zufrieden seyn, oder es würde sich selbst so strafen, wenn es sich nach richtigen Grundsätzen selbst erziehen könnte. — Eben so müssen auch alle und jede Belohnungen beschaffen seyn. Auf diese Weise, und *nur* auf diese Weise werden beide das bewirken, was sie wirken sollen: sie werden nach und nach alle ferneren Strafen und Belohnungen überflüsig machen, so wie die ganze Erziehung darauf ausgehen muss, alle fernere Erziehung unnöthig zu machen: denn wenn der Zweck erreicht ist, können wir der Mittel, die dazu führen, entbehren. — Der Erzieher, wenn er in diesem Geiste straft und belohnt, handelt wie Gott selbst in Bildung der Menschen: er rechnet bey seinen Maassregeln mit moralischer Gewissheit auf den *künftigen* Beyfall seines Zöglings, so wie Gott auf der Menschen *künftige* Zufriedenheit mit seinen weisen Schickungen rechnet, ohne sich an das *gegenwärtige* Widerstehen oder Murren derselben zu kehren. Hat nun der Erzieher mit Gott *Einen Plan und Einen Zweck;* so sollte er auch mit ihm *gleiche Mittel* wählen, und diese Mittel auf *gleiche Art anwenden.* Gott lohnt und straft durch die *natürlichen* nothwendigen Folgen der freyen menschlichen Handlungen, das kann zwar der Erzieher nicht, weil er die Natur nicht in seiner Gewalt hat: aber er kann doch auf eine der *Natur ähnliche* Art strafen und belohnen, sobald die nothwendigen Folgen der Handlungen seines Zöglings für den Zweck nicht hinreichen. Denn reichten diese überall allein schon hin; so hätte er nirgends einen vernünftigen Grund, noch etwas hinzuzufügen. — Nicht genug aber, dass er naturähnliche Vergeltungen über seinen Zögling *verhängt;* er muss sie auch so *ausüben*, wie die Natur es thut: ohne Laune, ohne Rauhigkeit, unparteyisch, unter einerley Umständen, auf einerley Art, mit Bewusstseyn des einzigen Zwecks: der Besserung und weitern Vervollkommnerung; — mithin ohne Rache, ohne Schadenfreude, mit strenger Gerechtigkeit, ohne alle willkürliche Ausnahme, Vermehrung oder Vermin-

minderung, nur aus Liebe und mit Liebe, mit Geduld und Sanftmuth, mit williger Ergebung in die etwanige Gefahr, verkannt zu werden, freudig in der Erwartung des guten Erfolgs, und der *künftigen* Zufriedenheit des Erzogenen selbst und aller denkenden Wesen, welche Kenntniss von seiner Handlungsweise erlangen werden." Diese Grundsätze einer vernünftigen Belohnungs- und Straftheorie werden in der Abhandlung selbst deducirt, und auf eine Art abgehandelt, die den Mann von Nachdenken überhaupt und von genauer Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie (ob er sich gleich nicht in der Kunstsprache derselben ausdrückt) insonderheit bezeichnet. Die Subsumtion vieler einzelnen Fälle und Beyspiele unter die gegebnen allgemeinen Regeln und aufgestellten Maximen ist vorzüglich lehrreich und zur Verdeutlichung der behaupteten Grundsätze geschickt. So viel Durchdachtes und Wahres aber auch in den Vorschlägen, wie man in einzelnen Fällen strafen oder belohnen solle, ist: so dürfte der Vf. doch schwerlich in einigen Fällen, die der aufmerksame Leser schon selbst bemerken wird, von aller Inconsequenz frey zu sprechen seyn. Auch sind Behauptungen wie diese S. 93. Anm., dass ein sehr treues Wortgedächtniss wenigen nütze, viel zu allgemein und unbestimmt ausgedrückt.

Hof, b. Grau: *Nützlicher Stoff zur Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens* an sinnlichen und moralischen Gegenständen, mit Sprach-, Les- (Lese-) und Schreibeübungen verbunden. Aeltern, Lehrern und Kindern gewidmet, von *Joh. Siegmund Klinger.* 1799. 1 Bog. u. 312 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Verstandesübungen, oder erste Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit u. s. w. *Drittes Bändchen.*

Nichts weiter, als wörtliche Compilationen aus *Zerrenner's* deutschem Schulfreunde XVI. Bändchen S. 86 ff., aus *Thieme's* und *Rochow's* Kinderfreunde, *Junker's* Handbuche, *Seiler's* Lesebuche und andern bekannten Büchern. Und eine solche gelehrte Tagelöhnerarbeit konnte Hr. K. dem Könige von Preussen dediciren?

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Pressburg*, b. Weber: Dr. *Zach. Gottl. Hesla's von Rassynya*, praktisch. Arztes zu Presburg u. der helvetisch. Gesellsch. corresp. Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied, *gekrönte Preisschrift über die Verbesserung der k. k. Feldapotheken und des Studienwesens an der Josephsakademie zu Wien.* 1795. 116 S. gr. 8. — Der Vf. ist schon aus seinem *kritischen Commentar über die österreichische Provincialpharmacopoen, Presb.* 1785 als kenntnissreicher und scharfer Kritiker des Arzeneyvorraths bekannt, und die vor uns liegende Schrift hat unter den 41 eingelaufenen Abhandlungen über die von S. M. dem Kaiser 1794 aufgegebnen 5 Preisfragen den vierten Preis erhalten; gewiss verdient sie also bey allen, welchen die Verbesserung des Apothekerwesens am Herzen liegt, sehr viele Aufmerksamkeit. Eine umständliche Anzeige käme jetzt zu spät, also nur einige Züge von dem Geist der Schrift. Bey der Auswahl der Arzneyen hat sich der Vf. von keiner Autorität leiten lassen, weil er glaubt, dass Autoritäten, als individuelle Erfahrungen und subjective Ueberzeugungen, kein Beweis sind, und weil, wenn Autoritäten den Beweis führen, alles wahr und alles falsch wird. Bey einer Feldapotheke müsse die Rücksicht durchaus wegfallen, die im Rufe stehenden, aber noch nicht sattsam erprobten, Arzeneyen, der fernern Versuche wegen, noch beyzubehalten, und einige unschuldige Arzeneymittel des Volksglaubens wegen zu dulden, worauf man bey der Abfassung eines Landesdispensatoriums Bedacht nehme. Für *entbehrliche* Arzeneyen in einem Feldmedicamenten-Catalog erklärt unser Vf.: 1) alle unwirksamen; 2) alle, deren intensive oder eigenthümliche Wirksamkeit an sich unbestimmt ist, oder es während dem Aufbewahren oder in vorräthigen Zusammensetzungen wird; 3) deren Wirksamkeit durch gleich- oder intensiver wirkende inländische oder wohlfeilere, oder 4) durch gleichwirkende und eben so wohlfeile und noch den Raum zum Aufbewahren und Transportiren ersparende ersetzt werden kann; 5) theuere Arzeneyen, deren Wirksamkeit durch wohlfeilere, vermittelst Erhöhung der Dosis und Veränderung der Form, leicht erreichbar ist, und 6) solche, welche bey schon vorhandenen gleichwirkenden sich nicht gut mit dem Eigenthümlichen der militarischen Verfassung vertragen. Es mag interessant seyn, zu wissen: welche von unserm Vf. für *entbehrlich* erklärte Arzeneyen, nacher doch in die *Pharmacopoea austriaco-castrensis, Viennae* 1795. aufgenommen, und welche, die unser Vf. *beybehalten* oder *aufgenommen* wissen wollte, daraus ausgeschlossen worden sind: zu den *ersten* gehören: *antimonium alcoholisatum, cortex simarubae, herba gratiolae, herb. malvae vulgaris, limatura martis ppt. oleum destillatum anisi, radix angelicae sativae, Cardamae, calami aromatici, cichorei, roob. juniperi, semen foeniculi;* und zu den *zweyten bolus alba, butyrum antimonii, essentia castorei u. myrrhae, flores flamulae jovis, globi martiales, gum. euphorbii, hb. majoranae et rutae, kermes minerale, radix filicis, semen carvi, terra catechu, vitriolum de cupro, acetum antisepticum, empl. cicutae, mercuriale, saponatum, essentiae absynthii compos., masliches compos., balsam. Arcaei, unguent Jasseri, aethiops martialis, flores zinci, Jaba pechurim, fel tauri inspissatum, gallae turicae, liquor Bellosti, mercur. solub., turiones pini.* Des Vfs. Beantwortung, die Verbesserung des Studienwesens in der Josephs-Akademie betreffend, ist sehr allgemein abgefasst, enthält zwar sehr viele gute Winke, die aber nicht hinreichend individualisirt sind, welches auch nur von einem Wiener Arzt erwartet werden konnte. Die *Beylage* (S. 79—116.) *zu der Preisantwort* enthält eine Uebersicht des durch die Preisschrift des Vfs. entstandenen selectiven Verzeichnisses von Arzeneyen und der Verwandtschaft ihrer Wirksamkeit, er hat darin die nach seiner Meynung beyzubehaltenden Mittel nach den Classen der allgemeinen sowohl innerlichen als äusserlichen Heilkunde rubricirt, und sucht dadurch zu beweisen, dass der militärische Arzt und Wundarzt mit seinem Feldmedicamenten-Catalog auskommen könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Ueber die beträchtlichen Vortheile, welche alle Nationen des jetzigen Zeitalters aus der Kenntniss und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bey den Alten ziehen können.* Zwey Preisschriften von *Dietr. Tiedemann* Fürst. Hess. Hofrath u. s. w. und D. *Jenisch* in Berlin. Herausgegeben von der Königl. Preussischen Akademie der Wissensch. 1798. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Frage, welche die Akademie für 1797 wiederholte: *In welchen Wissenschaften und in welchen Theilen derselben können, ungeachtet der Erweiterung und Berichtigung aller Wissenschaften in den neueren Zeiten, dennoch die neueren Nationen von der Kenntniss und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bey den alten Nationen Vortheile ziehen? Und worin bestehen diese Vortheile?* war in der That einer gründlichen Untersuchung werth. Da alle unsere wissenschaftlichen Kenntnisse sich ursprünglich von den Griechen und Römern herschreiben, so ist der Zusammenhang zwischen unserer Literatur und der griechisch-römischen einleuchtend; aber dadurch ist noch nicht entschieden, ob auch noch jetzt, nachdem in einem Zeitraume von ein paar tausend Jahren der Umfang des menschlichen Wissens so sehr erweitert worden, und die wissenschaftliche Behandlung in allen Zweigen desselben einen ganz verschiedenen Gang genommen, zum Theil auch einen grossen Vorsprung gewonnen hat, die Kenntniss des wissenschaftlichen Zustandes des Mutterlandes unserer Literatur, Vortheile für die Wissenschaften habe. Das läst sich jedoch zum voraus bestimmen, dass die Untersuchung dieser Frage, vorausgesetzt, dass sie gründlich ist, selbst nicht ohne Gewinn seyn kann, indem sie entweder Mittel zur Vervollkommnung der Wissenschaften entdecken, oder vergebliche Bemühungen auf einem unbrauchbar gewordenen Wege verhüten muss. Dieser Gegenstand ist zwar schon vielfältig behandelt, aber, zumal in dieser speciellen Hinsicht, noch bey weitem nicht erschöpft: welches um so weniger befremdet, wenn man bedenkt, welcher Umfang von Gelehrsamkeit, welcher tiefe Blick, welche scharfe und eindringende Beurtheilungskraft dazu erfoderlich ist. Alle diese Umstände zusammengenommen rechtfertigen die Akademie, dass sie einen so vielseitigen Gegenstand zu einer Preisfrage wählte. Nur wäre noch zu wünschen gewesen, dass die Frage noch etwas genauer, bestimmt, und z. B. angegeben wäre, welche alte Nationen, und ob Wissenschaften im engern oder weitern Sinne gemeynt seyen. Daher darf es auch nicht befremden, wenn die beiden berühmten Gelehrten, deren Beantwortungen gekrönt worden, sie in einem etwas verschiedenen Sinne nehmen. Hr. T. schränkt die Beantwortung auf die Wissenschaften im engern Sinne, vorzüglich Philosophie, Mathematik und Naturgeschichte ein, Hr. J. dehnt sie auf die Wissenschaften in weiterm Sinne aus; dieser versteht unter alten Nationen, Griechen und Römer, jener schliesst auch mit die Araber ein.

Hr. T. fängt seine Abhandlung mit der nähern Bestimmung der Frage an; er erklärt, was hier unter den alten Völkern, den Wissenschaften könne verstanden seyn, und worin die Vortheile einer Wissenschaft bestehen. Ueber den letzten Punct hat er uns gar nicht befriediget, wenn er den einzigen Gewinn einer Wissenschaft in Zusätzen suchet, gleich als wenn hier von einem blossen Aggregat von Begriffen und Sätzen die Rede wäre, oder als wenn die Theile der Philosophie, auf welche er sich vorzüglich einlässt, schon als Wissenschaften gegeben wären, zu denen sich hier und da noch etwas zufügen liesse. Das, worin das Wesen einer Wissenschaft besteht, ist ganz übersehen worden. Der Vf. fragt, ob diese Zusätze Wahrheiten seyn müssen, oder auch Irrthümer seyn können, und behauptet, da, die Mathematik und Logik ausgenommen, in den übrigen Theilen der Philosophie die Frage: was ist Wahrheit? noch lange nicht entschieden sey, so könne die Wahrheit kein Maassstab zur Bestimmung der Vortheile einer Wissenschaft seyn, sondern nur Wahrscheinlichkeit, „und es wären demnach diejenigen Zusätze der Wissenschaften zu den Vortheilen derselben zu rechnen, *die einen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, und mithin nicht zu den offenbaren Ungereimtheiten und Albernheiten gehören; ausführlicher, solche Zusätze, die mit blendenden, sehr annehmlichen Gründen unterstützt werden, und die von den Kennern und Pflegern derselben als sehr annehmlich, schwer zu widerlegen und mit grossem Anstrich von Bündigkeit versehen anerkannt werden, die grossen Tiefsinn und ungemeinen Scharfsinn verrathen, würden als Vortheile der Wissenschaften angesehen werden müssen.* (S. 8.) Was mag sich Hr. T. unter einer Wissenschaft denken! Die Aufgabe wird nun S. 17. so bestimmt: konnen die neuern Nationen ungeachtet der Erweiterung und Berichtigung der Wissenschaften, dennoch in der Mathematik, der Philosophie und der Naturge-

geſchichte (anderer Wiſſenſchaften jetzt nicht zu gedenken) noch jetzt von der bloſsen Kenntniſs einzelner Lehren, wie auch dem Studium der Schriftſteller ſelbſt bey Griechen, Römern und Arabern, durch richtigere Beſtimmung und mehrere Aufhellung der Begriffe und Sätze, durch Entwickelung neuer Begriffe und Sätze, endlich durch Aufſtellung neuer Theorieen und Syſteme Vortheile ziehen? Und worin beſtehen dieſe Vortheile? Die erſte Frage wird ganz kurz beantwortet. Der Vf. gehet von den Sätzen aus, daſs jede noch nicht vollendete Wiſſenſchaft vervollkommnet werden kann, daſs jeder Schriftſteller von Genie die Dinge von einer eignen Seite anſiehet, und daher auch die geiſtreichen Schriftſteller der genannten Nationen etwas Eigenes in den Begriffen, Sätzen, Theorieen u. ſ. w. haben, welches noch keinesweges von den Neuern vollſtändig aufgefaſst und in das Ganze der Wiſſenſchaft aufgenommen worden; daſs alſo die Alten unerſchöpfliche Fundgruben ſind; daſs ſelbſt die bloſse factiſche Kenntniſs alter Vorſtellungsarten durch Ideenaſſociation Veranlaſſung zu neuen Erfindungen geben kann u. ſ. w. Alle dieſe Verbeſſerungsmittel würden freylich überflüſsig ſeyn, wenn wir ſchon eine genaue und vollſtändige Aufzählung aller einfachen Begriffe hätten. Denn man dürfte dann nur unterſuchen, welche Combinationen ſie zulaſſen. — Nun zeigt der Vf., wie durch die bloſse hiſtoriſche Kenntniſs der Begriffe, Sätze, Beweiſe der Alten neue Begriffe, Sätze u. ſ. w. bald durch Zuſammenſetzung, Trennung, Erweiterung, Einſchränkung u. ſ. w. können gebildet werden. In dem zweyten Theile wird von S. 30. an die Anwendung davon auf alle Theile der genannten Wiſſenſchaften ausführlich gemacht; zuerſt auf die Philoſophie. Denn „dieſe Wiſſenſchaft iſt noch am meiſten einer Berichtigung bedürftig, da ſo viele Parteyen ſich herumtummeln, die neueſten Friedensſtifter auch wieder unter ſich zerfallen, und der gewünſchte Friede noch weit entfernt iſt." In einer ſolchen Wiſſenſchaft müſſen alle von jeher aufgeſtellten Begriffe, Grundſätze und Theorieen immer von neuem durchdacht werden, weil vielleicht aus einigen überſehenen oder nicht genug beſehenen das hervorgehen kann, was alle Parteyen befriediget." So vortheilhaft dieſe hiſtoriſche Kenntniſs jedem Pfleger dieſer Wiſſenſchaft iſt, vorausgeſetzt, daſs er die Philoſophie ſelbſt für etwas beſſeres hält, als eine bloſse Rhapſodie von Meynungen, ſo iſt es doch eine eitle Hoffnung, durch ſie allein den Frieden in der Philoſophie geſtiftet zu ſehen. Bey einer etwas höhern Vorſtellung von dem, was eine Wiſſenſchaft ſeyn ſoll, und bey einer dadurch näher beſtimmten Anſicht von dem wiſſenſchaftlichen Zuſtande der Philoſophie in unſern Zeiten würde er in dieſem, ſo wie in den meiſten andern Puncten gewiſs anders über die Bedürfniſſe und die Vervollkommnungsmittel der Philoſophie als Wiſſenſchaft geurtheilt, und genau unterſchieden haben, was unmittelbarer und mittelbarer Gewinn einer Wiſſenſchaft iſt. Wenn wir aus dieſem höhern Geſichtspunct die Abhandlung des Vf. dur[ch]gehen, ſo müſſen wir geſtehen, daſs wir die ange[ge]benen Vortheile entweder für keinen Gewinn, o[der] nur für einen mittelbaren, (Bildung des Geiſtes) o[der] endlich für keinen Gewinn, der von den Neue[rn] nicht eben ſo gut als von den Alten zu erwarten [zu er]halten können. Wir können, ohne zu weitläu[fig] zu werden, nur eine kleine Probe der Behandlu[ng] geben. Bey der Theologie bemerkt er, daſs die B[e]weiſe für das Daſeyn Gottes noch nicht alle ſo [ge]führt ſind, daſs gar keine Einwendungen übrig bl[ei]ben; daſs die Neuern immer die Beweisarten von [ih]ren Vorgängern entlehnt, und ihnen mehr Bünd[ig]keit zu geben geſucht haben; es laſſe ſich nicht [be]haupten, daſs den ontologiſchen und kosmologiſch[en] Beweiſen, deren Keine bey den Alten vorkomme[n,] keine beſſere und bündigere Wendung zu geben ſe[y,] ungeachtet Kant ſie mit einem Schlage habe verni[ch]ten wollen. „Zwar glaubt man jetzt, daſs die m[ei]ſten derſelben nicht zum Ziele führen werden; a[ber] da noch alle metaphyſiſche Begriffe und Grundſät[ze] nicht völlig berichtigt, noch aus den Vorderſätz[en] alle mögliche Folgerungen gezogen ſind; ſo iſt nic[ht] mit Zuverlaſſigkeit zu entſcheiden, ob nicht noch [ei]nige zum Vorſchein kommen werden, wodurch e[in] bis hieher geringe geachteten Verſuche der Alten [ei]ne beſſere Geſtalt gewinnen mögen." — Der Geda[n]ke der Stoiker, es ſey unmöglich, daſs das bloſ[se] Ohngefähr ein regelmäſsiges Weltgebäude erzeug[e,] weil die Buchſtaben des Alphabets unter einand[er] geworfen, keine zuſammenhängende Gedankenrei[he] hervorbringen können — „iſt noch auf mehreres a[n]wendbar, und kann auch bis dahin entwickelt we[r]den, *daſs ſich aus Begriffen und durch Zuziehung me[h]rerer Erfahrungen die Unmöglichkeit einer ſolchen W[ir]kung des Ohngefährs überzeugend darlegen läſst.*" An vielen Stellen zeigt der Vf. den vortheilhaft[en] Einfluſs der Lectüre der Alten auf den menſchliche[n] Geiſt zur Entwickelung und Veranlaſſung neuer Idee[n.] Dies iſt für die Wiſſenſchaft nur ein mittelbarer Vo[r]theil, der nicht nur aus den alten, ſondern eben [ſo] gut, ja in Rückſicht auf die Vervollkommnung d[er] Wiſſenſchaften vielleicht noch beſſer, aus den neue[n] Schriftſtellern gezogen werden kann. Oft ſpricht [er] über die Vortheile nicht entſcheidend, ſondern n[ur] problematiſch, indem er es für möglich hält, da[ſs] die Ideen der Alten zur Berichtigung und Erwei[te]rung unſerer Philoſophie könnten gebraucht werde[n.] Auf dieſe Art iſt aber die Frage nicht befriedigen[d] beantwortet, denn es wäre doch ein möglicher Fa[ll,] daſs jene Vortheile nur eingebildet wären. So ſe[hr] wir übrigens den philoſophiſch - wiſſenſchaftliche[n] Geiſt in dieſer Abhandlung vermiſſen, der nur alle[in] ſichere Grundſätze und leitende Ideen für die Be[-] ſtimmung der wiſſenſchaftlichen Vortheile aus de[m] Studium der Alten hergeben kann: ſo ſehr müſſ[en] wir dem Scharfſinne und den Kenntniſſen des A[l]terthums, welche der Vf. auch hier wiederum a[n] den Tag gelegt hat, Gerechtigkeit widerfahre[n] laſſen.

H

Hr. Jenisch hat die Preisfrage aus einem viel weitern Gesichtspuncte betrachtet, und den Zusammenhang der ältern Literatur mit der neuern, den Einfluss des Studiums der griechischen und römischen Schriftsteller auf unsere Zeiten vorzüglich in pädagogischer und kosmopolitischer Hinsicht untersucht. Daher führt diese Abhandlung, welche von S. 106. bis ans Ende gehet, auch den besondern Titel: *Ueber den bisherigen Einfluss der griechischen und römischen Schriftsteller auf neu-europäische Geistesbildung und über die möglich beste Art des Studiums derselben für den Geist des Zeitalters.* Dieses ist nun freylich viel mehr, als eigentlich in der Aufgabe der Akademie liegt: indessen ist doch diese Erweiterung nicht gerade tadelswerth, da sie alle die Puncte in sich fasst, von welchen die Beantwortung jener ausgehen muss. Daher hatte der Vf. auch nicht gerade nöthig, sich in eine Erörterung des Sinnes der Frage einzulassen; denn dieser mochte seyn, welcher er wollte, so war er sicher, ihm nach seiner umfassenden Ansicht zu begegnen. Diese Ausdehnung gab dem Vf. Stoff und Gelegenheit genug, seine Talente, Einsichten und Gelehrsamkeit zu zeigen. Die Abhandlung enthält eine Menge von treffenden und scharfsinnigen Bemerkungen über den Geist der alten und neuen Literatur, über die Bedürfnisse unsers Zeitalters in Rücksicht auf Geistesbildung; sie ist mit einem gewissen Feuer geschrieben, welches den Leser zur Theilnahme hinreisst. Nur ist dieses Feuer noch zu unruhig, es treibt Gedanken heraus, ehe sie noch völlig gereift sind, und verhindert zuweilen die Consistenz und planvolle Aneinanderreihung derselben; daher mehrere Wiederholungen, öftere Verweisungen auf folgende Einschränkungen einer Behauptung. Anstatt des künstlichen, verschlungenen Plans, würden wir lieber den natürlichen vorgezogen haben, dass nach genauer und strenger Erwägung des Geistes und der eigenthümlichen Vorzüge und Mängel sowohl der ältern als der neuern Literatur daraus die Hauptpuncte zur Beantwortung der Frage wären entwickelt worden.

Hr. Jenisch geht von der Schilderung des wohlthätigen Einflusses der alten Literatur zu den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften aus, untersucht dann die Nachtheile, welche das ausschliessende Studium der alten Sprachen für die Bildung der europäischen, für die schnellere Verbreitung der Cultur und die Fortschritte des menschlichen Geistes in den Wissenschaften hatte. Die Betrachtung der Schicksale der schönen Künste in Frankreich führt ihn auf *Perraults* Streit über den Vorzug der Alten und Neuern, den er mit Recht als eine Folge der Fortschreitung des menschlichen Geistes ansiehet. Dieses macht nur die Einleitung zur Abhandlung aus, in welcher der Vf. folgende Puncte erörtert. 1) In welchem Zustande befinden sich die Künste und Wissenschaften in unsern Tagen in Verhältniss gegen die Literatur der Alten? Die neuere Literatur ist von der alten ausgegangen; diese macht noch immer gewissermassen die Grundlage jener aus, wie schon aus der Terminologie jeder Wissenschaft erhellt. Demungeachtet ist die Kenntniss der griechischen und lateinischen Sprache dem reinen Denker, Mathematiker, Physiker, Chemiker, Naturgeschichtschreiber, (im Allgemeinen, nicht für besondere Zwecke) entbehrlicher. S. 149. „In allen philosophischen Werken der Griechen und Römer sucht man schlechterdings vergebens nach einer vollständigen Theorie einer Moral, Aesthetik, Staatsverfassung, oder irgend einer Kunst und Wissenschaft; vergebens nach der gründlichen Erschöpfung auch nur irgend eines philosophischen, moralischen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Begriffs. — Ueberall gleichsam nur Bruchstück und Rhapsodie. Und so wie der berühmte und scharfsinnige Balzac von des französischen Dichters Ronsard Werken urtheilt. *Ce sont plutôt les commencemens d'un poëme qu'un poëme même:* so könnte man von allen philosophischen Werken der Alten sagen: *ce sont plutôt les commencemens d'une philosophie que la philosophie même.* 2) Die neueuropäische Literatur ist eben so fruchtbar, oder noch fruchtbarer an Originalwerken, als die alte. Eine ausführliche Parallele der alten und neuen Originalwerke nach allen Classen, und Bestimmung der Eigenthümlichkeiten der Neuern, wohin der Vf. rechnet eine feinere Prose, feinere Gattung des Komischen, systematische Theorieen der menschlichen Erkenntniss, und streng wissenschaftliches Denken, philosophische Geschichte der Kunst, des Geschmacks, der Wissenschaften, Staaten und Nationen, Empfindsamkeit in der Dichtkunst, Milde und Feinheit der Moral, Weltbürgersinn in der Gesetzgebung und in der Beurtheilung fremder Völker, Adel und Erhabenheit in der Religion, Gewandtheit und Geselligkeit im gesellschaftlichen Umgange. Vergleichung der ältern und neuern Beredsamkeit. 3) Der Kreis des Wissenswürdigen und Nothwendigen hat sich in unsern Tagen in Vergleich mit den intellectuellen Bedürfnissen der Alten ungeheuer erweitert, und erweitert sich noch immer ins Unendliche. Daher ist es für diejenigen, welche sich dem praktischen Leben widmen, heilsamer, sie mit einer Art von Encyklopädie der Wissenschaften, als mit der alten Literatur zu beschäftigen, und es ist Pflicht aller Erzieher und Bildner der Menschheit, das Studium der alten Sprachen und Geisteswerke immer entbehrlicher zu machen, zumal da die Erlernung der alten todten Sprachen weit schwerer ist als der lebendigen. Zur Cultur für Wahrheit, Geschmack und Sittlichkeit können wir der Alten entbehren, und höchstens Uebersetzungen ihrer Werke neben den neuern classischen sind zu diesem Zweck hinreichend. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehet der Vf. zu der Frage über: 4) Inwiefern und in welchen Rücksichten müssen die Schriftsteller der Griechen und Römer als wesentlicher Theil des Studiums desjenigen angesehen werden, dem intellectuelle Cultur eigentlicher Zweck ist, also des künftigen Gelehrten, des genialischen oder gemeinnützigen Schrift-

Schriftstellers, des Bildners der Menschheit. Hier sind doch mehrere Rücksichten vereiniget, die wohl noch genauer hätten getrennt werden sollen. Und da der Vf. die Entwickelung edeler vollkommener Menschheit und ihrer intellectuellen und moralischen Anlagen als den letzten und höchsten Zweck aller Bildung und Cultur betrachtet, so verfällt er unvermerkt in eine Inconsequenz, indem er bey Nr. 3. die Entbehrlichkeit, hier aber die Unentbehrlichkeit des Studiums der alten Classiker zu diesem Zweck zeigen will. Die Entscheidungsgründe des Vf. sind folgende. Die musterhafte Methode der Alten in Entwickelung und Darstellung der Wahrheiten; der unvergleichbare Grad der Gewandheit, der Eleganz und des Nachdrucks der griechischen und römischen Sprache; die Meisterwerke der griechischen und römischen Dichtkunst und Prose übertreffen an untadelhafter Reinheit des Geschmacks den grösten Theil der vortrefflichsten Werke der Neuern; Einfalt, Wahrheit und ächte Kunstdarstellung sind als eigenthümlicher Charakter den Meisterwerken der Alten eingeprägt, und diese sind eben deswegen für die Bildung des reinen und classischen Geschmacks und für die ästhetische Leitung des Genies weit mehr als die Schriftsteller der Neuern anzupreisen; die Darstellung der Griechen und Römer besonders die prosaische ist überall praktisch und sinnlich schön; dagegen die Darstellung der neuern Schriftsteller etwas spekulativ spitzfündiges und trocken-abgezogenes hat; hierbey eine kleine Digression über den Mangel des Patriotismus und Gemeingeistes der deutschen Schriftsteller; der in den Geisteswerken der Alten herrschende Geist des Ernstes und der moralischen Weisheit; die eigenthümliche moralische Ascetik als Charakter ihrer praktischen Philosophen und prosaischen Schriftsteller; die Ehrfurcht gebietende Würde des Alterthums. Zuletzt folgen noch einige Ideen und Winke für Gelehrte, Antiquare und Philologen zur Hervorziehung und Bearbeitung des Stoffes, welcher in den Alten zur Berichtigung der Wissenschaften in weiterer Bedeutung liegt. Aus diesergedrängten Inhaltsanzeige wird der Leser schon von selbst schliessen, dass Hr. *J.* zwar sehr viel wahres und zweckmässiges über die Frage gesagt hat; dass aber doch nicht alles, vorzüglich in Beziehung auf strenge Wissenschaften, erschöpft ist; dass seine Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der alten und neuen Literatur noch mancher Berichtigung und schärferer Unterscheidung bedürfen.

Der Stil in der ersten Abhandlung ist correct und plan, in der zweyten aber weit gebildeter und voll lebendiger Kraft.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, in der königl. Realbuchhandlung: *Materialien und Actenstücke zur Geschichte des hiesigen königlichen kurmärkischen Landschul-Lehrer und Küster-Seminariums, während des letztverflossenen Jahrzehends, und sonderlich der Jahre* 1796 und 1797, mit beygemischten Anmerkungen des Herausgebers. Womit zur öffentlichen Prüfung — einladet (21 Nov. — 1797.) *Friedrich Herzberg*, Inspector des Semin. und zweyter evangel. luth. Prediger bey der Dreyfaltigkeitskirche. 40 S. 8. (3 gr.) Der würdige Vf. dieser Einladungsschrift ist unsern Lesern auch schon von der vortheilhaften Seite bekannt, dass er sich unablässig Mühe giebt, den armen, so schlechtbesoldeten Landschullehrern ein sorgenfreyeres Leben zu verschaffen. Schon im J. 1796 that er deshalb in einer Einladungsschrift einige Vorschläge, welche zwar Sensation erweckten, weil sie mit einer wahren Darstellung der schlechten Lage der Schulmeister begleitet waren; allein ohne Erfolg blieben, weil der Finanzertrag von den guten Folgen seiner Vorschläge sich nicht in Zahlen darstellen liess, und der gemeine Cameralist und Financier nur für baaren Zahlwerth, nicht für moralischen Gewinn Sinn hat. Inzwischen hat dies Misslingen den rastlosen Vf. nicht abgeschreckt. Mit Recht macht er jetzt die Actenstücke bekannt, welche zu dieser Sache gehören. Sie bestehen 1) in einem Schreiben um Unterstützung an den König Friedrich Wilhelm II, nebst 2) der Antwort des Oberschulcollegiums, worin nur im Allgemeinen die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten berührt werden, mit einer Belobung der Thätigkeit des Vf. 3) Viel herzlicher und theilnehmender war das Antwortschreiben des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Friedrich Wilhelm III. In einer Anmerkung sucht der Vf. die Schwierigkeiten, die das Oberschulcollegium etwa gemeynt haben möchte, aufzufinden, und zu beleuchten. Das Landschullehrer-Seminarium ward 1748 anfangs nur als ein Privatinstitut errichtet, dessen Kreis sich 1753 zunächst für die Kurmark erweiterte, und 1772, von dem Minister von Zedlitz eine ausführliche Instruction erhielt, die nie gedruckt erschien. Für die Zöglinge liess der Vf. 1794 als Einladungsschrift eine aus den vorhandnen Gesetzen gezogene Instruction abdrucken. Der Fonds der Anstalt beläuft sich nur auf 1650 Rthlr. wovon 1000 Rthlr. König Friedrich Wilhelm II, das übrige König Friedrich II. hergab. Daher müssen sich die meisten Präparanden zum Nachtheil ihrer Ausbildung durch Nebenarbeiten ihre Subsistenz verdienen; denn Lehrerbesoldungen, Beneficien, Prämien, Heizung, Licht, Miethe etc. müssen aus diesem Fonds bestritten werden. Die Zahl der Zöglinge, die jährlich in dieser Anstalt unterrichtet werden, beläuft sich auf 50 bis 60, von denen im Durchschnitte jährlich 40 Versorgung erhalten. Einige von den ehemaligen Zöglingen sind auch als Schul- und Kinderschriftsteller bekannt, als Wilberg in der Bauerschaft Hamm bey Bochum in Westphalen. Im Jahre 1797 gewann die Anstalt von 370 Pfund Cocons ungefähr 37 Pfund reine Seide.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Januar 1799.

PHILOSOPHIE.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie*, herausgegeben von *Ge. Gust. Fülleborn. Neuntes Stück.* 1798. 188 S. 8. (14 gr.)

Diese schätzbare Sammlung von Beyträgen zur Geschichte der Philosophie hat sich bisher meistens blofs durch die Thätigkeit des Herausgebers in ihrem verdienten Beyfalle erhalten; nur in den ersten Stücken hatten einige andere Gelehrte Antheil daran genommen. Mit diesem neunten Stücke scheint eine neue Periode dieser Schrift anzugehen, indem auf einmal zwey fremde Beyträge von geachteten Schriftstellern erscheinen, welche den gröfsten Raum einnehmen. Wir wünschen zum Besten der Wissenschaft, dafs sich noch mehrere an den Herausgeber anschliessen, und durch Mannichfaltigkeit der Bearbeitung und Einkleidung diesen Beyträgen noch mehr Werth und Interesse ertheilen mögen. 1) *Timaeus der Lokrier von der Weltseele* S. 1—58. Hr. *Bardili*, der Vf. dieses Aufsatzes, welches aus Versehen nicht angezeigt worden ist, giebt uns hier eine Uebersetzung der genannten Schrift, welche sich durch ihre Deutlichkeit und Correctheit empfiehlt. So weit wir sie mit dem Original verglichen haben, ist der Sinn gut getroffen. S. 4. können wir in der Erklärung einer Stelle dem Vf., der Schulthess folgt, nicht beytreten. Es heisst nämlich: weil nun das *alte besser als das neue, und das geordnete besser, als das ungeordnete:* so fand Gott nach seiner Güte für nöthig — die Materie in Ordnung zu bringen. Ueber den Sinn der ersten Worte erklärt sich der Vf. der Schrift selbst weiter unten S. 9. der Uebersetzung. „Sie, (die Weltseele) bekam, wie wir behaupten, ihre Einrichtung nicht erst nach dem Körper, sondern schon vor demselbigen; denn das Vorzüglichere gehet dem Geringern sowohl in der Kraft als in der Zeit seiner Entstehung voran." Die Erklärung des Hn. Schulthess ist daher zwar scharfsinnig aber nicht passend, wenn er sagt: durch die blinde Bewegung der Materie ward immer Neues, das keinen Bestand hatte. — Das gefiel Gott nicht, (alt werden, d. h. Bestand haben, schien ihm besser, als sich immer regellos erneuern.) Die allgemeinen Betrachtungen über den Lokrier enthalten treffende Erläuterung und Würdigung der in dieser Schrift enthaltenen Philosopheme. Der Lokrier kennt nur zwey Ursachen der Dinge, den Verstand und die Nothwendigkeit. Der Verstand bringt das hervor, worin Plan und Absicht ist. Die Nothwendigkeit (ἀνάγκη) bringt das hervor, was sich bey allem guten Willen Gottes nicht ändern liess, sondern gewaltsamer Weise durch körperliche Kräfte bewirkt wird. Mit Recht findet es der Vf. unerklärbar, wie man hier die Lehre von der Trinität finden konnte, wenn man blofs bey dem Texte des Lokriers stehen bleibt. Nur dem Plato hat er es zu verdanken, dafs er zum Erfinder, wenigstens zum ersten Herolde eines so wichtigen Geheimnisses gemacht wurde. Da bekanntlich im Plato die Kirchenväter eine Art von Dreyeinigkeit suchten und fanden, und der Timäus des Plato offenbar die Gedanken des Lokriers blofs weiter ausführt, so schloss man, der Lokrier ist unfehlbar der erste Kanal, aus welchem auch diese grosse Wahrheit abfloss, zumal da sich einige seiner Ausdrücke zu Gunsten der Hypothese verdrehen liessen. Dies führt den Vf. zu einer scharfsinnigen Beleuchtung der Platonischen vermeyntlichen Trinität, welche er in seinen Epochen nur kurz berühren konnte. Der Vf. nimmt noch, wie in seiner ältern Schrift, an, dafs die Schrift des Timäus ächt sey, und dafs Plato in seinem Timäus die Gedanken des Lokriers blofs weiter ausführe. Wir hätten gewünscht, dafs er auf die Gründe derjenigen, welche nach der Zeit das Gegentheil zu beweisen gesucht haben, Rücksicht genommen hätte, da sie nach dem Urtheil mehrerer competenten Richter, wo nicht für entscheidend, doch wenigstens der Prüfung würdig anzusehen sind. 2) *Ueber die Sagen von Hermotimos aus Klazomenä. Ein kritischer Versuch vom Prof. Carus in Leipzig.* S. 58—147. Diese Abhandlung kann als Muster kritischer Untersuchungen betrachtet werden. Hatte Hr. *C.* schon in seiner Abhandlung *de fontibus cosmo-theologiae Anaxagoreae* eine ungemeine Belesenheit, einen umfassenden und tief eindringenden Forschungsgeist und Scharfsinn bewiesen, so zeigen sich diese Talente in Verbindung mit einer glücklichen Combinationsgabe hier noch in einem weit höhern Grade bey einer ungleich schwierigern Materie. Gleich dem Anaxagorischen νοῦς scheidet und ordnet er die rohen unzusammenhängenden Sagen von dem Klazomenier Hermotimus, und bringt in eine dunkle Region, wo man vorher nur blindlings herumtappte, Licht, dafs man nun freyer um sich blicken kann. Vorzüglich ist die kritische Kunst in der Sichtung der Zeugen und Abwägung ihres historischen Werths, in ihrer Zusammenstellung zum Ueberblick und in Herleitung der in ihnen liegenden Resultate zu rühmen. Wir können hier, ohne zu weitläuftig zu werden, nur das

das Refultat der ganzen Unterfuchung herfetzen; aber auch diefes wird unfer Urtheil beftatigen, noch mehr aber zur Lectüre der Abhandlung felbft reizen. Zuerft ftellt der Vf. alle Zeugniffe vom Hermotimus in chronologifcher Ordnung zufammen, und knüpft fogleich daran einige fcharffinnige Bemerkungen, dafs nämlich des Hermotimus fo fpät Erwähnung gefchieht; dafs alle vorhandenen Nachrichten nicht nur gering an Zahl und Umfange, fondern auch hochft arm und dürftig an Inhalt und faft nur wiederholend find; dafs alle Schriftfteller, welche feine Lehren und Entdeckungen berühren, feine ausgezeichnete Lebensweife und ungewöhnlichen Handlungen übergehen, hingegen diejenigen, welche von den letzten reden, die erften nicht erwähnen; dafs feit Ariftoteles fechftehalb Jahrhunderte hindurch ein gänzliches Stillfchweigen über feine Dogmen herrfcht. Zuletzt kommt in Anfehung auf die letzten alles auf die einzige Stelle des Ariftoteles Metaphyficor. 1, c. 3. an, durch deren nähere Beleuchtung Hr. C. aber mit völliger Gewifsheit bewiefen hat, dafs Ariftoteles nicht aus hiftorifchen Urkunden fondern nur nach unzuverläffigen Sagen von feinen Lehren fpricht. Daher weifs auch Ariftoteles nichts Beftimmtes von dem Eigenthümlichen des Hermotimus anzugeben. Doch fetzt der Vf. hinzu, kann man aus dem Zufammenhange fchliefsen, dafs man glaubte, er habe 1) eine *Urfache der Bewegung der Materie;* 2) eben diefe zugleich als *Urfache einer gewiffen Naturordnung* und geregelten Einrlebtung der Welt; 3) wahrfcheinlich auch als eine thätige *Urfache des Lebens* geahndet oder auch deutlich gedacht. Alfo höchftens auf die Annahme einer Weltfeele führt uns Ariftoteles Erwähnung, und Hermotimus ftünde alfo weit unter Anaxagoras. — Wäre auch der Vf. hierbey ftehen geblieben, fo verdankten wir ihm doch wieder einen ficher ausgemachten Punct in der Gefchichte der Philofophie. Er gehet aber noch weiter, er fucht den Entftehungsgrund diefer Sage, das Zeitalter diefes immer noch räthfelhaften Mannes zu beftimmen, und findet die Data zu diefer Unterfuchung, welche beym erften Anblick als ein wahres Wageftück erfcheint, in dem andern Sagenkreis von den fonderbaren Lebensumftänden des Hermotimus. Das Land, in welchem diefe Sagen fpäterhin wieder zum Vorfchein kamen, (Italien und Afrika) und felbft der Inhalt derfelben, das periodifche Entfchweben des Geiftes führet natürlich auf den Glauben von Seelenwanderung, und diefe fo mannichfaltig geftaltete Hypothefe auf Pythagoras, und felbft noch über diefen auf Pherecydes hinaus. Merkwürdig ift, dafs in den Sagen von den Seelenreifen des Pythagoras, welche der Vf. S. 114 feq. mit hiftorifcher Kritik beleuchtet, gerade auch ein Hermotimus eine Hauptrolle fpielt, an deffen Stelle aber der Scholiaft des Apollonius einen unbekannten ἄλλον τινα anführt; diefen Umftand, nebft noch mehrern, die diefe Sagen enthalten, benutzt der Vf. fehr gut, den gemeinfchaftlichen Urfprung der Sagen von unferm Hermotimus und des Pythagoras Seelenwanderungen zu fuchen. Da Pherecydes in dem Scholion zu Apollonius Rhodius Argon. 1. 645. fagt: Aethalides habe vom Hermes die Gabe erhalten, dafs feine Seele abwechfelnd in dem Hades und auf der Oberwelt fich aufhielt, und Apollonius felbft hinzufetzt, feine Seele habe kein Vergeffen überfchlichen: fo wird man fich um fo weniger wundern, dafs man an einen bekannten und bedeutenden Namen (Günstling des Hermes) ein altes in dunkeln Ueberlieferungen erhaltenes Factum reihte. Kurz der Vf. fucht durch diefe Combination wahrfcheinlich zu machen, dafs Hermotimus noch über den Pherecydes hinaus zu rücken fey. (Der Vf. hätte noch hinzufetzen können, dafs Pythagoras ohne Zweifel Namen von lauter zu jener Zeit bekannten und berühmten Menfchen werde gewählt haben.) Zuletzt fucht der Vf. noch aus den Sagen-Trümmern folgende eigenthümliche Behauptungen des Hermotimus herauszulefen: 1) Die Urfache der Bewegung und des Lebens des Körpers ift die Seele, die ihn einer dumpfen, ftarren Ruhe Preis giebt, wenn fie fich von ihm entfernt, den trägen Stoff aber wieder belebt, wenn fie in ihn zurückkehrt. 2) Die Seele vermag die Folge und den regelmäfsigen Gang phyfifcher Veränderungen zu ahnen und aus einem höhern Standpuncte voraus zu beftimmen. 3) Die Seele hat die Kraft, fich über den Körper zu erheben, aufser und ohne ihn Anfchauungen und Gehörfenfationen zu erhalten und fich ihrer bewufst zu werden. Darf man diefe in einem weitern Sinne und mehr im Grofsen faffen, und ftatt des Körpers — die Körperwelt denken, fo finden wir die oben aus dem Ariftoteles für Hermotimus ausgezogenen Sätze auch hier wieder. Vielleicht lafst fich aber auch noch aus dem Umftande, dafs feine Seele nach des Plinius Darftellung wieder in den Körper, wie in ihre Scheide zurückkehrte, die Folgerung ziehen, er habe der Welt eine Art von Seele gegeben. Er würde fich dann nicht weit von den Joniern entfernen und das Mittelglied zwifchen diefen und dem Anaxagoras ausmachen. Diefes ift der Inhalt einer fehr gedankenvollen und mit zweckmäfsiger Gelehrfamkeit ausgezierten Abhandlung. Man würde ungerecht gegen den Vf. feyn, wenn man, ohne die beiden Hauptfätze feiner Abhandlung zu unterfcheiden, von beiden einen gleichen Grad von Gewifsheit fodern follte. Der erfte, dafs Ariftoteles in der angeführten Stelle vom Hermotimus nur nach dunkeln Ueberlieferungen rede, beruhet auf einer gründlichen Erörterung derfelben, welcher kaum Jemand feine Beyftimmung verfagen wird. Der zweyte, dafs Hermotimus weit über Anaxagoras, felbft über Pythagoras hinaus zu fetzen fey, fcheint uns bey aller Aehnlichkeit und bey allem Zufammentreffen fo mannichfaltiger Umftände, welche die glückliche Combinationsgabe des Vfs. ausgemittelt hat, noch weit von dem Grade der Evidenz entfernt zu feyn, dafs wir ihn auch nur unter die hiftorifchen Wahrfcheinlichkeiten zählen möchten. Alles beruht auf

de

der Identität des Hermotimus, von dem Aristoteles, und desjenigen, von welchem die andern Schriftsteller sprechen, die aber doch nur vorausgesetzt wird. Warum sollte es nicht denkbar seyn, dass es zwey verschiedene Personen dieses Namens waren? Vielleicht hatten sie nicht einmal den Namen gemein. Nennt ihn doch Plutarch nicht Hermotimus sondern Hermodorus. Beide Namen konnten leicht verwechselt werden, wegen des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Beide haben nichts mit einander gemein, so wie die Schriftsteller, welche von ihnen sprechen, zwey ganz verschiedene Classen ausmachen. Der eine soll etwas gelehrt oder entdeckt haben, der andere war ein Jongleur. Aus den Seelenwanderungen des letzten gewisse Lehren abzuleiten, ist viel zu gewagt. Aber vorzüglich fällt das auf, dass *Hermotimus*, der doch das Mittelglied zwischen den Joniern und dem Anaxagoras seyn soll, gleichwohl über jene sogar hinausgerückt wird, gegen alle stufenweise Entwickelung menschlicher Dinge. — 3) *Garve über die Geschichte der Philosophie.* Eine Stelle aus dessen lateinischer Abhandlung: *de ratione scribendi historiam philosophiae.* 1768. übersetzt vom Herausgeber. Man wird diese Stelle, welche eine gedrängte Uebersicht der ganzen Geschichte der Philosophie enthält, um so mehr mit Vergnügen lesen, da jene Abhandlung so selten worden ist. 4) *Zusätze zur Geschichte der Physiognomik*, im 8 Hft. vom Herausgeber. 5) *Bruchstücke über Aristoteles Philosophie und Manier.* Aus einem grösern Werke über Aristoteles. Der Vf. derselben bemerkt ganz richtig, dass, ungeachtet der fast unzählbaren Menge von Schriften über den Aristoteles, der Commentarien, Paraphrasen, Auszüge, uns doch noch ein Werk fehlt, welches ganz eigentlich den Geist des Aristoteles, seinen philosophischen und schriftstellerischen Charakter darstellte. Ein solches Werk wird in der That eine Bereicherung unserer Literatur werden, wenn es die Frucht von einer gründlichen Kenntniss der Aristotelischen Schriften ist, und mit philosophischem Scharfsinn ausgeführt wird. Die daraus mitgetheilten Bruchstücke, welche keines Auszugs fähig sind, machen die baldige Erscheinung desselben wünschenswerth.

GESCHICHTE.

PARIS, in der Imprimerie-Librairie du Cercle-Social: *Voyage et Captivité du Citoyen Garnerin*, Ex-Commissaire de la république françoise, prisonnier d'état en Autriche. Nouvelle edition. (1797.) an 6. de la république françoise. 160 S. gr. 8. (16 gr.)

Im October 1793. wurde der Vf., der sein 25tes Jahr noch nicht zurück gelegt hatte, durch den Wohlfahrtsausschuss, als Commissair der Republik an die Nordarmee geschickt, und bald nachher durch die Oestreicher unter den Befehlen des Herzogs von York in Marchiennes gefangen. In Oudenarde suchte er zu entwischen, wurde aber durch die Treulosigkeit eines Führers den Feinden der Republik wieder in die Hände geliefert, in das Criminalgefängniss zu Oudenarde von da nach Tournay zu dem Herzoge von York gebracht, und bald nachher (den 14. Dec.), da dieser seine Winterquartiere zu Gent bezog und die Kaiserlichen Tournay besetzten, kam er aus der Engländer Hände in die Hände der Oestreicher, die ihn nach Mons führten. Von beiden wurde er, seiner Angabe nach, theils beraubt, theils sehr hart und unanständig behandelt. Die Erzählung dieser Begebenheiten, das Verhör zu Mons, welches sehr umständlich eingerückt ist, und die kurze Geschichte seines weitern Transports nach Brüssel, füllen den ersten Abschnitt.

Im 2ten erzählt der Vf. verschiedene Thatsachen aus seiner Gefangenschaft zu Brüssel, die theils ihm selbst, theils andern Personen, welche er mit Namen nennt, begegnet seyn sollen; sie sind aber zum Theil so schändlich und abscheulich, dass der menschenfreundliche und unbefangene Leser lieber die Wahrhaftigkeit des Schriftstellers bezweifeln, als unbescheinigten Erzählungen eines erbitterten Feindes Glauben beymessen würde, wenn dieser auch dessen mehr verdiente als es, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, hier der Fall ist. Rec. will nur einige Angaben ausheben. Nach S. 76. sollen von 80 bey Maubeuge gefangenen Freywilligen in kurzer Zeit 79 durch Hunger, Kälte und alle Arten über sie gehäuften Elends umgekommen seyn. *Dans les differens dépôts, ils essuyaient des vexations, des outrages et des cruautés suivant la diversité de caractère des officiers autrichiens qui y commandaient. Celui du dépôt de Ruremonde avait tous les jours l'indignité de faire laver son pot de chambre dans le tonneau rempli d'eau pour la boisson des prisonniers.* S. 87. giebt er einem mit Namen genannten, zur Auswechselung der Kriegsgefangenen beauftragten kaiserl. Obristlieutenant Schuld, dass er einen seiner Auswechselung wegen nach Frankreich geschriebenen Brief, den er ihm offen zugestellt, verfälscht habe.

Von den Oestreichern wurde der Vf. nebst vielen andern Gefangenen über Cölln, Neuwied, Heidelberg an die Donau gebracht, auf welcher sie eingeschifft und dann zu Wasser über Neuburg, Regensburg, Linz, Wien, Pressburg nach Pest transportirt wurden. Diese Wasserreise beschreibt der Vf. sehr gefährlich. Wie zuverlässig aber auch hier sein Urtheil sey, davon will Rec. nur eine Probe anführen. S. 99 sagt er: die abgestorbenen Bäume, die man häufig an den steilen Ufern der Donau finde, zeigten an, dass die Nebel dieses Flusses zuweilen pestilenzialisch seyen. Die Nachrichten über die Sterblichkeit der Gefangenen würden schrecklich seyn, wenn sie treu wären. In Linz fand sich bey der Zählung der Freywilligen, dass während des Transports dahin, die Hälfte umgekommen war; und von 4000 Gefangenen, welche von Brüssel ausmarschirten, sollen nur 1000 den Ort ihrer Bestimmung in

Ungarn erreicht haben, und von diesen wieder 300 vor Ablauf eines Monats verstorben seyn. Nach des Vfs. Erzählung wurde ihnen zuweilen mehrere Tage Brod und Stroh vorenthalten, und zwar, wie er behauptet, in der Absicht, sie zu nöthigen, zu den Fahnen des Feindes ihres Vaterlandes überzutreten. S. 97. sagt der Vf.: *Le Vampire (l'officier payeur) eut l'infamie de se venter qu'il esperait bien se rattraper sur les prisonniers, de 6000 liv. qu'il avait perdues au jeu, la veille de son départ.* Auch ihm, giebt der Vf. vor, seyen häufig Anträge geschehen, unter vortheilhaften Bedingungen in kaiserliche Dienste zu treten. S. 107. läst er es mit grofsen Buchstaben drucken, die aber freylich nicht für eine Bescheinigung gelten können, dafs von 55000. in öftreichische Gefangenschaft gekommenen, Franzosen, nur 5000 blofs und entstellt übrig geblieben, 50000 aber durch solche Behandlung in der Gefangenschaft umgekommen seyen. Hier und da wird auch eine wohlthätigere und menschlichere Behandlung gerühmt, z. B. von dem Münsterischen und Wirtembergischen Militair. Ueberhaupt will der Vf. mehr Mildthätigkeit und menschliches Gefühl bey Juden, Protestanten und Wiedertäufern, als bey den Katholiken gefunden haben. In Pest mufste er zurückbleiben, als seine Mitgefangenen weiter transportirt wurden.

In dem 3ten Abschnitte giebt der Vf. von einer gefährlichen Krankheit Nachricht, die ihn befiel; klagt über den Aufseher des Spitals, einen von ihm namentlich genannten kaiserlichen Officier, dafs er ihm 12 Louisd'ors gestohlen habe; erzählt, dafs einst 3000 zugleich in das Spital gebrachte Kranke binnen 4 Wochen bis auf 24 sämmtlich gestorben seyen. Kaum noch wieder hergestellt, wurde er in ein abgesondertes Gefängnifs gebracht, von welchem er eine schreckliche Schilderung macht. Hier mufste er 17 Monate bleiben. Gegen das Ende seiner Gefangenschaft verliebten sich 2 der schönsten Frauen in ihn, die eine wollte ihn sogar im Kerker besuchen, und schlug seinetwegen einen reichen Mann aus. Der Vf. theilt den Lesern auch seine Briefe mit, die er an diese Schönen schrieb und von der einen erhielt. Die ältere vergleicht er mit *Armiden*, die jüngere mit *Psyche*. Diese Liebesgeschichten sind wenigstens dadurch für den Leser merkwürdig, weil sie den unbegrenzten Stolz und die Selbstliebe des Vfs., von welcher die Schrift unzählige Beweise liefert, besser ins Licht setzen, und dadurch sowohl, als durch die dabey angegebenen höchst unwahrscheinlichen Umstände, seine Glaubwürdigkeit noch verdächtiger machen. Wer wird es einem solchem Schriftsteller auf sein Wort glauben, dafs man ihm in 17 Monaten nicht einmal frisches Stroh gegeben habe? Allen diesen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten drückt aber der Vf. das Siegel durch die Erzählung auf, dafs der allgemein geliebte Palatin von Ungarn, der bey einem Feuerwerke verunglückte, das Glied einer Verschwörung gewesen und deshalb aus dem Wege geräumt worden sey. *On ne fit pas conduire à l'echaffaud le Palatin d'Hongrie, frère de François II., soupçonné d'avoir trempé dans la conjuration; on trouva plus prudent de l'attirer à une fête: en lui faisant voir les aprês d'un feu d'artifice dont il etait amateur, on fit sauter un baril de poudre à côte de lui. Le malheureux Prince mourut dans des tortures horribles.* Diese eben so übel ersonnene als verlaumderische Lüge trägt an sich schon das Gepräge der Unwahrheit; und man ist berechtigt, von ihr auf die übrigen Angaben des Vfs. zurückzuschliefsen. Rec. könnte mehrere notorisch falsche Thatsachen ausheben, z. B. was er S. 105. von einer zu Wien gehaltenen *execution de plusieurs grands seigneurs, chefs des conjurés* sagt, wenn es mehrerern Beweises der Unzuverlässigkeit bedürfte. Den 1. Juny 1796 erhielt der Vf. nach einer 31 monatlichen Gefangenschaft, nachdem er in das französische Lager des Generals Moreau gebracht worden, seine Freyheit wieder. Hier schliefst der Vf. diese Geschichte mit den Worten: *C'est à ma patrie, à l'Europe et à la postérité, à juger lequel s'est acquis le plus de gloire ou de François II., vainqueur, ou de moi vaincu.* Ihr folgen einige *Pieces justificatives* und zuletzt eine Rechtfertigung von 8 Seiten wegen der bekanntlich zu Paris misglückten Luftreise des Vfs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl. Von D. Wilh. Friedr. Hufnagel. Dritter Band.* 1. Heft. 1798. 109 S. 8.

I. *Ueber die Propheten.* S. 1—49. Diese drey Bogen sind der Anfang eines zweyten Bändchens der *Schriften des A. Testaments nach ihrem Inhalt und Zweck bearbeitet, für Leser aus allen Ständen,* welche zwar vor mehr als 10 Jahren gedruckt waren, aber nicht ausgegeben wurden. Jetzt hat sie der Vf. hier einschalten lassen, und verspricht seinen Lesern die neuern Aufschlüsse über die Propheten in einzelnen Abhandlungen vorzulegen. Der Begriff eines Propheten wird so bestimmt, dafs er sey *ein Mann von ausgezeichneten Gaben des Geistes und des Herzens, ein Beobachter des Lebens, ein Vertrauter der Tugend, und durch sie ein Vertrauter der Gottheit.* Dieser Begriff wird angewendet auf die Propheten von Adam bis auf Mose, von welchem aber erst in einem der folgenden Hefte ausführlich gehandelt werden wird; denn hier ist nur der Anfang, und gleichsam die Einleitung. Die Untersuchungen des Vfs. werden ohne Zweifel viel zur Aufklärung dieser noch immer etwas dunkeln Materie von den Propheten beytragen. II. *Meine Verhältnisse.* Durch ein Versehen war im VII. Hefte des 2ten Bandes mit dem Schlufs dieser Autobiographie des Hn. Hofpr. *des Côtes* gedroht worden. Hier erhalten wir die Fortsetzung, und der Hr. Senior hat sie schon bis 1792 ausgearbeitet in seinen Händen. Er wird sie nach und nach bis auf jetzige Zeit mittheilen, und dadurch manchen Lesern gewifs eine lehrreiche Unterhaltung geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Jahrbücher der preufsischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten.* Jahrgang 1798. Erster Band. 372 S. Zweyter Band. 516 S. Dritter Band. 458 S. 8. *nebst einem Anzeiger*, und den Bildnissen des Königs, der Königinn und des Ministers von Massow. (Der Jahrgang 5 Rthlr.)

Die meisten politischen, historischen und statistischen Zeitschriften können schon darum nicht den Nutzen bringen, welchen man von solchen Instituten erwarten dürfte, weil sie die Welt, oder doch eine *grosse Menge* von Staaten, zu ihrem Gegenstande *erwählt haben*. Dadurch werden sie wenig *unterrichtend* für die Gegenwart und von sehr zweifelhafter Brauchbarkeit für die Nachwelt. Zeitschriften, welche nur auf eine Provinz oder auf einen noch engern Kreis ihr Augenmerk richten, können freylich auch ausser diesem auf eine dankbare Aufnahme rechnen, da schon aus Europa und den übrigen Welttheilen, in sofern sie mit diesen in Verbindung stehen, ein grosses Ganze geworden ist. Nur würde es selbst der Meisterhand des historischen Genies bey manchen Gegenständen unmöglich seyn, den Zusammenhang bemerkbar zu machen, wodurch sie aufhören, eine *unbedeutende* Kleinigkeit zu heissen. Die Gruppe von Ländern aber, welche den preussischen Staat ausmachen, nach ihrer ganzen Individualität beleuchten, ist wegen ihres nicht zu weitläuftigen Umfanges und wegen ihrer grossen Wichtigkeit für die Weltangelegenheiten ein Geschäft, unter welchem *man nicht erliegen muss*, und welches die ganze *Aufmerksamkeit unsers* Zeitalters erregen kann. *Begeisternd wird es* für den Patrioten, tröstend für jeden denkenden Menschen, gleich unterrichtend für die Gegenwart und die Zukunft seyn. Es zu beginnen, rieth kein Zeitpunkt kräftiger an, als die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten, und wenn es unter *ihr* nicht mit einiger Vollkommenheit ununterbrochen *fortgesetzt* werden könnte; so wäre dies ein *übles Zeichen* entweder für die Herausgeber dieser Jahrbücher, oder für den Geist der Unterthanen der preussischen Monarchie. Zum Glück wird man durch die ersten Bände dieser Zeitschrift keinesweges zu einer solchen Furcht von Seiten der Herausgeber berechtigt. Der Plan umfasst das Civil, zweytens das Militär, ferner die Finanzen, und als Unterabtheilungen derselben Handel und Fabriken, Ackerbau und Landescultur, dann viertens Literatur und schöne Kunst, endlich Sitten und Lebensart in der preussischen Monarchie. Die zweyte Abtheilung des Planes begreift die auswärtigen Verhältnisse; dem Könige und seinem erhabenen Hause ist eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Zu diesem Gemälde von der Gegenwart sollen Erinnerungen aus der Vorzeit der Länder der preussischen Monarchie und des regierenden Hauses kommen. Nach diesem Plane sehen wir nicht ein, was die besondere Rubrik *Neuigkeiten des Tages* noch bedeuten soll. Unter ihr wird auch *eine Reihe von charakterisirenden Schilderungen der verschiedenen Nationen, welche die preussische Monarchie umfasst, begleitet von ausgemalten Zeichnungen ihrer Nationaltrachten* versprochen. Allein dieser Beytrag würde ja der Abtheilung über die Sitten und Lebensart in der preussischen Monarchie angehören, so wie überhaupt die *ganze* Zeitschrift eigentlich nur eine Tagesgeschichte der preussischen Staaten seyn soll, mit Blicken auf die Vergangenheit. Für die schnelle Notiz von Neuigkeiten ist dies Journal ausserdem von einem reichhaltigen Anzeiger begleitet.

Zu den vorzüglichsten Geschenken, welche die Jahrbücher uns geben, gehört eine vollständige Sammlung der Cabinetsordres des Königs. Je mehr sie einen Eindruck machen, der zur Bewunderung gegen den jungen Monarchen hinreisst, desto mehr freut man sich der Gewissheit, dass man sie hier völlig unverfälscht erhalte. In einem königlichen Schreiben an den Verleger der Jahrbücher (B. I. 198.) wird demselben aufgetragen, die Cabinetsordres vor dem Abdruck dem geheimen Cabinetsrath *Mencken* mitzutheilen, *um nach dessen Anweisungen, die, bey Publication solcher Ordres, mögliche Inconvenienzien und Unrichtigkeiten vermeiden zu können.* Ein schönes Seitenstück zu diesen Ordern sind die kleinen Züge zur Charakteristik des jetztregierenden Königs, welche man hier gesammelt findet.

Unter den Aufsätzen sind besonders diejenigen gewiss einem jeden willkommen, welche die preussische Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms II beleuchten. Der *freye Ueberblick der Veränderungen in der Finanzverwaltung* unter demselben. B. I. S. 37—49. 273—86. giebt Aufschluss über verschiedene merkwürdige Erscheinungen. Die Aufhebung der Tabacksadministration und die Vergütung des Verlustes, welchen die Staatseinnahme dabey litt, durch Auflage auf das Getreide u. s. w. sind hier auf eine vortreffliche Weise gerechtfertigt. Es fanden sich bezahlte und unbezahlte Schriftsteller, die über diesen Gegenstand schrieben, den sie zum Theil nicht

nicht verstanden, zum Theil aus Parteysucht aus einem irrigen Gesichtspunkte betrachteten. Sie deducirten weitläuftig, dass man Taback höher mit Abgaben belegen könne, als Getreide, dass der erste Artikel entbehrlicher sey, als der letzte, und dergleichen Dinge mehr, die niemand bezweifelt. Aber den nachtheiligen Einfluss, den die Tabacksadministration auf die Cultur des Landes, und auf die Wohlfahrt der Pflanzer gehabt; den Druck, in welchem letzte von Seiten der Magazinaufseher, die jene in ihrer Gewalt halten, und die ihnen die Preise machten, gehalten wurden; die verhassten Visitationen und Denunciationen, die öfters Gelegenheit zur Ausübung von Privatrache gegeben haben; das Verderbniss der Sitten, welches aus der Sucht zu Contrebandiren entstand, kannten die Verfechter des alten Systems nicht; sie bedachten nicht, dass der Cultivateur, der nur zwey oder drey Morgen Land besass, worauf er Taback bauete, wofür er bey freyem Verkehr 50 Rthlr., von der Administration aber nur 30 bekam, eine Abgabe von 40 Procent erlegte. Schwerlich können viele Leute eine Auflage billigen, die einen Theil der erzeugenden Classe so sehr belästigt, und welcher der Reiche, der von dieser Pflanze keinen Gebrauch macht, gänzlich entgeht. Wahrlich sind diese Mängel drückender, als eine Auflage von einem paar Groschen auf das Getreide, ein Gegenstand, der ohne den geringsten nachtheiligen Einfluss öfters von einem Markttage zum andern um 4 Groschen steigt und fällt." S. 39. . . . Die unreifen Theorieen zur Reformation der Anstalten Friedrichs des Grossen, womit man seinen Nachfolger bestürmte, fanden bey diesem freylich nur zum Theil Eingang; aber die wenigen, die in Erfüllung gebracht wurden, zogen schon den Schaden der königlichen Cassen nach sich, z. B. die Idee, den Seiden- und Baumwollenfabriken aufzuhelfen, indem man mit einem vom Könige hergegebenen Capital die von den armen Fabrikanten verfertigte Seiden- und Baumwollenwaaren, denen das Material bereits als Vorschuss war creditirt worden, abkaufte, oder als Tilgung des Vorschusses annahm. Die *Fabrikencommission* ward durch diese Idee veranlasst. Es ist hier sehr anschaulich gemacht, warum ihre Dauer kurz und von unglücklichen Folgen seyn musste. „Als der Minister *Struensee* zum Chef des Fabrikendepartements ernannt worden war, so fing er an, dieses politische Ungeheuer mit Macht zu bekämpfen. Von Jugend auf gewohnt die sublimen Theorieen der Finanzwissenschaft an der Hand der Erfahrung zu prüfen, fühlte er, wie wenig dem Staate mit einer Fabrication, die nicht aus der Nachfrage, sondern durch kostspielige Künste erzeugt würde, gedient sey. Es wurde aus den Büchern das traurigste Resultat gezogen, und von dieser Epoche an ward die ganze Anstalt aufgelöst." . . . So wie sich *Struensee* durch die Bekämpfung der Fabrikencommission ein grosses Verdienst erwarb, ward er durch die Stiftung der *technischen Deputation* Wohlthäter des Staates. Sie ist eine immerwährende Commission einiger Mitglieder des Manufacturcollegiums, und ihre Bestimmung ist zweyerley. „Einmal nimmt sie alle in den currenten Geschäften vorkommende Untersuchungen über sich, in sofern sie das praktische der Fabrication betreffen, und stattet ihren Bericht an das Manufacturcollegium ab; zweytens aber beschäftigt sie sich auch *proprio motu* mit allem dem, wodurch einländische Fabricate verbessert werden könnten; sie prüft die vorzüglichsten dahin abzweckenden Vorschläge und Erfindungen, und bemüht sich, in die bisher noch sehr unvollkommen behandelte Wissenschaft der Technologie ein System hineinzubringen, wodurch künftigen Fabrikenmännern dieses Studium erleichtert werde u. s. w. . . Im Verfolg des Aufsatzes wird man noch eine Menge interessanter Bemerkungen über verschiedene wichtige Erscheinungen während der Regierung König Friedrich Wilhelms des Zweyten finden. Eine Untersuchung über den Grund und die Wirkung des Verbotes der *Ausfuhr des Goldes* aus den preussischen Staaten beschliesst diese Abhandlung auf eine würdige Weise. Wir können uns nicht enthalten, das Resultat davon hier noch mitzutheilen. „Hat ein Staat eine vortheilhafte Handlungsbilanz; so lasse man Gold und Silber unter fremdem oder eigenem Gepräge herausgehen; es wird mehr hereinkommen, als weggehet. Hat ein Staat eine nachtheilige Bilanz, so verhindert kein Prohibitionsgesetz die Ausfuhr der Metalle: denn die Natur der Sache besiehlt sie. Welches Metall exportirt werden könne, überlasse man der Beurtheilung des Kaufmanns, er weiss am besten, mit welcher Münze er am wenigsten bezahlt. Hat der Staat eine vortheilhafte Bilanz und begünstigt die Exportation der Metalle; so setzt er sich in den Stand, für fremde Nationen zu münzen, und seine Revenüen dadurch zu vermehren. Beym Handel von Metall gegen Metall wird ein Theil stets betrogen; der günstigste Handel ist der, von Waaren gegen Metall; es ist der, den die Nation treibt, die eine günstige Bilanz hat."

Ein herrlicher Beytrag zur preussischen Kriegsgeschichte unter Friedrich Wilhelm dem Zweyten ist der Aufsatz: *über die beabsichtigte Wiedereroberung der Gegend bey Trier in den Monaten August und September 1794 überhaupt, und über die Gefechte in der Gegend bey Kaiserslautern den 18. 19 u. 20. September insbesondere.* B. II. S. 53. Zuerst wird entwickelt, zu welchen drey wichtigen Operationen der Feind schreiten konnte, nachdem er sich im Anfang des August Meister von dem Terrain bey Trier gemacht hatte. Mit der grössten Wahrscheinlichkeit konnte man vermuthen, dass er die Absicht habe, dadurch die Blokade von Luxemburg zu decken, und alle Communication dieser Festung mit Deutschland zu unterbrechen, dass die Stellungen bey Trier zu dem Pivot des rechten Flügels seiner Armee zwischen der Maass und Mosel bestimmt waren, indem er mit dem linken, oder mit seiner Nord-, Sambre- und Maassarmee die eigentliche Offensive fortsetzte. Welche Absicht aber auch der Feind bey der Besitznehmung von Trier gehabt haben möchte; so ist gewiss, dass für

für das gemeinschaftliche Interesse der Alliirten nothwendig gewesen seyn würde, wenn man eine Offensive auf Trier nicht nur angefangen, sondern selbst mit dem gröfsten Nachdruck fort- und gänzlich durchgesetzt hätte. „Man würde durch diese Offensive wenigstens eine Stagnation in den feindlichen Operationen bewirkt haben, wenn man auch den Vortheil nicht hätte in Rechnung bringen wollen, dafs man im Stande war, eine französische Armee von 25000 Mann, wo nicht zum Gewehrstrecken zu nöthigen, jedoch ihr einen sehr derben Stofs beyzubringen. — Man gewann endlich Zeit, und nie schien diese Zeit kostbarer zu seyn, als in dem damaligen Augenblicke. Konnten sich sämmtliche Armeen bis in die späte Jahreszeit auf dem linken Rhein- und rechten Maasufer erhalten; so war die Zeit verstrichen, in welcher der Feind die Belagerung von Mastricht vornehmen konnte; und wären die niedere Maafs und Mastricht nicht verloren gegangen; so war eigentlich in diesem Feldzuge 1794 noch nichts verloren, und die grofse Revolution in Holland, welche die schwankende Coalition trennte, wie zerschmetternde Donnerkeile Felsen auseinanderspalten, welche, von den Elementen zermalmt, schon seit einiger Zeit mit dem Einstürzen drohen, — würde nicht statt gefunden haben." S. 55. In wiefern mit dem Plan zur Wiedereroberung von Trier die Gefechte bey Kaiserslautern zusammenhiengen, und wie auf eine glänzende Weise durch sie die Bahn dazu eröffnet wurde, findet man im Verfolg dieses Auffatzes mit einer Einsicht und Klarheit, aber auch mit einem solchen strengen Zusammenhang und einer solchen kargen Gedrängtheit dargestellt, dafs es eben so unthunlich, als unangenehm seyn würde, einen Auszug davon zu geben. Der Schlufs des Auffatzes, welcher berührt, dafs diese Unternehmung auf Kaiserslautern, die einem grofsen Zwecke geweiht war, ohne Folgen geblieben, ist mit dem Ausdrucke eines edeln Mannes, der als Patriot und als Krieger trauert, kräftig geschrieben. Alles, was zur Wiedereroberung von Trier auf preufsischer Seite geschehen konnte, war in der gröfsten Thätigkeit, als man den grofsen Verlust, welchen die österreichischen Truppen an der Niedern-Ourte erlitten hatten, zur Ursache angab, warum die kaiserlichen Generale von Nauendorf und von Melas zu jener Wiedereroberung von Trier nicht mehr cooperiren könnten. Der Vf. entwickelt, wie ungereimt der Vorwand war, dafs die Gefechte an der Ourte Einflufs auf dasjenige hätten, was bey Trier vorgenommen werden sollte, da *Mastricht* und Luxemburg noch in den Händen der *Alliirten* waren. *Politische, nicht militärische*, Ursachen *können* die Unterbrechung der glücklich angefangenen Operation auf Trier veranlafst haben, „indem bald darauf eine der schönsten und zahlreichsten Armeen, ohne eine Schlacht, ohne Mastricht, ohne Luxemburg verloren zu haben, bey Cölln über den Rhein geht, und durch diesen Schritt Luxemburg und die Niederlande, Mastricht und Holland preis giebt. . . . Es gehört nicht hieher, dieser heisern, dumpfen Stimme der Politik nachzuspüren: der freymüthige Soldat verirrt sich auch gar zu leicht in diesen dunkeln Horchgängen." S. 89.

Den Artikel *zur Geschichte der Wissenschaften unter der vorigen Regierung* B. I. S. 50—67. 166—181. 251—273. wird man als eine kurze Darstellung des wissenschaftlichen Strebens in einem grofsen cultivirten Staate zwar gern hier finden, aber doch bisweilen wünschen, dafs die wenigen Züge, womit hier Geistesproducte charakterisirt werden sollen, tiefer geführt wären. Durch dasjenige, was hier über Schriften gesagt ist, lernt man die Individualität derselben nicht hinlänglich kennen. Gern wird man dagegen verzeihen, dafs auf eine ungeschickte Weise in diesen Auffatz Briefe von Friedrich Wilhelm II und seinem vortrefflichen Lehrer, dem Schweizer *von Beguelin*, eingerückt sind. Der König befafs mannichfache Kenntnisse, und verrieth als Prinz so viel Liebe für die Wissenschaften, dafs man von seiner Regierung sich auch für diese schöne Hoffnungen machen durfte, so wie überhaupt auch der gegenwärtige Beytrag zu seiner Geschichte seine herrliche Empfänglichkeit für die edelsten Wahrheiten und Entschlüsse, für den Wunsch, grofs und des Nachruhmes werth zu erscheinen, deutlich beweiset, aber auch zugleich zeiget, wie wenig diese Empfänglichkeit mit Vertrauen auf eigne Kraft und Selbstthätigkeit verbunden war, also auf die Quelle leitet, aus welcher der starke Schatten in seiner Regierung aufstieg. Er wünschte im J. 1770 einen Briefwechsel mit Voltaire anzuknüpfen. Seine Briefe, die er deshalb an seinen Lehrer Beguelin schreibt, zeigen, wie fähig er war, ohne fremde Hülfe die Correspondenz mit dem Philosophen von Ferney zu führen; aber dennoch schreibt er blofs ab, was jener entworfen hat, einige kleine Abänderungen ausgenommen, die einen feinen, liebenswürdigen Geist verrathen. „Ich werde sehr lachen, sagt er selbst, wenn unser Brief gedruckt wird; er macht vielleicht grofses Aufsehen, und soll mich recht ergötzen. Freylich trete ich zum erstenmal in der gelehrten Laufbahn als eine Elster auf; aber wenigstens habe ich den Vortheil gegen die Elster beym Lafontaine, dafs der Pfau, dessen Federn mich zieren, zu liebreich gesinnt ist, um sie mir zu entreifsen." In einem der folgenden vertrauten Briefe an seinen Lehrer thut Friedrich Wilhelm einmal den Ausspruch: „Zwang taugt für die Schriftsteller nicht!" und dennoch entsprachen einige Verfügungen seiner Regierung so wenig dieser Wahrheit. Aber es geschah ja so manches während derselben, welches seinem Charakter und seiner Denkart widersprach. Der Schlufs dieses interessanten Beytrags belehrt uns, wie eifrig Friedrich Wilhelm als König bemüht war, den berühmten Mathematiker *Lagrange* bey der Berlinischen Akademie der Wissenschaften zurück zu halten, als derselbe *wegen eines unüberwindlichen Widerwillens gegen die Akademie* auf eine lakonische Weise seinen Abschied gefodert hatte. Als Lagrange bey seinem letzten Besuch in der Akademie ziemlich lange auf seinen Wagen warten

warten mufste, und vom Grafen Herzberg bedauert wurde, dafs er in der Kälte und im Zuge ftehen müffe; fo antwortete er dem Curator: *ich fehe, dafs es fchwerer ift, aus der Akademie heraus, als in diefelbe hinein zu kommen.*

Klein in *Halle* hat dem edeln Gefchäftsmanne *Suarez* ein paar Blätter geweiht. B. III. 125—29. „Wenige Menfchen haben ein fo allgemeines Bedauern mit fich in den Sarg genommen, als diefer ehrwürdige Mann, welchem noch, ehe er das Haupt zur Ruhe fenkte, ein junger, aber gerechter, König die unverkennbarften Beweife feiner Achtung gegeben hat.“ ... Einige andere Auffätze in diefen Jahrbüchern befchäftigen fich mit Friedrich dem Zweyten und *einigen* vortreflichen Männern und Anftalten in der preufsifchen Monarchie während feiner Regierung. In dem Auffatze *Friedrich der Grofse und Hadrian* von *Garve* B. I. S. 373 etc. ift eine Parallele zwifchen diefen beiden Herrfchern gezogen, welche die grofse Aehnlichkeit, die beym erften Blicke zu feyn fcheint, zerftöret. Der milde Scharffinn, welcher die Auffätze von *Garve* auszeichnet, ift auch der Charakter des gegenwärtigen. Ein inniger und befcheidener Geift herrfcht in dem *Denkmal eines Berlinifchen Künftlers und braven Mannes, von feinem Sohne.* B. III. S. 362 etc. Hr. *J. F. Unger* hat es feinem Vater *J. G. Unger* errichtet, deffen feltenes Verdienst um die Holzfchneidekunft bey weitem nicht genug anerkannt wird, und um fo höher dem Lefer diefes Auffatzes erfcheinen mufs, je lebhafter durch denfelben die Schwierigkeiten dargeftellt werden, mit welchen es zu kämpfen hatte.

(*Der Befchlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Feind: *Biblifche Religionsvorträge oder Homilien über einige hiftorifche Stellen des N. T.*, nebft einer *Abhandlung über die Homilie*, von *Gottlieb Lange*, Prediger zu Defchwitz bey Zeiz. 1797. 224 S. die Abhandlung 98 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diefe Vorträge kann Rec. angehenden Predigern als Mufter in ihrer Art empfehlen. Der Vf. derfelben leiftet das wirklich, was er in der vorangefchickten Abhandlung als wohldurchdachte Regeln der auf dem Titel angegebenen Lehrweife feftgefetzt hat. Er folgt in einer fehr natürlichen und dem Gedächtniffe der Zuhörer behülflichen Ordnung dem Gange der biblifchen Gefchichtfchreiber; feine Porismen ergeben fich ganz ungefucht aus dem jedesmaligen Stoff, und alles, was zum Verftehen und zur Anwendung der gewählten Abfchnitte der Bibel (Apoftelgefch. 5. 34—42. Luc. 7, 1—10. Matth. 15, 21—28. Marc. 10, 17—23. Marc. 6, 17—25.) gefagt wird, ift nicht nur in einem fafslichen, fondern auch dem Herzen nahe kommenden, und alfo nach dem rechten Sinn des Worts, *erbaulichen* Tone abgefafst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Weimar*, b. Hoffmann: *Auch ein Beytrag zur Kenntnifs der verderblichen Fichtenraupen und ihrer Wirkungen auf Waldungen und Huthungen, nebft einigen Bemerkungen zu Hn. D. Zinkens, diefe Raupen betreffende Schrift*, von *Carl Beatus Bretfchneider*, Fürftlich und Gräflich Reufs-Plauifchen Adminiftrator der gemeinfchaftlichen Güter Ober- und Unter-Harra, Kiefslingen und Schlegel. 1798. X u. 51 S. 8. (4 gr.) Die Vorrede zu diefen Bogen, welche den Inhalt derfelben anzeigt, fcheint einen andern Vf. zu haben, welcher fich aber nicht genannt hat. — S. 1—21. befchäftigt fich Hr. *Bretfchneider* mit D. *Zinkens* Abhandlung und widerlegt die angegebene Dicke der Raupen, das Spinnen derfelben, die Befchreibung der Eyer, die fchaudervolle Stille in den Wäldern und das Sterben der Raupen durch den Nachwinter. Das Vertilgungsmittel, welches die Natur im vorigen Jahre nach des Vfs. Beobachtung anwandte, war abwechfelnde Kälte, Näffe und Wärme im May und Junius, wodurch die meiften fich in die Gipfel der Bäume zogen, ermatteten und verfaulten. Nach S. 25. glaubt der Vf., dafs die Raupe aus dem Brandenburgifchen und Sächfifchen ins Voigtland gekommen fey, welches aber wohl nicht feyn kann, da jenes nicht diefelbe Arten find. Dafs fie nicht eher entdeckt worden waren, bis ihre Menge fo auffallend wurde, käme daher, dafs die Raupen im Anfang viel zu klein waren. Allein ein aufmerkfamer Forftmann hatte doch im Sommer die ungewöhnlichen und vielen Schmetterlinge bemerken follen. Von Nachtheilen, die die Raupe auf das Vieh gehabt habe, weifs der Vf. nichts; überdies weifs Rec., dafs die Gänfe in einigen Gegenden des Voigtlandes fehr gern in den Wald liefen, hier fich die Kröpfe mit Raupen füllten, dann zum Waffer eilten, und auf diefe Art in den Raupenjahren viel fetter auf der Weide wurden als fonft. Die Befchwerden, welche die im Walde arbeitenden Perfonen über böfe Augen, Huften und Gefchwulft führten, fchreibt der Vf. nicht den Raupen, fondern dem Saamenftaub der Tannen und Fichten zu, wovon aber Rec., der beftändig im Walde ift, noch keine Erfahrung weder an fich, noch an andern hat machen können. Von S. 39. an geht der Vf. die meiften Vertilgungsmittel, die von D. *Zink* angegeben worden find, durch, und zeigt ihre Anwendbarkeit und Unanwendbarkeit. Die Nachtfeuer haben gute Wirkung gethan; noch beffere das Ablefen der Schmetterlinge. (Allein dies ift trüglich, wenn es nicht vorgenommen wird, ehe die Weibchen ihre Eyer abgelegt haben.) Am allerbeften wirkt nach ihm das Ablefen der Puppen. Rec. däucht, die vier Mittel, Raupen-, Puppen- und Schmetterlingslefen, letzteres in Verbindung mit Nachtfeuern, wo durch Klatfchen, Pochen, Schiefsen und Lärmen die Nachtfalter aufgefcheucht werden, müfsten mit gleicher Kraft, Thätigkeit und feftem Ausharren zufammenwirken, wenn etwas Erhebliches bey der Vertilgung ausgerichtet werden foll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Jahrbücher der preussischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten.* Jahrgang 1798. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Obgleich diese Zeitschrift der ganzen preussischen Monarchie gewidmet ist, und deshalb auch schon einen grossen Reichthum von Nachrichten über die Provinzen enthält; so wird man doch sehr wünschen, von der Hauptstadt vornehmlich vielseitige Schilderungen zu erhalten. Die *Briefe einer reisenden Dame über Berlin.* B. II. S. 17—34. 133—44. 287—303. schenken uns eine Fülle von feinen und scharfgezeichneten Zügen, die uns fast alle Classen der Einwohner der Hauptstadt schnell charakterisiren. Eine der schönsten Stellen ist der jetzigen Königin gewidmet. „Auch erkennen es die Bewohner dieses Staates dankbar, dass eben dieser sorgende und waltende Genius ihm eine Königin zur Seite gab, die so ganz in seinen Sinn eingeht, so gern und so froh ihr schönes Leben in stiller einfacher Hoheit neben ihm lebt. Welch ein Vorbild! welch ein Beyspiel ihrem Geschlecht! das voll zärtlicher Bewunderung hinaufblickt. Ich traue den Berlinerinnen edeln Bildungstrieb genug zu, sich nicht nur an der reizenden Aussenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das innere Heiligthum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheinet."

Ein wichtiger Beytrag zur Charakteristik Berlins sind verschiedene Aufsätze über das dortige Nationaltheater und einzelne Vorstellungen und Schauspieler desselben, wie auch über das Verhältniss zwischen ihm und dem Publicum. In einigen von denselben spricht eine so reife Erfahrung, eine solche stets lebendige zarte Empfindung und eine Theilnahme für die Kunst des Schauspielers, wie nur der *grosse Künstler* sie heget, dass es unmöglich ist, über ihren Vf. zweifelhaft zu bleiben. Mit dem vorzüglichsten Vergnügen wird man ihn *über den Beyfall im Schauspielhause* sprechen hören. B. III. S. 407 u. s. w. Ueber die Ursachen, warum überall in Deutschland seit etlichen Jahren die Parterre den Ton nehmen, kalt zu scheinen, und über die Schädlichkeit dieser Sitte sind hier eben so eingreifende Bemerkungen gegeben, als die Beschreibung der Schreckensmänner, welche jeden lebendigen Beyfall der Zuschauer unterdrücken, treffend und witzig ist. „Gäbe es nun gar Künstler, die in ihrer Brutalität auch noch den Herodes überherodisiren, und erklären, es sey an alle dem Beyfallswesen nichts gelegen, und sey dies Getöse mehr nicht als ein leeres Schellengeklingel; so ist es um das gute Verhältniss zwischen Parterre und Theater, worauf alles ankommt, gar bald gethan."

Das bisherige wird hinreichend seyn, um zu beweisen, wie sehr diese Zeitschrift alle Unterstützung vom deutschen Publicum verdiene, und ein grosser Reichthum derselben an Notizen und Aufsätzen, die zu local sind, als dass wir ihrer weitläuftiger hier gedenken konnten, macht sie jedem preussischen Unterthane von Bildung und patriotischer Theilnahme fast unentbehrlich. Aber je mehr wir den Werth dieses Institutes anerkennen, desto eher wird man wohl uns die Befugniss zugestehen, einige Bemerkungen über die Vervollkommnung desselben beyzufügen.

Zuerst können wir nicht verbergen, dass eine Menge von Aufsätzen in dieser Zeitschrift am unrechten Orte steht. Die vielen Briefe über Universitäten, die weitläuftigen Erörterungen über die Erziehung zum Patriotismus, die Aufsätze über den Sinn des Wortes Chicaner, über die wohlgeordnete Monarchie, die Cometenfurcht, und dergleichen mehr, die wiederholten Untersuchungen über Rousseau's Pygmalion u. s. w. gehören durchaus nicht in eine Schrift, welche ein Gemälde der preussischen Monarchie verspricht, und so vielseitig einen so reichhaltigen Stoff darstellen will. Zwar mögen manche von jenen Aufsätzen in eine entfernte Beziehung mit der preussischen Monarchie gebracht werden können, zwar mag es ihnen an innerm Werthe nicht fehlen: aber dadurch sind sie nicht berechtigt, hier einen so grossen Raum einzunehmen. Eben so würde man die vielen Gedichte in diesen Jahrbüchern gern vermissen, zumal da sie zum Theil schlecht und alle wenigstens unbedeutend sind. Auch giebt es der Aufsätze über das Theater zu viel. An denen, welche den Meister verrathen, dessen wir oben erwähnten, würde es genug seyn.

Zweytens ist durch den *Blick auf das Ausland*, der hin und wieder hier uns vorleuchtet, durchaus nicht das Versprechen erfüllt, dass die auswärtigen Verhältnisse des preussischen Staates dargestellt werden sollten. Zwar mögen dieselben jetzt sehr unsicher, und zum Theil ein Geheimniss seyn. Aber dennoch konnten sie treffender, als hier geschehen ist, angegeben, und wenigstens die öffentlichen Schrit-

Schritte, welche das preufsifche Cabinet gethan hat, könnten genauer, vollftändiger befchrieben feyn. Dann würde man den Herausgebern die *Ueberfetzung des von dem Patriarchen von Conftantinopel erlaffenen Hirtenbriefes an die Einwohner von Corfu* gern fchenken. Sollte man nicht vermuthen, wenn man auf denfelben in diefer Zeitfchrift ftöfst, dafs Corfu der preufsifchen Monarchie einverleibet fey?

Drittens wünfchten wir, Darftellungen aus der Gefchichte der preufsifchen Staaten, dem Verfprechen in der Ankündigung gemäfs, hier gefunden zu haben. Aufser den Auffätzen über die beiden letzten Regierungen find einige literärifche Beyträge über die vaterländifche Gefchichte geliefert. z. B. Was ift für die preufsifche Staatskunde bisher gethan, und was ift für diefelbe noch zu thun übrig? von *Krug*. Ueber Cultur der Gefchichte überhaupt, befonders der brandenburgifchen, vom Prof. *Haufen*. Allein wären fie auch mit einem tiefer eindringenden Geifte gefchrieben; fo find eben literarifche Auffätze der Art gewifs dasjenige, was das Publicum am liebften vermiffen wird. Auch der Hiftoriker, für welchen fie nur gefchrieben feyn können, wird fie hier gern entbehren. Darftellungen aber aus der Vorzeit der preufsifchen Staaten, müffen jedem Bürger derfelben einen hohen Genufs gewähren.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Keil: *Neue praktifche Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feftags-Evangelien, aus I. Kants moralifchen und religiöfen Schriften gezogen und bearbeitet von Joh. Chriftoph Greiling*, Prediger zu Schochwitz — und defignirtem Prediger zu Neu-Gattersleben, im Herzogthum Magdeburg. *Erften Bandes, erftes Heft.* 1798. 187 S. 8. (12 gr.)

Die Hauptfätze in Hn. D. *Reinhards* Mufterpredigten: *Ob jeder Menfch feinen Preis habe, für den er fich weggiebt?* — *Nichts verfchlimmert fich mehr unter den Händen der Menfchen, als die Religion;* — welche beide Sätze man auch in *Kants* Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft findet, erweckten, laut der Vorrede, in dem Vf. den Gedanken: ob fich nicht mehrere folche kornichte und brauchbare Sätze in Kants Schriften auffinden liefsen, die einer Bearbeitung für die Kanzel empfänglich wären? Er fuchte, fand deren bereits über 500 und macht hiermit den Anfang, einige dem Publicum bearbeitet vorzulegen. — Die Auffätze, die er hier liefert, follen keine Predigten, fondern Materialien dazu feyn. Sie nähern fich aber wirklich eigentlichen Predigten, und dürfen nur in etwas erweitert werden, wenn man Gebrauch davon machen will, indem jeder diefer Auffätze 12 — 13 Seiten einnimmt. Die in dem vor uns liegenden Hefte befindlichen Entwürfe find über die 4 Sonntage des Advents. Zur Probe wollen wir nur die Hauptfätze der Predigten über das Evangelium am erften Sonntage des Advents, deren an der Zahl *fechfe* find, anführen. 1) *Es ift ein grofser Unterfchied zwifchen guten Rührungen und einer im Guten befeftigten Gefinnung.* 2) *Der Hang der Menfchen an die Stelle der guten Gefinnung felbft gewählten Gottesdienft zu fetzen.* (Hier ift die Eintheilung unrichtig: Laffet mich *Erftens*, diefen Hang erläutern; *Zweytens*, die Befchaffenheit deffelben näher beftimmen, und *Drittens*, den Werth deffelben erwägen. Der zweyte Theil liegt offenbar in dem Erften.) 3) *Der verkehrte (After-) Dienft Gottes macht gerade die göttlichen Abfichten rückgängig.* 4) *Die göttliche Weisheit ift eben fo verehrungswürdig, wenn fie etwas verfagt, als wenn fie etwas gewährt.* (Hier nimmt der Vf. abermals feinen eigenen Gang, welchen Rec. nicht würde gewählt haben: „Um uns von diefer troftreichen Wahrheit zu überzeugen; fo laffet uns *Erftens* die Gründe erwägen, warum fo viele Erwartungen der Menfchen mifslingen; und dann wird es leicht feyn, *Zweytens*, zu zeigen, dafs die göttliche Weisheit eben fo verehrungswürdig fey, wenn fie verfagt, als wenn fie gewährt.") 5) *Der Hang der Menfchen zu einer erträumten Glückfeligkeit.* 6) *Achtung ift auch die ftille Verehrung unferes Herzens, die wir dem Verdienfte Jefu nicht verweigern können.* Diefe Hauptfätze find meiftentheils gut ausgeführt, oder enthalten doch Materialien zu ausführlichern Predigten. Aber wozu das Aushängefchild auf dem Titel: *Aus I. Kants moralifchen und religiöfen Schriften gezogen?* Alle diefe Materialien find längftens bekannt gewefen, und von vielen Predigern bearbeitet worden. Auch ift die Uebereinftimmung mit wirklichen Kantifchen Grundfätzen oft nur fcheinbar. Es wäre daher zu wünfchen gewefen, dafs Hr. G. die kornichten Sätze aus Kants Schriften, die er bearbeitet hat, hätte abdrucken laffen. Denn nicht alle Prediger befitzen die Kantifchen Schriften, und nicht allen wird es einleuchten, dafs diefe Materialien Kantifch find, wenn fie eine Vergleichung anftellen. Dafs bisweilen die Deduction eines Satzes aus dem Evangelio etwas gefucht ift, bekennt der Vf. felbft in der Vorrede. Diefer Fehler ift aber kaum zu vermeiden, wenn man mehrere Predigten über ein und eben daffelbe Evangelium halten will und mufs. Der Vf. hofft in vier, höchftens fechs Bänden, wovon ein jeder zwey Hefte enthalten wird, alle Jahrs-Evangelien auf diefe Art zu bearbeiten. Er war Willens, zu jedem Evangelio fechs Sätze zu liefern. Weil aber das Werk dadurch zu fehr anwachfen würde, fo wird er fich auf wenigere einfchränken, jedoch nicht unter vier liefern, wird fich bey leichtern Materien der Kürze, bey fchwereren der möglichften Präcifion befleifsigen. — Ob wir gleich an Materialien zu Predigten keinen Mangel haben, fo können doch die gegenwärtigen in fo ferne empfohlen werden, weil fie neue Anfichten bekannter Wahrheiten geben.

HAN-

Hannover, b. Hahn: *Christliches Haus- und Handbuch oder Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, zur Beförderung des Glaubens an Jesus und der christlichen Gottseligkeit,* von *Joh. Ludwig Ewald,* der h. Schrift Doctor und zweytem Prediger an der Stephanigemeine in Bremen. 1797 und 98. *Erster Theil,* 464 S. (ohne die Vorrede.) *2ter Theil,* 410 S. *3ter Theil,* 372 S. in gr. 8.

Der Vf. ist als ascetischer Schriftsteller dem lesenden Publicum bereits so bekannt, dass Rec. nicht nöthig zu haben glaubt, ihn nach seiner Denk- und Schreibart zu charakterisiren. Denjenigen indessen, welche ihn etwa von dieser Seite noch nicht kennen und doch gern wissen möchten, in welchem Geiste und Tone diese allerneueste Erbauungsschrift abgefasst sey, wird folgende Stelle, welche dem Rec. beym Aufschlagen zuerst in die Hände fiel, hinlängliche Auskunft darüber geben können. „Am 14ten May. Ephes. 2. 5. 6. Uns Todte in Sünden hat Gott sammt Christus lebendig gemacht, mit ihm auferweckt und mit ihm in ein himmlisches Wesen versetzt. Nein, nicht vergebens werd' ich mich zu Jesus wenden, wenn ich meinen innern Tod recht fühle; Ich soll ihn fühlen, nicht um muthlos zu werden oder um mir selbst helfen zu wollen, sondern um den Arzt aufzusuchen, der jede Art von Todten beleben kann und will und wird, der jede gehemmte innere Lebenskraft wiederherstellt, so gut er die äussere so oft wiederhergestellt hat. — Nein, so bleibts nicht mit dem Menschen, wenn er sich mit Zutrauen Jesus genähert hat; er wird belebt, auferweckt, in das Klima versetzt, wozu er eigentlich geschaffen ward. Das lässt sich indess wohl denken, dass seine Belebung stufenweise gehen werde. Stufenweise musste auch Jesus wachsen; aber schon früh ward er innerlich lebendig gemacht. War Johannes in Mutterleibe schon mit heiligem Geiste erfüllt, er gewiss auch u. s. w." Und so geht das nicht etwa in dieser Morgenbetrachtung allein, sondern, wie das bey solchen Ascetikern ist, durch das ganze Buch fort; überall wird auf dunkle Gefühle in gewohnter Bibelsprache hingearbeitet. Wem nun jene ausgehobene Probe bey einer ähnlichen Seelenstimmung für Herz und Verstand Nahrung verspricht, der kaufe und lese; denn freylich lässt sich über den Geschmack nicht weiter disputiren, wiewohl es immer zu bedauern bleibt, dass die gesündere Speise, die ein aufgeklärter Verstand dem Herzen zuführt, vom grösern sinnlichen Haufen angeeckelt wird.

Der *vierte* Theil dieses Werks, der die drey letzten Monate enthalten wird, soll nebst einem Register über das Ganze nachfolgen.

Halberstadt, b. Dölle: *Predigten nebst einem Anhange geistlicher Lieder, zum Besten der Abgebrannten in Quedlinburg,* herausgegeben von *J. H. Fritsch,* Prediger der Aegidiigemeine zu Quedlinburg, mit einer Vorrede des Hn. C. R. *Hermes.* 1797. 285 S. 8. ohne Vorrede. (21 gr.)

Diese Predigten verdienen das Lob, welches ihnen Hr. *Hermes* als Sachverständiger in der Vorrede ertheilt. Sie zeichnen sich sowohl durch geschickte Auswahl der Materien, als durch eine zweckmässige Behandlungsart derselben vor einem grossen Heere alljährlicher Kanzelarbeiten vortheilhaft aus. Hie und da hört man freylich noch den jungen Redner und das nicht bloss in der Antrittspredigt, wo sich das Ich weniger vermeiden lässt, von sich selbst sprechen; auch vermisst man noch den bey aller Herzlichkeit dennoch ruhigen Ton, in welchem mit den Gemeingliedern gesellschaftlich über die Wahrheiten der Religion nachgedacht werden muss. Allein bey den nicht zu verkennenden schätzbaren Anlagen des Vfs. lässt sich mit Grunde eine fortschreitende Vervollkommnung sowohl der Vorstellungen als des Vortrags erwarten. Weniger Talent scheint derselbe als geistlicher Liederdichter in dem beygefügten Anhange zu verrathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Dortmund,* b. Blothe u. Comp. *Protagoras der Sophist über Seyn und Nichtseyn.* Nach dem Theatet des Plato, ein Beytrag zur Geschichte der Philosophie, von *C. Nurnberger,* Prof. d. Philos. und Prorector am Archigymnasium zu Dortmund. 1798. 71 S. 8. (7 gr.) Es ist unleugbar, dass die Periode der Sophisten noch nicht gründlich genug untersucht worden ist, und dass man sich nirgends mehr vor Einseitigkeit und Partheylichkeit zu hüten hat, als da, wo es die Kenntniss und Beurtheilung dieser Männer gilt. Verlassen von den sichersten Quellen ihrer Geschichte, ihren eigenen Geisteswerken, müssen wir uns auf die Nachrichten anderer Schriftsteller einschränken; und was wir von ihnen wissen, beruhet am Ende grösstentheils auf den Angaben des Xenophon und Plato, die nebst dem Socrates, wie man weiss, ihre heftigsten Gegner waren. Und sollte ihnen da nicht oft etwas Menschliches begegnet seyn? Sollte man nicht, wegen der Verschiedenheit ihres Geistes und Charakters, wenn auch keine absichtliche und wissentliche Verdrehung, doch wenigstens eine falsche Ansicht der Behauptungen und Grundsätze der Sophisten erwarten dürfen? Dieser Punct ist erst von einigen Schriftstellern berührt, aber noch keinesweges erschöpft worden. Um so verdienstlicher ist des Vfs. Unternehmen, die Unpartheylichkeit des Plato in dieser Rücksicht näher zu beleuchten, und da wir ausser den Schriften des Plato fast gar keine Hülfsmittel für diese Untersuchung haben, diese selbst gleichsam auf die Capelle zu bringen, um das Lautere von dem Unlauteren zu scheiden; und wenn auch das Urtheil über diese erste Probe dahin ausfallen sollte, dass sie, indem sie die Partheylichkeit des Plato gegen den Protagoras beweisen soll, sich selbst dieses Fehlers schuldig macht; so ist es doch gut, dass die Sache einmal aus dem entgegengesetzten Gesichtspunct, als der gewöhnliche ist, untersucht wird.

Dass der Vf. nicht mit ganz unbefangenem Geiste an diese Untersuchung gieng, beweist gleich der Anfang der Vorrede, wo es heisst: „Selbst den innigsten Verehrer des Plato wandelt

delt zuweilen eine Art von Unwillen gegen denselben an, wenn er dem Socrates die Sophisten gegenüber stellt. Auf der einen Seite ist der edle Philosoph so ernstlich beschäftiget, dem Einflusse dieser Männer auf die Gemüther seiner Mitbürger so viele Hindernisse zu legen, als ihm zu Gebote stehen, und auf der andern Seite erscheinen die nämlichen Männer so ärmlich in ihren Behauptungen, dass gar nicht abzusehen ist, wie Socrates von ihnen so vielen Schaden fürchten, und sich so emsig als ihren Gegner beweisen konnte. Man sagt freylich: Die Beredsamkeit, die sie lehrten, sicherte ihnen den Zutritt und ihr Ansehen in Athen. Allein ich sollte denken, auch als Redner würden sie so, wie sie Plato schildert, eben keine wichtige Rolle gespielt haben; und über dieses lässt Plato zuweilen eine Bitterkeit gegen sie merken, die nur aus der Sicherheit ihrer Philosophie, mit der sie gegen die Platonische da stand, erklärbar zu seyn scheint." Diese Beschuldigungen, so scheinbar sie sind, lassen sich doch leicht widerlegen. Hätte der Vf. das Verfahren des Plato in Absicht auf die Sophisten nicht nach einem einzigen Beyspiel, sondern überhaupt erwogen, er würde gefunden haben, dass dieser Philosoph bey seinen Schilderungen genau das Gesetz der Wahrheit befolgt. Warum soll es denn so undenkbar seyn, dass ein Mann von einer Seite gross, von der andern klein sey? oder dass die Sophisten, ungeachtet ihrer Beredsamkeit, dennoch ungeübt in dem schulgerechten Denken waren? Plato lässt den Sophisten allerdings die Gerechtigkeit widerfahren, dass sie Männer von grossen Kenntnissen waren, aber er vermisst an ihnen philosophischen Geist und Charaktergüte. (Timaeus Zweybr. Ausg. S. 235.) Und wie kommt es denn, dass Plato und Aristoteles, die doch sonst als Philosophen Gegner sind, und die Sachen aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachten, gerade in ihren Urtheilen über die Sophisten übereinstimmen?

An keinem Orte aber sind diese Beschuldigungen ungerechter und unschicklicher, als bey dem Gegenstande dieser kleinen Schrift, weil Plato alle Kunst in dem Theätet aufgeboten hat, um die Behauptung des Protagoras mit blendender Ueberzeugungskraft darzustellen, welche Hr. *N.* sonderbar genug dazu gebraucht, um dem Plato einer Unredlichkeit gegen den Protagoras zu zeihen. Protagoras hatte eine durchgängige Subjectivität der Vorstellungen behauptet: *wie der Mensch sich die Dinge vorstellt, so sind sie für ihn;* oder wie er es ausdrückte: *Der Mensch ist der Maasstab aller Dinge, der wirklichen, inwieferne sie sind, der nichtwirklichen, inwieferne sie nicht sind.* Diese Behauptung gründete sich auf einen Satz des Heraklitus, *dass alles in einem beständigen Fluss sey.* Schon daraus muss man schliessen, dass Protagoras kein transscendentaler Idealist war, zu welchem ihn der Vf. gerne machen möchte, sondern die objective Realität aller Vorstellungen behauptete. Denn wenn man weiter nach dem Ursprunge jenes Satzes forscht; so dringt sich uns das Resultat auf, dass Protagoras einen andern Satz, der die Stütze aller Sophistik war, diesen nämlich: *es giebt keine falsche Vorstellung, durch jede wird etwas Objectives vorgestellt,* begründen wollte. Da es nun Factum ist, dass die Vorstellungen des einen von denen des andern gar sehr abweichen, und selbst einem und demselben die Gegenstände nicht auf einerley Art erscheinen; so muss der Grund entweder in den Dingen, oder in der Natur des Menschen liegen, und das Factum wird begreiflich, wenn man annimmt, dass die Natur aller Dinge unaufhörlich veränderlich sey. Natürlich musste also Protagoras das sinnliche Vorstellungsvermögen, oder das Empfindungsvermögen für das Kriterium aller Wahrheit, (eigentlich der subjectiven, die er aber zur objectiven macht) erklären. Und in diesem Sinne nahm jenen Satz Plato, worin alle alte Schriftsteller einstimmen. Ein beweisendes Zeugniss für das Gegentheil ist noch nicht nachgewiesen worden. Plato entwickelte diese fremde Behauptung mit aller Kunst und unterstützte sie mit neuen Gründen, die seinem Scharfsinne Ehre machen. Dieses sagt uns Plato selbst (Theätet Zweybr. Ausg. S. 96) „er wolle sich dieser Behauptung als einer verlassenen Waise annehmen." Und man darf nur lesen, was Sextus darüber Pyrrhon. Hypotypos. I. §. 216. vom Protagoras anführt, mit Platos Darstellung vergleichen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Nun sucht aber der Vf. zu beweisen, dass Plato unredlich gegen Protagoras verfahren sey. Die erste Spur davon findet er darin, dass Plato dem Satze des Protagoras: *der Mensch ist das Maass aller Dinge,* eine falsche Deutung unterschiebe. S. 18. 19. „Die natürlichste Erklärung des Grundsatzes des Protagoras wäre gewesen: Wir können nur aus dem Standpuncte des Menschen über Objecte urtheilen; sobald wir diesen verlassen, so müssen wir uns bescheiden, nichts von Objecten zu wissen: denn unsere Objecte existiren nicht ausser der Sphäre des Menschen. — Protagoras würde sich wohl nicht so gutwillig wie Theätet, statt des Ausdrucks Mensch, den des Gefühls haben unterschieben lassen, und würde noch etwas genauer mit Plato untersucht haben, ob das *es erscheint uns,* heisst aber, *wir nehmen durch die Sinne wahr,* so richtig sey." „Vielmehr, fährt er S. 20 fort, zeigt uns ein Einwurf des Sophisten gegen die Philosophie des Plato und seiner Genossen den Streit aus einem ganz andern Gesichtspuncte, von welchem er für die Geschichte der Philosophie äusserst wichtig und auffallend wird." Wir waren neugierig, einen Einwurf des Protagoras gegen die Philosophie des Plato, welche jenem wahrscheinlich gar nicht bekannt worden ist, zu erfahren, fanden aber, wie natürlich, dass es nichts weiter, als ein Missgriff ist, wodurch der Vf. sich sammt seinen Lesern getäuscht hat. Nachdem Plato des Protagoras Behauptung aufgestellt und erläutert hat; so suchte er ihr noch mehr Schein zu geben, indem er zeigt, dass, wenn man von jener abgehe, man in lauter lächerliche Ungereimtheiten und Widersprüche verfalle. (επει τοι γε, ω φιλε, θαυμαστα τε και γελοια ευρισκομεν ουκ αναγκαζομεθα λεγειν, ὡς φαιη αν Πρωταγορας τε και πας ὁ τα αυτα εκεινω επιχειρων λεγειν. S. 73. Das sagt also Plato für den Protagoras, aber nicht Protagoras selbst.) Denn so müsste man z. B. sagen, eine Grösse (z. B. 6 in Vergleichung mit 4 und 12.) werde, ohne dass sie verändert worden, grösser und kleiner. Hierbey stellt er drey Grundsätze auf, die an sich evident sind, und denen doch die Erfahrung (scheinbar) widerspreche. Ist es nun nicht auffallend, dass Hr. *N.* diese Grundsätze als dem Protagoras eigenthümlich betrachtet, und daraus beweisen will, Plato habe seine Grundsätze absichtlich verdrehet? Nein, wenn Plato das gewollt hätte; so würde er dabey viel feiner verfahren seyn, dass Hr. *N.* mit allem seinen Scharfsinn die Chicane nicht so leicht entdecken würde. Wir verkennen keineswegs die Geschicklichkeit, mit welcher der Vf. diese nicht leichte Stelle entwickelt hat; aber so richtig seine Erklärung ist, so gelten doch alle daraus gezogene Folgerungen nicht, weil die Voraussetzung, dass dieses Räsonnement vom Protagoras herrühre, unter welcher sie allein gültig seyn können, falsch ist. Wenn er nun S. 27. den Protagoras aus der kritischen Philosophie gegen den Plato räsonniren, und auf diese Art den Widerspruch lösen, überhaupt den Dogmatismus des Plato aus dem kritischen Idealismus widerlegen lässt; so steigt das Versehen bis zu dem zweyten Grade. Denn nun schiebt er der Behauptung des Protagoras durchgängig willkürlich einen Sinn unter, ohne im geringsten daran zu denken, ob Protagoras wirklich seinen Satz so verstanden habe. Das Resultat, welches er aus dem allen ziehet, ist: Protagoras gieng (S. 67.) davon aus, dass die Vernunft, während sie das Gebiet der Sinnen verlässt, sich in Widersprüche mit sich selbst verwickele; er untersuchte also, wie wir zu objectiven Vorstellungen gelangen, und fand, dass durchaus eine Thätigkeit und ein Leiden *in uns* dazu nöthig sey; (nicht in uns; nach Protagoras war das Thätige ausser uns, das Leidende in uns; wir fodern Hn. *N.* auf, das Gegentheil, nur nicht durch Erschleichungen, zu beweisen.) Er folgerte daraus, dass unsere Objecte gar keine *Objecte an sich,* sondern nur Objecte für uns seyen, und dass der Schein sich nicht etwa auf die Erscheinungen der Dinge, Wahrheit hingegen auf die Dinge selbst beziehe, sondern dass der Unterschied zwischen beiden in dem Verhältniss unserer Vorstellungen zu dem objectiven Bewusstseyn liege. — Uebrigens lässt Rec. den Talenten des Vfs. alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Uebersetzung mehrerer langen Stellen des Theätets empfiehlt sich durch die Deutlichkeit der Gedanken, und den gefälligen, geschmackvollen Ausdruck. Mehrere schätzbare Erläuterungen sind beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Januar 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Maurer: *Johann Friedrich Zöllner's* Ober - Consistorialraths und Probstes in Berlin, *Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theil des Herzogthums Mecklenburg, im Jahr* 1795. In Briefen. Mit (2) Kupfern und (4) Tabellen. 1797. 544 S. gr. 8.

Wenn schon die Gegend, durch welche diese Reise geht, dem Riesengebirge und den Karpathen an Mannichfaltigkeit grosser und malerischer Naturscenen bey weitem nachsteht, und mit Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst kärglicher ausgerüstet ist; so wird man doch auch diese Reisebeschreibung des Hn. Probst *Z.* nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu seinen allgemein gelesenen Bemerkungen über Schlesien, und sollte sie stellenweise minder interessant scheinen; so liegt das wenigstens nicht an der Erzählungskunst des Vfs., der das Gesehene so lebendig und mit so viel munterer Laune darzustellen weiss, und höchstens hier und da etwas zu viel ausmalt, oder ähnliche Eindrücke, z. B. die Aussichten von den Vorgebirgen Rügens vielleicht zu häufig schildert. Die Reise gieng in Gesellschaft des Hn. Prof. Klaproth von Berlin über Stettin, Swinemünde, Greifswalde und Stralsund nach der Insel Rügen, welche der Vf. von einem Stralsunder Freunde geführt, zehn Tage lang die Kreuz und Quere durchfuhr, und dann von Stralsund über Rostock, Neu-Strelitz und Ruppin nach Berlin zurück. Drey und zwanzig Briefe an seine Gemahlin enthalten die Reisebeschreibung, und 7 Beylagen Belege und gelehrte Excurse.

Einige launige Einfälle und eine sehr wahre Auseinandersetzung, wie unglaublich wenig durch Bücher auf das grosse Publicum zu wirken ist, ausser wenn ihnen Umstände zu statten kommen, die auch ohne Buch nicht unfruchtbar geblieben wären, helfen den Leser durch den unergründlichen Berliner Sand glücklich nach *Oranienbaum* und *Prenzlau*, dessen Merkwürdigkeiten die Nacht verdeckte. Die umständlichere Beschreibung fängt erst im *zweyten Briefe* mit dem schlechtgebauten *Stettin* an, wo man sich an mehreren Oertern genöthigt gesehn hat, quer über die Strasse, zwischen den obern Stockwerken der Häuser einen Bogen zu wölben, damit sich die Giebel nicht allzuvertraut gegen einander neigen, und wo Hr. *Z.* die Einwohner über den Verlust ihrer uralten Marienkirche, die nach dem Brande in einen Begräbnissplatz verwandelt ist, noch untröstlich fand. Katharina II war in Stettin geboren, und zum Beweise, dass sie sich jedesmal an ihrem Geburtstage ihrer Vaterstadt erinnerte, pflegte sie an demselben der Stadt die Schaumünzen zu übersenden, die sie im zurückgelegten Jahre hatte schlagen lassen. Diese werden, 23 an der Zahl und 4000 Rubel werth, auf dem Rathhause verwahrt. Der Hr. *Graf von Lepel*, ehemaliger preussischer Gesandter in Neapel, besitzt in *Nassenheide* eine beträchtliche Sammlung italienischer Kunstsachen, eine ausgesuchte artistische und antiquarische Bibliothek und eine vollständige Sammlung von Producten des Vesuvs. Auch die Stettiner Weinkeller sind schon sehr von Franzwein geleert, und da der französische Weinbauer, der sonst nur Wasser trank, während der Revolution auch Wein zu trinken gelernt hat; so werden sie sich schwerlich zu den ehemaligen Preisen wieder füllen lassen. Im Stettinschen akademischen Gymnasium waren nicht mehr als 32 Schüler. In Hn. Consistorialrath *Brüggemanns* Bibliothek befinden sich allein 2000 englische Werke.

Fünfter Brief. Im Dorfe *Christinenberg* am Wege nach Wollin war die Gemeinde im Bethhause versammelt, und der Küster hielt, anstatt abzulesen, eine ordentliche Predigt, in der er in einer verständlichen und doch würdigen Sprache, mit einem guten Anstande und in einem sanften treuherzigen Tone zweckmässige Wahrheiten vortrug. „Du glaubst nicht, sagt Hr. *Z.*, wie tröstlich mir diese Erscheinung war; denn bey der zunehmenden Armseligkeit der meisten Landpfarren in Pommern und der Mark, bey dem immer grössern Verfall der Kirchen, der Pfarr- und Schulgebäude, und bey der immer mehr verbreiteten Einsicht, dass ohne verbesserten Schulunterricht der Nutzen des Predigtamts höchst eingeschränkt bleibt, wird man doch unausbleiblich dahin kommen, eine Menge von Landpfarren einziehen zu müssen, um aus ihren Einkünften theils die übrigen Prediger, denen nun mehrere Dörfer zugelegt würden, zu verbessern, theils Katecheten zu besolden, welche Schule halten und in der Regel auch des Sontags für die Erbauung der Gemeine sorgen müssten. Kommt einst, dachte ich, diese Zeit; so werden Katecheten, wie dieser Küster, die Landleute bald beruhigen, wenn sie nur etwa alle Monate den Vortrag eines Geistlichen hören:" (eine sehr vernünftige Verbesserung, die man ausgeführt zu sehen wünschen muss.) — Bey *Wollin*, wo eine Brücke über die *Divenow* nach dem festen Lande führt, theilt der Vf. umständliche Nachrichten über arabische

sche Silbermünzen, welche man vor einigen Jahren auf der Insel Wollin gefunden hat, und von der Fischerey auf dem Haff mit. Die Hauptfischerey geschiehet in den *Tücherkähnen*, die nur an den Enden wasserdicht, im Mitteltheile aber durchbohrt sind, da als Fischkasten für die gefangenen Fische dienen, zwey und zwey in Gesellschaft fischen, und acht bis vierzehn Tage lang auf dem Wasser bleiben. Die Kameradschaft oder *Matschapy* wird auf ein Jahr geschlossen, und nach dessen Verlauf der Gewinn getheilt. Am häufigsten fängt man Aale, und mit den Spickaalen, so wie mit den geräucherten Aalen, die unter dem Namen der *Pritter-Aale* berühmt sind, treibt man einen beträchtlichen Handel nach Berlin und nach Schlesien. — *Sechster Brief.* Von Wollin gieng die Reise durch einen Fichten- und Eichenwald, der 4 Meilen lang und 1½ Meile breit ist, nach dem Dörfchen *Misdroy*, wo sich zuerst die weissen Sanddünen und die Aussicht auf das Meer zeigten. Unter den kleinen Stücken Bernstein, welche das Meer nach Stürmen hier am Strande auswirft, hat sich doch einmal ein Stück gefunden, das mit 120 Rthlr. bezahlt wurde. *Swinemünde* auf der Insel Usedom, an der Mündung des Hauptarms der Oder, hat völlig das Ansehn einer niederländischen Stadt. Die neuen Häuser sind alle im holländischen Geschmack gebaut; vor ihnen stehen in Stacketen verschnittene Bäume, und um die Stadt liegen Gärten und holländische Windmühlen. Seit 1740 hat man längs des Ausflusses der Swiene ein so genanntes Packwerk von Faschinen und grossen Feldsteinen in das Meer hinein geführt, hinter demselben den angespülten Sand aufgefangen, und diesen mit Erlen und Weiden von üppigem Wuchse bepflanzt. Durch diese Anlage soll die Fahrt aus der Swiene in das Meer verbessert werden, indem man den Strom durch Verengerung zwingt, sich ein tieferes Bett zu graben, und zugleich durch die vermehrte Kraft des Wasserstosses eine gefährliche Sandbank, die jetzt den Eingang des Hafens verschliesst, wegzuräumen hofft. Die Swiene selbst, die unterhalb der Stadt einem See gleicht, bildet den Hafen, und die Rhede ist eine halbe Stunde davon im offenen Meere. Dort müssen die grossen Fahrzeuge theils ganz ausgeladen, theils gelichtet werden. Der Vf. bestieg eine englische in Archangel gebaute Pinke von 600 Last, eins der grössten Schiffe, welches je die Rhede besucht hat. „Eine Dame, die sich in einem dunkelgrauen Anzuge am Strande badete, gewährte uns ein sehr interessantes Schauspiel. Die See war ziemlich ungestüm. Die Badende war zehn Schritt weit ins Wasser gegangen und empfieng jede auf sie zuströmende Welle mit ausgebreiteten Armen und vorwärts gebogenen Körper. Kaum hatte sie diese Bewegung gemacht, so ward sie von dem rauschenden Wasser über und über bedeckt, und im Augenblick stand sie wieder frey da, um die nächste Welle auf eben die Art zu empfangen. Je inniger die Idee der Zartheit an die weibliche Gestalt geknüpft ist, desto anziehender war dieses Spiel mit der anscheinenden Gewalt der schäumenden Wellen." *Siebenter Brief.* Die stürmische See erlaubte Hn. Z. nicht von Damerow aus, auf einem Nachen die Stelle zu besuchen, wo auf den Karten *Rudera Winetae* zu stehen pflegt, und durch Augenschein zu bewähren, was er in der vierten Beylage wahrscheinlich macht, dass hier nur Klippen, nicht Mauerwerk und Ruinen unter dem Wasser liegen. — *Wolgast* an der Peene, hat seit der Eröffnung des Swienemünder Hafens viel verloren. Schiffe, die in der Ostsee beschädigt werden, suchen sich indess nach Wolgast zu ziehen, wo sie sich am wohlfeilsten ausbessern können. *Achter Brief. Greifswalde* hat jetzt 60 Studierende und 22 Docenten, und ausser den akademischen keine andere Merkwürdigkeit als eine kleine Freyherrlich Waitzische Salzsiederey. *Neunter und zehnter Brief.* Wie in dem vorigen Briefe Greifswalde, so wird in diesem *Stralsund* sehr weitläufig, (und wie uns dünkt für das allgemeine Interesse mitunter zu umständlich) beschrieben. Die Stadt hat über 16000 Einwohner; der ehemals wichtige Handel ist aber sehr gesunken. Vom jetzigen Zustande desselben hatte der Vf. sich leicht aus Gadebusch's u. a. Schriften unterrichten können.

Die neun folgenden Briefe schreibt der Vf. aus *Rügen*. Sie enthalten grösstentheils Naturschilderungen aus dieser wenig besuchten Insel im fernsten Norden Deutschlands; darunter einige sehr anziehende, wiewohl die verschiedenen Gegenden im Ganzen genommen einander zu ähnlich sind, um den fernen Leser auf die Länge zu fesseln. Einige wüste Sandschellen und Torfmoore ausgenommen, ist Rügen sehr fruchtbar. Besonders sind das die Halbinseln Jasmund und Wittow, wo der mit vieler Industrie bearbeitete Acker im Durchschnitt von der Gerste das 9te, in glücklichen Jahren gar das 12te Korn, und vom Weizen wohl das 18te bis 24ste Korn abwerfen soll. Besonders ist die Insel mit adlichen Höfen wie besäet, seit dem es auch hier Sitte geworden ist, die Bauern zu legen, d. h. ihre Wohnungen eingehen zu lassen, und ihre Aecker zum herrschaftlichen Lande zu schlagen, wodurch der Dörfer immer weniger werden. Die Reise gieng über die Meerenge, welche keine halbe Stunde breit ist, nach dem Hauptorte *Bergen*, einem kleinen Städtchen von 270 Häusern, wo die Gesellschaft den *Rugard*, den höchsten Berg der Insel, bestieg, dann über die mit Feuersteinen bedeckte Erdzunge längs des Prorer-Wyks nach Sargard, und der Stubnitz auf *Jasmund*, darauf nach Arkona auf *Wittow*, nach der langen und schmalen Insel *Hiddensö*, nach der Insel *Ummanz*, und von dort über Gingst und Poseritz zurück nach Stralsund, indem ein anhaltender Regen die Reise nach *Monkguth* (wo die Einwohner unter allen auf Rügen das mehrste Eigenthümliche in Sprachen, Kleidung und Gebräuchen behalten haben) verhinderte. In den wenigsten Oertern der Insel giebt es Wirthshäuser. Desto gastfreyer sind die Einwohner, besonders die wohlhabenden Predigerfamilien, welche überall die zahlreiche Gesellschaft in

in welcher Hr. Z. reiste, aufnahmen. Aber freylich darf man die Predigerstellen in Rügen nicht nach denen im übrigen protestantischen Deutschland beurtheilen. Alle Güter, die ehemals zu den katholischen Kirchen und Klöstern gehörten, sind hier bey der Reformation den protestantischen Kirchen geblieben. Daher stehen viele dasige Prediger in allem dem Landedelmanne gleich, haben nicht nur ansehnliche Ländereyen, sondern auch, wie jeder Gutsbesitzer, eine Anzahl leibeigner Familien, und die Gerichtsbarkeit über einen Theil ihres Sprengels, und geniessen bey der Wohlfeilheit aller Bedürfnisse und ihrer sehr beträchtlichen Einnahme (eine dieser Pfarren hat bloss an Messkorn jährlich 960 Scheffel) einen hohen Wohlstand, der sich um so länger erhält, da die reichsten Stellen, wegen des grossen *Inventariums an* Vieh und Geräthen, dessen Kauf beträchtlichere Summen erfodert, als andere Kandidaten aufzubringen vermögen, oft mehrere Generationen hintereinander bey derselben Familie bleiben. — Für die besten Stellen hält man die vier auf Wittow und Jasmund, deren Pfarrer man im Scherz die Vierfürsten nennt (einer von ihnen ist der Dichter *Kosegarten*, Prediger zu Altenkirchen.) Manche Prediger auf dieser Insel berufen ihren Diakonus selbst, z. B. Hr. Präpositus *Picht* in *Gingst*, der seinen Amtsbrüdern mit dem guten Beyspiel vorging, dass er 1774 die Leibeigenschaft seiner Bauern ganz unentgeltlich aufhob, wovon sich die guten Folgen sehr sichtbar zeigen, und der Prediger von *Willich* zu *Sagard*, auf dessen Pfarrwiese ein stark besuchter Gesundbrunnen entspringt, den er auf seine Kosten mit den nöthigen Badeanstalten und Ergötzungsplätzen versehen hat. — Die grössten Merkwürdigkeiten Rügens fand Hr. Z. in der *Stubnitz*, einem zwey Meilen langen Buchenwalde an der Nordostküste Jasmunds; nämlich den *Borgsee*, an welchem ein ovaler mit einem hohen Wall umschlossner Platz liegt, der wahrscheinlich der Ort ist, wo nach Tacitus Erzählung die alten Rügier die Göttin *Hertha* verehrten (dies thut Hr. Z. mit grosser Umständlichkeit dar, mit allen Gründen dafür und dawider), und einige hundert Schritte davon die *Stubbenkammer*, wo das ansehnliche Kreidengebirge im Nordostheil *Jasmunds nach* der See zu senkrecht abgeschnitten ist, und *eine der schönsten* Felsenpartieen bildet, deren Anblick durch das Unermessliche des Meers, welches den Fuss der Kreidenpfeiler bespielt, noch sehr gehoben wird. Der berühmte *Hackert*, der in Prenzlau geboren, sich um 1762 ein paar Jahre zu *Boldewitz* auf der Insel Rügen aufhielt, hat damals *diese Felsengegend* mehreremal mit grosser Wahrheit gemalt. Nach einem dieser Gemälde hat Hr Z. die Stubbenkammer in Kupfer stechen lassen, und dieses Blatt gereicht dem Werk zur wahren Zierde. Auch hier wechselt die Kreide mit horizontalen Lagen von Feuersteinen ab, und ist voller Versteinerungen. Der höchste Gipfel ist 543 pariser Fuss hoch. — Auf der Halbinsel Wittow bestieg Hr. Z. das Vorgebirge *Arkona*, die nördlichste Spitze von Deutschland, wo man noch Ueberreste von dem Wall sieht, der ehemals die Slavische Festung Arkona umgab, den Sitz des Hauptgötzen der heidnischen Rügier, (des vierköpfigen *Svantevits*, dessen Namen Z. lieber von *Swiat*, die Welt, als vom heiligen Veit ableiten möchte). Die Beschreibung dieser Veste, des Götzendienstes und der Zerstörung beider durch König Waldemar I. von Dänemark im J. 1168, welche unser Vf. aus Saxo Gramaticus übersetzt, ist an dieser Stelle nicht uninteressant. Das 200 Fuss hohe Vorgebirge besteht aus Mergel und Kreide, und man sieht von demselben deutlich die 7 Meilen entfernte dänische Kreideninsel *Möhn*. — Die dritthalb Meilen lange, aber sehr schmale, *Insel Hiddensö* (welche auf holländischen Seekarten nach einem gewaltigen Weissdorn auf den nördlichsten Sanddünen, der den Schiffern zum Wahrzeichen diente, *Dornbusch* genannt wird) gehört einem Hauptmann von Giese, der sie für 36000 Rthlr. angenommen hat, und in *Kloster* wohnt. Sie hat 4 Dörfer, 500 Einwohner, etwas Ackerland und Wiesen. Wenn nach einem Nordsturm starker Westwind weht, wirft die See hier mit Seetang und Reisern Bernstein aus. Auch haben einige Juden nicht ohne Vortheil am Strande nach Bernstein gegraben, und unter andern ein Stück ein und dreyviertel Pfund schwer gefördert. Sonst war die Insel stark bewaldet. Seit dem aber Wallenstein im dreyssigjährigen Krieg die Waldungen abbrennen liess, ist sie so holzarm, dass man hier die Häuser aus dem elendesten Torf aufbaut. Wen Volkslieder Vergnügen machen, der findet hier ein Hiddensöer Trinklied mit einer gravitätischen Melodie.

Zwanzigster bis drey und zwanzigster Brief. In dem freundlichen Städtchen *Barth*, welches 3150 Einwohner und einigen Seehandel hat, war *Spalding* eine Zeitlang Prediger, und Hr. Z. suchte mit vieler Theilnahme alles auf, was an den hiesigen Aufenthalt des ehrwürdigen Greises erinnern konnte. Der Gesundbrunnen zu *Kenz*, eine halbe Meile davon, wird aus den benachbarten Städten als Vergnügsort häufig besucht; doch ist für die Bequemlichkeit der Brunnengäste nur wenig gethan. *Rostock* hat ein so wohlhabendes und heiteres Ansehen, wie wenig andere Städte. Die Universität besteht jetzt aus 22 Professoren und 100 Studirenden. Hr. Z. bewunderte Tychsens Sammlungen arabischer Münzen, orientalischer Schriften und anderer asiatischen Merkwürdigkeiten, und seinen Enthusiasmus für dieses Fach. Interessanter als der berühmte *heilige Damm* am Seeufer hinter *Dobberan* ist die Aussicht von der höchsten Bergspitze bey *Dietrichshagen*, unweit der Ostsee, wo man die Küsten von Holstein, Femern und Laland sieht. Der heilige Damm, ein Haufen abgerundeter Geschiebe von mancherley Gebirgsarten, welchen die See in einer Länge von einer halben Stunde, 100 Fuss breit und 16 Fuss hoch am Ufer aufgeschwemmt hat, hat für den, der von den Ufern Jasmunds kömmt, wenig Auffallendes. *Remplin*, der Wohnsitz des Hn. Landmarschalls von Hahn unweit Malchow, fesselte Hn. Z. mehrere Tage, und in

der That ist dieses Landgut in mancher Hinsicht der merkwürdigste Ort Mecklenburgs. Doch erlaubte die regnigte Witterung ihm nur ein paar Blicke auf den Mond durch das treffliche zwanzigfüfsige Herschelsche Spiegelteleskop. Das siebenfüfsige Schradersche Spiegelteleskop, welches Hr. v. Hahn besitzt, thut dieselben Dienste als ein Herschelsches von gleicher Gröfse. Beide übertreffen einen fünffüfsigen Dollond zwar an Lichtstärke, stehen diesem aber an Deutlichkeit und Bestimmtheit der Bilder nach. Von den beiden *Zechliner Glashütten* unweit Rheinsberg geht die für grünes Glas, wegen Holzmangel in diesem Jahre ein. Einen Musentempel, den Friedrich II, da er als Kronprinz in *Ruppin* lebte, in einem Garten bauen liefs, und der noch steht, stellt das zweyte Kupfer dar, statt dessen wir die Abbildung eines interessanteren Gegenstandes gewünscht hätten.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Halle*, b. Hendel: *Disp. de Spiritu Sancto primis Christianis ab Apostolis per impositionem manuum tradito.* Auctoritate Academiae Fridericianae Halensis scripsit *Jo. Aug. Noesselt.* 3 Bog. 4. Zwölf Männer, welche Jünger genannt werden, nach der Weise Johannes, des Täufers, getauft waren, und auf den Messias, als einen gewisskommenden, ein praktisch-religiöses Vertrauen gefafst hatten (*πεπιστευκοτες εις τον ερχομενον*), kamen zu Ephesus in die Bekanntschaft des thätigsten christlichen Missionairs oder Apostels, Paulus. Act. 19, 1–7. Da dieser sie fragt: habt ihr, da ihr Ueberzeugung gefafst habt, heiligen Geist erhalten? antworten die guten Leute: *wir haben nicht einmal gehört, ob — „heiliger Geist ist?"* (*ει πνευμα αγιον εστιν.*) Diesen an sich schon — wegen der Zweydeutigkeit des Wörtchens *εστιν* und wegen Vieldeutigkeit des Hauptworts *πν. αγ.*, auch wegen Auslassung des Artikels — sehr dunkeln, nach dem System der Concilientheologie aber höchst unerwarteten, wo nicht gar ketzerischen, Ausdruck macht der Vf. als einer der würdigsten Veteranen unter unsern theologischen Zeitgenossen, zum Gegenstand einer vorurtheilfreyen philologischen Untersuchung, und verdient sich dadurch eben so wohl durch den Eindruck, welchen die Freymüthigkeit eines Mannes von so genauen Kenntnissen und langerprobter Erfahrung machen mufs, als durch die sorgfältige Ausführung einen vorzüglichen, öffentlichen Dank. Auch der Evangelist Johannes K. 7, 39. wufste von einem heiligen Geist, welchen die auf den Messias Jesus vertrauenden erst erhalten würden und welcher, ehe Jesus in seinen himmlischen, herrlichen Zustand übergieng, (*εδοξασθη* 17, 5.) noch nicht da war. *ουπω ην.* Aus Vergleichung dieser Stelle löst sich zuerst die Amphibolie des Wörtgens *εστιν* in der obigen Antwort. Man sieht, dafs die zwölf Verehrer des Täufers eigentlich sagen wollten: wir haben nicht einmal gehört, ob — heiliger Geist *da ist.* Man lernt ferner, dafs heiliger Geist, (wie bey Johannes gewöhnlich Vgl. 1. Joh. 2, 27. 20.) ungeachtet es auf christliche Einsicht bezogen wird, als etwas zu deuten ist, das vielen Christen, nicht blofs den Aposteln, zu Theil wurde. Und, was die Hauptsache ist, durch den Zusammenhang beider Stellen läfst sich ausmitteln, was dann dem, welcher diesen heiligen Geist erhielt, wirklich dadurch zukam. Das Ausströmen der lebendigmachenden Lehre, also das ausgebreitete, energische Lehren ists, was Jesus bey Johannes denen verspricht, die ihm als Messias vertrauten, und was dann der Evangelist den heiligen Geist nennt, der, so lang Jesus auf Erden lebte, freylich *auch nicht da war*, da die Apostel selbst nur erst Schülerproben im Lehren anderer machten. Gerade so wird auch von den zwölf auf Johannes des Täufers Weise getauften, da jetzt Paulus sie auf den bereits erschienenen Messias taufte und ihnen die Hände auflegte, gesagt: der heilige Geist kam über sie und — sie redeten in Sprachen und lehrten prophetenartig. Sehr begreiflich! Getauftwerden auf einen, welcher schon da ist, mufs an sich schon mehr wirken, als das nur harrende Getauftwerden auf den, der erst kommen wird. Ueberdies werden diese zwölf Männer *ausgezeichnet* behandelt. Nur denen, welche zu einer bestimmteren Wirksamkeit für das Christenthum brauchbar erachtet wurden (auch Act. 8, 15. 16. ist nicht an alle samaritische Christen zu denken!) wurden die Hände aufgelegt. Diese Auszeichnung befeuert sie; sie halten sich nicht mehr. In jeder Sprache, welche sie kennen, sprechen sie, die sich inzwischen gewifs den Nichtjuden mit ihren Johanneischen Erwartungen des Messias nicht genähert und geöffnet hatten, von dem neuerkannten, schon gekommenen, jetzt endlich individuell bestimmten! Und — welches andere Vorbild konnten sie auch haben? — Sie sprechen im Ton der alten jüdischen Gotteslehrer, mit jenem alten Enthusiasmus, in jenen schon bekannten Symbolen, also: prophetisch Luc. I, 67. 42. Sie wissen nun durch eigene gottgeweihte Begeisterung, wie sie so manche dunkle Stelle jener Alten auf das wichtigste Neue hinzudeuten hätten. (Auch in den ersten Jahrhunderten war lange noch dies das einzige charakteristische, das man von der heiligen Geisteskraft, vor Jesus dogmatisch und symbolisch angab: dafs sie in den Propheten auf den Messias hin vorhergesprochen habe!) — — So weit das wesentliche dessen, was ein Nösselt über dieses *πν. αγ.* und zugleich über das Reden in fremden Sprachen und Prophetischreden als geprüfte Ueberzeugung auf seine Weise, das heifst, gründlich und mit sicherer Ruhe darlegt. Er nimmt keinen Anstand, diesen pneumatischen Gemüthszustand, durch welchen ein fast unwillkürliches Ausbrechen ins Reden und Lehren (*αποφθεγγεσθαι* Act. 2, 4.) entstand, einen *furor* zu nennen, weil jeder Enthusiasmierte gleichsam aufser sich versetzt ist. Der Wirkung seiner eigenen Kräfte wenig oder gar nicht bewufst, kann ein solcher seine innere Erfahrung, nach dem Phänomenon, nicht anders ausdrücken, als durch das Paradoxe: es kam so über mich; *in me Deus irruit!* Wer dieses Gefühl hat und beschreibt, giebt nur das Phänomen an, nicht die psychologische Ursache. Die Art und Weise der Wirkung wird eben so wenig durch das eigenthümliche des *illabi*, als durch andere Metaphern, wie *infundi*, *βαπτιζεσθαι πνευματι αγ.* *imbui divina mente* beschrieben. Dafs jenes *Reden in Sprechen (variis linguis uti)* auf ungelernte Sprachen sich beziehe, hat niemand erwiesen: *temere sumunt*, sagt N. und bemerkt: wie Act. 18., die aramäische, griechische und lateinische Sprache zu dem beabsichtigten Gebrauch ganz hingereicht habe. Dort hingegen, wo durch Erweckung eines prophetischen Enthusiasmus in manchen Samaritanern Act. XI. den Judenchristen gezeigt wird, dafs auch diese Verketzerte ihnen als Christen gleich seyen, und *ισην χαριν* haben, ist nichts vom Reden in fremden Sprachen gesagt, weil das Samaritanische, ein aramäischer Dialekt, nicht zu den exotischen, heydnischen Sprachen gehörte. *Πνευμα αγιον* aber, infofern dieser Ausdruck aus dem Sprachgebrauch des Täufers Joh. 3, 34. und Jesu Luc. 4, 18. Matth. 12, 18. 10, 19. u. dgl. auf die spätern Christen übergieng, bezeichnete, nicht eine Wunderkraft zu äufsern Wirkungen, sondern — die Exaltation des Gemüths, das wahre und gute des Christenthums schnell und praktischwirksam zu fassen und mit Energie andern bekannt zu machen. So erklärt sich auch das *prophetenartige Talent* des Timotheus 1 Tim. 4, 14. Paulus, der sich wie andere Apostel s. 1 Petr. 5, 1. 2. zu dem Presbyterium rechnet Vgl. 1 Tim. 4, 14. mit 2. 1, 6. hatte durch die auszeichnende Händeauflegung den schüchternen Jüngling zu dessen Gebrauch aufgemuntert (*χαρισμα* wie 1 Joh. 5. 11.), um an ihm einen Mitstreiter 1 Tim. 1, 18. d. i. *energischen Mitlehrer* zu haben. Der Gegensatz ist *πνευμα δειλιας*, Furchtsamkeit, 2 Tim. 1, 6–8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Januar 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Johann Friedrich Zöllner's*, Ober-Consistorialraths und Probsts in Berlin, *Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Theil des Herzogthums Mecklenburg, im Jahr* 1795 etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von den *Beylagen*, welche die sechs letzten Bogen einnehmen, waren für den Rec. besonders die erste und vierte lehrreich und interessant. 1) *Actenmässige Erzählung von der Zerstörung der Marien-Stifts-Kirche in Stettin*, ein warnendes Beyspiel der unverzeihlichen Umständlichkeit, womit nach dem einmal hergebrachten Gang im Preussischen die öffentlichen Bauten, auch wenn sie noch so nothwendig sind, oft in die Länge gezogen und nicht selten ganz gehemmt werden, bis der Schade geschehen ist, den man durch einen geringen Bau zur rechten Zeit hätte abwenden können. Der schöne Thurm dieser Kirche, der älteste in Pommern, dessen Erbauung 100000 Rthlr. gekostet hatte, war mit einem Kostenaufwand von 5705 Rthlr. reparirt worden, und das Curatorium des Stifts wünschte ihn durch einen Blitzableiter zu sichern. *Silberschlag*, an den man sich deshalb wandte, wähnte, ein Blitzableiter würde nur dann wirksam seyn, wenn er sich in der Oder, oder in einem Brunnen endigte, den abzusenken allein 240 Rthlr. gekostet haben würde. Man fing den Ableiter nach seinem Vorschlag an zu bauen, und zog dann erst den D. Reimarus in Hamburg zu Rathe, der die Anlage als unnöthig kostbar tadelte. Man berichtete deshalb an das Oberconsistorium und das Oberbaudepartement in Berlin, worüber der Bau (wie leider so mancher) ganz liegen blieb. (Rec. ist z. B. ein Fall bekannt, wo um eine Fähre, die von der Kammer unterhalten wird, und die so morsch ist, dass sie Wasser zieht, und schon zweymal versunken ist, neu zu bauen, man sich schon über zwey Jahre Bedenkzeit genommen hat, und vielleicht nicht eher Hand daran legt, als bis einmal Wagen und Pferde, oder eine Ladung Menschen mit versinken.) Was man befürchtet hatte, geschah. Am 9. Julius 1789 traf der Blitz den Thurm, der sammt einem Theil der Kirche abbrannte. Was übrig blieb, drohte stündlichen Einsturz, daher, alles Jammern der Einwohner ungeachtet, Kirche und Thurm (den der Minister Graf von Herzberg gern in eine Sternwarte umgeschaffen hätte) vollends mussten eingerissen werden. — 2) *Statistische und andere Nachrichten von Stettin und Pommern überhaupt.* Sie bestehen grösstentheils aus den Bemerkungen eines Sachverständigen über den Stettiner Handel, und werden von Einfuhr- und Ausfuhrlisten Stettins von den Jahren 1790 bis 94, und einer Liste über den pommerschen Schiffbau von 1781 bis 1795 begleitet. *Stettin* enthält jetzt 17140 Einwohner. Die Handlung auf der Oder würde blühender seyn, hätte man *Camin* zum Sitz der Handlung gewählt, und für die Oderkahne einen Canal aus der Oder nach Camin gegraben, wo sie am Bord der Seeschiffe ausladen könnten. Der Mangel an Rückfracht auf Stettin ist das grösste Hinderniss für den Stettiner Seehandel. Auf den Schiffswerften im preussischen Pommern sind in den angeführten 15 Jahren 535 Schiffe, 3241163 Rthlr. werth, gebaut worden. 3) Eine vollständige Geschichte des Swienemünder Hafenbaues, die Hn. *Z.* zur dritten Beylage versprochen worden war, erhielt er nicht. 4) Dafür entschädigt er den Leser hinreichend durch eine kritische und sehr sorgfältige *Untersuchung der widersprechenden Sagen über die angeblichen Wendischen Handelsstädte Julin und Wineta*; eine Untersuchung, welche nach der Einsicht des Rec. das Dunkel, welches hierüber schwebt, so gut als ganz zerstreut. Aus der Lebensbeschreibung des heil. Otto, Bischoffs von Bamberg, des Apostels der Pommern, erhellt unbezweifllich, dass es zu seiner Zeit auf der Insel Wollin, wahrscheinlich an der Stelle der gleichnamigen Stadt, eine ansehnliche slavische Handelsstadt *Julin* gegeben habe (Otto taufte in ihr bey ihrer Bekehrung 22156 Slaven), die aber höchst wahrscheinlich nur aus hölzernen Hütten bestand (selbst das dasige Schloss des Herzogs von Pommern war blos aus Balken und Brettern erbaut, und die Kirche, welche Otto aufrichtete, bestand aus Holz und hatte ein Dach von Leinwand und Stroh) und deren Strassen so voll Koth waren, dass man darin bis an den halben Leib versank. König Waldemar I von Dännemark belagerte sie wiederholentlich, und während der letzten dieser Belagerungen (1176) beredete der Bischoff die Einwohner, ihre Stadt zu verbrennen, und mit Haab und Gut nach *Camin* zu wandern, worauf auch der Pabst die Versetzung des Bisthums von *Wolin* (so nennt die Bulle jene Stadt) nach Camin genehmigte. Dass man von dieser alten Stadt Julin keine Ruinen mehr findet, ist kein Wunder, da in ihr wahrscheinlich nicht Ein steinernes Gebäude stand. Dagegen deuten die Namen mehrerer Feldmarken um Wollin (z. B. der Fischmarkt, der Pferdemarkt, der Julmarkt)

markt) noch auf die ehemalige gröſsere Stadt. Aus dem Umſtande, daſs die Skandinaviſchen Hiſtoriker dieſe Stadt bald *Julin*, bald *Jomsburg* nennen (ein Name, der bey keinem deutſchen Geſchichtſchreiber vorkömmt) und aus dem, was Snorre Sturleſon von den *Jomsvikingern* (die er überall als kühne und unerſchrockne Seeräuber ſchildert) und was Saxo Grammaticus von den Zügen der Dänen nach Julin erzählen, ſchlieſst Hr. *Z.*, daſs der däniſche König Harald die *Jomsburg* als ein feſtes Caſtel bey Julin erbaut, die Beſatzung ſich auf Seeräuberey gelegt, der Herrſchaft der Dänen entzogen, und durch ihre Unerſchrockenheit allen Küſten der Oſtſee, beſonders auch der däniſchen, gefährlich gemacht habe, bis König *Magnus* im J. 1040 oder 1044 dieſes Seeräuberneſt bey Julin zerſtörte, und König *Erich* ſie um 1096 auch aus *Julin*, wohin ſie ſich ſeitdem vielleicht gezogen hatten, vertrieb. Die Deutſchen, glaubt Hr. *Z.*, hätten von dieſen Seeräubern und ihrem Sitze nichts erfahren, deſto mehr aber die Skandinavier, deren Küſten ſie heimſuchten, und die ihre Thaten in eigenen *Sagen* verewigten. In der That wird Jomsburg in den ſkandinaviſchen Sagen auch *Jomi*, *Jumpte*, *Jumne* und *Jumine* genannt, und Julin von Adam von Bremen auch *Jumine* oder *Jumne*. — Von einer Stadt *Wineta* ſpricht kein einziger älterer nordiſcher Geſchichtſchreiber; alle Sagen von ihr ſchreiben ſich aus *Helmolds* Slaviſcher Chronik her, der in der Stelle ganz ſichtbar das vor Augen hatte, was Adam von Bremen von Julin ſagt, und nur etwas in den Wendungen änderte. Vielleicht ſetzte er aus Vorſicht, wegen der vielen Namen, die bey Adam für Julin vorkommen, bloſs *Civitas Vineta*, d. h. eine wendiſche Stadt, oder auch Jumneta, wie es in andern Handſchriften Helmolds ſteht. Genug daſs er unverkennbar Julin meynte. Da nun alles, was man von der groſsen und reichen Stadt Wineta lieſt, zuletzt aus Helmolds Chronik gefloſſen iſt; ſo liegt es am Tage, *daſs eine ſolche von Julin verſchiedene Stadt, nie exiſtirt habe.* Die ſeyn ſollenden *Ruinen des erdichteten Vineta*, welche man an die nördliche Küſte der Inſel Uſedom zu ſetzen pflegt, ſind höchſt wahrſcheinlich nichts weniger als Mauerwerk (und wie kämen ſolche Mauern in die hölzernen Städte der Wenden), ſondern weiſse Klippen, welche bey einem niedrigen Stande der See über die Waſſerfläche gleich Alabaſterpfeilern hervorragen, und an denen ſchon mehrere Schiffe geſtrandet ſind. *Joh. Lübbechins*, Bürgermeiſter zu Treptow an der Rega, der ſich im J. 1564 eine halbe Stunde lang auf dieſer Stelle in einem Nachen umherfahren lieſs, ſcheint zuerſt die Sage von Ueberreſten einer groſsen Stadt, welche das Meer hier bedecke, aufgebracht zu haben, ſo abenteuerlich ſeine Ausſagen auch ſind, und noch niemand hat dieſe Stelle gehörig unterſucht. Hr. *Z.* ſchlägt daher *eine Subſcription für Freunde vaterländiſcher Merkwürdigkeiten zur Unterſuchung dieſer ſogenannten Ruinen von Wineta*, am Ufer der Inſel Uſedom, vor, zu der er ſich ſelbſt mit 4 Friedrichsd'or unterzeichnet. Sobald 200 Rthlr. zuſammen ſind, will er durch ſch[wedi]ſche Täucher den Meeresboden dort durchſuc[hen] laſſen, und den ganzen Erfolg in einer kleinen Sch[rift] mittheilen, deren Ertrag er irgend einer wohlth[äti]gen Anſtalt beſtimmt. Wir wiſſen nicht, ob d[ie] ſo mäſsige Summe ſchon beyſammen iſt, wünſch[en] aber, falls ſie es noch nicht wäre, wohlhabende [Lo]ſer dafür zu intereſſiren. — 5) *Gleichzeitige Ba[ro]meterbeobachtungen*, den 6. Auguſt 1795 Mitt[ags,] welche Hr. *Z.* (der ſich damals unter der Stubb[en]kammer am Strande der Oſtſee befand) mit mehr[eren] Beobachtern verabredet hatte. Aus dieſen Baro[me]ter- und Thermometerſtänden an 17 verſchieden[en] Orten (Cuxhaven, Berlin, Halle, auf dem Pet[ers]berg, dem Inſelsberge, dem Brocken, der Schn[ee]kuppe u. ſ. f.) hat Hr. Prof. Fiſcher in Berlin die H[ö]hen der Beobachtungsplätze über dem Spiegel [der] Oſtſee bey Rügen berechnet. Dieſe Höhen wä[ren] an ſich ſchon ſehr zweifelhaft, da ſie nur auf ei[nem] einzigen gleichzeitigen Barometerſtand beruhen; [es] kömmt indeſs noch ein beſonderer Umſtand hin[zu,] wodurch ſie offenbar falſch, und alle um volle [...] Fuſs kleiner ſind, als ſie es der Beobachtung n[ach] ſeyn müſsten. Denn offenbar hatte H. *Z.* Reiſeba[ro]meter, deſſen Queckſilber, wie er ſelbſt erzählt, [un]terwegs zum Theil herausgelaufen war, etwas ge[hal]ten, und war nicht mehr ganz luftleer, da, währe[nd] die Barometerhöhe in Cuxhaven (13 Fuſs über d[em] mittlern Stande der Nordſee) 5451.8 und in Roſt[ock] 5449 Sechzehntel einer pariſer Linie betrug, Hn. [Z.] Barometer 5 Fuſs über die Waſſerfläche der Oſ[tſee] nur 5438 pariſ. Sechzehntel Linien hoch ſtand. Bi[llig] hätte daher bey der Berechnung der Höhen die C[ux]havner, nicht die Rügner Beobachtung müſſen z[um] Grunde gelegt werden, da aus dieſer die ſonderb[are] Angabe folgt, daſs Cuxhaven 70 und Roſtock 40 [pa]riſer Fuſs unter dem Spiegel der Oſtſee liege. [6)] *Allgemeine Bemerkungen über Schwediſch-Pomm[ern] und Rügen*, und 7) *einige Bemerkungen über Meckl[en]burg* (welche insgeſammt nicht vielbedeutend ſin[d]) machen den Beſchluſs. Nach der Bevölkerungsli[ſte] von 1793 lebten im ſchwediſchen Pommern 830[...] auf Rügen 24085, und wenn man noch 2681 Sol[da]tenfrauen und Kinder mitrechnet, in beiden La[n]dern 109847 Menſchen. Ein vollſtändiges Regiſt[er] erleichtert das Nachſchlagen der zerſtreuten Notize[n].

GESCHICHTE.

HILDBURGHAUSEN, b. Haniſch: *Hiſtoriſche Sch[rif]ten* und *Sammlungen ungedruckter Urkunden*, z[ur] Erläuterung der deutſchen Geſchichte und G[eo]graphie des mittlern Zeitalters. Bearbeitet u[nd] herausgegeben von *Johann Adolph von Schult[es]*. Erſte Abtheilung. 1798. 25 Bog. gr. 4. (1 Rth[lr.] 8 gr.)

Mit des Vfs. im J. 1792 erſchienenen diploma[ti]ſchen Beyträgen zur fränkiſchen Geſchichte hat di[eſes] neue Product ſeines Fleiſses Plan und Abſicht gemei[n]

Die gegenwärtige Abtheilung enthält folgende vier Artikel: I. *Ueber die Grenzen des Bayerischen Nordgaues.* Im *Chronico Gotwicensi* ist, aus Mangel an den erfoderlichen Quellen und Hülfsmitteln, die Erstreckung des bayerischen Nordgaues so allgemein angedeutet, dafs man von dem wirklichen Umfange desselben keinen deutlichen Begriff erhält. Späterhin lieferte Hr. *Pfeffel* hierüber zwar etwas Bestimmteres, er gab aber dieser Provinz eine weit grössere Ausdehnung, als sie in der That hatte. Sie war indefs ansehnlich genug; denn sie begriff, wie hier gründlich erwiesen wird, folgende Länder: die ganze Oberpfalz, die Fürstenthümer *Neuburg* und *Sulzbach*, die Landgrafschaft *Leuchtenberg*, das Hochstift *Eichstädt*, die Herrschaft *Rotenburg*, die Graffschaft *Oettingen*, einen *Theil* von *Bayern*, einen *kleinen* Distrikt von den Fürstenthümern *Ansbach* und *Bayreuth*, und die Gebiete der Reichsstädte *Nürnberg*, *Weissenburg*, *Nördlingen* und *Dinkelsbühl* (nicht *Dünkelspühl*, wie der Vf. unrichtig schreibt). Da die deutschen Könige, seit dem Sturze des Herzogs Thassilo, den bayerschen Nordgau durch Grafen und Markgrafen verwalten liessen; so entstanden in dieser Provinz verschiedene kleinere Gaubezirke, die manchem bayerschen Grafengeschlechte, z. B. den von *Abenberg*, *Vogen*, *Sulzbach*, *Pappenheim*, *Wolfstein* u. s. w., den Ursprung gegeben haben. — Von den zu dieser Abhandlung gehörenden *Beylagen* enthält die *erste* ein alphabetisches Verzeichniss derjenigen Ortschaften, welche in den, zur Zeit der Gauverfassung ausgestellten, Urkunden zur Provinz des bayerschen Nordgaues gerechnet wurden; die *zweyte* ist das Verzeichniss einiger Schenkungsurkunden, welche dem Stifte Bamberg über verschiedene im Nordgau gelegene Ortschaften ausgestellt worden, vom J. 1000 an bis in's J. 1034, aus der *historischdiplomatischen Abhandlung von den brandenburgischen Gerechtsamen über Fürth* entlehnet; die übrigen *eilf* sind vollständige, zur Erläuterung und zum Beweise dienende Urkunden, die älteste vom 1. November 1007, und die jüngste vom 18. August 1127. Diese letzte entdeckt einen bisher unbekannten Schutzvogt des Stifts Bamberg, Namens *Otto*, der wahrscheinlich ein geborner Graf von Meran gewesen ist. Eine die Grenzen des bayerschen Nordgau's und der anstossenden Comitate Radenzgau, Volkfeld und Rangau darstellende Karte soll in der nächsten Ostermesse nachgeliefert werden. II. *Historische Nachrichten von der Stadt Saalfeld, als einer ehemaligen königlichen Villa.* Nach der Besiegung der Slaven im J. 874 wurde Saalfeld mit dem umliegenden Bezirke, als ein erobertes Land, zum königlichen Fiscus geschlagen und der Aufsicht eines Grafen übergeben. Dafs hier ein Reichspallast stand, wird dadurch wahrscheinlich, dafs der Ort bey den ältern Geschichtschreibern eine *villa regia* heisst. Hier war es, wo die Söhne Ludewig des Deutschen im J. 876 die bekannte Ländertheilung unter sich machten. Im J. 950 berief der Herzog Rudolf von Schwaben den maynzischen Erzbischof und andere Fürsten nach Saalfeld, um die Empörung gegen seinen Vater zur Reife zu bringen. Zu Anfange des eilften Jahrhunderts überliefs der König, nachherige Kaiser Heinrich der II dem Pfalzgrafen Ehrenfried (Ezo, Ezilo) von Lothringen, nebst andern Reichsgütern auch Saalfeld mit allem Zubehör. Ehrenfrieds älteste, mit dem polnischen Könige Miecislav dem II vermählt gewesene, von ihm aber geschiedene, Tochter Richsa vermachte Saalfeld dem Erzstifte Köln. Die Stadt blieb gleichwohl eine Reichsdomäne. Wie das zugieng, ist noch nicht ganz in's Klare gesetzt. Ein neuer Geschichtskundiger meynt, die Uebergabe an Köln müsse nur von dem Schlosse und seinen Zugehören, nicht von der Stadt, verstanden werden. — „*Noch* in der zweyten (andern) Hälfte des 13ten Jahrhunderts war Saalfeld *noch* unmittelbar dem Reiche unterworfen und wurde zuerst im J. 1270 vom Kaiser Friederich II dem Graf(en) Günther von Schwarzburg für seine, dem Monarchen geleisteten, Dienste erblich verliehen. Seit dem besafs dieses gräfliche Haus die Stadt Saalfeld in der Eigenschaft eines *Reichslehns*, und es erhellet aus spätern Urkunden von den Jahren 1323 und 1330, dafs die Grafen von Schwarzburg mit derselben sowohl, als mit dem dasigen Zoll- und Münzregal, welches vorher die deutschen Monarchen daselbst auszuüben hatten, ausdrücklich beliehen worden sind.“ (Diese Stelle enthält einen Schreib- oder Druckfehler, der leicht einen historischen Irrthum erzeugen könnte. Wahr ist es, dafs K. Friederich der II einen Grafen von Schwarzburg, nämlich Heinrich den X, also nicht Günthern, mit Saalfeld belehnt habe. Wenn dies geschahe, können wir nicht genau bestimmen. Aber beträchtlich früher als im J. 1270, und zwar spätestens im J. 1231, mufs es geschehen seyn, da Graf Heinrich der X in diesem Jahre, und K. Friederich der II im J. 1250 gestorben ist. Gleichwohl scheint der Vf. das J. 1270 für das richtige zu halten, weil er sagt, die feyerliche Huldigung, welche die schwarzburgischen Grafen Heinrich und Günther, als Bevollmächtigte ihres Vetters, im J. 1289 zu Saalfeld einnahmen, sey *bald nachher*, d. i. bald nach der Lehnsertheilung, von ihnen eingenommen worden. — Der vom Kaiser Ludewig dem IV dem Grafen Günther dem Jüngern von Schwarzburg — es war Günther der XXI, der nachher von einer Partey zum römischen Könige gewählt wurde — im J. 1330 gegebene Lehnbrief, welchen der Vf. beyläufig anführt, ist nicht, wie er sagt, datirt: „*prox.* die *ante Carnis priv.*,“ sondern: „*proximo* die *Dominico ante carnis privium*“ etc.) Im J. 1361 bewog K. Karl der IV die Grafen von Schwarzburg, dafs sie die bisher dem Reiche lehnbare Stadt Saalfeld von der Krone Böhmen zu Lehn empfiengen. Im J. 1389 kam dieser Ort durch Verkauf an die Markgrafen Friederich und Wilhelm (und Georg) von Meissen, und seit dem ist er dem Hause Sachsen verblieben. Dieses steht deshalb noch jetzt mit der Krone Böhmen in Lehnsverbindung nur mit dem Unterschiede, dafs es nicht, wie ehedem geschahe, bloss mit der Stadt, sondern mit der ganzen Herrschaft Saalfeld zur gesammten Hand belie-

 hen

hen wird. Der beygebrachten Beweisurkunden sind 18; die älteste ist vom 25. Junius 1057, die neueste vom 28. October 1482, und sie enthalten Vermächtnisse, Schenkungen, Belehnungen, Bestätigungen, Atteste u. s. w. III. *Sammlung ungedruckter Urkunden, die cistercienser Abtey Langheim* (Lanckheim, Langenheim) *betreffend, vom Jahre* (von den Jahren) 1152—1448. *Ein Beytrag zur Germania Sacra.* Als im vorigen Jahrhunderte die Abtey Langenheim, ihrer Reichsunmittelbarkeit wegen, mit dem Bisthume Bamberg in heftigen Streit gerieth, erschien von Seiten der Abtey eine, ihre Rechte und Freyheiten darstellende Deduction. Die zu derselben gehörenden Beweisurkunden wurden nicht mit abgedruckt, sondern in beglaubter Abschrift dem Reichshofrathe übergeben. Diese Urkunden, 50 an der Zahl, sind hier mitgetheilt. Allerdings ein dem Geschichtsforscher angenehmes Geschenk, da sie die mittlere Geschichte der bambergschen, bayreuthischen und koburgschen Lande hin und wieder, besonders in Ansehung der dort ansäsig gewesenen Herzoge von *Meran* und der beiden Grafenfamilien *Orlamünde* und *Truhendingen*, aufklären. Der Herausgeber sagt nicht, woher er diese Diplome genommen habe, auch nicht, ob er sie nach den Originalien, oder nach der Abschrift liefere. Wir vermuthen das letzte, weil der Siegel nicht erwähnt wird. Hatte Hr. *v. S.* die Urschriften vor sich, so musten die Siegel angeführt, und die merkwürdigen derselben beschrieben werden; die Sphragistik würde hiedurch wahrscheinlich in diesem oder jenem Punkte mehr aufgehellt, auch wohl gar bereichert worden seyn. Aus einer dieser Urkunden vom J. 1360 ergiebt sich, dass zu Rotenberg, nicht gar weit von Nürnberg, ehedem ein kaiserliches Landgericht war; bisher hat man dies nicht gewusst. Wie viel würde die mittlere Geschichte der deutschen Staaten gewinnen, wenn die Stifter und Klöster die in ihren Archiven aufbewahrten, zum Theil dem Vermodern überlassenen, Schätze gemeinnützig machten! IV. *Historische Bemerkungen über den successiven Länderzuwachs des Bisthums Würzburg* (kanzleymäsig: *Wirzburg*). Die *Einleitung* liefert eine Uebersicht von dem Ländererwerbe des Stifts Würzburg seit dessen Entstehung bis in das eilfte Jahrhundert. Die Hauptquellen seines Reichthums waren bis dahin fromme Schenkungen. Nachher erkaltete der Eifer zu dieser Art von Mildthätigkeit allmälig. Die würzburgischen Bischöfe ersetzten aber durch Ankauf, Pfandschaften, Erwerb von Lehnsherrlichkeiten u. s. w. den Abgang der Wirkungen furchtsamer Frömmeley so reichlich, dass die Besitzungen des Bisthums Würzburg, da sie im J. 816 nur 8000 Hufen oder ungefähr 10 geographische Quadratmeilen ausmachten, jetzt 94 Quadratmeilen enthalten. Wie das Hochstift nach und nach zu dieser Grösse empor gestiegen sey, wird in *sieben* Abschnitten dargethan. Der *erste* derselben handelt von dem würzburgischen Erwerbe einiger zur Grafschaft *Werthheim* gehörig gewesenen Schlösser und Aemter; der *zweyte* zeigt diejenigen würzburgischen Länder, welche ehedem zur Grafschaft *Henneberg* gehört haben; der *dritte* den Erwerb einiger *Rieneckschen* Aemter und Schlösser; im *vierten* und *fünften* sind diejenigen würzburgischen Besitzungen, welche ehemals Theile der Herrschaft *Trimberg* und der Grafschaft *Hohenlohe* waren, aufgeführt; der *sechste* Abschnitt lehrt, wie das *castellische* Amt *Volkach* an Würzburg kam, und enthält zugleich eine beurkundete Nachricht von dem Ursprunge der *würzburgischen Lehnsherrlichkeit* über die ganze Grafschaft *Castell*; und im *siebenten* Abschnitt wird der würzburgische Erwerb der ehemaligen *ostfränkischen* Reichsgüter *Heidingsfeld, Neustadt an der Saale* und *Proselsheim* in's Licht gesetzt, auch über das würzburgische im Bisthume Bamberg gelegene Amt *Schlüsselfeld*, und das ehemalige Kloster, nachherige Probsteyamt *Wechterswinkel* Auskunft gegeben. Die hier vorgetragene Geschichte dieser Errungenschaften lehret, dass die würzburgischen Bischöffe mit schlauer Staatsklugheit — in deren Stelle doch bisweilen, z. B. bey dem Schwächlinge *Rudolf*, ungewöhnliches Glück trat — jeden der Vergrösserung ihres Stifts günstigen Umstand benutzten, wobey ihnen denn der Leichtsinn, mit welchem die weltlichen Herren der mittlern Zeiten bey Veräusserungen ihrer Lande, und besonders bey dem Lehnsauftrage derselben, zu verfahren pflegten, nicht wenig zu statten kam. Als Belege der Geschichtserzählung sind, auser den in den Noten citirten Quellen und Subsidien, 24, vom Ablaufe des 12ten Jahrhunderts an bis in das 16te reichende, Urkunden mitgetheilt, von welchen eben das gilt, was wir in Ansehung der zu dem vorhergehenden Stücke gehörenden Documente bemerkt haben. Dass übrigens Hr. *v. S.* durch diese *historische Schriften* u. s. w., so ungeniessbar sie auch der grosse Lesehaufen finden mag, seine bekannten Verdienste um die deutsche Specialgeschichte merklich erhehet habe, bedarf keines weitern Beweises.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Crusius: *Goutmann ou l'ami des enfans*, lecture pour les ecoles bourgeoises et provinciales de Saxe. Traduit de l'allemand de M. *Charles Traug. Thieme. Seconde partie.* 1798. 350 S. gr. 8. (16 gr.)

Wir haben der Anzeige des ersten Theils nichts weiter beyzufügen, als dass sich der Fleiss des Uebersetzers bis ans Ende erhalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Januar 1799.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Göschen: *Des Marcus Vitruvius Pollio Baukunst.* Aus der römischen Urschrift übersetzt von *August Rode.* Erster Band. XXIV S. Vorrede und 284 S. Text. Zweyter Band. VIII S. Inhaltsanzeige und 304 S. Text. Nebst 47 S. Wörterbuch und 18 S. Register. 1796. in 4.

Hr. *Rode*, der sich bereits durch seine Uebersetzung der Metamorphosen des Apulejus und andre Arbeiten rühmlich bekannt gemacht hat, erwirbt sich durch gegenwärtige Uebersetzung der Baukunst des Vitruvius ein neues grosses Verdienst, und hat gerechte Ansprüche auf den Dank der gelehrtern Freunde der Kunst und der Liebhaber der alten Literatur überhaupt. Seine Uebersetzung übertrifft durch ihre Richtigkeit, Güte der Schreibart und die Anmerkungen nicht nur die alte Rivesche Uebersetzung bey weitem, sondern hat auch vor allen bisherigen Uebersetzungen in fremde Sprachen sehr wesentliche Vorzüge. Es erweckt schon ein gutes Vorurtheil, dass des Vfs. Grundsatz bey dieser Arbeit war: keiner vorgefassten Meynung und keinem festgesetzten Systeme anzuhangen, und diesem mit Gewalt den Sinn der Urschrift anzupassen, auch durch kein Ansehen irgend eines grossen Namens sich schüchtern machen und verführen zu lassen, sondern ganz unbefangen sein Original anzusehen, und ganz treu, ohne allen Zusatz, überzutragen, was er nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der Meynungen Anderer zu finden glaubte. Die Ausgabe des Galiani ist zum Grunde gelegt, und die Abweichungen, zu denen Hr. R. durch eigene und Anderer Muthmassungen veranlasset wurde, sind überall angezeigt. Die Uebersetzungen, die er zu Rathe gezogen, sind die deutsche von *Walther Rive*, Nürnberg, 1548.; die drey italienischen von *Cesariani*, von *Barbara* und von *Galiani*, welche letzte 1758 gedruckt worden; die englische von *W. Newton*, von den Jahren 1771 und 1791; und die spanische von *Ortiz*, von dem J. 1787. Ueberdem hat er viele Nachrichten von verschiedenen, die Architektur der Alten betreffenden Gegenständen, welche in den Kunstreise-Beschreibungen der Neuern und in andern Werken zerstreut vorkommen, benutzt und überall seine Quellen treu und gewissenhaft angegeben. Die vielen und zum Theil weitläuftigen Anmerkungen, mit denen er seine Uebersetzung begleitet hat, sind theils kritisch, theils erläuternd, theils betreffen sie Kenntnisse des Alterthums, welche zum Verständnisse des Vitruvs erfodert werden, und bey den wenigsten Lesern desselben als bekannt vorauszusetzen sind. Die gewöhnliche Eintheilung der einzelnen Bücher in Kapitel, die vom Vitruv gar nicht herrührt, hat er der Bequemlichkeit beym Anführen und Nachschlagen wegen beybehalten und nur, wo die falsche Abtheilung den Zusammenhang störte, darin Aenderungen getroffen. Noch sind in einigen grossen Beylagen Stücke aus andern Büchern übersetzt und zur deutlichern Erklärung der Vitruvischen Kunstwörter und Beschreibungen mitgetheilt worden, nämlich: aus *Pollux Onomastikon* des 4ten B. 19tes Kapitel, welches eine Beschreibung der einzelnen Theile des Theaters der alten Griechen enthalt; aus Plinius Briefen der 17te des 2ten Buchs, oder die Beschreibung seines Laurentinums; ingleichen der 6te des 5ten Buchs, die Beschreibung seines Tuscischen Landgutes enthaltend; die Beschreibung von dem Landgute des Terentius Varro unweit Casinum und des Vogelhauses daselbst; aus dem 5ten Kap. des 3ten Buches *de re rustica;* aus eben diesem Werke des ersten Buchs 9tes Kapitel; aus *Columella*, das 2te Kapitel des 15ten Buchs. Der Vf. hat übrigens sein ganzes Werk in zwey Bände abgetheilt, deren jeder fünf Bücher in sich fasset. Dem zweyten Bande ist ein Vitruvisches Wörterbuch und ein Register angehängt.

Bey einer solchen Arbeit war nicht zu erwarten, dass der Vf. das erstemal sie völlig fehlerfrey liefern sollte. Wir wollen ihn daher zum Behuf einer künftigen neuen Auflage auf einige Stellen aufmerksam machen, deren Sinn uns nicht getroffen zu seyn scheint.

S. 136. (III, 3.) sind die berüchtigten *scamilli impares* durch *ungleiche Bänkchen* nicht recht übersetzt. Denn *impar* heisst hier nicht ungleich, sondern *abschüssig*, und wird dem waagrechten (*ad libellam*) entgegengesetzt; und *scamilli* können freylich Bänkchen bezeichnen; aber diese Bedeutung giebt hier keinen Sinn. Daher auch die Bemerkungen der Note nicht Statt finden. *Scamilli impares* sind vielmehr hier die obern abschüssigen Randflachen des Säulenstuhles, welche in der Kunstsprache *Abdachungen* heissen. Diese Abdachungen haben die Wirkung, dass die Rander so hervorragender Theile, als der Kranz des Säulenstuhles und der Abacus der Kapitäle, dem Auge nichts von dem daraufgestellten, als von dem Säulenfusse und von dem Architrabe, verdecken, welche Verdeckung als ein Inschnitt oder Indruck (*alveolatum*, wie Vitruv sagt) erscheinen würde. Diese ganze, den Auslegern des Vitruvs so dunkle

dunkle und schwierige Stelle wird also ganz verständlich auf folgende Weise übersetzt: *Der Säulenstuhl muss so abgeglichen werden, dass er in der Mitte durch Abdachungen höher anlaufe.* S. 146. bey den Riefen der Säulen hätten diese auch, wie allgemein geschiehet, *Cannelirungen* genannt werden können und die ganze Stelle so gegeben werden sollen: *Dass, wenn man das Winkelmaass in der Vertiefung der Cannelirung anhält und umherführt, von dessen beiden Schenkeln die Kanten der Stege zur rechten und linken so berührt werden, dass bey dem Umherführen des Winkelmaasses die Spitze stets in dem Umfange der Cannelirung bleibe. Die Breite des Steges sey der nach der Zeichnung gefundenen Säulenverstärkung in der Mitte gleich.* S. 147. heisst: *uti singula singulis mediis tegulis respondeant* nicht: *dass auf das Mittel jeder Deckplatte je einer treffe*, sondern: *dass immer unter jeder mittelsten Deckplatte* (Ziegel) *einer treffe.* Sollten nicht im 2ten Kap. des 4ten B. S. 160. *ares* richtiger durch *Träger*, statt: *Bretter*, übersetzt werden? Auch sind S. 161. *asseres* wohl das nicht, was wir jetzt *Latten* nennen. Denn aus der Vitruvischen Beschreibung erhellet, dass die asseres in der Richtung der Sparren von unten bis oben hinauf zu liegen kamen. Um sie zu befestigen oder ihnen Lager zu geben, wurden die *templa* (*Streckhölzer, Dachfetten* nennet sie der Vf.) auf die *cantherios* (Sparren) gelegt. Auf die *asseres* wurden *tegulae* (Dachplatten) vermuthlich aufgenagelt. Nach Vitruvs Meynung sollen aus den unten hervorragenden Enden der *asserum* die Zahnschnitte in dem Gebälke entstanden seyn, welches dahin gestellt seyn mag, aber doch gar nicht gedenkbar wäre, wenn die *asseres* so, wie bey unsern Ziegeldächern die Latten, gelegen hätten. Es scheinen also *asseres* doch wohl Bretter als Lager für die Bedachung gewesen zu seyn. S. 162. will der Vf. *simaverunt* für *sinnaverunt* lesen und übersetzt dieses: *Aufstutzen.* Eine unnöthige Aenderung, da *sinuare ausbognen, ausschweifen*, von Sparrenköpfen sich richtiger sagen lässt, als *simare aufstülpen, aufstutzen.* S. 175 und 176 möchten die Worte: *eminentes expressiones circum coagmenta et cubilia* nicht durch: *aus den Fugen und Lagern hervorgedrungenen Mörtel*, sondern durch: *Fugenleisten*, oder *um die stehenden und liegenden Fugen angebrachte Einfassungen*, übersetzt, und die ganze Stelle so ausgedrückt werden müssen: *Auch tragen Fugenleisten um die stehenden sowohl als die liegenden Fugen auf eine malerische Weise viel zum angenehmen Ansehen bey.*

S. 178. (IV. 6.) beziehet sich: *scalpendam est cymatium Lesbium cum astragalo* auf das eben beschriebene *cymatium*, und ist so zu übersetzen: *Geschnitzt muss die Kehlleiste auf Lesbische Art werden mit einem Stäbchen.* S. 179. ist: *uti crepidines excurrant et in ungue cymatia ipsa conjungantur* unverständlich übersetzt worden: *dass die Anwachsungen hervorstechen und dass die Kehlleisten vollkommen genau zusammenpassen.* Freylich hat diese Stelle Schwierigkeiten, worüber schon Perrault klagt. Indessen, wenn *crepidines* die Enden der Kranzleisten bedeuten, und diese so weit auslaufen, als der Kranzleisten nach vorne auslådet, so müssen kurze Seitenstücke von Kehlleisten untergebracht werden, die dann mit dem vordern Kehlleisten in einer scharfen Kante (*in ungue*) zusammenstossen. Hiernach wäre die Stelle so zu übersetzen: *Rechts und links mache man die Ausladungen so, dass der Kranzleisten mit beiden Enden auslauft und darunter die Kehlleisten in scharfer Kante zusammenpassen.* Die in der Anmerkung vorgebrachten Erläuterungen des Vfs. stimmen hiemit überein, und Rec. kann sich nicht denken, dass diese Stelle anders verstanden werden könne. *Contracturae* bey den Thüröffnungen sind, nicht *Einziehungen*, sondern *Verschmälerungen, Verjüngungen nach oben.*

S. 185. (IV. 7.) (welche durch einen Setzer-Fehler S. 251. geworden ist) sind *trabes compactiles* wohl nicht richtig durch *gekämmte Balken* übersetzt. Denn wäre dieses, so müsste *subscudibus et securiculis* durch schwalbenschwanzförmige Verkämmung gegeben werden, dem Sinne Vitruvs zuwider, der überhaupt hier von keiner Verkämmung reden kann. Denn er sagt ausdrücklich: es müsse die Fuge der zusammengestossenen Balken einen 2 Zoll weiten Spielraum lassen. Dieses ist aber bey keiner Verkämmung möglich, da bey allen die zusammengekämmeten Balken sich genau berühren müssen, wenn sie fest zusammen halten sollen. Es sind also hier ohne Zweifel *securiculae, Döbbelhölzer mit doppeltem Schwalbenschwanze*, die in beide zu verbindende, aber mit den Stirnflächen zwey Zoll von einander abbleibende, Balken eingelassen wurden, zu verhindern, dass sie weder einander näher, noch von einander weiter ab, als zwey Zoll gerückt werden können; und *subscudes* sind Klammern, die zu noch mehrerer Festigkeit angebracht wurden. *Trabes compactiles* heissen also *zusammengedöbbelte Balken.* S. 187. ist *tertiarium* durch *Drittel* gegeben, und die Stelle: *ut stillicidium tecti absoluti tertiario respondeat* so: *dass die Traufe des ganzen Daches Drittel entsprechen möge*, offenbar zu wörtlich und unverständlich. *Tertiarium* heisst ein gleichseitig dreyeckiges Prisma, und jene Worte haben folgenden Sinn: *Dass die Traufe des vollständigen Daches die Kante eines gleichseitig dreyeckigen Prismas bilde.* Das in der Anmerkung zu dieser Stelle gesagte ist demnach überflüssig. S. 190 und 191. übersetzt der Vf. *cum recessu eius: sammt der Nische.* Es stehet aber in dem Texte: *cum recessu eius* (parietis) *a stylobato circa partem latitudinis quintam*, und muss so gegeben werden: *so dass man mit ihr* (der *Wand*) *um den fünften Theil der Breite* (des *Säulenstuhls*) *von dem Säulenstuhle zurückbleibe.* Statt *aditus*, in der Stelle: *mediaque valvarum locus ad aditus relinquatur*, will der Vf. *ascensus* lesen, weil es albern sey, zu sagen: man lasse die Thüre zum Zugange. Dagegen lässt sich aber einwenden, dass so zu reden, zumal in der Sprache der Praktiker, nicht ungewöhnlich sey, und von einer andern Treppe als die beiden Stufen rund um das ganze Gebäude her nichts erwähnt werde, auch des Vfs. Uebersetzung: *in dessen Mitte lasse man* den

den Raum der Thüre zur Treppe undeutlich sey, weil man nicht weiss, worauf sich *dessen* beziehen soll. Es müsste *deren* heissen, wenn es sich auf die Mauer der Zelle beziehen sollte. Da eine kreisrunde Mauer aber keine Mitte hat, so kann sich auch *medio* nicht wohl darauf beziehen, und es scheinet, als gehörten: *medio valvarum*, und nachmals: *locus ad aditus* zusammen, da dann der Sinn seyn würde: *und in der Mitte der Thürflügel werde eine Stelle zum Eingange gelassen.* In der Stelle: *Praeter parietes et circuitionem* wird wohl statt: *et* richtiger *vel* gelesen, da es dann heisset: *ausser den Wänden oder dem Umfange*, statt: *ohne Mauer und Gang umher*, wie der Vf. übersetzt. Denn der schmale Raum um die Zelle, der nur ein Fünftel von der Breite des Saulenstuhles hatte, konnte wohl nicht füglich für einen Gang gehalten werden, und überdem bedeutet *circuitio*, von krummen Dingen wie hier gebraucht, nicht Gang umher, sondern Umfang.

S. 203. (V. 1.) steht in der Uebersetzung: *die Brustlehne zwischen den obern und untern Saulen.* In dem Texte aber stehet bloss: *pluteum, quod fuerit inter columnas superiores.* Also richtiger: *Es scheinet auch zwischen den obern Saulen eine Brustlehne, nicht völlig ein Viertel so hoch, als die Saulen sind, angebracht werden zu müssen*, (*quarta parte minus.*) S. 204. würde: *luminibus sunt relicta* deutlicher durch: *sind für einfallendes Licht offen gelassen*, zu geben seyn. S. 205. ist die Stelle: *Eius autem hemicycli in fronte est intervallum pedum 46, introrsus curvatura pedum 15.* richtiger so auszudrücken: *Es fasst nämlich dieser Halbkreis in der Fronte 46 Fuss, und krümmet sich nach innen nur 15 Fuss hinein.* S. 207. würde es am Ende des Kapitels richtiger so heissen müssen: *ein prachtvoll kostbares und würdevolles Ansehen gewähren.* In dem 9ten Kap. des 5ten B. sind S. 257. wieder *scamilli impares* durch ungleiche Bänkchen übersetzt worden, wie oben. Es muss aber auch hier heissen: *und den Saulenstuhl mache man in der Mitte durch Abdachungen höher.*

V. 12. sind *arcae* durch *Kasten* und *catenae* durch *Ketten* übersetzt worden. Sollte aber nicht besser für *arcae* das bey dem Wasserbau übliche Wort *Krippen*, und für *catenae Anker* oder *Klammerbalken* gebraucht werden können? Auch würde das folgende: *et inter destinatas creta meronibus ex ulva palustri factis calcetur* verständlicher so übersetzt werden müssen: *und, wenn sie festgestellet sind, fulle man sie mittelst aus Riethgrase verfertigten Körben mit Kreide und trete diese ein.*

S. 16 u. f. (VI. 3.) ist die Beschreibung der Toscanischen Hofe nicht deutlich und nicht durchaus richtig übersetzt worden. Auch die in der Anmerkung beygefügte Erläuterung des Hn. D. *Stieglitz* ist dem Sinne des Textes nicht ganz angemessen. Denn *trabes in atrii latitudine traiectae* sind in der Breite des Hofes quer über liegende Balken. *Interpensiva* sind nicht Stichbalken sondern *Wechsel, Einzugs-Balken.* Diese Bemerkungen gelten auch für die folgende Beschreibung der Tetrastylen. Und in der nachher folgenden Beschreibung der Displuviaten würde Rec., statt *arcam sustinentes*, glauben *aquam suscipientes* lesen zu müssen; und *stillicidia rejicere* nicht so wörtlich durch: *die Dachtraufe rückwarts ableiten*, sondern durch: *die Dachtraufe gänzlich aufheben oder wegfallen lassen*, übersetzen. Er würde diese Stelle etwa so verdeutschen: *Traufslose Hofe sind die, in denen Rinnen, welche das Wasser auffassen, die Dachtraufe ganz wegfallen lassen.* In dem 4. Kap. des 6. B. S. 21. ist die Stelle: *altitudo eorum, quanta longitudo fuerit, quarta demta, sub trabes extollatur* so auszudrücken: *Ihre Hohe mache man ein Viertel geringer als die Länge;* und das Folgende: *reliquum lacunariorum et arcae supra trabes ratio habeatur* so: *übrigens richte man die Decke und den Kasten über den Balken* (den Raum, den das Wetterdach bildet, das Pult) *verhaltnissmässig ein.* Der Vf. hat so übersetzt: *Die Hohe derselben sey der Länge gleich, nämlich drey Viertel bis unter die Balken, und das übrige zu den Feldern unterm Kranzleisten und zum Sammelkasten.* *Tablinum* würde am besten durch *Bilder-Halle* (Gallerie) übersetzt werden; und *Fauces, minoribus atriis e tablini latitudine demta tertia, maioribus dimidia, constituantur* hätte so sollen gegeben werden: *Die Flure mache man bey kleinern Höfen um ein Drittel, bey grössern um die Halfte schmäler als die Bilder-Halle.*

S. 42 und 43. (IV. 9.) heisst *terrae congestio* nicht Erdmasse, sondern *hintergefüllte Erde.* Auch sind *structurarum septiones* mit dem Kunstausdrucke *Futtermauern* zu übersetzen. In dem Texte könnte statt *amplitudine congestionis*, besser *altitudine* gelesen werden, weil der Seitendrang der Erde nicht mit deren ganzen Masse, sondern mit deren Hohe in einem Verhältnisse stehet. In dem 3ten Kap. des 7ten Buches sind *asseres directi* durch *parallele Latten* übersetzt worden, und *catenis dispositis* durch *vermittelst Bänder.* Es scheinen aber asseres directi *auf die hohe Kante gerichtete Breter*, und *catenae dispositae verschiedentlich angebrachte Klammerhölzer* oder *Laschen*, gewesen zu seyn.

S. 249. (X. 5.) sind *chelonia* durch *Untersätze* verdeutschet, in dem 2ten Kap. aber S. 246. durch *Zapfenlager.* Dieses letzte Wort hat eine bestimmte und richtige Bedeutung; aber bey Untersätzen lässt sich nichts Bestimmtes denken. Aus dem doppelten Gebrauche, zu dem hier in dem 2ten und in dem 5ten Kapitel die *chelonia* angewendet werden, erhellet: dass sie eine zu diesem doppelten Gebrauche schickliche Einrichtung haben mussten, aber ihren Namen, nicht von ihrer Bestimmung, sondern von ihrer Gestalt, erhielten. Sie scheinen demnach *Krampen mit schildpattenförmigen Ansatze* zur Befestigung mittelst Nägel oder Klammern gewesen zu seyn und von der Form des Ansatzes den Namen: *Schildpatten* (chelonia) erhalten zu haben. An diese *Schildkrampen*, wie Rec. sie nennen mochte, konnten sowohl Kloben befestigt werden, als in ihnen Zapfen sich umdrehen. X. 6. ist *chodax* oder *chodax* durch *Holzen* verdeutscht, und *armillae* durch *Ringe.*

Es sind aber *cnodaces*, was unsere Drechsler *Pinnen* nennen, spitz zu laufende, am Ende ein wenig abgerundete Zapfen (Kegel-Zapfen); und *armillae* sind die dazu dienlichen Zapfenlager, *Pinnenlöcher* (trichterförmige Pfannen) in der Sprache unserer Drechsler, bey denen diese Art der Zapfen besonders gebräuchlich ist. So ist auch der Sinn der Stelle: *item baculis iligneis capita religavit, und steckte zur Befestigung durch dieser Bolzen Oeffnungen am äussersten Ende eichene Niete* nicht richtig getroffen und ausgedrückt worden. *Capita* sind hier nicht die äussersten Enden der Pinnen, sondern die kurz vorher genannten *capita scaporum*, die Enden der Säulenschäfte. Diese wurden mit eichenen Stöcken oder Stäben (*baculis iligneis*) bebunden, damit sie beym Fortschaffen nicht abgestossen oder beschädigt werden konnten. Daher diese Stelle so zu verdeutschen ist: *Auch beband er die Säulenenden mit eichenen Stöcken.* Weder Perrault, noch Newton, noch Galiani, noch Ortiz haben diese Stelle recht gefasst und ausgedrückt. Uebrigens ist nach den hier gemachten Bemerkungen dann auch die sogleich folgende Periode anders zu übersetzen; auch darauf bey der folgenden Beschreibung des Transports der Architrabe Rücksicht zu nehmen. X. 21. heisst: *fabricatae triplici materia, alternis se contra subscudibus inter se coagmentatae*, nicht: *aus drey Felgen zusammengesetzt, welche unter einander durch Klammern verbunden waren*; sondern: *aus dreyfachem Holze gezimmert, und mittelst Bolzen, die in entgegengesetzter Richtung abwechselnd durchgesteckt waren, zusammengehalten. Bewegliche Bäume*, ist auch ein zu unbestimmter Ausdruck für *arbusculi sive amaxopodes*; vielleicht würde hier *Drehgabel*, oder *Axenscheere*, (*Zapfenscheere*) das passendste Wort im Deutschen seyn, da es wenigstens die beschriebene Sache richtig zu bezeichnen scheint. In der fernern Beschreibung der *testudo*, von welcher hier die Rede ist, würde sich auch noch Manches berichtigen lassen. So könnten *trabes circumclusae* durch *Schlussbalken*, *compactio* durch *Schluss*, *lateraria in transverso* durch *Querriegel*, *cardinatus* durch *verzapft* (nicht durch *angeblattet*.) *alternis traiectus* durch *wechselseitig über einander gelegt*. *chelonibus et anconibus* durch *Schildkrampen und Klammern* (nicht durch Untersätze und Kragsteine) richtiger übersetzt werden.

Doch Rec. bricht hier ab und glaubt durch die Mittheilung dieser kritischen Bemerkungen theils Beweise von der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, mit der er diese Uebersetzung gelesen hat, gegeben, theils auch gezeigt zu haben, dass eine künftige zweyte Auflage noch beträchtlicher Verbesserungen fähig ist. Zum Schluss will er noch auf die Unstatthaftigkeit einer Vitruvischen Regel aufmerksam machen. In der Vorrede des 9ten Buches empfiehlt Vitruv, die Höhe der Treppenstufen zu deren Breite wie 3 zu 4 zu proportioniren, und nennet dieses die allerbequemste Einrichtung der Stufen und der Treppe. Das ist sie aber allgemein nicht. Denn da die Bequemlichkeit einer Treppe davon abhängt, dass Menschen von mittler Grösse auf ihr mit gewöhnlichen Schritten gehen; so kann jenes Vitruvische Verhältniss der Höhe und Breite der Stufen nur dann bequem seyn, wenn es solche Schritte verstattet. Dieses ist aber nur der Fall, wenn die Höhe 7 Zoll und die Breite ohne die Vorladung über die Setzstufe 9⅓ Zoll im Rheinländischen Maasse beträgt. Beträgt die Höhe 6 Zoll; so muss die Breite 12 Zoll seyn, oder der Schritt auf ihr ist für Menschen von mittler Grösse unbequem. Nach Vitruvs Regel sollte aber in diesem Falle die Breite nur 8 Zoll seyn.

Uebrigens ist sehr zu wünschen, dass einst von dieser schönen Uebersetzung eine Ausgabe mit Kupfern erscheinen möge. Hr. *R.* sagt zwar in der Vorrede, er habe die Kupfertafeln diesmal aus Missmuth weggelassen, weil die Kunst in Deutschland, um nur etwas Mittelmässiges zu liefern, erst mit dem Bettelstabe von Thür zu Thür wandern müsse. Ob nun zwar kostbare Werke in Deutschland nicht so leichte und ansehnliche Unterstützung finden, als in dem reichen England; so lehren doch tägliche Beyspiele, dass noch Kupferwerke, die mit mehr Aufwand als die Tafeln zum Vitruvius erfodern, in Deutschland zu Stande kommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Reutlingen*, b. Tennenseger: *Der Bruchbandmacher Hieronymus Fuss, Beurtheilung einer von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift über Ursache und Verhütung der Nabel- und Leistenbrüche, von S. T. Sömmerring.* 1797, 32 S. 8. (3 gr.) Wenn mancher zweifelt, ob die in der Aufgabe der Preisschrift angenommene jetzt grössere Frequenz der Brüche auf den Dörfern schon bewiesen ist; so steht ihm dies nicht zu verdenken. Selbst Wrisberg hat sich (in Loder's Journale) gegen diese Annahme erklärt. In dieser Schmähschrift wird nun der Beantworter dafür in Ansprache genommen, obgleich er selbst nach mehreren Stellen sie nicht für ganz ausgemacht zu halten scheint. Durch seine kleine Schrift kam doch eine Belehrung über die Ursachen und die Verhütungsmittel der genannten Brüche *überhaupt* unter die Layen, besonders durch den Abdruck im hannöverschen Magazine. Durch diesen Zweck lässt sich auch die nicht zu leugnende Weitschweifigkeit der Schrift etwas entschuldigen. Der Vf. dieser Beurtheilung will aber, der eigentlichen Aufgabe gemäss, nichts als *neue* Ursachen und *neue* Verhütungsmittel darin haben. In der ganzen Schreibart, den kleinlichen Nachweisungen und persönlichen Beziehungen ist ein persönlicher Hass unverkennbar, und die Wissenschaft hat nichts durch sie gewonnen. Der ganze Beweis, dass die Aufgabe unrichtig sey, wird z. B. dadurch geführt, dass der fingirte Bruchbandmacher Fuss versichert, seit 60 Jahren immer die nämliche Anzahl Bruchbänder geliefert zu haben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Januar 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.* Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. 2. Abtheilung. 1798. 457 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher sich jetzt (S. 81.) als einen preussischen Veteranen, der schon gegen das Ende des 7jährigen Krieges die Dienste *Friedrichs II* verlassen hat, zu erkennen giebt, fährt in dieser 2ten Abtheilung fort, der Welt die gereiften Resultate seines Nachdenkens über die Verfassungen der stehenden Heere und über die Wissenschaft des Kriegs mitzutheilen, und geht nun von den allgemeinern Betrachtungen des 1ten Bandes zu einer genauern Untersuchung des Einzelnen über. Er entwirft in dem 13ten *Abschnitt* (dem Ersten in dieser Abtheilung): *Kenntnisse, Charakter und Schicksale der Kriegsleute, frühere Periode*, eine philosophische Geschichte der Entstehung und Bildung der stehenden Armeen und ihrer Verfassung, von den Zeiten K. Maximilians I an, wo noch die italienischen und französischen Benennungen: *Condottiere* und *Compagnie* die Verhältnisse des Anführers zu seinen Gefährten richtig andeuteten, bis auf die feste Einrichtung der militärischen Hierarchie, wo die Regenten, durch Uebertragung eines verhältnissmässigen Theils ihrer Gewalt über die ganze Masse der Kriegsleute auf jeden Grad der Befehlenden, das Geheimniss fanden, einen furchtbaren, eng verbundenen Körper bewaffneter Menschen, um einen Lohn, der nur kümmerlich nährte und oft nur die Aussicht auf den Bettelstab im Alter liess, aller Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens beraubt und von dem Interesse des Staats losgerissen, mit einem leidenden Gehorsam, der selbst die Liebe des Lebens überwand, an den Wink und Willen seines Oberhauptes zu fesseln. Mit wenigen, aber scharfen und treffenden Zügen schildert der Vf. die verschiedenen Zustände der Kriegsleute in dem Lauf von zwey Jahrhunderten, bis endlich im Anfang des Gegenwärtigen ihre äussern und innern Verhältnisse, ihr Zweck und ihre Verfassung, durch die von den Regierungen sanctionirten Gesetze und Lehrbücher (Reglements), fest und dauernd bestimmt wurden. Er schliesst dieses Kapitel, das in gedrängter Zusammenstellung eine auf Actenstücke, auf die besten historischen Quellen und auf die scharfsinnigste eigene Abstraction gegründete, meisterhafte Schilderung dieses für die Geschichte des 18ten Jahrhunderts so wichtigen, stets öffentlich handelnden, und doch von Tadlern und Lobrednern nie ganz richtig beurtheilten Standes enthält, mit einigen Bemerkungen über den Charakter Friedrichs II, zu denen er durch die Einwürfe achtungswerther Männer gegen verschiedene Stellen im ersten Bande dieses Werkes gleichsam aufgefodert worden war.

Der 14te *Abschn.* (*Kenntnisse etc. spätere Periode*) beginnt mit jenem für die Geschichte der Kriegskunst so merkwürdigen Zeitraum, welcher auf den Frieden von Hubertsburg folgte. Ein allgemeines militärisches Verkehr war durch die Feldzüge von 1756 bis 1762 zwischen allen Nationen Europas entstanden, „die Krieger aus Algarbien und Astrachan hatten sich „mit den Kriegern der zwischen ihnen gelegenen Län„der gemessen; sie hatten ihre verschiedenen Takti„ken gegen einander geprüft, und jedes Volk hatte „die seinige unvollkommen gefunden, und erwartete „von der, durch die es war geschlagen worden, et„was besseres." Auch Friedrich hatte nicht alle seine Entwürfe ausführen können; auch er war mit seinem Heere nicht ganz zufrieden und suchte ihm einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben, indess die andern Armeen (von denen hier unter den Deutschen die österreichische und sächsische am umständlichsten, und ausser Deutschland nur die französische beurtheilt werden,) nur mit grössern oder kleinern Abweichungen darnach strebten, sich den Preussen ähnlich zu bilden; dass sie Alle im Grunde nur Einerley Grundsätze befolgt, Alle nur in Einem Punkte gefehlt hatten, ahndeten die Machthaber und die Heerführer nicht. Der Geist der Zeit, der sich im Verborgenen entwickelte, war ihnen ein Phantom, dessen Daseyn sie nur da, wo es ihnen in den Weg trat, empfanden, das sie kennen zu lernen sich nie genug bestrebten, und am liebsten ganz weggeleugnet hätten. Die zum Handwerk herabgewürdigte Bestimmung des Soldaten sollte zwar vom Handwerk wieder zur Kunst veredelt werden; aber die Künstler hatten vergessen, dass der Stoff, den sie bearbeiteten, aus Menschen, und nicht aus beweglichen Maschinen bestehe. Durch die unaufhörlichen Verbesserungen und Verfeinerungen der taktischen Hülfsmittel „wurde am Ende das „Andenken dessen, was im Kriege geschehen und er„lernt war, verlöscht; die Erfahrung sammt der Ur„theilskraft gefangen genommen," und eine Art von objectiver Manoeuvrirkunst zum höchsten Ziel der Vollkommenheit aufgestellt, welche die Subjecte, mit denen und gegen die sie ausgeübt werden sollte, sowohl, als ihren Zweck, die Anwendung auf dem Schlachtfelde immer mehr aus den Augen verlor.

Trefflich und wahr find die Bemerkungen, welche der Vf. bey diefer Gelegenheit, wo er fich über den Zuftand der Subalternen (S. 140 ff.) und der gemeinen Soldaten verbreitet, (S. 156 ff.) den Machthabern Deutfchlands ans Herz legt; fie greifen freylich tief gewurzelte, verjährte und allgemeine Vorurtheile an; aber fie find eben fo praktifch als feine Vorfchläge, die, wenn auch noch in dem nächften halben Jahrhundert, doch gewifs nicht immer, fromme Wünfche bleiben werden, bey denen aber Rec., um nicht den ganzen Reft des Kapitels abzufchreiben, die Lefer auf das Buch felbft verweifen mufs.

Nach diefer Schilderung der gegenwärtigen Verfaffung und Einrichtung der ftehenden Armeen geht der Vf. nun zu der Unterfuchung des Zwecks, der Befchaffenheit und der Anwendbarkeit derjenigen Fertigkeit über, welche man von dem Officier und dem Soldaten fodert, und deren unabläffiger Einübung eine fo zahlreiche Claffe von Menfchen die phyfifchen und moralifchen Kräfte des beften Theils ihrer Lebenszeit zu widmen gezwungen ift. Er fängt (*Abfchn.* 15.) mit der *preufsifchen Schule* an.

„Friedrich mufste nach feinem dritten Kriege die Kunft, fo wie fie in allen ihren Theorieen daftand, kennen, oder Niemand kannte fie. Dafs die Taktik, wenn fie die Schaaren auf den Platz geführt hat, an dem Ausgang der Schlachten felbft nun weiter keinen Theil nimmt, als durch die Waffen, deren Gebrauch fie den Krieger gelehrt hat, wufste er; aber anftatt, fo fehr auch er dem Unternehmen gewachfen war, die grofsen Vorfchriften der Kunft einer bis auf die erften Grundlinien zurückgehenden Kritik zu unterwerfen, fuchte er lieber da, wo fie ihn und andere getäufcht hatte, Fehler in der Anwendung auf. Gleich den Häuptern philofophifcher Schulen, die bey ihrem Syftem alt und berühmt geworden find, vermochte keine entdeckte Unzulänglichkeit ihn zu einer neuen Prüfung feiner Theorie zu bewegen; fein ganzes Streben ging dahin, ihr einen noch höhern Grad von Vollkommenheit zu geben. Ein, für den Moment wichtiger, Grund beftärkte ihn in diefer Meynung. Er kannte die möglichen Wechfel des Kriegsglücks, felbft bey einem Feldherrn, der zugleich unumfchränkter Monarch ift, und er hatte nicht Luft, feine fchwer errungenen Lorbeern noch einmal aufs Spiel zu fetzen. Der allgemeine Glaube von halb Europa, welcher die Siege der Preufsen allein der überlegenen Vortrefflichkeit ihrer Taktik zufchrieb, kam ihm dabey zu ftatten; feine Kunft follte durch bewunderte Kampffpiele den Kriegern aller Nationen Ehrfurcht einprägen; aber nicht anders, als durch die Nothwendigkeit gezwungen, wollte er ihr noch einmal Siege abfodern."

„Auf die Menfchen in feinem Heere, als Wefen mit Verftand und Willen begabt, zu rechnen, lag nicht in feiner Ideenverknüpfung; feine Taktik betrachtete fie nicht nur als Mafchinen; ihr höchftes Ziel war, fie dazu zu machen, und alle Bewegungen der neuern Kunft wurden bald fo genau und fo fcharf berechnet, dafs jede individuelle Aeufserung der Menfchlichkeit zum Verbrechen werden mufste, weil das ganze Refultat der ftudirteften Combinationen daran fcheitern konnte. Auch in der Auswahl der Waffen ging Friedrich von dem, was er gefunden hatte, nicht ab. Zum Kampf in der Nähe liefs er dem Fufsvolk das Bayonett; den höchften Werth fetzte er auf das gefchwinde Feuern, und auf die möglichfte Schnelligkeit und Beftimmtheit in den Bewegungen der zahlreichften Maffen fo wie der ausgedehnteften Linien."

„Er felbft hatte fich nie ernftlich mit den erften Elementen der Taktik befchäftigt; er verftand beffer, die Mafchine zu gebrauchen, als fie zu zimmern; er erfann die Aufgaben, die Art und Weife der Ausführung überliefs er den Vorftehern der Werkftatt, und hier hatte ihm das Schickfal einen Mann beygefellt, der, innerhalb der Grenzen der heutigen Taktik, Genie im hohen Grade und dabey vollendeter Lehrer war. Was der König wollte, führte Saldern bey dem Fufsvolk aus, indefs die Reuterey, um welche Friedrich felbft fich nie fo genau bekümmerte, durch Seydlitzens neue Schöpfung mehr leiftete, als je die kühnften Ideen früherer Taktiker von diefer Art der Truppen zu fodern fich erlaubt hatten."

Nach diefer Einleitung, von welcher wir einen Auszug liefern zu müffen geglaubt haben, läfst nun der Vf. fich auf eine prüfende Zergliederung der einzelnen Bewegungen der Taktik des Fufsvolks bey den Preufsen, — des Kanons für ganz Europa — ein, wobey wir aber ihm nicht folgen können, fo unbedingt wir auch feinen Urtheilen beypflichten, und fo ungern wir das Vergnügen uns verfagen, einige Stellen abzufchreiben, wie z. B. (S. 186.) wo er von den willkürlichen Schwierigkeiten, welche der künftlerifche Muthwille, blofs um fie zu befiegen, erfann, oder von den verderblichen Folgen der widernatürlichen Aufpannung für die Gefundheit des gemeinen Soldaten (S. 199.), und von der fo fehr problematifchen Möglichkeit der Ausführung überkünftelter Bewegungen (S. 198. 220. 236. 248 und bis zu Ende des Abfchn.) handelt, welche felbft Saldern einzugeftehen fich gezwungen fah.

Kürzer, aber mit einem eben fo richtigen Blick, und mit gleicher Unparteylichkeit und Wahrheit beurtheilt der Vf. (*Abfchn.* 16. *Feldmarfchall Lafcy*) die Vorzüge und die Mängel der öfterreichifchen Taktik, deren Reglements fich befonders durch überhäufte Vorfchriften, wo fogar das Ausplündern der Todten (S. 322.) in Regeln gebracht ift, auszeichnen, und die daher, wie hier fehr richtig bemerkt wird, nur den Samen der Unentfchloffenheit und des Zögerns fäen können.

Abfchn. 17. *Herbftmanoeuvres und Anacharfis.* „Die von den Armen der Havel eingefchloffene Quadratmeile Landes bey Potsdam war der Schauplatz, wo die preufsifche Taktik über alle Andern, die lernbegierig vor ihr fich neigten, das Haupt erhob. Drey Tage im Monat September jedes Jahrs waren zu diefem kriegerifchen Schaufpiel beftimmt, wo zwey abgefonderte Haufen, der Eine, von dem Kö-

nige

nige selbst, der Andre, von dem jedesmaligen Gouverneur von Berlin angeführt, die Grundsätze der höhern Taktik gegen einander in Ausübung bringen sollten. Zum Manoeuvre waren Absicht und Zweck angenommen, die gegenseitigen Bewegungen gaben die Losung, denn: *Ausschlag* lässt sich nicht sagen, weil das nicht zu erklärende *Das*, welches im Ernste den Ausschlag giebt, hier dennoch stets vorausgesetzt werden musste. Man sahe Ueberflügeln, Zuvorkommen, Abschneiden, in die Enge treiben u. s. w. dafür an; und so lange die Welt Waffen trug, hat sie nichts schöneres, nichts künstlicheres, nichts dem Kriege ähnlicheres gesehn, als diese Herbstmanoeuvres, bey denen die Generale der ganzen Armee und von *jedem* Regimente einige Officiere sich einfinden durften. Alle diese Zuschauer wurden nebst den authorisirten Fremden in den Sälen und Gallerien von Potsdam prächtig bewirthet;" die Franzosen waren die ersten unter den Ausländern, welche um diese Erlaubniss anhielten, und einer von dieser Nation, der Vf. des *Memoire sur l'armee prussienne fait en* 1783, ist der Anacharsis, dessen Beschreibung hier im Auszuge mitgetheilt wird.

Ihr setzt „der Zweifler, welcher bereits in diesen „Bemerkungen über die Kriegskunst seine Stimme „hin und wieder erhoben hat," unter dem Namen des Skeptikers *Aenesidemus* (*Absch.* 18.) einige Einwürfe entgegen, „welche dem nüchternen Menschenverstande, der an Menschen und an Waffen, an Muth und an Zwang sieht, was sie wirklich sind, und was sie wirklich können," bey einem so ausgebreiteten und bewunderten System sich darbieten mussten.

Nachdem er zuerst die Nothwendigkeit erwiesen hat, dem Soldaten zu den Mitteln, welche man ihm zum Angriff und zur Vertheidigung giebt und anweiset, Zutrauen einzuflösen, untersucht er die Beschaffenheit, die Art des Gebrauchs und die Wirksamkeit der Waffen, des Feuers aus kleinem Gewehr, und der Regeln des Anrückens gegen den Feind und des Rückzuges im Angesichte desselben. Sehr wahr ist bey dieser Gelegenheit seine Erinnerung (S. 426.), dass in der Ausübung taktischer Grundsätze jener höchste Grad von Präcision, nach welchem die Künstler streben, auch noch den Nachtheil hat, dass, wo er nicht erreicht wird, nun nicht etwa nur ein geringerer Grad von Bestimmtheit, sondern gänzliche Unordnung unausbleiblich daraus erfolgt. — Bey der Reuterey verwirft er mit Recht das Pistol, als selten brauchbar, und giebt, ob er gleich nur ganz kurz davon handelt, einige fruchtbare Winke über die möglichen Verbesserungen ihrer Stellung und ihres Gebrauchs (S. 422. 434 u. a.)

Gegen das Ende (S. 437 ff.) legt Aenesidemus, nach einer kurzen Recapitulation des Ganzen, gewissermasen sein letztes Glaubensbekenntniss über die neuere Taktik ab. Die Beyspiele, wo Feldherren durch zur rechten Zeit angebrachte und glücklich ausgeführte Bewegungen den Sieg errungen haben, sind ihm zu wohl bekannt, als dass er die Manoeuvrirkunst verwerfen sollte; er bekämpft nur das Vorurtheil, welches in ihr die Formeln für alle nur mögliche Ereignisse des Kriegs zu besitzen glaubt. „Als Uebung, und vorzüglich zum Unterricht der Befehlshaber, wird sie ihren Zweck nicht verfehlen, wenn sie mit Enthaltsamkeit und steter Hinsicht auf die Möglichkeit der Anwendung entworfen und ausgeführt wird." Wahres Feldherrn-Genie aber ist von ihr eben so verschieden, als die Muse, welche Oden und Heldengedichte eingiebt, von der Wissenschaft der Prosodie. — Auf dem Gefilde des Kampfs findet der Anführer gleich schnell Gegenstand und Entschluss. Ist die Masse seiner Streiter nur willig und bewegbar; so wird er mit ihr jede erfoderliche einfache Evolution — und nur solche sind erfoderlich — bewerkstelligen, *bis dahin, wo die Waffen wirken.* Nun lässt er das Schicksal der Nationen walten, und kann nichts mehr thun, als Nachdruck zu theilen oder Hülfe entgegen senden, oder — den Posten anweisen und besetzen, wo sich die Flüchtlinge sammeln sollen." etc.

Einige praktische, und auf richtige Kenntniss der Verhältnisse und der Menschen gegründete Vorschläge zur Errichtung, Bildung und Beschäftigung stehender Heere, und zur Verbesserung des Zustandes der Soldaten und Officiere, beschliessen diesen Band, dessen fruchtbaren Inhalt wir durch gegenwärtige Anzeige keineswegs erschöpft zu haben glauben. Bey dem Reichthum desselben an treffenden Urtheilen, an reifen Ideen und neuen Ansichten der Dinge hat Rec. sich begnügen müssen, nur ungefähr den Gang der Untersuchungen und Rasonnements in einem Werke darzustellen, das, einzig in seiner Art, vielleicht nicht mit Unrecht eine kritische Philosophie der Kriegskunst genannt zu werden verdient. An Bekämpfern seiner Meynungen wird es übrigens dem Vf. nicht fehlen; aber sie werden nur den Feuerfunken Wahrheit, den er hingeworfen hat, heller aufblasen, den Geist der Prüfung früher wecken, und durch ihre Vertheidigung selbst die Mängel eines Systems, das schlechterdings nicht haltbar ist, immer mehr enthüllen. Ob die Veränderungen, welche der Vf. vorhersagt, als Resultate der Ueberlegung durch Reformen, oder durch die Nothwendigkeit hervorgebracht, früher oder später zur Wirklichkeit kommen werden, lässt sich noch nicht entscheiden; aber in den Begriffen über Kriegskunst und kriegerische Verfassung muss sein Buch, so bald es gelesen wird, allgemeine Epoche machen.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. G. A. Galletti*, Professor zu Gotha. *Dritter Theil.* 1798. 420 S. *Vierter Theil.* 444 S. 8. Mit zwey Titelvignetten und einer Karte vom alten Asien. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. lässt keine Messe unbenutzt, um dem Ende seines Werks mit schnellen Schritten entgegen zu eilen.

eilen. Für die Güte derselben wäre ein etwas langsamerer Gang ohne Zweifel zuträglicher. Denn ob wir gleich einzelne Abschnitte recht sehr gut bearbeitet finden, vorzüglich die Schilderung der römischen öffentlichen und häuslichen Verfassung, nebst der Regierungsgeschichte der letzten Kaiser aus Cäsars Stamm, des Caligula, Claudius, Nero, mit welchem der vierte Theil auf eine gewiss für jeden Leser interessante Weise schliesst; so können wir doch bey vielen andern den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. *G.* zweckmässiger für die Unterhaltung und Belehrung seines Publicums möchte gesorgt haben. Wer wird es ihm z. B. verdanken, wenn er unter des Tiberius Regierung mehrere Seiten mit den Uebelthaten Sejans anfüllt, und dagegen die Thaten und Schicksale des allzuedeln Germanicus, von dessen Entschluss in der That das Schicksal des römischen Staats abhing, mit wenigen Zeilen abfertigt? oder wenn er, bey den ohnehin verwirrt vorgetragenen Streitigkeiten der macedonischen Generale nach Alexanders Tod, vom Eumenes, dem vorzüglichsten und einsichtsvollsten unter allen, nichts anders zu sagen weiss, als dass er königlicher Befehlshaber in Asien gewesen sey, sich einen Rausch getrunken habe, und durch die Silberschildträger, *eine Leibwache*, an den Antigonus ausgeliefert worden sey etc. Nicht minder werden einzelne Aeusserungen auffallend, dass Alexanders Bukephalus wirklich einen Ochsenkopf gehabt habe, da er doch von dem herrlichen Baue des Pferds selbst spricht; dass Alexander sich durch Bewegung alle üble Feuchtigkeit aus dem Leibe geschafft habe, und deswegen *lieblich ausdünstete:* dass die Macedonier im Treffen bey Arbela 10000 Mann verloren (ein solcher Verlust würde Alexanders Eroberungen schnell geendigt haben; Arrian spricht von 1200 Mann); dass Alexander bey des Darius Verfolgung in 10 *Tagen* 100 *Meilen* zurücklegte, und ihm endlich nur noch 60 Reuter übrig blieben. — Hr. G. bleibt auch fest dabey, dass Alexander zum Orakel des Jupiter Ammon in *Lybien* durch eine Wüste von 10 Meilen gedrungen sey, und verweist noch überdiess auf den zweyten Theil, wo wir ihm die nämliche Aeusserung schon als Fehler anrechneten. Es sollte ihm doch wenigstens beykommen, dass man aus einem Zuge von zehn Meilen nicht so viel Lermen gemacht, ihn als eine Art von Wunder erklärt hätte, da Alexander jetzt wirklich ausführte, was der Perser Kambyses einst vergeblich, mit Aufopferung eines grossen Theils seiner Armee, versucht hatte. Alexander reiste anfangs von seiner neuerbauten Stadt Alexandria aus 36 Meilen weit längst der See gegen Westen, und dann noch viele Tagreisen weit gerade gegen Süden in das innere Land durch die grosse Wüste, kehrte auch nicht auf diesem Wege, sondern auf einem kürzern gegen Osten nach Memphis zurück. Jede geographische Karte hätte ihn eines Bessern belehren können. Wir übergehen, so wie mehreres andere, auch den Ausruf über die Kelten, die *Stammväter der Deutschen*, „welche mit solchem Muthe gleich zum erstenmale erschienen;" bitten aber um geringere Eile und um ein sorgfältiges Studium der Schriften der Alten. Die beygefügte Karte ist ein Nachstich von der Karte bey dem zweyten Theil von Hn. *Heeren's* Ideen. Es steht bey Syrien Beroea und Epiphania; aber die Hauptstadt Antiochia ist übergangen; und der Fluss Orontes reicht nicht an die Küste des Meeres, sondern verliert sich in einem Landsee.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Basel*, b. Haas dem Sohne: *Denkschrift über die letzten Begebenheiten in der Bernerischen Municipalstadt Arau im Aargau*, von *Joh. Georg Fisch*, zweytem Pfarrer zu Arau. 1798. 73 S. 8. — Eine kurze, deutliche, mit vieler Gelassenheit verfasste Darstellung der Vorkehrungen der Bernerischen Aristokratie gegen die Bürger von Arau. Die theilnehmende Freude an den Siegen der Franken wurde ihnen als Neigung zu ähnlichen Unternehmungen ausgelegt. — Eine ehrerbietige Bittschrift an die Landesregierung um das Recht des freyen Kaufes und Verkaufes der Lebensmittel, welches sie ehmals besassen, wieder zu erlangen, wurde als Rebellion angesehen und eine Inquisitionscommission nach Arau gesandt. Diese Commission „fand (S. 11.) so wenig Böses bey uns, „und musste hingegen so starke und so gegründete Klagen gegen unsere (Arauer-) Aristokraten hören, dass wir hofften, „endlich einmal gegen sie geschützt zu werden. Allein es geschah das Gegentheil; immerfort fanden unsere Verläumder „vollen Glauben; sie brachten es bald dahin, dass zu Bern der Name eines Arauers mit dem Namen eines Rebellen gleichbedeutend wurde. *In den Gesellschaften der regierenden Familien hörte man nichts als Verwünschungen gegen uns;* in unserer Gegenwart sprach man: *man sollte unsere Vaterstadt an allen vier Ecken anzünden und so zum Schrecken aller Demokraten ein Strafgericht an uns üben."* Berner Officiere tranken (S. 18.) bey einer Mahlzeit: „*Tod und Verderben den Freyheitsfreunden*, wobey ein Arauer sein Glas *auf die nahe Ermordung aller Patrioten* anstiess" etc. Endlich wurde Arau, dessen ganze bewaffnete Bürgerschaft aus 500 Köpfen bestand, von Berner Truppen kriegerisch überzogen, und dieses Heldenheer bestand nur aus *zwey* Regimentern Dragoner, *vier* Bataillons Infanterie, *vier* Compagnien Jäger, einer Compagnie Scharfschützen und einem Artillerietrain von 12 Feldstücken und 4 Haubitzen, (ohne 2000 rasende Bauern, die dem Zuge folgten,) zog siegreich in Arau ein, hieb den Freyheitsbaum nieder, und quartierte sich zu 80, 100, ja 150 in ein Haus. — Sollten gegen solche, nicht ohne Theilnehmung zu lesende, Angaben gar keine mildernden Umstände von der Gegenseite sich angeben lassen; so dürfte man in Verlegenheit seyn, ob man die Schuld derselben absichtlicher Unterdrückung oder einer allgemeinen Geistesverirrung zuschreiben soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Gebauer: *Psalmen gesungen vor Davids Thronbesteigung, oder in Beziehung auf seine frühere Lebensperiode. Uebersetzt und neubearbeitet, mit historischen Einleitungen und Anmerkungen* von *J. C. C. Nachtigal.* 1797. XXVI. und 244 S. 8.

Der Vf., der schon durch seine Schrift, *Zion, ältestes Drama aus der Vorhomerischen Urwelt*, welche von einem andern Recensenten A. L. Z. 1796 Nr. 391. angezeigt ist, einen rühmlichen Beweis seines Forschungsgeistes und neue Aussichten zur genaueren Erklärung der Psalmen gegeben hat, liefert hier den Anfang einer vollständigen Bearbeitung der ganzen Sammlung dieser Gedichte. Er macht die im Ganzen richtige und schon anerkannte Bemerkung, dass die Psalmen Gedichte sind, die durch gewisse Zeitumstände und Zeitbestimmungen veranlasst wurden, und dass gerade die Zeitumstände, worin diese Gedichte gehoren, den eigenthümlichen Werth dieser Gesänge bestimmen. Auch ist es ganz richtig, dass die Erklärung der Psalmen dadurch gewinnt, wenn einzelne unter einer Aufschrift vereinigte Gesänge wieder getrennt, und in andern die Chorgesänge ordentlich abgetheilt werden. Der Vf., der sich lange mit diesem Gegenstand beschäftigt hat, macht es sich daher zur Hauptabsicht, den einzelnen Gedichten ihre eigentliche Stelle nach der Zeitordnung anzuweisen, und zugleich die alten Chorgesänge wieder herzustellen.

Dieser Theil enthält zwey Abtheilungen. In der ersten stehen die Gesänge aus der frühern Lebensperiode Davids, und der Vf. glaubt, dass sie wahrscheinlich grösstentheils in Samuels Sängerversammlung gesungen sind. Er rechnet dahin folgende Gedichte Pf. VIII. XIX. 1—7. XIX. 8—15. LVII. 6. 8—12. und CVIII. 1—6. XC. XCI. XCV. CIII. 1—18. CIII. 19—22. und CIV. CXI. CXXXIX. CXLV. I. CXII. Die zweyte Abtheilung enthalt die Gesänge Davids von seiner Verbindung mit Saul bis zu seiner Thronbesteigung, oder durch seine Zurückerinnerung an jene Zeitumstände veranlasst, und zwar 1) Gesänge Davids Aufenthalt an Sauls Hofe betreffend. Dahin werden gerechnet Pf. CXLI. LXXIII. XII. VII. CXL. XXXV. LIX. XVII. XXXI. 2) Gesänge Davids in Beziehung auf seinen Aufenthalt bey Samuel zu Rama Pf. XLIX. XIII. XI. 3) Gesänge Davids veranlasst durch seinen Aufenthalt bey dem Versammlungs-Gezelt zu Nobe Pf. XXVII. XXVI. XVI. XXXIX. XXXVI. V. 4) Auf den Priestermörder Doeg Pf. LII. 5) Gesänge Davids veranlasst durch sein langes Umherirren auf seiner Flucht vor Saul Pf. LVI. XL. und LXX. LVII. 1—5. 7. CXLII. LIV. CXVIII. 5—18. XVIII. 1—20. 6) Alphabetische Psalmen, die sich auf die oben bezeichneten Umstände beziehen Pf. XXV. XXXIV. XXXVII. CXIX. 7) Elegie auf den Tod Sauls und Jonathans 2 Sam. I. 19—27.

Rec., der mit Fleiss diese ganze Uebersicht hierhersetzt, damit die Leser selbst über die ganze Stellung und Anordnung der einzelnen Gesänge, wenigstens im allgemeinen, urtheilen können, verkennt in diesem allem den Scharfsinn des Vfs. nicht. Er ist auch völlig mit ihm einverstanden, dass es zur ersten und Hauptpflicht des Auslegers gehöre, der eigentlichen Veranlassung und Gelegenheit der einzelnen Gesänge nachzuspüren; inzwischen hält er es doch für ein gewagtes Werk, das ganze Psalmbuch nach der Zeitfolge zu ordnen, und jedem einzelnen Gesang seine bestimmte Stelle anweisen zu wollen. Wir haben freylich die historischen Nationalschriften der Hebräer und darin manche Fingerzeige, die uns bey der Zeitbestimmung einzelner Psalmen richtig leiten können, es ist daher auch Pflicht; diese sorgfältig aufzusuchen und bey der Erklärung zu benutzen; aber sie sind bey weitem nicht hinreichend, um jedem einzelnen Gedicht seine feste Stelle mit Gewissheit zu geben. Ohne Zweifel würde es eine gewagte Sache seyn, wenn jemand die einzelnen Oden des Horaz nach Jahren oder Monaten ordnen und bey jedem Liedchen den eigentlichen Zeitpunct, den ersten Anlass und die besondere Stimmung des Dichters nach der Geschichte genau und bestimmt festsetzen wollte; und doch ist dieses nur eine kleine Sammlung, die in einem kurzen und bestimmten Zeitraum entstand, und wir haben ziemlich vollständige Nachrichten von dem Zeitalter des Dichters. Mit Recht benutzen wir die in der Geschichte vorhandenen Fingerzeige zur Zeitbestimmung einzelner Oden, aber welcher Kenner wird es behaupten, dass sie zureichen, um sie alle chronologisch zu ordnen? Bey den Liedern, die wir unter Anakreons Namen noch übrig haben, dürfte es noch weniger moglich seyn, jede Gelegenheit und jeden Verfasser bestimmt und nach der Zeitfolge anzugeben. Sollte es nun wohl bey den Psalmen, die aus mehreren Sammlungen in verschiedenen Zeitaltern bestehen, geschehen können? Was bey einzelnen Psalmen geschehen kann und geschehen muss, ist nicht bey allen anwendbar. Wie oft fehlen uns sichere Fingerzeige, die zur Zeitbestim-

beſtimmung nöthig ſind? Wie oft iſt der Inhalt eines Geſangs ganz allgemein, oder doch von der Art, daſs es unmöglich iſt, beſtimmt anzugeben, wenn der Dichter gerade dieſe Empſindung gehabt hat? Freylich kann oft ein einzelnes Wort dem Geſang ſeine Stelle anweiſen, aber der Ausleger, der darauf ausgehet, aus einzelnen Worten ſolche Entdeckungen zu machen, wird auch nicht ſelten durch ſein Gefühl betrogen. Er haſcht ein Wort auf, worin er eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einem Zeitpunct entdeckt, und folgert mehr daraus, als er billig thun ſollte. Bey der Erklärung der Profanſcribenten hat man ſolche Spitzfindigkeiten der Kritiker, ſolches ängſtliche Aufſuchen gewiſſer Worter, in denen man einen gewiſſen Zeitumſtand zu ſinden glaubt, mit Recht getadelt. Billig ſollte man dieſes auch bey der hiſtoriſchen Erklarung der Pſalmen vermeiden. Bey vielen Geſängen iſt nicht einmal der Umſtand der Zeit wichtig und nöthig, um ſie zu verſtehen und richtig erklären zu können; ihr Inhalt iſt vielmehr allgemein und enthält nichts, das aus gewiſſen Zeitumſtänden müſste erläutert werden. Will man auch dieſen ihren gewiſſen Zeitpunct anweiſen; ſo iſt man genöthigt, zu Hypotheſen ſeine Zuflucht zu nehmen. Man ſucht eine gewiſſe Aehnlichkeit auf, und beruft ſich auf die Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit, daſs bey dieſem oder jenem Anlaſs das Lied könne verfertigt ſeyn. Allein dieſes iſt doch eigentlich noch nicht hinreichend, um dem Geſang ſeine gewiſſe und feſte Stelle anweiſen zu können. Die höhere Kritik, die man zu Hülfe nimmt, beruhet hauptſächlich auf dem individuellen Gefühl des Auslegers, und iſt daher häufig nur ein bloſs bittweis angenommener Standpunct, der zu willkürlichen und unſicheren Deutungen hinführt. Der genaue und gewiſſenhafte Ausleger, der ſich gern an ſichere und gewiſſe Grundſätze hält, wird immer die Pſalmen, die offenbare Spuren einer Localbeſtimmung haben, und daraus müſſen erklärt werden, aus den Umſtänden der Zeit zu erläutern und die ſicheren Data der Geſchichte ſorgfältig zu benutzen ſuchen, um ihnen ihren Zeitpunct ſo viel als möglich iſt, anweiſen zu können. Aber bey andern und beſonders ſolchen, deren Inhalt allgemein iſt, wird er auch gern geſtehen, daſs ſich die Zeit ihrer Abfaſſung nicht angeben laſſe. Denn er ſiehet es zugleich ein, daſs der Umſtand der Zeit hier eben ſo wenig nöthig iſt, als es zum Verſtand manches einzelnen Liedes von Gellert und Klopſtock erfordert wird, gerade den Zeitpunct zu wiſſen, da der Dichter den Geſang niederſchrieb.

Jeder Abtheilung iſt eine beſondere Einleitung vorgeſetzt, worin zum Theil ſchätzbare Bemerkungen, zum Theil Winke vorkommen, die zu einer nähern Unterſuchung Anlaſs geben können. In der Einleitung zu der erſten Abtheilung macht der Vf. darauf aufmerkſam, daſs es nach den bisherigen Umſtänden und der Lage des Iſraelitiſchen Volks ſehr auffallend ſey, daſs ſich unter Samuel, Saul und David eine ſo anſehnliche Reihe ſehr gebildeter Denker und Dichter zeigte, die ſich auf einmal über die Rohheit ihrer Nation und ihres Zeitalters erheben. [...] findet den Grund dieſer Erſcheinung in Samuels S[...]gerverſammlung oder ſogenannter Prophetenſch[...] Dieſes Inſtitut, das Samuel entweder ſtiftete oder [er]neuerte, hatte den Zweck, die feyerliche Gottes[ver]ehrung zweckmäſsiger und belehrender für das V[olk] einzurichten, und zugleich die Kräfte der Den[ker] der Nation zu wecken und auf wichtige Zweck[e zu] lenken. Samuel wollte eine Pflanzſchule gebild[eter] Männer errichten, aus der die Regenten und We[iſen] ausgehen ſollten, die den Staat, wenn er wan[kte,] gegen Verfall und Umſturz ſchirmen könnten; [er] wollte dadurch Sittlichkeit und wahre Religiö[ſität] unter ſeinem Volk verbreiten; er wollte dadurch [dem] Prieſter- und Fürſten-Deſpotismus einen Damm [ent]gegenſtellen, und auch die Ausſprüche der We[iſen] und die Geſänge ausgezeichneter Denker in di[eſer] Verſammlung zur Belehrung der Nachwelt aufbew[ah]ren laſſen. Daſs Samuel dieſe Geſellſchaft der [prie]ſterlichen Verbindung entgegengeſetzt habe, wie [der] Vf. S. 9. ſagt, möchte Rec. nicht behaupten. Sam[uel] war mit dem Prieſterſtand zu genau verbunden, [und] hatte auch zu viel Achtung für dieſe Anordnung [der] Moſaiſchen Conſtitution, als daſs man mit Grun[de ſa]gen könnte, er habe dieſen Stand entgegenzua[rbei]ten oder ihn herabzuwürdigen geſucht. Es iſt [auch] eine zu harte Beſchuldigung, wenn man dem gan[zen] Prieſterſtand Schuld geben will, er habe es darau[f an]gelegt, das Volk bloſs durch leeres Ceremonienw[eſen] hinzuhalten um dadurch nur ſeinen Vortheil zu [ſu]chen. Gewiſs waren auch unter dieſem Orden [man]che, die die wahre Abſicht des Ceremoniendie[nſtes] und ſeinen eigentlichen Werth wohl einſahen un[d zu] ſchätzen wuſsten. Richtiger würde man alſo ſa[gen,] Samuel habe den angeordneten Ceremoniendienſt [rich]tig lenken und den Prieſtern zu Hülfe kommen [wol]len, um das Volk, das gewöhnlich das äuſsere [mehr] als das weſentliche der Religion betrachtet, zu mo[rali]ſchen Geſinnungen, wozu der angeordnete Go[ttes]dienſt hinleiten ſollte, zu erwecken, und dad[urch] wahre Religioſität zu befördern. Was von der [Ein]richtung dieſer Sängerverſammlung, von der [Bil]dung der Mitglieder zu Volkslehrern, Rathgeb[ern] der Regenten und des Volks und zu Schriftſte[llern] für die Nation, von dem Geſang als Vehikel der [Gei]ſtesentwickelung, und von den Gegenſtänden [der] Geſänge geſagt wird, iſt ſehr leſenswerth. Ein T[heil] der Geſänge wurde, wie der Vf. bemerkt, durch [die] individuelle Stimmung der Sänger und ihre beſon[dern] Schickſale beſtimmt, oder durch vorgelegte ſe[lbſt] zu löſende Fragen veranlaſst. Durch das letzte [ent]ſtanden die Wettgeſänge, da mehrere zugleich [den]ſelben Gegenſtand bearbeiteten. Der Vf. findet a[uſser] dem 88 und 89 Pſ. dergleichen Wettgeſänge auc[h in] Pſ. 90. 91. 95. 103. 1—18. desgleichen in Pſ. 1. [...] 139. und in Pſ. 11. die Reſultate mehrerer We[ttge]ſänge. Die Vermuthung, daſs das Buch Hiob [der] Sängerverſammlung Samuels ſein Entſtehen zu [ver]danken habe, iſt neu, aber es bleibt doch bloſse [Ver]muthung, die aus der vorgefaſsten Idee von Sam[uel]

Sängerversammlung entstanden ist. Der Vf. findet höchstauffallende Uebereinstimmungen in den Psalmen und dem Buch Hiob, und schliesset daraus auf eine gemeinschaftliche Quelle, woraus die Dichter der Psalmen und des Hiobs schöpften. Dürften wir diese, sagt der Vf. S. 29. nicht in den Wettgesängen suchen, gesungen in Samuels Sängerversammlung? Sey es nun, dafs bey diesem dichterischen und philosophischen Wettstreit, Samuel die Rolle übernahm, die nachmals Hiob beygelegt wurde, und David, Assaph, Heman und Nathan, die Rollen des Eliphas, Bildad, Zophar und Elihu; und dafs nachmals Assaph das Ganze ordnete, überarbeitete und zu einem solchen Meisterwerk bildete; oder, dafs die 1 Kön. 4, 31. genannten Dichter: Ethan, Heman, Chalkol und Davda, denen unter allen Dichtern der Vorwelt der *Preis* zuerkannt wird, und von deren Geisteswerken wir noch gar nichts kennen, Mitglieder von Samuels Sängerversammlung waren, und dort mit David und Assaph ihre Bildung erhielten; und dafs späterhin einer von ihnen ihre Wettgesänge aus jener früheren Periode, unter dem Namen Hiob, sammlete. Alles dieses ist sehr gewagt und willkürlich angenommen, da die sicheren Data der Geschichte fehlen und die Uebereinstimmung, die man zwischen einigen Psalmen und dem Buch Hiob findet, noch kein Grund sind, woraus man mit Recht auf eine gemeinschaftliche Quelle schliessen kann. Liegen denn die Fragen: warum lebt mancher Bösewicht im Glück? warum lebt der Rechtschaffene oft im Unglück? ist das Schicksal des Menschen immer Folge seiner Moralität? u. s. w. dem nachdenkenden Menschen so ferne, dafs er nothwendig erst von einem andern darauf mufs geleitet werden? Wenn zwey verschiedene religiöse Denker solche Gegenstände bearbeiten, kann alsdenn das Resultat ihres Nachdenkens sehr verschieden seyn? Und warum müssen diese zwey gerade aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpfen, kann auch nicht der eine durch den andern geweckt werden? Wer schliesset wohl aus der Uebereinstimmung zwischen den Gedichten der Griechen und Römer und späterer römischen Dichter mit den früheren auf eine gemeinschaftliche Quelle? Haben nicht die späteren Dichter jeder Nation oft die früheren benutzt und nachgeahmt? Das Buch Hiob ist wahrscheinlich ein sehr altes und ursprünglich nicht hebräisches Product, das auch in der Bearbeitung durch den hebräischen Dichter noch Spuren seiner Originalität behalten hat. — Die Einleitung, welche der zweyten Abtheilung vorgesetzt ist, erzählet kurz die Geschichte Davids von seiner Erscheinung an dem Hofe Sauls bis zu seiner Thronbesteigung. Anfangs war er an dem Hof Sauls geschätzt und geliebt, nachher wurde aber seine Lage höchst traurig. Die Lieder, die aus diesem Zeitraum übrig geblieben sind, beziehen sich alle auf die mannichfaltigen Verfolgungen, die David erdulden mufste. Die frühern Gesänge während seiner glücklichen Lage am Hofe Sauls sind wahrscheinlich alle verschwunden, welches aus mehrerern Gründen erklärbar ist. Was der Vf. S. 101. ff. darüber, und über den Uebergang der frohen Laune Davids in Trübsinn sagt, verdienet nachgelesen zu werden.

Bey der Uebersetzung der Psalmen hat der Vf. kein bestimmtes Metrum gewählt, sondern blofs rhythmisch übersetzt. Er glaubte dieses der Treue des Nachbildens schuldig zu seyn. Seine Uebersetzung ist im Ganzen genommen treu und läfst sich gut lesen. Unter dem Text befinden sich Noten, die sich aber mehr mit Sacherklärungen als philologischen Erläuterungen dunkler Wörter und Redensarten beschäftigen; doch kommen auch mit unter ganz artige und zweckmäfsige Sprachbemerkungen vor. Ueberdem ist jedem Psalm eine kurze historische Einleitung vorgesetzt, die hauptsächlich seine Stellung zu bestimmen und zu rechtfertigen sucht. Rec. will nur einiges zur Probe auszeichnen, um zu zeigen, wie vieles in der Bestimmung des Standpuncts und des Verfassers einzelner Psalmen blofs willkürlich angenommen ist. Gleich voran stehet der 8 Psalm; aber wo ist wohl der innere Grund, der es rechtfertigen könnte, dafs dieser Ps. unter allen Davidischen der älteste sey? Warum könnte ihn David nicht auch in einer späteren Periode seines Lebens gedichtet haben? Der Vf. sagt: die Ueberschrift der griechischen Uebersetzung ὑπὲρ τῶν ληνῶν, wir mögen dieses durch *Tränkrinnen* oder durch *wolligte Schaafe* erklären, deutet auf Davids Hirtenstand. Aber diese Ueberschrift ist doch sehr unsicher, und nach dem gewöhnlichen Gebrauch des Worts ληνος bey den 70. würde man eher an die *Kelter* oder *Weinlese* hier denken müssen. Man könnte also wirklich den Psalm mit einigem Schein für ein Lied in der Weinlese gesungen halten, und ihn nach V. 6. 7. in die Regierungsperiode Davids setzen. Allein ohne Zweifel ist ὑπὲρ τῶν ληνῶν eine unrichtige Uebersetzung der Ueberschrift עַל הַגִּתִּית. Der griechische Uebersetzer las גִּתּוֹת wie Nehem. 13. 15. Was läfst sich nun aus dieser unrichtigen Uebersetzung schliessen? — Der 90 Ps. soll den Samuel zum Verfasser haben. Hr. N. sagt: die Ueberschrift schreibt nach der gewöhnlichen Meynung diesen Ps. Moses als Verfasser zu. Allein die Sprache Moses, der fünf Jahrhunderte früher als Samuel lebte, wäre gewifs nicht ganz dieselbe gewesen, die in dem Davidischen Zeitraum vorkommt. Warum mufste denn aber nothwendig in diesem Zeitraum eine grofse Veränderung in der Sprache entstanden seyn? Gerade die damalige Lage und die Verfassung des Israelitischen Volks ist gegen eine auffallende und sehr merkbare Veränderung in der Sprache. Wären auch noch Archaismen in der Schreibart gewesen; so konnten diese ja leicht in der späteren Recension weggewischt werden. Uebrigens ist der Psalm ganz in der Manier und Sprache Mosis gedichtet, und die gewöhnliche Ueberschrift, die das Zeugnifs aller Alten für sich hat, ist nicht schlechterdings zu verwerfen. Sie bleibt immer ein altes ehrwürdiges Zeugnifs, dem eine blofse Vermuthung das-

das Gleichgewicht nicht halten kann. Hr. N. meynt, man könne auch übersetzen: *in Moses Namen gesungen*. Allein, wenn man auch dies annehmen wollte, wer kann daraus schliessen, dass ihn gerade Samuel gesungen habe? Dass er mit Ps. 91, 95 und 103. zu den Wettgesängen in Samuels Sängerversammlung gehöre, ist weiter nichts als leere Vermuthung. Auch den 145 Ps. ist Hr. N. geneigt dem Samuel zuzuschreiben. Die alphabetische Form scheint ihm sich kaum auf David als Jüngling zu passen. Dem Rec. scheinet dieses ein sehr schwacher Grund zu seyn. Wenn es weiter heisst: es ist nichts in dem Psalm, das auf eine spätere Verfertiguugsperiode hindeutete; so möchte Rec. wohl fragen: was deutet denn gerade auf diesen früheren Zeitpunct hin? — Den 1 Ps. soll ebenfalls Samuel gedichtet haben. Vielleicht, sagt Hr. N., gab Samuel dieses Lied David als Fingerzeig seines Betragens mit an den Hof Sauls. Allein was berechtiget dazu, diesen Standpunct festzusetzen? Der Inhalt ist so allgemein, dass man auf keinen bestimmten Dichter und Zeitpunct schliessen kann. Weil der 112 Ps. in Ansehung seines Inhalts so genau mit dem ersten Psalm übereinstimmt; so schliesst Hr. N. auf gleiche Veranlassung und denselben Verfasser. Rec. würde vielmehr aus der Uebereinstimmung auf zwey verschiedene Verfasser zu verschiedenen Zeiten schliessen und den einen für die Nachahmung des andern erklären.

Was die Trennung einzelner Lieder betrifft, so scheinet Hr. N. es auch hierin zu übertreiben. Der 19 Ps. soll aus zwey Liedern bestehen. V. 1 — 7. wird als ein besonderes Lied abgesondert, weil das folgende sich durch Inhalt, Sprache und Darstellung von dem ersten, etwa wie ein Gellertsches Lied von einer Klopstockschen Ode unterscheidet. Das andere Lied V. 8 — 15. soll wahrscheinlich dem Samuel zugehören. Aber ist der angegebene Grund wohl entscheidend? Wenn nun der Dichter die Allgemeinheit der Naturreligion und die Vorzüge des Mosaischen Gesetzes besingen wollte, muste nicht aus der Verschiedenheit des Gegenstandes, Verschiedenheit der Wendung und des Ausdrucks entstehen? Die Verbindung beider Hauptgedanken ist doch sehr natürlich. Auch die Trennung des 57 Ps. hat, wenigstens für den Rec., etwas gesuchtes. Der 6 und 8 - 12 V. wird als ein besonderes Lied am Morgen S. 46. und V. 1 — 5 und 7. als ein Lied auf der Flucht vor Saul S. 190. aufgestellt. Warum könnte es aber nicht ein zusammenhängendes Ganze, ein Lied, seyn? Voll Vertrauen auf Gott klagt der Dichter seine Noth, und während dem Gesang wächst sein Vertrauen; er ist des Schutzes, der göttlichen Hülfe, schon gewiss, und nun ergiesset sich sein Herz in Lobpreisung. Dass P. 108. 1 — 6. der letzte Theil des 57 Ps. mit einem ganz andern Lied verbunden ist, beweiset noch nichts für die Verbindung mit den ersten Versen, und dass diese einen eigenen Gesang ausmachen. Der Dichter des 108 Ps. benutzt, wie mehrmals geschiehet, ein Theil des 57 Psalms, weil gerade dieses seiner Empfindung und Absicht gemäss war. In dem 40 Ps. scheinen Hn. N. mehrere einzelne Lieder oder Bruchstücke von Gesängen vereinigt zu seyn. Er unterscheidet darin sieben solcher Bruchstücke, und wagt es gar, jedem seinen eigentlichen Zeitpunct zu bestimmen. Zur Bestätigung dieser Behauptung wird angeführt, dass ein Theil dieses Ps. V. 14 — 18. als ein besonderes Lied unter der Aufschrift 70 Ps. vorkomme. Allein könnte nicht der 70 Ps. ein Bruchstück aus dem 40 Ps. seyn, das man bey einer gewissen Gelegenheit als einen besondern Gesang daraus aushob? Auch Ps. 118. 5 — 18. wird S. 199. als ein besonderes Lied von dem übrigen getrennt und zugleich in 4 zusammen gehörende Lieder unterschieden. Rec. will doch etwas daraus als Probe der Uebersetzung abschreiben. Die Leser können sich daraus auch einen Begriff von den Chorabtheilungen des Vfs. machen.

I.

Eine Stimme.

V. 5. Umdrängt rufe ich zu Jehova
Er befreyet mich Umdrängten.

Erstes (r) Chor.

6. Jehova schützt mich. Ich fürchte nichts:
Was können Menschen mir thun?

7. Jehova steht unter meinen Beschützern.
Ich sehe mich an meinen Hassern gerächt.

Zweyter (r) Chor.

8. Besser ists, zu Jehova zu fliehn,
Als sich verlassen auf Menschen.

9. Besser ists zu Jehova zu fliehn,
Als sich verlassen auf Fürsten.

Beide Chöre.

Was können Menschen mir thun?

II.

Eine Stimme.

10. Der Götzenknecht Schaaren all' umringen mich

Die Chöre.

Mit Jehova vertilge ich sie!

Eine Stimme.

11. Sie umringen, umringen mich

Die Chöre.

Mit Jehova vertilge ich sie!

Eine Stimme.

12. Wie Bienen umringen sie mich!

Die Chöre.

Verlöschen sollen sie, wie aufflammende Dornen.
Mit Jehova vertilge ich sie!

Eine Stimme.

13. Niederkrümmen will der Feind mich zur Erde

Die Chöre.

Jehova hilft mir!

So viel Scharfsinn Hr. N. bey der versuchten Wiederherstellung der alten Chorgesänge gezeigt hat so scheinet er doch diese Idee gar zu lieb gewonnen zu haben. Er versucht es allenthalben, die Chorgesänge abzutheilen, aber öfters ohne Noth und ganz nach Willkür. Inzwischen bleibt diese Arbeit immer ein sehr schätzbarer Beytrag zur Erklärung der Psalmen. Der vorurtheilsfreye Interpret wird ihn mit Auswahl und gehöriger Prüfung zu benutzen wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Stuttgart, in der Erhardischen Buchhandlung: *Briefe über einige theologische Zeitmaterien, besonders über den Accommodationsgrundsatz in Hinsicht auf einige positive Lehren der christlichen Religion, von M. Wolfg. Fried. Gess,* Diaconus zu Göppingen. XXIV u. 252 S. 8.

Der Vf. ist mit manchen Versuchen der neueren Schrifterklärer nicht zufrieden, und erklärt sich insbesondere gegen den Grundsatz, dass Jesus und die Apostel sich nach den irrigen Vorstellungen ihrer Zeitgenossen gerichtet haben. Wenn man auch seiner Meynung nicht beystimmen kann und zugleich findet, dass er häufig einen unrichtigen Gesichtspunct annimmt, und in seinen Folgerungen zu weit gehet; so verdient doch sein redlicher Forschungsgeist Achtung, und mitunter trifft man auch auf gute Bemerkungen. Er hat die Briefform gewählt und in 10 Briefen seine Erinnerungen und Bedenklichkeiten mitgetheilt, wobey er durchgehends einen bescheidenen und ruhigen Ton beybehält, obgleich sein Briefstil wenig Anziehendes und Gefälliges hat.

Gleich in dem ersten Brief gestehet er es ein, dass die neuere Exegese sich um die Reinigung und Läuterung des christl. Lehrbegriffs grosse Verdienste erworben habe; aber er klagt zugleich über den Missbrauch der Exegese, indem man die der Vernunft nicht erkennbaren Lehren der heil. Schrift und die Wunder Jesu wegzuerklären sucht. Von den Versuchen, die Wunder natürlich zu erklären, werden einige Beyspiele angeführt. Was der Vf. gegen die Erklärung des Hn. *Paulus* von der Speisung der 5000 Mann und die *Leisnerische* Erklärung der Stelle Matth. 17, 27. erinnert, findet Rec. ganz gegründet. Es fehlt diesen Auslegungen an der Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die man mit Recht verlangt. Ganz richtig heisst es S. 30. „Man „will von dem Interpreten nicht wissen, was etwa „nach seiner Einsicht der Schriftsteller habe sagen „*sollen*, sondern was er habe sagen *wollen*, und jener „hat alles geleistet, was ihm zu leisten oblag, wenn „er dieses nach sichern Regeln der Hermenevtik uns „kennen gelehrt hat." Auch urtheilt der Vf. ganz richtig über den Versuch von *Eck*, der sich nicht getraut hat, die Auferstehung Jesu natürlich zu erklären. „Was ist, sagt er, dadurch gegen den so „verhassten Wunderbeweis gewonnen, so lange nur „das einzige Wunder der Auferstehung Jesu stehen „bleibt?" Rec. sieht überhaupt nicht ein, warum man alles Wundervolle so mühsam wegzuerklären sucht. So bald er sich einen Gott denkt, und es ist doch Postulat der praktischen Vernunft an diesen zu glauben, so bald muss er auch die Möglichkeit der Wunder annehmen; und er findet nichts gegen ihre Wirklichkeit, so bald die Vernunft zugleich einen grossen moralischen Zweck erkennt, wie hier der Fall ist. — In dem 2ten Br. kommt der Vf. auf den Grundsatz der Accommodation. Er gestehet sie in einem gewissen Sinn zu, auch hat er nichts dagegen, wenn man Accommodiren nach irrigen Meynungen blos auf Nebensachen, die in keiner besondern Verbindung mit Religion und Moralität stehen, einschränkt; aber dagegen streitet er, dass man nicht blos die Lehre von den Dämonischen, sondern beynahe alle andere positive Lehren des Christenthums, und namentlich die Lehre von der Messiaswürde Jesu, von seinem Versöhnungstode, von der allgemeinen Todtenerweckung und dem Weltgericht für Accommodation erklärt. In Ansehung der Geschichte dieses Grundsatzes bemerkt er, dass schon die Gnostiker nach Irenäus ihn gebraucht haben. — Im 3ten Br. wird gezeigt, dass es nicht genug sey, zu beweisen, dass eine gewisse Idee schon vor und zu Christi Zeit unter dem Volk im Umlauf war, sondern dass sie auch wirklich irrig und grundlos sey. Dabey müsse man aber das Bild, unter dem man sich die Idee zu denken pflegte, von der Idee selbst unterscheiden, und nicht jede Herablassung zu einem unter den Juden gewöhnlichen Bilde als Herablassung zu einer irrigen Meynung ansehen. Als Beyspiel wird die Redensart: *mit Abraham, Isaak und Jacob zu Tische sitzen*, Matth. 8, 11. 12. Luc. 13, 28. 29. 16, 22. angeführt. Der Vf. sagt: die Juden hätten durch diese bildliche Redensart nur andeuten wollen, dass sie die künftige Seligkeit mit den Vätern ihres Volks geniessen würden, und diese Idee enthalte doch nichts Irriges; es lasse sich aber nicht erweisen, dass die Juden so unvernünftig gewesen wären, dies Bild im buchstäblichen Verstande zu nehmen, und warum blos die Juden etwas buchstäblich sollten verstanden haben, was jetzo kein vernünftiger Mensch mehr buchstäblich verstehe? Allein weiss denn der Vf. nicht, dass es noch in spätern Zeiten auch unter den Christen Leute gegeben hat, die dieses zu Tische sitzen buchstäblich nahmen? Warum sollten es die Juden nicht gethan haben? Wenn der Vf. die jüdischen Schriften lesen wollte, so würde er finden, dass sich die Juden die künftige Seligkeit wirklich ganz sinnlich dachten. Soll-

Sollten nun wohl die Juden zu Christi Zeiten reinere Begriffe gehabt haben? Zeigt nicht der Einwurf der Sadducäer gegen die Auferstehung von der herrschenden grobsinnlichen Vorstellung, die man sich von jenem Leben machte: denn gegen diese ist doch offenbar der Einwurf gerichtet? Auch die Stelle 1 Corinth. 10, 3. wird nur sehr gezwungen als blosses Bild erklärt. Der Vf. giebt es zu, dass einige streitige Dogmen schon vor und zu Christi Zeiten Volksideen gewesen seyen, aber es sey hier nicht von der Form und Gestalt, die diese Vorstellungen unter den Juden hatten, die Rede, sondern wie sie von Jesu und den Aposteln modificirt und vorgetragen wurden. Aber wie? zeigen nicht diese Modificationen schon eine Condescendenz an? Wie sanft und schonend sind nicht diese Modificationen, aber wurden sie auch gleich als solche erkannt und angenommen? Wir erkennen sie in ihrer veränderten Gestalt, weil wir das Ganze vor uns haben und übersehen; aber bey den Zeitgenossen Jesu war dies gewiss der Fall nicht. Diese blieben vielmehr bey der herrschenden Idee stehen, wie uns das Beyspiel der Jünger zeigt. Der Vf. erwäge doch, ob nicht selbst die Jünger die gewöhnliche Messiasidee bis zuletzt beybehielten, und beantworte einmal die Frage: warum sagte Jesus seinen Jüngern, die ihn für den Messias erkannten, nicht gerade heraus, da sie seine Winke nicht verstanden, dass die Idee eines weltlichen Messias ganz irrig und falsch sey? Die Folgerung, die der Vf. aus diesen Modificationen macht, ist sehr übertrieben. S. 57. sagt er: „wie „will nun der accommodirende Theolog seinem Gegentheil, so lange er diesem nur noch vor der Hand „das göttliche Ansehen Jesu und seiner Apostel gelten lässt, wie will er ihm beweisen, dass jene so „modificirte Volksideen überall keine Wahrheit zum „Grunde haben?" Wer sagt aber, dass dabey überall keine Wahrheit zum Grunde liege? Wenn Jesus sich für den Messias erklärt; so muss ich mir doch die jüdische Form, den weltlichen Messias, ganz wegdenken, und bleibt alsdenn nicht die wichtige Wahrheit übrig, Jesus war ein göttlicher Lehrer und der Stifter eines moralischen Reichs? Wenn ich mir auch in der Lehre von der Auferstehung und dem Weltgericht eine Condescendenz zu den herrschenden Vorstellungen denke, liegt denn doch nicht die Hauptwahrheit zum Grunde: es ist eine Fortdauer und ein Zustand der Vergeltung nach diesem Leben? Selbst wenn das, was von dem Tode Jesu als Opfer für die Sünde gesagt wird, blos Herablassung zum herrschenden Volksbegriff wäre; so liegt doch dabey immer noch eine überaus wichtige Wahrheit des Christenthums zum Grunde. Wenn der Vf. im Verfolg sagt: warum denn Jesus und die Apostel solche grosse Umwege gemacht und nicht die nackte Wahrheit vorgetragen hätten? so ist die Antwort leicht zu finden. Was Jesus bey einer gewissen Gelegenheit zu seinen Jüngern sagte: ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es nicht ertragen, gilt auch hier. Jesus knüpfte an gewisse herrschende Ideen wichtige Lehren, weil dies der einzig mögliche Weg war, die damaligen Menschen zu überzeugen und sie allmählig zu höheren Wahrheiten zu leiten. Was schadet es im Grunde, wenn sie auch die Hülle, die sie noch bedurften, wenigstens eine Zeitlang beybehielten? Sie wurden doch dadurch für höhere Wahrheiten empfänglicher, und dem Missbrauch war doch zugleich vorgebeugt. Wer sich die Umstände und Lage der damaligen Menschen recht denkt, der wird gestehen müssen, dass diese es nöthig machte, dass Jesus seine höhere reine Lehre mit gewissen herrschenden Vorstellungen in Verbindung brachte. Sollten es wohl die Jünger Jesu haben ertragen können, wenn Jesus ihnen geradezu gesagt hätte, eure Vorstellungen von dem Messias sind ganz irrig, ich werde kein irrdisches Reich errichten? Der Vf. ist nicht unbekannt mit den neueren Schriften, aber er hat nicht alles, was hierüber gesagt ist, unpartheyisch genug erwogen und betrachtet die Sache gar zu einseitig. Er meynt, es sey doch, wenn man die göttliche Autorität Jesu und der Apostel annehme, immer consequenter, in der Religion des Christenthums auch das als wahr anzunehmen, was sich freylich nicht aus innern Gründen zwar nicht als wahr, aber doch auch nicht als falsch erkennen lässt, und zwar darum als wahr anzunehmen, weil dies die nämlichen göttlichen Gesandten, die so manches andere lehrten, was schon die Vernunft als wahr erkennt, ebenfalls gelehrt haben. Aber kann denn die göttliche Autorität Jesu nicht bestehen, wenn man nicht alles buchstäblich, den Worten nach, nimmt? Oben unterschied der Vf. selbst Herablassung zum Bilde von der Sache, die dadurch ausgedrückt wird. Wenn man auch in den angeführten Lehren blos eine Herablassung zu herrschenden Volksbegriffen erkennt; so fällt ja dadurch noch nicht alles positive des Christenthums weg. — In dem 4ten Br. beschäftigt sich der Vf. vornehmlich mit dem Dogma der Satisfaction. Der Ausspruch: anstatt mit dem Accommodations-Grundsatz sich zu helfen, wäre es das kürzeste und vernünftigste, überall keine höhere Autorität Jesu und der Apostel mehr anzuerkennen, ist sehr übereilt. Die Bemerkung, dass es alsdenn sich auch der Mühe nicht verlohne, auf das Studium der biblischen Bücher so viel Fleiss zu verwenden, ist unrichtig und unüberlegt. Er beantwortet nun den Einwurf, dass die Satisfactionslehre auf Voraussetzungen beruhe, die mit ausgemachten Grundsätzen der Philosophie streiten, und dass sie der Moralität schädlich sey. — In dem 5ten Br. kommt der Vf. auf die Ursachen, die man angiebt, warum Jesus sich nach irrigen Vorurtheilen der Juden gerichtet habe. Die gewöhnliche Antwort, die Klugheit habe es erfodert, sagt er, ist sehr unbefriedigend, und es liesse sich bezweifeln, dass sich eine solche Klugheit mit dem Charakter und der Bestimmung göttlicher Religionslehrer vertrage. Allerdings, wenn man das Wort Klugheit nicht näher bestimmt und dabey allein stehen bleibt. Der Vf. antwortet auf manches nicht, was die Vertheidi-

theidiger der von ihm bestrittenen Meynung hierüber sagen, und manches, was er erinnert, ist nicht zweckmäsig und treffend. Was soll z. B. doch die Frage: Warum Jesus, wenn er Mondsüchtige heilte, nicht auch den Mond angeredet habe? Er hätte dieses doch eben so gut thun können, als dass er die Dämonen anredete, aber der Grund sey darin zu suchen, weil er sonst den Mond für die Ursache der Krankheit erklärt und so einer irrigen Meynung das Wort geredet haben würde. Warum nennt aber Matthäus Kap. 17, 15. den kranken Menschen ausdrücklich einen Mondsüchtigen und sagt gleichwohl hernach v. 18. Jesus habe dem Dämon geboten und er sey ausgefahren? Auf den Grund: Jesus habe sich zu den irrigen Meynungen herabgelassen, um nicht den Eindruck seiner Lehre zu verhindern, wird geantwortet: Jesus habe sich doch gegen andere Irrthümer und Vorurtheile nicht so schonend bewiesen, er habe stark gegen die Pharisäer geredet, ihre Heucheley, ihren Stolz, ihre Habsucht u. s. w. ernstlich getadelt. Aber kann dieses wohl mit jenen Volksideen in Parallel gesetzt werden? Konnte Jesus gegen Laster Nachsicht beweisen, und waren denn jene Begriffe direct der Moralität schädlich? Rec. kann dem Vf. nicht weiter nachfolgen, weil dies ihn zu weit führen würde. Er will deswegen auch nur den übrigen Inhalt der Briefe ganz kurz angeben: In dem 6ten Br. sucht der Vf. zu zeigen, dass Jesus und die Apostel jene Volksbegriffe nicht blos geschont, sondern so von ihnen geredet hätten, als wenn sie selbst davon wären überzeugt gewesen, er beweiset aber eigentlich nichts weiter, als dass sie jene Begriffe nicht widerlegt haben, und dies konnte nicht wohl geschehen, wenn sie andere Lehren daran anknüpfen wollten. — Im 7ten Br. wird von dem *Ursprung* der genannten Ideen gehandelt. Da die Dämonologie höchst wahrscheinlich einen blos menschlichen Ursprung hat; so wäre der Vf. wohl geneigt, diese Lehre wenigstens als Accommodation zu erklären. — Der 8te Br. beschäftiget sich mit dem Beweis des göttlichen Ansehens Jesu, vornehmlich aus den Wundern, und dem Ansehen der Apostel, welches aus dem göttlichen Ansehen Jesu folgt. — Im 9ten Br. wird von der Inspiration der Neutestamentlichen Schriften und ihrer Nothwendigkeit gehandelt, und in dem 10ten Br. werden einige Einwürfe beantwortet, die man gegen die Inspiration der Apostel zu machen pflegt.

Salzburg, in der Mayrischen Buchhandlung: *Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und andere Tage des Jahrs.* Auf ein neues aus dem Griechischen übersetzt, zur Erbauung für Viele. 1797. XVI. u. 250 S. 8. (6 gr.)

Der ungenannte Uebersetzer sagt in der mit lateinischen Lettern gedruckten Vorrede: „er habe sichs zur Hauptpflicht gemacht, den Sinn des Originals getreu, und so viel es nur immer der Geist der deutschen Sprache erlaube, selbst wörtlich darzustellen. Er habe sich in dieser Absicht erlaubt, was schon unter den Katholiken von dem ehrwürdigen *Weitenauer* mit grossem Beyfalle geschehen sey, über den Text der Vulgata, zumal bey dunkeln Stellen, die berühmte Version der sogenannten Septuaginta zu Rathe zu ziehen. Die alten Väter wären sorgfältig von ihm mit den neuen Exegeten verglichen, und darnach seine Worte gewählt. — Auf diese Art glaube er in manche dunkle Stelle Licht, in viele Leben, in alle Sinn gebracht zu haben." — Wer die Unbestimmtheit auf dem Titel: Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und *andere* Tage (das wären zusammen die 365 Tage des Jahres) bemerkte; wem das Undeutsche: *auf ein neues* auffiel, und wem endlich die übereilte Prahlerey: bey dieser Uebersetzung der Perikopen, die bis auf ein halbes Dutzend alle aus dem N. T. und den apokryphischen Büchern entlehnt sind, *die berühmte Septuaginta* zu Rathe gezogen zu haben, anstössig wurde, und um deswillen ein schlimmes Vorurtheil gegen diese Uebersetzung fasste; der würde allerdings zu entschuldigen seyn, aber er thäte ihr doch Unrecht. Sie ist mit sichtbarem Fleisse gemacht, treu, verständlich und grösstentheils rein deutsch, ohne dass das Gepräge des Alterthums verwischt wäre. Es ist unverkennbar, dass der Vf. die besten neuern Exegeten benutzt, und durchgehends mit Einsicht unter ihren Erklärungen gewählt hat; wobey sich übrigens von selbst versteht, dass der Rec. deswegen nicht überall mit ihm übereinstimme. Statt aber hierven Beyspiele anzuführen, woraus kein Gewinn entstehen würde, bemerken wir nur, dass der Vf., so wenig er nach der Vorrede paraphrasiren will, doch in manchen Stellen eine erklärende Uebersetzung liefert, die bisweilen richtig, bisweilen unrichtig ist. So sind die Worte: Jac. 1, 27. *ασπιλον ἑαυτον τηρειν απο τȣ κοσμȣ* richtig erklärend übersetzt: sich rein erhalten von *den Grundsätzen* der Welt. Falsch erklärend Gal. 3, 22. *συνεκλεισεν ἡ γραφη τα παντα ὑπο ἁμαρτιαν* durch: *die heiligen Bücher selbst haben ganz die Sünde zum Gegenstande.* Desgleichen 1 Cor. 10, 4. *ἡ δε πετρα ην ὁ Χριστος*, durch: *in diesem Felsen erkennen wir Christum.*

Zur Probe von dem Werthe der Uebersetzung wählen wir eine der schwerern Episteln, woraus man sehen kann, wie gut dem Vf. das Streben nach möglichster Deutlichkeit gelungen ist. Röm. 6, 1 ff. „Brüder! Wir alle, die wir in Christo Jesu getauft worden sind, sind durch die Taufe zu einem ihm ähnlichen Tode verpflichtet worden. Durch die Taufe wurden wir, wie er, begraben, um, so wie Christus durch die Herrlichkeit seines Vaters von den Todten erweckt wurde, einen ganz neuen Lebenswandel zu führen. Wenn wir also durch den Tod mit Christo eine Aehnlichkeit haben; so müssen wir ihm auch in der Auferstehung ähnlich seyn. Wir wissen ferner, dass der alte Mensch in uns gekreuziget wurde, damit die Sünde zerstört, und wir aus ihrer Sklaverey gerettet würden. Denn, wer der Sünde abgestorben ist, ist auch von ihrem Joche frey. Wenn wir also mit Christo gestorben sind: so

dürfen wir auch glauben, dafs wir zugleich mit ihm leben werden. Denn wir wiffen, dafs der von den Todten erftandene Chriftus nun nicht mehr fterben wird. Der Tod hat keine Gewalt mehr über ihn. Er ftarb, der Sünde wegen; aber er ftarb nur einmal. Er lebt jetzt, und zwar mit Gott. Betrachtet euch nun auf eine ähnliche Art als folche, die der Sünde abgeftorben find, und die nun leben zu Gottes Ehre in Chrifto Jefu unferm Herrn." — Ueber allen Perikopen ift kurz, aber richtig und fafslich der Inhalt derfelben angegeben, welches zum Verftändnifs für den gemeinen Mann nicht wenig beyträgt.

Der geringe Preis diefer Ueberfetzung, der dem Vf. und Verleger zur Ehre gereicht, kann die Verbreitung derfelben, wie wir recht fehr wünfchen, um vieles erleichtern.

PAEDAGOGIK.

1) Frankfurt am Mayn, b. Zefsler: *Reife eines Vaters mit feinen beiden Söhnen durch ganz Deutfchland.* Ein intereffantes, aufklärendes und das Herz veredelndes Lefebuch für deutfche Kinder; zur Kenntnifs des Vaterlandes, der weifen Einrichtungen in der Natur, des Schöpfers etc. *Erftes Bändchen.* 1797. XX. u. 274 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Tübingen, b. Heerbrandt: *Briefe an Selmar als Vater, über jugendliche Unterhaltung.* 1798. VIII. u. 142 S. 8. (10 gr.)

Nr. 1. foll unter dem angenehmen Vehikel einer Reifebefchreibung das enthalten, was Kindern von der Erdbefchreibung, Gefchichte, Staatsverfaffung Deutfchlands und von vielen andern in ihrem Kreife gelegenen Dingen zu wiffen nützlich ift. Ein Vater macht mit 2 Söhnen die Reife durch Deutfchland. Auf eine unterhaltende und angenehme Art wird das Merkwürdigfte von den Orten, durch die fie kommen, erzählt; der Vater macht dabey den Cicerone; die Knaben fchreiben auch Briefe nach Haufe über das, was fie gefehen, gehört und gelernt haben. Dürfte man nach dem erften Bändchen fchliefsen, welches blos die Wanderung durch Frankfurt, Speyer, Worms, Wetzlar und Friedberg enthält; fo würde die Reife durch *ganz* Deutfchland in diefer Form eine grofse Reihe von Bänden erfodern; aber da der Vf. dem erften Band viele vorläufige Notizen über bürgerliche Gefellfchaft, Staatsverfaffungen, den Gliederbau des deutfchen Reichs und die Gerichte deffelben, über mathematifche Geographie u. f. w. eingewebt hat; fo wird er fich über vieles in der Folge kürzer faffen können. — Die Vorfchläge des Vfs. von Nr. 2. (der fich hinter der Vorrede *Moll* unterfchreibt) die Jugend zu unterhalten und zu befchäftigen, find zwar nicht neu, werden aber doch manchen Aeltern und Erziehern, die wegen der Befchäftigung der Jugend verlegen find, gute Dienfte leiften können. Der Vf. empfiehlt Genufs der freyen Natur, Bewegung und freye Handthierung in derfelben, Erzählungen, Spaziergänge mit Aufmerkfamkeit auf Steine, Pflanzen, Infecten u. f. w., kleine häusliche Gefchäfte, Anlegung eines Naturaliencabinets, Befuchung der Werkftätte, Papparbeit, Mufik, Drechfeln, Gartenbau, körperliche und Verftandesfpiele, gut ausgewählte Lectüre etc.

Leipzig, b. Sommer: *Magazin für Schullehrer, Erzieher, Aeltern und Kinderfreunde,* herausgeg. von *M. E. H. Albrecht,* Katecheten an der Peterskirche zu Leipzig. 12 Stücke. 1797. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Der Herausgeber diefes Magazins meynt es ohne Zweifel fehr gut mit feinem Publicum, für welches er ein pädagogifches Magazin anlegt; aber feine Kräfte reichen nicht hin, es fo zu liefern, wie man es billig verlangen und jetzt fehr wohl anlegen könnte. Man vermifst hier theils eine genaue Kenntnifs und gefchmackvolle Beftimmung alles deffen, was in ein folches Magazin gehört, theils die fcharfe Beurtheilung und ftrenge Auswahl, welche fchon der Begriff eines guten Magazins in fich fchliefset. Sachen, die überall zu haben, und wirklich fchon in jedermanns Händen find, wie Auffätze von *Starken,* oder verlegene Waare, wie *Rafsdörfers* fehr unkritifches Programm über die Schulen der alten Deutfchen, weitläuftige unterrichtsleere Inhaltsanzeigen von ältern Erziehungsfchriften, wäfferigte Abhandlungen u. dgl. mufsten daher in einem pädagogifchen oder überhaupt in einem guten Magazine keinen Platz erhalten. Wie ganz anders hätten z. B. die durch den ganzen Jahrgang fortlaufenden Briefe für Landfchullehrer, und folche die es werden wollen, ausfallen müffen, wenn der Vf. die guten Schriften über diefen Gegenftand von Horftig, Cannabich, von der Recke u. a. vorher gehörig ftudirt hätte! Sie geben jetzt bey manchem Guten, das fie enthalten, wenig Befriedigung, und verrathen einen Vf., der die Sache nur fehr oberflächlich kennt. Es würde zu weit führen, wenn das Geringhaltige diefer Zeitfchrift ausführlich dargelegt werden follte. So viel ift gewifs, dafs diefes Magazin den Mangel einer gut durchdachten und zweckmäfsig bearbeiteten pädagogifchen Zeitfchrift nur zu erkennen giebt, bey weitem aber nicht aufhebet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 14. Januar 1799.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland*, nebst einem Anhang *über die zweckmäſsige Einrichtung der Gefangnisse und Irrenanstalten* von H. B. *Wagnitz*. 1 Band. 1791. 384 S. 2 B. 1 Hälfte 1792. 296 S. 2 H. 1794. 280 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die so lange durch mancherley Zufalle bewirkte Verspätung der Anzeige dieses schätzbaren Werkes, dessen Fortsetzung mit dem schon angekündigten dritten Bande auf das baldigste zu wünschen ist; kann für diesmal in so fern desto nützlicher werden, als der Zeitverlauf selbst indessen schon den Nutzen und die Anwendbarkeit mancher darin enthaltenen Vorschläge bewähret hat. Denn aufmerksamen Beobachtern der preuſsischen Staatsverwaltung kann schwerlich entgangen seyn, daſs eine im März v. J. erschienene Instruction wegen Entlassung der Festungs- und Zuchthaus-Gefangenen, deren Vf. der Hr. Vicepräsident *von Kircheisen* seyn soll, deutliche Spuren eines starken Einflusses davon hat, und selbst die neuen eigenthümlichen Bestimmungen der sonst ganz unbedingten Begnadigung mancher Verbrecher nach Antritt der Regierung des jetzigen Königs scheinen in dahin einschlagenden Bemerkungen ihren Grund zu haben. Die menschenfreundliche Absicht des sonst schon durch sein Werk über die sittliche Verbesserung der Zuchthausgefangenen so rühmlich bekannten Vfs. erweitert sich hier auf alles, was sie betrifft, und gehet überhaupt dahin, auf die mannichfaltigen Mangel und groben Miſsbräuche in der ersten Grundeinrichtung sowohl als Verwaltung der Zuchthäuser aufmerksam zu machen. Er widmete daher sein Werk dem Geiste *Howards*, dessen braun abgedrucktes Bild das Titelkupfer ausmacht, und denen, welche er umschwebt, hat sich aber dabey vor dem Fehler der Schwärmerey und vor den oft gar schadlichen Uebertreibungen des Wohlwollens sorgfältig gehütet. Anstatt daſs Howard mit seinem brittischen Eigensinn durch harte unhöfliche Vorstellung der Schrecknisse des Donauschiffziehens beym Kaiser Joseph II. doch nichts ausrichtete, und sich auf der Reise in die aller Verbesserung der Gefängnisse doch unfahige Türkey selbst aufopferte, ist es viel sicherer und wirksamer, daſs Hr. *W.* in seinem Nebenamt als Zuchthausprediger und zugleich als Schriftsteller durch ruhige Vorstellung der Gründe und Erzählung gemeiner Thatsachen an der allgemeinen Besserung arbeitet. Seine Vorschläge, die Zuchthausstrafen ihrem wahren Endzweck näher zu bringen, sind zwar nicht durchgängig neu, aber auch nicht durch bloſses Nachdenken erzeuget, sondern aus vieljähriger Erfahrung von den Mängeln solcher Anstalten und eigener Beobachtung des guten oder schlimmen Erfolgs der gewöhnlichen Verfahrungsart in der bessern Einrichtung abgezogen. Sie verdienen daher desto mehr aufmerksames Gehör und vernünftige Nachfolge, und um hiezu nach Möglichkeit auch selbst durch diese Anzeige etwas beyzutragen, wird schon eine genauere Angabe des Inhalts nöthig und dabey zugleich die Prüfung mancher Hauptstücke mit einzelnen Gegenbemerkungen am dienlichsten seyn. Den Anfang des ersten Bandes machen allgemeine Bemerkungen 1) über die Strafen und deren Zwecke, besonders auf Zuchthäusern. Mit Recht wird hier nach dem schon von Plato gut bestimmten Zweck der Strafen als Besserungsmittel und als Beyspiel zu wirken, wider deren Härte und die öffentliche Ausstellung der Verbrecher nach *Montesquieu*, *Linguet*, *Rush*, *Eymar* u. a. das nöthige erinnert. Darauf gründet sich eine gute selbst noch gegen die neuerlich von *Kleinschrod* u. a. vorgebrachten Gründe haltbare Vertheidigung der Zuchthausstrafen überhaupt. Doch ist sie wohl eigentlich nur in so fern treffend, als dieselben Gefängniſs- und Zwangarbeit in sich schlieſsen, welche aber auch wohl statt finden könnten, ohne jene eigenthümlichen Anstalten im groſsen zu haben, wodurch eben so mancherley zufällige Uebel in der Anwendung schlechterdings unvermeidlich werden. 2) Die gewöhnlichen Fehler der Zuchthäuser in Deutschland sind nach ihren ersten Entstehungsgründen und deren einzelnen Folgen richtig und gut dargestellet. Besonders ist hiebey, so wie durchgängig, eine ausgebreitete Kenntniſs der Schriften über diesen Gegenstand und eigene durchdachte Belesenheit darin sichtbar. Unschickliche Lage und Enge des Raums, Verbindung mit Waisen-, Arbeits-, und Armenanstalten, Verpachtung der Arbeit oder Verding der Beköstigung und zu wenige oder untaugliche Bediente konnen schon viel schaden. Hauptsachlich aber wird die Behandlung der Gefangenen in Absicht der Gesundheit, Speisung, Arbeit, Strafen, sittlichen Besserung und Art der Entlassung mit Recht getadelt. Fast etwas zu stark und lebhaft erklärt sich Hr. *W.* hier gegen die Rechtsgelehrten von der historischen Partey, wie er sie nennet, welche meynen, die harte Behandlung nach dem alten Herkommen sey zu Erreichung des Endzwecks der

der peinlichen Strafe nothwendig und müffe daher beybehalten werden. So hatte z. B. Hr. Juftizrath *Nikolai* zu Alsleben im Reichsanzeiger und dem Günther-Hagemannifchen Archiv der Rechtsgelehrfamkeit ausdrücklich wider Hn. *W.* Vorfchläge zur Verbefferung laut geeifert und fie für gar nicht anwendbar erklärt. Allein fo wenig überhaupt dergleichen Befchützer des Herkommens im ganzen den Beyfall unfers aufgeklärten Zeitalters verdienen, und insgemein auch erhalten; fo wird der ganz Unbefangene doch auch geftehen müffen, dafs die Sache allerdings zwey Seiten hat, und eben fo wohl als fonft etwan eine allzuftrenge Behandlung die Züchtlinge zuweilen zum Selbftmord aus Verzweiflung gebracht hat, auch wohl aus unrecht angewendeter Menfchenliebe in Uebertreibung der Gelindigkeit fehr nachtheilige Fehler entftehen. Denn wenn die Gefangenen allzu gut und milde gehalten werden; fo können fie nach Belieben in Müfsiggang fchwelgen, und fobald als es ihnen nicht mehr gefällt, lieber gar davon gehen; das Zuchthaus verwandelt fich in eine milde Anftalt — für Verbrecher — auf Koften der guten Bürger, und höret auf als Strafe jene zu beffern und diefe zu warnen. Unleugbar find davon durch den feit längerer Zeit an manchen Orten rege gemachten Verbefferungskitzel fchon auffallende Mifsbrauche fichtbar geworden, indem z. B. Züchtlinge bey der Entlaffung fehnlich wünfchen beybehalten zu werden, da fie es vorher in ihrem Leben niemals fo gut gehabt, Arme, die wegen Betteley mit dem Zuchthaus bedrohet werden, fich die Aufnahme als hohe Gnade ausbitten, zur Befferung hingebrachte faule Menfchen durchaus nicht arbeiten und fich darauf verlaffen, dafs fie nach der aus Drang der Menfchenliebe feftgefetzten Ordnung des Haufes doch ficherer und richtiger Effen als Schläge bekommen, ja felbft *mirabile dictu!* Freywillige fich auf dem Zuchthaus in die Koft begeben, um ruhig zu leben, mit Unterricht im Sticken u. d. gl. mehr Geld erwerben, als mancher dürftig befoldete Lehrer u. d. gl. Das alles find Thatfachen, welche mit unverwerflichen Beweifen dargethan werden können, und allerdings auch weife Mäfsigung in der fogenannten beffern Behandlung der Züchtlinge empfehlen, ja felbft die Gefetzgeber aufmerkfam machen und vor unbedingten Befehlen dazu warnen follten. Denn geht es fo fort, und wird der Neuerungsfucht nicht gefteuert; fo müffen durch die geprieſenen Verbefferungen zuletzt gar alle nothwendige Bande der bürgerlichen Gefellfchaft in der lautern Gleichheit der Menfchenrechte und Bruderliebe aufgelöfet werden. Die ächte und wahre allgemeine Menfchenliebe gründet fich auf Gerechtigkeit als ihren Grundpfeiler, und diefe mufs niemals darunter leiden, dafs ein befonderer Theil des Volks auf Koften und wenigftens mit Vernachläfsigung der übrigen zuviel begünftiget wird, zumal ein fo fchlechter, dem gemeinen Beften fchädlicher und verworfener, als Verbrecher, Gefangene und Züchtlinge. Sie bleiben immer auch Menfchen, und der Grundfatz von der Mäfsigung der Nothwehr verpflichtet jedermann ihnen das als Strafe verdiente harte Schickfal möglichft zu erleichtern. Zunächft liegt daher diefe Pflicht allen denjenigen ob, welche als Auffeher und Beamte folcher Anftalten die befte Gelegenheit und genauefte Kenntnifs dazu haben. Diefe mögen alfo aus allen Kräften und nach ihren beften Einfichten ja auf ihre Verbefferung hinarbeiten und Vorfchläge thun, ohne dafs fie etwas befchränke. Auch fogar Uebertreibungen darin und fchwärmerifche Auswüchfe des gut meynenden Wohlwollens find ihnen zu verzeihen. Denn jeder mufs für fein Fach eifern; und ohne Enthufiasmus kann das Gute niemals gedeihen, zumal wo fo viel altes Herkommen, Trägheit und Vorurtheil zu bekämpfen ift. Aber es müffen doch zur wahren und ächten Verbefferung auch Grenzen und Ziel gefetzt werden, und dazu ift kein anderer Rath, als dafs die höhere Staatsverwaltung, welche das Ganze überfchauet, wieder auf die richtige Mittelftrafse einlenke. Diefe fcheinet fich dadurch am beften von felbft nach der vertheilenden Gerechtigkeit zu beftimmen, dafs aller befondere Aufwand der Kräfte und des Vermögens der übrigen Bürger und des ganzen Staats auf die Gefangenen und Verbrecher gut eingerichtet wird. Er mufs alfo zunächft blofs die Sicherheit für andere durch fefte genaue Verwahrung und fittliche Befferung, in Abficht ihrer felbft aber nur die äufserften Menfchenpflichten zum Gegenftand nehmen. Hieraus wird nun folgen, dafs, fo lange noch andere unfchuldige und nützliche Menfchen im Elend fchmachten, diefe vorzüglich der Hülfe und Unterftützung würdig find, welche der Staat leiften kann. So wird denn bey dem überall noch fo vielfachen Bedürfnifs nahrlofer Armen, Kranken, Waifen, ausgedienten Krieger u. f. w. die Reihe der Wohlthätigkeit zu einer beffern Verpflegung wohl ohnehin fpät genug an die Gefangenen und Züchtlinge kommen. Das möchte freylich manchen fchon gefchehenen wohlgemeynten und an fich auch wohl ausführbaren Vorfchlag wegen der dazu jetzt und noch lange fehlenden Mittel und Koften in Abficht der Wirklichkeit erft auf das neue Jahrhundert oder vielleicht gar bis 2440 hinaus verfchieben. An Klagen und Vorwürfen kann es folglich auch von Seiten der für ihr Fach redlich beforgten Urheber folcher Vorfchläge zur Befferung niemals fehlen. Aber fie müffen felbft nach der feinften Sittlichkeit eher kein Gehör finden, als bis allen übrigen dringenden Anfprüchen der unfchuldig leidenden Menfchheit abgeholfen werden kann. So lange alle unfere milden Anftalten mit der ganzen durch gute Fürften geleiteten und von redlichen Beamten verwalteten kräftigen Beyhülfe des Staats noch unvermögend find, alle unfchuldig in Winkeln fchmachtende Hungrige zu fpeifen und Nackende zu kleiden, ift es doch offenbar unzeitig angebrachte und alfo verkehrte unverftändige Güte, den Abfchaum der Menfchheit zu eigenen Pflegekindern auszufondern, in Anftalten zufammen zu bringen, fie mit finnreicher Milde, Sorgfalt und einer gewiffen Art von Wohlleben

ben zu verpflegen, wo eben die grofse Gesellschaft der Besserung, so wie die weitläuftige Wirthschaft der Ordnung überhaupt und besonders der Sparsamkeit die bekannten gröfsten Hindernisse macht und schlechterdings nichts gutes für die Erleichterung der Menschheit gedeihen lassen kann. Diese vielfach wiederholte Erfahrung sollte daher endlich dahin leiten, auch in Absicht der Gefangenen, Verbrecher und Züchtlinge so wie bey der Armen- und Krankenpflege oder Waisenerziehung zu der Einfalt der Natur zurück zu kehren. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach müfste auch hier die möglichste Vereinzelung in der Gesellschaft anderer Menschen von besserer Wirkung seyn, als die Zusammenbringung in eigene grofse Anstalten. Da nun ohne das überall gemeine Strafgefängnisse, Frohnfesten, Hauptwachen u. d. gl. unterhalten werden müssen; so könnten dabey viel leichter noch die nöthigen Einrichtungen so gemacht werden, dafs von den blofs verwahrten Schuldnern und in Untersuchung gezogenen Verdächtigen die eigentlich überführten Verbrecher unterschieden und jeder nach seinem Urtheil in Verhältnifs des Geschlechts und Alters, der Kräfte und Geschicklichkeit und besonders der noch wahrscheinlichen Besserung oder verstockten Bosheit gelinder oder härter eingeschlossen, verpflegt, und zur Arbeit angehalten würde. Durchgängig aber müfste wenigstens darauf gesehen werden, schlechterdings keine gesunde Müfsiggänger zu füttern, wie auf den Zuchthäusern fast überall geschieht. Jeder müfste durch steigenden Zwang und Entbehrung der Lebensbedürfnisse wenigstens zu Erwerbung seines Unterhalts ohne Zuschufs des Staats und der unschuldigen Gemeinde angehalten und überhaupt dennoch Speise, Trank und Kleidung so sparsam zugemessen werden, dafs gegen seine vorherige Lebensart im Zustand der Freyheit ein merklicher Abfall zu spüren wäre. So allein könnte der Endzweck der Strafe wirklich erreicht und dabey zugleich auf Besserung der Gefangenen mit gehöriger Sicherheit und ohne Beschwerde der ganzen bürgerlichen Gesellschaft hingearbeitet werden. Aber mit der blofsen Einschränkung der Freyheit allein und dem nach feiner Empfindung von Ehre der Strafarbeit anklebenden Schimpf kann das Zuchthaus unmöglich wirksam genug seyn, indem der rohe Haufen des gemeinen Volks, auf welchen doch dabey vornehmlich und fast allein zu rechnen ist, bey dem allgemeinen Druck der Bedürfnisse zu einförmiger Leibesarbeit und der von Jugend auf gewohnten Verachtung der sogenannten bessern Stände ja ohnehin davon kaum Begriffe und Gefühl haben kann, oder sie wenigstens gar leicht verändern und abstumpfen lernen mufs, sobald er durch eigene Erfahrung oder auch nur eine zufällige Veranlassung oder die belobte allgemeine Oeffentlichkeit unsers Zeitalters mit dergleichen angeblichen und vermeynten Strafanstalten von aufsen und innen einigermafsen genauer bekannt wird. 3) Die zweckmäfsigste Gestalt und Einrichtung unserer Zuchthäuser wird nun im Gegensatz der bisherigen Mifsbräuche nach dem Bilde der höchsten Vollkommenheit dargestellet, aber zugleich mit aller Bescheidenheit auch schon in dem gewählten Sinnspruch zugegeben, dafs dergleichen wohl bisher noch nirgends anzutreffen seyn möchte. Gleich der erste Vorschlag, Zucht- und Besserungshaus, oder wenigstens in einer grofsen Anstalt nach diesem Bedürfnifs und Endzweck die boshaften und nur verführten von einander abzusondern, verdienet alle Empfehlung, wenn man die gute Wirkung des zur letzten Art gehörigen sogenannten Asylum's in London erwäget. Besonders aber sind hier gute Unterscheidungsregeln angegeben, welche von Menschenkenntnifs aus Erfahrung zeugen. Nur möchte der auch hier behauptete Vorzug der gröfsern Anstalten vor kleinern ähnlichen, nach den oben angeführten Gründen und allen einstimmigen Erfahrungen wohl keinen Grund haben. Eben so werden 2) die gewöhnlichen Fehler der Beamten sehr gut aus einander gesetzt; nur aber hält vielleicht Hr. *W.* die Besetzung dieser Stellen mit unvermögenden Kriegsleuten blofs aus zufälligen besondern Gründen seiner Erfahrung für gar zu bedenklich. Denn eigentlich kommt es doch immer auf die vorsichtige Auswahl an, und wenn die Vorgesetzten diese nicht vernachlässigen; so wird jene Anzahl grofs genug seyn, um auch tüchtige darunter zu finden. 3) Die Gesetze für Züchtlinge sind mit vorzüglicher Sachkenntnifs entworfen, um Sitten, Reinlichkeit, Fleifs und Ordnung zu befordern. Aber manches scheinet doch fast zu sehr nach hohem Wohlleben zu schmecken, wie z. B. die Seife und eigene Kammer zum Waschen, die Morgensuppe, Gartenspaziergänge, eigene Nachtwämser, Nachtbecken u. s. w.; und manches wieder zu streng zu seyn, als dafs es jemals beobachtet und darüber gehalten werden könnte, z. B. dafs niemand zum Fenster hinaus sehen, bey der Arbeit lachen, sich im Hof mit andern jagen soll u. d. gl. 4) Für die Gesundheit, auch 5) über die Kost und Kleidung der Gefangenen sagt Hr. *W.* viel gutes, besonders auch gegen die seltsame Auszeichnung durch abstechende Farben. 6) In Absicht der schicklichen Arbeiten spricht er mit Recht für die einfachen und wohlfeilen, welche leicht zu lernen sind, und keine kostbare Werkzeuge oder Anlagen erfodern, auch die Fortsetzung erlernter Handwerke; aber die Arbeit aufser dem Hause ist wohl nicht allezeit so verwerflich, da sie oft zur Gesundheit dienen kann, ohne die Gefangenen unter andere Leute zu bringen, wie z. B. der Festungs- oder Gartenbau. Die Bestimmung gewisser Tagewerke erfodert nothwendig besondere Rücksicht auf die Kräfte und Geschicklichkeit; z. B. im Spinnen, wovon auch der Gewinn für das mehr geleistete abhängen mufs, über dessen Anwendung hier gute Vorschläge gethan sind. 7) Von den gewöhnlichen Strafen werden nur engeres Einsperren besonders für Zänker, ferner Hunger und endlich für Träge und Hartnäckige Schläge mit der Peitsche, aber ohne Drat, auf den Hintern, und alles in der Regel mit Vorwissen des Aufsehers empfoh-

pfohlen, auch wohl bisweilen Anschliessen auf dem Tollstahl oder Anhängung eines Klotzes, welcher aber bey Angesteckten oder die sonst verdorbene Säfte haben, durch das Reiben der Fessel am Fuss schwer heilbare Wunden macht. Anhangsweise sind hiebey auch noch über das unbestimmte Hinsetzen auf Gnade und Besserung, nützliche Warnungen vor unempfindlicher Vergessenheit, schwankender Willkür und Strenge, besonders gegen Kindermörderinnen gegeben, welche die Beherzigung der Gesetzgeber verdienen. Zum Beschluss endlich wird 8) das Verfahren bey Entlassung der Züchtlinge beurtheilt, und die gewöhnliche Verweisung über die Grenze mit einer Wegezehrung, Urphede, Versetzung in entfernte oder öde Gegenden, oder gar in den Kriegsdienst verworfen. Der Regel nach ist das wohl unstreitig gegründet; aber doch hat die Erfahrung bewiesen, dass ganze Schaaren aufgegriffene Londner und Pariser Lohn- und Gassenhuren in den Pflanzungen meistens gute Hausfrauen geworden sind, weil sie keine Gelegenheit zur Fortsetzung ihres Gewerbes, dagegen aber bey dem grossen Mangel an europäischen Weibern zur Heyrath fanden. Auch ist das Beyspiel des bekannten Spitzbuben *Kasebier* gut ausgeschlagen, welcher von der Festung geholt, als Kundschafter gebraucht und zur Belohnung als Gastwirth versorget wurde. Dergleichen muss also wenigstens nicht von den übrigens recht guten Vorschlägen zur Unterbringung der loskommenden Züchtlinge bey Handwerkern, Fabriken, Landarbeit u. d. gl. ausgeschlossen werden. Auch könnten selbst die hier nach einzelnen Missbräuchen gar zu allgemein verabscheueten Spinnstuben wohl durch gehörige Aufsicht leichter als grosse Arbeits- und Zuchthäuser verbessert werden. Insonderheit aber kann wohl nach vernünftigen Grundsätzen nicht leicht etwas anstössigeres hiebey gedacht werden, als der leider selbst in unsere Gesetzbücher aufgenommene sogenannte *Abschied*, da dem loskommenden gleichsam zum Andenken auf den Weg noch Schläge mit gegeben werden. Dieses ist wider alles sittliche Gefühl. Denn soll eine 4 bis 10 jährige Strafe den Züchtling bessern, so muss er nun auch milder als zu Anfang behandelt werden; sonst artet sie ja in blosse Rache aus: oder wenn dieses nicht zu hoffen ist, so darf er ohne Gefahr der öffentlichen Sicherheit auch nicht entlassen werden. Es sollte daher wohl billig auf die Abschaffung dieses nur von den rohen Zeiten her auf uns gekommenen Missbrauchs angetragen werden, und dazu wäre hier eben der rechte Ort gewesen.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

Berlin, b. Maurer: *Die Gespenster.* Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit von *S. Ch. Wagener.* 1 Th. 2te verbesserte Auflage. 1798. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 22. und 392.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Nürnberg,* b. Grattenauer: *Gründe eines Lehrers zu den Spaziergängen mit seinen Schülern. Nebst einer skizirten Reisebeschreibung von Memmingen nach Kempten.* — Ein Beytrag zur Geschichte des gegenwärtigen Schul- und Erziehungswesens in Schwaben. 1798. 45 S. 8. Kleine Reisen, die bisher in verschiedenen Erziehungsanstalten, mit nicht geringem Vortheil der Zöglinge vorgenommen wurden, sucht durch gegenwärtige Bogen Herr *J. G. Kuchle*, Lehrer der zweyten Klasse an dem Lyceum zu Memmingen auch öffentlichen Schulen anzuempfehlen. Seine Gründe, die anfänglich nur für seine Zöglinge bestimmt waren, verdienen zur Prüfung und wohl auch zur Nachachtung kürzlich angeführt zu werden. Sie sind folgende. Kleine Schülerreisen dienen zur Uebung und Stärkung der körperlichen Kräfte; zur Bekanntmachung mit allerley wissenswürdigen Gegenständen der Natur und Kunst, die man nicht in der Nähe hat; zur angenehmen und nützlichen Erhohlung; zur Ermunterung in nützlichen Kenntnissen und Tugenden vorzuschreiten; zur Vorbereitung zu einem gefälligen und geschmeidigen Umgang mit den Menschen; zur Erlernung mit geringen Kosten vergnügt zu seyn; endlich zur Ermunterung Gott und seine Aeltern immer herzlicher zu lieben. Diese Gründe hat der Vf. sehr fasslich und mit untergelegten Beyspielen so ausgeführt, dass man ihm seinen Beyfall nicht versagen kann.

Die angehängte Beschreibung einer Reise von Memmingen nach Kempten ist nicht von dem Vf. selbst, sondern von einem der fünf und zwanzig mitgereissten Schüler, die bey solchen Reisen zugleich Gelegenheit und Stoff zu einer schicklichen Stilübung für das bürgerliche Leben finden. Sie ist im ganzen genommen gut, nur hin und wieder etwas zu umständlich und am Schluss gar zu preziös. Den letzten Fehler lässt sich Hr. *Kuchle* selbst S. 10. in der Note zu Schulden kommen, worauf wir ihn wegen seiner übrigen Anlage zu einem guten Stil, aufmerksam machen zu müssen glauben. Wir bedauren den Vf. sammt seinen Hn. Collegen wegen der in dieser Note gegebenen Nachricht, der zu Folge sie neben 5—6 öffentlichen Stunden täglich noch 4—5 Privatstunden zu geben genöthigt sind. Wann wird man doch in den Reichsstädten anfangen einzusehen, dass eine zeitgemässere Besoldung der Schullehrer, die sie gegen Nahrungssorgen sichert, das erste und nothwendigste Stück einer endlichen Verbesserung der Schulen sey, ohne welches alle, noch so gut ausgedachten Plane wenig oder nichts fruchten!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Januar 1799.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Historische Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland*, nebst einem Anhang *über die zweckmässige Einrichtung der Gefangnisse und Irrenanstalten* von *H. B. Wagnitz.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kann der noch übrige grössere Theil des Werkes desto weniger Stoff zu besondern darbieten, weil er meistens in Thatsachen besteht, deren Richtigkeit überhaupt nicht zu bezweifeln ist, oder wenigstens nur an Ort und Stelle geprüft und durch genaue Kenntniss der Umstände, Gründe und Erfolge in das wahre Licht gesetzt werden kann. Ueberall nun ist das Hn. *W.* selbst nicht möglich gewesen; er hat aber doch immer die Quellen seiner Nachrichten mit Vorsicht gewählt und nichts ohne Prüfung aufgenommen. Am vollständigsten und besten sind unter den 36 Zuchthäusern die Sächsischen, besonders zu Waldheim und Leipzig, beschrieben; auch das zu Brieg, Braunschweig, Halle, Hamburg, Magdeburg und Zürich. Aufseher solcher Anstalten und Gesetzgeber finden hier gewiss noch selbst in den einzelnen Nachrichten, Tafeln, Rechnungen über die Kost und Arbeit, Dienstanweisungen der Beamten u. s. w. manches Goldkörnchen nützlicher Anstalten, welche Nachahmung verdienen, und manchen Wink zur Bestätigung allgemeiner Missbräuche. So kostet z. B. ein Züchtling zu Waldheim und Celle jährlich an 125 Rthlr. Ist das nicht zum Entsetzen in Vergleich mit der Wirthschaft vieler Tausend guten Bürger oder den Armenanstalten. Weit sparsamer, obgleich sonst eben nicht schlechter, ist es in Halle, wo er nur 40 bis 50 Rthlr. zu stehen kommt; und doch beträgt auch hier die Arbeit nur 487 Rthlr.; hingegen Kost, Holz und Licht allein 700 Rthlr. Blos das Gebäude mit den Zinsen des Anlagecapitals macht 729 Rthlr. jährlich und das Bischen doch grösstentheils verlorne Seelsorge kostet an Besoldung drey eigener Beamten über 230 Rthlr. — für etwan 30 bis 40 Spitzbuben. Dieser Aufwand gleicht ja manchem kleinen Hofstaat, welcher eben so zahlreich ist und zur Hälfte wenigstens aus fürstlichen und adlichen Wohllebern besteht. Von der Seite also bleibt es immer noch dem Tadel unterworfen, so gross auch Hn. *W's.* Verdienste um die bessere Einrichtung sind, wonach es, zumal bey der guten Lage, Grundverfassung und Vortrefflichkeit der Dienstanweisungen und Vorschriften eins der besten seyn müsste, wenn nicht manche Verbesserung, aus Mangel reicherer Hülfsquellen, unterbliebe. Am Ende zieht Hr. *W.* aus den Nachrichten noch einige Folgen: 1) über die gewöhnlichen Quellen der Einkünfte zum Unterhalt der Zuchthäuser; 2) die gute Einrichtung der Listen und Tafeln und besonders 3) in Absicht der Verbrechen; 4) die Landstreicher, muthwilligen Bettler und deren Kinder; ingleichen 5) die eingebrachten Diebe und beider verschiedene Behandlung; 6) die Unterbringung der entlassenen Verbrecher und 7) vermischte Erfahrungen und Bemerkungen über den eigenen Zunftgeist, Landleute und Städter, Juden und Katholiken, Aberglauben, Fremdenbesuche; Geschenke, Speisen, Geschirr, Lampen u. d. gl. auf Zuchthäusern. Dieses sind Nachträge zu dem allgemeinen, durchgängig Früchte aufmerksamer Beobachtung und daher von hohem Werth für die Ausübung und Verbesserung des gemeinen Herkommens. Zuletzt folget noch ein Anhang über die zweckmässigste Einrichtung der mit den Zuchthäusern verbundenen Gefängnisse und Irrenanstalten. Es athmet darin eben derselbe Geist der gesunden Vernunft und Erfahrung, ja insofern hiebey Menschenliebe und Wohlwollen zur Erleichterung oft ganz unschuldiger Leiden noch freyern Spielraum haben und ohne Schranken der Sparsamkeit auf das wirksamste herrschen müssen, verdienet alles hier vorgeschlagene Gute desto unbedingteren Beyfall und dringendere Empfehlung zur Beherzigung aller erhabenen Menschenfreunde, welche durch Hoheit, Amt, Reichthum oder Ansehen zur wirklichen Ausführung etwas beytragen können. Besondere Auszeichnung verdienet hier auch der wörtlich eingerückte Aufsatz eines Häschers *Schlemmer* zu Halle, welcher durch ungekünstelte Aeusserung menschenfreundlicher Gesinnung und gebildeten Vortrag zugleich gefällt. Er hat anstatt der Fessel, Springer, Jungfern, Bretzeln u. d. gl. von Eisen zum Schliessen der Gefangenen eben so feste und sichere, aber lederne, Banden von allerley Art erfunden, und will sie für billige Preise den Obrigkeiten machen lassen, welche sich an ihn wenden, und dieses ist daher einer rühmlichen öffentlichen Bekanntmachung auch hier werth.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DORTMUND, b. Blothe u. Comp.: *Magazin für Westphalen.* Jahrgang 1798. Erstes Stück. 96 S. 8. (8 gr.)

I. *Geschichte der Herrschaft und Familie von Volmestein. Zweytes Hauptstück.* Die ersten diplomatischen Spuren

Spuren dieser Familie entdeckt man in einer Urkunde von 1139 und in zwey andern von 1141, wo ein Heinrich von Volmestein als Zeuge in dem Gefolge des Kölnischen Erzbischofs Arnold erscheinet. Erst aber von Heinrich III. an, den man seit 1218 in den Urkunden findet, nimmt die gewisse Stammfolge der Familie von Volmestein ihren Anfang. Dieser Heinrich erscheint gröfstentheils als selbsthandelnde Person, statt dafs man seine Vorfahren nur im Gefolge der Kaiser- und Kölnischen Erzbischöfe findet. Er schreibt sich bisweilen edler Mann bisweilen nur Herr Heinrich; bald bedient er sich des Ausdrucks Ich, bald des Ausdrucks Wir, dem er zuweilen noch die Worte von Gottes Gnaden beyfügt. (Ueber den Gebrauch dieser Ausdrücke in den damaligen Zeiten, findet man sehr brauchbare Bemerkungen in *Schmidt's* fortgesetzten Beyträgen zur Geschichte des Adels. Leipzig 1795. 8. Nr. IV. S. 183.) Die Nachfolger Heinrichs waren Theoderich I. und Theoderich II. Letzter wurde wegen seiner Verbindung mit dem Kölnischem Erzbischof Heinrich von Vüneburg in eine schwere Fehde verwickelt, die wahrscheinlich seinen Tod veranlafste (1323.) II. *Beytrag zur Geschichte der Osemunds und Drathfabrik.* (In dem süderländischen Theile der Graffschaft Mark.) „Die „Märkische Osemundsschmiede unterscheidet sich von „einer Stabeisenschmiede sowohl in der Einrichtung „des Heerds, in dem Verhältnifs seines Umfangs zur „Tiefe, in der Richtung der Form, und dem Winkel, den die Blasebälge mit dem Boden machen; „als auch in der Bearbeitung selbst, indem hier nicht „wie bey den Stabeisenschmieden die Luppe aus „dem Feuer genommen, sondern das eingeschmolzene Eisen an einer Stange aufgewickelt, und so „unter den Hammer gebracht wird. Diese Art der „Bearbeitung, da nämlich das Eisen im Feuer beständig von dem Winde herumgedrehet wird, giebt „dem Osemund den Vorzug, dafs er durchaus gar „wird, und keine rohen Stellen behält, also zu allerhand feinen Eisenwaaren, wozu Geschmeidigkeit und Kraft erfodert wird, und besonders zum „Drathzuge brauchbar ist." Nach dieser Beschreibung der Märkischen Osemundsschmiede, geht nun der Vf. zu einer interessanten Geschichte von dem Ursprunge und Fortgange dieses wichtigen Nahrungszweiges über, die noch nicht vollendet ist. Möchte doch sein Beyspiel mehrere Nachahmer finden! Denn gewifs ist die Geschichte von Manufakturen und Fabriken keiner der unbedeutendsten Theile der Landesgeschichte, so sehr sie auch bis jetzt gewöhnlich vernachläsiget ward. III. *Geschichte des Protestantismus, seiner Rechte, seiner Verhältnisse gegen den Staat und den Katholicismus im Fürstenthum Osnabrück.* D. *Gerhard Hecker*, der selbst ehemals zu Erfurt Luthers Lehrer gewesen war, ist als der erste bekannt, der die Lehren seines ehemaligen Schülers in der Stadt Osnabrück verkündigte. In seinem höhern Alter fand er einen Gegner an Otto Beckmann, der ehemals Professor zu Wittenberg gewesen war. Hecker war diesem rüstigen Kämpfer nicht gewachsen, und mufste ihm, zum nicht geringen Triumpf aller Freunde des alten Systems in einer von Hambert, einem Dominikaner-Mönch zu Münster, angestellten Versammlung weichen. Zu gleicher Zeit mit Heckern traten noch verschiedene andere Reformatoren auf, die aber gröfstentheils ein unglückliches Schicksal erfuhren. Demungeachtet gewann die Reformation täglich neue Anhänger und 1525 überreichten die 11 Aemter der Stadt ihrer ordentlichen Obrigkeit ein Verzeichnifs ihrer Beschwerden, deren Abhelfung sie durch die Verwendung des Magistrats bey der Geistlichkeit zu erhalten hofften. Als aber diese Hoffnung getäuscht wurde, so kam es zu Gewaltbatigkeiten, die den Bischof Erich bewogen, mit gewaffneter Mannschaft gegen die Stadt auszuziehen. Die einzige Rettung, die man jetzt finden konnte, war ein Vertrag, der im August 1525 zu Stande kam, und nach welchem die Stadt dem Bischofe 6000 Gülden zahlen, und noch überdies einzelne Theilnehmer an der Empörung bestrafen mufste. Selbst hierdurch wurde der Fortgang der Reformation nicht ganz gehemmt, und noch vor dem Tode Erichs (1532) hatte sie mehr neue Anhänger gewonnen. — Der Fortsetzung dieses Auffatzes, der zum Theil aus schriftlichen Nachrichten, besonders aus den Acten einer zwischen dem Domkapitel und dem Rathe zu Osnabrück über die von letzterem angelegte lateinische Schule vom J. 1595—1603 geführten Rechtsstreits, geschöpft ist, sehen wir mit Verlangen entgegen. IV. *Ueber Aachen und die Gesundbrunnen daselbst.* Der erste Abschnitt dieses Auffatzes enthält gröfstentheils bekannte Nachrichten von der Stadt Aachen, ihren Merkwürdigkeiten und ihrer Geschichte; doch findet man hier einige nicht unbedeutende Berichtigungen einer neuen Reisebeschreibung die unter dem Titel; *Wanderungen durch die Niederlande, Deutschland, die Schweiz und Italien*, Leipzig 1796 erschienen ist. — In dem zweyten Abschnitt wird von den warmen Quellen in Aachen, den Einrichtungen zum medicinischen Gebrauche derselben, den Badegebäuden und Badeanstalten gehandelt. Sowohl dieser Abschnitt als auch der vorhergehende gehören zu einer vollständigen physikalisch-medicinischen Abhandlung, welche Hr. D. *Kortum* zu Stollberg über die warmen Mineral-Quellen und Bäder in Aachen und Burdscheid nächstens herausgeben wird. V. *Etwas über den ehemaligen Ablafskram im Paderbornischen, aus einer alten lateinischen Handschrift gezogen.* Betrifft den bekannten Ablafskram Johann Tetzels, der 1517 auch im Paderbornischen seinen Unfug getrieben hat. VI. *Die Grabschrift.* Ein Gedicht, welches hier unter den übrigen historischen und statistischen Auffätzen keinen schicklichen Platz behauptet.

FRANKFURT, b. Herrmann: *Lectüre für Reisedilettanten.* 1 Band. 1798. 458 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, das heftweise erscheint, soll „eine, nach einem erweiterten Plane angelegte Fortsetzung der Quartalschrift aus den neuesten und besten Reisebe-

beschreibungen seyn." Man will vergnügen und belehren, und auch zugleich auf Bücher aufmerksam machen, die sonst vielleicht unbekannt geblieben wären; die Erweiterung des Plans aber besteht darin, dass die Lectüre auch ungedruckte Aufsätze aufnehmen soll. Die in dem vor uns liegenden Bande zum zweytenmale gedruckt erscheinenden Aufsätze sind fast ohne Ausnahme aus allgemein bekannten und allgemein zugänglichen Werken entlehnt. Selbst das Journal des Hn. v. *Eggers* ist nicht verschont geblieben; und das hier gelieferte ungedruckte ist weniger noch, als Mittelgut, wenn man anders nicht dazu mit dem Herausgeber die Reisebeschreibung des Abdulkerym rechnet, die doch jeder längst kennt. Unter den ungedruckten findet sich auch eine *kleine Schweizerreise 1796 im August* von einem Hn. *Heinzmann*, aus der man allerley neues, und unter andern auch ein Mittel, die Freyheit zu erhalten, kennen lernt, das etwas in Vergessenheit gerathen zu seyn scheint. Die alten Schweizer, heisst es S. 49., schützten sich in ihrer Freyheit durch die reichen Bohnenpflanzungen, woraus sie Gemüse und Brodt machten; in spätern Zeiten, wie der Kunstfleiss unter sie kam, verdarben sie ihre Sitten, und ihre Freyheit war schon halb dahin; denn man durfte ihnen nur den Brodtkorb hoch hängen; so mussten sie kriechen und nachgeben. Jeder auswärtige Krieg traf in neueren Zeiten auch die Schweizer, und jede fremde Theurung war auch helvetische Nationaltheurung. Beweis dessen sind unsere Jahrbücher. Die Augustiner hatten (S. 57.) aufgeklärte, muntere, freye Köpfe; von katholischen Schulen gingen Luther, Reuchlin, Hutten, Melanchthon hervor; nach der Erscheinung der Jesuiten aber nichts dergleichen, und doch rühmt man die Jesuiten als Stammhalter der Gelehrsamkeit. Armuth drückt auch nach S. 73. manchen Schweizer Hausvater. Zu Morgenthal (S. 77.) war eine Bauernsceene, wo es bunt durcheinander herging: die Leute tanzten in einer engen Stube; alles war voll Gäste, die sangen, tranken und liebten. Endlich gegen 10 Uhr, wo alle Köpfe erhitzt waren, ging es an ein entsetzliches Fluchen und alle wurden handgemein, toller, als je eine Bataille seyn kann. Da man nun so viele Schweizer Kostüme von allen Arten macht, warum liefern unsere Künstler nicht auch solche eigentliche Nationalstücke? — Auf dem Felde vor Bützberg giebt's Bettelbuben der Menge. Wer sollte das glauben? Halbe Stunden lang verfolgen diese Buben den Reisenden mit Purzelsprüngen, Kapriolen und allerley sittenlosen Gesten; einige stellen sich sogar auf die Köpfe und lassen alles sehen! Wer aber solchen muthwilligen Buben Allmosen geben kann, ist ein Feind des Vaterlandes.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Erfurt*, b. Görling: M. *Joan. Joachimi Bellermann*, Theol. P. P. O. etc. *pr. de emendatione Gymnasii Erfordiensis recentissima*. 1795. 16 S. 4.

2) Ebendaselbst: *J. J. Bellermann — pr. de ratione et methodo auctores, quos dicunt classicos, legendi gymnasiis convenienter.* 1795. 8 S. 4.

3) Ebendaselbst: *Von dem Werthe des Studiums der Naturwissenschaft auf Gymnasien*, nebst der *ersten Nachricht* von dem Fortgange der fürs hiesige Rathsgymnasium angefangenen Sammlung von naturwissenschaftlichen und andern Merkwürdigkeiten aller Art; — von dessen Director *M. J. J. Bellermann.* 1797. 12 S. 4.

4) Ebendaselbst: *Ueber die Entstehung der vorzüglichsten Bibliotheken, Naturalien und Kunstsammlungen in Erfurt*, als Aufmunterungsgrund bey ähnlichen neuen Anlagen; nebst der *zweyten Nachricht* von dem Fortgange der fürs hiesige Rathsgymnasium neu angelegten Bibliothek und des Museums; — von — *M. J. J. Bellermann.* 1797. 16 S. 4.

5) Ebendaselbst: *De Hebraeorum aenigmatibus ingenium acuentibus* — auctore *M. J. J. Bellermann.* 1796. 12 S. 4.

6) Ebendaselbst: *Aenigmata hebraica Proverb.* 30, v. 12—19. explicat — *M. J. J. Bellermann.* 1798. 12 S. 4.

Diese sechs Schriften, die wir hier in einer kurzen Anzeige zusammen fassen, bezeugen die ruhmwürdige Thätigkeit und Sorgfalt eines sehr erfahrnen Schulmannes in eben dem Grade, in welchem sie die vielseitigen Kenntnisse und den regen Forschungsgeist dieses schätzbaren Gelehrten von neuem beurkunden.

Aus der Nachricht von der Verbesserung des Erfurter Gymnasiums (Nr. 1.) erhellet, dass der ehemals zu eng geschlossene, und jetzt vielleicht nur zu viel umfassende Kreis der Schuldisciplinen auch auf diesem Gymnasium, wie in andern Schulen, sehr erweitert worden ist, dass man nunmehr auch in der Mathematik, Physik, Natur- und Staaten-Geschichte, Geographie, Mythologie, deutschen Sprache u. s. w. Unterricht ertheilt. Die Lehrbücher, welche hier angegeben werden, sind für die verschiedenen Classen der Schüler grösstentheils wohl gewählt. Nur, dass der Religionsunterricht (bis zur Verfertigung eines neuen Lehrbuchs) *bloss* nach *Seilerschen* Compendien, deren Werth wir übrigens gewiss nicht verkennen, *in allen drey Classen* gegeben, dass ausser dem Homer und der Cyropädie nur die *Strothische* Chrestomathie erklärt, und dass die Mythologie nach *Damm*, und die Encyklopädie nach dem fast eben so fehlerhaften und unvollständigen *Sulzerschen* Begriff der Wissenschaften gelehrt wird, können wir nicht gut heissen.

Es kann nicht fehlen, dass die Philologie auf diesem Gymnasium zweckmässig getrieben, und die alten Schriftsteller gründlich erklärt werden, wenn alle Lehrer desselben die Methode befolgen, welche Hr. *B.* in der *zweyten* Schrift mit wenigen, aber treffenden, Zügen vorgezeichnet hat. Er unterscheidet *grammatische*, *ästhetische* und *logische* Interpretation (zu der ersten würde Rec. auch die *historische* gezogen haben, die hier ganz übergangen, oder vielmehr mit der ästhetischen gewissermassen vermischt worden ist), und zeigt, wie diese Auslegungsarten zwar nie ganz von einander getrennt, aber in den drey Classen, in welche das Gymnasium getheilt ist, nach Maassgabe der Fähigkeiten bald mehr auf diese, bald mehr auf jene Art Rücksicht genommen werden müsse. Zuletzt von der *lectio statoria*, *cursoria* und *media*, und dass für Gymnasien bloss die erste und letzte Art, die Alten zu lesen, geeignet sey.

Zu den vorerwähnten Verbesserungen des Gymnasiums trug vorzüglich auch das bey, dass, auf Veranlassung einer von Hn. *B.* im J. 1796 herausgegebenen *Einladung an das Publicum zur Mitwirkung zu einer nützlichen Anstalt am hiesigen Rathsgymnasium*, mehrere grossmüthige Männer in und ausser Erfurt schätzbare Beyträge an Büchern, Instrumenten, Naturalien, Münzen und andern Merkwürdigkeiten einsendeten, und dadurch den Grund zu einer nunmehr errichteten Bibliothek und Museum auf eine nachahmungswürdige Weise legten. Indem Hr. *B.* von diesen Geschenken und ihren Gebern in Nr. 3. und 4. dem Publicum Nachricht abstattet, theilt er zugleich in jener Schrift einige Ideen über den Werth mit, welchen die *Naturwissenschaft*, (d. h. *Physik* und was man gewöhnlich *Naturgeschichte*) nennt, als Lehrgegenstand auf Gymnasien habe. Das Studium dieser Wissenschaft auf Gymnasien empfiehlt er aus folgenden Gründen: 1) weil sie die Basis vieler anderer Scienzen sey (z. B. der Oekonomie, Technologie, Forstwissenschaft u. s. w.), von welchen der Grund auf den Gymnasien (?) gelegt werden müsse; 2) weil Physik und Naturgeschichte, ohne Führer und Unterricht, durch blosse Meditation nicht zu erlernen sey; 3) weil durch das Studium der Natur die Ueberzeugung von der Macht, Güte und Weisheit Gottes am leichtesten bewirkt, und dem Herzen am tiefsten eingeprägt werde; 4) weil man beym Vortrag der Naturwissenschaft die psychologische Regel und das aus ihr erwachsende pädagogische Kunststück, die Gegenstände des Verstandes an Gegenstände der Sinnen anzuknüpfen, am besten in Ausübung bringen, und dadurch auf systematisches Denken, Reden und Schreiben hinwirken könne; 5) weil diese Wissenschaft die Materialien der Teleologie liefere, wodurch selbst die in der praktischen Vernunft liegenden Ideen ihre Bestätigung erhalten; 6) weil sie einen Schatz für Poesie und Beredsamkeit enthalte. Gegen den ersten Grund hätten wir manches einzuwenden, wenn der Raum hier eine genauere Prüfung der vorgetragenen *Ideen* verstattete: wir bemerken daher bloss in Bezug auf die *Darstellung*, dass der vierte Grund wohl nicht von dem zweyten, und der fünfte nicht von dem dritten wesentlich verschieden ist, mithin auch in der Ausführung von dem Vf. nicht hätte gesondert werden sollen.

In Nr. 4. macht Hr. *B.* den Anfang, die nicht unbeträchtliche Anzahl von öffentlichen Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsammlungen, von Instrumenten-, Münzen-, und Alterthümervorräthen, welche sich in Erfurt an verschiedenen Orten befinden und deren Vermehrungen nach *einem* gemeinschaftlichen Plane gewiss sehr zu wünschen wären, der Reihe nach ausführlich zu beschreiben. Gegenwärtig schränkt er sich bloss auf die Bibliothek und das Museum der *kaiserl. Akademie der Naturforscher* ein, welche ihre Stiftung besonders dem Dr. *Joh. Lorenz Bausch* verdankt, und zu Schweinfurt in Franken im J. 1652 ihre erste Sitzung hielt. Die *Bibliothek* wurde im J. 1735 durch Veranstaltung des damaligen Präsidenten derselben, des nachherigen K. P. Geh. Raths und Professors der Arzneywissenschaft zu Halle, *Andr. Elias Buchner*, eines gebornen Erfurters, von Nürnberg nach Erfurt geschafft, wo sie in einem grossen Salon unter der Ministerialbibliothek, bey dem Rathsgymnasium, aufgestellt ist. Sie hatte im J. 1755 bereits 1270 und im J. 1794 über 3000 Bände, so wie das dazu gehörige *Museum* eine beträchtliche Sammlung von Konchylien, Mineralien, Petrefacten, Herbarien, Münzen, anatomischen Präparaten u. s. w. aufzuweisen. In neuern Zeiten ist theils jene sehr namhaft vermehrt worden, so, dass sie jetzt sehr viele Prachtwerke aus der Naturgeschichte, Physik, Arzneywissenschaft, Reisebeschreibungen, Acten anderer Akademieen u. dgl. m. enthält, theils ist das ebenfalls sehr vermehrte Mineraliencabinet, vorzüglich durch die Bemühungen des Hn. Bergraths *Voigt* in Ilmenau, nunmehr systematisch, den neuesten Entdeckungen in der Mineralogie gemäss geordnet, und mit einem vollständigen Catalog versehen. — Die Fortsetzung dieser Nachrichten, besonders wenn sie in ein noch genaueres Detail gehen, wird dem Literator gewiss sehr willkommen seyn.

Die beiden letzten Abhandlungen liefern einen schönen Beytrag zur Erklärung der nicht selten sehr verwickelten und deshalb missgedeuteten hebräischen Räthsel. Denn so wie alle sinnliche Völker auf den ersten Stufen ihrer Bildung sich an Räthseln ergötzen; so boten auch die Hebräer ihren Witz und Scharfsinn auf, Aehnlichkeiten der Dinge aufzufassen, und sie unter einem moralischen oder künstlichen Gesichtspunct zu vereinen. Die Sache ist schon aus *Herders* Geist d. Ebr. Poesie II. S. 288. u. a. Schriften bekannt genug; und man weiss, dass vorzüglich die *Denksprüche Salomons* mehrere solche alte Räthsel enthalten. In Nr. 5. hat Hr. *B.* vier Räthsel (*Jud.* XIV, 12 – 19. *Proverb.* XXX, 21 – 31., und in Nr. 6. zwey andere (*Proverb.* XXX, 15. 16. und 18. 19.) mit Scharfsinn aufgeklärt. Er bemerkt, dass jedes einzelne Räthsel mit seiner Lösung einen kleinen Kranz der Gedanken sowohl als der Worte bilde, dass sich in dieser Aenigmenpoesie nicht bloss ein genauer Rhythmus sondern oft auch ein ähnlicher Sylbenfall (mithin ein Raffinement, ein künstliches Haschen, das man schwerlich aus der ältesten Zeit ableiten kann) wahrnehmen lasse. Wenn der Ausleger darauf aufmerksam ist; so wird er leicht die durch Interpunction verwirrten Glieder gehörig ordnen, und Klarheit ins Ganze bringen können. Zur Probe diene folgendes Räthsel (*Prov.* XXX, 15. 16.), das nach der gemeinen Abtheilung der Redeglieder unverständlich ist, und von Hn. *B.*, nach Abscheidung der ersten fünf Worte, welche noch zum vorhergehenden Verse gehören, so geordnet und übersetzt wird:

שלש הנה
לא תשבענה
ארבעלא אמרו הון

שאול ועצר רחם
ארץ לשבעה מים
ואש לא אמרה הון

Quaestio aenigmatica:

Quaenam sunt tria illa, quae Vos non saturatis,
Quae cum quarto nunquam dicunt, est jam satis?

Solutio:

Sepulcrum, femina sterilis,
Sabulosa terra, ignis insatiabilis.

In dem darauf folgenden Räthsel (V. 18. 19.), wo unter den vier unerklärbaren Dingen auch *der Gang des Mannes bey dem Mädchen* genannt wird, versucht Hr. *B.* eine neue Erklärung der schwierigen Worte: דרך גבר בעלמה, die vorher bald als Satire auf die Mädchen der damaligen Zeiten gefasst, bald auf das Geheimniss der Zeugung bezogen wurden. Hr. *B.* versteht *occultas insidias mulierum voluptate captarum* darunter, und giebt die Paraphrase: *viri via circa feminam, quae amore alicuius capta, omnes difficultates miris ambagibus incredibilibusque astutiis removet, ut sui faciat copiam ambienti amatori.* Aber das wäre ja nicht sowohl *viri via ad feminam*, als umgekehrt *feminae via ad virum:* und warum wird im hebräischen Text gerade ein unverheyrathetes Mädchen genannt? – Rec. zieht deshalb die Erklärung von *Ziegler* vor (dessen vortreffliche Bearbeitung der Salom. Denksprüche Hr. *B.* nicht benutzen konnte), und versteht *den Gang des Mannes bey dem Mädchen* entweder so: wie dieser heimlich mit ihr umgehen, sie verführen kann, ohne dass es jemand merkt, oder: wie er bey ihr schlafen kann, und sie nicht schwanger wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Januar 1799.

PHILOLOGIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Auserlesene Gespräche des Platon*, übersetzt von *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Erster Theil.* 1796. XVI u. 367 S. *Zweyter Theil.* 1797. 449 S. *Dritter Theil.* 308 S. gr. 8.

Wir haben bisher in unserer deutschen Literatur noch keine Uebersetzung der geistreichen Platonischen Schriften aufweisen können, welche nur einigermaßen die Ansprüche der Kritik befriedigte; auch von einzelnen Dialogen giebt es nur noch wenige gute Uebersetzungen. Die Ursachen von dieser Erscheinung sind zu bekannt, als dass sie einer Ausführung bedürften. Das Original erfodert einen Mann zum Uebersetzen, der ähnliche Geistestalente mit einem hohen Grad von Geschmack und eine umfassende Kenntniss der griechischen Sprache mit einer eben so grossen Gewalt über seine Muttersprache verbindet, als Plato, wie bekannt, besessen hat, damit er im Stande sey, bey aller Kunst und Anstrengung, welche die Nachbildung eines solchen Kunstwerks erfodert, die Kunst zu verbergen, und dem Ganzen den gleichen Anstrich einer leichten unwillkürlichen Ergiessung des Geistes zu geben.

Die vor uns liegende Uebersetzung ist zwar nicht gerade schlecht; aber nach dem, was schon andere geleistet haben, befriediget sie weder die Erwartungen, noch die Foderungen einer strengen Kritik. Denn ob sie gleich meistentheils den Sinn richtig ausdrückt, so finden sich doch noch viele Stellen, wo sie denselben verfehlt; und dieser Fehler rührt theils aus eigener falschen Ansicht des Textes, theils aus dem vernachläfsigten Gebrauch der Hülfsmittel der Interpretation her. Wenn man aber auch das übersehen will; so kann man doch noch weniger mit dem Ausdruck und dem Ton, der in derselben herrscht, zufrieden seyn. Die Archaismen, die Inversionen und abweichenden Wortfügungen, der zu häufige Gebrauch der Participien geben ihr ein zu fremdes, oft zu gesuchtes Gepräge, als dass man nicht zu oft einen zu starken Contrast zwischen der Uebersetzung und dem Original wahrnehmen und wünschen sollte, dass von dem Geiste des letzten noch mehr in die erste übergegangen seyn möchte. Zur Bestätigung dieses letzten Urtheils mag eine Parallele der Stolbergischen und einiger ältern Uebersetzungen dienen.

Stolbergische Uebersetzung. Erster Alcibiades, 2. B. S. 371.	*Gedikesche Uebersetzung.* S. 241.
Sokrates. Wird die Vorstellung nicht richtig seyn, dass, indem ich und du mit einander reden, die Seele mit der Seele, Worte brauchend, rede?	*Sokrates.* Ist das also nicht eine richtige Idee, dass, indem wir mit einander sprechen, eigentlich Seele zu Seele spricht.
Alkibiades. Allerdings.	*Alkib.* Sehr richtig.
Sokrates. Das ist dasselbe, was wir vorhin sagten, dass Sokrates, Worte brauchend, mit dem Alkibiades rede, nicht, wie scheint, mit deinem Gesichte sich unterhaltend, sondern mit dem Alkibiades, das ist mit der Seele.	*Sokrates.* Das war's eben, was ich meynte, als ich kurz vorher sagte, dass Sokrates mit dem Alkibiades durch Worte spräche, nehmlich nicht mit deinem Gesicht, sondern mit dem Alkibiades selbst, d. i. mit seiner Seele.
Alkibiades. So scheint's mir.	*Alkib.* Das scheint mir sehr wahr.
Sokrates. Die Seele zu erforschen, heisst uns also der, welcher uns gebeut, uns selbst zu erkennen?	*Sokrat.* Wer uns also zuruft: kenne dich selbst, verlangt damit, dass wir unsere Seele kennen lernen sollen.
Alkibiades. Es scheint.	*Alkib.* So scheint's.
Sokrates. Wer also das kennet, was den Leib betrifft, der kennet nicht sich selbst, sondern nur was ihn angeht?	*Sokrat.* Wer also seinen Körper kennt — kennt zwar das *Seine*, aber nicht *sich*.

Phädrus. 1. B. S. 177. 178.	*Thalia.* 5. Heft. S. 173.
Hör' ich aber andere Gespräche, und besonders die eurigen, ihr Reichen, die ihr um Geld und Gut euch bekümmert, so fühl ich Langeweile für mich, und Mitleiden mit euch, ihr Freunde, dass ihr wähnet etwas zu beschaffen, da ihr doch nichts beschaffet. Dagegen möget ihr vielleicht mich für unglücklich halten, und ich meyne selbst, dass ihr hierin recht meynet, dass ihr aber unglücklich seyd, das meyne ich nicht, das weiss ich.	Wenn ich aber so andere Gespräche mit anhören muss, zumal wie sie in der Gesellschaft solcher reichen Negocianten und Capitalisten, wie ihr seyd, vorfallen, so möcht' ich sterben vor Langerweile, und bedauere euch als meine guten Freunde zugleich, dass ihr eine so nichtswürdige Beschäftigung für wahre Thätigkeit haltet. Freylich werdet ihr, umgekehrt, mich auch für einen armen Stümper halten, und ich glaube selbst, dass ihr den wahren Glauben habt; was ich aber von euch denke, das ist nicht blosser Glaube, das ist Wissenschaft.
Bekannter des Apollodorus. Du bist immer dir selbst gleich, o Apollodorus. Immer verlästerst du dich und andere, scheinest mir auch im Ernst alle Menschen für unglücklich zu halten, ausser den Sokrates; von dir selber machst du den Anfang. Woher du den Namen des Wahnsinnigen bekommen, weiss ich nicht, aber	*Ein Freund des Apollodorus.* Du bleibst dir doch immer gleich, Apollodorus; immer der ewige Strafprediger gegen dich selbst und uns andere, und im Ernste glaub' ich, ausser dem Sokrates hältst du alle Menschen, dich selbst an der Spitze, für erbärmliche Leute. Nun weiss ich zwar nicht, wie du zu dem Ehrentitel kömmst, dass dich die Leute einen Phantasten nennen; aber in Gesellschaf-

in deinen Reden zeigest du dich immer so, wild gegen dich und gegen andere, nur nicht gegen Sokrates.

ten, gesteh ich, bist du wirklich nichts anders, denn immer ereiferst du dich gegen dich selbst und gegen die ganze Welt, nur den Sokrates ausgenommen.

Wir glauben, diese Stellen, die wir nicht mühsam aufgesucht haben, werden hinlänglich seyn, um zu beweisen, dass die Stolbergische Uebersetzung an Feinheit, Rundung und Wohlklang der andern weit nachstehet. Die letzte ist zwar auch nicht ohne alle Flecken, aber mit dem Unterschied, dass in jener alles umgearbeitet werden müsste, in dieser aber nur einzelne Ausdrücke und Wendungen zu verbessern wären, um auf das, was der Stolbergischen zum Motto dient: *τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς χρηστοῖς*, Anspruch machen zu können. Aus dem Grunde halten wir es für eine vergebliche und undankbare Arbeit, alle Fehler aufzusuchen und zu berichtigen; wir begnügen uns vielmehr damit, nur noch einige Fehler gegen den Ausdruck und die Treue anzumerken. Der Vf. scheint etwas darin gesucht zu haben, das Veraltete, Ungewöhnliche und Sprachwidrige als *lumina orationis* zu gebrauchen, z. B. die *Schöne*, *Seelenschöne* für Schönheit, die *Sehe* für Sehkraft, die *Helle* für Helligkeit; die Redekunst ist der *Schemen* einer Art von Politik; es giebt also männliche und auch weibliche *Kunden* (Kenntnisse); und dass daher diese *Tode* verursacht worden und diese Schlachten. Ungewöhnliche Constructionen, als (2. B. S. 85.) da nun dieser *Pflegen* vier sind, deren Sorgfalt immer das Beste zum Zweck hat, zwo für den Leib und zwo für die Seele; so hat die *Kunde der Schmeicheley* das wahrgenommen, nicht durch Kenntniss, aber durch Vermuthung; hat sich vierfach getheilt, *jeder dieser vier Pflegen sich eingeschlichen*, und stellt sich nun, als sey sie die, *welcher sie eingeschlichen* ist; (S. 247.) *das will ich Wandel schaffen*; (S. 254. 255.) *wollest derhalben mir glauben; wollest des nicht achten.* Die häufigen Inversionen und Participalconstructionen, die der Vf. nach dem Griechischen der deutschen Sprache wider ihre Natur aufdringet, machen die Rede nur hart und schleppend.

Der Sinn ist meistentheils getroffen, obgleich auch hier eine strenge Kritik, vorzüglich in Ansehung der Nebenideen und der Präcision des Ausdrucks, noch sehr vieles zu rügen findet. Hie und da kommen doch auch gröbere Verstosse vor, von denen wir nur einige anführen wollen. Gorgias S. 154. 2. B. „*Haben wir nicht auch über noch etwas anders gestritten, o Freund.*" So wie hier die Frage gestellt ist, störet sie den Zusammenhang. Es sollte heissen: haben wir über etwas anders gestritten! Ebendaselbst S. 151. Eine Untersuchung wird vor allen schön seyn, o Kallikles, in Absicht auf das, was du mir vorwirfst. Dies ist dunkel und unrichtig ausgedrückt. Im Original heisst es: *πάντων δὲ καλλίστη ἐστὶν ἡ σκέψις, ὦ K. περὶ τούτων ὧν σὺ δή μοι ἐπετίμησας.* — Alcibiades S. 370. ist nun weder der Leib, noch Beides zusammen der Mensch, so bleibt, meyn ich, übrig, dass er gar nicht (*ἢ μηδὲν αὐτὸν εἶναι*) sey, oder dass, wofern *er ist* (*εἴπερ τι ἐστὶ*) nichts anders als die Seele der Mensch sey. In der verderbten Stelle Alcibiades II. p. 169. ed. Bieft., an welcher manche Kritiker schon ihre bessernde Hand versucht haben, führt der Vf. die vornehmsten Uebersetzungen und Versuche der Kritiker an, gehet aber von allen diesen ab, indem er weder durch die Kritik noch durch die Exegese, sondern durch die Hyperphysik sich den Weg zur Uebersetzung bahnt. Ihm ist es wahrscheinlich, dass Plato hier an seine Ideen von der Praexistenz der Seelen gedacht, und solche Seelen gemeynt habe, welche vor ihrer Einkörperung noch nicht zum Anschauen des wahren Wesens gekommen wären; „diese haben denn wohl vorzüglich nöthig, der ihnen vorher nicht bekannten Kenntniss des Bessern nachzujagen, und, haben sie solche erlangt, sich an sie zu halten." Nach dieser Vermuthung lautet die Uebersetzung S. 430. 2. B. so: „es muss daher sowohl der Staat, als eine Seele, welche rechtschaffen leben will, sich mit Eifer an diese Erkenntniss halten, wie der Kranke an den Arzt, oder wie einer der sicher schiffen will, an den Steuermann; *um destomehr, wenn diese Erkenntniss nicht vorher schon seine Fahrt günstig angehaucht hat.*" Der Vf. hätte die glückliche Verbesserung Schneiders nicht verlassen sollen. Schon die Dacierische Uebersetzung giebt einen weit bessern Sinn, als die seinige, die die Praexistenz der Seelen ohne alle Noth, und selbst dem Gedanken des Plato zuwider, in den Text hineinträgt. Denn er spricht von den lebenden Menschen und von der Nothwendigkeit, sich von dem Guten oder dem Sittlichen richtige Begriffe zu verschaffen, und sie zur Regel des Handelns zu machen. Wir wollen jetzt nichts von der unglücklichen Metapher: die Erkenntniss haucht seine Fahrt günstig an, sagen. — Uebrigens müssen wir noch bemerken, dass der Vf. in Benutzung der Hülfsmittel der Interpretation und Kritik des Textes sehr nachlässig gewesen ist. In dem Symposium finden wir keinen Gebrauch gemacht von *Schütz* Lectionibus Platonicis, oder von *Bast's* kritischem Versuch; die Wolfische Ausgabe ist nicht einmal zum Grunde gelegt.

Die übersetzten Dialogen sind in dem ersten Bande: *Phädrus*, *das Gastmahl*, *Jon*; in dem zweyten Bande: *Theages*, *Gorgias*, *der erste und zweyte Alcibiades*; in dem dritten Bande: *Eutyphro*, die *Apologie des Sokrates*, von Plato und Xenophon, und *Phaedo*.

Jedem Dialog sind einige Anmerkungen beygefügt, worin historische Gegenstände und Anspielungen auf Dichterstellen erläutert sind. Der Vf. wird sich durch diese manche Leser verbindlich machen. Aber entbehrlich und misslungen sind grösstentheils diejenigen, wo über den Plato philosophiret werden soll; weil sie mehr Kenntniss der Bibel als der Philosophie verrathen, und aus einem Geiste entsprungen sind, der, anstatt den freyen Vernunftgebrauch zu achten und zu empfehlen, lieber alles Denken, Forschen und Philosophieren der Autorität des Kirchen-

chenglaubens und der Schuldogmatik wieder von neuem unterwerfen möchte. Wir geben den Lesern ein paar zum Besten. Zweyter Band S. 402. Das deutsche Wort gottlos, drückt im wörtlichen und gehässigen Sinn das griechische ἄθεος aus. Wer ohne Gott ist, der ist verfinstert, der handelt(?) ungerecht und schändlich. Die Idee einer Moral, welche der Beziehung auf Gott entbehren könnte, hätte dem Sokrates wie dem Christen so ungereimt erscheinen müssen, als die Idee einer Helle ohne Licht. Aber nicht allein ungereimt. Denn was ohne Gott ist, das ist gottlos. Und was ist also eine Moral ohne Gott? — S. 32. heifst es, man könne nicht entscheiden, was das warnende Princip, das Sokrates für einen Dämon, oder Schutzgeist hielt, gewesen sey. Es sey aber vermessen(?) zu sagen, Sokrates habe sich die Einwirkung eines Geistes blofs eingebildet. „Aber wie dürfen wir uns wundern, dafs man dem Sokrates diesen Kunstgriff zugetrauet, da es zu unsern Zeiten Theologen giebt, die sich nicht entblöden, dem Allerheiligsten, Ihm, welcher gekommen war, die Wahrheit zu verkündigen; Ihm, welcher sich selbst die Wahrheit nannte; Ihm, in dessen Munde kein Trug erfunden ward, zuzutrauen, dafs er, an böse Dämonen selbst nicht glaubend — das Volk — in dem Glauben an böse Dämonen befestigt und gesagt habe, er sey gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Diese Meister in Israel wissen ja doch wohl, was jedes Kind gelehret wird, dafs Lügen Gott und Menschen misfällig sind! und ihr — ich schreibe die Lästerung dieser Gottesgelehrten nicht hin." — Wir sollten meynen, die Platonischen Dialogen gäben noch zu andern, als zu solchen erbaulichen Anmerkungen, Stoff, die ohnehin, wenn auch etwas richtiges dabey zum Grunde liegt, doch die Hauptsache nur so oberflächlich berühren.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dafs eine gegründete und ausführliche Kritik des ersten Bandes dieser Ueberfetzung, aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften 59. B. 1. St., besonders, unter dem Titel abgedruckt ist: *Ueber des Herrn Grafen Fr. Leop. zu Stolberg Ueberfetzung auserlesener Gespräche Platon's, von Karl Morgenstern.* Leipzig 1797. in der Dykischen Buchhandlung 54 S. 8.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Lagarde: *Neueste Beschäftigungen der neufrankischen Naturforscher.* Den Liebhabern der Naturwissenschaft und des Fabrikwesens mitgetheilt von Dr. *D. L. Bourguet.* Erstes Heft. 1797. 156 S. 8. (12 gr.)

Es hat dem Herausgeber nicht gefallen, sich in einer Vorrede über den Zweck und Plan dieser Sammlung zu erklären; nur der Zusatz auf dem Titel scheint anzudeuten, dafs er ihr sehr weite Grenzen gesetzt hat, indem sie nicht blofs der Naturwissenschaft, deren Gebiet allein schon so weit ausgedehnt ist, sondern auch dem Fabrikwesen, das ebenfalls so viele und mannichfaltige Gegenstände umfafst, gewidmet ist. Die Absicht eines so vielumfassenden Plans ist gemeiniglich, in die Sammlung eine gröfsere Mannichfaltigkeit von Auffätzen zu bringen, und dadurch desto mehrere Classen und eine grofsere Zahl von Lesern zu gewinnen. Selten aber wird die letzte Absicht erreicht, weil es so schwer ist, alle Classen hinlänglich zu befriedigen. Indessen hat der Herausgeber vielleicht einen eingeschränktern Plan, und bestimmt diese Sammlung vorzüglich solchen Gegenständen der Chemie und Physik, die mit der Technologie in Verbindung stehen. Seine Quellen sind französische Journale und Sammlungen von Societätsschriften. Das erste Heft enthält folgende Auffätze:

I. *Von den Eigenschaften der schweflichten Säure, und von den Verbindungen derselben mit laugensalzigten und erdigten Basen.* Von *Fourcroy* und *Vauquelin.* — Aus dem *Journal de l'Ecole polytechnique.* Da die chemische Kunstsprache im Deutschen noch nicht fixirt ist; so wäre es gut, wenn Hr. B. den Ausdrücken, die er gebraucht, die französischen beysetzte. Was er hier *schweflichte Säure* nennt, ist nach *Grens Nomenclatur* das *Acide sulfureux*, sonst auch *die unvollkommne Schwefelsaure* genannt; indessen ist hier eigentlich vom *Gas acide sulfureux* (nach *Gren* schwefelichtsaures Gas, nach andern *schwefelsaures Gas*, oder nach *Priestley vitriolsaure Luft*) die Rede. Man findet hier die Resultate von Versuchen, die mit diesem Gas angestellt sind, um sein Verhalten gegen verschiedene Stoffe zu bestimmen, nämlich, gegen den Wärmestoff, den Sauerstoff, das Wasser, die Schwefelsäure, die Salpetersäure, die übersaure Salzsäure, das Wasserstoffgas, den Phosphor, das gephosphorte Wasserstoffgas (Phosphorluft), das geschwefelte Wasserstoffgas (Schwefelleberluft), den Kohlenstoff, die Laugensalze. Die Verbindungen der schwefelichten Säure mit den Laugensalzen werden hier *schweflicht-saure Salze*, und die Verbindungen derselben mit Erden *schwefelichtsaure Erden* genannt; mehrere derselben haben die Vf. untersucht, um ihre Eigenschaften und die Verhältnisse ihrer Bestandtheile zu bestimmen, und auch davon sind die Resultate ihrer Untersuchungen hier angegeben. Es erhellet daraus, dafs die Körper, die aus der Verbindung der Laugensalze oder Erden mit der schwefelichten Säure entstehen, von denen, die aus der Verbindung derselben Grundlagen mit der Schwefelsäure erzeugt werden, ganz verschieden sind. — II. *Beschreibung und Gebrauch des Berthollimeters; nebst Bemerkungen über die Kunst mit Flusspathsäure in Glas zu ätzen,* von *Descroizilles* — aus dem *Journal des Arts et manufactures Tom. I. Nr. 3.* — In Erfindung neuer Namen haben die Franzosen etwas gethan, davon giebt dieser Auffatz einen neuen Beweis. Bekanntlich hat *Berthollet* die dephlogistisirte Salzsäure zuerst zum Bleichen vorgeschlagen; der Vf. dieses Auffatzes nannte daher das mit den Dämpfen dieser Säure geschwängerte Wasser die *Bertholletsche Lauge;* seine Arbeiter aber, denen dieser Name zu lang war, nannten sie schlechtweg *Berthollet*, und dies gefiel ihm so wohl, dafs er diese Benennung zum wissenschaft-

lichen Kunstausdruck erhob. Der *Berthollimeter* soll daher ein Instrument zum Probiren des mit dephlogistisirter Salzsäure geschwängerten Bleichwassers seyn. Es gründet sich auf die Eigenschaft dieses Wassers, die schöne blaue Farbe des in Schwefelsaure aufgelösten Indigo in eine bräunlich-gelbe umzuändern. Da es hiebey darauf ankommt, durch das blotse Auge zu bestimmen, wenn das Wasser aufhört, eine Veränderung in der Farbe des aufgelösten Indigo hervorzubringen, und dieser Punkt sich nicht genau angeben läfst; so kann das Instrument auch nicht zu genauen Messungen, sondern nur zu ungefähren Bestimmungen dienen. Uebrigens lasst es sich auch auf eine ähnliche Weise zur Prüfung des *Indigo* und des *Braunsteinkalks* anwenden. Die Beschreibung wird hier durch Kupfer erläutert. — Was die Kunst mit Flufsspathsäure in Glas zu ätzen anbetrifft, so empfiehlt er, sich *der Dampfe* dieser Säure dazu zu bedienen, ein Verfahren, das auch in Deutschland schon bekannt und in Gebrauch ist. — III. *Bemerkungen über den Schnee und Regen; von ihrem Einflufs auf die Vegetation, und von ihrer Verbindung mit dem Sauerstoff*, von *Hassenfratz* — aus dem *Journal de l'Ecole polytechnique Cah. IV.* Es gilt für eine ziemlich allgemeine Erfahrung, dafs ein schneereicher Winter einen vortheilhaften Einflufs auf das Wachsthum der Pflanzen habe. Man glaubt insgemein, den Grund davon in salpetrichten oder salzichten Theilen des Schnees setzen zu müssen, allein die chemische Untersuchung des Schnees läfst nichts von solchen Bestandtheilen darin finden. Dagegen hat der Vf. dieser Abhandlung durch mancherley Versuche gefunden, dafs der Schnee eine gröfsere Menge von Sauerstoff enthalte, als das Regenwasser. Vermischte er gleiche Quantitäten von Lackmustinctur, die eine mit Schnee, die andere mit eben so viel Regenwasser (dem Gewicht nach); so wurde die Mischung mit Schnee jedesmal merklich röther, als die andere. Eben so schlug sich auch im Schnee aus reinem Eisenvitriol (*Sulfate de fer*) mehr Eisenkalk nieder, als in destillirtem Wasser. Da nun der Sauerstoff das Wachsthum der Pflanzen befödert; so ist klar, warum der Schnee auf die Vegetation einen so vortheilhaften Einflufs hat. Hiezu kommt aber noch eine andere Eigenschaft des Schnees, nämlich seine geringe wärmeleitende Kraft, wodurch er die Pflanzen vor gar zu grofser Kalte, also vor dem Erfrieren oder Erkranken schützt. — IV. *Beschreibung einer neuen Anstalt, um das Verdunsten in verschlossenen Gefäfsen zu unternehmen*, von *Pictet* — aus dem *Journal des arts et manufact.* — Die Hauptursache besteht darin, dafs ein Luftzug über der Oberfläche der abzurauchenden Masse unterhalten wird, der das Verdunsten beschleunigt. Mehr läfst sich hier im Allgemeinen von der Einrichtung nicht sagen, da man das Kupfer zur Hand haben mufs, um die Beschreibung recht zu verstehen. — V. *Vorträge über Chemie — gehalten in der Normalschule von Berthollet* — aus den *Seances des ecoles normales.* Der Uebersetzer scheint die Absicht zu haben, Berthollets Vorträge über die Chemie hier nach und nach insgesammt aufzunehmen, und so einen ordentlichen Cursus von Vorlesungen über diese Wissenschaft zu liefern. Nach der ersten Anlage zu urtheilen, möchte dieser Cursus nicht nur ziemlich weitlauftig ausfallen, sondern er mufs natürlich auch gröfstentheils lauter bekannte Sachen enthalten; es ist also nicht recht abzusehen, zu welchem Ende er in diese Sammlung aufgenommen werden soll. Wenn es auch interessant ist, zu sehen, welchen Gang ein Mann, wie Berthollet, bey seinem Vortrage befolgt, und wie er diese oder jene Materie behandelt; so ist es doch ermüdend, ihm durch alle einzelne Vorlesungen zu folgen. Auch verliert man bey dieser Zerstückelung den Vortheil, das Ganze leicht zu übersehen. — VI. *Bericht an die Commission zur Beförderung des Ackerbaues und der Künste über die Quantitäten Kali (Pflanzenalkali), welche man durch Verbrennen der Rofs-Castanie (aesculus Hippocastaneum L.), der stachlichten Samenkapsel dieser Frucht, und der Frucht des spanischen Flieders (syringa vulg. L.) erhalten kann*, von *Deyeux* und *Vauquelin* — aus dem *Journal des arts et manuf.* Die Vff. ertheilen hier Nachricht von den Versuchen, die sie, zufolge eines Auftrags von der Commission zur Beförderung des Ackerbaues und der Künste, mit den genannten Vegetabilien angestellt haben. Sie fanden, dafs alle drey reichhaltiger an Laugensalz sind, als irgend ein anderes Gewächs, mit dem man bisher Versuche angestellt hat. Am reichhaltigsten ist der Flieder. Die Castanie und ihre Capsel enthielten noch etwas schwefelsaures Kali (vitriolisirten Weinstein, *Sulfate de potasse*). — VII. *Verfahren, dessen man sich zu Malmedy, im Pays de Franchimont, bedient, um die Pappe zu bereiten, welche die Tuchfabricanten anwenden, um ihren Tüchern den Glanz zu geben* — ebendaher. Die Pappe von Malmedy wird für die vorzüglichste gehalten, und ihre Bereitungsart galt sonst für ein Geheimnifs. Hier wird *im allgemeinen* gesagt, wie man dabey verfährt, und worauf es hauptsächlich ankommt; zugleich wird auch erklärt, wie die Fabricanten durch diese Pappe dem Tuch seinen Glanz geben. — VIII. *Analysen von Fossilien, welche Vauquelin im Laboratorio der Agence des mines unternommen hat* — ebendaher. Die untersuchten Körper sind: 1) *Arsenikkies*, von Farenque im District Carcassone; 2) *Schwefelkies*, von Enghien; 3) *Bleyglanz*, von Caunette im District Carcassone; 4) *grünes Bleyerz*, vom Erlenbach im Departement des Niederrheins — hiebey ein *Zusatz des Uebersetzers*, der die Resultate von *Fourcroy's* Untersuchung eben dieses Bleyerzes, und der Analyse des Bleyerzes aus Zschopau von *Klaproth* enthält.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Lincke: *Die Bibel alten und neuen Testaments neu übersetzt und erklärt von M. Joh. Christ. Vaupel,* Waisenhausprediger in Dresden. *Erster Band. Die Propheten.* 1798. XVI. und 760 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Auch unter dem Titel:

Die Propheten erklärt und gröſstentheils neu übersetzt von M. Joh. Christ. Vaupel. Alten Testaments vierter Theil. 1798.

Es ist allerdings ein gutes und nützliches Unternehmen, die Bibel mit kurzen erklärenden Anmerkungen für Unstudirte herauszugeben. Der gemeine Christ, der die Bibel lieset und zugleich verstehen will, was er lieset, bedarf durchaus ein solches Buch, welches ihn richtig leitet und dunkle Stellen und Redensarten auf eine faſsliche Weise erklärt. Das Hezelsche Bibelwerk ist zu weitläuftig und kostbar, als daſs es in die Hände des gemeinen Mannes kommen könnte; und die andern glossirten Bibeln, die man noch antrifft, sind für unsere Zeiten nicht zweckmäſsig und befriedigend. Billig muſs aber auch der gemeine Christ mit der verbesserten Auslegung der Schrift näher bekannt gemacht werden. Es verursacht auch ganz natürlich Verwirrung und Nachtheil, wenn der Christ bey öffentlichen Vorträgen eine ganz andere Erklärung hört, als er in seiner glossirten Bibel findet. Dieses muſs aber nothwendig oft der Fall seyn, da in den ältern glossirten Bibeln manche unrichtige Erklärungen, mystische Deutungen u. s. w. vorkommen. Es ist also auch in dieser Rücksicht zu wünschen, daſs die ältern Hülfsmittel, die für ihre Zeiten nützlich seyn konnten, durch neuere und bessere Bücher dieser Art allmählich verdrängt werden. Freylich ist es auch hier nicht zu erwarten, daſs der öffentliche Vortrag mit der gegebenen Erklärung überall und völlig übereinstimmen werde. Wie ist es wohl zu vermuthen, daſs ein jeder gerade die einzig richtige Erklärung vortragen, oder die Stelle aus einem und demselben Gesichtspunct betrachten werde? Aber im Ganzen muſs doch die Uebereinstimmung gewinnen, wenn beide, der Vf. einer solchen glossirten Bibel, und der öffentliche Volkslehrer, mit den richtigen Grundsätzen der Auslegungskunst vertraut sind und die Fortschritte des Zeitalters zu benutzen wissen.

Man darf daher keine geringen Ansprüche an einen Schriftsteller machen, der eine solche Bibel mit erklärenden Anmerkungen zum allgemeinen Gebrauch und so, wie es das Bedürfniſs der Zeit erfodert, liefern will. Er muſs vor allen Dingen das Beste auswählen, und zu dem Ende selbst ein gründlicher Ausleger seyn. Er muſs das allgemein nützliche und nothwendige von der gelehrten Auslegungskunde wohl zu unterscheiden und abzusondern wissen. Er muſs das unverständliche und dunkle nothdürftig aufklären, und die Leser in den Stand setzen, daſs sie den Sinn des Ganzen gehörig fassen können. Bey sehr schwierigen und streitigen Stellen muſs er behutsam seyn und nicht zu rasch entscheiden; lieber etwas allgemein sich ausdrücken, oder Winke geben, daſs die Stelle einer verschiedenen Deutung fähig sey. Bey dem allen muſs er durchaus einen festen Plan befolgen, und sich einer gedrängten Kürze, ohne der Verständlichkeit zu schaden, befleiſsigen, damit das Werk nicht zu kostbar werde, und der gemeine Christ es sich auch anschaffen könne.

Wenn wir nach diesen Foderungen, die nur auf das Allgemeine gehen, das vorliegende Werk betrachten, so müssen wir gestehen, daſs der Vf. zwar viel Gutes geleistet, aber uns doch nicht allenthalben befriedigt hat. Was insbesondere den Plan betrifft, so gab der Vf. schon 1793. zuerst den Propheten *Hoseas* als eine Probe und gleich darauf die sämtlichen *kleinen Propheten* nach Luthers Uebersetzung mit erklärenden Anmerkungen heraus, welche auch A. L. Z. 1793. Nr. 54 u. 336. aber nicht von dem gegenwärtigen Rec. angezeigt sind. Hier ist nun schon die Abänderung getroffen, daſs der Vf. jetzo nur einiges aus Luthers Uebersetzung beybehalten und das übrige neu übersetzt hat. In dem Verfolg verspricht er aber alles neu zu übersetzen. Dies zeugt von keiner Festigkeit im Plan, den man doch billig vorher entwerfen muſs; und mit Recht verlangt man auch in einem solchen Werke eine gewisse Einförmigkeit und Gleichheit der Bearbeitung. Rec. will hier nicht untersuchen, ob es besser sey, die Lutherische Uebersetzung ganz beyzubehalten, oder eine völlig neue Uebersetzung zu liefern. Für beides läſst sich mit Grunde etwas sagen. Vielleicht wäre aber der Mittelweg auch hier das Beste. Da einmal die Version von Luther durch die allgemeine Einführung ein groſses Ansehen erlangt hat, zugleich aber auch viele Unrichtigkeiten und Fehler darin vorkommen, und es zu viel Raum einnehmen würde, diese alle unter dem Text in den Anmerkun-

kungen zu berichtigen; so wäre es wohl das Beste, bey einem solchen Werk Luthers Uebersetzung zum Grunde zu legen, ihre Ausdrücke so viel als möglich beyzubehalten, und ihre Unrichtigkeiten und Fehler gleich in dem Text zu berichtigen. Kurz, die neue Version müsste sich ganz an die Lutherische anschliessen, oder vielmehr eine neue Revision derselben seyn. Dadurch würde zugleich der allmählichen Einführung einer bessern Kirchenversion vorgearbeitet werden. Der Vf. hat, wie bereits bemerkt ist, in dem gegenwärtigen Theile sich diesem Mittelwege genähert, aber in einzelnen Stellen hätte er wohl manchmal einen Ausdruck aus Luther beybehalten und im Gegentheil in andern, wo er die Lutherische Version aufgenommen hat, einzelne Ausdrücke oder Worte vertauschen können. Auch wünschten wir, dass die Zahl der Kapitel auf dem obern Rande angezeigt und der Inhalt jedem Kapitel vorgesetzt wäre. Durch das erste würde das Nachschlagen erleichtert werden; und das letzte würde viel dazu beytragen, um den Leser auf den rechten Standpunct hinzuleiten, woraus er das vor sich habende Kapitel betrachten muss. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede, er habe in der Einleitung zu einem jeden Buch den Inhalt desselben angegeben, und der Leser brauche nur dort nachzuschlagen, wenn er wissen wolle, wo ein neuer Abschnitt anfängt und was darin stehet. Allein mancher Leser achtet darauf nicht, oder hat es vergessen, dass er in der Einleitung nachsehen kann, und überdem ist es auch etwas umständlich, immer in der Einleitung dieses nachzusuchen. Auch ist dort der Inhalt oft gar zu kurz und allgemein angegeben. Rec. würde es fast lieber gesehen haben, wenn die Anmerkungen nicht unter jeden Vers sondern unten an zusammen wären gesetzt worden. Der gemeine Christ, der gewöhnlich nach der Reihe alles lieset, wird dadurch zu sehr im Lesen des Textes unterbrochen und vergisst dabey den Zusammenhang. Stehet aber die Uebersetzung abgesondert und die Anmerkungen unter derselben; so lieset er doch wohl mehrere Verse im Zusammenhang und vergleicht alsdann die Anmerkungen. Auch würde durch eine solche Einrichtung etwas an Raum gewonnen werden.

Hr. *V.* hat bey den Anmerkungen die neueren Schrifterklärer genutzt. Er sagt selbst, dass das Hauptsächlichste aus *Michaelis* Anmerkungen darin enthalten sey; auch ist das *Hezelsche* Bibelwerk sowohl bey der Uebersetzung einzelner Stellen als auch bey der Erklärung zu Rathe gezogen worden. Die Erläuterungen sind in einer gedrängten Kürze abgefasst und meistens zweckmässig und hinlänglich. Doch trifft man auch auf Stellen, wo eine kurze Erläuterung oder nähere Entwickelung nöthig gewesen wäre. Bey andern Stellen hätte sich auch wohl eine bessere und richtigere Erklärung geben lassen; wenigstens kann Rec. in manchem nicht beystimmen. Insbesondere werden fast durchgehends die ältern Erklärungen von dem Messias in Schutz genommen, ohne auf die Schwierigkeiten und Zweifel neuerer Exegeten Rücksicht zu nehmen. Rec. will nur einiges zur Probe ausziehen. K. I, 8. wird übersetzt: *Nur die Tochter Zion ist noch übrig geblieben, wie eine Weinbergshütte, wie eine Hütte im Melonen Garten, wie eine noch gerettete Stadt.* In den Anmerkungen wird richtig bemerkt, Tochter Zion sey Jerusalem, und in dem gelobten Lande habe man ganze Gärten mit Melonen, die unter die Delicatessen gehörten, bepflanzt; aber von dem letzten, *wie eine gerettete Stadt*, wird nichts gesagt, und doch stehet dieses hier sehr sonderbar. Hr. *V.* folgt in der Uebersetzung *Michaelis*, der עיר נצורה hier so erklärt. Richtiger übersetzt man aber mit Scheidius und Arnoldi, *wie ein Wachthaus im Garten.* V. 22. *dein reiner Wein ist mit Wasser vermischt worden.* Warum ist bey סבאך die Hezelsche Erklärung in die Uebersetzung aufgenommen? V. 25. wird der Sinn also angegeben: Durch Strafen will ich euch Einwohner Jerusalems bessern; richtiger: Die schlechten, die strafwürdigen will ich ausrotten. K. VII, 14. wird als eigentliche Weissagung von dem Messias erklärt. Der Vf. sagt: „dass hier unter dem „Immanuel der Messias zu verstehen ist, erhellet da„her, weil erstlich K. 8, 8. von ihm gesagt wird, dass „das jüdische Land ihm angehöre und V. 10. dass er „die Juden gegen ihre Feinde beschützen werde; „zweytens weil diese Stelle Matth. 1, 23. von Christo „wirklich ausgelegt wird: denn Matthäus führt aus „ihr Beweis." Aber was sind das für Gründe? Weiss denn der Vf. nicht, wie Matthäus mit den Worten der alttestamentlichen Schriften zu reden pflegt, und wie er solche Stellen anwendet? Könnte man nicht bey dem Beweis aus K. 8, 10. fragen: wie hat denn Jesus die Juden gegen ihre Feinde geschützt? Wenn die Juden dieses nach dieser Stelle erwarten konnten, warum befriedigte er denn ihre Erwartung nicht, wornach sie eben verlangten? Er verkündigte ihnen ja gar den Untergang durch ihre Feinde. Der Vf. sagt ferner: die Geburt des noch zu hoffenden Messias hätte dem Ahas ein Merkmal seyn können, dass ihm die Feinde nicht *schaden* würden: denn er konnte sicher glauben, dass Gott die Familie Davids jetzt nicht würde zu Grunde gehen lassen. Aber wie konnte die Geburt des Messias für den ungläubigen Ahas ein אות seyn vergl. V. 1.? Wenn nun auch die Familie Davids nicht zu Grunde ging, folgt daraus, dass Ahas in dem Besitz des Königreichs bleiben, und dass ihm die Feinde nicht einmal schaden würden? Der 15te V. wird nun auch sehr gezwungen so erklärt: Bis zu den Zeiten des Messias wird das Land immer noch in Flor bleiben, und die Könige von Syrien und Israel werden es nicht verheeren können. Nachher wurde es aber noch durch die Babylonier sehr verheeret und diese Verwüstung dauerte lange. In dem 16ten V. soll nun die Zeit der nahen Rettung dem Ahas nach dem Alter des Messias bestimmt werden! Also, ehe der Knabe wird erwachsen seyn, soll so viel heissen: Wenn der Messias, der nach Jahrhunderten erscheinen wird, jetzo geboren würde; so würde er noch nicht

nicht erwachsen seyn, wenn Syrien und Israel keine Könige mehr haben werden. Wie äusserst gezwungen! Wenn in der Note Hosea der Nachfolger des Ahas genennt wird; so ist dieses wohl ein Schreibfehler. Unter Hiskias, dem Nachfolger Ahas, wurde unter Hoseas, dem letzten Israelitischen Könige, Samaria erobert. Kap. IX. wird wieder als eine Beschreibung der glücklichen Zeiten des Messias erklärt, da doch wohl offenbar von dem Glück des Landes unter Hiskias die Rede ist. K. XI. wird ebenfalls als eine Weissagung von dem Messias betrachtet. K. XXI, 1. wird übersetzt: *Weissagung über die Meerwüste.* Luthers *Wüste am Meer* ist doch deutlicher. Da der Vf. in der Anmerkung sagt, *Meer* sey hier der Euphrat, warum übersetzte er denn nicht: *die Wüste am Strom.* ים wird doch bekanntlich mehrmals von grofsen Flüssen oder Strömen gebraucht. K. LIII. wird als Weissagung von Jesu erklärt, welche Erklärung, ungeachtet der neueren Versuche sie anders zu erklären, noch immer viele Wahrscheinlichkeit hat. Aber warum wird V. 9. noch immer übersetzt: *man bestimmt ihm zwar sein Grab bey Missethatern, aber er ist in seinem Tode bey Reichen.* עשיר muss nach dem Parallelismus dem רשעים entsprechen, und bezeichnet hier einen *Räuber*, einen *grausamen Menschen*, wie das Arabische lehrt. *Man bestimmt ihm sein Grab bey Missethatern und bey Räubern seine Ruhestatte.* Jerem. XXXI, 15. wird richtig von der Wegführung in die Gefangenschaft erklärt, aber zugleich soll damit auch auf eine andere ähnliche Begebenheit hingedeutet werden, wie Matth. II, 17. 18. lehre. Der Vf. nimt also noch einen doppelten Sinn an! Dan. IX, 25. 26. übersetzt der Vf. *Wisse und merke, von der Zeit an, da der Befehl gegeben wird, dass Jerusalem wieder aufgebauet werden soll, bis auf den siegreichen Messias, sind siebenzigmal sieben (Jahre), siebenzig und zwey und sechzig (Jahre); so werden die Gassen und Gerichtsplatze wieder hergestellt werden, jedoch in bedrangten Zeiten. Nach den siebenzig und zwey und sechzig (Jahren) wird der Messias die Verwüstung eintreten lassen und Gericht halten und ein Volk des Siegers kommen, welches Stadt und Heiligthum zerstöret. Das Ende wird schnell einbrechen, wie eine Wasserfluth. Das Ende kommt durch Krieg und die Verwüstung wird sehr gross.* Der Vf. rechnet von dem Edict des Cyrus an, und unterscheidet drey Perioden. Die erste von 420 Jahren bis auf die Eroberung Jerusalems durch Pompejus, die zweyte von 70 Jahren, da der jüdische Staat noch mehr verschlimmert und zu einer römischen Provinz gemacht wurde, und die dritte von 62 Jahren, die sich mit der Zerstörung Jerusalems schliesset. Da die Stelle so sehr streitig ist; so hätte auch wohl ein Wink gegeben werden können, dass sie verschiedentlich erklart werde. K. XII. wird der Fürst Michael von Judas Maccabäus erklärt. Der *Schlaf* im 2ten V. soll die Verfolgungen ausdrücken, welchen die Juden unter Antiochus ausgesetzt waren, und das *Aufwachen* die Befreyung von diesen Verfolgungen. Der Schluss ist wohl offenbar zu rasch, wenn der Vf. sagt, obgleich dieser Vers nicht eigentlich und geradezu von der Auferstehung der Todten handelt; so kann sie doch daraus erwiesen werden: denn wäre keine eigentliche Auferstehung zu erwarten; so könnte von keiner uneigentlichen die Rede seyn und Glückseligkeit nicht unter dem Bilde von Auferstehung beschrieben und vorgestellt werden. Es folgt eigentlich nur so viel daraus, dass die Idee von einer Auferstehung damals vorhanden war.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Crusius: *Anweisung für Schullehrer auf dem Lande zur pflichtmässigen Verwaltung ihres Amts. von Theodor Gotthold Thienemann.* 1798. XXXVIII. u. 162 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. (jetzt Prediger zu Kohren) der, als ehemaliger Inspector der Landkirchen und Schulen des Fürstenthums Altenburg, auch die Aufsicht über das in Altenburg errichtete Schullehrerseminarium hatte, fand keine Schrift, in welcher eine vollständige und doch dabey kurze Anweisung für Landschullehrer enthalten wäre. Er entschloss sich daher, diesen Leitfaden auszuarbeiten, bey dem auch auf solche Schullehrer, die keine Vorlesungen (mündliche Erläuterungen) darüber erwarten können, Rücksicht genommen ist. Diese, in aphoristischer Form abgefasste Anweisung zerfällt in vier Theile, deren erster von der Bildung der Jugend, in mehreren besondern Kapiteln, von den verschiedenen Unterrichtsgegenständen und den Hülfsmitteln des Unterrichts und der Bildung handelt. Die übrigen drey Theile beziehen sich auf das Geschäft des Schullehrers in der Kirche, sein anderweitiges Verhalten und die übrige Einrichtung desselben. Eine Schrift dieser Art war allerdings Bedürfniss. Aber wir müssen aufrichtig gestehen, dass durch die vor uns liegende, die wir übrigens nicht für ganz unbrauchbar erklären wollen, diesem Bedürfnisse nicht so abgeholfen sey, wie wir es wünschen. Der Vf. übersah nicht das Ganze seines Gegenstandes. Daher diese Schrift vorzüglich wegen ihrer Unvollständigkeit in Anspruch genommen werden muss. Es fehlt nicht nur die Nachweisung der vorzüglichsten literärischen Hülfsmittel für Landschullehrer, sondern die ganze Anweisung zur Bildung der Jugend bezieht sich auch nur allein auf Bildung des Verstandes und Gedächtnisses. Keine Sylbe von der Bildung des Witzes, Scharfsinns, Geschmacks u. s. w. findet man hier. Auch nicht einmal die für Landschulen schlechterdings gehörige Unterrichtsgegenstände, Gesundheits- und Landwirthschaftskunde werden darin erwähnt. Einige Winke über den Zweck des Amts eines Landschullehrers, über die Erfodernisse desselben, über den Zweck der Erziehung überhaupt, und wie der Landschullehrer noch auf andere Weise als durch Unterricht und Strafen, zur Erreichung dieses Zweckes mitwirken könne, eine kurze Darstellung des stufenwei-

weisen Ganges, den er bey Entwickelung der verschiedenen Gemüthskräfte seiner Zöglinge nehmen müsse, eine Anleitung zur planmäfsigen Vertheilung der Lehrgegenstände in den verschiedenen Klassen — dies Alles sucht man in dieser Anweisung vergebens. Die von S. XV — XXXVIII. aus dem Journal für Prediger wieder abgedruckte Abhandlung: *über Bildung der Landschullehrer,* umfafst nicht das Ganze. Selbst die gegebene Anleitung zur zweckmäfsigen Behandlung der Unterrichtsgegenstände ist in vielen Kapiteln zu dürftig ausgefallen, und man merkt es nur gar zu oft, dafs der Vf. nicht praktischer Schulmann ist, welches doch jeder seyn sollte, der einem Schullehrerseminar mit Nutzen vorstehen, oder eine Anweisung zur Bildung der Landschullehrer schreiben will. Nur zu oft giebt der Vf. in der Methodik Blöfsen. Gleich das erste Kapitel mit der unbestimmten Auffschrift: von der Anleitung *der Kinder,* den Verstand zu gebrauchen, ist viel zu dürftig behandelt. Unbeschadet der Kürze, konnten doch einige Arten von Verstandesübungen namentlich angegeben werden. Auch das Kap. von dem Aussprechen der Sylben befriedigt nicht. Die in mehreren kursächsischen und andern Landschulen mit Nutzen eingeführte Lesemaschine scheint Hr. *Th.* gar nicht zu kennen. Anstatt den Landschullehrern S. 24. das Lesen der Lebensgeschichte des Socrates zu empfehlen, hätte der Vf. einige Regeln über die Kunst, nach Socratischer Manier, die Begriffe *abzulocken,* aufstellen sollen. Dafs er aber selbst die Anwendung der katechetischen Methode nicht ganz kenne, dies kann man aus S. 96. schliessen, wo er sagt, dafs der Lehrer die Kinder über den Sinn *mancher Stellen* in den Kirchenliedern, die sie in der Schule singen, *befragen* soll. Mit dem *Befragen* über *manche* Stellen ist es hier nicht abgethan. Ueber das ganze Lied, welches Kinder singen oder auswendig lernen sollen, mufs förmlich katechisiret werden, wenn sie es ganz verstehen sollen. Die S. 82. aufgestellte Behauptung, dafs bey dem geographischen Unterrichte, den Kindern die Kenntnifs von Syrien, Palästina und Arabien, Chaldäa, dem vordern Theile Asiens, von Griechenland etc. zuerst mit beygebracht werden soll, beweiset zur Genüge, dafs der Vf. das Entbehrliche von dem Nothwendigen nicht sattsam unterscheidet und überhaupt mit der Aufeinanderfolge der einzelnen Theile eines Unterrichtsgegenstandes nicht hinlänglich bekannt sey. Wenn man S. 29. lieset, die sogenannten *Reimgebete* könne man bey dem Unterrichte mit Nutzen gebrauchen; so weifs man in der That nicht, ob man seinen Augen trauen soll. Endlich verräth diese Schrift eine übertriebene Aengstlichkeit ihres Vfs., nur nicht gegen das kirchliche System zu verstofsen. Dabey mufsten Widersprüche unvermeidlich seyn. So soll man nach S. 32. von den Lehren, deren Grund nicht eingesehen werden kann, fodern können, dafs sie geglaubt werden, und nach S. 41. soll man Kinder gewohnen, dafs sie keine Lehre ohne Grund annehmen. Wie lassen sich diese Behauptungen zusammen vereinigen? Dinge, worüber die Acten schon längst geschlossen sind, scheinen dem Vf. noch einer weitern Untersuchung zu bedürfen, ob nämlich die Wirksamkeit der Lehre von der *persönlichen* Gegenwart Jesu im Abendmahle so sichtbar sey, wie bey der Lehre von der Errettung der Menschen durch Jesum (S. 40.) Was soll man denken, wenn der Vf. S. 94. den Rath giebt, anstatt des Schulgebets, zuweilen einen *Psalm* lesen zu lassen? Zum Schlusse heben wir noch eine Stelle aus, welche zugleich zum Beweise dienen kann, dafs der Vortrag des Vfs. nicht verständlich genug sey. S. 37.: Die Versicherung, welche der Tod Jesu in sich schliesst, dafs Gott — die an dem Menschen noch rückständige Mängel auf eine, die Einsichten des Menschen übersteigende Weise ergänzen könne und wolle, kann *kaum als unentbehrlich genug* vorgestellt werden. Machten die Verhältnisse des Vfs. eine solche Sprache nöthig; so hätte er diese Anweisung nicht herausgeben sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Lob des Kartenspielens.* Ein Kanzelsermon gehalten im alten Schwaben, am Sonntage Dominica von *Kohl,* Dr. der gesunden Vernunft und Prediger in Germania. 1797. 47 S. 8. (3 gr.) „Diese Abhandlung ist kein Lob, sondern eine Strafpredigt über die Schädlichkeit des Kartenspiels, worin der Vf. zeigt, 1) dafs das Kartenspiel die mit Vernunft begabte Menschen zum Laster der Gewinnsucht, des Neides, zum Zweifel über die Vorsehung und zum Müfsiggange erniedrige. 2) Dafs das Kartenspiel edle Antriebe verdränge, schöne Leidenschaften, die wohlthätige Liebe, den Hang Wahrheit zu erforschen und unsere Gedanken und Empfindungen durch Mittheilung zu berichtigen, ersticke. Dies alles führt der Vf. im gewöhnlichen Kanzeltone aus, wie unsere Leser aus folgender Stelle sehen können. „S. 42. Bedauernswürdiger Armer! wann „wirst du denn aufhören blind, taub und stumm zu seyn? „Blind für die Reize der Liebe, für die Schönheit der Natur, „für die Zauber der Kunst! Taub für vernünftige Unterredungen, für den Gesang der flötenden Nachtigall und für „Musik. Stumm für Mittheilung menschlicher Gefühle und „Empfindungen. Noch ist es Zeit, dieses Leben besser zu „geniefsen, als es bis jetzt geschah. Du schliefest bis jetzt, „und träumtest einen schweren beängstigenden Traum. Erwache lieber Mitmensch! Ermuntere dich, beherzige meine „Vorstellungen. Betrachte die Karten als ein schimpfliches „Denkmal roher, barbarischer Zeiten, verdamme sie am Ende „des achtzehnten Jahrhunderts ohne alle Barmherzigkeit zum „Feuer; denn auch sie sind ein Fels, der einem glücklichern, „blühendern Zeitraume noch im Wege steht."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Januar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie*, für Aerzte, Apotheker und Chemisten, von Dr. *Johann Bartholomä Tromsdorff.* Fünften Bandes erstes Stück. 1797. 238 S. Fünften Bandes zweytes Stück. 1798. 372 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da der Plan dieses Journals bekannt ist; so heben wir nur diejenigen Aufsätze aus, die entweder neue Wahrheiten enthalten, oder bey denen wir etwas erinnern zu müssen glauben. — *Versuch einer neuen pharmaceutischen Nomenclatur*, von N. in P. (S. 19—37.). Dafs eine systematische Nomenclatur für die Chemie, als Wissenschaft, von einem unstreitigen Nutzen sey, und dafs das Studium derselben dadurch ungemein erleichtert werde, darüber herrscht gewifs nur eine Stimme. Die Frage ist jetzt nur die: Soll man diese Nomenclatur auch auf die Pharmacie anwenden. Rec. glaubt mit völliger Ueberzeugung diese Frage mit Ja beantworten zu können, aber mit den nöthigen Einschränkungen. Eine solche Nomenclatur ist bey dem jetzigen Zustand der Wissenschaften erreichbar; sie ist nicht nur eben so leicht, sondern ungleich leichter zu erlernen, als die alten. Man darf den, der sie kennen will, nur mit den Grundsätzen bekannt machen, nach welchen sie entworfen ist, und er wird diese Grundsätze leicht auf alle vorkommende Fälle anwenden können, da er im Gegentheil die alten Namen blofs einzeln seinem Gedächtnifs einprägen mufs. Selbst dem alten Arzt wird es bey einigem Nachdenken ein leichtes Geschäft seyn, sich mit diesen Grundsätzen bekannt zu machen. Eine systematische Nomenclatur beugt ferner, weit sicherer als die alte, allen Verwirrungen vor; denn eben bey der lichtvollen Uebersicht des Ganzen, welche jene gewährt, sind diese weit sicherer zu vermeiden als bey den alten, oft durch blofsen Zufall, oft sogar durch unrichtige Vorstellungen entstandenen Namen. Auch sind die neuen Namen keineswegs länger, als die alten; denn *Natrum sulphuricum* ist sicher nicht länger, als: *Sal mirabile Glauberi;* und *Kali aceticum* gewifs kürzer, und doch warlich richtiger, als: *Terra foliata Tartari.* Zur nothwendigen Bedingung würde Rec. es aber machen, dafs diese Namen nie aus mehr als zwey, höchstens drey, Worten bestehen müfsten, also nur für Substanzen angewendet werden, die aus zwey, höchstens drey nähern Bestandtheilen zusammgesetzt sind. Im entgegengesetzten Falle lasse man entweder den alten Namen, wenn er zu keinen unrichtigen Vorstellungen Anlafs geben kann, oder man bilde einen ganz neuen; aber ganz einfachen, vielleicht selbst etymologisch nichts sagenden Namen. Alaun besteht aus Thonerde, vegetabilischem Laugensalz und Schwefelsäure, aber von der letzten ist nicht blofs so viel da, als nöthig ist, die beiden andern Bestandtheile zu sättigen, sondern noch ein Antheil mehr. Mit zwey Worten kann man diese Bestandtheile nicht ausdrücken; denn wenn man, wie unser Vf., *Argilla sulphurica* sagt; so bezeichnet man ganz etwas anders, als man bezeichnen will. Man sage also: *Alumen.* Eben so würde Rec. auch das Wort: *Tartarus* lieber beybehalten, als mit dem Vf. *Tartaricum subpotassinum* sagen. *Acidum aceticum commune* statt *Acetum* zu sagen, ist gewifs nicht recht; denn da der destillirte Essig: *Acidum aceticum destillatum* heifsen soll; so könnte dadurch die Meynung entstehen, als wären beide nur durch die Destillation verschieden. Warum also nicht lieber das alte Wort: *Acetum?* da der Essig ja aufser der Essigsäure noch in jedem Essig verschiedene andere Substanzen enthält. Der Vf. legt übrigens die Grensche Nomenclatur zum Grunde, und Rec. ist überzeugt, dafs diese mit wenigen Abänderungen allgemeinen Beyfall erhalten wird. So wäre es gewifs besser, das vegetabilische Laugensalz, nicht *Potassinum;* sondern, nach Hn. Klaproths Vorschlag: *Kali* zu nennen. Dieselben Gründe, die Hn. *Gren* bewogen haben, *Soda* mit *Natrum* zu vertauschen, finden auch hier statt. — Den Vorschlag des Hn. *Hahnemann* (S. 38.), das geraspelte Pulver der Ignazbohnen und Krähenaugen auf einem heifsen Bleche bey einer Wärme von 200 Grad Fahrenheit zu dörren, kann Rec. nicht billigen, da nach der eigenen Aussage des Hn. *H.*, bey dieser Hitze ein betäubender Geruch zu empfinden ist. Beide Substanzen werden ja nur in kleiner Dosis gebraucht, man kann sie also füglich, blofs wenn sie geraspelt sind, mit den andern Mitteln, mit denen sie zusammen verordnet werden, fein reiben. — Der Herausgeber stimmt in seinem Auffatz: *über verschiedene Begriffe in der Chemie* (S. 44.), sehr für den Vorschlag des Hn. Scherer: die Sauren und Alkalien aus der Classe der Salze wegzulassen, und unter dem Namen *Salz* nur Körper zu verstehen, welche aus einer Säure und einem Alkali, oder einer Erde und Metall zusammengesetzt sind. Dann ist es allerdings weit leichter, eine Erklärung von dem Worte Salz zu geben, indessen heifst das mehr den gordischen Knoten zerhauen, als ihn losen. Dafs man Baryt, Kalk- und Strontianerde künftig zu den Alkalien zählen müsse, da sie weit mehr Eigenschaften mit die-

diesen, als mit den andern Erden gemein haben, ist sehr richtig. Hr. *T.* arbeitet jetzt an einer *systematischen Anordnung der chemischen Körper*, in welcher er diese eben so aufstellt, als Linné die natürlichen Körper in seinem System. Zur Probe ist hier der Abschnitt von den Erden, Alkalien und Säuren geliefert; nach dieser zu urtheilen, wird es ein nützliches und brauchbares Werk werden, besonders da der Vf. den rühmlichen Entschluss gefasst hat, den er am Ende des zweyten Stücks zeigt, noch ein halbes oder ganzes Decennium mit der Herausgabe zu warten! — Hr. Kind, ein Eleve des Vfs., konnte weder durch Kohle, noch Phosphor oder Schwefel eine Zerlegung der Boraxsäure bewirken (S. 89.). Wenn Hr. *T.* seine Schüler dergleichen Arbeiten anstellen, und Aufsätze darüber machen lässt; so ist das für sie gewiss recht nützlich; aber weshalb lässt er sie drucken? Eben diese Frage kann man bey den Aufsätzen des Hn. *von Alten* (S. 111.) und des Hn. *Will*, S. 155. *über das Bremergrün*, thun. — Ueber Hn. *Grim's* Methode, *aus Schwefel, Kali und Kalkerde, durch die Niederschlagung durch Schwefelsäure, Schwefelmilch zu bereiten*, hat Rec. bereits seine Meynung anderswo gesagt; er könnte mithin Hn. *G's.* Vertheidigung gegen Hn. *S.* mit Stillschweigen übergehen, wenn er nicht bey dieser Gelegenheit, wie auch schon andere gethan haben, Hn. *T.* recht sehr bitten wollte, mit so elenden Aufsätzen sein Journal gar nicht zu verunzieren. — Chemische *Untersuchung eines Schwefel, Eisen und Arsenikhaltigen Uratniterzes* (Uranerzes), von Hn. *Tüchsen* in Kongsberg (S. 121.). Nur der nach §. 15. durch kaustisches Kali aus der Auflösung des untersuchten Fossils in Salpetersäure erhaltene citrongelbe Niederschlag scheint es zu bestätigen, dass es wirklich Uranmetall enthält; da übrigens eine genaue Beschreibung des Erzes nicht geliefert ist; so hat sie weniger Interesse, als sie sonst haben würde. — In dem Trink- und Badewasser zu Bibra fand der Herausgeber bey seiner Untersuchung in einem Pfunde Kohlensäure 5,5 Gr., salzsaure Bittererde 0,791 Gr., Gips 0,416 Gr., Bittersalz 0,125 Gr., kohlensaure Kalkerde 0,625 Gr., dergleichen Bittererde 0,333 Gr., Kieselerde 0,043 Gr., und Eisenkalk 0,333 Gr.; also überhaupt an festen Bestandtheilen 2,783 Gran. — Um Hn. Prof. *Klaproth* nicht die Ehre der ersten Erfindung der Zerlegung des Schwerspaths auf nassem Wege zu lassen, führt Hr. *T.* S. 237. an: dass schon Westrumb diese Methode im J. 1788 gekannt habe. Recht gut; aber niemand, selbst *W.* nicht, wandten diese Methode zum pharmaceutischen Gebrauch an, und davon ist hier doch eigentlich die Rede. Hr. Kl. und Hr. Lowitz machten diese Anwendung fast zu gleicher Zeit, im J. 1796 bekannt, gewiss ohne dass der eine von der Idee des andern Nachricht hatte. Da aber Hr. *T.* bey der Anführung der Klaprothschen Entdeckung, im 4ten Bande d. J. sagt: „*eigentlich ist Hr.* „*Kirchhof der Erfinder dieser Methode;*" so konnte dies leicht die Vermuthung erregen, als habe Hr. Kl. sein Verfahren von Hn. K. erlernt, und es dann für seine Erfindung ausgegeben; er war also allerdings schuldig, sich zu vertheidigen.

Das *zweyte* Stück dieses Bandes enthält in der That einige recht interessante Aufsätze und Bemerkungen. — S. 32. macht Hr. *T.* die Apotheker auf die Unrichtigkeit des in Nürnberg fabrikmässig verfertigten Apothekergewichts aufmerksam. So viel dem Rec. bekannt ist, hat man nur in den preussischen Staaten diesem Gegenstande die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. — Recht sehr zu wünschen wäre es, dass die von dem Herausgeber S. 39—66. angeführten Beyspiele der Nürnberger und Erlanger Apotheker, von Aufhebung der Neujahrsgeschenke an die Aerzte, auch die Apotheker anderer Städte zur Nachahmung bewögen. Im preussischen ist dieser Gebrauch durch ein königl. Edict neuerlich aufgehoben. *Buchholz* fand (S. 81.), dass eine Auflösung des Wismuths in Salpetersäure durch eine Auflösung von Digestivsalz zwar anfangs niedergeschlagen würde, dass der Niederschlag aber durch mehr hinzugesetztes Digestivsalz wieder aufgelöset würde, und ist geneigt diese Wiederauflösung einer Verbindung des salzsauren Wismuths mit dem Digestivsalz zuzuschreiben. Dies ist aber sicher nicht die wahre Ursache, und die ganze Erscheinung rührt bloss davon her, dass der durch das Wasser der Digestivsalzauflösung hervorgebrachte Niederschlag, nachher in dem entstandenem Königswasser wieder aufgelöset wird. Denn Königswasser entsteht hier gewiss, wenn gleich die Auflösung so viel als möglich mit Wismuth gesättigt ist. — Eben so wenig, als Hn. *Buchholz*, ist es dem Rec. gelungen, nach *Dize's* Vorschrift reine Galläpfelsäure in Krystallen zu erhalten. — Der wichtigste Aufsatz in diesem Stücke ist von Hn. Schrader (S. 96.): *über die resina lutea novi Belgii.* Hr. Schrader fand darin eine eigene Säure, die er erhielt, wenn er das Harz in Weingeist auflösete, die goldgelbe Tinctur mit Wasser zersetzte, und den Weingeist wieder abzog. Beym Erkalten setzte sich auf dem am Boden liegenden Harze eine schwefelgelbe krystallinische Masse ab. Wasser lösete davon selbst beym Kochen nur den 40sten Theil auf; diese Auflösung färbte das Lacmuspapier röthlich, und neutralisirte die Alkalien; sie schlägt die Schwefelleber nieder, löset Eisen auf, fället die salpetersaure Silber- und Quecksilbersolutionen und das essigsaure Bley. Weingeist ist ein schicklicheres Auflösungsmittel, und hiedurch erhält man büschelförmige strahlige Krystallen. Bis auf weitere Untersuchung ist man also allerdings berechtigt, diese Substanz für eine eigenthümliche Säure zu halten. — Auch in dem Aufsatze: *über das essigsaure Quecksilber* zeigt sich Hr. Schrader als einen sehr genauen Scheidekünstler. — In *dem Beytrage zu den Versuchen über die Strontianerde* S. 113. zeigt Hr. *Tromsdorff*, dass diese Erde sich mit der Benzoesäure zu nadelförmigen Krystallen verbindet, welche sich nur schwer in kaltem, leichter im kochendem, Wasser auflösen lassen, dass auch der Weingeist $\frac{1}{4}$ seines Gewichts davon aufnimmt, und dass die wässrige Auflösung durch kein ätzendes Laugensalz

falz zersetzt werde. Mit der Arsenikfaure erhielt der Vf. eine nicht zu krystallisirende, im Wasser nur sehr schwer auflösliche Verbindung; und Boraxfaure lieferte zum Theil schuppigte, wie Wolle aufeinander gehäufte Krystalle. — Eine von dem Herausgeber untersuchte Flüssigkeit zur Veredlung der Weine, enthielt nach S. 106. nichts als gebrannten Zucker, Kali, und den Extract von kleinen Rosinen, in einem mit Wasser sehr verdünntem Wein aufgelöset. Und doch wurde diese geheime Weintinctur von dem Verfertiger derselben zu einem ungeheuren Preise verkauft; solche schandliche Betrügereyen verdienen allerdings bekannt gemacht zu werden. — Hr. *Juch* sucht (S. 150.) zu beweisen, dass das arabische Gummi, Gallusfäure, oder wie er sich ausdrückt, adstringirende Säure enthalte. Aether mit arabischem Gummi digerirt soll nach Verdampfung des grössten Theiles Aether, und nach Versetzung mit einigen Tropfen Salzsäure, eine Auflösung des Eisenvitriols schwarz färben, so dass Hr. *J.* mit dieser Auflösung, wie mit ordinärer Tinte, schreiben konnte. Reines und weisses arabisches Gummi, so wie es eigentlich jeder Apotheker als Medicament nur anwenden sollte, theilt nach des Rec. Erfahrung dem Aether diese Eigenschaft, das Eisenschwarz niederzuschlagen, nicht mit. Das von Hn. *J.* angewandte Gummi enthielt also wahrscheinlich Unreinigkeiten, und das adstringirende in demselben war nur zufällig. — Das sonst in jedem Stück dieses Journals enthaltene Repertorium der Chemie, in welchem die, seit Erscheinung des vorigen Stücks, gemachte Entdeckungen kurz angezeigt waren, ist in diesem Stück weggeblieben, und der Vf. hat an dessen Stelle die interessantesten neuen Abhandlungen der französischen Scheidekünstler, wenn sie nicht einen zu entfernten Bezug auf Pharmacie haben, theils wortlich, theils im Auszuge geliefert. So findet man diesmal: *Pelletier über die Strontianerde; Margueron über die Wirkung des Frostes auf ätherische Oele; Chaptals Beobachtungen über die Vegetation; Fourcroy und Vauquelin über die Schwererde; la Grange über die Bereitung des kaustischen Laugensalzes; Deveux über den Salpeteräther, und Vauquelin über die Zirconerde.* Rec. wünscht, dass der Herausgeber, unbeschadet dieser Auszüge, doch das Repertorium fortsetzen möge; theils weil er in sein Journal doch nicht alle dahin einschlagende Auffätze wird aufnehmen können, theils weil das Repertorium eine sehr nützliche und interessante Uebersicht aller neuen Entdeckungen giebt. — Unter den zuletzt folgenden Briefen an den Herausgeber findet sich auch einer von Hn. *Juch*, in welchem behauptet wird, dass auch durch den kleinsten Zusatz eines andern Metalls, z. B. Wismuth, Bley, Zinn oder Zinck, zu einer Quecksilbersolution verursacht werde, dass das Quecksilber nicht mit schwarzer Farbe niederfalle. Die Quecksilberauflösung des Hn. *Juch* war gewiss eine warmbereitete, d. i. eine solche, in der das Quecksilber bis zum höchsten Grad oxydirt ist, und aus einer solchen wird das Quecksilber durch Ammoniac immer weiss gefällt, es mag sich allein, oder in Gesellschaft eines andern Metalls in der Auflösung befinden; aus einer kaltbereiteten Auflösung aber, in der das Quecksilber nur sehr wenig oxydirt ist, macht Ammoniac einen schwarzen Niederschlag, es mag ein anderes Metall dabey seyn oder nicht. Diese Erscheinung ist also keinesweges „so bemerkungswürdig und wichtig für „den Praktiker," als Hr. *Juch* glaubt.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Frankfurt a. M., in d. Behrensch. Buchh.: *Almanach zur Beförderung des allgemeinen und häuslichen Glücks*, allen Guten gewidmet für das Jahr 1798. 222 S. Taschenformat. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Düsseldorf, b. Dänzer: *Bergisches Taschenbuch* für 1798. Zur Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von *W. Aschenberg*. 1798. 330 S. Taschenformat.

3) Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Berlinischer Almanach* für 1798, dem Vergnügen geselliger Zirkel gewidmet von *Adolphi*. Mit Musik von *W. F. Schulz*, königl. Kammermusikus. 1798. 186 S. Taschenformat.

Nr. 1. enthält grösstentheils *prosaische Auffätze*, unter andern ein Bruchstück aus einem Roman in Briefen: *die Familie Bergfeld*, und eine andre abgebrochene Erzählung; auch Nachrichten aus der Naturgeschichte, moralische Betrachtungen und Räthsel. Man findet von allem etwas, nur nichts eigenthümliches und ausgezeichnetes. Am interessantesten ist *das Mädchen aus der Vendee*. Wenn dieser Almanach die allgemeine Glückseligkeit nicht mehr wie andere befördert; so kann er doch eben so gut zur allgemeinen Unterhaltung beytragen. Einige wenige sogenannte Gedichte krönen das Ende. Als *letzter* Anhang ist ein französischer Kalender und die *Declaration des droits de l'homme*, vermuthlich um der nahen Nachbarschaft willen, angebunden. Die Kupfer in punctirter Manier sind merkwürdig falsch gezeichnet, und gleichen sowohl in der Erfindung als dem Mechanischen der Ausführung den ersten Uebungen eines Anfangers.

Nr. 2. hat mehrere und bessere Kupfer: sie stellen Scenen aus Ifflands Advocaten vor; man sieht wohl, der Künstler hat sich Chodowiecki zum Vorbilde gewählt, und besitzt wirklich etwas von der Gabe dieses Meisters, in kleine Figürchen Charakter zu legen; nur ist ihm noch eine festere Hand zu wünschen, damit das Detail nicht kleinlich gerathe, und die Figuren mit weniger dürftigen Gliedmasen versehen werden als sie hier mitunter haben. Was den sonstigen Inhalt betrifft, so ist er fast allein auf ein locales Interesse berechnet, wiewohl er, einige Auffätze: *über Fabriken und Handlung des Herzogthums Berg, die Familie der Selbstmörder* u. s. w. ausgenommen, poetisch ist; das heisst, allerley wohlklingende Worte in Reih und Gliedern aufstellt. Man muss die Samm-

lung als gesellige Unterhaltung eines kleineren Kreises betrachten: der Herausgeber weist zum Glücke selbst einen sehr bescheidenen Standpunkt für ihr etwaniges Verdienst an. Schwerlich wird sich einer der darin enthaltenen, bis jetzt noch unberühmten, Namen bekannter machen, als es durch dieses Taschenbuch geschehen kann; und die Stücke mit bekannten Namen: *Jacobi*, *Kosegarten*, *Starke*, unterzeichnet, werden dem Ruhme ihrer Verfasser nichts zusetzen.

Für das Geschenk Nr. 3. haben sich die geselligen Zirkel in Berlin nicht sehr zu bedanken, indem es die äusserste Armuth bey ihnen voraussetzt. Es enthält *gesellschaftliche Spiele*, die so ungefähr im Geiste von Küchenrecepten abgefasst sind; besonders kommen dabey sehr gemeine Fragen und Antworten vor. Dann folgen *Nativitäten*, *Denkmale für Stammbücher*, *Trinksprüche*, *Gesänge*. Die drey letzten Artikel sind, wie es sich versteht, ausgeschrieben, und mehrentheils mit platter Auswahl. Verliert sich einmal etwas gutes unter diese Reihe; so scheint es doch gleichsam in solcher Nachbarschaft seiner Natur verlustig zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Bamberg*, b. Dederich: *Rechtliche Untersuchung der Frage: Kann eine mit Einwilligung aller Interessenten geschehene Veräusserung eines Fideicommisses oder Stammguts von den nach der Veräusserung gebornen Kindern widerrufen werden?* von *Friedrich von Lohner*, B. R. Licentiaten u. fürstl. bamb. Edelknaben. 1795. 51 S. gr. 8. — Der Vf., der mit dieser Abhandlung zuerst als juristischer Schriftsteller aufgetreten, verdient bey den guten Anlagen, die er verräth, und seiner lobenswerthen Bescheidenheit, zu weitern Versuchen ermuntert zu werden. Auf das Lob, durch diese Bearbeitung die Materie völlig erschöpft zu haben, macht er selbst keinen Anspruch, vielmehr ist seine Absicht hauptsächlich nur gegen *Westphal* gerichtet, der sich besonders der *nondum natorum* annimmt. Im *ersten Abschnitt* S. 1 — 19, wird die Natur und Eigenschaft deutscher Fideicommisse betrachtet. Die Begriffe von Stammgut und Fideicommiss, so wie ihr Verhältniss zu einander, sind §. 1 — 3. so weit wohl richtig, ausser dass sie nicht eigentlich verschiedene Gattungen ausmachen, sondern das letzte bloss diejenige Disposition des Stammvaters ist, welche die nähere Bestimmung über die Stammgüter enthält. Im §. 4. u. 5. werden die Abweichungen des römischen Fideicommisses vom deutschen in Ansehung des rechtlichen Grundes, der Successionsordnung und der rechtlichen Dauer, so wie auch ihre Uebereinstimmungen angegeben. Dass nach S. 13. jeder Successer im Lehn die Allodialerbschaft, mithin auch die Schulden, übernehmen müsse, ist wohl unrichtig ausgedrückt. Dies geht allenfalls nur auf die Söhne, und auch bey diesen ist es bekanntlich noch sehr bestritten. Wenn S. 14. die Dauer des römischen Fideicommisses nach der Nov. 159. c. 2. auf die *vierte* Generation eingeschränkt wird; so ist dabey doch zu bemerken, dass jene Novelle, eigentlich und strenge genommen, wohl schwerlich für glossirt zu halten seyn dürfte. Die S. 16. bey beiden Gattungen statuirte Revocation des veräusserten Fideicommisses muss doch wohl billig auf den Tod des Alienanten eingeschränkt werden, weil vorher noch kein *jus praesens* auf die Fideicommissgüter vorhanden ist.

Der *zweyte* Abschn. S. 19 — 27. beschäftiget sich mit den Rechten des Landesherrn in Ansehung der Aufhebung von Fideicommissen. Und hier nimmt denn der Vf. an, dass 1) der Regent, vermöge des Rechts der Oberaufsicht, alle *künftige* Fideicommisse verbieten könne (Rec. glaubt, dass die Oberaufsicht dem Regenten nur die Veranlassung gebe, auf ein solches Gesetz zu denken, und solches dann, kraft der gesetzgebenden Gewalt, landesverfassungsmässig, allein oder mit Concurrenz der Stände, zu geben); 2) dass es sich eben so mit den schon bestehenden *Fideicommissen* verhalte (mit ständischer Einwilligung dürfte ein solches Gesetz wohl schwerlich zu Stande kommen. Immer aber möchte dasselbe, ohne Einwilligung der Interessenten, wohl nur im Nothfall, wenn Erhaltung des Staats oder Erreichung des Staatszwecks sonst gar nicht denkbar wäre, statt haben); 3) dass aber der Regent nicht ohne allgemeines Gesetz ein *einzelnes* Fideicommiss aufheben könne, ohne ein wohl erworbenes Recht durch einen Machtspruch zu nehmen (ist wohl eben so wie der zweyte Fall zu beurtheilen). Dass ein Gesetz nach S. 33. des Staatsbesten wegen auch auf vergangene Fälle gehe, ist doch wohl an und für sich ein etwas möglicher Satz; das römische Recht erlaubt es nur, wenn es namentlich auf solche ausgedehnt ist. *L. 7. C. de LL.* — Ueberhaupt aber ist der Fall der Frage hier nur, wenn ein Gesetz die bereits bestehenden Fideicommisse aufheben soll, und also jener Satz überall nicht recht passend); 4) dass die freywillige Aufhebung eines Fideicommisses durch Uebereinkunft aller Interessenten die Einwilligung des Regenten ausschliesse.

Der *dritte* Abschn. S. 27 ff. hat die Auflösung der Hauptfrage wegen der Rechte der Nachgebornen bey Veräusserung eines Fideicommisses zum Gegenstande. Die Rede ist hier bloss von dem zur Zeit der Veräusserung noch nicht Empfangenen; und in Ansehung derselben tritt nun der Vf. zwar den Rechtslehrern bey, welche ihnen das Recht, die Veräusserung anzufechten, absprechen, jedoch nicht wegen des Satzes: *nondum natorum nulla sunt jura.* Denn dieser leide dann eine Ausnahme, wenn jemand solchen Nachgebornen schon vor ihrer Geburt Rechte habe geben wollen, welches offenbar nach dem Geist der deutschen Familienfideicommisse der Fall sey mit der Absicht des Stifters. Nach der Natur der Sache und allgemeinen Gründen sey also den Nachgebornen dies Recht nicht abzusprechen, wenn ihnen nicht gesetzliche Gründe entgegenständen. (Rec. scheint hiedurch der vorangeführte Satz doch noch nicht ganz verwerflich gemacht: denn kann man gleich *posthumos* zu Erben einsetzen und ihnen auch andere Rechte schon vor ihrer Geburt geben; so setzt dies doch den Fall ihrer wirklichen Existenz zu einer Zeit, wo diese Rechte noch vorhanden sind, voraus. Dieses kann man aber nicht behaupten, wenn sämmtliche lebende Theilhaber des Fideicommisses zu einer Zeit, wo noch überall keine Hoffnung zu einem Nachgebornen vorhanden war, und sie also allein dabey interessirt sind, sich ihres Rechts bedienen, und dasselbe aufheben. Kommt nun hernach auch wirklich noch ein *Posthumus* zum Vorschein; so heisst es doch: *jura semel legitime exstincta non amplius reviviscunt.* Es existirt jetzt überall kein *jus futurum* mehr in Ansehung seiner, das nun noch durch seine Geburt realisirt werden könnte. Zur Zeit der Veräusserung aber existirte er nach der Voraussetzung noch gar nicht, nicht einmal der Hoffnung nach, und konnte also als *Non-ens* so wenig auf *jura futura* als *praesentia* Anspruch machen.) Die gesetzlichen Gründe nun, woraus der Vf. den Nachgebornen das Recht, die Veräusserung anzufechten, abspricht, sind theils aus der Analogie der Lehngüter, die mit Einwilligung aller lebenden Agnaten und des Lehnsherrn veräussert werden können, theils aus dem deutschen Herkommen; theils aus den gesetzlichen Bestimmungen des römischen Rechts (nicht *L. 2.* sondern *L. 11. C. de fideic.*), welche den Satz: *nondum natorum* etc. zu einer gesetzlichen Wahrheit machen; endlich aus den schädlichen Folgen der entgegengesetzten Behauptung, die freylich unübersehbar seyn würden, genommen. Zuletzt ist noch der *Pütterschen* Behauptung, dass bey einem ausdrücklichen Verbot des Stifters ein Fideicommiss überall nicht veräussert werden könne, ausser wegen Stammschulden, und zwar nach Rec. Meynung, mit guten Gründen, widersprochen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Januar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Murray: *A treatise on the yellow fever, as it appeared in the island of Dominica in the years* 1793. 94. 95. 96.: to which are added observations on the bilious remittent fever, on intermittents, dysentery, and some other Westindia diseases; also the chemical analysis and medical properties of the hot mineral waters in the same Island, by *Jam. Clark*, M. D. — 1797. 168 S. 8.

Wer das sogenannte *gelbe Fieber* auch nur aus den politischen Zeitungen kennet, der wird schon entdeckt haben, dass es eine äusserst gefährliche Krankheit seyn müsse, da z. B. allein zu Philadelphia in einer einzigen Epidemie 4000 Menschen daran gestorben sind. Aber die genauern Nachrichten der Aerzte überzeugen uns in den letzten Jahren noch gewisser von seiner Grösse, und es nimmt in den Annalen der Medicin einen grossen Platz ein. Wir haben die letzte Zeit fast aus jeder westindischen Insel, von Barbados, von Domingo, von Grenada etc. und aus einigen Städten von Amerika, Neuyork, Philadelphia, Beobachtungen darüber, die an Ort und Stelle von Aerzten aufgezeichnet sind. Diese stimmen nun freylich noch nicht alle in der Theorie und Behandlung desselben überein; sie liefern aber doch wenigstens alle das traurige Resultat, dass vom gelben Fieber bis zur Pest nur noch ein Schritt sey. Wenn es gleich eine ursprünglich tropische Krankheit, eine Geburt des heissen Klima's ist, und uns auf dem festen Lande nicht so leicht etwas befürchten lässt; so verdient es doch wegen seiner Tödlichkeit so sehr die Aufmerksamkeit aller Aerzte, als irgend eine andere grosse Krankheit, und es wäre zu wünschen, dass uns Jemand eine Uebersicht, oder das Wichtigste von dem im Auszuge lieferte, was nach *Moultive* und *Hillasy* besonders in den letzten Zeiten *Moseley*, *Chisholm*, *Hosak*, *Rush*, *Trotter* etc. lehrreiches darüber geschrieben haben. Wir wollen hier unterdessen blos aus einem nicht weniger interessanten Werke darüber die Leser damit bekannt machen, dessen Vf. dieses gelbe Fieber auch aus einer grossen Erfahrung kennen gelernt hat. Es äusserte sich auf dieser Insel zuerst im Junius 1793., nahm ab im October, und hörte im November gänzlich auf. Neue Ankömmlinge wurden jedoch auch nachher noch davon befallen. Das Fieber befiel ohne alle Vorboten plötzlich mit Mattigkeit, heftigem Kopfschmerz, besonders an der Stirne und den Augäpfeln, Neigung zum Erbrechen, Druck in der Herzgrube. Die Augen wurden bald darauf roth und empfindlich gegen das Licht. Aufsteigende Hitze nach dem Gesichte und Röthe, auch am Nacken und der Brust. Der volle weiche Puls schlug selten mehr als 90. Kein Durst, keine unreine oder weisse Zunge. Es wurde die ersten 12 Stunden nichts ungewöhnliches als Schleim etc. ausgebrochen, nach 18 oder 24 Stunden aber Galle, die bald darauf dunkelgelb, nachher grün und allmählich dunkler erschien, bis zuletzt sich das schwarze Erbrechen äusserte, gemeiniglich in 48 Stunden, zuweilen später. Wenn ein Nasenbluten nicht vor 48 oder 72 Stunden entstand; so war der Ausgang unglücklich. Alle klagten über Schlaflosigkeit und unangenehme Empfindung in der *regione epigastrica*. Gemeiniglich schien die Leber hart und grösser, und ein Druck in der Gegend verursachte merkliche Schmerzen. Zugleich hartnäckige Verstopfung, wogegen die gewöhnlichen Gaben von Purganzen nichts vermogten. Die Haut gemeiniglich trocken. Dann wurde zuerst, nachdem die aufsteigende Hitze und Röthe sich verlor, der Nacken gelb und bald darauf die Augen. Da das Leben des Kranken allein von der Behandlung in diesem Zeitpunkte abhängt; so ist es von der äussersten Wichtigkeit, auf die angegebenen charakteristischen Zufälle genau zu achten. Im Fortgange der Krankheit war ein heftiges Nasenbluten ein schlimmes Zeichen, so wie ein Irrereden. Von dem *schwarzen Erbrechen* sind gewöhnlich grosse Angst und Unruhe die Vorläufer; man kann es als den fauligten Zeitpunkt des Uebels annehmen. Deutlicher zeigt sich alsdenn das tödliche Schluchzen. Was hier durch das Erbrechen in erstaunend grosser Menge herauskommt, ist niemals Blut, es ähnelt dem Bodensatze von Caffee, und scheint schwarze Galle mit zähem Schleim vermischt zu seyn, oder unter dem Vergrösserungsglase aufgelösetes Blut in Lymphe schwimmend; zuletzt siehet es aus, wie Meconium; die Excremente werden auch schwarz, (merklicher Unterschied von andern Leberkrankheiten!) und haben die Consistenz wie Theer. Ein Verhalten des Urins, oder vielmehr eine gänzlich gestörte Absonderung desselben, (da der Katheter die Blase leer findet) war tödtlich. Wo im zweyten Stadium der Krankheit der wenige Urin die Leinwand gelb färbte, da kamen nicht viele davon. Nachdem die schwarze Materie herausgebrochen war, schien der heftige Schmerz in der Herzgrube sich jedesmal zu verringern; aber es war nur auf kurze Zeit, und beym Trinken kam er wieder, so dass die Kranken nicht einen Augenblick etwas Flüssiges bey sich behalten konnten. Dabey verlor nun

nun der Kranke zuletzt sehr geschwind die Kräfte; der Puls schlug nicht 60 mal in einer Minute, der Nacken und die Extremitäten wurden dann blau. Ueberhaupt dauerte die Krankheit bis in den 5ten, bey einigen bis in den 7ten Tag. Es genasen wenige, die im Anfange des Fiebers einen merklichen Anfall von Frost hatten. Wenn die gelbe Farbe nicht vor dem 4ten oder 5ten Tage erschien; so kam der Kranke gemeiniglich durch. (Also ist auch eine frühere Erscheinung derselben gefährlich?) Der Vf. erinnert sich aus seiner ganzen Erfahrung nur 4 Kranker, welche gerettet wurden, nachdem das schwarze Erbrechen eingetreten war. Niemand wurde zweymal von diesem Fieber befallen. In den Leichen fand man eine grosse Menge jenes schwarzen Stoffs, der vor dem Tode durch Erbrechen herausgebracht wurde. Die Gallenblase und Gallengänge waren mit schwarzer zäher Galle angefüllt; die Leber schien gros und weich, aber sonst eben nicht sehr gelitten zu haben, oder in einem krankhaften Zustande zu seyn. Der Canal der Gedärme war voll schwarzer zäher Materie, von dickerer Consistenz als die im Magen gefundene, dem Theer oder dicken *Meconium* ähnlich. Der unangenehme Leichengeruch der Sterbenden oder Gestorbenen, kam dem Vf. nicht so merklich vor, als bey dem remittirenden Gallenfieber; aber der Körper wurde bald nach dem Tode ganz schwarz. Die Krankheit schien in dieser Insel weder von aussen hereingebracht, noch ansteckend zu seyn. Bey der Cur erinnert der Vf., dass er kein einziges Exempel wisse, wo von den vielen französischen Emigranten einer gerettet worden sey, wenn man ihm eine Ader geöffnet habe. (Wer sich hier an das erinnert, was *Moseley*, *Rush*, *Chisholm* und *Trotter* (*medicin. naut.*) von dem Charakter dieses Fiebers als höchst entzündlich erwähnen, der wird hier und bey *Hosak* einen grossen Widerspruch zu finden glauben; aber er wird dem Rec. bey näherer Untersuchung blos anscheinend, und er nutzet diese Gelegenheit, um beide Parteyen, welche Aderlassen empfehlen und verwerfen, mit einander zu vereinigen. Es scheinet nämlich blos in dem hier von *Clark* angegebenen ersten *Stadio* von Nutzen, in dem weiter gekommenen fauligten Zustande eben so unnütz zu seyn. Wer es unnütz fand, wurde wahrscheinlich zu spät gerufen, und wandte es erst im zweyten Zeitpunkte des Uebels an. Hiermit kommt auch sehr gut überein, was *Clark* selbst versichert, dass das Aderlassen in den ersten 24 Stunden, bey jungen vollblütigen Personen einen glücklichen Erfolg haben könne; — er sey selten so früh gerufen worden.) Von abführenden Mitteln wurden 2 Quentchen Jalappe oft nach und nach gegeben, aber, ob sie gleich der Magen bey sich behielt, ohne Erfolg. Er gab daher Kalomel in grossen Gaben damit vermischt. (Genau mit *Rush*, und dessen *ten and ten* übereinstimmend, ob er gleich bezeugt, keine Schriftsteller darüber gelesen zu haben, und nur seine eigene Erfahrung anzugeben.) Der Kranke musste dabey nur sehr wenig trinken; und dies alles wurde während des ganzen fieberhaften Zustandes fortgesetzt. Ein Zugpflaster, frühe auf die schmerzhafte Gegend gelegt, pflegte gemeiniglich das Erbrechen zu heben. Nachher Antimonialpulver, das mit Kalomel verbunden, weniger das Erbrechen unterhielt, als allein gegeben; — allenfalls auch Opium dabey. In dem weitern Verlaufe des Uebels schienen vegetabilische Säuren besser zu bekommen, als mineralische. Ueberhaupt war Quecksilber die Hauptsache, zumal da die Leber der vornehmste Sitz des Uebels war. Beyläufig erwähnt der Vf. eines idiopathischen *Tetanus*, wo er einmal *ein Pfund* Quecksilbersalbe innerhalb 3 Tagen einreiben liess, das Zahnfleisch wurde davon angegriffen, und 2 Kranke wurden auf diese Art gerettet.

In Absicht der entfernten Ursache des gelben Fiebers bemerkt der Vf., dass man im J. 1793. auf dieser Insel kein Gewitter gehabt habe, ein unerhörter Fall in 20 Jahren. Dies sey jedoch bey der erschrecklichen Hitze, (wo Fahrenheits Thermometer auf der Strasse bis 110 stieg.) wodurch die Atmosphäre so sehr verdorben wird, ein nothwendiges Reinigungsmittel der Natur, und hier müsse man den ersten Grund der Entstehung suchen. Die periodische Wiederkehr in den heissen Monaten bestätige dieses. Die in Westindien so gewöhnlichen entsetzlichen Sturmwinde (*Hurricane*) richten in den Pflanzungen die traurigsten Verwüstungen an; aber gegen dieses Fieber seyen sie das wahre Präservativ. In der Folge könne das Fieber, wenn es gleich nicht im Anfange so sey, durch Zusammenkunft gewisser Umstände, so wie andere Krankheiten, ansteckend werden.

So lehrreich die folgende Nachricht vom *remittirenden Gallenfieber*, besonders die genaue Angabe der Zeichen ist, wodurch dieses sich vom gelben Fieber unterscheidet: so wenig darf hier jetzt davon angezeigt werden, da das gelbe Fieber zu viel Raum weggenommen hat. Die Betrachtung der *Wechselfieber*, der *Ruhr* etc. ist weniger interessant. Bey der schrecklichen trockenen Colik (*dry belly ach*) macht es der Vf. evident, dass sie mit der Malercolik eines Ursprungs sey. Ob der in Westindien so häufige *Kinnbackenkrampf* der Kinder allein vom Holzrauche in den kleinen Hütten der Neger entstehe, weil der Vf. ihn nicht mehr sahe, da er dieses verbesserte; daran werden wohl deutsche Aerzte zweifeln, die ihn so oft ohne allen Rauch entstehen sehen. Die angehängte Untersuchung einer heissen an einem Vulcan entspringenden Schwefelquelle ist den Deutschen sehr entbehrlich.

Berlin, b. Lange: *Die trocknen Knochen des menschlichen Körpers*, zum Gebrauch seiner Zuhörer, und derjenigen, die sich in der Zergliederungskunst üben, auf dem anatomischen Theater in Berlin, von *Johann Gottlieb Walter*, Dr. u. s. w. *Vierte verbesserte Auflage*, mit Kupfern. 1798. 412 S. 8.

Die grosse Frequenz der Zuhörer bey den anatomischen Vorlesungen zu Berlin, wo wenigstens alle Wund-

Wundärzte des Landes zuhören müssen, hat es wohl bewirkt, dass von diesem Buch eine vierte Auflage erscheint. Denn obgleich die Beschreibungen richtig seyn mögen; so ist doch der Stil des Vfs. ermüdend und selbst nicht selten incorrect, wovon selbst der Titel schon einen kleinen Beweis geben kann. Da der Vf. vorzüglich für Wundärzte schreiben musste, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind; so wäre es wohl eine sehr wesentliche und nothwendige Verbesserung gewesen, wenn er in den Perioden selbst die lateinischen Benennungen mit ihren *Casibus* weggelassen und dieselben immer deutsch gegeben, die lateinischen Benennungen aber nur da, wo des Theiles zuerst erwähnt wird, in Klammern beygefügt hätte, wie es nur hin und wieder geschehen ist; denn durch diesen lateinischen *Casus* wird der Vf. seinen meisten Lesern unverständlich, und es ist schrecklich anzuhören, wie solche Wundärzte in der Folge die Latinität verstümmeln und verdrehen. Im Wesentlichen ist eigentlich nichts geändert. Gegen manche seiner Sätze, in Beziehung auf die Knochenerzeugung, liesse sich wohl Vieles einwenden. So z. B. sind die Gründe, oder vielmehr der einzige vom Vf. angegebene Grund (S. 9.), für den Nutzen der äussern Beinhaut, dass sie nämlich dem Wachsthum des Knochens Schranken setze, sehr unzulänglich; denn der an gebrochenen Knochen entstehende Callus ist wohl eher dem grossen Reize an dieser Stelle, als der zerrissenen Beinhaut zuzuschreiben. Wo man die Beinhaut wegnimt, entsteht ja nicht Auswuchs, sondern Abblätterung des Knochens und die Beinhaut des Beckens bey Kindern ist ungleich stärker, als an andern Theilen, welche doch in der Folge sich weit weniger ausdehnen, als das Becken.

Breslau, b. Meyer: *Untersuchung über die medicinische Wirksamkeit der Königs-Chinarinde* (gelbe Rinde), *nebst praktischen Bemerkungen über die Wahl der Rinde überhaupt*, von *John Relph*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Fried. Gotthelf Friese*, ausübendem Arzte in Breslau. 1797. 164 S. 8.

Diese Schrift von *Relph* nebst der von *O'Ryan* über denselben Gegenstand sind schon in den vorigen Jahrgängen angezeigt, so wie auch die bey Maurer erschienene Uebersetzung der ersten, vor welcher die vorliegende durch die Anmerkungen und Zusätze wesentliche Vorzüge erhalten hat. Die Anmerkungen sind meistens literarisch. Von S. 109. an folgen die Zusätze, worin man das Meiste findet, was über dieses Arzneymittel versucht, beobachtet und geurtheilt ist, von Fr. Albr. Ant. Meyer, Hermbstädt, GR. Mayer, einigen Aerzten, die ihre Beobachtungen in *Hufeland's* praktischem Journale mittheilten, von dem Uebersetzer und einigen andern Aerzten in Breslau. Das Urtheil fällt allgemein günstig für diese Art der Rinde aus, da sie in kleinern Gaben schon wirkt, angenehmer zu nehmen ist und den Leib nicht so leicht verstopfen soll, als die andern Arten. — Auch des GR. Mayer Versuche mit den verschiedenen Arten der China, vom todten Fleische die Fäulniss abzuhalten, um hiernach zu bestimmen, welche Art das beste fäulnisswidrige Mittel für den belebten Körper sey, sind hier wieder abgedruckt. In sich selbst führen sie den Beweis der Trüglichkeit dieses Schlusses, da nämlich in Pulvergestalt die rothe China sich wirksamer bewies, als die Königschinarinde, bey dem Decocte es sich hingegen umgekehrt verhielt. Oder sollen wir uns auch hiernach bey der Wahl der verschiedenen Arten zum innerlichen Gebrauche richten?

Lingen, b. Jülicher: *Petri Camperi* summi medici, *dissertationes decem, quibus ab inlustribus Europae, praecipue Galliae, academiis palma adiudicata.* Accedunt eiusdem *de optima agendi vel exspectandi in medicina ratione* liber singularis, et dissertatio *de forcipum indole et actione.* Cum tabulis in aere expressis. Vol. I. 1798. XIV. u. 562 S. 8.

Der durch die Herausgabe von *Campers* kleinen Schriften schon bekannte Herausgeber, *Joh. Friedr. Maur. Herbell*, erfüllt durch diese Sammlung von gekrönten Preisschriften einen längst gehegten Vorsatz des der Wissenschaft viel zu früh durch den Tod entrissenen Vfs., welcher schon den Anfang einer neuen Durchsicht dieser verschiedenen Abhandlungen gemacht hatte, wodurch dieselben bey der anerkannten Thätigkeit und dem immer fortschreitenden Eifer des grossen Mannes unstreitig noch sehr gewonnen haben würden. Indessen verdient der Herausgeber auch so schon um so mehr den Dank des Publikums, da mehrere dieser Abhandlungen noch gar nicht öffentlich im Drucke erschienen sind, und bey den schon ehemals einzeln gedruckten des Vfs. Zusätze und Verbesserungen benutzt worden sind. Uebrigens ist Campers Verdienst so allgemein anerkannt, dass es unnütz wäre, hier auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Rec. begnügt sich daher nur die Gegenstände der verschiedenen Abhandlungen anzuzeigen. I. *De infantum regimine* 1762. geschrieben und schon im Tom. VI. *actor. Societatis doctrinar. Hollandicae* abgedruckt. II. *De emolumentis et optima methodo insitionis variolarum.* 1771. geschrieben und zuerst 1778. zu Gröningen herausgekommen, nebst zwey Kupfertafeln über die allmählichen Veränderungen der Impfstellen; in mancher Hinsicht, zumal für die jetzige Zeitperiode, wichtig. III. *De incommodis ab unguentorum abusu oriundis et de eorum emendationibus in ulcerum curatione*, 1773. geschrieben und im IV. Bande der *Memoirs de l'academie royale de chirurgie de Paris* 1778. abgedruckt. IV. *De theoria et curatione morborum chronicorum pulmonum*, 1775. geschrieben und nie vorher im Drucke erschienen. Diese Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte, wovon der erste eine bündige anatomische Beschreibung der Brust und der zu ihr gehörigen Theile, der zweyte die chronischen, aber auch einige acute Krankheiten, welche

welche meistens die ersten veranlassen, und der dritte die älteren und neueren Mittel begreift, welche gegen diese mannichfaltigen Krankheiten mit mehr oder weniger gutem und schlechtem Erfolge gerühmt worden sind. Diese Abhandlung ist voll von brauchbaren Bemerkungen und Beobachtungen bey Leichenöffnungen. V. in französischer Sprache: *Sur les influences, que l'air par ses diverses qualites peut avoir dans les maladies chirurgicales, et sur les moyens de le rendre salutaire dans leur traitement*, 1775. geschrieben, hier zum erstenmale gedruckt. Der Vf. bemühet sich zu zeigen, dass die Beschaffenheit der Luft auf die Wunden und Geschwüre keinen unmittelbaren Einfluss habe, dass nur grosse Hitze und Kälte auf dieselben auffallender wirke, und dass nur durch den allgemeinen Zustand des Korpers beym Einathmen schlechter Luft eine Wunde leiden könne. VI. *De vera et praecipua causa morborum, inter pecora et armenta epidemice, seu epizootice, grassantium*, 1777. geschrieben und deutsch in dem IV. Th. der *Beschäftigungen der Berliner Gesellschaft* abgedruckt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Meyer: *Erfahrungen und Versuche für Künstler, Fabrikanten und Handwerker*, von *J. F. Hofmann*, der fr. K. M. *Erstes Bändchen*. 1795. 125 S. *Zweytes Bändchen*. 1797. 128 S. 8. (9 gr.)

Im ersten Bändchen finden sich 21 Aufsätze sehr gemischten Inhalts, vorzüglich die Farberey, Bereitung einiger Malerfarben, Kochung der Seifen, betreffend, wovon wir hier nur einige Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände anführen können. Um bey der Schwarzfarberey den immer theurer werdenden Grünspan entbehren zu können, hatte Olegg in England schon vor mehreren Jahren den aus dem Kupfervitriol durch Pottasche niedergeschlagenen Kupferkalk empfohlen; unser Vf. glaubt, dass Pottasche in kleinen Portionen, nach und nach zur schwarzen Farbenbrühe zugesetzt, dieselben Dienste leisten würde. Versuche im Kleinen haben Rec. gezeigt, dass dieser Vorschlag wohl anwendbar seyn könne; nur hat er auch gefunden, dass der kleinste Zusatz von mehr Pottasche als nöthig ist, um die in der Färbebrühe vorhandene freye, die Färbetheile aufgelöset haltende Schwefelsäure zu sattigen, die schwarze Farbe in röthlich braun verändert. — Um bey der Berlinerblaufabrikation durch den ungesättigten Theil der Blutlauge keinen gelben Eisenkalk niederzuschlagen, oder im entgegengesetzten Fall nichts von derselben unbenutzt zu lassen, soll man mit der angefertigten Blutlauge zuerst eine Alaunauflösung fallen, die überstehende Flüssigkeit in die Vitriolauflösung giessen, und beide Niederschlage mit einander vermischen. Diese Methode ist gut, und soll wirklich in einigen Fabriken schon benutzt werden. — Zinkkalk anstatt Bleyweiss zur Oelmalerey zu brauchen, ist schon mehrmals angerathen worden; die grössere Kostbarkeit dieser Substanz dürfte indessen schwerlich erlauben, allgemeinen Gebrauch davon zu machen, besonders da man den Niederschlag aus dem käuflichen weissen Vitriol, des ihm eingemischten Eisens wegen, wie der Vf. selbst erinnert, nicht anwenden kann. Durch Kalkwasser aus dem Alaun niedergeschlagene Alaunerde zur Wassermalerey zu brauchen, möchte wohl nicht zweckmässig seyn. — Eisen und Stahlwaaren mit einer Auflösung des Goldes in Aether zu vergolden, wird schwerlich anwendbar seyn, da ein solcher Ueberzug nicht festhält; man hat ja überdies weit bessere Methoden. — Der Vorschlag (S. 81.) statt des geschlemmten Sandes, sich der aus der Kieselfeuchtigkeit niedergeschlagenen feinen Erde, zum Glasschleifen zu bedienen, verdient eine nähere Prüfung. Die Vorschriften zur schwarzen Dinte, die gewiss zu wenig Eisenvitriol enthält, da man gegen 4 Loth Galläpfel nur 1 Loth Eisenvitriol nehmen soll; die Bereitung des Konigswassers, der Zinnauflösung, des Aethers und des rectificirten Weingeistes, sind doch zu bekannte Sachen. — Der Auszug aus dem *Bericht der Hrn. Darcet, Lelievre und Pelutier über die Verfertigung der Seife*, hätte etwas mehr dem Bedürfniss deutscher Seifenfabrikanten angepasst werden müssen, und dabey hätte sich noch manches Nützliche über diesen, für das menschliche Leben so wichtigen Gegenstand sagen lassen. Unverständlich ist es, wenn der Vf. (S. 100.) sagt: die Lauge muss 18 — 25 Grad haben, oder S. 120.: eine Lauge, die an der Waage (?) 10 Grad angiebt; das dabey gesetzte Wort: Loth, erläutert die Sache keinesweges. In dem französischen, diesen Gegenstand betreffenden Aufsatz im *Journal des arts et manufactures*, steht: *cette premiere lessive donne au pese-liqueur 18 à 25 degrés.* Vermuthlich haben also die Seifensieder dort einen bestimmten Aräometer, auf den die Vff. sich nur beziehen durften; aber das ist in Deutschland der Fall nicht. Auch die französischen Chemisten sagen in jenem Aufsatze: dass man der alicantischen Soda keinen Kalk zuzusetzen nöthig habe, wenn man eine flüssige Seife zum häuslichen Gebrauch machen wolle, aber Rec. kann auch ihnen nicht beypflichten.

Das ganze zweyte Bändchen füllt die Uebersetzung *der Abhandlung des französischen Artilleriehauptmann Tronchon de Coudray, über die beste Verfahrungsart den Salpeter zu raffiniren, und ein vollkommenes Schiesspulver daraus zu verfertigen*, an, die für unsere Zeiten gar kein Interesse mehr hat, da wir über diesen Gegenstand jetzt bessere und neue Schriften besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Januar 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Efslinger: *Entwurf eines ganz neuen Gefetzbuchs für vollkommnere bürgerliche Gerechtigkeitspflege.* Preisfchrift für die Republik Bern. Dem deutfchen Vaterlande gewidmet von *Johann Chriftian Ludwig Frefenius,* Landgräflich Heffen - Homburgifchem Geheimen (in) Rathe, und der Kaffelfchen Gefellfchaft des Ackerbaues und der Künfte Mitgliede. 1797. 136 S. 8. (14 gr.)

Der durch mehrere Schriften fchon längft vortheilhaft bekannte Vf. zeigt fich auch hier wieder als einen fcharffinnigen, gelehrten, und befonders auch mit dem Procefsgange vertraut bekannten Mann. Schon 1793 fchickte er diefen Entwurf nach Bern ein; dort aber verzögerte fich die Entfcheidung über den Werth der eingegangenen Preisfchriften lange, und dadurch erhielt derfelbe Gelegenheit, noch manche Zufätze zu machen. Hier übergiebt er nun den ganzen Plan, wie er nach wiederholter Feile aus feiner Feder ging, dem deutfchen Vaterlande, und wünfcht, dafs er doch wenigftens hier und da Gutes ftiften möge. — — Unftreitig enthält er viele zweckmäfsige Vorfchläge, und verdient bey Entwerfung einer neuen Procefsordnung nach jeder Hinficht die ernftlichfte Prüfung und alle Rückficht. Nur ift, nach Rec. Einficht, aus Streben nach Vereinfachung der Zufchnitt faft durchaus zu fcharf ausgefallen, und dem Richter befonders wird auf der einen Seite ein zu grofser Wirkungskreis eingeräumt, auf der andern Seite aber zu viele Verantwortlichkeit aufgelegt, fo dafs, wenn der vorgezeichnete Plan durchaus befolgt werden follte, die Richterftellen nothwendig nur mit Männern von den ausgezeichnetften Kenntniffen, einer unermüdeten Thätigkeit und unbeftechlichen Redlichkeit befetzt feyn müfsten. Eine Vorausfetzung, die in diefer fublunarifchen Welt dem Plane einer neuen Gefetzgebung nie untergelegt werden darf, indem fie, den wefentlichften Staatszwecken entgegen, den Bürger bey Verfolgung feiner Rechte fo leicht den gröfsten Gefahren blofs ftellen kann. — — Auch involviren die hier auf die Verfäumniffe der Parteyen feftgefetzten Folgen und Strafen faft durchaus Präjudicien in Anfehung der Hauptfache; eine Anftalt, die in diefer Allgemeinheit immer überaus bedenklich bleibt, da nicht nur auf diefe Weife die der Rechte unkundigen Perfonen ihre eigene, oder auch die Unwiffenheit ihrer Beyftände nicht felten übermäfsig hart büfsen müffen, fondern da auch hierdurch ein und daffelbe Verfehen bald einen unbedeutenden Nachtheil, bald aber den Verluft, wo nicht des ganzen, doch eines grofsen Theils des zeitlichen Vermögens eines Menfchen zur Folge hat. — — Aufser diefen allgemeinen Bemerkungen find dem Rec. bey dem Detail noch mancherley Erinnerungen und Zweifel aufgeftofsen, von denen er noch einige nun bey der Anzeige des Inhalts einfchalten will.

Erftes Hauptftück. Von dem Richter, vor welchem Rechtsftreite zu verhandeln find, und von deffen Zuftändigkeit. Nur der Gerichtsftand des Wohnortes des Beklagten, und der Gerichtsftand der gelegenen Sache foll gelten; entfteht Zweifel über die Zuftändigkeit eines Richters; fo foll Bericht an den Oberrichter erftattet werden, und diefer foll entfcheiden; jeder Richter endlich, der eine nicht vor feine Gerichtsbarkeit gehörige Rechtsfache bis zum Urtheil vor fich behandeln läfst, foll dem Kläger und Beklagten allen dadurch erwachfenen Schaden nebft allen gehabten Koften aus feinem Vermögen erftatten. — — Freylich ein fehr durchgreifender Vorfchlag; allein auf welche unendliche Schwierigkeiten würde man bey der Ausführung, befonders in Deutfchland, ftofsen! *Zweytes Hauptftück. Von den vor Gericht ftreitenden und handelnden Perfonen, auch von Bevollmächtigungen.* Hier ift viel Gutes über die Legitimation zur Sache und zum Procefs, desgleichen über die Bevollmächtigung, und über die Reaffumtion der Proceffe gefagt, aber auch viel Unbeftimmtes aufgenommen, das nothwendig die Quelle der verwickeltften Streitigkeiten werden müfste. Z. B. im §. 28. heifst es: „würde eine Perfon, welche Vollmachten von ftreitenden Perfonen in gerichtlichen Rechtsfachen hat, dergeftalt krank, dafs fie folche Gefchäfte zu beforgen aufser Stand ift; fo foll fie felbft, oder es follen *ihre in ihrer Nähe fich befindenden,* dereinft Anfpruch machen wollenden *Erben* und *nächften Verwandten!*, oder auch, wenn Erben und Verwandte nicht in der Nähe wären, *deren Nachbarn(!!)*, es den Gerichten alsbald anzeigen; oder aber die kranke Perfon, oder deren Erben und nächften Verwandten, oder deren Nachbarn, follen für alle durch der kranken Perfon Aufsenbleiben im Proceffe entftehende Schäden und Koften in den Rechtsftreiten, welche ihr aufgetragen waren, den ftreitenden Theilen haften." — Ferner §. 29. „Würde ein Bevollmächtigter Etwas in einem Rechtsftreite verfäumen, wodurch der ftreitenden Perfon, welche ihm Vollmacht ertheilt hatte, ein Schaden und Nachtheil zuwüchfe; fo foll er ihr den Schaden und Nach-

Nachtheil aus seinem Vermögen ersetzen, und hätte er kein Vermögen; so soll er in keinem Gerichte mehr als Bevollmächtigter zugelassen, auch überdies am Leibe gestraft werden." *Drittes Hauptstück. Von dem gerichtlichen Verfahren in erster Instanz bey förmlichen Rechtsstreiten. Erster Abschnitt. Von der Gestalt und Form der gerichtlichen Handlungen überhaupt.* In der ersten Instanz soll der Regel nach blofs mündlich vor Gericht verfahren werden; bringt jedoch ein streitender Theil seine Klage schriftlich ein; so ist dies zwar zuläfsig, allein dem Richter steht doch frey, wenn er die Klage nicht zweckmäfsig eingerichtet findet, den Kläger noch aufser der Klage zu Protokoll zu vernehmen, und dieses Protokoll nebst der schriftlichen Klage dem Beklagten mitzutheilen. Eben dieses findet sodann auch in Ansehung der Verantwortung des letzten, und bey der Replik und Duplik statt. Welch ein Spielraum für den Richter! *Zweyter Abschnitt. Von der Klage und der Vorladung des Beklagten, von der Insinuation, und von Terminen und Fristen, auch von Sicherheitsleistung wegen des Rechtsstreits.* Die Termine sollen nicht mehr als acht, höchstens vierzehn Tage Zeit in sich begreifen; nur einmal darf der Richter Fristverlängerung ertheilen, und jeder Fristbittende mufs in der Bitte sagen, wie lange er Frist bitte, und in dieser mufs er, bey Verlust seiner Handlung, diese einbringen, selbst wenn der Richter keine Resolution über die Frist ertheilt hätte. *Dritter Abschnitt. Von des Beklagten Antwort und Einwendungen auf die Klage. Vierter Abschnitt. Von dem weiteren Verfahren der streitenden Theile nach der Klage und des Beklagten Antwort. Fünfter Abschnitt. Von der streitenden Theile ungehorsamlichem Aufsenbleiben.* Die auf dieses gesetzte Folgen präjudiciren durchaus der Hauptsache. *Sechster Abschnitt. Von dem Beweise in Rechtsstreiten vor Gericht.* Ein vorzüglich sorgfältig bearbeiteter Theil dieses Entwurfs; nur sind auch hier die Anordnungen theils zu strenge, theils ist dem Richter übergrofse Gewalt beygelegt. Z. B. gleich §. 74. heifst es:" der Kläger soll alle schriftliche Urkunden und Beweise, oder was deren Kraft hat, welche er in dem Rechtsstreite zu brauchen gedächte, zugleich mit der Klage im Gerichte einreichen, und es sollen solche, welche nicht mit der Klage eingereicht wurden, gar nicht weiter vor Gericht vorgebracht werden. Eben dieses soll in Ansehung der von dem Beklagten einzureichenden Documente statt finden; indem auch diese gleich in dem ersten Termine mit der Exceptionsschrift übergeben werden sollen. — Ueberhaupt aber ist hier der grofse Fehler begangen, dafs den Parteyen bey Führung der Beweise zu freye Hände gelassen, und die Richter nicht angewiesen werden, den Beweissatz jedesmal genau zu bestimmen. — Auf der andern Seite hingegen ist es z. B. hart und für die Parteyen gefährlich, dafs nach vollführtem Zeugenverhör gar kein Verfahren der streitenden Theile mehr statt finden, sondern der Richter sogleich das Urtheil fällen soll. *Siebenter Abschnitt. Vom richterlichen Urtheile, und von der Rechtskraft der Urtheile.* Gegen die Urtheile des Richters erster Instanz soll kein anderes Rechtsmittel als die Appellation statt finden. *Achter Abschnitt. Von Vollstreckung des Urtheils. Viertes Hauptstück. Vom gerichtlichen Verfahren in besonders geeigenschafteten Rechtssachen. Erster Abschnitt. Vom gütlichen Vergleiche.* Diesen will der Vf. durchaus erst dann versucht wissen, wenn bereits in der Sache bis zum Urtheile von den Parteyen verfahren ist. *Zweyter Abschnitt. Von richterlichen Geboten und Verboten.* Diesen soll der Beklagte ohne alle Widerrede Gehorsam leisten, nachher aber seine Einwendungen vorbringen können. Wie hart und gefährlich! *Dritter Abschnitt. Von dem Beweise zum ewigen Andenken der Sachen. Vierter Abschnitt. Von Haufung mehrerer Klagen und deren Verwandschaft und Zusammenhang.* Klagenhäufung soll nie statt finden; es wäre denn, dafs mehrere Foderungen aus einem und demselben Grunde herrührten. *Fünfter Abschnitt. Von der Zwischenklage.* Diese soll stets ganz abgesondert von der Hauptsache behandelt werden. Offenbar hat also der Vf. die verschiedenen Arten der Intervention nicht sorgfältig genug unterschieden. *Sechster Abschnitt. Von der Auffoderung zum Beystehen im Rechtsstreite. Siebenter Abschnitt. Von der Wiederklage. Achter Abschnitt. Von der Schätzung des Werthes solcher streitigen Dinge, deren Geld-Quantum nicht von selbst bestimmt ist. Neunter Abschnitt. Von Hinterlegung einer Sache im Gerichte. Zehnter Abschnitt. Vom gerichtlichen Verfahren beym Concurse der Gläubiger über eines Verschuldeten Vermögen.* Ist viel zu kurz und unvollständig. *Fünftes Hauptstück. Vom gerichtlichen Verfahren in zweyter Instanz.* Ist aus guten Gründen überaus simplificirt. *Sechstes Hauptstück. Vom gerichtlichen Verfahren in dritter Instanz.* Eine dritte Instanz, meynt der Vf., könne ohne Verletzung der Menschenrechte nicht abgeschnitten werden. *Siebentes Hauptstück. Von den Rechtsmitteln gegen die Urtheile der dritten Instanz, oder von der Revision.* Dafs der Vf. auch dieser noch statt geben mochte! *Achtes Hauptstück. Von a) den statt Wiederaufhebung rechtskräftiger Urtheile gültigen Mitteln, auch b) von der Hülfe, so streitenden Theilen, welche ganz ohne ihr Verschulden Termine und Fristen versäumten, angedeihen kann.* Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen neu aufgefundener Beweise soll eben so wenig, als eine Syndicatsklage mit der Wirkung statt finden, dafs ein rechtskräftiges Urtheil wieder aufgehoben würde, sondern in den dahin geeigneten Fällen soll nur eine Klage auf Entschädigung dem Betheiligten zukommen!!! *Neuntes Hauptstück. Von aufserordentlichen Fällen in Rücksicht einer Rechtsverzögerung, auch Parteylichkeit bey richterlichen Personen, und vom Verfahren der Partien in solchen. Zehntes Hauptstück. Vom Armenrechte.* Endlich: *Entwurf einer gesetzlich vorzuschreibenden Form für gerichtliche Vorträge der Referenten in bür-*

bürgerlichen Rechtssachen. Dieser steht schon, aber unrichtig abgedruckt, im Mayheft 1794 der staatswissenschaftlichen und juristischen Literatur. — —

Halle, b. Hendel: *Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts* von *C. A. Grundler* b. R. D. ordentl. öffentl. Lehrer der Rechte auf der kön. preuss. Universität in Erlangen. 1799. 242 S. 8. (18 gr.)

Schon die angeführte Seitenzahl beweiset, dass hier keine ausführliche Darstellung des peinlichen Rechts zu suchen sey, obgleich die erste Seite den Titel führt: *System des peinlichen Rechts;* so ist doch diese Schrift nicht als ein System, sondern als Compendium zu betrachten, und als solches verdient das Werk im Ganzen Beyfall. Der Vf. hat die neuern Grundsätze des peinlichen Rechts in guter Ordnung kurz und deutlich vorgetragen, und einige Puncte ausgenommen, die Rec. näher angeben wird, hält er die Meynungen des Vf. für richtig. Auch hat der Vf. die neuern Schriften über das Criminalrecht benutzt, nur mit dem Unterschiede, dass die erste Hälfte dieser Schrift vor zwey Jahren schon gedruckt ward, also darin die neueste Literatur nicht angeführt und benutzt werden konnte, was aber in der zweyten Hälfte geschehen ist. Die Eintheilung des Werks ist die gewöhnliche in die allgemeinen Grundsätze des peinlichen Rechts, die Lehre von Verbrechen und Strafen insbesondere und den Process. Bey den Staatsverbrechen hat der Vf. eine gute Eintheilung gewählt in gemeine, die von allen Unterthanen, und besondere, die von den Dienern des Staats durch Uebertretung ihrer Amtspflichten begangen werden. Die Verbrechen gegen Einzelne heisst der Vf. Bürgerverbrechen, und theilt sie in eigentliche, wenn sie die natürlichen Zwangsrechte verletzen, und uneigentliche, wenn sie Störungen der zur Mehrung der Vollkommenheiten des Staats getroffenen Anstalten sind, und nach Art der Verbrechen bestraft werden. Warum aber der Vf. zur letzten Classe die Verfälschungen und die Unterschlagung der Privatgüter zählt, sieht Rec. nicht ein. Diese sind ja unmittelbare Verletzungen des natürlichen Zwangsrechts des Eigenthums; sie gehören eben so gut, als der Diebstal, zu den eigentlichen Verbrechen. Nächst dem ist in verschiedenen Puncten Rec. anderer Meynung als der Vf. §. 13. scheint die Stufenfolge der Rechte, die bey Entscheidung eines peinlichen Falls vorkommen können, nicht vollständig angegeben zu seyn, weil von den speciellen Rechten gewisser Stände, wie auch den Gesetzen einer einzelnen Provinz und eines einzelnen deutschen Landes keine Meldung vorkommt. Bey der Literatur des englichen peinlichen Rechts §. 18. hätte *Blackstone's* bekanntes Werk einen Platz verdient. Der Vf. des peinlichen Rechts nach den neusten Grundsätzen heisst nicht *Reder,* sondern *von Reiter.* Es lässt sich nicht erweisen, was §. 24. gesagt wird, dass Maximilian I. dem Reichstage einen Entwurf zu einer P. G. O. vorgelegt habe. §. 39. wird peinliches Gesetz dasjenige genannt, wodurch die natürlichen Zwangsrechte gegen unmittelbare Verletzungen gesichert werden, und gleichwohl rechnet der Vf. §. 74. zu den eigentlichen Verbrechen auch jene, wodurch die natürlichen Rechte mittelbar verletzt werden. Diesem nach wäre also der Begriff eines peinlichen Gesetzes zu eng. Mit dem Begriffe von *culpa* §. 88. ist Rec. nicht einverstanden. Es heisst: sie sey die Bestimmung zu der Handlung mit dem Bewusstseyn, dass aus derselben eine andere, dessen wahrscheinliche mögliche Folgen in einem Strafgesetz verboten sind, entstehen könne. Diese Definition passt eben so gut auf den *dolus eventualis.* §. 97. wird gesagt: je grösser die Triebfedern zur Handlung sind, desto mehr ist sie zuzurechnen. Rec. glaubt das Gegentheil: denn je grösser die Triebfedern sind, destomehr wird die Seele zur Handlung fortgerissen, desto geringer ist die Freyheit und Willkür. Die Regeln von Auslegung der Strafgesetze sind §. 135. nicht ganz vollständig vorgetragen: z. B. von der einschränkenden Auslegung kommt kein Wort vor. Der Begriff von Hochverrath §. 161. sondert diesen nicht genug vom Majestätsverbrechen ab. Der Hochverrath ist, nach dem Vf.: jede feindliche unmittelbare Handlung eines Staatsbürgers gegen das gesetzliche Oberhaupt der Gesellschaft oder die ganze Gesellschaft. §. 180. wird öffentliche Gewalt die unmittelbare Störung der Sicherheit des Staats durch eine Thathandlung genannt. Nach diesem Begriffe gehörte eine grosse Menge von Verbrechen zur öffentlichen Gewalt, weil diese Merkmale bey sehr vielen Missethaten eintreten. §. 205. wird der *Peculat* und das *crimen de residuis* nicht von einander abgesondert. Wie kann der Vf. beweisen, was er §. 212. sagt: dass der *ambitus* und die *Simonie* in unserm Zeitalter aufgehört haben Verbrechen zu seyn? Eben so wenig wird der Vf. ein allgemeines Gesetz aufzeigen können, welches denjenigen als Todschläger behandelt, der den Andern nicht aus einer Todesgefahr rettet, was er hätte thun können. §. 224. — Es ist gewiss zu allgemein §. 228. behauptet: dass der Thatbestand des Todschlags nie gewiss sey, wenn die Besichtigung des Leichnams nicht geschah. Ist es denn ganz unmöglich, den Todschlag durch andere Beweise zu erhärten? §. 274. wird gesagt: der Schwängerer, welcher den Kindermord mit verübt hat, sey theils als Vatermörder (wird heissen sollen: Kindsmörder), theils als einfacher Todschläger zu bestrafen. Rec. sieht nicht ein, wie der Schwängerer theils mit der Strafe des Mords, theils des Todschlags könne bestraft werden; sondern es muss, wie Rec. glaubt, allein die Strafe des Mords eintreten, wenn die Vaterschaft des Schwängerers gewiss ist. Die Beraubung der Grabmähler und Leichen wird nicht als Diebstal behandelt, wie §. 319 b. behauptet wird, weil die Erfodernisse des Diebstals hier nicht eintreten. Es ist nicht allgemein richtig, dass der Richter bey dem Hausdiebstale nicht *ex officio* untersuchen könne, wie es §. 320. gesagt wird, sondern dies gilt nur vom Diebstale unter Eheleuten; der Hausdiebstal wird vielmehr nach verschiedenen Gesetzen schwe-

schwerer als der gewöhnliche bestraft. Die Blutschande §. 381. ist nicht allein die Ehe unter Verwandten in verbotenen Graden, sondern auch die aussereheliche fleischliche Vermischung. Die Urphede §. 435. ist nicht allein der Eid, dass man sich nicht thätlich rächen, sondern auch dass man nicht in das Land zurückkehren wolle, aus dem man verwiesen ist. — Endlich ist zu bedauern, dass man durch das ganze Werk auf eine so grosse Menge von Druckfehlern stösst.

Nürnberg, in der Steinisch. Buchh.: *Carl Heller, Reichsedler von Hellersperg*, B. R. Doctor, Professor der deutschen Alterthümer und Reichsgeschichte etc. zu München, *über die Verhaltnisse zwischen Gerichtsbarkeit und Scharrwerken in Bayern*, aus der Landesverfassung und den Gesetzen abgezogen und mit Urkunden begleitet. 1798. 144 S. 8.

Da der Name *Scharrwerk* in keiner andern Provinz, als in Bayern, herkömmlich und in dem übrigen Deutschland wenig bekannt ist; so würde es gar nicht überflüssig gewesen seyn, wenn der Vf. dieser sonst sehr gründlichen Schrift einen richtigen Begriff davon vorausgeschickt hätte. Es sind nichts als Frohndienste oder Arbeiten, welche die Unterthanen auf dem Lande sowohl ihrem Landes- als auch ihrem Vogtey- Erb- und Gerichtsherrn zu leisten verbunden sind. Die in dem Münchner Intelligenzblatte v. J. 1797. Nr. 41. aufgestellte Frage: „War in Bayern die Scharr„werk ein *Effectus jurisdictionis bassae?*" gab dem Vf. Anlass, diesen verworrenen Gegenstand einer Untersuchung zu würdigen, und den bisher angenommenen Satz: „Niedergerichtsbarkeit sey das alleinige Rechtsprincip der Scharrwerk" aus Erfahrungen, Urkunden und selbst aus den Landesgesetzen, mit guten Gründen zu widerlegen. Er entwickelt zuförderst die verschiedenen Scharrwerksarten nach ihrer Entstehungsgeschichte, und theilet selbige in *vier* Hauptgattungen ein. I. *Die Grundherrliche Scharrwerk*, die sich bloss auf einen Vertrag zwischen dem Grundherrn und dem Baumann gründet. II. Die *leibherrliche Scharrwerk* entstand aus der Leibeigenschaft; III. Die *Vogteyscharrwerk* hat ihren Ursprung theils von den Gerechtsamen der ehemaligen Kloster-Vögte, theils davon, dass Freye oder auch Leibeigene sich selbst unter den Schutz eines Mächtigen begeben haben. Keine von diesen drey Scharrwerksarten, welche in Hinsicht der ehemaligen politischen Verfassung in Bayern, aus urkundlichen Nachrichten erläutert werden, war mit der heutigen Gerichtsbarkeit verbunden; noch weniger sind sie eine Folge davon gewesen. Am längsten verweilt der Vf. bey der Beschreibung der IVten Gattung, die er mit dem Namen der *landgerichtischen Scharrwerken* beleget. Im mittlern Zeitalter gab es in Bayern beynahe eben so viele Landesherrn, als es heutzutage Landgerichte giebt, welche in jenen Zeiten lauter unmittelbare Graffschaften ausmachten. Die Grafen hatten, als Landesherrn, von allen, in ihrem Comitat befindlichen, Bauern, verschiedene hier bemerkte, Naturaldienste zu fodern, die zur Vertheidigung des Landes und zur Erhaltung des allgemeinen Wohls abzweckten. Als die Bayerischen Herzoge jene Graffschaften erlangten und darin Landesherrn wurden; so erhielten sie nunmehr, vermöge der Landgerichtsgerechtsame, auch das Recht, die sogenannten *Bruch-* und *Burgfrohnen* zu fodern. Der Vf. verwirft die bisherige, nicht zweckmässig bestimmte Eintheilung dieser Frohnen und bringt sie unter folgende zwey Classen, als: 1) *Landeswehrescharrwerke*, die zur Unterhaltung des allgemeinen Wohls abzielen. Dahin gehören: die Landesfolge, Vorspann, das Rüst- und Heerwägenstellen, die Landwehre sowohl gegen Menschen als wilde Thiere, und der Strassen- und Brückenbau. 2) *Die Landgerichtischen Pflegscharrwerke*, welche zur Befestigung der Landesherrlichen Burgen und zur Befriedigung aller ökonomischen Bedürfnisse des Landesherrn bestimmt waren. Von dieser letzten Gattung der Scharrwerke liefert der Vf. theils in Ansehung ihrer Befreyung, theils in Absicht der Ertheilung dieses Rechts an adeliche Vogtherrn, ausführliche und auf die dortige Landesverfassung gegründete Nachrichten, und ziehet daraus das allgemeine Resultat: dass die landgerichtische Pflegscharrwerke keine nothwendige, aus der Natur der Niedergerichtsbarkeit fliessende, Folge sey, mithin diese nicht als der Rechtsgrund der erstern angesehen werden könne. In dieser, für die Geschichte und Verfassung des bayerischen Scharrwerksrechts, brauchbaren Abhandlung giebt Hr. *v. H.* zuletzt noch einige Regeln an, die man bey Processen über diese Materie beobachten müsse, wobey er sich zugleich bemühet, die Angabe derjenigen Rechtslehrer zu widerlegen, die mit dem Worte *Vogtey* auch zugleich den Begriff der *Gerichtsbarkeit* verbunden haben.

* * *

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs*, von Geh. Justizrath *Pütter*. 1 Th. bis 1558. 3te unveränderte Auflage. 1798. 460 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1786. Nr. 248.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Januar 1799.

PHYSIK.

Leipzig, in d. Weygandsch. Buchh.: *Physische Ketzereyen*, oder Versuche eine leichtere und einfachere Erklärungsart in die Naturlehre einzuführen, von *Johann Georg Gottlieb Rüdigern*, Probst der Prälatur Deutleben und Oberprediger zu Wettin im Magdeburgischen. 1799. 128 S. 8. (8 gr.)

Der Vf., der in dieser Schrift wirklich viele physisch-mathematische Kenntnisse mit nicht geringer Belesenheit zeigt, hat hier ein ziemliches Wagstück begonnen, ist auch deshalb nicht wenig verlegen; doch sucht er den Grund davon nicht in sich und seiner misslichen Sache, sondern in der leidenschaftlichen Vorliebe des Publicums für gewisse Lieblingsmeynungen. Es kommt ihm vor, als dürfe man jetzt in der Naturlehre nur als Phlogistiker oder Antiphlogistiker, so wie in der Weltweisheit als Kantianer oder Nichtkantianer, das Wort nehmen. — Von dieser Seite hat er aber wohl am wenigsten zu fürchten. Sein erster Versuch betrifft die *anziehende Kraft*, die er gar gern als allgemeine Erklärungsart in die Physik einführen möchte; auch nimmt er die Wirkung in die Ferne (*actio in distans*) sehr in Schutz. Es ist, nach seiner Meynung, viel Verwirrung unter andern dadurch in die Physik gekommen, dass man mathematische Begriffe dahin übergetragen hat, z. B. den Begriff der *Berührung*. Im mathematischen Sinne berühren sich ein paar Dinge, wenn sie einen Punkt gemein haben; in der Physik kann dies nie der Fall seyn, da bleiben immer die sich berührenden Dinge *noch in einer Entfernung von einander, sey sie auch noch so klein: ist aber dies*; so kommt es denn bey dieser Entfernung auf gross und klein auch nicht weiter an, und man muss deshalb eben sowohl zugeben, dass der *Stoss*, als dass der *Zug* durch eine Wirkung in die Ferne geschehe. Was nun aber die Physik alles dadurch gewinnen soll, dass die anziehende Kraft allgemein in ihr eingeführt wird, das hat er hier noch nicht gezeigt, sondern hofft vor der Hand bloss, dass es der Attraction noch gelingen werde, alle Versuche und Beobachtungen der Chemiker auf allgemeine Regeln und ein einfaches Gesetz zu bringen, sobald man ihr nur gestatten werde, das unerträgliche Joch der scholastischen Afterweisheit ganz von sich zu werfen. — Dies letzte verstehen wir nicht. Der *zweyte Versuch* hat den *Druck der Luft* zum Gegenstande. Als der Vf. in Kloster Berge die Versuche mit der Luftpumpe sah, und hören musste, dass man, ausser dem Druck der Luft, immer auch noch zur anziehenden Kraft, z. B. beym Losreissen der Marmorplatten, seine Zuflucht nehmen müsse, hatte er gar grosse Lust, das Aufschwellen einer welken und verschlossenen Blase in der verdünnten Luft, nicht der Ausdehnung der in der Blase noch vorhandenen, sondern der anziehenden Kraft der innern Wände der Glocken zuzuschreiben. Er theilte diesen Gedanken seinem Lehrer mit, und der wollte einen entscheidenden Versuch hierüber anstellen, indem er mit der Nadel ein Loch in die Blase stach, wo denn die innere Luft auch mit austreten und die Blase welk bleiben sollte; — sie schwoll aber auch jetzt wieder auf; man schrieb es der Kleinheit des Lochs zu und schnitt mit der Scheere ein grösseres hinein, und da demungeachtet die Blase noch immer aufschwoll; so achtete man den Versuch nicht weiter, und meynte, die ganze Aerometrie bestätige den Druck der Luft hinreichend. Er bemüht sich nun, selbst durch angebrachte Rechnungen, zu zeigen, dass sowohl der Silberschlagische in den Klosterbergischen Versuchen beschriebene Versuch mit dem grossen Cylinder und den drey luftleeren Kugeln, als auch die Guerickischen selbst mit seinen Halbkugeln, ganz unvereinbar mit der Theorie des Luftdrucks wären, und eben dies soll auch bey verschiedenen andern, die er anführt, der Fall seyn. Der Raum verstattet uns nur etwas weniges von des Vfs. Zweifelsgründen hier mitzutheilen, z. B. Guericke hatte berechnet, dass seine Halbkugeln von der Luft mit einer Kraft auf jeder Seite von 2686 Pfund gedruckt würden, wobey unser Vf. die Bemerkung macht, dass offenbar 2 Pferde diese Last, wenn es auf einen einzelnen Ruck ankäme, in Bewegung setzen könnten, und gleichwohl hätte Guericke mit 8 Pferden auf jeder Seite seine Kugeln nicht von einanderreissen können! Wir möchten doch die Pferde sehen, die z. B. einen Stein von 2686 Pfund an einem Seil über einer Rolle von der Erde aufzuheben im Stande wären. Ist es denn Hn. R. nicht bekannt, dass man in einem solchen Fall auf ein Pferd nicht mehr als 275 Pfund rechnen kann? Dividirt man nun mit 275 in 2686; so zeigt der Quotient, dass beynahe 10 Pferde zu jenem Behufe nöthig gewesen wären. Wenn man übrigens auf ein Pferd über Berg und Thal 10 Centner zu rechnen pflegt; so versteht sich dies vom befrachteten Fuhrwerk, wo bloss die Friction, und bey Anhöhen etwas von der relativen Schwere zu überwinden, dabey aber auch der grosse Vortheil, den die Räder gewähren, in Betracht zu ziehen ist. Im *3ten Versuche*

suche wird die Lehre *vom Licht und von den Farben* vorgenommen. Hier heisst es unter andern: „ich kenne keine Lichtmaterie und keine Ausflüsse des Lichts. Der leuchtende Körper wirkt unmittelbar auf alles, was ihn umgiebt, und alles, was zwischen ihm und meinem Auge sich findet, ist entweder ein Mittel, oder ein Hinderniss der Wirkung des Lichts. Die Lichtstrahlen sind blosse Wirkungslinien des Lichts u. s. w., und doch sind nach §. 27. die Körper sichtbar, wenn und in wiefern ihre äussern Theile die Schwingungen des Lichts in so weit annehmen, dass die daher erregte Empfindung unserm Auge merkbar gemacht wird. — Wie sind denn nun aber die Mittheilungen solcher Schwingungen möglich, wenn weder ein Ausfluss, noch eine Zwischenmaterie statt finden soll? Ist dies die leichtere Erklärungsart, deren der Titel erwähnt? Einfacher als die andern mag sie übrigens wohl seyn! Römers Entdeckung der allmälichen Fortpflanzung des Lichts will der Vf. nicht gelten lassen, sondern sucht die Verschiedenheit zwischen der berechneten und beobachteten Zeit der Ein- und Austritte der Satelliten, in eine Verschiedenheit des Jupiterschattens, der sich aus der starken Abplattung des ♃ ergeben müsse. — Bradley's Bestätigung jener Lehre, durch die von ihm entdeckte *Aberration*, hält es für eine Verirrung und meynt, Bradley hätte lieber noch eine andere *Schwankung der Erdaxe (Libratio)*, ausser der um eben die Zeit entdeckten *Nutation*, annehmen sollen, wo ihm die Betrachtung der Erde in Verhältniss ihrer Lage gegen die Sonne, die allerleichteste und natürlichste Auskunft gegeben haben würde. Die Farbenlehre soll so, wie die Akustik, und alles andere in die Lehre von der anziehenden Kraft und deren Gesetze, eingreifen. Wie viel Erläuterung und Zusammenhang mit bekannten Sätzen würden die von Hn. Professor *Gladey* (vermuthlich Doctor Chladni) bekannt gemachten Entdeckungen erhalten, wenn man sich gefallen liess, dem Leitfaden dieser und ähnlicher (vom Vf.) gemachten Bemerkungen nachzugehen. Am Schluss noch eine Anfrage: ob man wohl seine Stimme noch ferner hören wolle, wenn er fortfahren sollte, das bisherige System zu bestreiten und ein neues zu gründen? – Wir unsers Orts, möchten wohl am Gegenwärtigen genug haben!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zeist u. Amsterdam: *Berichten van de Zendingen der Evangelische Broedergemeente onder de Heidenen.* Nr. 1 u. 2. 1798. 160 S. gr. 8.

Die Glieder der Brüdergemeine zu Amsterdam errichteten bereits im J. 1741 eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Diese Gesellschaft hatte von dem J. 1746 – 1750 verschiedene Zusammenkünfte; allein verschiedene unglückliche Umstände waren Ursache, warum die Sache nicht zu Stande kam. In dem J. 1742 wurde eine ähnliche Gesellschaft zu London aufgerichtet, deren Geschäfte und Wirkungskreis sich besonders seit 1768 sehr ausgebreitet haben. Auch im J. 1788 wurde eine ähnliche Gesellschaft zu Bethlehem in Pensylvanien gestiftet. Der glückliche Fortgang dieser beiden letzten Gesellschaften munterte nun auch die holländische Brüdergemeine auf, ein ähnliches Institut zu errichten. Zu dem Ende wurden vorläufig gewisse Artikel als festgesetzte Vorschriften des Instituts entworfen, und diese wurden nachher in der Versammlung der Gesellschaft den 28. May 1793 gebilligt und unterschrieben. Seit dieser Zeit hält nun diese Gesellschaft, welche aus 42 ordentlichen und 16 Ehrenmitgliedern bestehet, jährlich ihre Zusammenkünfte, und besorgt die Missionen in Surinam und unter den Hottentotten. Von diesen ihren Geschäften und Unternehmungen liefert die Societät hier Nachrichten, welche fortgesetzt werden sollen.

Das erste Stück enthält, ausser der Vorrede, worin von der Errichtung und den Statuten der Societät Nachricht gegeben wird, einen kurzen Bericht von der Unterweisung der Heiden durch die Brüder und ihre Missionen im allgemeinen. Durch die Bemühungen der Brüder sind bereits folgende Etablissements für die gläubig gewordenen Heiden gestiftet: in Grönland, in Labrador, in Nordamerika unter den Indianern, in Südamerika für die Negersklaven, Freyneger und Indianer, auf den englischen Inseln in Jamaika, Antigoa, St. Kits und Barbados, in den dänischen Besitzungen zu St. Thomas, St. Crux und St. Jan, und in Afrika für die Hottentoten. Auch hat man die Ausbreitung des Evangeliums in Guinea, und unter den Kalmucken versucht; aber der Versuch ist weniger glücklich ausgefallen. Zu Missionarien wählt man auch unstudirte. Kein Bruder wird dazu gezwungen, sondern es steht ihm frey, den Antrag abzulehnen. Für die Missionarien ist kein festes Einkommen bestimmt, sie werden nur mit dem nöthigsten versehen und müssen sich ihren Unterhalt, so viel als möglich ist, selbst zu erwerben suchen. Ehemals fingen sie ihren Unterricht mit der Lehre vom Daseyn Gottes und seinen Eigenschaften an, und verbanden damit die Lehre von den Pflichten des Menschen, um die Heiden auf diese Weise zur Annahme des Evangeliums vorzubereiten; aber der Erfolg entsprach ihren Erwartungen nicht. Sie machten nun mit der Lehre von Jesu Leiden und Sterben, und den Ursachen und Folgen davon den Anfang, und die Erfahrung hat sie gelehrt, dass sie auf diese Weise am besten auf die Herzen der Menschen wirken und sich Eingang verschaffen können. In ihren Vorträgen richten sie sich nach der Fassungskraft der Zuhörer, und sprechen mit ihnen auf die einfältigste Weise, so wie es ihnen am verständlichsten ist. Sie lassen sich daher auch keine Mühe verdriessen, die zum Theil sehr beschwerliche Sprache dieser Leute zu lernen. Ist der Heide von dem Bedürfniss eines Erlösers und von der Nothwendigkeit sich zu bekehren überzeugt; so wird er als Lehrling angenommen und in den Hauptwahrheiten des Christenthums unterrichtet.

richtet. Mit der Taufe wird nicht geeilt. Ehe die Heiden dazu gelassen werden, untersucht man, aus welchen Gründen sie die Taufe verlangen. Die Kinder getaufter Aeltern werden auch getauft; aber bey Kindern ungetaufter Aeltern geschiehet es nicht, weil man nicht voraussetzen kann, dass sie christlich werden auferzogen werden. Ehe die Getauften zum Genuss des Abendmahls zugelassen werden, giebt man sich alle Mühe, ihren Gemüthszustand näher kennen zu lernen, und achtet darauf, ob sie sich auch bestreben, dem Evangelium gemäss zu wandeln. Vor der Taufe und dem Abendmahl werden sie von der Natur und Würde dieser christlichen Anordnungen auf eine fassliche Weise unterrichtet, und es müssen von ihnen verschiedene Fragen in Gegenwart der ganzen Gemeinde beantwortet werden. Die Missionarien dringen bey dem Unterricht nicht darauf, dass viel auswendig gelernt wird, welches bey den Negersklaven nicht einmal möglich wäre. Die vornehmsten Stellen der Schrift werden ihnen theilweise vorgelesen und erklärt. Zu dem Endzweck sind auch mehrere Stücke der Schrift, die Harmonie der vier Evangelisten, einige Stellen aus den Briefen der Apostel, den Psalmen und andern Büchern der Bibel, in die grönländische, creolische und andere Sprachen übersetzt worden. Bey den öffentlichen Anreden und besondern Gesprächen werden die Sprüche der Schrift, welche die Brüdergemeinde zu ihrem täglichen Nachdenken bestimmt hat, zum Grund gelegt, und dadurch werden die Heiden mit vielen Schriftstellen bekannt. Sie lernen auch bald Lieder singen, woran sie viel Vergnügen finden. Auch lehrt man sie das Gebet des Herrn, aber keine andern Gebete, weil diese das Gefühl des Bedürfnisses hervorbringen muss. Auf diejenigen, die zu dem Abendmahl zugelassen sind, wird genau Acht gegeben. Um dieses den Missionarien zu erleichtern, werden aus den bekehrten Heiden Helfer angeordnet, die auf andere achten müssen; wird aber ein solcher Helfer auf diesen erhaltenen Vorzug stolz; so wird er wieder abgesetzt. Zu gewissen Zeiten muss jeder getaufte Heide vor den Missionarien erscheinen. Die Männer kommen zu dem Missionar, und die Frauenspersonen zu der Frau des Missionars. Diese unterreden sich mit ihnen, um ihren Gemüthszustand näher kennen zu lernen, und sie mit den Vorschriften des Evangeliums bekannter zu machen. Sobald jemand zur Taufe ist angenommen worden, ist er der Kirchenzucht unterworfen. Macht er sich eines Vergehens schuldig, und hilft die Ermahnung nicht; so wird er von der Gemeinschaft der gläubigen Heiden ausgeschlossen; doch darf er den öffentlichen Zusammenkünften beywohnen, und man giebt sich alle Mühe, ihn auf den rechten Weg wieder zurück zu bringen. Einer, der zu dem Abendmahl zugelassen ist, und andern ein Aergerniss giebt, wird nicht eher wieder zugelassen, bis das gegebene Aergerniss wieder weggeräumt ist. Diese Ausübung der Kirchenzucht scheuen die gläubigen Neger mehr als die härteste körperliche Strafe. Nichts macht den Missionarien mehr zu schaffen, als die unter den Heiden gewöhnliche Vielweiberey. Verlangt ein Heide in die Gemeinde aufgenommen zu werden; so untersucht man, in welcher Verbindung ein solcher Mann oder eine solche Frau sich befindet, und das Directorium der Brüder-Unität hat deswegen den Missionarien folgende Vorschriften gegeben: 1) von keinem Heiden, der vor seiner Bekehrung mehr als eine Frau hat, zu verlangen, dass er sich ohne ihre freye Zustimmung von ihr scheiden solle; 2) einen solchen Mann aber nicht als Helfer oder Diener anzustellen; 3) einen jeden gläubigen Heiden, der sich verheirathen will, vorher zu belehren, dass er nach der Anweisung des Christenthums nur eine Frau heirathen könne, und mit ihr bis an den Tod verbunden bleibe. Wenn ein getaufter Mann seine Frau verlässt, und eine andere heirathet, oder eine oder mehrere Frauen zu seiner ersten Frau nimmt, oder wenn er zwey Frauen gehabt hat, und nach dem Tod der einen wieder eine andere an ihre Stelle nimmt; so wird er ausgeschlossen. Wenn bey öffentlichen Verkaufungen der Neger öfters Mann und Frau getrennt und auf ferne Inseln gebracht werden; so hindern es die Missionarien nicht, wenn sie es gleich nicht anrathen, dass ein solcher Mann oder eine solche Frau wieder ordentlich heirathe, besonders wenn Kinder da sind, die die Hülfe eines Gatten erfodern. — Aus dem Bericht von den Missionen der Brüdergemeinde zeichnet Rec. nur folgendes aus. Eine Reise des Grafen Zinzendorf nach Kopenhagen im J. 1731 gab den ersten Anlass zu den Missionen unter den Heiden. Er lernte dort einen Neger kennen, der ihm den unglücklichen Zustand und das Verlangen vieler seiner Landsleute auf St. Thomas, um in der Religion unterrichtet zu werden, schilderte. Leonhard Dober war daher der erste, der 1732 nach St. Thomas gesandt wurde, und seine Bemühungen waren nicht vergeblich. In dem J. 1733 wurden mehrere Brüder nach St. Croix gesandt; aber das ungesunde Klima raffte bald viele weg. Friedrich Martin ging nach Dober's Zurückkunft um das J. 1735 nach St. Thomas, und war in dem Missionsgeschäft so glücklich, dass in wenig Jahren die Anzahl derjenigen, die das Christenthum annahmen, sich zu Tausenden vermehrte. Der reformirte Prediger Borns auf St. Thomas wirkte nun den Missionarien entgegen, und wollte ihnen das Taufen verbieten. Er brachte es auch durch einen Vorwand dahin, dass die Brüder alle gefangen gesetzt wurden. Durch die Ankunft des Grafen von Zinzendorf, der 1739 selbst nach St. Thomas ging, bekam aber die Sache bald eine andere Wendung; und der König von Dänemark befahl, dass man die Brüder ungehindert ihr Werk sollte fortsetzen lassen. Seit dieser Zeit hatten die Missionen einen glücklichern Fortgang, auch an andern Orten auf St. Croix und St. Jan wurden neue Gemeinden gestiftet. Im J. 1782 feyerte man das 50jährige Gedächtniss der ersten Stiftung dieser Missionsanstalt, und während diesem ganzen Zeitraum waren auf den drey Inseln 8838 Erwachsene und 2974 Kinder durch die Brüder getauft worden. Von dem

dem Anfang der Mission bis 1785 sind 213 Brüder und Schwestern nach St. Thomas, St. Croix und St. Jan hingesandt worden und 130 davon dorten gestorben.

Das zweyte Stück enthält: 1) eine Lebensbeschreibung des Georg Schmidts, welcher der erste Missionar war, der 1736 zu den Hottentotten geschickt wurde. Er kehrte 1744 nach Europa zurück und starb zu Nirsky in der Oberlausitz 1785. 2) Schmidts Bericht von seiner Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und seinem Aufenthalt daselbst. Er ging den 11. März 1737 in Holland zu Schiffe, und kam den 9. Iulius in der Kapstadt an. Bald nachher reisete er 28 Stunden landwärts zu den Hottentotten. Einer seiner Begleiter, ein Hottentotte, der ziemlich das Holländische sprach, war in der Folge sein Dollmetscher. Schmidt versuchte es zwar, die Sprache der Hottentotten zu erlernen; aber er fand die Aussprache zu schwer. Er lehrte also die Hottentotten holländisch lesen, und benutzte zugleich diese Gelegenheit, um ihnen etwas vom Christenthum bekannt zu machen. Nachher zog er weiter und setzte seinen Unterricht fort. Von den Hottentotten bemerkt er unter andern: „sie haben keine „gottesdienstlichen Gebräuche und glauben allein, „dass ein grosser Herr über alles sey, welchen sie „*Tui'qua* nennen, den Teufel nennen sie *Gauna*, ma„chen aber nicht viel aus ihm. Der Himmel heisst „bey ihnen *Muma*.“ In seinem Bericht vom 18. Nov. 1740, den er nach Europa abstattete, sagt er: seine ganze Gemeine bestehe aus 10 Männern, 10 Frauen, 7 Knaben und 5 Mädchen, von welchen 15 das neue Testament läsen. In der Folge taufte er 5 Männer und 2 Frauen, weswegen er aber in der Hauptstadt zur Verantwortung gezogen wurde. Den 22. Junius 1744 kam er wieder nach Amsterdam zurück. 3) Fortsetzung des Berichts von den Missionen der Brüdergemeinde, und zwar die Geschichte der Mission in Grönland, die Cranz ausführlich beschrieben hat. 4) Lebenslauf des Missionar Friedrich Böhnisch. Er war zu Kuhnewalde in Mähren den 16. April 1710 geboren, ging 1734 nach Grönland, wo er 29 Jahre hindurch an der Bekehrung der Heiden arbeitete, und den 29. Jul. 1763 zu Neu-Herrnhut starb. 5) Liste der in den verschiedenen Welttheilen von der Missionanstalt der Brüdergemeinde angestellten Brüder und Schwestern. Nach dieser waren am Ende des Jahrs 1797 in Westindien, Südamerika, Grönland, Labrador, Nordamerika, Afrika und Ostindien 53 Paar verheirathete Personen, 3 Wittwer, 26 unverheirathete Brüder, 1 Wittwe, zusammen 136 Personen als Missionarien angestellt.

Hirschberg, b. Pittschiller: *Lehren aus dem Sanscrit, für Jünglinge in den jetzigen Zeiten der Verführung.* Ein Pendant zu des Hn. de la Rochefaucaults Sätzen der höhern Welt- und Menschenkenntniss, von *Molitor.* 1797. 182 S. 8. (12 gr.)

Wir sind nicht in Abrede, dass diese angeblichen Lehren des Sanscrit, vorgetragen im Sentenzenton des Morgenlandes, Eindruck auf jugendliche Gemüther zu machen fähig sind: aber wir glauben, dass sie keine Lectüre für unbefestigte Jünglinge, sondern für Männer von festen Grundsätzen seyn sollten, da sie wenigstens eben so viel falsche, halbwahre, schielende Gedanken und Lehren, als unbezweifelt wahre, reine und wohlthätige Grundsätze enthalten. Wir greifen nur ein paar von der ersten Art, ohne lange suchen zu dürfen, auf: „beredet euch nicht mit der Unwahrheit, für andere zu leben; sondern folgt der Ueberzeugung, dass wir zwar durch andere, aber nur für uns leben.“ „Wer kann auftreten und sagen: das hab' ich gethan? — Sein Wille, das Glied einer tausenfachen Kette, in seiner Entstehung schon nicht mehr unabhängig; seine Gedanken, seine Empfindungen, seine Wünsche, seine Absichten, alles ist das Werk unserer Eindrücke, Schatten der Dinge, die ihn umgeben.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Tübingen*, b. Schramm: *Scholia in librum secundum Elementorum Euclidis*, quorum partem secundam praeside *C. F. Pfleiderer*, Phys. et Math. Prof. P. O. publice defendent *Candidati Magisterii Philosophici.* 34 S. 4. nebst einer Kupfertafel. — Unter diesem Titel fährt Hr. *P.* fort, uns seine schätzbaren Bemerkungen und Erläuterungen über das 2te Buch Euklids mitzutheilen. Der erste Theil dieser Scholien ist in unsern Blättern Nr. 64. v. J. angezeigt worden; der vor uns liegende 2te Theil beschäftigt sich ganz mit dem 9ten und 10ten Satz des 2ten Buchs. Es ist lehrreich, an den mancherley Beweisen dieser Sätze einerley Wahrheit von so verschiedenen Seiten dargestellt, und daraus so fruchbare Anwendungen gezogen zu sehen, wie hier besonders in Rücksicht auf isoperimetrische Parallelogramme, und auf die Aufgabe, ein Dreyeck zu beschreiben, dessen Grundlinie, Scheitelwinkel und Summe oder Unterschied der beiden übrigen Seiten gegeben sind, mit der Hn. *P.* eigenen Gründlichkeit geschiehet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 21. Januar 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Robinson u. Edwards: *A Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean and round the World*, undertaken by his Maj. Command, with a View to ascertain the Existence of the navigable Communication between the North Pacific and the North Atlantic Ocean and performed in the Years 1790 — 1795. under the Command of Capt. *George Vancouver*. Vol. I. 432. Vol. II. 504. Vol. III. 515 S. gr. 4. mit Kupfern. Nebst einem Folioband, 16 Karten und Küstenansichten enthaltend.

Diese, jedem Südseefahrer, besonders denen, die an der nordwestlichen Küste der neuen Welt Pelzhandel treiben, unentbehrliche Reise, ward 1790. auf Befehl König Georg III. unternommen, die nördlichen Gewässer des stillen Meeres zu untersuchen. Ihr vornehmster Zweck war, Amerika's nordwestliche Küste vom 30 — 36ten Grad genauer zu erforschen, welche Cook 1780. bey ihrer Wiedererfindung, der Seestürme wegen, nur Theilweise gesehen hatte, und wovon durch die ihm folgenden Pelzhändler mehrerer Nationen so mancherley widersprechende Gerüchte verbreitet waren. Weil nun diese letzten jene Küsten für Inselgruppen verschiedener Grösse ausgaben, zwischen welchen sie Durchfahrten und Strasfen, und hinter den Inseln ein offenes Meer gefunden haben wollten; so fand eine alte Sage schnell Anhänger, dass dort die nordwestliche oder vielmehr nordöstliche Durchfahrt, aus dem stillen in den atlantischen Ocean möglich sey; auch wurden die zweifelhaften Fahrten der Spanier des de Fuca und de Fonte, welche die Durchfahrt zum Theil entdeckt haben wollten, nebst dem ganzen Archipelagus des heil. Lazarus wieder hervorgesucht, um Seefahrer zu ermuntern, ihre Reise durch diese bisher vergeblich gesuchte Strasse anzutreten. Der englische Capt. *Meares*, der 1787. in diesen Gewässern war, bestimmte sogar de Fuca's Strasse im 48° N. Br. und jene Meerenge führt nach ihm auf den neuesten Karten diesen Namen; auch hat ihn Hr. *Vancouver* ebenfalls beybehalten, der Strasse aber eine nördlichere Lage gegeben. Um endlich in diesem Streit, ob jene Küsten festes Land, oder zerstreuete Inseln sind, Gewissheit zu erlangen, erhielt unser Vf. den Auftrag, dort alle Meerbusen, Mündungen der Flüsse, Einfahrten und Strasfen aufs genaueste zu untersuchen, und er hat dieses gefährliche Unternehmen mit der grösten Vorsicht, Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit so glücklich ausgeführt, dass alle bisherige Hoffnungen, dort aus einem Meere ins andere schiffen zu können, völlig verschwunden sind. Da Spanien kurz vorher die brittischen Pelzhändler aus Nutka vertrieben hatte, und Grossbritannien nach der zwischen beiden Höfen 1790. getroffenen Convention im Besitz dieses Hafens und einiger benachbarten wieder eingesetzt werden sollte; so ward Hr. *V.* befehligt, diese Räumung zu besorgen, und die Grenzen zwischen den beiderseitigen Gebiet zu bestimmen.

Unserm Vf. waren diese Gegenden und andere im stillen Meere nicht fremde, weil er den berühmten Cook auf seiner zweyten und dritten Reise um die Welt begleitet hatte. Er diente hierauf während des americanischen Krieges und nach demselben auf der königl. Flotte in Westindien, bis er 1790. das Commando über die Schiffe Discovery und Chatham erhielt, die zu den oben erwähnten Untersuchungen bestimmt waren. Mit diesen kehrte er kränklich 1795. wieder in sein Vaterland heim, und beschäftigte sich, so weit es seine Schwächlichkeit erlaubte, mit der Herausgabe seiner fünfjährigen Reise. Er konnte jedoch davon nur die beiden ersten Bände vollenden, und starb 1798. während des Drucks des dritten; sein Bruder hat daher die kleinere Hälfte des letzten Bandes aus des Vfs. hinterlassenen Papieren beendigt.

Vorher unbekannte Gegenden, einige unwichtige Inseln in der Südsee ausgenommen, hat freylich Hr. *V.* nicht entdeckt. Er hat daher seine Reisebeschreibung nicht mit Nachrichten von seltsamen Sitten und Gebräuchen ganz fremder Nationen, oder den Eigenthümlichkeiten neuerfundener Länder bereichern können, wiewohl ihm sein langer Aufenthalt in den Sandwichinseln, in den Gewässern des nordwestlichen America, und mehreren spanischen Niederlassungen, manche Gelegenheit gab, die Angaben seiner Vorgänger zu bestätigen, von jenen übersehene Merkwürdigkeiten nachzuholen, und dadurch unsere Kenntniss von diesen entfernten Gegenden zu berichtigen. Desto belehrender aber ist seine Reise dem künftigen Seefahrer der Südsee geworden. Ueberall, wo ihr Vf. Sonnenhöhen beobachten, die Länge der Oerter bestimmen, oder Vorsichtsregeln für den Piloten sammeln konnte, sind diese mit der äussersten Genauigkeit bey jeder irgend befahrnen Stelle angezeigt. Ueberall ist die Beschaffenheit der Küsten, Buchten, Rheden und Ankerplätze mit dem kleinsten Detail beschrieben, und jede Oeffnung, die eine Durchfahrt wahrscheinlich

lich machte, ward so weit Landeinwärts, als Schiffe und Böte gehen konnten, nach allen Krümmungen untersucht, um alle Muthmassungen für die nordöstliche Durchfahrt zu heben, so dass seine Nachfolger in diesen Gewässern jetzt weniger Schwierigkeiten finden werden, solche zu beschiffen, und ihn in den dort bisher unbekannten Strassen und Meerengen, als den sichersten Führer schätzen müssen, der ihnen alle Nebel, welche sonst diese Länder bedeckten, zu zerstreuen Muth hatte. Vielen Lesern des festen Landes werden dagegen die speciellen Beschreibungen einzelner Flüsse und Fahrwasser, die Hr. V. Monate lang von Cook's bis Fuca's Strasse erforschte, die detaillirten Anzeigen von der Gestalt der Küsten und der Berge, die dem Seefahrer zum Merkmal dienen können, die seitenlangen Angaben der Abweichungen der Magnetnadel, der Veränderungen im Gange der Schiffsuhren, und die so häufig wiederholten Beobachtungen der Himmelskörper ermüdend finden. Allein die ganze Reise ward zum Besten der Schifffahrt unternommen, und um diese zu erweitern, hat der Vf. seine, unter grossen Fährlichkeiten gesammelten Erfahrungen bekannt gemacht. Ob nicht in diesem Werke die Belehrungen für Seefahrer von den darin enthaltenen Notizen für den Geographen und Menschenbeobachter hätten getrennt werden können, mag Rec. hier nicht entscheiden.

Bekanntlich hat La Perouse eben diese nordwestliche Küste untersucht; allein seine Karten und die Beschreibung der von ihm vermeyntlich zuerst gefundenen Häfen zeigen, dass er in der Ferne nur einen kleinen Theil von dem gesehen, was Hr. V. hier so detaillirt wie die bekanntesten Länder beschrieben hat, oder dass seine Gefahrten weniger Zeit auf die Erforschung dieser Küste wandten, auch vielleicht weniger Muth und Beharrlichkeit hatten, den mancherley Gefahren zu trotzen, die das rauhe Klima, Stürme, die unbefahrnen Gewässer, selbst die rohen Einwohner Hn. V. täglich bey seinen Forschungen entgegenstellten.

Beide Schiffe waren bey ihrer Ausrüstung in England, mit erfahrnen Officieren, der gehörigen Mannschaft und allen Bedürfnissen, ihre Gesundheit zu erhalten, und die Freundschaft der Wilden zu gewinnen, überflüssig versehen; auch ward ihnen ein besonderes Schiff nachgesandt, ihre verbrauchten Vorräthe zu ergänzen, das die beiden Entdecker 1792. in Monterey erreichte. Welche Länder diese kleine Flotte auf der Hin- und Herreise besuchte, welche Gegenden im stillen Meer sie nur berührte, oder genauer als andere zu untersuchen Gelegenheit hatte, und welchen Gewinn mehrere Wissenschaften aus dieser Reise zu erwarten haben, wollen wir jetzt unsern Lesern anzeigen. Allein da wir unter ihnen keine Südseefahrer voraussetzen können, Hr. V. vorzüglich für Schifffahrtskundige geschrieben hat, seine Nachrichten von Ländern und Völkern, nur als Ergänzungen früherer Reisen anzusehen sind, und eine Auswahl blos einzelner nautischer Observationen hier am unrechten Ort stehen dürfte; so schränken wir unsere Anzeige auf folgende Nachrichten und Bemerkungen ein.

Die Hinreise ging über Teneriffa und das Vorgebürge der guten Hoffnung nach der westlichen Küste von Neuholland. Hier ward 35° 5′ südl. Br. ein geräumiger Hafen gefunden, der den Namen Sund Georg III. erhielt, und mit den gewöhnlichen Ceremonien für brittisches Eigenthum erklärt ward. Der Boden des Landes war der bekanntern östlichen Küste gleich. Man sahe dort viele verlassene Wohnungen der Eingebornen, aus Sträuchern und Baumzweigen zusammengeflochten, welche die Figur eines in der Mitte getheilten Bienenkorbes hatten. Auch Bäume von aussen durch Feuer ausgehöhlt, dienten ihnen zur Wohnung. Längst dieser Küste fand Hr. V. die vielen Inseln nicht, die Dampier dort gesehen haben wollte, und sie war weder durch tiefe Meerbusen noch Durchfahrten unterbrochen, sondern überall zusammenhängend, so dass man ohne Gefahr längst derselben segeln konnte. Der Boden bestand hin und wieder aus Korallenfelsen. Man fand auf einem hohen Berg im weissen Meersande eine Menge Korallen mit ihren Zacken vier Fuss hoch aufrecht stehen, wie man solche auf den Korallenbänken im Meer erblickt. Auf diese Art waren fast acht englische Morgen bedeckt, ohne dass sich hier die mindeste Spur von Vegetation zeigte. Von hier ging der Lauf nach Neuseeland, wo in Duskybay, Stangen, Raen und anderes Schiffholz eingenommen wurden. Die Eingebornen, die jetzt gegen Fremde nicht mehr so feindselig sind, und zuweilen nach Neuholland kommen, liessen sich gar nicht sehen. Hier wächst die Winterrinde von gleicher Güte wie im Feuerlande. Auf dem Wege nach Otaheite stiess den Schiffen 27° 36′ südl. Br. eine unbekannte Insel auf. Die Einwohner, welche häufig ans Schiff kamen, nannten sie Oparre. Sie ward nicht näher untersucht. In Otaheite wurden sie wie ihre Vorgänger mit der herzlichsten Freundschaft aufgenommen; aber die Bekannten, die der Vf. auf seinen vorigen Reisen hier gemacht hatte, waren grösstentheils gestorben. Der damalige König der Insel hiess Otu, er war der Sohn eines aus frühern Reisen bekannten Häuptlings, der jetzt seinen Namen verändert hatte, und in Eimeo (Morea) regierte. Der junge König wollte weder ans Schiff, noch zu den Zelten der Engländer kommen, weil nach seiner Anwesenheit seine Verwandten so wenig, als ein anderer Otaheitier diese wieder betreten durfte. Auch alle Geschirre, aus denen er ass und trank, wurden hernach zerschlagen. Er durfte nicht gehen, und wurde daher immer getragen. Selbst der Grossvater des jungen Königs musste sich vor ihm bis zum Gürtel entblössen, und ihm knieend seine Ehrfurcht bezeugen. Während die beiden Schiffe im Hafen lagen, starb einer von den kleinen Dynasten der Insel, und verschiedene Engländer wurden zu den Begräbnisceremonien auf dem Morai gelassen, verstanden aber, aus Unkunde der Sprache, wenig

wenig von der ganzen Trauerhandlung, auch durften sie das Einbalsamiren des todten Körpers nicht mit ansehen. Dies ward mit der grössten Heimlichkeit vorgenommen. Seit dem Regierungsantritt des jungen Otu hatte sich die Sprache in Otaheite, in den Zunamen der Einwohner, selbst in den gewöhnlichsten Redensarten verändert, und die ehemaligen den Engländern geläufigen Ausdrücke wurden gar nicht gebraucht. Daher auch die früher gesammelten Wortregister dieser Sprache weiter von keinem Nutzen sind. Hr. *V.* konnte nicht erfahren, ob dergleichen Sprachveränderungen auch in den andern Südseeinseln vorgingen. Dies würde den fernern Umgang mit diesen sonst gutmüthigen Völkern gewaltig erschweren, und alle Vortheile der seit dreyssig Jahren mit ihnen gepflogenen Bekanntschaft vereiteln. Durch Kriege sind die Thiere, und die von Cook nach Otaheite gebrachten Gewächse beynahe ganz ausgerottet, vom Rindvieh waren nur ein Stier und eine Kuh der allgemeinen Verheerung entgangen, der erste war aber durch eine Wunde so verkrüppelt, dass an Fortpflanzung dieser Thiere nicht zu denken ist. Omai war längst ohne Erben gestorben, und sein Eigenthum dem Oberherrn der Insel anheimgefallen, der auch zuweilen in dessen Hause wohnte, auch dessen Pferd besass. Feuergewehre wurden begierigst gesucht. Mit diesen Waffen, die entweder von fremden Schiffen, oder Blighs entlaufenen Matrosen eingetauscht waren, hatten die Insulaner verschiedene benachbarte Inseln bezwungen. Europäische Artikel behielten grösstentheils ihren alten hohen Werth. Der gewöhnliche Preis einer Axt war drey Schweine, jedes von 100 bis 150 Pfund. Nägel wurden nicht weiter verlangt; aber dagegen rothes Tuch, Leinwand, Feilen, und von den Weibern Scheeren und Spiegel begierigst eingetauscht. Durch Einführung so mancher sonst unbekannter Artikel, hat die Industrie der Einwohner sehr verloren; ihre alten Werkzeuge aus Stein und Knochen werden entweder gar nicht, oder äusserst schlecht und plump verfertigt. Selbst der Baum, der ihre bekannte Kleidung liefert, wird bey der häufigen Einfuhr europäischer Zeuge ganz vernachlässigt.

Den 1ten März 1792. gelangten die Schiffe nach den Sandwichinseln, und ankerten bey Woahu, die eine von den nördlichen ist, in der Bay Whitite. Im Innern war das Land mit Eddoes oder Tarowurzeln angebauet, und die Felder einer jeden Familie mit niedrigen Steinwänden eingezäunt. Neben den Feldern ging eine ordentlich gepflasterte Landstrasse. Ihre Felder bauen die Insulaner mit grosser Beschwerde; sie müssen dabey in den heissesten Tagen bis an den halben Leib im Wasser ausdauern. Die Männer auf diesen Inseln boten ihre Weiber den Matrosen auf die schaamloseste Weise an, dergleichen Hn. *V.* nie auf seinen bisherigen Südseereisen vorgekommen war. Drey Engländer lebten auf Atowai unter den Eingebornen, die dort insgesammt in grosser Achtung standen. Einige von ihnen lebten hier auf Rechnung americanischer Kaufleute, um Sandelholz und Perlen zu sammeln. Dafür waren ihnen monatlich acht Piaster ausgemacht. Die Perlen waren weiss, gelb und bleyfarbig; aber weder gross noch schön. Doch ausser diesen hatten sich auf den verschiedenen Inseln mehrere entlaufene Matrosen zerstreuet, welche die Oberhäupter zu häufigen Fehden reizten. Von dieser Gattung lebten in Owhyhi, ein Portugiese, ein Chinese, ein Genueser und ein ehemaliger englischer Geistlicher, Namens Howel. Die Insulaner, vornehme und geringe, besuchten ganz unbefangen die Schiffe, vorzüglich um Flinten einzutauschen. Frühere Schiffe hatten sie mit diesen Waffen schon reichlich versehen. Sie waren aber zufrieden, als ihnen ihr Gesuch abgeschlagen wurde, und nahmen andere Artikel für ihre Lebensmittel. Da der Vf. diese Inseln dreymal besuchte; so hat er in den beiden folgenden Bänden ihnen auch noch einige Abschnitte gewidmet.

Den 17ten April 1792. ward die Nordwestküste von America den Schiffen sichtbar, und bald darauf gelangten sie in der Gegend von Cap Meadow an. Die Küste von hier bis Fuca's Strasse ward sogleich untersucht, auch die Strasse selbst und das vermeynte Inselmeer hinter Nutka, oder der grossen Insel, auf welcher dieser Hafen liegt. Die Insel, welche Fuca's Strasse und der Sund der Königin Charlotte süd- und nordwärts begrenzen, wird hier Geadres und Vancouvers Insel genannt. Das Befahren so vieler Meerengen, Buchten und Krümmungen, dauerte ganzer vier Monate. Um sich von der Genauigkeit zu überzeugen, womit der Vf. jede kleine Spur einer möglichen Durchfahrt verfolgte, muss man die dem Werk beygefügten Karten nachsehen. Die Eingebornen, der Pelzhändler gewohnt, kamen häufig an Bord der herumkreuzenden Schiffe, um Felle, Wildprett und Fische zu vertauschen. Sie boten sogar den Fremden zwey sechsjährige Kinder für eine Kupferstange an, die aber nicht angenommen wurden. Einige dieser zerstreuten, in der Sprache sehr verschiedenen Stämme, hatten viel von den Blattern erlitten, und manche Personen in dieser Krankheit ein Auge verloren. Sie waren zum Theil mit selbst gemachten wollenen Zeugen bekleidet; aber welches Thier ihnen die Wolle lieferte, dies erfuhr Hr. *V.* nicht, er sagt auch nicht, ob diese Zeuge gewebt, gefilzt oder auf andere Art verfertiget waren.

Während die Schiffe in diesen Gewässern umherkreuzten, stiessen sie auf zwey spanische Schiffe, welche in Acapulco ausgerüstet waren, eben diese unbekannte Weltgegend zu untersuchen, und zu Malespinas Entdeckungsflotte gehörten. Diese ist zwar längst nach Spanien zurückgekehrt; aber noch hat der Hof von dem Erfolg ihrer Reise nichts bekannt werden lassen. Beide Anführer theilten einander ihre gemachten Erfahrungen mit, unterstützten einander mit ihren Vorräthen und untersuchten oft gemeinschaftlich diese Einöden. Viele von den ihnen aufstossenden Wilden waren mit Feuergewehr versehen.

fehen, ihre Wohnungen wie in Nutka von ftarken Plankwerk aufgeführt, und an den Seiten mit rohen Figuren und menfchlichen Gefichtern bemalt, davon das Maul zum Eingange oder Einkriechen diente. Nachdem in den vorher angeführten Strafsen und Gewäffern zwifchen dem feften Lande und Quadrasinfel kein irgend bedeutender Fleck ununterfucht geblieben war, fegelten die Schiffe nach Nutka, theils um ausgebeffert zu werden, theils um Erfrifchungen einzunehmen, oder die fpanifche Befatzung abzulöfen. Die Uebergabe kam damals aber nicht zu Stande, Die Spanier behaupteten, diefen Hafen fchon 1774. gefunden zu haben; England habe daher kein Recht, dort Niederlaffungen anzulegen, oder Blockhäufer und Magazine zu erbauen. Vielmehr habe ein Häuptling der dortigen Wilden, der aus frühern Reifen bekannte Maquina, den Spaniern die ganze Küfte abgetreten. Sie verlangten nicht nur den ausfchliefsenden Befitz der ganzen Küfte von Kalifornien, bis Fuca's Strafse; fondern Nutka follte der nördlichfte fpanifche Poften bleiben; die Engländer aber Freyheit haben, ihre dortigen Anlagen ferner zu benutzen. Alle weiter gegen Norden gelegene Hafen follten beide Nationen gemeinfchaftlich des Handels wegen befuchen. Da diefe Foderungen der Convention von 1790. fchnurftracks entgegen liefen; fo fchickte Hr. *V.* einen feiner Officiere mit diefem Bericht über Canton, und nachher einen andern über Mexico nach London; und da er während feines Aufenthalts in diefen Meeren keine neue Inftruction erhielt, blieb die Räumung von Nutka bis zu einer andern Zeit ausgefetzt. Das Handelsverkehr längft diefer Küfte war fehr lebhaft, und unter andern gehörten den Spaniern dorten acht bewaffnete Fahrzeuge.

Von Nutka fegelten die Schiffe wieder füdwärts, um einen Theil der vorher unterfuchten Küfte noch einmal zu erforfchen. Sie nahmen auch zwey Madchen von den Sandwichinfeln an Bord, die mit andern Schiffen hieher gekommen waren, um fie in ihre Heimath zurück zu führen. Ueberhaupt hat der Pelzhandel zwifchen Nordamerica und China ein mannichfaltiges Verkehr unter den fonft einander unbekannten Nationen in und an der Südfee veranlafst. Chinefen reifen auf fremden Schiffen nach America, und ein americanifches Fahrzeug, das der Vf. dort traf, war mit 45 chinefifchen Matrofen bemannt. Die Einwohner der Sandwichinfeln wagen fich auf eben diefen Schiffen nach beiden Ländern und gar nach Europa. Auf der Flotte, welche die brittifche Gefandfchaft nach China führte, diente ein Matrofe aus diefen Infeln; eben einen folchen nahm Hr. *V.* von England auf feiner Reife mit. Selbft die fcheuen rohen Neuholländer wagen es einzeln mit eben diefer Gelegenheit bis nach Nordamerica zu reifen. — Unter den Entdeckungen, die Hr. *V.* bis zum fpanifchen Poften S. Francifco 37° 53′ N. Br. machte, war die Unterfuchung des Fluffes Columbia 46° 18′ N. Br. wohl die wichtigfte und mit diefen Bemühungen endigt fich der erfte Band.

(*Der Befchlufs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Ueber die Aufhebung der Leibeigenfchaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflichtigkeit in Preufsen.* Ein Gefchenk für den preufsifchen Adel zur Beherzigung bey dem Landtage, 1798. 88 S. 8. (6 gr.) Der Vf. glaubte, dem bey Gelegenheit der neuen Huldigung auf einem Landtage verfammelten preufsifchen Adel über die bey ihm noch beftehende Leibeigenfchaft und Erbunterthänigkeit ein kräftiges Wort an das Herz legen zu müffen. Er ging dabey alfo zu Werke: Zuerft zeigt er, was dann eigentlich Leibeigenfchaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflichtigkeit fey; dann erzählt er, wie diefelbe überhaupt entftanden, und wie fie befonders in Preufsen aufgekommen; hierauf bemerkt er, was in den verfchiedenen Staaten, und namentlich auch in Preufsen, zur Verbefferung des Schickfals der Leibeigenen bereits gefchehen; widerlegt fofort die Scheingründe, die für die Beybehaltung der Erbunterthänigkeit angeführt zu werden pflegen; befchreibt hiernächft die Vortheile, die die Aufhebung der Leibeigenfchaft zur Folge haben müffe; fpricht endlich über die Mittel, wie die Aufhebung der Leibeigenfchaft, ohne Nachtheil der Grundeigenthümer, oder der Freygelaffenen felbft auszuführen fey, und fchliefst mit der dringenden Bitte an den preufsifchen Adel, dafs er doch diefem, die Menfchheit fo entehrenden Inftitute endlich einmal ein Ende machen möge. — — Gut mag, wie nicht zu zweifeln ift, die Abficht des Vfs. bey dem allen gewefen feyn, und lobenswürdig ift immer der Eifer, mit welchem er die Sache einer fo zahlreichen, nach jeder Hinficht bedauernswerthen Menfchenklaffe verficht; allein, ob auf dem Wege, den er einfchlug, der vorgefetzte Zweck je erreicht werden wird, daran zweifelt Rec. fehr. Der Vf. ift durchaus zu wenig in das Gefchichtliche und Rechtliche des Inftituts eingedrungen; ift blos beym Oberflächlichen ftehen geblieben; hat nur durch vieltönende Worte zu wirken gefucht, das ftrenge Recht nicht ausgehoben, und folches von den einfchlagenden politifchen Gründen gefondert; hat endlich die Mittel nicht forgfältig genug aufgefucht, wie die Leibeigenfchaft fchicklich aufgehoben werden könnte, ohne dafs doch den Rechten und Vortheilen der Leib- und Gutsherrn zu fehr zu nahe getreten wird. — — Wahrfcheinlich, dies fürchtet Rec., wird daher auch diefe Strafpredigt bereits wieder verhallt feyn, und fruchtlos bleiben. Allein der Vf. darf dadurch fich nicht abfchrecken, fondern follte vielmehr zum Sporn es fich werden laffen, in diefer Materie weiter nachzuforfchen, und, nach erweiterten und mehr berichtigten Kenntniffen, fie immer wieder vor die Hand zu nehmen, um, fo viel an ihm ift, den Sturz diefes aus den Zeiten der Barbarey auf uns übergegangenen, die Menfchheit fchändenden Unwefens, durch volle Kraftäufserung zu befchleunigen. — Befonders wäre eine getreue, umftändliche Schilderung des gegenwärtigen Zuftandes der Leibeigenen in Preufsen fehr intereffant; nach der hier gegebenen Skizze ift folcher überaus drückend und höchft traurig. — Möchte doch der Vf. für den preufsifchen Erbunterthänigen das werden, was *Merkel* für den liefländifchen geworden ift! —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Januar 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Robinson u. Edwards: *A Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean and round the World*, etc. by *George Vancouver*. etc.

(Beschlufs der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band beschreibt die Fortsetzung der im vorigen angefangenen Unterfuchungen bis zu den verschiedenen Posten der Spanier, eine abermalige Fahrt nach den Sandwichinseln; und wie beide Schiffe den noch übrigen Theil der americanischen Küste vom Sund der Königin Charlotte bis *Cooks Inlet* oder Strafse befuhren. Sie erreichten im November 1792 den Hafen St. Francisco. Hier haben die Spanier seit 1778 Posto gefafst, auch verschiedene Missionen unter den Indianern gegründet, welche unter Aufsicht der Franciscaner stehen. Die neubekehrten Indianer leben in ihren alten elenden Hütten neben den spanischen Posten, die aus einem länglichten mit Erdwällen umgebenen Viereck bestehen, innerhalb welchen die Wohnungen der Besatzung aufgeführt sind. Diese commandirt ein Lieutenant oder ein anderer Officier, und sie besteht aus 30 — 40 beweibten Soldaten. Zu einem jeden Posten (*Presidio*) gehören verschiedene Missionen; in denen zwey Geistlichen den Gottesdienst in einer eigenen Kirche, und die Bekehrung der Indianer besorgen. Sie haben ebenfalls einige Soldaten zu ihrer Bedeckung. Mit Rindvieh und andern Hausthieren sind diese Posten überflüfsig versehen; sie bauen auch so viel Getreide, als sie brauchen; allein die Cultur des Landes und die Civilisation der Wilden wird durch diese Anstalten wenig befördert. Auch leben die Besatzungen fast ohne alle Bequemlichkeiten. Seit 1769 haben die Spanier alle Missionen vom 30 bis 38° N. Breite unter vier Hauptposten S. Francisco, Monterey, (36° 36 20') S. Barbara, und S. Diego vertheilt.

Von S. Francisco segelte der Vf. nach Monterey. Weil *la Perouse* auch auf seiner Reise in diesem Hafen verweilte, haben wir die Beschreibungen beider Seefahrer mit einander verglichen und sie oft sehr übereinstimmend gefunden, wie bey der Jagd der wilden Stiere, denen die Indianer auf allen Vieren in der Stellung eines grasenden Thieres so nahe zukommen suchen, dafs sie solche erlegen können, der spanischen Gastfreundschaft, und den geringen Vortheilen, die Bevölkerung, Landbau und Handel künftig von diesen Niederlassungen erwarten können. Allein la P. ist tiefer in die Verfassung der Missionen und die Behandlung der Neubekehrten eingedrungen; die neubekehrten Indianer erhalten sogar ihre tägliche Speise von den Missionarien völlig zubereitet; er scheint auch von den Mönchen und spanischen Beamten manche Nachrichten eingezogen zu haben, die Hr. *V.* aus Unkunde der Sprache nicht erlangen konnte. Dieser hat dagegen die Lage dieser Posten aufs genaueste bestimmt, auch sie in militärischer Rücksicht aufmerksamer beobachtet. Die Kirche eines jeden Postens ist dauerhaft aus Steinen aufgeführt; die Wohnungen der Besatzung sind desto elender und meist mit Stroh oder Schilf gedeckt. Mit Kanonen sind diese Posten hinlänglich versehen; aber viele hatten keine Lavetten.

Das den Entdeckern aus England nachgesandte Vorrathschiff, der Dädalus, traf sie in Monterey. Es hatte auf den Sandwichinseln seinen Befehlshaber nebst einigen andern von der Equipage verloren, welche die dortigen Einwohner ermordet hatten, jedoch in der Nachbarschaft der Marquesas einige sehr fruchtbare Inseln entdeckt, deren Einwohner dies Schiff ohne alle Furcht besuchten. Ihre Lage zwischen 8° 45' und 9° 30' füdlicher Breite ist auf einer besondern Karte vorgestellt. Es scheinen aber dieselben Inseln zu seyn, welche vor kurzem französische und americanische Schiffe genauer untersucht haben. Nachdem der Dädalus seine Ladung gelöscht hatte, ward er in Monterey mit Rindvieh, Schaafen und andern Vorräthen für die Kolonien in Neuholland befrachtet; aber aus andern Nachrichten wissen wir, dafs, aufser einigen Schweinen, alles übrige Vieh auf der Reise verloren gieng.

Von Monterey segelten die Schiffe wieder nach den Sandwichinseln, theils um diese nach ihrer wahren Beschaffenheit näher zu erforschen, theils um die Einwohner mit Schaafen und Rindvieh zu versehen. Ziegen hatte Hr. *V.* schon früher herüber gebracht. Die Schiffe wurden mit aufserordentlicher Freundschaft aufgenommen, und mit einer solchen Menge Schweine und andern Bedürfnissen versehen, dafs sie nicht alle Geschenke fassen konnten. Gewehre wurden nicht weiter verlangt, und die Einwohner waren mit der Entschuldigung zufrieden, dafs König Georg III alle Waffen für Tabu erklart habe. Um allen Händeln mit den Einwohnern vorzukommen, schlug Tamahmah, der König von Owhihe, vor, kein Engländer solle sich ihren Movais oder Begräbnifsplätzen nähern, Niemand von ihnen einzeln auf der Insel umherstreifen, und zu den Schiffen nur die Vornehmsten gelassen werden. Eben die-

diese Insulaner hatten vor kurzem ein americanisches Fahrzeug gekapert, und die Mannschaft desselben erschlagen. Aber diesen Angriff hatten andere Pelzhändler veranlaſst. Einem von diesen, dem Kapt. Metcalf, hatten die Einwohner ein Bot weggenommen, auch einen Matrosen getödtet. Wie sie ihn hernach durch Zurückgabe der Ueberbleibsel zu versöhnen suchten, und er ihnen wirklich Geschenke versprach, lieſs er eine Menge derselben in ihren Kanoes in der Nähe des Schiffs kommen, und mit Kanonen und kleinem Gewehr unter sie feuern, daſs an hundert Unglückliche getödtet und mehrere verwundet wurden. (Diese Barbarey ist früher schon durch *Metcalf's* Gefahrten bekannt geworden. Man sehe die ausführliche Erzählung in *Brun's* und *Zimmermann's* Repositorium. Th. II. S. 358.). Bey der Anwesenheit der Schiffe waren die Einwohner der verschiedenen Inseln in einen blutigen Krieg verwickelt. Sie hielten längst den Küsten kleine Observationscorps, die feindlichen Landungen zu vereiteln. Weil demungeachtet einzelne Landungen gelangen, die von mancherley Verheerungen begleitet waren, der Feldbau wegen des Krieges mit weniger Händen als gewöhnlich betrieben ward, und die Soldaten in den Districten, wo sie postirt waren, alles aufzehrten; so war groſser Mangel an Lebensmitteln, und die ehemaligen Gärten und Felder hatten ein ödes Ansehen.

Um indeſs die Bewohner dieser Inseln abzuschrecken, die zu ihnen kommenden Schiffe feindlich zu behandeln, beschloſs Hr. *V.* die Mörder des Lieutenant Hergest und der Equipage seines Vorrathsschiffes, des vorhergenannten Dädalus, zu bestrafen. Nach vielen Unterhandlungen wurden drey der bey diesem Morde geschäftigsten Einwohner den Schiffen ausgeliefert, und nach gehöriger Untersuchung, so weit es die Umstände erlaubten, von einem Häuptling mit einem Pistolenschuſs im Angesicht einer zahlreichen Menge getödtet. — An die kleinen Sandwichinseln schwemmt das Meer zuweilen Treibholz, daraus die Einwohner groſse Fahrzeuge verfertigen. Von diesen Inseln segelte der Vf. den 29 Merz 1793, nach dem Ort seiner weitern Bestimmung, nach der nordamericanischen Küste ab, und ankerte im Anfange des Mays im Hafen Trinidad, 41° 3'. nördlicher Breite. Die Spanier hatten ihn schon 1779 entdeckt, aber nicht besetzt. Die Einwohner hatten sich die Zähne bis zum Zahnfleisch weggefeilt, und die Weiber dagegen die Unterlippe in allerley Formen punctirt. Auch Nutka ward abermals von beiden Schiffen besucht, und nach einem kurzen Aufenthalt die Besichtigung der nördlichen Küsten vorgenommen. Ihre Gestalt, oder wie hier groſse und kleine Inseln, Meerengen, gefährliche und sichere Fahrwasser abwechselten, beschreibt der Vf. mit gleichem Detail, als wir bereits von seinen frühern Untersuchungen gerühmt haben. Er hatte auch dabey das Glück, die Karte seiner spanischen Vorgänger zu benutzen. Die Einwohner, welche ihnen bey diesen Fahrten aufstieſsen, hatten häufig ihre Haare mit den weiſsen Daunen der Seevögel gepudert. Da er einen sehr ansehnlichen Theil der nordwestlichen Küste untersuchte; so veränderte er den bisherigen Namen Neu-Albion, der einen zu groſsen Strich Landes umfaſste, und theilte ihn in kleinere Districte. Nach seiner Karte Nr. 14. gehört zu Neu-Albion die ganze Küste, auf welcher die vorhergenannten spanischen Posten liegen, bis an den Fluſs Columbia. Den Theil der Küste von diesem Fluſs bis zum Sunde Desolation nebst allen kleinern und gröſsern Vorinseln nennt er Neu-Georgien. An dieses Land stöſst nordwestwärts Neuhannover, und jenseit desselben Neu-Cornwall. Was mit letztern nordostwärts grenzt, oder die Küste von Beeringsbay bis Christiansund, hat von ihm den Namen Neu-Norfolk erhalten. Der Vf. hat die Meerbusen und Straſsen, welche diese Landstriche noch genauer bestimmen, zwar viel ausführlicher und deutlicher angegeben. Wir können aber diese Grenzen, da sie auf keiner Karte, auſser den dieser Reise beygefügten, zu finden sind, hier nicht weitläuftiger wiederholen.

Da die rauhe Herbstwitterung ihm 1793 nicht erlaubte, diese Küste weiter als 56° nord. Breite zu untersuchen; so segelte er wieder südwärts zurück. Auf dieser Fahrt wurden verschiedene Häfen auf den Charlotteninseln näher bestimmt, Erfrischungen in Nutka eingenommen, und verschiedene Posten der Spanier abermals besucht. Aber das Betragen der Spanier hatte sich vorzüglich in S. Francisco und Monterey seit der ersten Landung sehr verändert; ans Land ward, auſser den Officieren, niemand gelassen; auch durften die Schiffe ihren Aufenthalt nicht länger als auf die Zeit ausdehnen, binnen welcher sie sich mit Holz, Wasser und andern Bedürfnissen versehen konnten. Da die Schiffe in den spanischen Häfen nicht überwintern konnten, segelten sie wieder nach den Sandwichinseln.

Der dritte Band beschreibt des Vf. dritten Besuch der Sandwichinseln, dessen letzte Untersuchungen der nordamericanischen Küste, vorzüglich von Cooks bis Cros Sund, und die Rückreise nach England, auf welcher die Schiffe unter andern in Nutka, Monterey, und Valparaiso einliefen, und um Kap Horn heimkehrten. Zu Anfange des Jahres 1794 erblickten die Schiffe die Sandwichinseln in den Karten bey Owhihe in der Bay Karakakua. Sie hatten wieder Schaafe und Rindvieh für die Einwohner am Bord, und die Hausthiere von der vorigen Sendung hatten so gute Pflege genossen, daſs an ihrer Vermehrung nicht zu zweifeln war. Einige fremde Matrosen, dergleichen oben angezeigtermaſsen mehrere auf diesen Inseln zurückgeblieben waren, hatten ein europäisches Fahrzeug für den König zu bauen angefangen, und Hr. *V.* lieſs dasselbe durch seine Zimmerleute vollenden. Er war auch bey einem Tabu, oder feyerlichen Bettage zugegen. Unter den Anwesenden herrschte die feyerlichste Stille. Unter den dargebrachten Opfern befanden sich auch Schweine, die mit einem Schlage getödtet wurden,

den; damit ihr Geschrey das heilige Schweigen nicht unterbrechen möchte. Aber den eigentlichen Zweck dieser Feyerlichkeit erfuhr der Vf. nicht. Alle die dabey gegenwärtig waren, durften die ganze Zeit über, welche zwey Tage dauerte, nicht in Gesellschaft der Weiber leben, keine andere als geweihte Nahrung geniessen, nicht das Land verlassen, oder sich einmal mit Seewasser benetzen, und nichts anders als geweihte Dinge berühren oder von einem andern empfangen. Weil die Einwohner von Owhihe häufig durch fremde Besuche gefährdet waren (diese fremden Schiffer hatten ihnen entweder für die gelieferten Lebensmittel gar nichts bezahlt, oder schlechte unbrauchbare Waaren gegeben, z. B. schadhafte oder schlechte Flinten, die beym ersten *Schuss zersprangen* und die Einwohner an den Handen und andern Gliedern lähmten); so beschloss der König nebst allen Oberhäuptern, sich dem König von Grossbritannien zu unterwerfen. Die Insel ward daher den 25 Febr. 1794 in Besitz genommen, und diese Feyerlichkeit durch eine Inschrift in der Gegend der königlichen Wohnung allen und jeden bekannt gemacht.

Nach einem kurzen Aufenthalt bey andern Sandwichinseln steuerte der Vf. wieder nach Nordamerica, um den noch übrigen Theil der vorher erforschten Küste der vermeynten Durchfahrt wegen zu untersuchen. Hier fand er zuerst 55° 48′ eine dem Anschein nach unbewohnte Insel, welche er zu Ehren von *Behrings* Begleiter Tscherikofsinsel nannte; ferner die von Cook gesehenen Dreyeinigkeitsinseln. Das von den Russen in der Nachbarschaft besetzte Kodiak ward von den Schiffen nicht gesehen. Von hier ging die Fahrt nach Cooksstrasse. Die Wilden, welche von Zeit zu Zeit an Bord kamen, zeigten Bekanntschaft mit Europäern. Sie verbeugten sich wie gewöhnlich, verlangten Brantwein und Schnupftoback, assen, was ihnen gereicht wurde, und schienen einige Worte russisch zu sprechen. Weil keiner auf den Schiffen war, der diese Sprache inne hatte; so war es unmöglich den letzten Punct genauer zu bestimmen. Auch ein Boot mit Russen kam ans Schiff. Diese hatten in dieser Gegend mehrere Niederlassungen; die östlichste lag bey dem Hafen Etches an der Mündung des Prinz Wilhelm Sundes. Sie leben dort ganz nach der Sitte der Wilden, wohnten zusammen in einer hölzernen Hütte, und nährten sich von trockenen Fischen, Preisselsbeeren, die sie mit Thran bereiteten. Nach wiederholten hin und hersegeln fand sich, dass der sogenannte Cooksfluss ein Arm des Meers war, in dem sich keine Spur einer Durchfahrt zeigte, daher der Vf. ihn Cooks Inlet nannte. Den Wilhelmsund hatten die Spanier schon 1790 untersucht; daher behielt Hr. *V.* die Namen bey, welche sie den Vorgeburgen, Inseln und Bayen beygelegt hatten. Auf der weitern Fahrt nach dem Kreutzsunde (*Cross Sound*) wurden mehrere Häfen und Ankerplätze gesehen; aber der von la Perouse so sehr gerühmte *Port des François* nicht. Da er nach dessen Beobachtungen 58° 37′ nörd. Breite und 139° 50′ westl. Länge belegen ist; so muss man ihn zwischen *Cap Fair Weather* und dem Kreutzsunde suchen. Mit dem Hafen *Conclusion* (56° 14′ nörd. Breite), beschloss der Vf. seine Untersuchungsfahrt, und kehrte wieder nach Nutka zurück, wo er neue Befehle erwartete, diesen Hafen endlich in Besitz nehmen zu können. Da aber von keinem Hofe Depechen eingelaufen waren, und der Winter herannahte; so ward beschlossen, in Monterey einzulaufen. Die Schiffe fanden hier die beste Aufnahme, indem der vorige Befehlshaber abgeloset war. Der neue kam gerade an, wie die Schiffe im Hafen lagen; er hatte mit seiner Familie von Mexico bis dorthin die Reise zu Pferde machen müssen, weil durch die Wüsten auf andere Art nicht fortzukommen war, und auf dieser Reise beynahe acht Monat zugebracht. Von hier beschloss Hr. *V.* um Cap Horn nach Hause zu kehren; auf diesem Rückwege sahe er die Kokosinsel, die Gallapagos, auch Juan Fernandes; weil aber die Matrosen vom Schaarbock angegriffen wurden, auch der Mast des Hauptschiffs Schaden gelitten hatte; so ward beschlossen in Valparayso, einem spanischen Hafen in Chili, einzulaufen.

Sie wurden hier aufs freundschaftlichste aufgenommen, und die spanischen Befehlshaber bestrebten sich die Schiffe mit allem zu versehen, was sie brauchten. Der Gouverneur der Provinz liess Hn. *V.* nebst seinen Officieren nach der Hauptstadt S. Jago einladen, welches auch von ihnen angenommen ward. Die Hauptstadt war von Valparayso dreyssig Seemeilen entfernt. Bisher war keine ordentliche Strasse zwischen beiden Städten; damals ward aber an einer gepflasterten Landstrasse gearbeitet. Das Land zwischen beiden Städten war gar nicht angebauet, und in weiten Entfernungen sahe man einzelne Erdhütten; daher die Reise zu Pferde gemacht und alles Benöthigte auf Maulthieren mitgenommen werden musste. S. Jago enthält über 30.000 Einwohner und sehr schöne Gebäude; dennoch war das Zimmer im Pallaste des Gouverneurs, welches den Fremden zum Quartier diente, so voll Schmutz und Staub, dass man beym Eintritt einen Besen fodern musste, und zur Antwort erhielt, dergleichen wären dort nicht zu haben. Ganz Chili ist in zwey Provinzen, S. Jago und Conception, vertheilt. Die Kriege mit den Wilden in den südlichen Gegenden des Landes waren damals durch die Bemühungen des Gouv. *Huggins de Valenar*, eines gebornen Irländers, beygelegt und man suchte unter ihnen Ackerbau und Viehzucht einzuführen. Von S. Jago geht die Post nach Buenos Ayres in zwanzig Tagen meistens durch Einöden ohne Bäume und andere Gewächse. Die Vestungswerke von Valparayso waren sehr verfallen; die Stadt lebt aber vorzüglich von Handel mit Peru, wohin jährlich 15000 Tonnen Weizen, sehr viel Thauwerk, getrocknete Fische, Obst etc. versandt werden. Den 7 May 1795 verliessen die Schiffe diesen Hafen, wo sie so viele Beweise der thätigsten Freundschaft genossen hatten. Ihre fernere Reise durch die Südsee und das atlantische Meer war von wel-

weiter keinen wichtigen Vorfällen begleitet, als dafs sie bey S. Helena einen holländischen Ostindienfahrer aufbrachten, und den 13 Sept. dieses Jahres in dem irrländischen Meerbusen Shannon einliefen. Beide Schiffe hatten während der ganzen Reise nur 6 Mann verloren. Nur einer starb an einer wirklichen Krankheit und die übrigen hatten in den Wellen ihren Tod gefunden.

Am Ende des dritten Theils hat der Vf. noch einige mündliche Aussagen des Kapt. *Caholt*, über das Betragen der Spanier gegen ihn, wie er 1790 in Nutka von ihnen gefangen genommen ward, und den Pelzhandel längst der Nordwestküste gesammelt. Damit waren 1792, 21 Schiffe beschäftigt, von denen sechs in England, zwey in Bengalen, und drey in Kanton ausgerüstet waren. Die übrigen bestanden aus nordamericanischen und portugisischen Fahrzeugen. Er zeigt ferner in diesem Anhang die Unwahrscheinlichkeit der von Fuca und de Fonte gemachten Entdeckungen längst jener Küste. Die spanischen Officiere und andere konnten ihm darüber keine Aufschlüsse mittheilen. Ihre ganze Wissenschaft von diesen vermeynten Reisen beruhete auf englischen Nachrichten.

Noch hat der Vf. jeden Theil seiner Reise mit verschiedenen Ansichten von Monterey, Nutka, Valparayso und andern Ankerplätzen geziert. Ein besonderer Folioband enthält 16 Karten, welche des Vf. Untersuchungen deutlicher vor Augen legen. Es sind gröfstentheils Specialkarten einzelner Durchfahrten, Meerbusen und Strafsen; die vierzehnte stellt aber im allgemeinen die ganze nordwestliche Küste der neuen Welt nach des Vf. darüber gemachten Erfahrungen von 30° — 60° nörd. Breite, und überhaupt viel genauer und vollständiger dar, als alle bisher vorhandenen Abbildungen und Darstellungen dieser Länder. Auch von den Sandwichinseln enthält dieser Atlas eine sehr accurate Karte; ihre Lage und Gestalt ist zwar hier eben so wie von la Perouse bestimmt worden, die Inseln selber aber nach einem gröfsern Maasstab verzeichnet, daher ihre Landspitzen, Meerbusen und Ankerplätze auf unserer Karte deutlicher erscheinen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Halle*, mit Hendels Schriften: *Beytrag zu den Grundsätzen des Erziehungsgeschäftes*, von *Joh. Jo. Schmidt*. 1795. 38 S. gr. 8.

2) *Erfurt*, b. Keyser: *Anleitung zur Lehrart des moralischen Unterrichts* von *G. C. F. Giesler*, zweytem Prediger zu Petershagen im Fürstenthum Minden und Lehrer der königl. Schulmeisterseminaristen. 1797. XII. u. 68 S. 8. (4 gr.)

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dafs ein Candidat der Arzney- und Wundarzneygelahrtheit, wie sich der Vf. von Nr. 1. unter der Vorrede unterzeichnet, über die Grundsätze der Erziehung schreibt. Grofs ist seine eigene Vorstellung von seinem Beytrag nicht. „Viel, sagt er, und vielbedeutend mag es freylich wohl nicht seyn, was ich gebe. — Der sprudelnde Bach, welcher *schnell schreitend im Meere fliefst*, bedeutet ebenfalls in Vergleichung mit demselben sehr wenig; allein, *nicht verschmähend*, wird er angenommen und wird hülfreicher Beförderer der so majestätischen Gröfse!" Den Vf. leitete bey seiner Schrift die kritische Philosophie. Durch sie erkannte er: der oberste formale Zweck der Erziehung sey kein anderer als der Endzweck des Menschen selbst, sittliche Güte, Vernunftmäfsigkeit des Willens, oder gröfstmögliche Wirksamkeit der moralisch - praktischen Vernunft. „Wenn die Entwicklung und Bildung der menschlichen Vermögen eine wirkliche und nicht scheinbare seyn; wenn sie stätig, ebenmäfsig und harmonisch geschehen soll: so giebt es *vielleicht* (wie schwankend!) keine bessere Methode diesen Zweck in bestmöglichster Ausübung zu bringen, als wenn stets auf die dem Menschen einwohnenden Vermögen, auf diese ihm von dem Schöpfer beygelegten Principien (!) Rucksicht genommen wird." Das nämliche ist nun freylich von andern weit bestimmter und correcter gesagt und ausgeführt worden, aber man mufs doch den guten Willen und den Eifer des Vf. für das Wahre und Gute loben. Indefs mufs er durchaus erst grammatisch richtig schreiben, seine Gedanken ordnen und Licht und Klarheit in das Chaos derselben bringen lernen, ehe er wieder die Feder ergreift. Denn man lese nur folgenden Eingang, um sich zu überzeugen, wie sehr es dem Vf. an dem allen gebricht: „das Bewufstseyn, Besitzer vom philosophischen Glauben zu seyn (— um ächter überwiegender, lang geprüfter stets einerley empfundener und durch Zusammenhang aller weisen Menschen unterstützter Gründe willen, aus freyen Entschlüssen eine Wahrheit fest zu halten, und die überbliebenen und wegen blofser Begrenzung des menschlichen Geistes nicht *aufzulösender* Zweifel, nicht weiter *zur* richten, — nach der so erkannten Wahrheit mit Festigkeit zu handeln, sie als Antrieb zum Guten und Trost in Kümmernissen zu geniefsen, und mit Wärme sie mitzutheilen und auch seinen Mitmenschen werth und genufs-bar zu machen —), wird in der That nicht erfordert um das individuelle *Interresse* (so schreibt der Vf. immer) in dem Menschen lebhaft rege zu machen, sein Wesen nach dem ganzen Umfange und Zwecke desselben zu verstehen und zu begreiffen; so wenig auch die besondern Verhältnisse des Landes *viele* Menschen ein ausdauerndes Nachforschen über die Gegenstände *seines* Ichs zulassen." etc.

Nr. 2. ist aus Zerrenners deutschem Schulfreund, wo es Bruchstückweise eingerückt war, hier zusammengedruckt. In dieser Form verdient es seiner trefflichen Einrichtung, der guten Ordnung, der deutlichen Auseinandersetzung der Begriffe, der bündigen Kürze, der Klarheit des Vortrags wegen, in allen Schullehrer - Seminarien, für die es vorzüglich bestimmt ist, zur Bildung moralischer Lehrer gebraucht zu werden. Dank sey dem verdienstvollen Vf. für diesen Leitfaden, der einem wichtigen Bedürfnisse abhilft!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin u. Comp.: *Der kleine Koran oder Ueberſetzung der wichtigſten und lehrreichſten Stücke des Koran's*, mit kurzen Anmerkungen zur richtigern Kenntniſs und Beurtheilung der von Muhammed geſtifteten Religion, von *Joh. Chriſtian Wilhelm Auguſti.* 1798. 339 S. 8. (20 gr.)

Wenn die Religionsphiloſophie, deren Bearbeitung in zwey Journalen, dem *Henkiſchen* und *Stäudlinſchen*, verſprochen wird, mit glücklichem Erfolge excolirt werden ſoll; ſo iſt es durchaus nöthig, daſs zuforderſt alle Religionscodices, oder für Offenbarung gehaltene Bücher kritiſch unterſucht, und nach ihrem Inhalte gewürdiget werden. Was bey unſerer Bibel von Philologen geſchehen iſt, das muſs erſt bey jedem dieſer Codices vorgenommen werden, ehe man ſeinen innern Werth beſtimmen, oder ihn zu einer Vergleichung mit der auf die Bibel gegründeten Religion anwenden kann. Nach der jüdiſch-chriſtlichen Bibel iſt kein wichtigeres und mehr bekanntes Buch der Art, als der Koran. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daſs derſelbe mit Beyſeitefetzung aller der Vorurtheile, womit unſere Vorfahren ihn in die Hand nahmen, geleſen und geprüft werde. Der liberale Geiſt, womit unſere Bibel geprüft worden iſt, muſs auch diejenigen beſeelen, die ſich mit dem Studium des Korans beſchäftigen wollen. Vielleicht wird ein ſolches Studium zu Reſultaten führen, die für die Geſchichte und Philoſophie gleich wichtig ſind, und uns manches in der Kirchengeſchichte des Islams aufklären, was wir jetzt nur anſtaunen, und wovon wir den Grund anzugeben nicht im Stande ſind. Hr. *A.* hat einen wichtigen Beytrag zur richtigern Kenntniſs und Würdigung des Korans geliefert, und es iſt ſehr zu wünſchen, daſs er ihm noch ferner ſeinen gelehrten Fleiſs und Scharfſinn widmen möge. Ueberſetzt iſt der Koran in faſt alle Sprachen. Keiner hat es gewagt, ihn metriſch zu überſetzen, und doch hat es das Anſehen, daſs man einen ſolchen Verſuch in Deutſchland ſchon lange hätte erwarten können. Denn da Muhammed offenbar kein Buch mehr vor Augen gehabt und nachgeahmt hat, als das A. T., dieſes aber, vorzüglich ſeit *R. Lowth's* Zeiten, für eine Sammlung hebräiſcher Gedichte dem gröſsten Theil nach gehalten, und auch in metriſchen oder metriſchartigen Ueberſetzungen dargeſtellet wird; ſo ſchien der Schritt zu einem Verſuche, wenigſtens einen Theil des Korans metriſch zu übertragen, ſehr leicht zu ſeyn. Wir wiſſen aber doch nicht, daſs vor Hn. *A.* jemand den Gedanken gefaſst oder angerathen hätte. Die Versart, die er gewählt hat, iſt für die deutſche Sprache die leichteſte, fünffüſsige Jamben ohne Reim und mit männlicher Endigung, einige wenige Stellen ausgenommen. Hier iſt gleich die erſte Sure zur Probe:

Gelobt ſey Allah, er der Welten Herr,
Der Allbarmherzige, der im Gericht
Als Herrſcher ſitzt! Dich, Allah, ehren wir!
Zu dir blickt unſer Aug' um Rettung auf!
O leite uns den rechten Weg, den Weg
Der Menſchen, die ſich deiner Huld erfreuen,
Nicht derer, über die dein Zorn entbrannt,
Auch nicht den Weg der Irrenden!

Sehr richtig hat der Vf. faſt allenthalben den arabiſchen Namen *Allah* anſtatt *Gott* beybehalten. Denn nicht zu gedenken, daſs jener viel wohlklingender iſt, ſo verbindet Muhammed mit ihm einen andern Begriff, als der Chriſt nach ſeinem Kirchenſyſtem mit *Gott*. Denn jener ſchlieſst von ihm alle Dreyeinigkeit aus, die, nach der Meynung des letzten, noch mit ihm beſtehen kann. Die Ueberſetzung iſt getreu, und Maranius, Sale und Boyſen ſind dabey fleiſsig zu Rathe gezogen. Doch iſt Hr. *A.* kein ſklaviſcher Anhänger dieſer Führer, und ſucht bisweilen ſelbſt den Sinn in dunkeln Stellen herauszubringen, wie z. E. S. 170. 186. Wie aber ein Kenner der arabiſchen Sprache bey أكبرنه die Hauptſchwierigkeit in dem angehängten Pronomen *Ho* finden kann S. 314., iſt uns unbegreiflich. Denn dieſes Wort kann unmöglich anders überſetzt werden, als *magni fecerunt eum.* Die Ueberſetzung *menſtruatae ſunt* war keiner Erwähnung werth, wenn gleich das Zeitwort in der vierten Conj. die Bedeutung haben kann. Hin und wieder hätte eine ſorgfältigere Feile einige Härten leicht wegſchaffen können. Z. E. S. 91.:

Er unterrichtete die Menſchen in
Der Zauberkunſt, die mitgetheilet ward
Den Engeln Babylons, dem Harut und
Dem Marut.

S. 93. kommt *und* am Schluſſe des Verſes zweymal hintereinander vor:

Was ich von Koran abgeschafft und ihn
Vergessen liess, das will ich besser und
So wie es war ersetzen. Oder weisst
Du nicht, dass Allahs Macht die höchste ist?
Und weisst du nicht, dass er des Himmels und
Der Erde Herrscher ist?

S. 94.:

— — — Wer Glauben mit
Unglauben tauscht, der irrt vom rechten Weg.
Ein grosser Theil der Schriftbesitzer wünscht
Aus Aerger, da sie nun die Wahrheit sehn,
Euch Gläubige vom wahren Glauben ab
Und hinzuführen u. f.

— — — Seyd pünktlich im
Gebet u. f.

Noch auffallender ist S. 128.:

— — — *Wenn*
Ihr nach dem Unterricht die Wahrheit doch
Verlasst, so wisst dass Allah mächtig und
Allweise ist! O sagt erwarten denn
Die Zweifler, dass zu ihnen Allah *sich*
Und seine Engel niederlassen in
Der Wolken Schatten?

Sollte Hr. *A.* den Uebelklang und das Unschickliche in der Stellung dieser Wörter nicht bemerkt haben?

Der Titel verspricht eine Uebersetzung der wichtigsten und lehrreichsten Stücke des Korans. Die Vorrede bestimmt den Gesichtspunct noch näher, dass die Suren in theologisch-religiöser und ästhetischer Rücksicht gewählt sind, mithin einen kurzen Abriss der Lehren des Islam und die schönsten Stellen enthalten sollen. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, zu sagen, dass *einige* der wichtigsten u. l. Stücke übersetzt wären. Denn Kenner des Korans werden schwerlich zugeben, dass folgende metrisch, wiewohl nicht alle ganz übersetzten Suren 1. 2. 6. 13. 29. 31. 52. 53. 55. 78. 81. 82. 84. 96. 97. und diese in Prosa übersetzten 3. 12. 15. gerade die wichtigsten und schönsten sind. Die 11te Sure z. E. enthält eine Schilderung der Noachischen Fluth, die keiner von dem Vf. übersetzten Stelle an Schönheit nachgiebt. Die auf 4 Weiber eingeschränkte Polygamie in der 4ten Sure ist ein wichtiges Ehegesetz. Die 5te enthält Speisegesetze und andere, die dem Moslem sehr wichtig sind. In beiden wird von den Waschungen und Reinigungen, die unter die vornehmsten Gebote gehören, und wovon, wenn wir nicht irren, in den übersetzten nichts zu lesen ist, gehandelt. Dies Gebet wird zwar in ihnen gelegentlich empfohlen; allein die Suren, die das fünffache tägliche Gebet zur Pflicht machen, sind nicht in dem Auszuge. Wir wollen mit diesen Bemerkungen nicht sagen, dass Hr. *A.* keine gute Auswahl getroffen hätte, sondern nur dem Irrthum zuvorkommen, dass die von ihm übersetzten Suren die wichtigsten unter allen wären. In den prosaisch übersetzten Suren sind hin und wieder Stellen, die eben so gut zu einer metrischen Uebersetzung geeignet waren, als die vorigen. Da Muhammed bald in die Höhe steigt, bald auf der Erde schleicht, und solche Stellen in allen Suren abwechseln; so möchte es vielleicht am gerathensten seyn, ihn da, wo er sich erhebt, als einen Dichter, sonst aber als einen Prosaiker reden zu lassen. Geschähe dieses; so würde nicht eine einzige Sure ganz metrisch oder ganz prosaisch seyn.

Der Uebersetzung ist eine Einleitung vorangeschickt, worin das Leben Muhammeds beschrieben, und die von ihm gelehrte Religion dargestellt wird. Beides ist nach sehr bekannten Büchern, mit Ordnung und Deutlichkeit entworfen. Ein fleissiger Leser der Schriften des sel. *Michaelis*, der Hr. *A.* zu seyn scheint, hätte Sabäer und Sabier nicht verwechseln, und jene für Johannis Christen halten sollen, S. 15. und auch sonst noch. Michaelis hat den Unterschied sehr richtig bestimmt in orient. und exeget. Biblioth. XV, 131. Prideaux's Behauptung, dass ein Christ und ein Jude dem Muhammed bey der Stiftung seiner Religion geholfen haben, ist nicht ohne allen historischen Grund, wie S. 22. gesagt wird; wie ein jeder, der Prideaux nachlieset, finden wird.

MAGDEBURG, b. Creutz: *Beyträge zur Beförderung und Ausbreitung der reinen Religions- und Tugendlehre.* Nebst eingestreuten Vorschlägen, wie diese oder jene kirchliche Feyerlichkeit zweckmässiger eingerichtet werden könne. *Erstes Heft.* 1798. 120 S. 8. (10 gr.)

Eine plan- und kopflose Schmiererey, bey welcher auch nicht die geringste Spur von Zweck sichtbar ist. Ueber mehrere, nach den Anfangsbuchstaben zusammengestellte Gegenstände, als über Abendmahl, Beten, Christen, Geist, Gerechtigkeit, Glaube, Inspiration, Katechetik, Sünde, Religion, Vergebung der Sünden u. m. a. findet man hier bald ein längeres, bald ein kürzeres, aber durchgehends seichtes Geschwätz, worin geläuterte und crasse Begriffe sonderbar gemischt sind. So sollen, nach S. 30. die Apostel *nie gelernte* Sprachen geredet; nach S. 70. soll sich Gott durch Engel und Eingebungen geoffenbaret haben; nach S. 74. ist eine reine Liebe zu Gott, oder eine solche, die ohne alle Rücksicht auf Vortheil *ist*, der Schrift entgegen und sündlich. S. 102. liefert der Vf. eine *neue Vorstellung* von den Strafen der Verdammten und deren Fortdauer, die ihm ein Freund mitgetheilt hat, und die wir, ihrer Sonderbarkeit wegen, unmöglich unsern Lesern vorenthalten dürfen: „ich nehme an, heisst es, dass die Seelen der Verdammten durch den anhaltenden Kummer und Traurigkeit über den ewigen Verlust ihrer Glückseligkeit, nach und nach ihre Thätigkeit so sehr verlieren, dass sie nicht mehr zu klaren Vorstellungen — und zur Empfindung irgend einer Strafe fähig bleiben. Ich nehme ferner an, dass ihr Körper, wegen des genauen Bandes mit der Seele, allmählich von beständigem Gram aufgerieben und aufs neue von der

der Verwefung zerftört wird. Wenn nun aber die geftrafte Seele ihre Kräfte fo fehr verloren hat, dafs fie fich nicht mehr ihrer bewufst und zur Empfindung ihrer Uebel gefchickt ift, und ihr Leib *nochmals* ein Raub der Verwefung geworden ift; fo laffe ich es völlig unentfchieden (da thut der Herr fehr wohl daran,) ob der Schöpfer die unthätig gewordene Seele und die übrig gebliebenen Urftoffe des Körpers gänzlich vernichten, oder fie zu einem ewigen Denkmal der Schande übrig laffen werde u. f. w." Ob der Erfinder diefer neuen Vorftellung nicht beffer gethan haben würde, diefe Vorftellung für fich zu behalten, wird jeder leicht entfcheiden. Rec. wenigftens ift überzeugt, dafs diefe Vorftellung fo lange ein Denkmal von Geiftesverirrung bleiben wird, bis diefe Maculaturbeyträge gänzlich vernichtet feyn werden.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Sexti Julii Frontini Strategematicon Libri IV.* Chronologica et historica annotatione indicibusque in ufum lectionum inftructi a *Geo. Frid. Wiegmann*, Scholae Gotting. Collaboratore. 1798. 12 Bog. gr. 8. (12 gr.)

Der Zweck diefer Ausgabe, welchen der Titel ausfpricht, wird manche Lefer befremden. Hr. *W.* ift indefs überzeugt, dafs die erften Verfuche im Lefen und Erklären lateinifcher Schriftfteller, welche der Anfänger etwa mittelft des Gedikefchen Lefebuchs oder ähnlicher Chreftomathieen gemacht hat, durch die Lectüre des Frontinus weit vortheilhafter fortgefetzt werden können, als durch den Gebrauch des Eutropius, Nepos, Juftinus, Valerius Maximus und anderer Autoren, die man zu diefem Behuf feither zu wählen pflegte. Die Sache läfst fich, unfers Bedünkens, aus einem doppelten Gefichtspuncte betrachten. Nimmt man blofs auf die *Sprache* Rückficht; fo ift nicht zu leugnen, dafs Frontinus zwar nicht dem Juftinus, aber gewifs dem Nepos in der Aechtheit und Gediegenheit des Ausdrucks weit nachfteht, und dafs der fähige Lehrer, der ihn zum Lefebuch nimmt, fich, vorzüglich nach Anleitung der trefflichen *zweyten* Oudendorpifchen Ausgabe, zur Mittheilung mancher Sprachcautelen veranlafst fehen wird. Auch Hr. *W.* bemerkt fo etwas in der Vorrede: allein fein eigener Stil zeigt, dafs er über diefen Punct nicht füglich ein Wort mitfprechen konnte. Fafst man aber vorzüglich die *Sachen* ins Auge, welche Frontinus behandelt hat; fo darf man fich nicht verbergen, dafs in feinen Erzählungen mehr Mannichfaltigkeit und mehr Anziehendes, als in dem trockenen Breviarium des Eutropius, und mehr hiftorifcher Zufammenhang, als in den oft unkritifchen und übel geordneten Nachrichten des Nepos herrfcht; dafs ferner die Lectüre diefes Schriftftellers unbefcholtenen Sitten nicht die Gefahr drohet, welche vielleicht aus der zu grofsen Natürlichkeit, die Juftinus und Valerius fich erlaubt haben, jungen Lefern erwachfen kann. Dagegen fürchten wir auf der einen Seite, dafs gerade diefe Claffe von Lefern durch die Art, wie die Kriegeserzählungen des Frontinus zufammengereihet find, bald ermüdet werden dürfte: denn dadurch, dafs ähnliche Strategemen immer unter Einen Haupttitel gefafst und in Einem Kapitel aufgeführt werden, finkt auch die gefpanntefte Aufmerkfamkeit, dem Intereffanten wird der Reiz der Neuheit, und mithin dem Lefer das erweckende Gefühl der Ueberrafchung entzogen. Auf der andern Seite aber beforgen wir, dafs viele kriegswiffenfchaftliche Anekdoten, welche Frontinus erzählt, felbft dem Geübteren ohne genauere Kenntnifs der griechifchen und römifchen Kriegsdifciplin dunkel, und alfo der Faffungskraft junger Anfänger weit weniger angemeffen feyn werden. Dies letzte ift auch dem Herausgeber nicht entgangen: er verfpricht deshalb *hiftorifche Erläuterungen zu Frontins Kriegserzählungen, als ein hiftorifches Lefebuch für die Jugend bearbeitet*, zu liefern; wodurch er fich allerdings ein Verdienft erwerben kann. — Die hiftorifche Treue des Schriftftellers, welche Hr. *W.* ebenfalls in der Vorrede berührt, kommt da weniger in Anfchlag, wo lediglich von der Brauchbarkeit des Buchs für den Sprachunterricht die Rede ift; und in *diefer* Hinficht würden wir die getroffene Wahl der Frontinifchen Kriegserzählungen nicht misbilligen.

Diefe Vorerinnerungen über den Zweck der Ausgabe fchienen uns hier an ihrem Orte zu feyn, weil Frontinus jetzt *zum erftenmale* als Lefe- und Schulbuch eingeführt wird. Es verfteht fich nunmehr von felbft, dafs nach dem Plane des Herausgebers den Lehrern das Meifte überlaffen bleibt. Ihm genügte es, eine wohlfeile und correcte Edition ans Licht zu ftellen, welche in beiden Hinfichten die Zweybrücker überträfe. Den Text der Oudendorpifchen Ausgabe legte er, wie man erwarten kann, zum Grunde; nur in einigen Stellen, wo kein Zweifel übrig bleiben konnte, erhob er die Verbefferungen diefes Kritikers zu dem Range, der ihnen gebührte. Die Vulgata wird dann unter dem Text, aber nur zu kurz, bemerkt: denn wer die Oudendorpifchen Ausgaben, oder wenigftens die Schwebelifche, nicht zur Hand hat, erfährt weder den Grund, noch den Urheber der Verbefferung. Lib. II. cap. V. §. 15. fteht auch in den Oudendorpifchen Ausgaben: *Hi, qui adverfus Erythraeos bellum gerebant, fpeculatorem eorum — occiderunt.* In einigen Manufcripten: *Hii.* Oudendorp verbefferte in den Noten *Chii*, weil des Kriegs zwifchen den Chiern und Erythäern auch Herodotus, Plutarchus, Polyänus gedenken, und Hr. *W.* hat diefe Verbefferung mit Recht in den Text gerückt. Aber der Urheber derfelben wird verfchwiegen. Diefes Stillfchweigen können wir um fo weniger gut heifsen, weil Hr. *W.* zuweilen auch nach eigener Willkür den Text geändert zu haben fcheint. So lautete *Lib. I. cap. V. §. 9.* die Vulgata: *C. Caefar — cum — recipiendi fe fine periculo facultatem non haberet, ficut conftiterat, prima et fecunda acie furtim a tergo ad*

opus applicata, quindecim pedum fossam fecit. Vertheidigen läfst sich diese Lesart schwerlich, wenn man nicht annehmen will, dafs Frontinus ganz sinnlos excerpirt hat. In der ersten Ausgabe schlug Oudendorp zu lesen vor: *haberet; in armis permanente, sicut constiterat, prima et secunda acie, furtim a tergo tertia ad* o. u. etc. Und in dem Zusatze zur zweyten erinnert er, dafs schon *Schelius ad Hygin. Grom.* p. 119. den Fehler wahrgenommen und so verbessert habe: *manente, sicut constituta erat, prima et secunda acie, tertia furtim a tergo ad opus* etc. oder *furtim tertia ad opus* etc. Nach diesen Emendationen hat jetzt Hr. *W.* den Text so gebildet: — *haberet; sicut constiterat, prima et secunda acie, furtim tertia a tergo* etc. Allein die Schwierigkeit, welche in der Verbindung der Worte *prima et secunda acie* liegt, bleibt noch immer dieselbe: vergebens sieht man sich nach einer Note um, welche den Knoten lösete und die aufgenommene Lesart rechtfertigte. Denn das Citat: *Caesar. b. civil.* I, 41. 42. wo die *Sache* erzählt wird, ist hier zur Erläuterung der *Worte* nicht hinreichend. Aus solchen Citaten, welche die Quellen der Geschichte nachweisen, besteht übrigens der gröfsere Theil der kurzen untergesetzten Noten: nur zuweilen hat Hr. *W.* selbst den geschichtlichen Zusammenhang mit drey Worten bemerkt, oder eine andere kleine Bemerkung hinzugefügt. Jeder Anekdote sind am Rande, was wir sehr billigen, die chronologischen Data beygeordnet. Auch die beiden Register, wovon das erste ein geographisch-historisches ist, und das zweyte die merkwürdigsten Worte und Sachen umfafst, fanden wir, so weit wir sie verglichen, mit Fleifs gearbeitet: sie werden gewifs die Lectüre eines Schriftstellers erleichtern, der seither zu sehr vernachläfsigt wurde, und von dem in diesem Jahrhundert (wenn wir den Zweybrücker Abdruck ausnehmen) nicht mehr als *vier* Ausgaben, und erst vor kurzem die *erste* lesbare deutsche Uebersetzung erschienen ist.

Leyden, b. A. u. J. Honkoop: *Griekfch Leesboek voor eerstbeginnenden* nevens een uitvoerig register der Woorden, in het zelve vorkomende. Naar het Hoogduitsch van *Fred. Gedike.* 1798. 321 S. 8. ohne die Vorrede.

Ein neuer Abdruck des bekannten griechischen Lesebuchs von Gedike mit einem griechisch-holländischen Register zum Gebrauch für die Schulen in Holland, denen es bisher ganz an einem solchen wohleingerichteten Lesebuch gefehlt hat.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feyertagsevangelien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* 3ter Bd. 1. St. 1798. 142 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 252.)

Ebend., b. Ebendemselb.: *Materialien zu Uebungen in der ciceronianischen Schreibart*, von *F. W. Hagen.* 4te Samml. 1799. 162 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 287.)

Lindenstadt: *Der junge Antihypochondriakus oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung.* 5tes Portiönchen. 1798. 64 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 204.)

Leipzig, b. Kummer: *Die wichtigsten Hieroglyphen fürs Menschenherz.* Von *K. von Eckartshausen.* 2tes Bändchen. 1796. 282 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 152.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Wilh. Vieweg: *Ueber Volksvorurtheile, die Bemühungen der Prediger im Beichtstuhle und am Krankenbette betreffend.* Eine Untersuchung von *Johann Gottlob Müller.* 1798. 50 S. 8. — Der Vf. redet von seiner kleinen Abhandlung — welche eigentlich für ein Journal bestimmt war, aber von Hn. Prof. *Eschke* in Berlin, welcher sie dazu nicht für geeignet hielt, besonders in Druck gegeben wurde — mit solcher Bescheidenheit, dafs er die Kritik entwaffnen würde, wenn sie nöthig hätte, sich gegen ihn zu rüsten. Er thut Verzicht darauf, etwas Neues über seinen Gegenstand zu sagen; aber was er nach seinen angezeigten Führern über die *Vorurtheile des Volks*, oder wie er nach der gerechten Rüge des Hn. *Eschke*, in der Nachrede, hätte sagen sollen, über *herrschende Irrthümer in Ansehung* u. s. w. vorgebracht hat, ist fast durchgehends richtig, gut geordnet und lichtvoll. Er bestreitet die irrigen Meynungen, welche unter dem grofsen Haufen noch immer einen falschen Glanz um den Stand der Religionslehrer verbreiten, ohne den wahren Werth dieses Standes zu verkennen, oder herunter zu setzen. Es ist die Rede von den falschen Vorstellungen, welche das Volk mit den Benennungen der Prediger: *Seelsorger, Beichtvater* und *Gewissensrath, Diener Gottes;* ferner mit dem *Absolviren im Beichtstuhle* nach Matth. 16, 19. 18, 18. Joh. 20, 22. 23. mit dem *Gebete am Krankenbette*, der *Krankencommunion*, dem *Auflegen der Hände* und dem *Einsegnen* bey gewissen Gelegenheiten verbindet. Am Schlusse sagt der Herausgeber noch ein paar Worte zur Erklärung des Unterschiedes zwischen Irrthümern und Vorurtheilen, und wie nöthig bisweilen die Schonung der letzten sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Januar 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Ueber die Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern nach Rom.* Eine Vorlesung in der Casselschen Alterthumsgesellschaft gehalten von *L. Völkel*, Fürstl. Hessischem Rathe u. s. w. 1798. VIII. u. 104 S. 8.

Der fromme Plutarch hat eine erbauliche Homilie von der *späten* Bestrafung des Frevels durch die Götter geschrieben. Dahin rechnen nun auch einige die in diesem Jahre vollendeten Kunstausleerungen in Rom durch die Franzosen. Noch neuerlich hat ein beredter Anwald dieses Verfahrens (*Fragmente über Italien*, B. I. S. 326.) den Entschuldigungsgrund wiederholt: Rom erfahre nach zweytausend Jahren nur das Wiedervergeltungsrecht. Das käme dann freylich zunächst auf eine Ahnenprobe der neuen Römer an. Sonst möchte einem bey *dieser Nemesis* wohl der Lucianische Zevs einfallen, der den Donnerkeil auf den Frevler zuckte, und doch nur seine Lieblingseiche traf. Es läfst sich jetzt darüber noch nicht aburtheilen. Wir wollen erst die Berichte aus dem französ. Nationalmuseum abwarten! — Vor der Hand war es immer ein sehr unterhaltender und zeitgemäfser Stoff zu einer gelehrten Vorlesung, den Hr. *V.*, schon durch frühere archäologische Schriften rühmlich bekannt, hier wählte, und mit zweckmäfsiger Belesenheit und manchem eingestreuten Kennerurtheile durchführte. Der Gang dieser Abhandlung ist ohngefähr folgender: Bildsäulen der Götter nach Rom aus überwundenen Städten zu schaffen, war eine sehr alte Sitte (*καθεστηκὸς ἐκ παλαιοῦ* nennt es Pausanias VIII, 46. p. 492.) Anfänglich wirkte blos der Aberglaube. Hier werden die Evocationen angeführt. Nach und nach wurden eroberte Bildsäulen und Kunstwerke ein Requisitenstück zu den Schaugeprängen bey Triumphaufzügen. Nun werden von S. 6 — 36. die vorzüglichsten Triumphe, und was Livius und andere davon berichten, durchgegangen. Da man einmal die Sache als Putz zur Ostentation kennen gelernt hatte, schmückten nun auch die Aedilen bey ihren Spielen das Forum, die Theater und die Rennplätze mit griechischen Kunstwerken aus. Dies wird Veranlassung zu neuen Kunstplünderungen der schon überwundenen und einmal ausgeplünderten Städte und Tempel. Hier als Episode die Gallerie des Verres von S. 47 — 57. Nun fängt die Liebhaberey an, gegen die Cato *Liv.* 34, 4. schon so eifert. Verarmte Städte müssen ihre Kunstwerke verkaufen. Kunstversteigerungen in Rom. Von allen Seiten strömen die Kunstwerke der Weltbeherrscherin zu. August hält in dieser Absicht eine Generalrequisition, und was er nicht thut, thun seine Verwandte und Höflinge. Caligula, Claudius, Nero folgen redlich diesem Muster. Erst mit Titus kehrt einige Billigkeit zurück. Adrian, die Antonine Wohlthäter der ausgeplünderten Provinzen. So weit führt der Vf. seine Betrachtung, eine Galerie empörender Gewaltthätigkeiten ohne Erfolg für Bildung des Geschmacks, der nur im seltenen, im gigantischen, im schlüpfrigen sich verirrte. Immer war das Kunstwerk nur Putz, Zugabe, Parade. Sehr treffend sagt Hr. *V.* daher S. 68. „Bildhauerey und Malerey waren in Rom immer der „Baukunst untergeordnet, oder jene Künste wurden „nicht als die Schwestern, sondern als die Dienerin„nen von dieser angesehen; in Griechenland standen „sie in gleicher Achtung. Bey den Griechen war es „die Statue, für welche der Tempel gebauet wurde: „bey den Römern war es das Gebäude, für welches „die Statue herbeygeschafft wurde. In Athen waren „herrliche Tempel und schöne öffentliche Gebäude; „die Wohnungen waren klein und bürgerlich, selbst „in den Zeiten des höchsten Flors der Stadt. Der „Römer an Pomp und Prunk gewöhnt, liebte auch „das Glänzende in öffentlichen Anlagen und Gebäu„den; aber die, welche sie aufführten, baueten eben „so grofs für sich, als fürs Volk." Ob es denn bey der grofsen Nation, die neuerlich in Parallele stehen will, mehr auf stillen Genufs und eindringendes Studium, als auf Ostentation abgesehen seyn mag?

Da die Materie, die hier abgehandelt wird, nicht neu ist, indem, um hier nur einige anzuführen, schon der gelehrte Schwede *Frigel* in seinem trefflichen Buche *de Statuis* c. 7. p. 54 — 62. und später *Spence* in seiner *Polymetis Dial.* IV. p. 35 — 43. fast alles hieher gehörige schon gesammelt haben, auch, was die Gallerie des Verres anbetrifft, der Abbé *Fraguier* eine eigene Abhandlung darüber geliefert in den *Memoires de l'Acad. d. Inscriptt.* VI, 565 ff.; so war es zu erwarten, dafs ein Kenner, wie Hr. *V.* durch eine lichtvollere Darstellung und durch einzelne feine Bemerkungen der Sache Neuheit und Interesse geben würde. Dies ist auch durchaus der Fall. Der Alterthumskenner sowohl als der aus einem höhern Standpunkte dies alles überschauende Freund der Humanität wird beym Durchlesen derselben nicht unbefriedigt bleiben. Der letzte erwartet vielleicht noch einen zweyten Theil dieser Abhandlung, der erst *die Parallele* vollenden mufs.

Der erste wird auf manchen feinen Wink mit Vergnügen achten z. B. auf die *Scribae*, welche die Protocolle der erbeuteten Kunstschätze aufnahmen S. 17., über die Ursachen, warum man so gern grosse Familien und ganze Gesellschaften aus den alten Mythen bildete, als die Thestiaden, die Danaiden, die Argonauten u. s. w. S. 34. In einigen können wir indessen dem Vf. nicht ganz beystimmen, und wir legen ihm daher folgende Bemerkungen zur Prüfung vor.

Wenn er S. 12. in Plutarchs Bemerkung, dass man in Rom vor Marcellus nichts als blutige Rüstungen und Trophäen gesehen, und gar keine Kunstwerke gekannt hätte, *griechischen Nationalstolz* findet; so scheint er von den etrurischen Werken, die freylich schon zahlreich genug in Rom vorhanden waren, noch immer eine viel zu vortheilhafte Meynung zu haben. Man wird vielleicht bald aufhören müssen, die Etrurier überhaupt als ein kunstgeschichtliches Volk aufzuführen, seit Hr. Prof. *Mayer* bey mehrern Veranlassungen so erhebliche Zweifel dagegen erhoben hat. (S. *Propyläen* St. I. S. 84 ff.) — S. 14. „Die zu Cumae, Neapel, Nola u. s. w. erbeuteten Statüen *überliess* der Senat dem *Collegio Pontificum*." Dies sagt Livius 36, 34. nicht. Sie mussten nur das Heilige von dem Unheiligen scheiden, und so verhüten, dass geweihte Götterbilder und Heiligthümer nicht zu profanem Gebrauch herabgewürdigt wurden. So versteht es auch *Gouthrier* de *Jur. Pontif.* I, 24. p. 97. Vergl. Liv. 38, 44. 39, 5. Die Sache wird dadurch deutlich, wenn man gleich anfänglich genau bestimmt, *wohin* denn nun die im Triumph aufgeführten Bildsäulen und Kunstwerke kamen, wozu *Frigel* p. 59. mehreres gesammelt hat. — Die 134. *simulacra oppidorum*, die Livius den L. Scipio im Triumph aufführen lässt, waren schwerlich so viel Statuen *aus* den eroberten Städten. Es waren die mit vorgetragenen Ueberschriften abgemalten Städte selbst, die Scipio bezwungen hatte. Diese wurden, so wie die bezwungenen Provinzen und Flüsse personificirt als Δῆμοι mit Mauerkronen. (*Ovid. Pont.* II, 1. 37. III, 4. 105. *Sil. Ital.* XVII, 636.) vorgetragen. Hr. *V.* selbst hat über diese Personificatien bey einer andern Veranlassung (*über Jupiter Olympius* S. 210.) mehr gute Bemerkungen gemacht, und die auch hier angeführte Stelle vom Triumphe des Balbus beym Plinius V, 5. S. 5. ist entscheidend. — S. 25. werden in einer berüchtigten Stelle des Plinius XXXIV. s. 19. die durch Hardouin ganz verderbten Worte mit Recht nach den ältern Lesarten vindicirt und erklärt. Nur ist in ihr noch etwas anderes verdorben, was die ganze Stelle schielend macht. Plinius sagt, Lysippus habe einen ganzen Cyclus der Geschichte Alexanders in Bildwerk gegossen. Da heisst es nun mitten drinnen: *auch machte er zu Athen einen Satyr.* Darauf kommen wieder Bildwerke aus dem Cyclus der Geschichte Alexanders. Wie kommt der Satyr hieher, den auch *Heyne Antiqu. Auff.* II, 65. daraus anführt? Wir lesen; *Athenis Statiram.* Man weiss aus Plutarch und Diodor, wie prächtig Alexander diese Hochzeit mit der ältesten Prinzessin des Darius beging. Sollte denn Lysippus seinen Helden nicht auch als Bräutigam aufgeführt haben? Ein Γάμος gehört ja in den Kunstcyclus jedes Gottes. — S. 55. *intus canere* kann wohl schwerlich das bezeichnen, wofür es Hr. *V.* annimmt: in sich hinein singen. Es ist, wie aus des Volcatius Scholion schon *Is. Voss* zum Catull p. 144. gezeigt hat, blos mit der linken Hand in die Saiten greifen. (Vergl. *Böttiger* im *Attischen Museum* I, 2. S. 354.) Auch widerspricht jener Erklärung der von Cicero und den frühern römischen Schriftstellern sorgfältig beobachtete Unterschied zwischen Citharista und Citharoedus, obgleich *Ernesti* in der Clavis s. V. dies nicht glauben will. — S. 60. will Hr. *Völkel* in der Stelle des Plinius XXXIV. s. 19, 35., wo uns Hardouin mit einem Hercules tunicatus, *Eleo habitu* beschenkt hat, lieber lesen: *insolito habitu*, da in den Handschriften das verdorbene Wort *soleo* steht. Gewiss weit besser, als das sinnlose *Eleo.* Wir waren schon lange überzeugt, dass Plinius geschrieben habe: *Sophocleo habitu.* Sophocles erfand, wie bekannt, für jede seiner tragischen Personagen ein eigenes passendes Costum, wie z. B. für den Thamyris. (S. *Lessings Leben des Sophocles* S. 104 f.) Nun ist der von der Deianira vergiftete Hercules der Gegenstand der noch vorhandenen Trachinierinnen, und derselbe *tunicatus Hercules*, den hier der Künstler bildete. Man erinnere sich nur, wie im Sophocles dieses *Ecorché* der anklebenden Tunica ausgedrückt wird. Trachin. 768. προσπτύσσεται πλευραῖσιν ἀρτίκολλος — χιτὼν ἅπαν κατ' ἄρθρον. *Soleo* ist nur die Abbreviatur von *Sophocleo.* — Recht fein wird S. 80. eine andere dunkle Stelle des Plinius von den 4 Satyren in der *Schola Octaviae* XXXVI. s. 4, 8. verbessert und erläutert. Nur wäre ein Satyr, der die *trunkene* Libera unterstützen müsste, doch ein starker Solöcismus gegen die griechische Etiquette. Denn *Libera* bedeutet wohl schwerlich je eine Bacchantin, wie Hr. *V.* übersetzt. Sie ist die Proserpina, die in den *Autos sacros* der bacchischen Mysterien als Braut des Bacchus vorgestellt wurde, oder die Ariadne in der profanen Künstlerfabel. Damit tritt denn freylich die vorige Schwierigkeit wieder ein, und da möchte man doch, bis jemand eine glücklichere Verbesserung fände, Hn. HR. *Heyne's* Erklärung in den *Antiqu. Auff.* noch immer für die wahrscheinlichere halten. — Dass auf die räthselhaften *Canephoren* beym Plinius XXXVI. s. 4, 7. die Erklärung des Hesychius, der sie mit den χαμαιτύπαις verwechselte, nicht passt, wird von dem Vf. S. 90. sehr gut bemerkt. Wir dachten dabey immer an die χαμαιζήλους beym Plutarch de *discrim. am. et adul.* T. VII. p. 103. *Hutt.* Er bezeichnete eine Art von demüthig aufwartenden Begleiterinnen, die an den Thronen der Götter und Göttinnen niedriger auf Schemel oder an der Erde sassen, zum Gruppiren für die Kunst sehr passend. Als eine solche χαμαιτύπη denken wir uns di Bia am Throne Jupiters beym Aeschylus; so fin die

Eume-

Eumeniden, wenn sie von den Tragikern die Hunde Jupiters genannt werden. Auf Reliefs und besonders auf alten Vasengemälden kommen Figuren der Art häufig vor. — Bey Nero's Kunstrequisitionen hätte der Vf. eine Stelle über den Krato, den wahren *Monge* für das griechische Ausleerungsgeschäft, beym *Dio Chrysost.* Orat. XXXI. p. 355. B. C. mit Casaubonus Anmerkung in *Diatribe* p. 57. gut brauchen können.

Doch wer wollte überhaupt über das Mehr oder Weniger bey einer Abhandlung rechten, die alles und noch weit mehr leistete, als ihr Titel versprach. Möge der würdige Vf. nur uns bald recht viel tröstliches über die Aufstellung und den Gebrauch der nun schon lange im Triumph zu Paris eingeführten Kunstwerke erzählen können!

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Historisch-Genealogischer Calender auf das Jahr 1799.*, enthaltend die *Geschichte Italiens* und ein *genealogisches Verzeichniss* mit historisch-geographisch-statistischen *Nachrichten von den neuesten Begebenheiten der Länder und ihrer Bewohner*, nebst Kupfern und einer Landkarte. 222 S. und 160 S. im Taschenformat.

Auf der angetretenen Bahn, deren Lauf seit dem J. 1796. (s. A. L. Z. 1797. Nr. 61. und 1798. Nr. 13.) angezeigt worden, schreitet auch dieser Jahrgang mit mancherley Verbesserungen fort. Auf Deutschland folgt hier in 222 S. die Geschichte desjenigen Landes, das mit jenem gegenwärtig in der nächsten Verbindung steht: denn man weiss, dass ohne *Italien* der Reichsfriede wohl schon geschlossen seyn würde. Manier und Darstellung sind empfehlenswerth, und man wird diesen Abriss zur Belehrung der Jugend mit Erfolg benutzen können. Bis S. 45. die Einleitung mit Hinsicht auf die neuesten Ereignisse und den Geist der Zeit, mit einem treffenden Blick auf die Zukunft; dann die geographisch-statistische Ansicht Italiens, und von S. 54 an die Uebersicht der Geschichte von dem ersten Anbaue bis zur Schlacht bey Regillus, dem Grabe der Tarquinier. Die Kupfer sind nett und eben so richtig gezeichnet, als die Karte des alten Italiens; die letzte ist vom Hn. Ingenieurlieutenant Culemann. Den zweyten Hauptabschnitt bildet S. 1 — 152. das *Verzeichniss der vornehmsten Staaten und deren Regenten in und ausser Europa, mit historisch-geographisch-statistischen Anmerkungen, vornehmlich die neuesten Begebenheiten betreffend.* S. 1 — 160. Bey den ungeheuren Veränderungen der Zeit sind die Fortsetzungen dieses Verzeichnisses viel mühsamer als ehedem. Das *neueste*, das vorzüglich bey der wettrennenden Voreilung aller Tagebücher zu umfassen schwer ist, drängt sich jetzt dem Griffel vor, und sogleich nach dem Abdrucke ist die Jahreszahl dem Bestand der Dinge schon ganz unähnlich. Ausserdem sind bis zu dem Abschlusse des *Reichs-* und *allgemeinen* Friedens Geographie und Statistik fast Probleme und selbst die Rastadter officielle und Privatliteratur ist an statistischen Angaben so mager, dass *Schlözer*, *Randel*, *Normann* unter den Privatschriftstellern noch immer die besten Gewährsmänner bleiben, und dass, um die Verschiedenheiten auszugleichen, dem Zusammenstellen nichts übrig bleibt, als sich namentlich auf die bestrittenen Angaben zu berufen; vielleicht kann der nächste Jahrgang hierin schon etwas Bestimmteres liefern. Löblich ist inzwischen die Benutzung der neuesten Zusammenstellungen, wie z. B. S. 10. über die Einkünfte des linken Rheinufers, welche mit Ausschluss von Belgien auf 5,761,000 Gulden berechnet sind; die Beyträge zur politischen Arithmetik bey der Bevölkerung von Berlin S. 23. und bey Frankreich S. 102., so wie die Bilanz zwischen Monarchismus und Republicanismus S. 134.; die Vollständigkeit und zweckmässige Anordnung dieses Verzeichnisses, das selbst in andern Taschenbüchern auf 1799. zum Muster genommen worden, lohnt die Kritik für ihre Mühe in Ausspähung kleiner Mängel. So ist bey der Abtretung des linken Rheinufers der Verlust von *Mainz*, S. 16. auf die Hälfte des Erzstifts angesetzt, da doch das Erzstift ausser der Residenz nur zwey Aemter verliert; bey Trier, S. 17. ist eine statistische Lücke, die aus Randel eher ergänzt werden kann, als die beiden *Prälaten*, von denen hier blos die Nomenclatur angeführt ist. Zu *hoch* ist wohl die Menschenzahl von *Salzburg* (250.000?) von *Oestreich*, S. 27. (24 Millionen?) von *Costanz*, S. 32. (40,000? vielleicht ein Druckfehler statt 14,000?) von *Weimar* und *Coburg*, (110,000 und 60,000?) Viel zu hoch der Flächeninhalt von *Hessen-Cassel* (250 Quadratmeil.) angegeben. Dagegen werden wohl zu karg bey der Bevölkerung des Bisthums *Augsburg*, S. 33. (76,000) bey den Einkünften des Bisthums *Münster* (150,000 Rthl. statt 600,000) bey dem Flächeninhalt von *Fulda* S. 36. (30 statt 48 Quadr. M.) bey der Bevölkerung und Einkünften von *Kempten* S. 36. (12.000 Einwohner und 25,000 Rthl.), welche von vielen um das dreyfache mehr angegeben werden; eben so auch bey *Ellwang*. (13,000 Einw. und 25,000 Rthl. Einkünfte), bey *Osnabrück*, das mehr als 38 Quadr. M. enthält, und bey der Schätzungszahl von *Halberstadt*, S. 50. (36 Quadr. M. und 132.600 Einwohner?) Da *Braunschweig-Wolfenbüttel* das Vaterland und der Wohnort des Vfs. ist; so wagt es Rec. auch kaum, die Angabe S. 50. wegen dessen Einkünften und Flächeninhalts zu bestreiten; gewiss aber ist es, dass *Randel* und die bewährtesten Geschäftsmänner 20 Quadratmeilen mehr, und auch grössere Einkünfte angeben. Bey dem *Badenschen* Verlaste auf dem Hundsrück am linken Rheinufer ist ein Widerspruch eingeschlichen, den vielleicht die Hälfte ausgleicht; S. 10. wird er auf 160.000, und S. 54. auf 120,000 geschätzt; in Rastadt evolvirte man ihn auf 140,000. Uebrigens berechtigt der *Markgräfliche* Titel nicht zu der Benennung einer *Grenzgrafschaft*, indem er von einer andern dem Badenschen Hause einst eigenen *Markgrafschaft* herrührt.

Mit Freymüthigkeit rügt der Vf. vielleicht zu stark manche nachtheilige Maasregeln in Deutschland, z. B. S. 11. die Aufnahme des (verabscheuungswerthen?) Latrappeordens; und S. 2. die Recurse an den Reichstag. Er hebt auch S. 6. die Vortheile des jetzigen Staatenverhältnisses für Deutschland hervor, z. B. dass nicht mehr so viel Geld nach Rom und Maltha, noch durch Reisende nach Frankreich und Italien, noch für Zinsen nach Holland, Genua und Bern gehe.

FREYBERG, b. Craz: *Vorlesungen über die synchronistischen Tabellen der allgemeinen Völkergeschichte*, hauptsächlich nach Gatterers Versuch, von deren Verfasser M. *Dan. Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnas. zu Freyberg. *Erster Band*, 1798. 376 S. gr. 8.

Wenn auch der gelehrte Vf. nicht schon durch die Ausgabe seiner synchronistischen Tabellen bewiesen hätte, dass Geschichte bey ihm nicht das unverdaute Studium weniger Jahre ist; so würde ihm doch der gegenwärtige Commentar über dieselben dieses Urtheil bewirken. Er ist die Frucht eines langwierigen Sammelns aus den besten historischen Werken unserer Nation, welche hier in nützlichen Auszügen zu Einem Ganzen gedrängt wieder erscheinen. Hr. *H.* hat daher nicht die geringste Ursache, sich den Vorwurf der Eitelkeit zu machen, wenn er glaubt, dass sein Buch jedem Lehrer, welcher Geschichte vorzutragen hat, eine Hülfe gewährt, welche er sich ausserdem erst durch eine ausgebreitete Lectüre verschaffen muss. Auf eigene Untersuchungen aus den verschiedenen Quellen macht übrigens Hr. *H.* wenig Anspruch; er legt bey der Geschichte eines jeden Volks einen neuern Hauptschriftsteller zum Grunde, ergänzt seine Angaben aus andern zerstreueten Nachrichten und fügt nicht selten auch seine eigenen Gedanken bey. Dass Hr. *Gatterer* ihm als Hauptquelle dient, versteht sich von selbst, da auch seine Tabellen nach den verschiedenen Handbüchern dieses Forschers angelegt sind; aber zugleich mit ihm benutzt er bey einzelnen Abschnitten jeden Schriftsteller, welcher über einzelne Gegenstände belehrend wird. So steht z. B. in der Geschichte der Israeliten *Michaelis* als beständiger Führer neben Gatterer; und Hr. *Heeren* in den Abschnitten von den Phöniciern und Carthaginiensern: Einzelne Notizen sind auch aus andern Schriftstellern herbeygeholt, deren Hauptsache nicht eben auf Bearbeitung eines historischen Systems ging. Die Geschichte der Israeliten nimmt, wie gewöhnlich, einen ansehnlichen Theil des Raums in diesem ersten Theile weg; um desto mehr, da Hr. *H.* noch ganz *Gatterers* frühern Vorstellungen über das schnelle Wachsen des Volks, über die Rechtmässigkeit zum Besitze des versprochenen Landes etc. so wie den Erläuterungen *Michaelis* unbedingt folgt. Vielleicht lässt ihn die Zukunft die erkünstelte Auslegung von den Thaten der sogenannten Richter, oder die Vertheidigung der wirklich unmenschlichen Behandlung des Amalekitischen Königs, oder die Ausbreitung der Rubeniter bis an den persischen Meerbusen etc. weniger natürlich finden, als es hier durch allzugrosses Zutrauen auf seine theologischen Führer geschehen ist. — Bey dem vollen Beyfalle, welchen wir dem Vf. wegen der glücklichen Ausführung des Gedankens geben, das Wichtigste für die Geschichte aus schon vorhandenen Untersuchungen zusammen zu reihen, können wir doch die Besorgniss nicht bergen, dass die zu grosse Ausführlichkeit dieses Anfangs dem Absatz seines Buchs Schaden bringen möchte. Der vorliegende erste Theil reicht nur bis auf Cyrus und die Stiftung des römischen Staats; über diese ältesten Zeiten ist natürlich am wenigsten Zuverlässiges zu sagen, und doch füllen sie schon einen beträchtlichen Band. Führt Hr. *H.* gleichmässig in Bearbeitung seines Gegenstandes fort; so sieht man einem voluminösen Werke entgegen, welches nur wenige der Leser, für welche die Unternehmung berechnet ist, sich anschaffen können oder wollen. Es wäre daher wohl räthlich, gleich anfangs dem Plane etwas engere Schranken zu setzen, Auszüge aus den gemachten Auszügen zu verfertigen. Manches liesse sich unstreitig mit ungleich geringerm Aufwande von Worten deutlich und vollständig erzählen. Noch drey Bände sollen nach des Vfs. Versicherung das Ganze beschliessen. Das heisst ohne Zweifel, die alte Geschichte; denn auch bey dieser engern Grenze wird die genaueste Sparsamkeit nothwendig, wenn nicht ungleiche Behandlung einzelner Gegenstände zu deutlich hervorleuchten soll. Nach den synchronistischen Tafeln wäre der Plan auf viel spätere Zeiten angelegt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Nürnberg*, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *An junge Christen bey der ersten Feyer des Abendmahls.* Von *Valentin Carl Veillodter.* 1798. 32 S. 8. (4 gr.) Eine treffliche ganz im reinen Geiste der moralischen Religionslehre und in einem würdigen und rührenden Tone abgefasste Ermunterung zur Hervorbringung und Befestigung solcher Entschliessungen und sittlich-religiösen Gefühle, zu welchen die erste Abendmahlsfeyer Veranlassung geben kann. Sie ist zunächst zweyen jungen Freundinnen des Vfs., *Friederike* und *Catharine Ziehl*, gewidmet. Aber gewiss wird das aufmerksame Lesen derselben auch in den Herzen anderer gebildeten Mädchen, bey der ersten Abendmahlsfeyer, gute Vorsätze und reine Andachtsgefühle erwecken können. Alles, was der würdige Vf. in dieser kleinen Schrift sagt, und die Art und Weise, wie er es vorträgt, ist dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Januar 1799.

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Stein: *Anecdota graeca, e praestantissimis Italicarum bibliothecarum Codicibus descripsit Joannes Philippus Siebenkees.* Edidit et praefatus est *Joannes Adam Göz.* 1798. XXXII. u. 135 S. gr. 8.

Während sich der für die philologischen und historischen Wissenschaften zu früh verstorbene Professor *Siebenkees* sechs Jahre zu Venedig und ein Jahr in Rom aufhielt, gewann er dort durch die thätige Unterstützung des würdigen Abts Morelli, und hier durch die Güte des Cardinals Borgia Zutritt zu öffentlichen und Privat-Bibliotheken, deren Schätze seinem warmen Eifer für alte Literatur die reichste Nahrung darboten. Bey diesen gelehrten Beschäftigungen war zwar sein Augenmerk vorzüglich auf *Strabo* gerichtet: indess versäumte er nicht, soviel es ihm seine täglichen Berufsarbeiten als Hauslehrer verstatteten, auch andere alte Handschriften zu untersuchen, und sich vieles, was ihm einer künftigen Bearbeitung und Herausgabe werth schien, daraus abzuschreiben. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland genoss er noch die Freude, den ersten Theil seines Geographen mit Beyfall ans Licht treten zu sehen: an den *Anecdotis* wurde zwar auch bereits seit vier Jahren gedruckt, manches auch schon dem zweyten Theil der neuen *Bibliotheca graeca* einverleibt; allein da *Siebenkees* noch immer neue und wichtigere Materialien aus Italien erwartete; so rückte die Arbeit sehr langsam fort, und nur erst sieben Bogen waren vollendet, als der Tod den vortrefflichen Herausgeber in der Blüte seines Wirkens dahin nahm.

Alle diese Umstände, die wir absichtlich hier angeführt haben, muss man erwägen, um über das vorliegende Werk ein richtiges und billiges Urtheil zu fällen. Der selige *Siebenkees* spricht selbst in der fragmentarischen Vorrede, die uns hier mitgetheilt wird, so schüchtern und bescheiden von den neuen Beyträgen zur griechischen Literatur, welche er in Italien gesammelt; er verwehrt uns so ernstlich, eine Vergleichung derselben mit den Villoisonischen *Anecdotis* anzustellen, dass es in der That ungerecht seyn würde, über getäuschte Hoffnung zu klagen, wenn man etwa zu viel gehofft hätte. Es ist kein Zweifel, dass *S.* bey einer ruhigeren Musse in Italien, und nach einer längeren, sorgfältigerern Bearbeitung des gesammelten Stoffes etwas Vorzüglicheres geleistet haben würde. Indess gebührt ihm auch für das, was er uns geben konnte und wirklich gegeben hat, unser Dank: die Mannichfaltigkeit der gelieferten Beyträge sichert ihnen auch dann noch einen bleibenden Werth, wenn ein Theil derselben, nach Erscheinung der Ruhnkenischen Ausgabe von den Scholiasten zu Plato oder einer vollständigen kritischen Edition der Theophrastischen Charactere, leicht wird entbehrt werden können.

Eine gleich rühmliche Erwähnung verdienen die Bemühungen des Hn. Conrector Göz in Nürnberg, dem der Verleger, nach Siebenkees Tode, die Vollendung der Ausgabe übertragen hatte. Mit gewissenhafter Treue suchte er aus *S.* Papieren zusammen, was für den Druck geeignet schien: er ordnete die Bruchstücke der Vorrede, welche *S.* hinterlassen hatte, und verband sie mit der seinigen, in welcher er theils über den Inhalt und die Quellen der Sammlung manches bemerkt, theils einige biographische Nachrichten von seinem verstorbenen Freunde mitgetheilt hat. Wo der Stoff den Vorredner erwärmte, da erhebt und verschönert sich auch die Darstellung: die Schönheit einiger Stellen in der kurzen Biographie ist um so hervorragender, da viele andere in Ansehung des lateinischen Ausdrucks manchen Wunsch übrig lassen. Die Herausgabe der letzten acht Charactere des Theophrastus verdanken wir lediglich Hn. *Goez:* denn *S.* hatte nur die Recension und Bearbeitung der ersten vier (d. h. vom XVI bis zum XIX Kapitel der gewöhnlichen Ausgaben) beendigen können. Ueber die Verfahrungsart, welche Hr. G. dabey befolgte, erklärt er sich selbst in der Vorrede: *In emittenda hac ultima Anecdotorum parte primum mihi curae fuit, ut omnia, prout a. b. Viro e codice Palatino-Vaticano Romae descripta fuerant, accurate ab operis redderentur; deinde ut scripturam Codicis Palatini, prout in prioribus capitibus factum esse videbam, lectionis varietate illustrarem, et quaenam lectio reliquis mihi praestare et sequenda videretur, paucis indicarem.* Bey diesen kritischen Noten sowohl, als bey den hinzugefügten erklärenden Anmerkungen benutzte Hr. G. vorzüglich *Fischers* und *Hottingers* gelehrte Vorarbeiten. Auf den ersten hat auch *Siebenkees* hie und da Rücksicht genommen, jedoch immer blofs in Beziehung auf die kritischen Subsidien, die er sich in Italien gesammelt. Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, dass die *Commentaria Maximi Planudis in Theophrasti Characteres*, welche schon *Conr. Gesner* in italienischen Bibliotheken vermuthete, von *S.* nirgends aufgefunden werden konnten. Je mehr übrigens die letzten funfzehn Kapitel der Theophrastischen Charactere durch Verglei-

chung der alten Handschrift, welche von der Heidelberger Bibliothek in den Vatican gekommen war, und deren Alter *Sieb.* nicht, wie Amaduzzi, ins 11., sondern aus diplomatischen Gründen ins 13 oder 14 Jahrhundert setzt, an Vollständigkeit und Correctheit gewonnen hatten: um so glücklicher war Hn. *Göze's* Gedanke, diese Charactere *zugleich mit den übrigen*, und mit Wiederholung *aller* Siebenkeesischen sowohl, als seiner eigenen Bemerkungen, in einer besondern Ausgabe ans Licht zu stellen. (Auch die *brevis notitia de Codicibus quibusdam a Siebenkeesio inspectis*, Vorrede p. XXVI. ff. steht in der neuen Edition p. IX. X., bloss mit Weglassung der dort eingeschalteten griechischen Sentenzen, wieder abgedruckt.) Diese Ausgabe ist unlängst in diesen Blättern (1798. Nr. 339.) von einem andern Mitarbeiter so genau und vollständig beurtheilt worden, dass wir den letzten, aber an sich vielleicht den wichtigsten Theil der *Anecdota* hier ganz übergehen, und uns bloss auf eine Anzeige dessen, was in denselben noch ausserdem enthalten ist, einschränken können.

Die *Scholia in Platonem* eröffnen die Sammlung. Sie sind aus zwey Venetianischen und einer in der Bibliotheca Angelica zu Rom befindlichen Handschrift genommen, und erstrecken sich über Platons Euthyphron, Apologie des Sokrates, Kriton, Theages, ἐρασταί, Sophista, Euthydemus, Protagoras, Kratylus, Hipparchus, Gorgias, Jon, über beide Alcibiades, über das erste Buch der Republik, über den Charmis, Laches, Lysis, Menexenus, Politicus, über das Gastmahl, beide Hippias, Klitophon, Phädon, Phädrus, Theätetus und Philebus. Die zuletzt genannten vier Dialogen sind am reichsten ausgestattet; zu anderen, wo man gern mehr empfangen hätte, wie z. B. zu dem ersten Buch der Republik, muss man sich mit zwey, drey Scholien begnügen. Uebrigens enthalten die Scholien selbst weniger grammatische Erklärung einzelner Worte, wiewohl auch in dieser Hinsicht manches Treffliche vorkömmt, als kleine historische, mythologische, antiquarische Excursionen, zu welchen ein Ausdruck oder eine Vergleichung des Philosophen Anlass gab, und durch welche die Grammatiker den Philosophen auf eine gelehrte Weise commentiren wollten. Aber solche Commentare, wenn sie für uns instructiv werden sollen, bedürfen wieder eines sehr gelehrten Commentators, der nicht bloss in den gelesensten Schriften der Alten, sondern auch in den Grammatikern und Lexicographen bewandert ist, der dunkle Anspielungen zu deuten, versteckte Quellen aufzuspüren, ausgehobene Dichterfragmente zu verbessern und aufzuklären versteht, der mit einem Worte das leistet, was der berühmte Commentator des Timäus geleistet hat. Allein nach diesem Maassstab darf man die Arbeit des seligen *Siebenkees* durchaus nicht messen. Zwar hat er die sämmtlichen Scholien nach der Ordnung und mit genauer Anführung der Kapitel und Seitenzahlen der Zweybrücker Ausgabe zusammen gestellt: allein die einzelnen Bemerkungen einzelner Grammatiker sind noch bey weitem nicht gehörig von einander gesondert, noch weniger das Eigenthümliche eines jeden bemerkt und kritisch geprüft worden. Von vielen Angaben oder Erklärungen der Scholiasten hat *S.* die Quelle entdeckt, gleichlautende oder widersprechende Zeugnisse damit verglichen; auch verdorbene Stellen hat er nicht selten berichtiget, und seinen Scharfsinn sogar an den herrlichen Dichterfragmenten versucht, welche uns in diesen Scholien zuerst dargeboten werden. Aber alles dies weder mit gleicher Sorgfalt, noch mit gleichem Glück: durchgängig sieht man, dass über der gelehrten Ausstattung, welche *S.* den Scholien angedeihen liess, bloss der Zufall gewaltet hat. Viele Stellen, die einer Erläuterung oder Verbesserung bedürftig waren, sind übergangen, weil *S.* nicht vorbereitet genug war, dem Bedürfnisse abzuhelfen; und anderwärts lässt er die Fülle seiner philologischen und antiquarischen Gelehrsamkeit überströmen, wo wir sie gerade am wenigsten erwarteten. So wird z. B. bey Gelegenheit des *θεσμὸς Ἀδραστείας*, den Platon in seinem Phädrus erwähnt und der Scholiast durch mythologische Data erläutert, S. 64. ein umständlicher und gelehrter Excurs über den Begriff der *Adrastea* eingeschaltet, welche wir zuweilen mit der Nemesis verwechselt, oder mit ihr als eine und dieselbe Göttin vorgestellt finden. *Siebenkees* vermuthet scharfsinnig, dass Adrastea älter gewesen sey: in den alten Kosmogenieen habe man sie als Symbol der geheimen und unveränderlichen Naturgesetze aufgeführt; sie habe, mit einem Wort, dieselbe Function gehabt, welche der gebildetere Mythus auf die *Μοῖραι* und *Κῆρες* übergetragen. Dies wird theils aus der Etymologie, theils aus Dichtervorstellungen, theils aus den Darstellungen der Kunst sehr schön erwiesen. Allein wenn der Vf. es dunkel und unentschieden lässt, warum und wie der Begriff der *Nemesis* mit der Vorstellung von der *Adrastea* zusammengeschmolzen worden: so würde er auch über diesen Punct Licht verbreitet haben, wenn er **Phil. Buonarotti** *Osservation. istoriche sopra alcuni medaglioni* N. XI. p. 221. f. verglichen, oder das in Erwägung gezogen hätte, was von **Herder** (*zerstreute Blätter* II. Samml. S. 213.), **Böttiger** (*Prolus.* 2. *de Herodoti historia ad carminis epici naturam propius accedente*, in *Ruperti* und *Schlichthorst Commentatt. philol.* Vol. II. p. 54. ff.) und zuletzt von **Luzac** (*Observatt. in loca vett., praecipue quae sunt de vindicta divina*, in *Exercitatt. Acad.* Spec. II. III.) über die Nemesis und andere mit ihr verwandte Gottheiten so lehrreich ausgeführt worden ist. — S. 29. ff. wird auch in diesen Scholien die merkwürdige, aber sonst schon bekannte Erklärung wiederholt, welche Dicaearchus von den *Skolien* gegeben hatte: *Σκολιὸν λέγεται ἡ παροίνιος ᾠδὴ — ὅτι τρία γένη ᾠδῶν· τὸ μὲν ὑπὸ πάντων ᾀδόμενον καθ᾽ ἕνα ἑξῆς· τὸ δ᾽ ὑπὸ τῶν συνετωτάτων, ὡς ἔτυχε τῇ τάξει, ὃ δὴ καλεῖσθαι σκολιόν.* Befremdlich ists allerdings, dass erst *τρία γένη ᾠδῶν* erwähnt werden, da doch in der Erklärung selbst nur von *zweyen* die Rede ist. Auch fiel dies schon einem von *Sieb.* nicht angeführten Scholiasten (*ad Lucian. pro Lapsu*

intr

inter Salut. T. III. p. 292. ed. Bip.) auf, der τρία γένη in δύο γένη verwandelt, und auch sonst noch eine Abweichung von dem Gewöhnlichen macht. Indeſs da die gemeine Lesart noch überdies von den Scholiaſten des Ariſtophanes (Ran. 1327. Veſp. 1231.), aus denen Suidas ſchöpfte, befolgt, und dieſelben Worte immer auf dieſelbe Art angeführt werden; ſo darf man den Fehler wohl nicht in einer Nachläſsigkeit des Excerpirens ſuchen, ſondern er muſs aus der Schrift des Dicaearchus ſelbſt fortgepflanzt worden ſeyn. Deshalb dünkt uns die Siebenkeeſiſche Verbeſſerung wahrſcheinlich genug: τὸ μὲν ὑπὸ πάντων ᾀδόμενον, τὸ δὲ ὑπὸ πάντων μὲν, οὐδ' ὁμοῦ, ἀλλὰ καθ' ἕνα ἑξῆς, τὸ δ' ὑπὸ τῶν συνετωτάτων. Hr. Ilgen (in der ſeiner Ausgabe der Skolien vorgeſetzten disquiſ. de Scoliorum poëſi p. LXXXVI.) hat ſich neuerlich der Stelle bedient, ohne, wie es ſcheint, eine Verbeſſerung derſelben für nöthig zu achten. In derſelben Note ſchlägt Sieb. auch eine Emendation einer ähnlichen Stelle im Athenaeus (XVI. p. 694.) vor, welche ſich ebenfalls auf die Skolien bezieht. Allein der erſte Theil dieſer Verbeſſerung, dem Rec. ſeinen ganzen Beyfall giebt, iſt durch einen Druckfehler verunſtaltet. Es muſs heiſsen: τὸ δὲ δεύτερον, ὃ δὴ πάντες μὲν ᾖδον, οὐ μὴν ὁμοῦ, ἀλλά γε κατά τινα περίοδον ἐξ ὑποδοχῆς. Was aber die folgenden Worte anlangt, ſo zieht Rec. der Siebenkeeſiſchen, ſehr kühnen Aenderung die natürliche Erklärung vor, welche Hr. Ilgen (a. a. O. p. LXXXVII.) nach einer leichten Berichtigung der Interpunction gegeben hat. — Noch ſchwieriger, als die Correction oder Entzifferung der Scholiaſten-Proſa, war die Herſtellung der Dichterfragmente, welche, wie wir oben bemerkten, von den Grammatikern häufig hier eingeſchaltet werden. An dieſer Klippe iſt Siebenkees gewöhnlich geſcheitert. In einem Scholion zu Menexenus (S. 44.) wird der ſchönen Aſpaſia gedacht: Κρατῖνος ἐν Ὀμφάλῃ τύραννον αὐτὴν καλεῖ· Χείρων Εὔπολις ἐν Φίλοις· ἐν δὲ Προσπαλτίοις Ἑλένην αὐτὴν καλεῖ· ὁ δὲ Κρατῖνος καὶ Ἥραν. Nach dieſer Steigerung der Schmeicheleyen, welche der Aſpaſia geſagt werden, ſollte man ſtatt des verdorbenen Χείρων wenigſtens Χάριν, oder etwas dem ähnliches, erwarten. Unſer Kritiker iſt ſo galant nicht gegen die reizende Geliebte des Perikles; er wandelt ſie in eine Χοῖρον um: eine Artigkeit, die ſich auch der Muthwilligſte der griechiſchen Komiker ſchwerlich gegen ſie erlaubt haben dürfte. — Gröſsere Verwirrung herrſcht in einem Scholion (S. 55.), wo bey Gelegenheit einer ſprichwörtlichen Redensart ein Fragment aus Sophokles Amphiaraus, einem ſatyriſchen Drama, angeführt wird. Καὶ ὁ ἁλιεὺς νοῦν οἴσει. Φασὶ γὰρ ἁλιέα ἀγκιστρεύοντα, ἐπειδὰν σπάσῃ τῷ λίνῳ τὸν ἰχθὺν, τῇ χειρὶ προσαγαγόντα κατέχειν, ἵνα μὴ φύγῃ. τοῦτο δὲ συνήθως ποιοῦντα, ὑπὸ σκορπίου πληγῆναι [ὥσπερ ἁλιεὺς πληγεὶς. Καὶ εἶτα πληγεὶς, νοῦν οἴσεις] καὶ μηκέτι προσάγειν ἐξ ἐκείνου τὴν χεῖρα. κέχρηται τῇ παροιμίᾳ Σοφοκλῆς ἐν Σατυρικῷ Ἀμφιαράῳ, λέγων· ἐν ὤ.... ὥσπερ ἁλιεὺς πληγεὶς, ἑνῶν διδάσκαλον. Hier müſsen zuförderſt die von uns eingeklammerten Worte, als eine unnütze Wiederholung aus dem Vorhergehenden, herausgeworfen werden, damit die Infinitiven πληγῆναι und προσάγειν mittelſt der beyſtehenden Copula verbunden werden können. Sodann hätte Siebenkees wenigſtens bemerken ſollen, daſs der angeführte Vers auch unter den Fragmenten des Sophokles b. Brunk To. IV. p. 602. mit einiger Abkürzung ſteht. Weder Zenobius II, 14. noch Suidas (ſ. V. ἁλιεύς), der bey Wiederholung deſſelben Sprichworts nicht einmal den Sophokles nennt, klären etwas auf: und das erſte verſtümmelte ἐν ὤ.... iſt durch bloſse Conjecturalkritik nicht herzuſtellen. Aber die folgenden Worte geben einen vollkommenen Senarius: ὥσπερ ἁλιεὺς πληγεὶς, ἑνὸν (ſt. ἑνῶν) διδάσκαλον, und das Ganze ſcheint den Sinn gehabt zu haben: quid, ſtulte, ex damno tuo ſapis, ut piſcator ille vulneratus, quum ex magiſtro liceat?

Dieſe vier ausgehobenen Stellen werden hinreichend ſeyn, theils die Scholien ſelbſt, theils die Behandlungsart des ſeligen Sieb. kenntlich, und auf die von ihm gelaſſenen Lücken in der Kritik ſowohl als in der Erklärung aufmerkſam zu machen. Bey den übrigen Anecdotis, welche auch an ſich geringhaltiger ſind, können wir uns nunmehr kürzer faſſen. Das zweyte iſt eine aus dem Barberiniſchen Codex abgeſchriebene, dem Namen nach ſchon vorher bekannte Rede des Libanius für den Olympius. Dieſer Olympius wird auch ſonſt in den Schriften des Libanius zum öftern erwähnt, über ſeine Lebensumſtände wird durch die neue Declamation mehr Licht verbreitet. — Das dritte Anecdoton iſt ein Theil von Gemiſtus Pletho Werk über einiges von Strabo unrichtig geſagte (Διόρθωσις ἐνίων τῶν οὐκ ὀρθῶς ὑπὸ Στράβωνος λεγομένων), aus einem Codex des Strabo in der Vaticana, und einem andern in der Markus-Bibliothek zu Venedig. Die Stellen des Strabo, auf die ſich Gemiſtus bezieht, ſind von S. ſorgfältig nachgewieſen. — Das vierte iſt ebenfalls ein zu Strabo gehöriger Aufſatz aus einer Vaticaniſchen Handſchrift des Geographen. Hier wird von S. nur der lateiniſche Titel mitgetheilt: die griechiſche Aufſchrift muſs aus ſeinen Beyträgen zu Fabricii Bibl. graeca Vol. IV. p. 567. ſo ſupplirt werden: Στράβωνος περὶ μεγέθους καὶ σχήματος τῆς γῆς. Allen dieſen zuletzt genannten Anecdotis ſind nur ſehr wenige und ſehr kurze Noten beygefügt worden. Eine angehängte Kupfertafel enthält zwey Proben von Schriftzügen, welche aus den Vatican. und Angel. Codd. genau copirt ſind.

Leipzig, b. Schwickert: *Jo. Chſtph. Adelungii Grammatica theodisca ſcholis conſcripta, latine verſa a Fred. Gottlob Born.* 1798. (1 Rthlr.)

Die Ueberſetzung iſt nach der zweyten Ausgabe der Adelungiſchen deutſchen Sprachlehre von dem im Ueberſetzungsgeſchäft geübten Hn. Prof. Born mit Fleiſs verfertigt und kann Ausländern zur gründlichen Kenntniſs der deutſchen Sprache behülflich ſeyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender*, oder *Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann.* Von G. F. *Palm.* M. Kupfern. 1798. 266 S. gr. 8. (16 gr.)

Ueber den Geist und die Einrichtung dieser nützlichen Volksschrift enthalten wir uns Anmerkungen zu machen, da sie schon bey der Anzeige der vorigen Jahrgänge gewürdigt worden ist. Auch dieser Jahrg. enthält vieles, was unter den niedern Volksclassen verbreitet, Nutzen stiften kann. Wir zeichnen nur das Merkwürdigste aus. Unter den Lebensbeschreibungen und Charakterzügen guter Menschen ist viel Brauchbares; indess ist die Frage, ob Lebensbeschreibungen von Gelehrten wie die des Leibarztes *v. Zimmermann*, (ein kurzer Auszug aus Tissots bekannter Schrift) welche Dankbarkeit und Achtung dem Vf. eingab, in dieses Volksbuch gehörten. Ganz an ihrem Platz stehen die pädagogischen Aufsätze über die Vernachlässigung der Kinder-Erziehung in den ersten Jahren, über die Fehler, durch welche die Aeltern die Liebe und Achtung ihrer Kinder verscherzen und von den Mitteln Kinder gesund zu erhalten (letzterer vom D. *Struve* mit dem Motto: Dass unsere Kinderstuben oft Wohnungen des Elends sind, dass der zehnte Theil der Menschen in den Kinderjahren stirbt; daran ist unsere Erziehung schuld — nicht die Natur). Noch eine zweckmässige diätetisch-medicinische Abhandlung vom D. *Reyher* handelt von der Luft in Krankenzimmern. (Reinheit der Luft so wie Reinlichkeit der Haut, der Bekleidung und Sauberkeit in der ganzen Lebensweise als Beförderungsmittel der Gesundheit, der Sitten, des guten Haushalts u. s. w. kann den niedern Ständen nicht genug empfohlen werden, und der Herausg. würde sich um sein Publicum ein Verdienst mehr erwerben, wenn er im folgenden Jahrg. einen eigenen Aufsatz über Reinlichkeit, etwa nach Anleitung der von *Marcard* in seiner jetzt erschienenen Schweizerreise hierüber gemachten Bemerkungen, liefern wollte.) Die ökonomischen Aufsätze, Beschreibung einer vortheilhaft eingerichteten Landhaushaltung, von dem Einbeckischen Wollenmarkte, Anweisung zum Gartenbau, vermischte ökonomische Vorschriften, sind für den Bürger und Landmann brauchbar. Zu einer lehrreichen Unterhaltung dienen endlich die Nachrichten von klugen und thörigten, edlen und schlechten, nützlichen und schädlichen Handlungen.

* * *

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *John Clarks Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reisen nach heissen Gegenden und besonders über die Krankheiten, die in Ostindien herrschen.* 2e Ausg. 1798. 258 S. 8. (14 gr.) (Die erste Auflage erschien 1778 bey *Faber* in *Kopenhagen*, und gegenwärtige ist bloss mit einem neuen Titelbogen versehen worden.)

Schwerin u. Wismar, in der Bödnerischen Buchhandl.: *Ueber die Processkosten, deren Vergütung und Compensation*, von D. *A. D. Weber.* 4te unveränderte Auflage. 1798. 159 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 213.)

Berlin, in der Akadem. Kunst- u. Buchhandl.: *Interessante Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten.* Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Nach dem Französischen des Hn. *Filassier* deutsch bearbeitet. 6tes Bändch. 1798. 290 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 226.) Auch unter dem besondern Titel: *Neueste Staatsgeschichte von Europa.* Ein Lesebuch für die Jugend, 1tes Bändch.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dresden*, in der Gerlachschen Buchh. *Kurze Geschichte vom Verfall und Untergang der Jüdischen Republik*, als ein Beytrag zur Geschichte merkwürdiger Revolutionen, von *J. W. S.* 1796. 78 S. 8. Der Untergang des Jüdischen Staats gehört allerdings unter die merkwürdigen Revolutionen; man muss ihn aber auch würdig zu beschreiben wissen. Von dieser Gabe besitzt nun unser Vf. wenig; er hat eine ganz mittelmässige Erzählung zusammengetragen, und sie nur hin und wieder etwas erbaulich zu machen gesucht. Sie endigt sich schon S. 54. darauf folgt noch eine Nachricht vom Jüdischen Kriege unter Adrian, und vom versuchten Tempelbau unter Julian; zuletzt kommen noch einige erläuternde und ergänzende Anmerkungen. Die saubere Anekdote, S. 6. dass *der grosse Pompeius seinem Kaiser ohnlängst Syrien erobert habe*, rechneten wir dem Vf. anfänglich als einen Schreibfehler der Eile an; aber nein, wir dürfen ihm nicht unrecht thun; er sagt S. 7. noch einmal in vollem Ernste, *dass Pompeius den Hyrcan wieder zum Regenten und Hohenpriester, doch mit der Bedingung eingesetzt habe, dass derselbe unter der Oberherrschaft des Römischen Kaisers stehen, und einen jährlichen Tribut entrichten sollte; welches Hyrcan auch zufrieden war.* Getroffen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. d. Herausgeber und seit dem Octob. 1797 b. Perthes: *Theologische Blätter* oder *Nachrichten, Anfragen und Bemerkungen theologischen Inhalts.* Herausgegeben von *Joh. Christian Wilhelm Augusti. Erster Jahrgang*, in 4 Quartalen vom Julius 1796 — Junius 1797. *Zweyter Jahrgang*, vom Julius 1797 — Junius 1798, jedes Quartal von 13 Numern, jeder Jahrgang 2 Alphabet 7 Bogen. — — *Neue Theologische Blätter.* — Herausgeben von *Augusti*, *Ersten* Bandes *erstes* Stück 8½ Bogen in gr. 8. (Jedes jener Quartale 12 gr. und jedes Stück von den *neuen* Blättern, deren Jährlich 6 erscheinen sollen, 8 gr.)

„Diese theologischen Blätter, sagt der Herausgeber (der seit einiger Zeit als Privatdocent zu Jena lebt), haben die Absicht, dem Theologen, dem theoretischen sowohl als praktischen, ein Vehikel zur Mittheilung allerley nützlicher Kenntnisse zu werden, manche irrige Begriffe und Vorurtheile zu berichtigen and zu verdrängen, streitige Meynungen beyzulegen, und überhaupt den gegenwärtig in der Theologie herrschenden Geist darzustellen." Alles ist unter vier Rubriken gebracht: 1) kurze Auffätze und Bemerkungen aus dem gesammten Gebiete der Theologie. *Kurze*, die gewöhnlich nicht den Raum eines ganzen Bogens einnehmen sollen, um der Mannigfaltigkeit keinen Eintrag zu thun; *theoretische* und in die gelehrte Theologie einschlagende, worin neue Meynungen und Hypothesen vorgetragen, und, wenn sie von andern in neuen Schriften oder Journalen aufgestellt werden, geprüft werden sollen; *praktische*, die sich zunächst auf den Volkslehrer beziehen, also Vorschläge und Anweisungen zur zweckmäfsigen und nützlichen Amtsführung, Vorschläge zu liturgischen Verbesserungen, Amtserfahrungen u. s. w., wobey auch Betrachtungen und Vorschlägen über Erziehung nebst Bemerkungen über deren Fort- oder Rückgang, ein Platz bestimmt ist. 2) Anfragen über Schriftstellen und theologische Meynungen, so wie über Schriften, woraus man sich darüber weitern Rathes erholen könne. 3) Anzeigen (nicht: Recensionen) merkwürdiger herausgekommenen oder angekündigten Bücher; Nachrichten von theologischen Anstalten, Verordnungen, Beyspielen; auch Todesfallen, Beförderungen und Schicksalen merkwürdiger Theologen. 4) Antikritiken, nicht nur Vertheidigungen der Verfasser gegen unrichtige und schiefe Beurtheilungen, sondern auch Beleuchtung solcher Beurtheilungen von andern Unparteyischen, ohne Vorwissen und Mitwirkung der Vff.

In Absicht aller dieser Stücke hat der Herausgeber bisher Wort gehalten, und, was besonders zu loben ist, sorgfaltig verhütet, dass seine Blatter durch keine Personalitäten und Beleidigungen besleckt wurden. Auch ist die innerliche Einrichtung in den *neuen* Blättern völlig dieselbe wie in den vorhergehenden; nur werden nicht mehr, wie bey diesen wöchentlich ein Bogen, sondern jedesmal 7—8 Bogen in einem Heft versendet. Bey den zwey letzten Rubriken verweilen wir nicht. Die zwey übrigen hingen in Absicht auf Wahl der Sachen und Werth nicht von dem Herausgeber, sondern von denen ab, die Beyträge zu diesen Blättern lieferten. Daher sind freylich die eingeschickten Fragen manchmal etwas sonderbar z. B. welches Buch des N. Testaments hat den gröfsten praktischen Werth? Welches ist der charakteristische Unterschied zwischen Neologismus und Socinianismus? Woher kommt das Wort: *Salbadern* (eine Frage in *theologischen* Blättern!). Solche Anfragen hätten immer mögen bey Seite gelegt, oder in einem Privatschreiben eben sowohl beantwortet werden, als die Frage: wo findet man Auskunft über Bochart, l'Empereur, Hottinger und Hiob Ludolf? Denn wie konnte ein Mann verlangen, blofs weil er keine grosse Bibliothek bey der Hand hatte, eine so unbestimmte Frage vor dem Publicum beantwortet zu sehen; oder wollte er blofs die Antwort aus dem *Jöcher* abgeschrieben haben? Indessen haben diese und andere meistens weit nützlichere und bestimmtere Anfragen beynahe den gröfsten Theil der *Auffätze* veranlafst. Und von diesen Auffätzen müssen wir eigentlich hier reden, weil sie den meisten und wichtigern Inhalt dieser theologischen Blätter einnehmen; sie mögen durch Fragen, die vorher in diesen Blättern aufgeworfen waren, entstanden seyn oder nicht. Man kann wohl, wie bey allen dergleichen Magazinen, wo jedem frey steht, sein Contingent niederzulegen, schon voraussetzen, dafs sie sowohl den Sachen als der Ausführung nach einen sehr ungleichen Werth haben, und wegen des sehr verschiedenen Interesse ihrer Leser kann man nicht einmal gleichen Werth verlangen. Wir werden daher alle, zumal kürzere, Auffätze übergehen, die blofse Wünsche oder gar zu triviale Sachen enthalten, und selbst von den bessern nur die ausheben, welche uns merkwürdiger als andere scheinen, es sey wegen der wirklichen guten Ausführung, oder weil sie mehr ihren Vffn. Eigenes enthalten, wenn es uns gleich nicht scheinen sollte, dafs sie die Probe hielten. Am bequem-

quemften möchten fie fich wohl nach den verfchiedenen Difciplinen ftellen laffen, in welche diefe Auffatze einfchlagen.

Die zahlreichften find die *exegetifchen*, die fich auch überhaupt durch die meiften neuen Verfuche auszeichnen. Bey der Stelle Röm. 8, 18. fucht der Herausgeber (Jahrg. I. S. 8. ff.), deffen exegetifche Verfuche überhaupt mit unter die beften gerechnet zu werden verdienen, die Meynung zu beftätigen, dafs die κτισις die Juden wären, welche einen beffern Zuftand, ihr goldnes Zeitalter, das Meffiasreich, erwarteten. Galat. 3, 20. will ein Hr. *Möller* der vornehmlich mehrere neue Erklärungen wagte, und dem es gar nicht am Scharffinn, wohl aber am exegetifchen Gefühl, zu fehlen fcheint, die fchweren Worte: ὁ δε μεσιτης ἑνος ὀυκ ἐστιν, wenn ein erträglicher Sinn herauskommen foll, fragweife überfetzt wiffen: *ift nicht diefer Mittler der Mittler eines Einzigen* (Gottes, ift wohl gemeynt)? *Denn Gott ift ja einig und unveränderlich.* (Wie hart! ὀυκ ganz hinterdrein gefetzt, foll alfo *nonne* bedeuten? Und εἱς Θεος der *unveränderliche* Gott?) Treffender fcheint uns die Beantwortung der Fragen: warum Jefus nicht felbft andere getauft, warum er fich von Johannes habe taufen laffen, und worin der Unterfchied der Taufe Johannes und Jefu (der chriftlichen Taufe) beftanden habe? Von verfchiedenen Vf. (I. S. 81. ff.). Aus 4 Mofe 25. und 31, 17. ff. fucht ein anderer wahrfcheinlich zu machen, dafs fchon damals fich die erften Spuren der Luftfeuche unter den Ifraeliten finden (I, 193.). S. 337. folgen einige Verfuche, wahrfcheinlich von Hn. Prorector *Nachtigal* zu Halberftadt, manche hiftorifche Schwierigkeiten im Buche Jofua zu heben. S. 353. will der obenerwähnte Hr. P. *Möller* den Haushalter Luc. 16, 1. nicht für einen argliftigen Betrüger gelten laffen, fondern fucht ihn als einen folchen darzuftellen, der, nach feiner liederlich geführten Wirthfchaft, fich doch durch erlaubte Mittel (die wir bey feinem Apologeten nachzulefen überlaffen müffen) fich feiner Lage zu entreifsen gefucht habe. Mit diefem Auffatz ift ein anderer zu vergleichen, S. 487., worin die Gründe geprüft werden, warum jener von der gewöhnlichen Erklärung gedachter Stelle abging; Hr. *M.* Replike ift im 2ten Jahrgang S. 52. zu lefen. Mehrere zum Theil recht gute Verfuche über Pfalm 121, 6. wo Luther überfetzt hat: dafs dich der Mond des Nachts nicht fteche. Eben dergleichen gute Apologie der aus Aegypten ziehenden Ifraeliten wegen des Vorwurfs entwendeter Geräthe. Mehrere Vorfchläge, die Stelle Joh. 21, 25. zu erklären, ohne eine Hyperbel anzunehmen, die Rec. weit weniger hart fcheint, als die hier vorgefchlagenen Erklärungen. Ein lefenswerther Auffatz zur Vertheidigung, wenigftens Entfchuldigung, des Königs Saul oder vielmehr Beftätigung deffen, was fchon Hr. *Augufti* im 4ten Bande des *Henkifchen Magazins* darüber gefagt hatte. Hiob 37, 22. erklärt ein anderer זהב vom Blitz „von Mitternacht her kommt der Blitz, Gott zeigt fich in feiner furchtbaren Majeftat." Noch fchliefst diefer erfte Jahrgang manche freylich neue, aber fehr verunglückte, Schrifterklärungen in fich. Bey der Stelle Matth. 11, 19. z. B. legt der eine S. 117 und 332. die Worte: και ἐδικαιωθη ἡ σοφια απο των τεκνων αὐτης Chrifti Gegnern in den Mund, und überfetzt fie: *der Lehrer wird von feinen Anhängern gerechtfertigt*; dies foll aber heifsen: *an ihnen* erkannt, *nofcitur ex focio*; unbekümmert, ob diefe fchlechterdings ungewöhnliche Bedeutung, auch nur mit einigem Scheine bewiefen werden könne. Ein anderer S. 117. glaubt: die befagten Worte wären blofs durch eine Conjectur zu retten, wenn man lafe: και Ει δικ. ἡ. σ. „*möchte doch einmal die Weisheit von denen, die fich ihre Söhne nennen, erkannt werden!*" Ein anderer S. 221. giebt jene Worte: *der Schüler erkennt darüber ob der weife Lehrer recht thue* oder: wie kann doch der unverftändige Schüler darüber erkennen, ob der verftändige Lehrer recht handle? (Hier werden den zwey ftreitigen Wörtern ganz willkürlich angenommene Begriffe untergefchoben. Wo heifst δικαιουν jemals fchlechthin: *über jemand erkennen*" d. i. urtheilen? in den von dem Vf. angeführten Stellen Matth. 12, 37. und 1 Tim. 3, 16. gewifs nicht, fondern: losfprechen, rechtfertigen oder; wie der Vf. felbft fagt, für *rechtfchaffen* anfehen, alfo in einer beftimmten *guten* Bedeutung, nicht: *unverftändig* urtheilen; und wie können *Kinder der Weisheit, unverftändige* Schüler, unbefugte Richter heifsen, was auch der Vf. S. 430. dafür fagt? Ift nicht vielmehr in der vorliegenden Stelle ganz der Sinn wie Lucä 7, 29.: ἐδικαιωσαν τ. Θεον; die Zöllner, die fich nach des Täufers Johannes Auffoderung bequemten und durch die Taufe fich zu Chrifti Schülern aufnehmen liefsen, billigten die von Gott verordnete Taufe Johannis, bequemten fich nach Gottes Willen, wie im Gegentheil die Pharifäer es nicht thaten ἠθετησαν την βουλην τ. Θεου. Es ift ja dort der völlige Zufammenhang; ja es find eben diefelben Worte wie hier, dafs es beynahe unbegreiflich ift, wie man bey Vergleichung der Stelle in Lucas, den wahren Sinn bey dem Matthäus verfehlen konnte). Solcher ficherlich verunglückten Deutungen findet fich hier eine ziemliche Anzahl. Man fehe nur noch S. 396., wo jemand Hebr. 1 und 2. aus den ἀγγελοι: *von der Gottheit berufene Lehrer*, S. 766. aus der κτισις τ. ανθρωπ: *die jüdifche Kirche*, und ein dritter S. 882. des zweyten Jahrgangs Pfalm 2, 7. aus היום ein Subftantivum, den *Tag*, und aus dem *Tage* ein *Licht* macht, woraus die Ueberfetzung entfteht; *du bift mein Sohn, ich, das Licht, habe dich gezeugt.* Was foll aus der Bibel und unfern Auslegern werden, wenn das exegetifche Gefühl fo ganz ausftirbt! — Der Kürze wegen heben wir aus den andern Jahrgängen keine neuen Erklärungen aus, obgleich neben manchen auf die befchriebene Art gewagten, auch manche gute oder einer nähern Prüfung werthe vorkommen: wohin wir ganz vorzüglich die von Hr. Feldprediger *Lux* über die Paulinifche Redensart νεκρους ἐιναι τοις παραπτωμασι Ephef. 2, 1. etc. in den *Neuen* Th. Blättern. S. 18. ff. rechnen. — Auch an fo-

sogenannten philosophischen fehlts hier nicht. Dergleichen sind die Jahrgang I. S. 35. befindliche von der 2 Sam. 24. erwähnten Bestrafung Davids wegen der vorgenommenen Volkszählung und dem dabey erschienenen Engel; so wie die S. 228. vorgetragene Erklärung, wie man sich Jesu Verschwindung vor seinen Jüngern auf dem Oelberg und seine Himmelfahrt denken könne; wir müssen es aber der Leser Urtheil überlassen, wie sie diese Versuche mit dem biblischen Text reimen, und ob sie sie zu jener oder dieser Classe rechnen wollen.

Zu den exegetischen Aufsätzen gehören auch gewissermaßen diejenigen, welche sich nicht sowohl mit einzelnen Schriftstellern, als mit Fragen über die darin vorkommenden Personen beschäftigen. Von dieser Art ist der über die Frage: woher erhielt Jesus seine Kenntnisse? Aus den Prophetenschulen, meynt der Vf., oder deutlicher von dergleichen Lehrern, wie die waren, mit welchen er sich in jüngern Jahren Luc. 2, 41. im Tempel unterhielt; ohne diesen Umstand, glaubt er so gar und will es aus Joh. 18, 20. beweisen, würde er es nie haben wagen dürfen, als Lehrer aufzutreten. Eben so noch ein anderer, zur Beantwortung der Frage: wie konnte der große Menschenkenner Jesus einen Judas (seinen nachmaligen Verräther) zum Lehrer der Menschheit wählen; womit der Versuch, (Jahrg. 2. S. 604.), diesen Judas als keinen verruchten Menschen darzustellen, zu verbinden ist, der darauf hinausläuft: Judas habe die Thronbesteigung Jesu, die er, wie andere erwartete, durch die Verhandlung Jesu an seine Feinde befördern wollen; wie? hat dem Verfasser zu sagen nicht beliebt, doch möchte es aus einem andern Aufsatz in den *neuen* Th. Bl. S. 57. ff. ergänzt werden können. Was doch alles über die Bibel philosophirt wird!

Auch einige, eigentlich zur *dogmatischen Theologie* gehörige Aufsätze, sind, so fern sie auf Erklärung der heiligen Schrift beruhen, selbst mit zu den exegetischen zu rechnen. Ein Aufsatz (Jahrg. I. S. 209 und 241.) über die Frage: ist die gewöhnliche Eintheilung der Religion in die natürliche und geoffenbarte gegründet? prüft doch mehr die Stellen, worauf die den heiligen Schriftstellern zugeeignete *Eingebung* gegründet wird, und stellt nur zuletzt noch die neuerlich schon oft wiederholten Gründe gegen eine unmittelbare Offenbarung auf. Mit der Gottheit, oder, wie einer der folgenden Verfasser den Zweck seines Aufsatzes deutlicher ausdrückt, der Vergötterung Christi, und den dahin einschlagenden Stellen, beschäftigen sich mehrere Aufsätze Jahrg. 1. S. 97. 273. 417 und 458. 599. 673. 753. Jahrg. 2. 311. Auch die Frage von dem Wiedersehen unserer Freunde in dem künftigen Leben, vornehmlich so fern sie aus der heiligen Schrift entschieden werden kann, hat mehrere Federn in Bewegung gesetzt, für und wider diese Sache (I. S. 436. 649. II. 107. 721. so wie auch (II. 705.) ein ausführlicher Versuch eingerückt worden ist, wie man sich die Art von der Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode vorzustellen habe. Herrn Erhards Apologie (der Existenz) des Teufels in dem Niethammerschen Journal, hat auch einen Gegner gefunden (I, 65 und 81.). Einer der besten Aufsätze scheint uns die Kritik über den vom Hn. *Forberg* aufgestellten Geist des Lutheranismus zu seyn (Jahrg. 2. S. 465. ff.)

Der Aufsätze über Puncte der *christlichen Moral* sind wenige. Mit Recht wird (Jahrg. I, S. 40.) der Ausspruch des seligen D. *Less* gerügt: der Trost, dass andere Menschen auch leiden, sey ein niedriger, barbarischer, grausamer, nur für schadenfrohe, neidische Menschen beruhigender Trost. Ueber die beste Definition von *Gebet* streiten sich mehrere (I, 233. 619. 707. 775. II, 134. 209. und 292.) und (II. 874.) sucht ein anderer zu beweisen: wahre Christen dürften keinen Eyd schwören, und die Zweifel, welche sich bey Matth. 5. 34. gegen die Zulässigkeit des Eydes aufdringen, könnten auf keine Art gehoben werden.

Was der Vorschlag zu einer Umarbeitung der Augsburgischen Confession (Jahrg. II. S. 113.) für einen Zweck habe, ist schwerlich abzusehen. Der Vf. lässt alles weg, was nicht mit seinen Begriffen von den vorgetragenen Lehren einstimmt; er sagt sogar das Gegentheil von dem, was die Verfasser und Bekenner jener Glaubensformeln ausdrücken wollten, z. B. dass wir in der Lehre von der natürlichen Schwäche der Vernunft den Pelagianern *beytreten*, wenn sie glauben, dass u. s. f.

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Joh. Gottfr. Amandus Weidner, Ausführliche Abhandlung vom Erwiderungs- oder Wiedervergeltungsrecht — besonders beym Abzugsgelde;* nebst Erzählung eines Rechtsfalls u. s. w. 1794. 150 S. 8.

Der Vf. hat bekanntlich schon einige Jahre früher eine ähnliche Abhandlung, die hier seinem Angeben nach nur weitläuftiger und mit mehr Fleiss ausgearbeitet seyn soll, geschrieben. (S. A. L. Z. 1795. Nr. 87.). Die Veranlassung dazu hat ein Rechtsstreit gegeben, den er für die Bergräthin *Runge* zu Apolda, die nach Leipzig heyrathete, und wegen des Abzugsgeldes mit der Akademie Jena in Process gerieth, geführt hat. Der Hauptstreitpunct betraf hier die Frage: ob die Akademie mittelst des Retorsionsrechts wider den Stadtmagistrat zu Leipzig Abzugsgeld zu fodern befugt sey, ungeachtet der letzte seine Befugniss, von den in's Weimarsche ziehenden Einwohnern Abzugsgeld zu fodern, noch niemals ausgeübt zu haben, noch auch in Zukunft je ausüben zu wollen, versicherte? Die Facultäten zu Wittenberg und Göttingen haben diese Frage zum

Nachtheil der Akademie Jena, hingegen Helmstädt, Erlangen und Giessen zum Vortheil derselben entschieden. Diese Entscheidung hat den Vf. als Sachwald der verlierenden Partey, ungewöhnlich wider die drey letzten Facultäten aufgebracht, und zu unanständigen Ausfällen verleitet. Helmstädt wird wegen eines seiner würdigsten Facultätsmitglieder der offenbaren Parteylichkeit für die Akademie Jena, Erlangen und Giessen hingegen werden der Seichtigkeit, des Widerspruchs, des Verstosses wider die gesunde Vernunft und die ersten Anfangsgründe des Rechts beschuldigt, und es scheint fast als wollte der Vf. durch Bekanntmachung ihrer Aussprüche sie gänzlich der Schande und Verachtung Preis geben. Allein bey Rec. wenigstens, der weder Facultätsmitglied noch sonst mit den genannten drey Facultäten, oder der Akademie Jena verbunden ist, hat der Vf. seinen Zweck überall nicht erreicht. Er kann vielmehr in der Hauptsache die Grundsätze sämtlicher drey Facultäten nur als die seinigen anerkennen, und muss allenfalls nur die von den Helmstädtern S. 92. gemachte Anwendung des römischen Edicts: *quod quisque juris in alter. stat.* aus den vom Vf. §. 6. S. 13. bemerkten Gründen als unrichtig hievon ausnehmen. In der bis S. 50. vorausgeschickten Abhandlung hat der Vf. zuerst allgemeine Betrachtungen über den Begriff, Zweck, entfernten und nächsten Grund, ingleichen die wahren und falschen Quellen des Wiedervergeltungsrechts angestellt; in den besondern Betrachtungen aber hat er untersucht, wer die *Retorsion* in der Regel ausübe, und gegen wen sie statt finde, ingleichen in welchen Fällen; also etwa in der nämlichen Ordnung, wie diese Materie bey *Runde* im deutschen Recht §. 319. vorkommt. Zuletzt vom §. 30. an wird dieselbe noch besonders nach Sächsischen Rechten abgehandelt.

Dass die Retorsion in der Regel nur dem Landesherrn, den Unterobrigkeiten aber nur durch besondere Verwilligung zustehe; dass sie gegen Einheimische so wenig, als im Fall eines bloss verschiedenen Rechts gegen Auswärtige statt habe, ist auch nach Rec. Einsicht nicht zu bezweifeln; dagegen die Behauptung, dass die Retorsion nothwendig die wirkliche Ausübung des ungleichen Rechts von der anderen Seite voraussetze, besonders in der Ausdehnung, worin der Vf. sie nimmt, vieles gegen sich hat. Die Gründe dagegen sind besonders ausführlich in dem *Giessener* Urtheil S. 120. ff. entwickelt, so dass unter den daselbst angenommenen Modificationen einem unparteyischen Prüfer wohl wenig Zweifel dawider übrig bleiben können. Schon die blosse Einführung eines zum Nachtheil Auswärtiger abzweckenden ungleichen Rechts enthält eine Beleidigung, gegen welche der andere Staat sich durch Ausübung der Retorsion in der Maasse zu sichern befugt ist, dass er dadurch dem ersten einen überzeugenden Beweis von seiner Absicht, solche Beleidigung nicht zu dulden, giebt, und ihn zugleich auch von Einführung anderer beschwerenden Rechte abzuhalten, oder zur schnelleren Aufhebung schon vorhandener zu bewegen sucht. Alles Anerbieten aber auch noch so bündiger Reversalien kann eine solche wirksame Sicherheit nicht gewähren, besonders wenn der Fall der Retorsion schon wirklich eingetreten ist, indem man stets fürchten muss, dass, wenn sich statt dessen früher der umgekehrte Fall ereignet hätte, das ungleiche Recht nicht nur wirklich ausgeübt, sondern auch an keine Reversalien gedacht seyn würde. Je leichter der eine Staat sich zur Annahme der letzten bequemt, desto weniger wird der andere die Aufhebung anderer beschwerenden Rechte beeilen, oder deren Einführung vermeiden. — Also nur die Aufhebung des ungleichen Rechts, oder der Beweis, dass in Fällen, die zur Ausübung geeignet sind, solches doch nie angewandt worden, kann die Retorsion hindern; gleichwohl auch dieses nach Rec. Einsicht nur, wenn es vor dem wirklich eintretenden Fall der Retorsion geschieht. Wenigstens hängt die Annahme der Reversalien und die dadurch zu bewirkende Aufhebung des Retorsionsrechts doch immer nur von der freyen Entschliessung, einen Vertrag der Art anzunehmen oder auszuschlagen, ab, um so mehr als selbst die Einführung eines ungleichen Rechts dem retorquirenden Staat gleichfalls frey stehet. Völlig ungegründet scheint Rec. die Behauptung §. 24., dass selbst im Fall des schon wirklich ausgeübten ungleichen Rechts dennoch die Reversalien die Retorsion hemmen müssten. — Dass in vorliegender Streitsache selbst die Verordnungen des sächsischen Rechts und das besondere Verhältniss zwischen Weimar und Leipzig in den Grundsätzen des gemeinen Rechts keine Aenderung gemacht haben, ist in den drey erwähnten Facultäts - Erkenntnissen gründlich dargethan. Uebrigens ist nicht zu leugnen, dass der Vf. auch seiner Seits gründliche Gelehrsamkeit und viele Belesenheit gezeigt, so wie durch die S. 140. ff. angehängte *summarische Nachricht* von Beschaffenheit des Abzugsgeldes in den S. Weimarschen Landen, die Nützlichkeit dieser Abhandlung noch vermehrt hat.

* * *

Riga u. Leipzig, b. Hartknoch: *Erzählungen von Carl Stille.* 2te verbess. u. vermehrte Auflage mit 1 Kupfer. 1797. 306 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 17.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Januar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Gotha, b. d. Herausgeber und seit dem October 1797. b. Perthes: *Theologische Blätter, oder Nachrichten, Anfragen und Bemerkungen theologischen Inhalts.* Herausgegeben von *Joh. Christian Wilhelm Augusti.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zur *Pastoraltheologie, Homiletik* und den *verwandten Disciplinen* gehören mehrere der hiesigen Auffätze. Unter dem Titel: *Ich will doch lieber ein Prediger, als ein Schulmann seyn*, liefet man (Jahrg. I. S. 129.), veranlasst durch Hr. R. *Sangerhausens* in der deutschen Monatsschrift eingerückten Auffatz für das Gegentheil, eine Kritik dieses Auffatzes, die eben so oberflächlich, wie der letzte selbst ist. S. 176. äussert jemand einige Zweifel gegen die Nothwendigkeit des gelehrten exegetischen Studiums für Religionslehrer (die schon der sel. Conf. R. *Jacobi* besser vorgetragen hatte), dem ein Anderer viel bessere Gegenbemerkungen (S. 386.) entgegensetzt, womit Hn. C. Rath's *Cannabich* Empfehlung der griechischen Sprache für Prediger (S. 576.) verglichen zu werden verdient. Der Auffatz, von der überhandnehmenden Gewohnheit vieler Prediger, im ehelosen Stande zu leben (S. 257.) mit den Zusätzen eines Andern (S. 305.); das Schreiben an einen Freund, der zu wissen verlangte, ob und wie ein Prediger, besonders auf dem Lande, seine Gemeine in den Religionslehren aufklären müsse (S. 465.); Hr. C. R. *Cannabich's* zwar nur kurze, aber sehr beherzigungswürdige, Warnung vor einigen Fehlern der Kanzelberedsamkeit, in Rücksicht des gegenwärtigen Zeitalters (S. 449.), und ein Etwas für und wider die gedruckten Predigtentwürfe (S. 801.) — verdienen unter die besten Auffätze in diesen Blättern gerechnet zu werden.

Einige *literarische Nachrichten*, als: über die vorzüglichsten Schriften, worin die kantische Moralphilosophie (populärer) vorgetragen wird (Jahrg. I. S. 127 u. 482.); über den Vf. der philephebischen Schulencyklopädie (Hn. Conrector *Günther* zu Oels); über den englischen Gelehrten *Gilbert Wakefield* (S. 633.), von Hn. Conr. *Hüpfners* zu Eisleben (jetzt aufgegebenen) Vorsatz, den *Golius* wieder herauszugeben, und andere, werden Mehreren so angenehm seyn, als die Beantwortung einiger Fragen aus der *Kirchengeschichte*, ob diese letzten gleich schwerlich jemanden unbekannt seyn möchten, der gute Vorlesungen über die Kirchengeschichte nicht flüchtig gehört hat.

Am Beschluss dieser Anzeige — wobey wir uns blos haben begnügen müssen, einige Proben von dem mannichfaltigen Inhalte dieser theologischen Blätter, und dem Gehalte der zusammengefassten Aufsätze zu geben — können wir uns nicht entbrechen, etwas über den Werth dieser Art von Sammlungen, und namentlich der gegenwärtigen, zu sagen. Alle solche Magazine haben unstreitig den Nutzen, viele Sachen zur Sprache und somit zur Untersuchung zu bringen. Sie geben manchem guten Kopfe und noch mehr manchem einsichtsvollen Manne Gelegenheit, über Sachen, die entweder keiner umständlichen Ausführung bedürfen, oder zu deren Erörterung jemand, ohne sie erschöpfen zu wollen, nur Beyträge geben kann oder will, seine nicht gemeinen Gedanken zu sagen, und dadurch den Umfang menschlicher Kenntnisse oder der Gesichtspunkte, woraus man wissenswürdige Gegenstände ansehen könnte, zu vermehren. Sie können auch schon deshalb vieles besser in Umlauf bringen, weil die Gewohnheit unserer Zeit die Meisten, welche Lust zu lesen haben, mehr auf Journale, Almanache, Blätter u. dgl. als auf Bücher leitet, welche ganze Disciplinen oder wichtige Theile derselben, oder einer ausführlichern Untersuchung oder Darstellung bedürftigen besondere Materien, enthalten. In allen diesen Rücksichten mögen immer mehrere Schriften dieser Art neben einander bestehen, und es ist nur zu wünschen, dass sie nicht jene zusammenhängendere und untersuchungsreichere verdrängen, auch immer mit guter Wahl zusammengetragen und durch Beyträge competenter Schriftsteller unterstützt werden, überhaupt aber nicht sowohl den gegenwärtigen in gewissen Wissenschaften *herrschenden Geist*, — der auch ein böser Geist seyn könnte, — *darstellen*, als vielmehr den *wirklichen Bedürfnissen unserer Zeit abhelfen* mögen. Sonst ist zu befürchten, dass sie, eben weil sie mehr als andere Schriften gelesen werden, und mehr den herrschenden Ton stimmen, der Wahrheit, der Tugend, den Wissenschaften und dem ächten Untersuchungsgeiste eher nachtheilig als beförderlich werden. Um bey den vorliegenden *theologischen Blättern*, ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung stehen zu bleiben, so hat schon die, jedem gegebene Erlaubniss, Fragen aufzuwerfen, manches Nachtheilige. Ganz anders fragt derjenige, der sich schon lange mit einer Disciplin beschäftiget, die Lücken, den Unterschied des Zuverlässigen und Unausgemachten, des Wahren und des Scheinbaren, des Nothwendigen und des Entbehrlichen, kennen gelernt hat. Er weiss eigentlich

lich, was er fragen darf, und wird nichts Unnützes oder Entbehrliches oder schon hinlänglich Erörtertes, noch weniger etwas fragen, dessen Beantwortung er für unmöglich oder noch vor der Hand nicht rathsam erkennt; und wenn er fragt, wird er es mit derjenigen Bestimmtheit thun, die dem, der antworten soll, nicht in Verlegenheit über das setzt, was man eigentlich wissen will. Ganz anders der grosse Haufe derjenigen, die über alles fragen, was ihnen einfällt und was sie gern wissen möchten; wo dann die Andern, welche nicht viel Mehreres wissen wie jene, aber doch etwas von der Sache zu wissen glauben, Gelegenheit geben, in das Blaue hinein zu reden, oder das längst bekannte zu antworten, weswegen sie sie ganz kurz auf bekannte Schriften verweisen könnten, um sich unnöthige Mühe und den Lesern Zeit zu sparen, die auf etwas Nützlicheres verwendet werden möchte. — Die *Kürze*, die in diesen Blättern von den Vff. der Aufsätze gefodert wird, bringt einen andern Nachtheil mit sich. Denn oft lassen sich Sachen, ohne eine umständliche Auseinandersetzung, und bey Lesern, bey welchen man nicht schon vieles als bekannt und ausgemacht voraussetzen kann, nicht abthun; und wer jene nicht gehörig versteht oder die Nothwendigkeit der gedachten Auseinandersetzung nicht einsieht, ist in grosser Gefahr oberflächlich zu sprechen, und die Sachen mehr zu verwirren als ins Licht zu setzen, und gleich Unkundige zu übereilten und einseitigen Urtheilen zu verleiten.

Hiezu kommt noch, dass, wie jedes Alter seine ihm eigenthümlichen Fehler hat oder vielmehr von gewissen Fehlern gemeiniglich weniger frey ist als ein anderes, ganz junge Gelehrte auch selten von gewissen Mängeln und Fehlern frey sind, oder sie weniger als Fehler an sich bemerken, oder ihnen leichter unterliegen als andere. Nur zu geneigt sind die meisten unter ihnen, eingenommen für alles, was neu ist, für scheinbar wahre Sätze und Hypothesen, zumal wenn die Schule, zu der sie sich halten, Land zu gewinnen anfängt, oder sich in viel gelesenen Zeitschriften des grossen Wortes bemächtigt hat, für ausgemachte und von denkenden Köpfen allgemein anerkannte Wahrheit zu halten. Zufrieden mit einem allgemeinen Ueberblick in den Wissenschaften, den sie sich aus den gehörten akademischen Vorlesungen oder einigen Handbüchern, zumal den neuesten, verschafft haben, lassen sie sich selten in nähere Untersuchungen ein, wenn ihnen nicht der Zufall eine vermeyntlich neue Entdeckung zuführt, oder eben gewisse Untersuchungen an der Tagesordnung sind. Die Folge von allem diesen ist, dass sie sich wenig darum bekümmern, aus wie vielerley andern Gesichtspunkten man noch eine Sache ansehen könne und Andere sie schon angesehen haben, dass sie so leicht das, wovon sie überzeugt zu seyn glauben, für das einzig Mögliche halten, so schnell über alles, worin Andere anders denken, absprechen, und den Gegenmeynungen den ungereimtesten Sinn beylegen, womit sich freylich alles am leichtesten abfertigen lässt, ohne erst zu fragen, ob die Vertheidiger der letzten sie auch in dem ungereimten Sinne nehmen. Ueberdies erfodert das richtige Urtheil über Sachen, die nicht Gegenstand der blossen Speculation sind, eine Menge von Vorerkenntnissen, die man sich zu erwerben, oft lange Zeit braucht, und das Gefühl für Wahrheit in solchen Sachen wird nur erst durch lange Uebung geschärft und zuverlässig. Kommt nun noch zu jenen Mängeln und Fehlern das warme Blut und die Begierde, durch neue Einsichten zu glänzen oder durch Verlassung von Meynungen, die lange in der Welt geherrscht haben, sich als aufgeklärt zu zeigen, und sind die meisten der Leser solcher Aeusserungen von gleichem Alter und Schlage: so lässt sich leicht abnehmen, was dies für Erkenntniss der Wahrheit, für Schätzung des Werths gewisser Meynungen, für Gelehrsamkeit und für alles, was davon weiter abhängt, für Folgen haben müsse. — Zu diesen von ihm geäusserten Gedanken hat Rec. bey Durchsicht dieser theologischen Blätter sich oft veranlasst und sie bestätigt gefunden, und man wird ihm wohl so vielen Verstand und Billigkeit zutrauen, dass er damit nichts weniger als Verachtung gegen manche Vf. der eingerückten Aufsätze habe zu erkennen geben wollen. Aber bemerkenswerth schien es ihm, dass von allen Beytragenden, die sich genannt haben — die Hn. *Cannabich*, *Ruperti*, *Höpfner* und wenige Andere ausgenommen, — die meisten junge Gelehrte zu seyn scheinen; ein Umstand, der eben so sehr eine grössere Billigkeit in Beurtheilung ihrer Aufsätze, als Vorsichtigkeit in ihrem Gebrauch fodert.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Bornschein u. Comp.: *Katechesen über sittlich-religiöse Wahrheiten*, gehalten in den sonntäglichen Versammlungen in der Schulanstalt im Arbeitshause für Freywillige zu Leipzig, von M. *K. Wilh. Markus*. Mit einer Nachrede von dem Hn. Director *Plato*. 1798. 247 S. 8. (10 gr.)

Das schon seit einigen Jahren in Leipzig zum Besten der armen Jugend aus den untern Volksclassen bestehende Arbeitshaus, befindet sich, nach Hn. *Plato's* Nachrede, dermalen in einem sehr blühenden Zustande. Dass darin für einen vernünftigen Religionsunterricht und für zweckmässige Erbauung Sorge getragen werde, beweisen diese Katechesen. „Es sind einige von denen, die der Vf. mit der ihm anvertrauten Schuljugend der *obern* Classen alle Sonn- und Festtage in der Anstalt gehalten hat." Auch kann man von Anfängern im Denken, dergleichen die in den *untern* Classen sind, selbst bey der grössten Kunst des Katecheten schwerlich Antworten wie folgende erwarten: S. 149. *Lehr.* Was macht den Menschen einzig und allein beym Handeln gut? *Sch.* Wenn er aus der reinsten Absicht, aus Pflicht das Gute thut. *L.* Und wer kann dies jedesmal beurtheilen? *Sch.* Niemand. *L.* Warum nicht? *Sch.* Weil dazu Allwissenheit erfodert wird.

Die

Die äussere Einrichtung dieser Katechesen ist folgende: Die Andacht der Versammlung, zu der sie durch einleitende Gebete, oder kurze vorausgeschickte und dann wieder hie und da eingestreute Betrachtungen aufgefodert wird, wechselt ab mit dem Nachdenken der Jugend, wozu die Fragen des Lehrers Veranlassung geben, und so wirkt die Belehrung der Kinder auf die Erwachsenen in der Versammlung zurück, während durch die Erbauung der letzten die ersten in die gehörige Gemüthsstimmung versetzt werden. Kurze Gesänge der Versammlung und der Schüler, die hier mit abgedruckt sind, und sich auf den jedesmaligen Gegenstand der Katechisation beziehen, gehen bald vor dem Gebet oder der Betrachtung des Lehrers voraus, bald folgen sie darauf; im letzten Falle setzt dieser nachher in einem zweyten Gebete oder in der wieder angeknüpften Betrachtung die Andacht fort, nennt am Schluss derselben den Gegenstand, worüber er sich mit den Kindern unterhalten will, und fügt eine Schriftstelle hinzu, die diesen Gegenstand in sich fasst, und die in der Unterredung selbst mit erörtert wird. So ersetzt also eine solche Katechese und zwar mit Vortheil die Predigt, die an ihrer Statt etwa gehalten werden möchte. Exordium, Text, Thema und sogar Eintheilung sind da, nur die Ausführung ist katechetisch. Auch diese wird an schicklichen Stellen, wo nämlich ein Begriff des Hauptsatzes entwickelt ist, durch Reflexionen des Lehrers, die das deutlich gewordene den Zuhörern ans Herz legen, unterbrochen; die Versammlung, oder die Kinder besonders oder eins derselben, dem sodann die übrigen im Chor folgen, fingen wieder einen oder einige Verse, mit Beziehung auf den entwickelten Begriff, ab; der Lehrer setzt dann die Unterredung von neuem fort, bis ihr Gegenstand erschöpft ist, worauf wieder ein Gesang folgt, nach welchem die abgehandelte Materie noch einmal in kurzen Fragen und Antworten wiederholt wird. Mit einem Gebete und nochmaligem Gesange wird endlich Unterricht und Andacht geschlossen.

Was nun die Katechesen selbst betrifft, (es sind ihrer sieben): so beweist ihr Vf. ziemliche Fertigkeit in der Kunst zu katechisiren, und sie sind, auch ohne Rücksicht auf die temporellen und localen Umstände, unter denen sie ihr Daseyn erhalten haben, von einigem Werth. Er stellt die Hauptwahrheit, die abgehandelt werden soll, immer dahin, wo sie von Kindern, die im Nachdenken schon geübt sind, erreicht werden kann, und indem diese unter seiner Leitung durch eine weder zu tiefgehende, noch zu oberflächliche Entwickelung der Begriffe, die zur Hauptwahrheit führen, nach und nach in den Gesichtspunct der letzten treten, zeigt er dem Leser, wie zweckmässig katechisirt werden muss. Wir heben zum Beweise die dritte aus: über die Pflicht besonders junger Christen, ihre Einbildungskraft durch Vernunft und Religion zu beherrschen. Der Schüler findet zunächst den Begriff der Einbildungskraft und der Herrschaft über sie; hierauf wird seine Aufmerksamkeit auf die Gefahr für Unschuld und Tugend 1) bey zu angenehmen, 2) bey zu traurigen, und 3) bey abergläubischen Vorstellungen hingeleitet. Er findet sodann, dass alles, was die ersten veranlassen könne, kalt geprüft, und die Gelegenheit zu denselben vermieden werden solle, dass man die andern durch Vertrauen auf Gottes Vorsehung u. s. w., und die letzten durch die Ueberzeugung: jede Wirkung müsse eine natürliche Ursache haben, vermeiden könne. Endlich sucht er die Gründe, warum Kindern besonders die genannte Pflicht obliege, a) „eine zügellose Einbildungskraft bewirkt Zerstreuung, und hindert die Aufmerksamkeit, der Unterricht also geht nicht von statten, und folglich bleiben Verstand und Vernunft ungebildet; was aber an Ausbildung der Vernunft hindert, hindert zugleich daran, reines Herzens zu werden, (die Stelle Matth. 5, 8. liegt der Katechese zum Grunde), b) in der Jugend ist die Einbildungskraft am empfänglichsten, und Kinder können durch sie leicht böse Menschen werden."

Der Vortrag des Vfs. ist durchgängig voll Wärme und Herzlichkeit, nur fehlt es hin und wieder feinen Begriffen an Bestimmtheit, Kraft und Lebendigkeit, der durch diese Wärme bey allem geflissentlichen Bestreben nicht abgeholfen wird, auch ist er besonders in den eingeschalteten Reflexionen zu wortreich. Uebrigens sucht er die Religion in den Kindern aus der Tugend hervorgehen zu lassen, und dies gelingt zuweilen, z. B. S. 49. wo der Schüler auf eine ungekünstelte Art findet, dass Gottesstimme die Vernunftstimme sey; meistens aber misslingt's, und zwar darum, weil der Vf. beym Entwickeln irgend eines Religionsbegriffs zuerst theoretisch verfährt, z. B. S. 128. 129. und dann seine praktische Ansicht desselben in einer kleinen Betrachtung hinzufügt, die, wie sie da steht, weder für die Kinder, noch für die Versammlung überhaupt zu gehören scheint, dem Zusammenhange fremd, und etwa nur dem kritisch-philosophischen Leser seines Buchs verständlich ist. Zu tadeln sind auch seine Ausfälle auf Lasterhafte; dergleichen Ausfälle im scharfen Gegensatze gegen Tugenden, die man eben abhandelt, und in deren Besitz der Mensch nicht selten damit, dass er sie *kennt*, auch schon zu seyn wähnt, können leicht in jungen Seelen einen geheimen moralischen Stolz anfachen, der eben so nichtswürdig ist, als der dogmatische Stolz alles Frömmler.

LANDSBERG, a. d. W., b. d. Vf. und ZÜLLICHAU, in Commiss. b. Darnmann: *Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gutgesinnte Christen*, nach dem Bedürfniss unserer Zeit, von *Joh. Gotthilf Seliger*, drittem Prediger an der Hauptkirche zu Landsberg an der Warthe. 1798. XXX. u. 271 S. 8. (12 gr.)

Geläuterte Begriffe über Werth, Zweck und Erfodernisse der Abendmahlsfeyer werden hier in mehreren kurzen Abschnitten, bald im belehrenden Tone, bald in Form einer Selbstbetrachtung oder auch eines Ge-

Gebets, mit sorgfältiger Rücksicht auf die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen und bürgerlichen Lebens, in einer würdigen und doch fasslichen Sprache vorgetragen. Daher verdient dieses Buch unter den bessern Schriften dieser Art seine Stelle. Bey den historischen Notizen über Beichte und Abendmahl hätte sich der Vf. etwas kürzer fassen, dafür aber eine kurze Anleitung zum zweckmässigen Gebrauch dieses Buchs vorausschicken können. Unter den Gebeten, die sich grossentheils durch Würde, Simplicität, Kürze und nicht selten auch durch Wärme empfehlen, kommen zu viele vor, die an Jesum gerichtet sind. Dass eine Betrachtung über die Verdienste und sittliche Würde Jesu, am Schlusse in eine feyerliche Anrede an Jesus selbst übergehe, können wir nicht missbilligen. Aber eigentliche, an Jesus gerichtete Gebete, scheinen selbst der früheren christlichen Kirche fremd gewesen zu seyn. Eben diesen bemerkten Fehler haben auch mehrere von den angehängten Liedern, wiewohl dies dem Vf. weniger zum Vorwurfe gereichen kann, da es wirklich an zweckmässigen Gesangen bey der Abendmahlsfeyer noch sehr fehlt.

* * *

Paris: *Voyage et Captivité du Citoyen Garnerin*, Ex-Commissaire de la Republique françoise, Prisonnier d'état en Autriche. Nouvelle Edit. 1797. 160 S. 8. (16) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 7.)

Leipzig, in der Weygandschen Buchhandl.: *Das Deutsche und Reichsständische Privatrecht*, in wissenschaftlich geordneten und mit praktischen Ausarbeitungen bestärkten Abhandlungen und Anmerkungen über dessen wichtigste Gegenstände, von D. E. *Ch. Westphal*. Neue Auflage. 1 Th. 1798. 452 S. 2 Th. 448 S. 8. (2 Rthl. 16 gr.) (Die erste Auflage erschien 1783.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Regensburg: Ist eine bürgerliche Verbesserung der Juden in Deutschland dem Rechte und der Klugheit gemäss?* von *C. Grund*, der schönen Wiss. u. der Philos. Lehrer in der Hochf. Thurn und Taxischen Pagerie. 1798. 60 S. 8. Diese kleine Schrift soll nach der Versicherung des Vfs. ein Seitenstück zu der *Apologie fur die unterdruckte Judenschaft*, seyn, welche wir bereits (A. L. Z. 1798. Nr. 168.) angezeigt haben. Er hat dieselbe Veranlassung gehabt, nämlich das Ansuchen der holländischen Judenschaft (welche bekanntlich in alle Rechte batavischer Bürger eingesetzt ist) an das Directorium, Erleichterung ihrer deutschen Glaubensgenossen auf dem Friedenscongress zu Rastadt zu bewirken, und er hält es für die Pflicht eines Mannes von Gefühl, die Vertheidigung dieser minder glücklichen Menschen auf sich zu nehmen und wo möglich den deutschen Sinn nicht für das Mitleiden allein, sondern auch für die Stimme der Gerechtigkeit empfänglich zu machen. Nachdem er ein rührendes Bild von dem Elende entworfen hat, unter dem die Juden, durch Strenge der Gesetze gegen sie, seufzen, kommt er auf die Aufnahme derselben zu französischen Bürgern, als dem ersten öffentlichen Schritt in neuern Zeiten zu ihrer bürgerlichen Verbesserung. Dies führt ihn auf die in den Schlözerschen Anzeigen, Heft 60, abgedruckte Adresse der strassburger Gemeine gegen die Juden, welche damals freylich unwirksam blieb, aber dennoch seiner Meynung nach eine ausführliche Erörterung verdient, weil sie das gehässigste enthält, was gegen die Juden und ihre bürgerliche Verbesserung vorgebracht werden kann, und deren ausführliche Widerlegung also auch jetzt noch von Nutzen ist, um etwanige Einwürfe auf dem Congress zu Rastadt im voraus zu berichtigen. Der Raum gestattet uns keine Auszüge zu liefern, aber wir bemerken mit Vergnügen, dass der Vf. mit Menschen- und Wahrheitsliebe, mit Klugheit und Kenntniss der Sache seine Arbeit unternahm. Schade dass ihm die Vertheidigung, welche die lothringer Juden bey der Nationalversammlung einreichten, und von der wir eine vortreffliche Uebersetzung des Hn. Assessors *Friedländer* besitzen, welche mit einer Einleitung des Herausgebers in die *berliner Monatsschrift* vom October 1791. eingerückt ist, unbekannt blieb. Durch sie hätte er eine Menge Thatsachen zum Vortheil seiner Clienten kennen gelernt, und solche statt blossem Räsonnement gebrauchen oder dieses doch sehr damit unterstützen können, indem die meisten und gerade die gehässigsten von der strassburger Gemeine gegen die Juden angeführten Beschuldigungen als falsch *erwiesen* werden. Will man den Satz, welcher in der französischen Adresse abgehandelt worden, — *ob die Juden zu Burgern gemacht werden können*, auf Deutschland anwenden: so gestehet der Vf. selbst, dass nach der noch bestehenden Verfassung des deutschen Staates, die Rede davon zu *Rastadt* nicht so unumschränkt wie zu *Paris* seyn kann. „Eine weitumfassende Reform in den innern Theilen des deutschen Staatsrechts, sagt er, die Ausgleichung der Rechte der verschiedenen angesessenen Religionssysteme betreffend, müsste billig vorher gegangen seyn, oder gleich mit anheben. Eine freylich sehr wünschenswerthe Sache und eine glänzende Probe von Nationalgrösse! Aber da es vollendete Volksaufklärung voraussetzt, zu welchem erhabenen Ziele die deutsche Nation sich annähert, aber noch nicht gekommen ist; so dürfen und können wir die Ausführung jener weltbeglückenden Reform, — die gewiss einst aufhören mag, blosse *Idee* zu seyn — jetzt noch nicht erwarten. Wir wollen uns indessen mit dem billigen Wunsche der holländischen Juden begnügen und unsre Foderung auf die Aufhebung der auf den deutschen Juden grösstentheils noch heftenden lästigen Distinctionen und auf die Ertheilung mehrer Freyheiten und Rechte beschränken." Dass dies mit der *Gerechtigkeit* und *Klugheit* übereinstimme, beweiset Hr. *G.* auf eine bündige Art und mit — einer herzlichen Sprache, welche ihren Weg zum Kopf und zum Herzen vorurtheilsfreyer Menschen nicht verfehlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Januar 1799.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, in d. Waltherschen Buchh.: *Handbuch der Literatur der Philosophie*, nach allen ihren Theilen, von *Joh. Andr. Ortloff*, Prof. d. Philos. zu Erlangen. *Erste Abtheilung*, die Literatur der Literargeschichte und Geschichte der Philosophie enthaltend.

Auch unter dem besondern Titel:

Handbuch der Literatur der Geschichte der Philosophie. 1798. 239 u. XVI S. Vorrede und Inhaltsanzeige. 8. (20 gr.)

Der Vf. wollte erst *Zusätze* zu *Hissmann's Anleitung zur Kenntniss der auserlesenen Literatur der Philosophie* herausgeben. Da er aber bald einsah, dass diese einen grössern Umfang als das Hissmannische Werk selbst einnehmen würden, entschloss er sich lieber, dieses ganz umzuarbeiten und zu vervollständigen. In dieses Handbuch hat der Vf. alle in dem Hissmannischen vorkommende Literärnotizen aufgenommen, sie durch Benutzung der Werke des Fabricius nach den neuesten Angaben, der Struv- und Kahlischen philosophischen Bibliothek, des Repertoriums der allgemeinen Literatur-Zeitung, und vorzüglich der mit Literärnotizen versehenen Lehrbücher der Philosophie von *Gurlitt* und *Buhle* vermehrt. Noch rühmt der Vf. in der Vorrede die Unterstützung der Hn. *Breyer*, *Abicht* und *Meusel*. — Diese Abtheilung macht, wie der Vf. sagt, ein Drittheil des Ganzen aus, an welchem unmittelbar fortgedruckt wird. Nachträge hat der Vf. noch während des Abdrucks dieser Bogen gesammelt, welche nebst einem Register der letzten Abtheilung in einem Anhange beygefügt werden sollen. Auch fodert er alle Freunde der Literatur auf, ihm ihre Beyträge zur Vervollständigung des Werks mitzutheilen.

Ungeachtet wir dieses Unternehmen im Ganzen billigen, auch den darauf verwendeten Fleiss des Vfs. nicht verkennen; so können wir doch nicht ganz mit der Ausführung zufrieden seyn; nicht sowohl wegen der Unvollständigkeit, sondern weil es ihm an bestimmten Plane fehlt. Denn erstlich hätte der Vf., wenn er einmal das Hissmannische Werk umarbeiten wollte, auch vorzüglich auf die Verbesserung des Fachwerks denken sollen, welches noch mancher Vervollkommnung bedürftig ist. Gleich diesem hat Hr. O. alle Schriften, welche die Geschichte der Philosophie betreffen, mit Ausnahme derjenigen, welche die Geschichte einzelner Disciplinen und Lehrsätze betreffen, weil diese bey der Literatur der einzelnen Wissenschaften vorkommen, unter die Rubriken gebracht: 1) *Methode der Geschichte der Philosophie;* 2) *Schriften, welche die ganze Geschichte der Philosophie abhandeln;* 3) *Schriften, welche als Materialiensammlungen der Geschichte der Philosophie dienen;* 4) *Schriftsteller, welche die Geschichte der Philosophie unter einzelnen Nationen und einzelnen Secten bearbeitet haben.* Diese Rubriken sind weder erschöpfend, noch bequem, um alle Schriften unter sie zu ordnen. Für Tiedemann's Geist der speculativen Philosophie (sie wird S. 80. in einer Anmerkung nur kurz berührt) und Ständlin's Geschichte des Skepticismus, ist hier keine schickliche Stelle anzutreffen. Doch dieser Fehler wäre noch zu entschuldigen, wenn nur, *zweytens*, in Ansehung der Wahl und Stellung der Schriften nicht ein zu grosser Mangel von Beurtheilung und Ordnung sichtbar wäre. Hissmann führt von den Werken der Philosophen eine oder zwey Ausgaben und Uebersetzungen; Hr. O. aber eine ganze Reihe Ausgaben und Uebersetzungen, auch der einzelnen Schriften, an. Diese Notizen, welche offenbar nicht hieher, sondern in die Literaturgeschichte gehören, nehmen zu vielen Platz weg. Der Vf. geht gar so weit, dass er bey Cicero z. B. Ausgaben von seinen Reden, Briefen u. s. w. aufzählt. Unter der zweyten Rubrik kommen Schriften vor, welche nicht die ganze, sondern nur die Geschichte der griechischen Philosophie abhandeln, z. B. *Plutarchus de Placitis Philosophorum, Galeni liber περι φιλοσοφου ἱστοριας. Origenis Philosophumena, Diogenes Laertius;* auch neuere dahin gehörige Schriften, z. B. *Pisauri de priscorum sapientium placitis, Heinsii peplum graecorum epigrammatum, Scipio Aquilianus de placitis physicis philosophorum, Ciceronis historia philosophiae antiquae von Gedike.* Auch enthalten einige von diesen Schriften nicht Geschichte, sondern Materialien derselben. S. 79. nennt der Vf. in dem 16. §. die Schriften über die Geschichte der griechischen Philosophie überhaupt. Aber die meisten, welche hieher gehörten, waren schon in dem 7. §. als Materialiensammlungen zur Geschichte der Philosophie vorgekommen, z. B. *Meiner's Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom.* §. 22. Pythagoreische Philosophie. Die Schriften über das Zeitalter und das Leben des Pythagoras hätten verbunden werden sollen. §. 22. Eleatische Philosophie. Hier steht *Stephani Poesis philosophica* und *Buhle Commentatio de ortu et progressu Pantheismi inde a Xenophane — usque ad Spinozam* und desselben *Commentatio de veterum philosophorum graecorum ante Aristotelem conaminibus in arte logica invenienda et perficienda,*

cienda, nicht ganz an seinem Orte. §. 24. Sokratische Philosophie. Hier folgen Schriften über das Leben und die Lehren, und zuletzt wieder über einzelne Lebensumstände des Sokrates. Die §. 27 und 29. Platonische und Peripatetische Philosophie können als Muster einer planlosen Anhäufung von Schriften aufgestellt werden. *Drittens* wäre auch eine gleichmäfsigere Bearbeitung zu wünschen. Die Schriften sind meistentheils ohne Inhaltsanzeige und Beurtheilung beygefügt. Da dies aber doch bey einigen, z. B. *Anacharsis Reisen*, *Tennemann's System der Platonischen Philosophie*, geschehen ist; so kann man fragen, aus welchen Gründen dies nur bey einigen, und das noch dazu bey solchen bekannten Schriften, und warum es nicht entweder durchgängig oder gar nicht beobachtet ist? Zweckmäfsiger ist es, wenn bey Sammlungen die darin enthaltenen Aufsätze einzeln angegeben werden, wie es hie und da, doch nicht bey allen (z. B. nicht bey *Fülleborn's Beyträgen*) geschehen ist. Noch besser aber wäre es gewesen, wenn jede einzelne Abhandlung solcher Sammlungen da, wo sie hingehörte, angeführt worden wäre, wie es der Vf. einigemal gethan hat. Was endlich *viertens* die Vollständigkeit betrifft, so können wir auf der einen Seite zwar nicht den Fleifs des Vfs. verkennen, mit welchem er sowohl ältere als neuere Schriften nachgetragen hat, aber auf der andern auch nicht leugnen, dafs doch noch nicht alles geschehen ist, was hätte geschehen können. Vorzüglich hätten wir gewünscht, der Vf. hätte die Idee gefafst, ein vollständiges Repertorium der Geschichte der Philosophie zu liefern, in welchem nicht nur die einzelnen Schriften und Abhandlungen verzeichnet, sondern auch, wie Hr. Gurlitt angefangen hatte, die Stellen in andern Schriftstellern, in welchen von diesem oder jenem Philosophem historisch gehandelt wird, angeführt worden wären. Wenn wir aber auch von diesem Wunsche, dessen Erfüllung mehr Belesenheit und Sammlerfleifs erfodert, als man von einem jungen Manne erwarten kann, abstehen; so sind doch hie und da noch viele Schriften, selbst von den neuern, der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen, von denen wir nur einige anführen wollen. S. 96. Ueber die Aechtheit der Schrift von Ocellus und Timäus mufs zu den Abhandlungen von *Meiners* und *Tiedemann's* noch *Bardili's* in seinen Epochen und *Tennemann's* in dem System der Platonischen Philosophie gesetzt werden. S. 100. Sind die Fragmente des Parmenides von *Fülleborn* angegeben, aber die Fragmente des Xenophanes von ebendemselben im 6. St. seiner Beyträge vergessen. Ueber den Democrit sind noch nachzuholen *Christ. Magneni Democritus reviviscens. Pagan. Gaudentius de doctrina Democriti. Jo. Bapt. Capponi Paradoxon Philosophiae Democriticae.* Ueber Plato's Theologie. *The Theology of Plato by Ogilvie.* S. 218. Zu Locke's Lebensbeschreibungen *Clerici Bericht von Joh. Locke's Leben und Schriften, aus dem Französischen von Friedr. Bladow*, Halle 1720. 8. In dem letzten §., welcher von der Geschichte der kritischen Philosophie handelt, sind aufser einem ausführlichen Verzeichnifs der Kantischen Schriften nur zwey zur Geschichte seiner Philosophie gehörige angeführt, nämlich *Joh. Neeb* über Kants Verdienste etc. und Materialien zur Geschichte der kritischen Philosophie. Will's Vorlesungen und Reinholds Abhandlung über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie hätten doch nicht übergangen werden sollen.

DEUTSCHLAND, in allen Buchh.: *Die gerettete Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen.* Allen Obrigkeiten, Philosophen und Juristen gewidmet vom Verfasser. 1797. 211 S. 8.

„Man erwarte hier nicht, heifst es in der Vorrede, etliche Dutzende von neuem aufmarschirter Gründe *pro* und *contra*, d. h. *für* und *wider* die Todesstrafen, wie dies leicht geschehen könnte, da die meisten Schriftsteller, wenn sie über eine bekannte Materie schreiben, es gemeiniglich so zu machen pflegen. Man erwarte vielmehr *ganz neue Ansichten, ganz neue Bemerkungen über diesen Gegenstand, so wie sie bisher nirgends vorgekommen sind.*" Der Vf. ist in der That kein Prahler. Er hält buchstäblich Wort. Wer wird nicht folgende Beweise (S. 118 ff.) nagelneu finden? — Der Mörder mufs mit dem Tode bestraft werden: 1) weil allemal Ursache und Folge einander entsprechen und einander gleich seyn müssen, weil Wirkung und Gegenwirkung in natürlicher Harmonie, in nothwendigem Zusammenhange mit einander stehen und gesetzt werden müssen, Handeln und Behandeln einander bestimmen, und die Beschaffenheit des Behandelns in der des Handelns enthalten liegen mufs. Eben daher müfste 2) der Gemordete, wenn er zwey Leben hatte, oder wenn er als Todter noch handeln könnte, entweder mittelbar durch den Staat den andern ermorden lassen, oder er müfste es unmittelbar thun, wenn ihm etwa alle Zeit und alle Gelegenheit abgeschnitten wäre, dem Staat Nachricht von dem Vorgefallenen zu geben, und ihn um seinen Beystand anzurufen. 3) Ist der Staat sogar genöthigt und verpflichtet, in diesem Falle gerade so zu handeln, wie das todte Mitglied als solches, als vernünftiges Wesen, gehandelt haben würde und handeln mufste, wenn es nach seinem Tode noch zurückwirken konnte. — Nach sieben Beweisen dieser Art fahrt der Vf. S. 120 fort: „so will es einmal die Natur, so gebeut es die Vernunft, so schreyt die ganze Menschheit: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Leben um Leben. — Haben nun die Leser Gründe genug zur Vertheidigung der Todesstrafen? — Ich sollte es meynen; es sind deren schon zu viel; doch könnten wir in der That noch zweymal so viel hersetzen, wenn wir wollten." S. 175. kommt doch noch ein Beweis. „Warum wollt ihr gnädiger und gelinder seyn, ihr Staubwürmer, als die Gottheit, die erhabenste Weisheit des Himmels? — — Ihr leset ja gerne in der heiligen Bibel, glaubt nach altem Herkommen, dafs sie von Gott selbst und seinen Propheten eingegeben worden sey, nun wohlan!

an! da steht es ja fast überall, dass alle groben Verbrecher und Uebelthäter ohne Erbarmen aus der Mitte seines Volks Israels ausgerottet werden sollen." — Die wahrste und aufrichtigste Bemerkung des ganzen Buchs steht wohl S. 144. „Himmel über mir! ihr mir entgegenleuchtenden Sternwelten in dieser Nacht! waren das Menschen! und doch wohnt die Gottheit in der Höhe! doch waltet die weiseste Vorsehung über uns! doch sollen wir solche grosse, wichtige, erhabene, für alle Ewigkeiten der Weltdauer geschaffene Wesen seyn: — Ich weiss es nicht! *Ich weiss gar nichts.*" Amen!

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Bachmann: *Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich.* IV. Band, 1797. 186 S. 8. (18 gr.)

Hr. von *Hess* setzt seine Reise und ihre Beschreibung ganz so fort, wie er sie begann, und hier im vierten Bande finden wir ihn in Nürnberg, Anspach, Windsheim und Rotenburg ob der Tauber. Es war Vormittags, als er in Nürnberg ankam, und doch regte sich nichts in den hohen raumvollen Gebäuden; die Fensterladen waren verriegelt, die Hausthüren verschlossen, und so glich das Ganze einem weitläuftigen Kerker, in welchem die Gefangenen aus Furcht vor Züchtigung nicht an das Fenster treten dürfen. Hr. *v. H.* durchwanderte mehrere Gassen, ohne auf eine männliche Gestalt zu stossen; selbst auf dem Markte fanden sich nur Weiber und Mädchen; es war wie in den Fehdezeiten, wenn alle waffenfähige Bürger der Stadt im Felde lagen gegen das adeliche Gesindel, das ihre Landstrasse belagerte und ihre Länder verheerte. Das Glück oder das Unglück — denn Rec. wagt hier nicht zu entscheiden, — führte in Nürnberg den Vf., der das rothe Ross suchte, in das rothe Rösslein, ein höchst klägliches Wirthshaus. Der Irrthum ward bald entdeckt, und Hr. *v. H.* beschloss auf der Stelle, wieder hinweg zu gehen; aber Wirth und Wirthinn sahen so bescheiden, still und einladend aus, und der Vorsatz, wieder hinweg zu gehen, zeigte sich sobald und so stark im Widerspruch mit des Vfs. Streben nach Unabhängigkeit, diesem Hauptzweck seiner Reise, dass er sich entschloss, unwillig gegen sich selbst, zu bleiben, wohin der Zufall seinen freyen, ungefesselten Tritt geleitet. „Wie? sprach er zu sich selbst, wie? ich, der ich vorzüglich deshalb das Fussreisen erwählt habe, um weder von Posthalter, Bedienten, Postillons, Pferden, Geschirr, Wagen, Zeit und Ort abzuhangen, sollte meinen von so vielen Dingen losgebundenen Willen durch das üppige Verlangen nach einem weitern Obdach bestimmen?" Er blieb im rothen Rösslein und bezog ein Dachstübchen, für die hochschwangere Wirthin zubereitet, gegen welche er sich vorher verpflichtete, auf der Stelle zu räumen und abzuziehen, wenn die Stunde ihrer Niederkunft schlage. — Von den Klöppeln der Gold- und Silberspitzen ernähren sich in Nürnberg über 3000 Menschen. Eine grosse Menge des dort geschlagenen Goldes geht nach England, und die Bestellungen sind oft so stark, dass sie nicht alle angenommen werden können. Man verkauft Dosen das Dutzend zu 12 Kreuzer, und 24 Dutzend Bleystifte für einen Gulden. In Fürth sind über 400 Menschen bloss mit Spiegelrahmen beschäftigt. Fürth zählt über 16000 Einwohner, unter welchen 9000 schachernde Juden, und die übrigen 7000 christliche Handwerker sind. Es fehlt Nürnberg an Menschen, nicht an Industrie oder Absatz, und der Menschenmangel kömmt von den ungeheuern Lasten her, welche die Bürger dieser Stadt zu tragen haben; diese haben eine Menge fleissiger Familien gezwungen, sich in Fürth, Schwabach und den umliegenden Dörfern anzusiedeln, wo sie im Verhältniss der Nürnberger Abgaben fast nichts entrichten. Gewiss zahlt kein Mensch in Europa dem Staate so viel, wie der Nürnberger, und trotz den ungeheuern Abgaben ist die Stadt so sehr verschuldet. Mit den Vorstädten hat die Stadt 8000 Häuser, die nur von 32000 Menschen bewohnt sind. In dem Zuchthause sassen 42 Gefangene, alle verdammt, Brillengläser zu schleifen. Noch ist keiner bey dieser Arbeit 7 Jahr älter geworden; die mehrsten speyen schon im ersten Jahre Blut. So ein Arbeiter muss wöchentlich 400 Brillengläser schleifen. Wer in Nürnberg sich selbst entleibt, wird von vier dieser Gefangenen begraben, und diese vier erhalten dann ihre Freyheit. Im Findelhause waren 54 Kinder; alle voller Krätze und Warzen. Im Irrhause sassen 28 Wahnsinnige, von welchen 17 Weiber und 11 Männer waren. Gehasster ist wohl keine Obrigkeit, als der Magistrat in Nürnberg von seinen Bürgern. Mehrere Bürger haben seit Jahren Umwege gemacht, um nicht am Rathhause vorbey zu kommen. Sie sagen: es ist besser das Hochgericht, als unser Rathhaus zu sehen. Eine bettelnde Apothekerswittwe erzählte, der Curator habe nach dem Tode ihres Mannes versichert, dass sie nach Tilgung der Schulden, ihren Garten, ihre Mobilien und 4000 Gl. behalten werde, und sie erhielt weiter nichts, als die Erlaubniss zu betteln. Sie foderte Rechnung, und man drohte ihr mit dem Zuchthause. Das Gebiet Nürnbergs enthält 30 Quadratmeilen, und diese sollen von 50000 Menschen bewohnt seyn.

In Anspach lebten die Einwohner vom Hofe, von den Dicasterien, dem Militär und den Korn- und Rossmärkten, welche mit zu den am stärksten besuchten in ganz Franken gehören. Das Personale des Hofs war ungemein zahlreich; 105 Kammerherren, 20 Hof- und eben so viele Kammerjunker. 112 Husaren hatten einen Generallieutenant, und 200 Mann Garde du Corps einen Generallieutenant, einen Generalmajor, einen Generaladjutanten, einen Obersten, Oberstlieutenant u. s. w. Anspach und Bayreuth sollen über 140 Quadratmeilen Flächeninhalt, und vielleicht 400,000 Menschen enthalten. Von den 4,700,000 Rthlr. Schulden, welche der jetzige,

(der letzte Markgraf) beym Antritt seiner Regierung fand, waren im J. 1780 zwey Millionen Thaler getilgt durch verbesserte Einrichtungen, Oekonomie, eine Extrasteuer und den Menschenhandel nach Amerika. Beide Länder zahlen zusammen 638 Gl. zum Römermonat und sollen 3000 Mann Truppen auf den Beinen halten.

Windsheim. Dieser kleine Staat, fast nur von seinen eigenen Bürgern gekannt, lebt in seinem Innern zufrieden und in ungestörter Einigkeit fort. Er wird von seinen Vorstehern vernünftig regiert und billig behandelt. Die Abgaben sind sehr mäsig. Ein Procent vom Vermögen und eine Weintaxe ist alles, was der Bürger zu zahlen hat. 1784 wurde hier vom Magistrat das Einsetzen in das Lotto verboten; der Rath beklagt es, „dass er sich genöthigt sehe, die natürliche Freyheit, mit dem Seinigen nach Gutbefinden zu walten und zu schalten, einzuschränken; aber das Spiel sey allgemein geworden; nicht nur Dienstboten und andere Personen, die auf jeden Kreuzer zu sehen hätten, spielten; es spielten selbst diejenigen, *welche das Brod vor den Thüren Anderer suchten.*" Der beliebte Exorcismus, oder die Bannformel bey der Taufe hat in Windsheim schon vor hundert Jahren aufhören müssen. Auch von der Privatbeichte ist jeder, der es will, befreyt. Der Luxus hat an den Windsheimern keine grosen Verehrer. Alles geht da sehr ehrbar und eingeschränkt. Frisirte Damen sah Hr. *v. H.* keine, selten einmal eine Perücke. Alles arbeitet im Felde und im Hause. Auch der Rathsherr mähet mit seinen Knechten, und Frau und Tochter binden und harken neben den Mädchen. Die Windsheimer sind fleissige, anspruchlose, moralisch gute Menschen, unter welchen kein Glanz, aber viel häusliche Tugend wohnt. Im J. 1786 starben in Windsheim 94; 1787 — 131; 1788 — 85; 1789 — 108 und 1791 — 91; unter den 131 im J. 1787 Gestorbenen starben 65 an den Pocken, so wie im J. 1789 nicht weniger als 44.

Rotenburg ob der Tauber. Hier hat der jüngste Rathsherr des äussern Raths jährlich einen Gulden Gehalt; und die Bürger leben in guter Eintracht mit ihrem Magistrat. Unten im Thal liegt das sogenannte Wildbad. Curgäste finden sich nur selten. Die Stadt hat jährlich vier Viehmärkte; auf einem derselben, der bey des Hn. *v. H.* dortigen Aufenthalt gehalten wurde, verkaufte man von 1549 hingeführten Stücken Rindvieh 611. Das Gebiet der Stadt hat einen Umfang von 5¼ Quadratmeilen, und ist mit einer Landwehre und einer starken lebendigen Hecke umgeben. Das Land ist sehr fruchtbar, zählt 28 Dörfer, und in diesen 15000 Bewohner. Aber in Hinsicht auf den Luxus verhält es sich hier ganz anders, wie in Windsheim. Frisirte Damen in seidenen Kleidern findet man häufig; die Kinder tragen sogar grosse Federn an den Fallhüthen, und die Rathsherren steigen schön frisirt, mit Haarbeutel und Degen, in seidenen Strümpfen, Chapeaubas über die Gasse ins Weinhaus. Bey dem allen ist der Rothenburger ein ehrenwerther Bürger Deutschlands; in allen seinen Handlungen einfach, offen und redlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Maurer: *K. W. Ramlers Gedächtnissrede auf Herrn Bernhard Rode*, Director der königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin. 1797. 23 S. gr. 8. mit Rode's in punctirter Manier gestochenem Bildniss. (6 gr.) — Es wäre wünschenswerth, dass es dem nun auch verstorbenen *Ramler* gefallen haben möchte, in dieser zur Ehre seines Freundes gehaltenen Rede die Verdienste desselben um die Kunst besser und deutlicher auseinander zu setzen. Rode verdiente unsers Erachtens gelobt zu werden; aber das Lob, welches ihm hier ertheilt wird, trägt zur nähern Bestimmung seines Kunstcharakters wenig bey, und ist grösstentheils von solcher Art, dass die Kenntnisse des Lobredners selbst dadurch verdächtig werden. Wir führen zum Beweis nur folgende Stelle S. 7. an, wo von dem Ausdruck in Rode's historischen Gemälden die Rede ist. „Als sein Freund die Dresdner Gallerie besuchte, und ihn der Aufseher zu einem Gemälde führte, wovon er sagte: bewundern sie nicht den Ausdruck in dem Stücke hier? antwortete dieser: allerdings! aber sie haben auch kein Gemälde in der ganzen Gallerie, was diesen Ausdruck besitzt. Der Aufseher war betreten und versetzte endlich: das ist freylich wahr. Hierauf erwiederte jener: und ich kenne einen Maler, bey dem alle Gemälde diesen Grad des Ausdrucks haben. — Ey, wer wäre das? — *Bernhard Rode* in Berlin; haben sie keine Stücke von ihm? — In eine königliche Gallerie nimmt man nicht gerne etwas von noch lebenden Künstlern. — Ganz recht! Sie warten so lange, bis das Stück achtzigtausend Ducaten kostet. — Hiermit zielte er auf die Nacht des Correggio, die er ihm kurz vorher gezeigt, und diesen ausschweifenden Preis genannt hatte." Wie schief, wie verworren und unbedeutend ist nicht dieses Gespräch! Wie kann man von einem solchen bewundernswürdigen Meisterstück, wie die Nacht des Correggio, welches in seiner Art einzig ist und bleiben wird, sagen, dass der Preis, welcher dafür bezahlt worden, und sollten es auch wirklich 80000 Ducaten gewesen seyn, ausschweifend sey, oder Rode's Werke, denen Rec. übrigens gerne Verdienst zugesteht, damit vergleichen? Der Gedächtnissrede ist noch die schon bekannte *Ode an Rode* beygedruckt, welche Ramler 1760 verfertigt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Magazin der Staatswirthschaft und Statistik.* Herausgegeben von *J. D. A. Höck.* I. B. I—VI. Heft. II. B. I—VI. Heft. 1797.

Dies Magazin soll neue statistische und staatswirthschaftliche Abhandlungen, kernhafte Auszüge aus kostbaren und seltenen Werken, vorzüglich der Ausländer, so wie aus merkwürdigen Polizey- und Kameral-Verordnungen, Anzeigen und Recensionen wichtiger, in die genannten Fächer einschlagender Werke in systematischer Ordnung, Preisaufgaben und andere Nachrichten von ökonomischen Societäten, kurze Nachrichten von ökonomischen Erfindungen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen u. s. w., und endlich biographische Nachrichten von berühmten lebenden und verstorbenen Staatswirthen, in monatlichen Heften von 6 Bogen, liefern.

Diesem Plane entsprechen vollkommen die beiden vor uns liegenden Bände; doch sind auch einige, recht eigentlich der Geschichte angehörige Abhandlungen aufgenommen worden. Unter allen mitgetheilten Abhandlungen wüsste Rec. auch nicht eine einzige zu finden, die als Lückenbüsser angesehen werden könnte, und das ist bekanntlich in unsern Tagen, bey einem bis zum zwölften Hefte angewachsenen Journal ganz ausserordentlich viel. Die Abhandlungen, welche der grosse Haufe von Statistikern gleich beym ersten Blick für statistische erkennt, weil sie Zahlen enthalten, geben schätzbare Beyträge zur Staatskunde einzelner Länder und Provinzen, und die übrigen, wie die erste im dritten und vierten, die erste im zehnten, und die dritte im eilften Heft, haben noch einen höhern Werth, da sie Veranlassung geben können, in den Geist oder die Philosophie der Staatskunde zu dringen; und das ist es ja gerade, woran es uns am meisten fehlt. Schade nur, dass in dieser Hinsicht nicht jede Gelegenheit benutzt ist, die sich Hn. *H.* darbot. Wie weit die Theilung der Arbeit getrieben werden kann, und so auch die Wichtigkeit der Theilung der Arbeit sah Rec. nie so einleuchtend, wie aus den technologischen Nachrichten von der Verfertigung der Nähnadeln in Schwabach. Es sind hier aber blos die verschiedenen Arbeiten — ihrer sind 94 — beschrieben und aufgeführt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in der Jägersch. Buchh.: *Passionspredigten*, als fortgesetzte Mitwirkung zur Reformation der Liturgie, von *Georg Heinrich Lang*, Herzogl. Mekl. Strelitzischen und Fürstl. Thurn und Taxischen Kirchenrathe und Hofprediger. Mit einer Vorrede von D. *W. F. Hufnagel*. 1798. XIV u. 372 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Vorrede des Hn. D. *Hufnagel* zu diesen schätzbaren Predigten ist mit so viel Originalität geschrieben, und fasst die Leidensgeschichte Jesu aus einem so interessanten Gesichtspunct, dass wir nicht umhin können, wenigstens ein paar Stellen für diejenigen von unsern Lesern auszuheben, welche das Buch selbst nicht in die Hände bekommen werden. Er spricht zu Anfang von der Arbeit des Hn. *Lang:* „Keine Vorrede kann weniger das Buch, welchem sie voransteht, empfehlen wollen, als diese. So sehr empfehlen sich die gegenwärtigen Passionspredigten schon durch den Namen des Vfs.; so sehr spricht für sie ihr lichtvoller Vortrag; und so sehr zieht die geist- und herzvolle Weise, womit die *Geschichte des Leidenden ohne seines Gleichen bearbeitet ist*, alle Leser von Geist und Herz an sich. Dazu kommt noch die besondere Empfehlung, dass sie einen Beytrag zur Geschichte der öffentlichen Gottesverehrungen geben, wie wir, meines Wissens, noch keinen haben." Er will daher nur Etwas über die mancherley Gedanken und Empfindungen sagen, welche das Lesen dieser Passionspredigten in ihm erzeugt und geweckt haben! „*Wirklich unser Zeitalter* (heisst es S. 5.) *bedarf eines solchen Leidenden!* dachte ich bey mir selbst, indem ich das Buch aus der Hand legte. Mag es seyn, dass der wohlthätige Zweck des leidenden Jesus, und sein lehrreiches Benehmen *vor* und *in* seinen Leiden auf den Gedanken: *„solch einen Leidenden!"* unmittelbar gewirkt hat; immer war doch *„unser Zeitalter"* die herrschende Vorstellung in meiner Seele. — Man ist längst darüber einig, dass Leiden eine ganz *eigene* Kraft haben, die Menschen unter einander zu verbinden, und sich das Segenreiche ihrer Bestimmung *zum geselligen Leben* wechselsweise fühlbarer zu machen. Aber unsere *Zeitleiden* — welchem Leser des *südlichen Deutschlands* muss ich meinen Ausdruck: *„Zeitleiden"* noch genauer angeben? — ob sie schon lange genug dauern, scheinen mir *diese Kraft* zu verleugnen. Es stehen da die Leiden so ziemlich allein; ausser den allgemeinen Klagen über das, was geschehen ist, und nicht hatte geschehen sollen, ist vom *Gemeingeist*, ohne welchen die

die gröfsten Kräfte wenig wirken, kaum etwas fühlbar; und die Sorge der Selbsterhaltung beschäftigt die *Nicht-Leidenden* so sehr, dafs sie um so viel weniger zum *Ende der Drangsale* Anstalten machen, je weniger sie ahnen, dafs sie mit der allgemeinen Ruhe wirklich ihre eigene sichern. — Erfahrungen dieser Art führen immer wieder zurück auf die wohlthätige Erscheinung einzelner, ausgezeichneter Männer, welche sich durch *Geist*, *Herz* und *Leben* aufgefodert fühlten, *für Wahrheit* zu leiden, und *Leiden* für Wahrheit wirksam zu machen. — „Einen solchen Hohen-„priester mufsten wir haben, fühlt der Vf. des Briefs „an die Hebräer, der da wäre heilig, unschuldig, „unbefleckt, und von den Sündern abgesondert, und „höher denn der Himmel, über Welt und Weltent-„würfe weit erhaben ist!" Aber wer unbefangen, als *Mensch*, über die Geschichte des *Menschensohns*, über *Jesum* und besonders in unsern Tagen nachdenkt, und beherzigt, *was Er litte*, und welche Richtung Er diesen Leiden, welchen Segen und welche Wirksamkeit für Menschenwohl, Er ihnen zu geben wufste; der wird sich des Geständnisses: „*so ei-„nen Menschen müfste die Menschheit haben!*" eben so wenig, als des *Evangeliums schämen, dafs ihn die Menschheit hat!*" Nachdem nun Hr. *H.* kürzlich berührt hat, *für was* Jesus gelitten habe, fährt er S. 9. fort: „und *wie* litte Er für die wohlthätigste Wahrheit? Wie nur Er leiden konnte, mit einem Glauben an Gott, der Ihn als *Gottessohn*, und mit einer Liebe für Menschen, die Ihn als *Menschensohn* den Menschen von Gefühl und Menschenkenntnifs, mehr, als alle Schulbeweise ankündigt! Es war doch nichts leichter, als seine Sache zum Volksanliegen zu machen, und durch Vorstellungen, wie sehr seine Lehre dem Herrscherdrucke — wer fühlte ihn damals nicht? entgegen und für Freyheit arbeite, die Menge zu gewinnen. Auch scheint mir das eine der wohlthätigsten Ansichten zu seyn, welche allein schon das Lehrerverdienst Jesu zu dem *einzigen* erhebt, dafs es auf die *niedern* Stände wirkt, ohne den *höhern* zu schaden." — Jetzt zu dem Buche selbst. Jedem Prediger, der genug Einsicht und guten Willen hat, wäre zu wünschen, dafs auch ihm die Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen überlassen seyn möchte, damit er sie nach der Beschaffenheit des Ortes, der Zuhörer und zufälligen Umstände jedesmal so abändern, und so kräftiger, als es bey einem ewigen Einerley und einer Jahrhunderte hindurch unveränderten Norm möglich ist, auf den Geist und das Herz seiner Zuhörer wirken könnte. Die Religiosität hat allerdings sehr abgenommen, die Kirchen werden unstreitig weniger besucht als sonst; aber gewifs liefse sich noch manches wieder gut machen, oder wenigstens dem Zunehmen des Kaltsinns gegen alles, was Religion und Gottesverehrung heifst, entgegenarbeiten, wenn die öffentlichen Gottesverehrungen besser, und nicht in der Stadt und auf den Dörfern und bey allen Gemeinen auf dieselbe Weise organisirt würden. Ein neues Gesangbuch, ein paar neue Gebetsformulare, selbst eine ganz neue Agende sind dazu nicht hinreichend, wenn dabey alles in der gedehnten und noch obendrein mit einer Menge Observanzen verbrämten Form bleibet. Unsere kirchlichen Versammlungen dauern nach derselben für die Fähigkeit der Menschen, andächtig zu seyn, viel zu lange; man fliehet sie, weil man das Besuchen derselben und das Ausdauern dabey nicht mehr an sich für ein gutes Werk ansieht. In Kursachsen dauert der Vormittagsgottesdienst, fast ohne Ausnahme in Städten und Dörfern, wenigstens *drey* Stunden. Man sollte daher unsern religiösen Zusammenkünften durchaus eine zweckmäfsigere Form geben, und wenn man darüber gewisse Vorschriften bekannt machte, wie es nach Rec. Meynung allerdings wegen des grossen Haufens der schwächern Prediger geschehen mufs; so sollte doch dem Prediger von Kopf und Herz nie die Hand so gebunden seyn, dafs er nicht nach Ort und Umständen Veränderungen vornehmen könnte. Der unwissende und der träge Prediger bleiben von selbst nur gar zu gern an dem Buchstaben der Vorschrift hängen, und sehen es gern, wenn ihnen vorgedacht ist. — Die Einrichtung, welche Hr. *L.* den kirchlichen Zusammenkünften seiner Gemeinde gegeben hat, ist allerdings sehr zweckmäfsig, und würde sich auch bey einer andern als einer Hofgemeinde nachahmen lassen. Kurze passende Gesänge gehen dem Vorlesen eines Stückes der Leidensgeschichte, nach einer im Ganzen sehr guten Uebersetzung, voran. Dieses Vorlesen geschieht bisweilen am Altare; ein einzelner Vers folgt demselben, während dessen der Prediger die Kanzel besteigt, und über das vorgelesene Stück einen Vortrag hält. Nach diesem werden wieder ein oder ein paar Verse gesungen, dann kommt ein immer neues, gemeiniglich auf die Predigt sich beziehendes Gebet, und noch ein kurzer Gesang. Diese Gebete sind grofstentheils vortrefflich, das Einzige abgerechnet, dafs auch in ihnen noch zu viel in Rücksicht auf intellectuelle und moralische Besserung von Gott *gebeten* wird, was als Ueberlegung, Betrachtung, Entschliefsung vor Gott dem Allwissenden ausgedrückt seyn sollte. Sonst wird gewifs der Eindruck, den sie in Verbindung mit den lichtvollen, herzlichen und gedankenreichen Predigten und der ganzen übrigen Einrichtung machen, zwar nicht erschütternd, aber sanfte Rührung erweckend, und bleibend seyn. Der Predigten sind dreymal sieben über die Leidensgeschichte Jesu in drey verschiedenen Jahren gehalten. Durch Unachtsamkeit des Setzers sind sie, ungeachtet sie in der Handschrift ordentlich numerirt gewesen sind, beym Abdruck so durch einander geworfen worden, dafs beynahe keine einzige an ihrem rechten Platze steht. Man mufs sie daher beym Lesen erst nach der gegebenen Anzeige aufsuchen, wie sie in der Ordnung auf einander folgen. In der ersten Abtheilung liegt die Leidensgeschichte nach dem Matthäus; in der zweyten die nach Johannes zum Grunde; in der dritten sind nur bey zwey Predigten Texte angegeben aus Pf. 69. und 1. Petri 2. in den übrigen die Geschichte der Leiden Jesu als bekannt vorausgesetzt, ohne

ohne gerade die Betrachtung auf einen besondern Theil derselben einzuschränken. Auch wo in den ersten Abtheilungen ein bestimmter Abschnitt als Text angegeben ist, verbreitet sich der Vf. gemeiniglich in seinem Vortrag auf mehrere Begebenheiten, als dieser Abschnitt in sich enthalt. Einen Text so zu brauchen, wie den aus Ps. 69., um nämlich zu zeigen, dass er eine, des weisen und guten Menschen ganz unwürdige Gesinnung ausdrücke; und folglich irriger Weise auf Christum bezogen werde, würde Rec. bedenklich, wenigstens vor einem andern Auditorio nicht nachahmungswürdig finden. Wozu solche Polemik, wenn man seinen Text wählen kann, wie man will? Wir legen übrigens auf diese Passionspredigten gerade darum einen hohen Werth, weil sie *die geläuterteste* Religionskenntnifs und eine ganz vorurtheilsfreye Ansicht der Leidensgeschichte Jesu enthalten. Um die Denkart des Vfs. etwas bekannter zu machen, zeichnen wir aus der ersten Predigt der zweyten Abtheilung eine Stelle aus. S. 179f. „Die Lehre von dem Leiden Jesu, sammt der Geschichte, worauf sie sich gründet und beziehet, soll nichts anders als eine *Tugendlehre* seyn. Auf welcher Seite man sie betrachten mag, so lauft es allemal darauf hinaus: es soll wahre, gottgefällige Tugend dadurch in den Gemüthern der Christen gewirkt, genährt und befestiget werden. Darauf muss es bey allen Betrachtungen darüber angesehen seyn — sonst sind sie vergeblich angestellt. Bewundert immerhin das Grofse im Charakter des leidenden Jesu! verabscheuet seine Feinde als Ungeheuer von Menschen; lasst euch ein gemaltes: *Sehet! welch ein Mensch!* fast so wehmüthig machen, als ob Jesus wirklich bluttriefend vor euern Augen da stünde und eures Mitleidens jetzt noch bedürftig wäre; vertieft euch mit euerm Nachdenken in alles, was euch in dieser Geschichte wunderbar vorkommt, von dem Manne mit dem Wasserkrug an bis zur verfinsterten Sonne, oder auch in alles, was des Vertiefens darein kaum werth ist, vom Nardenwasser an bis auf den versiegelten Stein; macht euch das Herz in jeder Passionspredigt so leicht, als wenn eine Centnerlast davon abgewälzt wäre: — alles umsonst — andächtige Zeitverschwendung — und schädliche Beschaftigung sogar, wenn nicht alles darauf abzielte, bessere Menschen aus euch zu machen, und wenn es euch, solche zu werden, nicht eben so ernstlich und angelegentlich zu thun war, als alles in jener Geschichte und Lehre dazu dienen kann, wenn es recht verstanden, beurtheilt und angewandt wird.“ In den sieben Predigten dieser zweyten Abtheilung wird nun die Leidensgeschichte Jesu als eine *Tugendlehre* dargestellt, „weil wir in derselben *bald* die Tugend in ihrer ächten verehrungs- und liebenswürdigen Gestalt erblicken, und Erinnerungen an unsere Pflichten in den mannichfaltigsten Verhältnissen unsers Lebens empfangen; *bald* erweckt werden, uns und unsere Tugend in jene Gestalt umzubilden und unserer Pflicht getreu zu seyn; *bald* ein Hülfsmittel entdecken, das wirklich und mit Kraft zu thun, wozu uns die Erweckung geneigt und willig machte.“ In den beiden andern Abtheilungen hängen die Hauptsätze nicht zusammen, überall sind aber die Winke benutzt, welche uns die Leidensgeschichte giebt: „mit uns selbst und mit der Welt, mit unserer Pflicht und mit unserm Schicksal zu unserer Besserung, Vervollkommnung und Beruhigung immer bekannter zu werden.“ In der dritten Abtheilung ist oft Rücksicht auf die Kriegsleiden genommen, unter welchen die Gegend des Vfs. seufzete. — Wir wünschen diesen Predigten, welche unstreitig zu den besten gehören, welche wir über die Leidensgeschichte Jesu haben, recht viele Leser. Dem Rec. haben sie nebst den Gebeten eine anziehende Lectüre verschafft. Nur in der Sprache des Vfs. hat er bisweilen Anstofs gefunden, theils wegen vieler fremden Wörter, als: scrupulös, Activität, Auctorität, Affectation, Reservelasser; theils wegen einiger, obgleich seltener vorkommenden, unedeln Ausdrücke; wenn z. B. der Hohepriester, ein *andächtiger Schurke* genannt, oder manchem Christen vorgeworfen wird, sie staunten die Leiden Jesu an, wie eine andere *greuliche Mordgeschichte*.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *Predigten für Freunde einer biblischen Erbauung* über die Sonn- und Festtäglichen Epistel-Texte aufs ganze Jahr, von *Johann Christoph Geudner*, Herzogl. S. Superintendenten zu Eisfeld u. s. w. *Erster Band.* 1797. XXIV u. 496 S. *Zweyter Band.* 1798. 587 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit einnehmender Gutmüthigkeit und treuherziger Redseligkeit erzählt der Vf. in der Vorrede zum ersten Bande von seiner frühzeitigen Neigung, Predigten zu hören; von seiner Wahl des Predigerstandes; von seinem Eifer im Predigtamte; dem Beyfalle, den er erhalten; dem Nutzen, den er gestiftet; den an ihn geschehenen Auffoderungen, Predigten drucken zu lassen; von der Einrichtung, die er dieser Sammlung gegeben und von den Gründen seiner Anhänglichkeit an das kirchliche System. Wir finden die Vorträge des Vfs. so herzlich, dem Grade der religiösen Cultur, wie er unter den Einwohnern kleiner Städte und — gemeiniglich an Höfen ist, so angemessen, seine Moral so anwendbar, dass wir es uns, zumal wenn etwa noch etwas Angenehmes in seinem Aeusserlichen dazu kommt, wohl denken können, dass er ein sehr beliebter und nützlicher Prediger ist. Von dem ersten zeuget auch die sehr beträchtliche Liste von Pränumeranten. Eine Prüfung nach den Regeln der Homiletik würden seine Vorträge nicht aushalten. Jeder derselben umfasst nicht leicht über 12 Seiten, von denen gemeiniglich drey auf Gebete, auf ein, jedem einzelnen Vortrage beygefügtes Lied, und eine doppelte Uebersetzung von Luthern und von einem neuern Ausleger (Seiler, Rau, Rosenmüller u. a., auch von dem Vf. selbst) zu rechnen sind. Die neun übrigen Seiten enthalten immer zwey kleine Abhandlungen, eine im Exordio und die andere über das eigentliche Thema. Bey dieser

dieser Kürze kann man sich von selbst denken, dass nicht tief in die Materien kann eingegangen seyn; wozu noch kömmt, dass der erste Theil wieder nicht immer im Hauptsatze enthalten ist, sondern sich mit der Erklärung des Textes beschäftiget. Dass der Vf. übrigens diesen so sorgfältig erläutert, und überhaupt seinen Unterricht hauptsächlich auf biblische Aussprüche bauet, billigen wir in Rücksicht seines Publicums gar sehr. Und wir empfehlen diese Predigten mit voller Ueberzeugung zu einem Familien-Erbauungsbuche für Bürgerhäuser, und Schulmeister zum Vorlesen in der Kirche. Ihr Inhalt, die angeführte Einrichtung und die darin gewählte Sprache machen sie zu beiden Absichten vorzüglich geschickt. Hin und wieder hätten wir freylich aus der Sprache kleine Plattheiten weggewünscht, als: etwas auf eine verständliche Weise — zu Markte bringen, oder Schade vor alle Kenntnisse! u. a. Auch manche Themata sind durch den Ausdruck etwas unverständlich, als im ersten Theil am vierten Adv. Sonnt.: eine vortreffliche Anweisung der Philipper von Paulo, wie sie auf ihre eigene *Standhaftigkeit bey Jesu* mit gutem Erfolge hinarbeiten sollten. Im zweyten Theile am zweyten Sonntage nach Trinitatis: das weise Verhalten eines Christen bey unangenehmen *Befremdungen*. Am funfzehnten Sonnt. nach Trinit.: In wiefern es Sünde, und in wiefern es hohe Christentugend ist, an andrer Sünde Antheil zu nehmen? — Etwas seltsam ist die Wahl des Hauptsatzes am neuen Jahrstage: Die Wohlthaten, die Gott einst der Welt durch das mosaische Gesetz erwiesen. Indessen bey weitem die meisten Themata sind leicht ausgedrückt und viele recht interessant.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Lincke: *Partium externarum oculi humani inprimis organorum lachrymalium descriptio anatomica iconibus illustrata*, auctore *Joanne Christiano Rosenmullero*, Phil. Med. et Chir. Doctore et in Theatro anatomico Lipsiensi Prosectore. 1797. XII u 72 S. 4. — Der Vf. dieser Schrift sucht durch dieselbe eine wesentliche Lücke auszufüllen; da es bisher noch an einer vollständigen, durch richtige Kupfertafeln erläuterten Beschreibung der Thränenwerkzeuge fehlte. In der That ist auch die Absicht völlig erreicht; denn sowohl die Beschreibungen als die Zeichnungen sind im Ganzen wohlgerathen, und enthalten nicht bloss das schon Bekannte, sondern zeichnen sich zum Theile durch Neuheit aus.

Um recht vollständig seinen Gegenstand zu behandeln, schickt der Vf. ein Verzeichniss der ältern und neuern Schriftsteller über Thränen und Thränenwerkzeuge, nebst kurzer Angabe des Hauptinhaltes voran, welches sehr fleissig gesammelt ist. Dann werden in den drey ersten Kapiteln die Augenhöhlen nebst der Periorbita wie gewöhnlich beschrieben. In einigen Kinderköpfen wurde der mittlere und grösseste Theil des Thränencanals bloss vom Oberkiefer gebildet. In fünf Augenhölen ist der Theil des Oberkiefers, welcher den Canal bilden hilft, ein besonderes Knochenstück, welches sich an zweyen ganz vom Oberkiefer trennen liesse, mit dem es durch Anlagen verbunden ist. Im Kap. 4 und 5. werden die Augenlieder nebst den dazu gehörigen Theilen abgehandelt. Die Drüsen, welche nach Janin und andern durch feine Ausführungsgänge eine Feuchtigkeit an der vordern Fläche der Conjunctiva absondern sollen, konnte der Vf. nicht auffinden. Die Wurzeln der Augenwimpern stecken nicht, wie Köhler glaubte, im Rande der Augenliedsknorpel, sondern nur in der Cutis am Rande der Augenlieder. Erst im Fötus von fünf Monaten seyen diese Knorpel deutlich zu sehen. Die Stränge der Meibomschen Drüsen bestehen jeder aus drey Ordnungen kleiner Bälge; die Bälge jedes Stranges hängen untereinander zusammen. Die gemeinschaftlichen Ausführungsgänge jedes Stranges, welche Morgagni beobachtete, konnte der Vf. nie finden, obgleich er an ihrem Daseyn nicht zweifelt; dagegen fand er an glücklich eingespritzten Augenliedern an jedem Strange ein der Länge nach hinablaufendes Gefäss, welches Zweige zu jedem Balge schickte. Sollte Morgagni nicht vielleicht dies Gefäss für einen Ausführungsgang angesehen haben? — Die Thränencarunkel sey kein drüsiger Körper, sondern ein kleiner Knorpel, unter dessen Haut Schmierbälge in mehreren kleinen Haufen liegen, welche sich an der Carunkel öffnen. Auch seyen feine Härchen an der Oberfläche derselben zu bemerken, und sie erfülle eben den Zweck im innern Augenwinkel, welcher wegen der Thränenpuncte und Thränengänge der eigentlichen Augenwimpern und Meibomschen Drüsen beraubt sey. Die Thränendrüse (Kap. 6.) unterscheidet sich nach des Vfs. Beobachtungen deutlich in den oberen grösseren und unteren kleineren Theil; dieser letzter weicht ausser der Grösse auch darin ab, dass er weit deutlicher in kleine Klümpchen getrennt ist. Die Ausführungsgänge der oberen Drüse gehen durch diese untere, und öffnen sich unfern des unteren Randes vom oberen Augenliedknorpel. Die Thränenpuncte haben, der Meynung des Vfs. nach, kein Zusammenziehungsvermögen; die von ihnen abgehenden Thränengänge aber können durch den Schliessmuskel der Augenlieder mit zusammengedrückt werden. Auch der hautige Nasencanal besitzt nach seinen Beobachtungen keine eigene Muskelfasern, welche *Le Cat* darin annahm; übrigens bestehe dieser Nasencanal aus zwey Häuten, deren innere eine Fortsetzung der Schleimhaut der Nase sey, und habe Falten, welche das zu schnelle Abfliessen des Flüssigen verhindern. In den folgenden Kapiteln beschreibt der Vf. noch die Muskeln, welche die äusseren Theile des Auges bewegen; die Schlagadern, Venen und Nerven des Auges. Im zwölften und letzten Kapitel wird endlich noch von den verschiedenen Verrichtungen dieser äusseren Theile des Auges gehandelt.

Die fünf Kupfertafeln enthalten ziemlich gut gerathene Abbildungen von dem knöchernen, und theils auch von dem hautigen Nasencanale an senkrecht durchsägten Köpfen, von den Thränenpuncten, den Meibomschen vergrösserten und den Thränendrüsen; auch die untere Fläche eines Schädels, woran der Gaumen weggesägt ist, so dass man den Ausgang des Thränencanals unter der unteren Muschel sieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Januar 1799.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Hendel: *Aristophanis Acharnenses, graece;* edidit, varietate lectionis, animadversionibus VV. DD. suisque, nec non indice vocabulorum instruxit *Jo. Georgius Christian. Hoepfner.* Pars prior. 1798. XXXVIII. u. 121 S. gr. 8. (10 gr.)

Anstatt dass Hr. H., nach der ein Jahr vorher angefangenen Herausgabe der Aristophanischen *Frösche* (s. A. L. Z. 1797. No. 308.), uns jetzt abermals nur mit dem ersten Theil einer neuen Bearbeitung der *Acharner* beschenkt, und zur baldigen Erscheinung zweyer andern Comödien dieses Dichters, der *Ecclesiazusen* und des *Friedens*, in der Vorrede unerwartete Hoffnung macht, hätte er unsers Bedünkens besser gethan, die Ausgabe Eines Stücks nach einem bestimmten Plan und mit weiser Rücksicht auf die Bedürfnisse der Käufer und Leser zu vollenden. Wir wissen es wohl, dass und warum man den vervielfältigten Abdrücken der Alten das Wort redet; auch wollen wir nicht dagegen seyn, dass sie unter gewissen Voraussetzungen ihr Gutes haben mögen. Allein wenn solche Abdrücke ohne festen und überlegten Plan gemacht; wenn sie durch Wiederholung alles dessen, was in den vorhergehenden Ausgaben enthalten ist, und durch andere Compilationen in mehrere Bände ausgesponnen und dadurch vertheuert werden, ohne durch eigenen Werth und neue Vorzüge den Käufer zu entschädigen; wenn man endlich Jahre lang auf ihre Beendigung warten muss: so können wir uns von dem Nutzen derselben durchaus nicht überzeugen.

Ueber den Inhalt und die Anordnung seiner Ausgaben hat sich Hr. *H.* bereits in der Vorrede zu den *Fröschen* weitläuftig erklärt, weniger deutlich über die Bestimmung, die er ihnen nach seinem Plane anweisen zu können meynt. Sein Vorsatz geht offenbar dahin: in eine vollständige Ausgabe alles das, was über jedes Stück von den Gelehrten bemerkt und geschrieben worden ist, zusammen zu tragen, und zur Bequemlichkeit sowohl als zur schnellern Belehrung der Leser in einer Uebersicht zu vereinigen. Natürlich entsteht hier die Frage, welche Classe von Lesern Hr. *H.* bey dieser Anlage sich gedacht; und, nach Vergleichung jener Vorrede mit der neuen zu den Acharnern, entsteht die Besorgniss, dass Hr. *H.* diese Frage weder gehörig erwogen, noch mit einer befriedigenden Consequenz beantwortet habe. Denn hier schränkt er den Gebrauch seiner Ausgaben blos auf die *iuvenes literarum graecarum studiosos* ein, in der ersten Vorrede hingegen (s. p. VI. VII.) denkt er sich zugleich Leser, wie sie etwa Hr. *Beck* bey dem planmässigen Sammeln des Apparats zum Euripides voraussetzen konnte, *qui — tali editione, quae, quidquid a VV. DD. praestitum est, undique diligenter offert, adiuti, facilius possint loca difficiliora aut minus accurate, aut falso intellecta perspicere, accuratius interpretari, argumenta et sententias ab aliis proditas examinare, quae omnes interpretes neglexerunt, animadvertere, atque ita poetae opem ferre, qua is etiam post egregias Küsteri, Palmerii, Spanhemii, Bergleri, Duckeri atque Brunckii curas adhuc eget.* Von *Jünglingen*, welche (nach anderen Aeusserungen der Vorreden) durch diese Editionen in die Lectüre der Aristophanischen Stücke erst eingeführt werden sollen, wird Hr. *H.*, als Schulmann, wohl nicht erwarten, dass sie das, was die genannten Veteranen übersahen, ergänzen und berichtigen sollen: ihnen würde unstreitig statt eines grossen aufgehäuften Apparats eine zweckmässige Auswahl des Besseren weit erspriesslicher seyn. Der *eingeweihte* Philolog hingegen, wenn er seine Bemühungen auf den Aristophanes verwendet, wird lieber zu den Quellen zurückkehren, aus denen Hr. *H.* schöpfte; zumal wenn ihm die in der letzten Vorrede (p. V.) angekündigten Abänderungen der Noten, wodurch der Herausgeber dem Vorwurf einer blossen Compilation zu entgehen glaubt, die Besorgniss erwecken, dass das abgeleitete Bächlein hie und da etwas trübe fliessen dürfte. Denn von Hn. *H's.* eigener Latinität kommen auch in dieser Ausgabe wieder manche Proben vor, die wir uns auszuzeichnen enthalten.

In den *Prolegomenis* hat uns indess Hr. *H.* vor jener Besorgniss sehr sorgfältig bewahrt: denn hier giebt er grösstentheils, was und wie er's gefunden hat. Nachdem er nämlich p. IX. über den Titel des Stücks ein Paar Worte erinnert, läst er die *Occasionem fabulae* der Länge nach von *Frischlin* hererzählen: nur einmal tauscht er stillschweigend einige Worte desselben mit andern aus der lateinischen Uebersetzung des Thucydides um, und hie und da unterbricht er ihn durch untergesetzte citatenreiche Noten, die nicht immer zur Sache gehören. *Nunc audiamus*, fährt er sodann p. XVI. fort, *Wielandum, de ratione atque occasione fabulae ita differentem*, und läst nun sieben Seiten aus dem *neuen deutschen Merkur* wörtlich abdrucken. Durch jene lateinische und diese deutsche Exposition, sollte man meynen, würde auch der unfähigere Jüngling mit dem Stoffe des Stückes bekannt genug worden seyn, und kein Verlan-

langen tragen, durch ein genaueres Detail des Inhalts sich das Vergnügen, das ihm die hinlänglich vorbereitete Lectüre des Stücks gewähren soll, verkümmern zu lassen. Allein bey Hn. *H.* kommt er so schnell nicht davon. Er muss sich nun noch (p. XXIII — XXVII.) das ganze *argumentum fabulae* von *Küster* vordociren lassen; und zuletzt giebt noch die Frage, zu welcher Zeit die Comödie aufgeführt wurde, dem Herausgeber erwünschte Gelegenheit, über die drey Dionysien der Griechen die Resultate von neuem aus der bekannten Ruhnkenischen Abhandlung zu wiederholen, welche er, zugleich mit Spanheims Erörterungen, schon in der Einleitung zu den *Fröschen* weitläuftiger excerpirt hatte. Einige Bemerkungen über die Scene und die Personen des Stücks, so wie über die Nebenzwecke, die etwa der Komiker ausser dem wichtigeren politischen gehabt haben mag, machen den Beschluss.

In der That eine sehr bequeme Art der Buchmacherey, welche Hr. *H.*, da er sich nicht einmal die Mühe nimmt, die vorhandenen Materialien zu ordnen, zu verbinden und durchgängig in der von ihm einmal gewählten lateinischen Sprache vorzutragen, allenfalls auch den fertigen Fingern eines seiner Gymnasiasten übertragen kann!

Unter dem griechischen Texte, welcher grösstentheils nach *Invernizzi's* Recension abgedruckt ist, steht eine vollständige *varietas lectionis*, aus allen bis jetzt verglichenen Handschriften und aus den besten Ausgaben gesammelt. Ueber diese und jene wird deshalb auch in der Vorrede ein kurzer, jedoch hinreichender Bericht ertheilt. Den Varianten sind gewöhnlich die Urtheile Anderer, vorzüglich *Brunck's*, beygefügt. Die Scholien sollen erst nach Erscheinung der Invernizzischen Scholiensammlung, welche man jetzt wohl mehr wünschen als hoffen darf, folgen. Lobenswerth ist es, dass der Herausgeber, nach der Sitte der heutigen Schauspieldichter, die, wo wir nicht irren, *Gedike* zuerst in Sophokles Philoktet nachahmte, den griechischen Text mit häufigen Notizen für den Schauspieler in lateinischer Sprache unterm ischt, und dadurch das Verstehen des Stücks erleichtert hat. Ueber mehrere verdorbene Stellen ist freylich noch ein grosses Dunkel verbreitet; und wer die Veranlassungen kennt, welche Aristophanes dem nicht ganz ungeübten Kritiker so oft und vorzüglich in metrischer Hinsicht zum Verbessern darbietet, der wird kaum unserer Versicherung glauben, dass wir aus dieser ganzen Ausgabe nicht *Eine* neue und dem Herausgeber eigene Bemerkung auszuzeichnen wissen. Wenn demnach dieser in der Vorrede p. IV., wo er die Verdienste des letzten italienischen Herausgebers würdiget, etwas zweydeutig sagt: *utrum ego in textu restituendo feliciori interdum successu usus fuerim, VV. DD. iudicio relinquo;* so muss man diese Aeusserung, wofern sie mit der Wahrheit bestehen soll, blos dahin deuten, dass Hr. *H.* an manchen Stellen die Invernizzische Kritik oder vielmehr die Ravenner Handschrift verliess, weil er die Urtheile der vorhergehenden Editoren und ihre darauf gegründete Recension beyfallswürdiger fand.

Rec. schätzt übrigens den Fleiss des Herausgebers und sein Streben, Andern auch durch Schriften zu nützen. Allein da die gegenwärtige, wie uns dünkt, sehr misslungene Ausgabe weder die erste ist, die wir *in dieser Form* von ihm erhalten, noch, seiner eigenen Erklärung nach, die letzte *dieser Art* seyn soll: so hielten wir es für Pflicht, über eine so zwecklose Manier, Abdrücke alter Autoren zu vervielfältigen, fest und freymüthig unsere Meynung auszusprechen.

Halle, b. Gebauer: *Deutsch-französisches Wörterbuch aller solcher Hauptwörter, deren sinnliche Gegenstände für die Anschauung 6 — 12 jähriger Kinder gehören und passen etc.*, als ein unentbehrliches Elementar-Hülfsmittel zum Sprechenlernen des Französischen, herausgegeben von *Christ. Carl André*. Vorsteher einer Erziehungsfamilie zu Eisenach. *Erster Theil.* A — H, 1797. 642 S. *Zweyter Theil.* I — M, 1798. 570 S. in 8.

Man findet hier die deutschen, und ihnen zur Seite die französischen Namen von Mineralien, Pflanzen, Thieren, Menschenarten, Elementen, Weltkörpern, Kunstwerken, Instrumenten, Maschinen, Materialien, Handelsartikeln etc. in alphabetischer Ordnung, auch hin und wieder eine kurze Beschreibung des Gegenstandes, ein Sprichwort, oder eine Redensart eingeschaltet. Für Kinder von 6 — 12 Jahren ist dieses Wörterbuch wohl viel zu gelehrt excerpirt worden; denn es enthält sogar die Benennungen unzählig vieler, nur dem Naturkündiger interessanter Arten von Pflanzen, Insecten etc., welche dasselbe anschwellen, ohne einem Kinde des erwähnten Alters nützlich zu seyn. Wozu hilft ihm z. B. der Name *la ketmie musquée, Abelmosch; l'admirable jaune, Abrikosenspinner; liane à reglisse, Abrusschse; la melienteuse, der Achatflügel; galeope des champs, Ackerandorn; cotonnière des champs, Ackerfilzkraut; vulpin des champs, Ackerfuchsschwanz; mouron des champs, Ackergauchheil; souci des champs, Ackergoldblume; renoncule des champs, Ackerhahnenfuss; ceraiste des champs, Ackerhornkraut; lycopside, Ackerkrumhals; buglosse, Ackermannskraut; holoste, Ackernelkengras; vesse sens (doch sans?) feuilles, Ackerplatterbse; pediculaire des bois, Ackerrodel?* u. s. w. Von dergleichen Terminologien strotzt fast jede Seite, und ihre Mittheilung würde vielleicht nur dann zweckmässig seyn, wenn das Buch erwachsenen Personen von 15 — 20 und mehreren Jahren bestimmt wäre, unter der Bedingung, dass sie Naturgeschichte, Physik, Mechanik etc. studiren, und gerade kein besseres Wörterbuch zur Hand haben. Kinder hingegen, die man Französisch sprechen lehren will, haben, wenn sie nicht papageyenmässig nachplaudern, und folglich die Zeit nicht unnütz verschwenden sollen, mit den nothwendigsten Sprachregeln und mit der Erlernung und Anwendung der Namen

Namen der gemeinnützigsten Gegenstände vollauf zu thun? Warum soll man ihnen daher eine Art von polyhistorischem Wörterbuche in die Hände geben? Mit gleicher Befugniss könnte man ihnen ja das erste beste reichhaltige deutsch-französische Lexicon vorlegen, und ihnen alle Substantive oder Hauptwörter unterstreichen, und das liesse sich auch bey beliebigen Redensarten und Sprichwörtern anwenden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, in der Henningschen Buchh.: *Christian Karl Andre('s) Merkwürdigkeiten der Natur, Kunst und des Menschenlebens, für allerley Leser, besonders aber für die Besitzer meiner Schriften* (der Schriften des V's.) *Erster Band.* 1798. XVI. u. 304 S. 8. (18 gr.)

Eine Sammlung von allerley, aus Flugschriften, Wochen- und Intelligenzblättern, Zeitungen, Journalen und selbstständigen Werken und Schriften vermischten Inhalts, entlehnten, ingleichen von selbstverfertigten oder dem Herausgeb. von seinen Freunden zugeschickten schriftlichen Aufsätzen, welche ihm theils des behandelten Gegenstandes, theils der Behandlungsart wegen, der Mittheilung nicht unwürdig schienen. Er bestimmt diese Sammlung zu einem *Lese-* und *Lehrbuch* für solche junge Leute, welche als Kinder nach seinen elementarischen Lehrbüchern, besonders den *Spaziergängen* und der *Geographie*, unterrichtet wurden, um ihnen durch diese *Merkwürdigkeiten* den Uebergang zum Unterricht nach systematischen Compendien zu bahnen. Hr. *A.* meynt nämlich, da der Elementarunterricht nicht ewig, sondern höchstens nur bis etwa zum 12ten oder 14ten Jahre dauern dürfe; so würde es ein Sprung seyn, jetzt gleich systematische Compendien nach strenger Methode folgen zu lassen. (Was Hr. *A.* damit sagen will, können wir nicht errathen; aber soviel wissen wir, dass der Elementarunterricht mit der systematischen Form sich sehr wohl vertrage, ja ohne dieselbe gar nicht bestehen könne und den Kindern das Lernen erschwere.) Wenn es daher weiter heisst: dass diese Merkwürdigkeiten zwar noch unverbundene Bruchstücke enthielten, diese aber doch grösser wären, und ein kleines Ganzes für sich bildeten; so hat Hr. *A.* vergessen, dass auch beym ersten Unterricht der Kinder eine gewisse natürliche Ordnung beobachtet werden müsse, und ihnen nichts erzählt werden könne, was nicht auch ein zusammenhängendes kleines Ganzes ausmachte. Uebrigens bestimmt der Herausg. auf dem Titel seine Sammlung für *allerley* Leser überhaupt, und scheint dadurch, dass er hernach in der Vorrede solche als *Lesebuch* für Kinder von 12 bis 14 Jahren, die nach seinen Spaziergängen und seiner Geographie unterrichtet worden, angesehen wissen will, derselben das Ansehen geben zu wollen, als ob sie nicht von ohngefähr und zufällig, sondern mit Rücksicht auf einen bestimmten Zweck entstanden sey. Man darf aber nur das Inhaltsverzeichniss ansehen, um sich zu überzeugen, wie wenig bey der Wahl der in diesem Stücke befindlichen Aufsätze, auf jenen angegebenen Zweck und auf Kinder von jenem Alter Bedacht genommen worden, und dass die Kenntnisse, in Ansehung welcher in einigen Aufsätzen die Spaziergänge und die geographischen Lehrbücher des Hn. *A.* allegirt werden, eben so gut auch in andern physikalischen, naturhistorischen und geographischen Lehrbüchern gefunden werden können. So lieset man z. B. Aufsätze: vom Wesentlichsten der Taubenzucht für Taubenliebhaber; von der Gerberey der Mongolen, und besonders von einer grünen Saffianbereitung durch Milch; *Kortum's* neu entdeckter Nutzen des rothen Kopfkohls zur Färberey; Korkpfröpfe gegen alle Ausdünstung und die Säure oder ätzende Sachen zu versichern (sichern); das Actienspiel; gesetzlicher Endtermin der Tulipomanie; einige Mittel, wie man sich auf dem Lande gegen nächtliche Einbrüche der Diebe zu sichern habe; *Niebuhr* über die Ruinen des vor 2000 Jahren zerstörten Palastes zu Persepolis; Diligence von Strassburg nach Paris; von Wechseln und Wechselzahlungen und dem dabey üblichen Verfahren u. s. w. und wozu nützt für Knaben und Mädchen von 12 bis 14 Jahren der höchst unbedeutende Aufsatz *von Errichtung eines Kosmopolitenordens* Nr. XLI.? Der Inhalt mehrerer anderer geht über den Horizont dieses Alters, und setzt Kenntnisse voraus, die man von demselben nicht erwarten kann, z. B. Nr. IX. das *Actienspiel der Engländer*; XIX. *Kurze Beschreibung der Art, wie das Geschäft der Führung einer Armee betrieben wird* u. a. m., wozu man die Vorkenntnisse weder in den *Spaziergängen* noch in den *geographischen Lehrbüchern* des Herausg. findet. Noch andere sind nicht sowohl auf Belehrung, als auf Zeitvertreib berechnet, z. B. Nr. XIII. *Farinelli* u. m. Wir nehmen diesemnach diese Merkwürdigkeiten für das, was sie seyn können und sind, nämlich für eine Compilation grösstentheils ganz nützlicher und wissenswerther Aufsätze vermischten Inhalts für allerley Leser, die solche noch nicht aus ihren Urschriften kennen, welche aber, da man noch sehr viele Merkwürdigkeiten aus der Natur, der Kunst und dem Menschenleben, in sehr vielen Büchern, Journalen etc. aufgezeichnet finden kann, zu deren Kenntniss eine grosse Menge von Menschen, besonders die immer heranwachsende Jugend, noch nicht gelangt ist, auch jederzeit und bis ins Unendliche, so lange es zum Abschreiben noch Bücher giebt, und Bücher, Journale u. dgl. geschrieben werden, fortgesetzt werden kann.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: M. *Aug. Moritz Rungius*, Prediger zu Rahnsdorf und Wergzahne, *Archiv der Vorsehung für die Menschenwelt.* Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von Dr. *Fried. Volkm. Reinhard*, Oberhofprediger und Ober-Consistorialrath zu Dresden. 1. Heft. 1798. 97 S. 8. (8 gr.)

„Es ist eine Vorsehung," sagt der Vf. in der Einleitung, „die überall thätig und wirksam, mit un- „endli-

„endlicher Macht, Weisheit und Güte, alles umfasst, „erhält und regieret; und ohne deren Willen kein „Vogel vom Dache, kein Haar von unserm Haupte „fallen kann. Eine höchstwichtige Lehre der Reli„gion! die den Christen um desto heiterer und zu„friedener machen muss, je mehr ihn sein Glaube „zu den frohen Erwartungen berechtiget: die aber „auch der Nichtchrist nicht verleugnen kann, wenn „er Geschichte kennt und Menschen und ihre Schick„sale beobachtet. Man sieht hier gleichsam ein Feld „vor sich ohne Grenzen, auf welchem die edelsten „Früchte wachsen, die zugleich für Geist und Herz „nahrhaft und stärkend sind: denn wer könnte „einen Schritt thun, ohne auf die sichtbarsten Be„weise zu stossen, dass der Hüter Israel nicht schlafe „noch schlummere, sondern für alle und alles — „seys Sonne oder Stäubchen — Mensch oder Würm„chen — nach eines jeden seinem Werth oder Be„dürfniss wache? Insbesondere der Mensch, sein „Leben, seine Bestimmung und Schicksale, welch „ein Gegenstand der Vorsehung sind sie! und wie „viel giebt es da für den aufmerksamen Beobachter „zu lernen und zu bewundern?"

Um nun dem aufmerksamen Beobachter das Lernen und Bewundern zu erleichtern, machte der Vf. aus seiner gelegentlichen Lectüre eine Sammlung von Beyspielen wunder- und sonderbarer Errettungen aus Gefahren, ungefähr so, wie die *Histoire* der *cidevant sainte Chapelle de notre Dame* zu Maria Einsiedlen — Standeserhöhungen armer und gemeiner Leute und unvermutheter Bestrafung glücklicher Bösewichte. Die ganze Sammlung ist übrigens unter folgende Rubriken gebracht: I. Vorsehung Gottes in Gefahren. II. Wege der Vorsehung zur Bestimmung und Glückseligkeit. III. Vorsehung Gottes in der Ausübung des Vergeltungsrechts in dieser Welt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Lincke: *Worte an einen edeln Jüngling, der die Akademie beziehen wollte*, von *K. L. M. Müller*. 1798. 71 S. 8. (8 gr.) Diese Worte sind in einem eindringenden und anspruchlosen Ton gesprochen. Gewöhnlich schweben dem Jünglinge, der die Akademie beziehen soll, die Begriffe von seiner Bestimmung als Mensch, als künftiger Gelehrter und Staatsbürger nur sehr dunkel und schwankend vor der Seele. Weil er nicht bestimmt weiss, was er dort eigentlich will, so will er bey seiner Ankunft daselbst insgemein so vielerley, dass man sich nicht wundern darf, wenn er auf allerley, oft auf die gefährlichsten Abwege geräth. Die Ladung von Sittensprüchen und Klugheitsregeln, die man ihm etwa mitgiebt, bleibt meistens, was sie ist, eine Last, die ihn drückt, und die er nicht früh genug los werden kann. Fast immer muss er erst durch eignen Schaden klug werden, weil man die Kunst nicht verstand, ihn durch ihn selbst klug und gesittet zu machen. Der Vf. dieser Bogen moralisirt nicht, und eben so wenig speculirt er viel und lange über den Werth der Wissenschaften, über ihr Verhältniss zum Staate u. dgl.; er legt blos seinem jungen Freunde den akademischen Lebensplan, den er zu wählen hat, in bestimmtem Umrisse vor, und lenkt mit mildem Ernste seine Aufmerksamkeit auf die Wissenschaft, die er gewählt hat, und die als das Mittel zum Zweck (dem Staate durch sie als ein tüchtiges Mitglied zu dienen) ein Eigenthum seines Geistes werden soll. Was diese Richtung des Gemüths auf eine besondere Wissenschaft betrifft, so bedarf ihrer der wirklich gute Kopf allerdings nicht; er wählt die Wissenschaft nicht, welcher er sich hingiebt, sie wählt ihn, und er sieht, indem er sich selbst Bahn bricht, schon aus der Ferne das Ziel, bey welchem er ankommen muss. Ihm ist die Wissenschaft, die er sucht, Zweck an sich selbst, die Beschäftigung mit ihr inneres Bedürfniss, und ihre Vervollkommnung durch ihn etwas, das er früh zu ahnen anfängt. Aber wenn er auch seine Wissenschaft und was zu ihr hinführt, nie ausser Acht lässt; so ist doch oft zu befürchten, dass er über oder neben derselben sich selbst und seine anderweitigen Verhältnisse vergesse und auf Irrwege gerathe, die, während sie ihn von dem einen Ziele, der vollständigen Ausbildung seiner selbst, wegführen, zugleich seinen Blick von dem andern, von der künftigen Vervollkommnung der Wissenschaft durch ihn, ablenken. Um deswillen vorzüglich verdienen diese Bogen auch von dem Talentreichsten, und durch die Natur selbst schon auf seine wissenschaftliche Bestimmung hingeleiteten Jünglinge gelesen zu werden.

Rec. kennt überhaupt keine Schrift, die mit gleichem Rechte, wie die angezeigte, einem wohlerzogenen und für die Akademie hinlänglich vorbereiteten Jünglinge zu der genannten Absicht in die Hände gegeben werden könnte. Wer eins von beiden oder beides nicht ist, wird sie entweder nicht verstehen, oder gleichgültig bey ihrem Inhalte bleiben; für ihn gehört sie nicht, sondern allenfalls für den, der ihn die Akademie beziehen lässt, um sich aus ihr darüber zu belehren, was von ihm zuvor hätte geschehen sollen. Folgende Stelle zur Probe: „Eine Tugend, die den Jüngling — vorzüglich „schmückt, ist die *Bescheidenheit*. Sie ist nicht Furchtsamkeit, „oder sklavische Unterwerfung unter fremde Autorität, sondern „eine liebevolle Achtung für fremdes Verdienst. Sie verträgt „sich sehr wohl mit einem gewissen edeln Anstande, einem „Ausdrucke von Selbstgefühl und Festigkeit, welcher durchaus „dem Manne nicht erlassen werden kann, wenn sich nicht so„gleich jeder versucht fühlen soll, ihn zu verspotten. Wie „das Weib nicht ohne Liebe, Sanftmuth und Biegsamkeit der „Seele, so interessirt auch der Mann nicht ohne Muth, Stärke „und Festigkeit des Geistes. Leider aber werden Sie, mein „junger Fr., die holde Tugend der Bescheidenheit unter den „Jünglingen und Jungfrauen unserer Zeit nicht gar zu häufig „finden. Man sucht im Gegentheil eine Ehre darinnen, überall „seine wenige Erfahrung, seine erworbenen Kenntnisse, seine „mittelmässigen Einfälle an den Mann zu bringen, ohne sich „um die Gesellschaft, in der man sich eben befindet, zu be„kümmern. Jeder muss dem geschwätzigen, zudringlichen „Jünglinge Stand halten, und dieser sieht das mitleidige Lä„cheln im Gesicht seines feinen, aber gütigen Gesellschafters „nicht, welches ihn demüthigt und beschämt. Bescheidenheit „ist und bleibt die Krone aller Tugenden des jugendlichen „Alters."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Revolutions-Almanach von 1797.* 368 S. m. K. Von 1798. 327 S. m. K. und 2 Tabellen. Von 1799. 264 S. 8. m. K. (jeder 1 Rthlr. 8 gr.)

Ohne im mindesten zu den Journalisten der revolutionären Gegenpartey zu gehören, über deren Angriffe der Herausgeber sich so hart beschwert, können wir doch nicht umhin, das ganze Unternehmen, und den Ton, der darin herrscht, scharf zu tadeln. Eine historische Sammlung — und das soll ja die ganze Reihe der Revolutionsalmanache seyn? — mit sichtbarer Vorliebe für eine Partey veranstaltet, von boshaften, oft schiefen, Seitenblicken auf die Gegenpartey begleitet, mit Carricatur-Kupfern geziert — kann niemals einen guten Eindruck machen. Man entschuldigt den Geschichtschreiber, der hingerissen von dem Gegenstande seiner langen Anschauung in leidenschaftlichen Aeusserungen gegen die, welche er ungerechte Verfolger nennt, seinem Herzen Luft macht. Aber dem Sammler eines Almanachs wird der wohlwollende Mann es nicht verzeihen, wenn er mit Bedacht fast blofs Aufsätze voll Leidenschaft aufnimmt, und bey jedem, oft noch ziemlich entfernten, Anlass, durch Anmerkungen die anders Denkenden zu verwunden sucht. Er hat es sich allein selbst zu danken, wenn er, durch ein solches Verfahren, den lauten Verdacht der Parteylichkeit wider sich erregt! Wird er nun noch dazu, wie unser Vf., seiner mäfsigen Kräfte ungeachtet, von seiner Partey recht hoch erhoben, und — wie die böse Welt sagt — für seinen blinden Eifer mit noch mehr verblendenden Geschenken gar stattlich belohnt: so ist es in der That ganz in der Ordnung der Dinge, wenn die unedeln von der Gegenpartey seinen Patriotismus verdächtig zu machen, seine Gesinnungen in einem gehässigen Lichte darzustellen suchen. Ueberhaupt ist in dem ganzen Streite, den nun die Schriftsteller seit zehn Jahren auf die ärgerlichste Weise vor dem Publicum geführt haben, leider das Talent fast entschieden auf die Seite der Freyheitsschwärmer getreten (so wollen wir sie lieber nennen, als Demokraten, weil sie bey weitem nicht immer Demokraten, sondern meistens Aristokraten seyn wollen). Ihre Gegner sind es, die Vertheidiger des blinden religiösen und politischen Glaubens, und der Lehre der seligmachenden Unabänderlichkeit aller bestehenden Misbräuche, welche zuerst durch Schmähungen einen heftigen Ton anstimmten; welche zuerst gewaltsame Maassregeln hervorriefen, und gleichwohl jene nachher als die ursprünglichen Ruhestöhrer dem Fluch der Zeitgenossen und der Nachwelt übergaben. Nein, mancher sanfte, gutmüthige Mann hat sich nur zu jener Partey geschlagen, weil man ihm nicht erlaubte, ruhig seinen eigenen Gang zu gehen, und ihm durch die abscheulichste politische Inquisition das kostbarste Recht des Menschen entziehen wollte. Und je mehr die Freyheitsstürmer sich von den Schlägen ihrer Gegner getroffen fühlten, je mehr ihnen die Schwäche ihrer Waffen, die Kraftlosigkeit ihrer Bundesgenossen, einleuchtete, desto ärger treiben sie es mit Schimpfen und Schelten, und so treiben sie es noch bis auf den heutigen Tag. Freylich klagt der Herausgeber des Revolutionsalmanachs mit Recht über den Ton eines *Rebmann*; aber vergisst er denn, dass der grosse *Hofmann* früher als jener schrieb? vergisst er, dass *Zimmermann* einer von Deutschlands besten Schriftstellern, eben so tief als jene herabsank? vergisst er seiner eigenen Thaten, seiner Kupfererklärungen, z. B. des Kupfers der Execution, welche an den Klubbisten zu Worms vollzogen ward? Ja! wir müssen es sagen, denn es ziemt den Sachwaltern der deutschen Literatur, der Väter freyen Sinn unerschrocken zu behaupten — diese unwürdige, diese unweise Behandlung eines jeden freymüthigen Mannes hat Deutschland nur zu tiefe Wunden geschlagen! Die bethörten Regenten liehen ihr Ohr den Schmeichlern und Vergötterern, und verkannten und verfolgten manche ihrer getreuesten, fähigsten Diener. Die dadurch bewirkte Stimmung des Volks war es, so sehr man sich auch immer dies zu verbergen sucht, welche den Fortgang der fränkischen Waffen zu einer Zeit so sehr beförderte, wo man auf der einen Seite offenbaren Druck und politischen Glaubens- und Lebenszwang, auf der andern die menschenfreundlichsten Versprechungen sah, deren Nichtigkeit man noch nicht, wie jetzt, aus der Erfahrung kannte. Ohne die Verfolgung der sogenannten Patrioten wären die Franzosen wahrscheinlich nie Meister des Rheins geworden; ohne die nachher an wirklich und angeblich Schuldigen geübte grausame Rache, hätten die Franzosen vielleicht nicht zum zweytenmale sich als Sieger behauptet. Aber diese schreckliche Erbitterung zwischen beiden Parteyen warf ihnen die eine Partey ganz in die Arme, und lähmte den Arm vieler unparteyischen, die, unter andern Umständen, Mann für Mann für ihr Vaterland würden gekämpft haben. Und wer darf es leugnen, dass auch die Schriftsteller, die Hofmanne, die Zimmermanne, die Herausgeber der Revolutionsalmanache zur Nahrung dieser Erbit-

Erbitterung das ihrige beygetragen haben? Welche schreckliche Lehre für Regenten und Schriftsteller! welche Auffoderung in gewissem Betracht auch für Recensenten, so weit sie ihrer Stimme einiges Gewicht zutrauen dürfen, gleich bey dem Anfange eines solchen Streits alles mögliche anzuwenden, die Parteyen zur Mäfsigung zurück zu führen, und Auswüchse auf der einen, wie auf der andern Seite, zu unterdrücken, sobald sie nur sichtbar werden! Auch haben wir dessen kein Hehl! Vermöchten wir es über die Lesewelt, so sollten noch heutiges Tages weder Eudämonien und Revolutionsalmanache, noch niederelbische Mercure und neue graue Ungeheuer Käufer und Verleger finden; aber wenn uns unsere Fürsten fragten, ob sie denn nicht lieber den Druck oder den Verkauf *verbieten* sollten, so würden wir mit dem bestimmtesten Nein! antworten.

Was indefs die vorliegenden Revolutionsalmanache betrifft, so sind wir dem Herausgeber die Gerechtigkeit schuldig, zu bemerken, dafs sie weniger gehäfsig als ihre Vorgänger bearbeitet sind; zumal die beiden letzten Jahrgänge. Einige unschickliche Ausfälle gegen die Franzosen abgerechnet, die ihnen nie schaden, und Deutschland wenigstens nichts helfen, eignet sich das Ganze so ziemlich zu einer Tagslectüre, von der man denn freylich keinen erheblichen Gewinn für Geist und Kenntnifs sich versprechen kann.

Die Auffätze sind folgende im J. 1797: 1) *Lied für deutsche Vaterlandsfreunde*, nach der Melodie *God save the King*, von *Gotter*. 2) *Weitere Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Deutschen, der vom J. 1789 bis 1795 in Frankreich war.* Sie enthalten 149 Anekdoten, unter denen einige interessant und treffend, viele geringfügig, manche offenbar parteyisch gegen die französische Regierung und Verfassung sind. Da man den Vf. nicht kennt; so wirft dies ohnehin bey denen, wo keine Gewährsmänner angeführt sind, einen Zweifel mehr auf die Glaubwürdigkeit. 3) *Dem Retter Deutschlands zum Beschlusse des vierten Feldzugs gegen die Franzosen*, von *Haschka* im Jan. 1796. Als Kunstwerk im ganzen gut: doch nicht ohne Bombast. 4) *Bruchstücke aus der geheimen Geschichte der Regierung des Landes zwischen dem Rhein und der Mosel, von einem neu-fränkischen Officier*, aus einer Flugschrift, die im Elsafs 1796 oder Ende 1795, in Briefen in Druck erschien, und wahrscheinlich von einem ausgewanderten in neu-fränkischen Diensten stehenden Deutschen herrührte. Vieles davon ist wohl wahr, und wird auch durch andere Nachrichten bestätigt; wir möchten es aber noch nicht deswegen, weil es aus dem Munde eines Neufranken selbst herrührt, mit dem Herausgeber, von unverdächtigem Glauben halten. Will er denn alles für unverdächtig halten, was einst Emigranten, die bey deutschen Herren dienten, von diesen erzählen werden? Gott behüte! Dies sey ein Zug von hunderten, um den historischen Werth des Revolutionsalmanachs zu charakterisiren. 5) *Deutscher Biedersinn und französische Dankbarkeit*, von *A. K.* Eine schöne Geschichte. Ein Pfarrer rettete einen braven fränkischen Commissär, und dieser schützte nachher seinen Sohn, der 12 Meilen davon wohnte, gegen die Gewaltthätigkeiten des fliehenden fränkischen Heers. 6) *Der französische Apostel in Deutschland; eine Warnung ans Volk.* Eine anonyme Warnung gegen einen ungenannten Sprachmeister. Wozu nun dergleichen? Solche Menschen gab es überall und zu allen Zeiten. 7) *Die Belgier.* Sie sagen, wir wollen nicht frey seyn; ach ja! sie mögen wohl recht haben. 8) *Strasburg, unter der Revolutionsregierung: aus öffentlichen Acten und gerichtlichen Urkunden gezogen, vom Herausgeber.* Ein wichtiger, und ohne Zweifel glaubhafter Auffatz, der aber durch die Ausrufungen des Vfs. um nichts nachdrücklicher wird. 9) *Der Abschied, nach dem Französischen des Nicolas Montjourdain*, frey übersetzt von *Friedr. Rothmaler.* 10) *Drey Wahrheiten über Staatenrevolutionen vor mehr denn hundert Jahren, von dem berühmten Peter Bayle niedergeschrieben, und seine Weissagung von Frankreich.* Es wurden mehr Fürsten vom Thron gestürzt, weil sie zu gut (*bon, debonnaire*, schwach) als weil sie zu böse waren. Eine Revolution, die einen Souverain entthront, bereitet gemeiniglich eine andere Revolution vor. Stoff und Triebfedern der Revolutionen liegen in der Ehrsucht und Geschicklichkeit einiger kühnen, unternehmenden Köpfe, die fähig sind, eine Verschwörung auszusinnen und zu Ende zu bringen. Das wahre und einzige Mittel, in Frankreich Bürgerkriege zu vermeiden, ist, den Souverain mit einer grenzenlosen Macht zu bekleiden, die kraftvoll unterstützt und mit aller der Stärke gerüstet sey, welche erfodert werde, sich Furcht und Respect zu verschaffen. (Die Weissagung mochte vor hundert Jahren gelten: aber so geht es nicht immer. *Tant va la cruche à l'eau, qu'elle se casse*). 11) *Die vereinigten Staaten von Nordamerika, von Carl Pictet aus Genf*, nebst einer *Nachschrift des Herausgebers, sein politisches Glaubensbekenntnifs enthaltend.* Die Bemerkungen über die Freyheit der Nordamerikaner und das Gedeihen dieses jungen Staats sind wahr und anziehend. Das Glaubensbekenntnifs des Herausgebers unterschrieben auch wir ohne Bedenken; wir würden aber in Verlegenheit seyn, Belege dazu aus den Revolutionsalmanachen zu ziehen. 12) *Miscellen vom Herausgeber.* Anekdoten von verschiedenem Gehalt; doch meistens interessant. 13) *Bruchstücke aus dem Testamente eines pariser Wahlherrn*, von *Beffroi-Regny* (gewöhnlich Vetter Jacob genannt). Ein trefflicher Auffatz, dem man Geist, Menschenliebe und Wahrheit unverkennbar ansieht. So ein Auffatz wirkt kräftiger gegen den Revolutionsgeist, als alle Schmähungen. Wahrheit, ihr Fürsten Deutschlands, und menschliches Gefühl werden euch sicherer schützen, als aller blinde Eifer, Schmähungen und Verfolgungen. 14) *Erklärung der Kupfer*, vom *Herausgeber.* Es sind 12 historische, recht gutgearbeitete Kupfer, deren Wahl und Erklärung diesmal doch minder leidenschaftlich ist. Eins darunter,

 Nr.

Nr. VII., stellt einen wenig bekannten, trefflichen Zug dar. Ein deutscher Minirer rettete im J. 1706 die höchst wichtige Citadelle zu Turin, da er sich selbst in der eines Ueberfalles wegen angefüllten Mine in die Luft sprengte. Ausser diesen findet man noch Porträts von der Madame Royale, Tochter Ludwig XVI; Erzherzog Karl; Graf Wurmser; General Clerfait; von den Deputirten Chenier, Camüs, Lanjuinais; vom Helden der alten Freyheit Washington (vor 20 Jahren wollte man noch von der amerikanischen Freyheit nichts wissen, geschweige sie denn *einer alten Freyheit* gleich setzen: unsere deutsche Publicisten nannten sie damals Rebellen); Wilhelm Tell; Helden der neuen Freyheit: Horne Toone, Chalier, Ankerström. Die Kupfer des Einbandes *stellen den tapfern Huffschmid aus der Vendee und eine Erdhütte im Lager vor.*

Im Jahre 1798: I. *Gesang, dem Erzherzog Carl gesungen, von Wilhelmine Maisch.* II. *Wer fing den deutsch-französischen Krieg an;* Bruchstücke aus *Lally-Tollendals*, Mitglieds der ersten Nationalversammlung neuester Schrift: *Defense des emigrés françois* (die wir in der A. L. Z. 1797. Nr. 301. und 1798. Nr. 162 u. 163. angezeigt haben). Aus den eigenen Geständnissen der damaligen Machthaber, der nachmals sogenannten Girondisten, erhellet allerdings, dass diese Partey den König zum Kriege zwang: allein es ist demungeachtet nicht minder wahr, dass die Coalition durch Emigranten und den Adel, der es mit ihnen hielt, vorbereitet ward zu einer Zeit, wo Frankreich an keinen Krieg dachte. Hätte nicht grosse Unvorsichtigkeit einiger deutschen Fürsten den französischen Volksverderbern Anlass gegeben, die Nation aufzubringen; so hätten sie nimmer eine Kriegserklärung wagen dürfen. III. *Gemälde dr Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 1794*, von *Delandine*, gewesenem Mitgliede der ersten Nationalversammlung und Bibliothekar zu Lyon. Ein sehr zweckmässiger Auszug aus der bekannten, ungemein anziehenden, rührenden Schrift, von dem Herausgeber. Auch die Darstellung ist musterhaft. Wir haben kürzlich kein historisches Stück in so edelm, einfachem, einnehmendem Stil gelesen. IV. *Curs der Assignaten zu Basel, von ihrer Entstehung an bis zu ihrem Falle.* Eine schrecklich lehrreiche Erfahrung, wovon die Finanzgeschichte keines Staats ein ähnliches Beyspiel aufzuzeigen hat. Am 31. Aug. 1789 galten sie $98\frac{3}{4}$ Procent; am 29. Jänner 1790 $96\frac{1}{2}$; am 29. Jänner 1791 $91\frac{1}{4}$; am 31. Jänner 1792 63; am 29. Jänner 1793 55; am 29. Jänner 1794 $40\frac{1}{2}$; am 27. Jänner 1795 18; am 15. November 1795 1 Procent. Und die Mandate, gegen welche die Assignaten mit $66\frac{2}{3}$ Procent Verlust eingetauscht wurden, diese Mandate, welche die Nationalversammlung unter den allerheiligsten Versprechungen ankündigte und ausgab, — galten nach einem Jahre $\frac{1}{2}$ Procent. Solche Erfahrungen sollten die Unbesonnenen beherzigen, die auch andere Länder revolutionirt wünschen: aber davon schweigt die egoistische, trügerische Politik. V. *Geschichte eines Emigranten: kein Roman.* — Aus der französischen noch ungedruckten Handschrift übersetzt von dem Herausgeber. Eine interessante Geschichte, die das innere Gepräge der Wahrheit hat. VI. *Politischer Fanatismus.* Unbedeutende, allgemeine Bemerkungen. VII. *Neueste Christenverfolgung:* Stellen aus der bekannten Schrift von *la Harpe du fanatisme dans la langue revolutionaire, ou de la persecution suscitee par les barbares du 18 siecle.* Schauderhafte Züge von Grausamkeit, Wildheit und Unverstand. Der Domdechant zu *Rheims*, der tugendhafte Greis *Alexander*, ward daselbst am 3. Sept. 1792, nicht etwa tumultuarisch, sondern feierlichst, in Gegenwart der Municipalität und der Nationalgarde, auf dem grossen Platze lebendig verbrannt! Solche Züge, die gehörig beglaubigt sind, muss die Geschichte der Nachwelt aufheben, um zu zeigen, wie tief die Krankheiten und Schwächen des Menschengeschlechts gehen. Warlich! wenn dann in irgend einem europäischen Lande eine Revolution noch ausbrechen sollte; so wird doch die Geschichte dessen, was in Frankreich geschah, hoffentlich so viel belehrendes haben, dass wenigstens einige Greuel erspart werden. VIII. *Friede den Hütten:* Materialien zu einer künftigen Kriegsgeschichte des Sommers 1796, aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Voran ein kritisches Verzeichniss einiger Schriften über diesen Gegenstand. Die angeführten Begebenheiten zeigen, wie schlecht die Disciplin der französischen Armee war, und wie wenig sie ihre so häufigen, feierlichen Versprechungen dem Volke hielten. IX. *Miscellen*, vom *Herausgeber*. Einige Anekdoten und schauderhafte Vorfälle aus der Revolutionsgeschichte in Frankreich, und von dem Verfahren der Franzosen in Deutschland. Den Ton können wir durchaus nicht billigen. Solche Declamationen, als die, welche den Aufsatz mit den Worten anfängt, „es wimmt „unsern Universal-Republikanern und deutschen Re„volutions-*Clootsen* gewaltig u. s. w." — beleidigen nur, und bessern nichts. Eine nackt hingestellte Anekdote, wie die oben angeführte, wirkt ungleich stärker. X. *Ode à l'occasion de la paix avec les François par un Emigré;* sehr mässig. IX. *Erläuterung der Kupfer*, vom *Herausgeber*, in seiner gewohnten Manier, das heisst, nie im würdigen erzählenden Ton. Die Kupfer sind zum Theil gut gewählt und sehr gut gearbeitet. Die zwölf Monatskupfer sind: die tapfern Kaiserlichen in Bamberg; Frugalität eines neufränkischen Schmauses; die deutschen Bauern auf der Jagd neufränkischer Plünderer 1796; edle Todesverachtung eines deutschen Schultheissen von Spessart, 70 Jahr alt, der von den Franzosen erschossen ward, weil man ihn bewaffnet gefangen nahm; der kaiserliche Kanonier bey Limburg, der durch einen Schuss die Lahnbrücke zertrümmerte; die Ungern erheben sich; die Wiener Freywilligen vor Mantua; die Brückenschanze vor Hüningen; der brave französische Reuter, der den verrätherischen Knecht eines Bauern prügelte, und dem Bauer den verrathenen Schatz zurückgab; Ende der schwimmenden Republik, wie die aufrührerischen englischen Matrosen ihre

ihre Flotte nannten; Grabmal des Generals Marceau, eines der vorzüglichsten französischen Feldherrn, der 1796 an der Lahn erschossen ward; Denkmal des treuen Tyrols, zum Andenken der Rettung des Landes im J. 1797 durch den Aufstand des Volks; mit des Grafen *Lehrbach* Bildniss gegen über, der, als Gouverneur, sich bey dieser wichtigen Gelegenheit so sehr verdient machte. Die Porträte und übrigen Kupfer sind: Pitt; Buonaparte; die fünf Directoren, Letourneur, Lareveillere Lepeaux, Rewbel, Carnot, Barras; Hoche; eine Denkmünze auf den Erzherzog Karl; auf dem Umschlag, die vier Holländer Paulus, Hahn, General Daendels und Admiral Winter. Endlich findet man auf zwey Tabellen die Factionen des neuen Frankreichs chronologisch dargestellt, welche aus den Tabellen zu *Prud'hommes* bekanntem Werk: *Erreurs, fautes, et crimes commis pendant la revolution* genommen zu seyn scheinen.

(*Der Beschluss folgt.*)

NÜRNBERG, b. Raspe: *Historisch-geographische Beschreibung des ehemaligen berühmten Frauenklosters Engelthal* in dem nürnbergischen Gebiete, aus Urkunden und sichern Nachrichten mit möglichstem Fleiss zusammengetragen von *Joh. Christoph Martini*, der Weltweisheit Doctor und Pfarrer zu Kerkhofen, auch vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied. Neue ganz umgearbeitete Auflage. Nürnberg 1798. 151 S. gr. 8.

Das Kloster Engelthal, dessen Beschreibung Hr. *M.* liefert, liegt im Nürnberger Gebiet, am nördlichen Ende eines reizenden, fruchtbaren, auf allen Seiten mit waldigten Bergen eingeschlossenen Thals, eine kleine Meile südlich vom Städtchen Hersbruck. Auf den östlichen Bergen erhebt sich das feste Schloss der ehemaligen Dynasten von Reicheneck; auf den südlichen Anhöhen erhält noch der Weiler Klingenhof, nebst den unbedeutenden Ueberbleibseln alter Gebäude das Andenken der ehemaligen Herren von Klingenburg, welche mit den ersten zu einerley Stamm gehörten; und im Thale selbst besass Ulrich von Königsstein beträchtliche Güter. Dieser hatte, nebst seiner Gemahlinn und Tochter, 1243 den frommen Gedanken, hier ein Nonnenkloster Augustinerordens anzulegen, und schenkte dazu diese Güter her, welche bald durch die Freygebigkeit der übrigen Nachbarn, vorzüglich derer von Reicheneck, anwuchsen, und auch durch sie geschützt wurden. Wohlthäter häuften sich von allen Seiten, auch Nürnbergs Bürger erscheinen unter ihnen in nicht geringer Anzahl; das Kloster erhielt Güter in Menge, so dass Hr. *M.* ein langes Verzeichniss von ihren im Nürnbergischen und der Oberpfalz zerstreuten Besitzungen liefern kann. Reichthum macht übermüthig, die Schwestern hielten wenig mehr an ihrer Regel, liessen sich mit Essen und Trinken, und Schlafen auf weichen Betten wohl seyn, und begingen noch manche andere Unregelmässigkeit, unter welchen ihnen Pabst Leo X am übelsten deutet, dass sie als Bräute Christi sich nicht geschämt hätten, Kinder *zur Welt zu bringen*. Kurz, der General des Predigerordens bekam Befehl mit Beyhülfe des Raths zu Nürnberg das Kloster reformiren zu lassen; denn diese Stadt war durch den bayerischen Krieg zum Besitz der Gegend und zum Schluss des Klosters gekommen, ob sich gleich die Nonnen durch ein erhaltenes, aber bald widerrufenes, Privilegium des Kaisers zu eximiren suchten. Man versetzte 1513 aus einem Nürnberger Kloster 10 Nonnen nach Engelthal, und verpflanzte dagegen 10 andere nach Nürnberg, so sehr sie sich sträubten, und selbst durch die Erlaubniss, noch ferner ihr Bette zu gebrauchen und die Woche dreymal Fleisch essen zu dürfen, nicht trösten lassen wollten. Einige Jahre später erklärte sich Nürnberg für Luthers Lehrsätze. Die Nonnen blieben zwar im Besitze ihres Klosters und ihrer Einkünfte; da sie aber keine Novizen weiter aufnehmen durften, so schmolz der fromme Haufe, der einst eine Zahl von 30 gemacht hatte, bis auf die Priorinn und eine Schwester zusammen. Beide erklärten endlich im J. 1565, bey ihrem zunehmenden Alter der Last einer so weitläuftigen Haushaltung nicht länger gewachsen zu seyn, übergaben durch ein Document Kloster und Besitzungen an den Rath zu Nürnberg, mit dem Vorbehalte des lebenslänglichen Aufenthalts in dem bisherigen Eigenthume, einer für die damaligen Zeiten äusserst starken Leibrente von 600 Gulden für jede, und einer grossen Quantität Getreide etc. zum beliebigen Gebrauch. Nürnberg verwendete einen Theil des Ertrags *ad pios usus*, einen andern zum Besten des Staats, und hält bis jetzt einen eigenen Pfleger (Oberamtmann) zur Verwaltung der ausgebreiteten Güter. Das bisher Erzählte ist ein gedrängter Auszug aus der gründlichen Abhandlung des Hn. *M.*, welche er schon 1762 herausgab, jetzt aber in der zweyten Ausgabe mit reichlichen Zusätzen beschenkte. Manches muss bey einer solchen Beschreibung in das Kleinliche fallen; aber selbst Kleinigkeiten haben ihr Interesse, zuweilen selbst reellen Nutzen. Die Schreibart ist deutlich und gut, nur dass aus Gottscheds Schule zuweilen Ausdrücke entschlüpfen, welche man vor 40 Jahren wohl schöner finden mochte, als in unsern Tagen, z. B. „der *unvergleichliche* Kaiser aus dem Lüzelburgischen Hause." — „Er gab der Stadt Nürnberg einen *gar* tapfern Soldnermeister." Unter den Zusätzen der neuen Ausgabe haben die als Belege beygefügten Urkunden und Notariatsinstrumente viele Wichtigkeit; unterhaltend wird sogar der Aufsatz, welchen der anwesende Notarius über das Verhalten der Nonnen bey der Visitation fertigen musste. Die Schwestern liessen sich nicht weich finden, und versagten dem reformirenden Provinzial sogar den Eingang. Da man endlich mit Gewalt die Pforte öffnete, tauzet (duzet) die Frau Priorinn seine Erwirde, nennte ihn und die Rathsdeputirten Schalk und poszwicht." Die Nonnen hielten die Ohren zu, als man vom Reformiren sprach, hatten auch schon vorher auf die Kriegsknechte losgeschlagen und ihnen das Gewehr genommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Januar 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Revolutions-Almanach von 1797. 1798. 1799.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem Vorbericht zu dem Jahrgange 1799. bricht der Herausgeber abermals mit seinen Gegnern eine Lanze, zur Selbstvertheidigung, wie er sagt, aber auch hoffentlich als letztes Wort. Ohne zu der Zahl derer zu gehören, die, „weil es ihnen um Revolutionen zu thun ist, sich gegen ihn die abentheuerlichsten Anschwärzungen erlaubt haben," können wir doch nicht umhin, selbst gegen das letzte Wort noch zu bemerken, dass sein eigener, leidenschaftlicher, bitterer, ungestümer Ton die erste und wichtigste Ursache der Heftigkeit gewesen ist, womit viele den Revolutions-Almanach angegriffen haben. Aber so geht es fast allen, die für eine politische Meynung als Kämpfer auftreten: sie übertreiben selbst und stellen sich nachher gar ungebärdig, wenn man sie mit ihrer eigenen Münze bezahlt.

Die Aufsätze dieses Jahrgangs sind: I. *Ein Tag in Paris.* aus dem französischen zu Paris erschienenen Original abgekürzt übersetzt. Eine, wie es scheint, getreue Schilderung der Sitten dieser unbegreiflichen, immer noch frivolen, Stadt. II. *Revolutionirung der Schweiz,* Bruchstücke, vom *Herausgeber,* im März 1798. geschrieben. Interessante Nachrichten von einer Begebenheit, die jeden wahren Freund der Freyheit innigst betrüben muss; die ganz Europa gegen ihre Anstifter, Beschützer und Benutzer aufgebracht hat. Im Eingange beruft sich der Vf. auf einige Stellen der R. A. von 1795. 1796. und 1798. (der aber 1797. gedruckt ward.) worin er diesen Erfolg voraussagte, und die Schweizer, wie er sagt, bewegen wollte, die Revolution ihres Landes zu vereiteln. Die Voraussagung war wohl nicht so schwer. III. *Pannoniae piae, fidae, forti sacrum.* Eine Inschrift im Lapidar-Stil auf die Erhebung der Ungarn in Masse. IV. *Volhynien, das neue Vaterland von Franzosen,* aus dem Französischen eines derselben. Einige Züge zur Kenntniss des Landes und der Sitten; doch schon mit einigen Hoffnungen für die Zukunft untermischt, die dann in diesem Maasse wohl jeder Menschenfreund erfüllt zu sehen wünscht. V. *Rülhieres und Russland,* letzte Schrift des *Richer Serisy,* vom 20ten Julius 1797. an den französischen Uebersetzer von Swinton's Reisen gerichtet. Der hier mitgetheilte Auszug enthält einige Stellen, worin Serisy, wie er sagt, seiner Pflicht getreu, die gastfreundliche Nation und die väterliche Regierung zu vertreten, welche seine Jünglingsjahre pflegte, die Sprache und Sitten der Russen, und Catharina's Andenken gegen Rülhieres Verläumdungen in Schutz nimmt. VI. *Lebenslauf eines revolutionaren Mönchs. Ein Beyspiel von vielen.* Der Excapuciner, *Dugados,* unter dem Namen *Pater Venance* bekannt, ward in einem kleinen Dorfe in der Gegend von Carassonne von armen Bürgersleuten geboren. Aus Verzweiflung über die Untreue einer Geliebten ging er in ein Kloster. Er widmete sich den Studien; seine Gedichte erwarben ihm einigen Ruf. Eine polnische Prinzessin aus dem Hause Poniatowsky nahm ihn zu sich, nachdem der Pabst seine Säcularisation bewilligt hatte. Aber als die Revolution ausbrach, verliess er seine trauernde Wohlthäterin, und ging mit einem Capital von 12000 Franken, ihrer letzten Gabe, nach Frankreich zurück. Er folgte dem Ruf der Waffen, brachte es bis zum Generaladjutanten, und ward, als Girondist, gegen Ende Decembers 1793. guillotinirt. VII. *Vaterlandslied von Haschka am Jahresfest der Erhebung Oestreichs in Masse, den 17ten April 1797.* Schöner wegen des Hauptgedankens als wegen der Poesie. VIII. *Empfindungen im Luxemburg,* aus dem Journal de Paris Nr. 91. vom December 1797. Treffende Erinnerungen an die ehemaligen Zeiten. IX. *Briefe über die Revolutionen von Genf, an Friedrich Matthisson, 1794.* aus dem deutschen Magazin von 1797. Schauderhafte Züge, die gleichwohl ganz das Gepräge der Wahrhaftigkeit tragen. X. *Die merkwürdige Rede des Leonard Bourdon, gehalten zu Hamburg den 6. Ventose VI. (1798.) im französischen Klub.* Sie zeugt allerdings von einem proselytenmachenden Geist, der den Hamburgischen Senat wohl nöthigen konnte, ein Mandat gegen diese Gesellschaft zu erlassen, deren Gefahr für die Mitglieder der würdige Prof. *Büsch* in einem Schreiben an den Bürger *Leonard Bourdon* sehr gut gezeigt haben soll. XI. *Tallard's Degen,* vom *Herausgeber.* Bey dem Anblick von dem Degen, den Tallard bey Hochstedt einem hessischen Officier übergab, und der nun in der Rüstkammer zu Cassel hängt, bricht der Vf. in gerechte Klagen aus über die Abtretung des linken Rheinufers und den Mangel an deutschem Patriotismus. XII. *Gallum amicum, sed non vicinum habeas,* vom *deutschen Redacteur.* Bestätigung dieser Maxime Elisabeths, aus der Geschichte. XIII. *Mistellen,* gesammelt vom *Herausgeber.* Verschiedene Züge von dem Verfahren der Franzosen in Deutschland und in der Schweiz, von Emigranten, von dem Revolutionirungs-System.

„Ich sage es frey heraus," so redete *Chenier* im Rath der 500, bey der Anzeige der Siege bey Bern, „durch „die nothwendige und fortschreitende Gewalt der „Dinge, wird in diesem Augenblick eine merkliche „Revolution in der Organisirung der Gesellschaften „bewirkt, und durch dieselbige nothwendige Ge„walt, wird jede Verbesserung des Schicksals der „Völker, und jede Vervollkommnung der bürger„lichen Regierung, nach dem Beyspiel und unter „*den Auspicien* der grofsen Nation geschehen." Freylich arg genug! denn was es mit den Auspicien der grofsen Nation sagen will, wissen wir nun nur zu gut, zumal seit dem Fall der Schweiz. Doch läfst es sich hoffen, die unverkennbare Aenderung der öffentlichen Meynung werde auch die französische Regierung von solchen ultrarevolutionären Planen zurückbringen, wie sie gewifs andere Staaten abschreckt. XIV. *Tod eines deportirten Bären und Skizze seines politischen Lebenslaufs, von einem Alt-Schweizer.* Eine launigte, sehr gut ausgeführte Allegorie auf den Umsturz der Berner Regierung. XV. *Die Erhebung des Hauses Braganza auf den portugiesischen Thron.* von *V.* Gut erzählt. XVI. *Supplemente zu dem Aufsatz* Nr. II. aus spätern Briefen. Betrifft besonders die Vorfälle in Unterwalden. XVII. *Rede eines altrömischen Feldherrn über die Mittel, dem Kriege eine bessere Wendung zu geben, edirt von einem deutschen Staatsmann.* Die Rede bezieht sich auf den Fechter- und Sklavenkrieg. XVIII. *Erklärung der Kupfer, von dem Herausgeber.* Zuerst 6 Carricaturen, nach einem gröfsern englischen Kupferstich, der sich eigentlich auf die Umwandlung der batavischen Republik bezog; dann die Anstalten zur Landung in England. Die Neufranken im Capitol; die letzten Winkelriede, Züge von Schweizertapferkeit in dem kurzen Kriege gegen die Neufranken; die dreyfarbige Fahne und Bernadotte, eine Vorstellung des bekannten Auftritts in Wien, der allerdings an die Düpholische Geschichte in Rom, wie an die Verschiedenheit der Folgen, erinnert; Portraits von Duncan, Ochs, Ludwig XVIII., Charette, Augereau mit der Fahne bey Arcole, Pichegrü, Bodmer von Stäfa, (einer der Haupträdelsführer in dem ersten Aufstand zu Stäfa, nachher erster Präsident des helvetischen Nationalraths), François de Neufchateau und Merlin von Douai. Auf dem Umschlag ist die italienische Schaumünze auf Buonaparte und eine Ansicht des Rastadter Schlosses. Noch findet man auf einem grofsen halben Bogen die Abbildung der Mandate, Schau- und Geldmünzen seit der Revolution und einer zum Verkauf angeschlagenen pariser Kirche.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Deutschland: *Neueste Staatenkunde.* Ein Journal für Regenten und Völker. 1r B. 1 u. 2tes Heft. 279 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Dies Journal ist nicht sowohl der Staatskunde, sondern vielmehr der Politik geweihet. „Die unerwarteten Ereignisse unserer Tage machten es endlich fühlbar, wie blödsichtig unsere deutsche Politik, wie mangelhaft und einseitig die Kenntnifs und Berechnung politischer Macht, wie verschlossen und undurchdringlich unserm Blick die Zukunft war." Diesem Unheil und Mangel soll nun durch dies Journal abgeholfen werden, und Hr. *Carl Julius Lang,* Professor in Baireuth, ist es, der sich der allgemeinen Noth der Fürsten und der Unterthanen erbarmt. Wie er dabey zu Werke geht, das wagt zwar Rec. nicht mit einigen wenigen Worten anzugeben, es wird aber recht klar aus folgenden Stellen, die wir ausheben, hervorleuchten.

Erstes Heft. 1te Abhandlung. *Von dem Verhältnifs der Regenten und der Völker.* Seit einem Jahrzehend haben sich die Begriffe über das Verhaltnifs zwischen Regenten und Unterthanen sehr verändert. „Man kann es nicht mehr mit der Vernunft vereinigen, wenn europäische Regenten mit *Moses, Josua* und *Rehabeam* sich gleich stellen. Das zeigten Niederlander und Ungarn Kaiser Joseph II. und die katholischen Franzosen hatten, des Pabstes und der Oelflasche des heil. Remigius ungeachtet, so wenig Ehrfurcht für ihren König, dafs sie ihn zum Sühnopfer für die Sünden seiner Vorfahren schlachteten." — „Wir Deutschen leiden (S. 8.) an einer Seuche, die verheerender als jene werden kann, welche Unzüchtige trifft, und die uns Frankreich einimpfte, nämlich an der Sucht zu kannegiefsern; daher der Hang zur Ungebundenheit, die heimliche Verachtung der höhern Stände von Seiten der niedern Volksklassen, die Beneidung der Aermern gegen die Reichen, die Widerspenstigkeit gegen die Gesetze, der steigende Eigennutz und das Ersterben der Vaterlandsliebe, die der stille Beobachter hier und da in Deutschland bemerkt." 2te Abhandlung. *Ueber Corps Diplomatique, geistliche Fürsten und französische Revolution.* „Cato der Zinsmeister war als Gesandter in Carthago, sah den Reichthum, die Vorrathshäuser, den Hafen, die Schiffe, und schloss, man müsse es zerstören. Carthago wäre vielleicht unzerstört geblieben, wäre nicht ein neidischer, menschenfeindlicher Mann als Gesandter dahin gekommen." — „Der parfümirte — welches einem Engländer vorzüglich gut zu Gesichte steht — und in jede Haube verliebte Schwachling Malmesbury, konnte über nichts so aufgebracht werden, als wenn man von Schliefsung des Friedens sprach. Er wollte ewigen Krieg, und wurde deswegen von Pitt zum verstellten Friedensgesandten nach Paris geschickt. Er soll 7 Millionen mitbekommen und selbige auch in Paris zu Stiftung allerhand Unheils zurückgelassen haben." — „Eine richtige, aber sonderbare Bemerkung, will man gemacht haben, die nämlich, dafs jedes Corps von Leuten, welche einerley Bestimmung haben, sehr bald in Bizarrerien ausartet. Man wird Pedant zu Regensburg und Wetzlar; man wird aufgeblasen und ceremonienreich, sobald man zum Corps diplomat. gelangt." — „In unsern Zeiten waren aus Mönchen Fürsten, und aus Stiftsgeistlichen

ehren Kurfürsten geworden; allein es fing an, allenthalben heller zu werden, und in Frankreich kamen viele Priester selber und sagten: wir wollen Bürger des Staats werden und aufhören, Bedrücker des Volks zu seyn." — „Robespierre mufste endlich wieder von dem Deckmantel der Religion Gebrauch machen, ungefähr so, wie es in Cabinetsdecreten und Kriegsmanifesten dann und wann geschehen ist." — „Pitt, ein Mann, eben nicht von den sanftesten Gefühlen, der nie eine Geliebte, nie einen Freund hatte, wollte zuweilen doch auch Friede machen, aber nur keine Republik gestatten. Bey einem Konige giebt es Mätressen, Minister und Beichtväter zu bestechen; aber eine ganze Republik läfst sich nie bestechen, wie Pitt selbst erfahren hat. In einer Republik entsteht Industrie, Commerzgeist, bey Höfen Schwelgerey, Luxus und Weichlichkeit." — 4te Abhandlung. *Ueber Volksschriften und Volksschriftsteller.* „Die gefährlichsten unter diesen Schriftstellern sind die sogenannten Volksfreunde, wahre Gaukler; und traurig ist es, dafs unter zehen solcher Gaukler wenigstens achte sind, die bey Fürsten und Grofsen Eingang finden; noch trauriger aber, dafs unter zehen ächten Patrioten kaum zwey sind, die von Regenten und ihren Rathgebern erkannt, geschätzt, geliebt werden. Ueberhaupt werden die Fälle in Deutschland immer seltener, dafs die Regierungen von den Fähigkeiten und dem guten Willen der bessern Klasse der Volksschriftsteller Gebrauch machen. Man hält jeden Schriftsteller für gefährlich, der ein ausgebreitetes Publicum beherrscht. Man sucht jeden Schriftsteller, den man für fähig, dem Staat zu dienen, erkannt hat, zu verfolgen, zu unterdrücken. Aber die Folgen, die Folgen! Jeder denkende Beobachter weifs es, dafs die Herren *Dorsch*, *Theremin*, *Rebmann* und *Riem* grofsen Antheil an der Zerstückelung Deutschlands haben. Das linke Rheinufer ist dahin; aber man wird und mufs die noch übrigen, freymüthigen Schriftsteller so lange necken, zerren, drücken und verfolgen, bis diese endlich auch davon ziehen, und dem gehäffigen Vaterlande neue Demüthigungen bereiten, und neue Zerstückelungen erschreiben." — „Wir Deutsche sind wie verdammt, nie das Gute, das Weise, Schöne, Erhabene, Gerechte, aber immer nur die Thorheiten, die Laster, die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Franzosen nachzuahmen."

Zweytes Heft, 2te Abh. *Inconsequenzen der Grofsen.* „Wenn es Pitt gelungen wäre, Frankreich ganz auszuhungern, zu verarmen, zu vertilgen; so hätte er am Ende seinem Vaterlande den schlimmsten Possen gespielt. Reiche Krämer gehen zu Grunde, wenn sie nicht auch reiche Käufer finden. Die englischen Manufacturen haben vielleicht die gröfsten Summen aus Frankreich gezogen." — „Wie Catharine ihren Zweck mit Polen erreicht hatte, wäre die Reihe auch an die Türken gekommen, wenn nicht Kosciusco zum Glück der Türken, ihr eine so starke Diversion gemacht hätte. — „Der Kaiser hatte alle Gefahr kurz vorher im Türkenkriege selber gesehen; aber auch dieses hielt ihn nicht von einem bald darauf folgenden Krieg gegen Frankreich zurück. Spanien wollte Frankreich in Verbindung mit England vernichten helfen, da es hernach, ohne Frankreichs Beystand ein Frühstück für England gewesen wäre. Preufsen wollte Frankreich schwächen und Oestreich vergröfsern helfen, und dachte nicht daran, dafs das eine der gröfsten Inconsequenzen gewesen wäre. Preufsens König und England wollten in Frankreich die katholische Religion wieder hergestellt haben, und alle Gröfse Catharinens, der Weltbeherrscherin, reducirte sich endlich dahin, für Pitt — Kammermädchen abzugeben. Sie schickte ihm eine Escadre zum Gebrauch, wollte auch noch Truppen für's Geld schicken." — Sollte man glauben, dafs ein *Professor*, der doch noch nicht auf der Fahrt nach Anticyra begriffen ist, solche Dinge niederschreiben könnte? Zum Glück füllen die diplomatischen und actenmäfsigen Berichte von den Reichsfriedensverhandlungen zu Rastadt mehrere Bogen, sowohl im ersten, wie im zweyten Hefte; Hr. *L.* hat diesem Berichte einige Anmerkungen theils historischen, theils politischen Inhalts beygefügt, und an die Spitze des Berichts als Motto die Stelle aus dem Hamlet gesetzt: „Du magst nun ein guter Geist, oder ein verdammter seyn, himmlische Düfte oder höllische Dämpfe mit dir bringen, in wohlthätiger oder schädlicher Absicht gekommen seyn, die Gestalt, die du angenommen hast, ist so ehrwürdig, dafs ich mit dir reden will!"

Ohne Druckort: *Deutschlands Gewinn und Verlust bey der Rastadter Friedensbasis*, nebst *Vorschlägen zu einem Entschädigungsplan und zu einer verbesserten Reichsverfassung.* 1798. April. 142 S. 8. (9 gr.)

Nach einer Einleitung, in welcher der Vf. von der Wichtigkeit des zu Rastadt zu schliefsenden Friedens, und der Nothwendigkeit einer neuen Verfassung Deutschlandes redet, die jedoch, seiner Meynung nach, so wenig als möglich von der alten abweichen dürfe, untersucht er, was Deutschland durch den abzuschliefsenden Frieden und die Abtretung der jenseits des Rheins gelegenen Reichslande verliere. Er geht in dieser Absicht die Kreise einzeln mit vieler Sachkenntnifs durch und bestimmt den Verlust an Land und Leuten auf 1209 Quadratmeilen und 3.715000 Einwohner. Dann zeigt er, was es an Einkünften und Kriegsmacht verliere. Er will nun auch den Gewinn aufsuchen, den er aber nirgends finden kann; nicht in den natürlichen Grenzen, die wir erhalten sollen; nicht in der mehrern militärischen Sicherheit; nur dadurch, fagt er, konnten wir gewinnen, „wenn wir, durch Schaden „klug gemacht, uns enger und fester an einander „schliefsen, in einen zusammenhangenden lebendi„gen Körper von Haupt und Gliedern vereinigen, „den Gesetzen dieser Vereinigung unter allen Um„ständen unwandelbar treu bleiben, unsere militäri„sche Verfassung auf einen wirklich respectablen „Fuss

„Fufs fetzen, und endlich den kleingeiftifchen, egoi„ftifchen Eigennutz ablegen, der zwar vom Ganzen „Schutz und Hülfe verlangt, aber dem Ganzen fei„nen Beytrag, wo er kann, mit Freuden verfagt." Hierauf unterfucht der Vf. die bey dem Entfchädigungsfyfteme vorkommenden Fragen: 1) *wer foll darüber entfcheiden;* und 2) *nach welchen Regeln follen die Anfprüche beurtheilt werden?* Er ift der Meynung, die verlierenden Stände müfsten mit Gleichheit nach Verhältnifs ihres Verluftes entfchädigt werden, ohne jedoch eben fo viel als fie verloren haben, fodern zu können, da ihnen diefes zu geben unmöglich fey. Dies führt ihn nun zur Prüfung des Entfchädigungsfonds. Das deutfche Reich, fagt er, mufs, fo unfchuldig es am Kriege war, die Entfchädigung übernehmen, und kann es nicht anders als durch Säcularifation einiger geiftlichen Staaten. Er entwirft hierauf einen Entfchädigungsplan, den er damit fchliefst, dafs er auf Entfchädigung des deutfchen Reichs anträgt. „Die freymüthige und unpar„theyifche Gefchichte fagt: Oeftreich und Preufsen „haben das deutfche Reich in den von ihnen ange„fangenen Krieg hineingezogen, der nun einen für „das letztere fo unglücklichen Ausgang nimmt. Die „Gerechtigkeit fagt: fie find dem deutfchen Reiche „zum fchicklichften, am wenigften läftigen Erfatz „verbunden, wenn es ihn verlangt. Das Zutrauen „fagt: fie werden ihn leiften, wenn es ohne ihren „merklichen Nachtheil gefchehen kann." Preufsen foll Schlefien, Oeftreich feine italienifchen Staaten unter gewiffen Bedingungen dem deutfchen Reiche einverleiben. Ein Vorfchlag, dem, wenn er auch ausführbar wäre, Rec. aus mehreren Gründen feinen Beyfall nicht geben kann. Im 10ten Abfchnitte thut der Vf. Vorfchläge zur beffern Verfaffung, welche vorzüglich Reformen mit den Römermonats-Beyträgen und mit dem Reichskriegswefen betreffen.

(Ohne Angabe des Druckorts): *Blicke auf Europens gegenwärtige Lage, mit befonderer Rückficht auf die Angelegenheiten Deutfchlands.* 1797. 107 S. 8. (8 gr.)

Der Zweck diefer kleinen Abhandlung, welche der Vf. fchon zu Ende des J. 1796. fchrieb, befteht, wie er in der Vorrede fagt, darin, „durch eine un„partheyifche Darftellung der politifchen Verhält„niffe des Staatskörpers von Europa, und der gegen„wärtigen Lage der Dinge, auf das dringende Be„dürfnifs des Friedens aufmerkfam zu machen, der, „wenn fich beide Mächte nur über ihre wechfelfeiti„gen Vortheile verftehen wollen, zum mindeften „zwifchen Oeftreich und der Republik nothwendig „ift." Zur Erreichung diefes Zwecks giebt der Vf. im 1ten Abfchnitte eine kurze Ueberficht des Feldzugs von 1796.; im 2ten prüft er das politifche Syftem von Rufsland und England. Da jenes unfern Welttheil zu unterjochen droht, diefes alle Welttheile beherrfchen will und dabey nicht gewiffenhaft in der Wahl der Mittel ift; fo hält er den Frieden und eine Trennung des Haufes Oeftreich von England für nöthig; und da bey dem Frieden der Rhein die Grenze werden würde, fragt er: was würde in diefem Falle das wahre Intereffe von Deutfchland erfodern? Bey der Beantwortung diefer Frage räth er vorzüglich zur Vergröfserung der weltlichen Fürften am Rheine, und namentlich Wirtembergs, Badens, der beiden heffifchen Haufser und vorzüglich Bayerns, wodurch das Reich eine fichere, und immer Ehrfurcht verdienende Barriere erhalten könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Ueber Deutfchlands verlorne Freyheit, feine politifche Verfaffung, den Defpotismus der Fürften, über Aufklärung, Toleranz, Patriotismus, Gefetzgebung und Prefsfreyheit.* 1798. 52 S. 8. In acht kurzen Auffätzen declamirt der Vf. über die im Titel genannten Gegenftände in einem Tone, welcher mehr gute Meynung und Wärme, als deutliche und beftimmte Begriffe verräth. Schon als Knabe freute fich der Vf. über die Stimme von der Freyheit und der Biederfitte, und dafs er ein *Deutfcher* war; (Knaben ift fo etwas zu verzeihen!) als er aber Knabengedanken und Knabenfpiele ablegte, ein Jüngling ward, auf Univerfitäten und in die grofse Welt kam, fand er die Freyheit nicht bey den freyen akademifchen Bürgern — auch nicht „an den glänzenden Thronen, weil die Menfchen auf den „Thronen Sklaven ihrer Leidenfchaften und lächerlicher Ge„bräuche find; — ja (man denke!) nicht einmal den Hofpro„pheten, den Günftling und die Matreffe eines Königes fand „er frey." Nur ein Paar Stellen als Belege des oben gefällten Urtheiles. (S. 14.) „Die Tugend gründet fich auf Frey„heit — der Defpotismus auf das Lafter. — Der Menfch im „Stande der Freyheit und Gleichheit ift tugendhaft aus Grund„fätzen, lebt in der Tugend und wirkt durch die Tugend fürs „Wohl der Menfchheit — aber der Sklave des Defpotismus — „der auf äufsere Vorzüge der Geburt, des Ranges ftolze „Menfch fröhnet dem Lafter und kennet die Tugend nicht, „da er kein Gefühl für wahre Menfchenwürde hat. Nur der „freye Menfch (es kommt immer ärger!) kann die Gottheit „würdig ehren, denn er ehret fie durch tugendhafte Handlun„gen. — Der Sklave treibt Abgötterey und beuget feine „Knie vor Tyrannen und Priestern." — (S. 45.) „Die Publi„cität ift eine *Tochter* des Verftandes und der Menfchenliebe, „von der Toleranz und der Prefsfreyheit auferzogen — eine „Geifsel der Schurken und Narren — das *Afyl* der unter„drückten Unfchuld — eine *Ehrenfäule* für edle, rechtfchaffne „Seelen und eine *Schandfäule* für Niederträchtige!"

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 31. Januar 1799.

OEKONOMIE.

Quedlinburg, b. Ernst: *Beyträge zur praktischen Forstwissenschaft, insbesondere für diejenigen, welche dieser Wissenschaft mit wahrer Neigung ergeben sind.* Von *J. J. Büchting,* Fürstl. Anhalt-Bernburgischen Forstcommissar. 1799. 196 S. XVI Vorr. u. Dedic. 8. (12 gr.)

Der Titel hätte eigentlich heissen sollen: „insbesondere für Unterforstbedienten, welche keine Gelegenheit gehabt haben, die Forstwissenschaft gründlich zu erlernen." Dass es nicht auch *Oberforstbediente* geben sollte, welche das nicht wissen, was in diesen Beyträgen steht, daran zweifelt Rec. gar nicht; allein diese haben doch der Regel nach, wenigstens jetzt, Gelegenheit, dies alles hinlänglich zu lernen. Man kann es dem Vf., der in seinen frühern Jahren schon manche gute Abhandlung im Forst- und Jagdfach geliefert hat, nicht absprechen, dass er für die gewöhnlichen Forstbedienten, von denen man seither nicht mehr verlangte, als einen leserlichen schriftlichen Aufsatz zu machen, und die gewöhnlichen Holzabgaben ihres Reviers zu berechnen, eine sehr nützliche Schrift geliefert, und sich dabey eines dieser Classe von Lesern sehr angemessenen, leichten und verständlichen Vortrags beflissen hat. Es wäre daher zu wünschen, dass sie in die Hände sehr vieler käme: sie würden dadurch nicht nur manches erfahren, was sie vorher nicht wussten, sondern auch einsehen lernen, dass die Theorie in der Forstbewirthschaftung so entbehrlich nicht sey, als sie wohl sonst glaubten, und hierdurch zum weitern Nachdenken und Studieren in ihrer Wissenschaft veranlasst werden. Etwas neues hat zwar Rec. in diesen Beyträgen nicht gefunden, allein sie sind, wie gesagt, so geordnet und vorgetragen, dass sie bey dem angegebenen Publicum, wo die Schriften eines *von Burgsdorfs, Hartigs, Hennerts, von Witzleben* u. a. m. noch unter die unerhörten Dinge gehören, gewiss Nutzen stiften können und werden. Es wird hinlänglich seyn, hier nur die *Inhaltsanzeige* mit einigen wenigen Bemerkungen zu begleiten. *Erster Abschnitt. Wie entsteht der Begriff von einem Forste! und wie lässt sich der Ertrag desselben bestimmen? Zweyter Abschnitt. Von Behandlung der zum Abtrieb bestimmten Oerter, Schläge und Hauungen.* Hier, so wie in der Folge, nennt der Vf. die *Nadelwälder* beständig Tannenwälder. Eigentlich spricht er aber blos von Fichtenwaldungen, denn die hier angegebene Abtriebsmethode von seinen Tannenwaldungen passt nicht einmal ganz auf die Fichtenwaldungen, geschweige auf die Weisstannenwaldungen. Die Laubhölzer, wovon er hier nur die vermischten, mit Ober- und Unterholz, denen er auch ausschliesend zugethan ist, erwähnt, handelt er etwas zu oberflächlich ab; da aber bey deren Abtrieb mehrere Schwierigkeiten eintreten, als beym Nadelholz; so würde ein etwas vollständigerer Unterricht hier am rechten Orte gestanden haben. *Dritter Abschnitt. Vom Holzvertriebe.* Damit die Schläge zu rechter Zeit geräumt sind, so will er an schicklichen Orten vor den Gebirgen Waldhöfe oder so genannte *Holzstapel* angelegt wissen. Wenn auch dadurch das Holz in einen etwas höhern Preis käme; so würden es doch die Landleute, die ohnehin in Gebirgen mit dem Geschirr nicht gut umzugehen wüssten, gar gern bezahlen. Dies ist allerdings eine beyfallswürdige Einrichtung. Rec. kennt Förster, die, um immer reine Schläge zu haben, sogleich nach dem Aufklaftern alles Holz an Hauptwege bringen lassen; dafür bezahlt der Holzinteressent für die Klafter 1 bis 2 gr. mehr an die Holzhauer, und ist der Schlag zu entlegen, so ist jener verbunden selbst mit Hand anzulegen oder anlegen zu lassen. Gelegentlich eifert der Vf. auch gegen das Verfahren derjenigen Kammern und Forstämter, welche die Holzungen schlagweise an die Holzhändler verkaufen und zwar mit triftigen und erfahrungsmässigen Gründen. *Vierter Abschnitt. Von der Berechnung des Holzes und dessen Preisbestimmung.* Alles nach der gewöhnlichen Methode mit den nöthigen Beyspielen erläutert. *Fünfter Abschnitt. Grundriss zur Naturgeschichte der in unsern Wäldern wildwachsenden Bäume und Sträucher.* Dieser Abschnitt hätte etwas vollständiger abgehandelt werden sollen. Vorher aber sollte sich der Vf. selbst um die eigentlichen botanischen Benennungen der Holzarten bekümmern, wenigstens um solche, die allgemein verständlich sind. Welcher in die Forstnaturgeschichte uneingeweihete Leser, der nicht am Harze wohnt, weiss z. B. was Weisserper, Walpormeie, Schiessbeeren und Hohlkirschen für Sträucher sind? Bey Gelegenheit zieht er auch gegen diejenigen Forstschriftsteller zu Felde, welche mehr Forstgewächse abhandeln, als die wirklich Holz liefern. Man sieht, dass der Vf. hier nicht in seinem Fache ist. *Sechster Abschnitt. Vermischte Betrachtungen über forstwirthschaftliche Gegenstände.* Es sind folgende: 1) *Ist es rathsam, dass auf Forstrissen durch Farben oder andere Zeichen die an jedem Orte befindliche Holzart und andere dergleichen Orts-Beschaffenheiten angedeutet werden?* Wird mit Nein beant-

beantwortet und mit Recht in eine Tabelle verwiesen. 2) *Etwas über Grenzangelegenheiten.* Statt der hölzernen Grenzmahle will der Vf. steinerne, und so auch an Flüssen und Bächen Grenzsteine, und nicht diese für sich allein als Grenzbestimmung. Ist auch jetzt an den meisten Orten so. 3) *In wieferne sind Durchhauungen der Hölzer besonders aber der Laubhölzer zu billigen?* Von der Baumholzbewirthschaftung in Laubhölzern scheint der Vf. nicht hinlänglich unterrichtet zu seyn; denn er behauptet S. 146., dass nach erfolgtem gänzlichen Abtriebe ein solcher Ort einer wüsten Gegend nicht unähnlich sehen, und von neuem mit vielen Kosten angebaut werden müsste, wenn der gehörige Wiederwuchs statt finden sollte. Er räth daher Ober- und Unterholz zugleich zu erziehen, glaubt auch, dass man dadurch mehr Holz erlange und gegen Holzmangel gesichert sey. 4) *In wiefern haben Landesbedürfnisse an den Forstertragsbestimmungen Antheil?* Gar keinen. 5) *Von der Grasbenutzung in den Forsten.* Er sagt am Ende dieses Aufsatzes: „Ein Forstbedienter, welcher keine verödeten Plätze in seinem Reviere entstehen lässt, der, wenn solche auf irgend eine Weise entstanden sind, Wiederwuchs zu veranstalten trachtet, wird auf Ruhm und Dank ungleich mehr Anspruch haben, als ein anderer, der von beträchtlichen Grasbenutzungen seines Forstes viel Rühmens macht." Ja wohl! 6) *In wiefern erfodert ein guter Forsthaushalt auf Reserveschläge Bedacht zu nehmen?* Der Vf. ist kein Freund von Reserveschlägen besonders deswegen, weil das Holz zu alt werden würde. Kann man sie denn nicht in die Abtheilung der Schläge selbst bringen, so dass der für den Nothfall bestimmte Reserveschlag immer der nächste an dem abgeholzten ist? Freylich finden alsdann keine versteinten Schläge statt. 7) *Etwas über die Vollkommenheit der Holzarten.* Hier preisst er abermals seine Ober- und Unterholz-Wirthschaft an. 8) *Was für einen Nutzen gewähren die Probeplätze oder Probemorgen bey der Forstwirthschaft?*

Zu tadeln ist noch, dass wenigstens in Rec. Exemplare der Titelbogen auf schön weisses Papier, die übrige Schrift aber fast auf Löschpapier abgedruckt ist. Auch sind die Rubriken im Text, und auf dem Titel einige Zeilen mit den modischen neuen eckigen Lettern gedruckt, welches einen sehr unangenehmen Contrast macht.

WEIMAR, im Industrie Comptoir: *Der besorgte Forstmann*, eine Zeitschrift über Verderbniss der Wälder durch Thiere, und vorzüglich Insecten überhaupt, besonders aber durch die jetzt in Deutschland herrschenden Kiefer-Fichten-Tannen- und Birken-Raupen. — Gesammelt und herausgegeben von *Joh. Jac. Freyh. von Linker.* H. S. Weim. Kammer-Rath Nr. IV. 1798. 149 S. 8. (mit einem Kupfer.)

Hr. *v. L.* fährt nach dem Plan dieser beliebten Zeitschrift noch immer fort, das forstliche Publicum mit Gegenständen zu unterhalten, die in unsern Zeiten um so mehr alle Aufmerksamkeit verdienen, da in denselben unsere Waldungen, aus einer noch verborgenen Ursache, nicht so wohl an nahe bey einander liegenden, als auch an sehr weit von einander entfernten Orten, fast gleichzeitig durch allerley Insecten, mehr oder minder beschädiget wurden. Man findet in diesem IVten Stück ein sehr lehrreiches Document über den verheerenden Raupenfrass, der sich in den Jahren 1796 und 1797 in den *Fürstl. Lobensteinschen* Wäldern ereignete, von Hn. von *Beulwiz* aufgesetzt. Hier fand man, um dem Uebel Abbruch zu thun, ausser dem Auflesen der Phalänen, die Unterhaltung der Feuer in den angegriffenen Waldungen, am zuträglichsten. Aeusserst wichtig für das Publicum, und besonders für das forstliche, ist das Nr. II. eingerückte Gutachten der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen die Verwüstungen der *Phal. Bombyx Monacha*, oder der *Nonne* betreffend. Es enthält die zweckmässigsten Mittel, durch welche man dem Raupenfrass entgegen arbeiten soll; und Rec. giebt deswegen hier eine kurze Uebersicht derselben. Nach jenem vortrefflichen Gutachten ist das erste Geschäft, dass der angegriffene Theil des Waldes durch einen im Spätjahr zu ziehenden Graben von hinlänglicher Breite und Tiefe, von dem unangegriffenen Theil abgesondert werde, während gleichzeitig um und in jenem Durchschläge oder Gassen gehauen werden, in welchen nachher ein zusammenhängendes Feuer, unterhalten wird. Die weitern Veranstaltungen richten sich nach der Menge der aufzubietenden Hände. Da nämlich Verminderung der Raupen und ihrer Phalänen das erste Rettungs-Mittel ist; so wird hier zuförderst die Zerstörung des Winteraufenthalts der Raupen, durch Abkehrung der Stämme und Ausrechung des Mooses, ja wohl gar durch Abziehung seiner vegetabilischen Schicht, wo dieselbe mit Heidekraut u. dergl. nicht tief wurzelnden Kräutern bewachsen ist, und zu Verkümmerung der Nahrung, das Abschneideln der untersten Reiser an den Stämmen, empfohlen: ersteres wird ausser dem Walde verbrannt; letzteres aber in vorgeschriebenen Fuhren abgeführt, bestens verwendet, und der auf jenen Fuhren dabey zurückbleibende Unrath, in Gräben, die zu beiden Seiten derselben gezogen werden, nachgehends eingefegt und zugestampft. Hat man nicht Hände genug, dieses für den ganzen angegriffenen Wald zu bewerkstelligen, so wird der auf diese Art behandelte District von den übrigen durch einen Graben abgeschnitten, und der noch übrig gebliebene Theil gefällt, und von dem Reisig und der Rinde gereinigt, welche Dinge auch sogleich fortgeschafft werden müssen. Bey dieser Fällung werden vorzüglich die am wenigsten angegriffenen Stämme abgetrieben, um dadurch den Raupen die fernere Nahrung zu verkümmern. Ist endlich die angegriffene Waldstrecke so gross, dass die aufzubietenden Menschenhände zu den bisher angeführten Operationen bey weitem nicht hinlänglich seyn können; so wird nach erforder-

derselben Ifolirung des unangegriffenen Theils in diesem so viel niedergehauen, als im Frühjahr den Raupen zur Nahrung dienen könnte. Ist man mit diesen Arbeiten fertig bis die Raupen im Frühjahr zum Vorschein kommen; so ist man nun bemüht dieselben zu vertilgen, und sodann den Phalänen, welche aus den entwischten Raupen entstehen, durch Unterhaltung nächtlicher Feuer in jenen durchgehauenen Gassen oder Stallungen so viel möglich Abbruch zu thun; während solche Vögel, denen jene Geschöpfe zur Nahrung dienen, möglichst gehegt werden.

In Nr. III. bringt Hr. D. *Zinke* seine Behauptung, dass diese Waldraupe auf dem ordentlichen Wege im Herbst aus ihrem Ey krieche, zur Evidenz, und fügt Reflexionen bey, in wiefern sich von Vögeln in Rücksicht der Raupen-Verminderung etwas erwarten lasse. Aeusserst wichtig ist der Aufsatz Nr. IV., welcher auf das Gesetz, nach welchem die Natur die Vermehrung der Raupen und ihrer Feinde im Gleichgewicht zu erhalten strebt, aufmerksam macht, und aus denselben Folgerungen auf die Vertilgung der Raupen durch geflissentliche Vermehrung ihrer Feinde abstrahirt, wobey Rec. mit §. IV.; und mit dem von Hr. D. *Zinke* hierüber ausgestellten Gutachten in Rücksicht der Ameisen ganz einverstanden ist. Nr. VI. giebt Nachricht von den Verheerungen der *Phalana geometra pinaria* in einigen Weimarischen Waldungen und Nr. VII. enthält zwey Schreiben über die gleichzeitige Verwüstung der nämlichen Raupe in einigen Wäldern der Ober-Pfalz. Den Beschluss dieses seinem Inhalte nach sich auszeichnenden Stücks macht mit Nr. VIII. das Generale der *Hochfürstlichen Hof-Kammer zu Bamberg* zur Vertilgung der schädlichen Waldraupen mit Anmerkungen versehen von Hn. D. *Zinke*.

MEISSEN, b. Erbstein: *Unterricht über den Anbau der nützlichsten, zum Theil geschwind wachsenden, Laub- und Nadelhölzer.* Nebst einer Anweisung, was man das ganze Jahr hindurch in den Laub- und Nadelhölzern zu verrichten habe. Für alle Freunde des Holzanbaues, welche Unterricht bedürfen, von *C. H. Sandhof.* 1798. 116 S. mit einer Tabelle. XVI S. Vorrede und Inhaltsanzeige. 8. (9 gr.)

Nach des Vfs. Angabe in der Vorrede sind diese Blätter „nicht für Forstverständige, sondern für den grössern Theil ländlicher Bewohner bestimmt, welche wenig oder gar keine Wissenschaft von dem so äusserst nothwendig werdenden Anbau des Holzes haben, und die sich grosse nützliche vom Holzanbau handelnde Werke weder anschaffen können noch wollen." Das Ganze ist in 4 *Kapitel* eingetheilt. Das *erste* handelt *von dem Anbau und Nutzen der besten Laubhölzer*, und dahin wird gerechnet: die *Acacie, gemeine Ulme, Eberesche, der weisse Maulbeerbaum, Bohnenbaum, weisse grosse Ahorn, eschenblättrige Ahorn, Bergahorn oder Leinbaum, süsser Kastanienbaum, die gemeine Birke, schwarze Birke, Erle, nordische weisse Erle, gemeine hohe Esche, weisse amerikanische Esche, Rothbuche, Weissbuche, gemeine Eiche, rothe Eiche, Silber-Zitter-, schwarze und italienische Pappel, die Weidenarten.* Angehängt sind: *nöthige Regeln, welche bey Abholzung der Laubwälder zu beobachten sind*, wobey auch etwas vom Berberisstrauch vorkommt. Im *zweyten Kap. wird vom Anbau und Nutzen der besten Nadelhölzer geredet.* Dahin rechnet der Vf. den *Lerchenbaum, die Cedernfichte (Pinus Cembra), Ceder vom Libanon, Kiefer, Weisstanne und Fichte*, und fügt dann einige Regeln bey, welche bey Abtreibung der Nadelhölzer beobachtet werden müssen. *Drittes Kap. von Einsammlung der Saame von wilden Holzarten, und was man dabey so wohl als bey deren Aufbewahrung für Vorsichten anwenden müsse, um die Gesäme gut zu erhalten. Viertes Kap. von den in jedem Monate vorfallenden Verrichtungen in den Laub- und Nadelhölzern.* Angehängt ist eine *Tabelle über die in Deutschland befindliche Holzarten*, ihre Blätter, Blütezeit, Saamen, Reife und Dauer desselben, das für jeden Saamen schickliche Erdreich, die Zeit der Aussaat, über die Frage wie tief der Saame in die Erde kommen müsse, und wie lang er darin liege, über die Fällzeit, und das Alter des Laubholzes.

Die Wissenschaft hat zwar durch diese Schrift keine neuen Zusätze erhalten, allein der Vf. trägt die bekannten Sachen mit einer Deutlichkeit vor, wodurch er wirklich jedem Landmann, der nur einigermassen ans Bücherlesen gewohnt ist, verständlich seyn muss, und das Buch wird also bey dem Publicum, für welches es der Vf. zunächst bestimmt hat, seinen Nutzen stiften können. Zu wünschen wäre freylich, dass er mehr Plan, Ordnung und Einheit in das Ganze gebracht hätte. So hätten z. B. die Holzarten übersichtlicher nach dem verschiedenem Boden, in welchem sie gedeihen, aufgeführt werden sollen; es hätten die bekannten Trivial- und Provincialnamen derselben aufgezählt werden müssen, damit der Unkundige auch wüsste, von welchem Gewächse die Rede sey, da besonders keine genauere Beschreibung beygefügt ist. Selbst die deutschen vorgesetzten Namen sind nicht immer bestimmt und botanisch richtig. Nicht alle Forstverständige würden wissen, was sein *grosser weisser Ahorn* sey, wenn der lateinische *Linneische* Name nicht dabey stünde. Man vermisst ferner eine kurze Angabe, wie die Baum- Stangen- und Buschholzwaldungen anzulegen, was für Holzarten darzu am schicklichsten sind, und wie sie bewirthschaftet werden müssen. Die *Rothbuche*, gewiss diejenige Holzart, welche das beste Brennholz liefert, wird mit wenig Zeilen abgefertigt, dahingegen mit andern weit unwichtigern mehrere Seiten gefüllt werden. S. 96. wird von einem Nadelholzwalde im Allgemeinen behauptet, dass wenn ein Gehau darin angelegt werde, alles Holz rein abgetrieben werden müsse, und keine Bäume stehen bleiben dürfen. Bey Weisstannenwaldungen würde der Vf. mit dieser Bewirthschaftung übel

übel zu recht kommen. Warum manche deutsche nützliche Holzarten z. B. der Maſsholder oder Feldahorn weggelaſſen, da doch faſt weniger nützliche ausländiſche aufgeführt ſind, ſieht Rec. nicht ein. Viele Forſtmänner wird der Vf. auch nicht auf ſeiner Seite haben, wenn er die Nadelholzwaldungen zu Brennholz im funfzigſten und ſechszigſten Jahre abgetrieben wiſſen will, weil es ja nicht bloſs auf die Quantität, ſondern auch und vorzüglich auf die Qualität des Holzes ankömmt.

GESCHICHTE.

Hamburg, in d. Mutzenbecherſch. Buchh.: *Hiſtoriſche und politiſche Memoiren über die Republik Venedig.* Geſchrieben im Jahr 1792. Nachgeſehen, verbeſſert und mit Anmerkungen bereichert von dem Verfaſſer. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Heinrich Würzer* D. d. Phil. Zweyter Theil. 1ſte Abth. 257 S. 2te Abth. 295 S. 1795. — Dritter Theil. XXIV. und 284 S. 1797. 8.

Die Fortſetzung der in der A. L. Z. 1797. Nr. 190. angezeigten Verdeutſchung der Denkſchriften des vormaligen venetianiſchen Nobile, *L. Curti*, in welcher der Vf. die Fehler der venetianiſchen Verfaſſung aus einanderſetzt und die Mittel zu einer gelinden und heilſamen Reform vorſchlägt (ſ. die Anzeige des Originalwerks in A. L. Z. 1795. Nr. 312. 313.) — Der 3te Theil enthält die Vertheidigungsſchrift des Vf. gegen den von der Staats-Inquiſition über ihn ausgeſprochenen Bann (ſ. A. L. Z. 1797. Nr. 190.). Die letzten 7 Bogen dieſer Ueberſetzung enthalten eine 1796 geſchriebene Ueberſicht der politiſchen Verhältniſſe der R. Venedig, welche auch jetzt noch, da Venedig von der Tafel der unabhängigen europäiſchen Staaten hinweggelöſcht iſt, mannichfaches Intereſſe behält. Gleich einer *Caſſandra fatidica* ſagt der Vf. darin die drohende und nahe Gefahr Venedigs, eine Beute ſeines mächtigen Nachbarn zu werden, voraus. Er zeigt die ganze Ohnmacht Venedigs bey ſeiner lange ſchon miſslichen Lage, und bey dem herannahenden Zeitpunct ſeiner kaum noch zu verzögernden Auflöſung; er zeigt die Miſsgriffe der Regierung und das von jeher verkannte, wahre Intereſſe zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und Handlungsverhältniſſe; die zum Theil klugen, groſserntheils aber falſchen und machiavelliſtiſchen, Grundſätze bey ihren auswärtigen Verbindungen; die Nullität ihres Anſehens bey den groſsen Mächten; — er zeigt die Nichtigkeit einiger ihrer politiſchen Verbindungen z. B. mit Ruſsland, und dagegen die Vortheile der, mit andern Staaten z. B. mit England und Schweden wegen der Handlung, näher zu knüpfenden Bande, er zeigt endlich wie nothwendig in dem damaligen für Venedig ſo gefährlichen Zeitpunct die feſte und enge Vereinigung ſeines Intereſſes mit Preuſsen, wegen des groſsen Einfluſses dieſes Hofes in Frankreich, vor allen aber mit der ſiegenden franzöſiſchen Republik geweſen wäre. — Rec. enthält ſich, aus nicht problematiſchen Urſachen, aller Bemerkungen über dieſes Raiſonnement, und läſst es dahin geſtellt ſeyn, wenn jemand, bey den in den beiden letzten Jahren gemachten Erfahrungen, die von dem Vf. ſo dringend vorgeſchlagene damalige innigſte Verbindung des ohnmächtigen Venedigs mit Frankreich für ein unfehlbar wirkſames Mittel zur Erhaltung und Vergröſserung ſeiner politiſchen Exiſtenz halten möchte. Der Vf. ſelbſt ſcheint, nach der S. 273. u. ff. an die Franzoſen gehaltenen Ermahnung zu urtheilen, doch einigen Zweifel wegen der Treue dieſer Gaſtfreundin und wegen des Glücks der ſich ihr in die Arme werfenden Staaten zu hegen, ſo heilſam er auch ſonſt dieſen Schritt für Venedig hält. — — Der Schlag, dem Venedig wohl ſchwerlich entgehen konnte, den die Ariſtokraten aber durch ihr kurzſichtiges, ob wohl gewiſs von auſsenher nicht unmotivirtes, Benehmen noch mehr befördert haben, iſt geſchehen, wodurch die armſeligen Reſte dieſes alten einſt ſo glänzenden Freyſtaates ſeinen mächtigen Nachbarn hingegeben wurden. Die Zukunft wird entſcheiden, ob der Sieger in Campo formio dieſe für Oeſterreich wichtige Acquiſition, bey allen vermeyntlich vorſichtigen Beſchränkungen und genommenen Maſsregeln richtig calculirt haben mag.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Leipzig, b. Kleefeld: *Kurze Anweiſung, mit Pfänderſpielen ſich in geſellſchaftlichen Zirkeln leichter und geſchmackvoller unterhalten zu können, von Franz Ehrenberg; ein Anhang zu deſſen nützlichen und angenehmen Zeitverkürzungen für Kinder.* 1798. 3 Bog. 8. (4 gr.) Um bey Pfänderſpielen manche, die, auf die Frage, was das Pfand thun ſoll, nichts zu antworten wiſſen, aus der Verlegenheit zu ziehen, und mehr Abwechslung in dieſes Spiel zu bringen, giebt der Vf. hier 40 numerirte Looſe, welche die Art der Auslöſung der Pfänder anzeigen, und deren Numern ſich auf die vorausgehende Anweiſung und Erklärung jener 40 Aufgaben beziehen. Mehrere ſind unterhaltend und nützlich, und keine beleidiget die Anſtändigkeit. Viele ſind ſchon bekannt, und mit manchen darf man es, in Abſicht des Sinnreichen in der Erfindung, ſo wenig genau nehmen, als mit dem Witze der Meiſten in vermiſchten Geſellſchaften, an welchem oft ſelbſt die, welche in denſelben bey dergleichen Spielen den Ton angeben, ſehr dürftig ſind.

Monatsregister

vom

Januar 1799.

I. Verzeichniss der im Januar der A. L. Z. 1799 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(*Fritsch*

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Pflei-

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 142.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an; die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften desselben Verlegers in demselben Stücke vorkommen.

K.

III. Im Januar des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Jour-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Bücher

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Februar 1799.

PHYSIK.

Haarlem, b. Beets: *Description de quelques Appareils chimiques* nouveaux ou perfectionnés de la fondation Teylerienne et des *Experiences faites avec ces Appareils*, par *Martinus van Marum*, Doct. en Phil. et en Med. etc. 1798. 116 S. gr. 4. 15 Kupf.

Als sich der Vf. 1785 zu Paris befand, hatte er Gelegenheit, sich mit den Stiftern der neuern Chemie, *Lavoisier*, *Monge* und *Berthollet*, über die vornehmsten Gründe derselben näher zu unterhalten und die Hauptversuche bey ihnen selbst zu sehen. Dies veranlasste ihn, das bis dahin noch beybehaltene phlogistische System zu verlassen und sich öffentlich für das gegenseitige zu erklären. Um zugleich dessen weitere Verbreitung möglichst zu befördern, entschloss er sich, die Hauptversuche selbst zu wiederholen, und dafür eigene, möglichst bequeme und instructive Geräthschaften, aus den Mitteln des Teylerischen Instituts, unter Genehmigung der Directoren desselben, verfertigen zu lassen. Der interessanteste unter allen diesen Versuchen schien ihm der, über die vermeyntliche Zusammensetzung des Wassers aus Oxygen und Hydrogen zu seyn, indem er einem grossen Theile dieser neuen Chemie zur Stütze dient. Der Lavoisierische Apparat dazu schien ihm zu kostbar und zu verwickelt zu seyn; indessen kam der zweckmässigere unsers Vfs. nicht eher, als 1791 zu Stande. Die Beschreibung und Abbildung desselben macht den Anfang des gegenwärtigen Werks, sie ist aber nicht zum erstenmal hier abgedruckt, sondern befindet sich schon, unter dem Namen *Gazometer*, in *Berthollets Annales de Chimie* Febr. 1792, auch deutsch in *Gren's Journal der Physik* 5. B. und auszugsweise in *Voigt's Magazin für das Neueste der Physik* 8. B. 2. St. Nicht lange hernach gab der Vf. einen noch einfachern *hydrostatischen Gazometer* an, dessen Beschreibung hier den Inhalt des 2ten Kapitels ausmacht, und wovon sich ebenfalls ein Abdruck im Sept. 1792 der *Ann. de Chim.*, so wie im 6. B. des *Grenischen* Journals, befindet. Da diese Werkzeuge viel zur Ausbreitung des neuen Systems beygetragen haben, so dürfen wir wohl voraussetzen, dass ihre Einrichtung bekannt genug sey; auch entschuldigt der Vf. seinen hier wiederholten Abdruck damit, dass alles, was das Teylersche Museum betrifft, in einer fortlaufenden Reihe, besonders dafür herauszugebender, Denkschriften, beschrieben werden soll. Die folgenden Beschreibungen erscheinen aber hier sämmtlich zum erstenmal, und die damit angestellten Versuche fallen in die Zeit von 1791 bis 1794. Es wäre deshalb auch längst schon die öffentliche Bekanntmachung erschienen, wenn nicht noch manches Stück, besonders von der Glasgeräthschaft, das wegen des Kriegs erst etwas spät konnte erhalten werden, die gänzliche Vollendung verzögert hätte. Aus eben der Ursache haben noch manche andere Apparate für einen folgenden Band zurückbleiben müssen. Wer übrigens in dem gegenwärtigen alles ganz verständlich finden will, muss mit den Lavoisierschen Schriften bekannt seyn, auf die sich der Vf. oft bezogen hat. Jedoch müssen wir auch wieder sagen, dass die so überaus netten und detaillirten Vorstellungen auf den Kupfertafeln die deutliche Einsicht ganz ungemein erleichtern. Der Apparat, der im 3ten Kap. beschrieben wird, hat *bequeme Gasrecipienten für mancherley Versuche zum Gegenstande.* Es sind hier die Gläser nicht grösser genommen worden, als man sie gewöhnlich im Handel haben kann, auch sind die hölzernen Fussgestelle so eingerichtet, dass sich die ganze Geräthschaft leicht auf einen Tisch stellen lasst. Der Glascylinder, der mit Wasser gefüllt wird, um das Gas nach Gefallen aus dem Recipienten zu treiben, ist nur 34 Zoll lang, und der Recipient selbst nicht höher als 16½ Zoll und 9 Zoll weit; ausserdem hat die Einrichtung viel Aehnlichkeit mit den in den beiden ersten Kapiteln beschriebenen Gazometern. Es ist auch hier noch eine Vorrichtung angebracht, wodurch man das Gas in dem Moment, wo es bereitet wird, einlassen kann. Eine grosse Bequemlichkeit gewährt es, dass überhaupt alle die Theile, die in einander gefügt werden, nicht brauchen gedreht zu werden, sondern es wird bloss eine Art von Zapfen in eine konische Vertiefung eingepasst, und durch Schraubenmuttern, die an dem einen Ende einen Aufsatzring haben, festgehalten. Diese Recipienten lassen sich auch bey den Versuchen über die Zusammensetzung des Wassers recht gut gebrauchen, und es findet sich zu dem Ende ein kleiner Apparat mit angegeben, mittelst dessen man einen Ballon mit Sauerstoffgas anfüllen kann, ohne den Recipienten und die pnevmatische Wanne nöthig zu haben. Im 4ten Kap. wird ein *Apparat* beschrieben, *wodurch die Entstehung der Phosphorsäure aus der Verbrennung des Phosphors im Sauerstoffgas gezeigt wird.* Die Versuche nach der Lavoisierschen Einrichtung wollten dem Vf. durchaus nicht gelingen, er hat deshalb in einem Ballon, der ungefähr so wie der beym Zusammensetzen des Wassers eingerichtet war, einen kleinen Tiegel von Platina, an ein

ein paar Dräten von eben dem Metall, aufgehängt, in welchem der zu verbrennende Phosphor liegt. Das Sauerstoffgas wird vor dem Einlassen in eben diesen Ballon möglichst getrocknet, indem es durch eine waagrecht liegende, ziemlich weite Röhre, geleitet wird, worin sich Stückchen von einem Salze befinden, das nach Saussüres Art aus der Verpuffung von gleichen Theilen rohen Weinstein und Salpeter bereitet ist. Die verschiedenen Theile dieses Apparats sind durch biegsame Röhren, aus Federharz, und auf die oben beschriebene Art mit einander verbunden. Lavoisier bewirkte die Entzündung des Phosphors durch ein Brennglas, allein unserm Vf. schien diese Methode wegen der Explosion zu gefährlich, er brachte deswegen eine andere an, auf die er durch eine zufällige Bemerkung geleitet worden war. Er hatte nämlich gefunden, dass sich der Phosphor schon in einer Temperatur von 56 Grad Fahrenheit von selbst entzünde, wenn man ihn in Baumwolle einwickelt, und in eine sehr verdünnte Luft, etwa von ½ Lin. Barometerstand, bringt. Im entblössten Zustande und im luftvollen Raume entzündet er sich bekanntlich erst bey 112 Gr. Die Gelegenheit zu dieser Entdeckung, so wie die dabey vorkommenden Umstände, machen einen besondern und sehr interessanten Abschnitt dieses Kapitels aus. Die Bemerkung selbst ist übrigens auch schon im 21. B. der *Ann. de Chim.* und deutsch in *Gren's* neuen Journ. der Phys. B. 3. mitgetheilt worden. Der Phosphor brennt in einer so verdünnten Luft nur sehr matt und mit einem blassen Lichte, hört auch nach einiger Zeit fast gänzlich auf; die Verbrennung wird aber sogleich wieder lebhafter, wenn man respirable Luft zulässt. Der Rec. hat diesen schönen Versuch nach allen Umständen wiederholt und die interessantesten Erscheinungen und Abwechselungen dabey zu bemerken Gelegenheit gehabt, auch hält er die Erklärung, die der Vf. davon giebt, für vollkommen gegründet. *Das 5te Kap. enthält die Beschreibung eines Apparats, wodurch sich zeigen lässt, dass aus der Verbrennung der Kohle in Sauerstoffgas, Kohlensäure erzeugt wird.* Es liegt hiebey zwar die Lavoisierische Einrichtung zum Grunde, es sind aber doch verschiedene Hauptverbesserungen dabey angebracht, dahin gehört unter andern, dass alle Theile ohne den mindesten Kitt, fest mit einander verbunden sind, und besonders, dass der Ofen eine solche Einrichtung hat, dass man durch eine Seitenröhre mittelst einer glühenden eisernen Kugel die Kohlen anzünden kann. In diese Röhre wird gleich nach dem Einbringen der Kugel ein Glas gesetzt, um sie eines Theils wieder zu verschliessen und andern Theils das Brennen der Kohlen beobachten zu können. Das erhaltene Gas wird durch mehrere Wassergefässe, worin sich reines Alkali aufgelöst befindet, und am Ende noch durch ein ähnliches Gefäss mit Kalkwasser, getrieben. Das Anblasen der Kohlen geschieht durch Austreibung von Sauerstoffgas aus einem zum Gazometer eingerichteten Recipienten, mittelst eintretenden Wassers, so, dass die Kohlen immer nur allmählig angeblasen werden. Da das Metall an diesem Ofen hart gelöthet und nirgends Kitt vorhanden ist, so braucht man ihn nicht, wie Lavoisier gethan hat, in kaltes Wasser oder Eis zu setzen. *6tes Kap. Beschreibung eines Apparats, um die aus verbrannten Oelen erhaltenen Producte zu untersuchen.* Das Hauptstück desselben ist eine Lampe, ungefähr wie die Argandische, nur dass ihr die Luft, eben so wie das Oel, aus besondern Recipienten zugeführt, und das nach dem Verbrennen erzeugte Gas wieder in besondere Gefässe geleitet wird. Vor dem Einlassen wird die Luft getrocknet und nach der Verbrennung in einem eigenen Kühlfass erstlich verdichtet, ehe sie weiter geht. Die Vorzüge dieses Apparats vor dem Lavoisierischen sind folgende: 1) die zum Verbrennen gebrauchte Luft wird sogleich weggeführt, wie sie ihre Bestimmung erfüllt hat, und kann sich nicht mit der noch nicht verbrauchten mischen und sie verderben; dies letzte war bey Lavoisier, wo die Lampe in einem weiten Glasgefässe stand, nicht zu vermeiden. 2) Es kann hier die zur Unterhaltung des Verbrennens bestimmte Luft ganz langsam zugelassen werden. 3) Es kann sich bey dieser Einrichtung der Dampf weit besser verdichten, als in dem Lavoisierischen Gefäss, wo zugleich die Verbrennung geschieht. 4) Der Zufluss aus dem Seitengefäss ist weit weniger schwierig, als bey Lavoisier. Die Anzündung der Lampe geschieht mittelst eines kleinen, fast unsichtbaren, Stückchens Phosphor, das im Docht der Lampe angebracht wird; gleich nach dieser Entzündung werden rechts und links die Hähne aufgeschlossen. *Ein Apparat nebst Versuchen über die Zersetzung des Weingeists ist der Gegenstand des 7ten Kap.* Priestley hatte von ungefähr entdeckt, dass sich das Kupfer in eine schwärzliche und zerreibliche, der Holzkohle ähnliche, Materie verwandelte, wenn es während dem Glühen den Weingeistdämpfen war ausgesetzt worden. Unserm Vf. stieg dabey der Gedanke auf: ob nicht die Kohle aus dem Hydrogene könne erzeugt werden, indem die Pflanzen, die doch ihre Nahrung bloss aus dem Wasser und der Atmosphäre ziehen können, durch die Vegetation eine so beträchtliche Menge Kohle erhalten, wozu die wenige Kohlensäure in der Atmosphäre nicht hinzureichen scheint? — Da nun auch der Weingeist so vieles Hydrogene enthält, und die Metalle ihre Kohle aus dessen Dämpfen ziehen; so war es wirklich der Mühe werth, eine solche Untersuchung anzustellen. Des Vfs. Röhren waren zwar, wie die Priestleyischen, aus Wedgewoodschen Porcellan, allein er musste sie, um ihr Zerbrechen zu verhüten, in eiserne Röhren einschliessen. Das Resultat beym Kupfer war von dem Priestleyischen etwas verschieden, indem bey der Marumschen Masse mehr Kupfer übrig blieb, welches vermuthlich daher kam, dass Priestley sein Kupfer bis zum Schmelzen erhitzt hatte. Beym Versuche mit dem Eisen zeigte sich hier keine schwärzliche Materie auf der Stelle der Oberfläche, wo das Eisen geglüht hatte, sondern es hatte daselbst bloss eine dunkelblaue Farbe angenommen; allein an der Stelle,

wo

wo der Dampf zuerst eingedrungen und der Anfang des Glühens geschehen war, fand sich eine schwärzliche Materie, wiewohl von weit leichterer Art und an manchen Orten der Rohre in Flocken. Priestley wollte die metallische Kohle auch beym Silber erhalten haben, allein unser Vf. fand nicht das mindeste davon, ob er es gleich bis zum Schmelzen erhitzt hatte, wahrscheinlich ist also Priestleys Silber mit Kupfer versetzt gewesen. Eben so wenig gaben Bley, Zinn, Zink, Wismuth, Spiesglanz, Kobolt und Braunstein metallische Kohle. Nach der sorgfältigsten Prüfung der schwärzlichen Materie ergab sich zwar, dass wahre Kohle darin vorhanden, nicht aber, dass sie aus dem Hydrogene des Weingeists, sondern lediglich aus dessen Kohlensäure erzeugt seyn müsste; das Hydrogene des Weingeists hatte bloss brennbare Luft gegeben, in welcher auch noch etwas Kohle aus dem Weingeiste aufgelöst war. Im 8ten Kap. beschreibt der Vf. einen *Apparat zur Oxidirung des Quecksilbers und anderer leicht flüssigen Metalle.* Für das Quecksilber ist auch hier die Argandische Lampe angewandt worden, und die ganze Geräthschaft soll eigentlich dazu dienen, dass man den Versuch leicht bey physisch-chemischen Vorlesungen anstellen kann. Für Bley und Zinn muss man statt der Lampe ein Kohlenbecken nehmen, da die Lampe nicht Hitze genug dafür giebt. Der Kolben, worin die Metalle liegen, hat einen breiten, etwas convexen Boden, und ist ausserdem sehr geschickt, die trügliche Erscheinung beym Lentinschen Versuche zu zeigen; es erzeugt sich nämlich bey starker Erhitzung der Kalk sehr schnell, und bildet auf der Oberfläche eine Rinde, wodurch die Metallplatte ihr voriges Ansehen vollkommen beybehält und das geflossene Metall dem Auge entzieht. Schüttelt man aber den Kolben gleich nach dem Anfang der Verkalkung, so sieht man auch das geflossene Metall ganz deutlich. *Kap. 9. Apparat zur Oxidirung des Eisens.* Der Lavoisierische Apparat hiezu ist nicht allein unbequem, sondern auch ganz unzuverlässig, da bey demselben eine mit Sauerstoffgas gefüllte Glocke etwas aufgehoben werden muss, um das Eisen darunter zu bringen. Unser Vf. hat nach Ingenhouss's Manier einen spiralförmigen eisernen Streifen in einem Cylinder aufgehängt. Am Ende des Streifens ist etwas Zunder mit ein wenig Phosphor befestigt, den man mittelst eines glühenden Eisendrats von unten, wo der Cylinder mit Quecksilber gesperrt ist, anzünden kann. Der Raum des Cylinders ist nach Kubikzollen, durch eine Scale, angedeutet. In eben diesem Kap. wird auch ein Apparat beschrieben, um im Quecksilberbade Versuche mit verschiedenen Gasarten, auf eine eben so leichte als zuverlässige Art, anzustellen. *10tes Kap. Apparate und Versuche, wodurch gezeigt wird, dass mehrere tropfbare Flüssigkeiten die Gasform annehmen, wenn man sie einer hinlänglich verdünnten Luft aussetzt.* Es werden eigentlich zwey verschiedene Apparate hiezu angegeben. Der erste ist etwas umständlich und erfodert, dass man das Auge sehr nahe dabey habe; der andere hingegen ist ungemein einfach, und die Versuche können von mehrern Personen in einiger Entfernung wahrgenommen werden. Das Wesentliche davon besteht in Barometerröhren, durch deren Quecksilber man einige Tropfen von der zu verwandelnden Flüssigkeit in den Torricellischen leeren Raum gelassen hat, und die hernach auch in etwas weitere mit Quecksilber gefüllte Röhren eingesenkt werden können. *11tes Kap. Beschreibung einer sehr einfachen Luftpumpe, die nicht allein zum schnellen und sehr reinen Auspumpen, sondern auch zur Verdichtung der Luft dient.* Ihr Stiefel ist 25 Zoll hoch und 3½ Zoll weit, steht vertical und hat unten einen Wechselhahn, den man während dem Experimentiren sehr leicht mit dem Fusse öffnen und verschliessen kann; auch geht der Stempel beym Niederdruck so nahe an den Hahn, dass fast aller schädliche Raum gänzlich vermieden wird. Der Teller ist fein abgeschliffen, so dass Glocken mit breiten, gleichfalls abgeschliffenen Rändern, mittelst etwas Fett, luftdicht darauf befestigt werden können. Die sehr sichere und bequeme Einrichtung des Compressionswerks lässt sich ohne Zeichnung nicht deutlich machen. Das ganze Werk enthält neue Beweise von dem rühmlichen Eifer des eben so geschmackvollen als gelehrten Vfs., den Wissenschaften immer mehrern Zuwachs, und dem Institute, das ihm anvertraut ist, grössere Gemeinnützigkeit zu verschaffen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: *Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres,* von M. *Karl Gottfr. Bauer,* Pfarrer zu Frohburg. *Erster Theil.* 1798. XXVIII Vorr. u. Inh. u. 570 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zur Empfehlung gereicht es diesen Predigten, dass sie durchgängig auf die Grundsätze der reinen Tugendlehre gebaut sind, dass sie sich durch Planmässigkeit, an mehreren Stellen auch durch Gedankenfülle und wirkliche Beredsamkeit auszeichnen. Auch hat sich der Vf. bemüht, den Fehler in den Gebeten zu vermeiden, der bey Anzeige seiner Homilien in der A. L. Z. 1795. Nr. 255. von einem andern Rec. nicht ohne Grund gerügt ward. Es kann freylich Niemand, wie Hr. B. Vorr. S. X. ganz richtig bemerkt, ein gewisses Maass von feurigem Gefühle für das Gebet zum Gesetze machen. Aber gleichwohl fodert die Natur der Sache, dass es sich durch Inhalt und feyerlichen Ton von der übrigen Rede unterscheiden müsse. Da, wo das Herz des Vfs. von seinem Gegenstande wirklich erwärmt war, da hat er auch den rechten Gebetston getroffen, wie man dies besonders bey dem Schlussgebete der Neujahrspredigt S. 124. mit Vergnügen bemerkt. Hingegen herrscht in mehrern Anfangsgebeten immer noch zu viel Darstellung im Detail, in zu künstlichen Perioden und für das Gebet, als Sprache des Herzens gar nicht geeigneten Redensarten, (als S. 41. indem wir in unser eigenes *Ich* zurückgehen, *mittelst,* S. 163. *geflis-*

 sent-

fentlich u. a. m.) vorgetragen ist. Ob überhaupt der Vortrag in diesen Predigten so populär ist, dass er auch nur von dem grössern Theil der Zuhörer in einer Landstadt, wo sie gehalten wurden, verstanden wurde; darüber mögen wir nicht entscheiden. Allein so viel glauben wir versichern zu dürfen, dass diejenigen Leser, welche eine Predigt von *Rosenmüller*, *Cannabich*, *Sintenis* mit leichter Mühe verstehen, eine *Bauersche* Predigt nicht ohne grosse Anstrengung ganz verstehen werden. Denn nicht nur manche Hauptsätze, sondern auch viele einzelne Perioden sind zu lang und die Sprache ist nicht genug von dem schulgerechten Gewande entkleidet. Dass zuweilen auch eine aus der Kirchendogmatik aufgegriffene Redensart mitunterläuft, die, wenn sie in deutliche Begriffe aufgelöst wird, so viel als Nichts sagt, wie S. 61. unser *Menschgewordner* Herr, S. 63. die Geburt des Geliebten Gottes *ins Fleisch*, dies macht mit dem sonst so reinen moralischen Geiste, der in diesen Pedigten herrscht, einen übel auffallenden Contrast. Durch gute Wahl der Materien und gefällige Behandlung empfehlen sich vorzüglich folgende Predigten: die IXte. *Der Jahreswechsel, als eine feyerliche Stärkung in den wichtigsten Glaubenswahrheiten betrachtet.* XIII. *Ueber häusliche Freuden.* XIX. *Das christliche Verhalten gegen Menschen, die uns durch unverdiente Vorzüge ausgezeichnet zu seyn scheinen.* XXXV. *Verbesserte Erziehung, als das kräftigste Mittel zur Herbeyführung besserer Zeiten.* XXXIX. *Ueber den Werth des Gedankens, wie es einst, wenn wir nicht mehr hier sind, auf Erden aussehen werde.*

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, im Magazin für Literatur: *Mancherley zur Unterhaltung für Kinder in Nebenstunden.* 1798. XII u. 195 S. 8. (16 gr.)

Fabeln, die der Vf., welcher sich *M—r* unterschreibt, selbst verfertigt, oder doch wenigstens in Reime gebracht hat, Erzählungen, dramatisch bearbeitete Sprichwörter und Charaden machen den Inhalt dieses pädagogischen Quodlibets aus. Alles, was der Vf. hier auftischt. ist durchaus ungeniessbare Nahrung für Kinder, deren Geschmack nur einigermassen gebildet ist. Die poetischen Finger des Vfs. zwingen S. 8. Gesträuche und Zweige, S. 10. schelten und melden, S. 13. das Auge mit dem Strauche, S. 17 u. 20. Erde und Gefährte, S. 28. beladen und rathen, S. 29. geschehn und Undienstfertigen, ja selbst S. 31. den Alexander und Panther u. s. w. in Reime. Er lässt S. 15. einen Reuter auf einen Schecken *glimmen*, erlaubt sich Sprachfehler und Härten, wie S. 9. *furchten sich*, S. 126. wegen dem, S. 15. *h'runter*, S. 30. ein *zweyt'* u. m. a. Möge der Vf. seine Drohung ja nicht erfüllen, und ein zweytes Bändchen solcher Schülerarbeit folgen lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Ohne Druckort: *v. Martens Betrachtungen über das Memoire* vom 1. Febr. und den dazu gehörigen *Nachtrag* vom 19. März 1798. welche Hr. *Friedr. Ludw. v. Berlepsch an den Congress zu Rastadt* gerichtet hat. (Aus dem Französ. übers.) 1798. 86 S. 8. (6 gr.) Hr. v. Martens tritt hier, wie er sagt, aus eigener Bewegung, aber doch, wie es scheint, auf öffentliche Veranlassung auf, um die verdeckte Absicht des, schon in diesen Blättern angezeigten, Memoire zu enthüllen, welches freylich zu Rastadt wenig Glück gehabt hat, und nicht einmal zur Dictatur gekommen ist. Die Absicht soll nämlich nicht auf die Wiedereinsetzung in die vorige Aemter gerichtet seyn, — denn Hr. *v. B.* wisse wohl, dass solche nie geschehen werde, und dass überhaupt der Congress weder das Recht noch den Willen dazu haben könne, — sondern sie soll blos dahin gehen, aus Groll und Rachsucht, grobe Beleidigungen gegen die Regierung seines Vaterlandes auszubreiten und Sätze aufzustellen, welche derselben in den gegenwärtigen Umständen nachtheilig seyn könnten. Nicht wegen politischer Meynungen, nicht weil er die Rechte des hannöverschen Volks vertheidigt habe, sondern *wegen gröblicher Uebertretung der ihm obliegenden Dienstpflichten*, sey der *v. B.* entlassen worden: die gesuchte *Amnestie* sey also gar nicht anwendbar. Hr. *v. B.* habe die, seinem vorgesetzten Tribunal schuldige Achtung aus den Augen gesetzt; habe, in einer ihn persönlich angehenden Sache sich einer mehrjährigen Justizverzögerung schuldig gemacht; habe, wegen einer vermeyntlichen Beschwerde, sich selbst von seinem Dienst suspendirt; habe, als Schatzrath sein Votum, welches die zu diesem Amte erfoderliche Treue und Bescheidenheit verletze, bekannt werden lassen. Wegen dieser Vorwürfe bezieht der Vf. sich auf die *Actenmässige Berichtigung der Schrift des Hofr. Huberim* etc., worin aber der Beweis ebenfalls fehlt. Die Dienstentlassung eines solchen Mannes, ohne vorherige beschimpfende Untersuchung, sey eine Handlung *nicht des Despotismus, sondern landesherrlicher Gnade.* Der Vf. will zwar die Frage nicht entscheiden, ob Hr. *v. B.* noch jetzt eine Untersuchung fodern könne, nachdem die Calenbergische Ritterschaft der Dienstentlassung beygetreten, und übrigens der König bereit sey, sich auf die Klage desselben bey dem Reichshofrath einzulassen; er fügt jedoch S. 18. die sonderbare Behauptung hinzu, dass der Hofrichter nach Gefallen des Landesherrn entlassen werden könne: „denn in ältern Zeiten sey der Landesherr selbst Hof„richter gewesen, und habe einen Vicehofrichter ernannt; seit „1719 habe der Vicehofrichter aufgehört, und von dem Lan„desherrn werde nun ein Hofrichter ernannt, welcher ihn re„präsentire; nun aber sey dem Landesherrn nicht zuzumuthen, „sich von jemanden länger repräsentiren zu lassen, als es ihm „gefalle. (!)" — Auffallend ist es auch, wenn es S. 23. heisst: „das Tribunal zu Wetzlar habe dem *v. B. mit täuschenden Hoff„nungen* in seiner Sache *geschmeichelt.*" Uebrigens wird die kurhannöverische Verfassung und die Verbindung derselben mit England, gegen die in dem Memoire enthaltene Beschuldigungen, sehr ausführlich in Schutz genommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Februar 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer d. ält.: *Vergleichung des ältern und neuern Rufslands*, in Rücksicht auf die natürlichen Beschaffenheiten der Einwohner, ihrer Cultur, Sitten, Lebensart und Gebräuche, so wie auf die Verfassung und Verwaltung des Reichs. Nach Anleitung älterer und neuerer Reisebeschreiber. Von *C. Meiners*. Kön. Grofsbrit. Hofrath und ord. Lehrer der WW. in Göttingen. *Erster Band.* 1798. VIII. u. 347 S. *Zweyter Band.* 368 S. 8. (2 Rthl.)

Der weitläuftige Titel dieses Werks macht es unnöthig, viel über den Gegenstand desselben zu sagen. Wir führen nur an, dass man zwey Abschnitte findet, die man nach dem Titel eben nicht erwartet hätte. Sie handeln von der Grösse, der Macht, den Nachbarn, dem Klima und der natürlichen Beschaffenheit des Bodens von Rufsland. Bey den letzten Punkten hat keine eigentliche Vergleichung statt gefunden, und auch bey manchen andern, wo sie möglich gewesen wäre, als bey dem Zustande der russischen Kriegsmacht, bey dem Abschnitte von Strafen und Gesetzen, in so fern diese nicht auf die allgemeine Staatsverwaltung sich beziehen, ist sie weggeblieben. Ueberhaupt liefert dieses Werk mehr Materialien zu einer Vergleichung, als diese selbst, und sein vorzügliches Verdienst besteht in dem Gemälde des ältern Rufslands, das bey weitem den grössern Theil ausmacht. Sind gleich die ältern Reisebeschreibungen bisher nicht ungenutzt geblieben, so kennen wir doch kein Werk, in welchem aus denselben so viel und mit bestimmter Angabe der Quellen zusammengestellt wäre; und von den neu angegebenen Zügen sind die meisten in irgend einer Rücksicht interessant. Dass aber auch manche wichtige Fragen, „deren Auflösung man bisher in „den einheimischen Schriftstellern und Urkunden „nicht finden konnte, oder auch aus beiden ganz „anders angab, als man sie nach den Aussagen der „glaubwürdigsten Zeitgenossen annehmen darf," wirklich so entschieden werden müssen, wie sie Hr. *M.* entscheidet; darüber haben wir Zweifel, die wir mittheilen wollen, wenn wir zuvor theils über die Haupterfodernisse bey einem solchen Werke — die Kritik der Quellen, und die Richtigkeit der Angaben, — theils über einen Hauptgesichtspunkt in diesem Werke einige Anmerkungen werden gemacht haben.

In der Einleitung liefert Hr. *M.* ein Verzeichniss von Reisebeschreibern und andern Schriftstellern über Rufsland, sammt kurzen hinzugefügten Notizen und Kritiken. — Wir zweifeln nicht, „dass dieses Verzeichniss den (angehenden) Literatoren ein willkommenes Geschenk seyn werde," wenn wir gleich unter den neuern Schriftstellern mehrere vermissen, oder theils gar nicht, theils nicht hinlänglich beurtheilt finden. Von *Storchs* Schriften sind nur die *Materialien zur Kenntniss des Russ. Reichs* angeführt. Sein *historisch-statistisches Gemälde des Russ. Reichs* erschien zu spät, als dass es noch gebraucht werden konnte, wie es in der Nachschrift am Ende des 2ten Theils heisst. Allein eben da macht Hr. *M.* auf Stellen in demselben aufmerksam, deren Inhalt zum Theil in *Storchs* frühern Schriften, dem *Gemälde von Petersburg* und der *statistischen Uebersicht der Stadthalterschaften des Russ. Reichs*, zu finden ist. Hier findet man auch unter den angegebenen Quellen wenigstens so viele russische Schriften, dass sie wohl die von Hn. *M.* Th. I. S. 3. bezeigte Verwunderung über den Mangel derselben vermindern könnten. — Wenn es von Belcours *Relation* heisst, dass zwar seine Urtheile bisweilen zu bitter sind, dass aber wenige oder gar keine Reisenden der neuesten Zeit so aufrichtig erzählt haben, als er; so begreifen wir diesen Gegensatz nicht recht. Die Bitterkeit macht allemal die Aufrichtigkeit verdachtig. Eben deswegen hatte wohl auch bey des Grafen von *Sternberg* Schriften über Rufsland ein Urtheil stehen sollen. Diesen Schriftsteller hat das, was ihm in Rufsland begegnet ist, ganz verstimmt. Bey *l'Antidote* wird auf *Levesque* verwiesen. Nach ihm wäre gleichwohl dies Buch glaubwürdiger, als es Hr. *M.* in dem Laufe der Erzählung darstellt. Dagegen scheint es uns, als ob Hr. *M.* bey andern Schriftstellern theils ihr Urtheil nicht immer hinlänglich von der blossen Erzählung unterschieden, theils diese bisweilen selbst dann als wahr aufgenommen habe, wenn sie mit unzweifelhaften Thatsachen oder doch mit Zeugnissen von grösserm Gewichte streitet. Von dem ersten Puncte werden wir nachher Beyspiele anführen; hier einige zum Belege für den andern. Aus *Reutenfels* wird Th. II. S. 9. folgende Stelle ohne kritische Anmerkung angeführt: „Die Russen „haben und brauchen weder in noch ausser ihren „Häusern Stammbäume, und es würde in der That „in Rufsland von geringem Nutzen seyn, mit dem „Alter seines Geschlechts zu pralen, oder über das „Alter von Familien zu streiten, da ein jeder aus „dem grossen Haufen sich durch Verdienste oder „die

„die Gnade des Zarn bis zu den höchsten Ehren„stellen emporschwingen kann. Im Geheim aber „freuen sich doch die Russen über das Alter ihrer „Familien, und schatzen den alten Adel auch an „den Fremdlingen." Die Vernachläsigung der Stammbäume stimmt schon nicht recht mit der angeführten Freude, noch weniger aber mit dem, was zehn Jahre früher *Mayerberg* über den schädlichen Einfluss des Geschlechtsrangs bemerkte, und zehn Jahre später der Zar *Feodor Alexeiwitsch* that und sagte. Er liess alle wegen des Diensts und des Ranges der Geschlechter gehaltene Verzeichnisse und Aufsätze verbrennen, weil aus diesem Geschlechtsrange viel Unordnung und Nachtheil entstanden sey, und sagt in der deshalb erlassenen Verordnung, dass zwar schon unter seinem Vater und Grossvater Bojaren, Okotnitschen und Räthe ohne Geschlechtsrang gedient hätten, derselbe aber doch nie völlig aufgehoben worden wäre. Setzt dies nicht einen sonst anerkannten Geschlechtsrang und Stammbäume voraus, die über die Zeit hinausgehen, wo *Reutenfels* in Russland war? — Eben so hätte Th. I. S. 175. *Coxe's* Angabe von 600 Jünglingen, die auf der Universität zu Moskau frey unterhalten und unterrichtet werden, nach *Storch* berichtigt werden sollen, in dessen Materialien (I. 126.) die ganze Anzahl der dortigen Studenten nur auf 82 gesetzt wird. — Das Th. I. S. 329. angeführte Zeugniss von *Belcour* über das Elend der Colonisten hätte das mildernde Zeugniss von *Georgi* in seiner Reisebeschreibung S. 514. wenigstens zur Begleitung haben sollen. Wenn jener sagt: die Colonisten bekämen für harte Arbeit des Tages nur 2 Sous; so muss man dazu höchst wahrscheinlich den Proviant setzen, dessen dieser erwähnt.

Die Richtigkeit der Angaben zu untersuchen, haben wir viele Stellen von Bedeutung nachgeschlagen, und allerdings in den meisten gefunden, was darin enthalten seyn soll; aber doch nicht in allen. Ausser denjenigen, die wir gelegentlich anführen werden, mögen ihrer zwey hier stehen. Nach Th. II. S. 101. soll *Levesque* geglaubt haben, *Iwan* II. (oder IV.) wäre der erste Grossfürst gewesen, der sich mit der Tochter eines Unterthanen vermält hätte. Das steht aber gar nicht in der dabey angezogenen Stelle. *Levesque* führt die Art, wie *Iwan* II. seinen Bruder und seinen Neffen verheirathet habe, blos in der Absicht an, um zu zeigen, dass die unter den Unterthanen gewählten Gemalinnen von *hoher Geburt* gewesen seyn, und sagt in einer andern Stelle ausdrücklich, dass *Walisje Iwanowitsch* sich mit der Tochter des Unterthan *Glinski* verheirathet habe. — Bey der Th. I. S. 95. gemachten Bemerkung, dass die meisten und einträglichsten Obstgärten sich an der untern Kama und obern Wolga befinden, wird eine Stelle aus *Georgi's* Reisebeschreibung angeführt. In dieser nennt er aber statt der Kama die *Okka*, und ob er habe sagen wollen, dass die *meisten* Obstgärten in jenen Gegenden waren, ist zweifelhaft. Dies führt uns zu der Bemerkung, dass Hr. *M.* sich nicht selten die Freyheit nimmt, angeführte Stellen zu verstärken oder zu schwächen. *Herberstein* sagt z. B.: *Basilius omnes principes omnibus castris et munitionibus exuit;* und Hr. *M.* Th. I. S. 302.: er beraubte alle Fürsten ihrer Schlösser und *Güter*. Andere Beyspiele stehen Th. I. S. 139. N. n. S. 151. N. r und s. S. 276. N. h. S. 311. N. n. Eine solche Freyheit haben wir vorzüglich in den Abschnitten sehr ungern gesehen, wo die strengste Unpartheylichkeit nöthig war, in denjenigen nämlich, welche von den Geistesanlagen und der Geistesbildung, von der Gemüthsart und den Sitten der altern und neuern Russen handeln. In diesen Abschnitten, so wie in demjenigen, welcher von der körperlichen Bildung der Russen und den Begriffen derselben von körperlicher Schönheit handelt, scheint der Hauptgesichtspunkt nicht sowohl auf eine Vergleichung des ältern und neuern Russlands, als auf den Unterschied zu gehen, der sich in den natürlichen, körperlichen und geistigen Anlagen zwischen den Slavischen und nicht-Slavischen Völkern findet. In wie fern ein solcher Unterschied überhaupt gegründet sey, und ob die aufgestellten Fehler den Russen als Slaven oder als solchen gehören, welche auf gewisse Weise und unter gewissen Umständen halb cultivirt sind, lassen wir hier ununtersucht; bergen können wir aber nicht, dass, so viel Wahres wir auch in den Bemerkungen über die körperliche und geistige Bildung und den Charakter der Russen gefunden haben, und so weit wir entfernt sind, uns zu allgemeinen Lobrednern derselben aufzuwerfen, wir doch versucht sind, zu glauben, jener Gesichtspunkt habe einen nachtheiligen Einfluss auf Hn. *M's.* Urtheil und Darstellung gehabt. Sonderbar scheint es uns, wenn er Th. I. S. 106. sagt: „Einsichtsvolle „Russen werden mir es Dank wissen, dass ich ihnen „zeige, wie ihre Vorfahren beschaffen waren; wie „viel ihre Nation in einem einzigen Jahrhundert an „*Bildung* und Wohlstand gewonnen hat;" und doch, nachdem er das Kapitel von den Geistesanlagen und der Geistesbildung grösstentheils abgehandelt hat, S. 187. so schliesst: „Das Resultat ist stets dasselbige: „dass nämlich die grossen Beherrscher von Russland „durch die vielen fremden Künste und Wissenschaf„ten, durch die vielen ausländischen Künstler und „Gelehrten, welche sie auf den einheimischen Boden „verpflanzten, das Reich auf eine verwundernswür„dige Art, die Nation selbst hingegen nur sehr wenig „verändert haben." Von dieser allgemeinen Bemerkung gehen wir zur Prüfung einzelner Thatsachen und Urtheile über. In Rücksicht auf Körperbau, als den minder bedeutenden Punct, bemerken wir nur folgende Stelle: „Nach den Berichten der neuen „Reisebeschreiber findet man die meisten grossen „Männer am russischen Hofe und in den russischen „Garden. Diese Beobachtung führt von selbst zu „dem Schlusse hin, dass der Adel in Russland grös„ser und besser gebildet sey, als die untern Volks„klassen." (Zu dem Schlusse wird man nicht hinge-

geführt, wenn man weiſs, daſs, die Chevaliers ausgenommen, die Gemeinen bey den ruſſiſchen Garden aus den *untern* Volksklaſſen genommen werden, und die Officiere im Körperbau im Ganzen ſehr übertreffen.)

Wir kommen auf die Anlagen und Bildung des Geiſtes. Was mehrere Regenten in Rückſicht auf die letzte bis auf *Alexei* gethan oder nicht gethan haben, faſst Hr. *M.* Th. I. S. 139. auf folgende Weiſe zuſammen: „Die Begünſtigung der Fremden und „Belohnung ausländiſcher Künſte und Wiſſenſchaf-„ten auf der einen, und die ſorgfältige Bewahrung „der Eingebornen vor aller Gemeinſchaft mit Frem-„den, und vor aller Bildung durch fremde Gelehr-„ſamkeit auf der andern Seite blieben Staatsgrund-„*ſätze der Moskauiſchen Zaren* bis in die letzte „Hälfte des vergangenen Jahrhunderts." Es war daher wohl nicht ſehr zu verwundern, daſs *Mayerberg* im J. 1661. die Ruſſen noch eben ſo fand, als die Reiſenden des 16ten Jahrhunderts ſie beſchrieben hatten, und wir finden es auffallend, wenn Hr. *M.*, nachdem er blos angeführt hat, daſs ſchon damals eine auſserordentliche Menge von fremden Kriegern nach Moskau gezogen wären, S. 147. hinzuſetzt: „Aller dieſer Muſter ungeachtet, beſtand das Wiſſen „der vornehmſten Ruſſen allein in der Kunſt, leſen und „ſchreiben zu können." Noch auffallender iſt folgende Stelle (Th. I. S. 160.): „Wenn man nun weiſs, „was ſeit mehr als *zwey Jahrhunderten* für die Ein-„führung von fremden Künſten und Kenntniſſen in „Ruſsland geſchehen war; ſo muſs man nothwendig „erſtaunen, daſs (bis zum Ende des 17ten Jahrhun-„derts) alle Bemühungen ſo vieler Regenten und „Staatsmänner, die Beyſpiele und Lehren von ſo „vielen Fremdlingen ſo wenig ausgerichtet hatten, „und daſs die Verwaltung des Staats, die Denkart „und Sitten der Vornehmen, der Geiſtlichkeit und „des groſsen Haufens faſt ohne Ausnahme noch „eben ſo beſchaffen waren, als ſie von den Reiſen-„den der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts waren „beſchrieben worden." Von der Mitte des 17ten Jahrhunderts bis zu Ende deſſelben zweyhundert Jahre! Nachdem endlich der Vf. die Bemühungen Peters des Groſsen und ſeiner Nachfolger bis auf *Catharina* II. die Nation zu cultiviren, angeführt hat, ſagt er Th. I. S. 184.: „aller Beyſpiele, Lehrer „und Belohnungen ungeachtet, iſt noch keine Spur „von lebendigem Eifer für die neuen Künſte und „Wiſſenſchaften." — Solche Spuren hat doch gleichwohl der Vf. ſelbſt angeführt. Er gedenkt z. B. Th. I. S. 181. mit groſsem Ruhme der freyen ökonomiſchen Geſellſchaft als „durch den Eifer der „Vornehmſten und Gelehrteſten des Reichs geſtiftet" und S. 183. des Eifers, mit welchem ſich der Adel in der Twerischen Statthalterſchaft der Schulen angenommen hat. Wenn wir übrigens gern zugeben, daſs die ruſſiſche Nation mit andern von länger her cultivirten in Beziehung auf Künſte und Wiſſenſchaften im Ganzen nicht verglichen werden kann; ſo finden wir dagegen auſser der kurzen Zeit der Cultur und andern Urſachen, die hauptſächlichſte in dem Mangel des *Mittelſtandes*, der in allen Ländern die meiſten Künſtler und Gelehrten von jeher geliefert hat. Wenn man auf dieſen Mangel Rückſicht nimmt; ſo werden auch folgende Fragen ohne Vorausſetzung natürlicher Geiſtesträgheit, die Hr. *M.* macht, leicht beantwortet werden können: Th. I. S. 202. „Woher kommt es bey dem Hange der Ruſ-„ſen zur Kaufmannſchaft und der langwierigen Be-„günſtigung des Handels, daſs die Ruſſen von dem „ganzen Activ- und Paſſivhandel ihres Reichs nur „den dritten Theil beſitzen; daſs unter den Schiffen, „welche in Petersburg und andern Seehäfen einlau-„fen, vielleicht nicht der hundertſte Theil von Ruſ-„ſen erbaut worden, und von Ruſſen geführt wird; „daſs der auswärtige Groſshandel faſt ganz in den „Händen fremder Kaufleute iſt; daſs die ruſſ. Kauf-„leute wie die ruſſ. Handwerker gröſstentheils Bauern „ſind; daſs dieſe Kaufleute weder leſen noch ſchrei-„ben und rechnen, und alſo auch keine Handels-„bücher oder Correſpondenzen führen können; daſs „ſie endlich ſelbſt in Moskau und Petersburg noch „immer ſo wohnen, leben und ſich kleiden, wie die „Bauern auf dem Lande?" Alle Erſcheinungen, worauf ſich dieſe Fragen beziehen, finden wir, in ſo fern ſie wahr ſind, wie geſagt, ohne Vorausſetzung einer angebornen Geiſtesträgheit, natürlich, wenn wir bedenken, daſs von den Ruſſen, den Adel ausgenommen, kaum der 36te kein Leibeigner, oder, welches eben ſo viel heiſst, kein Bauer iſt, und gerade für dieſen Stand bis vor zehn Jahren wenig oder gar keine Schulen exiſtirten. In ſo fern jene Erſcheinungen wahr ſind, ſagten wir — denn die beiden letzten Puncte ſind unſtreitig übertrieben, und wir ſehen nicht ein, mit welchem Rechte Hr. *M.*, der nicht in Ruſsland war, S. 203. die Ausnahmen, welche *Bellermann* anführt, für ſehr ſelten erklärt. Wenn es endlich heiſst: die Kaufleute kleiden ſich wie die Bauern; ſo kann dies ſchlechterdings nichts weiter ſagen, als: ſie behalten die Nationaltracht bey; und wir hoffen, daſs Hr. *M.* die deutſche oder franzöſiſche Kleidung nicht für das *non plus ultra* des Geſchmacks und für ein nothwendiges Stück der Cultur anſehe. Auf die Leibeigenſchaft des gröſsten Theils der ruſſ. Nation iſt ebenfalls bey den Urtheilen über den Zuſtand der Fabriken, Manufacturen und gemeinen Handwerke Rückſicht zu nehmen. Das thut aber Hr. *M.* nicht, und führt überdies manches an, was entweder übertrieben oder falſch beurtheilt iſt. Das Urtheil S. 197.: „Der ruſſ. Handwerker arbeitet ſchlecht, und daher „bekommt er für ſeine Arbeiten kaum den dritten „Theil oder die Hälfte deſſen, was man den deut-„ſchen Arbeitern für die ihrige zahlt," kann in vielen Fällen ſo umgekehrt werden: der ruſſ. Arbeiter wird niedrig bezahlt, und arbeitet deswegen ſchlecht. Daſs dieſe Umkehrung nicht ohne Grund gemacht wurde, ſieht man daraus, daſs manches für deutſche Arbeit angeſehen wird, was von Ruſſen verfertigt

 iſt.

ist. Die deutschen Schneider und Schuster in Petersburg haben viele russische Gesellen, die aber auch ohngefähr eben das verdienen, was die Gesellen in Deutschland erhalten, 60 — 70 Kopeck des Tages. Fallen diese Bemerkungen weniger Hn. *M.* als den Büchern, die er auszog, zur Last; so ist es nicht ganz so mit dem, was er über Fabriken und Manufacturen sagt. S. 193. heisst es: „Die Manufactur „von Hautelisse-Tapeten, die Steinschleifereyen, „die Spiegel-, Fayance- und Porcellan-Fabriken in „oder bey Petersburg u. s. w. sind insgesammt auf „Kosten der Krone von ausländischen Meistern ange-„legt worden, und werden bis auf den heutigen Tag „auf eben die Art unterhalten." Soll dieser letzte Satz auch dies mit begreifen, wie es in der That scheint, dass noch jetzt ausländische Meister in jenen Fabriken sind; so steht diese Angabe nicht in der aus *Herrmanns* statistischer Schilderung von Rufsland angeführten Stelle; und sowohl in *Storchs* Gemälde von Petersburg, als in *Hupels* Staatsverfassung des russischen Reichs steht dagegen, dass die kunstreichste Manufactur, nämlich die von Hautelisse-Tapeten, von lauter Russen betrieben wird. Es wäre übrigens sehr sonderbar, wenn darauf ein Gewicht gelegt werden sollte, dass jene Manufacturen auf *Kosten der Krone* angelegt worden sind, und eben so unterhalten werden.

(Der Beschluss folgt.)

PHILOLOGIE.

Wien, b. Alberti: *Beyspielsammlung zur Uebung in der französischen Sprache;* herausgegeben von *Joh. Franz Soubiran*, ordentl. Sprachlehrer in der k. k. theresianischen Ritterakademie. *Erstes Heft.* 1799. 202 S. kl. 8.

Beyspiele zur Uebung einer fremden Sprache, mit Hinweisung auf die Regeln einer guten Grammatik, sind gewiss für Anfänger von grossem Nutzen. Aber wenn der Lehrer sie auch bey seinem Unterrichte sogleich aus dem Stegreife machte; so wird es nicht grosse Schwierigkeit haben, dass sie eben so gut gerathen, wie die Meidingerschen oder die gegenwärtigen. Denn von gedruckten erwartet man zum wenigsten einen zweckmässigen Stufengang, Vollständigkeit und Richtigkeit. Schon das erste Erfodernis hat Hr. *S.* nicht vollkommen beobachtet, indem er, wie z. B. S. 30. Gallicismen zwischen die simpelsten Regeln mengt. Gegen das zweyte Erfodernis hat er aber oft gefehlt; und dieses liegt augenscheinlich an der Befolgung der Grammatik von Peplier. Hätte er die deutsche Uebersetzung von *Wailly's* Sprachlehre oder ein anderes allgemein anerkanntes gutes Lehrgebäude zum Grunde gelegt; so würden seine Regeln und Beyspiele vollständiger ausgefallen seyn. Er erwähnt S. 3. z. B. nicht, dass die Mittelwörter im figürlichen oder uneigentlichen Verstande oft vor dem Substantiv stehen, als *une riante prairie.* Auch führt er nicht an, dass die Adjectiven in ihrem figürlichen Sinne vor die Hauptwörter gesetzt werden müssen, als *un petit fils*, *une sage femme* etc. — Nach seiner Anmerkung S. 8. sollen die Adjectiven auf *er* den Substantiven nachfolgen. Spricht man denn *mon enfant cher?* — Bey den Zahlwörtern vermisst man den Umstand, dass die *numeralia ordinalia* hinter die Substantiven gehören, wenn man eine Ueberschrift macht, ein Capitel oder einen Vers etc. anführt, als *lettre seconde; livre quatrième; chapitre premier* etc. Auch den Umstand, dass die *numer. cardinalia*, von *trois* an, in mehrern Fällen statt der *ordinalium* gebraucht werden. — S. 17. nennt er *meilleur*, *pire* u. s. w. die *unrichtige* Vergleichungsart. Warum nicht die von den Regeln der Comparation abweichende oder *unregelmässige?* Der Ausdruck *unrichtige* Vergleichungsart könnte ja leicht den Lernenden auf den falschen Gedanken bringen, dass *meilleur*, *pire* u. s. w. unbrauchbares Französisch wären. — Bey dem bestimmten Artikel sagt er nicht, dass er auch bey den abstracten und generellen Substantiven gebraucht wird, ob man ihn gleich im Deutschen oft auslässt; als *la modestie est une vertu, Bescheidenheit ist eine Tugend; l'or est plus précieux que l'argent, Gold ist kostbarer als Silber* etc. — Auch der Gebrauch der Casus ist nach der in ältern Grammatiken gewöhnlichen unphilosophischen Art beschrieben. S. 35. z. B. heisst es: „Auf die Fragen *wem, wann, wo, wohin, woran, wofür?* folgt die dritte Endung (Dativ.)" Also dürfte der Lernende wohl gar sagen: *je l'ai reçu à mon père, ich habe es für meinen Vater bekommen:* oder *il mourut à une fievre, er starb an einem Fieber?* — Mehrere Unvollständigkeiten übergehen wir, um nur noch zu zeigen, dass auch gegen die Richtigkeit des Ausdrucks, besonders gegen die Orthographie, nicht selten gefehlt worden ist. Er schreibt: *peser, mesurer, rafraichissement, alteré, sec, pluie, voïe, assés, maltraiter, Bohême, vûe, repeter, assûrer, devôt, aine, cerise, fiêvre, regne, desunion* etc. da doch ächte Franzosen beständig *peser, mesurer, refraichissement, altere, sec, pluie, voie, assez, maltraiter, Boheme, vue, repeter, assurer, devot, ainé, cerise, fievre, règne, desunion* zu schreiben pflegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Februar 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Vergleichung des ältern und neuern Rufslands etc.* Von C. Meiners etc.

(*Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In dem Abschnitte über die Gemüthsart und die Sitten der Russen wird dem ursprünglichen Charakter derselben körperliche und geistige Gefühllosigkeit, grobe Sinnlichkeit, grofse Eigennützigkeit, Mangel an Wohlanständigkeit und Reinlichkeit, knechtischer Sinn, Trägheit und Mangel an Tapferkeit vorgeworfen, und ihnen auch jetzt noch fast jeder dieser Fehler in einem gewissen Grade gelassen. Auch hier übergehen wir die Untersuchung, in wie fern jene Fehler den Russen als Slavischen Völkern gehören. Ueber mehrere Puncte aber wollen wir etwas von dem angeben, was wir entweder als Thatsachen, oder als Urtheil nicht für gegründet halten. Um zu beweisen, wie viel der Russe noch jetzt vertragen könne, wird Th. I. S. 211. angeführt, dafs der gemeine Soldat bey seinem geringen Gehalt und Proviant blofs deswegen bestehen könne, weil er keine so gute Nahrung bedürfe als der Deutsche, Engländer u. s. w. „Wenn ihn (im Lager) hungert, schlägt er ein Stück von seinem selbst gebacknen Zwieback ab, giefst Wasser darauf, und seine Mahlzeit ist fertig. Hat er etwas Salz, oder Zwiebeln, oder einen Trunk Dünnbier oder gar eine Schale Brantwein, so hält er seine Kost für ein herrliches Mahl." Dafs er dies thue, bezweifeln wir. In Friedenszeiten hat er stets aufser seiner Suppe, die doch einigermafsen gemacht ist, noch seine Grütze, oder etwas ähnliches, und zu Zeiten Fleisch. Mit blofs eingeweichtem schimmlichten Commisbrod hat sich dagegen im Felde auch der deutsche Soldat in dem neuesten Kriege behelfen *müssen.* Soll überdies der eben daselbst angeführte Mangel einer Feldbäckerey auf schlechtes Brod deuten; so finden wir diesen Schlufs ganz falsch. Ist nur das Mehl gut; so ist es auch gewöhnlich das Brod, das Rec. gegessen, und besser gefunden hat, als das an vielen Orten in Deutschland aus Gemengsel gebackene. — Zu den Schaden, welche die Eigennützigkeit erzeugt, wird S. 252. auch die Process- und Ränkesucht der Russen gerechnet, und dabey angeführt, dafs Catharina II für nothwendig gehalten habe, bey jeder Appellation, die unstatthaft befunden wird, eine Succumbenzsumme als Strafe, und eine Betheurung, dafs die appellirende Partey eine gerechte Sache zu haben glaube, an Eides statt zu verordnen. Ist denn nicht etwas ähnliches in den meisten Staaten Deutschlands? Und wie viele Puncte sind überhaupt nicht in jeder Procefsordnung Deutschlands, die mit gleichem Rechte auf Rankesucht der Deutschen gedeutet werden können! Immer wird so viel von der Eigennützigkeit der Russen und ihrem Hange zum Betrügen, und dagegen, was zu ihrem Lobe gereicht, nur mit wenigen Worten angeführt, z. B. Th. I. S. 245.; — Auch kann man es wohl nicht billigen, dafs Hr. *M.*, nachdem er einige sehr starke Züge von der ehemaligen ekelhaften Art in den Kabalen zu trinken angeführt hat, Th. I. S. 261. hinzusetzt: *Vielleicht* findet diese Indelicatesse des Pöbels noch bis auf den heutigen Tag statt. — Unter den Gründen, welche die ältern Schriftsteller für den Sklaventhum der Russen anführten, ist nach Th. I. S. 274. auch dieser, „dafs sie nicht mit Güte sondern nur durch Härte regiert, und zum Arbeiten oder jedem andern Guten angetrieben werden konnten; ja dafs sie Schläge und andere Züchtigungen nicht nur willig annähmen und dafür dankten, sondern sogar als Zeichen der Liebe betrachteten." Schon über den ersten Theil dieses Urtheils haben wir starke Zweifel, noch mehr aber über den andern. In Rücksicht auf diesen verweisen wir zuerst auf eine Stelle, welche von Hn. *M.* wohl nicht hätte übergangen werden sollen. Herberstein sagt. S. 49. „Wenn ein Herr einen guten Diener nicht gut behandelt, so wird er gewissermafsen in den Augen anderer ehrlos (*infamis*) und kann nachher keine andern Diener bekommen." Wenn zweytens Hr. *M.* doch hauptsächlich Herberstein zum Gewährsmanne anführt, so gehört die eine angezogene Stelle zu denjenigen, wo die *Auslegung* des Schriftstellers von der *Thatsache* hätte unterschieden werden sollen, und die andere beruht auf einem Zeugnisse, das wenig Glauben verdient. Herberstein sagt: „Ich habe *einmal* Bedienten darüber klagen hören, dafs sie von ihren Herrn nicht tüchtig (*probe*) geprügelt worden wären. Sie glauben, dafs es ein Zeichen des Missfallens und des Unwillens wäre, wenn sie nicht geschlagen würden." Die Klage konnte nun aber sehr wohl heifsen: hätten uns unsere Herren anfangs für unsere Vergehungen gezüchtiget, so würden wir jetzt nicht so schlecht seyn. Ist diese Erklärung natürlich — warum soll man jene unnatürliche annehmen? Dies thut aber Hr. *M.* nicht nur, sondern setzt auch statt des *einmal* (*aliquando*) *oft.* In der zweyten Stelle erzählt Herberstein, ein deutscher Schmid, gegen welchen sich seine Frau, eine Russin, darüber beschwert habe, dafs er ihr keine Zeichen der Liebe,

Schläge gebe, habe sie nachher auf das grausamste geschlagen und zum Danke mehr Liebe als zuvor erhalten, ihr aber endlich, wie Hr. *M.* übersetzt, Arme und Beine entzwey gebrochen, wie es aber eigentlich heissen sollte, sogar den Hals gebrochen (*cervicem illi praecidit*). Wir setzen hierzu nichts als dass dies alles nicht nach dem Zeugnisse der Frau, sondern des Mörders erzählt wird. Wenn übrigens (Th. I. S. 278.) der Freyheitssinn der Cosaken nach Hn. *M's.* Urtheile ein Merkmal ist, das unfehlbar auf eine Mischung mit fremden, nicht knechtischen, Blute schliessen lässt; — so muss nach unserm Urtheile wenigstens erst besser bewiesen werden, als es bewiesen ist, dass die Russen ihrem ursprünglichen Charakter nach einen knechtischen Sinn haben. Dass dieser noch jetzt herrsche, wird nur mit einer einzigen Stelle aus Meyers Briefen belegt und stimmt mit unsern Erfahrungen nicht überein. — Folgende entgegengesetzte Stellen wissen wir nicht zu vereinigen: „Alle Nachrichten und Urtheile der ältern „Reisenden kommen darin überein, dass die Russen „keine natürliche Tapferkeit besitzen (I. S. 278.). — „Man muss sich sorgfältig hüten zu behaupten, dass „die Russen von Natur feige seyen (I. S. 285.)" Wenn Hr. *M.* endlich Th. I. S. 288. sagt: „Jetzt lässt sich „die Russische Nation noch nicht gegen den Vorwurf „der Trägheit vertheidigen, die mit der so sehr an „ihr gerühmten Regsamkeit und Erwerbsamkeit sehr „wohl vereinbar ist;" so finden wir diese Vereinbarkeit sehr schwierig, und das, was Hr. *M.* darüber sagt, theils an sich nicht gegründet, theils nicht hinlänglich.

Wir gehen zu den Puncten über, in welchen Hr. *M.* glaubt, durch die alten Reisebeschreibungen auf neue Entdeckungen geführt worden zu seyn. Sie betreffen hauptsächlich die Rechte und das gegenseitige Verhältniss der verschiedenen Stände im alten Russland. Hierbey ist nun allerdings aus den alten Reisebeschreibern vieles gezogen worden, was man sonst nirgends beysammen findet. Aber mancher Punct wurde vielleicht sonst bloss deswegen übergangen, weil er ungegründet befunden worden war. Dahin gehört z. B. das, was wir oben von dem vermeynten Mangel der adlichen Geschlechtsbücher angeführt haben; und von den Hauptfragen: was hatte es mit den ehemaligen Bojaren für eine Bewandniss? waren die Russischen Bauern in alten Zeiten frey? wird nach unserer Meynung von Hn. *M.* die eine nicht befriedigend und die andere falsch beantwortet. Die Bojarenwürde war mehr ein von dem Zar ertheilter Titel als ein Amt; dies ist nach Th. I. S. 308. das Resultat, welches Hr. *M.* aus den verschiedenen Stellen von *Fletscher* und *Herberstein* zieht, und er bemerkt dabey, dass Hr. *Hupel* sich das Geständniss, man könne sich keine recht befriedigende Begriffe von den Bojaren der alten Zeit machen, erspart haben würde, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die Werke der ältern Reisebeschreiber zu Rathe zu ziehen. Nun ist aber doch offenbar selbst aus Stellen, die Hr. *M.* anführt, dass die Bojaren wirklich Geschäfte hatten; und wenn er die Bojarenwürde nur in so fern für einen blossen Titel gehalten wissen will, als die Bojaren weder dem Grossfürsten noch seinen Lieblingen widersprechen durften; so scheint uns eine solche Auslegung sonderbar. Ueberdies wäre doch zu erklären, warum Peter der Grosse für nöthig gefunden habe, die Bojarenwürde, die ein blosser Titel gewesen seyn soll, — abzuschaffen. Hierüber, welches doch keine geringe Schwierigkeit ist, sagt Hr. *M.* gar nichts. Endlich ist der Widerspruch zwischen *Herberstein* und *Fletscher* nicht wenig auffallend. Der erste stellt nach Th. II. S. 2. die Bojaren nicht als Geheimeräthe, sondern als einen Stand vor, welcher mit dem gemeinen Adel in andern Ländern verglichen werden konnte, und sagt, die Bojaren müssten alle Aemter und Geschäfte, welche der Grossfürst ihnen anvertraut, auf ihre eigne Kosten übernehmen. Fletscher hingegen nennt die Bojaren Räthe des Zar, und spricht nach Th. II. S. 6. nicht nur von Einkünften, welche sie von Gütern ziehen, die von der Gnade des Zar abhängen, sondern setzt noch hinzu, dass wenn sie wirkliche Kriegsdienste thaten, auch einen jährlichen Sold erhielten. Solche widersprechende Nachrichten müssen doch wohl die Begriffe von den Bojaren und ihrer Lage sehr zweifelhaft lassen. Wir vermuthen, dass ursprünglich Bojaren so viel als Edelleute bedeutet, und wirklich, ihrem angeerbten Stande nach, Einfluss auf die Verwaltung des Staats gehabt, dieselbe aber nachher mehr oder weniger unter den despotischen Regierungen verloren, und doch immer wieder zu erlangen gesucht haben. Das Wort bedeutet einen Herrn, und könnte wohl mit dem Worte *Lord* verglichen werden. Wie nun dieses nicht nur ein erblicher, sondern auch ein mit Aemtern verbundener Titel ist; so konnten zu Fletschers Zeiten vorzüglich die hohen Beamten Bojaren heissen. So ist es vielleicht möglich, die widersprechenden Nachrichten mit einander zu vereinigen. Doch wir halten uns bey dieser Vermuthung nicht länger auf, sondern gehen zu dem zweyten Hauptpuncte über, worin Hr. *M.* glaubt, eine Entdeckung gemacht zu haben. Er betrifft das Alter der Leibeigenschaft der Russischen Bauern. Dem entgegen, was gute Schriftsteller von dem Ursprunge derselben anführen, (unter andern Storch in seinen *Materialien* S. 450. u. ff.) behauptet Hr. *M.* Th. II. S. 20.: die Bauern wären schon unter den Regierungen der Zaren Wasilje Iwanowitsch und Iwan Wasiljewitsch nicht nur eben so sehr Sklaven als jetzt, sondern noch viel unglücklichere Sklaven gewesen. Auch zeigen die Stellen, die er anführt, gewissermassen, dass die Bauern oder das Volk überhaupt höchst elend gewesen seyen. Daraus folgt aber nicht, dass sie leibeigen waren. Als solche könnten sie nur dann betrachtet werden, wenn sie das Land, das sie baueten, nicht ohne Erlaubniss des Gutsherrn verlassen, oder sogar wie jetzt ohne Land verkauft werden durften; — und dafür hat Hr. *M.* auch nicht ein einziges Zeugniss aus den ältern

tern Reisebeschreibern angeführt. Wenn er dagegen sagt: weder einer von diesen noch selbst die Ulosche-nie erwähne freyer Bauern; so war dies ganz natürlich, weil sie alle frey waren. Wenn überdies in der Uloschenie den Bauern ausdrücklich verboten wird, sich als Leibeigne zu verkaufen, welches nach dem Gesetzbuche von Iwan Wasiljewitsch (Sudebnik) erlaubt war, und in diesem die Bedingungen bestimmt werden, unter denen ein Bauer von einem Gutsherrn zum andern übergehen konnte; — so muss Hr. *M.* die Aechtheit dieser Stellen leugnen, oder den versuchten Beweis für das Alter der Leibeigenschaft der Bauern aufgeben. Wenn er endlich Th. II. S. 21. sagt, freye Bauern wären in ältern Zeiten nur dadurch entstanden, dass die Sinbojaren, die *keine* Kriegs- und Hofsdienste liebten, oder finden konnten, kleine Erbländereyen kauften, oder auch ihre kleinen Erbtheile selbst bauten; so können wir dies mit angeführten Stellen aus Fletscher und Herberstein, welche nach Th. II. S. 4. und 7. sagen, dass auch die ärmsten von Adel es für eine Schande halten, mit der Hand zu arbeiten, nicht vereinigen.

Ausser diesen Bemerkungen über den Inhalt müssen wir noch ein Wort über die Darstellung sagen. Dass sie im Ganzen nicht schlecht sey, dafür bürgt der Name des Vfs. Indessen können wir doch nicht verheelen, dass die Materien, sowohl in den kleinern als grösern Theilen bisweilen nicht gehörig verbunden, oder gar aus einander gerissen sind. In Beziehung auf die ersten führen wir zum Beyspiel den Absatz von Th. I. S. 243 – 245. an. Nachdem da viel über den Hang zum Betruge der Russen gesagt worden ist, heisst es am Ende ohne alle Verbindung: man rühmt die Treue der Russischen Bedienten, Fuhrleute und Bauern. Dann ist der Gegenstand des neuen Absatzes wieder — die Eigennützigkeit. — Von der ehemaligen und jetzigen Lage der Bauern wird in drey verschiedenen Abschnitten gehandelt, nämlich Th. I. S. 67. und 321. Th. II. S. 40. — Bemerkungen über die Speisen kommen schon in dem Abschnitte vor, wo von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens gehandelt wird; dann unter der Rubrik von den Sitten und der Lebensart, und endlich ist noch ein besonderer Abschnitt den Speisen und Getränken gewidmet. In diesem wiederholt Hr. *M.* auch grösstentheils, was er schon angeführt hatte, und hofft von der Billigkeit der Leser, dass sie ihm diese Wiederholungen nicht verargen werden, „weil die Nahrungsmittel der ältern Russen noch etwas mehr beweisen, als dass die Russen der ältern Zeiten anders lebten, als die übrigen europäischen Völker." Hier wäre nun aber eines Theils ein blosses Zurückweisen hinlänglich gewesen, und dann finden wir, wie schon gesagt, den Gesichtspunct, auf den Hr. *M.* dringt, wenigstens dem Titel dieses Werks nicht entsprechend. Uebrigens würden wir diesen Mangel an Ordnung weniger gerügt haben, wenn Hr. *M.* selbst billiger gegen Hn. *Hupel* gewesen wäre. Er nennt die Schriften desselben Th. I. S. 201. in Rücksicht auf Vortrag, Ordnung und Räsonnement *höchst elende Schreibereyen.* Das finden wir doch zu stark, wenn wir gleich weit entfernt sind, dieses um die Kenntniss des Russischen Reichs so sehr verdienten Mannes „unaufhörliches Apologisiren und Penegyrisiren" zu billigen, oder seinen Vortrag als ein Muster anzuerkennen. Da ferner Hr. *M.* zu gleicher Zeit *Jeden* auffodert, die angebliche Hupelsche Widerlegung seiner Abhandlung über die Natur der Slavischen Völker in Europa (S. Götting. histor. Magazin 7 B. S. 600.) zu prüfen und dann zu entscheiden, ob der Widerleger einen einzigen gründlichen, ja nur einen scheinbaren, Einwurf vorgebracht habe; so müssen wir doch sagen, dass sich fast in jedem etwas wahres findet, welches Hr. *M.* mehr hätte beachten sollen, als es in diesem neuen Werke geschehen ist. Darinn aber hat Hr. *M.* Unparteylichkeit gezeigt, dass er in der Nachschrift auf eine Stelle in *Storchs* Gemälde des Russischen Reichs verweist, die seiner eignen stark ausgedrückten Behauptung widerspricht.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Voss und Comp.: *Praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde*, oder *genaue und vollständige alphabetische Beschreibung aller im Handel vorkommenden Gewürz-Material- und Drogerey-Waaren, Fischwaaren-Artikel, Weine, Getränke, Provisionen, Früchte und dergleichen mehr;* in beständiger Hinsicht auf das Bedürfniss des Waarenhändlers, Commissionärs und Mäcklers, bearbeitet von *Joh. Christ. Schedel.* 1798. (2 Rthlr. 14 gr.)

Dieses Taschenwörterbuch ist, nach der Versicherung des Vf., kein Werk der Eile und kein blosser Auszug aus dem grösern Waaren-Lexicon. Es sind demselben viele neue Artikel hinzugefügt, und die übrigen sind berichtiget, ergänzt, genauer bestimmt und verbessert. Rec. bezeuget gerne die Richtigkeit dieser Angaben. Er hat beide Werke mit einander verglichen, und gefunden, dass gegenwärtiges dadurch an Brauchbarkeit sehr gewinnt, weil es bequemer zum Nachschlagen ist, weil kein Artikel von Bedeutung fehlt, und weil Raum dadurch erspart ist, dass alles überflüssige ausgelassen und jede Wiederholung vermieden ist. Wenn zum Beyspiel der erste Artikel des grösern Werks: *Aachener Gallmey*, in dem kleinern nicht unter dem Buchstaben A angetroffen wird; so fehlt er deswegen doch nicht, sondern findet sich richtig an seiner Stelle im G, unter Galmey, wo man ihn ohnehin eher als im A suchen wird.

Der Vf. hofft, dass diese Auflage bald vergriffen seyn werde, und wir wünschen es mit ihm, weil jeder Kaufmann billig solche nützliche Schriften besitzen sollte.

Berlin, b. Maurer: *Tabellen zur Ausrechnung des Silbers und Goldes nach dem feinen Gehalte in Silber von ½ Grän bis auf 15 Loth 17 Grän, in Golde von ½ Grän bis auf 23 Karat 11 Grän und in der rohen Masse von $\frac{1}{16}$ Loth bis zu 1000 Mark.* Nebst einem Vorbericht vom Gebrauche dieser Tabellen auch einem Anhange von Vergleichung unterschiedener Gewichte mit dem Kölnischen Markgewichte. *Zweyte Auflage.* 1798. 313 S. 8. (20 gr.)

Ein sehr altes Buch mit neuem Titel. Schon im Jahre 1752 erschien die erste — oder vielmehr die gegenwärtige — Auflage, und jetzt ist bloss der Titel umgedruckt geworden. Indessen ist diese Buchhändler Speculation doch damit zu entschuldigen, dass dies Werkchen allerdings mehr in den Händen der Wechsler und Münzbediente zu seyn verdient, als es wohl bis jetzt war. Die Tabellen sind sehr bequem zugleich zu Gold- und Silberrechnungen eingerichtet, und so weit Rec. solche durchgesehen, sehr richtig ausgerechnet. Die Vorrede giebt befriedigende Aufschlüsse über ihren Gebrauch und der Anhang enthält ebenfalls in Tabellen Vergleichungen verschiedener Gewichte, die ebenfalls recht brauchbar sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Nürnberg,* in d. Steinisch. Buchh.: *Vindiciae prophetarum Ebraicorum et Jesu Christi contra Thomam Paine ejusque libelli de vera et fictitia religione Germanicum interpretem,* auctore *Fried. With. Hagen.* 1798. 70 S. 8. (6 gr.) Thomas Paine, der die Propheten des alten Testaments aus einem ganz falschen Gesichtspunct betrachtet, zeigt doch noch einige Achtung gegen sie als Dichter; aber sein deutscher Uebersetzer findet es nicht einmal der Mühe werth, sich mit der Erlernung ihrer Sprache zu beschäftigen, glaubt, dass sie mit den griechischen Dichtern gar nicht könnten verglichen werden, und es ist ihm schon Sünde wider den guten Geschmack weiter davon zu reden. Er sagt unter andern: wenn der griechische Dichter *stark* spricht, so *schreyet* der hebräische; wenn der griechische *singt*, so *heult* der Barbar. Gegen diesen letzten ist der erste Theil dieser kleinen Schrift, welche der Vf. als Einladungsschrift zur Anhörung der bey dem Antritt seines Amts gehaltenen Rede herausgegeben hat, vornehmlich gerichtet. Hr. *H.* hebt zu dem Ende einige Davidische Psalmen aus, übersetzt den 8. 19. 2. und 22 Psalm, erläutert sie kurz, macht auf ihren poetischen Werth aufmerksam und giebt zugleich Winke, um den Leser in den Stand zu setzen, über das Ungereimte jenes Vorwurfs urtheilen zu können. Die Uebersetzung der hier gelieferten Psalmen ist in deutscher Sprache abgefasst, weil der Vf. glaubt, dass sich das eigenthümliche der hebräischen Sprache genauer im Deutschen als im Lateinischen ausdrücken lässt. Sie ist fast durchgehends treu und fliessend, und die Anmerkungen enthalten recht gute und zum Theil feine Bemerkungen. Zur Probe will Rec. nur den Anfang des 8 Psalms hersetzen.

V. 2. Wie glänzend, Gott, verherrlichet
sich auf der ganzen Erde deine Macht,
die preisend deinen Ruhm
hinauf zum Himmel tönt!

3. Du hast dir in des Kindes, in des Säuglings Munde
ein bleibend Lob bereitet,
entgegen deinen Feinden
entgegen allen, die den Götzen dienen.

4. Seh ich die Himmelshöhe,
das feine Kunstgebilde deiner Hand,
den Mond, die Sterne, die du schufst:

V. 5. Wie gross ist da der Mensch,
dass so du sein gedenkst,
der Erdensohn, dass du so für ihn sorgst.

V. 2. nimmt der Vf. אדיר in der eigentlichen Bedeutung *glänzend.* תנה ziehet er zu הארץ und lieset הֻנָּה. V. 3. wird עז mit den 70 in der Bedeutung *Lob* genommen, und V. 5. zeigt מה אנוש nicht die Niedrigkeit des Menschen sondern seine Würde an, wie schon der Verfolg lehret. Die Schönheit und Würde des Gedichts wird recht gut entwickelt und vertheidigt S. 14 — 17. Auch über die andern Psalmen ist viel richtiges gesagt. Ps. 2, 1. wird יהגו ריק übersetzt *warum stürmen Nationen wie Meereswuth her?* Der Vf. nimmt הגה in der eigentlichen Bedeutung *aestuare,* und ריק als Substantiv *effusio* und hier als Adverbium *effuse.* Allein diese Erklärung ist gesucht, und die Bedeutung des letzteren nicht genug erwiesen: V. 11. ist auch die Uebersetzung *und nahet euch bebend ihm* gar zu sklavisch.

In dem zweyten Theil dieser Schrift wird der Charakter Jesu gegen die hämischen und harten Beschuldigungen, welche in der deutschen Uebersetzung der Schrift von Paine vorkommen, vertheidigt. Hr. *H.* führt die Beschuldigungen, welche aus dem Gespräche Jesu mit dem cananäischen Weibe Matth. 15: 26.; aus dem Gleichniss von den Arbeitern im Weinberge Matth. 20.; aus dem Gleichniss von dem Mann, der seinen Bedienten das Vermögen anvertraute Matth. 25, und aus dem Widerspruch, den man in einzelnen Lehren und Aussprüchen Jesu z. B. Luc. 12: 22. und 16: 9. zu finden glaubt, hernimmt, wörtlich an, zeigt das grundlose und falsche darin und beantwortet sie auf eine befriedigende Weise. Da die Schrift von Paine gewiss nur unter unkundigen und leichtsinnigen Menschen Schaden anrichten kann, indem das Seichte und die falsche Darstellung darin jedem Sachkundigen bald auffallen: so wäre es in dieser Rücksicht zweckmässiger gewesen, wenn auch diese Gegenschrift in deutscher Sprache erschienen wäre. Aber freylich lesen auch solche Leute nur höchst selten solche Gegenschriften, die gegen ein Buch gerichtet sind, das schon ihren Beyfall erhalten hat, weil es mit ihrer Denkungsart übereinstimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Februar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Wolf: *Geschichte der römisch-katholischen Kirche, unter der Regierung Pius des Sechsten.* Von *Peter Philipp Wolf.* *Fünfter Band.* 1798. 587 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Gegenwärtiger Band eines durch vielen Beyfall gewürdigten Werks gewinnt dadurch einen besondern Grad der Wichtigkeit, dass darin die Versuche des Grossherzogs und nachmaligen Kaisers *Leopold*, das Religions- und Kirchenwesen von Toscana zu reformiren, beschrieben werden. Der Vf., der sich daher hier auch billig eine grösere Ausführlichkeit erlaubt hat, als bey manchen Gegenständen der vorhergehenden Bände, bemerkt mit Recht, dass, wenn man sowohl die Gründe kenne, mit welchen sich manche Bischofe jener Reformation entgegensetzten, als auch die Hindernisse, mit welchen gutdenkende Fürsten der römischen Kirche gewöhnlich zu kämpfen haben, wenn sie in Religionssachen eine Verbesserung anbringen wollen, man sich nicht mehr verwundern werde, warum der Katholicismus jetzt auf dem Puncte stehe, seiner einzigen noch übrigen Stütze beraubt zu werden. Er werde dieses Unglück nicht sowohl der immer weiter schreitenden Aufklärung des menschlichen Verstandes, als vielmehr dem unklugen Benehmen seiner eigenen Vertheidiger zuschreiben müssen. Denn diesen scheine es bis jetzt nur einzig um die Rettung dessen, was Menschenunsinn zur Religion gemacht hat, zu thun zu seyn, während es dadurch der Vernunft immer leichter gemacht werde, zu zeigen, was Religion seyn müsse, so fern sie auf einen göttlichen Ursprung Anspruch machen dürfte. Zwar fehlte es bisher in Deutschland nicht an Urkunden und Nachrichten, die zur Geschichte der so merkwürdigen *Synode von Pistoja* gehören; besonders erinnern wir uns dergleichen in *Planck's* neuester Religionsgeschichte, und in *Henken's* Archiv für die neueste Kirchengeschichte, gelesen zu haben. Aber so zusammenhangend und vollständig als hier, ist diese grose Angelegenheit überhaupt noch nirgends beschrieben worden.

Peter Leopold, der wohlthätigste Reformator der neuesten Zeiten, der, nicht wie sein Bruder *Joseph* so oft, erst reformiren, dann belehren, auch solches nicht ohne Zuziehung seiner Landesbischöfe, thun wollte, legte diesen im J. 1786. den berühmten aus 57 Artikeln bestehenden Reformationsplan vor, damit sie ihr Gutachten darüber erstatten sollten. *Plank* hat ihn zwar, aber mit Auslassung wesentlicher Stellen, abdrucken lassen; hier ist er (S. 3—38.) unabgekürzt eingerückt worden. Dass die Bischöfe von Toscana sich grösstentheils jenem Plan so heftig widersetzt haben, leitet der Vf. S. 40. davon her, „weil sie aus kleinlichen Leidenschaften, aus Partheygeiste, aus Unwissenheit und Stolz, sich nicht überzeugen wollten, dass an Dingen, die sie Religion und Gottesdienst nannten, etwas zu verbessern nöthig sey; jede Neuerung für eine höchstfrevelhafte Verletzung der göttlichen Ordnung ansahen; es am wenigsten einem weltlichen Souverain verzeihen konnten, wenn er die Miene machte, als gefiele ihm nicht alles, was Pfaffen gefällt; endlich nach so vielen ungestraften Eingriffen in die Rechte der Landesherrlichkeit, sich allmählich an den Genuss einer Unabhängigkeit gewöhnt hatten, die ihrem Stolze schmeichelte, und ihrer behaglichen Unwissenheit das Ansehen einer unantastbaren Orakelweisheit gab." Ohne eben dieses Urtheil durchaus hart zu nennen, glauben wir doch, dass sich der Widerstand jener Bischöfe milder und leichter aus den zwey Hauptursachen erklären lasse: aus der durch das päbstlichgeistliche Recht eingeführten Meynung, dass sich ein Fürst eben so wenig, als irgend ein anderer Laye in Kirchen- und Religionssachen mischen dürfe; und aus der Ueberzeugung, dass die von Päbsten und Concilien der Bischöfe seit Jahrhunderten festgesetzten kirchlichen Lehren und Einrichtungen ganz unverbesserlich seyn. Uebrigens zeigt der Vf. (S. 45.) noch einen besondern Umstand an, der den Streit der Bischöfe mit der grossherzogl. Regierung sehr hartnäckig machte. Der vorgelegte Reformationsplan schien fast ganz in der Schule der Jansenisten entworfen zu seyn, und der Sectengeist liess es daher desto weniger zu, dass die zahlreichere Parthey nachgegeben hätte.

Wer mit dem Geiste des höhern römischen Clerus etwas näher bekannt ist, und weiss, welche Einwendungen gegen versuchte Reformationen in der Kirche desselben gemacht worden sind, dem werden auch die Gründe ziemlich beyfallen, deren sich die Bischöfe zum Theil wider den gedachten Plan bedienten. Doch verdient einiges aus den Gutachten von beiden Seiten, wie sie Hr. *W.* hier mitgetheilt hat, (S. 46—222.) angeführt zu werden. Der Erzbischof von *Florenz, Martini*, der für einen der aufgeklärtesten Prälaten gehalten wurde, hielt den Antrag, dass der *Gottesdienst in der Landessprache gehalten* werden sollte, darum für sehr bedenklich, weil da-

dadurch ein allgemeiner und beständiger Gebrauch der Kirche aufgehoben würde; weil es zu besorgen sey, dass alsdann selbst das Glaubensdogma verändert werden möchte, indem es bey der Uebersetzung der öffentlichen Gebete aus einer todten Sprache in die lebende, nur zu leicht möglich wäre, den Worten einen verschiedenen Sinn zu geben; weil durch die Einführung der Volkssprache beym Gottesdienste, jede Kirche der Benachbarten so zu sagen fremd werden, und ihren eigenen Dialect bekommen würde; weil endlich die lateinische Uebersetzung der Bibel, die eben so alt als das Christenthum selbst sey, lange Zeit hindurch in der abendländischen Kirche die Stelle des Originaltextes vertreten habe. Wenn ferner *jeder Bischof Dispensationen zu ertheilen berechtigt* seyn sollte; so sey zu befürchten, dass die Gesetze allzuhäufig gebrochen werden, und zuletzt nur im Schatten übrig seyn dürften. Für die meisten, im Reformationsplane bemerkten Fälle, könnten die Bischöfe, wenn sie es verlangten, gar leicht vom römischen Stuhl die nöthigen Facultäten erhalten, und die Verhältnisse, in welchen sie mit dem sichtbaren Haupte der Kirche stünden, erlaubten es ihnen ohnedem nicht, sich mehrere Befugnisse anzumassen. Was die *Säcularisirung der Ordensgeistlichen* betreffe: so hätten diese dem Pabste einen besondern Gehorsamseid geschworen; mithin könne sich ein gewissenhafter Ordensmann nimmermehr mit einer von dem Bischof erhaltenen Gelübdeauflösung beruhigen. *Die Processionen* könnten nicht eingeschränkt werden, weil sie schon in den ersten Zeiten des Christenthums aus noch immer gültigen Gründen eingeführt worden wären u. s. w. Der Bischof von *Colle* hingegen, *Nicol. Sciarelli*, gab nicht allein dem ganzen Reformationsplane seinen lautesten Beyfall; sondern ging auch in mehreren Puncten noch viel weiter. Er verstattete auch den Pfarrern ihr Stimmrecht auf Concilien; verlangte, dass die Bischöfe ihren Landesherren noch durch einen besondern Eid verpflichtet werden möchten; dass künftig nicht mehr jeder Bischof schuldig seyn sollte, alle drey Jahre einen Bericht vom Zustande seiner Kirche nach Rom zu schicken, und dass wenigstens bey der Taufe der Einsegnung der Ehe und der letzten Oelung, die Landessprache gebraucht werden sollte; auch wünschte er gar sehr, dass die Bischöfe die ihnen von Gott ertheilten, aber von den Päbsten entrissenen Rechte wieder erhalten möchten. Er erkannte auch das Unnütze der Todtenmessen; wollte sie aber erst nach vorgängigem Unterrichte darüber abgestellt wissen. Doch auf ihn folgt gleich das Gutachten des Bischofs von *Fiesole*, *Mancini*, der jede kirchliche Aenderung für unklug oder gefährlich erklärt; sie höchstens vom Pabste angestellt wissen will; übrigens aber schlau genug zeigt, wie wenig die Schriften des heil. *Augustinus* zur Bildung des theologischen Lehrgebäudes brauchbar sind. Dagegen ist sein Nachfolger, der Bischof von *Pistoja* und *Prato*, *Scipio Ricci*, (S. 78 fg.) ein erklärter Jansenist; schlägt die Kirchenversammlung dieser Parthey zu Utrecht als Muster der Nachahmung vor; will den Einfluss des Pabstes auf die zu haltende Synode verhütet wissen, indem die Päbste von jeher nichts so sehr als die Synoden gefürchtet hätten; erkennt die Gültigkeit der Ehe durch den Contract, auch ohne Sacrament; dringt auf die Abschaffung abergläubischer Feste; wünscht wesentliche Aenderungen im Gebrauche des Rosenkranzes, und verbindet überhaupt mit hellen Einsichten auch mehr Freymüthigkeit, als alle übrigen; nur den Bischof von *Chiusi* und *Pienza*, *Joseph Pannilini*, ausgenommen (S. 128 fg.), dessen dreiste Vorschläge nicht allein jede Erwartung übertreffen; sondern auch den einzigen Weg zeigen, auf welchem die vom Grossherzog gewünschte Reformation durchgesetzt werden könnte. Wir übergehen die Gutachten der übrigen Bischöfe, welche meistentheils bald gemässigte, bald heftige Gegner dieser Verbesserung sind.

Darauf folgt die Beschreibung *der Synode von Pistoja* im J. 1786. (S. 223 fg.) Den Hirtenbrief, womit der dortige Bischof die Geistlichkeit seiner Dioeces zusammenberief, (234 Pfarrer und Cleriker,) und wodurch er sie beynahe überraschte, hat auch *Plank* bekannt gemacht; aber die Verhandlungen derselben nur in einem sehr unvollständigen Auszuge. Hier sind sie ausführlich zu lesen: und man weiss, wie wichtig die darauf festgesetzte Reformation gewesen ist. Sehr merkwürdig war unter andern die auf dieser Synode bewirkte Zurückführung der Mönche auf ihre ursprüngliche Verfassung, nicht einen Theil des Clerus auszumachen, Händearbeiten zu verrichten, nicht immerwährende Gelübde zu thun. „Eine tausendjährige Klostererfahrung, heisst es in einem ihrer Schlüsse (S. 255.), hat bewiesen, dass der Eifer und die Heiligkeit dieser Gesellschaften immer in eben dem Verhältniss abnimmt, in welchem mehr darin gebetet und gesungen (als gearbeitet) wird." Doch da die Regierung von den meisten übrigen Dioecesansynoden nichts weniger als eine solche Willfährigkeit erwarten konnte; so glaubt der Vf., sie würde ihren Zweck wahrscheinlicher dadurch erreicht haben, wenn sie, nach dem ersten fruchtlosen Versuche, sich den Beyfall des grössern Theils der Landbischöfe zu verschaffen, aus eigener landesherrlicher Macht, ohne weitere Rücksprache mit der Gegenparthey zu nehmen, so viel von dem Reformationsentwurfe zur Vollziehung gebracht hätte, als es nöthig gewesen wäre, den gröbsten Schutt, der sich im Gebiete der Religion befand, auf die Seite zu schaffen. (Vielleicht, denken wir dabey; vielleicht aber auch und vermuthlich — nicht. Denn da sich die drey Erzbischöfe nebst mehreren Bischöfen widersetzten; so würden sie ohne Zweifel in Verbindung mit dem Pabste dem Landesherrn Unruhen genug erregt haben. So lange es einen Pabst giebt, und sollte er auch nicht einen Fuss breit Landes besitzen, so lange werden auch die nothwendigsten, und besonders ins Grosse gehenden Reformationsplane schlechterdings misslingen. Der Clerus, besonders der höhere, dessen Ansehen und Reichthümer

mer mit dem Pabste stehen und fallen, so wie auch die mit diesem noch genauer verbundenen Mönche, werden jede Competenz zu reformiren lediglich auf ihn zurückweisen, und dem Landesfürsten hierin allen Gehorsam versagen; auch die Unentbehrlichkeit einer solchen höchsten geistlichen Macht stets behaupten, und vermöge ihres allgewaltigen Einflusses auch wohl noch Jahrhunderte hindurch durchsetzen.) Genug, man wiederholte den ersten verunglückten Versuch, und alle toscanische Bischöfe wurden im Jahre 1787. nach *Florenz* berufen, um über den oftgedachten Plan zu berathschlagen und zu entscheiden. Alle neunzehn Sessionen dieser Synode, und ihr für den Reformationsplan ungünstiger Schluss, werden bis S. 514. umständlich beschrieben. Es ist auch der dem Pabste so missfällige Hirtenbrief des Bischofs von *Chiusa*, nebst der päbstlichen Missbilligung derselben, während des Fortgangs dieser Synode, eingerückt worden. Nach einigen Bemerkungen über die Resultate jener Versammlung, erzählt der Vf. noch S. 518 fg. wie sich, nachdem *Leopold* den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, die Feinde des Bischofs von *Pistoja*, den auch die neue Regierung nicht mehr schützte, durch den Pabst an ihm zu rächen gewusst habe. Das so merkwürdige Verdammungsbreve *der Synode von Pistoja* im Jahre 1794. ist S. 524—586. mit allen darin verurtheilten Sätzen, beygefügt worden. *Franz* II. hat zwar diese das Andenken seines Vaters und Onkels beschimpfende Schrift, die von den Mönchen, besonders von den Exjesuiten, auch in Ungarn von der dortigen Geistlichkeit durch wiederholte Auflagen, möglichst in Umlauf gebracht wurde, verboten; in Baiern aber wurde sie desto ungehinderter verbreitet. Hr. *W.* gesteht am Ende dieses Bandes eben das, was wir oben bemerkt haben: „Mehr als diese neueste Urkunde des päbstlichen Hofes braucht es wohl schwerlich, um den Beweis zu bekräftigen, dass nur mittelst einer Totalreformation, die bey dem Pabste zuerst angefangen werden muss, der unförmlichen Anarchie, worin sich die Kirche von einer Seite durch die Hartnäckigkeit ihres Oberhaupts, auf dem Infallibilitätssystem fortzubauen, und von der andern durch die muthige Bestreitung dieses Systems versetzt sieht, abgeholfen werden könnte."

TECHNOLOGIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Allgemeines Repertorium zur praktischen Beförderung der Künste und Manufacturen*, aus den vorzüglichsten Schriften über diese Gegenstände gesammelt und herausgegeben von *J. G. Geissler*, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Halle. *Erster Theil.* 1797. 328 S. und 3 Kupfertaf. *Zweyter Theil.* 1798. 336 S. u. 3 Kupfertafeln. 8. (zusammen 2 Rthl. 8 gr.)

Das Werk, das Hr. *G.* unter diesem Titel herauszugeben angefangen hat, ist eigentlich eine Uebersetzung des *Repertory of arts and manufactures*, das seit 1794. heftweise herauskommt und theils Nachdrücke von Abhandlungen über Gegenstände der Technologie aus den *philosophischen Transactionen*, den *Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Manchester*, *der Societat zur Aufmunterung der Künste, Manufacturen, Handlung* u. s. w. theils Uebersetzungen ähnlicher Aufsätze aus den *Annales de Chimie*, den *Memoires de l'Academie des sciences de Turin* und den Schriften anderer gelehrten Gesellschaften enthält. Der Herausgeber hat indessen, wie er selbst sagt, diese englische Sammlung nicht wörtlich übersetzt, er hat vielmehr unter den in derselben befindlichen Abhandlungen eine Auswahl getroffen und nur die in sein Repertorium aufgenommen, die ihm der Verpflanzung auf deutschen Boden vorzüglich werth zu seyn schienen; er hat ferner die Aufsätze, die von einerley, oder doch von ähnlichem Inhalte waren, neben einander gestellt, auch einige aus den *Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm* entlehnte Abhandlungen, die sich nicht in dem erwähnten *Repertory* befanden, aber gleichwohl in eine Sammlung dieser Art gehörten, beygefügt, und sich so bemüht, seinen Landsleuten eine Schrift zu überliefern, die sie als „eine allgemeine Sammlung der vorzüglichsten wichtigsten Aufsätze, Erfindungen und Verbesserungen gegenwärtiger Zeiten, in so fern sie Kunst und Manufactur betreffen," ansehen und gebrauchen könnten. In der That enthält auch dieses Werk mehrere nützliche und lehrreiche Abhandlungen, wichtige Erfindungen u. s. w., die allerdings durch eine Uebersetzung gemeinnütziger gemacht zu werden verdienten, und mancher deutsche Künstler, der bisher diese Aufsätze entweder gar nicht, oder nur aus unvollständigen, oder wohl gar fehlerhaften Auszügen in deutschen Journalen kannte, wird es dem Herausgeber Dank wissen, dass er ihn in den Stand gesetzt hat, sie lesen und die darin mitgetheilten Entdeckungen, Verbesserungen u. s. w. benutzen zu können; allein viele Leser werden auch, fürchten wir, mit der Auswahl, die unter den Abhandlungen des *Repertory* getroffen worden ist, nicht vollkommen zufrieden seyn; sie werden dem Herausgeber den Vorwurf machen, dass er mehrere grössere und kleinere Schriften, die schon in ihre Sprache übersetzt sind und die sie längst besitzen, aufs neue verdeutscht und sie sonach genöthigt hat, sich dieselben noch einmal anzuschaffen, und sie werden deshalb wünschen, dass er wenigstens in der Folge nur solche Aufsätze, die noch nicht in die deutsche Sprache übersetzt sind, und doch, ihrer Brauchbarkeit wegen, auf diese Ehre Anspruch machen können, in sein Werk aufnehmen möge. Dieser Wunsch, den wir wirklich schon aus dem Munde eines und des andern Besitzers dieses deutschen Repertoriums vernommen haben, ist in der That so billig, als jener Vorwurf gegründet ist, (m. s. z. B. die Abhandlungen I. Band, Nr. 8. 9. 11. u. s. w. II. Band, Nr. 22. 28. 34. 38. u. s. w., welche insgesammt schon von andern

andern Uebersetzern in unsere Sprache übergetragen worden sind); wir hoffen daher, dass der Herausgeber in der Folge bedacht seyn werde, diesem zu entgehen, und seine Leser, durch Erfüllung des erwähnten Wunsches, wieder mit sich auszusöhnen. — Die Aufsätze selbst, die in diesen beiden Bänden abgedruckt sind, enthalten Anweisungen zur bessern Bearbeitung des Leders, zur vortheilhaftern Gewinnung und Reinigung des Salpeters, Alauns, Salmiaks, Mineralalkalis und anderer Salze, zur Benutzung der oxygenesirten Salzsäure zum Bleichen, zur Anwendung gewisser Vegetabilien zum Färben, zur Verfertigung der harten Seife, zur Bereitung eines Substituts des Bleyweisses und der Mennige, das zu manchen Absichten statt dieser Bleykalke angewendet werden kann, und zur Verfertigung mehrerer metallischer Compositionen, dauerhafter Cemente und anderer Produkte, die sich, wie es scheint, durch ihre guten Eigenschaften empfehlen; wir müssen es aber unsern Lesern überlassen, sich sowohl mit diesen Anweisungen, als mit dem Inhalte der übrigen Aufsätze, deren Anzahl zu gross ist, (wir haben ihrer 73 gezählt,) als dass wir sie hier, ihren Ueberschriften nach, anführen könnten, aus dem Werke selbst bekannt zu machen, und erinnern nur, dass die Uebersetzung, wie wir bey der Vergleichung einiger Abhandlungen mit den Urschriften gefunden haben, ganz gut gerathen ist, die wenigen Anmerkungen aber, die Hr. G. beygefügt hat, und die grösstentheils literarische Nachweisungen enthalten, so zweckmässig sind, dass sie den Raum, den sie einnehmen, wohl verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Müller und Mylius: *Kurzer Abriss der Geschichte der königl. Realschule, in den ersten 50 Jahren nach ihrer Stiftung.* Eine Einladungsschrift zu den Schulfeyerlichkeiten, welche den 8ten und 9ten May in der hiesigen königl. Realschule veranstaltet werden sollen, von *Andreas Jacob Hecker*, Direct. der vereinten Anstalten der genannten Schule. 1797. 110 S. 8. (6 gr.) Eine sehr merkwürdige und für den Menschenfreund sehr erfreuliche Geschichte eines blühenden Erziehungs- und Unterrichts-Instituts, welche einen neuen Beweis giebt, dass man bey weiser Benutzung der Umstände mit einsichtsvoller Thätigkeit ein wichtiges Werk anfangen und vollenden könne, ohne sehr bedeutende Mittel dazu in den Händen zu haben. Ein jeder Rechtschaffener wird also dem Vf. für diese Geschichte der Realschule Dank wissen, um welche er selbst die bleibendsten Verdienste hat, ja, für deren zweyten Stifter er mit Recht zu halten ist, weil ohne seine Bemühung und Verbindung der Fonds von 4000 Rthl., den der verstorbene König Friedrich Wilhelm II. aus den Lotterieüberschüssen für diese Anstalt so huldreich verwilligte, schwerlich erlangt worden wäre. Der erste Stifter der Anstalt war *Johann Julius Hecker*, einer von den wahrhaft edeln Männern, auf den unsere Nation stolz seyn kann, der Weisheit mit Demuth, beharrliche Thätigkeit mit wahrer Religiosität und Tugend vereinigte. Als er im Jahre 1739. aus Potsdam, wo er Prediger und Insp. bey dem grossen Waisenhause war, vom Könige Friedrich Wilhelm I. zum ersten Prediger an die damals eben fertig gewordene Dreyfaltigkeitskirche in Berlin bestellt wurde; so ging sein erstes Streben auf die Verbesserung der Parochialschulen seiner Gemeinde. Der erste Fonds dazu war — man wird es kaum glauben! — das ihm zukommende Beichtgeld, welches er diesem schönen Zwecke weihete. Dies erregte Sensation, und die Obercuratoren dieser Kirche verwilligten eben dazu einen Theil des Klingebeutels, und das nach den Predigten in den Becken gesammelte Geld. Diese und andere Wohlthaten erschufen bald sechs blühende Schulen und die dazu nöthigen Häuser. Im May stand schon die Realschule mit 6 Lehrern (worunter einige unstudirte aber wohl vorbereitete waren) nebst einem Inspector, nach einem wohl durchdachten Plane, für Gelehrte, Künstler und Handwerker: die *erste* ihrer Art in der ganzen Schulgeschichte alter und neuer Zeit. Die königl. Bestätigung erfolgte im Jan. 1748., und bald darauf verschiedene Freyheiten mit dem Befehle, dass die Anstalt nicht Gymnasium sondern Realschule heissen solle. In eben dem Jahre fügte der weise Stifter das Schulmeisterseminarium, das erste, oder doch eins der ersten in Deutschland, seiner Anstalt hinzu, um welches sich der damalige Feldprediger *Hahn* bey den Gensd'armes grosse Verdienste erwarb. Es entstand bald darauf bey der Erweiterung der Schule eine Buchhandlung und politische Zeitung, und der König versprach die Lehrer zu versorgen. Im Jahre 1765. waren schon 100 Pensionärs, (der erste war 1748. der berühmte Veteran unserer Literatur *Fr. Nicolai* gewesen) und weit über tausend Schüler, von welchen 400 umsonst Unterricht erhielten. Dazu kamen bald noch einige treffliche Hülfsanstalten, ein Modellsaal, Naturaliencabinet, Bibliothek, botanischer Garten und Maulbeerplantage. Die Ursachen des Flores dieser Anstalt sind sehr treffend angegeben: der Charakter des Stifters, der allgemein für einen musterhaften Geistlichen galt, die Neuheit und Zweckmässigkeit des Schulplans, der damalige Verfall der berlinischen Schulen, und fast gänzliche Mangel an Pensionsanstalten, geschickte und genügsame Inspectoren und Lehrer — sie erhielten jährlich nur 50 Rthl. — grosse Wohlthätigkeit — von 1748 bis 1768. waren fast 43000 Rthl. eingekommen — gute Obercuratoren und die königl. Theilnahme. Bey dem Tode des Stifters, im J. 1768. belief sich das sämmtliche Vermögen der Anstalt über 58000 Rthl.: sie war fast 10000 Rthl. schuldig. Sein Nachfolger ward *Joh. Elias Silberschlag*, der bekannte Mathematiker, besonders Wasserbaumeister. Er brachte die Anstalt, die wegen der Vacanz heruntergekommen war, durch seine Einsichten, grossen Ruf und Beliebtheit bald wieder in grossen Flor. Ihm hat man die schärfere Begrenzung der verschiedenen Schulen, die gleichwohl ein Ganzes ausmachten, insonderheit zuzuschreiben. Er verminderte die öffentlichen Lehrstunden, um den Schülern mehr Zeit zu eignen Ausarbeitungen zu geben, und stiftete zum grossen Vortheil des Landes, eine Pflanzschule für das Studium geometrischer, ökonomischer und Bergwerkswissenschaften, wozu der König einen Fond anwies. Mit Recht kann man ihm vorwerfen, dass er zu viel auf Mathematik zum Nachtheile des gelehrten Sprachstudiums gehalten habe. Als er wegen Kränklichkeit im J. 1784. das Directorat aufgab, so ernannte der König den Vf. zum Nachfolger, dessen Verdienste um das Institut unverkennbar sind. Da der König ihm keine Unterstützung geben wollte, so wusste er durch Einschränkungen und wohlangebrachte Sparsamkeit den Verfall der Schule zu verhindern. Mit Recht beförderte er das gelehrte Sprachstudium, und schränkte die wissenschaftlichen Lehrgegenstände ein, als Statistik, Technologie, Physiologie, einige Theile der angewandten Mathematik etc. führte die Censur und Privatexamina ein, und gab der Anstalt durch den oben schon erwähnten Fonds eigentlich erst Festigkeit. Jetzt arbeiten an der Realschule 42 Lehrer, die jeder 80 bis 90 Rthl. Salar erhalten, und 1007 Schüler und Schülerinnen — 200 davon unentgeldlich — werden unterrichtet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 5. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Méquignon d. ä. und dem Vf.: *Traité de Miologie* suivant la méthode de *Desault*, par *Hyacinthe Gavard* son élève. L'an VI. de la république. (1798.) 398 S. 8. (Prix 4 Liv.)

Es muss einem jeden Freunde der Wissenschaften wohl thun, zu bemerken, wie bey der allmälichen Beylegung bürgerlicher und fremder Unruhen in Frankreich, auch die Literatur sich und zwar schnell wieder hebt, so dass in den Naturwissenschaften vorzüglich brauchbare Werke zu erscheinen anfangen, wovon auch das Vorliegende einen Beweis giebt. Der Name *Desault* ist den Wundärzten hinlänglich bekannt; sie werden aus diesem Werke sehen, welch ein genauer Zergliederer er war, und es ist sehr zu wünschen, dass mancher durch ein so grosses Beyspiel gereizt, dieser Wissenschaft mehr Zeit und Aufmerksamkeit widme. Der Herausgeber dieses Werkes schrieb in Desaults Vorlesungen fleissig nach, und Desault sah mehr als einmal das Geschriebene durch, woher denn das Ganze zur wünschenswerthen Vollständigkeit gedieh. Zuerst findet man das Allgemeine von den Muskeln und ihren Eigenschaften angegeben. Die rothe oder röthliche Farbe hatte S. 1. nicht in die Definition eines Muskels sollen aufgenommen werden; denn selbst im menschlichen Körper ist dieselbe gar kein nothwendiges Eigenthum der Muskelfaser, und S. 16. widerspricht sich der Vf. selbst, indem er sagt, die rothe Farbe hänge der Muskelfaser nicht wesentlich an u. s. w. Mit Recht bemerkt der Vf. S. 12., dass Druck die Muskeln mehr schwinden mache als Ruhe; das Beyspiel von einem ungeheuren Kropfe, welcher die *Sternohyoideos* und *thyreoideos* beynahe ganz verschwinden gemacht hatte, passt völlig, hingegen das Beyspiel der grossen Dünnheit der Bauchmuskeln in der letzten Periode der Schwangerschaft gar nicht hieher; denn in diesem letzten Falle ist offenbar die Dehnung mehr als der Druck zur Erklärung der Erscheinung anzunehmen. Mit Recht wird die Eintheilung der Muskeln in Kopf, Bauch und Schwanz als völlig unstatthaft verworfen, auch den Ausdruck Ursprung und Insertion lässt der Vf. nicht gelten, sondern sagt bloss: die *Extremitaten*. S. 16. wird mit Unrecht behauptet, dass die Muskeln bey Kindern rother als bey Erwachsenen seyen. S. 19. behauptet der Vf., dass die Muskelfasern des *Sartorius* etwa funfzehn Zoll, die des *Rectus cruris* drey Zoll lang seyen; es erhellet aus dieser Nebeneinanderstellung, dass damit die Länge einer einzigen ununterbrochenen Faser gemeynt sey, welche aber gewiss jene erste Länge nie erreicht, vielmehr sind in solchen langen Muskeln die neben einander gleichlaufenden Fasern aus mehreren kleineren aneinander gereihet. Die Querfalten der feineren Faserbündel, S. 20. bemerkte Rec. vorzüglich deutlich an dem *Strato longitudinali* eines einige Zeit im Wasser gelegenen Oesophagus. Der Vf. unterscheidet einfache und zusammengesetzte Muskeln, bey den ersten liegen die Fasern nur nach einer Richtung, bey den letzten kreuzen sie sich und sind mannichfach mit einander verwebt. Mit Recht wird S. 23. von den Flechsen bemerkt, dass sie am Leichname weit schwieriger, am lebenden Körper aber eher zerreissen, als die Muskelfasern. S. 28. wird das Unvermögen der Bewegung eines Gliedes nach lange fortgesetzter Ruhe zum Theile der Straffheit des Zellgewebes zugeschrieben, welches die Muskeln an den benachbarten Theilen befestiget. Zu den Eigenschaften der Muskeln rechnet der Vf. Elasticität, todte Kraft (ist Contractilität), Sensibilität und Irritabilität. Die Muskelfaser lasse sich zwar sehr dehnen, springe aber nicht so stark wieder zurück; gerade das Gegentheil finde bey der Flechsenfaser statt. Die Muskeln haben nur einen geringen Grad von Sensibilität: *Harweg* führt ein Beyspiel an, wo durch Beinfrass das Herz entblösst war: wenn man dies berührte, so wurden seine Bewegungen heftiger, der Kranke empfand aber gar nichts davon. Bey Gelegenheit der Reizbarkeit bemerkt der Vf., dass er das Herz von Vipern sechs Stunden, nachdem es von den übrigen Eingeweiden getrennt war, sich noch habe stark zusammenziehen sehen. Bey den Versuchen an lebendig geöffneten Thieren sah der Vf. nie während der Zusammenziehung eines Muskels die Farbe desselben sich verändern. Ueber die Art dieser Zusammenziehung hat der Vf. in einer langen Note die verschiedenen Meynungen vieler älteren und neueren Schriftsteller angeführt.

Bey der Beschreibung der einzelnen Muskeln, welche übrigens sehr ausführlich ist, hat der Vf. die Ordnung beobachtet, nach welcher sie sich bey dem anatomischen Präpariren am besten entwickeln lassen. Jeder Muskel wird zuerst nach seiner oberen und unteren Fläche (hiesse wohl besser äussere und innere Fläche) und nach seinen Rändern beschrieben, dann wird die Flechse betrachtet und endlich die Wirkung angegeben. Rec. begnügt sich, nur noch die Eigenheiten auszuheben, in welchen der Vf.

Vf. von anderen Zergliederern mehr oder weniger abweicht. Den Stirn- und Hinterhauptsmuskel betrachtet er unter dem gemeinschaftlichen Namen *Occipitofrontal* als einen Muskel und kommt darin also mit *Sömmering* überein. Die Befestigungen des *Orbicularis palpebrarum* am inneren Augenwinkel beschreibt er sehr genau, unter dem Namen *tendon direct et reflechi.* Den *Orbicularis oris* theilt er in *Demiorbiculaire de la levre superieure* und *D. o. de la levre inferieure;* beide, sagt er, kommen in der Commissur der Lippen zusammen; diese Abtheilung ist doch nicht der Natur gemäss. Bey den drey geraden Augenmuskeln, welche von dem von Zinn zuerst beschriebenen in mehrere Schenkel getheilten Bande entspringen, heisst es immer nur im allgemeinen, sie entspringen vom Zinnschen Bande, und es hätten hier die Ursprünge bestimmter angegeben werden müssen. Die *Constrictores pharyngis* beschreibt er nur im allgemeinen als drey Muskeln, giebt aber nicht bestimmt bey jeder von diesen dreyen die verschiedenen Portionen an, so wie sie sonst unter verschiedenen eigenen Namen beschrieben werden. Der Gaumenheber wird unter dem Namen *Peristaphilin interne* der *Circumflexus palati* unter dem Namen *Peristaphilin externe* der *Azygos uvulae* u. d. N. *Palatostaphilin* beschrieben: der letzte sey immer doppelt. Der *Constrictor isthmi faucium* heisst hier *Glossostaphilin.* Die *Rhomboidei* werden als ein Muskel beschrieben.

Die grösseren Nacken- und Rückgradsmuskeln beschreibt der Vf. sehr verschieden von anderen Zergliederern: er nennt hier einen grossen und kleinen Complexus: dieser befestige sich an dem Zitzenfortsatze des Schläfenbeins und gehe von da zu den Querfortsätzen der vier untersten Hals- und des ersten Rückenwirbels hinab; jener an der inneren Hälfte der Rauhigkeit unter der oberen Kreisleiste des Hinterhauptsbeins und an den schiefen und Querfortsätzen der sechs unteren Hals- und vier oder fünf oberen Rückenwirbel. Ferner der *Transversalis* befestige sich an den Querfortsatzen der fünf oder sechs unteren Hals- und der Rückenwirbel vom dritten bis zum sechsten. Dieser kommt also mit dem Albinschen ziemlich überein; der kleine Complexus gewissermassen mit dem *Trachelomartoideus:* alle andern namentlich den *digastricus cervicis, den cervicalis descendens,* den eigentlichen *Complexus* begreift der Vf. folglich unter dem grossen Complexus: die drey *Scaleni* werden als ein einziger Muskel beschrieben und die Befestigungen der verschiedenen Portionen angegeben. Bey den übrigen Muskeln findet Rec. nichts weiter zu bemerken. Im Register ist *Chaussiers* Nomenclatur der Muskeln mit angeführt, welche ganz von den Befestigungen derselben hergenommen ist, aber meist sehr abentheuerlich klingt: z. B. anstatt *Teres minor, le plus petit sus-scapulo-trochiterien;* statt *Flexor sublimis, Epitroclo-phalanginien commun* u. s. w. Uns Deutschen ist das vorliegende Werk ungeachtet seines Werthes an und für sich entbehrlich, da wir mehrere genaue Beschreibungen der Muskeln besitzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Journal för Svensk Literatur år 1797. första och andra Bandet utgifven i Stockholm af.* (*Schwedisches Literatur-Journal.* Herausgegeben zu Stockholm von) *G. A. Silfverstolpe.* I Band 374 S. und II Band. 383 S. 8.

Lange fehlte es Schweden schon an einer eigenen gelehrten Zeitung. Ein Schwedischer von Adel und gelehrter Buchhändler zu Stockholm gab seit 1795 alle Quartal ein Heft einer Literatur-Tidning (*) (Literatur-Zeitung) heraus, worinn Recensionen ausländischer Bücher vorkamen, auch einige Abhandlungen eingerückt wurden, welche mit philosophischer Einsicht, Geschmack und Kritik geschrieben war, die aber 1797 mit dem dritten Bande wieder aufgehört hat. Erwünschter und besonders uns in Deutschland, die wir an der Schwedischen Literatur so nahen Antheil nehmen, willkommner ist dies Schwedische Literatur-Journal. Die Vff. zeigen sich darinn als Männer, denen es um Wahrheit und Wissenschaft ernsthaft zu thun ist, die ihre Urtheile mit Freymüthigkeit ohne Bitterkeit aussprechen, und mit Gründen unterstützen; auch sind sie keine Feinde der kritischen Philosophie. Da der fleissige Herausgeber Anspruch auf Vollständigkeit macht; so wird die Anzeige von dem, was man hier findet, zu einer *Uebersicht der jetzigen Schwedischen Literatur* überhaupt dienen. Den grössten Theil darinn nehmen Recensionen von Schwedischen neuen Schriften ein, wovon wir hier die vornehmsten mit Vorbeygehung einer Menge von Romanen, Schauspielen, kleinen Gedichten u. d. m. anführen wollen. Der grösste Theil der herausgekommenen Schriften sind doch *Uebersetzungen,* am meisten aus dem Deutschen, und ausserdem aus dem Dänischen. So finden wir von dergleichen Schriften neuerlich übersetzt. *Schillers* Geschichte des dreyssigjährigen Krieges; *Nicolai* Geschichte des dicken Mannes; *Paine* über den Verfall der englischen Finanzen; *Burckhardts* Grundzüge der Philosophie der Naturgeschichte; *Archenholz* Annalen der Brittischen Geschichte; mehrere Schriften von *Bastholm; Hermes* Handbuch der Religion; General *Buonapartes* Leben; *Schulzens* Reise durch Polen; *Snell's* moralische Betrachtungen; *Kant's* Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; *Louvets* Schicksale; *Zollikofers* Predigten; *La Salles* Reisen; *Griesbachs* Anleitung zur gelehrten Kenntniss der populären Dogmatik; *Duschens* moralische Briefe; *Tissots* medicinische und chirurgische Gymnastik; *Bengel* von der Brüdergemeine; *Kirvan's* von Dungarten, u. s. w. einer Menge anderer kleiner Schriften von *Müller, Kotzebue, Gessner, Sterne, Voltaire, Campe, Rahbeck, Bretzner, Coventry, Roos, Monvel, Pope, Kratter, Salzmann, Burney* u. s. w. zu geschwei-

schweigen. Man muss sich wundern, wie das Heer der Uebersetzer über dergleichen Schriften herfällt, ohne doch oft die Sprache gründlich zu verstehen, woraus sie übersetzen; daher auch eine Menge von ihnen begangener oft lächerlicher Sprachfehler hier mit Grunde gerügt sind.

Von den *Uebersetzungen* gehen wir zu den recensirten schwedischen *Originalschriften* über, deren lange nicht so viel und die mehr und minder bedeutend sind. Dahin gehören: *Lidners. Adlerbeths*, Gr. von *Gyllenborgs* (*) Poesien; das lebende Schweden (*) *Fants* Lehrbuch für Anfänger in der Geschichte; *Tingstadius* Uebersetzung von Hiob (*); *Tham* Bemerkungen auf einer Reise; (*) *Adlersparre* historische Sammlungen (*); *Hedins* Journal für Aerzte und Chirurgen (*). Neues Haushaltungs-Journal, (*) Versuch einer Uebersetzung des Tacitus; *v. Aken* von Feuerlöschungsanstalten; *Orrelius* Kaufmanns und Material-Lexicon, und ein Lehrbuch der Naturkunde (beide voller Fehler); *Ekmanssons* Entwürfe zu Beichtreden; *Wahlin* vaterländische Historie für Anfänger; Briefe über die Pflichten eines Geschichtschreibers; *Paykull Fauna Suecice, Insecta* (*) eines der wichtigsten neuern Werke; *Wallquist* Handbuch über kirchliche Beförderungen (*) nebst den darüber erschienenen Anmerkungen; *Björnlund Materia medica selecta* (für Anfänger nützlich); *Murray Descriptio arteriarum corporis humani in tabulas redacta*, (eine neue von dem Vf. verbesserte und vermehrte Ausgabe; vorher waren diese Disputationen des Vf. schon 1794 zu Leipzig zusammengedruckt.) Briefe während einer Reise in Schweden (*); *Sparrmans* nützliche und mehrentheils neuere Erfahrungen in der Medicin, Pharmacie, Chemie u. s. w. (werden nicht sehr empfohlen); *Blex* philosophische Versuche aus den Eigenschaften des Menschen den Zweck zu bestimmen, wozu er erschaffen ist, (wird eben nicht gerühmt); Kriegssammlungen (*) u. s. w. Wir übergehen sowohl kleinere Predigt- und Schulbücher, als die Anzeigen von den auf Schwedischen Akademien gehaltenen Disputationen, und die angehängten gelehrten Neuigkeiten. Nur bemerken wir unter den letzten noch, dass auf Königl. Befehl die dortige chirurgische Societät aufgehoben, und dagegen das *Collegium Medicum* auch auf die Chirurgie erweitert ist, und daher eine ausgedehntere Instruction erhalten hat. Aufgefallen ist es Rec., nirgends der Schriften der Akademie der Wissenschaften in Schweden gedacht zu finden. Doch vielleicht geschieht das in der andern Hälfte des 2ten Bands; denn wir haben nur die ersten 6 Hefte davon zur Zeit vor uns.

Zuletzt müssen wir auch noch der eingerückten *Abhandlungen* gedenken, die auch theils *Uebersetzungen* theils eigene Arbeiten sind. Zu erstern gehört die Nachahmung der ersten Satyre Juvenals; Beschreibung der Verzierungen der Zimmer im Pallast der Prinzessinn Altieri in Rom; von der Pangraphie und ihrer Erfindung; vom Zustand der Preussischen Monarchie aus einem Briefe von Berlin; Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Theaters in England. Zu den *eigenen Aufsätzen* aber gehören: eine Abhandlung über den Zustand der Wissenschaften und Künste in Frankreich und ihren Einfluss auf den jetzigen Krieg; Bemerkungen über die neuere Literatur; Anmerkungen bey Gelegenheit verschiedener Schriften über das Schwedische Finanzwesen; über das Moralprincip von Hn. Prof. Boethius, (eine ausführliche philosophische Abhandlung von 49 S.) Ferner: Anmerkungen zu einer Recension von *M. Kastemans Diss. de religione naturali, moralitate subnixa religionis revelatae fulcro*; von der Regierungsert in der Schweiz u. d. g.

Ein für die Schwedische Literatur wichtiger Artikel ist die im 2ten Bande von S. 296 bis 311. ertheilte Nachricht von den *Tageblättern* und *Journalen*, die während des J. 1797 in Schweden erschienen sind. Das Beste unter den ersten war *Stockholms Posten*, die seit 1778 herauskommt, und noch fortdauert, besonders so lange *Kellgren* lebte, der darinn neben den politischen Neuigkeiten, gründliche, bisweilen ziemlich scharfe, Recensionen von Schwedischen Schriften aus den schönen Wissenschaften einrücken liess. Viele sind bloss politische Zeitungen, andere Arten von Intelligenzblätter. Fast in den mehresten grössern Städten kommen Wochenblätter heraus, als zu Upsala, Åbo, Lund, Gothenburg, Norrköping, Calmar, Carlscrona, Nykoping, Orebro, Linköping, Fahlun, Jönköping, worinn bald einheimische und auswärtige Neuigkeiten, bald kleine Poesien und prosaische Abhandlungen vorkommen; der sogenannten *Stiftszeitungen* zu geschweigen, worunter sich die in Wexiö Stift von Hn. D. und Bischoff *Wallquist* besonders unterscheiden (*). Ein paar grösstentheils politische Zeitungen, der *Colporteur* und der *Telegraph*, haben bald wieder aufgehört, nachdem verschiedene einzelne Blätter davon verboten wurden, oder ungedruckt werden mussten. Ueberall ist die Aernte im politischen Fach in Schweden, vermuthlich der Censur wegen, sehr gering, und kommen dergleichen Schriften dort jetzt fast gar nicht heraus, so häufig sie an andern Orten sind. Das zu Linköping erscheinende *Journal für Prediger* (*) fängt zuerst an in Schweden das Eis zu brechen, und die alte dogmatische Intoleranz abzuwerfen. Das *Journal för Allmänna Upplysning och Seederne* (Journal für allgemeine Aufklärung und Sitten) von einer geheimen Gesellschaft, die sich bloss mit den Buchstaben F. B. bezeichnet, enthält vermischte poetische und prosaische Aufsätze, die sich selten über das Mittelmässige erheben, oft in einen declamatorischen Ton fallen, und wo es oft an Geschmack, Bestimmtheit und Richtigkeit fehlt. Weit mehr trägt zur Beförderung wahrer Aufklärung bey *Läsning i blandade ämnen* (*) (vermischte Lectüre) und *Skrifter af Sällskapet för allmänna medborgerliga Kunskaper* (*) (Schriften der Gesellschaft zur Beförderung allgemeiner mitbürgerlicher Kenntnisse), des

neuen Haushaltungs-Journals, der patriotischen Gesellschaft (*) *Lakaren och naturforskaren* (*) (der Arzt und Naturforscher) u. a. m. zu geschweigen. †)

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Neues Berlinisches Titulatur- und Addressbuch oder vollständige Nachricht von den Titeln und Aufschriften bey Vorstellungen an sammtliche Dikasterien und Collegien, an einzelne hohe Personen, an Militar- und Civil-Beamten, ingleichen bey Anschreiben der Collegien an einander in den Preussischen Staaten*, von einem Königl. Preussischen Kanzley-Vorsteher. 1797. 186 S. 8.

Bey aller Ausbildung der deutschen Sprache behält das Titulatur- und Addrefs-Gepränge und der groteske Kanzleystil noch immer seine alten Rechte, wie in Regensburg und Rastadt und in allen deutschen Kreisacten, die *modernen Fränkischen* etwa ausgenommen, zu Tage liegt. Dafs es bey den Titeln und Addressen an einer geläuterten Form und Richtschnur fehle, liegt zum Theil an der Unbestimmtheit der Ranges- und Amtsverhältnisse. In der Preussischen Monarchie gab indess schon längst das Uebergewicht des *Militärstandes* eine Norm und feststehende Classification der Civilbehörden an die Hand, und es ist daher dort diese Zusammentragung, schon an sich und über dem als Versuch einer Sprachreinigung, von Nutzen, nur fehlt es derselben an Tact in der Ordnung, und, wie es scheint, selbst an den Grundsätzen einer reinen Sprachkritik. In sechs Abtheilungen, wobey der Aufenthalt in- und ausserhalb Berlin und sodann ausserhalb der preussischen Lande, so wie das Verhältnifs der obern Collegien und der Einzelnen zum Grunde liegt, ist hier der Umfang des Rituals zum Geschäftsbedürfnisse ziemlich erschöpft worden; allein in grammatischer Hinsicht stösst man auf mehrere Fehler. Auch declinirt der Vf. neben dem Amts- und Ehrennamen noch die *Familienbenennung*, und sagt: des Hn. Kriegsraths *Bergers*. die Amtmännin *Schulzen* u. s. w. In beiden Fällen bleibt aber die Ungewifsheit, ob nicht der Kriegsrath im Nominativ sich *Berger* oder *Bergers*, und die Amtmännin *Schulzen* oder *Schulze* schreibe. Eben so giebt er allen *weiblichen* Familien-, Amts-, Gewerbs-, und Ehren-Namen die Endigung *in*, *en* und *n*, welches die Eigenthümlichkeit auf gleiche Weise entstellt.

†) Die in dieser Anzeige mit einem (*) bezeichneten Schriften sind in dieser A. L. Z. schon angezeigt, oder sollen es nächstens werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Zittau*, b. Frank: *Progr. de disciplinae alumnorum industria domestica, a praeceptoribus moderanda* — auct. M. *Joannes Godofredus Kneschke*, Gymnasii Zittav. Subrect. 1796. 1 Bog. fol.

2) Ebendaselbst: *De eximia ratione, quam in formando Joecheri Lipsiensis ingenio iniit coniuncta et parentum et scholae magistrorum cura.* Commentatio I. — auctore M. *Joa. Godofredo Kneschke*, — 1798. 1 Bog. fol.

Beide Schriften stehen gewissermassen in gegenseitiger Beziehung zu einander; beide verrathen einen denkenden Kopf, der humanistische Kenntnisse mit pädagogischen Erfahrungen wohl zu verbinden weifs. So wie der Vf. in dem *ersten* Programm mit Recht darauf dringt, dafs Lehrer ihre Schüler nicht blofs zum Privatfleifs aufmuntern, sondern denselben auch leiten, ihnen zweckmäfsige Schriften vorschlagen und zu deren rechten Gebrauch Anweisung geben müssen: so benutzt er in dem *zweiten* einige Züge aus der Jugendgeschichte des ehemals so berühmten Lehrers der Geschichte auf der Universität Leipzig, *Christian Gottlieb Joechers*, um manche Grundsätze einer zwar nicht neuen, aber desto solidern, Erziehung anschaulich, und die Empfehlung derselben eindringend zu machen. *In perpoliendo* (sagt er) *Jöcheri ingenio domestica opera egregie conspirabat cum magistrorum fidelissimorum disciplina, eiusque exemplo commode potest intelligi, quantum coniuncta haec opera effici possit in educandi negotio.* Mit Wärme und Nachdruck zeigt der Vf., wie Aeltern und Lehrer sich gegenseitig die Hand bieten müssen, um das Erziehungsgeschäft glücklich zu fördern. *Jöchers* Vater, ein angesehener Kaufmann in Leipzig, sorgte nicht blofs, mit Zuziehung fähiger Männer, dafür, dafs sein Sohn eine musterhafte häusliche Erziehung genofs, und dafs frühzeitig dessen Talente, besonders für das Studium der Geschichte, entwickelt wurden, sondern er wufste ihn auch mit einer Strenge und Aufopferung, zu welcher gewöhnlich Aeltern in solchem Wohlstande sich selten entschliessen, vor den Gefahren zu sichern, denen man schon damals in Leipzig geborne und erzogene Jünglinge vorzüglich ausgesetzt glaubte. *Quod mercatoris domus ob nimias interpellationes, in splendidis et opulentis familiis haud raro obvias, iuveni literarum studioso perquam noxia magistro videbatur, auctor suasorque extitit patri, ut filium, urbe patria amotum, in exteram aliquam scholam deduceret. Sobrium sane et utilissimum consilium! Recte enim ille vidit, omnem vitae scholasticae cardinem verti in industria domestica, ab alumnis adhibenda.*

Bekanntlich besitzen wir von *Ernesti* ein treffliches Elogium, das *Jochers* Andenken verewiget. Mit diesem darf man freylich die gegenwärtige Schrift, weder in Ansehung des Gedankenreichthums noch in Ansehung der Fülle der Sprache, vergleichen wollen. Indessen hat sich doch auch Hr. K., wie aus den ausgehobenen Proben genugsam erhellen wird, eines reinen und lesbaren Stils bemächtiget, und man hat alle Ursache, einem Gymnasium Glück zu wünschen, dessen erste Lehrer, oft unter dem Druck äusserer Verhältnisse, über die Bildung ihrer Zöglinge so richtige und männliche Grundsätze äussern, als der Vf. dieser beiden Schriften an den Tag gelegt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Februar 1799.

MATHEMATIK.

Quedlinburg, b. Ernst: *Allmanach für Liebhaber der Weltkunde auf das Jahr* 1798. Mit 5 Kupfertafeln.

Oder mit einem zweyten Titel:

Taschenbuch für Freunde und Liebhaber der allgemeinen Weltkunde auf das Jahr 1798. 288 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebendasselbe auf das Jahr 1799. Mit 5 Kupfertafeln. 315 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter allen Kenntnissen, die man in dem jetzigen Almanachs-Decennium unsern Herren und Damen gern recht geschmackvoll und niedlich zubereitet beybringen möchte, ist unstreitig keine, die sich an den Begriff des Almanachs so nahe anschliesst, als Belehrung über den Lauf der Himmelskörper, und besonders der Erde, und die dadurch für uns in jedem Jahre entstehenden Erscheinungen und möglichen Beobachtungen. Etwas weniges dieser Art findet man zwar gewöhnlich in allen Kalendern und Almanachen; allein dies ist gerade nur hinreichend, die Neugierde eines wissbegierigen Lesers, der aber noch keine astronomische Vorkenntnisse besitzt, zu reizen, nicht aber, sie zu befriedigen. Das gegenwärtige Taschenbuch aber ist, wie es Rec. scheint, für Leser dieser Art recht gut berechnet. Sie finden darin zwar keine vollständig genaue, nur dem Astronomen von Profession nöthige, Angabe der Himmelsbegebenheiten, wie z. B. in den Bodischen Jahrbüchern; allein das allgemein brauchbare ist gut herausgehoben; Beobachtungen, die ohne einen grossen Apparat von Instrumenten angestellt werden können, sind in einer gemeinfasslichen Sprache angekündigt und erläutert; die nöthigen Vorkenntnisse sind, so viel möglich, in dem Buche selbst beygebracht, und überall ist das Bestreben sichtbar, Interesse für die Sache zu wecken. Dem Zweck des Buchs gemäss, lassen sich natürlich keine neuen Wahrheiten, keine für die Wissenschaft wichtigen Entdeckungen hier erwarten, alles ist vielmehr aus bekannten Schriften, z. B. den Bodischen Schriften, und vorzüglich den berlinischen Jahrbüchern genommen; doch muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er überall die neuesten Nachrichten benutzte, zum Theil auch aus kostbaren Werken, z. B. *Schröters* selenotopographischen Fragmenten, schöpfte, und alles auch dem Ungeübten fasslich vortrug. Die allgemeine Verständlichkeit wurde auch dadurch befördert, dass der Vf. meist den Gebrauch astronomischer Zeichen, vor welchen allein oft Laien, wiewohl ohne Grund, zurückbeben, vermied, und alles lieber in Worten ausdrückte. Doch wir müssen unsern Lesern von dem Inhalte des Taschenbuchs selbst nähere Nachricht geben. Der Jahrgang 1798 enthält zuforderst vorläufige Erläuterungen astronomischer Begriffe und Ausdrücke. Es ist ganz gut, dass hier vorläufig nur die nothwendigsten Begriffe erläutert, die übrigen aber bis auf weitere schickliche Gelegenheit verspart worden sind. Dilettanten ermüden gar zu leicht über einem blossen Register von Erklärungen, deren Anwendung sie noch nicht verstehen. Dann folgt eine Anleitung zur Kenntniss der Gestirne vermittelst der Sternbilder, die im Jahrgang 1799 geendigt ist. Der Vf. nimmt 4 Beobachtungszeiten an, den 1. Januar Ab. 10" 13'; 18. März Ab. 10"; 10. Jun. Ab. 11"; 28. Sept. 10" 23'; und zeigt zugleich, wie man für andere Jahrszeiten den Augenblick bestimmen könne, da sich der Himmel in der nämlichen Gestalt zeigt. Auch die Stellungen der Planeten für diese Zeiten sind angegeben. Diese Kenntniss der Gestirne zu erleichtern, ist in dem Jahrgange 1799 eine Sternkarte beygefügt, worauf die Sterne hauptsächlich bis zur 4ten Grösse, und bis zum 40sten Grade südlicher Abweichung entworfen sind. Die Sternbilder selbst sind, was Rec. nicht ganz billigen kann, nicht gezeichnet, sondern nur ihre Grenzen durch punctirte Linien angegeben, der Stich der Karte ist aber nicht sonderlich gut ausgefallen. Sodann wird in beiden Jahrgängen von dem Lauf der Planeten in selbigem Jahre Nachricht gegeben; hierauf von Sonnen- und Mondfinsternissen; Planeten- und Fixsternbedeckungen; nahen Zusammenkünften des Monds mit Planeten und Fixsternen; und Jupiters-Trabanten-Verfinsterungen. Dass Herschel, wie hier in dem Taschenbuche von 1799 gesagt wird, *ausser den zwey längst entdeckten* noch sechs *andere* Uranustrabanten entdeckt haben solle, davon ist Rec. nichts bekannt, sondern vielmehr redet er in der von *Bode* gelieferten Abhandlung im Jahrbuche für 1801 nur von *four additional Satellites*, also *mit jenen ältern* von sechs. Nun kommen im Taschenbuche für 1798 nähere Belehrungen von den Himmelskörpern, und den neuesten Entdeckungen darüber, namentlich von den Fixsternen; den Planeten, dem Copernicanischen System, der Sonne und dem Mond; endlich auch von den Kometen vor. Im Taschenbuche für 1799 wird besonders die Erde und der Mond genauer betrachtet, und in Ansehung der ersten das, was man sonst mathematische und physika-

lische Erdbeschreibung nennt, vorgetragen, in Ansehung des zweyten aber ein Auszug aus *Schröters* selenotopographischen Fragmenten gegeben. Zu der letzten Abhandlung ist ein Nachstich von *Mayers* Mondskarte beygelegt, der aber freylich gar keine Vergleichung mit dem Original aushält. Den Beschluss machen vermischte astronomische Nachrichten, meist aus den allgemeinen geographischen Ephemeriden, und den Bodischen Jahrbüchern. Den Vortrag in diesen verschiedenen Abhandlungen findet Rec. der Art von Lesern, für welche sie bestimmt sind, ganz angemessen: nur *sehr wenige* Stellen sind ihm aufgestossen, wo er etwas grössere Deutlichkeit gewünscht hätte, z. B. im Taschenbuche für 1798 bey der Beschreibung des Umlaufs der Erde um die Sonne, und der daraus entstehenden Erscheinungen, oder S. 161 fg. bey der Erklarung der Länge und der geraden Aufsteigung; oder S. 10., wo es heisst, der Tagbogen eines Himmelskorpers seye *die Zeit* seines Laufs vom Auf- bis zum Niedergang; oder S. 206., wenn der Schatten des Monds dem *Sonnenkörper* gleich seye, so entstehe eine totale Mondfinsternis. Auch ist es wohl gewiss nicht, wie S. 150. behauptet wird, die *Schnelligkeit* der Umdrehung der Erde, welche macht, dass wir nichts davon empfinden, sondern ihre *Gleichförmigkeit*. Das Ganze aber ist überwiegend gut, und auch das Aeusserliche des Drucks geschmackvoll eingerichtet. Möchten nur Viele auch durch diese Einkleidung an Kenntnissen Geschmack finden, die uns weit mehr angehen, als der gröste Theil der Menschen glaubt!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Die Zeichen der Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Erstes und zweytes Stück. 1798. zusammen 344 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. eröffnet hier ein Cabinet, worin er die Gefahr drohenden Zeichen dieser Zeit seinen Zeitgenossen zur Warnung aufstellen, und sie, wo möglich, überzeugen will, dass sie nur dann, wenn sie die durch die erlebten Ereignisse von der Vorsehung gegebenen Belehrungen weise benutzen, nach so grossen Stürmen noch glückliche Tage hoffen könnten. Die Schrift ist nicht sowohl politischen Inhalts, wie sich nach dieser Erklarung vermuthen liesse, als vielmehr gegen die Denkungsart mancher Philosophen in Rücksicht der Wahrheiten der natürlichen Religion, um sie von Zweifeln und Unglauben abzuziehen, gerichtet. Unter die Gefahr drohenden Zeichen dieser Zeit rechnet der Vf. hier: 1) *das Misverhaltniss der Religionsaufklärung und der übrigen gegenwärtigen Aufklärung;* 2) *den angestaunten auch begünstigten Spinozismus.* In dem ersten dieser zwey Aufsätze ist jedoch nur von dem Misverhaltniss der Aufklärung in der *Naturlehre* zu der in der Religion die Rede, und das Räsonnement des Vfs. ist, kurz gefasst, dieses: durch die Verbindung der Schwung- oder Centrifugalkraft mit der Schwer- oder Centripetalkraft werde zwar bewirkt, dass das Ganze der Erde, ungeachtet der ausserordentlich schnellen Bewegung, welche sie nicht allein in ihrem Laufe um die Sonne, sondern auch durch ihre Umdrehung um ihre Axe erleide, in ungestörter Ruhe bleibe. Allein aus keiner von diesen Kräften lasse sich herleiten, dass auch die der Erde anhangenden Theile und die Atmosphäre zugleich mit der ganzen Erdmasse nach ihrem Mittelpuncte hingetrieben würde. Um nun die Wirkungen der einen Kraft der Natur nicht durch die andere vernichten zu lassen, träte Gott ins Mittel. Gleichwohl aber nähere man sich der Gottesleugnung. Ungeachtet nun die Natur das Daseyn Gottes so unbezweifelt lehre, sey es doch in der Religion noch so finster, dass man Sätze wie folgende annahme: die Lehre von dem Daseyn Gottes gehöre nicht in das Gebiet des Wissens, sondern des Glaubens; nichts sey zu den Religionswahrheiten zu rechnen, was man nicht deutlich einsehn könne u. s. w. Dadurch werde aber der Grund aller Religion, die Lehre, dass ein Gott sey, weggenommen. Da wir also die wichtigste Angelegenheit der Menschheit noch nicht ins Reine gebracht hätten; so schicke es sich nicht für unser Zeitalter, das man doch das aufgeklärte nenne, dass man das nur als wahrscheinlich glaube, wovon man doch überzeugt seyn sollte. — Man sieht hieraus, dass es der Vf. mit seinen Schlüssen so genau nicht nimmt. Wie weit des Vfs. Einsichten in der Naturlehre reichen, davon nur ein Beyspiel. Den Beweis, dass sich die mit der Bewegung der Erde gleichen Schritt gehende Bewegung der Atmosphäre nicht aus der Schwerkraft herleiten lasse, führt der Vf. so: es sey bekannt, dass die leichten Körper die schwerern, wenn diese nur etwas schnell fortbewegt würden, nie mit der Anhänglichkeit begleiteten, wie die Atmosphäre die Erdkugel begleite. Läge nun der Grund dieser Anhänglichkeit der Atmosphäre in der Schwerkraft, so müsste auch in andern Fallen die Schwerkraft eben so wirken, oder, die leichten Körper müssten den schwerern, wovon sie entstehen, eben so folgen. Dem widerspreche aber die Erfahrung; denn bey kalter Witterung folge z. B. die sichtbare Ausdünstung eines laufenden Pferdes demselben auf seinem Wege nicht unzertrennlich nach, und eben so wenig der Dampf, der von einem fortgetragenen glühenden Stück Eisen, das mit Essig begossen worden, diesem Eisen. Der Vf. hat also den Unterschied dieser Fälle gar nicht bedacht und eingesehen. Jene kleinen Korper mit ihren Dünsten bewegen sich in der Atmosphäre der Erde, diese hingegen bewegt sich *in* sich selbst. Jene müssen den Gesetzen der allgemeinen Schwere folgen, und sind von den Wirkungen derselben abhangig; die Dünste, die dem Pferde und dem Eisen entfliehen, graviren nicht gegen das Pferd und das Eisen, sondern, so wie diese Körper selbst, gegen die Erde. Indem nun diese Dünste emporsteigen, nehmen sie allmälich den Raum in der allgemeinen Atmosphäre ein, den ihnen ihre specifische Schwere im Verhaltniss zur

Schwere

Schwere der sie umgebenden atmosphärischen Schichten anweist. Wenn sich die kleinern Körper mit ihren Dünsten so isoliren liessen, dass sie ihre Grenzen selbst bestimmten, so würde eben das, was bey der Erde und ihrem Dunstkreise erfolgt, auch bey ihnen erfolgen. Im *zweyten* Aufsatz klagt der Vf. über die grosse Verehrung und Bewunderung, die man dem Spinoza und seiner Lehre, ungeachtet grosse Philosophen der Vorzeit diese geprüft und verworfen hatten, noch jetzt erweise, und bemüht sich zur Schwächung des Credits des Spinozismus, denselben noch einmal zu widerlegen. Dass der Spinozismus jetzt noch viele Verehrer und Anhänger habe, ist uns so wenig bekannt, als dass derselbe vor der Epoche der kritischen Philosophie wirklich widerlegt worden wäre. Der Vf. streitet auch noch mit denselben Waffen, wie seine Vorgänger in jenen Zeiten, ohne sich im geringsten um die Gründe zu bekümmern, welche die Kantische Kritik gegen den Spinozismus aufgestellet hat. Es lässt sich also schon von selbst ermessen, von welchem Nutzen auch dieser Aufsatz sey.

In der Vorrede zum zweyten Stück führt der Vf. noch einige unerhebliche Gründe zur Aufrechthaltung seiner im ersten Stück aufgestellten Meynung von der Unzulänglichkeit der Centripetal- und Centrifugalkraft zur Erklärung aller Erscheinungen bey der Bewegung der Weltkörper, auf. Sonst enthält das zweyte Stück drey Aufsätze. I. *Das Sittenverderbniss des Zeitalters gegen die starken Warnungen.* Wir verkennen zwar die gutgemeynte Absicht des Vfs., das Sittenverderbniss der gegenwärtigen Zeit als einen Grund des Falles der Staaten zu schildern, und den dadurch bewirkten Untergang der französischen Monarchie andern Staaten als ein warnendes Beyspiel aufzustellen, nicht; allein in seiner Darstellung finden wir doch nichts, was die Unsittlichkeit des jetzigen Zeitalters, als ein *Zeichen*, vor aller vorhergehenden besonders charakterisirte. Dass Unsittlichkeit den Fall der Reiche und Staaten befördert, ist freylich eine unbestreitbare Wahrheit; aber es ist damit wenig gedient, wenn man es, wie hier, bloss bey allgemeinen Klagen bewenden lässt, und nicht zeigt, *wie* und durch wessen vornehmste Mitwirkung, Ehrgeiz, Habsucht, Verschwendung u. s. w. durch ganze Reiche ihrem Untergange entgegengeführt werden; woraus allein die Maximen für das, was gethan und unterlassen werden muss, um diesen Fall zu vermeiden, und das Gebäude des Staats fester zu gründen, anschaulich gemacht werden können. Dies ist auch von grösserer Wirksamkeit, als den durch Unsittlichkeit überhaupt bewirkten Untergang der Verfassung eines Staats als eine Warnungstafel für andere aufzustellen, die sie um so weniger achten dürften, je weniger sie sich mit jenem in gleichem Falle zu befinden glauben. II. *Einige in die Zukunft gewagte Blicke, mit den Folgen derselben.* Mehrere Schriftsteller hatten aus den Begebenheiten ihrer Zeit auf die Folgen derselben für die Zukunft geschlossen; es sey daher der Mühe werth, nachzusehen, wie der Erfolg ihren Erwartungen entspreche. Die in dieser Rücksicht hier aufgeführten Schriftsteller sind *Mercier*, (der Vf. schreibt *Mercieres*), *Friedrich II*, *Voltaire* und *Rousseau*, *Trapp* und der Vf. *der* im J. 1788 zu Berlin erschienenen *Schrift über die Aufklärung*, bey welchem der Vf. am längsten verweilt. Wir wollen Einiges anführen: nach *Mercier's* Traum sollte Frankreich der Mittelpunct der Glückseligkeit werden. Aber diese Hoffnung sey nun zu Boden geschlagen, und selbst der mit dem Jahre 2440 in der Zukunft bemerkte Zeitpunct dieser Glückseligkeit in Frankreich, sey durch die Aufhebung der christlichen Zeitrechnung ausgelöscht. (Das ist doch gar zu absurd! *Mercier* wollte auch das, was er bloss als Gemälde einer glücklichen Verfassung in Frankreich und der Mängel und Missbräuche der vorigen entwarf und in einen Traum einkleidete, gewiss nicht für eine Weissagung gehalten wissen.) Gegen die Meynung des Vf. der Schrift *über die Aufklärung;* die Philosophie habe sich so verfeinert, die Sitten hätten sich so gebildet, die Nationen einen so veränderten Schwung erhalten, dass aus der Verschiedenheit der Meynungen Bürger- und Bauernkriege, Spaltungen des Reichskörpers und Umwerfung seines Systems um so weniger zu vermuthen wären, als die stehenden Heere der Fürsten jeden Aufruhr in der Geburt ersticken könnten, stellt unser Vf. Belgien und Lüttich als Beyspiele vom Gegentheil auf. (Wir sind zwar weit entfernt, jenes Urtheil in dem Umfange seiner Unbestimmtheit zu unterschreiben; aber die dagegen aufgeführten Beyspiele, sind doch auch nicht von der Art, dass sie der Allgemeinheit desselben Abbruch thun könnten. Freylich war es Verschiedenheit der Meynungen, die das Volk in Belgien und Lüttich mit seinem Regenten entzweyte. Aber diese Verschiedenheit der Meynungen war auch keine Frucht der Aufklärung und besserer Sitten, sondern die Folge ganz anderer Ursachen; und es waren auch nicht, wie bekannt genug ist, die durch jene Verschiedenheit der Meynungen entstandenen Unruhen, welche, nach des Vf. Behauptung, diese Länder dem Reichskörper entrissen, sondern die siegreichen Waffen der Franzosen. Der Vf. setzt zwar noch in einer Note hinzu: es sey nicht zu zweifeln, dass der Krieg in Belgien glücklicher ausgefallen seyn würde, wenn die Verschiedenheit der Meynungen bey vielen nicht zu tiefe Wunden geschlagen hätte. Allein daran ist um so mehr zu zweifeln, als auch andere Länder, deren Unterthanen mit ihren Regenten in keinem so widrigen Verhältnisse standen, ein gleiches Schicksal betroffen hat, und durch den unglücklichen Ausgang dieses unseligen Kriegs aus ihren ehemaligen Verbindungen gerissen worden sind.) III. *Fruchtlose Bemühungen, durch Revolutionen und repräsentative Volksregierungen den Zustand der Menschen glücklicher zu machen.* Der Vf. bestreitet *Paine's* Behauptungen, dass wichtige Vortheile aus Revolutionen und Volksregierungen entstanden, dass erbliche Regierungen ungereimt und nur repräsentai-

fentative Volksregierungen den Rechten der Menfchen gemäfs wären; dafs die meiften Monarchieen zu viel Kriege unterhielten; in denfelben Auflagen und Schulden immer vermehrer würden, und erblichen Regierungen Unterdrückung der Menfchenrechte, Intoleranz und Härte gegen die Armen eigen wären. Durchgängig fetzt der Vf. den Painifchen Raifonnements und aus der Gefchichte entlehnten Factis, Thatfachen, die während der Revolution in Frankreich vorgefallen find, entgegen. So wahr diefe aber auch feyn mögen, fo werden die Vortheile des repräfentativen Syftems, dadurch noch nicht widerlegt. Der Vf. weifs auch, fo wenig wie fein Gegner einen Unterfchied zwifchen demokratifcher und republicanifcher Regierungsform zu machen, und es fehlt ihm allenthalben, wo es auf Entfcheidungen aus Grundfätzen des öffentlichen Rechts ankommt, an der erfoderlichen Einficht und Kenntnifs. Uebrigens können auch feine angeführten Thatfachen nur für die Zeit beweifend feyn, in welcher fie in Frankreich gefchehen find, nicht aber für alle Länder und folgende Zeiten, fo wie überhaupt nicht gegen die Rechtlichkeit der repräfentativen Form; womit wir jedoch den ungerechten und falfchen Urtheilen, welche Paine über die monarchifche Regierungsform überhaupt und ohne Einfchränkung ergehen läfst, auf keine Weife das Wort reden wollen. Obwohl nun der Vf. von der Verwerflichkeit gewaltfamer Staatsrevolutionen überhaupt nichts beybringt, fo dienen doch dergleichen populäre felbft oberflächliche Auffätze, durch Darftellung der übeln Folgen der Revolutionen und der verkehrten Maafsregeln revolutionärer Regierungen, die Lüfternheit nach Revolutionen in dem Herzen derer zu unterdrücken, welchen es keine Regierung recht machen kann. Diefe Abficht unferes für die Erhaltung guter Ordnung und Ruhe eifrigen Vf. ift fehr lobenswerth, und wir wünfchen fehr, dafs er fie erreiche.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Bornfchein: *Kleine katechetifche Unterredungen über interreffante Abfchnitte und Gefchichten aus dem Thiemifchen Gutmann oder fächfifchen Kinderfreunde.* Nebft einer Einleitung über einige Vorfchläge zu einer zweckmäfsigen Methode beym Gebrauche aller inftructiven Lefebücher für Kinder. 1798. 110 S. gr. 8.

Auch durch diefes fowohl in der Einleitung als in den Unterredungen von guten katechetifchen Einfichten zeugende Büchlein wird der verftändige Gebrauch und Nutzen des Gutmannifchen Kinderfreundes gefördert werden. Es fehlt uns nun längft nicht mehr an belehrenden und zweckmäfsig eingerichteten Lefebüchern für Kinder, aber ihr Nutzen geht durch die gewöhnliche Art, wie fie oft entweder in Schulen, mit wenigen beyläufigen Anmerkungen und Zufätzen des Lehrers, von den Kindern hergelefen oder zu Haufe von ihnen durchgelaufen werden, faft gänzlich verlohren. Wie Thieme, liebt auch der Vf. diefer Unterredungen manche Zergliedungen von Wörtern und Begriffen, die uns *über* das Kindesalter zu feyn fcheinen. Sollte nicht auch die Erklärung vom *Mittel* S. 51. dahin gehören? Wir wollen nur ein Stück davon herfetzen: „*Lehrer.* Wie wird das ausgedrückt, was zwifchen zween (zwey) Dingen ift? *Sch.* Die Mitte. *L.* Wofür wirft du alfo den Weg von dir hier bis G. anfehen? *Sch.* Für die Mitte zwifchen mir und meinem Zwecke. (Der Schüler wollte zu einer Muhme nach G.) *L.* Was haft du nun zu thun um deinen Zweck zu erreichen? *Sch.* Ich mufs diefe Mitte *übergehen.* (Wie zweydeutig und unrichtig ausgedrückt für: ich mufs über diefe Mitte hingehen!) *L.* Du mufst alfo hier etwas anwenden, um deinen Zweck zu erreichen. Und das, was man anwendet, um feinen Zweck zu erreichen, hat man eben von dem Worte *Mitte* gemacht, und hat es *Mittel* genannt."

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Oehmigke d. j.: *Der Naturfreund, in abwechfelnden und interreffanten Darftellungen aus der gemalten Welt für wifsbegierige Kinder.* Mit fechs ausgemalten Kupfertafeln. (ohne Jahrzahl.) 75 S. 8. (Preis, gebunden 22 gr.) Eine planlofe Arbeit, deren Vf. wohl keinen andern Zweck hatte, als zu feinem eignen Vortheil fich dem Willen des Verlegers zu fügen, welcher wahrfcheinlich einige fchon gebrauchte, obgleich gut geftochne Kupferplatten, noch einmal benutzen und verkaufen wollte. Wer daher ein warmer Beförderer zweckwidriger Buchhändlerfpeculationen, ein Freund unnützer Ausgaben, und ein unwiffender Erzieher oder Vater flatterhafter Kinder ift, der kaufe diefes Buch, um daraus die Eigenfchaften von fünf ausländifchen Vögeln, fechs reifsenden Thieren und fünf Fifchen, die insgefammt wie die Numern in der Lotterie zufammenkommen, kennen zu lernen, und fey zufrieden, wenn ihn feine Zöglinge nach Erzählung derfelben nicht auf Bücher verweifen, wo das nämliche eben fo gut, und vielleicht noch ausführlicher gefagt ift. Das Ende des Buchs, wo die fünf Menfchenraffen befchrieben werden, enthält zugleich eine kurze Einleitung in die Naturgefchichte und ift der deutlichfte Beweis der Verkehrtheit des Ganzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Februar 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Ueber den Schaden, der aus einer willkürlichen Verkleinerung der Bauerngüter, selbst bey gleichförmiger Vertheilung der darauf haftenden Pflichten, für alle und jede Staaten nothwendig entstehen muss.* Untersucht von *Carl Meerwein.* 1798. 10 Bog. 8. (16 gr.)

So viel auch Hr. Prof. *Winkler*, durch seine von der Göttinger Societät der Wissenschaften im J. 1793. gekrönte Preisschrift, zur Entscheidung der Frage: ob die willkürliche Zertheilung der Bauergüter nützlich oder schädlich sey? geleistet hat; so ist doch dadurch eine weitere Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes nicht überflüssig gemacht worden. So urtheilte Rec. bereits in der A. L. Z. 1796. Nr. 59., wo er zugleich bemerkte, dass die Sache einiger Ergänzungen bedürfe, manchen Zweifeln unterworfen, und folglich noch nicht ganz im Klaren sey. Viel weiter erstreckt sich nun der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung; hier soll nach der Folge des Inhalts der Winklerschen Preisschrift, jeder darin aufgestellte Beweissatz entkräftet, jeder darin bestrittene Einwurf verstärkt, und ihr so alle Gültigkeit genommen werden. Wir wollen dies keinesweges blos dem Geist des Widerspruchs zuschreiben; aber es ist doch bey einem solchen Verfahren gar zu leicht möglich, durch die Vorliebe für gewisse Grundsätze, die man seit vielen Jahren für gültig erkannt hat, zu einer zu weit getriebenen Zweifelsucht verleitet zu werden; und davon scheint uns unser Vf. nicht ganz frey.

Er sucht zu erweisen, dass grosse ansehnliche Bauergüter, bey guter Cultur, eine der Hauptstützen eines jeden Staats seyen, und dass die Zerstückelung solcher Güter, wenn sie in einem ganzen Staate allgemein werden sollte, nothwendig Armuth und Elend bewirken müsse.

Die Culturkräfte des Landmanns bestehen, nach dem Vf., in dem Vermögen, seine Grundstücke so zu benutzen, dass er davon jährlich den möglichgrössten reinen Ertrag gewinnen könne. Nur in gewissen einzelnen Fällen gesteht der Vf., dass der Besitzer kleiner Feldgüter diese eben so gut und oft noch besser bearbeiten und nutzen könne, als der mehr begüterte Landmann die seinigen; er beruft sich, zur Vertheidigung der Unzertrennlichkeit der Bauergüter, auf Landesgesetze, wodurch ihre Zerstückelung verboten wird. (Auf gleiche Art würde man auch aus den Verordnungen in vielen Staaten z. B. aus der braunschweigischen Landesordnung vom J. 1647. gegen die neueren richtigen Grundsätze der Landwirthschaft, erweisen können, dass das Brachfeld hauptsächlich zur Viehweide, besonders für Schafe, bestimmt und offen bleiben müsse, und deshalb nur ein sehr kleiner Theil desselben mit Flachs, Kohl und Erbsen bestellt werden dürfe.) Hiernächst sucht der Vf. die in der Winklerschen Preisschrift enthaltene Widerlegung der Einwürfe gegen die Zertheilung der Bauergüter zu entkräften. Es sey und bleibe gewiss, dass die Fähigkeit des Landmanns zur Berichtigung der öffentlichen Abgaben durch die Verkleinerung seiner Besitzungen und die grosse Vermehrung der Menschenzahl vermindert, auch die Viehzucht auf eine nicht nur unnütze, sondern auch schädliche Art vergrössert werde. Die Zerstückelung der Bauergüter könne und werde keine Erleichterung in den Frohndiensten bewirken. Sie werde, nach der grössern Anzahl von Menschen und Wohnungen, nach den alsdann häufigen gerichtlichen Veräusserungen der Grundstücke, und nach den öfter entstehenden Streitigkeiten, eine grössere Belästigung des Landmannes mit Kopfgelde, oder mit Abgaben von Schornsteinen oder Fenstern, mit Gerichtsgebühren und Processkosten veranlassen. (Hiegegen wird nothwendig in Betrachtung kommen müssen: 1) dass in der Preisfrage und deren Beantwortung die Beybehaltung der *bisher* auf den Bauerngütern haftenden Abgaben und Pflichten und deren gleichförmige Vertheilung als wesentlich vorausgesetzt, folglich eine Vermehrung derselben ausgeschlossen wird; 2) dass der Landmann, dessen verkleinerte Besitzungen gerade auf seine nothwendigen Lebensbedürfnisse eingeschränkt sind, um so weniger zu deren Veräusserung, auch zu gerichtlichen Streitigkeiten vermögend und geneigt ist: dahingegen beides — nach täglicher Erfahrung — bey dem Besitzer vieler Grundstücke eher statt findet.) Die Verkleinerung der Grundstücke und die Vermehrung ihrer Besitzer werde die Mittel zur Erhebung der Steuern und Abgaben merklich vervielfältigen und erschweren. (Dies bleibt in der That eine erhebliche Bedenklichkeit.) Es sey bey der Uebergabe eines Bauergutes an eines der Kinder, eben sowohl dem Staate, als den nachgebornen Kindern nachtheilig, wenn diesen ihre Abfindung nicht im baaren Gelde, sondern durch Länderey zugetheilet werde. Durch die unbegrenzte Zerstückelung werde die Lage des Mittelmannes so verschlimmert werden, dass seine Nachkommenschaft in gänzliche Armuth ver-

versinken, und in die Nothwendigkeit des Verkaufs ihres geringen Eigenthums gerathen, eben dies aber zur schädlichen Vergrösserung anderer Bauergüter Veranlassung geben würde. (Hier (§. 32.) geräth der Vf. selbst, ganz seinen Vordersätzen (Einleitung, S. 7.) zuwider, ein, dass reiche Landbauern den übrigen Bauern mehr schädlich als nützlich, diesen in der Erlangung einiges Wohlstandes hinderlich und den grossen Eichen im Walde ähnlich seyn, deren Schatten den übrigen Bäumen und Pflanzen Kraft und Nahrung entziehen.) Die in dringenden Nothfällen erfoderliche Hülfsleistung könne und werde weit gewisser von Wenigen, als von Vielen erfolgen, wenn jene viel, diese aber nur sehr wenig an Länderey besitzen. (Eben dies hat auch der Rec. bereits in seiner Beurtheilung der Winklerschen Preisschrift für gegründet erkannt.) Von der Zerstückelung habe man keine grössere Wohlfeilheit des Getreides und anderer ländlichen Producte zu gewarten: weil durch dieselbe die Menge der Menschen und folglich der Consumenten vergrössert werde. Uebrigens sey es höchste Unbilligkeit, den Landmann in eine so bedrängte Lage zu setzen, dass er sein weniges Getreide aus Noth verkaufen müsse. (Unläugbar gewiss bleibt es doch, in Absicht des ersten, dass hohe Preise des Getreides sehr oft blos darin ihren Grund haben: weil der Handel damit sich in den Händen der Besitzer grosser Land- und Bauergüter *fast ausschliessend* befindet und diese, gleich andern *Monopolisten*, nie geneigt, auch durch ihre Lage nicht genöthiget sind, sich mit mittelmässigen Preisen zu begnügen.) Nicht Verstärkung und Vermehrung des Credits und der innern Hauptquellen eines Staats, sondern Schwächung und Verminderung derselben werde dadurch bewirkt werden. Bey der uneingeschränkten Zerstückelung werde die auch von Hn. *Winkler* selbst für schädlich erkannte Zerreissung in allzu geringfügige Theile, ungeachtet seiner Zweifel dagegen, dennoch, und daher eine Uebervölkerung des Bauernstandes und seine Nahrlosigkeit unausbleiblich erfolgen. Es sey nur in einigen einzelnen Fällen, aber nicht im allgemeinen, wahr, dass kleine Güter, weil ihre Besitzer weit mehr Musse und Gelegenheit hätten, alle mögliche Sorgfalt auf die Bebauung derselben zu verwenden, einen weit grösseren Gewinn und Ertrag an Feldfrüchten gäben, als grössere Güter, die, ihres weitläuftigen Umfangs wegen, nicht so sorgfältig bearbeitet und genutzet würden. Weil bey einer Zerstückelung der Güter ins Unendliche ein jeder ihrer Besitzer alles das wieder verzehre, was er durch seine Arbeit bewirkt oder producirt habe; so könne er zum Besitze irgend einiger Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens und überhaupt zum Wohlstande eben so wenig gelangen, als zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft etwas beytragen. (Wie kann diese Schlussfolge für gültig angenommen werden, da ihr Vordersatz nicht erwiesen ist, noch erwiesen werden mag?) Ueberhaupt könne die Cultur der Felder mit Pflug und Hacke, ingleichen mit Düngung auf einem grossen Stück Gute weit besser besorget werden, als es bey zerstückelten Gütern *jemals* möglich sey. (Nicht blos von dessen Möglichkeit, sondern Wirklichkeit sind häufige Beyspiele vorhanden. So überlassen viele Inhaber grosser Landgüter alljährlich einen beträchtlichen Theil ihrer Aecker, bey deren eigenen Cultur sie das auf 4 oder 5 Rthl. erhöhete jährliche Pachtgeld für 1 Morgen von 120 Ruthen zu erübrigen äusserst schwer finden, an unbegüterte Mitbürger, die solches mit dem Pfluge oder Spaten bearbeiten und sich einen solchen Ertrag verschaffen, dass sie, mit einem ihnen bleibenden merklichen Gewinnste, für jede Ruthe 3 Groschen, folglich für einen solchen Morgen 15 Rthl. Pachtgeld zu bezahlen vermögend sind.) Ein wesentlicher, sehr erheblicher Nachtheil kleiner Güter sey die *Verringerung* der Viehzucht, sowohl der *Quantität*, als vorzüglich der *Qualität* nach. (Gerade das Gegentheil des ersten, nämlich eine unnütze *Vermehrung* der Viehzucht; hat der Vf. vorher (§. 13.) als eine schädliche Folge der Zerstückelung angegeben.) Nur auf grossen Landgütern, gewisser als auf Universitäten, könne der künftige Cameralist landwirthschaftliche Kenntnisse gründlich und praktisch erlernen. Den, nach der Zertheilung der Bauergüter, zu besorgenden Mangel an Bau- und Brennholze, wegen der dadurch vergrösserten Consumtion desselben, könne durch die von Hn. *Winkler* vorgeschlagenen Mittel keineswegs abgeholfen werden. (Mit beiden Bedenklichkeiten ist der Rec. völlig einverstanden.)

Die folgenden Einwürfe sind gegen den 4ten und 5ten Abschnitt der Preisschrift gerichtet, wo die Geschlossenheit der Bauergüter für schädlich erklärt wird. Zur Vertheidigung derselben führt der Vf. an, dass die Zerstückelung ohne alle Ungerechtigkeit und Verletzung des Eigenthumsrechts eingeschränkt werden könne und müsse, und dass durch eine unbegrenzte Vermehrung arbeitender Staatsbürger für den Staat, besonders in Weinländern, nichts gewonnen werde; behauptet, dass wüste liegende Ländereyen eher von den Besitzern vieler, als weniger Aecker, urbar gemacht und benutzt werden könne," (wobey die mecklenburgische Feldwirthschaft beyläufig eine *schlechte* und zum Theil *erbärmliche* Culturart genannt wird, von welcher doch vorher (§. 58.) gerühmt wurde, dass daselbst das Feld *von Unkraute fast gänzlich gereiniget*, und *besseres und reineres Korn*, als anderwärts, geärntet werde,) dass die Preise des Getreides etc. durch die Zerstückelung unfehlbar deshalb steigen würden; weil nunmehr, wegen vermehrter Consumtion desselben auf dem Lande selbst, nicht mehr so viel verkäufliches Getreide auf die Märkte gebracht werden könne. Ferner bestimmt er durch eine specielle Berechnung das Einkommen zuerst des Besitzers eines kleinen Bauergutes von 4 Morgen Acker, und hierauf einer Tagelöhner-Familie, nach welcher die jährliche Einnahme des ersten nur 89 Gulden 18¼ Kreutzer, höchstens 114 Gulden 18 Kreutzer, hingegen der letzten 120 Gul-

120 Gulden beträgt, und zieht hieraus die Folgerung, dafs jener weniger als diefe, fich und feine Familie zu ernähren, vermögend fey; widerfpricht der gegenfeitigen Behauptung, dafs durch die Zerftückelung der Ländereyen ein gröfserer Ertrag derfelben gewonnen werde, deshalb gänzlich: weil diefelbe der beften Cultur der Felder hinderlich fey und eine fchädliche Confumtion der erzeugten Producte unfehlbar verurfache; erkennt das Kaufen und Verkaufen einzelner Theile eines Guts für äufserft nachtheilig, und leugnet endlich auch gänzlich ab, dafs die durch die Zertheilung der Güter bewirkte gröfsere Volksmenge zur Beförderung der Fabriken irgend etwas beytrage.

Unverkennbar ift in diefer Schrift die Sprache eines Mannes von ausgebreiteten cameraliftifchen Kenntniffen und warmem Eifer für die Erforfchung und Beftimmung des Wahren und Guten in einer wichtigen bürgerlichen Angelegenheit; aber um fo mehr mufs man bedauern, dafs er den behandelten Gegenftand nicht mit der erfoderlichen Unpartheylichkeit geprüft, und feine Ausarbeitung, vor dem Drucke, nicht von einigen Widerfprüchen, Weitfchweifigkeiten und unnützen Wiederholungen gereiniget hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Stockholm, b. Nordftröm: *Läsning för Landtman af et Sällskap.* (Lectüre für den Landmann, von einer Gefellfchaft. I bis III. Heft.) (1 Rthl. 4 gr.)

2) Dafelbft, b. Ebendemf.: *Läsning i blandade ämnen.* (Lectüre vermifchten Inhalts. N. I-XII. 1797.) (4 Rthl.)

Die letzte Schrift ift eine Fortfetzung der erften, nur dafs der Plan etwas erweitert ift, und die Hefte öfter erfcheinen, aber dagegen weniger ftark find. Auch die erfte war nicht blos für den Landmann, wie der Titel vielleicht vermuthen liefs. Man wird dies bald aus dem Inhalt der Stücke fehen. So findet man im 1ten Heft ein Gefellfchaftslied von bürgerlicher Freyheit, nebft einem Beweis, dafs fie mit einer weniger eingefchränkten königl. Macht beftehen könnte; eine Rede in der königl. dänifchen Landwirthfchaftsgefellfchaft von *Colbiornfon;* eine Rede in eben diefer Gefellfchaft für die Nachkommende, von *Rofenftand;* Erziehung und Unterricht in Uebereinftimmung mit Natur und Politik; Ueber Freyheit und Gleichheit, von Kant; ein Hirtengedicht. Im IIten Heft: über die Glückfeligkeit, von *Ferguson;* vom Erziehungsweck in Dannemark, als dem wichtigften Hindernifs der Nationalaufklärung, von *Olfen;* einige wohlgemeynte Worte an eine Mutter aus dem Mittelftande; Nachricht von der Zerftückelung der Königl. Domanialgüter in Schleswig-Holftein; ein Bauernlied: *Jag är fi glad, jag är fa fri, min är den jord jag plöjer* u. f. w. Im IIIten Heft: Von den praktifchen Wiffenfchaften auf Univerfitäten, aus dem Dänifchen; *Gens comme il faut,* ein (fatyrifcher) Dialog; Anmerkungen über eine Klagefchrift einiger jütlandifchen Gutsbefitzer, über die Verordnung wegen Freylaffung der Bauern und über einige Verordnungen die Rechte und Pflichten der Bauern betreffend, von *Colbjörnfon;* der Gemeine zu Gülsdorf und Wilnendorf Vertheidigung ihres wegen Irrglaubens abgefetzten Predigers Schulz. Man fieht, dafs auch viele Ueberfetzungen eingerückt find, fo wie dann überhaupt der gröfste Theil aller jetzt in Schweden in Druck erfcheinenden Schriften, Ueberfetzungen aus dem Dänifchen, Franzöfifchen, Englifchen und vorzüglich dem Deutfchen find.

Mehr eigene, auch mehr moralifche und philofophifche Abhandlungen enthält die *Lectüre vermifchten Inhalts.* Es wird genug feyn, wenn wir um folche einigermafsen kennen zu lernen, auch nur den Innhalt der erften Stücke hier anführen. So liefet man darin folgende Abhandlungen: 1) *Ueber die fchwedifche Druckfreyheit;* ein Verfuch ihre gefetzliche Grenzen und die wahre Meynung und richtige Anwendung der darüber gemachten Verordnung zu beftimmen. 2) *Von Veredlung der menfchlichen Vernunft;* eine Vertheidigung unfers jetzt zu Ende gehenden Jahrhunderts. 3) *Ueber den Ackerbau überhaupt, und deffen nothwendige vorzügliche Beförderung in Schweden, vor allen andern Gewerben.* Der Vf. fetzt den Grundfatz feft: diejenigen, welche das Land anbauen, müffen es entweder als ihr Eigenthum, oder doch wenigftens ficher und auf lange Zeit befitzen. Mit diefem Grundfatz findet er es nicht übereinftimmend, dafs in Schweden gewiffe Güter und Höfe ftatt Lohns angefchlagen find, die Boftällen hiefsen, und die von den Befitzern, wenn fie hoher rücken, verlaffen werden, um ein befferes Gut ftatt höhern Lohns zu erhalten, doch die Prediger-Boftällen ausgenommen. Auch widerftreite diefem Grundfatz die Einrichtung mit dem fogenannten *Fralfejord,* oder den Aeckern und Höfen, die dem Adel gehören, und worauf fie Bauern nach Belieben einfetzen und wieder abfetzen können. Der Vf. räth zur Zerftückelung der grofsen königl. Domanialgüter, die gewöhnlich nur auf 15 Jahre verpachtet werden, und zur Verpachtung derfelben zu Erbzinsrecht. So gut manche diefer Vorfchläge gemeynt find; fo dürften fich doch befonders bey Aufhebung der Militär-Boftällen fchwer zu hebende Schwierigkeiten finden. 4) *Der Jacobiner in Griechenland;* ein fatyrifches Gedicht, gegen gewiffe philofophifche Schwärmer, die fich jetzt allenthalben finden. 5) *Ueber die Lectüre;* das Vergnügen, den Werth und Nutzen derfelben. 6) *Ueber das Romankafte;* ein munterer, fatyrifcher Auffatz. 7) *Ueber Verlaumdung und Lob.* 8) *Ueber das Heimlichhalten,* fowohl was die *arcana politica* (mit Hinficht in Schweden auf das Reichsfchuldenwefen und den Zuftand der Bank) als gewiffe nützliche und mechanifche Erfindungen betrifft. 9) *Unterfuchung in wie weit das Publicum militarifche Kenntniffe nothig habe.* „Eine

„Eine richtige Kenntniſs von der Gefahr, die mit weit ausſehenden kriegeriſchen Entwürfen verbunden iſt, ſagt der Vf.; von der Unmöglichkeit entfernte Eroberungen beyzubehalten; von der Gefahr, tief in ein feindliches durch Natur und Feſtungen vertheidigtes Land einzudringen; die Einſicht, wie wenig gemeiniglich auch die mörderiſchſten Schlachten zum glücklichen Ausgange eines Feldzuges beytragen, wie unmöglich es ſey, jenſeits des Meeres dauerhafte Eroberungen zu machen; von dem Verluſt an Menſchen und Geld, den der Krieg immer verurſacht und den kein Krieg erſetzen kann; eine ſolche Kenntniſs und Einſicht dürfte die ſonſt mit ſo vieler Hitze und Kurzſichtigkeit geſuchte Kriegsehre in eine weniger glänzende und des Begehrens weniger werthe verwandeln und das vielleicht ſelbſt in den Augen eines Regenten, der auch ſonſt wohl geneigt ſeyn mögte, ſeiner Unterthanen Blut und Vermögen nicht hoch anzuſchlagen." Der Vf. bemüht ſich, die Vortheile einer allgemeinen militäriſchen Aufklärung daraus herzuleiten u. d. m.

Jedem Heft dieſes Journals ſind einige, zum Theil ſehr ausführliche Recenſionen ſchwediſcher Bücher beygefügt, als von *Joh. Möller's* Gedanken über den Kindermord 1796.; einer Gedächtniſsrede auf den königl. Hiſtorienmaler *Åkerſtröm* 1796.; die Ueberſetzung von *Clarkſon's* Abhandlung über die Sklaverey und den Sklavenhandel, beſonders der Negern in Afrika; der Rede beym Antritt der Regierung König Guſtav Adolphs IV. zu Upſala gehalten; der Ueberſetzung des Kinderfreundes, von Hn. *Weiſſe*. Beſonders aber zeichnet ſich die Recenſion von der vom Hn. Prof. *Boethius* 1797. herausgegebenen Ueberſetzung von Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, mit Anmerkungen des Ueberſetzers, aus. Sie iſt mehr eine Kritik des Kantiſchen Moralprincips und ſeines Begriffs von Pflicht, (wozu der Rec. auch auſserdem, daſs die reine Vernunft etwas für Recht erkennt, auch ein gewiſſes Wohlwollen, eine gewiſſe Hinſicht auf Abſicht und Folgen (?) erfodert,) als eine Recenſion. Und dieſe Kritik iſt mit mehr Beſcheidenheit und Scharfſinn vorgetragen, als ſonſt andere Gegner der Kantiſchen Philoſophie in Schweden in ihren Beſtreitungen der kritiſchen Philoſophie verrathen.

Leipzig, b. Lincke: *Die Extrapoſt für Stadt und Land, macht allerley was nützt, bekannt.* 1798. Erſtes bis ſiebentes Stück. 288 S. 8. (Preis des Jahrgangs 12 gr.)

Dieſe Monatshefte von drey Bogen nahmen mit dem Jahre 1797. ihren Anfang, und die erſten vergriffen ſich ſo, daſs eine neue Auflage erfoderlich ward. Der Titel kündiget uns ſchon eine Volksſchrift an, welche in einer populären Schreibart gemeinnützliche Gegenſtände bekannt zu machen ſucht. Einige Abhandlungen ſind ſowohl dem Stadter als Landmanne nützlich, z. B. S. 86. das *Koffeetrinken;* S. 115. *die Erziehung der Kinder im Winter;* S. 223. *die Naturgeſchichte der Bettwanzen.* Der bey weiten gröſsere Theil ſchränkt ſich aber auf den Geſichtspunct der Landwirthſchaft ein; unter dieſen Gegenſtanden ſind die *Warnungen vor dem Brantewzeintrinken und dem erfrornen Kraute;* S. 49 und 78., *die Anwendung der wilden Kaſtanien, der Brennneſſel;* S. 68 und 197. *und der kappen von Rübſen und Raps*, S. 265., am beſten bearbeitet. Jeder Heft ſchlieſst mit einigen *Charaden*, deren Auflöſung immer bis zu dem nächſten Stücke verſpart wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Osnabrück*, b. Kisling: *Nachricht von der neuen verbeſſerten Einrichtung des evangeliſch-lutheriſchen Rathsgymnaſiums der Stadt Osnabrück, mit einigen vorausgeſchickten Bemerkungen über öffentlichen Unterricht*, von *F. A. Fortlage*, Paſt. u. Conr. 1798. 30 S. 4. nebſt Geſetzen für die Schüler etc. 16 S. 4. Die etwas zerrüttete Ordnung, in die das Gymnaſium ſeit einiger Zeit verfallen war, veranlaſste den Rath, ſich der guten Sache ernſtlich anzunehmen, die den beſſern Einſichten unſrer Zeit angemeſſene Schuleinrichtung nebſt wohl durchdachten Geſetzen, verfloſſene Oſtern, einzuführen, und dem Vf., der ſchon als gelehrter Philologe bekannt iſt, den Auftrag zu geben, daſs er das Publicum von dieſer Verbeſſerung unterrichtete. In den vorausgeſchickten Bemerkungen werden die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts vor dem Privatunterrichte mit Gründlichkeit und Beſcheidenheit auseinandergeſetzt, und die Vorurtheile, daſs in den öffentlichen Schulen die Sitten verdorben würden, und die Fortſchritte zu langſam wären, widerlegt. So geht der Vf. zur Bekanntmachung der verbeſſerten Geſtalt des öffentlichen Unterrichts in Osnabrück über. Die wiſſenſchaftliche Claſſification iſt vorgezogen, und in Hinſicht der Lehrgegenſtände auch auf die künftigen Nichtgelehrten weiſe Rückſicht genommen worden. Es läſst ſich von der Thätigkeit der Lehrer, an deren Spitze der Vf. als Rector an des nach Kiel abgegangenen D. *Ißenkers* Stelle ſteht, und von deſſen Bruder, der aus ſeltenem Schulenthuſiasmus die bequemere Lage eines Predigers aufgab, und Conrector geworden, wie auch von dem wahrhaft edeln Patriotismus des Magiſtrats ſehr viel Treffliches für den Flor des Gymnaſiums erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Februar 1799.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. *Siebente Abtheilung. Geschichte der Mathematik* von *Abraham Gotthelf Kästner*, — Erster und zweyter Band.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Mathematik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von *Abraham Gotthelf Kästner. Erster Band.* Arithmetik, Algebra, Elementargeometrie, Trigonometrie, praktische Geometrie, bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. 1796. X S. Inhalt, 708 S. Text.

Zweyter Band. Perspectiv, geometrische Analysis und höhere Geometrie, Mechanik, Optik, Astronomie. *Erster Zeitraum,* bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Nachtrag zum ersten Bande. 1797. XIV u. 759 S. gr. 8.

Eine Geschichte der Mathematik von *Kästner* verfasst, kann schwerlich ein Mathematiker ohne die gröſsten Erwartungen auf reiche Ausbeute an Kenntnissen und auf ergötzende Unterhaltung in die Hand nehmen. Kaum lassen sich für ein solches Werk günstigere Umstände erdenken, als dass ein Mann, der in Deutschland wenigstens zu den berühmtesten Mathematikern gezählt wird, dessen Leben eine ununterbrochene Beschäftigung mit dieser Wissenschaft war, der vierzig Jahre lang als mathematischer Recensent an der Spitze eines der ersten kritischen Journale stand, und dessen Schriften alle von Liebhaberey für mathematische Literatur und Geschichte zeugen, in seinem siebzigsten Jahre noch mit jugendlichem Muthe und jugendlicher Munterkeit die Feder ergreift, um seine ruhmvolle literärische Laufbahn mit einer Geschichte seiner Wissenschaft zu krönen. *Rec.* hat hier in der That einen wahren Schatz für Geschichte und Literatur der Mathematik gefunden, und ist von Bewunderung der literarischen Thätigkeit das ehrwürdigen Vfs., noch in einem Alter, in welchem die mehrsten sich berechtigt halten möchten, auf ihren Lorbeern auszuruhen, durchdrungen worden; glaubt aber eben deshalb dem Vf. seine Hochachtung nicht durch leere Lobpreisungen, sondern durch eine freymüthige Beurtheilung beweisen zu müssen.

Der Plan schliesst mit Recht die sogenannte technische Mathematik, von diesem an sich schon so weitläufigen Unternehmen aus, und beschränkt dasselbe auf Geschichte und Bibliographie der reinen, der praktischen und der physischen Mathematik. Die beiden Bände, welche vor uns liegen, umfassen den ersten Zeitraum, bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts vollständig. Eine allgemeine Einleitung giebt auf den 28 ersten Seiten einen Ueberblick der Geschichte der Mathematik im Ganzen, des Plans bey diesem Werke und der literarischen Vorarbeiten. Dann folgen die einzelnen Unterabtheilungen, wie sie auf den Titeln angegeben sind, jede in zwey Abschnitten, wovon der erste zur Geschichte, der zweyte zur Bibliographie der einzelnen mathematischen Wissenschaften in dieser Periode gehören. Da die Wiederherstellung der mathematischen Wissenschaften mit dem Studium und dem Ediren der mathematischen Werke der Alten begann; so musste auch der Zustand dieser Wissenschaften bey den Griechen berührt werden, und da zugleich bey den Editionen der alten Mathematiker, der Inhalt dieser Werke angegeben wird; so konnte die Geschichte und Literatur der Mathematik, obgleich sie nach diesem Plane nur bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften zurückgehn sollen, doch ziemliche Vollständigkeit erhalten. Dieses ist im Ganzen die Einrichtung des Werks.

Vielleicht ist die zu gespannte Erwartung des Rec., vielleicht bloss der Titel des Werks daran schuld, dass er sich beym Durchlesen nicht völlig befriedigt fühlte. Er hoffte auf eine Geschichte der Mathematik, ungefähr in dem Geiste der übrigen Abschnitte dieses grossen literarischen Werks; fand aber gröſstentheils nur Collectaneen zu einer Geschichte und Literatur dieser Wissenschaft, worunter zwar manches Vortreffliche vorkömmt, und die eine wichtige, jedem gelehrten Mathematiker unentbehrliche Vorarbeit zu einer künftigen Geschichte der Mathematik ausmachen, denen es aber zum offenbaren Nachtheil gereicht, dass der Titel sie für eine Geschichte der Mathematik ausgiebt, und sie mit vollendetern Arbeiten in diesem Fache in eine nicht vortheilhafte Parallele stellt. Wer mit K. Schriften vertraut ist, weiss, dass das hervorstechende Talent dieses Gelehrten in hellen Blicken über einzelne Materien, in scharfsinnigen und witzigen Ansichten und Einfällen, und in originellen Gedanken bey Gelegenheit solcher einzelner Gegenstände besteht, dass man aber strengen Zusammenhang im Grossen, gleichförmiges Ausharren und ein bündiges System in seinen grössern

gröſsern Werken nicht ſuchen darf. Daher haben ſeine Abhandlungen über einzelne Materien in den Commentarien und in ſeinen Sammlungen aſtronomiſcher und geographiſcher Abhandlungen unter ſeinen mathematiſchen Werken bey weitem das gröſste Verdienſt, und werden ſeinen Namen ſtets erhalten, indeſs ſeine Lehrbücher bloſse Bruchſtücke ſind, denen wiſſenſchaftliche Einheit und Auswahl, alſo die weſentlichſten Erforderniſſe zu einem guten Lehrbuche fehlen, und worin die verſchiedenartigen Theile oft nach bloſser Laune hingeſtellt und mit manchen gar nicht dahin gehörigen Diſſertationen, die der Vf. vorher einzeln lateiniſch bekannt gemacht hatte, und die dem Anfänger Muth und Luſt niederſchlagen müſſen, verwebt ſind, wohin z. B. das Neutonianiſche Parallelogramm, die Betrachtungen bey Gelegenheit von Cardans Regel, Satz 41. in der Geometrie u. dgl. m. gehören. Dieſes Eigenthümliche der Käſtnerſchen Schriften, iſt auch dem vor uns liegenden Werke eingeprägt, in welchem jener Geiſt durchgängig herrſcht. Es iſt voll einzelner vortreſſlicher Blicke und Gedanken, enthält manchen geiſtvollen und witzigen Einfall, iſt aber nichts Ganzes und Gleichförmiges, an einigen Stellen unverbeſſerlich, an andern lückenhaft, dürr und launenvoll, ſo daſs ein Titel, der es als Materialien und Einfälle zur Geſchichte und Bibliographie der Mathematik ankündigte, in jeder Rückſicht paſſender, und für die Beurtheilung des Werkes vortheilhafter, als der gewählte ſeyn würde. Dann würde man es nicht mit Montucla und Bailly, ſondern mit Weidler, Heilbronner und Scheibel vergleichen, und da würde niemand umhin können, wenigſtens in Vergleich mit den beiden letzten K. Arbeit als ein Meiſterwerk anzuerkennen. Rec. hält, um dem ſo verdienten Vf. nicht Unrecht zu thun, dieſen Geſichtspunct feſt, und beurtheilt daher das Werk im folgenden nicht als eine Geſchichte der Mathematik, ſondern als eine Sammlung von Materialien und Einfällen zur Geſchichte und Bibliographie dieſer Wiſſenſchaft.

In dieſer Hinſicht gereicht es dem Werke zum Vortheil, daſs K., bis auf Prieſtleys Geſchichte der Optik und Weidlers Geſchichte der Aſtronomie, faſt alle ſeine Vorgänger in der Geſchichte und Literatur der Mathematik unbenutzt bey Seite gelegt, und faſt alles aus eigner Anſicht der Quellen geſchöpft hat. Denn ſo wenig dieſes bey dem Geſchichtſchreiber der Mathematik zu billigen wäre, dem kaum genug vorgearbeitet werden kann; ſo ſehr iſt der Sammler von Materialien zu einer Geſchichte zu loben, wenn er nur aus den erſten und reinſten Quellen, nicht aus andern Sammlungen ſchöpft. Käſtner geht hierin ſo weit, daſs er unter andern bey der Geſchichte der Aſtronomie ſelbſt geſteht: „Meine Erzählung habe ich ganz ohne Baillys Geſchichte der Aſtronomie verfertigt, deswegen fiel er mir nicht ein, als ich in derſelben Anfange diejenigen nannte, die ich nachgeſchlagen habe.“ In dem bibliographiſchen Theile beſchreibt er nur Bücher und Ausgaben, die er ſelbſt in Händen hatte. Heilbronner, Scheibel und Wolf finden wir dabey nur ſelten nachgeſchlagen, (am mehrſten Dechales), und aus ihnen laſſen ſich K. bibliographiſche Nachrichten beträchtlich vervollſtändigen. Von den ſo ergiebigen Literärgeſchichten verſchiedner Nationen iſt keine genutzt, daher K. faſt mit allem unbekannt iſt, was in ihnen durch mühſame Unterſuchungen in der Geſchichte der Mathematik berichtigt worden; (abermals eine reiche Quelle zu Nachträgen und Verbeſſerungen). Unter den allgemeinen literariſchen Werken, die der Vf. wegen der Lebensumſtände und Schriftverzeichniſſe der Mathematiker nachſchlagt, iſt *Reimmanns* Einleitung in die *Hiſtoriam Literariam* der Deutſchen ſein vorzüglichſter Leitſtern; eine Ehre, die dem guten Ermeslebiſchen Paſtor (der auch eine *Hiſtoriam Litterariam Antediluvianam* ſchrieb,) widerfährt, weil K. ſchon als Knabe aus ſeiner Literärgeſchichte gelernt hat. Wo dieſe nicht ausreicht, da ſchlägt er das Gelehrten-Lexikon von 1751 nach. Und das und Bayle iſt alles. Das Methodiſche hierbey entlockte Rec. manchmal ein Lächeln, z. B. „Wenigſtens im Regiſter zu Reimmanns H. L. finde ich keinen *Pitiſcus*. Ich nehme alſo aus dem gelehrten Lexicon, daſs Bartholomäus 2 Jul. 1613 geboren iſt;“ oder „beym Reimmann habe ich Rivius vergebens geſucht. Ich muſste alſo zum gelehrten Lexikon gehn.“ Des Vfs. Vorliebe für Reimmann geht ſo weit, daſs er deſſen Meynung, „die Ziffern möchten wohl von den Deutſchen aus ihren Buchſtaben ſeyn gebildet worden“ einer Erwähnung würdigt, und daſs er ſelbſt Stellen, wie folgende, aus ihm aushebt: „Reimmann nennt den Herausgeber von *Apians* Cosmographie *Rainerus Gemma*, erzählt, wie ihm gewöhnlich iſt, viel von Lebensumſtänden; Friſius ſey klein, mager und ſchmächtig geweſen, ein vertrauter Freund von *Hieremia Triverio*, damaligen erſten Profeſſor der Medicin zu Löwen, einem groſsen, dicken Manne, mit fettem Geſicht“ u. ſ. w.

Von dem Geſchichtſchreiber der Mathematik fodert jeder eine zweckmäſsige Auswahl, durchdachte Zuſammenſtellung, gefeilten Ausdruck und ein anhaltendes Beſtreben nach Vollendung; Eigenſchaften die freylich dem vor uns liegenden Werke fehlen. Bey einer Sammlung von Materialien zur Geſchichte der Wiſſenſchaft, fallen aber alle dieſe ſtrengen Anfoderungen weg. Da nimmt man es ſo genau nicht mit dem, womit der Vf. uns zu unterhalten für gut findet, ſey es auch manchmal ſtatt etwas, das zur Geſchichte der Mathematik gehört, ein Geſchichtchen von ſich und andern, oder ein bloſses Curioſum, zumal wenn der Vf. ſolche Abſchweifungen mit ſo viel Witz als K. zu würzen, und dadurch ſo manchen nicht unglücklichen Einfall herbey zu führen weiſs. Indeſſen würde es doch, nach des Rec. Gefühl, auf den Leſer des K. Werks einen beſſern Eindruck machen, wenn der Vf. ſich dieſer Freyheit weniger häufig bedient hätte. Das Ganze erhält dadurch ein zu buntes Anſehn, gar zu oft wird, wenn man an das Wiſſenſchaftliche denkt, der Vf.

und

und feine Eigenthümlichkeit mit ins Spiel gebracht, und nicht felten geht über ein gelegentliches Gefchichtchen das wiffenfchaftliche Intereffe und das wirklich Merkwürdige verloren. Was dem Rec. dabey befonders auffiel, war, dafs der Vf. es nicht immer unter feiner Würde zu halten fcheint, fich felbft dem Lächeln des Lefers Preis zu geben, z. B. (II. 158.) bey Gelegenheit einer Zufammenfetzung von Hebeln, mit welcher *Beffon* ein Schiff aufs Land zu bringen denkt: „Ich bliebe nicht im Schiffe. Es möchte ablaufen, wie es einmal in meiner Jugend in Leipzig ging. Ich wollte auf beiden Armen ein Frauenzimmer forttragen, das etwas langer war als ich; (wer mich kennt wird wiffen, dafs diefe Länge für ein Frauenzimmer nicht zu grofs war,) und *wir kamen beide* mit einander zu Falle." Oder (II. 371.) bey Gelegenheit des Fürften Jablonowsky, der Copernicus widerlegen und ihm ein Monument in Thorn errichten wollte: „Der Fürft hielt fich fchon in Leipzig auf, als ich noch da war, wo ich das Vergnügen genoffen habe, bey ihm zu fpeifen, einen Ring zu fehn, den er vom Roi Stanislas bekommen hatte, und mich heimlich über die Profefforen zu beluftigen, die mit ihm Latein fprachen, weil fie nicht Franzöfifch fprechen konnten. Er fchickte mir ein lateinifches Manufcript in Folio zur Durchficht, das eine Widerlegung der Copernicanifchen Weltordnung feyn follte; ein frey darin liegender Bogen hatte die Ueberfchrift *Planta hujus fcripti*, und das folgende zeigte, dafs es Plan bedeutete. In dem Drange zwifchen Copernic und Jablonowsky half ich mir doch fo, dafs ich wegen meiner Bemühung eine Schnupftabaksdofe und einige Dukaten bekam." — Auch fcheinen unter den vielen Seitenhieben, welche der Vf. reichlich austheilt, dem Rec. einige nicht ganz den Begriffen, die er fich von der Würde eines Gelehrten macht, zu entfprechen, fo witzig fie auch übrigens find, z. B. bey Gelegenheit der Lorgnetten, deren fich Papft Leo X. auf der Jagd bediente: „Noch liefse fich unterfuchen, ob er nur ein Hohlglas vors Auge gehalten, oder eine Brille mit Hohlgläfern auf die Nafe gefetzt, wie die Engländer thun, und wie eine Zeitlang Profeffor S. in G. that, der diefe Mode als einen der gröfsten Nutzen feiner englifchen Reife zurückbrachte." Lieber lafen wir Bemerkungen wie folgende über eine Stelle Senecas: *facilius inter philofophos quam inter horologia conveniet:* „Diefer Spruch lehrt zweyerley; erftlich, dafs die Uhren der Römer noch zu des Seneca Zeiten fehr wenig Zuverläffigkeit hatten; zweytens, dafs die *Uhrmacherkunft fich feitdem* unendlich mehr verbeffert hat, als *die Philofophie*, denn jetzo ftimmen Uhren überein, aber die Philofophen noch nicht, felbft die neuften nicht, vor denen keine Philofophie gewefen ift."

Noch an dreyerley hat Rec., befonders in den bibliographifchen Theilen des Werks einen Anftofs genommen, und glaubt darüber fich etwas umftändlicher äufsern zu müffen. Einmal an der übertriebenen diplomatifchen Genauigkeit im Befchreiben der Büchertitel, Dedicationen, vorläufigen Gedichtchen u. d. m.; dann an der Vorliebe für blofse Curiofa, welche an fo vielen Stellen hervorleuchtet, und endlich an der fonderbaren Bequemlichkeit, mit der der Vf. bey Ausarbeitung diefes Werks an feiner Bibliothek gefeffelt blieb. An den Titeln, felbft unbedeutender Bücher, die keineswegs auf die Ehre erfter Drucke Anfpruch machen können, wird dem Lefer nicht nur kein Jota gefchenkt, fondern die Genauigkeit geht felbft fo weit, dafs alle Druckfehler darin (fo wie in andern abgefchriebenen Stellen) forgfältig angegeben, und wenn ein Kupfer oder ein Holzfchnitt auf dem Titel fteht, diefe fehr umftändlich befchrieben werden. Z. B. bey *Vegetius* Kriegsbuch; „Auf der andern Seite des Blatts, das diefe Zueignung enthält, in ganzer Leibesgeftalt ein Soldat mit Federhut, zerfchnittenen Wammsärmeln, Bluderhofen, Degen, einem Spiefse in der linken Hand aufrechts geftellt, die Spitze fafste die Foliofeite nicht, hinter ihm auf der Erde eine Canone, eine Kugel u. a. Werkzeuge, neben feinem rechten Fufse: *Vegetius de re militari.* Kein Römer ift er doch nicht;" oder bey *Coufins* Perfpectiv: „Auf dem Titelblatte auf einer Bank unter einem Palmbaum fitzend, vermuthlich der Weltheiland mit umftrahltem Kopfe, vor ihm eine Töpferfcheibe, im Hintergrunde einer der eine Keule gegen einen auf der Erde liegenden aufhebt, (Cain und Abel ?) mehr kleine Vorftellungen, darunter auch ein Bergmann am Hafpel (alfo wohl nicht alle biblifch.) Unter dem Bilde: *Stante et currente Rota.*" — Es verfteht fich, dafs immer das Exemplar befchrieben wird, welches fich in der Bibliothek des Vf. befindet, das mag die ältefte oder eine neuere Ausgabe, vollftändig oder mangelhaft feyn. Hat der vormalige Befitzer diefes Exemplars etwas auf dem Titel gefchrieben, fo wird das auch mit abgedruckt; und oft noch fo was hinzugefügt, als: „Ich habe das Buch 1780 von dem jetzigen Hr. Geh. Rath Baldinger gefchenkt bekommen; diefes Buch fchenkte mir in Leipzig der Profeffor der Beredfamkeit Kapp; erftand ich 1796 aus der Bücherfammlung des Leipziger Proconfuls Carl Friedr. Trier, meines vormaligen Schülers; bekam ich erft 1774. und unten auf der Titelfeite fteht *ex libris Benjam. Brameri etc.*" — Stehen nach dem Titel Zufchriften in Verfen, fo kommen wir felten ab, ohne auch diefe hier mitlefen zu müffen, mögen fie auch noch fo nichtsfagend feyn, und felbft beym Excerpiren der Bücher zieht der Vf. gar zu gern Verslein aus, die ihm aufftofsen; wie z. B. folgende, dergleichen zwifchen den Zahlencolumnen in Otthes Calculator ftehn: „Ein Weibsbild gleicht eim Edelftein; Soll der feyn fchön und bleiben rein, Mufs der nicht durch all Hände gehn, Alfo ein Weib foll auf fich fehn," oder wie die lieblichen Reime in des Pfarrherrn zu Langeforchs Feldmeffung, die fo anfangen: „Lafs dir den Acker meffen recht, Damit du wiffeft was er trägt" und zu denen gar noch in den Zufätzen zum erften Bande ein Nachtrag von einer halben Seite geliefert wird: „Mufs erzählen ein lächerlich Ding, Wie mirs vor zwanzig Jahren ging, Da ich zu Wittenberg ftudirte, Wie

Wie mich daselbst ein Bauer vexirte, (der ihm nassen Kien verkaufte.)

Ueberhaupt scheint der Vf. mit wahrer Vorliebe allerley Curiosa, sonderbare Einfälle und Träumereyen aus den Büchern, welche er beschreibt, auszuziehen, und verliert darüber den wissenschaftlichen Zweck nicht selten so aus den Augen, dass er manche Bücher fast nur in jener Rücksicht betrachtet zu haben scheint. So z. B. enthält der gelehrte Tand von Zahlen, von welchem im ersten Bande auf 42 S. geredet wird, nichts als geistlose Ungereimtheiten, ohne das geringste Mathematische, und man muss nach deren Durchlesen den Verlust seiner Zeit beklagen. Aus des Kardinals Cusanus Werken zieht der Vf. hauptsächlich erbauliche und fromme, so wie auch allerley gute und philosophische Gedanken aus, die nur den Fehler haben, dass sie gar nicht zur Sache gehören, und übergeht Cusanus Gedanken von der Rundung der Welt, der Bewegung und andern interessanten Materien, um sich desto länger bey dessen *ludo globi* zu verweilen, dessen Beschaffenheit er nicht einmal zu erklären weiss. Aus Albr. Dürer vom Zirkel und Richtscheit wird auf mehr als einer Seite Dürers geschmackloser Einfall, wie eine Siegssäule nach einem Sieg über die aufrührischen Bauern aufzurichten wäre, ausgezogen, und durch solche herbeygezogene langweilige Stellen wird die Geduld des Lesers nur gar zu oft erschöpft. Vieles davon scheint nur da zu stehen, um zu einem witzigen Einfall, zu einem nicht immer treffenden Seitenhiebe, oder zum Ergufs übler Laune Gelegenheit zu geben. Diese erfahren besonders die neuern Philosophen und die Franzosen, denen der Vf. so oft es nur angeht Hohn spricht, doch auf eine zu einförmige Art, als dass es den Leser nicht am Ende langweilen sollte. Ob die Kantianer so vielen Spott verdienen und ob er sie bessern wird, das lassen wir dahin gestellt seyn. Gegen die Franzosen geht aber der Hass des Vfs. offenbar zu weit. Zwar haben sie Göttingen im siebenjährigen Kriege gar manchen Schaden gethan, sich auch bey ihrer Revolution gar ungebührlich betragen; darum kann man ja aber immer von ihren grossen Gelehrten lernen, und die, welche in unserm Deutschland wegen eines literarischen Despotismus verschrieen sind, haben ja auch eben von ihnen nichts zu fürchten. Was einmal auf das Papier geworfen war, das scheint der Vf. gleich einem Heiligthume unberührt gelassen, und davon nichts wieder durchstrichen zu haben. Sonst wäre es unerklärbar, wie die 24 Seiten lange Beschreibung von Bilderbüchern, die den ältern Ausgaben und Uebersetzungen von Vegetius Kriegsbüchern beygefügt sind, hätte können der Presse übergeben werden, da K. selbst am Ende bemerkt, dass das Dargestellte ohne Zusammenhang mit dem Vegetius ist, und keine wirkliche Kriegsmaschinen, sondern unausführbare Projecte vor Augen stellt, die ohne Gebrauch sind. Und mit solchen luftigen Projecten wird der Leser 24 Seiten durch hingehalten, indess über Archimeds Werk vom Gleichgewichte auf einer einzigen Seite weggeeilt wird. Dieser Mangel an Feile und an dem Bestreben nach Vollendung ist durch das ganze Werk hindurch auffallend, und macht, dass es, mit sorgfältiger gearbeiteten Werken dieser Art verglichen, sehr in Schatten tritt. Wie ganz anders sind z. B. die Auszüge aus den ältesten algebraischen Schriften in *Huttons mathematical and philosophical Dictionary*, die durchgehends zweckmässig, bündig und wahrhaft unterrichtend sind, und in möglichster Kürze ein interessantes Gemälde von dem Zustande und den Fortschritten der Algebra geben. Kästner ist zwar viel weitläufiger, übergeht aber manche der dort beschriebenen Bücher, die für die Geschichte der Wissenschaft nicht unwichtig sind, die sich aber nicht in seiner Bibliothek befanden, und seine Auszüge sind so mit fremdartigen Sachen überladen, es ist dabey der eigentliche Zweck so wenig fest gehalten, dass Rec. gestehen muss, aus K. Werk, bey aller Aufmerksamkeit, zu keiner rechten Uebersicht über den Zustand und die allmäligen Fortschritte der Wissenschaft gekommen zu seyn. Jene Lectüre ergötzte den Rec., diese widerstand ihm nicht selten. Er zweifelt, ob viele Leser die Geduld und Ueberwindung haben werden, K. Werk durch zulesen, und fürchtet, dass die mehrsten es, gleich den Schriften, mit denen es sich beschäftigt, bloss zum Nachschlagen in ihre Bibliothek setzen werden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Stutgard*, b. Steinkopf: *Tabellen zum ersten Unterricht in der französischen Sprache*, 1798. 4 S. in 4. (3 gr.) Diese vier Tabellen stellen die dem Anfänger in der französischen Sprache nothwendigsten Gegenstände dar, nämlich die Declination der Artikel mit Beyspielen, die Conjugation der Hülfsverba, und die Endungen der vier regulären Conjugationen; auch geben sie einen Begriff von den irregulären Zeitwörtern, und lehren die Form der passiven Verborum. Warum hat aber der Herausgeber nicht auch eine Tabelle von der Form der Fürwörter beygebracht? Sind sie etwa dem Anfänger weniger nöthig, als die hier aufgestellten Redetheile? Doch, dieses Mangels ungeachtet, können vorliegende Tabellen von Lehrern und Erzieherinnen mit Nutzen gebraucht, und nach dem Verhältniss der Fortschritte der Lernenden erweitert und vervollkommnet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. Februar 1799.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Geschichte der Mathematik* seit der Wiederherstellung der Wissenschaften etc., von *Abraham Gotthelf Kästner* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

An seine Büchersammlung ist der Vf. so gefesselt, dass er in der Regel nur Werke aus ihr nützt und beschreibt, und dass er lieber von manchen wichtigen Schriften gar keine Notiz nimmt, oder, im Fall er ein Buch nachschlagen will, welches er nicht selbst besitzt, oder das er nicht sogleich auffinden kann, sich lieber mit blossen Conjecturen behilft, als dass er sich die Mühe, es sich zu verschaffen, und aus andern Bibliotheken zu borgen, geben sollte. So z. B. mangelte in seiner Bibliothek, als er den ersten Band schrieb, *Ramus* Arithmetik und Geometrie; die er nur nach Dechales beschreibt, und am Ende hinzufügt: „Ich möchte wohl diese Geometrie sehen." Darauf kauft er dieses Buch in der Trierschen Auction in Leipzig, und nun erst wird es in den Zusätzen zum ersten Bande ausgezogen. *Boethius* Arithmetik und die vollständige Ausgabe seiner Geometrie (denn die I. 282. beschriebene ist unvollständig) scheint er nie gesehen zu haben; eben so wenig *Nikomachus* Arithmetik; und *Beda's* und *Leonhard's von Pisa* arithmetische Schriften scheinen ihm ganz unbekannt zu seyn. Von den in *Hutton's Dictionary* ausgezogenen algebraischen Schriften fehlen hier gänzlich: *Tartaglias* für die Geschichte der Algebra so ausserordentlich interessante *Quesiti et Inventioni diversi*, *Bombellis* Algebra, *Robert Recordes Arithmetik* und *Nunez* und *Stevins* Algebra. Von einem der Hauptwerke für den damaligen Zustand der Arithmetik und Algebra *Tartaglias Trattato di Numeri e Misure, Venet.* 1556 und 1560. benutzt er blos den zweyten Theil einer französischen Uebersetzung, und in Ermangelung des ersten Theils und besserer Nachrichten vom Originale, theilt er aus der Zueignung die lehrreichen Verslein mit: *„O Roine qui aux cieux vôtre haute origine, Par le divin sçavoir vos esprits elevez, Du jeune Gosselin le present recevez."* Sollten so bekannte Bücher auf der Göttinger Universitätsbibliothek fehlen? Wenigstens versichert der Vf. sie genutzt zu haben: „Ich halte für Pflicht dieses zu erwähnen, sagt er, da Manche das nicht thun, die *oft ganz allein* von dieser Anstalt zehren, und, was sie da genossen haben, wiederum von sich geben; die Bücher, welche ihnen höhere Freygebigkeit verstattete, brauchen, nicht daraus zu lernen, sondern daraus abzuschreiben. Freylich sind jetzo öffentliche Bibliotheken desto nothwendiger, je ungewöhnlicher, nicht grosse, nur zulängliche Privatbibliotheken werden. Dass sich dergleichen doch sonst fanden, auch bey Gelehrten, die weniger Besoldung und Vermögen hatten, als viele der heutigen Gelehrten, mag wohl mit daher rühren, dass die heutigen Gelehrten so viel ungelehrte Bedürfnisse haben." Um von *Gerberts Abacus* etwas Genaueres zu erfahren, hätte es doch sicher nur eines Briefes von K. nach Salzburg bedurft, wo der einzige bekannte, noch ungedruckte und nicht gehörig beschriebene Codex dieses Werks aufbewahrt wird. Dass er sich diese Mühe nicht gegeben hat, einen so interessanten Punct in der Geschichte der Arithmetik völlig ins Klare zu bringen, bedauern wir sehr. Dagegen hängt er so sehr an seiner Bibliothek, dass, hat er etwa aus Irrthum ein nicht mathematisches Buch von irgend einem Namensverwandten eines bekannten Mathematikers gekauft, und dieses, in Ermangelung einer schicklichern Stelle, neben den Schriften des Mathematikers gesetzt, auch das von ihm mit beschrieben wird, wie z. B. des König *Alonso von Aragon* (den er mit König *Alfons* X. von Castilien verwechselte) *Dichos notabiles, graciosos etc.* — Ueberhaupt scheint nur zu oft Ordnung und Auswahl, nach dem Beysammenstehen der Bücher auf des Vfs. Bücherrück bestimmt zu seyn. — Alles das macht beym Lesen einen so sonderbaren Eindruck, dass man zuweilen fast geneigt wird, der muthwilligen Behauptung eines berühmten Literators beyzustimmen, dieses Werk sey auf der Bücherleiter geschrieben.

Doch genug von diesen kleinen Schwächen eines Buchs, worin das Belehrende und Interessante so überwiegend ist, dass Rec. über jene Blossen ganz würde weggesehen haben, wenn er nicht eines Theils dem Publicum einen getreuen Bericht von den Werken, die er anzuzeigen erhält, schuldig zu seyn glaubte, andern Theils dadurch wo möglich vorbauen möchte, dass nicht junge Literatoren, die so gern das Bequeme in dem Verfahren berühmter Männer, ohne ihr Gutes, nachahmen, sich hierdurch zu einer ähnlichen Manier verleiten lassen mögen, die jeder dem wohlverdienten Veteran in der mathematischen Welt, nicht aber jüngern Männern zu Gute halten wird.

Von den vielen Bemerkungen, Nachträgen und Berichtigungen zu einzelnen Stellen dieses Werks, welche

welche sich dem Rec. beym Durchlesen, ohne dass er deshalb besondere Nachsuchungen angestellt hätte, aufgedrängt haben, erlaubt der Raum hier nur einige wenige heraus zu heben, daher er sich die übrigen für einen andern Ort vorbehält. Die Gedanken von der *Einführung der Ziffern in den Abendländern*, womit die Geschichte der Arithmetik anfangt, erhalten im zweyten Bande durch einen Auszug aus *North's* Untersuchungen über die Einführung der arabischen Ziffern in England, die in einem der neuesten Bände der *Archaeologia etc.* stehen, und von *Biester* für die berlinischen Blätter benutzt sind, wichtige und interessante Zusätze. Dort finden wir nicht viel mehr, als das Allerbekanteste aus Wallis Algebra. *North* hat hingegen eigene Nachforschungen, besonders in den alten Manuscripten des Benedictcollegiums zu Cambridge angestellt, und einige neue Thatsachen zur Beurtheilung der streitigen Frage aufgefunden. In der dortigen Handschrift von *Boethius* Arithmetik wird alles mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt. In zwey Originalbriefen König Alphons X. von 1272 und 1278., die sich im Tower zu London befinden, sind die Jahrszahlen ebenfalls römische Buchstaben. Endlich stehen im Cambridger Manuscripte eines Briefes von Adelbold an den berühmten Gerbert nichts als römische Zahlzeichen, indess im Abdruck dieses Briefes in *Pez Thesaurus Anecd. nov.* dafür Ziffern gesetzt sind, daher es scheint, als habe *Pez*, dem die Zahlzeichen gleichgültig waren, statt der römischen Zahlzeichen in den MSS. von *Gerberts* Werken, arabische gesetzt. Noch im ersten Bande schrieb *K.*: „Niemandem wird wohl einfallen, der Abschreiber von Gerberts Geometrie (wie sie in *Pez Thesaurus* abgedruckt ist,) habe andere Zahlzeichen gesetzt, als er in seinem Original fand." Ein solches Absprechen überhebt zwar mühseliger Nachforschungen, ist aber schwerlich im ächten Geiste des Geschichtsforschers, der, statt eine solche Behauptung hinzuwerfen, lieber nach Salzburg geschrieben, und sich dort nach dem Original und nach *Gerberts Abacus* erkundigt haben würde. Ueber diesen *Abacus* finden sich hier nur Conjecturen, die am Ende zu nichts führen. *North* sucht durch die angeführten Thatsachen darzuthun, dass in Spanien der Gebrauch der Ziffern im 13ten Jahrhunderte noch unbekannt war, und dass *Gerbert* sie dort nicht kennen gelernt habe. Zu diesen Behauptungen reichen jene Thatsachen nicht hin. Indessen scheint doch so viel aus den Schriften des *Leonhard Fibonacci* von Pisa, des *Maximus Planudes* und anderer (von denen K. kein Wort erwähnt.) zu erhellen, dass der Gebrauch der Ziffern nicht sowohl von Spanien, als vielmehr von Italien und Griechenland aus, durch Verkehr mit den arabischen Kaufleuten, in den Abendländern eingeführt sey. Rec. glaubt den Dank der mathematischen Leser zu verdienen, wenn er sie bey dieser Gelegenheit auf eine höchst wichtige Stelle über den Ursprung der arabischen Ziffern aus *Abulfaradsch Chronicon Syriacum* aufmerksam macht, welche allen, die über diese Materie bisher geschrieben haben, unbekannt geblieben ist, und deren Kenntniss Rec. dem unermüdlichen Vf. der wahrhaft pragmatischen Geschichte der Medicin. *Sprengel* (II. S. 338.) verdankt. Dort wird erzählt: *Ebn Sina*, der 978 geboren wurde, sey von seinem Hofmeister in der Geometrie nach Euclid und in der Astronomie nach Ptolemäus unterrichtet worden, und darauf zu einem Krämer in *Firuzabad* (einer Stadt in Kurdistan, die durch ihre hohe Schule berühmt war) gegangen, um von diesem die *indischen Zahlen* und *Arithmetik* zu lernen. Dieses deutet auf den Ursprung unserer Ziffernschrift aus dem nördlichen Indien, von wo sich so manche Kenntniss und Kunstfertigkeit nach den Abendländern verbreitet zu haben scheint. — Was I. 44. über den griechischen Mönch *Baarlam*, seine Schriften und sein Leben, nach Vossius und dem Gel. Lex. gesagt und auf 2 Seiten conjecturirt wird, hätte ein einziges Nachschlagen in einem speciellern literarischen Werke unnöthig gemacht, und hätte der Vf. bey dem, was er auf 3 Seiten über *Suisset* muthmasst, statt *Vossius*, *Schelhorn*, *Cardan* und das Gel. Lex. nachzuschlagen, Eberhards oder Bruckers Geschichte der Philosophie zu Rathe gezogen; so würde er *Suisset* nicht unter die Arithmetiker gesetzt haben, da der Mann sich mit einem Calcul der Qualitäten im Geiste der scholastischen Philosophie beschäftigte. Seinen Calculator hat Eberhard in der Dresdner Bibliothek wieder aufgefunden. Sehr interessant ist die kurze Skizze vom Zustande der Arithmetik und Algebra im 16ten Jahrhundert I. 53. die auf zwölf Seiten einen ziemlich vollständigen Ueberblick gewährt. Wäre das ganze Werk in diesem Geiste geschrieben, (und in der That kommen ähnliche Skizzen bey jeder Unterabtheilung vor) so würde es ohne Zweifel das vorzüglichste seiner Art seyn. Die Kettenregel, welche K. bey den Rechenmeistern des 16ten Jahrhunderts nicht gefunden hat, kommt doch schon in *Peter Apians* Unterweisung aller Kaufmannsrechnungen vor, wo ihr Gebrauch zu Wechselrechnungen gelehrt wird. — Dass *Lucas Patiolus a St. Sepulcro* das mehrste in seiner *Summa de Arithmetica etc.* aus einem Werke des *Leonhardus Pisanus* genommen hat, welches *Commandin* ediren wollte, ist K., so wie den übrigen mathematischen Bibliographen unbekannt geblieben. Schon bey Lucas kommt die bekannte unrichtige Frage nach dem Inhalt zweyer gegebener Säcke vor, die zusammen genähet werden, die Allegationsrechnung, und eine Visirregel, welche das Fass als zwey abgekürzte Pyramiden (Kegel?) betrachtet. — *Balthasar Licht's Algorithmus linealis cum pulchris conditionibus Regle tetri etc.* 1513. enthält, nach dessen Geständnis, ohngefähr des damaligen Professors der Mathematik zu Leipzig, *Kalb*, arithmetische Hefte. In des Londoner Bischofs *Tonstall Arte supputandi* rückte *Thomas Morus*, dem das Buch dedicirt ist, folgende Verse über die Regula falsi mit zwey Sätzen ein: *A plure deme plusculum, Minus minori subtrahe. Pluri minus conjungito, Atque ad minus plus adjice;* meisterhafte Verse in Vergleich mit dem sinn-

sinnlosen Hexameter *Cardans* über die Auflösung der drey Fälle einer unreinen Quadratischen Gleichung: *Querna, dabis. Nuquer, admi. Requan, Minue dami.* Aus *Köbels* Rechnung auf Linien und Ziffern 1544. etwas für H. *Bürja* und andere deutschen Puristen: „*Da stehen* auf dem Titel folgende Namen der acht *Species*: Zahlung, Zusammenthuung, Abziehn, *Zwiefachmachen*, Halbmachen, Mannichfaltigung, *Theilung*, Fürzelung (*Progressio*.)" *Scheybl* verwebte den ganzen Vortrag der theorischen und praktischen Arithmetik in Euklids Buch 7. 8. 9.; leitete die verkehrte Regel Detri aus dem Satze her, dass bey gleichen Parallelogrammen, die einen Winkel gemein haben, die Seiten um diesen Winkel in dem einen, sich verkehrt verhalten, wie die in dem andern, und meynte in Euclids Buch 2 und 10. sey „nahend aller Grund der Regel Coss, wie man sy nennt, oder Algebrä, begriffen und zu begegnen." Hätte *Kästner* bey *Gemma Frisius Arithmetica practica*, *Scheibels* Einleit. zur mathem. Bücherk. nachgesehen, so würde er statt 3, volle 31 Ausgaben dieses Rechenbuchs genannt haben, von denen die erste Antwerpen 1540, die letzte Oxford 1661 erschienen ist. — Aus des Visirers und Rechenmeisters zu *Halle*, *Helmreich*, Rechenbuche, 1595: „ein Stück Geschichte der Mathematik, das ich sonst nirgends gelesen habe. *Algebras zu Vlem*, der grosse Geometer in Aegypten, zur Zeit des *Alexandri Magni*, der da war ein *Praeceptor* oder Vorfahrer *Euclidis*, des Fürsten zu Megarien, als der kostlichste und berühmteste in der Zahl Pithagorä hero, hat auch gründlich Ding von den Zahlen mit Fleiss gesetzt, und das Buch in arabischer Sprache, genannt *Gebra* und *Almchabula* geschrieben, — so hernach von *Arithmedo* aus arabischer Sprach in Griechisch ist transferirt, und weiter von *Apulejo*, aus Griechisch ins Latein gebracht worden, — denn dies Buch auch bey den Juden oder Indianern in grosser Uebung, mehr denn bey andern Völkern gewesen, und *Alboreth* von ihnen genannt ist." — Vieles Interessante über des ehrlichen *Stifels* arithmetische Schwärmereyen, meist mit seinen eignen Worten. „Wer ein wenig mit Worten spielen will, sagt K., kann den guten Stifel bedauern, dass er in Logarithmomantie verfiel, und Logarithmotechnie, wovon die ersten Begriffe in seiner Arithmetik liegen, nicht weiter ausführte." Ueber den unwürdigen *Tand von Zahlen*, der wohl nur hierhergekommen ist, weil der Vf. Lust hatte, ein Paar uralte, verlegene Bücher seiner Bibliothek umständlich zu beschreiben, müssen wir nochmals unsre Missbilligung äussern. Da giebt es rechte Verse; z. B. „Moses sagt: Von Gott durch mich das Gsatz ist geben, Dem hat niemants mögen geleben, Darumb ich oben Hörner hab, Mein Gesicht niemands leiden mag u. d. m."

In der Geschichte der theoretischen Elementargeometrie beschäftigt sich der Vf. zuerst mit Euclids Elementen, und dem, was dahin gehört, dann mit den Schriften über einzelne geometrische Materien, und endlich mit der Kreisrechnung, auf die er die Geschichte der Trigonometrie und der praktischen Geometrie folgen lasst. Dass *Campanus von Navara* Euclids Elemente nicht übersetzt, nur die Uebersetzung Athelards von Bath aus dem Arabischen commentirt hat, sollte doch dem Geschichtschreiber der Mathematik, nach den von Literatoren darüber angestellten Untersuchungen, nicht mehr unbekannt seyn. Der Mann lebte weder im J. 1030. noch im J. 1200., sondern am Hofe Pabst Urbans IV., der im J. 1261. erwählt worden war. — Der Titel des englischen Euclids, von welchem K. nur den Anfang der Vorrede (aus Scheibels Einl. in die math. Bücherk.) anzugeben weiss, lautet nach Hutton: *The English Euclide published by Henry Billingsley* 1570. Die merkwürdige Vorrede, und die vielen Anmerkungen zum zehnten Buche dieser Uebersetzung rühren von John Dee her. — Einer der eifrigsten Beförderer des Studiums der Mathematik, besonders in Frankreich, war der berühmte *Peter Ramus*. Er war der erste in Paris, der Vorträge über den ganzen Euclid hielt, und stiftete mit aus seinem Vermögen eine mathematische Professur. „Als er an den Euclid gekommen sey, sagt er, habe ihm Alles, was er vorhin geschrieben, Spielwerk geschienen, nur in der Mathematik habe er ernstliches Studiren gefunden." Deutschland preist er als den vornehmsten Sitz mathematischer Kenntnisse, und ermahnt in seinen *Scholis Mathematicis* die Königin Catharina von Medicis: „*ut Laurentius Graeciam antiquis authoribus spoliavit, sic Germaniam mathematicis quibusque instrumentis spoliato, tuamque bibliothecam opimis illis spoliis exornato. Imo vero a Carolo Rege, filio, impetrato, ut in omnibus Academiis Mathemata ante Physicam et Politicam doceantur, neque regia liberalium artium privilegia, nisi mathematicis artibus erudito et instructo concedantur.* — Der Cardinal *Cusanus*, ein Deutscher, aus Cusel, einem Dorfe an der Mosel gebürtig, war der erste im Mittelalter, der die Kreisrechnung wieder vornahm und zu vervollkommnen suchte. *Oruntius Finaus*, der vorgab, sie auf mehr als hundert Arten zu lehren, leistete auf keine etwas Besseres, sondern etwas Schlechteres. Der berühmte *Scaliger* suchte nicht nur die Quadratur des Kreises sondern auch zwey mittlere Proportionallinien. „Zu seinem Glücke haben die Griechen von der Länge auf dem Meere nichts geschrieben, sonst hätte er sich auch wohl daran gemacht." Er hatte seine *Elementa Cyclometrica*, wie die Vorrede sagt, *valde confusa et perturbata in schedis liturariis* geschrieben, und beweist in ihnen, dass der Zahlausdruck für den Umfang des regulären Zwölfecks, welches in einen Kreis eingeschrieben ist, grösser als der Zahlausdruck für die Peripherie sey, *et quo plura fuerint latera polygoni, eo longe major per numeros reperietur, ambitu circuli circumscribentis, ambitus polygoni inscripti.* Q. E. D. Archimeds Sätze wären zwar nach der Geometrie wahr, aber nach der Arithmetik falsch. ($\pi > \frac{22}{7}$), *quod nobile est paradoxon.* Natürlich wurde sein Werk von den Mathematikern verworfen, und er klagt: *non Mathematicorum modo, sed etiam vulgi,*

etiam mulierculorum ipsarum aures nostris erroribus personentur. Gleich nach dem Druck des Werks hatte *Ludolp von Cöln*, Scaligern die Irrthümer darin mittheilen, und ihn vermahnen lassen, das Buch zu unterdrücken. Aber Scaliger lachte darüber. Auch der gelehrteste Mathematiker, meynte er, würde schwerlich seine Schriften nur verstehen, was könne also der Fechtmeister (*pugil;* Ludolph war der erste Lehrer der Kriegsbaukunst, vielleicht auch Fechtmeister zu Leiden) bey seinen täglichen Geschäften, in zehn oder zwölf Tagen davon untersucht haben? Ludolph solle nur sein Urtheil bekannt machen. Dieser Antwort ungeachtet, erinnerte L. den Mann noch ein paarmal, seine Ehre in Acht zu nehmen, aber vergebens, da Scaliger ihn, der nicht Latein schreiben konnte, als Gelehrten zu tief unter sich hielt. — Der Spanier *Molina* hatte den seltsamen Einfall, Figuren und Sätze mit Namen angesehener Familien zu belegen, *Miranda, Tiras, Bosensen etc.* und *Raymarus Ursus* dedicirte in seinem *fundamento astronomico*, ungefähr im Geiste des Justizraths *Lawätz*, die Figuren einzelnen Gelehrten. — Die ältesten Astronomen bedienten sich wahrscheinlich einer Kugel, auf welcher sie die sphärischen Dreyecke verzeichneten, um Aufgaben aus der sphärischen Astronomie aufzulösen. Ptolemäus bediente sich dazu seines Canons der Sehnen, dessen Construction er im Almagesto lehrt. Der erste, der statt der Sehnen der Winkel durch den Halbkreis, sich der halben Sehnen durch den Quadranten bediente, war der Araber *Albategnius*, der um 880. *de motu stellarum* schrieb, wie dieses K. aus einer Stelle desselben sehr wahrscheinlich macht: „*Nos autem dimidium Chordae duplicitatis uniuscuiusque Arcuum Quartae Circuli sumpsimus, — et, ne in sequentibus haec nobis iterare necesse sit, edicimus, omnem tractatum nostrum, sive mentionem Chordarum, de Medietatis Cordis oportere intelligi, nisi aliquo proprio nomine signaverimus, quod et Chordam integram apellabimus.* Bey *Alb.* kömmt indess für die halben Sehnen noch kein eigner Name vor, wohl aber bey *Geber de Astronomia*, welches, weiss K. zwar nicht, vermuthet aber das arabische *dschaib*, wobey in Golius arabischen Lexicon steht: *sinus indusii vestisque, apud Geometras Sinus, i. e. semissis inscripta*, und wovon denn das Lateinische *Sinus* eine treue Uebersetzung (also nicht, wie man gemeiniglich glaubt, aus *s. ins.* entstanden) wäre. — Was Ptolemäus μοιρας, und die Römer *partes Circuli* nannten, übersetzten die Araber durch *derged*, welches eigentlich die Stufe einer Treppe oder Leiter bedeutet, und das neuere lateinische, spanische und deutsche *gradus, grado*, Grad ist davon eine Uebersetzung; das französische und englische *degré, degree* aber das arabische Wort selbst. — „Eigentlich hatte man sich, ob lange vor dem Ptolemäus, wissen wir nicht, aber vom Ptolemäus an, zwölf Jahrhunderte mit unvollkommnen trigonometrischen Tafeln befriedigt. Ohngefähr in anderthalben (der letzten Hälfte des 15ten und im 16ten Jahrhundert) erhielten die Tafeln eine Genauigkeit und eine Bequemlichkeit, an welche Griechen und Araber nicht gedacht hatten; und das durch *Georgen* aus Peurbach an der Grenze von Oestreich und Bayern, *Johann Müller* aus Königsberg in Franken, *Peter Bienewitz* aus Leisnig in Meissen, *Georg Joachim* aus Feldkirchen in Graubündten (Tyrol), und *Bartholomäus Pitiscus* aus Grünberg in Schlesien. Die trigonometrischen Tafeln waren damals fast ganz allein der Astronomie bestimmt. Und Astronomie brauchten diese Deutschen, alle Mittelländer, nicht zur Schifffahrt. Sterndeuterey, das Einzige, wodurch wahre oder vorgegebene Kenntniss des Himmels einträglich ward, erfoderte nicht so feine Rechnungen. Blos Liebe zur Wissenschaft erregte und erhielt bey den Deutschen so viel Eifer und so viel Arbeitsamkeit." — *Bartholomaus Pitiscus*, Hofprediger des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich IV., und Vf. des ersten, vollständigen, noch jetzt brauchbaren Lehrbegriffs der Trigonometrie, (von welchem es 5 Auflagen giebt, K. aber nur 3 anführt,) entschuldigt sich in der Dedication sehr, dass er, ein Theologe, in seinen müssigen Stunden Mathematik treibe, welches ohne den Schutz des Kurfürsten viele an ihm lästern würden. *Adde, quod semper ita indicatum est, post arcanam operationem spiritus Dei, nihil esse, quod hominem mansuetiorem reddat, quam coelestis illius philosophiae cultura; Mansuetudo autem, bone Deus, quantum et quam rarum est Theologorum ornamentum! Et quam optandum esset hoc seculo omnes Theologos esse Mathematicos, h. e. homines tractabiles et mansuetos.* — In dem hier umständlich beschriebenen Canon des Rheticus (*Thesaurus mathematicus, s. Canon Sinuum etc.*) welchen *Pitiscus* herausgegeben hat, kommen unter andern vor, *Principia sinuum per digitos multiplicata et probatione novenaria communita*, ein Einmaleins für Sehnen gewisser Winkel, bis auf die funfzehnte Decimalstelle. Ueber dem Einfachen, so wie über jedem Vielfachen steht eine Reihe von Ziffern, welche den Ueberschuss der Ziffernsumme über das Neunfache, Ziffer für Ziffer, und also zuletzt die Probezahl bey der Neunerprobe angiebt. Wie ist es möglich, dass der Vf. sich den Sinn dieser Zahlenreihen so gar nicht zu erklären wusste. „Ich gestehe, sagt er, dass ich den Zusammenhang dieser beiden Zahlen nicht einsehe; *von einer Probe der Multiplication mit 9 ist mir nichts gegenwärtig*, (in der That fehlt sie auch in K. Fortsetzung der Rechenkunst,) in *Clausbergs* Rechenbuche und in *Stiefels Ar. integra* habe mich vergebens darnach umgesehen. — Wegen meiner Unwissenheit, was die *probatio novenaria* ist, tröste ich mich damit, dass man sie ganz entbehren kann u. s. w." Wir verweisen deshalb den Vf. auf *Bussens* gemeinverständliches Rechenbuch, und auf B. kleine Beyträge zur Mathematik, wo er darüber hinreichende Belehrung finden wird.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Februar 1799.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Geschichte der Mathematik seit der Wiederherstellung der Wissenschaften etc., von Abraham Gotthelf Kästner etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Um die Länge einer *Ruthe* zu bestimmen, war in dem Mittelalter folgendes Verfahren gewöhnlich und rechtskräftig: „Sechzehn Mann, klein und gross, wie die von ungefähr aus der Kirche gehen, soll ein jeder vor dem andern einen Schuh stellen." So musste denn freylich jedes Dorf seine eigne Ruthe bekommen. — Der Thurm über dem Ulrichsthore zu Halle, an welchem der alt-hallische Werkfuss verzeichnet ist, wurde im Jahr 1537 gebaut. Die Zeit der Erbauung des Steinthurms weiss man nicht. — Nach einem Kupfer in *Apians* Kosmographie ist der Schritt eines Bauermädchens, das der Knecht zum Tanze führt, *gradus*, des Knechts seiner *passus simplex*, des Sackpfeifers *passus geometricus*. Jene soll 1, dieser 2, der letztere 4 Fuss weit schreiten. — *Köbels* Geometrey, von künstlichem Feldmessen etc., das allgemeine Lehrbuch der Feldmesser im 16ten und 17ten Jahrhundert ist voll unrichtiger Regeln. Für die Berechnung des Inhalts geradliniger Figuren; z. B. das gleichseitige Dreyeck auszumessen, lehrt es die halbe Seite mit der Ganzen multipliciren, welches einen Inhalt giebt, der fast um ein Siebentel zu gross ist. Daher sagt *Reymer* in seiner *Geodaesia Ranzoviana*, von den Feldmessern: „Sie messen der Dreyeck Grösse auf eine gar subtile köbelische, ja pöfelische und tölpische Art." — Verehrer Melanchthons verweisen wir auf das Ende des ersten Bandes dieser Geschichte der Mathematik, wo zwey Lectionsanzeigen berühmter Wittenberger Mathematiker, Reinholds und Rheticus, wahrscheinlich von ihm verfasst, abgedruckt sind.

Die Geschichte der *Perspectiv*, womit der zweyte Band anfängt, steht hier, weil das die Ordnung in *K.* mathematischen Anfangsgründen ist, und in ihr folgt der Vf. gänzlich *Lamberts* Erzählung. Alle Erweiterungen von Euclids Elementen zur *geometrischen Analysis* zu ziehen, scheint uns nicht recht schicklich zu seyn, auch die höhere Geometrie einen eignen Abschnitt zu verdienen. *Commandins* Leben ist das Interessanteste aus diesem Abschnitt. Unserm Vf. fällt es nicht einmal ein daran zu zweifeln, ob die Uhr, welche *Gerbert* in Magdeburg aufstellte, auch wohl eine Uhr mit Rädern gewesen sey, da es doch ziemlich ausser Streit gesetzt ist, dass sie eine Sonnen- oder Sternuhr war. Die Erzählungen von *Regiomontans* kunstreichem *Adler*, der Kaiser Maximilian I. bey dessen Einzuge in Nürnberg entgegen geflogen, und von dessen eisernen *Fliege*, welche unter den Anwesenden herumgeflogen, und wieder zu ihm gekehrt seyn soll, ist durch Missverstand entstanden, wie der Vf. hier recht gut darthut. *Tychos* Uhr hätte ein Rad von zwey Ellen im Durchmesser, welches also einen tüchtigen astronomischen Kreis hätte abgeben können, war aber doch, da ein schicklicher Regulator fehlte, ohne Genauigkeit. Die Einrichtung der von *Dasypod* errichteten grossen Strasburger Uhr hätten wir gewünscht besser beschrieben zu sehen; denn *K.* giebt nur ihre Verzierungen, nicht ihren Mechanismus an. Unter den vielen Kunstwerken und Maschinen, welche *Cardan de subtilitate* und *de rerum varietate* anführt, erwähnt er auch einen lebenden Floh, an einer Kette, der von Deutschland nach Meyland gebracht war, und einen Ring, der statt des Edelsteins eine vollkommne Uhr trug, die Stunden schlug. Des *Blancanus Loca mathematica Aristotelis* sind auch in Heilbronners Geschichte der Mathematik abgedruckt. —

In der Geschichte der *Optik* hält sich *K.* genau an Priestley, so wie in der Geschichte der *Astronomie* an Weidler, und bey so guten Vorarbeiten, die er mit seinen eigenen Untersuchungen verwebt, mussten diese Theile des Werks die interessantesten und unterrichtendsten werden. Besonders umständlich sind die Nachrichten über Copernicus und Tycho de Brahe, ihr Leben, ihre Arbeiten und ihre Schriften, und die Geschichte des Gregorianischen Kalenders; welche den Rec. angenehm unterhalten und wirklich vergnügt haben. Hätte der Vf. etwas mehr die Litergeschichte zu Rathe gezogen, so würde er nicht *Gerhard von Cremona*, den Ueberſetzer des Ptolemäus, Geber und Alhazen mit *Gerhardus Cremonensis in Sabionetta*, den Verfasser der *theoricarum Planetarum* für eine Person gehalten haben. (II. 318.) Jener lebte im 12ten Jahrhundert unter Kaiser Friedrich I, grösstentheils in Toledo, dieser im 13ten Jahrhundert als Astrolog an den italienischen Höfen, und seine Vaterstadt war Sabionetta, aus der hier unrichtiger Weise Sucloneta gemacht wird. — *Cardan* schlägt als einen *modum mirabilem componendi Ephemerides*, — ein Instrument aus kupfernen Scheiben, gleich *Apians Astronomicon* (und unser *Jovilabium*) zur Berechnung der Ephemeriden vor, und in der That scheint man damals einige astronomische Ephemeriden mit Hülfe materieller Maschinen verfertigt zu haben. — *Rheticus.*

ticus, der seine Professur in Wittenberg niederlegte, und nach Preussen reisste, um von Copernicus erst recht in die Geheimnisse der Astronomie eingeweiht zu werden, und ohne den die Arbeiten dieses grossen Mannes wahrscheinlich nicht vollendet und unter das Publicum gekommen wären, bereitete die Sensation, welche die neue Astronomie machte, durch eine interessante Flugschrift vor: *Ad cl. Schonerum, de libris revolutionum ex. Copernici, per quendam Juvenem Mathematicae studiosum, Narratio prima.* 1540. etc. aus der hier einiges ausgezogen wird. — *Tycho's* Vater hatte die Stunde seiner Geburt zwischen 9 und 10 aufgezeichnet; Tycho verbesserte aber diese Zeit astrologisch, *ex accidente, quo nasi pars ipsi fuit abscissa* (in einem Duell, welches er als Student in Rostock hatte) und setzte sie auf 10 Uhr 47 Minuten. Seine Beobachtungen über den neuen Stern in der Cassiopea bekannt zu machen, stand er lange an, weil er wähnte, so etwas schicke sich für einen Edelmann nicht. „Er ist eigentlich der Urheber der neuern beobachtenden Astronomie, da er gezeigt hat, wie nöthig genauere Beobachtungen sind, und Werkzeuge und Beobachtungen dazu so vollkommen angegeben hat, als sie vor Erfindung der Fernröhre und richtiger Uhren seyn konnten." — *Voltaire* in seinem *Essay sur l'histoire generale*, verwechselt, bey seiner Erzählung von der Einführung des Gregorianischen Kalenders, den Rückgang des Tags auf welchem die Nachtgleiche fällt, im Julianischen Jahre, mit dem Rückgange des ersten Widderpuncts in der Ekliptik, und bringt dabey Newton und die allgemeine Gravitation auf eine etwas lächerliche Art mit ins Spiel. Das verdiente wohl eine kleine Rüge, berechtigt aber schwerlich zu Aeusserungen wie folgende: „Doch hat meines Wissens unter den Deutschen keiner so grosse Unwissenheit mit so schamloser Prahlerey gezeigt, als der Gallier, der gern an Höfen der Könige und Fürsten Glanz und wirklichere Vortheile genoss, und nach seinem Tode ein Heiliger der Republikaner ward. — — Mehr Codices (von Voltaires Geschichte) habe ich nicht conferirt, ich müsste mir es also gefallen lassen, wenn Wetsteinischer oder Kennicotischer Fleiss auf Voltairs Werke gewandt, das System änderte, das ich auf die mir bekannten Recensionen gegründet habe." —

Rec. muss es beklagen, dass dieses Werk, worin auf Genauigkeit in Namen und Zahlen so vieles ankömmt, mit derselben Nachlässigkeit, wie die mehrsten Kästnerschen Schriften, gedruckt ist. In vielen Perioden fehlen ganze Wörter, und Zahlen und Namen sind so häufig durch Druckfehler entstellt, dass man sich auf die Angaben dieses Werks allein nicht verlassen kann. Welcher Leser, der mit dieser Materie nicht vertraut ist, wird z. B. bey Euclids Werk von den Prismen (II. 92.) einen Druckfehler argwohnen, und errathen, dass diese Schrift von Porismen, nicht von prismatischen Körpern handelte.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Rupprecht: *Taschenbuch für Freunde der Gebirgskunde.* 1798. 160 S. 8.

Dieses Taschenbuch enthält nichts eigenthümliches, sondern nur eine Sammlung von geologischen und chemischen Aufsätzen, die aus andern Schriften genommen sind, als: 1) ein Schreiben von Hamilton an Banks über den Ausbruch des Vesuvs im Sommer 1794. 2) Untersuchung über die vermeynte Entstehung der Gebirgsarten durch Feuer, von Kirwan. 3) Der Pulo bey Molfetta aus des Grafen v. Salis Marschlins Reisen. 4) Entdeckung einer Goldmine in Irland. 5) Merkwürdige Feuerquelle im Niagarafluss. 6) Wootz eine neue Stahlart aus Bombay. 7) Kurze Uebersicht der neuen Entdeckungen in der Mineralogie und 8) eine Vergleichungstafel aller bisher gemessenen Berge. Die einmal festgesetzte Bogenzahl erlaubte nicht, diese Vergleichungstafel mit einigen erklärenden Anmerkungen zu begleiten. Da die Gebirgskunde so mannichfaltige und interessante Gegenstände darbietet, und gegenwärtig so viel Verehrer findet; so dürfte es dem Herausgeber nicht schwer seyn, ein Taschenbuch zu liefern, das nicht nur alte bekannte, sondern auch neue und eigenthümliche Aufsätze enthielt. Die Einleitung ist allein dahin zu rechnen, und hat die Frage zum Gegenstande, woher die Gewässer den Stoff zu den Flötzgebirgen erhalten haben? Es scheint dem Vf., dass die uranfänglichen Gebirge zu wenig von den Stoffen enthalten und hergegeben haben dürften, aus welchen die Flötzgebirge wirklich zusammengehäuft sind. Hieraus ziehet er den Schluss, dass das Wasser allein ebenfalls die Flötzgebirge nicht habe bilden können, und nimmt Vulkane an, wodurch die primitiven Gebirgsmassen aus ihrem Zusammenhange gerissen, und durch veränderte Verbindungen ihrer Bestandtheile in neue Gestalten umgeschaffen worden, aus welchen nun das Meer neue Gebirge hervorbringen konnte. Deswegen empfiehlt er das Studium der Vulkane Jedem, der sich mit Gebirgskunde beschäftigt. Dabey scheint er aber doch zu wenig auf die noch heutzutage in dem Wasser befindlichen mineralischen Theilchen zu rechnen, die in den ersten Perioden der Erde noch weit häufiger darin enthalten gewesen seyn müssen. Denn welche verhältnissmässige Menge Salze, Kalk- und Thontheilchen lässt nicht die Salzsoole nur auf den Gradierdornen und in den Siedepfannen zurück?

TÜBINGEN, in d. Cottaischen Buchhandl.: *Darstellung vorzüglicher ausländischer Bäume und Gesträuche, welche in Deutschland im Freyen ausdauern.* Erster Band. Taf. 1 — 60. 1796. gr. 4. (25 Rthlr. 8 gr.)

Ein Kupferwerk, das für den Liebhaber aus dem bekannten grössten *ökonomischen Pflanzenwerke* von Hn. *Kerner* selbst gezogen ist. Dieser erste Band besteht aus 4 *Lieferungen*, deren jede 15 Abbildungen enthält, und voran geht auf acht Seiten das Namens-

mensverzeichniss lateinisch und deutsch mit Angabe der vorzüglichsten Schriften, die das Gewächs beschreiben. Die Abbildungen, welche Blüte, Frucht (diese Theile, wo nöthig vergrössert) Blätter und meist auch einen Zweig des Baums oder Strauchs vorstellen, sind in dem Exemplare des Rec. vor sich hat, gut illuminirt, und daher nicht nur im Ganzen, sondern auch in den angegebenen einzelnen Theilen sehr kenntlich. Sie sind in der *ersten* Lieferung, 1) *Cornus stricta.* 2) *Acer striatum.* 3) *Acer monspessulanum.* 4) *Acer creticum.* 5) *Acer laciniatum.* 6) *Cyrilla racemiflora.* 7) *Vaccinium macrocarpon.* 8) *Crataegus crus galli splendens.* 9) *Spiraea chamaedrifolia.* 10) *Spiraea tomentosa.* 11) *Spiraea sorbifolia.* 12) *Styrax officinale.* 13) *Andromeda mariana.* 14) *Corylus Colurna.* 15) *Berberis canadensis.* In der *zweyten* Lieferung: 16) *Pyrus coronaria* (ohne Blüte). 17) *Acer rubrum hermaphroditum.* 18) *Viburnum cassinoides.* 19) *Calycanthus floridus.* 20) *Quercus phellos* (fehlt die Blüte so wie bey den folgenden 3 Arten.) 21) *Quercus nigra.* 22) *Quercus alba.* 23) *Quercus Aesculus.* 24) *Quercus Aegylops.* 25) *Quercus Cerris* (fehlt die Blüte). 26) *Robinia halodendron.* 27) *Robinia pygmaea.* 28) *Robinia spinosa.* 29) *Spiraea laevigata.* 30) *Spiraea media.* In der *dritten* Lieferung: 31) *Clethra alnifolia.* 32) *Diospyros virginiana.* 33) *Pinus virginana* (fehlt die Blüte). 34) *Pinus pinea.* 35) *Pinus Cedrus.* 36) *Pinus canadensis* (fehlt die Blüte). 37 *Pinus americana.* 38) *Pinus rigida.* 39) *Pinus Combra* (ohne Blüte). 40) *Viburnum pyrifolium.* 41) *Vitex agnus castus.* 42) *Pyrus baccata.* 43) *Pyrus salicifolia* (fehlt die Blüte). 44) *Pyrus nivalis.* 45) *Crataegus acerifolia* (ohne Blüte). In der *vierten* Lieferung: 46) *Robinia hispida* (ohne Früchte). 47) *Halesia tetraptera.* 48) *Erica multiflora* (ohne Saamenkapsel). 49) *Viburnum prunifolium* (ohne Frucht). 50) *Hedera quinquefolia.* 51) *Ledum latifolium.* 52) *Liquidambar asplenifolium.* 53) *Catesbaea spinosa,* 54) *Evonymus atropurpureus.* 55) *Evonymus americanus.* 56) *Liriodendron tulipifera.* 57) *Azalea viscosa* (ohne Frucht). 58) *Aesculus pavia* und 59) die zeitigen Früchte davon. 60) *Acer tataricum.* — Ein Werk von der Kostbarkeit und Wichtigkeit sollte billig alle erwünschte Vollkommenheiten haben; es sollte daher nicht eher eine Kupferplatte geliefert seyn, bis der Herausgeber alle oben angegebene Haupttheile des Gewächses besonders Blüte und Frucht mit vorstellen konnte.

Berlin, b. Pauli: *Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insecten*, als eine Fortsetzung der von Büffonschen Naturgeschichte, von *Johann Friedrich Wilhelm Herbst.* Der *Schmetterlinge* siebenter Theil, mit 28 illuminirten Kupfertafeln (154 bis 180) 1794. 178 S. Der *Schmetterlinge* achter Theil, mit 49 illuminirten Kupfertafeln (181 bis 230) 1796. 304 S. 8. (Die Kupfer in Querfol.)

Der siebente Theil enthält die achte Familie der Papilionen, die *Tribunen*, und die neunte, die *Präfecten.* Die ersten sind aus den Festivis von Linné und Fabricius geschieden, und zeichnen sich durch röthliche oder bräunliche Ockerfarbe, schwarze Flügeladern, weisse Zeichnungen und ziemlich glattrandige Flügel aus. 1) *Genutius* ist der wahre *Plexippus* von Fabricius und Linné. Der 8) vorkommende *Plexippus* des Vfs. ist *Archippus* Fabr. E. S. 150. Ein leicht zu vermeidender Missgriff in der Bestimmung, da Linné ausdrücklich in der Beschreibung im Mus. L. Ulr. der weissen Binde an der Spitze der Oberflügel erwähnt, die der Vf. dem wahren *Plexippus* absprechen will. Beym *Plexippus* müssen also die Citate aus Linné und Fabricius weggestrichen und hierher neben *Genutia* Cram. geschrieben werden. — 9) *Erippus* Cram. 1. t. 3. A. B. gehört eher als Abänderung zum *Archippus* Fabr. (*Plexippus* des Vf.) als zu dessen *Plexippus*, mit dem Fabricius ihn völlig unrichtig vereint. — 10) *Berenice.* Es ist ein Versehen, dass neben dem Cramerischen Citate der Name *Zingha* steht. — 14) Wegen *Misippus* vergleiche man die Recens. von Fabricius Entom. Syst. III. — 19) *Penthesilea* Cram. Fabricius hat diesen Falter unter demselben Namen Ent. Syst. III. 1. 114. 340. wo er unrichtig die Cramerische *Biblis* 15. t. 175. A. B. damit vereinigen will, die wir in der Familie der Tribunen vergebens gesucht haben. Eben so vermutheten wir *Cydippe* in dieser Familie zu finden.

Die zahlreiche Familie der Präfecten, oder wie der Vf. sie auch nach dem hervorgezogenen Spitzenwinkel der Vorderflügel nennt: *Zackflügler*, umfasst zwey Horden: die erste *ohne Augen* auf den Flügeln, wohin *Triangulum, C. album, Polychloros, Urticae* u. a. gehören: die andere *mit Augen*, worin *Jo, Almana, Arterie, Oenone* u. dergl. stehen. — 1) *Charonia* Fabric. Ent. syst. III. 1. 119. 364. — 4) *Vau album.* Esper musste wegbleiben, da er einerley mit dem nächstvorhergehenden *Egea* Cram. ist; der Vf. hat selbst zu beiden *Triangulum* Fabr. gezogen. — 15) *Pulsius.* *Rumina* Drury ist die *Hesperia Erosine* Fabr. E. S. III. 1. 266. 28. und gehört, wie die Abbildung offenbar zeigt, zu den Hesperien oder, wenn man lieber will, zu den *Papil. Plebei. Rural.*, wohin auch Cramer diesen Schmetterling zählt, von dem er unter dem Namen *Salmoneus* 29. tab. 341. D. E. eine Abänderung abgebildet hat. — 17) *Micalia* Cram. hat auch Fabr. E. S. III. 1. 60. 188. — 18) *Octavia* hat Rec. aus Sierra Leona erhalten, von woher auch Fabricius diesen Falter beschreibt. — 21) *Jacinthe* Drury hat Fabricius unter demselben Namen E. S. III. 1. 160. 167. und citirt dabey, wie es scheint, sehr richtig *Perimela* Cram. 6. t. 65. C. D. t. 67. B. — 23) *Enothrea* Cram. ist *Enothrea* Fabric. E. S. III. 1. 59. 183. — 28) *Trullus, Pelarga* Drury. Fabricius citirt die *Pelarga* Drury mit Unrecht bey der *Laothoe* E. S. III. 1. 102. 316. 29) *Cortinna, Ariadne* L. Fab. Rec. begreift nicht wohl, wie Hr. *Herbst* auch nur Aehnlichkeit zwischen seiner und Drury's *Ariadne* (n. 25.) und der *Ariadne* Linn. oder seiner *Cortinna* finden kann. 30) *Coryta* Cram. Wir finden im Fabricius keine Spur, dass er diesen Schmet-

Schmetterling mit dem vorhergehenden verwechsele. — 31) *Chione* Cram. ist *Medea* Fabr. E. S. III. 1. 129. 396. — 36) *Laothoë*. Der Vf. hat Fabricius das Citat aus Drury nachgeschrieben, da er doch selbst einige Seiten vorher Drury's *Pelarga* (n. 28.) einen besondern Artikel widmete. Solche Sachen wird mancher für Kleinigkeiten achten, aber sie sind es nicht; sie zeigen deutlich die wenige Sorgfalt, mit der die Synonymie ausgearbeitet wird. — 41) *Almana*. 42) *Asterie*, vergl. Rec. von Fabr. E. S. III. Der Vermuthung des Vfs., ob beide Schmetterlinge nicht vielleicht nur Geschlechtsverschiedenheit sind, kann Rec. schon wegen der Abweichung der Umrisse nicht beypflichten.

Den achten Theil nimmt die grosse Familie der *Prätoren* ein, zu der alle die übrigen äugigen Nymphen der alten Systeme gehören, die nicht schon in der Abtheilung der Präfecten ihren Platz fanden. Sie zerfallen in neun Horden: 1) Grundfarbe oberhalb weiss, oft mit schwarzen Zeichnungen: *Arge*, *Galathea* — 2) oben blau oder dunkel einfarbig und blauschimmernd: *Ocyrrhoë*, *Ocypete*, *Cluenia*, *Tolumnia* — 3) oben ochergelb mit oder ohne schwarzen Saum: *Davus*, *Pamphilus*, *Arcadius* — 4) oben gelbroth mit schwarzen Flecken: *Arsinous*, *Jole* — 5) oben einfarbig dunkelbraun, bis ins Schwarze übergehend: *Polydectus*, *Deianirus*, *Hyperanthus*, *Hero*, *Phaedra*, *Fauna* — 6) dunkel mit braunrothem oder gelbrothem Mittelfelde: *Climene*, *Hyperbius* — 7) dunkel mit einer ochergelben, oder braunrothen, oder blassgelben, oder weisslichen Binde: *Janirus*, *Arethusus*, *Megaera*, *Maera*, *Manto*, *Hermione*, *Proserpina* — 8) dunkelbraun, die Unterflügel mit einem weissen Felde oder ganz weiss: *Pipleis*, *Jairus* — 9) oben mehrere durcheinandergemischte Farben oder Flecken, so dass die Grundfarbe schwer anzugeben ist: *Tullius*, *Roxelanus*, *Postverta*, *Lena*, *Feronia*, *Iris*.

Wir führen nur die neuen oder angeblich neuen Arten an: 3) *Syllius* t. 182. f. 8. 9. — 6) *Procida* beide der *Galathea* sehr nahe verwandt. — 11) *P. Lea* Cram. rechnet Fabricius zu *Aranea* E. S. III. 1. 97. 299.; doch fügt er ein Fragzeichen hinzu und die Beschreibung passt auch nicht völlig auf die Abbildung. — 17) *Pamphilus*. In der Beschreibung sagt der Vf., die tab. 187. fig. 1. 2. abgebildete Abart habe keine Augen auf der Unterseite der Hinterflügel, aber die Abbildung zeigt sie sehr deutlich. — Bey n. 21. *Naidion* ist der unten angegebene Vf. nicht Hr. *Herbst*, sondern *Borkhausen*. — 22) *Hannibal* heisst auf der Kupfertafel *Dorus*. — 30) *Meone* ist vielleicht *Xiphia* Fabr. E. S. III. 1. 95. 294. Sie ist auch im südlichen Frankreich gefangen. — 40) *Eustachius* scheint uns nach der Abbildung ein wahrer Plebeier. — 44) *Renatus*. Bey Fabricius lese man in dem Citate aus Cramer *Rosina* statt *Renata*. — 60) *Iphigenus* ist der *Gethicus* Esper und *Oedippus* Fabr. E. S. III. 1. 218. 681., der hier weiter unten S. 145. n. 83. vorkommt. — 108) *Maccabaeus*. — 111) *Epiphron* (nicht *Epipron*). Dieser seltene Falter ist auch auf den Steyrischen Alpen entdeckt. — 112) *Melas* aus dem ungarischen Bannat. — 141) *Salome* Cram. ist *Nicaeus* Fabr. E. S. III. 1. 53. 163. — 151) *Cortes* Cram. 152. *Genoveva* Cram. Rec. würde beide wegen ihrer so nahen Verwandschaft mit *Orithyia* zu den Präfecten gesetzt haben. Die Flügel der *Jatrophae* haben keine stärker hervorgezogene Spitze als die *Genoveva*, und doch steht er ganz richtig bey den Präfecten, und die *Genoveva* ist hieher gezählt, da doch mehrere Schriftsteller sie, freylich mit Unrecht, als Abart mit der *Orithyia* verbinden wollten.

Ein Anhang enthält die zu dieser neunten Familie gehörenden Schmetterlinge, welche der Vf. aus Mangel der Bekanntschaft und der Abbildungen zu keiner seiner Horden zu zählen sich getraute.

Wir haben uns mit unsern Anmerkungen fast nur auf ausländische Arten eingeschränkt, die Bemerkungen, die wir über die hier vorkommenden europäischen Schmetterlinge gesammelt hatten, würden die Grenzen einer Recension weit überschreiten. Manchen Fehler hätte der Vf. vermieden, wenn er den Anhang zu Borkhausens erstem Theile, der dem zweyten Theile beygefügt ist, benutzt hätte. Ueberhaupt aber thut es uns leid, dass wir ihn wegen seiner zu oberflächlichen, und wir möchten sagen, zu gleichgültigen Behandlung der Untersuchungen und Bestimmungen anklagen müssen. Es ist ja wahrlich eine so leichte Arbeit, einen solchen Band von Beschreibungen und kritischen Untersuchungen über eine nicht gar grosse Anzahl von Schmetterlingen zu verfassen, dass man mit vollem Rechte unwillig werden darf, wenn man auch die weniger schwierigen Verwicklungen der Synonymie gleichgültig überhüpft sieht. Oft erwähnt der Vf. der Verwirrung, die sich bey einer Art findet, allein er begnügt sich damit, und geht sogleich zu der Beschreibung über.

Die Abbildungen sind zwar nicht schön; indessen bleiben sie nicht hinter den Originalen zurück, und dies ist schon genug, da die meisten Copieen von *Cramer* und *Drury* sind; und ihr Preis billig ist.

In der Recension von Fiorilio's Geschichte der zeichnenden Künste A. L. Z. 1799. Nr. 2 und 3. haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen: Nr. 2. S. 13. Z. 28. v. o. Massaccio l. Masaccio Z. 32. v. u. dem alten Sippi l. unter dem alten Lippi. Nr. 3. S. 17. Z. 21. v. u. Palast Costaguli l. Costaguti.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Februar 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Hirschberg, b. Pittschiller u. Comp.: *Edmund Burke's hinterlaſsne Schriften.* I. Theil, enthaltend drey Memoriale über franzoſiſche Angelegenheiten, aus dem Engliſchen überſetzt von D. *Johann Gotthold Tralles.* Nebſt einigen Anmerkungen des Herausgebers, zum Theil mit Beziehung auf den preuſsiſchen Staat. 1798. IV u. 228 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Ueber den neuern politiſchen Zuſtand und die Verhaltniſſe der europaiſchen Staaten, beſonders Frankreichs ſeit der Revolution,* aus den hinterlaſſenen Papieren des engliſchen Parlamentsredners *Burke.* 1798. 316 S. 8.

Unter dieſen verſchiedenen Titeln hat das Publicum zwey Ueberſetzungen derſelben Burkiſchen Memoriale erhalten. Hn. *von Archenholz* wollte die unter Nr. 2. vor uns liegende Ueberſetzung in ſeiner Minerva abdrucken laſſen, und machte damit auch in den November und December Stücken v. J. 1797 den Anfang. Da ſolche aber für ſeine Zeitſchrift zu groſs war: ſo kündigte er bey dem Schluſſe des erſten Memorials den Leſern an, daſs er dieſe Ueberſetzung der Hoffmanniſchen Buchhandlung abgetreten habe, bey welcher ſie dann unter obigem Titel erſchien. Von der unter Nr. 1. angezeigten ſagt uns der Ueberſetzer in der kurzen Vorrede: „es würde mir nie in den Sinn gekommen ſeyn, ein die franzöſiſche Revolution betreffendes Werk zu überſetzen, indem ſtatiſtiſche Materien zu weit auſser dem Kreiſe meiner Studien liegen, wenn ich nicht von der Verlagshandlung dieſer Ueberſetzung dringend dazu wäre aufgefodert worden." In der That ſcheint es, daſs Hr. *T.* ſich mit politiſchen und ſtatiſtiſchen Materien wenig beſchäftigen müſſe, da es ihm ſonſt — ſeine Vorrede iſt vom 9. April 1798 datirt — nicht wohl hätte unbekannt ſeyn können, daſs bereits eine, und zwar vorzüglich gute, Ueberſetzung dieſes Burkiſchen Nachlaſſes vorhanden ſey. Beiden Ueberſetzungen iſt die Vorrede vorausgeſchickt, mit welcher die engliſchen Herausgeber Dr. *King* und Dr. *Lawrence* dieſe hinterlaſſenen Schriften ihres Freundes in das Publicum geſendet haben; dann folgen *Angaben zu einem an Hn. Montmorin zu übergebenden Memorial,* geſchrieben zu Anfange d. J. 1791, und nach dieſen die 3 Memoriale: I. *Gedanken über franzöſiſche Angelegenheiten,* geſchrieben im Dec. 1791; II. *Erwägungspuncte über die jetzige Lage der Dinge,* geſchrieben im Nov. 1792; III. *Bemerkungen über die Politik der Verbündeten in Anſehung Frankreichs,* angefangen im October 1793. Den Schluſs machen Auszüge aus Vattel's Völkerrecht, welche Burke mit Ueberſchriften und Anmerkungen verſehen hat, und die zum Belege ſeiner in den Memorialen geäuſserten Meynungen dienen. Nach der Herausgeber Verſicherung ſoll noch eine zweyte Sammlung folgen, und die darin enthaltenen Stücke werden das Benehmen der beiden groſsen Parteyen in England in Hinſicht auf Frankreichs politiſche Angelegenheiten betreffen. Durch dieſe Bekanntmachung wird, wie ſie mit Recht ſagen, eine beträchtliche Lücke in der Geſchichte und Darſtellung der Meynungen und der Denkart des Vfs. ausgefüllt, welches den zahlreichen Freunden und Bewunderern dieſes Schriftſtellers ſehr angenehm ſeyn muſs.

Das erſte Memorial wurde durch zwey Schreiben von Montmorin veranlaſst. Der Vf. geht die Geſchichte durch, um die Begebenheiten aufzuſuchen, mit welchen dieſes, von andern politiſchen Revolutionen alter und neuer Zeit abweichende, Ereigniſs verglichen werden kann. Sodann unterſucht er, ob England etwas von dem Fortſchreiten der neuen Grundſätze zu fürchten habe; zeichnet den Gang, welchen ſie nehmen würden; ſchildert die Lage der verſchiedenen europaiſchen Staaten, beſonders in Hinſicht auf die Revolution; beſtreitet die Meynung, daſs die Revolution, ohne äuſsere Feinde durch ihre Schwäche, durch innern Zwiſt und Geldmangel fallen werde; prüft die Geſinnungen und das Verfahren der europäiſchen Staaten, und bemüht ſich zu zeigen, daſs das Syſtem franzöſiſcher Verſchwörung in jedem Lande, ſelbſt bey den Miniſtern und dem diplomatiſchen Corps, immer feſtern Fuſs faſſe. Den Schluſs macht die Beleuchtung eines Manifeſts der Nationalverſammlung. Burke begnügt ſich damit, das Uebel darzuſtellen. „Das Gegenmittel," ſagt er, „muſs ſich da „finden, wo Macht, Weisheit und Sachkunde hoffentlich mehr mit gutem Willen verbunden iſt, als „es bey mir der Fall ſeyn kann. Schwerlich werde „ich auf dieſen Gegenſtand je wieder zurückkommen. „Er hat mir in den letzten beiden Jahren manche „kummervolle Augenblicke gemacht." Ob ſeine Darſtellung immer ganz treu, und er von der Lage jedes Landes gründlich genug unterrichtet ſey, das werden die meiſten unſerer Leſer aus nachfolgender Stelle beurtheilen können, in welcher er von den Sachſen ſagt: „In dieſer ſehr bedenklichen Lage ihrer Staatsvortheile haben ſchon die Speculationen der

der französischen und deutschen Oeconomisten, und die Cabalen und geheimen sowohl als öffentlichen Lehren des Illuminatenordens und der Freymaurer, in diesem Lande beträchtliche Fortschritte gemacht; und ein gewisser unruhiger Geist, unter dem Schleyer der Religion, aber im Grunde ein Abkömmling der französischen Menschenrechte, hat sich dort geäussert, und kann leicht bey erster Gelegenheit ausbrechen." Der Aufsatz stimmte damals nicht mit der Vorstellungsart der Minister überein; dies hinderte aber Burke nicht, ihnen und andern, welche, wie er am Schlusse sagt, „durch ihre Geburt, durch ihren Rang, ihr Vermögen, ihren Charakter und ihre bekannten Einsichten, ein grosses Interesse an der Stetigkeit der alten Ordnung der Dinge zu haben scheinen," nach dem Rückzuge des Herzogs von Braunschweig aus der Champagne, seine Gedanken weiter vorzulegen. So entstanden die Erwägungspuncte über die jetzige Lage der Dinge. Er schickt viele Prämissen voraus, und untersucht hernach, was England zu thun habe. Diese Untersuchung führt ihn auf die begangenen Fehler der coalisirten Mächte, wozu er vorzüglich die Erklärung rechnet, dass sie mit den innern Einrichtungen Frankreichs nichts zu schaffen hätten. Das Resultat der Untersuchung geht dahin, dass England an der Verbindung gegen Frankreich Antheil nehmen, und dieses „so viel als möglich, ein herrschender und lenkender Antheil seyn müsse," worauf er seinen Rath mittheilt, wie England sich deshalb in Rücksicht auf Spanien, Oestreich, die Schweiz, Sardinien, Russland, Preussen und Holland zu verhalten habe. Zuletzt spricht er noch gegen den unzweckmässigen Vorschlag eines Congresses der Mächte zu Anerkennung der Republik und Abschliessung eines Vertheidigungsbundes. Ueber die Veranlassung zu dem dritten Memorial geben die Herausgeber folgende Erläuterung. „Nach den ersten glücklichen Erfolgen im J. 1793 erfuhr er beyläufig in der Unterredung mit einem der königlichen Minister, dass man Willens sey, sich über die Bewegungsgründe, Gegenstände und Endzwecke des Krieges öffentlich zu erklären. In dem folgenden Herbste war wieder von diesem Vorhaben die Rede. Ihm schien diese Maassregel nicht weise noch rathsam zu seyn, am wenigsten zu dieser Zeit, sogleich nach unserm Rückzuge von Dünkirchen. Er suchte eine Rücksprache über diesen Gegenstand zu halten, konnte aber seinen Wunsch nicht erreichen. Er nahm daher die Zuflucht zu seiner Feder; und so entstand das dritte Memorial." Es blieb einige Zeit unvollendet; aber das Verlangen der royalistischen Geschäftsträger, sie zu unterstützen, und die Uebergabe von Toulon vermochten ihn, es zu vollenden. Der Vf. sucht darzuthun, dass das Volk nicht aus der grossern Masse der Bewohner eines Landes bestehe, und entwirft zu Begründung dieses Satzes ein Bild von Frankreichs Lage und Regierung. Man dürfe, sagt er, das französische Volk nicht in Frankreich, oder das moralische Frankreich nicht in dem geographischen suchen. Frankreich „ist ausser sich selbst."

Hierauf gründet er die Behauptung, dass man mit den Ausgewanderten die zu treffenden Maassregeln und Einrichtungen verabreden müsse. Es ist schon bekannt, dass B. eben so unmässig in dem Lobe der Ausgewanderten ist, als es Andere in ihrem Tadel sind. Er zeigt, dass die Verbindung der Regenten bloss Vertilgung des Jacobinismus und Wiederherstellung der Monarchie zum Zwecke haben sollte; dieses sey aber nur durch die Ausgewanderten zu bewirken, aus welchen die Nation und die Grundverfassung bestehe. Die Behauptung, dass man Neutrale zu Mittelsmännern wählen müsse, sey thöricht. Kein Mann von Geist und Charakter sey es geblieben. Ausser dem Prinzen von Conti, sagt B., „wüsst' ich mich keines einzigen Mannes von Range oder Talenten zu erinnern, der durch seine Reden oder seine Stimme, durch seine Feder oder durch sein Schwerd, auf diesem Schauplatze nicht thätig gewesen wäre;" und von diesem Conti macht er folgende Schilderung: „dies elende, dumme, selbstsüchtige, faule und feige Thier, allgemein als ein solches bekannt und verachtet, ist freylich, ausser bey Einem misslungenen Versuche davon zu laufen, völlig neutral gewesen." Es liegt in B. Ansichten und Darstellungen der Dinge immer viel Wahres und Durchdachtes, ob er sich gleich durch Feuer und Leidenschaft häufig blenden lässt; ja er stellt es sogar hie und da als Grundsatz auf, dass ein Geschäftsmann nicht unbefangen und unparteyisch urtheilen dürfe. Er ist ein unversöhnlicher Feind derer, welche zu der Revolution Veranlassung gaben. Von den Gesinnungen des französischen Volks in Rücksicht auf die Ausgewanderten, sagt er S. 241.: „das französische Volk aus allen Ständen und Classen würde sich tausendmal lieber zu dem Prinzen von Condé schlagen, oder zu dem Erzbischofe von Aix, oder zu dem Bischofe von St. Pol, oder zu Hn. de Cazalès, als zu la Fayette, oder Dumourier, oder zum Vicomte von Noailles, oder zum Bischof von Autün, oder zu Necker, oder zu seinem Schüler Lally Tolendal. Wider jene ersten haben sie weiter nicht die mindeste Erbitterung, ausser einer bloss politischen Verschiedenheit der Meynungen; die letzten aber sehen sie für Verräther an." Den Krieg gegen Frankreich stellt er als einen Religionskrieg dar, der aber nicht zwischen Secte und Secte, sondern wider alle Secten und Religionen geführt werde. Dies führt ihn auf die Materie der kirchlichen Toleranz, bey welcher er sehr intolerante Gesinnungen äussert. Sätze, wie dieser: S. 265. „Keinem müsste man, unter dem falschen und heuchlerischen Vorwande der Gewissensfreyheit, die Erlaubniss ertheilen, überall kein Gewissen zu haben," können nur auf Menschen Eindruck machen, die sich durch Wortspiele in ihrem Urtheile bestimmen lassen. Vortrefflich sind die Bemerkungen über das unkluge Verfahren bey der Einnahme von Toulon, die verkehrten, auf Vergrösserung gerichteten Plane, und die Gefahr, welche selbst für England aus zu grosser Erweiterung seiner Macht entstehe. „Ich fürchte," sagt er, unsere eigene

gene Macht und unsere eigene Ehrsucht; ich fürchte, wenn wir zu viel gefürchtet würden." — „Wir sind schon im Besitz fast des ganzen Handels der Welt. Unsere Herrschaft in Indien ist furchtbar genug." — „Es ist unmöglich, daſs nicht über lang oder kurz diese Lage der Dinge eine Verbindung wider uns bewirken sollte, die sich leicht mit unserm Untergang endigen könnte." Den Beschluſs des Aufsatzes machen Gedanken über Straffreyheit und Bestrafung der Schuldigen nach der Wiederherstellung der alten Verfassung. So viel von dem Inhalte. Was den verschiedenen Werth der Uebersetzung anlangt: so werden folgende, ohne grosse Auswahl ausgehobene Stellen den Leser in den Stand setzen, solchen selbst zu beurtheilen. Die zweyte Periode der ganzen Uebersetzung mag zur ersten, und eine unser Vaterland betreffende Stelle zur zweyten Probe dienen.

Nr. 1.	Nr. 2.
Im Anfang dieses Jahres (1797) trat ein verwegenes Blatt, welches der verstorbene Burke geschrieben haben sollte, ohne sein Vorwissen unter seinem Namen an das Licht; und am Schlusse desselben wurde ein Band erfonnener Aufsätze, Anekdoten von diesem Schriftsteller angekündigt.	Zu Anfange dieses Jahrs wurde ein von dem verstorbenen B. nur für vertraute Freunde geschriebener Aufsatz unerlaubter Weise unter seinem Namen bekannt gemacht; und gegen den Jahresschluſs kündigte man einen ganzen Band vorgeblicher Memoiren, Anekdoten und Briefe dieses berühmten Mannes an.

Nr. 1.	Nr. 2.
Eine grosse Revolution ist in Deutschland im Werke; und eine Revolution, meiner Meynung nach, wahrscheinlich noch entscheidender über das allgemeine Schicksal der Nationen, als selbst die französische Revolution. Man muſs aber dann eine andere Ursache, als in Frankreich, für die erste Quelle aller der Grundsätze ansehen, die wahrscheinlich in aller Absicht die Unruhen und Erschütterungen unsers Zeitalters auszeichnen werden. Wenn Europa die Unabhängigkeit und das Gleichgewicht des deutschen Reichs nicht als durchaus wesentlich für das System richtig abgewogener Macht in Europa betrachtet, und wenn das System des öffentlichen Rechts, oder die Masse von Gesetzen, auf welchen jene Unabhängigkeit und jenes Gleichgewicht beruhen, ohne wichtigen Erfolg erhalten oder vernichtet werden kann: so haben alle Politiker Europens mehr als zwey Jahrhunderte erbärmlich im Irrthum gestanden. —	Deutschland steht eine grosse Revolution bevor; und, meiner Meynung nach, eine Revolution, die für das allgemeine Schicksal der Völker entscheidender seyn wird, als die in Frankreich selbst; ausser daſs in Frankreich der erste Grund aller der Triebfedern zu suchen ist, welche nur irgend auf die Unruhen und Erschütterungen unsers Zeitalters wahrscheinlich wirken werden. Wenn Europa nicht einsieht, daſs die Unabhängigkeit und die Aufrechthaltung des deutschen Reichs ein wesentlicher Bestandtheil von dem System des Gleichgewichts der europäischen Mächte ist; und wenn es gleichviel und unbedeutend zu seyn scheint, ob das Staatsrecht, oder der Inbegriff von Reichsgesetzen, worauf jene Unabhängigkeit und jenes Gleichgewicht beruhen, beybehalten oder aufgehoben wird; so ist alle europäische Politik seit mehr als zweyhundert Jahren auf die kläglichste Art irrig und verkehrt gewesen. —

Beide Uebersetzungen weichen hie und da, wie schon diese Auszüge beweisen, auch dem Sinne nach, von einander ab. Da Rec. das Original nicht erhalten konnte, und doch, welche Uebersetzung die richtigere sey, mit Gewiſsheit bestimmen zu können wünschte: so verglich er die Uebersetzung der aus Vattel gezogenen Stellen mit dem französischen Originale; und hier sind einige Proben aus dem Resultat dieser Untersuchung, welche beweisen werden, wie sehr Hr. Tralles auch in dieser Rücksicht hinter dem frühern Uebersetzer zurück geblieben sey. Die erste aus Vattel angeführte Stelle fängt mit den Worten an: *Si donc il étoit quelque part une nation inquiete et malfaisante*, dies übersetzen:

Hr. Tralles Nr. 1.	*und der Ungenannte* Nr. 2.
Wenn es alsdann noch irgendwo eine Nation von einer unruhigen und boshaften Gemüthsart giebt. —	Wenn es also irgendwo eine Nation von unruhiger und böser Art giebt. —

Dans les cas particuliers et susceptibles du moindre doute, on doit supposer. —

Nr. 1.	Nr. 2.
In besondern Fällen, die nicht im mindesten zweifelhaft sind, muſs man annehmen. —	In besondern, irgend zweifelhaften, Fällen ist vorauszusetzen.

L'excès en cette matiere n'échappe point au reproche de dureté et d'inhumanité. S'il montre (es ist hier von einem Contribution fodernden Feldherrn die Rede) *moins de férocité que le ravage et la destruction, il annonce plus d'avarice ou de cupidité.*

Nr. 1.	Nr. 2.
Das Uebermaaſs in diesem Puncte verdient den Vorwurf der Grausamkeit und Unmenschlichkeit; wenn weniger Neigung zur Grausamkeit, als zur Verwüstung und Zerstörung, dabey obwaltet, — des Geizes.	Uebermaaſs hierin verräth Grausamkeit und Unmenschlichkeit; und wenn dabey weniger Wildheit ist, als bey Raub und Verheerung, so leuchtet doch klare Habsucht daraus hervor.

Die Uebersetzung Nr. 2. hätte mit mehr Sorgfalt gedruckt werden sollen; es sind Druck- oder Schreibfehler stehen geblieben, die Rec. schon in dem Abdrucke in der Minerva aufgefallen sind, z. B. S. 62. (Minerva S. 253.) „der deutsche Staatsbürger (statt Staatskörper) ist eine grosse Masse ungleichartiger Staaten. S. 69. (Minerva S. 260.) Freund oder Freund, statt Freund oder Feind. —

Die der Uebersetzung Nr. 1. beygefügten Anmerkungen sind nicht sehr zahlreich; aber dagegen manche derselben nur allzu lang. Sie enthalten theils unnöthige Rechtfertigungen der preuſsischen Regierung, theils Berichtigungen und Zurechtweisungen des Vfs., die der Anstrengung der Augen, welche die kleine Schrift erfodert, nicht werth sind. Um den Werth und den Geist derselben und die Sachkenntniſs des Herausgebers einigermaſsen beurtheilen zu können, hebt Rec. eine kurze Stelle aus der Anmerkung S. 85. aus: „ich bürge dafür, hätte Pitt in Deutschland so gehandelt, wie in England, er wäre in keinem deutschen Staate mehr Minister; weder Herr noch Volk litten ihn, als solchen. Und doch scheint Burke seine Partey zu nehmen, sich über das Gegentheil zu wundern. Dies beweist, wie auch

auch das hellste Auge durch Gewohnheit geblendet, der beste Kopf, durch Gewohnheit irre geleitet, das Schlechtere dem Bessern vorziehen, ja für nothwendig halten kann." Solche und ähnliche Stellen mögen wohl den Uebersetzer zu der Erklärung veranlasst haben, mit der er die Vorrede schliesst: „die Anmerkungen des Herausgebers, die er dieser Uebersetzung beyzufügen beliebt hat, habe ich nicht gesehen, und selbst erst nach Absendung meiner Handschrift für die Presse etwas davon erfahren; habe also nicht den mindesten Antheil daran."

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Kleines Magazin für Prediger.* Drittes Bändchen. Enthaltend eine Sammlung bisher noch ungedruckter Predigtentwürfe auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, über evangelische, epistolische und freygewählte Texte, nebst Materialien zu Beichtreden. Herausgegeben *von einer Gesellschaft protestantischer Gottesgelehrten.* 136 S. 8. (8 gr.)

Es ist nicht zu leugnen, dass dieses Magazin etwas besser geworden ist, besonders hat es durch die neu hinzugetretenen Mitarbeiter, die Hr. *Biederstedt* in Greifswalde, *Peters* in Bertikow und *Wolf* in Prenzlau gewonnen. Am vortheilhaftesten zeichnen sich die Entwürfe des Ersten aus, über die Evangelien von Pfingsten an, obgleich auch sie bey aller Weitläuftigkeit etwas Trocknes haben. Uebrigens hat diese Sammlung noch die meisten Fehler, welche wir ihr bey dem ersten Bändchen Schuld gegeben haben. Es finden sich noch immer viele ganz gemeine Gedanken, die schon in hundert andern gedruckten Arbeiten besser ausgeführt sind: als z. B. über das Evangelium am Sonnt. Exaudi: *die Pflicht des Christen, sich eine richtige Erkenntniss von dem Willen Gottes zu verschaffen.* Ueber das Evangelium am Sonnt. Rogate: *der grosse Nutzen eines rechten Gebetes.* Nicht selten ist auch in diesem Bändchen die Eintheilung der Hauptsätze falsch. Das auffallendste Beyspiel davon giebt der Entwurf über die Epistel am 1ten Sonnt. nach Trinit., wo auch der Ausdruck ganz verfehlt ist: *der ungöttliche Missbrauch der Wahrheit, dass Gott die Liebe ist.* Was soll erstlich der *ungöttliche* Missbrauch heissen? Wenigstens ists der ärgste Pleonasmus, denn es versteht sich von selbst, dass ein Missbrauch nicht *göttlich* ist. Wer wird aber auch sagen: der Mensch macht von einer Sache einen *ungöttlichen Missbrauch,* oder einen *göttlichen Gebrauch?* Sodann sind im 1sten Theil diejenigen als die Wahrheit: Gott ist die Liebe misbrauchend angegeben, *welche meynen, die Liebe Gottes könne nicht mit den Leiden der Frommen bestehen.* Diese missbrauchen ja nicht die genannte Wahrheit, sondern sie hegen Zweifel dagegen. Der Vf. dieses und aller Entwürfe über die Episteln liefert überhaupt zwar nicht die kürzesten, aber fast ohne Ausnahme die mittelmässigsten. Auch fehlt es diesesmal nicht an unfruchtbaren Hauptsätzen, wie z. B. gleich der erste; und an solchen die ein sehr veraltetes Ansehen haben: z. B. *die rechte Zubereitung der Seele, welche die Kraft des heiligen Geistes erfahren will.* — Dass diese äusserst mittelmässige Sammlung hat können fortgesetzt werden, ist ein Beweis, wie viel es noch immer Hülfsbedürftige giebt, die keine Art von Kost verachten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig,* b. Crusius: *Die Nonne im Walde und ihre Schwestern; kein Roman.* Von einem Voigtländer (*Carl Zopf,* Fürstl. Reuss-Plauischen Forstsecretär). 1798. 100 u. XII S. Vorr. u. Dedic. 8. (8 gr.) Diese kleine Schrift gehört unstreitig unter die besten, welche über die Verheerungen der Waldinsecten erschienen sind. Sie rührt von einem Manne her, der diesen Nachtfalter an Ort und Stelle untersucht und den gehörigen und nöthigen Beobachtungsgeist hat. Im Ganzen hat er es mit den andern Schriften über diesen Gegenstand zu thun, denen er entweder beystimmt, oder sie berichtigt und eines bessern lehrt; zugleich beruhigt er seine Landsleute wegen des zu befürchtenden Holzmangels und entschuldigt sie, wenn sie die vorgeschlagenen Mittel zur Vertilgung dieser Waldverheerer in ihrer Lage nicht haben befolgen können noch wollen. Seine Abhandlung zerfällt in *vier Abschnitte.* Im *ersten* handelt er von der *Phalaena Bombyx monacha,* ihrem Ey, der Raupe, ihrer Verpuppung, dem Schmetterling; nebenbey auch von dem *grünköpfigen Nadelspanner,* wie er den auch im *Weimarischen* schädlich gewordenen Nachtfalter, der gewöhnlich für den *Fichtenspanner* (*Phalaena Geometra piniaria*) ausgegeben wird, nennt, und von der nach seiner Beobachtung unschädlichen *Phalaena noctua quadra.* Der *zweyte Abschn.* giebt die Ursachen der häufigen Verheerungen der *monacha* an, der *dritte* die Folgen des Raupenfrasses, und der *vierte:* was die Natur und die Menschen thun können, dem Uebel zu begegnen.

Ob man gleich nicht in allen Stücken mit dem Vf. einverstanden seyn kann, besonders darin, dass er den vorgeschlagenen Mitteln des Raupen- und Puppenlesens, der Nachtfeuer u. a. m. zu wenig Erfolg zuschreibt; so hört man ihn doch gern über seinen Gegenstand sprechen, und sein Vortrag ist, wie es bey solchen Schriften selten der Fall ist, nicht bloss belehrend, sondern in der That auch unterhaltend. Einen bessern Apologeten können die Voigtländer nicht verlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Der Hauptgesichtspunct der Brownschen Lehre ist, dass eine Summe von Reizen zum Leben erfoderlich sey, da die Fähigkeit zum Leben *Erregbarkeit* voraussetzt. Jene Reize heissen *erregende Potenzen*, und unsre Säfte selbst, ja alle Functionen, sogar das Denken und Empfinden werden als solche aufgestellt, so dass jede *Erregung*, welche die Folge vom Einwirken der Reize auf die Erregbarkeit ist, schon ohne den Stoff, den sie giebt oder nimmt, oder doch verändert, in demselben Moment zum neuen Reiz wird, der eine andere Erregung herbeyzuführen im Stande ist; und auch hier Ursachen und Wirkungen in einander verschlungen sich zeigen. Eine neue, umfassende und doch höchst einfache Ansicht der ganzen Organisation! Schon das in Umlauf gebrachte Wort Erregbarkeit ist höchst verdienstlich, da die zweydeutigen Ausdrücke: Empfindlichkeit und Reizbarkeit, nun entbehrlich sind, und der kleinliche oder doch unnütze Zankapfel unserer Physiologen, mit dem sie seit *Haller's* trefflichen Versuchen spielten, (welches Spiel sie dann wohl nur Bemühung zur Erweiterung und Berichtigung ihrer Wissenschaft nannten,) die Hypothesen über das Verhältniss der Erscheinungen, welche Empfindlichkeit und Reizbarkeit bezeichnen sollen, nun sein ganzes Interesse verloren hat. Aber wir danken *Brown* nicht allein eine treffende Benennung, die von leeren Speculationen abführt, sondern auch grosse Aufschlüsse über die Lehren selbst. Dass die vorhergegangenen Reize die Wirkung der nun folgenden bestimmen, oder dass der Zustand der Erregbarkeit, je nachdem sie durch vorher statt gefundenen Ueberfluss oder Mangel der erregenden Potenzen erschöpft oder angehäuft ist, allen Einfluss von aussen und innen so ganz anders modificirt, ist unstreitig das fruchtbarste Gesetz der thierischen Oekonomie, welches dieses Jahrhundert aufgefunden, und wodurch *John Brown* allein schon sich gerechte Ansprüche auf Unsterblichkeit erworben hat. Mit welchem ächten Erfindungsgeist hat er aber nicht diese grosse Wahrheit zu einem praktischen Lehrgebäude benutzt, dem an Consequenz, Einfachheit und Neuheit, so wie an Fülle eigenthümlicher, und oft höchst treffender Sätze kein anderes, einzeln für sich, verglichen werden kann! Nicht seinem System, aus dem sie ihren Ursprung hat, das sie aber auch missbraucht, sondern der Wissenschaft, gehört nun die von ihm eingeführte, und auf jene grosse Entdeckung über die Erregbarkeit gestützte Eintheilung der Krankheiten in *sthenische*, wie die Krankheiten von zu grosser Stärke der Erregung genannt werden, und in *asthenische*, welche zweyerley Arten von Krankheiten aus Schwäche in sich begreifen, deren eine die Folge einer Erschöpfung der Erregbarkeit durch die vielfachen und starken Reize ist, welche auf sie gewirkt haben, *die uneigentliche Schwäche*; und deren andere eine zu gehäufte Erregbarkeit voraussetzt, weil es an Reizen fehlte, die sie hätten verbrauchen können, *eigentliche Schwäche*. Browns Scharfsinn und praktisches Genie verherrlicht sich durch nichts mehr, als durch die Entwickelung der ganz entgegengesetzten Heilmethoden, welche diese zweyerley Classen von asthenischen Krankheiten erfodern. Bey den Krankheiten von eigentlicher Schwäche muss man mit den schwächsten Reizen anfangen, und zu den stärkern immer steigen. Wo aber uneigentliche Schwäche charakterisirt, sind gleich die stärksten Reize angezeigt, welche selbst denen zunächst stehen, deren Uebermaass den kranken Zustand herbeyführte, und die Regel des heilenden Arztes ist hier, von den übergrosen Reizmitteln zu den schwächern, aber dem gesunden Zustand angemessenen, sich einen allmähligen Uebergang zu bahnen. Vortrefflich reihen sich schon vorher bekannte Erfahrungen an diese Grundsätze an, die die bessern Aerzte nicht immer unbenutzt liessen, wenn sie auch keiner vor *Brown* deutlich einsahe, oder ihre Theorie zu entwickeln übernehmen konnte. Es wird einst das Urtheil der medicinischen Literargeschichte seyn — das vorher zu verkündigen fühlen wir uns durch das Bewusstseyn unserer unpartheyischen Prüfung befugt — dass das Brownsche System zuerst und genügend und vollständig die grosen Folgen zu starker und zu schwacher Reizung habe erkennen und nach festen, zusammenhängenden Grundsätzen heilen gelehrt. Fänden sich nun in der Natur Krankheiten dieser Art so allgemein, stellten sie sich häufig so unvermischt und rein dar, wäre darauf so ausschliessend, als mit wenigen Ausnahmen angenommen wird, Rücksicht zu nehmen, und wäre ihr Wesen vor der Heilung so sicher zu erkennen, als nachher — Behauptungen der Brownianer, die uns nie überzeugen werden; — so wäre das Heilverfahren des Arztes zu einer Einfachheit, Festigkeit und Gewissheit erhoben, das die Wiederherstellung einer in Unordnung verfallenen thierischen Maschine leichter machte, als die Reparatur

tatur einer Uhr, da alles, was eine organische Entstehung hat, mehr zur innern Uebereinstimmung geneigt und mehr für die Dauer ist, als jedes menschliche Machwerk.

Diese Geständnisse und Lobsprüche, mit denen keiner der bis jetzt bekannt gewordnen Gegner von Brown der Wahrheit gehuldigt hat, und die auch keiner seiner Anhänger geltend zu machen verstand, können uns aber nicht abhalten, uns laut gegen das Wesentlichste der Brownschen Lehre und Praxis zu erklären, das auseinander zu setzen und zu beurtheilen uns nun obliegt. Was er von so vielen Seiten aufgeklärt hat, der Einfluss der an Stärke und Menge verschiedenen Reize, ist das einzige Verhältniss zur Erregbarkeit, was er anerkennt. An allen Reizen soll nur das allein in Betrachtung zu ziehen seyn, um wie viel sie die Summe von Reiz, welche auf den Körper einwirkt, vermehrt — und alles, was in unserm Geist und Körper vorgeht, jede innere und äussere Veranderung, was uns an Nahrungsmitteln und Arzneyen dargereicht wird, soll in seiner Beziehung zur Erregbarkeit, und also zum Leben nur als ein grosser oder kleiner Reiz unsere Aufmerksamkeit erfodern, aber auch immer als solcher wirken. Aus der festen Behauptung und Durchführung dieser Sätze fliessen alle jene Anstössigkeiten, Abweichungen und Einseitigkeiten, welche ein so grosses Erstaunen und so viele Bewegungen in der medicinischen Welt erregt haben. — Denn Brown verwirft nun die ganze Stütze unserer Nervenpathologie, welche durch ganz verschiedene Arten von Reizen, bey denen der Unterschied auf andern Eigenschaften des Reizes, nicht auf dem Mehr oder Weniger seiner Stärke allein beruht, Gesundheit bestehen, zerrütten und wiederherstellen lassen. Humoralpathologie kann aber noch weniger mit Browns Lehre bestehen, da er alle innere Veränderungen der Säfte selbst, die er aber nie oder selten anerkennt, und das, was ihm viel gilt, ihre Zu- oder Abnahme in jedem Zustand unbesorgt kann fortdauern lassen; sobald er nur das an der zum Wohlseyn nöthigen Summe von Reizen zu entziehen oder hinzuzufügen vermag, was durch diese Veranderungen der Säfte an erregender Kraft hinzugekommen oder verloren gegangen ist. Mit allen bisherigen Ansichten jedes Arztes ist aber Brown im ungeheuersten Widerspruch, da er keine unmittelbar stärkende und schwächende Potenzen, ferner keine unmittelbar besänftigende, antispasmodische und narkotische Wirkungen annimmt. Seine Erregbarkeit wird für immer, oder für den Moment verbraucht; oder wird nicht genug gebraucht; ist gehörig oder zu kraftvoll, oder nicht genug angestrengt. Aus diesen Datis muss alle Verschiedenheit in den Wirkungen derselben Totalsumme von Reizen sich ergeben, welchen wir ausgesetzt sind. Anders lässt sich die Erregbarkeit nicht verandern; die Stoffe oder Kräfte, welche ihr zum Grunde liegen, können keinen Zuwachs und keinen anderweitigen Verlust erleiden — und sie selbst ist durch nichts in den Stand zu setzen, dass Reize nicht auf sie wirken, als durch vorhergehende viel stärkere Reize, welche sie wenigstens für den Augenblick aufgezehrt haben. Will man dieses paradoxe System prüfen; so muss man bey der Grundlage dieser Sätze verweilen, und uns liegt nun ob, Browns Beweise für sie einer Untersuchung zu unterwerfen.

Potestatum incitantium, heisst es §. 15. der *Elementorum Brunonis*, *communis effectus*, *sensus*, *motus*, *mentis actio*, *et animi adfectus sunt. Qui affectus cum unus idemque sit; omnium igitur potestatum opus unum et idem quoque esse, nec aliarum aliam actionem existere, concedendum.* Wahr ist es, jede Art von Erregung der Erregbarkeit giebt einzig und immer diese Erscheinungen. Bey aller Verschiedenheit der erregenden Kräfte muss also eine Einförmigkeit in dieser, ihrer Wirkungsart seyn, die aber selbst bey entgegengesetzten Reizen begreiflich wird, da sie, wie es unleugbar ist, durch die Erregbarkeit, nicht aber durch die Reize, bestimmt ist. Es wird aber demnoch nicht zu leugnen seyn, dass alles, was eine erregende Kraft hat, der Summe von Reiz, die auf uns wirkt, Zuwachs giebt, was sich durch Hinzukommen neuer Empfindung, neuer Bewegung u. s. w. aussern muss. So tief aber auch der Satz gedacht ist, und so wahr er sich bey unbefangenem Nachdenken darstellt; so wenig ist er doch geeignet, zu fruchtbaren Folgerungen zu führen, und die Gewissheit, die er selbst hat, die Demonstration, die sich ihm geben lässt, auf die ganze Medicin, wie Brown will, überzutragen. Der Satz gilt offenbar nur von den erregenden Kräften, und die Voraussetzung ist erschlichen, dass *alle* Einwirkung auf uns von ihnen kommt, [ohne sie würde freylich das Leben nicht denkbar seyn], und dass das, was Erregbarkeit genannt wird, unmittelbar nicht verändert werden kann; dass ihr Stoff oder ihre Kraft an sich nicht vermehrt oder vermindert, oder auf eine Zeitlang gehemmt werden kann. Der Begriff der *roborantia*, der *narcotica*, die wir nicht als incitirende Potenzen auf die Erregbarkeit wirken, sondern die Beschaffenheit derselben unmittelbar verändern lassen, muss erst widerlegt seyn, ehe dieser 15te Paragraph auf alles Anwendung leiden kann, was die Erregbarkeit afficirt. Diesen Begriff aber mit diesem Paragraph selbst vernichten wollen, ist ein Zirkel in Schliessen, eine offenbare Erschleichung. *) Aber gesetzt, dieses glücke; so wäre das Fundament des Brownschen Systems

*) Indem wir diese eine und dieselbe Wirkungsart aller Reize gerne zugestehen, aber sie nicht mit Brown in einer gemeinschaftlichen Eigenschaft der Potenzen, die Wirkungen hervorzubringen vermögen, suchen, sondern dem einen und demselben Gegenstand, auf den gewirkt wird, der Erregbarkeit zueignen, verlieren alle Folgerungen, die er in seinen Schluss hineinlegt, für uns das Bündige; denn nun kömmt es nicht darauf an, an einigen Reizen etwas in die Sinne fallendes aufzugreifen — den Impuls, mit dem sie wirken, um es auf alle Reize auszudehnen, da für uns hier nur von einer Eigenthümlichkeit der Erregbarkeit die Rede ist.

ftems doch noch nicht gesichert, und für die ganze Medicin zureichend. Die Wirkungsart aller Reize soll dieselbe seyn, und also sollen die mannichfaltigen Arten von Reizen, die anders sich als durch Grösse oder Kleinheit ihres Reizvermögens unterscheiden, ferner nicht mehr gedacht werden können. Es müssten aber vermittelst der Reize bestimmte Wirkungen in der thierischen Maschine erfolgen, die Bildung und Erhaltung ihrer Theile, die Abscheidung von Säften u. s. w. Dass das alles nun auf die zur Gesundheit erfoderliche Weise geschehe, mag immerhin nur eine nach dem Zustand der Erregbarkeit verschiedene Reizstärke erfodern, die gerade für die Erregung zureichend ist, welche in den verschiedenen Theilen des Körpers die nöthigen Mischungen, Ab- und Ansetzungen u. s. w. nur hervorzubringen vermag. Aber beruht denn nun alles noch so unbestimmt auf blosser Empfindung, Bewegung, Verstandes- und Gemüthsthätigkeit? Sind nicht die andern Wirkungen wichtig, welche immer bloss Folgen oder Arten von Empfindung, Bewegung u. s. w. seyn mögen, aber mit einer Erhöhung derselben, welche die Erregung verändert, nun ausbleiben, oder nicht, wie es das Bedürfniss des Ganzen erfodert, vor sich gehen? Diese Erregungen mögen selbst der angehäuften oder aufgezehrten Erregbarkeit vortrefflich angemessen seyn, so muss doch der Fall bey ihnen eintreten können, dass sie nicht den Grad von Stärke haben, über oder unter ihm stehen, der zu einer hier nöthigen Wirkung — der gehörigen Abscheidung von Galle z. B. statt finden müsste. Dauert dieses lange fort, und greift tiefer um sich; so muss die Erhaltung der Maschine dabey in Gefahr kommen. Zwar ist aus dem Brownschen System zu erwiedern, die in der nicht gehörigen Menge und Art abgeschiedene Galle, um bey unserem Beyspiel zu bleiben, verdiene nur Rücksicht, als grösserer oder kleinerer Reiz, und das Gleichgewicht sey herzustellen, wenn andere Reize hinzugefügt oder hinweggenommen werden. Aber ist das immer ausführbar? Und nach welchem Calcul? Und wie lange soll es fortzusetzen seyn? Auf diese Weise liess sich selbst nicht mit Anerkennung des 151ten §. durchsetzen, dass es auf einen eigenthümlichen Reiz doch ankomme, dass ein so oder anders gemischter Saft, ein so oder anders beschaffener Theil doch erwogen werden müsse, wenn man nur diese Eigenthümlichkeit, diese Wichtigkeit in die nöthige Summe von Reiz setzt, statt dass man sie sonst einer unbestimmten specifischen Wirkungsart zuschrieb. Und das würde in der Ausübung nichts ändern, so lange diese Summe von Reiz nicht in Zahlen ausgedrückt, die Reizstärke jeder erregenden Potenz nicht berechnet, und die Art angegeben wäre, wie an dem nöthigen Ort und zu dem nöthigen Zweck der nöthige Reiz anzubringen wäre. So lange diese grossen Geheimnisse der Natur sich unseren Augen noch entziehen; so lange muss auch im Brownschen System eine ungeheure Kluft zwischen der Theorie und Praxis seyn. Und zuverlässig ist das Ungewisse und Gewagte der Ausübung nicht verringert, wenn an die Stelle der Reize, die durch ganz verschiedene Wirkungsarten sich specifisch unterscheiden sollen — aber keine weitere Bestimmung zulassen, Reize nach Brown angenommen werden, welche eine unnennbare Summe von Reiz durch in Zahlen unnennbare einzelne Reize bilden; denn seine Scale der Erregbarkeit gilt nur für ein Beyspiel zur Erläuterung der Lehre; aber in einzelnen Fällen ihr die Wirklichkeit zu subsumiren, wird nie ausführbar seyn. Die hier obwaltenden, nicht zu hebenden Schwierigkeiten brauchen nicht angeführt zu werden. Aber gesetzt sie würden aus dem Weg geräumt; so hat Brown selbst, vielleicht mit grosser Inconsequenz, aber der Wahrheit gemässer, der englischen Uebersetzung seiner Elemente Bemerkungen beygefügt, welche jede zu erfindende Berechnungsmethode, wenn sie auch allen Foderungen genügte, unanwendbar und unzulänglich machen müssen. Er spricht da von einer gewissen, in dem System hervorgebrachten, Veränderung, durch welche die Totalsumme unfähiger zur Wirkung auf die Erregbarkeit wird — und scheint Gewohnheit zu meynen, die er auch sonst häufig anerkennt, und sich so neue Schwierigkeiten schafft; er zieht ferner nicht nur das angemessene Verhältniss der erregenden Potenzen zur Erregbarkeit in Betrachtung, sondern auch das angenehme Gefühl, und dieses also gewiss nicht allein als ein Reiz *). — Er spricht so wohl von einer der Erregbarkeit angemessenen Mischung des Ganzen, als auch von dem Grad des Reizes, und jene Mischung des Ganzen wird also förmlich vom Reiz unterschieden; er gesteht einer disharmonischen Vereinigung erregender Potenzen üble Folgen zu. Wird hier nicht noch durchaus auf ganz andere Beziehungen, als auf die des Reizes Rücksicht genommen? Wird aber nicht der Nutzen jedes Calculs von solchen Summen von Reiz schon vor seiner Erfindung vernichtet, wenn ein gewisses, aber an sich dunkles Gefühl hervorzubringen, das von Mischung des Ganzen, von harmonischer Vereinigung erregender Potenzen — lauter geheimnissvolle Beziehungen — abhängig ist — nicht aber von einer bestimmten Reizstärke. Hier sind Principe von Brown selbst anerkannt, die die hervorstechendsten Grundzüge seines Systems allenthalben ungültig und unanwendbar zu machen im Stande sind, und durch die seine Lehren mit den gangbaren Ideen leicht in Verbindung zu setzen sind.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

*) Selbst aus dem Originaltext, S. den 253ten Paragraph der *Elementorum Brunonis*, erhellet, dass er die angenehme Empfindung (eines Fussbades), gleich dem Säfteverlust durch Schweiss, wegen den Zuwachs der Stheuie durch einen Reiz (hier die Wärme des Fussbades) in Anschlag bringt — und die angenehme Empfindung, nicht nur nicht als einen Reiz, sondern selbst als das Gegentheil desselben wirken lässt.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Franke: *Reise einer französischen Emigrantin durch die Rheingegenden im J. 1793. In Briefen an einen deutschen Domherrn.* Von *J. A. Mercy,* Königl. geheimen Secretair. *Zweyte veränderte Ausgabe.* 1798. XIV. u. 127 S. 8.

In der Vorrede zu dieser Ausgabe der vor fünf Jahren, ohne Namen ihres Verfassers erschienenen Briefe, freuet sich Hr. *M.* zum voraus des sich bey den in seinem Vaterlande, den Rheingegenden, vorgegangenen politischen Veränderungen, immer mehr entwickelnden Gemeingeistes (!) und aller sonst eröffneten glücklichen Aussichten. Ausser dieser, viele schöne Worte enthaltenden Vorrede, ist in dieser Ausgabe nichts Wesentliches geändert. Das kleine Buch gewährt mannichfaltige Unterhaltung; der Ton ist leicht und ganz im Charakter einer Französin, die auch in dem Elende der Verbannung ihre fröhliche Gemüthsstimmung nicht verliert. In dieser fröhlichen Laune sagt sie manches Treffende über Klöster, Domcapitel und andere fromme Stiftungen, neckt ihren Correspondenten, den Domherrn, ergötzt sich an den reizenden Bildern der Vergangenheit wie an den Luftgestalten der Zukunft. Mit der ihrer Nation eigenen Empfänglichkeit des Gefühls, zeichnet sie reizende Aussichten der Rheingegenden; und mit der liebenswürdigen Geschwätzigkeit — und Oberflächlichkeit ihres Geschlechts erinnert sie an Züge aus der alten Geschichte, schildert den Charakter der Rheinländer, urtheilt über deutsches Schauspiel u. s. w. Dass aber dies alles nur Täuschung für den Leser ist, und die Briefe nicht aus der Feder einer Emigrantin wirklich flossen, erfährt man schon in der Vorrede. — Kostanz, Basel, Strassburg, Karlsruhe, Worms, Mannheim, Mainz und Koblenz sind die in den Briefen erwähnten Orte. Die eigentlichen Nachrichten über diese Städte, sind, wie sich schon aus dem Gesagten abnehmen lässt, leicht an innerem Gehalt, aber unterhaltend und treffend in einzelnen Bemerkungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Oldenburg,* b. Stalling: *Unterricht in der christlichen Lehre mit Hinweisung auf Luthers kleinen Katechismus.* Zum Gebrauche der Kirchen und Schulen des Herzogthums Oldenburg. 1798. 104 S. 8. (einzeln 4 gr. hundert Exempl. zusammen à 1 gr. 8 pf.) Nach dem Wunsche mehrerer Prediger im Herzogthume Oldenburg, entschloss sich Hr. Gen. Sup. *Mutzenbecher,* in Verbindung mit dem Hn. Hauptpastor *Hollmann,* anstatt der bisher, seit 1689. daselbst gewöhnlichen *Oldenburgischen Katechismuslehre von Alardus,* dieses Lehrbuch auszuarbeiten. „Wir machten uns, heisst es im Vorberichte, dabey zur Regel, die Lehren des Christenthums, mit Vermeidung aller gelehrten Dogmatik und subtiler, für den christlichen Glauben nicht nothwendiger Bestimmungen, in einer fasslichen Sprache, mit steter Anwendung auf Herz und Leben, — in zusammenhängenden Sätzen vorzutragen, unter jedem Paragraphen einige Fragen zum Besten der Schwachen zu setzen, die Hauptstellen der Bibel ganz beyzufügen, die dunkeln Ausdrücke in einer Parenthese kurz zu erläutern, die übrigen Stellen nur zu citiren, bey jeder schicklichen Gelegenheit theils auf Luthers Katechismus, theils auf passende Stellen aus unserm neuen Gesangbuche zu verweisen." Als öffentlicher Landeskatechismus verdient dieses Lehrbuch, das auch bereits in mehreren Oldenburgischen Schulen eingeführt ist, allen Beyfall. Es ist in neun Kapitel getheilt: von dem Menschen, von der Religion, der heil. Schrift; christl. Lehre von Gott, biblischer Unterricht von Jesu Christo; christl. Unterricht von der Tugend, von der Beförderung christlicher Gesinnungen, christl. Unterricht vom ewigen Leben, Göttlichkeit und Vortrefflichkeit der Lehre Jesu. Durch eine geschickte Wahl der Ausdrücke bey manchen dogmatischen Sätzen, suchten die Vff. bey beiden Partheyen Anstoss zu verhüten. So werden S. 24. die Worte des zweyten Artikels: *empfangen von dem heil. Geist* durch die Redensart: *nach einer besondern Veranstaltung und Verheissung Gottes gebildet,* erläutert. In einem öffentlichen Landeskatechismus wird man die beyläufige Erwähnung mancher Lehrsätze aus der jüdischen Dogmatik, die man nach und nach in gänzliche Vergessenheit gerathen lassen sollte, z. B. S. 22 und 23. der Engel und des Teufels gern entschuldigen. Aber die Eigenschaften Gottes hätten in einer bequemeren Ordnung nach einander aufgestellt und das Gebet nur als Mittel zur Tugend und Beruhigung angeführt werden sollen. Die Aeusserung S. 45.: Gott hat ein Recht, von uns zu fodern, dass wir ihn auch durch unser Gebet für den Herrn über Alles — erkennen, und die Gebetsübung gehört mit *zu der Ordnung, in welcher* uns Gott dasjenige geben will, was uns gut ist, dürfte sich, nach reinmoralischen Grundsätzen schwerlich beweisen lassen. Wir wünschen, dass dieses Lehrbuch auch in den übrigen Schulen des Herzogthums, die es bis jetzt noch nicht haben, eingeführt werden möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Die Posaune.* Nr. 1. 1798. 90 S. 8. (6 gr.) Diese Schrift besteht aus zwey Abhandlungen, die eine über den *Landsturm,* und die zweyte — über *Hierarchie* und *Despotie.* Jene scheint durch den Aufruf des Feldmarschalls *Prinzen von Coburg* vom 30ten July 1794. und durch die in den Bisthümern *Würzburg* und *Bamberg* 1796. vorgenommene Bewaffnung des Landvolks veranlasst zu seyn. Der Vf. nennt solche ein *Soldatenspiel,* bey dem die Pointeurs zu Grunde gehen, und am Ende die Bank selbst gesprengt, und von *Fremden,* die das Spiel besser verstehen, in Besitz genommen wird. Aus dieser Ansicht wird der Landsturm in geistlichen und *wegen Revolutionsgefahr* auch in den *weltlichen* Staaten verworfen. Mit eben so einseitiger Tendenz und mit wahrem *Posaunenton* ruft der Vf. in der 2ten Abhandlung, statt der ihm so nahe mit einander verwandt scheinenden *Hierarchie* und *Despotie,* eine Aufklärung herbey, deren Licht nur zu sehr blenden möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Rec. hat sich durch das Studium des Brownschen Systems von neuem überzeugt, dass noch so viele auf das Reine gebrachte theoretische Kenntnisse (und es giebt deren einige recht schätzbare, in Browns Schriften zuerst vorgetragene) nicht im Stande sind, den Arzt beym Handeln am Krankenbette zu leiten. Selbst dann, wenn er allen hier angeführten theoretischen Ansichten des tiefsinnigen Schotten beystimmen könnte; so dürfte er doch nicht, wegen der bemerklich gemachten Dunkelheit und Ungewissheit in der Anwendung auf einzelne Fälle, die Ausübung seiner Kunst davon abhängig machen wollen. Aechte praktische Zuverlässigkeit findet er nur in der ausgedehntesten Empirie, die alles Erklären aufgiebt, und alle Anhänglichkeit, selbst an Theorieen, die zur Gewissheit erhoben wären, für verderblich hält, sobald sie auf das Heilen sich Einfluss anmassen will. Unser Verstand erhält den weitesten Spielraum und die beste Richtung für die Kunst, wenn er nach bessern Grundsätzen sich dem Geschäfte hingiebt, reine Thatsachen zu sammeln und zu ordnen.

Doch wir haben noch einiges über die von Brown der englischen Ausgabe der Elemente beygefügten Scale, oder über die Berechnung der Verhältnisse der Erregbarkeit, der Erregungskräfte und der Erregung zu sagen. Sie ist offenbar nur brauchbar zur Erläuterung der Lehre, hält aber selbst keine Untersuchung aus. Für die Annahme gleicher Quantität (der Summe von 40) von Erregbarkeit und erregenden Potenzen, um ihr völlig angemessenes Verhältniss auszudrücken, lässt sich gar nichts factisches anführen. Es liegt etwas geflissentliches darin, und die Absicht ist unstreitig, wenigstens auf den ersten Blick, mit dem Schein arithmetischer Gewissheit zu täuschen, dass, die Erregbarkeit mag über oder unter 40 stehen, immer eine solche Reizstärke in Zahlen gesetzt wird, dass durch Addition sich 80 ergiebt. Diese Achtzig sollen dann die Erregung ausdrücken. Wir müssen aber bemerken, dass nur so begreiflich werden kann, wie bey ganz entgegengesetzter Anhäufung oder Verminderung der Erregbarkeit und der erregenden Kräfte eine Art Wohlbefinden oder ein ungestörter Gang der Maschine bestehen kann, sobald nur dieses Verhältniss nicht verletzt wird. Die Schwierigkeiten würden viel grösser gewesen seyn, ihre Ueberwindung aber auch der grösste Triumph für Brown, wenn es zu bewerkstelligen wäre, in Zahlen die Erregung auszudrücken, wenn, wie das in allen Krankheiten der Fall seyn muss, die Erregbarkeit nicht hat, was den Reizen fehlt, oder umgekehrt. — Aber Brown scheint selbst die Unanwendbarkeit seiner Scale auf Krankheiten nicht eingesehen zu haben; wenigstens hat er seine Schüler auf diese grosse Lücke nicht aufmerksam gemacht. Sonst würde *Samuel Lynch* in seiner tabellarischen Uebersicht des Brownschen Systems (welche Brown selbst drucken liess) nicht statt der sonst gewöhnlichen Addition der verschiedenen Summen der Erregbarkeit und erregenden Kräfte, welche aber auch hier immer so gesetzt sind, dass 80 herauskommen muss, die Namen von Krankheiten, des Schlagflusses, der Lungenentzündung u. s. w. angegeben haben. Das scheint dem System eine Haltbarkeit, Festigkeit und Leichtigkeit für die Ausübung zu geben, welche den vortheilhaftesten Eindruck zu machen nicht verfehlen. Es scheint uns daher verdienstlich, die Grundlosigkeit dieser Zurückführung auf Zahlen und ihrer Harmonie gezeigt zu haben. Und in der That, es lässt sich nur daraus folgern, dass, wenn die Erregbarkeit auf 5 gefallen, oder auf 75 gestiegen ist, doch Gesundheit erhalten werden könnte, wenn die erregenden Kräfte im ersten Fall auf 75 hinaufgeschroben, und im letzten Fall bis auf 5 vernichtet werden könnten. Das Verhältniss, was Lynch also setzt, ist das von Wohlbefinden, aber nichts weniger, als das aller möglichen allgemeinen Krankheiten. Nur Hr. *Eschenmayer* (s. dessen *Satze aus der Naturmetaphysik*) hat vor uns das Leere dieser Scale in Anwendung auf Krankheiten gerügt. Er scheint sie aber für etwas wesentliches im Brownschen System selbst zu halten, in welchem aber nichts mit ihr steht oder fällt.

Alle einzelne eigenthümliche Behauptungen Browns auszuheben und zu beurtheilen, glauben wir uns überhoben, da wir uns über die allgemeinen Grundsätze, aus denen sie fliessen, erklärt haben. Er hat allem eine Seite abgewonnen, die von andern mehr übersehen wurde, aber allerdings eine der wichtigsten ist; — hat aus diesem Gesichtspunct sehr fruchtbare, neue Ansichten gefasst, und sie mit dem grössten Scharfsinn zu ganz eigenthümlichen Ideen benutzt. Das Wahre, was viele seiner Behauptungen zum Theil enthalten, zermalmt die gangbaren Vorstellungsarten, und das Falsche, was sie uns verwerfen lässt, haben sie, wenn sie auch das entgegengesetzte Extrem zu berühren scheinen, mit den alten Lehren gemein. Uns scheinen solche allge-

allgemeine Aussprüche: die Kälte schwächt, die Kälte stärkt; Mohnsaft ist ein reizendes und stärkendes, oder ein schwächendes und betäubendes Mittel; gleich falsch, oder nur halbwahr, und von der richtigen Bahn der Beobachtung abführend. Es kommt immer auf den verschiedenen Zustand des Körpers an; — nach Brown auf die Beschaffenheit der Erregbarkeit, und bey solchen allgemeinen Benennungen oder Sätzen ist immer nur eins im Auge gefasst, und einseitig und hypothetisch verfolgt: die ersten oder die spätern Wirkungen eines Mittels, oder sein unerklärbarer Erfolg in Hebung eines Uebels. Stelle man nun das alles zusammen, so weit es durch Erfahrung aufs Reine gebracht ist; mische keine Meynung über die Art, wie das Mittel das leistet, ein; und bringe das nur, was es leistet, unter deutliche Begriffe, nicht unter einen falschen oder irreleitenden Namen, so würde unsere Arzneymittellehre ganz anders empor gehoben werden. Was man an Brown von der Seite zu tadeln findet, trifft dreyfach die Aerzte, welche die Stützen und Zierden der andern Systeme sind; nur macht die grosse Einfachheit von Browns System, da sie der Wirklichkeit nicht entspricht, und gerade seine Consequenz seine Irrthümer gefährlicher.

Selbst bey der Diätetik verfolgt er gar nicht, was man bis auf ihn zum einzigen Augenmerk hatte — die Fähigkeit der Speisen und Getränke zur Ernährung zu dienen. Höchstens wird er beabsichtigen, dass der Körper angefüllt mit Säften bleibt, aber durchaus unbekümmert um ihre weitere Beschaffenheit. Seine diätetische Sorgfalt beschränkt sich darauf, dass im Magen und Darmkanal durch unsere täglichen Genüsse die Summe von Reiz zusammenkomme, welche nach dem jedesmaligen Stand der Erregbarkeit zur Hervorbringung der nöthigen Erregung erfoderlich ist. — Greift nun alles in der ganzen Maschine in einander, um angemessene Erregung zu erzeugen; so gehen, ohne dass es unsere besondere Bemühungen erheischt, alle Functionen in der Art vor sich, wie es der Zustand der Gesundheit verlangt, und die Ernährung kann nicht leiden. Wird diese unterbrochen; so sind anderweitige Störungen da. Sind diese entfernt; so hat jene wieder ihren Fortgang. Liegt die Schuld an diätetischen Fehlern; so ist nur ihr zu starker oder schwacher Reiz im Spiel. Unmittelbar bedarf es zum Zweck der Ernährung nie einer Einwirkung des Arztes, die auch nach Brown nicht anzugeben wäre. Die Speisen, die wir für die nährendsten halten, bringen nach ihm nur den mehrsten Reiz hervor, als z. B. die Fleischspeisen. Wir lassen für jetzt diese ganze Ideenreihe in ihrem Werth, um so viel mehr, da sie im Praktischen so viel nicht ändert; denn es läuft auf eins hinaus, ob dasselbe geschieht, um zu reizen, oder um zu nähren.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im menschlichen Leben ist, dass Menschen unter den grössten Abwechselungen ihrer Lebensart, und unter dem verschiedenartigsten äussern und innern Einfluss so oft sich gleich bleiben, und in ihrem Befinden sich keine merkliche Abweichung äussert. Selbst wo offenbar grosse krankmachende Einwirkungen allgemein statt finden, erkrankt nur immer ein verhältnissmässig kleiner Theil Menschen. Kein unbefangener Beobachter wird diese Wahrnehmung in Zweifel ziehen, die vielleicht kein System hinlänglich zu erklären vermag, und die sich gegen alles Erklären in der Medicin überhaupt benutzen lässt, wie Rec. einst zu beweisen suchen wird. Nach Brown *müsste* sich nun aber das Gegentheil dieser Wahrnehmung in der Erfahrung bewähren. Wenige Augenblicke des Lebens müssten mit den vorhergehenden und folgenden gleichen Ton und gleiche Beschaffenheit gemein haben; denn ausser der immer ab- und zuströmenden Fluth der mannichfaltigsten Reize, welche unmöglich immer dem Bedürfniss entsprechen können, oder so wie die Harmonie erfodert, sich darbieten oder entfernen werden — reichen schon die Reize, welche für diesen Augenblick genügen, nicht mehr für den nun kommenden aus, da die Erregbarkeit, wenn sie mehr, als es seyn soll, angehäuft oder erschöpft wird, nun durch diese genügende Reize selbst einen andern Charakter erhält, und überhaupt immer veränderlich ist.

Nun noch eine allgemeine Bemerkung. Brown unterfängt sich in dem wissenschaftlichen Gang, den er nimmt, und in der Revolution, mit der er alles bisher angenommene umkehrt, sich Newton gleich zu stellen, und vorzugeben, dass er nur in dessen Bahn fortschreite. Gleich ihm macht er — aber in einer ganz andern Wissenschaft — Anspruch auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit seiner Urtheile, und will uns ihre apodiktische Gewissheit aufdringen. Er macht es geltend, was wir beleuchten werden, dass er nur Erscheinungen zum Grund legt, die Gegenstand der Erfahrung sind, und kann nicht aufhören, vor dem Ergrübeln des versteckt liegenden Zusammenhangs, und besonders der verborgenen Ursachen zu warnen. Hierin will er immer die Quelle aller Irrthümer und Fehlgriffe anderer zeigen. Browns Selbsttäuschung geht hier sehr weit. Wir dürfen uns hier nicht auch darauf einlassen, die Gewissheit dessen zu bestimmen, wovon er deutliche Begriffe aufgestellt hat, was sich nur von dem Verhältnisse der Reize zur Erregbarkeit sagen lässt. Doch können wir nicht unbemerkt lassen, dass auf mehr als überwiegende Wahrscheinlichkeit, schon der Natur des Gegenstandes nach, kein Anspruch zu machen ist. Die Ueberzeugung fliesst nur aus der Leichtigkeit, mit der die Grundsätze zur Erklärung aller Erscheinungen sich brauchen lassen; sie selbst sind nur Hypothesen, die weiter nichts für sich haben, wenigstens andere nicht ausschliessen. In die Natur der Erregbarkeit selbst einzudringen, versagt sich zwar Brown sehr philosophisch; aber er nimmt keinen Anstand, alle ihre Verhältnisse festzusetzen, und hat nun von seinem Kriticismus den Vortheil, das erschleichen zu kön-

können, wovon er keine Definition, geschweige Erklärungen zu geben vermag. So z. B. die sonderbare Vorstellungsart von der Erregbarkeit, dass wir mit einer gewissen Summe von Erregbarkeit gleich, indem wir Existenz erhalten, ausgestattet werden, und dass wir, wenn alles seinen ordentlichen Verlauf hat, leben, so lange wir noch davon zu zehren haben, und die Reize selbst nicht fehlen; dass uns aber für jede Zeit nur eine gewisse kleinere Menge dieser Erregbarkeit zufliesst, die wir nicht ganz unverbraucht lassen dürfen, aber auch nicht ganz verbrauchen dürfen, ohne den Tod herbeyzuziehen. Im letzten Fall entsteht der Tod von uneigentlicher Schwäche bey einem Jüngling, wenn durchaus (man setze jede beliebige Angabe von der Summe der Erregbarkeit, welche in einem 70jährigen Leben im Ganzen nach und nach verzehrt wird) noch ein ungeheuer grosser Rückstand von Erregbarkeit ist, der aber jetzt nicht zu Gebot steht. Diese Sätze liegen in Browns Behauptungen, und ergeben sich aus ihnen; aber sie selbst nur einzugestehen, geschweige denn sie zu rechtfertigen, fand dieser kühne Denker zu misslich, und weiss dem, in einem philosophischen Mantel gehüllt, so geschickt auszuweichen, dass wenigstens seine Anhänger kein Arges daraus haben. Uns schien immer, es sey unverkennbar, Brown suche nicht besonders sein System auszubilden, und ihm innere Vollkommenheiten zu geben, sondern nur das auszuheben und zu bearbeiten, wovon sich praktischer Gebrauch machen läfst, und es nur so weit zu verfolgen, als die Erörterung für die Ausübung Gewicht hat. Wäre nicht selbst das Beste an den gröfsten Aerzten, welche vor und mit ihm lebten, ihm gehässig und verächtlich gewesen; so würde er vielleicht einen Vorzug darin gefunden haben, diesen ächt praktischen Geist mit ihnen gemein zu haben. Jetzt stellt er ihn in Schatten, und macht die Blössen seines Systems hervorstechender, dass er an die vollendete und zuverlässige Theorie eines grossen Mathematikers erinnert. Dass nun Brown wirklich immer die Puncte aufzeigt, welche in die Sinne fallen, und sich nur an sie hielt, können wir nicht zugestehen. Wir sehen wenigstens, dass das, was unbezweifelt an sich oder in seinen Folgen anschaulich oder fühlbar ist, die Erregung, von ihm am wenigsten beachtet wird; dass er immer nur folgert, wie nach dem Verhaltnifs der erregenden Potenzen und der Erregbarkeit die Erregung seyn muss, nicht, auf Beobachtung gestützt, die Summe von Erregung, welche die Thätigkeit aller Organe bildet, ausmittelt. In individuellen Fällen ist aber über Erregbarkeit und erregende Potenzen nichts festzusetzen, und vielleicht darf man sich nur Muthmassungen erlauben, wenn man ihr Product, die Erregung, kennen gelernt hat. Was bey der Erregbarkeit ewig zweifelhaft bleiben wird, ob und in wiefern sie unmittelbar durch unsere Verhältnisse verändert wird, wollen wir nicht in Erinnerung bringen. Aber die Reize selbst machen jede Rechnung, die es verschmäht, sich nicht durch die Erregung zu berichtigen, schwankend. — Die äussern Reize sind unbelebte Dinge, die durch die chemischen Verhältnisse verändert und umgeschaffen werden, und deren Einfluss auf uns schon dadurch, dass sie andere Eigenschaften annehmen, leicht modificirt wird. Aber hat nicht auch unser Körper unstreitig das Vermögen, alles, was er aufnimmt, zu zersetzen und zu verändern, d. h. als ein gegebenes Ganzes zu vernichten, selbst wenn er es nicht aus sich herauszustossen vermag? Dieses Vermögen mag Brown immerhin von der Erregbarkeit abhängig machen. Aber wie will er wissen, wenn er nicht immer auf die Erregung Rücksicht nimmt, ob ein äusserer Reiz ganz zur Wirkung gekommen ist; ob er nicht so eingewickelt ward, sogleich Stoffe traf, die ihn neutralisiren konnten, so schnell ausgeleert wurde, dass er seine volle Wirkung hervorzubringen nicht vermochte? Wir wenden nur ein, was sich an unbezweifelbare Thatsachen anreihet, und was ein Brownianer nicht wegzuleugnen wagen wird. Bey Convulsionenen z. B. soll die Erregung, die Thätigkeit des in Convulsionen, also in grössere Bewegung gesetzten, Theils vermindert seyn, weil schwächende Ursachen sie veranlassen und reizende Mittel sie heben. Trauet er etwa der Erregung nicht, weil er von ihr lehrt, sie täusche oft unter einem falschen Schein, und sey in Sthenien und Asthenien gestört?

Wir schreiten nun zur Anzeige mehrerer, das Brownsche System betreffenden, für oder wider dasselbe sich erklärenden (und bis jetzt in der A. L. Z. nicht angezeigten) Schriften, deren Zahl, Beschaffenheit und hervorgebrachter Eindruck es nöthig machte, ihrer Beurtheilung eine Darstellung und Prüfung der wesentlichsten Brownschen Sätze voranzuschicken. Von Browns eigenen Schriften sind drey Uebersetzungen hier aufzuführen:

1) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Johann Browns Grundsätze der Arzneylehre.* Aus dem Lateinischen von *M. A. Weikard.* 2te verbesserte Auflage. 1798. XIV u. 306 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Kopenhagen, b. Proft u. Storch: *John Browns System der Heilkunde.* Nach der — — englischen Ausgabe übersetzt und mit einer — Abhandlung — begleitet von *C. H. Pfaff* (jetzt Professor in Kiel). Nebst einer tabellarischen Uebersicht — von *Samuel Lynch.* 1796. XCII u. 410 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Wien, b. Camesina u. Comp.: *Lehrbegriff der Brownschen Arzneylehre*, von *Brown* selbst ohne seinem (seinen) Namen herausgegeben. Aus dem Englischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen von *Joseph Frank* und *Rosori*, aus dem Italienischen und der Vorrede von *Moscati*, aus dem Lateinischen vermehrt von *J. Eyerel.* 1796. VIII u. 254 S. 8. (20 gr.)

Dass Hr. Weikard viel Fleiss auf diese neue Auflage (Nr. 1.) gewendet hat, können wir nach ange-stellter

ftellter Vergleichung bezeugen. Diefe Ueberfetzung ift nun, da Hr. *W.* mehr Einficht in das Syftem fich erworben hat, *Pfaff's* Tadel und deffen Ueberfetzung nach der englifchen Ausgabe benutzen konnte, von vorzüglicher Güte. Mehrere, aber eben nicht viel fagende, Anmerkungen find hinzugekommen. Gleichwohl ift diefe Ueberfetzung nun entbehrlich, da die Pfaffifche (Nr. 2.) ihr an Treue nicht nachfteht, an Kraft und Schönheit des Stils fie weit übertrifft, und die letzten Berichtigungen des Brownfchen Textes, von ihm felbft, enthält. Mehrere Mängel, die Girtanner gerügt hat, und die in der angekündigten zweyten Auflage gewifs verbeffert feyn werden, kommen nicht in Betracht, fie erfchienen überdies in dem Theil der Arbeit, den Hr. *Scheel* übernahm. Die vielen, ihr nur eigenen Anmerkungen und Zufätze Browns erleichtern, erweitern und berichtigen das Studium diefes tieffinnigen Syftems ungemein, und haben gar grofsen Werth. Auf einige Druckfehler, die einen falfchen Sinn geben, müffen wir aufmerkfam machen: S. 102. Z. 6. mufs *eigentliche* ftatt *uneigentliche* Schwäche ftehen; S. 121. Z. 6. ftatt *fthenifche* Befchaffenheit *afthenifche*; S. 130. Z. 1. *afthenifch* ftatt *fthenifch*; S. 140. Z. 14. der Anmerkung ftatt *reizender* Curmethode *fchwächende*; S. 215. Z. 5. ftatt *Schwachen*, *Schwären* (*puftulae*). Der aus äufserfter Schwäche herkommende Artikel des Todes 297 ift unverftändlich und undeutfch. Aber ein fehr wichtiger Misverftand — wir wiffen nicht weffen? — ift, dafs in der beygedruckten tabellarifchen Ueberficht von Lynch, ftatt erregender Potenzen Erregung gedruckt ift.

Die vorgedruckte kritifche Abhandlung über die Brownfchen Grundfätze lafst in Hn. Pfaff von neuem den eindringenden, hellen, uneingenommenen Denker und vortrefflichen Schriftfteller fchätzen. Nicht alles ift indefs richtig aufgefafst und treffend. Sogleich das, was er gegen den Satz erinnert, dafs die Erregbarkeit eine und diefelbe durch den ganzen Körper fey. (Die fpecififche Reizbarkeit ift zu entbehren, wenn die Idee von Verfchiedenheit im Bau der einzelnen Theile verfolgt wird. Diefer Brownfche Rückhalt ift überfehn. Es kann vieles nur beftimmte Wirkungen in befondern Organen hervorbringen, als das Licht in den Augen. Das zu leugnen, fallt einem Brownianer nicht ein. Aber er wird fagen, die Folgen, die diefes auf die Erregbarkeit diefes Theils hat, werden fich über die ganze Mafchine verbreiten, und der Grad der Erregbarkeit, welcher im Körper überhaupt herrfcht, wird den Grad der Erregung beftimmen, den der beftimmte Reiz hier hervorbringt. Die Erregung felbft hat in folchem Fall allerdings etwas ganz eigenthümliches.) Einleuchtend ift aber das Unftatthafte, das Widerfprechende der Lehre von der Ab- und Zunahme der Erregbarkeit gezeigt. Gegen den Einwurf: Reize in Menge zu nehmen und zu geben, fey fo leicht, und gleichwohl liefsen fich die förmlichen Krankheiten nicht plötzlich heben, würde man fagen können: das Maafs der Hinwegnahme und des Zufetzens der Reize fey fo fchwer zu treffen, und daher die Gefahr, dafs ein anderer Krankheitscharakter durch das Heilverfahren entftehen möchte, fo fehr zu fürchten, dafs man nur langfam die Indicationen verfolgen dürfe. Daher denn eben die fthenifchen Krankheiten langer dauern. Dafs die afthenifchen Uebel felbft bey dem zweckmäfsigften Verfahren einen längern Verlauf haben, liege fchon an den praktifchen Vorfchriften felbft, die ein langfames Steigen oder Fallen gebieten. Nicht fo ganz bündig ift ferner dargethan, dafs es urfprüngliche Krankheiten der Säfte geben müffe. Nicht richtig ift, dafs Brown die Contagien einzig unter die örtlichen Krankheiten bringt. Wir ftimmen ferner mit dem Vf. nicht überein, wenn er zu beweifen fucht, dafs die Krifen, vorzüglich die kritifchen Ausleerungen, das Aufhören der Krankheiten durch fich felbft, nicht durch Hülfe des Arztes, felbft fchon die Intermiffionen des kalten Fiebers, gegen die neue Lehre fprechen. Allerdings wird nach Brown vieles diefer Art nur fehr gezwungen zu erklären feyn, manches vielleicht gar nicht; — aber ganz überfehen hat Brown diefe Erfcheinungen nicht, und fehr reich ift er an Schlupfwinkeln, die ihn in folchen Gelegenheiten zu fchützen vermögen. Manches wird ein Brownianer gleich fo ftellen, dafs es das Auffallende nicht hat; — manches haben fchon vor Brown die Nervenpathologen gründlich beftritten. Hr. Pfaff erwägt zu wenig die eigenthümlichen Gefichtspuncte des Syftems, und feine innern Reffourcen, und ftellt ihm Dinge nach der gewöhnlichen Vorftellungsart entgegen, ohne für diefe felbft Ueberzeugung abzudringen.

Durchaus hat aber das unfern Beyfall, was über den therapeutifchen Theil gefagt ift, und wir empfehlen der Aufmerkfamkeit unferer Lefer, was Hr. P. über die Wirkung des Mohnfaftes und der Kälte urtheilt.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Der Lehrbegriff, von Eyerel übersetzt, (Nr. 3.) ist das bekannte Buch: *Observations on the principles of the old System of Physic, exhibiting a compend of the new Doctrine. By a Gentleman conversant in the subject.* Edinburgh. 1787. CCXLIII. u. 140 S. 8. Diese sehr unterrichtende Schrift, die die Brownschen Sätze oft auf eine interessante Weise anders wendet und darstellt, und reich an mannichfaltigen neuen Ansichten ist, obgleich sie auch vieles tadelnswerthe enthält, empfehlen wir einem sachkundigen Uebersetzer zur neuen Bearbeitung. Hr. E. hat ohne Kunde beider Sprachen, ohne Einsicht in das neue System, und (es ist nicht zu hart) ohne Menschenverstand übersetzt. Einige Beweise werden auch nach diesem Urtheil noch unsere Leser überraschen. *Certain external powers, and certain functions peculiar to themselves* (*the men*) wird übersetzt S. 27.: äusserliche Dinge und einige (hier, wo es den falschen Sinn giebt, übersetzt er *certain*, bey den *powers*, wo es richtiger war, liess er es weg) seiner eignen thierischen (doch Dinge?) — *To produce the phenomena peculiar to their living state, that is, their own functions* wird ebendaselbst übersetzt: aus Eigenschaften lebendiger Geschöpfe bey ihm eigene thierische Verrichtungen verursachen. Unsinn und Verwirrung ist hier in die einfachen Worte des Originals gelegt. *To diminish or destroy excitement, or the state of living systems* ist übersetzt: die Erregbarkeit (statt Erregung) oder das Wesen (so übersetzt Hr. E. *the state*) zu mehren oder zu vermindern (*to diminish or destroy!*) Wir glaubten die rechte Stelle des Originals nicht getroffen zu haben, haben uns aber nicht geirrt. Das Beste für die Kaufer ist noch, dass Hr. E. nicht alles übersetzt hat — z. B. nicht die Widerlegung der Cullenschen Theorien. Dadurch hat er ihnen denn doch die unnütze Ausgabe einiger Groschen erspart.

Was die neueste englische Ausgabe der Elemente, die *Beddoes* 1795 besorgte, eignes hat, haben wir durch D. *Scheel* als einen Nachtrag zu seiner und Pfaffs Uebersetzung erhalten, unter dem Titel:

4) Kopenhagen, b. Proft u. Storch: *John Brown's Biographie*, nebst einer *Prüfung seines Systems* von *Thomas Beddoes*, und einer *Erklärung der Brownschen Grundsätze* von *T. Christie*. Aus dem Englischen. 1797. XII u. 116 S. gr. 8. (3 gr.)

In der Vorrede schildert *Beddoes* die schlechte Beschaffenheit der von Brown selbst verfertigten englischen Uebersetzung der Elemente; er habe entweder den Sinn seiner eignen Worte, oder die Bedeutung der englischen Ausdrücke verfehlt. Dass Brown die dem Text zugefügten Einschaltungen mit kleinen Lettern drucken liess, und die zugesetzten kurzen erklärenden Phrasen sehr oft unter den Text setzte, hält der Vf. für eine Nachahmung der englischen Bibelübersetzung, weil er ohne Zweifel seinen lateinischen Text sowohl wegen der Reinheit des Stils (!), als der Vortrefflichkeit der Sachen wegen für heilig ansahe. *Bemerkungen über Browns Charakter und Schriften.* Er wurde zu Buncle in der Graffschaft Berwick 1735 oder 1736 geboren, und war schon bey einem Weber in der Lehre. In der lateinischen Schule sah man ihn als ein Wunder an. Das Schulgeld bezahlte er von seinem Verdienst als Tagelöhner während der Aernte, zeichnete sich aber so aus, dass er bald als Gehülfe an der Schule angestellt wurde. Schon damals hielt er sich zur Secte der *Seceders* oder *Whigs* (einer Art Separatisten) und wollte Prediger der reinern Kirche werden. In seinem 15ten Jahr konnte er an einem Sommertag 50 englische Meilen gehen. Da er auf vieles Zureden einst einer Predigt in einer gewöhnlichen Kirche beywohnte, so wollten ihn seine Glaubensbrüder bestrafen, — gaben aber nur Veranlassung, dass er sich von ihnen lossagte. In seinem 20ten Jahr ward er Hofmeister, — ging aber bald nach Edinburg, wo er erst Philosophie, und dann förmlich Theologie studierte. Er hielt schon die Predigt, welche der Ordination eines Schottischen Geistlichen vorangeht. Aber nun verliess er diesen Stand wieder, und um sich zu einer andern Wahl vorzubereiten, übernahm er wieder die zweyte Lehrerstelle in Dunse. Wenn er da zwey Octavseiten eines lateinischen Schriftstellers nur einmal gelesen hatte; so konnte er das Buch aus den Händen geben, und das Ganze mit den Schülern durchgehen, ohne sich in einem Worte zu irren. Hier warf man ihm schon zu freye Grundsätze und zu freyes Leben vor. Später gestand er selbst seinen Unglauben. Als ihm die lateinische Uebersetzung einer medicinischen Dissertation gut gelang, sagte er: jetzt habe er entdeckt, wozu er tauge, und er wolle streben, einst als Arzt in seiner eignen Equipage zu fahren. Er ward 1755 Lehrer der lateinischen Sprache, und der Arzneygelahrtheit Beflissner. Seinen Unterhalt fand er besonders durch Uebersetzung und

und Ausarbeitung medicinischer Dissertationen. Diese war er nach jedem beliebigen System zu verfertigen erbötig. Nach einem vierjährigen akademischen Aufenthalt verrieth sein kränkliches Ansehen, dass er sich gefährlichen Ausschweifungen überlassen hatte. Durch Einrichtung eines Hauses zur Aufnahme von Studenten als Kostgänger, glaubte er 1765 im Stand zu seyn, heyrathen zu können. Schlechtes Wirthschaften brachte ihn indess nach zwey bis drey Jahren zum Banquerout. Das beugte ihn aber nicht; er schien glücklich in seiner Familie und erfüllte die Pflichten eines zärtlichen Gatten und Vaters. Er ging fortdauernd in die medicinischen Vorlesungen, nun schon zehen Jahre lang. Cullen empfahl ihn sehr warm, übertrug ihm den Unterricht seiner Kinder, und erlaubte ihm Abendvorlesungen zu halten, in denen er wiederholte (aus Cullens eignen Heften) und vielleicht auch erklärte, was der Lehrer des Morgens vorgetragen hatte. Wir übergehen, wie diese enge Verbindung mit Cullen in Feindschaft ausartete. Als er nun die *Elementa Brunonis* herausgab, so schlugen sich viele der geschicktesten Studenten zu seiner Fahne; aber auch die trägsten und sittenlosesten wurden seine Anhänger. Die schlechte Aufführung der letzten, und ihres Lehrers unüberlegtes Betragen im gesellschaftlichen Leben, zugleich mit seiner widrigen Art, sich über andere zu erheben, liessen weder das System, noch den Stifter desselben je in guten Ruf kommen. Den letzten Stoss als Arzt und Mensch gab sich Brown, als er und sein Schüler Jones einem delirirenden Kranken, der sich andern Aerzten anvertrauet hatte, durch die Krankenwärterin Rum und Mohnsaft beybringen lassen wollte. Nun war alle Aussicht auf einträgliche Praxis; wenn er ja welche hatte, dahin. Vor diesem Vorfall war er zweymal Präsident der medicinischen Societät, (die ganz oder grösstentheils aus Studierenden besteht.) In ihr wurde so heftig über das neue System gestritten, dass man ein Gesetz geben musste, dass jedes Mitglied, welches ein anderes wegen seines Benehmens bey den medicinischen Debatten zum Duell herausfodere, aus der Gesellschaft gestossen werden sollte. Brown war ein Anhänger des Hauses Stuart; vermuthlich entsprang das aus seinem Alterthumsforschen. Er war zum zweyten lateinischen Secretair der antiquarischen Gesellschaft zu Edinburg erwählt worden. Auch benutzte er die Freymaurerey zur Verbreitung seines Systems, und stiftete eine Loge zum römischen Adler, in der alles in lateinischer Sprache verhandelt wurde. In der längern Fortsetzung seiner Collegien war er immer saumselig. Ehe er eine Vorlesung anfing, nahm er 40 — 50 Tropfen Laudanum in einem Glas Schottischen Brantewein, und wiederholte das 4 — 5 mal während derselben. So kam er in Feuer und bis zur phrenetischen Extase. Schulden halber ward er ins Gefängniss gesetzt, wohin seine Schüler ihm, um seinen Unterricht zu geniessen, folgten. Dem Missbrauch berauschender Getränke überliess er sich auf das unmässigste. 1775 hatte das solche Folgen, dass er sich auf Wasser beschränken musste. Die Vorrede zu den Elementen giebt die Ursache seiner Mässigkeit an. Als aber das Podagra dennoch wiederkam, kehrte er zur Branteweinsflasche zurück, um ihr nie wieder zu entsagen. 1786 ging er nach London. Zur grossen Ehre gereicht es diesem unglücklichen Mann, dass er, trotz seiner grossen Noth, seinen Namen nicht zu einer geheimen Zusammensetzung der kräftigsten Reizmittel hergeben wollte, die mit grossen Vortheilen für ihn als Browns excitirende Pillen in Umlauf gebracht werden sollten. Sein Betragen ward nicht verändert, und es war sehr schwer, mit ihm umzugehen. Er sprach mit der lebhaftesten Hoffnung von der Wahrscheinlichkeit, dass sein System zuletzt über seine Gegner siegen werde. In London konnte er kein Collegium zusammenbringen, und starb den 7ten October 1788 plötzlich am Schlagfluss in seinem 52ten Jahr. Er hinterliess sechs Kinder. Sein ältester Sohn studirt jetzt in Edinburg Medicin, wo sich die Professoren, (was ihnen wegen des Benehmens des Vaters gegen sie besonders rühmlich ist,) und die Gesellschaft der Studierenden sehr liberal gegen ihn beweisen. Dass *Jones's Enquiry* von Brown verfasst sey, ist nicht ausgemacht. Ein Arzt, der dem Vf. viele Nachrichten über Brown mittheilte, urtheilte von ihm: er besass einen hohen Geist, der ihn unter allen Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, aufrecht erhielt. Er verachtete den Reichthum, verabscheuete jede Niederträchtigkeit, und besass ein so offnes Herz, dass er leicht zu überlisten war. Er ging damit um, *Elementa morum* zu schreiben. (Ob ihn das ungeheure Brantweintrinken und der übermässige Genuss des Mohnsaftes in der Sittenlehre auch auf so neue und tiefe Ideen geführt hatte, als die sind, die er, unter diesen Ausschweifungen, zu einem medicinischen System verarbeitete, kann nun nicht entschieden werden. Vielleicht liess sich aber noch erforschen, wenn man seine noch lebende Schüler und Freunde befragte, wodurch sich seine moralische Betrachtungen auszeichneten; denn dass sie einen ganz eigenthümlichen Charakter gehabt haben, lässt sich von diesem grossen Originalkopf mit Gewissheit vermuthen.) Mit besonderem Fleiss hatte er Anatomie und Botanik studiert. Er erwähnt aber irgendwo, sagt *Beddoes*, mit aller Bescheidenheit, *seiner sehr ausgebreiteten Praxis;* aber das ist ein sich selbst gemachtes Compliment, zu dem sich, wie es scheint, jeder medicinische Schriftsteller durch den allgemeinen Gebrauch für berechtigt hält! — *Bemerkungen über den Ruf der Aerzte.* In diesen interessanten Gegenstand dringt der Vf. wenig ein, und giebt uns statt bewährter Resultaten der Beobachtung leere Declamationen, die es bemerklich machen, wie bitter er es empfindet, diesen Ruf zu entbehren. Nur eine Behauptung verdient ausgehoben zu werden. Die Wundärzte von grossem Ruf hatten vielmehr zur Vervolkommnung ihrer Kunst beygetragen, als verhältnissmässig die Aerzte, welche grossen Ruf hatten, für die Medicin geleistet hatten. Verbesserungen in der innern Heil-

kunde danke man vorzüglich Männern, die nur mäfsigen Ruf im Publico hatten. Es ist noch eine sogenannte Iatrologie nach der Weise der Monachologie des Herrn von Born beygefügt, aber sie hat wenig originale Züge. — *Kritische Bemerkungen über Browns Grundsätze.* Sehr unbefriedigend. Die Erklärung von Christie enthält nur die Ausführung der Aehnlichkeit vom Brennen und Leben nach Brown.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Skald-Skrifter af Gudmund Adlerbeth* Cantzli-R d och Riddare af *Kongl.* Nordstjerne-Orden, En af de Aderton i Svenska Academien. Första Bandet. (*Poetische Schriften* von G. Adlerbeth Kanzleyrath und Ritter vom Nordsternorden, Einer der Achtzehner der Schwedischen Akademie. Erster Band.) 1797. 224 S. 8.

Der Vf. ist vorzüglich einer mit von denjenigen, die dazu beygetragen haben, dafs sich das Nationaltheater in Schweden in wenig Jahren, unter K. Gustav III Schutz, so sehr erhob, und dieser Band enthält vier theatralische Stücke desselben, die von seinem Beruf zu dieser Kunst, ein redendes Zeugnifs ablegen. Doch zeugen die hier gelieferten Stücke, wovon nur das erste und vierte vorher einzeln gedruckt sind, nicht so sehr von seiner Erfindung, als von seiner Bearbeitung des Sujets und der Würde des Dialogs. Es sind folgende. 1) *Iphigenia in Aulis*, eine Tragödie in drey Acten zuerst auf dem Königl. Theater aufgeführt den 7ten Ap. 1777. Das Schicksal der Iphigenia, welche Agamemnon nach dem Ausspruch des Orakels opfern sollte, war ein so auffallend tragischer Gegenstand, dafs er vom Euripides bis Racine mehrere dramatische Federn in Bewegung gesetzt hat. Der Vf. wollte anfangs Racine's Iphigenia blofs übersetzen, und war schon mit mehr als dem ersten Act fertig, als ihn Algarotti's Entwurf zu einer Oper unter diesem Titel zuerst auf den Gedanken brachte, Chöre darin zu gebrauchen. Diese, welche vormals in Griechenland und Rom so gebräuchlich waren, hernach aber abkamen, deren sich aber Racine in seiner Esther und Athalie mit Vortheil wieder bediente, können allerdings zur Vollkommenheit des Theaters beytragen. Sie binden die Handlung, die sonst durch den Stillestand zwischen den Acten gleichsam abgebrochen wird, durch eine Kette aneinander. Sie beschäftigen die Aufmerksamkeit durch einen zu der Materie gehörigen Gesang während einer Zwischenzeit, die sonst mit einer zu derselben ganz fremden Musik ausgefüllt wird. Sie geben der Action mehr Wahrscheinlichkeit, weil es kaum glaublich ist, dafs eine grofse Handlung ohne Zeugen geschieht. Sie lassen das Theater nie leer werden, und dienen also demselben eben so sehr zur Zierde, als sie dem Ohr Vergnügen verschaffen. (Freylich fallen diese Gründe, doch bey Stücken, wo man sich so wenig an die Einheit der Zeit und des Orts bindet, weg.) Diese Chöre, die der Vf. hier einführen wollte, gaben ihm zu mehrern Veränderungen in der Behandlung Anlafs. Da die Chöre so schon Zeit wegnehmen, so mufsten die Acte, damit das Stück nicht zu lange dauerte, verkürzt werden. Hr. *A.* hat sie hier daher auf drey reducirt. Racines Eriphile, Aegine, Eurybate und Doris, die keinen Hauptantheil an der Handlung haben, hat er ganz weggelassen, und sich mehr an Euripides und Algarotti gehalten. Doch hat er die drey ersten Scenen im 1 Act und manches sonstige Schöne und Gute bey Racine beybehalten. Was die Auflösung des Knotens anbetrifft; so konnte er solche weder wie Euripides durch ein Wunderwerk geschehen lassen, dergleichen zu seiner Zeit für das Theater nicht ungewöhnlich waren, aber für das unsrige nicht mehr passen. Eben so wenig läfst er die Götter mit Racine durch den Tod der Eriphile versöhnen, die dadurch die Aufmerksamkeit und das Interesse zu sehr von Iphigenien abzieht. Am wenigsten konnte er das Blut der unschuldigen Prinzessin auf dem Altar vergiessen lassen. Er läfst vielmehr, nach den Erzählungen der Griechen selbst, statt des Todes, dieselbe als Priesterinn der Diana zum ewigen Dienst derselben von Calchas, der wohl sahe, was er sonst von Achilles zu befürchten hatte, bestimmt werden; immer für beide Liebende, die dadurch auf ewig getrennt wurden, tragisch genug. 2) *Oedipus*, Tragödie in drey Acten mit Chören, zum erstenmal auf dem Schwedischen dramatischen Theater den 10ten May 1792 aufgeführt. Auch dieser schreckliche Gegenstand ist von den gröfsten Meistern alter und neuerer Zeiten, einem Sophocles, Euripides, Corneille, Voltaire schon oft behandelt. Wer ihn von dem griechischen Theater auf das unserige bringen will, mufs die handelnden Personen in ihrem ganzen Charakter und nach den Sitten ihrer Zeit treu geschildert darstellen, aber da die Simplicität der Alten für unser heutiges Theater nicht mehr pafst, ihnen doch einen gewissen Zusatz, ein gewisses Colorit geben, die aber doch nicht die Aufmerksamkeit von dem Hauptgemälde abziehen müssen. Und dies ist oft schwer. Voltaire hat in seinem Oedipe die von Sophocles begangenen Fehler richtig bemerkt, aber auch seine eigenen aufrichtig bekannt. Ein Theil dieser Fehler liegen in der Materie selbst. Dafs der Mord des Lajus so ohne alle Untersuchung geblieben, lafst sich doch eher erklären, als dafs Oedipus, der doch wissen mufste, dafs er eine unbekannte Person erschlagen, bey so vielen ihn gleichsam darauf führenden Umständen, doch nicht darauf verfällt, dafs er wohl dessen Mörder seyn könne. Hr. *A.* glaubt, dies lasse sich aus dem damaligen griechischen heroischen Zeitalter erklären, wo Mord selbst von Königen, die damals noch durch keinen äusserlichen Stempel der Majestät ausgezeichnet waren, nichts neues, nichts besonderes war. Für uns bleibt doch hier immer eine Unwahrscheinlichkeit, die auch

auch der Vf. bey aller seiner angewandten Kunst, nicht hat ganz verdecken können. Die harte Strafe des Oedipus gründet sich auf die griechische Götterlehre; uns kömmt er immer mehr unglücklich als verbrecherisch vor. Aber immer bleibt er ein Gegenstand, der zugleich Schaudern und Mitleiden erregt; und in so fern schickt er sich für die Tragödie, und so ist er auch hier bearbeitet. Hr. *A.* hat bald den Sophocles bald Voltaire benutzt, jenen doch mehr in der Auswickelung der Materie und der Verbindung der Scenen, die er doch in drey Acten zusammengezogen; diesen mehr in der Auflösung des Knotens; mit Weglassung der Epsode von der Liebe Philoctets für Jocaste. Die von Voltaire weggelassene Scene zwischen Oedipus und Creon hat er dagegen mit Recht beybehalten, da Oedips aufbrausendes Mistrauen gegen Creon, ihn gewissermassen zurück hält, das was ihm vormals begegnet, genauer zu untersuchen, und auf die wahre Spur zu kommen. Dass er den Oedipus nicht mit ausgerissenen Augen und blutigem Gesicht auf das Theater bringt, so wie Sophocles, ist natürlich. Aber er lässt ihn auch in der Erzählung von dieser seiner Wuth, sich die Augen nicht mit einem Eisen, womit er Lajus getödtet, sondern mit einer ausgerissenen Spange, der griechischen Fabel gemässer, aus dem Kopf reissen. Auch hier sind wieder Chöre von Priestern und Thebanern angebracht, die besonders für Tragödien passen, welche gewissermassen mit der Volksreligion in Verbindung stehen. 3) *Phaedra und Hippolytus* in 5 Acten, eine Uebersetzung nach Voltaire. Am Ende des 1sten Act sind doch ein paar Zeilen hinzugesetzt, die erstere als jung und schön darstellen, und also das Interesse an ihr vermehren. 4) *Cora und Alonzo*, eine Oper in drey Acten. Diese aus den Incas von Marmontel hergenommene, bey Einweihung des neuen Schwedischen Theaters 1782 aufgeführte Oper, ist durch die, von Naumann dazu componirte Musik, und mehrere Uebersetzungen in andern Sprachen, schon bekannt genug. Der Vf. hat doch einige Verbesserungen angebracht, und dadurch besonders im dritten Act mehr Leben und gegen das Ende zunehmendes Interesse der Handlung zu geben gesucht.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Haarlem*, b. Bohn: *Adres van het Committé van algemeene Welvaart te Haarlem, aan het Provincial Bestuur van Holland: over het Gebruik der Duingronden, ten Dienste der Vaderlandsche Fabrieken.* 1796. 32 S. gr. 8. (Vorstellung des Wohlfahrtsausschusses zu Haarlem bey der Provinzial-Regierung von Holland, die Benutzung der Dünen zum Dienste der vaterländischen Fabriken betreffend.) Immer war es bisher jedem aufmerksamen Beobachter ein auffallendes Phänomen, in mehreren Gegenden der batavischen Republik weit ausgedehnte öde Gegenden anzutreffen, deren Anbau man bey der dasigen grossen Volksmenge längst hätte erwarten sollen, und der Haarlemer Wohlfahrtsausschuss verdient den wärmsten Dank eines jeden Patrioten, dass er einmal durch diese mit Wärme geschriebene Vorstellung jene äusserst wichtige Sache wieder zur Sprache gebracht. — Die Erfahrung lehrt, dass eine Menge Fabrikeninhaber das Gebiet der Republik verlassen habe, um sich in benachbarten Staaten niederzulassen, wo die Auflagen, mithin auch der Arbeitslohn, weniger hoch waren, als in ihrem Vaterlande, und wo sie folglich eher im Stande waren, gleiche Preise mit dem Ausländer zu halten. Nur dadurch wird diesen Auswanderungen Einhalt gethan werden, wenn alle die drückenden Zünfte und die unerträglichen Auflagen auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gänzlich aufgehoben werden. Diese Freyheit von Abgaben, sowohl vom Lande, als von den Producten, welche daselbst gewonnen werden, soll aber nur ein Vorrecht derjenigen Fabrikanten seyn, welche sich an und auf den Dünen der Provinz Holland anbauen. Man ist überzeugt, dass durch diese Bekanntmachung jene grosse, unbewohnte Sandwüste bald durch Fabriken aller Art belebet und nützlich fürs Vaterland werden werde. Die holländischen Dünen, deren Länge 25 bis 30 Stunden beträgt, haben einen Flächeninhalt von 50000 Morgen, worauf 300,000 Schaafe weiden könnten. Wenigstens 100,000 Schaafe könnten jährlich ausser vielen Lämmern geschlachtet und eine Menge Felle nebst einer Million Pfund Wolle gewonnen werden. Aechte und halbschlächtige spanische Schaafe liefern, auf den Dünen geweidet, eine der spanischen sehr ähnliche, der englischen und irländischen aber völlig gleiche, Wolle. Bisher waren Kaninchen und anderes Wild die einzigen Bewohner der Dünen, deren Jagdpacht der Provinz nicht so viel eintrug, als auf die Anpflanzung der Sandgräser jährlich fruchtlos verwendet wurde, indem die Kaninchen alles verdarben. Die Zahl der Armen wird verschwinden, sobald jene Fabriken auf den Dünen eingerichtet sind, und man wird allein in Haarlem und Leiden jährlich 90,000 holländische Gulden ersparen, welche jetzt zur Unterhaltung der zahllosen Stadtarmen erfoderlich sind. Kartoffeln und einige Getreidearten werden daselbst im Schaafdünger gut fortkommen. Da die Dünen bloss zur Schaafzucht bestimmt seyn müssen: so dürfen keine grossen Getreidefelder und keine Landhäuser daselbst angelegt werden. Ausser den Tuch- und Karsayfabriken werden sicher auch Leinwand- und Garnfabriken dort angelegt werden, weil die schönsten Bleichen in der Nähe sind. — Dies ist der concentrirte Inhalt einer Schrift, welche auch in einigen deutschen Provinzen z. B. Pommern u. s. w. die grösste Beherzigung verdient!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Sehr ausführliche Darstellung des Brownschen Systems enthalten:

5) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Entwurf einer einfachern Arzneykunst*, oder Erläuterung und Bestätigung der Brownschen Arzeneylehre, von *M. A. Weikard.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1797. X u. 389 S.

6) Göttingen, b. Rosenbusch: *Ausführliche Darstellung des Brownschen Systems der praktischen Heilkunde*, nebst einer vollständigen Literatur und einer Kritik desselben, von *Chr. Girtanner*, geheimen Hofrath. 1ter Band mit dem Bildniss von Brown. 1797. XLIV u. 419 S. 2ter Band. 1798. XXIV u. 624 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 5. war in der ersten Auflage die erste besondere Schrift, welche in Deutschland über das Brownsche System erschien. (1780 gab Brown seine Elemente heraus, denen bald die andern Schriften folgten. Wenige flüchtige Worte im Baldingerschen Magazin ausgenommen, findet man in keinem deutschen Buch oder Blatt der neuen Lehre eher erwähnt, als bis zwölf Jahre nachher *Massini* einen Nachdruck der Elemente veranstaltete, *Moscati* eine Vorrede dazu schrieb, und die *Franke* Partey nahmen. (Wäre es möglich, dass in einer andern Wissenschaft oder Kunst, als in der unserigen, eine neue Lehre oder *Methode*, die so viel ausserordentliches hat, in einem benachbarten Lande in Bewegung und Umlauf kommen konnte, ohne dass deutsche Gelehrte Notiz davon nahmen, und das Neue darstellten und beurtheilten? Wie blieben denn aber in diesem Falle deutsche Aerzte so hinter anderen Gelehrten unserer Nation zurück?) Dieser Entwurf setzt alle Hauptlehren des Brownschen Systems auseinander, und bringt sie in *Anwendung* auf alle bedeutende medicinische Gegenstände. Aber wo Brown demonstrirt, aus Schlüssen folgert; nimmt Hr. *W.* den Ton an, als wenn die Erfahrung einzig diese Sätze ergäbe. Das Zusammenhängende und Bündige der Ideen selbst ist unberührt gelassen, und kein denkender Kopf wird aus dieser Weikardschen Schrift Ueberzeugung schöpfen, oder die erste Einsicht von dem erhalten, worauf Brown sein System stützte, und was ihn leitete. Alles erhält so ein paradoxes Gewand, in dem sich der Vf. nur gefällt, und sein Ton der Zuverlässigkeit fällt nun mehr auf. Dieser wird aber den uneingenommenen Leser mehr zurückstossen, als anziehen, zumal da Hr. Weikard, ehe er Brownianer ward, uns entgegengesetzte schiefe und einseitige Theorieen in derselben Sprache aufdringen wollte. Wie kann man Vertrauen zu einem alten Paradoxieenjäger fassen, der einer ganz neuen Lehre sich hingiebt, ohne einen Zweifel zu nähren, ohne eine Idee zu verwerfen oder zu modificiren? Die Tiefe seines Verstandes oder seine Aufrichtigkeit muss uns verdächtig werden. Uebrigens lieset man die Schrift mit Vergnügen. Sie enthält manches interessante Beyspiel und schöne Geschichten zur Erläuterung. Viele Zusätze sind in der neuen Auflage hinzugekommen, und manche Auswüchse eines üppigen Witzes, wie es uns scheint, hinweggeschnitten worden. Nur eine Stelle stiess uns als nichtbrownisch auf. S. 73. soll bey asthenischer Beschaffenheit *heftigere* Erregung hervorgebracht werden, als es im gesunden Zustand erfoderlich ist (es darf höchstens nur die Rede seyn von der eigentlichen Schwäche) so dass die Lebenskraft vermehrt wird. (Steht hier Lebenskraft für Erregbarkeit; so ist doch das nur bey eigentlicher Schwäche heilsam, was die Erregbarkeit, die angehäuft ist, mehr aufzehrt.) Hr. *W.* scheint mehr als Brown auf Vermehrung der Ausdünstung zu dringen; nach dessen Lehre erfolgt sie von selbst, wenn sie krankhaft zurückgehalten ist, sobald die Erregung gehörig regulirt ist. Und hat nicht die Vermehrung des Schweisses selbst bey geringen sthenischen Krankheiten ihr grosses Bedenken? Der Verlust an Säften wird wohl reichlich aufgewogen, sowohl durch das Mittel, was den Schweiss bewirken soll, das Dover'sche Pulver, das ein so reizendes Ingrediens als Opium hat, als auch durch die unzertrennliche Begleiterin der vermehrten Ausdünstung, die grössere äussere Wärme. Naiv war es vom jungen *Frank*, den Einwurf, dass Brown keine sichern Zeichen von Sthenie und Asthenie aufzustellen vermocht hatte, zurück zu schieben und zu sagen, von Hippokrates an hätte sie auch kein andrer Arzt anzugeben vermocht. Er übersah, dass Brown nur von dieser Unterscheidung die ganze Praxis abhängig macht, und sie also vorher aufs Reine gebracht haben sollte. Hr. *W.* meynt aber im Ernst, diese Naivetät sey eine treffende Antwort.

Das Werk des Hn. *Girtanner* (Nr. 6.) ist sehr verdienstlich, und gar sehr im Stande, das Studium von Brown zu erleichtern, und ihm die gehörige Rich-

Richtung zu geben. Den Anfang macht: *über das Leben und die Schriften Browns, von Beddoes.* Diese Uebersetzung hat alle Vorzüge einer sehr schönen Schreibart vor der steifen Scheelschen voraus. Die von Brown gestiftete lateinische Loge dauere noch fort, und 1789 wohnte Hr. G. einer Versammlung bey. *Ueber die Entstehung des Brownschen Systems.* Man findet Browns eigene Erzählung aus der Vorrede einer spätern Auflage zu den Elementen, und Robert Jones ausführliche, aber oft wörtlich damit übereinstimmende, Erzählung. Auch sind Beddoes flüchtige Aeusserungen über die Beziehung der Brownschen Ideen zu denen von Cullen und Hunter aufgenommen. Wir bedauern, dass uns der sinnreiche Vf. seine eigene Muthmasungen vorenthalten hat. So viel gesteht Brown ein, dass er aus Beobachtung an sich selbst die Hauptideen geschöpft habe. Aber er hebt die Geschichte seines Podagra einseitig heraus, sagt uns aber nichts von dem individuellen Gang seines Befindens überhaupt. Diesen konnte er nicht schildern, ohne seines häuslichen Misbrauchs des Brannteweins u. s. w. zu erwähnen; — er überging ihn daher mit Stillschweigen. Gleichwohl giebt es keinen Zustand, wo eine übergrose Summe von Reiz zum grössern Bedürfniss werden kann, und man es fühlt, dass der immer erneuerte erste Eindruck derselben durchaus nothwendig ist, Aus diesem Standpunct konnte das Genie und der Muth eines Brown die neue Theorie wohl nicht verfehlen. Alle Stellen, welche den Misbrauch geistiger Getränke betreffen, sind auch von ihm nach der Erfahrung treffend gezeichnet, und völlig befriedigend erklärt. Der Ursprung seiner Neuerungen in den Uebeln des Branntweinsaufens scheint uns gar nicht zu verkennen — dass er aber glauben musste, ihn den Augen der Welt entziehen zu müssen, ist begreiflich. Was sich in einer einzelnen Krankheit eines Arztes ereignet, vermag überdies nicht den Eindruck zu machen, den die Veränderung seiner ganzen körperlichen Beschaffenheit unfehlbar hervorbringt; denn in einzelnen Krankheiten ist man an überraschende, unerklärliche Ereignisse gewohnt. Aber was sich immer an uns so darstellt, glauben wir uns berechtigt, auszudehnen, und als einen allgemeinen Satz festzusetzen. Browns Podagra kam seltner, wenn er in seinem schwelgerischen Leben keine Aenderung machte; es befiel ihn öfter und heftiger, sobald er zur Mässigkeit zurück ging. Diese Aussagen selbst dürfen wir noch bezweifeln; da sich alle Schwelger so gern täuschen, und ein Interesse haben, die Fortsetzung ihrer Ausschweifungen entschuldigen zu können. Wie zerrüttet war die Maschine des unglücklichen Mannes, da eine Gabe Glaubersalz hinreichend soll gewesen seyn, das Podagra hervorzubringen. Unter einer grossen Anzahl uns bekannter Podagristen und Gichtkranken war so was ähnliches nie der Fall. Brown will uns nun glauben machen, diese Erfahrungen zertrümmerten alle bisher angenommene medicinische Wahrheiten, denn die allgemeine Lehre sey, Gicht und Podagra wären Folgen von Ueberfluss des Blutes und übermässiger Stärke des Körpers. (Wahr ist es, sie befällt solche Körper am liebsten, wenn sie durch fortgesetzte Unmässigkeiten und Diätsünden ihre Gesundheit untergraben.) Und ein angesehener Arzt habe ihm, gestützt auf dieses Räsonnement, eine strenge Enthaltsamkeit von thierischen Speisen (und hitzigen Getränken?) gerathen. (In den Anfällen selbst fanden wir dieses fast immer rathsam, und ausser denselben Mässigkeit und regelmässige Lebensart. Aber zu dieser musste allmählich übergegangen werden.) Auch habe ihm der Arzt versprochen, dass er auf diese Weise von allen fernern Anfällen frey bleiben werde. (Das konnte nicht die Sprache eines soliden praktischen Arztes seyn. So zuversichtlich lässt sich in der Ausübung wenig versprechen. Ueberdies ist das Endigen und Wiederkommen eines Anfalles von Gicht und Podagra etwas, das kein Arzt, selbst wenn er den folgsamsten Kranken hat, bestimmen kann. Die gichtische Materie, man erlaube uns diesen Ausdruck, hat einen so tiefen und feinen Zusammenhang mit der ganzen thierischen Oekonomie, dass wir empirisch wohl halbgenügende Vorbeugungs- und Heilmittel auffinden, aber keine Prognosis fällen können, die etwas mehr sagt, als der Tod ist zu fürchten oder nicht zu fürchten.) Er befolgte seinen Rath, trank während eines ganzen Jahres blofs Wasser, und lebte blofs von Pflanzennahrung. Vier starke Anfälle in diesem Jahre, von denen jeder sechs volle Wochen dauerte, waren die schöne Frucht dieser Lebensweise. (Der Rath taugte an sich nicht. Auch der mässigste Mensch könnte einer solchen Enthaltsamkeit erliegen; und nun der überschnelle Uebergang bey einem so alten Schwelger, als Brown? Uns wundert nur, dass er Kräfte behielt, solche regelmässige Anfälle zu Stande zu bringen.) Da es erfoderlich war, hierüber so weitläuftig zu seyn; so wollen wir doch auch anführen, dass selbst bey den Uebeln von argem Misbrauch geistiger Getränke die Brownschen Sätze sich nicht ohne Ausnahmen behaupten. Rec. hat seit Jahren einen etwa 40jährigen Gastwirth in der Cur, der nicht aufhört, Branntwein in ungeheurer Menge zu trinken. Er kann auf keinem Fuss fest stehen, die Hand nicht kräftig und zuverlässig bewegen, ehe er nicht mit Branntwein angefüllt ist. Ist er lebhaftem Verdruss oder Aerger ausgesetzt, so ergreifen ihn ungeheure Beängstigungen, die in eine eigene Art Wahnsinn übergehen, in dem er sich alles vergangenen genau erinnert, und alle Menschen kennt, aber auch eine Menge belebte und unbelebte Gegenstände sieht, die nicht da sind, da er wahre Tollheiten mit sich vornehmen lässt, und die ihm jeden Augenblick Todesschrecken einjagen. Er wird immer von diesen Uebeln bald befreyet, wenn ihm nach den Umständen zur Ader gelassen oder Blutigel gesetzt, wenn ihm häufig Abführungen, *Tartarus Tartarisatus*, oder Salmiak und säuerliche Getränke gegeben werden. Diese Heilmittel müssten nach Brown den Tod unvermeidlich machen. *Verzeichniss aller Schriften über die brownsche Lehre.*

102

102 Abhandlungen, welche theils als gröſsere oder kleinere Schriften einzeln erschienen, theils Zeitschriften anfüllen, werden hier verzeichnet, ausgezogen, oft beurtheilt. Eine sehr verdienstliche Arbeit. Die englische und italienische Literatur Brownscher Schriften ist sehr vollständig, und das ist besonders lehrreich. Nun folgt eine *Physiologie, Pathologie, Diätetik, Materia medica, Semiotik, allgemeine Heilkunde, besondere Heilkunde* nach Brownschen Grundsätzen ausgeführt. Alles ist leicht und geschmackvoll vorgetragen. — Hr. G. hat Deutlichkeit und Ordnung hineingebracht, ohne dem eigenthümlichen Geist des Schottischen Denkers, und seinem wissenschaftlichen Gange Zwang anzuthun. Er vereinigt in sich alle Tugenden eines trefflichen Commentators, und doch ist die Tiefe des Originalschriftstellers erhalten. Wie tief der Vf. in das System eingedrungen ist, erhellt auch daraus, daſs er die logischen Grundsätze Browns voranstellt. Den Beschluſs macht *eine Kritik des Brownschen Systems*, die 37 S. einnimmt. Aber mehr als zwey Drittheil selbst dieses Raums sind mit logischen Bestimmungen, mit Ideen über medicinische Erfahrung, mit Aufzählung der gegen den schwarzen Staar angepriesenen Mittel nach Ploucquet, mit Geschichten von Podagra angefüllt. Die wenigen Blätter, die die Kritik unmittelbar angehen, stechen dem Raum nach, sehr gegen 733 S., ab, welche der Ausführung des Systems gewidmet sind. Wahr ist es; einiges, was auf dieser kleinen Blätterzahl steht, stemmt sich mit aller Kraft der Wahrheit gegen die 733 S., und zertrümmert vieles, was sie ausfüllt; aber nicht alles kann unsern Beyfall haben. Auch hätte der Vf. in zwey so starken Bänden Platz übrig behalten sollen, sein in der Vorrede gefälltes Urtheil zu beweisen, daſs Browns System viele groſse, treffliche, originelle und richtige theoretische Ideen über alle Theile der Arzneywissenschaft enthält. Das hätte ihn gewiſs auf lehrreiche Untersuchungen geführt, und diesen Ideen selbst Eingang verschafft, die fast alle Gegner des Brownschen Systems noch ignoriren und verschmähen. Drey Sätze werden gegen Brown aufgestellt: 1) es sind die Principien, auf welche das System sich stützt, unrichtig und erschlichen. (Es ist auffallend, unter dieser vielversprechenden Aufschrift nur einen *anscheinenden* Widerspruch über die Erregbarkeit berührt zu finden. Zu bestimmen, was Erregbarkeit an sich sey, kann von Brown nicht gefodert werden. Die Frage ist nur, ob er die Gesetze ihrer Wirksamkeit aufgefunden habe. Daſs eigenthümliche Erscheinungen, die bey allem Leben sich darstellen, unter diesem oder einem andern Namen zusammengefaſst werden dürfen, ist nicht zu bestreiten, und bleibt in den Grenzen der Erfahrung.) Hr. G. nimmt Veranlassung, über medicinische Erfahrung sich zu äuſsern. Man erkennt in seinen Ideen den geistreichen Mann; aber die logische und medicinische Ausführung des Unterschieds zwischen dem Erfahrungs- und Wahrnehmungsurtheil ist unrichtig. Das wird dem Vf. beym nochmaligen Durchlesen einleuchten müssen. 2) Die Schluſsweise, deren sich Brown bedient, ist in der Heilkunde unstatthaft. Brown will seinen Schlüssen aus Analogie und Induction Allgemeinheit und Nothwendigkeit zueignen, und das ist einer seiner ärgsten Fehlgriffe, den Hr. G. hier zuerst und meisterhaft aufdeckt. Nun beruht aber, heiſst es, der wichtigste Satz des ganzen Brownschen Systems (der oben von uns weitläuftig erörterte 15te Paragraph der Elemente) nämlich die Identität, die gleichförmige Wirkung aller Kräfte, die auf den Körper Einfluſs haben, dieser wichtige Satz beruht bloſs auf Induction. (Analogie und Induction begründen nur Wahrscheinlichkeit, das ist wahr; aber auf gröſsere Gewiſsheit macht der Arzt auch nicht Anspruch. Daſs sie in der Medicin zu entbehren und zu verwerfen sind, wird dem Vf. schwer zu beweisen seyn. Die Streitfrage ward schon einst von zweyen Aerzten und Philosophen, Selle und Herz, in den frühern Bänden der Berliner Monatsschrift verhandelt.) Nun wird es kaum nöthig seyn, sagt der Vf., den 3ten Satz, daſs eine Menge von Erscheinungen, die sich im gesunden und kranken Zustand zeigen, nach dem Brownschen System nicht befriedigend erklärt werden können, ausführlich zu beweisen. Lustseuche, Flechten, Scropheln u. s. w. habe Brown theils gar nicht berührt, theils nur mit einem paar Worten erwähnt. Mit groſser Lebhaftigkeit erklärt sich Hr. G. als den Sieger seines mächtigen Gegners.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Postille* von *C. F. Sintenis*, Consistorialrath u. Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst. *Erster Theil.* 1798. 365 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Für den Rec. war die Lectüre dieser Postille, in welcher der unverfälschte Geist des Christenthums mit so edler Freymüthigkeit und Wärme des Herzens dargestellt ist, ungemein anziehend. Der würdige Vf. erscheint fast auf jedem Blatte, als freymüthiger Denker, der Vorurtheile, die der Moralität nachtheilig sind, gründlich und faſslich bekämpft, als geistvoller Redner und praktischer Menschenkenner, der auf das menschliche Herz in seinen verborgenen Falten zu wirken und sittlich-religiöse Wahrheiten für Zuhörer von verschiedenen Verhältnissen genieſsbar zu machen weiſs, mit einem Worte, als gemeinnütziger Religionslehrer. Bemerkenswerth ist des Vfs. eigner Gang in seinen Predigten. Ohne den so betretenen homiletischen Pfad zu verfolgen, wählt er eigene Wege, und erreicht so gewiſs eher seinen Zweck, als er durch alle noch so künstlich angelegte Predigten, vielleicht selbst in Hofcapellen nicht allemal, erreicht werden dürfte. Durch edle Freymüthigkeit zeichnen sich unter diesen XVII. Predigten besonders folgende aus: die zweyte: *die Befugnisse der Klügeren (Aufgeklärten) in Ansehung ihres Glaubens an Jesum;* die dritte:

dritte: *über die Ausbildung Jesu;* die siebente: *von der Duldung des Unkrauts im Gebiete der Meynungen und Sitten;* die achte: *über den Glauben an Jesum, als den Sohn Gottes*, und ganz vorzüglich die sechszehnte: *über das Recht zu denken in Religionssachen.* Durch rührende Darstellungen empfiehlt besonders sich die vierte: *Pflichten erwachsener Kinder gegen ihre Aeltern*, und die fünfte: *Menschliches Benehmen gegen kranke Bediente.* Von den vielen, in unserm Exemplare bemerkten Stellen, die alle der Auszeichnung werth wären, können wir nur eine einzige, zum Belege unsers Urtheils über die Freymüthigkeit des Vf. ausheben: S. 130.: „Jeder muss um sich sehen, wie weit die Reife zur Wahrheit in seinem Lande oder Bezirke gediehen sey, und darnach das Sammeln des blofsen Weizens und das Verbrennen des Unkrauts einrichten. Immer und ewig aber sagen, die Menschen sind noch nicht reif zur Wahrheit, *und doch Nichts dazu thun, dass sie endlich reif würden*, heisst — seinen Wohlgefallen am Unkraute haben und entweder Nutzen vom Irrthume ziehen, oder doch unverantwortlich unempfindlich für die Sache der Menschheit seyn. Wenn so lange gewartet werden soll, bis es gar keinen Einfältigen mehr giebt, der an der Wahrheit Anstoss findet, so ist's um die Sache der Wahrheit gethan. Es ist genug, wenn der grössere Theil Empfänglichkeit für richtigere Begriffe zeigt. Oder — wenn soll es wahr werden, was Jesus sagt: alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, müssen ausgerottet werden." Diese Worte sollten mit grossen Buchstaben über die Thüren aller Consistorien geschrieben werden! Mit eben der Treue, mit welcher wir die Vorzüge dieser Predigten gerühmt haben, wollen wir nun auch die Mängel derselben anzeigen. Dahin gehören einige Aeusserungen, die sich unmöglich ganz rechtfertigen lassen. So scheint dem Rec. das in der XVII. Predigt S. 353. ff. gemachte Gemälde *von der Todesangst*, wovon diese ganze Predigt handelt, etwas übertrieben zu seyn. Rec. ist hier der Meynung des würdigen *Hufeland's*, dass man vielmehr durch die entgegengesetzte Darstellung des Todes, die Todesfurcht zu mildern, als sie durch furchtbare Schilderungen zu unterhalten suchen sollte. In der neunten Predigt: *Widerlegung des gefährlichsten aller Vorurtheile* (von dem Werthe der Bekehrung auf dem Sterbebette) scheint uns eine Aeusserung in offenbaren Widerspruche mit dem so geläuterten Systeme des Vf. zu stehen. Nachdem er sich bemüht hat, darzuthun, dass der eine von den beiden Missethätern, welche zugleich mit Jesus gekreuzigt wurden, kein so böser Mensch war, als man insgemein glaubt, so fährt er S. 159. so fort: Angenommen auch, dass — er ein in Lastern grau gewordener Bosewicht gewesen sey, dass er sich aber am Kreuze noch bekehrt und also dennoch selig gewesen sey — vergisset man denn ganz, *dass er neben Jesu hieng?* Sollte dieser Umstand alsdann nicht alles ausmachen? Sollten ähnliche Menschen ähnliche Hoffnungen haben können, wenn sie nicht auch wie er, *an Jesu Seite* sterben können?" Wir glauben gern, dass Hr. *S.* nur aus Herablassung zur Schwäche derjenigen Zuhörer, die noch nicht überzeugt waren, dass der sogenannte Schächer kein durchaus böser Mensch war, eine solche Wendung nahm, allein der nachtheiligen Folgerungen wegen, zu welchen eine Behauptung der Art Anlass geben kann, können wir sie unmöglich billigen. Bey allen den vortrefflichen, gedrängten Ergiessungen des Herzens, die in der ersten Predigt: *Christliche Jahresfeyer* herrschen, hätte doch etwas mehr Plan darin seyn können. Endlich hätten wir auch mehrere Redensarten und Ausdrücke ganz weggewünscht, wie S. 82. schlecht handelt der, der den Maurer oder Tagelohner, der von seinem Dache fallt und sich zerbricht, nicht wieder *ganz machen lasst.* S. 150. wenn es zum gegenseitigen *Halzbrechen* kommt. S. 172. *Seligwerdenwollensversuche*, S. 198. *allvetterlisch*, S. 235. *verbutten* u. a. Doch das sind unbedeutende Flecken, gegen die vielen Schönheiten, wodurch sich diese Predigten, in Rücksicht auf Inhalt und Darstellung, so vortheilhaft auszeichnen, dass sie Rec. jedem denkenden Leser als gesunde Nahrung für Geist und Herz recht dringend empfehlen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Mannheim: Metaphysik des Rechts und der Pflicht.* Von *Joseph Hahn.* 1798. 40 S. 8. (3 gr.) Nur wenige Blätter! aber in diesen wenigen Blättern steckt ein Wust von Unsinn. — §. 6. *Recht* im eigentlichen Sinne des „Worts. — Gründet die Person ein Motiv, durch welches „ein Vernunftbedürfniss entsteht, so erzeugt die Nothwendig„keit der Befriedigung dieses Bedürfnisses ein ein Motiv „gründendes Gefühl, als Grund der Möglichkeit einer Neigung, „deren Beweisgrund *Rechtschaffenheit* ist, und durch dieses Er„zeugen ist *Recht* gegeben." „§. 7. *Pflicht.* — Ist ein Motiv, „durch welches ein Vernunftbedürfniss entsteht, durch das „Nicht-Ich begründet, so erzeugt die Nothwendigkeit der Be„friedigung dieses Bedürfnisses ein ein Motiv grundendes Ge„fühl, als Grund der Möglichkeit einer Neigung, deren Be„weisgrund *Tugend* ist, und durch dieses Erzeugen ist *Pflicht* „gegeben." — §. 32. heisst es: „*Gott* ist die übersinnliche „Grundursache der Denkbarkeit der unbegreiflichen Unbegreif„barkeit (welche Unbegreifbarkeit dem Denker begreiflich „ist); Gott ist ausserdem auch noch die Grundursache des Un„begreiflichen, das zwar doch begreifbar ist."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Einen sehr unvollständigen Begriff der Brownschen Lehre giebt:

7) Wien, b. Schuender u. Doll: *John Browns System der Heilkunde* in gedrängtem Auszug dargestellt. 1797. 16 S. 8.

So sehr er Brown lobpresset, und den medicinischen Kant nennt; so gesteht er doch ein, dass das System noch viele Mängel habe, die er aber nicht näher angiebt, und dass noch ein zweyter Brown auferstehen müsse. Er fodert den grossen Frank auf, sich zu diesem zu weihen.

Wir kommen nun zu den Schriften, welche die Anpreisung und Vertheidigung der neuen Lehre beabsichtigen. Die Thätigkeit des Hn. Weikard zeichnete sich auch hier besonders aus, und nachdem er viele Jahre nichts Beschimpfenderes kannte, als Journalist und Recensent zu seyn, ward er beides, als ihn sein jetziger Apostelberuf dazu trieb. Dass dieser aber nicht immer das innere Vermögen giebt und einen glücklichen Erfolg gewährt, wird aus folgender Anzeige erhellen:

8) Heilbronn u. Rotenburg, b. Class: *Magazin der verbesserten theoretischen und praktischen Arzneykunst.* Für Freunde und Feinde der neuen Lehre herausgegeben von *M. A. Weikard.* 1ten Bandes 1tes Stück. 1796. 200 S. 2tes Stück. 216 S. 3tes Stück. 171 S. 4tes Stück. 173 S. 8.

Erstes Stück. Uebersicht der ältern Methode zu heilen von Brown. Trotz den entgegengesetzten Theorieen wäre die Ausübung sich immer gleich geblieben, immer auf Ausleerungen, auf Schwächen ausgegangen. So wie Brown dieses ausführt, verwirft man alle genauere historische Wahrheit in dieser Behauptung, die an sich freylich nicht ohne allen Grund ist, und von einem unbefangenen Denker und Kenner der Geschichte der Medicin einer Prüfung unterworfen zu werden verdient. Diese würde grössern Aufschluss über Arzneykunst und Aerzte geben, als die gewöhnlichen, sonst schätzbaren literarischen Untersuchungen unserer Geschichtsforscher zusammengenommen, bey Vernachlässigung von Gesichtspuncten dieser Art. Das Problem müsste dann so gefasst werden: Welche Systeme veranlassten grosse, wesentliche Veränderungen im praktischen Verfahren? Und finden wir diese in einem neuen System aufgenommen, waren sie eine Folge oder Ursache desselben, oder drangen sie sich in der damaligen Zeit von selbst auf, und wurden nur zufällig mit neuen Lehren in Verbindung gebracht? Brown legt hier seinem Lieblingssatz zum Grund, dass unter 100 Kranken 97 wären, bey denen Ausleerungen und alle Schwächungsmittel schädlich wären! — *Etwas aus John Tranks Beobachtungen über das thierische Leben und den Scheintod, in Bezug auf Brownsche Lehre.* Ganz unbedeutend, und vermuthlich durch Schuld des Uebersetzers nichts über Leben und Scheintod. — *Schreiben von Mocini an Buccio über das Brownsche System.* Ausser der Bekehrungsgeschichte des Vf. ein rheumatisches Uebel nach Brown behandelt mit starken Reizen. Doch taugt die sonst lehrreiche Beobachtung nicht zur Bekehrung, da viele antimonialia gereicht wurden, denen doch specifische antirheumatische Kräfte zugeschrieben werden. *Uebersetzung* einer italienischen Recension von *Moscati Compendio di cognizioni veterinarie etc.* Ueber gastrische Krankheiten sagen Moscati, der Recensent und Hr. *W.* vieles, was zur Prüfung nicht genug empfohlen werden kann. Hr. *W.* gefällt uns hier ganz besonders. *Uebersetzung* von *Riflessioni di Caetano Strambio sul libro intitulato: J. Brunonis Elementa medicinæ etc.* Browns Ideen werden allerdings entstellt und missverstanden; aber es finden sich auch Einwürfe und Erinnerungen, welche schwer zu beantworten seyn sollten. Hr. *W.* äussert sich mit einer Heftigkeit und Grobheit, die doppelt verächtlich ist, da er sie sich gegen einen Mann erlaubt, dem deutsche Journale wohl nicht zu Gesicht kommen. — *Ein Mittel gegen Venusseuche.* Arsenik und Asche von gebrannten Cedern soll in Indostan dafür gelten. — *Ein Mittel gegen das Fieber.* Arsenik. — *Wie man unterscheiden soll, ob sthenischer oder asthenischer Zustand die Oberherrschaft hat?* Für Brownianer ein sehr wichtiges Thema, das nach den verschiedenen Zufällen auf die gewöhnliche Brownische Weise erörtert wird. *Errinnerung über Incitabilität.*

Zweytes Stück. Ueber den Gang der Wissenschaften und besonders der Arzneykunst von *J. Brown.* Einer der schönsten Abschnitte aus den *observations by a Gentleman*, aus denen auch der erste Aufsatz des ersten Stückes entlehnt ist. Die deutsche Uebersetzung ist nach der italienischen des *Rasori.* Treffliche Betrachtungen über den Werth von Thatsachen, über den Nachtheil von Theorien, die nicht einzig auf

auf sie gebaut sind, über die Missgriffe, zu denen das veranlasst u. s. w. Nur einer der tiefsinnigsten Denker konnte uns mit diesen Blättern von grossem Inhalt beschenken. — *Beschaffenheit der im Jahr 1795 in Mantua beobachteten Krankheiten von Domenico Luigi Gelmetti.* Bis zum September. In Brustentzündungen legt das beynahe eiskalte Getränk neue Beweise seiner Wirksamkeit ab; auch empfiehlt der Vf. kalte Umschläge statt warmen. Die Zahl der an Blattern sterbenden verhielt sich wie eins zu sechs. Besonders auffallend, da ihr Charakter inflammatorisch gewesen seyn soll. Bey einer durchaus epidemischen inflammatorischen Constitution wichen einige intermittirende Fieber auf Aderlassen und Abführungen (doch setzt Weikard hinzu, diese Heilart sey nicht Brownisch, auch nicht glücklich. Nicht glücklich, da sie doch wichen?) Von den Pockenkranken war im Monat März die Zahl der Verstorbenen zu den Genesenden wie 1 - 3. Der Vf. glaubt, dass in sthenischen Uebeln kleine Aderlässe, oft wiederholt, mehr nützen, als eine grosse Aderlass, die auf einmal eine gleiche Menge Blut wegnimmt. Er lässt in schweren Entzündungskrankheiten, wie in der Lungenentzündung, Bräune u. s. w. alle zwey Stunden vier Unzen Blut wegzapfen oder in dringendern Fällen jede Stunde zwey Unzen. So abweichend auch diese Vorschläge und Ansichten sind; so erkennt man doch mit Vergnügen in diesem Arzt aus Mantua einen denkenden, unbefangenen, erfahrnen Arzt und einen sehr gemässigten Brownianer. — *Ueber das gelbe Fieber.* Ein Brief aus London mit Nachrichten über *Rush's* Heilverfahren — mit *Rush's* eigner Schrift im Widerspruch. — *Kramers Beobachtungen von Faulfiebern. Bemerkungen über ungereimten Tadel eines Antibrownianers.* Höchst verächtliche Ungezogenheiten gegen einen Recensenten in der A. L. Z., die desto mehr indigniren, da die Herren zu wissen glauben, dass einer unsrer edelsten und verdientesten Aerzte dieser Recensent sey, dem sie daher immer auf ihre Art den Tadel mit dem erwiedern wollen, was alle Aerzte Deutschlands, bis auf wenige blinde Anhänger Browns, ihm zum Ruhm anrechnen. Diese Erinnerungen sollen nur das Schimpfen angehen. In den eigentlichen Streitpunct uns einzulassen, geziemt uns nicht. — *Ueber wahre und falsche Schwäche der ältern* (Schriftsteller) *und Browns directe und indirecte Schwäche, mit einem Blick auf die vermehrte Stärke* von *Röschlaub.* Ein Aufsatz, der die Brownsche Ideen auf eine eigenthümliche Weise sehr treffend darstellt, und viel Scharfsinn verräth. Ob der Weg, den Hr. R. einschlägt, weiter bringt, ob die Grundbegriffe, die er aufstellt, an sich richtig sind, wie uns das noch nicht einleuchtet; versparen wir zu untersuchen auf die Anzeige der grössern Werke des Vf. Es scheint, seine Gedanken von Gesundheit, bey denen er mehr die Harmonie im Ganzen der thierischen Maschiene berücksichtigt, entfernen ihn nicht so sehr von der alten Lehre. Auch führt er viel auf In- und Auseinanderwirken der Theile zurück, womit er Browns Sätze aufklären will. Ob das ächt Brownisch ist, ob es unabhängig von Brown wahr ist, zu welchen Folgerungen es leitet, das zu prüfen, behalten wir uns auch noch vor. Neue Terminologieen leiten leicht zu Missverständnissen; denen wir durch ein tieferes Studium von des Vf. Pathogenie auszuweichen hoffen. Es fällt indess auf, dass gleich die erste Bestimmung des Begriffes vom Leben nicht haltbar ist, wenn es heisst, die Bewegung der Theile eines Körpers nach organischen Gesetzen bezeichnet das Leben. Ist in dieser Erklärung ein Zug enthalten, der nicht auch dem Tod eigen ist, der Fäulniss nach dem Tode? Das Umsichgreifen der Fäulniss erfodert auch eine Bewegung der Theile, und sie ist nur in organischen Körpern möglich, und also nur nach organischen Gesetzen. Unverstand der Brownschen Gegner war es allerdings, die Neuheit der Vorstellungen von directer und indirecter Schwäche durch Aufstellung der gangbaren Sätze von falscher und wahrer Schwäche bestreiten zu wollen, da diese Lehren gar keine Berührungspuncte haben. Aber es gereicht auch Hn. R. zum Vorwurf, dass er nicht weiss, was man mit der Benennung falscher Schwäche belegte. Er nimmt als solche, was in Browns System diese Benennung hat — den Zustand einer heftigen Lungenentzündung. Das ist den ausübenden Aerzten nie eingefallen. Sie nannten falsche Schwäche, wenn die Lebenskraft in ihrem Wirken durch Hindernisse gehemmt wird, welche aus dem Weg zu räumen sind, und wobey es zu nichts führt, die Lebenskraft selbst zur Thätigkeit reizen zu wollen, oder ihr Zuwachs zu geben, da sie sich in ihrer vollen Kraft zeigen wird, sobald die Hindernisse, etwa grosse Anhäufungen von Unreinigkeiten in den ersten Wegen, beseitigt sind. Es kömmt nicht darauf an, ob es den Brownianern gefällig ist, diesen Fall gelten zu lassen; — und etwas anders ausgedrückt, findet er wohl oft bey den von ihnen sogenannten Localkrankheiten statt. Man erinnere sich auch, was Brown von den Ausleerungen beym gelben Fieber eingesteht. Brown nennt falsche Schwäche, wenn übergrosse Erregung in den äussersten Graden der Sthenie, den Schein von Mangel der Erregung zur Folge hat. — *Prüfung der Pfaffischen Einwürfe* von *Weikard.* Ausbrüche von Grobheit dieser Art setzen uns in Verlegenheit, sie gehörig zu bezeichnen, ohne uns ähnlicher Worte bedienen zu müssen. Ueberdies ist Seichtigkeit der Charakter dieser Prüfung.

Drittes Stück: Berichtigung der Darstellung von Browns neuem System der Medicin im 5ten Stück des Journals der Erfindungen. Mit grosser Mässigung wird hier gesprochen, aber das System selbst erhält kein Licht. Ob dieses nun Schuld des Angriffes oder der Vertheidigung ist, lassen wir dahin gestellt seyn. — *Uebersetzung* eines italienischen Aufsatzes des verstorbnen *Franz Frank* gegen *Strambio.* — *Geschichte eines an Hydrophobie verstorbenen Officiers.* Ganz unlehrreich, da keine bedeutende Thatsache ausser allem Zweifel gesetzt ist. Hierzu gehört noch ein Nachtrag von Spinnen. — *Von der schmerzstil-*

lenden

-lenden Kraft des Weins und Opiums. Bloße Auseinandersetzung der Brownschen Ideen von Wein und Opium. — Ueber die Eigenschaft der Kälte und die richtige Anwendung derselben in der Arzneywissenschaft von D. Morbeck. Keine eigenthümliche Untersuchung; nur Ausführung der Brownschen Ideen und Widerlegung der gemachten Einwürfe. Hier, wie in so vielen Aufsätzen dieses Magazins, finden wir stets dieselben Brownschen Grundbegriffe, als z. B. von den beiden Arten von Schwächen, weitläuftig erörtert, als wenn sie die Leser erst kennen lernen müßten. Gegen Brown hält er es für möglich, obgleich für selten, daß der Schlagfluß sthenisch seyn könne. Ihm ist auch ein Fall von sthenischen Hämorrhoiden vorgekommen. — Einige Beobachtungen vom Synochus, die immer ungedruckt hätten bleiben können.

Viertes Stück. Uebersetzung der Erläuterung der Brownschen Lehre in Beziehung auf Strambios Einwürfe von Mocini. Ein mit großer Gründlichkeit verfaßter Aufsatz. Einige neue Gedanken verdienen ausgehoben zu werden. Obgleich sich Brown nicht deutlich darüber erkläre, so käme es doch nicht bloß auf die Menge, sondern auch auf die Art des Reizes an. Die größere oder geringere Anwendbarkeit eines Reizes, seine größere oder geringere Verwandtschaft mit einem gegebenen Theil, die größere oder geringere Erregbarkeit des Theils, auf welche er angebracht wird, machen eine Verschiedenheit in der Wirkung des Reizes selbst. Diese von dem Unterschied der Qualität abhängende Verschiedenheit der Wirkung giebt zu erkennen, daß zwey mit der nämlichen Stärke begabte Reize ungleich wirken können; und es gründet sich hierauf die Nothwendigkeit bey verschiedenen Theilen, daß sie durch respective Reize müssen erregt werden, wie z. B. die Lungen von der Luft, der Magen von Speisen u. s. w. Die mannichfaltige Wirkung hängt allezeit von dem mannichfaltigen Grad der Stärke ab, mit welcher Reize wirken, wie es Brown festsetzt; allein der mannichfaltige Grad der Stärke hängt oft von der verschiedenen Qualität ab, welche die Weise und den Ort ihrer Anwendbarkeit ändert. (Daß hier von Brown abgewichen wird, und zwar so, daß seine eigenthümlichsten Folgerungen leiden, leuchtet ein. Das Abweichen selbst fühlt Hr. Mocini gar wohl, ob er es gleich im Dunkeln läßt. Nach Brown müßte dieselbe Summe von Reiz, wenn ihr nichts im Weg steht, da, wo sie erfoderlich ist, hinzuwirken, und das müßte immer erfolgen, sie wirke auch auf den entferntesten erregbaren Theil, wenn nur nicht Gewohnheit statt findet, immer denselben Erfolg haben. Um ein Beyspiel des Vf. zu gebrauchen; blasenziehende Mittel, wenn sie die zur Heilung der Ruhr nöthige Menge von Reiz x auf den Darmcanal übertragen können, müssen die Ruhr ganz so zu heilen vermögen, als die Menge Reiz x, die China dem Darmcanal giebt, und daß sie gehäuft es können, muß ein consequenter Brownianer eingestehen. Allerdings sieht der unbefangene Forscher, selbst, wenn er Browns Voraussetzungen gelten läßt, daß Nebenwirkungen in Betracht kommen. So kann es für die Lungen nicht gleichgültig seyn, ob sie ihren nöthigen Reiz durch atmosphärische Luft, oder durch in sie gebrachte Feuchtigkeiten erhalten, da sie jene auf eine der thierischen Maschiene nützliche Art zu verarbeiten geschickt und bestimmt sind, diese sie aber bis zur Erstickung belästigen werden. Brown fand es rathsam, sich auf Betrachtungen dieser Art, welche den Bau und die Erhaltung der Organisation selbst, und die weitern innern Folgen der dem Körper von außen beygebrachten Reize angehen, nicht einzulassen.) Hr. Mocini will ferner zweyerley Arten von indirecter Schwäche unterschieden wissen, indem er eine eigenthümliche Entstehung und Heilung der indirecten Schwäche darthut, in die die directe übergeht, wenn die Reizmittel zu stürmisch auf sie angewandt werden. Er nimmt hier die Erregbarkeit selbst noch zu angehäuft an. Wir stimmen ihm bey, sehen aber nicht ab, wie der Zustand überall noch indirecte Schwäche heißen kann, da Ursachen und Folgen und das innere Seyn ganz verschieden sind. — Errinnerungen über einige Hauptquellen nachtheiliger Irrthümer in der praktischen Arzneykunst von Weikard. Gegen das Anrathen dünner Diät bey jedem Fieber, gegen die Ideen von Verstopfung und Verhärtung, und gegen das gewöhnliche auflösende Heilverfahren. — Ueber die Vorzüglichkeit der Brownschen Heilmethode in kalten Fiebern vom Kaiserl. Regimentsarzt bey Strasoldo Infanterie, D. Sar. Ueber 200 Gemeine, die Officiers nicht mit gerechnet, wurden unter nicht vortheilhaften Umständen in 6 — 8 —, hochstens 10, Tagen durch Mohnsaft und Brantewein ohne alle üble Folgen vom kalten Fieber befreyet. — Von der Diät in Krankheiten von Röschlaub. Wir beziehen uns auf unsere obige Erklärung. Diffusible Reize setzt Hr. R. fälschlich den topischen, statt den permanenten entgegen, da doch selbst die Idee von diffusiblen topischen Reizen nichts gegen sich hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

REGENSBURG, b. Montag und Weiss: *Ueber die Amortizationsgesetze überhaupt, und besonders in Baiern.* Von *Franz Xaver von Moshamm*, des H. R. R. R. und B. R. D. Kurpfalzbaierischem wirklichem Hofrath, und Professor des baierischen civil Codicis, der Polizey-Handlungs- und Finanzwissenschaft. 1798. 116 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. äußert am Schlusse dieser Schrift die Ueberzeugung, diese Materie aus einem ganz neuen Gesichtspuncte, besonders für Baiern, gründlich bearbeitet zu haben. Allein man findet doch eigentlich wenig von einer wissenschaftlichen Erläuterung der abgehandelten Lehre im allgemeinen hier, sondern hauptsächlich nur eine Zusammenstellung der baierischen Gesetze, und eine Aufzählung der baierischen Schrift-

Schriftsteller über den in Frage gebrachten Gegenstand, nach folgender Anordnung. — I. Verzeichniss und literarische Bemerkungen über die merkwürdigsten Schriften, welche die Amortizationsgesetze überhaupt, und besonders in Baiern erläuterten. II. Chronologische Uebersicht aller merkwürdigen Amortizationsgesetze in Baiern. III. Vollständige Theorie von den Amortizationsgesetzen. Hier wird in compendiarischer Kürze gehandelt: von dem Begriff der Worte: *Manus mortuae*, todte Hände; von dem Begriff und Ursprung der Amortizationsgesetze; von der Hauptveranlassung der Amortizationsgesetze; von der Frage, ob die Kaiserliche Confirmation zu solchen in reichsständischen Ländern nothwendig sey? von den Gründen, die für die Rechtmässigkeit der Amortizationsgesetze sprechen; von der Frage, ob die Einwilligung des Pabstes zu solchen Gesetzen nothwendig sey? von der Art und Weise, wie der Landesherrliche Consens bewirkt werden müsse, wenn todte Hände Erwerbungen gültig machen wollen; von den besondern Anstalten in Baiern, welche im J. 1756 und nachher von dem Landesfürsten in Ansehung dieses Gegenstandes verordnet wurden; von andern Statuten, welche einige Aehnlichkeit mit den Amortizationsgesetzen haben; endlich von denjenigen, welche von den Amortizationsgesetzen besonders ausgenommen sind. Zur Kenntniss des baierischen Particularrechtes ist indessen diese Abhandlung sehr zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Nürnberg*, in der Steinschen Buchhandlung: *Gründliche Anweisung den Bernstein aufzulösen und mit demselben zu lackiren*, von *H. F. A. Stöckel*, Hofschreiner zu Schleiz. 1798. 36 S. 8. (5 gr.) Der Bernstein wird grob zerstossen, in einem irdenen Topf mit etwas Terpentinöhl über Kohlfeuer geschmolzen, hernach wird allmälich noch mehr Terpentinöhl zugesetzt, und endlich etwas Leinöhlfirniss. Wenn nun alles miteinander ein Weilchen gekocht hat, so lässt man solches durch ein Tuch laufen, und hebt es in einem gläsernen Gefäss, welches man in die Sonne oder auf den warmen Ofen setzt, zum Gebrauch auf.

Philologie. *Gera*, b. Rothe: *Grundlinien einer englischen Sprachlehre*. 1797. 118 S. 8. Für den Anfänger enthalten diese Grundlinien genug Sprachkenntniss. Sie erscheinen nicht in dem steifen Kleide mancher ältern Grammatiken, sondern stellen in kurzen Regeln die wichtigsten Beschaffenheiten der englischen Sprache dar, welche mit Beyspielen zur Anwendung begleitet sind. Mit der Einrichtung des Ganzen ist Rec. vollkommen zufrieden; besonders gefällt ihm das dritte Kapitel, von der allgemeinen Anordnung der Wörter, und das vierte, von der Verbindung der einzelnen Satze; beide verdienen fleissig gelesen und benutzt zu werden. In einzelnen Theilen dieser Grundlinien erscheinen aber auch häufige Fehler, von welchen hier nur einige der hervorstechendsten angezeigt werden sollen.

Bey der Aussprache heisst es S. 3.: „Sind dergleichen Wörter (abgeleitete und zusammengesetzte) lang, so bekommen sie ausser dem Hauptone noch einen Nebenton auf eine der letzten Sylben.“ Der Nebenton oder Nebenaccent liegt ja nicht immer hinter dem Hauptone, sondern findet auch oft vor ihm statt, als in *demonstrātion, hyp'ochondrĭacal* u. s. w. — S. 4. lehret er in *afoot* ein langes *ah* aussprechen, da doch alle englische Orthoepisten ihm, wie dem Stammworte *foot*, ein kurzes *u* geben. — S. 5. legt er auf die erste Sylbe von *almighty* den Ton, da ihn doch die zweyte hat. Eben daselbst soll *glass* den Laut von *swan* oder *swallow* bekommen, von welchem es doch sehr abweicht, wie besonders aus *Walker's principles* erhellet. — S. 6. bezeichnet er *causality* durch *kahseh'liti*; der Engländer spricht aber *kahsäl'iti*. — S. 7. stehet *ancient äänschient*; der Engländer spricht aber *ehntschent*. — Man siehet S. 8. *capable käp'päbl*, welches doch *keh'päbl* lautet. — S. 11. erblickt man *conceit* mit dem Accente auf der ersten Sylbe; es hat ihn aber immer auf der zweyten, es werde als Substantiv oder als Verbum gebraucht. Doch genug von der Aussprache, welche in diesem Buche nicht nur sehr fehlerhaft, sondern auch sehr oberflächlich behandelt ist.

In dem Abschnitte von den Redetheilen, S. 39. stehet *many heathes*. Der Plural von *heath* (die Heide oder das Heidekraut) wird *heaths* geschrieben, nach der Analogie von *paths* u. s. w. — S. 52. lieset man: „Wenn die Adjectiven einen besondern Nachdruck haben, so werden sie hinter die Substantiven gesetzt, als *wash my linnen clean*.“ Hatte der Vf. bedacht, dass *clean* hier die Stelle eines Adverbii vertritt, und folglich die gegebene Regel gar nicht beweiset, dann würde er dieses Beyspiel nicht gewählet haben. — Unter den Uebungen (S. 55.) erblickt man „*chapter the second*.“ Der Engländer pflegt, nach französischer Art, die *numeralia ordinalia* hinter die Substantiven zu setzen, bey Allegationen und Ueberschritten, aber ohne Artikel, als *chapter first*, *book third*, *verse second etc.* — S. 57. siehet man: „*he leaved us*.“ Der Engländer sagt *he left us*. — S. 58. steht *sayd he*; da doch bekanntlich die Präterita und Participien von *to say*, *pay* und *lay* immer *said*, *paid* und *laid* geschrieben werden. — Die 62 S. lehret: „Weil aber *which* keinen Possessiv - Casus hat, so wird alsdenn *whose* gebraucht, als *the paper whose whiteness*.“ Dieses ist in Prose sehr ungewöhnlich, weil man dann weit richtiger zu sagen pflegt, *the paper, the whiteness of which*. u. s. w.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, dass man in diesen Grundlinien den Genius der englischen Sprache in zusammengedrängter Kürze findet, und dass sie dem Anfänger unter der Zurechtweisung eines guten Lehrers von grossem Nutzen seyn können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Dem Magazin gingen noch folgende von Hn. *Weikard* verfertigte Uebersetzungen italienischer kleiner Schriften voran:

9) Frankfurt a. M.; in d. Andreäisch. Buchh.: *Rede über die Brownsche Lehre*, von *Rasori*. Aus dem Italienischen, von *M. A. Weikard*. 1796. 64 S. 8.

10) Ebend., b. demf.: *Ueber die wirklich (?) herrschende Hornviehseuche und die Auswahl der besten Heilart*, nach den Grundsätzen der Brownschen Arzneylehre. Ein Schreiben von Dr. *Deho* an den Marchese Dr. Matteo Sommaviva. Aus dem Italienischen, von *M. A. Weikard*. 1796. 45 S.

11) Ebend., b. demf.: *Dr. Joseph Frank über die Lehre von Brown an Brugnatelli*. A. d. Ital. von *M. A. Weikard*. 1796. 72 S. 8.

12) Ebend., b. demf.: *Geschichte der Brownschen Lehre in drey Aufsätzen*. A. d. Ital. von *M. A. Weikard*. 1796.

13) Heilbronn, b. Class: *Originale und Uebersetzungen* zum Behufe der Verbesserung der Arzneykunst: oder Abhandlung vom hektischen Fieber, von Viehseuche u. s. w. dem Publicum gewidmet von *M. A. Weikard*. 1796. 46 S. 8.

14) Ebend., b. demf.: *Briefe über Browns Elemente oder kurze Uebersicht der Brownschen Lehre*, von *G. Monteggia*, Wundarzt zu Genua. A. d. Ital. von *M. A. Weikard*. 1796. 94 S. 8.

15) Ebend., b. demf.: *Betrachtungen über das System von B. (?) Brown*, oder *neue Classification der örtlichen Krankheiten*, von *Franz Cattanio*. Eine Wundärzten gewidmete Abhandlung. 1. Th. A. d. Italien. von *M. A. Weikard*. 1796. 56 S. 8. ohne Vorrede.

Rasori's Brief (Nr. 9.) ist die Vorrede zu seiner italienischen Uebersetzung der *Observations* von Brown. Mit vielem Geist, aber mit etwas flüchtiger Feder zeigt Hr. *R.* das Neue und Wichtige der Brownschen Lehre, und verweilt besonders bey der Chirurgie, wo er sich auf die Autorität und die Erfahrungen Scarpa's stützt. Die Anführung der Ideen früherer Schriftsteller, die Aehnlichkeit mit denen von Brown haben, ist weder vollständig, noch die Erörterung tief geschöpft. Sauvages habe den Satz aufgestellt, Arzneyen und Gifte wirkten auf gleiche Weise. Aber weiter habe er sich Brown nicht genähert. In *Changeux Traité des extremes* finde man viel lehrreiches; — er wollte alles auf Uebermaass und Mangel zurückbringen, er schrieb selbst den besänftigenden Mitteln einen reizenden Stoff zu; aber er konnte sich doch nicht über den Geist seiner Zeit erheben. (Mit Vergnügen sehen wir uns an diesen tiefsinnigen, paradoxen Philosophen in einer medicinischen Schrift erinnert.) Unterschied der Hallerschen Reizbarkeit und Brownschen Erregbarkeit. Worin Girtanner von Brown abweicht.

Hr. *Deho* (Nr. 10.) erklärt die Viehseuche für einen Typhus und dringt auf einen reizenden Curplan. Diese Schrift ist wichtig, weil sie den Hn. Oberbergrath *von Humboldt* veranlasste, im Bayreuthischen des Vfs. Vorschläge prüfen zu lassen, von deren glücklichem Erfolg das Publicum benachrichtigt worden ist. Nur hat man mit Recht behauptet, dass jeder bessere Arzt so die Krankheit hätte beurtheilen und heilen müssen.

Hn. *Joseph Frank's* rhapsodische Bemerkungen in dem Schreiben (Nr. 11.) verdienten keine Uebersetzung. Seine dürftigen literarischen Notizen haben wir nun durch Girtanner vollständiger und lehrreicher.

Nr. 12. ist ein gemeinschaftlicher Titel für die drey angeführten kleinen Abhandlungen von Rasori, Deho und Frank.

Nr. 13. enthält unter einem vielversprechenden Titel das seichteste Geschwätz, zu dessen Herausgabe Hn. *W.* nur sein aufgeregtes leidenschaftliches Gemüth bewegen konnte. Sehr gemeine Brownische Räsonnements von *Antonio Bertolini* über hektische Fieber, und ein in der That schlechtes Gutachten einer medicinischen Facultät, die Hr. *W.* nicht nennt. Das Gutachten giebt Hn. *W.* viel Stoff zum Lachen. Aus der italienischen Uebersetzung von *John Franks observations on animal life and apparent death* wird angeführt, dass in London eine Jury von hundert Aerzten gegen das Brownsche System einen Ausspruch gethan habe.

Monteggias Uebersicht (Nr. 14.) ist ohne allen Werth. Er ist ein Anhänger Browns, und doch zeigen besonders seine leichten Einwendungen, dass er in solche Untersuchungen nicht tief einzudringen vermag. Hn. Weikard's Anmerkungen begleiten reichlich diese und die andern Uebersetzungen — aber gewähren weder Vergnügen noch Nutzen. Seine Vor-

Vorreden haben fast alle denselben Inhalt: Zank mit seinem und Browns erstem Rec. in der A. L. Z., dessen Recension ein Beweis seiner Unwissenheit, dessen eigenes Werk ihm Mitleid u. f. w. eingeflöfst habe! So urtheilt dieser Mann von einem der einsichtsvollsten Aerzte, und treibt die Unverschämtheit so weit, mehrmals zu betheuern, er habe weder die Recensionen, noch das Werk *gelesen!*

Cattanio (Nr. 14.) kann Veranlassung geben, über Browns Idee und Eintheilung der örtlichen Krankheiten zu denken, durch die Brown neue grosse Ansichten der Medicin gegeben, deren Berichtigung und Benutzung weit führen kann. In seinem System selbst scheint uns hier viel Verwirrung unvermeidlich. Zum Theil ist diese vom Vf. aufgefasst, aber desto schlechter der Versuch, ihr abzuhelfen. Wir hoffen noch Gelegenheit zu erhalten, über diesen sehr wichtigen Gegenstand uns mit unsern Lesern unterhalten zu können.

Gleiche Tendenz mit mehrern dieser Italiener und Hn. Weikard hat eine deutsche Schrift:

15) Jena, b. Göpferdt: *Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über das Brownsche System*, von einem praktischen Arzte. 1797. 101 S. 8.

Der Vf. nahm bey denen, welche früher über Browns neue Vorstellungsarten aburtheilten, Unkunde des neuen Systems und grosse Erbitterung wahr. Jener sucht er durch eine Darstellung von Browns eigenthümlichen Ideen entgegenzuarbeiten, und diese hofft er aus dem Spiel zu bringen, indem er manche Brownschen Sätze gangbaren Lehren anzuschliessen sich bestrebt. Vorzüglich scheint er sich davon viel Wirkung versprochen zu haben, wenn er zeigen könne, dass Brown und Hufeland nicht so weit auseinander sind, als es scheint. Nur auf Kosten der Gründlichkeit lässt sich unähnliches als ähnlich erkünsteln. Sonst lässt sich von der Schrift weder Gutes noch Böses sagen. Wir zweifeln nicht, dass der Vf. prakticirt; aber der Leser wird den praktischen Arzt in keiner dieser Stelle dieses Beytrags finden.

Was den Untersuchungen über das Brownsche System ein besonderes Gewicht giebt, ist die sich täglich vermehrende Reihe von Aerzten, welche den Erfolg nicht genug rühmen können, mit dem sie am Krankenbett einzig von Browns Lehren und Winken sich leiten lassen, und es muss auf die jetzt sich bildenden Aerzte von grossem Einfluss seyn, dass den grössten, besten und besuchtesten Krankenhäusern, als zu Pavia, Wien, Bamberg und Würzburg (am letzten Ort Hr. *Thomann*), Aerzte vorstehen, die es sich zur wärmsten Angelegenheit machen, den grossen Neuerungen Eingang zu verschaffen. Was diese hierüber bekannt zu machen belieben, es sey nun zur Rechtfertigung oder zur Verbreitung, nähern Bestimmung u. f. w. des vermeyntlich erst jetzt entdeckten zweckmässigen Heilverfahrens, nicht etwa eines Uebels, sondern *aller* innern und aussern Krankheiten, hat unstreitig auf die grösste Aufmerksamkeit und unbefangenste Prüfung den stärksten Anspruch. Es gilt zu gewinnenden oder zu verlierenden Schätzen von Erfahrungslehren, durch die das Leben und die Gesundheit unserer Mitbrüder und unserer selbst in den gefahrvollsten Lagen und Zeiten erhalten oder vollends zu Grund gerichtet werden kann; es gilt der ganzen Richtung und dem Geist aller medicinischen Wissenschaften, und ganz insbesondere der ausübenden Kunst; es gilt einem verderblichen oder erspriesslichen Entschluss vieler unserer medicinischen Zeitgenossen, und fast aller angehenden Aerzte, welche jetzt, wie noch nie, auf einem Scheideweg zwischen Wahrheit und Irrthum, nützlicher und schädlicher Wirksamkeit stehen, oder rasch aufs Gerathewohl einen Weg einschlagen, den irgend etwas Zufälliges, am öftersten ein grosses Beyspiel in der Nähe, für sie anlockend macht. In solcher Krisis sehen wir die Medicin und die Aerzte, und können unser Erstaunen über die Gleichgültigkeit nicht bergen, mit der alle die grossen und verdienten Aerzte Deutschlands, fast nur mit Ausnahme Hufelands, die Verwirrung und Ungewissheit fortdauern lassen. Wir möchten nicht ihre Autorität in Anspruch nehmen, aber wohl ihre grossen Geisteskräfte, den Reichthum ihrer bessern Erfahrungen. Wir möchten ihnen nicht Erklärungen ablocken, wie deren nun schon zu viele ins Publicum gekommen sind, deren absprechender, höhnischer Ton nur von Anmassung und Unkunde der neuen Vorstellungsarten zeigt, und der guten Sache viel geschadet hat; sondern sie zum tiefern Studium des Brownschen Systems, zur unparteyischen Untersuchung, und zur förmlichen Gegeneinanderstellung der Gründe und Vortheile, welche für die alten und neuen Lehren und Verfahrungsarten sprechen, auffodern.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Brennus*, eine Oper in drey Akten, mit italienischem und deutschem Text, in Musik gesetzt von *Johann Friedrich Reichardt*, Königl. Preuss. Kapellmeister. Erster Akt. 114 S. Folio.

Die Opern des verewigten *Gluck* würden gewiss eine Vollkommenheit mehr für uns haben, wenn der Componist selbst Herausgeber seiner Werke hätte seyn wollen; denn durch den Mangel an Aufsicht und Correctur haben sich so viele Unrichtigkeiten, Unbestimmtheiten und Unzulänglichkeiten in seine Partituren eingeschlichen, dass die besten Musikdirectoren über wichtige Dinge ganz verschiedener Meynung sind, was dann allerdings das Kunstwerk entgelten muss. Diesem Uebelstande beugt Hr. *R.* dadurch vor, dass er seine Opern bey seinem Leben mit gehöriger Sorgsamkeit in die Hände des Publicums legt, und sie so der Nachwelt in reinen und deut-

deutlichen Partituren hinterläßt. Und so erscheint hier der erste Act der Oper *Brennus*, welche der Componist im *J. 1789* für das königliche Operntheater zu Berlin componirte.

Das Gedicht beginnt mit der Bestürmung und Einnahme der Stadt Rom. Eine majestätische, kriegerische und rauschende Sinfonie eröffnet das Drama. Man könnte diese Sinfonie mit allem Recht die *Ouverture* zur Oper Brennus nennen. Sie hat nicht bloss alle Requisite einer kriegerischen Musik; sie ist vielmehr ein in sich selbst vollendetes charakteristisches reines Drama eigener und höherer Gattung, das die noch folgende Handlung, gleichsam von vorn her repräsentirt, wie sonst wohl in den Opern das Ballet am Ende des Acts das nämliche, nur umgekehrt, *that*. Wer das Glück haben kann, diese *Sinfonie so oft zu hören*, als Rec. sie bey den vielen *Proben und* wiederholten Aufführungen in Berlin zu hören Gelegenheit gehabt, dem wird sie, mit der zunehmenden Erkenntniss der Sachen ein immer höheres Vergnügen gewähren. Angriff und Gegenwehr, Kraft und Ruhe, Haltung und eine kunstreiche Unordnung sind mit Genie, kritischem Fleisse und hoher Imagination so vortrefflich und erkennbar vor das innere Auge gebracht, dass wer recht hören will, *sehen* wird, ehe der Vorhang sich hebt. Gegen das Ende der Sinfonie, oder vielmehr bey der Rückkehr in die Tonica wird den Augen der Zuschauer durch Eröffnung der Bühne, das Gewirre der Belagerung selbst, sichtbar. Was vorher den höchsten Grad der Wirkung erreicht zu haben schien, wird durch den hinzukommenden Sinn des Gesichts noch immer verstärkt. Die Streitenden ermuntern sich unter einander in Doppelchören zum Siege und zur Rache an den Feinden, während das Orchester in abgebrochenen Sätzen aus der Sinfonie dazwischen arbeitet; die Hitze des Kampfs nimmt so lange zu, bis die Römer zum Weichen gebracht, und die Gallier Meister der Stadt sind und Victoria! rufen. Selbst dieses Nachlassen des Streites ist mit grosser Kunst ausgeführt und gehört zu den seltensten Producten dieser Art. Nach der Einnahme von Rom verändert sich das Theater. Der König Brennus erscheint in *seinem Zimmer Palazzo suburbano*, und erfährt von einem seiner Generale, dass Hostilia, eine edle Römerin und Geliebte des römischen Consul *Fabius*, gefangen sey. Nicht lange, so erscheint Hostilia selber unangemeldet in Ketten, worüber Brennus seine grosse Freude bezeugt und ihr die Ketten abnehmen lässt. Wahrscheinlich hat dieser Hostilien schon lange geliebt; denn man erfährt nur zu bald, dass ihm *dieser Fang* lieber ist als sein Sieg über die Römer. Brennus *erscheint* hier nicht im besten Lichte, der gleichsam *auf den* noch rauchenden Trümmern einer eingeäscherten Stadt, deren Bürgerblut noch an seinem Schwerdte klebt, der ersten Bewohnerin dieser Stadt, die ihm in den Weg fällt, einen Heirathsantrag macht, ohne dass einmal die Ursachen des blutigen Streites dem erstaunten Hörer bekannt gemacht worden. Aber dass der weise Componist aus diesem Wütherich, wie er hier erscheint, zur Stunde einen Menschen macht, der sich allen Antheil erwirbt; dass dieser rauhe übermüthige Mann durch den Anblick der Schönheit auf der Stelle umgeschaffen und edel wird: da höre man Reichards Töne:

Jo stesso m'offro tuo Sposo; e mentre
Vincitore, e Sovrano
Pretenderlo potria; supplice, e vinto
Da tua beltade, a te Brenno ritorna;
T'offre la destra, e di due due Scettri adorna.

Man kann hier annehmen, dass Brennus Hostilien schon gekannt habe, und von ihrer Liebe zum Fabio nichts wisse. Der einfache Schmelz von Modulation und Ausdruck in diesen Worten und der darauf folgenden Arie, wodurch die rauhe gewaltthätige Ueberhobenheit in Würde und Mässigung übergeht, und gleichsan zerfliesst, ist eines Meisters würdig. Es giebt nichts, das rührender wäre, als Uebermacht und Herzlichkeit und Wärme beysammen zu sehen. Es liegt eine unbeschreibliche Milde in dem Ausdruck der Worte: *Calma del cor le pene*, und zugleich das hohe Bewusstseyn eigener Grösse, in den Versen:

T'adoreran Regina
Le Gallie, il Campidoglio,
E'il mondo ammirator.

Das Melisma auf der letzten Sylbe des Wortes, *ammirator*, ist dabey ein Muster seiner Art: es hält den zu erwartenden Schluss auf eine willkommne Art zurück; giebt dem Sänger Gelegenheit, Kraft und Athem zu zeigen, und trägt zur Ründung des Ganzen das seinige bey.

Rec. kann mit inniger Ueberzeugung jungen Künstlern, die ihr Talent dem Theater widmen wollen, das hier gesagte zur ernsthaften Prüfung und Zusammenhaltung gegen das Werk selbst, empfehlen. Ein Componist hat oft genug Gelegenheit, Fehler der Gedichte, wo nicht gut, doch weniger auffallend zu machen, weil er die Leidenschaften in seiner Gewalt hat. Auch kann der Dichter allein nicht alles thun. Der Componist muss freye Hand behalten; aber dieser muss sich auch seiner Freyheit zu bedienen wissen, und wohl selbst dem Hörer noch etwas zu thun übrig lassen. Dann wird er selbst zum Dichter und so zum wahren Künstler. Manche, sonst vortreffliche, Meister haben sich in diesem Theile der Kunst sehr kleinlicher Verstosse schuldig gemacht, mit denen sich jüngere Künstler wohl gern zu entschuldigen pflegen, besonders solche, die von Genie und Wirksamkeit getrieben werden; denn von diesen ist hier nur die Rede. Aber die verfehlte Kunst findet nirgends Entschuldigung, und grobe Flecken stehen sonst vorzüglichen Werken am meisten übel. Auf die mittelmässigen achtet man nicht weiter, als in wiefern sie dem Geist der Zeit gemäss sind, oder den Mustern nachkommen, deren Manier an ihnen bemerkt wird.

 Die

Die nachfolgenden Arien und Recitative beruhen zum Theil auf Episode und auf *Hostiliens* Flucht aus Rom. Das beste daran sind die Arien und das Duett zwischen *Fabio* und *Hostilia*, welche in Absicht auf Ausdruck und Haltung mit vieler Feinheit und Geschmack gearbeitet sind. Die beiden Rollen des *Fabio* und *Sulpicio*, welche in Berlin mit Castraten besetzt waren, sind hier in Tenorparthieen verwandelt, und den Beschluss dieses ersten Acts macht ein grosses Ballet, das die Handlung fortführt: einige Römer nämlich mit ihren Frauen suchen ihre in der Unordnung des Sturms verlorne und verirrte Kinder, deren Wiedersehen den Aeltern grosse Freude macht; zu ihnen gesellen sich die Priesterinnen der Vesta, welche bemüht sind, das Palladium und die übrigen Heiligthümer der römischen Tempel zu retten und mit den ersten von Rom entfliehen. Dass es bey dieser eilfertigen Flucht nicht an Zeit fehlt, manch schönes Stück zu tanzen, versteht sich von selbst. Die Musik zu diesem Ballet könnte zu Concertaufführungen ein geschicktes Intermezzo abgeben; und wenn das Auditorium durch eine Art von Programm über den Charakter der einzelnen Tänze *au fait* gesetzt würde, so könnte sich recht viel Unterhaltung und Vergnügen davon hoffen lassen.

Der Stich, von Mentzel in Zerbst, ist sauber und bis auf Kleinigkeiten auch fehlerfrey. Die Forte und Piano, so wie die Bewegungen, sind sehr genau angezeigt, und sogar an den wichtigsten Stellen die Applicaturen über die Noten gesetzt. Möchte doch Hr. R. recht bald die beiden letzten Acte folgen lassen, und durch den häufigen Abgang dieses ersten Acts zur Fortsetzung seines kostbaren, und für die Kunst nützlichen, Unternehmens angefeuert werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Cölln a. Rhein, b. Langen: Synoptische und systematische Tabellen des ganzen Naturaliencabinets* des Freyherrn *von Hüpsch*. Zum öffentlichen Unterricht in der Naturgeschichte. I. Theil. *Mineralreich*. 1797. 56 S. 8. Auch mit lateinischem und französischem Titel. — Man erfährt aus den am Ende dieser Classification angehängten wenigen Paragraphen, dass der Vf. mehr als zwanzigtausend Mineralkörper in seiner Sammlung besitze, dass ihm nur wenige der bekannten Arten abgehen, dass er diese auch in den Tabellen nicht aufgeführt habe, weil er nur seine Mineraliensammlung geordnet liefern wollte. Wenn der Vf. §. 3. sagt: es stehe einem jeden Sammler frey, seine Mineraliensammlung darnach einzurichten: so lässt sich nun freylich dagegen nichts einwenden; aber wenn er gleich darauf sagt: „ich glaube der „Natur in ihren Ordnungen gefolgt zu seyn. Diese Tabellen „können zum Plan öffentlicher Vorlesungen in der Naturge„schichte dienen;" wenn er glaubt, dass das System, was er angenommen habe, das gründlichste und passendste *mit* der Natur sey, so ist das um desto anmassender, da seine Classification sehr unpassend, und der Natur selbst in einigen Hauptabtheilungen gänzlich zuwider ist. So z. B. theilt der Vf. die *Erden* und die *Steine* in zwey eigene Classen. Nach dem, was der Vf. im §. 3. selbst sagt, dass man bey der Eintheilung der Mineralien vorzüglich auf den Gehalt und die innerlichen Bestandtheile sehen müsse, ist jene Eintheilung der Erden und Steine in zwey besondere Classen die gröbste Inconsequenz: denn welche Bestandtheile mögen doch wohl seine Kalkerde, seine Kreide, seine erhärtete Kalkerde, welche sämmtlich in der ersten Classe aufgeführt sind, von dem Kalkspathe, Doppelspathe, weissen Marmor u. s. w. der zweyten Classe unterscheiden? Was mag ferner den Vf. veranlasst haben, den Torf, als die zweyte Art seines ersten Geschlechts der *eigentlichen Erden*, von dem zweyten Geschlechte der zweyten Ordnung, welche die *gemischten Erden* enthält, nämlich der Bergpecherde (*Terra bituminosa*), und von der Bergtheererde (*T. Maltha impregnata*) zu trennen, welche letzte doch wenigstens sicher zu den gemischten (eigentlich versteht der Vf. *gemengten*) Erden gehört. Enthält denn der Torf etwa keine erdharzige Theile? Wie war es ferner möglich, dass der Vf. zwischen seine beiden Geschlechter Marmor und Kalkspath, die beiden Geschlechter Alabaster und Gyps einflickte? Hier ist doch auf Bestandtheile auch nicht die mindeste Rücksicht genommen. Der Flussspath prangt gar schön unter der dritten Ordnung der zweyten Classe den *glasartigen Steinen*, nämlich: mitten zwischen Feldspath, auf den er unmittelbar, und Sandstein, welcher auf ihn folgt. Nach diesen Proben wird sich auch wohl niemand wundern, eine Ordnung von metallischen Steinen zu finden, wo Lazurstein, Malachit, Türkis, Goldstein (*Avanturino*), Silberstein sich in anmuthiger Eintracht zusammen gefunden haben. Der Vf. thut sich auch auf diese von ihm festgesetzte neue Ordnung im §. 9. nicht wenig zu gute, und belehrt uns, dass die glasartige Materie in allen diesen Steinen die Oberhand habe. Sollte es ihm denn nie bekannt geworden seyn, dass der Malachit aus blossem Kupfer, Kohlenstoffgas und Wasser bestehe? Wenn er auch *Kirwan* und *Klaproth* nicht gelesen hat, kennt er denn *Bergmanns* Schriften nicht? Wo steckt denn in jenen Bestandtheilen nun die glasartige Materie? — Wir könnten, wenn es der Mühe lohnte, noch fast von jeder Seite mehrere Beweise unsers obigen Urtheils aus der vorliegenden Schrift anführen.

Schöne Künste. *Frankfurt a. M.*, in d. Jägerschen Buchh.: *Anleitung zum Skizziren und Ausmalen ländlicher Gegenden*; ohne Jahrzahl mit 13 illuminirten Kupfern. kl. 4. (20 gr.) Dieser Titel scheint bloss vom Buchhändler erfunden zu seyn, um unkundige Käufer dadurch zu locken und anzuführen. Denn man kann sich unmöglich vorstellen, dass dergleichen erbärmliches Geschmiere wirklich absichtlich zum Unterricht im Zeichnen und Malen sey verfertigt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Folgende Schriften enthalten Nachrichten über *die wirkliche* Anwendung der Brownschen Grundsätze:

16) Heilbronn u. Rothenburg, b. Clafs: *Medicinisch-praktische Beobachtungen* im Geist *der neuen Brownschen Lehre*, angestellt und ausgearbeitet von *J. C. Morbeck*, Physicus der Stadt Weinheim an der Bergstrasse, nebst einer *Vorrede* von *M. A. Weikard*. 1ter Theil. 1797. VIII. u. 180 S. 8. (16 gr.)

17) Wien, b. Camesina u. C.: *Ratio Instituti clinici Ticinensis* a mense Januario usque ad finem Junii anni MDCCXCV. quam reddit *Josephus Frank*, *praefatus est J. P. Frank*. 1797. CXIII. u. 299 S. gr. 8. nebst einem Kupfer und Tabellen.

18) Ebend. b. Dems.: *Heilart in der clinischen Lehranstalt zu Pavia*, von *Joseph Frank*, *mit einer Vorrede von J. P. Frank*. Aus dem Lat. mit praktischen Bemerkungen von *F. Schäfer*. 1797. 93 u. 404 S. 8. nebst Kupfer u. Tabellen.

19) Heilbronn, b. Clafs: *Erläuterungen der Brownschen Arzneylehre* von *Joseph Frank*, Primararzt im allgemeinen Krankenhause in Wien. 1797. XVI. u. 238 S. 8.

20) Wien, b. Wappler: *Josephi Salomonis Frank*, *M. D. Observationes medicinales circa res gestas in Clinico Instituto Nosocomii Vindobonensis anno* 1796. 1797. 165 S. 8.

21) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Prüfung des Brownschen Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette*. Herausgegeben von *A. F. Marcus*, dirigirendem Arzt am Krankenhause zu Bamberg. 1tes Stück, mit Kupfern. 1797. 160 S. 2tes Stück. 1798. XVI. u. 124 S. 3tes Stück. XXII. u. 111 S. 8.

22) Ulm, in d. Stettinsch. Buchh.: *Sammlung medicinisch-praktischer Beobachtungen und Abhandlungen*. Zum Nutzen und Unterricht herausgegeben von *M. A. Weikard*. 1798. VII. u. 223 S. 8.

Die Schrift des nach öffentlichen Nachrichten verstorbenen Hn. *Morbeck* (Nr. 16.) enthält, aus Brownschen oder Nichtbrownschen Gesichtspuncten betrachtet, wenig Lehrreiches. Die Urtheilskraft und die Kenntnisse des Vfs. scheinen gleich gering gewesen zu seyn; auch scheint sich ihm die Gelegenheit zu beobachten und zu wirken, nicht häufig dargeboten zu haben. Viele der erzählten Krankengeschichten dienen wenig, das Eigenthümliche der Brownschen Lehre kenntlich und geltend zu machen; da in ihrer Behandlung gerade viel Uebereinstimmung mit den herkömmlichen Methoden sich findet, wie das z. B. offenbar der Fall bey sthenischen Uebeln, bey grosser Erschöpfung der Lebenskräfte, in Blutflüssen u. s. w. ist. Von endemischen und epidemischen Verhältnissen hat der Vf. nicht für gut befunden, etwas anzuführen. Wir wollen nun die Rubriken anführen, unter denen immer nur ein Krankheitsfall aufgestellt ist, in dessen Beurtheilung aber einigemal andere Beobachtungen verwebt sind. Einfacher Synochus. Brustentzündung. Der Vf. verwirft alle örtliche Hülfe. (Allerdings ist das Hauptverfahren gegen die allgemeine Sthenie zu richten; aber ihr verhältnissmässig grosser Grad in irgend einem Theil, verdient auch zu Zeiten besondere Rücksicht.) Man soll der Natur nichts überlassen. Brustentzündung. Bey einem Kinde von 13 Jahren hatte der Vf. sich nicht gescheuet, in einer starken, aber doch einfachen Synocha *neunmal* zur Ader zu lassen! Hirnentzündung. Tödlich abgelaufen. Der Vf. sahe den Kranken nur zweymal. Rose. Rheumatismus. Sthenische Gichter (Nicht von Convulsionen, sondern von Gicht ist die Rede. Die Krankheit selbst aber war offenbar ein Rheumatismus.) Sthenische Colik. Beym Sterben kam der Vf. erst hinzu. Entzündung der Gebärmutter mit heftiger Sthenie. Von Entzündung der Gebärmutter, *kein* Zeichen. Geschichte einer sthenischen Kindbetterinkrankheit. Ein Mutterblutfluss im Wochenbette. Kindbetterinkrankheit. Er sahe die Kranke nicht. Er nimmt wieder Entzündung des *uterus* an, ohne einen Grund für seinen Ausspruch anführen zu können. Kindbetterinkrankheit. Wir hören nun, dass jede Kindbetterinkrankheit immer eine Entzündung der Gebärmutter, sthenischer oder asthenischer Art sey. Der *spiritus calami aromatici* sey ein gutes Reizmittel und ersetze nach *C. L. Hoffmann* das Mynsichtische Elixir. Blutspeien. Asthenisch behandelt. Rachitis. Gelbsucht. Podagra. Rheumatismus mit Mundsperre. Gelinde Hysterie. Lob des indischen Pfeffers als Reizmittel. Rheumatalgie mit Hysterie und schleimigen Hämorrhoiden. Vernachlässigte Brustentzündung. Langwieriger Schleimhusten. Blasenschleimfluss (endigt mit dem Tod.

Tod. Auf einen Stein finden wir die Unterfuchung gar nicht gerichtet. Mit den ftärkften Reizen war man freygebig. Trotz den grofsen Schmerzen keine warmen Bäder. Wafferfucht. *Tetanus.*

Die *Ratio Ticinenfis* (Nr. 17.) hat, die Einleitungen zu dem Werk überhaupt und zu den einzelnen Krankheiten insbefondere ausgenommen, Hn. *Jofeph Frank* nicht zum Vf.; fondern die Krankengefchichten, welche feine Schüler ihm einlieferten, find abgedruckt. Es ift eine treffliche Einrichtung, wenn angehende Aerzte diefe Uebung unter kritifcher Prüfung ihrer Lehrer haben; — aber in Druck follten diefe Art von Exercitien nicht gegeben werden. Es fcheint zwar, die Beurtheilung und Handlungsweife des Lehrers, welche wir kennen lernen wollen, würde uns fo nicht weniger bekannt. Aber wir konnen diefe doch nicht, gefetzt auch fie wird uns in deutlichen Worten getreulich mitgetheilt, gehörig würdigen, wenn wir nicht eine genügende Einficht in den Zufammenhang aller Erfcheinungen einer Krankheit erhalten, wozu ein Krankheitsgemälde erfoderlich ift, das die ganze Kunft des Meifters felbft verlangt, und nicht das Werk eines Lehrlings feyn kann. Gewifs, das zweckmafsige Auffaffen und Darftellen der verwickelten Erfcheinungen einer Krankheit, nach ihrem Verhältnifs und Gang, ift ohne lange Uebung und ohne grofse Fertigkeit in der medicinifchen Sprache unmöglich. Und in der That wüfsten wir auch in der ganzen Sammlung nicht eine Krankengefchichte zu nennen, deren Erzählung durch hervorftechende Beftimmtheit und Eleganz fich auszeichne. In der Anzeige diefes und der folgenden Werke werden wir uns vorerft gröfstentheils darauf befchränken, das Auffallende, Abweichende, Merkwürdige auszuheben, und unfere Bemerkungen über die Refultate erft am Ende beyfügen.

Nachricht, wie des Vfs. Vater feine Kranken auswählte, und welche Einrichtungen er im Clinicum zu Pavia traf. Sein Gefolge von medicinifchen Zufchauern ftieg auf 150, da es *Burferius* nur auf 40, *Tiffot* nur auf 70 gebracht hatte. Die diefem Werk in vier Tabellen beygefügten Wetterbeobachtungen find von *Volta*. Das Elend des lombardifchen Landmanns ging, nach des Vfs. Schilderung, über allen Begriff, fo dafs fthenifche Krankheiten hier was feltenes feyn mufsten. *Febres inflammatoriae.* Lob der Abführungsmittel; fie leerten nicht verdorbene, fondern *viele* Säfte aus, und das begründe ihre antiphlogiftifche Wirkung. Zum Getränk empfiehlt er vieles Trinken von kaltem Waffer. Salpeter reize zu fehr; auch die gefättigten Pflanzenfäuren. Nach *Browns* Vorfchrift, Brechmittel zu geben, fcheint Hr. *Fr.* doch nicht gewagt zu haben. *Febres intermittentes.* Natürlich wird auf gaftrifche Urfachen keine Rückficht genommen. Wer diefe ächt Brownifch will gewürdigt fehen, der lefe diefen Abfchnitt. Er heile weit glücklicher die vier-, als die dreytägigen Fieber, und die dreytägigen leichter, als die viertägigen Fieber. *Febres nervofae.* Unter diefen Namen werden alle Fieber begriffen, welche nicht ächt entzündlicher Natur find, und von keinem Localübel abftammen. Den Bifam zieht er dem Kampfer weit vor, und felbft da er ihn nicht von guter Befchaffenheit hatte, konnte er die fchwerften Nervenfieber, die keinem andern Mittel wichen, mit ihm heilen. Er hat in 24 Stunden einen Skrupel, ja zwey Drachmen, gegeben. Den Vitrioläther hat er oft mit fichtbarer Erleichterung zu einer Unze in 24 Stunden verbrauchen laffen. Die Arzneyen mufsten nicht in fo grofsen Zwifchenräumen gereicht werden. Zum Getrank giebt er eine Unze rectificirten Weingeift in 2 Pfund Waffer, mit wenigftens einer Unze Honig. *Peripneumoniae nervofae feu malignae.* Das Dafeyn diefer Art von Lungenentzündung kann nicht oft und laut genug verkündigt werden. Sie erhält übrigens hier kein Licht, und der Vf. felbft tappt im Finftern, wenn er die Diagnofis fällt. *Scarlatinae nervofae.* Nur ein Fall ausführlich erzählt. *Diarrhoeae et Dyfenteriae.* Bey Diarrhöen müffe unterfucht werden, ob fie eine allgemeine Krankheit oder ein örtliches Uebel find. Im erften Fall wäre ihre fthenifche oder afthenifche Natur auszumitteln, *et dein, an vires vitales valde auctae depreffaeve judicari debeant.* (foll das mehr heifsen, als den Grad der Sthenie oder Afthenie erforfchen, fo ift es nicht brownifch; foll es das nun fagen; fo ift es überflüffig und fchief ausgedrückt.) Ein Fall von einer Localurfache wird erzählt. Die Section zeigte: *colon defcendens appendicibus oblongis, complanatis, ex febacea materia compofitis, undique obvallatum, qui appendices magis magisque adaugentur tum numero, tum magnitudine, quo magis colon ad rectum appropinquatur. Inteftinum vero rectum a craffo ac duro fteotomate circumdatur, quod inferiorem pelvis locum tenens, veficam fuperiorem in partem coegit.* Vier Ruhrkranke waren im Hofpital, die fchnell wieder hergeftellt wurden. Hier und da möge die antiphlogiftifche Heilart erfoderlich feyn; aber mehrentheils fey das Fieber nervös. Opium fey das vorzüglichfte Mittel, dem er eine Emulfion von arabifchen Schleim beyfetzt. Man müffe auch andere, weniger flüchtige, wirkfame Reize damit verbinden. *Uteri haemorrhagiae.* Keine Krankengefchichten. Die Brownfchen Räfonnements in etwas modificirt. *Diabetes.* Urfache fey Schwäche. Ob man aber nicht auf erzeugte örtliche Fehler muthmafsen könne? In 24 Pfund Harn fand der Vf. 26 Unzen Zuckerftoff; aufserdem Sauerkleefäure. Auf *Fourcroy's* Weife habe er auch Weingeift fich verfchaffen können. Ein merkwürdig geheilter Fall, den keiner ungelefen laffen mufs der Kranke diefer Art zu behandeln hat. Viel Genauigkeit findet fich in der Beobachtung; aber der Urin hätte öfter follen auf Zuckerftoff, den er nicht gab, unterfucht, und der Körper öfter gewogen werden. Ein anderer Fall, deffen Heilung nicht glückte. *Hydrops.* Gegen Brown und Weikard vertheidigt der Vf. fthenifche Wafferfuchten. Es gebe kein fpecififch urintreibendes Mittel. Ein fehr merkwürdiges Uebel des

Herz-

Herzbeutels und des Herzens, das als Wassersucht sich zeigte. Es ist durch eine Abbildung erläutert. *Morbi convulsivi.* Grosse Wirksamkeit der Zinkblumen in einem hartnäckigen heftigen Fall von chronischem *singultus* u. s. w. *Lues venerea.* Der Vf. behandelt sie besonders mit Sublimat u. s. w. Ob durch reizende Mittel allein, ohne Zuziehung von Quecksilber, eine vollkommene Heilung der Lustseuche zu bewerkstelligen sey, *ardua est quaestio. Quam nunc aggredior historia, affirmative potius respondet.* Doch überlasse er dem Leser selbst zu untersuchen, ob es wahre *lues* gewesen sey. Hiebey könne er versichern, dass die Frau niemals Quecksilber genommen hat, und dass sie von diesem, wenn er nicht sehr irre, venerischen Uebel, geheilt worden sey. Ausser einem Tripper wird aber keines einzigen Zufalls erwähnt, der den venerischen Charakter hatte, kein Chanker irgend einer Art; aber viele Erscheinungen werden angeführt, welche auf ganz andere Krankheiten hindeuten. Ein solcher Fall hat gewiss keine Beweiskraft. *Casus varii.*

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRASBURG, b. Salzmann u. Levrault: *Annuaire du departement du Bas-Rhin pour l'an VII. de la Republique françoise une et indivisible,* par le cit. *Bottin*, Secretaire en chef de l'administration centrale du departement du bas-rhin. X. u. 195 S. in 18. (Preis, 1 Franc. 50 centimes.)

Ein äusserst reichhaltiger Beytrag zu der Staatskunde desjenigen Departements der französischen Republik, welches mit dem südlichen Deutschland den nächsten Verkehr hat. Eigentlich ist es eine modificirte Fortsetzung des musterhaften *Almanac d'Alsace*, vom Prof. *Oberlin*, der wegen Wandelbarkeit der öffentlichen Aemter in den ersten Revolutionsjahren aufhörte, und der, statt einer dankbaren ehrenvollen Meldung, hier in der Vorrede ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Indessen bringt die Neuheit des Inhalts und der Formen, welche schon durch das Hauptwort des Titelblatts und die Preisangabe (*annuaire* und *centimes*) angedeutet werden, eine so gänzliche Umwandlung hervor, dass der Herausgeber sich das Verdienst der Originalität mit einigem Rechte beymessen konnte. Seine dreyjährige Anstellung bey der Centraladministration setzte ihn in den Stand, einen solchen die Geographie, Geschichte, Naturkunde, Statistik und Literatur umfassenden Abriss zu liefern. Schon die Uebersicht der Rubriken documentirt das Lob dieser Mannichfaltigkeit; noch mehr aber eine Zergliederung des Inhalts.

Voran der unpaginirte Zeitkalender mit einer Einleitung über die verschiedenen Zeitrechnungen, jedoch ohne Beysatz des vorhin üblichen Kalenders, dessen Gebrauch in öffentlichen Handlungen wohl verboten werden konnte, wovon die Kenntniss aber im Geschäfts- und bürgerlichen Leben, wenigstens für die französischen *Grenzdepartements*, stets höchst nothwendig bleiben wird. Consequenter war der Vf. im Abschnitte des Forstwesens, wo, bey Bemerkung der Zahl der Aecker, das alte *Maass* und *Gewicht* neben dem neuen angemerkt worden. — Auf die Zeitrechnung folgt eine statistische Uebersicht des Departements mit der Anzeige der Verwaltungscorps, sowohl der centralen als der municipalen, und derer in den 41 Cantonen; bey jedem Canton die Bevölkerung, die Grenzen, die Producte und die Beschaffenheit des Bodens, und ein alphabetisches Verzeichniss aller Gemeinden. — Bey der Nationalregie ist der Betrag der Grund- und der Personensteuer für das fünfte Jahr und auch der von den patriotischen Geschenken zu der Expedition nach England für das sechste Jahr angegeben, wobey zu bemerken ist, dass dieses Handbuch selbst auf das vom 22ten Sept. 1798. an laufende Jahr bestimmt ist. Eine für die Staatskunde noch wichtigere Zahlenberechnung ist die S. 173. über den *Civilstand* der Strasburger Gemeinde. Gegen 1804 *eheliche* Kinder kommen 415 uneheliche, und gegen 457 Ehen zwischen zwey Eingebornen bestehen 118 zwischen einer einheimischen und einer auswärtigen Person. — Für die *Literatur* ist der Abschnitt von den öffentlichen Anstalten für den Unterricht in hohen und niedern Schulen, von Bibliotheken, Buchhändlern, von Buchdruckern und von neuen Schriften interessant. Die deutschen Gelehrten (S. 80. 81 und 83.) werden dadurch wieder mit den Verhältnissen eines *Brunck*, *Koch*, *Oberlin*, *Schweighäuser* (Vater und Sohn), *Butenschön* u. s. w. bekannt, von denen die Revolution und der Krieg sie ganz abgesondert hielt. In Strasburg sind z. B. 13 Buchdrucker und 8 Buchhändler; unter den von dort zu erwartenden Werken bemerkt man S. 101. die *Georgiques françoises* von *de Lille* und eine abermalige französische Ausgabe von *Büschings* Geographie. (Aus dem Leipziger Messcataloge vom October 1798. ersieht man auch, dass drey Strasburger Buchhandlungen ihre Neuigkeiten zum Stapelorte des deutschen Buchhandels sandten.) Als Verfasser der drey *jetzigen* Strasburger Zeitungen werden S. 103. die Bürger *Engelbach*, *Ehrmann* und *Haussner* genannt, und als die von zwey verlebten, die Bürger *Escher* und *Butenschön* (aus Holstein.) — Zu den neuen wissenschaftlichen Früchten der Revolution gehören S. 74. die Luftschiffercompagnien zu *Bar* bey Strasburg (Aërostiers) und S. 106. die Telegraphie der *Lignes de Strasbourg*, unter der Aufsicht des Bürgers *Chappe*, des Bruders des Erfinders; der telegraphischen Stationen im Departement giebt es vier, zu *Strasburg*, *Hartigheim*, *Hohengorst* und *Oberbar*, welche jede ihre dazu angewiesenen zwey Stationäre hat. — Endlich ist auch für die Staatsgeschichte bemerkenswerth, was S. 97. über die häufigen Besuche der *Rastadter* Congressgesandten bey den republikanischen Festen zu Strasburg, und S. 168 und 169. über die Conferenzen in *Seltz* vorkommt. Bey den

 letzten

letzten wird erzählt, dafs wenn der Hr. Graf v. *Cobenzel* nicht von Wien die Erlaubnifs erhalten hätte, am linken Rheinufer die Unterhandlungen zu pflegen, man auf einer Rheininfel die Zufammenkünfte unter *militärifchen Zelten* gehalten haben würde; zu Raftadt ift davon nichts bekannt geworden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Stadt am Hof,* (bey Regensburg) mit Riepelifchen Schriften: *Kurze Lebensbefchreibungen der von Sr. päbftl. Heiligkeit Pius VI. der Zahl der Seligen einverleibten, fechs feligen Diener Gottes aus dem heiligen Franciskanerorden.* Aus dem gröfseren, von dem römifchen Original entnommenen und von einem kurfürftl. löbl. Cenfurcollegio den 15ten Decemb. 1797. Regiftr. Fol. 162. approbirten Werke in einen kürzeren Begrif zufammengezogen 1798. *Mit Bewilligung der Obern.* 46 S. 8. Mit einem Titelkupfer, welches die Bildniffe diefer fechs Seligen vorftellt. So geringfügig diefes Schriftchen an fich ift, fo bedeutend wird es durch die *Abficht,* in welcher es erfchien, und die *Senfation* die es in unfern Tagen hervorzubringen im Stande war. Aus diefen Hinfichten allein verdient es allerdings in diefen Blättern eine eigene und umftändlichere Anzeige. Auf der Rückfeite des Titelblatts werden die Franciscaner namhaft gemacht, welche Sr. itzt glorreichft regierende pabftl. Heiligkeit, Pius VI. felig gefprochen. Es find deren fieben, von den übrigen fechs neuen Seligen werden hier die Lebensbefchreibungen geliefert. Den Anfang macht P. Pacificus von St. Severine, geb. den 1. März 1653. zu St. Severino. Aus welcher Familie er abftammte? wird nicht gefagt; wir erfahren blos, dafs er aus einem Gefchlechte ftammte, „in welchem die Ehre und Hoheit der „Seele mit dem Geblüte fortfliefsen etc." Schon als vierjähriger Knabe warf er täglich einen guten Theil Afche in die Suppe, um dem Gefchmacke Einhalt zu thun. Frühzeitig verwaifet wurde der arme Knabe einer Mutter Bruder, einem *Priefter,* übergeben, „der ihn gleich als eine Laft feines „Haufes anfah; denn er war von Natur ein harter, ftrenger „und rauher Mann ohne Menfchengefühl." Alfo giebt es doch auch *harte, ftrenge* und *rauhe Priefter ohne Menfchengefühl?* Endlich wurde er im 17ten Jahre in den Francifcanerorden aufgenommen und hierauf Priefter: „da er nun die „*Schlüffel zu denen Schatzkäften des Himmels in feinen Händen* „*hatte,* fo fpendete er bald in dem Beichtftuhle den Sündern „die göttliche Gnade, bald, bey dem Altare, den gerechten „Gott felbften aus." Die allgemeinen Faften der Kirche und feines Ordens waren ihm nicht genug, er faftete auch alle Wochen drey Tage. Brod, acht Tage lang an der heifsen Sonne gedörrt, war dann, in Waffer getaucht, fein Mittagsmahl. Mit Cilicien umgürtet zu feyn, mit blofsen Füfsen, fo dafs fie verletzt wurden, im heifsen Sand und Kothe zu gehen, war ihm eine Kleinigkeit. „Diefe Schmerzen konnten ihm „keine andere Stimme abzwingen, als welche jene Hand ge„priefen, fo die Ruthen gefchwungen hatte, *gleich der Orgel,* „*welche eben dazumal zum Lobe Gottes klinget, wenn fie ge*„*fchlagen wird.*" Inzwifchen vergafs er hiebey doch die Pflicht der Nächftenliebe nicht. Er ftarb den 24ten Sept. 1721. Sein Ruf wirkte bald Wunder bey feinem Grabe. *Nach langer Prüfung* find folgende zwey Wunder, als *wahr,* anerkannt worden. Ein Müller hatte den linken Fufs mit beiden Knochen, dem Schienbeine und dem Wadenbeine entzweygebrochen. Der Wundarzt verliefs nach 40 Tagen den Patienten, ohne ihn curiren zu können. Man hob den unglücklichen Mann auf ein Pferd und führte ihn zu dem Grabe des Pacificus. „Beyläufig 500 Schritte von der Kirche fchien „der *Patient von Sinnen zu kommen* und der *Gaul muthig zu* „*werden.* Bey der Kirche ftand er ftill; der Müller ftieg nun „felbft vom Pferde und fand fich auf einmal geheilt." — Ein Pfarrer machte mit einer Reliquie des fel. Pacificus ein Kreuz über den vom Schlagfluffe getödteten und ganz vertrockneten Arm einer 64jährigen Weibsperfon. Sogleich wurde der Arm wieder lebendig und gefund. Den 4ten Oct. 1784. erging der Ausfpruch über die *Gewifsheit* der angeführten zwey Mirakel; endlich den 3ten July 1785. ward die wirkliche Seligfprechung decretirt. In diefem *Tone* und *Geifte* find auch die fünf übrigen Biographien abgefafst. So wird z. B. in der zweyten des Thomas von Caro gefagt: „*Seine angenehmfte* „*Arbeit* war die *geiftliche Ruhe, fein liebftes Thun* das Beten „und *Betrachten.* Der Weihrauch fteigt auf dem Altar, wann „er angezündet wird, und das Herz des fel. Thomas erfchwan„ge fich zu Gott, weil es von deffen Liebe *brann.* Ohne „Liebe Gottes kann fich Niemand in hohen Betrachtungen „üben, *wie das Rogetlein nur fo lange in der Luft fchwebet,* „*als das Feuer dauert.*" *Sebaftian von Apparitio,* geb. 1502. lehrte die Indianer in America den Ackerbau und das Fuhrwefen, war dafelbft ein reicher Landmann, lebte mit zwey jungen Gattinnen jedesmal im *jungfräulichen* Eheband und wurde im 70ten Jahre Francifcaner. *Johann Jofeph von Kreutz,* zu Ifhia 1654. geboren, ging allezeit mit blofsem Haupte. Seine Augen hielt er allemal gegen die Erde geheftet. Schönes wollte er gar nicht anfehen. Ein kleines hölzernes Kreuz mit eifernen Spitzen trug er auf der Bruft, ein anderes mit fünf Reihen langer und fpitziger Nägeln befeftigte er auf den Schultern mit einer rauhen Binde von Rofshaaren. Er trug diefes Kreuz vom 20ten Jahre feines Lebens bis über fein 40tes hin. *Andreas Hibernon,* geb. 1534. †. 1602. befafs fchon, bey feinen Lebzeiten „die Gabe der Gefundmachung, Vermeh„rung der Lebensmittel und den Prophetengeift, mit dem er „von geheimen, abwefenden und zukünftigen Dingen fprach." *Leonard von Porto Mauritio,* geb. 1676. †. 1751. war ein mächtiger Bufsprediger. „Er hatte nicht einmal eine Feder, „Schere und Federmeffer, und mufste er fchreiben, fo bettelt „er's von Andern." Alle diefe Seligen thaten, wie fchon im Leben, fo noch mehr, nach ihrem Ableben, Wunder, indem man fie anrief, oder ein Fleckchen ihres Habits auflegte. Ein 28 Jahre ftockblindes Weib fetzte die Kapuze des Andreas Hibernon auf, und wurde fogleich wieder fehend.

Wer verkennt in diefem allen, dafs man durch diefes geiftliche Spectakel das Anfehen des Pabftes in diefen, demfelben fo gefährlichen Zeiten aufrecht erhalten und fieber, dafs man den abnehmenden Einflufs eines Ordens, der durch feinen Portiunculaablafs fchon fo viel Unheil geftiftet, wieder erhöhen, dafs man reiche Opfer fammeln, die Collecturen ergiebiger machen, überhaupt aber aufs neue Begriffe befeftigen wollte, die noch Geburten des finfterften Zeitalters find, und in der That, wenn man den Nachrichten von der *Senfation* Glauben beymeffen mufs, die diefes Seligkeitsfprechungsfeft bewirkte; fo hat man die *Abficht* nicht verfehlt. Nach diefen Nachrichten ftrömten nicht blos vom Lande her, fondern auch aus der nächftgelegenen Reichsftadt Regensburg Taufende hinzu, um an diefem Fefte und dem damit verbundenen Sündenablaffe, unter Opferung ihrer Gaben, Theil zu nehmen. Uebrigens ift diefe ganze Gefchichte ein neuer Beweis, dafs es zwar viele verehrungswürdige, aufgeklärte Katholiken giebt, dafs aber die *katholifche Kirche* noch *keinen Schritt* von ihrem Syfteme abgewichen ift und abweichen *will.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Vielmehr Werth als diese *ratio Ticinensis* haben desselben Vf. *Erläuterungen* (Nr. 19.). Diese verrathen den geübtern, erfahrnen Praktiker, der häufig Gelegenheit hatte, am Krankenbett sein System zu prüfen, zu berichtigen, zu modificiren. Es ist interessant zu bemerken, wie viel Empfänglichkeit für die eigenthümliche Lehren seines würdigen Vaters er doch, trotz seines obwaltenden Brownianismus, behielt. Aber dahin kömmt man leicht, wenn man die Consequenz eines Systems, und das, was dessen Stütze eigentlich ist, nicht fühlt, sondern sich dahin zu bringen weiss, dass man in der Wirklichkeit alles im Wesentlichen so findet, als es vordemonstrirt wurde, und nun den vermeynten Erfahrungen, nicht der Stärke der Beweise, anhängt. Weder Hr. *Weikard*, noch der Vf. scheinen uns von der Kraft der Brownschen Räsonnements durchdrungen, welche, nach ihren Schriften zu urtheilen, kaum die Oberfläche ihres Geistes berührt haben; aber sie überreden sich, die Beobachtung gebe diese Ansichten, und die Brownschen Heilmethoden seyen untrüglich. Hr. *Frank* zeichnet sich indessen dadurch aus, dass er Wahrheitsliebe genug hat, um einige Abweichung seines Glaubens von den Aussprüchen der Natur doch nicht ganz zu übersehen und sie frey einzugestehen. Hr. Weikard hat aber bekanntlich schon im voraus damit gross gethan, dass er die gewagtesten Brownschen Behauptungen auf seine Schultern nehmen will. Unsere Leser werden hoffentlich unserm Urtheil beystimmen, wenn wir ihnen die Sätze und Erfahrungen mittheilen, die dem Vf. gehören.

Gegen Brown setzt er die verschiedenen sthenischen Krankheiten nicht darin, dass verschiedene Grössen der Erregung sie bilden, sondern in ungleicher Verbreitung der Erregung (den Theilen nach.) Er nimmt inflammatorische Wechselfieber an. Wahre sthenische Hirnentzündung kam ihm einmal vor. Augen, Ohren und Zungenentzündung wären nicht, wie Brown will, immer örtliche Uebel; auch Entzündungen im Unterleib wären nicht immer Localübel. Er tadelt es, dass Brown von zusammenfliessenden Blattern eine Bestimmung, die asthenische, hernimmt. Kurzdaurende Blutflüsse könnten sthenisch seyn; dem widerspräche Brown nicht. Ruhr sey hier und da offenbar sthenisch, und sey dann als Darmcatarrh anzusehen. Auch Wassersucht sey nicht immer asthenisch. In einem einzigen Uebel, das sthenisch war, fand er den Puls 140. Will eine sthenische Krankheit in uneigentliche Schwäche übergehen, was sich durch Nasenbluten oder eine andere geringe Hämorrhagie zeigt, so müsse man herzhaft mit der schwächenden Methode fortfahren, und nicht, wie Brown lehrt, mit ihr einhalten. (Das leuchtet sehr ein.) Von der Gewissheit der neuen Praxis kann man sich aus folgender Aeusserung S. 99. einen Begriff machen: es ist platterdings unmöglich, die antiphlogistische Methode immer in geradem Verhältniss zur Heftigkeit der sthenischen Anlage anzuwenden. Schwächt man zu sehr, so entsteht directe Schwäche, deren Zeichen, heisst es, platterdings denen von indirecter Schwäche gleichen. Gleichwohl meynt er doch, ein erfahrner Arzt könne oft beym Anfühlen des Körpers entscheiden, ob das Uebel sthenisch oder asthenisch sey. Von der sthenischen Reconvalescenz rede Brown kein Wort. Nach sthenischen Krankheiten, denen nicht ein Uebel anderer Natur folge, müsse man fortfahren, den Genesenden antiphlogistisch zu behandeln. Mit der besten Wirkung habe er in sthenischen Lungen- und Halsentzündungen seinen Kranken kaltes Wasser trinken lassen. In allen Spitalern erlaube man bey sthenischen Krankheiten Fleischbrühen. (Das zu beweisen sollte der Vf. wohl nicht vermögen.) Bey heftigen oder sich lange selber überlassenen sthenischen Krankheiten sey es nicht hinlänglich, die Erregung zu vermindern, da man ausserdem der oftmals mehr oder weniger verletzten Organisation, ja auch den vom natürlichen Zustand abgewichenen Säften Zeit lassen muss, wieder in die gehörige Ordnung zu kommen. Dies sey wieder ein Umstand, auf den Brown keine Rücksicht genommen. Die Zeit allein hebe diese Zufälle (wirklich? und immer? oder muss der Brownianer diese Sprache führen, weil er verlegen ist, zu bestimmen, was zu thun sey?) Ungleichheit der Diathesis müsse zur Beurtheilung und Heilung asthenischer Uebel beachtet werden. In dem, was davon gesagt wird, herrscht viel Unbestimmtheit. Die Idee geht dahin, auf einen Theil des Körpers hätten die schwächenden Potenzen stärker gewirkt. Das afficire diesen Theil besonders, und lasse uns die Heilmittel vorzüglich wählen, welche die Erregbarkeit dieses Theils vor anderen zu reguliren vermögen. Ganz richtig, aber für einen Anhänger Browns viel zu weit ausgedehnt. Dieser muss es gelten lassen, dass die Erregbarkeit eines Theils heruntergebracht wird, wenn auch die erregenden Potenzen auf den von

von ihm entferntesten Punct des Körpers angebracht werden, da die Erregbarkeit immer eine und dieselbe ist. Was er zugestehen kann, ist, dass auf die andere Weise nur etwas früher der Zweck erreicht werden kann. Im letzten Winter starb ihm an der bösartigen asthenischen Lungenentzündung der fünfte. (Spricht das für die neue Diagnosis und Heilart?) In den geöffneten Leichen traf man immer eine oder die andere Lunge stark entzündet oder verhärtet an. (Dass auch die nervose Lungenentzündung, Verhärtung der Lungen zur Folge haben soll, ist uns unbegreiflich. Es müsste, dünkt uns, den heilenden Arzt überzeugen, dass er die Natur der Krankheit verkannt hat.) Ganz im Brownschen Geist ist es, Zufälle von directer Schwäche anfänglich mit kleinen Reizen zu behandeln und mit ihnen zu steigen. Ein intermittirendes Fieber also gleich mit Wein, Mohnsaft, Zimmtwasser und China zu bestürmen, konnte nicht zur Gesundheit führen. Aber mussten sie nicht die directe Schwäche verändern, sie in eine Art von indirecter Schwäche etwa umschaffen? konnte nach ihrem längern Gebrauch noch *res integra* seyn, und nun die eigentliche Curart gegen die directe Schwäche sich bewähren? Und wenn diese jetzt noch hilft, (man lese den Fall S. 132.) beweiset dieses nicht mehr gegen, als für die Brownsche Sätze? Haben Kranke zugleich ein Geschwür, so könne dies zum Thermometer dienen, ob man nicht mehr reizt, als es erfoderlich ist. Ueberschreite man das Verhältniss, so verwandle sich der gute Eiter in schlechte Jauche. Doch entstehe dasselbe auch, wenn zu wenig gereizt werde. (Macht das aber nicht diesen Thermometer sehr trüglich? Und wenn trotz des richtig getroffnen Maasses von Reiz doch Verschlimmerung eintritt, wird dann nicht auch die Jauche sich zeigen? Oder ist Verschlimmerung dann nicht möglich?) Die ersten Gaben reizender Mittel in Krankheiten von directer Schwäche erregten immer einigen Tumult und Wallung. Das müsse nicht erschrecken, und in der Fortsetzung nicht irre machen. Antiphlogistische Mittel schienen hier anfänglich zu bekommen und schadeten doch so sehr in ihren spätern Folgen. (Sehr erfahrungsmässig.) S. 139. eine interessante Nachricht von Versuchen von *Volta* über den Tod durch die zwey verschiedene Arten von Brownscher Schwäche. Er entzog Monate lang Fröschen alle mögliche Arten von Reizen, und fand, als sie starben, ihre Reizfähigkeit durch den Galvanismus und andere Einwirkung äusserst gross. Fäulniss trat spät ein. Andere Frösche tödtete er durch Aufgiessen von warmem Wasser, das 28 Grad Reaumür hatte, in wenigen Minuten. Nur ein heftiger elektrischer Reiz vermochte nach dem Tode noch Zusammenziehung in den Muskelfasern hervorzubringen. Fäulniss trat bald ein. (Die Versuche mit Tödten durch Uebermaass des Reizes mussten vervielfältigt werden; so dass man die Ueberzeugung erhielt, der zu grosse Reiz, nicht eine unmittelbare Vernichtung der Erregbarkeit selbst, oder eine Zerstörung des feinen Organismus habe den Tod verursacht. Vermuthungen, die man nicht unterdrücken kann, so lange man die Hitze allein als Reiz gebraucht sieht.) S. 145. äussert der Vf. ganz beyläufig, die Erregbarkeit werde ersetzt, erneuert; ein Satz, für den man sich nicht erklären kann, ohne Browns eigenthümlichste praktische Behauptungen umzustossen, und mit dem also Hn. Franks Brownianismus nicht wohl bestehen kann, sobald er auf Consequenz im Denken Anspruch macht. Was die Erregbarkeit ersetzt, erneuert, es sey ein innerer oder äusserer Einfluss, steht als ganz was anders da, denn als ein Reiz, und nach Brown lernt man diesen nur erwägen. Doch dies nicht allein. Jede Rechnung von Consumtion der Erregbarkeit durch Reize — die Hauptstütze der Brownschen Räsonnements und Praxis — kann kein Resultat geben, wenn die Erregbarkeit selbst auf eine unbestimmte Weise Zuwachs erhält. Ganz falsch ist ferner die Erklärung von der Erscheinung, dass Trunkenbolde in ihrem Alter schon von einem Glas Wein berauscht werden, und alte Leute über Kleinigkeiten lachen und weinen. Allerdings muss die Erregbarkeit bey Alten sehr gering angesetzt werden, und ein neuer kleiner Verlust derselben muss üble Folgen haben. Aber kleine Reize bringen ja bey erschöpfter Erregbarkeit keine Wirkung hervor, und in den erwähnten Erscheinungen ist die grosse Erregung auf unbedeutende Veranlassung merkwürdig und ganz und gar nicht mit den Brownschen Sätzen von uneigentlicher Schwäche zu vereinigen. Des Vfs. Erklärung macht nun begreiflich, was niemand unbegreiflich finden kann, dass eine kleine ausserordentliche Erregung in der Lage schon Nachtheil mit sich führen muss. Opium müsse bey directer Schwäche sehr behutsam oder gar nicht verschrieben werden. Brown giebt den Rath, bey indirecter Schwäche mit 150 Tropfen *laudanum* anzufangen. Der Vf. setzt diese auf 20 herab, und will nicht einmal rathen, mit diesen gleich anzufangen. Er glaubt, Brown spräche von einem schwächern *laudanum*, als wir kennen. (Ein solches kömmt doch in den Edimburger Pharmacopäen nicht vor. Zu unserm Erstaunen sehen wir, dass Hr. Weikard auch das Brown nachspricht, dass man 150 Tropfen gleich reichen soll. Er empfiehlt zwar dabey Behutsamkeit; aber ist das nicht so viel, als jemand in einen Abgrund stürzen, und ihm nachrufen, siehe dich vor! Indirecte Schwäche gehe vorzüglich gern in Sthenie über. Das ist wider alle Vernunft, und ein Beweis, dass der Vf. oft indirecte Schwäche sah, und gegen sie wirkte, wo sie nicht war. Ueber Localkrankheiten spricht er sehr lehrreich, ob er gleich vermeidet, über ihre Heilung sich auszulassen. Erbliche Krankheiten giebt er doch so weit zu, dass ein örtlicher Fehler im Gehirn, in der Brust u. s. w. sich fortpflanzen könne. *Krankheitsgeschichten*. Ein Nervenfieber mit afficirter Brust. Eine Krankheit, die Scorbut benannt wird, aber ein sogenanntes Faulfieber mit Petechien gewesen zu seyn scheint. Zwey Fälle, die ein Schüler von Frank, dem Vater, unter diesem in der Wiener Klinik behandelte. Das tödtlich

lich abgelaufene Nervenfieber seines Bruders aus den Briefen des Vaters. Eine Vergiftung durch Schwämme, welche nicht näher bestimmt werden. Die 62jährige Frau lag im tiefsten Sopor, mit kalten Gliedmassen. 40 Gran Brechweinstein bewirkte kein Erbrechen. Auf mit Wasser verdünntes *alcali volatile causticum* trat das Brechen ein, mit dem die Schämme und viele andere Speisen aus dem Körper geschafft wurden. Dennoch wurde die Kranke schlimmer. Der ganze Körper ward kalt, kein Aderschlag war mehr zu fühlen, kein Athmen zu bemerken. Nun wurde Opium und *Aether vitrioli* zu Hülfe genommen, und zwar in vierzig Stunden sieben Quentchen und dreyssig Tropfen *laudanum* und neun Quentchen *Aether* in neun Unzen geistigen Münzwasser verbraucht. Nach zwey Stunden zeigte sich erst ein merklicher Herzschlag. Nach sieben Stunden war der Körper warm, der Puls natürlich, und die Kranke konnte scherzen. Der Fortgang zur Genesung verdient in der sehr merkwürdigen Krankengeschichte gelesen zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

PHILOLOGIE.

1) Leipzig, b. Schwickert: *Arriani Nicomediensis Expeditionis Alexandri libri septem.* Recensiti et notis illustrati a *Friderico Schmieder*, Phil. Doct. A. A. LL. M. Gymn. Luth. Halensis Collega. 1798. XL u. 551 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

2) Halle, b. Gebauer: Ἀῤῥιανοῦ Ἰνδική, *Arriani Indica* cum Bonav. Vulcanii Interpretatione latina permultis locis emendatiore; recensuit et illustravit *Fridericus Schmieder*, Phil. D. etc. 1798. XIV u. 272 S. 8. nebst einer Karte. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der geschickte Herausgeber dieser beiden wichtigen Werke des *Arrianus* gab 1795 zwey akademische Probeschriften heraus, welche Bemerkungen über die vier ersten Bücher der Feldzüge Alexanders enthalten, und ausser einer gründlichen Kenntniss der griechischen Sprache überhaupt, eine vertraute Bekanntschaft mit dem Stil und der Manier des *Arrianus* an den Tag legen. Schon damals hatte er den nunmehr ausgeführten Plan einer Ausgabe dieser Werke gefasst, von denen vorzüglich das erste, wegen seines interessanten Inhaltes und des lichten fasslichen Vortrages den Lehrlingen der griechischen Sprache empfohlen, oder auch wohl selbst in Schulen eingeführt zu werden verdient. Hiezu aber fehlte es bis auf die neuesten Zeiten herab an bequemen Ausgaben, und die Lemgoer (1792), welche dem Bedürfnisse abhelfen sollte, verfehlte ihren Zweck durch die mangelhafte Beschaffenheit des griechischen Textes. Diesen so viel als möglich aus den vorhandenen Hülfsmitteln und eigenen Vermuthungen zu berichtigen, war ein Hauptgesichtspunct des neuesten Herausgebers. Er verglich in dieser Absicht die beiden ältesten Ausgaben (*Venetam* 1535 und *Basileensem* 1539) aufs neue, und zog die Varianten anderer, vorzüglich von *Jacob Gronov* verglichener Handschriften zu Rathe, unter denen sich hauptsächlich Eine auszeichnete, welche *Gronov* deshalb mit dem Namen des *Codicis Optimi* zu bezeichnen pflegt. Von dieser Handschrift ist erst jetzt der gehörige Gebrauch zur Verbesserung des Textes gemacht worden, indem ihn Hr. *S.* seiner neuen Recension durchgängig zum Grunde gelegt hat. Die sichere Basis, welche hiedurch erhalten wurde, zeichnet den Text dieser Ausgabe sehr vortheilhaft aus. Doch hat sich der Herausg. hierauf nicht eingeschränkt, und es war gewiss kein kleines Verdienst, bey der Anerkennung der Vortrefflichkeit jener Handschrift und dem einmal aus guten Gründen gefassten Plane, den neuen Text auf sie zu bauen, dennoch der Bequemlichkeit einer blinden Verehrung zu entsagen, und alle andern kritischen Hülfsmittel mit eben der Sorgfalt zu benutzen, als ob jenes gar nicht vorhanden wäre. Hr. *S.* hat kein Bedenken getragen, die Lesarten des *Cod. Optimi* gegen andere umzutauschen, wo jene unrichtig, oder diese doch richtiger schienen, wie z. B. I. 26, 7. II. 5, 12. III. 9, 14. 11, 15. 18, 3. IV, 7. 8. 15, 7. VI. 11, 8. 20, 14. VII. 18, 10. 30, 1. ob es schon nicht möglich war, hier durchgängig die Gründe des Verfahrens so bestimmt anzuzeigen, dass aller Zweifel oder auch alle Schikane dadurch ausgeschlossen oder zurückgewiesen werden könnte. So hätte vielleicht L. I. 8, 3. die gemeine Lesart: ταῦτα δὲ ἰδὼν Ἀλέξανδρος, ὡς μὴ μόνοι καταλειφθέντες, πρὸς τῶν Θηβαίων κινδυνεύσειαν κ. τ. λ. gegen die hier aufgenommene Lesart des *Cod. Optimi*, welcher vor ὡς μὴ die Worte καὶ δείσας einschaltet, vertheidigt werden können, da die Ursachen der Einschaltung deutlich in die Augen fallen, Ursachen der Auslassung hingegen nicht so leicht gefunden werden könnten. Doch scheint diese Veränderung durch die Bemerkung vollkommen gerechtfertigt werden zu können, dass da der *Cod. Optimus* so oft anerkannte unnütze Einschiebsel auslässt, sein Ansehn in dem, was er mehr als die andern hat, von vorzüglichem Gewichte seyn müsse. — Ausser den zahlreichen Stellen, welche aus dieser reichhaltigen Quelle hier zum erstenmal berichtigt worden sind, ist eine grosse Menge anderer, theils durch die Aufnahme einer bessern Interpunction und kritischer Vermuthungen, theils durch die Anzeige oder wirkliche Ausschliessung fremder Einschiebsel glücklich verbessert worden. Die meisten Vermuthungen des Herausgebers sind so leicht und treffend, dass es eine übergrosse Gewissenhaftigkeit geschienen haben würde, wenn ihnen Hr. *S.* bloss darum, weil es seine eigenen Vermuthungen waren, einen Platz in dem Texte hätte versagen wollen. Von dieser Art ist die Verwerfung des ὅτι nach ξυγγράφουσιν in Präf. §. 3. die Veränderung von στρατιᾶς in στρατείας L. I. 1. 2. von ὅτι in ὅ, τι L. I. 5, 3. Φίλους in ψιλοὺς L. III. 19, 14. u. a. m. Indessen möchten wir doch bey einer oder der andern Vermuthung, der wir übrigens ihr Verdienst darum nicht abstreiten, gegen die Erhebung

hebung in den Text protestiren. L. III. 4. 1. ist die Veränderung der gemeinen Lesart: ὁ δὲ χῶρος — καὶ ψάμμος τὸ πᾶν ἔχει καὶ ἄνυδρος· αὐτὸς δὲ ἐν μέσῳ — in: καὶ ψάμμον τὸ πᾶν ἔχει, καὶ ἄνυδρον αὐτήν· ὁ δὲ ἐν μέσῳ allerdings glücklich und dem Sprachgebrauche *Arrians* angemessen, aber doch schwerlich so evident, dass sie ohne Bedenken zur Verbannung der gemeinen Lesart berechtigen konnte. Dieses schien selbst dem Herausg. nicht so, welcher noch einen andern Vorschlag that, dem er nur weniger Beyfall giebt. So ist auch L. III. 6. 12. ἀνελῆσαι statt βασιλεῦσαι sinnreich und *vielleicht* wahr, aber nicht zuverlässig. Vorzüglich scheint uns Hr. *S.* in der Veränderung der Eigennamen hin und wieder etwas zu kühn zu seyn. Allerdings mögen die Abschreiber in diesem Puncte mit dem *Arrian* nicht besser als mit den meisten andern Geschichtschreibern verfahren seyn; aber wird es auch in der That immer den Abschreibern zur Last gelegt werden können, wenn A. nicht mit sich selbst übereinstimmt? Um dieser Bedenklichkeit willen würden wir es daher nicht gewagt haben, L. III. V. 7. die an sich wahrscheinliche Verbesserung ἀντὶ Ἀβούβα Λεοννάτου statt ἀντὶ Βαλάκρου τὸν Λ. in den Text zu erheben, so wie der Herausg. selbst in einem ziemlich ähnlichen Falle L. IV. 7. 4. Bedenken getragen hat, seine Verbesserung aufzunehmen.

Der zweyte Theil von Hn. *S.* verdienstlicher Arbeit besteht in der Erklärung. Diese ist kurz und zweckmässig. Bey dem Anfange eines jeden Kapitels ist der Inhalt desselben mit wenigen Worten angegeben, die vielleicht besser an den Rand als unter die Noten, wo sie nicht sogleich in die Augen fallen, gesetzt worden wären. Oft bedient sich der Herausg. der Anmerkungen seiner Vorgänger, von denen er aber nur das, was durchaus zur Sache führt, mit Hinweglassung alles gelehrten Prunkes, aufnimmt. Eben dieses Gesetz hat er sich auch bey seinen eigenen Anmerkungen vorgeschrieben. Seltene Idiotismen, geographische und historische Schwierigkeiten werden kurz erläutert oder wenigstens angezeigt; schwerere Stellen übersetzt. Historische Parallelen sind fast gar nicht angeführt, weil der Herausg. der Meynung war, dass diese für eine grössere Ausgabe, deren Plan er in den *Prolegg.* S. XIII u. XIV. entwirft, gehören.

Noch müssen wir des Inhalts der Prolegomenen Erwähnung thun. Sie enthalten grösstentheils die Ausführung dessen, wozu in den oben erwähnten *Speciminibus Notar. crit. in Arrianum* die ersten Grundlinien gezogen waren: literarische Notizen über die Ausgaben, Uebersetzungen und Hülfsmittel zur Erklärung *Arrians;* biographische Nachrichten; eine sehr brauchbare chronologische Tafel aller merkwürdigen Begebenheiten der Regierung Alexanders nach Olympiaden und Archonten, auf Jahre und Monate der christlichen Zeitrechnung zurückgeführt; eine ausführliche Abhandlung über die Quellen *Arrians*, welche zugleich mit einer unparteyischen und sorgfältigen Prüfung seiner Glaubwürdigkeit verbunden ist. — Am Schlusse des Werks sind zwey Register beygefügt; ein vollständiger *Index Graeco-latinus* und ein *Index nominum propriorum*, welcher für die Kenntniss der zahlreichen, beym *Arrian* erwähnten Personen, und also auch zum Verständnisse seiner Erzählungen von grosser Brauchbarkeit ist.

Die *Indica*, welche gemeiniglich, obschon mit Unrecht, für das *achte* Buch des vorigen Werkes angesehen werden, sind von Hn. *S.* besonders, aber nach dem nämlichen Plane als die Geschichte der Feldzüge Alexanders bearbeitet. Ausser den Hülfsmitteln, welche beide Werke gemein haben, konnte er hier noch die Varianten einer vortrefflichen Bodlejanischen Handschrift, welche *Hudson* zu den von ihm in den *Geographis min.* edirten Theile bekannt gemacht hat, und *Vincent's Voyage of Nearchus* benutzen, die er indess zu spät erhielt, um einen vollständigen Gebrauch von ihr machen zu können. Dem griechischen Texte ist hier die lateinische, an vielen Stellen verbesserte Uebersetzung von Vulcanius zur Seite gesetzt; unter dem Texte folgen die kritischen Anmerkungen, und am Ende eines jeden Kapitels ein ausführlicher Commentar, der, wie die Sache es mit sich brachte, hauptsächlich geographische Erläuterungen enthält. Um nichts fehlen zu lassen, was etwa ein Käufer wünschen möchte, ist *Dodwell's Dissertatio de Arriani Nearcho* angehängt, in welcher bekanntlich die Authenticität der Reise Nearchs in Zweifel gezogen wird; zugleich aber mit diesem falschen Angriffe *Vincent's* Widerlegung verbunden worden. Die angehängte Karte ist aus Vincent's zwey Karten zusammengesetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Sondershausen*, b. Rühl: *Instruction für die Schwarzburg-Sondershäusischen Schullehrer in den untern Classen und Landschulen*, wie sie die Jugend gehörig unterrichten und bilden sollen. 1796. 16 S. 4. — Diese, von dem Hn. Kirchenrath *Cannabich* in Sondershausen verfasste Instruction ist in einem, den Bedürfnissen unsers Zeitalters durchaus angemessenen Geiste und Tone geschrieben, und enthält eine kurze Anleitung, nicht nur über die in Volksschulen aufzunehmenden Lehrgegenstände, sondern auch über die einem jeden derselben angemessenste Behandlungsweise. Mehrere freymüthige Winke, die darin vorkommen, machen sie und ihren Vf. dem Freunde der Wahrheit noch schätzbarer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Wir erinnern uns nicht, dass man in der medicinischen Welt je auf etwas mehr gespannt war, als auf die angekündigte Vorrede des berühmten *J. P. Frank* zu Nr. 17. Sie sollte seine Erklärung über das Brownsche System enthalten, zu dessen Anhänger man ihn in Deutschland machte, gestützt auf so viele Nachrichten von jungen Aerzten, die im grossen Wiener Klinicum seine Behandlungsweise der Kranken mit angesehen hatten. Man hatte Grund, ihn aufzufodern, sich öffentlich zu erklären, da sein Ansehen sein Beyspiel so verführerisch zu machen schien, und das ganze Publicum ein Interesse haben muss, zu wissen, welche Grundsätze ein Mann bekennt, der einer der grössten Krankenanstalten vorsteht, und den ein solcher Haufen von Schülern umgiebt. Allerdings hätte man zu und von einem so verdienten Arzt mit mehr Bescheidenheit und Anstand sprechen sollen; — aber die deutsche gelehrte Welt gefällt sich einmal in leidenschaftlicher Heftigkeit und etwas plumper Derbheit. Genug wir alle versprachen uns die grösste Belehrung, wenn der Vf. des schätzbarsten praktischen Werks dieses Jahrhunderts, das wir jetzt besonders ungern unvollendet sehen, der *Epitome de curandis hominum morbis*, seine Annäherung oder Entfernung von Brown, belegt mit Gründen und Erfahrungen am Krankenbette, rechtfertigen würde. Wir haben nun den Inhalt dieser Vorrede anzuzeigen und zu beurtheilen. Hypothesen und Streitigkeiten seyen ihm immer zuwider gewesen. Oft hätte er seine eigenen Ideen in Zweifel gezogen, und abweichende Ansichten anderer hätte er immer zu ertragen gewusst. Beide habe er seinen Schülern vorgetragen, und sie selbst wählen lassen, *huic uni fere innixus, ut erudiendos tyrones difficilem de multis dubitandi artem docerem.* (Vortreflich!) Seine missliche Lage, als er in Pavia als Nachfolger von Valcavenghi, Burserius und Tissot auftrat, und ohne Anspruch auf Ruhm im Auslande zu haben, in vielem anders lehrte, als diese grossen Männer, und die italienischen Aerzte überhaupt. Sein Auditorium bestand immer aus schon gebildeten jungen Aerzten aus den verschiedensten Gegenden und Schulen. Unter dem stillen innern Widerspruch dieser, habe er seine Vorstellungsart geltend machen müssen, auf dem Katheder nicht allein, sondern auch am Krankenbette, und besonders bey den Leichenöffnungen. Es glückte ihm immer, den mitgebrachten Glauben zu erschüttern, den Untersuchungsgeist zu wecken, und für das Streben nach Wahrheit den Sinn zu schaffen. So geleitete und aufgeregte Köpfe waren von ihm selbst schlecht vorbereitet, blinde Anhänger von ihm zu werden. Sie wichen häufig von ihm ab, und äusserten dieses bey Erlangung der Doctorwürde mit seiner nöthigen, aber nie erschwerten, Einwilligung. (Es erhebt die Seele, einen grossen Lehrer so sprechen zu hören.) Seinen eigenen beiden Söhnen, wovon der eine, *Franz*, schon tod ist, habe er dieselbe freye Bildung gegeben: *odiosum illud parentibus, non verum est mi pater! a filiis responsum, serena semper fronte suscepi, ac vel ipse quaerendae lucis laborem clarioris promtus suscepi; vel cum ista nimis latere videretur, tempus propriamque experientiam, meliores me ipso magistros, prolibus substitui.* Nun wird erzählt, wie 1792. Browns Lehre in Pavia sey bekannt worden, und dort unter den Studirenden Anhänger gefunden habe, was sehr lebhafte Verhandlungen veranlasste, in die selbst Frauenzimmer hineingingen. Der Vf. liess dem allem seinen Gang, zumal da er Brown bey dem ersten Lesen nicht ganz gefasst hatte, und war zufrieden, dass er auch nicht den geringsten Nachlass im Fleiss sah. Gerade ein emsigeres Beobachten, ein tieferes Eindringen herrschte in den Krankensälen. Ihr Zutrauen zu ihrem alten Lehrer schien sich noch zu vermehren. Die Puncte, in denen er mit Brown zusammentraf, ehe er von ihm wusste, und die er angiebt, trugen viel bey, in Pavia eine grössere Empfänglichkeit für Brown zu erzeugen. (Es läuft alles besonders darauf hinaus, dass Hr. *Fr.* mehr zur Nervenpathologie hinneigte, die Faulfieber nicht von den Nervenfiebern unterschied, selten gastrische Ursachen annahm, die kritischen Tage, die Heilkräfte der Natur u. s. w. leugnete. Diese Meynungen bilden aber nur eine sehr geringe Annäherung an Brown.) Nicht wenige hätten sich von dem Schotten zu weit und unvorsichtig hinreissen lassen; — aber selbst diese hätten Zutrauen zum Vf. behalten, besonders da es sie schüchtern machte, dass Brown seine Lehre auszuüben, wenige Gelegenheit hatte. Viele Gegner von Brown traten auch auf. Jetzt glaubte Hr. *Fr.*, es sey für ihn Pflicht, am Krankenbette zu zeigen, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Er verfuhr mit Klugheit und seine Schüler kamen in eine unbefangene Stimmung, erkannten, dass vieles nicht Brownsche Erfindung, oder mangelhaft sey, oder grosse

grofse Schwierigkeiten habe. Nun mufste aber Hr. *F.* nach Deutfchland. Hier fand er den Streit fo unanftändig und grob geführt, dafs er fich Stillfchweigen auflegte. Aber er ficht fich doch gedrungen, feine Meynung nicht zurückzuhalten. In ihrer Blöfse zeigt der Vf. die vielen aufserwefentlichen Vorwürfe, welche man Brown und feinen Anhängern macht. Man fage auch, die jungen Aerzte gingen zu diefem Syftem über, weil es nicht viel Anftrengung fodere. Das fey aber durchaus falfch. Die fähigften, fleifsigften, unterrichtetften Jünglinge fahe er gerade Brownianer werden, und das Studium und die Anwendung diefes Syftems habe grofse Schwierigkeiten. (Wir fehen aber aus den praktifchen Schriften der Brownianer, dafs fie fich diefe Schwierigkeiten fehr leicht zu machen wiffen. Indefs find wir von der Wahrheit des Lobes, das Hr. *F.* feinen Brownfchen Schülern giebt, überzeugt. Der Eifer, ein neues Syftem fich anzueignen, es anzuwenden, zu vertheidigen und zu verbreiten, regt alle Kräfte auf, und erzeugt für Wiffenfchaften Wärme. Aber die Geringfchätzung alles Nichtbrownfchen mufs vom Lefen unferer claffifchen Praktiker abhalten, das überhaupt immer feltener wird.) Manchen mufs es doch befchämen, der fogar öffentlich über das Brownfche Syftem aburtheilte, ohne die Brownfchen Schriften gelefen zu haben, dafs felbft ein *Frank* gefteht: *per annum faltem, et ultra, quamvis novae horas non paucas impenderim doctrinae, plura tamen iftius me puncta latebant.* Mit grofser Einficht erörtert der Vf. nun das Einfeitige, Uebertriebene, Falfche der allgemeinen Brownfchen Sätze und befonders feine einzelne Krankheiten und Heilmittel betreffenden Behauptungen. Es entzückt und erhebt, einen Mann von diefem vielen, alten und gründlichen Wiffen fo tief eine neue Lehre erforfchen, und ihn mit fo viel Unbefangenheit und Selbftverleugnung dabey zu Werk gehen zu fehen. Man giebt fich dem Gedanken hin, der rechte Weg ift eingefchlagen, und von einem grofsen Geift mit Erfolg betreten; der blinde Glaube der Brownianer ift erfchüttert; die Scheu der andern Aerzte vor den vielen Wahrheiten und trefflichen Ideen, welche Brown zuerft gedacht hat, ift befiegt. Bereichert, berichtigt im Wiffen und Handeln kommt alles wieder in fein Geleife. O, der fchönen Täufchung! Sie bewährt fich nicht einmal an Hn. *F.* felbft. Es verfetzt in ein trauriges Erftaunen, wenn diefer ohne irgend einen Uebergang plötzlich am Ende der Abhandlung aus einem andern Geift, in einer andern Sprache fpricht, und er nun die ungeheuerften Brownfchen Paradoxien, die er vorher beftritt, *als Axiome* feftfetzt. Der erfte Theil des Brownfchen Syftems enthalte einen verborgenen *thefaurum, quem in denfiffimis multorum voluminibus in vanum quaeramus.* Und nun folgen die Brownfchen Sätze, unter der Aeufserung *pofito fcilicet axiomate.* — Wir heben nur aus, dafs das Leben ein erzwungener Zuftand fey; dafs die Erregbarkeit überall eine und diefelbe fey, (mit den bekannten Folgerungen); dafs die einzelnen Reize auf diefelbe Weife wirken, durch Erfchöpfen, Vertilgen, Verzehren der Erregbarkeit, und dafs fie keine andere Wirkung haben, und nur dem Grade nach von einander unterfchieden find (alfo der von uns oben weitläufig widerlegte 16te Paragraph ift Hn. *Fr.* ein Axiom!) *His pofitis,* heifst es dann, *quam vaftus ingenio humano, quam fertilis medicae fcientiae campus aperiatur, vix opus eft ut hic multis enuntiem. Alteram vero elementorum Brunonis partem fi volvas, caute, per Deos incede! latet ignis fub cinere dolofo. — — Ne tamen credas, non vera fimul atque utiliffima in ipfo quoque artis exercitio praecepta Brunoni deberi. Nemo fane meliora in morbis phlogifticis — in febribus nervofis, ac in morbis a debilitate oriundis, meliora nullus et magis inter fe cohaerentia propofuit. Haec ab aliis iam fuiffe tradita, fi obiicias; fatebor id de multis; de omnibus non annuam, nec facile ab ullo tam pure ac tam vere id factum effe concedam.* Die Verbefferungen in den Entzündungskrankheiten follen doch wohl nicht die Brechmittel, das kalte Trinken, die kalten Umfchläge feyn? Dafs Brown überall viel Neues nicht nur vorgetragen habe, fondern auch niemand vor ihm fo reine und wahre Grundfätze für diefe grofsen Krankheitsgefchlechter aufgeftellt habe, ift, was die letzte Behauptung angeht, wohl fchwer zu beweifen. Hat nicht Hr. *Fr.* felbft die Brownfche Erklärung der einzelnen Fieberfymptome, des Anfalls von Froft, des Durftes u. f. w. äufserft befriedigend widerlegt? Ift nicht alles Therapeutifche auf eine Berechnung von Erregbarkeit und erregenden Potenzen zurückgeführt, für welche uns alle Data fehlen?

Wir können diefe Anzeige nicht fchliefsen, ohne dem von uns hochverehrten Mann unfer Befremden über fein Benehmen in diefer Sache zu bezeigen. Es wird nicht klar, wie weit er fich den Brownfchen Ideen nähert und wie weit er fich von ihnen entfernt; man ficht nicht, was ihn anzieht, die theoretifchen Vollkommenheiten, oder die praktifchen Vorfchläge. Gegen beide macht er die gründlichften Einwürfe, aber erklärt fich zuletzt, ohne nähere Befchränkung, ohne irgend einen neuen Beweis, felbft ohne alle weitere Beftimmung im Wefentlichen für die Wahrheit beider. Sehr unbefriedigend hat er vorher darzuthun fich bemüht, dafs er fich Brown fchon, ehe er ihn kannte, fehr genähert habe. Warum gefiel es ihm nicht, gerade und beftimmt zu fagen, welche Veränderung er in feinem praktifchen Verfahren auf Veranlaffung von Brown traf, die Gründe hinzuzufügen, und den Erfolg in der Ausübung uns zu zeigen? Was hielt ihn ab, da er fich zu den Brownfchen Fundamentalfatzen am Ende bekennt, uns die Gründe mitzutheilen, die, feiner Meynung nach, für fie fprechen und feine vorgetragenen Einwürfe vernichten? Warum unternahm er nicht die Unterfuchung, ob es für Theorie und Praxis vortheilhafter fey, den von Brown betretenen Weg einzufchlagen, oder die alte Heerftrafse nicht zu verlaffen? Wir können uns nicht

nicht überreden, dass dieser verdiente Mann von einer so kleinlichen Denkart beherrscht werde, dass er aus irgend einer Nebenabsicht uns in Ungewissheit über sein eigentliches System lassen wolle; sondern es ist uns wahrscheinlich, dass er in sich selbst noch unentschieden ist, und zwischen dem Alten und Neuen schwankt. Nun dringt sich aber die Frage auf: warum gesteht er dieses nicht geradezu? Dass ihm dieser Aufschluss selbst ein Geheimniss sey, lässt sich von so einem erprobten Denker doch nicht erwarten.

Ein anderer Hr. *Frank* (Nr. 20.) hat sich berufen gefühlt, uns nähere Data zur Beurtheilung der jetzigen Handlungsweise des Wiener Spitaldirectors bekannt zu machen, und zu dem Zweck im Wiener *Klinicum* beobachtete Krankengeschichten nebst den angewandten Heilmitteln und dem Ausgang in Gesundheit oder Tod, im letzten Fall mit Hinzufügung der Leichenöffnung, in Druck zu geben. Diese Schrift lieset man mit grossem Interesse und selbst mit Belehrung; aber dieses ist mehr ein Verdienst des Lehrers der Klinik, als dieses Schriftstellers, der indessen doch eine gute Bildung genossen zu haben scheint, und in den besten praktischen Schriften bewandert ist. Der Vf., welcher mit seinem berühmten Namensgenossen nicht verwandt ist, hat seinen Plan ausgeführt, ohne ihn diesem mitzutheilen und seine Erlaubniss nachzusuchen, was des jungen Mannes Delicatesse in kein schönes Licht stellt, wenn er auch für sich anführen kann, alles, was in einer solchen öffentlichen Anstalt vorgeht, könne von jedem zu jedem guten Zweck benutzt werden. Hr. Hofr. *Frank* hat daher auch (Salzb. medicinisch-chirurgische Zeit. Nr. 9. 1797.) über diese Schrift seine Beschwerde vor das Publicum gebracht und erklärt, dass er das Verfahren des Hn. Doctor *Joseph Salomon Frank* nicht billige; dass er dessen Geschichte seines klinischen Instituts nicht für das halte, was sie hätte seyn müssen und seyn können, und dass er daher bitte, dieses Institut, die Schreibart seiner guten Zuhörer und ihn selbst nicht nach diesem Werkchen zu beurtheilen. Einen besondern Tadel verdient die Unbescheidenheit und Unartigkeit mancher Gegenerinnerung. In einem Fall von Skorbut ward die Rinde, viel Fleisch und Wein verordnet. Der auffallende Nutzen der warmen Bäder in Nervenfiebern wird S. 31. angeführt: *fere nullam febrim nervosam alicuius momenti sine his tractavimus.* Wo und wann sie Anwendung leiden, scheine *Frank* noch nicht auf feste Grundsätze gebracht zu haben; aber er verordne sie, sobald *cutis arida* und *carnis tensa* da sey. Den *spiritum Mindereri*, den so viele Aerzte tropfenweis zuzählen, gebe Frank zu sechs Unzen des Tages! *Vesicatoria* lässt er in Nervenfiebern nur als *rubefacientia* wirken. Er habe versichert, wenn er seine Erfahrungen übersehe; so ergebe sich, dass die mehrsten Gelbsüchtigen durch die leicht auflösenden, bitteren Extracte und Mittelsalze geheilt worden wären. Auf diese Weise stellte er auch viele im Wiener Klinicum her; aber alle Gelbsüchtige, welche dieses Jahr behandelt wurden, hatten die weisslichen Stuhlgänge nicht. Lob der Frankischen Behandlung der Nervenfieber, die das eigne hat, dass er keine Rücksicht auf gastrische Zeichen nimmt und sich von anscheinenden inflammatorischen Localzufällen nicht irre machen lässt. Aeusserst nachdrückliches Verfahren in Entzündungskrankheiten mit Aderlassen und gelinden Abführungen. Der gute Erfolg überrascht. Bey intermittirenden Fiebern reicht er gleich die Rinde, wenn nicht ganz besondere Zeichen von Unreinigkeiten der ersten Wege da sind. Das, was man gewöhnlich dafür nimmt, sieht er als Wirkung der Krankheit an. Der Vf. sah von diesem Verfahren immer Nutzen, nie Schaden. Die achtzehnte Krankengeschichte zeigt in einem nachlassenden Fieber den Schaden versäumter Ausleerungen. Die Krankheit zog sich in die Länge und in der Heilung vermisst man einen festen Gang. Sehr grosses Lob des *Cremor tartari* in der Wassersucht. Alle zwey Stunden wird der sechste Theil einer Unze gereicht. Ein Pemphigus war auch dort unheilbar. In der Bleichsucht müsste man mit den Hallerschen sauren Tropfen den Anfang machen. Mit Zinn konnte der Bandwurm zum Abgang gebracht werden, aber immer ohne Kopf. Die Folgen des bey Juden häufigen strengen 24stündigen Fastens schildert der Vf. aus grosser Erfahrung trefflich. Einige Fälle von nervöser Lungenentzündung beweisen den grossen Nutzen der reizenden Behandlung in Fällen dieser Art; aber dass sie auch der grosse *Frank* zu Zeiten mit wahrer Lungenentzündung verwechselt, zeigt die 14te und 17te Krankengeschichte. Unser Resultat ist nun, in so vielem auch *Johann Peter Frank* von der gewöhnlichen deutschen Praxis abweicht, gewiss vielfältig aus sehr guten Gründen, und in so manchen er auch von seinen in der *Epitome* gegebenen Vorschriften sich jetzt entfernt; so bestimmen ihn dazu nur seine Erfahrungen am Krankenbette, nicht Brownsche Ideen, ob ihm diese gleich in seinem Gange Festigkeit geben und er ihnen auch gern huldigt. Seine Behandlung der Nervenfieber ist gar nicht Brownisch. Er wechselt nicht so oft mit den Reizmitteln, verharrt bey der Rinde gern, reicht nicht so ungeheure Gaben und lässt sie nicht so schnell auf einander folgen, sondern wie gewöhnlich in Zwischenräumen von zwey Stunden. Den Mohnsaft giebt er nur etwa gegen Durchfall und Schlaflosigkeit durch Husten.

Von der *ratio Ticinensis* und des ältern *Frank's* Vorrede, ist Nr. 18. eine sehr treue Uebersetzung. Hr. *Schäfer* hat sehr viele Anmerkungen hinzugefügt, die einen eifrigen Brownianer in ihm erkennen lassen. Einiges verdient Erwähnung. In sumpfigen Gegenden nehme man oft ungeheure Ausdehnungen der Milz wahr, das was man Fieberkuchen nennt. Das sehr weiche und lockere Parenchyma und die Gefässe erweitern sich so. Die stärkenden Mittel helfen. Die italienischen Aerzte heilen sie durch oft wiederholtes tägliches Peitschen der Stel-

len mit kleinen Stäbchen. Im Wiener Klinicum sahe Hr. *S.* in einem Jahr unter 230 Kranken nur 30 an sthenischen Uebeln leiden. Bey diesen Sthenien nahm man nun auch Ausleerungsmittel zu Hülfe, die sonst nur höchst selten und nur besonderer Umstände wegen gegeben wurden. Bey allen den leichtern und schwerern Nervenfiebern, davon die mehrsten mit gastrischen Zeichen befielen und öfters alle Charaktere der Gallen- und Schleimfieber in sich vereinigten, wurde *nie*, man verstehe mich wohl, setzt er noch hinzu, *nie* ein Brech- oder Abführungsmittel verordnet und nur eilf starben von mehr, als hundert. Alle übrigen wurden glücklich und bald hergestellt. Viele Beyspiele von sthenischen Blutflüssen. Die Stelle von Ohrenschmiere S. 205. ist unverständlich übersetzt. Auch heisst es S. LII. unrichtig für *etsi non vegetet*, ob er gleich nicht wächst.

(Die Fortsetzung folgt.)

TECHNOLOGIE.

Leipzig, auf Kosten des Herausgebers und b. Fleischer d. Jüng.: *Der geschwind und richtig rechnende Markscheider*, oder *Tafeln für den Markscheider*, die aber auch der Feldmesser, Wasserbaumeister und Ingenieur gebrauchen kann. Herausgegeben von *Karl Wilhelm Böbert*, Obersteiger — in Rothenburg an der Saale. 1797. 100 S. 4. u. 1 Kupfertafel.

Diese sehr brauchbaren Tafeln gehen von S. 24. an. Es sind deren 7. Die erste Tafel (S. 24 — 46.) enthält die Sohlen und Seigerteufen, welche, für Neigungswinkel von 5 zu 5 Minuten, und für wahre Abstände (oder Flachsschnur Längen) von 1 bis 8 Lachterzoll, so wie von ⅛ bis ⅞ und 1 bis 6 und 10 Lachter, bis auf 4 Decimalstellen eines Lachters sind berechnet worden. Die zweyte Tafel (S. 47 — 70.) enthält die Sohlen und Seigerteufen, welche von 5 zu 5 Minuten Donlege und für 1 bis 8 Lachterzoll, für 1 bis ⅞ Lachter und für 1 bis 6 und 10 Lachter Schnurenlänge in 1000 Theilen eines Achtellachters berechnet sind. Die dritte Tafel (S. 71 — 87.) begreift die Streichlinie und Streicheosinusse, in 10000 Theilen eines Lachters ausgedrückt, in sich, für Sohlen von 1 bis 10 und von Sechzehntel zu Sechzehntel Achtelstunde, oder 128 Theile einer Compassstunde. Die vierte Tafel (S. 88.) enthält die Längen verschiedener Lachter in rheinländischen Fussen ausgedrückt, woneben nach Mayers Vorgange die Logarithmen zu bequemerer Verwandlung der Lachtermaasse stehen. Die fünfte Tafel (S. 89 — 97.) dient zur Verwandlung der Stunden — in Grade u. s. w. Die sechste Tafel (S. 98.) verwandelt die Grade in Stunden; und die siebente und letzte Tafel (S. 99.) die Minuten in Sechzehntel-Achtelstunden. Die erste und dritte Tafel sind nach des Vfs. Versicherung doppelt gerechnet. — Zu Ende der ersten Tafel steht noch: Logarithmisches Lachtertäfelchen. Dieses ist mit Vortheil zu Findung der Sohle und Steigerteufe zu gebrauchen, wenn man mit einer in Achtel eingetheilten Kette zieht und vollständige Logarithmentafeln hat. — Die zweyte Tafel ist hier aus Oppels Markscheidekunst vermehrt und verändert aufgestellt worden. Die vier letzten Tafeln sind aus Hn. Prof. *Lempe* Markscheidebüchern genommen, jedoch nicht blos abgeschrieben, sondern auch vermehrt und einiges verbessert. Ueberhaupt hat sich, (wie dies herausgegebene Werk zeigt,) der Hr. Vf. vorzüglich nach den Lempischen Markscheidebüchern gebildet. Er ist nicht blos Nachbeter und Abschreiber, er hat überall selbst gedacht, wovon unter andern hier die Erläuterung der dritten Tafel ein rühmliches Zeugniss ablegt. Rec. wünscht, dass Hr. *B.*, seinem Versprechen gemäss, diese Tafeln nochmals genau revidiren, und die etwan vorgefundenen Fehler auf ein besonderes Blatt abdrucken auch sie in mehreren der gangbarsten Zeitschriften einrücken lassen möchte. Sollte er keine Fehler finden; so müsste er dieses ebenfalls bekannt machen. Seine Tafeln würde man dann mit mehrerer Sicherheit gebrauchen, und Hr. *B.* davon grössern Absatz haben, welches ihm Rec. von Herzen wünscht; auch hiemit auffodert, die in der Vorrede erwähnten bergmännischen Abhandlungen baldigst zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Fleischer d. Jüng.: *Abbildung und Beschreibung einer Windmaschine*, aus einem Brunnen die Wasser 27 Leipziger Fuss hoch in einen Behälter zu heben. — Aufgenommen, gezeichnet und gestochen von *Joh. Steph. Capieux*. 1797. 8 S. 4. nebst einer Kupfertafel. Diese perspectivisch dargestellte Maschine ist in der Nähe des Rittergutes zu Bretleben, welches dem Hn. Berghauptm. *von Trebra* gehört, aufgebauet und im Umgange. Erfindung und Anordnung der Mühle gehört dem Hn. Maschinendirector Friedrich zu Zellerfeld auf dem Harze. — Sie besteht aus 6 Windflügeln, welche mit Segeltuch bespannt werden. Die übrige Einrichtung ist sinnreich und kann nicht wohl im Auszuge dargestellt werden. — So gut übrigens perspectivische Zeichnungen sind, wenn sie gehörig gemacht werden; so sind doch für das Maschinenwesen richtige Durchschnittszeichnungen besser; welche auch hier zu wünschen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Die *Prüfung* des Hn. *Marcus* (Nr. 21.) enthält im ersten Stück: *Grundlinien der medicinischen Theorie nach J. Brown*, von einem andern Vf. Sie sind nicht ächt Brownisch, nicht an sich ganz richtig, und sie voranzuschicken war überall kein guter Gedanke. — *Beschreibung des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg.* Die zweckmäfsigen und schönen, innern und äufsern Einrichtungen, die zum Theil Kupfer anschaulich machen, übergehen wir, ob sie gleich das Herz jedes Lesers innigst erfreuen. 150 Kranke haben Raum. Die beiden Geschlechter sind getrennt. Im Durchschnitt sind jährlich in diesem Hause 500 Kranke. Alle Unkosten belaufen sich jährlich auf 8000 Gulden. Es verdient Nachahmung, eigene, sich selbst erhaltende Institute für kranke Handwerksgesellen und Dienstboten zu errichten, und sie mit einer solchen Anstalt zu verbinden. Es sichert und erweitert die Existenz eines Krankenhauses, und verschafft Menschen, die sonst häufig verwahrloset werden, und ihren Brodherrn sehr lästig fallen, eine gute Behandlung u. s. w. Durch den Tod des grofsen Stifters dieses Hospitals, den unvergefslichen *Franz Ludewig*, verlor dasselbe gar viel, aber es kann doch fortdauern. So behält denn Bamberg den Ruhm, das beste organisirte Krankenhaus zu haben. Tabellen über die Aufnahme der Kranken und den Ausgang ihrer Uebel nach dem Brownschen System. Leider fügt aber Hr. *M.* hinzu, dafs falsche Data sich in diese Tabellen eingeschlichen haben. — *Bemerkungen über das Winterquartal* 1797. Die Krankenzahl in den Monaten Januar, Februar, März war 124. Davon waren 101 neu aufgenommen. Hiervon sind 86 genesen, 9 gestorben, 2 ungeheilt entlassen, 28 blieben in der Behandlung. Sthenische Uebel hatten 32, asthenische 66. Unter den sthenischen waren 14 mit Lungenentzündung, von denen 2 starben. Von 32 mit Faul- und Nervensiebern starben 3. Der Einflufs der Witterung auf die Krankheiten spreche für Brown. Je kälter es war, desto mehr Krankheiten mit verminderter Erregung, und je wärmer es war, desto mehr Krankheiten mit vermehrter Erregung zeigten sich. Besonders war das letzte der Fall, wenn Wärme auf Kälte folgte. Die Faul- und Nervenfieber vertrugen eben so wenig, als die kalten Fieber ausleerende Mittel, und die auffallendsten gastrischen Zeichen verloren sich oft schon nach zweymal 24 Stunden, auf den Gebrauch stärkender und reizender Mittel. Man gab ihnen gleich anfänglich Fleisch und Wein. Auch Hr. *M.* sagt, die Quartana sey leichter heilbar gewesen, als die Tertiana. Aufser der China bewies sich der Mohnsaft als das vorzüglichste Fiebermittel. Der Mohnsaft bewährte sich durchaus in allen Krankheiten von Schwäche als das vorzüglichste stärkende Mittel, und hob schneller und dauernder die Krankheit, als alle übrige. Die Heilung einer Brustwassersucht und eines Blutbrechens sey diesem Mittel allein zu verdanken gewesen. — *Krankengeschichten.* Eine Peripneumonie. Sie ward anfänglich mit Reizmitteln behandelt. Das räth Hr. *M.* in zweifelhaften Fällen immer. Bald mufste aber antiphlogistisch verfahren werden. Rücksicht auf die herrschende Epidemie trüge. Aber wichtig sey der Einflufs einer schnellen Witterungsveränderung bey den schon Erkrankten. Kleine und wiederholte Aderlässe wären, sehr wenige Fälle ausgenommen, den stärkern weit vorzuziehen. Nicht in zweifelhaften Lagen scheint der Vf. das zu rathen, sondern als einen allgemeinen Satz, und da ist es aller Erfahrung zuwider. Kalte Umschläge mit kaltem Brunnenwasser wurden mit dem besten Erfolg angewandt. Sie entziehen unglaublich schnell den Wärmestoff, und setzt man sie zu lange fort, so hat man den Uebergang in directe Schwäche zu fürchten. Er läfst sie selten länger als 1 — 2 Stunden aufliegen. Besonders müsse man nachlassen, wenn der Pulsschlag anfange, frequent zu werden. Unter ihrem Gebrauch fühlt man eine stärkere Hitze auf der Oberfläche der Brust. Als das Uebel schon für sthenisch erklärt war, zog man doch auch Blasenpflaster zu Hülfe. Das ist gegen Browns Lehre gehandelt. — *Eine Peripneumonie.* Die kalten Umschläge vermehrten doch vor dem 2ten Aderlafs die Stiche. — *Eine Manie.* Als sthenischs Uebel behandelt und geheilt. — *Drey Fälle von Tertianfiebern.* Gastrische Zeichen wurden nicht geachtet, und etwas darin gesucht, die Heilung weniger mit China, als mit den andern Reizmitteln *opium, nux vomica, cortex Winteranus* u. s. w. zu bewirken. — *Ein Quartanfieber. Opium, cortex* und Eisen bekämpft es. *Zwey Fälle von anhaltenden Fiebern.* Das eine war tödlich, das andere ward geheilt. Die Behandlung zeichnet sich vor der gewöhnlichen nur durch die gröfsere Menge reizender Mittel aus, welche zur Hülfe genommen wurden. Fünf Unzen Weingeist im Wasser in 24 Stunden zu geben, ist etwas auffallend. — *Ein Blutbrechen.* Opium anfänglich in kleinen, dann in gröfsern Gaben bewährte sich.

Zwey-

Zweytes Stück. *Uebersicht vom April, May, Junius.* Die Zahl der Kranken war 134, der neu Aufgenommenen 104. Davon sind 102 genesen, 3 ungeheilt entlassen, 22 blieben in der Behandlung, 7 starben, 13 hatten sthenische Krankheiten, 112 asthenische, 11 örtliche. Von 38, die einen Synochus oder Typhus hatten, starben 6. Von diesen sechsen waren mehrere vor ihrer Aufnahme mit Ausleerungen mishandelt worden, oder kamen erst im höchsten Grad des Uebels ins Hospital. Auch in diesem Vierteljahr verhielt sich der Einfluss der Witterung auf die Krankheiten, wie Brown es lehrt. Auch nicht ein einziges mal sah man sich in die Nothwendigkeit versetzt, bey den so vielen Fieberkranken zu Brech- und Abführungsmitteln Zuflucht zu nehmen. Die stärkende, reizende Methode in ihrem ganzen Umfang wurde bey allen diesen Kranken angewendet, und nie heilte das Krankenhaus so glücklich, als seitdem es diese Heilart annahm. Keiner der Fieberkranken vertrug auch bey allen Zeichen der gastrischen Unreinigkeiten und der Turgescenz derselben die ausleerenden, schwächenden Mittel, und diese machten immer eine auffallende Verschlimmerung. Noch giebt Hr. *M.* Nachricht von einer epidemischen Diarrhöe von der Mitte Aprils bis zur Mitte Mays, die im letztern Monat ruhrartig wurde. Am wirksamsten dagegen waren Baldrian, Schlangenwurz, Mohnsaft und Naphtha; aber auch diese, obgleich in starken Gaben innerlich gegeben, wollten in vielen Fällen keine Hülfe leisten. Die schleunigste, sicherste und ausdauerndste Hülfe verschafften die äusserlichen Mittel, besonders Einreibungen aus Naphtha, Campher und Mohnsaft; warme Umschläge von aromatischen Kräutern mit Wein und in Wasser verdünntem Weingeist, und Klystiere aus Baldrian, Wolferley und Mohnsaft. Zwey- und dreymalige flüchtige Einreibungen, nur hintereinander angewendet, hoben nicht selten Durchfälle, welche schon Wochen lang gedauert, und den wirksamsten innern Mitteln widerstanden hatten. Unter vielen vorräthigen Krankengeschichten wählte er diesesmal vorzüglich mehrere, bey welchen öfters von der incitirenden Methode abgesprungen, und wobey die Verfahrungsart dadurch schwankend und tadelhafter ist. — *Zwey Fälle von Tertianfieber*, denen während der Wiedergenesung anhaltende Fieber folgten. Die Erklärung des Ekels vor Fleischspeisen (S. 6.) ist verfehlt. Sie würde richtig seyn, wenn der Ekel dem Genuss folgte; aber er geht diesem vor, und verhindert ihn. Der Vf. tadelt selbst seine Behandlung des letztern Falls. — *Ein anhaltendes Fieber und Recidiv in Tertianfieber. Ein gelinderes anhaltendes Fieber* mit leichter Halsentzündung. *Ein anhaltendes Fieber*, das mit schwachenden, ausleerenden Mitteln behandelt, sich verschlimmerte, aber der reizenden Heilmethode wich. *Ein heftiges, anhaltendes Fieber*: Eine in diesem *sieben Tage* fortdaurende Verstopfung veranlasst endlich den Entschluss, Klystiere zu geben, und zwar von Chamillen, Arnicablumen, China, Opium u. s. w. Aber auch diese Klystiere hält Hr. *M.* nicht nur für unnöthig, sondern vielmehr für schädlich. Zahlreiche Erfahrungen sagten ihm, Kranke mit heftigem Typhus hätten bey 8 und 10tägiger gänzlicher Verhaltung des Stuhlganges ungemein schnelle Vorschritte gewonnen. *Anhaltendes Fieber* mit asthenischer Brust- und Halsentzündung. *Asthenische Beschwerden der Verdauungsorgane. Eine Kolik*, eines an Hämorrhoiden leidenden, unter vielen ungünstigen Umständen lebenden u. s. w. Der Vf. vertraute die Heilung vorzüglich stärkenden Mitteln an. Es ist alles, und am mehrsten das Heilverfahren zu verwickelt, als dass ein Resultat zu ziehen sey. Als er sich einmal der Besserung näherte, liess man zehen Tage hingehen, ohne dem Kranken Oeffnung zu schaffen, die man dann erst den 14ten Tag bewirken konnte. In der *Epicrisi* heisst es, man könne daher auch mit vielem Grund annehmen, dass wir sogar von langwieriger Verstopfung, sie mag nun von selbst oder auf Mohnsaft u. s. w. folgen, gar nichts bey der Kolik zu fürchten haben! Zwey Fälle von *Blutspeyen*. In ihnen waren Mittel, wie Mohnsaft, Naphtha u. s. w. nützlich. Eine dieser Krankengeschichten hat der Kranke selbst verfasst, der als ein Kenner und Liebhaber des Brownschen Systems gerühmt wird, ob er gleich ein Rechtsgelehrter ist.

Drittes Stück. *Uebersicht vom Julius, August, September.* Die Krankenzahl war 132, davon waren neu aufgenommen 112. Genesen sind 98, gestorben 7, ungeheilt entlassen 1, in der Behandlung geblieben 26. An sthenischer Krankheit lag *einer*, an asthenischen *hundert und zwanzig*. Unter den asthenischen hatten 26 anhaltendes Fieber, Synochus oder Typhus, 28 intermittirende Fieber, 5 die Ruhr. Die Ruhr herrschte epidemisch und verheerend auf dem Lande. Auch bey allen Zeichen der gastrischen Unreinigkeiten, und den Erscheinungen entzündlicher Art vertrugen die Kranken dennoch die kühlenden, ausleerenden Mittel schlechterdings nicht, und in allen Fällen, wo sie angewandt wurden, erfolgte unmittelbare Verschlimmerung aller Zufälle. Warmes Verhalten, Mohnsaft, Naphtha, Campher, Arnica, Wein, Eyer, gewürzte Fleischbrühen, flüchtige Einreibungen, warme Umschläge aus aromatischen Kräutern, Klystiere mit Opium und arabischem Gummi leisteten in allen dem Vf. vorkommenden Fällen die schnellste und vortrefflichste Wirkung. Die gastrischen und entzündlichen Zufälle verschwanden bey dem Gebrauch dieser Mittel oft plötzlich, und die Wiedergenesung erfolgte bald. Die Versäumung oder zu späte Anwendung dieser Mittel war, selbst wenn die Ruhrübel noch bekämpft wurden, mehrern in ihren Folgen tödlich, da Auszehrung, Wassersucht eintrat. Bey der Aehnlichkeit der diesjährigen Ruhrepidemie mit allen Ruhrepidemien, wie er sie seit mehr als zwanzig Jahren in seiner Gegend fast jedesmal am Ende des Sommers beobachtet habe, drängte sich ihm der Gedanke auf, ob nicht vielleicht der Krankheitscharakter aller epidemischen Ruhren einer und der

derselbe seyn dürfte, und nicht alle Verschiedenheit der Ruhrgattungen in der mindern oder grössern Heftigkeit derselben bestehe u. s. w.? Vielleicht dürfte es daher nie eine wahre entzündliche, rheumatisch katarrhalische, gallichte, faulichte Ruhr gegeben haben. Oder jeder Epidemie kämen alle diese Bestimmungen zu, wenn man auf solche äussere Erscheinungen Gewicht legen wolle; denn in jedem Jahr sahe er nach Verschiedenheit der Subjecte und nach dem Grad der Krankheit entzündliche, gallichte, faulichte Zufälle. Dem Vf. ist die Ruhr eine allgemeine Asthenie mit besonderer Asthenie des Magens und Darmcanals. Ihre Erscheinung am Ende des Sommers erklärt er durch den Verlust so vieles Ausdünstungsstoffes, durch den Genuss der vielen und kalten Getränke, der vegetabilischen Diät, durch das anstrengende starke Arbeiten. Hierzu komme nun noch die schnell abwechselnde Hitze und Kühle. Dass alles in Schwäche bestehe, widerlege man damit nicht, dass China oft nicht heilsam wirke, da flüchtige Reize erfoderlich wären. Dass die Ruhr bey Einzelnen sthenisch seyn könne, will er doch nicht leugnen. (Es ist befremdend, dass Hn. *M.* nicht bekannt ist, was *J. P. Frank* hierüber in der Vorrede zur *rat. Ticin.* sagt, und er voraussetzt, dass sich dieser selbst über diese seine Erfahrung nie geäussert habe.) Er schlägt folgende Eintheilung vor, und commentirt sie: Ruhr ohne Fieber; mit der *Febris continua simplex;* mit *Synochus,* mit *typhus.* Nun folgen die *Krankheitsgeschichten.* — Drey Fälle von *Ruhren* nebst Bemerkungen. China hat bey ihm alles Vertrauen in Diarrhöen und Ruhren verloren. Sie verschlimmere den Zustand und erzeuge Rückfälle. Schleimigte Getränke verwirft er, sie beschwerten und erschlafften nur den Magen. Er räth das *Laudanum* zu geben, mit drey Tropfen anzufangen, sie alle halbe Stunden, wenigstens alle Stunden zu wiederholen, aber steigend mit einem Trophen, bis zu acht Tropfen, dann aber wieder eben so tropfenweis herunter zu gehen. So braucht er 24 Stunden hin, und fängt nach Erfodernifs die nächsten 24 Stunden wieder so an und endigt auch so wieder. In dem sehr seltnen Fall, wo Opium nicht vertragen wurde, gab er an dessen Stelle Kampfer; Naphtha, Arnica. Zwey *viertägige Fieber.* Vorzüglich zum Beweis, dass dreytägige Fieber Quotidianfieber werden können; allein wer kann dieses bezweifeln? Aber diese Fälle thun dieses nicht dar, da die Angaben in den Beobachtungen fehlen, ob nicht eine *Tertiana duplicata* entstand — eine immer bemerkenswerthe Verschiedenheit. Drey *dreytägige Fieber.* Ein *viertägiges Fieber* befiel drey Schwestern zugleich. Alle drey hatten nur einen Paroxysm im Hospital noch zu überstehen. Ein *anhaltendes Fieber.* Lob der warmen aromatischen Umschläge bey heftigem Kopfschmerz. Man dürfe sie aber nur eine Stunde fortsetzen. Zwey Fälle von *Synochus.* In den Anmerkungen wird über die gastrischen Unreinigkeiten viel gesagt. Diarrhöen und Nasenbluten brächten oft nur eine Erleichterung auf kurze Zeit, und Verschlimmerung, die später folgte, und durch sie bewirkt war, schrieb man ihnen nicht zu. Anhäufungen in den ersten Wegen erkennt Hr. *M.* an, aber als Folgen, deren Ursachen zu bekämpfen wären. Weit entfernt, dass China, Valeriana, Campher, Mohnsaft u. s. w. die *Sordes* zurückhielten, beförderten sie ihren Abgang, den er dann als heilsam gelten lässt. Mit gleich guter Wirkung sehe man aber unter dem Gebrauch dieser Mittel oft 4—6tägige Verstopfung. (Verschiedene Fälle werden nicht unterschieden, und wie es scheint, dem Zufall überlassen, ob durch die Mittel oder neben ihnen Stuhlgang erfolgt, oder nicht.) Zwey Fälle von *Typhus.* Ueber den nicht wesentlichen Unterschied unter *Febris continua, Synochus* und *Typhus* ist Hr. *M.* weitläuftig, aber nicht befriedigend, da er nicht, wie Röschlaub auf den *Typum* ihn zurückbringt. Ob alle und die wichtigsten Organe leiden, und das mehr und weniger, soll den Unterschied begründen. Wir verkennen hierin den Anhänger Browns, der die Erregbarkeit aller Organe afficirt halten muss, sobald sie nur in einem krankhaft ist. — *Bemerkungen über die Zubereitung des Sydenhamschen Laudanum* und von einer *neuen Tinctura opii.* Hr. *M.* wollte eine wohlfeilere Bereitung haben, die sich nicht so leicht präcipitire, und in der die enthaltene Menge des Mohnsafts bestimmter anzugeben sey. Hr. Eccard leistete dieses und ein halbjähriger Gebrauch im dortigen Hospital bewährte sein Verfahren. Seine Vorschrift ist: *opii optimi ℥ij, caryophillorum ℥j, aq. cinamom. ℥VIII, alcohol. vin. ℥IV. Opio, caryophyllis in pulverem tritis, aqua cinamomi cum alcohole permixta affunditur, vitrum bene clauditur. Digestione per sex dies in loco calido continuata; tinctura exprimitur, clarificatur.* Zehn Tropfen enthalten einen Gran Mohnsaft. Das *Laudanum liquidum Sydenhami* ist ein in der That tadelhaftes Präparat.

Die den beiden letzten Heften beygefügten Tabellen über die Hospitalkranken haben den gewöhnlichen Zuschnitt, und man erfährt nicht, warum die anfänglich beobachtete Brownsche Ordnung und Terminologie so bald verlassen ist. Nur einmal stossen wir auf einen tödlich abgelaufenen Fall, der bloss mit directer Schwäche bezeichnet ist. Diesen und andere in den Tabellen aufgeführte Fälle hätten wir statt mehrerer vom Vf. gewählten, wohl erzählt sehen mögen, als das viertägige Fieber, das doch nicht so schnell hat weichen wollen, als Hr. *M.* und die andern Brownianer wollen; denn der Kranke war den 18ten September aufgenommen, und genass erst den 3ten October; die Gichtkranke, die vom 27ten Julius bis 10ten October im Hospital war, und nicht ganz geheilt entlassen ward; den tödlichen Fall von Wahnsinn mit Convulsionen u. s. w.

Warme Bäder, *epispastica* scheint der Vf. in Fiebern nicht zu Hülfe zu nehmen. Auch fanden wir nicht, dass er nach Brown und Joseph Frank das gelinde Nasenbluten als ein Zeichen berücksichtigt, dass

dafs zu ftark gereizt wird, und dafs directe Schwäche in indirecte überzugehen droht.

(Die Fortfetzung folgt.)

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Sammlungen englifcher Original-Handlungs-Briefe* mit deutfchen Anmerkungen, von *J. G. Cleminius*. Erfter Theil. 1798. 214 S. 8.

Auch unter dem Titel:

A Collection of original englifch Merchants Letters with german notes.

Dafs fich von dem Herausgeber diefer Sammlung keine fchlechten Handlungsbriefe erwarten laffen, zeigt die wohlgerathene englifche Vorrede, aus welcher eine gute Sprachkenntnifs hervor leuchtet. Er gefteht darin, dafs er in feiner Mufse von Comptoir-Gefchäften viele gut ftylifirte Briefe von englifchen Handlungshäufern abgefchrieben, die wichtigften Redensarten aus felbigen herausgezogen, und fich auf diefe Weife eine Fertigkeit erworben habe, dergleichen felbft aufzufetzen. Ob Briefe von feiner eigenen Erfindung in diefe Sammlung aufgenommen worden find, fagt die Vorrede nicht deutlich. Dem fey aber wie ihm wolle, die vorliegenden 127 Briefe fcheinen ganz dazu eingerichtet zu feyn, dafs deutfche Comptoiriften die englifche Correfpondenz fich dadurch erleichtern können, dafs Lehrer der englifchen Sprache durch fie in den Stand gefetzt werden, angehende Kaufleute in diefer Kunft zu unterrichten, und dafs endlich durch die beygefügten Noten felbft Engländer eine Anweifung erhalten, deutfche Handlungsbriefe zu entwerfen. Sollte Hr. *C.* fich entfchliefsen, den verfprochenen zweyten Theil herauszugeben, fo wünfcht Rec. 1) dafs er aufmerkfamer einige Fehler gegen die englifche Sprache vermeide, wie z. B. in der Vorrede, wo es heifst: *and I dare fay they were fuch as thought worth to be fent of.* Bey *thought* fehlt *I*, oder *were* oder *have been*; und ftatt *of* müfste *off* gefetzt feyn. S. 11. findet fich: *You will pleafe note that etc.* Schreibt wirklich der englifche Kaufmann fo? Der Sprachregel nach mufs man fagen, *You will pleafe* (oder *you will be pleafed) to note, that etc.* S. 15. erblickt man *recomment* für *recommend;* S. 25. *hearth* für *heart;* auch kommen auf andern Seiten ähnliche Unrichtigkeiten zum Vorfchein. — Zweytens wünfcht Rec. die Interpunction beffer beobachtet zu fehen, damit mehr Deutlichkeit in den Sinn der Briefe gebracht werde. S. 5. findet fich z. B. *We have not heard from you for fome time paft, the prefent ferves to inclofe etc.* Nach *paft* follte billig ein Punct ftehen. Aehnliche Fehler wider die Interpunction enthält faft jeder Brief. — Drittens wünfcht er, dafs die Wörter am Ende der Zeilen richtiger abgebrochen werden; z. B. S. 29. nicht *amoun-ting*, fondern *amount-ing;* S. 32. nicht *the-rewith*, fondern *there-with;* S. 33. nicht *ti-mely*, fondern *time-ly;* S. 49. nicht *forwar-ded*, fondern *forward-ed;* S. 64. nicht *wha-tever*, fondern *what-ever*, u. f. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Leipzig*, in Commiffion b. Fleifcher: *Verfuch einer pfychologifch-pädagogifchen Erklärung zweyer Erfcheinungen*, die man zu unferer Zeit an den Studirenden bemerkt von M. *Karl Benedikt Suttinger*, Rector der Schule zu Lübben. Auf Koften des Vfs. 1799. 98 S. 8. (7 gr.) *Woher kommt es, dafs in unfern Zeiten die jungen Leute weniger in alten Sprachen gefchickt und zur alten Literatur vorbereitet, auf die Univerfität gehen, als ehemals?* und: *woher kommt es, dafs Kinder wenig bemittelter Aeltern aus niedern Ständen oft beffer gerathen, als Kinder bemittelter Aeltern aus höheren Ständen?* Diefe beiden Fragen beantwortet der Hr. Rect. *S.*, den das Publicum fchon aus einigen andern Schriften von einer vortheilhaften Seite kennt, in diefer Schrift. Schon die Wichtigkeit diefer Gegenftände felbft wird die Aufmerkfamkeit aller derer, welche an Unterfuchungen der Art Intereffe nehmen, auf diefe kleine Schrift leiten, in welcher man überall einen Mann reden hört, der nicht blofs als gelehrter Schulmann, fondern als praktifcher Erzieher fpricht. Die Beantwortung der erften Frage gab dem würdigen Vf. zugleich Veranlaffung, auf die Nothwendigkeit des Studiums der Alten und auf die dabey zu wählende zweckmäfsigfte Methode aufmerkfam zu machen. Die Vernachläffigung diefes Studiums fieht er mit Recht als eine Folge unferer gegenwärtigen Schulverfaffung an. Bey dem in unfern Tagen erweiterten Umfange nothwendiger Unterrichtsgegenftände, kann jenen Klagen über Vernachläffigung eines gründlichen und gefchmackvollen Studiums der Alten nicht anders, als durch Anftellung mehrerer Lehrer und durch anftändigere Befoldung derfelben abgeholfen werden. In der zweyten Abhandlung, welche fchon Stückweife in der *Laufitzifchen Monatsfchrift* abgedruckt ift, worüber fich der Vf. befriedigend rechtfertigt, macht er auf die Fehler, welche bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge, die phyfifche und moralifche Erziehung der höheren Stände in der Regel charakterifiren, aufmerkfam. Seine Darftellung ift treffend, ohne übertrieben zu feyn. Wir wünfchen daher, dafs diefe kleine Schrift viele Lefer finde, welche die darin enthaltenen wichtigen Wahrheiten, die jetzt vorzüglich in Erinnerung gebracht zu werden verdienen, der forgfältigften Beherzigung werth halten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Die Weikardsche *Sammlung* (Nr. 22.) soll an die Stelle des Magazins treten. Erfahrungen überzeugten besser als theoretische Beweisgründe. Die diesjährigen intermittirenden Fieber hat Hr. *W.* ohne Brechen und Abführen geheilt. Schlimme Durchfälle und Ruhren habe er nur dann gesehen, wenn vorher Nichtbrownsche Aerzte sie behandelt hätten. So weit die Vorrede. Die Abhandlungen selbst sind von den Hn. Röschlaub und Joseph Frank. *Geschichten verschiedener Grade von Fieberkrankheiten und Bemerkungen über dieselben*, vom Professor *Röschlaub.* Er habe oft Ausleerungsmittel gegeben, weil die Kranken sie verlangten (ein sehr schlechter Bewegungsgrund), und weil er von dem Vorzug der Brownschen Methode noch nicht so überzeugt war. (In seinen Schriften verrieth Hr. *R.* nie Zweifel oder Bedenken, und gab ganz Deutschland daher Rathschläge, die er selbst an einem Einzelnen auszuüben nicht den Muth hatte. Unmöglich kann man dieses Verfahren löblich finden.) Wider diese zu handeln, würde er jetzt für ein Verbrechen halten. *Einige Fälle von Synochus.* Zwey Fälle nur erzählt, aber von vielen eigenen Erfahrungen in dieser Krankheit gesprochen. Das antigastrische Verfahren zu verdrängen ist Hn. *R.* Absicht. Das Resultat ist, kein Typhus entstand, dem nicht Synochus voranging; nie sah er im Synochus Brech- und Abführungsmittel, besonders in starken und wiederholten Gaben reichen, ohne dass heftiger Typhus (Faulfieber), auch bey sonst stärkern Constitutionen erfolgt wäre; keinen Typhus sah er noch heilen, gegen den nicht durchdringende, diffusibile Reize angewandt wurden. (Dass das Resultate von Hn. *R.* Praxis sind, lassen wir gelten, aber eine Praxis, die solche Resultate giebt, kann nicht von lange her seyn oder sich weit verbreiten, und sollte daher keine Resultate ziehen.) *Einige Quotidiansieber.* Man soll gleich stärkende Mittel geben, der *cortex* habe gerade keinen Vorzug. In seiner Erfahrung bewahrte sich diese Curmethode. *Einige Tertiansieber.* Dieselben Resultate. *Ein Quartanfieber*, das auf eine andere Krankheit, die mit Aderlassen behandelt war, folgte, schon über vier Monate gedauer hatte. Erst nach drey Wochen war die Gesundheit vollkommen. Hr. *R.* bemerkt, dass grössere Gaben von reizenden Mitteln in Quartanfiebern nöthig sind. Das ist doch nicht ein Beweis, dass sie leichter weichen als andere Wechselfieber? Es folgen nun *allgemeine Bemerkungen über sammtliche Krankheitsgeschichten.* Kampf gegen die den hieher gehörigen Brownschen Behauptungen entgegenstehenden Sätze. *Beschreibung des Nervenfiebers, das unter den jungen Aerzten*, welche die praktische Schule zu Wien besuchten, gegen Ende des Jahrs 1796 geherrscht hat, *nebst Bemerkungen über die Behandlung des Typhus*, von *Joseph Frank.* Schon seit Stolls Zeiten ergreife das Spitalfieber die das Wiener Klinicum besuchenden Aerzte, und tödte manche. Die Ursache liege in den verhältnissmässig zu kleinen Zimmern, die mit den bösartigsten Kranken und mit zu vielen Zuhörern angefüllt werden. Es sey seinem Vater aber schon Geld zur Verbesserung *des praktischen Lehrgebaudes* (Krankenhauses) bewilligt. Bey Entstehung der Kälte trat die Krankheit diesmal ein. Sie äusserte sich mit den bekannten Zufällen des Typhus schwererer Art, besonders aber mit Schwäche, Kopfweh, Irrereden, oft mit Raserey. Fünf unter den damit befallenen Kranken liessen sich auf die praktische Schule tragen; drey andere wurden in ihrer Wohnung, theils von des Vfs. Vater, theils von dessen Assistenten, *Capellini*, theils von ihm selbst behandelt. Noch andere junge Kliniker wurden befallen, die sich andern anvertrauten. Neun Krankengeschichten folgen nun, wovon zwey tödlich abliefen. Bemerkungen über die Behandlung des Typhus. Da in einem Fall der Magen nichts bey sich behalten konnte, selbst die Mittel nicht, die gegen dieses Uebel gegeben wurden, was Hr. *F.* einem Brechmittel zuschreibt; half Gefrornes mit Citronensaft und Rum, nach und nach verschluckt. Den Meteorismus sahe man nur im Typhus auf den Gebrauch von Abführungen. Von 289 Kranken, die im Januar 1797 im Wiener allgemeinen Krankenhause waren, starben nur 15, unter denen 5 sterbend schon hineinkamen, und mehrere vorher halb zu Tode abgeführt waren. Besonders preiset er den Zustand der Wiedergenesung bey seiner Behandlung. Sobald die Kranken fieberfrey sind, wollen sie aufstehen und herumgehen. Das habe sich an tausenden bewährt. Nach 8, höchstens 14 Tagen, sind sie so hergestellt und bey Kräften, dass sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten können, und das bey Spitalkost, Spitalluft u. s. w. Der Appetit kommt noch während des Fiebers, oder doch gleich darauf. Recidive hatte er freylich oft in Pavia gesehen, aber das sey nur der Fall gewesen, so lange er während der Zeit der Wiedergenesung den elenden Lombardischen Bauern zu gute Speisen und Getränke gab. von

von denen der Abfall zu ihrer gewöhnlichen Koft zu grofs war, die fie nicht lange geniefsen konnten, ohne wieder zu erkranken. Nun wären Rückfälle was fehr feltenes. Das Angenehme und *oft Wollüftige* der Brownfchen Methode fchildert er fehr lebhaft im Gegenfatz der gewöhnlichen. Ueber den Tadel, den man den Brownfchen Vorfchriften macht, dafs fie zu theure Mittel erfoderten, fehr ausführlich. *Abhandlung über den Durchfall*, von *Röfchlaub*. Durchfall fey derjenige Zuftand des Uebelbefindens, der aufser allgemeinen Erfcheinungen von Schwäche fich durch ungewöhnlich haufige, flüffige Stüle auszeichnet, welche übrigens, die Häufigkeit und Flüffigkeit ausgenommen, von ihrer gewöhnlichen Befchaffenheit wenig abweichen. Nun werden wefentliche und zufallige Erfcheinungen aufgezählt. Dem Durchfall liege öfters örtliche Krankheit zum Grund, noch öfters aber blofs allgemeine, manchmal und vielleicht in den mehrften Fällen, wo örtliche Uebel da find, allgemeine Krankheit mit örtlicher verbunden; diefe mag nun aus jener oder jene aus diefer ihren Urfprung genommen haben. Ein örtliches Uebel kann den Durchfall erzeugen durch örtliche und allgemeine Wirkung. Weit gröfser wäre, laut der Erfahrung, die Zahl der Durchfalle von allgemeinem Leiden. Kritifche Durchfalle beftreitet er, indem er leugnet, dafs die Natur Krifen erregen könne. So dünkt uns die Streitfrage einfeitig gefafst. Doch gefteht er fpäter ein, es gebe wirklich Fälle, dafs, wenn zu einer Krankheit noch Durchfall hinzukommt, fie gelinder wird, oder gar aufhört. Sehr oft aber fey die Befferung täufchend und vorübergehend, und fehr fchlimme Zufälle folgten ihr. Wortftreit ift es daher nur, wenn er kritifche Durchfälle für unhaltbare Hypothefen erklärt. Sthenifch fey ein Durchfall nie; komme er zu fthenifchen Uebeln, fo fey diefes an ihrem Ende, trage zu ihrer Heilung bey, und habe fchwächende Urfachen. Der Diagnofis der verfchiedenen Fälle weicht Hr. R. aus. In gemifchten Fällen leiften die allgemeinen Mittel mehr, als die örtlichen. Das örtliche Uebel fey da nur als eine incitirende Schädlichkeit zu betrachten, die Schwäche zur Folge habe. Sonft läfst er fich auch nicht darauf ein, die Cur der von örtlichen Uebeln erregten Diarrhöen anzugeben. Dafs und wie die Diarrhöe nun als ein afthenifches Uebel behandelt wird, brauchen wir unfern Lefern nicht zu fagen. Doch müffen wir anführen, dafs flüchtige und durchdringende Arzneyen, nicht aber anhaltendere und roher reizende, angerathen werden. Die China, Columbo, Quaffia, felbft *Serpentaria* vermehrten den Durchfall. Opium und Zimmt wären vorzüglich gut für Kinder. Bey altern Perfonen könnte fchon von Vitriolnaphthe, flüchtigem Alkali, ftarken Gewürzen u. f. w. Gebrauch gemacht werden. Nun folgen 6 Krankengefchichten mit Bemerkungen. Bey einem Kinde von etwa 3½ Wochen wechfelte Verftopfung oft mit vielen und übelbefchaffnen Stülen, nach Hn. R. durch Misbrauch von Abführungsmitteln. Er verfchrieb *Syrup. violar.* ℥j, *laudan. liq. Sydenh.* ℈j. Davon mufste das Kind alle halbe Viertelftunde oder alle 6 Minuten ein halb Theelöffelchen nehmen, und zwar fo lange, bis es einige Ruhe zeigte. Dabey mufste *kräftige Fleifchbrühe mit einigem Safran* gereicht werden u. f. w. Stellte fich einige Ruhe ein, fo follte das Kind alle Viertelftunden etwas mehr von dem Saft, endlich alle halbe Stunden ein ganzes Theelöffelchen voll erhalten. Es ging vortrefflich. (Wir müffen glauben, dafs das Kind die Arzney gar nicht erhielt. So viel Opium und folche Kraftbrühen einem Kinde von drey und ein halb Wochen? Wenige Tropfen vom *laudano*, nur einmal gegeben, machten bey Kindern von 2 — 3 Jahren fchon einen fürchterlichen Aufruhr.) Beftatigung der Wirkung warmer gewürzhafter Ueberfchläge und geiftiger Einreibungen gegen *Diarrhöe*.

(Der Befchlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

1) Meiningen, b. Hanifch: *Geologifche Befchreibung des Thüringer Waldgebirgs.* Erfter Theil. Von der äufsern Geftalt des Thüringer Waldgebirgs. 1796. 232 S. 8.

2) Weimar, b. Hoffmann: *Geologifcher Verfuch über die Bildung der Thäler durch Ströme.* 1791. 182 S. 8.

Diefe beiden Schriften gehören nach der Erinnerung ihres Vfs., des Hn. Hof- und Confiftorialraths *Heim* in Meiningen (S. XLVIII. der geolog. Befchreibung), zufammen, und ergänzen einander wechfelfeitig, weil er in den zweyten, wie er fagt, um nicht weitläuftig zu werden, feine Beyfpiele blofs von Thälern, wie folche nach den Flüffen auf Landkarten verzeichnet find, entlehnt, auch den Anfang derfelben erft da genommen habe, wo fie aus den hohen Bergketten hervortreten; in den erften aber, nun auch noch die Befchreibung einer wirklichen Gegend, und zwar einer primitiven Bergkette, in Rückficht auf die Thalbildung, hinzufüge. In der That findet man darin die vornehmften, zu einer Theorie über die Bildung der Thäler durch atmofphärifche Waffer gehörigen, Data gefammelt, obgleich die Anordnung in beiden verfchieden ift, indem der Vf. im geologifchen Verfuch mehr fynthetifch zu Werke gehet und blofs Refultate liefert; in der geologifchen Befchreibung aber ftreng analytifch verfährt, und durch Auffuchung und Zergliederung der Formen und Umriffe der Thäler fowohl, als der zu ihnen gehörigen Seitenhöhen, die bildende Urfache entwickelt, welche diefelben hervorgebracht hat. Rec. will verfuchen, den Lefern einen fo viel möglich zufammengedrängten Auszug daraus vorzulegen. Die Umriffe und Formen der äufsern Geftalt des thüringifchen Waldes beftehen (G. B. S. 102.) in abwechfelnden Höhen und Vertiefungen, die in mehrentheils länglicher Figur nebeneinander herziehen. Unter den Vertiefungen find die über die Scheitelfläche

fläche der Bergrücken überzwerg hinlaufenden muldenförmige Excavationen, die von den Waldbewohnern den bildlichen, aber sehr angemessenen, Namen Sättel und Sattelrücken erhalten haben, die kürzesten. Auf sie folgen die Schluchten und kleinern Gründe, die noch innerhalb der Bergkette zusammenfallen, und als die ersten Elemente, woraus die grösern Thäler zusammengesetzt sind, betrachtet werden können. Die gröste Länge haben die Thäler im genauern Sinne des Worts, die nach mehrern eingenommenen Schluchten und kleinen Thälern die Bergkette verlassen, um ihren Lauf ausserhalb derselben fortzusetzen. Der Bogen- oder kreisförmige Bezirk am Gehänge, aus welchem alle zu einem Thale gehörige kleinere und grösere Canäle sich versammeln, macht das Feld des Thales aus, von welchem, nachdem dasselbe mehr oder weniger Umfang hat, seine Mächtigkeit abhängt. In Absicht auf die Weite stehen die Seitenwände desselben von obenherein, weiter auseinander, als auf der Sohle. Der Boden ist bey seinem Anfang auf der Höhe muldenförmig; am Gehänge herunter abschüssig und engsohlig; da wo der steilere Fall aufhört, wird er nach und nach eben und horizontal. Ausser diesen in die Länge sich ziehenden Vertiefungen giebt es aber auch noch andere von runder oder doch unbestimmter Figur, die, wenn sie klein sind, Kessel genannt werden; für die, welche einen grösern Umfang haben, braucht der Vf. den Namen Weitungen. Bey ihnen fehlt in der obern und mittlern Region das Volumen des Gebirgskörpers; die niedrige Gegend ist gewöhnlich mit hüglichen Parthieen besetzt. Sie finden sich da, wo mehrere Thäler zusammenkommen, und in der Nachbarschaft sehr hoher in entgegengesetzter Richtung stehender Gebirgsgipfel. Charakteristisch bey ihnen sind die engen an ihrem Ende vorkommenden Kehlen und Ausgänge. Auf die Vertiefungen folgen Höhen, auf Thäler Berge. Die höchsten Puncte und Gipfel der obersten Region erscheinen in mancherley Gestalten, in Kugel-, Kegel-, Keil-, kurz oder langgestreckter Rücken-, selten in vollkommener Platt- und Zackenform. Abwärts von denselben kommt man zu den Bergreihen des Gehänges, welche die Wände der Thäler ausmachen. Diese richten sich genau nach dem Laufe der Thäler, zwischen welche sie eingeschlossen sind, in divergenten, convergenten, parallelen und transversalen Zügen. Gehen Thäler von einem hohen Gipfel, wie Radii vom Mittelpuncte aus; so bilden die Bergreihen Dreyecke, deren Spitze sich an den hohen Gipfel anschliesst; laufen dieselben in convergenten Linien zusammen, so liegt die Spitze des Dreyecks der Bergreihe im Winkel, wo sich die Thäler schneiden. Ist der Boden des Thales muldenförmig; so erhebt sich der Fuss des Berges als eine Kugel- und wenn der Boden engsohlich ist, als eine Kegelfläche. Diese Umrisse und Formen der Höhen und Vertiefungen sind jedoch nicht ausschliesslich der Bergkette eigen, sondern sie gehen auch aus derselben heraus, und verbreiten sich über die ganze Oberfläche des niedrigen Landes. So wie sie im Granit und Porphyr angefangen haben, setzen sie im Sand- und Kalkstein fort. Daraus folgert nun der Vf.: 1) dass die bildende Ursach derselben nicht wohl innerhalb der Materie der verschiedenen Gebirgsmassen, und in einer darin vorgegangenen Crystallisation gesucht werden könne. 2) Dass dieselbe vielmehr bey Hervorbringung dieser Formen von aussen und von der Oberfläche einwärts gearbeitet habe, wie der Grabstichel eines Künstlers, der auf einer Mosaikplatte Furchen ziehet, ohne auf die Beschaffenheit der Steinarten, woraus dieselbe zusammengesetzt ist, zu achten. 3) Dass unter den Ursachen, welche allgemeine Veränderungen auf unserer Erdoberfläche bewirkt haben, dieselbe die jüngste und letzte gewesen seyn müsse. 4) Dass weil die Bergreihen sich so genau nach den Thälern richten, zwischen welche sie eingeschlossen sind, sich mit ihnen krümmen, verlängern und abschneiden, dieselbe hauptsächlich im Thal sich befunden und daselbst ihre Wirkung geäussert habe, dass sie endlich 5) wie aus dem Zug eines in seinen Anfängen geringen, darauf aber immer zunehmenden sich erweiternden Thales erhelle, eine von der Höhe nach der Tiefe fortschreitende, mit beständiger Vermehrung des Volumens verbundene Bewegung gehabt haben müsse, deren Ausbreitung mit der Grösse des Feldes, woraus sie Zuwachs erhielt, und der Verlängerung ihrer Bahn in sichtbarem Verhältniss stehet. Und welche unter allen auf der Oberfläche der Erde thätigen Kräften könnte so allgemeine über das ganze trockene Land, von allen Höhen nach allen Meeren sich erstreckende, und so überall gleichförmige Wirkungen gehabt haben, als fliessendes, von der Höhe nach der Tiefe gehendes, und zwar atmosphärisches Wasser? Denn nur auf dieses allein passen die Formen der hinterlassenen Bahnen und Canäle. Im geradlinichten Zug brachte dasselbe kleine und grosse Thäler, und wenn es sich in Kreisen drehete, Weitungen hervor, so wie wir noch in unsern Tagen die Thalformen bey Fluthgräben und in Flussbetten Weitungen entstehen sehen, wenn das Wasser in wirbelnder Bewegung die Ufer und den Boden ausspült. Die weitere Ausführung und die über den Zustand der Atmosphäre nach einer vorhergegangenen Revolution, und die Beschaffenheit des aus dem Meere neuhervorgetretenen Bodens hinzugefügten Betrachtungen muss man S. 153. G. B. und S. 35. G. V. selbst nachlesen.

Ausserhalb der Bergketten verhalten sich also die Thäler wie die ehemals von denselben heruntergekommenen Ströme, deren Lauf bestimmt wurde (G. V. S. 64.) 1) durch den Abhang der Höhen. In dieser Absicht sind die Thäler transversal. 2) Durch die Mächtigkeit eines Stroms vor dem andern, vermöge deren er sich früher in den Boden eingraben konnte als seine Nachbarn, wodurch diese genöthigt wurden, ihm zuzufallen. Hieraus entstunden die kürzern in die Transversalthäler einlaufenden Parallelthäler, und das äusserst lange Parallel-

Longitudinal- oder Hauptthal, welches längs der Bergkette hinziehet und alle von derselben abfallende Transversalthäler aufnimmt, z. B. das Thal des Po auf der südlichen, das Thal der Saone und Rhone auf der westlichen, das Rheinthal vom Bodensee bis Basel auf der nördlichen Seite der Alpen. 3) Durch den Winkel, unter welchem zwey Ströme sich begegneten. Wäre dieses ein rechter Winkel; so setzte der vereinigte Strom seinen Weg in der Diagonallinie fort. Hieher gehört besonders Bourguetts Regel. Doch ist diese von den Einfallswinkeln herrührende Veränderung der Richtung gewöhnlich nur von kurzer Dauer, da hingegen von der Stellung der Bergketten und dem Durchzug starker Flüsse die Bildung der Oberfläche ganzer Länder abhängt, wie der Vf. S. 86. 92. G. V. an Thüringen und Franken zeigt. In dem Zeitraume, in welchem die Thalbildung vollendet wurde, unterscheidet derselbe drey Perioden oder Stadien. Die erste vom Zurückzug des Meeres bis dahin, wo der allgemeine das niedrige Land überschwemmende Strom sich in abgesonderte Theile trennte, deren ein jeder seinen eigenen Canal eröffnete. Die zweyte von Eröffnung der Canäle bis auf einen in den grösern Thälern und Weitungen zu bemerkenden terrassenförmigen Absatz (G. V. S. 119.) in dessen Höhe die Wasser eine Zeitlang stille gestanden zu haben scheinen, vermuthlich weil in den Niederungen nach dem Meere zu dieselben gleichfalls noch höher standen. Die dritte geht bis auf die neuesten Zeiten. Die in jeder Periode vorgefallenen Veränderungen nebst ihren Folgen werden G. V. S. 66—196. auseinandergesetz. Zuletzt thut der Vf. (G. V. S. 158. u. G. B. S. 194.) noch einen Rückblick auf dasjenige, was die Fluthen eines zurückziehenden Meeres auf den unterliegenden Boden thun konnten, und auf der Scheitelfläche der Bergketten, über welche sie hinzogen, wirklich gethan haben. Das letzte bestehet in einer Abschwemmung und Abebnung ihres hohen Rückens und in dem Schnitt der höchsten freystehenden Gipfel in dem Moment, wo dieselben aus den Fluthen heraustraten. Nach dem Schnitt und den Formen dieser Gipfel auf dem Thüringer Wald und der denselben gegenüberliegenden hohen Rhön zu urtheilen, sind in dieser Gegend die Fluthen von Süden nach Norden gegangen, eine Beobachtung, mit welcher so viele andere z. B. Pallas und Forster übereinstimmen.

Die Leser werden sich hieraus von dem Werthe und der Wichtigkeit dieser beiden Schriften eine Vorstellung machen können. Das was man bisher über Thalbildung gewusst hat, bestehet in einzelnen unzusammenhangenden Beobachtungen und darauf gebaueten schwankenden, einander widersprechenden Vermuthungen. Und doch ist, wie der Vf. mit Recht erinnert, diese Untersuchung, weil sie Dinge betrifft, die wir beständig vor Augen haben, eine der ersten, worin Geologen es zu einiger Gewissheit bringen sollten, ehe sie sich auf Gegenstände, die entfernter und tiefer liegen, einlassen wollten. Zwar haben Büffon, Saussure, de Luc und andere grosse Männer sich mit derselben beschäftigt; aber mit welchem Erfolg? Dieses läst sich aus der Verschiedenheit ihrer herausgebrachten Resultate abnehmen, nach welchen es ungewiss bleibt, ob die Thäler ein Werk der in stehenden Meeren befindlichen Ströme, oder der Fluthen eines zurückziehenden Meeres, oder einer Art von Crystallisation der Gebirgsmassen, oder durch Einstürzung der Erdschichten entstandene Gebirgslücken u. s. w. seyn mögen. Unserm Vf. ist es durch sorgfältige Auffassung und Darstellung der bey den Höhen und Tiefen der Thalbildung vorkommenden Umrisse und Formen gelungen, so vieles Licht über ihre wahre Entstehungsart zu verbreiten, dass dieselbe nunmehr ausser Zweifel gesetzt zu seyn scheint. Rec. freuet sich, dass auch in diesem Theile der Gebirgskunde ein deutscher Naturforscher das Verdienst hat, zuerst einen sichern Grund gelegt zu haben, von welchem man zu weitern Entdeckungen in der Naturgeschichte der Gebirgslagen wird fortgehen können. Was übrigens in der geologischen Beschreibung des Thüringer Waldes auf die localen Verhältnisse und Situationen dieser Bergkette Beziehung hat, soll bey der Anzeige des zweyten Theils, von welchem die erste Abtheilung bereits erschienen ist, nachgeholt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Breslau, Hirschberg u. Lissa* in Südpreussen, b. Korn; *Sammlung von 50 in Kupfer gestochenen Abdrucken der vorzüglichsten inländischen Laubhölzer, nebst einer Abhandlung über den nutzbaren Anbau des Birkenholzes und einer beygefügten Anweisung zu Stempelabdrucken.* 1797. 16 S. 8. Diese Sammlung nebst der Abhandlung über den Anbau der Birke enthält nichts, was sie der Aufmerksamkeit nur einigermassen werth machte. Die erste Foderung, welche man dabey machen könnte und müsste, ist doch wenigstens die, dass die darin befindlichen Abdrücke nicht unrichtig seyn, sondern das Charakteristische vollkommen bezeichnen sollten. Allein auch dieser ist nicht einmal völliges Genüge geleistet. So z. B. kann man den Abdruck des Rüsternblattes nicht für dieses, sondern vielmehr für ein Büchenes, und eben so das Büchenblatt eher für ein Rüsternes erkennen. Mehrerer andern Unrichtigkeiten nicht zu gedenken! Wozu soll nun die blosse Abbildung der Blätter dienen, da die Charakteristik der Laubhölzer doch nicht lediglich in den Blättern, sondern auch in der Blüthe, der Frucht, dem Stamm, der Rinde und den Zweigen ebenfalls zu suchen ist? Eben so unvollkommen ist denn auch die Abhandlung über den Anbau der Birke.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Beschluss der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend.

Nicht zu leugnen ist, dass der Erfolg am Krankenbette in allen diesen angeführten Schriften nur zu günstig für die angewandten Heilmethoden spricht, und dass die Zweckmässigkeit und Nützlichkeit derselben in vielen einzelnen Fällen sich jedem unbefangenen Forscher aufdringen muss. Dieses Urtheil kann uns aber noch nicht in das Siegesgeschrey der Brownianer mit einstimmen lassen; denn es fällt höchstens nur zu Gunsten ihres einzelnen Verfahrens, nicht ihres Systems aus. Wie weit aber Browns Theorie und die Ausübung der Brownianer auseinander stehen, haben wir jetzt darzuthun. Die in diesen Schriften angeführten Beobachtungen bewähren den nützlichen Gebrauch der *China*, *Valeriana*, *Naphtha*, *Serpentaria*, *des Opiums*, *Camphers* u. s. w. in vielen Fällen, wo man in der gewöhnlichen Praxis nicht so frühe, nicht so ausdauernd, nicht so stark, nicht so einzig, oder auch gar nicht diese Mittel gab. In der That ein grosses Verdienst, aber nicht das, was geltend zu machen ist, wenn der Brownianismus der Welt aufgedrungen werden soll, und worauf die Vff. Anspruch machen. Nicht die Wirksamkeit einzelner Mittel wollte uns Brown kennen lehren; das war ein Bemühen, das viel zu klein und zu gewöhnlich für ihn war. Er trat als Erfinder ganz neuer Gebrauchsarten aller Mittel auf, er gab neue Gesetze, deren Zahl zwar klein ist, die aber alle allgemeine Krankheitsformen bestimmen und umfassen, und nach denen vollständig und zuverlässig angegeben ist, wie alles, was Leben hat, Leben äussert, gesund ist, erkrankt, und wieder genesen kann. Diese neuen Gebrauchsarten der Mittel, diese neuen Gesetze bedürfen der Sanction der Erfahrung, und wer für sich und andere Ueberzeugung von der Anwendbarkeit der Brownschen Lehre sucht, muss bedacht seyn, ihnen gemäss die Fälle zu beurtheilen und zu behandeln, um zu sehen, ob sie in der Wirklichkeit ausführbar sind, und die Zwecke des Arztes befördern. Keiner der angeführten Vff. ist so tief in Browns Geist und System eingedrungen, um diesen Weg einzuschlagen, und zu wissen, dass auf ihm nur der unablässlichen Bedingung ihres eigenen Uebertritts zur Lehre des Schotten hätte Genüge geleistet werden können. Sie alle haben das Brown Eigenthümliche nicht ins Auge gefasst, und in der Ausübung zu erproben gesucht. Ihr beschränkter Gesichtspunct war, mit Hülfe und unter Leitung der Brownschen Lehre, Heilmethoden aufzufinden, die den gewöhnlichen entgegen sind, und diese zu bekämpfen und zu verdrängen. Alle gehen besonders darauf aus, die ausleerenden Mittel in allgemeinen sthenischen Uebeln als schädlich und entbehrlich darzustellen. Sie glauben damit zu beweisen, dass ihre Mitärzte auf verderblichen Abwegen sind; aber das Vermeiden *eines* Irrthums kann davor nicht sichern, in viele andere zu fallen. Daher ist mit Widerlegen anderer wenig gewonnen, wenn die Wahrheit gewisser Sätze darzuthun ist. Womit der Brownianismus steht und fällt, ist dies, dass alles, was wir verändern, und mit dem Körper in Verbindung bringen, nur als ein Reiz wirkt, und dass die Stärke des Reizes nur in Betrachtung kommt; dass die allgemeinen sthenischen Krankheiten nur von zu angehäufter oder zu sehr aufgezehrter Erregbarkeit entstehen. Bestimmt ist das Verfahren des Arztes in jedem dieser beiden Fälle angegeben, wie er, wenn er auf die Gesundheit hinarbeiten will, mit den Reizen steigen oder fallen muss. Wer den Brownianismus prüfen will, hat nun darauf zu sehen, ob die Verschiedenheit der zweyerley Arten von Asthenien zu erkennen ist? wie bey indirecter Schwäche die Stärke des nöthigen Reizes zu erforschen ist, die sich der nähern muss, welche die Krankheit erzeugte, um sich immer mehr von ihr zu entfernen? Denn sie darf im Anfang nicht zu weit von ihr abstehen, sonst erfolgt keine Erregung, und darf nicht grösser, als sie selbst seyn; sonst vermehrt sie die Krankheit, und droht mit Todesgefahr. Ferner gehört dahin, dass bey directer Schwäche mit den kleinsten Reizen angefangen wird, und ihre Stärke und Menge allmählig Zuwachs erhält, doch nicht so gehäuft, dass aus Ueberreizung uneigentliche Schwäche an die Stelle tritt. Zeigte sich nun, dass die Fälle, worauf diese Vorschriften Anwendung leiden, wirklich in der Natur vorkommen, so rein und einfach, dass nichts anders dabey in Anschlag zu bringen ist; zeigte es sich, dass sie vom Arzt erkannt, und so behandelt werden können, und schnelle Genesung die so geleitete Thätigkeit des Arztes begleitet; wäre es nicht zu verkennen, dass jede andere befolgte Maassregel die Krankheit verschlimmere, verlängere, oder doch nicht heile; so müsste aller Streit gegen Brown aufhören, unsere Wissenschaft wäre vollendet, und Brown der grösste Wohlthäter der Menschheit. Aber unter den vielen Krankengeschichten, die wir verzeichnet haben, ist auch *nicht eine einzige*, in der es darauf angelegt wäre, so zu handeln, dass solche Resul-

Resultate gezogen werden könnten. Ganz und gar finden wir die Brownschen Vorschriften vernachläſsigt. So ist auf Unterscheidung beider Arten von Schwäche wenig gesehen; Fälle von indirecter Schwäche sind fast gar nicht angeführt; und, was das Miſslichste ist, die Brownschen Gesetze von Anwendung der Reize sind durchaus unbeachtet geblieben. Fast immer werden den Kranken den einen Tag so viele Reizmittel gereicht, als den andern Tag, und werden sie ja verändert, so geschieht es nicht in Rücksichten, die Brown gebietet, und wie er es will. Jede einzelne angeführte Krankengeschichte trifft dieser Vorwurf; aber wir wollen nur an die Art des Hn. *Marcus*, den Mohnsaft in der Ruhr zu geben, erinnern. Mit wenigen Tropfen von *Sydenham's Laudanum* anzufangen, sie in kurzen Zwischenräumen zu wiederholen, aber in steter Vermehrung der Gabe, das ist, bey einer Krankheit von directer Schwäche allerdings ganz der Lehre Browns gemäſs. Aber nach ihr ist es auch nur erst, wenn die Erregung der Gesundheit gemäſser regulirt ist, und die Erregbarkeit sich ihrer gewöhnlichen Menge nähert, nöthig, das Reizen durch Arzneyen entbehrlich zu machen, sie nun wieder stufenweise zu entziehen. Aber das kann für alle Fälle nicht auf eine gewisse Zeit beschränkt seyn, sondern der Gang und die Verhältnisse jedes individuellen Zustandes müssen Verschiedenheiten eintreten lassen. Hr. *Marcus* läſst nun aber das Steigen und nachherige Fallen in 24 Stunden beendigen, läſst den folgenden Tag wieder von vorn mit eben den wenigen Tropfen für die erste Gabe anfangen, eben so steigen, und wiederum eben so fallen, wenn es zu einer gewissen Menge gekommen ist, und so einen Tag der Krankheit, wie den andern, immer in demselben Kreise fort. Was Brown also für die ganze Krankheit als erfoderlich darthut, durchläuft Hr. Marcus wiederholt in 24 Stunden. Wir glauben gern, daſs das Verfahren des Hn. Marcus seinen Kranken sehr erspriesslich mag gewesen seyn. Aber daſs er so schnell und zuverläſsig seine Ruhrkranke heilte, beweist nun nicht für, beweist gegen Brown. Und so ist es der Fall, nur nicht immer ganz so auffallend, mit jeder Cur, der sich die Herren rühmen. *Auch nicht bey einer einzigen* ist so zu Werk gegangen worden, als nach Brown bey directer und indirecter Schwäche erfoderlich ist, und so hätten sich die Gegner Browns, nicht seine Anhänger, des günstigen Verhältnisses zwischen den Genesenden und Gestorbenen zu erfreuen, das alle die Vff. geltend machen. Und hätte es dann nicht nach Brown verderblich seyn müssen, daſs in den Uebeln von directer Schwäche gleich zu viel Reiz zur Hülfe genommen wurde, da doch die Erregbarkeit so sehr angehäuft war, was die Erregung ganz verhältniſswidrig erhöhen muſste, oder daſs, da im Verlauf der Krankheit nun die Erregbarkeit schon merklich verzehrt war, doch noch dieselbe Reizmenge angewendet wurde, welches den Uebergang zur indirecten Schwäche unvermeidlich machen muſste u. s. w.? Daſs die Beobachtungen der Vff. keine solchen Folgen von Verstoſsen gegen die wichtigsten Sätze ihres Meisters uns zeigen, dünkt uns das kräftigste Argument gegen die Wahrheit der Brownschen Lehre. Auf mehr oder weniger, früher oder später angebrachten Reiz, legen sämmtliche Vff. nicht so viel Gewicht, obgleich nach Brown alles davon abhängen müſste; aber es scheint, als wenn sie jeden glücklichen Erfolg nur davon ableiten wollten, daſs zwischen den diffusiblen und permanenten Reizen richtig gewählt worden ist. Dieses richtige Wählen ist aber nicht auf feste Grundsätze zurückgebracht; sondern scheint aus praktischem Gefühl zu flieſsen. Brown hat zwar diese angemessene Unterscheidung unter den Reizmitteln angegeben und empfohlen, aber gewiſs lange nicht so wichtig gehalten, als seine deutschen Anhänger. Worin die Vff. brownisch verfahren, ist die Ausmittelung der sthenischen oder asthenischen Natur ihrer allgemeinen Krankheiten, da andere Aerzte, wenn Sthenie oder Asthenie sich nicht im hohen Grad äussert, dieses dahin gestellt seyn lassen, und nur auf Erforschung der nächsten Krankheitsursache ausgehen, welche die Brownianer wieder nicht in Anschlag bringen, da sie glauben, sie falle von selbst weg, wenn der sthenische oder asthenische Zustand gehoben ist. Auch ist der Weg, auf dem sie ihr Urtheil über Sthenie oder Asthenie fällen, eine der groſsen Brownschen Eigenthümlichkeiten, da sie die Umstände, unter denen ein Subject vorher lebte, so ausschlieſsend berücksichtigen, und darauf ihre Rechnung von Fülle oder Mangel an Reizen, die einwirken konnten, einzig gründen. Diesen nicht zu entbehrenden Blick auf das vorhergehende Leben zu einem allgemeinen, ersten, festen Grundsatz in Beurtheilung der Krankheiten zu erheben, ist unstreitig ein Fehlgriff, der viele nachtheilige Folgen hat; aber beschränkt, und verbunden mit dem, was in die Sinne fällt, und was die erfahrungsmäſsige Beurtheilung der Krankheit darbietet, kann dieser Rückblick eine Quelle groſser Belehrung für den heilenden Arzt werden, wie in diesen Blättern auszuführen sich eine baldige Gelegenheit darbieten wird. Doch diese Brownschen Eigenheiten, so streng die Vff. sie auch befolgen, reichen nicht hin, die angeführten Krankengeschichten zu Belegen für das Brownsche System zu brauchen, da sie dessen wesentlichsten Behauptungen entgegen verfahren, wie gezeigt worden ist. Wir vermögen überhaupt nicht einzusehen, was der Vff. Behandlungsart der Kranken so unerhört Neues und Wunderbares hat. Daſs es den Vff. selbst so erscheint, daſs es die andersdenkenden Aerzte des Ortes vielleicht als solches anstaunen und scheuen, verräth nicht wenig Unkunde einheimischer und fremder Literatur. Die neuern englischen Aerzte greifen auch gleich bey allen nicht ächt inflammatorischen Fiebern zur Rinde, zum Mohnsaft u. s. w. beachten die sogenannten gastrischen Ursachen und Zeichen nicht, und glauben sie durch Mittel wegzuschaffen, die die Schwäche heben.

So

So dachten und handelten die Engländer vor Brown schon, das ist jetzt ihre allgemeine Praxis, ohne dass sie Brown huldigen. Die in neuern Zeiten so ausgedehnte Nervenpathologie dringt diese Ansicht auf, und hat sie auch in Deutschland verbreitet. Aber selbst nicht alle Humoralpathologie stösst sie von sich, und wer wie *C. L. Hoffmann* von Fäulniss alle Krankheiten ableitet, kann die glücklichen Genesungen der Brownianer für sich anführen, da er ihre starken Reizmittel als *antiseptica* wirken lässt. Nichts hält so sehr das Fortschreiten unserer Kunst auf, als dass so wenige Aerzte sich zu dem Nachdenken erheben können, das dazu erfoderlich ist, eine Lehre, eine einzelne Behauptung in der Ausübung zu erproben, mit Krankengeschichten zu belegen u. s. w. Ganz ungeheure Blössen geben hier alle die angeführten Vff., wie aus dem schon Gesagten erhellet. Nie müssen Untersuchungen der Art sie beschäftiget haben; sonst würde Hr. Röschlaub, wenn er Krankengeschichten von geheilten Diarrhöen anführt, die er blos als Uebel von Schwächen behandelte, nicht immer auch Mohnsaft gereicht haben, dem man specifische Kräfte zur Stillung von Durchfällen zuschreibt, und Mocini würde nicht ein rheumatisches Uebel mit Antimonialmitteln heilen, wenn er beweisen will, dass es Reizmittel nur erheischt. Wie will man darthun, dass Kälte in inflammatorischen Uebeln wohlthätig wirkt, wenn man neben ihr den ganzen antiphlogistischen Apparat in der grössten Ausdehnung anwendet? Gleichwohl sprechen Gelonetti und Marcus sehr bestimmt zum Lob der kalten Umschläge in Brustentzündungen; aber ob sie beweisende Thatsachen dafür anführen könnten, müssen wir bezweifeln. Aus Hn. Marcus Erzählungen erhellt fast das Gegentheil, auf der Oberfläche der Brust fühlte man nach ihrem Gebrauch eine grössere Hitze, und in einem Fall vermehrten sie vor dem zweyten Aderlass die Stiche. Das ist den Erklärungen von *Frank*, dem Vater, und *Frank*, dem Sohn, sehr angemessen, die durch das Entziehen der Kälte auf der Oberfläche ein Zuströmen des Wärmestoffs aus dem Innern annehmen, das reizend wirkt, wie die negative Elektricität. Hätten die Vff. selbst ihr System am Krankenbette prüfen wollen, so hätten sie sich mit wenigen Ausnahmen nicht auf Fieber beschränken dürfen, die die Menge ihrer Beyspiele doch einförmig machen, und die von andern auch schon so behandelt wurden, während viele den wahren oder falschen Glauben haben, bey der Anstrengung aller Organe im fieberhaften Zustand würde das Nervensystem leicht von selbst umgestimmt, oder krankhafte Säfte von selbst verändert und ausgeleert, so dass nicht anzugeben wäre, was dem Gebrauch der Arzneyen in einzelnen Fällen zu verdanken sey. Aber alte Gicht, Hypochondrie, mancherley Arten von Nervenkrankheiten, Scrofeln, Lähmungen u. s. w. bey vielen Subjecten schnell, gründlich und sicher den Brownschen Sätzen gemäss zu heilen, das wäre ein Unternehmen, das die Nichtbrownianer beschämen und bekehren müsste. Aber mit solchen Uebeln befassen sie sich nicht vor dem Publicum.

Bey einem solchen Benehmen ist es nicht zu verwundern, dass schlechterdings nichts aufs Reine gebracht ist, und unser praktisches Wissen durch diese Brownsche Läuterungen weder bereichert noch berichtigt wurde. Selbst der Missbrauch der Brech- und Abführungsmittel in allen nicht inflammatorischen Fiebern wird sich noch gegen den in der That glänzenden, glücklichen Erfolg ihrer Methode, die in diesen Krankheiten fast nie zu diesen Mitteln greift, retten können, selbst wenn seine Verfechter nicht den Muth hätten, zu sagen, sie heilten eben so glücklich. Sie werden behaupten, in Paris, Wien und Bamberg müsste der auffallende Schaden aller Ausleerungen in der *febris continua simplex*, im *synochus* und *Typhus*, diese letzten Zeiten hindurch, in besondern endemischen, oder wahrscheinlicher in besondern epidemischen Verhältnissen gegründet seyn, so dass auf ihre Orte, auf ihre Epidemieen diese Erfahrungen nicht anwendbar sind. Wir halten diesen Einwurf für einen sehr gegründeten Gedanken. Hierzu kömmt aber, dass alle Nachrichten aus Wien besagen, in den Salen des allgemeinen Krankenhauses, denen Nichtbrownianer vorstehen, würden dieselben Fieber, die in der Klinik und in andern Sälen als sehr zu fürchtende Nervenfieber gleich mit *cortex, valeriana* u. s. w. behandelt wurden, unter andere Fieberbenennungen gebracht, und auf entgegengesetzte Weise geheilt. Es würde sehr lehrreich seyn, wenn die verschiedenen Ansichten, Heilmethoden und Ausgänge der Krankheiten, nach der so abweichenden Behandlung mehrerer Aerzte desselben Orts und desselben Hauses, zusammengestellt und verglichen würden. Das müsste doch Resultate geben, sey es doch auch nur das negative, dass es kein allein seligmachendes medicinisches System giebt.

PHILOSOPHIE.

Jena, in der Crökerschen Buchh.: *Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantischen Schriften, nebst einer Abhandlung, von Carl Christ. Erhard Schmid. Vierte vermehrte Ausgabe.* 1798. 608 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Für diejenigen, welche, nach Erscheinung der zwey ersten Ausgaben dieses Wörterbuchs, die kritischen Schriften Kants zu studiren anfingen, hatte dasselbe den Nutzen, dass sie, wenn ihnen bey dem fortgesetzten Lesen einer solchen Schrift im Vorhergehenden erklärte Terminologieen, deren Begriffe ihnen noch nicht geläufig waren, vorkamen, sogleich ein Hülfsmittel zur Hand hatten, das ihnen die Auffindung des gesuchten Begriffs bequemer und kürzer machte, als wenn sie solchen in den mit keinem Register versehenen Schriften Kants selbst hätten aufsuchen müssen. Ein anderes und grösseres Verdienst hat sich der Vf. durch sein Wörterbuch

um die kritische Philosophie dadurch erworben, dafs er die in derselben vorkommenden Begriffe erläutert und genau bestimmt, die verwandten zusammengestellt, und die Richtigkeit mehrerer angefochtenen gezeigt hat. Wie sehr das Bedürfnis eines solchen Hülfsmittels seit dem Daseyn der Kritik der reinen Vernunft gefühlt worden ist, und von denen, die täglich zur kantischen Schule treten, noch immer gefühlt wird, davon sind die wiederholten Ausgaben dieses Wörterbuchs ein sicherer Beweis, da die Nachfrage nach einem Buche dieser Art sich nur auf die Empfehlung derer, die seine Brauchbarkeit erprobt haben, gründen kann. Bey allem Verdienstlichen der ähnlichen Arbeiten *Mellins*, besonders seines *encyklopadischen Wörterbuchs* hat das *Schmidsche* doch den Vorzug, dafs es zum Gebrauche für Anfänger darum bequemer ist, weil es sich lediglich an die Kantischen Begriffe und an die authentischen und eigenen Erläuterungen derselben durch Expositionen und Beyspiele hält; da hingegen jenes Mellinsche Wörterbuch nicht allein hierin ungleich ausführlicher ist, und alle zu denselben Gegenständen gehörigen kantischen und eigenen Bestimmungen aufnimmt, sondern auch noch überdies vieles die Literatur und Geschichte der Begriffe und Sätze Betreffende mit beybringt; welches manchen Aufsatz zu einer den ganzen Inhalt eines Gegenstandes erschöpfenden Abhandlung macht. So nützlich dieses nun auch für solche ist, die das erste Studium der kritischen Philosophie bereits zurückgelegt haben, so wird doch dadurch das Mellinsche bis jetzt schon voluminöse Werk zum Gebrauche für Anfänger zu unbehülflich. Das kleinere Mellinsche Wörterbuch hingegen unter dem Titel: *Kunstsprache der kritischen Philosophie*, durch alphabetische Aufstellung aller kantischen Begriffe nebst deren authentischen Erklärungen, soll blos dem Bedürfnisse, Kants Erklärungen einzelner Kunstwörter schnell aufzufinden, abhelfen; und dieser Zweck kann auch durch das gegenwärtige mit erreicht werden. In dieser *vierten Ausgabe* sind die Berichtigungen und Verbesserungen in einzelnen, noch in der zweyten Ausgabe (die dritte ist uns nicht zur Hand) befindlichen minder bestimmten Ausdrücken und Sätzen, eben so häufig, als die Erweiterungen und Vermehrungen, welche theils schon vorhandene Artikel erfahren haben, theils an ganz neuen Rubriken, welche die neuern Schriften Kants (mit Ausschlufs der bey dem Abdrucke dieser Ausgabe noch nicht erschienenen Kantischen *Anthropologie* und des *Streites der Facultaten*) an die Hand gaben, hinzugekommen sind. Unter diesen letzten kommen nicht selten auch solche vor, bey welchen blos auf die Originalschriften selbst verwiesen wird. S. 292. im Artikel *Glückseligkeit*, hatte bey der Stelle: „Seine eigene Glückseligkeit zu befördern ist zwar aus mehreren Gründen (*Grundl.* 11 ff. *Krit.* II. 7 ff. 166.) Pflicht, aber nicht die einzige und höchste," noch bemerkt werden können, dafs die Beförderung der eigenen Glückseligkeit *unmittelbar* niemals Pflicht sey und seyn könne, weil nach S. 13. der *Tugendlehre* das, was ein jeder unvermeidlich schon von selbst will, nicht unter den Begriff von Pflicht gehört.

Erfurt, b. Hennings: *A Philosophical Essay on Man*, by *Alex. Pope.* Mit Bezeichnung der Aussprache und Erklärung der Wörter, zum Selbstunterricht, von *J. H. Emmert*, Prof. zu Tübingen. 1797. 8. (10 gr.)

Diesen Abdruck des *Essay on Man* bestimmte der Herausg. eigentlich zum Gebrauch seiner Zuhörer. Um ihn aber auch für diejenigen, welche keinen Lehrer in der englischen Sprache haben können, lesbar zu machen, hat er in einem Anhange die Bedeutung und die Aussprache der Wörter angegeben. Die verschiedenen Laute der Vocale sind durch die französischen Accente (´ ` ^), die der Consonanten durch verschiedene Lettern, und der Ton oder Accent der Wörter durch den Theilungsstrich (-) bezeichnet. Auf einer beygedruckten Tabelle werden die durch diese Zeichen angedeuteten Laute dargestellt und näher erklärt, so dafs der Liebhaber des Englischen sich bald die Aussprache geläufig machen kann, wenn er die Vorerinnerungen des Herausg. genau befolgt. Warum hat aber Hr. E. nur *Sheridan* und *Nares* zu seinen Führern in der Bestimmung der Aussprache gewählt, und den neuern, kritischen *Walker* nicht? Daher kommt es dann, dafs er die unbetonte Endung *ure* durch *or* bezeichnet, wie in der Vorerinnerung S. 71. *censure* durch *sen-schor.* *Walker* halt diese von *Sheridan* gemachte Bezeichnung für einen Fehler, denn in seinen *principles of english pronunciation* heifst es: *The only fault Mr. Sheridan seems guilty of in depicting the sound of nature etc. is in making the* u *short, as in bur, cur etc. as every correct ear must perceive an elegance in lengthening the sound of* u, *and a vulgarity in shortening it.* Und wirklich hat Rec. immer gehört, dafs ächte Engländer *neh tschiur*, *ssen schiur* u. s. w. aussprechen, nur, versteht sich, das i kaum hörbar; aber das u weit ähnlicher dem Vocallaute von *full, ful* (voll), als dem von *but bot* oder *cur.* Doch benimmt dieses Versehen der ganzen Einrichtung des gegenwärtigen Buches den Werth nicht, zumal da sich die englische Aussprache nie vollkommen durch deutsche Buchstaben darstellen lafst. Rec. ist übrigens so sehr mit diesem neuen Beweise von dem Fleifse und der Kenntnifs des Herausg. zufrieden, dafs er den vorliegenden Abdruck des vortrefflichen *Essay on Man* als ein vorzügliches Mittel die englische Aussprache zu lernen, allen deutschen Liebhabern der brittischen Literatur empfiehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Februar 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Compagnie: *Neue Garten- und Landschafts-Gebäude.* Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker.* Erste Lieferung. 1798. gr. Fol. (5 Rthl.)

„Die grosse Liebhaberey für Gartenanlagen, sagt der Vf., so wie für Verschönerungen der Natur um Landwohnungen, hat neue Erfindungen von Gebäuden sowohl für einen beständigen als bisweiligen Aufenthalt, als auch hauptsächlich zu blossen architectonischen Verschönerungen der Gärten und Landschaftsparthieen, wobey jedoch immer noch eine Benutzung des innern Raumes zu irgend einem Behufe bezielt wird, in unsern Tagen beynahe nothwendig gemacht. Dies Bedürfniss fiel ziemlich in die Augen, indem man schon häufige Nachahmungen vorhandener Gebäude in freyen Naturgärten wahrnahm, oder wohl gar geschmacklose Bauten aufgestellt sah, die Anspruch auf Neuheit machen und ein auffallendes kühnes Gepräge haben sollten. Gewisse Arten von Bauwerk, als Tempel, Ruinen und Einsiedeleyen traf man fast überall an, und oft an Orten, wo sie am wenigsten passten. Seit einiger Zeit hat man nun angefangen, neue Gedanken zu Gartengebauden zu liefern, um Gartenfreunden die Wahl zu erleichtern, oder sie auf unbenutzte Ideen zu leiten. Allerdings können dergleichen Unternehmungen, wenn sie nicht selbst wider den guten Geschmack verstossen, von Nutzen seyn. Die Phantasie eines Baukünstlers hat für diese Gattung von Gebäuden ein weiteres Gebiet, als man vielleicht glaubt; jedoch bedarf sie immer eines regelnden Zügels, um mit dem äussern Schein auch einige Wahrheit zu verbinden, und da, wo die Brauchbarkeit des innern Raumes auch nicht immer zum Hauptzweck gemacht wird, sie doch nicht ganz aus den Augen zu setzen. Ein Hauptersodernis bey blossen Spielen der Baukunst ist übrigens, dass ihre Ausführung nicht zu kostspielig wird. Solide Gebäude verlangen freylich mehr Aufwand als jene; indessen ist gewiss, dass ein geschmackvoller Bau, von guten Händen geleitet, oft keinen grössern Aufwand verursacht, als ein gemeines alltägliches Gebäude, das in Rücksicht auf Brauchbarkeit und Bequemlichkeit nicht selten die grössten Gebrechen hat. Auch diese Sammlung von Garten- und Landschaftsgebäuden, wovon gegenwärtig die erste Lieferung erscheinet, ist bestimmt, mehrere und mannichfaltige Ideen dieser Art in Umlauf zu bringen. Die diesmal erscheinenden sind alle von der Erfindung des Hn. *Schaffer*, eines jungen Baukünstlers, der die Hoffnung erregt, dass er in seiner Kunst glückliche Fortschritte machen werde. Der Maassstab zu allen hier gelieferten Gebäuden ist nicht gross angenommen worden, weil ein solcher am öftersten benutzt wird; indessen kann man sie blos als Angaben zu Formen und Verhältnissen betrachten, die nach Befinden der Umstände sowohl nach einem grössern, als nach einem kleinern Maassstabe ausgeführt werden können. Zu einer jeden dieser Darstellungen sind auch die erfoderlichen Grundrisse beygefügt worden, die bey solchen ausgestellten Gebaudeformen nie fehlen sollten."

Die diesmal gelieferten Entwürfe, wozu vier Folioseiten Erläuterung beygefügt worden, sind auf der ersten Platte: *ein Waldhaus* für eine waldigte Gegend bestimmt, in der man ein Obdach wünscht; es kann von gehobeltem Holze gebauet und mit Rinde benagelt werden. Das Dach ist mit Schindeln zu bedecken, und diese sind dunkelgrau anzustreichen. Die Idee ist einfach und von guten Verhältnissen. Dieses Gebäude muss sich wohl ausnehmen. Um in ihm gegen den Wind und die Zugluft geschützt zu seyn, möchte man wünschen, dass nicht alle Oeffnungen in den vier Wänden Thüren wären. Es würde wohl an einer Thüre in der Mitte jeder Wand genug seyn.

Auf der zweyten Platte a und b ist der Entwurf eines *ländlichen Gartengebäudes* enthalten, das für eine niedrige und ruhige Lage in einer malerischen Parthie bestimmt ist. Es hat in der Mitte zwey Stockwerke, und auf jeder Seite einen schmalern einstockigen Flügel, soll von Holz gebauet werden, dessen Fachwerk mit rohen Bruchsteinen und Moos vollgemauert, auswendig roh gelassen, inwendig aber mit Kalkbewurf glatt überzogen werden soll. Es steht erhaben auf einer Terrasse von rohen Steinen und hat in der Mitte vier mit Baumrinden bekleidete Toscanische Säulen. Es hat ein pittoreskes Ansehen. Was man wegwünschen möchte, sind die zu vielen kleinen Glieder in dem Sturz über die Fenster und in dem Kranze des Gebälkes über den Säulen. Das Innere ist wohl vertheilt; in der Mitte ein Saal, an einer Seite ein Schlafzimmer, an der andern eine Stube. Vor dem Saale ein kleines Vorhaus und ein Treppenflur, an den Seiten eine kleine Stube und Kammer, eine Küche und Kammer.

Auf der dritten Platte a und b sieht man den Entwurf zu einem *militärischen Ehrengebäude*, für den Garten eines Möllendorf oder Lascy, wie der Vf. sagt

sagt. Auch dieser Plan ist in einem reinen, guten Geschmacke; ein darnach aufgeführtes Gebäude wird gewiss Beyfall erhalten. In der Erläuterung wird mit Unrecht getadelt, dass der Kupferstecher die Löwen vor der Thüre auf der Terrasse nicht genau in einerley Lage gezeichnet habe. Denn offenbar ist die zu ängstliche Gleichheit in den Verzierungen, die gleichweit von der Mitte abstehen, eine nicht lobenswürdige Steifheit. Dergleichen Verzierungen müssen wohl von einem Geschlechte, aber nicht genau von einer Gattung und Gestalt seyn; am wenigsten, wenn sie Abbildungen lebendiger Geschöpfe sind. Es ist unnatürlich zu sehen, dass zwey Löwen, wie zwey Schildwachen, die Köpfe und Pfoten parademässig auf einerley Art halten. Der Kupferstecher hat also wohl gethan, dass er den einen Löwen mit liegendem, den andern mit aufgerichtetem Kopfe abgebildet hat.

Die vierte Platte liefert ein viereckig gleichseitiges Gebäude von Stein, gleichfalls von pittoresker Form, das in einer abgelegenen dunkeln Parthie keinen gemeinen Eindruck machen müsste. Aber zu einem Museum, wozu es der Vf. bestimmt hat, wird es in Ewigkeit nicht taugen. Eher schickt es sich zu einem Grabmahle. Denn auf einem hohen Unterbau von rohen Quaderstücken, der mit starker Böschung in die Höhe geht, und in welchem auf jeder Seite eine oberwärts schmäler zulaufende Thüre sich befindet, erhebet sich ein kleines niedriges Gebäude mit vier Pfeilern, zwischen denen drey halbkreisförmige Bogenöffnungen auf Geländer-Docken-Reihen ruhen; das Dach ist flaches Zeltdach mit einem pyramidalischen Glasfenster in der Spitze. Nur ein Karthäusermönch kann Lust haben, aus einem solchen Gebäude sein Museum zu machen.

Die fünfte Platte a und b stellet einen *Pavillon im Stil der Chineser* vor, welcher sehr wohl gerathen ist, und auf einem freyen Platze, von welchem sich eine weite Aussicht darbietet, in einer lachenden Parthie, diese noch reizender und einladender machen kann. Von Holz erbauet steht es auf einer Terrasse, zu der man auf vier Treppen, in der Mitte jeder Seite, hinaufsteigt. Auf den Seiten der Treppe stehen Postemente, auf diesen Vasen mit nachgemachten Corallen, dem Lieblingszierrathe der Chineser. Das Dach ruhet vorn auf sechs dünnen glatten Säulen, und auf den Seiten sind Arten von Pavillons als Flügel. Ueber den Thüren und Fenstern sind viereckige Felder, worin chinesische Schrift-Charaktere angebracht werden. An den Flügeln befinden sich Parasols von blauem Bleche über den Fenstern. Oben auf dem Gebäude ist ein mit einem Dache bedeckter Altan, den man einen offenen Saal nennen könnte, um welchen noch ausser den Säulen, die auf den Grundmauern des Saals ruhen, ein mit einem Geländer umgebener Gang führt. Das Dach ist gebrochen und mit blauem Bleche bedeckt. Oben darauf dienet ein Drache zur Fahne.

Die sechste Platte a und b zeigt einen *Tempel des Bachus*, der zu einem Gesellschaftsgebäude in einem Weinberge gebraucht werden konnte. Dieser Entwurf ist aber dem Vf. nicht geglückt. Die dorischen Säulen sind zu stark verjüngt, und stehen unten glatt auf ohne Pfuhl. Diese Affectation des Antiken, eine Nachässung der Säulen in den Ruinen zu Paestum, sollte kein Architect, der auf Geschmack Anspruch macht, nachahmen. Eine Säule ohne Fuss, man mag zu ihrer Vertheidigung sagen was man will, ist nie so schön, als eine Säule mit einem Fuss. Jene sieht immer aus, als wenn sie zu lang gewesen wäre, und, um untergebracht werden zu können, hätte abgesägt werden müssen. Sie hat einen Anfang, das Kapital, aber kein Ende. Sie erscheint also als ein unvollendetes Ganzes und missfällt in der Beurtheilung, wodurch der angenehme Eindruck, den ihr Anblick übrigens gewährt, gemindert wird. Wenn doch dieses die Architecten beherzigen und sich nicht durch die Behauptung: eine Säule brauche zu ihrer Festigkeit keinen Fuss, irre führen lassen wollten. Braucht sie keinen Fuss, so braucht sie auch kein Kapital; zu ihrer Festigkeit beide nicht. Aber zu ihrer Schönheit braucht sie beide, weil sie zwischen ihnen wie in einer schicklichen Einfassung steht, und durch sie ihre mögliche weitere Ausdehnung auf bestimmte Weise begrenzt erscheint. Mit ihnen erst erscheint sie als ein vollendetes Ganzes. — Die kleinen Säulen oben in dem halbkreisförmigen Fenster sind vollends ganz an ihrer unrechten Stelle. Was sollen sie da tragen? Doch wohl nicht den Bogen? Wehe dem Architecten, der seine Bogen mit Säulen absteifen muss. Oder sollen sie Abtheilungen des Fensters bewirken? Dazu würden Säulen sehr unschicklich gewählt seyn. Also weg mit ihnen aus dem Fenster! — Und endlich der feine Fronton in dem jonischen Stile auf der rustiken glatten Mauer, wie contrastiret er damit! Einheit des Stils und Vermeidung der starken Contraste müssen dem Architecten, der schöne Anordnungen erfinden will, heilige Gesetze seyn. Achtet er ihrer nicht, so bringt er Schimären hervor.

Auf der siebenten Platte sind zwey *Brücken im edeln Stil* vorgebildet. Der zweyten mit dem eisernen Geländer will Rec. dies Prädicat nicht absprechen. Aber die erste mit dem steinernen Geländer würde er lieber eine Brücke im plumpen Style nennen. Die als Zierrath angedeuteten sieben keilförmigen Steine haben etwas Ungeheures. Die Rundung des Bogens geht durch sie ganz verloren.

Die achte Platte zeigt zwey *Denkmale im antiken Stil*. Diese sind aber so hässlich, und aus so abgeschmackten Dingen und Zierrathen zusammengesetzt, dass Rec. sie ganz weggewünscht hätte, und nicht begreifen kann, wie eben der Vf., der die Entwürfe auf den ersten fünf Platten gemacht hat, auch diese hat machen können. Sie sind unter aller Kritik. Mögen doch die künftigen Lieferungen dieses Werks nie wieder so Etwas enthalten!

Leip-

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Das Haus von Grodnow, oder die Liebe nach der Ehe*, von *J. G. D. Schmiedtgen*. 1798. I. Th. 300 S. II. Th. 272 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Löbliche, gemeinnützige Absichten sind in diesem Roman nicht zu verkennen, und eine Missheirath, durch voreilige Leidenschaft gestiftet, aus welcher erst nach einer Scheidung wahre Liebe hervorgeht, ist ein Stoff, dessen Wahl dem Vf. Ehre macht. Die Behandlung aber ist so kalt und steif, dass man wünschen möchte, der Gegenstand wäre unberührt geblieben, bis er geschickteren Händen zugefallen wäre. Hr. *S.* rühmt sich in seiner Vorrede „des Be„strebens, die deutsche Sprache in ihrer möglichsten „Reinheit anzuwenden." Indess ist schon der Titel *ein Verstoss* gegen die Sprache, da unter dem Haus *von* Grodnow kein in einem gewissen Local, das Grodnow heisst, gelegenes Haus, sondern eine adeliche Familie dieses Namens verstanden werden soll. Ob es dem Vf. übrigens mit seinem Bestreben gelungen sey, mögen ein Paar Stellen entscheiden: Th. I. S. 53. „Ich habe zwar gehört, dass ein gewisser Froh„bing *den Schein von sich gegeben hat*, in nähere Ver„bindungen mit ihr zu treten." S. 156. „Ich schob „meinen Brief, wie du leicht denken kannst, *tief ins* „*Verborgene*." – Freylich sind die Radicalfehler an der Schreibart des Vfs. solche, die kein Bestreben vermeidet noch heilt. Man würde z. B. lieber die *möglichste Reinheit* der Sprache an einem Romanendichter vermissen, als Stellen wie folgende bey ihm finden, wenn sie auch übrigens reiner geschrieben wären: Th. I. S. 180. „Am Morgen des andern Ta„ges kam ein Bedienter aus Teichwitz, und brachte „einen Empfehl *vom* Legationsrath v. Weilerstein „und *dem* (von dem) Hoffräulein v. Bult, und wenn „es dem Hn. v. Grodnow so wie seiner Frau Gemah„lin nicht unangenehm wäre, so wollten sie beide „auf den Nachmittag nach Trottenau zu einem „freundschaftlichen Besuch kommen. Dem Her„kommen gemäss wurde dem Bedienten ein Gegen„empfehl aufgetragen, und die Versicherung, wie „äusserst angenehm dem Hause von Grodnow ihr „Besuch seyn würde. Allein, so wie vieles in der „Welt zwar den Schein und die Form der Wahrheit „hat, aber seiner Natur nach nicht Wahrheit ist, „eben so war es auch mit der Versicherung, dass ihr „Besuch angenehm seyn würde."

Ausser der genauen Bekanntschaft mit der deutschen *civilité puerile et honnête*, von welcher diese Stelle zeugt, kann man dem Vf. einige Ansicht gesellschaftlicher Verhältnisse wirklich nicht ganz absprechen; aber die himmelweite Kluft zwischen einer solchen Ansicht und einer lebendigen, geistvollen Darstellung wird durch das ganze Werk dem Leser sehr bemerkbar bleiben.

Erfurt, b. Hennings: *Reisen unter Sonne, Mond und Sternen*. Ein biographisches Gemälde. Mit einem Titelkupfer. 1798. 220 S. 8.

Wenn ein Schriftsteller mit reichem Witz, innigem Gefühl, treffender Herzenskenntniss, eine *Manier* verbindet, mit welcher gesunder Geschmack und Verstand sich nur insofern versöhnen, als nicht leicht auszumachen ist, ob gerade bey *diesem* Kopfe Witz, Gefühl, Herzenskenntniss eine andere als gerade *diese* Manier zum Vehikel haben können; so kann es keinen unglücklicheren Gedanken geben, als Nachahmung dieser Manier, und der Beweis liegt im blossen Ausspruch des Satzes. Dem Vf. der *Reisen unter Sonne, Mond und Sternen* lässt sich das Nachahmungstalent wirklich nicht absprechen, man müsste denn die literarische Rechtspflege so weit treiben wollen, dass man genau nachsähe, ob er in den Stellen, die am getreuesten *nachgeahmt* scheinen, vielleicht sein Original nur *ausgeschrieben* hat. Die Ungewissheit über diesen Punct wird auch dadurch vermehrt, dass sein Original unter seinen übrigen Eigenheiten gerade diese, sich selbst oft auszuschreiben, mitzählt. Wie dem aber auch sey, wenn auch nicht gewünscht werden kann, dass *Jean Paul* mit seiner Laune und seinen Erhabenheiten ein anderer als er selbst wäre; so wäre doch sicherlich sehr zu wünschen, dass ein anderer, der nicht Jean Paul ist, sich nicht wie Jean Paul gebehrdet hätte.

Berlin, b. Lagarde: *Correza der Franke vom Sevennengebirge*. Aus den Archiven des Tempelordens. Von *Joh. Göbel*, französischem Bürger. 1799. I. Th. 211 S. II. Th. 190 S. 8. (1 Rthl.)

Es giebt in der Literatur wenig so betrübte Resultate, als die aus der Verbindung von Abentheuerlichkeit und Plattheit erwachsen. Dass die letzte Eigenschaft dem Vf. oder vielmehr der Vfn. zu Gebot stehe, mag unter andern folgende Stelle Th. I. S. 145. beweisen: „Das Vergnügen, welches sie hier „fühlte, theilte sich dergestalt meiner Seele mit, dass „die kleine Platteforme am Berge mir in dem gan„zen Gebiete meiner Besitzungen zur Lieblingsge„gegend würde, und mich auffoderte, ihre schöne „Lage durch kleine Bequemlichkeiten zu erhöhen." Komisch ist die Delicatesse des Vfs. S. 157. anzumerken, dass ein Tuch, mit welchem einer seiner Helden einer schönen *Katalina*, unschuldig und theilnehmend die Thräne von den Wangen abwischte, *ein reines, weisses Tuch war, welches er eben aus der Tasche gezogen hatte*. Nicht komisch ist es hingegen, dass höchst vernünftige und tugendhafte Freyheitsfreunde über höchst böse und abscheuliche Pfaffen Th. II. S. 158. das Urtheil sprechen: „Sie sollen „vermittelst eines stumpfen Messers entmannt, ohne „Nasen und Ohren, und mit einem Stricke um den „Hals, den Mördern der Mexicaner zugesandt wer„den, damit diese Gelegenheit haben mögen, die „erste gute That in Mexico zu verrichten, und jene „mit einander an den ersten verdorrten Baum auf„zuhängen." Ob die Plattheit hier die Abscheulichkeit mildere, ist noch eine Frage; denn ähnliche Dinge, wie hier *geschrieben* sind, wurden in unsern Tagen von Menschen *gethan*, welche, sie mochten als Freunde oder Feinde der Freyheit oder der Priester handeln, die Abscheulichkeit abgerechnet, auch platt genug waren.

Die Abentheuerlichkeit dieses Romans besteht in den Sprüngen zwischen verschiedenen Generationen und verschiedenen Zeitaltern bald der französischen, bald der spanischen, bald gar der mexicanischen Geschichte, in Verhandlungen geheimer Bündnisse, die in gerader Linie bis zur französischen Revolution fortdauern sollen u. s. w. Die lächerlichen Hypothesen, welche besonders die kleine Schrift: *Le tombeau de Jacques Molai* gleichsam in Einer Nuss enthält, hat der Vf. ganz gegen die Absicht ihrer Urheber zu benutzen gesucht. Uebrigens wäre es *auf alle Weise* unrecht, diesem Werke irgend eine politische Tendenz zum Vorwurf zu machen. Fern sey dies wenigstens von der deutschen Kritik; aber in Ansehung seines Vaterlandes mag sich der Vf. in Acht nehmen, dass man ihm dort nicht etwa Schuld gebe, er sey durch Pitt und Coburg bezahlt worden, um die Sache der Vernunft und der Menschenrechte zu verherrlichen.

Nürnberg, b. den Preisslerischen Erben, und in Commission der Steinischen Buchhandlung: *Johann Daniel Preisslers theoretisch-praktischer Unterricht im Zeichnen.* Dritter Theil. *Neueste durchaus umgearbeitete Ausgabe,* mit 18 Kupfertafeln und 6 Seiten Text. 1798. in Folio. Als Anhang oder vierter Theil dieses Werks folgt: *Johann Justin Preisslers theoretisch-praktischer Unterricht im Zeichnen* ebenfalls *neueste durchaus umgearbeitete Ausgabe.* mit 18 Kupfertafeln und 8 Seiten Text in Folio. 1798. (2 Rthl. 9 gr.)

Die Fortsetzung oder der dritte Theil des A. L. Z. 1798. Nr. 230. beurtheilten Preisslerischen Zeichenbuchs, enthält auf den ersten 6 Kupfertafeln nackte Akademiefiguren, auf den übrigen sind Figuren mit Gewand dargestellt, jede auf doppelte Weise zuerst im Umriss, und hernach mit Schatten und Licht ausgeführt. *Joh. Dan. Preissler* zeigt sich besonders in diesem Theil seines Werks als ein Mann von schönen Talenten; das Nackte hat zum wenigsten theilweise gute Formen, und die Gewänder sind mit Geschmack gelegt, haben breite Falten und Massen. Was im Text über Licht und Schatten sowohl als von den Drapperien gesagt wird, ist an dieser Stelle vollkommen zweckmässig, zwar unzureichend für den, der es in der Kunst bis zur Meisterschaft zu bringen wünscht, aber hinlänglich für Schüler, welche sich mit dem gewöhnlichen Unterricht und einer mässigen Geschicklichkeit im Zeichnen begnügen wollen. Im vierten Theil, oder dem Anhang, welchen *Joh. Just. Preissler* zu seines Vaters Zeichenbuch gemacht hat, findet man einige Figuren zum Unterricht in der Proportion. Die 7te, 8te, 9te und 13te Kupfertafel stellen einzelne Figuren aus Rafaels Gemälden in der Farnesina vor. Die übrigen, sowohl die nackten als die bekleideten, scheinen vom Vf. nach der Natur gezeichnet zu seyn; seine Arbeit ist indessen ziemlich mittelmässig und erreicht die Arbeit seines Vaters bey weitem nicht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Hausknecht und in Commission bey Supprian in Leipzig: *Andachtsbuch für Erbauung suchende Christen,* ohne Unterschied der Religion und ihrer Bekenntnisse, *zur Feyer der Charwoche.* 1798. 118 S. 8. (16 gr.)

Dieses Andachtsbuch enthält sieben Betrachtungen über die letzten Worte Jesu am Kreutze. Ursprünglich waren es vermuthlich Predigten; denn es herrschet noch ganz der Kanzelstil darin. Rec. las diese Betrachtungen mit Vergnügen, und zweifelt keinesweges, dass sie für jeden Leser aus allen christlichen Religionspartheyen erbaulich und befriedigend seyn werden. Der Vf. hielt sich sorgfältig nur an solche Religionslehren, die von allen geistlichen Partheyen angenommen sind. Nur S. 32. kommt eine Stelle vor, wo der Vf. einen Reinigungszustand nach dem Tode leugnet, womit folglich der altglaubige katholische Leser nicht zufrieden seyn wird. Auch die ganze erste Hälfte der vierten Betrachtung über die Worte Jesu: „Mein Gott, mein Gott! wie sehr hast du mich verlassen?" wird manchen Lesern aus verschiedenen Partheyen nicht gefallen können. Hier untersucht der Vf. den Grund der ausserordentlichen Beängstigung Jesu kurz vor seinem Tode, und findet denselben in der stellvertretenden Genugthuung, die Jesus als Gottmensch dem über die Sünden der Welt erzürnten himmlischen Vater zu leisten hatte. „Nie „würden wir, sagt er unter andern S. 63., befriedigend uns die Sache erklären können, wenn „nicht die Schrift dieses Dunkel erhellte, wenn nicht „sie uns belehrte: *dass der Tod dieses Gottmenschen „ein Opfer für die Sünden der Welt war.* Für uns „hat er gelitten und die Strafen ausgestanden, die „wir verdient hatten. Er war *das Lamm, das der „Welt Sünde trug.* — Hier ist nun voller Aufschluss; „nun wird uns alles klar. Er sollte in diesen bangen „Stunden alles empfinden, alles dulden, was er als „ein Opfer für unsere Sünden tragen und empfinden „musste; und wirklich trug er in diesen bangen „Stunden die ganze Last der Sünden als das Lamm „Gottes. Er fühlte um der Menschen willen Beängstigungen, *wie sterbende Sünder sie empfinden, in unendlich verstarktem Maasse.* Daher hatte sein Tod „eine Bitterkeit, wie sie noch kein Mensch gefühlt „hat, kein Mensch je schmecken wird. — Daher „hat kein Sterbender je einen solchen Todeskampf „gekämpft, kein Märtyrer der ersten Christenwelt „ein so volles Maass von Todesqualen in der letzten „entscheidenden Stunde getrunken. Daher das Klaggeschrey: *Mein Gott,* mein Gott! wie sehr hast du „mich verlassen!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Februar 1799.

PHYSIK.

Leipzig, in der Weygandschen Buchh.: *De Loys*, Mitglieds der ökonomischen Gesellschaft in Bern, *Chronologische Geschichte der Naturlehre bis auf unsere Zeiten*. Für Forscher und Freunde. Aus dem Französischen. Herausgegeben von Dr. *Carl Gottl. Kühn*, Prof. in Leipzig. *Erster Band.* 1798. 310 S. 8. (1 Rthlr.)

Dem Vorbericht des Herausgebers zufolge, erschien der erste Band des Originals zu Strasburg schon 1786 unter dem Titel: *Abregé chronologique pour servir à l'histoire de la physique jusqu'à nos jours.* Zwölf Jahre lang blieb es also unübersetzt, und das muss bey einem Werke dieser Art schon einen starken Verdacht erregen. Hr. K. sucht aber sein Unternehmen dadurch zu rechtfertigen, dass wir noch keine Geschichte der Physik hatten, und dass also ein jeder Versuch diesem Mangel abzuhelfen, erwünscht seyn müsste, wenn er auch unvollkommen wäre. In der That kommt hier alles auf den Grad der Unvollkommenheit an; dieser ist aber bey dem gegenwärtigen Werke so gross, dass unserm Urtheil nach gar nichts damit geholfen ist, und es die Ehre der Uebersetzung auf keine Weise verdient. Denn man mag auf den Plan des Ganzen, oder auf die Anordnung und Auswahl der einzelnen Materien, oder auf den Geist, der durchgehends herrscht, sehen, so ist alles gleich mangelhaft und unbefriedigend. Die Form der Annalen ist zwar zur Uebersicht politischer Ereignisse, merkwürdiger Erfindungen und Entdeckungen und dergleichen bequem, aber zur Darstellung von der allmähligen Ausbildung einer Wissenschaft taugt sie gar nicht. Das Wachsthum einer Wissenschaft hängt von so vielen Veränderungen ab, und geht so unmerklich fort, dass man zwar den Zustand derselben für einen gewissen Zeitraum bestimmen, aber nicht ihren Vor- oder Rückgang von Jahr zu Jahr angeben kann. Gleichwohl konnte man sagen, dass bey einer Wissenschaft, wie die Physik, so viel auf einzelne Entdeckungen und Erfindungen ankomme, dass von diesen der Zustand der ganzen Wissenschaft gewissermasen abhängig sey; und also eine chronologische Aufzählung von jenem allenfalls für eine Geschichte der Wissenschaft selbst gelten könne. Das wäre freylich zu viel gesagt; indessen würde eine solche Chronologie doch ein gutes Hülfsmittel für die Geschichte seyn, wenn sie gleich, aus Mangel an Nachrichten, ziemlich unvollständig ausfallen müsste. Was *de Loy* bey seiner Arbeit für einen Plan gehabt, wenn er anders überhaupt einen gehabt hat, lässt sich nicht bestimmt sagen, da er sich nirgends darüber erklärt hat, indessen scheint er, wie es auch der Titel sagt, eine solche Chronologie haben liefern zu wollen.

Er fängt mit dem Jahr 1589 an, wo *Galilei* die Gesetze des Falls der Körper entdeckt hätte; und das ist ihm die *erste Epoche*. Nachdem er einiges hievon gesagt, auch ein paar anderer Beobachtungen und Meynungen Galilei's erwähnt hat, geht er zum folgenden Jahr 1590 über, bleibt aber nicht bey diesem stehen, sondern schaltet hier eine *Geschichte der Optik* bis zum Jahr 1590 ein. Man würde sich wundern, warum gerade der Optik diese Ehre widerfährt; es findet sich aber nachher, dass er wieder auf das Jahr 1590 zurückkommt, und die Erfindung des Fernrohrs und Vergrösserungsglases in dasselbe setzt, und es zur *zweyten Epoche* macht. Die erste Periode besteht also gerade in einem ganzen Jahre. In der Geschichte der Optik geht er bis in die Zeiten vor Christi Geburt, zu den griechischen Philosophen bis auf den Pythagoras zurück. Hier kommt auch einiges vom Glase vor, wobey unter andern die bekannte Anekdote von dem Künstler, der dem Kaiser Tiber ein Gefäss von biegsamen Glase überreichte, und zum Lohn dafür hingerichtet wurde, erzählt wird. Der Vf. fühlte selbst, dass diese nicht dahin gehörte, doch meynte er, man werde sie mit Vergnügen lesen. — Das Jahr 1600 hat die Ueberschrift *Gilberts Abhandlung vom Magnete*, weil sie in diesem Jahr erschienen ist; und nun folgt ein Auszug daraus. Dann werden die Ideen der Alten vom Magnet nachgeholt. — Zum Jahr 1604 wird einiges von *Keplern* angeführt, unter andern sein Versuch die astronomische Strahlenbrechung zu bestimmen, seine Vergleichung des Lichts der Venus und des Mondes, seine Beobachtung eines hellen Sterns im Schützen von veränderlichem Glanz. Zu eben diesem Jahre wird der Erfindung eines Schiffs gedacht, „das nicht bloss auf dem Wasser, sondern auch unter demselben schwimmen, und dann sich erheben kann." Das Untersinken wird durch angehängte Gewichte bewirkt, wobey sich schwerlich ein Fortschwimmen unter dem Wasser denken lasst. Demselben Jahr ist auch noch eine kurze Geschichte der *Mechanik* von *Archytas* her angehängt, in der auf den *Hero* von Alexandrien (120 Jahr vor Christo) unmittelbar *Jacob de Dondis* aus Padua (um die Mitte des 14ten Jahrhunderts) folgt. Mit dem nächsten Jahre aber geht wieder *eine neue Periode* an, die die Aufschrift hat: *Gleicher Druck der Flüssigkeiten nach allen Richtungen von Stevin er-*

kannt und bewiesen. Dieser Titel hindert aber nicht, dafs nicht auf der dritten Seite etwas aus der *Optik* vorkommt. Zu der wunderlichen Ordnung dieses Buches gehört auch, dafs *Versuche* und *Beobachtungen* immer durch eigene Rubriken von den *Theorieen* getrennt werden, woraus oft eine unnütze Weitschweifigkeit oder der Nachtheil entsteht, dafs eines in das andere gezogen wird. So wird S. 71. unter der Theorie der Statik die Erfindung einer Maschine aufgeführt, vermittelst welcher man durch 25 Pfund ein Gewicht von 5400 Pfund in Bewegung setzen kann. — Dieser Periode ist auch noch eine *Geschichte der Astronomie* bis auf Keplern einverleibt. — Mit dem Jahr 1609 fängt die *vierte*, und mit 1621 die *fünfte Periode* an. Unter der letzten findet sich ein umständlicher Auszug aus *Drebbels* Schrift *von der Quintessenz*. — Zum Jahr 1639 wird der Farben des Chamäleons gedacht, und dabey eine umständliche Nachricht und Erklärung hierüber *von einem neuen Beobachter*, der das Thier in Indien gesehen, eingeschaltet. So ist alles unter einander gemischt. — Der erste Band geht bis zum Jahr 1661. Dann aber ist, um das Quodlibet vollständig zu machen, ein Anhang beygefügt, der 1) einen Auszug von einer im Jahr 1666 zu London erschienenen Nachricht über die erstaunenswürdigen (magnetischen) Curen eines gewissen *Valentin Greatrakes*; 2) eine zwey Bogen starke *„wahrhafte Astrologie oder Regeln der Wetter-„vorhersagungen nach dem Aspecte der Planeten“* enthält. Der letzte Auffatz ist von ganz neuerm Datum, und wie der Vf. versichert, die Frucht von Beobachtungen, die seit dem Jahr 1748 mit der gröfsten Genauigkeit von *Schrödern* (das ist der Name des Beobachters) angestellt sind.

So verworren die Anlage des ganzen Werkes ist, so seicht ist die Behandlung der einzelnen Materien. Nirgends findet sich ein scharffsinniger Gedanke, oder eine sorgfältigere Untersuchung streitiger Puncte, sondern der Vf. bleibt auf der Oberfläche stehen, und führt entweder nur das ganz bekannte an, oder hascht nach auffallenden Behauptungen, aber ohne sie durch Gründe zu unterstützen, wozu noch manche offenbare Unrichtigkeiten kommen. Zuerst zeigt er sich als einen eifrigen Verehrer der Alten, denen er Erfindungen und Einsichten beylegt, die ihnen von andern längst mit Grund abgesprochen sind. So sollen die Alten *alle Grundwahrheiten der Optik* gekannt haben, und Plato's Meynung vom Licht mit Newtons System übereinstimmen; ingleichen hält er es für ausgemacht, dafs sie *Fernröhre* und *Vergröfserungsgläser* gehabt, und der Erzählung von den Brennspiegeln des Archimedes soll fast keine andere Thatsache in der Geschichte an Zuverläfsigkeit beykommen; doch berührt er keine einzige von den Einwendungen, die mit Recht dagegen erhoben worden sind. Aus der bekannten Stelle in den Wolken des Aristophanes folgert er, dafs den Alten *linsenförmige* Gläser bekannt gewesen wären; allein man hat ihre Kenntnifs mit gutem Grunde nur auf *kugelförmige* Gläser eingeschränkt. — Von *Roger Baco* behauptet er, dafs er wirklich Fernröhre, Brillen u. dgl. gehabt habe, ohne der Einwendungen, die Baco's Landsmann, *Smith*, dagegen gemacht hat, nur mit einem Wort zu gedenken. — Die Erscheinungen des Magnets soll *Lucrez*, *eben so wie die Neuern*, durch *wirbelnde* Bewegung der magnetischen Flüssigkeit erklärt haben. Nun steht aber im Lucrez *kein Wort* von einer *wirbelnden* Bewegung, nichts von einer besondern *magnetischen Flüssigkeit*, und seine ganze Erklärung ist so dürftig, dafs sie nicht den Namen einer Erklärung verdient. Gleichwohl citirt der Vf. ganz dreist B. 6. v. 1400. Da mag er aber einen besondern Lucrez haben, worin das 6te Buch 1400 Verse hat, und wo sich noch eine solche Erklärung findet. — Ihm ist es wahrscheinlich, dafs die Alten die Aehnlichkeit des Donners (vielmehr des Blitzes) und der elektrischen Materie gekannt hätten; denn Numa hätte das Mittel gekannt, den Blitz anzuziehen, Jupiter elicius hätte vom Anziehen des Blitzes seinen Namen u. dgl. mehr. Gesetzt aber auch, dafs das wahr wäre, wie folgt daraus, dafs sie die Aehnlichkeit des Blitzes und der elektrischen Materie gekannt hätten? sie kannten ja die letzte gar nicht. — Dem *Plutarch* sollen *die glänzenden Wahrheiten der Astronomie fast alle* bekannt gewesen seyn; und doch ist gerade das ein Theil, worin Plutarchs Kenntnisse höchst mangelhaft waren. Man lese nur eine Abhandlung wie die περι ψυχογονιας, da finden sich Beweise genug dafür. — So sollen auch die Chaldäer 700 Jahr vor Christo die Bewegung des Mondes *eben so genau als die neuern Astronomen* zu bestimmen gewufst haben. Durch eine solche Behauptung aber verräth man nur seine eigene Unwissenheit; denn wer nur einigermafsen einen Begriff von den Schwierigkeiten, denen die Bestimmung der Mondsbewegung unterworfen ist, hat, wird so etwas nicht sagen.

Nächst dieser lächerlichen Vorliebe für die Alten, zeigt er eine grofse Leichtgläubigkeit in wundervollen Dingen. Die Aufschneidereyen und Prahlereyen von *Drebbel* nimmt er für baare Wahrheiten, so dafs er es der Mühe werth gefunden hat, ein paar Briefe von ihm einzurücken, worin er unter andern sich rühmt, dafs er sich in Thiere und Bäume verwandeln könne, die Erde geöffnet zeige, und Geister daraus heraufsteigen lassen u. dgl. m. Schon oben ist bemerkt worden, dafs er einen Auszug aus Drebbels Schrift *über die Quintessenz* giebt, einer Schrift, die den geheimnifsreichsten Producten der Alchymisten an die Seite zu setzen ist — und mit solchem Zeuge füllt er diese seyn sollende Geschichte der Physik an. — S. 142. macht er den Physikern fast einen Vorwurf, dafs sie nicht glauben wollten, dafs, wenn man Queckfilber *in ein leinenes Tuch gewickelt* in geschmolzenes Bley thäte, *das sich abzukühlen anfängt*, das Quecksilber fest und streckbar würde, so dafs man allerley Geräthschaften daraus verfertigen könnte — ein Versuch, den Baco gemacht hätte. Ja er setzt noch hinzu, dafs, wenn man diesen Versuch nachgemacht hätte, der bekannte Petersburger Versuch niemals so viel Aufsehen erregt haben würde.

Sol-

Solche Behauptungen zeugen in der That von sehr geringen physikalischen Kenntnissen. Diese verräth der Vf. auch an andern Stellen. So lässt er S. 27. in dem finstern Zimmer die Bilder durch ein *Hohlglas* in die aufrechte Lage bringen — gegen alle Theorie. S. 40. erzählt er, dass Gilbert schon beobachtet hätte, dass ein Magnet mit einem Bretchen aufs Wasser gelegt, sich mit dem *Südpol* gegen Norden kehre. — Als einen sehr verzeihlichen Irthum wollen wir es ansehen, dass er den *Copernicus* zum Jahr 1545 setzt, wo er schon ein paar Jahre todt war. — Hingegen ist es sehr übel ausgedrückt, wenn es S. 90. heisst: „der Durchgang des Mercurs durch die Sonne „ereignet *sich selten einmal alle zehn Jahre*" — oder S. 41. der Magnet zieht das Eisen stärker *als sich selbst*. Denn sich selbst zieht ein Magnet gar nicht, sondern allenfalls einen andern Magnet, — oder S. 8. „Galilei legt den ersten Grund über den Widerstand der festen Körper." Ob diese Fehler auf Rechnung des Vfs. oder des Uebersetzers zu setzen sind, können wir nicht entscheiden.

PHILOLOGIE.

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *M. Tullii Ciceronis Paradoxa ad M. Brutum;* mit historischen und philosophischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen für die obern Classen der Schulen und Gymnasien bearbeitet von *Johann David Büchling.* 1797. XXIV u. 220 S. 8. (14 gr.)

Da *Cicero's Paradoxa*, welche Hr. B. nicht bloss wegen der Reichhaltigkeit der Materien und des Wahren und Praktischen für das menschliche Leben, sondern auch als *Muster der Beredsamkeit* und Wohlredenheit studirenden Jünglingen nicht genug empfehlen zu können glaubt, auf vielen Schulen gelesen und erklärt werden: so ging der Zweck dieser Bearbeitung dahin, sowohl dem Jüngling die Lectüre der Schrift, vorzüglich bey seinem Privatfleisse, zu erleichtern, als auch manchem angehenden Lehrer, dem es an den nöthigen Hülfsmitteln gebricht, die erwünschte Unterstützung zu gewähren. Deshalb schickte Hr. B. jedem Paradoxon eine philosophisch-historische Einleitung voran, worin der Ideengang der Stoiker dargestellt, und ihre Lehrsätze weitläuftig entwickelt werden. Eigentlich *philosophische Einleitungen*, wie sie der Titel ankündiget, finden wir nicht; nur zuweilen wird eine kurze Prüfung der Stoischen Grundsätze beygefügt. Desto umständlicher ist Hr. B. in der Mittheilung biographischer Notizen von den Personen, gegen welche Cicero jedes Paradoxon richtete, und ohne deren genauere Kenntniss allerdings manche Dunkelheit bleibt. Der Text selbst ist nach der *Ernestischen* Ausgabe correct abgedruckt, und die Verschiedenheit wichtiger Lesarten in den Anmerkungen angeführt. Die Gründe, womit Hr. B. dieses Verfahren in der Vorrede zu rechtfertigen sucht, möchten wir zwar nicht zu den unserigen machen, weil wir von dem Gehalte des Ernestischen Textes, zumal in Cicero's philosophischen Schriften, anders denken: allein *bey Hn. B.* billigen wir es sehr, dass er diesen Text beybehalten, und nicht ein eigenes kritisches Wagstück begonnen hat. Der grössere Theil der Anmerkungen beschäftiget sich übrigens mit Erläuterungen aus der Geschichte und den Alterthümern: manches geht auch den Sprachgebrauch an.

Man kann im Allgemeinen behaupten, dass Hr. B. in seinen Noten des Guten eher zu viel als zu wenig gethan habe: aber auch dies ist ein Fehler, denn es ist ein Verstoss gegen das Gesetz der Zweckmässigkeit, durch dessen Beobachtung der *compilirende* Erklärer sich noch das grösste Verdienst erwerben kann. Nur zu sehr sieht man dieser Arbeit, wie den übrigen Büchern, welche Hr. B. bereits aus andern gemacht hat, die Art ihrer Entstehung an: wo sich dem Herausgeber die meisten Materialien darboten, da ist gewöhnlich die Linie der weisen Sparsamkeit am weitesten übersprungen worden. Wenn z. B. Cicero (Paradox. I. c. 3.) den üppigen Reichen und den genügsamen C. Fabricius gegen einanderstellt, und die Pracht jenes zu charakterisiren, *marmorea tecta ebore et auro fulgentia* erwähnt: so begnügt sich Hr. B. nicht, uns von den *Marmorpallästen* einen allgemeinen Begriff zu geben, sondern er belehrt uns noch ausführlich, zu was für Arbeiten die Alten den Marmor in verschiedenen Zeiten brauchten, worein sie die Schönheit desselben setzten, und dass sie ihre Bildsäulen, Basreliefs und Aufschriften lieber in weissen Marmor arbeiteten, und den bunten dazu für unschicklich hielten, da dieser hingegen lieber zu Gefässen und Geräthschaften gebraucht wurde. Wer suchte solche Bemerkungen an *diesem* Orte? Oder wer erwartete bey den Worten des Cicero (*Paradox.* II. c. 1.): *ut furiae, sic tuae tibi occurrunt injuriae* eine mythologische Discussion über die Zahl, Namen, Bestimmungen und artistischen Darstellungen der Furien? Wenn Abschweifungen dieser Art den Anfänger bey der Lectüre zerstreuen, und von dem Hauptgegenstande derselben, dem Schriftsteller, entfernen: so kann man diese unzeitige Störung dem Commentator da noch weniger verzeihen, wo er unnöthige Sachen aus Büchern abschreibt, die auch wohl dem Anfänger leicht zur Hand sind. Dahin gehört vorzüglich das, was Hr. B. nicht selten aus den *Wielandischen* Ausgaben der Horazischen Satiren und Episteln beybringt: wie z. B. S. 88 — 93., wo nicht bloss der Inhalt fast einer ganzen Satire genau detaillirt, sondern auch Wielands Uebersetzung wörtlich beygefügt ist. — Die gewöhnlichen, griechischen und lateinischen, Ueberschriften der einzelnen Paradoxen hat Hr. B. treulich beybehalten, ohne jedoch eine Bemerkung hinzuzusetzen, durch deren Vernachlässigung schon *Anton. Majoragius* in seinen berüchtigten *Antiparadoxis* zu den schiefsten und ungegründetsten Urtheilen über Cicero verleitet ward: dass nämlich der grössere Theil jener Ueberschriften sehr unstatthaft sey, und dass sie insgesammt nicht vom Autor selbst, sondern von vorwitzigen und unkundi-

kundigen Grammatikern herrühren. — In Cicero's Zueignungsschrift an Brutus finden wir eine vorher uns unbekannte, aber sehr treffende Wahrnehmung des Hn. Hofr. *Schütz* angeführt, dass in dem Satze: *παράδοξα Stoicorum — tentare volui, possentne proferri in lucem, (id est, in forum,) et ita dici, ut probarentur, an alia quaedam esset erudita, alia popularis oratio*, die eingeklammerten Worte als Glossem herausgeworfen, und die unmittelbar vorhergehenden durch *in vulgus* erklärt werden müssen. Selbst durch drey Handschriften wird die Vermuthung bestätiget; und unstreitig gehört diese Stelle in Eine Rubrik mit der *N. D.* I, I. *ut magno argumento esse debeat, causam (id est, principium) philosophiae esse inscientiam*, und mehrere andere Stellen, wo oft schon das eingeschaltete *id est* die Hand des Interpolators verräth, und an denen, unsers Bedünkens, alle Verbesserungs- und Erklärungsversuche verschwendet sind.

Wir müssen noch mit einem Worte der langen *Vorerinnerung* gedenken, in welcher zuerst das Stoische System nach *Thormeyer* dargelegt und beurtheilt, dann über die Art, wie Cicero die Philosophie trieb, das Bekannte wiederholt, und gegen seine Unparteylichkeit bey der Prüfung der Stoischen Lehrsätze nach *Motz* mancher Zweifel erhoben, und zuletzt mit ein paar andern Excerpten aus *Meineke's* und *Scheller's* Schriften geschlossen wird. Man sieht, dass auch diese Vorerinnerung den Charakter einer fleissigen Compilation nicht verleugnet, und man wird daher zwar das Ganze für lehrreich anerkennen und den angehenden Philologen empfehlen können, aber doch den innigern Zusammenhang und die sorgfältigere Ausarbeitung der einzelnen Theile ungern vermissen.

BERLIN, b. Lagarde: *Italienisches Lese- und Wörterbuch*, zum Gebrauch des Berlinischen Gymnasiums, herausgegeben von *Joseph Leonini*, Lehrer am adel. Kadettencorps und am Berl. Gymnasium. 1797. 296 S. 8.

Dieses kleine italienische Lesebuch ist jungen Leuten vorzüglich angemessen. Es hat einen angenehmen Inhalt, der die Gesetze des Wohlstandes auf keine Weise beleidiget, und ist durchaus mit nützlichen Erläuterungen durchwebt, so dass es zweckmässig genannt zu werden verdient. Es enthält 1) eine Auswahl von Sprüchwörtern des *Orlando Pescetti*, welche der Herausgeber voransetzte, theils weil sie voller Italismen, und daher sehr geschickt sind, einen Ausländer mit den Eigenheiten der italienischen Sprache auf eine leichte Art bekannt zu machen, theils weil sie kurze Sätze darstellen, und eben deswegen für den ersten Anfänger verständlicher sind. 2) Eine Auswahl kleiner Anekdoten. 3) Verschiedene Briefe des Loredano, welche sich durch ihre Kürze, durch ihren zierlichen Stil und sinnreiche Wendungen empfehlen. 4) Ein kleines Schauspiel in Prosa, *I falsi Amici*. 5) *Giuseppe riconosciuto*, von *Metastasio*. Da die Schreibart dieses schönen Dichters deutlich und leicht ist, so konnte Hr. *L.* den Anfängern keinen bessern Vorschmack von der italienischen Poesie geben. 6) Eine kurze Abhandlung von dem Briefstil und den italienischen Titulaturen, aus *Jagemann's* Chrestomathie. 7) Ein Verzeichniss der poetischen Freyheiten, aus *Veneroni's* Sprachlehre. 8) Eine Uebersicht der italienischen Zeitwörter mit ihren Abweichungen, aus *Valenti's* Elementarbuche; und 9) eine Liste der unentbehrlichsten Wörter nebst einigen Redensarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

FREYMAUREREY. *Leipzig*, b. Fleischer d. Jüng.: *Gesänge fur Freymaurer.* 1798. 94 S. 8. (8 gr.) Die Bemühung des Herausg. etwas besseres zu liefern, als das im 7ten Decennium dieses Jahrhunderts in mehrern Logen eingeführte Liederbuch enthält, ist nicht zu verkennen, und wenn sie ihm nicht ganz geglückt ist, so ist wohl mehr der Mangel einer zu einer solchen Sammlung erfoderlichen Anzahl guter Gesänge, als misslungene Auswahl daran schuld. Mehrere der bessern Lieder jenes alten Liederbuchs sind beybehalten, obgleich wir auch einige vermissen, die der Aufnahme werth gewesen wären, z. B. das wirklich rührende und kraftvolle Gebet: *Der du mit Weisheit Stärk' und Pracht* etc. *Wo seyd ihr hin, beglückte Zeiten!* und noch einige andere, die leicht einer Verbesserung fähig gewesen wären, dergleichen der Herausg. mit andern aus demselben Gesangbuch entlehnten vorgenommen hat. Unter den neu aufgenommenen Liedern finden wir Nr. 7. *Brüder, streckt nun die Gewehre* u. s. w. herzlich matt und übel versificirt. In Nr. 5. giebt die 3te Strophe: *Schönheit — schmückt des Ordens eignen Ruhm*, keinen richtigen Sinn. In Nr. 9. steht gleich anfangs: *Den* Pfad den oft der kühne Denker *gehlt*, statt *verfehlt*. Das Freyheitslied Nr. 12. ist kraftlos und gedankenleer. Um mehr Zusammenhang zwischen die beiden ersten Strophen des 17ten Gesanges zu bringen, wird eine Strophe eingeschaltet, deren Inhalt zwar zum Ganzen passt, in welcher aber die zwey letzten Zeilen nicht sprachrichtig sind,

Noch hat uns nicht sein Donner ganz erschlagen!
Sprach einst ein Held, als er dem Sturm entflog,
Und wenig Edle, *künftig* bessern Tagen
Der *Zukunft* weihend, der Gefahr entzog.

Richtiger würde es heissen können:

Und wenig Edle, die er bessern Tagen
Der Zukunft weihte, der Gefahr entzog.

In dem alten Liede Nr. 19. ist am Ende: und hofft hier *keinen* Vorzug *nicht*, unverbessert gelassen; und so liesse sich noch manche Verbesserung aufführen, die einer weitern Verbesserung bedürfte. Zur Bequemlichkeit des Nachschlagens hätte ein Register angehängt werden sollen. Vielleicht erscheint aber noch ein zweyter Theil, da, wie wir eben gewahr werden, am Schluss dieses Liederbuchs kein *Ende* bemerkt ist. Vielleicht folgen dann auch wohl die oben vermissten Lieder noch nach.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Bemerkungen über Arzney-Taxen und deren Veränderung, veranlasset durch die neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, insbesondere durch die Concurrenzschrift vom Herrn J. zu L. Auf ausdrückliche Veranlassung der Königl. Soc. d. Wissens. zu Göttingen verfasset und zum Druck befördert von Joh. Fried. Westrumb.* — 1797. XX. u. 180 S. gr. 8.

Ein grofser Theil des Publicums glaubt, ein Apotheker habe einen übergrofsen und unbilligen Gewinn von feinem Arzneyhandel, fo dafs diefer Glaube fo gar in ein Sprichwort übergegangen ift. Diefer Glaube erklärt fich aus dem wohlfeilern Verkauf mehrerer Arzneymittel von Kaufleuten, Laboranten etc., aus dem fcheinbar theuren Verkauf folcher Mittel von den Apothekern, welche fich das Publicum felbft anfchaffen oder zubereiten kann, z. B. einheimifcher Pflanzenmittel, Kalkwaffer, Effighonig, verfchiedener Syrupe, Molken, Milche etc. und aus dem wohlfeilern Verkauf folcher Apotheker, die oft nicht blofs Betrüger fondern auch Mörder des Publicums find, dem fie unächte, verfälfchte, fchlechte Arzneyen um einen ungleich wohlfeilern Preis verkaufen, als der rechtfchaffene Apotheker feine ächten und guten Arzneymittel. Wahrfcheinlich ift auch diefe Volksmeynung die Urfache, wodurch die Regenten bewogen wurden, Apotheker-Taxen abfaffen und gefetzlich einführen zu laffen; es fcheint aber, dafs diefe Maafsregel nicht vollkommen ihren Zweck erreicht habe, denn noch bis jetzt meynt der gröfsere Theil vom Volk, freylich auch der unkundigfte, und oft auch der unbilligfte, er werde von den Apothekern übertheuert. Diefe Volksmeynung kann allerdings den Regenten nicht gleichgültig feyn, denn fie hemmt und erfchwert die wohlthätigen Wirkungen der Heilkunft zur Wiederherftellung der Volksgefundheit, fie begünftigt die Quakfalbereyen, und macht, dafs ächte Aerzte nicht fo oft zu Hülfe gerufen werden, als es ohne fie vielleicht gefchehen würde. Natürlich, dafs die Regierungen und die Aerzte fich bemühen, die Preife der Arzneyen fo wohlfeil zu machen als möglich, natürlich und gerecht aber auch, dafs die Einwendungen und Rechtfertigungen der Apotheker gehört und erwogen werden. Sicherer und fchnell würde zwar der Volksglaube von der Uebertheuerung der Apotheker untergraben werden, wenn die oben angegebenen Urfachen darzu gehoben würden; allein man weifs ja wohl, mit welchen Bedenklichkeiten und Vorurtheilen viele Juriften, und in deren Händen ift ja doch der gröfste Theil der Staatsverwaltung, zu Werke gehen, wenn irgend etwas zur Aufrechthaltung, Aufnahme, Sicherung und Auszeichnung der Arzneykunde gefchehen foll, und wie kalt und gelähmt das ausgeführt oder ausgeübt wird, was fie verordnen oder verfügen mufsten, wenn fie der augenfcheinlichften Wahrheit nicht alle Gerechtigkeit verfagen wollten. Es gefchehe alfo, was nach Lage der Umftände gefchehen kann: das Corps der Aerzte forge, dafs das Corps der Apotheker, fo viel immer möglich, mit den Kaufleuten, Krämern, Laboranten etc, gleichen Preis halte! Diefer Rath klingt durch die Phrafe: fo viel als immer möglich, billig, zweckmäfsig und ausführbar, aber eben auf fie kömmt auch alles an, von ihr hängt alles ab, und eben in ihr liegt die Schwierigkeit der ganzen Sache. Der Arzneyhandel der Kaufleute, Krämer, Laboranten etc. ift etwas ganz anders, als der Arzneyhandel der Apotheker, und kann und darf mit diefem gar nicht parallel gefetzt werden. Jene handeln nur mit Arzneywaaren, von welchen fie fichern und beträchtlichen Abfatz erwarten können, bey ihnen ift diefer Handel entweder nur eine kleine Nebenfache, welche in ihrem eigentlichen und gröfsern Handel fo mit unterläuft, oder fie treiben ihn fo ins Grofse, dafs fie auf Abfatz in ganz Deutfchland rechnen, und die Lieferanten der Apotheker felbft find; fie fetzen fehr viel gröfsere Summen, und diefe viel fchneller um; ihr Handel ift überdies fo frey, dafs fchlechte und gute Waare bey ihnen gleiche Rechte haben, dafs es nur auf das Glück oder auf die Kenntnifs und Rechtfchaffenheit der Käufer ankömmt, ob fie ächte und gute oder verfälfchte und fchlechte Arzneymittel verkaufen. Wie ganz anders ift der Apothekerhandel? Die Apotheker müffen eine Menge von Arzneyen vorräthig haben, von welchen fie in manchen Jahren gar nichts oder doch nur eine unbedeutende Kleinigkeit abfetzen; fie müffen fich von ihrer Apotheke faft allein ernähren, und wo fie es nicht können z. B. in kleinen Landftädten, ift der Nebenhandel nur Nothbehelf; der Handlungskreis einer Apotheke fchränkt fich nur auf die nahe Gegend umher ein, die Summe, welche fie binnen einem Jahr abfetzt, überfteigt nur in fehr grofsen Städten und in feltnen Fällen einige Taufend Thaler, bey den Apotheken kleiner Städte beträgt fie oft nicht ein Taufend; und die Wichtigkeit ihres Handels, der fo oft über Leben und Tod entfcheidet, macht es den Apothe-

kern selbst, den Aerzten und den Regierungen zur unerläfslichen Pflicht, dass jede Apotheke nur die ächtesten und besten Arzneymittel verkaufe, und von ihrem Waarenlager jede verfälschte, unächte, schlechte und verdorbene Waare verbanne. Schon diese Vergleichung beweisst augenscheinlich, dafs der Arzneyhandel der Apotheker mit dem Arzneyhandel der Kaufleute, Krämer, Laboranten etc. in Rücksicht der Gewinn-Procente nicht parallelisirt werden kann, und dafs es die Billigkeit, die Gerechtigkeit, ja schon die Klugheit erfodere, den Apothekern mehrere Procente Gewinn zuzugestehen. Die Frage: *wie viel Procente Gewinn der Staat einem Apotheker zugestehen dürfe*, ohne dafs das Publicum übertheuert und ohne dafs der Apotheker genöthigt werde, entweder seine Pflichten zu übertreten oder zu darben? ist warlich eine höchst wichtige Frage, und war es werth, von einer so berühmten und verehrten Gesellsaft weiser und gelehrter Männer als die *Königl. Societ. d. Wissensch. zu Göttingen* ist, den Kennern als Preisfrage vorgelegt zu werden. Der Erfolg dieser Preisfrage ist bekannt, die Königl. Societät sandte die ihr eingeschickte Concurrenz - Schrift des Hn. Doctor und Landphysikus *Jugler* zu *Lüchow*, dem berühmten Apotheker, Hn. Bergcommissär *Westrumb* mit dem Auftrage zu, dafs er ihr darüber seine gutachtliche Meynung eröffnen möge, er befolgte diesen Auftrag, und die vor uns liegende Schrift ist der von der Societät gewünschte Abdruck des ihr eingeschickten und nachher nochmals vom Vf. revidirten Aufsatzes. *Westrumbs* Meynung über die bey Abfassung einer Arzney - Taxe zu beobachtenden Grundsätze und Regeln ist allerdings höchst wichtig, er ist der Mann, der alles weiss und aus Erfahrung kennt, was man wissen und kennen muss, wenn man über diese Sache ein gültiges Wort reden will. Rec. glaubt, es sey heilsam und gut, dass *W.* Meynung allgemein bekannt werde, und in dieser Hinsicht zeigt er sie hier so gedrängt und so kurz als möglich an. Die vor uns liegende Schrift ist eigentlich ein Commentar der *Juglerischen* Concurrenz - Schrift, und enthält, so wie die Stellen der commentirten Schrift darzu Gelegenheit geben, *W.* Vorschläge, wornach eine billige und gerechte Apotheker - Taxe zu entwerfen seyn möchte; Rec. wird bey seiner Anzeige vorzüglich auf diese Vorschläge Rücksicht nehmen. Die von *J.* in Vorschlag gebrachte *Aufhebung der Apotheker - Privilegien* und Monopole wird von *W.* aus mehreren wichtigen Gründen gemissbilligt, er sagt vollkommen recht und wahr: das gröfste Streben der Staatsverwaltung und ihrer Diener, die hierauf zu achten haben, sollte nicht dahin gehen, wie man wohlfeile, sondern wie man die besten und vortrefflichsten Medicamente zu billigen Preisen herbeyschaffen könne, und darzu trägt die gehäufteste Concurrenz gerade am wenigsten bey. Das wichtige Problem: billige Preise guter Arzneymittel zu lösen, lasse sich nicht blofs durch dictatorische Herunterfetzung der Preise bewirken, vielmehr müsse es der Staat auch durch Abschaffung vieler Dinge zu erreichen suchen, die nicht in der Gewalt der Apotheker stehen: man müsse z. B. a) den Aerzten auftragen, sich der theuern Arzneymittel möglichst zu enthalten, b) in den Dispensatoriis, da wo es angeht, die kostbarern und ausländischen Mittel mit wohlfeilern einheimischen zu vertauschen (und die uneinträglichen oder kostspieligen Bereitungsarten mit zweckmäfsigern, dabey aber auch den Aerzten anbefehlen, bey ihren Ordinationen das Dispensatorium zur Norm zu nehmen;) c) die Apotheker von den Weynachts- und Neujahrspräsenten, die von Hohen und Geringern, von Aerzten, Magistrats- und andern Personen, als *partes salarii* gefodert werden, befreyen; d) aller Pfuscherey *möglichst*, sie werde nun vom Arzt, Regiments - Arzt, Stadtfeldscherer u. s. f. oder von Krämern ausgeübt, steuern e) die Pacht - und Recognitionsgelder mindern, und f) den Apothekern die bürgerlichen Lasten und andere Abgaben, die sie sonst tragen und auf ihre Waaren schlagen müssen, so viel als es geschehen kann, erleichtern. Jede dieser Foderungen ist gerecht, besonders fand es der Rec. immer auffallend, dafs der Staat von den Apotheken einen besondern, eigenen und oft nicht unbeträchtlichen Nutzen ziehen, ihre Waaren einer strengen Aufsicht unterwerfen und ihre Preise reguliren will, da er doch den Handel mit Waaren der Nothdurft und des Luxus, wenigstens in Rücksicht derer, die ihn treiben, nicht so speciell zu den Resforts seiner Finanzen und seiner unmittelbaren Aufsicht zieht. Auch *W.* ist der Meynung, dafs für ein Land, das aus verschieden situirten und von andern Ländern durchschnittenen Provinzen besteht, *keine allgemeine Apotheker - Taxe* statt finden könne; auch sey eine Taxe nach durchaus gleichem Tarif da nicht möglich, wo des Staats eigene Münze nicht in hinreichender Menge und nicht allgemein cursirt. Man müsse *im Anschlag die Onera* z. B. Pacht und Recognitions - Gelder, und selbst die erfoderlichen Cautionsbestellungen *nicht vergessen*. Im Hannöverischen steigen die Pacht - und Recognitions - Gelder in kleinern Städten von 40 — 80 Rthlr. im mittlern z. B. Hameln bis 380 und in grössern bis 600 Rthlr. Da es doch wohl dem Apotheker nicht gesetzlich aufgebürdet werden könne, mehr für die Armen seines Wohnorts zu thun, als irgend einer seiner Mitbürger, so sey es billig, dafs man auch die Procente mit anschlagen müsse, welche der Apotheker bey *Rechnung für Arme*, Spitäler und geistliche Stiftungen schwinden lassen müsse; in Hameln betragen sie einen Verlust von 100 — 166 Rthlr. jährlich. *Briefporto*, *Emballage*, *Fracht* und *Spesen* müssen dem Apotheker auch zu Gute gerechnet werden. Bey einem Umsatz von 2000 — 3000 Rthlr. roher Arzneywaaren, können die Fracht und Spesen 125, die Emballage und die ausgehenden Gefälle an den Handels - Orten 60 — 80, und das Briefporto 50 Rthlr betragen. Ferner dürfe man auch bey Abfassung einer Arzney - Taxe der *Neujahr*- und *Weynachts - Geschenke* nicht vergessen, die in jenen Zeiten entstanden, wo die Apotheker und

und Lebküchler noch in einer Person vereinigt waren, die aber Zeit und Mode und der wachsende Preis verschiedener Dinge bis zu 200—700 Rthlr. hinangetrieben haben. Man wird, sagt unser Vf. von Abschaffung dieses Unfugs reden. — Gut und herrlich! Wenn sich das thun liefse — aber es geht nicht! Wehe dem armen Manne, der hiebey den Befehl der Ober-Landes-Polizey befolgte, wenn er etwa gegeben werden möchte. Aerzte, Magistrats-Personen u. f. f. sehen so etwas als einen Theil des Salars an. Sollte wirklich die Abschaffung dieses Unfugs aufser den Grenzen der landesherrlichen Macht liegen? Wahrhaftig bis zu einer solchen Ohnmacht kann sie unmöglich in allen Ländern Deutschlands herabgesunken seyn. Was vermöchte sie, wenn sie dies nicht vermag? An der Macht liegt es wahrlich nicht, es liegt leider am Willen, der auch bey vielen Ober-Landes-Polizeyen am Gängelband des Eigennutzes geleitet wird. Sollte in den vielen und mannichfaltigen juristischen Schlupfwinkeln auch eine Bedenklichkeit gegen ein Polizey-Verbot an die Aerzte, Magistratspersonen u. f. f. liegen, bey Strafe der Cassation kein Weynachts- oder Neujahrs-Geschenk von den Apothekern zu nehmen? und sollte die Cassatation eines Uebertreters dieses Verbots, schwieriger, härter und wichtiger seyn, als die Cassation wegen eines Subordinationsfehlers, oder wegen politischer Meynungen? Rec. wohnt in einem Lande, wo dieser Unfug verboten ist, und ihm ist nicht bekannt, dafs dies Verbot eludirt werde, oder für den Apotheker üble Folgen gehabt hätte; aber für das Publicum hat es auch keine guten!!! Man müfste den Apothekern erlauben, sich gewisse (allenfalls 6.) Procente *für das im Waaren-Lager versteckte und lahm liegende Kapital*, und etwa 5 Procente *für die Buchschulden* zu Gute und auf die currenten Artikel schlagen zu dürfen. Rec., der die übrigen hier angeführten Bedingnisse zu Gunsten der Apotheker gern zugesteht, findet es aber unbillig, dafs bey Regulirung einer Taxe für sie, ihre Weynacht- und Neujahrsgeschenke, ihre Cautionsbestellung und ihre Buchschulden in Anschlag gebracht werden sollen. Die Präsente sind eine widerrechtliche Observanz, zu deren Abstellung der Apotheker die Gerechtigkeit der Staatsverwaltung in Anspruch nehmen kann, sobald er darzuthun vermag, dafs die Erpressung derselben einen nachtheiligen Einflufs auf das gemeine Beste hat. Dem Einwand, welchen man ihm hie und da entgegen setzen könnte, er gebe diese verrufenen Geschenke nicht als Apotheker sondern von seinem Aquavit-Caffee-Zucker-Gewürz- und Weinhandel, mufs er freylich zu begegnen wissen. Der Verlust der Procente für die Caution ist eine so personelle und oft auch so geringfügige Sache, dafs er bey Abfassung einer allgemeinen Taxe wohl keine Rücksicht verdient, zumal da die meisten Apotheker auch Eigenthümer des Privilegiums und nicht Pachter oder Verwalter desselben sind. Die Buchschulden eines Apothekers können, nach des Rec. Meynung, bey der Taxe auch nicht in Anschlag gebracht werden, denn die Summe derselben hängt von der Willkühr des Apothekers ab, der insgemein höchstens nur verbunden ist, in eiligen Fällen die ersten Recepte vorläufig zu crediritiren und dem deswegen bey Todesfällen und Concursen auch gewisse Vorzüge zuerkannt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

PHILOLOGIE.

Frankfurt am Mayn, b. Jäger: *Petite Terminologie portative ou moyen d'apprendre à s'énoncer proprement sur les sciences, arts et métiers les plus connus.* En Allemand et François, par F. T. *Chastel.* Auch mit dem deutschen Titel: *Kleine wissenschaftliche Terminologie* u. f. w. *Erster Band.* 1797. 413 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein Buch, welches Anweifung giebt, sich über die bekanntesten Wissenschaften, Künste und Handwerke im Deutschen und Französischen zu unterhalten und richtig auszudrücken, ist unstreitig für den Liebhaber beider Sprachen ein willkommenes und schätzbares Geschenk. Man wird daher Hn. *Ch.* vielen Dank wissen, dafs er sich der Mühe unterzog, ein solches Werk zu liefern. Sehr richtig sagt er in der Vorrede: „Je mehr Wörter und Redensarten, womit wir unsere Gedanken bekleiden können, in unserm Gedächtnisse vorräthig sind, desto weiter haben wir es in einer Sprache gebracht. Dieser Reichthum aber läfst sich nur durch die Länge der Zeit, vermittelst eines beständigen Umganges mit Leuten von allerley Ständen und Professionen erwerben, oder mit Hülfe einer solchen Anleitung, wie diese." Bis jetzt hat man wirklich zu wenig Anleitung in diesem Fache gehabt; denn der übrigens nützliche *Orbis pictus* ist bekanntlich zu dürftig, und eben dieses lafst sich von andern Arbeiten der Art sagen, z. B. *von den bildlichen Vorstellungen sinnlicher Gegenstände (le monde corporel)* des Hn. *Meynier.* Dafs vorliegender erster Band in der That sehr viel umfafst, und folglich reichen Stoff zu Sprechübungen giebt, das beweiset der Inhalt desselben. Unter dem Titel: *mechanische Verrichtungen*, handelt er von dem Ackerbaue, den Dorfbewohnern und ihren Beschäftigungen, der Jagd und Fischerey, dem Bergwerke, den Metallen und Mineralien, von der Stadt, dem Hause und seinen Theilen, von Handwerken aller Art. Der Titel: *edle Leibesübungen und freye Künste* begreifft die Reitkunst, Fechtkunst, Sprachkunst, Wapenkunst, Tanzkunst, Schiffahrt, Musik, Handlung, Erdbeschreibung, Astronomie, Zeitrechnung u. f. w. von welchen das Wesentlichste und Gemeinnützige beygebracht wird. Mit einem Worte, dieses Buch ist sehr gut eingerichtet, und kann sicher vielen Nutzen stiften. Nur Schade, dafs es so viele Druckfehler hat! Auch ist die Orthographie nicht immer beobachtet, da doch dieses ein Haupterfodernifs eines Lehrbuchs ist. Auf dem ersten Bogen findet sich z. B. *féve* für *fève*, *recolte* für *récolte*, *general* für

 géné-

général, *chene* für *chêne*, *fraine* für *frêne*, *foine* für *faine*, *rateau* für *râteau*, *foinil* für *fenil*, *commodement* für *commodément*, *degre* für *degré*, *entrelasser* für *entrelacer*, *reseda* für *réseda* u. s. w.

Der zweyte Band soll die höhern Wissenschaften in sich fassen, und wird mit einem alphabetischen Sachregister für beide Bände versehen seyn.

Riga, b. Hartknoch: *Deutsches Uebersetzungsbuch für diejenigen, welche die englische Sprache erlernen*, nebst einer vollständigen Erklärung der darin vorkommenden Wörter und Redensarten, von *J. G. Rievethal*, Lehrer an der Domschule zu Riga. 1797. 238 S. 8.

Dieses Buch besteht aus Sentenzen, Fabeln, kürzern und langern Erzählungen, Gesprächen und moralischen Auffätzen in deutscher Sprache. Um das Uebersetzen ins Englische zu erleichtern, hat der Vf. ein deutsches und englisches Verzeichniss der in diesen Stücken vorkommenden Wörter und Redensarten angehängt. Der Ausdruck *vollständige Erklärung* auf dem Titel liess Rec. Sprachbemerkungen erwarten; er fand aber nur, wie gesagt, Wörter und Redensarten, die der Uebersetzer in einem weitläuftigen Lexico (z. B. in dem deutsch-englischen Theile von Ludewig) aufschlagen könnte. Wäre nur dieses Register fehlerfrey, so würde es dem Anfänger nützen; aber man siehet z. B. auf der 231, 234 Seite *an uselefs being*, *an hero*, da doch in diesen Fällen *a*, nicht *an* stehen sollte. — Abstracte Substantive erscheinen immer mit dem Artikel *the*, als S. 130. *to hate the trouble*, S. 175. *the sorrow oppresses him*, und so bey vielen andern Substantiven dieser Art, welche ihn doch nie anders annehmen, als wenn der Genitiv eines andern Hauptwortes folgt, oder ein beziehendes Fürwort. Auch lieset man S. 138. *sich schlafen legen to lay down to sleep*. Der Engländer sagt aber *to lie down to sleep*. — S. 138. *I hat rather*; 172 *say'd*. Der Engländer schreibt aber *I had rather* oder *I'd rather* (statt *I would rather*), und *said*. — Erlaubte es der Raum, so könnte Rec. noch mehrere unrichtige Redensarten anführen.

Leipzig, b. Linke: *Italienisches Lesebuch für Anfänger*, von *Georg Wilhelm Müller*. 1799. 8. (16 gr.)

Dieses den Anfängern in der italienischen Sprache gewidmete Lesebuch enthält prosaische und praktische Aufsätze, deren schwere Redensarten oder Idiomen unter dem Texte übersetzt sind. Am Ende findet sich ein Wortregister, und hinter ihm eine kurze Grammatik. Die Einrichtung ist wie bey den Lesebüchern des Herrn Gedike; nur wird der Lehrer, welcher sich dieses italienischen Werkchens beym Unterricht bedienen will, manche häfsliche Druckfehler zu verbessern haben, damit sie dem Schüler nicht schaden; als *credere* für *crederà*; — Abl. *della* für *dalla*; — *in sono* für *vi sono*; — *seze rallegra* für *sene rallegra*; — *miconosce* für *mi conosce*; — *mostrangliene* für *mostrargliene*; — *accompagnormi* für *accompagnarmi*; — *ich fürchte mich temo* für *temo* und dergleichen mehr. Solche dem Anfänger gefährliche Druckfehler entdeckt man besonders in der angehängten Grammatik, die übrigens, bey aller ihrer Kürze und Unvollständigkeit, für die Erlernung der ersten Anfangsgründe hinlänglich ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Salzburg*, in der Mayerschen Buchhandlung: *Abhandlung von den sowohl äusserlichen als innerlichen Krankheiten der Jagd- und anderer Hunde.* Nebst vollständiger Anleitung zur Heilung derselben, und einer kurzen Bemerkung über dem(n) Begattungstrieb der Hunde, der nöthigen Behandlung in demselben, und der besten Art dieselben zu füttern. Für Jäger und Jagdfreunde. Von *C. G. K.* 1798. 87 S. 8. (5 gr.) Der Vf. bekennt selbst in der Vorrede, dass er seine Heilmittel aus den Schriften eines *Jesters* und *Roserus* genommen habe, setzt aber hinzu, dass er damit seine eigene Erfahrungen verbunden hätte. Von letzten hat Rec. fast gar nichts gefunden. Dass diese Abhandlung wegen ihrer Wohlfeilheit nicht manchem Jäger, der keine andere Werke kennt, oder sich keine theuern kaufen kann, willkommen seyn werde; ist ausser Zweifel. Wer aber des Hn. Oberforstrath *Jesters ersten Theil über die kleine Jagd* und *dessen* (Er wird wenigstens für den Vf. angegeben) *Freund der Schooshundchen.* Ein Neujahrsgeschenk für Damen auf das Jahr 1797 besitzt, der wird dies Büchelchen vergeblich kaufen. Aus dem letzten sind die Heilmittel fast wörtlich abgeschrieben, nur die Dosis jedesmal vergrössert, weil natürlich ein Schooshündchen nicht so viel vertragen kann, als ein Jagd- oder Hühnerhund. Der Inhalt dieser Schrift ist eigentlich: Von der Fütterung der Hunde S. 7.; von der Fortpflanzung derselben und was dabey vorkömmt S. 10 — 22. (Dies findet man in *Jesters* kleine Jagd S. 11 u. 15. Von den *innerlichen Krankheiten*, als Wuth, Räude, Bräune, Staupe, Durchlauf, Blutfluss, Leibesverstopfung, Kopfschmerzen, Erbrechen, Blähungen, Husten, Flüsse, Würmer, Harnverhaltung, unwillkürlicher Harnausfluss, Gicht, Schwämme, englische Krankheit, Verschlagen, Schmerzen am Hintern, Lähmung der Glieder, Lendenschmerzen, Vergiftung, Krampfsucht; von den *äusserlichen Krankheiten*, als Beinbrüchen, Halsschäden, Ohrkrankheiten, Augenkrankheiten, Maulverrenkung, Nasengeschwüren, Warzen, Blutgeschwüren, Flechten, andern Geschwüren, Wunden, Quetschungen, Schlangenbiss, Verrenkungen, Zufällen an den Füssen. (Aus dem *Freunde der Schooshundchen* von S. 99 bis 168. nur mit etwas veränderter Ordnung.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Februar 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Bemerkungen über Arzney-Taxen und deren Veränderung veranlasset durch die neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, insbesondere durch die Concurrenzschrift vom Herrn J. zu L. Auf ausdrückliche Veranlassung* etc. von *Westrumb* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey der *Untersuchung des Verfahrens, wie der wahre Werth der rohen Arzneymittel auszumitteln sey*, ehe man die Gewinn-Procente bestimmen könne, bemerkt unser Vf.: es sey nicht genug zu sagen, der Apotheker solle von rohen Waaren, wie im *Fuldaischen* 38, oder wie im *Gothaischen* 49, oder im *Braunschweigischen* 33⅓ bis 75, oder wie in *Bremen* 75, oder wie der Vf. der hier commentirten Concurrenzschrift will, 100 Procent des Einkaufspreises geniessen, man müsse, um den wahren Preis auszumitteln, welchen die Waare dem Apotheker selbst kostet, dabey ausser dem Einkaufspreis der Waare noch 1) die Emballage, 2) Fracht-, Speesen- und Portokosten, 3) Licent oder Accise, 4) Aufgeld, 5) bey flüssigen Sachen Leccage, Verdunstung, Verspillerung etc., 6) bey trockenen Sachen, das Eintrocknen, Verwittern, Verwiegen, Verderben etc.; 7) landesübliche Zinsen auf das Capital der Waare, die er dem Publicum zum Besten auf dem Lager hat, und, wenn man ganz gerecht seyn wolle, auch 8) die Zinsen seiner Buchschulden; so wie 9) die Unterhaltungskosten seiner Gehülfen mit im Anschlag bringen, alsdenn erst ergebe sich der wahre Preis eines Artikels, nach welchen die Procente Gewinn bestimmt werden können. Der Vf. erläutert seine Meynung mit mehrern Rechnungsbeyspielen, wovon Rec. einige anführen will: 80 Pfund Chinarinde à 2½ Rthlr. in Gold = 200 Rthlr., Agio à 6 Procent = 12 Rthlr., Emballage 1 Rthlr., Fracht und Spedition 2 Rthlr., Porto 1 Rthlr., landesübliche Zinsen à 4 Procent 8 Rthlr., Verlust durchs Eintrocknen à ½ Procent 1 Rthlr., Summa 225 Rthlr.; also ein Pfund rohe Chinarinde kostet dem Apotheker 2 Rthlr. 29 Mariengroschen 1½ Pf.: werden nun hiervon 40 Pfund zu groben Pulver gestossen, so entsteht folgende Rechnung: 40 Pfund kosten nach obiger Berechnung 112 Rthlr. 18 Mgr. 2½ Pf. Verlust beym Stossen, oder 8 Procent = 9 Rthlr., Arbeitslohn, Abgang an Geräthen = 18 Mgr. Summa 122 Rthlr., ein Pfund 3 Rthlr. 8 Mgr. 6½ Pf.; die andern 40 Pfund auf das feinste gepülvert, kosten ihm Einkaufspreis 112 Rthlr. 18 Mgr. 5 Pf.: Verlust beym Stossen oder 15 Procent 16 Rthlr. 31 Mgr. 4 Pf., Arbeitslohn nebst Ausgabe an den Stampfmüller 2 Rthlr. 18 Mgr., für Papier, Abgang an Sieben und Geräthen 4 Mgr. 4 Pf., Summa 132 Rthlr., also ein Pfund 3 Rthlr. 27 Mgr. 6⅓ Pf. Noch ein Beyspiel: 400 Pfund Terpentinöl kosteten beym Materialisten 100 Rthlr., Fustage 3 Rthlr., Agio auf 20¼ Louisd'or 6 Rthlr. 6 Mgr., Fracht 5 Rthlr. 6 Mgr., Porto für Gelder und Briefe 24 Mgr., Leccage und Verdünstung 10 Procent 10 Rthlr., Betrag 125 Rthlr., hierzu landesübliche Zinsen à 4 Procent 5 Rthlr., Summa 130 Rthlr, also ein Pfund 13 Mgr. Sehr gern führte Rec. hier auch die vom Vf. berechneten Bilanzen der Ausgaben einer kleinen, mittlern und grössern Apotheke, gegen die baare Einnahme bey *alterum tantum* des Gewinns an, zumal da sie keine Ideale, sondern wirklich aus den Büchern rechtschaffener Apotheker genommen sind, allein der Raum verbietet es, und er muss sich begnügen nur zu bemerken, dass sie alle beweisen, der Vorschlag das gedoppelte des Einkaufspreises als Gewinnprocente für die Apotheker festzusetzen, sey darum nicht ausführbar, weil sie dabey nicht bestehen können. Gegen die in diesen Bilanzen rubricirten Ausgaben will Rec. nichts erinnern, aber in Rücksicht der Einnahme, die so angesetzt ist: für 2000 Rthlr. Waaren verkauft, geben 4000 Rthlr. Einnahme, erlaube der Vf. die Bemerkung, dass bey diesem Ansatz die Einnahme der Apotheker für die Zubereitung, Mischung und die Dispensation der Arzeneyen und der Gewinn an Gläsern, Schachteln, kurz der Emballage der dispensirten Mittel übersehen ist, die wahrhaftig auch keine kleine Summe, und bey der oben angenommenen Einnahme gewiss noch 1000 Rthlr. beträgt, so dass also die ganze Summe der Einnahme nicht 4, sondern 5000 Rthlr. wäre, wodurch das Resultat ein ganz anderes, und für den *Juglerischen* Vorschlag viel günstigeres Ansehn erhält. Die *Procente* sollen *für alle Waaren gleich* zugestanden werden, damit der Gewinn auf häufig abgehende Artikel den Verlust bey den seltener gebräuchlichen übertrage; jeder Pfennigsbruch solle dem Apotheker für voll zugebilliget, und die Taxe nicht durch zu viele Abstufungen des Gewichts micrologisirt, sondern so wie die *Bremische* abgetheilt werden. Bey *Regulirung der Preise der zusammengesetzten und zubereiteten Medicamente*, müssen für die Ingredienzen eben die Procente zugestanden werden, als wenn sie roh verkauft wurden; die von Schriftstellern angegebenen Quantitäten der Educte und Producte aus gegebenen Gewichten

ten roher Materialien sind allerdings, wie hier auch durch mehrere Beyspiele bewiesen wird, sehr unbestimmt und unzuverlässig; es sey also nöthig, vor Festsetzung der Taxe mehreren sachkundigen und wahrhaften Apothekern den Auftrag zu geben, dass sie über den Abgang beym Laboriren, so wie über die Educte und Producte genau Buch und Rechnung führen, die Mittelzahl aus diesen Rechnungen könnte alsdenn im Tarif zur Grundlage angenommen, doch müsse auch etwas für unvorhergesehene und überhaupt doch unvermeidliche Unfälle in Anschlag gebracht werden; den Werth der *Nebenproducte* will unser Vf. von dem Betrag des Hauptpräparats nicht abgezogen wissen; Hr. *J.* berechne die Arbeiten viel zu gering, in den *Braunschweiger* und *Bremer* Taxen habe man billiger gerechnet; auch *für Gefässe, Geräthe, Utensilien, Feuerung* und *Oefen* müsse *Vergütung* zugestanden werden. Was jeder Leser vorzüglich wünschen wird, dass Hr. *Westrumb* seine Meynung über die Höhe der Procente bestimmt erklärt haben möge, ist leider nicht geschehen; S. 38. sagt er zwar: er halte 100 Procent *reinen* Gewinn für viel zu hoch, und S. 102. bemerkt er, ein Apotheker der hannöverischen Lande könne nicht mit 50, auch nicht mit 75 Procent *ganz reinem* Gewinn fertig werden! S. 79 u. 80. führt er an, dass, wenn man die nach oben angeführten Beyspielen in Rechnung genommenen Waaren nach *J.* mit 100 Procent *reinem* Nutzen verkaufen wollte, das Pfund rohe Chinarinde 5 Rthlr. 22 Mgr. ⅞ Pf. — grobgepülverte 6 Rthlr. 17 Mgr. 4½ Pf. — feingepülverte 7 Rthlr. 19 Mgr. 4⅞ Pf., und das Pfund Terpentinöl 27 Mgr. kosten, also zu hoch und zu theuer verkauft werden würde, er habe nach seiner Taxe (1795) das Pfund auserlesene rohe Chinarinde zu 3 Rthlr. — grobgepülverte zu 4 Rthlr. — feingepülverte zu 5 Rthlr., und das Pfund Terpentinöl zu 24 Mgr. verkauft, Preise die von 100 Procent Gewinn weit entfernt, und denen beynahe conform sind, welche die *Bremer* Taxe schon 1793 den Apothekern erlaubte, ungeachtet damals die Preise der Waaren und die Frachtkosten weit niedriger standen. Rec., der mit diesen Preisen der W. Apotheke zufrieden ist, wünscht Hr. B. W. hätte sich bestimmt erklärt, nach welchen Procenten er seinen Verkauf regulirt. Bemerken muss Rec. noch, W. rathe bey Abfassung einer Taxe nicht in die vielen Calculationen für die Apothekerarbeiten hinein zu gehen, weil sie zu umständlich sind, und bey der Revision unsägliche Mühe, bunte Berechnungen und Discussionen veranlassen würden, sondern die Sache zu simplificiren, dem Apotheker bestimmte Procente für unverarbeitete Waaren, andere für die mechanischen und simpeln, und noch andere für die feinen und chemischen Verarbeitungen zu gestatten, aber bey den Bestimmungen auf alles das Rücksicht zu nehmen, worauf er in dieser Schrift aufmerksam gemacht habe. Es versteht sich, dass der Einkaufspreis nicht nach einer oder zwey, sondern nach mehrern Preiscouranten bestimmt werde, die Verschiedenheit derselben von einem Materialisten beruhe auf der richtigen und baldigen Bezahlung des Käufers. Den Vorschlag, dass die Aerzte die Taxe unter jedes Recept notiren sollen, findet Hr. *W.* mit Recht unausführbar, und die Abstellung des medicinischen Handverkaufs und die Abstellung des medicinischen Städten bedenklich. Von solennen *Apothekervisitationen* erwartet Hr. *W.* wenig oder nichts, statt derselben sollten die Aerzte die Apotheken oft besuchen, diese und jene Bereitung ansehen, hie und da fragen, sie würden dann mehr Gutes stiften und manches hören, was die Apothekenbesitzer lieber verschwiegen haben möchten, statt dass man bey den eigentlichen Visitationen bey aller Strenge nur zu oft genöthigt sey, sich aufs Ehrenwort und Gewissen des Apothekers zu verlassen. Betrügereyen des Apothekers müssen bestraft werden, aber es können Waaren veralten und verderben ohne alle Schuld des Apothekers, und diese ohne Entschädigung wegzuwerfen, sey unbillig und hart. (Wahr bey niedrigen, aber nicht bey hohen Procenten, denn bey diesen ist hierauf gerechnet.) Rec. will diese Anzeige einer wichtigen und sachreichen Schrift mit einem *pium Desiderium* des Vfs. schliessen: *man mache das ganze Medicinalwesen mit seinem ganzen Personale zur Sache des Staats, salarire den Arzt, den Wundarzt, den Apotheker und die Hebamme, vertheile die Medicamente umsonst und führe Krankheits- und Arzney-Steuern zur Herbeyschaffung der Kosten ein; — und allem Uebel ist auf immer vorgebeugt???*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERN: *Helvetische Annalen.* 1798. 864 S. 4. Nr. 1—64. (5. April — 10. Novb.)

Seit der Revolution in Helvetien sind auch in diesem Lande eine Menge neuer Zeitungen und öffentlicher Blätter zum Vorschein gekommen. In Lausanne zählt man das nachher für die Artikel des Directorii officiell gewordene *Bulletin de Lausanne,* durchaus revolutionär, einseitig ohne Wissenschaft und Sachkenntniss, den *Nouvelliste Vaudois,* der viel zurückhaltender, meist auf auswärtige Nachrichten berechnet, aber gedrängt und reichhaltig ist, und den *Regenerateur,* ein jacobinisches Blatt, das dem Vf. wegen anarchischer Aeusserungen eine zweyjährige Einschliessung zugezogen hat. In Bern wurden herausgegeben das *Berner Tagebuch,* komischen Tons, aber auch voll von satirischen zum Theil vielsagenden Aufsätzen; die *neue Berner Zeitung,* welche von dem durch seine Schicksale in Ulm und seine Schriftstellerey bekannten *Heinzmann* im Revolutionston abgefasst wird, und dann die *Helvetischen Annalen.* In Basel erscheint seit dem Januar 1798. die *Oberrheinische Zeitung,* sechsmal in der Woche, in innländischen sowohl als ausländischen Artikeln durchaus französisch gestimmt, aber ohne Redactionstalent und ohne historische Kritik; in *Zürich* nebst den zwey älteren Zeitungen, von denen die *Türk-*

lische

lische eine ziemlich antifranzösische Tendenz hat; der *schweizerische Republikaner*, alle Tage ein Bogen von 8 Quartseiten. Er wird von *Escher* und *Usteri* besorgt, ist blos auf inländische Angelegenheiten eingeschränkt, aufrichtig, wohlmeynend, hat das Verdienst der grösten fast peinlichen Ausführlichkeit, aber kein eigenes philosophisches Interesse. Das *Tagebuch der Helvetischen Republik*, eine Monatsschrift, die ebenfalls in Zürich erscheint, ist blos ein Nachdruck der öffentlichen Actenstücke und des Protokolls der Helvetischen Gewalten. St. Gallen liefert die *Schweizerischen Tageblätter*, die aber lediglich aus den übrigen Zeitungen abgeschrieben sind. Das Directorium endlich lässt unter seiner Aufsicht ein *Volksblatt* herausgeben, welches zur Absicht hat, dem Volke die neue Ordnung der Dinge beliebt zu machen, und den *Schweizer Boten*, welcher den aus Preussen gebürtigen, nachher in Bündten naturalisirten und neuerlich in die Schweiz geflohenen B. *Ischokke* zum Vf. hat. Unter allen diesen Producten verdienen bis jetzt nur die *Helvetischen Annalen*, sowohl wegen ihres eigenthümlichen Charakters und Inhalts als wegen ihrer Schicksale, eine besondere Erwähnung. Der Vf. davon ist ein bereits durch andere kleine Schriften bekannter Enkel des berühmten *Albrechts von Haller*. In Absicht der Materie sind sie meistentheils auf die Verhandlungen der Helvetischen Gewalten und die übrigen inneren Ereignisse eingeschränkt, aber durch die Neuheit der Darstellungsart interessant und von einem Geist beseelt, der ihnen bey Lesern aller Stände einen grossen Beyfall verschaffte. Auch zeichnen sie sich in Absicht der Form und des Stils durch geprüfte Wahrheit, gedrängte Reichhaltigkeit, lichtvolle Ordnung und Zusammenstellung der Thatsachen, besonders durch Classification der Meynungen nach ihren verschiedenen Principien und dann durch die fortlaufende Absicht aus, nicht sowohl die Facta allein, als den Geist, aus dem sie fliessen, hervorzustellen, und dadurch die ersten ohne Untreue noch Weitläufigkeit auch psychologisch interessant und lehrreich zu machen. Der Stil ist edel, bestimmt und doch populär, zuweilen lebhaft und energisch, aber doch immer einer festen Methode untergeordnet. Nebst vielen in den Text selbst eingestreuten merkwürdigen Nebenbemerkungen; die oft in wenigen Worten eine Berichtigung von Principien, neue Definitionen, genaue Unterscheidungen, treffende Vergleichungen u. s. w. enthalten, finden sich verschiedene blos als Erläuterung zu den Verhandlungen beygefügte Aufsätze, die auch für das Ausland ein *wissenschaftliches* Interesse habe. Dahin gehören die Artikel über die *Freyheit des geistlichen Standes* gegen den *Charakter indelebilis* S. 43; über die *Zünfte und Innungen* S. 53; die rein rechtliche *Deduction des Zehndeigenthums* etc. in Nr. 17. 52. und vielen anderen; die *Wappen* S. 114; die so übel verstandenen Begriffe von *Einheit und Untheilbarkeit* S. 119; die *Pressfreyheit* und die Vorschläge zu einem über dieselbe zu machenden Gesetze S. 163 und 200; die *Ideen zu einem vollkommnen Finanzsystem*, das der Vf. blos auf die Nutzung von Capitalien und auf einträgliche Nationalindustrie (sogenannte *regalia*) zurückführen mochte S. 254; die *Absurdität der Priesterverfolgung* S. 287 ff.; *das Recht und die Verhältnisse der einzelnen Gemeinden zum ganzen Staate* in Nr. 49 ff.; die Pflicht der *Hospitalität gegen die Fremden* S. 318. und andere mehr. Nicht weniger lehrreich, aber durchaus satirischen Tons, sind andere Artikel, welche die Absicht gehabt zu haben scheinen, so weit als die Klugheit erlaubte die, Plane der Franzosen und den Zustand der Unterjochung der Schweiz fühlbar zu machen, den Freyheitswahn und die abergläubische Verehrung gewisser äusserer Zeichen und Formeln mit der Geissel der Iron e zu bekämpfen, die neuen Vorurtheile und die Anmassungen einer steifen Dogmatik dadurch, dass sie mit ein Paar auswendig gelernten Phrasen, Grundsätze zu haben, und alles Nachdenkens, aller Sachkenntniss und aller Urtheilskraft entbehren zu können wähnt, lächerlich; — die Revolutionsgewaltsamkeiten aber durch Zurückführung auf ihre Maximen verächtlich zu machen. Dahin gehören die Artikel über *Rom und Cisalpinien* in Nr. 10. 41 und 55; die Darstellung der Streitigkeiten zwischen *Rapinat* und dem *Helvetischen Directorio*, in Nr. 15. 20 und 23; die aus *Q. Curtius* übersetzte *Rede der Skythen* zu Alexander dem Grossen, in Nr. 15 und 16; die eingestreuten Bemerkungen über die *Freyheitsbäume*, Nr. 13 u. 14; die *Sicherheitskarten*, Nr. 13; die *Cocarden*, Nr. 35; das Project eines *revolutionärischen Gesetzbuchs* für die Entschädigung der sogenannten verfolgten Patrioten, in Nr. 28, welches dem Vf. eine gerichtliche Anklage zuzog, von der er aber freygesprochen wurde. Die ironischen Ausfälle gegen die *politische Proselytenmacherey* in Nr. 61; gegen die Herrschaft leerer Worte ohne Begriff oder die *Logokratie* u. s. w. In Absicht des *historischen* Theils sind in den Helvetischen Annalen die gewaltsamen Handlungen der Franzosen in der Schweiz, und die Beweise des ihnen und der Helvetischen Constitution entgegengesetzten Widerstandes ziemlich vollständig aufgezeichnet, und insbesondere die Vorfälle in den demokratischen Cantonen und dem Wallis in den Nr. 5 — 12 ff. richtig und zusammenhängend dargestellt. Vorzüglich merkwürdig aber sind die Artikel aus *Bündten*, durch ihren Inhalt sowohl als durch ihre Darstellungsart und insbesondere die Nr. 62., welche eine gedrängte aus den Acten gezogene Geschichte dieses Landes von dem Augenblicke, da die Franzosen den Bündtnern zum erstenmal die Helvetische Constitution aufdringen wollten, bis zu der Anrufung und dem Einmarsch östreichischer Truppen, in sich begreift. Endlich enthalten die Helvetischen Annalen auch *Recensionen* der neueren durch die Zeitumstände in der Schweiz veranlassten *literarischen Producte* und Flugschriften, unter welchen besonders die von *Iths Versuch über die Verhältnisse des Staats zur Religion und Kirche, und eine derselben angemessene Organisation dieser letzteren für das protestantische Hel-*

Helvetien, wie auch die der kleinen Schrift: *Bern, was es werden könnte*, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Einheit des Zwecks, der Geist der Kantischen Philosophie, reines Interesse für Recht und wahre Freyheit, deutliche Begriffe, viele vaterländische Sach- und Geschäftskenntniss herrschen zwar in allen Blättern; aber Bitterkeit und schneidende, oft nur dem Landesbewohner verständliche, Stiche über das Benehmen der Franzosen, über das zerstörte Vaterland, den Freyheitswahn, über den Zeitgeist und die sich für aufgeklärt ausgebende, mit Worten prangende, aber einsichts- und sachleere Unwissenheit, blicken auch in der urbanen Schreibart neben einem liberalen Geiste hervor. Dieser Hang zur Satire und eine gewisse beleidigende Uebermacht des Tons mag auch dem Vf. jene heftigen Beschuldigungen von *Oppositionsgeist*, *Gefährlichkeit*, *contrarevolutionären Absichten* u. s. w. zugezogen haben, mit denen gegen ihn so geeifert worden, dass endlich dadurch die Untersagung des Blatts bewirkt worden. Indessen scheint es keine gute Vorbedeutung für den Geist, der in den Helvetischen Gewalten herrscht, zu seyn, dass ein in so vielen Rücksichten achtungswerthes Blatt, das einzige, das noch einen Schein von Pressfreyheit enthielt, unterdrückt worden ist. Der Vf. soll sich darauf in Deutschland niedergelassen haben.

Jena, in Commiss. der Schneider u. Weigel. Buch- und Kunsth. und Leipzig, b. Graffe: *Prosaische und poetische italienische Blumenlese*, von *Agost. de' Valenti*. 1799. 286 S. 8.

Mit Vergnügen hat Rec. gegenwärtige Blumenlese durchgesehen; denn sowohl der prosaische, als der poetische Theil enthält wohlgewählte Gegenstände für die Liebhaber der italienischen Sprache. In dem ersten Theile trifft man vortreffliche Briefe des Abbate *de' Giorgi Bertola*, des Pabstes *Clemente XIV. Ganganelli*, und einige der besten *Novelle* des *Boccaccio* an. Bey dieser Auswahl von Aufsätzen, welche sich durch einen sehr angenehmen Vortrag, und durch eine reine, edle Schreibart sehr auszeichnen, gehörten hauptsächlich Briefe in den Plan des Hn. *de' Valenti*, weil, wie er in der Vorrede mit Recht sagt, die mehrsten derer, welche die italienische Sprache lernen, gewiss eher Gelegenheit haben, einen Briefwechsel darin zu führen, als irgend in einer andern Gattung ihrer Prosa zu schreiben. Aber auch der poetische Theil, welcher in Auszügen aus classischen Dichtern besteht, z. B. aus *Sannazaro, Tasso, Guarini, Dante* u. s. w. hat seinen Werth, so dass man dieses Buch den Freunden der italienischen schönen Literatur ohne Bedenken empfehlen kann. Nur Schade, dass ungleich mehr Druckfehler vorkommen, als am Ende angegeben worden sind.

Frankfurt u. Leipzig (ohne Anzeige des Verlegers): *Frohe Winterabende, oder Erholungen nach den ernsthaften Stunden des Tages* (;) eine Sammlung von 360 unterhaltenden Geschichten. 1799. 270 S. 8. (4 gr.)

Wieder ein altes, aus der Maculaturkammer zusammengelesenes Buch, das schon im J. 1787 unter dem Titel: *G. F. Kirsch Unterhaltungen für Christen aus allen Ständen*, Leipz. b. Schneider verlegt, von uns in der A. L. Z. 1788. Nr. 104[a] angezeigt, und jetzt von einem gewinnsüchtigen Buchhändler in Leipzig, mit jenem, neuen anlockenden Titel ausstaffirt worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Graffe: *Einige Worte über die Hauptquelle unserer sich täglich vermehrenden unglücklichen Ehen*, zur Beherzigung für Mütter und zur Belehrung über den rechten Gebrauch meines ihren Töchtern gewidmeten Buchs: Vollständige Belehrung über die physischen Mutterpflichten. Von *F. G. H. Fientz*, dem Jüngern, Wundarzt zu Luckau in der Niederlausitz. 1798. 94 S. 8. (8 gr.) Sehr richtig setzt der Vf. den Grund unzufriedener Ehen darin, dass die meisten Töchter unvorbereitet in den so wichtigen ehelichen Beruf treten. Diese Erfahrung veranlasste ihn, eine Belehrung für das gebildete weibliche Geschlecht über die physischen Mutterpflichten zu schreiben. Die vor uns liegende kleine Schrift hat den Zweck, die Vorurtheile zu entkräften, wodurch viele Mütter abgehalten werden, ihre Töchter über jenen so wichtigen Gegenstand zu belehren. Nach einigen vorausgeschickten Beweisen, dass die mehresten unzufriedenen Ehen in der angegebenen Ursache gegründet sind, und nach einer nachdrücklichen Rüge der herrschenden Fehler unserer gegenwärtigen Mädchenerziehung, die aus Unwissenheit und Vorurtheilen der Mütter entspringen, empfiehlt er eine gründliche Belehrung der Töchter über ihre künftigen Verhältnisse, als das sicherste Mittel zur Verhütung unzufriedener Ehen, und giebt am Schlusse noch die versprochenen Winke über den rechten Gebrauch seines grössern Werks. Diese kleine Schrift ist in einem warmen Tone geschrieben und beweist, dass ihr Vf. ein junger hoffnungsvoller Mann sey, der seinen wichtigen Beruf nicht mechanisch, sondern mit Nachdenken und mit Interesse für Menschenwohl treibt. Um desto mehr verdient er Aufmunterung, da wir hoffen dürfen, dass er sich die Kunst, seine Gedanken mehr concentrirt und nach einem festern Plane geordnet vorzutragen, immer mehr zu eigen machen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. Februar 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Zerbst u. Leipzig: *Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche* von *G. Ch. Cannabich.* 1799. 158 S. 8. (10 gr.)

Wir eilen, die Leser der A. L. Z. mit einer Schrift bekannt zu machen, die, wegen der edlen Freymüthigkeit, mit welcher ihr würdiger Vf. den Beweis führt, dass die von der vermeyntlich rechtgläubigen Partey so heftig bestrittenen Lehren nicht neu, sondern alt und älter sind, als die sogenannten alten Lehren des Systems und der symbolischen B., gewiss die Aufmerksamkeit beider Parteyen auf sich ziehen wird. Nach einigen vorausgeschickten Ideen über die Perfectibilität der Religionsbegriffe, folgt zuerst eine gründliche Kritik über die sogenannte Dreyeinigkeitslehre. Wir wollen den Ideengang des Vf's. kurz angeben. Die Rechtgläubigen folgern diese Lehre aus Matth. 28, 19. In dieser Stelle wird aber nicht gesagt, dass in Gott drey Personen sind. Ueberhaupt werden in der Bibel mehrere, ihrer Natur nach verschiedene Personen, als 1 Joh. 1, 3. die Christen mit dem Vater und Sohne, Apstg. 15, 28. die Apostel und der heilige Geist zusammengesetzt, ohne dass darum die ersten mit dem Vater und Sohne, und die Apostel mit dem heiligen Geiste gleiches Wesens sind. Die zweyte, zum Beweise für die Trinitätslehre gewöhlich angeführte Hauptstelle 1 Joh. 5, 7. ist unächt und der Ausdruck *ἓν εἶναι* zeigt überall in der Bibel eine moralische Einheit an. 2 Cor. 13, 13. wird auch nicht gesagt, dass die darin erwähnten Drey, ihrer Natur nach, gleich sind.

Auch die Gottheit Jesu läst sich nicht aus der Bibel erweisen. Alles, was etwas Ausserordentliches und Erhabenes anzeigte, ward θεος genannt. Der Stelle Joh. 1, 1. fehlt die nöthige Klarheit; λογος ist wahrscheinlich die Weisheit, die sich in Jesu besonders sichtbar bewies. Röm. 9, 5. muss übersetzt werden: Christus kommt her von den Vätern — wofür der höchste Gott (Gott über Alles) gepriesen werde. Wäre auch 1 Tim. 3, 16. θεος zu lesen, so ist dadurch nicht der Sohn Gottes bezeichnet, sondern Gott selbst, der Vater, offenbarte sich in Christo, inwiefern er ihn zur Ausführung seines Plans unterstützte. *Dieser* ist der wahrhaftige Gott, Joh. 5, 50. muss nach dem Zusammenhange auf den Vater bezogen werden, der von Jesus selbst Joh. 17, 3. so genennet wird. Thomas Ausruf, Joh. 20, 28. ὁ κυριος μου και ὁ θεος μου ist Ausruf der Verwunderung, die jede Sache gern übertreibt, und der weiter nichts sagt, als: du bist mir, wie ein Gott! Apostelg. 20, 28. wird *υἱὸς* supplirt. Was die göttlichen Eigenschaften betrifft, welche Jesu beygelegt werden, so thut er selbst auf die Allwissenheit Verzicht. Mangelt ihm aber Eine göttliche Eigenschaft, so fehlen sie ihm alle, weil sie an sich nicht getrennt werden können. Matth. 28, 18. handelt von der Herrschaft, die Jesus durch Wahrheit über die Gemüther der Menschen hat. Will man diese Stelle aber von physischer Macht verstehen; so ist von einer mitgetheilten Macht die Rede. Eine göttliche Eigenschaft aber kann einem Geschöpfe nicht mitgetheilt werden. Die Stellen, nach welchen Jesus schon vor der Schöpfung vorhanden gewesen seyn soll, beweisen bloss sein Vorhandenseyn im Verstande Gottes der Bestimmung nach. Auch die ihm zugeschriebenen göttlichen Werke beweisen seine Gottheit nicht. Die Beschreibung Col. 1, 13—17. zeugt bloss von den erhabenen Begriffen, welche die Apostel von der Macht Jesu gehabt haben. Wo von der Verehrung Jesu die Rede ist, da wird ihm diese Verehrung bloss zuerkannt, weil er dem Vater ähnlich ist. Die Apostel haben auch nie ihr Gebet an Jesus gerichtet.

Noch dunkler ist die Lehre vom heiligen Geiste. Meistentheils wird eine personificirte Kraft und Wirkung Gottes darunter verstanden. — Der Trinitätslehre widerspricht die Vernunft, die sich für ein höchstes Wesen erklärt. Mit dem Ausdrucke: drey *Personen* ist nichts gesagt. Denn, wenn man zwey oder drey Subjecte, Personen, annimmt; so muss man auch annehmen, dass jede ihr eigenes Wesen (Vernunft und freyen Willen) habe. Sonst wäre es keine Person. Hätten sie aber alle drey auch nur eine Vernunft und einen Willen; so wären sie deshalb doch auch drey Götter. Auch Geheimnisse müssen *denkbar* seyn. Dies ist aber bey der Trinitätslehre nicht der Fall. An deutliche Stellen des A. und N. T., die nur einen Gott lehren, müssen wir uns halten. Wie könnte Jesus den Vater sich allenthalben vorziehen, wenn er, gleich dem Vater, wahrer Gott wäre? Diesen Unterschied zwischen Vater und Sohn machen auch die Apostel, 1 Cor. 3, 23. u. a. Von den Aposteln war die Dreyeinigkeitslehre auch nicht zu vermuthen, weil sie kein Mensch verstanden haben würde, weil sie ihnen, als *Juden*, unerhört seyn musste, und weil sie bey den Juden, denen der Glaube an einen Gott tief eingeprägt war, mit dieser Lehre ihr Glück nicht gemacht haben würden. Kein christlicher Lehrer bis zum 4ten Jahrhundert erwähnt derselben. Dies wird aus den hiehergehörigen

rigen Aeusserungen der Kirchenväter erwiesen und zugleich bemerkt, wenn die Lehren von der Gottheit Jesu und des heiligen Geistes, aus Rechthaberey, Eigennutz, Eitelkeit, Speculationssucht und Unkunde der orientalischen Sprachen, zu Glaubensartikeln gemacht wurden. Mit gleicher Gründlichkeit und Freymüthigkeit werden auch die kirchlichen Lehren von der Erbsünde, dem natürlichen Unvermögen des Menschen zum Guten, von der Genugthuung, Rechtfertigung, Taufe und Abendmahl kritisch behandelt. Wenn der Vf. S. 134. die Taufe durch *Jesum anordnen* lässt; so ist er hier noch nachgebender als die Geschichte verlangt. Mit Recht verdient diese Schrift als ein schönes Seitenstück zu dem bekannten Gutachten des verdienstvollen *Löffler's* angesehen und empfohlen zu werden. Wir stimmen von ganzem Herzen in die Schlussworte des Vorberichts ein: „Wer die Wahrheit liebt, der wird sie schätzen im Alten und Neuen, wo er sie findet, und den, der ihn auf die Spur bringt, nicht verketzern, sondern segnen."

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Desgranges: *Flora atlantica sive historia plantarum quae in Atlante, agro Tunetano et Algeriensi crescunt; auctore Renato Desfontaines,* instituti nationalis scientiarum Galliae socio, nec non in Museo historiae naturalis Parisiensis professore Tom. I. anno sexto 4. (vier Lieferungen, jede enthält 30 Kupf. und ungefähr 100 S. Text.)

Wenn wissenschaftliche Arbeiten, ausser den Bemühen ihrer Verfasser, den Wissenschaften wichtige Beyträge zu liefern, noch das unverkennbare Gepräge der Aufopferung ihrer selbst, durch beschwerliche Reisen, Versuche u. s. w. an sich tragen; so sollte man dieselben mit desto dankbarerer Hand annehmen. Dahin gehört nun unstreitig diese *Flora atlantica* des berühmten Vf., welche bey grosser Bestimmtheit in Beschreibungen, Leichtigkeit des Stils, bey wichtigen Verbesserungen der Synonymie, noch eine Menge neuer Pflanzen, (dreyhundert an der Zahl) enthält. Die Producte von Africa sind uns noch wenig bekannt; denn wenn auch einige Theile derselben besucht worden sind, wie das Vorgebirge der guten Hoffnung von *Burmann*, *Bergius* und *Thunberg*, Abyssinien von *Bruce*, Aegypten von *Prosp. Albin* und *Lippi*, der Senegal von *Adanson*; so blieb immer noch die Untersuchung mehrerer Theile für die Naturgeschichte zu wünschen übrig. In der That musste die vollständige Flora des Atlas, von Tunis und Algier ein um desto willkommneres Geschenk seyn, je mehr einige schon von *Shaw* und *Poiret* beschriebenen Pflanzen von der barbarischen Küste die Wissbegierde wecken mussten.

Die ganze *Flora atlantica* wird in acht Lieferungen erscheinen, wovon vier den ersten Band ausmachen; diese vier Hefte enthalten die Beschreibungen von 783 Pflanzen, nach dem Linneischen Systeme, — wovon 160 neu und 113 abgebildet sind. Das Fascikel kostet auf sehr feinem Papiere (*grand raisin fin*) 30 *Francs* und auf Velin 60.

Der Vf. trat 1783 seine Reise an, und kam den 24 Aug. nach Tunis. Auf seiner Reise nach Bildulgerib fand er den *Ricinus Palma Christi* und *Gossypium herbaceum* in einem sehr verschiedenen Zustande von dem, wie wir dieselben in unsern Gärten sehen. Sie haben nämlich an ihrem Geburtsorte ein strauchähnliches Ansehen, da dieselben in unsern Gärten nur Stauden bleiben. In dieser Gegend fand er auch den *Rhamnus Spina Christi*, dessen eyförmige Früchte an Grösse einer Pflaume gleichen, und sehr gut zu essen sind.

Von da begab sich der Vf. nach Capsa, vier oder fünf Tagereisen von Bildulgerib, wo er auf trocknen sandigen Hügeln, die in der Nähe der Stadt liegen, *Cistus ciliatus* (pl. 109.) fand, dessen Gänge oder Stamm, der an der Basis mit lanzettförmigen Blättern besetzt ist, sehr hoch wird. Seine traubenförmigen Blüthen, welche etwas grösser sind, als die v. *C. Helianthemum*, sind rosenroth und durch kleine schmale lanzettförmige *bracteae* gestützt. Hier war es auch, wo er die neue Spec. von *Pistacia* fand, welche er nach Frankreich gebracht hat. Dieser Baum, welcher sehr gross wird, giebt eine dem Mastix ähnliche Masse, welche auch eben so angewandt werden kann.

Auf den Gebirgen Sbiba, welche die Excursionen des Vf. auf der mittäglichen Seite abbrachen, fand er eine grosse Menge neuer Gattungen; unter andern *Convolvulus evolvuloides* (pl. 49.), eine ganz behaarte Pflanze, deren lange ästige Wurzeln mehrere runde, einfache, liegende oder hängende Stämme hervorbringen; die Blätter sind breit stumpf, die Blüthen sind blau und sitzen an Stielen. — *Laserpitium Peucedanoides* (pl. 71.), merkwürdig durch seinen Stamm und seine verschiedenen Blätter, die unten am Stamm mehr und vielfacher getheilt sind als oben, wo sie nur einfach getheilt erscheinen; — *Linum decumbens* (pl. 79.) kommt dem *L. tenuifolium* L. sehr nahe, ist aber durch mehrere Kennzeichen von diesem verschieden, durch die weichern Blätter, durch die dünnere *panicula* der Blüthen und durch die rosenfarbige Corolle, welche viel kleiner ist, als die Kelchblättchen. — *Asphodelus acaulis* (pl. 89.), dessen Unterschied von den übrigen seines Geschlechts der specifische Name andeutet; — *Ranuncul. millefoliatus* (pl. 116.) hat mit *Ran. Chaerophyllus* einige Aehnlichkeit, ist aber wiederum durch seine enger stehenden Blätter, und durch den Calix, der nicht zurück geschlagen ist, verschieden.

In der Nähe von Tunis, in den Feldern fand D. *Cynosurus elegans* (pl. 17.), ein überaus schönes Gras; — *stipa tortilis.* (pl. 31.) — *Bupleurum procumbens* (pl. 56.), welches grosse Aehnlichkeit mit dem *B. tenuifolium* L. hat, unterscheidet sich aber von diesem durch seine Wurzel, durch seinen hängenden Stamm u. s. w. *Passerina nitida* (pl. 94.) u. a.

Die

Die reichliche Aernte von neuen Pflanzen, flösste dem Vf. die Begierde ein; auch den nordwestlichen Theil dieses Königreichs zu besuchen. Er drang längst der Küste bis nach *Tabarka* vor, wo er das *Saccharum cylindricum L.* fand; ferner *Dactylis repens* (pl. 15.) — *Festuca divaricata* (pl. 22.) — *Ornithogalum fibrosum* (pl. 84.), dies nähert sich dem *O. luteum* durch den Stand und die Farbe der Corolle, und unterscheidet sich durch seine zaserigen Wurzeln, durch seine Blätter, die unten weit zahlreicher sind, und durch seinen sehr kurzem Stengel, der nur eine Blüthe trägt; — *Scilla villosa* (pl. 85.) lanzettförmige behaarte Blätter und kreisförmig gestellte Blüthen. — *Echiochilon fruticosum* (pl. 47.), ein neues genus, was dem *Echium L.* nahe kommt, durch die Zahl seiner Staubfäden und durch die Gestalt und Structur seiner Frucht; aber von demselben verschieden ist, durch die Corolle, welche vollkommen zweylappig ist.

Im J. 1784. gieng der Vf. östlich bis nach *Gerbi*, oder wie diese Insel sonst genannt wurde, *Lotophagitis*, weil ihr Bewohner sich von der Frucht des Lotos (*Rhamnus Lotus*;) *Ziziphus Lotus* Desfont. ein Baum, worüber wir schon die Beobachtungen des Vf. in den Schriften der ältern Akademie vom J. 1788 gelesen haben. Bis gegen die Grenze von Tripoli war die Aernte an Pflanzen nicht so reich. Er besuchte hierauf die Gebirge von Algier, und fand mehrere neue Gattungen; *Quercus ballota* oder der Eichbaum mit süssen Früchten, dessen Früchte den Einwohnern zur Nahrung dienen. Auch darüber hat der Vf. ein eignes Memoire in der Akademie 1790 vorgelesen; — *Iris juncea* (pl. 4.) — *Campanula alata* (pl. 50.) — *Buplevrum plantagineum* (pl. 51.) — *Laserpitium thapsioides* (pl. 68.) der Stamm ist glatt, leicht gestreift, die Blätter sind mehreremal getheilt u. s. w. — *Linum corymbiferum* (pl. 80.) hat Blätter mit drey Nerven; — *Saxifraga globulifera et spathulata* (pl. 96. f. 1. 2.) auf dem Gipfel des Atlas. Die erste Spec. ist kaum merklich von der *S. hypnoides L.* verschieden; die andere hat stumpfe gestreifte Blätter, einen liegenden Stamm und Blüthenstiele, welche *axillares* sind, und nur eine Blüthe tragen; — *Sedum hispidum* hat einige Aehnlichkeit mit *S. reflexum*, ist aber unterschieden durch die feine Wolle, welche man auf seinem Stamm, seinen Aesten und Blättern antrifft. — *Cistus ellipticus* (pl. 107.) hat einen aschgrauen ästigen Stamm, elliptische gegenüberstehende Blätter, die an den Kanten sich nach unten drehen. — *Cist. helianthemoides* kann man nicht mit *C. Helianthemum* verwechseln; denn ihre Blätter sind auf der untern Seite mit kurzer gedrängter Wolle besetzt, der Blüthenkelch ist behaart. —

Südwestlich hielt sich der Vf. in *Tlemsen* und *Mascar* auf, Städte, welche in den fruchtbarsten Theile der Barbarey liegen, wo sehr viele noch unbekannte Pflanzen wachsen. — *Aira articulata* (pl. 13.) — *Veron. rosea*, welche sich durch mehrere Charaktere der *Veron. austriaca* Jacquin. nähert, aber von derselben durch den staudigen Stamm, und die rosenfarbigen Blüthen, welche traubenförmig an der Spitze stehen, verschieden ist; — *Salvia bicolor* (pl. 2.) merkwürdig durch die zahlreichen Aehren, welche die Blüthen bilden, die sechs an der Zahl in einem Verticill herumstehen, durch die oberen Lappen der Corolle, welche sichelförmig und bläulich ist, indem der untere weiss und dreymal getheilt ist, so dass die mittlere Portion die grössere ist; — *Echium flavum* (pl. 45.) mit vergoldeten Stacheln überall besetzt. Die Staubfäden sind in den beynahe regelmässigen Blüthen zweymal grösser als die Corolle, welche gelb ist; — *Convolvul. suffruticosus* (pl. 48.) welcher einige Aehnlichkeit mit *Conv. cantabrica L.* hat, allein durch seinem staudenähnlichen Stamm, durch seine einzelnen Blüthen und durch die grosse Corolle verschieden ist. — *Eringium ilicifolium* (pl. 53.); — *Linum grandiflorum* (pl. 78.) hat rosenfarbige Blüthenblätter, welche zweymal grösser sind als die bey *L. usitatissimum*. — *Daucus aureus* (pl. 61.) *crinitus* (pl. 62.) *hispidus* (pl. 63.). Bey diesen deutet der specifische Name schon auf den Unterschied; — *Geum atlanticum*, welches grosse Aehnlichkeit mit *G. urbanum L.* hat, besonders in der Dimension der Blume und in der Farbe der Blumenblätter; verschieden aber ist, durch seinen hohern Stamm, durch die weniger häufiger und entferntern Blättchen, durch die erhabenen, vollkommen glatten Linien, welche die Saamen umgeben. — *Silene imbricata* (pl. 98.) *Cistus polyanthos* (pl. 108.), welcher von allen Gattungen dieses Geschlechts durch die zahlreichen sehr kleinen traubenförmig gestellten und sehr langen Blüthen verschieden ist.

Der Vf. wäre gern tiefer in Marocco eingedrungen; allein die stets im Krieg begriffenen Völker hielten ihn ab. Der Vf. fand hier noch mehrere species von *Passerina*, *Lawsonia*, welche er schon in andern Schriften bekannt gemacht hat. Die Grenzen von Marocco blieben also die Grenzen seiner Excursion; bey der Rückkehr nach Algier fand er wieder eine Menge neuer Pflanzen, als *Iris stylosa*, *scorpioides*; *Cyperus badius*; *Bromus maximus*; *Arundo festucoides*; *Scabiosa daucoides*; *Cynoglossum clandestinum*; *Ferula sulcata*; *Laserpitium thapsioides*, *gummiferum*; *Linum tenue*; *Frankenia corymbosa*; *Juncus foliosus*; *Silene reticulata*; *Cistus heterophyllus*; *Ranuncul. flabellatus spicatus* u. a. m. Er gieng über Constantine (sonst Syrta) zurück; fand *Pinus alepica* Mill., *Scilla undulata*, welche eine der schönsten Species dieses Geschlechts ist; ferner *Cyperus pallescens* (pl. 9.) *Festuca monostachia* (pl. 24.) *Bromus contortus* (pl. 25.) und mehrere andere.

Die Kupfer sind ausserordentlich schön, mit vieler Feinheit in der Behandlung und ungemeines Natur und Wahrheit in der Darstellung gestochen, wie man denn von dem berühmten Grabstichel eines *Redouté*, *Marechal*, *Sellier* nichts als etwas vortreffliches erwarten kann.

DRESDEN: *Merkwürdige Gewächse der Oberfächsischen Flora, nebst Bemerkungen über ihren Nutzen in der Oekonomie, Technologie und Arzneykunde* von C. G. *Erdmann*. (bloss geschriebener Text zu aufgetrockneten Pflanzen) Heft 1—8. (in jedem Heft 16 Arten). (6 Rthlr.)

Das Verdienst einer solchen Unternehmung kann bey dem, wenn auch nicht falschen, doch unbeträchtlichen Texte, bloss in der richtigen Angabe der Pflanzen, und ihrer sowohl zweckmässigen, als saubern Bereitung bestehen. Letzteres vermisst Rec. bey den gegenwärtigen Blättern. Hr. *E.* hat die Pflanzen nicht aufgeleimt, und eben so wenig frey gelassen, sondern sie mit schmalen Papierstreifchen queer über fest gemacht. Daraus entsteht ein grosser Uebelstand, wenn die Stengel nicht allein, sondern auch die Blätter mit weissen Querriemen bezogen werden, oder wenn gar, wie bey Galanthus, der Hauptcharakter, die Scheide, damit überklebt wird; man sieht überdem nicht, wozu diese Anstalt dienen soll, da der Vortheil, die Pflanze auf der Rückseite betrachten zu können, nicht anders, als mit dem Zerschneiden des Papiers, wenn die Pflanze nicht gar dabey zerrissen wird, erlangt werden kann. Das Papier ist etwas zu grau. Bey *Cannabis* durfte die weibliche Pflanze nicht fehlen. *Impatiens Noli tangere* hat Hr. *E.* sauber, ohne Papierriegel, aufgelegt, er wird also mit einiger Aufmerksamkeit seine Arbeit verbessern, und das Vergnügen der Käufer seiner Sammlung befördern können.

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs: *Benjamin Smith Barton's* Dr. d. Arzneyg. u. s. w. *Abhandlungen über die vermeynte Zauberkraft der Klapperschlange und anderer amerikanischen Schlangen*; und *über die wirksamsten Mittel gegen den Biss der Klapperschlange.* Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von *E. A. W. von Zimmermann*, Hofrath und Professor zu Braunschweig. 1798. XXIV. und 102 S. 8. (9 gr.)

Die Uebersetzung dieser beiden Abhandlungen aus den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Philadelphia liest sich gut, und dass sie treu sey, dafür bürgt der Name ihres Vf's. Der Anmerkungen desselben sind nicht viele, besonders wenige bey der zweyten Abhandlung, und wenig von grossem Gehalte; die ausführlichsten enthalten Vertheidigungen von Linne und Kalm, gegen Hn. B. und eine derselben zeigt, dass schon beym Plinius Spuren der vermeyntlichen Zauberkraft der Schlangen vorkommen. Von der in einer äusserst gezierten Schreibart abgefassten Einleitung, worinn Ausdrücke wie diese: *stupide* Furchtsamkeit — *vaste Gebiete* der Wissenschaften — in jenen *vasten* und reichsten Theilen unserer Welt — vorkommen, und in welcher das allerbekannteste von den Fortschritten der Naturwissenschaften und den daraus fliessenden Vortheilen für die Menschheit erzählt wird, sollte man kaum glauben, dass sie von dem Vf. der geographischen Geschichte des Menschen herrühre.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Görlitz*, beym Buchdr. Burghart: *Welch' Zeit ist es im Reiche Gottes?* (,) anno 1799. (?) Aus der Offenbarung Johannis beantwortet von *Heinr. Aug. Tupke*, Superintend. zu Dobrilugk in Sachsen. 39 S. 8. (2 gr.) Ein zweyter *Bengel*, der dem ersten an apokalyptischen Träumereyen weit überlegen ist, berichtet uns hier die wundersamsten Dinge, mit einer Zuversicht, die der unheilbarsten Schwärmerey und dem unbändigsten geistlichen Stolze eigen zu seyn pflegt. Ihn kennt das Publikum schon aus seiner *Rettung der Ehre unsers Herrn Jesu Christi wider alle Feinde seiner ewigen Gottheit* (Lübben. 1738.) In der vorausgeschickten Erklärung der Offenb. Joh. erfährt man, dass die Sachen, welche unter den drey letzten posaunenden Engeln geschehen, eigentlich die grosse Sache sind, das arme Judenvolk wieder in seinen *Oelbaum einzupfropfen* und das Evangelium auf dem ganzen Erdboden *herumzubringen*; dass das andere Wehe unter der sechsten Posaune der Zeitpunct gegen 1760 sey, wo die neologische Denkart ihren Anfang nahm, um das Christenthum ganz zu verdrängen, wozu die Kantische Philosophie und die Theophilanthropen mächtig mitwirkten, dass, wenn der Satan mit seinem Schwanz den dritten Theil der Sterne von Himmel zieht, dies die boshafte Unternehmung sey, nach welcher er die rechtgläubigen Lehrer, die noch ein Licht sind, durch seinen Schwanz, oder Anhang entweder zur Neologie, Naturalismo und Vernunftreligion verführt, oder von Aemtern bringt (vermuthlich Brumbey und Consorten?) und exportiren lässt; dass eben die Mächte, die den Pabst jetzt herauben, ihn wieder werden emporbringen helfen, um wenigstens durch ihn, als einen geistlichen Popanz, das Volk zu bändigen und dass das grosse *Spectacel* nur 3½ Jahr dauern wird. Endlich vernimmt man aus dem Munde des Sehers in Dobrilugk, dass wir jetzt in der sechsten Posaune, mithin im andern Wehe, nahe am Anfang der Antichristischen Bosheit, oder am Anfange der bösen 3½ Jahre leben. Man erfährt, dass der neue Pabst zu Jerusalem seinen Auftritt beginnen, und sich ihm ein falscher Prophet zugesellen werde. Vorher aber werden mehr als 6 Mill. Juden, (welche wegen ihrer Hinneigung zum Vernunftsysteme eine derbe Abfertigung bekommen) einen Zug nach dem gelobten Lande thun. In der erbaulichen Schlusserinnerung warnt unser Pseudoprophet alle und jede, ja nicht das *Maalzeichen anzunehmen*; denn alle, die sich *accommodiren*, gehen ewig verloren. Wenn die Gläubigen fliehen, soll man sich an sie anschliessen u. s. w. Vermuthlich wird Hr. T., da er Alles so genau vorher weiss, *dass* er schon jetzt Lärm blasen kann, den Zug anführen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Februar 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, in der Kumblinsch. Druckerey: *Bref under Resor i Sverige (Briefe während einer Reise in Schweden.)* 1797. 1 Alph. 6 Bog. in gr. 4. mit 34 Vignetten und gröfsern Kupfern.

Der Vf. dieses der schwedischen Preſſe Ehre machenden Werks, erscheint darin als Schriftsteller und Künstler zugleich. Als Schriftsteller fängt er die Vorrede, fast etwas zu poetisch, so an: „Schweden seit vielen Jahrhunderten von Helden oder fleissigen Ackersmännern und Bergleuten bewohnt, entfaltete lange seine schöne Natur für Besitzer, die nicht darauf achteten, und blos Ehre und Reichthum suchten. Die Vortreflichkeit einer Gegend ward blos nach ihrer Fruchtbarkeit geschätzt, und das Auge kannte keine andere Schönheit in der sogenannten todten Natur, als die des Geldes. Der Bewohner eines grasreichen Ufers, dessen Schilf unter schattigten Hainen angenehmes Wohlgefallen verbreitete, sahe nach nichts anders, als auf die Menge der Fische, die es da gab. Er warf seine Angelruthe in die stille See aus, und sahe die Schönheit nicht, die Himmel und Erde über dessen spiegelgleiche Fläche ausgofs. Der Krieger, gewohnt den Schmuck der Erde mit den Bewohnern derselben zugleich zu zerstören, sahe sich blos nach einem weiten Felde um, wo er sein Lager bequem aufschlagen konnte; und der Skalde sang von nichts als Niederlage und blutigen Scenen; nie weilte dessen Muse im stillen Thal. Die Anmuth eines Parks ward nach dem Vergnügen einer Jagd mit wilden Thieren, oder nach dem Glück geschätzt, das man dort haben konnte, einen furchtsamen Hasen, den spielenden Birkhahn in seiner frohen Brunst, oder die unschuldige Taube zu todten. Berge erhoben ihr stolzes Haupt in malerischen Gestalten, der Wasserfall tönte Macht und Majestät; und keiner warf ein aufmerksames Auge auf jene, keiner einen Blick auf die Tiefen der Wogen des Falls. Von dieser Gleichgültigkeit gegen das Schöne in der Natur muss man doch weder auf eine Kalte im Charakter unserer Nation, noch auf Mangel an Schönheit im Norden schliessen. Freundschaft und Liebe waren von jeher starke und lebhafte Empfindungen des schwedischen Volks, und die Natur war reich an mannichfaltiger Anmuth. Aber nur erst in spätern Zeiten fing man an, solche zu schätzen, Wohlgefallen daran zu finden, und ihrer Annehmlichkeit zu geniessen, und noch haben nur wenige ihre Gefühle beym Anblick der herrlichen Gegenden des Landes geschildert u. s. w." Dies ist die Absicht des Vfs., und er thut wohl, dass er hernach in dem Text selbst den Ton etwas mehr herabstimmt, der weder für die sanfte Einfalt des Gegenstandes, noch für die Briefform so ganz pafst. Hin und wieder reifst ihn doch sein warmes Gefühl für die Schönheit der Natur, die ihn umgiebt, etwas hin, Worte zu suchen, wo er blos die Natur reden lassen durfte, und sich als Schriftsteller, doch nur selten, etwas von ihr zu entfernen, wenn er sie als Künstler immer wahr, einfach und lebendig darstellt. Nicht physische Beschaffenheit des Landes, nicht Charakter und Sitten, sondern blos die schöne Natur in Schweden in Prospecten und Aussichten will er schildern, und seine Künstlerhand drückt das Ganze lebhaft aus, was sein Künstlerauge umfasst. Man sieht es allenthalben, dass es dem Vf., der von sich selbst sagt: „während der Sturm die Gipfel der Linden, unter deren Schatten eine Hütte liegt, schüttelt, fliefst mein Leben wie ein namenloser Bach im Schoofs des schwankenden Grases dahin" mehr um das zu thun ist, was die Natur als was die Kunst hervorbringt, und zwar mehr um das sanfte Liebliche als das grofse Majestätische, und ersterem hat er daher auch besonders seine Aufmerksamkeit gewidmet. So ist er zu verschiedenen Zeiten von Stockholm durch Upsala nach Dannemora und Gefle, so nach Elfkarleby Wasserfall, nach Fahluns Kupfer- und Sala's Silbergrube gereiset. Eine zweyte Reise von Stockholm hat er über Örebro, Mariestad, Kinnekulle, Lidköping nach den Wasserfällen bey Trollhätta, und von da nach Kongelf, Marstrand, Gothenburg nach Linköping, und von Norrkoping nach Wadstena, Jönköping, Taberg, die Goldgruben, und Finspång angestellt. Eine dritte Reise geht von Stockholm nach Mälby, Calmar, Carlscrona, Wexiö, Carlsharun; und eine vierte durch Westerås, Nora, Carlstad, Eksjö, Helsingborg und Jönköping; zuletzt von den Gegenden um Stockholm, dem dortigen Thiergarten, von Drottningholm, Svartsjd, Haga und Carlberg. Und allenthalben hat er hier die herrlichen Naturscenen mit starker Feder und glücklicher Kunst copirt, und dadurch zugleich jenen ungegründeten Vorwurf des Engländers *Gilpins* in seinen *Observations relative to picturesque beauty made in several parts of England.* London 1791. wiederlegt, welcher behauptet, die Berge in Schweden, Norwegen und andern nördlichen Ländern seyen wahrscheinlich vielmehr Massen von schrecklicher Wildheit, als Scenen von Grofse und Ebenmaafs, dem auch Rec., der selbst vor vie-

len Jahren in Schweden gereiset ist, und die hier geschilderten Stellen mit Vergnügen wieder erkennt, aus eigener Erfahrung widersprechen kann.

Rec. räth dem Leser dieses Buchs doch, es nicht so wie ein anderes in eins weg zu lesen; sondern nach jedem Briefe es etwas bey Seite zu legen, damit die Aussichten immer neu bleiben, und die Scenen nicht zu sehr in einander laufen. Noch muss Rec erinnern, dass er sich wundere, warum der Vf. so viele fremde Wörter eingemischt hat, als z. B. *attention, expression, avenue, frappera, imponera, charmera, serpentera, variera, catayera, eloignera, pittoresk, environs, lointaine, pelouse* u. d. m., da es der schwedischen Sprache doch nicht an eigenen Wörtern sie auszudrücken fehlt.

Die Kupfer sind ohne alle Anwendung des Grabstichels, blos geätzt und ganz in dem Geschmack und der Manier, wie Sal. Gessner eine Menge von Gegenden seines Vaterlandes geliefert hat. Oft kommen sie diesen Mustern nahe, bisweilen gleich, besonders in den Vordergründen, und den daselbst befindlichen Gegenständen, ausgenommen das Wogen, Schäumen und Stauben der grossen Wasserfälle, welches aber auch allemal, besonders in Kupfern, sehr schwer darzustellen ist. Einigen Bäumen scheint es an der gehörigen Proportion der Dicke des Stammes gegen ihre Höhe zu fehlen. Die Lüfte sind etwas rauh und hart ausgefallen, woran doch zuweilen blos das Aetzwasser Schuld zu haben scheint. Die letztern Kupfer, als von Haga, Frascati, übertreffen die ersten an Schönheit, und zeigen, wie sehr die Vf. immer in der Kunst zugenommen. Die Kupfer, welche als Anfangs- und Schlussvignetten dem Text eingedruckt sind, haben viel von ihrer Wirkung verloren, weil das Papier nur dünn ist, die Schrift von der hintern Seite durchscheint, und der Buchbinder in dem vor uns habenden Exemplar vergessen hat, bey dem Schlagen des Bandes, Papier über die Kupfer zu legen, so dass folglich die Buchstaben der gegenüberstehenden Seite auch etwas auf dem Kupfer abgedruckt sind. Die andern zehn grössern Kupfer sind auf stärkerm Papier abgedruckt, und nach Schlagung des Buchs erst eingeklebt, und folglich ganz rein und weit schöner geblieben.

PARIS, b. Herausgeber: *Voyage à la Guiane et Cayenne*, fait en 1789. et années suivantes, par L. M. B. Ouvrage orné de Cartes et de Gravures. 1798. 400 S. 8.

Der Herausgeber, Hr. *Prudhomme*, ist von dem Vf. dieser Reise verschieden, der ein Schiffscapitain gewesen zu seyn scheint, der nach Cayenne handelte. Was von den hier gegebenen Nachrichten diesem, oder was seinem Freund, Hn. *Pr.* gehört, lässt sich schwer bestimmen. Letzter hat gewiss mit der ihm anvertrauten Handschrift grosse Veränderungen vorgenommen, und aus andern Werken ganze Abschnitte eingeschaltet, die der erstere Vf. kaum in seiner Reisebeschreibung aufgenommen haben möchte; unter andern im zehnten Abschnitt die oberflächliche Beschreibung der holländischen Colonien in Guiana, und mehrere andere. Anfänglich glaubten wir, Hr. *Pr.* habe aus den bereits vorhandenen Beschreibungen von Guiana, für das grosse Publicum, denen Cayenne wegen der neuerlichen Deportationen anziehender geworden ist, über diese Colonie eine kurze Uebersicht zusammen getragen, und verglichen daher seine vermeynte Reise, ein sehr unschicklicher Titel für das vor uns liegende Werk, mit Barrere's und Bajon's Nachrichten von Cayenne; fanden aber zwischen beiden gar keine oder geringe Uebereinstimmungen. Der Herausg. muss daher andere Quellen benutzt haben, die wir, um diese zu entdecken, ohne grossen Zeitverlust nicht aus dem Heer der südamericanischen Reisen zusammensuchen können.

Das ganze Werk besteht aus 22 Abschnitten. Die beiden ersten, welche den Lauf des Maranjon und Oronoko beschreiben, sind ganz aus dem Acunha, Gumilla und Condamine wiederholt. Alle Fabeln des ersten sind getreu abgeschrieben; alle Züge der Spanier auf und längst diesen Flüssen mit allen kleinen Nebenumständen eingeschaltet, und Sir Walter Ralegh's vergebliche Fahrt, der 1595. vermittelst des Oronoko das reiche Eldorado entdecken wollte, ist hier sehr ausführlich andern nachgeschrieben. In den nachfolgenden behandelt der Vf. die Produkte von Guiana nebst den Sitten der Wilden. Da wir von beiden bereits so mancherley Nachrichten von Kennern oder aufmerksamen Beobachtern besitzen, so war in diesen Abschnitten nichts Unbekanntes zu erwarten; wir haben darin auch nur sehr allgemeine Bemerkungen gelesen. Doch oft ist ihm unter den Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände gerade die schlechteste in die Hände gefallen, wie unter andern die Beschreibung vom Tapir, und noch mehr die Abbildung dieses Thieres beweist. Er giebt dem Tapir ordentliche Hufe; und der Kopf hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem wirklichen.

Die Beschreibung von Cayenne, anstatt das Ganze zu umfassen, besteht aus einzelnen hingeworfenen Nachrichten. Es werden darin zwar die frühern Schicksale dieser Colonie, ihre geographische Beschaffenheit, viele Produkte des Pflanzenreichs erläutert, auch den Neuankommenden Regeln gegeben, wie sie sich bey ihrer Ankunft verhalten sollen; allein von der Bevölkerung, dem Handel von Cayenne, der jährlichen Aus- und Einfuhr nebst andern hieher gehörigen Notizen, weiss er dagegen nichts zu sagen, oder was sich bey ihm darüber findet, ist längst aus andern Schriften genauer bekannt. Dass die Colonisation von Cayenne 1763. mislang, in welchem Jahre 4000 Deutsche aus dem Elsass und andern Gegenden des Reichs herübergebracht wurden, war blos Choiseul's und des Gouverneurs von Cayenne Schuld. Letzter, ein Bruder von Turgot, begab sich erst ein Jahr nachher in sein Gouvernement. Der bekannte Ferron, der in seinem *Année litteraire* das Elend, das die Colonisten bey ihrer Durchreise durch Frankreich und selbst in der Haupt-

stadt

stadt erlitten, schilderte, ward dafür in die Bastille gesetzt. Durch die Bemühung des Botanikers Martin, sind die seit 1783. nach Cayenne verpflanzten Gewürzbäume sehr vermehrt worden. Die Nelkenbäume lieferten 1790. schon 21.100, und 1794. 22.500 Pfund. Heftige Regengüsse und anhaltende Nordwinde zerstörten 1795. die ganze Aernte. Seit 1791. hat Hr. Martin wieder 14000 neue Nelkenbäume gepflanzt. Andere Gewürzbäume haben aus Mangel an Pflege gelitten; doch hat man Hoffnung, dafs die Pfefferpflanze dort gedeihen werde. Die Stadt Cayenne besteht nur aus 200 Häusern meist von einem Stock. Die Witterung ist den gröfsten Theil des Jahres durch sehr feucht, weil es 9 Monate fast beständig regnet. Die südlichen Grenzen von *Cayenne* dehnt der Vf. zu weit bis an den *Amazonenflufs* aus. In dem jetzt unterbrochenen Vertrag mit Portugal von 1797. ward der Flufs Pinzon zur Grenze bestimmt. Auch die Sprache der Wilden in Cayenne wird mit ein paar Worten berührt, und das Ganze mit einem Wörterbuch der Galibischen Sprache auf 30 S. beschlossen. Das Werk ist mit drey Kupfern verziert, worauf der Tapir und die verschiedenen Trachten der Wilden dargestellt sind. Auch läfst sich auf der beygefügten Karte das ganze französische Guiana, die Insel nebst der Stadt Cayenne gut übersehen.

LITERATURGESCHICHTE.

Udine, b. Pecile: *Saggio epistolare sopra la Tipografia del Friuli nel secolo XV. Del Conte Antonio Bartolini* Udinese Commendador del S. O. Gerosolimitano. Aggiuntavi una lettera tipografica del *Ch. Signor Abate Jacopo Morelli.* MDCCXCVIII. Con Licenza. 118 S. gr. 4.

Die Entdeckung eines, im J. 1484 zu *Udine* gedruckten, bisher aber ganz unbekannt gebliebenen Buchs, veranlafste den Vf., aus Vorliebe für sein Vaterland, auch die übrigen, die im *venetianischen Friaul* überhaupt, und besonders zu *Udine*, bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst zum Vorschein kamen, aufzusuchen, und das, was er zu entdecken so glücklich war, in diesem ungemein prächtig gedruckten Werkchen dem Publicum vorzulegen. Die Aernte fiel aber, aller seiner Bemühungen ungeachtet, sehr mager aus. Indessen verdient er doch allen Dank, zumal da er hin und wieder auch manche andere Bemerkungen gemacht hat, die dem Literator, besonders in Deutschland, nicht unwillkommen seyn werden. Gleich das allererste Werk, das man ehehin nicht nur für das *erste zu Udine* gedruckte Buch, sondern sogar für das *erste Product dieser Kunst* auszugeben unbedachtsam genug war, mufste er, zwar nicht unter die Undinge verweisen, doch seiner Vaterstadt schlechterdings absprechen. *Joh. Gottfried Olearius* gab die erste Veranlassung dazu, da er in seinem *Abacus patrologicus*, den nachher sein Sohn *Johann Gottlieb Olearius*, unter dem Titel: *Biblioth. Scriptor. eccles.* wieder abdrucken liefs, des *Leonardi de Utino Sermones de Sanctis*, wegen der am Ende stehenden Jahrzahl 1446, die sich aber unleugbar auf die Zeit der Ausarbeitung dieser Sermonen bezog, unter die Erstlinge der Buchdruckerkunst zählte. Diese Ausgabe steht nun in den *Panzerischen* Annalen Vol. II. p. 142. n. 120. da, wohin sie eigentlich gehört, nämlich unter den zu *Maynz* gedruckten Schriften, woselbst sie noch vor 1475 zum Vorschein gekommen seyn mag. So wenig nun der Vf. Anstand nehmen konnte, sich gegen die ehemaligen Vertheidiger des so hohen Alterthums dieser Ausgabe zu erklären, so sehr beeiferte er sich, seiner Vaterstadt ein anderes ganz kleines Product zu vindiciren. Es ist dieses eine auf 12 Bl. abgedruckte Elegie eines *Bartolus Lucanus*, welche *Tiraboschi* in seiner *Storia della Letteratura Italiana* T. VI. P. I. p. 441. für das *erste* zu *Udine* gedruckte Buch ausgab, in der Folge aber in den *Panzerischen Annalen* Vol. III. p. 118. n. 248. unter die *venetianischen* Drucke gesetzt wurde. Wir würden die uns gesetzten Grenzen weit überschreiten müssen, wenn wir dasjenige, was der Vf. gegen die *Panzerische* Behauptung geäufsert hat, anführen wollten. Nur dieses können wir nicht unbemerkt lassen, dafs es gar nicht wahrscheinlich sey, dafs der am Ende der Elegie sich nennende *Gabriel Petri*, der unstreitig unter die *venetianischen* Drucker gehörte — der schon vorher, und auch in eben diesem Jahre 1476, in welchem diese Elegie zum Vorschein gekommen seyn soll, mehrere und gröfsere Werke zu *Venedig* druckte, um einer solchen Kleinigkeit willen, nach *Udine* sich sollte verfügt und daselbst seine Officin aufgerichtet haben. Denn ob zwar am Ende der Elegie steht: *Utini. XII. Kalendas Octubris. M. CCCC. LXXVI.* und weiter unten: *Gabriel Petri:* so scheint es doch gar nicht nothwendig zu seyn, *Udine* für den Druckort anzunehmen, da es eben so gut den Ort, wo das Gedicht verfertigt worden ist, und woselbst sich der Vf. damals aufgehalten hat, bedeuten kann, wozu noch dieses kommt, dafs dieser *Gabriel Petri* weder vor noch nachher zu *Udine* gedruckt hat. Nachdem der Vf. auf den, auf den Cardinal *Grimani* zwar 1498 zu *Udine* gehaltenen, aber nicht daselbst gedruckten Panegyricus zurückgewiesen hat, ist er endlich so glücklich, zwo aus einer dasigen Officin wirklich zum Vorschein gekommene Schriften anzuzeigen. *Die erste*, die bisher ganz unbekannt geblieben ist, hat den Titel: *Constitutioni de la patria de frivoli.* Am Ende steht: *Impressa in Udene. Per maistro Gerardo di fiandra — finita a di ultimo di Luio.* 1484. 4. *Die zweyte* sind des *Nic. Perotti Rudimenta Grammat.*, die daselbst 1485 aus eben dieser Presse in 4. zum Vorschein kamen, so wie sie in den *Panzerischen Annalen* Vol. IV. p. 461. n. 1. richtig angeführt worden sind. Eben dieser Drucker war es, der schon vorher im J. 1480 zu *Cividale del Friuli* (*Civitas Austriae*), wohin er seine Officin von *Venedig* aus versetzt hatte, seinen Namen durch den Druck des *Platina de obsoniis* etc. und der *Cronica de Sancto Isidoro Menore* zu verewigen

gen suchte. Beide Werke, die auch in den *Panzerischen Annalen* V. I. p. 141. n. 1 u. 2. bemerkt worden, hat der Vf. beschrieben; nur muss Rec. bemerken, dass er die nämliche Ausgabe von dem Werkchen des *Platina* selbst besitzt, die aber, in Ansehung der Abtheilung der Zeilen in der Endschrift, von derjenigen, die der Vf. vermuthlich in Händen gehabt hat, verschieden zu seyn scheint; so wie sie auch mit derjenigen, die *Audiffredi* in seinem *Specim. Ital. Edit.* p. 212. nicht ganz übereinstimmt. Dass der Vf. hin und wieder auch andere gute Notizen beygebracht habe, ist bereits bemerkt worden. Dahin gehört z. B. die Anzeige, dass zwar zu *Aquila*, aber nie zu *Aquileia* im *Friaul*, in den frühern Zeiten gedruckt worden sey, bey welcher Gelegenheit ein von ihm entdecktes *Breviarium Aquilejense*, *Venet. per Francisc. de Hailbr.* 1481. 12. angezeigt wird. S. 43. wird das *Testamento di Gioroio Sommariva*, das schon in den *Panzerischen Annalen* als sehr zweifelhaft angeführt wird, unter die Undinge gesetzt, und bewiesen, dass zu *Gradisca* nichts gedruckt worden sey. S. 50. wird ein Exemplar von der *Mentelinischen Ausgabe* von *Augustini libr. de Civitate dei* angezeigt, wo am Ende geschrieben steht: *Illuminator hujus libri fuit Johannes Bämler de Augusta anno m. o. sexagesimo octavo.* Vermuthlich erschien also diese Ausgabe noch vor 1468. Ein Umstand, der auch für die augspurgische Buchdruckergeschichte nicht ganz unwichtig ist. S. 59. werden die Gelehrten namhaft gemacht, welche in eigenen Schriften von den nach und nach errichteten Druckereyen Nachricht gaben. Auch die *Deutschen* sind ihm nicht unbekannt geblieben, ungeachtet einige Namen derselben, auch einige Unrichtigkeiten zu schulden gebracht worden sind, die aber einem *Italiener* leicht verziehen werden können. Nach einem ziemlich weitläuftigen Register folgt nun der schon auf dem Titel angezeigte Brief des berühmten *Abbate Morelli* an den Vf., in welchem zwo bisher unbekannt gebliebene Ausgaben — eine des *Catulls* — und die andere der Bücher des *Claudians de raptu Proserpinae*, welche der *Conte Bartolini* selbst besitzt, beschrieben werden. Die Ausgabe des *Tibulls* ist in kl. 4. mit römischen Typen, ohne alle Anzeige des Orts u. s. w. gedruckt. Sie unterscheidet sich von zwey andern Ausgaben, die ebenfalls in kl. 4. ohne alle Anzeige erschienen, und die in den *Panzerischen Annalen* Vol. IV. p. 6. n. 22., ingleichen Vol. IV. p. 7. n. 31, so wie auch von Hn. Hofr. *Heyne* in der Vorrede zur neuesten Ausgabe dieses Dichters, angezeigt worden sind. Hr. *Morelli* eignet dieser Ausgabe ein hohes Alterthum zu; doch wagt er es nicht, etwas gewisses in Ansehung des Druckortes — der aber ohne Zweifel in Italien zu suchen ist, zu bestimmen, und bemerkt nur, dass sich diese Ausgabe auch durch verschiedene gute Lesearten auszeichne, von denen er einige wenige angeführt, und dieselben mit der *zweyten* Heynischen Ausgabe verglichen hat. Die *zweyte* Seltenheit, die Hr. *Morelli* beschrieben hat, ist bisher ebenfalls unbekannt gewesen. Auch von dieser Ausgabe des *Claudians* lässt sich nichts gewisses bestimmen, da sich der *Drucker* nicht genannt hat, auch sonst keine Anzeige weder des Ortes noch des Jahres oder des Druckes beygesetzt worden ist. Nur dieses bemerkt der Vf., dass dieselbe kein Nachdruck von der Ausgabe des *Claudians*, die 1482 zu *Vicenza* herauskam, seyn könne, weil beide in Ansehung der Lesearten von einander abweichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Camburg*, an der Saale: *Ideen über das Laster der Selbstbefleckung und Vorschläge, wie derselben Einhalt zu thun; zur Beherzigung der Eltern und Erzieher,* 1798. 60 S. 8. (6 gr.) Träfe diese Schrift blos der Vorwurf, dass in ihr nichts Neues gesagt ist, dass sie eine sehr dürftige und oberflächliche Wiederholung schon tausendmal gesagter Dinge sey, so möchte sie noch immer mit durchschlüpfen; denn auch die armseligste Wiederholung nützlicher Wahrheiten kann doch hier und da noch Nutzen stiften. Aber das Produkt dieses Vfs. ist (auch abgesehen davon, dass es nichts als eine verdienstlose Nachbeterey ist) so verwirrt gedacht und so verworren vorgetragen, dass ausser dem Vf., dem Setzer und dem etwanigen Recens., schwerlich Jemand es bis zu Ende lesen wird. Ein Paar Proben mögen unsere Leser in den Stand setzen, selbst zu beurtheilen, ob dies Urtheil gegründet sey oder nicht. „Aber auch zu oft, leider! nur zu oft, traf ich *Sieglinge* und bleiche Gesichter, dahin welkende Produkte der menschlichen Ohnmacht, *keuchende Ruine der schleichenden Modegifte* (welch ein kühnes Bild!) gelähmte Arme und *zerbrochene Nerven* (Ein neuer Beytrag zur Anatome pathologica), zahllose Krankheiten im Gefolge der Moden, vergiftete Gesundheit auch in meinem Wirkungskreise (der Vf. hat vorher erzählt, dass „seine mehrsten Freunde, welche *die Gute haben*, ihn als Arzt zu brauchen, auf dem Lande wohnen") an, und dieses (???) veranlasste diese Bogen, wo ich jetzt so kühn bin, sie öffentlich dem Publico vorzulegen." — „Dass ich die Onanie Krankheit nenne, dazu glaube ich ein Recht zu haben, *indem sie, wie alle andere Krankheiten, von wirkenden Ursachen entstehen kann.* Sie entstehe nämlich zuförderst aus moralischen und dann aus *physischen* Ursachen." Wer würde nach dieser Bestimmung einen Augenblick anstehen, diese Schrift auch zu den Krankheiten zu zählen? Zu den Symptomen von Geisteskrankheit ihres Vfs. gehört sie ohne Zweifel.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Deutliche Anweisung fur den Zeichenschüler*, mit 4 Kupfern, von *F. W. Facius.* 2r Th. 1r Heft. 1798. länglicht 4. (6 gr.) Auf der ersten Tafel sind Umrisse von Thieren: Ein Löwe, eine Löwin, ein Tiger, ein Hirsch und ein Pantherthier. Auf der zweyten Tafel Pflanzen: der indianische Brunnenkress und die Wicke, ebenfalls in Umrissen vorgestellt. Einem jeden von diesen beiden Blättern gegenüber steht ein anderes, worauf dieselben Gegenstände mit gehörigem Schatten ausgeführt sind. Der Stich ist besser als die Zeichnung gerathen, und die Pflanzen scheinen den Vorzug vor den Thieren zu verdienen. Im Text werden die Farben angegeben, mit welchen die Zeichenschüler diese Vorschriften illuminiren sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Februar 1799.

NATURGESCHICHTE.

Köthen, in Comm. b. Aue: *Johann Andreas Naumann's ausführliche Beschreibung aller Wald-, Feld- und Wasser-Vögel, welche sich in den Anhaltischen Fürstenthümern und einigen umliegenden Gegenden aufhalten und durchziehen. Ersten Bandes Viertes Heft. — Fünftes Heft — Sechstes Heft.* 1797. 8. (mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 115 bis 249.) Jedes Heft mit 8 Kupfertafeln in Folio. (15 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Naturgeschichte der Land- und Wasser-Vögel des nördlichen Deutschlandes und angrenzender Länder, nach eigenen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von *J. A. Naumann.*

Mit diesen drey Heften ist der erste Band dieses schätzbaren Werks, dessen drey erste Hefte Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 379. angezeigt hat, geschlossen, und daher dem fünften Hefte ein allgemeiner Titel des ersten Bandes beygelegt, welcher dem ersten hier angeführten gleichlautet, da Hr. *N.* wohl selbst wird gefühlt haben, dass, wie Rec. schon am angeführten Orte bemerkte, der zweyte nicht passend sey, welches von neuem mit Beweisen zu belegen, nicht nöthig seyn wird.

Auch diese drey Hefte, welche die achte bis vierzehnte Classe der Vogel nach des Vfs. System, und demnach den Rest der von ihm sogenannten Waldvögel enthalten, sind reich an eigenen und zum Theil neuen Bemerkungen, und haben noch durch das dem letzten Hefte beygefügte Register, welches lateinische systematische Benennungen nach Linné und Bechstein enthält, einen grössern Werth, so wie durch die Nachricht von des Vfs. Leben ein stärkeres Interesse gewonnen. Da die Classen des Vfs. unbekannt sind, so sehen wir uns genöthigt, die in diesen Heften vorkommenden mit den unter ihnen aufgeführten Vögeln durchzugehn, wobey wir das auszeichnen werden, was uns ganz neu in den Beobachtungen des Hn. *N.* zu seyn schien.

VIII. *Classe. Spechtarten:* der Schwarzspecht; der Grünspecht; der grosse Buntspecht, welcher nicht wie der Grünspecht auf die Erde fallen (dies ist gegen Rec. Erfahrung), und keine andere als wurmstichige Haselnüsse aufhacken, und nur die Made herausfressen soll; der kleine Buntspecht (*Picus minor*); der Grauspecht (*Yunx Torquilla*); der Blauspecht und der Baumlaufer, welcher 66 Gerstenkörner leichter seyn soll, als der Zaunkönig. — IX. *Classe.* Die Krammetsvögel; der Ziemer, welcher beym Ziehen, wenn es ihm zu finster wird, und er keinen Busch erreichen kann, sich aufs Feld niedersetzen und schlafen, im Nothfall nackende Schnecken und junge Heuschrecken fressen, fliegende Insecten aber gar nicht achten soll. Etwas diesem gerade widersprechendes finden wir vier Seiten weiter, wo Hr. *N.* von der Weissdrossel (*Turdus iliacus*) sagt: „fliegende Insecten achtet sie nicht. Nackende Schne„cken fressen sie auch sehr gern, welche sie zwischen „dem Gesträuche unter den abgefallenen Baumblät„tern hervorsuchen, indem sie die Blätter mit dem „Schnabel umwenden. Hingegen der Ziemer achtet „dieselben, wie schon gesagt, nicht, sondern hüpfet „lieber auf den freyen Wiesen herum, und suchet „die Regenwürmer auf." Die Weindrossel soll, nach dem Vf., auch keine Weintrauben fressen, denn frischeingefangene Lockvögel, denen er sie vorlegte, wollten sie nicht anrühren, dieser Versuch möchte aber doch wohl nicht hinreichend zum Beweise seyn, und überdem ist die hier beschriebene Art die eigentliche Weindrossel nicht, sondern die Rothdrossel, welche aber freylich nach Hn. *Bechstein* in Thüringen den Namen der Weindrossel führt. Die Zipdrossel (*Turdus musicus*) schmieret ihr Nest „inwendig mit verfaultem Holze" (nicht mit Kuhkoth oder Lehmen) aus (bey einem Neste, dessen innern Ueberzug Rec. in diesem Augenblicke untersucht, ist dies freylich vollkommen der Fall, und die Stücke derselben, womit Rec. Versuche anstellte, verbrennen ganz zu einer vegetabilischen Asche) „welches sie mit dem „Schnabel zusammenknetet, und mit einer klebrich„ten Materie verbindet, welches gleich einem „Leim zusammenhalt." Dieser Leim ist nach dem Vf. „eigener Speichel." Die Schnärre (Schnarre); die schwarze Amsel; die graue Amsel, welche der Vf. für eine eigene Art hält, weil die Oeffnung lehre, dass man unter ihnen Männchen und Weibchen antreffe; die ersten sind aber gewiss junge Schwarzamseln, welche noch nicht ihre Farbe erhalten haben. Die Schildamsel. Der Seidenschwanz. X. *Classe.* Waldvögel, welche von Insecten, Regenwürmern und Vögelbeeren leben, Schnabel wie die Krammetsvögel haben, und niemals schrittweise laufen, sondern hüpfen. Die grosse Weisskehle, Bechsteins *Motacilla nisoria* (?) Die Grasmücke; die braune Weisskehle, *Motacilla sylvia;* die kleine Weisskehle, *M. dumetorum.* Der Plattmönch; das Rothkehlchen; das gelbe Fitis, Bechsteins *M. Fitis;* das

das braune Fitis, *M. rufa;* die Nachtigall; das Blaukehlchen; der Rothschwanz; der schwarze Rothschwanz *M. Erithacus.* — XI. *Classe.* Waldvögel, welche von Erdwürmern und Insecten leben, und längere und spitzere Schnäbel als der Krammetsvogel haben, auf der Erde laufen und nicht hüpfen. Der Staar (dieser frisst doch auch Kirschen und Beeren); der Wiedehopf; die blaue und die gelbe Bachstelze. — XII. *Classe.* Waldvögel, „welche ihre Nahrung „im Fluge an Insecten und Fliegen suchen, spitze, „und an der Wurzel etwas breite Schnäbel haben, „und auch zugleich Vogelbeeren fressen." Der Pfingstvogel (*Oriolus Galbula*); das Schneckeruthgen (*Motacilla Hippolais*); der grosse und der kleine Fliegenschnepper, *Muscicapa Grisola* und *Atricapilla.* — XIII. *Classe.* Die Schwalbenarten, welche spitze und an der Wurzel breite Schnäbel und grosse Mäuler haben, und ihre Nahrung im Fluge erhaschen: die Thurmschwalbe (dass sie sich im Fluge begatte, ist wohl eine falsche Beobachtung); die Hausschwalbe, welche, wie der Vf. bemerkt haben will, wohl Drohnen, aber nie Arbeitsbienen fangen soll, deren Stachel sie zu fürchten scheine; und von der auch eine weisse Abart abgebildet ist, die in einem Neste die einzige weisse unter den übrigen schwarzen war; die Mehlschwalbe, mit einer weissen Varietät derselben; die Uferschwalbe; der Tageschläfer. — XIV. *Classe.* Waldvögel, welche allein von Gewürmen leben, keine Vogelbeeren fressen (dies ist falsch), und Schnäbel wie die in der 10ten Classe haben: der Kukuk, die Mutter soll die Eyer des kleinen Vogels aus dem Neste werfen, ehe sie das ihre hineinlegt, auch eben so mit den später hineingelegten Eyern verfahren (zuverlässig ist dies nicht immer der Fall), dagegen wirft der kleine Vogel, wenn er den Betrug merkt, manchmal das Kukuksey hinaus, wovon Hr. *N.* selbst ein Beyspiel sah. Der Vf. sahe nie zween junge Kukuke in Einem Neste, aber doch einmal zwey Kukukseyer. Die Jungen des Vogels, welche er neben dem jungen Kukuk ausbrütet, sollen nicht von diesem verdrängt, sondern von dem alten Kukuk fortgeschafft werden. Der braune Kukuk scheine eine Spielart in der Farbe zu seyn. Der grosse Rohrschirf, *Turdus arundinaceus;* der braune Rohrschirf, Bechst. *Motacilla Fruticeti;* der olivengraue Rohrschirf, *M. Salicaria;* der gelbgestreifte Rohrschirf, eine neue Art, die Hr. *N. Motacilla striis seu potius fasciis flavis* nennt, sie ist 5¼ Zoll lang, und gleicht am mehrsten der *Motacilla pensylvanica;* sie ist oben braungelb und schwarzgefleckt, unten weiss, über dem Kopf geht ein okergelber Streif, die Augenbraunen sind gelb, die Schwanzfedern sind hart und spitz, sie hält sich im Rohre auf; der kleinste Rohrschirf, auch dieser wird als eine neue Art unter den Namen *Motacilla parva* angegeben, obgleich ihm Hr. *N.* 5½, also ¼ Zoll Länge mehr wie dem vorigen zueignet, von dem er sich blofs durch den Mangel des okergelben Streifens über die Stirn zu unterscheiden, und also vielleicht das Weibchen oder Junge desselben zu seyn scheint. Der Zaunkönig; das Goldhähnchen; der Steinbicker (*Motacilla Oenanthe*); der Krautvogel, *M. rubetra.*

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung dieses schätzbaren Werks entgegen, und wünschen, dass Hr. N. die Schwierigkeiten, welche ihm, wie er klagt, bey der Erlangung von Wasservögeln entgegenstehen, glücklich überwinden möge.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Gründliche Anweisung alle Arten von Vögeln zu fangen, einzustellen, nach dem Geschlecht und andern Merkmalen zu unterscheiden, zahm zu machen, abzurichten, ihre merkwürdige Eigenschaften zu erkennen, sie fremde Gesänge zu lehren, und zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen.* Nebst einem Anhange von *Joseph Mitelli Jagdlust.* Aufs neue umgearbeitet herausgegeben von *Johann Matthäus Bechstein.* Mit vielen (45) Kupfern. 796 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. B., der von dem Vf. dieses Buchs, welches zuerst 1754 erschien (wenigstens hat diese Ausgabe, welche Rec. besitzt, keine Anzeige, dass sie eine neue Auflage sey), und seitdem öfterer aufgelegt ist, nirgends, selbst von den Verlegern nicht, die geringste Nachricht erhalten können. Er sagt in der Vorrede mit Recht: dass „es bis jetzt kein Vogelbuch, *Zorns* „Petinotheologie", (die Hr. *B.* auch neu auszuarbeiten gedenkt) „ausgenommen, gegeben habe, in „welchem die praktische Naturgeschichte dieser „Thiere vollständiger, und mit mehrern interessan„ten Beobachtungen enthalten gewesen wäre, als in „diesem" und er wundert sich deshalb, es in syste„matisch - ornithologischen Schriften so wenig benutzt zu finden. Dies Urtheil von diesem trefflichen Werke ist vollkommen wahr, und der letzte Umstand liegt wohl darin, dass wir so wenig deutsche Originalschriften über die eigentliche Geschichte der Vögel besitzen, und dies Buch Ausländern nicht bekannt wurde.

Bey dem vielen Guten, welches dieses Buch enthält, hielt Hr. *B.* gleichwohl eine gänzliche Umarbeitung für nothwendig, da seit seiner Erscheinung so viel zur Vervollkommnung der Naturgeschichte beygetragen ist. Ganz kann dies wohl nicht bey der neuen Ausgabe eines an sich guten Buches gebilligt werden, wobey immer das demselben Eigenthümliche als das wichtigste angesehen werden muss, was derjenige, der nun die neue Auflage ohne die alte besitzt, nicht mehr von demjenigen unterscheiden kann, welches dem neuen Herausgeber zugehört. Dass dies Buch für diejenigen, denen es zunächst bestimmt ist, die Vogelsteller, durch Hn. B. Bearbeitung habe gewinnen müssen, sieht jeder leicht ein, der Hn. *B.* andere Schriften kennt; aber für den Naturforscher hat es eben dadurch an seinem Werth verloren, und selbst hat der Liebhaber der Vögel sich über Verlust zu beklagen, weil manche dem Original ganz eigene, oft wichtige Beobachtungen, von Hn. B. übergangen sind, der sich überhaupt die

die Arbeit zu leicht gemacht hat. Denn die Beschreibungen und die Bemerkungen über Aufenthalt, Nahrung, Gesang, Lebensart, Fortpflanzung der Vögel sind *fast* wörtlich, oder ganz wörtlich aus des Herausgebers *Naturgeschichte der Stubenvögel* abgeschrieben, ohne auf des Originals Bemerkungen in Absicht derselben zu achten; die Vogelarten des Originals, deren Bestimmung Schwierigkeiten unterworfen ist, und worüber man mit Recht Aufklärung vom Herausgeber, oder wenigstens das Geständniss erwarten sollte, er könne sie nicht bestimmen, sind ganz ausgelassen, z. B. das Wisperlein und das Witwaldlein, denn mit dem Fitis und Weidenzeisig, bey denen diese Namen unter den Provinzialnamen angeführt sind, scheinen die Beschreibungen des Originals nicht übereinzustimmen. Was endlich den Fang betrifft, der bey diesem Buche die Hauptsache ausmacht, so ist derselbe mit den nur in besseres Deutsch übertragenen Worten des Originals erzählt, und hat gar keine bedeutenden Zusätze erhalten. Gewonnen aber hat allerdings dies Werk durch die jetzt vollkommenern Beschreibungen, durch Hinzufügung der verschiedenen deutschen und Linnéischen Benennungen, durch Vermehrung der Arten, die besser ausgearbeitete Einleitung, und das am Ende angehängte systematische Verzeichniss der beschriebenen Vögel. — Sollte Hr. B. Zorns Petinotheologie herausgeben, so wünschten wir, dass er sie unverändert liesse, und nur in Anmerkungen Aufklärungen, Erläuterungen, Berichtigungen und Zusätze lieferte. Wenn dies auch bey diesem Buche geschehen wäre, so würde die Ornithologie dadurch mehr, als durch eine solche neue Bearbeitung, gewonnen haben.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Büffon's Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern, vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, der W. und A. Doctor, Prof. der Arzneyw. zu Frankf. an der Oder u. s. w. *Sechs und zwanzigster Band.* 1797. 288 S. und 50 illuminirte Kupfer in 8.

Dieser Band der längst nach ihrer Einrichtung und ihrem Werth bekannten Uebersetzung der Büffonschen Naturgeschichte enthält die den Rohrdommeln ähnlichen Vögel der alten und neuen Welt, Zusätze zu den Reihern, Krabbenfressern und Rohrdommeln, die Savacous, Löffelreiher, Schnepfen, und die ihnen zunächst verwandten Vögel. Die Menge der Zusätze macht, dass dieser Band nur einen geringen Theil des Originals, nämlich den 7ten Band von S. 422 bis 509. enthält. Er beschäftigt sich mit einem der schwierigsten Theile der Ornithologie, welcher die strengste auf Beobachtungen gegründete Kritik erfodert, und bey welcher es demungeachtet schwer, ja selbst unmöglich ist, nicht zu fehlen. Etwas mehr hätten wir diese doch hier angebracht gewünscht, und könnten eine Menge Beyträge zu derselben liefern, wenn es uns der Raum und der Zweck dieser Blätter verstattete. So ist z. B. gleich die erste Art, welche hier nach Büffon beschrieben wird: *der grosse Rohrdommel*, wohl gewiss der Purpurreiher, der nach Alter und Geschlecht mannichfaltigen Verschiedenheiten unterworfen ist; die zweyte Art: *der kleine Rohrdommel*, ist ungezweifelt mit der S. 89. angeführten *Ardua pusila* des Lepechin einerley u. s. w. Die Zusätze und neuen Kupfer sind theils aus Latham, Pennant, Marsigti, den petersburger Commentarien, Aldrovand, Bechstein, der Gmelinischen Ausgabe des Linnéischen Systems u. a. entlehnt, theils dem Vf. eigenthümlich. Die letzten betreffen vorzüglich die Schnepfenarten.

Berlin, b. Franke: *Abbildungen und Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände.* VII — X. Heft mit ausgemalten Kupfern. (2 Rthlr. 8 gr.)

Was schon von den vorigen Heften gesagt worden, gilt auch von diesen. Der Text ist brauchbar und für eine leichte Bekanntschaft mit der Natur sehr gut. Die Kupfer sind unerträglich grob gestochen, oder gekratzt, und die Färberey ist ungefähr in der Manier der Spielkarten, wenig besser, oft sogar schlechter. Nur der Seeadler (XXI.) giebt noch einen Schein von Hoffnung, dass der Kupferstecher sich bessern könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Barth: *Le Commedie in prosa, l'Erbolato e le Lettere di Lodovico Ariosto*, con introduzioni ed annotazioni spieganti, edite da G. E. G. *Stöckhardt*, Dott. di filos.

Auch mit dem deutschen Titel:

Die prosaischen Lustspiele, der Herbolato und die Briefe des Ariosts etc. 1798. 232 S. 8.

Ariost's prosaische Schriften sind weit weniger bekannt als sein *Orlando furioso.* Hr. *Stöckhardt* glaubte daher, dass eine Ausgabe dieser prosaischen Schriften, für deren Güte der grosse Name des Dichters bürgt, den Liebhabern der italienischen Literatur nicht unwillkommen seyn werde, da man in ihnen die ersten Funken jenes Dichterfeuers entdeckt, welche in seinem Meisterwerke zur vollen Flamme aufloderten, und da überhaupt alles, was ein grosser Mann sagte und schrieb, wenigstens in psychologischer Rücksicht, für jeden Denker Interesse hat. In gegenwärtigem Bande erscheinen die prosaischen Lustspiele *la Cassaria* (der Kastenraub) und *i Soppositi* (die Untergeschobenen), dann *l'Erbolato* (der Kräutermann, ein satirisches Pamphlet auf einen Charlatan, der seine Universalmedicin auf dem Markte dem versammelten Volke aus seiner Bude mit einer pathetischen Harangue anpreist), und zuletzt einige Briefe des Ariost. Der geschickte Herausgeber begleitet diese Stücke mit Sach- und Spracherklärenden An-

merkungen, welche Rec. mit wahrem Vergnügen gelesen hat. Durch sie wird der Inhalt auch für den Anfänger brauchbar gemacht, und der Geübtere findet in der schönen italienischen Einleitung viel Belehrendes über den ästhetischen Werth, und über das Historische dieser Lustspiele. Anfänglich hatte Hr. S. die Absicht, noch einige Lustspiele in *versi sdruccioli* von eben diesem berühmten Vf. dem vorliegenden Bande einzuverleiben. Er verspricht aber, dieselben in der Folge zu liefern, nämlich *la Lena, il Negromante* und *la Scolastica*, und ein Register über die schwersten Wörter und Redensarten anzuhängen, welches zum Gebrauch der Anfänger allerdings sehr nützlich seyn wird, besonders wenn er sich nur auf solche Wörter und Redensarten einschränkt, welche man nicht aus jedem Lexico erfahren kann. Beide Theile werden sodann ein nicht minder brauchbares Lesebuch ausmachen, als seine schon 1794 bekannt gewordene *Scelta delle migliori novelle di G. Boccaccio.*

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *La sublime scuola Italiana, ovvero le più eccellenti opere di Petrarca, Ariosto, Dante, Tasso, Pulci etc.* Edizione di *A. de' Valenti.* Vol. VII. 1797. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In dem gegenwärtigen Bande findet sich das befreyete Jerusalem (*la Gerusalemme liberata* von *Tasso*) mit vorhergehenden literarischen Nachrichten über das Leben und die poetischen Schriften dieses trefflichen Dichters. Auch dieser Band zeugt von dem Fleisse und dem rühmlichen Verlangen des Herausgebers, die Meisterwerke der italienischen Dichtkunst in Deutschland bekannter zu machen. Es wäre nur zu wünschen, dass Hr. *de' V.*, wenn er die Correctur, wegen zu grosser Entfernung des Druckorts nicht selbst übernehmen konnte, einen sprachkundigen Corrector bestellt hätte, damit nicht so viele Druckfehler erschienen. Auf dem ersten Bogen des Gedichts trifft Rec. mehr als 30 an, und nun denke man sich die Menge im ganzen Gedichte. Vielen Lesern möchte auch wohl die sehr kleine Druckschrift unangenehm seyn.

Berlin, b. Felisch: *Abriss einer Mythologie für Künstler zu Vorlesungen.* Herausgegeben von *Fr. Rambach*, Professor der Alterthumskunde bey der königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften. *Erster Theil.* 1796. 388 S. 8.

Der Gedanke, ein mythologisches Lehr- und Lesebuch für bildende Künstler zu entwerfen, verdient Beyfall; ohne Zweifel wäre es gut und nützlich, wenn die Künstler ein Werk erhielten, aus welchem sie sich vollständig über den Charakter der mythologischen Figuren unterrichten könnten. Um aber ihren Bedürfnissen von dieser Seite ganz abzuhelfen, müsste die Beschreibung der Gestalten, Attribute u. s. w. mit grosser Sorgfalt und Fleiss nach den besten Antiken gemacht, auch die vorkommenden Verschiedenheiten in der Darstellung genau bemerkt werden; ja es wäre vielleicht am besten gethan, leichte Umrisse beyzufügen, um den Zweck der Deutlichkeit durch die Anschauung desto sicherer zu erreichen. — Aus Hn. *Rambachs* Werk wird nun zwar der Künstler eine ziemlich deutliche Uebersicht von dem Herkommen, Verwandschaft, Charakter und vermuthlicher Bedeutung aller in der Mythologie vorkommenden Wesen erlangen; und in sofern mag dasselbe wirklich brauchbar seyn, wenn auch die übrigen Erfodernisse ganz oder zum Theil fehlen. — Von dem, was Hr. R. über die Bildung der Gottheiten in Werken der alten Kunst vorbringt, möchten wir nicht alles unterschreiben, z. B. wenn er S. 353. an der mediceischen Venus einen schalkhaften Blick bemerken will, noch weniger, wenn er eben daselbst sagt „ihre vorgehaltenen Hände verbergen dem nichts, der sich in den Punct stellt, auf welchen ihr Blick zielt." Dieses ist aufs gelindeste geurtheilt, sehr ungriechisch; man beschimpft die Kunst dadurch, dass man dem vortrefflichen erhabenen Künstler, welcher die Venus nach einem so edeln und schönen Begriff bildete, die niedrige Absicht zutraut, er habe dem rohen unfähigen Haufen der Beschauer gefallen wollen, welcher unempfänglich und gleichgültig gegen die überschwengliche Schönheit in der Gestalt der Göttin, nur nach dem sieht, was sie mit den Händen verbirgt.

Mit der Disposition der Materien, so wie mit dem Vortrage, hat man überhaupt Ursache zufrieden zu seyn. Es sind auch viele passende Stellen aus Dichtern eingewebt, welche die angenehme Unterhaltung befördern.

Stuttgard, b. Löflund: *Opere scelte dell' Abate Pietro Metastasio*, pubblicate da *Filip. Gugl. Teof. Hausleutner*, Professore. Tomo I. 1798. 352 S. 8.

Unter allen italienischen Schriftstellern hat wohl keiner seine Muttersprache meisterhafter zu behandeln gewusst, als Metastasio. Mit der Anmuth und Abwechselung der Gegenstände, mit der Lebhaftigkeit und Erhabenheit der Bilder verbindet er eine unnachahmlich leichte, edle, reine, wohlklingende Schreibart, so dass seine Werke gewiss so lange leben werden, als die schöne Poesie ihren Werth behauptet. Den Liebhabern der italienischen Sprache hoffte daher Hr. H. einen wahren Dienst dadurch zu leisten, dass er die besten dramatischen Stücke dieses unsterblichen Dichters aushob, und in zwey Theilen herausgab, besonders da die grössern Ausgaben viel kosten, und überdem in Deutschland selten geworden sind. In dem vorliegenden ersten Theile sind folgende Stücke enthalten: *Alcide al Bivio — Artaserse — Didone abbandonata — Issipile — Ezio.* An Correctheit und Schönheit des Drucks hat es der Herausgeber nicht mangeln lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Februar 1799.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Philosophie der Sitten. Erster Theil. Allgemeine praktische Philosophie*, von *Joh. Heinr. Abicht.*

Auch unter dem besondern Titel:

Allgemeine praktische Philosophie. Der Philosophie der Sitten erster Theil. Zweyte durchaus umgearbeitete Ausgabe. 1798. XIV u. 388 S. gr. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser Band ist eine völlige Umarbeitung der philosophischen Tugendlehre, welche der Vf. vor einigen Jahren herausgegeben hat. Der zweyte Band soll die *Weisheitslehre* oder die Würdigung der Zwecke der Handlungen, die *Tugendlehre*, welche sich mit den richtigen Grundsätzen der Handlungen beschäftiget, und die Ascetik enthalten. Was er in der ersten Ausgabe Cardinaltugenden nannte, trägt er in dieser allgemeinen praktischen Philosophie unter dem Titel von *sittlichen Naturgesetzen* vor. Nach der Einleitung folgt der erste Theil: *Reine praktische Philosophie* in folgenden Abtheilungen: 1. Abth. *Naturlehre oder Theorie des Willens.* 2. Abth. *Von der sittlichen Natur des Menschen.* 1. Absch. *Von der Natur des menschlichen Herzens.* 2. Absch. *Entwickelung der sittlichen Natur.* I. Hauptst. *Von den sittlichen Naturzwecken, Gesetzen und Beweggründen.* 1. Unterabth. *Sittliche Naturgesetze.* 2. Unterabth. *Die Selbstliebe als sittlicher Beweggrund und Endzweck betrachtet.* II. Hauptst. *Folgen der sittlichen Natur.* 1. Unterabth. *Das sittliche Freyheitsvermögen.* 2. Unterabth. *Die Nothwendigkeit der Willenshandlungen.* 3. Unterabth. *Von der Gerechtigkeit.* 4. Unterabth. *Von der Sittlichkeit.* 5. Unterabth. *Von der sittlichen Zurechnung.* 6. Unterabth. *Von der Weisheit und Klugheit.* 7. Unterabth. *Vom Verdienst und Schuld.* 8. Unterabth. *Von Belohnung und Strafe.* Der Vf. sagt in der Vorrede S. VI.: man habe sein System bald für einen verfeinerten Stoicismus, bald für Glückseligkeitslehre ausgegeben. Mit eben dem Rechte aber ließsen sich auch die Kantischen Philosopheme so betiteln (?); für ihn sey sie, nach seiner Ueberzeugung, praktische Wahrheit, und für jeden andern, dem sie das noch nicht sey, eine moralische Wissenschaft, ohne Ketzer- und Partheygängernamen, die auf redliche Prüfung Anspruch zu machen habe. — Rec. kann nach seiner Ueberzeugung des Vfs. System für nichts als Eudämonismus halten, und er begreift es nicht, wie derselbe dadurch sich für beleidigt halten kann, da er es S. 188. selbst den ächten Eudämonismus nennt. Ohne den Vf. deswegen verketzern zu wollen, welches eben keine philosophische Sitte ist, noch ihm redliches Forschen nach Wahrheit abzusprechen, wünschten wir nur, dass er ohne Eigenliebe untersuchte, ob Eudämonismus, es sey ächter oder unächter, auch Sittenlehre seyn könne. Eingenommen von seinem System ist er blind gegen alle noch so einleuchtenden Gegengründe, z. B. was Kant in der Vorrede zur Tugendlehre über das Glückseligkeitsprincip und den in demselben enthaltenen Cirkel sagt. „Es wäre unbescheiden, sagt er S. VII., dem Leser in der Beurtheilung dieses vermeynten Cirkels vorzugreifen; Hr. Kant hatte ohne Zweifel etwas anderes im Sinne, was ihm Behauptung des Gegners zu seyn schien: denn dass man sich seine Würde vor ihrem Daseyn denken könne, ja wenn man sie durch Tugendhandlung erwerben soll, sie voraus denken müsse; und dass man sie schon in der Hoffnung lieben, und diese Liebe zum Sporn des Ringens nach ihr machen könne, ist eine so allgemein bekannte und unangefochtene Wahrheit, dass sie Hn. Kant nicht entgehen konnte." „Dass der Mensch Pflichten beobachten solle und könne, ohne zu fragen, ob seine Würde und deren eigener Freudengenuss sie heischen und ihm zu Pflichten machen, also ohne überzeugt zu seyn, dass sie Handlungen sind, die ihm zu seiner persönlichen Güte und deren Beseligung behülflich seyn werden, setzt Hr. Kant aus seiner eigenen Lehre, mit Unrecht als zugestanden und ausgemacht voraus, und macht sich dadurch einer *petitio principii* (?) schuldig, die in seinem Raisonnement blos dadurch einen Schein von Wahrheit erhält, dass er anstatt der Seligkeit, welche das Bewusstseyn der durch Tugendpflicht gewonnenen Selbstwürde verschafft, und worauf allein der Mensch bey seinem Wollen und Handeln sehen soll, die Glückseligkeit herein führt, bey welcher man an Zufälligkeit sowohl als an Thorheit denken kann. — Noch will ich bemerken, dass es mir nie beygekommen ist, die Gesetze der Handlungen aus der Seligkeit, oder aus der Lebensfreude überhaupt, als aus einer Erkenntnissquelle, abzuleiten; sondern dass in dem Lehrgebaude die moralischen Gesetze überall der Lust als Gründe vorangehen." Der Vf. prüfe nur in Ansehung des letzten Punctes sein System schärfer, ob die Gesetze, welche der Lust vorgehen, physische Gesetze, oder das Sittengesetz sind. Das letzte würde unbedingt Gehorsam fodern, unabgesehen auf die Folgen; denn das liegt in dem Begriff der Pflicht. Allein

Allein dies Gesetz ist nicht das Princip seines Systems, sondern er geht von dem Willen und dem Objecte desselben aus, welcher Ideengang ihn freylich auf andere Resultate führen muss, als die sind, welche Kant fand. Die Frage ist nur, welcher Gang und welche Resultate die richtigen sind, um die Pflichtenlehre zu begründen? Er findet auf seinem Wege, dass der Wille durch Beweggründe und Triebfedern bestimmt wird, dass die Triebfeder nur in einem Interesse oder Rücksicht auf die erfolgende Lust oder Unlust bestehe, dass dieses die einzige Bedingung sey, unter welcher eine Vorstellung auf den Willen wirken könne, dass *sie* mit einem Hoffnungsgefühl oder Furchtgefühl (um uns der Ausdrücke des Vfs. zu bedienen) verknüpft sey. Der Vf. setze nun das Object des Willens worin er will, er verstehe unter der Lust eine physische oder moralische, er nenne den Zustand derselben Glückseligkeit oder Seligkeit; so ist doch einleuchtend, dass diese der letzte Zweck und die Sanction jedes Gesetzes ist, und dass dadurch die moralische Ordnung umgekehrt wird. Denn nun soll ich nicht handeln, weil etwas schlechthin geboten ist, sondern weil es meinen Zustand angenehm afficirt. Eigentlich kann es aber nicht heissen: ich soll, sondern ich muss, weil es ein Naturgesetz des Willens ist, das Angenehme zu suchen, und wo das Verhältniss der Handlung zum Erfolg einleuchtet, ein Gebot überflüssig, wo nicht, vergeblich ist, weil in jenem Fall es von selbst, in diesem auch durch kein Gebot erfolgt. — Der Vf. nennt sein System selbst den ächten Eudämonismus, und unterscheidet diesen von dem falschen dadurch, dass jener wahre Freude, welche aus der Vollkommenheit des Geistes, des Herzens und des Gemüthes entspringt, oder mit einem Worte geistiges Vergnügen; dieser aber das Vergnügen aus der Befriedigung thierischer Bedürfnisse zum letzten Endzweck macht. Dieser Unterschied ist zwar in anderer Rücksicht nicht unbedeutend; da sich aber beide Arten des Vergnügens auf Bedürfniss und Empfänglichkeit gründen, so sind sie, als Vergnügen betrachtet, gleich untauglich zur moralischen Gesetzgebung. Aber es liegt eine Inconsequenz darin, die eine Art als in der Natur des Herzens gegründet, die andere als aus blossem Wahn entsprungen zu betrachten, und es leuchtet sogleich ein, dass dieses nur deswegen geschehe, um den Eudämonismus dem Moralischen anzupassen. Darum wird so lange an der menschlichen Natur gekünstelt, bis sie in eine vorgefasste Theorie passt, die weder mit Natur noch mit Freyheit übereinstimmt. Man darf nur den Abschnitt über die Natur des menschlichen Herzens (worunter der Vf. nichts anders als das Gefühlvermögen versteht, und doch daraus die sittliche Natur des Menschen herleitet) lesen, um sich von der Wahrheit dieses Urtheils zu überzeugen. Wir halten es übrigens für überflüssig, die Hauptsätze dieses Systems weitläufiger auseinander zu setzen und zu beurtheilen, da sie schon aus andern Schriften des Vfs. bekannt sind; und eine einzige Stelle überhebt uns dieser ganzen Mühe. S. 48.: „Die letzten Zwecke, die uns von der sittlichen Natur als solche zu wollen aufgegeben werden, um deren willen alles übrige gewollt werden *soll*, sind Gegenstande, *die wir wollen müssen, nicht sollen*. Die Gesetze dieser Zwecke sind darum auch *sittliche Naturgesetze*, keine Gebote und Verbote." *Diese letzten Zwecke* sind nichts anders, „als unsere persönlichen Vollkommenheiten (die Vollkommenheit des Sinnes, des Verstandes, der Urtheilskraft, des Witzes u. s. w.) und gewisse Bestehungsarten derselben nebst ihrem Gewinne des Herzens; und die sittlichen Naturgesetze die praktischen Urtheile über diese Zwecke." Weitschweifigkeit, Trockenheit und eine schwerfällige oft dunkle Sprache charakterisiren diese Schrift wie die meisten des Vfs.

1) Marburg, in d. akademischen Buchh.: *Geist der spekulativen Philosophie*, von *Dieterich Tiedemann. Sechster Band*, welcher von Thom. Hobbes bis auf Georg Berkeley geht. 1797. 647 S. 8. (2 Rthl.)

2) Ebendaselbst in Ebend.: *Register zu Dieterich Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie.* I—VI Bande. 1797. Mit fortlaufender Seitenzahl. —740. 8. (4 gr.)

Mit diesem Bande beschliesst der berühmte Vf. ein Werk, welches, ungeachtet seines nicht ganz fehlerfreyen Plans und mancher Mängel in der Ausführung, dennoch in Rücksicht auf die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn, welche darin bewiesen sind, einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Schriften über die Geschichte der Philosophie behaupten, und den Ruhm seines Vfs. für die Nachwelt sichern wird. Es ist das Resultat des sorgfältigsten Studiums der meisten Werke der Philosophen und der eigenen Ansichten, und zeichnet sich sowohl dadurch, als durch eine gereiftere Beurtheilung und grösseren Scharfsinn vor dem Bruckerischen Werke zu seinem Vortheile aus. Es musste daher allerdings dem Vf. befremden, wenn er, wie er in der Vorrede sagt, hier und da las: es sey in der Geschichte der Philosophie seit Brucker nichts geleistet worden; ein Urtheil, das, wo es auch stehen mag, (Rec. erinnert sich wenigstens nicht, dergleichen gelesen zu haben,) entweder aus Unwissenheit, oder aus grosser Partheylichkeit entspringen konnte, und daher den würdigen Vf. nicht zu dem Grade von Missmuth verleiten durfte, dass er deswegen die Feder niederzulegen sich entschloss, ohne das Werk vollendet zu haben. Rec. ist zwar überzeugt, dass dieser Geist der spekulativen Philosophie keinen vollen Anspruch auf den Titel einer Geschichte der Philosophie machen könne, aber er ist auch weit entfernt, aus dem Grunde, diesem Werke alle Verdienstlichkeit abzusprechen, welches er als eine sehr reiche Sammlung von Materialien und scharfsinnigen Reflexionen über die spekulativen Philosopheme jedem Geschichtsforscher für unentbehrlich hält.

Da

Da aus der Anzeige der vorhergehenden Bände die Einrichtung des Werks schon bekannt ist; so geben wir nur den Inhalt von dem gegenwärtigen an, und fügen noch einige Bemerkungen bey. Das erste *Hauptstück* liefert eine gedrängte Schilderung von dem Zustande Deutschlands, Frankreichs und Englands in dem 17ten Jahrhunderte, und eine Uebersicht der vorzüglichsten Begebenheiten dieser Staaten. Der Vf. hat sich diesmal in der Staaten- und Culturgeschichte kürzer gefasst, welches allerdings zu billigen ist, da die Darstellung der Ereignisse auf dem Felde der Spekulation mit diesen Begebenheiten in keinem Zusammenhange erscheint. Aber warum ist die erste Hälfte des so merkwürdigen 18ten Jahrhunderts ganz mit Stillschweigen übergangen? In dem 2ten bis 13ten Hauptstücke handelt der Vf. von *Thomas Hobbes; Peter Gassendi; René des Cartes; den Cartesianern (Heereboord; Geulinx, Clauberg, de la Forge, Malebranche); Spinoza; Ray, Parker und de Stair; Locke; Peter Bayle; Leibnitz; Derham, Nieuwentydt* und *Clarke; Wolf; Berkeley.* Dem Baco hat der Vf. keine Stelle gegeben, weil er für die spekulative Philosophie nichts geleistet hat. Allein er hat doch grossen Einfluss auf den Zustand der Philosophie in der folgenden Zeit gehabt, auf manche Fehler und Gebrechen aufmerksam gemacht, und für die systematische Anordnung der Theile der Philosophie die Bahn gebrochen. Das Leben des Cartes, Locke und Leibnitz, ist sehr ausführlich erzählt, und durch den gewählten Gesichtspunkt, die Ursachen ihrer individuellen Geistesbildung zu erforschen, sehr interessant geworden. Dass auch die Philosopheme dieser Männer, zu denen noch Wolf hinzukommt, am weitläuftigsten behandelt seyen, wird man mit Recht erwarten. Aber auch in diesem Theile vermisst man sehr ungern eine zusammenhängende Darstellung dieser Systeme, und eine die Principien betreffende Beurtheilung. Es ist unangenehm, dass alles so vereinzelt wird, dass man sich zu keinem Begriff des Ganzen erheben kann, und der Scharfsinn des Vf., womit er jeden Gedanken gleichsam zersplittert, fällt dem Leser zur Last, weil das Object, worauf sich die Beurtheilung bezieht, unterdessen aus den Augen verschwunden ist. Aber man wird auch dagegen nicht selten durch Bemerkungen überrascht, aus denen man mit Vergnügen die reine, eines Philosophen würdige Wahrheitsliebe, erblickt, und gewahr wird, dass die kritische Philosophie auch auf ihn nicht ohne Einfluss gewesen ist, so sehr er auch sonst ihr Gegner ist. So bemerkt er S. 371. von Leibnitz, dass er für die völlige Gründung seines Systems nicht genug bedacht gewesen ist, und die grosse Frage: *was können wir wissen, und wie können wir es wissen?* die erst Locke neuerdings wieder in Anregung gebracht, nicht nach Verdienst untersucht hat. „Leibnitz nahm mehr an, als er bewies, und aus allgemeinen Gründen ableitete, dass die einfachen Vorstellungen des innern Sinnes allein Realität enthalten, und dass daher alle Begriffe aus der äussern Empfindung, nebst allen Erfahrungen der äussern Sinne nichts als Phänomene sind, die in Vorstellungen des innern Sinnes aufgelöset werden müssen. Nach dem Erkenntniss a priori, dessen Umfang in der Philosophie und seinem eigentlichen Ursprunge, forschte er nicht tief genug, sondern liess an seiner Voraussetzung angeborner Ideen, so wie sie mit der Hypothese der vorher bestimmten Harmonie zusammenhing, sich meistens genügen. Mit einem Worte, dem Leibnitzischen Systeme fehlt es an einer vorausgehenden Vernunftkritik; denn, was man auch hiervon sagen mag, eine eigentliche Untersuchung über das Vernunftvermögen hat der grosse Mann nicht angestellt, und was er hierher gehöriges beybringt, ist Folge aus andern Voraussetzungen und Lehren, nicht aus der Natur unseres Erkenntnissvermögens selbst. (Eine ähnliche Bemerkung kommt S. 264. bey Locke vor.) — Wer sollte nun nach dieser feinen Bemerkung nicht erwarten, dass nun jene Voraussetzungen und Lehren, die von so grossem Einflusse bey Leibnitz waren, oder dass vielmehr das ganze theoretische System im Zusammenhange dargestellt, und nun gezeigt werden würde, wie daraus seine Theorie der Erkenntniss entsprungen sey. Dagegen befolgt aber der Vf. vielmehr die Methode, dass er die Begriffe und Sätze des Leibnitz, die in die Ontologie, Somatologie, Theologie und Psychologie, mit einem Wort, in das Fachwerk der Metaphysik gehören, der Reihe nach aufführt und mit seiner Kritik begleitet. Dieses hat natürlich die Folge, dass wer das Leibnitzische System sonst nicht schon kennt, hier zu keinem Begriffe desselben gelangen kann. Die Darstellung beginnt mit den Begriffen: Möglichkeit, Wesen der Dinge, Einartigkeit und Verschiedenartigkeit, Gattungen und Geschlechter, Ewigkeit, Ort, (hier hätte doch wohl der Begriff Zeit auch angeführt werden sollen) Identität, Satz des Nichtzuunterscheidenden, des Grundes, Unendlichkeit, Succession, Zahl, Substanz und Kraft u. s. w. Der Vf. bemerkt hier bey dem Satze, dass jede Substanz von der andern nur innerlich also durch Actionen verschieden seyn könne, S. 388., dass sich Leibnitzens Hang zum Intellectuiren klärlich äussere. Darin ist auch der eigentliche Grund seines ganzen Systems zu suchen, dessen Entwickelung vor aller Auseinandersetzung der einzelnen Theile hätte vorausgehen sollen. Eben daher glaubt auch Rec., dass seine Theorie des Erkennens nicht wie hier als Folge, sondern als Grund seiner Philosophie muss betrachtet werden. Nicht selten ist der Vf. aus der Ursache genöthiget, eine und dieselbe Lehre an verschiedenen Orten zu behandeln. Dieses ist der Fall mit den Monaden und der vorher bestimmten Harmonie, wo mehrere weit entfernte Stellen mit einander verbunden werden müssen, um den vollständig bestimmten Begriff zu erhalten. So heisst es z. B. S. 419.: „Die Monaden alle sind demnach den Seelen ähnlich, sie haben etwas der Empfindung und Begierde bey thierischen Seelen gleichendes, eine Art von Leben, sie sind Lebensprincipien, *stehen aber unendlich*

hef unter den Geistern und vernünftigen Seelen; S. 421. aber ist die Rede von der vorstellenden Kraft der Monaden woraus S. 421. erhellet, dass die Monaden alle einartig, und nur dem Grade nach unterschieden sind, und S. 438. 439. wird dies erst vollkommen deutlich gemacht, und man muss die erste Stelle durch die letzte berichtigen. — Indessen ist doch dieser ganze Abschnitt einer der lehrreichsten und interessantesten in Ansehung der Entwickelung und Ableitung einzelner Lehrsätze von einander; auch ist fast immer bemerkt, welche Vorgänger Leibnitz hatte, und welchen er gefolgt ist. Nur scheint uns der Vf. hierbey zu wenig auf das Platonische System Rücksicht genommen zu haben, welches, wie Rec. leicht beweisen könnte, fast alles Eigenthümliche des Leibnitzischen, freylich noch nicht so entwickelt und ausgebildet, enthält, und sich zu diesem verhält, wie ein Embryo zu einem ausgewachsenen Menschen. — Das Register, welches sehr sorgfältig ausgearbeitet ist, vermehrt die Brauchbarkeit dieses Werks sehr. Die doppelte Rücksicht auf Sachen und Namen ist auf eine geschickte Art verbunden, so dass unter den Namen die Materien, worüber die Männer philosophirt, und unter den Materien, die Männer, welche über sie nachgedacht haben, aufgeführt sind.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Authentische Geschichte des französischen Revolutionskriegs in Italien*, mit besonderer Hinsicht auf den Antheil Toscana's an demselben. Mit Documenten und Actenstücken, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen etc. 1798. 312 S. gr. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Alle Begebenheiten des französischen Revolutionskriegs in Italien vom October 1793. bis im May 1797., da Livorno wieder geräumt wurde, sind hier in historischem Zusammenhange erzählt. Die Meynung des Vfs. neigt sich auffallend zur französischen Parthey, und die Hauptquelle, aus welcher er geschöpft, scheint die Florentiner Zeitung zu seyn. Es wird von derselben S. 8. in der Note gesagt: „dass man sie als Hofzeitung ansehen könne und, aus diesem Grunde sey sie unter allen politischen Blättern in Italien während des ganzen Krieges das am meisten unpartheyische gewesen." Wir geben zu, dass die Luganer Zeitung und die revolutionären Blätter von Mayland und Bologna damals noch einseitiger erzählten; allein man war doch zu Florenz im Jahre 1796 und 1797. allgemein überzeugt, dass die französische Gesandschaft einen sehr grossen Einfluss auf die Zeitung habe, und sie eigentlich dirigire; auch gab die Regierung bey verschiedenen Gelegenheiten zu erkennen, dass sie dieses Blatt als eine ihr fremde Sache ansehe, und sich mit dem, was es Wahres oder Unwahres enthalte, nicht befassen wolle. In der That war die Sache der Franzosen fast immer gar zu stark begünstigt. Der Gesandte, Bürger Miot, nahm sich eine Zeitlang die Mühe, alle Nachrichten von erhaltenen Vortheilen und Siegen der Republicaner mit seiner Unterschrift zu bestätigen, und schien sie dadurch gleichsam unleugbar machen zu wollen, welches aber beym Volk, dessen grösserer Theil den Neofranken gar nicht gewogen war, eine so üble Wirkung that, dass nicht nur die Uebertreibungen, welche zuweilen in den Berichten vorkamen, sondern auch selbst die wirkliche Wahrheit und Thatsachen keinen Glauben fanden. Rec. erinnert sich noch, dass die Uebergabe von Mantua, allen Amtsberichten zum Trotz, nicht geglaubt wurde, und dass noch Wetten geschahen, diese Festung halte sich, als sie bereits vor einem Monat in die Hände der Franzosen gefallen war.

In den Beylagen findet sich Nr. 8. ein Verzeichniss von den aus Italien nach Paris transportirten Kunstwerken. Es ist aber unvollständig und voll Schreibfehler; besonders sind die Namen der Künstler übel misshandelt, auch hat der Vf. gar zu wörtlich *Pieta* und *Carita* durch *Frömmigkeit* und *Mitleiden* übersetzt, jenes bedeutet in der Kunstsprache eine Maria, welche den Leichnam ihres Sohns im Schoosse hält; dieses ist eine Frau, mit Kindern umgeben, und wir pflegen sie in unserer Sprache die *Liebe* zu nennen. Nr. 13. wird erzählt, dass der Capitain René, der einen Posten von 50 Mann in Garda commandirte, damit eine marschirende Colonne von 1800 Oestreichern gefangen nahm. Diese Geschichte hat zwar in öffentlichen Blättern gestanden, allein sie sieht einem Mährchen zu ähnlich, als dass man ihr Glauben beymessen könnte. Nr. 14. Zwey Anekdoten von Buonaparte, welcher die ehemaligen Regenten von Venedig mit der äussersten Verachtung behandelt haben soll, wollen wir zur Ehre des Helden für Erdichtungen halten. Denn es empört ein richtiges Gefühl, wenn der Gewaltige den unterdrückten Schwächern mit Uebermuth verhöhnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Freyberg*, in der Crazischen Buchhandlung: *Versuch einer Theorie der Sprengarbeit*, von *Franz Baader*, Doctor. Zweyte mit einigen Zusätzen versehene Auflage. 1798. 1½ Bogen. 8. (3 gr.) Dieser Versuch wurde schon im bergmännischen Journal und dann auch noch besonders abgedruckt. Der Baadersche Text ist hier unverändert. Die Anmerkungen, besonders die S. 22., erhöhen den Werth dieses kleinen Werks. Die erste Anmerkung giebt Nachricht von dem sogenannten Pflockschiessen, welches seit mehreren Jahren in Freyberg und im Erzgebirge eingeführt worden ist, und wozu Hn. Baaders Versuch und seine in Freyberg angestellten Erfahrungen die Veranlassung gegeben haben; die zweyte und letzte Anmerkung enthalt einige Verhältnisse der Ingredienzien des Pulvers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Februar 1799.

TECHNOLOGIE.

Braunschweig: *Vollständige Beschreibung und Abbildung einer neuen Dreschmaschine, welche ohne alle Verwirrung des Strohes nicht nur rein ausdrischt, sondern auch während des Dreschens selbst, das gedroschene Korn aussiebet und einmisset; auch, wenn man will, nach einer geringen Abänderung statt einer Flachsbreche dienen kann;* von B. G. *Pessler*, Pastor zu Wetlenstedt und Vechelde, nahe bey Braunschweig gelegen. 1797. XXXI u. 115 S. 8. mit vier Kupfertafeln. (6 Rthlr.)

Rec. hat absichtlich die Bekanntmachung dieser, Deutschland Ehre machenden, Erfindung so lange verzögert, bis er sich durch eigenen Augenschein von der Zweckmäsigkeit oder Unzweckmäsigkeit derselben belehren, und sodann, durch Erfahrung geleitet, aus voller Ueberzeugung dem Publicum die sichern Resultate darlegen konnte. Dies ist nunmehro geschehen; die Maschine ist im Grossen erbaut, die Wirkung derselben von mehr als hundert Landwirthen und andern einsichtsvollen Männern höhern und niedern Standes geprüft, mithin wird man sich auf die hier mitgetheilten Nachrichten so sicher verlassen können, dass Rec., wenn er dazu aufgefodert werden sollte, keinen Augenblick Anstand nehmen wird, sich öffentlich zu nennen.

Ueber den Inhalt des Buchs selbst hat Rec. also nichts zu sagen. Deutschland weiss es nunmehr schon, — oder wenigstens sollte es das doch wissen, — was darin enthalten ist. Freylich hat der würdige Erfinder nicht die Unterstützung gefunden, die ein solches, mit so vielem Zeit- und Kostenaufwande verknüpftes Unternehmen verdiente. Rec. selbst ist Zeuge gewesen, dass bey der Pränumerationsanzeige viele unter dem sehr unwürdigen Vorwande ihre Theilnahme versagten: „sie könnten ihren Friedrichsd'or sparen, das Buch würde doch wohl herauskommen, und dann könnten sie es umsonst lesen." War dies Benehmen Mistrauen gegen einen unbekannten Mann, so war es zu entschuldigen; aber warum zögert man *nun*, einem Mann volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der das geleistet hat, was er versprach? der sein Vaterland mit einem brauchbaren und so lange ersehnten Werkzeuge beschenkte, das schon so, wie es jetzt da ist, als völlig zweckmäsig anerkannt wird, und dem die Kunst sicher noch einst einen höhern Grad der Vollkommenheit und Bequemlichkeit geben wird, als es jetzt schon hat? Lohnt Deutschland noch immer so seine Söhne, die durch eigene Aufopferung sich zum Besten des Publicums gleichsam Preis geben; wer soll dann Muth behalten, mit Aufwand von Zeit und Kräften sich der Gefahr auszusetzen, Märtyrer einer auf das gemeinschaftliche Wohl berechneten gemeinnützigen Unternehmung zu werden? —

Diese von Rec. seit drey Monaten fast täglich in Augenschein genommene und geprüfte Maschine ist völlig so erbauet, wie sie vom Erfinder auf der 3ten Tafel vorgeschrieben ist. Nur sind in Hinsicht der Hebetrillingsscheiben, des Siebwerks und der Aushebewellen die Veränderungen genutzt, die Hr. Pastor *Pessler* selbst in einem Nachtrage vorgeschrieben hat, der aber Rec. nicht zu Gesicht gekommen. Statt der ersten sind nämlich bloss einfache Daumen angebracht, wodurch die Maschine ungleich wohlfeiler geworden. Gegen die Aushebewellen hatte Rec. schon, als er zum erstenmal die Beschreibung las, einiges Mistrauen, und dies bestätigte sich auch nachmals bey der Erbauung, weil das Herumdrehen der Welle mit so vieler Beschwerde verbunden gewesen seyn würde, dass schwerlich ein Mann im Stande gewesen wäre, eine so grosse Last, als theils die Friction, theils die erstaunende Elasticität von achtzehn starken Prallstangen verursacht, zu überwältigen. Gerade zu rechter Zeit ward dem Erbauer der Maschine die so ungemein sinnreiche, einfache und vortreffliche Erfindung mit den Fallhölzern vom Hn. P. selbst mitgetheilt. Eben so sind beym Siebwerk, statt zwey sehr kostbarer Stirnräder mit ihren Trillingen, einfache Scheiben mit Spulen angebracht, die kaum den vierten Theil so viel kosten, als die Stirnräder gekostet haben würden, und doch eben die Dienste leisten. Im Anfange fand sich zwar das Unangenehme, dass die Schnüren abglitschten, mithin die Welle mit den Windflügeln im Siebe nicht in Bewegung setzten; allein diesem ward sehr bald dadurch abgeholfen, dass auf den Spulen der Wellen gabelförmige Hölzer eingestemmt wurden, zwischen welchen die Schnüren sich klemmten; und die Friction der Schnüre zu verstärken, wurden sie überdies derb eingetheert; nun ging alles vortrefflich. Nur findet sich eine Unbequemlichkeit an der Maschine, die, so viel auch von mehrern Sachverständigen darüber nachgedacht worden, schwerlich zu heben seyn wird. Die Friction ist zu stark, und so stark, dass nicht *ein*, sondern *zwey* Pferde vorgespannt werden müssen. Indessen ist dies nach Rec. Ueberzeugung ein Umstand, der schwerlich der Brauchbarkeit der Ma-

Maschine Eintrag thun wird. Vorausgesetzt, dafs sie nur da wesentliche Dienste leistet, wo der Mangel an Arbeitern so grofs ist, dafs der Landwirth dadurch, besonders zu gewissen Zeiten, in schlimme Verlegenheit gesetzt wird, so werden auch gewifs leichter zwey Pferde zu erübrigen seyn, als ein Mensch; und dafs hier Menschen gespart werden, das werden nachstehende Resultate bis zur völligen Ueberzeugung darlegen. Zuvor nur noch einige nöthige Bemerkungen über den Raum, den die Maschine fodert.

Sie steht in der Panse (im *Fach*), nah an der Scheundiele, auf welcher sonst gedroschen wird. Hier hat sie 28 Fufs in der Länge und 18 Fufs in der Breite. Dies ist der ganze Raum, den sie im Zimmer fodert. Die Hauptwelle geht durch die Wand des Gebäudes, und das Getriebe mit den Pferden ist aufserhalb des Zimmers in einem kleinen Angebäude, das 30 Fufs im Quadrat hält. Der Zugbaum an der stehenden Welle hat eine Länge von 12 Fufs. Dies ist die geringste Länge, die er haben kann; denn wenn Hr. *P.* nur 7 Fufs fodert, so hat er nur nicht darauf geachtet, dafs das Pferd es unmöglich lange aushalten konnte, einen so kleinen Kreis zu durchlaufen. Vielmehr würde es für den Effect der Maschine äufserst vortheilhaft seyn, wenn dieser Zugbaum 14, wohl gar 16 Fufs lang genommen werden könnte. Das Kammrad an dieser Maschine ist 7 Fufs im Durchmesser und hat 60 Zähne, der Trilling 29 Triebstecken; also giebt *eine* Umdrehung des Kammrades *zwey* Umdrehungen der Hauptwelle, und das ist auch Geschwindigkeit genug; eine gröfsere würde schädlich seyn. Die beiden Siebrennen bis zum Siebe konnten, nach der Beschaffenheit des Locale, *nur einen Fufs* Fall erhalten; aber die Reinigung geht demungeachtet doch recht gut von Statten. Auf dieser Maschine ist bis jetzt gedroschen: Weizen, Gerste, Hafer und Erbsen; und zwar nicht blofs Garben, sondern auch Wirrbunde (*Loos*), und es fand sich so wenig bey diesen, als bey den angeführten Getreidearten ein Unterschied; *alles ward sehr rein ausgedroschen*, welches hier um so merkwürdiger ist, da der gröfste Theil dieses Getreides auf sehr fettem Marschboden gewachsenes Lagergetreide war, das wegen der vielen unvollkommenen Körner ohnehin nicht rein aus dem Stroh zu bringen ist. Dazu kommt noch ein sehr wichtiger Umstand: die Flegel an dieser Maschine mufsten aus Noth von leichtem tannenem Holze genommen werden, weil der Erbauer kein festes Holz auftreiben konnte. Wären die Flegel vom schwerem, z. B. einstämmigem büchenem, oder noch besser: hagebüchenem Holze, so würde nur etwa die Hälfte des jetzt nöthigen Zeitaufwandes erfoderlich seyn, um das Getreide eben so rein heraus zu bringen, und das Stroh würde lange die Gewalt nicht leiden, die es jetzt von den verdoppelten Schlägen leidet. Rec. hat der Arbeit dieser Maschine unter der Direction *zweyer* und *dreyer* Menschen zugesehen. Im letzten Fall war einer bey den Pferden, ein anderer breitete die Garben an, kehrte die Lagen, und schaffte das ausgedroschene Stroh herunter. Der dritte schaffte die Garben herbey, damit sie immer bereit lagen, und trug das ausgedroschene Stroh, wenn es sich zu sehr anhäufte, fort. Diese drey Personen dreschen in *fünf* Stunden (denn länger ward in den kurzen Wintertagen mit der Maschine nicht gearbeitet; Morgens von 9 bis 12; Nachmittags von 2 bis 4), von jeglicher Art Getreide, *ein hundert und siebenzig* bis *achtzig* Garben. Würde nun, wie man sonst im Durchschnitt der längern und kürzern Tage sicher rechnen kann, täglich *zehn* Stunden gedroschen; so würden drey Menschen und zwey Pferde es täglich *sicher* bis auf 360 Garben bringen. Dies ist freylich von Hn. *P's.* Angabe noch sehr verschieden, der für 10 Stunden die Berechnung von 480 Garben macht. Allein bey besserer Einrichtung der Maschine in Hinsicht der Flegel, bey nur *einigermafsen sorgfältiger Aufsicht* auf die Arbeiter, wird ganz gewifs die vorhin angegebene Garbenzahl bis aufs doppelte gebracht werden können; das wären also 720 Garben. Rechnet man nun, dafs zwey starke Drescher, den Tag zu 10 Stunden genommen, im Sommergetreide es höchstens auf 160, im Wintergetreide hingegen es nie höher als auf 120 bis 130 Garben bringen werden, und behält man auch, um so freygebig als möglich zu rechnen, die gröfsere Zahl bey; so würden drey Drescher in eben dieser Zeit es schlechthin nicht höher als auf 240 Garben bringen können; das ist also gerade das Verhältnifs 1 : 3. Es kommt hier aber noch mehr in Betracht, wodurch das Vortheilhafte der Maschine erhöhet wird. Man braucht hier keine drey starken Drescher. Das Geschäft, die Pferde anzutreiben, kann ein Knabe verrichten; und vielleicht wäre es gar der Fall, dafs die Pferde, wenn sie durch Uebung gewöhnt wären, gar keines Treibers bedürften. Das Anbreiten der Garben und die ganze Direction der Maschine hat Rec. sehr häufig von einer Magd verrichten sehen, und zwar mit sehr vieler Geschicklichkeit. Eben so könnte man auch zum Herbeyschaffen der Garben sich da, wo man die Männer nicht gern nothwendigern Arbeiten entziehen will, sich einer Weibsperson bedienen. Aber auch mit *zwey* Menschen hat Rec. die Maschine arbeiten sehen; da mufste der, der an der Maschine war, sich auch selbst die Garben holen und das Stroh wegtragen. Freylich ging dies langsam und das Stroh litt mehr Gewalt, weil nun die Maschine nicht so schnell als es nöthig war, bedient werden konnte. Soll sie also den vollkommensten Effect leisten, so mufs der, der dem eigentlichen Dreschen vorsteht, durch nichts gestört werden, und immer Garben in Bereitschaft haben. Alsdann braucht er keinen Augenblick zu feyern, indem, sobald die eine Tenne angebreitet worden, die auf der andern Tenne liegenden Garben entweder gekehrt werden müssen, oder schon abgedroschen sind.

Das Stroh litt einige Gewalt aus der vorhin schon angeführten Ursache; aber nicht so, dafs es zum Futter unmöglich geworden wäre. Der Eigenthümer dieser Maschine hat die Stallfütterung bey sich eingeführt, und lafst sowohl im Sommer als im Winter alles

alles Futter auf der Heckerlingslade schneiden. Alles auf der Maschine ausgedroschene Stroh ward, für Pferde sowohl, als für Rindvieh, auf der Lade ohne die mindeste Unbequemlichkeit geschnitten, und man merkte beym Fressen nicht, dass die Thiere einen Unterschied machten. Nur *zum Dachstroh* möchte es nicht tauglich bleiben; indessen kommt es darauf an, dass der Versuch mit andern Flegeln gemacht wird. Was nun endlich das Reinigungsgeschäft anlangt, so geht dies über alles Erwarten gut von Statten. Da, wie gesagt, die Siebrennen auf 14 Fuss Länge nur einen Fuss Fall erhalten konnten, so fürchtete der Erbauer, dass der hiezu zu verwendende Aufwand verloren seyn möchte, und wollte sich blofs mit den Tennen allein begnügen; allein nunmehr versichert er, dass ihm diese Unterlassung ausserordentlich gereuet haben würde. Die Erschütterung der Rennen ist so stark, dass ungeachtet aller der Spreu und des Unraths doch alles sehr gut gefördert wird. Die Spreu fliegt hinter dem Siebe weg; das reine Korn fällt in ein untergesetztes Gefäss, und alle Unkrautssämereyen fallen unter das Sieb. Nur bey Erbsen ist dies Reinigungsgeschäft etwas schwierig. Wegen ihrer grossen Elasticität springen sie, indem sie aus der Renne ins Sieb fallen, wieder in die Höhe; die leichtern werden während des Sprunges vom Winde gefasst und wieder auf eine beträchtliche Weite zurück geworfen. Man darf indessen nur in dieser Entfernung hinter dem Siebe, und zwar noch hinter der Stelle, wo die Spreu hinfliegt, ein Tuch ausbreiten, so kann man alles entsprungene wieder einfangen. Auch haben die Tennen eine hinreichende Erschütterung, um das Herabgleiten der Körner zu fördern, dass es also nicht nöthig ist, sie auf elastischen Stahlfedern ruhen zu lassen, wie Rec. sich erinnert, irgendwo gelesen zu haben.

So viel würde also wohl für alle Leser, die ein Interesse an diese Erfindung haben, genügen. Nur noch ein paar Bemerkungen mögen hier für etwanige künftige Erbauer vielleicht nicht am unrechten Orte stehen. Die Friction bey der Maschine ist stark; um diese möglichst zu vermindern, wird es nöthig seyn, den Zapfen der stehenden Welle in eine metallene Pfanne gehen zu lassen. Hr. P. schreibt selbst eine *eiserne* vor; aber da Eisen auf Eisen sich stärker reibt, so wird man die wenigen Kosten für so viel Metall oder Glockenspeise nicht scheuen müssen. Durch Unterlassung dieses Umstandes wird die hier beschriebene Maschine sehr erschwert, indem der Zapfen nur in Holz geht. Die vom Hn. P. vorgeschriebenen Siebe in den Siebrennen sind ganz unnöthig; das Reinigungsgeschäft geht dennoch sehr gut von Statten, und man kann diese, immer ziemlich beträchtlichen Kosten, sparen. Dagegen ist es nöthig, dass das Sieb auf der vordern Siebrenne, die an der Tenne befestigt ist, so eingerichtet werde, dass man es wie einen Deckel öffnen, oder, welches noch besser ist, es nach Willkür abnehmen könne. Das Getreide setzt sich oftmals so fest in die Renne, dass es nur mit grosser Beschwerde durch die seitwärts angebrachten Löcher fortgeschafft werden kann. Auch wird es gut seyn, *diese* Siebrenne wenigstens anderthalb Fuss breit zu machen, und vorn mit einer etwa zwey Zoll hoch überstehenden Leiste zu versehen. Zu den Prallstangen sollen nach Hn. P. Vorschrift gewöhnliche Bohnenstangen genügen. Das möchte wohl nicht der Fall seyn; vielmehr kann die Elasticität derselben nicht leicht stark genug seyn. Die von Rec. beobachteten waren junge, etwa zwölfjährige, Lerchenbäume, am dünnen Ende gegen zwey Zoll stark. Anfangs wurden schwächere eingesetzt; aber sie mussten verworfen werden, weil sie keine Dienste leisteten. Eben daher ist es nöthig, auf die Stricke Acht zu haben, die an den Prallstangen befestigt sind. Da diese von der grossen Gewalt der Prallstangen mit der Zeit ausgedehnt, folglich länger werden; so muss man sie oft durch Nachbinden verkürzen. Etwas hilft es, wenn sie gut eingetheert werden. Vielleicht wäre es am gerathensten, starke Riemen von gebranntem Leder so anzubringen, dass man sie mittelst einer Schnalle leicht nachschnallen kann.

Die Hauptsache, worauf viele vielleicht am neugierigsten seyn werden, wäre nun noch die Kostenberechnung der ganzen Maschine. Allein es ist sehr natürlich, dass diese Kosten bey den, nach Verschiedenheit des Locale so sehr von einander verschiedenen, Preisen der Materialien und des Handlohns nicht einerley seyn könnten. Ein Gutsherr z. B., der selbst Holz im Ueberfluss hat, wird diesen Aufwand, der in holzärmern Gegenden ein *schwerer* Artikel ist, nicht achten. An dem Orte, wo die hier beschriebene Maschine erbauet ward, sind die Preise des Holzes und des Handlohns *sehr* theuer, daher kostete diese Maschine noch etwas über *vierhundert Thaler;* und höher wird sie nach aller Wahrscheinlichkeit an keinem Orte zu stehen kommen.

Noch hat Hr. P. auf der IIIten Kupfertafel die Anwendung vorgeschlagen, wie *vier* solcher Tennen zusammen geordnet werden können, wodurch natürlich die Wirkung verdoppelt wird. Allein hiebey hat Rec. nach seiner Ueberzeugung Bedenklichkeiten. Es würden hiezu, wegen verdoppeltem Widerstande *vier* Pferde erfoderlich seyn. Dies wäre indessen das geringste Hinderniss, ein grösseres ist *der Raum*. Sollte diese Maschine, die nun wenigstens 74 Fuss Raum in der Länge fodert, im Zimmer angebracht werden, so wäre der Verlust an Raum zu gross. Sollte sie aber in einem besondern Angebäude placirt werden, so würde es doch einer ganz besondern Einrichtung bedürfen, die Bahn für die Pferde so anzulegen, dass sie nicht auf der Diele hinauf trifft. Da der Zugbaum *zum wenigsten* 12 Fuss lang seyn muss, die ganze Entfernung des äussersten Randes der Tenne hingegen von der Axe der liegenden Welle noch nicht 11 Fuss beträgt: so müsste entweder die Maschine beträchtlich von der Diele abgerückt werden, oder die Pferde müssten in ihrer Bahn einen Theil der Diele passiren. Indessen wird es freylich darauf

darauf ankommen, ob der Mangel an Menschen diese Einrichtung nothwendig macht, alsdenn werden sich, mit einigem Kostenaufwande, diese Hindernisse wohl beseitigen lassen. Eine sehr artige Erfindung ist die vom Vf. auf der IVten Tafel vorgeschlagene Anordnung dieser Maschine, bey welcher die Kraft *eines einzigen Menschen* genügen soll, sie in Bewegung zu setzen. Nachdem Rec. die beträchtliche Friction an der grösern Maschine wahrgenommen, kann er sich schwerlich überzeugen, dass diese den erwarteten Effect leisten wird. Zwar soll auch diese von dem würdigen Erfinder verbessert seyn, aber Rec. hat sich, aller angewendeten Bemühung ungeachtet, diesen vom Hn. P. herausgegebenen Nachtrag nicht verschaffen können, muss also hierüber sein Urtheil noch zurück halten.

Rec. könnte nun endlich noch manches gegen die Einwürfe sagen, die Hr. P. erdulden müssen: dass seine Erfindung viele Menschen nahrlos machen würde; allein es ist hierüber schon so vieles und so gründliches gesagt, dass sich schwerlich noch etwas überzeugenderes hinzu setzen lässt. Lebten übrigens alle diejenigen, die da fürchten, dass Menschen brodlos gemacht werden, nur in solchen Gegenden, wo der Menschen-Mangel dem Landwirth so äusserst drückend fällt, so würde die Erfahrung sie bald eines bessern belehren.

Mit dieser Beschreibung seiner Dreschmaschine hat Hr. P. seine Pränumeranten zugleich mit nachstehender kleinen Abhandlung beschenkt, die auch abgesondert im Buchhandel gekommen ist:

Braunschweig: *Kurze Beschreibung und Abbildung eines neu erfundenen sehr einfachen Butterfasses; mit welchem die sonst so beschwerliche Arbeit des Butterns nunmehro selbst von einem fünfjährigen Kinde oder auch einer erwachsenen Person, die aber alsdann ihre Hände dabey zu verschiedenen andern Arbeiten, als z. E. Nähen, Stricken etc. noch völlig frey behält, auf die bequemste Art verrichten kann*, von B. G. Pessler, Pastor zu Wetlenstädt und Vechelde, nahe bey Braunschweig gelegen. *Nebst einem Anhange.* 1797. 2½ B. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Auch hier leistet Hr. P. völlig das, was er auf dem Titel verspricht. Der hinzugefügte Anhang zeigt eine sehr wesentliche Verbesserung an dieser Maschine, indem nunmehr die Scheibe im Butterfass statt des Pendels, mit einer Kurbel, in schwankender sowohl als in der Kreisumdrehungsbewegung erhalten werden kann. Rec. hat auch dieser Arbeit sehr oft zugesehen; sie geht ungemein leicht von statten, und man erhält bald und sehr gute Butter, die sich gleich einem Teig an der Scheibe ansetzt. Daher wird die Butter sehr rein von der Buttermilch abgesondert, so, dass in dieser fast keine Spur von Butter zurückbleibt. Die Butter ist von reinem und gutem Geschmack; nur die Buttermilch war, so oft Rec. dieser Arbeit zugesehen hat, ihres äusserst bittern Geschmacks wegen, gänzlich untauglich, und musste den Schweinen gegeben werden. Wahrscheinlich lag dies Uebel an der eisernen Axe der Scheibe, wozu Hr. P. eine Bronzirung vorschlägt, die dem Uebel abhelfen soll. Hr. P. berechnet die Kosten dieses Fasses auf *einen Thaler und zwey und zwanzig Groschen.* Die, welche in der Gegend, wo Rec. wohnt, verfertigt werden, kosten *eilf Thaler und sechszehn Groschen!* Ein abermaliger Beweis, dass man nie die Angabe der Preise für alle Oerter als allgemein geltend annehmen kann.

Eisenach, b. Wittekind: *Stenographie, die Kunst, mit der höchstmöglichsten Geschwindigkeit und Kürze in einfachen, von allen andern Schriftzügen völlig verschiedenen, Zeichen zu schreiben.* Für die deutsche Sprache erfunden von *Friedrich Mosengeil. Zweyte Auflage.* 1799. 3½ Bog. 8. mit 6 Kupfertafeln. (16 gr.)

Rec. findet bey dieser zweyten Auflage keine Veranlassung, irgend Etwas von seinem bey Gelegenheit der ersten gefällten Urtheile (A. L. Z. 1797. Nr. 313. f.) zurückzunehmen. Jene ist, bis auf einige verbesserte Druckfehler, ein unveränderter Abdruck dieser. Nur S. 8. Z. 4. v. u. sind die Worte: „und Dichter," weggelassen. Hingegen sind einige neue Druckfehler hinzugekommen. S. 18. §. 4. Z. 4. muss es heissen: „im 13ten," statt: im 3ten; Z. 29. „auch für das q. und x." st. auch für das p. und x.; und S. 39. in der letzten Zeile: „also fleissig," st. so fleissig. Auch in den Kupfertafeln hat Rec. keine Veränderungen oder Verbesserungen wahrgenommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Reinicke u. Hinrichs: *Naturschönheiten sächsischer Gegenden*, auf einer gesellschaftlichen Reise, gesammelt und herausgegeben von *Günther*, und mit malerischen Schilderungen versehen von einem seiner Freunde. 1798. mit 12 Kupfern u. 54 S. Text. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die Reise ging von Dresden über Pillnitz nach dem Liebethalergrunde bis Lohmen, und von da nach dem Ottowaldergrunde und Schandau. Die interessantesten Aussichten, welche man auf diesem Wege antrifft, sind in den zwölf sauber radirten Blättern dargestellt; sie verdienen mehr Lob, als die Beschreibung, die sehr geziert, uninteressant, leer, mit einem Worte mittelmässig und langweilig gerathen ist.

Monatsregister

vom

Februar 1799.

I. Verzeichniss der im Februar der A. L. Z. 1799 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(F.

Po-

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 133.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deffelben Verlegers in demfelben Stücke vorkommen.

K.

III. Im Februar des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Jour-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preisfragen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Grund-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. März 1799.

OEKONOMIE.

HANNOVER, b. Hahn: *Einleitung zur Kenntnifs der englischen Landwirthschaft* und ihrer neueren praktischen und theoretischen Fortschritte, in Rückficht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und *Cameraliften*, von *Albrecht Thaer*, d. A. Dr., des *Königs* von Grofsbritt. Kurfürstlichem Leibarzte. 1798. XXIX S. Vorr. und 813 S. 8.

Mit innigem Vergnügen zeigt Rec. endlich einmal eine ökonomische Schrift an, deren Vf. praktischer, denkender und gelehrter Landwirth zugleich ist, und daher das bey ihm und in seiner Gegend Anwendbare und Unanwendbare nicht ohne die genaueste Untersuchung als allgemeine Regel verkündet, sondern vielmehr seinen Stoff sehr mühsam aus der Entfernung herbeyführt, und der höchst interessanten Beschreibung englischer, uns unbekannter, Wirthschaftsweisen nur anspruchslose und treffende Bemerkungen hinzufügt. Man sieht es dem gedrängten Auszuge aus vielen landwirthschaftlichen Schriften (deren Studium durch fremde Kunstwörter und auch jenseits des Meeres herrschende Einseitigkeit der meisten Vf. äusserst erschwert wird,) sehr deutlich an, dass er nicht unmittelbar für den Buchhandel unternommen wurde; dass vielmehr die gesammelten *Kenntnisse*, (wie es jeder Gelahrtheit zu wünschen wäre,) zunächst auf die praktische Thätigkeit des Vfs. wirkten, und dann erst als allgemeinnützige *Erkenntnisse* von ihm unter einem wissenschaftlichen Gesichtspunkt und in einem Zusammenhange aufgestellt und verbunden wurden, der uns nicht blos einzelne Aussichten, sondern ein ganzes neues, in Deutschland noch wenig bearbeitetes Feld darbietet.

Die Erfahrung, dass der, obschon Jahrhunderte lang von der Natur bedüngte Erdboden durch fortgesetzte Benutzung doch endlich ausgesogen und unfruchtbar wird, wenn man ihm die entzogenen Fruchttheile nicht wieder ersetzt, nöthigt alle Ackerbauer (die nicht so wenig Nachbaren oder so vieles Land zu ihrer Disposition haben, dass sie den abgetragenen Boden wie Nomaden verlassen, und neuen aufbrechen können,) zu kostbarer überflüssiger Viehzucht, des Düngers wegen. Das nöthige und beste Verhältniss der Viehzucht zu der Quantität, Qualität und Situation seiner Grundfläche zu finden (und diese hierdurch auf den höchstmöglichen Ertrag zu bringen) ist das einem jeden *denkenden*, praktischen Landwirthe aufgegebene Problem, nach dessen gefundener Auflösung die ganze Oekonomie eine berechnete Manufactur seyn würde, in welcher es nur darauf ankommt, die verlangten Waaren gut und in Menge zu produciren und am besten ins Geld zu setzen. Wenn und wo man dieses Verhältniss, so wie es bisher an jedem Orte bestand, entweder ohne Urtheil für das einzig mögliche, oder mit Vorurtheil für das bestmöglichste ansah; da wurde die Landwirthschaft verachtet und als blosse Handthierung angesehen, die man seit den ältesten Zeiten auf ein und dieselbe Art durch Sklaven besorgen liess und die letztern gewissermassen mit zum erfoderlichen Viehstapel rechnete. Nur da, wo man sich die bessere Bestimmung dieses Verhältnisses erst noch angelegen seyn liess, (und seinen eigenen und den Vortheil des Staats und ganzer unterdrückter Volksklassen darin suchte,) griff auch der Wohlhabende, (der sonst auf Landsitzen nur jagte und schwelgte,) zur Landwirthschaft, und theilte diese wohlthätige und natürliche Beschäftigung mit dem zur Unzeit sparenden Geitze und der ohne Gedanken und ohne Hoffnung arbeitenden Armuth.

Es kann aber wohl auf keine bessere und handgreiflichere Art erwiesen werden, dass das genannte Problem so leicht nicht zu lösen (und wohl noch nirgends gelöst) ist, als durch Gegeneinanderhaltung wirklich existirender, zum Theil schon sehr verbesserter Wirthschaftsweisen und durch die Darstellung ihrer eigenthümlichen Vorzüglichkeiten und der Mängel, unter denen eine jede demohnerachtet noch arbeitet; und dieses ist vom Vf., hauptsächlich in Ansehung englischer, sehr verschiedener und dabey sehr hochgetriebener Haushaltungen auf eine indirecte, aber unwiderlegliche Art geleistet, und der eingenommenste deutsche Landwirth wird die Ueberzeugung von der Unübertrefflichkeit seiner eigenen Wirthschaft nicht retten können, wenn er nicht die ihm ganz neuen Facta auf gut Glück leugnen, oder sich verhärten und sie wieder vergessen will. Das Ganze leidet keinen Auszug, die Ueberschriften der Kapitel sind, (ausser denen der ersten, die eine auch dem Statistiker merkwürdige Beschreibung der Wirthschaften und der wirthschaftenden Personen in England liefern,) die gewöhnlichen: vom Erdboden, vom Dünger, von Kartoffeln u. s. f. Also wollen wir nur noch einiges herausheben, was hoffentlich auch die blosse Neugierde reizen soll, nachdem wir den vielseitigen Werth dieser jedem den-

denkenden Landwirthe unentbehrlichen Schrift aus mehreren Ursachen nur von einer Seite hier haben darstellen können. Zum Vorschufs bey einer Pachtung von 200 *Acres* (deren einer 186 Calenberg. Quadratruthen hält.) leichten sandigen Leimbodens werden, um sie hoch zu treiben, in der Gegend von Bedford über 13000 Rthl. erfodert, der Pächter giebt 1200 Rthl. Pacht, und erhält von seinem Capitale 12 Procent (1500 Rthl.) reinen Gewinn für sich, Unglücksfälle und Consumtion mit eingerechnet. (In Deutschland wird eine Pachtung von 300 Ackern, höchstens mit so viel hundert Thalern Vorschufs angetreten, oft auch mit ganz leerer Hand unternommen; es wird aber auch niemand reich darauf, ohnerachtet man für den Preis eines Scheffels Korn doch wohl bey uns mehr Tagelöhner halten kann, als in England.) — Ein Springochse wurde 1792. auf vier Monate für 152 Guineen, und Schaafböcke werden auf eine Steerzeit wohl für 400 Guineen *von Pächtern an Pächter vermiethet*, und letztere haben nicht einmal vorzügliche Wolle; sondern beide zeugen nur vorzüglich gutes Schlachtvieh und werden so theuer bezahlt, um die Race zu veredeln, weil man aus dem Mastvieh mehr Vortheil erwartet, als aus Wolle, Milch u. dgl. — Durch eine, seit Reichardt in Deutschland fast vergessene, Abwechselung der Früchte, (so dafs jährlich Pflanzen von verschiedenen Geschlecht: Hülsen- und Oelfrüchte, Kohl, Erdgewächse, Klee, auf die gewöhnlichen Getreidearten folgen) gewinnt man in England den hohen Ertrag des Bodens und hinlängliches Viehfutter ohne Brache, ohne beständiges Weideland und ohne, dort ungekannte Stallfütterung. Das Land wird aufgelockert und von Unkraut ganz rein gehalten durch eine, aufser Niedersachsen, in Deutschland noch unbekannte Gartencultur, besonders der Sommerfrüchte, mit der Hand- oder der *Pferdehacke*, deren Anwendbarkeit und Vortheile, nach Abzug der Kosten, man im 18ten Kap. auseinander gesetzt findet. — Die Berechnung des geringen Aufwandes zweckmäfsiger und oft so nöthiger unterirdischer Abzüge auf feuchten Aeckern wird hoffentlich diese, 50 und mehr Jahre wirksame Verbesserung auch in Deutschland, statt der hohen Beete und der stehenden Pfützen, einführen; in England übernimmt ihn jeder Pachter, der nur gewiss ist, noch drey Jahre das Land zu nutzen. — Zum Aergernifs der Oekonomen, die ein Gut vom besten Boden verachten, wenn es keine Wiesen hat, will Rec. nur noch anführen, dafs sich aus dem hohen oder geringen Werthe der natürlichen Wiesen ein sicherer Schlufs auf den hohen oder niedern Grad der Ackercultur in jeder Gegend soll machen lassen und dafs letzter sich allezeit im *umgekehrten* Verhältnifse mit jenem befinden soll.

Eigene vortreffliche Vorschläge und eine Vergleichung einiger deutschen Haushaltungsarten (der Mecklenburgischen, Hollsteinischen, Brabantischen,) hat der Vf. in Nachträgen zu den ersten drey Kapiteln hinten angefügt, und verspricht solche Nachträge auch zu den folgenden in einem zweyten Theile, dessen baldige Erscheinung, bey der Trefflichkeit des ersten, jedem Leser sehr wünschenswerth seyn wird; er soll hauptsächlich von der innern Haushaltung und ausführlicher von Geräthschaften, Instrumenten und Maschinen handeln.

Wien, in Commission der Schaumburgischen Buchhandlung: *Die vollkommne Gärtnerschule, in welcher alles, was einem erfahrnen Gärtner bey Anlegung und Besorgung der Baum- Obst- Küchen- Kräuter- Wein- und Lustgarten zu wissen nöthig ist, gelehrt wird.* Von einem erfahrnen praktischen Gärtner und Mitgliede verschiedener ökonomischer Gesellschaften. 1798. 295 S. 8.

Bey den vielen guten Gartenschriften, die wir bereits besitzen, hätten wir dieser Anweisung, so ruhmredig sie sich durch den vielversprechenden Titel ankündiget, gar leicht entbehren können. — Der *erste Theil* betrifft den *Baumgarten*, und lehret die Bäume veredeln, verpflanzen, düngen, heilen und pflegen. Nach des Vfs. Austheilung und Ordnung der Bäume, soll das Steinobst nicht unter das Kernobst gesetzt werden, damit es nicht durch seine aufwachsende Höhe den Apfel- und Birnbäumen zu viel Schatten gebe. Allein sehr viele, ja die allermeisten Steinobstbäume bleiben kleiner als die Aepfel- und Birnbäume, und schicken sich eben zu dem Endzweck der Versetzungsart unter das Kernobst sehr gut; von welcher Pflanzungsweise wir übrigens in andern Gartenschriften eine weit bessere Einrichtung finden. Aus dem Abschnitt über *Erziehung, Wartung und Unterhaltung der Bäume* wollen wir hier nur einige Proben von der Pflanzenphysik des Vfs. und seines seit hundert Jahren veralteten Aberglaubens ausheben. S. 7. sagt er: *„im Frühling „schlagen die Bäume aus, müssen also ihre Nahrung „von oben haben: im Herbst hingegen wird die Nah„rung in der Wurzel von der Natur erzeugt, woraus „denn folgt, und wohl zu merken ist, dafs man die „Herbstzeit zur Baumpflanzung anwenden soll, weil „um diese Zeit die Natur sich der Wurzel annimmt;"* — also nicht das ganze Jahr hindurch. Ferner: *„alle „Bäume sollen geimpft und gepflanzt werden, wenn „der Mond unter der Erden ist: im zunehmenden Mond „wächst er in die Höhe und wird schwank!!* Die *Be„schneidung und Stümmelung der alten Bäume soll „im abnehmenden Mond geschehen."* S. 30. *„Wenn man „die Bäume in solchen Tagen versetzt, an denen der „Mond in den himmlischen Zeichen des Krebses oder „Skorpions lauft; so* — risum teneatis amici! — *„setzt sich der Krebs in die Rinde des Baums. — Wenn „der Baum mit einem unreinen Messer* (weiter unten nennt er es das Tischmesser, womit man Brod und andere Speisen schneidet) *beschnitten wird, so be„kommt er den Brand."* Bey der Gattung, Geschlecht, Art und Natur der Kerne und des Saamens (wie seine wortreiche Gärtnersprache lautet) behauptet er: *„die zahmen bleiben in ihrer rechten Art und be„dürfen keines Impfens, als Aepfel, Birn, Feigen, Quit„ten, Pflaumen, Kirschen, Marellen, Pfirschen, Man-*

deln

„deln etc." — Wie wenig Bäume muſs dieſer erfahrne praktiſche Gärtner erzogen haben! — — Die Obſtkerne lehret er *drey* Finger tief in das Erdreich legen, und zwar — im Vollmond: Die beſte Zeit zum Pfropfen ſey drey oder vier Tage nach dem neuen Licht!! kein Nord- und Oſtwind darf wehen: und zum Oculiren, im abnehmenden Mond gegen Abend, in kühler Zeit, die nicht windig und nicht regneriſch iſt. Der Stamm, von dem man Pfropfreiſer nehmen will, ſoll nicht dicker als ein Mannsbein, und nicht dünner als ein Zoll ſeyn: doch ſolle der Baum ſchon Früchte getragen haben!! — Aber noch eine ſeltenere Methode hat der Vf., nach der Höhe des Stammes zu pfropfen. Wenn der Stamm eines *Schenkels* Dicke erreicht hat, ſoll man ihn vier Schuh hoch über der Erde pfropfen: iſt der Stamm *Armes* dick, zwey Fuſs über der Erde: und wenn er einen Zoll dick, einen halben Schuh hoch. — Schwerlich kann man glauben, daſs dieſer erfahrne praktiſche Gärtner je einen Baum gepfropft habe. — Bey der Manipulation des Oculirens verhalt ſichs auf eine ähnliche Weiſe. Ob das ausgehobene Schildlein tauglich ſey, wenn das Keimchen in der Mitte des Auges (— das er gar nicht zu kennen ſcheint, und niemals nennt —) befindlich, davon gedenkt er nichts, ſondern ſagt: *„Wenn das „Schildlein ſchön glatt iſt, und die Rinde nicht am „Stamm verblieben*, (— Wie kann das der Laye verſtehen? —) *ſo iſt es tauglich.*" Und — ſollte man glauben! — dieſer erfahrne Gärtner verwirft das Aeuglen bey Aepfel- und Birnſtämmchen: ſie kämen gar langſam in der Aeuglung, ſie ſey nur für das Steinobſt!! Ja, endlich ſagt er gar: die Pfropfung durch Aeuglen ſey nicht ſonderlich nützlich, weil die gepfropften Bäume nicht ſehr fruchtbar ſind, ſondern dieſe Manier zu pfropfen ſey nur zur Luſt erfunden worden!! *Sapienti ſat.* — Doch ſeine *Pfropfkünſte:* daſs ein Baum halb Nüſſe und halb Pfirſchen trage etc. daſs die Pfirſchen zwey Monat früher zeitig werden, ſie auf Maulbeerſtämme, oder Rebenſtöcke, oder Kirſchſtamm, oder Miſpel, oder Kräuſelbeer zu pfropfen etc. Gleich abgeſchmackt ſind alle übrigen 26. hier angegebenen Pfropfkünſte, gegen welche ſich ſchon der geſunde Menſchenverſtand empört. Nach des Vfs. Phyſik wird das Geſchmeiſs an den Bäumen (die Blattläuſe,) von der böſen Luft erzeugt: der Wurm im Baum entſteht von einem harten Streich, den der Baum bekommt, oder von ſeinem hohen Alter: die Ameiſen ſind im Neumond blind etc. — Seine Kuren der Baumkrankheiten gleichen völlig ſeinen Pfropfkünſten. Nur eins davon zur Probe: *„einen unfruchtbaren „Baum fruchtbar zu machen, fülle ein Säcklein mit „Roſenſaamen und Senfkörnern, ſtecke einen Wieſelfuſs!! hinein, und hänge das Säcklein zwiſchen die „Aeſte des Baums.*" Sollte man nicht glauben, dieſer Schriftſteller wolle ein Hottentottenſtupides Gartenpublikum zum beſten haben! — *Vom Verſetzen der Bäume.* Da ſagt er unter andern Seltenheiten: *„Die Bäume, z. B. die Aepfel- und Birnbäume ſtehen „gerne beyſammen, und wachſen gut nebeneinander, „wenn zumal einer männlichen, und der andere weiblichen Geſchlechts iſt.*" Aber wir hätten auch die Beſchreibung ihrer Geſchlechtstheile gewünſcht. — S. 96. handelt der Vf. wieder das verſchiedene Pfropfen ab, das er ſchon S. 20. beſchrieben hatte, und am Schluſs dieſes Theils kommen noch zwanzig elende Kunſtſtücke, die mit den vorerwähnten ſechs und zwanzig von gleichem Gehalt ſind.

Der *zweyte Theil* handelt *vom Küchengarten.* Den Anfang macht eine Art Säckalender, was für Pflanzen und Gewächſe in jedem Monat und zwar in jedem Mondslicht geſäet werden ſollen. Dann folgt das Regiſter der Küchengewächſe. — Die beſondern Gärtnerskünſte des Vfs. erſtrecken ſich auch über den Küchengarten. Er weicht manche Saamen ein in Malvaſier oder Zuckerwaſſer, in Milch etc. Was den Unterricht in der Pflanzung und Erziehung der Gewächſe ſelbſt, als der Hauptſache, betrifft; ſo iſt in dieſer Gärtnerſchule nichts beſonders zu lernen. — Sein *Kräuter- und Arzneygarten* erſtreckt ſich, wie er im Eingang ſagt, nur *über die Hausarzneyen, und der Hausmutter zum Beſten*, das übrige überlaſſe er den Apothekern. — *Vom Weingarten.* Hier iſt leider! der erfahrne praktiſche Gärtner ſo wenig Weingärtner als Baumgärtner. Man erwarte von ihm kein Verzeichniſs von verſchiedenen guten Weinſorten, vielweniger eine pomologiſche Beſchreibung einer einzigen, nicht einmal die Benennung einer einzigen Sorte. Man ſchlieſse auf den Unterricht ſeiner Bauart. Aber unter den *Weingartnerkünſten* oder *Rebenkünſten*, wie er ſie nennt, ſind wieder vortreffliche vorhanden. Z. B. *Weintrauben ohne Kern zu ziehen*, ſchneide den Rebſtock, ſo weit er in die Erde kommen ſoll, von einander, und nimm das Mark mit einem Griffel heraus etc. *Daſs eine Weintraube ſchwarze und weiſse Beeren durcheinander bringe*, ſpalte die Zweige von beiderley Arten Traubengewächs von einander, binde die verwechſelten Hälften zuſammen, ſetze ſie in die Erde, und warte und begieſse ſie bis ſie die verlangte Frucht bringen. — Dabey möchte wohl der Weingärtner ein ſehr alter Mann werden! — Ferner *Weintrauben mit Theriak zu pflanzen*, davon der Wein und ſogar die Blätter dem Gift widerſtehen etc. *Weintrauben zu pflanzen, die Schlaf machen*, ſpalte die Reben auf, thue Opium oder Mandragoraſaft in den Spalt und ſetze ſie in die Erde. — *Von Blumen- und Spaziergärten.* Dieſe ſind die auf dem Titel angegebene Luſtgärten. Hier wird von der Cultur einiger Blumen ſo dürftig, als die vorhergehenden Proben erwarten laſſen, gehandelt. Doch findet ſich dabey ein luſtiges Mittel, *die Mäuſe in den Garten zu vertreiben.* Man nimmt nämlich eine ausgebalgte Haſenhaut, die mit Stroh ausgefüllt und zugenähet iſt, ſtellt dieſe auf alle vier Füſse in ein Gartenland, ſo fliehen die Mäuſe davon!!! Doch den vollkommen erfahrnen und praktiſchen Gärtner noch mehr ſchätzen zu lernen, muſs man ſeine *Blumenkünſte* leſen. Z. B. *grüne Roſen zu erzie-*

erziehen, pfropfe weisse Rosen auf Walddisteln oder Stechpalmen. — *Will man Blumen von unterschiedlichen Farben erziehen;* so pflanzt man weisse Blumen in ein Geschirr, und begiesst sie fleissig mit allerley zubereiteten Wassern von mancherley Farben, je ein gefärbtes Wasser nach dem andern, rothes besonders, braunes, gelbes etc. —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Germanien, (Hamburg): *Neueste Staatsanzeigen.* Gesammelt und herausgegeben von Freunden der Publicität und der Staatskunde. *Dritter Band.* IX — XII Heft. 1797. 538 S. *Vierter Band.* I — III Heft. 1798. 406 S. 8. (jeder Heft 10 gr.)

Dieses ist die Fortsetzung einer im nördlichen und südlichen Deutschland, so wie in Paris und in denjenigen französischen Departements, wo deutsche Literatur benutzt werden kann, sehr verbreiteten Zeitschrift. Sie bleibt dem Plan der ersten Anlage und auch dem Geiste der Freymüthigkeit —, also nach Rec. dem Urtheile getreu, welches über den ersten Band und namentlich über den zweyten (A. L. Z. 1797. Nr. 258.) von ihm gefällt worden. Selbst die Ungleichheit, die in der Wahl der Materialien durch die Aufhäufung wirtembergischer Nachrichten obwaltete, ist noch nicht ausgeglichen. Im B. III. Nr. 1. sind zwey grosse Aufsätze, von welchen der eine sogar in die ältere wirtembergische Specialgeschichte (von 1753.) zurückgeht, im B. III. Nr. 2. ein Theil des VIII. Artikels, im III. B. Nr. 3. die statistische Abhandlung der IIIten Rubrik und im B. III. Nr. 4. die sogenannten *frommen Wünsche* blos dem Herzogthum Wirtemberg gewidmet, wo bekanntlich die Pressfreyheit und Publicität die Neugierde des Ausländers vollkommen befriedigt. Nächst Wirtemberg ist die Statistik der preussischen Monarchie am fleissigsten commentirt, und in einer noch speciellern Beziehung die Geschichte der Stadt Mainz seit dem Anfange der französischen Revolution, wie die Aufsätze Nr. V und VIII. im 1ten St. des III. B. und Nr. I und II. im 2ten St. nebst den vielen Briefnachrichten aus Mainz beweisen. In die Methode dieser Bearbeitung ist das Wesen der politischen Arithmetik sehr glücklich verflochten.

Die Aufnahme und Benutzung gleichzeitiger Nachrichten und Ereignisse scheint immer mehr ein Augenmerk in dieser Zeitschrift zu werden, welches sich in den vielen darin aufgenommenen Zeitungsauszügen, z. B. über das kaiserliche Militär, den preussischen Schatz u. s. w. bewähret, und durch die merkantilische Belohnung oft zu sehr erweitert wird. Die wörtlich-vollständige Uebersetzung der batavischen Constitution, ohne weitere Erläuterung als die zu S. 336., füllt die Hälfte zweyer Hefte des IV. Bandes, St. 2. Nr. III. und St. 3. Nr. II., und hat wohl wegen der darin noch bevorstehenden Abänderungen nicht Interesse genug für den grössern Theil der Journalleser. Weniger haben die Bemerkungen *über Aegypten und Syrien* (B. IV. St. 3. Nr. III.) das Ansehen von Fabrikarbeit. Die sogenannten *Jacobiner in Hamburg* (B. IV. St. 1. Nr. III.) beziehen sich auf die republikanischen Zusammenkünfte bey den B. Reinhardt, Lagan und Leonard Bourdon, und die theophilanthropische Gesellschaft im Mercierschen Saale. So unverfänglich auch hier dieser republikanische Zeitvertreib durch Einrückung der Urkunden dargestellt wird; so hat doch die Zurückberufung des Leonard Bourdon und die Missfälligkeit seines Benehmens den Argwohn revolutionärer Privatabsichten nur zu sehr bewähret. Endlich behauptet auch der Friedenscongress zu Rastadt in drey Aufsätzen seine universalliterarischen Rechte. Von einem derselben, *das systematisch-vollständige Namensverzeichniss des Congresspersonals,* ist die Quelle, nämlich die A. L. Z. 1798. Nr. 63 und 64., ohne Hehl angegeben, weil auch von diesem interessanten und im Rastadter Congresshandbuche noch mehr vervollständigten Aufsatze mehrere Nachdrücke sogleich erschienen; die Herausgeber versprechen dazu Personalbemerkungen zu liefern. Die *patriotische Litaney für das Rastadter Friedensfest* (B. III. St. 1. Nr. IX.) ist satyrischen Inhalts, und der Aufsatz *über die Gefahren der unmittelbaren Reichsritterschaft* beym Rastadter Frieden (B. IV. St. 2. Nr. II.) mit einseitiger Bitterkeit zu der Aufhebung aller reichsritterschaftlichen Rechte geformt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Heilbronn,* am Neckar, b. Class: *Anleitung zur Erkenntniss und Heilung der Krankheiten Darmgicht und Entzündung der Lunge bey Pferden.* Von einem Pferdearzt, zum Besten der Landleute herausgegeben. 1797. 49 S. 8. (4 gr.) Dem Herausgeber wurden diese beiden Abhandlungen zu seinem Gebrauch von einem Pferdearzt mitgetheilt, und um sie gemeinnütziger zu machen, liess er sie herauch abdrucken. — Des Vfs. Vortrag ist sehr kurz, aber deutlich und fliessend. Die Colik handelt er von S. 1 — 22. in 12 §§. und die Lungenentzündung von S. 22 — 34. in 11 §§. ab. Das, was er über diese beiden Krankheiten vorträgt, enthält nichts Neues, es bedarf vielmehr mancherley Zusätze, wenn der Landmann in der Erkenntniss und Heilung dieser Krankheiten gehörig belehrt, und richtig geleitet werden soll. Der Vf. scheint indessen nicht ohne Kenntniss zu seyn, und wir glauben daher, dass er diese beiden Krankheiten mit mehr Fleiss und Gründlichkeit abgehandelt haben würde, wenn er für Thierärzte, und nicht für einen einzelnen Freund geschrieben hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. März 1799.

GESCHICHTE.

FRANKFURT am Mayn, b. Varrentrapp und Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1798, völlig umgearbeitet und nach einem neuen Plane geordnet, worüber Inhaltsanzeige und Vorbericht Nachricht geben.* Mit Röm. Kaiserl. Maj. allergnädigster Freyheit. 1798. Erster Theil, 712 S. Zweyter Theil, 388 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Nach einer gleichförmigen sechs und vierzigjährigen Fortdauer geht dieses Handbuch plötzlich in einem verjüngten und lichten Gewande hervor. Wie gross das Bedürfniss einer solchen Umformung bey den Totalveränderungen der physischen und politischen Lage und bey der praktischen Unzertrennlichkeit statistisch-geographischer Kenntnisse von der Geschlechtskunde überhaupt sey, äusserte Rec. schon bey der Anzeige des Jahrganges 1797 in Nr. 196. der A. L. Z. Dass aber eine gänzliche Umarbeitung des Werks, wie sie sich schon in der Uebersicht des Inhalts darstellt, so schnell erfolgen würde, war kaum zu erwarten.

Der *erste* Band umfasst nach der jetzigen Abtheilung bloss die Genealogie, und der zweyte ausschliesslich Beamtenverzeichnisse. In jenem sind durch den ersten Abschnitt die Kaiser und Könige aller Welttheile von den drey Abtheilungen der deutschen Stammtafeln abgesondert, welche wiederum die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Grafen, mit oder ohne Reichsstandschaft, von einander trennen. In *diesem* (zweyten) Bande betrifft die Hauptabtheilung die deutschen und die ausser dem deutschen Reiche sich befindenden Staatsbeamten, wo bey jenen in fünf Kapiteln das deutsche Reich in seiner Einheit, die geistlichen und weltlichen Staaten, die Reichsstädte und die Reichsritterschaft systematisch ausgehoben werden. In diesen Grundriss sind nützliche Notizen in genealogischer, staatsrechtlicher und statistischer Hinsicht verflochten. Die mehresten Stammtafeln sind mit einem Commentar über die Abstammung, die bey verschiedenen Linien bis zu dem gemeinschaftlichen Stamme zurückgeführt ist, über Vaterland, Würden, Besitzungen und Religion des Hauses begleitet, oft auch mit historischen Bemerkungen über die Erwerbung und Vereinzelung der Güter, so dass bey ferneren Fortschritten auf dieser Bahn genealogische Anfragen, wie die im Reichs-Anzeiger Nr. 184. wegen des Dhaunischen Geschlechts, selbst Bücher, wie das *Berliner Manuel genealogique* von 1798, sehr entbehrlich seyn werden. Bey den Reichsständen sind die Matricularanschläge und Kammerzieler beygefügt. Der Plan der Beamtenverzeichnisse ist auf diejenigen ausgedehnt, deren Namenkenntniss dem Geschäftsmann, ihres Einflusses und ihrer Verhältnisse wegen, bey mancherley Veranlassungen nöthig wird. Durchaus ist er mit geographisch-statistischen Notizen nach Maassgabe der neuesten Ereignisse verwebt, in soweit solche vor dem Abschlusse des Rastadter und des allgemeinen Friedens anzugeben möglich war. So sind die Gesandschaften der ottomannischen Pforte, II. 117., ein ganz neuer Artikel. Statt der ehemaligen engen und kaum erkennbaren Lettern und Abkürzungen, sind die Hauptvornamen oder die Unterscheidungsbenennungen mit einer durchschossenen Schrift kenntlich gemacht, und so gestellt, dass alle lebende Personen sogleich in das Auge fallen. Der dadurch erweiterte Raum ist auf andere Weise durch Beziehungen mit Ziffern und Buchstaben, z. B. bey den Reichsgerichten und deren Anwälden (II. 131 — 149.) bey den russischen Ritterorden (II. 86 — 97.) bestens erspart worden.

Ausser einigen Nachträgen ist zu jedem Bande auch ein Register beygefügt.

Das Verdienst dieser Umarbeitung erstreckt sich also sowohl auf die Bequemlichkeit beym Geschäftsgebrauche, als auf möglichste Erweiterung des wissenschaftlichen Inhalts; und zur Ehre der deutschen Literatur darf man dreist sagen, dass dieses Handbuch alle ihm ähnliche Werke von England und Frankreich zum praktischen Gebrauche weit hinter sich zurückläfst. Der grösste Nutzen desselben wird sich erst bey der Umformung der Geographie und Staatenkunde nach dem künftigen Friedensschlusse zeigen. Der aus den beiden Vorreden ersichtliche Mangel an Unterstützung, und die Bescheidenheit des ungenannten Bearbeiters erhöhen dieses Verdienst so sehr, dass eine systematisch geordnete Anzeige der Mängel und Unterlassungen ihm nicht als eine Geissel der Kritik erscheinen darf, da ohnedem die geringere oder grössere Ergiebigkeit der Hülfsquellen bey der Beurtheilung in Anschlag kömmt. Wo ein *Königl. Preussisches Staatshandbuch* ihm vorleuchtete, sieht man natürlicher Weise heller, als bey Ländern ohne Staatskalender.

In der Anordnung wäre zum schnellern Gebrauche die Anzeige specieller Namen über jedem Blatte unstreitig nützlicher als die Wiederholung der allgemeinen Rubrik. Dem Zusammenhange des österreichischen und des Königl. preussischen Beamtenverzeichnisses (II. S. 31 — 52. u. S. 56 — 85.) stimmt dage-

dagegen Rec. vollkommen bey; nur scheinen aus denselben Gründen auch die mittelbaren Stifter (Brandenburg, Breslau, Colberg, Brünn, Budweis, Königingrätz u. s. w.), welche einen Anhang zum Kapitel von der Geistlichkeit (II. 232 — 243.) füllen, nicht vom Mutterlande getrennt werden zu dürfen. Jedes Stift in diesem Abschnitte ist hier nicht in seiner mehr oder weniger beybehaltenen geistlichen Qualität, sondern wegen der Lehns- oder sonstigen Verbindung, bloss als Accessorium des Hauptstaats, bemerkenswerth. Das Domkapitel zu Hamburg gehört daher zu Kurbraunschweig, das von Meissen zu Kursachsen, und wo gemeinschaftliche Verhältnisse obwalten, vermeidet man durch Zahlen leicht jede Wiederhohlung.

In dem weitläuftigen Abschnitte der weltlichen Fürsten mit Sitz und Stimme (I. 95 — 238.) wäre die Trennung von Viril- und Curiatstimmen, ungeachtet der Unbequemlichkeit angehäufter Unterabtheilungen, vielleicht von Nutzen gewesen. Wenigstens ist es ein scheinbarer Uebelstand, wenn *Schönburg* und *Wied-Runkel* neben *Braunschweig* und *Hessen* geordnet sind.

Dass das *Französisch-Bourbonische* Haus, das seit der Herausgabe zwey Verlobungen in seiner Mitte zählt, und dass *Polen* (I. 11 und 19.) noch unter die *gekrönten* Häupter, mit den gehörigen Erläuterungen, gestellt sind, wäre pedantisch zu tadeln. — Die *päbstliche* Residenz ist, nach I. 57., noch zu Rom, daher auch die römische Republik noch fehlt. Künftig werden aber im *Cardinals*-Collegium, sobald das Schicksal dieses Staats entschieden ist, diejenigen mehr zu bemerken als ganz wegzulassen seyn, welche das römische Bürgerrecht annahmen.

In einem andern Abschnitte sind die Fürsten ohne Sitz und Stimme zu sehr zusammen geworfen; die souverainen Staaten von Parma und von Toscana stehen neben Geschlechtern, deren Abstammung gern verhüllt wird, oder deren Selbstständigkeit durch die Staatsumwandlung in Polen und Italien fast ganz verschwindet. Albani, Borghese, Odescalchi, Portia, Sulkowsky dienen hiebey zum Beweise; Modena und Curland stehen *in Partibus*.

Das *Grossprioral von Bayern* (II. 186.), das überdem in den Namen und in der Stellung z. B. bey Morawitzky und bey *Flachsland* nicht ganz richtig ist, darf nicht als *ein neuer Zweig* der *deutschen* Zunge gestellt werden; es ist vielmehr eine für sich bestehende, und der erloschenen Englischen substituirte, Zunge, zu welcher nachher die hier ganz fehlenden *Russischen* Ritter sich gesellt haben. Ueberhaupt ist der Abschnitt II. 182 — 186. nicht zu einer bequemen Trennung von dem I. 88. und 89. geeignet, wo Maltha noch in seinem Glanze *vor* Buonaparte's Besitznahme pranget und der S. 68. fehlende Name des jetzigen Johanniter - Obermeisters zu Heitersheim mit *von Rink* zu ergänzen ist. So ist auch die Absonderung einer Titular-Fürstl. Linie von der Gräflichen desselben Hauses, wie z. B. bey Stolberg (I. 229 und 380.) unbequem.

Das Kaiserliche Hofgericht zu Rothweil ist zu dem Magistrate dieser Reichsstadt (II. 355.) gestellt, gehört aber, seiner praktischen Titularheit ungeachtet, in die das deutsche Reich nach seiner Einheit behandelnde Abtheilung. Auch vacirt die Stelle des *Amtsstatthalters* nicht, sondern wird von dem Freyherrn von *Freyberg* verwaltet.

In Ansehung der Vollständigkeit werden zwey ganze Rubriken, bey dem dem ersten Bande vorangedruckten Zeitkalender die *französische* Zeitrechnung, und (II. 119 — 149.) bey dem deutschen Reiche in seiner Einheit, das Personale des *Reichsfriedens-Congresses zu Rastadt* vermisst werden. Jene ist im bürgerlichen und Geschäftsleben, ohne Hinsicht auf politisches System, unentbehrlich, und wenn gleich der politische Fanatismus in den französischen Kalendern eine Erwiederung noch nicht erwarten lässt, so darf das wissenschaftliche Verkehr dabey doch nicht wohl leiden. Das Rastadter Verzeichniss nun ist viel interessanter als das Verzeichniss der Agenten und Anwälde bey den Reichsgerichten (II. 139 — 149.), so sehr dieses auch durch Beziehungen jetzt abgekürzt ist; und der klärste Beweis jenes allgemeinen Interesse liegt darin, dass es aus dem Congresshandbuche in viele periodische Schriften namentlich übertragen worden ist. — Neben der Reichsgeneralität ist auch das Personale der vier Kreisversammlungen zu Ulm, Nürnberg und Frankfurt zu erwarten, wozu der *Reichstags - Almanach* die Materialien vorbereitet.

Die Lücke von der Krone Schweden, und die Unvollständigkeit der Artikel von Holstein - Oldenburg und Lübeck in den Beamtenlisten (II. 100. 189. 276.) waren, wegen der in diesen Staaten sich jährlich erneuernden Verzeichnisse weniger zu erwarten, als die von Pfalz - Zweybrücken, wovon selbst die Statistik fehlt, und die von Braunschweig - Wolfenbüttel (II. 288 und 14). Die Stammtafel der Grafen von Sickingen kann aus dem neuesten *schwäbischen Kreishandbuche* ergänzt werden. Wenn dagegen einige bedeutende Familien, wie *Morawitzky* in Bayern, noch abgehen; so rührt dieses, nach der Vorrede, vom Mangel an Unterstützung her.

In den Darstellungen der neuen Freystaaten, wäre, selbst ohne Hinsicht auf die revolutionäre Wandelbarkeit, das Erwahlungsdatum und die Dauer der Dienstzeit ein höchst nützlicher Zusatz. Bey Amerika fehlt der Anfang des Präsidiums von *Adams*, und bey der batavischen, cisalpinischen, französischen, ligurischen, helvetischen Rep. (II. 2. 3. 10. 31. 102.) fehlt der *Eintrittstag* der Directoren, so dass es bey den im Haag und zu Mailand vorgefallenen Veränderungen ganz und gar an einer Haltung mangelt. Die Magerkeit dieser neuen Rubriken ist übrigens sehr zu entschuldigen: nur scheint es, dass so wie bey England das Ober- und Unter-

Unterthan; [illegible] auch bey jenen, wenigstens bey Frankreich, die Namenliste der beiden *Räthe* in gebrochenen Spalten hätte aufnehmen können. Für Literatoren werden die neu errichteten *Nationalinstitute für Künste und Wissenschaften* insbesondere der Präsidenten und Secretäre, eine wünschenswerthe Vermehrung bleiben.

So wenig bey der helvetischen Rep. (II. 102.) als sonst irgendwo wird *Graubündten* erwähnt, dessen Regierungsform und Beamtenverzeichniss gerade nach der Herausgabe des Handbuchs durch die österreichische Occupirung die allgemeine Aufmerksamkeit nach sich zog, und das also gewiss von vielen hier vergeblich gesucht worden. In Ansehung der helvetischen Republik hätte auch wohl das zu *Aarau* gedruckte *Beamtenverzeichniss* benutzt werden können. Bey der batavischen Republik endlich wird im nächsten Jahrgange auch die Eintheilung in 8 Departements aus dem Moniteur-Blatt vom 18ten Brumaire (9 Nov. 1798) entlehnt werden können, wo sich die Belege zu der Volkszahlung von 1,881,000 Seelen finden.

In dem Abschnitte von Fürsten *ohne* Sitz und Stimme vermisst man noch viele Titular-Reichsfürsten und Reichsgrafen, namentlich die russischen (Orloff, Suboff u. s. w.)

Einer nicht ganz übel berechneten Delicatesse ist es wohl zuzuschreiben, wenn einige Ehen apanagirter Fürsten, ganz unangezeigt geblieben sind.

Eine völlige Genauigkeit in den Namen und Zahlen zu begehren, wäre eben so unbillig, als die Rüge unbedeutender oder von selbst sich erklärender Fehler, kleinlich seyn würde. Vorzüglich ist solche in dem Fache der Statistik *vor dem Friedensschlusse*, bey der Unfruchtbarkeit der Staatsliteratur, und bey der Verschiedenheit der bewährtesten Privat-Schriftsteller unerreichbar. Rec. beschränkt sich daher auf diejenigen, deren Verbesserung für die Wissenschaft *wesentlich* ist.

In der geographischen Nomenclatur ist I. 93. statt der Abtey Frauenwald, Frauen*alb* zu lesen, deren jetzige Aebtissin auch nicht *Beroldingen*, sondern *Wrede* heisst. — Bey Neapel und Sicilien, Portugal und Spanien sind die neuesten Staatskalender nicht benutzt worden. Daher z. B. II. 55. die mit dem seitdem verstorbenen Prinzen von Waldeck nach Lissabon gegangenen deutschen Obristen *Fürst Reuss XVI.* und *Wiederhold* nicht genannt sind, und dagegen der längst abgeschiedene Generalinspector *Graf von Oeynhausen* noch erwähnt wird. Auch ist ein Theil der Gesandten daher unrichtig, z. B. in London nicht Pombal, sondern *Almeida*, in Neapel *Souza*, nicht *Saze* u. s. w. Der Artikel von Spanien, II. 107—112. ist ziemlich nachgetragen; nur ist, da eine gänzliche Verschiedenheit der Namen nicht so verwirrend ist, als eine Verwechselung verwandter Benennungen, zu bemerken, dass der Botschafter in Wien *Campo d'Alanges* damals hiess, und nicht, wie der von London nach Paris gegangene, *Marquis del Campo* (der naturalisirte Sohn eines Engländers *Field*). Bey Neapel (II. 104.) wird der Marquis de Gallo, bey dem wohl das Ordenszeichen des goldnen Vliesses hätte bemerkt werden können, unrichtig als *Principal-Minister* angeführt und der Chevalier Acton als Generalissimus genannt. Da ausser dem Staatsrathe den drey Divisionschefs und den Gesandten die Namenliste ganz fehlt, so ist des Generals Prinzen von Hessen-Philippsthal und vieler andern durch die Zeitumstände merkwürdiger Neapolitaner gar nicht gedacht.

In den genealogischen Notizen sind noch einige Spuren einseitiger Ansprüche und allgemeine Floskeln zu vertilgen, und bey bestrittenen Vorzügen die Widersprüche möglichst gelinde anzudeuten, (z. B. I. 261.) bey Looz das *uralte* Haus und dessen Abstammung, welches beides am Rastadter Congresse von Lüttich diplomatisch angefochten worden; bey Croy (I. 150.) u. s. w. Die Stammtafel der Schachs von Persien (I. 38.) kann aus den reichhaltigen neuesten Nachrichten im *Journal de Francfort* vom 18ten July 1798 sehr erweitert werden. — Im Mannsstamme des Kurhauses Sachsen (I. 205.) ist eine schon erloschene Hoffnung noch als vorhanden angeführt, der Prinz *Friedrich August Albert.* — Der Friedensstifter von *Campo formio*, Graf *Ludwig Cobenzl* (I. 483.) ist mit seinem Herrn Vetter, dem Friedensstifter zu *Teschen*, Johann *Philipp*, verwechselt worden, welches den künftigen Geschichtsforscher sehr in Verlegenheit setzen kann.

Der Todesfall der Gräfin Sophie von Einsiedel, (I. 580.) der des Reichsgrafen von Nesselrode-Reichenstein (I. 328.) werden hier als Beyspiele der ununterbrochenen Aufmerksamkeit und Nachtragung aus öffentlichen Blättern angeführt.

In den historisch-statistischen Erläuterungen ist (I. 681.) der Verkauf der Reichsgrafschaft *Walmoden-Gimborn* und *Neustadt* in Westphalen ein um so mehr zu berichtigender Irthum, da er zur Stellung des gräflichen Hauses Walmoden unter den Grafen *ohne* Sitz und Stimme Anlass gab. Dieses Haus, dessen Chef Kurbraunschweigischer Feldmarschall ist, gehört daher noch immer in die erste Abtheilung der *Reichsständischen* Grafengeschlechter.

Mit der Genauigkeit der statistischen Zahlen von Kur-Pfalz und Kur-Braunschweig (II. 288. und 14.) contrastiren die Mängel einiger andern zu sehr, als dass Rec. sie verschweigen könnte. So sind z. B. (II. 56.) die gesammten Königlich Preussischen Einkünfte auf 8,838,000 Reichsthaler angegeben, womit man wohl schwerlich 226,000 Mann Truppen unterhalten könnte. Bey Portugall sind, so wie oft in andern Staaten, die Zahlen aus dem *Büsching* entlehnt, der hier die Englischen Seemeilen mit Französischen oder Deutschen Meilen verwechselt, und

 dessen

dessen Angaben überhaupt durch das Werk des *Duc du Chatelet* sehr berichtigt werden müssen.

Frankfurt am Mayn, in der Jägersch. Buchh.: *Grossbrittannischer historisch-genealogischer Kalender,* — oder *historisch-genealogisches Taschenbuch* auf das J. 1799. mit 19 Kupf. 358 S. 12.

Nach mehr als dreyssigjährigem Gedeihen an dem friedlichen Gestade der *Elbe*, erscheint bekanntlich dies Taschenbuch 60 Meilen weiter südwärts, in einem weniger beschränkten Formate. — Die belletristischen Artikel sind darin mit Geschmack und nebst den historischen Kupfern theils aus Lafontaine's Roman *Q. H. v. Flamming*, theils aus der ältern Englischen Geschichte entlehnt; und selbst Buonaparte, der vielleicht in spätern Jahrzehenden einen reichhaltigern Stoff für den Grabstichel darbietet, kömmt beziehungsweise S. 31. neben Carl VIII. vor. Für Laune und Ernst ist hier reichhaltiger Stoff; aber das so betitelte *Verzeichniss der Regenten aller europäischen Staaten, nebst Geschlechtsverzeichnissen der Fürstlichen Familien Deutschlands, mit historisch-statistischen Nachrichten etc.* ist ein ganz neuer Zusatz, und bey weitem der verdienstlichste Abschnitt des Taschenbuchs. Die statistischen Angaben sind viel detaillirter und den bewährtesten Quellen gemäser, als Rec. sie sonst zusammengestellt fand. Die Batavischen, Cisalpinischen, Helvetischen, kurz alle bis zu Ende July 1798 vorgegangenen Staatsveränderungen sind nachgetragen; bey dem Französisch-Bourbonischen Hause ist der Aufenthalt der einzelnen Mitglieder; bey den Ex-Staaten Venedig und Polen, deren Statistik wenigstens beygefügt. Den täglichen Gebrauch erleichtert ein compendioser nützlicher Nachweiser. Der Bescheidenheit des ungenannten Vf. gereicht es zur Ehre, dass er in der Vorrede die Benutzung des *Braunschweiger* Genealogischen Kalenders zugesteht, und sich nur das Verdienst einer weitern Ausführung zueignet.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Nürnberg, in der Stein'schen Buchhandlung: *Praktisches Handbuch für Künstler, Lakierliebhaber und Anstreicher aller Oehlfarben.* Herausgegeben von *H. F. A. Stöckel*, Hofschreiner zu Schleiz im Voigtlande. 1798. 139 S. 8. (16 gr.)

2) Hof, b. Grau: *Kurzgefasster praktischer Unterricht für Liebhaber der Oehlmalerey, des Lakirens und der Vergoldung etc.* Von einem praktischen Künstler. 1798. 72 S. 8. (5 gr.)

Wer im eigentlichen höhern Sinne ein Künstler ist, wird freylich in keiner von diesen Schriften Unterricht weder suchen noch hoffen dürfen, indessen enthalt besonders Nr. 1. recht gute und deutliche Anweisung zum Flachmalen, Lakiren, Beitzen, Vergolden etc. und wer bloss wissen will, wie bey diesen Arbeiten verfahren wird, oder allenfalls aus Liebhaberey selbst Versuche anstellen möchte, wird befriedigt werden. Der Vf. spricht deutlich, und man sieht, dass er seiner Sache gewiss ist: allein er ist kein Gelehrter, und man muss ihm daher einige verstümmelte Worte übersehen, wie z. B. *Ultramarienblau* statt Ultramarin und *trockenes Oehl* statt trocknendes Oehl. In Nr. 2. sind dergleichen Fehler zwar vermieden, und der Inhalt des Ganzen ist ungefähr eben derselbe, nur glauben wir, dass Hn. *Stöckels* Schrift den Vorzug der Deutlichkeit habe. In allen beiden wird übrigens der verderbliche Rath ertheilt, alte Gemälde mit Asche und Seife zu reinigen, wogegen wir aber warnen, weil auf diese Weise jedes Gemälde, es sey schlecht oder gut, unvermeidlich zu Grunde gerichtet wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Linke: *Gespräche des Pastors Ehrenreich mit seinen Kirchkindern über manche sogenannte Neuerungen in der Religion* und (über) andere wichtige Gegenstände. Herausgegeben von *Fr. Chr. Heinr. Kuchenbecker*, des Predigtamts Kand. *Erstes Bändchen.* 1798. 103 S. 8. (6 gr.) Es ist gar kein übler Gedanke, welchen Hr. K., der schon in einigen andern kleinen Schriften seinen Sinn für das Gemeinnützige an den Tag gelegt hat, in dieser Schrift ausführt. In sechs Gesprächen sucht er richtige Begriffe über Vernachlässigung (wir würden dafür lieber Geringschätzung gesagt haben) der Religion, über Aufklärung, Absicht und Werth des öffentlichen Gottesdienstes, Verbesserung desselben und der Schulen auf dem Lande, so wie über Arbeits- und Industrieschulen zu verbreiten. Er schliesst seine bessern Belehrungen an solche Begriffe an, die dem gemeinen Manne bekannt sind. Ueberhaupt sieht man aus dem ganzen Vortrage, dass der Vf. mit den herrschenden Vorstellungen und mit der Sprache des gemeinen Mannes ziemlich vertraut sey. Wir können daher dieses Büchelchen als eine nützliche Volksschrift empfehlen, und zugleich dem Hn. K. bald einen grösseren Wirkungskreis wünschen, darin er gewiss viel Gutes stiften wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. März 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Almanach zum Nutzen und Vergnügen.* 1798. Mit Kupfern von Küffner. 214 S. Taschenform, ohne die Kalender. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Stuttgart, b. Steinkopf: *Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr* 1799, herausgegeben von *C. L. Neuffer.* Mit Kupfern von Chodowiecky, Küffner und d'Argent. 313 S. ohne die Kalender.

Da jedermann das Jahr durch einen Kalender braucht, so ist billiger Weise nichts daran auszusetzen, dass sich die Formen dieses nöthigen Hausrathes jährlich vervielfachen, ja auch auf das Local berechnet werden, wie es mit Nr. 1. der Fall ist. Beide vorliegenden sind die ersten ihrer Reihe. Fast möchten wir dem ersten zahlreichere Nachfolger versprechen als dem zweyten; wenigstens erfüllt er seine Ueberschrift unzweydeutiger. Sie sind übrigens nicht zu vergleichen: der erste ist meist ökonomischen Inhalts, und der andere erzählt, lehrt und — ergötzt in Versen und in Prosa. Die Hauptartikel von jenem betreffen Städte und Gegenden in der Markgrafschaft Baden, die sich durch Industrie oder andere Merkwürdigkeiten auszeichnen. Die Nachrichten vom *Murgthal* und *Pforzheim* sind solche, wie man sie in der That immer mit Nutzen und Vergnügen lieset. Darauf folgt eine gemeinnützige Abhandlung: *Versuche mit einigen Pflanzenproducten in Bezug auf das allgemeine menschliche Nahrungsmittel zur Abhelfung des Brodmangels u. s. w.* Ein ganz interessantes Stück Reisebeschreibung durch die Schweiz wechselt damit ab, zum Trost für diejenigen, welche sich nicht mit dem nützlichen täglichen Brod begnügen. Dann beschliessen räsonnirte Reiserouten durchs Badensche, und die Genealogie des markgräflichen Hauses das Ganze, an dessen Spitze sich, wie wir nicht übergehen wollen, auch einige Gedichte befinden, worunter nur die von *Schreiber* einigermassen gefällig lauten. Die sechs Monatskupfer von Küffner, deren Stoff aus der Geschichte des Jahres 1795 genommen ist, haben politische Tendenz. Die wackere Freymüthigkeit, womit der Erklärer zu Werke gegangen ist, übertrifft hier leicht die, besonders bey dem Stich, aufgewandte Kunst.

Die Kupfer von Nr. 2. sollen Scenen aus *Herrmann und Dorothea* vorstellen. Zwey darunter sind von Chodowiecky: das erste Zusammentreffen Herrmanns mit Dorotheen, und der Eintritt beider in das väterliche Zimmer. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass den Künstler bey ihrer Verfertigung eine kleine boshafte Laune gegen das Gedicht angeweht haben muss, wenn man nicht eine sehr vernachlässigte oder misrathene Bearbeitung annehmen will. Auf dem ersten Blatt spielen die Pferde und Ochsen der beiden Wagen, die Köpfe nach vorn gekehrt, die Hauptrolle; die Ochsen scheinen wohl mit Fleiss als „die grössten und stärksten des Auslands" abgebildet worden zu seyn. Die Wöchnerin nimmt sich aus wie ein verwundeter Soldat. Das zweyte Blatt ist noch weniger zu entschuldigen. Wer wird in der gemeinen runden Person mit der aufgeworfenen Nase, welche nebst dem offenen Munde der Erscheinung entgegenstrebt, die würdige Mutter Herrmanns; wer den Herrmann selbst in dem verlaufenen Studenten erkennen, der mit dem Mädchen an der Hand zur Thüre hereintritt? Das Mädchen ist besser, auch der Wirth zum goldenen Löwen möchte allenfalls für sich bestehen; aber der Apotheker und Pfarrer sind unedle Carricaturen ihrer Originale. Wenn es Chodowiecky möglich war, den Sinn unwillkürlich so zu verfehlen, so sieht man wiederum, wie mislich es mit Zeichnungen zu Gedichten und Romanen steht, wie unheilbringend besonders diese kleinen Formate für die Kunst sind. Ein Blatt von Küffner, das nur zwey Figuren hat: Herrmann und seine Mutter unter dem Birnbaum, ist das artigste von allen; und in einer andern weniger verworrenen und kleinlichen Manier gearbeitet, als die Blätter von ihm im vorhergehenden Almanach, und eins in diesem: der Zug der Vertriebenen. Die Mutter ist besonders gut gerathen.

Den sonstigen Inhalt des Almanachs möchten wir fast nur auf die Beyträge von *Hölderlin* einschränken. Die des Herausgebers sind endlose Reimereyen, einige Erzählungen oder Romanzen, z. B. *Palmach,* das schlechteste darunter. In dem langen Liede *an Emma* hat der Vf. den Ton von Bürgers *Elegie an Molly* anzustimmen versucht, und in dem Gedicht *das Eine* erstreckt sich die sichtbare Nachahmung von Schillers *Idealen* selbst bis auf einzelne Stellen. Vor den übrigen zeichnen sich die Kleinigkeiten von *Hillmar* und *Siegmar* vortheilhaft aus, so wie die innigen elegischen Zeilen von *Reinhard* (dem französischen Gesandten) an seine Gattin über den Abschied von Deutschland. Die prosaischen Aufsätze sind ganz unbedeutend. Hölderlins wenige Beyträge aber sind voll Geist und Seele, und wir setzen gern zum Belege ein paar davon hieher:

An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Roſſe von Holz muthig und groſs ſich dünkt,
Denn, ihr Deutſchen, auch ihr ſeyd
Thatenarm und gedankenvoll.
Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! ſo nehmt mich,
Daſs ich büſse die Läſterung.

An die Parzen.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daſs williger mein Herz, vom ſüſsen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe.
Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen;
Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenſpiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Dieſe Zeilen laſſen ſchlieſsen, daſs der Vf. den Gedanken zu einem Gedicht von gröſserem Umfange mit ſich umherträgt, wozu wir ihm von Herzen jede äuſsere Begünſtigung wünſchen, da die bisherigen Proben ſeiner Dichteranlagen, und ſelbſt das hier ausgeſprochene erhebende Gefühl ein ſchönes Gelingen hoffen laſſen.

Berlin, b. Unger: *Franz Sternbalds Wanderungen*, eine altdeutſche Geſchichte, herausgegeben von *Ludwig Tieck*. 1798. I. Th. 375 S. II. Th. 410 S. 8.

Es iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen unſerer und andern gebildeten Literaturen, daſs nur unter uns zuſammenhängende Werke theilweiſe in mehr oder weniger von einander entfernten Zeitpuncten erſcheinen. In Frankreich, in England wird faſt nie ein Roman, oder ſonſt ein Ganzes von mehreren Theilen, anders als auf einmal herausgegeben; in Deutſchland iſt eine ſolche Erſcheinung faſt eine Seltenheit, und unſere beſten, wie unſere ſchlechteſten Schriftſteller brauchen, um z. B. ein Werk von vier Bänden an das Licht treten zu laſſen, oft einen Zeitraum von zwey Jahren, oder vier Leipziger Meſſen. So macht freylich jedes Werk, welches Eindruck macht, einen doppelten Eindruck; indeſſen ſcheint es mit dem Weſen eines Ganzen in Widerſpruch zu ſtehen, daſs entweder der Urheber die Theile abgeſondert bis zur Ausſtellung vollendet, oder wenn er ſie auch ſämmtlich vollendet hat, daſs ſie doch abgeſondert ausgeſtellt werden. Das eine ſowohl wie das andere bleibt immer eine Verſündigung an der Verwandtſchaft zwiſchen den Künſten: denn welcher Maler, welcher andere Bildner hat wohl je das Drittheil oder Viertheil ſeines Werks wirklich *fertig* gehabt, ohne daſs das ganze Werk fertig geweſen wäre? oder welchem iſt es je eingefallen, heute nur ein Drittheil oder Viertheil zu zeigen, und in den folgenden Tagen das Uebrige aufzudecken?

Schwerlich möchten unſere Schriftſteller in dem Unterſchiede zwiſchen ihrer und der bildenden Kunſt eine hinlängliche Rechtfertigung ihres entgegengeſetzten Verfahrens finden können. In dem *einen* Falle, wenn der Schriftſteller wirklich nur *die* Theile ſeines Werks, die er herausgiebt, fertig hat, muſs der miſsliche Umſtand ſehr oft eintreten, daſs er, bey Bearbeitung der folgenden Theile, in jenen manches auf andere Weiſe bearbeitet, ſchattirt, angelegt, vorbereitet wünſchte, und da es zu ſpät iſt, ſich ſo behilft, wie er es ſicherlich nicht gethan haben würde, wenn er noch alle Theile zuſammen für die öffentliche Ausſtellung hinzugeben gehabt hätte. Nicht ſelten hat die Sitte, mit dem Anfange eines Werks hervorzutreten, einen Schriftſteller verleitet, auf einen bloſsen *Anfang* eine Phantaſie, eine Kraft zu verwenden, die nur für ein *Ganzes* gehörte, und ſo haben wir ſogar, was in keiner andern Literatur erlebt werden konnte, einen Roman, auf deſſen allgemein bewunderten und verſchlungenen erſten Theil, noch bey Lebzeiten ſeines berühmten Verfaſſers, nach jahrelangen Harren des Publicums, zwey Theile von einer unbekannten Hand, die ewig unbekannt bleiben wird, gefolgt ſind. Im *andern* Falle, da das Publicum in halbjährigen Zwiſchenräumen die einzelnen Theile eines vollendeten Werks zu genieſsen bekömmt, iſt der Nachtheil noch augenſcheinlicher: der zweyte Theil wird geleſen, nachdem von dem Eindruck des erſten ſelbſt bey dem theilnehmendſten Leſer ſich manches verwiſcht hat; oft wird dieſer, um den Eindruck wieder anzufriſchen, oder dem ungetreuen Gedächtniſs nachzuhelfen, vor- oder nachher noch einmal durchblättert. — Kann es aber dem Urheber eines vollendeten Werks genügen, wenn dieſes nur *ſo* genoſſen wird, nur *ſo* auf Gefühl und Verſtand wirkt? Und kann es unter ſolchen Umſtänden von der Maſſe des Publicums *anders* genoſſen werden, *anders* auf ſie wirken? Möchte wohl irgend jemand, auf deſſen Bildung und Geiſt *Tom Jones*, *Clariſſa*, *Don Quichote*, *Gil Blas*, und andere Meiſterwerke dieſer Gattung, frühen Einfluſs gehabt hatten, ſich lieber wünſchen, daſs er die einzelnen Bände dieſer Werke von halbem Jahre zu halbem Jahre als Meſsneuigkeiten geleſen hätte? So lieſse ſich dann jene Sitte vielleicht nicht mit Unrecht zu manchen andern Urſachen der Ungleichheit in den Graden der Bildung des deutſchen Publicums im Ganzen, und der beſten deutſchen Schriftſteller, zählen.

Da indeſſen die Sache nun einmal ſo iſt, ſo müſste die Kritik oft zu lange warten, um das Gute und Schöne zu empfehlen, zu verbreiten, zu unterſtützen, oder über Stümpereyen Gericht zu halten, wenn ſie es damit anſtehen lieſse, bis mehrere künf- [illegible] tige

[illegible]

ſige Meſſen endlich das Publicum in den Beſitz dieſes oder jenes ganzen Werks geſetzt hätten. Vielmehr ſoll ſie, ſo viel möglich, mit den öffentlichen Ausſtellungen und den Eindrücken, die dieſe hervorbringen, gleichen Schritt halten.

Bey ausgezeichneten Werken kann es auch allerdings der Kunſt zum Vortheil gereichen, wenn die Kritik ſich zu verſchiedenen Zeiten auf zwey ſehr verſchiedene Weiſen mit ihnen beſchäftigt, früher in einzelnen Theilen die charakteriſtiſchen Eigenſchaften, welche das Ganze beleben, entdeckt und aushebt, ſpäterhin auch dies, als Ganzes, beurtheilt. An *Franz Sternbalds Wanderungen* kann ihr weder jetzt die eine, noch wird ihr künftig die andere Arbeit gereuen.

So gut wie *Wilhelm Meiſter*, und ungleich beſſer als *Ardinghello*, taugt *Franz Sternbald* zum Helden eines *Kunſtromans*. Was ihn von *Wilhelm Meiſter* unterſcheidet, iſt nur eben, was *Wilhelm Meiſters Lehrjahre* zu gleicher Zeit zu einem *Kunſt-* und *Lebensroman* macht. Des zarten Anſtrichs von Lächerlichkeit, des Charakters als unſchuldiger Taugenichts, als naiver, beſcheidener Geck, mit welchem *Wilh. Meiſter* in ſeinen Lehrjahren, auſser den Geheimniſſen der dramatiſchen Kunſt, noch ſo manchen andern Geheimniſſen auf die Spur kommt, oder hilft, bedurfte *Franz Sternbald* nicht, um durch ſeine Wanderungen zu erlernen, wonach er trachtete, und aufzuſtellen, was der Dichter im Sinne hatte. Wenn man alſo auch annimmt, daſs ein Wageſtück, wie jenes einem andern Dichter als Göthe hätte gelingen können; ſo hatte doch Hr. *T.* hier gerade nichts damit zu ſchaffen. Mit Kindlichkeit, Offenheit, Reinheit, Herzlichkeit ausgeſtattet, tritt der junge Künſtler aus der Werkſtatt ſeines braven Meiſters, *Albrecht Dürer*, der ihm noch manches andere, was ihm frommt, auf den Weg mitgiebt, in eine, ſich vor ſeinen Schritten immer erweiternde Welt von Erfahrungen. Er iſt ganz, was der Hauptcharakter in einem ſolchen Werke ſeyn muſs: er lernt verſchiedene Empfindungs- und Denkungsarten kennen; er kommt in Berührung mit vielen auſserordentlichen Menſchen; er ſelbſt iſt leidender, unentſchiedener, als alles, was ihn umgiebt, oder worauf er ſtöſst, und ſo muſs er ſeyn, um auf recht Vieles zu ſtoſsen, das in ſeinen, des Dichters, und des Leſers Kram taugt, und theils dadurch, daſs *er* es iſt, der alles das erfährt, theils auch durch ein ihm eigenes Intereſſe, welches der Dichter über den beſtimmtern Zügen, den lebhaftern Farben der Nebenfiguren nicht aus den Augen verlieren läſst, wird die Theilnehmung, die ihm als dem Helden gebührt, lebendig erhalten.

Die Präexiſtenz von *Wilhelm Meiſters Lehrjahren* macht freylich etwas, das man, wenn man will, *Nachahmung* nennen kann, hier mehr als wahrſcheinlich. Um aber *wirklich* einen ähnlichen Weg zu betreten, dazu gehört etwas, das über den *Vorwurf* der Nachahmung weit erhaben iſt; es gehört dazu ein verwandter Sinn, in welchem der Künſtler das edle Feuer der Nacheiferung erweckte.

Beſonders bewundernswürdig iſt die Vielſeitigkeit in den individuellen Anſichten ſeiner Lieblingsgegenſtände, die der Dichter bald dieſer bald jener von ſeinen Perſonen leiht. Der rohe, widrige Enthuſiaſt *Bolz*, die wackern Kunſtmänner *Albrecht Dürer* und *Lukas von Leiden*, der wahnſinnige Maler *Anſelm*, der gelehrige, liebenswürdige, warmherzige *Franz*, der lebhaftere *Floreſtan*: jeden läſst die immer leichte, in ihren Nachläſſigkeiten reizende, oft hinreiſsend warme Sprache und Manier des Vfs., ſeine beſondere Sinnesart ſo ausdrücken, daſs der Leſer nicht ſelten wie der Held von der einen zu der andern angenehm hin und her ſchwankt, und ſelbſt wo eine ſolche vorkommt, in die er nicht eingehen kann, erhält ſie für ihn durch die milde, klare Darſtellung Reiz und Intereſſe. Um die Hauptideen des Vfs., wie auch um den Geſchichtsfaden zu beurtheilen, der, bald ſichtbar bald unſichtbar, durch das Ganze laufen ſoll, der aber hie und da etwas willkürlich und kümmerlich wieder aufgenommen ſcheint, muſs die Vollendung des Werks abgewartet werden.

Da das Coſtum der Sprache hier ein ſolches iſt, das eigentlich allen Zeitaltern anpaſst, das von den Eigenheiten des Jahrhunderts, in welches die Geſchichte geſetzt wird, unabhängig iſt, und ſie gleichſam deſto zierlicher kleidet; ſo wäre es ſchwer, für die ſo häufig eingemiſchten Verſe, oder vielmehr Reime ohne Metrum noch Wohlklang, einen befriedigenden Grund aufzufinden. Wie es ſcheint, hat bey vielen derſelben die Sprache ſich fügen ſollen, um ein Zuſammenflieſsen von Malerey, Tonkunſt und Poeſie hervorzubringen; allein ſie hat es nicht gethan, gerade weil ſie es ſollte, da ſie es hingegen dem Dichter oft leiſtet, der nicht ausdrücklich darauf ausgeht, und ſo klagt ſie meiſtens nur dem Leſer die harte Gewalt, unter welcher ſie leidet. Hie und da ſcheint freylich aus den ſchwarzen Buchſtaben ein ganzer lebendiger *Albano* entgegenzulächeln, wie z. B. in dem Frühlingslied I. Th. S. 269—275.; aber bey wie manchem andern von den Frühlings- und andern Liedern, die *Franz* und *Floreſtan* um die Wette dichten, iſt nicht eine gleiche Wirkung vergebens bezweckt?

Ein Theil dieſes Werks war, wie eine Nachſchrift an den Leſer berichtet, gemeinſchaftlich mit dem Vf. der *Herzenserleichterungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders*, dem nunmehr verſtorbenen *Wackenroder*, bearbeitet worden. Wirklich ſcheint zwiſchen dem erſten und dem zweyten Theile einiger Unterſchied zu ſeyn, der aber von glücklicher Wirkung iſt, indem er die Verſchiedenheit der deutſchen Art und Kunſt, in welcher der Held im erſten Theile lebt und webt, und der italieniſchen, welcher der zweyte ihn zuführt, kräftig ausdrückt.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. la Garde: *Exercices de prononciation, de grammaire et de construction pour faciliter aux François l'intelligence et l'usage de la langue allemande.* Par *S. H. Catel.* Tome I. 1798. 245 S. 8.

Mit Recht sagt Hr. *C.* in der Vorrede, dafs die Verfaffer deutscher Sprachlehren, welche zum Gebrauch der Franzofen beftimmt find, alle ohne Ausnahme den Fehler begangen haben, ihre Regeln gröfstentheils mit folchen franzöfifchen Beyfpielen zu begleiten, welche fie nicht wörtlich überfetzen, fondern gemeiniglich durch Idiotifmen, Provincialifmen und gefuchte Redensarten, durch Zufätze oder Auslaffungen erfchweren und verdunkeln. Wenn man ihre Lehrart unterfucht, fo fcheint es, als fetzten fie voraus, dafs der Franzofe, welcher Deutfch lernen will, fchon alle Wendungen und Eigenheiten unferer Mutterfprache kenne. Hr. *C.* bemüht fich in gegenwärtigem Buche eine beffere Lehrart einzuführen, welches ihm, nach Rec. Meynung, vollkommen glückt. Er giebt Beyfpiele, die buchftäblich aus dem Franzöfifchen ins Deutfche überfetzt worden find; und fo oft die wörtliche Ueberfetzung wider den Genius der deutfchen Sprache ftreitet, fetzt er die rechte (eingeführte) daneben. Ueberhaupt erläutert er den Gebrauch der Redetheile mehr praktifch als theoretifch, damit auch Ungelehrte, denen die grammatifchen Terminologien unbekannt find, fich feines Buches bedienen können. Diefe Methode billiget Rec. fehr, nur nicht den Punct, dafs Hr. *C.* die deutfche Wortfügung als völlig unregelmäfsig oder willkürlich, und äufserft fchwer befchreibt. Rec. weifs aus eigener Erfahrung, dafs der Franzofe, wenn er mit der Declination und Conjugation, d. h. mit der Form der deutfchen Sprache bekannt gemacht ift, die Schwierigkeiten des Syntaxes bald und leicht fafst, weil die Regeln glücklicher Weife keine, oder doch fehr wenige Ausnahmen leiden. Kennt der Lehrer diefe Regeln vollkommen, und ift fein Unterricht zweckmäfsig, fo mufs der Auslander in kurzer Zeit die Wörter auf dem Papiere richtig ftellen lernen, und geftehen, dafs unfer Sprachgebäude ungleich leichter zu überfehen ift als das franzöfifche. Von Inverfionen ift hier die Rede nicht; die braucht der Ausländer gar nicht nachzuahmen; genug, wenn er fie verfteht. — Uebrigens empfiehlt Rec. diefe *Exercices de prononciation* etc. allen folchen Franzofen, welche Deutfch zu lernen wünfchen, und ziehet fie allen bis jetzt bekannt gewordenen Anweifungen in diefer Gattung vor.

Paris: *Abrégé des Principes de la Grammaire Françoise*, par M. *Reftaut.* Nouvelle Edition. 1798. 129 S. 8. (8 gr.)

Seit langer Zeit hat die franzöfifche Sprachlehre von *Reftaut* viele Liebhaber gefunden, weil fie in Fragen und Antworten befteht, und folglich deutlicher ift, und die Aufmerkfamkeit der Jugend ungleich mehr feffelt als ein trocknes Regelfyftem. *Wailly* tadelt bekanntlich manches an der Einrichtung diefer Sprachlehre, und bisweilen nicht ohne Grund; allein die katechifirende Form, die Erklärung der vier Artikel, und verfchiedene andere in ihr enthaltene Diftinctionen, welche er verwirft, die aber augenfcheinlich dem Anfänger die Sache erleichtern, werden immer Anhänger behalten. Gegenwärtige Verkürzung der gröfsern Grammatik machte Reftaut eigentlich für die damals jungen Prinzen, den Herzog von Berry, den Grafen von Provence und Artois. Sie umfafst nur die einfachften und wefentlichften Grundfätze der franzöfifchen Sprache, und kann beym erften Unterricht mit vielem Nutzen gebraucht werden, denn auch fie befteht aus Fragen und Antworten. Eine kurze Ueberficht der Orthographie ftehet am Schluffe derfelben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Magdeburg*, b. Keil: *Ueber die Gemmenkunde*; zur Ankündigung einer Schulfeierlichkeit im Klofter Bergen, von *J. Gurlitt*, Profeffor und Director der Schule zu Klofter Bergen. 1798. 50 S. 4. (8 gr.) Von einer kleinen Schrift, wie diefe, darf man freylich nicht erwarten, dafs ein fo wichtiger Theil der Alterthumskunde, wie die Kenntnifs von den gefchnittenen Steinen aller Art ift, darin vollftändig und gründlich abgehandelt fey. Der Vf. ift alfo zu entfchuldigen, wenn er diefen fo vielfeitigen Gegenftand mehr andeutet als ausführt, indem er keinen andern Zweck haben kann, als eine allgemeine Ueberficht des Ganzen zu geben. Doch giebt es auch hier Gelegenheit zu Berichtigungen. S. 17. wird *Donatello* unter den Steinfchneidern angeführt, da er doch bekanntlich ein Bildhauer gewefen, und nie anders als in Marmor, in Erz und ein paar Figuren in Holz gearbeitet hat. S. 18. heifst es: „überhaupt aber find die Deutfchen in Caméen glücklicher gewefen, als in Intaglio's; im Tiefen haben fich nur wenige unter ihnen berühmt gemacht." Uns ift kein Deutfcher bekannt, der fich vorzüglich durch Caméen berühmt gemacht hätte; Natter und Pichler, welche man ohne Bedenken für die beften deutfchen Steinfchneider halten kann, arbeiteten auf beiderley Art, und ihre vertieften, fo wie ihre erhabengefchnittenen Werke haben in Rückficht der Kunft gleichen Werth. In derfelben Stelle heifst es: „Nicol. de Revaz zu Paris, habe einen neuen Kunftgriff oder Grabmeifel (Rädchen) erfunden, mittelft deffen die Arbeit des Steinfchneiders um drey Viertheil verkürzt werde, und durch welchen, fo fagt man, man weit vollkommnere Stücke liefern könne, als felbft die griechifchen find." Etwas fo abgefchmacktes follte nicht nachgefchrieben werden, und wenn es auch im hamburgifchen Magazin, oder in der Bibliothek der fchönen Wiffenfchaften und Künfte fteht, welche der Vf. dabey citirt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. März 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Schleswig, b. Röhs: *Lehrbuch der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft.* In zwey Theilen. Nach den besten Schriftstellern entworfen und mit Beyspielen auf wirklichen *Terrain* erläutert von *G. Venturini.* Ersten Theils Erster Band. 1798. Mit 4 Kupfern 438 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. verstehet (S. 6.) unter der angewandten Taktik im engern Verstande die Lehre von der Anordnung der Truppen in allen Terrain-Arten, in allen Fällen der Ruhe, der Bewegung und des Gefechts; er begreift aber in seinem Werk unter derselben auch die Strategie, oder die Lehre von der Anordnung der Truppen in allen Kriegesvorfällen, mit Rücksicht auf die Erreichung des grossen Zwecks des Krieges. Die angewandte Taktik im engern Verstande nennt er (S. 6.) die Kriegskunst, die Strategie aber nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem *Titel, die Kriegswissenschaft.* (S. 6. u. 11.) Der erste Theil, welchen wir hier vor uns haben, enthält die Kriegskunst, der 2te soll die Strategie in sich begreifen. In jenem wird im ersten Hauptstücke von den Bestandtheilen, den Bedürfnissen und der Verpflegungsart einer Armee gehandelt. Im 2ten Hauptstück kommen die Stellungen der Truppen zur Benutzung der Terrain-Vortheile, die Lagerungen der Armeen, die getrennte Stellung der Truppen in Quartieren (so nennt der Vf. die Cantonirungs- und Winter-Quartiere) vor.

Ein jedes Lehrbuch und zumal ein so umständliches, wie das vorliegende, hat zwey Seiten, von denen es betrachtet werden kann: erstlich, wie es die vorhandenen Materialien ordnet, und zweytens, wie es dieselben beurtheilt, und aus ihnen neue Lehren ziehet. In Absicht des ersten Puncts wird jeder gestehen müssen, dass ein wohlgeordneter deutlicher Vortrag und eine systematische Anordnung der vorhandenen Materialien dies Lehrbuch charakterisiren, und dass der Vf., ein Herzoglich Braunschweigscher junger Ingenieur-Officier, für die Zukunft viel verspricht. Es ist ein grosses Verdienst, die verworren hingeworfenen Materialien in ein wissenschaftliches Ganzes zu bringen. Das Studium wird dadurch erleichtert, die Unvollständigkeit des Unterrichts vermieden, und ein neues Licht über alle Theile verbreitet. Aber es ist auch sehr schwer, bey dem ersten Versuch jede Weitschweifigkeit zu vermeiden, das Entbehrliche von dem Unentbehrlichen, oder das, was Beziehung auf die Bildung der Beurtheilung und auf die Anwendung hat, von dem, was zwar im weitern Sinn in das Gebiet der Wissenschaft oder Kunst gehört, aber doch, ohne den logischen Zusammenhang zu zerreissen, weggelassen werden kann, abzusondern. Wir finden dies auch in dem Werke des Vf. Er hascht nicht selten nach einer wissenschaftlichen Darstellung, wo dieses nur zu unnöthigen Ausdehnungen führt, und dabey bringt er eine Menge Gegenstände in sein Lehrbuch, welche in das Dienstreglement und in die Lehren von der Einrichtung einer Armee, aber nicht in die angewandte Taktik, wenigstens nicht ohne Entwickelung der Grundsätze, gehören. Wer indess dieses Werk zu seinem Lehrbuche wählt, hat gleichwohl eine wohlgeordnete Uebersicht aller Theile vor sich, die er in keinem bisher erschienenen taktischen Werke findet, und wir empfehlen es daher allen jungen Officieren, welche die Kriegskunst studiren wollen.

In Absicht des zweyten Puncts, der Entwickelung allgemeinerer Grundsätze, der Kritik der vorhandenen, der anwendbarern Darstellung der bekannten Lehren, der Arbeit für die einzelnen Theile der Kunst, und also für die Leser, welche sie schon im Ganzen ziemlich kennen, ist dieses Lehrbuch nicht so empfehlungswerth, als in Absicht des erstern (der Darstellung des allgemein Bekannten.) Im Einzelnen vermisst man überall das Eigene; so sind z. B. aus *Scharnhorsts* Taschenbuche für Officiere die Kapitel von den Patrouillen, Feldwachen u. s. w. und aus dem ersten Theil des Handbuchs von eben dem Vf., der Abschnitt von dem Gebrauch der Artillerie im freyen Felde nicht etwa ausgezogen, sondern wörtlich abgedruckt. In andern Kapiteln, wo nicht neuere Schriftsteller so ganz zum Grunde gelegt werden konnten, findet man auch nur die Kunst älterer Zeiten. So ist z. B. angenommen, dass in gewöhnlicher Schlachtordnung die Cavallerie auf den Flügeln der Infanterie gesetzt werden müsse. — Bey der Wahl der Stellung einer Armee ist die wichtigste aller Rücksichten: *die Armee, wo möglich, so zu stellen, dass sie der Feind, bevor er in ihr Feuer kömmt, nicht sehen kann,* gar nicht erwähnt. Von den Rücksichten bey einer Stellung auf Bewegungen, auf Hinterhalte im Grossen, auf Strategems, ist hier gar nicht anders, als im alten Geschmack die Rede. — Hätte der Vf. über die Stellungen in den verschiedenen Terrain belehrenden Unterricht geben wollen: so hätte er dazu die besondern Umstände mehr aus einander setzen müssen; denn von der Benutzung dieser hängen doch meistens die Verhaltungsregeln

ab. Mit den allgemeinen Regeln der Kriegskunst ist man im Kriege nicht viel besser daran, als mit der reinen Mathematik, wenn es auf Ausführung der angewandten ankömmt.

Wir haben jetzt noch die Plane anzuzeigen, welche diesem Werke beygefügt sind. Der erste enthält zwey Schlachtordnungen; die eine, wo die Cavallerie auf den Flügeln stehet, haben wir schon erwähnt; die 2te ist in einem Terrain gezeichnet, ungefähr wie das, worin das Kaiserliche Corps bey Reichenberg 1757 geschlagen wurde. Solche Stellung trifft man selten, und noch seltener ereignet sich der Fall, dass der Feind gezwungen ist, uns darin anzugreifen. (Der Angriff bey Bergen 1759 kann hier nicht hergezogen werden; der Herzog Ferdinand glaubte, die französischen Truppen wären noch nicht versammlet.) Ueber die Vertheilung der Truppen in dieser Stellung kann man nicht mit dem Vf. einverstanden seyn. Denn wäre es die Absicht des Feindes, die Armee in derselben anzugreifen: so würde er wahrscheinlich nicht gegen den rechten Flügel sich wenden; sondern die 3 Bataillons Infanterie auf der andern Seite des Flusses vertreiben, von hier den linken Flügel in die Flanke nehmen, während er ihn zugleich von vorn angriffe. Die Cavallerie des linken Flügels würde, wenn der Feind mit einer Linie Infanterie und dem grössten Theil des Geschützes sich näherte, immer am Flusse mit dem rechten Flügel bliebe, und den linken refusirte, nicht sehr viel thun können. Die 3 Bataillons aus dem Holze auf unserm linken Flügel würden der Uebermacht, wenn sonst der kleine Bach durchwadet werden könnte, weichen müssen, und mit ihnen wäre vielleicht die Stellung verloren. Dieses Geholz hätte wenigstens mit 3 Brigade Infanterie und eben so viel Batterien besetzt werden müssen, der rechte Flügel konnte, ohne geschwächt zu werden, dieselben sehr wohl entbehren.

Der zweyte Plan stellt die Gegend von Meissen vor. Der Vf. nimmt hier mehrere Stellungen, und macht darin verschiedene Bewegungen, ohne dass er die Lage, in der sich die gegenseitigen Armeen befinden und die Beschaffenheit des Terrains beschreibt; dazu kommt noch, dass der Stich schlecht, und der Maasstab zu klein ist. — Der dritte Plan stellt eine Winterpostirung vor, und ist aus *Müllers* bekanntem Werke: Versuch über die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen, genommen. — Der 4te und letzte Plan enthält das Bisthum Paderborn nach *Rossiere*. Der Vf. beschreibt hier einen Quartierstand beynahe so, als er im 7 jährigen Kriege, im Jahr 1761 war. Allein die Karte ist unrichtig, ohne alle Haltung in der Darstellung, und die Beschreibung der Gegend fehlt. — Belehrung ist hier also nicht zu erwarten.

ERDBESCHREIBUNG.

Ohne Druckort: *Fragmente über Italien aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.* Erstes Bändchen. 1798. 390 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift bereiste Italien in den Jahren 1796 und 1797. Er verbeitet sich über eine Menge von Gegenständen, trägt leicht vor, und nimmt das Interesse des gegenwärtigen Augenblicks geflissentlich in Acht: es ist daher zu vermuthen, dass sein Werk viele Leser finden werde, und eben darum ist es nothwendig, neben dem Guten, welches wir anerkennen, auch die schlechte Seite nicht zu verhehlen.

Die ersten Abschnitte betreffen Italien überhaupt, seine geographische Lage, Flüsse, Berge, Klima, das Volk, den Charakter und die Sitten desselben. Der Vf. kündigt sich darin als Lobredner sowohl des Landes als der Menschen an, widerlegt die falschen Begriffe, welche man sich in Deutschland gewöhnlich von Italien und seinen Bewohnern zu machen pflegt, weist ein paar Schriftsteller zurecht, und sagt bey dieser Gelegenheit, einige Widersprüche mit sich selbst abgerechnet, viel Wahres und Halbwahres. Nur halb wahr ist besonders dasjenige, was vom Zustande der Cultur bey den Italienern gesagt wird, die der Vf. immer zunächst mit den Deutschen vergleicht, und diesen daher viel Unrecht thut. Rec. hält sich zwar aus eigener Erfahrung für befugt, von den wissenschaftlichen Kenntnissen, die unter der italienischen Nation allgemein im Umlauf sind, nicht ganz so vortheilhaft zu urtheilen, als der Vf., indessen hat er S. 80 und 81. ein paar Züge erzählt, die ihnen so viel Ehre machen, dass wir sie nicht verschweigen dürfen. Bey seiner Anwesenheit in Neapel wurde einst in einer Gesellschaft von fünf bis sechs Officieren bey Gelegenheit einer militärischen Streitfrage der Polybius in der Originalsprache herbeygeholt und nachgeschlagen. In der Folge machte er mit den *Gardes du Corps* zu Portici Bekanntschaft: unter wenigstens zehn, mit denen er umgieng, war nicht ein einziger, der nicht mit der italienischen Literatur vertraut gewesen wäre. Mehr als die Hälfte aber lasen die römischen Dichter, wussten z. B. ganze Oden aus dem Horaz auswendig, und brachten unter sich zuweilen halbe Tage mit antiquarischen Streitigkeiten zu. Dieses ist nun in der That ein rühmliches Zeugniss von der neapolitanischen Garde du Corps. Muss man sich aber nicht billig verwundern, dass, ungeachtet solcher Liebe und Bekanntschaft mit der schönen Literatur, besonders der Alten, doch der italienische Parnass jetzt so äusserst sparsam gute Früchte trägt? Wir übergehen das, was vom gesellschaftlichen Umgang in Italien gesagt wird, wo der Vf. sich für Venedig und Neapel erklärt, hingegen die Florentiner weniger liebenswürdig findet, ihnen vorwirft, dass sie viel vernünfteln, in grosser gemischter Gesellschaft viel über Literatur und schöne Künste sprechen, gern im Corso fahren, und eine unangenehme Aussprache haben; denn über Dinge dieser Art lässt sich nicht wohl streiten, indem das Gefallen oder Missfallen hier von dem eigenthümlichen Geschmack eines jeden abhängt. Doch der folgende Abschnitt, von den *Italienerinnen* hat uns, wir müssen es frey gestehen, nicht nur missfallen, sondern wirklich gegen den Vf. aufgebracht. Seine Galle ergiesst sich darin noch

hefti-

heftiger, als in dem vorigen, über die Deutschen, und S. 179. hat er sogar die Unverschamtheit zu sagen: *„wem ist je die Eroberung eines schönen Weibes in Deutschland misglückt, wenn er sich sie ernsthaft vorsetzte?“* und so grob schmäht er nun noch auf drey Seiten immer fort. Die Italienerinnen sind ihm hingegen S. 189. — *himmlische Geschöpfe! — gleich als hatten sie Armidens Gürtel; — „weder in Wien noch in Berlin, so verrufen sie in Deutschland sind, (!) und so viel dort in materieller Liebe ausgeschweift wird, kennen die Weiber die Art von verfeinerter philosophischer Offenheit, von überdachtem Calcul, womit eine Venezianerin ihre Liebschaften behandelt.“* S. 67. Beyläufig werden die Abentheuer eines vertrauten Freundes des Vfs. erzählt. Die Geliebte deffelben zu Florenz war eifersüchtig und verleidete ihm den Aufenthalt so, dass er nach Rom entwich. Dort gieng es ihm ebenfalls schlecht: denn die Mädchen, denen er sich antrug, wollten geheirathet und die Weiber entführt seyn. Aber in Venedig begegnete man dem Freunde besser: daselbst versahe er das Amt des *Cavaliere Servente* bey einer Dame und machte nebenher einer andern, *mit grossen seelenvollen Augen*, die Cour; sie schien ihn aber nicht zu verstehen, und seine entfernten Bewerbungen wurden mit Kalte aufgenommen. Endlich findet er Gelegenheit, im Theater der schönen *„Antonia“* — (so hiess sie) seine nahe Abreise anzukündigen. Den Tag vor derselben erhält unser Ritter von unbekannter Hand ein Billet: Man wünsche ihm angethanes Unrecht abzubitten. Er sollte sich eine Stunde nach Mitternacht allein auf seinem Zimmer finden lassen. Zur bestimmten Zeit erscheinen zwey weibliche Masken, necken sich mit ihm; die eine reisst ihre Larve ab, wirft sich ihm um den Hals. — Es ist Antonia, — die jetzo den Freund so glücklich macht, *„dass ihm noch nie eine Abreise so schwer ward, als die am folgenden Morgen von Venedig.“* Diesen *Zug edlerer Art* von der *guten Antonia*, wie sie der Vf. zu nennen beliebt, halten wir, und gewiss auch der achtbarste Theil des Publicums mit uns — für schamlose Lüderlichkeit — und wissen nicht recht, ob er wirklich im Ernste gesprochen, oder uns zum besten zu halten gedenkt. — Die italienische Sprache giebt ihm Gelegenheit, die Unbeständigkeit der Deutschen zu rügen. Ein Italiener, heisst es, lese noch jetzt seinen *Ariost*, seinen *Tasso*, selbst seinen *Dante*, mit ungestörtem Genuss: — in Deutschland könne hingegen niemand mehr den *Opiz*, oder auch nur *Kaniz* oder *Brokes* zum Vergnügen lesen; und daraus wird denn sonderbar genug geschlossen, dass weder *Göthe* noch *Matthisson*, weder *Schiller* noch *Jean Paul* sich länger erhalten, sondern bald auch in die Bücherschränke verwiesen seyn werden. Unmassgeblich glauben wir, dass die Italiener ganz wohl daran thun, heut zu Tage noch immer ihren Tasso, Ariost, Dante und dazu auch noch den Petrarcha und Boccaccio zu lesen; aber die Deutschen handeln ebenfalls nicht unrecht, dass sie ihre neuern Dichter lieber lesen, als die alten. Damit wollen wir indessen keineswegs billigen, wenn viele unserer seynwollenden schönen Geister nur die jetztlebenden unserer Dichter kennen.

Der Abschnitt *vom Reisen* enthält Anmerkungen und Regeln, deren Befolgung einem jeden, der Italien durchzuziehen gedenkt, anzurathen sind. Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand des Theaters, besonders der Schauspiele, entwerfen ein ziemlich ungünstiges Bild von dem Geschmack der Italiener in diesem Fache, und Rec. muss leider gestehen, dass alles vollkommen auch mit seiner eignen Erfahrung übereinstimmt. Zwey Abschnitte von Pompeji, Herkulanum, Portici und dem Museum der Alterthümer daselbst enthalten bekannte Dinge. Man findet auch über die antiken Gemälde die abgetragenen Vorwürfe von vernachlässigter Perspective etc. wiederholt. Der Vf. will in diesen Bildern überall wissenschaftliche Kenntniss der Composition und der Gruppirung vermissen, hingegen gesteht er ihnen *„anspruchslose Composition und vorzüglich richtige Zeichnung“* zu. Dieses ist freylich sehr ungereimt und widersprechend; aber es kommen im folgenden Abschitt über *Correggio* doch noch weit sonderbarere Dinge vor. *Michel Angelo Buonarotti* sey vermuthlich das grösste Künstler-Genie gewesen, das bis jetzt unser Erdkreis hervorbrachte. — Zum Unglück für die Kunst schränkte er sich auf Sculptur und aufs Zeichnen ein. — *Rafael* ist (in des Vfs. Augen) nur der Maler für den Verstand, Correggio fürs Herz. — Tizians Vorzug liege eigentlich nur in der Carnation, sein Colorit sey, wenigstens für den Ungeweihten, nur mittelmässig. — Ja freylich nur für den Ungeweihten! — „Rafael kannte das Clair-Obscür gar nicht.“ — Weiterhin heisst es. „Für Correggio und für die Kunst war der Verkauf der Gemäldesammlung von Modena an August von Polen ein wahres Unglück. Dadurch ward die bessere Hälfte seiner Oelgemälde fern von dem Vaterlande der Malerey unter eine Nation verpflanzt, die bey manchen guten Eigenschaften doch so gar wenig Gefühl für Kunst hat, und die daher den Werth ihrer Schätze gar nicht zu beurtheilen im Stande ist.“ — Und ein Deutscher kann dergleichen zu und von Deutschen sagen? Ein Klügling, der gleich vorher den gröbsten Unverstand in absurden Behauptungen geäussert, will sich jetzt anmassen, einer ganzen Nation Kunstgefühl und Beurtheilungsgabe abzusprechen; ist darüber unzufrieden, dass sein Vaterland einige gute Kunstwerke besitzt, und vertheidigt gleichwohl die Plünderungen der Franzosen in Italien gegen diejenigen, welche sie missbilligen; meynt „es sey sonderbar, dass man das Bedürfniss zugebe, den Kunstgeschmack unter einem Volke zu erwecken und zu vervollkommnen; aber man wolle ihm nicht die Meisterstücke unter Augen stellen, die ihn hervor bringen.“ Allein es ist noch weit sonderbarer, dass der Vf. sich nicht früher auf diesen Trostgrund besonnen: er würde uns die Mühe erspart haben, ihn zu widerlegen, und uns an seinen Unarten zu ärgern.

Von Leopold, als Grofsherzog von Tofkana, einem Fürften, deffen Verdienfte weit über folcheLäfterungen erhaben find, werden mit gehäffiger Bitterkeit verfchiedene Anekdoten erzählt, die ihn als einen Wüftling, als einen geizigen und unfähigen Regenten darftellen. Allein Rec. glaubt verfichern zu dürfen, dafs diefer Fürft nicht in folchem fchlimmen Andenken bey den Florentinern fteht, als der Vf. gern möchte glauben machen. Tofkana ift nicht, wie er fagt, *das ärmfte Land unter feinen Nachbarn;* vielmehr fieht man nur wenig Gegenden in Italien, wo, befonders zur gegenwärtigen Zeit, mehr allgemeiner Wohlftand ift, vorzüglich auf dem Lande, wo fich auch die Wohnungen durch Bequemlichkeit und Reinlichkeit vor denen im Kirchenftaat fo fehr auszeichnen. Der Acker ift vortrefflich beftellt. Strafsen und Brücken find gut unterhalten, und zum Theil neu angelegt. Polizey- und Rechtspflege werden im Florentinifchen vielleicht beffer verwaltet, als in irgend einem andern Staat in Italien, und die Hauptftadt felbft hat unter Leopolds Regierung in ihrem *Gabinetto Fifico* eine öffentliche Anftalt erhalten, wie Italien keine, und andere Länder nur wenig ähnliche aufzeigen können. Zu den ungegründeten Vorwürfen, welche Leopold gemacht werden, möchte auch noch der gehören, dafs unter feiner Regierung die Seidenmanufacturen in Tofkana fich um mehr als die Hälfte vermindert haben follen. Denn gefetzt auch, die Verminderung fey wirklich fo grofs; fo folgt noch nicht daraus, dafs die Schuld davon auf die Regierung falle; fondern die wahrfcheinlichfte Urfache liegt, wie uns dünkt, in der vorzüglichen Befchaffenheit und Güte der englifchen und franzöfifchen Seidenwaaren.

Papft *Pius VI.* wird, wie man erwarten konnte, auch getadelt; denn das ift nun einmal fo hergebracht, und eben darum wollen wir auch nichts dagegen erinnern; aber der wackere Marchefe *Manfredini* hätte doch billig verfchont werden follen. Es wird ihm S. 129. *Unbedeutenheit des Verftandes* fchuld gegeben: dem Manne, der unter den verheerenden Stürmen, die Italien betroffen, durch die Klugheit feines Benehmens den Staat, welcher feiner Leitung anvertraut ift, auf eine faft wunderbare Weife bis jetzt noch immer aufrecht und im Wohlftand zu erhalten gewufst hat!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON u. LEIPZIG, in Commiffion b. Baumgärtner: *Recueil d'Idées nouvelles pour habiller fuivant les regles du meilleur Goût* (?) *fes Domeftiques, Jockeys, Courriers, Poftillions, Cochers, Chaffeurs, Houffars etc. avec 16 Fig. coloriés.* (Auf Velinpapier.) [Auch mit einem ungefähr das nämliche bedeutenden Titel in englifcher Sprache.) Ohne Jahrzahl, klein Querfolio. (2 Rthlr. 12 gr.)

Einige diefer Figuren find etwas fratzenhaft geputzt, die meiften bunt, und reichlich mit Gold und Silber verbrämt. Sie könnten beffer gezeichnet feyn; aber illuminirt find fie noch gut genug.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Leipzig*, b. Höfer: *Die Reize der Südfee-Infeln;* hiftorifch dargeftellt von *F. G. A. Lobethan*, Prof. in Zerbft. 1796. 51 S. kl. 8. Diefes Gemälde darf auf dichterifche Schönheiten keine Anfprüche machen. Indeffen fieht man mit Vergnügen die in mehren Reifebefchreibungen zerftreueten Nachrichten von den fchönen Südfeeinfeln, welche kein Weltumfegler alle befuchte, zufammengeftellt hat. Die Güte des Bodens und des Klima's, die vortrefflichften Naturproducte mannichfacher Art, die Einfalt und Unfchuld der Sitten der meiften diefer Infulaner machen jene Infelgruppen zu einem paradiefifchen Aufenthalte. Otaheiti, diefe Königinn der Infeln, entzückte den berühmten Entdecker von Bougainville fo fehr, dafs er es Neu-Cythere nannte. Indeffen wetteifert Nihau an Reizen mit Otaheiti, übertrifft es an Volksmenge und hat einen gröfsern Ueberflufs an den vortrefflichften Naturproducten; felbft das dortige Frauenzimmer ift weifser und fchöner, als das otaheitifche. — Drey Brodfruchtbäume find hinreichend, eine Perfon drey Viertheile des Jahres hindurch zu ernähren. — Van Diemens Land hat die fchönften Wälder. — Salz wird nur auf den Sandwichinfeln verfertiget. — In Rückficht der Landescultur zeichnen fich die freundfchaftlichen Infeln aus, wo die Befitzung eines jeden Einwohners durch eine Einfaffung im chinefifchen Gefchmacke bezeichnet wird. — Auf der Norfolk-Infel, wo eine englifche Colonie ift, liefen die auf der Reife nicht verdorbenen europaifchen Getreidearten und Sämereyen vortrefflich auf: der Weizen trug mehr, als zwanzig, — die Gerfte aber zwölffältig, und die dort fich äufserft vermehrenden Kartoffeln können zweymal des Jahres geärndtet werden. Man hatte Kohlköpfe von zehn bis fieben und zwanzig Pfund. 1790 waren fchon 30 Morgen Korn — und 18 Morgen Gartenlandes bebauet. Die Fichte und die Flachspflanze verfprechen auf die Zukunft den gröfsten Nutzen: eine Fichte war 140 Fufs lang, und manche andere hielten 30 Fufs im Durchmeffer (?); die Flachspflanze, welche nicht felten acht Fufs hoch wächft, verfteht man noch nicht gut zu bearbeiten; Forfter vermuthet, dafs fie mit der Zeit allen Flachs und Hanf verdrängen werde, da fie alle Jahr aus den Wurzeln ausfchlägt und in jedem Boden fortkommt. — Die Herzog-von-York-Infel foll jeden bekannten Boden an Fruchtbarkeit übertreffen, und die Einwohner der Navigatorsinfeln haben die gröfsten Fortfchritte in der Staatskunft gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. März 1799.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: *Geschichte der Republik Frankreich unter der Directorialregierung, bis zum Definitivfrieden mit Oestreich.* Mit historisch-diplomatischen Urkunden. Herausgegeben von *Joh. Christ. Gottl. Schaumann*, Doct. und Prof. der Phil. 1798. IV u. 792 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

So ausgemacht wir es mit dem Herausg. halten, dass die Energie, welche das constitutionelle Directorium schon in den ersten Jahren zeigte, Bewunderung und eine sehr ernsthafte Betrachtung verdiene; so schwer finden wir das Unternehmen, jetzt schon eine zusammenhängende Geschichte dieser Begebenheiten dem Publicum vorzulegen. Wäre auch der Vf. eines solchen Werks mit aller der Beurtheilungskraft und mit aller der, jetzt fast nicht zu erwartenden, Unpartheylichkeit ausgerüstet, ohne welche sich kein wohlgesinnter Schriftsteller, auch bey dem grössten Reichthum an Materialien, an diese Arbeit wagen sollte: so würde er dennoch, bey der grössten Sorgfalt und bey vollem altdeutschen Fleisse, immer nur etwas Unvollkommnes liefern. Je erstaunenswürdiger die Begebenheiten an sich sind, desto zuversichtlicher können wir, da die menschliche Natur sich nie, auch der ganze Charakter eines Volks sich unmöglich in zwey bis drey Jahren verändern kann, *a priori* schliessen, dass unbekannte, unsern Augen noch zur Zeit verborgene, Ursachen diese Erfolge müssen hervorgebracht haben. Schon hat die Erfahrung einige derselben aufgedeckt; und was uns ehemals unbegreiflich schien, verliert schon vieles von dem wunderbaren Zauber, da wir es aus einem weiteren Gesichtspunct betrachten: aber sehr vieles ist noch verschleiert, und erst in Jahren dürfen wir hoffen, die Hülle abgezogen zu sehen. Der Geschichtschreiber muss also in die Richtigkeit der Vorstellungen, die er sich macht, billig das grösste Misstrauen setzen. Bey Gegenständen, welche ihrer Natur nach durch das anscheinende Missverhältniss zwischen Ursache und Wirkung bey jedem irgend lebhaften Kopfe, einen gewissen Enthusiasmus erregen müssen, sollte er sich, nachdem er alle mögliche Sorgfalt auf die Berichtigung der Thatsache gewandt, immer lieber zu dem Horazischen *nil admirari* neigen, und dem zu Folge geheime, ihm verborgene Ursachen vermuthen, als durch Herleitung derselben aus den angeblichen, seine Einbildungskraft so erhitzen, dass er endlich gleich dem Fieberkranken stets gigantische Gestalten sieht, wo der gesunde Umstehende nur gewöhnliche Figuren gewahr wird. Und bey auffallenden Erscheinungen, deren Grund nicht leicht dem aufmerksamen Beobachter verborgen bleibt, muss er der Entwickelung dieser bewegenden Ursachen in ihrem ganzen Umfange, nach allen Nebenbestimmungen, die schärfste Aufmerksamkeit widmen, um nicht durch die Wirkung des Wunderbaren umgekehrt auf trügliche, gekünstelte Erklärungen geleitet zu werden, wo alles aus der uns bekannten Kraft fliesst, wenn wir ihren vollen Wirkungskreis kennen. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, werden einst die grossen Begebenheiten der französischen Revolution vieles von dem Wunderbaren verlieren, welches sie jetzt allerdings haben. Dann werden wir uns gestehen, dass die Siege der republikanischen Heere nicht unbegreiflich sind; wir werden aber auch einsehen, wie zu eben derselben Zeit das Volk in eine solche politische Apathie versinken konnte, dass eine Revolution, wie die vom 8ten Fructidor, auch nicht den mindesten Widerstand fand; ja, man kann es mit Grund sagen, auf die Nation im Ganzen sehr wenig Eindruck machte.

Bis diese aufgeklärte Zeit der neueren französischen Revolutionsgeschichte eintreten kann, müssen wir freylich in unseren Foderungen an den Geschichtschreiber sehr nachgiebig seyn. Wir müssen es übersehen, wenn er verwickelte oder bestrittene Thatsachen weder vollständig noch hinlänglich bestimmt erzählt, wenn er zur Erklärung ausserordentlicher Erfolge den allgemein bekannten Ursachen eine fast übernatürliche Kraft beylegt, wenn er auf der andern Seite nicht die volle Wirkung bekannter Ursachen durchschauet, und daher den Zustand des Landes im Ganzen sich anders denkt, als er wirklich ist. Aber das dürfen wir doch mit Recht und Billigkeit von einem jeden Geschichtschreiber dieser Epoche fodern, dass er seine Sorgfalt durch eine zweckmässige Vollständigkeit und Genauigkeit an den Tag lege, seine Beurtheilungskraft durch Würdigung seiner Quellen wenigstens so weit, dass nicht einseitige Berichte sein Evangelium sind, seine Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit dadurch, dass er sich aller leidenschaftlichen Urtheile enthalte, und des so allgemein wahren Zurufs: *peccatur intra Iliacos muros, peccatur et extra* niemals vergesse.

Der Vf. des angezeigten Werks ist, nach des Herausg. Versicherung, ein Däne, welcher Gelegenheit gehabt hat, einige der von ihm erzählten Begebenheiten unter seinen Augen werden zu sehen; über die andern aus den besten Quellen, die ihm

zugänglich waren, sich aufzuklären gesucht; alle mit *sorgfältigem Ernst geprüft*, und ohne *Vorliebe und Hass erzählt*. Seinen Namen will er erst dann genannt haben, wenn er sein grösseres Werk, das er in der Stille der Unbekanntheit vollenden will — die „Geschichte des Strebens der französischen Nation nach Freyheit und Gleichheit" dem Publicum übergeben wird.

Den ersten und zweyten Punct müssen wir dem Herausg. glauben, obgleich wir von der Reichhaltigkeit seiner Quellen, nach einer hier und da angestellten, nur oberflächlichen Vergleichung, eine sehr geringe Meynung haben: allein wenn wir den dritten Punct nicht bezweifeln sollen; so verpflichtet uns das Zutrauen, was das deutsche Publicum der A. L. Z. schenkt, und was wir treulich und ohne alle Menschenfurcht zu verdienen suchen, nach gehöriger Prüfung bestimmt zu versichern, dass in des Vfs. Begriffen von *sorgfältigem Ernst*, von *Hass* und *Vorliebe* eine klägliche Verwirrung herrschen muss.

Wir glauben um so mehr, dies Urtheil etwas umständlicher rechtfertigen zu müssen, als der Gegenstand dieser Schrift sie der allgemeinen Aufmerksamkeit vorzüglich empfiehlt. Denn allerdings muss, wie der Herausg. bemerkt, eine gedrängte Erzählung dessen, was in den beiden Jahren 1796 und 1797. unter der Leitung des Directoriums durch und für Frankreich geschehen ist, dem Publicum willkommen seyn, auch wenn sie nicht, wie jetzt, die erste Schrift dieser Art wäre.

Auch gebührt dem Vf. das Lob einer guten Ordnung, und einer im Ganzen guten Schreibart. Das Ganze besteht aus fünf Büchern, welche wieder in Kapitel getheilt sind, deren Inhalt man aus den vorgesetzten kurzen Rubriken leicht übersieht. Das erste Buch enthält eine kurze Einleitung theils zur früheren Geschichte der Revolution, theils statistischen Inhalts: beide sind unvollkommen, und in so weit nicht zweckmässig. Die vier folgenden Bücher schildern, der Zeitfolge nach, die wichtigsten Begebenheiten, vorzüglich des Kriegs innerhalb und ausserhalb der Republik, auch die erheblichsten Verschwörungen. Jedem Kapitel sind einige besonders wichtige Actenstücke in der Originalsprache angehängt: einige derselben können aber freylich nicht für Urkunden, im eigentlichen Sinn des Worts, gelten, und dies ist vielleicht die Ursache zu der auf dem Titel gebrauchten, nicht logisch richtigen Terminologie. Der erzählende Ton ist dem Vf. gut gelungen. Einige umständlicher entwickelte Begebenheiten, wie die Schlachten bey Arcole, Rivoli, am Tagliamento, und die Geschichte der sogenannten Verschwörung des 18ten Fructidors, sind so vorzüglich, besonders mit so viel Lebhaftigkeit der Darstellung vorgetragen, dass des Vfs. Talent in dieser Gattung alle Aufmunterung verdient.

Aber mit dem Materiellen können wir durchaus nicht zufrieden seyn. In der ganzen Art, wie der Vf. die Begebenheiten ansieht und darstellt, finden wir leider eine auffallende Vorliebe nicht nur für die französische Republik, sondern namentlich für die herrschende Parthey, und eine enthusiastische Bewunderung der Kriegsthaten der französischen Heere. Wir fragen das deutsche Publicum: ob es einen Geschichtschreiber für unbefangen hält, dem französische Amtsberichte, so viel wir urtheilen können, einzige Quelle sind? Der den, auch bey allen Grossthaten, dennoch unerträglichen Posaunenton der meisten französischen Generale mit vollen Backen nachhallet? Der sich nicht schämt, da, wo er blos erzählt, die Sprache französischer, von der Nation selbst hinlänglich gewürdigten, schmähenden Proclamationen zu führen, von „*Pitt's* Absichten," gleich feilen Journalisten, zu sprechen, ja sogar Rubriken hinzuschreiben, wie die B. IV. Kap. 3. „*Pitt schickt Malmesbury nach Paris, als solle er Frieden schliessen.*"? Wir fragen: ob ein Schriftsteller unpartheyisch ist, der die Vorfälle des 18ten Fructidor, jenes Tages, der immer das Grab der Constitution war, wenn auch die unterliegende Parthey wirklich royalistisch gesinnt gewesen wäre, ganz in dem Sinn der siegenden Parthey erzählt, die wenigstens bis jetzt noch nie den Vorwurf von sich hat ablehnen können, dass sie die Verurtheilten nicht einmal hörte? Wir fragen: ob man den Geschichtschreiber sorgfältig nennen kann, der seine Beweise nicht würdigt; der nicht selten Umstände als wahr und erheblich anführt, deren Ungrund oder Geringfügigkeit jedem auffallen, der auch nur wenig mit französischen Sitten und Ton bekannt ist, wie z. B. S. 217. 218.; der, indem er die Geschichte der Directorialregierung schreibt, die eine Hauptseite fast unberührt lässt, nämlich die ganze innere Verwaltung, die wahrlich, selbst nach Amtsberichten in der gesetzgebenden Versammlung, Millionen Menschen die bittersten Seufzer über das *glänzende Elend* ihres Vaterlandes auspressen muss!

Nein! es ist einmal Zeit, dass die Kritik ihre Stimme laut erhebe gegen diese partheyischen Lobredner der jetzigen Lage Frankreichs! Die historische Wahrheit, ja die heilige Sache des natürlichen Rechts, die Wohlfahrt der Staatsvereinigung fodert es, dass man die Larve abreisse, dass man endlich die schwärmerischen oder leichtsinnigen Verschönerer in ihrer Blösse darstelle, dass man den betrogenen, irre geleiteten Haufen durch Aufdeckung der untern Seite überzeuge, es sey auch hier nicht alles Gold, was glänzt. Wir haben nicht einmal *des Vaterlandes* erwähnt. Von einem Dänen freylich können wir nicht deutschen Sinn fodern: aber desto ernstlicher müssen wir unser Publicum vor der undeutschen Art so mancher deutscher Schriftsteller warnen, welche, wie geflissentlich, das übermüthige Frankreich noch mehr auf Kosten des ohnehin gebeugten Deutschlands zu erheben suchen. Gutes, treues, fleissiges, biederes, bescheidenes Volk! Deine Sprecher wenigstens sollten nicht dich noch mehr niederschlagen; nicht die Mängel deiner zerstückelten, wurmstichigen Verfassung missbrauchen, um vollends zu lähmen, was etwa noch von deutschem Nationalgeist übrig

übrig ist. Wenn gleich diese Rüge den Vf. der vorliegenden Schrift nur mittelbar trifft; so konnten wir sie doch nicht zurückhalten, weil unserer Vaterlandsempfindung schon der Ton schmerzhaft auffiel, *worin er von den französischen Heeren im Verhältnifs zu den ihnen gegenüberstehenden redet, die meistens Deutsche waren.* Wahrlich! es ist nicht der bessere Soldatensinn, nicht der höhere Muth, nicht die gröfsere Tapferkeit der einzelnen, was den Franzosen in der Action so oft das Uebergewicht verschaffte: es ist vielmehr gröfsere Geschicklichkeit der Anführer, bessere Organisation des Commando's, vollkommnere Einigkeit bey Ausführung der Plane; — Umstände, welche nie der Nation zur Last fallen. Darum sollte man um so weniger in deutschen Schriften *den Leidenden* auch noch durch die Art *kränken, wie* man seine Leiden schildert; man kann ungeschminkt alle Thatsachen erzählen, wie sie den Franzosen wirklich günstig sind, ohne die Wunden, die das Andenken ohnehin schlagt, durch schneidende Worte noch tiefer zu ätzen.

Als fernere Belege von der Unpartheylichkeit, der Beurtheilungskraft und der historischen Sorgfalt des Vfs. führen wir nur noch einige einzelne Stellen an. — S. 23. Das Ziel der höchsten Anstrengungen *Rewbels* ist, alle Feinde Frankreichs zu zernichten, ihm (Frankreich) durch Macht und Gerechtigkeit die Achtung der ganzen Welt auf ewig zu sichern, und in den Verhandlungen der Nationen mit Nationen (wie z. B. mit der Schweiz und Amerika?) den *Geist der Ehrlichkeit* und den Ton der Gradheit *geltend zu machen*, welche sein öffentliches und Privatleben charakterisiren. — S. 26. *Carnot's* fortwährender Sitz in dem Robespierrischen Wohlfahrtsausschufs hat seinen Republikanismus verdächtig gemacht. — S. 130. Eine von den Institutionen, welche mit der republikanischen Ordnung in offenbarem und vielfältigem Widerspruch war, und an das vormalige System ohne Unterlafs und jedermann erinnerte, war die *christliche Zeitrechnung* und der *gregorianische Kalender.* — S. 194. In den ersten Zeiten der Directorialregierung wurden monatlich mehr als 36000 *Finanzplane eingereicht!* — S. 199. Das Directorium bemühete sich recht ernstlich der Seemacht *zum Gewinn und zur Störung des feindlichen Handels* die möglichste Stärke und Ausdehnung zu geben, und der schon rege Flibustiergeist, der daniederliegende Handel und die Gewinnsucht kamen seinen Bemühungen entgegen. Alle Meere sind mit französischen Kapern bedeckt, und die öffentlichen Blätter *mit* den Listen ihrer Prisen angefüllet. — S. 266. Auf *englischen* Schiffen wurden den Chouans Dolche und *falsche* Münze zugeführt, wogegen diese zur Dankbarkeit von den geraubten Lebensmitteln an die Schiffe der Engländer abgaben. — S. 280. Noch hoffte *Pitt* — wir nennen ihn, denn das Volk kann nicht tragen, was seiner Gottesstimme zuwider geschah — noch hoffte Pitt, durch stolze Calcüle *getäuscht*, seinen neidischen Hafs gegen die Republik *zu sättigen*; noch nährte er in der Unendlichkeit seiner Herrschbegierde und Habsucht den Uebermuth, im Fortgang des Krieges, wie das Meer, so alle Länder unter den brittischen Trident zu beugen. — S. 407. Die Reise zur Bestrafung der Empörer in Pavia benutzte Buonaparte zugleich zur Aufmunterung der durch den Krieg unterbrochenen Thätigkeit für die Wissenschaften und zur Belohnung ihrer Lehrer. Er befahl den Municipalitäten zu *Mailand* und *Pavia* für die Wiedereröffnung der Schulen zu sorgen, und ihm die Mittel anzuzeigen, wodurch die Universität von Pavia zu ihrem alten Glanz erhoben werden könne. — S. 433. Die Völker von *Bologna*, *Ferrara* und insonderheit die *Mailänder*, äusserten grade in den misslichsten Tagen die lauteste Anhänglichkeit an die Sache der Freyheit. Die Männer foderten Waffen, um für die Freyheit zu kämpfen; Mütter und Töchter verfertigten Binden für die Verwundeten; die Schauspielhäuser und Strafsen ertönten von patriotischen Hymnen; alle ermunterten einander zu muthigem Enthusiasmus. — S. 454. Wahrlich, es ist zu verwundern, wie Jourdan den gefährlichen Rückzug (Aug. 1796.) durch Wege, die einer Armee überhaupt unbetretbar scheinen, mit so geringem Verlust, und ohne von seinem Geschütz einzubüfsen, bewerkstelligen konnte! — S. 524. Obgleich *Pitt* den von Carnot entworfenen Landungsplan zu der Expedition des General Hoche gegen Irland schon empfangen hatte, so konnten doch weder die englische Flotte noch die Landmacht in Irland die französische Escadre von den Irischen Küsten zurückhalten. — S. 563. Man wollte (bey *Clarke's* Versuch nach dem Fall von Mantua zu unterhandeln) von Seiten *Oestreichs* zwar eine französische *Armee* anerkennen; denn deren Arm hatte man zu stark gefühlt, um ihre Existenz bezweifeln zu können; aber noch immer sagte man, dafs man eine französische Republik nicht kenne. — S. 595. Das Schreiben Buonaparte's an den Erzherzog Carl (vom 31ten März 1797.) zeugt von der Gröfse und Erhabenheit des Helden stärker noch, als selbst seine bewundernswürdigen Kriegsthaten. Die Bahn nach Wien ist gebrochen; das Heer seines Gegners muthlos und um viele tausende vermindert; *Hoche* und *Moreau* rüsten sich, ihm zur Eroberung Oestreichs die Hand zu bieten; aber — der Glanz dieser neuen Siegeskronen reizt ihn nicht, denn ihn *rührt die Stimme der Menschheit.* (heifst zu Deutsch: er war allem vernünftigen Ermessen nach verloren, und mit diesem Schlag vielleicht Frankreichs Glück, hätte man zu Wien nicht die listig angebotenen, sehr vortheilhaften Bedingungen angenommen; deswegen werden sie auch von dem Directorium so gewissenhaft erfüllet. Das letzte ist notorisch, besonders durch die Friedensverhandlungen zu Udine und Rastadt; das erste hat *Dümouriez* bis zur Evidenz bewiesen in dem Vorbericht zu dem *Tableau speculatif de l'Europe.* Der Vf. wird sagen, die letzte Schrift sey erst nach Erscheinung seines Werks herausgekommen: aber er konnte doch gute Zeitungen benutzen. In dem *Journal de Frankfort* von jener

jener Zeit, steht im Wesentlichen eben das, was Dümouriez nachher weiter ausführte. Und dergleichen Bemerkungen muss man doch wenigstens vergleichen, wenn man auf der andern Seite nur französische Amtsberichte vor sich hat.) — S. 622. Die inquisitorischen Regenten Venedigs, blos den *geheimen Künsten* des Despotismus vertraut, wollten von *offener* Vertheidigung nichts wissen, und fürchteten ihr eigenes Volk mehr als fremde Kriegsheere. Die Bewaffnung des Volks, dem man bisher seine Kraft zu verheimlichen gewusst, konnte ja Veranlassung zur Zerstörung der tyrannischen Oligarchie werden (eben wie in der Schweiz,) an deren Erhaltung den Tyrannen unweit mehr gelegen war, als an der Wohlfarth des Staats und der Bürger. (Ja wohl! *les vaincus ont toujours tort.*) — S. 631. Der Aufstand gegen die Franzosen, von dem Rath zu Venedig so schlecht beschönigt als geleitet, hatte sie gänzlich überzeugt, dass ihre Regierung blos die Kraft des *Nichtsthuns* verstehe, und im *Banditenwesen* geübt sey, aber *offen* und *kraftvoll zu handeln* nicht wage, nicht wisse! (*voilà du sublime!*) — S. 649. Schon im ersten Jahre der Directorialregierung betrug der bisher so ungeheure Ueberschuss der Einfuhr über die Ausfuhr nur noch 2,407,000 Livres; ja genau genommen überwog die Ausfuhr schon jetzt die Einfuhr, weil in der Berechnung dieser Bilanz, die der *Minister des Innern* mit *Belegen* bekannt machte, die grosse Menge der *englischen Prisen* in den Registern der Importation eingeführt ward. — S. 655 — 667 Des *Duvesne de Presle* oder *Dunant* Erklärung aus seinem Gefängnisse vom 2ten März 1797. als eine glaubwürdige Urkunde! — S. 699. Die unerforschliche Weisheit des Justizministers (jetzigen Directors) *Merlin*, dieses warmen und festen Republikaners, wusste alle *Hauptstreiche* der Royalisten (oder der Bande von Clicsy) gegen die Justiz abzuwenden, und das *Wesentliche* der Republik gegen die Verwirrer der Gerechtigkeit zu bewahren. — S. 707. Barthelemy war einer Stelle im Directorium durchaus nicht gewachsen, und ganz entgegengesetzten Geistes mit denen, die sich bisher dieses Postens so würdig gezeigt. — S. 762. Die Gesetzgeber erliessen am 8ten Sept. eine Proclamation an das Volk, um es über die wichtige Begebenheit vom 4ten Sept. (18. Fructidor) nach der Wahrheit zu unterrichten, (vergl. S. 752. 753.) — S. 772. Das Directorium behandelte den zweyten Heuchelversuch (der Friedensunterhandlung des Lord Malmesbury zu Lille) mit solcher Verachtung, dass es blos die *Abreise* des englischen Gesandten öffentlich anzeigte; doch liess es geschehen, dass die *ganze Geschichte* der Unterhandlung mit *allen wesentlichen diplomatischen Notizen* in einer *satyrischen* Schrift unter dem Titel: *ein Brief, den Lord Malmesbury zu Lille vergessen hat,* ins Publicum gebracht wurde. — S. 776. Der Friede zu Campo Formio ist ein *wahrer* Friede.

Dies mag zur Belehrung des Vfs. und zur Beherzigung für das Publicum hinreichen: doch hoffen wir zuversichtlich, der Vf. werde uns mit dem angedroheten grösseren Werke verschonen, da es seine Kräfte offenbar übersteigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Berlin*, b. Hayn: *Manuel à l'usage des écoles, des maitres et des gouvernantes qui enseignent le françois, par J. S. Villaume.* Aux dépens de l'auteur. 1796. 102 S. 8. (7 gr.) Der Jugend wird dieses wohleingerichtete Handbuch gewiss von grossem Nutzen seyn, wenn Aeltern, welche Französisch verstehen, oder Lehrer und Lehrerinnen es den Kindern vorlesen, oder es sie selbst lesen lassen, ihnen die darin enthaltene Moral, Sach- und Sprachkenntniss einflösen, und da, wo sie es für nöthig halten, Erklärungen beyfügen. Alles ist für die Fassungskraft der Kinder eingerichtet, man mag auf den leichten und correcten Vortrag, oder auf den Inhalt sehen, der aus moralischen Gesprächen, Erzählungen und Fabeln, auch aus Räthseln, Beschreibungen gemeinnütziger Gegenstände (z. B. des Fuhrwerks und seiner Theile, der Glieder des menschlichen Körpers, des Baumes und seiner Eigenschaften etc.) und Sprachbemerkungen (z. B. über den Unterschied zwischen *alentour* und *autour*, zwischen *auparavant* und *avant*, zwischen *y* und *en*, zwischen *boire* und *prendre*, zwischen *voici* und *voilà* etc.) besteht. Möchte doch der geschickte Vf. die Jugend bald mit einer Fortsetzung beschenken, und ihr dann auch die versprochene Liste derjenigen Wörter bekannt machen, welche in der Aussprache wenig oder gar nicht abweichen, aber einen verschiedenen Sinn, und folglich eine verschiedene Orthographie haben (als *sang, sans, sent, cent, s'en* etc.) Man findet sie zwar bereits in mehrern Grammatiken; allein wahrscheinlich behandelt sie Hr. *Villaume* auf seine eigene lehrreiche Art.

Rec. erlaubt sich schliesslich einige Anmerkungen. S. 100. meynt der Vf., dass *monter* und *descendre* mit *être* verbunden werden in solchen Redensarten, als: *Je suis monté (descendu) la montée, la montagne.* Wailly sagt aber: *monter prend avoir, quand il a un régime simple.* Noch deutlicher drückt sich Mauvillon aus, in seinen *Remarq. sur les Germanismes* T. I. S. 63.: *Il faut dire: Je suis monté, je suis descendu; mais J'ai monté les degrés; j'ai descendu la montagne.* — S. 91. heisst es, dass die Provinzen, deren Hauptstädte denselben Namen haben, den bestimmten Artikel erfodern. Aus Wailly, Mauvillon etc. ergiebt sich das Gegentheil, und jener erklärt sich darüber so: *D'autres noms de provinces, d'iles et de royaumes s'employent toujours sans article, comme Valence, Candie, Corfou, Rhodes, Naples, Venise* etc. *C'est parce que ces provinces, iles et royaumes ont le même nom que leur ville capitale. Ainsi pour ôter l'équivoque, on dit souvent, le royaume de Naples* etc. Endlich glaubt Rec. nicht, dass Kinder den richtigen Gebrauch des *en* und *y* durch blosse Beyspiele lernen, wie S. 89 und 90. angegeben sind. Viel leichter scheint es ihm, wenn man dem Kinde sagt: Du musst *en* gebrauchen, wenn das verbum *de* (von) verlangt, und im Deutschen statt der Präposition ein Adverbium stehet; *y* hingegen, wenn das verbum *à* (dahin, daran) verlangt, oder *dans, en* (in), und im Deutschen statt der Präposition ein Adverbium gesetzt ist. Er weiss aus eigener Erfahrung, dass auf diese Weise der Unterschied nur allein gefasst wird. Man wende nicht ein, dass die Terminologien *Präposition, Adverbium* etc. dem Kinde zu hoch klingen. Die Redetheile muss man ihm erst erklären, ehe man ihn eine Vocabel lernen, oder ein Buch lesen lässt. — —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. März 1799.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Joh. Friedr. Blumenbach de generis humani varietate nativa.* Editio tertia. Praemissa est *Epistola* ad virum perillustrem *Jos. Banks.* 1795. 326 S. 8. mit 2 Kupfern und einem Index.

Die erste Ausgabe dieser Schrift erschien schon vor Entstehung dieses Journals. Rec. hat also blos die Vorzüge dieser Auflage, vor den beiden frühern, anzuzeigen. Da aber der Zusätze und Verbesserungen so viele sind, dass dieses Werk als eine neue Schrift betrachtet zu werden verdient; so glaubt Rec. dem Publicum eine nähere Anzeige, als in ähnlichen andern Fällen gewöhnlich ist, schuldig zu seyn.

Der gelehrte Vf. zeigt die Verschiedenheit des Menschen von den Thieren in der äussern Bildung, im innern Bau, in den Verrichtungen, in den Seelenkräften, und in den eigenen Krankheiten des Menschen, und berührt die mit Unrecht bisher angenommenen Unterscheidungszeichen. Eigenheiten des Menschen sind: die auf den Bau des Beckens und die Entwickelung des Körpers sich gründende aufrechte Stellung, das breite, platte Becken, die beiden Hände, die in gleicher Reihe neben einander stehenden Zähne, das Hymen, die meistens kahle, und nur an manchen Stellen mit Haaren besetzte Haut. Der Mensch hat weder ein Muskelfell, noch das *rete mirabile arteriosum.* Er besitzt das geschmeidigste und zarteste Zellengewebe. Dadurch und vermöge des langsamen Wachsthums, der langen Kindheit und der späten Reife erhält er die Fähigkeit, auf jedem Boden, in jedem Klima zu leben und ist an keine Zeit der Begattung gebunden. Nicht durch Ueberlegenheit an physischer Stärke, sondern nur durch die Vorzüge der Geistesfähigkeiten, durch den Gebrauch der Vernunft, durch Erfindung von Instrumenten, Geräthschaften und Gewehren, ist der Mensch zur Herrschaft über alle Thiere gelangt. Aber die erste aller seiner Erfindungen ist die Sprache. — Das Weinen und Lachen scheint nur dem Menschen eigen zu seyn, nicht weniger gewisse Krankheiten, z. B. beynahe alle Ausschlagsfieber, Blattern, Masern, Scharlach, Friesel, Petechien, ferner gewisse Blutflüsse, Nerven- und Gemüthskrankheiten u. s. w. Bey der Verschiedenheit des Menschengeschlechts wird untersucht, ob diese ihren Grund in einer Ausartung habe, oder ob es ursprünglich verschiedene Menschengattungen gäbe. Der Begriff der Species im Thierreich muss auf Analogie und Wahrscheinlichkeit gegründet, und auf diesem Wege muss Species von Varietäten unterschieden werden; denn der Schluss, dass Thiere, welche sich von Natur mit einander begatten, auch von Einer Species seyen, wäre einseitig und unrichtig. Bey der Ausartung der primitiven Species in Varietäten sind die besondern Erscheinungen und ihre Ursachen zu betrachten. Zu jenen gehört die Farbe, die Textur der Haare, die Statur, die Gestalt und Proportion der Theile, und endlich, ganz besonders, die verschiedenen Formen der Hirnschädel. Bey Untersuchung der Ursachen dieser Ausartung muss auf die Quelle des thierischen Lebens und jeder Verrichtung, nämlich auf das Vermögen Reize sowohl aufzunehmen, als auch auf sie zu reagiren, Rücksicht genommen werden. Hier spielt der Bildungstrieb eine Hauptrolle. Dieser weicht von seiner Form ab, und artet durch den Einfluss des Klima, der Nahrungsmittel, der Lebensart, in Varietäten aus; daher die verschiedene Farbe, Statur und Proportion der Theile. Endlich folgen einige hieher gehörige Cautelen. Nun kommt der Vf. zur Untersuchung der Ursachen der Degeneration des Menschen. Der Sitz der Hautfarbe ist im Malpighischen Netz zu suchen. Es werden fünf Nationalfarben angenommen; 1) die der meisten Europäer, 2) der Mongolen, 3) der Amerikaner, 4) der Malayen und 5) der Aethiopier. Die schwarze Farbe der Neger wird, dem antiphlogistischen System zufolge, vom Ueberfluss des Kohlenstoffs hergeleitet, welcher mit dem Wasserstoff durch die Haut geht und durch den Zutritt des Oxygens niedergeschlagen und dem malpighischen Schleim einverleibt wird. Nach eben diesen Grundsätzen werden die Erscheinungen in der Gelbsucht, in der schwarzen Gelbsucht, verschiedene Erscheinungen in Schwangerschaften, die besondere Weiche und Glätte der Haut, die einigen Menschen und Nationen eigene Ausdünstung erklärt. — Uebereinstimmung der Haare mit der Farbe des Sterns im Auge; Uebereinstimmung der Haut mit den Haaren, deren vier Varietäten angenommen werden. — Die Nationalgesichtsbildungen werden in fünf Spielarten eingetheilt. Die Ursachen ihrer Verschiedenheit liegen in dem Einfluss des Klima, der Lebensart u. s. w. Zur charakteristischen Nationalunterscheidung der Formen der Hirnschädel wird eine Verticallinie angenommen, und durch die erste Kupfertafel erläutert; die zweyte stellt uns die angenommenen fünf Varietäten von Nationalschädeln dar. Klima, Gewohnheiten, künst-

künstlich angebrachter äusserlicher Druck sind eben so viele Ursachen der verschiedenen Schädelformen. Aehnliche Varietäten werden auch an manchen einzelnen Theilen bey verschiedenen Nationen bemerkt, z. B. an den Zähnen, Ohren, Brüsten, Geburtstheilen, Händen, Füssen u. s. w. Auch die verschiedene Gröfse und Statur der Nationen hat ihren Grund im Klima, Nahrung, in der früher oder später eintretenden Mannbarkeit u. s. w. Das fabelhafte der Riesen und Zwerge wird widerlegt. Nun folgen genaue Beschreibungen und Kennzeichen der fünf angenommenen Hauptvarietäten der Einzigen Menschengattung, nämlich der caucasischen, mongolischen, äthiopischen, amerikanischen und malayschen Varietät. Es giebt also ursprünglich nur Eine Menschenspecies, und die Verschiedenheiten sind nur als Varietäten derselben anzusehen.

Bey vollkommenster Befriedigung und Belehrung, welche Rec. aus diesem classischen Werk schöpfte, hält dieser die Annahme des, auch hier in Anwendung gebrachten *Bildungstriebes*, für zwecklos und überflüssig. Er hasset eine unnatürliche *Brownische Vereinfachung* der Kräfte, und sucht die unnöthige *Vervielfältigung* derselben auch auf der andern Seite zu vermeiden. Wozu die Annahme einer fremden, unbekannten Kraft, bey Erklärung sichtbarer Erscheinungen, wenn diese aus dem Wesen des Subjectes und aus den ursprünglich in ihm liegenden Attributen erklärt werden können. Jedes Secretum steht mit dem Sonderungsorgan, im gesunden und kranken Zustande, in der innigsten Dependenz, im engsten Verhältnifs. Jenes erhält mithin durch dieses seine eigenthümliche Mischung, Attribute und hieraus fliessenden Kräfte. Es kann also kein thierisches Secretum mit einer *unförmlichen Materie* verglichen werden. Es ist das Resultat eines belebten Organs, welches ihm eigenthümliche Eigenschaften und Kräfte, und selbst eine Art von Organisation mittheilt. Im Speichel, im Magensaft, in der Galle, im Saamen liegen unleugbar ursprüngliche, von den verschiedenen bestimmten und belebten Sonderungsorganen herrührende Kräfte, mittelst welcher sie, ohne Annahme oder Beyhülfe einer andern fremden Kraft, unter bestimmten Umständen, das leisten, wozu sie bestimmt sind. Die beweisendsten Belege liefert uns die Pathologie. — In dieser innigsten Abhängigkeit jedes Secretums von dem Secretion organ, im gesunden und kranken Zustande desselben, liegt eine eben so bestimmte, eigenthümliche Mischung, und daher rührende Kraft der Bestandtheile des Secretums, als jedem Organ die bestimmte Structur, Organisation, Activität und Belebung eigen ist, wodurch ein Secretum mehr generirt, als auf mechanische Weise abgesondert wird. Der in gesunden Organen abgesonderte Saame besitzt also in sich eine, auf bestimmte Mischung, auf Säfteorganisation sich gründende eigenthümliche Kraft, unter zweckmäfsigen Umständen, auf eine bestimmte Weise gebildet, genährt und erhalten zu werden. Auf diesem Wege wäre die Annahme einer fremden, unbekannten Kraft, des *Bildungstriebes*, entbehrlich, und es liessen sich die Abweichungen vom natürlichen Zustand, die Ausartungen in Mifsgeburten, in Bastarde und andere Varietäten hieraus leichter, als durch Annahme eines Bildungstriebes, erklären.

Nürnberg, b. Raspe: *Fortsetzungen der Pflanzenthiere in Abbildungen nach der Natur mit Farben erleuchtet, nebst Beschreibungen von Eugenius Johann Christoph Esper*, der W. Doct. und ausserord. Prof. zu Erlangen u. s. w. *Erster Theil.* Mit 106 illuminirten Kupfertafeln. 1797. 230 S. 4. (11 Rthl. 10 gr.)

Die ersten drey Lieferungen der Fortsetzungen dieses schätzbaren Werkes, sind bereits zu verschiedenen Zeiten in der A. L. Z. angezeigt; wir haben jetzt die vierte bis achte vor uns, womit der erste Theil derselben geschlossen ist. Sie enthalten noch die Beschreibungen und Abbildungen einer Abänderung der *Madrepora Maeandrites* nach der Natur, bey welcher sich die Blätter in spitzwinklichter Richtung gedrängt an einander schliessen, und sich nur hin und wieder an ein gemeinschaftliches dünnes Blättchen in der Mitte des Bodens vereinigen; der *Madrepora capitata* gleichfalls nach der Natur, und einer Abänderung derselben nach der Ellis-Solandrischen *Hist. of Zooph.*, welche bisher für eine Abänderung der *Madr. fastigiata* gehalten wurde, von welcher sie sich durch festere und schwerere Substanz, aufrechte Aeste, das Abwechseln der an der Mündung stark gezähnelten Lamellen mit kleinern u. s. w. unterscheidet, und einer Abänderung der *Madr. muricata* aus *Seba's Thes.* Die Beschreibung der schon vormals abgebildeten *Millepora aspera*, mit welcher die von Pallas beschriebene Millep. tubulifera übereinzukommen scheint; der *Millep. lineula*, die mit Pallas *Madrepora stricta* einerley ist; der *Millep. tenella* und *islandica*, die Mohr zuerst entdeckte; der *Millep. tortuosa* und *Facorum*, von welchen jene eine neue Art, diese Pallas *Millep. agariciformis* ist; sie werden hier so charakterisirt; jene *M. globosa, lamellis tenuissimis, adscendentibus, varie tortuosis et cellulosis, dense invicem coalitis, poris s. cellulis sparsis, hemisphaericis, puncto pertusis*; diese *M. incrustans laevis, globulis rotundatis perforatis aggregata, colore roseo aut flavescente*; des *Tophus lacus Rakaniensis*; und der hier nach der Natur abgebildeten *Millep. decussata*, und der Abänderungen von *Millep. Alcicornis* und *coriacea*. Von *Celleporen* sind hier folgende schon vorher abgebildete beschrieben: *C. nobilis*, eine neue mit Pallas Eschara crustulenta nahe verwandte Art. *C. ligulata* und *C. crispata*, die beide bisher als Abänderungen der *C. fascialis* angesehen wurden. *C. pertusa* neu, der *C. verrucosa* sehr ähnlich, und *C. cornuta* gleichfalls eine noch nicht bekannte Art. Von *Gorgonien* beschreibt Hr. E. einige schon vormals abgebildete, nämlich Abänderungen von *G. muricata*, und *Palma*; eine neue Art *G. furfuracea*; Linné's *G. verticillaris*;

Pal-

Pallas's *G. purpurea*, *Reticulum* und *succinea*; eine Abänderung der *G. sarmentosa*; drey neue Arten, *G. cerea, paradoxa* und *papillosa*, welche in diesen Lieferungen so wie Pallas *G. suberosa* abgebildet sind. Einige Berichtigungen sind noch der Beschreibung der Horncorallen beygefügt; denn die Tab. Gorg. III. A. als Abänderung der *G. Flabellum* vorgestellte Horncoralle sey, nach Hn. Spenglers Anmerkung, Linné's *G. Ventalina* und die Tab. 1. abgebildete stimme aufs genaueste mit Pallas *G. Clathrus* überein. Aus der Gattung der Stachelcorallen, *Antipathes* Pall., finden wir hier folgende Gattungen beschrieben: *A. myriophylla* Pall., und die bis jetzt noch nicht hinlänglich bestimmten Arten *A. reticulata, paniculata*, welche mit A. cupressina nahe verwandt, und vielleicht dieselbe ist, welche Pallas so nannte, und *A. compressa*, die mit *A. glaberrima* viele Aehnlichkeit hat. Die beiden letzten sind hier abgebildet. *Spongia digitata*, den Gunner für eine Abänderung der *S. officinalis* hielt, *Spongia frondosa* Pall., *S. surculosa*, den schon Seba abbildete, der hier aber näher bestimmt wird; *S. cratitia*, eine neue Art, *S. tubulosa* Linn., *S. compressa* Fabr., welche Pallas's *S. tubulosa* ist *S. foliacea*, eine neue Art; *S. caliciformis*, Gunners S. infundibuliformis; *S. linteiformis*, eine neue Art; eine junge *S. agaricina*; *S. cellulosa*, die bey Biberach versteinert vorkommt; *S. botryoides, coronata* und *Otahitica* nach dem Ellis-Solandrischen Werke sind hier auch beschrieben und abgebildet; und zwar alle, die drey letztern ausgenommen, nach der Natur. Ueberdem enthalten diese Lieferungen noch 4 Tafeln von der Gattung *Alcyonium*; 9 von *Tubularia*; 1 von *Flustra*; 2 von *Corallina*; 13 von *Sertularia*; und 7 von *Vorticella*, welche noch nicht beschrieben sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Deutschland, Gotha: *Nationalzeitung der Deutschen*, Jahrgang 1796. 1168 S. in gespaltenen Columnen. in 4. *Jahrgang* 1797. 1096 S. *eben so*. (in monatlichen Heften,) *wöchentlich ein Stück von anderthalb Bogen*, (Preis des Jahrg. 2 Rthl. 6 gr.)

Diese Zeitung, deren erste beide Jahrgänge hier angezeigt werden, erzählt ihrem Plane nach, die täglichen Begebenheiten aller derjenigen Länder und Staaten, deren Muttersprache die deutsche ist, mit unverrückter Hinsicht auf die Verbesserung des deutschen Nationalcharakters und die Vervollkommnung der Menschheit. Sie umfaſst daher Alles, was den Zustand der Wissenschaften, der Denkungsart, der Sitten, Gebräuche, Künste und Gewerbe in den einzelnen deutschen Staaten betrifft, die Schicksale und Thaten ihrer Fürsten und merkwürdigen Bürger.

Dieses ist der Umfang und Zweck, welchen der erste Herausg., Hr. Rath *Becker* zu Gotha und der itzige Hr. Rath und Professor *Lenz* fest im Auge behalten hat; er ist ausgedehnter als alle Versuche, welche *Salzmann*, *Grieshammer*, *Steinbeck* und andere in dieser Manier machten, dem Ideal eines *Dalberg* und *Dohm* über Volksschriften sich nähernd, und an sich schon ehrwürdig, so viel auch über den Umfang einer solchen Zeitschrift gewitzelt oder polemisirt (s. Reichsanzeiger 1795. St. 248 und 251.) werden mag. Schon die Anlage war in einem Zeitpunkte verdienstlich, wo Staats- und Kriegsbegebenheiten den Secten-, Classen- und Zunftgeist und den verderblichen Egoismus sowohl in der deutschen Gelehrten-Republik als im gesellschaftlichen Leben so fest begründeten. Seitdem politisches Interesse die gemeinschaftlichen Berührungspuncte in der deutschen Staatenverbindung verwischte, welche der Drang der Umstände früh oder spät wiederherstellen wird; seitdem Demarcationslinien den Norden vom Süden, Friedens- und Neutralitätsverträge den Hessen und Wirtemberger von seinen Nachbarn absonderten, seitdem ein Bach, wie die *Nidda*, Elend und Wohlstand unter Brüdern und Mitbürgern so weit von einander scheidet, seitdem eine feindliche Uebermacht Millionen von Deutschland abriſs, und seitdem bey diesen Verhältnissen die Deutschen gegeneinander wenigstens fremd und kalt, oft bitter und gehässig werden; — seitdem bedarf es der Hülfe thätiger Vaterlandsfreunde und Volksschriftsteller, um den Localgeist allmählich wieder zum Nationalgeist zu erheben.

Wenn nun schon die Anlage des mühsamen Werks ihr Verdienst hat; so vergröſsert es hier noch die Ausführung und feste Haltung des Plans. Eine möglichst ausgebreitete Correspondenz, eine kluge Vertheilung ihrer Nachrichten aus allen Staaten, von den Alpen bis zur Ostsee, einfache Schreibart und Darstellung nach sorgfältiger Prüfung der Wahrheit, gute Haushaltung mit dem Erheblichen und Unwichtigen, Correctheit der Orts- und Familiennamen; — dieses sind die Hauptzüge, welche Rec. mit Vergnügen allmählich sich mehr zum System ausbilden, und nicht, wie bey so vielen Zeitungen der Fall ist, veraltern sah. Der blendende Abriſs der äuſsern Staatenverhältnisse und der Merkwürdigkeiten von Regenten und Regierungen verdrängt hier nicht die für die Menschheit überhaupt bemerkenswerthen Vorfälle. Der Congreſs zu Rastadt, dessen zuerst in Nr. 50. von 1797. erwähnt wird, nimmt nicht allein den Platz ein, welchen vorhin die Nachricht über eine neue Ernte-, Vieh-, oder Brandassecuranz behauptete. Die Stiftung einer neuen Akademie oder Gelehrten-Gesellschaft greift nicht in das Gebiet der Landwirthschaft und Fabriken. Gangbare Meynungen und Vorurtheile werden hier neben Irrthümern und Wahrheiten *wahrhaft* geschildert; Musik, Volksfeste, Theater, schöne Gärten, erheitern den Leser unter Nothfällen und Gebrechen. Und bey den biographischen Skizzen giebt nicht Vorliebe oder Privatverhältniſs, sondern Einfluſs auf das Zeitalter durch That und Beyspiel den Ton. Der Raum ist möglichst benutzt, der Text nach dem Ebenmaaſse einer *mittlern* Cultur erläutert, und im Ganzen Gleichheit in der Form und im Wesen. Beym Zuströmen von Neuigkeiten ist mit einer Beylage ge-

sollen, nie aber die wöchentliche *Einheit* noch der Preis überschritten, und dadurch die Klippe der Gewinnsucht und der nothgedrungenen Ausfüllung vermieden, an welcher so viele Zeitungen scheitern. Dadurch erreichte dieses Blatt schon ein dreyjähriges Alter, welches bey dem Sturme der Zeiten Jahrzehende aufwiegt. Dieser Sturm, der den festen Stamm eines *Luzac* (Vf. der *Nouvelles de Leide*) entwurzelt und dagegen die Foliozeitungs-Schriftstellerey zum Attribut und Vehikel republikanischer Herrscher und Minister macht, der in Deutschland selbst Meisterhände lähmt und Verbote auf Beschwerden häuft, und der noch nach errungenem Frieden in den Blättern, die am *Rhein* erscheinen, fortwähren und den Wirbel der Leidenschaften erhalten wird, — dieser Sturm kann bey Gleichheit der Kräfte, Mittel und Meynungen doch in die Länge nur von solchen Zeitungen abgewendet werden, wo Musse und seltnere Herausgabe eine Auswahl und Prüfung zulässt. *Tageblätter* laufen immer Gefahr.

Breslau, b. Gehr u. Comp.: *Salomon Seligmann Pappenheimer Deduction* seiner bereits herausgegebenen *Apologie für die frühe Beerdigung der Juden.* 1798. 7¼ Bogen. 8. (8 gr.)

Rec. weiss auf keinen Fall diese Blätter, deren Inhalt zu seicht ist, um auch nur Spott zu erregen, anders auszuzeichnen, als durch die Warnung an die Leser, sich ja nicht zum Ankaufe derselben verleiten zu lassen, wenn sie Zeit und Geld nur einigermassen schätzen. Sie sind so voll von Selbstgenügsamkeit, Anmassung, Hyperorthodoxie, falschen Schlüssen und Sätzen, Widersprüchen, Verrückungen des eigentlichen Gesichtspunktes, groben Winkelzügen, untrüglicher Weitschweifigkeit, auch orthographischen Fehlern, Barbarismen u. dgl., dass es dem Rec. die äusserste Ueberwindung und Anstrengung kostete, sie bis zu Ende, wie er dennoch geduldig that, aus zu lesen. Gleichwohl ist es ihm, nach dieser Aufopferung, durchaus unmöglich, einen nur oberflächlichen Auszug aus denselben zu liefern. Das Resultat zeigt der Titel an. Die angeblichen Gründe dafür mögen die Leser, wenn sie wollen, selbst heraussuchen. Weiter lässt sich wirklich über das Geistesproduct eines Mannes Nichts sagen, der behauptet: „es sey gleichviel, „nach *welchem* Kennzeichen des Todes man die Beerdigung unternehme, da keins derselben mehr Gewissheit mit sich führe, als das andere; (S. 9 ff.) wir „seyn keinen Tag sicher, dass die Sonne ihre Laufbahn nicht ändern oder unterlassen werde; (S. 15.) „in Absicht der *verstorbenen* (?) *Person selbst*, da die „Seele noch lebe und die Harmonie zwischen ihr und „dem Leibe vielleicht eben *noch so fort existire*, sey „kein Unterschied, ob der Leib über oder unter der „Erde sich befinde, ob er früh oder spät weggeschafft „werde; (S. 18.) ein fauler und verweseter, ja sogar „zermalmeter Körper, könne wiederum frisch, gesund „und lebendig werden;" (S. 21 ff. 80. 82. 83 ff. wobey er unter andern gelehrt genug, die Verwandlung eines zu *Staub gewordenen* Wurms zum Schmetterlinge, als Beweis anführt;) „die Fäulniss führe also um nichts „mehr Wahrheit, d. h. apodictische Gewissheit, als „andere Kennzeichen mit sich; (S. 25.) die, auf die „Agonie unmittelbar eintretenden Symptomen der „Beweg- und Athemlosigkeit, der Steifheit und Blässe „des Leibes u. s. w., die jedem, auch dem unwissendsten Menschen, kennbar seyn, wären die *wahren* „Todeszeichen; (S. 77.) es könne noch eine Zeit „kommen, wo wir (doch hoffentlich nicht auf dieser Erde?) „alle Tage Eine Sonnenfinsterniss, und alle „Abend Einen Kometen zu sehen bekommen, und „die, die zuvor erst in Fäulniss übergegangen, wiederum aufwachen würden; (S. 83.) wenn man „durch Unwissenheit das Unglück habe, Einen lebendig in's Grab zu schicken, da sey nicht die Schuld „unser, sondern die Natur meyneidig etc.; (S. 90.) „da die Fäulniss nicht zugleich mit dem Tode eintreffe, so müsse es nach göttlichem Plane daran „genug seyn, sich auf die gewöhnlichen Todeszeichen zu verlassen; (S. 109.) wenn das, so nur selten „und bey nur wenigen Menschen geschehe, (wie das Lebendigbegraben,) „für allemal und für alle Menschen zur Regel werden solle; so würden die Gesetze selbst einander widersprechen, die Gesetze und „Pflichten der Natur, Vernunft, Moral, Religion, „mehrentheils nicht befolgt zu werden brauchen, „alle Treu und Glauben wegfallen, alle Evidenz der „Geschichte schwanken, alle Annehmlichkeiten des „Lebens in einen schreckhaften Traum verwandelt „werden;" (S. 114.) und dgl. mehr. Genug für die Leser, um mit dem Rec. die „hochpreissliche philosophische Facultät zu Berlin" (?) zu bedauern, dass man es wagen durfte, ihr solches Gewäsche zu dediciren! — Inzwischen ist doch etwas Gutes, so wenig es auch ist, für diejenigen darin, die etwa nicht so genau mit den Krankheits- und Sterbegebräuchen der Juden bekannt sind; denn S. 75 ff. verräth der Vf., aus blossem blindem Eifer, Manches, was Aufmerksamkeit verdient und deutlich vor Augen legt, wie elend, gesetz- und observanzmässig, ein eben, sogar *wirklich* gestorbener, vielleicht blos noch seines Gehörs mächtiger, Israelit daran seyn müsse. Rec. fügt noch eine Erfahrung hinzu, die, so viel er wenigstens sich erinnert, in dieser Angelegenheit noch nicht genug urgirt ist. In einem sehr orthodoxen jüdischen Hause, wo er als Arzt mehrere Jahre lang täglich aus- und eingegangen war, wurde ihm *die Erlaubniss geradezu verweigert*, die verstorbene, nicht bejahrte Mutter der Hauswirthin nach dem Tode zu sehen, „weil das Gesetz alle Mannspersonen von dieser Freyheit ausschliesse." Zum Glücke war die brave Frau an der Lungensucht gestorben. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. März 1799.

GESCHICHTE.

Paris, b. Courchier: *Histoire des Prisons de Paris et des Departements;* contenant des Mémoires rares et précieux. Le tout pour servir à l'histoire de la Révolution française: notamment à la tyrannie de Robespierre et de ses Agens et Complices. Ouvrage dédié à tous ceux qui ont été détenus comme suspects. Rédigé et publié par *P. J. B. Nougaret.* Avec huit Figures. L'an 5, (1797.) Tome I. 328 S. Tome II. 356 S. Tome III. 360 S. Tome IV. 400 S. 8.

Für die Annalen der französischen Revolution und für den künftigen Geschichtsforscher, dem es aufgehoben ist, eine vollständige und unparteyische Geschichte dieser grofsen Begebenheit zu schreiben, ist diese Sammlung von Wichtigkeit. — Den Zeitgenossen derselben wird es Ueberwindung kosten, ein Werk, das in vier Bänden, die blutigen Greuel, welche seit dem 10ten August 1792, und besonders unter der Dictatur Robespierre's in Frankreich geschahen, mit so lebendigen Farben in documentirten Thatsachen schildert, zu einer Zeit durchzulesen, wo die tiefen Wunden, welche die Tyrannen schlugen, noch lange nicht geheilt sind — und für den Berichtserstatter gehört Entschluss dazu, in diesen Blättern nur die Umrisse dieser Reihe von scheufslichen Bildern zu entwerfen. Die Schanddenkmäler der damaligen Periode sind hier so gehäuft, sind von so mannigfaltigem Charakter und von so monströser Form und Materie, dafs zu deren Erfindung auch die wildeste Phantasie eines von Raserey zerrütteten Kopfes nicht zureichen würde, und man bey der unglücklichen Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Darstellungen, Gefahr läuft, allen Glauben an den Menschen zu verlieren, der hier in der Gestalt eines Tigers erscheint, welcher mit schäumender Wuth, nicht Thiere fremder Art — nein! seines Gleichen zerreifst. Zum Glück finden sich unter diesen Darstellungen, die man mit beständigen schmerzhaften Gemüthsbewegungen lieset, manche Gemälde, welche dem tief erschütterten Gefühl zu Ruhepuncten dienen können, und man mufs es den Vff. der einzelnen Abschnitte danken, dafs sie solche wohlthätige Bilder durch sorgsame Ausführung hervorgehoben haben. Dies sind die herrlichen Beyspiele der Freundschaft und Liebe, der Grofsmuth, des Heldensinnes und der stillen Ergebung so vieler hingeopferten, oder zum Theil geretteten; Züge heroischer Entschlossenheit und Geistesgegenwart anderer im Tode oder bey ihrer Befreyung; Beweise des hülfreichen Mitleids und der reinen Humanität, selbst in den rohen Seelen mancher Gefangenwärter — ja, Beyspiele der Menschen beschämenden Treue und Anhänglichkeit der Hunde an ihre unglückliche Herren. — — —

Die vier Bände dieses Werks, enthalten, in einzelnen Abschnitten, die Berichte solcher Personen, die während der Schreckensregierung als verdächtig eingekerkert wurden, und ihre Rettung entweder der Verwirrung in den tumultuarischen Proceduren der Bluttribunale verdankten, oder die von den Henkern freygesprochen, oder erst nach dem 9ten Thermidor und dem Sturz der Volkstyrannen entlassen wurden, von ihren Schicksalen in den Gefängnissen und von den Blutrichtern. Sie enthalten ferner Nachrichten von den unter den Proconsuln in den Departementern verübten Greueln; einzelne Erzählungen von Hinrichtungen, Mordscenen und andern revolutionären Auftritten; endlich viele Gedichte der Gefangenen, von verschiedener Tendenz und von ungleichem Werth. Mehrere dieser Berichte sind auch in Deutschland hie und da durch Uebersetzungen in Journalen u. d. gl. bekannt geworden; andere waren wenigstens dem Rec. noch neu, welcher vor ein paar Jahren während seines Aufenthalts in Paris, Gelegenheit hatte, mehrere Augenzeugen der hier erzählten Thatsachen zu hören, und deren Wahrheit bestätigen könnte, wenn anders nicht schon der Inhalt, das Zusammenstimmen und der ganze Charakter des gröfsten Theils dieser Darstellungen dafür zeugten.

Die von dem Sammler dieser Actenstücke, Bürger *Nougaret*, in dem Vorbericht geäufserte Absicht, ging bey seiner Arbeit besonders noch dahin, wie ein zweyter Howard, die französische Regierung, auf den elenden Zustand der Gefängnisse in Frankreich aufmerksam zu machen, und eine, schon mehrmals in der gesetzgebenden Versammlung zum Antrag gebrachte, heilsame Reform derselben zu bewirken. In dieser menschenfreundlichen Hinsicht enthält der Vorbericht verschiedene Auszüge, aus Howards und Liancourts Berichten, über die Gefängnisse in verschiedenen Staaten. — Wir wollen jetzt nur kurz den Inhalt der Schrift angeben.

Erster Band. Meine Todesangst von acht und dreyssig Stunden. Der am meisten unter den übrigen bekannt gewordene schauderhafte Bericht des vormaligen Jägerhauptmanns, *Journiac-Saint Meard,*

ard, über die Metzeleyen des 2ten und 3ten Septembers, denen er, wie durch ein Wunder, entgieng. Ihn rettete vorzüglich seine Gegenwart des Geistes, mit welcher er seine Vertheidigung vor dem Mordtribunal der Abtey führte. — *Die Tage des 2ten und 3ten Septembers, in der Abtey; von einem Augenzeugen.* Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten und Widersprüchen in der menschlichen Natur, wie ein Mensch Willen, Muth und Kraft genug haben konnte, die *Ansicht* aller dieser hier bis ins kleinste Detail ausgezeichneten Scenen der unerhörtesten Cannibalen-Grausamkeit auszuhalten. Er sah das Niedersäbeln ganzer Züge von Priestern, die zum Gefängniss geführt wurden, auf den Gassen, noch ehe sie die Abtey erreichten; dann, die Metzeleyen in den Gängen und Höfen der Abtey von vielen Hunderten — und hörte den Conventsmörder *Billaud Varennes* während dieser Blutscenen rufen? „Volk, du opferst „deine Feinde, und thust deine Pflicht. Achtungs-„würdige Bürger, ihr rettet das Vaterland; ewigen „Dank ist euch ganz Frankreich schuldig" u. s. w. — *Die Verbrechen Marats und der andern Henker*, oder *meine Auferstehung.* Ein bekannter Rechtsgelehrter *Maton de-la-Varenne*, sah, eingesperrt im *Hôtel de Force*, hier in der Nacht des 2ten Septembers alle Gefängnisse leeren, die Gefangenen Haufenweise morden, und entkam, in dem Augenblick, da er, um den auch zu ihm eindringenden Mördern nicht in die Hände zu fallen, sich selbst tödten wollte; musste aber auf einem Haufen nackter Cadaver — der Nation schwören (!) und Augenzeuge von Greueln seyn, für welche die Sprache keinen Ausdruck hat. — *Verhaftung* und panischer Schrecken des Bürger *Caron-Beaumarchais.* In einem Briefe an seine Tochter, erzählt B. die Geschichte des gegen ihn gerichteten Volksaufstandes im Anfang Augusts 1792. Er selbst entgieng der tumultuarischen Durchsuchung seines Hauses, wo man versteckte Waffen vermuthete; ward aber am 23sten August doch arretirt, und von seinen persönlichen Feinden Panis und Marat, zum Opfer des 2ten Septembers bestimmt; Manuel befreyete ihn am 1sten September aus der Abtey, (wie ein anonymer Ankläger des letztern sagt), für erhaltene 70,000 Franken. Die Anklage, B. habe den Feinden 60,000 Gewehre geliefert, blieb aber unausgemacht. B. verliess Frankreich, lebte einige Zeit in Hamburg, und kehrte unter der Directorial-Regierung wieder zurück. — *Nähere Nachrichten von dem Gefängniss Ludwig XVI.* Sehr genau, und als Supplement der Memoiren *Cléry's* anzusehen. Es war kühn von dem Sammler dieses Bruchstück, so wie manche andere, über die unglückliche königliche Familie zu einer Zeit in seinem Werk aufzunehmen, wo solche Pressfreyheiten mit Deportation belohnt wurden. — *Anekdoten vom 2ten und 3ten September* 1792. Gräfsliche Cannibalenscenen! — *Zehnmonatliche Todesangst*, oder *Leiden von 73 Deputirten, während ihrer Verhaftung.* Ein Bericht, des am 3ten October 1793, mit den übrigen Conventsgliedern, welche zum Besten des Königs protestirt hatten, verhafteten Repräsentanten *Blanqui*, mit schauderhaften Details der ausgesuchtesten Marter, welche der Volkstyrann diese seine geschwornen Feinde, ohne sie zu verderben, empfinden liess. Ihre endliche Ermordung war für den 9ten Thermidor schon vorbereitet, als das Henkerbeil ihren Mörder selbst traf und hierauf der befreyete Convent sie in seine Mitte zurückrief. — *Denkschrift eines Verhafteten*, von dem Bürger *Riouf.* Eine lebendige Darstellung voll Kraft und Beredsamkeit. R. ward zu Bordeaux verhaftet, und nach Paris geschleppt. Hier schmachtete er 12 Monate in den finstern Hölen der Conciergerie, neben den interessantesten und berühmtesten Schlachtopfern Robespierre's, und theilt in diesen Memoiren höchst rührende und charakteristische Züge von seinen Unglücksgefährten etc. mit, die unter der Guillotine starben. Es sind Erzählungen von der grausammen Behandlung junger Mädchen, schwangerer Weiber und säugender Mütter darunter, die das Herz zerreissen. — — *Die Verbrechen einiger Gesetzgeber und ihrer Agenten.* Beyspiele der Tygerwuth der Proconsuln, die zum Theil wegen ihrer Gräfslichkeit ausser den Gränzen des Wahrscheinlichen liegen. — *Meine dreymalige Gefangenschaft in verschiedenen Verhaftshäusern.* — *Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth*, und *Gefangenschaft der Tochter des Königs.* Die Pr. E. ward mit 24 Hofdamen zum Tode geschleppt, und unter diesen zuletzt (!) hingerichtet. — *Einige Thatsachen über den Zustand von Bordeaux vor und nach dem 9ten Thermidor des 2ten Jahrs.* Man erfährt in diesem Abschnitt nur wenig von der entsetzlichen Lage von Bordeaux während der Regierung der Terroristen; nichts von den Verfolgungen ihrer edelsten Einwohner, von der Mörderwuth des infamen *Lacombe*, Präsidenten des Revolutions-Tribunals von Bordeaux; nichts von der endlichen Befreyung von ihren Tyrannen und von den Verdiensten der schönen und edlen *Therese Cabarrus* (die noch immer den verächtlichen Namen *Tallien's* zu tragen duldet!) um die Erhaltung der Stadt und unzähliger Schlachtopfer — über welches alles Rec. die unverdächtigsten Augenzeugen zu hören Gelegenheit hatte. — *Gemälde der Gefängnisse von Blois;* von dem B. *Duric-Masson.* Eine beredte Erzählung, von den Leiden dieser Stadt, unter der Tyranney der Convents-Veziere und ihrer Janitscharen.

Der *zweyte Band* enthält eine Reihe finsterer Gemälde von den damaligen Gefängnissen von Paris, und hauptsächlich von der Conciergerie, dem Luxenburg, St. *Pelagie*, St. *Lazare*, den Magdelonnetten, *Port-libre*, dem Karmeliten-Kloster u. a. Es ist zu wünschen, dass die Regierung auf so manche dieser Beschreibungen von dem scheusslichen Locale der französischen Gefängnisse aufmerksam gemacht, eine gänzliche Reform derselben veranstalten möchte, wohin denn auch die Hospitäler (vormals) *Hôtel-Dieu*, *Bicetre*, *Salpetriere* u. a. zu rechnen

hen sind. — Die vorliegenden Berichte enthalten übrigens ein sonderbares Gemische von gräulichen Bildern, interessanten Anekdoten, Tagebüchern von Gefangenen, mit aufgezeichneten Zügen ihrer Begebenheiten und Tagewerke während der Verhaftung, von Gedichten, u. d. gl. Man trifft an vielen Stellen dieser Memoiren auf *komische* Scenen und witzige Einfälle der Gefangenen, welche, so ganz im jovialischen Geist und leichten Charakter der Franzosen gestimmt, auch dem finstersten Ernst ein Lächeln abgewinnen, und die schmerzhafte Spannung der Seele, mit der man dieses Werk lieset, etwas mildert: — aber freylich ist die sanftere Empfindung bey dieser Lectüre nur von kurzer Dauer, und bald tritt der durch darauf folgende Greuelscenen erregte Abscheu wieder an ihre Stelle. — Der Abschiedsbrief von *Philippeaux* und *Beauharnois*, zeugen eben so sehr von heldenmüthiger Resignation, als von zärtlicher Empfindung dieser beiden Unglücklichen für ihre zurückgelassenen Gattinnen und Kinder. — — Unter der Masse von Mördern und von feigen Zuschauern der Metzeleyen des Septembers, ist die Erscheinung eines Edlen, der den hohen Entschluss, Unglückliche mit eigener Lebensgefahr zu retten, mit kühnem Muthe und mit Beharrlichkeit verband, die Erscheinung einer schützenden Gottheit, aber auch zugleich ein für die französische Nation demüthigender Beweis, dass es vielleicht nur hundert solcher von muthiger Entschlossenheit beseelter Männer bedurft hätte, um dem scheuslichen Septembermorde vorzubeugen, oder ihm Einhalt zu thun. Und diese Wenigen fanden sich unter einer halben Million Menschen in Paris, nicht! nicht, unter so vielen Tausenden von müssigen Zuschauern jener Blutscenen! — *Ein* Mann, Namens *Grappin*, Deputirter der Section *du Contrat-social*, rettete (wie S. 254. u. f. erzählt wird) *allein*, und ohne andere Waffen als seine Entschlossenheit, Geistesgegenwart und eindringende Beredsamkeit, das Leben von sechszig bis siebenzig Menschen, die in der Abtey und in andern Gefängnissen dem gewissen Tode geweihet waren, am Tage des Mordes und selbst unter den Händen ihrer Büttel.

Im *dritten Bande* werden die Nachrichten aus den Robespierrischen Gefängnissen fortgesetzt, und besonders die *Mairie*, *la Force*, *Plessis* und *Maison Talaru* beschrieben. — Die Berichte heben mit den Klagen eines Unglücklichen an, welcher sechs Monate hindurch unter den schrecklichsten Qualen eines der allerscheuslichsten Gefängnisse, unter dem Druck des Eigennutzes und der Härte der Kerkermeister, Spione und Angeber, bey dem Anblick des Leidens und der Todesangst seiner Mitgefangenen, mit gänzlicher Entbehrung der Nachrichten und des Trostes seiner Verwandten und Freunde, schmachtete. Hier mögen ein paar Züge dieses gräslichen Gemäldes stehen. An einem Tage der räuberischen Stunde, welche die gesetzliche Diebesbande, die damalige Pariser Commune, in den Kerkern oft machte, um den Unglücklichen die Taschen zu leeren, wurden, nachdem diesen nichts mehr übrig blieb, den Weibern die grossen Stecknadeln von ihren Kleidern gezogen, und der Commissair *Dumontier* schwur bey allen seinen Teufeln, dass er jede, bey welcher sich noch eine solcher Nadeln fände, vor das Revolutionstribunal, d. h. zur Guillotine, schicken werde. — Eine schwangere Frau, die aus dem Gefängniss *S. Lazare*, auf dem Henkerskarren in einen andern Kerker geschleppt werden sollte, flehete um Schonung, weil sie sich ihrer Entbindung nahe fühle. Umsonst, sie ward ihres Jammergeschreyes ungeachtet, fortgeschleppt. Die heftigsten Wehen traten nun bey ihr schon auf dem Hofe ein, und die Unglückliche gebar vor den Augen aller dieser Henker. — Ein 16jähriger Jüngling, ward als Rebell darum hingerichtet, weil er sich beklagte, man habe ihm im Gefängniss einen verfaulten Hering voll Würmer zu essen vorgesetzt. — Eine Frau Namens *Maillet* wurde mit einer andern, *Maillé*, wegen der Namensähnlichkeit verwechselt und statt dieser vor das Bluttribunal geschleppt; der Irthum ward zwar entdeckt, sie aber doch zur Guillotine verurtheilt, weil die Richter meynten, es sey nicht nöthig ihr Urtheil wegen dieses Irthums in der Person, aufzuschieben, da sie doch *wahrscheinlich* nächstens die Reihe auch treffen werde. — — Der in diesem Bande zunächst folgende Bericht ist von einem Manne, welchen man, da der Zufall ihn in das Kriegs-Büreau führte, hier verhaftete, weil er gut gekleidet, *folglich* als ein Verschwörer, und weil er gross war und kühn aus sah, folglich als ein Contrerevolutionair angesehen ward. — Ganz ausgeplündert, brachte man ihn in ein Gefängniss, wo er Anfangs von einem ungeheueren Hunde bewacht ward. Eben solche Hunde lies man Abends, wenn die Gefangenen in ihre Löcher getrieben wurden, in den Corridoren los, um die langsam gehenden, wie eine Heerde Vieh, fortzutreiben. In dem Fragment dieses Verhafteten, welcher zehn Monate hindurch aus einem scheuslichen Kerker in einen andern geschleppt ward, sind merkwürdige Anekdoten von vielen der berühmtesten Schlachtopfer des Terrorismus, und, so wie in mehrern der folgenden Aufsätze, eine Reihe der grausendsten Darstellungen enthalten. — S. 175. äussert ein Gefangner in seinem Bericht (einem der entsetzlichsten in diesem Werke) den Verdacht, dass man den Gefangenen in der Abtey Menschenfleisch zu essen gegeben habe. — *Reise von 182 Nantesern, die von dem Comité revolutionaire zu Nantes nach Paris geschickt wurden.* In der rauhesten Jahrszeit und auf den fast grundlosen Heerstrassen, wurden diese Unglücklichen im Winter 1793, grösstentheils zu Fuss, unter beständiger Furcht jeden Augenblick niedergehauen zu werden, nach Paris getrieben. Des Nachts lagen sie in Kirchen, auf dem Mist, in Ställen oder in engen Löchern unter mephitischen Ausdünstungen eingepresst: ranziges Speck, womit ihre Treiber die Schuhe schmierten, schwarzes Hundebrod u. d. gl. war ihre Nahrung. Fünf und dreyssig starben unter Weges, und

und die Kadaver dieser halb- oder ganz todten Unglücklichen, blieben Nächte hindurch in Haufen bey den Lebendigen liegen. — Doch, hinweg mit diesem gräfslichen Detail! — Hier erscheinen auch noch die blutigen Schatten der Mörder *Carrier* und *Lebon!* —

Im *vierten Bande* dieser Acten der Hölle erheben sich die Stimmen aus den Grabern der Lebendigen zu Lyon, das Jammergeschrey der durch Kartätschen, dort, auf der Brotteaux-Ebne Zerrissenen und denn durch Säbelhiebe Stundenlang vollends Getödteten, die Wehklagen aus den Ruinen dieser schönen durch die Belagerung der Convents-Armee und durch den Schreckensspruch: *ici fut Lyon*, halb zerstörten Stadt. — Dann folgen die Anklagen gegen *Freron's* Proconsulat in den südlichen Departementern und die Metzeleyen zu Marseille durch die Reactionen der Jesus- und Sonnen-Gesellschaften, — und endlich eine von dem Sammler dieses Werkes verfasste, allgemeine historische Uebersicht der gräulichen Begebenheiten in Frankreich während der Schreckensregierung. — Rec. glaubt für die Anzeige dieses Buches genug gethan zu haben, und sich eines weitern Auszuges dieses letzten, relativ merkwürdigen *precis historique*, überheben zu dürfen. Man muss in dieser Recapitulation die Geduld dieses Schriftstellers, mit welcher er jene gräulichen Begebenheiten gereihet hat, bewundern. Er selbst aber mag es vor dem Tribunal der unpartheyischen Nachwelt zu rechtfertigen wissen, warum er in dieser Uebersicht viele, am Tage liegende und andere geheime, jedoch nicht schwer zu entdeckende, *Motive* aller jener Begebenheiten unangeführt und unentwickelt gelassen hat. Aber freylich ist der Geschichtschreiber zu beklagen, welcher bey seiner Arbeit in der Lage ist, wo er — nur die *Todten* nicht fürchten darf!

Genug! — Möchte doch unter den historischen Werken über die französische Revolution, dieses das letzte des hier angezeigten Inhalts seyn! Oder soll man denn ewig wieder erinnert werden, an alle diese Greuel, den gerechten Vorwurf unsers Jahrhunderts, und die Schande des Theils der französischen Nation, welcher ihr müssiger Zuschauer blieb, und die selbst so feige war, sich Jahre lang vor Tyrannen zu beugen, deren Gleichen in der Geschichte aller Zeiten und aller Völker, in diesem Verhältniss, nicht zu finden ist?

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Geschichte und Beschreibung von Leipzig.* Für Fremde und Reisende, die ihren dasigen Aufenthalt zweckmäfsig und angenehm benutzen wollen. Mit zwey Planen und einer Karte (ohne Jahrzahl aber: 1798.) 49 S. 8. Leipzig's Geschichte und die Beschreibung dieser Stadt ist hier so dürftig und fehlerhaft ausgefallen, dafs sie wirklich in keine schlechtere Hände, als die des Vfs. gerathen konnte. S. 2. wird noch *Heinrich* mit dem fabelhaften Beynamen: der *Vogler* aufgeführt, da doch die wahre Geschichte diesen Fürsten nur unter dem Beynamen des *Erlauchten* kennt. In der Beschreibung werden mehrere Personen unter ganz andern, als den ihnen zukommenden Prädicaten und am unrechten Orte erwähnt, S. 14. wird der Montagsprediger an der Nicolaikirche nach dem Subdiaconus genannt, da er doch Diaconus ist. Der Archidiaconus fehlt ganz. Der bey dem Georgen- oder Besserungs- und Waisenhause angestellte Hausverwalter, der nach dem Vorsteher das Ganze dirigirt, wird als *Hausvater* und dem Range nach als der Letzte aufgeführt. Ueber die Anzahl des ganzen Personale in diesem Hause, das sich, Gefangene, Melancholische, Versorgte und 100 Waisenkinder zusammengerechnet, auf 400 beläuft, (obgleich jetzt das Waisenhaus vom Besserungshause getrennt ist) über die gegenwärtige zweckmäfsige Einrichtung dieses Instituts, die es unter seinem jetzigen Vorsteher, dem wirklich verdienstvollen Hn. Baumeister Ludolph *Hansen*, einem der gemeinnützigsten und erfahrensten Mitglieder des Leipziger Magistrats, und unter seinem gegenwärtigen geschickten Hausverwalter *Anschutz* erhalten hat, und wovon der Beschreiber mit leichter Mühe die nöthige Nachricht einziehen konnte, findet man keine Sylbe. Nach S. 31. soll das Arbeitshaus für Freywillige, das hier nur wie im Vorbeygehen erwähnt wird, da es doch eine der wohlthätigsten Anstalten Leipzigs ist, die im J. 1791 auf Veranlassung des erwähnten Hn. Hansen, welcher den ganzen Plan dazu entwarf, errichtet werd, mit dem Zuchthause verbunden seyn! Es ist aber ein von diesem Hause ganz unabhängiges Institut, mit welchem auch eine, nach dem Muster der Freyschule eingerichtete Schule verbunden ist, welche unser Topograph nicht kennt. Nicht einmal der *Rathsfreyschule* giebt er S. 31. ihren rechten Namen, sondern führt sie als Armenschule auf, durch welche Benennung sie sehr leicht mit Privatschulen dieses Namens verwechselt werden kann. Wenn der Vf. manches nicht weifs, was er doch wissen sollte, so weifs er dafür auch wieder mehr, als alle andere wissen. Er kennt S. 31. noch zwey Allmosenschulhalter des Raths, die gewifs aufser ihm, kein Mensch in Leipzig kennt. Weil sie blofs im Kopfe des Vfs. existiren, so wollen wir es ihm auch vergeben, wenn er ihnen ihre Stelle neben dem Aufwärter und den Gassenvoigten anweifst. Auch weifs er, dafs Fremde auf dem Rathsweinkeller *logiren* (?) können. Durch solche ungegründete Nachrichten müssen Fremde nothwendig irre geleitet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. März 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kaven: *Dyveke*, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach dem dänischen Original bearbeitet von R. L. 1798. 174 S. 8. (12 gr.)

Das Original ist ein sehr beliebtes Stück der dänischen Bühne, und sein Stoff aus der vaterländischen Geschichte entlehnt. Dyveke war Christiern des zweyten Geliebte. Nach seiner Verheirathung suchen die Anhänger der Königin, oder vielmehr der Adel, der über das stolze Betragen von Dyvekens Mutter aufgebracht ist, sie zu verdrängen. Die Königin weifs noch nicht einmal von ihrer Nebenbuhlerin, und bemüht sich freundlich um die Zuneigung ihres Gemals. Einer unter dem Adel aber, der Burgherr des Schlosses, wo sie sich aufhält, *Torben Ope*, ist in Dyveke verliebt. Unter dem Vorwande, sie und besonders ihre Mutter von der Verfolgung zu retten, bringt man sie dahin, in eine Flucht mit Torben zu willigen, der es selbst auf das edelste mit ihr meynt. Durch die Treulosigkeit eines Priesters, der mit der Oberhofmeisterin der Königin im Bündnisse steht, wird sie vergiftet, ehe der Vorsatz ausgeführt werden kann. Dies ist ungefähr die deutliche Folge der Begebenheiten; Nebenverwicklungen durchkreuzen diese, und geben der Sache ein sehr verworrenes Ansehen. Der König spielt eine zweydeutige Rolle, wo er erscheint, und wo er nicht zum Vorschein kommt, wird er doch als mitwirkende Hauptperson vermifst. Am Ende besonders geht er in dem ungünstigsten Augenblicke davon: er verläfst die sterbende Dyveke und gewährt nicht ihre letzte Bitte um Verzeihung für ihren edelmüthigen Freund, den der König als ihren böslichen Verführer und seinen Nebenbuhler hafst. Seine Liebe zeigt sich hier zwar, wenn man will, in der That, aber keineswegs in Worten. Dyveke und die Königin sind es, welchen das Stück seine Wirkung zu danken hat, und diese ist von der sanften, rührenden und wirklich zarten Gattung. Ehe Dyveke flieht, sucht sie die Königin auf, welche indessen durch ihre Oberhofmeisterin unterrichtet worden ist; sie giebt sich ihr zu erkennen, bittet um ihre Nachsicht, und nimmt einen schwesterlichen Abschied von ihr. Die mütterlichen Hoffnungen der jungen Königin, welche sie eben jetzt erfährt, bringen die lebhafte schöne Regung eines freywilligen Entsagens in ihr, die keine Kinder hat, hervor. Sie hat schon vorher, zwar mit Liebe, aber fast ohne Eifersucht bemerkt, dafs Christiern für seine Gemalin Zärtlichkeit fühlt. Auch indem sie sich sterbend für ihren Freund verwendet, zeigt sich Dyveke noch liebenswürdig.

Sprache und Dialog ist nichts weniger als überladen, und es schimmert in der Uebersetzung hindurch, dafs diese der reinen und vorzüglichen Diction des Originals nicht ihr Recht erwiesen hat. Zwey andere Uebersetzungen desselben scheinen nicht in geübtere Hände gefallen zu seyn. Sollte man das Stück auf deutschen Theatern geben wollen, so würde eine Veränderung mit dem Namen der Hauptperson und verschiedenen andern vorgenommen werden müssen, die in unserer Sprache nothwendig auf unedle Nebenvorstellungen führen. Sein Erfolg auf der dänischen Bühne beruhte übrigens vielleicht mit auf dem Umstand, dafs der Verfasser, *Samsör*, dessen einziges dramatisches Werk es ist, zwey Tage vor der ersten Aufführung starb, und diese zugleich eine rührende Todtenfeyer wurde.

LEIPZIG, b. Martini: *Obolen* von *Seume*, Russisch-Kaiserl. Lieutenant. Erstes Bändchen. 1796. 208 S. Zweytes Bändchen. 1798. 208 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In obigen vermischten Schriften zeigt sich durchgehends ein wackerer aufrichtiger Charakter, hie und da sehr mangelhafte philosophische Begriffe, und neben manchen Ecken und Ungleichheiten eigentliche Gewöhnlichkeit der Meynungen, und eine liebenswürdige Neigung zur Geselligkeit. Der Stil ist in den Gedichten und prosaischen Auffätzen ungefähr der nämliche, nur dafs in jenen Spuren von Reminiscenzen mehr als von Nachahmung vorwalten, und in dieser die Geläufigkeit und die Wiederholungen eines Gesprächs herrschen. Beiden fehlt es dabey nicht an Individualität, und diese ist es auch vorzüglich, wodurch sie anziehend werden können. Wir wollen nicht alle einzeln durchgehen, nicht Obole bey Obole aufzählen, genug wenn die Summe im Ganzen nicht gering zu achten ist, oder auch manchmal eine für die andere zahlt. Der erste Theil enthält gröfstentheils Gedichte, von denen manche durch den Lebenslauf des Vfs., und locale Beziehung und Darstellungen ein eigentliches Colorit gewonnen. Es wimmelt übrigens darin von Härten des Ausdrucks und des Verses, die man indessen, da sie doch mit Gedanken verbunden sind, einer glattgeschliffenen Harmonie blofser Worte vorziehen wird. Unter denen im muntern Ton ist die Zuschrift: *an meinen theuren Lehrer, den Rector Korbinsky* recht launig. Das *Fragment* über *den Kuss* hat einen angenehmen Schwung. In der *Epistel an Hn. Gras*, wel-

che die Eroberung von Prag zum Hauptgegenstande hat, sind die Gräslichkeiten zu sehr gehäuft, sie sind so wenig geschont, wie bey jenen Auftritten selbst. Auch endigt sie so:

Fort, verfluchter Pinsel,
Du malst der Menschheit ihr Erröthen,
Brennst ihre Schande sternenwärts:
Zurück Gefühl, zurück mein Herz,
Damit dich nicht die *Toden tödten!* (die Tode oder die Todten tödten?)

Die Uebersetzung von Gray's Elegie auf einem Kirchhof enthält glückliche Strophen:

Ihr Nam', ihr Jahr von ungelehrter Hand,
Ist ihnen mehr als Ruhm der Dichtung werth,
Und ländlich zieht die Muse um den Rand
Den Spruch der Bibel, welcher sterben lehrt.

Denn wer gab je der stummen Schatten Raub,
Das süsse bange Daseyn sorglos auf?
Sank je vom schönen warmen Licht zum Staub,
Und sah nicht schmachtend noch einmal herauf? u. s. w.

Im Ganzen wird die Gottersche Arbeit freylich den Preis behalten, aber diese hat den Vorzug in der Versart des Originals, und dadurch gedrängter zu seyn. *Das polnische Mädchen* ist etwas gedehnt erzählt.

Der Aufsatz: *über Atheismus im Verhältniss gegen Religion, Tugend und Staat*, hat unter den prosaischen den grössten Umfang. Er ist von eben so menschenfreundlichen als religiösen Gesinnungen eingegeben; um so mehr muss es auffallen, dass sich der Vf. unverholen dahin erklärt: die einzige Triebfeder des menschlichen Handelns sey Eigennutz. „Wenn wir aber auch den Begriff von Tugend bey „den geistigsten Religionsleuten mit genauem For„schergeiste verfolgen, so werden wir immer finden, „dass er sich in den feinsten Egoismus auflösen wird." Er könne wenigstens nichts anders finden. Zwar sey er nichts weniger als Metaphysiker u. s. w. Da er hieraus indessen keine nachtheiligen Schlüsse zieht, da er die Tugend nicht herabwürdigen will, da er selbst sagt, es sey gar glücklich, dass man sich des Eigennutzes so oft nicht bewusst sey, so ist doch die Spitzfindigkeit des Metaphysikers, worauf er häufig anspielt, auf seiner Seite, etwas Eigennutz nennen zu wollen, was diesen Namen gar nicht mehr verdienen kann. Es wäre überflüssig, eine Vorstellungsart zu rügen, die ihn selber in viele Widersprüche verstrickt, deren Unhaltbarkeit und Schädlichkeit längst dargethan ist, und mit der er gar nichts übles will: wenn sie nicht noch immer fortführe schädlich zu seyn, wenn nicht eben sie zum eigentlichen, nämlich praktischen, Atheismus führte; zum Mangel an derjenigen Religion, worauf die eigentliche Menschlichkeit beruht. —

Die Diatribe gegen *das Spiel* ist fast zu unbedingt ausgefallen. Freylich befördert das Spiel Herzlosigkeit und Leere, aber als Gesellschaftsband betrachtet, aus welchem Gesichtspunct es hier am weitläuftigsten ausgeführt ist, verbirgt es sie auch auf eine wohlthätige Art für den bessern, und kann selbst für ihn, wenn er dann und wann dazu greift, eine interessante Seite haben. Der Fall, wobey der Vf. etwas lange verweilt: dass Höhere oder Reichere das Spiel gebrauchen, um auf eine gute Art Geschenke zu machen, möchte wohl der seltenste seyn.

Der zweyte Theil steht dem ersten nicht nach; das *Wort an Schauspieler oder die es werden wollen*, möchte ihm vielmehr das Uebergewicht geben. Es enthält sehr viel gute und geistvolle Bemerkungen, und ist angenehm geschrieben. Der Vorschlag eines Erziehunginstituts um Kinder zu Schauspielern zu bilden, wäre einer gar wirksamen Ausführung fähig, da jetzt die meisten zu dieser Kunst zusammenlaufen wie auf einen Maskenball. Der Vf. legt in seinem Urtheil und seinen Foderungen das gehörige Gewicht auf die Erscheinung, indem er doch zugleich die kleinen Künste der Illusion verwirft. Er verdiente sehr von Schauspielern beherzigt zu werden. Hin und wieder kommen freylich auch schwache Stellen vor. Besonders haben sich auf den S. 177 u. 178. dergleichen zusammengefunden. Da wiederholt er die verjährte Sage, Shakspeare sey der Mann „an „dem man oft irre wird und nicht weiss, ob man „mehr loben oder tadeln, zürnen oder bewundern „soll;" da hält er *Pope* „für den competentesten „Mann über Shakspeare zu urtheilen," und glaubt dass Romeo und Julie durch Weissens Bearbeitung wirklich gewonnen habe. Sogar die Naivetät entwischt ihm, zu meynen: „Schröders Hamlet sey „*kaum* eine Verbesserung zu nennen, und er wollte „*wirklich* lieber den Shakspeare, so wie er ist, dafür „nehmen." Sonderbar, dass er zugleich zu erkennen giebt, mit welcher Andacht er Göthe über den Hamlet in W. Meister gelesen habe; sonderbar wiederum, dass er doch nicht bergen kann: die Stellen scheinen ihm „in Rücksicht auf Humanität die wichtigsten in jenem Werk zu seyn." — Ein Stück aus dem Thucydides, die Zerstörung von Platäa, hat der Vf. recht brav und lesbar übersetzt. — Der kleine Aufsatz: *warum ist der Schmerz der Aeltern bey dem Verluste kleinerer Kinder grösser und heftiger, als bey dem Verluste Erwachsener*, ist mit der Innigkeit des Gefühls geschrieben, die den Vf. immer begleitet, und nur in seinen Gedichten, wie in verschiedenen in diesem Theil befindlichen geschehen ist, auf eine etwas krause übertriebene Art ausgedrückt wird. Man sehe besonders das mit der Ueberschrift: *Νικα δε και σιδηρον.* —

Und ich schwöre hundert *Feuerschwüre*,
Unsre Erd' ist *noch* den Himmel werth. —
Alle meine Weisheit aus der Schule
Flog davon *wie eine Federspule*. —
Wahrlich, wie ein glatter *Rosenknabe*,
Wein' ich nicht an meines Glückes Grabe,
Glotzten mich *auch* Todtenschädel an. —

Dich

Dich mir noch im Kampfe zu ersiegen;
Wollt' ich über *Andenschedel* fliegen,
Durch der Oceane Felsenbahn.
Mich zu deinem Liebling aufzuschwingen
Durch des Krieges *Todessaaten* dringen,
Wechseln *Kluft hinab* und *Himmel an.*

Die *einsame Wandlung* ist nicht viel besser, und wird noch schlechter durch den falschen Ton von Schillers Resignation, den der Vf. darin anstimmt. Uebrigens hat seine poetische Diction von keiner Seite seit der Erscheinung des ersten Theils der Obolen gewonnen, und es ist sehr zu wünschen, dass er für die Zukunft in einen anmuthigern Weg einlenken möge. Das erste Bändchen dieser Schriften ist Platnern, das zweyte Gleimen gewidmet.

Leipzig, in Comm. in der Sommerschen Buchh.: *Jella*, oder das Morlachische Mädchen. 1797. *Erster Theil.* 255 S. *Zweyter Theil.* 256 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die einzige Angabe über die Entstehung dieses Buchs findet man in einer Note Th. 2. S. 215., wo es von der Katastrophe heisst: „dies Gefecht und der „Tod des jungen Morlacken, mit den vornehmsten „hier erzählten Umständen, hat sich vor einer Menge „Menschen in Venedig auf dem Kay der Sclavonier „zugetragen. Der tragische Vorfall erregte meine „Neugierde, und gab mir für diese wenig bekannte „Nation Interesse; so entstand dieses Werk, das viel„leicht eben so sonderbar seyn mag als die Morlacken „selbst." Sonderbar ist es in der That, und in eben dem Grade unterhaltend. Es schildert die Sitten, die Verhältnisse, die geographische und historische Lage jenes Volks in einer einfachen Geschichte, die mit dieser Darstellung auf eine so anmuthige Art verflochten ist, dass beide ununterbrochene Theilnahme erregen. Die Hauptquelle des Vfs. waren die bekannten Reisen des Abate Fortis durch Dalmatien, dem wir die morlackischen Lieder verdanken, welche von Göthe und Herder übersetzt, in den von dem letztgenannten gesammelten *Volksliedern* anzutreffen sind. (Man erinnere sich besonders an *den Klaggesang von der edeln Frau des Asan Aga.*) — Unter vielen misglückten, zum Theil langweiligen Versuchen, das Romantische mit der Wirklichkeit zu verbinden, die auch auf den ersten Blick kein günstiges Vorurtheil für das morlachische Mädchen erregen werden, zeichnet sich dieser um so günstiger aus. Das Kostum ist in der Haltung der Charaktere mit Festigkeit beobachtet; für seine eigene Person eins anzulegen, hat der Erzähler mit Recht nicht unternommen. Das Haupt des Stammes der Narzewitzker, seine beiden Söhne und Schwiegertochter, sind die vornehmsten auf dem Schauplatz. Jella ist die jüngere von diesen: ihre Brautgeschichte und Hochzeit, der Zustand der Familie während der sechs Jahre ihrer Ehe, die Ereignisse, durch welche sie aus ihrem ruhigen Aufenthalte in das cultivirtere Europa gelockt wurden, wo Jella's Gatte einen alten Nebenbuhler und seinen Tod findet, machen den historischen Inhalt aus. Er ist mit Gesängen in rhythmischer Prose durchwebt, die, nach morlachischen Mustern gedichtet, theils durch daher entlehnte, theils durch eigene poetische Züge an ihrer Stelle Wirkung thun. Sehr artige Beschreibungen erheitern ihn, wie z. B. die von einem Markt, den ein slavischer Kaufmann jährlich in dem Dorfe hält, nachher die Ankunft seines Sohnes, der in die Stelle des umgekommenen Vaters tritt, weniger wie der Alte den Frieden des Volkes ehrend, eigennützige Geschenke ausstreut, und in den Narzewitzkern unheilbringende Wünsche erweckt. Mehrere Gebräuche sind eben so geschickt für den Gang der Geschichte benutzt, wie der: die Brautkränze über dem Bette des jungen Paares anzuheften, und die Dauer der Ehe von ihrer Dauer abhängen zu lassen. Jella's Gemüthsbewegung, wie ihr Kranz herunterfällt, die kindlichen Bemühungen, wodurch sie das Schicksal zu betrügen sucht, ihr Besuch bey der Wahrsagerin, und manche andere Details erhalten das Interesse des Buchs beständig wach, und steigern es bis zu dem letzten erschütternden Auftritt. Am reizendsten ist der Kontrast behandelt, in welchem Jella mit ihrer Schwägerin steht, der sanften Dafcia, deren Kinderlosigkeit einen trüben Schatten auf ihr Leben wirft, das sie dennoch mit emsiger Sorge so nützlich wie möglich zu machen trachtet. Die freyere Natur der schönen Jella entzieht sich indessen gern der Arbeit, wenn die Neigung sie eben wo anders hintreibt. Giebt es viel zu thun, so wendet sie wohl ihre Kinder vor, die sie warten muss; wird aber ein Tanz eröffnet, so setzt sie das Kind leicht auf die Erde, und spricht davon es stark zu gewöhnen. Dieser feinern Züge ungeachtet, hat der Vf. der Jella doch nicht mehr Bildung gegeben, noch sie eine vornehmere Stelle einnehmen lassen, als es sich mit der Sitte des Volks verträgt. Sein anziehendes Werk würde noch vorzüglicher seyn, wenn er es kürzer zu machen gewusst, und sich aller gleichsam unepischen Zwischenreden und Betrachtungen enthalten hätte.

Rec. glaubt an einigen Anzeichen zu bemerken, dass das Buch nicht ganz so neu ist, als sein Titel: sollte dies sich wirklich so verhalten, und dies Mittel gebraucht worden seyn, weil es bey seiner ersten Erscheinung vielleicht übersehen wurde, so ist zu wünschen, dass es dadurch vor so vielen mittelmässigen Producten in diesem Fache mehr in Umlauf gebracht werden möge.

KINDERSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in der Behrenschen Buchh.: *Merkwürdige Beyspiele zur Kenntniss der Seelenkräfte der Thiere* für die erwachsene Jugend und wissbegierige Liebhaber der Thiere gesammelt, geordnet und erläutert von *Joh. Gottl. Trimolt.* Mit einem Titelkupf. (1798) 206 S. 8.

Als Beweise, dass die Thiere nicht nur eine Seele haben und der Empfindungen fähig sind, sondern dass

dafs man auch bey ihnen Etwas, den Vorstellungen, der Aufmerksamkeit, Einbildungskraft, Gewohnheit und Gelehrigkeit, der Sprache und Klugheit Analoges anzunehmen berechtigt sey, stellt Hr. T. hier eine Reihe, zwar meistentheils bekannter, aber doch immer merkwürdiger, Erscheinungen aus der Thierwelt nach der angegebenen Ordnung zusammen, und begleitet sie mit einigen Reflexionen. Allerdings kann nur auf dem Wege der Beobachtung in die thierische Seelenkunde, über welche noch ein grosses Dunkel liegt, mehr Licht gebracht werden. Schon das Bestreben des Vfs., dazu Etwas beyzutragen, verdient Beyfall. Sehr leicht hätte diese Sammlung, die zu dem bestimmten Zwecke, der Jugend eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre zu gewähren, empfohlen werden kann, noch mit mehrern andern Beyspielen vermehrt werden können. Hieher rechnen wir besonders das Beyspiel eines Hundes, der von Leipzig nach Warschau mitgenommen wurde, und nach Verfluss eines halben Jahres wieder nach Leipzig zu seinem rechtmäfsigen Herrn zurückkam. So hätte auch das Beyspiel des Hundes, der sich von den Gästen auf dem Kaffeehause Geld zusammenbettelte, und es sogleich zur Kuchenfrau trug, um Backwerk dafür in Empfang zu nehmen, hier einen Platz verdient. Auch in dem Anhange zu *Becker's* Vorlesungen über die Pflichten etc. würde der Vf. noch einige der Aufnahme würdige Erzählungen von merkwürdigen Hunden gefunden haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, b. Walther: *Predigt bey Eröffnung des von Sr. Kurf. Durchl. zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landtags*, am Feste der Erscheinung Christi d. 6. Jan. 1799 in der Kurf. Evangel. Hofkirche zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kursächs. Oberhofprediger, Kirchenrath u. Oberconsistorialassessor. 1799. 56 S. 8. Die abgewogenste Zweckmäfsigkeit des gewählten Stoffes, die plan- und gedankenvolle Ausführung desselben, die Fülle, Energie und Klarheit des Vortrags — mit einem Worte, die so selten vereinigten Vorzüge, welche alle Predigten dieses edeln Redners hervorheben, machen auch den Charakter der gegenwärtigen aus, deren wichtige Veranlassung schon an sich fähig ist, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums zu gewinnen. Die Erzählung bey Matthaus (II, 1—12.), in welcher unverkennbare Spuren der Zwietracht sind, die schon zur Zeit der Geburt Jesu in allen Theilen des jüdischen Staates sich regte, und in der Folge mit immer zunehmender Gewalt und unter den schrecklichsten Kämpfen die Auflösung desselben bewirkte, giebt dem Vf. Gelegenheit, zur *bürgerlichen Eintracht* zu ermahnen. Zuförderst erklärt er, *was zu dieser Eintracht gehöre*. Es sey das *Trachten nach Einem*: dieses Streben nach einerley Ziel könne mithin so vielfach seyn, als die Endzwecke sind, zu deren Beförderung man sich verbindet. Unter allen den Absichten aber, welchen man eine gemeinschaftliche Anstrengung widmen kann, sind die Endzwecke der *häuslichen, kirchlichen* und *bürgerlichen Gesellschaft* ohne Zweifel die wichtigsten: von allen Arten der Eintracht verdient also die *häusliche*, die *kirchliche* und die *bürgerliche* die meiste Aufmerksamkeit. Die letzte, auf welche sich der Redner hier allein einschränkt, besteht in dem pflichtmäfsigen Streben aller Bürger eines Staats, den grofsen Endzweck ihres Vereins so vollkommen als möglich zu erreichen. Wenn demnach diese Eintracht bewiesen werden soll, so mufs nothwendig jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft den gemeinschaftlichen Endzweck derselben richtig kennen, redlich wollen, kräftig befördern, und ihm seine besondern Zwecke willig und grofsmüthig unterordnen. „Je gröfser (sagt der Vf. bey Entwickelung des letzten Gedankens) die Ansprüche einzelner Bürger werden, je mehr sie sich mit ihren Absichten und Unternehmungen ausbreiten, je hartnäckiger sie auf jedem Rechte bestehen, das ihnen entweder die Natur oder die Verfassung giebt: desto gewisser erheben sich Widersprüche, desto unvermeidlicher entstehen Trennungen, desto weniger ist es möglich, dafs der Endzweck der bürgerlichen Vereinigung glücklich erreicht werden könne. — Bist du blofs von deinen Absichten voll, und erweiterst deine Unternehmungen mit frecher Unverschämtheit auf allen Seiten: wirst du dann die heiligen Grenzen des Rechts nicht bald da, bald dort überschreiten, wirst du nicht andern in den Weg kommen? Willst du deine erweislichen Rechte stets nach ihrer ganzen Strenge behaupten, und von den Vortheilen, welche die Verfassung dir gewährt, auch dann nichts fahren lassen, wenn deinen Mitbürgern unleugbar wehe dabey geschieht: wirst du dann nicht Eifersucht und Neid erwecken, die Verfassung, die dich so sehr begünstiget, verhafst machen, und den unleugbaren Zweck der geselligen Ordnung, dafs Jedem sein Recht widerfahre, so viel an dir ist, vereiteln?" — Goldene Worte, der Beherzigung vorzüglich zu der Zeit werth, als sie gesprochen wurden! — Im zweyten Theil dieser Rede legt der Vf. *die Gründe* dar, *welche zu einem so edeln Streben nach dem hohen Ziel aller geselligen Ordnung verpflichten*. Wenn es nämlich schon an sich vernünftig und recht, ja die einzige Bedingung ist, unter der man das Mitglied einer bürgerlichen Gesellschaft seyn kann, dafs man an seinem Theile alles beytrage, wahre Eintracht zu befördern und zu erhalten: so mufs den Bekennern Jesu ein herzliches Einverständnifs mit ihren Mitbürgern ganz besonders wichtig seyn, und es liegen noch überdies in den Umständen der Zeit, welche hier in fruchtbarer Kürze sehr geschickt benutzt sind, neue Gründe, die uns bestimmen müssen, uns fester, als jemals, an einander anzuschliefsen. „Wem aber (sagt der Vf. unter andern) geziemt es mehr, den Völkern der Erde das rührende Schauspiel bürgerlicher Eintracht darzustellen, als Euch, ihr edeln Sachsen? Einen seltenen Vorzug habt ihr bisher behauptet, ihr habt euch einen Ruhm errungen, den nur wenig Völker mit euch theilen. — Was unserm Volke zu unsterblichem Ruhme gereicht; es hat nie einen Bürgerkrieg geführt, es ist rein vom Blute seiner eigenen Kinder, kein Blatt seiner Jahrbücher ist mit den Gräueln innerer Unruhen befleckt u. s. w." Zuletzt wird von dem Allen die *Anwendung auf die Stände der Nation* gemacht, welche noch jetzt in den wichtigen Verhandlungen begriffen sind: mit einem wahrhaft rednerischen Pathos werden sie aufgefodert, des *Fürsten*, der sie gerufen, des *Vaterlandes*, das sie gesendet, und der *Religion*, die sie bekennen, eingedenk zu seyn.

Gewifs mufs es dem Redner eine sehr belohnende Freude seyn, an der jeder Patriotischdenkende lebhaften Antheil nimmt, dafs, wie der ganze Gang der Landtagsverhandlungen beweiset, die in dieser geistvollen Rede enthaltenen Ermahnungen durch den schönsten Erfolg bewährt worden sind! —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. März 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Zeichnungen aus der schönen Baukunst oder Darstellung idealischer und ausgeführter Gebäude mit ihren Grund- und Aufrissen*, auf 100 Kupfertafeln mit nöthigen Erklärungen und einer Abhandl. über die Schönheit dieser Kunst begleitet von D. C. L. *Stieglitz*. Erste Lieferung. 1798. gross Folio, mit 11 Kupfertafeln, Vorbericht, Vorerinnerung, Erklärung der Kupfertafeln und 18 S. Text. (6 Rthl. 6 gr.)

Die ununterbrochene Fortsetzung mehrerer zum Theil sehr kostbaren Werke für die Bau- und Verzierungskunst scheint eine für die Verbreitung eines bessern Geschmacks in diesem Fache sehr vortheilhafte Stimmung unter unserer Nation anzuzeigen, die desto mehr Achtung und Aufmerksamkeit verdient, je seltener ein so glücklicher Zeitpunkt wieder zu kommen pflegt. Wenn wir daher bey der Anzeige eines Werks, das sich selbst als musterhaft ankündigt, und wirklich an Kostbarkeit, typographischer und chalkographischer Pracht alle andere bisher in Deutschland herausgekommenen übertrifft, mit möglichster Genauigkeit und Strenge urtheilen, so bitten wir unsere Leser sowohl als den achtungswerthen Vf. darin blos unsern Eifer für die Sache der Kunst und des guten Geschmacks zu erkennen.

Die Abhandlung über die Schönheit in der Baukunst, welche Hr. *St.* dem Werke selbst vorangesetzt hat, um den Lesern die Grundsätze zur Beurtheilung der hier dargestellten Gebäude an die Hand zu geben, verdient sowohl in Rücksicht der Deutlichkeit des Stils, als auch ihrer Kürze und Angemessenheit wegen alles Lob. Der Vf. hält mit einigen neuern Aesthetikern (Heydenreich, und noch erst kürzlich Hermann in der Vorrede seines Handbuchs der Metrik) die Baukunst für keine *schöne Kunst*, weil sie nicht unmittelbare Wohlgefälligkeit der Form beabsichtige, sondern auf die Befriedigung eines Bedürfnisses gehe, wodurch das erste Erfoderniss der schönen Kunst, *die Freyheit* unmöglich werde. — *Zweckmässigkeit* allein bestimme die Formen in der Baukunst, und diese bringe noch keine Schönheit hervor, ja es könne ein Gebäude sehr zweckmässig und doch dabey sehr unförmlich seyn. Die Baukunst habe auch kein Vorbild in der Natur, wie die Malerey und Bildhauerey, und dieses mache sie in der Ausübung unendlich viel schwieriger. [Aber dieses macht sie darum auch desto freyer; sie hat hierin viele Aehnlichkeit mit der Musik, denn der Gesang der Vögel kann eben so wenig für das Vorbild der Musik gelten, als die natürlichen Höhlen und Löcher der Thiere oder ihre künstlichern Nester für Vorbilder der Baukunst angenommen werden dürfen. Und so wie die Instrumentalmusik mit ihren Formen in dem unbegrenzten Reiche der Möglichkeit umherschwärmen kann, eben so ist es der idealischen Baukunst (in den Gartengebäuden, Denkmälern u. s. w.) vergönnt, sich aller nur erdenkbaren Formen zu bedienen, wie sie denn auch wirklich diese ihre Freyheit zur Hervorbringung der mannichfaltigsten Abentheuerlichkeiten zu allen Zeiten gemissbraucht hat, und noch täglich missbraucht. Die Gebäude, die zu einem bestimmten Zwecke dienen sollen, sind Compositionen zu einem vorgelegten Texte und die Verzierungen vielleicht Variationen eines gegebenen Thema's. Ueber den Begriff der *Zweckmässigkeit* scheint Hr. *St.* noch nicht recht im Klaren zu seyn. Er unterscheidet die innere Zweckmässigkeit, welche blos *gedacht* werden kann, nicht genug von der äussern, die *angeschauet* wird, und welche allerdings eine wesentliche Eigenschaft des Schönen ist. Auch nimmt man es oft, besonders in der Baukunst mit den Begriffe innerer Zweckmässigkeit nicht genau, und hält manches schon für zweckmässig, sobald es nur den dringendsten Bedürfnissen entspricht. Innerhalb alter unförmlicher Mauern eine neue und schöne Zimmereintheilung machen (was Hr. *St.* als ein Beyspiel des Gegensatzes der Zweckmässigkeit und Schönheit anführt) ist eben so unzweckmässig, als ein junges aufblühendes Mädchen in die Perücke und den Pelzrock ihres Grossvaters zu kleiden.] — Der Vf. stellt *Ordnung*, *Ebenmaass*, *Schicklichkeit* und *gute Verhältnisse* als wesentliche Bedingungen der Schönheit in der Baukunst auf. Da sich alle Verhältnisse des *Raumes* so gut wie die Verhältnisse der *Zeit* in Zahlen ausdrücken lassen; so hat man auch die musikalischen Verhältnisse auf die Baukunst anzuwenden versucht. Hr. *St.* meynt zwar, man müsse es in diesem Stücke gar nicht so genau nehmen, indem das Auge gar nicht so fein sey, um kleinere Abweichungen *von etlichen Zollen oder Schuhen!* zu bemerken, und weil die Schönheit, über die das Auge urtheile, sich nicht so auf einen Punkt einschränke, wie der musikalische Accord, der in Einem Punkt zusammentrifft, und wo das Ohr bey der geringsten Abweichung sogleich den Missklang fühlt. — Aber sollte diese wenigere Empfindlichkeit des Auges nicht blos die Folge einer schlimmen Angewöhnung

feyn? Die wahren mufikalifchen Verhältniffe find glücklicher Weife einmal für immer aufgefunden und feft beftimmt; wir werden von früher Jugend auf daran gewöhnt, und darum fühlen wir jede Abweichung davon auf der Stelle. Ein mit unferm Kinbergerifchen Tonfyftem ganz unbekannter Wilder wird feine kreifchend disharmonifchen Pfeifentöne unendlich viel lieber hören, als das fchönfte Chor und die prächtigfte Symphonie, fo wie jener türkifche Gefandte in Wien in der Oper nichts fo herrlich fand, als das *Stimmen* der Inftrumente. — Eben weil wir von früher Jugend an mit einer Menge disproportionirter und disharmonifcher Gegenftände umgeben find, fo wird unfer Auge für die wahren und richtigen Verhältniffe abgeftumpft und nimmt (aber auch das erft nur nach einiger Uebung) nur die gröbften und auffallendften Mifsverhältniffe wahr. — Eine nothwendige Eigenfchaft eines fchönen Gebäudes ift, nach dem Vf., die Schicklichkeit (*Eurythmie*), wodurch daffelbe feinen beftimmten eigenthümlichen Charakter erhält. Der Vf. redet vom *feyerlichen, ernfthaften, prächtigen, fchauerlichen* und *romantifchen* Charakter. (Der *feyerliche* und *fchauerliche* find blos befondere Modificationen des *erhabenen* Charakters, von dem Hr. *St.* kein Wort fpricht, fo wie der *ernfthafte*, der *gefällige* und der *prächtige* befondere Modificationen des *Schönen* find, von welchem er ebenfalls gänzlich fchweigt. Der romantifche Charakter aber ift der Charakter *des fchlechten Gefchmacks*, wie die vom Vf. felbft aus der gothifchen und chinefifchen Baukunft angeführten Exempel fattfam beweifen. Die Vorfchriften, die Hr. *St.* zur Hervorbringung diefer verfchiedenen Charakter angiebt, wollen wir ihm, um nicht allzuweitläufig zu werden, gänzlich erlaffen. — Zuletzt redet er noch von den *Verzierungen*. Diefe müffen dem Charakter des Ganzen *angemeffen, nicht überhauft und nicht ohne Bedeutung* feyn. Ihre Formen müffen *leicht, fchön* und mit Fleifs und Genauigkeit gearbeitet feyn. Da die Säulen eine der vornehmften Zierden in der Baukunft ausmachen; fo werden die fünf Säulenordnungen befchrieben, und durch eine Kupfertafel erläutert, wo jedoch bey den ionifchen Säulen gerade die verwerflichfte Art nach dem Tempel der Concordia zu Rom zum Mufter genommen ift, die man an keinem Werke aus den guten Zeiten des Alterthums antrifft.

Wir vermiffen in diefer Abhandlung vorzüglich einige äfthetifche Fundamentalbegriffe, die den Lefern diefes Werks, ohne fie eben in die Tiefen der Metaphyfik zu führen, doch als *leitende Ideen* von grofsem Nutzen gewefen wären. — Jedes menfchliche Werk (fo hätten wir angefangen) mufs ein *Ganzes*, und jedes Kunftwerk ein *organifches Ganzes* feyn. Jeder Theil mufs zum Ganzen unentbehrlich feyn, und ohne Schaden nicht davon genommen werden können. Jeder Künftler, und befonders der Baukünftler, mufs bey feinem Verfahren durchaus confequent feyn, und von jedem, auch dem kleinften Theile feines Werks, genaue Rechenfchaft geben können. Aus dem Begriffe eines *organifchen Ganzen* allein hätten fich hernach die Begriffe von *Zweckmäfsigkeit überhaupt*, von *Ordnung, Symmetrie, Eurythmie* u. f. w. fehr bequem ableiten laffen. — Doch wenn wir uns auch bey der Beurtheilung der in diefem Hefte dargeftellten Gebäude blos an die von Hn. *St.* gegebenen Regeln halten wollen; fo werden wir leider bald einfehen, wie oft und vielfältig dagegen gefündigt worden.

Dem erften unter den vier in diefem Hefte vorkommenden Gebäuden, fchreibt Hr. *St.* ein *einfaches, edles* Anfehen zu; wir, unferer Seits, müffen es *kahl* und *fade* nennen. Das fieht er zwar felber ein, dafs fich die Fenfter ohne alle Einfaffung nicht gut zu der Pracht des Porticus fchicken; aber die abgeftutzten Ecken, die halbrunden Vorlagen auf den Seiten, die fortlaufenden Fenfterbänke, die gegen den unter ihnen angebrachten Gurt viel zu grofs find, das rauhe Hauptgefims und die Attike auf dem Dache find wahrlich auch nicht lobenswerth. Auf der Hinterfeite ftechen die verzierten Fenfter der Vorlage in der Mitte gegen die übrigen, welche auch hier kahl gelaffen find, nicht wenig ab. Die Pilafter fcheinen wegen der, man weifs nicht ob zwifchen fie hineingefchobenen oder hinter ihnen durchlaufenden Fenfterbank, wie aufgeklebt. Die Attike mit Fenftern über der Mitte ift, man weifs nicht warum, ohne Dach, und verunftaltet überhaupt das ganze Gebäude. Im Plane ift die Unfchicklichkeit der abgeftutzten Ecken in halbrunden Vorlagen noch auffallender. Die Backofenform in ɔ, die Thüren auf den Ecken der Zimmer, die Schnörkeltreppe am Hinterausgang verdienen gewifs keine Nachahmung. Das zweyte Gebäude ift reichhaltiger an Formen als das erfte, aber auch reichhaltiger an Fehlern. Der Architrav des Porticus ift (ebenfalls nach dem Vorbilde des Tempels der Concordia) ohne Friefs, welches Hr. *St.* als eine befondere Merkwürdigkeit anpreift, ohne zu fehen, dafs die Säulen dadurch ein äufserft plumpes Anfehen bekommen. — Die viereckigten Fenfter in den runden Bogenvertiefungen, die in den Seitenpavillons noch in einer befondern Vorlage ftehen, deren fo kleine Gebäude niemals bedürfen, die drey dicht aneinander ftehenden Fenfter in den beiden Gallerien, die wie aus Pappe gefchnitten fcheinen, die gothifchen Fenfterbogen mit Säulchen unterftützt auf der Hinterfeite (eine der unglücklichften Erfindungen des grofsen Palladio) machen diefes Gebäude weder fo zierlich noch fo angenehm und gefällig, als Hr. *St.* meynt. Dem Plane dient die beftändige Wiederholung der runden Formen in b. c. d. e., der Mangel an Symmetrie faft in allen Zimmern, wo keine Thüre auf die andere pafst, die Fenfter, die in den Ecken ftehen, ja fogar Blindfenfter wie in N. N. vorkommen, eben auch nicht zur Empfehlung. — Das dritte hat noch unter allen diefen Gebäuden das befte Anfehen. Nur fteht die gefuchte Form der fchon vorhin gerüg-

rügten runden Bogenfenster mit kleinen Säulchen, gegen die sonst an diesem Gebäude herrschende Simplicität im Widerspruche. Die Hinterseite wird durch die halbrunde bauchigte Vorlage mit gekuppelten Pilastern!! und einem abermals hinter ihnen durchlaufenden Gurte entstellt. Im Plane des obern Stockwerks sind die beiden dunkeln schrägen Gänge, welche in die Urformen N. o. führen, der Mangel an gehöriger Communication zwischen dem linken und rechten Flügel und das winklichte Wesen des letztern in beiden Stockwerken, besonders auffallend. — Ueber die Capelle oder kleine Kirche Pl. X und XI. mögen wir gar nichts sagen. — Die langen, schmalen Fenster neben der Thüre, die auf den Ecken der Piedestals stehenden ganz überflüssigen *Pilaster*, das achteckichte Thürmchen mit der in einem halbrunden Giebelchen angebrachten Uhr, die Menge der Bänder, Vorsprünge, Vertiefungen und Nischen, geben dem Ganzen das Ansehen von geschmackloser Buchbinderarbeit. Das Inwendige ist achteckicht. — Es ist schwer zu errathen, in welcher Richtung die Kirchenstühle stehen sollen, wenn nicht der gröfste Theil der Zuhörer der an einer Säule in der Ecke wie ein Schwalbennest angeklebten Kanzel den Rücken zukehren müssen. Etwa ein halbes Dutzend sind ohne Zweifel für die Blinden des Kirchspiels, denn mit leiblichen Augen wird man auf diesen Plätzen, den Prediger niemals sehen können. —

Möchte doch ein Mann wie Hr. *St.*, dem es keineswegs an Einsichten fehlt, besser und ernster prüfen, ehe er zur Verbreitung und Empfehlung solcher noch dazu längst bekannten Pfuschereyen die Hand bietet!

Frankfurt am Mayn, b. Zessler: *Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerey, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz und deren Verfertigung für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen*, von D. *Engelbert Wichelhausen*. 1798. 122 S. 8. (12 gr.)

Man bemerkt sogleich, dafs der Vf. dieser Schrift die Grenzen seiner Einsichten ein wenig überschritten hat, weil ihm weder die Sprache von der Kunst, von Künstlern und Kunstwerken, ihren Eigenschaften, Wirkungen, Zwecken u. s. w. geläufig, noch seine Begriffe über diese Dinge klar sind. Er scheint die Formen nicht von den Wirkungen der Farbe, und Produkte ächter Kunst nicht von mittelmäfsigen Puppen zu unterscheiden. Dasjenige, was er von der Wachsbildnerey überhaupt sagt, von ihrer Geschichte, dem, was sie leisten soll und nicht soll, und von der zurückschreckenden Empfindung, welche die in Wachs geformten menschlichen Figuren hervorbringen, ist eben so wenig befriedigend. Unterdessen wollen wir von allem diesem, als von Dingen, welche aufser Hn. *W.* Kreise liegen, keine strenge Rechenschaft fodern. Haben wir übrigens seine Meynung recht verstanden, so geht dieselbe dahin, dafs sich die Wachsbildnerey, das heifst plastische Arbeiten aus gefärbtem Wachs, vorzüglich zur Nachbildung von Pflanzen und anatomischen Präparaten schicke, in diesem Betracht den Wissenschaften nützlich seyn könne, und also befördert zu werden verdiene. Wir wollen uns nun hierauf einschränken, und insofern es der Raum dieser Blätter gestattet, untersuchen, ob sich auch wirklich mit Wahrscheinlichkeit einiger Nutzen davon hoffen lasse. Dem Botaniker würde es ohne Zweifel angenehm seyn, seltene Pflanzen mit Genauigkeit und Treue in Wachs abgebildet zu sehen, oder zu besitzen; aber man stelle sich nun eine solche Pflanze mit Blüthen und Blättern so fein ausgearbeitet vor, dafs sie wirklich für die Wissenschaft einen reellen Werth hat; so wird solche nicht nur ein theures Kunstwerk, sondern auch so zerbrechlich und zart seyn, dafs sie schon um deswillen unbrauchbar ist, und überdem, was für wesentliche Vorzüge können die in Wachs nachgebildeten Pflanzen vor andern Abbildungen haben? Wir möchten wenigstens nicht behaupten, dafs Form und Genauigkeit in den Umrissen durch die Wachsbildnerey besser als durch Zeichnung oder Kupferstich zu erreichen sey, die Farben können vielleicht für den Moment einen täuschendern Schein haben, aber genau untersucht, werden sie weder wahrhafter, noch unterrichtender, noch zarter nüancirt befunden werden, als an ausgemalten Abbildungen auf Papier. Ebendieselbe Bewandnifs hat es auch mit den anatomischen Präparaten. Die Wachsbildnerey ist nicht vermögend, sie genauer und richtiger darzustellen, als es auf andere Weise geschehen kann, und vielleicht besteht der einzige Vortheil der Abbildungen in Wachs darin, dafs sie verschiedene Seiten bieten. Die Gründe, welche Hr. *W.* zur Empfehlung der anatomischen Wachspräparate anführt, dafs sie nämlich *zum Unterricht für Liebhaber und Nichtärzte angewendet werden können*, und, *dafs selbst Damen, alles ohne Abscheu betrachten*, sind von keinem grofsen Gewicht; denn in den Fällen, wo die Anatomie nur als galante Wissenschaft behandelt wird, ist wahrlich nicht viel daran zu gewinnen oder zu verlieren; wer sie aber Berufswegen als Anatomiker, oder Arzt, oder Künstler studirt, mufs sie gründlich zu erlernen suchen, und darf sich keinesweges (wie es S. 27. heifst) durch die *oft ekelhaften Kammern anatomischer Schulen* zurückschrecken lassen. — Wer jemals die unaussprechliche Zartheit besonders der innern Theile des menschlichen Körpers betrachtet hat, wird ohne Mühe begreifen, dafs es auch dem geschicktesten Künstler schwer fallen mufs, ja sogar nur bedingungsweise möglich ist, anatomische Präparate nachzubilden; und wenn man nun von Hn. *W.* erfährt, dafs die florentinische Sammlung von Wachspräparaten aus 2800 Stücken besteht, worunter sich 24 ganze Figuren befinden; so kostet es in der That schon viel, an die vorzügliche Treue und Vortrefflichkeit derselben zu glauben. Aber die gute Meynung, welche man noch von

ihnen haben möchte, verschwindet vollends, wenn man hört, dafs ein Präparat einer schwangern Frau nach *antiken Mustern* modellirt sey, dafs die Wachsbildner selbst keine Anatomen sind, sondern nur unter Aufsicht eines der Anatomie kundigen Mannes stehen, und dafs bey der Arbeit Kupferstiche zum Grunde gelegt werden.

Betrachtet man die Wachspräparate überhaupt in Rücksicht des Werths, den sie als Kunstwerke haben mogen; so sind die Arbeiten des berühmten Abt Zumbo, welcher im vorigen Jahrhundert gelebt, von gar keiner Erheblichkeit, sondern blofse Geräthschaften für Kunst- und Rüstkammern, wo Wagen von Flöhen gezogen, das Leiden Christi auf einen Kirschkern geschnitzt, Herodis Gastmahl in einer Nöfselsflasche und andere dergleichen Meisterstücke bewundert werden. Aber die trefflichen Werke von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und seiner Frau, welche man im Institut zu Bologna aufbewahrt, verdienen Achtung; denn sie sind mit grofser Sorgfalt, Fleifs und Kunst gearbeitet, vielleicht das beste, was von Wachspräparaten je gemacht worden, und unstreitig den Florentinischen vorzuziehen, wo dieses Geschäft schon etwas fabrikmäfsig betrieben wird.

Prag u. Leipzig, b. Neureutter: *Lustig-Lebendig; oder lacherliche Begebenheiten zum gesunden Genufs aller Lustigmacher, Spafsvögel, Zeitverkürzer und Launisten. Erzahlt von Joseph Kottnauer.* 1797. 172 S. 12. (8 gr.)

Abermals ein Vademecum! schon der Titel läfst ahnden, wes Geistes dieses Kindlein ist. Aber schwerlich wird man einen solchen Contrast vermuthen, als man hier findet, wenn man Auswahl, Vortrag und Sprache mit dem Zeitalter, in welchem diese Sammlung auftritt, zusammenhält. Zur Probe nur ein Paar der kürzesten Geschichten: „Einer „rühmte sich, er wäre zu Venedig gewesen. Als „ihn einer fragte: was er Gutes da gesehen hätte? „sagte er: er wäre nur auf der Post durchgeritten. „Als aber darauf ein anderer widersetzte: das wäre „nicht möglich, indem diese ganze Stadt im Meere „liege? Antwortete er: Es wäre im Winter gewe„sen, da das Wasser alles gefroren war." — „Ein „grofser Mensch sagte: er hätte sein Lebtag keinen „grofsen Narren gesehen. Da widersetzte einer: So „hast du gewifs dein Lebtag nicht in Spiegel gese„hen!" — Verlangen unsere Leser noch mehr Zeugnifs?

Leipzig, b. Schäfer: *Erotische Schwänke aus Kupido's Brieftasche. Erster Theil, mit einem Kupfer.* 1797. 446 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Eine Sammlung von funfzehn Geschichten, von welchen der grofste Theil List untreuer Weiber und Rache betrogener Männer, einige aber auch nur ganz gewöhnliche Verhältnisse verliebter Paare zum Gegenstande haben. Alle kommen sie darin überein, dafs sie hochst gemein erfunden, und, der *Einkleidung* und Sprache nach, eben so gemein vorgetragen sind. Manche von ihnen stimmen auch zu dem Titel: *Schwänke*, so wenig, dafs vielmehr Mordthaten, wie in der 9ten und 13ten Erzählung, oder sentimentale Wendungen, wie in der 8ten und 11ten, den Knoten schürzen oder lösen. Nicht besser werden sie die Leser, die sich an die gewohnliche Bedeutung von *Erotisch* halten, befriedigen: desto gewiffer wird man sie in jedem Sinne unschmackhaft und langweilig finden.

PHILOLOGIE.

Stuttgard, b. Löfflund: *Abrokomas und Anthia, oder der Triumph ehelicher Treue, Nach Xenophon.* Mit einer italienischen Uebersetzung. 1798. 225 S. 8. (16 gr.)

Der Herausg. dieser Erzählung begleitet sie mit einer italienischen Uebersetzung von Salvini. Er hat sich mehr an diese Copie, als an das griechische Original gehalten; doch ist seine Verdeutschung angenehm zu lesen. Ueber den Zweck dieses kleinen Buches spricht er in der Vorrede so:

„In unsern Tagen, wo man leider! nicht eben „zum Ruhme unserer Zeitgenossen, zugestehen mufs, „dafs die eheliche Treue immer seltener zu werden „beginne, glaube ich nicht Unrecht gethan zu haben, „gegenwärtiges Werkchen nach meiner Art einzu„kleiden, und es unter dieser Gestalt Jünglingen und „Mädchen, und Männern und Weibern in die Hände „zu spielen — und dann denjenigen Lesern und Le„serinnen, welche die italienische Sprache erlernen „wollen, ein leichtes Anfängslesebuch zu liefern."

Rec. mag über den Zweck nicht streiten; doch kann er nicht verhehlen, dafs er die italienische Uebersetzung voll von Druckfehlern findet, von welchen nur ein kleiner Theil am Ende des Buchs angezeigt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. März 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

DANZIG, in Commission b. Troschel: *Ueber den Glauben an Offenbarung, in Form eines Briefwechsels.* 1799. 326 S. 8.

Der Vf. untersucht diese Materie in Form eines Briefwechsels zwischen *Reinfels* und *Falmer*, welcher letztere die gewöhnlichen Gründe für Offenbarung und Glauben daran wortreich und so vorträgt, dass seinem Gegner (wie es bey dieser Art von Schriften gewöhnlich ist) der Sieg nicht schwer wird. Der Briefe sind vier und zwanzig. In der Einleitung zeigt der ungenannte Vf., dass man bis auf die letzten Jahrzehende bey dem Streit über die Wirklichkeit einer Offenbarung drey Fragen übergangen, oder doch bald falsch, bald unzulänglich beantwortet habe. Die erste Frage: *Was können wir überhaupt im Felde des Uebersinnlichen erkennen, und kann sich Gott so offenbaren, dass man ohne alle Täuschung und Gefahr des Betrugs wissen könne, es sey wirklich geschehen?* Da meynt der Vf., weil wir alle unsere Erkenntnifs von Gegenständen aufser uns durch die Sinnlichkeit und durch den Verstand erlangen (worin schon eine unbestimmte Voraussetzung liegt. Von manchen *Ursachen* physischer Wirkungen erlangen wir gar nicht durch die Sinne, sondern blos durch Vernunftschlüsse oder durch wahrscheinliche Vermuthungen, Erkenntnifs, z. B. von der Ursache des Sturmwindes, des Blitzes, der elektrischen, magnetischen Kraft, u. d. gl. Auch die Vernunftschlüsse anderer, die Absichten anderer sind etwas aufser uns, deren Prämissen wir zwar hören oder lesen, die wir selbst aber nicht durch die Sinne, sondern durch unsere Vernunft erkennen); so müsse *alles*, was wir erkennen wollen oder sollen, *schlechterdings* in Zeit und Raum eingeschlossen seyn, das bey dem Uebersinnlichen, also auch bey Gott, nicht statt finde, und er schliesst daraus, Gott könne sich uns nicht unmittelbar offenbaren; aber auch nicht mittelbar, weder innerlich durch hervorgebrachtes Bewufstseyn gewisser Lehren und Pflichten, ganz ohne unser Mitwirken, noch äusserlich durch Erscheinungen in der Sinnenwelt auf eine zuverläfsige Art, ohne Täuschung und Gefahr des Betruges. (Hier ist schon wieder manches unbestimmt angenommen: a) was *Erkennen* heifst. Wie will der Vf. beweisen; dafs ich mir nichts in Raum und Zeit nicht eingeschlossenes deutlich vorstellen kann? Und das heifst doch *Erkennen*. Freylich nicht sinnlich, aber was stellt man sich deutlicher vor, als die Resultate mathematischer Berechnungen? Sind *die Begriffe:* Vernunft, Freyheit, Gedächtnifs, Einbildungskraft, Liebe, Hafs, Hoffnung u. s. w. in Raum und Zeit eingeschlossen? Kann ich sie nicht erkennen? b) Was er unter dem Worte *Offenbarung* versteht. Er redet davon immer, als wenn der in den gewöhnlichen Dogmatiken angenommene Sinn der (übernatürlichen) Offenbarung der einzige wäre. Jede Aufhellung eines Menschenverstandes, eine bisher noch nicht, oder so deutlich noch nicht erkannte nützliche Wahrheit einzusehen, ist eine Offenbarung Gottes, der dem Weisen Verstand giebt. So sagt Paulus sehr richtig: Gott hat den Heiden sein unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit durch die Werke der Weltschöpfung geoffenbart; so David: die Himmel erzählen die Hoheit Gottes, das Firmament verkündigt, dafs es sein Werk sey, nicht mit hörbarer Stimme und mit Worten u. s. w. So kann man richtig sagen: Socrates, Newton und ältere und neuere helle Köpfe, die zur Aufklärung und Moralität der Menschen gewirkt haben, hatten Offenbarungen von Gott, durch sie ertheilte Gott der übrigen Menschheit Offenbarungen, ohne dafs Gott, oder diese neu erkannten Wahrheiten, weder etwas in Raum und Zeit eingeschlossenes, noch wunderthätig eingegebenes wären. Es giebt helle Augenblicke, in welchen manchem denkenden Kopfe eine Idee so lichtvoll entgegen strahlt, dafs, wenn er sie fixirt, entwickelt, prüft, richtig findet und mittheilt, er es sich selbst gestehen mufs, es sey ein θειον, das ihn auf diese Idee gebracht hat. So kann man richtig sagen, ein jeder religiöser geistreicher Dichter, Redner, Schriftsteller oder Missionär, der auf der Menschen Verstand und Herz kraftvoll und moralisch heilsam wirkt, sey, wie sein Lied, seine Rede, Schrift, θεοπνευστος, sowohl wenn man es subjective nimmt, φερομενος υπο πνευματος αγιου 2 Pet. 1. als active, transitive, dafs es dem Leser oder Hörer eine göttliche Gesinnung eingiebt). Die 2te Frage, die, nach dem Vf., bisher aus der Acht gelassen worden, ist diese: *Was hat man für ein Kennzeichen einer vorgeblichen Offenbarung, sie mag mit Grund angenommen werden, oder nicht?* Der Vf. sagt, dafs nur die Vernunft das Uebereinstimmige einer Lehre mit den reinen Begriffen von Gott und seinem Willen prüfen könne und müsse, und dafs weder Erfahrungsgründe noch Wunder und Weissagungen solche Kennzeichen sind. (Freylich für uns nicht, aber für jene Zeiten und Menschen beglaubigten sogenannte Wunder (ihnen unerklärbare Naturwirkungen als Producte einer ungewöhnlichen höhern Geisteskraft, die sie jetzt und so zu lenken wufs-

wufste] indem sie der Zuschauer Aufmerksamkeit und Achtung erregten, in Verbindung mit dem würdigen moralischen Inhalte seiner Lehre und mit seiner eignen reinen Tugend, seine Lehre und göttliche Vollmacht — beglaubigte die genaue Einstimmung seiner Thaten und Schicksale mit den Orakeln der Vorzeit, dessen Würdigkeit ihn als einen von Gott ihnen gegebenen Lehrer praktischer Wahrheiten anzunehmen, von welchen Jesus selbst foderte, dass seine Zuhörer ihren Inhalt vernünftig prüfen sollten, und wenn sie ihren praktischen Nutzen an ihren Herzen und Gewissen wahrnähmen, dadurch inne werden sollten, ob seine Lehre von Gott sey.) Dritte Frage: *Was sollte die Offenbarung für einen Zweck beabsichtigen, welcher durch blosse Vernunft nicht erreichbar wäre?* Er sagt: nicht unbegreifliche d. i. mit der Vernunft unverträgliche Lehren bekannt zu machen; nicht wegen der sonstigen Unmöglichkeit der Sittlichkeit der Menschen, in denen doch Willensfreyheit und Bewufstseyn der praktischen Vernunftgesetze vorhanden sind. (Ganz recht; wenn der Vf. aber daraus gleich allgemein abspricht „die Offenbarung (jede Offenbarung) habe *gar keinen Zweck*, sey unnöthig, überflüssig und von Gott nicht denkbar, zur Erweckung der Sittlichkeit auf *keinen Fall* erfoderlich" und es als den Zweck der folgenden Briefe angiebt „diese Zwecklosigkeit und von Gott Undenkbarkeit derselben, zur Kenntnifs der Ungelehrten zu bringen, und wo möglich zur Volksmeynung zu machen," so sieht man wohl, dafs er die erst von spätern Kirchenlehrern aufgebrachte Meynung von Inspiration des ganzen (auch des historischen) Inhalts der Bibel, der unmittelbaren und wunderthätigen Erleuchtung der Propheten und Apostel, die nur erst zur Beurkundung der neu erfundenen dogmatischen Geheimnisse erfunden worden, im Sinne hat. Denn unmöglich konnte er dies von der durch göttliche Fürsehung veranstalteten und beglaubigten Bekanntmachung bis dahin unerkannter religiöser und praktischer Wahrheiten unter noch ungebildeten Völkern durch vorzüglich (obgleich deshalb nicht unmittelbar und wunderthätig) erleuchtete Männer behaupten (worüber sich F. im 10ten Briefe gut ausdrückt.) Der Vf. hat sicher nicht Kenntnifs genug, von der Fähigkeit und dem Bedürfnifs der Ungelehrten und des Volkes, das einer reinen Vernunfterkenntnifs *a priori* so unfähig ist, dafs, wenn man ihm den Glauben an göttliche Autorität der Belehrung über seine Pflichten und Erwartungen (deren dogmatische oder scholastische oder speculative Bestimmung und Beschreibung aber gar nicht in seinen Unterricht gehört) wegnähme, durchaus und sicher bey den meisten die ganze moralische Religion, die ganze Gewissensverpflichtung zur Befolgung auch nur des Naturgesetzes verlohren gehen würde. Darüber können nur Männer urtheilen, die sich mit Beobachtungsgeist viele Jahre lang mit Religions- und Tugendunterricht des ungelehrten Volkes beschäftigt, und dessen Fähigkeit und Maafsstab in Beurtheilung ihrer Verpflichtung, deren Grundes und Erfolges beobachtet hat. Nur die Autorität „Gott hat uns das durch Christum, oder in seinem Worte gelehrt und befohlen" überzeugt sie von ihrer Verpflichtung; und in welchem wahren Sinne kann ein redlicher vorurtheilsfreyer Mann das nicht sagen?

Die vier und zwanzig zwischen Reinfeld und Falmer gewechselten Briefe sind leicht, oft blumenreich, noch öfter allzuwortreich geschrieben. *R.* geht von einer Schilderung der kunstlosen Natur zur Erkenntnifs *Gottes* über, den er doch nicht als eine blosse Idee eines speculativen Kopfs, nicht blofs als einen concreten Ausdruck des Collectivbegriffs seiner Beziehungen auf die übersinnliche Welt ohne eigene concrete Existenz, nicht für sein eigenes Product und Geschöpf, sondern als die erste unabhängige Ursache der ganzen Reihe von Ursachen und Wirkungen in der Welt erklärt, das man aber nur aus dem in der Vernunft entstehenden Muster der Heiligkeit als das allervollkommenste moralische Wesen erkenne; — dafs zwar die reine Lehre Jesu ganz wahr, ganz aus der praktischen Vernunft entwickelt sey, und deren strengsten Foderungen Genüge leiste, dafs aber doch die Vernunft, als oberste Richterin, zu entscheiden habe, ob sie angenommen, oder geradezu verworfen werden müsse; — dafs wir ohne Gott tugendhaft werden und seyn, aber nicht bleiben können, wozu aber Offenbarung unnöthig sey, da der Begriff der Sittlichkeit früher als der Begriff der Gottheit angefacht und entwickelt worden, und die Offenbarung uns die Sittlichkeit gar nicht lehren könne, wenn wir sie nicht schon vorher aus der Vernunft kennen gelernt hätten; — was das N. T. von Gottes geistiger Natur und Verehrung sage, habe schon Xenophon, Plato, Aeschines, Cicero, Seneca, Confucius gesagt; ohne die Vernunft sey eine Offenbarung nicht denkbar, aber keine Offenbarung lehre mehr, als was die kritische Philosophie lehrt, oder lege uns daraus nicht herzuleitende Pflichten auf; Gott müfste das ehrsüchtigste Wesen seyn, wenn er unsern Dank für etwas erwartete, das wir für kein Geschenk, sondern für eine Probe unserer Leichtglaubigkeit und Vernunftblindheit halten müfsten. (Dies ganze Raisonnement beruhet auf dem vorhin schon bemerkten unbestimmten Begriff von Offenbarung). *R.* meynt im 11ten Brief: nur Lichtscheue Obscuranten und Tyrannen, die Revolutionen nicht hindern sondern befördern, könnten sagen, Offenbarung (welches hier, wie fast immer, mit positiver, menschlich und nur vorgeblich göttlich autorisirter Religion verwechselt wird) sey zur Bändigung der Leidenschaften, zur Beförderung der Achtung der Obrigkeit, der Sicherheit der Gesetze und der Mitbürger nothwendig; die christliche Religion sey eine ungeschickte Stütze des Staats, indem ihr Endzweck von dem Endzweck der Politik so verschieden sey, wie beider Mittel dazu — also müsse jene nie ein blosses Werkzeug von dieser seyn, und diese dürfe sich nie in das Gebiet der Religion wagen, dürfe nie öffentliche Prüfung der Religion, Entdeckung des religiösen Aberglaubens und die Absonde-

fonderung der menfchlichen Zufätze verbieten; Politik brauche Zwangsmittel, diefe müfste die Religion auch gebrauchen, wenn fie eine Stütze des Staats feyn follte (welches nicht folgt) wodurch fie Peft und Tod der Tugend würde. Im 15ten Brief zeigt er, es fey ein übereilter Schlufs, wenn jemand die Urfache des plötzlichen Entftehens einer neuen Idee oder einer Begeifterung fich nicht erklären könne, dafs er fie in einem überirrdifchen Wefen oder in Gott felbft fuche; äufserliche Offenbarung Gottes durch Erfcheinungen fey widerfprechend; Thaten, die den Naturgefetzen zuwider find, wären zum Beweife einer Offenbarung ungültig, weil die Naturgefetze, nach welchen jene Thaten (gefetzt, dafs fie fich genau fo zugetragen haben, wie fie erzählt werden) gefchehen find, uns nur unbekannt find; weil Wunder überhaupt für Wahrheit nichts entfcheiden, indem wir gar nicht behaupten können, dafs Gott ihr unmittelbarer Urheber feyn müffe; dafs der untadelhaftefte äufsere Charakter nicht berechtige, die göttliche Eingebung einer Lehre jemandem auf fein Wort zu glauben, wenn er unmögliche, oder unwahrfcheinliche Dinge von grofser Wichtigkeit behauptet; noch viel weniger fey eine fchriftliche Ueberlieferung eine Offenbarung zu nennen; wenn gleich erzählte Begebenheiten gutmüthigen Augen- und Ohrenzeugen, denen es doch fo fehr an Naturkenntniffen und an Beurtheilungskraft fehlte, und die nur nach ihrer fubjectiven Ueberzeugung erzählen, Wahrheit gewefen find, fo könnten doch ihre Berichte in der Folge interpolirt feyn; der Inhalt der Offenbarung ftimme nicht etwa nur mit der praktifchen Vernunft überein, fondern Jefus habe nichts anders, als nur eben diefe Vernunftreligion verfinnlicht gelehrt und deshalb könne fein Unterricht keine Offenbarung genannt werden (welches letzte Urtheil nach der oben angeführten allgemeinen Erklärung des Wortes „Offenbarung" unrichtig ift;) die meffianifchen Weisfagungen des A. T. handelten nicht von Jefu, und was er vorher verkündigt hat, habe er natürlich vorher fehen können. Wenn feine Wunder folche Handlungen find, durch welche er, vermittelft feiner uns unerklärbaren Naturerkenntniffe, Veränderungen in der Sinnenwelt zu einem fittlichen Zweck, Aufmerkfamkeit eines finnlichen Volkes zu erwecken, hervorbrachte, fo habe er dergleichen freylich verrichtet, aber ihnen weit weniger Werth, als feiner Lehre felbft beygelegt; Weisfagungen und Wunder wären alfo untaugliche Siegel einer Offenbarung. Nach vielen gegenfeitigen Complimenten von R. und F. ift der Befchlufs, dafs, wenn gleich für jene Zeiten, um die reinen Begriffe von Recht und Pflicht in der menfchlichen Vernunft zu entwickeln, eine Offenbarung nöthig gewefen oder geglaubt fey, wir fie zu unfern Zeiten doch entbehren könnten; dafs aber dennoch die Lebensbefchreibung Jefu, wie das N. T. ein fchätzbares Buch fey. Man fieht aus diefem treuen Berichte von dem Inhalte diefer Schrift, dafs fie nichts Neues, Ungefagtes enthalte, dafs unter manchen richtigen Sätzen vieles unbeftimmt, und infonderheit, wegen der Verwechfelung der unmittelbaren Offenbarung mit der pofitiven gottlich autorifirten chriftlichen Religion, vieles zweydeutig und für ungelehrte Lefer anftöfsig ift; und für diefe Klaffe von Lefern, für das Volk hat der Vf. wie er felbft fagt, diefe Schrift in fo wortreichem populärem Stil doch eigentlich gefchrieben. Ungeachtet mancher wohl durchdachten und gutgefagten Stellen, die dem Verftande und der Darftellungsgabe des Vfs. Ehre machen, zweifelt Rec. doch, ob fein Verdienft um die Menfchheit und Chriftenheit durch diefe Schrift fo grofs fey, als er gedacht haben mag.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Monath und Kufsler: *Franz le Vaillant's Naturgefchichte der Afrikanifchen Vögel.* Aus dem franzöfifchen überfetzt, und mit Anmerkungen verfehen von *Johann Matthäus Bechftein, Erfter Band.* Mit Kupfern. (Der Umfchlag hat denfelben Titel, nur ftatt erfter Band fteht darauf I. II. *Heft*, und die Anzeige belehrt uns, dafs diefe Ueberfetzung wie das Original in Heften von 6 Kupfertafeln erfcheinen foll.) 72 S. in Quart, und 12 illum. Kupfer.

Bechftein's Name ift fchon hinlänglich, um das Publicum zu der Erwartung zu berechtigen, dafs die Ueberfetzung vortreflich fey, und auch die Kupfer find fehr gut nachgeftochen, und illuminirt. Der Anmerkungen konnten natürlich zu den Befchreibungen feltner, dem Ueberfetzer nur durch das Originalwerk bekannten Gegenftände nicht viele feyn. Bey dem *Kaffer* des Vf., den Hr. *B.* den Kaffervogel nennt, und bey welchem Hr. *V.* bemerkt, dafs er als eine Mittelart zwifchen den Adlern und Geyern betrachtet werden könne, weil er in der Geftalt des Schnabels und der Krallen den letzten ähnele, aber keinen kahlen Kopf, das Kennzeichen der Geyer nach den Methodiften habe, fagt Hr. B. mit Recht, dafs er gleichwohl richtiger zu den Geyern, als zu den Adlern zu zählen, und der Tadel der Svfteme, den Hr. *V.* fich hier entfallen laffe, ungegründet fey. Man könne diefen Vogel in eine eigne Gattung fetzen, und bey der folgenden Art, dem Gaukler, *Batillus*, die Hr. *V.* eben fo zweifelhaft hält, fchlägt Hr. B. für diefe neue Gattung den Namen *Geyeradler* vor, und will diefelbe fo charakterifiren: der Schnabel ift von der Wurzel bis zur gekrümmten Spitze gerade, die Krallen find wenig gekrümmt, und Kopf und Hals befiedert. Die Benennung, glaubt Hr. B., würde wohl nicht anftöfsig feyn, fie ift auch in der That fchon gebraucht, denn Hr. *Gmelin* nennt eine feiner Falkenfamilien *Gypaetos*. Aber zu gefchweigen, dafs Linné in feiner *philof. botan.* §. 227. und 228. fchon mit Recht folche Gattungsnamen tadelt, und eine wahre Geyerart unter diefem Namen bekannt ift, fo ift eine folche Benennung in der deutfchen Sprache der Naturforfcher um fo weniger

zulässig, weil sie den Begriff einer Adlerart enthalten würde, da man im deutschen den Namen der Art mit dem der Gattung zusammen zuziehen pflegt, wie der Uebersetzer selbst hier in den Namen Singadler, Wasseraar u. a. gethan hat. Die Bedeckung des Kopfes und Halses kann auch wohl schwerlich ein richtiges Gattungskennzeichen abgeben, sondern nur Arten unterscheiden. Die Schwierigkeiten in Bestimmung der Linneischen Gattungen *Vultur* und *Falco* sind in der That sehr gross. Rec. ist oft in Versuchung gewesen, sie als eine einzige anzusehen, nur der Kropf der Geyer hat ihm immer eine zu wesentliche Verschiedenheit von den Adlern geschienen, als dass er sich dazu habe entschliessen können. In der That sind doch auch Geyer und Adler in der Bildung des Schnabels sehr verschieden, und Rec. würde lieber den Kaffervogel nach der Abbildung zu den Geyern als den Adlern zählen; der Gaukler scheint Rec. ein eigentlicher Falke, und weder Geyer noch Adler zu seyn. — Bey dem chinesischen Geyer, dem *Chincou* des Hn. *V.* erinnert Hr. *B.*, dass er kein anderer als der gemeine Geyer, *Vultur cinereus* des Linne sey. Eben solcher kritischen Bemerkungen hätten aber auch wohl die andern Geyer bedurft, die in dem zweyten Hefte abgebildet sind; denn der Ohrengeyer *Oricou* ist wohl zuverlässig *Sonnerat's Vautour royal de Pondichery;* der Struntgeyer, *Chasse-fiente Buffons Griffon;* und der Schogun, *Chaugoun* desselben *Peronoptire.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *London*, b. Chapman: *The Welch Indians or a Collection of Papers reflecting a People whose ancestors emigrated from Wales to America.* Dedicated to the Missionary Society by *G. Burder.* 35 S. 8. (10 gr.) Der Vf., ein Baptistenprediger in Coventry, nimmt in diesem Pamphlet eine von kritischen Geschichtforschern längst verworfene Sage wieder auf, und empfielt der Brittischen Mission, die sich jetzt mit der Bekehrung von Otaheite und andern Südseeinseln beschäftigt, die vermeynte Colonie von Wales am westlichen Ufern des Missisippo aufzusuchen, und unter ihren verwilderten Ueberbleibseln die christliche Religion zu verbreiten. Ein gewisser Doctor *Powel*, der 1584 eine Geschichte seines Vaterlandes Wales nach alten in der Landessprache vorhandenen Handschriften und Bardengesängen herausgab, fand in seinen Quellen, dass 1170 Madoc, ein Prinz aus dem fürstlichen Stamm der Welschen, wegen der Unruhen in seinem Vaterlande, mit einigen Schiffen westwärts von Irrland segelte, dort in einer fruchtbaren Gegend landete, seine Gefährten zurück liess, wieder nach Wales kam, und darauf mit zehn Schiffen nach dem von ihm entdeckten Lande zurückgieng, ohne weiter etwas von seiner Volkspflanzung hören zu lassen. Powel und andere, die nach ihm die Geschichte von Wales behandelt haben, und lange nach der Entdeckung der neuen Welt schrieben, haben diese westliche Fahrt auf irgend eine americanische Küste gedeutet, bald diese welsche Colonie in Florida, Mexico, oder die innern Wildnisse von Nordamerica versetzt, und spätere Reisende haben hernach unter den Wilden ein welschredendes Volk gefunden, oder finden wollen. Diese Reisenden waren aber entweder unwissende Pelzhändler, abergläubische Missionarien, oder unkritische Alterthumsforscher, die, was sie von hören sagen erfuhren oder durch eigenes Etymologisiren herausbrachten, von Zeit zu Zeit in die englischen Magazine einrückten.

Allein die ganze Sage, und die Gründe, womit man sie in neuern Zeiten gegen die Zweifel berühmter englischer Geschichtsforscher hat vertheidigen wollen, verdienen keine weitere Prüfung, und enthusiastische Verehrer der ungereimtesten Volksmährchen mögen sie immerhin glauben. Die Quelle dieser Sage, das alte welsche Manuscript, ist nie im Original untersucht worden; weder der Vf., noch die Einrichtung des Werks ist bekannt, und Hr. *Powel*, der dasselbe bey seiner Arbeit benutzte, sagt selber, seine Handschrift verbessert (wahrscheinlich auch mit Zusätzen über die Fahrt nach America versehen) zu haben. Girald von Wales, der in dieser Zeit lebte, und in seiner Beschreibung von Wales so vieles zum Ruhm dieses Landes sammelte, würde *Madoc ap Owen Gwynets* westliche Reise, die damals gewiss Aufsehen machte, nicht verschwiegen haben. Neuere Zeugen, welche entweder unter den Wilden gewesen waren, die man für Ueberbleibsel von Madocs Colonie hält, oder von andern etwas von diesen Leuten gehört hatten, verstanden kein Welsch, gaben so schwankende Anzeigen von ihren Wohnsitzen; oder verbrämten die Nachrichten von diesem Volk, das nach einigen 700 englische Meilen westwärts des Missisippi wohnen soll, mit so unwahrscheinlichen Angaben, dass man ihre Urheber für Betrogene, oder gar für Betrüger halten muss. Ein gewisser Morgan Jones, der 1660 unter diesen Wilden gewesen seyn wollte, fand sie schon in Süd-Carolina unter den Tuscororas, und bepredigte sie vorher lang in der welschen Sprache, fügt aber weislich hinzu, dass die Tuscororas nicht alles verstanden hätten. Ein gewisser Stewart, der 1764 jenseit des Missisippi gekommen war, und von dem man nicht weiss, wie viel Glauben seine Aussage verdient, fand bey den wilden Welschen Pergamentrollen mit blauen Buchstaben beschrieben, und sorgfältig in Otterfellen verwahrt; aber weder er noch sein Begleiter, ein ungenannter Britte, konnten die Schrift lesen; nach dem Herausgeber dieser Nachrichten ist es wahrscheinlich, dass diese Rollen ein griechisches Manuscript der Bibel gewesen. Seit 1793 ist, wie Hr. Burder ferner anführt, ein gewisser Evans aus Wales abgereist, diese welschen Ueberbleibsel aufzusuchen. Er will sie bis an die Küsten der Südsee verfolgen, und ein Spanischer Gouverneur, von welcher Provinz wird nicht gesagt, hat ihm 2000 Piaster versprochen, wenn er sein Vorhaben ausführt. Wir zweifeln aber, dass er je die welschen Colonisten, ihre unvermischt erhaltene Sprache, die vorher erwähnte griechische Handschrift, oder die alten welschen Bibeln wieder auffinden werde, welche 1753 einige französische Missionarien unter den südwestlichen Wilden gefunden haben wollten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 9. März 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Erfurt, b. Keyser: *Theoretisch - praktisches System der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden,* aus römischen und canonischen und ursprünglich deutschen, sowohl allgemeinen *oder Reichsgesetzen,* als auch besondern *oder Provincial,* insonderheit sächsischen und preussischen Rechten, auch praktischer Rechtsgelehrten Schriften zusammen gezogen, mit den nöthigsten Hülfsmitteln und zweckmässigen Formeln versehen, und zum Gebrauch für Richter, Advocaten und andere dergleichen Personen herausgegeben, von *Johann Gottfried Mosslern,* der Rechte Privatlehrer auf der Universität Wittenberg, Hofgerichts-Actuarius und Advocaten daselbst. *Erster Theil.* 1798. 552 S. gr. 8. (1 Rthl. 6 gr.)

Für Richter, Advocaten, und, wie es auf dem Titel heisst, *andere dergleichen Personen,* können Werke dieser Art immer nützlich seyn, wenn auch die Wissenschaft an sich wenig oder nichts durch sie gewinnen sollte. Man wird daher so billig seyn, dem Vf., da er hauptsächlich nur sammeln und zusammentragen wollte, es nicht zum Vorwurf zu machen, dass er nicht mehr gab, als er vorfand. Aber darauf kommt es an, aus *welchen Quellen* er geschöpft, *wie* er gesammelt, seinen Vorrath geordnet, welche *Auswahl* er da getroffen hat, wo seine Vorgänger sich nicht einig waren, und wie man überhaupt mit ihm daran ist, wenn er seine Leser, ohne sie auf andere zu verweisen, einmal selbst zu belehren sucht. Im Ganzen muss man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er vielen Fleiss angewandt, und mit Nachdenken gearbeitet hat. Dass er aber seine Leser hin und wieder nicht eben der lautersten Quelle zuführt, davon zeugen die sonst reichhaltigen Noten an mehr als einer Stelle, z. B. die häufige Anführung *Barthold Suendendörfer's,* auf den hier sogar bey Gelegenheit der römischen Eintheilung der Klagen in *bonae fid. et str. iur.* verwiesen wird. — Aehnliche Nachweisungen sind es, wodurch der Vf. das Andenken der *Berliche,* der *Bastinellere* und mancher alten Disputationen bey seinen Lesern zu erhalten oder zu erneuern sucht. Rec. ist ganz der Meynung, dass in Werken, die man als Handbücher zunächst für Geschäftsmänner bestimmt, gerade auf eine vorzügliche Auswahl der Literatur am meisten ankommt, um dadurch Berichtigungen der Begriffe und Grundsätze desto besser in Umlauf zu bringen, und er wünscht daher, dass bey der Fortsetzung dieses Werks hierauf etwas mehr Rücksicht genommen werde.

Der Vf. will bey der Bearbeitung seines Systems vorzüglich auf Vollständigkeit, Gründlichkeit, Bestimmtheit, Ordnung und bequemen Gebrauch sein Absehen gerichtet haben. Das ist auch sehr lobenswerth. In Ansehung der Vollständigkeit glauben wir indess, dass man dem Vf. keinen Vorwurf gemacht haben würde, wenn er sich der weitläuftigen Abhandlung vom Gerichtsstande und dessen verschiedenen Arten hier gänzlich überhoben hätte. In einem wissentchaftlichen Vortrage der Lehre von Klagen und Einreden konnte dies füglich übergangen werden, da so viele andere Handbücher und besonders auch die bekannten Werke über den Civilprocess sich schon ausführlich damit beschäftigen. Nun, da der Vf. die Sache aber doch mit in seinen Plan zog, war es uns sehr befremdend, unter den Büchern, worauf er seine Leser verweiset, um sich weiter Raths zu erholen, gerade eins der vorzüglichern Werke: *Malblanc conspectus rei iudiciariae Romano - germanicae* gänzlich zu vermissen. — Dem ganzen Systeme sind fünf Theile bestimmt, davon der erste die Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden überhaupt enthält; der zweyte wird von den allgemeinen präparatorischen und Präjudicialklagen; der dritte von possessorischen Rechtsmitteln; der vierte von dinglichen, und der fünfte von persönlichen Klagen handeln. Bey den Eintheilungen der Klagen und Einreden sind wir mit den Theilungsgründen, welche der Vf. dabey angiebt, nicht durchaus zufrieden, wenn z. B. die Klagen in Ansehung *des Beklagten in directas* und *contrarias,* in Ansehung *des Gesuchs, in feudales* und *allodiales, seculares* und *ecclesiasticas,* in Ansehung *der Procesart in arbitrarias* und *non arbitrarias,* und die Einreden in Ansehung ihres *Inhalts* in *liquidas* und *illiquidas* abgetheilt werden. — Zu den verschiedenen Arten der Wiederherstellung einer gerichtlichen Klage, wobey *Suendendörfer* als Gegner des *Cujacius* erscheint, wird Kap. 6. auch *condictio causa data causa non secuta* gerechnet. — Bey dem Gesuche der Klage wird sehr gut *petitum formale,* welches die Verfügungen des Richters auf die Klage nach der Form des Processes, und *petitum materiale,* welches die Sache selbst betrifft, und bey dem letzten wiederum das Haupt- und Nebengesuch unterschieden. — Dass *in actione hypothecaria* ein alternatives Gesuch gegen den Schuldner Statt finde, S. 215. ist nicht richtig gesagt. Die hypothekarische Klage an sich rechtfertigt dergleichen Gesuch nie; aber die persönliche Schuldklage kann alternativisch damit

mit verbunden werden. — Das zehnte Kapitel von den Fehlern der Klage enthält eine gute Darstellung der Sache. Die Eintheilung in heilbare und unheilbare Fehler verwirft der Vf., weil dem Sprachgebrauche nach die ersten nur diejenigen seyn können, welchen noch abgeholfen werden kann, ohne der Sache selbst zu schaden, *unheilbare* hingegen, welchen nicht abgeholfen werden kann. Nun kann aber jedem Fehler der Klage abgeholfen werden, in so fern Veränderung und Verbesserung der Klage statt findet, mithin sind alle Fehler von Anfange wenigstens heilbar, weil allen binnen einer gewissen Zeit noch abgeholfen werden kann. Der Vf. theilt daher die Fehler einer Klage richtiger in *Hauptfehler* und *geringe Fehler*. Jenes sind diejenigen, welche machen, dass eine Klage vom Richter verworfen werden muss, geringe Fehler hingegen solche, welche die Klage noch nicht verwerflich machen, auch dem Processgange nicht schaden. Nach dieser Eintheilung werden nun die einzelnen Fehler der Reihe nach durchgegangen.

Bey der künftigen Abhandlung der einzelnen Klagen wünschten wir, dass der Vf. vorzüglich auch auf eine Anleitung zur vortheilhaften Auswahl unter mehreren in vorkommenden Fällen etwa statt findenden Klagen Bedacht nehmen möge. Gerade dies ist es, wobey unsere bisherigen Handbücher noch das nicht geleistet haben, was eigentlich zum wahren Nutzen für die Anwendung geleistet werden könnte. Nach dem Plane, den wir uns als den zweckmässigsten denken, müsste der Vortrag der Klagen, welche bey irgend einem Rechte oder Rechtsgeschäfte statt finden können, von einer allgemeinen Bestimmung der mancherley Verhältnisse, worin sich der Berechtigte in Ansehung seines Rechts gegen Personen und Sachen befinden kann, und der verschiedenen Zwecke ausgehen, die er etwa vorhaben dürfte; und nach diesen verschiedenen Rücksichten wären alsdenn die Rechtsmittel anzugeben, wie sie bald die Nothwendigkeit mit sich bringt, bald aber praktische Vorsicht und Klugheit ihren Gebrauch empfiehlt. Die bisher angewandte Methode, da man blos die verschiedenen Klagen der Reihe nach in einer gewissen Ordnung der Rechtsmaterien, so wie sie gerade diesen eigen sind, abhandelt, kann, zumal angehenden Praktikern, den Nutzen bey weitem nicht gewähren, den jene Art des Vortrags durch die allgemeine Uebersicht der Klagen mancherley Art, deren man sich den vorkommenden Umständen nach bedienen kann, und durch eine gründliche Anleitung zur gehörigen Auswahl derselben erwarten lässt. Das *Schmidtsche Lehrbuch* hat zwar neben den Klagen, welche sich zunächst auf die Rechtsmaterie, wovon die Rede ist, beziehen, auch andere angedeutet, die nach Verschiedenheit der Fälle dem Berechtigten zu Gute kommen können, aber man sieht leicht, woran es dabey in der Form und der Materie noch fehlt, wenn von dieser Seite betrachtet, etwas Vollständiges geleistet werden soll.

In Ansehung der Schreibart erinnert der Vf., wenn vielleicht einigen der Stil zu alt, oder etwa zu neu scheinen möchte, dass er die Mittelstrasse zu beobachten, und so zu schreiben gesucht habe, wie es heut zu Tage in mehreren Gerichten gewöhnlich wäre. Warum ein Schriftsteller, selbst wenn er praktische Materien abhandelt, ausser den Formularen, wobey man dies in gewissem Betracht gelten lassen könnte, den *Gerichtsstil* zum Muster zu nehmen hätte, oder damit seine Schreibart rechtfertigen könnte, sehen wir nicht ein. Wohl aber glauben wir nicht ohne Grund bey der Fortsetzung dieses Werks auf den Ausdruck etwas mehr Sorgfalt empfehlen zu müssen. *Plus petitio — exceptio plus petitionis*, anstatt *pluris petitio*, wird schon nicht leicht Jemand gebrauchen, der auf den ächten römischen Ausdruck etwas hält, wenn gleich diese Redensart bey den Juristen häufig, ja selbst in Justinians Codex vorkommt. Aber *plus petiren* sollte doch billig kein deutscher Schriftsteller sagen, da es ohnehin unserer Sprache nicht an eigenen Wörtern fehlt, die die Sache hinlänglich bezeichnen.

Mannheim, b. Löffler: *Praktische Beyträge zur Rechtslehre von Moratorien*, von *Georg Philipp Muhl*, der Rechte Doctor, Kaiserl. Hofpfalzgraf und Fürstlich Hessischen Regierungsadvocat zu Darmstadt. *Erstes Bändchen.* 1798. 280 S. 8. (21 gr.)

Die Ertheilung eines Indults kann entweder als *Justizsache*, oder als eine *Gnadensache* vorkommen. Der Vf. hat sich nicht ausdrücklich erklärt, von welcher Seite er eigentlich die Sache betrachtet wissen will, und auf welche Arten der Moratorien man seinen Vortrag beziehen soll. Beide Rücksichten sind aber natürlich einander so entgegengesetzt, dass ohne genaue Bestimmung dieses Unterschieds, durchaus an keine gründliche Bearbeitung der Materie zu denken ist. Als Justizsache gehört sie vor dem ordentlichen Richter, als Gnadensache vor dem Regenten. Als Justizsache nimmt sie ihre Entscheidung aus den Vorschriften bestehender Gesetze, vermöge der dadurch begründeten Zwangsrechte her, als Gnadensache hängt die Befugniss des Regenten theils im Ganzen von den Bestimmungen ab, welche das allgemeine Staatsrecht, und die Verfassung eines jeden Landes in Ansehung der Gnadenverleihungen überhaupt an die Hand giebt, theils aber besonders von dem Verhältnisse, worin Begünstigungen dieser Art mit den Rechten der Gläubiger stehen, von der Frage, in wiefern diese darunter leiden oder nicht, mithin die Begünstigung des Schuldners als eine Ungerechtigkeit verwerflich machen können oder nicht? Hier wird die Natur der Sache die Principien darbieten, wonach die Rechtmässigkeit eines vorkommenden Indults zu prüfen ist, wobey freylich die Juristen eine sehr armselige Rolle spielen, welche alles Recht oder Unrecht nach *positiven* Gesetzen bestimmt, und in der bürgerlichen Societät nichts vom Vernunftrecht wissen wollen, deren Anzahl

zahl zum grofsen Glück zwar immer mehr abnimmt, jedoch zu Zeiten noch in ganz verkehrten Anleitungen zur Einrichtung des juristischen Studii sichtbar ist. Es ist wohl sehr einleuchtend, dafs Justinians Gesetze gar übel angebracht sind, wenn es darauf ankommt, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher sich die *Actus gratiae* deutscher Regenten und Landesherrn erhalten sollen. Eben weil sonach das Recht der Gläubiger nichts mehr und nichts besseres vor sich hatte, als dergleichen positive Sanctionen, würde eine Ausnahme und Vergünstigung dagegen desto weniger Zweifel leiden. Denn so gut der Landesherr von seinen eigenen Landesgesetzen in einzelnen Fällen dispensiren kann; so wenig wird er sich durch irgend *eine sacratissima constitutio Divi Justiniani* hierin die Hände binden lassen. Die ältern Juristen versahen es in diesem Betrachte ungemein, vermöge der unrichtigen Begriffe von der Anwendbarkeit des röm. Rechts, und wirklich kann uns eben daher auch mit der mühsamsten Compilation alles dessen, was man über Moratorien und Indulte in ihren Schriften antrifft, nicht sehr gedient seyn. Ihre Behauptungen von der Zulässigkeit der Gnadenindulte, von den Schulden, die davon auszunehmen sind etc. haben entweder gar keine, oder doch selten ächte Gründe vor sich. — Hieraus läfst sich nun der Werth dieser Schrift leicht beurtheilen. Wir haben schon erinnert, dafs der Vf. den eigentlichen Gegenstand seiner Untersuchung nicht genau bestimmt hat. Er handelt in diesem ersten Bändchen von der Zulässigkeit der Moratorien; von dem, was sie in Ansehung des Schuldners voraussetzen; von Schuldfoderungen, auf die sich die Wirkung eines Moratorii nicht erstrecken kann etc. Allein bald scheint es, dafs hier nur von solchen Moratorien die Rede sey, die als Ausnahmen vom gemeinen Recht auf dem Wege der Gnade gesucht werden, worauf sich auch die häufig angeführte *Dissert. Böhmeri de literis respirationis* einschränkt. Bald aber läfst der Vf. wieder das Gegentheil vermuthen, wenn er von *Richtern* und *Obrigkeiten* redet, die sich durch ungebürliche Indulte verantwortlich machen, und wenn er seine Behauptungen häufig mit Stellen aus der preufsischen Gerichtsordnung belegt, wo die Sache offenbar nur als Justizangelegenheit bestimmt wird. Durch diese Unbestimmtheit entgeht dem Vortrag überhaupt die Festigkeit der Grundsätze, die, wenn sie auch in gewisser Rücksicht gelten können, doch immer in der Allgemeinheit, wie sie da stehen, zweifelhaft bleiben. Wären zuförderst die Gnadenindulte von den conventionellen und gerichtlichen Indulten gehörig unterschieden, und dann die Gesetze und Rechtsgrundsätze, woran die *Rechtspflege* hier gebunden ist, gehörig angegeben, wiederum aber auch die Principien genau bestimmt worden, wonach die Sache als Gnadenverleihung zu beurtheilen ist; so hätte dies sicher manche Berichtigung in dieser Lehre veranlassen können. Dagegen hat der Vf. mit grofser Sorgfalt und einer Geduld, welche Bewunderung verdient, die verschiedenen Lehren und Meynungen älterer und neuerer Rechtsgelehrten in dieser Materie zusammen getragen, und solche um den Lesern die Sache recht zu erleichtern, überall in den Noten wörtlich angeführt. Auch *Barbosae loci communes* haben unter diesen reichhaltigen Auszügen ihren Platz gefunden. Der folgende zweyte Band soll sich besonders mit der den Gläubigern zu leistenden Caution beschäftigen.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Der praktische Kaufmann*, oder *Anweisung zur gesammten Handelswissenschaft vorzüglich zur doppelten italienischen Buchhaltung, zum Brief- und Wechselgeschäfte* etc.. Nebst Bemerkungen über die beste Art die Correspondenz mit Klugheit und Vorsicht zu führen, die Bedürfnisse zu erforschen und den Speculationen eine zweckmäfsige Richtung zu geben. Von *Friedrich Heinrich Wilhelm Ihring*, Kaufmann. 1798. X S. Vorrede. 126 S. Text und 220 S. Schemata. 4. (2 Rthl.)

Weil dem Vf., und zwar mit Recht, das bremische Handelssystem in vieler Hinsicht das leichteste und bequemste für Anfänger zu seyn schien, und weil diese einfache Handelsart für sehr viele Plätze passet; so denkt er sich in diesem Werke einen jungen Mann in Bremen, der durch Unterstützung seines Vaters eine eigene Handlung daselbst errichtet. Dieser junge Mann treibt Speditions- und Commissionsgeschäfte, besorgt Assecuranzen u. s. w., und überlegt laut mit sich selbst, wie diese Vorfälle in jedes Buch zu notiren seyn. Er thut auch manchen Misgriff, macht falsche Speculationen, bestellt mehr Waaren, als er zu bezahlen im Stande ist, und kommt dadurch in Verlegenheiten, aus denen er sich nur durch Aufopferungen wieder herausziehen kann. Dies giebt ihm eine Lehre für die Folge. Er hat fällige Wechsel liegen, und vergifst sie einzucassiren; dies lehrt ihn künftig vorsichtiger zu Werke zu gehen, die Verfalltage auf jeden Wechsel zu bemerken und sie nach der Ordnung zu legen u. s. w. Durch diese praktische Lehrmethode verlieren die Regeln das Trockene, welches sie sonst zu haben pflegen, und prägen sich auch besser in das Gedächtnifs der Lehrlinge ein, indem sie gewissermafsen vor ihren Augen aus der Erfahrung geschöpft werden. Die zu dieser Handlung gehörige Correspondenz kommt auch *in extenso* vor, und die Briefe sind im Ganzen recht gut und in der bessern kaufmännischen Sprache geschrieben. Dabey sind nicht nur die Hauptbücher, sondern auch alle Hülfsbücher gehörig abgehandelt und durch Schemata dargestellt; so dafs jeder Jüngling nicht nur das Buchhalten, sondern auch manche andere nützliche Handelskenntnifs daraus leicht und gut lernen kann.

Dennoch dürfen wir nicht verschweigen, dafs dies Werk an denselben Gebrechen leidet, die Rec. noch an allen Schriften der Art bemerkt hat, nämlich

lich, dafs das *Ganze* der Buchhaltungswiffenfchaft nicht aus dem rechten und fafslichften Gefichtspuncte dargeftellt ift, wodurch allein ein Buch gefchickt wird, ohne allen vorangehenden mündlichen Unterricht als Lehrbuch gebraucht werden zu können. Auch enthält es lange nicht alles, was der Titel verfpricht. Es ift hier nicht nöthig, auseinander zu fetzen, wieviel mehr zu einer *Anweifung der gefammten Handelswiffenfchaft* gehöre, da der Vf. felbft nicht glauben kann, dafs eine Anweifung zum Buchhalten (wenn auch in feinem vollftändigften Umfange) und einige zwanzig Seiten Briefe, diefe weitläufige Wiffenfchaft erfchöpfen.

Wir find auch nicht einerley Meynung mit dem Vf., dafs der Stil in den Büchern abwechfelnd feyn müffe, um Anfänger nicht fclavifch an gewiffe Worte, beym Eintragen der Poften zu binden. Im Gegentheil haben wir uns durch eigene vieljährige Erfahrung überzeugt, dafs man fich ftrenge an dieselben Formeln und Worte halten müffe. Richtigkeit und Kürze beftimmen allein die Güte diefes Stils. Je mehr man fich nun an eine gewiffe Art Formeln gewöhnt, je weniger braucht man beym Eintragen an den Stil zu denken und je ficherer beugt man dadurch Irrthümern vor, welches allezeit das wichtigfte beym Buchhalten ift.

Wir billigen auch keinesweges die Aeufserung des Vfs., dafs der Caffirer dasjenige, was fich als Ueberfchufs in der Caffe findet, geradezu in die Tafche ftecken dürfe. Was fich jetzt nicht findet, kann fich doch fpäter finden, und ein unredlicher Caffirer, der nicht controlliret würde, dürfte nur eingegangene Geldpoften nicht eintragen, und dann beym Abfchlufs den ihm wohlbekannten Ueberfchufs beyftecken. Rec. läfst lieber bey dem monatlichen Caffenfturz, den etwanigen Ueberfchufs oder Mangel notiren und auf den nächften Monat mit übertragen. Am Ende findet fich denn doch gewöhnlich, dafs ein Irrthum in der *Prima Nota* vorgegangen ift. Auch S. 73. erlaubt der Vf. feinem jungen Kaufmann einen Handelsvortheil, den freylich mancher alter Kaufmann fich felbft erlaubt, welcher aber doch nach ftrengen Gefetzen der Redlichkeit nicht gut geheifsen werden kann. Auf keinem Fall aber dürfte dergleichen in einem Lehrbuche für Jünglinge ausdrücklich gelehrt werden.

Statt der Vorfchrift des Vfs. (S. 45.), die Primas nach dem Alphabet in das Prima - Wechfelbuch felbft zu legen, glaubt Rec., es fey gerathener, ein befonderes Buch aus etwa 25 Blättern, von denen jedes mit Einem Buchftaben des A. B. C. bezeichnet wird, zu formiren, worin die Wechfel nach den Namen der Remittenten alphabetifch geordnet werden, weil fonft bey dem öftern Eintragen in das Primawechfelbuch die Wechfel leicht verworfen werden können. Uebrigens geftehen wir mit Vergnügen, dafs wir den Vortrag des Vfs. fehr deutlich und fafslich gefunden haben, fo dafs jeder Jüngling, welcher mit den allgemeinen Begriffen des Buchhaltens bereits bekannt ift, fich leicht felbft daraus wird unterrichten können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Breslau, Hirfchberg, Liffa in Süd-Preufsen, b. Korn d. ält.: Unterricht vom Scheintode und (von) dem ficherften Mittel das Lebendigbegraben zu verhüten.* Für Unbelehrte. 1798. VI u. 74 S. 8. (3 gr.) Alle Schriften, welche dem Vf. bisher über diefen Gegenftand zu Gefichte kamen, fchienen ihm nicht zweckmäfsig genug; theils zu gelehrt, theils zu viel oder zu wenig enthaltend. Aus lobenswerther Abficht hat er daher hier alles, was ihm zur Belehrung für Jedermann zweckmäfsig fchien, vorgetragen; doch mufs Rec. geftehen, dafs dabey auf ungebildetere Klaffen von Lefern, für die doch wohl eine folche Schrift vorzüglich berechnet feyn müfste, hie und da zu wenig Rückficht genommen worden fey. Was verfteht z. B. der ungebildetere Lefer von gebundenem Zuftande der Lebenskraft, vom Feuerftoffe? wozu nützt ihm die Unterabtheilung in phyfifches, vegetabilifches und animalifches Leben? — Nach der Erzählung des Herganges bey dem Verfchwinden diefer verfchiedenen Grade des Lebens, nach einigen Bemerkungen über die Dauer des gehemmten Lebens oder des Scheintodes u. f. w. folgt eine Reihe von bekannten anfchaulichen Beyfpielen: 1) dafs todfcheinende Menfchen wieder erwachten; 2) dafs todfcheinende aller Empfindungen fähig, und im Befitze ihres Bewufstfeyns, aber ohne Bewegungs- oder anderes Aeufserungsvermögen ihres Lebens feyn können; 3) dafs Menfchen wirklich lebendig begraben wurden. Darauf geht der Vf. zu den Kennzeichen des wahren Todes über, wovon nur die vollkommne Faulnifs als untrüglich anzunehmen fey, und handelt endlich von den Verhütungsmitteln einer zu frühen Beerdigung, und von den allgemeinen, leichten, anzuwendenden Reizmitteln bey fcheintodten Perfonen. Bey Gelegenheit wird dann auch etwas über die Urfachen gefagt, warum die Lebendigen meiftens fich der Todten, fo früh als möglich, zu entledigen fuchen; ferner von Leichenhäufern und von der Unfchädlichkeit des bischen faulen Geruches bey einer länger als gewöhnlich liegenden Leiche, gefprochen. Man fieht alfo, dafs in vorliegender Schrift eigentlich nichts Neues zu fuchen fey; Rec. wünfcht indeffen von Herzen, dafs der Vf. ein recht grofses Publicum finden möge, obgleich er auch nicht leugnen kann, dafs er des gröfsern Eindrucks wegen, manchen Stellen mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit gewünfcht hätte, um defto gröfsern Eifer für die Ausführung zu erwecken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. März 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Würzburg, b. Köl: D. G. M. *Weber*, Regierungsrath, Hofgerichtsassessor und Professor zu Bamberg: *Ueber die Repartition der Kriegsschaden in juristischer und kameralistischer Hinsicht* nebst einer kritischen Darstellung aller bisher gemachten Vorschlage. 1798. XXVIII. und 626 S. gr. 8.

Die Lehre von Kriegsschäden ist in unsern Tagen so praktisch geworden, dass es der Mühe in einem hohen Grade verlohnt, dieselbe von allen Seiten zu betrachten; und so viele Federn dieselbe auch bisher beschäftigte, so sind wir deswegen doch noch nicht auf vollkommen feste Grundsätze gekommen. Um so angenehmer muss es dem Forscher seyn, wenn er ein Werk in die Hände bekommt, welches mit vollkommner Sachkenntniss, einem reinen deutlichen Vortrage und eindringendem Scharfsinne geschrieben ist, welche Vorzüge das vorliegende Werk unverkennbar an sich trägt.

Nach einer kurzen literarischen Einleitung, untersucht der Vf. im I. Hauptstücke: was zu repartiren sey? Nachdem er im I. Abschn. die bisher aufgestellten Grundprincipien von Vertheilung der Kriegsschäden, nämlich die Lehre vom Zufalle, das Aquilische und Rhodische Gesetz, die Absicht des Feindes, die Kriegsräson und den Grundsatz der allgemeinen Billigkeit dargestellt, und mit vielem Scharfsinne geprüft hat, so geht er im II. Abschn. S. 28. folg. zu seinem eigenen System über, und stellt als Hauptgrundsatz auf: alle und jede durch den Krieg erlittene Schaden müssen unter den einzelnen Mitgliedern des Staats verhältnissmässig vertheilt werden. Die Beweise dieses Satzes liegen darinn: der Krieg sey Factum des ganzen Staats, und eine gemeinschaftliche Last, also müsse der Staat den Schaden tragen und das beschädigte Individuum müsse von allen entschädigt werden; denn die Individuen nähmen am Kriege blos in so fern leidenden oder thätigen Antheil, als sie Staatsbürger sind; auch habe jener, den das Loos der Repressalien trifft, seinen Regress gegen den Staat, dessen Mitglied er ist, weil durch diese Maassregel der Staat und nicht der Einzelne gestraft werden sollte; Repressalien seyen aber auch eine Art von Krieg. Endlich beruft sich der Vf. auf die L. 52. §. 4. *D. pro socio.* Auch könne man, sagt er ferner, Schäden nicht ausnehmen, welche von einzelnen Soldaten oder Rotten oder Officieren sind zugefügt worden, weil diese nicht zufällige, sondern gewöhnliche Folgen des Kriegs seyn, und diejenigen, die ein gemeinschaftliches Geschäft übernähmen, machten sich *ipso facto* verbindlich, die gewöhnlichen und nothwendigen Folgen desselben zu tragen. Hierauf geht der Vf. die Einwürfe gegen seine Grundsätze durch, und sucht sie zu widerlegen, wobey er es vorzüglich mit Hn. *v. Berg* zu thun hat. Sodann zeigt er die Vortheile seiner Theorie, nämlich äusserste Einfachheit, vollkommne Harmonie, Wohlthätigkeit mit Gerechtigkeit und Billigkeit verbunden, Beschränkung des Leichtsinns, womit Kriege geführt werden. — — So sehnlich Rec. wünscht, dass die Theorie des Vfs. allgemein möge angenommen werden, so billig und politisch gut dieselbe immer ist, so wenig glaubt er, dass sie nach den bis jetzt bestehenden Gesetzen als rechtlich könne erwiesen werden. Das analogische Argument von Repressalien beweiset bey dem so grossen Unterschiede zwischen diesen und dem Kriege wenig, noch weniger die L. 52. §. 4. *D. pro socio:* da der Staat keine *societas quaestuaria* ist, und die Mitglieder eines Staats sich nicht so durch bestimmte Einwilligung zum Kriege verbinden, als es die Glieder einer Privatgesellschaft zu ihren Geschäften thun: anderer Verschiedenheiten nicht zu gedenken. Daraus dass der Krieg eine gemeinschaftliche Sache und Last des Staats ist, folgt zwar, dass alle Mitglieder die dazu erfoderlichen Kosten gleich tragen müssen; aber es folgt noch nicht, dass aller daraus entstehende Schaden von allen müsse getragen werden, vielmehr tritt hierbey der Grundsatz ein, dass derjenige, welcher eine rechtmässige Handlung unternimmt, nicht schuldig sey, für alle Folgen derselben zu stehen. Auch lässt sich gewiss nicht allgemein behaupten, dass alle Schäden gewöhnliche oder nothwendige Folgen des Kriegs seyen, offenbar giebt es auch zufällige Schäden des Kriegs, und für den Zufall ist doch der Staat nicht zu haften verbunden. Im III. Abschn. folgt die Anwendung der vom Vf. aufgestellten Grundsätze. Er rechnet zu den Kriegsschäden nicht den entgehenden Gewinn, sondern nur den positiven Schaden, den Verlust an Gütern oder nutzenbringenden Rechten. S. 59. nimmt er von der allgemeinen Repartition jenen Schaden aus, welchen sich Jemand durch Reizung des Feindes oder grobe Fahrlässigkeit zuzog. Rec. würde eben dieses bey aller Fahrlässigkeit annehmen, da der Grundsatz im allgemeinen richtig ist, dass Jedermann die Folgen seiner *culpa*, sie sey welche sie wolle, tragen müsse, und es gewiss billiger und rechtlicher ist, dass der Fahrlässige den Schaden trage, als alle Mit-

Mitglieder des Staats für die *Culpa* eines Andern büfsen follen. Der Vf. wendet fich fodann auf die Lehre von Einquartirungen und Pachtungen, und entfcheidet die Fragen: ob der Vermiether oder Miethsmann, der Pächter oder Verpächter die Kriegsfchäden tragen müffe? nach feiner Theorie, dafs keiner von diefen, fondern der Staat dazu verbunden fey. Mit vielem Vergnügen hat Rec. die Unterfuchung gelefen, ob Feuraffecurationen die Kriegsbrandfchaden tragen müffen §. 88., was der Vf. verneinend entfcheidet, weil der Staat auch dazu verbunden ift. §. 88. folg. wird nun die Anwendung diefer Theorie auf Deutfchland gezeigt. Hiebey führt der Vf. die verfchiedenen Stellen der Reichsabfchiede an, welche von Beyträgen zu dem Reichskriege, von Erleichterung und Entfchädigung prägravirter Stände oder Kreife fprechen §. 101. und zeigt gegen *Mofer*, dafs kein Reichsherkommen, die Befchädigten von Reichswegen nicht zu entfchädigen, exiftire. Unterdeffen lafst fich auch aus diefen Reichsgefetzen der allgemeine Grundfatz nicht herleiten, (wie der Vf. zu thun geneigt ift,) dafs alle Schäden eines Reichskriegs vom ganzen Reiche zu tragen feyen: denn wie der Vf. wohl bemerkt, fo wurden zwar die Entfchädigungsgefuche vom Reichstage angenommen, auch wohl vom Kaifer empfohlen; aber fie wurden aufgefchoben, und unentfchieden gelaffen; und die Fälle einzelner Stände, welche Nachlafs an Römermonaten und andere Entfchädigung erhielten, wurden mehr im Geifte des Rhodifchen Gefetzes, als nach der Theorie des Vfs. beurtheilt. Aber in hohem Grade ift der Wunfch deffelben zu billigen, dafs ein Reichsfchlufs darüber möge gemacht werden, dafs das ganze Reich die Folgen eines Reichskriegs übernehmen foll. — Im II. Hauptftücke geht der Vf. zum cameraliftifchen Theile oder der Frage über: wie zu repartiren fey? Nach einer, wie es fcheint, etwas zu weitläufigen Abhandlung über Steuern und Anlagen überhaupt, wo der Vf. den Grundfätzen von Smith gröfstentheils folgt, werden Auszüge aus den Wirtembergifchen und einigen andern Schriftftellern über Vertheilung der Kriegsfchäden von S. 359—479., und hernach eine weitläufige gründliche Kritik derfelben geliefert. Die Meynung des Vf. geht §. 186. dahin, dafs eine Vermögensfteuer nach dem angenommenen Steuerfufse, wenn er nicht auffallend unrichtig fey, bey der Vertheilung der Kriegsfchäden follte angenommen werden: worüber der §. 186. ein fehr beftimmtes und vollftändiges Detail liefert, wo auch gezeigt wird, welche Güter höher oder niedriger anzulegen feyen, als im gewöhnlichen Steuerfufse gefchah, welche Güter frey feyn, und wie die Vermögensangabe müffe bewirkt werden. — Eine Recenfion von *Hatzfelds* Anleitung, wie Kriegsfchäden zu peräquiren feyn, eine *Fuldifche* Verordnung vom 1798 und eine *Würzburgifche* von 1704 über Vertheilung der Kriegsfchäden befchliefsen diefes Werk, welches jeder Kenner unter die erften fetzen wird, welche bisher über diefen Gegenftand erfchienen.

PARIS, b. Fauvelle u. Sagnier: *Code criminel de la Republique Françaife* ou Recueil complet de toutes les lois compofant la legislation criminelle. Avec des notes indicatives des changemens que beaucoup d'articles ont éprouvés; le texte des lois qui ont interprété, reftreint, étendu; changé ou abrogé ces articles; le texte de plufieurs arrêtés du Directoire exécutif, contenant des mêfures d'exécution, et des obfervations importantes, puifées dans divers jugemens rendus, foit par le Tribunal de Caffation, foit par d'autres tribunaux. Par *Sagnier*, homme de loi. An VI. de la Republique. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn auch das neue franzöfifche Criminalwefen nicht durchgängig Nachahmung verdient, und mit der englifchen Criminalverfaffung vieles gemein hat; fo hat es doch auch nicht wenig merkwürdige Eigenheiten, und unter diefen manche gute. Allein eine richtige Kenntnifs davon ift deswegen mit fo vielen Schwierigkeiten verbunden, weil die Gefetzgebung in der franzöfifchen Republik in beftändiger Thätigkeit ift, und alfo manches, was der *Code criminel* enthält, in der Folge abgeändert worden. Daher mufs man dabey immer auf die neueften Ausgaben Rückficht nehmen, in welchen die Abänderungen bemerkt, und die neuen Gefetze mit enthalten find.

Rec. hat aufser der bey Garnery im 6ten Jahr der Republik herausgekommnen Ausgabe, die oben bemerkte vor fich liegen, und findet bey näherer Vergleichung, dafs die zuletzt gedachte, die vollftändigfte fey, und dafs fie fich befonders durch die von dem Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen, von den übrigen Ausgaben unterfcheidet.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGARDT, b. Macklot: *Ueber die Errichtung einer Capitalien- Gülten- Wein- und Vieh- Steuer.* 1797. 188 S. 8. (16 gr.)

Nach den in der Zueignungsfchrift und Vorrede ertheilten Nachrichten ift der verftorbene Wirtembergifche Landfchaftsconfulent *Hochftetter* der Verfaffer, und der Amtsbürgermeifter von Kirchheim an der Teck- und Landtagsdeputirte *Bardili* Herausgeber diefer Schrift. Sie enthält das von jenem, im Namen einer Deputation, abgefafste Gutachten über die Einrichtung des Steuerwefens in Wirtemberg, in Bezug auf deffen jetzigen Zuftand nach dem Frieden mit Frankreich; fie betrift zwar die dafelbft gewöhnlichen Steuern überhaupt, vorzüglich aber die Befteurung der Capitalien, diefen unter den Cameraliften ftreitigen und in jenem Herzogthume in ftarke Anregung gekommenen Gegenftand. Er ift hier gründlich unterfucht, und auf eine Art ins Licht gefetzt, dafs daraus auch für andere Staaten nutzbare Lehren fliefsen.

In

In den aus Landtagsabschieden und andern Verhandlungen und Regulativen über die nach Vermögen und Stand verschiedene Steuerpflichtigkeit und Steuerfreyheit, vom J. 1553 bis ins J. 1740 vorausgeschickten historischen Nachrichten hat der Vf. einen kurzen, aber deutlichen, Abriss von der Verfassung des dasigen Steuerwesens geliefert. Die Abhandlung selbst bestehet aus 2 Abschnitten, 1) über den Grund der Verpflichtung zu den öffentlichen Abgaben daselbst, 2) über die eigentliche Beschaffenheit und zweckmässige Einrichtung jeder Art dieser Abgaben, insbesondere erstlich der Capitaliensteuer, und dann der Gültensteuer (von Grundstücken), der Weinsteuer und der Viehsteuer.

Aus der im *1sten Abschnitte* angeführten allgemeinen, auch in Wirtemberg, nach den Landtagsabschieden, gültigen Grundmaxime des ganzen Steuerwesens: dass das gesammte, einen Ertrag gebende Vermögen der dem Staate angehörigen Einwohner als der Fond der Besteurung zu betrachten, und dass jede Commune, jedes Corpus und jeder Einzelne, nach dem Verhältnisse, in welchem er einen Theil von diesem Fond besitzet, oder vielmehr in welchem er von der ganzen Summe der Einkünfte einen Antheil beziehet, zu der ganzen Summe der Steuern beyzutragen verbunden ist, wird mit evidenter Richtigkeit gefolgert, dass dieser Verpflichtung der Besitzer eines Capitals sowohl, als der Besitzer eines Grundstückes, oder Gewerbes, unterworfen sey: weil beide, durch die ordentliche Verwaltung dieser Besitzungen, einen Ertrag beziehen können, und dass eine Ausnahme hievon, in Absicht gewisser Arten von Gegenständen oder Personen, nur alsdann statt finden könne; wenn sie durch ganz besondere, natürliche, billige und überwiegende Gründe gerechtfertiget werde.

Das den grössten Theil dieser Schrift anfüllende *1ste Kap. des 2ten Abschnitts* enthält nun noch fernere Bestätigungen der Rechtmässigkeit jeder Capitalien-Steuer, Widerlegungen der gegenseitigen Zweifel und Einwürfe und genaue Bestimmungen ihrer Einrichtung. Der Vf. giebt zu, dass die Grundstücke einen natürlichen, die Capitalien aber nur einen künstlichen Ertrag gewähren, und dass durch diesen nicht so, wie durch jenen, der Reichthum des Landes einen Zuwachs erhalte, auch der erste in so weit als zuverlässig angenommen werden könne, als er eine feste Bestimmung eines collectabeln Fonds zulässet, hingegen dem letzten diese Eigenschaft, wegen der grossen Veränderlichkeit der Summe der Capitalien, mangele; allein daraus folge die Verwerflichkeit der Capitaliensteuer so wenig, als aus angeblich nachtheiligen Wirkungen derselben, die er anführt und gründlich beleuchtet. Das Resultat ist, dass die erwähnte Steuer blos auf die Cassen- und gerichtlich versicherten Capitalien einzuschränken und so festzusetzen sey, dass deren Abtrag nur den wirklichen Bürgern des Staats von den zu ihrem Vermögen gehörigen Capitalien, hingegen Niemanden, der sich in dem Verhältnisse eines Bürgers und Mitgliedes des Staats nicht befindet, auferlegt, eben so auch nicht die Ausländern gehörigen, innerhalb Landes belegten Capitalien, wohl aber die von Inländern im Auslande belegten Capitalien damit beleget werden. Hiebey erkennet jedoch der Vf. es für nothwendig und billig an, dass gewissen Arten von Capitalien, z. B. den den Landschafts-, Kriegs-, Strassen-, Brandversicherungs-, Universitäts-, Waisen- und Zuchthaus-, Hospital-, Wittwen- und Waisen-Cassen etc. angehörenden Activcapitalien die Befreyung von gedachter Steuer, theils mit, theils ohne Einschränkung, eine persönliche Exemtion aber keinem inländischen Capitalienbesitzer zugestanden werde. Auch findet er es im vielen Betrachte bedenklich, den einzelnen Steuerdebenten, bey der Bestimmung ihrer steuerbaren Capitalien, den vorgängigen Abzug ihrer verzinslichen Schulden zu gestatten, und solches nur bey den Communen, *piis Corporibus*, Stiftungen, Stipendien und Handwerkszünften thunlich. Die folgenden Betrachtungen betreffen die Bestimmung und Verwendung der Capitaliensteuer zu den allgemeinen Landesbedürfnissen, gleich den übrigen Arten der Besteurung, die in der Festsetzung ihres Betrages zu beobachtenden Grundsätze und die zur Verhütung des Verschweigens der Capitalien, zu dessen Entdeckung und Bestrafung anzuwendenden Mittel.

In dem auf 4 §§. eingeschränkten *2ten Kap.* des *2ten Abschnittes* befinden sich blos einige allgemeine Regeln über die Anordnung der Steuern von Grundstücken, vom Weinhandel und vom Viehe, nebst kurzen Nachrichten von der Verfassung dieser Steuern in Wirtemberg.

Gravenhage: *Aan het vertegenwoordigend Lighaam des Bataafsche Volks van de Burgers Pyman, Poors, Gogel, Tadama en Lapierre.* 1798. July. 123 S. 8. — Or Bylagen behoorende tot de Besluiten van 1. Augustus. 1798.

Eine höchst interessante Rechtfertigungsschrift des *Interimistischen* Batavischen Directoriums über den Gewaltstreich vom 12ten Juny, welche zum Verkauf nie feil geboten, sondern unter dem gesetzgebenden Corps von den im Titel genannten fünf Ministern vertheilt worden. Verschleuderung der Staatsgelder ist das Hauptverbrechen, dessen die abgesetzten Directoren, namentlich der peinlich verhaftete *van Langen*, bezüchtiget werden. Eine Tuchlieferung und ähnliche Bedürfnisse, auch für die französische Armee, gaben dazu den Deckmantel. In Paris dienten zwey geheime Agenten *Eykenbroek* und *Eberstein* dazu, um die Regierung bey dem französischen Directorium annehmlich zu machen. Deren geheime Instructionen werden hier ausführlich mitgetheilt, und ihre Berichte und Geschäftspflege in Paris geben ein merkwürdiges Seitenstück zu der bekannten amerikanischen Verhandlung. Die vorzüglichsten batavischen Geschäftsmänner, *Meyer*, *Buys*, *van De-*

dem, *Blamo* finden hier ihre Namen, und der aufmerksame Beobachter einen Schlüssel zu dem oft räthselhaften Gange der Staatsverwaltung. Sechs und dreyſsig beygedruckte Anlagen sind authentisirte Belege zu dem Inhalte des Memoire. Die Privatcorrespondenz und Wechselbriefe des van Langen, Auszüge aus den Registern des damaligen ausübenden Directoriums, detaillirte Rechnungen und Empfangsscheine, die Autorisation des Agenten Eykenbroek in Paris zwey Tonnen Goldes für mehrere Begünstigungen anzubieten, und mehrere Urkunden ähnlichen Inhalts werfen ein Licht über den Schneckengang des wahren batavischen Staats-Interesse. Die Tagegeschichte des 12ten Junius wird nur kurz behandelt, wie denn überhaupt dieser Gewaltstreich nur der flüchtige und unblutige Uebergang von fünf vereinten Staatsministern zu dem Directorium war.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Johann Heinrich Helmuth's*, Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Superintendentens, Predigers in der Landstadt Calvörde etc. *Volksnaturgeschichte.* Ein Lesebuch für die Freunde der Volksnaturlehre. *Erster Band.* Beschreibung der Säugthiere. Mit 89 (in Holz geschnittenen) illuminirten Abbildungen. 1797. XX und 348 S. *Zweyter Band.* Beschreibung der Vögel. Mit 52 ill. Abbildungen. XVI und 244 S. 8.

Nach der Vorrede zum ersten Bande wurde der Vf. ½ Jahr vor der Erscheinung desselben vom Verleger zur Verfertigung einer Volksnaturgeschichte aufgefodert; er fand Schwierigkeiten, weil ansehnliche und gelehrte Männer, bereits über die Naturgeschichte vortreffliche Schriften selbst zum Schulunterricht geliefert haben; da er aber überlegte, dass jene gelehrten Männer auf den ökonomischen und technologischen Nutzen der Naturproducte entweder gar keine Rücksicht genommen, oder die Technologie in einem besondern Buche vorgetragen haben, so entschloss er sich den Wunsch des Verlegers zu erfüllen, lieferte in ½ Jahren ein ganzes Alphabet, und würde noch einmal so viel geliefert haben, wenn die Holzschneider mit den Figuren hätten fertig werden können. Wie der Vf. zu jener Ueberlegung kam, ist uns unbegreiflich, da er doch selbst gesteht, *Funken* bey diesem ersten Bande, nebst *Schrebern* und *Lesken* benutzt zu haben; und war ihm denn *Sanders* ökonomische Naturgeschichte unbekannt? Lieber hätte Hr. *H.* überlegen sollen, ob er der Arbeit gewachsen sey, hätte überlegen sollen, dass wenn man statt den Gegenstand in einer angemessenen Ordnung vorzutragen, unter dem Schein der Ordnung die Dinge auf die unnatürlichste Weise verbindet, wenn man statt guter die abscheulichsten Abbildungen liefert, statt auf unbekannte Gegenstände dabey Rücksicht zu nehmen, die bekannten abbilden, und die seltnen ohne Abbildung läſst, oder gar Gegenständen Abbildungen unterschiebt, die von ganz andern Gegenständen genommen sind, wenn man statt der Natur getreuer Beschreibungen solche, die voller Unwahrheiten sind, dem Volke in die Hände giebt, und viel abgeschmackte Lehren vorträgt, den Zweck einer Volksnaturgeschichte verfehle, und dem Volke, das sich nicht so leicht eines bessern belehren kann, und einem Buche immer mehr als mündlichen Unterrichte glaubt, einen bey weiten gröſsern Schaden zufüge, als wenn man es ganz unbelehrt läſst. Daſs wirklich dieses Buch des Hn. *H.* alle diese Fehler habe, davon mag folgendes zum Beweise dienen. Der Vf. sagt in der Vorrede: er sey *Leskens* systematischer Ordnung, einige Veränderungen ausgenommen, gefolgt; gleichwohl nimmt er nur drey Ordnungen der Säugthiere, ohne weitere Abtheilungen, als in Gattungen an: nämlich *Landthiere, Wassersäugthiere*, und *Säugthiere die im Wasser und auf dem Lande leben*. In der ersten dieser Ordnungen sind Igel, Stachelthiere, Cavien, Hasen, Marder, Stinkthiere, Eichhörnchen, Fledermäuse, Spitzmäuse, Hamster, Maulwürfe, Springer, Mäuse etc. in der Folge, wie wir sie hier aufführen, durch einander geworfen, und die letzte Ordnung enthält die Wallrosse, Robben, Ottern, Biber, Tapir und das Fluſspferd. Die Abbildungen sind zwar aus *Schrebern, Buffon, Frisch, Seeligmann* u. a. entlehnt, aber schlecht nachgeschnitten und noch schlechter illuminirt. Wir finden hier die Abbildungen des Pferdes, Hundes, Schaafes u. s. w. aber das Llama, das Bisamschwein, der Opossum sind ohne Bild; statt des Cunturs hat Hr. *H.* den gemeinen Geyer abbilden lassen u. s. w. Wie unrichtig und voller Unwahrheiten die Beschreibungen sind, davon mag die des Straussens, welche uns zuerst in die Hände fällt, zum Beyspiele dienen. „Man kann „seine Gröſse mit einem zu Pferde sitzenden Reiter „vergleichen. Wenn er steht, und seinen Hals gerade emporhebt, so ist sein Kopf an die zehn Fuſs hoch „von der Erde. — Sein Kopf — besteht aus sehr zarten und schwachen Knochen. Auf dem Wirbel sitzt „eine Platte von Horn, wodurch der schwache Kopf „bedeckt und verwahrt wird. — Seine Flügel — sind „ohne Schwungfedern u. s. w." Lauter Unwahrheiten! Von Absurditäten endlich wimmelt besonders die Geschichte des Menschen. Man höre nur: „In den „Gedärmen ist eine wurmförmige Bewegung, durch „welche die Speisen bald herunter, bald herauf, bald „zur Seite und wieder herunter geschoben werden; „fast auf die Art, wie solches mit dem klein gehackten Fleische geschieht, wenn Würste gestopft werden. — Wie aus einer Wurst, welche durch feine „Nadelspitzen durchlöchert wird, etwas Saft austritt: „so tritt aus dem Breye der Speisen der nützliche Nahrungssaft, den die kleinen Gefäſse in sich saugen."

Rec. braucht wohl nicht mehr auszuheben, um sein Urtheil zu bestätigen, und jeden Leser zu überzeugen, wie wenig Hr. *H.* seiner Arbeit gewachsen sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. März 1799.

OEKONOMIE.

Schnepfenthal, in d. Buchh. d. Erziehungsanstalt: *Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zweyter Theil. Das Buch von der Viehzucht*, von *Justus Ludwig Günther Leopold*, Prediger zu Appenrode in der Graffschaft Hohenstein. 1798. 494 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede entschuldigt sich der Vf., dass er auch in diesem Bande nicht alles vortragen könne, wozu er sich im ersten Bande anheischig gemacht; er ist daher bereit, wenn das Publicum dies wünscht, noch einen dritten Theil zu liefern. Könnte Rec. alleinige Stimme hierüber aburtheln, so würde er dem würdigen Vf. die Versicherung geben, dass seine Arbeit ein so angenehmes als lehrreiches Geschenk für das Publicum sey, denn in *sehr wenigen* von der Landwirthschaft handelnden Schriften, wird man eine solche Darstellungsgabe finden, die, ohne ins Triviale, Gemeine und Langweilige zu fallen, den Leser in das genauste Detail der Geschäfte hinein führt, und ihn auf manche kleinlich scheinende aber doch bedeutende Handgriffe aufmerksam macht, die man in ungleich voluminösern Werken vergebens sucht. — Dieser Theil soll die innere Landwirthschaft abhandeln, und dahin gehört, wie billig, zuerst die Viehzucht. Der Artikel von Pferden ist sehr ausführlich. Zuerst beweiset der Vf. überzeugend und bündig, dass wir der Pferde bey der Wirthschaft nie gänzlich entbehren können. Sodann folgen ausführliche Beschreibungen von der Beschaffenheit eines guten Pferdes; von den verschiedenen Rassen und Farben. Rappen sollen leichter blind werden, als die von andern Farben. Das widerstreitet der sonstigen Meynung, da man weisshaarigten Thieren diesen Fehler beylegt. Im Grunde ist beides ein thörichtes Vorurtheil; die Farbe hat sicher hierauf keinen Einfluss, und überdem entstehen die mehrsten Augenkrankheiten von zu grosser Anstrengung des Thiers, oder von schlechter Wartung, Erziehung der Pferde. Der Vf. will, dass jeder Landmann sich seine Nothdurft selbst anziehe, und schildert bey dieser Gelegenheit und an mehrern Stellen dieses Buches sehr richtig und wahr die verworfenen Kunstgriffe der Rosstäuscher, von welchen der Landmann *immer* betrogen wird. Er wünscht daher, dass jeder Landmann, der Pferde hält, auch seinen eigenen Bescheler halten soll. Sehr schön und aller Beherzigung werth ist das, was der Vf. über den noch immer so fühlbaren Mangel guter Thierärzte sagt, die, wohlgemerkt! im ganzen Umfange des Worts *Thierärzte* und nicht bloss *Pferdeärzte* seyn sollen. Alles, was hier von der Wartung und Erziehung der Pferde gesagt wird, enthält in gedrungener Kürze das Wesentlichste dieses Gegenstandes, und kein praktischer Wirth wird das Buch unbefriedigt auf die Seite legen. Besonders interessant ist die Erzählung aller der kleinen Kunstgriffe, die man da anwendet, wo, aus Mangel der Weide, die Stuten beständig auf dem Stall gehalten werden. Vom Verschneiden, Anbändigen und Verpflegen der Pferde. Das beste Futter ist und bleibt freylich immer reiner Hafer; schwer arbeitenden Pferden kann indessen schwereres Korn gegeben werden. Rec. hat einen Winter hindurch bey der grossen Theurung des Hafers, seine Arbeitspferde mit Pferdebohnen erhalten, die trocken gereicht wurden, und sie hielten sich bey diesem Futter sehr gut. Bey wenigerer oder mässiger Arbeit, meynt der Vf., können sie schmaler im Futter gehalten werden; dies findet Rec. nicht gerathen. Besser ist es, wenn sie immer in Quantität und Qualität gleiches Futter erhalten, so kann man zu jeder Zeit von ihnen angemessne Arbeit fodern. Von den künstlichen Fütterungsmitteln, als Brod, Kartoffeln etc. hat der Vf. nichts erwähnt; letztes möchte doch, wenn es ausführbar wäre, bey diesen Kornverwüstenden Thieren eine grosse Ersparung seyn. Bey der Fütterung mit grünen Wicken verlor der Vf. drey Pferde. Dies ist leicht möglich; wird ihnen dies Futter, so wie der Klee, im Anfange geschnitten, so ist sicher nichts zu besorgen. Eine merkwürdige und Rec. bisher unbekannte Erfahrung ist die, dass viele Pferde nach dem Genusse des Erbsenstrohes mit gefährlichen Verstopfungen geplagt werden. „*Altes Heu, alter Hafer, altes Stroh sind so gut als altes Geld, alte Freunde!*" Aus dem Artikel *Pferdehandel* wird jeder, dem dies angeht, sich belehren können. Das Verhältniss eines Pferdestandes gegen ein Gut, ist ganz gut berechnet, beruhet aber doch sehr auf örtlicher Beschaffenheit der Gegend. Der Abschnitt von den Krankheiten der Pferde ist mit Sachkenntniss ausgearbeitet; doch soll, nach der ausdrücklichen Protestation des Vfs., der Vieharzt nicht dadurch entbehrlich gemacht werden. Sehr wahr ist die Bemerkung: Viehkrankheiten sind zwar schwerer zu erkennen, als Menschenkrankheiten; aber man hat auch hier den ungleich grössern Vortheil, dass man das Thier, ehe es stirbt, tödten, und so den innern Zustand untersuchen kann. Allerdings wird die Zergliederung thierischer Körper noch zu sehr vernachlässigt. *Vom Rindvieh.* Arten desselben. Wahr ist allerdings die Vorschrift

des Vfs. dass man sich nicht vortheilhaft mit grossem Vieh behelfen wird, wo die Weide nicht darnach beschaffen ist; dagegen behält, nach Rec. sechsjähriger Erfahrung, bey der Stallfütterung das grosse Vieh den Vorzug. Der Vf. empfiehlt das Saugen der Kälber, doch so, dass sie nicht beständig bey der Mutter sind, sondern nur zur Saugezeit hingebracht, und dann wieder fortgeschaft werden. Auch dies ist gegen Rec. Erfahrung. Auch ist es, nach des Vfs. Behauptung, zwar vortheilhafter zuzukaufen als aufzuziehen, aber er empfiehlt doch aus sehr richtigen Gründen das letzte; bey der Stallfütterung ist es ohnehin fast nothwendig. Benutzung einer Kuh. Es werden hier mehrere Berechnungen geprüft; überhaupt ist dieser Gegenstand zu local, und es wird sich nie ein allgemeines Resultat festsetzen lassen. Die beiden Hauptfragen, worauf alles ankommt, sind immer: wie hoch kommt Futter und die Wartung zu stehen? wie ist der Absatz beschaffen? kann die Milch, wenn auch nur grösstentheils, gleich baar verkauft werden, so muss die Kuh jährlich so viel reinen Gewinn geben, als sie kostet. Eine goldene Regel bey der Stallfütterung: *man muss so viel Dürrfutter anschaffen, als ob man von dem grünen gar nichts zu hoffen hätte.* Alle hier gegebene Regeln in Hinsicht der Futtermaterialien und Futtermethode beruhen auf Erfahrung, und sind daher musterhaft. Der Vf. stellt eine genaue Vergleichung zwischen der Ochsen- und Pferdewirthschaft an, und das Resultat bleibt: dass Ochsenwirthschaft *ganz ohne Pferde* nie, wenigstens nur unter ganz besondern Einschränkungen, vortheilhaft seyn kann. — *Rindviehkrankheiten*, abermals ein lehrreiches Kapitel. Bey der Hornviehseuche hat der Vf. der wohlthätigen Impfung nicht gedacht, die, man mag dagegen sagen was man wolle, bis jetzt doch noch immer das wirksamste Gegenmittel gewesen ist. Die hier vorgeschriebenen Regeln, das Vieh gesund zu erhalten, sind, obgleich nicht unbekannt, doch gewiss werth, dass jeder Landwirth sie sich oft ins Gedächtniss zurück rufe. Sollte z. B. bisher nachstehende sehr wahre Vorschrift genug beobachtet worden seyn? Man hat immer angerathen, Klee- und Grasäker, die zum Grünfutter gemähet werden, besonders dann, wenn schlimmer Thau und Nebel gefallen, nicht eher zu mähen, bis die Sonne den Thau abgetrocknet hat, da man doch gerade umgekehrt verfahren sollte. Sobald die Sonne den Thau abgetrocknet hat, ist er auch in die Pflanzen gezogen; dagegen, wenn die im vollen Thau stehende Pflanze in den Morgenstunden gemähet wird, so fallen durch die Erschütterung, welche die Sense verursacht, alle Thautropfen herunter. — Der Artikel von der Schweinezucht ist nicht weniger interessant, als die übrigen, nur Schade, dass der Vf. sich auch nicht über den Umstand ausgelassen hat, wie man sich *da* verhalten muss, wo der Consumtion wegen doch Schweine gehalten werden müssen, die aber nie ausgetrieben werden können. Nicht weniger vollständig ist die Schaafzucht abgehandelt; über die Vermehrung der Schäfereyen, über die Vermehrung und Verbesserung der Wolle, auch selbst über die Stallfütterung ist alles gesagt, was in der Kürze gesagt werden konnte. Bey den verschiedenen Gattungen der Schaafe sind auch die Lüneburger Heideschnucken nicht vergessen. Alle Aufmerksamkeit verdient der Vorschlag zur Aufnahme des Wollhandels, besonders zum Vortheil kleiner Leute und kleiner Fabrikanten, durch Anlegung von Wollmagazinen. Die Drehkrankheit soll vom Genuss der nackten Hure (*Colchicum autumnale*) entstehen, worüber der Vf. merkwürdige Erfahrungen mittheilt. Die nun schon bekannte englische Salbe gegen die Raude. Dass sich Ziegenböcke mit brünstigen Schaafen begatten, will der Vf. aus zwölfjähriger Erfahrung widerlegen.

Leipzig: *Feld-, Saat-, Düngungs-, Pflugart-, Aernte- und Drusch-, auch Heu- und Grummet-Register, nebst Wirthschafts-Rechnungen.* 1798. 69 Bog. Fol. in Kupfer gestochen von *C. F. Riedel.* (4 Rthlr.)

Die hier mitgetheilten Rechnungsformulare sind zwar sichtbar mit vieler Kenntniss der landeswirthschaftlichen Gegenstände überhaupt, und ihrer Einkünfte und Ausgaben insonderheit abgefasst, und allerdings für einige Bewirthschaftungen der Landgüter, aber bey weitem nicht für alle anwendbar. Für die mehrsten derselben mangelt ihnen in ihren Abtheilungen diejenige Vollständigkeit, genaue einzelne Bestimmung und nützliche Controle, die das landwirthschaftliche Rechnungswesen erfodert.

Das Modell des ersten Registers soll dem Landwirthe eine deutliche und richtige Uebersicht seiner ganzen Feldbestellung und deren Ertrages von jedem Haushaltsjahre verschaffen. Es umfasst deshalb den Bestand der Aussaat, der Düngung, der Pflugart, der Aernte und des Ausdrusches. Durchaus nothwendig ist dies freylich; aber eben so nothwendig und nützlich ist es auch, dass zuförderst, sogleich nach vollendeter Herbst- und Frühlingsfeldbestellung, ein besonderes Register darüber, und nach geendigter Aernte wieder ein besonderes Register über deren Ertrag, und dann erst am Schlusse jedes Haushaltsjahres aus diesen beiden und den hiernächst anzuführenden, den Ausdrusch enthaltenden wöchentlichen oder vierzehntägigen, oder monatlichen Haushaltsextracten jene erstgedachte Generaltabelle verfertigt werde. In dieser werden alsdann bloss die summarischen Resultate aus den vorerwähnten drey Berechnungen zusammengetragen, und unter ihre gehörigen Rubriken vertheilt, wodurch dieselbe eine eben so richtige, deutliche und vollständige, aber weit kürzere und leichter zu übersehende Einrichtung bekommt.

In Betreff der Feldbestellung sind weder die Düngung noch die Pflugarten genau genug bestimmt. In Ansehung der ersten ist die Fuderzahl des Mistes, wegen der sehr verschiedenen Beschaffenheit der Wagen und des Zugviehes, besonders in Rücksicht auf den

den gewöhnlichen grofsen Abftand zwifchen den eigenen Spannwerken des Guts und denen der Herren- oder Frohndienfte, ein fehr unzureichender Maafsftab der Düngung. Nach diefer Verfchiedenheit werden z. B. zur vollen Düngung eines Morgens Acker von 120 Quadratruthen bald 6, bald 8, bald gedoppelt fo viel Fuder erfodert. Auch fehlt die Düngung mit den Schafen in Hürden, oder durch den Pferch, gänzlich. Nöthig waren ferner die 4 Unterabtheilungen in ganze und halbe Düngung, Pferch und ohne Düngung; um wahrnehmen zu können, welche Aecker frifchen vollen Dünger erhalten haben, in welchen fich, nach einmaligem Ertrage, noch fo viel Dünger befindet, dafs fie noch einen Ertrag geben können, welche durch die Schaafe in Hürden find gedünget worden, und bey welchen alles diefes nicht vorhanden ift. Ein gleicher Mangel an nöthiger Unterabtheilung befindet fich bey den Pflugarten, nämlich in ein, zwey, drey und viermalige. Nicht weniger hätte in dem Anfatze des Aernteertrages von dem darunter mit begriffenen Reifs (Nachharket, Saufarbe) der Abzug desjenigen Antheils hievon, den gewöhnlich der Pachtfchäfer erhält, ingleichen, da das geärntete Getreide fich nicht immer in den Scheuren, fondern oft ein Theil davon in Diemen (Feimen) befindet, diefer Zufatz nicht weggelaffen werden follen. Die letzte für Anmerkungen beftimmte Columne wird vorzüglich auch mit der nützlichen Nachricht auszufüllen feyn, wie die Aecker im letztvorherigen Jahre beartet und beftellet waren.

In dem Heu- und Grummetregifter hätte billig auch den getrockneten und eingefammelten Futterkräutern eine Rubrik gewidmet werden follen.

Nach dem gröfsern oder geringern Umfange der Bewirthfchaftung eines Landgutes werden hiezu wöchentliche, oder vierzehntägige, oder monatliche Haushaltsextracte erfodert, die den Betrieb und den Beftand des Haushalts, während folches Zeitraums, bezeichnen. Dies fcheint der Inhalt und Zweck des nachfolgenden Formulars zu feyn. Da aber daffelbe auch auf die vollftändige Berechnung folcher landwirthfchaftlichen Gegenftände ift ausgedehnt worden, wegen deren Beträchtlichkeit und Vielfeitigkeit mehrentheils die Führung befonderer Regifter hierüber erfoderlich ift; fo verurfacht jene Einrichtung eine eben fo unnöthige als befchwerliche Weitläuftigkeit. Um diefe zu vermeiden, müffen jenen Gegenftänden, als z. B. der Bierbrauerey, der Branntweinsbrennerey, dem Forftwefen, der Ziegel- und Kalkbrennerey befondere Regifter gewidmet, und aus diefen, mit Beziehung darauf, blofs die Summen der Vorräthe, der Einnahmen und Ausgaben in die obgedachten wöchentlichen, vierzehntägigen oder monatlichen Haushaltsextracte aufgenommen werden. Durch folche Beziehung der letztern auf die erften wird zugleich eine nützliche Controle bewirkt. Eben das gilt auch von der Deichfcherey, von der Gärtnerey und der Stärkefabrik, wofern deren Betrieb und Ertrag beträchtlich find, auch von dem Molkenwerke, befonders den fogenannten Holländereyen oder Schweizereyen. Durch folche einzelne Berechnungen kann auch das mitgetheilte Modell zur Recapitulation der fämmtlichen Einnahmen und Ausgaben, und das zum jährlichen Generalabfchluffe ungemein abgekürzt, und feine Durchficht und Prüfung erleichtert werden.

Noch ein paar Erinnerungen mufs Rec. hinzufügen. Da die den Mähern oder Schnittern zum Lohne gegebenen Garben bereits in dem Aernteregifter von dem Aernteertrage abgerechnet, und die hiernach übrig bleibenden, in des Landwirths Scheuren gekommenen Schocke und Garben Getreides in Einnahme gebracht find, in der Getreidetabelle nach Schocken aber kein anderer, als eben diefer letzte Betrag, aufgeführt werden mag; fo kann jenes Mäherlohn hier nicht nochmals, und mithin doppelt in Abfatz gebracht werden. Die Rubrik *Stroh* befindet fich blofs in dem Modelle zur Recapitulation und zum Generalabfchluffe, fonft aber nirgends eine Angabe zu deffen Berechnung. Diefer wichtige Theil der ländlichen Producte gehört zum Ertrage der Aernte, und mufs deffen Betrag, nach feinen verfchiedenen Sorten, entweder in einem befondern Regifter, oder zugleich in der Aerntetabelle bey dem Ausdrufche, fo wie deffen Verbrauch und Verkauf in den wöchentlichen, vierzehntägigen oder monatlichen Haushaltsextracten, ingleichen bey der Inventur und im Generalabfchluffe nothwendig mit aufgezeichnet werden. Hieher gehört auch in dem Falle, wenn dem Gute Spann- oder Handdienfte, oder beide geleiftet werden, die Berechnung hierüber unter den Rubriken: fchuldige, geleiftete, erlaffene und rückftändige Dienfte, von denen gleichfalls gar keine Erwähnung gefchehen ift.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA in Südpreuffen, b. Korn d. ä.: *Homiletifche Reden über die gewöhnlichen fonntäglichen Epifteln*, verfafst von *Florian Schmid*, Localcaplan zu Hondorf. *Erfter Theil.* 1798. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Homilie und *Rede* find zu fehr von einander verfchieden, als dafs die Zufammenfetzung, *homiletifche Reden*, ftatt haben konnte. Die im Inhaltsverzeichniffe und oben über den Seiten gebrauchte Benennung *Homilie* ift paffender. Der unter jener Auffchrift gelieferten Kanzelvorträge find übrigens 28. Des Dogmatifchen in denfelben ift fehr wenig. Gegen diefes wenige läfst fich aber überaus viel einwenden. „Jefus war *Gott* und *Menfch* zugleich, und wer entweder das *Eine* oder das *Andere* leugnet, kann nicht mehr ein *wahrer Chrift* und ein *Rechtgläubiger* feyn." S. 244. Die, welche das *erfte* leugnen, wären alfo nicht mehr *wahre Chriften* und Rechtgläubige! Wie kann der Vf. diefe Behauptung mit *Jefu* eigenen Ausfprüchen Joh. 17, 3. 21. 15, 14. 13, 85. 8, 31.; wie mit *Pauli* Ausfpruche Röm. 8, 9. vereinigen? „*Welches Licht* hat nicht der *heilige Geift* in dem

dem Verstande der *Apostel und Jünger* des Herrn verbreitet? — *So dunkel es in dem Verstande der Apostel und Jünger* immer seyn mochte, *so war doch kaum der Geist Gottes über sie herabgekommen, als schon ein helles Licht in ihnen aufging*, welches sie in den Stand setzte, *alle Wahrheiten einzusehen* u. s. w. Endlich wurden die Apostel und Jünger durch den *heil. Geist ganz neue* Menschen." S. 318. 319. 323. Der Vf. hat hier vergessen, was *Petrus* selbst Ap. Gesch. Kap. 10 u. 11 von sich eingesteht, auch das, was *Paulus* Gal. 2, 11 f. diesem Apostel zum Vorwurfe macht. Die Vergleichung der Mittheilung des *heil. Geistes* mit dem *Feuer* in eben dieser Predigt ist dabey allzu gedehnt und geschmacklos. Der übrige und grössere Theil der vorliegenden homiletischen Reden ist *moralischen* Inhalts. So grosses Lob aber auch dem Bestreben des Vfs., thätiges Christenthum in seinem Wirkungskreise zu befördern, gebühret: so erhebt sich doch das, was er in dieser Hinsicht sagt, nicht im mindesten über das Gewöhnliche. Sollte der Vf. einen *zweyten* Theil folgen lassen: so ist zu wünschen, dass er auf Stil und Sprache mehr Sorgfalt wenden möge. Dass wir diesen Wunsch nicht ohne Grund äussern, davon können nachstehende Beyspiele, die nicht die einzigen sind, zeugen. „Wenn sie ja alle Gemeindschaft gerade nicht *aufhuben* (aufhoben), doch einander mit *kaltblütigen* Herzen begegneten." S. 17. Der Vf. wollte sagen, mit *kalten* Herzen begegneten, oder *kaltsinnig* begegneten. Eben so S. 21, „bemerkte, dass ihre *Mishelligkeiten* und *kaltblütiges* Betragen gegen einander zum Theile daher komme (n)." „Dieses *edle* Element (das Feuer) ist nicht nur das geistigste unter allen Körpern, sondern es besitzt auch *sehr vornehme* und stark wirkende Kräfte." S. 318. „Gemeindschaftlich Gott loben," „gemeindschaftliches" Gebet. S. 116. „Nicht aufrichtig es *mitsammen* meynten; *mitsammen* eines Sinnes wären; *mitsammen* in Eintracht zu leben; was konnte beide Theile eher *mitsammen* vereinigen." S. 17. 19. 20. Dreye; zweye; denenselben; dererselben S. 2. 324.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums*, von *Gottfr. Christ. Cannabich*, Superintend. Kirchen- und Consistorialrathe zu Sondershausen. *Zweyte und verbesserte Auflage*. I. Th. 1797. 639 S. II. Th. 1798. 616 S. 8. (2 Rthlr.)

Unter der grossen Menge von Predigten ist das Ziel der wenigsten, die Christenlehre, von scholastischen und populären Aberglauben gereinigt, mit beständiger Hinsicht auf die sittliche Ausübung vorzutragen. Viel bequemer ist es, aus der alten Dogmatik heraus, welche man schon seit den Katechisationen der Kinderjahre eingesogen hat, von irgend einem geheimnissvollen Glaubensgegenstand, was man weiss und nicht weiss, eine neue Variation herab zu declamiren, vor Irrlehrern, von denen die Gemeinde kein Wort wissen kann, zu warnen, und am Ende mit einigen Donnerworten wider eine Reihe von groben Lastern, von denen der grösste Theil der Gemeinde sich hoffentlich freysprechen kann, eine herzerschütternde Nutzanwendung zu krönen. Die Aufgabe, jeden der gewählten oder vorgeschriebenen Texte so lange zu betrachten, bis man dadurch auf eine erprobte, allgemeinfassliche, und gerade den vorausgesetzten Zuhörern nützliche Wahrheit geleitet wird, diese selbst aber alsdann so zu überdenken, dass man eine volle Ueberzeugung der Verbindlichkeit zu ihrer Befolgung und durch weisen ascetischen Rath über die Mittel zu ihrer Erfüllung, über Wegräumung der Hindernisse u. dgl. eine Bereitwilligkeit zur Ausübung zu erwecken hoffen kann; diese Aufgabe ist so mühsam, und würde vermuthlich den meisten Predigern von ihrer langen leeren Woche so viele müssige Stunden wegnehmen, dass man lieber die ganze Auffoderung als eine böse Frucht der leidigen Neologie, als einen versteckten Kunstgriff der alles in Thätigkeit setzenden Aufklärungssucht, von welcher man nicht wissen könne, wie weit sie noch führen möchte, verschreyt und weit von sich abweist. Unter allen Mitteln aber, der mächtigen Kraft der Trägheit wenigstens allmälich für diese bessere Art öffentlicher Religionsvorträge etwas abzugewinnen, besteht gewiss das wirksamste in der Bekanntmachung besserer Beyspiele, vornehmlich über die jährlich vorgeschriebenen Texte. Die Predigten des Vfs. gehören unter diejenigen bessern Beyspiele, welche sich von der allgemeinen Fassungskraft nicht allzu weit entfernen, und, wie schon der baldige Verkauf der ersten Ausgabe zeigt, eben deswegen auf einen weitern Wirkungskreis hoffen können. Werden sie nach diesem Standpunct beurtheilt, auf welchem Rec. sich billigerweise halten muss, so möchte eine häufigere Benutzung biblischer Aussprüche, als des bekanntesten Vehikels der Sittenlehre für die meisten unter den Christen, vornehmlich die möglich vielseitigste Anwendung der Texte selbst, bey ihnen noch am meisten zu wünschen seyn. Was man sonst noch tadeln könnte, dass z. B. von Gott und seinen Verhältnissen zu den Menschen in den Gebeten und Liedern oft allzu anthropomorphisch gesprochen ist, dass in den letztern manche leere Zeile vorkömmt, welche nur verbessert aufgenommen zu sehen, selbst den Verfassern derselben angenehm seyn müsste, dass bisweilen die Dispositionen logisch strenger entworfen seyn könnten, das berühren wir nur deswegen, weil der Vf. an dieser neuen Ausgabe bereits so manches nach eigener Prüfung gebessert, überflüssig geschienene Stellen abgekürzt oder weggelassen, unbestimmte Ausdrücke mit bestimmteren vertauscht, unverhältnissmässig kurze Vorträge vervollständigt hat, — gewiss also von ihm ein aufmerksames Bestreben nach Vervollkommnung durch eigene und fremde, billige Kritik noch ferner zu erwarten ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. *März* 1799.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. und in Commiſſ. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1801. nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der Kön. Akad. der Wiſſ. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode,* Aſtronom und Mitglied der Akademie. Mit einer Kupfert. 1798. 248 S. 8. (1 Rthl.)

Im Jahre 1801., *dem erſten des neunzehnten Jahrhunderts,* fällt Oſtern am 5ten April. Von einer partialen Sonnenfinſterniſs am 13ten April iſt bey uns das Ende, von einer totalen Mondfinſterniſs am 30ten März der Anfang ſichtbar. Drey Planeten werden vom Monde bedeckt, Mars am 11ten Aug., Saturn am 4ten Oct. und 1ten Nov., Jupiter am 28ten Nov. Auf der beygefügten Kupfertafel zeigt eine Figur die ſcheinbare Bahn des Merkurs vor der Sonnenſcheibe bey allen dreyzehn im 19ten Jahrhundert ſich ereignenden Durchgängen dieſes Planeten, eine andere ſtellt die verhältniſsmäſsigen Abſtände aller ſechs bis jetzt entdeckten Uranustrabanten von ihrem Hauptplaneten vor. In der Berechnung des Himmelslaufes ſind die vor einem Jahre neu hinzugekommenen Verbeſſerungen beybehalten. — Den Ephemeriden ſind diesmal folgende an Inhalt mannichfaltige und gemeinnützliche Abhandlungen beygefügt: 1) Aſtronom. Beobachtungen auf der Kön. Sternwarte zu Berlin im Jahre 1797. angeſtellt von dem Herausg. Die nicht zahlreichen heitern Nächte ſind ſorgfältig benutzt, manche Beobachtungen auch berechnet. Aus einer beyläufigen Zeichnung der Bahn des Kometen vom Aug. 1797. erhielt B. Elemente, die von den genau berechneten anderer Aſtronomen nicht viel abwichen. *Walker* in England ſah bey vierzigmaliger Vergröſserung den Kometen wie einen verbreiteten weiſslichten Dunſt, dem Nebel im Gürtel der Andromeda ſehr ähnlich; durch den Nebel wurden von Ebendemſ. zwey Sterne wahrgenommen; der Durchmeſſer des klaren weiſſen Lichts des Kometen war 2′ 30″; B. hat aus dieſer Walkerſchen Beobachtung berechnet, daſs die ganze weiſse Lichtmaſſe des Kometen nicht viel kleiner war als die Erde. Der ganze Nebel konnte gegen 5 Min. halten. *Olbers* berechnet den wahren Durchmeſſer des ganzen Nebels auf 4500 geogr. Meilen; durch ein ſtarkes dreyzehnfüſsiges Teleskop konnte *Schröter* noch einen kleinen Kern von 3 Sec. im Durchmeſſer im Nebel unterſcheiden. 2) *Beobachtungen des veränderlichen Glanzes der Jupiterstrabanten, von Herſchel.* Sch. ... auf Vergleichungen der ſcheinbaren Lichtſtärke dieſer Trabanten, bey denen Täuſchung ſo leicht möglich iſt, welche indeſs Herſchels geübter Blick ſoviel möglich zu vermeiden ſuchte. Jene Vergleichungen zeigen regelmäſsige Lichtabnahmen dieſer vier Trabanten in gewiſſen Stellungen ihrer Bahn, am deutlichſten bey dem erſten Trabanten, weniger beſtimmt bey den drey übrigen. *H.* folgert übrigens aus einer zahlreichen Reihe von Beobachtungen, bey dem erſten Trab. aus einem 470maligen Umlaufe, daſs ſich die ſämmtlichen Jupitersmonde in der Zeit eines periodiſchen Umlaufs um ihren Hauptplaneten, einmal um ihre Axe drehen, auch, daſs der dritte Satellit der gröſste unter allen, der vierte der kleinſte iſt, der erſte iſt wenig gröſser als der zweyte, und kommt dem vierten beynahe gleich. Den Diameter des zweyten Satelliten fand er aus einem Eintritt in die Scheibe des Planeten = $\frac{8}{15}$ Sec. von der Erde aus geſehen. 3) Verzeichniſs von 400 der vornehmſten bis zum 38ten Grade ſüdlicher Abweichung ſichtbarer Sterne, nach den neueſten Beobachtungen für den Anfang des 19ten Jahrhunderts, oder 1ten Jan. 1801. berechnet, von *Bode*, nebſt kleinen Tafeln für die Aberr. und Nutat. Das berliner Jahrbuch hatte ſonſt jährlich dergleichen Verzeichniſſe geliefert; im gegenwärtigen ſind die neueſten Beobachtungen des Hn. *v. Zach* und die in der *Connaiſſance des tems* enthaltenen genützt. 4) Vorläufige Anzeige von Beobachtungen an den Jupiters- und Saturntrabanten, vom Oberamtm. *Schröter* in Lilienthal. Sie führen auf einerley Reſultat, wie (oben Nr. 2.) die Herſchelſchen Beobachtungen, und generaliſiren immer mehr den Satz, daſs die Trabanten unſeres Sonnenſyſtems in einerley Zeit (gleich dem Monde) um ihren Hauptplaneten und um ihre Axe ſich drehen; genauer hat *Schr.* dieſe Beobachtungen in ihrem ganzen Detail aufgeführt in ſeinen 1798. erſchienenen „*Beyträgen zu den neueſten aſtronom. Entdeckungen, II. Band.*" 5) Ueber die eigentlichen Nebelſterne, eine Abhandl. *Herſchel's*, aus dem Engl. überſetzt und mitgetheilt vom Hn. *v. Hahn* in Remplin, um dem Vf. einen Beweis ſeiner Achtung und Erkenntlichkeit zu geben. Herſchel's Aufſätze zeichnen ſich ſowohl durch Neuheit und Genauigkeit der Beobachtungen, als durch philoſophiſche Bedachtſamkeit und Scharfſinn in den Folgerungen aus. Die meiſten Nebelſterne laſſen ſich durch ſtarke Teleskope in Sternſammlungen auflöſen; ſie mögen ent-

entfernte Milchstrafsen oder grofse Sternsysteme seyn; aber noch zeigen sich hin und wieder am Himmel gewisse Lichtnebel von 3 bis 6 Min. im Durchmesser, die Herschel *eigentliche* Nebelsterne nennt, einige mit, andere ohne einen Stern im Mittelpunct. Diese scheinen ihm, nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände, grofse im Himmelsraum angehäufte Lichtmassen zu seyn, die sich durch Centralkräfte verdichten, und den rohen Bildungsstoff zu neuen Sternen liefern; bey einigen mag diese grofse Arbeit der Natur weniger, bey andern, z. B den planetarischen Nebeln, noch weiter von ihrer Vollendung entfernt seyn. 6) Astronom. Beobachtungen im J. 1797. auf der K. Sternw. zu Prag, angestellt vom Canonicus *David*. 7) Gegenscheine des Uranus in den Jahren 1796 und 1797. zu Kremsmünster beobachtet, und mit de Lambre's Tafeln verglichen von Pat. *Derfflinger*. Bey beiden Oppositionen ging der Fehler der Tafeln in der Länge nicht über + 5" bis 7" in der Breite auf — 15" bis — 17", der letzte Fehler wird um 10" kleiner, wenn man die Neigung, zufolge der neuesten Beobachtungen, 46' 26" setzt. 8) Beobachtungen von Algols Lichtveränderungen, sammt neuen Algolstafeln, von Pred. *Wurm* zu Gruibingen im Wirtembergischen. Während 15 Jahren oder innerhalb mehr als 1900 Revolutionen schien der veränderliche Stern Algol eine sehr gleichförmige Periode zu haben; im Mittel aus 50 Beobachtungen findet *W.* diese Periode nunmehr = 2 Tage 20 St. 48' 58", 7. also nur 0", 3. kleiner als vor 12 Jahren; Epoche für 1790. = 0 Tag 18 St. 5' 23" mittl. Z. zu Paris. Mit diesen Elementen sind die neuen Tafeln construirt, die nicht über 10 Min. von den Beobachtungen abweichen. 9) Sichtbare Lichtveränderungen des Algols, für die Jahre 1799. 1800. 1801. aus den vorigen Tafeln voraus berechnet, von Ebendemf. 10) Störungen des Merkurs, der Venus und der Erde, berechnet von *Wurm*. Es sind die von der Excentricität unabhängigen Perturbationen der Länge und des Radius Vector für jene drey Planeten, die man hier findet; bekanntlich ist der Calcul dieser Perturbationen so erstaunlich weitläuftig und mühsam, dafs es gut wäre, wenn zur Sicherheit mehrere Astronomen ihn unternehmen, und dabey verschiedener Methoden sich bedienen wollten. 11) Ueber den im August 1797. beobachteten Kometen, von Dr. *Olbers* in Bremen. Aus seinen Beobachtungen und nach seiner Methode berechnet *Olbers* die Elemente dieses nur wenige Wochen sichtbaren Kometen mit vieler Schärfe; der gröfste Unterschied der Beobachtungen in Länge und Breite geht nicht über 2 bis 3 Minuten; ein neuer Beweis von der Leichtigkeit und Vortrefflichkeit der kürzlich von *Olbers* erfundenen neuen Methode, eine Kometenbahn zu berechnen. (Vergl. über diesen Kometen oben Nr. 1.) 12) Beobachtungen einiger Sternbedeckungen und der Gegenscheine des Uranus, Jupiters und Saturns, von *Triesnecker* und *Bürg*, K. K. Astronomen in Wien. 13) Bestimmung der Zeit der Culmination eines Gestirns durch zwey beobachtete Höhen, mit den Zeiten der Beobachtung, vom Prof. *Klügel* in Halle. Da man nicht immer correspondirende Höhen zur Bestimmung der Culminationszeit erhalten kann; so ist es gut, die Methoden zu vervielfältigen, nach welchen die wahre Zeit auch aus einzelnen Höhen genau sich finden läfst. Im ersten Supplementbande des Berlin. astron. Jahrbuchs hat deswegen der jetzige General-Major *von Tempelhof* eine solche Methode vorgeschlagen, und seine Formeln durch Beyspiele erläutert; hier wird von *Klügel* eine noch leichtere und vollkommen genaue Formel mitgetheilt, die auf den nämlichen nur anders combinirten Gleichungen beruht, welche v. Tempelhof gebraucht hat. Am Ende erwähnt *Kl.* noch, wie auf eben diese Art durch mehrere nach jener Methode berechnete und verschieden combinirte Mondshöhen, die an einem Orte beobachtet worden, sich die geographische Länge des Orts finden läfst, wenn dabey die Mondstafeln als genau genug vorausgesetzt, oder, was noch besser und der Methode neuerer Astronomen gemäfser wäre, wenn die Fehler dieser Tafeln, durch eine gleichzeitige Mondsbeobachtung an demselben oder an einem andern Orte, vorher verbessert werden. 14) Beobachtungen und Gedanken über die Gegend des gestirnten Himmels beym nördlichen Flügel der Jungfrau, vom Erblandmarschall und Ritter *von Hahn* zu Remplin. Es giebt am Himmel Gegenstände, die einer geschwindern Abwechselung unterworfen zu seyn scheinen, die vielleicht in einem Zeitraume von tausend Jahren schon bemerkbar ist; dies sind gewisse Gegenden ausserhalb unseres *Sternhaufens*, die sich besonders auszeichnen, wie z. B. die Nebel Orions, (in welchem wirklich, so wie im Nebelringe der Leyer, von *Schröter* seit kurzem zufällige Veränderungen wahrgenommen worden sind.) Auch der obere Flügel der Jungfrau enthält solche Wunder der bildenden Naturkräfte; in dieser ganzen Region ist die Himmelsluft nicht so heiter als in andern Stellen; es herrscht darin eine auffallende Dämmerung. Gerade hier, in solchen Gegenden, meynt *v. Hahn*, sind die merkwürdigsten Abwechselungen zu erwarten, weil hier manche feine Stoffe verbreitet scheinen, die ihre letzte Ausbildung noch nicht erhalten haben, und erst in der Folge sich in mehrere abgesonderte Massen vertheilen dürften. Eigentliche Lichtmeere, oder blofse Lichtnebel, giebt es schwerlich; aber vielleicht wird da, wo wir solche von Herschel eigentlich sogenannte Nebelsterne erblicken, das Licht durch einen chemischen Procefs mit gewissen Stoffen verbunden, die eine Weile als unförmliche Nebel erscheinen, bis sie nach langen Jahren die Natur ihrer Vollkommenheit näher bringt: im nördlichen Flügel der Jungfrau scheinen nun diese Arbeiten der Natur ihrer Vollendung schon ziemlich nahe gebracht, und die Dämmerung daselbst von den im Raume zurückgebliebenen feinen Stoffen herzurühren, den Orionsnebel hingegen, der eine sehr finstere neben einer sehr glänzenden Wolke zeigt, enthält Spuren einer noch unausgebildeten Masse;

Masse: vielleicht dass in der letztern schon nach Jahrhunderten Aenderungen sich zeigen, und dass es in der Jungfrau am Ende sich mehr aufheitert. Der unermessliche Raum zwischen einzelnen Sternkugeln ist also nicht leer; statt eine öde Wüste zu seyn, ist er ganz vom Elemente des Lichts erfüllt, das bald als schwacher Nebel sich zu erkennen giebt, bald, wie im strahlenden Scheine hinter der Orionswolke, viele Millionen Meilen glänzend fortströmt, bald, wie am Ohr des grossen Bären, in hellen Flammen aufzulodern scheint. 15) Astronom. Beobachtungen, auf der K. Sternwarte zu Greenwich in den Jahren 1795 und 96 angestellt von *Maskelyne.* (Auszug aus dessen *neuesten Astronomical observations.*) 16) Verbesserungen zur Masonschen Ausgabe von *Tob. Mayers* Mondstafeln, von *Wurm.* Bis zur gänzlichen Umarbeitung aller astronomischen und so auch der Mondstafeln, die in Frankreich betrieben wird, können noch mehrere Jahre hingehen; indess lassen sich bey den bisherigen Mondstafeln verschiedene Berichtigungen anbringen. Die hier angegebenen betreffen die Mondsparallaxe unter dem Aequator, den Mondsdurchmesser aus den neuesten Bestimmungen von *La Lande, Triesnecker* und *Bürg,* und hauptsächlich die Gleichung des Mittelpuncts für die Länge des Monds. Die Masonsche Tafel dieser Gleichung enthält, wie hier bemerkt wird, zuweilen Fehler von 6 Secunden, vorausgesetzt, dass kein anderes Argument als das der mittlern Anomalie dabey zum Grunde liegt: aber möglich, wenn schon nicht entschieden, wäre doch der Fall, dass Mason mehrere uns jetzt unbekannte Argumente in dieser Tafel verbunden hätte. Die Masonschen Tafeln haben überhaupt in mehreren Parthieen einen Mangel an Zusammenhang, der sich nicht leicht erklären lässt. 17) Astronom. Beobachtungen, in den Jahren 1796. 97. 98. zu Lilienthal bey Bremen angestellt, vom Oberamtmann Dr. *Schröter.* Monds- und Sonnenfinsternisse hat *Schr.* auch in physischer Hinsicht beobachtet: bey der totalen Mondsfinsterniss vom 3ten Dec. 1797. wurden mehrere teleskopische Sterne bedeckt, die plötzlich verschwanden, da in diesem Falle ihre Lichtabnahme um so leichter bemerkbar gewesen wäre. *Harding,* ein Gehülfe von *Schr.*, hat auch Antheil an den Beobachtungen. 18) Ueber die Fehler in der Stellung eines Mittagsfernrohrs und Berichtigung der beobachteten Durchgänge, von *Brünings* in Utrecht. Vergleichung der Formeln, welche *de Lambre* und *Tob. Mayer* zu diesem Endzwecke gegeben haben; jene ist nur anwendbar, wo eine Abweichung oder Neigung der Queeraxe Statt findet, die Mayersche Formel ist allgemeiner. *Brünings* giebt eine andere, die auf kürzere Art und gleich genau das Gesuchte giebt, und zeigt die Anwendung in bestimmten Fällen. 19) Beobachtungen des Jupiters und Uranus in den Jahren 1797 und 98. nebst Vergleichung derselben mit den Tafeln, desgleichen Bemerkungen über den Gang einer Magellanischen Uhr, vom Dr. *Koch,* Astronom in Danzig. 20) Beobachtungen der Sonnenfinsterniss am 24ten Jun. 1797. zu Dresden, vom Inspector *Köhler.* 21) In einer Tafel vorgestellte Elemente aller im 19ten Jahrhundert sich ereignenden Vorübergänge des Mercurs vor der Sonne, aus v. *Zachs* Sonnentafeln und *La Lande's* neuesten Mercurstafeln in wahrer Danziger Zeit für den Mittelpunct der Erde berechnet, vom Dr. *Koch.* Unter dreyzehn Durchgängen (so oft geht Mercur im künftigen Jahrhundert durch die Sonne) fallen zehn im Novemb., nur drey im Maymonat; ungefähr fünf Durchgänge sind in Deutschland vollständig, und fünf gar nicht sichtbar. 22) Verzeichniss von 35 Sternen, deren Stellung mit der grössten Genauigkeit bestimmt worden, und Beobachtung der Bedeckung des Mars vom Monde am 30ten Jul. 1798, vom Baron *von Utenhove* in Utrecht. Das Verzeichniss, welches für die Epoche 1790. von den vornehmsten Fixsternen gerade Aufsteigung und Abweichung sammt Länge und Breite, die bey den letztern auf Tausendtheile der Secunde, enthält, ist mit ausserordentlicher Genauigkeit ausgearbeitet; der Vf. hatte zur Absicht, eine Anzahl fixer Puncte am Himmel zur Vergleichung mit künftigen Beobachtungen möglichst genau zu bestimmen, und nahm in den Stellungen der Sterne das Mittel aus den Angaben der neuesten und berühmtesten Beobachter. Bey seinen Berechnungen liegt die mittlere Schiefe der Ekliptick für 1790. = 23° 27′ 50″, 643 als Mittel aus einer grossen Anzahl Beobachtungen zum Grunde; durch Vergleichung aller Sterne seines Verzeichnisses mit dem Bradleyschen um 40 Jahre ältern Catalog fand er die jährliche Präcession der Nachtgleichen 50″,0834. 23) Ueber die angebliche Erscheinung eines Kometen vor der Sonne am 18ten Jan. 1798, von *Bode.* Die in mehrerer Rücksicht unzulängliche und apokryphische Nachricht, welche in öffentlichen Blättern stand, dass *Dangos* zu Tarbes einen Kometen in Zeit von 20 Min. vor der Sonne vorüberziehen gesehen habe, wird hier geprüft, und gezeigt, dass es, nach der Lage der Knoten, wenigstens keiner von allen bisher bekannten Kometen seyn konnte; *Bode* vermuthet, ob nicht irgend ein der Erde näheres Meteor, eine in grosser Entfernung noch nicht leuchtende Feuerkugel aus den höchsten Regionen unserer Atmosphäre, damals in geraden Linie zwischen dem Bürger *Dangos* und der Sonne vorübergezogen seyn konnte. 24) Beobachtungen und berechnete Elemente des Kometen vom April und May 1798. Jene sind von *Messier,* diese von *Olbers* und *Burkhardt.* 25) Durch *Herschel* entdeckte vier neue Uranustrabanten (Auszug aus einer engl. Abhandlung.) Man kennt nun, durch Herschels unermüdete Bemühungen, sechs Trabanten des neuen Planeten; die beiden schon im J. 1787. entdeckten sind nach der Ordnung der grössern Nähe beym Hauptplaneten der zweyte und vierte. Die Abstände des ersten, dritten, fünften und sechsten Trabanten vom Uranus, findet Herschel 0′ 25″, 5. 0′ 38″, 6. 1′ 28″, 4. 2′ 56″, 8; ihre synodischen Umlaufszeiten 5 Tage 21 St. 25 Min., 10 T. 23 St. 4. 38 T. 1 St. 49

107 T. 16 St. 40'. Von einem Ringe um den Uranus hat H. keine ganz sichere Spuren. — Die rückgängige Bewegung seiner Trabanten von Osten nach Westen ist blos scheinbar, und hat in dem 90 Grade übersteigenden Neigungswinkel gegen die Bahn des Uranus ihren Grund. Die Trabanten verschwinden zuweilen völlig, wenn sie dem Hauptplaneten zu nahe sind; der vierte (unter den ältern der zweyte) Trabant ist der hellste unter den übrigen; der fünfte und sechste sind die kleinsten, und verrathen nur schwache Spuren ihres Daseyns im grösten Abstande vom Hauptplaneten. — 26) Bode über seine Reise nach Gotha im Sommer 1798. Kurze Nachricht von den astronomischen Verhandlungen, die daselbst Statt hatten. — 27) Vermischte astronomische Beobachtungen und Nachrichten. Ein Stern im Sobieskischen Schilde und in der nördlichen Krone ist von Pigott, Ras Algethi im Hercules von Herschel, als veränderlich entdeckt worden; die Periode der zwey erstern ist gewissen Störungen unterworfen. Bestimmung der Polhöhen von Salzburg, durch den Oberbergrath von Humboldt und von Halle durch Bode, Gilbert und Bistor.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie - Comptoir: *Botanik für Frauenzimmer* und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrte sind, von D. *Aug. Ge. Carl Batsch.* Mit Kupfern. *Zweyte durchgesehene und vermehrte Auflage.* 1798. 194 und XIV S. gr. 8. mit 4 illum. Kupfert. in 4. (1 Rthl.)

Die neue Auflage dieses mit wahrer Humanität gezeichneten Umrisses der Pflanzenkunde ist ein Beweis, dass man ihn so, wie er es verdiente, aufgenommen hat. Sie unterscheidet sich von der ersten Ausgabe durch kleine Zusätze, unter welchen die Beziehungen auf *Batsch's geöffneten Blumengarten* die beträchtlichsten sind. Die Kupfer sind dieselben; schöner gearbeitet und sorgfältiger ausgemalt würden sie freylich würdigere Begleiter dieses Buchs gewesen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Giessen*, b. Heyer: Kurze Erörterung der Frage: *Was für eine Klage wider einen Fuhrmann Statt habe, welchem die zum Transport und (zur) Ablieferung bedungenen Sachen weggekommen?* — in Bezug auf einen neuerlich vorgekommenen, und von einer auswärtigen Juristenfacultät entschiedenen Fall; von *Carl Georg von Zangen*, fürstl. hess. Regierungsrath und Oberbeamten des fürstl. hess. Amts Hüttenberg. 1798. 48 S. 8. (3 gr.) Der Rechtsfall, welcher zu dieser Abhandlung Gelegenheit gegeben hat, ist kürzlich folgender: Ein Privatfuhrmann, welcher von Zeit zu Zeit Waaren von G. nach F. und wieder zurückfährt, pflegt auf dieser Reise gewöhnlich in L., seiner Heimath, zu übernachten, und dort den beladenen Karren jederzeit vor seinem Hause, auf offener Strasse, unbewacht stehen zu lassen, wie dies auch von seinem Vater, der viele Jahre hindurch dasselbe Fuhrwesen getrieben hat, gleichfalls so gehalten worden ist, ohne jemals dabey Schaden genommen zu haben, oder bestohlen worden zu seyn. Am 9ten April 1793. fährt er mit einer Ladung von mehreren Kisten von G. ab, und kommt noch selbigen Abends zu L. an, wo er diesmal zufällig zwey Nächte verweilt, und den Karren, wie gesagt, vor seinem Hause stehen lässt. In der Nacht vom 10ten auf den 11ten werden aber zwey Koffers davon gestohlen, deren einen die Juden I. und M. A. dem Fuhrmann zum Transport übergeben hatten. Sie geben den Werth des Inhalts an Silber, Gold und Pretiosen zu 563 Gulden an, und klagen gegen den Fuhrmann auf die Vergütung dieser Summe. Die Juristenfacultät zu Erlangen, an welche die Acten verschickt werden, legt den Klägern zuvörderst auf, zu bescheinigen, dass die angegebenen Waaren sich wirklich in dem Koffer befunden, und den behaupteten Werth gehabt hätten. In den Entscheidungsgründen wird in thesi juris angenommen, dass wider einen Privatfuhrmann die römische Klage de recepto nicht Statt finde, sondern die Sache nur aus dem Miethcontract zu beurtheilen, und der Fuhrmann nur als locator operarum nur ad culpam levem gehalten sey, die aber auch im vorkommenden Falle allerdings dem Beklagten zur Last komme, wenn zuvor jene Bescheinigung beygebracht worden, dass jedoch Kläger schon jetzt zur endlichen Bestärkung ihrer Angabe ausser andern Gründen auch darum noch nicht gelassen werden könnten, weil sie *als Juden* mehr als einen halben Beweis vor sich haben müssen, wenn sie gegen Christen zum Erfüllungseide gelangen wollten. Der Vf. ist zwar auch der Meynung, dass gegen Privatfuhrleute nur aus dem Miethcontract geklagt werden kann, dagegen aber sucht er auszuführen, dass in facto eine culpa levis des Beklagten noch keinesweges als ausgemacht hätte angenommen werden sollen. „Bey Beurtheilung „der Fahrlässigkeit kommt es nicht darauf an, wie etwa ein „Gelehrter oder ein Facultist, der sich nie mit dem Fuhrwe„sen abgegeben hat, nach sorgfältig calculirten Graden einer „ängstlichen und auf alle Zeiten verschanzten Behutsamkeit „den Fleiss und die Nachlässigkeit beurtheilen möchte, sondern, „wenn nur einigermassen Billigkeit vorwalten soll, so sind die „Handlungen eines Fuhrmanns, zumal wenn er ein Land„mann und Bauer ist, nach den gewöhnlichen, auf Zutrauen „und Redlichkeit gestützten, Einsichten und Meynungen, die „unter solchen Leuten herrschen, und einen seltenen, in einer „langen Zeit von Jahren sich nie ereigneten, ausserordentli„chen Zufall nicht vermuthen lassen, zu beurtheilen. Wenn „daher ein solcher Fuhrmann etwas unterlässt, was er und „seine Vorfahren immer ohne Nachtheil unterlassen haben, „und was deswegen sonst als ein ungewöhnlicher Grad der „Vorsicht bey dergleichen Leuten angesehen werden musste, „so kann diese Unterlassung unmöglich pro culpa levi, sondern „höchstens pro culpa levissima geachtet werden. Argum. L. 9. „C. de pign. act." Der Vf. ist daher der Meynung, dass auf den Beweis der culpa hätte gesprochen werden und auch dem Beklagten der Gegenbeweis gestattet werden müssen, dass der Karren zu seinen und seines Vaters Zeiten jederzeit an demselben Orte unverletzt gestanden habe. Die angenommene Meynung, dass ein Jude mehr als halb bewiesen haben müsse, um gegen einen Christen zum Erfüllungseide gelassen zu werden, verwirft der Vf. mit mehreren Rechtsgelehrten gleichfalls. Ueberall findet man auch in dieser kleinen Schrift eine ungemein reichhaltige Nachweisung mehrerer Rechtsgelehrten, welche bey den hier vorkommenden Lehren weiter zu vergleichen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. März 1799.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Nicoll, White u. Robson: *An Account of the Campaign in the West-Indies in the Year.* 1794. by the Rev. *Cooper Williams.* 1796. 112 S. gr. 4. nebst 5 besonders gehefteten Kupfertafeln in Gross-Querfolio. (18 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. begleitete 1793 als Schiffsprediger die brittischen Truppen nach Westindien, die unter Anführung des General Grey und Admiral Jervis zur Eroberung der französischen Zuckerinseln bestimmt waren. Da beide schon zu Ende 1794 durch andere Befehlshaber abgelösst wurden, und des Vf's. Absicht nur dahin gieng, die westindischen Kriegsbegebenheiten unter beiden Anführern zu beschreiben; so erhalten wir in dieser Schrift nur ein Fragment dieses für die brittischen Truppen so mörderischen Kriegs. Die blutigen Auftritte in St. Domingo werden hier gar nicht berührt; auch erfährt man aus diesem Werke nicht, wie der Krieg zwischen Grossbrittannien und Frankreich nach 1794 auf und bey den Zuckerinseln geführt wurde. Da der Vf. Gelegenheit hatte, die Tagebücher einiger Befehlshaber, und andere officielle Papiere zu benutzen, und selbst Augenzeuge der wichtigsten Vorfalle bey der Eroberung von Martinique, Guadeloupe, und St. Lucia war; so zweifeln wir keinesweges an der Richtigkeit seiner Erzählung, um so mehr, da er mit der grössten Genauigkeit jedes kleine Gefecht, mit genauer Angabe der Todten und Verwundeten, jeden Angriff der ganzen Flotte oder einzelner Kriegsschiffe aufs detaillirteste aus einander setzt. Dafür werden ihm freylich seine Gefährten bey diesem Feldzuge, die dem feindlichen Geschütz und dem gelben Fieber entkommen sind, Dank wissen, weil der Vf. ihnen vielleicht vergessene Gefahren und Beschwerden wieder ins Gedächtniss bringt, mehrere andere Leser hingegen seine Arbeit als ein gewöhnliches Tagebuch militärischer Operationen betrachten. Indessen hat es der Vf. doch mit vielen interessanten Bemerkungen bereichert. Das zur Eroberung der französischen Inseln ausgesandte Korps war im Ganzen zu schwach, diese gehörig zu besetzen, und die unterdrückten Royalisten, oder die Pflanzer, welche Vermögen besassen, gegen die Wuth des aufgehetzten Pöbels, oder der räuberischen Terroristen zu schützen. Denn diese Inseln können ähnliche Greuelscenen wie St. Domingo aufweisen. Die ganze brittische Landmacht bestand aus 7300 Mann, von denen aber bey dem Angriffe von Martinique 1200 in den Hospitälern krank lagen, daher sie auch von den Matrosen bey allen Vorfällen unterstützt wurden. Die Armee der Republikaner bestand zum Theil aus Negersclaven. Sie verliessen ihre meisten Posten und Batterien bey Annäherung der Engländer. Nur Fort Bourbon und Louis in Martinique hielten eine ordentliche Belagerung aus. Die Insel St. Lucia that geringen Widerstand. Die Generale Rochambeau und Ricard, die in den beiden eroberten Inseln commandirten, wagten es wegen Robespierre's Tyranney nicht, mit ihren Leuten nach Frankreich zu schiffen, sondern segelten nach Nordamerika. Innerhalb vier Monaten waren alle drey Inseln in den Handen der Engländer. Die Republikaner übten selber auf diesen Inseln die grösste Grausamkeit aus; die reichsten Plantagen wurden von ihnen zerstört, Zuckerfelder angezündet, und die Neger weggeführt, oder mit kaltem Blute niedergehauen. Nach der Eroberung von Guadeloupe liefen in England grosse Beschwerden über die Oberbefehlshaber der Flotte und Landtruppen ein, dass sie ungeheure Contributionen erpresst, sich auch durch Plünderung der Schiffe und Einwohner bereichert hätten. Der Vf. übernimmt die Vertheidigung beider, und versichert, dass keine Waaren in Beschlag genommen wären, als die man wirklich auf französischen Schiffen fand, und dass die Plantagenbesitzer, welche ihr Eigenthum wieder erhielten, freywillig sich zu einer Entschädigung für die Truppen verstanden hätten. Er sagt ferner, dies Geschrey wäre bloss von englischen Kaufleuten in Westindien erregt worden, die vor dem Kriege einen grossen Schleichhandel mit den französischen Inseln trieben, und dort beträchtliche Summen ausstehen hatten, welche sie bey der Confiscation der befrachteten Schiffe zu verlieren glaubten.

Aber noch in demselben Jahre gieng Guadeloupe wieder verloren, weil die englischen Truppen durch Gefechte und das gelbe Fieber zu sehr geschwächt waren, um die Angriffe der Republikaner abzuschlagen. Das gelbe Fieber hatte allein 170 Officiere bey den Landtruppen weggerafft. Von den Gemeinen giebt er zwar keine Liste; aber man kann schon daraus ihre grosse Verminderung schliessen, dass bloss die Transportschiffe, welche die Truppen von einer Insel zur andern führten, 1100 Matrosen verloren hatten. Von England kam kein Succurs; und endlich erschien im Junius dieses Jahres der Erzjacobiner Victor Hughes mit 1500 Mann aus Frankreich, landete in Guadeloupe, wo sich sein Haufe schnell durch

durch Ueberläufer vermehrte, und vertrieb die englischen Truppen wieder. Hr. Williams hat sein Werk mit mehreren von ihm selbst gezeichneten und sauber geätzten Kupfern verziert, welche Ansichten der vornehmsten Städte und Vestungen von Martinique, auch andere Gegenden vorstellen. Auch enthält dasselbe eine gute Karte von Martinique.

Leipzig, b. Jacobäer: *Deutschlands Nationalkalender* zur gründlichen Kenntniss des jetzigen Zustandes aller deutschen Staaten und Länder auf das Jahr 1798. Zweyte Fortsetzung, enthaltend Bayern und Sachsen, samt ihren Nebenländern 334 S. Taschenformat.

Bisher hatte dieser Almanach und dessen erste Fortsetzung bloss die Kalendergestalt, und sollte bey dem Unterrichte der Jugend dienen. Allein diese zweyte Fortsetzung hat die gewöhnliche Form eines Buchs, und sodann den Plan einer kurzgefassten Statistik von ganz Deutschland.

Bey den zwey Kurfürstenthümern, welche hier behandelt sind, wird die Benutzung der neuesten Quellen, Veränderungen und politischen Ansichten vermisst. In einer Staatskunde der Lande des Kurfürsten von der Pfalz, welche hier sehr unpublicistisch *Kur-Pfalz-Bayern* genennt werden, erwartet man im J. 1798 mit Recht ausser den in der batavischen Republik gelegenen Besitzungen, wegen der Nähe des Personal-Vereins, das Herzogthum Pfalzzweybrücken; ausser diesem Umfange, vermisst man sodann die Rücksichten auf die Kriegsschäden, und auf die durch den Friedensschluss zu erwartenden Veränderungen. Statt dessen wird das Kurpfalzische Militär S. 7. auf 35,424 Mann in Friedenszeiten angegeben, welche bekanntlich nach der Ausserdienstsetzung der Manheimer Garnison, nach der Abreissung des linken Rhein-Ufers, und nach dem unersetzten Verlust im Kriege, fast ganz auf dem Papiere bloss stehen; seit dem Abdrucke des Buchs hat noch die österreichische militärische Besetzung von Bayern neue Hindernisse der Recrutirung gehäuft, die ein im September 1798 begonnener Versuch nicht hemmen konnte. S. 104. wird Manheim so geschildert, als wenn es keine förmliche Belagerung und Drangsale ausgestanden; die durch den Verlust der Rheinschanze verstümmelte Festung wird als sehr stark, und das bombardirte Schloss als prachtvoll dargestellt. Das linke Ufer wird vom rechten in den statistischen Angaben nie abgesondert, politische Arithmetik und feineres Detail ganz bey Seite gesetzt, und auch in den Bannal-Angaben die wichtige Summe der Einkünfte und Schulden ganz weggelassen. Der Friedensstifter zu Rastadt, der mit den Ereignissen fortgehende Geschäftsmann und Gelehrte findet auch für sich keine praktische Belehrung, wie es z. B. mit den Gütern des evangelischen Kirchenraths, mit dem Ertrage der Rheinzölle, mit den Landesschulden stehe. Die Zahlen des Flächen-Inhalts und der Volksmenge sind ziemlich genau; S. 128. hätte beym Herzogthum Jülich, noch der Betrag der Einkünfte auf 1200,000 Gulden angegeben werden können. Aus den Rastadter Congress-Acten kennt man nun auch officieller Weise den Belang der sämmtlichen (7) Kurpfälzischen Rheinzölle; er beträgt jährlich 140,072 Gulden.

Die Kursächsische Staatskunde S. 165 — 334 ist unstreitig viel reichhaltiger und praktischer; allein hierin war auch weit mehr vorgearbeitet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zerbst, b. Füchsel: *Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit.* Geschrieben von R. und herausgegeben von *S. Vierter Theil.* 1798. 346 S. 8. (1 Rthlr.)

Es giebt noch in unserer bürgerlichen und kirchlichen Verfassung so vielerley Mängel, Missbräuche und Gebrechen; es herrscht unter so vielen Classen von Menschen noch so viel Aberglauben, Irrthum und Thorheit, dass es für solche Schriften, welche den Zweck haben, von dieser Seite zur Vervollkommnung und Beglückung des menschlichen Geschlechts zu wirken, nie an reichlichem Stoffe fehlen kann, zumal, wenn man bedenkt, wie langsam der thätige Reformationsgeist geweckt wird, und wie vielfältig neue Gebrechen sich hervorthun, ehe die alten abgestellt sind. So verdienstlich es aber auch ist, auf solche Gegenstände aufmerksam zu machen; so lehrt doch die Erfahrung, dass sie im Ganzen noch sehr wenig wirken, weil ihre Foderungen bald zu übertrieben, ihre Vorschläge unausführbar sind, theils weil sie kein bestimmtes Publicum haben, auf welches sie wirken, da die Lesenden nicht diejenigen sind, welche es in ihrer Macht haben, zu ihrer Abstellung beyzutragen, theils endlich, weil sie die Hauptquelle aller Uebel, die Charakterverderbtheit oder Charakterlosigkeit, nicht treffen, und wenn sie ein Uebel glauben gehoben zu haben, andere dagegen aus derselben Quelle entspringen. Diese Fehler treffen wir auch grösstentheils in diesen Briefen an, welche in diesem Theile von dem 34 — 47. fortlaufen, und folgende Gegenstände betreffen: *die Juden; den Cölibat; die Gottesäcker, die öffentlichen Landstrassen, die Spielsucht, die Volksfeste, die Bestrafung der Verbrechen, die verbotenen Ehen, das Angeloben und Verreden* (oder Gelübde), *das vierte Gebot vice versa betrachtet, den Handel mit Menschen, den jüngsten Tag.* Was der Vf. über diese Gegenstände sagt, ist meistentheils Wiederholung schon bekannter Wünsche und Vorschläge. Darüber wird ihm Niemand einen Vorwurf machen. Aber fragen möchten wir ihn: ist alles das schon ins Werk gesetzt, was in den vorhergehenden Theilen als nothwendig, als wünschenswerth dargestellt wurde? Wozu kann es dienen, Wünsche auf Wünsche und Vorschläge auf Vorschläge zu häufen? Giebt es keine Mängel und Gebrechen, deren Abstellung weit dringender

gender ist, als die meisten von denen, welche den Stoff dieser Briefe ausmachen? — Und wenn wir auch von diesen Bedenklichkeiten absehen; so können wir doch nicht ganz mit der Bearbeitung des Vf. zufrieden seyn, so gern wir seinen Grundsätzen und seinen edeln Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dass der Vortrag popular ist, ist vielleicht das Einzige, was an diesen Briefen zu loben ist, die als Briefe wenig Empfehlendes und Eigenthümliches haben. Wenn man die Aufschriften, Anreden und einige individuelle Beziehungen auf die Personen, an welche sie gerichtet sind, wegnimmt; so konnten sie eben so gut auch für populäre Betrachtungen oder Abhandlungen angesehen werden. Der Stil ist nicht einmal so correct und edel, als er in Briefen, welche dem Publicum mitgetheilt werden, seyn sollte. Nur eine Probe davon S. 69. „Sie kennen mich darauf, dass ich Jeden gern nach seinem Geschmacke handeln und sich stellen, setzen und *betten* lasse, wie er will. Nun waren Sie von jeher ein enthusiastischer Freund des Theaters; folglich müssen Sie jetzt ganz in Ihrem *Esse* seyn, und sobald ich das von einem Manne, den ich so lieb habe, wie Sie, erfahre, bin ich auch ganz in meinem *Esse*." Noch weit tadelnswerther ist aber dies, dass der Ton in allen Briefen so ziemlich derselbe ist, ob sie gleich an Personen aus ganz verschiedenen Classen, z. B. an eine unverheyrathate alte Jungfer, an eine alte Dame, an einen Superintendenten, an Adliche, Minister, Fürsten u. s. w. gerichtet sind. Das gebildetere Publicum wird diese Briefe, in welchen die Foderungen an das Aesthetische so wenig befriedigt werden, nicht lesen wollen, und das andere Publicum findet in so vielen Gegenstände behandelt, welche ausser seinem Wirkungskreise liegen. Daher glauben wir, dass der Vf. kein bestimmtes Publicum sich gedacht habe, und also auch nicht die Art des Wirkens auf dasselbe bestimmen konnte. Für ein gemischtes Publicum schreiben, heisst bey den meisten Volksschriftstellern für gar kein Publicum schreiben.

Was den Inhalt der Briefe betrifft, so wird man meistentheils mit dem Vf. übereinstimmen, z. B. in dem, was er über die verbotenen Ehen, von welchen gegen Geld dispensirt wird, sagt: „Es wäre auf jeden Fall besser, dass das Verbot aller solchen Ehen, über die am Ende doch Dispensation erfolgt, lieber gleich aufgehoben würde. Was in Sachen der Moralität einmal verboten ist, das muss verboten bleiben. Man hat es für Unrecht erkannt, und so muss es um keinen Preis für Recht erklärt werden. Einen traurigen Anstrich aber bekommen solche Dispensationen in Ehesachen alsdann, wenn sie für Geld erfolgen. Hat das Volk nicht Recht, wenn es da spricht: — was für Geld vor Gott erlaubt und gut ist, das muss es auch ohne Geld seyn! — Hat es Unrecht, wenn es meynt, dass Verbote, die das Geld unkräftig machen kann, nur der Dispensationsunkosten wegen noch beybehalten werden!" — Ein Wort zu seiner Zeit ist in dem 42 Briefe über die Bestrafung der Verbrechen gesprochen, dass an die Stelle des einen Extrems, unmenschliche Härte, das entgegengesetzte, zu grosse Gelindigkeit und gutmüthige Schwäche getreten ist, welche nichts anders zur Folge haben kann, als dass die Gesetze nicht mehr geachtet werden. Aber die Theorie der Strafgesetze, deren Zweck in die Besserung (ohne Noth bedient sich der Vf. fast immer des lateinischen Ausdrucks, Correction, corrigiren) des Verbrechers gesetzt wird, ist unhaltbar. Eben so verdient es Beyfall, dass der Vf. dem Geist der Zeit entgegen, der lieber revolutioniren als, was freylich nicht so leicht ist, reformiren will, sich der Abschaffung der Gilden und Handwerker widersetzt, und zweckmässige Vorschläge giebt, wie durch verbesserte Verfassung der Handwerke und zweckmässige Polizeyanstalten alle nachtheiligen Folgen derselben verhindert werden können. Aber der Grund, warum Handwerker nicht abzuschaffen sind, weil sonst die unentbehrlichsten Arbeiten von Leuten, die keinen Beruf und Geschick dazu haben, auf die schlechteste Art würden verfertiget werden, ist doch eben nicht der erheblichste. Ueber Angeloben und Vetreden, wird gewiss jeder vernünftige Mensch dem Vf. beystimmen, wenn er es für etwas Unvernünftiges betrachtet. Wenn es aber S. 289. 290. von dem Gelübde eines wöchentlichen Fastens heisst? „Ich wette darauf, dass Hunger, der allemal weh thut, Sie vielmehr oft unzufrieden mit sich selbst und unaufgelegt für ihr Hauswesen gemacht haben werde. Und — *dem lieben Gott haben Sie damit keine Ehre erzeigt, sondern ihm vielmehr Ehre vorenthalten; denn Sie haben ihn an jedem Fasttage um das Tischgebet gebracht*," so ist diese Vorstellungsart um nichts vernünftiger als das Gelübde des Fastens selbst. Am meisten hat Rec. der 45 Brief gefallen, worin gezeigt wird, dass die Aeltern erst ihre Kinder auf die rechte Weise ehren sollen, ehe sie die Beobachtung des vierten Gebots von denselben fodern. Man findet hier sehr zu beherzigende Wahrheiten, und, was der grösste Vorzug ist, ihre Anwendung liegt nicht ausser dem Wirkungskreise eines jeden Menschen von gesunder Vernunft.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Paris*, b. Bertrand: *Quinquet Dissertation sur la respiration* presentée aux écoles de Medecine de Caen et soutenue par le Citoy. *Bernard-Raymond Fabré*, sous la presidence du Citoy. *De Russel*. an 6. (1798.) 50 S.

508 S. Bey der schnellern Entwickelung physiologischer Begriffe, die die Grundsätze der neuern Chemie so sehr begünstigen, ist es in der That schwer, etwas befriedigendes, besonders über einen Gegenstand wie das Athmen ist, zu sagen. Eine so wichtige Function wie das Athmen, zog stets die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Physiologen auf sich, und die neuere Chemie enthüllte noch so manches Dunkel, was die große Menge von Streitigkeiten über diesen Gegenstand noch übrig gelassen hatten. Derjenige, welchen Beobachtung und Versuche leiten, wird selbst über das Athmen in der menschlichen Maschine noch sehr vieles sagen können, wenn er auch nicht sich bis auf diejenigen Thierclassen verbreiten wollte, welche noch so viel rathselhaftes in diesen so wie in andern Functionen enthalten. Der Vf. ist nicht in das Gebiete der Beobachtung eingegangen, sondern hat bloss seine Ideen darüber vorgetragen, er betrachtet das Athmen ohne eine eigentliche Definition zu geben, welche in der That unserer Physiologie noch fehlt, als das erste Mittel, das Leben in der Oekonomie jedes organischen, sensiblen Wesens zu unterhalten. Er setzt den Act des Athmens in die Bewegung des Zwerchfells und der Intercostalmuskeln, jedoch mit dem Unterschiede, dass bey dem Ausathmen die Erschlaffung des Zwerchfells und die Zusammenziehung der Intercostalmuskeln wirke, bey dem Einathmen hingegen die Zusammenziehung des ersten, und die Erschlaffung der letzten. Wenn die Luft in die Bronchien gekommen ist, zersetzt sie sich, und ihre Bestandtheile gehen neue Verbindungen ein; dies macht die chemischen und Lebens-Phänomene des Athmens aus nach dem Vf. Eine gesunde Lunge athmet zwanzigmal in der Minute und nimmt nach der mittlern Zahl 40 Kubikzoll Luft in sich. Beym Ausathmen gehen 30, 05 Luft nach aussen, mit einer gewissen Menge Wasser und Kohlensäure. Fünf Theile bleiben zurück, das ist das Sauerstoffgas. (Wie wenig man über diesen Gegenstand mit Sicherheit sprechen könne, beweisen *Seguin's* und *Lavoisier's* Versuche, nach welchen die Summe der eingeathmeten Luft erstaunend verschieden ist, nämlich von 15 bis 136. Der Sauerstoff, getrennt vom Stickstoff, den der Vf. weniger uneigentlich *Alkaligène* nennen will, (eine Benennung, welche schon *Lavoisier* vorschlug, und *Portal* späterhin anwandte,) mit welchem er nur gemengt war, vereinigt sich zum Theil mit dem Kohlenstoff, zum Theil mit dem Wasserstoff, welcher durch die Zersetzung des Wassers erzeugt wird, was in dem venösen Blute enthalten war, und entweicht mit der übrigen atmosphärischen Luft in Kohlensäure oder in wässrigen Dunsten. Durch den dritten Theil des Sauerstoffs, welcher sich mit dem Blute gemischt hat, werden neue Stoffe gebildet, und auf diese Weise das Verhältniss des Stickstoffs wieder hervorgebracht, welcher der beständigste Antheil thierischer Substanzen ist, und sich vielleicht selbst mit den constituirenden Theilen des thierischen Körpers verbindet. *Lavoisier* betrachtete mit Recht die Lungen wie einen Heerd der Verbrennung, wo immer Wärmestoff entbunden wird. Der Mangel an Kenntniss von Zersetzung der Luft machte, dass man so lange über diesen Gegenstand im dunkeln blieb.

Die Temperatur des thierischen Körpers, abhängig von der Richtung des Lebensprincips wird durch verschiedene Umstände verändert, z. B. durch den Strahl der Sonne, durch Beschäftigungen u. s. w. Die Verdünnung oder Verdickung der Luft sind ferner Ursachen einer höhern oder niedern Temperatur. Wenn die Temperatur zu niedrig ist, verringert sich das Leben in demselben Verhältnisse. Hier macht der Vf. einige Bemerkungen über diejenigen Thiere, welche bey der ersten Annäherung von Kälte ihre Bewegungen verlieren: (den Winter hindurch schlafen).

Nach der neuern Theorie ist die Lunge der Mittelpunct, wo die thierische Wärme erzeugt wird, diese Wärme ist, *ceteris paribus*, in allen Thieren einer Gattung gleich, aber nicht immer sich gleich in allen Organen. Die Wärme ist nicht allein die Stütze des Lebens, sondern sie ist auch das Princip der Bewegung und Beweglichkeit, (*de la motilité*, ein vom Vf. gemachtes Wort), die wahre belebende Flüssigkeit (*fluide d'animation*), welches die Belebung des Hühnchens im Ey durch die Brütung bestätigt. Ferner begünstigt die Wärme die Sensibilität. Der Vf. führt hierauf einige Meynungen über die Wärme aus den ältesten Zeiten an, wie die von Hippocrates, Anaxagoras, Democritus, Empedocles, Plinius, Cicero und Virgil an, ohne irgend neuerer zu gedenken.

Es lassen sich ferner aus den Phänomenen des Athmens, die rothe Farbe des Bluts, die Blutmachung, die Bildung der Gelatine, des Eyweissstoffs und der thierischen Fiber herleiten. Hier werden einige nicht unbekannte Versuche angeführt, z. B. wenn man venöses Blut unter eine Glocke stellt, welche mit Luft angefüllt ist, so färbt sich dasselbe hellroth, der Sauerstoff verschwindet, und das Gefäss ist hernach mit kohlensaurer Luft angefüllt; wenn man hingegen geronnenes Blut, was gut gewaschen und von Eisentheilchen gereinigt ist, dem Sauerstoff aussetzt, wird es nicht roth. Der Vf. will indessen nicht das Eisen, was in sehr geringer Menge im Blute enthalten ist, als die wesentliche Ursache der Röthe des Bluts ansehen. Man müste eine grössere Menge Eisen darin finden, und das venöse Blut würde nicht so sehr vom arteriösen verschieden seyn. Vielmehr müsse man in der Abwesenheit des Wasserstoffs und Kohlenstoffs, welche dem Blute durch den Sauerstoff entzogen werden, die Ursache der rothen Farbe desselben suchen.

Mit der Bildung des Wärmestoffs hängt ferner die Animalisation der Nahrungsmittel zusammen, so wie mit der Ausscheidung des Wasser- und Kohlenstoffs durch die fixe Bindung des Sauerstoffs. Das ergiebt sich aus den constituirenden Bestandtheilen, der animalischen und vegetabilischen Substanzen, welcher von dem mehr oder weniger starken Antheil des Azots herzuleiten ist. Der Stickstoff muss im Körper immer zunehmen, da bey dem Ausathmen nur Kohlensäure und Wasser entweicht.

Zuletzt noch einige Worte über den pathologischen Zustand des Athmens. Krankheiten der Lunge, welche die Ordnung der Respiration ändern, müssen auch auf die andern Functionen einen gefährlichen Einfluss haben; sie zeichnen sich entweder durch eine zu grosse Absorption des Sauerstoffs, oder durch den entgegengesetzten Fehler aus. Im ersten Falle, ist Reitzung, Entzündung und die daraus entstehenden Erscheinungen die Folge. Im andern Falle muss allgemeine Schwäche entstehen, aus Mangel an Wärme und Ueberfluss an Kohlenstoff und Hydrogen, mit einem Worte aus Mangel an Nahrung. Ueber die Anwendung dieser Function, künstliche Gasarten in den Körper zu bringen, und dieselbe als Heilmittel in Krankheiten anzuwenden, spricht der Vf. noch in den letzten Zeilen, als von einer möglichen Sache, ohne etwas von den zahlreichen Versuchen zu anden, die seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit mehrerer Physiologen und Aerzte auf sich zogen, und worüber Thomas Beddoes, James Watt, Humboldt, Girtanner und andere uns sehr scharfsinnige Resultate mitgetheilt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. März 1799.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der Müllerschen und Gleditschischen Buchh.: *Descriptio et adumbratio microscopico-analytica muscorum frondosorum nec non aliorum vegetantium e classe cryptogamica Linnaei novorum dubiisque vexatorum*, auctore *Joanne Hedwig*, M. D., *Tom.* I. 1787. 109 S. (ohne die Vorrede). *Tom.* II. 1789. 112 S. *Tom.* III. 1797. 100 S. *Tom.* IV. 1797. 104 S. 40 Tafeln zu jedem Bande. Fol.

Bey einem Werke, wie das gegenwärtige ist, hätte eigentlich ein Rec. nichts mehr zu thun, als zu sagen, dass es vollendet sey, wenn er sich bloss auf die Anzeige solcher Werke, die dem Publicum erst empfohlen, oder bekannt gemacht werden müssten, beschränkt glaubte. Schon die oben angemerkten Jahrzahlen bezeichnen die Zeit seines immer gleich gebliebenen Ruhms, und der Nachwelt ist es durch sich selbst so empfohlen, dass es dazu keines Recensenten bedarf. Im gegenwärtigen Falle wünscht sich letzter vielmehr Glück, dass er, nach dem Gärtnerischen, das zweyte ausgezeichnete deutsche Meisterwerk seines Faches als vollendet anzeigen, und ihm, in der gewissen Ueberzeugung von der Beystimmung aller Kenner, und von der Freude jedes für wahre Geistesehre fühlenden Deutschen, die Hochachtung erweisen kann, die ihm gebührt.

Wir haben Prachtwerke der Naturgeschichte genug, bey denen das Verdienst ihrer Unternehmer gleichwohl nicht immer gross ist, so wenig wie die Absicht; ja es ist bekannt, dass vielvermögende Männer schon seit Jahrzehenden, bey allen Mitteln zur Ausführung, das Publicum auf die grossen Mittheilungen warten lassen, die sie ihm versprachen. Hier hat ein Mann, beseelt von Liebe für seinen Gegenstand, ein grosser Forscher und Entdecker, unter wenig aufmunternden Umständen, in einem kurzen Zeitraume ein Werk aufgestellt, das das Verdienst seines geistigen und körperlichen Auges gleichmässig verewigen wird, das eben sowohl den Freund der Kunstpracht befriedigt, als den tiefern Kenner der Natur entzückt.

Bekanntlich hat der Vf. schon in zwey frühern Schriften, in der *Historia muscorum frondosorum* und der *Theoria generationis cryptogamicarum*, den Bau der Laubmoose, und seine Vorstellungen über ihr inneres Verhältniss und ein naturgemässes System derselben entwickelt. In dem Werke, das wir jetzt anzeigen, liefert er in reicher Fülle die Belege zu jenen Angaben, indem er eine Menge von Arten hintereinander, beständig mit Anwendung seiner aufgefundenen Grundsätze beschreibt, und die Beschreibungen durch vortreffliche Bilder erläutert, die er, der keine Anweisung erhielt, und sich in dieser Kunst alles selbst verdankt, auf eine bewundernswürdige Weise ausgeführt hat. Nach seiner eignen Angabe, sind in dem Werke 148 Laubmoose, 6 Flechten, 26 Achtsaamen, und eine Art vom Genus Endocarpon beschrieben. Die Laubmoose selbst enthalten von den Gattungen *Barbula* 3, *Bartramia* 1, *Bryum* 2, *Dicranum* 12, *Didymodon* 2, *Fissidens* 2, *Fontinalis* 2, *Grimmia* 3, *Gymnostomum*, *Hedwigia* 8, *Hypnum* 30, *Leersia* 3, *Leskia* 8, *Mnium* 9, *Neckera* 9, *Octoblepharum* 1, *Orthotrichum* 3, *Phascum* 5, *Pohlia* 1, *Polytrichum* 4, *Pterigynandrum* 4, *Splachnum* 19, *Swartzia* 8, *Tortula* 1, *Trichostomum* 7, *Webera* 2, *Weissia* 7 Arten. Von den Laubmoosen sind 71 neu, von Flechten 4, von den Achtsaamen 24.

Jede Art der hier aufgestellten Pflanzen ist, wo es statt finden konnte, nach allen ihren Haupttheilen, dem Stamm, der Wurzel, den Blättern, den Blüthen, Früchten und Saamen beschrieben; auch sind die Synonymen, die Kritiken, die Standörter und die Entwickelungszeiten beygefügt. Es ist nicht zu leugnen, dass zuweilen bey der grossen Aehnlichkeit der Theile die Beschreibungen eine ermüdende Einförmigkeit zu haben scheinen; aber es würde unbillig seyn, es zu tadeln, da die Natur der Sache und der Zweck des Werks es nicht anders erlauben. Am Schlusse des Werks macht der Vf. die angenehme Hoffnung, dass er alles hier gelieferte und ihm noch bekannt werdende in eine compendiöse Schrift zusammendrängen, und so gemeinnütziger machen wolle, als es durch ein so kostbares und nicht auf gegenseitige Beziehungen eingerichtetes Werk, wie das gegenwärtige, werden kann. Sollten nicht hier mehrere Kupfertafeln, die eine Auswahl von naher zusammengerückten, und etwas verkleinerten Figuren enthielten, den Naturfreunden erwünscht seyn? —

Wir würden die Grenzen einer Recension überschreiten müssen, wenn wir die vom Vf. beschriebenen Arten einzeln durchgehen und anzeigen wollten; ja selbst die Aufzählung der Gattungskennzeichen halten wir für überflüssig. Die von den Fruchtmündungen und Geschlechtstheilen der Laubmoose hergenommene Bezeichnung und Anordnung des Vf's. ist schon seit einer längern Zeit, nebst den von andern dabey vorgenommenen Aenderungen, sogar in

Elementarschriften bekannt und geläufig geworden. Rec. ist dieser Mühe um so mehr überhoben, da, wenigstens so lange wir *Hedwigs* eigenes Compendium entbehren, Hr. *Bridel* mit lobenswerthem Fleiſse das Hauptsächlichste gesammelt hat, und sammeln wird, was hieher gehört. Wenn es auch, die mikroscopische Mühe auf jeden Fall weggerechnet, mit der Anwendung des Charakters männlicher Blüthen bey Bestimmung der Gattungen eine miſsliche Sache ist, und manche von der Fruchtmündung hergenommenen Kennzeichen einer verschiedenen Deutung fähig sind; so bleibt es dennoch ausgemacht, daſs nur auf diesem Wege, den weder Habitus noch rohe Bestimmungen des Fruchtstiels, der Frucht und der Calyptra, noch die Blätter allein, uns eröffnen können, eine naturgemäſse und sichere Bestimmung der Moosarten zu erhalten sey.

Die Flechten und Afterfaamen hat der Vf. weniger aus eigenem Antriebe, als auf Anrathen der Verlagshandlung, die eine gröſsere Abwechselung der Figuren wünschte, beygefügt. Nicht diese Absicht allein, sondern vorzüglich die andere, die der Vf. erwähnt, ist erreicht worden, vor der Hand wenigstens einige Beyspiele als Norm zu geben, nach welcher andere ähnliche Geschöpfe bey der Untersuchung zu behandeln und weiter zu erforschen wären. Wie sehr möchte man wünschen, der Vf. hätte eben so viel für diese, als für die Laubmoose thun können! — Wenn man die Herrlichkeit der Entdeckung der Octosporen, die, wie vielleicht in seiner Art ein Sternsystem in keinem höhern Grade zu thun vermag, die feste Bestimmtheit der Natur im Gegensatze des kleinsten bis zur höchsten Bewunderung darlegt, wenn man dieses und den in den Laubmoosen herrschenden, so schön nüancirten Organismus, den noch niemand vor dem Vf. auf eine solche Weise durch ein ganzes Heer von Arten anschaulich machte, bedenkt; so wird man die fromme Rührung gegründet und erfreulich finden, die der Vf. an mehrern Stellen seines Werks nicht zu unterdrücken im Stande ist.

In der Vorrede zum dritten Bande werden die Angriffe von *Gärtner* und *Necker* auf die Theorie des Vfs. nebst der Meynung des Hn. *Medikus* erwähnt. Die Irrung des würdigen Gärtner war unbedeutend, aber die Ausfälle des Hn. Necker, der seinen weiten Abstand von Hn. H. gar nicht fühlen zu können scheint, und öffentlich sowohl, als heimlich, die unanständigsten Aeuſserungen gegen den wahren Forscher sich erlaubte, lassen sich nicht beschönigen. Man kann es in *dem* Verhältnisse der Sachen, Hn. *H.* nicht verargen, wenn er ihn, was freylich besser weggefallen wäre, *„sibi plenissimum virum"* und *„scibile illud caput mannhemiense"* nennt; aber sicher und dauernd wird Hn. *N.* die Misbilligung treffen, die er sich selbst durch dreiste Lästerung eines Mannes, der sich nur auf unleugbare Thatsachen berief, zugezogen hat.

So wie Linné einst die Hermannische Kräutersammlung brauchte, um, so alt und trocken sie war, ihr dennoch durch Aufweichen die feinern Kennzeichen abzugewinnen, so bestimmte *Hedwig* auch mehrere ihm von Hn. *Swartz* mitgetheilte westindische Moose, die dieser von seiner Reise trocken mitgebracht hatte.

Da es Rec. nicht schicklich und zweckmäſsig finden kann, trocken den Inhalt des vortrefflichen Werks durchzugehen, er gleichwohl aber demselben mehr als das bisher bemerkte allgemeine schuldig ist; da er ferner wünscht, daſs die Betrachtung der Laubmoose und ihrer Verwandten sich den Naturfreunden mehr empfehlen möge (da sie ein ganz eigenes Feld begreift, an dessen Untersuchung, die weder durch Kostbarkeit noch irgend einen Ort noch eine Jahreszeit ganz gehemmt wird, man bey der Reichhaltigkeit und Verwickelung des Gegenstandes ganze Jahre zur Unterhaltung und Belehrung anwenden kann); so glaube er einen Mittelweg einzuschlagen, wenn er alle diejenigen, die das Glück haben, das schöne Werk zu benutzen, auf eine Menge von merkwürdigen, bald mehr bald weniger allgemeinen Erscheinungen aufmerksam macht, die weder *Hedwig* ausdrücklich zusammengestellt, noch *Bridel* mit Verweisungen auf dieses Werk versehen hat. Er glaubt dadurch manchen Freund der Natur für diese Untersuchungen zu gewinnen, daſs er die Stunden seines Vergnügens ausschlieſslich dieser Abtheilung von Gewächsen widme, und Wahrheiten bestätige oder finde. Was die *Wurzel* betrifft, so zeigt sie sich bey den meisten Arten aus rostbraunen Fasern zusammengesetzt, und locker zottig. Sie ist im Anfang klar und blaſs; jene Färbung erhält sie, wie manche Stengel von Pelargoniumarten u. a. durch das Alter. Aus dem grünen blättertragenden Stengel kommen Wurzelzasern hervor (Vol. I. tab. 21. fig. 4. Vol. II. t. 13. f. 2. III. t. 39. f. 4. 5.), andere Wurzelzasern bilden einen Rasenknollen (Vol. I. tab. 11. f. 4. 6. t. 13. f. 3. t. 15. f. 3. 4. t. 17. f. 16. 18.); die Wurzel geht wie ein Stamm, deutlich unterschieden, abwärts vom Stengel herunter (III. t. 6. f. 3.); ihre Gestalt ist in den Pflänzchen von verschiedenem Geschlecht (beym männlichen filzartig I. t. 25. f. 2., beym weiblichen ästig f. 3. 4. 5. 12.) oder bey zunehmendem Alter, wo sie mehr filzig und rasenartig wird, verschieden. Die *Stengel*, welche wirklich einfach sind, geben bey guter Nahrung zuweilen noch einen oder den andern Zweig aus der Spitze von sich, und wirklich getheilte Stengel können einfach erscheinen, wenn sie unten, ehe sie an den Hauptstengel kommen, schon mit ihm durch Wurzelzasern verwickelt sind. Es kommen Fälle vor, wo die männliche Pflanze (I. t. 6. f. 1. 2.) fast stengellos, die weibliche aber (I. t. 6. f. 5. 6. 14.) mehr erhöht ist, und umgekehrt (I. t. 15. f. 3. 4.), oder wo die männliche Pflanze weniger in Aeste vertheilt ist (I. t. 32.). Wenn auch der einfache Stengel zuweilen einen oder den andern Nebenzweig treiben kann; so wird er doch nie reichliche Aeste tragen, und diese Rücksicht stimmt selbst mit Hedwigs Gattungen überein. Neue Endzweige übertreffen den ersten

ersten Stamm (I. t. 21.). Auf einer Wurzel findet man auch mehrere wirklich verschiedene einfache Stengel (I. t. 11.). Die *Blätter*, welche nie gestielt, sondern blofs umfassend sind, haben zuweilen gar keine (III. t. 23.), selten zwey Rippen (III. t. 17. f. 4—7.). Das Adernetz, das den meisten ein scheinbar zelliges Ansehen giebt, zeigt in einer Art an den Enden seiner Maschen zarte Drüsenkörnchen (III. t. 40. f. 6. *). Die Blattrippe hört selten schon vor der Spitze des Blattes auf (I. t. 36. f. 7. 8.), oft geht sie über die Spitze noch hinaus (I. t. 6. III. t. 36.), was hauptsächlich bey denen Blättern geschieht, die um die Blüthen herum stehen, weniger am Stengel; sie verdickt sich gegen die Blattspitze hin, wird schwielig und dunkler (I. t. 13. f. 5. t. 14. f. 3. 7. 8.), oder das letzte allein (III. t. 36.). Die Spitze der Blätter ist oft klar und durchsichtig (II. t. 25. f. 3. 4. 5. 6. 9.), auch wohl allein gezähnelt, wenn das Blatt selbst geradrandig ist (f. 5.), oder gleichsam durch ein Gelenke gesondert (III. t. 30. A. f. 5. 8.). Die Blattränder sind bey einigen zurückgerollt (I. t. 1.), oder gezähnelt (III. t. 10. f. 4. 5.). Die Knospenblätter haben eine rothe Farbe (II. t. 38. f. a.) oder die Zacken an den Rändern sind braunroth (III. t. 25. f. 6—9.). Wenn die Blätter eine eisgraue Farbe haben (III. t. 3. t. 6. A.), so entsteht sie nicht im geringsten von einem filzigen Ueberzuge, sondern liegt in der Masse selbst. Die besondere Form degenförmiger Blätter (wie bey den Ensalis) findet man auch bey Moosen wieder (folia scalpelliformia), sie sind eben so am Grunde doppelt, oder zusammengelegt, und denn in eine senkrechte Fläche verwachsen (III. t. 26—28.). In verschiedenen Verhältnissen werden die Blätter mannigfaltig verändert, besonders in der Nähe der Blüthe (I. t. 1. f. 4. 5. t. 6. f. 8—10. III. t. 18. f. 2.); bey ihnen ist oft die Rippe verlängert, und das Ganze einem Nebenblatt ähnlich, da die Rippe an den grofsen Stengelblättern zurückgezogen ist (I. t. 13. f. 6—8. 11.). Sie sind auch bey männlichen und weiblichen Blüthen verschieden (I. t. 9. f. 3—5. t. 37. f. 7. t. 40. f. 2. 7.). Die innersten Blättchen um die Blüthe sind bis auf den schuppenartigen gefärbten Grund aufgezehrt (I. t. 37. f. 5—9.), und oft sind die Blättchen der mittlern Reihe am längsten, die äufsersten wieder verkürzt. Kürzere Blätter in einer Zwitterpflanze und in einer blofs männlichen, als in einer blofs weiblichen (I. t. 1. 2.); so auch ungleich an den mittlern Zweigen gegen die an den Seiten (IV. t. 33. f. 3. t. 40. f. 2.). Die Blüthenblätter sind theils ungemein lang geschwänzt, theils einfach (I. t. 6. f. 9.). Ein *Ueberzug* wird an dem Stengel und den Blättern der Moose kaum wahrgenommen, so häufig die Arten desselben auch an den übrigen Gewächsen sind, selbst bey den Früchten oder ihren Mützen entsteht er aus bestimmten Blüthenorganen. Nur zuweilen findet man gegliederte Härchen zwischen den Blättern (IV. t. 32. f. 4. t. 33. f. 5. 6. 7.). Die *Blüthe* überhaupt läfst, wie bey den Euphorbien der Blumenstand, auch wohl eine allmählige Annäherung zur Centralität bemerken, die mit dem abwechselnden Stande anfängt (I. t. 21. f. 7. t. 7. f. 7.). Die Zahl der Geschlechtstheile ist oft sehr genau zu bestimmen, so gut wie in andern Gewächsen. Die männlichen Theile stehen in Zwitterblüthen, selten um die weiblichen, sondern mehr ihnen zur Seite; sogar umgekehrt stehen die Staubgefäfse innerhalb eines Kreises von Stempeln (I. t. 37. f. 11.). Die Einfachheit in der Bildung der Geschlechtstheile ist zuweilen gegen die gewöhnlichen Formen sehr grofs (II. t. 26. f. 8. 9.). Bey mehrern Splachnis sind alle Blüthen Zwitter, eine Art zeigt in den scheibenförmigen Blüthen wenig und unfruchtbare Stempel, in den knospenförmigen fruchtbare in gröfserer Zahl (II. t. 11.), und also dasselbe Verhältnifs wie vollkommnere Pflanzen, deren Geschlechtsvollkommenheit in verschiedenen Blumen gegenseitig wechselt. Die fruchtbare Blüthe hat in dem erwähnten Falle auch keine Saftfäden. Bey dem schirmtragenden Splachnis sind die Geschlechter ganz getrennt. Halbgetrennt sind sie bey andern, die weibliche Blüthe steht meist am Ende, die männliche abwärts am Stengel, oder gegen die Wurzel (I. t. 16. f. 8.). Die Geschlechter sind endlich gar gemischt, getrennt und in Zwittern zugleich (I. t. 1.). Der ausgebreitete Blüthenboden, auf dem die Geschlechtstheile stehen, ist, in Aehnlichkeit mit den bekanntern Fällen, zuweilen mit Borsten (I. t. 7. t. 3.) oder mit Spreublättchen (I. t. 37. f. 7.) bedeckt, wo jede Blattschuppe einige Geschlechtstheile umgiebt. Die Blüthen stehen in den Zweigwinkeln, wie bey Euphorbien, wo der Hauptzweig verkürzt ist, und die Nebenzweige Gabeln bilden (I. t. 40. f. 2.), am Ende des Stengels zusammengedrängt (II. t. 31. f. 2.), oder sie sprossen mitten zwischen den Geschlechtstheilen, wie Rosenkönige empor (I. t. 15. f. 8. t. 37. f. 7.). Die *Saftfäden* bey den Geschlechtstheilen (Paraphyses) sind zuweilen in geringer Anzahl oder gar nicht vorhanden (III. t. 27. 28. II. t. 23. f. 7. 8. t. 24. 25.). Keulenförmig, den Fühlhörnern der Speckkäfer ähnlich erscheinen sie in männlichen und Zwitterblüthen (I. t. 1. f. 6. 7. II. t. 38. f. 4.) auch am Ende wieder gespitzt (II. t. 40. f. 7—9.), blofs gegliedert in weiblichen (I. t. 3. f. 11. d.) und andern. Es giebt welche, die mit Seitenhärchen versehen sind (II. t. 35. f. 8.). Ihre Bildung ist für die Arten der Moose bestimmend. Manche sind ganz ungegliedert (III. t. 28. f. 8. IV. t. 39. f. 6.), aber besonders zeichnen sich die am Grunde gegliederten Fäden aus, die mit einem langen Gliede spathelförmig endigen, auch wohl in bestimmter Zahl in den obern Blattwinkeln unter der Blüthe in Reihen gestellt sind (I. t. 21. f. 7.) und vielleicht eine Vergleichung mit den sonderbaren Körpern im Sempervivum zulassen, die zwischen Stempeln und Staubgefäfsen mitten inne stehen. Bey manchen Saftgefäfsen ist das gegliederte an den dicken Enden unordentlich zusammengehäuft (I. t. 15. f. 12.). Die länglichen, staubvollen, mit einem klaren Ende versehenen *Staubgefäfse* sind selten etwas länger gestielt (II. t. 35. f. 11.), gewöhnlich glatt, in einigen netzartig

artig blättrig (II. t. 31. f. 5. t. 33. f. 7.); ihre Farbe ist graugrünlich, blass, selten gelb (III. t. 11. f. 9.), am seltensten purpurroth (III. t. 6. f. 6.). An den *Stempeln* fliesst der gegliederte, in der Axe dunkler gefärbte, Griffel mit dem Fruchtknoten zusammen, nur zuweilen scheint das Verhältniss anders zu seyn. Die Griffel sind dann weniger trompetenförmig, mehr gleichbreit, nicht gegliedert, und gegen den Fruchtknoten stärker gebaut, als bey den übrigen (III. t. 13 — 28.).

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Haarlem*, b. Bohn: *Adres van het Committé van algemeene Welvaart te Haarlem aan de nationale Vergadering representeerende het Volk van Nederland over de Oorzaaken van 't Vervall en de Middelen tot Herstel der vaderlandsche Fabrieken en Trafieken.* (Vorstellung des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses zu Haarlem, bey der Nationalversammlung, über die Ursachen des Verfalles und die Mittel zur Wiederherstellung der vaterländischen Fabriken und Gewerbe.) 1796. 80 S. gr. 8. — Der allgemeine Wohlfahrtsausschuss zu Haarlem entwirft in dieser kleinen Schrift ein interessantes Gemälde von dem vormaligen und jetzigen Zustande der inländischen Fabriken, welches jeden gefühlvollen Batavier mit Trauer und Wehmuth erfüllen, und ihn gänzlich muthlos machen müsste, wenn nicht zu gleicher Zeit die Mittel angegeben würden, wie diesem Dahinwelken Grenzen gesetzt, und jene Nahrungszweige durch schnelle Maassregeln wieder zu ihrer möglichsten Blüthe gebracht werden könnten. — Sehr zu loben ist es, dass dieser wahrhaft patriotische Ausschuss ihre Mitbürger durch eine unter Beylage A. abgedruckte Bekanntmachung zur Mittheilung ihrer Bemerkungen über diesen Gegenstand auffoderte, um davon bey der Abfassung dieser Vorstellung Gebrauch machen zu können! — Zuerst werden einige Bemerkungen über die Landwirthschaft vorausgeschickt; sie sey das Wichtigste, worauf jede Landesregierung zuerst ihre Aufmerksamkeit richten müsse, da nur eine blühende Landwirthschaft dem Staate einen beständigen Wohlstand zusichere; und doch sey dieselbe bis zur letzten Hälfte dieses Jahrhunderts in der Republik gänzlich vernachläsigt worden. — Nach der Landwirthschaft kämen die Fabriken und Manufacturen in Betrachtung, welche die durch jene gewonnenen rohen Producte veredelten; leider! sey es nur zu bekannt, dass diese vormals unendlich blühender gewesen als jetzt, und dass ihr gänzlicher Ruin nahe sey, wofern man nicht schnelle Rettungsmittel anwende. Die niederländischen Fabrikstädte, welche man im vorigen Jahrhundert mehrmals zu erweitern sich genöthigt sahe, enthalten nicht die Hälfte von den damaligen Einwohnern, und von diesen sey noch die Hälfte oder wenigstens ein Drittheil gänzlich zu Grunde gerichtet, oder doch ihrem Ruin nahe. Die Gazefabrik zu Hazerswoude, eine Menge Kattundruckereyen, die kostbare Baumwollenspinnerey in Uetrecht und mehrere Fabriken sind ganz eingegangen; die Gerbereyen nehmen immer mehr ab, da der verhasste Britte alle rohen Häute und alle rohe Eichenrinde aufkauft; nur die Segeltuchfabriken auf einigen nordholländischen Dörfern erhalten sich noch; so wie die Deckenfabrik in Leiden, weil sie von der Regierung begünstigt wird, und die Leinenbandfabrik in Haarlem, weil sie durch keine Zunftgesetze eingeschränkt ist. Die berühmten Haarlemer Bleichen haben sich um mehr als die Hälfte vermindert; statt dass noch vor einem Jahrhundert 24 bis 25000 Stücke Tuch in Leiden verfertigt wurden, werden jetzt nur 2000 Stücke gemacht; von den ehemaligen 2000 Seidenwirkerstülen zu Haarlem blieben nur 200 übrig u. s. w. — Die Ursachen dieses Verfalles der Fabriken bestehen a) in der Vertheurung der Lebensmittel, welche von den grossen Auflagen darauf herrühren, die durch die Kriege nothwendig wurden, in welche die Republik durch Wilhelm III verwickelt wurde. Wegen des hohen Preises der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ist der Arbeitslohn hier um 40, ja bey einigen Artikeln um 50 Procent höher als im Auslande. Natürlich mussten bey dem erhöheten Arbeitslohn auch die Preise der Fabrikwaaren steigen, und daher kommt es, dass der Niederländer die Concurrenz des maschinenreichen Englands und des wohlfeilern Deutschlandes nicht aushalten könne. — b) In dem Mangel an festen Principien bey der Regierung. Der Handel wurde immer auf Kosten der Fabriken, zu deren Aufnahme nichts gethan wurde, begünstigt; man duldete es, dass *fremde* Waaren mit den Zeichen der berühmtesten inländischen Fabriken eingeführt und als holländische Waaren wieder ausgeführt wurden. Die deutschen Fabrikanten stehen besonders in dem Rufe, dass sie holländische Zeichen ihren Fabrikaten zur Lockspeise anhängen. Der ökonomische Ausschuss der Haarlemer Gesellschaft der Wissenschaften, eine der edelsten Verbindungen, die je existirten, wurde von der Kaufmannschaft verwünscht, weil sie Alles aufbot, um dem gänzlichen Ruin der inländischen Fabriken vorzubeugen. — c) In dem Zunftzwange; daher kommt es, dass die niederländischen Fabriken jetzt nicht weiter sind, als sie schon vor 200 Jahren waren. — Die Mittel, den sinkenden Zustand der Fabriken wiederum zu heben, sind folgende: a) Friede und Unabhängigkeit; b) verminderter Arbeitslohn durch Aufhebung des Zunftzwanges, Beförderung des inländischen Handels mit den ersten Lebensbedürfnissen, durch Abschaffung des verderblichen Unterschiedes, den man bisher zwischen Städten und dem platten Lande machte, besonders aber durch Aufhebung der unerschwinglichen Auflagen auf Lebensmittel, welche dem Fabrikanten fast die Hälfte seines kärglichen Lohns wegnehmen; c) Aufnahme der Landwirthschaft durch Cultivirung der noch vorhandenen ungeheuern Heiden und Dünen; d) ein neues, für jetzige Zeiten passendes und durch obrigkeitliche Auctorität unterstütztes Fabrikreglement; e) die Anschaffung aller Bedürfnisse der batavischen Armee und der Flotte aus den inländischen Fabriken. — In einer Beylage liefert der Wohlfahrtsausschuss einen die inländischen Fabriken begünstigenden, Entwurf zu einem Reglement, die Ein- und Ausfuhr der in- und ausländischen Waaren betreffend; eine Operation, welche für manchen Einzelnen schmerzhaft, für das Ganze aber äusserst nothwendig und heilsam seyn möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. März 1799.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der Müllerischen und Gleditschischen Buchhandl.: *Descriptio et adumbratio microscopico-analytica muscorum frondosorum nec non aliorum vegetantium e classe cryptogamica Linnaei novorum dubiisque vexatorum*, auctore *Joanne Hedwig* M. D. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nur selten fällt der *Fruchtstiel* weg, und die Früchte sitzen für sich in der Knospe fest (III. t. 14. f. 2. t. 15. f. 2. t. 22.). Gewöhnlich ist er gerade, mitunter gedreht (I. t. 14. f. 4. 11. II. t. 30. f. 18.) zur Zeit der Reife, oder auch, selbst im Anfange, gebogen (III. t. 26.). Die Frucht steht nicht immer aufrecht auf dem Stiele, zuweilen schief, in verschiedenen Richtungen (II. t. 29. B. f. 8. t. 29. f. 4. III. t. 30. A.), und sogar in einer Art kann dieser Umstand wechseln (II. t. 34. f. 8. 9.). Unter der Frucht wird der Stiel verdickt (II. t. 35. f. 13. 14. t. 36. f. 9.), und dieser Ansatz ist bey einer Art sehr verkürzt und schief (II. t. 34. f. 8. 9.), bey andern wächst er in ausgezeichnete Knoten (II. t. 12. f. 15. t. 13. f. 8. 9.) oder in breite Schirme (I. t. 17. 18. 31.) aus, oder bildet gleichsam eine dickere Oberhälfte des Fruchtstiels (III. t. 36. f. 3. t. 37. A. f. 2. 3. 7.). Der Grund des Fruchtstiels wird zur Zeit der Reife merklich unterschieden (I. t. 18. f. 12. 13. t. 19. f. 11. II. t. 35. f. 5. 13.), und bildet auch innerhalb der vertrockneten Knospenhülle einen eigenen Knoten oder eine Scheide (I. t. 5. f. 12. 14.), die, eben wie die von ihr getrennte Mütze (I. t. 15. f. 13.), mit Haaren bedeckt seyn kann. Von mehrern Stempeln entwickelt sich nur einer, oder wenige zur *Frucht*, die selten verschlossen bleibt (I. t. 9. f. 15. t. 24. f. 11.), sondern sich durch Abfallen des Deckels öffnet. Der *Deckel* ist, eben wie die Frucht selbst, von einem adrigen und zelligen Baue (II. t. 14. f. 14. t. 37. f. 11.), oft zärter und durchsichtiger (I. t. 10. f. 8.), die Strahlen der Mündung scheinen unter ihm durch (I. t. 15. f. 17.), und seine innere Fläche ist von ihnen nach ihrer geraden oder gewundenen Richtung gefurcht (I. t. 25. f. 15.). Die Hauptbildung des Deckels ist die kegelförmige, manche haben noch eine besondere Spitze, oder sind krummgeschnabelt (I. t. 13. f. 17. II. t. 24. f. 3. 8. t. 29. A. f. 5.). Die von dem Ende des Fruchtstiels durch die Frucht fortgesetzte *Saule* (II. t. 14. f. 12.), die am Grunde der Frucht, wo sie ein Vorbereitungswerkzeug zu seyn scheint, von einem Gefäsgewebe umgeben wird, in der Höhle selbst aber von Saamen, die doch wohl von ihr, als dem Boden, abhängig seyn dürften, umschlossen ist, ragt zuweilen über die Oeffnung der Büchse hervor (I. t. 5. f. 14. II. t. 14. f. 13. t. 17. f. 9.). Eine Ausbreitung von ihrem obern Ende scheint das Zwerchfell zu seyn, das wie eine ausgespannte Haut die obere Oeffnung der Büchse zuweilen verschliesst, und vom Deckel trennt (I. t. 13. f. 4.). In einigen Moosen kommt noch ausser den Franzen an der Mündung ein eigner elastischer, kronenartig gezähnter *Ring* vor (I. t. 3. f. 12. 13. t. 8. f. 16. t. 22. t. 37. f. 12. III. t. 8. f. 10.), aber das häufigste und merkwürdigste an dem Baue der Moosfrucht, wovon auch Hedwig den Eintheilungsgrund seines Systems nahm, sind diese *Franzen* selbst. Sie sind in den meisten Gattungen vorhanden, und bilden ein Gebräme am Rande der Fruchtmündung, dessen Theile sich nach der vierfachen Zahl richten, jedoch so, dass diese selten in einer Reihe ein oder zweymal, sondern vier (16) oder achtmal (32), und drüber statt findet. Diese Theile entstehen von der Wand der Moosfrucht selbst, oder von ihren beiden Häuten, der äussern und innern; sie bilden eine einzige Reihe, wenn beide Häute selbst in ihnen mit einander verwachsen bleiben, oder eine doppelte, was gewöhnlicher ist, wenn sie sich trennen. In jenem Falle der einzelnen Reihe (I. t. 18. f. 19. t. 38. f. 9. t. 39. f. 13.) nehmen die Franzen meist die Natur der äussern hornartigen, festen, mehr gefärbten Wand an; doch giebt es auch Beyspiele, wo diese Reihe bloss aus zarten häutigen Strahlen (I. t. 12. f. 17. 18. t. 19. f. 13.) besteht, die nur von der innern Haut der Frucht ihren Ursprung zu haben scheinen. Sind zwey Reihen vorhanden, so ist gewöhnlich der angegebne Unterschied auffallend merklich (I. t. 2. f. 17. t. 20. f. 13. t. 22. f. 13.). Wenn die Gefässmaschen in den Blättern mehr abwechselnd stehen, so bilden sie hier, zum Theil schon in der Frucht, regelmässige Queerreihen (II. t. 31. f. 9. t. 40. f. 9.). Sie erscheinen in den vielfachsten Graden der Verwachsung, wovon die Gebräme mit acht (III. t. 6. A. f. 7.) und vier Zähnen, und die in eine ganze Haut verwachsnen (I. t. 2. f. 17. t. 31. f. 11.) wohl die stärksten Beyspiele geben. Selbst die mit 16 Zähnen (II. t. 29. A. f. 8.) gehören noch dahin. Wenn diese letzten gespaltne Zähne haben (I. t. 26. f. 14. II. t. 29. B. f. 8.), oder wenn gar 32 getrennte Zähne (II. t. 28. f. 9.) vorkommen, so möchte dieses eher die ursprüngliche Zahl der Franzen anzeigen. Wenn man aber auch bey der letzten Zahl an jedem der 32 Zähne eine Löcherreihe der Lange

ge nach wahrnimmt (I. t. 31. f. 11. 12.), die bey andern, wo nur 16. vorkommen, ebenfalls statt findet (I. t. 22. f. 14.), und offenbar auf eine annoch unterbrochne Verwachsung hindeutet, so wird man geneigt, eine doppelt so grosse Zahl, als die anfängliche, anzunehmen; ja die Zahl vergrössert sich noch, wenn zwischen jene grossen und dreyeckigen Zähne einfache oder doppelte Faden eintreten (I. t. 37. f. 14. III. t. 7. f. 13.), und mit ihnen wechseln. Häufig stehen die Zähne des Gebrämes, besonders die innern, paarweis bey einander, woraus durch halbe Verwachsung am Grunde die gespaltnen Zähne entstehen, bey denen zuweilen eine Ungleichheit in den beiden Hälften herrscht, die jedoch durch eine gleichförmige Gegeneinanderstellung der gleichgrossen Hälften von zwey benachbarten Zähnen wieder zu einer regelmässigen Ordnung dient (I. t. 26. f. 14.). Bey einigen ist gar kein Gefässnetz, und, wie bey manchen Stengel und Kelchblättern, ein farbeloser klarer Rand zu sehen (I. t. 13. f. 19. t. 15. f. 16. t. 17. f. 12.), andere sind am Grunde knollig aufgeschwollen (I. t. 27. f. 11.), oder im ganzen spiralförmig gedreht (I. t. 25. f. 16.), oder sie sind, wie aus Kugeln, schnurförmig gebildet (II. t. 36. f. 10.). Wenn die Früchte zu alt sind, so kann leicht ein Irrthum bey der Beurtheilung des Gebrämes vorkommen, indem dieses abfällt, und die Frucht sogar selbst angegriffen und zerstört wird (II. t. 31. f. 2.). Die Gestalt der Früchte überhaupt ist vielfach verschieden unter gewisse Abtheilungen zu bringen, und für die Arten bezeichnend; sie ändert mit dem Alter, jedoch seltner im reifen Zustande ab (II. t. 13. f. 2. 8. 9.). Ihre Oberfläche ist zuweilen schon für sich, oder nach der Ausleerung der Saamen der Länge nach rippig und gefaltet (II. t. 32. f. 10. t. 36. f. 9. t. 40. f. 7. Der saamenleere untere Theil der Frucht ist nur bey wenigen von aussen unterschieden, aber dennoch vorhanden (I. t. 37. f. 4.), zuweilen hat er eine ausgezeichnete Farbe (II. t. 11. f. 7. 8. 16. t. 14. f. 4.), so wie auch wohl der knorpliche Fruchtrand; die Farbe der Frucht ist gewöhnlich ein Horn- oder Kastanienbraun, selten gelb (I. t. 27. f. 9. 10. t. 40. f. 9.), am seltensten schwarz (III. t. 39. f. 1. 5. 10.). Das Braunroth geht bey dem Gebräme der Mündung auch in einen prächtigen Purpur über (I. t. 28. f. 9—11. t. 33. f. 9. t. 39. f. 13. t. 13—17.). Die *Mütze* (Calyptra) auf der reifenden Frucht, die offenbar durch die Austrocknung der äussern (von Hedwig als eine Corolla angesehenen) in eine griffelförmige Röhre ausgehenden Bedeckung der Frucht, und ihre Trennung vom Grunde durch Anschwellung der Frucht entsteht (I. t. 5. f. 11. t. 9. f. 13. t. 10. f. 7. t. 28. f. 8.), was so sehr an ähnliche Erscheinungen bey Amaranthus und Anagallis erinnert, die auch capsulas circumscissas haben, — diese Mütze sitzt gewöhnlich schief, mit einer schiefen Mündung oder Spalte, auf der Frucht. Bey einigen wird sie aber besonders ausgezeichnet. Sie wird dann von den wie Haare ausgetrockneten ehemaligen Saftfäden zottig bedeckt, die sie mit dem ganzen Grunde der Blüthen, der mit ihr zusammenhieng, gemein hatte (I. t. 13. f. 16. t. 14. f. 12. t. 15. f. 14. 13. t. 29. f. 9. II. t. 35. f. 5. 12. t. 36. f. 3. 8. t. 37. f. 10.); oder sie ist ganz senkrecht gestellt, regelmässig gebildet, und auch wohl am Rande der Mündung sauber zackig gekrönt (I. t. 18. f. 2. 10. III. t. 30. A. f. 9.), oder sie ist spiralförmig gewunden (I. t. 12. f. 14. 15. t. 27. f. 8.). Von den *Saamen*, die fast durchaus kugelförmig sind, sieht man hier die meisten glatt oder eben (I. t. 2. f. 18. t. 3. f. 17. t. 4. f. 13. t. 5. f. 15—17. t. 8. f. 17.), doch sind einige mit Höckern (I. t. 19. f. 17.) andere mit Zacken besetzt (I. t. 6. f. 15—17.) und andere scheinen (wie der Blumenstaub in Oenothera und Epilobium) aus etlichen Körnern zusammengesetzt zu seyn (I. t. 40. f. 10. 11.). Von Farbe sind sie grünlich grau, einige okergelb (I. t. 5. f. 15—17.) oder braun (I. t. 8. f. 17. t. 9. f. 16.). Eine Art scheint gestielt zu seyn I. t. 11. f. 14.). Zu dem *Wachsthum* und den *Entwickelungen* der Laubmoose finden sich in dem Werke mannigfaltige Belege. Das allmälige Fortschreiten des Saftes lässt sich in einer Art (I. t. 40.) sehr schön von Blatt zu Blatt bemerken, wenn ein kleines Wassertröpfchen an das Unterende der vertrockneten Moospflanze gebracht wird. Durchs Eintrocknen werden manche Blätter vielfach zurück und in einander gerollt (I. t. 9. f. 7. 8.). Alte Zweige sind bis zur Spitze abgestorben, von wo neue grünende ihren Anfang nehmen (IV. t. 6.). Aus einfachen am Ende blühenden Moosen werden zuweilen nach der ersten Fortpflanzung zweigige, durch neue Nebenäste an demselben Ende. Diese Vortreibung geschieht schon während der Reifung der Früchte, wobey der untere Stengel auch wohl seine Blätter verliehrt und entblösst wird (I. t. 29. f. 1—4.); oder er verbirgt sich unter die Erde und die aus ihm vorgehenden Wurzeln, indess ein neuer Trieb über der Erde seine Stelle vertritt. Unter den einjährigen Moosen giebt es welche, die zu ungleichen Zeiten hervorkeimen, und daher immer in verschiedenen Entwicklungsperioden zu sehen sind. Von der Blüthe bis zur Reife vergeht bey manchen ein Jahr, oder beynahe diese Zeit. Es giebt auch zweyjährige Arten. Die ausgestorbenen, gleichsam verholzten oder verknorpelten Theile nehmen meist eine *dunkle Hornfarbe* an (die die Moose zu plantis capellaribus macht, wenn diese Veränderung den Fruchtstiel trifft), oder erscheinen in Uebergängen von denselben Kastanienbraun, rothgelb, oder purpurfarbig. Früh trifft dieses schon den griffelartigen Theil des Stempels, oder seine Axe, nebst den abortirenden Nebenstempeln. Der Deckel nimmt viel früher, als die Fruchtbüchse, diese Farbe an (I. t. 22. f. 10. 11. t. 23. f. 13. t. 27. f. 2. t. 28. f. 8. II. t. 27. 81.), in einzelnen Fällen (wie bey Phascis) scheint es sich umgekehrt zu verhalten. Eben so wechselnd ist es mit dem Grunde der Frucht, der früher (II. t. 15. f. 4. 9.) oder später, als die Frucht (II. t. 16.), verdunkelt wird. Es nehmen ferner Theil an dieser Verdunkelung der Fruchtstiel, besonders zuerst von oben nach unten, die Stiele der sonderbaren Körper bey der Blüthe, und unter denselben

ſchen (I. t. 21. f. 7.), die Rippen der Blätter, die Zacken derſelben, die Oberränder des untern ſcheidenähnlichen Theiles vom Fruchtſtiel (I. t. 10. f. 8.), die Grundſtücke von Blättern (I. t. 37. f. 5. t. 30. f. 3. 7.) und in magern Boden, wie bey andern Gräſern und Gewächſen, die Blätter im Ganzen ſelbſt. Nicht bloſs der wirkliche Stiel des reifwerdenden Stempels, ſondern auch der Blumenboden, als ſein Grund, wird bey dem Anwachſen der Frucht verlängert, und die verkümmerten Nebenfrüchtchen ſitzen dann ſeitwärts an ihm an (I. t. 12. f. 13. IV. t. 2. f. 9.). Beide ſind von einander unterſchieden (II. t. 37. f. 10.). Bey der Gattung Phaſcum, wo die Frucht überhaupt verkümmerter und zuſammengezogner iſt, ſcheint der Fruchtſtiel daſſelbe Schickſal zu haben, und verkleinert zu ſeyn. Beym Trocknen werden manche Fruchtſtiele ſchraubenförmig gedreht (I. t. 14. f. 4. 11.), oder zuweilen werden ſie beym Wachſen ſonderbar in einander hinein gewunden (IV. t. 24.**). Im Anfange des Reifens iſt die Mütze viel groſser, ſo wie der Stiel im Verhältniſs viel ſtärker, als die künftig zu entwickelnde noch pfriemenförmige Frucht (IV. t. 2. f. 2.); ja ſie iſt ſogar flaſchenförmig aufgeblaſen (I. t. 18. f. 11.), und nimmt eine Feuchtigkeit in dieſer Höhle auf, bis ſie ſich von dem Blüthenboden trennt. Sie iſt zuweilen ſo vergänglich, daſs ſie leicht die aufmerkſamſten Beobachter täuſchen, und zu fehlen ſcheinen kann (II. t. 17.). Selbſt bey der Reife mögen ſich noch die Saftfäden auf der Mütze mehr entwickeln, und ihr einen Haarüberzug geben können, den ſie in der frühern Zeit noch nicht beſaſs (II. t. 35. 36.). Die breiten aus dem Oberende des Fruchtſtiels gebildeten Schirme erhalten erſt bey der gänzlichen Reife ihre Ausbreitung, und hängen vorher runzlich gefaltet herab, oder ſie gehen aus kegelförmigen in die Glockenbildung über. Wenn nach dem Ausſchütten des Saamens manche Früchte, die vorher hiengen, ſich empor richten (I. t. 4. t. 36. f. 2. 5.), ſo möchte die Schwere wohl davon eben ſo wenig die Urſache ſeyn, als wenn die Blüthen des Türkenbundes herabhangen. Die Früchte in den Arten des Phaſcum trennen ſich wirklich, wie die Früchte der Eſelsgurke, vom Fruchtſtiel, oder ſie zerſpringen, und ſtäuben die Saamenkörner weit umher. Der an der Mündung der Moosfrüchte zuweilen vorhandene Ring äuſsert eine gewaltige Elaſticität, wenn er trocken wird, und ſchnellt den Deckel bey der Reife mit Heftigkeit weg. Die Strahlen des Gebrämes breiten ſich zuweilen in einer Schlangenlinie (I. t. 20. f. 13. t. 4. f. 9. t. 36. f. 10.), oder gar wie krumme Haken nach auſsen zurück (I. t. 38. f. 9. II. t. 14. f. 13. t. 35. f. 14.). Gewöhnlich gehen ſie bey der Trockenheit aus einander, nur bey einer Art (I. t. 27. f. 10.) ſcheinen ſie, wenn ſie oben noch feucht ſind, von einander zu gehen, und ſich denn wieder mehr aneinander zu ſchlieſsen. Wo noch einzelne Fäden zwiſchen den Zähnen des innern Gebrämes ſtehen, werden ſie von den Zähnen des äuſsern niedergedrückt, damit die Saamenkörner durch die nun geöffneten Spalten leichter herausfallen können (I. t. 37. f. 13. 14.).

Dieſe Beyſpiele mögen genug ſeyn, um bey Gelegenheit des *Hedwigſchen* Werks auf die Vielſeitigkeit aufmerkſam zu machen, deren die Geſchichte der Laubmooſe, nicht bloſs die Syſtemkunde derſelben allein, fähig iſt. Von dem Hefte dieſes Werks, in dem die Octoſporen und Flechten zergliedert werden, iſt ſchon früher, bald nach ſeiner Erſcheinung in dieſen Blättern eine Anzeige geſchehen, und Rec. kann ſie daher jetzt füglich übergehen.

Leipzig, in der Müllerſchen Buchhandlung: *Berichtigungen und Zuſätze zu der Schrift: über die Gebirgs- und Steinarten des kurſächſiſchen Hennebergs,* nebſt einem neuen nach Wernerſchem Syſteme geordneten Verzeichniſſe der Mineralien dieſes Landes, von *Johann Matthäus Anſchütz* Gewehrhändlern zu Suhla und einiger Gelehrtengeſellſchaften Mitgliede. 1798. 85 S. 8. (8 gr.)

Mit anſpruchloſer Beſcheidenheit, mit aufrichtiger Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe liefert hier der um die Mineralgeſchichte ſeines Vaterlandes verdiente Vf. ſolche Berichtigungen und Zuſätze zu ſeinem früheren 1788 erſchienenen Werke, als fortgeſetzte Nachforſchungen in der Natur ſelbſt und in ältern Urkunden und Nachrichten, verbunden mit dem fortgeſetzten Studium der im letzten Jahrzehend ſo häufig erſchienenen Schriften und Syſteme der Mineralogie, ihm an die Hand gaben. Daſs nur Intereſſe für die Wiſſenſchaft und nicht Gewinnſucht ihn dazu vermochten, werden die Leſer ſchon daraus ſchlieſsen, daſs er dieſe Form von Zuſätzen und Berichtigungen einer förmlichen zweyten Auflage ſeines Buches vorzog, um die erſte Auflage für die Beſitzer derſelben nicht unbrauchbar zu machen. Zu den in der Vorrede der frühern Schrift ſelbſt enthaltenen ältern Nachrichten, die Hennebergiſche Mineralogie betreffend, kommen hier von S. 3 bis 11. Zuſätze aus dem in Gotha befindlichen Manuſcripte eines ehemaligen Schleuſingiſchen Conrectors M. Chriſtian Junker, unter dem Titel: *Ehre der gef. Grafſchaft Henneberg* in 9 Folianten, welche im Jahre 1705 zum Drucke fertig gemacht waren, zu deren Herausgabe der Vf. derſelben aber nicht Erlaubniſs erhielt. Auch einige Nachrichten aus Kuhlow's handſchriftlicher *eilfertiger Anzeige*, welche vor 1743 verfaſst iſt, werden angeführt. Wegen des in dieſem Lande vorkommenden Kobalterzes ſind in den Zuſätzen zur allgemeinen Ueberſicht einige actenmäſsige Berichte (S. 19 und 20.) benutzt worden. Sowohl die Berichtigungen als die Zuſätze ſind überall zweckmäſsig. Olivin ſteht jetzt für Chryſolith, Hornblende für Schörl (denn wahren Schörl fand der Vf. bis jetzt in ganz Henneberg noch nicht) u. ſ. w. Ob die dichte Umbra (S. 13.), wie ein groſser Kenner dem Vf. ſagte, wirklich Braunſteinkalk iſt, hatte leicht vor dem Löthrohre geprüft werden können.

Die übrigen Berichtigungen und Zusätze hier sämmtlich anzuführen, würde zweckwidrig seyn. Einem jeden, der die frühere Schrift besitzt, sind diese Nachträge unentbehrlich; und für den Geologen sowohl als für den mineralogischen Geographen gewährt beides jetzt desto grösseren Nutzen. — Rec. wünschte übrigens, dass jeder Schriftsteller mit eben so vieler Unbefangenheit, Ehrlichkeit und Offenherzigkeit frühere Fehler, an welchen er theils selbst Schuld, theils nicht Schuld war, aufdecken und verbessern möchte.

PHILOLOGIE.

HANNOVER, in der Helwingsch. Buchh.: *Geist der englischen Sprache in selecten Beyspielen*, von Friedr. Lud. Langstedt, Lector der engl. Sprache zu Göttingen. *Erste Abtheilung*. 1797. 160 S. *Zweyte Abtheilung*. 242 S. 8.

Die Absicht des Herausgebers dieser Sammlung war, aus der englischen Literatur die vorzüglich anziehenden und interessanten Stücke auszuheben, und sie dem Liebhaber dieser Sprache, der sich durch Lectüre in seiner Kenntniss zu vervollkommnen wünscht, in drey Abtheilungen darzustellen. Zu diesem Ende setzt er unter den Text kurze Erklärungen dunkler Wörter und Redensarten. Beide vor uns liegende Abtheilungen enthalten gut gewählte Lesestücke. Die erste umfasst Charakterzüge z. B. der letzten russischen Kaiserin und ihres Hofes, von *Coxe*; Georgs I. von *Tindal*; Georgs II. von *Chandler*; Friedrich des III. von *Sherlock*; Cromwell's, von *Macaulay*; Bolingbroke's, von *Chesterfield*; Pope's, von eben demselben; Garrick's und Rousseau's, von *Adams*; Voltaire's von *Sherlock* etc. Die zweyte Abtheilung begreift Gespräche von *Berkley*, *Harris*, *Lyttleton* — dramatische Bruchstücke von *Shakespeare*, *Johnson*, *Fletcher*, *Wycherly*, *Congreve*, *Dryden*, *Lee*, *Lillo*, *Otway*, *Rowe*, *Thomson*, *Young*, *Moore*, *Addison*, *Gay*, u. s. w. So angenehm auch dieses Buch den Liebhabern der englischen Literatur seyn muss, so wird doch mancher bedauern, dass theils so viele Druckfehler darin vorkommen, theils so viele Wörter am Ende der Zeilen ganz unrichtig getheilt sind; welches nicht nur dem Anfänger schädlich, sondern auch dem Sprachkenner anstösig ist. Wir wollen nur die falschen Worttheilungen des ersten Bogens anführen. Da stehet *dra-wing* für *draw-ing*, *wal-king* für *walk-ing*, *ra-ther* für *rath-er* (denn es kommt von dem Adjectiv *rath* her), *formed* für *form-ed*, *ascen-ded* für *ascend-ed*, *presented* für *present-ed*, *condes-cended* für *conde-scended*, *des-cription* für *de-scription*, *lo-wer* für *low-er*. Auch findet man oft einsylbige Wörter getheilt, welches das Auge des Kenners eben so beleidigt, als wenn man im deutschen abbräche Ti-sch, Stu-hl etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Eisenach*, b. Meyers Wittwe: *Gründliche Anweisung zur Landwirthschaft*. Auf Kosten des Verfassers. 1797. 5 Bog. 8. (5 gr.) In der Vorrede, die Geheufs den 21sten Decbr. 1796 datirt ist, versichert der Vf., der sich *Bogenburg* nennt, dass der Fruchtbau noch um ⅓ erhöhet werden könne: diese Ueberzeugung vermochte ihn dahin, diese Bogen zum Gebrauch der Seinigen aufzusetzen, und nur das Bitten seiner Freunde bestimmte ihn, sie dem Publicum mitzutheilen. Es gefiel ihm nicht, dass man in der Landwirthschaft bloss durch Erfahrungen entscheiden wollte; er gieng daher *methodo mathematica* von Erfahrungen aus, und baute hierauf seine weitern Fortschritte, daher er nach seiner Versicherung nie Lehrgeld gegeben hat. Ja! er ist so sehr von der Richtigkeit seines Systems überzeugt, dass er sich, falls nach diesen Grundsätzen gewirthschaftet wird, Nutzen und Schaden zur Hälfte zu tragen erbietet.

Rec. hat indessen, aufrichtig gestanden, außer einigen einzelnen guten Bemerkungen nichts gefunden, was auch nicht in andern guten Büchern schon vorgetragen seyn sollte. Diese kleine Schrift enthält in vier Abschnitten eben so viel Hauptgegenstände des Feldbaues, nämlich: *Düngung*, *Bearbeitung*, *Viehzucht* und die *Einrichtung* des Ackerbaues. Die Ausführung dieser einzelnen Gegenstände ist kurz und lehrreich, nur einige Paradoxa sind Rec. aufgefallen, nämlich: die Wiesen bis zum ersten May mit Schaafen zu behüten, hält der Vf. nicht für schädlich, vielmehr sehr nützlich. Alter Saame sichert nicht für den Brand, hat auch sonst keine guten Eigenschaften; frischer Saame geht früher auf und wächst freudiger empor; auch ist man dabey außer Gefahr, dass der Saame auf dem Boden Schaden genommen. Rec. säet seit fünf Jahren nichts als überjährigen Weizen, und hat nie Brand, vielmehr die schönsten Aerndten. Auch zur Rockensaat wird in seiner Gegend vielfältig alter Saame genommen, und dies mit dem besten Erfolg. Gelbe Rüben gerathen auch, wie der Vf. will, *in frischem Dünger*; dies ist doch gegen alle Erfahrung. Auch an die Veredlung der aus den Saamen gezogenen Kartoffeln glaubt der Vf. nicht. — Dagegen auch eine sehr gute Bemerkung, deren man mehrere beym Vf. findet: des Frostes wegen darf der Klee nicht mit Mist zugedeckt werden, er erfriert im Winter nie. Der Frost schadet erst spät im Frühjahr, wenn die Wärme junge Blätter hervor treibt, die durch die Spätfröste vernichtet werden. Im Frühjahr muss Asche auf den Klee gestreut werden; Asche thut Wunder auf den Klee, und das Vieh frisst den mit Asche oder Gips bestreuten Klee so begierig, dass man nicht nöthig hat, mit andern Futter abzuwechseln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. März 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Dortmund u. Leipzig, b. Blothe u. Comp.: *Diplomatisch-praktische Beyträge zu dem deutschen Lehnrecht und zu der westphälischen Fehmgerichts-Verfassung.* Erster Theil. 1797. Zweyter Theil. 1798. Zusammen 4 Alphabet 16 Bogen, ausser einer Stammtafel und einer Karte. 4. (3 Rthl. 20 gr.)

Wer hier zusammenhängende, auf geprüfte Geschichte und gründliche Theorien gebauete Abhandlungen über mehrere merkwürdige Materien des deutschen Lehnrechts und über die Verfassung der Fehmgerichte erwartet — und zu dieser Erwartung berechtiget der Titel; — den überzeugen gleich die nächsten Blätter, dass er getäuscht sey. Das Werk ist nichts anders, als ein vollständiger Auszug aus den vor dem Reichshofrathe verhandelten Acten in Sachen der Freyherren von der Rek Stokhausen wider Heesen und Drensteinfurt, besonders den Freyherrn v. *Böselager*, als Besitzer des Hauses und Guts Heesen, die vermeynte Reichslehnbarkeit dieses Guts betreffend. Indess darf der Vf. und Herausg., Hr. *Köster*, auf den Dank des Publicums rechnen, da das Object wichtig genug, und dieser Extract mit sichtbarem Fleisse gefertiget ist. „Man kann," heisst es in der Vorrede, „diesen mühsamen Versuch in gewisser Hinsicht als eine Fortsetzung der Koppischen Lehnproben ansehen." Der Unterschied zwischen beiden Werken ist gleichwohl nicht gering, und das Koppsche dürfte, alles gegen einander abgewogen, diese Beyträge an Gemeinnützigkeit übertreffen. Doch zur Sache: Die unter dem Namen *Drensteinfurter und Heesische Mannlehen und freyen Stühle* bekannten Reichslehen hat die Familie von der *Rek* im J. 1437. an sich gebracht, und bis auf das J. 1615. unzertheilt besessen, auch darüber immer nur *einen* Lehnbrief erhalten. Im Februar 1615. wurde durch den zwischen Johann und Jobst v. der Rek errichteten, hernach vom Kaiser Ferdinand II. bestätigten Theilungsrecess die Gemeinschaft, „zu der ganzen Lehen wahrem Nutzen," aufgehoben. Seitdem sonderte das Reksche Geschlecht sich in zwey Linien, nämlich in die ältere oder Steinfurtische, und die jüngere oder Heesische Linie, unter welchen beiden die v. Rekschen Mannlehen und freyen Stühle in zwey ganz gleiche Portionen abgetheilt waren. Für *jede* Linie wurde immer ein *besonderer* Lehnbrief ausgefertiget, in welchem der andern Linie nicht gedacht wurde. Im J. 1745. starb Johann Adolf, der letzte von der Heesischen Linie. Seine Schwester Anna Elisabeth, welche auf die Heesischen Lehen einen Anspruch machte, verheirathete sich mit Franz Arnold v. d. Rek, Steinfurter Linie, und trat ihm ihre angeblichen Rechte ab. Dieser suchte die Investitur über die Hälfte der von der Rek-Heesischen Linie besessenen, und nun auf die Steinfurter Linie devolvirten Lehen; sein Halbbruder, Ferdinand Wilhelm, kam auch ein und bat um die Investitur über sämmtliche Reichslehen. Der Reichshofrath fand kein Bedenken, die Supplicanten zur Investitur zuzulassen. Die Eidesleistung unterblieb aber, weil der Kaiser befahl, diese in die kaiserlichen und des Reichs Rechte einschlagende Sache nochmals in Ueberlegung zu ziehen, und darüber ein Votum zu erstatten. Das geschah, und *vota maiorum* (13) *et minorum* (2 bis 3), auf deren Verschiedenheit wir uns hier nicht einlassen können, wurden am 20ten Junius 1747. übergeben. Die kaiserliche Entschliessung lautete: „*Ohne dermalen in die Frage einzugehen, placet, die supplicirende Reck mit denen Heesischen Lehen ex gratia zu belehnen.*" Nunmehr wurde die Zulassung *ad iuramentum investiturae* decretirt; das Jurament wurde aber nicht abgeschworen, weil die Supplicanten mit dem Taxamte nicht einig werden konnten. Nachdem sowohl Ferdinand Wilhelm im J. 1761., als Franz Arnold v. d. Rek 1762. gestorben waren, meldeten sich mehrere Lehenscompetenten. Das Resultat der hiedurch veranlassten Discussionen war, dass im J. 1774. die von der *Rek* zu *Stockhausen*, „mit den erledigten Reichslehen für sich und ihre männliche Leibeserben *ex nova gratia*" belehnet wurden. Mit dieser Epoche nimmt das vor uns liegende Werk seinen Anfang. Es enthält im *ersten* Theile den Gang des über die Reichslehnrührigkeit der Güter Heesen und Drensteinfurt entstandenen Processes bis gegen den Ablauf des Jahrs 1796. Die Ausführung der *Novorum*, exhibirt am 5ten May 1797. macht den *zweyten* Theil aus. Sie besteht aus einer Einleitung, 10 Kapiteln, eigentlich 7 Kapiteln und 3 Nachträgen, und aus beweisenden oder erläuternden Beylagen, zu welchen auch die oben bemerkte Stammtafel und Karte gehören. Jene ist historiirt, und zur Uebersicht des Deducirten sehr brauchbar. Die vom Landmesser *Wulff* entworfene, nicht gut gestochene Karte, stellet das Kirchdorf Heesen und die dazu gehörige Feldmark vor. Die übrigen Beylagen enthalten theils zweckmässige Auszüge aus sachdienlichen Documenten, theils vollständige Urkunden. Besonders wichtig in diesem Rechtsstreite war unter andern die Auflö-

Auflöſung der Probleme: Welche Bewandniſs hatte es mit den freyen Stühlen? Gehörten zu ihnen *reſſortirende* Güter oder nicht? Was unter dieſen Gütern gemeynet ſey, darüber erklärt man ſich Rekſches Seits in der Replik ſo, daſs das Wort „*Reſſortiren* nicht davon verſtanden werde, daſs ſolche Güter dem Reichslehen *quoad dominium utile privatum* zum eignen Bau angehörten, ſondern davon, daſs ſie entweder nicht anders als vor dem Freygerichte veräuſsert werden mögen, oder auch, daſs ſie mit Dienſten und andern Gefällen dem Gerichtsherrn verpflichtet ſeyen, wie denn die zu den freyen Stühlen gehörige Güter *quoad praeſtationes colonarias* getheilt, *quoad Iudicia obſervanda* aber bey den Freyſtühlen gelaſſen worden." Zum Begründen der Behauptung, daſs zu den freyen Stühlen reſſortirende Güter gehört hätten, beruft man ſich unter andern auf **Jung's** *Historia Comitatus Benthemienſis, im Codice diplom.* pag. 108. Der Gegentheil leugnet, daſs aus dem daſelbſt mitgetheilten Documente jene Folgerung mit Grunde gezogen ſey. Hierin muſs man ihm beypflichten, wenn man das Document ſelbſt lieſet. Es iſt ein Lehnbrief Kaiſers Karl IV. vom J. 1357, wodurch er den Edlen Baldewin von Steinfordt mit der freyen Graſſchaft und dem Schöppenſtuhle zu Laer beleihet, in dieſen Ausdrücken: „welchen im und ſeynen Erben — — eine freye Graffſchaft und Scheffenſtule zu Laer, mit allen *rechten, nützen, freyheiten, gewonheiten*, die darzu gehörent, in aller maſſe und weiſe, als unter vrey Graffſchafft von uns oder unſern Vorfadern an den Riche — — Römiſche Keyſern oder Konigen, andern Edelen Leuthen ſeynd verlehn;" beſonderer *Güter*, die zu den Freygrafſchaft gehörten, wird nicht gedacht. — Um in Anſehung der angeführten und anderer in die Hauptſache einſchlagenden Fragen zu einiger Beſtimmtheit zu gelangen, war es nothwendig, in der ältern und mittlern Geſchichte nachzuſpüren und inſonderheit das Ausſpähen der Verfaſſung der weſtphäliſchen heimlichen Gerichte (Fehmgerichte, Freyſtühle, Freygerichte u. ſ. w., wiewohl, ganz genau genommen, zwar Fehmgerichte und freye Stühle, nicht aber Fehmgerichte und Freygerichte, Synonymen ſeyn dürften —) ſich angelegen ſeyn zu laſſen. Durch die hier dargelegten Reſultate dieſer Unterſuchung haben denn allerdings Rechtsgelehrte, Sprachkenner und Geſchichtsforſcher manche angenehme Notiz und Nachweiſung erhalten. So findet man z. B. im erſten Kapitel des zweyten Theils gute hiſtoriſche, zwar zum Theil ſchon bekannte, zum Theil aber hier erſt bekannt gemachte, oder doch in helleres Licht geſetzte, Nachrichten von dem Urſprunge des gräflichen und dynaſtiſchen Geſchlechts von *Limburg* an der *Lenne* und an der *Ruhr*, und von den ältern Grafen von *Iſenberg-Limburg*, und von der *Mark*, ingleichen über den Sinn der Wörter *Curtis, Hof,* (*Hove, Hoff,*) ſo wie über die Beſchaffenheit der *Mannie*, des *Heerbanns*, und über das den Haupthöfen zu verdankende *Entſtehen* der mehreſten *Dörfer* und *Landſtädte* in Weſtphalen. — Von dem gegen das Ende des mittlern Zeitalters ſo furchtbaren, in gewiſſem Betrachte nur zu bekannt gewordenen, aber in Hinſicht auf ihren Urſprung, Zweck, ihre Verfahrensweiſe und Dauer noch immer mit einigem Dunkel umgebenen *Fehmgerichten*, ſcheint nichts ganz Neues von groſsem Belange auffindbar geweſen zu ſeyn. Aber das *Meiſte* des davon Bekannten, in vielen Büchern und anderen, gutentheils jetzt erſt zu Tage geförderten Schriften Zerſtreuten, iſt nicht unbenützt gelaſſen, wodurch denn dieſes Stück germaniſcher Rechtsgeſchichte ſeiner — *Dii placeat* — dereinſtigen völligen Aufhellung um etwas näher gebracht ſeyn mag. Da es, wie jeder Sachkundige weiſs, ſehr ſchwer iſt, in Unterſuchungen von der Art nie des richtigen Weges zu verfehlen; ſo kann es nicht befremden, daſs bisweilen ein Irrlicht — zumal wenn frühere Wanderer es, ſeines wiederholten Erſcheinens wegen, zum Führer gewählt hatten — für untrügliche Selbſtſtändigkeit genommen wurde. So heiſst es z. B. die weſtphäliſchen heimlichen Gerichte „rührten urſprünglich vom Kaiſer Karl dem Groſsen her." Das iſt freylich eine alte, ſogar, wenn man will, durch kaiſerliche Edicte ſanctionirte Sage, gleichwohl nichts mehr als eine Sage, welche vermuthlich die Fehmgerichtsgenoſſen ſelbſt erſonnen und ausgeſtreuet haben. Die Anordnung dieſer Gerichte darf überhaupt den arglosen, die Zukunft nicht ſorgſam berechnenden Laien wohl nicht zugeſchrieben werden, ſondern iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der ſpeculirenden *Geiſtlichkeit*, und fält in das eilfte Jahrhundert, als der römiſche Pabſt anfing, ſeinen Sitz über die Thronen der weltlichen Monarchen zu erheben. — Wenn in der Duplik ſchlechtweg geſagt wird, die Procedur der Freygerichte, ſo wie die Urtheile ſelbſt, habe auſser dem Freygrafen und den Freyſchöffen, niemand, „nicht einmal der Kaiſer, wiſſen dürfen," und „Appellationen hätten nicht ſtatt gehabt, dieweil die heimliche Acht das höchſte Gericht:" ſo iſt das zu allgemein ausgedrückt. Die Kaiſer und manche ihrer Räthe waren ja, wenn gleich nicht immer, doch wohl gemeiniglich *Wiſſende*, und dann konnte in Fällen, wo die Urtheile der Schöffen getheilt waren, an den Kaiſer oder an ſein Kammergericht, ja bisweilen an den Pabſt, appellirt werden. Der obigen allgemeinen Aeuſserung in Betreff der Appellationen wird auch gewiſſermaſsen im zweyten Theile S. 139 widerſprochen. Hier heiſst es nämlich, daſs, wenn das Gericht zu Heeſen kein Gogericht, ſondern ein Freyſtuhlsgericht geweſen wäre, von demſelben keine Appellation an das Gogericht zu Sandwelle, und überhaupt keine Appellation ſtatt gehabt hätte, „*auſser nur in den Cap. XVIII. der Sigism. Reform. ausgedruckten zwey Fällen.*" Man giebt alſo zu, daſs appellirt werden konnte. Wenn die Zeugniſſe zweifelhaft, oder einander widerſprechend, ingleichen wenn die Richter in ihrem Urtheile uneinig waren; ſo fand Appellation ſelbſt von einem Fehmgerichte an ein anderes ſtatt. Wir bemerken bey dieſer Gelegenheit, daſs es noch unausgemacht iſt, ob die

eben

Digitized by Google

eben erwähnte sogenannte *Siegmundische* Reformation wirklich im Jahre 1450, wie gewöhnlich geglaubt wird, unter welchem sie auch im ersten Theile der *Neuen Sammlung der Reichsabschiede* aufgeführet ist, oder im J. 1437 verfasset, und wohl gar erst 1439 publiciret sey. Ganz vollständig ist sie unsers Wissens nirgends gedruckt, da überall der Eingang zu derselben fehlt, der uns unter den Handschriften einer berühmten öffentlichen Bibliothek zu Gesichte kam. — Ein genaues Register sollte den jetzt angezeigten „Beyträgen" u. s. w. beygefügt seyn. Es konnte freylich nicht ohne beträchtlichen Aufwand von Zeit und Mühe verfertiget werden, würde aber den Gebrauch des Werks sehr erleichtert und hiedurch seine Nutzbarkeit vergrössert haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Ritscher: *Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens, von Carl Friedrich Pockels.* Erster Band, 1797. XXII u. 551 S. Zweyter Band, 1798. XVI u. 538 S. 8. (3 Rthl. 8 gr.)

Die funfzehn Abschnitte dieser beiden Bände, auf welche, nach des Vfs. Aeusserung, wahrscheinlich noch mehrere folgen werden, betreffen das natürliche Verhältniss des Mannes und Weibes, die Kindheit des letzten in Vergleichung mit der Kindheit des ersten, die Eitelkeit, die Schamhaftigkeit, den Eigenwillen und die Launen, die Empfindeley, die Schönheit und Grazie, die Herrschsucht, die Freundschaft, die Menschenkenntniss, die Untauglichkeit zur Gelehrsamkeit, die Medisance der Weiber, und endlich die Vortheile und Nachtheile des Umgangs mit denselben. Man muss aber nicht denken, als ob in diesen allgemeinen Rubriken immer blos das begriffen wäre, was sie unmittelbar erwarten lassen. Selbst die weitläuftigen Inhaltsanzeigen über jedem Abschnitte geben, wie der Vf. in der Vorrede zum ersten Theil selbst sagt, nur eine ganz allgemeine Uebersicht, ohne auf alle einzelne Rubriken hinzudeuten. Den ganzen Inhalt aber unter einem Gesichtspuncte in grösserer Ausdehnung zusammen zu fassen, als es der Titel thut, scheint uns fast unmöglich, da Hr. P., wie er auch B. I. S. X. nicht undeutlich zu verstehen giebt, keinen bestimmten Plan befolgt hat. Ohne darüber mit ihm rechten zu wollen, können wir doch nicht bergen, dass daher die häufigen Wiederholungen entstanden zu seyn scheinen, die er in der Vorrede zum zweyten Bande zu rechtfertigen sucht, in unsern Augen aber nicht hinlänglich rechtfertiget.

Wir gehen zu dem Gehalte dieser Charakteristik über. Der Vf. stützt sich dabey, wie er sagt, theils auf seine eigene Erfahrung, theils auf viele Aufschlüsse über das weibliche Herz, welche er in ältern und neuern Schriftstellern, und im Umgange mit helldenkenden Männern und Weibern gefunden hat. Auch findet man in den vorliegenden Bänden wirklich sowohl Erfahrungen, die ihm ganz eigenthümlich zu seyn scheinen, als die meisten Züge, die von ihm dem weiblichen Charakter zugeschrieben worden sind; und wir wollen ihm gern zugeben, dass er seine Gedanken mit der möglichsten Gemüthsruhe aufgesetzt, und sich Mühe gegeben hat, alle Partheylichkeit für und wider das weibliche Geschlecht zu vermeiden. Allein dagegen können wir auch nicht unbemerkt lassen, dass er, nach unserer Meynung, seine individuellen Erfahrungen zu sehr generalisirt. Wenn er z. B. B. I. S. 95. *Kinderbälle*, wo die Mädchen in convulsivischer Bewegung an Händen und Füssen zittern und die Knaben mit ihren Aeltern nach Gefallen zechen, und S. 168. die Unterredungen *junger* Mädchen aus den mittlern und höhern Ständen über die körperlichen Fähigkeiten der Männer, die Geheimnisse der physischen Liebe und der frühen Tödtung der Kinder," als etwas Gewöhnliches vorstellt; wenn er S. 347. fragt: „Wer kennt nicht ganze Familien, wo die Augen vor aller Empfindsamkeit nicht trocken werden:" so gesteht Rec., dass eine solche Schilderung der gegenwärtigen Sitten mit seiner Erfahrung, die doch auch nicht von gestern her, und in einem kleinen Kreise eingeschlossen gewesen ist, nicht übereinstimmt. Eben dieser Erfahrung ist es gleichfalls zuwider, als Charakterzug der jetzigen grossen Welt folgende Aeusserung einer vornehmen Dame gegen ihre Tochter aufzunehmen: „Da hat das alberne Mädchen wieder ihren Busen beynahe ganz verhüllt; ich kann diese dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da sich das Mädchen — sehen lassen kann und ihre Gorge weit und breit die schönste ist" (B. I. S. 494.). Auch sagt der Vf. selbst S. 201.: „So gross auch das Sittenverderbniss in allen Ständen des Lebens seyn mag, so sucht man doch wenigstens die Unschuld und Schamhaftigkeit der Töchter durch einen äussern Schein zu bewahren." Auf solche Widersprüche stösst man häufig. In dem farbenreichen Gemälde von dem natürlichen Verhältnisse des Mannes zum Weibe, sagt Hr. P. unter andern B. I. S. 239.: „Dankbarkeit, Zutrauen, Hoffnung und Bangigkeit zieht das Weib zum Manne, ihrem gesetzmässigen Schutzherrn und Gebieter — Das viel stärkere Weib fürchtet sich sogar vor dem Zwerge" und B. II. S. 435. heisst es: „So lange es Weiber giebt, werden sie — regieren, wenn es ihnen auch durch die Gesetze und durch die — Todesstrafe verboten wäre. Sie lachen über unsern Despotismus, weil wir ihnen endlich doch wieder zu Füssen fallen, und weil nach ihrem Urtheile ein — Mann und ein schwaches Geschöpf — Synonyme sind." Rec. weiss wohl, dass die solchen Widersprüchen zum Grunde liegenden Hauptideen nicht selten in der Charakterzeichnung des weiblichen Geschlechts paradiren; aber er kann nach so manchen Versuchen über dasselbe einen neuen nur in so fern für zweckmässig halten, als er die bisherigen Widersprüche zwischen verschiedenen Schriftstellern und zwischen den Behauptun-

hauptungen eines und eben desselben zu lösen oder doch zu vermeiden sucht, und in dem vorliegenden werden sie eher verstärkt als geschwächt. Gegen diesen Vorwurf scheint Hr. P. sich freylich dadurch zu schützen, dass er B. II. S. IX. seine Leser und Leserinnen ersucht, seine Urtheile und Behauptungen nicht immer als allgemeine Sätze zu betrachten. Was er aber als allgemein oder als gewöhnlich aufstellt, kann doch auch nicht anders angenommen werden, und wir gestehen, dass die *Ausnahmen*, die er dort gelten lässt, um nicht ungerecht gegen das weibliche Geschlecht zu erscheinen, uns nicht befriedigen. Ja, wir glauben, dass das weibliche Geschlecht manche Vorwürfe theils dem unsrigen überhaupt, theils Hn. P. insbesondere zurückgeben könne. Wenn er B. II. S. 306. meynt, dass zum Glück der Menschheit die Weiber in der Kunst zu schreiben gemeiniglich vernachlässiget würden, dass sie aber nach einmal überwundener Schüchternheit nicht aufhören werden zu schreiben, „so lange sie noch ihre Finger rühren können:" so spricht denn doch die Erfahrung hierin wenigstens eben so stark gegen das männliche als das weibliche Geschlecht. Auch herrscht in dem vorliegenden Werke eine Weitschweifigkeit, die dem Gedanken an Maass und Ziel im Schreiben widerspricht. Und wenn Hr. P. B. II. S. 311. sagt: „In den besten Weiberköpfen, die mit Recht auf grosse Kenntnisse Anspruch machen können, liegen selbst diese Kenntnisse gemeiniglich wie ein Mischmasch ohne Ordnung und System unter einander;" so erinnert dieser Vorwurf an die häufigen Spuren von Mangel an Ordnung und Bestimmtheit in seinem eigenen Vortrage. So wird zur Affectation und Ziererey auch Gezwungenheit überhaupt und vermittelst derselben Etikette, Ceremoniel, Anstand der grossen Welt und allgemeine Verstellung gezogen, gleichwohl am Ende (B. I. S. 182.) nach Home das Affectirte darin gesetzt, „dass man mehr Feinheit oder Delicatesse zeigen wolle, als entweder dem Charakter oder den Umständen der Person angemessen sey; so wird B. I. S. 322. als Wirkung der weiblichen *Laune* angegeben, dass gewisse Weiber Kinder und Gesinde, Freunde und Nachbarinnen entzweyen, und, um in diesem Reiche der Uneinigkeit, als ihrem Elemente, zu herrschen, ganz still und heimlich zu Werke gehen und den Sinn des Friedens affectiren; so wird endlich B. I. S. 334. als ein Zug der *Empfindeley* das Verlangen angesehen, dass alle Männer sich wie Brüder und alle Weiber wie Schwestern lieben, und die menschliche Gesellschaft eine Gemeine für einander und durch einander lebender Geister ausmache.

Diese angeführten Mängel haben uns indessen nicht blind gegen das Gute in diesem Werke gemacht. Es ist in einer gebildeten Sprache geschrieben, und enthält auch in unsern Augen mehrere richtige nicht ganz gemeine Bemerkungen. Wir verweisen hierbey vorzüglich auf das Kapitel von der Schamhaftigkeit, das uns das beste zu seyn dünkt. Nur Schade, dass es nicht mit hinlänglicher Delicatesse geschrieben ist. Endlich wollen wir nicht bergen, dass, wer grosse Fülle und starke Züge in den Gemälden an sich liebt, hier vollkommene Befriedigung finden wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Frankfurt u. Leipzig*, (ohne Benennung des Verlegers): *Gedanken eines deutschen Patrioten über das zu Rastadt übergebene von Berlepsche Memoire und seinen Anhang.* 1798. 61 S. 8. (6 gr.) Der ungenannte Vf. dieser Broschure scheint ein republikanischer Bewohner des linken Rheinufers zu seyn; er ist ein eifriger Antagonist der englischen Nation und der Verbindung des Königthums mit dem Kurfürstenthum Hannover; er hat es daher auch nur hauptsächlich mit dem Project zu thun, die Krone England von dem Kurfürstenthum zu trennen, und sucht die in dem v. Berlepschischen Memoire (dessen Inhalt bereits A. L. Z. 1798. Nr. 142. angezeigt worden) zusammengedrängten Gründe, für die politische Nutzlichkeit dieser Trennung noch einleuchtender zu machen. Dabey berührt er die Rechtssache des Hn. v. Berlepsch nur beyläufig, und lässt sich auf dessen Gesuch, um Wiedereinsetzung *ex capite amnestiae*, nicht ein. Es leuchtet überall eine grosse Vorliebe für die Absicht der französischen Nation hervor, den englischen Handel ganz aus Deutschland zu verdrängen, (womit dem nördlichen Deutschland gewiss wenig gedient seyn würde,) und überhaupt die überwiegende Schiffahrt des stolzen Albions zu vernichten, welches mit Carthago, so wie die neufränkische Republik mit Rom, verglichen wird. Er giebt daher auch Anschläge, wie solches ausgeführt, und wie Pitt zum Frieden gezwungen werden könne? — Man müsse den Handel auf dem festen Lande verstopfen, die englische Schiffahrt unsicher machen; immer mit Landungen drohen, jedoch solche nicht ausführen, weil sie in England zu viel Widerstand finden würden; und so allmählich durch zerrüttete Finanzen, stete Progression in den Auflagen, gelähmte Manufacturen, hohe Assecuranzen etc. das stolze Albion eines langsamen Todes sterben lassen. Hierdurch allein, und durch die Aufhebung alles englischen Einflusses auf Deutschland, könne ein dauerhafter Frieden bewirkt werden. Nächstdem aber giebt der patriotische Vf. allen deutschen Regenten den Rath, sich an Preussen anzuschliessen; Preussen sey der Fels, woran Grossbritannien, Russland und deutsche Volksverführer scheitern müssten. Preussen solle, unter dem reichsconstitutionsmässigen Gewande einer Kreisassociation, einen neuen, allein politischen, Schmalkaldischen Bund errichten, der ganz dem Zeitbedürfniss angemessen sey. Jene Monarchie, worin man viele wiederhergestellte vernünftige Freyheit finde, müsse mit der grossen Republik dem nördlichen Deutschland eine feste Consistenz geben. (Um das Heil des *südlichen* Deutschlands scheint sich der Vf. nicht sehr zu bekümmern.) Beyläufig wird auch die Widerlegung des v. Berlepschischen Memoire, vom Hn. Hofr. Martens in einer langen Note, sehr unbarmherzig behandelt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. März 1799.

PHYSIK.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Anfangsgründe der Experimental-Naturlehre* für Gymnasien und höhere Erziehungsanstalten, wie auch für solche, die sich selbst belehren wollen, von *Joh. Christ. Wilh. Nicolai.* Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. Mit 2 Kupfertaf. 1797. 19½ Bogen. 8. (16 gr.)

Schon der ersten Ausgabe dieses Lehrbuchs, die 1788 erschien, ertheilte ein anderer Rec. in diesen Blättern das Lob einer zweckmässigen Auswahl der Sachen, einer guten Ordnung und eines deutlichen Vortrags (s. A. L. Z. 1788. III. S. 836.); er tadelte aber zugleich den Mangel an Genauigkeit und Richtigkeit in vielen einzelnen Bestimmungen. Wir haben keine Vergleichung zwischen beiden Ausgaben anstellen können, indessen fällt es leicht in die Augen, dass der Vf. bemüht gewesen ist, die dort gerügten Fehler hier zu verbessern. Wir stimmen daher gern in jenes Lob mit ein, und gestehen diesem Buch einen Platz unter den bessern physikalischen Lehrbüchern zu. Für den Selbstunterricht, für den es der Vf. nach dem erweiterten Titel auch bestimmt haben will, scheint es uns zu kurz. Uebrigens ist die Anordnung und Behandlung der Sachen im Ganzen die gewöhnliche, und wir haben keine neue Idee, keine neue Absicht oder Behandlungsart der Dinge gefunden. Manches scheint uns auch jetzt noch einer genauern Bestimmung oder einer Berichtigung bedürftig, und wir glauben dem Vf. keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihm einen Theil der Bemerkungen, die wir bey einer sorgfältigen Durchsicht des Buches in dieser Rücksicht gemacht haben, mittheilen.

§. 11. „Die Grenzen der Ausdehnung bestimmen „die *Figur* des Körpers. Da auch die kleinsten Körperchen eine Figur haben, so ist *Ausdehnung* eine „allgemeine Eigenschaft der Körper." — Dies klingt so, als ob die Ausdehnung eine Folge der Figur wäre, da doch Ausdehnung das erste ist, was wir uns bey einem Körper denken müssen, und Figur nur eine auf gewisse Weise begrenzte Ausdehnung ist; wir schliessen aber nicht von der Grenze der Ausdehnung auf die Ausdehnung selbst, sondern umgekehrt, von der Ausdehnung auf die Grenze, bey einem Dinge, das nicht der unendliche Raum selbst ist. Man kann daher jenen Satz umkehren: da auch die kleinsten Körper ausgedehnt sind, so müssen sie eine Figur haben, d. h. einen Raum von bestimmter Grösse einnehmen. — In demselben §. heisst es: „Wenn man daher sagt, *eine goldene Kugel*, so drückt „Gold die *Masse*, Kugel aber die *Ausdehnung* aus." — Kugel drückt nicht Ausdehnung überhaupt, sondern eine auf bestimmte Weise begrenzte Ausdehnung, folglich *Figur*, aus. — §. 19. wird der *absolute Ort* durch den Ort, den man sich *in einem übrigens leeren Raum* denkt, erklärt; richtiger heisst er der Ort eines Körpers *an und für sich betrachtet*. — Leere oder Fülle des übrigen Raumes gehört nicht in den Begriff. — §. 30. „Wird die Bewegung dem ganzen „Körper nicht auf einmal mitgetheilt, so scheint sich „unter gewissen Umständen der Körper gegen die „Richtung der Kraft zu bewegen." Und als Beyspiel wird der Sand auf einem Teller angeführt, der sich gegen die Richtung des Stosses bewegt. Hier wird ja aber der Teller gestossen und nicht der Sand, folglich passt das Beyspiel nicht zum Satz; der ganze Satz aber taugt nichts. — §. 32. In den Formeln für die Geschwindigkeit nach dem Stoss wird G in einem doppelten Sinne gebraucht, denn es kann unmöglich $G = \frac{M.\,G}{M+m}$ seyn, ausser wenn $m = 0$ ist. — Ueber das *Reiben* scheint uns gar zu wenig gesagt. Es wird nicht bemerkt, wie viel es ungefähr vom Druck ausmacht, und ob es im Verhältniss der Fläche oder des Drucks zunimmt. — §. 41. Hier drückt sich der Vf. so aus, als ob Newton zuerst entdeckt hätte, dass *alle Körper auf der Erde* schwer sind — eine Sache, die doch schon von alters her bekannt ist. — §. 43. *Volumen* übersetzt der Vf. durch *Umfang*; bekanntlich aber können Körper von sehr verschiedenem Umfange gleiches Volumen haben. — §. 49. Die Pendelschwingungen sollen von dem specifischen Gewicht des schweren Körpers abhängen, und zwar so, dass ein Körper, dessen specifisches Gewicht noch einmal so gross als das eines andern Körpers ist, noch einmal so schnelle Schwingungen macht, als dieser. Das ist ganz unrichtig; denn bey den Pendelschwingungen kommt es, so wenig wie beym freyen Fall der Körper, den Widerstand der Luft abgerechnet, weder auf das absolute, noch auf das specifische Gewicht an. — §. 73. wird die specifische Schwere des Menschen grösser als die des Wassers angegeben, da sie doch, nach den neuesten sehr vielfältigen Versuchen des Italieners *Oronzio de' Bernardi*, beträchtlich geringer ist. — §. 75. hätte bemerkt werden müssen, dass der Archimedrische Versuch nur in so fern sicher ist, als das Volumen der Mischung eben so gross ist, als die Volumina der gemischten Materien zusammengenommen. — §. 116. „die brennbare Luft ist den Pflanzen dienlich" —

das widerstreitet den sonst bekannten Beobachtungen. Auch hat die Leichtigkeit dieser Luftart nicht zur Erfindung der Aerostaten *Gelegenheit* gegeben; denn Montgolfier bediente sich dieser Luft nicht. — Die phlogistisirte Luft ist neuern Beobachtungen zufolge den Pflanzen ebenfalls nachtheilig. — Von den Bestandtheilen der angeführten Luftarten nach den neuesten Entdeckungen hätte etwas gesagt werden können, so wie es von der dephlogistisirten und inflammabeln geschehen ist. — §. 125. sind *Schall* und *Klang* noch immer nicht richtig unterschieden, obgleich es schon der vorige Recensent gerügt hat. Der Vf. f. darüber *Chladni's Theorie des Klanges*. S. 71. §. 137. Hr. *Chladni* hat weder die festen Puncte *tönender Saiten* entdeckt, noch ihnen zuerst den Namen der Schwingungsknoten gegeben, dies ist eine ältere Entdeckung und Benennung — sondern er hat etwas ähnliches von *tönenden Flächen* entdeckt, und die *festen Linien* auf ihnen sichtbar machen gelehrt. — §. 153. „*Fahrenheit* suchte statt des natürlichen Frostpunctes einen *künstlichen*." — umgekehrt, er hatte seinen künstlichen eher gefunden, als der natürliche entdeckt war. §. 188. „Wenn die „Lichtstrahlen auf die Oberfläche eines Körpers fal„len, so gehen sie entweder gröfstentheils durch, „oder sie werden zurückgeworfen" — *datur tertium:* oder sie werden verschluckt, wie von allen undurchsichtigen Körpern von dunkler Farbe. — §. 189. ist nicht mit gehöriger Genauigkeit abgefasst. — §. 209. wird die Ursache, warum wir die Gegenstände aufrecht sehen, nicht bestimmt genug angegeben. Es ist nicht einmal richtig gesagt, dafs das Bild im Auge *verkehrt* wäre. — Der zweyte Abschnitt soll vom *Erdkörper* handeln, und doch ist gleich der zweyte Paragraph von den *Himmelskörpern* überschrieben. — §. 268. „Am 30 December steht die „Erde im Zeichen des Steinbocks, von der Sonne „aus gesehen aber im Zeichen des Krebses." Von der Sonne aus gesehen erscheint die Erde immer in dem Zeichen, in dem sie wirklich steht; sie tritt aber gegen Ende des Decembers in das Zeichen des Krebses, und die Sonne erscheint nur im Zeichen des Steinbocks. So tritt sie auch den 21 Jun. nicht in das Zeichen des Krebses, sondern des Steinbocks; die Sonne aber erscheint alsdann im Krebse. — §. 308. dafs die Höhe des Luftkreises bis über den Mond hinausreiche, ist nicht wahrscheinlich. — §. 345. die Feuerkugeln erscheinen nicht blofs *des Nachts*, sondern man hat sie auch oft bey Tage beobachtet.

LEIPZIG, b. Crusius: *George Adam's Vorlesungen über die Experimental-Physik nach ihrem gegenwärtigen Zustande in unterhaltenden und fafslichen Erklärungen der vornehmsten Erscheinungen in der Natur.* Aus dem Englischen mit einigen Anmerkungen übersetzt von *J. G. Geifsler.* I Th. 1798. 686 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das Original dieses Werks, das aus vier Bänden Text und einem Bande Kupfertafeln besteht, ist schon A. L. Z. 1797. Nr. 14. von einem andern Recensenten angezeigt worden. Wir stimmen dem Urtheil desselben gänzlich bey, oder gestehen vielmehr, dafs er uns aus Achtung für das Künstlertalent des Vfs., und für die gute Absicht, die er bey dieser Arbeit hatte, noch zu gut davon geurtheilt zu haben scheint. Die Absicht des Vf. war nämlich, durch dieses Werk, — die Ungläubigen zu bekehren, der überhandnehmenden Irreligiosität zu steuern, und dem Wesen der sogenannten *neuern Philosophen* entgegenzuarbeiten. Es ist merkwürdig, dafs ein anderer englischer Schriftsteller eine ähnliche Idee gehabt, und sie auf eine ähnliche Art ausgeführt hat — *Sullivan* in seinem *View of Nature.* Indessen ist es gewifs, dafs die Erklärung physikalischer Hypothesen, und die detaillirte Beschreibung physikalischer Instrumente, so wohl als die häufig angebrachten teleologischen Betrachtungen, ein sehr schwaches Mittel zur Beförderung der Religiosität sind. Ein jeder findet in der Natur nur das, was er darin sucht: der Schwärmer, Nahrung für seine phantastischen Ideen; der Mystiker, Gründe für seine mystischen Versuche; der Atheist, Bestätigung seiner Meynung, dafs alles blofs von der Materie und ihren Kräften abhange, und der wahre Verehrer der Religion, Trost und unendlichen Stoff zur Stärkung seines Glaubens. Hr. *Adams* war sehr wenig geschickt, die Natur von dieser lehr- und trostreichen Seite zu zeigen. Denn anderer Mangel nicht zu gedenken, die schon der Rec. der Urschrift erwähnt hat, mufs auch der geduldigste Leser unter der Weitschweifigkeit und Trockenheit seines Vortrags und der Incorrectheit seines Stils ermüden. Auch blofs als physikalisches Lehrbuch betrachtet, wird dadurch dieses Werk wenig brauchbar. Hierzu kommt, dafs wirklich nicht immer die neuesten und besten Theorien und Hypothesen vorgetragen sind, und man folglich den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft nicht ganz richtig daraus kennen lernt. Hr. *A.* war zu sehr als Künstler beschäftigt, um so vielen Fleifs auf den theoretischen Theil der Wissenschaft zu wenden, als nöthig gewesen wäre, um mit dem Fortgang derselben gleichen Schritt zu halten; er behielt, wie es viele Künstler thun, die ersten Vorstellungen bey, die er sich einmal von den Sachen zu eigen gemacht hatte, und da diese für seine Praxis ausreichten, so änderte er nicht gern daran. Daher ist er auch ein so grofser Gegner des antiphlogistischen Systems, und ein sehr eifriger, aber nicht eben so glücklicher Vertheidiger der entgegengesetzten Lehre. — Die Lehre vom Schall ist sehr mangelhaft abgehandelt; er sagt nichts von Schwingungsknoten, noch von den Figuren schallender Flächen; nicht einmal die Begriffe von Schall, Klang und Ton sind richtig unterschieden. Dagegen hat er die menschliche Sprache nicht vergessen, die er als ein Geschenk von Gott ansieht. Wo er als Künstler spricht, da ist er in seinem Element; daher ist die Beschreibung der physikalischen Instrumente der vorzüglichste Theil des Werkes. Durch eine Uebersetzung war es unmöglich, die Mangel

gel

gel des Werkes wegzuschaffen; und sie alle durch Anmerkungen und Zusätze zu verbessern, wäre zu weitläufig geworden. Hr. G. hat daher nur hie und da Anmerkungen und Zusätze gemacht, und, wie er in der Vorrede erinnert, manche teleologische Reflexion weggelassen. Vielleicht wäre es am besten gewesen, wenn er, mit Hinweglassung des Bekannten oder Veralteten oder Unrichtigen, nur das wissenswerthe und wichtigere beybehalten, und in einem Auszuge zusammengestellt hätte; ein mässiger Band würde dazu hingereicht haben.

HANNOVER, b. Gebr. Hahn: *Chemische Abhandlungen von Joh. Friedr. Westrumb.* Dritten Bandes, erstes Heft. XVI. und 86 S. nebst zwey Tabellen.

Auch unter dem Titel:

Kleine physikalisch-chemische Abhandlungen. Fünfter Band, zweytes Heft.

Und, um es als eine besondere Schrift ausgeben zu können, auch unter dem Titel:

Von der neuen muriatisch-salinischen Mineralquelle zu Pyrmont, nebst einer chemischen Prüfung ihres Mineralwassers.

Zuerst die oryktognostische Geschichte und jetzige Fassung des Mineralsalz-Brunnens, eines Namens, den ihm d. G. R. *Trampel* gab, welcher vor mehrern Jahren in der Gegend von Pyrmont einen sogenannten Mineralsalz-Brunnen, dem ihm ehedem so einträglichen Meinberger gleich, durchaus auffinden wollte, und endlich *in der Nähe der Saline* bey Pyrmont durch mehrmaliges Aufgraben des Bodens die genannte Quelle fand. Gleich als ob sich solche einträgliche Dinge mit Gewalt finden liessen, wo man wollte! Genug er gab dieser Quelle den gedachten Namen, oder vielmehr, für den schon beliebten Namen grub er diesen Brunnen, worüber er eine Art Monopol hat, und gab ihm durch vieles Rühmen eine Art von Ruf. Indess ist er nichts mehr, nichts weniger als eine gewöhnliche Salzsole, mit einer grossen Menge Luftsäure geschwängert, eine Schwängerung, die allen Quellen in der Nähe von Pyrmont eigen ist, wo man ein ungeheures unterirrdisches Laboratorium für die Luftsäure vermuthen kann. So eigennützig aber auch der Ursprung dieses Brunnens seyn mag, so muss man sich doch freuen, dass er Anlass zu dieser vortrefflichen chemischen Prüfung gegeben, die (vorzüglich von Seite 49 an) *ein Meisterstück Westrumb's* genannt werden kann, welches nicht wenig sagen will. Der Brunnen giebt ein reichlich quellendes, klares, geruchloses Wasser von 51° bis 52° Fahr., beständiger Temperatur und 1,0115 eigenthümlicher Schwere (während die zum Salzwerke dienende Sole 1,012 specifisches Gewicht besitzt) und enthält in 100 Kubikzollen: Harzstoff 2¼ — salzsaure Bittererde 29¼ — salzsaure Kalkerde 36 — Kochsalz 356¼ — Glaubersalz 204 — Gyps 74¼ — Thonerde 9 — luftsaure Bittererde 70 — luftsaure Kalkerde 42¼ und Luftsäure 78¼ Gran im Durchschnitte von fünf Untersuchungen, deren ungemeine Mühsamkeit dem chemischen Kenner einleuchten muss. Dass die Piepenbringschen und Trampelschen Angaben (welcher letzte durchaus auch Bittersalz darin finden wollte) sehr von diesem Gehalte abweichen würden, wie die angehängte Tabelle II. zeigt, wird man leicht erwarten.

Er nimmt zum Aräometer für luftsaure Wässer (S. 22.) einen gläsernen, auf das feinste geschliffenen Würfel, zieht aber (S. 21.) überhaupt zur Bestimmung ihres specifischen Gewichts die vorgängige Verjagung der Luftsäure vor. S. 24. „vitriolsaure Neutral- und Mittelsalze enthaltende, vor sich geruchlose Wasser zersetzen sich beym langen Aufbewahren, und verrathen nun schwefelartige Luft, welches selbst bey altem Selterser Wasser geschieht." S. 33. beym Eingiessen der Mineralwasser in die Retorte (in der es zum Kochen gebracht seinen Inhalt an Luftsäure gehen lassen soll) bedeckt er den Messungscylinder gleich nach dem Ausgiessen mit einem Stück nassem Leder, drückt dieses dicht an, kehrt den Cylinder in einem Becken mit Kalkwasser um, und läfst die darin noch enthaltene Luft mit dem Kalkwasser schütteln, um den Theil der Luftsäure genau zu bestimmen, der sonst beym Eingiessen des Wassers in die Retorte davon zu gehen pflegt. Ein sorgfältiges Verfahren! Ein Schreibfehler muss es wohl seyn, wenn der Vf. S. 51. sagt: „dass die weingeistige Lauge, aus der der ganze Gehalt der salzsauren Bitter- und Kalkerde aus 5 Pfunden Mineralwasser (durch Kalkwasser und Ammoniaklaugensalz) gefällt worden, mit vitriolsaurem Silber versetzt, 8 Gran Hornsilber hätte niederfallen lassen, welches 2 Gran trockne Kochsalzsäure beweise und darthue, dass diese Erden lediglich mit Salzsäure verbunden gewesen." Wie war das möglich? Es waren ja 32 Gran trocknes salzsaures Mittelsalz darin, die nach Abzug von 20 Gran darin enthaltner Erde die nothwendige Gegenwart von 12 Gran trockne Salzsäure voraussetzen. Es werden also wohl 48 Gran Hornsilber niedergefallen seyn; welches aber unter den *Erratis* anzumerken vergessen worden.

Des muthmasslichen Urtheils über die Heilkräfte des Brunnens (S. 69.) braucht sich der Vf. nicht zu schämen. Es zeugt von seiner grossen Bekanntschaft mit arzneylichen Schriften und ist aus den gewöhnlichen Lehrsätzen geflossen, — zu welchen sich jedoch Rec. nicht bekennt. Er weiss z. B. nichts genaues von den Heilkräften des Gypses, wenig von denen der salzsauren Kalkerde, und nicht vielmehr von denen der salzsauren Bittererde, weder allein, noch, am allerwenigsten, in Verbindung mit den andern genannten Bestandtheilen — er meynt: wir kennen kaum die Kräfte dieser einzelnen elf bis zwölf Ingredienzen und glaubt: nur ein Gott könne errathen, was sie alle zusammen in Verbindung leisten bey den mancherley Körperbeschaffenheiten und Uebeln. Ein nun einmal so und nicht anders zusammen-

mengesetztes Mineralwasser ist, wie Rec. wähnt, ein empirisches Mittel, dessen Kräfte *nie* a priori — sondern immer nur empirisch, durch langjährige Erfahrungen von einem kaltprüfenden, hellsichtigen, gewissenhaften Arzte ausgemittelt werden können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Wilmans: *Neue populäre Predigten von Ludwig Immanuel Snell*, Candidat. des Predigtamts. *Erste Sammlung* 1796. 186 S. *Zweyte Sammlung* 1798. 170 S. 8. (werden auch als Fortsetzung ausgegeben von des Vf.): *Populären Predigten mit beständiger Rücksicht auf die Grundsätze der praktischen Vernunft*, dritte und vierte Sammlung.

Diese Predigten enthalten schlechterdings nichts, weshalb ihre Herausgabe zu rechtfertigen wäre. Mangel an logischer Ordnung, flache und seichte Behandlung der Materien, ein schleppender, zuweilen ungrammatischer Stil, überhaupt ein Vortrag, der von aller Wohlredenheit entblösst ist. — Dies sind die Fehler, welche hier zu tadeln sind. Die erste Predigt, z. B. (*über die Beschaffenheit und verschiedene Art der Geister*) ist ein dürftiges Katechismusgewäsch. Sogar Absurdidäten sind hier zu lesen, welche ohne Zweifel daher entstanden sind, dass Hr. *S.* die Sprache zu wenig in seiner Gewalt hat, z. B. S. 5. „*Verstand*, den kann kein *sichtbares* Geschöpf haben, sondern nur ein Geist: nirgends *in der ganzen Schöpfung* (!) und unter allen *sichtbaren* Geschöpfen werden wir *nur* (?) ein einziges finden, das diese Eigenschaft hat (hätte) sondern das ist allein ein Vorzug der Geister." Der Mensch hat also, nach Hr. *S.*, keinen Verstand, denn er ist ein *sichtbares* Geschöpf; und die Geister gehören, wie wir hier belehrt werden, nicht zur *Schöpfung!* S. 5. steht mit dürren Worten: „der Mensch kann nichts mehr von sich selbst wissen, als was er auch von andern Geistern weiss." Sollte denn Hr. *S.* wirklich nichts mehr von sich selbst wissen, als er z. B. vom Engel Gabriel oder vom Beelsebub wissen mag? Die Worte „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod" soll Jesus darum gesagt haben, weil die Juden nicht an ihn glauben wollten! In der Predigt „Von der Standhaftigkeit im Leiden und Versöhnlichkeit gegen die Feinde" enthält der ganze erste Theil nichts weiter, als eine langweilige Erzählung der Geschichte des Stephanus. S. 48. 49. wird sehr unbestimmt vom *Glauben* gesprochen; und nach den angeführten Schriftstellen zu urtheilen, mag der Hr. Candidat in der Exegese der Bibel noch sehr zurück seyn. So viel über diese unreifen Producte, wovon jedoch der Vf. versichert, sie nach dem von ihm entworfenen *Ideale* von Volkspredigten ausgearbeitet zu haben. Er wünscht zugleich, dass sie von *angehenden Predigern mögen gebraucht werden*. Rec. wünscht seiner Seits eben so aufrichtig, dass Hr. *S.* noch lange und anhaltend an sich selbst bilden, und gute Muster gebrauchen möge, ehe er sich andern zum Lehrer anbietet. —

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Frankfurt* und *Leipzig*: *Ueber den Anbau und die Benutzung der Lucerne.* Vom Krieges- und Domainenrath *Meyer*. 1796. 32 S. 8. Der Anbau künstlicher Futterkräuter, unter welchen der Lucerne schon seit den ältesten Zeiten mit Recht ein vorzüglicher Platz eingeräumt worden ist, kann nicht genug empfohlen werden. Der Vf. giebt am Ende Nachricht von einem sehr einladenden Beyspiele aus dem Wirtenbergischen, wo seit erweitertem Kleebaue sich nicht bloss Ackerbau und Viehzucht, sondern namentlich auch eine Communschäferey verbessert und vermehrt hat, da die Schäfereyen sonst dem Kleebau immer die meisten Hindernisse in den Weg legen. Der Beschaffenheit des Bodens, bey welcher die Lucerne fortkömmt und ausdauert, ist vom Vf. (wie gewöhnlich zu geschehen pflegt,) nur sehr unbestimmt erwähnt; S. 10. wird ein Boden, „welcher unter der oberen „Erdschicht gleich Lehm hat, gerade zu ausgeschlossen" und nach S. 12. haben zwey erfahrne Landwirthe leimichten Boden, als den vorzüglichsten, zum Erbau der Lucerne gewählt. Vermuthlich soll Lehm einen unfruchtbaren Thon bedeuten, und dann hat der Vf. Recht, denn die Lucerne verlangt für ihre Wurzeln einen Boden, der weit unter der Krume noch locker und fruchtbar ist. Auf solchem Boden hat sie weiter keinen Feind als das Unkraut, und Rec. zweifelt, dass diesem hinlänglich durch die vom Vf. vorgezogene Art, die Lucerne zu säen, entgegen gearbeitet werde. Er räth, sie mit einer halben Gersten- oder Hafersaat unter die Erde zu bringen, und wenn das Ziehen der Lucerne *in* Reihen nicht auf andere Art bewirkt werden könnte, als dass man den Saamen („welchen man in eine mit einem durchbohrten Pfropf, durch „welchen man eine offengeschnittene Federspule gesteckt hat, „versehene Bouteillen gethan hat;") in gerade Furchen schüttete, so möchte die gewöhnliche Art die beste seyn. Die Vertilgung des Unkrauts wird aber am besten beym *Pflanzen* der Lucerne in gehöriger Entfernung bewirkt werden können, und jemehr man Land und Fleiss an eine gewisse Anzahl von Stauden wendet, desto grössern und dauerndern Ertrag kann man sich von ihnen versprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. März 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ä.: *Krankenbuch.* Ueber die Erhaltung des menschlichen Lebens, Verhütung und zweckmässige Behandlung der Krankheiten, von D. *Christian August Struve.* Erster Band. 1798. 470 S. 8. ohne Vorrede u. Inhaltsanzeige. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Mangel eines Buchs, welches das nöthigste enthielte, was Kranken, Krankenpflegern und allen, die mit Kranken umgehen, nützlich seyn kann; welches nicht nur Kranken, sondern jedem, dem seine Gesundheit nicht gleichgültig ist, schwächlichen, kränklichen und solchen Personen, die Anlagen zu Krankheiten haben, zu einem Lesebuche dienen könnte; welches Krankheiten mehr verhüten als heilen lehrte, und hauptsächlich für die gebildeten Stände, die bey geringerem Hange zum Quacksalberempirismus, bey besserer Kenntniss von dem Arzte und dem Werthe der wahren Beschaffenheit der Heilkunst, bey gleichem Bedürfnisse mit den niedern Ständen bis jetzt vor diesen zweckmässiger medicinischen Populärschriften entbehrten, in einer solcher Leser würdigen Sprache geschrieben wäre, veranlasste den verdienstvollen Hn. *S.* zur Abfassung der oben angezeigten Schrift.

Nach einer vorausgeschickten sehr vollständigen Inhaltsanzeige, giebt der Vf. in der Einleitung den Begriff der Gesundheit, bestimmt ihre Kennzeichen, und entwirft das Gemälde eines gesunden Menschen. Krankheit wird (S. 5.) von einem eigenen Gefühle, welches näher beschrieben wird, begleitet, und unterscheidet sich von Unpässlichkeit oder Uebelbefinden dadurch, dass bey dieser vorübergehend bloss einzelne und vom Sitze des Lebens entfernte Theile leiden, bey jener hingegen mehr allgemein des Menschen ganzes Wesen angegriffen ist. Man hat schon 20,000 Krankheitsarten gezählt. S. 8. werden zu den hitzigen Krankheiten richtig die hitzigen Fieber gerechnet, die einzelnen Arten davon aber so aufgeführt, dass der unkundige Laye leicht glauben kann, sie seyen von hitzigen Fiebern selbst noch verschieden. Manche der genannten Krankheiten können nicht, wie S. 9. geschieht, gerade zu und unbedingt unter die Zahl der hitzigen aufgenommen werden, weil einige derselben oft bloss als Zufälle hitziger Krankheiten einen hitzigen Verlauf haben, z. B. Durchfälle, Blutflüsse, Fallsucht, andere aber, wie die Kriebelkrankheit, die Ruhr auch als chronische Krankheiten vorkommen. Es folgen nun bis S. 11. die übrigen Eintheilungen der Krankheiten in einfache und verwickelte, allgemeine und örtliche oder partielle, epidemische, endemische, sporadische, ansteckende und herrschende. Für den Arzt ist es sehr wichtig, die letzten zu kennen, weil sie die allgemeine Krankheitsanlage, Constitution der Krankheiten bilden. Diese Krankheitsanlage wird durch allgemeine gleiche Ursachen veranlasst, z. B. Luft, Nahrungsmittel, Lebensart. Zur speciellen und individuellen Krankheitsanlage (S. 17.) sind in jedem Menschen gewisse Ursachen vorhanden. Zu diesen gehören überhaupt die körperliche Beschaffenheit, Temperament, Leidenschaften, Nahrung, Beschäftigung, Verhältnisse etc. Jede Krankheit nimmt deswegen bey jedem Menschen eine gewisse Form an. Die mancherley Krankheitsursachen, die verschiedenen Einflüsse der ganzen Körperwelt auf den kranken Zustand bewirken die Aehnlichkeit vieler Krankheiten der Form und Gestalt nach, und die Abweichung derselben von einander ihrem Wesen nach. Von der Dauer des Kampfes zwischen der Wirkung des Krankheitsreizes und der Gegenwirkung der Lebenskraft hängt die Dauer der Krankheit ab, bey der Uebermacht der Lebenskraft erfolgt durch das vermittelst einer vollkommenen Krisis oder vermittelst einer Lysis wiederhergestellte Gleichgewicht, bey der ersten auf einmal, bey der zweyten langsam die Gesundheit. Nach einer unvollkommenen Krisis dauert die Krankheit in geringerem Grade fort, oder sie geht in eine andere über, oder ändert ihren Gang, oder es wird durch eine Krankheitsversetzung (Metastase) aus der allgemeinen Krankheit des ganzen Körpers eine örtliche. Die Unzuverlässigkeit der kritischen Tage in unsern Zeiten hat S. 17. ihren Grund in dem mehr verwickelten Zustande der Krankheiten, in den Veränderungen des Ganges der Krankheiten durch Cultur, bürgerliche Verhältnisse, Lebensweise, in der vervollkommneten Arzneykunst, welche durch ihre wirksamern Methoden den gewöhnlichen Verlauf der Krankheiten durch gewisse Perioden abkürzt, den Sieg der Natur über die Krankheit beschleunigt. Der Zweck der Arzney- oder Heilkunst S. 18. ist Herstellung des Gleichgewichts zwischen der Wirkung des Krankheitsreizes und der Gegenwirkung der Lebenskraft. Die Arzneykunst muss S. 19. als Angelegenheit der ganzen Menschheit betrachtet werden, deren wir sowohl in gesunden als kranken Tagen in allen Verhältnissen des Lebens von der Geburt an bis zur Gruft bedürfen. Die Kunst, eine Krankheit zu besiegen, ist nicht grösser als die Kunst, die schwächliche Gesundheit zu erhalten und die

die Entwickelung der vorhandenen Krankheitsanlagen zu verhindern. Diese nicht minder schätzbare Kunst des Friedens heifst Diätetik. Dafs die Medicin wirklich Erhalterin des menschlichen Lebens sey, und ihrem grofsen Zwecke Genüge leiste, läfst fich erweisen. Mathematische Gewifsheit S. 21. kann man in der Medicin nicht verlangen, aber eine Gewifsheit, die fich, wie in der Oekonomie, auf Refultate gründet, die aus Erfahrungen und Beobachtungen gezogen worden find. Der Gegenftand der Medicin ift kein todter Körper, fondern ein lebendiges, thätiges Wefen, der Menfch, eine Zufammenfetzung von Kräften und Wirkungen, die durch ein Princip belebt werden, auf das fo unendliche Einflüffe der Geifter- und Körperwelt wirken und Veränderungen in ihnen hervorbringen. Zu den Krankheiten, die die vervollkommnete Kunft der Aerzte jetzt heilt, würde Rec. aus guten Gründen den innern Wafferkopf S. 25. nicht rechnen. Durch Erklärung des Einfluffes des Körperlichen auf den Menfchen, durch den beftändigen Kampf der Aerzte mit Aberglauben und Vorurtheilen, hat auch zur moralifchen Aufklärung der Menfchen die Heilkunde manchen nicht unwichtigen Beytrag geliefert. Die Volksarzneykunft S. 28., wenn fie nicht fchädlich werden foll, darf die ihr angemeffenen Grenzen nicht überfchreiten. Nicht Vorfchriften und Grundfatze der ausübenden Arzneykunde gehören fürs Publicum, fondern allgemeine Grundfätze der Diätetik, eine Kenntnifs des menfchlichen Körpers in Rückficht feines wunderbaren Baues und der Veränderungen, die er im gefunden und kranken Zuftande leidet, die Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren. Der Schaden S. 29., den elende Volksbücher aus Urfachen, die hier angegeben find, geftiftet haben, ift nicht zu berechnen. Der wahre Arzt S. 30. unterfcheidet fich vom Quackfalber durch die mannichfaltigen Kenntniffe, die man bey diefem vermifst. Die Vereinigung diefer Kenntniffe, deren S. 31. 32. Erwähnung gefchieht, mit dem vortrefflichften Kopf und dem beften Herzen ift das Ideal eines Arztes, dem fich der wahre Künftler möglichft zu nahern fucht. Es ift kein verderblicheres Vorurtheil als die Sonderung der Theorie von der Praxis bey dem Arzte. Gerade die gröfsten Praktiker waren von jeher die kenntnifsreichften und einfichtsvollften theoretifchen Aerzte. Ueber die Wahl eines Arztes, worauf es dabey ankomme und nicht ankomme, über das Glück des Arztes, über die Abhängigkeit des erften von dem Benehmen des Kranken und der Umftehenden, über die Einrichtung diefes Benehmens, über die Zahl der Aerzte, denen man fich anvertrauen foll, über das widerfinnige in dem Betragen, einen Arzt brauchen und fich durch allerley Mittel felbft helfen wollen, über die Zeit, zu welcher man den Arzt zu Rathe ziehen und entfernen foll, über anftändige Belohnung des Arztes, über die Unftatthaftigkeit des Selbftdifpenfirens der Aerzte, über die Unentbehrlichkeit derfelben findet man von S. 34 bis 46. Vieles, was aller Beherzigung werth ift und S. 50. die Kennzeichen, woran man den verdienten Arzt unter der Masque, die auch er oft annehmen mufs, vom Charlatan unterfcheiden mufs. Am Schluffe der Einleitung wird von S. 51—58. der Begriff der Arzneymittel aufgeftellt, ihre Wirkungsart angegeben, der Grad ihrer Wirkfamkeit wie von *Hahnemann* nach dem Grade ihres Vermögens, eine merkliche und der vorhandenen Krankheit möglichft ähnliche künftliche Krankheit zu erregen, beftimmt; die Schädlichkeit des Gebrauchs vieler Arzneyen durcheinander, die Gefahr des Selbftgebrauchs der Arzneymittel oder Hausmittel dargethan; die Fähigkeit der Layen, über die Wirkung einer Arzney richtig zu urtheilen, beftritten; dem Arzte die unbefchränkte Freyheit, mit Arzneyen umzugehen, wie er will, eingeräumt; die Geheimnifskrämerey als Deckmantel der Ignoranz dargeftellt; die Exiftenz einer Univerfalarzney geleugnet, und auf den an manchen Orten ungehinderten Arzneyverkauf als auf eine Hauptquelle des Volkselendes hingewiefen. *Erfter Abfchnitt. Von den Urfachen der gewöhnlichften Krankheiten.* I. Die *Erblichkeit* fowohl der Anlage zu Krankheiten als der Krankheiten felbft wird angenommen und mit Beyfpielen bewiefen. II. *Fehlerhafte phyfifche Erziehung.* III. *Aufenthalt* und *Wohnung in unreiner Luft.* IV. *Uebermäfsige* und *ungefunde Nahrung.* Es ift in der Diätetik fehr viel relatives, man mufs deswegen in der Entfcheidung, ob ein Nahrungsmittel gefund oder ungefund fey, nicht zu voreilig feyn. Trefflich hat der Vf. S. 78 u. ff. die Rückfichten angegeben, die unfer Urtheil hierüber leiten müffen. Möchte fein Wunfch: die Kochkunft dem groben, oft mörderifchen Empirismus zu entreifsen und nach chemifchen Grundfatzen wiffenfchaftlich zu behandeln, erfüllt werden! V. *Gefundheitswidrige Kleidung.* VI. *Unreinlichkeit.* VII. *Sitzende Lebensart, Mangel an Bewegung.* VIII. *Gefundheitswidrige Stellungen.* Das Sitzen auf hohen Stülen fchadet dem Becken. Die unterften Lendenwirbel, die mit dem heiligen Beine vereiniget find, finken dadurch immer tiefer ein. Lange Weiber gebären daher befchwerlicher als kleine; die Bäuerinnen, die armen Frauen und die morgenländifchen Weiber, die auf Schemeln oder niedrigen Stülen fitzen, kommen immer am glücklichften durch die Geburt. IX. *Erhitzung* und *Erkaltung.* X. *Müfsiggang* und *Unthätigkeit.* XI u. XII. *Uebermäfsige Anftrengung* der *körperlichen Kräfte* und *der Denkkraft.* XIII. *Erfchütternde* und *niederfchlagende Leidenfchaften.* XIV. *Ausfchweifungen der Wolluft.* Eine glückliche Ehe ift das befte Einfchränkungsmittel eines Triebes, der durch ausfchweifenden und abwechfelnden Genufs fo übermäfsig und fchädlich wird. XV. *Anfteckung.* Es wird gezeigt, wie diefe gefchieht, auf welchen Wegen, wodurch fie verbreitet wird, welche Umftände für Anfteckung empfänglich machen. XVI. *Gifte.* Von den vorzüglichften Mineral- und Pflanzengiften, ihrer Wirkungsart, den Zufallen und Kennzeichen der Vergiftungen damit, wird von S. 112—135. ziemlich ausführlich gehandelt,

delt, und zugleich der Verfälschung und Vergiftung des Weins, des Brannteweins, des Biers, des Essigs, des Oels, des Brods, der Torten, des Zuckerbrods, der Spielsachen für Kinder durch den Anstrich mit giftigen Farben und endlich der Vergiftung durch die Schminke erwähnt. Im 2ten Abschn.: *Verhütungsmittel der Krankheiten*, würdiget der Vf. I. das Glück, von gesunden Aeltern abzustammen, widerräth als ein Vergehen an der Nachwelt ungesunden Personen das Heirathen, und verbietet es denen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, während derselben, z. B. schwindsüchtigen, epileptischen. Manche S. 138. erbliche und ansteckende Krankheiten, die periodische Anfälle machen, werden vorzüglich durch die Beywohnung während ihrer Anfälle fortgepflanzt. Der Augenblick der Zeugung ist überhaupt für die Nachwelt vorzüglich wichtig. Hier wird der Grund zu den Anlagen, Vollkommenheit oder Schwäche gelegt. Die Stunde der Menschenbildung sollte die heiterste unsers Lebens seyn. Krankheiten pflanzen sich weit mehr von mütterlicher Seite fort. Deswegen ist die Wahl einer Gattin in Absicht auf Gesundheit nicht gleichgültig. Der Zustand und das Verhalten der Schwangern ist von dem wichtigsten Einflusse auf das Kind, welches sie unterm Herzen trägt. Die Erziehung des Embryo ist eben so wichtig als die des gebornen Menschen. II. Eine *zweckmässige physische Erziehung* mit allen Erfodernissen derselben. III. *Aufenhalt* und *Wohnung* in einer gesunden reinen Luft. Das Räuchern S. 159. verändert den Geruch, verbessert die Luft nicht. Essig auf glühende Steine oder glühendes Eisen gegossen bewirkt gerade das Gegentheil der Absicht. Der Essig entwickelt beym Verdampfen ein kohlensaures Gas, d. i. eine verdorbene Luftart. IV. *Gesunde Nahrung*, *Mässigkeit im Essen und Trinken*. Der Glaube, starke Getränke befördern die Verdauung, wird als ein Vorurtheil bestritten. Da, wo S. 170. das Wassertrinken empfohlen wird, wäre vielleicht nicht am unrechten Orte bemerkt worden, dass man nicht mehr trinken dürfe, als man, ohne seine Schwere zu empfinden, davon vertragen kann. Die Kennzeichen eines guten Wassers und Biers werden angegeben. V. *Der Gesundheit gemässe Kleidung*. VI. *Beobachtung* der *Reinlichkeit*, *Waschen* und *Baden*. VII. *Der Schlaf*. VIII. *Genuss der freyen Luft*. Hier wird des Franklinischen Luftbades gedacht. IX. *Körperliche Bewegung und Arbeitsamkeit*. X. *Thätigkeit des Geistes*. XI. *Angenehme Seelenstimmung* und *Leidenschaften*. XII. *Verhalten in Rücksicht auf erschütternde und niederschlagende Leidenschaften*. „Während der Leidenschaft kommt alles darauf an, die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande der Leidenschaft abzuwenden. Man muss der leidenschaftlichen Vorstellung mehr Raum zur Ausbreitung zu geben suchen. Eine Leidenschaft ist um so heftiger, je concentrirter sie ist, je mehr sie auf einen Punct ausschliessend hinwirkt. Man muss daher immer mehr Vorstellungen zu den leidenschaftlichen Hauptvorstellungen hinzufügen, und sie so von dem besondern aufs allgemeine leiten. Der heftig erzürnte verliert die Ueberspannung des Gemüths, wenn er über den Gegenstand seines Zorns nachzudenken fähig ist; seine Thätigkeit ist nun ausgebreiteter, und nicht mehr auf einen Punct gerichtet; jetzt ist es erst möglich, auf sein Gemüth zu wirken und Leidenschaftsableiter anzubringen." XIII. *Verwahrungsmittel gegen Ansteckung*. Diese beruhen auf Verhütung der unmittelbaren Berührung des Ansteckungsgiftes, auf Verminderung der Wirksamkeit des ansteckenden Krankheitsgiftes, auf Verhütung der Empfänglichkeit für Ansteckung. Der Vf. beschliesst diese Materie mit der Angabe des Verhaltens bey erfolgter oder bey der Furcht einer geschehenen Ansteckung. XIV. *Von den Vorbauungsmitteln* und *Vorbauungscuren*. Dass diese nicht statt finden, wird mit zureichenden Gründen bewiesen. *Von dem Aderlassen*. Nicht gegen Blutüberfluss, welcher eigentlich nicht vorkomme, sondern gegen Störung des Blutumlaufs oder grossen Hindrang des Blutes nach einzelnen Theilen kann S 217. das Aderlassen, eine nicht gleichgültige und im nöthigen Falle zeitig vorzunehmende Operation, als Ableitungsmittel dienen, und die Gewohnheit desselben durch bessere Diät, durch mehr Bewegung, durch Vermeidung des Uebermaasses im Essen und Trinken, besonders hitziger Getränke und gewürzhafter Speisen, ohne Nachtheil abgeschafft werden. In der Empfehlung dieses Verfahrens gegen die Gewohnheit des Blutlassens scheint der Vf. seiner Meynung von der Unstatthaftigkeit der Vollblütigkeit zu widersprechen. Vom *Schröpfen*. So lange Fälle vorkommen, in welchen örtliche Blutausleerungen nothwendig und gleichzeitige allgemeine Blutausleerungen überflüssig oder schädlich seyn können, wird das Aderlassen, wie S. 221. behauptet wird, das Schröpfen nicht entbehrlich machen. Vom Nutzen des Schröpfens hat nach Walther neuerlich Hr. Conradi glückliche Erfahrungen gemacht. *Von den Abführungs-, Schwitz- und Magenstarkenden Mitteln*. Von den *Frühlingscuren*. Sie sind für Kranke; Gesunde bedürfen ihrer nicht. Von dem *Gebrauche der Gesundbrunnen und Bader*. Die verkehrte Anwendung macht sie schädlich. Man vergleicht nicht die Wirksamkeit des Bades mit seiner körperlichen Constitution. Der Rath des Arztes ist deswegen unentbehrlich. Im dritten Abschn. S. 241.: *Krankheitsanlagen*, wird die Wichtigkeit der Kenntniss der Krankheitsanlagen für jeden dargethan, die Schwierigkeit, zu dieser Kenntniss zu gelangen, bemerklich gemacht, und gezeigt, auf welche Art sich durch Aufmerksamkeit auf die erblichen Anlagen zu Krankheiten, die Erziehung und Behandlung in der Kindheit, die Geschlechtsverhältnisse, die Eigenheiten eines jeden Alters, die Entwickelungsperioden des menschlichen Lebens; durch Achtsamkeit auf Klima, Wohnung, Verschiedenheit der Temperamente, politische, bürgerliche und häusliche Verhältnisse, Gemüthsbewegung, Charakter und Denkungsart; durch Schätzung des Einflusses der Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Handthierung, Gewohnheit, des äussern Körperbaues und der

der Schwäche mancher Theile vor andern I. die *Mittel zur Untersuchung der Krankheitsanlagen* finden lassen. II. *Besondere Anlagen zu gewissen Krankheiten*, zur Hypochondrie, zum Podagra, zu Hämorrhoiden, zu Blutstürzungen, zur Schwindsucht, zu Schleimkrankheiten, Geschwülsten, Wassersuchten, zur Vollblütigkeit, zu Entzündungskrankheiten und zum Schlagflusse. Diesen lassen unter andern auch Schlaffheit der Muskeln des Unterkinnbackens, bey welcher sich dieser nicht ohne Aufmerksamkeit an den obern anschliesst, ein beständiges Kauen statt zu finden scheint, und, was Rec. hinzusetzt, der Speichel unwillkürlich aus dem Munde fliesst, befürchten. III. *Einige Kennzeichen verborgener Krankheitsanlagen* oder *von dem zweydeutigen Gesundheitszustande*. Hier kommen vor die Anlage zu einer übermäfsigen Corpulenz, Magerkeit, allzuschnelles Wachsthum, die Gesichtsfarbe, überhaupt die ganze Physiognomie, das Auge, Härte, Ausdehnung, Spannung, Eingezogenheit und Wehethun des Unterleibes, öfterer Schnupfen, überhaupt häufige catarrhalische Beschwerden u. s. w. IV. Abschn.: *Von den Vorboten der Krankheiten* und *dem Verhalten dabey*. V. Abschnitt: *Verhalten in Krankheiten*. Die Diät und die Beschaffenheit der Krankenstube ist von grosser Wichtigkeit. Der Vf. liefert deswegen von S. 312—338. eine Krankendiät, und widerlegt S. 316. den Irrthum, dass bloss dichte Speisen für Kranke wahre Nahrungsmittel abgeben. S. 324., wo den jungen Wurzeln, Cichorien, Möhren u. s. w. Verdaulichkeit nachgerühmt wird, würde die Bemerkung an ihrer Stelle gestanden haben, dass die Form, welche man bey der Zubereitung den Wurzeln giebt, nicht gleichgültig ist. Sehr oft bleiben aus dieser Ursache die Möhren gröfstentheils unverdaut. Mit der Lage und Bewegung des Kranken endiget sich dieser Abschnitt.

(Der Beschluss folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Beygang: *Topographisches Bilderwerk*, in welchem sowohl die Jugend zur angenehmen Erlernung der Geographie als auch Reisende und Zeitungsleser zur nützlichen Unterhaltung, die Prospecte der interessantesten Städte, Festungen, Schlösser, Flecken und Dörfer, nebst einer richtigen Beschreibung ihrer Merkwürdigkeiten finden. — *Livre d'estampes topographique, renfermant les vues perspectives des villes* etc. Nr. I. und Nr. II. 1798. 48 S. Text in klein Querfolio. (Jedes Heft mit 5 braunabgedruckten Kupfern 18 gr.; mit illuminirten 1 Rthlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht dieses Bilderwerks bezieht sich, nach der Vorrede des Herausgebers (Hn. D. *Paul Gerhard*), auf den Unterricht der Jugend; und wir geben gern zu, dass nicht nur durch bildliche Ansichten überhaupt, sondern auch durch vorliegende Sammlung von Prospecten, der Unterricht in der Geographie angenehmer und verständlicher gemacht werden könne. Dagegen können wir zuerst nicht bergen, dass wir nicht bloss Prospecte, sondern auch Grundrisse aufgenommen, und uns bey den ersten nicht auf Städte, Dörfer u. s. w. eingeschränkt haben würden. Von der Abbildung merkwürdiger Berge, Wasserfälle u. s. w. lässt sich oft mehr Wirkung erwarten als von der Abbildung gewisser Städte, die, so merkwürdig sie in mancher Rücksicht sind, doch nichts hervorstechendes im Aeussern haben. Ein Grundriss von Paris würde in unsern Augen weit nützlicher gewesen seyn, als der hier gelieferte Prospect, wo alles so klein ist, dass er schwerlich Eindruck macht. Unter den übrigen Prospecten, welche Venedig, Mantua, Cadix, Marseille, Dresden, Rastadt, Frankfurt a. M., Mainz und Rom, theils ganz, theils von interessanten Seiten darstellen, hat uns Venedig und Rom am meisten, Dresden hingegen am wenigsten gefallen. Die Illumination, die überhaupt nicht gleich gut ist, ist da in unserm Exemplare sehr vernachläfsigt, und die Zeichnung schwerlich ganz richtig. Aller Anstrengung ungeachtet, können wir uns die Brücke, so wie sie dasteht, nicht anders als längst dem Flusse denken.

Die beygefügten Notizen scheinen uns nicht durchaus zweckmässig. Ausserdem dass die abgebildeten Gegenstände theils nicht hinlänglich, theils gar nicht angegeben sind, welcher Mangel nach des Vfs. Versprechen, sie künftig mit Ziffern anzudeuten, in den folgenden Heften wegfallen wird, sind die Beschreibungen nicht nach Verhältniss der Grösse und Wichtigkeit der Städte eingerichtet, und bisweilen mit Bemerkungen versetzt, die zu der Kürze im Ganzen nicht passen. Mainz nimmt mehr Raum ein, als Rom. Bey Rastadt wird angeführt, dass die jetzigen Friedensunterhandlungen mit den französischen Abgesandten nach Selz verlegt worden wären, weil u. s. w.; und bey Venedig findet man Bemerkungen über einzelne Gasthöfe. — Dass auch in Marseille Galeeren gebaut werden, wie Hr. G. sagt, bezweifelt Rec. Als er vor 16 Jahren in Toulon war, wurde ihm gesagt, dass selbst da keine neuen Galeeren mehr gebaut würden, und die alten nur zum *Aufenthalte* der sogenannten Galeerensklaven dienten.

Die französische Sprache hat Hr. G. nicht hinlänglich in seiner Gewalt. *Le commerce en Espagne est actif* ist S. 18. die Uebersetzung von: „nach Spanien wird mehr ausgeführt als von daher eingeführt.“ Gleich darauf ist ein *En general* eingeschoben, das ganz unpassend ist, und im deutschen Texte nicht steht. S. 21. ist bey der Redensart: *la garde du corps fait la sentinelle* nicht nur der letzte Artikel sprachwidrig, sondern auch *faire sentinelle* von einem ganzen Regimente nicht gebräuchlich, und *les regiments changent tous les ans de sejour* sehr unbestimmt für: sie werden jährlich abgelöst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. März 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ä.: *Krankenbuch.* Ueber die Erhaltung des menschlichen Lebens etc. von D. *Christ. Aug. Struve* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VI. Abschn.: *Ueber die Krankenpflege und den Umgang mit Kranken.* Gut unterrichtete Krankenwärter sind ein wahres Bedürfniss; eigene Institute zum Unterrichte solcher Personen sind sehr zu wünschen. Ein solches hatte schon wirklich in Mannheim, unter der Leitung des Hn. Geheimenrath May, guten Fortgang. Von S. 352—84. wird noch gehandelt: 1) von den Leidenschaften der Kranken und ihrem Einflusse auf die Kranken, auf die Beschleunigung und Verzögerung der Wiederherstellung, von der Leitung derselben zur Verhütung ihres Nachtheils. 2) Von den Krankenbesuchen. 3) Von dem Verhalten der Krankenwärter, um sich gesund zu erhalten. Die Behauptung S. 372.: durch den beständigen und gewohnten Umgang des Kranken verliere sich endlich alle Empfänglichkeit gegen das Ansteckungsgift, wird sich schwerlich unwidersprechlich beweisen lassen. 4) Von der Anwendung der Heilmittel. VII. Abschn.: *Beobachtungen über Kranke*, besonders in Beziehung auf den nöthigen Krankenbericht. Fast systematisch und mit einer brauchbaren tabellarischen Uebersicht. VIII. Abschn.: *Verhalten Wiedergenesender.* IX. Abschn.: *Ueber die Behandlung Sterbender.* X. Abschn.: *Von dem Scheintode* S. 451. Der Vf. wünscht: die Anweisung zur Rettung verunglückter möge zu einem wesentlichen Theile des Schulunterrichts gemacht werden. XI. Abschn.: *Ueber die Leichenöffnungen* und ihren mannichfaltigen Nutzen. Nach des Rec. Dafürhalten, sollte jede Familie auch schon um ihrer selbst willen darauf bedacht seyn, an ihren verstorbenen Mitgliedern sorgfältige Leichenöffnungen anstellen zu lassen. Durch Aufbewahrung der Fundscheine würde in einer Reihe von Jahren sehr viel Licht über die Erblichkeit der Krankheiten überhaupt und einzelner Krankheiten in einzelnen Familien insbesondere, über die Entstehung und Verhütung der weitern Fortpflanzung derselben verbreitet werden können. Ein Stammbaum von Ahnen bloss in Hinsicht auf ihre Krankheiten würde so für jede Familie ein Besitz von grossem Werthe seyn.

Dieses ist der Hauptinhalt des ersten Bandes einer sehr reichhaltigen medicinischen Volksschrift, welche die Gründlichkeit des mit dem neuesten Zustande der Arzneywissenschaft vertrauten Vf. allen empfehlenswerth macht, welchen es um richtige Ansicht medicinischer Gegenstände, um Ausrottung genährter schädlicher Vorurtheile und darum zu thun ist, durch medicinische Rathschläge und Selbsthülfe weder sich noch andern zu schaden. Der Vortrag ist allgemein fasslich, die Sprache rein. Einige Ausdrücke des gemeinen Lebens, z. B. Aussenbleiben S. 260. für Ausbleiben; Provinzialismen wie Bäben S. 322., verspätigen S. 252. und falsche Wortverbindungen wie S. 241. von Rheumatism behaftet werden, hätten bey geringer Aufmerksamkeit vermieden werden können. In dem angehängten Druckfehlerverzeichnisse vermisst Rec. die Berichtigung einer fehlerhaften Stelle S. 19. und die Verbesserung eines Druckfehlers S. 327., welchem zufolge Eubisch- und Altheewurzel von einander verschiedene Wurzeln sind. Rec. verbindet mit der Beurtheilung dieser Schrift die Anzeige folgender von demselben Vf. ausgearbeiteten tabellarischen Uebersichten:

1) Hannover, b. Hahn: *Uebersicht der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren zum Gebrauch für Wundärzte.* Dritte verbesserte Auflage. 1797. 1 Bog. fol. (Pr. 1 gr. u. 30 Stück für 1 Rthlr.)

2) Ebend.: *Krankenzettel.* Vom Verhalten in Krankheiten. 1798. ½ Bog. fol. (6 Pf. u. 50 St. 1 Rthlr.)

3) Ebend.: *Hebammentafel oder allgemeine Uebersicht des Verhaltens der Hebammen und Mütter bey natürlichen Geburten.* 1797. Vierte verbesserte Aufl. 1 Bog. fol. (1 gr.) vergl. Nr. 384. d. J. 1798 dieser Blätter.

4) Ebend.: *Noth- und Hülfs-Tafel für Ertrunkene, Erfrorene, Erhenkte nebst den Hülfsmitteln für todtscheinende neugeborne Kinder.* 1797. 1 Bog. fol. achte ganz umgearbeitete Aufl. (1 gr.)

5) Ebend.: *Noth- und Hülfs-Tafel. Vom tollen Hundsbiss, von Giften, vom Verschlucken, vom Ersticken u. s. w.* 1797. 1 Bog. fol. Fünfte verbesserte Aufl. (1 gr.)

6) Ebend.: *Noth- und Hülfstafel. Von den Mitteln Kinder gesund zu erhalten.* 1797. 1 Bog. fol. Dritte verbesserte Aufl. (1 gr.)

7) Ebend.: *Noth- und Hülfstafel zur Verminderung des Pockenelends.* 1797. 1 Bog. fol. Zweyte Aufl. (1 gr.)

Die vielen neuen Auflagen der meisten dieser Tafeln, die in manchen Ländern, z. B. in Meklenburg-Swe-

Strelitz bereits schon geschehene Vertheilung derselben ersparen dem Rec. das Lob ihrer Zweckmässigkeit und die Empfehlung ihrer Brauchbarkeit. Das einzige erinnert Rec., dass es dem Vf. nunmehr gefallen möge, weniger auf Vervielfältigung als auf Verminderung ihrer Zahl bedacht zu seyn.

Leipzig, b. Grieshammer: *Merkwürdige Abhandlungen holländischer Aerzte*, theils ganz, theils auszugsweise aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen herausgegeben von D. *Daniel Collenbusch*, Leibarzt des Prinzen Johann Adolph von Sachsen-Gotha. *Ersten Bandes erstes Stück.* 1794. 158 S. *Zweytes Stück.* 1797. 219 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Herausgeber hat die Absicht, die einzeln zerstreueten Aufsätze holländischer Aerzte zu sammeln, aus grossen Werken die interessantesten Stücke auszuheben, auch aus solchen Werken Auszüge zu machen, und diese den deutschen Aerzten in einer lesbaren Uebersetzung zu übergeben. Er will dabey nicht über zwey Decennien zurückgehen. Da die deutschen Aerzte eben nicht viele Gelegenheit haben, sich mit der holländischen Literatur im medicinischen Fache bekannt zu machen; so verdient dieses Unternehmen Beyfall, und der Herausgeber zur Ausführung desselben Ermunterung; nur ist zu wünschen, dass er mit den Herausgebern von andern Sammlungen medicinischer und chirurgischer Aufsätze aus fremden Sprachen die nothwendige Verabredung treffe, um zu verhüten, dass man nicht einerley Aufsatz in mehrern Sammlungen dieser Art mehrmals kaufen muss.

Das erste Stück enthält; *M. J. de Man*, Arztes zu Nymwegen, der 1785 starb, *Abhandlung über das bösartige Faulfieber, oder Beschreibung einer epidemischen Constitution in den Jahren 1770 und 1771.* Die Krankheit entstand erst in niedrig liegenden Gegenden, in Dörfern, auf deren Flur das Wasser lange nicht hatte in den Erdboden einsinken können, wo das Wasser in den Gräben durch das Rösten des Hanfes und Flachses in einem hohen Grad faul war, bey armen Leuten, und verbreitete sich von diesen erst auf ihre Familien, dann aber auch auf andere durch die Ansteckung. Diese Thatsachen sind ein Beweis mehr für die Ansteckungsfähigkeit der nachlassenden Herbstfieber, welcher man nicht immer die gehörigen Maassregeln entgegensetzt. Der Vf. meynt die Krankheit sey das Brennfieber der Alten gewesen: aber von diesem war dieses Fieber himmelweit unterschieden. Es war ein Faulfieber mit nicht übermässig erhöheter Thätigkeit in den Lebensverrichtungen, und oftmals mit natürlichem Puls, dagegen war die Abspannung in den thierischen Verrichtungen desto grösser. Die Heilung ist, nach der Theorie jener Zeiten, erst abführend, dann tonisch und erregend.

Zweytes Stück. Dieses wird auch unter dem Titel verkauft: *Geschichte und Denkschriften der Amsterdamer Rettungsanstalten für im Wasser verunglückte Menschen, eilftes Stück.* Vom Jahr 1788 bis 1792 hat die Gesellschaft für 238 Rettungen solcher, die im Wasser verunglückt waren, Belohnungen, jede zu 6 Ducaten, ausgetheilt. Die Fälle werden möglichst genau beschrieben. Der 17te und 18te Fall ist merkwürdig wegen der fast beyspiellosen Entschlossenheit, mit welcher ein Mann, Levie Symons, mehrere Menschen, die auf Booten auf dem Y gefahren und von einem Sturm überwältigt worden waren, rettete. In einer Nachschrift wird angegeben, was die Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen seit ihrer Errichtung im J. 1767 geleistet hat. Im Jahr 1767 musste den Bewohnern des Amstellandes erst die Erlaubniss ertheilt werden, die Verunglückten aus dem Wasser herauszuziehen. Eine kleine Gesellschaft wohlhabender Menschenfreunde zu Amsterdam trat zusammen, um die besten Rettungsanstalten und Mittel bey Wassersgefahren allgemein bekannt zu machen. Gleich am ersten Tag der Bekanntmachung wurde ein im Wasser Verunglückter durch Befolgung dieser Vorschriften gerettet. In 25 Jahren wurden für 990 Rettungen Belohnungen ausgetheilt. In den letzten 15 Jahren verhielt sich die Zahl der gelungenen Fälle gegen die nicht gelungenen wie 2 zu 3.

Berlin, b. Voss: D. *Ferdinand Dejean's Erläuterungen über Gaub's Anfangsgründe der medicinischen Krankheitslehre.* Aus dem Lateinischen übersetzt, verbessert, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. *Christian Gottfried Gruner*, Herzogl. Sächs. Coburg. geh. Hofrath u. Leibarzt, Prof. d. Arzneykunde zu Jena. *Dritter Theil. Zweyter Band.* 1797. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit diesem Bande ist die Uebersetzung dieses Commentars geschlossen, der zum bessern Verständniss der *institut. patholog. medicinalis* des Gaubius immer seinen Nutzen haben wird. Die Boerhaavische Theorie, die in dem ganzen Commentar herrscht, machte auch bey diesem Bande mehrere Berichtigungen und Zusätze nöthig, durch welche Hr. G., so wie durch Anzeige der bessern Schriften über die Gegenstände, welche Dejean behandelte, seiner Uebersetzung einen Vorzug vor dem Original zu schaffen gewusst hat.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch für angehende praktische Aerzte.* Erster Theil. Zweyte durchaus verbesserte Auflage. 406 S. Zweyter Theil. 534 S. 1797. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Taschenbuch, welches ausser den allgemeinen pathologisch-therapeutischen Vorbereitungswissenschaften eine Anleitung zur Kenntniss und Cur der hitzigen und langwierigen Krankheiten, mit Einschluss der Kinderkrankheiten, und solcher Fälle, die schnelle Hülfe fodern, enthält, empfiehlt sich durch seine Kürze, durch genaue Angabe der Unterscheidungskennzeichen der Krankheiten und deren Ursachen, durch richtige Bestimmung der Heilungsanzeigen und durch Empfehlung grösstentheils ausgesuchter und zur Erfüllung ihres Zweckes wohl geeigneter Heilmittel, so wie auch dadurch, dass der Vf. überall die besten Werke der neuern Praktiker genutzt,

genutzt, und unter jedem Abschnitt die Hauptschriften angeführt hat. Es wird daher von den angehenden ausübenden Aerzten mit Nutzen gebraucht werden können. Bey dieser neuen Ausgabe sind die Schriften *Hufeland's* und *Reil's*, desgleichen die besten neuern praktischen Schriften gehörig benutzt worden.

BERLIN, b. Himburg: *Christiani Theophili Sellii liber de curandis hominum morbis.* Septimum vernacula editum latine interpretatus est *Curtius Sprengelius.* 1798. XX u. 626 S. 8. (2 Rthlr.)

Die nachfolgende Probe wird beweisen, dass diese lateinische Uebersetzung vor der von 1788 grosse Vorzüge hat. Auch ihr Aeusseres ist so beschaffen, dass sie auch bey dem Ausländer, der an typographischer Schönheit Vergnügen findet, Beyfall finden wird.

Uebers. von 1788. p. 359.	*Uebers. von 1798. p. 357.*
Generatim observatur hoc in morbo affectio spasmodica peculiaris. Plerumque adest ferocia et meticulositas in facie aegroti. Nonnunquam est pupilla admodum dilatata, et color uveue mutatus. Stomachus et cutis pariter maxime laborant, ille doloribus et vomitu, haec sensibilitate nimia. Nonnunquam aegri sunt omnino rationis compotes, libenter biberent, sed non sunt bibendo. Nonnunquam adest simul etiam delirium, subinde aegroti cupiunt mordere, et spuunt in faciem circumstantium. Nonnunquam optime bibere possunt, reliquis autem signis effectuum sputi virulenti in systema nervosum gaudent.	*Spasticos generatim affectus in eo morbo singulares videmus. Ferocia quaedam aut formido ex oculorum adspectu elucet. Nonnunquam pupilla admodum dilatata iridisque color mutatus est. Magnopere etiam ventriculus doloribus vomituque vexatur, cutis autem acutissimo valet sensu. Interdum rationis omnino compotes aegri bibendi desiderium exprimunt, neque tamen id perficere valent. Non raro simul delirant, mordere cupiunt, sputaque in eorum, qui circumstant, faciem injiciunt. Quandoque bene quidem deglutire potulenta possunt, reliquis tamen veneni hydrophobici effectibus cruciantur.*

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Felisch: *Der Buchhalter.* Oder *Versuch einer Lehrart zu einer gründlichen Erläuterung der kaufmännischen doppelten Rechnungsführung, oder des sogenannten italienischen doppelten Buchhaltens.* Erster Band, von H. B. B. *Gerhard* sen. 1796. XXVI u. 336 S. 4.

Noch immer fehlt uns zwar eine völlig zweckmässige Schrift über das Buchhalten, worin diese Wissenschaft aus dem rechten Gesichtspuncte dargestellt und deren Erlernung dadurch erleichtert würde, dass man solche während des Unterrichts gewissermassen erst erfände; dagegen sind wir desto stärker mit solchen Lehrbüchern versehen, deren ein geschickter Lehrer sich mit Nutzen *dann* bedienen kann, wenn er seine Schüler durch einen mündlichen Unterricht in der Theorie dieser Wissenschaft schon gehörig vorbereitet hat.

Wer also, mit hinlänglichen Kenntnissen versehen, bloss *Prolegomena* zu diesen bereits erschienenen und noch zu erwartenden Werken schriebe, und diese Theorie darin auseinandersetzte; der würde sich um das kaufmännische Publicum dadurch weit mehr, als durch ein neues praktisches Lehrbuch, verdient machen.

In Comptoiren muss man freylich erst eine Kladde führen, von dieser in das Journal, und von diesem wieder in das Hauptbuch eintragen. An diese Ordnung ist aber der Lehrer nicht gebunden.

Im Gegentheil sollte er, um das Ganze gehörig darzustellen und einleuchtend zu machen, mit dem Hauptbuche anfangen, dessen Gebrauch und Nutzen erklären, nur eine äusserst kurze und einfache Geschichte von Handelsgeschäften erfinden und darin eintragen, und dann Balance ziehen. In wenigen Blättern muss sich das alles recht deutlich machen lassen. Hierauf erst sollte man lehren, wie zur bequemern und sichern Führung dieses Hauptbuchs eine Kladde nöthig sey, dann wie man, um das Hauptbuch noch leichter, sicherer und kürzer zu führen, aus der Kladde ein Journal zu formiren pflege. Endlich könnte man dann zu den Nebenbüchern [illegible]ten, deren Gebrauch erklären und zu zeigen suchen, wie auch sie nur erfunden sind, das Hauptbuch mit der äussersten Kürze, Zuverlässigkeit und Ordnung führen zu können. Wenn man es dennoch für durchaus nothwendig hielte, so könnte man zuletzt alles so gelehrt und abstract vortragen als man wollte.

Ungefähr auf diese Weise verfuhr der vortreffliche *Büsch* in seiner *Darstellung der Handlung*, worin er für Lehrer und Lernende, auf etwa anderthalb Bogen, mehr Licht über diese, für jeden Kaufmann so unentbehrliche Wissenschaft, verbreitete, als die meisten seiner Vorgänger oder Nachfolger in dicken Quartanten.

Und doch hat sich, so viel Rec. weiss, noch keiner dieser einfachen Methode bedient. Am wenigsten unser Vf., dessen Schrift wir zwar jedem *gemachten Buchhalter*, der einmal recht etwas vollständiges und systematisches über seine Wissenschaft lesen will, dreist empfehlen können, die aber durchaus nicht zu gebrauchen ist, wenn einer solche erst durch eigenen Fleiss oder selbst von einem Lehrer erlernen wollte. Die Divisionen und Subdivisionen der Begriffe gehen so ins Unendliche, dass man ohne Ermüdung keine zehn Seiten lesen kann, am wenigsten, wenn einem die ganze Wissenschaft noch fremd ist. Und doch hat der Vf. gerade über diese, bis ins Kleinliche gehende, Eintheilung wichtige und nothwendige Erklärungen ausgelassen, so dass selbst die Erklärung von der Buchhaltungswissenschaft fehlt.

Um unsern Lesern eine Uebersicht des Ganzen zu geben, wollen wir die Ueberschriften der sieben Abschnitte, aus denen das Werk besteht, hieher setzen. Der *erste* handelt vom *Buchhalten*, der Einnahme und Ausgabe nebst ihrer Verzeichnung und Berechnung *überhaupt;* der *zweyte* von den zur Verzeichnung der Einnahme und Ausgabe gehörigen Handels-, Rechnungs- und Buchhaltungsbüchern *insonderheit;* der *dritte* von den zur Berechnung der Einnahme und Ausgabe erfoderlichen Rechnungen und Conten insonderheit; der *vierte* vom Anfange der Buchhaltungsbücher durch das Inventarium; der

fünfte von der Fortführung oder dem Fortgange der Handelsbücher durch die verschiedentlich vorkommenden Handelsgeschäfte; der *sechste* von dem Abschlusse dieser Bücher und von ihrer Endschaft, und endlich der *siebente* von der Berichtigung der Fehler in Buchhaltungsbüchern und von der Revision derselben.

Der zweyte Theil soll die nöthigen Schemata enthalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Ohne Druckort: *An den Congress zu Rastadt von einem Staatsmanne.* 1797. 126 S. 8. (16 gr.) (Es ist auch seit dem eine wohlfeilere Ausgabe zu 8 gr. erschienen.)

2) Auf Kosten des Vfs.: *Supplement zu der Schrift: An den Congress zu Rastadt von einem Staatsmanne,*, im Jul. 1798. 54 S. 8.

3) Ohne Druckort: *Bitten der guten Bewohner des linken Rheinufers an die französische Republik.* 1798. 29 S. 8. (2 gr.)

Die Schrift Nr. 1., welche man gleich bey ihrer Erscheinung dem Hn. Canonicus *Riem* zuschrieb, der sich nun auch dazu zu bekennen scheint, hat durch die Freymüthigkeit, mit welcher sie geschrieben ist, und die Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen, die sie verräth, mehr Sensation gemacht, als dergleichen Flugschriften sonst zu machen pflegen. Ueber den Zweck derselben äussert sich der Vf. in den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen also: „Ich nehme mir „nicht heraus, die Weisheit der Negociatoren leiten zu wollen. Meine bescheidene Absicht ist — Ideen darzulegen, die „ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig sind; die neue Ideen „hervorbringen; die durch die höhere Weisheit der Unterhandelnden ausgebildet, erst Form und gehörige Proportion „zu dem Ganzen bekommen; die, wenn sie ihren Instructionen nicht entgegen sind, zu ihrer Erweiterung, Einschränkung, oder Berichtigung etwas weniges vielleicht beytragen „können." Als obersten Grundsatz, welchem er bey seinen Untersuchungen folgen wird, stellt er das Axiom auf: „Staaten werden nur dadurch zu guten Alliirten tüchtig, wenn „sie kein Interesse und keine Localität haben, sich untereinander zu bestreiten;" und bemüht sich in diesem und den folgenden Abschnitten die nachtheiligen Folgen zu zeigen, welche der zwischen Oestreich und Frankreich geschlossene Friede, den er für ein Meisterstück der Politik hält, für Russland und Preussen haben müsse. Er hält es für politisch nothwendig und billig, Oestreich einen Theil von Bayern, der batavischen Republik einen Theil von Westphalen, und Frankreich das linke Rheinufer zu überlassen. Mit diesem letzten wichtigen Gegenstande beschäftigt sich der Vf. vorzüglich, und legt die Gründe vor, aus welchen sowohl Frankreich, als auch das Reich selbst diese Abtretung wünschen müsse. Er wendet sich dann zur Entschädigung und theilt die verlierenden Fürsten in solche, „die auf Indemnisation gerechte Ansprüche haben; solche, die gerne etwas haben wollen, und zwar mehr, „als sie verloren haben, ohne irgend gerechte Ansprüche zu „haben, und endlich diejenige, denen durchaus nichts zukommt, weil ihr bisheriger Besitzstand eine ihren Aemtern „und Pflichten widerstreitende Usurpation war." auf welchen Unterschied er einige flüchtig hingeworfene Entschädigungsvorschläge gründet. Dann folgen vier Bitten an die französische Republik: *Befreyung von dem Zwang der Meynungen; Entfernung der Emigrirten aus Deutschland; Versagung des freyen Durchzugs feindlicher Armeen durch Deutschland; Entfernung Russlands von der Garantie des Friedens.* Den Beschluss macht die Beantwortung der Frage: hat denn die Republik Frankreich wirklich Russland zu fürchten? oder eine Coalition? Wenn der Vf. selbst von sich sagt: „der Ton, „dessen ich mich bediente, ist der der Freyheit und Wahrheit:" so möchten ihm gemässigtere Männer wohl nicht beystimmen; denn man kann mit Freyheit und Freymüthigkeit sprechen, ohne mit Bitterkeit zu reden, wie es der Vf. häufig thut; und selbst jenseits der Grenzen der Wahrheit führt ihn zuweilen seine Wärme. Dies ist tadelnswerth, er werde nun durch Eifer für das Gute, oder minder edle Leidenschaften dabey missgeleitet. Schon in den ersten Zeilen der Abhandlung finden wir einen Beweis dieser Behauptung: „die brittischen Wilden gehören zu den halbgebildeten Barbaren." Die häufigen Ausfälle gegen Preussen, gegen den Hn. Landgrafen von Hessen-Cassel, den er S. 34. nach Polen versetzen will, den S. 154. „die französische Republik in die Grenzen nöthigen soll, die ihm das allgemeine Völkerrecht, und die der Republik schuldige Achtung zur Pflicht macht." Das einseitige und inurbane Urtheil über die französischen royalistischen Emigrirten, und den aus den transrhenanischen deutschen Provinzen ausgewanderten Adel, welche er sammt und sonders in eine Classe wirft, und einen „Auswurf schlechter und verdorbener Menschen" nennt, „die bloss in den Mistbeeten des Despotismus gedeihen können," wird jeder Unbefangene um so unanständiger finden müssen, da die Schrift an das ehrwürdige Corps der Frieden unterhandelnden Bevollmächtigten gerichtet ist.

In dem Supplemente Nr. 2. zeigt der Vf. die gegenwärtige Lage der Friedensunterhandlungen. In dem widerstreitenden Interesse der negocirenden Reichstheile und den Missverständnissen über Deutschlands wahre Vortheile, sagt er, seyen die Ursachen zu suchen, warum das Reich die letzten Foderungen der französischen Republik nicht eingestanden habe. Er sucht hierüber richtigere Begriffe zu geben; findet nichts billiger, als dass man der grossen Republik die diesseits liegenden, zu ihren Festungen gehörigen Werke, also auch Cassel, abtrete; und erklärt es für eine Mässigung derselben, dass sie nur die mit der französischen Verfassung unvereinbaren Rechte, nicht das Eigenthum ritterschaftlicher, jenseits des Rheins gelegener, Besitzungen einziehen wolle. „Sie konnte," sagt er, „alle Güter, als Güter einer Corporation, die einen eigenen „Stand auf dem Reichstage ausmacht, und unmittelbar bloss „von Kaiser und Reich abhängt, folglich einen unabhängigen „Reichstheil ausmacht, so gut als Reichsterritorium ansehen „und behandeln, wie die Domainen der Kur- und andern „Fürsten auf dem linken Rheinufer." Reichsterritorium sind diese Güter allerdings; allein das Eigenthum derselben gehört nicht Mitregenten des deutschen Reichs, sondern Unterthanen desselben. Die Untersuchung der Ursachen der Langsamkeit des Friedensgeschäfts zu Rastadt führt den Vf. wieder auf die Säcularisationen. Hier sagt er: „es ist doch wahrlich besser, „dass der Abt zu St. Blasius Bauchknurren habe, als dass z. E. „der brave Markgraf von Baden hungere." Dies möchte freylich ein *argumentum ad hominem* für manchen Deputirten seyn, um auf die Säcularisation zu stimmen; ob es aber ein hinlänglicher Grund und eine eines *Staatsmannes*, der Freyheit und Wahrheit liebt, würdige Sprache sey, das mögen unsere Leser selbst beurtheilen. Dass der Friede zu Rastadt wirklich zu Stande kommen werde, hält der Vf. für ganz unzweifelhaft, und schliesst dies Supplement mit der Nachricht: dass er seine fernern Betrachtungen in der Zeitschrift: *Europens politische Lage und Staatsinteresse*, bekannt machen wolle, wovon in Zukunft regelmässig des Monats ein Heft erscheinen wird, so lange die Wichtigkeit der politischen Zeiterscheinungen es zulässt und erheischt.

Nr. 3. ist ein Abdruck von den in der Recension der Schrift Nr. 1. erwähnten *Bitten der französischen Republik.* Da bey den Gegenständen derselben wir cisrhenanische Deutschen mehr als die Bewohner des linken Rheinufers interessirt sind: so ist nicht abzusehen, warum sie hier diesen in den Mund gelegt werden. Wahrscheinlich hat der Herausgeber oder Nachdrucker, der seine Quelle verschwiegen, und sich nicht einmal die Mühe genommen hat, das *Ich* in *Wir*, und das *Meine* in *Unsere* zu verwandeln, gehofft, dadurch mehrere Leser oder Käufer anzulocken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. März 1799.

PHILOLOGIE.

GOTHA, b. Ettinger: *Observationes in Propertii Carmina et in Elegiam ad Liviam Augustam, auctore Friderico Astio*, Gothano. Praefixa est *Friderici Jacobs* Epistola ad Auctorem. 1799. 8 Bogen in 8.

Schon die schöne Epistel, womit Hr. Prof. *Jacobs* in Gotha einen seiner hoffnungsvollsten Zöglinge ins Publicum einführt, erweckt für diesen das günstigste Vorurtheil, und eine genauere Durchsicht der Observationen selbst kann bald überzeugen, dass man sich in dieser Erwartung nicht getäuscht habe. Der Vf. verräth nicht gemeine Anlagen zur Kritik der lateinischen Dichter, und eine wohlgeordnete Belesenheit in den Werken der Alten, welche er bald zur Unterstützung seiner Conjecturen, bald zur Vertheidigung und Erklärung der Vulgata zweckmässig zu nutzen weiss. Interessant ist's, oft wahrzunehmen, wie er mit seinem Lehrer auf verschiedenen Wegen an Einem Ziele zusammentrifft, und auch da, wo ihm die Verbesserung nicht gelungen ist, muss man doch, da überall der gute Kopf hervorleuchtet, das kritische Wagstück loben. Folgende Proben, die wir ohne mühsame Auswahl dem Leser mittheilen, werden das gefällte Urtheil bestätigen. *Lib. II. Eleg.* 4. (nach Burmanns Ausg.) klagt der Dichter über die Untreue seiner geliebten Cynthia, und droht ihr Bestrafung. *Haec merui sperare? dabis mihi, perfida poenas, Et nobis Aquilo, Cynthia, ventus erit.* Der letzte Vers hat die Kritiker sehr in Bewegung gesetzt: denn die Erklärer, welche diese Drohung von einer Abfahrt des Dichters über das Meer, etwa nach Asien, deuteten, oder noch künstlichere Deutungen versuchten, fanden nicht Gehör. Hr. *Ast* vermuthet, zum Theil nach Oudendorp's Vorgange: *Nec votis Aquilo, Cynthia, iniquus erit,* und fügt die Erläuterung bey: *nec haec mea vota irrita fore puto; solenni poëtis imagine expressum.* Hr. *Jacobs* hingegen will lesen: *Et nobis Archilochi, Cynthia, virus erit.* Das vo[r]stehende *et* ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler geblieben, und doch kann es, ohne Nachtheil des Sinnes, nicht wohl wegbleiben. Ueberhaupt aber sieht man bey beiden Vermuthungen nicht recht ein, wie entweder die *Verwünschungen* oder das *Archilochische Gift* hier in den Zusammenhang passen. Die Strafen, welche der Dichter der Ungetreuen drohete, waren anderer Art, und ernstlicher gemeynt: er wollte das leichtsinnige Mädchen auch verlassen, und sich ein anderes suchen. Deshalb las *Burmann*, der den Sinn wohl gefasst hatte: *Et nobis alio, Cynthia, ventus erit.* Da wir indess diesen bildlichen Ausdruck durch keine passende Stelle bestätiget sehen, so möchten wir dafür vorschlagen: *Et nobis alius, Cynthia, lectus erit. Lectus* steht dichterisch, wie *torus*, entweder für die *Geliebte* (f. *Burmann ad Propert.* p. 253. 328.), oder überhaupt für *amor*. So drückt z. B. Tibull IV, 13. mit den Worten: *nulla tuum nobis subducet femina lectum*, dasselbe aus, was Properz I, 8, 45. sagt: *nec mihi rivalis certos subducet amores.* — Lib. I. El. VI, 8. Cynthia freuet sich mit ihrem Geliebten über die Aufhebung des Gesetzes *de maritandis ordinibus*, und dieser gelobt ihr, sich nicht zu verheirathen. *Nam citius paterer caput hoc discedere collo, Quam possem nuptae perdere amore faces.* Hr. *A.* will für *perdere* lesen *laedere*. Aber die Vulgata ist sinnreicher. Sie enthält einen schönen Tropus, hergenommen von der Hochzeitfackel, welche bey Einführung einer solchen Braut (die gesetzmässig genommen wäre), gleichsam verschwendet oder entweihet werden würde. — Gleich darauf v. 11. *Ah mea tum quales faceret tibi tibia somnos, Tibia, funesta tristior illa tuba.* Für *somnos* will Hr. *A.* aus einigen Handschriften und Ausgaben *cantus* herstellen: allein das vorhergehende Distichon rechtfertiget die gewöhnliche Lesart, die *Barth* sehr richtig erklärt hat. Wenn Hr. *A.* ferner statt *tristior illa* zu lesen vorschlägt, *tristior ipsa*; so müsste dies letzte Wort, wofern es hier einen Nachdruck haben soll, wohl mit *tuba* verbunden werden, und dann wäre das Metrum verletzt. Man muss daher *illa* beybehalten und vielleicht in dem Hexameter, wo statt *tibia* in manchen Codd. *Cynthia* steht, Hn. *Jacobs* scharfsinnige Verbesserung *faceret Berecynthia* annehmen. — Eine eben so feine Vermuthung dieses glücklichen Kritikers ist über *Lib. I. El. IX*, 24. 25. vorgetragen. *Nullus Amor cuiquam faciles ita praebuit alas, Ut non alterna presserit ille manu.* Hr. *J.* verbessert: *praebet habenas*, und weiss diese Emendation durch Aufführung passender Beyspiele sehr annehmlich zu machen. Gleichwohl möchten wir die Vulgata vertheidigen. Amor ist, wie schon *Vulpius* bemerkt, mit einem leichtfertigen Knaben verglichen, der einen angebundenen Vogel bald aus der Hand entfliehen lässt, bald mit angezogenem Faden wieder in die Hand schliesst. Wir würden daher die neueste geschmackvolle Uebersetzung des Properz hier so ändern:

Keinem hat Amor je so lose die Flügel gelassen,
Dass er mit wechselnder Hand nicht sie zuweilen gedrückt.

In derselben Elegie zu Anfang: *Me dolor et lacrymae merito fecere peritum: Atque utinam posito dicar amore levis*, ändert Hr. *Jacobs*: *fecere peritum Vatem: utinam*. Unsers Bedünkens aber liegt der Begriff des hinzugesetzten Wortes viel dichterischer schon in *peritus* (wie anderwärts in *doctus*) beschlossen, und *Burmann* irrte, wenn er noch einen Zusatz vermisste. Die Conjectur des letzten *veri fecere peritum* hat Hr. *A.* mit Gründen zurückgewiesen. Ueberhaupt ist dieser junge Gelehrte nicht selten weit glücklicher in Vertheidigung der gewöhnlichen, als in Erfindung einer neuen Lesart. So wird *Lib. I. Eleg. IX, 7.* in dem Verse: *frcit et humano corde volare Deum* das bezeichnete Wort mit Recht von ihm in Schutz genommen, und durch Xenophons ψυχῇ δὲ ἀνθρώπου ἱσταμένου ἔρωτος (Sympos. VIII, 1.) gut erläutert. Der schöne Gegensatz *humano — Deum* hätte vielleicht zugleich mit in Anschlag gebracht werden sollen. Auch Hr. v. *Knebel* fasste den Sinn nicht anders: *Liess, wie des Menschen Herz, schweben im Fluge den Gott.* — Mehrere Conjecturen, die Hr. *A.* vorgeschlagen, sind zu gewagt (wie z. B. Lib. II. El. VIII, 27. *Sic nos nunc inopes lauris tibi cingere crines*, anstatt *laudis conscendere carmen*, was die Nachbildung eines griechischen Ausdrucks verräth), andere unnöthig: jedoch wird auch der missbilligende Leser bald wieder durch manche Verbesserungen ausgesöhnt, die glücklich das Ziel treffen. Dahin rechnen wir z. B. eine gelegentlich beygebrachte Correction in Anacreons XXIV, 1. Ἐπειδὴ βροτὸς ἐτύχθην βιότου τρίβον ὁδεύειν, Δρόμον (statt Χρόνον) ἔγνων, ὃν παρῆλθον, ὃν δ' ἔχω δραμεῖν, οὐκ οἶδα.

Wir würden mehrere Stellen ausheben, auch aus der Elegie an Livia Augusta, wo der Vf. sehr treffend einige Interpolationen erweiset, wenn wir nicht noch ein Wort über die vorgesetzte Epistel des Hn. Pr. *Jacobs* zu sagen hätten. So reichhaltig diese an sinnreichen Verbesserungen ist, von denen die oben erwähnten nur den kleineren Theil ausmachen: so sehr verdienen die darin kurz angedeuteten Grundsätze der Kritik und Erklärung dieses Dichters eine besondere Empfehlung. Mit Recht dringt Hr. *J.* darauf, dass man noch sorgfältiger und beständiger, als seither geschah, den griechischen Quellen, aus denen Properz schöpfte, nachspüren, und da diese grösstentheils versiegt sind, auch die abgeleiteten, oft trübe fliessenden Bächlein auffsuchen müsse. Die spätern griechischen Dichter, namentlich die anthologischen, deren Verse oft wunderbar mit den Properzischen zusammenstimmen, ahmten nicht sowohl den römischen Dichter nach, sondern dieser und jene folgten gemeinschaftlichen Vorbildern. Vor allem aber wird der Kritiker und Exeget, bevor er einen festen Schritt wagt, zu der Autorität alter Handschriften zurückkehren, und uns den Dichter lieber lückenhaft und zerstückelt liefern, als dem Unfug, den Scaliger und dessen Nachfolger durch die berüchtigten Transpositionen trieben, länger die Hände bieten. Denn oft geschieht es, dass man da Verbesserungen versucht, wo fürs erste nöthig war, die von Scaliger eingeführte Ordnung oder Unordnung der Verse zu verlassen. Selbst unserm Kritiker, so wie Hn. *Ast*, scheint bey *Lib. II. Eleg. 19. v. 45—50.* so etwas begegnet zu seyn. Allein die Aufsuchung der Lücken und die Wahrnehmung dessen, was durch Abschreiber verwirrt worden ist, hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, die in dem freyern und ungebundneren Gange der elegischen Dichtungsart liegen: sie erfodert einen Kenner der Properzischen Manier von sehr feinem Geschmack, richtiger Beurtheilungskraft und eigenem Dichtergefühl. Indess scheinen in den Properzischen Gedichten mehr Lacunen zu seyn, als man wohl vermuthen dürfte. *Persuasum mihi habeo*, sagt Hr. *J.*, *in eo codice, unde omnes quibus Propertii editores usi sunt, libri fluxerunt — non eo, quem Pontanus in cella vinaria invenisse narratur, sed antiquiore — multorum Elegiarum nonnisi fragmenta fuisse lecta, quae librarii insequenti tempore modo coniunxisse, modo distraxisse videntur. Certe hoc mihi vere statuere videor, plures passim Elegias temere esse coniunctas, quas futurus editor separandas et distinguendas curabit.* Dies letzte wird an der 10ten Elegie des 2ten Buchs (welche hier in drey Gedichtchen aufgelöset erscheint), auf eine Art gezeigt, der man, zum Besten des römischen Callimachus und seiner Leser, viele Nacheiferer wünschen muss.

Leipzig, b. Rabenhorst und Paris, b. Pougens: *Nouveau Dictionnaire de Poche François-Allemand et Allemand-François.* Enrichi des Expressions nouvellement créées en France. *Deuxieme Edition.* Entièrement refondue, et augmentée de plusieurs milliers de nouveaux mots. On y a joint des tables des verbes irreguliers et des nouvelles mesures, poids et monnoies de la république françoise. *En deux Parties.* I. François-Allemand. 246 S. II. Allemand-François. 214 S. 1798. in Taschen-Quartformat. (Schreibpapier und broschirt 2 Rthl.)

Die erste Auflage dieses Taschenwörterbuchs war in kurzer Zeit vergriffen. Was der Titel von den Vermehrungen der zweyten Auflage sagt, haben wir pünktlich wahr befunden. Auf 214 S. des französisch-deutschen Wörterbuchs, stehen über 30000 Artikel. Der Verleger hat eine äusserst feine und kleine Schrift dazu in England giessen lassen, und dadurch, ist ungeachtet der vielen Zusätze, das Volumen dieses Buchs doch noch verkleinert worden. Ein Register der französischen Maasse besonders beyzufügen, war sehr wohl gethan. Man kann sie so alle sehr leicht übersehen. Ausserdem sind jetzt die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter genau und richtig angegeben; und es leidet also wohl keinen Zweifel, dass des Herausgebers und Ver-

Verlegers rühmliche Sorgfalt für die Brauchbarkeit und Bequemlichkeit des Buchs ihm den Beyfall beider Nationen erhalten und vermehren werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FREYBERG, b. Cratz: *Neues bergmännisches Journal*, herausgegeben von *Köhler* und *Hoffmann*. Erster Band. 1795. 576 S. 8. (2 Rthl.)

Die scheinbare Verspätung gegenwärtiger Anzeige hat ihren Grund in der verspäteten Vollendung dieses ersten Bandes, die man abwarten mufste, und die erst in diesem Jahre bewirkt wurde. Die Herausg. binden sich nicht mehr an gewisse Termine, sondern lassen die einzelnen Stücke erscheinen, so wie sich taugliche Materialien dazu finden, worüber bey diesem Bande drey volle Jahre verflossen sind. Der Inhalt besteht in Folgendem: I. *Beschreibung des Verfahrens beym Torfstechen im Halberstädtischen, und vorzüglich zu Schadeleben*, 1790. aufgezeichnet. Diese äusserst genaue Beschreibung leidet keinen Auszug. Merkwürdig ist, dafs das Terrain, welches hier zu Gewinnung dieses Brennmaterials benutzt wird, der ehemalige Gaderslebensche See, ursprünglich Ackerfeld, Sumpf und Wiese war, 1455 aber durch Burkhard II. Bischof in Halberstadt, durch Aufspannung der Ausflüsse in einen See, dessen Spiegel 9048 Morgen hielt, verwandelt, und 1709 wieder abgestochen wurde. Der Torf ist unstreitig vor der Anlage des Sees schon vorhanden gewesen, indem man gegenwärtig noch alte mit Steinen überschüttete Fahrstrasen abzuräumen hat, um zu dem Torflager zu gelangen. S. 2. heisst es, der Torf scheine hier sein Entstehen mehr den Sumpfpflanzen als wirklichem Holze zu verdanken zu haben, Rec. kennt aber gar keinen Torf, der aus Holz entstanden wäre; denn einzelne Wurzeln und Stöcke in Torfmooren sind wohl von ehemals da gestandenen Bäumen übrig geblieben, so wie es sich im Torf auf dem Boden bisweilen findet. II. *Nachrichten von der Beschaffenheit des Bergbaues und der Gebirge in den vereinigten nordamerikanischen Freystaaten*, aus dem Englischen übersetzt durch *Walther*. Ein einzigmal fand man eine Goldstufe in Virginien; ein Bleybergwerk aber befindet sich an der Kronhaway. Auf Einer Seite lieset man, dafs die *Gänge* mit Schiefsen gewonnen werden müfsten, und dafs zwey dieser *Flötze* abgebauet würden. An andern Orten Virginiens hat man Bley- Kupfer- Eisen- und Steinkohlenbergwerke, besonders aber Salpeter, den man in Höhlungen des Kalkgebirges gewinnt. Ueber die Entstehungsart der dortigen Gebirge, die gröfstentheils zu den uranfänglichen zu gehören scheinen, äussert sich übrigens der Vf. sehr unbefriedigend. III. *Bemerkungen über die Lehmannische Theorie, den generellen Zusammenhang der Flotzkalkarten mit den Steinkohlenflötzarten betreffend; nebst Darstellung einer auffallenden Thatsache, welche selbige bestätigt.* Diese Thatsache besteht darin, dafs ein Theil des Mansfeldischen Schieferflötzes sich an das Wettinische Steinkohlenflötz anlegt, Rec. möchte lieber sagen, dasselbe bedeckt, denn einige Schächte der dasigen sogenannten Stadtrevier gehen wirklich durch das rothe todte liegende des Schieferflötzes auf die Steinkohlen und die sie begleitenden Flötzschichten nieder, und man findet Schieferholden und Steinkohlenholden in nicht gar weiten Entfernungen von einander. Sehr problematisch findet Rec. auf dem beygefügten Kupfer eine Leimenschicht unter Kalkgebirge. Was dies auch immer für eine Art Kalkgebirge seyn mag, welches genau hätte bestimmt werden sollen; so ist sie doch gewifs älter als der Leimen, und kann nicht wohl über demselben angetroffen werden. IV. *Kurze metallurgisch- und mineralogisch-chemische Bemerkungen*, vom Hn. Prof. *Lampadius*. V. *Von dem Steinkohlendebit in Schlesien, in den Jahren* 1792 und 1793. In dem ersten dieser Jahre wurden 1.371.012 Scheffel abgesetzt, wovon in den Königl. Staaten allein 1.340.769 Scheffel verbraucht und dabey 264,152 Klafter Holz erspart wurden. Im folgenden Jahre war der Debit etwas geringer. VI. *Bergwerke in Kärnthen* (aus den *Kindermannischen* Beyträgen zur Vaterlandskunde.) Man treibt hier Bergbau auf Gold, Silber, Spiefsglas, Bley, Kupfer, Schwefel und Eisen, welches letztere wiederum Materialien zu mehrern einträglichen Fabriken liefert. Dabey läfst man noch vier Quecksilberbergwerke unbebauet liegen. Auch hat man Torf, Steinkohlen und Marmor. VII. *Einzelne Bemerkungen* in Briefen, von dem Hn. *v. Buch* in Halle. Es werden hier einige seltnere Stücke aus der Mineraliensammlung des Hn. Prof. *Forsters* angezeigt, so wie auch einige interessantere Puncte der Gegend um Halle. Allerdings kann eine nähere Beleuchtung über das Daseyn des süfsen und gesalzenen Sees in der Graffschaft Mansfeld Aufschlufs über die ältere Geschichte dieser Landschaft geben.

Zweytes Stück. I. *Ueber das Verbergen der Rhone bey Belgarde.* Dieses Verbergen geschiehet bey Mol, wo der Flufs die Grenze zwischen Frankreich und Savoyen bestimmt. Er geht da über Kalksteinflötze, mit welchen Thonschichten abwechseln. Der Flufs hat sich da eingewaschen, die weichen Flötze in der Tiefe aufgelöst, und seinen Lauf durch die sich gemachten Höhlungen genommen. Er verbirgt sich daher gänzlich unter der Oberfläche und kömmt in einer Entfernung von etwas mehr als 300 Fufs wieder zum Vorschein. II. *Geognostische Nachrichten über die Alpen*, in Briefen aus Helvetien, von Hn. *Escher*. Der gröfsere Theil des Cantons Zürich bestehet aus Sandstein und Mergel, zwischen deren Schichten auch schwache Steinkohlenflötze angetroffen werden. Auch findet man viel Nagelfluh in horizontalen Schichten, in deren Gemenge sich ungemein viel Porphyrgeschiebe befinden, ungeachtet man in der ganzen Schweitz keine Porphyrgebirge antrifft. An verschiedenen Orten wechseln Nagelfluh und Sandstein regelmäfsig mit einander ab, gehen, besonders am östlichen Ufer des

des Zuger Sees eins in das andere über, und bilden die nordwestlichen Vorgebirge der Alpen, bis sie endlich am Rigi beym Lowerzer See durch Kalkstein bedeckt werden. III. *Ueber die vortheilhafteste Art, Zinnerze zu probiren*, von dem verstorbenen Hn. *Wenzel* in Freyberg. IV. *Beyträge zu einer Oryktographie von Russland und vorzüglich von Sibirien.* Man findet hier 108 Gattungen des Wernerischen Systems aufgezeichnet, die in diesem Lande zum Theil von besonderer Schönheit angetroffen werden, und dennoch vermisst man einige ganz gemeine Dinge, als: Basalt, Olivin, bituminösen Mergelschiefer, bituminöses Holz und einige andere.

Drittes und viertes Stück. I. *Fortsetzung des vorigen.* II *Ein Nachtrag von* Hn. *Hawkins* zu seinem Schreiben in einem der vorigen Stücke dieses Journals, die Wattische und Hornblowerische Feuermaschine betreffend. III. *Vorläufige Nachricht von einer chemischen Untersuchung des Maenakans.* Sie geschahe vom Hn. Prof. *Lampadius*, und nach ihr sind die charakterisirenden Bestandtheile dieses Fossils Titan und Eisen; die Neben- oder zufälligen Bestandtheile aber Thonerde, Kieselerde und Schwefel. IV. *Nachricht von einer durch den Hn. Oberbergrath v. Humboldt entdeckten magnetischen Gebirgsmasse.* Man hat bisher so viel über diese und ähnliche Gebirgsmassen gelesen, dass eine nähere Anzeige davon hier überflüssig seyn würde. V. *Schreiben von dem Hn. da Cahara de Bethencourt* an seinen Recens. in der A. L. Z. Der Vf. vertheidigt seine Meynung, dass der Tokayer Obsidian neptunischen Ursprungs sey, gegen den Recens., der dieses bezweifelt hatte. VI. *Auszüge aus dem Journal de Mines.* Der Wohlfahrtsausschuss hat, um in Frankreich Bergbau in Umtrieb zu bringen, beschlossen, ausser den Mitgliedern des Bergwerks-Collegiums, acht Inspectors, zwölf Ingenieurs (Markscheider) und vierzig Eleven anzustellen, die eigentlich beständig reisen, und die Gebirge untersuchen sollen.

Fünftes und sechstes Stück. I. *Kurze Beschreibung einer mineralogischen Reise durch Ungarn, Siebenbürgen und das Bannat.* von *Esmark.* Dieser Aufsatz enthält nebst den Hoffmannischen Anmerkungen auf 207 Seiten so viel Lesenswerthes, dass es des eingeschränkten Raumes wegen unmöglich ist, einen Auszug davon zu liefern. Wahrscheinlich wird er auch als ein eignes Büchlein besonders abgedruckt erscheinen, wo wir das Versäumte nachholen können. II. *Auszüge aus dem Journal des Mines* etc. Sie haben vorzüglich die Verkohlung des Torfs und dessen Benutzung zum Gegenstande. III. *Ueber den Honigstein*, von Hn. *v. Heynitz.* Man findet hier eine vollständige Beschreibung aller Abänderungen und der äussern Kennzeichen dieses seltenen Fossils, dessen Hauptbestandtheil Kohlenstoff ist. IV. *Sammlung einiger Aktenstücke, die von dem Hn. v. Humboldt entdeckte polarisirende Gebirgsart betreffend.* Hr. *v. H.* bestimmt hier diese Gebirgsart genauer. Hr. *v. Charpentier* und Hr. Bergmeister *Beyer* stellten Versuche mit andern Gebirgsarten an, und fanden ähnliche Eigenschaften an ihnen. Den Schluss dieses Bandes machen V. *Bemerkungen über das Vitriol- und Schwefelwerk zu Schreiberhau in Niederschlesien.*

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Catéchisme politique à l'usage d'un jeune prince, destiné a regner*, avec des notes historiques et critiques, par *le Comte de T.* 1797. IV u. 64 S. 8. (6 gr.) In einem von Sprach- und Druckfehlern entstellten *Avant propos* unterhält der Vf. oder Herausg. den Leser von der Wichtigkeit des Erziehungsgeschäfts, besonders bey den, zu Regenten bestimmten, Kindern; dann folgt ein *Avertissement*, von dem Rec. den Anfang seiner Sonderbarkeit wegen, hier mittheilen will. „*En rassemblant dans cet ouvrage les premiers éléments de l'éducation politique d'un jeune Prince, on s'est plus occupé de l'importance de les graver matériellement de bonne heure dans sa mémoire, que de les mettre à la portée de l'intelligence d'un enfant, ce qui était impossible.*" Das Ganze ist in Fragen und Antworten verfasst, und scheint in jeder Rücksicht die Arbeit eines Schülers, aber eines gutmüthigen Schülers, zu seyn; denn auch die strengen und zum Theil absurden Grundsätze über Zusammenberufung der Stände, Religion und Pressfreyheit, (S. 62. *L'invention des Gazettes étrangeres est encore une mauvaise chose. Si elles présentent de bons exemples, le peuple doit les trouver chez lui, s'ils sont mauvais, il faut le préserver de la Contagion,*) sind offenbar mehr seinem Unverstande, als seinem bösen Willen zuzuschreiben; unverschämt aber bleibt es freylich immer, wenn man nicht einmal orthographisch schreiben kann, der Lehrer künftiger Regenten werden zu wollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Dresden*, b. Meinhold: *Ueber den Einfluss, den der fortschreitende Geist des Zeitalters auf die höhere Cultur des Officiers haben kann und soll.* 1798. 16 S. 8. Als der neuernannte Chef der Ritterakademie zu Dresden, der würdige Obrist von *Christiani*, dieses jetzt vorzüglich blühende Institut feyerlich übernahm, drückte Hr. Prof. *Politz*, im Namen sämmtlicher Lehrer, durch vorliegende Rede die Empfindungen der Freude und gerechten Erwartung aus, welche der Name eines solchen Vorstehers den nähern und entfernteren Theilnehmern an dieser Erziehungsanstalt des sächsischen Adels einflösst. Der gewählte Stoff ist der Veranlassung angemessen, und die Ausführung würdig des Redners. Nachdem Hr. *P.* zuförderst gezeigt hat, worin der fortschreitende Geist des Zeitalters, seinem Ursprunge und Wesen nach, bestehe; dass der Einfluss desselben nicht aufgehalten werden könne; dass er sich selbst unwillkürlich allen Ständen und Verhältnissen des menschlichen Lebens mittheile: so fragt er, welche Richtung dieser Geist nehmen, und welchen Einfluss er insonderheit auf die Bildung *des künftigen Officiers* haben könne und solle? Der Officier muss zuerst sich als *Mensch* richtig kennen lernen; er hat ferner die allgemeinen Verpflichtungen des *Staatsbürgers* zu vollziehen; andere Pflichten liegen ihm als *Bewohner der Erde* ob, und zuletzt ist er im Staate zugleich das *Mitglied eines besondern Standes*, dessen höchster Zweck die Vertheidigung des Vaterlandes gegen fremden Angriff und die innere Sicherheit seiner Verfassung ist. Nimmt man auf alle diese Puncte genaue Rücksicht; so kann man sich leicht das *Ideal einer militärischen Erziehung* bilden, welches in dieser Rede mit wenigen, aber treffenden Zügen entworfen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. März 1799.

NATURGESCHICHTE.

UPSAL., b. Edman: *Gustavi Paykull — Fauna Suecica. Insecta.* Tomus II. 1798. 234 S. 8.

Wir geben mit Vergnügen dem naturhistorischen Publicum Nachricht von der Erscheinung des zweyten Theils dieses sehr interessanten Insectenwerks. Da man von einem schwedischen Naturforscher und von dem Vf. einer Fauna Suecica über manche zweifelhafte und schwierige Arten in Linné's Werken Licht erwarten wird; so hoffen wir Dank zu verdienen, wenn wir besonders auf die Linneischen Citate und dann auf die neuen Gattungen und Arten unsere Aufmerksamkeit einschränken, um nicht durch kritische Durchmusterung aller Arten den vorgesteckten Raum zu überschreiten.

Dieser Theil begreift, nach Fabricischer Anordnung, die Käfergattungen *Anthrenus* bis *Buprestis*.

Coccinella aptera ist, wie der Vf. richtig anführt, die *impunctata* von Linné, unter uns hat sie Creutzer in Panz. Fn. G. 36. 4. zuerst bekannt gemacht. Der Vf. erlaube dem Rec. die Bemerkung, ob es nicht überhaupt und besonders für ihn, als Nachfolger des Linné, schicklich wäre, wenn er die Linneischen Artnamen den übrigen vorzöge? Auf diese Weise kann man auch mancher Inconsequenz in der Namengebung entgehen, weil man bey gewissenhafter Erhaltung der von Linné, Fabricius, wenn Linné das Thier nicht kannte, u. a. gegebenen Namen sehr oft der Versuchung nicht ausgesetzt wird, einen neuen Namen zu geben, wo Linné's oder Fabricius, Herbst's u. a. Name nicht passend genug scheint. — Rossi's *Immaculata* gehört nicht hierher. — Linné's *Coccinella bipustulata* ist nicht die vom Vf. so genannte oder *renipustulata* Schneid. sondern die folgende *fasciata*, da Linné ausdrücklich sagt, dass der rothe Fleck aus drey Puncten zusammengesetzt sey. Oft aber ist es ein zusammenhangender Bindenfleck, und darauf bezieht es sich, wenn Linné in der Fn. Sv. anführt, dass er *zuweilen* unterbrochen sey. Uebrigens müssen wir noch bemerken, dass in der Diagnosis statt *Elytris punct. duob. rubr.* gesetzt werden muss *Coleoptris*, denn jenes würde andeuten, dass jede Flügeldecke zwey rothe Puncte habe. Wir würden dies nicht erinnern, wenn wir diese Verwechslung nicht öftrer wiederfänden, wo sie oft zu Missdeutungen Gelegenheit geben könnte. — Durch die bey *C. 16-guttata* angezogenen Citate *C. bisseptemguttata* und *15-guttata* Fabr. sollte man fast verleitet werden, zu glauben, der Vf. halte diese für die wahre Linneische *16-guttata*; allein seine Anmerkung von dem verbreiteten Rande, der die *16-guttata* so sehr charakterisirt, widerlegt dies. Wir halten Fabricius *16-guttata* für die wahre Linneische, nur hat Fabricius die Tropfen in anderer Ordnung gezählt. — Die *Cassida aquestris* ist denn doch wohl eher die *C. viridis* Lin. als die folgende *viridis*, da Linné die Füsse als blass angiebt, welche bey der *Viridis* an der Wurzel sehr breit schwarz sind. Wenn der Vf. die *Vibex* Lin. Fab. für Abänderung seiner *Viridis* erklärt, so hat er wahrscheinlich nicht die selbstständige *Vibex*, sondern eine wirkliche Abänderung vor sich gehabt. — In der *Chrysom. Göttingensis* des Vfs. erkennen wir die *Coriaria* Laichart. und Fabr. Warum Hr. v. Paykull die Fabricische *Göttingensis* hierher und nicht zu der folgenden *haemoptera* gezogen hat, ist wohl in der Fabricischen Anmerkung zu suchen, worin er sagt: *Copula connexas vidimus et inter se et cum Tenebricosa.* Allein besser nimmt man darauf gar keine Rücksicht, da *Tenebricosa* auffallend von *Coriaria* verschieden ist, und achtet lieber auf Fabricius ausdrücklichen Zusatz: *Plantae rufae.* Man setze also bey des Vfs. *Goettingensis* statt des wegzulöschenden Citats: *C. Goettingensis Fab.* die *Coriaria* Fab. und bey des Vfs. *Haemoptera* streiche man die *Haemoptera Fab.* weg, und schreibe *Göttingensis Fab.* dafür hin. Die Linneische *Haemoptera* ist glücklich zur *Hottentotta Fab.* gezogen. — Die *C. Geminata* ist eine Abart der *Gemellata* Rossi und *Olivacea* Schall. Hall. Abhandl. I. p. 272. — Die *Lurida* L. und F. ist ganz sicher eine besondere Art und darf nicht als Abänderung der *Viminalis* angesehn werden. Vielleicht hielt der Vf. eine wirkliche Abart für diesen Käfer. Ob die *Chr. rufipes*, zu der unrichtig die *C. 6-punctata* Fab., welche Abänderung der in der Anmerkung beschriebnen Chrysomele ist, gezogen wird, eine von *Viminalis* verschiedene Art sey, scheint noch vielem Zweifel unterworfen. Es ist wahr, der rothe Mund und die rothen Füsse, und, was wir nicht angegeben finden, die Stellung der schwarzen Flecke des Brustschilds unterscheiden sie; allein dann möchte die Race der *Viminalis* mit schwarzem nur an der Seite gelbem Brustschilde und rothen Schienbein, die auch mit ganz schwarzem Brustschilde, und endlich völlig schwarz (als *haemorrhoidalis*) erscheint, eben so gegründete Ansprüche auf die Rechte einer besondern Art machen. — *Chrys. marginella* muss schon wegen der viel schmalern Statur von *Hannoverana* abgesondert werden, die aber zuweilen mit gleicher Zeichnung vorkommt. — Wegen des Linneischen Citats bey *C. Cochleariae* sind wir mit Hn. Paykull nicht

nicht einig. Die *C. Armoraciae* Lin. welche er dahin zieht; kommt ja genau mit unserer *Armoraciae* überein; Linné erwähnt auch gar keiner Punctstreifen. Aber dafür rechnen wir Linné's *C. Betulae*, die der Vf. bey *C. Vitellinae* als Abart unter zubringen denkt, zur *Cochleariae*. — Die Fabricische *Crioceris Phellandrii* bildet hier eine neue Gattung *Helodes*. So unbequem der Stand dieses Käfers bey den Crioceren war, so sehr bezweifeln wir doch die eignen Gattungsrechte desselben, da der Käfer mit *Chrys. marginella*, *Hannoverana* u. a. in so enger Verbindung steht. — *Galleruca salmariensis* ist ganz richtig die Linneische, aber nicht die von Fabricius, welche sich aufser der Gröfse und Farbe auch noch durch eine abgekürzte schwarze Binde an der innern Wurzel der Flügeldecke unterscheidet. Sie ist die *Xanthomelaena* Schrank En. 145. und *Crataegi* Forster Cent. 28. Auch Geoffroy hat diese und nicht die Linneische, Müllers *aquatica* beschrieben. — Bey *Endomuchus succinctus*, Fabricius 4-*pustulatus* citirt der Vf. Linné's *Silpha succincta*, welches unsern völligen Beyfall haben würde, wenn nur nicht Linné die Fühlhörner an der Spitze dicker angäbe. — Die *Cistela cervina* macht die neue Gattung *Atopa*, die gewifs viel Aehnliches mit *Cebrio* haben wird. Eine andere neue Gattung *Cyphon*, die aus *Cistela pallida*, *Galleruca hemisphaerica* gebildet ist, nähert sich den Lampyren. — Dafs die *Dryops aenea* die Fabricische nicht ist, können wir um so bestimmter versichern, da die Olivierische umständliche, auch nach den Bankfischen Exemplaren verfertigte, Beschreibung, keiner Streifen erwähnt. Uebrigens aber ist sie ihr nahe verwandt und Oliviers Bemerkung, dafs die *D. aenea* gar nicht zu dieser Gattung gehören könne, wird auch auf sie anwendbar seyn. Olivier verbindet die Fabricischen Dryops mit Necydalis und nennt die daraus entstandene Gattung *Oedemera*. Den schönen und selten von Paykull beschriebenen Käfer möchte Rec. vor der Hand zu *Calopus* zählen. — *Dasytes* ist wieder eine neue aus *Lagria nigra*, *caerulea*, *nigricornis* und *flavipes Fab.* gebildete Gattung. Da diese Käfer, wozu noch viele andere Lagrien gehören, die von Lagria sehr abweichen, mit mehrern Melyren in der nächsten Verwandtschaft stehen, so scheint sie Olivier nicht mit Unrecht damit verbunden zu haben. Aber freylich müssen dann die Gattungskennzeichen der Melyren noch einmal genauer bestimmt werden. — Bey *Das. niger*, *Lagria nigra* Fabr., vermissen wir das Citat *Dermestes niger* Lin. — Bey *Pyrochroa coccinea* citirt der Vf. die *Cantharis coccinea* Lin. Fn. Suec. die *Lampyr. coccinea* des Syst. Nat. rechnet er zum *Lycus sanguineus* und die *Lamp. sanguinea* L. S. N. *Canth. sang.* Fn. Sv. zum *Lycus Aurora*. Die bey diesen Käfern herschende und fast von niemand bemerkte Verwirrung scheint auf diese Weise glücklich gehoben. Schon in Hellwigs Ausgabe von Rossi Fn. Etrusc. 1. 188. 417. finden wir die Vermuthung aufgestellt, dafs Linné's *Lamp. sanguinea Canth.* der Fn. der *Lyc. Aurora* sey. Rec. glaubt, der Verwirrung noch genauer auf den Grund gekommen zu seyn. Die erste Ausgabe der Fn. Suec. liefert uns von *Cantharis sanguinea* eine völlig mit *Lyc. sanguineus* übereinstimmende Beschreibung. Wir finden diese Beschreibung in der zweyten Ausgabe ganz wieder bis zu den Worten *tenuissime striata*. Von dem darauf folgenden *costis 6 longitudinalibus* fängt ein Zusatz der zweyten Ausgabe an, und gerade dieser Zusatz bezeichnet den *Lyc. Aurora*. Wenn man den Zusatz aufmerksam mit der ersten Beschreibung vergleichen will; so wird man jetzt wirkliche Widersprüche entdecken; denn die Beschreibung sagt: die Flügeldecken sind sehr fein gestreift, welches auf *Lyc. sanguineus* pafst und der Zusatz: es sind auf den Flügeldecken sechs erhabene Rippen u. s. w. — jene: das Brustschild sey roth mit einem auch das Schildchen deckenden schwarzen Rückenflecke; dieser: das Brustschild roth mit erhabenen Linien, auf schwärzlichem Grunde. Man mufs also die *Lamp. sanguinea* S. N. und Fn. Sv. zu *Lycus sanguineus* rechnen — da überdies Linné's *thoracis lateribus rubris* nur auf *Sanguineus* und nicht auf *Aurora* pafst — und zu *Lyc. Aurora* die Bemerkung schreiben, dafs Linné in der Fn. Su. sie mit *Sanguineus* verwirre. Dadurch fällt das Citat *Lamp. coccinea* S. N. bey *Lyc. Sanguineus* von selbst weg, und gehört gewifs zu *Pyr. coccinea*. Denn da Linné die *Canth. coccinea* der Fn. Sv. dabey citirt, da diese, wie der Vf. selbst anführt, ohne allen Zweifel die *P. coccineea* ist, so steht weiter nichts im Wege, als dafs im Syst. Nat. die Flügeldecken als gestreift, in der Fn. Sv. als ungestreift angegeben werden. Man kann dies aber leichter für ein Versehen halten, oder, wenn man will, man kann eher glauben, Linné habe dadurch die Reifen der Flügeldecken der *P. coccinea* andeuten wollen, als dafs man annimmt, Linné hat dasselbe Insect zweymal hintereinander aufgeführt, und hat das anderemal das grofse Versehen begangen, das schwarze nur an den Seiten rothe Halsschild als ganz roth zu beschreiben. — *Ceton. metallica* ist *marmorata*. — Die *Buprestis variolosa* findet man hin und wieder in den Sammlungen unter dem Namen *plebeia*. — Ist *Bupr. clypeata* vielleicht Abänderung von *tarda*? — Die *B. congener* ist Fabricius *affinis* und vielleicht die wahre *Chrysostigma* von Linné.

Dem dritten Theile, der die übrigen Käfergattungen enthalten wird, sehen wir mit Verlangen entgegen. Wir wünschen darin diejenigen Linneischen Käfer, die der Vf. selbst noch nicht kennt, in einem Anhange aufgeführt, und das Register über die drey ersten Theile zu finden.

Leipzig, b. Linke: *Der kleine Vogelfänger.* Ein Buch zunächst für Knaben, welche Jäger, oder Oekonomen werden und ihre Leibeskräfte auf eine nützliche Art üben wollen; auch für diejenigen brauchbar, welche Vögelliebhaber sind. *Erstes Bändchen A bis F.* 1798. 128 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. ist der Meynung des Hn. *André*, dafs Vögelfangen eine nützliche Beschäftigung für Knaben sey,

sey, und theilt ihnen daher dieses Wörterbuch mit, welches er zu seinem eigenen Vergnügen aus *Döbel*, *Naumann*, der *Anweisung alle Arten Vögel zu fangen*, *Aitinger*, *Bechstein*, u. s. w. zusammengetragen hat, und welches sich nicht blofs mit dem Vogelfang, sondern auch mit der Zucht und den Krankheiten mancher Vögel, selbst der Falknerey, wenn gleich sehr kurz, beschäftigt. „Ich mache auf weiter nichts Anspruch, sagt der Vf., als auf das etwanige Verdienst eines Sammlers, der das Zweckmäfsige vom Unzweckmafsigen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden gelernt hat." Dies Verdienst kommt auch dem Vf. in der That zu, obgleich einige Artikel wohl zu kurz ausgefallen sind, um einen deutlichen, oder nur überhaupt um einen Begriff zu geben: z. B. „*Falkenkappe* oder *Falkenhaube*. „Die Falkenirer heifsen diejenigen, für die Falken, „Habichte u. s. w. aus Leder bereiteten Hauben also, „welche sie den genannten Vögeln bey der Zähmung „und der Baitze aufsetzen." Bey den Vögeln selbst ist ihr Linneischer Name, die vielen deutschen Provinzialnamen, die Ordnung des Linneischen Systems, Vaterland und Aufenthalt, Nahrung, Nest und Eyer, Sprache und Fang angegeben. Die Beschreibungen hat der Vf. weggelassen; bey manchen Arten würden sie doch denjenigen, denen dies Buch bestimmt ist, gute Dienste geleistet haben; aber auch so wird dasselbe ihnen immer ein nützliches und angenehmes Geschenk seyn.

Kopenhagen und Leipzig, b. Schubothe: *Carl Gottlob Rafn's*, Assessors etc. *Entwurf einer Pflanzenphysiologie*, auf die neuern Theorien der Physik und Chemie gegründet; mit vielen Zusätzen und Veränderungen des Verfassers. Aus dem Dänischen übersetzt von *Johannes Ambrosius Markussen*. 1798. 346 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn wir den Vf. nach der Vorrede beym Wort nehmen; so war es die lobenswerthe Absicht, welche ihn bey diesem Entwurf leitete, alles zu sammeln und in eine gewisse Ordnung zu bringen, was seit *Malpighi* und *Grew*, *Hales*, *du Hamel* und *Bonnet*, *Ingenhouss*, *Senebier* und *Humboldt*, van *Marum*, *Brugmans* und *Uslar*, über Pflanzenökonomie gesagt, beobachtet, debattirt und als richtig geprüft worden; seinen Landsleuten vorzüglich diese zerstreuten Resultate mannichfaltiger Beobachtungen und Versuche, zu einem Ganzen vereinigt, bekannt und dabey dasjenige bemerklich zu machen, was wir in diesem wichtigen Zweige der Naturkunde nicht wissen, oder dazu erfoderlich sey, diesen Mängeln so viel möglich abzuhelfen. In der Einleitung erklärt also der Vf. die erfoderlichen Kenntnisse dazu, und woraus diese zu schöpfen sind; in wieferne wir durch Erfahrungen und Vernunftschlüsse zu richtigen Vorstellungen von den Naturbegebenheiten gelangen können. Aus der neuern Physik und Chemie werden die vorlaufigen Begriffe: Anziehungskraft, Abstofsungskraft, Elasticität, Cohäsion, chemische Verwandtschaft erläutert. Dann folgen die Grundstoffe der Pflanzen: Lichtstoff, Wärmestoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Salpeterstoff. Erdarten, Verbrennen, Gährung, Faulnifs, Elektricität. Ueberhaupt wird hier das antiphlogistische System nach *Girtanner*, *Richter* etc. recht gut vorgetragen, dabey scheint uns aber der Vf. selbst nicht wirklicher Chemiker zu seyn. *Uslar* sagt z. B. in seinen Fragmenten: Pflanzen, die viel Oxygén enthalten, haben meiner Meynung nach sehr oft eine hellgrünere Farbe; unser Vf. äussert dabey die besondere Vermuthung, es möchte wohl ein Irrthum seyn, da der *wilde* Salat sehr hellgrün sey, gerade als wenn ein Korper, der das Princip der Säure (Oxygén) enthält, auch sauer schmecken müsse! — Warum schmeckt Wasser, welches aus Hydrogen und Oxygen componirt ist, nicht sauer? — Das Wichtigste aus der Anatomie der Pflanzen: Zellgewebe, Fibern, Spiral, Luft, Wassergefäfse. Theile, welche aus diesen Gefafsen entstehen; Oberhaut, Rinde, Bast, Splint Holz. Anatomie der Blätter, des Kelchs, der Befruchtungstheile, der Keime des Samens. Die flüssigen Theile der Pflanzen. Pflanzenphysiologie. Aehnlichkeit der Pflanzen mit den Thieren. Lebenskraft, Zusammenziehungskraft, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Bildungstrieb, Reproductionskraft, Bewegung der flüssigen Theile. Pflanzenschlaf, Ausdünstung, Geruch, Farbe, Geschmack, eigene Wärme, Bestandtheile chemisch betrachtet, Ernährung, Einflufs des Klima auf die Pflanzen. Standörter. Von der Erzeugung und Befruchtung, Fortpflanzung durch Verlangerung, durch Augen, Zwiebeln, Knollen, Sprossen, Krankheiten. — Aus diesen nomenclatorischen Inhaltsverzeichnifs ergiebt sich von selbst, dafs der Vf. die mehrsten Gegenstande aus der Pflanzenökonomie in Betrachtung gezogen hat. Manche Rubriken könnten vollständiger ausgefüllt seyn, andere setzt er unter seine Erfahrungen und Beobachtungen, die wir aber schon längst in den obengenannten Schriften und hier nur nachgeschrieben finden, aber alles dies hindert nicht, dieses Buch seinen Landsleuten vorzüglich zu empfehlen, die gewifs selten eine so reiche Literaturkenntnifs ausländischer Werke besitzen, und unter uns ist die deutsche Uebersetzung denjenigen nützlich, welche sich in gleichem Falle befinden, oder wohl gar nicht wissen, was in ihrem Vaterlande über diese Gegenstände verhandelt worden ist.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Franke: *Italienische Sprachlehre für die ersten Anfänger*, herausgegeben von *K. G. Nitsche*, Subrector an der lateinischen Schule zu Potsdam. 1797. 160 S. 8. (6 gr.)

Um eine weitläufige und folglich kostbare Grammatik den Anfängern entbehrlich zu machen, entschlofs

schloss sich Hr. N. diese Bogen herauszugeben, welche nur die allgemeinen Hauptregeln der italienischen Sprache in der Kürze enthalten sollen. Die Absicht ist lobenswerth. Rec. findet aber in dem Werkchen selbst manche Unrichtigkeit. In der Lehre von der Aussprache heisst es S. 2. „*G* vor *a*, *o*, *u*, wie *k*, als *gabbione*." So hart lautet es niemals, sondern wie ein volles *g*, das sich dem *k* nur nähert. Eben daselbst: „*gl* und *gn* wird allemal umgekehrt gelesen, als *egli elgi*, *regnare rengare*." Der Anfänger höre einen Italiener diese Buchstabenverbindung aussprechen, dann wird er vernehmen, dass *gl* und *gn* nicht wie *lg* und *ng*, sondern wie *lj* und *nj* klingen, und dass *n* in solchem Falle einen Nasenton empfängt. — S. 3. lieset man: „*H* wird, wenn es nach *c*, *g*, *e* oder *i* folgt, wie *k* gelesen." Es lautet nur wie *k* in *ch*, aber in *gh* wie ein volles *g*, das sich dem *k* nur nähert. Nach *e* und *i* folgt es nicht; daher müsste die Regel ganz anders ausgedrückt seyn. — Daselbst stehet auch: „*S* zwischen zwey Selbstlautern wird gelinde gelesen, als *casa*, Haus," u. s. w. Gerade in *casa* lautet es im Munde eines ächten Italieners fast so scharf als zu Anfang der Wörter. Hätte der Vf. etwa *sposa* dafür gesetzt, oder ein Adjectiv auf *oso*, *uso* oder *ese*, so würde er seine zum Theil wahre Regel nicht unbewiesen gelassen haben. — Dieselbe Seite sagt: „*Ti* vor einem Vocal wird wie *tsi* ausgesprochen." Ist das wahr in *natio*, *antipatia*, *sentiamo etc.*? Da wo es wie *tsi* ausgesprochen wird, setzt man jetzt ohne Ausnahme ein z. Warum schreibt also der Vf. noch *divotione*, *natione*? — Noch lehrt er auf eben der Seite: „*Sc* vor *e* und *i* wird wie das deutsche *sch* ausgesprochen." Ein ächter Italiener läst es wie *ssch* in einer Sylbe hören, und mildert diese an sich harte Buchstabenverbindung auf eine für den Ausländer schwer nachzuahmende Weise. Doch genug von diesem Abschnitte! — S. 6. Wird gelehrt: „Alle die Wörter, die zum vorletzten Buchstaben ein *l*, *m*, *n*, oder *r* haben, erhalten keinen Endvocal." Man braucht nur irgend ein italienisches Buch aufzuschlagen, um sich von der Ungereimtheit dieser Behauptung zu überzeugen. Die Auslassung des Endvocals beruhet auf Wohlklang, kann aber in keine feste Regel gebracht werden, ausser bey dem Artikel, und *quello*, *uno*, *grande*, *santo*, *bello*, welche unter gewissen Umständen eine Verkürzung leiden. — S. 17 und 18. wird nur der Vergrösserungssylben *accio* und *one* gedacht, aber weder *otto* noch *ozzo*, die doch nicht selten vorkommen. — Eben so unvollständig ist die Lehre der *pronominum* behandelt, weil dem Anfänger nicht gesagt wird, wann er z. B. *a me*, und wann er *mi* setzen soll. — Das Zeichen des Dativs *a*, welches der Italiener nie mit dem Accent belegt, schreibt Hr. *N.* beständig *à*. — Die 2te Person *praes. indicat.* im Plural, *parlate*, schreibt er *parliate*. — Warum mag er *parlerei* doch wohl *parlarei* schreiben, und *imperfectum secundum* nennen? — Das *Futurum* von *parlare* heisst ja nicht *parlarò*, wie S. 51. lehret, sondern *parlerò*. — S. 52. erblickt der arme Anfänger *parlate voi* als Imperativ. Weiss denn der Vf. nicht einmal, dass der Imperativ nie *voi* verträgt, ausser wenn etwa *altri* folgt? Doch wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Unrichtigkeiten hersetzen wollten, die in dieser kurzen Sprachlehre vorkommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. (Ohne Anzeige des Druckorts:) *Kurze Uebersicht der Geschichte des Entstehens und des Fortgangs der christlichen Religion.* 1796. 76 S. 8. (6 gr.) Unter welche Classe von Historikern der Vf. gehöre, und was bey ihm zu suchen sey, mögen unsere Leser aus einigen wenigen Stellen schliessen, die wir aus seinem Schriftchen ausziehen. „Unter den Juden (S. 5.), einem kleinen, unruhigen, schmuzzigen und von aller Welt verachteten Volke ging die Sage von einem kommenden Erretter.... Einer der ersten Führer dieser Nation hatte dies erfunden, um bey den langen Zügen und Streifereyen, die er mit ihr anstellte, ihre Hoffnung zu beleben. Zugleich hatte er ihr ein systematisches Fabelbuch und Gesetze mitgetheilt, die er in zehen Abtheilungen ordnete. Jenes entlehnte er von den Arabern, diese von den Egyptiern." „Die Geburt Jesu (S. 9. f.) ist sehr zweifelhaft. *Toldos Jeseat* (wir lassen alles genau abdrucken) ist der Titel eines hebräischen Buchs, das hierüber einige Aufklärung giebt... Die ersten Kirchenväter reden ziemlich viel, doch nur mit halb gebrochenen Worten von diesem Buche, welches daher sehr wahrscheinlich vor dem ersten Jahrhunderte oder im Anfange desselben geschrieben ist." Die Aufmerksamkeit (S. 63.) und Strenge der Reformatoren verhinderten die Trentinische Kirchenversammlung, die heilige Jungfrau Maria zur vierten Person der Gottheit zu machen, welches sie sonst zuverlässig würden gethan haben. Doch, um die Jungfrau zu trösten, gaben sie ihr den Titel: Mutter Gottes und Königinn des Himmels." — Man sollte den Vf. nöthigen können, die Geschichte so weit zu studieren, dass er die von ihm begangenen abscheulichen Fehler einsähe, damit er sich wenigstens vor sich selbst über die grenzenlose Thorheit, in einem Fache zu schreiben, das ihm ganz und gar unbekannt ist, schämen müsste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. März 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Franc. Boissier de Sauvages Nosologia methodica sistens aegritudines morbos passiones ordine artificiali ac naturali* castigavit, emendavit, auxit, icones etiam ad naturam pictas adiecit *C. F. Daniel.* Tomus V. operis ult. 1797. 470 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser letzte Band begreift die grosse Classe der sogenannten *Cachexiae*, wo der habitus des Kranken etwas ungewöhnliches verräth, wo das Uebel in die Augen fällt, wo die natürliche Form verändert ist. Wir dürfen nur *Tabes*, *Tumescentiae*, *Physconiae* und die ganze Reihe von Hautkrankheiten allein nennen, um den grossen Umfang errathen zu lassen. Unter *Tabes* hat *Sauv.* die verschiedenen Arten der Lungensucht gut aufgesucht, auch die Zeichen gut angegeben, und der Herausg. ihm gut beygestanden, wenn nur nicht die therapeutischen Zusätze von *S.*, welche hier gewiss Niemand erwartet, das Werk so verdickt hätten, und ganze Beobachtungen wörtlich aus andern Schriften entlehnet wären! Man merkt ausserdem bald, dass *S.* dieses Werk schon vor vielen Jahren geschrieben hat, in der Literatur weit zurück ist, und neuere, oft weit zuverlässigere Erfahrungen ihm also entgehen mussten. Uebrigens muss man ihm aber das Verdienst zugestehen, dass er von den in auswärtigen Ländern endemischen Krankheiten die Beobachter seiner Zeit ungemein sorgfältig genutzt hat, ohne einmal das Cartheusersche Werk zu kennen, z. B. bey dem *Pihal* oder *Perical* der Malabaren, *Malis americana*, *la Rosa* der Spanier etc., und hier würden die Zusätze des Herausg. aus den neuern Zeiten nicht so überflüssig gewesen seyn, als die von ihm oft beygefügten neuen Arten der Krankheiten. Wie unzählige Beyträge könnte nicht jeder praktische Arzt zu Physconia liefern! Wenn hier *S.* die simple Schwangerschaft als Krankheit mit aufgestellet hat, und man nicht siehet, wie er diese neunmonatliche Krankheit behandelt hat, so wird das doch noch weniger befremden, als wenn der Herausg. sogar eine *Graviditas scabiosa* beyfügt, weil man da gar nicht erräth, ob die Krätze Anlass zu der Schwangerschaft gegeben haben, oder eine schwangere Frau zufällig mit Krätze behaftet gewesen seyn soll. Die mancherley Arten der Wassersucht findet man hier sehr vollständig, und eben so die Ischurien, wenn sie doch einmal unter *Hydrops* sollten aufgeführet werden. Die Meynung von *Crinones* muss man dem Zeitalter von *S.* zu gute halten, so wie auch die schwankende Idee von *Framboesia*, die Hr. *Daniel* etwas berichtigt, obgleich mehr mit historischen als diagnostischen Documenten. Unter die *Impetigines* als chronische Hautkrankheiten den Scorbut zu rechnen, möchte *S.* immer verantworten, aber ihn unter dem Namen *Lebendig* als die deutsche Benennung anzugeben, muss ein deutscher Leser doch lustig finden. Von *Pellagra* der Italiener, von *Radesyke* der Dänen, von *Sibbens* der Schotten, und dem daran grenzenden Uebel in Canada, das man, als ein gutes Gegenstück zu den sogenannten *Franzosen*, mit dem Namen: die *Engländer* belegt, darf man, sehr begreiflich, bey *S.* hier nichts suchen; aber dem Herausg. war alles dieses doch nicht mehr so unbekannt, dass er kein Wörtchen davon hätte hinzusetzen können? Was *Sauv.* als *Malum mortuum* will gesehen haben S. 238. und man in Montpellier so leicht sollte heilen können, kommt uns doch mehr als Herpes furfuraceus, eine viel gewöhnlichere Krankheit, vor. Bey der Krätze hatte *Sauv.* eine eigne Art, *scabies vermicularis*, die er von Milben entstehen liess, und war also der Wahrheit schon nahe, der Herausg. macht aber durch seine Note alles wieder verworren, glaubt, die Milben könnten zu der Haut, wie zu faulem Käse gelockt werden, und weiss also auch jetzt noch nicht, dass mit der allerersten Pustel schon die Milbe da ist!! Unter *Tinea* mischt *S.* die *Crusta lactea*, *favi*, *porrigo*, *ignis volaticus* als synonymisch unter einander; *Willan* wird hoffentlich durch die Fortsetzung seines grossen Werkes hier endlich sinnliche Beweise davon geben, und das leisten, was andre durch blosse Beschreibung nicht vermochten. Unter *Phoenigmus a veneno* hat *S.* hier wieder eine Erscheinung, die er im 2ten B. dieses Werks schon unter *Erysipelas a veneno* beschrieben und gesagt hatte, etwas ähnliches sehe man von genossenen Mytulis; alles dieses bestätigt, wie wenig deutlichen Begriff er von Erysipelas und daran stossenden Uebeln hatte, die doch ausübenden Aerzten so oft vorkommen. Wenn er S. 274. einen *Phoen. a vernice* bey den Sinesen von dem Dunste des Rhus nach dem du Halde entstehen lässt; so wissen wir dies jetzt besser, und man sollte, da überhaupt der Begriff von *Phoenigmus* nicht bestimmt genug ist, ihn allmählig aus der Nosologie verbannen, denn so wie ihn *S.* hier darstellet, würde man ihn doch nie zugleich bey *Phoenigmus petechialis*, und da beybehalten dürfen, wo Röthe auch durch Dropacismus erregt, und nur auf eine kleine Fläche des Körpers verbreitet ist. Man muss es auch nicht

zu genau nehmen, dafs *Leuce* oder Elephantiafis alba unter Chlorofis ftehet, fo wie überhaupt nicht leicht über Claffification oder Terminologie ftreiten; aber man hat Recht, vorzüglich charakteriftifch richtige, möglichft genaue und zuverläffige Befchreibungen der jedesmaligen Krankheit zu erwarten, alsdenn kann fich ein jeder felbft leicht ein tabellarifches Syftem mit Claffen, Ordnungen, Arten etc. entwerfen. Bey *Trichoma* hat der Herausg. nicht einmal den claffifchen Schriftfteller neuerer Zeiten angeführt, wie er doch fonft zuweilen thut. Was S. von *Necrofis*, befonders *uftilaginea* fagt, ift für einen deutfchen Lefer jetzt vollends unbrauchbar, und fchränkt fich faft allein auf die Epidemie in Sologne ein. Den zuletzt gemachten Entwurf zu einer Ordnung von Krankheiten nach ihren verfchiedenen Urfachen (*Claffes morborum aetiologicae*) und die hier *morbi venenati, virulenti, febricofi, fanguinei, biliofi, verminofi* etc. heifsen, hat der Herausg. mit grofsern Zufatzen verfehen; er zahlt hier auch *Coryza*, *Gonorrhoea* und unzählige andere zu den *morbis biliofis*. Aber man fieht leicht, dafs es zu fpät feyn würde, über diefe Eintheilung jetzt noch ein Urtheil zu fällen, da feitdem die Humoralpathologie fo grofse Einfchränkung, und überhaupt die Theorie fo grofse Veränderung erlitten hat. *) Das ganze Werk wird mit einem kleinen Regifter über alle fünf Theile gefchloffen.

Berlin, b. Vofs: *Hieronymus David Gaub's*, weyl. Prof. d. Arzneykunde auf der Univerfitat Leiden, *Anfangsgründe der medicinifchen Krankheitslehre*. Aufs neue aus dem Lateinifchen überfetzt, mit Anmerkungen und Zufätzen, mit dem Leben des Vfs. und einem Regifter verfehen von D. *Chriftian Gottfried Gruner*, Herzogl. Sachfen-Coburgifch-Salfeldfchen geh. Hofrath und Leibarzt, der Kräuterkunde und Theorie zu Jena ordentl. Prof. *Dritte verbefferte und vermehrte Auflage*. 1797. XI. u. 526 S. 8. (1 Rthl. 6 gr.)

Die wiederholten Auflagen diefer Ueberfetzung eines der berühmteften medicinifchen Lehrbücher zeigen an, dafs daffelbe noch häufig zum akademifchen Unterricht gebraucht wird. Hr. G. verfichert, feine Ueberfetzung aufs neue mit dem Text verglichen und verbeffert zu haben, und von der Wahrheit diefer Verficherung geben viele Stellen Beweife. Die neuern Schriften find überall gehörig nachgetragen worden.

TECHNOLOGIE.

Jena, b. Stahl: *Erfte Gründe der bürgerlichen Baukunft*, in einem Zufammenhange entworfen von *Lorenz Johann Daniel Suckow*. Mit 35 Kupfern. Vierte veränderte und vermehrte Auflage. 1798. 332 S. nebft Regifter. 10 S. 4. (4 Rthl.)

Diefes mit Ordnung und Deutlichkeit gefchriebene, fehr lehrreiche und nützliche Buch, hat fich feit beynahe funfzig Jahren in Deutfchland im Gebrauche erhalten, und in einigen Gegenden zur Aufnahme der Baukunft gewifs viel beygetragen. Man fieht es nicht blos in den Schulen der Lehrer und in den Bücherfammlungen der ftudirten Baumeifter, fondern man trifft es auch in den Händen vieler Bau-Handwerksleute an. Und wenn man gleich feit einiger Zeit von manchen Baumeiftern, die ihre ganze Geiftes- und Herzensbildung blos auf den Bauplätzen erlangt haben, ungünftige Urtheile über diefes die Baukunft im allgemeinen umfaffende Lehrbuch hört, fo haben doch diefe nachtheiligen Urtheile nur vornemlich ihren Grund in einer ihren Urhebern eigenen Gewohnheit, über alles, was von Gelehrten herrührt, mit Machtfprüchen abzuurtheilen, und darinn, dafs diefes Buch feinem Zwecke gemäfs, als Lehrbuch der Baukunft im Allgemeinen für Anfänger und Liebhaber, begreiflich nicht alle kleine Details des Bauwefens enthält, auf deren Kenntnifs fich jene unftudirten Bau-Handwerker fo viel zu Gute thun. Offenbar ift diefes Suckowfche Lehrbuch noch von keinem beffern verdrängt worden; und fo lange diefes nicht gefchiehet, verdienet es fernerhin den Beyfall, der ihm bisher geworden. Seit 1751. ift es nun viermal neu aufgelegt, und mit jeder Auflage vollkommner erfchienen. Es gereicht dem würdigen Vf. zu grofsem Ruhme, dafs er an der Verbefferung feines Buches bis in fein hohes Alter mit fo regem Eifer arbeitet. Denn vor allen bisherigen Auflagen zeichnet fich diefe neuefte ganz vorzüglich aus. Sie ift nicht allein an Inhalte vermehrt, wie daraus erhellet, dafs fie bey dem nämlichen Drucke 332 Seiten, die dritte nur 247 Seiten enthält; fondern auch in vielen Kapiteln faft ganz umgearbeitet worden, fo dafs felbft der Inhalt der einzelnen §§. nicht mehr durchaus derfelbe ift, der er in den vorigen Auflagen war. Hiedurch hat felbft die Schreibart und der Vortrag gewonnen, denn nun der vorher nicht ungegründete Vorwurf einer zu kleinlich nachgeahmten Wolfifchen Methode bey weitem nicht mehr fo fehr trifft. Der Entwurf des ganzen Buches ift derfelbe geblieben. Die Gründe, die den Vf. bewogen haben, hierin keine Aenderungen vorzunehmen, führt er in der Vorrede an. Für diejenigen, die diefes Buch noch nicht kennen, fchreibt Rec. hier die Ueberfchriften der einzelnen Abfchnitte ab. Das Ganze hat zwey Theile und jeder Theil zwey Abfchnitte. Der erfte Theil handelt in dem Vorberichte von den allgemeinen Eigenfchaften der Gebäude; in dem erften Abfchnitte in fünf Kapiteln: Von den Baumaterialien, von Verknüpfung der Baumaterialien in Anfehung der Bequemlichkeit, von Verknüpfung der Baumaterialien in Anfehung der Feftigkeit, von Verknüpfung der Baumaterialien zur Schönheit, von ihrer Verknüpfung in Anfehung der Zierlichkeit; in dem zweyten Abfchnitte, von Erfindung der Gebäude in zwey Kapiteln; von den Baurifsen und den Mitteln, wefent-

*) In den therapeutifchen Zufätzen hat S. am wenigften feine Stärke bewiefen: ein Aderlafs bey der Tinea, die grofse Empfehlung des Schierlings etc. können den Lefer wohl nicht neugierig auf mehrere Beweife machen.

sentlich vollkommne und schöne Gebäude zu erfinden; von den Baurissen und Mitteln wesentlich vollkommne und zierliche Gebäude zu erfinden. Der zweyte Theil begreift in dem ersten Abschnitte die allgemeine Bestimmung der Haupteigenschaften verschiedener Gebäude und handelt in drey Kapiteln: von Kirchen, von Wirthschaftsgebäuden und von Lustgärten; in dem zweyten Abschnitte von Erfindung der Baukosten, die zu einem Gebäude erfodert werden, oder vom Bauanschlage. Alle diese Gegenstände sind deutlich und gründlich, einige mit mehr, andere mit weniger Ausführlichkeit abgehandelt. In Absicht dieser ist im Ganzen ein gehöriges weises Maafs beobachtet worden. Die Vorschriften sind, bis auf wenige Ausnahmen, richtig; und theils aus der Natur der Gegenstände durch Nachdenken und Rasonnement abgeleitet, theils aus eigenen und der geschicktesten Baumeister Erfahrungen abgezogen. Was dieser vierten Auflage einen ganz vorzüglichen Werth giebt; ist, dafs bey jeder Materie Bücheranzeigen, die in den vorigen Ausgaben gar nicht stehen, beygebracht worden sind. Insbesondere ist dem ersten Theile am Ende ein ziemlich ausführliches Verzeichnifs von zur Architektur gehörigen brauchbaren Büchern angehängt worden, und zwar so, dafs man unter den Rubriken: Geschichte der Architektur, Journale, Systeme und Lehrbücher, Schriften über besondere Arten der Gebäude, architektonische Wörterbücher, die angezeigten Bücher geordnet findet, zur grofsen Bequemlichkeit des Nachsehens und Aufsuchens. Freylich wer eine vollständige Bauliteratur suchte, würde hier noch nicht hinreichende Befriedigung finden. Aber offenbar sind gute und vorzügliche Bücher angezeigt worden. Die Zeichnungen sind bis auf die auf der XVIIten und XVIIIten Kupfertafel vorgestellten, dieselben geblieben. Blos diese beiden Kupfertafeln sind ganz neu gestochen und auf denselben Ofen, Kamine, Nischen, Armaturen, Vasen und Wandverzierungen in einem einfachern und geschmackvollern Stil, als auf den ältern vorgestellet worden. Den übrigen Kupfertafeln merkt man es doch an, dafs sie nachgestochen sind, wenn man sie mit denen der dritten Auflage vergleichet. Auch möchte man wünschen, dafs der Vf. mit noch einigen andern, auf denen ebenfalls geschmacklose Zierrathen in dem altfranzösischen Stile vorkommen, möchte eine Aenderung vorgenommen und diese altmodigen Verzierungen mit neumodigern elegantern vertauscht haben. Noch eine wesentliche Verbesserung, die diese vierte Auflage vor den vorigen hat, ist, dafs an mehrern Stellen gezeigt ist, wie vortheilhaft sich der Baukünstler und Baumeister der algebraischen Formeln bedienen könne. Nach so beträchtlichen und wesentlichen Veränderungen und Zusätzen wird dieses Suckowsche Lehrbuch auch bey dem heutigen Zustande des Bauwesens in Deutschland mit noch mehr Nutzen als bisher bey dem Bauunterrichte zum Grunde gelegt werden können. Das etwa darin Fehlende für specielle Absichten der Lernenden wird jeder geschickte Lehrer leicht hinzufügen können. Auch wird ein solcher leicht da, wo des Vfs. Vorschriften und Definitionen einer Berichtigung bedürfen, diese machen können. Denn, um die Wahrheit zu gestehen, mufs Rec. noch hinzufügen, dafs bey der hier angezeigten rühmlichen Bemühung des verdienstvollen Vfs. seinem Buche die möglichste Vollkommenheit zu geben, doch noch Manches unverändert stehen geblieben oder ausgelassen ist, was man verändert oder hinzugefügt hätte wünschen mögen, um insbesondere die Begriffe der Bauverständigen sowohl als auch des Publicums, über Baugegenstände mehr zu berichtigen. Nur in einigen Puncten mag Rec. erlaubt seyn, die Gründe dieses seines Urtheiles hier anzugeben. So ist z. B. bey den Gesetzen der Bequemlichkeit §. 20. vergessen worden, dafs auch zweckmäfsige Geräumigkeit dazu gehöre. §. 45. werden die getrockneten nichtgebrannten Steine *Lehmpatzen* genannt. Sie hätten Luftsteine heifsen sollen. Denn Lehmpatzen sind gröfsere aus fettern und mit zerhacktem Strohe oder mit Flachsscheeben gemengtem Thone zubereitete an der Luft getrocknete Steine. Von gestampften Erdsteinen wird nichts erwähnt. §. 122. ist gelehrt: *Ein wohlangelegter Schornstein müsse schief in die Höhe geführt werden.* Dieses ist aber keinesweges nothwendig, vielmehr das Gegentheil zu empfehlen: *Wenn nicht der innern Anordnung wegen der Schornstein schief gezogen werden mufs, ihn allemal lothrecht auf seinem festen Fundamente aufzuführen.* Denn theils erfodert der lothrecht aufgeführte Schornstein weniger Baukosten, theils nimmt er weniger Raum ein, theils fällt er dem Gebälke nicht zur Last, theils steht er fester. Und was das Abführen des Rauches anbelangt, so leistet er dieses unter einerley übrigen Umständen eben so gut, als der schiefgezogene, wie theils die Erfahrung lehrt, theils aus physikalischen Gründen bewiesen werden kann, wozu nur hier der Raum nicht ist: denn des Vfs. angeführte physikalische Gründe lassen sich leicht widerlegen. §. 147. wird gesagt: *„Die Wärme werde kältern Körpern um so mehr mitgetheilt, je gröfser ihr specifisches Gewicht sey"* und *„die dichtern Körper behielten die Wärme länger als die nicht so dichten."* Diese Behauptungen sind gegen die Erfahrung. Die neuern genauern Untersuchungen der Physiker lehren, dafs die Erwärmungsfähigkeit der Körper nicht mit deren specifischem Gewichte und Dichtigkeit im Verhältnisse stehe, so wenig als ihr Vermögen die Wärme zu behalten und mitzutheilen. Es ist daher auch die Folgerung, die aus jenen Behauptungen in dem 149ten §. gezogen wird: *dafs eiserne Oefen den thönernen, und die halbeisernen den ganz thönernen in Absicht der Erwärmung vorzuziehen seyen*, unrichtig. Es ist hieran nur so viel wahr: der eiserne und halbeiserne Ofen erwärmt schneller, kühlt aber auch schneller ab, als der thönerne. Dieser ist aber in Absicht auf Holzersparung immer jenen vorzuziehen. §. 189. hätte bemerkt werden können: dafs die Festigkeit der Futtermauern von ihrer nach einer mechanischen

Theorie bestimmten Dicke allein nicht abhänge, sondern dass es ausserdem vornemlich auf die Wahl eines festen Grundes, auf die Anlegung eines breiten Fundaments, und auf die Anwendung eines recht guten Mörtels hiebey ankomme. §. 198. ist empfohlen: *aus den Beyspielen des Alterthums die Höhe der keilförmigen Steine von einer gewissen Art und unter einer gewissen Entfernung der Widerlagen zu bestimmen.* Hiebey fragt sich aber, ob die Alten nicht zu unmäfsig dick baueten? Und welcher Alten Beyspiele man folgen solle? Ob der Römer? oder der Deutschen und Gothen? Diese baueten viel dünnere Gewölbe, als jene, eben so fest. Bey der Bestimmung der Gewölbdicke sollten vornemlich Erfahrungen über die Zerbrechlichkeit des mancherley Mauerwerks in mancherley Gewölben, (die man aber leider noch nicht hat und die uns die Baumeister liefern sollten) zum Grunde gelegt werden. Des Vfs. Tabelle giebt die Dicke der Gewölbe etwas zu stark an, und kann nur bey Bruchsteinen gelten. Bey Anwendung der gebrannten Steine zu Gewölben kann man die Bestimmung nach Zollen nicht gebrauchen. §. 296. ist zwar der Satz: *Die Schonheit ist gröfser, wenn Theile, die für sich betrachtet schon sind, zugleich in ihrer Verknüpfung abwechseln*, richtig; aber die davon auf die Treppen gemachten Anwendungen unstatthaft. Bey solchen Theilen der Gebäude, die blos des Bedürfnisses wegen da sind, muss die Wohlgestalt der Bequemlichkeit allemal nachstehen; hier werden die Foderungen der Schönheit durch die Zweckmäfsigkeit beschränkt. Dergleichen Theile sind nun aber die Treppen; wenn diese noch so wohl gestaltet, aber dabey unbequem und gefährlich (wie bey Windeltreppen und geschweiften) zu besteigen sind, wird sie Niemand schön nennen. Wenn §. 301. die *Zierlichkeit* durch *mannichfaltige Abwechselung schöner Dinge* erklärt ist, so scheint der Begriff der Zierlichkeit hier nicht recht gefafst zu seyn. Denn *zierlich* oder *verziert* nennen wir, was Zierrathen (Verzierungen) hat; und *Zierrathen* (*Verzierungen*) heifsen wohlgefallende Nebendinge, die nicht wesentlich zur Sache gehören, aber das Wohlgefallen der Sache zu vermehren dienen, sowohl das sinnliche, als das vernünftige Wohlgefallen. Zur Zierlichkeit eines Gebäudes gehört also, dafs es Zierrathen habe, die wirklich das Wohlgefallen des Gebäudes zu vermehren dienen. Wie äufserst nöthig es sey, dafs solche Begriffe in den Lehrbüchern und bey dem ersten Unterrichte recht deutlich entwickelt und gefasst werden, erhellet daraus, dafs oft die gröfsten Meister der Kunst in ihren Werken und in ihren Schriften in Absicht der befolgten und zu befolgenden architektonischen Regeln theils einander, theils sich selbst widersprechen. Bey den architektonischen Anordnungen überhaupt hätte wohl sollen erwähnt werden, dafs hiebey vornemlich optische Erfahrungen zum Grunde gelegt werden müssen. Keine solche Anordnung wird wohlgefallen, wenn sie nicht auf einen Hauptgesichtspunct, aus dem man das Gebäude, oder den Theil des Gebäudes, an welchem sie angebracht werden sollen, hauptsächlich übersiehet, berechnet sind, so dafs sie, aus diesem angesehen, in allen ihren selbst kleinsten Theilen deutlich und mit wohlgefallenden Verhältnissen wahrgenommen werden können. Nur von dieser Berechnung aus einem Hauptgesichtspuncte nach Resultaten aus optischen Erfahrungen kann sich ein Architekt glücklichen Erfolg versprechen. Ohne sie tappt er im Finstern und greift seine Verhältnisse wie aus einem Lotterierade. Es ist also nothwendig, dafs Lehrbücher der Architektur dem angehenden Architekten Anleitung zu einer solchen Berechnung geben. — Doch die bisher gemachten Anmerkungen mögen hinreichend seyn, des Rec. Urtheil zu bestätigen, und diejenigen, welche sich dieses nützlichen Buches bedienen wollen, aufmerksam zu machen, nicht ohne eigne Prüfung und ohne eignes Nachdenken dem Vf. zu folgen. Nur was die Kirchen angeht, will Rec. beyläufig noch etwas anmerken. Bey diesen hätte wohl auf die schickliche Form mit Rücksicht genommen werden sollen. Denn, obgleich ein längliches Viereck die gewohnliche ist, so scheint diese doch nicht zweckmäfsig für ein Gebäude zu seyn, in welchem eine grosse Menge Menschen zugleich mit fast gleicher Bequemlichkeit den Vortrag eines Redenden anhören wollen. Für ein solches Gebäude scheint allein die Form der römischen Theater, ein Halbkreis, die schicklichste zu seyn. In diesem müfsten die Sitze der Zuhörer treppenförmig so angelegt werden, dafs sie hinten an der halbkreisförmigen Mauer mit zwey Reihen Logen über einander sich endigten. In der Mitte der geraden Diameterwand müfste der Rednerstuhl und unter ihm der Altar, über und hinter ihm die Orgel angebracht seyn. Die Bedeckung müfste eine halbe Kuppel machen, durch deren grofse Fenster die Beleuchtung des Innern bewirkt würde. Längst der Diameterwand könnte ein Gebäude, das die Wohnungen der Prediger und Kirchendiener mit Vorhöfen enthielte, angebauet werden.

* * *

NEUSTRELITZ, b. Michaelis: *Einzig mögliche Art gutes Gesinde zu erhalten*, von *F. T. Schmidt.* Eine gekrönte Preisschrift. 2te verb. u. verm. Auflage. 1798. 148 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 392.)

LEIPZIG, b. Kummer: *Gesundheits - Katechismus*, zum Gebrauch in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte, von D. *B. Ch. Faust.* Mit 4 Holzschnitten. 7te u. verb. Aufl. 1798. 111 S. 8. (1 gr. u. in latein. Sprache 3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 303.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. März 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Proft und Storch: *Variae lectiones ad textum Actorum Apost. Epistolarum catholicarum et Pauli, e codd. graecis Mss. bibliothecae Vaticanae, Barberinae, Augustinianorum Eremitarum Romae, Borgianae Velitris, Neapolitanae regiae, Laurentianae, S. Marci Venetorum, Vindobonensis caesareae et Hauniensis regiae, collectae et editae* ab *Andrea Birch*, Theol. D. et Prof. etc. 1798. XXIV und 254 S. 8.

Endlich hat Hr. *B.* die auf die Fortsetzung seines für die Neutestamentliche Kritik äusserst wichtigen Werks lang gespannte Erwartung befriedigt. Schon im Jahr 1788 erschien der erste Theil in einem starken und splendid gedruckten Quartband, welcher den griechischen Text der vier Evangelien, mit untergesetzten sehr reichhaltigen Excerpten aus 127 grösstentheils ungemein merkwürdigen und vorher, mit einigen wenigen Ausnahmen, noch gar nicht benutzten Handschriften enthielt. (A. L. Z. 1789. Nr. 30.) In eben derselben ansehnlichen Gestalt sollten auch die übrigen Bücher des N. T. gedruckt werden. Allein der unglückliche Kopenhagner Brand vernichtete die schönen aus Italien herbeygeschafften Typen, und das zur Fortsetzung bestimmte Papier, nebst den meisten noch vorhandenen Exemplaren des ersten Bandes, und Hr. *B.*, der seine Bibliothek und alles verlohr, konnte kaum noch seine handschriftlichen kritischen Collectaneen der Wuth der Flammen entreissen. Diese theilt er nun hier mit; zwar in einem viel anspruchloseren Gewande, in einem Octavbändchen, und ohne den griechischen Text; aber doch sehr sauber gedruckt, und ohne den mindesten Nachtheil für den Gebrauch des gelehrten Kritikers, der sich vielmehr das geschmeidigere Format und den ungleich geringeren Preis ganz gern gefallen lassen wird. Noch haben wir ein drittes Bändchen zu erwarten, welches, laut der am ersten October 1798 unterschriebenen Vorrede, in etlichen Monaten folgen und einen reichen Apparat zum Text der Apokalypse, nebst andern den Freunden der Kritik nicht uninteressanten Dingen, welche von gelehrten Männern dem Herausgeber mitgetheilt worden sind, enthalten soll. Möchten doch darunter auch neue Auszüge aus der Sahidischen und der Philoxenisch - Syrischen Version begriffen seyn.

Die Prolegomenen geben auf 18 Seiten eine kurze Notiz von 51 griechischen Handschriften, welche H. B. über die auf dem Titel benannten Bücher des N. T. benützt hat. In einem so engen Raum konnte freylich von jeder nichts weiter gesagt werden, als welche Numer sie in der Bibliothek, der sie angehört, führe, welche Stücke des N. T. sie enthalte, wie alt sie der Herausgeber schätze, ob sie einen Commentar oder Catene beygefügt habe oder nicht, und ob sie durchaus oder nur in einzelnen Stücken genau verglichen, oder nur flüchtig durchgesehen, oder auch in einzelnen Stellen nur nachgeschlagen worden sey. Unser in der Recension des ersten Theils geäusserter Wunsch, dass der gelehrte Herausgeber den innern kritischen Werth, und die nähere Verwandschaft jeder Handschrift mit andern schon bekannten etwas bestimmter angeben möge, ist also unerfüllt geblieben; vielmehr ist alles noch kürzer als in den Prolegomenen zum ersten Bande gefasst, und nur mit wenigen Worten angedeutet, welche Handschriften Hr. *B.* für vorzüglich wichtig halte. Wir müssen indessen das, was er geben wollte, mit Dank annehmen, bis andere Kritiker, freylich aber mit ungleich mehr Aufwand von Zeit und Mühe, als der Herausgeber, welcher alle von ihm excerpirte Lesarten eines jeden Codex mit einem Blick leicht übersehen konnte, anzuwenden nöthig gehabt hätte, diese Untersuchungen angestellt haben werden, ohne welche von den hier gelieferten neuen Materialien kein sicherer Gebrauch bey der Beurtheilung und Berichtigung des Textes sich machen lässt. Rec. will vorläufig einen kleinen Beytrag hierzu liefern, wenn er vorher nur noch etwas im Allgemeinen über die Birchischen Codices gesagt hat. Nicht alle enthalten die sämmtlichen auf dem Titel angegebenen Bücher. Codices *der Apostelgeschichte und der katholischen Briefe* (welche Bücher, nach kritischer Abtheilung, den zweyten Theil des N. T. ausmachen,) finden sich darunter 38, wovon jedoch einer bloss den Brief Jacobi, und zwey nichts als die Apostelgeschichte liefern, auch zwey nur Lectionarien sind, und folglich nur einzelne Perikopen darbieten. Von jenen 38 waren 7 schon von andern Gelehrten verglichen (5 Wiener, von Alter collationirte, Wetstein's Codex 40, und ein Kopenhagner, dessen Lesarten Hensler bekannt machte.) und 6 andere waren wenigstens einigermassen schon bekannt, nämlich Wetstein's B, G. und 56, unter welcher letzten Numer einige Lesarten aus vier verschiedenen Medicäischen Handschriften, die Hr. *B.* nun einzeln specificirt hat, begriffen waren. Also erscheinen hier 25 ganz neue Handschriften zum erstenmal. In Rücksicht auf das Alter kommen nur zwey alte, mit Uncialschrift geschriebene, vor; drey sind, nach des Herausgebers Schätzung

Schätzung, aus dem 10ten, 13 aus dem 11ten, und die übrigen aus den folgenden Jahrhunderten, bis zum 15ten, welche letztern und jüngsten deswegen nicht immer unbedeutend sind. Bey fünfen stehen griechische Commentare oder Catenen am Rande. Von allen diesen Handschriften hat Hr. B. nur fünf durchgängig genau, und drey in einzelnen Abschnitten genau verglichen; von allen andern sagt er: *cursim inspexi*, und bedauert es bey einigen, dass es ihm nicht möglich war, ihrer Untersuchung eine längere Zeit zu widmen. — Handschriften *der Paulinischen Briefe* haben wir 47 gezählt, wovon aber einer nur die Briefe an die Römer, und Korinther, einer die an die Römer Korinther und Galater, und einer ein Lectionarium enthält. Acht davon waren von andern Gelehrten bereits verglichen, (6 Wiener, 1 Kopenhagner, und Wetsteins Codex 46.) und drey kannte man wenigstens schon vorläufig, nämlich Wetsteins B. und 59. welche letzte Numer Excerpte aus zwey Medicaischen Codicibus unter sich begreift. Der ganz neuen Handschriften sind also für die Paulinischen Briefe 36. An Alter sind sie ungefähr eben so, wie die Codices der Apostelgeschichte und der katholischen Briefe, verschieden; zwey sind mit Uncialschrift geschrieben, vier aus dem 10ten, 15 aus dem 11ten, und die übrigen 26 aus den folgenden Jahrhunderten. Griechische Commentare und Catenen werden bey 14 gefunden. Einer, Vatic. 1136, der im 13ten Jahrhundert geschrieben ist, sollte ein graecolatinus werden; die lateinische Uebersetzung ist aber nur auf den ersten Blättern beygeschrieben; nachher ist die Columne, welche für sie bestimmt war, leer gelassen worden; ein bemerkenswerther Umstand! weil er beweisst, dass man bey solchen Handschriften, wenigstens zuweilen, das Griechische zuerst schrieb, und dann erst das Lateinische beyfügte, mithin jenes nach diesem zu ändern gewiss nicht Willens war. Uebrigens sind von den 47 Handschriften der Paulinischen Briefe nur 5 durchgängig genau, und 4 in einem oder dem andern Briefe genau collationirt; alle andere sind nur flüchtig durchgesehen, oder gar nur in etlichen Stellen nachgeschlagen.

Unter allen im vorhergehenden aufgezählten Codicibus ist in Hinsicht auf Alter sowohl als innern Gehalt der längst berühmte, aber vor Hn. Birch's Collation seiner wahren Beschaffenheit und seinen Lesarten nach sehr wenig bekannte *Vaticanus* 1209 (Wetsteins B.) bey weitem der wichtigste, und muss man nur bedauern, dass das Ende des Briefs an die Hebräer, von Kap. 9, 14. an, nebst den ganzen Briefen an den Timotheus, Titus und Philemon verlohren ist. Eine sehr viel jüngere Hand hat zwar die Lücke ergänzt; aber der Codex, aus welchem dieses Supplement genommen ist, gehörte zu einer ganz andern Classe als der Vaticaner, und stimmte fast in allem mit dem gemeinen Texte überein. Die Ergänzung verdient daher keine Aufmerksamkeit. Desto schätzbarer hingegen ist der alte Text, so weit er noch vorhanden ist. Da Rec. vor 10 Jahren bey der Anzeige der Birchischen Ausgabe der Evangelien seine damaligen Bemerkungen über den innern Gehalt dieses Codex mitgetheilt hat, so glaubt er, es werde denjenigen Lesern dieser Blätter, welche biblische Kritik interessirt, nicht unangenehm seyn, das Resultat ähnlicher Untersuchungen über den Vaticanischen Text der Apostelgeschichte und der katholischen sowohl als Paulinischen Briefe hier zu finden. — In den Evangelien fanden wir diesen Codex nicht durchaus gleichartig. In dem Matthäus, nur die letzten Kapitel ausgenommen, neigte er sich sichtbar zu den Abendländern, und vornehmlich zu dem *Codex Cantabrigiensis* oder *Bezae*, Wetsteins D, hin; in gedachten Kapiteln hingegen und in den drey übrigen Evangelien gehört er zu der Recension, welche neuere Kritiker die Alexandrinische nennen. Und eben dieselbe Recension finden wir auch in denjenigen Büchern des N. T., von welchen hier die Rede ist. Durchgängig, in der Apostelgeschichte und in den Briefen, schliesst er sich zunächst an die Codices A und C, (Alexandrinus und Ephremi) hierauf (in den Paulinischen Briefen) an den trefflichen Codex 17, (Mills Colbert. 7.) ingleichem an die Koptische Uebersetzung und den Origenes an. Von den Abendländern hingegen und den graecolatinis hält er sich, was die ihnen eigenen Lesarten betrifft, gewöhnlich entfernt. Dies ist besonders in der Apostelgeschichte auffallend, wo er nicht eine einzige der zahllosen Interpolationen, nicht einen einzigen der vielen und langen Zusätze hat, welche den übrigens sehr alten und trefflichen Text des Cambridger und Laudischen Codex entstellen. Stimmen aber die Alexandriner und Abendländer in einer Lesart zusammen, so vermisst man den Vaticaner in dieser gewiss sehr guten Gesellschaft nur ungemein selten. Dies ist durchgängig der Charakter seines Textes, im Ganzen genommen. Doch giebt es auch hier, wie allenthalben, Ausnahmen von der Regel, die aber nicht so häufig sind, dass sie die Regel selbst umstossen könnten. Auch unser Codex bewährt es, dass keine Handschrift, selbst die älteste und vorzüglichste nicht, sich durchaus ganz gleich bleibe, sondern dass jede ihre einzelnen Fehler und Interpolationen habe, die man mit Hülfe der ihr zunächst verwandten Handschriften und Uebersetzungen entdecken und berichtigen könne und müsse. Zuweilen also verläst der Vaticaner seine sonst beständigen Begleiter, die Alexandriner; und in diesem Falle schlägt er sich entweder zu den Occidentalern, und das zwar bald in wahrscheinlichen, bald in verwerflichen Lesarten, oder er stimmt mit den gemeinen jüngern Handschriften zusammen, und entfernt sich dadurch von den Alexandrinern und Occidentalern zugleich, oder er hat Lesarten, die man ausser ihm nur noch in einem oder dem andern alten Zeugen findet, oder endlich, er weicht von allen bisher bekannten Handschriften und Uebersetzungen ab. Von diesen letzten ihm eigenthümlichen Lesarten haben einige wenige ein ziemlich gutes Ansehen, und könnten durch Beytritt einiger alten Zeugen leicht zu einem

gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben werden; andere, zumal die nicht seltenen Auslassungen einzelner Worte oder kleiner Sätze, sind wohl nichts anders als Versehen und Uebereilungen des Abschreibers; und noch andere muss man geradehin für schlecht und verwerflich halten. Rec. will, um genauere Untersuchungen über diesen ungemein wichtigen Codex zu erleichtern, und um sich zu legitimiren, dass er vorstehende Bemerkungen nicht ohne vorgängige sorgfältige Prüfung niedergeschrieben habe, seine obigen Behauptungen mit einigen Beyspielen belegen, muss aber wegen Enge des Raums blos auf die Ausnahmen von der ohnehin allenthalben in die Augen fallenden Regel, und auch da nur auf die merkwürdigeren, und in den Paulinischen Briefen vorkommenden, sich einschränken, welches letztere um so eher geschehen kann, da der Codex durchaus einerley Charakter behauptet.

Also 1) der Vaticaner stimmt mit den Occidentalern gegen die Alexandriner a) in wahrscheinlichen Lesarten. Z. E. 1 Cor. 2, 4. lässt er ἀνθρωπινης aus. Cap. 10, 20. liest er θυουσιν ohne τα ἐθνη. Eph. 6, 1. fehlt ἐν κυριῳ und Vers 10. ἀδελφοι μου. b) in schlechten Lesarten. Z. B. Röm. 1, 32. hat er, wie die Vulgate, οὐ μονον αὐτα ποιουντες ἀλλα και συνευδοκουντες. Cap. 5, 2. fehlt in ihm τῃ πιστει. Cap. 10, 17. hat er χριστου statt θεου, und Vs. 20. zweymal ἐν τοις statt τοις. Cap. 14, 12. liest er ἀποδωσει ohne τῳ θεῳ. Cap. 15, 13. πληροφορησαι ὑμας ἐν παση χαρᾳ και εἰρηνῃ. Vs. 20. φιλοτιμουμαι. Vs. 31. δωροφορια statt διακονια. Vs. 32. δια θεληματος κυριου ἰησου. 1 Cor. 8, 10. fehlt σε und Cap. 12, 10. viermal δε. 2 Cor. 7, 8. εἰ δε και μετεμελομην, βλεπω, ὁτι. Cap. 11, 3. fehlt οὑτω und hinter ἁπλοτητος wird zugesetzt και της ἁγνοτητος. Vs. 6. φανερωσαντες. Gal. 2, 20. του θεου και χριστου statt του υἱου του θεου. Cap. 3, 21. fehlt του θεου. Eph. 6, 19. fehlt του εὐαγγελιου. Col. 2, 10. ὁ ἐστιν ἡ κεφαλη. Vs. 17. ὁ ἐστι σκια. Cap. 4, 3. δι' ὁν και δεδεμαι. 1 Thess. 1, 1. fehlt ἀπο θεου πατρος ἡμων και κυριου ἰησου χριστου. 2 Thess. 2, 13. ἀπαρχην statt ἀπ' ἀρχης. Man kann hierher auch noch rechnen, dass der Vaticaner zuweilen die gewöhnliche Lesart beybehält, wo die Occidentaler mit ihr übereinstimmen, die Alexandriner hingegen von ihr abweichen. So z. E. behält er 1 Cor. 3, 3. και διχοστασιαι, Vs. 13. ἐν πυρι ἀποκαλυπτεται, Cap. 5, 2. ποιησας u. s. w.

2) Er verlässt manchmal, obgleich selten, die ältesten Codices beider Hauptrecensionen, nämlich ACDEFG, und schliesst sich an die gemeinen jüngeren Handschriften und gewöhnlichen Ausgaben an. Röm. 11, 6. lassen die alten Alexandriner und Occidentaler weg: εἰ δε ἐξ ἐργων, οὐκετι ἐστι χαρις· ἐπει το ἐργον οὐκετι ἐστιν ἐργον. Er hingegen behält es, ändert jedoch den letzten Satz ab in ἐπει η χαρις οὐκετι ἐστι χαρις. 1 Cor. 1, 29. hat er das gewöhnliche αὐτου, welches sich nur in sehr wenigen und unbedeutenden Handschriften findet. Er behält Cap. 5, 7. οὐν und ὑπερ ἡμων, Cap. 7, 7. γαρ und zweymal δε, Cap. 10, 2. ἐβαπτισαντο, Cap. 11, 27. τουτον, Cap. 12, 2. ὁτι ohne ὁτε. Cap. 15, 39. das dritte σαρξ, Gal. 1, 4. ὑπερ. Eph. 5, 29. κυριος. Phil. 1, 25. συμπαραμενω. Cap. 2, 27. λυπην ἐπι λυπῃ. Cap. 4, 23. παντων. Col. 1, 4. ἀγαπην την, Cap. 3, 20. τῳ κυριῳ ohne ἐν. 1 Thess. 4, 13. θελω. 2 Thess. 2, 8. κυριος ohne ἰησους.

3) Er hat zuweilen Lesarten, die man nur bey sehr wenigen, aber doch bey einigen Zeugen bisher angetroffen hatte. Röm. 5, 6. Εἰγε χριστος, ὀντων ἡμων ἀσθενων, ἐτι κατα καιρον wie der Syrer und Kopte. Vs. 17. fehlt της δωρεας, wie im Codex 49. und bey dem Origenes und Chrysostomus. 1 Cor. 11, 23. fehlt ἰησους, wie im cod. 44. Cap. 13, 5. οὐ ζητει τα μη ἑαυτης. Dieses μη hat nur Clemens von Alexandrien. Cap. 16, 19. πρισκα, wie cod. 17, und der Kopte. 2 Cor. 1, 15. ἱνα δευτεραν χαραν σχητε, wie Cod. 31. und der Upsalische von Aurivillius verglichene Codex, der überhaupt in den Paulinischen Briefen sehr oft mit dem Vaticaner zusammenstimmt, so wie auch der Corrector, der im Wiener Codex Lambecii 34. eine grosse Menge Lesarten abänderte, einen Codex befolgte, der sehr häufig mit dem Vaticaner übereinstimmte, jedoch noch weiter als dieser von dem gewöhnlichen Text abwich. Cap. 4, 14. fehlt κυριον im Vaticanischen, wie im Upsalischen Codex, in der Vulgata und Armenischen Version und beym Tertullian. Gal. 5, 3. τον νομον πληρωσαι, wie ein unbekannter Codex am Rande des Bodlejanischen Exemplars der Millischen Ausgabe; nebst dem Syrer und einigen griechischen Kirchenvätern. Cap. 6, 15. οὐτε γαρ περιτομη τι ἐστιν, ohne ἐν χριστῳ ἰησου, wie Cod. 17, die Syrische, Aethiopische und Sahidische Version, und Chrysostomus. Eph. 5, 15. ἀκριβως, πως wie cod. 17. 31. und der Upsalische, nebst dem Chrysostomus. Vs. 22. fehlt ὑποτασσεσθε, wie beym Clemens Alex. und in ehemaligen griechischen Handschriften, welche Hieronymus anführt. Col. 4, 12. σταθητε wie cod. 23. Hebr. 3, 6. fehlt μεχρι τελους βεβαιαν, wie bey dem Aethiopier, Lucifer und Ambrosius. Cap. 9, 11. ἀρχιερευς των γενομενων ἀγαθων, wie D. a prima manu, der Syrer und Chrysostomus. (Auch in andern Büchern hat der Vaticaner dergleichen sehr selten vorkommende Lesarten. Siehe z. B. Act. 2, 44. 3, 26. 15, 29. 16, 26.)

4) Er hat manche eigenthümliche Lesarten, die man bis jetzt noch sonst nirgends gefunden hat, und die wirklich mehr oder weniger Schein für sich haben, z. E. Röm. 15, 16. fehlt εἰς τα ἐθνη. Vs. 19. liest er blos ἐν δυναμει πνευματος, ohne θεου oder ἁγιου. Dies ist höchstwahrscheinlich die ächte Lesart. Vs. 32. fehlt και συναναπαυσωμαι ὑμιν, welche Auslassung dadurch, dass andere Handschriften hier ganz andere Phrasen haben, einigen Schein bekommt. 1 Cor. 7, 34. lässt er τα του κοσμου aus. Cap. 12, 24. heisst es τῳ ὑστερουμενῳ τι περισσοτεραν δους, ohne τιμην. Ferner fehlt Gal. 5, 10. ἐν κυριῳ, Cap. 6, 4. ἑκαστος, Eph. 5, 19. πνευματικαις, und Col. 3, 6. ἐπι τους υἱους της ἀπειθειας, durch welche letztere Auslassung die zweydeutige Beziehung der nächstfolgenden Worte entscheidend bestimmt würde. 1 Thess. 3, 2. hat er ἀδελφον ἡμων και συνεργον ἐν τῳ

Digitized by Google

εὐαγγελιῳ, welches wohl die ächte Lesart ist, die man aber bis jetzt noch in keinem einzelnen Codex so rein hatte. Hebr. 9, 2. liest er ἡ προθεσις των ἀρτων, και το χρυσουν θυμιατηριον, wogegen Vs. 4. χρυσουν θυμιατηριον fehlt. Durch diese Versetzung würde man einer bekannten Schwierigkeit los; sie ist aber eben deswegen verdächtig.

5) Er hat eine ziemliche Menge eigenthümlicher Lesarten, welche niemand leicht auch nur für wahrscheinlich halten wird. Nur einige davon zur Probe. Röm. 8, 25. ἀγαπης του θεου της ἐν χριστῳ ἰησου. Cap. 15, 4. ὁσα γαρ ἐγραφη, παντα εἰς την ἡμετεραν διδασκαλιαν ἐγραφη, ἱνα δια της ὑπομονης και δια της παρακλησεως των γραφων την ἐλπιδα ἐχωμεν της παρακλησεως. Vs. 18. λογον εἰς ἀκοην ἐθνων. λογῳ και ἐργῳ. 1 Cor. 16, 11. fehlt μετα των ἀδελφων. 2 Cor. 10, 7. liest er εἰ τις δοκει πεποιθεναι, und Vs. 14. ὡς γαρ statt οὐ γαρ ὡς. Gal. 3, 29. του ἀβρααμ σπερματος ἐστε. Eph. 2, 22. κατοικητηριον του χριστου. Cap. 3, 19. ἱνα πληρωθῃ παν το πληρωμα του θεου. Col. 1, 12. εὐχαριστουντες ἁμα τῳ πατρι τῳ καλεσαντι και ἱκανωσαντι ἡμας. Cap. 2, 2. του μυστηριου του θεου χριστου. Cap. 4, 15. κατ' οἰκον αὐτης. 1 Thess. 4, 17. παντοτε ἐν κυριῳ ἐσομεθα. Hebr. 1, 3. Φανερων τε τα παντα, statt Φερων. Sonderbar genug! Cap. 3, 2. fehlt ὁλῳ und Cap. 7, 12. και νομου. — Doch wir müssen abbrechen, und übergehen eine Menge Auslassungen und andere Verschiedenheiten, die man gleich auf den ersten Blick für blosse Versehen des Abschreibers erkennt. Freylich haben wir mehr Beyspiele von schlechten oder doch sehr zweifelhaften Lesarten, als von guten gegeben. Es kann aber dies den Nutzen haben, dass man sich durch die Autorität eines so alten und berühmten Codex desto weniger blenden lasse, und sein Ansehen nicht zur Vertheidigung solcher Lesarten missbrauche, in welchen er sich von denjenigen Handschriften und Versionen entfernt, die ihm sonst gewöhnlich zur Seite stehen. Indessen bleibt des allen ungeachtet die oben erwähnte Regel gegründet, und sein Text *im Ganzen* genommen ist altalexandrinisch, wie mit mehreren hunderten von Beyspielen, die aber hier keinen Platz finden, erwiesen werden könnte.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

DEUTSCHLAND: *Geschichts- und Staats-Blätter der gegenwärtigen Zeitlaufe.* 1798. Nr. 1. 171 S. Nr. 2. 171 — 343 S. 8. (21 gr.)

Eine neue Zeitschrift, die in unbestimmter Zeit und Bogenzahl ausgegeben wurde, die aber in der Auswahl der einzelnen Artikel, so wenig der Neuheit als einer zweckmässigen Abkürzung sich zu befleissigen scheint. Am besten bearbeitet ist der erste Aufsatz unter dem mystischen Titel: *Zeichen der Zeit, ein Schreiben an einen deutschen Staatsminister, dem jungen trefflichen Adler und allen Staatsmännern in und ausserhalb Rastadt zugeeignet.* Ausser den Miscellaneen und Briefen sind die Aufsätze *über die Baseler Revolution*, *über die Belagerung von Lyon*, und *über die Helvetische neue Constitution* die ausführlichsten. Der Artikel *über den 18ten Fructitor von Joubert Colomes, Deputirten des Rhein-Departements im Rath der* 500, ist bekanntlich der Auszug eines grössern Werks.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Unparteyische Darstellung der Gründe, welche die französische Regierung bewegen sollten, jetzo Frieden zu machen.* Geschrieben im October. 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Der Vf. hat nach S. 4 und 5. die Absicht, „die Gemüther zu beruhigen, deren Hoffnung (zum Frieden) schon wieder zu sinken beginnt; und zum Besten derer, welche die grossen Angelegenheiten unserer Tage zu einsichtig betrachten, den wahren Gesichtspunct, aus welchem die jetzige Lage der ganzen Sache angesehen werden sollte, darzustellen." Dies zu bewerkstelligen, zählt er 14 Gründe auf, die er dann weiter ausführt. Zuletzt wendet er sich in seinem warmen Eifer selbst an Frankreichs Regierung, und beschliesst seine Ermahnung zu friedlichen Gesinnungen mit den Worten: „Aber wenn ihr euer Ohr vor den Warnungen eurer bessern Zeitgenossen verschliesst, und statt des Oelzweigs das Schwerd aufs neue ergreift: so irret ihr in der grössten Gefahr, von dem Hass aller Parteyen und dem aufgewiegelten Volke erdrückt zu werden. Ihr wandelt auf einem Vulkane, dessen innerer Feuerschlund sich zu öffnen und euch zu verschlingen droht." Dass zwey thatenvolle Jahre manche Ansicht der Dinge verändert und die Unzulänglichkeit der angeführten Gründe bewiesen haben, würde man dem Vf. nicht zum Vorwurfe machen können, da sich wohl noch besser Unterrichtete hierin geirrt haben; wenn sich seine Schrift durch scharfsinnige Auffindung oder geschickte Darstellung derselben auszeichnete. Beides vermissen wir aber, und jeder aufmerksame Zeitungsleser würde leicht in einigen müssigen Stunden der Presse eine solche Arbeit liefern können. Zuletzt sind noch auf 4 Seiten Verzeichnisse von Büchern angeführt, die — vermuthlich, weil sie von eben dem Verleger sind, — „empfohlen zu werden verdienen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. März 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Proft u. Storch: *Variae lectiones ad textum Actorum Apost. Epistolarum catholicarum et Pauli,* e codd. graecis Mff. bibliothecae Vaticanae, Barberinae, Augustinianorum Eremitarum Romae, Borgianae Velitris, Neapolitanae regiae, Laurentianae, S. Marci Venetorum, Vindobonensis caesareae, et Havniensis regiae, collectae et editae ab *Andrea Birch,* Theol. D. et Prof. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nächst dem Vaticaner, zog besonders der *Codex Venetus* 10, der in den Evangelien, wo er in der neuen Griesbachischen Ausgabe die Nummer 209 führt, sich ungemein auszeichnet, die Aufmerksamkeit des Rec. auf sich. Allein, obgleich Hr. *Birch* durch die Aeusserung in den Prolegomenen, dass der Text dieser Handschrift in den Briefen nicht so gut als in den Evangelien sey, die Erwartung schon etwas herabgestimmt hatte, so liess sich doch nicht vermuthen, dass sie gänzlich getäuscht werden würde. Aber bey sorgfältiger Nachforschung fand sich nicht eine einzige Variante, die des Suchens werth gewesen wäre. Hie und da stösst man zwar auf gute und ächte Lesarten; aber sie betreffen immer blos unwichtige Kleinigkeiten, und sind nur da anzutreffen, wo ohnehin die allermeisten Handschriften eben so lesen. Die übrigen Abweichungen vom gemeinen Text sind entweder offenbare Nachlässigkeiten des Abschreibers, oder sie stimmen mit den Lesarten etlicher weniger jungen und ganz unbedeutenden Handschriften überein. Der nächste Verwandte des Venetianers ist der sehr unerhebliche Corsendoncenser, Wetsteins cod. 3, mit welchem er in vielen lectionibus singularibus zusammentrifft; nächst diesem hat er die meiste Aehnlichkeit mit Wetsteins 1, welcher eben so, wie er selbst, in den Evangelien ungemein merkwürdig, in den Episteln aber von sehr geringem Werth ist. In der Apostelgeschichte scheint Codex venet. 10. gar nicht verglichen, sondern blos wegen der Stelle Act. 20, 28. nachgeschlagen zu seyn, wo er und sein treuer Gefährte cod. 3. die einzigen sind, welche ἐκκλησίαν κυρίου θεοῦ, ohne dazwischen gesetztes καί, lesen. Rec. charakterisirt hier diesen Codex, um Andern die unangenehme Mühe des Suchens, wo nichts zu finden ist, zu ersparen.

Weit merkwürdiger ist der *Vaticanus* 367, welcher häufig mit dem Leicestrischen übereintrifft, jedoch in vielen Stellen auch so von ihm abweicht, dass jeder von beiden billig für einen besondern, obgleich mit dem andern verwandten Zeugen zu halten ist. Der *Alexandrino-Vaticanus* 29 heisst in den Prolegomenen ein *Codex bonae notae.* Er hat allerdings nicht selten bessere Lesarten, als die gemeinen Ausgaben; etwas Hervorstechendes konnten wir aber doch nicht entdecken; wohl aber schien es uns einigemal, als wenn der Abschreiber sich eine kleine Conjectural-Emendation wissentlich erlaubt haben möchte. Fast noch ärger wird bey dem *Codex Augustinianorum Eremitarum* (den Wetstein in der Apostelgeschichte mit G bezeichnete, und einige wenige von Blanchini entlehnte Lesarten daraus anführte,) die Erwartung getäuscht, die das Alter eines mit Uncialcharakteren geschriebenen Codex, den Blanchini gar in das siebente, Montfaucon aber doch in das neunte Jahrhundert setzte, nicht unbillig erregt. In dem ersten Brief an die Corinther und in dem Brief Jacobi, welche beide Hr. *Birch* genau verglichen hat, stimmt er weder mit den ältesten und vorzüglichsten Handschriften in erheblichen Lesarten überein, noch hat er etwas eigenes, das bemerkt zu werden verdiente, ausser ziemlich viele Auslassungen, die offenbare Beweise der Flüchtigkeit des Abschreibers sind. Ungleich bedeutender ist der *Neapolitanus,* in welchem man Spuren eines alten guten Textes antrifft, ob es gleich auch an jüngern Lesarten, und besonders an Glossemen in ihm nicht fehlt. Schade ists, dass Hr. B. nur einige wenige Kapitel genau vergleichen konnte. Sehr vortrefflich scheint der *Codex Barberinianus* 377 zu seyn, welcher die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe mit einem Commentar enthält. Leider hat Hr. B. ihn nur flüchtig durchlaufen können; aber das wenige, was er daraus anführt, erregt grosse Aufmerksamkeit. Dieser und der Neapolitanische Codex verdienten vor allen andern, vollständig verglichen zu werden. Endlich müssen noch die beiden Wiener Codices ausgezeichnet werden, *Kollarii* 10 und *Lambecii* 34, und zwar letzterer besonders in Hinsicht auf die häufigen Emendationen, die ein Corrector darin vornahm, welcher bey diesem Geschäfte einen merkwürdigen und zum Theil sonderbaren Codex befolgte. Weil man aber diese beiden Wiener Handschriften und ihre Lesarten aus der Alterischen Ausgabe des N. T. schon kennen kann, verweilen wir hier nicht bey ihnen.

1) Leipzig, in Comm. der Wolfisch. Buchh.: *Neue Auswahl einiger Predigten*, von *Johann Ith*, Prof. d. Philosophie, jetzt Vorsteher der Gemeinde zu Sifelen. 1798. 320 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

2) Bern, gedr. b. Brunner: *Ueber Menschenveredlung*, eine Abhandlung in zwey Reden, von *Joh. Ith*, Prof. d. Philosophie und Pfarrer zu Sifelen. 1797. 63 S. 8. (8 gr.)

Die angezeigten Predigten haben viel Gutes. Die Gegenstände sind nicht gemein, und gehen entweder unmittelbar aufs Praktische, oder enthalten doch Ansichten, welche auf Besserung und Beruhigung abzwecken. Auch die Behandlungsart ist nicht gemein und die Sprache edel. Wir können aber auch nicht bergen, dass uns der Vortrag bisweilen zu trocken und zu hoch scheint, und, welches von noch grösserer Bedeutung ist, hier und da die Gedanken schwankend, die Eintheilungen unrichtig und die Ausführungen nicht bündig sind. S. 15. wird dem Menschen ohne alle Einschränkung „eine innige Liebe, eine *unüberwindliche* Hochachtung für alles Gute" zugeschrieben; und nach S. 63. ist „die Stimme des Gewissens so leise, dass sie von den starken Sinneneindrücken leicht betäubt wird." — S. 234. steht folgende in mehr als einer Rücksicht fehlerhafte Eintheilung: „Die Arbeitsamkeit ist für das Wohl der menschlichen Gesellschaft zuträglich: 1) durch die unmittelbaren Vortheile, welche sie uns selbst gewährt; 2) durch ihre eigne Natur, indem sie in einer genauen und gewissenhaften Erfüllung aller obliegenden Pflichten besteht; 3) wegen der mannichfaltigen Bedürfnisse der Gesellschaft selbst, und 4) endlich durch ihr wohlthätig wirksames Beyspiel." Der dritte Theil kann auch als Beleg zu dem angeführten Mangel an Bündigkeit in der Ausführung dienen: noch mehr aber der S. 85. angegebene Hauptsatz: „In unserer Sittlichkeit liegen die Keime unserer Religionsfähigkeit und der Religion selbst." Was darüber gesagt wird, bezieht sich gar nicht auf die Sittlichkeit. Ferner: Die vorletzte Predigt nimmt mehrere Wendungen, die das Thema nicht erwarten läfst, und die letzte, die übrigens viele gute Stellen enthält, hat ein solches, das in unsern Augen schlechterdings unausführbar ist. Sie handelt von der *Unauflösbarkeit der menschlichen Verhältnisse*. Schon die blosse Wiedervereinigung der Menschen in einem künftigen Leben, worauf sich freylich die Ausführung jenes Themas gewissermassen beschränkt, scheint uns kein schicklicher Gegenstand für eine ganze Predigt, gerade aus eben der Ursache, aus welcher man ihn zu behandeln pflegt. Man will den Glauben an die Wiedervereinigung stärken, und schwächt ihn, indem man nur solche Gründe vorbringen kann, deren Schwäche um so fühlbarer wird, jemehr man bey denselben verweilt.

Gleiche Mängel finden sich in Nr. 2. Der Vf. will die drey Fragen beantworten: „Was ist menschliche Vollkommenheit? welches der Weg dahin? und welches (sind) die Mittel auf diesem Wege?" Zur Entwickelung des Begriffs der *menschlichen* Vollkommenheit, werden drey Stufen angegeben: 1) die Vollkommenheit der Natur, 2) die natürliche Entwickelung, 3) die moralische Vollkommenheit. Als Wege zu derselben werden angeführt: 1) die natürliche Ausbildung vermittelst des Triebes nach Glückseligkeit und der äussern Natur, 2) die Cultur als absichtliche Ausbildung durch Verfeinerung, Aufklärung und Veredelung. Die Mittel der Cultur endlich sind: 1) Erziehung, 2) Gesetzgebung und Regierung, 3) Religion. Wie viel Einwendungen kann man aber nicht gegen die Eintheilungen zur Beantwortung der beiden ersten Fragen machen? Und diese Einwendungen werden unsers Bedünkens noch durch die Ausführung verstärkt. Der Satz: die Glückseligkeit sey der Stachel, womit die Vorsicht das Leben des Menschen zur Sittlichkeit sporne, wird S. 21 mit neun Zeilen abgefertigt, ob er gleich einen besondern Untertheil ausmacht; und wenn der Vf. von S. 22 an durch Beyspiele zu zeigen sucht, „dass die aussere Natur offenbar auf die Sittlichkeit angelegt sey," so zeigt er S. 42 mit entgegengesetzten, „wie wenig die Natur für uns thut, und wie sehr wir alles durch eignes Anstreben und wechselnden Einfluss werden müssen." Auch geht der Vf. viel zu weit, wenn er S. 12 behauptet: es sey den denkenden Köpfen unsers Zeitalters gelungen, die ehemalige Hypothese, dass die Menschheit sich im Fortschreiten zur Vollkommenheit *wirklich* befinde, zu den ausgemachten Vernunftresultaten zu erheben. Ueberhaupt scheint es uns, als ob er die neuere Philosophie mehrmals nicht zweckmässig anwende. Eine Definition wie folgende: die Vernunft ist das Vermögen, die *Verstandesbegriffe* bis ins Unendliche zu erweitern," gehört schwerlich in eine Rede, und als philosophische Abhandlung können wir diese Schrift auch nicht betrachten.

Solche Mängel verdunkeln allerdings das Gute, das diese Reden in Rücksicht auf Diction und Gedanken enthalten. Auch folgende Stelle, die sonst gut gesagt ist, müsste noch berichtigt werden, um ganz zu gefallen: „Schöne Idyllenzeit theokritischer Unschuld, wo das Gute im Genusse gesucht, und die Kunst glücklich zu seyn, für Tugend geachtet ward! Schöne unwiederbringliche Zeiten des jugendlichen Griechenlands, wo deine Künstler mit der Natur, und deine Dichter mit der Kunst wetteiferten; wo deine Weisen in Mythen sangen, wo der Staat Verdienste mit Kränzen lohnte und die Völker durch Spiele beherrschte."

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. *Erster Theil.* 1798. 360 S. *Zweyter Theil.* 360 S. 8. (2 Rthl.)

Es ist hier der Ort nicht zu entscheiden, ob Werke der Art, wie das gegenwärtige, ein Bedürfniss für Rechtsgelehrte seyen, und ob wir nicht schon hin-

hinlänglich damit versehen sind. Rec. zweifelt wenigstens sehr daran, ob solche Repertorien oder Promtuarien wünschenswerth seyen, und ist überzeugt, dass das gründliche Studium der Jurisprudenz darunter leide, wenn man die Repertorien zu sehr vervielfältigt. Noch weniger kann sich Rec. überzeugen, dass die Anlage des gegenwärtigen Werks im Ganzen zweckmässig sey. Die beiden ersten Theile enthalten nichts als die Rubriken, welche den Buchstaben A. umfassen. Wenn sich nun der Vf. gleich bleibt, so muss sein Werk auf 40—50 Theile anwachsen, bis er das ganze Alphabet durcharbeitet. Wie viele Rechtsgelehrte werden ein so kostbares Werk kaufen? Wie viele werden die Geduld haben, so viele Bände durchzulesen? Der ungenannte Vf. bestimmt sein Werk für angehende und für praktische Rechtsgelehrte. Aber die erste Classe wird gewiss mehr Schaden als Nutzen aus einem Werke schöpfen, wo die Materien in alphabetischer Ordnung, also ohne alles System, durcheinander vorgetragen sind. Ueber die specielle Einrichtung der einzelnen Rubriken hat der Vf. schon in der Vorrede erklärt, dass es ihm mehr um treue Darstellung als um Berichtigungen und neue Aufschlüsse der positiven Rechtswissenschaft zu thun sey: er habe also hauptsächlich grössere und kleinere Werke der bewährtesten Rechtslehrer benutzt, und grösstentheils ihre eigenen Worte beybehalten. — So verhält sich auch die Sache wirklich: neue Darstellungen darf man hier nicht suchen. Und eben daraus, dass der Vf. oft die eignen Worte seiner Quellen beybehielt, ist eine grosse Ungleichheit im Stile und Ausdrucke entstanden. So sind z. B. die Artikel des peinlichen Rechts durchgängig aus Quistorp abgeschrieben, dessen schleppender und gedehnter Stil sehr gegen den Stil in andern Artikeln, die aus neuern Schriftstellern genommen sind, absticht. Auch haben Danz und Glück ihr Contingent zu diesem Werke geliefert: den ersten hat der Vf. im deutschen Privatrechte, den andern in dem bürgerlichen oft benutzt. Im Ganzen aber muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er viele Artikel gut und befriedigend darstellte: dahin rechnet Rec. die Rubriken: *Abdecker, Abgesandter, Abschrift, Absonderung der Güter, Akademie, Adel, Adelsrecht, Advocaten, Ahnenprobe, Alimentenvertrag, Anastasiana lex, Anverwandte, Anweisung, Apotheker, Arrest, Arrestprocess, Auslegung der Gesetze.* Auch ist es lobenswürdig, dass der Vf. durchgängig sehr viele Literatur angeführt hat. Dagegen wünscht Rec., wenn das Werk fortgesetzt wird, 1) dass der Vf. die blos grammatischen Erklärungen weglassen möge, wie z. B. die Artikel: *Abberufung, Abbrechen, Abbringen, Abfassen, Abfolgung, Absonderung, Abtauschen* und viele andere, allein enthalten; 2) dass der Vf. die veralteren Worte und ganz speciellen Provincialismen entweder ganz weglassen oder doch ganz kurz behandeln möge. Mit solchen Sachen ist dem praktischen Rechtsgelehrten wenig gedient. Dahin gehören auch veraltete Sachen, z. B. Strafen, die ganz ausser Gebrauch sind, wohin unter andern die *Ausstechung der Augen* und *Aufhauung der Adern* gehört. Durch solche Abkürzungen wird der Vf. sowohl Raum für wichtigere Gegenstände gewinnen, als auch verhüten, dass die Zahl der Theile des Repertoriums nicht zu sehr anwächst; 3) endlich wünscht Rec. der nämlichen Ursache willen, dass der Vf. Materien, die zusammen gehören, in eine Rubrik bringen möge. So sind z. B. die Lehren: *Abschied* und *Absetzung vom Dienste, Abschrift* und *Abcopirung; Angesessen* und *Ansässig* ohne Noth von einander getrennt, welche also füglich in eine Rubrik zusammengefasst werden konnten.

Schlesswig, b. Röhss: *Register und Tabellen zu dem Versuch einer systematischen Darstellung des peinlichen Rechts,* von *Kramer.* 1799. 1 Bogen Register und 7 Bogen Tabellen. (10 gr.)

Den Anfang macht ein höchst dürftiges Register über das genannte Werk: darauf folgen sieben Tabellen, gegen deren Richtigkeit sich freylich vieles erinnern lässt. Tab. I. wird die Policey als eine Unterabtheilung vom Criminalrecht angenommen, da doch beide neben einander bestehen, und in vielem Betrachte von einander verschieden sind. Ebendaselbst wird unter Verbrechen ein Angriff auf die angebornen Rechte der Menschen verstanden. Dass dieser Begriff offenbar zu eng sey, beweist der Vf. selbst, da er viele Angriffe gegen die erworbenen Rechte der Menschen zu den Verbrechen rechnet. Ebendies gilt auch Tab. II. vom Begriffe der Strafe, welche der Vf. in Uebeln und Kränkungen angeborner Rechte setzt. Ebendaselbst sind die Milderungsgründe viel zu sehr ausgedehnt. Wie sich der Wucher Tab. III. unter die Staatsverbrechen verirrt hat, vermag Rec. nicht einzusehen. Diese dritte Tafel ist die weitläuftigste, weil sie alle Verbrechen und deren Strafen umfasst. Dabey dringen sich viele unbestimmte Ausdrücke und unrichtige Eintheilungen jedem Kenner von selbst auf, worüber sich Rec. bey dieser so mittelmässigen Arbeit nicht näher zu erklären nöthig hat.

Leipzig, b. Göthe: *Caroli Godofredi de Winckler, Opuscula minora.* Edidit et praefatus est, Filius *D. Godofr. Ludov. Winckler,* Prof. Jur. Extraord. *Vol. II. Pars altera.* 1797. 206 S. 8. (18 gr.)

Dieser Band enthält folgende Abhandlungen: *de initio concursus; de citatione edictali in concursu creditorum; de satisdatione pro expensis; num curatori bonorum pro expensis cavendum sit; de judaeis in Saxonia a cautione pro expensis nunquam immunibus; de paupere litigante; conciliatio duorum in lege judiciaria saxonica locorum; de debitoris obligatione a concursu adimplenda; de iure compensationis in concursu creditorum; de actore per reprobationem probante; legis electoralis saxonicae d. 20. Decbr. 1766. adversus debitores obaeratus latae §. 17. non nisi de pactis remissoriis iudicialiter factis intelligendam esse;*

de famulorum mercenariorum locatione; commentarius ad sportularum tabulam saxonicam. — Diesen letzten Commentar hatte der verstorbene *Winckler* nur bis zum dritten Titel ausgearbeitet; der gegenwärtige Herausg. aber hat solchen vollendet, und noch die durch die Advocaten - Ordnung von 1672. in der Niederlausitz eingeführte Advocaten - Taxe beygefügt. — Damit scheint nun diese Sammlung geschlossen zu seyn; wenigstens gedenkt der Herausg. einer weiteren Fortsetzung nicht. —

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Wittenberg,* b. Melzer: *De. judicandis morum praeceptis in Novo Test. a communi omnium hominum ac temporum usu alienis.* Commentatio sexta. P. I. II. — auct. *D. Car. Lud. Nitzsch,* Theol. Prof. P. — (S 99 bis 128. in 4.) Der Vf. endigt seine gründlichen Abhh. über die sittlichen *Verbote* Jesu, welche in Localumständen ihren Grund hatten oder haben sollen, hier durch Erläuterung zweyer Verbote, deren erstes eine Gewohnheit, die an sich nichts Unerlaubtes enthält, deswegen untersagte, weil nach den damaligen jüdischen Volkssitten ein verderblicher Mis-brauch damit verbunden war. Nach Matth. 23, 6 — 12. verbietet Jesus seinen Jüngern, jemand unter sich *Rabbi* oder *Lehrer* zu nennen, insofern damals der jüdische Rabbi sich und sein Ansehen gerne zum letzten Grund für den Layen machte. Keiner der Apostel oder Missionäre Jesu sollte sein Ansehen zur Richtschnur der übrigen machen. (Jesu Fundament oder Grundsätze allein sollten ihnen Einheit geben. Dieser Vereinigungspunct im Messias sollte, auch wenn sie weiter darauf baueten und nach ihrer Einsicht seine Grundlage entwickelten, (Vgl. 1 Kor. 3, 11 — 15.) jede Rivalität, Sectirerey und Streitsucht unter ihnen ausschliessen.) Aber auch selbst ihn, den Messias, sollten sie nicht Vater nennen; insofern die jüdischen Schulen auf ihre rabbinischen Stifter und Oberhäupter mit dieser Benennung als auf die letzte Instanz sich zu berufen pflegten. Nur Gott sey ihr Vater; dies heisst in diesem Zusammenhang: nur Gott sey der Stifter der messianischen Schule und Sache. (Die Wahrheit von jeder seiner Belehrungen sey nur nach dem Kriterium, ob sie mit der Heiligkeit Gottes übereinstimme, zu beurtheilen. In diese höchste Unterordnung stellte Jesus sich und seine Lehren!) — — Noch ausführlicher wird Matth. 5, 33 — 37. Jesu Verbot mancher gewöhnlicher Betheurungsformeln und des Eidschwurs selbst beleuchtet, weil es von manchem Erklärer blos unter die durch Localumstände veranlassten Verbote gerechnet wird. Der Vf. zeigt, dass Jesus nicht blos diejenigen Betheurungsformeln verbot, deren bindende Kraft von manchen Rabbinen geläugnet wurde und deren Gebrauch also zur Täuschung und zum Betrug angewendet werden konnte. Jesus untersagt Matth. 23, 22. auch die sonst im Volk für bindend gehaltene Formel des Schwörens beym Himmel und erinnert daran, dass nicht die Art des Ausdrucks das Bindende in der Versicherung ausmache. Ja, er untersagt das Schwören überhaupt mit dem Gegensatz, dass ein Wort ein Wort seyn solle, ναι ναι, ου ου. Vgl. Jacob. 5, 12. Nach einem historischen schätzbaren Excursus über die patristischen Meynungen von diesem Paradoxon der Sittenlehre Jesu, welches mit der Betheurung 1 Kor. 15, 31. mit Jesu' Antwort auf des Hohenpriesters Beschwörung Matth. 26, 63., und mit Hebr. 6, 16., im Widerstreit zu stehen scheint, findet der Vf. mit beständiger Rücksicht auf Kants Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft S. 226 ff. Localgründe, von denen einer die Untersagung der damals gewöhnlichen sonderbaren Betheurungsformeln, der andere aber die Untersagung des damaligen Eidschwörens überhaupt verursacht haben. Jenen giebt Jesus V. 36. an. Man solle nicht beym Haupt, beym Leben u. dergl. schwören; denn über die Schicksale aller dieser Gegenstände sey ja nicht der Mensch, sondern die Vorsehung Herr. So weit untersagt also Jesus eine leichtsinnige Handlung, insofern sie einen Irrthum zum Grund hatte und fortpflanzte. Der folgende Vers aber geht noch weiter: jedes Hinzufügen einer Betheurung sey wirklich böse, εκ τε πονηρε. Als Grund giebt Jesus selbst dieses an: Ja soll Ja seyn! oder mit andern Worten: jede Betheurung, welche den Respect gegen die simple Versicherung aufhebt oder verringert, ist gerade deswegen als bösartig zu unterlassen, weil dem Rechtschaffenen sein Wort überhaupt heilig und unverletzlich seyn soll. Insofern also alle damalige (und so manche noch jetzt gewöhnliche) Eidschwüre den Menschen so behandeln, wie wenn er durch eine bedachtsam gegebene Aussage nicht ganz, sondern erst durch einen Eid völlig gebunden wäre, insofern eben hierdurch diese Eidschwüre den Menschen unter Autorität geachteter Personen zur Herabwürdigung der simpeln Wahrheitspflicht veranlassen, untersagt Jesus alle Eidschwüre, wenn sie für bindender als ein blosses überdachtes Ja oder Nein gelten sollen. Dazu setzt der Vf. noch einen Grund, dass damalige und viele spätere Eidschwüre Gott zum Rächer auffoderten, da sich doch das Bestrafen des Lügners von Gott ohnehin verstehe. Auch um diesen Volksaberglauben auszurotten, als ob Gott erst alsdann die Lüge gewiss bestrafe, wenn er dazu ausdrücklich aufgefodert sey, verbiete Jesus alle damalige Eidschwüre dieses Inhalts. Ungeachtet dieses Auffodern Gottes zur Racke gewiss einen Volksaberglauben voraussetzt und gewöhnlich noch immer in sich schliesst, so zweifelt doch Rec. in Ermangelung einer historischen Spur daran, dass Jesus auch diesen Grund seines Verbots im Sinn gehabt habe. Ueberhaupt würde zur Auflösung des Knotens die Bemerkung vieles beygetragen haben, dass es zu Jesu Zeit eigentlich gerichtliche Eidschwüre, welche die Parthieen oder Zeugen ablegten, bey den Juden nicht gab. (Matth. 26, 63. ist blos eine Adjuration!) Jesu Worte μη ομοσαι ολως auf diese neue Art feyerlicher Versicherungen also nur insofern ausgedehnt werden können, als sie der Grund seines Verbots: dass das simple Wort gelten solle, mitbetriffe. Dies geschieht aber nicht, wenn gerichtliche Eidleistungen blos als Gelegenheiten betrachtet werden, den Aussagenden feyerlich und ernstlichst an die Pflicht der Wahrhaftigkeit zu erinnern und selbst durch den Gedanken an Gott als das Ideal der Wahrhaftigkeit ohne alle abergläubische Anthropomorphismen seine Reflexion über diese Pflicht desto lebendiger zu machen. Mischen sie aber sonst Aberglauben oder Anlass zu Verachtung des biedermännischen simpeln Worts darunter; so fallen sie mit denen von Jesu untersagten jüdischen Betheurungsformeln in Eine Klasse, und man hat es sich zum Theil selbst zuzuschreiben, wenn die meisten Untergebenen jene Geringschätzung des blossen Worts mit solchen Richtern, deren drittes Wort etwa das: *testi iniurato non creditur,* seyn kann, theilen, zugleich aber auch merken, dass, wenn jenes nicht als bindend gelte, alle hinzugefügten Ceremonien und Formalitäten ihm keine höhere Verbindlichkeit geben können. Uebrigens wird der Rechtschaffene auch in einem noch so abergläubisch ausgedruckten gerichtlichen Eidschwur, sobald nur die Obrigkeit von ihm eine solche Aussage zu fodern durch den Staatszweck berechtigt ist, dies respectiren, dass er dadurch sein Wort giebt; das Abergläubische aber wird er bey reifem Nachdenken auf die Erfinder und Verewiger der Vorurtheile zurückfallen lassen, folglich um des eingemischten, zwecklosen und abgeschmackten willen weder die Eidleistung als Gewissenssache verweigern, noch viel weniger der Chicane in sich Platz geben, als ob das Wort, das er auf alle Fälle dadurch als wahr von sich giebt, wegen der leeren Beymischungen für ihn selbst bindend zu seyn aufhöre. — — Von christlichen *Geboten,* welche aus Landessitten entstanden, findet der Vf. nur Ein Beyspiel, die milde Gastfreundschaftlichkeit. Andere aus Localumständen entstandene Foderungen der christlichen Sittenlehre werden durch die Fortsetzung dieser Programme, in denen der Vf. philosophische und exegetische Kenntnisse mustermässig paart, beleuchtet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. März 1799.

MATHEMATIK.

Ohne Druckort (vermuthlich GOTHA): *Astronomische Tafeln* der mittlern Abstände der Sonne in Zeit vom ersten Puncte der Frühlings Tag- und Nachtgleichen und ihrer mittlern Bewegungen für Monate und Tage zur *Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt.* Auf den Mittagskreis der Seeberger Sternwarte berechnet. *Als Manuscript für Freunde* gedruckt. 1799. gr. 8.

Diese Tafeln hat Rec. von einem seiner Freunde zum Geschenk erhalten, und er macht es sich um desto mehr zur Pflicht, sie dem Publicum durch gegenwärtige Anzeige zur nähern Kenntniss zu bringen, da sie, dem Titel zufolge, nicht in den Buchhandel kommen werden, und gleichwohl einen so hohen Grad von Gemeinnützigkeit haben. Sichern Nachrichten zufolge, haben sie einen hohen Beförderer der Astronomie zum Verfasser, der sich von den Sorgen der Regierung in den erhabensten Betrachtungen erholet. — Der nähere Anlass zu ihrer Ausarbeitung wird in einem Vorberichte, der immer herrschender werdenden Gewohnheit zugeschrieben, astronomische Pendeluhren auf Sternwarten nach Sternzeit gehen zu lassen, und die Beobachtungen nach mittlerer Sonnenzeit anzugeben. Dadurch werden also astronomische Tafeln, die zur Verwandlung dieser Zeiten dienen, immer unentbehrlicher. Nun hat zwar der Hr. Oberstwachtmeister *von Zach* in Gotha, für dieses Bedürfniss, in seinen grossen Sonnentafeln (*Tabulae motuum Solis* etc. Gothae 1792. 4.) schon gesorgt, und alle Epochen der geraden Aufsteigung der Sonne, ihrer mittlern Bewegungen, die Mittelpuncts- und planetarischen Störungsgleichungen in Zeit angegeben, wodurch diese Zeitverwandlung sehr erleichtert wird; allein da dieses grosse Werk alles, was zur Theorie der Bewegung der Erde gehört, im weitesten Umfange in sich fasst, so ist ein solcher starker Quartband dem beobachtenden und rechnenden Astronomen, zum beständigen Handbuch, nicht bequem genug. Hr. von Zach hatte dieses selbst eingesehen, und deshalb die grössern Tafeln in dem Berliner astronomischen Jahrbuche für 1792 S. 89. in einer geschmeidigern Form mitgetheilt; allein die darin angegebenen Epochen fangen mit dem Jahre 1780 an und gehen nur bis zum Jahre 1800, so dass frühere und spätere Beobachtungen mittelst derselben nicht berechnet werden können. Die gegenwärtigen Tafeln sind daher nicht nur durch eine grössere Ausdehnung, sondern auch durch neue *Verbesserungen* und *Abkürzungen* brauchbarer gemacht worden. Rec. muss gestehn, dass er die Gründe, nach welchen sie sind construirt worden, nicht habe aufänden können; sie kommen in ihren verschiedenen Epochen weder mit den grossen Sonnentafeln des Hn. von Zach, noch mit jenen im Berliner Jahrbuche von 1792, überein, und doch sind die Endresultate immer sehr genau zusammenstimmend. Der Vorbericht sagt über den Bau dieser Tafeln mehr nicht, als dass die Epochen und mittlern Bewegungen der Sonne, welche ihnen zum Grunde lägen, dieselben wären, welche in des Hn. v. Zach grossen Sonnentafeln vorkämen, nur wären hier solche Veränderungen damit vorgenommen worden, dass dadurch die Gleichung der Aequinoctialpuncte ganz entbehrlich geworden sey. Durch diese Einrichtung ist eine ganze Tafel, und auch das Argument des Mondsknotens erspart worden. Der Hr. v. Zach hatte schon im Berl. Jahrb. für 1792. S. 90., diese Tafel, deren Glieder bald + bald — vor sich hatten, ganz additiv gemacht; allein nach der jetzigen Darstellung wird die Sache noch mehr abgekürzt, da die Gleichung der Aequinoctialpuncte in die Epochen verwebt ist, und dabey blos ihre jährlichen Veränderungen angesetzt worden sind, die nie die Zahl 0″, 396 übersteigen können. Bey dieser Gelegenheit ist auch noch eine andere Zahlenökonomie angebracht worden, wodurch die zur Verwandlung der Sternzeit nöthigen mittlern Abstände der Sonne von ♈ durch die möglichst-wenigsten Ziffern erhalten werden. Uebrigens ist bey der vorerwähnten Gleichung der Aequinoctialpuncte, wodurch die mittlern Epochen auf wahre gebracht werden, und die man mit zur Epochentafel gezogen hat, die Nutation, nach des Hn. *de la Place* neuesten Untersuchungen, zu 10″, 083 (statt 9″, 5 nach Bradley) angenommen und ganz neu berechnet worden. Hiernach wäre das Verhältniss der beiden Axen der Nutationsellipse 20166 : 15012. Die ältern Tafeln in den *Tab. mot. Solis* p. XLVII und CII., so wie im astronomischen Jahrbuche für 1792. S. 90., waren nach dem Verhältniss 191 : 142 berechnet. Um alles, was zur Verwandlung dieser astronomischen Zeiten nöthig wird, in möglichster Kürze zusammen zu fassen, ist noch eine Tafel beygefügt worden, welche die Reduction der Epochen für einige der berühmtesten europäischen Sternwarten, nebst deren Polhöhen und Mittagsunterschied von Seeberg, enthält und in I. steht. Die II. Tafel ist überschrieben: Epochen der mittlern Abstände

stände der ☉ vom ♈ in Zeit, für den Mittagskreis der Seeberger Sternwarte berechnet. Die Jahre fangen mit 1751 an und gehen bis 1900. Taf. III. Mittlere Bewegung der ☉ auf jeden Monat. Taf. IV. Mittlere Bewegung der ☉ auf jeden Tag. Taf. V. Voreilung der Fixsterne in mittlerer Sonnenzeit, auf Stunden, Minuten und Secunden des Tages. Das Ganze füllt nur 8 Blätter, die jeder, der sie braucht, in seiner Schreibtafel bey sich tragen, und erfoderlichen Falls nach der am Ende angehängten Gebrauchsanleitung, benutzen kann. Schwerlich lässt sich die Berechnung und Verwandlung der Sternzeit in mittlere Sonnenzeit, und umgekehrt, in eine gedrängtere Kürze bringen und mit wenigern Zahlen verrichten, als nach gegenwärtiger Methode. Wir wünschen daher sehr, dass diese Tafeln allgemeiner verbreitet und in den Buchhandel gebracht werden möchten.

Marburg, in d. akadem. Buchh. in Comm.: *Neuer Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften.* Mit nöthigen Veränderungen und Zusätzen von *Joh. Tob. Mayer* und *Karl Christian Langsdorf.* Mit Kupfern. 1797. 860 S. 8.

Dies ist das alte, sonst so beliebte Compendium von *Wolf* in einer neuen Gestalt, in der es nicht weniger beliebt zu werden verdient. Es ist zu verwundern, dass, bey der ungeheuren Menge neuer Lehrbücher der Mathematik, dieses alte noch so vielen Credit behalten hat, dass es der Verleger der Mühe werth gefunden hat, eine neue Ausgabe davon zu veranstalten. Indessen hat es wirklich den Vorzug, dass es mit seiner Kürze eine grosse Menge und Mannichfaltigkeit von Sachen vereinigt, und sehr plan abgefasst ist. Nur hatte der Zustand der Wissenschaft sich selbst so sehr geändert, dass es zu mangelhaft und folglich wenig brauchbar geworden war. Der Verleger hat sich aber an Männer gewandt, die ganz im Stande waren, diesen Mängeln abzuhelfen, und es wieder so nützlich zu machen, als es ehedem gewesen ist. Es wäre daher überflüssig, etwas zum Lobe ihrer Arbeit zu sagen. Wolf selbst müsste sich freuen, auf diese Art gleichsam verjüngt wieder hervorzugehen, und mit neuer Kraft für die Verbreitung einer Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag, wirksam zu seyn. *So viel als möglich* ist der Vortrag der alte geblieben, denn mit Recht sagen die Herausgeber, „Wolf sollte ja Wolf bleiben;" wo es aber nöthig war, ist er abgeändert; oder es sind Anmerkungen und Zusätze beygefügt; oder die ganze Anordnung ist verbessert worden. Die meisten Veränderungen hat die *Hydraulik*, die *Baukunst* und die *Algebra* erfahren. Dabey sind ein paar ganz neue Kapitel: *höhere Geometrie* und *Analysis des Unendlichen* hinzugekommen. Bey den grossen Verbesserungen, welche die *Trigonometrie* erfahren hat, ist es Schade, dass nicht auch etwas von *der sphärischen* supplirt worden ist. — Die Ausgabe von 1772, die wir zur Vergleichung vor uns haben, hat nur 740 S.; folglich ist die gegenwärtige um 120 S. stärker. Hier ist auch ein Register angehängt, das die alten Ausgaben nicht haben, wodurch die Brauchbarkeit von dieser nicht wenig vermehrt wird. — Alle diese vielfältigen Verbesserungen aber haben die würdigen Herausgeber ohne Geräusch, ohne Prahlerey, und — ohne das Verdienst des grossen Mannes, dessen Arbeit sie verbesserten, herabzusetzen, gemacht.

Leipzig, b. Feind: *Die selbstlehrende Rechenkunst oder vollständige Anweisung für alle Stände, insonderheit für Kaufleute, Oekonomen und andere Geschäftsmänner, die in ihren Verrichtungen und Aemtern mit Rechnen zu thun haben, zu einem gründlichen und leichten Selbstunterrichte sowohl in der ihnen nöthigen Rechenkunst selbst, als auch Rechnungsführung.* In zweyen Theilen verfasset von *Friedr. Aug. Boysen*, Archid. a. d. hoh. Stifts- und Schlosskirche St. Servat. zu Quedlinburg. *Erster Theil.* 1796. 19 B. *Zweyter Theil.* 1798. 23 B. 8.

Der zweyte Theil auch unter dem Titel:

Die ersten Gründe der kaufmännischen, politischen und Cameral-Rechnung, wie auch der doppelten Buchhaltung.

Zwar gebe es, heisst es in der Vorrede, schon Anweisungen zur gemeinen Rechenkunst, welche mit der mathematischen Methode das praktische stark verbinden; indessen sey doch eins der besten Bücher dieser Art, von *Lorenz Karsten*, hie und da zu kurz, auch bloss für lübische Währung eingerichtet. — (Wo bleiben die *übrigen besten*, welche auch für andere Währungen sorgen?) — Vor allen andern Dingen habe der Vf. auf eine *gute Methode* gedacht. — Allerdings wird dieses Buch, selbst auch in dieser Hinsicht dem Vf. Ehre und Achtung verschaffen, in sofern man bedenkt, dass er bloss aus innerm Triebe zum wissenschaftlichen Denken, die Sache so ernstlich betreibt, ohne durch äussern Beruf dazu aufgemuntert zu seyn. In sofern er aber weiter sagt: „ich „habe mich bemüht, die Methode meiner Vorgänger „zu verbessern; ich habe die Lehren in der streng„sten Ordnung und in der *möglichsten Richtigkeit* „vorgetragen; sie sind stets mit Bestimmtheit gege„ben:" — in sofern findet man sich freylich veranlasst, und des Publicums wegen verpflichtet, dagegen zu versichern, dass es dem Vf. an gehöriger Literatur in diesem Fache zu fehlen scheint, um nicht hie und da weniger schicklich und bündig zu lehren, als es von Andern schon geschehen ist; und dass man häufig genug auch bey diesem Rechenbuche zu dem Wunsche zurück gebracht wird, es möchten dergleichen nur von eigentlichen, durchaus geübten Mathematikern geschrieben werden, welche die mathematische Methode nicht bloss der gemeinen Rechenkunst wegen zu erlernen suchen. — S. 125. wird behauptet: *in geometrischen Verhältniss kann kein Exponent*

ponent ein reiner Bruch seyn. Auch ist kurz vorher verordnet, man solle bey Untersuchung eines geometrischen Verhältnisses *allemal* fragen, wie oft die *kleinere* Zahl in der grösern steckt: und ob man gleich 4 : 8 lese, 4 *verhält sich zu* 8, und eben so 8 : 4 lese, 8 *verhält sich zu* 4; so werde doch nur im *ersten* Falle gedacht: 4 *ist so und so oft in* 8 *enthalten*, im andern Falle aber, 8 *enthält so und so oft die* 4. Dem gemäfs ist nun wirklich die Lehre vom Ansatz der Regel de Tri, der directen und indirecten, auch von steigenden und fallenden Progressionen, so behandelt, dafs sich die jetztlebenden Mathematiker hie und da des Lächelns nicht gut werden erwehren können. Und wie würde es nun vollends aussehen, wenn der Vf. auch bis zur Buchstabenrechnung gekommen wäre, also bey der *allgemeinen* Vorstellung des Verhältnisses a : b, es mag nun *entweder* a : ae *oder* be : b, *dafür* gewählt werden, hätte behaupten müssen, dafs der *allgemeine* Exponent e theils freylich e wirklich sey, theils *aber* $\frac{1}{e}$! Für diese ganze Gegend ist doch anders als bey *Wolf* schon lange von vielen gelehrt worden, namentlich auch von *Lr. Karsten*. Dieser und andere Mathematiker haben dann auch keine Regeln nöthig, *wie* und in *welcher Ordnung* man zwey *gleiche Verhältnisse* neben einander stellen müsse, dafs sie *wirklich eine Proportion* ausmachen! — In Absicht der Logarithmen fehlt es ebenfalls dem Vf. an einer hinlänglich genauen und umständlichen Kenntnifs der Sache. Denn zu geschweigen, dafs *er nicht ausdrücklich* warnt, mit dem Interpolieren innerhalb den gehörigen Grenzen zu bleiben; so hat er vielmehr selbst auch aufserhalb diesen Grenzen gearbeitet, z. B. zwischen log 500 und log 501. Ferner wird wohl, seit Tafeln nach Sherwins Einrichtung so wohlfeil durch Vega zu haben sind, kein Sachverständiger auf Vlacq's kleine Tafeln sich noch einschränken, und *lediglich deren* Gebrauch fernerhin lehren wollen; da dieser insbesondere für die *gemeine Rechenkunst* so äufserst kümmerlich und mühselig bleibt. Den ziemlich verschiedenen Gebrauch der Sherwinischen Einrichtung hätte auch der müssen dargestellt haben, wer *Schulzens Tafeln* seinem Publico empfehlen wollte. So einzig und vorzüglich, wie das geschehen ist, wird sie jetzt, und besonders für die gemeine Rechenkunst, sicherlich niemand empfehlen können, der diese Bedürfnisse ungleich besser und wohlfeiler durch Vega's Tafeln befriedigt weifs. Andere Tafeln, die man ganz eigentlich zur Bequemlichkeit kaufmännischer Rechner einzurichten wenigstens versucht hat, hätten doch auch sollen *hier* erwähnt und beurtheilt werden. — In dem Kapitel *vom Gelde* kommen gleich auf der ersten Seite folgende Behauptungen vor: „ohne Legieren würden die Münzen, ihrem Gewichte gemäfs, den Werth des reinen Goldes oder Silbers haben, und blofs als eine ordentliche Waare anzusehen seyn; . . . sobald sie legiert sind kann Niemand sie ohne Schaden einschmelzen; . . . auch würden die Schlag- und Schatzkosten nicht herauskommen, welche auf diese Weise am besten erhalten werden." — Beweise genug, dafs der Vf. in dieser freylich, etwas schwierigen Sache, noch sehr dunkel und verworren denkt. Der Vorwurf ist keinesweges zu hart. Mag dies hie und da einigen Einflufs auf die folgenden kaufmännischen Rechnungen haben; so scheinen uns diese gleichwohl überhaupt genommen mit recht guter Uebersicht und Auswahl vorgetragen zu seyn. Auch von Renten, Tontinen und Wittwencassen wird für den gegenwärtigen Zweck recht gut gehandelt; (nach dem bekannten Buche von W. Karsten.) Im allgemeinen müssen wir noch rühmen, dafs der Vf. einen deutlichen und fliessenden Stil in seiner Gewalt hat, und da, wo er selbst mit den Gegenständen hinlänglich bekannt ist, in der That recht einleuchtend und angenehm zu lehren weifs.

HALBERSTADT, b. Grofsens Erben: *Kurzer und deutlicher Unterricht in denen (den) nöthigsten Kenntnissen der Land- und Wasserbaukunst.* Sowohl für diejenigen, die sich der Baukunst gewidmet haben, als auch für Haus- und Gutsbesitzer, welche lernen wollen, wie sie sich bey Unternehmung eines Baues zu verhalten haben, und wodurch sie die zum Bauen nothwendigen Erfodernisse nebst den dabey vorfallenden Arbeiten verschiedener Künstler und Handwerker kennen und beurtheilen lernen können. Mit 28 Kupfertafeln. 1796. 28 B. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das Buch wurde schon 1791 unter dem Titel: *Privatunterricht in der Civil-Architectur* etc., gedruckt. Der neue Titel und die jetzt ganz neu hinzugefügten Kupfertafeln sollen und können ihm mehrern Abgang verschaffen.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteyischen Beobachters der französischen Revolution.* 1794. X u. 310 S. gr. 8.

2) Ohne Druckort: *Lucifer oder gereinigte Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution.* Erster Theil. 1797. XXXII u. 462 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Obige Sammlung enthält unter 101 Numern kurze Abhandlungen, Bemerkungen, einige Dialogen und viele Anekdoten, deren Quellen nicht angegeben sind. Sie sind chronologisch, so wie sie der Vf. in den Jahren 1790. 91 u. 92 niedergeschrieben hat, geordnet, und haben alle Bezug auf die französische Revolution, oder die durch sie verbreiteten Grundsätze. Der Herausgeber hat ihnen einen Vorbericht vorausgeschickt. Seiner Meynung nach vereinigt sich alles in dem Vf., „um ihn zu einem *scharfsinnigen, philosophischen und genauen Beobachter* zu machen;" er ist daher auch überzeugt, „dafs diejenigen Männer, die unfanatisirt an den grofsen Bege-

 ben-

benheiten der Zeit das meiste Interesse nehmen, und allein der Wahrheit, Gerechtigkeit und dem Menschenwohlwollen dienen, diese Fragmente mit Freuden aufnehmen werden."

Die zweyte der oben angezeigten Schriften liefert eine neue Ausgabe dieser auf 114 Numern herangewachsenen Bruchstücke. Außer dem Vorberichte des ersten Herausgebers, welcher in der ersten Ausgabe kein Datum hat, hier aber vom Febr. 1793 datirt ist, hat der Vf. dieser neuen Ausgabe noch eine eigene Vorrede und einen Brief an Dr. P. U. vordrucken lassen. Er sagt darin: er habe einen Theil seiner gesammelten Beobachtungen und Nachrichten aus Furcht, sie würden ihn im Falle einer Haussuchung auf das Schaffot bringen, an einen Freund nach Deutschland gesendet. Dieser sey der Meynung gewesen, „dass gerade unter den damals gegebenen „Zeitverhältnissen seine Schrift nützen könne, indem „sie Gegenstände *ins Licht setze, um welche jedermann „im Dunkeln tappe,*" und habe daher diese Bruchstücke durch den Druck bekannt gemacht. Schon damals, also in den letzten Monaten d. J. 1792 oder in den ersten von 1793, schrieb der Vf. an den Herausgeber: „Ueber vieles habe ich, wie Sie leicht denken können, meine Meynung geändert; es wäre „leicht gewesen, die Irrthümer zu verhelen, in die „ich gefallen bin; allein dadurch würden meine Aufsätze an Wahrheit verlieren." Dass er in der neuen Ausgabe diese Irrthümer berichtigt habe, sagt er nicht. Eine sonderbare Wahrheitsliebe wäre es, das, was man als Irrthum erkennt, zweymal ohne Berichtigung drucken zu lassen. Nachdem der Vf. darüber, dass die erste Ausgabe durch schlechtes Papier und Druckfehler verunstaltet worden sey, geklagt hat, führt er fort: „Allem Ansehen nach verdanken „wir den neuen Titel irgend einem ähnlichen Missgeschick. Lucifer stellt jedem Leser frey, ihn für „ein Kind des Lichts oder für ein Kind der Finsterniss zu halten." Dies ist es alles, was über den sonderbaren Titel gesagt wird. Von den Anekdoten tragen viele das Gepräge der Unwahrheit an sich, theils durch ihre grobe Unwahrscheinlichkeit, theils durch den Widerspruch mit andern Behauptungen desselben Vfs. Wie passt z. B. die Erzählung S. 458. die Lafayetten zum Meuchelmörder herabwürdigt, zu der Zeichnung von dessen Charakter S. 384 u. f.? Einige Anekdoten, besonders die Geschichten der Dubarry, sind in einem unsittlichen Tone erzählt. Um zu beurtheilen, in wieferne diese Beyträge den Namen der *gereinigten* verdienen, die ihnen der Titel giebt, müsste man wissen, was aus denselben ausgefegt worden ist; Rec. glaubte sich aber weder verpflichtet, noch hatte er Lust, beide Ausgaben genau gegen einander zu vergleichen. Gewiss dürfen die Käufer der neuen sich über zu grosse Strenge in der Auswahl nicht beklagen. In dem Briefe an Dr. P. U. sagt der Vf.: „Ich gehöre, wie Sie wohl wissen, „mein Lieber, nicht in die Secte von Enthusiasten, „welche überspannte Foderungen und Hoffnungen „hegt." Dennoch fängt er seine Sammlung mit folgendem hier sehr abgekürzten Bilde der Vortheile an, die uns die neue Freyheits- und Gleichheitslehre bringen soll. „Wohlstand wird sich über die ganze „Masse meiner Mitbürger verbreiten. Ich werde wenig und selten hungrige und nackende sehn. Es „werden keine Missheirathen mehr möglich seyn. „Der kräftige junge Pächter wird das gnädige Fräulein glücklicher machen, als ein liederlicher Markis. — Bey gleicherer Vertheilung der Glücksgüter wird es weniger freche Begierden, und weniger „verworfene Sklaven geben. — Weil in Zukunft „alle arbeiten, muss jeder einzelne weniger zu thun „haben; wir werden also mehr Zeit auf Wissenschaft „und Künste verwenden, mehrere und schönere Concerte und Schauspiele hören und sehn." S. 60. lesen wir: „*Der Beste unter den Edelleuten taugt nichts.*" Und dies schreibt ein warmer *Gleichheitsfreund*? Sollte es wohl billiger und vernunftgemässer seyn, ein solches Urtheil über einen ganzen Stand auszusprechen, als ihm angeborne Verdienste und Tugenden anzudichten? S. 429. der neuern und S. 284. der ältern Sammlung wird erzählt, Ludwig XV habe einst zur Dubarry gesagt: *Demande-moi le bien de tous mes sujets; mais ne demande rien de ma caisse particuliere.* Es gehört nach Rec. Gefühl, und gewiss nach dem Gefühle eines jeden *rechtlichen* Mannes, in der That ein grosser Grad von Unverschämtheit dazu, um so etwas wiederholt drucken zu lassen. —

Wir haben noch, wie der Titel zeigt, einen zweyten Theil zu erwarten. Folgende, denselben betreffende, Stelle, mit welcher der Vf. seine Vorrede zu der neuen Ausgabe schliesst, ist Rec. nicht ganz verständlich: „Was den zweyten Theil betrifft, „der, um vieles früher aufgetreten ist, so hebt man „sich leichter über jede unangenehme Besorgniss „weg. Die sogenanten *historischen Briefe* wurden im „Hui der Umstände, und ohne Vorbereitung hingeworfen. Sollten sie, was sehr leicht möglich, Incongruitäten enthalten, so müssen diese ganz auf „Rechnung des ersten Herausgebers gesetzt werden, „der am besten wusste, was in Deutschland schicklich und seinem Interesse zuträglich war." Fast scheint es, als ob diese *Incongruitäten* hier als zweyter Theil der *gereinigten* Beyträge auf Rechnung des ersten Herausgebers nochmals geliefert werden sollten. Auch die Orthographie des Vfs. ist sonderbar. Er schreibt *Billedu* für *Billetdoux*, *Zene* für Scene.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. März 1799.

GESCHICHTE.

Unter dem angeblichen Druckorte KOPENHAGEN: *Bruchstücke aus den Ruinen der Menschheit. Eine Darstellung der wichtigsten Begebenheiten seit 1789 nebst einigen Blicken in die Zukunft.* 1797. 467 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec. würde diese Schrift weder gelesen, noch die Beurtheilung derselben übernommen haben, wenn ihn nicht ein Auffatz: *über Publicität und Aufklarung, Bücherverbote, literarisch-kritische Institute,* in den *neuesten Staats-Anzeigen* B. III. St. II. dazu veranlasst hätte, in welchem, nach mancherley Klagen über diese Institute, folgendes als ein Factum, das alles gesagte bestätigen soll, erzählt wird: „In „der ersten Hälfte dieses Jahrs (1797) erschien in Ko„penhagen ein Buch unter dem Titel: Bruchstücke „aus den Ruinen der Menschheit. Eine Darstellung „der wichtigsten Begebenheiten seit 1789, nebst ei„nigen Blicken in die Zukunft. Kopenh. 1797." „Nicht viel mehr als eine simple historische Schilde„rung der angegebenen Epoche, freylich nicht aus „den Zeitungen ausgeschrieben, — aber wahr, ent„fernt von allen Schmähungen und pasquillartigen „Ausfallen. — Den Titel obigen Buchs also — „denn das Buch selbst kannte man noch nicht — „fand man anstössig, verdächtig oder gefährlich ge„nug — welches von diesen allen weiss ich selbst „nicht — um es *an vielen Orten* zu unterdrücken, „das heisst, die Bekanntmachung seines Daseyns zu „verhindern." —

Das Geschrey von zwey entgegengesetzten Parteyen, deren eine jene Institute der Unterdrückung aller, dem Revolutionsgeiste entgegen arbeitenden, Schriften beschuldigt, indess die andere behauptet, dass man ihren schriftstellerischen Arbeiten so gar die Bekanntmachung ihres Daseyns verweigere, vermochte Rec. als einen warmen Freund der Pressfreyheit, diese Schrift näher kennen zu lernen, deren Titel ihm räthselhaft war, und auch nach Durchlesung der Schrift räthselhaft blieb, aber gar nichts verdächtiges zu enthalten schien, und er wird sich bemühen, so unbefangen, als möglich, den Inhalt und den Geist derselben darzustellen.

Der Vf. erklärt beym Eingange, dass er sich nicht anmasse, „neue und noch nie gehörte Dinge „zu sagen, oder durch seine Entdeckungen seine „Zeitgenossen in Erstaunen zu setzen; sondern sich „bloss damit begnüge, manche Gegenstände unter „*denjenigen Gesichtspunct zustellen, unter welchem man* „*sie noch nicht betrachtet*, oder den man den Augen „der Layen geflissentlich zu verrücken sich bemüht „hat; zugleich aber einen Blick in die Zukunft zu „thun wage, die, ohne eben einen prophetischen „Geist zu besitzen, doch nicht schwer zu enthüllen „seyn dürfte." Das erste negative Versprechen hat er treulich erfüllt; denn Rec. hat in der ganzen Schrift weder etwas neues, noch etwas erstaunenswürdiges gefunden, es müsste denn die Dreistigkeit des Vfs. seyn, mit welcher er verspricht, Gegenstände unter denjenigen Gesichtspunct zu stellen, unter welchem man sie noch nicht betrachtet hat, und die Zukunft zu enthüllen; da man doch die Declamationen für die Sache der Revolution und gegen die Sache der Monarchen schon in so vielen Schriften bis zum Ekel hat wiederholen hören, und über die Zukunft, wie wir hernach sehen werden, fast gar nichts gesagt wird. Nach einer kurzen Einleitung über politische Schriftstellerey geht der Vf. zu den Begebenheiten selbst über, und schildert zuerst die politische Lage Frankreichs, dann die der übrigen europäischen Mächte bey dem Ausbruche der Revolution, wobey er nicht verfehlt, seine Bemerkungen über Politik, Despotismus und ähnliche Gegenstände einzustreuen. Von Ludwig XVI. sagt der Vf. S. 6. „er wusste nichts, als dass er das Recht, seine Unterthanen auszusaugen, von seinen Ahnherren geerbt hatte, ohne sich übrigens um das zubekümmern, was in seinem Reiche, an seinem Hofe und in seiner Familie vorging." Alle Ausgewanderten, bey denen er, wie die meisten dieser Klasse von Schriftstellern, aus leicht begreiflichen Gründen, sehr lange verweilt, waren, seiner Erzählung nach, „*Bösewichter* und *Blutigel*, die Foulons Schicksal fürchteten, weil sie wohl wussten, dass sie es eben so gut wie er verdienten, und nun die Neufranken verfluchten, weil sie sich nicht länger von ihnen wollten aussaugen lassen." — „Wenn sie sich keiner Bubenstücke bewusst waren, so konnten sie bleiben, wo sie waren." Wer, (er mag den Ausgewanderten hold sey, oder nicht,) ist nicht, diese Vorwürfe wiederholen zu hören, eben so müde, als des übertriebenen Geschreyes über Despotismus, das den Weg zu Verbesserungen sicherlich mehr versperrt als geebnet hat?

Bey dem Uebergange zu den Begebenheiten selbst sagt der Vf. S. 131.: „Wir wollen die vornehmsten „Begebenheiten dieser Periode berühren; die am mei„sten entstellten so gut, als es jetzt möglich ist, be„richtigen; die Beschuldigungen, die den Franzosen „gemacht wurden, so wie die Beschwerden, womit „ihre

„ihre Gegner bey gewissen Gelegenheiten einander „selbst überhäufen, etwas näher beleuchten; die „Contraste, die sich beym Anfang und während des „Fortgangs des noch nicht geendigten Kriegs dem „aufmerksamen Beobachter darstellten, und manchen weniger Unterrichteten in Erstaunen setzten, gegen einander halten; Thatsachen, die eher „in eine Geschichte des Vandalismus, als in die unsers aufgeklärten Jahrhunderts, gehören, ins Gedächtniss zurück rufen, und zeigen, dass die Ereignisse, die wir erlebt haben, nothwendige Folgen der verkehrten Maassregeln waren, die man „im Schwindel der Eroberungssucht ergriffen hatte." Wie er diese Zusage erfüllt habe, das müssen wir freylich grösstentheils dem Urtheile *seiner* Leser überlassen; indessen werden die *unsrigen* doch durch die folgenden Auszüge in den Stand gesetzt werden, dieses einigermassen beurtheilen zu können. Nach manchen Ausfällen über Oestreich, und andere Mächte behauptet er S. 205.: dass die Neufranken, *ohne die geringste Ungerechtigkeit zu begehen*, den Niederländern die Kirchengüter einziehen und das Land als ein erobertes behandeln konnten, weil sie ihnen nichts versprochen hatten, als sie von der Herrschaft Oestreichs zu befreyen. Bey der Erzählung der Geschichte von Ludwig des XVI. Hinrichtung scheint der Vf. Anfangs in einige Verlegenheit zu kommen. Er musste entweder eine That billigen, die alle unbefangene, rechtliche Menschen mit Abscheu erfüllt, und offenbar das Werk einer herrschsüchtigen Partey und des Privathasses, nicht aber eine Folge des Ausspruches der Gesetze oder des National-Willens, also ein Mord war, und die er, wenn sie von einer Monarchie begangen wäre, mit den schwärzesten Farben geschildert haben würde; oder er musste sie tadeln. Dies erlaubte ihm aber seine blinde Anhänglichkeit an die antimonarchische Partey nicht. Nachdem er Indolenz, Unfähigkeit, eigene und fremde Schuld über den unglücklichen Ludwig gehäuft hat, entscheidet er: „die Nation richtete über ihn — mit Recht;" begründet sein Urtheil durch eine Abhandlung gegen die Unverletzlichkeit der Regenten, und versichert S. 224.: dass man sich in dem Cabinet von St. James über die Nachricht von Ludwigs Tode freute. Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesen Aeusserungen ist die Schilderung von Robespierre, den er S. 329 einen entschlossenen eifrigen Republikaner nennt. Er selbst stellt, als Resultat seiner Untersuchungen über diesen Revolutionshelden, dem gewiss kein ächter Freund republicanischer Verfassung den Namen eines Republicaners geben wird, S. 388. folgendes auf: „Robespierre war ein blutdürstiger „Tyrann, dessen Geschichte noch die Nachwelt mit „Entsetzen erfüllen wird; allein er war zugleich ein „nothwendiges Werkzeug der Revolution, und eine „ihrer stärksten Stützen, und — seine Grausamkeiten abgerechnet — ein grosser Mann." So schreitet der Vf. mit Darstellung der Begebenheiten sowohl in Beziehung auf die französischen als polnischen Angelegenheiten bis zum Ende des Jahrs 1795 fort. Von dem Jahre 1796 heisst es am Schlusse derselben: „Dieses, in der Reihe derer, die wir bis jetzt durchwandelt haben, bey weitem das merkwürdigste, „thatenreichste, blutigste und schlachtenvollste Jahr „verdient aber eine genauere Schilderung, als wir hier „noch liefern können — ein eignes Werk, das vielleicht zu seiner Zeit erscheinen wird." Ob aus des Vfs. eigener Feder? sagt er nicht. Rec. erwartete nun, die versprochene Enthüllung der Zukunft; allein er fand, ausser einem Winke über den „im Norden aufgegangenen, neuen Stern, der dem politischen Horizont eine veränderte Gestalt, und durch „seinen grossen Einfluss manchem System eine ganz „andere Richtung zu geben verspricht, Paul I.," wenig bedeutende Aufschlüsse. Es hat freylich die Erfahrung unsers Jahrzehends hinlänglich gelehrt, wie eine missliche Sache es um Vorhersagungen zukünftiger Begebenheiten sey; und auch der Vf. hat S. 412. einen Beweis, wie leicht man sich hierin irren könne, abgelegt; da er als eine Folge des Friedens mit Spanien vorher sah, „dass Frankreich die Engländer zur See nun weit mehr züchtigen könnte." — Ob übrigens Schriftsteller, welche Ludwigs Mord rechtfertigen und Robespierren entschuldigen, gefährlich seyn und werden können, hat Rec. hier nicht zu untersuchen; ihm wird Ludwig lieber, je mehr er geschmäht; und ein Tyrann verhasster, je mehr er vertheidigt wird.

Marburg, in der akadem. Buchh.: *Miscellaneen aus der Diplomatik und Geschichte* von *J. Arnoldi*, Fürstl. Oranien Nassauischem Regierungsrath zu Dillenburg. 1798. 474 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., von dem wir eine vollständige Nassauische Geschichte zu erwarten haben, hat uns hier aus den Schätzen seines Archivs mit sehr interessanten Beyträgen beschenkt. Die *diplomatischen* Miscellaneen enthalten folgende Nachrichten: *Chartae indentatae*, nämlich Belege aus dem Nassauischen Archiv, dass sie schon im 14ten Jahrhundert vorkommen, und auch von Adelichen gebraucht würden. *Transfixe. Monatsnamen.* Hartmonat ist der Jenner, wodurch *Haltaus* und *Pilgram* berichtigt wird, *Laubreisse* der October. Die übrigen chronologischen Data enthalten nichts neues, und sind schon aus *Helwigs* Zeitrechnung bekannt, den der Vf. nicht zu kennen scheint, ausgenommen der *heiligen drey Artzetag*, den man für den heiligen drey Königtag halten sollte, wenn er nach dem Inhalt der Urkunde nicht zwischen den 10ten August bis 1ten Nov. zu setzen wäre. *Wirkliche Siegel.* Ueber ein merkwürdiges Reutersiegel der Gräfin Elisabeth von Diez vom Jahr 1301. *Rothes Wachs.* Das älteste Gräfliche Siegel von rothem Wachs im Dillenburgischen Archiv ist vom Jahr 1271, das älteste Adeliche von 1336, das älteste *Oblatensiegel* auf Briefen von 1596, auf Urkunden von 1621. *Redende Wappen. Siegel nicht regierender Herren. Ireme Siegel. Vermischte Siegel. Aufgedruckte Siegel*, nämlich auf dem Rücken der Ur-

Urkunde, nicht auf dem Hauptsiegel. Rec. hat ein dergleichen viel älteres in seinem Archive vom Jahr 1223. — *Secretinsiegel. Besiegelung*, dass sie kein Beweis der Anwesenheit des Siegelnden sey. *Unterschriften.* Die älteste Unterschrift an einer Gräflichen Urkunde des Dillenburger Archivs ist von 1464; an einer Kaiserlichen von 1486; an einer Adelichen von 1496. In dem Archiv, das Rec. verwaltet, befindet sich schon eine unterschriebene Urkunde K. Friedrichs von 1459, ferner eine Herzoglich Baierische von 1420. In *Schrötters* Abhandlungen aus dem Oesterreichischen Staatsrecht S. 283 ist die Stiftungsurkunde der Wiener Universität vom Jahr 1365 von Herzog Rudolf IV unterschrieben. *Briefstiel der Geistlichkeit im 13ten Jahrh. Titulaturen des Mittelalters. Beglaubigungsformeln. Verwandschaftsnamen,* alles einzelne Beyspiele. Unter den historischen Beyträgen möchten wohl vorzüglich wichtig seyn: die Beyträge zu einem Journal des Luxus und der Moden des Mittelalters; Preise im 14ten und 15ten Jahrhundert; Berichtigungen und Zusätze zu *Wenks* Hessischer Landesgeschichte 1stem Theil, und Beyträge zur Geschichte des deutschen Adels aus Urkunden des Dillenburger Archivs, in Gestalt eines alphabetischen Inventars aller in jenen Urkunden vorkommenden Adelichen Familien: hat in seiner Art einen für den Geschichtsforscher einen grossen Werth; nur werden eine Menge anderer Leser, die zunächst keinen Gebrauch davon machen können, bedauern, dass dieses Inventar weit über die Hälfte des ganzen Buchs einnimmt, und nicht wenigstens durch eine bessere Oekonomie des Drucks ins kürzere gezogen worden ist.

Leipzig, b. Voss: *Kausch's Schicksale.* Nebst mannichfaltigen Abschweifungen und einer Beylage. 1797. 322 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Unfall, welchen der jetzt wieder in seine Rechte eingesetzte Physikus zu Militsch, D. *Kausch*, gehabt hat, ist bekannt. Er war eine Zeitlang das Opfer der Cabinets-Justiz, und obgleich der Rechtsgelehrte gegen die Form des Verfahrens manches einzuwenden hätte, so erscheint doch hier die Preussische Regierung in einem mildern Lichte, als die Regierungen anderer Länder. Ueberall pflegt man sich bey der Untersuchung der Staatsverbrechen über die gewöhnlichen Formen hinwegzusetzen, und einige Gründe davon müssen in der Sache selbst liegen, weil man auch in der französischen Republik genöthiget gewesen ist, zu diesem Ende einen besondern hohen Gerichtshof zu errichten. Es fällt in die Augen, dass theils der Zusammenhang der Untersuchung mit Staatsgeheimnissen, theils aber auch die persönlichen Verhältnisse, in welchen der Angeschuldigte mit dem gewöhnlichen Richter steht, einen besondern Gerichtshof erfodern können; aber die wesentliche Processform darf doch in keinem Falle verletzt werden.

In wiefern dieses im vorliegenden Falle geschehen sey, mögen die Leser, welche nun weder zum Vortheil, noch zum Nachtheil der damaligen preussischen Regierung einnehmen will, bey einer aufmerksamen Durchlesung und genauen Prüfung der Kauschischen Sache, selbst beurtheilen. Merkwürdig aber ist die Mässigung, welche man auf beiden Seiten beobachtet hat; man mag nun an der einen Seite auf die Furcht, welche überall Revolutionen wittert, oder an der andern Seite auf die Erbitterung Rücksicht nehmen, welche sich auch des Wohlgesinnten bemächtiget, wenn er unschuldigerweise in Verdacht gezogen wird. Lobenswürdig ist die Gerechtigkeit, und man kann wohl sagen die Billigkeit, mit welcher der Vf. das Benehmen der Regierung beurtheilt. Nur hätten wir bey den mannichfaltigen Abschweifungen, deren der Vf. schon auf dem Titel gedenkt, mehr Sparsamkeit und Auswahl wünschen mögen. Man kann indessen einem Menschen, welcher auf eine, für ihn so unangenehme, Art merkwürdig geworden ist, leicht verzeihen, dass er dem Publicum auch solche Sachen mittheilt, die ihm interessant waren, und welche der Leser, wenn sie ihm etwa beschwerlich fallen sollten, leicht überschlagen kann. Anziehend bleibt immer die Schrift im Ganzen, und schätzenswürdig der Mann, an welchem der Trieb und auch die Fähigkeit Gutes zu wirken nicht zu verkennen ist.

Nürnberg, b. Schneider: *Monatliche historisch-literarisch-artistische Anzeigen zur ältern und neuern Geschichte Nürnbergs. Zweyter Jahrgang.* Herausgegeben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Substitut des Amtes St. Clara u. s. w. 1798. 192 S. 8.

Auch in diesem Bändchen hat der fleissige und auf alles aufmerksame Vf. vieles zusammen getragen, das nicht nur den Einheimischen interessant, sondern auch Auswärtigen, besonders bey der gegenwärtigen kritischen Lage der Dinge, nicht ganz gleichgültig seyn kann. Gleich unter der ersten Rubrik, welche hauptsächlich die Nürnbergische Verfassung angehet, findet man, was die gegenwärtig in *Nürnberg* befindliche Kaiserliche Untersuchungs-Commission für einen Fortgang gehabt, und was dieselbe bisher zum Besten des Staates gewirket habe. Dahin gehört z. B. dass selbst die vacant gewordenen Raths- und andere für überflüssig gehaltene Stellen *nicht mehr* besetzt werden, — die Anstellung der *Controlleurs* in allen Aemtern, — wo man freylich oft zu fragen veranlasst werden möchte, ob den keine schicklichern Männer zu einem solchen Posten hätten gewählt werden können? Wie kommt ein *Metzger*, ein *Schneider*, ein *Becker*, ein *Kinngiesser* in die *Waldämter* u. s. w.? Die Einführung eines neuen Steuerfusses, statt der drückenden Losung, oder Vermögensteuer, die freylich fast von allen Seiten her Widersprüche bekam, und noch nicht entschieden ist. Auch werden einige Schriften, die bekannte Preussische Besitznehmungen betreffend, angeführt. Unter der Rubrik, unter welcher solche Schriften ge-

 auch

auch auswärtige — angeführt werden, die auf die Geschichte Nürnbergs einen Bezug haben, wird man auf manches ältere und neuere Product aufmerksam gemacht, das man vielleicht übersehen hätte. Bey dieser Gelegenheit wird hin und wieder ein Schriftsteller zurecht gewiesen, (z. B. *Hess* in den *Durchflügen*). Merkwürdig ist es, dass derselbe den bekannten Befehder *Eppelein von Gaillingen*, zu einem *Herrn von Sct. Gallen* gemacht hat. Man darf sich nur ganz kurze Zeit in Nürnberg aufgehalten haben, um über die *Hessischen* Ausfälle, die er sich auch gegen diese Stadt erlaubt hat, zu lachen. Unter den Publicandis wird auch eines fast unbegreiflichen Diebstahls gedacht, da aus dem dasigen *Leyhaus* 19000 Gulden entwendet worden sind. Dass die Nürnbergischen Gelehrten auch in diesem Jahre nicht unfleissig gewesen sind, siehet man aus dem vollständigen Verzeichniss ihrer Schriften. *Griebel's*, eines *Flaschnermeisters Gedichte* in Nürnbergischer Mundart, müssten, wenn sie bekannter würden, auch auswärts Beyfall finden. Eben so werden auch allerley neuere nützliche Anstalten angezeigt, darunter eine holländische *Rauchtabacksfabrik* vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Unter den im vorigen Jahre verstorbenen würdigen Männern war auch *Professor Will*, der sich um die vaterländische Geschichte, sehr verdient gemacht hatte. Den Beschluss macht ein brauchbares Register.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Karlsruhe und Rastadt, b. Maklott und Sprinzing: *Rastadter Congress-Taschenbuch für* 1799. mit 17 Silhouetten. IV. und 308 S. in Taschenformat.

Dass nach dem Ablaufe eines vollen Congress-Jahres die Rastadter Literatur abermals mit einem Taschenbuche in Almanachsform vermehrt werden würde, war bey dem Vorgange des *Congress-Kalenders* von 1798 als mercantilische Speculation eben so wohl zu erwarten, als unter dem Gesichtspuncte einer zweckmässigen und geschmackvollen Abfassung wünschenswerth. Beides ist aber bey vorliegenden Versuche nicht erreicht. Ausser der *Ode an den Congress* und den 17 Silhouetten (derer die beiden pacificirenden Theile repräsentirenden Gesandschaften) bleibt dem Vf. kein Verdienst der Eigenthümlichkeit übrig. Selbst bey den Schattenrissen fehlt es grösstentheils an der Haupteigenschaft der Aehnlichkeit. Die Lebensbeschreibung *Hermann's* des Cheruskers und *Rudolph's I.* nebst den Nachrichten von der natürlichen Beschaffenheit des alten Deutschlands und seinen Einwohnern füllt vier Fünftel des Ganzen, (S. 1—230.); selbst aber dies bildet demungeachtet an sich kein Ganzes, indem die Nachrichten von der Regierungsverfassung, dem Kriegsstande und der Rechtspflege der alten Deutschen auf das nächste Taschenbuch verspart werden. Gesetzt auch, dass dieser historische Abschnitt ein Meisterstück und in seinen einzelnen Theilen verhältnissmässiger eingerichtet wäre, als es z. B. die Einrückung der *altdeutschen Gedichte*. S. 163—178. zulässt; so ist er doch in einem Congress-Taschenbuche fremdartig und, als Rücklick in die Vorzeit, in vielen Beziehungen für ein *Rastadter* Taschenbuch sehr unpassend.

Die eigentlichen Congress-Artikel sind sämtlich aus andern Schriften entlehnt, ohne die Quellen anzugeben. a) *Die Beschreibung der Stadt und Gegend von Rastadt*. S. 231—248. grösstentheils aus dem Congress-Kalender von 1798, und aus dem *Karlsruher* Almanache von 1798 zusammengesetzt, b) *Verzeichniss des Gesandschafts-Personale*. S. 249—270., nach den Sprinzingschen Listen, folglich nach der Zeit der Ankunft, aber ohne deren speciellen Angabe geordnet, auch nicht gehörig nachgetragen. c) Der *alphabetische Wohnungszeiger aller gesandtschaftlichen Personen* S. 271—276 und d) *die Polizey während der Dauer* des Congresses. S. 277—282. sind zwey ganz aus dem *Congress-Handbuche* Nr. III. und VII. geborgte Abschnitte. e) Die *Biographien* der Grafen von *Metternich* und von *Lehrbach*, des Freyherrn von *Albini* und der französischen Gesandten *Treilhard* und *Bonnier* sind aus der *neuesten Weltkunde* entlehnt, die höchst unvollständige Skizze des Generals *Buonaparte* aber aus einem Zeitungsblatte ausgeschrieben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgart*, b. Erhard: *Der Obst-Most in seiner Zubereitung nach vieljähriger Erfahrung geprüft und durch richtige Vortheile erläutert.* Ein Wort für die gegenwärtige obstreiche Zeit von einem erfahrnen Oekonomen. 2 Bogen. 8. ohne Jahrszahl. (2 gr.) Diese kleine Abhandlung würde gemeinnütziger seyn, wenn es dem Vf. beliebt hätte, zur Erklärung der Provinzialismen eine eigene Terminologie voran zu schicken. So, wie sie jetzt da ist, bleibt sie für andere Gegenden gänzlich unbrauchbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. März 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Hatchard: *Observations on insanity: with practical remarks on the disease, and an account of the morbid appearances on dissection.* By *John Haslam*, Late of Pembroke-Hall, Cambridge, Member of the corporation of Surgeons, and Apothecary to Bethlem-Hospital. 1798. XI u. 147 S. 8.

Nachdem der Vf., (der, aufser *Johann Monro's* Antwort auf *Battie's* Abhandlung vom Wahnsinn, kein anderes Werk feiner Landsleute über diesen Gegenstand genugthuend findet,) die Meynungen *Mead's*, Wahnsinn bestehe gänzlich in der Stärke der Einbildungskraft, und *Ferriar's*, Manie werde durch falsche Vorstellung, folglich Ideenverwirrung, Melancholie hingegen durch Ueberspanntheit der Begriffe, ausgezeichnet, bestritten hat, giebt er (S. 10.) folgende Definition des Wahnsinns: „er fey eine fehlerhafte Verknüpfung bekannter Begriffe, welche unabhängig von den Vorurtheilen der Erziehung fey, und allezeit von blindem Glauben und gemeiniglich entweder von heftigen oder niederbeugenden Leidenschaften begleitet werde." Der gefunde Verstand hingegen (S. 18.) ist ihm „eine übereinstimmende Verbindung der verschiedenen Kräfte desselben." (Sollte jene Definition nicht auch einen der gewöhnlichen Fehler haben, die meistentheils den Definitionen des Wahnsinns anhängen, nämlich, dafs fie zu weitumfassend ist? Denn auf die Weife gehörte auch Hypochondrie, befonders eine oder die andere Art derselben, darunter: der hypochondrifche Arzt z. B., der in feiner Einbildung an diefem oder jenem Zufalle oder Uebel leidet, würde wahnsinnig, mindestens melancholisch, genannt werden müssen. Eben fo der eiferfüchtige Verliebte, bey dem oft aus den alltäglichsten, unbedeutendsten Vorfällen falsche Ideenverbindungen, von blindem Glauben begleitet, entspringen. Auch fehen wir hier keine Grenzscheidung zwifchen dem eigentlichen Wahnsinn und dem Fieberdelirium. Auf die Einbildungskraft, deren doch S. 5. mit Beziehung erwähnt wird, ist hier gar keine Rückficht genommen u. f. w.) Das II. Kapitel handelt (S. 14—36.) von den allgemeinern Symptomen der Manie und Melancholie. Wir finden darin wenig Bedeutendes. Der Vf. gesteht zwar, dafs die in das Hospital aufgenommenen immer fchon eine längere oder kürzere Zeit vor ihrer Aufnahme krank gewefen find, behauptet aber doch, aus den gelegentlichen, auf helle Zwischenzeiten folgenden, Rückfällen hinreichende Gelegenheit zu haben, dem Anfange und Fortgange der Krankheit nachzuspüren. (Ein in der That fehr trüglicher Schlufs, da Zeit, veränderte Lage und Behandlung des Kranken etc. fo manche Abänderung in den, oft fo feinen und mit der Dauer der Krankheit fich meistentheils ganz verwischenden, Nüancen der Symptome zu Wege bringen kann.) Wahnsinnige feyn nicht fo häufig, als man glaube, des Morgens fchlimmer: oft, und im Anfange der Krankheit werden fie des Abends heftiger, und bringen fo die Nacht zu. Die Zufälle werden bey den mehrften fchlimmer, wenn man fie in eine liegende Stellung gebracht habe, und fie felbst fcheinen eine horizontale Lage möglichst zu vermeiden. Eine helle Zwischenzeit ist dem Vf. eine vollkommene Herstellung des Verstandes des Kranken, vergewiſſert durch wiederholte Prüfungen feiner Gefpräche und beständige Beobachtung feines Betragens, auf eine Zeitlang, die hinreichend ist, den Auffeher zur Bestimmung eines richtigen Urtheils in den Stand zu fetzen. (Diefe Definition dünkt uns zu enge. Es giebt, befonders im Anfange des Uebels, bey vielen Kranken helle Zwischenzeiten, die oft nur einen Augenblick dauern, und es ist meistens ein desto günstigeres Zeichen, je öfter folche Augenblicke wiederkehren. Sind dies keine hellen Zwischenzeiten? Oder wie foll der gerichtliche Arzt es fonst nennen, wenn ein Wahnsinniger z. B. in einem Augenblicke einen feiner Verwandten oder Freunde, den er feit Jahren nicht gefehn hat, erkennt und vernünftig anredet, dann auf eine Zeitlang wieder mit zehn andern Perfonen verwechfelt, darauf wieder auf einen Augenblick richtig erkennt u. f. w.? Darf er gewiffenhaft fagen, dafs ein folcher Kranker gar keine hellen Zwischenzeiten habe, weil fie nicht lange genug währen? — In der weitern Erörterung darüber verwechfelt der Vf. offenbar eine *fpecies* mit dem *genus*, das *delirium circa unum objectum* mit der Manie.) Sehr zu empfehlen ist übrigens, befonders gerichtlichen Aerzten, die manchmal nach *einer* Unterredung mit dem Kranken ihr Zeugnifs abgeben und fo leicht ganzen Familien durch Uebereilung Nachtheil zufügen, was der Vf. S. 28. fagt: „Unbedachtfame werden oft zu dem Schluffe verleitet, dafs ein Eingefperrter gefund fey, wenn er während einer Unterredung von wenigen Minuten nichts Ungereimtes oder Fehlerhaftes verräth, und tadeln oft die Ungerechtigkeit, dafs man ihn von der Welt ausschliefse. — Aber man laffe den Forfcher das Gefpräch verlängern, bis der Lieblingsgegenstand in dem Gehirne des Kranken in Bewegung gebracht ist;

so wird er überzeugt werden, dafs er fich in feinem Ausfpruche übereilt habe. — Wer die eigenthümliche Gedankenreihe des Kranken kennt, kann ihn dahin bringen, fie zu Tage zu legen, oder fie wird während der Dauer der Unterredung von felbft hervorbrechen u. f. w." Unter den körperlichen Besonderheiten zeichne fich, aufser einem eigenthümlichen Ausfehen, das hervorftehende, oft glänzende, Auge aus. Eine andere Erfcheinung ift eine Erfchlaffung der Integumente des Cranium, meistens am Hintertheile deffelben, fo, dafs fie zu einem beträchtlichen Grade mit der Hand in Runzeln gelegt oder gar zufammengefaltet werden können: fie ftellt fich jedoch nicht im Anfange der Krankheit, fondern nach einem etwas anhaltenden Anfalle von Wuth ein, und ift häufig mit einer Verengerung der Pupille verbunden. In folchen Fällen wurde gewöhnlich Waffer zwifchen der harten und mittlern Hirnhaut gefunden: der einzige Fall diefer Art, den wir von dem Vf. befchrieben fehen, ift S. 61. Der Unempfindlichkeit gegen Kälte, die man gemeiniglich Wahnfinnigen zufchreibt, widerfpricht er nach feinen Wahrnehmungen. Im Hofpitale feyen fie vielmehr Erfrierungen der Füfse unterworfen. (Sollte fich diefer Umftand vielleicht auf Bauart, innere Einrichtung etc. des Hofpitals beziehen?) In 29 Fallen (S. 37—97.) befchreibt der Vf., was er bey der Leichenöffnung Wahnfinniger gefunden hat. Wir bedauern, dafs wir darin von den vorhergegangenen körperlichen Umftänden der Kranken gar nicht unterrichtet werden: was von den letzten Zufällen vor dem Tode zuweilen angeführt wird, ift äufserst wenig und unvollftändig. Die Oeffnung des Kopfs war die Hauptabficht. Nur zweymal finden wir der Oeffnung der übrigen Cavitäten erwähnt, wobey fich einmal nichts Widernatürliches, das anderemal ein Stein in der verdickten Gallenblafe, und ein anderer im Duodenum fand. In den meiften Fällen zeigte fich offenbar eine ftarke Anhäufung von Blut in allen oder verfchiedenen innern Theilen deffelben; nicht felten deutliche Entzündung. In 21 Fällen war die *tunica arachnoidea* mehr oder minder undurchfichtig, zuweilen verdickt. Nur einmal fand der Vf. die markigte Subftanz und ein andermal die *contenta cranii* überhaupt blutleer; eben fo das Adergewebe ungewöhnlich bleich. Häufig war Waffer in den Hirnhölen und zwifchen den Hirnhäuten; einigemal das Adergewebe mit Hydatiden befetzt. Mitunter war Luft in den Adern der Hirnhäute, zuweilen nur der *pia mater*. Achtmal war die Confiftenz des Gehirns ungewöhnlich hart, fünfmal weich, und ein einzigesmal fehr elaftifch. Einmal fand fich viele fandigte Materie (phofphorfaure Kalkerde) in der Zirbeldrüfe. Diefe 29 Fälle, welche die Jahre 1795 bis in den Anfang 1798 begreifen, machen keine Auswahl, fondern die ganze Summe der Wahrnehmungen des Vfs. aus. Das III. Kapitel handelt (S. 98 bis 106.) von den Urfachen des Wahnfinns. Der Vf. ift ganz der Meynung, dafs die im Gehirne oder in den Theilen deffelben bemerkten krankhaften Erfcheinungen nicht Folge, fondern Urfache, des Wahnfinns find. (Schwerlich wird er, aus bekannten Gegengründen, die Aerzte hinreichend überzeugen. Auf *confenfus nervorum* nimmt er nicht einmal die entferntefte Rückficht. Ueberhaupt geben 29 Fälle natürlich eine zu unbedeutende Summe von Refultaten. Befonders aber fcheint unter feinen eigenen Wahrnehmungen die 22fte Sectionsgefchichte jener Meynung zu widerfprechen.) Ferner von dem wahrfcheinlichen Ausgange der Krankheit. (S. 106—121.) Sicher der befte und reichhaltigfte Theil des Werks. Frauenzimmer werden häufiger vom Wahnfinn befallen, als Mannsperfonen: innerhalb 46 Jahren wurden 4832 Frauenzimmer und 4042 Mannsperfonen in das Hofpital aufgenommen, und von jenen 1402, von diefen nur 1155, gefund entlaffen. Doch gefteht der Vf. ein, wie wenig man von dem Schickfale der Entlaffenen, der nachherigen Herftellung ungeheilt Entlaffener, und den etwanigen Rückfallen der Hergeftellten, erfahre. Innerhalb zehn Jahren wurden achtzig Frauenzimmer aufgenommen, die bald nach der Entbindung verrückt geworden waren, und von denen funfzig vollkommen hergeftellt wurden. Das erfte Symptom von der Annäherung diefer Krankheit nach der Entbindung ift Mangel an Schlaf; dann folgt geringere Abfonderung, und zuletzt gänzliches Zurücktreten der Milch. Es ift ein ungünftiges Zeichen, wenn überhaupt wahnfinnige Frauenzimmer fich zur Zeit der Periode fchlechter befinden, oder felbige fehr unbedeutend oder übermäfsig ift. Nach der, im Anfange des Wahnfinns gewöhnlichen, Unterdrückung der Periode ift der natürliche und gefunde Wiedereintritt derfelben gemeiniglich ein Vorbote der Genefung. Wahnfinnige genefen leichter nach dem Verhältniffe ihrer Jugend und der kürzern Zeit, welche die Krankheit gedauert hat. Einen Ausfall gegen den Retter einer hohen Perfon (*Willis?*) übergehen wir ftillfchweigend, weil wir von den gegenfeitigen Actenftücken keine Kunde haben. Von 1664 Kranken, die innerhalb zehn Jahren aufgenommen wurden, fallen die mehrften (527) in den Zeitraum von dem 30—40 Jahre ihres Alters. Diefer Zeitraum ift, nach der Meynung des Vfs., derjenige, wo die erbliche Anlage am häufigften in Thätigkeit gefetzt wird. (Wir möchten die, einer genauern Ausführung werthen, Gründe des Vfs. überhaupt annehmen, jedoch ohne dabey *immer* auf erbliche Anlage zurück zu blicken. Allein im Ganzen kömmt doch bey einer folchen Berechnung zu viel auf die Art der entfernten Urfachen des Wahnfinns mit an.) Zwifchen dem 20 und 30. Jahre find 488, zwifchen dem 40 und 50. Jahre 362, zwifchen dem 50 und 60. Jahre 143, zwifchen dem 10 und 20. Jahre 113, und zwifchen dem 60 und 70. Jahre 31, zugelaffen. Von den Kranken im erftern Zeitraume genafen 180, im zweyten 200, im dritten 87, im vierten 25, im fünften 78, im fechsten nur 4. Von jenen 1664 wurden alfo überhaupt 574 geheilt entlaffen. Es genefen mehr Maniaci, als melancholifche Kranken. Ungünftig

günstig ist ein öfterer Wechsel des wüthenden und melancholischen Zustandes. Wahnsinn aus physischen Ursachen wird öfter geheilt, als der aus moralischen. (Und doch ist, nach S. 103. 130., krankhafter Zustand der Theile des Gehirns *immer* Ursache der Krankheit? doch ist „*Gemüthskrankheit*" (S. 104.) unbegreiflich? und es ist sogar (S. 131.) wahrscheinlich, dass Wahnsinn oft *aus Gewohnheit* fortdauert?) Paralytische Zufälle sind eine viel häufigere Veranlassung des Wahnsinns, als man gemeiniglich glaubt. Die natürlichen Blattern bey Wahnsinnigen haben gewöhnlich einen traurigen Erfolg. Es ist sehr selten Herstellung zu hoffen, wo Epilepsie durch Wahnsinn entstanden ist oder Wahnsinn zu Epilepsie hinzukömmt. Ein günstiges Zeichen ist es, wenn Kranke während ihrer Besserung fetter werden, als sie vorher waren: auch sind sie seltner, als andere, Rückfallen unterworfen. In wenigen Fallen gieng Blutspeyen, auch ein Hämorrhoidal-Blutfluss, vor der Genesung vorher: Nasenbluten kam dem Vf. niemals vor. (S. 138 f.) Von der Heilmethode. (S. 122 bis 135.) Was hier von der äussern Behandlung der Kranken gesagt wird, ist lesenswerth, aber nicht wohl eines Auszugs hier fähig. Der Vf. dringt sehr darauf, dass Verrückte vom Hause entfernt werden. (Dies ist ihrer selbst wegen freylich oft, aber doch nicht allgemein, nöthig: meistens erfodert es die Lage der Familie etc. unumgänglich. Ob die Einsperrung in ein Hospital unbedingt so wohlthätig sey, ist noch wohl sehr zu bezweifeln: aber es ist traurig, dass zwischen Privatcur im Hause des Kranken und öffentlicher Cur im Hospitale so äusserst selten einem Arzte die freye Wahl oder ein Mittelweg übrig bleibt. Beide Arten haben ihre unvermeidlichen Mängel und Fehler. Von den Arzneymitteln. (S. 136. bis zu Ende.) Der Vf. redet hier bloss von denjenigen, die er unter Anleitung *Monro's*, des Hospitalarztes, angewandt und in ihren Wirkungen selbst beobachtet hat. Blutlassen war bey starken und vollblütigen Kranken, und wo das Uebel noch nicht lange gedauert hatte, immer das beste Mittel, sowohl in der Manie, als Melancholie. Wo der Anfall schon ziemlich lange gedauert hat und die Integumente des Cranium ungewöhnlich erschlafft sind, oder schon ein Zustand von Stupidität nachgefolgt ist, gewährt es keinen Vortheil. Am besten ist es, wenn man sechs bis acht Schröpfköpfe auf die Integumente der Hirnschaale setzt und von acht bis sechszehn Unzen Blut ablässt. Dies kann nach Gelegenheit wiederholt werden. (Vergl. die 13. Krankengeschichte S. 61.) Abführungen sind von dem grössten Nutzen und unumgänglich nothwendig. Das gewöhnliche Mittel dieser Art im Hospitale ist folgendes: ℞. *infusi sennae* ℥i 3. bis ℥ij. *tincturae sennae* ʒj. bis ʒij. *syr. spinae cervinae* ʒj. bis ʒji. Meistens bewirkt es fünf- und mehrmalige Eröffnung. Es sey falsch, dass Wahnsinnige so sehr geneigt zu Verstopfungen und so schwer zu bewegen wären: Durchlauf und Ruhr seyn gewöhnliche Beschwerden derselben. (Ob dies mit der, oben erwähnten, Frequenz von Erfrierungen der Füsse etc. in einigem Zusammenhange stehen möchte? —) Den Brechmitteln ist der Vf. nicht günstig. Er sah in vielen Fällen, selbst nach vorherangestelltem Aderlasse, paralytische Zufälle nach wenigen Stunden entstehen, vorzüglich, wo der Kranke fett und Congestion nach dem Kopfe da war. (Wohl sehr natürlich!) Zwey Gran Brechweinsteins verfehlten fast nie der Wirkung. In kleinen Dosen, bis zum Ekel, leistete er nichts, wo er nicht wie eine Abführung wirkte. Vom Kampher hat der Vf. nur überhaupt zehn Erfahrungen, die jedoch nicht viel versprechen. Das kalte Bad erregte, besonders in wüthendem Zustande und bey Vollblütigkeit, (sehr natürlich) in vielen Fällen bald nach dem Gebrauche paralytische Zufälle, Schwindel, beträchtliches Fieber. Blasenpflaster am Kopfe und Haarseil leisteten Nichts. Das Opium, während eines heftigen Paroxismus gegeben, bewirkte eher stärkere Wuth, als Schlaf, und wo es diesen eine Zeitlang herbeyschaffte, erwachte der Kranke heftiger, als er vorher war.

Wir verkennen nicht das mancherley Gute, das in dem Buche, von welchem, dem Vernehmen nach, bald eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird, enthalten ist. Jedoch würde der Vf. weit grössern Nutzen gestiftet haben, wenn er *vollständige* Krankengeschichten, so weit sie irgend bey Wahnsinnigen möglich sind, nebst dem *ganzen* Heilverfahren geliefert und eine *hinreichende* Beschreibung des Bethlem-Hospitals und seiner Einrichtung etc. hinzugefügt hätte, etwa nach Art der Bang'schen Tagebücher, und sich nicht durch so manche Subtilitäten, denen er nicht gewachsen zu seyn scheint, hätte hinreissen lassen. Möchte er doch den Plan seines, für die Folge versprochenen, grössern Werks über den Wahnsinn nach diesem Wunsche abändern!

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. 1) *Paris*, b. Vf.: *Recherches critiques sur la 4me Section d'un ouvrage, ayant pour titre: de la Connexion de la vie, avec la respiration* etc. par *Edme Goodwyn* traduit de l'Anglois par *J. N. Huilé* etc. par *J. C. F. Caron*, Chirurgien en Chef de l'hospice du Sud de Paris an VI. (1798) 54 S. 8.

2) Ebend., b. Vf. u. b. Croullebois, Mequignon u. Martin: *Dissertation sur l'effet mechanique de l'air dans les poumons pendant*

pendant la respiration, avec des reflexions sur un nouveau moyen de rappeller les noyés à la vie, proposé par le Docteur *Menzies*, par *J. C. F. Caron.* — an VI. (1798) 71 S. 8.

Man muss sich in der That wundern, wie diese Abhandlungen mitten unter Männern, die sich um die neue Chemie so verdient gemacht haben, an einem Orte, wo beynahe jeder Heerd ein chemisches Laboratorium ist, zu einer Zeit, wo die Chemie ihren Einfluss auf die Physiologie aufs vollkommenste gerechtfertigt und aufs auffallendste zum Besten derselben verwendet hat, wie diese Abhandlungen, unter diesen Umständen haben entstehen können. Es findet sich darin nicht nur keine Spur von der geringsten chemischen Kenntniss, sondern die Mittel das Athmen mit Hülfe chemischer Einsichten zu erklären, sind sogar auf das plumpste lächerlich gemacht. Uebrigens herrscht in der Art Goodwyn's Satze anzugreifen und zu tadeln, so viel liebloses und Gelehrten so wenig anständiges, dass sich der Vf., welcher durch eine gewisse politische Wuth dazu hingerissen scheint, um so weniger hätte erlauben sollen, je weniger er Goodwyn das Gleichgewicht zu halten im Stande scheint. In einer kurzen Einleitung spottet der Vf. über die Fortschritte der Chemie, welche Goodwyn an derselben rühmte, auf eine Art, dass man schon da die Broschüre aus der Hand legen möchte. Nun wendet er sich zu Goodwyn's Sätzen, welche immer zu ganzen Seiten, mit den Worten der französischen Uebersetzung abgedruckt sind. Goodwyn machte, um sich von Lower's Satze zu überzeugen, nach welchem dieser behauptet hatte, dass das Blut in der Lunge eine röthere Farbe annähme, folgenden Versuch. Er hob bey einem starken Hunde das Brustbein auf, entblösste die Arterien und Venenstämme der Lunge, so dass man die Farbe des Bluts dadurch erkennen konnte, bliess die Lunge mit einem Blasbalg nach Vesal's Methode auf, indem er auf diese Art das natürliche Athmen nachahmte, und beobachtete, dass das Blut in den Arterien schwarz, in den Venen hingegen hellroth durchschien. Der Vf. leugnet die Möglichkeit dieses Versuchs ganz. Er hat Versuche mit lebendigen Thieren machen *sehen*, und versichert, dass die Dicke der Gefässe hindere, dass die Farbe des Blutes durchscheinen könne. Endlich hat der Vf. den Versuch mit dem Aufheben des Brustbeins selbst nachgemacht; allein die Lungen fielen sogleich zusammen, und das Thier war bereit zu ersticken. Wenn der Vf. die Lungen aufblies, so nahmen dieselben zwar eine hellrothe Farbe an; allein, fragt er, ist diese Veränderung der Farbe der Wirkung des Sauerstoffs zuzuschreiben? Mit nichten! Weit leichter sey es zu glauben, dass diese Veränderung von dem Seitendruck auf alle Lungengefässe abhänge, welche in diesem Augenblicke sich ausleeren und so wenig Blut behalten, dass es nur sehr schwach und also hellroth durchscheinen kann. Welcher Widerspruch? Kurz vorher hat der Vf. die Durchsichtigkeit der Gefässe geleugnet. Der Vf. hat nie dahin gelangen können, Froschlungen aufzublasen. Er hat es mit Röhren aller möglichen Art versucht, aber vergebens. Die Röhren thun es freylich nicht, sondern der kleine Vortheil, die Stimmritze bey diesen Thieren zu finden zu wissen. Sie liegt weiter nach vorn bey denselben, und ist durch zwey eckige Knorpel stark verschlossen. Die Veränderungen, welche mit dem Blute vorgehen, wenn es in einem offenen Gefässe der Luft ausgesetzt ist, dass sich nämlich der *Cruor* vom *Serum* trennt, lassen sich weit leichter durch das Gesetz der Schwere erklären, als durch chemische *unbegreifliche* Wirkungen. Oft sucht der Vf. Goodwyn lächerlich zu machen, da wo ihn Sprachgebrauch oder Bescheidenheit im Ausdruck, welche freylich der Vf. gar nicht kennt, vollkommen rechtfertigt. Goodwyn sagt irgendwo, nach der Uebersetzung: *le sang m'a paru prendre etc.*, dies nennt der Vf. Goodwyn's Traum, ohne die Bescheidenheit im Ausdrucke zu fühlen, ohne zu ahnden (wenn er jene in Beobachtungen verwirft), dass das englische, *it seems to be, videtur esse* der Lateiner, nicht das französische *il semble. il paroit*, oder das deutsche *es scheint* ist, sondern oft so viel als *il est, es ist so*, und zwar mit dem höchsten Grade der Gewissheit. Oft scheint er selbst Wendungen seiner Muttersprache nicht zu verstehen, z. B. *quelques solutions que nous donne au jour de nouvelles experiences, il restera toujours incontestable etc.* Diese Worte beziehen sich offenbar auf künftige Fortschritte der Chemie, und der Vf. findet sie sehr undeutlich, weil er dieselben auf Goodwyn's Versuche deutet. Unter den Folgerungen endlich, welche der Vf. den Goodwynschen entgegenstellt, findet man unter andern die letzte, welche als das Hauptresultat des Vfs. so lautet: „aus allen diesen folgt, sagt er, dass das grosse berüchtigte System der chemischen Wirkung der Luft auf die Lungen währen des Athmens, was in dem Goodwynschen Werke verherrlicht, und von unsern neuen Chemisten erfunden und geschützt ist, von Seiten Goodwyn's durch keinen Versuch unterstützt wird, welcher nur das geringste Vertrauen einflösste, und auf welchen man rechnen könne, dass es im Gegentheil nur ein Gewebe von Muthmassungen und chimärischen Ideen ist, welche durch besser angestellte Versuche, wie durch alle diese, welche nicht bloss hier in diesem Werke, sondern auch in meiner Abhandlung über die mechanische Wirkung der atmosphärischen Luft während des Athmens, erwähnt sind, vernichtet werden; und endlich muss man nach diesen besonders deutlich sehen, dass an Goodwyn nicht zu glauben ist, *que Goodwyn est un incroyable.*"

In Nr. 2. fängt sich der Streit aufs neue mit Goodwyn wieder an, welcher zu seinem Unglücke ins Französische übersetzt zu seyn scheint, denn das Original hätte der Vf. wohl unberührt gelassen. Ganze Seiten von Goodwyn sind auch hier wieder abgedruckt. Zuerst über Goodwyn's Bestimmung der Luft, welche auf einmal eingeathmet wird. Die Meynungen waren darüber immer getheilt, und die neuesten Versuche hierüber von *Lavoisier* und *Seguin*, deren der Vf. nicht gedenkt, beweisen, wie schwer es sey genaue Resultate hierüber zu liefern. Goodwyn behauptet, dass eine vollkommne Einathmung 109 Kubikzoll Luft fasse. Man höre den Vf. selbst: „mein lieber Doctor, sagt er, haben Sie diese Luft gesehen? — nun gut, heut 10 Messidor, glaube ich mich in der Wahrheit meines Gewissens verbunden, Ihnen, ohne Sie indess böse machen zu wollen, zu sagen; Sie sind der erste, welcher mit so vieler Weisheit über die entsetzliche Menge Luft nach einer vollkommnen Ausathmung spricht. (*Seguin* und *Lavoisier* fanden zuweilen eine grössere Menge.) Sie lassen uns hier ein neues Wesen, aber nur im Geiste sehen. — Was mich betrifft, ich will die neue Frucht Ihrer Einbildungskraft kennen lernen, es koste auch, was es wolle. Ich werde die von Haller für und wider den Zusammenhang der Lungen angeführten Versuche wiederholen. Wenn ich die Mittel nicht finde, diese Luft zu erhalten, so werde ich diejenigen anzuwenden suchen, die mir mein kleines Genie eingeben wird. Habe ich sie gefunden; so werde ich meine Zuflucht zu den neuern Chemisten nehmen, um von ihnen die Mittel zu lernen, die Luft in einem Käfig zu erhalten. Alsdann, wenn ich das curiöse Stück allen Weisen in der neuern französischen Chemie vorgemacht habe, so verspreche ich Ihnen, bloss eine Reise um deswillen zu machen, um sie Ihnen nach London zu bringen." Der Vf. würde wohl einer genauern Addresse bedürfen! Goodwyn lebt nicht in London. Was kann man von einem Mann mit dieser Art zu sehen, zu denken und zu schreiben, für Aufklärungen in der Physiologie des Athmens erwarten?

Hallers' und *Hamberger's* längst vergessner Streit über die Luft in der Pleura ist ganz mit den eigenen lateinischen Worten der Vf. abgedruckt. *Menzies* Abhandlung wird bloss um deswillen angefochten, weil in derselben die Grundsätze der neuern Chemie, folglich auch einige Ideen von Goodwyn herrschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. März 1799.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Praktische Gebirgskunde*, von *Johann Carl Wilhelm Voigt.* Zweyte stark vermehrte Ausgabe, mit 1 Kupfer. 1797. XX. u. 286 S. 8.

Es war zu erwarten, dass ein so reichhaltiges Buch, wie Hn. *V's.* praktische Gebirgskunde, bey seiner anerkannten Brauchbarkeit, bald eine neue Auflage erhalten würde; diese ist denn auch so ansehnlich vermehrt, dass sie, bey demselben Formate wie die erste, und bey nur wenig weitläufigern Drucke, doch um 136 Seiten stärker geworden ist. Wir leugnen nicht, dass wir manches auch im Allgemeinen über dieses geognostische Werk, und über die Vorliebe für gewisse Ideen, mit der manche Materien behandelt sind, zu erinnern hätten; allein dies würde hier am unrechten Orte seyn, da wir uns vielmehr auf das beschränken müssen, wodurch diese neue Auflage sich von der frühern unterscheidet.

Die Anordnung der ersten Auflage ist im Ganzen beybehalten, und nur an einigen Orten, besonders in der allgemeinen Einleitung zu den Urgebirgsarten, eine wesentliche Aenderung in der Stellung der §§. vorgenommen worden. Die meisten Zusätze sind aus dem bey jeder Gebirgsart bemerkten ökonomischen und technischen Gebrauche erwachsen, von dem in der ersten Auflage gar nichts erwähnt war. Ferner haben wir eine weitere Ausführung von des Vfs. Lieblingshypothesen, besonders von seiner Theorie von Entstehung der Erde, und einzelne genauere Bestimmungen vorher schon geäusserten Ideen bemerkt; unbedeutenderer Nachträge, z. B. in hier und da beygefügten Trivialnamen (S. XVI. und a. a. O.) zu geschweigen.

Das S. 1. u. f. folg. aufgestellte System der Gebirgsarten, hat blos beym Serpentinsteine vier neue Arten (a. rein, b. mit Granaten, c. mit Amiant und Asbest, d. mit Kalk,) gewonnen.

Die meisten Zusätze und Veränderungen finden sich in der Einleitung zu dieser neuen Auflage; doch sind wir mit des Vfs. neu gegebener Bestimmung der Gebirgsarten, S. 4. nicht einverstanden; sie ist zu weitumfassend, und würde eben so gut auf alle chemisch einfache Fossilien als auf wahre Gebirgsarten passen. Richtiger ist die Beschreibung der einzelnen Classen von Gebirgsarten, nur möchte die von der dritten Classe die sogenannten pseudovulcanischen Gebirgsarten nicht mit einschliessen. Hierauf folgt eine ganz oberflächliche Erwähnung einiger von den merkwürdigsten Hypothesen über das Daseyn der Erde, (§. 4.) bis der Vf. im 5ten §. seine eigne, in der vorigen Ausgabe bereits angedeutete *Theorie von Entstehung derselben*, hier weiter ausführt. Er denkt sich diesen Weltkörper, wie er Anfangs um und um mit Wasser umgeben, ohne Berge und Thäler zu haben, in dem flüssigen Elemente, gleich einer Dotter im Eye schwebte. Unter den Substanzen, woraus die Erde im Wasser zusammengesetzt wurde, befanden sich einige, die fähig waren in Gährung zu gerathen, sich zu erhitzen, zu entzünden, Gasarten zu erzeugen und Sprengungen zu bewirken. Durch diese Kräfte wurden Stücke von der im Wasser schwebenden Kugel losgesprengt, und als Inseln bis zur Oberfläche des die Erdkugel umgebenden Weltmeers emporgetrieben. Diese Stücke gaben uns die nachherigen Hauptgebirge und überhaupt die uranfänglichen Gebirgsarten. Die Wassermasse, die durch diese neugehobenen Stücken Land verdrängt wurde, trat an deren vorige Stellen zurück; daher der Umfang der Wasserkugel kleiner werden und mehr Seegrund aufs Trockne kommen musste. Von den emporgesprengten Stücken Land wurden ferner durch die Verwitterung Theile abgenagt; das Meer selbst enthielt noch mineralische Substanzen; aus diesen zusammen entstanden dann die Flötzgebirge, die sich um die ursprünglichen Inseln (die Urgebirge) herumlegten. — Wenn wir auch diese Theorie nicht, wie Hr. *V.*, schon in Davids Psalmen (S. 158. Note) suchen; so werden unsre Leser doch finden, dass sie nichts weniger als neu ist, und eine Menge Zweifel gegen sich hat, deren Aufstellung jedoch die Grenzen einer Rec. überschreiten würde. Hr. *V.* führt als Beweise derselben an: a) die noch in neuern Zeiten besonders durch vulcanische Wirkungen empor gehobenen Inseln, von denen in einem neu hinzugekommenen Anhange S. 215—240. in 17 verschiedenen Excerpten, mehrere Beyspiele ohne Auswahl aufgestellet werden, so dass die Glaubwürdigkeit und das geognostische Interesse dieser Erzählungen aus ältern und neuern Schriftstellern (vom Strabo bis zu Dolomieu und Spallanzani) von gar verschiedenem Gehalte ist; b) die ursprünglichen Thäler und Schluchten; c) die Gänge, Klüfte und Stockwerke; d) mehrere einzelne Erscheinungen, z. B. dass man um die Urgebirge immer Flötzgebirge, (besonders ungewöhnlich hohe Kalkberge von einem wildern Ansehen) herum gelagert findet; hier verursachten nach Hn. *V.* die ursprünglich empor gehobenen Inseln durch das Hinderniss, das sie dem strömenden Was-

fer entgegenfetzten, defto häufigern Abfatz der Flötzgebirgsmaffen, befonders bey kalkhaltigen Waffern, welche ihren Kalkgehalt überhaupt nie leichter fallen laffen, als wenn fie an Klippen oder andern feften Körpern zerfchlagen und verfpritzt werden. (Vorrede S. VII.) — Die Erfcheinung, auf welche neuere Geognoften (z. B. Hr. *v. Buch* im *Bergm. Journ.*) aufmerkfam gemacht haben, dafs faft alle Hauptgebirge auf einer Seite fteil anfteigen, und auf der andern fich fanft verflächen, erklärt Hr. *V.* ebenfalls aus der Emporhebung der Gebirge, weil jedes Gebirge auf der Seite, auf welcher es gehoben worden, fteil anfteigen, auf der entgegengefetzten aber, nach welcher zu es gehoben worden, fanft abfallen müffe. Endlich benutzt der Vf. auch den Umftand für feine Hypothefe, dafs bey Flötzgebirgen die um ein Urgebirge herum liegen, die Flötze auf der einen Seite gewöhnlich von anderer Befchaffenheit feyen, als auf der andern, z. B. beym thüringer Walde, wo auf einer Seite das thüringer Flötzgebirge, auf der andern Seite blofser Sandftein liege. Wir können nicht abfehen, warum Hr. *V.* die Stellung der §. 11 bis 16., welche die bemerkten Beweife enthalten, gegen die frühere Ausgabe, wo felbige fchicklicher noch in der allgemeinen Einleitung ftanden, verändert, und fie hier in der zweyten Abtheilung, die blos von den uranfänglichen Gebirgen handeln foll, eingefchoben hat.

Als Charakter der *uranfänglichen Gebirge* wird immer noch ihre majeftätifche Höhe aufgeführt, ungeachtet der Rec. der frühern Ausgabe dagegen fchon Zweifel aufgeftellt hatte, die auch durch die Note S. 16. nicht gehoben worden, indem der Kalkftein der hohen Schweizer- und Kärntner-Alpen, befonders auf den gröfsten Höhen, Verfteinerungen enthält, mithin feine neuere Bildung als Flötzgebirge verräth. Hr. *V.* ift zwar geneigt, wie wir S. 23. 104 und 117. fehen, dergleichen ältere Flötz- oder Mittelgebirgsformationen, (wie z. B. die Kalkfelfen am Harz, auf den Appenninen und das rauhe Kalkgebirge im Fränkifchen) mit zu den uranfänglichen Gebirgen zu rechnen, indem fie nach feiner Hypothefe nicht (wie die Flötzgebirge) auf die bereits gehobenen Gebirge abgefetzt, fondern theils auf dem alten Meeresgrunde von Corallengewächfen und dergl. Seegefchöpfen, mittelft des durch Kalktheile angefchwängerten Seewaffers angebauet — theils durch die Verwitterung der Oberfläche des Seegrundes urfprünglich gebildet, mit den Urgebirgen zugleich gehoben, und dadurch auf immer dem Meere entzogen wurden; allein wenn wir dies annehmen wollen, was bleibt dann für ein Kriterium für die Flötzgebirge übrig? Man darf fich nun auch nicht wundern, von Hn. *V.* den Unterfchied zwifchen Ur- und Flötzthonfchiefer nicht beachtet zu fehen, und S. 59. angeführt zu finden, dafs fchon in der Entftehungsperiode des (uranfänglichen) Thonfchiefers das Meer mit kleinen Conchylien, namentlich mit kleinen Ammonshörnern befetzt gewefen feyn möge, da doch dergleichen Thonfchiefer mit Verfteinerungen offenbar fchon zu den Flötzgebirgen gehört.

Wir bemerkten vorhin, dafs die Befchreibung der einzelnen Gebirgsarten in diefer neuen Ausgabe durchgehends einen Zufatz dadurch erhalten hat, dafs einige Bemerkungen über den Gebrauch einer jedweden angeführt find. Indem aber diefe Bemerkungen fo oberflächlich und kurz find, dafs man fie felbft aus den gemeinften Lehrbüchern (z. B. Wallerius, Gmelin, Succow, Emmerling u. a.) noch vervollftändigen und zum Theil felbft berichtigen könnte: fo hätten wir ftatt ihrer lieber intereffantere Zufätze gewünfcht, an denen es dem Vf. bey feinem Aufenthalte in einem merkwürdigen Gebirge, bey der Flüchtigkeit, mit welcher die erfte Auflage ausgearbeitet wurde, nicht fehlen konnte. Auffallend war es uns überhaupt, auch bey diefer Umarbeitung nirgends einige Notiz von neuern geognoftifchen Schriftftellern, befonders aus einer gewiffen Schule, genommen zu finden. Ift auch Hr. *V.* mit den Theorien derfelben nicht einverftanden; fo follte er doch die Thatfachen, die fie, befonders von Gebirgen aufser dem thüringer Walde, aufftellen, kennen und benutzen, um fich felbft vor Einfeitigkeit zu bewahren, und mit der Ausbildung feiner Wiffenfchaft fortzufchreiten. Neu war uns blos eine Bemerkung S. 55. über den vortheilhaften Gebrauch des Glimmerfchiefers zum Dachdecken im Eifenachifchen; der uns übrigens nicht Wunder nimmt, da wir felbft einen gleichen Gebrauch des dünnflaferigen Gneufes in den favoyifchen und wallifer Thälern kennen.

In dem dritten Abfchnitte von den *Flötzgebirgen* hat fich gegen die frühere Ausgabe nur wenig geändert. Was Hr. *V.* vormals Sandfteinbreccie nannte, nennt er jetzt (S. 105.) paffender *alten Sandftein.* Die Steinkohlen, von denen er vormals nur eine, zu den ältern Flötzgebirgen gehörige Formation annahm, theilt er jetzt in zwey Hauptformationen, a) in die *ältere* nebft Schieferthon und Kräuterfchiefer, von welcher bereits die erfte Ausgabe handelte, und zu deren Befchreibung hier nur einige neue Gebirgsörter am thüringer Waldgebirge gekommen find, und dann b) in die *jüngere*, die er §. 66. (S. 150.) zwifchen dem thüringer Flötz- und dem Gryphitenkalk aufftellt; er rechnet zu diefer unter andern die bambergifchen, würzburgifchen und andere Steinkohlenflötze. Wenn Hr. *V.* die neuere mineralogifche Literatur nicht vorfätzlich hintanfetzte; fo hätte er fich fchon längft von der Nothwendigkeit diefer Abtheilung, und von der Exiftenz gar vieler jüngern Steinkohlenformationen in Böhmen und andern Gegenden Deutfchlands überzeugen können, und würde auch felbft gegenwärtig (S. 280.) nicht mehr zweifelhaft feyn, ob er diefen ganz in der Natur gegründeten Unterfchied noch ferner beybehalten follte oder nicht. Als das Kriterium zwifchen beiden Gattungen der Steinkohlengebirge wird immer die Höhe des Niveaus, in der fie fich finden, angegeben; einen beftimmtern Unterfchied würde Hr.

Hr. *V.* aber in ihren übrigen Lagerungsverhältnissen, in den mit ihnen abwechselnden Flötzen und selbst in ihrer oryktognostischen Beschaffenheit gefunden haben. — Bey der jüngern Flötzgebirgsformation wird noch sehr richtig S. 120. zwischen dem Stinkstein und dem obern Gyps des thüringer Flötzgebirges „der *Flötzsandstein*" aufgeführt. — Wie überhaupt der ganze Abschnitt von den Flötzgebirgen mit mehr Sachkenntniss und Scharfsinn bearbeitet zu seyn scheint, als die übrigen Materien der praktischen Gebirgskunde; so sind auch hier die Notizen vom ökonomischen Gebrauche einzelner Gebirgsarten (z. B. des Gypses, der Kreide, des Steinsalzes,) reichhaltiger ausgefallen, als in den übrigen Abschnitten.

In der vierten Abtheilung von den *vulcanischen Gebirgen*, bey deren Beurtheilung der Vf. seinem bekannten Systeme treu bleibt, setzt er zuförderst §. 81. eine neue Bestimmung des Basalts fest, und versteht darunter nicht blos den dichten (oryktognostischen) Basalt, sondern auch die porösen Laven der Gegend von Frankfurt, Fulda, Cassel u. s. f. (also Mandelstein und Grünstein) und besonders den Hornschiefer, (Werner's Porphyrschiefer); nur den Basalt der Alten nimmt er aus, der eine ganz andere und eigne Steinart ausmache. Das Hauptargument, das Hr. *V.* in dieser neuen Ausgabe S. 176 u. f. für die Vulcanität des Basalts und sämmtlicher Materien, die als vulcanische bestritten werden, aufstellt, ist die *Lagerung* dieser neueren Flötzgebirgsarten, theils (als *Kuppen* uranfänglicher hoher Gebirge auf einer *Hohe*, die nach Hn. *V.* keine Flötzformation mehr erreichen konnte, theils in den Thälern der jüngsten Flötzgebirge. Was sich hiergegen von mehrern Formationen des Basaltes in verschiedenen Zeiträumen, (die eben so wenig auffallend, als beym Sand- und Kalkstein ist) vom Vorkommen des Basalts auf Kuppen u. dergl. sagen läst, hat Hr. *Werner* und seine Schüler (ersterer besonders im Bergm. Journ.) längst gesagt. Sollte jenes allerdings merkwürdige Lagerungsverhältniss des Basaltes für seine Vulcanität entscheidend seyn; so müsste man auch den Porphyr, welcher dem Basalte hierin ganz gleich ist, für ein Feuerproduct gelten lassen, welches Hr. *V.* doch selbst nicht thut. — S. 186. beschuldiget der Vf. einige Mineralogen, (man erräth leicht, wen er meynt,) dass sie die Blasenräume des Mandelsteins (der Voigtischen porösen Lava) anfangs für ausgefüllt gehalten hätten, und fodert sie auf, zu erklären, warum man sie jetzt leer finde, da doch die ausfüllenden Fossilien aus der geschlossenen Gebirgsart nicht hätten herausfallen können? allein hier dachte Hr. *V.* wahrscheinlich nicht daran, dass man (mit *Humboldt* u. A.) jene Blasenräume ohne Inconsequenz, der Entbindung gasförmiger Stoffe, die sich auch bey kalten nassen Niederschlägen denken läst, zuschreiben kann.

In einem zweyten *Anhange* S. 241 — 286. hat Hr. *V.* die Rec. der vorigen Ausgabe gegenwärtiger Schrift in der *Neuen allgem. deutsch. Bibl.* und in der A. L. Z. mit seinen Anmerkungen abdrucken lassen, welche uns Gelegenheit geben, hier und da noch einige Bemerkungen beyzubringen. — S. 246 u. a. m. O. stellt Hr. *V.* den Schwefelkies als das unterirdische Brennmaterial auf, das die vulcanischen Wirkungen hervorgebracht haben soll; wann wird sich dieser Gelehrte doch überzeugen, dass Schwefelkieslager sich nicht zu heller Flamme entzünden lassen, dass Schwefelkieslager noch nie von solcher Mächtigkeit gefunden worden sind, als die ungeheuern vulcanischen Eruptionen nothwendig voraussetzen würden, dass sich bey brennenden Schwefelkieslagern in den vulcanischen Kratern kein Salmiak, wohl aber ein unermesslicher Schatz von Schwefel und Rohstein anhäufen müsste, und was eine Menge anderer Gründe mehr sind, welche Hr. *Werner* schon langst im Höpfnerischen Magazine aufgestellt hat. — S. 249 u. 263. verlegt der Vf. den Sitz des vulcanischen Feuerstoffs sehr tief, in den Granit, ja selbst unter denselben; wie erklären sich aber dann die grosse Menge vulcanischer Schlünde, nahe neben einander, welche alle voraussetzen, dass keine grosse Kraft dazu gehören dürfte, die Gebirgsdecke, unter welcher das vulcanische Feuer wüthete, zu zerbrechen, weil man sonst nur einen einzigen mächtigen Hauptschlund antreffen würde? — Sehr richtig ist das Räsonnement in der 6ten und 7ten Anmerkung S. 251 u. f. über die Formation der uranfänglichen Gebirgsarten; wollte nur der Vf. einmal einen Versuch machen, mit beybehaltener Consequenz sich die Entstehung sämmtlicher Flötzgebirgsarten, aus demselben Gesichtspuncte zu erklären; so würden seine Ideen von der vulcanischen Entstehung offenbarer Flötzgebirgsarten, von Emporsprengung einzelner Gebirge aus der Tiefe u. s. f. gewiss bald von ihrer angenommenen Ueberzeugungskraft verlieren, und ihren Urheber auch für andere Vorstellungsarten empfänglich machen. — S. 255. findet der Vf. den Unterschied zwischen uranfänglichen und Flötzthonschiefer sehr lächerlich, und hätte auch Recht, wenn derselbe (wie er annimmt,) blos auf dem Vorkommen des Kalksteins in Thonschiefer beruhete; allein das Missverständniss, das den Vf. hier immer noch irre führt, hätte er schon in mehrern neuen geognostischen Schriften können widerlegt finden; nicht das Vorkommen jedes Kalksteins in dem Thonschiefer entscheidet für denselben als Flötzthonschiefer; sondern 1) seine abwechselnde Lagerung mit *Flötzkalkstein* und noch mehr mit Grauwacke (wie in den Schweizer-Alpen, am Fichtelberge u. s. f.) 2) die in ihm enthaltenen Versteinerungen; (wie am Harze,) 3) sein sichtliches Gemenge mit Glimmerblättchen; 4) sein Uebergang in Grauwackenschiefer u. m. dergl. Kriterien, bezeichnen ihn als eine für sich bestehende, vom Urthonschiefer ganz zu trennende Gebirgsart. — S. 257. Beyspiele von Gängen, die in hohen Gebirgen mit Flötzgebirgsarten ausgefüllt sind, hätte der Vf. aus Hn. *von Charpentier's* Beschreibung vom sächsischen Erzgebirge, und andern Schriftstellern auffinden kön-

können; — eben so sind Erzgänge, die sich auskeilen, d. h. die nicht blos ihre Erzführung verlieren, sondern bey denen auch wirklich die Spalte oder Kluft sich endigt, und die nicht wahrnehmen lassen, dass sie noch bis auf eine tiefer liegende Ursache ihrer Entstehung niedersetzten, (S. 274.) in Ganggebirgen gar nichts seltenes. — Vormals nahm Hr. V. zwischen den Ur- und Flötzgebirgsarten noch eine Mittelclasse an, welche er gegenwärtig S. 277. wieder fallen lässt, ohne dass wir hinlänglichen Grund dazu absehen können. — S. 282. vertheidiget sich der Vf. mit überzeugenden Gründen gegen den ihm vom Rec. der ersten Ausgabe in der A. L. Z. mit Unrecht gemachten Vorwurf, dass er bey seinen meisten Bemerkungen über die Flötzgebirge, das thüringer Flötzgebirge vor Augen gehabt, und mehrere Gyps- Kalk- und Sandsteinformationen als besondere Geschlechter von einander getrennt habe; denn dieser letztere Unterschied ist nicht allein sehr charakteristisch und wesentlich, wie sich noch mehr aus einer Beschreibung des thüringer Flötzgebirges (in *Lempen's* bergmännischen Magazin, Th. X.) ergiebt; sondern dieses Flötzgebirge ist auch nach *Ferber's, von Humboldt's* u. a. Beobachtungen durch einen grossen Theil von Europa so weit verbreitet, dass es allerdings die gröste Beachtung verdient. Die Ungewissheit des Vfs. S. 282. über den Sitz der Salzquellen in dem thüringer Flötzgebirge, würde sich ebenfalls aus Hn. *von Charpentier* mineralogischen Geographie und *Lempens* erwähntem Magazine für den neuern Gyps entschieden haben.

PHILOLOGIE.

Bern, b. der typographischen Gesellschaft: *Neu verfasste französische Sprachlehre von einem allgemeinern und leichtern Gebrauch.* Für Ungelehrte und das weibliche Geschlecht. Von *Johann Georg Heinzmann.* 1797. 365 S. 8. (14 gr.)

Nach des Vfs. Meynung, welche er in der Vorrede äussert, fehlt es den Ungelehrten und dem Frauenzimmer an einer französischen Sprachlehre, in der die lateinischen Terminologien, die systematische Classification, und der schulgelehrte pedantische Ton (wie *er* es nennt) vermieden werden. Er hat daher einen Versuch machen wollen, durch praktische Uebungen, und mit Hinweisung auf einige Hauptregeln das Französische zu lehren. Er fängt mit der Aussprache an, wobey er weder die langen von den kurzen Vocallauten unterscheidet, noch die eigenthümlichen Laute der Consonanten gehörig bezeichnet, so dass dieser Abschnitt unter aller Kritik ist. Man erstaunt, dass z. B. *mère* wie *mer*, *dès* wie *des*, *est* wie *e*, *è* in *accès*, *procès* etc. wie *ee*, *fait* wie *fät*, *des* wie *deh*, *guerre* wie *gerr*, *une* wie *öne*, *travail* wie *trawal*, *paille* wie *pell* ausgesprochen werden soll. Versteht der Vf. gar nichts von der französischen Prosodie; so hätte er doch wenigstens den Olivet, oder noch besser die *Prononciation notée* von *Domergue* aufschlagen, und sich da Raths erholen können. Ausserdem ist auch seine Orthographie fehlerhaft, denn er schreibt *prévot* für *prevôt*, *cerises* für *cerises*, *écrivisse* für *écrevisse*, *premier* für *premier* u. s. w.

Uebrigens will Rec. gern zugeben, dass der Ungelehrte aus dieser Sprachlehre manchen französischen Ausdruck lernen könne, da sie an Vocabeln (z. B. Namen von Städten, Gewerben, Speisen, Kleidungen, Münzen etc.) auch an Redensarten und Gesprächen keinen Mangel leidet. Aber zu diesem Behuf hat man ja schon Peplier, Curas und viele ältere Grammatiken.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Handwörterbuch der deutschen Sprache,* zum Gebrauch des Lesens, Sprechens und Schreibens, mit Angabe der nächsten *sinnverwandten Wörter* und einer *kleinen Sprachlehre.* Nach den besten deutschen Sprachforschern. 1798. Taschenformat. (2 Rthl.)

Man erhält hier eine sehr gedrängte und doch nach Proportion sehr vollständige Uebersicht des deutschen Sprachschatzes. Bey einer dereinst zu erwartenden neuen Auflage würden wir dem Herausg. rathen, viele Wörter, die ein Deutscher niemals aufschlägt, oder zusammengesetzte und abgeleitete Wörter, die sich von selbst erklären, wenn man die Stammwörter weiss, wegzulassen, und dafür dieses nützliche Handbuch mit altdeutschen Wörtern, mit Provinzialausdrücken und noch mehr technischen Wörtern zu bereichern. In der jetzigen Gestalt wird es vorzüglich in Schulen brauchbar seyn; mit der von uns vorgeschlagenen Abänderung würde es ausserdem auch unbemittelten Gelehrten sich sehr empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Hannover,* in der Helwingschen Hofbuchhandlung: *Neue erläuternde Uebersetzung der biblischen Stellen, die bey der Religionsgeschichte des hannöverschen Katechismi angeführt sind.* 1798. VIII. u. 82 S. 8. (5 gr.) Die dem hannöverschen Katechismus angehängte Religionsgeschichte ist sehr kurz, und ohne Gebrauch der angeführten biblischen Stellen nur von geringem Nutzen, sowohl für den grössten Theil der Lehrer als auch für die Kinder. Der Vf., der sich unter der Vorrede mit dem Anfangsbuchstaben *G.* unterzeichnet hat, wollte daher beiden durch eine erläuternde Uebersetzung der bey der Religionsgeschichte angeführten biblischen Stellen zu Hülfe kommen. Die Uebersetzung ist zwar meistentheils richtig und deutlich; ob sie aber zur Erläuterung der Geschichte selbst viel beytragen werde, daran zweifeln wir. Indessen muss man wenigstens den guten Willen des Vfs. loben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. März 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Stuttgart, b. Macklott: *Darstellung der Grundsätze, nach welchen Frohndienste und insbesondere Landesfrohnen auszutheilen und auszugleichen sind.* Von *F. A. H. Weckherlin*, Herzogl. Wirtemb. Rent-Cammer-Rath. 1798. 164 S. 8. (12 gr.)

Während des gegenwärtigen Krieges, dessen Ende jeder Menschenfreund mit Sehnsucht entgegen harrt, kamen die Fragen nur zu oft zur Sprache: Wer kann zur Naturalleistung der Vorspannen angehalten werden? Welchen Lohn kann der Prästante fodern? Wer hat die Kosten zu zahlen? Unter welchen Bürgern, nach welchen Grundsätzen sind sie zu vergleichen? Wie kann dem Uebermaass gesteuert werden? — Um nun hier richtige Principien aufzufinden, und überhaupt ein geordnetes System in das Frohnwesen zu bringen, ist es, wie der Vf. richtig bemerkt, wesentlich nothwendig, die verschiedenen Gattungen der Frohndienste, in Hinsicht auf den verschiedenen Grund der Verbindlichkeit, abzusondern und genau auseinander zu setzen. Aus diesem Gesichtspuncte die Sache betrachtet, lassen sich aber folgende Classen angeben: I. Frohndienste, welche dem *Guts*- oder *Leibherrn* zu leisten sind, und in *Real*- und *Personalfrohnen* zerfallen, je nachdem sie auf gewissen Gütern haften, oder den Personen ankleben. II. *Gemeindefrohnen*, *Communfrohnen*, die zum Dienst und für die gemeinschaftliche Ortsanstalten einer Gemeinde geleistet werden, und wozu die Verbindlichkeit aus dem Gesellschaftsvertrage der Gemeindeglieder entspringt. III. *Landesfrohnen*, zu deren Leistung die Unterthanen als solche nach dem Staatsvertrag verbunden sind.

Bey *Realdiensten* bestimmt nur der Güterbesitz die Frohnpflichtigkeit; auf die Person wird keine Rücksicht genommen, und wenn daher auch Spanndienste auf einem Gute haften, so müssen diese von dem Besitzer geleistet werden, er mag übrigens den Fuhr- oder den Handfröhnern beygezählt werden.

Nach andern Grundsätzen sind die *Personaldienste* zu behandeln. Diese entspringen aus einem ehemaligen, oder noch fortdauernden Leibesnexus; sie haben keine andere Beziehung, als auf die Person des Frohnpflichtigen. Wäre auch diesen Frohnpflichtigen zugleich ein Güterbesitz eingeräumt; so entspringt doch die Verbindlichkeit zu den Frohndiensten nicht aus diesem Güterbesitz, sondern sie rührt von dem schon zuvor bestandenen Leibesnexus her. Daraus folgt dann, dass solche Dienste auch nur insofern gefodert werden können, als die dienstpflichtige Person gerade die physische Fähigkeit dazu besitzt, so dass also die Spanndienste nur von denen gefodert werden können, die wirklich Zugvieh und Wagen besitzen, und dass diejenigen, welche damit nicht versehen sind, Handdienste zu leisten haben. Hieher passt also vornehmlich die Parömie: Der Bauer frohnt, wie er bespannt ist. — Sind ganze Gemeinden solchen Frohnen unterworfen, so betrifft diese Servitut doch nur die Personen in dieser Gemeinde, d. h. die wirklichen Gemeindemitglieder, und derjenige, der nicht die Rechte eines ansässigen Gemeindemitglieds wirklich geniesst, kann auch denselben schlechterdings nicht unterworfen seyn.

In Hinsicht auf die *Communfrohnen* sind vor allen Dingen die individuellen Localverfassungen in Betracht zu ziehen; in deren Ermangelung aber folgende Grundsätze in Anwendung zu bringen: Die Verhältnisse der Bürger gegen einander sind in der Regel blos persönliche Verhältnisse, ihre Rechte persönliche Rechte, ihre Verbindlichkeiten persönliche Verbindlichkeiten; sie entspringen nicht aus dem Güterbesitz, haften nicht auf Grund und Boden. Daraus folgt, dass Spann- und Handdienste *promiscue* auf der ganzen Gesellschaft liegen, und dass also dasjenige Mitglied, welches auf die eine oder auf die andere Art eine schwerere Last getragen hat, entweder durch Abnahme anderer Lasten, oder durch einen verhältnissmässig grössern Antheil an den Gemeindenutzungen, oder durch Geld wieder gleichgestellt werden müsse. — — In Ansehung der Frage: Wer bey den Communfrohnen in Concurrenz zu ziehen sey? ist als Regel anzunehmen: Wer an den Vortheilen, die zunächst aus der Gemeindevereinigung entspringen, Antheil zu nehmen berechtigt ist, ist auch verpflichtet, zu dem Aufwande, der durch den Zweck der Gesellschaft veranlasst wird, zu concurriren. Also ausgesessene und abwesende Bürger, weil sie das Recht haben, so bald es ihnen beliebt, in den Schooss der Gesellschaft zurückzukehren, und weil diese Gesellschaft, von welcher der Abwesende noch wirkliches Mitglied ist, durch seine freywillige Entfernung nicht leiden kann. Auch die Beysassen, weil sie Wasser und Weide, Policey- und Justizanstalten, diese ersten Zwecke bürgerlicher Vereinigung, in gleichem Maasse mit den vollen Bürgern geniessen. — Insofern übrigens die Frohnen nach den Köpfen ausgetheilt werden, gleichen sie einer Kopfsteuer; und haben alle Nachtheile derselben, indem dadurch der Arme mit den Reichen zu glei-

chen

chen Beytragsantheilen gehalten wird. Billig sollten daher dieselben nicht nach Personen, sondern nach eines jeden Mitglieds materieller Beytragsfähigkeit ausgetheilt, somit im wahren Werthe den Prästanten bezahlt, und das Totum des Aufwandes nach jenem Maafsstabe repartirt werden.

Bey *Landesfrohnen* endlich sind zweyerley Gattungen zu unterscheiden: 1) solche, welche der Landesherr zu seinem und des Landes unmittelbaren Dienste zu fodern berechtigt ist; dahin gehören: *Hofdienste*, *Militarfrohnen*, *Landespoliceydienste;* 2) solche, welche das Land einer fremden Macht zu leisten gehalten wird, vornehmlich bey Durchmärschen, Einquartierungen u. s. w.; diese sind dann wieder entweder *conventionsmäfsige*, oder *erzwungene*. — Alle Frohnen dieser Art aber bestehen entweder a) in *Fuhrdiensten*, wo der Unterthan sich selbst, sein Vieh, Wagen und Geschirr zum Dienst hergeben mufs (*Vorspannen*, *Spanndienste*); oder b) sie beschränken sich auf Stellung einzelner Reitpferde (*Postritte*, *Mezgerritte*); oder endlich c) sie bestehen in blofsen Personendiensten (*Handfrohnen*) z. B. Wachen, Schanzen, Botenlaufen u. s. w. — — Diese sämmtlichen Landesfrohnen nun gehören, ihrer Natur nach, unter die Naturalstaatsabgaben, die, als solche, von der Gesammtheit der Staatsbürger zu leisten, und unter denselben nach den Regeln eines gerechten Abgabesystems zu vertheilen sind. Wo jedoch nicht von Errichtung eines neuen Abgabesystems die Rede ist, sind sie, wie andere Staatsabgaben, nach dem gesetzmäfsig aufgestellten System zu behandeln, und es ist kein Grund vorhanden, warum bey ihnen allein eine Ausnahme gemacht werden soll. — Naturaldienste indessen lassen sich nicht wie Geld und Naturalproducte vertheilen; auch wird eine gewisse natürliche und ökonomische Fähigkeit vorausgesetzt, um sie leisten zu können: Jene kann nicht gegeben, — diese ohne die ungerechteste Einschränkungen nicht geboten werden. Der Staat mufs daher auf ein Mittel denken, auf einem andern Wege eines Theils seine Bedürfnisse zu befriedigen, und andern Theils in Herbeyschaffung der Mittel die gefoderte Gleichheit zu beobachten. — Dieses Mittel findet er, wenn er die Naturaldienste *auf seine Kosten* versehen lafst, und sodann die Kosten nach dem angegebenen Verhältnifs von den Staatsbürgern wieder erhebt. Ist es nicht thunlich, dafs der Staat in Hinsicht der Naturaldienste eine eigene Oekonomie führe, oder kann durch die Miethe, bey freygegebener Concurrenz, die erfoderliche Anzahl dienstleistender Personen nicht zusammengebracht werden; so hat der Staat das Recht, diejenigen zwangsweise anzuhalten, welche hierzu die natürliche und ökonomische Fähigkeit haben. Damit aber die letztern diese Gattung von Abgaben nicht allein zu leiden haben; so sind sie ihnen nach dem wahren Werthe zu bezahlen, und nur an den Kosten ist ihnen ihre steuerfufsmäfsige Quote zuzutheilen.

Dies sind die allgemeinen Grundsätze, die der Vf. über das Frohnwesen aufstellt; durchaus aber hat er jedesmal eingeschaltet, was wirtembergische allgemeine sowohl, als Particulargesetze und Observanzen über die zur Sprache gebrachte Gegenstände verordnen, und gerade diese letzten Entwickelungen machen bey weitem den gröfsern Theil der Schrift aus; welches daher billig auf dem Titel hätte bemerkt werden sollen. Für wirtembergische Geschäftsmänner ist demnach dieses Buch vorzüglich brauchbar; allein auch in andern Gegenden wird es jeder Sachkundige mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen; denn der Vf. zeigt überall ausgebreitete Kenntnifs, viele Erfahrung und richtige Urtheilskraft. Auch Darstellung und Sprache sind zusammenhängend und fliefsend. Nur das ist bey der ganzen Ausführung merklich, dafs der Vf. kein Rechtsgelehrter ist; denn sobald er in dieses Feld übergeht, zeigt sich Mangel an detaillirten Kenntnissen, und eben daher mag es auch kommen, dafs er manche seiner Ideen als neu hinstellt, ohngeachtet sie längst schon im Umlaufe sind. Auf der andern Seite jedoch gebührt demselben das Lob, dafs er mit der in das Frohnwesen einschlagenden neuesten Literatur gleichen Schritt gehalten, und seine Vorgänger zweckmäfsig benutzt hat.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Valentin Embsers Widerlegung des ewigen Friedensprojects.* 1797. XVI. u. 204 S. 8. (16 gr.)

Embser, der 1783. im 53ten Jahre seines Alters starb, scheint den Plan gehabt zu haben, einige Lieblingsideen seines Zeitalters näher zu beleuchten. Die erste, an die er sich wagte, war St. Pierre's bekanntes Project vom ewigen Frieden. Er schrieb daher im J. 1778.: *die Abgötterey unsers philosophischen Jahrhunderts, erster Abgott, ewiger Friede*, welche Schrift mit der Jahrzahl 1779. bey Schwan in Mannheim gedruckt wurde, und widmete solche, wie Rec. aus dem allgemeinen Verzeichnisse neuer Bücher vom Jahre 1779. ersah, dem Könige Gustav III. von Schweden. Es hinderte ihn aber an der Ausführung jenes Vorhabens entweder sein früher Tod, oder der wenige Beyfall, den der erste Versuch fand; denn die Abhandlung wurde, wie uns selbst die Vorrede zu dieser angeblich neuen Auflage sagt, „in den damaligen friedlichen Zeiten nicht gehörig bekannt, noch gewürdiget." „Die Herausgeber." (so heifst es ferner in dieser Vorrede), „des deutschen „Magazins des gegenwärtigen Jahrs in dem Junistück „fodern zu einer neuen Bekanntmachung allerdings „auf. Dieses war der Anlafs zu der *zweyten* unver„änderten Auflage eines in jedem Betracht interes„santen Aufsatzes." Für eine neue Auflage kann es Rec. nicht erkennen; denn der Augenschein beweist, dafs die Verlagshandlung die Exemplare, die nicht abgegangen waren, aus dem Staube hervorsuchte. Zu der Zeit, wo man mehr als jemals das Bedürfnifs einer Vereinigung *aller*, wenigstens *aller europäischen* Natio-

Nationen, zu einem ewigen Friedensbunde zu fühlen, und allgemeiner als jemals an der Möglichkeit der Ausführung zu glauben scheint, die Einwürfe eines menschenfreundlichen Schriftstellers gegen denselben wieder in Umlauf zu bringen, würde allerdings zweckmäsig seyn, wenn diese Einwürfe von mehrerem Gehalte wären, als sie es nach Rec. Urtheile sind. Da indessen die Schrift selbst, wegen der Zeit ihrer ersten Erscheinung, ausser dem Beurtheilungskreise dieser Zeitung liegt; so bemerkt Rec. nur kürzlich, dass sie in zwey Abschnitte zerfällt, wovon der erste die Frage: *Kann der Entwurf des ewigen Friedens ausgeführt werden?* der zweyte, die Frage: *Dürfte der Entwurf des ewigen Friedens ausgeführt werden?* untersucht. In jenem ist der erste Satz, auf welchem, wie E. meynt, das ganze Gebäude des ewigen Friedens ruht: „*das ganze menschliche Geschlecht, oder doch wenigstens Europa, kann einen einzigen Staat bilden.*" freylich falsch, und der Vf. hätte, um dies zu erweisen, weder auf die Theorie aller gesellschaftlichen Verbindung und deren Entstehung zurück zu gehen, noch in dem Umsturze der vier sogenannten Universalmonarchien Beweise seiner Behauptung zu suchen nöthig gehabt. Von der Richtigkeit seiner Theorie mögen folgende Stellen Proben abgeben. „Alle Menschen des Erdbodens in einer Gesellschaft, wäre keine Gesellschaft." — „Universalband ist ein viereckigter Zirkel." Im zweyten Abschnitte sucht der Vf. auszuführen, dass es vorzüglich der Krieg sey, der die allgemeine Thätigkeit belebe, Künste und Wissenschaften begünstige etc.; und dass daher bey einem ewigen Frieden das Menschengeschlecht in ewige Unthätigkeit und Schwäche herabsinken würde. Das Gute und Wahre, was die Schrift enthalt, liegt in einem solchen Schwalle von halbwahren Satzen und Declamation versteckt, dass wenigstens auf jeden Fall, wenn es dem Verleger nicht darum zu thun gewesen wäre, seine alten Exemplare los zu werden, ein Auszug zweckmäsiger gewesen seyn würde.

Die mit *T—r.* unterschriebene Vorrede giebt von einigen durch Embsers Schrift veranlassten Urtheilen, über deren Gegenstand und eine derselben beygefügte Anmerkung von dessen Leben und Schriften, Nachricht.

NATURGESCHICHTE.

CASSEL, auf Kosten des Vfs.: *Physikalisch-mineralogisch bergmännische Beschreibung des Meissners, eines merkwürdigen Basalt- und Steinkohlengebirges in Hessen.* von *Johannes Schaub*, Med. Doct. und Privatlehrer der Chemie zu Cassel. Mit zwey Kupfern und zwey Tabellen. 1799. 245 S. 8 (1 Rthl.)

Der Meisner, der wohl kaum noch einem einzigen Mineralogen in Deutschland ganz unbekannt seyn kann, liegt drey Meilen von Cassel. Er erhebt sich nach barometrischen Messungen 1959 Par. Fuss über den Spiegel des nahen Werraflusses und 2184 Par. Fuss über die Meeresfläche. Seine Ausdehnung lässt sich daraus abnehmen, dass seine oberste ebene Fläche allein über 1822 Acker, zu 150 Ruthen gerechnet, beträgt, die theils mit Buchenwaldung bestanden ist, theils auch als Heufeld und Viehweide benutzt wird, wo tiefe Sümpfe dies nicht verhindern. Wir überschlagen alles, was der Vf. von den reizenden Aussichten, der Geschichte, dem Ertrag, der bergmännischen Behandlung und andern Gegenständen dieses merkwürdigen Berges anführt, um bey den geognostischen Verhältnissen desselben etwas länger verweilen zu können. Sein ganzer oberer Theil besteht aus einer 50, 80 bis 100 Lachter mächtigen Basaltmasse, von verschiedenem Korn, Gemengtheilen und äussern Ansehen, wie sich von einem so mächtigen Korper dieser Substanz von selbst versteht. Mehrere mahlerische Felsen davon besetzen seine Oberfläche, und von diesen zeichnet sich besonders die Kitzkammer aus, die aus Säulen von fünf bis zwanzig Fuss Länge und von fünf bis acht Zoll Dicke, zusammengesetzt ist. Die beygefügten Kupfer sowohl als die Titelvignette stellen sie von verschiedenen Ansichten sehr deutlich dar, und lassen vorzüglich die verschiedenen Richtungen bemerken, in welchen diese Säulen liegen.

Ausser seiner eigenen Ueberzeugung, dass Basalt eine wirkliche Lava ist, bezieht sich der Vf. auf den Ausspruch eines *Faujas de St. Fond* und eines *van Marum*, die dieses Gebirge vor Kurzem besuchten, und es als vulcanisch anerkannten. Ausser den verschiedenen Basalten führt Hr. *S.* nur noch zwey Fossilien an, die auf der Oberfläche des Meissners gefunden werden, nämlich erstlich ein Gemenge von Hornblende und Feldspath, welches die dortigen Bergleute Duckstein, die neuern Mineralogen Grünstein und Hr. *Dolomieu* Lava mit Feldspath und Hornblende nennen. Es wird nie in ganz anstehenden Gebirgsmassen, sondern immer nur in herumliegenden Geschieben angetroffen. Zweytens eine sehr poröse leichte und bimsteinartige Lava, in welche dichtere und dunklere Bröckchen von der nemlichen Substanz gleichsam eingewickelt sind, und die in ganzen mächtigen Lagern angetroffen wird.

Unter dem Basalte liegt zunächst ein schwaches höchstens sechs Fuss hohes Lager Thon, das hier Schwühl genannt wird. Der Basalt berührt also nicht unmittelbar die Kohlen, wie man bisher vorgegeben und oft gelesen hat. Hierunter liegen die Kohlen drey bis vierzehn Lachter mächtig. Man unterscheidet davon sechs Arten, die immer in folgender Ordnung übereinander liegen, als: Stangenkohlen, Glanzkohlen, Pechkohlen, bräunlich schwarze Braunkohlen, ordinäre Braunkohlen und endlich Stockwerk. Dieses Stockwerk erklärt der Vf. für wirkliches sehr wenig bituminöses Holz, und an den beyderley Arten von Braunkohlen und der Pechkohle soll auch die Holztextur nicht zu verkennen seyn, (daher auch die Glanz- und Stangenkohle mit als Arten der bituminösen Holzgattung zu betrachten

ten find, und der Steinkohlengattung nicht untergeordnet werden dürfen.) Unter diesem mächtigen Kohlenlager werden noch folgende Schichte angetroffen, als: 1) Grauer Sandstein ⅝ Lachter mächtig. (Dieser scheint mehr ein etwas verhärteter loser Sand, als wirklicher Sandstein zu seyn.) 2) Triebsand, eben so mächtig. 3) Blauer Letten 10 bis 15 Lachter mächtig. 4) Sand 12 bis 14 Lachter mächtig. 5) Rother Sand. 6) Kalk, bis zum Fusse des Berges herab. Wahrscheinlich und nach dem 24ten §. zu urtheilen, ist dieses der jüngste Flötzkalk, und macht die Grundlage sämmtlicher darüber liegenden aufgeschwemmten Gebirgslager aus, über die sich zuletzt der Basalt ausbreitete, und die von dem Vf. nicht ganz richtig Flötzschichten benennt werden. Sie haben ihr Streichen von Osten nach Westen, und schiessen unter sieben bis acht Grad gegen Süden ein. Das Kohlenlager allein bleibt sich in Rücksicht seiner Mächtigkeit nicht immer gleich, indem es Mulden macht, in die sich der Basalt oft soweit herunter zieht, dass Dach und Sohle sich fast berühren. Bisweilen stürzt sich der Basalt auch ganz in die Tiefe. Unter den Basalten bey Gross-Almeroda, Oberkaufungen, Cassel und am Habichtswalde, werden ebenfalls bituminöse Holzlager angetroffen, von welchen der Vf. eine eigene Beschreibung verspricht. Schon im J. 1577. fing man an, diese Kohlen bey der Allendorfischen Saline zur Feuerung anzuwenden, welches durch die im ersten Anhange abgedruckten Nachrichten und Documente belegt wird, die sich in dem dortigen Salzwerks-Archiv befinden. Seitdem hat man nicht wieder aufgehört, sich ihrer zu bedienen, daher eine unendliche Menge ausgefördert worden ist. Doch läfst sie sich hier nicht bestimmen, da weder der Cubische Inhalt noch das Gewicht eines dortigen Kohlenmafses angegeben worden ist. Die grosse Consumtion hat indessen doch Anlass gegeben, dass man auf das wirthschaftlichste mit diesen Kohlen umgehet, und schon jetzt übersehen kann, dass man noch einige Jahrhunderte mit diesem Vorrathe auslangen wird. Von den beygefügten zwey Tabellen betrifft die erste die Resultate der vorgenommenen Barometermessungen, die zweyte aber die Quantität Kohlen, die ausgefördert worden und die Geldeinnahme, die davon gemacht worden ist. Der zweyte Anhang enthält ein Verzeichniss der auf dem Meissner wild wachsenden Pflanzen, welches Hr. D. *Pearson* dem Vf. mitgetheilt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Cassel*, b. Cramer: *Kurzgefasste Anweisung über die Wartung der Pferde, um sie auf den Reisen und in Lagern gesund zu erhalten und den Zufällen, die ihnen begegnen konnten, abzuhelfen.* — Nebst einer Anweisung über die Mittel, das Einreissen des Rotzes bey den Pferden zu verhüten, sie davor zu verwahren, die Ställe, worin diese Krankheit geherrscht hatte und die Geräthschaften, so bey verdächtigen Pferden gebraucht worden, wieder zu reinigen. 1796. 113 S. 8. (9 gr.) Der Rotz und die vielen Krankheiten, die bey den französischen Armeen gleich in den ersten Campagnen so viel Pferde wegraften, machten es nothwendig, zumal bey dem Mangel und der grossen Theurung der Pferde, auf ihre Erhaltung die möglichste Sorgfalt zu wenden. In dieser Rücksicht wurden auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses, von einem der französischen Thierärzte, Hn. *Huzard*, zwey Anweisungen, die auf vernünftige Wartung der Pferde und Verhütung des Rotzes abzwecken, entworfen, und verordnet, dass bey allen Militärtransporten, Convoyen u. s. w. auf das allerstrengste nach denselben verfahren werden sollte. Sie wurden zu Paris in französischer Sprache, wenn wir nicht irren 1794 zuerst gedruckt, hierauf zu Strafsburg ins Deutsche übersetzt, und nächstdem in beiden Sprachen als Verordnungen bekannt gemacht. Da diese nützlichen Verordnungen in unsere Gegenden nicht gekommen auch in keinen Buchladen zu haben sind; so hat Hr. *Eberhardt* die zu Strafsburg erfolgte deutsche Uebersetzung auf seine Kosten zu Cassel nachdrucken lassen, und diese haben wir hier vor uns. Das französische Original, welches der Strafsburger deutschen Uebersetzung zugleich beygefügt worden, so wie auch den Beschluss des Wohlfahrtsausschusses, der der Anweisung vorgesetzt ist, hat Hr. E. weggelassen und nur das, was zur Sache gehört, beybehalten.

Da man ein blosses Handbuch verlangte, dass denen bey den Posten, Proviantwesen, Remonten u. s. w. angestellten Personen als Richtschnur dienen sollte, so musste der Vf. seine Regeln und Vorschriften mit möglichster Kürze und Deutlichkeit abfassen, dies ist denn auch, ohne etwas Wesentliches zu übergehen, geschehen. — Von dem Inhalt selbst können wir hier nichts weiter bemerken, als dass die Vorschriften in der *Anweisung über die Wartung der Pferde*, den Endzwecken völlig angemessen und so deutlich als möglich vorgetragen sind. Freylich werden Zeit und Umstände die pünctliche Befolgung nicht immer zulassen, auch dürften sie den Personen, die sie executiren sollen, oft höchst lästig fallen und daher, ohngeachtet der strengen Befehle vielmals unerfüllt bleiben. Dies schadet der Sache aber nicht, denn die angestellten Personen sind doch genöthigt, sich nach und nach an die Vorschriften zu gewöhnen, und auf ihre Pferde mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, als sonst gewöhnlich ist. Werden von 10 Pferden, die gewiss zu Grunde gehen, durch etwas mehr Vorsorge nur 3 — 4 erhalten, so ist der Nutzen schon sehr bedeutend.

Was die zweyte Verordnung betrifft, nämlich die *Anweisung über die Mittel das Einreissen des Rotzes bey den Pferden zu verhüten* u. s. w.; so könnten wir zwar vieles zu ihrem Lobe hersetzen; da aber die Urschrift dieser Uebersetzung bereits von einem andern Rec. (A. L. Z. 1795. Nr. 3.) mit Beyfall beurtheilt ist; so müssen wir den Leser auf das verweisen, was dort von ihr bemerkt worden. —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 28. März 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Baudouin: *Compte rendu à la classe des sciences mathematiques et physiques de l'institut national des experiences faites en floreal et prairial de l'an 5 par la commission nommée pour examiner et verifier les phenomenes du Galvanisme.* an 6. (1798.) 107 S. 4.

Das Nationalinstitut, welches einen Theil seines Fleisses darauf verwendet die von Andern gemachten Entdeckungen von neuem zu prüfen und zu erweitern, ernannte besonders über den Galvanismus, worüber zuerst in Frankreich vorzüglich *Sue* experimentirte, eine Commission, welche aus den berühmten Männern *Coulomb*, *Sabatier*, *Pelletan*, *Charles*, *Fourcroy*, *Vauquelin*, *Guyton* und *Hallé* bestand, welcher letzte der Vf. dieser Abhandlung ist. Später hin verbanden sich mit dieser Commission *Venturi* von Modena, und *Humboldt*, welcher die im sechsten Abschnitt enthaltenen Versuche vor der Commission anstellte.

Die Einleitung erklärt die in dieser Abhandlung angewandten Benennungen. Ist die Kette, welche man in den gewöhnlichen galvanischen Versuchen bereitet, ganz geschlossen, so nennen die Vf. *arc animal*, den einen, und *arc excitateur* den andern Theil der Kette. Dieser letzte besteht gewöhnlich wiederum aus mehrern Theilen, wie bekannt, nämlich aus der Unterlage oder der Bewaffnung (*supports*, *armature*) und andern Theilen, welche die Verbindung machen, *communicateurs*. Die ganze Nachricht über die Experimente ist in sechs Artikel getheilt, wovon der erste die Resultate der Verbindungen und möglichen Veränderungen in den Theilen, welche den sogenannten thierischen Bogen im galvanischen Cirkel bilden, enthält. Hier finden sich 18 Veränderungen, indem man entweder die Veränderungen mit dem Nerven allein, durch Abschneiden, Unterbinden u. s. w. Bewaffnen, und nicht Bewaffnen u. s. w., und so auch mit den Muskeln vornahm. Aus diesen Versuchen des ersten Abschnitts ergiebt sich, 1) dass die eine Hälfte der Kette entweder aus Nerven und Muskeln, oder aus Nerven allein bestehen kann, 2) dass nothwendigerweise Nerven dabey seyn müssen. Denn Muskeln kann man immer als von einer grössern oder kleinern Menge Nerven durchdrungen betrachten, die sich in ihnen vertheilen. 3) Die Theile, welche diesen Theil der Kette bilden, müssen sich berühren. 4) Unterbindung oder Zerschneidung eines Nerven unterbricht den Galvanismus nicht. 5) Die Verschiedenheit der vereinigten Theile, sie mögen von verschiedenen Organen desselben Individuums, oder sogar von verschiedenen Individuen genommen seyn, hindert eben so wenig die Aeusserungen des galvanischen Reitzes; wenn nur die Theile, aus denen er gebildet ist, sich berühren. 6) Der thierische Bogen lässt sich, wenn er durch die Theilung seiner Theile unterbrochen worden, durch die Zwischenlage einiger nicht thierischen, besonders metallischer Substanzen wieder ergänzen. 7) Die Muskeln, in welchen sich die Zusammenziehungen bey dem Einfluss des Galvanismus äussern, sind gewöhnlich diejenigen, in welchen sich die Nerven, welche in der Kette begriffen sind, enden. 8) Wenn die Ursprünge aller Nerven, welche den thierischen Bogen ausmachen, nach einem seiner Enden gekehrt sind, so äussern sich nur Zuckungen in den Muskeln der andern Seite. 9) Wenn der Bogen aus mehrern verschiedenen Nervensystemen besteht, deren Enden in der Mitte des Bogens zu liegen kommen, so zucken die ihnen entsprechenden Muskeln an beiden Enden. 10) Aus mehrern Versuchen des ersten Artikels ergiebt sich auch, dass die Meynung derer nicht Grund hat, welche die galvanischen Erscheinungen der Vereinigung zweyer verschiedener Einflüsse des Muskels nämlich und des Nervens zuschreiben, und das Verhältniss des Muskels zum Nerven, mit den innern und äussern Belegen der Leidner Flasche vergleichen. Endlich scheint es, als ob 11) die Oberhaut die galvanischen Erscheinungen unterbräche, und wenn sie dieselben durch die ausserordentliche Dünne nicht ganz unterbricht, sie wenigstens sehr schwächt.

Der zweyte Artikel handelt von den Theilen des excitirenden Bogens, von der Natur und Lage der Theile unter einander. Hier werden zuerst die ganz gewöhnlichen Versuche angeführt mit metallischen Substanzen, darauf andere mit verschiedenen Metallen, Versuche die auch in Deutschland angestellt worden und bekannt sind. Nun folgen Versuche mit verschiedenen metallischen Verbindungen, in verschiedenen Verhältnissen, mit Amalgamen, Metallkalken u. s. w. mit Kohlenstoff und andern kohlenstoffhaltigen Substanzen, mit idio-elektrischen Stoffen, mit Wasser, und feuchten Substanzen, mit thierischen Stoffen u. s. w. Aus den Versuchen des zweyten Artikels lässt sich folgern, dass die den galvanischen Wirkungen am meisten günstige Zusammensetzung des excitirenden Bogens diejenige ist, wo er wenigstens aus drey Theilen besteht, die verschied-

schiednet Natur, und unter den Metallen, Wasser, kohlenstoffhaltigen oder thierischen Stoffen gewählt sind. Indess scheint dieser Bogen auch noch wirksam zu seyn, wenn er auch nur aus einem einzigen Stück besteht. Aber überhaupt wird die Gleichheit in den Theilen, die diesen Bogen ausmachen, wenigstens die Wirkung sehr merklich schwächen, da die geringste Verbindung mit fremden Substanzen ihm seine Kraft wieder giebt; so ist z. B. ein blosses Reiben mit fremden mittheilenden Stoffen hinlänglich, um den excitirenden Bogen alle Wirksamkeit zu geben. — So wie jener Bogen durch metallische Substanzen ergänzt werden kann, so kann der excitirende durch thierische Stoffe verbunden werden. Beide Bögen werden durch eine Absonderung oder wenigstens durch einen hinlänglichen Raum zwischen denen sie bildenden Theilen auf gleiche Weise unwirksam. Die geringste Feuchtigkeit scheint hinlänglich zu seyn, die Theile des excitirenden Bogens zu vereinigen, und die Wirkungen zu bestimmen, welche dieser auf den animalischen hervorbringen soll. Hieraus ergiebt sich zugleich, dass der Zustand der Atmosphäre und anderer Umstände auf diese Versuche grossen Einfluss haben muss. Nach diesen Versuchen scheint es, als ob vorzüglich nur diejenigen Substanzen in die Bildung des excitirenden Bogens eingehen könnten, welche zugleich Leiter der Elektricität sind, indem diejenigen, welche die galvanischen Wirkungen unterbrachen, grösstentheils idio-elektrische Körper waren. Allein diese Versuche leiden eine grosse Ausnahme, wie Humboldt's merkwürdige Entdeckungen gezeigt haben, welche zum Theil auch hier in einem spätern Abschnitte erwähnt werden.

Der dritte Artikel handelt von den Ursachen, die nicht in die Verbindung des galvanischen Cirkels und seiner beiden Bogen eingehen, und die nichts desto weniger einen offenbaren Einfluss auf den Erfolg der Versuche haben. Zuerst hier über den Zustand, in welchem sich die Theile des Thiers befinden, ob sie frisch oder matt u. s. w. sind, über den Einfluss der Art der Berührung auf den Erfolg der Experimente; Schnelligkeit der Berührung brachte Zuckungen hervor, wo die Theile schon nicht mehr ruhigen Berührungen gehorchen wollten. Hierauf folgen Versuche unter Wasser, welche auch *Humboldt* zuerst anstellte, und in einer elektrischen Atmosphäre, welche in beiden Fällen geglückt sind. Aus den Versuchen dieses Artikels erhellet, dass der Galvanismus in vielen Umständen durch die Uebung erweckt wird, durch Fortdauer der Bewegung sich erschöpft, und durch die Ruhe sich wieder erhohlt; — dass es in den excitirenden Bogen, unabhängig von der Art die galvanischen Versuche zu machen, schwächende und excitirende Dispositionen giebt, wovon einige nicht allein wirksam oder nicht wirksam sind, sondern auch dem Thiere eine mehr oder weniger grosse Empfänglichkeit geben. Die Vf. äussern den Wunsch, dass man durch Versuche auf eine Leiter der Reizempfänglichkeit zu kommen suchen müsse, um den Grad derselben in jedem Thiere bestimmen zu lernen. Diese Idee ist schon weiter ausgeführt in *Humboldt's* berühmtem Werke über die gereizte Muskel- und Nervenfaser.

Der vierte Artikel enthält Versuche über die Mittel die Empfänglichkeit der Thiere in den galvanischen Experimenten abzuändern, zu schwächen und wiederherzustellen. Zu diesem Abschnitte trugen vorzüglich Humboldt's Versuche, die selbst vor der Erscheinung seines Werks durch Journale in Frankreich bekannt wurden, vorzüglich bey. Hier folgen die Versuche so aufeinander, dass zuerst die, welche den Einfluss der Elektricität auf die galvanischen Experimente beweisen, angeführt sind. Darauf die Wirkungen einiger Flüssigkeiten, wie Alkahol, oxygenirte Kochsalzsäure, Auflösung von Alkalien, Opium. Hier bey diesen Versuchen haben die französischen Naturforscher nicht gleiche Resultate mit denen des Hn. von Humboldt bekommen; dieser aber macht die besondere Bemerkung, dass bey der Gattung von Versuchen, welche Abänderungen angeben sollen, die mehr oder weniger schwer aufzufassen sind, man besondere Rücksicht auf die Jahrszeit nehmen, und sie in einer mehr kältern als warmen wiederhohlen müsse. Auch haben sich die Vf. entschlossen, diese Versuche noch einmal zu bequemerer Zeit anzustellen. — Hierauf ist ein Auszug eingeschaltet aus den Versuchen, welche in der *Ecole de Medecine* zu Paris angestellt worden sind, über den Einfluss auf die Wirkungen des Galvanismus, veranlasst, durch verschiedene Ursachen, welche Asphyxien hervorbringen. Die Absicht der Versuche ging vorzüglich dahin, alle Erscheinungen und Wirkungen der verschiedenen Arten des Erstickens zu vergleichen. Der Zustand der Reizempfänglichkeit der Nerven und Muskel hat sehr verschiedene Erscheinungen hervorgebracht, nachdem die Ursache des Erstickens verschieden war. Die Vff. unterscheiden Asphyxien, welche die galvanische Reizempfänglichkeit gänzlich vernichteten, solche, welche sie nur aufhoben, welche sie nur schwächten, und solche, die dieselbe nicht merklich änderten. Hierüber werden einige Versuche angeführt. Erstickungen in schwefelsauren Wasserstoffgas, in Kohlendampf, durch Ertränken, vernichteten die Reizempfänglichkeit gänzlich; — die in reiner Kohlensäure unter den Quecksilber-Apparat heben sie nur auf, unterbrechen sie nur auf eine Zeitlang; Erstickungen hingegen in geschwefelten Wasserstoffgas, das einen Theil seines Schwefels verloren hat, durch Ammoniacgas, durch Stickstoffgas u. s. w. schwächen die Reizempfänglichkeit nur, vernichten sie aber nicht ganz; unverändert bleibt dieselbe nach Erstickungen, durch Untertauchen in Quecksilber, durch die Wirkung des reinen Wasserstoffgas, des kohlensauren Wasserstoffs, der oxygenirten Kochsalzsäure, Schwefelsäure; durch Erwürgung, Beraubung der Luft im pneumatischen Apparat, durch das Entladen einer elektrischen Batterie. Aus diesen Versuchen ergiebt sich, das 1) wenn sich auch alle Erstickungen darin gleichen, dass Beraubung der

Luft

Luft die Verrichtungen der Lungen hindert, sie doch in ihren übrigen Wirkungen, nach den Stoffen, welche sie verursachen, sehr verschieden sind. 2) Dass einige tiefer einzudringen scheinen, und zugleich das Nerven- und Muskelsystem angreifen, dass 3) eine der Veränderungen, die unter denen, welche nur auf das Respirationsorgan wirken, am merkwürdigsten sind, darinnen besteht, dass sie die Reizempfänglichkeit umändert u. s. w. Dies ist ein neues fruchtbares Feld, was dem Untersuchungsgeiste derer, die sich damit beschäftigen wollten, gewiss wichtige Entdeckungen zur Aerndte verspricht. — In dem fünften Artikel beschäftigen sich die Vff. mit der Vergleichung der galvanischen und elektrischen Erscheinungen, und zwar zuerst über die Empfänglichkeit der Thiere für elektrische Einströmungen und endlich eine Vergleichung dieser Empfänglichkeit, mit der für den Galvanismus. Hier werden nur wenige Versuche angeführt, die die Vff. auf den Schluss leiten, dass der Theil über den Einfluss der Elektricität in Volta's Theorie, wenn nicht aufgehoben doch dadurch sehr schwach werde. — Der sechste und letzte Abschnitt enthält Versuche, welche Humboldt vor den Augen der Commission anstellte, und einige Sätze der vorigen Abschnitte mehr beweisen. Hier kommen denn noch einige sehr wichtige Versuche, wie der Hauchversuch, galvanische Versuche unter dem Wasser, über Substanzen, welche als Leiter der Elektricität bekannt sind, und das galvanische Fluidum hemmen; Versuche, die in Deutschland bekannt sind. Einige allgemeine Bemerkungen schliessen diese Abhandlung.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dass jene interessanten Versuche in der *École de Medecine* über die Asphyxien, und den Einfluss ihrer Ursachen auf die galvanischen Erscheinungen, von Fourcroy, Hallé, Deyeux, Chaussier, Leroux, Dupuytren Thillaye und mehrern andern berühmten Männern, die zum Theil an derselben Lehrer sind, angestellt wurden.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar* T. XVIII. för året 1797. för Månaderne Oct. Nov. Dec. (*Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften für das J. 1797.*) 324 S. 8. mit 11 Kupferpl.

Da die ersten drey Quartale dieses Bandes schon in diesen Blättern angezeigt worden; so dürfen wir hier nur noch bloss den Inhalt des vierten und letzten Quartals anzeigen. Es enthält. 1) *Neue und minder bekannte schwedische Flechtenarten*, sechste und damit geschlossene Fortsetzung, von *E. Acharius*. Da die Flechtenarten oft so schwer zu unterscheiden sind; so sind sie hier desto genauer nach allen ihren Kennzeichen und Veränderungen beschrieben, und zwar diesmal folgende: *Lichen farinaceus, cartilagineus erectus ramoso-laciniatus, attenuatus convexiusculus glaber lacunosus cinereo glaucus, glomerulis, lateralibus; scutellis pedunculatis sparsis planis.* Die Befruchtungstheile dieser Art sind vorher noch nicht beschrieben; Schwarz, Westring und der Vf. haben sie doch entdeckt. Die mehrentheils weissen und mehlichten Warzen (*Glomeruli*) sitzen an den Kanten und Seiten, sind aber doch noch nicht zureichlich zu dessen genauen Unterscheidung. *Lich. pollinarius; submembranaceus erectus caespitosus lacero-laciniatus hinc pulverulentus; scutellis sparsis sessilibus pateriformibus albis; margine elevato et subtus virescentibus.* So allgemein diese Flechte auf alten Laubholzstämmen, hölzernen Wänden, und obgleich seltner auf steilen Klippen wächst, so ist sie doch wenig von den Naturforschern aufmerksam untersucht worden; weil man sie bloss für eine Abart angesehen hat. *Lich. polymorphus; subcartilagineus, erectiusculus rigidus compressus laciniato-ramosus polymorphus pallide lutescens; lacunulis sparsis farinuiferis; glomerulis scutellisque congestis terminalibus.* Man findet bey dieser Flechtenart eine Menge besonderer und sich einander sehr ungleicher Veränderungen, so dass sie als ein Proteus ihres Geschlechts angesehen werden kann. Diese Veränderungen, die bisher nicht so bekannt gewesen, sucht der Vf. anzugeben, um sie dadurch richtiger unterscheiden zu lernen. *Lichen vulpinus; crustaceo-cartilagineus erectus caespitosus compressus inaequaliangulosus ramosissimus, attenuatus fulvus (scutellae ignotae).* Linné hat diesen Lichen vermuthlich daher *vulpinus* genannt, weil man in Norwegen ihn mit zerstossenen Glas vermischt in das für Wölfe und Füchse hingelegte Luder zu stopfen pflegt. *Lichen sarmentosus; cartilagineus diffusus fistulosus glaber pallidus subdichotomus apicibus ramosissimis capillaceis; scutellis sparsis sessilibus virescentibus margine albidis.* Ljungh hat dessen Befruchtungstheile entdeckt und beschrieben, wozu der Vf. hier nur einige Zusätze macht. Auch sind noch einige ausländische noch nicht in Schweden bekannte Arten dieser Flechten angeführt. Die hier beschriebenen Flechtenarten sind mit mehrern, mit ihren kleinern Theilen in Kupfer gestochen. 2) *Beschreibung des Kreuzschnabels* (*Loxia curvirostra*) *und seiner Oekonomie*, von *E. Osbeck*, D. der Theol. und Probst zu Haslöf in Halland. Dieser Vogel fand sich mit mehrern Zugvögeln im Oct. 1786 in unglaublicher Menge in dortiger Gegend ein, und besetzten alle Granen, Ellern und besonders Sperberbäume, wo sie vorzüglich die Quittenbirnen suchen und verzehrten. Als daran keine mehr vorhanden waren, suchten sie ihre Nahrung auf der blossen Erde, wobey sie doch mager wurden. Man konnte sie leicht in Schlingen und Dohnen fangen. Sie singen angenehm, aber nicht laut, und werden gleich zahm und dreist. In dem Vogelbauer starben einige, da es doch weder an Wasser noch Nahrung fehlte, sie frassen auch Hanfsaat, eingeweichte Gerste u. d. gl. Sie konnten aber keine warme Stube vertragen. Sie sind an Farbe sehr verschieden, welches theils von ihrem Geschlecht, theils von ihrem Alter herkommt, aber ihr gekrümmter Schnabel, die Schwanz-, und Schwungfedern wa-

ren fich alle gleich. Sie find hier nach ihrem ganzen Aeufsern genau befchrieben. 3) *Auszug des in Upfala im J. 1797 gehaltenen Meteorologifchen Tagebuchs*, mitgetheilt von *E. Profperin*, fowohl in Anfehung des Standes des Barometers, deffen Mittelhöhe 25, 56 war, und Thermometers als der Witterung und der Luftbefchaffenheit in jedem Monat. 4) *Cafus Pemphigi*, von *L. Hollberg*, Regimentschirurgus in Wennersborg. Ein Mann von 68 Jahren, der vorher fehr ftille und bequem gelebt hatte, nun aber oft reifen und fich des Sommers der Hitze ausfetzen mufste, bekam diefen mit vielen Schmerzen verknüpften Ausfchlag, wobey die Blafen auf der Haut fehr grofs waren, immer wieder ausfchlugen, zuletzt gar dunkelroth und bleyfarbig ausfahen. Diefer Ausfchlag hatte feine Exacerbationen und Remiffionen; war hitziger Natur, wenn er ausbrach, aber wenn die Blafen ausgebrochen waren, reiften und aufgingen, war er während diefer Periode chronifch? Wenn man auf einige der grofsen Blafen, die zum Theil gröfser als Hafelnüffe waren, drückte; fo war es als wenn die ganze Epidermis von der Haut los ging, und wenn man darauf drückte, fo entftanden aus ihrer Lymphe mehrere kleinere Blafen. Die Blafen enthielten mehrentheils ein klares weifses Waffer, das immer gelblicher und am vierten Tage dicker ward, da dann folches nie abforbirt ward, fondern die Blafen aufgingen. Der Vf. befchreibt die Cur diefer Krankheit, die er auch *Febris bullofa* nennt, und die er mit einiger Veränderung, nach den verfchiedenen Symptomen, nach Dickfons, Miroglio, und Wichmanns Vorfchriften anftellte. Er fand, dafs diefe Krankheit keinesweges anfteckend war. Inwendig im Munde fanden er nur einige fich aufgeworfene Blafen. 5) *Partielle Mondfinfternifs den 14 Dec. 1796 beobachtet zu Skara* von *E. Oefterholm*, Coll. Schol. Trivial. 6) *Auszug aus dem Tagebuch der Akademie der Wiffenfchaften*, in Anfehung der ihr gemachten Gefchenke, worunter befonders viele englifche botanifche und naturhiftorifche Werke von *G. Dryander* in London, Banks *Catalogus Bibliothecae Hiftoriae* naturalis in 3 B., viele hiftorifche Bücher von C. H. Uggla (auch ein Ms. in Fol. unter dem Titel: *A. H. Salftedts Gazophylacium commerciorum Regni Sueciae ejusque Provinciarum*) har. und Bergraths Hermelins mit vielem Fleifs verfertigte und gravirte Karte über verfchiedene fchwedifche Provinzen und Situationen, eine von Niarne in England verfertigte Elektrifirmafchiene mit Zubehör von der Freyherrin Alftrömer u. d. m. war.

Hannover, b. d. Gebrüder Hahn: *Neuer Volkskalender*, oder *Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung, für allerley Lefer*, zunächft für den Bürger und Landmann. Von *G. F. Palm.* 1799. 270 S. 8. Mit (2) Kupfern. (12 gr.)

Die Einrichtung diefes Volkskalenders ift den Lefern d. A. L. Z. fchon aus den Recenfionen der vorigen Jahrgänge bekannt; auch hat der diesjährige mit den vorhergehenden ziemlich gleichen Gehalt. Er enthält noch manchen Auffatz (wie z. B. des edlen Bernftorf's Leben) bey welchem der Vf. auf die *allerley* Lefer gerechnet hat; der aber eben deswegen nur für *wenige* unter denen Lefern, für welche er doch zunächft arbeiten wollte, recht nützlich werden wird. Doch enthält er auch vieles, das für den gemeinen Bürger und Landmann fehr gut und zweckmäfsig bearbeitet worden ift. Nur Schade, dafs ein Theil davon aus folchen Schriften (wie die Beckerfche Zeitung) genommen ift, welche mehrere Bürger und Landleute fchon gelefen haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Freyberg*, in d. Crazifchen Buchhandl.: *Die Vortheile der Maftung durch Körner, vorzüglich in Hinficht auf die Vermehrung des Düngers*; dargeftellt von *L. H. H. von Engel.* 1797. 51 S. 8. (3 gr.) Unter den vom Hn. *v. E.* angegebenen Vorausfetzungen: dafs Körner- oder vorwaltender niedriger Getreide-Preis, Abfatz von Schlachtvieh, der doch vom kleinen Stalle aus nie fo vortheilhaft als vom gröfseren gemacht werden wird; vorzügliches Bedürfnifs, nicht nur des hinreichenden, fondern des kräftigften Düngers, wie der Fall im Erzgebürge und aller Orten, wo der Flachsbau, auch bey wenigem Acker, doch ins Grofse geht: über folche Maftungen entfcheiden müffen: ob fie wahren Vortheil gewähren? ift der Verfuch damit, und vorzüglich mit Rindvieh, Ochfen oder Kühen anzurathen, wenn auch der fehr gering angefetzte Geldertrag davon zuweilen ganz verloren gehen, der Vortheil blofs in auffteigender Kraft des Ackers, wie S. 8. fchon berechnet ift, gewähret werden follte. Die Anfätze des Vf. von Aufwand und Ertrag find nicht übertrieben; nur kann, wie S. 8. verfichert wird, von dem mit Körnern gefütterten Ochfen, der täglich in Arbeit gehet, nicht 24 bis 30 Fuder Dünger, ganz wohl aber, bey nicht übermäfsiger täglichen Arbeit, tägliche Zunahme an Fleifch und Fett ficher erwartet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. März 1799.

MATHEMATIK.

St. Petersburg, b. der kaif. Akad. der Wiffenfchaften, und Riga, b. Hartknoch: *Theoretifche Aftronomie*, von *F. T. Schubert*, wirklichem Mitglied der kaiferl. Akad. der Wiffenfchaften. 1798. I. Th. 184 S. II. Th. 367 S. III. Th. 342 S. 4. nebft 8 Kupfertafeln. (8 Rthlr.)

Unfere in den letzten Decennien fowohl durch die merkwürdigften Entdeckungen, als durch die Anwendung der fcharffinnigften Analyfe fo fehr erweiterten Kenntniffe von den Himmelskörnern verdienten es ohne Zweifel, in einem vollftändigen Lehrbegriff der Aftronomie gefammelt, und in Verbindung mit früher bekannten aftronomifchen Wahrheiten zu einem fyftematifchen Ganzen geordnet zu werden. Zwar ift dies bereits von andern, und vorzüglich von Hn. *la Lande* zum Theil gefchehen; allein fo fchätzbar und lehrreich auch die la Landefche Aftronomie, befonders wegen der vielen hiftorifchen und literarifchen Nachweifungen, praktifchen Bemerkungen und Anwendungen, und Anleitungen zum Detail des aftronomifchen Calculs ift, fo ergiebt fich doch auf den erften flüchtigen Blick, dafs gar zu wenig Ordnung und Methode darin herrfcht. Auch verdienten manche einzelne Lehren, befonders die Attractions- und Perturbationstheorie in einem vollftändigen Lehrbegriff eine ausführlichere Entwicklung. Vorzüglich in Anfehung gröfserer Vollftändigkeit diefer letzten Theorie, überhaupt aber durch lichtvolle Ordnung, ftrenge Beweife, und philofophifchen Geift zeichnet fich das gegenwärtige Werk zu feinem Vortheil aus. Uebrigens darf man keine ausführliche Befchreibung aftronomifcher Inftrumente, Beobachtungsmethoden, oder des eigentlich praktifch-aftronomifchen Calculs darin erwarten, von diefem allen ift nur fo viel beygebracht, als zum Verftehen der Theorie nothwendig ift. Dies kann man aber auch, da es nicht zum Zweck des Vfs. gehörte, als keinen Mangel des Werks anfehen. Mehr wird man vielleicht daran vermiffen, wiewohl auch hierin jeder Vf. feine Freyheit haben mufs, dafs literarifche Notizen fo fparfam angebracht find. Da es Abficht des Vfs. war, die Lehren der Aftronomie fo viel möglich in der Ordnung vorzutragen, in der fie erfunden worden find; fo zerfiel dadurch fein Werk von felbft in die drey gewöhnlichen und fehr natürlichen Abtheilungen, die fphärifche, die theorifche und die phyfifche Aftronomie, oder wie er fie auch nicht unpaffend nennt, die Ptolemäifche, die Koperniko-Keplerfche, und die Newtonfche, und in jedem befondern Band handelt er eine diefer Abtheilungen ab. Durch das ganze Werk hindurch ging fein befonderes Augenmerk darauf, fich vor den in Lehrbüchern diefer Wiffenfchaft befonders häufigen Zirkeln im Beweifen zu hüten. Es erfodert dies gerade bey diefer Wiffenfchaft eine befondere Behutfamkeit, weil die darin vorkommenden Materien oft in fo mannichfaltigen Verbindungen unter einander ftehen, dafs man manchmal bey einem früher vorkommenden Satz A wenigftens feine Nebenbeftimmungen a, b, c nicht vollftändig entwickeln kann, ohne den fpätern Satz B, der fich auf den Satz A gründet, zu kennen und anzuwenden. In Anfehung einzelner Materien oder wichtiger Aufgaben ftellt der Vf. gewöhnlich eine kurze Ueberficht der Methoden ihrer Behandlung, oder eine allgemeine Claffification der Auflöfungen voran, und giebt dadurch, auch wo wegen der Menge der Methoden oder Auflöfungen nicht alle angeführt werden konnten, wenigftens die Gefichtspuncte an, aus welchen theils bisher über eine folche Materie vorgenommene, theils auch noch künftig mögliche Arbeiten am leichteften beurtheilt werden können.

Der erfte Theil handelt in fünf Abfchnitten: 1) von der täglichen Bewegung, wobey nach einer allgemeinen Darftellung der Meffungen der verfchiedenen vorkommenden Winkel, und der Beobachtungen der zuerft fich aufdringenden Erfcheinungen am Himmel, die Sphäre mit ihren Kreifen erläutert, trigonometrifche Formeln zur Vergleichung der Lage der Sterne gegen den Aequator und den Horizont gegeben, die gleichförmige fcheinbare Bewegung der Sterne dargethan; und dann von Beftimmung der Mittagslinie, Polhöhe, Abweichung und gerader Auffteigung gehandelt wird. 2) Von der Sonne. Hier ift befonders von der fcheinbaren Sonnenbahn, relativen Gefchwindigkeit, fcheinbaren Halbmeffer der Sonne die Rede; es kommen trigonometrifche Formeln zu Vergleichung der Lage der Sonne gegen den Aequator und die Ekliptik vor; ferner werden die Eintheilung und Schiefe der Ekliptik; die Lage der Aequinoctialpuncte; die Beftimmung der geraden Auffteigung und Abweichung der Sonne; die Jahrs- und Tagszeiten; die Länge des Jahrs; die mittlere und wahre Länge der Sonne, und ihre Anomalie erläutert. Von der Anomalie der Sonne kann begreiflich hier nur im Allgemeinen gefprochen werden, indem die ausführliche Abhandlung darüber in die theorifche Aftronomie gehört. 3) Vom Zeitmaafse. Namentlich wird hier von der Sternzeit; mittlern

lern und wahren Sonnenzeit; Zeitgleichung; Bestimmung der wahren Zeit durch Beobachtungen, wo zugleich der verschiedene Gang der Uhren, die Verbesserung des wahren Mittags, und die zu dieser Absicht dienlichen Tafeln erklärt werden; Unterschied der geographischen Länge, wie sie auf mannichfaltige Art, unter andern durch die Entfernung des Monds von Sternen — was hier freylich auch noch eine Prolepsis ist - und von der Culmination und Auf- und Untergang der Sterne gehandelt. 4) Von den Parallaxen. Hier wird zuerst die Figur der Erde, und die darüber angestellten Messungen erläutert, alsdann die Parallaxenrechnung selbst sowohl für die Kugel, als das elliptische Sphäroid, und für einen Körper nach Bouguers Hypothese vorgetragen, und endlich die Bestimmung der Horizontalparallaxe eines Planeten und des Monds gelehrt. 5) Von der Strahlenbrechung, ihrer Entdeckung; Bestimmung durch Beobachtungen und physischen Theorie. Begreiflich gehört auch dies letzte Kapitel wieder eigentlich in die theorische Astronomie. Aber der Zusammenhang der Materie mit dem Vorhergehenden entschuldigt wohl diese Zusammenstellung hinreichend, und ohnehin macht dies Kapitel nicht unschicklich den Beschlufs der sphärischen, und den Uebergang zur theorischen Astronomie.

Der zweyte oder theorische Theil hat acht Abschnitte: 1) von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde, wofür sowohl die Wahrscheinlichkeitsgründe, als die eigentlichen Beweise durch die Wirkungen dieser Bewegungen sorgfältig auseinandergesetzt sind. 2) Von den Fixsternen; ihrer Entfernung; Grösse; Lage; scheinbaren und eigenen Bewegung; allgemeinen Anordnung; und einigen andern Merkwürdigkeiten. Auch hier sind besonders die verschiedenen Arten der scheinbaren Bewegung, und ihre Ursachen sehr deutlich entwickelt. 3) Von den Planeten; zuerst im Allgemeinen von ihren Erscheinungen; dann von den verschiedenen Planetensystemen, oder Hypothesen, die zur Erklärung ihres Laufs ausgesonnen worden sind — wobey sichs der Vf. besonders angelegen seyn liess, das Verdienst des Ptolemaus und Keplers in das gehörige Licht zu setzen, und zu zeigen, dass der erste seine Hypothesen selbst nicht für wirkliche Erklärungen des wahren Laufs der Planeten, sondern blofs für das, was sie sind, für Hypothesen, angegeben habe, durch welche sich die Erscheinungen auf eine mit dem Himmel übereinstimmende Art berechnen lassen, und dafs sie dies auch für den damaligen Zustand der Wissenschaft genauer als man erwarten sollte, geleistet haben, so wie in Ansehung des zweyten, dafs er ganz und gar nicht durch glücklichen Zufall, sondern durch sein grosses Genie verbunden mit dem unermüdeten Fleifs, der kalten Beurtheilung bey der Auswahl der für seine Untersuchungen tauglichsten Beobachtungen, und der strengen Wahrheitsliebe in Verwerfung anfänglich angenommener scheinbarer Hypothesen auf die wahren Gesetze der Planetenbewegung gekommen sey, wozu freylich der glückliche Umstand kam, dafs er Beobachtungen von einem Tycho benutzen konnte — von der elliptischen Berechnung der Planeten; Bestimmung ihrer Bahnen durch Beobachtungen; von ihrer Grösse; Umwälzung und andern Merkwürdigkeiten, und zwar zuförderst in Ansehung der längstbekannten Planeten, dann in einem besondern Kapitel noch in Bezug auf den Uranus, und die zum Theil bey ihm besonders anzuwendenden Methoden. 4) Vom Monde, seinen allgemeinen Erscheinungen, verschiedenen Monaten; Apsidenlinie; Eccentricität; Gleichungen seiner Länge — wobey wieder Ptolemaus das ihm gebührende Lob erhält — Knotenlinie und Neigung der Mondbahn; stündlichen Bewegung; Parallaxe; Grösse und Umwälzung des Monds. 5) Von Bedeckungen und Finsternissen, namentlich Mond- und Sonnenfinsternissen, und zwar von diesen letzten nach ihren Erscheinungen im Allgemeinen, für verschiedene Oerter der Erde und für einen besondern Ort der Erde; von der Berichtigung der Elemente des Monds und der geographischen Länge durch Sonnenfinsternisse, und von Bedeckung der Fixsterne und Planeten, vom Monde und den Planeten. 6) Von den Durchgängen der untern Planeten vor der Sonne; den Perioden dieser Durchgänge; Berechnung der Durchgänge für verschiedene Oerter und für einen besondern Ort der Erde, und von der durch die beobachtete Durchgänge der Venus bestimmten Sonnenparallaxe, und Berichtigung der Elemente der Venus. 7) Von den Trabanten; ihrer Entdeckung; Theorie ihrer Bahnen, besonders der Jupiterstrabanten; ihren Finsternissen; übrigen Elementen ihrer Bahnen — diese scheinbare Unordnung, dafs einige Elemente der Bahn abgesondert von den übrigen abgehandelt werden, rechtfertigt sich dadurch, weil einige Elemente vermittelst der beobachteten Finsternisse der Trabanten sich am sichersten bestimmen lassen, namentlich die Lage der Knoten, und die Neigung der Bahn — und noch besonders von den Trabanten des Saturns und Uranus. 8) Von den Kometen; ihren allgemeinen Eigenschaften; ihrer Berechnung in der Parabel und Ellipse; wozu noch einige allgemeine Bemerkungen über die Einrichtung des Sonnensystems, meist nach Lambert, kommen.

Der dritte Theil handelt von der physischen Astronomie in fünf Abschnitten. Es werden nämlich: 1) die allgemeine Gesetzen der Bewegung, besonders wo Centralkräfte wirken, vorgetragen, und die Fundamentalgleichungen für dieselbe hergeleitet, nun wird 2) aus dem, was Kepler aus der Beobachtung fand, geschlossen, es finden wirklich Centralkräfte im Planetensystem statt, und wirken nach bestimmten weiters entwickelten Gesetzen durch das ganze System, und umgekehrt, dafs wenn Centralkräfte nach diesen bestimmten Gesetzen auf einen Körper wirken, dieser sich gerade so bewegen müsse, wie es Keplers Gesetze erfodern. Dies führt 3) auf die Lehre von der

der allgemeinen Gravitation, wobey untersucht wird, in wiefern die Keplersche Gesetze dadurch, daſs nicht nur die Mittelpuncte der Planeten, sondern auch alle ihre einzelnen Elemente zur Sonne hingezogen werden, ferner dadurch, daſs auch die Sonne gegen den Planeten hin schwer ist, eine Modification leiden, wobey zugleich von den Verhältnissen der Masse und Dichtigkeit des Monds und der Planeten sowohl derer, welche Trabanten haben, als der übrigen, wiewohl bey diesen nur nach analogischen von la Grange angegebenen Schlüssen, die, besonders seit wir vom Uranus etwas näheres wissen, als sehr unsicher angesehen werden müssen, gehandelt wird. Wie bisher von der progressiven, so wird nun 4) von der rotatorischen Bewegung der Himmelskörper gehandelt, und nachdem die Gesetze dieser Bewegung überhaupt, besonders um eine freye Axe untersucht sind, wird gezeigt, unter welchen Bestimmungen sie beym Mond und den Planeten Statt finde, und wie durch die besondere Attraction der einzelnen Elemente eines Himmelskörpers durch einen andern Störungen in dieser Bewegung hervorgebracht werden, welches dann besonders auf den Mond und sein Schwanken, und auf die Störungen der Erde durch Sonne und Mond angewendet wird; zuletzt werden noch Untersuchungen über die Figur der Erde, und die Attraction auf derselben angestellt. Der fünfte und letzte Abschnitt von den gegenseitigen Störungen der Planeten ist noch einer der ausführlichsten und vollständigsten. Zuförderst wird der Unterschied zwischen periodischen und fortdauernden Perturbationen und der Grund dieses Unterschieds sehr deutlich auseinandergesetzt; das Moment und die Schwierigkeiten der Untersuchung bemerkbar gemacht; und dann, hauptsächlich nach la Place, das Problem der drey Körper in seinem ganzen Umfang abgehandelt; hierauf werden die Perturbationen der Erde und der übrigen Planeten ausführlich entwickelt; und dann die Theorie mit den Beobachtungen verglichen; es ist ferner die Mondstheorie sehr sorgfältig auseinandergesetzt; von den Störungen der Jupiterstrabanten durch die Sonne und durch einander selbst; die Rechnungselemente und Resultate angegeben; und endlich sind die mancherley in dem Lauf vieler Jahrtausende mit der Erdbahn vorgehenden Veränderungen, und die daraus entstehenden Veränderungen der Schiefe der Ekliptik, des tropischen Jahrs und der Seculargleichung des Mondes nach la Grangeschen Formeln berechnet. Bey dem Ueberblick eines solchen Werks kann man sich nicht enthalten, den groſsen Geistern der verschiedensten Zeiten und Nationen, welche die Wissenschaft zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit emporhoben, die Huldigung der gerechtesten Achtung und Bewunderung darzubringen, woran dann denjenigen, welche ihre Entdeckungen und Erfindungen sammeln, mit eigenem Geistesaufwand verarbeiten, in eine lichtvolle Verbindung stellen, und dadurch erst ganz allgemein genieſsbar machen, gleichfalls ein nicht unbedeutender Antheil gebührt.

Wien, b. Pulz: Κρομῆ Ἰερέως Μιχαήλου Ἰερέως Βασιλειπόλεως, ἀκαδημικοῦ καὶ διδασκάλου Ἰασίων Ἔκθεσις συνοπτικὴ Ἀριθμητικῆς, Ἀλγέβρας καὶ Χρονολογίας. 1798. 371 S. 8.

Rec. fand dieses Lehrbuch in den Rechnungsvorschriften und den Auseinandersetzungen derselben durchaus deutlich, auch, so weit sich der Vf. auf die Gründe des Verfahrens einläſst, besonders z. B. in der Lehre von entgegengesetzten Gröſsen, und der Rechnung mit denselben, gründlich. Doch geschieht dies letzte, das Angeben der Gründe, nicht immer, und der Vf. beruft sich, z. B. bey einigen Sätzen in der Lehre von den Verhältnissen, manchmal schlechtweg auf Euklides, ohne jedoch dessen ganzes System anzunehmen. Die Arithmetik schränkt sich bloſs auf die sogenannten 4 Species in ganzen Zahlen, und die Lehre von Verhältnissen und Proportionen, wobey gerade und umgekehrte Regel *de Tri*, *Regula Quinque* und *Septem*, einfache und zusammengesetzte Gesellschaftsrechnung vorkommt, alles in ganzen Zahlen ein. Von arithmetischer und harmonischer Proportion sind bloſse Erklärungen, ohne weitere Abhandlung darüber gegeben. Bey der groſsen Ausführlichkeit, mit welcher alles behandelt ist, hätte auch wohl bey der Division der Fall eine weitere Auseinandersetzung verdient, wenn der Divisor aus mehrern Ziffern besteht, und die höchsten Ziffern desselben in den ihnen correspondirenden Ziffern des Dividendus eine gewisse Anzahl mal enthalten sind, in den Quotienten aber doch, um der nachfolgenden niedern Ziffer des Divisors willen, diese Anzahl nicht, sondern nur eine um eine oder mehrere Einheiten geringere Zahl geschrieben werden darf, wobey es dann besonders auch nützlich gewesen wäre, die Methode zu erwähnen, nach welcher man, besonders bey groſsen Zahlen, gleich anfänglich alle Multipla des Divisors von 1 bis 9 voraus rechnet. In der Algeber erst spricht dann der Vf. von den gewöhnlichen und Decimalbrüchen, wie auch von Potenzen und Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln, und handelt übrigens von bestimmten und unbestimmten Gleichungen des ersten und zweyten Grads mit einer oder mehrern unbekannten Gröſsen. Diese Lehre von den Gleichungen setzt er ganz besonders ausführlich auseinander, und giebt bey der einfachsten Gleichung immer fünf dazu erfoderliche Operationen an, nämlich: 1) Bemerkung des Verhältnisses zwischen den gegebenen und gesuchten Stücken. 2) Ausdrückung derselben durch Buchstaben (auch die in der Aufgabe vorkommenden Zahlen drückt er immer durch Buchstaben aus, welches allerdings dazu dient, am Ende der Rechnung die Verbindungen und Verhältnisse der gegebenen Stücke gegen die gesuchten besser zu übersehen). 3) Findung der Gleichung. 4) Absonderung der bekannten Stücke von den unbekannten. 5) Substituirung der Zahlen für die Buchstaben, wozu denn noch die Probe kommt. Alle diese Operationen nun werden genau erklärt und mit mehrern Beyspielen erläutert, mit einer Weitläuftigkeit, die man

sonst

sonst wohl nur dem mündlichen Vortrag vorzubehalten pflegt. Besonders das dritte, oder die Findung der Gleichung, was doch, sobald man die ersten Begriffe von algebraischer Sprache hat, gewiss nicht schwer ist, beschreibt der Vf. als sehr schwer, und macht dazu folgende Einleitung: *ἐπίπονος μέν τοι ἐςὶ λίαν ἡ τῆς ἰσώσεως εὕρεσις καὶ ἡ παντός· ἐν ταύτῃ γὰρ ὥς ἔν τινι Λυδίῳ λίθῳ τὸ ὀξὺ τῆς διανοίας διαλάμπει τοῦ ἐγκλίνοντος* (das möchte Rec. eher von der zweyten obigen Operation, oder der geschickten Ausdrückung in algebraischen Zeichen sagen) *πρὸς δὲ καὶ πολλῆς δεῖται γυμνασίας καὶ ἐξασκήσεως.* Unter den nicht sparsam angebrachten Beyspielen sind sehr viele in griechischen Versen dieselbe, die man auch aus der Anthologie, und aus Bachets Ausgabe von Diophant kennt.

In eben diesem aus dem bisherigen schon sichtbaren Geist der weitläuftigen Auseinandersetzung einzelner Regeln, ohne sich immer auf die historischen oder astronomischen Gründe des Verfahrens tiefer einzulassen, ist auch die beygefügte Chronologie geschrieben. So kommen gleich zu Anfang nicht nur Erklärungen der verschiedenen Arten die Stunden zu zählen, oder der babylonischen, italienischen, astronomischen, deutschen und jüdischen Stunden, sondern nachher auch über die Verwandlung dieser Stunden in einander, die doch aus jenen Erklärungen von selbst folgt, wieder mehrere einzelne Aufgaben vor. Uebrigens ist, besonders auch die kirchliche Zeitrechnung ganz gut und richtig vorgetragen, und man findet, vorzüglich auch über die verschiedenen bey verschiedenen Völkern und Zeiten üblichen Epochen brauchbare Nachrichten.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, b. Stettin: *Staats- und Addresshandbuch des Schwäbischen Reichskreises auf das Jahr 1799.* Erster Band. XXIV u. 428 S. Zweyter Band. 372 S. (nebst einem *unpaginirten* Ort- und Personenregister.) Mit allerhöchstem Privilegium.

Die Ausgabe dieses äusserst mühsamen und wohl bearbeiteten statistischen Werks für das Jahr 1796 ist in der A. L. Z. (1797. Nr. 145.) angezeigt worden. Die Kriegsunruhen unterbrachen in den Jahren 1797 und 1798 dessen Erneuerung, obgleich so viele Veränderungen durch die Separatfriedensschlüsse von Baden und Wirtenberg, und die zwiefache Regierungsveränderung im letztern Herzogthum hervorgebracht wurden. Desto interessanter ist der vorliegende Jahrgang, der überdem in der Anlage und im Einzelnen so sehr verbessert worden, dass der Vf. wohl endlich aus seiner Anonymität hätte hervortreten sollen. Es ist nämlich Hr. Doctor und Canzleyadvocat *Christian Fr. Speidel* in Stutgard (s. I. 128.) der in der Vorrede sich über die Zurückhaltung der Canzleybeyträge zu seinem gemeinnützlichen Unternehmen, vorzüglich von den geistlichen Staaten, leider! noch zu beschweren hatte.

Die *fünffache* Abtheilung des *ersten* und die *zweyfache* des *zweyten* Bandes mit fünf Unterabschnitten und sieben Anhängen stellt schon den Umfang dieses Namenverzeichnisses dar. Bey der nähern Durchsicht desselben drängen sich die vielfachsten Bemerkungen über die Zeitumstände auf. So z. B. um nur eines aus tausenden, das neue Verhältniss von Baden gegen Frankreich herauszuheben — ist die *Badensche* Gesandtschaft in *Paris* (II. 313.) neben der *Russischen* Verwandtschaft in der fürstlichen Geschlechtstafel (II. 300.) und mit Weglassung aller überrheinischen Besitzungen, ein Phänomen der neuern reichsständischen Verhältnisse.

Halle, b. Renger: *Stedmans Nachrichten von Suriname,* Auszugsweise übersetzt von *M. C. Sprengel.* 1797. 279 S. 8. (18 gr.)

Eine vollständige Uebersetzung des, unsern Lesern längst bekannten, Stedmanschen Werks dürfte schwerlich Glück unter uns machen. Hr. *S.* hat sich also ein neues Verdienst um die Erweiterung, oder vielmehr Verbreitung der Völker- und Länderkunde durch den vor uns liegenden Auszug erworben. Wir wüssten uns nicht eines Zugs, oder einer Angabe und Bemerkung in dem weitläuftigen Originale zu erinnern, die der Aufnahme werth gewesen wäre, und sich nicht in diesem Auszuge fände; eher könnte man wünschen, dass der Auszug hie und da noch gedrängter und kürzer abgefasst wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Versuch einer Geschichte der Unterwerfung der Reichsstadt Regensburg unter die Herrschaft der Herzoge in Bayern.* 1486 bis 1492. 1796. 76 S. 8. (6 gr.) Die angeführte Begebenheit ist von dem Vf. ganz gut ausgeführt worden, jedoch aus lauter bekannten Quellen, wobey sich manchmal vielleicht etwas mehr Kritik hätte anbringen lassen, z. E. wo gesagt wird, dass Regensburg ums Jahr 508 die Hauptstadt Bojoariens, und 1180 eine Reichsstadt geworden. Eine besondere Aehnlichkeit mit der in neuern Zeiten im Werk gewesenen Ergebung einiger fränkischen Reichsstädte an Preussen, finden wir in dieser Begebenheit nicht. Die Unterwerfung Regensburgs geschah noch vor dem Reichsabschied von 1548, der die Exemtion anderer Reichsstände erlaubt, wenn es mit ihrem guten Willen geschieht, und das Reich wegen seiner Anlagen gesichert ist, zu welchen Exemtionen Oesterreich selbst durch die Unterwerfung von Constanz das erste Beyspiel gegeben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. März 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Griechische Vasengemälde*, mit archäologischen und artistischen Erläuterungen der Originalkupfer. Herausgegeben von *C. A. Böttiger*. Ersten Bandes zweytes Heft. 1798. 232 S. gr. 8. mit einem Titelkupfer. (21 gr.)

Ebendaselbst: *Kupfer zu C. A. Böttiger's griechischen Vasengemälden*. Aus der Sammlung des Hn. Ritters Hamilton. Ersten Bandes zweytes Heft. Enthält Nr. 3—9. 1798. gr. Fol. (1 Rthl. 18 gr.)

Die Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes erfüllt alle die Erwartungen, welche der Name des berühmten Herausg. erregt, seine vorläufige Ankündigung im Intelligenzblatt der A. L. Z. (1797. Nr. 37.) noch hoher gespannt, und das erste von einem andern Mitarbeiter an diesen Blättern (1797. Nr. 259.) beurtheilte Heft schon auf eine so ausgezeichnete Art gerechtfertiget hatte. Wenn es schon dem Liebhaber der Kunst und der Antike, der seine Neigung nicht mit brittischer Liberalität befriedigen kann, sehr erfreuend seyn muss, durch das hier dargebotene Hülfsmittel sich allmählich, ohne grosen Kostenaufwand, eine ausgesuchte und mit der grösten Genauigkeit besorgte Sammlung altgriechischer Zeichnungen, wahrscheinlich nach den berühmtesten Meistern, verschaffen zu können; so wird diese Sammlung, wenn sie ohne Unterbrechung glücklich fortgeht, noch lehrreicher dem eigentlichen Künstler werden, der bey dem edeln Streben, sich nach alten Mustern zu bilden, und bey so mannichfaltigen Hinderungen, welche der Erreichung dieses Wunsches oft in den Weg treten, hier das Vollendetste, was das Alterthum bietet, in leichten, aber sorgfältigen Umrissen vereiniget findet. Aber auch dem Zierkünstler, der sich über gemeine Decorationen und fades Schnörkelwerk zu erheben weiss, ist hier eine schöne Anleitung gegeben, die so beliebten *Decorations à l'Etrusque* gehörig anzubringen, eine verständige Wahl der Sujets zu treffen, und richtige Darstellung mit angenehmer Abwechselung zu vereinen. Auf Tapeten, Porcellan, Mobeln, überhaupt zu einer geschmackvollen Wand- und Zimmerverzierung kann er sich der hier gelieferten Kunstdenkmähler zum Theil mit glücklicherem Erfolge bedienen, als mancher ausführlichen Anweisung, welche über diese Gegenstände recht eigentliche Auskunft verspricht. Wie sehr endlich der verdienstvolle Herausg. durchgängig für das gelehrte Studium, nicht blos der Archäologie, sondern der Philologie überhaupt, gesorgt habe, und welch ein herrliches Hülfsmittel dieses Werk auch verständigen Lehrern auf Schulen gewähren könne, davon liefert jeder Aufsatz, auch in dem vorliegenden Hefte, die überzeugendsten Beweise. Nicht genug, dass hier über manche dunkle Mythen und andere wenig aufgehellte Theile der Alterthumswissenschaft durch eine viel umfassende Belesenheit und ein überaus glückliches Combinationsvermögen ein oft überraschendes Licht verbreitet, und mittelst richtiger Interpretation der Vasengemälde manches schwere Problem auf eine einfache Weise gelöset wird: auch das Bekanntere hat Hr. B. durch neue Ansichten uns neu, und das Leichte durch seine Darstellungsart interessant zu machen gewusst. Die häufige Bestreitung fremder Meynungen schreckt hier nicht durch eine dem Polemisiren gewöhnliche Spitzfindigkeit oder Trockenheit ab, sondern zieht vielmehr durch eine Menge fruchtbarer Betrachtungen, welche geschickt damit verwebt worden, den Gelehrten zugleich und den Künstler an: alles bestätiget von neuem, dass sich der Vf. seines so vielseitigen Gegenstandes vollkommen bemächtiget hat.

Bey der Anzeige eines solchen Werkes, wofern sie nicht die gesetzten Grenzen überschreiten soll, kann man einen doppelten Weg einschlagen; so, dass man entweder sich darauf beschränkt, den grossen Reichthum der Materien durch eine gedrängte Uebersicht derselben darzulegen, oder dass man blos bey demjenigen länger verweilt, was einer Berichtigung zu bedürfen scheint, und dem Leser überlässt, die Bekanntschaft mit dem übrigen selbst zu machen. Wir wählen den ersten Weg, aus Gründen, die am Schlusse dieser Anzeige einleuchten werden.

Allgemeine Nachrichten eröffnen dieses Heft. I. *Sammlung von Gefässen in gebrannter Erde zu Florenz*, von Hn. Prof. *Meyer* in Weimar. Diese Sammlung, welche mit der grossherzogl. Gallerie vereinigt und in einem besondern Zimmer in grossen Glasschränken aufgestellt ist, verdient vorzüglich wegen der lehrreichen Verschiedenheit der Gattungen von Gefässen, worin ihr die Vaticanische und selbst die königl. Sammlung von Neapel weichen muss, besondere Aufmerksamkeit. Hr. *M.* lässt die Anzeige der Gefässe in der Ordnung der Schränke auf einander folgen, und fügt sodann einige allgemeine Vermuthungen und Schlüsse bey, welche sich auf die Gefässe in gebrannter Erde, und was mit die-

diesem Theile der Alterthumskunde verwandt ist, beziehen, und den Kenner dieses Fachs verrathen. II. *Auszüge aus Briefen.* 1) *Ueber die Vasensammlung in Rom*, von dem K. Pr. Residenten Hn. *Uhden* in Rom. Die Hauptsammlung ist die auf der Vaticanischen Bibliothek. Hier sind aber die Vasen ohne Ordnung und Auswahl durch einander in neun Sälen aufgestellt, auf viel zu hohen Bücherschränken und von viel zu wenig interessanten Seiten, als dass sie eine gute Wirkung für das Auge hervorbringen könnten. Ausserdem giebt es auch noch Privatsammlungen in Rom, welche von Hn. *U.* ebenfalls kurz bezeichnet werden. 2) *Vasensammlungen in Paris*, in vier Briefen, von Hn. Prof. *Millin* in Paris. Theils über die Vasen, welche der Nation gehören, theils über die reiche und merkwürdige Sammlung des Grafen *Parois*, *qui merite* (wie es im *Magasin Encyclopédique* IV. Jahrgang Tom. III. S. 460. heisst) *de devenir nationale*. Die Nachrichten von dieser Sammlung sind schon ihrer Neuheit halber wichtig, und enthalten eigentlich blos die vorläufige Anzeige einer genauern Darstellung durch Kupferstiche, die Hr. *Millin* mit seinen Erklärungen begleiten will. Eine Vase, auf welcher der von den Furien verfolgte Orestes gezeichnet ist, wird hier genauer beschrieben. 3) *Ueber die Methode, wie die Alten die Glasur auf ihre Vasen auftrugen*; aus einem Briefe des Hn. Bergraths *Scherer* in Weimar. Ihm scheint es, dem äussern Ansehen nach, nichts metallisches zu seyn, sondern eine besondere Erdart, die auf eine eigene Art aufgetragen wurde, und von der man sogar eine Spur entdeckt haben will. Er widerspricht denen, die Braunstein darin finden, und will eher zugeben, dass es ein Ocher sey.

Auf diese vermischten Nachrichten folgen die *Vasenerklärungen* selbst, welche insgesammt den Hn. OCR. *Böttiger* zum alleinigen Verfasser haben.

Die Erklärung des *dritten Vasengemäldes*, die erste, welche dieses Heft liefert, ist ein Pendant zur Erläuterung des zweyten, womit das vorige Heft geschlossen wurde. Dieselbe Vase nämlich, deren Vorderseite die griechische Braut in ihrem Putzgemache darstellt, zeigt auf der Kehrseite drey *Mantelfiguren*. Da dergleichen alltägliche Figuren sich überhaupt auf der Hinterseite *aller* Vasen von mittler Grösse vorfinden (auf grossen, über drittehalb Palmen hohen werden sie nicht gesehen, selten auch auf kleinen und auf Pateren), da sie ferner durchaus keine Beziehung auf die eigentliche Vorstellung der Hauptseite zu haben scheinen, und gewöhnlich in der Zeichnung sehr vernachlässiget sind; so würde es vergeblich seyn, in diesen *Parergen* einen tiefen historischen oder antiquarischen Sinn zu suchen. Schon *Hamilton* machte die Bemerkung, dass diese Vasen, bevor sie mit den Todten begraben wurden, auf heiligen Schaugerüsten aufgestellt standen, von welchen dem hinaufschauenden Blicke sich nur die Vorderseite gehörig darbot, da sich die Vasen hingegen, wenn man sie von oben herab ansieht, auf eine unangenehme Weise verkürzen. Hr. B. hat jetzt diese Idee mit Glück weiter verfolgt. Zwar war er selbst ehemals (*über den Raub der Cassandra*, IX. Abschnitt und in der Schrift: *de originibus tirocinii ap. Romanos*) der Meynung geneigt, dass man auf solchen Vasen Epheben (*tirones*) mit ihren Vätern oder Erziehern (*custodes*) erblicke. Allein nachdem er jetzt die Unstatthaftigkeit sowohl dieser Erklärung, als der von *Italinsky* vorgeschlagenen, dass hier ein athenischer Archon (der mit dem Beynamen *des Königs*) nebst seinen zwey neugewählten Gehülfen dargestellt sey, sehr treffend gezeigt hat, äussert er die Vermuthung, dass die fabrikmässig arbeitenden Topfmaler, um die Hinterseite einer schönen Vase nicht leer und gestaltlos zu lassen, die ersten besten aus dem Volke darauf hingeworfen, übrigens aber dabey keinen tiefern Sinn beabsichtiget hätten. Damit lässt sich denn auch Hn. *Uhdens* Meynung vereinigen, die hier in einer Beylage mitgetheilt wird. Dieser wackere Gelehrte erkennt darin Ueberreste von Vasenmalereyen aus den frühesten Zeiten dieser Kunstwerke (der damaligen gewöhnlichen Hausgeräthe), wo man Spuren von Menschen u. dgl. aus dem gemeinen Leben darauf hinklekte, die nachher, einem gewissen Herkommen nach, von spätern Künstlern zur Ausfüllung des Raums beybehalten, und nur besser ausgeführt wurden. Wollte man ja annehmen, dass der erste Erfinder dieser Figuren in der Darstellung derselben durch etwas mehr, als ein blosses Ohngefähr, geleitet worden sey; so müsste man sagen, es verhielten sich diese Volksfiguren zu den auf der Vorderseite abgebildeten Handlungen gerade so, wie der Chor in den griechischen Dramen zu der Handlung. „Der den Griechen gleichsam einheimische Kunsttrieb zeigte den Künstlern dieses sinnigen Volkes bald die Nothwendigkeit, nicht nur jeder einzelnen Hauptfigur einige begleitende zur Seite zu stellen, sondern auch einer merkwürdigen Handlung mehrere gleichsam nur symbolische Zuschauer und Theilnehmer beyzugesellen, durch welche die vorzustellende Verhandlung erst seine ganze rein menschliche Bestimmung erhalten konnte." Eine sehr wahre Bemerkung, ganz aus dem Geiste der Griechen geschöpft, und auf viele artistische sowohl als dichterische Darstellungen anwendbar, welche von Hn. *B.* noch durch passende Beyspiele aus den Homerischen Gesängen, die auch hier gleichsam die Erzieherinnen der bildenden Kunst waren, in volles Licht gesetzt wird. — Wenn man übrigens diese bemäntelten Figuren genauer ins Auge fasst; so wird man nicht blos ihr schönes Verhältniss zu einander und den angenehmen Gegensatz der Bewegung und Ruhe, sondern vorzüglich die verschiedenen Arten, den Mantel umzuwerfen, und durch die Art des Umwurfs in reiche und malerische Falten zu brechen, mit Wohlgefallen wahrnehmen. Dies giebt Hn. *B.* Gelegenheit, einige (auch neuern Künstlern zu empfehlende) Regeln des Anstandes im Kleiderumwurf bey den Alten auseinander zu setzen, und dabey viele dunkle oder missverstandene Stellen der Alten zu entziffern. (Dass die Griechen ein ganz

ganz besonderes Wort für den guten Anstand *im Wurfe des Obergewandes*, nämlich εὐσχημοσύνη, gehabt haben, bezweifeln wir: einzelne Schriftsteller konnten es vielleicht in dieser engen, durch den Zusammenhang bestimmten Bedeutung brauchen, wiewohl uns kein überzeugendes Beyspiel bekannt ist. Noch weniger aber kennen wir den *allgemeinen* Gebrauch: auch die aus *Cic. de Off.* I, 36. angeführte Stelle trifft nicht.) Die mittelste Figur endlich hat einen Stab in der Hand. Daraus ist jedoch weder zu schliessen, dass es ein Richter seyn müsse, weil diese in Athen einen Stab (βακτηρία ὀρθή) als Insigne ihrer Würde, zu erhalten pflegten, noch darf man das Zeichen eines Pädagogen oder einer andern angesehenen Person hier finden wollen. Hr. *B.* bemerkt vielmehr, nach mehrern lehrreichen Excursen über das Stabtragen in Athen und Rom, dass es dem ersten Erfinder dieser Zeichnungen blos um Abwechselung der Stellungen und um einen schicklichen Gegensatz der Armbewegung zu thun gewesen sey. Gelegentlich wird noch über die *einseitigen* Arcus, Sarcophagen und Gefässe, und über den Gesichtspunct, den Aufseher von Antikensammlungen beym Aufstellen der Antiken nie aus dem Auge verlieren sollten — von den Feyerlichkeiten der Epheben an den Bacchusfesten — von dem Telesphorus auf Münzen und geschnittenen Steinen — von dem Verhältniss der griechischen Athletik zur bildenden Kunst — und von dem lakonischen σκυταλοφορεῖν manches Lehrreiche beygebracht.

Das *vierte Vasengemälde* ist von Hn. *B.* *Iris, die Waffenüberbringerin* überschrieben. Nach dem ersten und natürlichsten Eindruck, den die Beschauung dieser Zeichnung gewährt, hat ein junger Heros, mit einem kunstreichen Panzer angethan und die Chlamys über den linken Arm geschlagen, womit er die Lanze, als Scepter und Stab, emporhält, so eben einen rund gewölbten Schild empfangen, den er mit der rechten Hand vor sich hinstellt: er blickt nachdenkend auf den Helm, den ihm eine schlanke weibliche Gestalt mit Flügeln und einem Heroldsstab in der Linken, ruhig überreicht. Ohne noch die Frage zu berühren, aus welchem Mythencyklus die dargestellte Geschichte entlehnt sey, kann uns schon an sich dieses eben so gelehrte als schön componirte Gemälde mit manchen Kunstfertigkeiten und Meynungen des Alterthums vertrauter machen. Durch eine aufmerksame Betrachtung des Panzers lernen wir diese alte homerische Armatur genauer, als aus irgend einer wörtlichen Beschreibung, kennen. Sie bestand ursprünglich aus der Zusammensetzung einiger gediegenen, und nur zur passenden Form gehämmerten Kupferplatten, und war auch schon im Alterthume sehr oft mit Blechstreifen verschiedener Metalle überlegt. (Bey dieser gründlichen Beschreibung des ganzen, kunstreich in einander gefügten Baues wird nicht blos eine Stelle des Pausanias X, 26. p. 863. Kühn. weitläuftig erläutert, sondern auch über die Homerischen, selbst von *Voss* zum Theil missverstandenen, Verse: Iliad. XI, 19—28. ein neues Licht verbreitet.) Gewöhnlich gingen die Metallstreifen nur die Länge herab (wie auf Gewändern, ῥαβδωτά, *virgatum*): in dieser Vasenzeichnung werden sie auch durch Queerlinien durchschnitten, so wie die celtischen Völker auch gewürfelte Kleidungen trugen (πλινθία, *scutulae*). Die hier beobachtete Abwechselung der Metallfarben liesse sich übrigens noch jetzt von unsern Gold- und Silberarbeitern in Vasen und andern Gefässen, die eine gewisse Fläche darbieten, mit gutem Erfolge fürs Auge nachahmen. Der Panzer selbst stand unten gewöhnlich auf einem Gurt von Blechstreifen auf. (Hier ausführliche Erklärung der Worte ζῶμα, ζωστήρ, πτέρυγες, πτερύγια, deren Bedeutungen auch in den neuesten Wörterbüchern nicht so bestimmt angegeben worden.) — So wie aber im Alterthum überhaupt Frauen, und in gewissen Fällen selbst Göttinnen, den Helden die Rüstung brachten und anlegten; so übergiebt auch auf unserer Vase eine weibliche Figur dem schon zur Hälfte gerüsteten Helden Schild und Helm. Nachdem der Vf. von dem einfachen Hauptschmucke dieser Figur und von ihrem doppelten Gewande Veranlassung genommen, sich über den Kopfputz der griechischen Damen, den verhüllenden sowohl (κεκρύφαλος, κρήδεμνον) als den umbindenden (ἄμπυξ, ἀναδέσμη), zu erklären, und von verschiedenen Gewändern derselben (στολή, ἐγκόμβωμα, διπλοΐδιον, ἡμιδιπλοΐδιον) manches mit ungemeiner Feinheit zu bemerken; schliesst er, nicht sowohl aus den Flügeln der Figur (denn diese sind sehr alte und gewöhnliche Symbole, um die Leichtigkeit *dienender* Jünglinge und Jungfrauen anzudeuten), als aus dem beygefügten *Caduceus* oder Heroldsstabe, der bey weiblichen Flügelfiguren so äusserst selten erscheint, dass wir hier die *Iris* selbst, die schnellfüssige Himmelsbotschafterin, erblicken. Von den sinnreichen Muthmassungen über die ursprüngliche Idee, welche diesem Botenstabe und dem damit verbundenen Knoten, als Götterattribute, zum Grunde lag, können wir hier so wenig, als von den verwandten Forschungen über die phönicische Abkunft des Hermes einen Auszug liefern: alles ist vortrefflich benutzt, jene Deutung zu rechtfertigen. Mögen indess denen noch Zweifel übrig bleiben, die sich lieber durch ähnliche Beyspiele der Kunst, oder durch analoge Dichterstellen, als durch ein noch so feines Räsonnement überzeugen lassen; dies wenigstens, dass es weit schwieriger, oder vielmehr ganz unmöglich sey, auch den vorgestellten Helden mit Namen zu nennen, bleibt keinem Zweifel unterworfen. Aus dem Drachen auf dem Schilde lässt sich nichts folgern, da dies Schildzeichen, wie Hr. B. bemerkt, eines der gewöhnlichsten in der griechischen Heroenwelt war. Wollte man ja rathen, so würde man, statt zu *Italinsky's* Hypothese von Alcmäon, dem Juno die Waffen zum Kriege gegen Theben sende, seine Zuflucht zu nehmen, eher einen thebanischen Helden vermuthen dürfen, weil diese zum Zeichen ihrer Abstammung aus den Drachenzähnen die Schlange gewöhnlich auf ihrem Schilde

zu tragen pflegten. Jedoch fügt Hr. B. gleich selbst hinzu, dürfe der Umstand keinen besondern Einfluss auf die Auslegung haben, dass *Iris* die Waffen überbringt, die Göttergesandtin der Heroenwelt, welche in der *früheren* Ilias den Befehl des Jupiter eben so oft, als den Willen der Juno, den Göttersohnen kund thut, da hingegen in der Odyssee Hermes überall die Stelle der Iris vertritt. Zuletzt schliefst der Vf. diese schöne Entwickelung mit dem sinnreichen Vorschlage, das Bildniss der beschriebenen Vase zur anspruchlosen Kehrseite einer Gedächtnissmünze auf einen bewunderten Helden unserer Tage zu wählen. Die Umschrift wäre dann: NON SINE DIS ANIMOSVS HEROS.

Fünftes Vasengemälde. Gruss und Handschlag. Je leichter man in dieser Zeichnung den ersten Theil der altgriechischen, heroischen Bewillkommungssitte, den *begrüssenden Handschlag*, wahrnimmt, und je kleiner die Ausbeute ist, welche die Figuren selbst dem antiquarischen Späherblick verleihen; desto mehr wird der aufmerksame Leser des Commentars Gelegenheit finden, das *materiem superabat opus* hier in Erwägung zu ziehen. Nach der richtigen Bemerkung, dass schon die älteste griechische Sprache reich an Verbis ist, die diesen begrüssenden Handschlag ausdrücken (*δεξιοῦσθαι, δείκνυσθαι, δεικανάασθαι, δειδίσκεσθαι*, bey den spätern *δεξιοῦσθαι*, auch gewissermassen *ἀσπάζεσθαι*), da alle übrigen Sprachen es nur durch Redensarten umschreiben; nach einer eben so gründlichen Beschreibung des ältesten Skeptron der Könige, und der *ἄντυξ* des Schildes, weiss der Vf. die Frage, *wer* der König, und *wer* der Held sey, die sich hier zur Bewillkommung die Hände reichen, geschickt zu neuen antiquarischen und mythologischen Aufklärungen zu benutzen. Dass ein thebanischer Held (z. B. Laius, wie er von Pelops in Elis als Gast aufgenommen wird) hier vorgestellt sey, lässt sich wenigstens aus dem Emblem des Drachen auf dem Schilde nicht schliessen. Denn so sehr dies auch die thebanischen Helden liebten: so gewöhnlich war es überhaupt auf alten Schilden, und ganze Völkerschaften, wie die Spartaner, führten es. Durch diese sehr wahre und gelehrt erwiesene Bemerkung wird denn auch Hn. *Uhden's* hier in einem Nachtrage beygebrachte Hypothese wenigstens zweifelhaft, welcher die Ankunft des Alkmäon beym Phegeus oder Oeneus oder dessen Abschied von einem von diesen hier dargestellt glaubte, weil auf Alkmäons Schilde gewöhnlich eine Schlange gemalt ist. Aber noch misslicher ist es, aus der oberhalb der Knöchel des linken Fusses gezogenen Linie bey unseren Helden etwas zu folgern. Wenn *Italinsky* hierbey an den Jason erinnert, der bey einem Opferfeste des Pelias nur mit einem Schuhe erschien, weil er den andern in einem Waldstrome verloren hatte; so scheint der ganze Bewillkommungsact und die Stellung beider Figuren gegen einander dieser Erklärung zu widersprechen, und es müsste überdies befremden, dass, da hier alles auf die einfüssige Beschuhung ankäme, der Vasenzeichner, bey seiner sonst so grossen Genauigkeit, gerade den Hauptumstand so nachlässig ausgedrückt haben sollte. *Visconti* (Mus. Pio. Clement. I. p. 62. not. b.) verglich mit unserer Figur die in der Villa Borghese befindliche schöne Statue des jungen Achilles, an deren rechten Fusse man oberhalb der Knöchel einen räthselhaften Ring bemerkt. Er combinirt damit die bekannte Erzählung, dass Achilles Mutter ihn beym Eintauchen in den Styx bey dem einen Fusse gehalten habe. Allein diese Deutung würde nur dann passen, wenn wir wüssten, dass der Pelid dadurch eine gewisse Schwäche an dem rechten Fusse, (nicht, wie alle Dichter und Mythologen einstimmig aussagen, die Verwundbarkeit an der *Ferse*) behalten hätte, welche durch dies Band über den Knöcheln angedeutet werde. Die wahrscheinlichste Meynung bleibt demnach diejenige, wo man sich eine von dem Künstler nur angedeutete Art *einfüssiger Bewaffnung*, oder Beschirmung des einen Fusses darunter denkt, wie sie nicht blos einzelnen Helden gewöhnlich, sondern ganzen Völkerschaften charakteristisch war. Dieses hat der Vf. umständlich dargethan, und zugleich auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass Achilles in den Gemmen, wo er sich die Beinschiene umschnallt, immer nur *eine* Beinschiene anlegt, gewöhnlich an den linken Fuss, und von einer zweyten gar nichts zu sehen ist.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Lüneburg*, b. Herold u. Wahlstab: *Ueber Frieden auf Erden, nach den Grundsätzen der Religion Jesu. Von J. H. B. Draeseke*, erstem Prediger und Scholarchen in Mölln. 1798. 86 S. 8. (5 gr.) In zwey Predigten führt der Vf. den angegebenen Hauptsatz durch, zeigt in der ersten: dass es ein Hauptzweck Jesu gewesen sey, Frieden auf Erden zu stiften; — und beantwortet in der zweyten die Frage: woher es komme, dass diese göttliche Absicht noch immer nicht erreicht ist? Zwar hat er manches eingemischt, was nicht zur Sache gehört, und zuweilen etwas gekünstelt; auch ist ihm hie und da ein Ausdruck (z. B. Wie können wir uns dessen nicht *entrathen* S. 20., *erlaubtes* Jugendgefühl S. 45., wie soll dich (o Jesu) die schwache Zunge würdig lallen — den *fehlt* dergleichen nicht an S. 49. herbey *gezerrete* Hindernisse) misslungen: dennoch hat er so viel Wahres und Gutes, und dies in einer grösstentheils schönen Sprache und liebevollen Ordnung gesagt, und dabey so unverkennbare Beweise von seinen geläuterten Religionskenntnissen gegeben, dass man jene kleinern Mängel leicht übersieht, und sich des weit überwiegenden Guten freut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. März 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Griechische Vasengemälde, etc.* von *C. A. Böttiger. etc.*

Ebendaselbst: *Kupfer zu C. A. Böttiger's griechischen Vasengemälden. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sechstes *Vasengemälde. Theseus bestraft den Fichtenbeuger.* Der junge Theseus, sagten die corinthischen und athenischen Volksüberlieferungen, strafte auf seiner ersten Wanderung von Trözene nach Athen, nach dem Vorbilde des Hercules, die blutdürstigen Unholde, welche damals den Weg an der felsigten Küste des corinthischen Meerbusens überall mit Spuren ihrer grausamen Mordlust bezeichneten, und zählte namentlich den *Sciron*, einen Frevler, den man in der ganzen Gegend nur schlechtweg den *Bösewicht* (Σίνις) nannte, mit seiner eigenen Grausamkeit. Der Kerl foderte alle Vorüberreisende heraus, es ihm in der Kunst, die *Fichten*, womit damals die Felsenwege am Isthmus dicht bewachsen waren, mit gewaltiger Faust krumm zu beugen (daher der Zuname πιτυοκάμπτης), nachzuthun, und fand dadurch einen Vorwand, die Ueberwundenen zu morden. Plutarch, der hier nicht bloss ältern Historikern, sondern nach einer scharfsinnigen Vermuthung (p. 137.) auch den Tragikern folgte, erzählt die Geschichte (*V. Thesei* c. 6—8.) ohne alle späteren Auswüchse und Zusätze. Indem Hr. B. diese Erzählung zum Grunde legt, macht er dabey vorzüglich zwey weit ausgreifende Bemerkungen: 1) Der spätere Nationalstolz der Athener, die ihren vaterländischen Heros Theseus in allem so gern dem Nationalheros der Böotier, dem Hercules, gleich gemacht hätten, erdichteten fast zu jeder grossen That des Hercules eine ähnliche des Theseus: nur durch Beobachtung dieser Parallele zwischen böotischen und attischen Mythen lässt sich dies Fabelgewebe entwirren. 2) Besonders wurden die Jugendabentheuer des Theseus durch Vervielfältigung der Räuber ausgeschmückt, die von ihm bekämpft und erlegt worden wären. So erhielt denn auch die Geschichte jenes Räubers, dessen wahrer Name *Sciron* noch in der Benennung *Skironische Klippen* geographisch fortdauerte, allerley Ausschmückungen und moralisirende Zusätze. Denn so verschieden auch die Mythen vom *Damastes* (dem Vielbändiger), *Polypemon* (dem Vielverderber), *Procrustes* (dem Verstümmeler) lauten: so sind doch alles dies im Grunde bloss Beynamen, die sich auf einen mythischen Gegenstand, den *Sciron*, beziehen, so wie der oben erwähnte Name πιτυοκάμπτης, bey welchem man am deutlichsten wahrnimmt, wie der fabelnde Grieche seinen Witz *etymologisch* an einem Worte übte, das auch noch in der spätern Sprache oft nur einen Prahler und Bragadoccio zu bezeichnen pflegte. — Auch von diesen lehrreichen und mit einer grossen Belesenheit ausgestatteten Excursionen können wir hier nur die obersten Spitzen berühren. Dass übrigens auf unserer Vase derselbe Bösewicht, der wegen seiner Pralereyen der *Fichtenbeuger* genannt wurde, vorgestellt sey, hat der Zeichner nicht bloss durch den beygesetzten Baum, sondern noch deutlicher durch eine ganz eigene Hieroglyphe, einen Streif von Fichtenblättern, den er längst dem Thierfelle des Unholds herablaufen lässt, zu verstehen gegeben. Ob aber (wie Hr. B. vermuthet) gerade zu *diesem* Gemälde das Original sich in einer Nachricht bey Pausanias (I. 3. p. 11. ed. Fac.) vorfinde, dünkt uns sehr zweifelhaft, weil Pausanias der Darstellung, wie wir sie hier erblicken, wo Theseus im Begriff ist, dem Sciron das gezückte Schwert in die Seite zu stossen, nicht etwa eine *Deutung beyfügt*, sondern die *Darstellung* selbst in der bestimmtesten Kürze so *angiebt*: ἀφεὶς Θησεὺς ἐς θάλασσαν Σκίρωνα. Wenn daher Hr. B. auch die Deutung unsers Gemäldes (p. 151.) weiter ausdehnt: so besorgen wir, er habe sich *als Cicerone* dasselbe zu Schulden kommen lassen, was er (p. 155.) dem *ehrlichen Pausanias* zur Last legt, und offenbar that er's bloss, um die Nachricht dieses Schriftstellers mit seiner Vasenerklärung in Harmonie zu bringen. Ueberzeugender ist für uns die schöne Vergleichung dieser Vasenvorstellung mit einer andern, welche *Winkelmann's Monumenti antichi inediti* n. 98. aus der Vaticanischen Bibliothek bekannt gemacht haben, und die der höchsten Wahrscheinlichkeit nach mit der unserigen aus *einem* Originale geflossen: überzeugend scheint uns auch die glückliche Vermuthung, die Vase habe in der *Halle* oder *Gallerie* (προπύλαιον, παστάς) eines Hauses gestanden, dessen Besitzer seiner weitläuftigen Verbindungen wegen das Recht der Gastfreundschaft gegen Einzelne, oder auch die Proxenie gegen ganze Städte auszuüben hatte. Da wäre gewiss eine so lehrreiche Mythe in einer Abbildung sehr passend gewesen; und noch heut zu Tage liesse sich dies oder ein ähnliches Sujet zu einem solchen Behuf mit demselben Erfolge benutzen, womit etwa auf der Eintrittsschwelle eines geschmackvollen Vorsaals uns ein freundliches *SALVE* anspricht.

Siebentes Vasengemälde. Medea beredet die Töchter des Pelias zum Vatermord. Der Ausdruck und die geistreiche Abstufung in diesen Figuren ist bewundernswürdig, und das Gemälde spricht sich selbst aus. Medea, mit dem breiten Schlachtmesser in der Rechte (dem gewöhnlichen Symbol dieser griechischen Judith), mit zusprechender, eindringender Geberde der gehobenen Linke und mit einem zum Vollbringen einer raschen That geschürzten Obergewand fodert die Peliaden zum Vatermord auf, den der edelste Zweck heiligen soll. Die eine Jungfrau flieht mit dem lebendigsten Ausdruck des Schmerzens; die andere, welche die erhaltenen Zaubersäfte in einer Schaale trägt, hört mit etwas mehr Fassung die wiederholten Anträge, und sucht den in ihrer Seele noch kämpfenden Zweifel zu besiegen. Auch dieser seltsam verschlungene und vorzüglich durch die athenischen Dichter ausgeschmückte Mythus von der Unholdin, welche aus thessalischen und hellenischen Sagen entsprossen, sich nie in den Kreis der schönen ionischen Dichterfabeln verirrte, giebt dem Vf. zu neuen Aufklärungen und manchen Nebenbemerkungen Stoff. Vielleicht aber ists leichter den Ursprung und die Fortbildung der Fabel darzuthun, als die hier von neuem behandelte Frage zu entscheiden, ob Medeens Verjüngungsprocess blos in einem noch jetzt gebrauchten Toilettenrecepte, die grauen Haare schwarz zu färben, oder in der Kunde der warmen Bäder und ihrer restaurirenden Kraft, oder endlich in der in neuern Zeiten wieder versuchten Uebergiessung des gesunden Thierblutes in die Adern eines kranken Menschen bestanden habe. Dem Vf. dünkt es am wahrscheinlichsten, dass die colchische Königstochter von irgend einem Schamanen der benachbarten caucasischen und scythischen Nationen eine Salbe zu bereiten erlernt habe, der man besondere Kräfte zur Stählung des Körpers beyschrieb, und vor deren Gebrauch man sich der Dampfbäder bediente. Die Salbe wurde allmälich vergessen, und das Bad allein erhielt sich in der Ueberlieferung. — Unter den anderweitigen Abbildungen der *τενοντοφόνια Μηδείας*, welche hier erläutert werden, führt Hr. *B.* auch das Gemälde des Timomachus an, das diesen Namen führte, und an dem sich, wie er sagt, nur der vorgebliche Plutarch (*de aud. poet.* p. 18.) pedantisch ärgern konnte. Allein dieser Tadel der Pseudoplutarchus beruht blos auf einer falschen Ansicht der Stelle: wie neuerlich auch Hr. *Beck* (*de interpretat. vett. monum. et artis operum etc.* p. 121.) gezeigt hat. Den Beschluss macht die Vermuthung, dass unser Vasengemälde eigentlich zu den Vorstellungen dramatischer Situationen (*tabellae tragicae, comicae*) gehört habe, wo man aus wirklich aufgeführten Trauer- und Lustspielen eine Scene abmalte. Dieselbe Abbildung könnte auch dem neuern Theater- und Decorationsmaler zum schicklichen Muster dienen, wenn er, statt der auf unsern Vorhängen längst abgebrauchten tragischen Muse, einmal die Medea, als eine der ersten Figuren des Trauerspiels, zu diesem Behufe wählen wollte.

Achtes und neuntes Vasengemälde. Erscheinung des Triptolemus. Die Ansicht der Vasen, welche einen jungen Heros mit dem heiligen Kranz auf dem Haupte, dem Königsstabe in der Linken, auf einem Stuhlwagen mit beflügelten Rädern sitzend und die heilige Spende empfangend darstellen, veranlasst den Vf. über die geflügelten Luftwagen überhaupt zu sprechen, und zu dem, was in *Voss mythol. Briefen* über die Beflügelung bemerkt worden, einige sehr feine Zusätze und Berichtigungen hinzuzufügen. Da die göttliche Verehrung der Triptolemus, (dessen mit den Eleusinischen Geheimnissen genau verflochtene Fabel wohl noch nie so scharf, als hier, gefasst worden ist,) ganz eigentlich in die Weihe der Bacchus- und Ceresfeyer gehörte: so darf es nicht befremden, ihn auf einer Einweihungsvase abgebildet zu finden. Dass es aber Triptolemus, nicht (wie *Italinsky* wollte) Apollo selbst sey, den wir hier auf dem Throne erblicken, lehrt die Vergleichung mit ähnlichen Kunstwerken. Auch diese hört man hier von einen so kenntnissreichen Forscher sehr gern erklären; und mit Vergnügen verweilt man besonders bey der *neuen* Erläuterung einer schönen, dem Prinzen *Poniatowsky* zuständigen, und von *Visconti* in einer besondern Abhandlung behandelten Vase, von welcher auch diese Zeitung (1796. Nr. 276.) eine weitläuftige Anzeige gegeben hat. Durch die Liberalien wurde Triptolemus aus Grossgriechenland zu dem römischen Landmann als der Gott *Bonus Eventus* verpflanzt, und von da kam er wegen der glücklichen Vorbedeutung seines Namens auch nach Rom. Hier erscheint er auf Kunstwerken, wie er in der Rechten eine Schale, in der Linken Mohnhäupter und Kornähren hält. Indess scheinen die Römer selbst diese Gottheit, die unter den Kaisern oft zum niedrigen Zeichen der Schmeicheley herabgewürdiget und auf Münzen in eine wahre Satire auf die heillosesten Zeitläufte verwandelt wurde, in ihrem wahren Ursprunge nicht mehr gekannt zu haben. Um so weniger darf es auffallen, dass in neuern Zeiten die ursprüngliche Beziehung dieser Gottheit auf den Triptolemus ganz übersehen worden ist. Nach einer mit vieler Gelehrsamkeit durchgeführten Vermuthung über die heilige Erscheinung des Triptolemus bey der Ceresfeyer, schliesst Hr. *B.* diesen Aufsatz mit einigen Betrachtungen, auf welche Fälle sich ein so bedeutungsvolles Emblem noch in unseren Tagen von sinnreichen Künstlern anwenden liesse.

Wir mögen es nicht verhehlen, dass bey der Darlegung des grossen Reichthums, den dieses Werk in literarischer und artistischer Hinsicht enthält, unsere Absicht dahin ging, die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums für ein Unternehmen zu gewinnen, das so vielfach nützlich und in seiner Art einzig ist. Wir glaubten dies der guten Sache schuldig zu seyn. Da von dem würdigen Herausgeber sowohl, als von der um Beförderung des guten Geschmacks und ächten Kunstsinns so sehr verdienten

Ver-

Verlagshandlung, durch die geschlossene Verbindung mit dem edlen *Tischbein*, alles schon auf eine Reihe von Jahren vorbereitet und angelegt worden ist; da der neapolitanische Künstler selbst versichert, *dass ein solches Werk so leicht nicht wieder gemacht, so nicht wieder in Deutschland verkauft werden wird:* so wäre es in der That unverantwortlich, wenn der Deutsche, der dem Ausländer in Unterstützung kostspieliger Unternehmungen so oft nachstehen muss und in der feurigen Bewunderung halb gelungener so gern nachsteht, ihm jetzt in der Beförderung eines Werkes, dessen Ankauf keinen grossen Aufwand erfodert, und dessen Anlage und Ausführung auf unsere Hochachtung und Dank die gerechtesten Ansprüche macht, blofs aus Kälte und Indolenz nachstehen wollte.

Berlin, b. Hartmann: *Classische Blumenlese* der Deutschen. Erster Band. 1798. XII u. 404 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wozu gut? ist natürlich die erste Frage, wenn einem solch eine Compilation in die Hand fällt. Die Werke eines Uz, Ramler, Kleist, Gleim, Lessing, Bürger, Hölty u. s. w., zu denen die in diesem Bande enthaltenen lyrischen Gedichte gehören, sind allgemein verbreitet oder sollten es doch seyn, besonders da laut der Vorrede „*Knickerey* einer liberalen Denkart widerspricht." Der weitläuftige Druck ist gar nicht darnach eingerichtet, dass minder begüterte Liebhaber, zum Ersatz für die vollständigen Werke, hier um einen geringen Preis recht viel beysammen fänden. Der Herausgeber sammelte (S. I.) zuförderst für sein eigenes Vergnügen: er wollte seine Lieblingsstücke neben einander gedruckt sehn. Ey, man denke! So mag er nun auch dies auserlesene Vergnügen mit niemanden theilen. Ferner bedurfte er beym akademischen Unterricht einer Beyspielsammlung. Es wäre doch kein geringes Ungemach, wenn jeder öffentliche Lehrer im Fach der Literatur das Publicum mit einer dergleichen behelligen wollte. Nach diesem Verhältnisse fortgeführt, könnte die classische Blumenlese eine ganz artige Zahl Bände anfüllen; aber der Sammler beschränkt unsere Besorgnisse auf einen einzigen, in welchem die grössern Dichtarten sich freylich so klein werden machen müssen, wie die Teufel in Miltons Pandämonium, um alle Platz zu finden. Aus der Vorrede erfahren wir übrigens, dass „unsere poetische Literatur jetzt winterlich absterbe." „Wenn niemand das Herz hat, „laut zu sprechen," sagt der Vf., „wann soll denn „endlich ein neunter Thermidor für das literarische „Jacobinervolk kommen, das jetzt in Deutschland „mit eisernen Ruthen regiert und die Geschmacks„verderberey methodisch betreibt? Ein so gewaltsa„mes Unterdrücken jeder freyen Geistesregsamkeit; „ein so künstliches Hinschrauben aller Natur in die „Form einer einzigen Manier; ein so arrogantes Ton„angeben, wie jetzt unter uns Mode wird, ist Bewei„ses genug, dass Deutschlands schöne Kunst auch ih„ren Herbst bald überlebt haben wird u. s. w." Man glaubt Neuigkeiten aus dem Monde zu hören. Da der Vf. so merkwürdige Thatsachen mitzutheilen hat, so sollte er mit seinen Offenbarungen weniger hinter dem Berge halten. Oder sind die literarischen Jacobiner so furchtbare Leute, dass er selbst in einer anonymen Vorrede sie nicht näher zu bezeichnen wagt?

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Heinsius: *Magazin für die Geschichte der Menschenrechte.* Erstes Bändchen. 1797. 17 Bogen. 8. (14 gr.)

Nach dem in der Vorrede geäusserten Plane, *liegen in der Sphäre dieses Magazins alle ausgezeichnete Handlungen, also aus der Geschichte aller Völker und Zeiten, wodurch die Menschenrechte auf eine auffallende Art geschätzt, oder beleidiget worden.* Die Vff. wollen *weder der Zügellosigkeit und der Anarchie, noch der Unterdrückung und Tyranney das Wort reden, sondern in der Mitte, wo die Wahrheit immer liegt, stillstehen. Sie wollen die Beleidigungen der Menschenrechte rügen, sie mögen nun vom Fürsten, oder vom Volke, in einer Monarchie, oder in einer Republik unternommen seyn.* Das Unternehmen selbst ist lobenswürdig, und es würde gewiss zur Belehrung des Publicums und zur Mässigung der politischen Intoleranz beider Theile nichts mehr beytragen, als wenn die schlimmen Folgen, welche Anarchie an der einen, und Despotismus an der andern Seite von jeher gehabt haben, in wohlgewählten merkwürdigen, aber entweder überhaupt, oder nicht unter denselben Umständen und Ansichten bekannt gewordenen, Begebenheiten, anschaulich dargestellt würden. Allein eben in dieser Rücksicht hätten wir gewünscht, dass gleich das erste Bändchen weniger Vorliebe für das eine oder das andere politische System zeigte; und obgleich Rec. überzeugt ist, dass die Herausgeber in der Folge ihre unparteyische Wahrheitsliebe noch deutlicher zeigen werden, so hätte doch wohl gleich das erste Bändchen mehr Beweise davon geben sollen.

Den Anfang macht *eine historische Uebersicht der merkwürdigen Staatsmaximen und Staatsstreiche in alten und neuen Zeiten, ein Beytrag zur Geschichte des Despotismus.* Diese Abhandlung ist es hauptsächlich, welche wir von dem Vorwurfe der Einseitigkeit nicht freysprechen können. Indem nämlich der Vf. die Nachtheile einer uneingeschränkten Regierung anschaulich machen will, häuft er gegen sie eine Menge Vorwürfe, welche auch gegen die eingeschränkten Regierungen gelten. Denn ungerechte Mittel zur Vergrösserung der Herrschaft, und Staatsstreiche zur Schwächung fürchterlicher Nachbaren, sind von jeder Regierung zu allen Zeiten gebraucht worden; und Volksversammlungen sind nicht weniger, als die Cabinette der Grossen, den Eingebungen des Ehr-

Ehrgeizes und der Herrschsucht unterworfen. Ja, man hat sogar bey Volksregierungen mehrere Beyspiele von Opfern, welche der Eifersucht des Volks, oder irgend einer Partey, auf Kosten der Gerechtigkeit dargebracht worden, als in den uneingeschränktesten Monarchieen. Davon muss der Vf. selbst überzeugt gewesen seyn, weil er auch die Scherbengerichte zu Athen, die Mazze bey den Valisern, und den Rath der Diskolen zu Lucca nicht übergeht. Allein eben deswegen wünschen wir, dass der Vf. seine Leser noch mehr aufmerksam darauf gemacht hätte, dass eine gesetzlose Willkür, sie werde auf dem Markte oder im Cabinet ausgeübt, gleich gefährlich sey, und dass man sich auch vor solchen Gesetzen hüten müsse, welche die Abweichung von der wesentlichen Gerechtigkeit erlauben.

Hierauf folgen *Beyträge zur Geschichte berühmter Günstlinge. 1 Beytrag. Fragmente aus Originalbriefen des Kurpfalzbayrischen Exministers, Grafen von Bettschardt.* Um den mitgetheilten Briefen mehr Interesse zu geben, hätte eine kurze Geschichte dieses Günstlings geliefert, und bey den Briefen selbst hätten hin und her kurze Anmerkungen beygefügt werden sollen; denn man findet sogar in einigen Briefen vernünftige Aeusserungen, z. B. dass er keine Verbesserungen machen will, von denen er voraussieht, dass sie nicht bestehen werden.

Vorzüglich interessant sind die drey merkwürdigen Apologieen. 1) *Gabriel Naude, Vertheidigung der Parisischen Bluthochzeit.* 2) *Jean Petit, Rechtfertigung des vom Herzog von Orleans verübten Meuchelmordes.* 3) *Erklärung des Englischen Parlaments über die Hinrichtung Carls I, und die Verwandlung der Monarchie in eine Republik.* Besonders merkwürdig sind zwey noch ungedruckte Original-Actenstücke, zur Geschichte der Westphälischen Vehmgerichte; wobey zu wünschen wäre, dass man eine Einleitung vorausgeschickt, und Anmerkungen hinzugefügt hätte. Die Resultate werden zwar, auf eine andere Gelegenheit verspart, aber eben deswegen haben auch die Actenstücke für diejenige Classe von Lesern, auf welche die Herausgeber vorzüglich rechnen mussten, zu wenig Interesse.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Altenburg,* b. Richter: *Dr. Fried. Aug. Waitz's kleine Aufsätze, die Geschichte des mineralischen Brunnens zu Bibra betreffend,* gesammlet und mit Zusätzen herausgegeben von *Joh. Gottlieb Ziegler,* Rector der Schule zu Bibra. 1798. 76 S. 8. (6 gr.) Die hier gesammleten Aufsätze des Hn. Dr. Waitz sind schon einzeln von 1777 an, in den Dresdener Gelehrten-Anzeigen herausgegeben, und enthalten zum Theil noch ältere Abhandlungen, oder Fragmente von *Wedel* in Jena, *Siebold* in Leipzig, *Friederich Hoffmann* u. s. w. alle das Mineralwasser zu Bibra betreffend, eingerückt. Sie gehen bis zum Jahr 1788, von da an die Geschichte in den Zusätzen des Hn. Rectors *Ziegler* bis 1798 fortgeführt wird. Hätte diese Sammlung auch sonst kein Verdienst, so verdient sie doch als ein Denkmal der patriotischen Bemühungen des Hn. Dr. *Waitz,* das Mineralwasser zu Bibra in Aufnahme zu bringen, aufbewahrt zu werden, dem ausserdem eine angemessene Belohnung wohl zu wünschen stünde.

Um das Jahr 1684 ward man zuerst aufmerksam auf diese Quelle, welche man wegen ihrer Eigenschaft, den Appetit zu reizen, den Hungerbrunnen nannte. Herzog Johann Adolph von Weissenfels liess sie zuerst fassen. Von 1777 an widmete ihr vorzüglich Hr. Dr. Waitz seinen Fleiss, und suchte ihren Ruf aus allen Kräften, vorzüglich durch die hier gesammleten Aufsätze zu heben. Er fand aber grosse Hindernisse, unter denen die Rivalität von Lauchstädt, das seit 1775 die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog, wohl das wichtigste und unschuldigste war. Unerachtet aller Bemühungen des Hn. *W.*, ward Bibra vorzüglich in dem Zeitraume von 1780 bis 1793 nur sparsam besucht, obgleich die Kurgäste mit der Wirksamkeit des Wassers wohl zufrieden waren. Es fehlte aber durchaus an allen Bequemlichkeiten für sie. Hr. *W.* ward nun missmüthig und zog sich in etwas zurück, wovon er die Gründe in einem sehr naiven freymüthigen, hier und im Journal von und für Deutschland May 1788 abgedruckten Schreiben an den Minister Grafen von *W.* angiebt. Von 1793 an hob sich der Ruf der Quelle wieder, wie man aus den Zusätzen des Herausgebers sieht. Hohern Orts wurden nun Prämien zu 100 und 200 Rthlr. ausgeboten für die Erbauung bequemer Wohnungen für die Gäste. Es sind seit dem 7 neue Häuser gebauet, Alleen angelegt, und ein table d'Hote errichtet. Im Jahr 1797 zählte Bibra wirklich 139 Kurgäste. Hr. *W.* besucht den Ort nun wieder während der Kurzeit, und geniesst die Genugthuung, den Ruf der Quelle, um welchen er so grosses Verdienst hat, wieder aufleben, und sich mit dem landesherrlichen Vertrauen beehrt zu sehen, im Gefolge dessen ihm auch aufgetragen ist, Vorschläge zu einem Douche- und Tropfbad einzureichen. Die Quelle ist sehr reichhaltig, und gehört nach der oberflächlichen Analyse des Hn. *W.* unter die alcalisch martialischen, wonach man ihre Wirksamkeit beurtheilen kann.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregiſter

vom

März 1799.

I. Verzeichniſs der im März der A. L. Z. 1799 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(*Gaub's*

Snell's

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 152.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezoigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deffelben Verlegers in demfelben Stucke vorkommen.

Korn

III. Im März des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Kupfer-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Preisfragen.

Todes

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1799.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1799.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dessau, im Verlage der chalkographischen Gesellschaft: *Auswahl antiker Gemalde aus den vom Grafen Caylus nur in wenigen Exemplarien ausgegebenen Werke*, mit Erläuterungen begleitet von *August Rode*. In drey Heften im gröfsten Folio auf dem besten Schweizerpapier, jeder mit 8 colorirten Kupfertafeln und einem erläuternden Texte. (Der Preis jedes Heftes 20 Rthlr.)

Der herrschende Geschmack an antiken Zimmerverzierungen, Meubles und Kleidungen, der, alle lächerlichen Abartungen und Zwittergattungen davon abgerechnet, gerade nicht zu den schlimmsten Zeichen unserer Zeit gerechnet werden kann, brachte natürlich öfter als vormals die Frage in Anregung: wie malten die Alten? Sind uns noch Muster ihrer Malerey übrig? Der Natur der Sache nach konnten nur Wandgemälde in verschütteten Gebäuden und Grotten übrig bleiben, und darin sind wirklich von den *sette sale*, die Raphael benutzte, bis auf die herculanischen Gemälde und die Ausgrabungen der Prinzen *Chigi* zu Porcigliani seit 1787 eine Menge Entdeckungen gemacht, und zum Theil durch kostbare Kupferwerke auch diesseits der Alpen verbreitet worden. Aber unter allen, was bis auf *Mirri* herab in diesem Fache versucht worden ist, bleibt doch das Unternehmen, das der kunsterfahrne Graf *Caylus* mit *Mariette* verbunden unter seinen Augen ausführen liefs, nach dem Urtheile der Kenner das zuverläfsigste und vorzüglichste. Caylus fand durch einen Zufall das ächte Exemplar der Zeichnungen alter Gemälde, was der Cardinal Legat *Camillo de Massimi* in Spanien besessen hatte, in den Händen spielender Kinder. Es hatte dem allmächtigen Kriegsminister *Louvois* gehört, und war eine gute Prise seines Kammerdieners geworden, von welchem es nach und nach bis in eine Kinderstube herabgestiegen war. Mariette stach nun die Umrisse sauber in Kupfer, und Caylus liefs sie nach dem Muster der colorirten Zeichnungen, die *Petro Sante* — und *Francesco Bartoli* in Rom gemacht hatten, und die bis auf unsere Tage in der vaticanischen Bibliothek gezeigt wurden, durch Frauenzimmer coloriren. So entstand das Werk, was unter dem Titel: *Recueil des peintures antiques trouvées à Rome*, Paris 1757. in gr. fol. mit Caylus Vorrede und Mariette's Erklärungen zu den 33 Kupfertafeln erschienen, aber überhaupt nur in 31 Exemplaren vertheilt worden ist. Am Ende befindet sich der berühmte Mosaikfufsboden von Paläftrina nebst Barthelémy's Erklärung. Natürlich wurde dies Werk gleich anfänglich eine aufserordentliche Seltenheit, und nur wenigen Liebhabern glückte es in ihrem Leben, es auch nur zu sehen. Man bezahlte in der Auction von *Outard* für ein Exemplar 2270 Liv. (nicht, wie in unserm neuen Werke angegeben ist, 2500). Nach Caylus Tode fanden sich die Mariettischen Platten im königl. Cabinette. Man kratzte sie auf, und die Verleger *Molinet* und *Lamy* liefsen 100 Exemplare (eine beträchtliche Zahl für so feine Umrisse!) abdrucken, wovon jedes 900 Liv. zu stehen kam. Man vermehrte die Gemälde, die Caylus gehabt hatte, mit den neuen Zeichnungen, wovon 7 die Pyramide des Cestius, 12 die Bäder des Constantins, und die übrigen die Aldrobandinische Hochzeit vorstellten, zusammen 55 Kupfertafeln, in zwey Foliobänden, wozu der Abt *Rive* einen mit Citaten prahlenden, aber äusserst geschmacklosen Commentar herausgab. Das beste war, dafs man wenigstens in der Colorirung die alten Muster vor Augen behielt, so gut sie *Carloni* in Rom nach dem Vaticanischen geben konnte. Indefs machte sich auch dieses zweyte Werk bald so selten, dafs Liebhaber gern 1200 Liv. dafür zahlten, und es doch kaum erhalten konnten. Die meisten Exemplare hatten sich gleich bey der ersten Subscription im Jahre 1782 in die Privatbibliotheken reicher Engländer verloren, *unde nulla redemtio*. Da sich nun aber seitdem die Liebhaberey antiker Wandverzierungen immer mehr ausbreitete; so mufste auch die Nachfrage nach ächten Mustern aus dem Alterthume immer dringender werden. Man weifs, wie unendlich oft die sogenannten herculanischen Tänzerinnen, wovon gleich anfänglich *Giuseppe Gherardi* zu Neapel colorirte Tafeln abzustehlen gewufst hatte, in den Zimmern und Landhäusern unserer Reichen nachgemalt und zu den lächerlichsten Carricaturen nach Zeichnung und Farbengebung verunstaltet worden sind, und wie man nun auch die Attituden der Lady Hamilton von *Rehberg* und sogar die Tischbeinischen Contorni altgriechischer Vasen zu ähnlichen Zwecken angewandt hat. Gewifs war es also eine sehr dankenswürdige Bereitwilligkeit, womit Hr. v. *Erdmannsdorf* in Dessau sein kostbares Exemplar jener Caylusischen Sammlung der dortigen chalkographischen Gesellschaft zu einer Auswahl der vorzüglichsten daraus darbot, und es ihr dadurch möglich machte, die zum Anfang genannte Sammlung in drey Heften zu veranstalten. Da der Künstler, der hier die zarten Umrisse nachzuzeichnen, und den ganzen artistischen Theil zu besorgen erhielt, Hr. *Langenhöffel* in Dessau, selbst in

diesem Fache ein geübter Kenner ist, wie unter andern seine auch auf Kosten jener Gesellschaft gestochene Bacchantin beweiset; und da ein verdienstvoller Ausleger, Hr. *Aug. Rode*, der Uebersetzer des Vitruvs, ganz neue Erklärungen dazu geliefert hat: so ist sie sowohl den Decorationskünstlern, die nun diese leichter zu erhaltenden Muster nachahmen oder auch nur verständig copieren können, als Archäologen gewiss eine sehr willkommene Erscheinung. Dabey ist auch die ganze äussere Einrichtung so glänzend und zierlich, dass Besitzer schöner und ausgesuchter Büchersammlungen und Kupferstichcabinetter sich es kaum versagen werden, auch diese Seltenheit unter ihren Kostbarkeiten aufzustellen. Wir gehen nach dieser allgemeinen Einleitung zur genauern Anzeige der einzelnen Hefte selbst über, wovon jeder seinen eigenen Titel hat, und auch als ein kleines für sich bestehendes Werk besonders gekauft werden kann. Der erste Heft führt den Titel:

Die Pyramide des C. Cestius zu Rom und ihre antiken Gemälde — mit Erläuterungen begleitet von *A. Rode*. Dessau. 1798.

In einer kurzen Vorerinnerung erzählt Hr. *Rode* die Geschichte dieser im Mittelalter als *Meta Romuli* gekannten, in den neuern Zeiten als Bezeichnung des Begräbnisses der in Rom gestorbenen Protestanten oft genannten und besungenen Pyramide des Cestius, wozu auch die ersten drey Kupfertafeln, als Grundriss, Ansicht und Durchschnitt der Pyramide, und Ansicht und Durchschnitt des innern Begräbnisszimmers gehören. Nach dem Gesetze einer hier sehr billigen Sparsamkeit hätten die ersten zwey Tafeln füglich erspart und mit ein paar interessantern aus den Peintures vertauscht werden können. Wer hat nicht diese Pyramide in Kupferstich gesehn, und die hier gegebene Bildung kömmt der bey *Piranesi Ant. Rom.* T. III. tav. 40 — 48. bey weitem nicht bey. Um so nothwendiger war der Durchschnitt des innern Zimmers und des Tonnengewölbes, weil man dadurch allein in Stand gesetzt wird, sich eine Vorstellung von dem Zwecke und der Anordnung der Figuren zu einem Hauptpuncte, oder von der Idee zu machen, von welcher der Maler dieses Begräbnisszimmers ausging. Hr. *Rode* begnügt sich, die Meynungen des *Falconieri* und Abbé *Rive* anzuführen, ohne sich selbst für etwas genauer zu bestimmen. Und doch bleibt das Ganze eine unenträthselte Hieroglyphe, oder ein bedeutungsloses Bildspielwerk, wenn man der Idee des Künstlers, wodurch er dies alles zu *einem* Ganzen belebte, nicht auf die Spur kommen könnte. Freylich fehlt uns gleichsam das Wort zum Räthsel, da schatzgräberische Habsucht; schon ehe der Pabst Alexander VII die Pyramide säubern und wiederherstellen liess, das mittelste Deckengemälde durchbort und völlig zerstört hatte. Auf dies beziehen sich offenbar alle übrigen Figuren in einer schön geordneten Aufeinanderfolge. Dies zeigen schon die vielen sorgfältigen, sich immer enger schliessenden Einfassungen des mittelsten Deckengemäldes. Uns dünkt es indess so schwer nicht zu errathen, was in ihm vorgestellt gewesen. Der Epulo Cestius schmausete hier selbst mit den Göttern, für deren Appetit er bey Lebzeiten so pflichtmässig gesorgt hatte. Von den Göttern zur Tafel gezogen werden, heisst in der ganzen Sprache des Alterthums selbst ein Gott seyn. S. *Mitscherlich* zu Horaz T. II. p. 41. Und ein Freund des Agrippa, dem seine Erben eine *solche* Pyramide errichten lassen, ist auf keinem Fall eine so unbedeutende Person, dass der Künstler ihm nicht eine Art von Apotheose geben könnte. Man denke nur an Cicero, der seiner Tullia *fanum fieri vult*, (Ep. ad Att. XII, 12 seqq. vergl. *Lumisden Remarks on the Antiquities of Rome* p. 120.) an das *fanum Regillae*, dem wir die Triopischen Inschriften verdanken, und mehrere Beyspiele der Art. Dies vorausgesetzt, wird alles übrige nicht allein deutlich, sondern auch zu einem wahren Cyclus geründet. An den vier Ecken des Mittelstücks in der Decke, das die Apotheose enthielt, fliegen vier Victorien mit einem Kranz fürs Gastmahl und einem Bande, wodurch er noch mehr geschmückt wurde, *lemniscus*. Die *infula*, die Hr. Rode hier anführt, gehörte nur zu Opfern und Supplicationen. Aber die *lemnisci* wurden auch vom Kranze vereinzelt, wie beym Livius XXXIII, 33. *„populus coronas lemniscosque jacit"* vergl. *Wesseling de Archont. Ind.* p. 18. Und wo war eine Apotheose im Alterthum ohne Siegsgöttinnen? Man erinnere sich wenigstens an die bekannten Apotheosen-Cameos. Diese Victorie wird in unserer Sammlung auf der IV. Tafel vorgestellt. Nun kommen die Figuren an den untern Zimmerwänden. Die zwey schmalen Seiten des ablangen Zimmers sind bloss mit einer Art von Arabesken verziert, die aus einer Zusammensetzung von Candelabern besteht, wie man am besten aus der vierten Kupfertafel zum Falconieri an *Nardinis Roma* p. 528. ersieht. Selbst diese Candelabern gehören ganz eigentlich zu einem Lectisternium, oder Göttermaal. Die zwey breiten Seiten hatten eine jede vier Felder. In den zwey mittelsten ist allezeit eine sitzende und gehende Figur, (*Bartoli's* Vorstellung in den *Sepolchri antichi* ist völlig unstatthaft), in den zwey äussern Feldern in jedem eine Vase. Um bey den Vasen anzufangen, so ist hier nicht, wie von andern geschehen ist, an Aschenkrüge, noch auch an Opfergefässe zu denken. Es sind nichts als kostbare Trinkgeschirre, wie sie die Alten auf ihren Buffets (*abacis*) zur Pracht aussetzten, und sie beziehn sich auf das Gastmal, was da oben gehalten wird. Nun kommen die zwey gehenden Figuren auf der vorliegenden Sammlung Taf. VI. VII. Beide haben augenscheinliche Beziehung aufs Gastmal. Während die eine Früchte und Gebackenes (*bellaria et tragemata*) in der einen, und ein Giesskännchen (man denke nur dass hier von *epulis lautissimis* die Rede ist) in der andern trägt, hält die zweyte eine Doppelflöte zur Tafelmusik. Denn wo wurde je im Alterthum ein fröhliches Mahl ohne eine Flötenspielerin begangen? Man erinnere sich nur z. B. an die Bacchischen Lectisternia auf ihren griechi-

griechischen Vasengemälden. Den Beschluss machen die sitzenden Figuren Taf. V und VIII. Wie nun, wenn diese den Uebergang des Sterblichen zum Unsterblichen andeuteten, wenn es die Schicksalsgöttinnen in fröhlicher Jungfrauengestalt wären? Warum sollten sie immer als alte Mütterchen erscheinen? Das Alterthum hatte auch hier vergnüglichere Bilder. Die eine Taf. VIII. liesst offenbar auf einer Tafel. Man kennt die diamantenen Verhängnisstafeln oder Rollen aus den alten Dichtern und Reliefs, z. B. *Append. ad Donii Inscript.* Tav. XII. *Admir. Rom.* Tav. 81. und so wäre die gegenübersitzende Figur Taf. V. die spinnende Parce. Denn was sie da zwischen den Füssen hat, und mit den Händen dreht, ist kein Tischchen, wie die verwischten Züge den Beschauern und Zeichnern glauben machten, sondern der Rocken des Lebensfadens. Man wird diese Muthmassung weniger unwahrscheinlich finden, wenn man den geschnittenen Stein des Stoschischen Cabinets in Winkelmanns Beschreibung Nr. 358. nach der schönen Abbildung in *Schlichtegrolls Sammlung* Nr. IV. Taf. 47. vergleicht. Auch da sitzt eine jugendliche schöne Parce spinnend, und den hinter ihr stehenden Rocken würde man gerade für ein solches Tischchen halten, wie aus Missverständniss hier erscheint. So wäre denn die Erklärung dieser zwey sitzenden Figuren sehr gut durch die Verse Claudians XV, 202. ausgedrückt — „*voces adamante notabat Atropos et Lachesis jungebat stamina dictis.*" Und nun lasse man noch einmal die ganze Idee in ihren Theilen vor sich vorübergehn: dies stille Gemach ist einem Entschlafenen geweiht. Die Parce hat seinen Faden gesponnen; die Parce hat sein seliges Geschick auf ihrer Tafel gelesen. Er ist zu den Göttern erhoben. Festliche Schmäuse, die er ihnen lebend bereitete, sind sein Antheil geworden. Da kommt eine holde Flötenspielerin, dort eine Kanephore mit den Geräthen der Schmauser, die auch in den Geschirren und Candelabern uns überall umringen. Und oben vollendet sich die Seligsprechung. Vier Victorien fliegen von allen Seiten mit Kränzen herbey. Und in der Mitte ist er selbst unter den Unsterblichen gelagert — *purpureo bibit ore nectar.* — Wie zart und lieblich schliesst sich dieser Cyclus! Wie schön ist das Aufsteigen von den sitzenden zu den schreitenden, von den schreitenden zu den fliegenden Figuren! Wie ist alles so kunstreich einander entgegengesetzt, und doch auch wechselseitig verschlungen und auf einander bezogen! Der zweyte Heft führt die besondere Ueberschrift:

Antike Gemälde aus den Bädern des Titus zu Rom — mit Erläuterungen begleitet von *Aug. Rode.* Dessau 1798.

In der Vorerinnerung, worin sich der gelehrte Herausg. zugleich gründlich gegen die Meynung erklärt, dass die Alten dergleichen Figuren *al fresco* gemalt hätten, wird bemerkt, dass hier von den Wandgemälden die Rede sey, die 1668 in dem Theile der Bäder des Titus, die nach dem Coliseo zu lagen, in einer Gallerie von kleinen Zimmern, die für die Badenden bestimmt zu seyn schienen, entdeckt worden sind. Gleich die erste halb verschleyerte Matronenfigur mit dem Zeigefinger an der Lippe und dem Stabe in der Hand ist sehr räthselhaft. Hr. Rode möchte die *Juno Matrona* darin erkennen. Allein man darf nur das obere Ende des Scepters oder Stabes ansehen, um daran das berüchtigte Tau, jenes phallische Symbol der ägyptischen Weihungen (S. *Visconti* zu *Pio-Clement.* T. II, 16. p. 36 ff.) zu erkennen, und nun ist auch der Stillschweigen gebietende Gestus des Harpocrates leicht erklärt. Taf. II und III. stehen offenbar in Verbindung mit einander, und waren wahrscheinlich da wo sie ursprünglich hingehörten, einander gegenüber gestellt. Der weichlich *ruhende* Bacchus (dies zeigen der über den Kopf gelegte Arm und die übergeschlagenen Füsse) von einer Scena, die mit einen Auläum verhangen ist, beschattet, sieht einem Reigen dreyer Mänaden, die Mariette lächerlich genug sogar für Grazien gehalten hat, mit voller Zufriedenheit zu, während zwey andere Mänaden, eine ihm zur Rechten, die andere zur Linken, den Tamburin schlagen, und die phrygische krummgebogene Doppelpfeife blasen. Selbst in dieser Nachbildung, in welcher der geübte Künstlerblick noch manches zu tadeln finden mag, wird die liebliche Gegeneinanderstellung der hohen Ruhe des Gottes mit der mänadischen Regsamkeit und die Grazie in den verschiedensten Bewegungen dem empfänglichen Zuschauer eine nieversiegende Quelle der Lust. Antiquarisch dürfte der auf dem Ermel der blasenden Bachante eingewirkte Halbmond mit seiner goldenen Einfassung nicht unwichtig seyn, da sie auf einmal beschaulich machen, was der Grieche σημεῖα, Plinius *tesseras* auf den Gewändern nennt. S. *Saumaise* zu den *Script. H. Aug.* T. II. p. 851. 860. — Tafel IV und V. sind die mit Arabesken eingefassten Mittelstücke aus den Wänden eines corinthischen Saales, der 1682 unweit der *sette sale* ausgegraben wurde. Die sich selbst kränzende fliegende weibliche Figur auf der vierten Tafel ist so lieblich anzuschauen, dass man gern darüber die zu nichts führenden Deutungen der Ausleger vergisst, welche Hr. Rode mit vieler Behutsamkeit mustert. Hätte er nur selbst auch hier Deutung versucht! Ein noch zarteres Phantasiespiel sind die zwey schwebenden Figuren der folgenden Tafel, wovon die hinterste den Rosenvorrath der vordern sich anmasst, und dafür den Granatblüthkranz sich abgenommen hat. Der Granatapfel und seine Blüthe (das durch die Münzen der Rhodier berühmte *balaustium*) hatten in der symbolischen Sprache des Alterthums, besonders in der Liebe, mancherley Bedeutung. Statt diese himmlischen, schwebenden Figuren zu benennen, wäre also hierüber vielleicht etwas beyzubringen gewesen.

Der dritte Heft hat 10 Tafeln und ersetzt also die zwey, welche an dem zweyten fehlen und nun noch zu diesem gerechnet werden. Seine besondere Ueberschrift ist:

Antike Gemälde aus den Bädern des Constantin in Rom. Dessau. 1798.

In der Vorerinnerung wird bemerkt, dass die Bäder Constantins im vorigen Jahrhunderte bey Gelegenheit der Anbauungen im Pallast Mazarini, später Rospigliosi genannt, entdeckt und die Zeichnungen der dort gefundenen Wandgemälde zuerst in die Bibliothek des Cardinals Al. Albani gekommen, (auch im Pallaste Rospigliosi wurde eine Sammlung davon aufbewahrt. S. *Lumisden's Remarks* p. 229.) dann aber von *Cameron* in Kupfer gestochen, zuletzt im Jahre 1780 von *Carloni* colorirt herausgegeben worden wären, woraus sie eben in die letzte Pariser Sammlung der *Peintures antiques* gekommen sind. Zur Rechtfertigung der Wahl, die sonst mit Recht darum getadelt werden könnte, weil man die Bilder aus so späten Zeiten genommen habe, könnte auch noch angeführt worden seyn, dass man hier Copieen weit früherer Kunstwerke annehmen müsse. Denn aus eigenem Geschmack hatten die Künstler unter Constantin wohl schwerlich so etwas hervorgebracht. (Man vergleiche nur über die Selbsterzeugnisse jenes Zeitalters *Heyne's* Vorlesungen im XI. und XII Theil der *Comm. Gott.*) Sehr grazios sind gleich die zwey ersten Figuren, zwey auf zarten Blumenstengeln gewiegte schöne weibliche Figuren, in welchen Hr. Rode mit Recht eine Art von Arabeske, ein Product spielender Künstlerphantasie erkennt. Er hätte dabey an die auf den obern Einfassungen vorzüglich schöner Vasen vorkommenden Glockenblumen erinnern können, aus welchen die Büste eines schönen Knaben oder eines schönen Mädchens hervorquillt. S. *Böttigers griechische Vasengemälde* I, 96. f. Die IIIte und IVte Tafel, wovon die erstere den Apollo mit Pfeil und Bogen, die zweyte mit der Lyra, beide ganz nackend, und von hinten nur mit der Chlamys bedeckt, vorstellt, sind als Seitenstücke merkwürdig, und der schönste Commentar zu den Horazischen (II, 10.) *„quondam citharae tacentem Suscitat Musam, neque semper arcum Tendit Apollo."* Der Apollo mit der Lyra Taf. IV. sollte wohl eigentlich nicht *citharoedus* genannt werden, da diese Benennung nicht jedem Apollo, der eine Lyra hat, sondern nur dem zukommt, der im langen Talar ganz bekleidet erscheint, wie ihn auch Tibull in der zu dieser Abbildung nicht passenden Stelle sich dachte. Bey den noch folgenden Figuren von Trommel-, Cymbel- und Citherschlägerinnen werden die Gewänder besonders der Unterschied des innern und äussern Untergewandes von dem Ausleger gut unterschieden. Es verdiente aber wohl noch eine eigene archäologische und artistische Untersuchung, wie diese Mänadenfiguren noch in so späten Zeiten so lebendig und in so groser Mannichfaltigkeit gebildet werden konnten? Denn eine genauere Betrachtung wird uns bald selbst überzeugen, dass hier nichts weniger als blosse sklavische Nachahmungen früh bewunderter und in den schönsten Zeiten der Kunst geschaffener Urbilder statt fanden. Die Sache erklärt sich durch den bis tief ins 4te Jahrhundert nach Chr. Geb. herab gehenden Geschmack an pantomimischen Tänzerinnen auf dem Theater, von welchen uns der heilige Chrysostomus und andere Kirchenväter so viel zu sagen wissen (man sehe die fleissig gesammelten Belege in *Müllers* zweyten Abhandlung *de genio seculi Theodosiani*). So wie nun der Zaubertanz einer Vigano in unsern Tagen die schönen Umrisse eines *Schadow* belebte: so war es selbst in den Zeiten des gesunkenen Geschmacks bey Griechen und Römern mit den damaligen Pantomimentänzerinnen. — Den Beschluss der ganzen Sammlung macht ein *Jupiter Tonans*, der dort ganz zahm mit dem Donnerkeil an die Seite geschmiegt, und ans Scepter gelehnt da *steht*. Der in stiller Majestät sitzende nach dem grossen Urbilde zu Olympia, oder der Gigantenverderber auf dem Donnerwagen einherstürmend sind freylich in einem ganz andern Geiste gedacht. Indess hat selbst in dieser unvortheilhaften Stellung der durch Tradition auf die spätesten Künstler jener Periode fortgepflanzte Charakter des Gottes nicht ganz vertilgt werden können, und Hr. Rode hat, als treuer Ausleger, dies dem Beschauer in Rechnung zu bringen keineswegs vergessen. Zum Schluss verdient auch noch der Fleiss, der auf die Erfindung geschmackvoller, im Geiste der Antike gedachter Arabeskeneinfassungen bey den meisten dieser Gemälde verwandt worden ist, so wie überhaupt die saubere und helle Colorirung eine dankbare Erwähnung.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Meissen*, b. Erbstein: *Der Postumus des römischen Dichters Martial.* Eine Antike gefunden nebst mehrern andern und mit Erläuterungen begleitet von *Johann Georg Carl Klotzsch*, Prof. der Philosophie in Wittenberg. 1798. 60 S. 8. (4 gr.) Wer hier eine historisch-antiquarische Untersuchung über die Person des beym *Martial* öfters vorkommenden *Postumus* zu finden glaubt, wird sich in seiner Erwartung sehr betrogen sehn. Das Ganze ist ein platter Scherz, eine verfehlte Ironie auf über-scharfsichtige Erklärer der Alten; ja vielleicht nicht einmal so viel, sondern nichts weiter als ein frostiger Einfall, der mit Studentenwitz und in einer oft niedrigen Sprache durch mehrere Bogen durchgeschleppt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Freymüthige Untersuchung über Jesum den Sohn Gottes.* 1798. 184 S. gr. 8. (14 gr.)

Der Rec. des 7ten Stücks von *Paulus* Memorabilien in der *Biblioth. zur Kritik und Exegese des N. T.* St. 1. S. 149. versprach bey der Anzeige der Schrift von *Ilgen: de notione tituli filii Dei etc.* eine eigne Untersuchung über denselben Gegenstand, welche wir wahrscheinlich hier vor uns haben. Er hat anonym bleiben wollen, um eine desto unparteyischere Beurtheilung zu veranlassen. In der kurzen Einleitung rühmet er zwar, dass die protestantischen Dogmatiker seit einem Jahrzehend durch ihre stete Hinsicht auf reine Bibelexegese sehr glückliche Fortschritte gemacht hätten, wovon man sich überzeugen werde, wenn man nur die dogmatischen Schriften eines *Döderlein*, *Griesbach*, *Ammon*, *Niemeyer*, *Morus*, *Eckermann*, *Henke* z. B. in der Lehre vom *Sohne Gottes* unmittelbar hintereinander durchlaufe; aber er behauptet auch, dass man gerade in dieser Lehre von *Jesu dem Sohne Gottes* nach *Koppe's* grossem Vorschritte zu wenig exegetisch nachgearbeitet habe, und dogmatisch, selbst nach *Henke's* Riesenschritte, zu sehr zurückgeblieben sey. Wie konnte aber der Vf. *Jerusalem* (im ersten Theile seiner nachgelassenen Schriften S. 139—264.) und *Löfflern* (in seiner Entstehungsgeschichte der Lehre von der Dreyeinigkeit) übersehen? von denen insbesondere der Erste in mehrern Hauptpuncten mit dem Vf. übereinstimmt. — Was man exegetisch und dogmatisch zurückgelassen habe, das soll gegenwärtige Schrift zu ersetzen suchen. Diese zerfällt demnach in einen *exegetischen* und einen *dogmatischen* Abschnitt, denen noch ein *historischer* vorangeht. — Wenn die vertraute Bekanntschaft mit den heiligen Schriften des A. und N. T. und mit allen Hülfsmitteln zu ihrer richtigen Auslegung; wenn Unparteylichkeit in der Untersuchung, die keine schwierige Stelle übergeht, keine, für eine vorgefasste Meynung günstige Erklärung erschleicht, keine bisher gültige Meynung durch Machtsprüche niederschlägt; wenn eine gute, lichtvolle Ordnung bey einer auf so unzählig viel einzelnen Stellen beruhenden Untersuchung; wenn Freymüthigkeit in Darlegung der gezogenen Resultate — eine Schrift empfehlen können: so verdient die gegenwärtige gewiss eine der ersten Stellen unter denen, die biblische Dogmatik zum Gegenstande haben. Da dieselbe, ungeachtet ihres geringen Umfanges, wichtig für die Wissenschaft ist, und wir deswegen den Gang der Untersuchung und die Resultate anzuzeigen haben; so ist in unsern Blättern kein Raum zu einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung. Doch wird das Urtheil des Rec. schon aus der Art, wie er den Inhalt des Buches darlegt, erhellen.

Erster historischer Abschnitt. Kap. 1. *Ursprung der Benennung „Sohn* und *Söhne Gottes."* Wenn man, heisst es S. 7., dem Ursprunge des Ausdrucks *Sohn und Söhne Gottes* vernünftig nachforschet: so kann man ihn nicht anders, als dem Zeitalter zuschreiben, wo die Gottheit noch wenig von der Menschheit verschieden, zwar über den Menschen, aber übrigens ganz menschlich und körperlich gedacht wurde, und folglich Söhne haben konnte. Jeder Vorzug, den ein Mensch vor andern seines Gleichen hatte, der nicht bloss körperlich, sondern mit einer Geisteskraft verbunden war, machte ihn dann zu einem Göttersohne, und die übrigen waren gewöhnliche Menschen. *Solche Söhne Gottes* hatte man auch sehr frühzeitig in der Bibel. 1 B. Mos. 6, 1. 2. vergl. 4, 26. Als sich späterhin der Begriff der Gottheit mehr reinigte, und es nur *einen Gott*, und von diesem kein Bild weder im Himmel u. s. w. gab; so gab es auch keinen *Sohn Gottes* in eigentlicher Bedeutung. Aber wenn man dem einzigen wahren Gotte diente, so war man sein Sohn. So nennt Moses 5 B. 14, 1. alle Israeliten *Söhne Gottes.* Das ist aber überall nicht im moralischen Sinne zu nehmen, sondern bezeichnet nur Diener, Geweihete des Jehovah, die keinen andern als ihn für Gott erkennen. Nun kann auch *Israel* als *ein Volk*, das *einen Gott* allein und zuerst verehrt, der *Erstgebohrne* Sohn Gottes heissen 2 B. Mos. 4, 22. — Nachdem das Israelit. Volk einen König bekommen hatte, der nicht nur an sich Verehrer Gottes als Israelite, sondern eifriger Diener desselben war, der seine Vorgänger weit übertraf, der ein Orakel für sich hatte, dass er nach Gottes Willen König sey, und der bereits Proben genug von seiner Tapferkeit gegeben; so konnte er in diesen Hinsichten von einem Dichter in der Begeisterung wohl *Sohn Gottes* genannt werden. Ps. 2. und 89. — Kap. 2. *Geschichte des Begriffs: „Sohn Gottes" nach der Bibel.* David wird zuerst als ein einzelner Mensch, *Sohn Gottes* genannt, aber uneigentlich und dichterisch. Ps. 2, 7. Gott hat ihn gezeugt, er ist sein Sohn, d. h. er ist der, trotz alles Widerspruchs, von Gott bestellte König über Israel. Nach Davids Tode trägt Salomo, als vorzüglicher König, den Namen Sohn Gottes in dem Orakel 2 Sam. 7, 12. Nach Davids und Salomo's Zeit

folgt ein schlechter König auf den andern, und keiner ist Sohn Gottes. So blieb nichts übrig, als zu wünschen und zu hoffen, dass die Wurzel Jesse wieder ausschlagen und ein Sohn Davids dem Reiche aufhelfen möge. Tritt daher ein etwas besserer König auf, so ist er das grünende Reis, an das sich alle frohe Hoffnungen knüpfen. Das ist z. B. der Fall bey Hiskias. Jes. 9, 5. ff. — Gegen das Babylonische Exil zu werden die Juden mit der chaldäischen Philosophie und besonders mit der Engel- und Satans-Lehre bekannt. Die Gottheit hat einen ganzen Senat von höhern Geistern um sich, mit denen sie berathschlagt. Diese Engel werden nun die Söhne Gottes. Dan. 3, 25. sieht der vierte Mann im Feuerofen, nach Nebukadnezars Aussage, einem *Sohne der Götter* ähnlich, und ist im V. 28. *der Engel*, den der Gott Sadrachs u. s. w. gesandt hat. Kurz vor Christo, heisst es S. 25., muss sich der Ausdruck: *Söhne Gottes*, moralisch genommen, für fromme Gott ähnliche Menschen gebildet haben. (Der Vf. hätte die Data dazu im B. d. Weisheit finden können.) So ist also der Ausdruck: Sohn Gottes unter David *dichterisch* und giebt eine Königsidee — wird im Babylonischen Exil *philosophisch*, und steht für eine höhere Classe der Geschöpfe, als Menschen sind — und zuletzt *moralisch* für tugendhafte Menschen. Endlich ruhet der Ausdruck: Sohn Gottes, auf Jesu, dem Sohne Mariens aus, gleichsam als ob er sich ganz in ihm erschöpfte. Solch einen Sohn Gottes hat es nie gegeben; er ist der Einzige in seiner Art. Daher heisst er im N. T. 1) Sohn des Höchsten, des gepriesenen, des lebendigen Gottes. Darum hat er 2) noch andere Prädicate, die ihn von allen andern Söhnen Gottes unterscheiden. — Kap. 3. *Vater und Sohn sind an sich und nach der Bibel blosse Verhältnissbegriffe.* Es ist ein ganz falscher Begriff, wenn man den *Vater* durch den definirt, der einem andern sein Wesen mittheilt. Das kann an sich gar nicht geschehen, ohne das Wesen selbst zu theilen oder zu schwächen, übersteigt auch die Kraft des Menschen, der nicht Wesen bilden und schaffen, sondern nur *zeugen* (gleichsam zeigen) den Keim wecken, zum Anschauen bringen kann; und widerspricht selbst Gott, der zwar ausser sich Dinge schafft und Wesen hervorbringt, sich selbst aber nicht verdoppeln kann. In physischer Bedeutung heisst daher Vater der, welcher zum körperlichen Seyn des andern *etwas* (nicht alles, denn auch die Mutter hat den Sohn) beygetragen hat; und *Sohn* derjenige, der einem Manne als Gelegenheitsursache, sein körperliches Daseyn zu verdanken hat. Uneigentlich und geistig heisst derjenige *Vater*, der zu der *Art des Seyns und Wirkens* des andern etwas besonders beyträgt, auf den andern Einfluss hat; und *Sohn* der, der dem andern in seiner Art zu seyn und zu wirken etwas zu verdanken hat. So ist nichts gewöhnlicheres, als die Anrede eines Lehrers an seinen Lehrling: mein Sohn! — Kap. 4. Auch der Ausdruck: Sohn Gottes ist in der Schrift ein Verhältnissbegriff. Gott ist Vater und hat einen Sohn, kann nach der Lehre des N. T. wo Joh. 4, 24. Gott ein Geist ist, nicht physisch und leiblich verstanden werden, wenn wir nicht zu den ersten armseligen Vorstellungen zurückkehren wollen, sondern muss uneigentlich und geistig genommen werden. Und das wieder auf eine doppelte Weise. Entweder weil Gott bey einem Vaterstelle vertreten, d. h. durch seine Allmacht das bewirkt hat, wozu sonst auf natürlichem Wege der Vater gehört. Dann würde er ihm aber nicht sein göttliches Wesen mittheilen, sondern es träte nur das natürliche Verhältniss eines Sohnes zu seinem Vater ein. Hiervon findet man ausser Luc. 3, 38. nur das einzige Beyspiel Luc. 1, 35. wo Jesus deswegen Sohn Gottes heisst, weil ihn die göttliche Allmacht in der Maria als Mensch erzeugt habe. — Oder weil Gott mit einem andern in besondern Verhältnissen steht, welche Verhältnisse sich aus den Umständen der Zeit, des Ortes und der ganzen Lage ergeben, wobey aber immer der Sohn oder die Söhne Gottes schon für sich existirende Wesen (Menschen, Engel, auch vernunft- und leblose Dinge) sind. Auch *Sohn Gottes* von Jesu gebraucht, ist nur Verhältnissbegriff, oder ein Prädicat, das an dem Menschen Jesu, (abgerechnet seine ungewöhnliche Zeugung) haftet. Denn 1) nach seiner eignen Erklärung Joh. 10, 34. nennt er sich Sohn Gottes, weil ihn Gott nach einem besondern Plane, zu einem besondern Zwecke an die Menschen gesandt hat. 2) Wird er nie vor seiner Geburt (als Mensch) Sohn Gottes genannt. Nur als er geboren werden soll. Luc. 1, 35. — 3) Wenn Jesus sich, oder andere ihm jenes Prädicat beylegen; so geschieht es immer in Rücksicht seiner durch etwas Göttliches sich auszeichnenden Menschheit Luc. 9, 22. Mark. 12, 6. Joh. 10, 36. — 4) Selbst wenn er noch nach seiner Erhöhung im Himmel *Sohn Gottes*, genannt wird, geschieht es in Rücksicht seiner, in ihrer Erhöhung, durch göttliche Wirkungen sich auszeichnenden Menschheit 1 Kor. 15, 28. vergl. Philipp. 3, 21. — 5) Auch wenn er eingeborner, einziger, einziggeliebter, erstgeborner, eigner Sohn, ja Schoosssohn Gottes genannt wird, ist es immer in Rücksicht seiner in der Menschheit verrichteten Thaten. Joh. 1, 14. 18. und gar nicht in Rücksicht eines besondern göttlichen Wesens. 6) Noch eine Hauptstelle ist 1. Joh. 4, 14. Ueber Gott, als seinen *Vater*, hat sich Jesus sehr deutlich erklärt und gezeigt, dass man Gott nicht als seinen leiblichen Vater, und ihn nicht als ein besonderes göttliches Wesen ansehen, sondern Gottes Vaterschaft und seinen Sohns-Charakter geistig und verhältnissartig verstehen solle. Stellen, die in jeder andern Rücksicht schwer sind, in dieser allein verständlich werden. Joh. 5, 19. 8, 18. 19. und 38. vergl. mit 44. Am merkwürdigsten Joh. 14, 6 — 11. Kap. 5. *Einige allgemeine Sätze von Jesu dem Sohne Gottes.* 1) Erklärung der Stellen, welche der Behauptung: Sohn Gottes ist ein Prädicat des Menschen Jesu, entgegen zu seyn scheinen. 2) Der Sohn Gottes im Menschen Jesu hat nicht vor der Geburt Jesu als solcher praexistirt. Erklärung der hierhergehö-

gehörigen Stellen. 3) Die Schriftsteller des N. T. suchen mehr Jesum, den Sohn Gottes menschlich darzustellen, als übermenschlich. Denn sie stellen ihn a) zum Muster anderer Menschen auf b) nennen ihn in einem Athem Mensch und Sohn Gottes c) bestreiten zum Theil Gegner, die die Menschheit Jesu leugnen. 4) Es ist auch Bibellehre, dass dieser Sohn Gottes als solcher einst aufhören, oder seine von Gott übertragenen Geschafte und Herrschaft im Himmel zurückgeben werde. 1 Kor. 15, 24—28. — 5) Resultat aus den vorigen Sätzen noch weiter erwiesen: Sohn Gottes drückt bey Jesu keine eigne göttliche Natur, kein göttliches Wesen aus. — Zweyter exegetischer Abschn. *Was ist Jesus als Sohn Gottes nach der Schrift?* Kap. 1. *Wie erklärt sich Jesus hierüber selbst?* Jesus nennt sich während seines Lehramtes am häufigsten den *Menschensohn* (ein historischer Ausdruck für Messias, nach den jüdischen Erwartungen, aus Dan. 7, 13. vergl. Joh. 12, 34.) Wenn er sich *Sohn Gottes* nennt; so hat es Bezug auf die Menschheit und zwar 1) in Rücksicht auf die Sendung von Gott als Weltlehrer Joh. 3, 16—19. 10, 33—37. u. a. m. 2) In Rücksicht seiner Lehre, mit der er von Gott an die Menschen gesandt, und die also in dieser Rücksicht göttlich ist. Matth. 11, 25. ff. vergl. Luc. 10. 22. ff. Joh. 8, 28. — 3) In Rücksicht seiner Thaten Joh. 5, 17. ff. 36. — 4) In Rücksicht seiner Erhöhung in den Himmel, wo ihm Gott zur Belohnung für seine Thaten auf Erden den Genuss seiner edeln Handlungen gönnt, und die besondere Macht ertheilt, zur Ausbreitung seiner Lehre über den ganzen Erdboden mitzuwirken, die Menschen nach seiner Lehre zu richten, und denen, die derselben gemäss gelebt haben, ewige Glückseligkeit zu ertheilen Joh. 17, 1. ff. 5, 21. Matth. 28, 19. — Kap. 2. *Wie erklären sich hierüber die Evangelisten in ihren Erzählungen?* Die Evangelisten führen ausser Jesu in ihren Erzählungen andere auf, die ihn *Sohn Gottes* nennen. 1) Eine Stimme vom Himmel erklärt ihn zweymal für den geliebten Sohn Gottes. Diese Stimme reisst den Sohn Gottes nicht von dem Menschen Jesu weg; sondern am Jordan sagt sie: dieser (Mensch Jesus) ist mein geliebter Sohn, der mein ganzes Wohlgefallen hat, d. i. dieses ist der rechte Lehrer für die Menschen, der ganz nach meinem Plane handeln und verfahren wird. Denn die Stimme erschallt bey der Einweihung zu seinem Lehramte. Bey der Stimme auf dem Berge steht sogar dabey: *den höret*. 2) Jesus erklärt sich nach Luc. 2, 49. in seinem zwölften Jahre für einen Sohn Gottes nach dem Zusammenhange auch hier schon als Weltlehrer. 3) Luc. 1, 32—35. wird Jesus von dem Engel Gabriel als Sohn Gottes angekündigt, aber nicht, dass er vor seiner Geburt schon sey, sondern erst in der Folge werde. 4) Johannes der Täufer nennt Jesum Sohn Gottes 1, 34. 3, 34—36. weil er alle Anlagen und Vorzüge besitze, Weltlehrer zu seyn, und darin ihn bey weitem übertreffe. 5) Manche Schüler Jesu haben vor Ausgiessung des Geistes noch einen rohen jüdischen Begriff vom Sohn Gottes, sie verstehen nämlich darunter einen Messias und weltlichen König. Joh. 1, 50. vergl. Matth. 20, 21. Apgsch. 1, 6. Gereinigter denkt Petrus Joh. 6, 68. 69. Matth. 16, 16. ff. Andere Zeitgenossen und Zeugen von Jesu Lehren und Thaten nennen Jesum auch Sohn Gottes, aber jeder nach dem Maasse seiner Kenntnisse und Empfindungen. 7) Auch der Versucher erklärt Jesum für einen Sohn Gottes, und versteht darunter einen solchen, der von Gott die Macht erhalten hat, Wunder zu thun. Kap. 3. *Wie die Evangelisten und Apostel in ihren Urtheilen?* Sie bleiben nach der Ausgiessung des Geistes in ihren Urtheilen den Erklärungen Jesu über sich selbst treu, nur dass sie dieselben weiter entwickeln und erhabene Beschreibungen von ihm entwerfen, die sie jedoch nicht ausser seiner Menschheit setzen, sondern ihr selbst beylegen. Sie nennen ihn einen Abglanz, ein Bild Gottes, einen Schöpfer, einen Herrscher über alles. — Dass diese Vorzüge Jesu, die zusammengenommen und rein gedacht, ihn zum eingebohrnen Sohn Gottes machen, nichts ausser der Menschheit Jesu noch besonders existirendes sind, oder keine besondere Natur und Wesen ausmachen, kann man noch aus drey Gründen darthun. 1) Weil das alles einem Menschen zugeschrieben wird. 2) Weil sich Jesus das alles auch als Menschensohn oder Mensch zuschreibt. 3) Weil das alles auch auf Jesum den Christ zurückgeführt, Christus aber soviel als Messias ist, und wir diesen Christum durchaus nicht von Jesu dem Menschen trennen sollen. (Christus ist der Weltretter Joh. 4, 42.) Kap. 4. *Von der Präexistenz Jesu*. Da der Sohn Gottes vor und ausser der Menschheit nicht existirt, so entsteht die Frage, was denn von Jesu dem Sohn Gottes nach der Schrift überhaupt praexistirt habe? 1) *Was sagt Jesus selbst darüber?* — Wir können unmöglich die hierhergehörigen und hier und in den folgenden Unterabtheilungen vortrefflich und zum Theil ganz neu erläuterten Stellen, auch nur anzeigen, sondern müssen uns mit Angabe der Resultate begnügen. — Aus Jesu Aeusserungen geht nicht mehr hervor, als: seine *Bestimmung* von Gott als Weltlehrer von *Ewigkeit*, und sein *Erscheinen* als Gesandter Gottes mit einer göttlichen Lehre in *der Zeit*. 2) Johannes der Täufer scheint sich auch über die Praexistenz Jesu zu erklären, aber genau betrachtet, spricht er bloss von dem Vorzuge, den er, der Messias, vor ihm, dem Täufer habe, weil er selbst nur auf das rechte Licht vorbereite. 3) *Eine Musterung der Stellen, worinn sich die Apostel über Jesu Praexistenz erklären*, lehret, dass sie mit Jesu Aeusserungen vollkommen übereinstimmen. (Hierbey eine sehr wohl durchgeführte Erklärung von Joh. 1, 1—14. aus 1 Joh. 1, 1—3). Kap. 5. *Von der Göttlichkeit Jesu, nebst Resultaten und Zusatz.* Jesus Christus der Sohn Gottes ist göttlich 1) nicht seiner Praexistenz nach, denn vor dem Menschen Jesu existirte nichts als Gott selbst (man möchte wohl wünschen, dass der Vf. hier und in andern Stellen etwas praciser in seinem Ausdrucke wäre) und die Lehre in Gott, ohne von Gott unterschieden

den zu seyn, die Jesus in der Zeit lehren, und dadurch sich als Sohn Gottes zeigen sollte. Also keine göttliche Natur, keine göttliche Person, kein göttliches, von Gott selbst verschiedenes Princip. 2) Nicht seiner ewigen Dauer nach 1 Kor. 15, 28. — 3) Strenge Ewigkeit, ein Hauptrequisit der Gottheit, fällt also, nach der Schrift, beym Sohne Gottes weg. Aber göttlich ist er und bleibt er in Rücksicht seiner Vorherbestimmung als Weltlehrer, Weltretter, Weltbeglücker von Gott. Dessen kann sich kein Mensch, kein Prophet, kein Engel rühmen. Ferner in Absicht seiner Sendung von Gott mit einer göttlichen Lehre, u. s. w. wie oben. Er ist göttlich, in so fern er Sohn Gottes d. i. der Christ, der rechte Messias ist; und wer das von Herzen annimmt und sich zu Nutze macht, der hat das ewige Leben. Joh. 17, 3. — Es fragt sich noch, ob Jesus der Sohn Gottes in der Schrift *Gott* heisse? Wenn er auch so hiesse; so würde er doch nicht deswegen ein göttliches Wesen. Denn *Gott* steht in der Schrift oft uneigentlich. Er hat sich selbst nicht so genannt; er heisst an keiner Stelle der apostolischen Schriften ausdrücklich und unbezweifelt Gott. Sollte es wenigstens hier und da *zweifelhaft* bleiben, ob er nicht *Gott* genannt werde; so müsste man es doch nur als Synonym von *Sohn Gottes* gelten lassen, damit nicht die Schrift mit sich selbst in Widerspruch geriethe. — Kann er von uns *Gott* genannt werden? Man thut nicht wohl, wenn man ihm diesen Namen giebt, weil man sehr uneigentlich, und nicht biblisch spricht, nicht so, wie er selbst sprach. Man ehrt Christum dadurch nicht mehr, der als Sohn Gottes göttliche Ehre hat. Hebr. 1, 4—12. — Der Zusatz betrifft den Unterschied dieser exegetischen Resultate von der Kantischen Vorstellung vom Sohne Gottes, als der personifizirten Idee des guten Princips. — Dritter dogmatischer Abschnitt. Fast unsere ganze kirchliche Dogmatik wird durch diese schriftmäfsige Lehre vom Sohne Gottes verändert. Den Einfluss dieser Lehre auf die Dogmatik zeigt der Vf. im dritten Abschnitte in Thesen, Antithesen und Beantwortung der letztern. Hiervon lafst sich kein kurzer Abriss geben, sondern wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Das gilt ebenfalls von dem Schlusse, der eine Vergleichung der *Morusschen* und *Henke'schen* Theorie über den Sohn Gottes mit den exegetischen Resultaten des Vf. enthält, aus welcher allerdings einleuchtet, dass die Dogmatik der Exegese noch nacharbeiten muss. — Der Vf. hätte diesem dritten Abschnitte noch einen vierten können nachfolgen lassen, einen philosophischen nämlich, in welchem untersucht worden wäre, ob die schriftmäfsige Lehre, dass Jesus zwar nicht ein Gott-Mensch, aber doch auch nicht ein blosser Mensch, sondern ein *göttlicher Mensch* ist, von der Vernunft als wahr und gültig anerkannt werde? Ob, wenn sie nicht mit den Grundsätzen der Vernunft zu vereinigen sey, — eine äussere Legitimation uns nöthige, sie anzunehmen? Ob *schriftmäfsig* und *allgemeingültig* Synonyme seyen, und alles Schriftmäfsige in die allgemeine Religionslehre gehöre? — Vielleicht hat der Vf. aber weise gehandelt, diesen Abschnitt wegzulassen, da das Verketzern, wovon am Ende des Buches die Rede ist, immer dann erst angeht, wenn man sich darüber äussert, was die Vernunft zu dieser oder jener Lehre saget. Der Vf. mag nach dem vollen, ausgedehntesten Sinne seiner Behauptung Recht haben: „der Exeget thue nur erst an seinem Theile das Seinige, das Uebrige wird sich nachher von selbst finden."

* * *

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Rosenblätter, Lehr- und Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde.* 4tes Bändch. Neue verm. Aufl. m. K. 1798. 116 S. 8. (16 gr.) — Auch unter dem besondern Titel: *Angenehme Unterhaltungen und moralische Erzählungen aus dem Schauplatz der Jugendwelt für Erwachsene und Kinder.* Mit Kupfern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Grieshammer: *Gespräch des Pastors Ehrenreich in Weidenhain mit einigen Bauern aus seinem und einigen benachbarten Dörfern über die Einführung neuer Gesangbücher von K—b—r.* 22 S. 8. (2 gr.) Der Vf. meynt es recht gut, sieht auch richtig ein, worauf es hier ankommt. Jedoch hätte die S. 6. dem Pastor in den Mund gelegte, freylich bekannte Bemerkung, („wollte man alle Neuerungen blofs darum verwerfen, weil sie neu wären, so hätten die Juden die Gesetze Mosis nicht befolgen, niemand die Lehre Jesu annehmen, die Lehre der Apostel anhören und die Reformation D. *Luthers* unterstützen dürfen; denn alle diese Männer machten grosse Neuerungen") mehr ins Licht gesetzt, dem, was S. 17. aus Luthers Schriften angeführt worden ist, noch einiges daraus beygefügt, auch anstatt eines und des andern dem Bauern minder geläufigen Wortes, z. B. *Vervollkommnung*, ein demselben bekannteres und verständlicheres gebraucht werden sollen. Mit dem Dialog darf es nach dem Zwecke des Vf. nicht so genau genommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN: *Der Arzt für Freudenmädchen und ihre Kunden;* ein neues Noth- und Hülfsbüchlein. 1799. 138 S. 8. (16 gr.)

Der Titel sowohl als die Anonymität des Vfs. und Verlegers, konnten ein Vorurtheil gegen diese kleine Schrift erregen, das sie nicht verdient. Obgleich der Vf. *con amore* seinen Gegenstand erforscht und behandelt hat, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er hätte in der Absicht geschrieben, den Buhldirnen und ihren Kunden, denen er sein Werk dedicirt hat, das Handwerk leicht zu machen. Es leuchtet vielmehr der lebhafte Wunsch hervor, die Unsittlichkeit im Umgange der beiden Geschlechter mit einander eingeschränkt zu sehen, und nur in der Voraussetzung, dass bey der gegenwärtigen Lage der Dinge, die aussereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht unterbleiben werde, ist er bemüht, solchen, die sich ihr ergeben, die Gefahren bekannt zu machen, denen sie sich aussetzen, und zugleich die Mittel, durch die sie einigermassen sicher gestellt werden können; keineswegs aber kündigt er sich ihnen als einen solchen Freund an, zu dem sie in allen ihren Nöthen sicher fliehen, und durch eine Handvoll Recepte, Ungestraftheit ihrer Sünden zu erhalten hoffen können. Dass unter dieser Einschränkung dieses kleine Werk verdiene unter die Volksbücher gezählt, und ein Noth- und Hülfsbüchlein genannt zu werden, darüber wird mit dem Vf. niemand zanken, der zumal in grössern Städten Gelegenheit gehabt hat, von der Allgemeinheit des Verderbens, dem es entgegenzuwirken bestimmt ist, sich zu überzeugen. Die Rechtmässigkeit seiner Erscheinung beruhet zum wenigsten auf eben so guten Grundsätzen, als die sind, wodurch verschiedene Staaten bewogen worden sind, Bordelle in ihrer Mitte zu errichten und zu dulden, die man als Ableiter eines moralischen Uebels betrachten muss, dem man auf andere Weise nicht zu steuern weis. Eben sowohl wird es erlaubt seyn müssen, sagen zu dürfen, wie man auf andere Weise gegen venerische Ansteckung sich verwahren könne, vorausgesetzt dass kein Scharlatan mit trüglichen Mitteln das Publicum zu täuschen wage. Von welchem Gesichtspuncte der Vf. ausging, mögen seine eigenen Worte darthun, die wir zugleich als Apologie desselben hier hersetzen:

„Es soll Feinheit des moralischen Gefühls beweisen," sagt er, „von allen Vorbauungsmitteln gegen „die venerischen Krankheiten verächtlich zu sprechen. Das ist aber nur Grimasse, und am unrechten Orte" (weil man nach aller Erfahrung dadurch doch nicht von der Gefahr abschreckt.) „Ohne allen Werth (?) ist die Keuschheit, die aus Furcht vor „der Ansteckung nicht sündigt. Wollte man nach „dieser Maxime consequent seyn, so müsste man „auch verschweigen, dass Quecksilber die Lustseuche „heile. Arcana feilzubieten, oder zweydeutige Arzneymittel als allgemeine und zuverlässige Mittel „anzupreisen, charakterisirt den Scharlatan. Ein solcher zu scheinen, braucht der wahre und menschenfreundliche Arzt nicht zu fürchten, wenn er „nach seiner Ueberzeugung hiervon spricht, und „nicht mehr und nicht weniger erwarten lässt, als „er verantworten kann."

Die Abhandlung selbst entspricht diesen geäusserten Grundsätzen vollkommen, und empfiehlt sich überdem durch eine angemessene Vollständigkeit und Gründlichkeit, die einen nicht ungelehrten Vf. vermuthen lassen. Um sich den Weg zu der für seine Absicht sehr passlichen Frage zu bahnen: wie entstand zuerst der Lustseuchenstoff? berührt er zuförderst die Geschichte dieser Krankheit, und stellt folgendes kürzlich anzugebendes Resultat auf, welches näher zu prüfen, hier um so weniger der Ort ist, da der Vf. seine Quellen nicht angiebt. Zu allen Zeiten, sagt er, herrschten gewisse Krankheiten, die Folge der Ausschweifungen in der Wollust waren; eine Lustseuche *eigener* Art. Die Lustseuche von 1493 war von einer ganz eigenen Constitution, und weder rein westindischen, noch rein maranischen Ursprungs, sondern aus diesen und noch mehrern andern Krankheitsconstitutionen zusammengesetzt, deren mehrere sich anjetzt wieder von ihr getrennt, und sie in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt, wie sie zu allen Zeiten Statt gefunden hat, mehr oder weniger zurückgelassen haben. Wahrscheinlich entsteht die Lustseuche nicht durch äussere Ursachen, z. E. den Biss von gewissen Insecten (*Girtanner*) auch nicht in einzelnen Subjecten, sondern durch Vermischung beider Geschlechter unter gewissen, uns noch unbekannten Umständen. (Deren sich doch verschiedene, namentlich: grosse Unreinlichkeit bey warmer Jahrszeit, oder in heissen Climaten anführen lassen.) Mithin kann noch jetzt und in künftigen Zeiten die Krankheit ursprünglich und ohne eigentliche Ansteckung entstehen. Das Gift ist eigener Art, nicht flüchtig, sondern fix und zwiefach (nach *Tode*) Trippergift, und das im engern Sinn sogenannte Lustseuchengift, welches letzte immer erst Local-

Localzufälle, und wenn diese nicht gründlich gehoben werden, die allgemeine Lustseuche hervorbringt, deren Charakter verminderte Reizbarkeit, und deren Sitz das lymphatische System ist. (Es klingt widersprechend, wenn der Vf. wie andere, das Wesen der Krankheit in verminderte Reizbarkeit setzt, und doch immerfort vom Reiz spricht, den das Gift im Körper hervorbringt. Wird dann die Reizbarkeit etwa durch den Reiz des venerischen Gifts erschöpft, und entsteht also Browns indirecte Schwäche? Oder raubt das Gift der Lymphe ihren natürlichen Reiz auf die festen Theile, und ist folglich der Zustand der, welchen Brown directe Schwäche nennt? Im letzten Fall kann nicht gesagt werden: das venerische Gift reize, und im ersten Fall kann nicht das Wesen der Krankheit selbst, worunter man doch wohl die *fortdauernde* nächste Wirkung der Krankheitsursache denken muss, als verminderte Reizbarkeit angegeben werden. Die Beschreibung des Verlaufs der Krankheit ist genau und abschreckend, enthält aber nichts Unbekanntes, und eben so die Angabe der Bedingungen und der Wege, unter welchen und auf welchen das Gift sich mittheile. Wenn aber der Vf., gleich andern, bestimmt behauptet, die Milch venerischer Mütter oder Ammen stecke nicht an, so fühlt Rec. sich verpflichtet, aus Erfahrung zu widersprechen, und diese Behauptung fernerer Prüfung zu empfehlen. Nachdem der Vf. die Ursachen noch bemerklich gemacht hat, welche die Ansteckung erleichtern, kommt er endlich auf die Mittel, welche die Ansteckung verhüten sollen. Er theilt sie in zwey Classen, in *Privatmittel* und in *Staatsanstalten*, und die ersten wieder in *natürliche* und *künstliche*. Mit Recht zählt er unter die natürlichen Verwahrungsmittel vor der venerischen Ansteckung, zuförderst die Vermeidung einer unreinen Berührung, und ist sehr genau in der Angabe der Merkmale, woran unreine Personen beiderley Geschlechts erkannt werden können, deren ekelhaftes Detail man bey ihm selbst nachsehen mag. Schlaue Buhler und Buhlerinnen möchten dennoch das Examen, welches schwerlich jemals so rigorös seyn wird, als der Vf. es haben will, zu eludiren wissen. Die Wahrheit ist also, da der Vf. der zweyten Classe von Verwahrungsmitteln, den *künstlichen*, die Zuverlässigkeit vollends abspricht, dass es überall kein *ganz* sicheres Mittel der Art gebe. Was weiterhin über die Staatsanstalten zur Verhütung der venerischen Ansteckung, und namentlich über die zweckmässigere Einrichtung der Bordelle gesagt wird, ist sehr vernünftig und höherer Aufmerksamkeit würdig. Wäre die bürgerliche Gesetzgebung eben so thätig, sagt der Vf., als die Aerzte es seit dritthalbhundert Jahren gewesen sind, das Uebel zu bekämpfen, es würde bald ganz ausgerottet werden können!"

Zum Beschluss macht der Vf. seine Leser umständlicher mit den venerischen Localzufällen bekannt, und empfiehlt dawider, ausser den diätetischen Vorschriften und andern Vorsichtsregeln, einige leicht anzuwendende Mittel, deren nähere Bestimmung er jedoch dem Arzt zu überlassen anräth.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, b. Frauenholz: *Malerisch radirte Prospecte aus Italien*, von *Dies*, *Reinhart* und *Mechau*, dermalen in Rom. *Eilftes Stück.* 1795. *Zwölftes Stück.* 1798. (jedes Heft von 6 Blättern 3 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Aussichten von Hohenheim. Dritte Lieferung.* 1797. *Vierte Lieferung.* 1798. royal Fol. (jede Lieferung von 6 colorirten Blättern nebst Text, 6 Laubthaler.)

Mit dem 12ten Hefte ist nun das von so vielen Seiten schätzbare Werk der römischen Aussichten geschlossen. An innern Kunstwerthe dürfen die darin gelieferten zwey und siebenzig Blätter unstreitig zu den ersten Sammlungen dieser Art gezählt werden. Im Fach der Aetzkunst hat weder Deutschland noch das Ausland in diesem Jahrhunderte etwas aufzuweisen, was den Foderungen der Kenner und Liebhaber so Genüge leistete. — Das Werk ist zugleich ein ehrenvolles Denkmal für drey treffliche deutsche Künstler, und hat jetzt und in jeder Zukunft auch von dieser Seite ein entschiedenes Interesse für die ächten Freunde deutscher Kunst. Unser grosses Publicum lässt sich, um ein Werk von diesem Kunstwerth ganz schätzen zu können, noch zu willig, und jetzt mehr wie jemals, mit den niedlichen englischen und französischen Fabrikaten, den bunt mit Farben geschminkten Blättern mit Figuren aller Art beladen, welche das Auge für die Ansicht höherer Kunstwerke abstumpfen und den Geschmack verderben. Daher der reissende Abgang vieler solcher übertünchten Sudeleyen, deren Regenbogenfarben dem verwöhnten Auge schmeicheln, und dagegen die nur sparsame Unterstützung von Unternehmungen, wie das gegenwärtige ist.

Folgende treffliche Ansichten sind in diesen letzten Heften enthalten. Von *Reinhart*. 1) Brücke im Thal von Tivoli (*Ponte aquoreo*). 2) Ruinen der sogenannten Bibliothek in Hadrians Villa. 3) Mauer- und Gewölbestück eines antiken Gebäudes neben dem *Circus Caracallae*. 4) Ein *Columbarium* aus den Ruinen der etruscischen Stadt Falerium (jetzt *Fall eri*). — Von *Mechau*. 1) Der Velino-Katarakt bey Terni. 2) Brücke bey *Civita Castellana* (*Ponte Terano*). 3) Altes Thor von *Falerium*. 4) Ansicht bey Albano. — Von *Dies*. 1) Ein altes Grabgewölbe bey Tivoli. 2) Tempel des olympischen Jupiters in der Hadrianischen Villa. 3) Die grosse Kaskatelle bey Tivoli. 4) Lage des Tempels der Vesta in Tivoli, mit seinen Umgebungen. — So hölzern diese Baracken des Städtchens Tivoli, da oben dem herrlichen Tempel zur Seite, auch in dieser Ansicht sind, so wird doch bey vielen, die dort waren, der Anblick des Häuschens ihres braven Wirthes Francesco da oben, und die

die Rebenlaube, welche zu dem Tempel hinführt, wie bey Rec., manche schöne Erinnerungen wecken.

Die beiden vorliegenden Lieferungen zu dem zweyten Werke, enthalten zwölf Ansichten aus dem Park zu *Hohenheim*. Auch hier, wie in den ersten Lieferungen, sind die Standpuncte der Ansichten gut gewählt, und die colorirte Ausführung ist im Ganzen brav, nur hie und da sind die Farben etwas hart und zu stark aufgetragen. — In den meisten dieser Gebilden einer üppigen Phantasie zeigt sich der ausschweifende Hang zur Verschwendung, zum Sonderbaren und zur Hervorbringung erzwungner stark abstechender Kontraste des Stifters dieser Anlagen. Hier sieht man eine antike Curia für Rathsversammlungen und im Innern dieses ehrwürdigen Gebäudes — eine Gallerie von Gemälden hübscher Madchen; — einen auf einen wasserarmen Platz hingezauberten See mit einem feststehenden — Bucentoro auf dem Wasserspiegel; — ein kleines Wirthshaus: zur Stadt Rom! angelehnt an kolossale Schwibbogen von Nero's goldnem Hause; — einen ernsten Sibyllen-Tempel, — bunt vermalt, mit prächtigen Salen und „allerliebsten Zimmerchen" drinnen; — leichte Brückenstege über (erkünstelte) „tiefe Schlünde" und Felsentrümmer; — ein fingirtes Schulhaus an das Stück einer römischen Stadtmauer gedrückt, mit allem Apparat der modernen Pädagogik; — eine ganze Casernen Strasse für die prächtige Garde-Legion des Herzogs; — eine gothische Kirche und die Anlage zu einem Karthauserkloster; — niedliche Zimmerchen hinter verwitterten Wänden sybaritische Boudoir's unter armseligen Strohdachern u. dgl. m. Unwillkürlich drängt sich einem bey allen diesen Sonderbarkeiten, die Erinnerung an die Monstroositäten der stygischen Schlösser unsers Zeitgenossen des Prinzen von Palagonia bey Palermo auf, welcher allerdings auf einer viel höherern Stufe des Grotesken und Ungeheuern stand, und das ihm nicht streitig gemachte Vorrecht, toll zu seyn, ungebührlich übertrieb.

Im einfach ländlichen Geschmack sind die Anlagen des Gärtnerhäuschens, der Mühle etc. in dem Hohenheimschen Park gedacht.

In derselben Kunsthandlung ist erschienen:

Principes du Dessein, d'après les Gravures qui ont été publiées d'après les antiques statues, par Jean Volpato et Raphael Morghen. Premiere Livraison 1798. 9 Blätter Royal-Folio (2 Rthlr. 45 Kr.)

Unverstand und Gewinnsucht haben zeither eine Menge schlechter Anleitungen zum Zeichnen, Zeichenbücher u. dergl. zum Schaden des guten Geschmacks und des angehenden Kunsttalents zu Wege gebracht. Die Erscheinung eines so vortrefflichen Werkes wie dieses ist, wodurch Herr Frauenholz sich als Herausgeber ein wesentliches Verdienst erwirbt, kann daher den Freunden der Kunst nicht anders als hochst willkommen seyn. Ausser dem Preisler'schen Werk, wovon die Platten durch das oftere Aufkratzen nunmehr verdorben sind, kennt Rec. kein besseres als das gegenwärtige ist, welches in 4 Heften erscheinen wird. Um ihm den höchsten Grad der Vollendung zu geben, hat Hr. *F.* unsern grossen *Müller* in Stuttgard für die Revision desselben zu interessiren gewusst; ihm werden die Platten, vor deren Abdruck, zum Retouchiren überliefert. — Die neun Blätter dieser ersten Lieferung sind nach den besten Antiken gezeichnet und enthalten, theils in blossen theils in schattirten Contouren, einzelne Theile des Kopfes; dann die Kopfe der Barbarinischen Juno, des Florentinischen Alexanders und der Niobe, des Capitolinischen Jupiter und Ajax, des Vatikanischen Bacchus, die Füsse der Mediceischen Venus und andere antike Hände und Füsse.

Bamberg, in der Lachmüllerschen Kunst- und Hofbuchhandl.: *Gedichte*, von *Joh. Chrysostomus Cantor*, Benedictiner zu Banz. Erster Theil. 1798. 135 S. 8. broch.

Rec. glaubt nicht schonender mit diesem Büchlein umgehen zu können, als wenn er sich gar nicht auf das einzelne einlässt, und den, wahrscheinlich noch sehr jungen Vf., nur warnt, die Uebereilung, ohne Begriffe von Poesie, ja ohne gehörige Kenntniss der Muttersprache, dichten zu wollen und diese Gedichte in die Welt zu schicken, doch ja nicht zu wiederholen, und bis er sich wenigstens mit den Werken unserer besten Dichter vertraut gemacht hat, auch allen poetischen Uebungen zu entsagen. Die bisherigen so sehr misglückten verdienten nur wegen der Seltenheit des Falles, und der Betrachtungen, welche der Stand des Vfs. veranlasst, erwähnt zu werden. Die klosterliche Einsamkeit scheint der poetischen Begeisterung so günstig, und diese gewährt einen so unschuldigen Ersatz für manche Entsagungen, dass Rec. gern nicht glauben möchte, was ihm ein würdiger katholischer Geistlicher versicherte; ein junger Mönch, der Anlage und Neigung zur Poesie merken lasse, setze sich der Gefahr aus, übel behandelt und zurück gesetzt zu werden. So dachte man nie in Italien, wo Mönche, mit Begünstigung ihrer Obern, sogar die Malerey und andere Künste häufig übten; und auch in Deutschland wurde im vorigen Jahrhundert ein *Jacob Balde* seines dichterischen Geistes wegen von seinem Orden und seiner Kirche gewiss vorzüglich geehrt. Das Klosterleben kann sich nicht besser rechtfertigen, als dadurch, dass es sich mit der Entfaltung der edelsten Talente verträgt; und warum sollte man nicht darauf bedacht seyn, die Poesie zur Verherrlichung des katholischen Glaubens anzuwenden? In vielen, demselben eigenen, Ansichten des Evangeliums, kirchlichen Ueberlieferungen und Geschichten der Heiligen liegt der Keim einer so schönen sinnlichen Mystik, dass der protestantische Dichter dem katholischen diese Gegenstände beneiden muss, und versucht seyn würde, sie selbst zu behandeln, wenn ihm in seinem Kreise eine gleich ansprechende Stimmung entgegen käme.

Halle,

Halle, b. Kümmel d. Aelt.: *Journal für Prediger.* 30ter Bd. 3. 4. St. 31ter Bd. 1. 2. 3. 4. St. 32ter Bd. 1. 2. 3. St. 1796. 4. St. 33ter Bd. 1—4. Stück. 1797. 34ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

Ebend., b. Ebend.: *Neues Journal für Prediger.* 10ter Bd. 3. 4. St. 11ter Bd. 1—4. St. 12ter Bd. 1—3. St. 1796. 4. St. 13ter Bd. 1—4. St. 1797. 14ter Bd. 1. 2. St. 1798. 8. (jedes Stück 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Neubrandenburg*, gedr. b. Korb: *Beschreibung eines neulich bey Neubrandenburg gefundenen wendischen Monuments* mit historischen Erläuterungen zur nähern *Bestimmung des alten Rhetra*: von *J. C. P. Kortum*, Pastor prim. in Neubrand. 1798. 45 S. 8. — Bey dem Umgraben eines Platzes in Neubrandenburg, auf dem ein Haus niedergerissen war, und der nun zu einem Garten eingerichtet werden sollte, entdeckten die Arbeiter, ungefähr in der Tiefe eines halben Fusses, eine Art von Gewölbe und in demselben ein Loch. Das Ganze stellte einen Brenn- oder Schmelzofen dar. Er stand in einer Tiefe von sieben bis acht Fuss in lockerm Sande, dessen Länge etwa acht, die Breite aber zwey bis drey Fuss betrug. Die Mündung stellte einen von Backsteinen spitz zugewölbten Schwibbogen dar, und ein ähnlicher befand sich am Ende des Herdes. Die gemessene Höhe der Schwibbogen war zwey, die Länge des Herdes drey Fuss. Am Ende desselben unter dem hintersten Bogen zeigte sich eine kleine Vertiefung, die mit zu dem eigentlichen Ofen gehörte und unmittelbar an die hintere Aussenwand des Gewölbes grenzte. Oben durch die Decke war wahrscheinlich ein Loch gegangen, um den Luftzug zu befördern. Vor der Mündung des Ofens und weiter rückwärts fand sich eine, von Feldsteinen ausgemauerte, zirkelförmige Mündung in gleicher Höhe mit dem Herde des Ofens, die mit demselben in Verbindung stand und in der wohl ein ziemlich grosser Braukessel stehen konnte. Bey dem Aufräumen fand man, theils zerstreut, theils neben einander, einzelne rothgebrannte und grün glasurte Scherben, unter denen zwey halbe Schilder von gebranntem Thon, mit grünen, ziemlich gut modellirten, Figuren männlicher Körper bis zur Brust waren; einzelne Stücke gegossenen Eisens; in der ausgemauerten Mündung vor dem Ofen Scherben von Urnen, und, ausser Kohlen, Fischschuppen u. dgl. Ribben und Wirbelknochen, wahrscheinlich von einem Pferde; eine mittelmässige, breite, vorn schräg zugespitzte, Schneiderschere und ein Stückchen eines durchsichtigen, seidenem Flore ähnlichen, sehr wohl erhaltenen, Gewebes; endlich ein Stück von einem behauenen Feldsteine, in der Form eines Beils. Der Vf. hält diesen Ofen für einen *ächt wendischen Schmelzofen*, der vielleicht auch zum Brennen oder zur Austrocknung der Urnen gebraucht worden. Nach seiner Ueberzeugung war er zum Schmelzen des Metalls bestimmt, und es wurden darin alle Götzenbilder, die in dem Tempel zu Rhetra aufgestellt wurden, und alle heiligen Geräthe gegossen; denn das bestrittene *Rhetra* habe am *Ende* der Tollensee, wo der eigentliche Fluss, die Tollensee, ihren Anfang nimmt, gelegen, folglich in der Gegend, *wo Neubrandenburg steht*, und man müsse den Tempel, wenn nicht auf eben der Landzunge, auf welcher der Ofen gefunden worden, doch wenigstens nicht gar zu weit von demselben suchen. Die zu Prillwitz ehemals gefundenen, von *Masch* beschriebenen, Alterthümer hätten nicht da eigentlich zu Hause gehört, sondern seyen zur Zeit der Kriegsunruhen dahin gerettet und vergraben. Rec. will die Gründe für diese Behauptungen nicht ausheben, zumal da die Abhandlung selbst klein, folglich wohlfeil ist, und da er aus vielerley Ursachen Bedenken trägt, an dem unlängst wieder (in der *Monatsschrift von und für Meklenburg*) erneuerten Streite über die Lage von Rhetra Theil zu nehmen. Doch glaubt er, einen Grund hier anzeigen zu müssen, den der Vf. erst nach dem Abdrucke gefunden und in einem Schreiben an die Herausgeber dieser Zeitung angeführt hat. Dieser ist von „einem, in der herzoglichen Sammlung wendischer Alterthümer befindlichen Feldsteine, etwa zwölf Zoll lang, fünf breit, sechs hoch, hergenommen. Auf demselben ist ein Büffelskopf, mit dem Vogel des Radegast oben darauf, eingehauen. Unter demselben hat ein kleines metallenes Schild gelegen, das, wenn ich nicht irre, (sagt er) auch in der Potockischen Reise abgezeichnet worden, mit der Aufschrift: *Crive. Radegast. Rhetra.* Diese Stücke sind etwa vor zwanzig Jahren hier auf dem neubrandenburgschen Felde beym Umpflügen gefunden worden, und reden sehr stark für jene Hypothese." (Gegen die (S. 31.) angegebene Ableitung des Namens *Rhetra*, von dem plattdeutschen Worte: *Reet, Riet*, (Rohr, Schilf,) als wenn er Rohr- oder Schildorf, Rohrstadt etc. bedeute, muss Rec. bemerken, dass jenes Wort gewiss nicht, wie der Vf. meynt, Wendisch gewesen, und aus dieser Sprache in der Niedersächsischen beybehalten worden sey. Dieser Schluss ist überhaupt äusserst trüglich. *Hreod* hiess schon in dem alten sächsischen Dialekte das, was der Engländer *reed*, der Plattdeutsche *Reet*, *Riet*, der Holländer *riet* etc. nennt: und in den Ueberbleibseln des Dialektes der ehemaligen Wenden in der Grafschaft Dannenberg finden sich für: *Schilf* nur die drey, unter sich verschiedenen, Benennungen: *czelpiö*, *rüdegisenik* und *rêsen*; für: *Rohr* aber *drostnatz*, *drastöye*, und für: *Sumpf*, *Morast*, das Wort: *paro*.) Der Schluss enthält die Nachricht, dass die von *Masch* beschriebenen und bisher zu Ratzeburg aufbewahrten wendischen Alterthümer, auf Befehl des jetztregierenden Herzogs von Meklenburg-Strelitz, nach Hohenzieritz gebracht worden sind, und dass die edelsten, gehaltreichsten, entscheidendsten Stücke darunter noch fehlen, indem sie sich in engem Gewahrsam des Hn. Sponholz zu Neubrandenburg befinden. (Diese, oder wenigstens viele davon, hat der Graf *Potocki* in seinem *voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe* (S. A. L. Z. 1798. Nr. 327.) beschrieben und in Kupfer abbilden lassen.) Wir haben also über die Wirklichkeit dieses, fast unbegreiflichen, Umstandes jetzt einen Zeugen mehr: aber Hr. Kortüm lässt sich zu des Rec. Bedauern eben so wenig, als vor ihm Potocki, über die Gründe des Besitzers zu einer solchen Sperre aus. Man merkt bloss aus den Worten: „*ex infernis nulla redemtio*," und: „nur die kommende Generation darf sich „die Erfüllung dieses Wunsches versprechen," wie unbillig strenge sie seyn müsse.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bath, b. Cruttwell und London, b. Dilly: *The history of the Puritans, or Protestant Non-Conformists, from the Reformation to the Act of Toleration in the Reign of King William, in the Year 1688.*, containing an account of their principles, their attemts for a further reformation in the Church, their sufferings, and the lives and characters of their principal Divines, by *Dan. Neal; a new edition*, revised, corrected and enlarged by *Joshua Toulmin*, D. D. Vol. I. 1793. 63 u. 524 S. Vol. II. 1794. 32 u. 574 S. Vol. III. 1795. 17 u. 534 S. Vol. IV. 1796. 32 u. 652 S. Vol. V. 1797. 16 u. 132 u. 218 S. 8. (15 Rthl.)

Die Kirchenverbesserung im 16ten Jahrhundert nahm in England einen ganz andern Gang, und führte daher auch zu etwas andern Resultaten, als in andern Ländern, welche den Protestantismus angenommen haben. Sie begann während der langen Regierung des despotischen und grämlichen Heinrichs VIII., dessen wunderliche Launen oft wechselten. Er beraubte zwar den Pabst seiner bisherigen Macht und alles Einflusses in England, indem er sich selbst zum einheimischen Pabst, oder wie er es nannte, zum Haupt der Kirche von England machte, und auf diesen Titel stolzer und eifersüchtiger, als auf keinen andern, war; aber in der hierarchischen Kirchenverfassung, in dem Ceremonienwesen, und selbst in der Lehre gestattete er nicht leicht eine Veränderung, wofern er nicht irgend einen Vortheil davon für sich selbst hoffte. Auf jeden Fall blieb alles der Willkühr des Despoten überlassen, von welcher der Gegner der Messe eben so viel als der Zweifler an dem kirchlichen Supremat des Königs zu fürchten hatte. Sein minderjähriger Nachfolger Eduard war zwar der protestantischen Lehre mit Wärme ergeben, und that für ihre Verbreitung sehr viel; aber das Recht der Krone, in Sachen der Kirche und Religion alles nach ihrer Willkühr anzuordnen, ward auch hier behauptet. In andern Ländern erklärte sich zuerst das Volk und die Geistlichkeit für die neue Lehre, und dann erst traten die Regenten hinzu, um die Majorität des Volks bey der von ihm angenommenen Lehre gegen die Anmaßungen der Hierarchie zu schützen. In England hingegen ward die Reformation unter Eduard von oben herab verfügt, ungeachtet der grösere Theil des Volks und selbst der Clerisey noch nicht dafür stimmte, und wirklich noch keine Empfänglichkeit dazu hatte. An die Rechte des Privaturtheils und der Gewissensfreyheit ward noch weniger als anderwärts gedacht, und der Kirchenglaube nebst der Form der äussern Religionsübung ward aufs genaueste mit der Politik verwebt. Nach dem Modell, welches die Machthabenden, ihren eignen Einsichten gemäss, aufstellten, sollte jedermann sich formen, und wer über die vorgezeichnete Grenzlinie der Reformation einen Schritt hinausging, ward eben sowohl für einen strafbaren Uebertreter der Gesetze des Staats angesehen, als welcher einen Schritt hinter derselben zurückblieb. Allgemeine Einförmigkeit war der Zweck, auf den man hinarbeitete. Die Strenge, mit welcher man selbst bey minderwichtigen Dingen, z. B. bey der Amtskleidung der Geistlichen, auf Gleichförmigkeit drang, veranlasste zuerst den Unterschied zwischen Conformisten und Nonconformisten. Man war zwar damals Willens, in der Folge wohl noch zu einigen weitern Reformen zu schreiten; aber die Regierung wollte selbst das Signal zu jeder geben, und den Punct bestimmen, wie weit sie greifen dürfte. Hätte der junge König länger gelebt, so wäre wahrscheinlich noch vieles Gute eingeführt worden, obgleich freylich nicht auf dem Wege, den die ächten Grundsätze des Protestantismus vorzeichnen. Weil nun das Volk und selbst die Anhänger der Reformation durch eine solche Behandlung gewöhnt worden waren, über ihre religiösen und kirchlichen Angelegenheiten Befehle der Regierung zu erwarten, und diesen mit aller Resignation sich zu fügen, so ward es nach Eduards frühem Tod der bigotten Maria desto leichter, durch ihre blutdürstigen Diener das kaum angefangene Werk in kurzem beynahe zu vernichten, und die Autorität des Pabstes nebst allen Lehren und Gebräuchen der römischen Kirche wieder herzustellen. Sie hatte ja nur zu befehlen; und da die Ungehorsamen nicht nur Ketzer, sondern auch schlechte Unterthanen und Rebellen waren, so empörte es desto weniger, wenn man sie zum Scheiterhaufen führen sah. Gleichwohl schlug Elisabeth, die blutdürstige Grausamkeit abgerechnet, denselben, wenigstens den von Eduard betretenen Weg ein, als sie endlich dem Protestantismus ein entschiedenes Uebergewicht verschaffte und sicherte. Sie machte ihr kirchliches Supremat durchaus geltend, brachte alle Bischöfe und Geistliche in Abhängigkeit von der Krone, liess nach ihrem Willen, und oft nach ihrer individuellen Einsicht oder Neigung, über die Artikel des Kirchenglaubens, die Liturgie, die Ceremonien und die Verwaltung der Kirchenzucht Gesetze

setze geben, und gebot, dass jedermann sich hiernach richten und eine vollkommene Gleichförmigkeit in den kirchlichen Formularen, Gebräuchen, Amtskleidern u. dgl. beobachten solle. Dies fanden viele unleidlich, die in der Schweiz und anderwärts eine simplere Form des Cultus und eine Kirchenverfassung ohne Bischöfe kennen gelernt hatten. Ihnen schien vieles, was in der englischen Kirche gesetzlich vorgeschrieben war, unnütz, zweckwidrig, abergläubisch und wenigstens, wegen seiner Abstammung aus dem Pabstthum, verdächtig. Sie verlangten eine *reinere* Form des öffentlichen Gottesdienstes, und eine Kirchenverfassung, die sich dem Muster des *reineren* christlichen Alterthums mehr nähere. Davon bekamen sie den Namen *Puritaner*. Ihre Anzahl wurde sehr beträchtlich; sie spalteten sich aber wieder in mehrere Partheyen.

Die Geschichte dieser Puritaner ist allerdings in mehreren Hinsichten merkwürdig. Nicht nur ihre religiösen Grundsätze und kirchlichen Einrichtungen verdienen gekannt und mit denen der bischöflichen Kirche verglichen zu werden, sondern auch ihre abwechselnden Schicksale, das Entgegenstreben der getrennten kirchlichen Partheyen gegen einander, und das in verschiedenen Perioden verschiedene Benehmen der Episcopalen gegen ihre puritanischen Halbbrüder, gewähren dem aufmerksamen Beobachter mannichfaltige Belehrung. Und da die Puritaner gemeiniglich die politische Freyheit eben so eifrig vertheidigten, als die kirchliche, und auch hierin gewöhnlich Antipoden der durch ihre Grundsätze und ihr Interesse näher an die Krone gebundenen Episcopalen waren; so ziehen sie selbst auch des Politikers Augen auf sich.

Das vorzüglichste und ausführlichste Werk über die Geschichte der Puritaner überhaupt, (denn über die Geschichte der einzelnen Partheyen, der Baptisten u. s. w. giebt es deren mehrere,) ist bis jetzt unstreitig das vor uns liegende von Neal, welches zuerst in den Jahren 1732 bis 1738 in vier Octavbänden erschien, und sich durch seine Reichhaltigkeit und Genauigkeit, und durch die liberale Denkart und Mässigung seines Vfs. vortheilhaft auszeichnete. Hr. *Toulmin*, der aus mehreren Schriften als ein heller Kopf, freydenkender Mann und fleissiger Schriftsteller schon bekannt ist, liefert hier eine neue in einigen Stellen verbesserte und mit vielen Zusätzen bereicherte Ausgabe, bey deren Anzeige wir uns, da das Werk selbst weit ausserhalb unserer Grenzen liegt, blos auf eine Vergleichung mit der ersten Ausgabe einschränken müssen. — Jeder der drey ersten Bände enthält in der neuen Ausgabe gerade eben so viel als in der alten, ausgenommen, dass die jedem einzelnen Bande beygefügt gewesenen Beylagen hier alle miteinander für den letzten aufgespart worden. Dagegen füllt der vierte Band der ersten Ausgabe hier zwey Bände, theils aus der nur eben angezeigten Ursache, theils auch, weil die dort jedem Bande angehängten Register hier in ein allgemeines Register, das einen beträchtlichen Theil des fünften Bandes füllt, zusammengeschmolzen sind. Sonst ist die Einrichtung des Textes unverändert geblieben, ausser dass die auf jeder Seite der alten Ausgabe oben neben dem Columnentitel gesetzte Jahrzahl weggelassen ist, (wodurch aber zuweilen einige Dunkelheit entstanden ist, wie z. B. B. I. S. 10. wo der 19te September ohne Angabe des Jahrs vorkommt,) dass die freylich aus der Mode gekommenen Marginalien in Inhaltsanzeigen, die vor jedem Bande stehen, verwandelt sind, und dass einige Stücke, die Neal in den Text eingeschaltet hatte, eine bequemere Stelle in den Beylagen bekommen haben. So sind in der neuen Ausgabe die erste und fünfte Beylage entstanden, die in der alten Edition Vol. I. p. 158 und 525. im Texte standen. Weggelassen ist, so viel Rec. bemerkt hat, nichts, ausser die ziemlich lange und nicht uninteressante Nealische Vorrede zum dritten Bande der ersten Auflage, welches vermuthlich nur ein Versehen ist. — Die Toulminischen Zusätze kommen in verschiedenen Formen vor, und haben einen mannichfaltigen Inhalt. Einige sind in den Text selbst, zumal am Ende einer Erzählung von gewissen Begebenheiten, eingerückt, und durch Klammern kenntlich gemacht, z. B. Vol. I. p. 76 und 518. Andere bestehen in ganzen Abschnitten, welche neu hinzugekommen sind, als Vol. III. p. 513—534. Vol. IV. p. 272—287. p. 469—528. p. 627—652 und Vol. V. p. 99—131. Andere, und zwar die meisten, stehen in Form von Noten unter dem Texte, über welche, zur Bequemlichkeit der Leser, ein eigner Conspectus oder eine Inhaltsanzeige jedem Bande vorgesetzt ist. Endlich sind die Beylagen 3. 9. 11 und 12. neu, so wie auch Neals Lebensbeschreibung, welche vor dem ersten Bande stehet, jetzt erst hinzugesetzt ist. Was den Inhalt der Zusätze betrifft, so sind es theils Bestätigungen und Vertheidigungen der Nealischen Angaben und Urtheile, gegen die von Maddox, Warburton, Grey und andern dagegen gemachten Einwendungen, theils Berichtigungen des Textes und der Citate, theils biographische Nachrichten von manchen in der Geschichte genannten Personen, theils eigne Urtheile des Herausg. über Begebenheiten, Handlungsweisen und Charaktere der handelnden Personen, wo ihm Neal nicht unbefangen oder nicht kräftig genug für die Sache der religiösen oder politischen Freyheit gesprochen zu haben schien; theils endlich ausführlichere Nachrichten von einigen dissenterischen Partheyen, besonders von den Baptisten und Quäkern, welche Neal, weil er eine Geschichte nicht einzelner Partheyen, sondern der Puritaner oder Nonconformisten überhaupt liefern wollte, nur kurz und beyläufig berührte, über welche sich aber Hr. *Toulmin* viel weitläufiger verbreitet und ihre Vertheidigung mit Eifer übernimmt. Indessen haben wir doch in den Zusätzen, welche diese Partheyen betreffen, nichts Neues und bisher Unbekanntes bemerkt, und Hr. T. gestehet selbst, dass er vornehmlich aus *Crosby's history of the english Baptists*, (Robinson scheint nicht gebraucht zu seyn,) und aus *Gough's*

Gough's history of the Quakers geschöpft habe. Es wird aber doch gewiss manchem lieb seyn, das Ganze der Geschichte der protestantischen Dissenter in England, selbst nach seinen einzelnen Theilen, nun vollständiger, als in der ersten Ausgabe geschehen konnte, zu übersehen. Ueberhaupt hat das Werk durch Hn. T. Bearbeitung unleugbar gewonnen, obgleich zu wünschen gewesen wäre, dass er nicht blos neuere Hülfsmittel zu Rathe gezogen, sondern seine Aufmerksamkeit mehr auf die Quellen selbst und auf ältere Schriftsteller gewendet hätte. Noch wünschenswerther aber ist, dass die Fortsetzung des Werks, wozu in der Vorrede Hoffnung gemacht wird, und welche die Geschichte vom Jahr 1688 an bis auf unsere Zeiten fortführen soll, bald erscheinen möge, wodurch eine in der That beträchtliche Lücke in der englischen Kirchengeschichte ausgefüllt werden würde. Uebrigens ist die neue Ausgabe mit fünf Portraits von *Neal*, D. Henry *Jessey*, D. Alex. *Leighthon*, D. *Dod* und dem Herausg. D. *Toulmin*, geziert, von denen aber die beiden letzten in dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat, fehlen.

Rome, à la porte du Vatican. (Paris): *Lubies Theologiques.* Ouvrage posthume du *Compère Matthieu.* 162 S. 8. (14 gr.)

Den grössten Theil dieser theologischen Grillen des Compère Matthieu (Dulaurent) füllt eine ziemlich platte Parodie der biblischen Geschichte: die andere Hälfte enthält vorzüglich einige Todtengespräche, in denen die Wunder des neuen Testaments auf gut Bahrdtisch erklärt werden. Was diesem Werke an Witz gebricht, ist durch eine Menge plumper Obscönitäten ersetzt; so wie es überhaupt ganz das Ansehen hat, als ob das Vorgeben in der Einleitung — *la faim fait sortir le loup du bois; il me faut des pages* — etwas mehr als Scherz sey.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Nützliche Bemerkungen für Garten- und Blumenfreunde*, gesammelt von *J. H. Albonico*, Rechtsconsulent und Rathssyndicus zu Döbeln. 6tes *Heft.* 1798. Von Bogen Gg bis Nn incl. und 7tes *Heft.* 1798. Von Bogen Oo bis Tt incl. 8. (12 gr.)

Das sechste Heft enthält folgende Abhandl.: I. *Noch etwas über Blumen und besonders Nelkenstellagen.* — Der Vf. erklärt alle *Gestelle*, so gut sie auch eingerichtet seyn mögen, für unvollkommen, und schlägt ein kleines Gebäude von 6 Quadratellen und 4 Ellen hoch, mit zwey Eingängen 2 Ellen breit, dessen er sich selbst mit gutem Erfolg bedienet, und hier ein Kupfer davon beygefüget hat. — II. *Von der Obstorangerie.* — Sie wird von dem Vf. aus Erfahrung vertheidiget, und er hat Recht. — III. *Fuchsia coccinea, die hochrothe Fuchsia.* — Eine Beschreibung dieser schönen Blume aus Chili und ihrer Erziehung. — IV. *Gold und Silber im Pflanzenreiche.* — Eine Beschreibung der *goldfarbigen Mittagsblume, Mesembryanthemum aureum*, deren unterste Seite der schmalen Blumenblätter eine glänzende Goldfarbe hat, und in der Sonne dem polirtesten Metalle gleicht. Ferner der *Silberbaum: Protea argentea.* Seine Blätter werfen bey einigen Sonnenschein einen blendenden Silberglanz von sich. — V. *Kritische Beschreibung des Gräflich Lindenauischen Gartens zu Machern, ohnweit Wurzen.* — Eine ungünstige Kritik, in welcher vieles übertrieben, und manches Gute übersehen worden ist. — VI. *Vom Anbau der Teltower Rübchen ausser ihrem Vaterlande.* — So wenig diese Abhandl. ihrer Ueberschrift entspricht, so angenehm ist sie doch zu lesen. —

Das siebente Heft besteht aus folgenden Abhandl.: I. *Können wir nicht ohne Veredlung unsere Obstbäume erziehen?* — Die lesenswürdigen Anmerkungen des Herausg. widerlegen grösstentheils die irrigen Hypothesen des Vfs. Da aber diese Anmerkungen bey der dritten Frage: warum soll man von der bisherigen Gewohnheit (des Veredelns der Bäume) abgehen? — aufhören; so kann Rec. nicht umhin, die vorgegebene Mühsamkeit des Veredlungsgeschäftes, (des Copulirens, Oculirens, Pfropfens etc.) sowohl, als das so seltene Gerathen der Veredlungsarten zu verneinen, da es nicht nur einem Gartenfreund viel Vergnügen, sondern auch die Uebung den Meister macht, so, dass oft von zwanzig ja funfzig veredelten Bäumchen kaum eins fehlschlägt. Was er von der mehrern Dauerhaftigkeit eines aus dem Kern erzogenen Baums sagt, ist nicht ganz unbedingt richtig. Wir haben Tausende von gut veredelten Bäumen, die hundert und zweyhundert Jahre alt sind. Dauern aber manche veredelte Bäume nicht so lange, als manche wilde Obstbäume: so wird doch ein edler Obstbaum mehr Vergnügen und ungleich mehreren Nutzen in 50 Jahren hindurch bringen, als ein saurer Holzapfelbaum in 100 ja 200 Jahren. — II. *Zwey Worte über die Veredlung der Bäume und das Schneiden der Veredlungsreiser im Winter.* — Auf die erste Frage wäre zu antworten: dass der Baum zu der Zeit, wenn er seinen Saamen gereifet, (der erste Endzweck der Natur bey Zeitigung der Früchte) und zur Fortpflanzung tüchtig gemacht, auch seine Knospen oder Augen für die künftige Zweige dazu bereitet hat, obschon die Vegetation des Baums im Winter, (vorzüglich aber nur in warmen d. i. gelinden Wintertagen,) nicht ganz aufhört; auch hindert diese kleine Vervollkommnung nichts, die Reiser zu ihrem Endzweck auch vor Jenner, und auch wohl vor Winter zu brechen. Das alles bestätiget auch die beständige Erfahrung. Und dieses beantwortet auch gewissermassen die andere Frage. — III. *Künstliche Vermehrung in der Saamenschule.* — Obschon nicht zu leugnen ist, dass *bisweilen* eingesteckte Reiser auch von Aepfeln und Birnen wurzeln, so ist doch diese Vermehrung nicht allgemein anzurathen, weil sie *selten* gelingt, viel Sorgfalt und Begiessen erfodert, und die Wurzelkrone doch selten und

langsam nach Wunsche sich bildet. — Die Vermehrung durch *Absenker* ist vorzüglicher als jene, jedoch steht sie auch dem Veredeln weit nach, und ist nur bey einigen Obstgattungen und Obstgesträuchen mit Nutzen anwendbar. — IV. *Dodecatheon meadia, die Meadische Schlüsselblume, auch Göttergabe, Götterblume genannt,* (fr. *Girofelle* oder *Primevere de Virginie*:) — ihre Beschreibung und Erziehung. — V. *Browallia elata, geradestehende Browallie.* — Eine Sommerblume aus Peru. Ihre Beschreibung. — VI. D. *J. G. Zinn's*, Prof. der Arzneygel. zu Göttingen, *Abhandl. von dem Schlafe der Pflanzen.*

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Der ehrliche Baum- und Küchengartner*: oder vollständige und deutliche Anweisung, alle Geschäfte im Baum- und Küchengarten auf eine zweckmässige und vortheilhafte Weise zu besorgen, als: Bäume zu erziehen, zu veredeln und von Krankheiten zu heilen: gutes und schönes Gemüse zu erziehen: den Saamen zu gewinnen: das Gartenland zu bearbeiten und zu verbessern: die schädlichen Thiere abzuhalten oder auszurotten etc. — Nebst einem *Anhang*, wie man aus Obst einen sehr guten Wein, und selbst aus faulem Obst einen guten Essig, auch aus Möhren einen süssen Syrup verfertigen soll. — Zunächst für den Bürger und Landmann, aber auch für jeden Liebhaber und Anfänger des Gartenbaues, von C. *Fried. Schmidt.* 1798. 246 S. 8. (12 gr.)

Das Ganze dieses Werks zerfällt in vier Theile. Im Iten Th. Iten Kap. ertheilt der Vf. *allgemeine Lehren über die Natur der Pflanzen*, ihren Bau und die Vegetation derselben. Im IIten Kap. *wie ein Gartenland beschaffen seyn müsse, und wie man seine Fehler verbessern könne.* Im IIIten Kap. handelt er *vom Düngen des Landes.* Das IVte *vom Graben, Hacken, Behäufeln und Rigolen.* Vte Kap. *vom Unkraut, und wie es vertilgt wird.*

IIter Th. *Vom Gemüsebau.* Ites Kap. *Vom Saamen der Küchengewächse.* IItes Kap. *Vom Säen und Legen der Gewächse.* IIItes Kap. *Vom Pflanzen und Umlegen der Gewächse.* IVtes Kap. *Von der eigenen Art und Natur einiger Küchenpflanzen insonderheit.* Vtes Kap. *Von der Pflege und Wartung der Küchenpflanzen.*

IIIter Th. *Von dem Baumgarten.* Ites Kap. *Wie man sich junge Stämme erziehen kann.* — Dass der Vf. die Wurzelausläufer von Pflaumen, ja von Quitten und sogar von Johannisstämmen zur Anzucht verwirft, ist offenbar übertrieben. Und woher wollte er denn Johannis- oder Paradiesstämme für seine Baumschule bekommen? — IItes Kap. *Von Veredlung der Bäume durch Copuliren, Pfropfen und Aeugeln.* — Bey dem Copuliren erwähnt er nicht der Art, ein dünneres Reis auf einen dickern Wildling zu bringen, und scheint die neuern Gartenschriften nicht gelesen zu haben. Bey dem Pfropfen redet er blos vom Pfropfen in den Spalt, da doch das Pfropfen in die Rinde vorzüglicher ist. — Uebrigens aber sind seine Anweisungen richtig, nur für den Anfänger allzukurz abgefasst. — Das IIIte Kap. *Von der übrigen Behandlung und Wartung der Bäume*, ist gut ausgeführt. Bey dem Versetzen der jungen Bäume hat der Vf. wohl recht, dass sie nicht zu gross und zu stark seyn sollen, nicht sowohl wegen der zurückbleibenden Wurzeln beym Ausheben, und wegen des schweren Angewöhnens an sein neues Erdreich, sondern auch wegen des nöthigen, starken Verschneidens der Kronäste, welches um so unthunlicher wird, wenn dieselbe nicht alle Frühjahr gehörig zurückgeschnitten worden, und man viel Tragholz aufkommen lassen. Hat aber ein solcher Baum geringe Holzäste, und fast lauter Fruchtholz, so wird nimmermehr ein schöner Baum daraus werden. Doch ist das noch nicht die schicklichste Stärke eines zu versetzenden Baums, wenn er in der Mitte des Schaftes einen guten Finger oder Daumen dick ist, sondern er kann unten bey der Wurzel eines Karstes oder Hackenstiels Dicke haben und nach Verhältnissen der Krone drey Finger dick seyn: aber immer kommt dabey die Beschaffenheit der Kronäste in Betracht. — IVtes Kap. *Welche Arten von Obst man vorzüglich pflanzen soll.* — Warum der Vf. statt *Kalvil* stets *Kalvill*, und statt *Passe pomme*, *Passpunn* schreibt, ist nicht abzusehen: *Räneklot* statt *Reneklod* (*Reine Claude*) und *Miralelle* statt *Mirabelle*, sind wohl Druckfehler.

IVter Th. *Von den Thieren, welche dem Küchen- und Obstgarten nachtheilig sind.* — Darunter sind denn auch die schädlichen Insecten begriffen. Aber neuentdeckte bewährte Mittel wider ihre mancherley Schäden, findet man hier nicht.

Erster Anhang: Wie man einen Garten durch lebendige Hecken schützen soll. — Dabey wird erstlich des *Weissdorns* gedacht: dann des *Mehlbeerstrauchs*, des *Sauachs* und der *Corneliuskirsche.* Allein die Belehrung darüber auf fünf Seiten ist für den Layen zu kurz und zu wenig unterrichtend; und da weder Linnéische Namen noch die mindeste Beschreibung von einem jeden Material beygefügt ist, so wird solches in vielen Ländern, da es anders benennt wird, verkannt und gar nicht verstanden. — *Zweyter Anhang: Kurze Anweisung, wie man aus seinem Obst einen guten und wohlfeilen Wein, und einen scharfen Essig gewinnen, und aus den Mohrrüben einen Saft erhalten könne, welcher die Stelle des Zuckers vertritt.* — Ein Apfel für den Durst! wie man zu sagen pflegt. Da der Vf. hiebey *Christ's* Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre benutzt hat, so hätte er doch seine Anweisung vollständiger und brauchbarer vortragen sollen. Denn der Vf. selbst scheint nie Obstwein gemacht, und die Sache nicht inne zu haben, da er sonst nicht lehren würde, die eingetragenen Aepfel bis *vier* Wochen lang auf Haufen liegen zu lassen, und alsdann erst zur Kelter zu bringen, vielweniger das Obst durch ein *Stampfeisen* zum Pressen zu bereiten. Der Wein von Stachelbeeren hätte für den hiesigen Landmann ganz wegbleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. April 1799.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Gebauer: *Kritische Abhandlungen zur philosophischen Rechtslehre* von *Joh. Christian Gottlieb Schaumann.* 1795. 288 S. mit dem Register. 8.

Des Vf. Art zu philosophiren ist bekannt. Eigentlich philosophischen Geist, helle Blicke in das Reich der Wahrheit, neue und treffende Bemerkungen, sucht man in den Schriften des Vf. vergebens. Dagegen sind Philosophien aus Worten, spitzfindige und fruchtlose Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen die Haupteigenschaften, an welchen man alle Producte des Hn. S. erkennen kann, und welche wir auch in diesen Abhandlungen, (von denen wir eigentlich nicht begreifen können, wie sie den Beynamen: *kritisch*, verdienen) zu unserem Bedauern wieder finden. — I. *Abhandlung. Ueber Freyheit und Willen.* Der Vf. ist der Reinholdischen Theorie von der Freyheit des Willens zugethan, verwechselt Willen und Willkür, Willkür und Freyheit und wird aus dem Kritiker ein Dogmatiker, indem er auch einen Willen annimmt, der sich selbstthätig (mithin als *freye* Willkür) *für* die Uebertretung des Gesetzes bestimmt. Der Grund, aus welchem wir eine Freyheit annehmen müssen, begründet nur das Daseyn eines Vermögens, sich *für* das Gesetz zu bestimmen und durch Naturursachen *nicht necessitirt* zu werden. Blos in Beziehung auf das Gesetz ist also die Freyheit *positiv*, in Beziehung auf Naturursachen und die Uebertretung des Sittengesetzes ist sie *negativ*. — Hier kommen auch folgende Begriffe vor. §. 4. „Das was den *bewegenden* (thätigen) Grund *lebendiger* Veränderungen (giebt es auch todte Veränderungen?) des Subjects enthält, nennen wir einen Trieb." §. 8. „Die in einem Gegenstande enthaltene Lust schöpfen (in sich aufnehmen), heisst *geniessen*." — II. *Ueber Moralität.* Der Vf. bestimmt hier den Unterschied zwischen Legalität und Moralität, und stellt den Satz: *dein Wollen sey gewissenhaft;* als allgemeine Formel des moralischen Gesetzes auf. III. *Ueber Verbindlichkeit und Pflicht. Verbindlichkeit* ist dem Vf. §. 3. die Bestimmung einer Person, dass ihr eine freye (von ihrem Willen abhängende) That von dem Gesetze, als nothwendig, vorgestellt wird: *Pflicht* hingegen (§. 4.) die Bestimmung einer Person, dass ihr eine *freye* That von dem *moralischen* Gesetze, als nothwendig vorgestellt wird. — *Obliegenheiten* sind die Verbindlichkeiten und Pflichten in so ferne, als uns durch sie und mit ihnen von Gesetzes wegen etwas auferlegt ist. (!!) Hierauf werden die verschiedenen Arten der Verbindlichkeiten nach den vier Momenten der Categorien auseinandergesetzt. Am besten hat uns die Bestimmung der verschiedenen Kriterien der vollkommnen und unvollkommnen Pflichten gefallen. — IV. *Ueber das Recht überhaupt.* Der Vf. unterscheidet folgende Bedeutungen des Worts Recht. 1) Recht im *weitesten Sinne* ist etwas so ferne es irgend einem Dinge gemäss ist, 2) Recht im *engeren* Sinne, was *moralischen* Gesetzen gemäss ist, was so ist, wie es seyn *soll* und *darf*. 3) Recht im *engsten* Sinne, was den moralischen Gesetzen gemäss, *möglich* ist. Wer sieht nicht, dass Hr. S. hier das *Recht* (jus) mit dem rechten (recto) verwechselt? Er sagt zwar §. 18. „Mit gutem Grunde macht man unter Recht im *objectiven* und *subjectiven* Sinne einen Unterschied und versteht unter dem ersteren (ersten) das, in Betreff dessen man darf: unter den letzteren (letzten) aber, das *Dürfen*, das *Vermögen* zu dürfen selbst. Dieses ist es, welches man auch *ein Recht* (jus) nennt" etc. Allein unter seinem Recht im weitesten Sinne ist doch auch, wie er selbst bemerkt, das *physisch* - rechte enthalten, d. i. dasjenige, was Naturgesetzen gemäss ist. Wer kann nun wohl diese physische Möglichkeit *ein Recht* nennen? Eben dies gilt von dem sogenannten moralisch - rechten. Was den moralischen Gesetzen gemäss ist, ist zwar *recht;* aber noch gar nicht ein Recht, dieses wird nur durch äussere Gesetze bestimmt. Höchst sonderbar kommt es uns noch vor, dass Hr. S. sogar das Physisch - *Nothwendige* als Unterart des Physisch - Rechten; und das Moralisch - *Nothwendige* (Pflicht, Sollen) als Unterart des Moralisch - Rechten aufstellt. Weder recht noch Recht hat die *Nothwendigkeit* einer Handlung zum Merkmal. Nothwendigkeit ist nur das Merkmal des Gesetzes, recht aber bedeutet immer nur den Nicht-Widerspruch gegen eine gesetzliche Nothwendigkeit, mithin sowohl im physischen als im moralischen Sinne, eine gesetzliche *Möglichkeit.* — Ueberhaupt können die Bestimmungen und Unterscheidungen dieses Aufsatzes wohl dem Grammatiker, aber nicht viel dem Philosophen nützlich seyn. V. *Ueber die verschiedenen Arten des Rechts.* Hier werden die Rechte, so wie in der 3ten Abhandlung die Verbindlichkeiten, nach den 4 Momenten der Categorien unterschieden. VI. — *Ueber die auf Recht und Unrecht sich beziehenden Willensrichtungen.* Dieser Aufsatz gehört nicht zur Rechtslehre, sondern zur Moral. Es sollen hier die Begriffe der allgemeinsten Tugenden und Untugenden aus Principien bestimmt werden. Die Cardinaltugend ist dem Vf. die Recht

Rechtschaffenheit, welche in der Richtung des Willens besteht, nach welcher man *ausschliessend* an dem Gesetze der Sittlichkeit hält. Die erste Folge der Rechtschaffenheit ist die *Gerechtigkeit*, welche in die *ächte* oder *unächte* Gerechtigkeit zerfällt, je nachdem sie die vollkommnen Verbindlichkeiten aus Pflicht und Gewissen, oder aus heteronomischen Gründen erfüllt. Die zweyte Folge der Rechtschaffenheit ist *Güte*. Alle Untugenden vereinigen sich in der *Schlechtigkeit*; d. i. derjenigen Gesinnung, nach welcher man weder das vollkommne, noch unvollkommne Recht achtet. VII. *Ueber das Fundament des Naturrechts in einem Schriftwechsel zwischen Hn. Heydenreich und dem Vf.* — Hr. *S.* hatte Hn. Hs. Naturrecht in der staatswissenschaftlichen und juristischen Literatur recensirt und hier die Gültigkeit der relativen Deduction bezweifelt. Hr. *H.* erhob sich dagegen in den Originalideen 2ter Bd. und Hr. *S.* sucht sich nun hier wieder zu rechtfertigen. Klage, Replik und Duplik findet man zusammen abgedruckt und wir gestehen, dass wir in den Erinnerungen *gegen* jene relative Rechtsdeduction im Wesentlichen völlig einstimmig denken. — VIII. *Ueber den Grundsatz des Naturrechts.* Der Vf. geht hier von dem Satz: *ich lebe*, als dem höchsten Princip der Transcendentalphilosophie aus. „Der höchste Grundsatz *aller* Philosophie, sagt der Vf. §. 10. ist der Satz des *Seyns* — der *theoretischen* der *Satz des Bewusstseyns* — der *praktischen* der *Satz des Lebens*." *Leben* heisst ihm aber (§. 14.), nach der Realisirung von Vorstellungen streben, weswegen er denn (§. 15.) 1) ein Vermögen zu *Vorstellungen* und 2) ein Vermögen, nach der *Realisirung* von Vorstellungen zu *streben*, (*Begehrungsvermögen*) als Bedingungen des Lebens aufstellt. Hierauf kommt der Vf. zu dem Sittengesetz, dessen Formel §. 25. so lautet: *du sollst dein Leben, unabhängig von Lust und Unlust, dem Gesetz gemäss, formen*, oder: du *sollst dein Leben nach* R e c h t *und nicht nach Lust formen*. (!!) Der oberste Grundsatz des Naturrechts heisst §. 34.: *du hast ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturwesen in der Sinnenwelt zu existiren.* Dieser bestimmt 1) den Grundsatz des absoluten Naturrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, als ein freyes Naturwesen in der Sinnenwelt zu* l e b e n; *also auch die Befugniss, allen Einschränkungen deiner Freyheit* e n t g e g e n *zu* s t r e b e n, 2) das hypothetische Naturrecht: *du hast ein vollkommnes Recht, die Sinnenwelt deiner Freyheit gemäss zu bestimmen.* Dieser bestimmt wieder a) den Grundsatz des Sachenrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, den nicht freyen Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäss zu bestimmen* (zu formen) b) des Personenrechts: *du hast ein vollkommnes Recht, den* f r e y e n *Theil der Sinnenwelt deiner Freyheit gemäss, auf eine seiner Freyheit nicht widerstreitende Art zu bestimmen.* — Am Ende dieses Aufsatzes freut sich der Vf. ausserordentlich, in dem Sprichwort: *L e b e n und L e b e n l a s s e n*, einen Bestätigungsgrund jener *strengen*, transcendentalen Untersuchungen gefunden zu haben. IX. *Ueber Publicität und Pressfreiheit.* Enthält nichts neues und der Bemerkung werthes. Denn ein paar neue Worte und Formeln sind doch wohl der Wissenschaft ziemlich gleichgültig. Aber das ist eine ganz neue Erfindung des Hn. *S.* durch den blossen *Accent* Begriffe zu unterscheiden. Der Vf. unterscheidet nämlich §. 4. *Press*-Freyheit und Press-*Freyheit*. Unter *Press*-Freyheit versteht er das Vermögen, Begebenheiten und Urtheile durch den Druck bekannt zu machen; unter Press-*Freyheit*, das Vermögen, durch den Druck bekannt zu machen *was man will*. X. *Ueber die natürliche Gültigkeit der Testamente in Beziehung auf Hn. Heydenreichs Testamentenlehre.* Die Gründe, mit welchen Hr. *S.* hier die natürliche Gültigkeit der Testamente bestreitet, sind weder an sich richtig, noch klar auseinandergesetzt, und das eigentliche πρωτον ψευδος in der Heydenreichischen Vorstellungsart wird ganz unberührt gelassen. XI. *Einige Gedanken über den Zweck des Staats und die Verfassung politischer Volksschriften.* Hr. *S.* zeigt, dass nicht Glückseligkeit, sondern Sicherheit der Rechte Zweck des Staats sey, und dass eine Volksschrift, welche Zufriedenheit mit der bestehenden bürgerlichen Ordnung verbreiten solle, folgende Eigenschaften haben müsse: sie müsse den Leser aus allgemein gültigen Principien über seine Menschenrechte und Menschenpflichten belehren; müsse die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesellschaft zur Beschirmung der Menschenrechte entwickeln; das Ideal eines Staats entwerfen; und endlich durch eine treue Beschreibung des Staats *quaestionis* zeigen, dass derselbe jenem Ideal, so weit es Menschen möglich ist, entspreche. Die drey letzten Puncte konnten vielleicht zu den Eigenschaften einer solchen Schrift gezählt werden. Dass man aber den grossen Haufen aus *allgemeingeltenden* Principien, (die eben darum philosophische und strengerwiesene Principien seyn müssen,) über seine Rechte und Pflichten belehren solle und *könne*, davon wird sich Niemand überzeugen, der ausser der Schule auch noch Welt und Menschen kennt. Der Pöbel hat nicht die Kraft sich zu solchen Gedanken zu erheben, und jene Principien können sich nicht zu seiner Schwäche herablassen, ohne aufzuhören, philosophische und allgemeingültige Principien zu seyn. Wäre aber auch beides möglich, so werden doch diese Grundsätze auf seine Neigungen und seinen Willen keinen Einfluss haben, welches doch gerade die Absicht solcher Schriften seyn sollte. Durch Begriffe und Grundsätze hat noch Niemand den grossen Haufen gelenkt. In seinem Gefühl, seinen Neigungen und seinen Vorurtheilen liegen die Triebfedern zu seinem Handeln. Wer aber über diese Triebfedern erhaben und der wohlthätigen Wärme reiner Wahrheit fähig ist, der gehört nicht zum grossen Haufen und der bedarf *dieser* Schriften nicht, um sich selbst kennen zu lernen, und die bestehende Ordnung seines Staats zu lieben. XII. *Grundlage zu einer Theorie der bürgerlichen Strafen.* Einem Streben entgegenstreben heisst *zwingen* im *weitesten* Sinne des Worts. Zwingen im *engsten* Sinn, heisst einem *willkürlichen Streben* entgegenstreben. Dieser Zwang

Zwang ist *innerlich*, sofern das Ich sich selbst seiner Willkür zuwider (??) bestimmt; *aufserlich*, in wieferne ein Nicht-Ich das Ich seiner Willkür zuwider bestimmt. *Züchtigung* ist Zwang zur *Zurechtweisung* der Willkür, und ist entweder eine *positive* oder *negative*, je nachdem sie entweder die Willkür nicht bloss dazu bestimmt, dass sie von dem bezüchtigten Streben abstehen, sondern sich auch zu einem andern Streben bestimmen, oder nur darauf geht, dass das bezüchtigte Streben ferner nicht sey. Die Züchtigung durch *Anregung* heisst *Rüge*; die Züchtigung zur blossen *Abschreckung* ist Strafe. — Dies ist die Hauptsumme dieser Theorie, die Hr. *S.* in der Vorrede der prüfenden Aufmerksamkeit empfiehlt, welche sich aber weder durch Bündigkeit noch durch Neuheit auszeichnet. Denn schon lange vor Hn. *S.* hat man dies Strafe genannt, ob man gleich nicht von einer Züchtigung — zur Abschreckung, sondern nur von der Zufügung eines Uebels zur Verhütung künftiger neuer Verbrechen (vermittelst der Prävention) gesprochen hat. — Unter der Eintheilung der Strafe findet sich auch eine Eintheilung in *problematische* und *assertorische* Strafen, von welcher wir den Nutzen im geringsten nicht begreifen können. Unter einer *problematischen* Strafe versteht der Vf. eine Strafe, welche zu irgend einer Zeit zur Abschreckung züchtigen kann; unter assertorischer aber, eine solche, die zu einer bestimmten Zeit dies wirklich thut! — In dem zweyten Abschnitte dieses Aufsatzes, welcher die Theorie der *bürgerlichen* Strafen enthalten soll, haben wir auch nicht das geringste, was einer Theorie ähnlich sehe, gefunden. Der Vf. affectirt hier den Orator gegen das Elend der Zuchthäuser, der Gefängnisse etc. und diese Declamationen machen mit den dürren Begriffen, neben welchen sie stehen, einen ganz sonderbaren, beynahe lächerlichen Contrast. XIII. *Ueber die Todesstrafen.* Der Vf. bemerkt, dass man bey dem Streit über die Rechtmässigkeit der Todesstrafen den eigentlichen Streitpunct unbestimmt gelassen und nicht darauf gemerkt habe, dass in derselben von Strafe die Rede sey. Das Recht, aus dem Grund der Nothwehr einem Verbrecher das Leben zu nehmen, sey allerdings gegründet; aber nicht das Recht mit dem Tode zu *strafen*. Dass man das Recht der Zufügung eines Uebels aus dem Vertheidigungsrecht, von der Zufügung desselben, aus einem Strafrecht unterscheiden müsse, ist allerdings gegründet. Allein jene Vertheidiger oder Gegner der Todesstrafen, welche Hr. *S.* meynt, waren darin vollkommen consequent, dass sie ihre Argumente auf die *Vertheidigung* vor dem Verbrecher richteten, da sie fast insgesammt (wie *Schall*, *Feder*, *Runde*, *Barkhausen* und viele andere) das Strafrecht überhaupt, von dem Vertheidigungsrecht nicht unterschieden zu können glauben. Uebrigens sind die Gründe, aus welchem Hr. *S.* die Rechtmässigkeit der Todesstrafen leugnet, in dem Satze S. 250. enthalten. „Wenn ich das unverlierbare und unveräusserliche Recht habe, als ein *freyes* Wesen (Person, Selbstzweck) auf dieser Sinnenwelt zu existiren; so habe ich auch ein *unverlierbares* und *unveräusserliches* Recht auf die erste *Bedingung* dieses Rechts, *mein Leben*." Der Schluss ist falsch. *Wer existirt*, ist freylich als vernünftiges Wesen nothwendig *frey*: aber darum ist es noch nicht rechtlich nothwendig, *dass man lebe*, um frey zu seyn. Ist dieser Schluss richtig; so ist alle Aufopferung des Lebens selbst für die edelsten Zwecke der Tugend eine Verletzung der Gesetze der Gerechtigkeit und mithin sowohl innerlich als äusserlich unrecht. Auch ist jenes Argument viel zu weit und aus ihm müsste nicht blos auf die Rechtswidrigkeit der Todesstrafen, sondern aller Strafen überhaupt geschlossen werden. Hr. *S.* appellirt ausserdem noch an den gesunden Verstand und an das *reine Gefühl*. „Man versetze sich nur, oder gehe hin an die Richtstätte, wo Galgen oder Rad einen Menschen zum Spiel des Windes und zur Beute der Vögel gemacht haben, und frage sich im Angesichte dieses Schauspiels, ob es wohl *recht* sey, den *Herrn der Schöpfung* zu einer *Speise der Raben* — eine über alles erhabene *Person* zu der niedrigsten *Sache* — zum Scheusal der Menschen — zum Spiel der Thiere — zu machen?" Hr. *S.* wählt hier zur Erforschung des *reinen Gefühls*, eine Aussicht, bey welcher es wohl am wenigsten *rein* seyn kann. Das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht bedarf keiner exaltirten Phantasie eines solchen Anblicks, und alles, was sich unter solchen Bedingungen in uns regt, muss wenigstens für höchstverdächtig gehalten werden. Wie wenig aber überhaupt der gesunde Verstand der Theorie von der Unrechtmässigkeit der Todesstrafen das Wort rede, sieht man schon daraus, dass noch kein Verbrecher sich aus natürlichem Gefühl gegen ein durch das Gesetz ihm zuerkanntes Todesurtheil erhoben hat: obgleich hier der Selbstliebe und so vielen ihr untergeordneten Triebfedern die entgegengesetzte Theorie widerspricht. Die Verbrecher suchten nur dem Gesetz sich zu entziehen; nie aber es selbst für ungerecht zu erklären. Man frage einen Mörder, der nun nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft werden soll; ob er nicht diese Strafe für gerecht halte? Und er wird ohne Bedenken gestehen, dass ihm *sein Recht geschehe.* XIV. *Ueber die Rechtsverhältnisse zwischen Aeltern und Kindern.* Das eigne und neue in diesem Aufsatz besteht aus Mikrologieen und Spielereyen mit Einfällen, die, weil sie mit philosophischer Miene vorgetragen sind, ziemlich lächerlich werden. So wird es §. 11. unter die vollkommnen Pflichten des Vaters gezählt, *Sorge für die Stätte* zu tragen, wo die Mutter gebähren und das Kind liegen kann; so wird §. 11. die Mutter, welche nicht ihr Kind säugen will, für *undankbar* gegen das Kind erklärt, weil sie durch dieses von einer mühseligen Bürde und von den Wehen erlöst worden ist. Der Einfall des Vf. der Beyträge zu Ber. d. U. d. P. etc. dass die Rechte des Kindes mit dem *ersten Weinen* anfingen, wird §. 13. mit allem Ernste widerlegt. Für seine Meynung, dass das Kind als berechtigtes Subject betracht werden müsse, sobald die *erste Spur*

von

von feinem Leben im Mutterleibe wahrgenommen wird, führt er auch das als einen Beweis an, dafs „die Natur dafür geforgt habe, dafs durch die Dehnung des mütterlichen Schoofes das Dafeyn eines Menfchen in demfelben *der ganzen Welt* kund werde." Nach §. 16. haben die Aeltern darum ein *ausfchliessendes* Recht auf ihre Kinder, weil fie die rechtliche Präfumtion für fich haben, die Rechte des Kindes, (in der Zeugung, Empfängnifs, Geburt) occupirt zu haben. XV. *Philofophifches Fragment über den politifchen Despotismus.* — Hier werden die Begriffe und die Kriterien des Despotismus feftgefetzt.

Halle, in der Rengerfchen Buchh.: *Beyträge zum Naturrecht.* Erfte Sammlung 1794. 80 S. Zweyte Sammlung. 1794. 94 S. 8.

„Die Philofophen konnten bisher zum pofitiven Recht nicht herunter, die Juriften zum Naturrecht nicht hinaufkommen, und zwifchen beiden war eine Lücke, deren Ausfüllung nach gerade unter die unauflösbaren Probleme des menfchlichen Verftandes gefetzt werden wollte. Ich fchmeichle mir, dies Problem nicht nur gelöfst, fondern auch das Naturrecht fowohl auf das, was es nur ift, zurückgebracht, als auch auf das, was es mit ift, verbreitet, fein Dafeyn a priori in dem Reiche der Wiffenfchaften begründet, und a pofteriori durch die Unterfuchung der Natur anderwärtsher nicht erklärbarer Gegenftände bewiefen, feinen Dafeynsgrund, feinen Erkenntnifsgrund und Grundfatz gefunden, und endlich feine Uebereinftimmung mit den Grundbeftandtheilen alles pofitiven Rechts dargelegt zu haben." — So erklärt fich der Vf. felbft in der Vorrede über diefe Beyträge, welche nur einftweilen die Materialien zu dem grofsen Gebäude liefern follen, mit dem er in Zukunft das Publikum zu befchenken verfpricht. Die Verfprechungen find allerdings fehr grofs, und ihre Erfüllung wäre äufserft wichtig. Allein ein Schriftfteller, der fo volltönig von der wirklichen Erfüllung folcher Verheifsungen fpricht, mufs fchon darum, weil das gröfste Verdienft immer auch das befcheidenfte ift, ein fehr ungünftiges Vorurtheil gegen fich erwecken. Und diefes Vorurtheil hat fich uns denn auch bey Lefung diefer Schrift fo fehr beftätigt, dafs wir in allem Ernfte verfucht waren, diefes Product für *Schönbergerifche* Weisheit zu halten. Von der Vereinigung des natürlichen Rechts mit dem pofitiven haben wir nirgends auch nur die geringfte Spur gefunden. Das Ganze befteht aus abftrufen, halbverdaueten Speculationen, die in einer barbarifchen, philofophifchen Tieffinn affectirenden Sprache vorgetragen, fowohl die Vernunft als den guten Gefchmack beleidigen. Manchmal ftöfst man auf einige gute, oder doch halbwahre Gedanken, die aber viel zu unbedeutend und zu felten find, als dafs fie diefer Schrift auch nur den Rang eines mittelmäfsigen Products verdienen könnten. — Die Abhandlungen, welche hier vorkommen find folgende: I. *Skizze eines Syftems der reinen Vernunft.* II. *Vom Dafeyn.* III. *Von der Freyheit.* IV. *Von der Moral.* V. *Von den Verhältnifslehren.* VI. *Vom Recht unter den Menfchen.* VII. *Vergleichung der Moral, der Verhältnifslehren und des Rechts unter den Menfchen.* VIII. *Ueber Recht und Unrecht.* IX. *Allgemeine Befchaffenheit des Naturrechts und der daran grenzenden Wiffenfchaften.* X. *Analyfe des pofitiven Rechts.* XI. *Von der Entaufserung.* XII. *Von der Zueignung.* XIII. *Von den Verletzungen oder vom Unrecht.* XIV. *Ueber den Büchernachdruck.* XV. *Von den Gegenverletzungen oder vom Recht.* XVI. *Von den Verträgen, zufolge des äufsern reinen bloſsen Rechts.* XVII. *Skizze des äufsern reinen bloſsen Rechts unter den Menfchen.*

Bey der Moral, fagt er, müffe ein objectives und fubjectives Principium unterfchieden werden. „Ihr eignes inneres Principium das objective moralifche Principium beftehe in der reinen höchften Vernunft." Das höchfte fubjective Principium fey die Vervollkommnung, welche durch den Satz ausgedruckt werden könne: unvollkommnes Wefen fuche dich zu vervollkommnen oder der höchften Vernunft zu nähern. Von diefem Princip müfsten die Principien der *Verhältnifslehre* unterfchieden werden. „Die Erwägung der Befchränkung unfers Subjects in Form überführt uns, dafs wir nicht felbftftändig, und nicht Selbfturfache unfers Ichs feyen. Dies erzeugt die Vorftellung einer anderweitigen Urfache, und aus dem Bezogenwerden deffelben auf das Gefchöpf, entfpringe der Begriff ihres Verhältniffes zu einander." Daher nun die Verhältnifslehre, welche folgende Grundfätze aufzuweifen hat: 1) *handle der Abhängigkeit von deinem Schöpfer gemäfs,* 2) *befördere das Wohl alles einzelnen in der Schöpfung,* 3) *handle den gegebnen Verhältniffen gemäfs.* Der Grundfatz des Naturrechts wird S. 41. Erfte Samml. folgendermafsen deducirt und beftimmt. „Aus dem Begriff der Gleichartigkeit entfpringt, wenn fich zwey gleichartige Dinge in ihren Wirkungen auf einander, befonders aber zwey gleichartige, körperlich aufeinander wirken könnende, Dinge in ihren von uns näher erkennbaren, körperlichen Wirkungen auf einander beziehn, nicht die Vorftellung eines obern Einflufses des einen auf das andere, fondern vielmehr die Vorftellung einer zwifchen ihnen ftatt findenden Ruhe (*quod erat demonftrandum*), und der Begriff der Ruhe zwifchen gleichartigen Dingen, und alfo auch insbefondere zwifchen Menfchen, ift der Erkenntnifsgrund des Rechts, und zwar der eigenthümliche Erkenntnifsgrund, weil er aus dem eigenthümlichen Dafeynsgrunde hergenommen worden, und in der That fowohl alle Gegenftände des Rechts mit umfafst, als auch die einzigen Gegenftände des Rechts nur umfafst." Aus diefem Erkenntnifsgrunde entfpringt nun die Regel: 1) *diefe Ruhe ift zu erhalten.* 2) *Diefe Ruhe ift nicht zu ftören.* 3) *Geftörte Ruhe ift wieder herzuftellen.* — Dies wird hinreichend feyn, unfer obiges Urtheil zu rechtfertigen und uns einer ausführlichen Kritik zu überheben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Annalen der Rechte des Menschen, des Bürgers und der Völker.* Herausgegeben vom Professor *Schmalz* in Königsberg. Erstes Heft. 88 S. Zweytes Heft. 181 S. 1795. 8.

In einer Periode, wo eine Wissenschaft von so vielen Köpfen und mit so grossem Interesse Gegenstand der Untersuchung wird, wie in unsern Tagen das Naturrecht, ist eine periodische Schrift, welche ihren Untersuchungen offen steht, gewiss ein sehr dringendes Bedürfniss. Nicht alle haben die Musse oder die Fähigkeit, sich über das Ganze oder wichtige Theile desselben mit Glück zu verbreiten; sind aber doch glücklich genug, durch einzelne Beyträge, auf welche sie ihr Nachdenken leitete, an dem Gebäude der Wissenschaft arbeiten zu können. Auch bieten sich ja dem, welcher die ganze Wissenschaft umfasst, gar oft Bemerkungen, Berichtigungen, vielleicht auch bloss Einfälle dar, die zur Ausbildung des Ganzen wenigstens beytragen, oder auch auf Entdeckungen führen können; aber doch nicht von dem Umfange sind, dass sie in einer besondern Schrift dem Publicum vorgelegt werden könnten. Mangelt es nun an einem solchen Gedankenarchiv; so gehen entweder diese Gedanken verloren, und dies ist ein Verlust für die Wissenschaft, oder es muss um jener paar Gedanken willen ein ganzes System aufgebaut werden, und damit ist denn der Wissenschaft nicht viel gedient. Vorliegende Annalen waren daher schon in dieser Rücksicht der Aufmunterung des Publicums werth, und verdienten sie noch mehr wegen ihres Gehalts und ihrer Form, durch welche sie billig auf ein grösseres Publicum Anspruch machen konnten. Mannichfaltigkeit der Aufsätze, Gründlichkeit verbunden mit Popularität und gefälliger Darstellung machen sie zu einer eben so unterrichtenden, als unterhaltenden Lectüre. Um so mehr ist es zu bedauern und zu verwundern, dass sie schon mit diesen zwey Stücken geschlossen sind. — Die Aufsätze zerfallen in drey Rubriken und haben entweder die Untersuchung der Menschheitsrechte, oder die Geschichte derselben, oder die neueste Literatur des Naturrechts zum Gegenstande. Es sind folgende: — *Bemerkungen zur Beantwortung der Fragen über das Verhältniss der Politik zur Moral.* — Die Fragen über die Moral des Staats, ob auch ihn die Gesetze der Vernunft, wie den Privatmann verbinden? ob nicht hier die Moral selbst von ihren eigenen Gesetzen Ausnahmen nothwendig mache, und das Wohl des Staats und die Pflicht dieses zu erreichen und zu befördern selbst die Gesetze der Gerechtigkeit verändere? Alle diese, sowohl für die Theorie, als für die Praxis äusserst wichtigen Fragen, konnten vor der Kantischen Moralreform unmöglich befriedigend beantwortet werden. Wie unendlich und wie verwickelt sind nicht hier die Schwierigkeiten, sobald man was immer für ein heteronomisches Moralprincip annimmt, und hieraus jene Probleme zu lösen versucht! Man muss dann entweder geradezu die Moral der Politik unterordnen und das *utile* zum Maasstab des *honesti* erheben; oder man muss, wie *Garve*, eingestehen, dass ein völlig befriedigendes und entscheidendes Resultat noch nicht gefunden, und auch nicht leicht zu finden sey. Nach der reinen Moral ist die Entscheidung sogleich gegeben. Die Gesetze der Vernunft sind von den Regeln der Klugheit und das Gute von dem Nützlichen unterschieden. Was nicht als allgemeines Gesetz bestehen kann, ist unerlaubt, und wenn es auch noch so nützlich wäre. Der Staat ist nun aber auch ein verpflichtetes Subject, so wie er ein berechtigtes Subject ist: denn er ist eine moralische Person, eine durch den gemeinen Willen vereinigte collective Einheit von physischen Personen; für ihn haben daher auch die Vernunftgebote dieselbe Gültigkeit und Nothwendigkeit, ob sie gleich hier oft eine andere Materie haben. Dies ist auch im Ganzen die Art, wie Hr. *S.* diese Frage beantwortet. Sehr scharfsinnig setzt er die Natur der mystischen Persönlichkeit auseinander, und macht dann den sehr richtigen Schluss, dass die Behauptung, der Staat habe keine Pflichten, nichts anders heisse, als die *einzelnen Glieder* desselben überhaupt wären, in *Hinsicht ihres gesammten Willens*, von jenen Pflichten entbunden. Irrig aber ist es, wenn der Vf. dem Staat nur vollkommne Pflichten auflegt, und behauptet „dass Staaten, wie alle moralische Personen, gegen einander keine *unvollkommnen* Pflichten haben." Die Gründe, womit Hr. *S.* diese Behauptung unterstützt, sind keine andern als die: dass die Nation einem *Regenten* nur die Wahl der Mittel zum Zweck des Staats übertrage, und mithin dieser nur das Recht und die Pflicht habe, den Zweck seiner Gesellschaft, keineswegs aber die Zwecke der Auswärtigen zu befördern. — Dies ist allerdings richtig, so weit es von dem *Regenten* gilt; aber es ist ja hier von dem *Staate* die Rede, der in den durch den gemeinen Willen vereinigten Einzelnen selbst besteht, und auf welchen von dem Regenten in dieser Rücksicht gar kein Schluss gültig ist. Der Regent, der nur Repräsentant

fentant des Staats in Hinficht auf die Wahl der Mittel zu dem Gefellfchaftszwecke ift, darf daher freylich nicht für die Zwecke auswärtiger Staaten blofs aus oberherrlicher Macht die Kräfte des Staats verwenden. Aber der Staat felbft ift dazu wohl berechtigt, und auch, fo weit dies ohne Verletzung des Rechts gefchehen kann, verpflichtet, eben weil der Gemeinwille der vereinigte Wille der *Einzelnen* ift. — *Ueber das Recht der Stimme bey neuen Conftitutionen des Staats.* Der Vf. fucht hier zu zeigen, dafs die Grundeigenthümer allein bey der Verfertigung einer Conftitution das Recht der Stimme haben, und zwar weil fie urfprünglich allein den Staatsvertrag gefchloffen *haben* (wo ift das hiftorifche Document, aus dem wir diefes beweifen?) weil fie allein Herren des Territoriums find, und weil fie allein die Laften des Staats tragen. Die Hauptbafis jenes Satzes ift, wie man fieht, das phyfiokratifche Syftem und die bekannte Behauptung des Vfs., auf die wir fchon (A. L. Z. 1798. Nr. 243.) Rückficht genommen haben, nämlich dafs Grundeigenthum zum Wefen des Staats gehöre, und daher nur der Grundeigenthümer Bürger feyn könne. Wir holen zur Würdigung diefer Behauptung nur noch die Bemerkung nach, dafs zu dem Wefen des Staats nur die abfolut nothwendigen Bedingungen eines rechtlichen Zuftandes aufgenommen werden können; fonft verirren wir uns aus dem Staatsrecht in das Gebiet der Staatspolitik. Wir können daher und müffen die fogenannten Gewalten zum Wefen des Staats rechnen; weil, fobald wir diefe Gewalten aufheben, auch fogleich der Staat aufgehoben ift, und ohne fie die Errichtung des rechtlichen Zuftandes nicht gedacht werden kann. Aber werden wir nicht offenbar Politiker, wenn wir, wie Hr. *S.* §. 11. argumentiren: „Nur der Ackerbau knüpft Menfchen an einen väterlichen Boden, und indem er ihnen ein Vaterland giebt, macht er auch, dafs dem Wortbruch an der Gefellfchaft fchnell feine Strafe folgen könne. Denn der Eigenthümer der Aecker kann der Strafe diefes Wortbruchs nicht ohne Verluft alles des feinigen entfliehen." Was ift hiemit anders erwiefen, als es ift fehr *nützlich* (mithin den Regeln der Klugheit gemäfs), dafs nur zwifchen Ackerbauern der Staatsvertrag errichtet fey? Kann man fich etwa ohne diefes einen Staat nicht denken, oder ift dies die einzige Bedingung der *Möglichkeit* eines Staats? Nimmt man diefe Methode zu argumentiren als gültig an; fo ift es fehr leicht zu beweifen, dafs nur Infulaner, die kein Bauholz zu Schiffen haben, und nicht fchwimmen können den Staatsvertrag errichten können. Denn nur diefe find ganz feft an den Staat gebunden, während die blofsen Ackerbauer fich doch feiner Gewalt entziehen können, fobald fie nur ihr Grundftück zurück laffen wollen. — *Die Freyheit des Bürgers.* Hr. *S.* fagt hier zuerft, was Freyheit *nicht* fey, und geht dann zu der Behauptung über, dafs die Freyheit des Bürgers darin beftehe, wenn er nur zu dem Zweck des Staats beftimmt werde. Dies ift freylich *ein Theil* der bürgerlichen Freyheit; wo fie nicht ift, da ift der Bürger Sklave, weil er zu Zwecken beftimmt wird, die er nicht gewählt hat, und der Oberherr Defpot, weil er die (Namen-) Bürger zu folchen beliebigen Zwecken beftimmt. Aber jenes macht noch nicht *vollftändig* das Wefen der bürgerlichen Freyheit aus. Der Oberherr darf noch nicht alles das, wodurch er nur die Bürger nicht gegen den Zweck des Staats beftimmt. Er darf auch nicht die Befchränkung der Rechte felbft als Mittel zu dem Staatszwecke wählen, die dem Bürger in den Grundverträgen *nothwendig* vorbehalten worden find. Diefe find die fogenannten *Rechte der Menfchheit*, welche das Object keines Vertrags werden können, und daher auch ftillfchweigend, aber nothwendig, von dem Unterwerfungsvertrage ausgenommen find. Da nun alle Rechte des Oberherrn durch den Unterwerfungsvertrag beftimmt werden; fo ift jener zugleich durch unveräufserliche Menfchheitsrechte in feiner Gewalt befchränkt, und kann, ohne Defpot zu feyn, die Bürger eben fo wenig zu andern Zwecken, aufser dem gefellfchaftlichen, beftimmen, als er diefe Rechte, es fey nun um des Staatszwecks oder um anderer Zwecke willen, aufheben oder befchränken kann. — *Moralifch - politifche Betrachtungen über die Ehe.* Ein Auffatz, den wir mit dem gröfsten Vergnügen gelefen haben. Von mehreren treffenden, eben fo fchön gedachten als gefagten Bemerkungen, nur einige zum Beyfpiele: S. 35. „Die Liebe betrachtet ihren Gegenftand nicht als blofses Mittel, fondern als Zweck. Sie will nicht mehr geniefsen, als Genufs geben. Daher erwirbt fich auch die innige eheliche Liebe allenthalben Achtung, wo wir fie finden; darum wurde fie allenthalben als heilig, felbft der älterlichen und kindlichen Liebe vorgefetzt. Sie lodert nicht in rafchen Aufwallungen, dorret nicht durch ein fchädliches Feuer die Kräfte unfers edlern Selbft aus, fondern ruhig, aber ftark bis in den Tod, hebt und ftärkt fie uns, und giebt unferm Herzen das fanfte Licht, die wohlthätige Wärme, in welchen Arbeiten und Tugenden gedeihen." S. 131. „Je leichter die Verführung zu einem Verbrechen wird, fey es durch die Reize des Verbrechers, fey es durch die Schwache des Thäters, defto zweckmäfsiger ift, dafs der Gefetzgeber mit gröfserer Strenge ein Gegengewicht in die andere Waagfchale lege. (Wir empfehlen diefe Bemerkung unfern Criminal-Politikern, befonders aber unfern Criminaliften. Sie dürfte von wichtigen Folgen für die Lehre von der Imputation, von Milderungs- und Schärfungsgründen etc. feyn.) Freylich alfo mufs diefe Strenge des Gefetzgebers mehr gegen das weibliche Gefchlecht gerichtet feyn, je ungewiffer der männliche Verbrecher ift, je leichter er durch Leugnen fich der Ahndung des Gefetzes entziehen könne. Auch ift wirklich auf Seiten der Weiber die gröfsere Immoralität. Den gröfsten Wüftling erwärmt der Arm eines keufchen Weibes. Aber ein wollüftiges Weib wird felbft eines edleren Mannes fpotten." — So richtig hier die erften Sätze find, fo wenig können wir doch dem Vf. in feine Behauptung der gröfsern

ſsern *Immoralität* des Weibes einſtimmen. Sie kann äuſserlich ſtrafbarer ſeyn, wenn auch ihre Immoralität, die Zurechnung ihrer Handlung nach innern, moraliſchen Principien geringer iſt. Beides ſind zwey völlig von einander verſchiedene Arten der Strafbarkeit, und wir können daher mit dem Vf. in dem erſten übereinſtimmen, ohne ihm darum das letzte zugeben zu müſſen. Das *wollüſtige* Weib iſt freylich unmoraliſcher, als der wollüſtige Mann; aber darum iſt das *verführte* Weib noch nicht ſtrafbarer, als der Verführer. Der Beweis iſt hier alſo enger als das zu beweiſende. — Uebrigens ſind hier die bekannten Ideen des Vfs. über den Begriff, den Zweck und die rechtliche Gültigkeit der Ehe ausführlicher entwickelt. — *Numa und Petrus.* Ein unvollendeter, aber trefflicher Aufſatz, in welchem der Vf. eine Vergleichung der *heidniſchen* und *chriſtlichen* Religion anſtellt, worin die Vergleichung ganz zum Nachtheil der erſten und ganz zum Vortheil der letzten ausfällt. Jene iſt dem Vf. eine bloſs *ſinnliche* Religion, da ſie kein moraliſches Bedürfniſs befriedigt; dieſe allein eine moraliſche, weil ſie Gott als moraliſchen Richter und Geſetzgeber darſtellt. Römer und Griechen dachten ihre Götter nur als Geiſter, welche auf das Glück und Unglück der Menſchen einen wichtigen Einfluſs hätten; niemals als moraliſche Geſetzgeber und Richter. Nur zufällig kam bisweilen eine moraliſche Beziehung heraus. Juno beſtrafte den Ehebruch; aber nicht als Ehebruch, ſondern wegen der Verletzung ihrer Schutzherrlichkeit. Daher hatte auch ihr Gottesdienſt keine Belehrung über die moraliſchen Verhältniſſe der Menſchen zu Gott, oder wenigſtens Verſinnlichung derſelben zum Zweck. Nur durch äuſsere Reize ſollte der Bürger an die Religion und dadurch an den Staat, deſſen Religion ſie war, geknüpft oder die *Macht* der ſchützenden Gottheit durch die Feſte verſinnlicht werden. Durch die Opfer ſollten nicht etwa die Mängel der Moralität gedeckt und die Gottheit wegen der Sünden verſöhnt werden. Wenn die Opfer je etwas verſöhnen ſollten, ſo war das nicht Immoralität, ſondern Impietät. — Dieſer Religion ſteht die chriſtliche contradictoriſch gegenüber. Sie befriedigt alle moraliſchen Bedürfniſſe des Menſchen, ſie ſtellt Gott als moraliſchen Geſetzgeber und Richter auf, zeigt Belohnungen der Tugend in einem andern Leben, aber nicht als Bewegungsgründe, ſondern lediglich als Folgen der Tugend. — Es kann hier der Ort nicht ſeyn, dieſe Vorſtellungsart, welche im Ganzen gewiſs richtig iſt, zu prüfen, und das, was etwa auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig ſeyn ſollte, ausführlich zu berichtigen. Wir wollen es der Theologie überlaſſen, zu unterſuchen: ob chriſtliche Religion eine *rein*-moraliſche Religion ſey? and den Philologen: ob nicht die Götter der alten Welt, bey allen Menſchlichkeiten, die ſie hatten, der Moralität, wenn auch nicht alles, doch viel geweſen ſeyn? Aber gewiſs läſst ſich das im voraus vermuthen, daſs keine Religion ohne *alle* moraliſche Beziehung ſey. Denn woher alle Religionen? woher der Glaube an Dämonen und Götter? In dem menſchlichen Geiſte muſs er doch gegründet ſeyn, weil er ſo allgemein iſt. Ein ſolcher Grund iſt freylich auch ſchon die Beſchränktheit des Verſtandes und der Erfahrung, welche den Menſchen nöthigt, zu Erklärungen auffallender Phänomene, zu überſinnlichen Principien ſeine Zuflucht zu nehmen, und die Welt mit Geiſtern und Dämonen zu bevölkern. Dies iſt noch nicht Religion, und aus eben dem Grunde nicht, aus welchem auch der heidniſche Gottesdienſt, wenn er, wie Hr. *S.* will, eine bloſs *ſinnliche* Beziehung hat, nicht Religion genannt werden kann. Aber der rohe Menſch darf in der Cultur nur noch um einige Schritte fortgerückt ſeyn, ſo wird mit dem klaren Bewuſstſeyn ſittlicher Geſetze zugleich das praktiſche Bedürfniſs erwachen, für welches er nur in dem eigentlich religiöſen Glauben die Befriedigung finden, welchen er aber leicht an jene Erzeugniſſe der bloſs theoretiſchen Vernunft, die er raffinirt und veredelt, knüpfen kann. So entſteht zwar keine lautere Religion, aber doch *Religion*, die ſich mit zunehmender Cultur immer mehr von ſinnlichen Beymiſchungen läutert, und zwar nicht *bloſs* auf das moraliſche Bedürfniſs gerichtet iſt, aber doch gewiſs moraliſche Beziehung hat. — Was Hr. *S.* von den Opfern ſagt, iſt offenbar falſch. Sie waren nicht bloſs Söhnopfer für die Verſündigung, ſondern auch *Dankopfer*, und wurden zum Theil auch als ein Tribut betrachtet, den man der höhern Vollkommenheit dieſer höhern Weſen ſchuldig ſey. Und iſt dies nicht ſchon ein Beweis für die moraliſche Tendenz des Heydenthums? — Auf keinen Fall aber kann man daraus die Folgerung des Hn. *S.* ziehen, daſs nämlich nur eine moraliſche Religion eine Kirche begründen, nur eine moraliſche Cultur die Glieder, welche ſich zu demſelben vereinigen, unter einander rechtlich binden könne. Wenn es denn auch wahr iſt, daſs *pflichtwidrige* Verſprechen keine rechtliche Gültigkeit haben, iſt denn eine ſinnliche Religion geradezu pflichtwidrig? Sie iſt höchſtens *nicht moraliſch:* und muſs denn etwa ein rechtlich gültiger Vertrag ſchlechterdings auf moraliſche Zwecke gerichtet ſeyn? Hier liegt alſo entweder eine falſche Vorausſetzung, oder eine unrichtige Folgerung zum Grunde. — *Ueber den natürlichen Grund der Erbfolge.* Auch Hr. *S.* geht bey Widerlegung der Gültigkeit der Teſtamente nicht von den richtigen Principien aus. Er ſtützt ſich, wie die meiſten, darauf, daſs alle Sachen urſprünglich gemeinſchaftlich ſeyen; daſs ſie mit dem Tode eines jeden Beſitzers wieder herrenlos werden müſſen, und daſs ja ohnehin eine bloſse Erklärung kein Recht begründen könne. Hr. *S.* ſpricht, aus denſelben Gründen, gleichfalls den Erbverträgen die rechtliche Gültigkeit ab. — *Ariſtoteles über Revolutionen.* Eine Ueberſetzung des 5ten Buchs von Ariſtoteles Politik. Vorliegende Ueberſetzung iſt flieſsender, als die Schloſſer'ſche, dieſe aber iſt treuer und bey weitem richtiger.

Schmalz.

Schmalz. S. 137 und 138.	*Schlosser.* II. Abthl. S. 123 und 124.
Oligarchien entstehen, weil man Vorzüge in einer Sache auf alle Sachen ausdehnen, und zum Beyspiel wegen vorzüglichen Vermögens allenthalben Vorzüge will. Dort fodern gleiche Menschen eine allgemeine Gleichheit, hier Menschen mit Vorzügen allenthalben Vorzüge; und jeder Vorzug ist Ungleichheit.	Die Oligarchien entstanden, weil sie glaubten: wegen eines Unterschiedes in Einem dürfte nun nichts mehr gleich seyn: weil nämlich ihr Reichthum grösser ist; so glauben sie, wer ihnen darin nicht gleich sey, sey es in Nichts. — So wie man nun eben von beiden Seiten auf diese Weise dachte, so glaubten jene: weil alle gleich wären, müssten sie auch an allem gleichen Antheil haben; diese aber meynten: weil sie in etwas von andern verschieden wären, dürften sie sich auch in allem eines mehrern anmaßen; denn Mehr ist ungleich.

Die Stelle: *εις δὲ τὴν Ἡλιαίαν ἐπαναγκές ἐστιν, ἔτι τῷ αὐτῷ πολιτεύματι, βαδίζειν τὰς ἀρχὰς, ὅταν ἐπιψηφίζεται ἀρχή τις*, übersetzt Hr. *S.* ganz unrichtig und unverständlich: So ist es in Athen nothwendig, dass in der Heliäa *Magistratspersonen in Aemtern zutreten, wenn zu einem obrigkeitlichen Amte gültig gewählt werden soll.* — *Hyper-Metapolitik.* Gute Bemerkungen über die Behauptung, Bildung zur Freyheit sey der Endzweck der Staaten, und moralische Vervollkommnung das Ziel aller Begebenheiten. Aber ob nicht die Philosophie, ob nicht selbst die Geschichte, der unser Vf. alle Beweiskraft für das letzte abspricht, gegen ihn manches zu erinnern habe? wollen wir nicht entscheiden. — Ausser einer Recension von Schlötzers allgemeinem Staatsrecht und den vermischten Bemerkungen über Activ- und Passivhandel, über Theorie und Praxis etc. finden sich auch zwey historische Aufsätze: *Tiberius* und *Gracchus*, und: *die Jahrbücher unsers Zeitalters*, von welchen der letzte unvollendet ist.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Beyträge zur Kritik des Schulunterrichts.* Herausgegeben von *Carl Friedr. Etzler. Zweytes Stück.* 1797. 180 S. (12 gr.) *Drittes Stück.* 1798. 155 S. 8. (8 gr.)

Der Kritik des Schulunterrichts steht ein weites Feld offen, um dessen Bearbeitung der Vf. angefangen hat sich sehr verdient zu machen. Die Aufsätze in den vor uns liegenden Stücken sind folgende: 1) Fortsetzung der Abhandlung über das Studium der Naturlehre auf Schulen. 2) Kritik über die Philephebische Schulencyklopädie, deren Sonderbarkeiten gerügt werden, ohne dass ihr Gutes verkannt wird. 3) Ueber die Censurbücher, die als sehr nützlich empfohlen werden. 4) *Fülleborn's* Selbstanzeige seiner Elementarübungen in der lateinischen Sprache, ein schätzbarer Beytrag zur Begründung des lateinischen Elementarunterrichts. 5) Bemerkungen über den deutschen Sprachunterricht in obern Classen, nebst zwey Vorlesungen über Klopstocksche Oden. (Sehr zweckmässig ist hier analysirt das leichtere Abschiedsgedicht von Klopstock an Giseke und die schwerere Dithyrambe auf Hagedorn. Der Vf. dieses Aufsatzes hatte die *kleine Messiade* der Schulencyklopädie noch nicht vor sich, welche seinen Ideen und Wünschen zum Theil entspricht.) 6) Ueber die verschiedene Natur des mündlichen und des Bücherunterrichts, eine Rede, welche der Herausg. bey der Uebernahme seines Schulamts gehalten hat. 7) Vertheidigung der Möglichkeit eines festen und vollständigen Unterrichtssystems gegen die Einwendungen eines Göttingischen Recensenten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Camburg* an der Saale, b. Hofmann u. Comp.: *Anleitung zur Abfassung rechtlicher Schutzschriften.* Ein Handbuch zum Gebrauch für angehende Praktiker. Von *K. A. H.* 1798. 104 S. 8. (8 gr.) Der Vf. wollte, wie es scheint, die in seiner Advocatenpraxis gefertigten Defensionsschriften um gutes Geld noch einmal an den Mann bringen, und war daher schamlos genug, sie hier, unter dem Titel — *einer Anleitung zur Abfassung rechtlicher Schutzschriften* — abdrucken zu lassen. Verzeihen könnte man indessen diesen in unsern Tagen so gewöhnlichen Kunstgriff, dem Buche ein viel versprechendes Aushängeschild voranzuschicken, wenn nur die gelieferten Ausarbeitungen selbst von irgend einer Seite sich auszeichneten. Allein weder der Stoff derselben hat einiges Interesse, noch erhebt sich die Ausführung über das ganz Mittelmässige. Der erste Fall betrift einen unbedeutenden Holzdiebstahl im Walde; der zweyte, Fruchtentwendung eines Knechtes; der dritte, die einer Mutter angeschuldigte Wissenschaft und Verheilung der Schwangerschaft ihrer Tochter; der vierte, einen Ehebruch; der fünfte, Unzucht und Kindermord. — Verwickelt ist nicht einer dieser Fälle, und der Vf. besitzt eben so wenig die Kunst, die Thatsachen zweckmässig vorzutragen, als die einschlagenden Rechtsgrundsätze gründlich zu entwickeln. Seine Arbeiten gehören nach jeder Hinsicht in die Classe schlechter Advocatenarbeiten, wo der Mangel an Kenntniss durch einen Schwall von Worten verborgen, und nur nach dem Ausfüllen einer beträchtlichen Bogenzahl gestrebt wird. Auch in der Literatur ist derselbe auffallend unwissend: denn nicht einmal *Hermanns* musterhafter Versuch einer nähern Anleitung zur gründlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften war ihm bekannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Lesquilliez: *L'Inde en Rapport de l'Europe* par *Anquetil Duperron.* 1798. T. I. 348 S. T. II. 464 S. 8. (3 Rthlr.)

Der berühmte Vf. kennt Ostindien aus eignen Reisen, und seine Schriften haben über Religion, Gesetzgebung und Alterthümer dieses Landes manches Dunkle aufgeklärt. Wir nahmen daher dieses Werk mit großer Erwartung in die Hände. Bekanntschaft mit der neuern Geschichte Indiens und dem bisherigen Verkehr der Europäer in diesen Ländern kann man dem Vf. eben so wenig, als Belesenheit in den vorzüglichsten Schriften über diese Gegenstände absprechen; auch enthält diese Schrift eine Menge einzelner gründlicher oft treffender Bemerkungen. Aber wenig Leser werden so geduldig seyn, beide Bände vom Anfang bis zu Ende durchzulesen. Der Vf. hat, an statt seinen Gegenstand zu erschöpfen, nur Materialien zu einem Werke über die bisherigen Verhältnisse zwischen Indien und Europa gesammelt. Anstatt diese Verhältnisse zu bestimmen, oder zu zeigen, in wiefern Europa oder Ostindien durch das wechselseitige Verkehr gewonnen oder verloren habe, vertieft er sich in Nebenuntersuchungen über die Anfänge des Handels, die Völkerwanderung, die ostindische Gesellschaft, die Geschichte der Maratten, und politische oder mercantilische Hypothesen, oder wiederholt einseitig und sehr parteyisch die Geschichte ehemaliger indischer Kriege, liefert aus Auszüge englischen und französischen Schriftstellern, die für oder wider Handelsgesellschaften geschrieben haben, oder macht Plane zu einer Erziehungsanstalt in Paris für Leute, die nach Indien gehen, und die jetzt verfallenen französischen Angelegenheiten wieder herstellen sollen. Dabey hat der Nationalhass gegen England, und der vor dem Siege bey Abukir allgemeine Enthusiasmus, die Engländer über Aegypten aus Ostindien zu vertreiben, so heftig auf Plan und Ausführung der ganzen Schrift gewirkt, dass der Vf. ausser Stande war, die Gegenstände ruhig anzusehen, oder getreu darzustellen. Ueberall wechseln übertriebene Schilderungen, einseitige Angaben, gelehrt scheinende Untersuchungen mit Seitensprüngen und oberflächlichen Discussionen ab, dass der Leser unaufhörlich den Zusammenhang verliert, und aus Verdruss über die seltsame Behandlung des Gegenstandes einzelne gute politische oder mercantilische Bemerkungen übersieht.

Das Werk, welches schon auf dem Titel des Vf. Absicht und Ton zur Schau trägt, und worin er unter andern *un Tableau detaillé, exact, effrayant du Machiavellisme Anglois dans les Indes Orientales* verspricht, ist den Manen des Dupleix und Labourdonnayes gewidmet. Es sollte schon 1782 in Lausanne gedruckt werden; allein daran ward Hr. *A.* durch die Pariser Polizey verhindert; jetzt opfert er es dem Publicum als ein patriotisches Geschenk zur bessern Ausführung der englischen Landung. Ausser der vorher angeführten Darstellung der bisherigen Verhältnisse zwischen Europa und Ostindien ist der Zweck dieser Schrift zu erweisen, dass man bisher Ostindien ohne allen Gewinn habe benutzen wollen, dass europäische Eroberungen dort von keiner Dauer seyn konnen, und dass die Maratten, verbunden mit den unterdrückten englischen Unterthanen, bald die Herrschaft der Britten am Ganges und anderswo zerstören werden, so bald nur Frankreich mit Flotten und Heeren in den dortigen Gegenden erscheint. Seine Meynung ist, diese entfernten Länder blofs für den Handel zu benutzen. Er räth daher den Directoren in Paris, die aufgehobene ostindische Gesellschaft wieder herzustellen, ihre Hauptlagen längst der westlichen Küste von Decan zu verlegen, und dazu wird vorzüglich Goa vorgeschlagen, ungeachtet dasselbe den Portugiesen gehört. Er empfiehlt ferner Emigranten und andere, die mit der jetzigen Verfassung unzufrieden sind, und der Republik dermaleinst gefährlich werden können, nach Indien zu senden. Er zeigt aber nicht, wie sie hinkommen und wo sie landen sollen; indessen er hält die Maratten, weil sie 1777 ein Bündniss mit Frankreich schlossen, noch immer für so anhänglich an die grosse Republik, und bereit, die neuen Reformatoren aufzunehmen. Dergleichen Vorschläge werden in beiden Bänden nebst andern Verhandlungen und historischen Thatsachen vorgetragen; doch so dass im ersten das bisherige politische Interesse zwischen Europa und Ostindien, im zweyten aber die bisherigen Handelsverbindungen beider Länder geschildert werden. Unter Europa ist aber gemeinhin Frankreich zu verstehen.

So ausführlich auch der Vf. in der Einleitung den Plan des ganzen Werks auseinander zu setzen gesucht hat; so erlaubt uns die von ihm gewählte Ausführung seines Plans, die Menge des in beiden Bänden angehäuften Details, die wortreichen Wiederholungen veralteter oder allgemein bekannter Nachrichten doch nicht, ihn hier Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder seine Angaben mit seinen Quellen,

len, welches fehr häufig franzöfifche Zeitungen find, zu vergleichen. Wir heben daher nur einzelne Proben von dem in beiden Bänden gefagten oder bemerkten aus, um unfer allgemeines Urtheil zu beftätigen.

Um nur die Engländer gehäffig zu machen, wird behauptet, dafs fie die Längen und Breiten der neuentdeckten Südfeeinfeln forgfältig verheelten, um andere Nationen von ihrer Befitznehmung abzuhalten. Er beruft fich dabey zwar auf eine Stelle in der Vorrede zu Byrons Reife um die Welt; allein kann der Herausgeber diefe Beftimmungen nicht aus Gemächlichkeit weggelaffen haben? Sagt er, dies fey auf Befehl der Regierung gefchehen, und zeigt eben diefe nicht durch die genaueften Ortsbeftimmungen in den von ihr herausgegebenen Reifen *Cooks*, *Vancouvers* und anderer, dafs fie weit erhaben über dergleichen Befchuldigungen ift? Dupleix Eroberungen in Decan, und fein Entwurf, Surate und Bengalen 1752 dem Kaifer von Hindoftan zu entreifsen, werden als grofse treffliche Unternehmungen geprieſen, aber dafs England eben diefe ihr von demfelben Fürften verliehene Länder 1765 befetzte, dies find tyrannifche, ungerechte Handlungen. Mit fechs Linienfchiffen getraut der Vf. fich Goa und Bombay zu erobern. Beide Feftungen find jetzt gewifs in anderer Verfaffung, als Hr. *A.* fie in den funfziger Jahren fahe. Das Syftem der Maratten gegen andere indifche Fürften hat der Vf. richtig getroffen; auch find die Händel in Puhna wegen der Peifchwawürde von 1774 — 1778 fehr gut dargeftellt, und durch mancherley Nebenumftände erläutert, die wir bey andern nicht gefunden haben. Aber dafs alle Marattenfürften jetzt nach einem Syftem agiren follten, ift bey dem lofen Bande, das fo viel fchwache und mächtige Fürften vereinigt, kaum zu glauben. Während der jetzt verftorbene Madaji Scindia, als Regent von Delhi, vor einigen Jahren die Patanen im nördlichen Hindoftan, und feine Glaubensgenoffen die Rasbuttenfürften in Agimere bekriegte, hatte fich der Peifchwa mit den Engländern gegen Tippo Saheb verbunden, keiner kümmerte fich über die Siege und Niederlagen des andern, und der Rajah von Berar verhielt fich bey diefen Kriegen ganz ruhig. Der Bund der zwölf Brüder 1778 vereinigte nicht, wie der Vf. meynt, alle Marattenfürften, fondern nur die Grofsen in Puhna, oder die Verwandten des jungen ermordeten Peifchwa. Von dem politifchen Verhältnifs der Maratten gegen die Siks fagt der Vf. nichts, überhaupt wird diefes im nördlichen Hindoftan jetzt fo furchtbare Volk von ihm kaum erwähnt. Dafs die Maratten keine Monopoliften find, glauben wir dem Vf.; dafs fie aber den Handel der Fremden begünftigen follten, ift wider alle Erfahrung. Bey ihrer frugalen kriegerifchen Lebensart kann kein Handel gedeihen; fie haben auch wirklich den ehemals wichtigen Handel von Concan gänzlich zerftört, wie die Ausfuhr von Suratte, Broach, Cambay etc. gegen vorige Zeiten beweifst. Tippo Saheb ift jetzt fo mächtig nicht mehr als Hr. *A.* meynt, und er fcheint nichts von dem grofsen Länderverluft erfahren zu haben, den der Sultan 1792 erlitt. Eben deswegen paffen des Vfs. Bemerkungen nicht mehr auf die Küfte Malabar. Die dortigen Fürften find jetzt Unterthanen und Alliirte der Engländer, oder haben, wie der fchwache, hier fehr mächtig gefchilderte, Zamorin von Calicut, aus ihren Reichen flüchten müfsen.

Ein eigener Abfchnitt behandelt die Kriege der Engländer in Oftindien von 1756 bis 1783 um zu zeigen, durch welche Mittel fie ihre Uebermacht erlangten. Gewöhnlich werden aber nur Bruchftücke geliefert, welche den Zweck diefer Schrift begünftigen, und eben daher oft fehr geringfügige Vorfälle ausgehoben. Dafs die Engländer beym Ausbruch des letzten Krieges mit Frankreich den Vorfteher der franzöfifchen Factorey in Suratte gefangen nahmen, und nach Bombay brachten, erklärt Hr. *A.* für einen unverzeihlichen Bruch des Völkerrechts, ungeachtet er felber einräumt, dafs Frankreich früher mit den Maratten fich gegen England alliirt hatte, dafs diefe Macht alles aufbot, die Feinde der Engländer zu vermehren; eben diefer Conful den Maratten die Feftung Suratte in die Hände zu fpielen fuchte, und während feiner Gefangenfchaft in diefer Stadt den Maratten alle Entwürfe der Engländer verrieth. Je ausführlicher der Maratten-Krieg hier befchrieben ift, defto weniger erfährt der Lefer von den kriegerifchen Unternehmungen in Coromandel und Malabar. Endlich wird der Tractat zu Allahabad, den Lord Clive 1765 mit dem Kaifer von Indien und dem Nabob von Auhd einging, hin und her geprüft, aber der Tractat felber nicht einmal auszugsweife mitgetheilt, daher die wenigften einfehen werden, warum dies Fragment hier eingerückt ift.

Im zweyten Theil befchreibt der Vf. den indifchen Handel, und wie diefer von mehreren Nationen getrieben wird. Er theilt darüber nur das allerbekanntefte mit, fchildert einige der vornehmften europäifchen Niederlaffungen, und fucht zu zeigen, dafs Frankreich vorzüglich die Küfte Malabar befetzen müffe. Diefe Difcuffion führt ihn zur Unterfuchung der Frage, ob der Handel allgemein frey, oder von einer ausfchliefsenden Gefellfchaft geführt werden müffen. Hierauf werden die Beantwortungen diefer Frage von mehr als dreyfsig ältern und neuern Schriftftellern chronologifch excerpirt, und beantwortet, welchen zuletzt noch die Debatten über Aufhebung und Wiederherftellung der franzöfifchen oftindifchen Gefellfchaft von 1785 — 1790 angehängt find. Er hat bey diefem Abfchnitt freylich alle während des Streits publicirten Memoiren vor fich gehabt, und wir erwarteten hier wenigftens einige Belehrung über die Gefchäfte diefer Gefellfchaft, und wie fich ihr Alleinhandel zu dem vormals freyen indifchen Handel verhielt, der ebenfalls von l'Orient aus getrieben wurde. Allein da es dem Vf. ganz an der Gabe der Darftellung fehlt, und er bey feinen Unterfuchungen fo leicht vom geraden Wege abgeführt wird; fo haben wir in diefem Abfchnitte fehr

wenig

wenig zur Aufklärung des Gegenstandes finden können.

Da der Zuwachs unserer Literatur in diesem Fache grösstentheils aus Uebersetzungen besteht, so hat diese Schrift auch einen Uebersetzer gefunden:

ALTENBURG, b. Richter: *Ostindien in Hinsicht auf Europa* von *Anquetil Duperron* übersetzt von E. G. *Küster*. Erster Theil. 1799. 8.

Die Uebersetzung ist getreu und fliessend; nur hat Hr. Küster sich bey den Namen an sein Original gehalten, welche daher manchen Lesern wie *Ponin*, Nabob von *Ud*, *Nadjef* unverständlich seyn werden. Diese hätte er entweder in den Noten erklären, oder wie es in andern deutschen Schriften über Hindostan gewöhnlich ist, Punah, Aud, Nudjof Khan schreiben müssen. Bey dem letztern, den Anquetil immer noch als lebend unter den Beschützern des Grosmoguls aufführt, hätte auch wohl bemerkt werden können, dass er bereits 1782 in Agra eines natürlichen Todes gestorben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Magazin für das Jagd- und Forstwesen.* IV. Heft mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Nr. IV. Von S. 93 bis 124. gr. 4. (1 Rthlr)

I. *Von der Jagd überhaupt*, oder besser von der Geschichte der Jagd. Rec. hat schon beym *dritten* Hefte gezeigt, dass diese Abhandlung für das bestimmte Publicum gewiss seinen Nutzen haben müsse, da Untersuchungen der Art selten vor die Augen der Jäger kommen und noch vielweniger von denselben angestellt werden können. II. *Naturgeschichte des Luchses.* Fast wörtlich aus *Bechsteins* Naturgeschichte Deutschlands genommen. Hier hätte Rec. gewünscht, dass Hr. Leonhardi genauer untersucht hätte, ob der gewöhnliche, bey *Buffon* und *Schreber* beschriebene und abgebildete Luchs *dieselbe Art* mit der auch in Deutschland vorkommenden und von *Bechstein* angegebenen Baycat (*Felis rufa*) des *Pennants* oder bloss eine *Varietät* sey. III. *Beschreibung verschiedener neuen zur Jagd gehörigen Geräthschaften.* Es sind Angaben zu den abgebildeten Stellstangen oder Forkeln zu hohen, mittel- und dänischen Tüchern, Ablauf-Forkeln, Hebegabeln, Biber- und Fischottergabeln, Otterhaaken, Wolfs- und Saugabeln, und einer Wildpretstrage. Sie sind aus dem Dresdner Zeughause genommen, und vielleicht manchen, der sie noch nicht kennt, und mit seinen alten vertauschen will, willkommen. IV. *Jägerbemerkungen zu dem Thier- und Vögelkalender für Obersachsen, Franken, Böhmen und Schlesien, aus eingegangenen Briefen gezogen.* Sie betreffen meist den Wiederstrich der Vögel und sind allen Dankes werth. Wenn man in dem vorigen milden Winter nur selten Spechte, Baumläufer und Spechtmeisen um die Dörfer und in den Obstgärten antraf; so ist dies bey solcher Witterung eine gewöhnliche Erscheinung, da gewöhnlich nur rauhes Wetter, hoher Schnee, dichter Baumduft und Nebel diese Vögel zu den Wohnungen der Menschen treiben. V. *Beschreibung eines Saukarren.* Aus der Zeichnung ist die Einrichtung dieses Saukarrens eher zu ersehen, als aus der Beschreibung, die zu unvollständig ist. VI. *Beantwortung einiger eingegangenen Fragen verschiedene Erfindungen in der Jagerey betreffend.* 1) Wenn bediente man sich zuerst des bedeckten Jagdwagens? Ist nicht bekannt. 2) Ist das Korbflechten überhaupt und besonders das Korbflechten aus Ruthen alt? *Ceres* soll Erfinderin seyn. Von ihr soll es der König *Celeus*, den die Griechen für den Erfinder ausgeben, gelernt haben. 3) Hat das *Kohlergericht*, welches im Hessischen gehalten werden soll, über Holzfrevel zu entscheiden? Nein. Es wird in dem *Hanau-Münsterbergischen* Dorfe *Erbstadt*, bey dem Gerichte, welches das Ab- und Zuschreiben der Güter besorgt, ein Topf voll glühender Kohlen vorgetragen. 4) Ist der Jagdspiess eine deutsche Jägererfindung, oder war er schon den alten Jägervölkern bekannt? *Griechen* und *Römer* hatten ihn schon, und der Erfinder war ein gewisser *Piskus.* VII. *Von den Giftschwämmen.* Eine sehr gute Abhandlung, die fortgesetzt zu werden verdient. Sie kann den Jägern und durch diese den Waldbewohnern sehr nützlich werden, so wie jene dabey auch manche nützliche Bemerkung machen können, z. B. ob dieselbe bloss den Menschen, oder auch dem Wild und andern Thieren schädlich sind. Hier wird von den Fliegenschwämmen gehandelt. VIII. *Vom Rechnungswesen im Forsthaushalte und Wunsch zur Verbesserung desselben.* Das italienische oder doppelte Buchhalten soll, nach Hn. D. *Canzler* zu Göttingen, die beste Norm seyn. IX. *Neue Beschreibung eines Habichtkorbes.* Rec. hat diese Beschreibung und den abgebildeten Fang eben nicht sehr abweichend von dem *Döbelschen* gefunden. X. *Ueber den Anbau der Pappeln überhaupt und der Carolinischen Pyramiden pappel nebst der grossblattrigen Canadischen Pappel insbesondere.* Hr. *Leonhardi* sagt in dieser Abhandlung, deren Anfang man bloss findet: „Unter den mancherley in- und ausländischen Holzarten, die man bey dem immer allgemeiner werdenden Holzmangel bisher empfohlen hat, verdient das Pappelgeschlecht eine vorzügliche Aufmerksamkeit, theils weil verschiedene Pappeln eben so *schnell*, ja noch *schneller* als die hochgepriesene Acacie wachsen, theils weil dieselben *allgemeiner* als die wirklich schätzbare Acacie angepflanzt werden kann, theils weil sie einer *mannichfaltigern Benutzung* fähig sind." Hierin kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen. Es ist zwar an dem, dass die Pappel als Nutzholz, ja als Baum zum innern Ausbau anwendbar ist; allein die Acacie soll dem Holzmangel, und dies ist gewöhnlich Brennholzmangel, abhelfen, und in dieser Rücksicht halten alle Pappelarten mit ihr keine Vergleichung aus. Da wo Pappeln stehen und gut wachsen können, kommen auch die Acacien gut fort. Alleen geben sie

ſie freylich nicht; in denſelben ſtehen aber auch die Pappeln nicht als Brennholz. Der Saamen iſt auch ſo ſelten jetzt nicht mehr.

Abgebildet ſind in dieſem Hefte. Taf. 1) *R. Fairbrother*, ein berühmter engliſcher Weidmann auf der Fuchsjagd. Er ſitzt auf einem groſsen Engländer mit der Peitſche in der Hand und dirigirt 13 Jagdhunde, die im Gebüſch herum ſtöbern. 2) *Luchſe.* Drey in verſchiedenen Stellungen. In *Ridingers* Manier oder Copie von ihm. Rec. hat *Ridingers* Kupferwerk nicht bey der Hand, um nachſchlagen zu können. 3) Forkeln zum Jagdzeug. 4) Der Saukarren. 5) Giftſchwämme. 6) Habichtskorb. 7) Wahrſcheinlich ein verzierter Eingang zu einem Jagdſchirm, wozu aber noch keine Beſchreibung da iſt. Einfach und artig.

* * *

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Leſe-Materialien zum Gebrauch für Schulen.* 2tes Bändch. 1797. 196 S. 8. (12 gr.) S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 30.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Rottmann: *Guter Rath an Mütter über die wichtigſten Puncte der phyſiſchen Erziehung der Kinder in den erſten Jahren.* Von D. *Chr. W. Hufeland*, d. Med. ordentl. Lehrer zu Jena. 1799. 86 S. 8. Es iſt ein glücklicher Gedanke des würdigen Vfs., ſeine Ideen über phyſiſche Erziehung der Kinder in den erſten Lebensjahren hier aufs neue in einer Form ins Publicum zu bringen, durch welche ſie dem Theile deſſelben in die Hände kommen, den ſie zunächſt angehen. Für Aerzte und ſelbſt für andere Leſer früherer Hufelandſchen Schriften, namentlich *der Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern* und der *Bemerkungen über die Blattern*, iſt in der vorliegenden nicht viel Neues enthalten, ja, die erſten Abſchnitte derſelben ſind nichts anders, als ein Abdruck des vierten Kapitels im Anhange zu der zweyten Auflage der Bemerkungen über die Blattern. Da aber dieſe Bemerkungen eigentlich nur für Aerzte beſtimmt ſind und ſo nur einem kleinen Theile des Publicums, welchem jenes vierte Kapitel am unmittelbarſten nützlich werden kann, bekannt werden, ſo kann Hr. *H.* auf den Dank recht vieler guten Mütter rechnen, daſs er ſie hier über einen der wichtigſten Gegenſtände ihrer Beſtimmung belehrt. Das Publicum kennt übrigens des Vfs. Lehrart und Vortrag ſchon zu gut, als daſs wir es hier erſt zu verſichern brauchten, daſs auch in dieſer Schrift der Vortrag vollkommen dazu geeignet ſey, dem Inhalte Eingang zu verſchaffen.

So groſs und unleugbar die Fortſchritte ſind, welche Vernunft und Cultur in unſern Tagen in der Behandlung der Kinder bewirkt haben; ſo exiſtiren doch noch gewiſſe Irrthümer und Lücken in der Behandlung, die den nachtheiligſten Einfluſs haben, und um ſo gefährlicher ſind, da ſie gewöhnlich gar nicht dafür erkannt und ganz überſehen werden. Auf einige derſelben aufmerkſam zu machen und zu zeigen, wie man ſie vermeiden könne, iſt Hn. *H's.* gegenwärtige Abſicht. Einer der wichtigſten und unerkannteſten Fehler iſt der, daſs man zwar vieles von der neuern verbeſſerten Erziehung der Kinder annimmt, aber in manchen Stücken aus Unwiſſenheit oder miſsverſtandener Zärtlichkeit dem alten Syſteme noch treu bleibt; woraus denn eine Ungleichheit und Disharmonie in den verſchiedenen Puncten der Behandlung entſteht, die nicht anders als ſehr nachtheilig für das Kind ſeyn kann. Dieſe Contraſte haben die höchſt unangenehme Folge, daſs das Gute, was der abhärtende ſtärkende Eindruck bewirkt hatte, durch den entgegengeſetzten wieder aufgehoben wird, und, was noch ſchlimmer iſt, daſs jener ſogar gefährlich und ſchädlich werden kann, weil die Natur immer gehindert wird, ſich daran zu gewöhnen. „Man glaubt nicht, ſagt der Vf., wie viel darauf ankommt, bey der erſten Erziehung (wenn ich ſo ſagen darf) in einem Tone zu bleiben, und die Natur nicht, wie ſo häufig geſchieht, durch eine ewige Miſchung von entgegengeſetzten Eindrücken, von Verzärtelung und Abhärtung, irre zu machen." Den auffallendſten Contraſt und einen Hauptgrund mannichfaltiger Uebel findet Hr. H. in dem Miſsverhältniſſe, das gewöhnlich zwiſchen der Behandlung der Kinder im erſten halben oder ganzen Jahre und der nachfolgenden herrſcht. Anſtatt daſs man gleich vom Anfang an den Zuſchnitt zu einer härtern und naturgemäſsern Erziehung machen ſollte, geſchieht es häufig, ja es iſt der gewöhnlichſte Fall, daſs man die Kinder das erſte Jahr hindurch recht warm und zärtlich hält, ihre Faſern aufs äuſserſte erſchlafft, und gegen jeden Eindruck empfindlich macht, und nun, ſobald es zu laufen anfängt, ganz plötzlich den Uebergang in ein kaltes und luftiges Leben wagt, und wohl gar einem ſolchen armen und verzärtelten Geſchöpfe zumuthet, es dem kleinen Ruſſen nachzumachen. Was kann hier von anders die Folge ſeyn, als daſs durch dies einjährige Treibhausleben der Grund zur Schwäche für das ganze künftige Leben gelegt, und daſs durch dieſe Verwöhnung der nachmalige Uebergang zu einem härtern Leben ein höchſt gefährlicher Schritt wird. Man ſagt: die harte Erziehung paſst noch nicht auf das zarte erſte Kindesalter, und man hat Recht, wenn man ſie in ihrem ganzen Umfange verſteht. Aber man ſollte doch nicht gerade das Gegentheil thun; man ſollte die Modificationen aufſuchen, in denen ſie auch für dieſes Zeitalter anwendbar zu machen iſt, man ſollte wenigſtens den Körper ſchon darauf vorbereiten.

Um dieſe Lücken auszufüllen, handelt Hr. H. in dieſer Schrift vom kalten Waſchen, von lauen Bädern, vom täglichen Luftbade, von der Reinlichkeit, von dem Wickeln und der erſten Bekleidung der Kinder, von dem Wiegen, von dem Schreyen der Kinder, von dem Eſſen und Trinken, von dem Schlafe und von dem bloſsen Kopfe. Keine vernünftige Mutter wird die Zeit gereuen, die ſie auf das ſorgfältige Leſen dieſes Büchleins verwendet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Christlicher Religionsunterricht für die Jugend*, von *Christian Friedrich Sintenis*, Consistorial- und Kirchenrath etc. 1798. 16 S. Vorr. u. Inhaltsanz. 104 S. Text. (8 gr.)

Dieser, sehr zweckmäfsiger Weise in ununterbrochener Reihe fortlaufende, durch keine Fragen und Antworten unterbrochene Religionsunterricht, ist nicht für Kinder sondern für junge Leute im zweyten Jahrzehend ihres Lebens — eine freylich etwas unbestimmte Epoche — verfafst, und es ist dabey blos die unmittelbare Lehre Christi aus den Evangelien zum Grunde gelegt oder wenigstens gelegentlich benutzt. Folgende Hauptrubriken legen den Plan des Werkchens vor Augen: *Einleitung:* 1) von der Religion überhaupt, 2) von der christlichen Religion, 3) von Jesus als dem Christus — I. *Hauptst.* Gott ist nur ein einziger, unsichtbar und über alles vollkommen. II. *Hauptst.* Gott führt unaufhörlich die Aufsicht über die Welt. III. *Hauptst.* Gottes Liebling unter allen Geschöpfen auf Erden ist der Mensch. — Soll ein Hauptsatz in einem Lehrbuche einen solchen Anthropomorphismus, der in der Ausführung noch viel gröber ist, enthalten? — IV. *Hauptst.* Gott hat das Glück des Menschen an seine Tugend gebunden. — Der Ausführung wäre mehr Gründlichkeit zu wünschen. Schon die S. 1. am Eingange aufgestellte Behauptung: „die „Urquelle aller Religion ist die Natur." — „Im „Menschen ist Vernunft, ausser dem Menschen die „Welt; wendet er jene auf diese an: so steht Gott „gleichsam vor ihm da" — vornehmlich aber S. 3. „wie der vernünftige Mensch durch den Anblick der „Natur an Gottes Daseyn glauben lernt: so kommt „er auch durch Nachdenken über die Natur nach „und nach zu richtigen Vorstellungen über Gott" — „so ist die Natur die Quelle aller Religion und jede „Vorstellung von Gott, die *nicht* in der *Natur liegt*, „oder ihr gar widerspricht, gehört unter die unerweislichen und falschen" — beweist, dafs der Vf. den moralischen Gesichtspunct, der die Einleitung in alle Religionslehre machen mufs, gänzlich verfehlt hat. In der That möchte man neugierig seyn, zu erfahren, wie die Begriffe von Gottes Heiligkeit, Allmacht, Allgütigkeit, Allweisheit, Unendlichkeit u. s. w. in der Natur liegen und aus ihr hergeleitet werden sollen, da vielmehr der Mensch gar nicht dazu gelangen könnte, ohne über die Natur hinauszugehen und seinen Standort im Gebiete der intelligibeln Welt und des Freyheitsbegriffes zu nehmen. Jenem πρωτον ψευδος ist denn auch die ganze Theologie dieses Büchleins mit Inbegriff dessen, was darin über die Tugendlehre vorkommt, conform. Ein sonderbarer Gedanke ist es das physische Uebel durch das Vorgeben hinweg zu vernünfteln, es sey werdendes erst halb fertiges Gute, das, was aber wirklich gut genannt wird, das vollendete fertig gewordene Gute, mit der Erläuterung, der dem heutigen schönen Wetter vorgestern vorhergegangene Regen und gestern vorausgegangene Sturm sey *gutes Wetter in der Mache* gewesen, wogegen nicht in Anschlag kommt, dafs eben so oft das gegenwärtige Gute Vorbereitung zum nächstkünftigen Uebel ist, und überhaupt das Relative des Begriffs *gut* in diesem Sinne völlig übersehen wird. Die S. 67. befindliche Frage: „Ersetzt uns der Körper durch die Sinnesfreuden, die „er uns lebenslang verschafft, nicht die Schmerzen „reichlich, welche er uns zuweilen macht?" würde ein Mensch, der von Kindheit an vielleicht wenig gesunde Stunden gehabt hat, oder einer, der Jahre lang an einem Krebsschaden leidet u. dgl. für Spott zu halten sich versucht finden. Fast allenthalben, wo der Vf. der Vernunft als Vorzuges der Menschheit gedenkt, ist nur von technischer und allenfalls wissenschaftlicher, höchst selten von der praktischen Vernunft die Rede, ja selbst alles, was von moralischem Vernunftgebrauche S. 77. 78. vorkommt, reducirt sich darauf: dahin zu arbeiten, wie wir uns *die Dinge in der Welt möglichst nützlich machen, uns in der menschlichen Gesellschaft möglichst wohl befinden* und *Gott für uns nicht furchtbar sondern tröstlich finden mögen* — und darauf will der Vf. den Begriff von *Pflichten* gründen! — wogegen in der That selbst manches, was er selbst von Aufopferung fürs Gute, auch insbesondere S. 94. 95. vom Ursprung und Wesen des Lasters, vornehmlich aber S. 97—99. von der Beschaffenheit und den Erfodernissen eines tugendhaften Lebens ganz eindringlich und dem Geiste reiner Moralität näher kommend sagt, in geradem Widerspruche steht. Auf keinen Fall verdient gegenwärtiges Buch den Namen eines christlichen Religionsunterrichts, wenn man nicht einige dürftige und zum Theil falsch angewandte Allegate aus den Reden Jesu — wie z. B. S. 23. Joh. 10, 29. der Vater ist gröfser als Alles, wo μειζων offenbar so viel als *mächtiger* bedeutet, zum Beweise, dafs Gott der höchst Vollkommene sey — für den Charakter eines solchen annehmen will. Denn wenn auch Jesus die Prin-

Principien der Religion nicht wissenschaftlich aus der reinen Moral deducirt: so ist doch der Geist seiner Religion und Religionslehre ganz unverkennbar rein moralisch; und es ist ein schlechtes Lob, was Hr. *S.* Jesu beylegt, wenn er, ohne Hinsicht auf den moralischen Sinn und die moralische Tendenz, worin sie von ihm vorgetragen werden, der Matth. VI. 26. 30. und Matth. X. 29. vorkommenden teleologischen Winke wegen in die Apostrophe ausbricht: „so hatte noch kein Lehrer die Providenz gepredigt" da er im Xenophon Mem. I. 4. und andw. Cic. de Nat. Deor. II. und in mehrern Stellen der Alten viel umständlichere Ausführungen dieser Art, wenn diese in der Lehre von der Providenz die Hauptsache ausmachten, würde finden können. Der Raum verbietet noch manche Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten in diesem Buche zu rügen, wie unter andern S. VI. d. Vorr. in Beziehung auf Joh. 3. 4. „so einfältig fragte Jesum wohl heut zu Tage kein deutscher „Schultheis mehr, wie jener Oberster unter den Juden" — wo dem Nicodemus die Einfalt wohl von Hn. *S.*, der die bescheidene Ironie in dieser Stelle verkennt, geliehen wird — und in der mehr als magern Religionsgeschichte S. 9. die Anzeige des Unterschiedes zwischen Lutheranern und Reformirten, dass jene die unveränderte, diese die veränderte Augsburgische Confession, mit welcher letzten es bekanntlich eine ganz andere Bewandnifs hat, annehmen. Es ist Schade, dass Hr. *S.* sein schönes Talent zur Fasslichkeit und hier und da in der That eindringlichen Wärme, nicht mit mehr Gründlichkeit vereinigt hat. So wie sein Buch jetzt ist, dürfte kein Mensch errathen, dass es, wie er uns erzählt, die Frucht eines Viertheljahrhunderts sey.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Himburg: *Jakob Maddock*, Floristen zu Walworth bey London, *Anleitung für Blumenfreunde, oder Abhandlung von der Cultur der vorzüglichsten Blumen.* Nebst einem Anhang über Boden und Düngung; aus dem Englischen übersetzt von *August Wilh. Mantenfel*, Auctions-Commissarius in Berlin, mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1798. 166 S. gr. 8. (3 Rthl.)

Diese nach ihrem Innern als Aeussern sehr geschmackvolle und den Blumenfreunden interessante Abhandlung handelt von den *Hyacinthen, Tulpen, Ranunkeln, Anemonen, Aurikeln, Nelken, Federnelken und Primeln oder Schlüsselblumen.* — Als Einleitung geht eine kurze Geschichte der Blumencultur dieser Kinder der Flora, voraus. Die *Hyacinthe*, wenigstens die *orientalische*, stammt, nach Linné, aus Asien und Afrika. Die erste doppelte Art derselben wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von *Peter Voorhelm*, einem der frühesten und berühmtesten holländischen Blumisten aus dem Saamen gezogen, und man schätzte bald in Holland eine schöne und doppelte neue Hyacinthe so hoch, dass eine einzige Zwiebel mit 2000 holländ. Gulden bezahlt wurde. — Wo der Name *Hyacinth* herzuleiten, weiss man nicht.

Die *Tulpe*, von eben der Classe und Ordnung, stammt aus Cappadocien, und ist im J. 1559. nach Europa gekommen, und vornemlich durch die Bemühungen der holländ. und franzöf. Blumisten zu der jetzigen Vollkommenheit gebracht worden. Die Tulpensucht war vor 150 Jahren in Holland so gross, dass man mehrere tausend Gulden für eine einzige Zwiebel gab. Der Name *Tulpe* soll von dem türkischen Wort Tulipan (Mütze oder Kopfputz) herstammen.

Die *Ranunkel* ist, nach *Linné*, in Asien und Mauritanien zu Hause, und zur Zeit der Kreuzzüge aus Syrien nach Europa gekommen. Der Name soll von Rana, der Frosch, herstammen, weil die Blume einen kühlen und feuchten Ort verlangt.

Die *Anemone* ist von einem französ. Edelmann, *Bachelier*, im vorigen Jahrhundert aus Amerika mit nach Frankreich gebracht worden. Der Name stammt von dem griechischen *Anemos*, weil ihre Blätter so dünne, und der Saame so leicht und federicht ist, dass er vom leisesten Lüftchen beweget wird.

Die *Aurikel* (*Auricula ursi* Linn. Bärenöhrlein, weil ihre Blätter Aehnlichkeit mit den Ohren dieses Thieres haben.) ist auf den Schweizerischen und Steyerischen Alpen zu Haus, und ihre Vervollkommnung verdankt man vornemlich der Sorgfalt der englischen Blumisten.

Die *Nelke* (*Dianthus Caryophyllis L.*) stammt aus Italien, und sind theils *Platzer*, deren Blumen aus doppelten in einander stehenden Knospen oder Kelchen bestehen, und ehemals vorzüglich begünstiget waren, theils *ganze Blumen*, die nicht aufspringen, und nun einen entschiedenen Vorzug haben.

Die *Federnelke* (*Dianthus Arenarius*) ist in den kälteren Gegenden Europens zu Hause, und ihr Name stammt aus dem Holländischen her, in welcher Sprache es ein Auge bedeutet; in England wurde sie ehemals *Fasanenauge* genannt.

Die *Schlüsselblume* (*Polyanthus*, aus dem Griechischen: *mit vielen Blumen*) soll in der Türkey einheimisch seyn.

Die erste Abhandl. von den *Hyacinthen* hat die Ueberschrift, *Wegweiser eines Blumenliebhabers*, mit allem Recht. Die Erziehung dieser schönen Blume ist gründlich gezeigt. Der Vf. warnet darin vor einem schädlichen gelben, ein Zoll langen Wurm, den er den *Drathwurm* nennt, den er aber nicht näher beschreibt. Unstreitig aber ist er der *Engerling*, die Larve des Maykäfers. Merkwürdig ist bey dieser Blumenart der Einfluss der Verschiedenheit des Klima und Bodens. Wenn die Hyacinthenzwiebeln in England das vierte und fünfte Jahr erreicht haben, so blühen sie daselbst stärker, als andere. Nach dieser Zeit aber nehmen sie nach und nach ab; da sie hingegen in Holland zwölf bis dreyzehnmal Blumen bringt, und selten blos Alters halben ausgehet.

gehet. — Die gefährlichste Krankheit der Hyacinthenzwiebel ist die sogenannte *Ringelkrankheit*, wogegen kein besseres Mittel ist, als den schadhaften Theil so weit anzuschneiden, bis keine Braune und Gelblichkeit mehr vorhanden ist. — *Von den Tulpen.* Der Vf. theilt sie in zwey Klassen, in früh- und spätblühende, und in fünf verschiedene Gattungen, (welche Namen aber den deutschen Floristen nicht brauchbar sind,) wovon die ersten viere weissen Grund, die Bizarden aber einen gelben Grund haben. — Die Erziehung, Pflege und Wartung dieser Blume ist ebenfalls sehr gründlich dargestellt. — *Von den Ranunkeln.* Sie dauern ohngefähr 20 bis 25 Jahre. — *Von den Anemonen.* Diese leiden verschiedene Veränderungen mit dem Alter, und dauern nicht länger als 12 bis 15 Jahre, und blühen in ihrer grössten Vollkommenheit vom 5ten bis zum 10ten Jahre. — Jeder Abtheilung ist die Beschreibung der Eigenschaften einer jeden Art der bemeldeten Blumen, wenn sie schön heissen soll, beygefügt. — *Von verschiedenen andern zwiebelartigen Blumen.* Ihre Erziehung, Wartung und Pflege wird überhaupt und kurz, doch hinreichend gelehrt; die Eigenheiten der Blumen aber bey jeder besonders angemerkt. Die bemerkten Blumen sind: die *Tazetten*, (*Polyanthus Narcissus*); die *doppelte Narcissen*, (*Daffodils*), *Jonquillen*, englische, spanische und persische Zwiebel *Iris*; *Kaiserkronen*; *Lilien und Paonien*; *Martagons*, (Berglilien); *Arum Dracunculus*; *Lilium persicum*; *Pancratium maritimum*; *Colchicum*; *Crocus autumnalis*; *Fritillaria Orchis*; *Anemoniden*; *Frühlingscrocus*; *Cyclamen* etc.

Von den Aurikeln. — Diese Abhandlung enthält eine umständliche Anleitung, wie man die bequemste Erde für diese Blumenart bereiten solle: was ferner in Ansehung der Blumentopfe zu bemerken; die allerrathsamste Zeit, sie zu verpflanzen; sie im Sommer und Winter zu pflegen, nebst vielen andern wissenswürdigen Nachrichten. — *Von den Nelken.* Unter andern viel erschöpfenden Lehren und Anweisungen, diese edle Blume zu erziehen, zu pflegen und zu warten, ist hier das *Ablegermachen*, ingleichen das *Stopfen*, (abgebrochene oder abgeschnittene Zweige zu setzen und zu erziehen,) auf das deutlichste und gründlichste gezeigt. — *Von den Federnelken.* Ihre Cultur ist leichter, als die der Nelken. — *Von den Schlüsselblumen*, (*Primula veris*) Sie haben ihre gefährlichsten Feinde an den Schnegeln und an der kleinen scharlachrothen Spinne. — *Anhang über Boden und Dünger.* Der Vf. hatte hier naher bestimmen sollen, ob er vorzüglich oder allein die Rücksicht auf die Baum- und Blumengärten nehme oder auch auf Getreidefelder. Für die letzten wäre seine Düngeranwendung nicht empfehlend. Denn wenn der Landwirth zwey und ein halb Jahr zu seiner Zubereitung anwenden sollte; so würde er ihm auf seinen Aeckern nicht den dritten Theil Nutzen schaffen. Ueberhaupt wäre es dem Blumenfreund interessanter gewesen, wenn statt dieses Anhangs noch einiger Arten Blumen Cultur wäre beygefügt worden. — Uebrigens ist die Uebersetzung sehr gut gerathen. Es ist ein Glück für eine so gute Schrift, wenn sich der Uebersetzung ein Mann unterzieht, der nicht nur der Sprache vollkommen Meister, sondern auch selbst ein praktischer Kenner der Gegenstände ist, die in der Schrift vorgetragen werden.

Erfurt, b. Keyser: *Annalen der Gartnerey*, nebst einem allgemeinen Intelligenzblatt für Garten- und Blumenfreunde, herausgegeben von *Neuenhahn d. jüng.* 7tes Stück. 1798. 128 S. 8. (6 gr.)

Dieses immer gleichen Schritt haltende, gute und lesenswürdige Journal enthalt in diesem 7ten Stück I. *Bemerkungen über künstliche Befruchtung der Nelken*, (über) *Garteninsecten und Blumennummern.* II. *Von dem Ausarten der Nelken.* III. *Die Baumschule zu Glasow bey Soldin in der Neumark.* IV. *Allgemeine Betrachtungen über verschiedene Düngungsmittel in Rücksicht auf Gemüss- und Blumengärten*, von *Schröter.* V. *Ueber die beste Art Nummerhölzer für Blumen etc. zu machen.* — aus Schiefersteinen. Zugleich lehrt diese Abhandlung eine gewisse *Durchwinterungsart der Nelken*, welche Beyfall verdient, nur etwas mühsam ist; und zuletzt zeigt sie, wie die *Ohrwürmer* von den Nelken dadurch abgehalten werden können, dass die Gestelle an ihren Pfosten in Wasser gestellet werden. Aber — kann denn der Ohrwurm nicht fliegen? — VI. *Von den Traubenkirschen*, *Prunus padus* Linn. — Wenn der Vf. glaubt, dass die Beeren dieses Baums keinen Branntewein geben, und vielleicht nichts Geistiges hätten; so irret er sich, und muss er bey der Behandlung in dem Gahrungsgeschafte es versehen haben. — VII. *Ueber die Ehen im Pflanzenreich.* — Eine unterhaltende Abhandlung. VIII. *Rhapsodien*, *vorzüglich über Baumzucht und Blumen* etc., von *Schröter.* — In diesen lesenswürdigen Rhapsodien des würdigen Vfs., worin mehrere vorgegebene, aber auf keine Erfahrung gegründete Mittel etc. gerügt werden, liefert er dagegen Beyspiele, wo wahre und auf wiederholte Erfahrungen gegründete Versuche nicht einerley Erfolg haben, wenn nämlich dergleichen Versuche nicht getreu und unter den angegebenen Umständen nachgeahmet werden. Zum Beweis führet er die Erfindung des *Frostableiters* von Hanf- oder Strohseilen an, wovon er den auffallendsten Beweis ihres Nutzens bey ordentlicher Richtung derselben über seinen Blumenbeeten beschreibt. Er zeigt zugleich den Fehler, warum viele keinen Nutzen von den Frostableitern erhalten, und sie deswegen verwerfen. — Sie machen sie unrichtig und schlingen sie zu weit und zu oft um den Baum, da es nur einmal oben bey der Spitze des Baums nur zu Befestigung des Seils geschehen sollte. Da muss freylich das Gegentheil erfolgen, eben so, wie man in ein Gebäude den Blitz hineinführen würde, wenn man den Blitzableiter um dasselbe herumschlingen wollte.

wollte. — Der Vf. verdient übrigens Dank für die gerechte Ehrenrettung des Froftableiters. — IX. *Allgemeine Anzeigen, oder vermischte Garten- und dahin einschlagende physikalische, naturhistorische Nachrichten, Bemerkungen, Anekdoten und Recensionen, auch Blumen- und Sämereyen-Verzeichnisse.* — Viel Gutes und Interessantes.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kramer: *Die Kunst, sein Leben der Tugend, Weisheit und guten Lebensart gemäss zu führen.* Nach dem lateinischen Werke des Hn. Rath Campe. 1799. 296 S. 8.

Hr. *Gruber* liefert hier, wie er in der Vorrede versichert, keine wörtliche Ueberfetzung, sondern eine neue Bearbeitung des Werks, welches den Titel führt: *Compendium artis vivendi ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium et ex Jo. Lud. Vivis Valentini introductione ad veram sapientiam concinnatum a Joach. Henr. Campio.* Wir müssen dies für ein ganz überflüssiges Unternehmen erklären. Denn was Hr. *Gr.* hier giebt, sey es nun aus dem genannten lateinischen Werke, oder aus dem Schatz seiner eigenen Erfahrungen entlehnt, ist ein planloses und grossentheils triviales Räsonnement, welches noch hie und da mit unrichtigen Vorstellungen verwebt ist, wie S. 100. die Aeusserungen von Gottes Liebe, die alte *gekaufte Schuld verzeiht*, S. 170. die Aeusserung, dass wir Gott oft und grob *beleidigen*, zur Genüge beweisen. Unter dem Titel: Denksprüche sind einige Liederverse angehängt. Als zweyten Anhang lasst Hr. *Gr.* ein epitome ethices folgen. In demselben erklärt er S. 181. Vernunft als das Vermögen der Seele, vermittelst dessen wir in den Stand gesetzt werden, durch Berechnung aller (?) Ursachen und Folgen, und Angeben aller (?) gehörigen Mittel, beabsichtigte Zwecke zu erreichen. Nach S. 183. muss man das *Messer der Kritik* in die Hand nehmen, und alle seine Neigungen und Kräfte von einander trennen u. s. w. Für wen dieser Anhang sowohl, als das ganze Werk eigentlich bestimmt sey, kann Rec. nicht errathen. Bald scheinen dabey Kinder, bald Philosophen vorausgesetzt zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Dreyssig: *Anweisung, das Klavier zu spielen.* Ohne Jahrzahl, 13 S. Text und 3 S. Noten, in 8. Vor dieser höchst elenden, äusserst kurzen und gar zu unvollständigen, in einigen Nebendingen aber zu weitläuftiren und ohne Sachkenntniss zusammengetragenen, oder vielmehr grösstentheils wörtlich abgeschriebenen, Compilation muss man jeden Lehrer und Lernenden pflichtmässig warnen.

Dass diese Compilation höchst elend ist, erhellet schon aus folgendem. S. 4 und 5 befindet sich die Abbildung der Tastatur eines Klaviers mit *langer Octave*, ohne dass irgendwo erklärt wird, was man unter dem letztern Ausdrucke versteht. In allen Octaven werden nur folgende Obertasten namhaft gemacht: Cis, dis, fis, gis as, b. Warum ist nur bey einer einzigen, nämlich bey gis, die doppelte Benennung beygefügt worden? Sowohl ein Kreuz vor d, als ein b vor e, heisst bey dem ungenannten Vf. in dieser Abbildung *dis* u. dgl. m. S. 10. kommen in einem Beyspiele, welches zur Erläuterung der Lehre von zwey Puncten nach einer Note dienen soll, *Vorschläge* vor punctirten Noten, ja sogar *Manieren* vor, obgleich auf allen, dem eigentlichen Unterrichte gewidmeten, zwölf Seiten weder ein Vorschlag noch eine Manier genannt und erklärt wird. Von der Herleitung etc. der sogenannten abhängigen Töne ist in der vorliegenden Anweisung nichts zu finden; und doch kommen S. 11 etc. diese Töne bey der Erklärung der Versetzungszeichen vor. S. 12 heisst es: „Das ♯♯ oder + erhöhet die Note um einen ganzen Ton, z. B. c, ciscis u. s. w. Ohe, jam satis!

Wenn auch diese Anweisung absichtlich nur äusserst kurz seyn sollte; so durften darin doch nicht die, dem angehenden Klavierspieler ganz unentbehrlichen Dinge, übergangen werden. Dies ist aber z. B. der Fall in Absicht auf die Fingersetzung, wovon auch nicht eine Sylbe vorkömmt. Man denke sich eine Anweisung zum Klavierspielen, worin die Lehre von der Fingersetzung ganz fehlt!! Indess erfahren die jungen Freunde und Freundinnen, welche der Vf. S. 2. anredet, doch zum grossen Glücke noch, in welcher Lage sie vor dem Klaviere sitzen müssen, und wie sie die Hände zu halten haben. Was aber *forte* und *piano* bedeutet; was eine Secunde, Terz etc. heisst; was man eine Tonleiter nennt; was ein oder der andere Ton vorgezeichnet hat; was man unter Dur und Moll versteht; was eine Triole ist — dies alles und noch ungleich mehreres, was auch der Anfänger wissen muss, sucht man in dieser Anweisung vergebens. Dagegen hätten verschiedene Nebendinge füglich ganz unberührt bleiben können. So ist z. B. das, was S. 8. vom hohen, gemeinen und tiefen Bassschlüssel, vom hohen und gemeinen Altzeichen, vom französischen Violinzeichen, vom Tenorzeichen etc. steht, für den Anfänger gar sehr entbehrlich und ganz überflüssig. Schon hieraus ergiebt es sich zur Genüge, dass diese Compilation ohne Sachkenntniss zusammen getragen ist.

Das wirklich Gute, welches auf diesen zwölf Seiten hin und wieder vorkömmt, ist grösstentheils wörtlich aus *Türk's* Klavierschule oder aus dem Auszuge daraus abgeschrieben. Man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, z. B. S. 2 und 3. der vorliegenden Anweisung, mit der genannten Klavierschule S. 24 und 25., oder mit dem erwähnten Auszuge S. 12 und 13 u. a. m. Zum Unglücke hat aber der Compilator auch aus einigen andern Anweisungen zum Klavierspielen und Singen etc. abgeschrieben, und das Brauchbare von dem Entbehrlichen oder wohl gar Fehlerhaften nicht gehörig zu unterscheiden gewusst; daher lassen sich die vielen angezeigten Missgriffe erklären. — Ehe der Vf. wieder eine ähnliche Arbeit unternimmt, rathen wir ihm, sich wenigstens mit den Anfangsgründen der Musik und des Klavierspielens etwas genauer bekannt zu machen, denn in der vorliegenden Schrift zeugt jede Seite von seiner Unwissenheit in musikalischen Dingen. Und wehe denjenigen Schülern, die ihn zum Lehrer wählen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. April 1799.

PAEDAGOGIK.

Leipzig, b. Kramer: *Ueber den Unterricht des Volks in den Strafgesetzen auf Schulen*, von D. *Carl Aug. Tittmann*, Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1799. 165 S. 8.

Schon seit einiger Zeit machte der Unterricht in den Landesgesetzen einen Lehrgegenstand in wohleingerichteten Bürgerschulen aus. Aber die Rechtsgelehrten, besonders in den kursächsischen Landen interessirten sich bisher noch wenig oder gar nicht dafür. Hr. *T.* verdient also schon deswegen Dank, dass er diesen Gegenstand in eine nähere Untersuchung zog. Nachdem er in der Einleitung den Grundsatz aufgestellt, dass die Staatsgewalt das Volk (wir würden dafür das edlere Wort Bürger gebraucht haben) mit den Gesetzen bekannt machen lassen müsse, damit es gerecht seyn könne, und die Unzulänglichkeit der bisher hiezu gewählten Mittel, als das Ablesen der Gesetze von den Kanzeln und das Anschlagen derselben an öffentlichen Gebäuden u. s. w. dargethan hat; so führt ihn dies auf die Behauptung, dass, um unerlaubte Handlungen zu verhindern, ein Unterricht über Strafgesetze in Schulen ertheilt werden müsse. In dem *ersten* Abschnitt beantwortet er die Frage: was muss in Volksschulen von Strafgesetzen gelehrt werden? Sehr richtig schliesst er von diesem Unterricht eine vollständige Theorie des Strafrechts aus, und beschränkt ihn dagegen auf deutliche Begriffe von unerlaubten Handlungen, um den Grund der Verbindlichkeit zu ihrer Unterlassung einleuchtend zu machen, auf die Aufzählung der einzelnen unerlaubten Handlungen selbst, mit Angabe des Grundes, warum sie verboten sind, auch bey einzelnen Arten unerlaubter Handlungen auf die Erwähnung der Umstände, welche zur Unternehmung derselben Veranlassung geben konnten. Aus Gründen erklärt er sich S. 70 u. 75. gegen die Bekanntmachung *widernatürlicher* Handlungen und solcher Vergehungen, welche nur in höhern bürgerlichen Verhältnissen statt finden können. Zu diesem Unterrichte rechnet er noch eine dem jungen Bürger beyzubringende Kenntniss von der Sorgfalt des Staats zur Sicherung der Rechte, die Auseinandersetzung der Gründe, warum man gerade *durch Strafen* unerlaubte Handlungen zu verhindern sucht, die Anführung der auf jedes Vergehen gesetzten Strafen selbst und endlich eine Bekanntmachung mit dem gerichtlichen Verfahren gegen unerlaubte Handlungen, beides aber nur im Allgemeinen und in der Absicht, um dadurch bey dem Volke eine Ueberzeugung sowohl von der Gerechtigkeit, als auch von der Zweckmässigkeit der Maasregeln, welche im Staate zur Entdeckung und Bestrafung der Missethäter getroffen sind, zu bewirken. Der *zweyte* Abschnitt beantwortet die Frage: wie muss auf Schulen in den Strafgesetzen Unterricht ertheilt werden? Bey Bestimmung der Methode schränkt sich der Vf. nur auf die Abfassung der Lehrbücher ein, und überlässt, wie billig, die zweckmässigste Art des Vortrags dem praktischen Jugendlehrer selbst. Nach seiner Meynung sollen die vorzutragenden Grundsätze nicht bloss aus positiven, sondern vorzüglich aus natürlichen Gesetzen geschöpft, und die Gültigkeit derselben nicht bloss aus Rechtsgesetzen erwiesen, sondern auch von Seiten der Religion vorgestellt werden. Doch will er diese Darstellung mehr dem Vortrage, als dem Lehrbuche überlassen wissen. In Ansehung des ersten Puncts ist Rec. ganz mit dem Vf. einverstanden, zweifelt aber sehr, ob *alle* positive Gesetze eine zwanglose Deduction aus Principien des Sittengesetzes und Naturrechts verstatten werden. Was aber die Erweisung der Gültigkeit bürgerlicher Strafgesetze von Seiten der Religion betrift; so kann Rec. dem Vf. hier nicht beystimmen. Wenn nicht einmal die moralische Pflichtenlehre aus der Religion hergeleitet werden, sondern diese vielmehr aus jener hervorgehen soll; so sollte man sich noch weniger einfallen lassen, die bürgerliche Pflichtenlehre daher zu deduciren. Bey einer sonst zweckmässigen geistigen und moralischen Bildung der Jugend, muss die Ueberzeugung von der Heiligkeit gerechter und billiger Staatsgesetze, unabhängig von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, begründet werden können, und solche positive Gesetze, von welchen das *stat voluntas pro ratione* gelten sollte, durch das Ansehn der Religion sanctioniren wollen, würde Missbrauch dieses der Menschheit für edlere Zwecke verliehenen Guts seyn. — Für die Darstellung der in den Jugendunterricht aufzunehmenden Grundsätze empfiehlt der Vf. deutlichen Ausdruck in kurzen Sätzen, mit Vermeidung aller gelehrten Definitionen und der Gesetzessprache. Zuletzt giebt er einen Plan an, nach welchem diese Grundsätze systematisch dargestellt werden sollen. Nach einer allgemeinen Einleitung von der bürgerlichen Verfassung, ihrem Werth, und der Nothwendigkeit der Gesetze, soll von unerlaubten Handlungen im Allgemeinen und namentlich von denjenigen gehandelt werden, welche gegen die einzelnen Menschen zustehende Rechte, gegen die der Religion schuldi-gen

ge Ehrfurcht find, und von denen, welche den als Bürger obliegenden Handlungen entgegen find, als Handlungen, welche den ganzen Staat in Gefahr fetzen, welche denen (den) Mitteln, welche die Obrigkeit zur Ausübung ihrer Gewalt gewählt hat, widerftehen, und der Policeyeinrichtung zuwiderlaufen. Den Befchlufs follen einige Lehren vom gerichtlichen Verfahren machen, nämlich, welche Mittel angewendet werden, um den Thäter eines Verbrechens zu erfahren, über die Zweckmäfsigkeit diefes Verfahrens und Begegnung des Einwurfs, dafs ungerechte Entfcheidungen abgefafst werden können. Uebrigens foll diefer Unterricht im letzten Schuljahre und auf dem Lande von dem Prediger ertheilt werden. Nach unferer Ueberzeugung hat Hr. *T.* feinen Gegenftand mit vielem Fleifs und wirklich planmäfsig, nur hie und da etwas zu wortreich, nach Art des mündlichen akademifchen Vortrags abgehandelt. Da er die Strafgefetze mit philofophifchem Blicke vorurtheilfrey betrachtet, und fich auch felbft, wie aus diefer Schrift erhellet, mit dem Inhalt anderer, als unmittelbar in fein Fach fich einfchlagender Bücher bekannt gemacht hat; fo glauben wir ihn zur Ausarbeitung eines Lehrbuchs der Gefetze für kurfächfifche Bürgerfchulen ermuntern zu können. Zu den von ihm angegebenen Puncten, welche die Einleitung enthalten foll, mufs aber noch ein kurzer Unterricht *von den Rechten* des Menfchen kommen. Dagegen würden auch nur Winke, die Gültigkeit der bürgerlichen Gefetze aus der Religion zu erweifen, überflüfsig feyn. Obgleich die Lehrbücher eines *Nenke* über die preufsifchen Gefetze dem Vf. in mancher Rückficht werden zum Mufter dienen können, fo wird er dennoch den Rath eines erfahrnen Schulmannes bey feiner Arbeit nicht ganz entbehren können.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Hiftoriſka Samlingar. Andra Delen.* 390 S. *Tredje Delen.* 414 S. 8. 1797. (*Hiftorifche Sammlungen. Zweyter und dritter Theil.*)

Der erfte Theil diefer Sammlung von allerhand die fchwedifche Gefchichte erläuternden Urkunden, Actenftücken und Originalbriefen, welche der fchwedifche Obriftlieutenant und Ritter, Hr. *Adlerfparre*, feit 1793 herausgiebt, ift A. L. Z. 1795. Nr. 135. angezeigt worden. Hier nun die feitdem erfchienenen Fortfetzungen davon. Die *zweyte Sammlung* enthält: 1) urkundliche Nachrichten, das Kriegswefen unter der Regierung K. Erich XIV betreffend; in allen 18. als z. E. Vorfchriften an Freyh. Horn, wie er fich bey der Belagerung von Pernau 1562 zu verhalten hatte, um es einzunehmen. S. 3. wird einiger einzuwerfender Rauchkugeln zur Vergiftung der Luft in der Stadt gedacht. K. Erich hatte damals die fchwedifche Kriegsmacht zu Fufs in 4 Regimenter vertheilt, woron drey zu Lande und eins zur See gebraucht werden follte, welches letzte daher das Schiffsregiment hiefs. Jedes Regiment follte aus 6000 Mann beftehen. Die folgenden Briefe betreffen die Belagerung von Halmftadt, welche nach mehrern vergeblichen Auffoderungen 1563 aufgehoben werden mufste. Mehrere Befehle des Königs an die commandirende Officiers im damaligen Kriege find fehr umftändlich. S. 51. wird des fchimpflichen Aufzugs unter dem Namen *Triumph für Nils Sture* gedacht, dem Gr. Nils Sture fich 1566 unterwerfen mufste. Dafs Sture fo hart behandelt ward, foll eigentlich daher gekommen feyn, weil Erich glaubte aus dem Sternenlauf erfehen zu haben, dafs ihn jemand der Regierung entfetzen würde, und vermuthete, dies würde wahrfcheinlich bemeldeter Sture feyn. Gr. Pehr Brahe, der Elfsborg und Bohus belagern follte, aber nichts ausrichten konnte, und darauf feinen Abfchied begehrte, erhielt ihn mit den Worten: „weil wir vernehmen, dafs du weder Luft noch Willen haft, etwas rühmliches auszurichten." Am ausführlichften ift die Inftruction für Herzog Magnus von Sachfen, den der König 1566 zum Befehlshaber feiner Truppen an der dänifchen und norwegifchen Grenze beftellt hatte. Man follte unter andern auf alle Art fuchen, die Befatzung des Schloffes zu Elfsborg zu gewinnen, um folches zu übergeben, allenfalls wenn nichts anders helfen wollte, follte man fuchen, fie mit 3000 Rthlr. zu beftechen. 2) Fortfetzung der Briefe von Bengt Baaz oder Ekehielm, an den Pfalzgraf Johann Cafimir, worin er letzterm von den Vorfallenheiten in Stockholm und am Hofe in den Jahren 1643 bis 1649 in 30 Briefen Nachricht giebt, z. E. von der 1643 verordneten Zufammenkunft von 18 Herren aus den Hof- und Untergerichten, zur Verbefferung des Juftizwefens; von der Annahme eines Liefländifchen von Adel, Jac. Bremen, zum Hofmeifter für Herzog Adolph Johann; dafs der Bifchoff zu Wexjo, Magifter Nic. Krokius in feiner dritten Ehe und einem Alter von 70 Jahren der Hurerey wegen angeklagt worden; von der Aufnahme der holländifchen Gefandten in Stockholm. S. 150. fieht man, dafs die fchwedifche Flotte unter dem Admiral Flemming im J. 1644 aus 40 Schiffen, ohne 4 Brander und kleinere Fahrzeuge beftanden; auch die Scheerenflotte beftand aus 38 Fahrzeugen von verfchiedener Art u. dgl. m. 3) König Carl Guftavs eigenhändige Nachricht von feiner Negotiation wegen einer Vermählung mit der Königin Chriftina. Die Königin wollte ihm weder alle Hoffnung benehmen, noch ihm einige Hoffnung geben; verficherte ihm aber, wenn fie je fich vermählen würde, fo würde fie ihn wählen; wenn fie fich aber nicht vermählen würde, fo wollte fie zur Sicherheit und zum Beften des Reichs fuchen, ihn zum Nachfolger und Erbfürften des Reichs zu erklären. 4) Verfchiedene Actenftücke, betreffend die Erklärung Herzog Carl Guftavs zum Erbfürften des Reichs. Die Königin warf dem Senat bey der Gelegenheit vor, dafs folcher Luft hätte, Schweden wieder in ein Erbreich zu verwandeln, oder vielmehr eine ariftokratifche

Regie-

Regierung einzuführen. Axel Oxenstjerna versicherte, dass, wenn sein Grab hier vor ihm geöffnet stünde, und es in seiner Wahl stünde, sich da hinein zu legen, er das lieber thun würde als die Successionsacte zu unterschreiben. Der Hofkanzler Tungel hatte, wie man hier liest, viel mit ihm zu thun, ehe er unterschreiben wollte. Er berief sich unter andern darauf, dass, so lange er Reichskanzler gewesen, er nie eine Acte unterschrieben hatte, wozu er nicht selbst gerathen, daher er dann auch nicht aus freyem Willen, sondern auf strengen Befehl der Königin unterschriebe. Auch war er übel mit dem zufrieden, was die drey untern Stände gegen den Adel in Bewegung brachten. 5) Actenstücke, die Frage betreffend: ob der Reichsrath Skytte an dem Verbrechen der Messenier Theil habe, welches er doch immer leugnete? Die Königin hob 1653 die ganze Untersuchung auf. S. 322. sehen wir hier, dass ein paar schwedische Studenten, die während ihrer Reise in Deutschland bey den Jesuiten studiert hatten, katholisch geworden waren, und heimlich einen Jesuiten als Beichtvater verschrieben, deswegen zum Tode verdammt und wirklich hingerichtet worden. 6) Actenstücke des Reichshistoriographen Messenius hinterlassene Frau und Kinder betreffend. Sie bekamen vom Könige 1684 eine Pension von 100 Th. SM.

Im *dritten Theil* lesen wir: 1) Siebzehn Briefe zwischen König Gustav I, den Herzogen Erich, Johann und Magnus, der Gräfin von Ostfriesland, der Prinzessin Cecilia u. s. w. Bey Gelegenheit des bekannten Liebeshandels der letzten mit dem Grafen Johann von Ostfriesland, dessen älterer regierender Bruder Edzard, K. Gustavs ältere Tochter Catharina geheirathet hatte. Herzog Erich liess ihn belauern, als er des Nachts zu der Prinzessin ins Fenster gestiegen, liess ihn fast im blossen Hemde arretiren, und schickte ihn dem Vater zu, der sehr übel damit zufrieden war, dass die Aufführung der Prinzessin dadurch so ruchtbar ward. Man sieht auch, dass Herzog Erich hernach gewünscht, sich nicht so übereilt zu haben, und dass er die Schuld gerne auf Mornay schieben wollen. Des gefangenen Grafen Mutter sowohl als mehrere deutsche Fürsten nahmen sich durch abgeschickte Gesandten doch seiner so an, dass K. Gustav, der seiner gerne los seyn wollte, ihn entliess, nachdem er vorher seiner und der Prinzessin Unschuld eidlich bestätigt hatte. Die nachherigen traurigen Schicksale dieser leichtsinnigen Prinzessin sind bekannt. 2) Zwey Briefe König Johanns III an seine Schwester, die Gräfin von Ostfriesland, Catharina, woraus man sieht, dass ihr Gemal, Graf Edzard, beym Kaiser die Würde eines deutschen Reichsadmirals suchte, wovon ihn doch dieser sein Schwager abrath, indem er so wenig als Polen es gerne sehen könnte, wenn das deutsche Reich sich eine Schiffsflotte in der Ostsee zulegte. Sollte aber das deutsche Reich einen Reichsadmiral verordnen wollen, wie er doch nicht glaubte; so wollte er es ihm lieber als irgend einem andern gönnen. Wobey er ihm zu Gemüthe führt, dass der Pfalzgraf Georg Johann, der K. Gustav I. Prinzessin Anna geheirathet hatte, vom Kaiser Maximilian, bey dem er um eben diese Stelle angehalten hatte, keine angenehme Antwort erhalten hätte. 3) Briefe, welche Joh. Fegraeus, schwedischer Resident in Dänemark von Amtswegen an K. Gustav Adolph, den Senat, den Reichskanzler A. Oxenstjerna, an Salvius u. a. m. von 1629 bis 1631 geschrieben. Es sind ihrer in allen 61. und sie nehmen den grössten Theil dieses Bandes ein. Sie betreffen unter andern die Zwistigkeiten zwischen dem K. von Dänemark Christian IV und der Christina Munk, die er sich in ihrem 17 Jahr hatte zur linken Hand antrauen lassen, durch welche Fagraeus allerhand Nachrichten erhielte, die so gar einmal nach Schweden flüchten, und ihre Kostbarkeiten wenigstens dahin schicken wollte, welches doch Fegraeus abrieth. Ferner, die Lübeckischen Friedensunterhandlungen, wobey die Dänen nicht mit der Sprache gegen Fegraeus herauswollten. König Gustav Adolph arbeitete vergeblich, die Herzoge von Mecklenburg und die Stadt Stralsund in diesen Frieden mit eingeschlossen zu sehen. S. 105. finden wir einen eigenhändigen Bericht König Gustav Adolphs an den Pfalzgrafen Joh. Casimir über das minder glückliche Treffen bey Stumm, im J. 1629. Aus mehrern folgenden Briefen erhellet, wie gross die Eifersucht in Dänemark, bey aller Verstellung, über das Glück der schwedischen Waffen in Deutschland gewesen; wie sehr sie immer besorgt gewesen, K. Gustav Adolph möchte in Deuschland festen Fuss behalten, daher sie auch gerne gesehen, wenn er mit dem Kaiser bloss gegen Stralsunds Restitution Friede machen wollen, daher sie auch einen Tractat zu Danzig vorschlugen, und sogar anfingen, sich zur See zu rüsten. Herzog Adolph von Meklenburg gab sich alle Mühe, das gute Vernehmen zwischen Dänemark und Schweden zu erhalten, bekam aber von K. Christian bloss die Antwort: lässt der König von Schweden mich unvexirt, so will ich ihn auch unvexirt lassen. Im Nov. 1630 liess K. Gustav Adolph durch Fegraeus um freyes und sicheres Geleit anhalten, falls er sich über Winter nach Schweden begeben wolle, das auch wirklich ausgefertiget ward. u. dergl. m. 4) Briefwechsel zwischen König Gustav Adolph, dem Reichskanzler und dem Senat, während des erstern Aufenthalt in Deutschland, worin der König dem Senat sehr scharf vorwirft, dass, anstatt ihn gehörig zu unterstützen, sie bloss mit leeren Entschuldigungen kämen. Man sieht daraus, dass der König eigentlich mit fünf Armeen agiren wollen, wovon die eine Brandenburg in Devotion erhalten und in Schlesien eindringen sollen. S. 285. rechnet der König seine aus allerhand Nationen zusammengebrachte Armee zu 96000 Mann. So sehr der König auch vom Senat die Eintreibung der schuldigen Steuern begehrte; so sehr suchte er doch auch, nach S. 288. alles zu vermeiden, was dem Landeseinwohner Beschwerde machen konnte. Die Oberaufsicht über das Kamme-

und Steuerwesen ward dem Pfalzgrafen aufgetragen. 5) Aus den Senatsprotocollen im J. 1633, den Pfalzgrafen Joh. Casimir betreffend. Man sieht daraus, dass der Senat voll Misstrauen gegen ihn war, auch nicht wollte, dass er sich an die Reichsstände wenden könnte. Aus einer Stelle des Protokolls erfährt man, dass sich nach des K. Tode kein Testament desselben gefunden. Man kam mit dem Pfalzgrafen doch endlich wegen eines Unterpfandes für den ihm gehörigen Brautschatz von 100,000 Rthlr. überein, und wurde ihm das Schloss Stegeborg mit mehrern, eingeräumt, welches die Königin Christina im J. 1651 ihm und seinen männlichen Erben erblich schenkte. 6) Auszug aus den Senatsprotokollen im Jul. 1664. bey Gelegenheit, da die Ritterschaft und der Adel verlangten, auf den Reichstag nicht übervotirt zu werden. Der Adel war sowohl in der Streitigkeit mit Herzog Joh. Adolph, wegen des von ihm erneuerten Anspruchs auf die Reichsmarschallswürde und Vormundschaft, als wegen der Wahl eines Reichsadmirals, anderer Meynung als die übrigen drey Stände gewesen. Die Regierung und der Senat hatten sie aber doch beredet, und die Furcht, von den andern drey Ständen übervotirt zu werden, hatte sie vermocht, lieber der Meynung der anderen Stände beyzutreten. Dies fiel dem Adel empfindlich, besonders da jetzt wieder ein solcher Fall bevorstand. Die Königin Christina hatte von der Regierung verlangt, bey ihrer vorhabenden Reise nach Schweden, freye Religionsübung für sich und ihre Bedienung zu haben. Die Regierung hielt dies für bedenklich und remittirte die Sache an den Ausschuss der Stände. Die Ritterschaft und der Adel im Ausschusse, beschloss, der Königin sollte erlaubt seyn, für ihre Person einen katholischen Priester mitzubringen, und bey verschlossenen Thüren katholischen Gottesdienst zu halten, doch sollte sie ihre katholische Bedienten von sich lassen, und lauter lutherische annehmen. Der Bürger- und Bauernstand trat dieser Meynung bey; dies gefiel der Regierung und dem Senat nicht, welche die Ankunft der Königin ungern sahen, und solche gerne verhindern wollten. Sie fasste also den Schluss, der Königin nicht zu erlauben, einen katholischen Prediger mitzubringen. Die Sache kam wieder an die Stände. Der Priesterstand, in dem schon vorher zwey Mitglieder förmlich gegen die Meynung des Adels protestirt hatten, vereinigte sich nun insgesammt dagegen; die Ritterschaft, welche vermuthen konnte, der Bürger- und Bauernstand würde es auch so machen, und die doch nicht gerne von dem Beschluss des Ausschusses abgehen wollte, begehrte daher eine Conferenz mit dem Senat, und gab darin zu erkennen, dass wenigstens, wenn die Ritterschaft mit dem Senat und dem Kriegsbefehl einig wären, sie die Meynung der übrigen 3 Stände balanciren müssten. Ja einer der Deputirten des Adels, Joh. Gyllenstjerna, berief sich sogar auf das, wie es vormals in Schweden gewesen, und dass man aus K. Gustav Adolphs Intention, Disposition und Handlungen sehen könnte, dass *vis imperii* beym Adel, und *imago* bey den andern Ständen sey. Der Senat erklärte, er käme *in fundamentis* mit dem Adel überein, und sahe es gerne, wenn solcher sich künftig an ihn anschlösse. Da man es aber doch der übrigen Stände wegen nicht wagte, jene von Gyllenstjerna gebrauchten Ausdrücke so unberührt hingehen zu lassen; so geschahen desfalls einige Erinnerungen, worüber Gyllenstjerna sich entschuldigte, dass das Wort *imago imperii non er sensu grammatico, sed usu populari comparative et non privative* zu verstehen sey, womit auch der Staat, der, wenn nicht *quoad formalia* doch *quoad intentionem* mit dem Adel einerley Meynung zu seyn erklärte, zufrieden war. Nie hat sich wohl der so oft in Schweden herrschende aristokratische Geist deutlicher gezeigt als hier. Am Ende musste aber doch der Adel nachgeben, und dem Beschluss der übrigen Stände, um nicht übervotirt zu werden, beytreten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crusius: *Kleines Wörterbuch, oder Erklärung solcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht oder ganz unrichtig verstanden werden.* Ein Beytrag zum Schulunterrichte, von *Aug. Ephraim Jenchen*, Prediger zu Hohenauen bey Rathenow. 1798. 64 S. 8. (4 gr.) Der Vf. glaubt zwar mit andern aufgeklärten Predigern, dass die Hauptursache, warum die Kanzelvorträge nicht immer den erwünschten Nutzen stiften, darin bestehe, dass sie nicht populär genug sind, und Wörter und Redensarten enthalten, welche von den meisten Zuhörern nicht verstanden werden; zugleich dünkt ihm aber doch, dass nicht alle dergleichen Ausdrücke vermieden werden können, wenn der Vortrag nicht gar zu viel an Würde verlieren soll. Es scheint ihm daher eine wohl zu empfehlende Regel zu seyn; „Lass „dich in deinen Predigten zwar möglichst zu deinen Zuhörern „herab, allein suche sie auch allmählich zu dir hinaufzuziehen." Und damit schon die Schuljugend mit dergleichen Wörtern bekannt werde, schrieb der Vf. dies kleine Wörterbuch, welches Rec. zweckmässig findet, und es um so nützlicher hält, da die Erklärungen meistens durch praktische Beyspiele erläutert sind, und also zugleich zum moralischen Unterrichte dienen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. April 1799.

PHILOLOGIE.

Jena, in der Crökerschen Buchh.: Σκολια, hoc est, *carmina convivalia Graecorum*, metris suis restituta, et animadversionibus illustrata, praemissa *disquisitione de hoc genere carminis* edidit *Carol. Dav. Ilgen*, Philos. et LL. OO. Prof. in Acad. Jenensi. 1798. CCVIII. Disqu. 288 S. Comm. 8.

Die Tischlieder der Griechen zeigen die Dichtkunst dieser Nation von einer, obgleich weniger glänzenden, doch ebenfalls interessanten Seite: die gröfsten Dichter, Alcaeus, Sappho, Archilochus, Anakreon u. a. m. verfertigten dergleichen, und wir sehen an diesem Beyspiele, wie die Griechen auch gewöhnliche Vorfälle des Lebens durch Spiele der Einbildungskraft zu beleben, und durch Sprüche der Lebensweisheit lehrreich zu machen wufsten. Aber diese kleinen Gedichte waren noch immer von den Kritikern sehr vernachläfsigt worden; man hatte weder über ihre Entstehung und die Ursache ihrer Benennung σκολια befriedigende Auskunft gegeben, noch die Versarten, in denen sie geschrieben sind, genau bestimmt, noch die mancherley Verdorbenheiten des Textes gehörig verbessert; *Brunk*, der sie in seine Analecten aufnahm, machte sich um sie nicht so verdient, als um die Tragiker und den Aristophanes. Diesem Bedürfnisse suchte Hr. Prof. *Ilgen* durch gegenwärtige Ausgabe abzuhelfen. Den trefflichen Jacobsischen Commentar zur Anthologie, der jetzt schon alle hier gesammelten Skolien, ausgenommen Nr. XXXIV, befafst, konnte der Herausg. erst, nachdem schon die Hälfte seiner Schrift abgedruckt war, gebrauchen; er hat indessen das, was ihm darin das Wichtigste schien, in den *Addendis* von S. 251 ff. ausgezogen.

Voran geht eine weitläuftige *Disquisitio de scoliorum poesi*. Nachdem der Vf. die verschiedenen Arten kleinerer griechischer Lieder und Gesänge aufgezählt und mit vieler Gelehrsamkeit erläutert hat, kommt er S. XLVIII auf den Ursprung der Tischlieder überhaupt. Dieser wird aus der Religion abgeleitet: denn die ältesten Griechen hielten selten andere als Opfermahlzeiten, während welcher Hymnen auf die Gottheit gesungen wurden. S. LIII. (Diese Ableitung scheint uns ungegründet zu seyn. Warum sollte der zur geselligen Mittheilung von Natur so geneigte Grieche, ausser den gottesdienstlichen, nicht auch andere Gastmähler geliebt haben? Bey Homer kommen dergleichen mehrmals vor, und die *libatio* bey ihnen deutet eben so wenig, als unser Beten bey Tisch, auf eine feyerliche Religionshandlung. Die Hymnen, die nicht nur bey Opfermahlzeiten, sondern auch sonst bey Tische gesungen wurden, sind zu verschiedenartig von den nachherigen Tischliedern, als dafs diese aus jenen hätten entstehen können.) Auch sang man Gedichte auf berühmte Helden und Begebenheiten des Tages, Od. θ', 72 sqq. α', 154. χ', 350. Die angesehensten Männer schlugen selbst die Cither dazu, wie Achill beym Homer Il. ι, 186. Nach und nach kamen, anstatt der Hymnen und Loblieder, Gedichte leichten und scherzhaften Inhalts auf, Hom. H. in Merc. 52 sqq. Pind. Ol. I, 24. Jedoch wurden die Hymnen auch nicht ganz vernachläfsigt, (v. Plutarch. Symp. Qu. I, 1. p. 615. B.) noch weniger für unerlaubt gehalten, welches Potter (Griech. Archäol. v. Ramb. II. S. 704.) aus einer Stelle des Athenäus XV. p. 696. fälschlich schlofs. Die Tischlieder überhaupt theilt der Herausg. in vier Classen, παιᾶνες, ὕμνοι, παροίνια ᾄσματα und σκολιά. Die Erfindung der Skolien wird in einem Fragment des Pindar bey Plutarch de Music. p. 1140. E. dem Terpander (Ol. 33.) beygelegt. Aus dem Contexte der angeführten Stelle des Plutarch aber und einer andern p. 1132. C. sieht man, dafs dort nur von der fortgehenden Melodie, die Terpander den ältern Gesängen unterlegte, anstatt dafs vorher nur eine recitativische Begleitung gebräuchlich war (daher ἀναβάλλεσθαι, welches S. LXXIX ff. sehr gut erklärt wird) die Rede sey. Ursprung der Benennung σκολιά. S. LXXXIV. Nachdem der Vf. die Vermuthungen anderer, sowohl älterer als neuerer Gelehrten, besonders *van Santen's* (in der Bibl. d. alt. Lit. u. K. V. H. p. 21. der den Namen von dem *pes* σκολιὸς oder *amphibrachys* herleitete) widerlegt, und gezeigt hat, dafs der *rhythmus amphibrachicus* nicht vorzüglich für die Skolien gebraucht worden, dafs diese überhaupt sich nicht durch den Rhythmus von andern lyrischen Gedichten unterschieden, und also ihren Namen nicht daher haben könnten, erklärt er die Meynung Dicäarch's beym Suidas, des Artemon bey Athen. XV. p. 694. und des Plutarch Sympos. Qu. I, 1. p. 615. B. welche er für die richtigste hält. Diesen zufolge wurde σκολιὸν ein Gedicht genannt, das weder von allen zusammen, noch nach der Reihe, sondern nur von den geschicktesten, ohne Rücksicht auf den Platz, den jeder einnahm, gesungen wurde. (In der Stelle des Athen. p. 694. καὶ κατὰ τόπον τινὲς εἰ τύχοιεν, ὄντες, wo weder die alte Lesart, noch die von Hr. *I.* vorgeschlagene Verbesserung der Interpunction

punction den erfoderlichen Sinn giebt, muss es wohl heissen: καὶ κατὰ τόπον ἔστιν ὑπερχομένοντες.) Dieses klärt der Vf. noch mehr dadurch auf, dass er zeigt, von den Tischgenossen habe erst einer ein kurzes Gedicht von der Art gesungen, welches dann ein zweyter, nicht gerade in der Reihe, sondern wer sich am geschicktesten dazu fühlte, meistentheils in derselben, zuweilen aber auch in einer andern Versart, dem Inhalte nach nachahmte. Dieses ging so fort, und auf diese Art konnte dasselbe Süjet drey-vier- bis fünfmal variirt werden. Die Hauptstelle, woraus dieses erhellt, ist beym Aristophanes Vesp. 1220 sqq. und Beyspiele davon finden sich auch in den übriggebliebenen Skolien. Von dem berühmten Gedichte auf den Harmodius (No. X. XI. XII.) werden, nach des Vfs. Bemerkung, die in der gewöhnlichen Eintheilung erste, dritte und vierte Strophe von drey verschiedenen Personen nach einander, jede als eine Nachahmung der vorhergehenden gesungen. In dem Skol. auf Telamon in den Anal. T. I. p. 157. XII. sind die vier (richtiger: drey) letzten Verse blos eine Variation der drey ersten. Eben so verhält es sich mit dem Skol. in den Anal. I. p. 158. XIX. (No. XVII. XVIII.) Zur Erläuterung dienen auch noch die Wechselgesänge in den Idyllen des Theocrit und Virgil. Skolien hiessen also diese Gedichte p. CLXXVI sq. *quia non recto ordine procedebat incepti cantus continuatio, sed modo huc modo illuc trahebatur pro arbitrio canentium, et viam faciebat σκολιάν; id translatum est ad ipsum carmen, ut σκόλιον dicerent, sicut κυκλικοὶ translate dicitur a motu saltantium circulari, et choricarum cantionum partes στροφὴ et ἀντιστροφὴ a versione et reversione saltantium nomen habent.* (Diese Erklärungsart ist neu und sinnreich, und in Ansehung der angeführten Skolien richtig; wir können aber damit nicht reimen, was der Vf. S. CLXI sq. sagt: *Ultimus primi orbis novum incipiebat argumentum, quod, sicut antecedens, alterum versus continuabatur.* Auch bleiben noch einige Schwierigkeiten unaufgelöst. Denn *erstlich* passt jene Bemerkung nur auf *drey* Gedichte unter 23 (in dieser Sammlung 50) und in Ansehung der übrigen müssen wir unsere Zuflucht zu der Hypothese nehmen, welche der Vf. auch S. CLXXII. in Ansehung des Aristotelischen Skolions No. XXXI. thut, dass die Gegenstücke oder Imitationen dazu verloren seyen. *Zweytens* — und diese Anmerkung trifft zugleich auch den Dicäarchus, Artemon und Plutarch — obgleich die Skolien nicht, so wie andere Tischlieder p. CLV. nothwendig in der Reihe gesungen werden mussten; so konnte doch dieses geschehen, wenn die Personen, welche sich darauf verstanden, nach einander sassen; wenigstens finden wir nicht, dass dieses gegen die Regel gewesen sey. Dann hätten aber die Skolien ihren Namen nicht von einer wesentlichen Bedingung, sondern von etwas zufälligem erhalten. *Endlich* ist die Frage: wie konnte ein solcher schlungen- oder zickzackmässiger Gang des Gesanges σκολιός genannt werden? Dann müssten Gesänge, die jeder nach der Reihe sang, ὀρθοί genannt werden können, welches doch der Sprachgebrauch nicht zu gestatten scheint.) Der übrige Theil dieser Abhandlung betrifft die Classen der Skolien, deren der Vf. *neun* annimmt (dieses gründet sich zum Theil auf die Aufnahme mehrerer Gedichte unter die Skolien, als sonst gewöhnlich dazu gerechnet werden) S. CLXXVIII ff. und den Unterschied der Skolien von einigen andern Tischliedern, namentlich den τράγικα μέλη, [illegible] und den Päanen S. CLXXXIV. (Wir wünschten, der Vf. hätte den eigenthümlichen Charakter der Skolien schärfer bestimmt, damit man sähe, inwiefern Gedichte, wie No. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 40. 41. 42. 43. 46 — 50. die nirgends als Skolien angeführt werden, zu denselben gerechnet werden können. In *einem* Puncte kommen sie zwar mit den Skolien überein, *indem sie meistens* moralische Vorschriften, Regeln der Lebensweisheit enthalten; allein dergleichen finden sich auch häufig in grössern Gedichten, und jene, hier als Skolien aufgestellten Gedichte, können auch blosse Bruchstücke aus grössern Gedichten seyn, wie es bey einigen wirklich oder höchstwahrscheinlich der Fall ist. So ist No. 33. (Jac. I. p. 42. X.) nach Aristot. Rhetor. III, 17. der Anfang eines grössern jambischen Gedichts; so auch nach demselben ibid. nr. 33. (Jac. p. 43. XVI.) ein Fragment, wie wahrscheinlich auch nr. 36. 37. N. 40. (Jac. p. 57. II.) ist. So wie No. 43. (Jac. p. 60. XIII.) aus den Threnis des Simonides. S. Stob. Tit. 93. No. 47. (Jac. p. 85. XIII.) ist nach Athen. XI. p. 500. ein Fragment aus einem Gedichte, worin Bacchylides die Dioscuren zu sich einlud, welches Hr. Ilgen S. 245. selbst anzeigt; und dennoch ist in dem Gedichte keine Spur von einer Einladung der Dioscuren. So sind wahrscheinlich die meisten Lieder von No. 32. an blos Fragmente; wenigstens ist kein Grund dawider vorhanden; unter einem Skolion versteht man doch aber wohl ein in sich selbst vollendetes Lied.)

Die Versarten dieser Gedichte, welche Brunk oder andere noch nicht oder irrig bestimmt hatten, sind grossentheils schon von *Herrmann* in dem Werke *de metris* auf eben die Weise, als sie hier wiederholt sind, angegeben worden. Zuweilen weicht indessen Hr. I. von Herrmann ab, wie Skol. VIII. (Es ist, wie Jacobs angemerkt hat, das Alcaische Versmaass, worin im ersten Verse hinter [illegible] ein Wort von drey Sylben verloren ist) IX. XV. XVI, (wo Herrn. Abtheilung ohne Zweifel zu gewaltsam war) XXIV. (wo *Ilgen's* Abtheilung die schlechtere Lesart [illegible] statt [illegible] nöthig macht) XLI. No. XXXII. ist das Metrum schon von Heinsius Lect. Theocr. c. VIII. p. 323. u. Valkenaer Diatrib. p. 253. B. auf dieselbe Weise berichtigt worden, so wie No. XIV. von Muretus z. Tibull II, 9. Eigene Veränderungen sind No. XVII. XVIII. XX. XXIII. XXVIII. XXXIII. XXXIX. XL. XLII. vorgenommen worden. Ganz neu ist auch die Vertheilung des Skolion VII. bey Brunk, in vier Skol. (X. XI. XII. XIII.), des Sk. XII. in zwey (XV. XVI.) u. des

des Skol. XIX. in zwey (XVII. XVIII.) zufolge der in der Disqu. p. CLXI. CLXVI. gemachten Bemerkung, deren richtige Anwendung auf diese Gedichte, besonders XV. XVI. XVII. XVIII. wohl keinem Zweifel unterworfen ist. Nur hätten wir gewünscht, dass, da in ihnen, als Wechselgesängen, sich doch beide Theile auf einander beziehen, der Herausg. sie zusammen gestellt, und die Abwechselung der Personen etwa durch ein α. β. bezeichnet hätte. Auch glauben wir noch immer, dass N. XIII. (nach der gewöhnlichen Abtheilung die zweyte Strophe in dem Sk. auf Harmodius) zu den drey vorhergehenden gehört, und nicht ein besonderes, und in seiner Art einziges Skolion ist. Dieses erhellt auch aus dem Schol. Aristoph. Acharn. 980. (worauf sich Hn. I. Abtheilung gründet) welcher von demselben sagt: ἦν δὲ αὐτὸ εἰς Ἀρμόδιον καὶ Ἀριστογείτονα. Wie konnte der Scholiast dieses sagen, wenn No. XIII, dessen ersten Vers er anführt, ein besonderes Gedicht für sich ausmachte, in dem kein Wort vom Aristogiton vorkömmt? Dass es gewöhnlich nur Ἁρμοδίου μέλος genannt wird, muss man auch nicht so genau nehmen; denn so nennt Antiphanes beym Athenäus XI. p. 503. das Skol. XV. XVI. τὸν Τελαμῶνα, ob es gleich an den Ajax, und nicht an den Telamon gerichtet ist. Da die vier Strophen von verschiedenen Personen gesungen wurden, und jede also gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmachte; so haben vielleicht Aristophanes Acharn. 1093. und sein Scholiast zu V. 980. diese Strophe als diejenige, wodurch das ganze Gedicht am besten bezeichnet wurde, ausgehoben.

In Ansehung der Wortkritik und Interpretation hält diese Schrift wohl schwerlich eine Vergleichung mit Hn. *Jacobs* Comm. aus. Hr. I. hat das seltene Glück in seinen kritischen Vermuthungen *oft* mit seinen Vorgängern zusammen zu treffen, ohne dass er die Conjecturen dieser gekannt zu haben scheint. So schlug schon *Abresch* im Sc. XXXVII. v. 5. θεῶν χρήμαν vor, welches Valken. Adoniaz. p. 247. widerlegte: ὄρφνη statt λυγρόν Skol. XXXVIII. ist eine Vermuthung von *Valkenaer* ad Eur. Phoen. 1448. welches Herrmann anficht. Scol. XLI. ποὸ γοῦν statt προγόνων Hr. *Eichstädt* in A. L. Z. 1797. n. 87. Skol. XLV. αὐτὴ δέχεται κὰρ statt des unverständlichen ἀδεῖ δὲ hat auch Hr. *Jacobs* Comm. p. 280. Viele Verbesserungen, welche das Metrum nöthig machte, hat Hr. I. mit *Herrmann* gemein, ohne dass dieser jedoch genannt wird. Zwar sind die ähnlichen Conjecturen früherer Kritiker meistens in den Addendis aus *Jacobs Commentar* angezeigt worden; allein eben diese Nachträge würden eine Unachtsamkeit verrathen, wenn man sie nicht durch den Mangel der nöthigen literarischen Hülfsmittel entschuldigen könnte. — Unter Hn. I. eigenen Conjecturen zeichnen wir besonders Skol. XLII. ἐν δέ μιν θεαρὸν χέρον ἀγὸν ἀμβλύσαιν anstatt τὼ δέ μιν θεὸν χ. κ. ά. als eine sehr glückliche Verbesserung aus. Denselben Sinn suchte auch Hr. I. durch die Lesart ἐνθάδε μιν φανέντα χ. hineinzubringen; allein φανέντα gründet sich nur auf die Autorität des Suidas, und weicht von der alten Lesart weiter ab, als θεαρόν. — Sk. XXXVI. 5. liefet Hr. *Ilgen* μηδ᾽ ὑπὸ δὲ οἴκτῳ συνεπέχειν δάκρυ statt ἐν οἴκτῳ sehr sinnreich und vielleicht richtig; aber ἐν οἴκῳ passt auch recht gut, da der Unglückliche und Betrübte die Menschen flieht, und in seiner Wohnung dem Schmerze nachhängt. — Nothwendiger scheint die Verbesserung ποῖ σ᾽ ἴδοιμ statt προσορῶν im Skolion des Solon No. XXXIX. — In Ansehung anderer Vermuthungen sind wir mit dem Herausg. nicht so einverstanden. Skol. II. scheint die Veränderung der Lesart: Παλλὰς Τριτογένει᾽ ἄνασσ᾽ Ἀθηνᾶ ἐν τῷ κάπῳ Ὀλυμπίᾳ σ᾽ ἀεὶ grundlos. Solche schnell eintretende Apostrophen, wie hier im dritten Verse, sind bey griechischen und lateinischen Dichtern sehr häufig. Skol. IX. liefet Hr. I. ... statt εὔδηλ᾽ ... ἐπίσταμαι. Aber in dem Falle setzt der Grieche ... Auch würde der Dichter bey dieser Lesart zu schnell aus der Metapher fallen, da gleich darauf folgt: ... dem ... keinesweges die Bedeutung von ... welches vielmehr dabey verstanden werden muss, so wie wir sagen: *wo denkst du hin*, nämlich *zu gehen*. — Skol. XXVI. sind Hn. I. Erinnerungen gegen die Lesart μέγα ἐόν ohne Grund; der Sinn, den der Herausg. dieser Lesart unterlegt, *hostem esse suas divitias quia magna sit*, liegt nicht darin, und μέγα ist ein sogenanntes *epith. ornans* zu δόρυ, wie im folg. V. καλόν zu λαισήιον. — Ebend. V. 9. wo Herrm. πάντες γε γόνυ πεπτηῶτες ἐμὲ κυνέοντι liefet Hr. I. πάντες γόνυ πεπτηῶτες ἐμὲ κυνέοντι δεσπόταν, nicht übel; nur ist das ἐμέ zu umständlich und schleppend, da die Auslassung des Pronomen keine Zweydeutigkeit veranlassen kann. — Skol. XXXI. 8. nimmt Hr. I. die alte Lesart ... καρπὸν ... in Schutz, nur dass er anstatt des letzten καρπὸν ἐπὶ ... liefet, und erklärt dieses so: *talem animo objicis fructum tuum, immortalem, ut magis ea homo capiatur, quam auro, parentibus et vita delicatula*. Hier ist das eingeflickte ... auch matt, und wir vermissen einen Beleg für den Ausdruck ..., *animo objicere*, dem Gemüthe etwas, nach dem es streben müsse, vorhalten oder vorstellen. Dieses würde eher ... heissen können; jenes aber bedeutet unsers Wissens nur in dem Gemüthe, Geiste einflössen oder eingeben, wie einen Gedanken, eine Leidenschaft. ... Auch lassen sich, da die Tugend hier personificirt ist, wohl schwerlich von ihr als Person Früchte denken, welche nur zu ihr, als einem *abstracto* passen, und da wir doch einmal, nach Hn. I. Erinnerung, aus unter καρπόν nicht Vortheile, sondern die der Tugend gemässen Thaten denken müssen; so nimmt sich der Ausdruck sonderbar aus: die Tugend halte den Menschen die aus ihr erst entspringenden Thaten, als Triebfedern, dergleichen zu unternehmen

vor.

vor. Zur Vollständigkeit des Sinnes ist wohl ἔρωτα, welches ein Ungenannter bey Hurd zwischen Φρέν' und βάλλεις einzuschieben vorschlug, unentbehrlich; der Zusatz im folg. V. aber καρπὸν Φέρεις τ' ἀθ. befriedigt uns eben so wenig, als Hn. *I.* καρπὸν Φέρειν Früchte, d. h. Vortheile verschaffen. Es ist, ausserdem dass es, wie Hr. *I.* bemerkt, dem Sprachgebrauche zuwider läuft, gegen das vorhergehende ἔρωτα ἐπὶ Φρ. β. zu heterogen, als dass es gleich darauf folgen könnte. Wir vermutheten: τοῖον ἐπὶ Φρέν' ἔρωτα βάλλεις, Καρπόν γ' ἀθάνατον, so dass der ἔρως, die Liebe zur Tugend, καρπὸς Φρενός, eine Frucht, Blüthe der Gesinnung genannt würde, womit sich Pind. Pyth. II, 135. Nem. X, 21. und καρπὸς γλώττης Aesch. Eum. 829. vergleichen liesse. V. 11. ist doch wohl μαλακαυχήτοιο dem μαλακαυγήτοιο vorzuziehn, (welches Hr. *I.* vertheidigt, und es von αὐγάω *sehen*, ableitet, so dass es eig. einen, der sanft, weichlich, matt sieht, bedeutete und nachher, so wie χλωρὸν δέος, die blassmachende Furcht, den Schlaf, der die Augen matt macht, bezeichnete; ein etwas zu weit hergeholtes Beywort des Schlafs, das auch ohnedem nicht recht passend ist, um die Süssigkeit des Schlafs in Vergleichung desselben mit dem Reitze und Lohne der Tugend auszudrücken) μαλακαυχήτος von αὐχέω heisst, *qui mollitiem, suavitatem suam jactat.* Αὐχεῖν drückt, so wie κυδιάω beym Homer, Selbstgefälligkeit, Zufriedenheit mit seinem Zustande aus, und μαλακαυχητὸς wäre nur ein stärkerer Ausdruck statt μαλακὸς ὕπνος. Uebrigens ist Hn. *I.* Vermuthung μαλακαχήτοιο sehr sinnreich. V. 17. Ob der Dichter bey dem Ausdrucke ἀελίου χήρωσεν αὐγάς das gedacht hat, was Hr. I. vermuthet, *sic declaratur desiderium, quod Sol sentiat, quum Hermias non amplius in conspectum eius veniat,* ist wohl sehr zu bezweifeln: Hr. *I.* schreibt indessen eben deswegen Ἀελίου mit grossen A., χηρόω ist weiter nichts als *relinquo* wie ἐρημόω Eur. Androm. 983. So auch κενόω. V. 21. ist Hn. *I.* die Wiederholung des Worts αὔξουσαι, welches schon v. 19. da war, mit Recht anstössig. Er hält es also für ein Flickwort, bezieht Διὸς ξενίου σέβας, wie γέρας im folg. V. auf den Hermias, μιν v. 19, als Apposition, und erklärt es durch *cultorem Jovis hospitalis.* Dieses ist aber ganz gegen den Sprachgebrauch. Als *abstractum pro concreto* kann Διὸς σέβας nichts anders seyn, als Ζεὺς σεβαστός, so wie μητρὸς σέβας *mater veneranda* Aesch. Prom. 1099. und auf die Erläuterung dieser Redefigur beziehen sich auch nur die von Hn. *I.* citirten Stellen. Wir vermuthen: Διὸς ξενίου σέβας ἅζουσαι, *reverentes Jovis hospitalis maiestatem.* Die Musen werden ihn besingen, wegen seiner gastfreundlichen Gesinnung, also aus Ehrfurcht gegen diese und ihren Handhaber Jupiter. ἅζω in der activen Form kommt vor Soph. Oed. Col. 134. οὐχ ἅζοντα. Gebräuchlicher ist das Medium. Die Ungewöhnlichkeit dieser Form und die Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden αὔξουσαι mag die Abschreiber zu diesem Fehler verleitet haben. — Skol. XXXVI. 2. setzt Hr. *I.* anstatt des unverständlichen ἐνάδου im Stobaeus ἔναγε, und erklärt dieses durch *accingere ad bellum*, mit Verweisung auf eine Stelle des Polybius Exc. Leg. I. p. 523. T. II. Ern. οἱ δὲ ἐνῆγον τὰ τοῦ πολέμου, καὶ τὰς τ. δυνάμεις ἤθροιζον καὶ καθώπλιζον. Aber dieses heisst *urgere, festinare bellum*, den Krieg betreiben, so wie ἐνάγειν τὴν ἔξοδον beym Thuc. II, 21. den Ausfall betreiben, und wir sehen nicht, wie dieses, besonders ohne Accusativ, hier passt. Skol. XXXVII. ist die Versetzung πάντα τοῖς τίθει θεοῖσι statt τοῖς θεοῖς τίθει τὰ πάντα wohl zu hart und ungewöhnlich. Skol. XLIV. möchten wir doch eine Lesart, die alle Foderungen befriedigt, ὤφελές γ' ὦ τυφλὲ Πλοῦτε der von Hn. *I.* in den Text aufgenommenen, die eine seltene Construction enthält, ὤφελέν σ' ὦ. τ. Π. blos dieser Seltenheit wegen, nicht aufopfern; denn Hn. *I.* Urtheil über jene Lesart von Brunk, *quod non placet*, ist noch kein Grund, sie zu verwerfen. Skol. XLVI. werden die Worte γλυκεῖ' ἀνάγκα κυλίκων sehr passend mit Hor. Od. III, 21, 12. *Tu lene tormentum ingenio admoves* verglichen. Hr. *I.* verbindet ἀνάγκα θάλπησι θυμὸν Κύπριδος, welches ihm für Κύπριδι und dieses für ἔρωτι steht. Uns ist kein Beyspiel bekannt, wo bey den Worten θάλπεσθαι, καίεσθαι u. a. die Ursache dieser Empfindungen durch den Genitiv ausgedrückt würde; vielmehr steht diese immer im Dativ, θάλπεσθαι ἔρωτι, οἴνῳ; der Genitiv bezeichnet den Gegenstand des Affects, und kann durch die Ellipse ἔρωτι erklärt werden. Uebrigens wird gegen die Brunkische Lesart, γλυκεῖ' ἀνάγκα σευομένα κυλίκων θάλπησι θυμὸν Κύπριδος ἐλπὶς δ' αἰθύσσει Φρ. mit Recht erinnert, dass das folgende ἀνδράσι δ' ὑψοτάτω πέμπει μερίμνας sich nicht auf ἐλπὶς Κύπριδος beziehen könne, und es auf den entferntern Nominativ ἀνάγκη zu beziehen, hart seyn würde. Auch Hn. Jacobs Vermuthung: θάλπησι θυμὸν Κύπριδος ἐλπίδι αἰθύσσει δὲ Φρένας χαρᾷ μιγνυμ' ist uns nicht wahrscheinlich. Nach Vergleichung der Horazischen Stellen Od. III, 21, 17. *Tu spem reducis mentibus anxiis* IV, 12, 19. *cadus* — *Spes donare novas largus*, wäre zu vermuthen, dass hier die Hoffnung im allgemeinen verstanden werden müsse, und Κύπριδος blos ein Einschiebsel eines Lesers wäre, der das oft erwähnte *consortium Bacchi et Veneris* hier auch suchte; dann wäre der Vers θάλπησι θυμὸν dem sechsten Verse πέμπει μερίμνας völlig gleich.

* * *

Leipzig, b. Meissner: *Launige Skizzen.* Von W. H. *Heydenreich.* 2ter Th. Auch unter dem besondern Titel: *Drollige Abentheuer aus der wirklichen Welt.* 1798. 317 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 392.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHYSIK.

Halle, b. Gebauer: *Versuch einer Theorie der elektrischen Erscheinungen*, von *Ludwig Achim von Arnim*. Mit 1 Kupf. 1799. 146 S. 8. (10 gr.)

Hr. *v. A.* versucht in dieser Schrift die Grundzüge einer neuen Theorie der elektrischen Erscheinungen, den Fortschritten der Naturwissenschaft angemessen, darzulegen. Um die Möglichkeit der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, der Wahlanziehung und Cohärenz, — kurz, aller Verschiedenheiten und Veränderungen der Materie zu erklären, scheint ihm nöthig, die Materie selbst als verschieden zu denken. Ein Werk aber, das diese Verschiedenheiten aus Einem Princip ableitet, sey noch nicht geschrieben. Zwar stelle *Kant* die allgemeine Kraftlehre der Materie in seiner Dynamik, nach ihrem ganzen Umfange auf, allein die besondere, gleichsam die *angewandte Kraftlehre*, scheine man bis jetzt ganz übersehen zu haben. Und doch beantworte sie die wichtige Frage: wie jene Urkräfte: — die *Repulsiv-* und *Attractivkraft* — gedacht werden müssen, um die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur hervorzubringen? — Wir erhalten also hier eine Theorie der Elektricität ganz nach dem *dynamischen* System, im Gegensatz des *atomistischen* in der Naturlehre. *Franklin* nahm bey Erklärung der elektrischen Erscheinungen Eine, und *Symmer* zwey besondere Materien an, unser Vf. aber nimmt gar keine Materie, sondern bloss die beiden Kräfte — Repulsiv- und Attractivkraft — an, durch welche erst Materie constituirt wird. Dem gemäss hält er auch die elektrischen Phänomene nicht für chemische Processe, durch welche Veränderungen in der Qualität der Materie gemacht werden müssen, sondern wo diese eintreten, sind sie nur zufällig. Die Art, wie der Vf. sein neues Werk ausführt, kann man ungefähr aus der folgenden gedrängten Ueberficht erkennen. — *Elektrisirt* heisst nach dem Vf., ein Körper, der im Verhältniss seiner attractiven Kraft zu der attractiven eines andern entweder mehr oder weniger freye repulsive Kraft als jener, gebunden hat. *Positiv elektrisirt* ist ein Körper, der in eine Lage gekommen ist, dass er im Verhältniss seiner attractiven Kraft zu der attractiven Kraft eines andern mehr repulsive Kraft als jener gebunden hat und gebunden erhalten kann. Vollkommen wäre jene Lage zu nennen, wenn die den Körper umgebende materielle Substanz gar keine Anziehung auf die freye Repulsivkraft äusserte; da dies aber dem Begriffe der Materie widerspricht, so müssen wir uns begnügen, dass die Materie verschieden, dass wir den zu elektrisirenden Körper mit Materien umgeben können, deren Anziehung für freye Repulsivkraft geringer als die Anziehung des Umgebenen ist. Einen Körper in jener Lage nennt der Vf. *isolirt*. *Negativ elektrisch* kann ein Körper nur im Gegensatz eines positiv elektrischen seyn; er hat im Verhältniss seiner anziehenden Kraft zu der eines andern weniger repulsive Kraft als jener, gebunden; *Leiter* sind alle die Körper, welche der Anziehung kein Hinderniss in den Weg legen, also selbst keine grössere Anziehung, aber ohne Unterbrechung, Anziehung haben. *Nichtleiter* hingegen sind alle die, welche grössere oder ungleichförmige Anziehung haben. *Isoliren* ist die Sache der Nichtleiter; *verbinden* die Sache der *Leiter*. Durch diese *nöthigen Erklärungen* glaubt nun der Vf. alles so eingeleitet zu haben, dass er sogleich aus der Kantischen allgemeinen Kraftlehre, als der schon angenommenen und eingeführten Gesetzgebung, die Provincialgesetze, so wie die Elektricität ihrer bedarf, ableiten könne. *Erstes Gesetz: Negativ elektrisirte Körper ziehen positiv elektrisirte an.* Die bisherige Behauptung der Physiker, dass die Anziehung zwischen ungleichnahmigen Elektricitäten *gegenseitig* sey — widerspricht also jenem Gesetze, und sie soll auch mit dem Franklinischen System unvereinbar seyn, weil Abwesenheit von Materie, — wie der negative Zustand Franklins ist, — keiner Anziehung fähig seyn könne. — Dies scheint freylich so, allein der Rec. muss hier bemerken, dass, sobald man die Franklinischen elektrischen Atmosphären mit in Betracht zieht, doch gegen diese Vorstellungsart nichts Entscheidendes zu sagen sey. Nach unsers Vfs. Vorstellung ist freylich jenes erste Gesetz, so paradox es an sich scheint, ohne alle Schwierigkeit; denn wenn der Körper, der (nach der bisherigen Lichtenbergischen Sprache) + E hat, *mehr repulsive* Kraft bey seiner attractiven gebunden haben soll, als ein anderer, der — E hat, und dieser andere deshalb negativ elektrisch genannt wird, weil er bey seiner Attractivkraft *weniger repulsive Kraft* als jener, gebunden haben soll, so wird sogleich der + E habende auf den — E habenden *losgehen;* aber man wird dieses nicht füglich ein *Anziehen* von Seiten des — E habenden nennen können, sondern mehr ein *Aufnehmen, Empfangen*, oder wie man es sonst nennen möchte. Uebrigens gründet sich diese Erklärungsart doch auch auf die ganz willkürlichen Begriffe von positiv- und negativ- elektrisch seyn. Auch scheint uns noch über den Worten des Vfs.

Vfs. die S. 10. seinen Erklärungen vorausgehen: „*die Körper haben folglich nicht nur eine verschiedene Anziehung gegen einander, sondern jeder kann auch nur eine verschiedene Menge freyer repulsiver Kraft binden* — einige Dunkelheit zu schweben. Denn es kann ein Körper die Repulsivkraft wohl nur in sofern binden, als er neben derselben zugleich mit Attractivkraft versehen ist, die jene repulsive einschränkt. — Ist also bey einem Körper, z. B. die Attractivkraft + 100 und die Repulsivkraft — 60; bey einem andern die Attractivkraft + 80 und seine Repulsivkraft — 90, so hat der erste im Grunde weiter nichts, als eine reine Attractivkraft von + 100 — 60 = + 40, und der andere eine reine Repulsivkraft von + 80 — 90 = — 10, also wird dem erstern Körper in Beziehung auf den letztern, eine reine Attractivkraft von + 40 — 10 = + 30 übrig bleiben, womit er den andern *anziehen* kann, indem nun alle Repulsivkräfte als aufgehoben zu betrachten sind. Bliebe aber im Gegentheil für das Endresultat eine negative Gröfse übrig, z. B. der andere Körper hätte am Ende — 30; so würde sich dieser mit einer solchen Kraft auf den erstern stürzen müssen; beide Erscheinungen wären sonach ganz einerley und man würde, vielleicht unvermerkt, wieder auf die Franklinische Vorstellungsart geleitet; — es wird also nöthig seyn, dafs sich der Vf. über den Ausdruck: „*freye Repulsivkraft binden*" näher erkläre, und es deutlich mache, wie durch ein Uebermaafs von Repulsivkraft, das ein positiv-elektrisirter Körper haben soll, es denkbar wird, dafs ihn deshalb der negativ-elektrisirte anziehen müsse, indem es noch die Frage ist, ob die Deutung, die *wir* oben seinen Worten gegeben haben, auch die seinige sey. *Zweytes Gesetz: Die Anziehung des negativ-elektrischen Körpers auf den positiv-elektrischen ist eine unmittelbare Wirkung auf ihn durch den leeren Raum; sie vermehrt sich im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen. Drittes Gesetz: Jede Veränderung der Lage eines Körpers ist eine Veränderung in der Menge seiner specifisch gebundenen positiven Kraft, sie ist folglich mit gröfsern oder geringern elektrischen Erscheinungen verbunden.* Es leitet nun der Vf. die merkwürdigsten elektrischen Erscheinungen aus den dargelegten Gesetzen, in sofern ab, dafs er annimmt, alle solche Erscheinungen beruhen entweder auf *Anziehung* oder auf *Uebergang* der positiven Kraft, wo der letzte aufs neue in den *freyen* und in den *aufgehaltenen* Uebergang einzutheilen sey. Die sonstige Meynung, dafs der luftleere Raum ein guter Leiter sey, läfst der Vf. nicht gelten, sondern glaubt, dafs es blofs die in einem solchen Raum sich bildenden Dämpfe wären, welche die Leitung bewirkten. Bey Untersuchung der Wirkungsart der Kleistischen Flasche betrachtet er die Körper als absolut negativ. Es ist Bedingung zur Ladung einer solchen Flasche, dafs die vielfach verstärkte Anziehung gegen die geladene Fläche die Anziehung zu der eignen natürlichen gebundenen Elektricität übertreffe. Ist die Flasche isolirt, so hört der Procefs auf, denn keine von beiden Flächen zieht mehr Elektricität an; ist sie aber mit andern Leitern verbunden, so entfernt sich diese positive Kraft wegen der stärkern Anziehung der andern Körper, die der elektrisirten Fläche nicht so nahe liegen; die äufsere Fläche bindet jene und nun zieht die innere so lange immer neue Elektricität an, bis die äufsere nicht mehr bindet; — doch bindet sie nicht so lange, bis die Anziehung der äufsern Fläche Null wird, sondern sie hört schon dann auf, wenn die Anziehung der Luft und anderer Körper, die sie umgeben, ihre Anziehung übertrifft. Der Rückstand in der Flasche nach ihrer Entladung ist nach dem Vf. bey gleicher Belegung die Hälfte der Kraft, welche die innere Fläche ohne Anziehung der äufsern, durch freyen Uebergang erhalten würde. Die eine Hälfte davon erhält die äufsere Fläche, die andere Hälfte bleibt zurück, wird wiederum angezogen und macht das Uebergehende einer neuen Entladung. Dies alles gilt, mit Umsetzung der anziehenden und angezogenen Fläche etc. auch von der negativen Ladung. Uebrigens setzt Hr. v. *A.* wo er von Metallbelegungen und deren Anziehung spricht, nirgends voraus, dafs die Elektricität *in ihnen* ihren Sitz habe, sondern er nimmt vielmehr an, dafs das Glas beide Eigenschaften, die er den Nichtleitern beylegt, vereinige; dafs es die Elektricität stärker anziehe als Metall, dafs aber, wegen des verschiedenen Erkaltens seiner Masse, die elektrische Kraft über seine ganze Oberfläche, nur durch eine vollkommene Belegung derselben mit einem Leiter, verbreitet werden könne. Das ganze Kunststück der Erfindung einer Elektrisirmaschine bestehe darinne, einen Körper abwechselnd in zwey Lagen zu versetzen, in eine, wo er viel Elektricität anziehen oder verlieren kann; und in noch eine, wo diese ihm von einem andern Körper entrissen und gesammelt wird. Bey den gewöhnlichen Maschinen ist *Glas* dieser Körper, den man durch Umdrehung in diese beiden Lagen versetzt. Das Reibzeug ist als Leiter dazu geschickt, durch den Glaskörper eines Theils seiner Elektricität beraubt zu werden. Diese verläfst es hernach schnell und geht in die das Glas umgebende Luft über, deren Elektricität das Glas jetzt anzieht, die ihm aber wegen ihrer ungleichen Anziehung nicht mitgetheilt wird; aber demungeachtet ist seine Anziehung gegen die schon gebundene Elektricität so geschwächt, dafs die Metallspitzen des Conductors sie ihm entreifsen. *Reibung* ist hier gar nicht wirksam, im Gegentheil erhitzt sie das Glas und macht es leitend, sie darf aber wegen der Berührung des Kissens mit dem Glase, wodurch es anziehend gemacht wird, nicht vermieden werden. Es folgt nun eine kleine Digression über Cohärenz, Anziehung, Krystallisation und Wärme, wovon wir hier so wenig, wie über die Zusammenstellung der vorgetragenen Theorie mit der Franklinischen und Dualistischen, aus Mangel des Raums, einen Auszug geben können. Eben so müssen wir uns auch blofs mit der Anzeige begnügen, dafs in ein paar Beylagen einige *neue Elektrometer* beschrieben werden, und das

das Charakteristische von Schall, Ton und Klang als Erläuterung zu dem, was S. 81. von Elasticität und Compressibilität vorkommt, hier auseinandergesetzt wird. Es steht nun zu erwarten, was die Physiker zu dieser neuen Ansicht der Dinge sagen werden. Der Rec. sieht vor der Hand darin noch keine *Erklärung* der Phänomene, in dem Sinne, wie man in der Naturlehre es nimmt, sondern bloss eine allgemeine consequente Bezeichnungsart, wie sie in anderer Rücksicht der selige Lichtenberg durch sein + E und — E auch schon aufgestellt hat.

Nürnberg, b. Monath u. Kussler: *Johann Conrad Gütle kleine Elektricitätslehre* oder *Beschreibung einiger kleinen Elektrisirmaschinen und Apparate*, zum Gebrauch für Schulen und Hauslehrer und zur Erklärung der Lehre der künstlichen und Luftelektricität eingerichtet. *Aus dem 2ten Theil der magischen Belustigungen besonders abgedruckt.* Mit 4 Kupfertaf. 1798. 15 Bogen. 8. (21 gr.)

Da diese Schrift einen Theil eines grössern Werkes ausmacht, so wird es genug seyn, hier nur ein paar Worte davon zu sagen. Hr. G. hat sich seit einiger Zeit als einen sehr fleissigen Schriftsteller gezeigt; eben so fleissig scheint er in Verfertigung physikalischer und mathematische Instrumente zu seyn. Wir haben von den letzten zwar nichts gesehen, indessen wollen wir ihm, der Beschreibung zufolge, gern den Ruhm eines geschickten Künstlers zugestehen. Gegen seine schriftstellerischen Arbeiten aber haben wir viel einzuwenden. Wenigstens herrscht in dieser Schrift durchgehends dieselbe Weitschweifigkeit, und derselbe Mangel an Präcision, den man schon auf den Titel wahrnimmt. Hierzu kommt noch der Mangel einer guten Ordnung. Die Beschreibungen des Apparats, die Versuche, die Sätze, die dadurch bewiesen werden sollen, und die Erklärungen, das alles ist so unter einander gemischt, dass es unmöglich ist, daraus eine richtige Uebersicht der elektrischen Erscheinungen und ihrer Gesetze zu erlangen. Auf 15 Bogen hätte sich etwas viel vollständigeres und richtigeres über diesen Gegenstand sagen lassen. Denn auch die Erklärungen sind grösstentheils sehr mangelhaft. Die positive Elektricität wird immer als eine *gespannte*, die negative als eine *schlaffe* angesehen; durch das Reiben sollen die Zwischenräume der Körper erweitert oder verengert werden, und daher soll es kommen, dass die elektrische Materie sich in einigen leicht, in andern schwer fortbewegt, weswegen man die Körper in Leiter und Nichtleiter theilte. „Einige, setzt er hinzu, scheinen diese Ei„genschaft (?) in einem grössern, wieder andere in „einem geringern Grade zu besitzen; hieraus entste„hen die Halbleiter." Welches sind denn nun die Halbleiter? Die jene Eigenschaft in einem grössern, oder die sie in einem geringern Grade besitzen? — Das Fallen des Barometers wird auf eine Weise, die schon längst widerlegt ist, erklärt. — Noch sonderbarer ist die Erklärung von dem Leuchten des Blitzes; ingleichem vom Zünden desselben, wobey der Vf. *Erde*, *Luft*, *Phlogiston* und *Feuer* als die allgemeinen Bestandtheile aller Körper angiebt. — In der Vorrede spricht er von den Auffangspitzen, die er seinen Blitzableitern zu geben pflegte; er rühmt von ihnen unter andern, dass man bey verschiedenen derselben *gesehen hätte*, *„wie sie eine erst im An„zuge begriffene Wetterwolke schon in ziemlicher Ent„fernung ihrer Kraft beraubten."* — Wie ist es möglich, eine solche Wirkung zu sehen, oder woraus lässt sie sich schliessen? — Noch mehr; wenn die Wolken durch den Wind so geschwind herbeygeführt wurden, dass ihre Elektricität in der kurzen Zeit nicht abgeleitet werden konnte, so schlängelte sich der Blitz *ohne Geräusch* auf die Spitze des Ableiters, und entlud die Wolke, *ohne dass nachher die geringste Verletzung an der Spitze* zu finden war. — In der That von so kräftigen Blitzableitern, die machen, dass selbst Blitze ohne Geräusch entstehen, erinnert sich Rec. nie etwas gehört zu haben. Ein grosser Theil der Vorrede ist polemisch. In dem Ton eines wahren Sansculotten fährt Hr. G. über einen seiner Recensenten her, nennt ihn einen Pasquillanten, seine Recension einen Bubenstreich, so wie die Zeitung eine Pasquillen-Sammlung, in welcher Wahrheit neben Bosheit und Lügen einander die Wage halte. Am meisten ist sein Zorn gegen *Hn. Dr. Erhard* gerichtet, den er nebst jenem Recensenten in eine Classe mit Cartouche und Käsebier, ja sogar noch unter diese setzt. Indessen hat es ihm nicht beliebt, die Zeitung näher zu charakterisiren, noch seine Beschwerden bestimmt anzugeben. Rec. ist daher ungewiss, ob er nach dem, was er hier gesagt hat, in Hn. *Gütle's* Augen auch für einen Pasquillanten gelten wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erlangen, b. Palm: *Farbenkunde für Maler und Liebhaber der Kunst*, von *Johann Leonhard Hoffmann.* 1798. 200 S. 8. (12 gr.)

Ein Buch, welches vollkommen leistet, was der Titel verspricht, und daher allerdings von gutem Nutzen für Künstler seyn wird. Es sind uns indessen bey aufmerksamer Durchlesung desselben ein paar Stellen aufgefallen, wo sich der Vf. geirrt zu haben scheint, und die wir desshalb bemerken müssen. S. 163. bey Gelegenheit der Tuschfarben heisst es: „Selbst machen sich manche Farbenkörper in der Tusche sehr gut, die in Oel schlechterdings nicht taugen und in Pastell nicht zu gebrauchen sind, z. B. Grünspan etc. — weil man aber zur Tusche alle Saftfarben sehr wohl gebrauchen kann, ja weil sie hiezu unentbehrlich sind: so kann man sehr wohl der Lackfarben überhoben seyn." Dieses wird ohne Zweifel von allen denen, welche mit Tuschen oder den so genannten Aquarellfarben zu malen verstehen, bestritten werden; denn Grünspan darf zu Arbeiten

die auf Kunstwerth Ansprüche machen sollen, gar nicht gebraucht werden, einige Saftfarben, wie z. B. Saftgrün, lassen sich nicht gut behandeln, und sind deswegen ausgeschlossen, hingegen den schönen rothen Lack würde man schwerlich durch irgend eine andere Farbe ersetzen können. S. 184 u. 185. scheint der Vf. anzurathen, in der Oelmalerey den Farben einen Zusatz von Wachs zu geben, und sagt daher: „man versuche eine Copie nach Corregio (Coreggio) ohne Wachs, und sie wird nicht gelingen. Durch bloses Oel, wenn man solches auch mit Mastix verbindet, wird alles zu mager, und hat, welches das schlimmste ist, eine geringe Dauer. Rubens, Vandyck und mehrere Niederländer, die sich eines reichlichen Farbenauftrags bedienten, z. B. Rembrand, Ruysdael, Berghem u. a. m. konnten ohne Wachs nicht thun, was sie thaten." Es wäre überflüssig, den Ungrund dieses Vorgebens mit Gründen ausführlich darzuthun, weil gewiss kein Künstler von Einsicht und Erfahrung solches glauben wird.

Zürich, b. Heinrich und Joh. Heinrich Füssli: — *Sammlung historisch merkwürdiger Schweizergegenden.* I Heft. 1796. II Heft. 1797. III Heft. 1798. jeder mit 4 illum. Kupferstichen, und in allen drey Heften zusammen. 96 S. Text. gr. längl. Quart. (22 Rthlr. 12 gr.)

Die Ansichten im ersten Heft sind: Nr. I. die Ruinen des Schlosses Zwing-Uri. Nr. II. der Rotzberg im Canton Unterwalden. Nr. III. die Wohnung von Willhelm Tell zu Bürglen. Nr. IV. die Ruinen von Attinghausen bey Altorf. Im zweyten Heft: Nr. V. die Rüteli's Matte. Nr. VI. Tell's Capelle in der hohlen Gasse. Nr. VII. Windisch und Königsfelden. Nr. VIII. Morgarten am Aegeri-See. Im dritten Heft: Nr. IX. Habsburg. Nr. X. Greyerz. Nr. XI. Laupen. Nr. XII. Alt Regensperg. Diese samtlichen Ansichten sind mit vieler Treue und Fleiss gezeichnet, bey den meisten ist der Standpunkt glücklich gewählt, und alle sind sauber illuminirt; nur fallt bey einigen das Licht im Vordergrunde etwas zu grell auf, und daher sehen sie etwas bunt und maniecirt aus. Nr. II. V. VI. VIII. X. u. XI. scheinen uns, wenn wir sie als Bilder betrachten, die meisten Verdienste zu haben. Alle, Nr. I. allein ausgenommen, sind von dem Verleger Hn. Füssli gezeichnet, welcher damit eine rühmliche Probe seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, die Umrisse der vier Ansichten des ersten Hefts radirte Hr. *H. Troll*, den wir aus andern Arbeiten als einen trefflichen Zeichner und Kupferstecher im landschaftlichen Fache kennen. Die im zweyten Heft, *A. Bentz*, im dritten hat sich der Kupferstecher nicht genannt.

Den gut geschriebenen Text wird jederman mit Vergnügen lesen, und wen die alte Schweizergeschichte noch besonders interessirt, wird sich doppelt befriedigt finden. Der ungenannte Vf. besitzt die Kunst, Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden, und darf daher ungetheilten Beyfall von seinen Lesern erwarten. Druck und Papier an diesem Werk sind sehr schön.

* * *

Stuttgart, in der Erhardischen Buchhandl.: *Sammlung vieler Vorschriften von allerley Koch- und Backwerk für junges Frauenzimmer von einer Freundin der Kochkunst in Göppingen.* Neue verbess. Ausgabe. 1 Th. 1797. 374 S. 2 Th. 1798. 230 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 194 a.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Leipzig*, b. Crusius: *Praktische und gründliche Anweisung auf eine leichte und wohlfeile Art gute Elektrisirmaschinen zu bauen*, mit einem dazu neuerfundenen Reibezeug von gespanntem Taffet, herausgegeben von *Joh. Christ. Hoffmann*. Mit 2 Kupf. 1798. 5 Bog. 8. (8 gr.) Es giebt wohl kein physikalisches Instrument, an dem man neuerlich so viel verändert, gemodelt und umgeformt hätte, und das noch jetzt auf so mannichfaltige Art zusammengesetzt würde, als die Elektrisirmaschine. Bald ist es die Stärke der Wirkung, die man dabey zur Absicht hat, bald die Dauerhaftigkeit der Maschine, bald ihre Bequemlichkeit, bald ihre Wohlfeilheit. Der letzte Grund hat besonders viel Erfindungen hervorgebracht, und nicht mit Unrecht; denn es ist allerdings verdienstlich, den Ankauf unentbehrlicher Instrumente den Liebhabern der Wissenschaft zu erleichtern. Eben daher kann man keinen neuen Beytrag der Art als überflüssig ansehen, und so verdient auch die vor uns liegende Anweisung von einem so geschickten Künstler als der Vf. derselben ist, Dank. Sie ist deutlich und vollständig. Allein um uns in den Stand zu setzen, von dem Werth seiner Einrichtung ein Urtheil zu fällen, hätte er die Wirkung der Maschine und ihren Preis bestimmt angeben müssen. Er sagt blos, die Wirkung hatte seine Erwartung übertroffen, ohne zu bemerken, wie lang und stark die Funken waren, was für Gläser sich dadurch laden liessen u. dgl. Von dem Preise ist nichts gesagt, und da der Nichtleiter in einem Cylinder von Glas besteht; so macht er immer ein kostbares Stück aus. Die Leiter lehrt er von Pappe mit Staniol überzogen verfertigen; auch giebt er eine Anweisung Kugeln zu giessen und Messing zu polieren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1799.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Ein Commentar über das reine Natur- und natürliche Staatsrecht.* Von *Theodor Schmalz*, K. Pr. Consistorialrath und Prof. der Rechte zu Königsberg. 1798. 10 Bogen. (14 gr.)

Die Absicht dieser Schrift ist, der Aeusserung des Vfs. in der Vorrede nach, die vornehmsten Stellen seines reinen Naturrechts zu erläutern und zu berichtigen. So lobenswürdig dieser Vorsatz eines Schriftstellers ist, eine Revision seiner vormaligen Behauptungen von Zeit zu Zeit anzustellen, eben so löblich ist die Freymüthigkeit des Vfs., mit der er seine Ueberzeugungen gegen die metaphysische Rechtslehre des Hn. Prof. *Kant* vorträgt. Denn Freyheit im eignen Denken ist die erste Regel des öffentlichen Verkehrs der Gedanken, obgleich in Ansehung dieses verdienstvollen Mannes gewiss jede Besorgniss eines auf Despotie gehenden Bestrebens ungegründet ist. Indessen erlaubt uns der Vf. vorläufig folgendes zu bemerken. Wenn ein Feldmesser sich überredet, dass er richtiger als mancher grosse Mathematiker ein Feld ausmessen könne, so kann er daran recht haben. Wenn er aber, als blosser Feldmesser meynen sollte, ein Feld von jedem möglichen Umfange ausmessen zu können, so entsteht in ihm diese Einbildung, weil er ein Feldmesser und kein Geometer ist. Eben so würde der Jurist von Profession, dass er nicht Philosoph ist, beweisen, wenn er die Meynung äussert, dass nur als ein solcher Jurist er im Stande ist, „die zahllosen Details zu übersehen, die bey der Anwendung allgemeiner Grundsätze sich darstellen, und die Unrichtigkeit derselben da zu zeigen, wo wir es am wenigsten vermuthen." Denn die obersten Grundsätze der Rechtslehre sind nicht Erfahrungserkenntnisse und Grundsätze des Rechts; die dieses sind (Gesetze einer äussern Gesetzgebung), sind nicht oberste Grundsätze. Dass nun solche Grundsätze, von welchen keine andere als eine Erfahrungserkenntniss möglich ist, doch als Rechtsgesetze anzusehen sind, das kommt von Grundsätzen her, die aus der Vernunft entspringen. Die Kenntniss des positiven Rechts und Uebung in ihrer Anwendung kann wohl dazu dienen, das Bewusstseyn des Rechtsbegriffs hervorzuheben und zu den obersten Grundsätzen dieser Wissenschaft zu gelangen, niemals aber, wie der Vf. es zu nehmen scheint, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser allgemeinen Grundsätze zu zeigen. Wir gehen zur Beschreibung des Inhalts dieser Schrift.

Sie handelt zuerst von der Freyheit, und der Vf. beschreibt dieselbe als „das Vermögen unabhängig von allem ausser uns, die erste wirkende Ursache unserer Handlungen selbst zu seyn." Der Vf. hat hier den sonst sogenannten transcendentalen Begriff (von einer Ursache, deren Causalität keine andere Ursache voraussetzt) im Auge, von welchem Merkmal allerdings, in dem Begriff der Freyheit des Willens nicht abgesehen werden kann. Wenn es aber weiter heisst: wir sind uns bewusst, dass wir durch die blosse Vorstellung der Güte oder Bosheit einer Handlung und Unterlassung, uns zum Handeln oder Unterlassen bestimmen können, und folglich sind wir wirklich der Freyheit fähig, so meynt Rec. dass hier an die Stelle eines Begriffs, ein ganz anderer gesetzt worden ist. Denn wenn aus der blossen Anlage für Freyheit (eigentlich für Moralität), diese Freyheit selbst *geworden* ist, (der Mensch moralisch-gut ist), so ist doch diese Sinnesänderung eine Begebenheit, und hat ihre Ursache in der vorhergehenden Zeit, die selbst wieder von andern Ursachen abhängig ist. Der Begriff der Freyheit hat also am Menschen, als einem Gegenstande der Erfahrung, auch wenn er als sittlich-gut gedacht wird, kein Object. Die Beleuchtung der Formeln für das Sittengesetz, die der Vf. aufstellt, die eigentlich ausdrücken, dass der Mensch eine natürliche Abneigung gegen Alles habe, das sich widerspricht, (die wie der *horror vacui* aussieht) erlaubt der für die Recension bestimmte Raum nicht. Es folgt nun die Bestimmung des Begriffs: *Recht*. „*Dürfen* heisst das Bestimmtwerden des Willens durch die Einsicht, dass eine Handlung oder Unterlassung nicht böse sey. Die Bestimmung der Person durch das Gesetz, nach welchem sie darf, heisst *ein Recht*." Die Anführung des Sprachgebrauchs von dem Worte: *recht*, da dasselbe die Angemessenheit eines Verfahrens zu einem bestimmten Begriff bezeichnet, ist, nach unserm Urtheil, nicht die richtige Art, diesen Begriff zu erörtern, und die eben genannte Erklärung des Vfs. von dem, was ein Recht heisse, ist allenfalls die Erklärung des Begriffs vom Erlaubten, obgleich, um auch diesen Begriff klar zu erhalten, durchaus wohl nöthig ist, von der Erörterung des Pflichtbegriffs selbst den Anfang zu machen. Wie die Sprache zu dem Ausdruck gekommen: ein Recht auf einen Gegenstand haben? was geht diese Frage die Rechtswis-

wissenschaft an, die es mit dem Begriff und dem Boden des Begriffs: einen Gegenstand rechtlich haben, zu thun hat. Zur Unterscheidung der Rechtslehre von der Tugendlehre, glaubt der Vf. durch eine Eintheilung der Rechte und Pflichten nach den Kategorien als Eintheilungsgründen etwas beyzutragen. Dass durch diese Betrachtung so wie überhaupt durch Herbeyführung von Beyspielen, das Unterscheidungsmerkmal zwischen der Rechts- und Tugendpflicht hervorgehoben werden könne, bezweifeln wir nicht; aber die Eintheilung selbst der Pflichtenlehre bewirkt der Vf. damit noch nicht. Denn auch die Tugendlehre enthält Pflichten die allgemein (vollkommen) verbindend, die negativ (Pflichten zu Unterlassungen) sind und Pflichten, die in *äussern* Handlungen erfüllt werden. Gegen die Beschreibung der Rechtspflicht, dass sie die Pflicht ist, zu welcher gezwungen werden könne, erklärt sich der Vf. Uns dünkt, dass, nachdem die metaphysische Rechtslehre Kant's, den Begriff eines *wechselseitigen Zwanges nach allgemeinen Gesetzen*, aufgestellt und *diesen* Zwang als den Gegenstand der Rechtslehre angegeben hat, das Merkmal des Zwanges, wovon doch nicht abgesehen werden kann, wenn man von Rechtspflichten spricht, aus diesem Begriff leicht aufgefunden werden könne. Im Naturzustande kann von keinem andern Zwange die Rede seyn, als von dem Zwange, wodurch jeder den Andern nöthigt, diesen wechselseitigen Zwang mit ihm einzugehen, und von keiner andern Rechtspflicht, als der: auf diesen Mechanismus hinzuwirken. Dagegen meynt Hr. *S.* das Princip der Rechtslehre durch die Formel auszudrücken: Unterlass alles, wodurch du andere vernünftige Wesen wider ihren vernünftigen Entschluss, in äusserlicher That bestimmen würdest. Gegen alle Einwendungen wider diesen Ausdruck wird sich wahrscheinlich der Vf. vermittelst des weiten Begriffs: eines *vernünftigen* Entschlusses zu verwahren im Stande seyn. Er leitet nun hiervon die angebornen und erworbenen Rechte des Menschen ab. Der angebornen Rechte des Menschen werden drey angegeben: das Recht zu seyn, so wie die Natur seinen Geist und Körper bildete; das Recht des Menschen auf seine Handlungen; und das Recht des Menschen auf den Gebrauch der Sachen umher. Bey der Vorstellung des letztern bemerkt der Vf.: „Ich glaube gar nicht, dass es ein solches moralisches Gesetz gebe, wie Hr. Kant will, nämlich: das Aeussere stets so zu gebrauchen, dass es das Seine von irgend jemand werden kann. Es ist kein rechtliches und auch kein ethisches Gesetz. — Darf ich nicht einen Stein in den Abgrund des Meeres werfen, und wäre es auch blos aus Langerweile? Darf ich zu meinem Vergnügen einen Haufen Reisig nicht anzünden?" Diese sonderbare Auslegung des von Kant aufgestellten Postulats der rechtlichen Vernunft, hätte wohl billigerweise Hn. *S.* selbst verdächtig vorkommen sollen. Kant giebt damit das Princip an, nach welchem die Möglichkeit synthetischer Rechtsätze erkannt werden kann. Z. B. aus dem Begriff der ersten Apprehension lässt sich unmöglich vernehmen, wie diese empirische Handlung ein rechtliches Mein hervorbringen könne. Indem aber diese Handlung unter einer Regel steht, nach welcher die Willkühr eines jeden mit der Willkühr jedes Andern zusammenbesteht; so wird nun allerdings eingesehen, dass diese empirische Handlung ein äusseres Mein hervorbringe, und die moralische Vernunft gebietet nach dieser Regel zu handeln; nicht aber etwa, einen Stein, der ungebraucht auf dem Wege liegt, ja aufzuheben und von ihm irgend einen Gebrauch zu machen. Erworbene Rechte kann es nach dem Vf. nur zwey geben, nämlich auf Sachen und auf Leistungen, und er verwirft den Begriff des auf dingliche Art persönlichen Rechts. Von der äussern Erwerbung setzt Hr. *S.* den Grundsatz fest: dass keine Erwerbung geschehen könne, als durch solche Begebenheiten, welche Andern es unmöglich machen, einen Gegenstand wider unsern Willen zu bestimmen, ohne zugleich unser Urrecht selbst zu kränken. Diesem Grundsatz gemäss wird behauptet, „dass Erwerbung einer Sache zum Eigenthum nur dadurch geschehe, dass eine Sache in die Lage käme, dass sie von Niemand ausser uns gebraucht werden könne, ohne die Wirkung unserer Handlung zu zerstören, oder wider unsern Willen zu verwenden." Wenn blos unsere Handlung diese Lage hervorbringt, so heisst diese Handlung *Formation;* wenn andere Ursachen, nach der Handlung, die Sache in eine solche Lage gebracht haben, dass weiterhin niemand sie gebrauchen kann, ohne die Wirkung unserer Handlung zu zerstören; so wird diese Wirkung anderer Ursachen die *Accession* genannt. „Hr. Prof. Kant, sagt der Vf., erklärt sich ausdrücklich gegen die Formation, und will, dass *Besitzergreifung* das Eigenthum erwerbe. Es sey mir erlaubt, zu zeigen, dass nicht Besitzergreifung diese Wirkung haben könne, und dass die Formation wirklich sie habe." Dem Rec. sey es dagegen erlaubt zu bemerken, dass Hr. *S.*, indem er von dem Princip, wovon Kant ausgeht, gänzlich wegsieht, auch die Urtheile dieses um die reine Rechtswissenschaft so verdienten Mannes, in einem falschen Lichte vorstellt. Rec. ist weit entfernt sich Anmassungen gegen den verdienten Vf. erlauben zu wollen. Wenn derselbe aber die Meynung äussert, dass es synthetische Rechtsätze nicht geben könne; so versucht Rec. Hn. *S.* auf den Sinn der entgegengesetzten Behauptung, dass jeder Rechtssatz, der von etwas Aeusserem aussagt, dass es das Meine ist, ein synthetisches Urtheil sey, durch die Frage aufmerksam zu machen: wie geht es zu, dass die Formation diese besondere Kraft habe, dass, sobald eine Sache auf diese Weise durch die Hände eines Menschen gegangen, sie sofort dem Gebrauch aller übrigen dadurch entzogen worden? Wer die von ihm geformte Sache aus den Händen gelegt hat, der wird an seiner Handlung selbst gar nicht gestört (das innere Sein nicht verletzt), wenn die Sache von einem Andern gebraucht wird. Wo kommt denn diese sonderbare

bare Dignität her, die der geformten Sache eigen ist, und vor der Formation ihr nicht eigen war? Hr. *S.* wird, dünkt uns, antworten, und wir antworten mit ihm: dass diese Dignität von keiner Zauberkraft herrühre, sondern dass, da die erste Formation einer noch nicht geformten Sache, als Regel zu denken ist, die so ist, dass, wenn alle Vernünftige, eine Naturordnung zusammen ausmachende Wesen, darnach handeln, ein ausschliesslicher Gebrauch äusserer Gegenstände (den sie alle wollen), und so ein Zusammenbestehen ihrer Willkühr im Verhältniss zu einander möglich ist, der Begriff der Gesetzmässigkeit diese Dignität hervorbringe, die keine andere als überhaupt die sittliche Nöthigung des Willens ist. Kant sagt: „die Bearbeitung (Formation) ist, wenn es auf die Frage von der ersten Erwerbung ankommt, ein äusseres Zeichen der Besitznehmung, welches man durch viele andere, die weniger Mühe kosten, ersetzen kann, und will damit aufmerksam machen, dass die empirische Handlung, sie heisse nun Formation, oder Occupation oder wie man will, an und für sich betrachtet, diese Rechtskraft nicht habe, sondern dieselbe ihr lediglich daher zukomme, weil sie unter einer Regel steht, nach welcher äussere Gegenstände das Seine irgend eines Menschen, werden können.

Aus dem Angeführten ist schon von selbst zu vermuthen, dass Hr. *S.* sich auch gegen die Behauptung K. erklären werde: dass die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens so weit gehe, als ich ihn zu vertheidigen, physisches Vermögen habe. Wenn der würdige Vf. bemerken will, dass die ursprüngliche Erwerbung eines Bodens blos im Naturzustande statt finden könne, und eine Rechtsregel doch nur soferne Verbindlichkeit haben könne, als jeder Andere derselben Regel seine Handlungsweise unterwirft; so wird er vielleicht sein Urtheil ändern. Die von dem Vf. vertheidigte und sonst von Andern vorgetragene Theorie der Erwerbung des Rechts auf die Handlungen eines Andern, können wir hier nicht ausführlich beurtheilen. Es kann nämlich nach dieser Theorie dieses Recht nur aus Beleidigungen und aus Verträgen entstehen. Das erste besteht in dem Recht, den Beleidigten zu bestrafen, ferner sich zu vertheigen, und endlich Schadensersatz zu fodern. Der Vf. bemerkt, dass nur dieses letzte eigentlich ein Recht auf Leistung sey. Zu dieser Behauptung hat wohl, wie es uns scheint, der Vf. keinen Grund. Da er einmahl ein aus der Beleidigung entsprungenes Recht gelten lässt, so müsste er auch wohl die Rechtspflicht: sich strafen zu lassen, und der Vertheidigung nicht zu widerstehen, so ungereimt es auch aussieht, gelten lassen. Wenn aber vom rechtlichen Zustande und dem Princip desselben (dem Staatsoberhaupt) abgesehen wird, was Strafe dann noch heissen soll, davon hat Rec. keinen Begriff. Die Ausübung der Strafe, da wo man das Laster findet, sogar als eine ethische Pflicht, die einem jeden obliegt, vorzustellen; — von diesem Urtheil ist Rec. weit entfernt. Hr. *S.* thut diese Behauptung, ob er gleich sie wieder mässigt und dahin bestimmt, dass diese Pflicht zu strafen einem jeden nur gegen Uebertreter der Rechtspflichten zukomme, weil wir ins Herz nicht sehen und die Maximen nicht kennen, nach welchen die Menschen handeln. Auch missfällt uns die Beschreibung des Verbrechers, als desjenigen, der die Würde des vernünftigen Wesens verwirkt habe, und der Strafe, als einer Behandlung eines Menschen als eines blos sinnlichen Wesens. Denn die Würde der vernünftigen Natur besteht in einer Anlage, und kann nie, auch durch kein Verbrechen verwirkt werden, und in dem Begriff der Strafe liegt das Gegentheil davon, nämlich die Behandlung eines Verbrechers, immer als eines moralischen Wesens, indem er nur nach einem Gesetz, wozu er selbst seine Einwilligung gegeben hat, gerichtet werden darf, dafern nicht gegen ihn, ob er gleich Verbrecher ist, ein Verbrechen begangen werden soll. —

Die Theorie der Verträge des Vf., die aus seinem Naturrecht bekannt ist, ist er hier bemüht zu bestätigen und zu erläutern. Gegen die metaphysische Principien der Rechtslehre erinnert er: „Wenn gleich Hr. Kant in der Darstellung der Gültigkeit der Verträge, auf ein Gefühl, auf das allgemeine Bewusstseyn sich beruft, und jeden Versuch, den Augenblick zu bestimmen, in dem, oder den Grund, durch den die äusserliche Verbindlichkeit der Verträge äusserlich anfange, für vergeblich erklärt, so glaube ich doch, dass, wenn diese nicht angegeben werden könnte, wir die Lehre von den Verträgen gänzlich aus der Rechtslehre verweisen müssten; denn in ihr, als dem Gebiet der blos äusserlichen Gerechtigkeit, kann gerade nur von der Verbindlichkeit im Aeussern, und also in der Zeit, innerhalb bestimmter Zeitpuncte die Rede seyn." Dass Kant in seiner Darstellung sich auf ein Gefühl berufe, das ist gänzlich falsch. Mit Ueberzeugung versteht Rec. den Sinn jener Darstellung auf folgende Weise. Die Handlungen des Versprechens und der Annahme sind empirische Data, denen, an und für sich betrachtet, keine Rechtskraft zukommt. Dieselbe (diese moralische Dignität) hat ihren Grund in dem Bewusstseyn, dass diese Handlungsweise unter einer Regel steht, nach welcher, in einer Naturordnung vernünftiger Wesen, die Causalität des einen, das Seine eines Andern werden könne, wenn alle darnach handeln, mithin in dem Bewusstseyn der Gesetzmässigkeit dieser Handlungsweise. Die Fehlgriffe der philosophischen Rechtslehrer in Ansehung nicht allein der Erwerbung durch Vertrag, sondern auch der ursprünglichen Erwerbung sind blos daher gekommen, dass sie an der empirischen Handlung selbst die rechtliche Dignität finden wollten und statt sich die Frage: wie ist ein synthetischer Rechtssatz möglich? in den Sinn kommen

men zu lassen, jeden Rechtssatz für ein analytisches Urtheil durch ihre Behandlung erklärten. Dass übrigens die Theorie der Verträge des Hrn. Vf. keine gefährliche Lehre sey, darin sind wir gänzlich mit ihm einverstanden, und es ist belachenswerth, sie so vorstellen zu wollen. Als eine verwerfliche Folge davon erkennen wir aber seine Behauptung, dass erzwungene Verträge nicht verbindlich sind. Der Beschluss der Schrift, der sich über den Begriff und Zweck des Staats verbreitet, hat unsern ganzen Beyfall. Der Vf. prüft und verwirft mit Scharfsinn die Theorie, die den Zweck des Staats in Bildung und Erziehung des Menschen setzt, und erklärt sich gegen die „räthselhafte und abentheuerliche Sentenz: der Zweck des Staats sey, den Staat überflüssig zu machen.

Leipzig, b. Crusius: *Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, zusammengestellt* von *Georg Dreves.* Zweyter Theil. 1798. 472 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Das Urtheil, welches von dem ersten Theile gefällt worden, gilt auch von diesem. Die Resultate der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit, die uns Hr. D. in diesem Theile liefert, sind nichts weiter, als Auszüge aus den Schriften der neuesten Philosophen von Kant an. Der ganze Unterschied zwischen dem ersten und zweyten Theile besteht in der Kleinigkeit, dass er in jenem den Abriss der moralischen Systeme nebst ihrer Beurtheilung aus Andern grösstentheils entlehnt, in diesem aber durch Ausziehung des wesentlichen Inhalts der hieher gehörigen Schriften selbst verfertiget hat. Wir können uns nicht denken, zu welchem Zweck und für welche Leser dieses Werk bestimmt, oder welchen Nutzen es stiften solle, den ausgenommen, dass man die Untersuchungen der neuesten Philosophen über Sittlichkeit und was damit zusammenhängt, im Auszuge und in einen Band zusammengedrängt findet, und dass dieses die Uebersicht und Vergleichung erleichtert. Aber dazu lieset man doch lieber die Werke selbst, die ja fast jeder selbst besitzt, der an diesen Untersuchungen Interesse nimmt, und die auch durch den besten Auszug verlieren. Was die Ausführung betrifft, so hat sich der Vf. die Arbeit sehr leicht gemacht, indem er die Hauptstellen wörtlich ausgezogen und nur selten kürzer und mit andern Worten ausgedrückt hat. Einen Vortheil hat die Schrift dadurch erhalten, dass das Trockne und Skeletmässige gewöhnlicher Auszüge vermieden, dass Deutlichkeit, Leben und Interesse nicht verloren gegangen ist. Auf der andern Seite aber hat sie auch mehrere Fehler einer Compilation z. B. dass sie bald zu viel bald zu wenig hat. Der Vf. giebt z. B. Auszüge aus mehreren Schriften Kants, aus der Kritik der reinen Vernunft (Kanon der reinen Vernunft) Grundlegung der Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft, Tugendlehre. Hier war es kaum zu vermeiden, dass nicht einerley Ideen nur mit andern Ausdrücken wiederholt wurden. Hingegen vermissten wir auch aus der letzten Schrift einige Sätze von der Tugend als Fertigkeit. Die Philosophen, von welchen Auszüge vorkommen, sind: *Kant*, (der längste Abschnitt von S. 3 — 128.) *Hufeland*, *Mutschelle*, *Abicht*, *Schmid*, *Reinhold*, *Gebhard*, *Schaumann*, *Heydenreich*, *Jakob*, *Maimon*, *Schiller*, *Fichte*. Zwey Anhänge beschliessen den zweyten Theil; in dem ersten findet man Kants Grundbegriffe über die Natur der Sittlichkeit aus dessen Tugendlehre; der zweyte beurtheilt einige Einwürfe, welche Garve Kants Moralprincip entgegengesetzt hat, sehr kurz, aber gründlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Vieweg d. ält.: *Das Glück der Ehe*, von *Franz von Kleist*. 1796. 24 S. 8. broch. Mit Titelvignette. (12 gr.) Nicht leicht hat sich bey so wenig wahrem Gehalt und poetischer Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äussern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und selbst bis auf einen gewissen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der seit der Erscheinung dieses Gedichtes gestorbene Vf. besass, dessen in andern Rücksichten bedauerter frühzeitiger Tod schwerlich seiner dichterischen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieser hatte er das rechte Ziel eben so vollständig verfehlt, als sein individuelles erreicht: und die Haltungslosigkeit, die man der ersten jugendlichen Erscheinung nachsah, war zur fixirten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Tone durchgeleyert, den *v. Kl.* Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung ist so wenig beschönigt, dass man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, sondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Wiederhall vernimmt. Die starken Auflagen, die, wie Rec. weiss, von diesen Meisterstücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen sind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poesie nicht, welche man dem grossen Haufen in der deutschen Lesewelt vorwirft: aber sie beweisen doch, dass es genügsame Köpfe unter uns giebt, die wohlschmeckerische Ohren an sich tragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. April 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Praktische Anleitung wie die Kriegsschaden zu peraquiren, die Schulden zu tilgen, und die dadurch erschöpften deutschen Reichsländer wieder in Aufnahme zu bringen sind.* Von *Friedrich Heinrich Hetzfeld*, Fürstl. Oranien-Nassauischem Kammersecretär. 1798. 192 S. 8.

Aus dieser überaus wortreichen Schrift lassen sich die Materialien füglich in folgende Sätze zusammen fassen: 1) die in Rücksicht der ordinären Staatsabgaben gesetzlich gewordenen Befreyungen entbinden bey Entrichtung ausserordentlicher Kriegskosten den Befreyten von der Concurrenz nicht, sondern alle Stände, von dem Landesherrn bis zum Tagelöhner, müssen hier beygezogen werden. 2) Gemeinden die an den Landstrassen, und in Gegenden liegen welche zu militärischen Operationen bequem sind, haben weit mehr durch den Krieg gelitten, als diejenigen leiden konnten, welche vom Kriegsschauplatz weiter entfernt waren. Jene haben also auch eine grössere Schuldenlast contrahirt, als diese. Durch eine allgemeine Landesperaquation wird aber diese ruinirende Schuldenmasse auf alle Staatseinwohner, nach Verhältniss des Vermögens und der Erwerbsquellen, gleich vertheilt, und dadurch der Staat gerettet; mithin ist jene durchaus unvermeidlich. 3) Aber nicht alle und jede Kriegsschäden sind von der Art, dass sie in dem Kataster der Landesberechnung aufgenommen werden können. Einige müssen die Gemeinden unter sich, andere müssen selbst diejenigen Einzelnen, die davon betroffen wurden, ohne eine weitere Vergütung zu erwarten, tragen. Zu diesen sind die Plünderungen der Privatpersonen, zu jenen die Plünderungen der Gemeindecassen und anderer Aerarien-Gelder zu zählen. 4) Zu Tilgung der durch den gegenwärtigen Krieg veranlassten ungeheuern Landesschulden ist, ausser der allgemeinen Grundsteuer, auch noch eine allgemeine Gewerbsteuer erfoderlich, und zu der letzten hätten zu contribuiren: a) Die Staatsdiener von ihren Besoldungen; b) der Handelsstand; c) die Manufacturisten und Fabrikanten; d) die Handwerker; sodann e) Personen, die sich allein von dem Taglohne ernähren, weil solche dadurch mehr als die geringern Handwerker verdienen. 5) Die Kriegsschaden entstehen: a) durch Einquartirungen; b) durch Holz-Fourage-Vieh- und andere Naturalien-Lieferungen; c) durch Kriegsfuhren; d) durch Brandschatzungen und Bezahlung anderer Redemtions-Gelder; e) durch die Erbauung, oder Demolirung der Festungs- und Vertheidigungswerke; f) durch Bezahlung der Sauvegarden; g) durch Emigration und Flüchten; sodann h) durch die Plünderungen. (Diese verschiedene Arten der Kriegsschäden geht nun der Vf. einzeln durch, und untersucht, ob und in wieferne solche zu der allgemeinen Landes-Ausgleichung geeignet sind). 6) Was die zu Tilgung der Kriegsschulden erfoderliche Besteuerungsart anlangt, so ist solche genau nach den Kräften des Landes abzumessen. Nur solche Gegenstände sind mit der neuen Steuer zu belegen, die nach politisch-ökonomischen Grundsätzen ohne allen Nachtheil besteuert werden können, und die Entrichtung der Steuer muss durch geöffnete Geldcirculation und durch die Art und Weise der Erhebung möglichst erleichtert werden. Eine allgemeine Vermögenssteuer ist daher nach jeder Hinsicht verwerflich. 7) Die Anlagen der Gewerbsteuern sind mit den Grundsteuern in ein gerechtes Verhältniss zu setzen; beide müssen daher nach Proportion des Aufwandes und des Ertrags bestimmt werden, wobey die Production des Bodens zur Grundlage angenommen, der steuerbare Fond selbst aber nie angegriffen wird. 8) Zu Erreichung dieses Zwecks ist durchaus erfoderlich, dass die Production und die Consumtion in dem ganzen Umfange untersucht und berechnet werde. Der reine Ertrag, der eigentlich nur besteuert werden kann, ist in zweyfacher Rücksicht zu betrachten. Wenn alle Bedürfnisse in dem Staate befriedigt sind; so wird dasjenige der reine Ertrag in Rücksicht des Staates genannt, was aus dem Verkauf der inländischen Producte und Fabrikate, nach Abzug der eingeführten Artikel, noch übrig bleibt. Bey dem Einzelnen hingegen ist alles das der reine Ertrag, was ihm nach Abzug seines sämtlichen Aufwandes übrig bleibt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man dasjenige den reinen Staatsertrag nennen wollte, was durch die Zusammensetzung des reinen Ertrags der einzelnen Producenten und Fabrikanten herauskommt, indem hierbey der Aufwand der ganzen Staatsfamilie noch nicht abgezogen ist. — — Wenn nun gleich der reine Ertrag des Einzelnen den Gegenstand der Besteurung ausmacht; so muss doch die Bestimmung der ganzen Steuersumme nach dem reinen Staatsgewinn modificirt werden, wenn man keine Stockung herbeyführen, und die Thätigkeit des Gewerbfleisses nicht schwächen will. —

Rec. verkennt das Gute nicht, das in dieser Schrift vorkommt; besonders sind für die Ausführung im Detail viele zweckmässige Vorschläge gethan:

than: allein das Ganze zeigt doch, dafs der Vf. diesem wichtigen Gegenstande nicht völlig gewachsen war. Folgende Momente, auf die nach unserer Einsicht alles ankommt, sind sichtbar von dem Vf. nicht genugsam erwogen worden: I. diejenigen Grundsatze, die bey der gewöhnlichen, ordentlichen Besteurung gelten, können nicht geradezu auf diese ausserordentliche und vorübergehende Kriegssteuererhebung angewendet werden. Es können daher bey der letzten gar wohl manche Gegenstände in Concurrenz gezogen werden müssen, die bey der ersten, ohne gemeinschädliche Folgen, durchaus nicht belegt werden dürfen. So ist wohl z. B. eine eigene dauernde Capitalsteuer unstreitig durchaus verwerflich; allein ob solche bey einer transitorischen Kriegssteuer, wenigstens in gewissem Maafse, nach rechtlichen und staatswirthschaftlichen Grundsätzen umgangen werden könne, dürfte gewiss noch sehr problematisch seyn. II. Wer aus Erfahrung weifs, mit welchen bedeutenden Kosten und grofsen Schwierigkeiten die Errichtung eines neuen Steuerkatasters verbunden ist, der wird zuverläfsig äufserst ungern daran kommen, wegen der vorübergehenden Kriegssteuer und blofs in Beziehung auf diese ein solches besonderes Kataster zu errichten; daher lieber auch die Kriegssteuer nach dem in jedem Lande eingeführten ordinären Steuerfufse erheben, und blofs Nebenquellen eröffnen, indem er andere, von der gewöhnlichen Steuer befreyte Gegenstände beyzieht, um so die Last unter alle Staatsmitglieder auf eine möglichst gleiche Weise zu vertheilen. III. Die Idee, bey Bestimmung der jährlich umzulegenden ganzen Steuersumme auf den reinen Staatsertrag, bey Fixirung der jedem Individuum zufallenden Quote aber auf den inviduellen reinen Ertrag Rücksicht zu nehmen, hat zwar bey dem ersten Anblick viel anziehendes; allein einmal stellen sich derselben, nach der besonderen Verfassung der einzelnen deutschen Territorien, in der Ausführung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und dann würde ihre Befolgung die Schuldenlast auf viele Generationen, fast bis ins Unübersehliche, fortwälzen; — ein Umstand, der die ernstlichste Beherzigung verdient. Ein mit Schulden überladenes Land gleicht einem an der Auszehrung leidenden Körper; mit jedem Jahre schwindet der Wohlstand merklicher; keine grofsen, über das Ganze sich verbreitenden Anstalten gedeihen, und kommt über kurz oder lang ein neuer Sturm von aufsen; so erliegt es unrettbar unter seiner eigenen Last. Ein vorübergehender Schlag hingegen, wenn gleich die Wunde tief schmerzt, kann durch Betriebsamkeit und kluge Haushaltung bald wieder ausgeheilt werden; der Staat erstarkt allmälich wieder, und erliegt doch nicht jeder rückkehrenden Erschütterung. — Diejenigen Länder daher sind offenbar am besten berathen, wo man gleich zur Zeit des einbrechenden Unglücks, noch während des Kriegs, wo vieles Geld im Umlauf war, wo jedes Product im höchsten Preise an den Mann gebracht werden konnte, an das Bezahlen der Schulden dachte, und starke Umlagen machte. Hier ist bereits grofsen Teils verschmerzt, was anderwärts erst noch, unter vielen Seufzern, mühsam beygetrieben werden mufs. In keinem deutschen Territorium übrigens sind die hier zur Sprache gebrachten Fragen so umständlich und vielseitig debattirt worden, als in Wirtemberg. Die hier erschienenen Schriften von Privatpersonen, und die gepflogenen Unterhandlungen zwischen dem Herzog und den Landständen füllen bereits mehrere Bände. Hätte Hr. *Hatzfeld* die Mühe sich genommen, diese Vorarbeiten zu benutzen; so würde seine Schrift zuverläfsig ungleich vollständiger und lehrreicher ausgefallen seyn.

HANNOVER, b. Hahn: *Observationes practicae de dotis privilegio.* Auctore *Georgio Friderico Scharlach*, J. U. D., Comite Palatino Caes., et Advocato, in summo Tribunali Cellensi immatriculato. 1798. 172 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. zeigt zuerst historisch die Verhältnisse an, die zu der besondern Begünstigung und den Befreyungen des Heiratsguts Anlafs gegeben haben; zählt sodann die verschiedenen Meynungen der Rechtslehrer über die Frage auf: ob das Heiratsgut einem ältern, ausdrücklich bestellten Unterpfande vor- oder nachzusetzen sey? bekennt sich zu der Lehre derjenigen, die dem Heiratsgute den Vorzug einräumen, und beruft sich deswegen: 1) auf die L. 12. *C. qui potior. in pign.*; 2) auf die *Nov.* 97. *Cap.* I.; 3) darauf, dafs das Weib in Ansehung des Heiratsguts denjenigen vorgezogen wird, *qui ad emendum crediderunt sub hypotheca;* 4) darauf, dafs das Weib nur dem *creditori ad militiam emendam* nachsteht; 5) endlich auf die *Nov.* 109. *Cap.* I. — Dies vorausgeschickt, wird ausgeführt, dafs auch jüdische Eheweiber, besonders wenn sie vergleitete sind, die Vorrechte des Heiratsguts mit Grund ansprechen (hier hätten *Kochy's* Meditationen über die interessantesten Gegenstände der heutigen Civilrechtsgelahrtheit, Band I. Betracht. 8. S. 84 folg. nicht unbenutzt gelassen werden sollen); sodann ist gezeigt, dafs auch *mulieres putativae* von den *privilegiis dotis* nicht ausgeschlossen sind; ferner, dafs zwar das dem Heiratsgut anklebende stillschweigende Unterpfandsrecht, keineswegs aber das dem Weibe zustehende Vorzugsrecht auf die Erben, sie seyen nun Kinder, oder Fremde, übergeht (die Gründe, die der Vf. für diese Behauptung anführt, sind nicht sehr durchdacht, und für den Unbefangenen schwerlich überzeugend); sodann, dafs der Cessionar des *privilegii dotis* sich nicht zu erfreuen hat, es wäre dann, dafs das cedirende Eheweib Gewährsleistung versprochen hatte. — Uebrigens, fahrt der Vf. fort, lassen sich die *privilegia dotis* nicht unbedingt, und ohne genaue Unterscheidung der eintretenden besondern Verhältnisse, auf das *augmentum dotis* anwenden; wohl aber gehören sie in der Regel der Aussteuer und Mitgift zu; nicht so den paraphernal- und vorbehaltenen Gütern; hingegen zwar dem *dotalitio*, keineswegs aber dem

vitua-

vidualitio. — Das dem Heiratsgut beygelegte Unterpfands- und Vorzugsrecht, heifst es weiter, fängt mit dem Tage an, wo das Heiratsgut versprochen wurde; kann aber nur dann mit Erfolg in Anspruch genommen werden, wenn fowohl die *illatio*, als die *qualitas rei dotalis* rechtsgenüglich erwiefen find; fällt auch weg, wegen eines begangenen Ehebruchs, wegen böslicher Verlaffung, und wegen fonftigen Betrugs des Eheweibes; und leider gar keine Anwendung, wenn unter Eheleuten allgemeine Gütergemeinfchaft ftatt findet. (In diefer letzten Lehre fcheint der Vf. nicht bewandert genug zu feyn, und hätte daher folche entweder ganz mit Stillfchweigen übergehen, oder gründlicher entwickeln follen.) —

Aus diefer Inhaltsanzeige ergiebt fich, dafs der Vf. feinen Gegenftand vollftändig bearbeitet hat, und Rec. mufs ihm das Zeugnifs geben, dafs die ganze Ausführung gute Kenntniffe, vielen Fleifs, nicht gemeine Belefenheit und richtige Urtheilskraft verräth. Neue Auffchlüffe darf man zwar nicht fuchen; allein die Vorgänger find doch zweckmäsig benutzt, die bereits bekannten Wahrheiten gut zufammengeftellt, und Vortrag und Sprache gefällig und fliefsend. Als Probearbeit eines jungen Mannes verdient daher die Schrift alle Empfehlung, und der Vf. jede Aufmunterung, um auf dem einmal rühmlich betretenen Pfade mit Muth fortzuwandeln.

Frankfurt, b. Herrmann: *Sammlung der Verordnungen der Reichsftadt Frankfurt*, von *Johann Conradin Beyerbach*, J. U. L. und Confiftorialrath dafelbft. (Vier Theile mit fortlaufenden Seitenzahlen.) *Erfter* Theil. Verordnungen, welche Sicherheit der Perfon und des Eigenthums bezwecken. *Zweyter* Theil. *Dritter* Theil. *Vierter* Theil in fortlaufenden Seitenzahlen zufammen 1023 S. gr. 8.

Das ftatutarifche Recht der Reichsftadt Frankfurt am Mayn befteht aus Edicten, Ordnungen, Statuten, Satzungen, Artikeln, Rechten und Uebereinkommungen, welche am Ende des 13ten Jahrhunderts anfingen; das erfte gedruckte Gefetz datirt fich aber vom J. 1509, und führt den Namen der *Reformation*. An Bearbeitern und Sammlern fehlte es nicht; ein Actuarius *Diefenbach* lieferte bekanntlich ein Verzeichnifs der *gedruckten* Verordnungen bis zum J. 1759; ältere Edictenfammlungen befinden fich auf dem Stadtarchive, aber von den neuern giebt es blofs Privatfammlungen, theils weil der Verfuch, ein neues Gefetzbuch zu errichten, noch nicht gelungen ift, theils weil bey einem Abdruck von 2500 Stück Edicten fchwerlich die Koften herauszubringen gewefen wären. Ein Doctor *Stark* erhielt zwar in neuerer Zeit die obrigkeitliche Erlaubnifs, zu einer chronologifchen vollftändigen Sammlung; aber er ermüdete vor der Vollendung. Diefes bewog den Vf., nach einem andern Plane die vorliegende Sammlung zum Druck zu befördern. Sie ift nicht chronologifch, fondern nach den Materien abgetheilt, fo viel es nämlich der oft complicirte Inhalt der Verordnungen geftattete. Sie begreift auch blofs diejenigen, welche praktifchen Werth haben, felbft mit Ausfchlufs aller Edicte *facti transeuntis* und der blofs mündlich oder handfchriftlich publicirten. Alle dadurch entftehende Lücken find aber in Noten angezeigt. Der Abdruck ift wörtlich, genau und richtig, und der Abtheilungen find *neun*, wiewohl nach der Maffe des Stoffs von fehr ungleicher Gröfse. Dafs fie übrigens zweckmäfsig gewählt worden, ergiebt fich aus folgender Ueberficht: 1) Gefetze, welche Sicherheit der Perfon und des Eigenthums bezwecken. 2) Gefetze, welche richtigen Gebrauch und gehörige Verwaltung des Eigenthums zum Endzweck haben. 3) Sitten und Religion bezweckende Gefetze. 4) Commerziengefetze. 5) Gefetze, welche die Communication im Handel und Wandel zum Zweck haben. 6) Fürforge bey der häuslichen Niederlaffung und bey dem Aufenthalt im Frankfurter Staat. 7) Gefundheitspflege. 8) Rechtspflege. 9) Allgemeine Sicherheitsanftalten und Vollziehungsgefetze.

PHILOLOGIE.

Hildesheim u. Petersburg, b. Gerftenberg und Dittmar: *Gedike's englifches Lefebuch für Anfänger verdeutfcht.*

Auch unter dem Titel:

Lefebuch zum Nutzen und Vergnügen für gemifchte Lefegefellfchaften, und befonders für die mittlere Jugend. 1798. 257 S. 8. (12 gr.)

Hatte der Ueberfetzer die Abficht, *Gedike's* englifches Lefebuch den Anfängern durch eine Verdeutfchung leichter zu machen; fo mufste er, fo viel es der Genius der deutfchen Sprache erlaubt, dem Originale immer treu bleiben. Er hat aber oft den Sinn deffelben verfehlt. So fagt er z. B. auf S. 8.: „feine Hand, welche ganz fchwarz war, zu öffnen," anftatt *fie in die Höhe zu halten;* denn im Englifchen fteht nicht *to open*, fondern *to hold up*. — S. 19. heifst es: „Der Storch behauptete, dafs ihm jedes Gericht aufserordentlich fchmecke, und beym Weggehen veranlafste der Fuchs eine fo herzliche Einladung, beym Storche Mittags zu effen, dafs er etc." Das Original fagt nichts von *veranlaffen*, fondern es lautet fo: *The ftork pretended to like every dish extremely, and at parting gave the fox fo hearty an invitation to dine with her, that he etc.* Der Ueberfetzer hat *the fox* für den Nominativ angefehn, da es doch der Dativ ift, bey welchem die Präpofition *to* weggelaffen zu werden pflegt, wenn der Accufativ der Sache folgt. — Auf eben der Seite liefet man: „Der Storch, welcher fich auf feinen langen Schnabel verliefs etc." Das Original fagt: *thrufting in a long bill, der feinen langen Schnabel hineinfteckte*, oder mit ihm *hineinfuhr;* denn *to thruft* und *to*

trust sind ja zwey verschiedene Zeitwörter von ungleicher Bedeutung. — Noch auf dieser Seite steht: „*eine so vergnügte Mahlzeit.*" Der Engländer zeigt durch den Ausdruck *a hearty dinner* eine *starke* Mahlzeit an. — S. 25. findet man: „Bist du der verdammte Dieb, der mir mein Geld, ohne den geringsten Vorwand von Noth, und ohne alle Rücksicht auf eigenen Nutzen, geraubt hat? In Englischen heisst es: *and without regard to its proper use*, *und ohne Hinsicht auf seinen* (des Geldes) *eigentlichen Gebrauch.* — S. 27. steht: „Nun wozu, sagte sie, diese schauerliche Stille, ob sie gleich meine erhabene Melodie begünstigt?" Das Original lautet aber: *And wherefore, says she, this awful silence, unless it be to favour my superiour melody? Und wozu herrscht diese feyerliche Stille anders, als um meinen schönern Gesang zu begünstigen?* Doch diese Beyspiele mögen genug seyn zu zeigen, dass die Uebersetzung den Anfänger, wenn er sie mit dem Originale vergleichen will um es besser zu verstehen, nicht immer auf den rechten Weg führen kann. Ob sie übrigens für Lesegesellschaften, und besonders für die mittlere Jugend (wie der zweyte Titel sagt) so zweckmässig sey, als ächte deutsche Producte von Meissner, Wieland, Gessner, Campe u. s. w. das ist eine Frage, die sich selbst beantwortet.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Wirzburg*, in der Rienerischen Buchhandl.: *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Wirzburger, angeführten Bibeltexte.* Herausgegeben von Dr. *Michael Feder*, der Moraltheologie öffentl. und ordentl. Professor, auch Bibliothekar an der Universität zu Wirzburg. 1796. 46 S. 8. Hr. *Feder* lieferte zum Besten *unstudirter* Katecheten im zweyten Hefte III Bande seines Magazins zur Beförderung des Schulwesens einen *Unterricht über die Bibel.* Auf denselben liess er im folgenden Hefte eine *Erklärung der in mehreren deutschen Landeskatechismen, namentlich in dem Wirzburger angeführten Bibeltexte* folgen, die ausser dem Magazin auch besonders zu haben ist. *Widenhofer* (Vf. des Wirzb. Diöcesankatechismus) nahm die Bibeltexte, die er als Beweise zu seinen Behauptungen anführte, aus der *Dietenbergischen*, von den Jesuiten verbesserten, Bibelübersetzung, die im Jahre 1662 unter dem Titel: *Katholische Maynzische Bibel*, erschien. Schon um deswillen mussten einem von allen exegetischen Hülfsmitteln entblössten Landkatecheten mehrere Stellen dunkel seyn. Allein es kommen mehrere vor, die, wenn sie auch richtig übersetzt sind, doch noch dunkel bleiben, und einer Erklärung bedürfen. Rec. kann aufrichtig versichern, dass Hr. *F.* theils durch bessere Uebersetzung, theils durch beygesetzte synonymische Ausdrücke, und, wo diese nicht würden genüget haben, durch Paraphrasen die Landkatecheten in den Stand gesetzt habe, den Sinn sämtlicher angeführter Bibelstellen (es sind derselben über 130.) hinreichend zu verstehen, und also auch zu erklären. Seine Arbeit ist daher schon in dieser Hinsicht sehr verdienstlich. Hat es aber Hr. *F.* (wie es scheint) darauf angelegt, zu zeigen, wie übel *Widenhofer* Stellen aus der Bibel gewählt habe, und wie gerecht die Sehnsucht des Wirzburger Klerus nach einem neuen Landkatechismus sey, so hätte er kein geschickteres Mittel dazu einschlagen können, und seine Arbeit verdient auch darum noch grösseren Dank. Ueberdies hatten gewisse theologische Vorurtheile, die schon in den katholischen Katechismen der Jugend eingeflösset werden, auf keine feinere, und doch wirksamere Art entkräftet werden können, als durch eine richtige Uebersetzung und Erklärung derjenigen Stellen, die gewöhnlich zur Bestätigung derselben angeführt werden. Auch in dieser Rücksicht ist Hn. *F.* Arbeit sehr nützlich. Z. B. um zu beweisen, dass Jesus *freywillige Armuth, und vollkommenen Gehorsam unter einem geistlichen Oberen* empfohlen habe, beruft sich *Widenhofer* auf Matth. XIX, 21. und XVI, 24. Durch die Erklärung des Hn. F. fällt die Beweiskraft dieser Stellen ganz weg. Dieselbe erklärt nämlich die erste Stelle so: „*Willst du vollkommen* (kein gemeiner „Zuhörer, sondern ein Schüler im engern Sinne des Wortes, „ein Vertrauter von mir seyn, und zum Apostelamte bestimmt „werden) *seyn, so verkaufe alles, was du hast, und dann folge* „*mir* (wo ich immer hingehe) *nach.* Denn die *besondern* Jünger Jesu, die zu Lehrern des Evangeliums in aller Welt sollten vorbereitet werden, konnten keine liegenden Güter haben." Und die zweyte: „*Wer mir* (als ein treuer Schüler) „*nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich* (sey bereit, „sich für mich kreuzigen zu lassen; stelle sich täglich vor, als „sey er schon zum Tode verdammt, und als trage er wirklich „das Kreuz auf dem Rücken, an das er solle gebunden, oder „genagelt werden, Die von den Römern zum Kreuztode verdammten Missethäter mussten ihr Kreuz selbst an die Richtstätte schleppen.") — In der Katechese von den guten Werken wird auf das Ansehen *Pauli* Koloss. III, 5. und 1 Kor. IX, 27. das Fasten empfohlen. Die Uebersetzung und Erklärung, die Hr. *Feder* seinen Lesern von beiden Stellen giebt, enthält einen ganz andere Sinn. „*Tödet euere irdischen Glieder*, d. i. gebrauchet die Glieder euers irdischen Leibes nicht „zur Unzucht, bösen Lüsten, Unmässigkeit." — In Betreff der zweyten Stelle wird folgende Erklärung gegeben. „*Ich* „*schlage meinen Leib* (ich halte meinen Leib hart — mache „beschwerliche Reisen, begnüge mich mit den dürftigsten Nahrungsmitteln: *schlage* ihn, so zu sagen, nach Art derjenigen, „die sich zum Wettkampfe vorbereiten), *mache denselben mir* „*unterwürfig* (so, dass er arbeiten, dürsten, hungern muss, „wenn die Vernunft es gebietet)." *Denn ich möchte nicht andern* (Arbeitsamkeit, Genugsamkeit, Geduld, Heldenmuth) *predigen, und selbst tadelhaft* (ein träger, weicher Mensch) *seyn.* In Betreff einiger Stellen z. B. Ps. CIX. (nach dem Hebr. (CX.) 3. und 1 Mos. XXXXIX, 10. behielt Hr. *F.* die ältere Uebersetzung, und Erklärung — vermuthlich aus Discretion — bey. Es ist zu wünschen, dass eine so zweckmässige, und nützliche Arbeit Viele, die sie benutzen und nachahmen finden mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, b. Schneider: *Description du Cabinet de Mr. Paul de Praun à Nürenberg*, par *Christ. Theophile de Murr, avec VII Planches.* 1797. XXXII. u. 511 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Das Praunische Kabinet zu Nürnberg ist den Kunstliebhabern durch verschiedene in demselben verwahrte Schätze schon so bekannt geworden, dass eine genauere Beschreibung desselben ein langer stiller Wunsch mehrerer Gelehrten gewesen ist. Vorzüglich erregte ihre Aufmerksamkeit die schätzbare Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen älterer deutscher, niederländischer und italienischer Meister, die dieses Kabinet in sich fasst. Hr. *von Murr* verdient also unsern ganzen Dank und giebt seinen Verdiensten um die Geschichte und Literatur der schönen Künste einen neuen Zuwachs, dass er diese Bekanntmachung übernommen, und die Wünsche der Kunstliebhaber befriedigt hat. *Paul von Praun*, der Sammler und Stifter dieses Kabinets, war den 23ten October 1548. zu Nürnberg geboren, und stammte aus dem Geschlechte der Bruns oder de Brünis zu Zürch ab. Auf seinen vielfachen Reisen und endlich durch seinen fortgesetzten Aufenthalt in Italien hatte er sich nicht allein durch den steten Anblick der dortigen Meisterwerke, sondern auch durch den freundschaftlichsten Umgang mit den grössten Meistern seines Zeitalters, mit Dionys Calvart, Guido Rheni und den Carrachio, einen festen Geschmack, eine entscheidende Kenntniss in den Denkmälern der schönen Künste erworben. Eben dieser Aufenthalt in Italien, (er lebte den grössten Theil seines Lebens in Bologna, und starb auch daselbst 1616.) gab ihm die vortheilhaftesten Gelegenheiten zur Einsammlung wahrer Schätze in die Hände. Es ist eine in der Erfahrung gegründete Bemerkung, die wenigstens Rec. durch die Ansicht mehrerer Privat- und öffentlichen Sammlungen und selbst als Auffeher derselben bestätigt gefunden hat, dass die ersten oft grössere und reichhaltigere Schätze in einzelnen Theilen der Kunst enthalten, als die letzten. Dieses ist ganz der Fall mit dem Praunischen Kabinet. Es verbreitet sich in Absicht der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche nur über gewisse Schulen und nur auf gewisse Meister vom ersten Range aus diesen Schulen, enthält aber dagegen von diesen Schätze und Collectionen, die man oft in den grössten Kupferstichsammlungen vergeblich suchen dürfte. Davon zum Unterricht der Kunstliebhaber, welchen diese Beschreibung nicht bekannt geworden seyn sollte, nur einige Nachrichten.

Das ganze Kabinet theilt sich in die Sammlungen 1) der Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, 2) der geschnittenen Steine, und 3) der Münzen; (die Sammlung der Büsten, der Steinarten und der Naturalien sind von zu geringer Bedeutung, als dass sie eine besondere Erwähnung verdienten.) Die Anordnung der Gemälde hat freylich unsern Beyfall nicht, weil man die von einem Meister vorhandenen Kunstwerke in der ganzen Sammlung zerstreut aufsuchen muss. Hr. *von Murr* hat diesem für Kenner lästigen Fehler nach geendigter Beschreibung der Gemälde zwar durch einen nach den Schulen entworfenen Index abzuhelfen gesucht. Aber da auch dieser Index fehlerhaft ist, die von *Lucas Cranach, Martin Schön* und *Georg Pens* in der Sammlung vorhandenen Gemälde ganz weglässt, von *Dionys Calvart* nur 15 und von *Hanns Hofmann* nur 35 Gemälde angiebt, da nach der Beschreibung von dem ersten 18, und von dem zweyten 50 Gemälde in dem Kabinet befindlich sind; so ist diesem Mangel im Grunde nur wenig abgeholfen. Die Gemäldesammlung, deren Anzahl auf 250 geht, ist schätzbar durch die Seltenheiten der grössten Meister aus der deutschen, der niederländischen und der italienischen Schule, der *Lucas Cranach, Albert Dürer, Martin Schön, Christoph Amberger, Hanns Leykmann, Georg Pens, Hanns Sebald Behaim, Jacob Jordaens, Gerard von Harlem, Johann van Hemsen, Lucas von Valkenburg, Julio Romano, Michel Angelo, Raphael Motta de Reggio, Guido Rheni, Titian, Michel Ange de Carravaggio, Raphael d'Urbino, Andre del Sarto, Lorenz Sabbatini*, und durch die in der Sammlung befindlichen zahlreichen Werke des *Dionys Calvart* und *Hanns Hofmann.* Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir alle einzelne bemerkte seltene Meisterwerke anführen wollten, und begnügen uns daher blos mit der Anzeige, dass *Carl V.* mit Pluss Oultre 1532. von *Christoph Amberger, Martin Schön* mit Albert Dürers Handschrift von *Hanns Leykmann, Michel Wohlgemuth* im 82 Jahre 1516. von *Albert Dürer, David und Abigail* von *Guido Rheni, Maria und Margaretha* von *Raphael Motta, die schlafende Venus* von *Titian, Saul mit dem Kopfe Goliaths* von *Michel Ange de Caravaggio, Paulus, Johannes* und *Augustin* von *Raphael d'Urbino, der todte Hase* von *Hanns Hofmann* und *die Geburt Jesu* von *van Hemsen* zu den schätzbarsten Stücken dieses Kabinets gehören. Eben so

so wichtig ist die Sammlung der Handzeichnungen, die in dem Kabinet selbst schon richtiger nach den Schulen und Meistern geordnet scheint und durch den Fleiss des Hn. Prestels bekannter geworden ist. Paul von Praun hatte das seltene Glück, dass er einen grossen Theil der von *Georg Vasari*, einem eben so gelehrten Künstler als Literator in der Malerey, gesammelten Handzeichnungen von dessen Neffen und Erben, *Georg Vasari*, gegen Ende des 16ten Jahrhund. zu Bologna erkaufte. Daher in diesem Kabinet die vortrefflichen Handzeichnungen von 63 italienischen Meistern, unter welchen sich 18 von Michel Angelo Bonaroti, 3 von Annibal Carraccio, 44 von Julio Romano, 29 von Raphael d'Urbino, von Guido Rheni die grosse Zeichnung, die Himmelfahrt Mariä, von Tintaretti 5, und von Titian 4 Handzeichnungen befinden. Auch unter den Handzeichnungen der deutschen und niederländischen Meister, reichhaltig an Blättern von *Alb. Altdorfer*, *Hanns Brosamer*, *Lucas Cranach*, *Alb. Dürer*, *Hanns von Kulmbach*, *Lucas van Leyden*, *Johann Rotenhammer*, *Martin Schön*, *Hanns Wohlgemuth*, von Hanns Hofmann und andern Meistern finden die Künstler selbst nach Presteln eine reiche Nachlese zur Bekanntmachung für den Grabstichel. Unter den Kupferstichen zeichnen sich aus: 1) die Sammlung von *Albert Dürer*, 350 Blätter, unter welchen 105 also mehr, als bisher bekannt gewesene, mit dem Grabstichel verfertigte Blätter und 245 Holzschnitte, beide von den Jahren 1489 bis 1527., und diese um so schätzbarer sind, weil sie als erstre Abdrücke von Alb. Dürer selbst abstammen. Wir haben kein seltnes Stück, auch nicht die belagerte Festung von 1527. unter denselben vermisst; 2) die Sammlung von *Heinrich Goltzius* und *Jacob Matham* von 462 Blättern, unter welchen die sechs vorzüglich geschätzten Meisterwerke des ersten, *die Heimsuchung*, *der Besuch der Maria bey der Elisabeth*, *die Geburt Jesu*, *die Beschneidung*, *die Anbetung der Weisen und die Flucht nach Aegypten*; so wie *die Cebetische Tafel* und *der Kindermord* sich auszeichnen; 3) die Sammlung von *Lucas van Leyden*, 105 Blätter und unter diesen die *Darbringung Jesu im Tempel* und eine Copie *des Eulenspiegels*, von *Heinr. Hondius*; 4) 47 Holzstiche von *Lucas Cranach*, die zwey seltenen Blätter, *die Geburt Jesu* und *die Anbetung der Weisen*, von *Ludwig Krug* und 280 Blätter, unter welchen nur vier Holzschnitte sind, von *Hanns Sebald Behaim*, von *Michel Wohlgemuth*, dessen Werke fast alle ein Opfer der Zeit geworden sind, vier Blätter und von *Martin Schon* 12 Blätter, und unter diesen die seltene Versuchung des heil. Antonius; 5) 429 Blätter von *Heinr. Aldegrever* und 162 Blätter von *Georg Pens*. Wenn wir auch gar nichts von den Seltenheiten aus der italienischen Schule, die in diesem Kabinette aufbewahrt werden, erwähnen, so kann doch wohl kein Kabinet einen so zahlreichen Vorrath von den Ueberbleibseln der ältern deutschen und niederländischen Meister aufzeigen. So grossen Dank es übrigens verdient, dass diese von Paul von Praun gesammelten Schätze als ein Fideicommiss von der Familie bisher heilig erhalten worden sind, so ist es dennoch Schade, dass eine so vollkommene Anlage nicht bis zur gänzlichen Vollendung ausgeführt, und auf die neuern Zeiten fortgesetzt worden ist! Die Sammlung der geschnittenen Steine in diesem Kabinet beträgt 1163, unter welchen 80 *en relief* gearbeitet, 111 in Gold gefasst und 13 neuere sind. Hr. *v. Murr* hat sie, mit Beyseitsetzung des davon vorhandenen Katalogs, in dieser Beschreibung nach der Mythologie und Geschichte geordnet, und die Beschreibung mehrerer einzelnen Steine mit Bemerkungen und Erklärungen begleitet, deren genauerer Beurtheilung wir aber, da die Steine nicht durch Abbildungen vorgelegt worden sind, uns nicht unterziehen können. Zuverlässig würde die Daktyliothek mit der Abbildung derselben, von welchen Lippert und Stosch mehrere Abdrücke erhalten haben, nicht allein wegen mancher Seltenheiten unter denselben, sondern auch wegen der zahlreichen verschiedenen Vorstellungen der mythologischen und historischen Gegenstände, einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs erhalten. Ob der Stein Nr. 791., auf welchem *Lippert* die Köpfe des *Ptolemaeus Evergetes* und der *Berenice* und des *Ptolemaeus Philopator* und der *Arsinoe* erblickte, nach Hr. *v. M.* Meynung wirklich die Köpfe des *Caligula* und seiner drey Schwestern, *Julia*, *Agrippina* und *Drusilla* vorstelle? Eben so wenig können wir uns über die Münzsammlung verbreiten, welche 3797 Münzen in Gold, Silber und Bronze in sich fasst, weil nur die Gold- und Silbermünzen, unter welchen ein *Johannes* in Gold und einige Münzen von *Agrigent* und *Nagidus* in Silber die merkwürdigsten sind, beschrieben, die Münzen in Bronze, von welchen wir die drey *Othone* genauer angezeigt wünschten, aber nur nach der Anzahl angegeben sind. Die dieser Beschreibung des Praunischen Kabinets beygefügten sieben Kupfer enthalten: 1) die Abdrücke der persischen geschnittenen Steine, die Hr. *von Murr* selbst erklärt hat; 2) die Abdrücke der arabischen Siegel, deren Erklärung von Hn. Prof. *Tychsen* zu Rostock gegeben ist; 3) das Bildniss Paul von Prauns von Lorenz Strauch und Joh. Nussbiegel; 4—7) die dem Paul und Heinrich von Praun zu Bologna gesetzten Monumente.

PARIS: *Le Dot de Suzette, ou Memoires de Madame de Senneterre, écrites par elle même.* 1798. 280 S. 12.

BREMEN, b. Wilmans: *Suschen's Aussteuer, oder Geschichte der Frau von Senneterre; von ihr selbst erzählt.* 1799. XVI. u. 228 S. 8.

GOSLAR, b. Kircher: *Suschen's Aussteuer, oder Geschichte der Gräfin von Senneterre, von ihr selbst erzählt.* Aus dem Französ. übersetzt von *Dusable* und *Waders*. 1799. XX. u. 180 S. 8.

Der französischen und englischen Lesewelt geht es nicht besser als der deutschen; bis zum Missbrauch benutzt man ihre Vorliebe zu romantischen Dich-

Dichtungen, und ihre Begierde, immer neue Nahrung für diesen Heisshunger zu erhalten. Menge und Güte stehen dabey natürlich in sehr ungleichem Verhältnisse; und nur selten hebt sich ein neues Erzeugniss dieser Art über das Mittelmässige, noch seltner bis zum Vortrefflichen. Mit der Ungenügsamkeit der Leser hält denn auch gewöhnlich die der Autoren in so fern gleichen Schritt, dass diese den Faden der Geschichte so lang als möglich ausspinnen, und sie durch mehrere Bände fortführen, so leicht sie sich auch auf einen einzigen hätte einschränken lassen. Desto mehr Verdienst also, wenn ein neu erscheinender Roman von Seiten des Werths sowohl als des Umfangs die Sitte des Tages verlässt; und dies thut die gegenwärtige sehr interessante und geschmackvoll eingekleidete kleine Geschichte in einem vorzüglichen Grade. Bey der Anlage derselben ging der ungenannte Vf. von der Absicht aus, die Grenzlinie zu ziehen, wo Dankbarkeit als Gefühl sich von Dankbarkeit als Pflicht unterscheidet, oder jene vielmehr in diese übergeht. Handlungen, Situation und Charaktere sind zu dieser Absicht, zur Hervorbringung und Festhaltung des Interesse, sehr gut gewählt und gezeichnet; Feinheit des Geschmacks und der Empfindung entdeckt man überall; auch ist das Gemälde der heutigen Sitten Frankreichs lebhaft und treffend. Dort hat man diesen kleinen Roman mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen; und dass er auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregt habe, beweiset die so bald erschienene zwiefache Uebersetzung. Die erste von beiden ist mit einer kurzen Vorrede begleitet, worin der Werth dieser Dichtung näher bestimmt, und gesagt wird, dass der Uebersetzer sich bemüht habe, auch der Schreibart des Originals und dem ganzen anziehenden Charakter der Darstellung die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die zweyte ist die gemeinschaftliche Arbeit eines Franzosen und eines Deutschen; und der letzte sagt in einer ziemlich weitläuftigen Vorrede, das Gewand, worin dieser Roman hier erscheine, habe sie eigentlich seinem werthen Freunde und gelehrten Gehülfen, Hn. *Dusable*, zu verdanken; er habe es ihr nur ein wenig angepasst. Und von dieser nöthigen Nachhülfe möchten sich wohl manche Spuren finden, und eben so viele, dass sie oft da, wo es noch nöthig war, unterlassen, als dass sie hie und da geschehen ist. Welches Gewand von beiden sich am besten und leichtesten anschmiege, wird sich schon aus folgender kleinen Probe beurtheilen lassen; auch in dem äussern Gewande hat die Breunische Uebersetzung viel voraus:

Erste Uebers. S. 116.	*Zweyte Uebers. S. 92.*
„Ich habe Ihnen zu viel gethan, sagte mir die Frau vom Hause leise ins Ohr, indem sie mich in den Speisesaal führte; aber ich will schon Alles wieder gut machen, und mir Ihre Freundschaft erwerben; denn Sie sind so recht nach meinem Sinn." „Ihre Freymüthigkeit war mir so angenehm, dass sie mich wieder in eine leichte und unbefangene Stimmung versetzte. Am Tische gab sie mir einen Platz zwischen sich und dem jungen Berechner des Verstandes von Hn. Cheur. Dieser junge Mensch bewies die grösste Aufmerksamkeit gegen mich, und sah mich jedesmal lächelnd an, wenn die grosse und hagre Dame ihn anredete. Ich sah wohl, dass sie verlangte, er solle sich blos mit ihr ins Gespräch einlassen, und dass er sich ein boshaftes Vergnügen daraus machte, sich mit mir allein zu beschäftigen. Ich kann nicht leugnen, dass ich an dem Verdruss dieser Dame meine geheime Freude hatte, da sie nebst der Bacchantin die zudringlichste bey der Einweihung in diesen Orden gewesen war, die man vor Tische mit mir vorgenommen hatte."	„Sie sind berechtigt, mir Vorwürfe zu machen, raunte die Frau vom Hause mir traulich zu, indem sie mich in den Speisesaal führte, aber ich bin erbötig, alles gut zu machen, alles zu thun, um Ihre Freundschaft zu verdienen; Sie sind so ganz nach meinem Geschmack. Ihre Offenherzigkeit gefiel mir, sie gab mir Gegenwart des Geistes wieder. Ich erhielt meinen Platz zwischen ihr und dem Jünglinge, welcher den Verstand meines Gemahls berechnen wollte. Letzterer widmete mir seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und so oft die grosse hagre Dame ihn anredete, sah er schmunzelnd nach mir. Ich merkte bald, dass sie verlangte, er solle sich mit ihr allein beschäftigen, und der schlaue Jüngling absichtlich nur auf mich bedacht war. Der Verdruss dieser Frau machte mir inniges Vergnügen, weil sie nächst der Bachante bey der mir zugefügten Beschämung die ungezogenste war."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in der v. Kleefeldschen Buchhandl.: *Kleiner Hausbedarf für Frauenzimmer, um glücklich zu werden*; in unterhaltenden Erzählungen und Auffätzen. 1798. IV. u. 224 S. 8.

Die Auswahl der Auffätze entspricht dem Titel; und es wird in einem Hause wohl stehen, wo eine solche Lectüre zum *Bedarf* der Frauenzimmer gerechnet wird.

BREMEN, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyspielen für Bürger und Landleute.* Gesammelt und zum Druck befördert von *Joh. Pet. Ludw. Snell*, Pfarrer zu Dachsenhausen. *Zweyter Theil.* 1798. 280 S. 8.

Der erste Theil dieses für den Bürger und Landmann so nützlichen Lesebuchs, erschien im J. 1795. Mit dem zweyten schliesst sich diese aus allerhand Büchern mit Verstand gemachte Auswahl von Beyspielen. Reine Moral und ein fasslicher, herzlicher Vortrag machen das Buch sehr empfehlungswürdig.

HALLE, LEIPZIG u. FRANKFURT, b. Dreyssig: *Pythia, oder Aufschluss einiger geheimen Wissenschaften, sich die Zukunft zu enthüllen.* Nebst *einer Sammlung Ratzel* (Räthsel) Von S. 65 bis 118. 8. (4 gr.)

Diese Pythia ist, wie auf dem Titel hätte angezeigt werden sollen, der *zweyte Theil* des in der Verlagshandlung erschienenen sogenannten *Gesellschafters*, mit welchem sie in der Seitenzahl fortlauft. Sie liefert unter der Benennung von *Orakeln*, vier bekannte Wahrsagerspiele, als einen Beytrag zum geselligen Vergnügen, für solche, die sich die Zeit auf

auf keine unterhaltendere, die Gesundheit des Körpers und des Gemüths befördernde Weise, verkürzen können. Da diese Spiele in blos mechanischen Operationen mit Zahlen und Buchstaben bestehen; so verlieren sie alles Interesse, sobald ihr Mechanismus bekannt ist, welchen kennen zu lernen, doch das einzige Interesse ist, das sie Gesellschaften, die keine Kinder oder noch ganz ungebildete Menschen sind, gewähren können; überdies dürften sie auch blos für den, welcher das Orakel macht, beschäftigend, für die übrigen Zuschauer aber höchst langweilig seyn, da die Rechnungsoperationen, besonders für solche, denen sie nicht ganz geläufig sind, viele Zeit erfodern. Angehängt sind 134 Räthsel in Reimen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Rostock*, gedruckt b. Adlers Erben. *Neue Ideen zur Begrenzung der einzelnen Gebiete des Naturrechts, so wie zur genauern Bestimmung der wichtigen Lehre von dem Eigenthumsrecht überhaupt.* Von M. *J. D. Westphal.* 1797. 31 S. 8. (4 gr.) Diese neuen Ideen sind höchst elende Ideen. In der sogenannten genauern Bestimmung der Lehre vom Eigenthumsrecht, welche dieses Productchen eröffnet, findet sich auch nicht ein einziger Gedanke, der auch nur von einem halbgesunden Kopfe zeugte. „*Eigenthumsrecht* ist dem Hn. M. S. 20. *das Recht auf die beliebige Erwerbung und Anwendung aller Sachen der ersten Nothwendigkeit und des Luxus, insofern sie kein ausschliefslicher Gegenstand des bürgerlichen Erwerbs, der bürgerlichen gemeinschaftlichen Verwaltung und der bürgerlichen Policey sind.*" Der ganze Aufsatz besteht übrigens aus lauter unbeschreiblich elendem Gewäsch über den Luxus, das Pferdehalten, über den Tobak und Branntewein und andere dergleichen Dinge, die sich wundern werden, wie sie in eine Lehre von dem Eigenthumsrecht zusammengekommen sind. „*Der Puder*, sagt der Hr. M. S. 16. *ist der eigentliche Gegenstand der Policey; er ist ein Missbrauch gegen die unveräusserlichen Rechte der Menschheit.* Nach des Hn. M. Meynung darf man sich nicht wohl Pferde halten. Denn, meynt er, wenn alle die es könnten, sich Pferde hielten; so würde dies so viel Futter kosten, — dass die armen Taglöhner verhungern müssten. Die Ideen zur Begrenzung der einzelnen Theile des Naturrechts, welche vier Blätter einnehmen, beweisen ebenfalls ein *insanabile caput.* Am Schluss wird uns ein Buch: über die Völkerverträge der Griechen, versprochen.

TECHNOLOGIE. *Berlin*, b. Oehmigke d. jüng.: *Der neueste deutsche Stellvertreter des indischen Zuckers:* oder der Zucker aus Runkelrüben, die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18ten Jahrhunderts. 1799. 44 S. 8. Der *Rohrzucker* war schon den Alten bekannt, denn Plinius sagt in des 12ten Buchs 8ten Kap. seiner Naturgeschichte, dass auch Arabien das *Zuckerrohr* liefere, vorzüglich aber Indien. Man betrachtete ihn als ein Honig, das aus Schilfrohr genommen wurde, weiss wie Gummi, unter den Zähnen zerbrechlich, ohngefähr von der Grösse der Haselnüsse, übrigens blos zum medicinischen Gebrauch bereitet sey. Der inländische Zucker war indessen blos das *Honig*, und späterhin der Saft aus den *Mohrrüben.* Marggraf war der erste, der aus dem Safte der rothen Rüben einen schönen und weissen Zucker bereitete; da er aber höher als der indische zu stehen kam, so blieb es blos bey dem Gebrauche des zur Honigdicke eingekochten Saftes jener Pflanze, der auch hie und da die Stelle des wirklichen Zuckers vertrat. Nach Stiftung des nordamerikanischen Freystaats versah man denselben mit Zucker aus dem *Zuckerahorn.* Der Hr. Oberforstmeister von Burgsdorf fing auch in den preussischen Staaten an, jenen Baum anzubauen und Hr. Prof. Hermbstädt hat wirklich schon daraus, so wie aus einigen andern Ahornarten (*Acer Platanoides* und *Acer Pseudoplatanus*) einen schönen weissen Zucker bereiten können; nur ist es schwer, diesem Zucker allen Nebengeschmack zu benehmen. Hr. Braumüller versuchte den Zuckerstoff aus dem Weizen im Grossen abzuscheiden, welches ihm auch sehr gut gelungen ist. Das Fabricat ist indessen ein blosser Syrup. Das grösste Verdienst hat sich ohnstreitig der Hr. Director *Achard* erworben, indem er die Entdeckung machte, dass aus der sogenannten *Runkelrübe* (*Beta vulgaris* Linn.), die jetzt vorzüglich in der Gegend von Halberstadt gebauet und bisher nur zum Viehfutter angewandt worden ist, vermöge ihrer im reichlichen Maasse vorhandenen Zuckertheile, ein, in jedem Betracht den gewöhnlichen ersetzender, wohlschmeckender und mit keiner grossen Mühe darzustellender Zucker, bereitet werden kann, der in Rücksicht des Preises bey weitem wohlfeiler, und in der Gestalt eines Syrups sowohl, als in fester krystallinischer Form, geliefert werden, und dessen Verfertigung im Grossen schlechterdings kein wesentliches Hinderniss in den Weg kommen kann. Diese Rüben, die man in England *Turnips* nennt, übertreffen an Grösse alle gewöhnliche, laufen in einer abgestumpften Spitze zu, sind äusserlich hellroth, auf dem Schnitte aber gelblich weiss; der Geschmack ist äusserst süsslich, zuletzt grell und ekel. Auch Hr. Prof. Klaproth hat an diesen Versuchen Theil genommen und Achard hat dessen Gutachten seiner Schrift über den Rübenzucker, die er dem Könige überreichte, beygelegt. Beym Versuche wurden 25 Stück Runkelrüben, die 32½ Pfund wogen, von der äussern Rinde befreyt, kleingestampft und ausgepresst. Nachdem der Rückstand noch einmal mit kochendem Wasser ausgezogen war, erhielt man in allem 19¾ Pfund Saft. Dieser wurde in einem zinnernen Kessel bis zur Honigdicke, bey gelindem Kochen, abgeraucht; wobey sich von selbst die Unreinigkeiten, die noch im Saft enthalten waren, abschäumten, welches dem Eyweisstoff der Runkelrüben zuzuschreiben ist. Dieser eingedickte Saft wurde nun bey noch langsamerm Feuer bis zur Trockne abgeraucht, und gab dann gestossen, ein trocknes sehr hellbraunes Pulver, das wenig oder gar keine Feuchtigkeit anzog, ohne Nebengeschmack, sehr süss war, und 2 Pfund 6 Loth wog. Also geben 32½ Pfund rohe Rüben 2 Pfund 6 Loth rohen Zucker. Nachdem der rohe Zucker in Alkohol digerirt, die Flüssigkeit filtrirt, der Rückstand mit Weingeist ausgesüsst, und bey gelindem Feuer derselbe wieder abgeraucht war, betrug der erhaltene ganz reine weisse Zucker so viel an Gewicht, dass man im Durchschnitt auf 100 Pfund rohe Rüben 8 Pfund reinen Zucker rechnen konnte. Nicht jede Cultur macht aber wie hier angegeben wird, diese Rübe zum Zuckergeben geschickt, und es ist diese Cultur eine Erfindung des Hn. Achard, mit der er 15 Jahre beschäftigt gewesen ist, und die er deshalb noch als ein Geheimniss für sich behält, welches auch in Betracht der vielen darauf verwendeten Kosten, nicht [illegible] billig zu seyn scheint. Auf 180 Quadratruthen Land sind 11 Centner oder auf 1 Quadratmeile 16756 Centner 70 Pfund Zucker zu rechnen, wovon das Pfund höchstens 5 bis 6 gr. zu stehen kommt. Die Erfindung ist in der That, falls sie sich in der Ausführung im Grossen bewährt, sehr wichtig und wohlthätig, wenn auch der Superlativ auf dem Titel, den vielleicht der Verleger angebracht hat, als eine Anmassung über den Rang der Erfindungen unsers Jahrhunderts *brevi manu* abzuurtheln, belachelt werden müsste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

MATHEMATIK.

Paris, A l'Imprimerie de la Société Typographique des Trois Amis: *Traité de la Sphère et du Calendrier*, par M. *Rivard*, Professeur de Philos. en l'Univers. de Paris. *Cinquième Edition*, revue et augmentée par *J. la Lande*. An. VI. (1798.) 238 S. gr. 8. nebst 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Da eine ausführliche Anzeige dieses schon 1743 zum erstenmal herausgekommenen deutlichen, gründlichen und nützlichen Werks ausser den Grenzen unserer Blätter liegt; so begnügen wir uns kürzlich anzugeben, was Hr. *la Lande* bey dieser neuen Ausgabe hinzugesetzt hat. Dies besteht, ausser mehrern Verbesserungen in dem Verzeichniss der Länge und Breite verschiedener Städte, in einer Tafel, welche von 5 zu 5 Tagen zeigt, wie viel eine nach mittler Zeit gehende Uhr (wie unsere gewöhnliche Uhren alle sind) in dem Augenblick des wahren Mittags zeigen müsse, und in einigen Erklärungen in der Abhandlung vom Kalender. Namentlich erklärt er sich in Ansehung des republikanischen Kalenders in einem beygelegten Blatte folgendermassen: Er, la Lande, habe dem Deputirten Romme im Herbst 1793 einen regelmässigen Kalender übergeben, bey welchem die Einschaltung eine regelmässige beständige Form bekommen hätte, allein Romme habe alles durch den 3ten Artikel des in la Lande's Abwesenheit gegebenen Decrets verdorben, Kraft dessen das Jahr jedesmal mit der Mitternacht anfangen solle, mit welcher der Tag des wahren Herbstäquinoctiums für das Pariser Observatorium beginnt. Dadurch wurde es nämlich, weil der Anfang des Jahrs nicht mehr, wie in dem Gregorianischen Kalender von gleichförmigen Einschaltungen, sondern von einer wirklichen Himmelsbegebenheit abhängig gemacht wurde, die bald auf diesen bald auf einen andern Tag des Gregorianischen Kalenders treffen konnte, sehr erschwert, und wenigstens nur Astronomen von Profession möglich, für entfernte Zeiten den republikanischen Kalender mit dem Gregorianischen zu vergleichen. Zwar wurde la Lande im Herbst 1795 in das *Comité d'Instruction* gerufen, um ein neues Decret aufzusetzen, allein die Kalender waren schon gedruckt, und die Unordnung würde durch eine abermalige Aenderung nur zugenommen haben. La Lande begnügt sich daher hier blos das Jahr 7 der Republik mit dem Gregorianischen Kalender zu vergleichen, und bis zum 25sten Jahr der Republik den Anfang der republikanischen Jahre nach dem Gregorianischen Kalender anzugeben, und stimmt darin genau mit dem überein, was Hr. *Wurm* in dem 5ten Heft des *Hindenburgischen* Archivs für das 1ste Jahrhundert der republikanischen Zeitrechnung bestimmt hat.

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Astronom, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus den gesammten astronomischen Wissenschaften.* Heft I. Text. Heft II. Kupfer. 1797. 8. (12 gr.)

Dieser Astronom gehört nicht mit unter die Abtheilung der angewandten Mathematik, sondern er ist in dem, bey der 5ten Unterabtheilung jener Wissenschaft, vollständig dargelegten Plane, aus guten Gründen, auf eine eigene, für sich bestehende Abtheilung verwiesen worden. Eben so hat man auch hier von dem Plane, in der compendiösen Bibliothek blos geordnete Auszüge, kurz, deutlich und vollständig, im wesentlichen aus *neuen Schriften*, zu liefern, etwas abgehen müssen (es sind hier vornehmlich *Bugge Observ. Astronom.* Havniae 1784 gebraucht worden), indem bey den mathematischen Wissenschaften, wegen ihres strengen Zusammenhanges, nothwendig für den Nichtgelehrten, eine Grundlage gegeben werden muss, durch die ihm erstlich die beabsichtigten Auszüge verständlich, lehrreich und folglich brauchbar werden können. Diese nöthige Grundlage für den blossen Liebhaber der Astronomie sollte dann auch der Gegenstand der erstern Hefte des Astronomen seyn, und sie ist wirklich so glücklich und zweckmässig bearbeitet, dass man sie in dieser Form, in keinem astronomischen Buche vorfindet. Vornehmlich ist auf eine sorgfältigere Entwickelung der Elemente dieser Wissenschaft Rücksicht genommen worden, wie sie dem denkenden Kopfe Bedürfniss ist, um am leichtesten die schnellsten und sichersten Fortschritte zu machen. So sind hier nicht nur, wie in jedem astronomischen Lehrbuche, die am Himmel angenommenen Puncte und Kreise angegeben, sondern es ist, was man nirgends findet, gezeigt worden, *wie* man dazu gekommen, gerade auf diese Puncte und Kreise die Bestimmung der Lage der Himmelskörper zu beziehen. Eben so findet man hier die Haupterfodernisse einer guten Sternwarte, durch eine kurze Beschreibung der Kopenhagner, mit dem nöthigen Grund- und Aufriss. Ueber die Fernröhre ist in grösster Kürze und Vollständigkeit alles Wissenswürdige so gemeinfasslich als gründlich, selbst mit Zuziehung der Buchstabenrechnung, vorgetragen, und ebenfalls mit Figuren erläutert worden. Besonders ist von den achromatischen Fernrohren

röhren alles mit gröfster Genauigkeit beygebracht, was bis jetzt davon bekannt ist, und man darf nach diesem Anfang erwarten, dafs künftig auch von den Spiegelteleskopen, besonders nach den Herschelschen Vervollkommnungen derselben, das nöthige nachgeliefert werden wird. Mittelst der hier gegebenen Anleitung, werden viele Liebhaber in den Stand gesetzt werden, sich taugliche Werkzeuge anzuschaffen, oder mit ihren bisherigen gehörig umzugehen. So wie in diesem Hefte schon die Beschreibung und Abbildung des schönen Kopenhagener Passageninstruments beygefügt worden, so sollen auch künftig die Kopenhagener Instrumente vornehmlich deshalb beschrieben werden, weil sie bey der gröfsten Sparsamkeit in Ansehung der Kosten, doch die gröfste, bis jetzt gekannte Vollkommenheit haben. — Ein nicht geringeres Verdienst würde sich der Vf. gewifs noch dadurch erwerben, wenn er seinen Liebhabern der Sternkunde auch noch eine Beschreibung der herzoglichen Sternwarte zu Seeberg bey Gotha, und besonders des daselbst befindlichen Ramsdenschen Mittagsfernrohrs, als des vollendetsten Kunstwerks, mittheilen wollte und könnte. Der eigentliche Inhalt des ersten Hefts ist: die Erscheinung des Weltgebäudes; Eintheilung der Himmelskugel; Bestimmung der Lage im Weltraum. Die Erde als Schauplatz des Weltgebäudes. Ihre Gestalt, Bestimmung der Lage auf ihrer Oberfläche. Von astronomischen Beobachtungen. Ort und Werkzeuge zum Beobachten. S. 49. wo von der Vergröfserung der Fernröhren die Rede ist, sagt der Vf.: „Man darf daher von einem Fernrohre, das z. B. funfzigmal vergröfsert, ja nicht erwarten, dafs man den Mond dadurch funfzigmal breiter, als mit blofsen Augen sehen werde, sondern, da die mittlere Entfernung des Monds von der Erde, in runder Zahl, 50000 geographische Meilen ist, und man ihn durch das Fernrohr funfzigmal näher sieht, so wird man ihn eben so grofs sehn, als er dem blofsen Augen erscheinen würde, wenn er nur 1000 Meilen von der Erde entfernt wäre." Wir bemerken hiebey, dafs wir ja alsdann wirklich den Mond funfzigmal breiter sehen würden, als bey seiner gegenwärtigen Entfernung, und dafs es folglich keine unzulässige Erwartung ist, wenn jemand glaubt, ein Fernrohr das funfzigmal, versteht sich in der Lineardimension, vergröfsert, müsse ihm auch den Mond, oder wenn er ihn nicht ganz übersehen könnte, doch einzelne Theile funfzigmal breiter, als ohne Fernrohr, darstellen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums*, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Lehrer der Theologie und Universitätsprediger zu Göttingen. *Erster Band.* 1798. 299 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung enthält mehrere Predigten, die wegen der natürlichen Ordnung, wegen der Fülle der Gedanken, wegen des kräftigen Ausdrucks vortrefflich sind, und einige Kleinigkeiten abgerechnet, durchaus musterhaft genannt zu werden verdienen. Hieher gehört die fünfte: *Gerechtigkeit ist nur der Anfang menschlicher Tugend:* über Matth. 18, 23—35. Die sechste: *Von der Rangsucht* über Luc. 14, 7-11. Die vierzehnte: *Von der Neugierde* über Apost. Gesch. 17, 19—21. Einige andere haben ganze Abtheilungen oder doch grofse Stellen von einem vorzüglichen Werthe, wie z. B. die zehnte: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, über 2. Cor. 12, 7—9. Die zwölfte: *Moralische Betrachtungen über den nahen Frühling*, über Ps. 104, 27—31. Die dreyzehnte: *Was uns obliegt, um dem Geiste Christi einen gröfsern Einflufs auf den Geist unsers Zeitalters zu verschaffen*, über Röm. 8, 8 u. 9. — Rec. bekennt, diese und noch einige andere mit grofsem Vergnügen und mit wahrer Erbauung gelesen zu haben. Bey diesem Lobe ist er sich einer desto gröfsern Unparteylichkeit bewufst, da er eben so freymüthig gestehen mufs, dafs er die ersten vier Predigten dieser Sammlung und noch zwey oder drey andere mit fast ganz entgegengesetzten Empfindungen gelesen hat. Da einem Manne, wie Hr. *A.*, mehr daran gelegen seyn mufs, dafs man seine Arbeiten mit Aufmerksamkeit lese und sie nach Gründen beurtheile, als dafs man sie mit allgemeinen Lobsprüchen abfertige; so wollen wir, ohne eine andere Zurückhaltung, als welche die Humanität anräth, die Ursachen angeben, warum uns ein nicht unbedeutender Theil dieser Predigten misfallen hat. Erstlich ist die Disposition derselben bey weitem nicht genug *logisch genau*, welches doch nach S. 2. der Vorrede einer ihrer Hauptvorzüge seyn soll. Wie können Dispositionen *logisch genau* heifsen, wo bey der Eintheilung blofs auf das Subject des Hauptsatzes, nicht aber auf das Prädicat Rücksicht genommen wird, wie dieses gleich in der ersten Predigt geschehen ist: *Die tugendfördernde Lehre des Christenthums vom heiligen Geiste*, wo in den drey Theilen die Lehren des Christenthums vom heiligen Geiste namhaft gemacht werden. In der Ausführung wird hier freylich der Fehler verbessert. Nicht so in Nr. 3., wo sich ein in mehrern Predigten wieder vorkommender Verstofs findet: dafs nämlich der 2te oder 3te Theil wieder der Hauptsatz ist, und die beiden ersten Theile Nebenfragen oder Nebensätze abhandeln. Wer sieht nicht den Mangel logischer Genauigkeit in folgender Disposition: *Wie viel die Religion der Vernunft durch die Ueberzeugung gewinnt, dafs Jesus Christus ein göttlicher Gesandter ist:* 1) Was ist denn eigentlich ein göttlicher Gesandter? 2) Jesus Christus besitzt diese Würde im höchsten Grade; 3) unsere Vernunftreligion mufs dadurch viel gewinnen. Auch ist es gewifs mit einer guten Disposition unverträglich, dafs in der neunten Predigt: *über die moralischen Wirkungen des Gebets* im ersten Theile: Zweifel gegen das Gebet widerlegt werden, welche aber durchaus nicht die moralischen Wirkungen desselben, sondern die Möglichkeit der eigent-

eigentlichen Erhörung betreffen. — Ferner herrscht in mehrern dieser Predigten, eine, bey einem akademischen Lehrer, der so viel in der wissenschaftlichen Religions- und Sittenlehre gearbeitet hat, merkwürdige Unbestimmtheit und Verwirrung der Begriffe. Die auffallendsten Beyspiele liefern die erste und vierte Predigt. In der ersten wird vom heiligen Geiste und dem Geiste Gottes wo möglich noch unbestimmter als in der Schrift selbst geredet. Schon im Eingange S. 8. werden Beschreibungen von ihm zusammengesetzt, die gar nicht zusammengehören. „Wem verdanken wir diese Vorzüge anders, als dem *Geiste der Freyheit*, den Jesus durch seinen Unterricht verbreitete; als dem *unsichtbaren Lehrer, der seine Schüler in alle Wahrheit leitete*, als dem *Geiste der Liebe*, der mit *Jesu und dem Vater Wohnung bey uns machen will!*" Man höre aber ferner in der Abhandlung selbst: „Nach der Lehre des Christenthums ist *Gott nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist.* Jesus nennt ihn den heiligen Vater, *von dem der Geist der Wahrheit ausgeht.* — — Da unser endlicher Verstand die Grösse der Gottheit nicht zu umfassen vermag, sondern eingeschränkt auf einzelne Begriffe und Vorstellungen, die unendlichen Kräfte und Vollkommenheiten des Ewigen einzeln zu erforschen gedrungen ist; so trennt auch die Schrift diesen *Geist der Heiligkeit*, wenigstens für den menschlichen Verstand, von der Fülle der übrigen göttlichen Eigenschaften, und kommt dadurch unserer Schwachheit wohlthätig zu Hülfe. Er ist der Geist der Wahrheit, der vom Vater kommt; er ist der Geist der Tugend, denn die von ihm geleitet werden, sind Gottes Kinder; er ist der Geist der Majestät, denn wer ihn lästert, ist unglücklich in der Gegenwart und in der Zukunft; er ist der Geist der Religion Jesu, denn er ist der Geist Gottes und seines lieben Sohnes." — Will man noch mehr Beweis für unsere Beschuldigung? Man wird sie finden, wenn man nur weiter lieset. Denn nun demonstrirt der Vf. S. 11 u. 12. dass nur aus der Lehre (Gott sey nicht allein ein Geist, sondern auch ein weiser und heiliger Geist) als der Seele der ganzen Offenbarung, die ewige Wahrheit: *Gott ist ein Geist, und zwar ein heiliger und sittlich vollendeter Geist* in das Herz der Sterblichen übergehe. Alle Betrachtungen der Natur (auch die Betrachtung der vernünftigen Natur des Menschen?) vermöchten uns keinen Begriff von Heiligkeit und sittlicher Vollkommenheit zu geben, und unserm Herzen die Ueberzeugung zu schenken: dass nur Gott dieser heilige und sittlich vollendete Geist sey. — Wäre doch Hr. *A.* bey dem Grundsatze geblieben, den wir uns in einer seiner frühern Schriften erinnern gelesen zu haben, dass man die Lehren des theologischen Systems historisch vortragen müsse, wahrlich er würde auch auf der Kanzel mehr Nutzen damit stiften, als mit diesem Dogmatisiren und einigen der kritischen Philosophie abgeborgten Wendungen. — Ein anderes auffallendes Beyspiel von Unbestimmtheit der Begriffe, woran ebenfalls das Bestreben, das alte theologische System durch neue Philosophie aufzustutzen, Schuld zu seyn scheint, giebt die vierte Predigt; wo im ersten Theile der Glaube als der *Grund* der moralischen Besserung vorgestellt wird; und im zweyten mit deutlichen Worten gesagt ist: der Glaube könne nur aus einem reinen, *wirklich gebesserten* Herzen *hervorgehen*. Man vergleiche S. 110 u. 119. wo der Glaube des N. T. an Jesum und seine Lehre und seinen Tod erklärt wird, durch: *die lebendige und in Handlung übergehende Ueberzeugung, dass man Gott durch nichts als durch moralische Gesinnungen wohlgefallen könne.* Diese Erklärung soll auch von dem Glauben im Evangelio gelten, über welches die Predigt gehalten worden ist, wo der Vf. zum Unglück übersehen hat, dass es dort heisst: *da* nun Jesus *ihren* Glauben sah, sprach er: sey getrost u. s. w. Sehr auffallend ist auch bey unserm Vf. der ungleiche Gebrauch, den er durch diese ganze Sammlung hindurch von dem Worte *Religion* macht, das bald die eigentliche Religionslehre, bald die Sittenlehre, bald die Religiosität, bald sogar (in der, zum Theil sehr schönen, Standrede am Sarge des ehrwürdigen *Böhmers*) die mit biblischen Worten ausgedrückten Resultate aus der Lebensgeschichte des Verstorbenen bezeichnet. Ein anderer Fehler des Vfs., der oft bey Rec. den starken Eindruck, welchen einzelne Stellen auf ihn gemacht hatten, schwächte, ist ein gewisses Uebertreiben und Generalisiren dessen, was nur mit Einschränkung und in einzelnen Fällen wahr ist. Wer kann in der Predigt: *Warum eine fortschreitende Geistesbildung so oft körperliche Schwachheiten zur Folge hat*, die uns, wie wir oben rühmten, theilweise sehr stark angezogen hat, Stellen wie folgende billigen: „Der Jüngling darf nur anfangen, den Wissenschaften, die er liebt, von einem edeln Wetteifer ergriffen, seine Zeit und Kräfte zu weihen, so entfliehen auch schon allmählich die Rosen seiner Wangen, und seine jugendliche Offenheit und Munterkeit artet in Unempfindlichkeit und Blödigkeit aus. Die gebildetere Gattin darf nur anfangen über den Kreis der sinnlichen Gegenstände, die innerhalb der Grenzen ihres häuslichen Berufs liegen, hinaufzugehen, und sich wiederholt und ernsthaft, als eine Unsterbliche mit den höhern Angelegenheiten ihres Geistes und Herzens zu beschäftigen, so verschwindet auch allmählich jene Festigkeit der Organe, die dem ganzen Körper Fülle, Kraft und Blüthe giebt, und löst sich allmählich in eine unnatürliche Schwäche und Reizbarkeit auf." Weiterhin will der Vf. die göttliche Vorsehung darüber rechtfertigen, dass mit der fortschreitenden Geistesbildung so oft körperliche Schwächen verbunden sey. Da heisst es: „Durch die fortdauernde Bewegung der Denkkraft ist ein grösserer Verlust der körperlichen Stärke unvermeidlich. Allein mit ihm tritt nun auch jene Reizbarkeit der Organe und jene Feinheit der Empfindung ein, mit der unsere Sinnen die Bilder der äussern Gegenstände bey der leisesten Berührung auffassen, und zur Seele fortführen. Nun sind unsere Empfindungen reiner und unsere Gefühle schärfer; nun strömen

men sie dem Geiste von allen Seiten mit der grösten Lebhaftigkeit und Schnelle zu u. s. f." Wie geschwind stürzt doch das ganze Räsonnement zusammen, wenn man an die gewöhnliche Krankheit der Gelehrten, an die Hypochondrie denkt, wo oft gerade das Gegentheil von dem allen geschieht, was der Vf. hier so generell behauptet. Im Verfolg dieses Vortrags erfahren wir, dass Gott darum mit der höhern Geistesbildung körperliche Schwäche verbunden habe, weil es sonst für den Gebildeten zu wenig Verdienst wäre, tugendhaft zu seyn. Sein tägliches Wachsthum „an moralischen Kenntnissen" müsse ein Gegengewicht in einem reizbarern, zum Bösen lockendern Körper haben, damit es nicht um seine Freyheit geschehen sey. Als ob Wachsthum an moralischen Kenntnissen gerade der Freyheit hinderlich seyn müsste, und man nicht auch in dem Studio der Jurisprudenz, der Genealogie und Chronologie, der Mathematik u. s. w. zuviel thun könnte, ohne dabey im geringsten durch eine zu grosse Tugendkraft gefährdet zu seyn, seine Freyheit zu verlieren! — Ferner haben Rec. viele Eingangsgebete durchaus nicht gefallen wollen, in welchen nicht selten dem Allwissenden eine Definition des Satzes oder der Pflicht, welche der Vf. abhandeln will, angegeben wird. Man sehe z. B. das Gebet zur fünften Predigt. Endlich finden sich nach des Rec. Meynung in diesen Predigten selbst für ein gebildetes Publicum, etwas zu viel Ausdrücke und Wendungen der Schule, z. B. Sinnlichkeit für Körper, der innere, der aussere Mensch u. a. m.

Wenn wir aller dieser Ausstellungen ungeachtet versichern, dass sich diese Sammlung von Predigten über ein Heer von andern selbst gerühmten Predigten sehr weit erhebt; so wird das niemanden wundern, welcher weiss, dass man an vorzüglichern Werken die Flecken weit eher, als an gemeiner Arbeit bemerkt.

Oldenburg, b. Stalling: *Predigten*, von *Anton Georg Hollmann*, Hauptpastor zu St. Lamberti in Oldenburg. 1798. VIII u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

An diesen Predigten (an der Zahl *funfzehn*), ist das vorzüglich zu loben, dass die Materien gut gewählt sind, z. B. *über dem Werth geläuterter Religionsempfindungen; Uebungen des Nachdenkens auf schmerzhafte Trennungen; wie grundlos und gefährlich es sey, die Schuld der Verführung ausser sich zu suchen* etc. Aber die Ausführung will dem Rec. nicht recht gefallen, und er kann sich bisweilen in den Ideengang des Vfs. nicht finden. Dass manche Perioden der Hülfe der Declamation sehr bedürfen, fühlt der Vf. selbst, wie er in der Vorrede bekennt. „Es ist mir aber (setzt er zu seiner Entschuldigung hinzu), nicht allemal möglich gewesen, dem Vollhaltigen eine andere leichtere Einkleidung zu geben; so wie es mir, da ich meine Predigten gewöhnlich aus einer ununterbrochenen Meditation niederschreibe, überhaupt schwer wird, zu verhüten, dass durch die Bemühung kurz zu seyn, nicht einzelne Stellen überladen werden." Vielleicht würde sich aber Hr. H. doch an kürzere Perioden gewöhnen können, wenn er mehrere Zeit auf die Ausarbeitung wenden wollte. Er versichert zwar, ein beträchtlicher Theil seiner Zuhörer gehöre zu der gebildetern Classe. Aber auch diesen dürfte es schwer werden, solche Vorträge zu fassen, und nur die Hauptsachen im Gedächtnisse zu behalten. Hiernachst ist auch zu bedenken, dass der *grösste* Theil unserer Zuhörer doch immer zu der Zahl der minder gebildeten gehört, und wenn es uns darum zu thun ist, wahre Erbauung zu befördern; so müssen wir auf diese vorzügliche Rücksicht nehmen. Manche Predigten, die seit einiger Zeit im Druck erschienen sind, können als Muster empfohlen werden, wenn man sie als künstliche Reden betrachtet; aber als Predigten, als Vorträge vor einem gemischten Haufen von Zuhörern gehalten, würde sie Rec. niemals empfehlen, am allerwenigsten angehenden Predigern zur Nachahmung. — Unter diesen funfzehn Predigten hat dem Rec. die *erste: über das gegenseitige Zutrauen einer christlichen Gemeine und ihres Lehrers*, (eine Antrittspredigt,) noch am besten gefallen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Lehren der Weisheit und Tugend, in auserlesenen Fabeln, Erzählungen und Liedern.* Ein Buch für die Jugend. Herausgegeben von *Friedr. Ludw. Wagner*, Subconrector am fürstl. Gymnasium zu Darmstadt. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1799. 254 S. 8. (8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Sammlung wohlfeiler Kinder-, Schul- und Volksschriften, welche durch das Urtheil der Kritiker zu diesem Zwecke bereits als brauchbar und gut anerkannt worden sind. *Erstes Bändchen.* Wagners Lehren etc.

Ueber die Brauchbarkeit dieser Fabelsammlung für Schulen hat das Publicum schon vortheilhaft entschieden. Wir zeigen sie daher bloss des zweyten Titels wegen hier an, und bemerken nur, dass in der gegenwärtigen Auflage, wie uns eine angestellte Vergleichung gelehrt hat, an die Stelle der 136 und 174. Nummer, eine Erzählung mit der Ueberschrift: *Seelengrösse einer Bauermagd*, und eine Fabel: *das Eichhorn, der Hund und der Fuchs*, gekommen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. April 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Cadell u. Davies: *Observations on the western parts of England, relative chiefly to picturesque beauty. To which are added a few remarks of the picturesque beauties of the Isle of Wight. By William Gilpin*, M. A. Prependary of Salisbury, and Vicar of Boldre in New Forest near Lymington. 1798. XVI. u. 359 S. 8. (Mit achtzehn Kupfern in Aquatinta).

Daſſelbe Vergnügen, welches das erste Werk dieser Art von dieſem trefflichen Schriftſteller vor acht Jahren bey Rec. erregte, fand er volles Maſses bey der Anſicht des vorliegenden wieder. Die *Observations on the river of Wye* (ſ. A. L. Z. v. 1791. Nr. 58.) war des Vf. erſter Verſuch in der Beſchreibung maleriſcher Naturſcenen und in Darſtellung von Gegenden in der ſchönen und kühnen Aquatinta-Manier. Auf dem erſten Blick aber ſieht man es dem gegenwärtigen Werk an, daſs auch dieſe Kunſt ſeit dem vervollkommnet iſt. Die hier gelieferten 18 Blätter ſind theils gröſser, theils übertrifft die Behandlung derſelben die in dem frühern Werke. Keine Manier der Aetzkunſt nähert ſich der Handzeichnung mit ſo täuſchender Aehnlichkeit; keine ſtellt mit ſo Wenigem und doch mit ſo groſser Wahrheit und frappanter Wirkung, groſse Maſſen von Bergen, gebrochnen Felſen, Waſſerflächen, Ruinen und Baumgruppen dar. In mehrern dieſer Blätter aber hat der Künſtler mit vielem Glück auch kleinere Gegenſtände im Mittelgrunde darzuſtellen gewagt. Kühn und voll Kraft hebet ſich der Vor- und Mittelgrund dieſer Landſchaftsgemälde hervor, und die Ferne entſchwindet dem Auge gleichſam in einem dämmernden durchſichtigen Nebelduft. — In dem literariſchen Theil dieſes ſchönen Werks zeigt ſich *Gilpin*, wie in ſeinen übrigen Werken ähnlichen Inhalts (wovon dem Schluſs dieſes Buchs ein Verzeichniſs angehängt iſt), als gefühlvoller und richtiger Beobachter von Naturſcenen, als geſchmackvoller Landſchaftszeichner und Beurtheiler dieſer Kunſt, als unterrichteter Gelehrte und unterhaltender Schriftſteller. Die folgenden wenigen Auſsenlinien werden nur einen ſchwachen Begriff von dem höchſt mannichfaltigen und lehrreichen Inhalt des Werks zu geben vermögen. — Die Reiſe durch *Surrey* hebt bey *Epſom* und *the Oaks*, einem Jagdhauſe des *L. Derby*, welches wie ein Feenſchloſs aus den einſamen Umgebungen ſich erhebt, an. In dieſer Gegend wächſt der Buxbaum in groſser Menge wild, und erreicht, etwa bis zum 50ſten Jahr ſeines wachſenden Alters, eine Höhe von 15 Fuſs und die Dicke eines Manneſchenkels. — Reizende Villa des Hn. *Lock*, *Norburypark* mit ihren pittoresken Anſichten, geſchmackvollen Gebäuden und reichen Kunſtſammlungen; *Gilpin* rügt hier die Ausartung der Plaſtik in Darſtellung nach dem Leben colorirter Figuren, beſonders in Wachs. *Guilford*, *Farnham*, *Wincheſter*, *Salisbury*. Die Domkirche in der letzten Stadt, iſt das ſchönſte und kühnſte Stück gothiſcher Architektur in England. Das genaueſte Ebenmaſs und die gröſste Harmonie und Simplicität herrſcht in allen Theilen des Innern; nur hatte es durch modernen Malerputz viel verloren, welcher den Charakter des Ganzen entſtellte und den man wieder wegzuſchaffen bemühet war. Die Kirche beſitzt auch moderne Glasmalereyen von Werth, nach S. Joshua Reinolds Zeichnungen. Der Vf. hält hierbey dem *guten* und reinen gothiſchen Stil eine Lobrede; „aber „freylich, ſetzt er hinzu, haben die fünf Säulenord„nungen alles in der Kunſt ſo deſpotiſch an ſich ge„riſſen, daſs man für einen Ketzer in der Baukunſt „würde verſchrieen werden, wenn man ſich ihren „Geſetzen widerſetzte. Allerdings müſſen jeder Kunſt „ihre Grenzen durch Geſetze vorgeſchrieben werden: „welche andere Geſetze aber bedarf die Baukunſt, „als die Geſetze des Nutzens, des Ebenmaſses, der „guten Verhältniſſe und der Simplicität? Ich wüſste „nicht, in welchen von dieſen Erfoderniſſen die Go„then den Römern nicht *gleich* kämen, nur in den „Ornamenten verſehen ſie es.“ Dieſes Beyfalls, den der Vf. der gothiſchen Architectur giebt, ungeachtet, iſt er kein unbedingter Anhänger derſelben: denn er tadelt weiter unten bey dem Landſitz des L. Weymouth zu *Longleat* die Neuerer in England (auch in Deutſchland in unſern Zeiten) in dem ausſchweifenden Geſchmack kleine Wohngebäude und ſogar Zimmer gothiſch zu decoriren — Gemäldeſammlung in *Langford Caſtle*. Verſchiedenheit des Verdienſtes von Claude le Lorrain und Salvator. — Die merkwürdigen Ruinen und Steinmaſſen von *Stonehenge*, in der Ebne von Salisbury, hält auch G. für Reſte aus dem Zeitalter der Druiden. Erhabenheit und Dauer iſt ihr Charakter; aber ſie gewähren von keiner Seite eine maleriſche Anſicht, wegen der verworrenen und gehäuften Lage der Felſenſtücke. Die ganze Gegend umher gleicht einem unabſehlichen Begräbniſsplatz; ein weites, ernſtes, von Menſchen, Thieren und Vegetation entbloſstes Gefilde mit Grabhügeln (*tumuli*) von verſchiedener Form und Gröſse, und von vorhiſtoriſchem Alterthum, überſaet.

fiet. — Bey *Wilton* rügt der Vf. (und auch dieser Tadel trifft den neuern Gartengeschmack in Deutschland), die Thorheiten der Engländer in Ausstafirung ihrer Parks: dahin gehören z. B. die Ueberladung von *Brücken* mit Pavillons, die Errichtung von Triumphbogen auf der Spitze eines Hügels, wohin sie nicht passen, sondern allenfalls als Einfahrten an ihren Platz sind. — In dem Pallast des Gr. *v. Pembrocke* zu Wilton ist bekanntlich eine der grösten und kostbarsten Sammlungen von antiken Büsten, Statuen und Basreliefs; aber die Anordnung könnte besser seyn. Die Zimmer sind so verschwenderisch reich verziert, dass die Kunstwerke nur der Zimmer wegen da zu seyn scheinen, und diese die Aufmerksamkeit zu sehr zerstreuen, und von den Hauptsachen abziehen (ein gewöhnlicher Fehler der Anlagen von Museen dieser Art, den Hr. *Meyer* auch an dem Pariser Museum tadelt). Nicht minder gross und schön ist die Gemäldesammlung in diesem Schlosse. Das dort befindliche grosse Familiengemälde von Vandyk's Hand, wird von dem Vf. scharf getadelt; doch scheint diese Kritik am meisten einen neuern englischen Künstler zu treffen, der dieses berühmte Gemälde zu retouchiren unternahm. Ueber die Verdienste Vandyk's als Historienmaler spricht G. hier viel zu unbedingt ab. — Der Park zu *Stourhead;* in grossem Geschmack angelegt, an einigen Stellen aber mit zu vielen und zu prächtigen Gebäuden überladen. — Ruinen der Abtey *Glastonbury*, einer der grösten und ältesten in England, Mord Heinrichs VIII. an den letzten Abt dieses Klosters begangen, *Bridgewater*. Ueber den Admiral *Blake* unter Cromwells Protectorat. Seeaussicht bey *Quantochills*. Bemerkungen über die grosse malerische Wirkung des allmäligen Verschwindens eines starken Seenebels, besonders bey Darstellung einiger hier angegebenen Geschichtszüge, aus der Belagerung von Gibraltar und aus Meares Seereise. Die Aufgabe ist gross gedacht; aber welch' einen Künstler erfodert die glückliche Ausführung derselben! — Nicht weniger wahr und schön als lehrreich sind die im 17ten Abschn. folgenden concentrirten philosophischen Bemerkungen über Malerey, und im 18ten Abschn. die Beobachtungen über die einfachen, zweckmässigen und wirkungsvollen Operationen der Natur in einzelnen Landschaftsansichten, und des unendlichen Abstandes solcher Anlagen, welche von der Kunst nachahmend hervorgebracht werden. — Nach der weiteren Reise durch *Cornwall* besucht G. *Plymouth-dock*, ohne sich auf eine seiner Absicht nicht anpassende trockne Aufzählung der hier befindlichen Schiffswerfte, Kanonengiessereyen und Zeughäuser der Admiralität, einzulassen. Merkwürdiger sind ihm hier die schönen Brüche eines braunen, mit roth und blau breit geaderten Marmors. — Beobachtungen über die Wirkung des Lichts und Schattens bey einer nächtlichen Feuersbrunst besonders von Schiffen. Der Vf. kommt hierbey wieder auf die den Engländern so angenehme Erinnerung an die letzte Belagerung von Gibraltar zurück, und beschreibt den fürchterlichen Brand der schwimmenden Batterien. Ausbruch des Vesuvs v. J. 1779 nach Hamiltons bekannter Beschreibung. — Geschichte des Leuchthurms zu *Edystone;* isolirtes Leben der dortigen Feuerwärter. — Malerische Partien des Flusses *Tamer*. — — Rec. bricht hier die Aufzählung der vielen interessanten Gegenstände dieser Reisebeschreibung ab; sie würde nur eine trockne Nomenclatur werden, da ein noch detaillirterer Auszug ausser den Grenzen unserer Blätter liegt. — Um Abwechslung des Inhalts zu befördern, hat der Vf. hie und da viele historische und biographische Anekdoten, Erzählungen aus merkwürdigen See- und Landreisen, geographische Parallelen, besonders von pittoresken Gegenden anderer Welttheile, u. dergl. eingestreuet. — Nicht minder interessant als der obige Inhalt, sind die Abschnitte über die Insel *Wight*. Verschiedene wenig bekannte Erzählungen aus der Gefangenschaft des unglücklichen Carl I. auf dieser Insel. „Er liebte, sagt G. unter andern, die Künste leidenschaftlich; Janes war sein Baumeister und Vandyk sein „Maler. Kein König von England hat mehr erhabenes Genie und richtiges Gefühl für die Künste gezeigt. Er war Alles, nur kein König, und die „Kunst zu regieren war die einzige, die er nicht „verstand."

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Handbuch der alten Erdbeschreibung*, zum Gebrauch der eilf grossern d'Anvillischen Landkarten, herausgegeben von D. *Paul Jak. Bruns*, Herzogl. Braunschweig. Hofrath und Professor in Helmstädt. Zweyten Bandes erster Theil. Ganz Asien. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1798. 278 u. 112 S. 8.

Ueber Plan und Ausführung dieses durch verschiedene Gelehrte bearbeiteten, und schon seit dem Anfange der achtziger Jahre erschienenen Handbuchs, ist hier der Ort nicht zu sprechen: bloss die zweyte Auflage des Theils, welcher Asien enthält, wird der Gegenstand unserer Beurtheilung. Es liess sich erwarten, dass Hr. B. in der Reihe von Zwischenjahren eine Menge Ergänzungen und Abänderungen sich anmerken, und bey den unterdessen gegebenen mannichfaltigen Aufklärungen einzelne Abschnitte völlig umarbeiten würde, um seine Leser mit den Fortschritten der Zeit bekannt zu machen, und ihnen ein brauchbares, obgleich in das Kurze gezogenes Hülfsmittel zum Nachschlagen zu liefern. Der Vf. spricht selbst in der Vorrede von Verbesserungen, die man auf jeder Seite entdecken würde; und in der That finden wir bey einigen Theilen von Kleinasien, bey Phönicien, und vorzüglich in der Beschreibung des gelobten Landes, häufige Berichtigungen, Zusätze, zuweilen eine völlige Umarbeitung. Aber mit den Grenzen dieser Länder fand auch der Eifer des Vfs. seine Grenzen; alle übrigen Reiche Asiens, von denen doch viele eine richtigere Bearbeitung foderten, sind von Wort zu Wort, Seite um

um Seite der alten Ausgabe nachgedruckt. Diese Sorglosigkeit fällt besonders bey Indien auf, wo Hr. B. schon nach Vollendung der ersten Arbeit, einen Auszug aus *Renuell's* Werke als Anhang beygefügt hatte; und doch jetzt die Gelegenheit zur Verbesserung seines Textes völlig vernachläsigt, lieber die alten Fehler so stehen läfst, wie er sie einst niederschrieb, als dafs er die kleine Mühe übernommen hätte, die gemachten Bemerkungen in den Zusammenhang des Vortrags zu bringen. Er mufs sich gefürchtet haben, sein eignes Buch nochmals durchzulesen, sonst könnten unmöglich die Druck- und Schreibfehler der ersten Ausgabe, sogar in eigenen Namen stehen geblieben seyn, z. B. S. 150. soll der Berg Casius die westliche Grenze von Cölesyrien und der Libanon die östliche machen, welches keinen Verstand giebt, da beide Gebirge gegen Süden und Norden von einander liegen. S. 152. kommt *Zabatra* vor, welches zwar auf d'Anville's Karte steht, aber kein Ort der alten Erdbeschreibung ist; eben daselbst wird *Euphratensis* als Synonymon von *Commagene* genommen, da doch das erstere von viel grofserer Ausdehnung war. S. 154. stand in der alten Ausgabe durch Druckfehler *Fragiza*, statt *Eragiza*; die neue Ausgabe druckt den Fehler mit ab. Bey Emesa lernen wir aus beiden Ausgaben, dafs Heliogabalus daselbst *gestorben* sey; es wird zum Ueberflufs noch *Ammian* XXVI, 6. citirt. Unerklärbarer wird es noch, wenn man auf Stellen trifft, wo der Vf. kleine Abänderungen wirklich angebracht hat, und gleich dabey auffallende Fehler stehen läfst. Der Fall ist in der Insel Cypern. S. 17. findet man die bessernde Hand an ein paar Stellen, S. 18. hingegen wird versichert, dafs er die Insel von Morgen gegen Abend beschreiben wolle, und fängt unmittelbar darauf an, sie von Abend gegen Morgen zu beschreiben. Das gröfste Vorgebirg auf der Nordseite dieser Insel hiefs *Crommyon*, hier heifst es in beiden Ausgaben *Cerommyon*. Auch trifft sichs, dafs Hr. B. einen Artikel neu bearbeitet, aber vergifst, dafs er in der ältern Ausgabe schon an einem andern Platze stand. Dadurch erhält denn der Leser den Artikel gedoppelt; wie z. B. die Inselstadt *Aradus*. Bey Phönicien der neuen Ausgabe liefert er davon eine sehr gute Beschreibung; eine andere stand aber in der ältern Ausgabe bey Syrien; dieses Land, so wie die übrigen des höhern Asiens, blieb wie es war; also kann man sich unter zwey Beschreibungen des nämlichen Orts wählen. — Gut berathen aber findet sich der Theolog durch die wirklich sehr sorgfältige Beschreibung des gelobten Landes. Selten wird er einen in der Bibel vorkommenden Ort, selbst solche nicht vermissen, von deren späterer Existenz und Lage wir wenig unterrichtet sind. Eigene Lectüre, nebst der Benutzung *Bochart's*, *Reland's*, *Michaelis etc.* zeichneten diesen Abschnitt schon in der ersten Auflage aus; er ist nun durch mehreres Nachdenken, durch den Gebrauch der neuesten Hülfsmittel, noch besser und vollständiger geworden. Mit den übrigen grofsen Ländern Asiens steht aber freylich das kleine Palästina in keiner Proportion; ganz Asien enthält 17 Bogen, das gelobte Land mit Phönicien 6 Bogen. Für Theologen wäre gut gesorgt, wenn der Verleger sich entschliessen wollte, diesen Abschnitt von Palästine einzeln zu verkaufen. Die Ueberbleibsel alter Schreibfehler verschwinden aber auch hier nicht. S. 50. z. B. haben beide Ausgaben das *Schwarze* Meer, statt des *Todten* Meers.

Zürich, b. Orell, Gefsner u. C.: *Souvenirs de mon dernier voyage à Paris.* 1797. 364 S. 8.

Ebendaselbst: *Meine letzte Reise nach Paris.* 1798. 216 S. 8. (16 gr.)

J'ai revu ce Paris, que j'avais tant aimé — sagt sich der Vf. (Hr. *Meister* in Zürch) bey seiner letzten Rückkehr von Paris i. J. 1795, und wählt diese Sentenz zum Motto seines Buchs, das, wie verschieden man auch über die innere Lage von Frankreich denken mag, nicht ohne mannichfaltiges Interesse gelesen werden wird. Er sah diesen Tummelplatz des Luxus und der fliehenden Freude des verfeinertsten Genusses wieder, und ihm folgte so manche Erinnerung des dort vormals genofsenen Vergnügens dahin; freylich mufste er jetzt das alles anders finden. — Er schildert den *damaligen*, besonders wegen der Begebenheiten im Vendemiaire merkwürdigen Augenblick. — Ihm ist es zwar ganz recht, dafs die Welt in der französischen Revolution, eine so furchtbare und von ähnlichen Unternehmungen abschreckende Erfahrung gemacht hat; nur „beweint er, dafs ein so grausames Experiment, nicht vielmehr im entferntesten Asien oder Afrika, als in dem liebenswürdigen Lande, welches einst alle seine romantischen Träume, — die, warlich nicht mit den finstern Traumereyen jener modernen Lykurgen einstimmen, — erfüllte, gemacht ward." — Mit einem gerechten Abscheu gegen alle gewaltsame Revolutionen und ihre Folgen in Frankreich, betritt er die Grenzen. Er verkennt die Anstrengungen nicht, welche seit dem Fall Robespierre's von der Regierung gemacht wurden, um eine Ordnung der Dinge wieder einzuführen, und erklärt die letzte Constitution, bey allen ihren Fehlern, für consequenter und den Gesetzen der Gesellschaft für angemessner, als die vorigen drey Constitutionen waren; er bewundert die Kraft, welche die französischen Heere dem gegen Frankreich verbündeten Europa entgegensetzten. — Auf seiner Reise über Nancy fand er Postpferde genug; aber er mufste sich mit Geduld gegen das Warten und gegen die willkürlichen Foderungen der Postmeister rüsten. Die Wege waren gut, das Land sorgfältig bebauet; nur fehlte es bey dem grofsen Abgang des Viehes zu den Armeen an gehöriger Düngung der Aecker, woraus er eine Hauptursache (?) des damaligen Brodmangels herleitet. Der Mangel an Menschen war auf dem Lande weniger als in den Städten bemerklich, wo die Requisitionen zu den Armeen häufiger und leichter zu vollstrecken waren. Paris allein lieferte seit vier Jahren 150.000 Sol-

Soldaten. — Die Spuren der Revolution find auf diefem Landftrich unfichtbar. Der Einflufs mancher Rechtfchaffnen hatte hier gewirkt und Ordnung zurückgebracht. Armuth und Kleiderlumpen fand er auf dem Lande, wie vor dem; hier herfchte jetzt der despotifche Ariftokratismus der Pächter gegen ihre fchlecht bezahlten Arbeiter und felbft gegen die Städte in willkürlicher Erhöhung der Kornpreife (?). Das Volk in diefen Departementern fand er gleichgültig gegen das Gelingen oder Nichtgelingen der neuen Ordnung der Dinge; an den damals zur Annahme der Conftitution berufenen Primair-Verfammlungen nahm man nur geringen Antheil. — Die Agioteurs, Lieferanten der Armeen, Agenten des Gouvernements und Pächter, — diefe einzige durch die Revolution bereicherte Klaffe — find gerade das, was vordem die Privilegirten, Adlichen, Financiers, Kaufleute und der Theil der arbeitenden Klaffe waren, die durch jene ihre Subfiftenz erhielten. Bey dem Verkauf des Mobiliareigenthums der Emigranten hat das Ausland am meiften gewonnen, die meiften Ankäufer von National-Gütern find ein Gegenftand des Haffes ihrer Nachbaren. In den von Paris entferntern Departementern ift die Unzufriedenheit mehr gegen den Geift; in den Paris näher liegenden Gegenden hingegen mehr gegen die Perfonen der jetzigen Regierung gerichtet. Daher rührte es, dafs in einer Entfernung von 40—50 Meilen von Paris faft kein Widerftand gegen die Annahme des Decrets wegen der Wahl des Zweydrittels des Convents zur neuen Legislatur gemacht ward. — Man verweigerte die Annahme des republikanifchen Geldes, weil die Priefter das Volk glauben gemacht hatte, dafs es von dem Silbergeräth der Kirchen geprägt fey. Bey diefer für die Sache der Revolution fehr ungünftigen Stimmung des Volks, lag der Erfolg derfelben hauptfächlich in der Kühnheit und Gefchicklichkeit ihrer Koryphäen und in der Schwäche, Unfähigkeit und Spaltung derer, die fie beftritten. Die aufgeftellten Grundfätze und Mafsregeln der erften bemeifterten fich der ftarken Leidenfchaften; die Revolution verwundete zwar die zart empfindenden, — aber fie fchmeichelte den leidenfchaftlichen Seelen; fie zerbrach manche zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung behülflichen Götzenbilder, eröffnete aber dafür den Tempel der Ungebundenheit, deren leichter und berauschender Dienft die Menge anlockte.

Das find die zum Theil gründlichen Refultate, welche der Vf. aus feinen auf der Reife nach Paris gemachten Erfahrungen zog. — Er kommt nun nach Paris, — wo fich freylich feit der Zeit feiner Reife, wie wir aus fpätern Berichten fehen, fchon vieles wieder geändert hat. Hier einige von *feinen* Beobachtungen, deren allgemeine Richtigkeit Rec. dahin geftellt feyn läfst. — Paris war verfchönert und befonders in den Gegenden der Boulevards mit trefflichen Gebäuden neu befetzt; einfam war befonders die Fauxbourg St. Germain, vordem der Wohnplatz vieler Grofsen. — Vieles von Sitten und Einrichtungen ftand mit den vorigen Zeiten, in auffallendem Contraft. Agiotage war im vollem Gange, die Brodtheurung allgemein. Man erkannte den Geift der *alten* Parifer nicht mehr, weder in ihren finftern, mistrauifchen, unruhigen, convulfivifch verzognen (!) Gefichtszügen, noch in ihrem übrigen Betragen (?). Die männliche Kleidung war gröfstentheils noch im häfslichen Sansculotten-Gefchmack, die weibliche hingegen hatte an Simplicität und Grazie gewonnen; felbft die braunen Perucken auf den Köpfen der Blonden, und die blonden Perucken auf den Köpfen dem Brunetten, und die Nuditäten der Arme — gefielen dem Vf. nicht übel (!). — Es folgt nun ein Gemälde von den Gaffen, Tuillerien, gefetzgebenden Verfammlungen (dafs Boiffy d'Anglas feine Reden nicht felbft gemacht habe, ift wohl eine Parifer Verläumdung). — Friedensrichter, Adminiftrations-Bureaux unter Robespierre. Einige gute Bemerkungen über den (von den Mächten nicht vermutheten) Einflufs des Krieges auf den Nationalgeift. — Affignate. — Ueber das National-Mufeum der Künfte (zwar weder exact noch vollftändig, doch lefenswerth). Schaufpiele; ein reichhaltiger und intereffanter Abfchnitt. — Gefchichte des 13ten Vendemiaire, deren Augenzeuge der Vf. war. Die Difpofitionen der Sectionen waren gut angelegt; aber fie zeigten eben fo viel Furchtfamkeit, Unbeftimmtheit und Schwäche in der Ausführung, als der Convent mit Entfchloffenheit und Klugheit dagegen handelte. — Mit vielem Scharffinn hat der Vf. am Schlufs feines Buchs die Stimmen der verfchiedenen Parteyen über die jetzige Conftitution gefammelt und mit eben fo viel Feinheit als anziehender Einkleidung, ein Gemälde der Parifer Gefellfchaften vor der Revolution entworfen, welches mit vielen der jetzigen Cirkel grell genug abftechen mag.

* * *

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Chriftliches Hand- und Hausbuch.* Oder Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; zu Beförderung des Glaubens an Jefus, und der chriftlichen Gottfeeligkeit. Von *J. L. Ewald.* 4ter Th. 1798. XXXII. u. 437 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 9.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Feft- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegen von D. *J. W. Rau.* 3ter Bd. 1tes und 2tes St. 1798. jedes 9 Bogen. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 250.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Ueber die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion* zur völligen Beruhigung des Menschen. Eine gekrönte Preisschrift. Von *Wilh. Tob. Lang*, Pfarrer zu Singen in der Markgraffschaft Baden. 1797. 157 S. 8. (10 gr.)

Schon 1793. hatte die Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion in Haag die Preisfrage ausgeschrieben: *Ob aus philosophischen und biblischen Gründen gezeigt werden könne, dass die Vernunftreligion zur völligen Beruhigung des sittlich verdorbenen Menschen unzulänglich sey?* Aber die bekannten Zeitumstände erlaubten ihr erst am 20ten Oct. 1796. die eingelaufenen Schriften in einer allgemeinen Versammlung zu beurtheilen; und da erhielt die gegenwärtige den Preis.

Es versteht sich von selbst, dass die Gesellschaft bey der Aufgabe dieser Frage den Wunsch hatte, nicht nur erwiesen zu sehen, dass die Vernunftreligion in der angegebenen Hinsicht unzulänglich sey, sondern auch, dass die christliche Religion gewähre, was jene nicht zu gewähren vermag. Es fällt aber auch in die Augen, dass diese Aufgabe keine leichte Aufgabe ist. Die Unzulänglichkeit der *Vernunftreligion* soll gezeigt werden. Aber ist man denn auch schon darüber einverstanden, welche nicht geoffenbarte Religionslehre die Religion der Vernunft sey? Oder gewahrt jede nicht geoffenbarte Religionslehre dem sittlich verdorbenen Menschen so viel oder so wenig Beruhigung als jede andere? Der Vf. nimmt hier die Kantische Religionslehre für die Vernunftreligion an, welches wir sehr billigen, so wie wir in die Erklärung des Vfs., dass ihm die blosse Idee der Gottheit nicht genüge, dass er den Glauben an das objective Daseyn Gottes nicht entbehren könne, einstimmen. Aber da dieser Idealismus doch wirklich aus den Kantischen Principien zu folgen scheinet: so wäre es, unsers Bedünkens, nothwendig gewesen, sich über die Beybehaltung der Kantischen Religionslehre, ungeachtet der Verwerfung jener blossen Identität, zu rechtfertigen, welches durch die Gründe, mit denen der Vf. diese bestreitet, nicht geschehen ist. Eine noch grössere Schwierigkeit zeigt sich bey dem stillschweigend verlangten Beweise, dass die *christliche Religion* das Mangelhafte der Vernunftreligion ausfülle. Man ist ja über die reine christliche Religionslehre, und besonders über die Lehren, in welchen die Ergänzung jenes Mangelhaften liegen muss, noch weniger einig, als über die Vernunftreligion. Welche Parthey nun auch der Beantworter nehme, so kann er nie hoffen, die übrigen Partheyen zu befriedigen. Er muss also den Versuch machen, die von den seinigen abweichenden Meynungen zu widerlegen — aber welche Weitläufigkeit erfodert dieser Versuch, wenn er auch diejenigen abweist, die mit der von ihm angenommenen Vernunftreligion in Widerspruch stehen; und was läfst sich am Ende von einem so oft schon gemachten Versuche erwarten? — oder er muss zeigen können, dass die Meynungen aller verschiedenen Partheyen — die abgewiesenen abgerechnet — ungeachtet ihrer Verschiedenheit dennoch dem Mangelhaften der Vernunftreligion nur mehr oder minder vollständig abhelfen. Dann erfodern aber die Einwendungen gegen diese Ergänzungen, und vorzüglich die von dem Urheber der von ihm bey der Vergleichung zum Grund gelegten Vernunftreligion, noch eine besondere Untersuchung; und es hat uns nicht wenig befremdet, dass der Vf. sich dieser ganz enthebt. Ueber diese Puncte müsste wohl der, welcher sich der Beantwortung zu unterziehen gedenkt, vor allem mit sich einig seyn. — Die Beantwortung selbst müste, wie es scheint, mit einer genauern Bestimmung der aufgegebenen Frage anheben. Die Frage betrifft nämlich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion zur Beruhigung des *sittlich verdorbenen Menschen*. Es versteht sich von selbst, dass dabey hinzuzudenken ist: der sich bekehren und bessern will. Aber das könnte zweifelhaft scheinen, ob die Gesellschaft unter dem sittlich verdorbenen Menschen nur eine Classe von Menschen, oder das ganze Menschengeschlecht verstehe; wahrscheinlicher ist in ihrer Frage die Rede vom ganzen Menschengeschlecht, welches der Vf. ohnehin schon, der von ihm angenommenen Vernunftreligion zufolge, für sittlich verdorben erkennen muss. Allein dabey muss doch bemerkt werden, dass bey der Beantwortung dennoch auf zwey Classen der Menschen Rücksicht zu nehmen ist, auf die vergleichungsweise sittlich guten und sittlich verdorbenen, moralischen und unmoralischen Menschen. Eine Eintheilung, welcher die Verschiedenheit der Grundmaximen der Menschen bey ihren Handlungen (so weit diese Grundmaximen an ihnen erkennbar sind) zum Grunde liegt; und welche die Lösung der Aufgabe erleichtert, weil es sich von selbst versteht, dass die Vernunftreligion zur Beruhigung der unmoralischen Menschen unzulänglich ist, wenn sie nicht einmal zur Beruhigung der moralischen hinreicht; und dass dage-

dagegen die christliche Religion diese Unzulänglichkeit ergänzt, wenn sie selbst die unmoralischen zu beruhigen vermag. *Beruhigung*, das ist das zweyte in der Aufgabe, das näher zu bestimmen ist. Gewiss ist es die Absicht der Gesellschaft, dass durch die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion die Nothwendigkeit sichtbar werde, sich mit dieser nicht zu begnügen, sondern sich an die christliche Religion zu halten. Diese Absicht macht aber eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nothwendig, die hier in Betrachtung kommen — denn offenbar kommt keine Beruhigung in Betrachtung, die nicht wegen der durch sie zu befördernden Moralität erheblich ist. — Es kann nämlich manche Beruhigung der Moralität der Menschen zwar förderlich, aber doch zu derselben entbehrlich; es kann aber auch eine Beruhigung die nothwendige Bedingung der Möglichkeit der Moralität seyn. Wäre nur das erste erweislich; so wäre doch so viel gewonnen, dass es eben sowohl Pflicht wäre, diese Lehren der christlichen Religion aufzunehmen — wofern man sie nämlich für wahre Lehren erkennen könnte, — als dem Wachsthum in der Sittlichkeit nachzustreben. Könnte aber vollends das letzte erwiesen werden, so würde sich daraus sogar ergeben, dass nur der Christ Moralität haben könne, und die totale Unzulänglichkeit der Vernunftreligion wäre dargethan. Nun wird wohl schwerlich mehr ein Augustin unsrer Tage, für *alle* Menschen diese letzte Art der Beruhigung dem Christenthum ausschliessend zu vindiciren unternehmen; aber das wäre noch die Frage, ob sie demselben nicht etwa für *manche* zugeeignet werden könnte, die vielleicht kein Vertrauen auf ihre Kräfte sich verschaffen können, oder die erst am Abend ihres Lebens zum Vorsatze der Bekehrung erwachen, oder deren Gewissen von grossem Unheil, das sie nicht mehr gut machen können, belastet ist. Dann wäre doch immer die gänzliche Unzulänglichkeit der Vernunftreligion für diese Menschen, die in der philosophischen Religionslehre meistens kahl genug abgefertigt werden, erwiesen. — Der Vf. hat auch eine Unterscheidung zweyer Arten von Beruhigung nöthig gefunden, aber nicht der angegebenen, sondern der, durch welche einem relativen, und der, durch welche einem absoluten Bedürfniss der Menschen abgeholfen wird. Er nennt nämlich (S. 21.) das Bedürfniss einer richtigen Erkenntniss von Gegenständen, die zwar der Vernunft erkennbar, aber noch nicht in gehöriger Vollkommenheit erkannt sind, und von deren richtiger Erkenntniss doch die Beruhigung des Menschen in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben abhängt, ein relatives Bedürfniss; ein absolutes aber die richtige Erkenntniss von dergleichen Gegenständen, wenn sie ganz ausserhalb der Grenzen des menschlichen Wissens liegen. — In seiner Abhandlung schränkt er sich auf die absoluten Bedürfnisse ein.

Das erste ist ihm (von S. 34. an) eine befriedigende Theodicee über den Ursprung des moralischen Uebels in der Welt. Er führt einen Beweis, dass die Vernunftreligion noch keine solche geliefert habe, auch nicht liefern könne, dass sie aber in der christlichen Religion auf das vollkommenste enthalten sey. Die Rechtfertigung der Gottheit durch die Vernunft wird aus der Nothwendigkeit der Schranken bey Geschöpfen geführt, und durch das Missverhältniss der Vermögen des Menschen, aus welchen ihr moralisches Verderben erklärt wird, widerlegt; und dagegen wird die Geschichte des Sündenfalls aus der Genesis als die allein befriedigende Theodicee aufgestellt. In der Theodicee und ihrer Widerlegung aus der Vernunft wird also der alte Dogmatismus beybehalten, welcher derjenigen Philosophie, von welcher der Vf. seine Vernunftreligion entlehnt, auf die er aber hier keine Rücksicht nimmt, gerade entgegensteht; und bey der Theodicee aus der Schrift wird von den neuern Untersuchungen über die Urgeschichte, und von den Schwierigkeiten, die selbst nach dem Geständnisse der Theologen, welche sie für geoffenbart halten, in der Erzählung vom Sündenfalle liegen, gar keine Notiz genommen; der Willkürlichkeit der Exegese in einigen dabey angeführten Stellen des N. T. nicht zu gedenken. Auch wird es bey der Behandlung dieses Bedürfnisses sichtbar, dass dem Vf. die Bemerkung ganz entgangen ist, dass der Vernunft bey den Bedürfnissen, die hier in Untersuchung gekommen, nur die Gewissheit von dem *dass* ein wahres Bedürfniss sey, nicht aber die Einsicht in das *Wie* zukomme; er hätte sonst bemerken müssen, dass die Vernunft in Absicht auf die Entstehung des Uebels kein solches Bedürfniss hat, da sie gewiss genug seyn kann, dass dem Heiligen eine Schuld an demselben unmöglich beygemessen werden könne. — Das zweyte Bedürfniss, von welchem der Vf. mit Recht am ausführlichsten handelt (von S. 51—154.), ist die Gewissheit der Seligkeit für tugendhafte Menschen, ungeachtet ihrer unläugbaren Unwürdigkeit. Es wird bewiesen, dass die Vernunft diese Gewissheit nicht geben könne, und dass dagegen die Schrift sie gebe durch den an unserer Statt erlittenen Tod Christi, an welchem wir Theil nehmen, indem wir uns für solche halten, die selbst wegen ihrer Sünde mit dem Tode bestraft worden sind, und indem er in uns die nämliche Veränderung (Abscheu vor der Sünde und Streben nach Heiligkeit) hervorbringt, als wenn wir ihn selbst erduldet hätten (S. 114.). Unbegreiflich ist es, dass der Vf. auch hier sich auf die Kantische Religionslehre ganz und gar nicht einlässt; unbegreiflich, dass er nicht Ein Wort zur Rechtfertigung der Bestrafung eines Schuldlosen für Schuldige nöthig findet. Aber desto begreiflicher wird es dadurch freylich, wie er sich mit seiner, meist sehr kurzen Abfertigung anderer Schwierigkeiten und Einwürfe begnügen konnte. — Das dritte Bedürfniss, eines höhern Beystandes zur moralischen Vervollkommnung, ist wohl dem Vf. nicht so wichtig vorgekommen, als dem Rec., da er auf dasselbe nur drey Seiten verwenden (154—156.), auf welchen

chen freylich wenig mehr als gar nichts darüber gesagt werden konnte.

Aus diesem allen ergiebt sich nun wohl, daſs des Vfs. Erweis der Unzulänglichkeit der Vernunftreligion sehr unzulänglich sey; und da demohngeachtet seine Schrift den Preis erhalten hat, so läſst sich vermuthen, daſs die übrigen eingegangenen Schriften es noch mehr gewesen seyen. Mit Bedauern machen wir diese Bemerkung, da wir uns von der Preisfrage einen bessern Erfolg versprachen; denn wir sind überzeugt, daſs sich die Unzulänglichkeit der Vernunftreligion in Absicht auf manche der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen, zum Vortheil der mit ihr verglichenen christlichen Religion, allerdings befriedigend darthun lasse, wenn gleich diejenigen schwerlich dadurch befriedigt werden können, die an eine gewisse Einseitigkeit gewöhnt sind, welche unsere neueste philosophische Periode nicht sehr rühmlich charakterisirt. Schuldig sind wir übrigens dem Vf. das Zeugnifs, daſs seine Schrift, neben den gerügten Mängeln, auch manches Schätzbare enthält, daſs sie in einer recht guten, meistens reinen Sprache abgefaſst ist, und ihn dem Publicum als einen denkenden, belesenen, auch mit der classischen Literatur bekannten Mann zu erkennen giebt.

Berlin, b. Lange: *Briefe zur Beförderung des katechetischen Studiums.* Zweytes Bändchen. *Nebst einem Anhange von Katechisationen.*

Auch unter dem Titel:

Neue Briefe zur Beförderung des Studiums der Katechetik, von *J. P. Wilmsen,* dritten Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1798. Die Briefe 144 S. Die Katechisationen 167 S. 8. (20 gr.)

Der Inhalt der Briefe dieses zweyten Bändchens ist folgender: I. Empfehlung der Methode durch Geschichte Religionslehren vorzutragen. II. Ueber Katechisationen nach äussern Veranlassungen. III. Durch vorgehaltene Beyspiele und Entwickelung des Moralischen und Unmoralischen in denselben muſs erst das moralische Gefühl der Kinder geweckt werden, ehe man ihnen etwas von Gott sagen darf. Kenntniſs der menschlichen Natur überhaupt muſs dem Unterrichte von Gott und seinen Eigenschaften, vorangehen etc. (Hier scheint Miſsverstand zu seyn. Es ist richtig, was der Vf. S. 10. sagt, daſs in dem menschlichen Herzen die Ehrfurcht gegen Gott in eben dem Maaſse zunehme, in welchem seine Erkenntniſs der bewundernswürdigen menschlichen Natur, der Gröſse und des Zusammenhangs der von Gott geschaffenen Dinge zunimmt; der Lehrer müsse daher seinen Unterricht nicht bey dem Schöpfer, sondern bey den Geschöpfen anfangen. Aber indem der Lehrer seinen Schülern Kenntnisse von der Natur des Menschen und von der Natur überhaupt beybringt, kann er wohl schwerlich vermeiden, auch zugleich von Gott, dem Urheber der Natur zu sprechen. Rec. hat daher immer geglaubt, daſs man beides mit einander verbinden könne und müsse.) IV. Es ist überaus nothwendig, daſs der Religionslehrer seine Katechumenen *classificirt.* Wie dies geschehen müsse, etc. (Es ist hier die Rede von dem, was Prediger beym Unterrichte der Katechumenen thun sollen. Die hier gethanen Vorschläge sind gut und zweckmäſsig. Die Gemächlichkeit mancher Prediger wird mit Recht gerügt.) V. Werden einige Einwürfe gegen die im vorigen Briefe empfohlne Classification gehoben, und an einem Beyspiele gezeigt, wie gefährlich es sey, sie zu unterlassen. — Ueber pädagogische Geduld und Toleranz. VI. Ursachen der Schüchternheit mancher Kinder beym katechetischen Unterrichte. Ueber verkehrte und zweckmäſsige Mittel dagegen. VII. Nöthige Rücksicht auf den Geist der Zeit, und die Bedürfnisse der heutigen Christen. Wie man selbstdenkende Katechumenen behandeln müsse etc. VIII. Interessante Ansichten des historischen Theils der christlichen Religionsschriften. Johannes der Täufer und Jesus. *Bergers* moralische Einleitung in das N. T. wird den Katecheten empfohlen. IX. Die Methode, den ganzen Religionsunterricht an eine Reihe von Bibelsprüchen anzuknüpfen, ist sehr misslich. — Ueber den vorgeblichen Nutzen auswendig gelernter Bibelsprüche. Er schlägt einen Mittelweg vor, welcher darin besteht, daſs der Lehrer zwar jede Stelle der Bibel, die er zum Beweise oder zur Bestätigung eines Satzes gebraucht, aufschlagen, sie aber nicht von den Kindern herlesen lieſse, sondern selbst vorlase, sorgfältig erklärte, und sie dann erst von den Kindern einigemal vorlesen lieſse, um sie dadurch ihrem Gedächtnisse einigermaſsen einzuprägen. (Aber würde das wiederholte Vorlesen der Kinder in der Lehrstunde selbst nicht zu viele Zeit wegnehmen? Das Auswendiglernen kurzer Kernsprüche, die aber den Kindern vorher nothwendig erklärt werden müssen, hat gewiſs einen groſsen Nutzen. So muſs es auch mit den auswendig zu lernenden Liederversen gehalten werden.) X. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Katechetik, und Abweisung einiger übertriebenen Foderungen, die man an sie thut. (Rec. weiſs aus mehrern Beobachtungen, daſs auch hier das Sprichwort eintrifft: *non ex quovis ligno fit Mercurius.* Wenn aber mit der Anweisung zum Katechisiren beständige Anwendung der gegebenen Regeln, anhaltender Fleiſs und Uebung verbunden wird; so werden es doch auch die langsamsten Köpfe nach und nach so weit bringen, daſs sie, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich katechisiren. Regeln allein, ohne Anwendung und Uebung, helfen wenig.) Sonst werden in diesem Briefe noch allerhand gute Bemerkungen gemacht, welche beherziget zu werden verdienen.

Es folgen acht Katechisationen, welche nach des Vfs. Versicherung (in der Vorrede) alle wirklich gehalten worden sind, und ein Versuch seyn sollen, die Idee zur Ausführung zu bringen, die er in dem

ersten Bändchen dieser Briefe S. 133 und 134. geäusert hat, nämlich bisweilen Gelegenheits-Katechisationen zu halten, oder mit andern Worten: bey dem moralischen Unterrichte jedesmal von einer äussern Veranlassung auszugehen. Die Idee ist zwar nicht neu, aber gut. Nur muss Rec. aufrichtig bekennen, dass er mit den hier gegebenen Proben nicht ganz zufrieden ist. So wird z. B. in der zweyten Katechisation; (*Fehler, Vergehungen, Laster*) S. 36. gefragt: „Wenn wird die Sünde zum Laster? Antw. Wenn wir durch die Verletzung unserer Pflichten uns selbst schaden. Wenn zum Verbrechen? Wenn wir auch Andern dadurch schaden." S. 37 f. „Ist denn jede Handlung, die gegen den göttlichen Willen geschieht, eine Sünde? oder giebt es da noch einen Unterschied? Nein, es giebt noch einen Unterschied. Wenn ist sie ein *Vergehen?* Wenn der Fehlende besonders verpflichtet ist, bedächtig zu handeln." Dergleichen unrichtige Antworten kommen mehrere vor. — Manche Fragen sind nicht genau bestimmt; z. B. S. 40. „Kann ein Kind auch schon sündigen? Nein, es kann noch nicht sündigen." Und doch wird in dieser Katechisation viel von Sünden gesprochen, die von Kindern begangen werden. Die Frage hätte heissen sollen: Kann ein neugebornes Kind, oder ein Kind, welches noch gar keine Erkenntniss seiner Pflichten hat, auch schon sündigen? S. 45. „Welcher Fehler verleitet wohl vorzüglich Kinder oft zu Uebereilungen? Die Empfindlichkeit." Hier hätte die Antwort vorbereitet werden sollen. Dergleichen Beyspiele könnten noch mehrere angeführt werden, wenn nicht diese Recension schon etwas zu lang geworden wäre. Indessen gehören diese Katechisationen im Ganzen genommen, nicht unter die schlechten.

TECHNOLOGIE.

Halle, in der Rengerschen Buchhandlung: *Tabellen zum Nivelliren mit der Hängewaage*, nach zwölftheil. Fussmaasse zum gemeinnützigen Gebrauch eingerichtet, nebst einem kurzen Vorbericht von dem Gebrauche und Nutzen dieses Instruments, verfertigt und herausgegeben von *J. C. Huth*, Königl. Pr. Landbaumeister. Mit 2 Kupfertaf. 1798. XVI. u. 135 S. 8.

Sie sind nichts anders als Seigerteufentafeln der Markscheider, und nicht für das Lachtermaass, sondern, wie auch gleich der Titel angiebt, für das Werkmaass eingerichtet. Sie gehen von 5 zu 5 Minuten von 0 Grad bis 30 Grad Neigungswinkel von 10 Fuss Distanz bis 36 Fuss fort. Die Seigerteufen werden in Fuss, Zolle, Linien und Primen ausgedrückt. Die Vorrede beschreibt die Einrichtung und den Gebrauch des Gradbogens deutlich; auch die Tabellen. — Statt der Pfähle kann man sicherer sogenannte Böcke von Holz gebrauchen, welche vorne zwey Beine haben. (M. s. die zweyte Auflage von *Beyer's* Markscheidekunst.) Rec. hat auf diese Art mehreremale nivelliret. Verfährt man dabey sehr vorsichtig und kennt die Genauheit seines Instrumentes; so kann man mit der Hängwaage schon lange Strecken mit hinreichender Genauigkeit nivelliren. Das Unbequeme dabey ist, dass es sehr windstille seyn muss. Ja die Hängewaage ist nöthig, wenn man während dem Nivelliren zugleich die Grubentour mit ausstecken muss. Sonst behalten wohl immer die bekannten guten Nivellirinstrumente von Sisson, Brander, Liesgenig u. m. ihren entschiedenen Vorzug, zumal wenn es auf die genaue Findung des Gefälles sehr langer Kanäle ankommt; wiewohl Rec. auch mehrere Meilen lange Maschinenkanäle kennt, die blos mit der Hängewaage sind abgewogen und ausgesteckt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Berlin*, b. Oehmigke d. ält.: *Der glückliche, geschwind und wohlfeil heilende deutsche Pferdearzt*, ein sehr nutzliches Hülfsbüchlein für jeden Liebhaber eines schönen und gesunden Pferdes. Zum allgemeinen Besten herausgegeben von einem seit dreyssig Jahren praktisirenden, erfahrnen Rossarzte und mit einem Anhange von mehreren probaten Mitteln gegen die Zufälle des Rindviehes versehen. 1797. 72 S. 8. (6 gr.) Dies saubere Product hat zwey Hauptstücke und einen Anhang. Das erste Hauptstück soll die Kennzeichen des Alters der Pferde lehren, ihre Mängel und Untugenden und was für Versuche beym Pferdekauf, sowohl im Stall als bey dem Vorreiten u. s. w. anzustellen sind. Das zweyte Hauptstück soll die Heilung der innerlichen und äusserlichen Krankheiten der Pferde und der Anhang eben dergleichen vom Rindvieh lehren. — Sowohl im Titel als auch noch zweymal in der Vorrede versichert der Vf., dass dreyssigjährige Erfahrungen für seine Curarten und Heilmittel bürgten. Man setze aber ja kein Vertrauen in diese Bürgschaft, denn Alles was er vorträgt, ist entweder bekannt und überdies stümperhaft zusammengetragen, oder gar so hirnlos, dass es den Druck auf keine Weise verdiente.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. April 1799.

GESCHICHTE.

Paris, b. Louis: *Memoires de Paul Jones; par le Citoyen Andre.* 1798. 244 S. 12. (16 gr.)

Der Herausgeber versichert, diese Lebensbeschreibung eines vor einiger Zeit berühmten Seehelden und Freybeuters, unter den Augen desselben aus seinem eigenen Aufsatz übersetzt zu haben. Von dem letzten sollen nur fünf Exemplare gedruckt seyn, und der Uebersetzer möchte uns gern überreden, dass sein Original aus dem vor etlichen Jahren berühmten eisernen Schranke im königlichen Palais herstamme. Dieser Aufsatz muss aber bey Zerstreuung der in jenem Schranke verborgenen Papiere sehr gelitten haben. Denn so wie er hier abgedruckt vor uns liegt, ist es ein blosses Fragment, darin *Paul Jones* nur seine Thaten und Verrichtungen während des amerikanischen Krieges sehr grosssprecherisch erzählt, oder ein anderer in seinen Namen und seiner Manier dem Publicum vorlegt. Was P. Jones vor 1775 war, als er nach Amerika kam, seine spätern Verrichtungen auf der russischen Flotte, und was zuletzt aus ihm wurde, davon erfährt der geneigte Leser gar nichts, und nur beyläufig sagt Hr. *A.* in der Vorrede, dass sein Held in Paris im 56ten Jahre Todes verblichen sey. In welcher Strasse dies geschah, wird freylich angezeigt; aber nicht in welchem Jahre. Desto ausführlicher werden alle englische Prisen aufgezählt, welche P. Jones 1776 und in den folgenden Jahren oft mit geringen Kräften gegen überlegene aufbrachte, und die Plane, welche von ihm entworfen wurden, dem englischen Handel den empfindlichsten Stoss zu geben. So überreichte er gleich zu Anfange des Kriegs dem Congress einen Plan, die Insel St. Helena zu überrumpeln, um die ostindischen Retourflotten aufzufangen. Wurden seine Plane verworfen, so versichert er, sie wären von Neidern, unentschlossenen Vorgesetzten, oder eingeschränkten Köpfen hintertrieben. Widerspruch konnte er nie leiden, und überall verlangte er Unterstützung seiner Plane, die ihm, aber nicht andern, so ausführbar dünkten. Ueberall sind diese Memoiren mit lauten Klagen und Beschwerden angefüllt, wenn ihn nach seiner Meynung bald das französische oder amerikanische Ministerium, bald seine eigenen Officiere und Matrosen, bald die Befehlshaber in den verschiedenen Häfen, wo er seine Flotte ausbessern liess, selbst Doctor Franklin, mitten auf seiner siegreichen Laufbahn im Stiche liessen. War er glücklich, so schreibt er dieses seinen kühnen Entwürfen und seiner Tapferkeit zu; und wurden seine Plane nicht ausgeführt, so mislangen sie durch die Schuld anderer. Dass die Maasregeln der Engländer immer mit den grellsten Farben geschildert, oder als grausam und menschenfeindlich verschrieen werden, gehört nun einmal zum neuen französischen Stil, und gewiss zu den patriotischen Einschiebseln des Herausgebers. Hat wohl je Grosbritannien amerikanische Kriegsgefangene nach Afrika verkauft? Wer hätte sie dort einhandeln sollen? Die Negerfürsten verkaufen den Sklavenhändlern ja ihre eigenen Unterthanen. Der im Schlosse des Lord Selkirk 1778 begangene Raub, wobey dieser sein Silbergeschirr einbüsste, wird damit entschuldigt, dass Jones eigentlich nur einen vornehmen Britten in seine Gewalt zu bringen wünschte, um durch dessen Behandlung England zu zwingen, die amerikanischen Gefangenen besser zu halten, und dass ihn seine eigenen Leute zu dieser Handlung zwangen. Nach S. 47. ward von ihm das Silbergeschirr an Lord Selkirk über Calais wieder zurückgesandt. Wäre P. Jones, wie hier gezeigt wird, vom französischen Hofe, wie schon der Krieg mit England ausgebrochen war, besser unterstützt worden; so hatte er wirklich den Bewohnern der brittischen Küste manche Gefahr bereiten können. Sein Plan ging dahin, Liverpool und Edinburg zu allarmiren, und von diesen reichen Städten Contributionen einzutreiben. Doch dazu, scheint es, muss seine Mannschaft nicht stark genug gewesen seyn. Sie konnte zu leicht von der bey Erscheinung eines Feindes herzueilenden Menge abgeschnitten werden.

Wir können hier alle Gefechte mit den feindlichen Schiffen, die im Ganzen auf den Lauf des Krieges geringen Einfluss hatten, die Ehrenbezeugungen, die der Vf. in Paris erhielt, oder die seiner Bravour nicht angemessene Aufnahme, die er vorzüglich in den französischen Häfen erfahren musste, nicht wiederholen. Die Anträge, in französische Seedienste zu treten, wurden von ihm nicht angenommen; er segelte daher 1781 nach Amerika zurück, um mit einer Flotte des Congresses die Engländer zu beunruhigen. Allein diese Flotte war durch die bekannte Niederlage bey Penobscot auf zwey Fregatten reducirt, das Kriegsschiff Amerika von 74, das beynahe fertig in dem Hafen Portsmouth (Neuhampshire) liegen sollte, war kaum halb erbauet, und es fehlte an Geld, Holz und Eisen, dasselbe gehörig in Stand zu setzen; auch wurde dem Vf. eine ganze Reihe Seeofficiere im Range vorgezogen. Die Hoffnung, Admiral der Freystaaten zu werden, schlug also

also fehl. Das vorhergenannte Kriegsschiff ward zwar durch seine Thätigkeit zum Auslaufen fertig, aber den Franzosen überlassen, die bey Boston ein Schiff von gleicher Grofse verloren hatten. Ihm ward daher vom Congrefs befohlen, fich auf die französische Flotte zu begeben, die damals unter d'Estaing, Vaudreuih und Solano Jamaika angreifen sollte, welches aber durch die Nachricht des geschlossenen Friedens verhindert ward. Er ging hierauf nach einem kurzen Aufenthalt in Philadelphia wieder nach Frankreich zurück, um das für seine hinterlassenen Prisen ihm rückständige Geld einzucassiren, erhielt aber für 1.728.000 Livres, welche sie nach seiner Rechnung werth waren, nur 156073 L. Ob diese Summe blofs zu seinem Antheil gehörte, oder ob er sie mit seiner Equipage theilen mufste, darüber erfährt man nichts; aber desto mehr von seinem goldenen Degen, den er früher von Ludwig XVI erhielt. Zuletzt ward der Vf. für seinen achtjährigen Eifer für die amerikanische Independenz 1787 mit einer goldenen Medaille belohnt, die aufser ihm nur fünf berühmten Befehlshabern, Washington, Gates, Green etc. zu Theil wurde, und damit wahrscheinlich seiner Dienste entlassen, indem mit dieser Anzeige der ganze Bericht aufhört.

Diesem sind noch zwanzig *Pieces justificatives* angehängt. Sie bestehen aus Belobungs- und Empfehlungsschreiben von Franklin, Washington, Sartine und andern französischen Ministern und Befehlshabern, auch mehrern Beschlüssen des Congresses den Vf. dieser Memoiren betreffend.

Leipzig, b. Barth: *Gemälde aus der preufsischen Geschichte.* Ein Beytrag zur Beförderung der Treue gegen König und Vaterland. 1799. XIV u. 241 S. 8.

Durch die hier aus der ältern und neuern preufsischen Geschichte ausgehobenen Scenen von Liebe, Treue, Dankbarkeit und Patriotismus der Unterthanen, und von gegenseitiger Liebe der Fürsten zu ihren Unterthanen, ingleichen von Heldengrofse, Sparsamkeit, Wohlthätigkeit, Menschlichkeit und Selbstverleugnung der preufsischen Regenten und durch eine angehängte kurze Darstellung der Regierungsgeschichte der Kurfürsten Friedrich des II und Albrechts I will der Vf., der laut der Vorrede S. XI. kein Preufse ist, bey den Lesern die Ueberzeugung von der glücklichen Verfassung Preu[illegible] bewirken und dadurch Liebe und Treue in d[illegible] Herzen der preufsischen Unterthanen gegen ihren König beleben. Zu diesem Zwecke kann allerdings gegenwärtige Schrift empfohlen werden. Bey manchen interessanten Scenen scheint uns nur der Vf. zu geschwind abzubrechen. Auch wünschten wir Aeufserungen wie S. 136.: Ihre Gebete (um Sieg) wurden erhört, ganz weg. Der Vf. hat zwar die Quellen, aus welchen er schöpfte, nicht angegeben. Aber er scheint dabey das *biographische Lexicon aller Helden und Militärpersonen in preufsischen Diensten, Voltaire's Denkwürdigkeiten* und *Pauli preufsische Geschichte* vorzüglich genutzt zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, auf Kosten des Herausgebers: *Sammlung erbaulicher Gedichte* für alle die, welchen es Ernst ist, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenschen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Gesetze des Stärkern oder Listigern zu untergraben, sondern nach dem ewigfesten und ewigheiligen Gesetze der Menschenwürde, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menschenwohl, so wohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinschaftlich zu begründen und zu erhalten. Mitunter ein Zuchtspiegel für die politischen Vampyrs; wie auch ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle die, welche von ihnen widerrechtlich geplagt werden. Gesammelt und herausgegeben von dem *Verfasser der Briefe eines Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig.* 1796. Erster u. zweyter Theil. CII. und 464 S. mit fortlaufender Seitenzahl. 8. (2 Rthlr.)

Wen der Titel dieses Buchs, der selber fast ein kleines Buch ist, etwa noch nicht gehörig über den Zweck verständigt hätte, für den hat der Herausgeber in einer mehr als 90 Seiten vom engsten Druck langen Vorrede gesorgt. Seine Methode und Schreibart ist in der That nicht die beste: eine erstaunliche Belesenheit in Schriften aller Art führt ihm bald dieses bald jenes als Bestätigung seiner Sätze, oder zur Widerlegung zu, und so verliert er alle Augenblicke den Faden in mancherley Abschweifungen. Indessen, sein Eifer für die Sache der Menschheit ist grofs; es scheint, dafs eben dieser ihn verhindert, ruhig vorzutragen und zu entwickeln: und Mangel, die aus einer solchen Quelle entspringen, verdienen schon Entschuldigung. Dann wirft es auf die Sammlung ein vortheilhaftes Licht, dafs sie während des Feldzugs, dem der Vf. beywohnte, entstand: unter den Scenen eines solchen Krieges war es ihm Erhohlung, freymüthige Aeufserungen deutscher Dichter aus friedlicheren Zeiten sich aufzuzeichnen.

Auf eine Ergötzung des Geschmacks ist es bey dieser politisch poetischen Chrestomathie eigentlich nicht abgesehen, und da der Inhalt über die Aufnahme der Gedichte entschied; so versteht es sich von selbst, dafs sie von sehr verschiedenem Werthe sind. Indessen hätten doch solche Unverse wie die aus *Weidmanns Satyren*, aus *Mniochs vermischten Schriften* u. s. w. nicht aufgenommen werden sollen. Dagegen fehlt manches vortreffliche, und wenn der Herausgeber im Felde natürlich viele Bücher nicht haben konnte; so hätte dies doch leicht nachher ergänzt werden konnen. Aus Uz's Gedichten, aus Klop-

Klopstock's älteren Oden (die neuern politischen durften nach dem Plane der Sammlung ausgeschlossen werden) gehörte offenbar einiges hieher.

Fabeln und Erzählungen, Epigramme, Lieder und Oden, satyrische und lehrende Gedichte wechseln mit einander ab; sind aber in *sechs Ausstellungen des Zuchtspiegels:* über Fürsten und Fürstenwesen, über Hofleute und Hofwesen, über Adeliche und Adelswesen, über Kirchenlehrer und Kirchenwesen, über Eroberungskrieger und deren Kriegswesen, über Advocaten und Aerztewesen, rubricirt. Diese Zusammenstellung thut ihnen als Gedichten gar nicht gut: sie wiederholen einander, man bemerkt Armuth an Gedanken und Erfindung, und was einzeln der Aufmerksamkeit werth scheinen möchte, wird unter der Menge trivial. Dagegen lasst sich daraus manche Belehrung nehmen, die Beherzigung verdient. Die Strenge mancher Censurverordnungen erscheint hier als völlig zwecklos: man sieht, dass sie um consequent zu seyn, nicht blofs neue Schriften, sondern auch solche, die seit langen Jahren im Umlaufe gewesen sind, ohne dass jemand Arges daraus hatte, verbieten müfste. Der älteste Dichtername, der hier vorkommt, ist *Logau:* der Sammler hatte aber aus viel frühern Zeiten die Freymüthigkeit unserer Dichter bewahren können. Die keckste Rügung der öffentlichen Misbräuche war Vorbotin und Begleiterin der Reformation, ja in den Minnesingern findet man Stellen über die Geistlichkeit und das Pabstthum, auch wohl über die Fürsten, die man dem dreyzehnten Jahrhundert nicht zutraut. Auf der andern Seite konnen die hier gesammelten Aeufserungen für die Allgemeinheit freyer Gesinnungen und die Anerkennung der Denkfreyheit in frühern Zeiten nicht ganz das beweisen, was nach der ersten Ansicht in ihnen zu liegen scheint. Die Poesie, besonders manche Gattungen derselben, bedürfen grofse Ideen im Contraste mit der Wirklichkeit: da haben denn manche Dichter blofs als Mitsprecher die politischen ergriffen. Wie mancher Epigrammatist sein Müthchen an einem unbekannten Herrn von Stax oder Gansewitz kühlt, der doch gegen vornehme Personen, welche mit Recht diese Namen führen konnten, sich sehr ehrerbietig betragt, so giebt es auch Freyheitsfanger, die in gutem Frieden Lieder, bey Kriegen gegen etwanige Tyrannen zu singen, im Vorrath gedichtet haben; sobald aber Ernst aus der Sache wurde, einen ganz andern Ton anstimmten. Man hat gerade jetzt merkwürdige Beyspiele hievon erlebt. *Asmus* steht hier wirklich in seiner doppelten Gestalt: seine Fabel wider die Prefsfreyheit ist nebst Vossens Gegenfabel im Anhange nachgeholt, und jedermann weifs, wie sehr er sich seitdem noch als Urian verfinstert hat. Es ist Schade, dafs der Herausgeber einige frühere Gedichte von *Fr. L. Gr. zu Stollberg* übersehen hat, die offenbar in seinen Plan gehorten: welch ein universeller Ruhm, zugleich in einer Sammlung wie vorliegende und unter den Heiligen der Eudämonia aufgeführt zu werden! Nur Männer von so festen Grundsätzen wie der wackere *Pfeffel*, von dem natürlich eine Menge Gedichte eingerückt sind, bleiben sich unter jedem Sturm der Begebenheiten getreu, und ihre Wahrheit ist nicht die des Tages. — Dann ist wohl zu merken, dafs alle Parteyen genöthigt sind, sich schöner Worte zu bedienen, dafs ein politischer Eiferer schon nahe an der Verrücktheit seyn muss, um unverholen gegen Philosophie und Denkfreyheit zu wüthen. Eben der *Jacob Balde* zum Beyspiel, von dem hier aus Herders Terpsichore die vortrefflichsten Lehren für Regenten und Staaten aufgenommen sind, jubelte doch über Gustav Adolphs Tod und wünschte dem dreyssigjährigen Kriege eine Wendung, welche die religiöse und politische Freyheit Deutschlands unwiderbringlich vernichtet hätte. — Endlich hat man immer nichts dagegen gehabt, wenn die Dichter (mit der gehörigen Ausnahme für den Landesfürsten) ins blaue hinein auf die Könige schimpften: man rechnete ihre politischen Ideale mit zum goldenen Zeitalter und andern dergleichen mythologischen Schimären. Jetzt haben grofse Ereignisse gezeigt, dafs es allerdings eine Brücke von den Ideen hinüber in die Wirklichkeit gebe, und man findet nun auch den blofs poetischen Freyheitsschwindel gar nicht mehr spafshaft.

Um unsere Betrachtungen über die Tendenz der vorliegenden Sammlung in ein Resultat zusammen zu fassen, so scheint das Interesse der Dichter selbst zu fodern, dafs sie dagegen protestiren, wenn man sie in Angelegenheiten des Lebens als Autorität anführen will. Die Poesie wäre in der That eine bedenkliche Sache, wenn man mit ihren Aussprüchen etwas *beweisen* könnte. Alle schöne Kunst überhaupt, in welcher der Mensch einen unbedingten Zweck seiner Natur erfüllt, ist eben darum zu jedem bestimmten Geschäfte untauglich; und der Dichter, der sich zum Volkslehrer aufwirft, opfert unvermeidlich seine Autonomie als Künstler auf.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Beyträge zur Belehrung und Unterhaltung nach den Bedürfnissen der Zeit.* 1. Band. 1. Heft. 1797. 78 S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Beyträge ist, laut der Vorrede, der Gedanke, dafs, der Menge periodischer Schriften ungeachtet, doch eine Schrift nicht unnöthig und überflüfsig seyn dürfe, welche gereinigte, sittliche, religiöse Kenntnisse und Grundsatze allgemeiner zu machen, und zugleich der Unsittlichkeit und Irreligiosität entgegen zu arbeiten bezwecke, wozu aber dieses Heft wohl schwerlich viel beytragen kann, da es nichts enthalt als einen kritischen Commentar über Hn. Rector *Seidenstücker* in Lippstadt und dessen Schrift: Ueber Schulinspection, oder Beweis, wie nachtheilig es in unsern Zeiten sey, die Schulinspection den Predigern zu überlassen; und wie vortheilhaft es dagegen seyn würde, die Prediger der Inspection der Schullehrer zu unterwerfen.

Hr. Seidenstücker scheint allerdings (auch nur aus den in diesem Commentare mitgetheilten Stellen zu urtheilen) mit demjenigen Ernste und mit der Gründlichkeit, welche der Gegenstand wohl verdiente, sondern zu muthwillig und zu unbestimmt sich ausgedrückt, und zu viel fremdartiges und dahin nicht gehöriges beygemischt zu haben, welches ihm hier theils mit wirklichem, theils mit gezwungenem Witze vorgeworfen und verwiesen wird. Was dies aber zur Erlangung des oben angegebenen Zweckes dieser Schrift beytragen könne, gesteht Rec. nicht einzusehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Jena: Paul. Joh. Anselm Feuerbach* Diss. inaug. jurid. *de caussis mitigandi ex capite impeditae libertatis.* 1798. 30 S. 4. — Der Vf. liefert hier abermals eine schöne Probe des philosophischen Scharfsinns, von welchem wir schon manche Aufklärungen und Berichtigungen des positiven Rechts erhalten haben und künftig noch hoffen dürfen. Der Ideengang dieser trefflichen Abhandlung ist kürzlich folgender: der Begriff von Milderungsgründen lässt sich auf willkürliche Strafe nicht anwenden, denn die Bestimmung derselben ist schon an sich dem Ermessen des Richters überlassen, welcher dabey auf die Analogie einzelner Gesetze oder der ganzen Gesetzgebung Rücksicht nehmen muss, um hiernach die wegen allzugroser Mannichfaltigkeit möglicher Grade und Formen eines Verbrechens im Allgemeinen unbestimmbare Strafe der besondern Beschaffenheit des individuellen Falls anzupassen. Eben deswegen nun, weil es hier unmittelbar auf den individuellen Fall ankommt, muss der Richter zuförderst den moralischen Charakter des Verbrechers und die äussern Umstände, welche auf die Handlung Einfluss hatten, z. B. Verführung, Affecten, Erziehung u. s. w. genau erwägen, und nach diesen Momenten unter Anleitung jener gesetzlichen Analogie eine schärfere oder gelindere Strafe festsetzen. Ganz anders verhält es sich mit einer gesetzlich bestimmten Strafe; von dieser darf sich der Richter keine Abweichung aus dem Grunde erlauben, weil er dieselbe dem Grade der Moralität *in concreto* nicht angemessen findet; es müsste dann seyn, dass das Gesetz zum Daseyn eines Verbrechens nicht nur gewisse Prädicate der äussern Handlung, sondern auch einen bestimmten Grad von dolus erfoderte. Die entgegengesetzte Meynung gründet sich auf diejenige Theorie, welche das Strafrecht mit dem Präventionsrechte verwechselt. Man schliesst nämlich so: der Richter muss die Gesetze nicht nach dem Buchstaben, sondern nach der Absicht derselben erklären. Nun ist aber der Zweck der Strafgesetze kein anderer, als entweder den Verbrecher unschädlich zu machen oder ihn durch Abschreckung zu bessern. Ist nun ein Verbrechen nicht mit voller Freyheit des Entschlusses begangen worden; so ist auch die Gefahr künftiger Rechtsverletzungen geringer, mithin fällt die Absicht des Strafgesetzes zum Theil hinweg, und die gesetzliche Strafe, deren Zweck durch ein geringeres Uebel erreicht werden kann, muss mit diesem vertauscht werden. Allein bey jener Straftheorie ist gar keine gesetzlich bestimmte Strafe möglich, ja, es wird dadurch der Begriff von Strafe überhaupt vernichtet; und der Blick des Richters, der nur auf das Vergangene gehen kann und soll, auf die Zukunft gerichtet. Ueberdies ist selbst das Präventionsrecht ohne Grund, wenn die künftige Rechtsverletzung nur wahrscheinlich und noch zweifelhaft ist. Die Strafe bezieht sich nicht unmittelbar auf den gegenwärtigen Verbrecher; ihr Zweck geht nicht auf das Individuum, welches der Urheber einer Handlung ist, und besteht weder in Sicherstellung des gemeinen Wesens vor demjenigen, welcher Rechte verletzt hat, noch in Vergeltung einer bösen Handlung mit einem physischen Uebel, sondern liegt lediglich im Strafgesetz selbst, dessen Drohung, wenn sie gegen Alle wirksam seyn soll, in vorkommenden Fällen an den Einzelnen zur Erfüllung gebracht werden muss. Es kommt also hier nicht auf die besondere Beschaffenheit der individuellen That und die Umstände, unter welchen dieselbe mehr oder minder gefährlich ist, an; der Grund des Gesetzes tritt ein, obgleich das Verbrechen *in concreto* weniger gefährlich erscheint, wenn es nur sonst diejenigen Merkmale an sich trägt, wornach vom Gesetzgeber der Grad der Gefahr *in abstracto*, und diesem zufolge das Maass der Strafe zum voraus bestimmt worden ist. — Dies ist, dem Wesentlichen nach, die Theorie des *Vfs.*, welche derselbe auch durch Interpretation der positiven Gesetze, welche diesen Gegenstand berühren, zu unterstützen sucht. Rec. stimmt mit den Ideen des Vfs. über den Begriff der Strafe und den in Rücksicht auf Androhung und Vollziehung verschiedenen Zweck derselben vollkommen überein; gleichwohl ist er von der Gültigkeit der Folgerung, die aus diesen Prämissen gezogen wird, nicht überzeugt. Daraus nämlich, dass der Zweck der Strafe bey ihrer Vollziehung nicht in der Sicherstellung des gemeinen Wesens gegen den einzelnen Verbrecher, sondern in der Aufrechthaltung des Ansehns eines übertretenen Strafgesetzes besteht, folgt keineswegs, dass bey der Anwendung des letztern keine Rücksicht auf den Gemüthszustand des Verbrechers genommen werden darf, sobald man voraussetzt, dass das Gesetz den ungehinderten Gebrauch der freyen Willkür nach dem gewöhnlichen Zustand eines erwachsenen Menschen zum Grunde legt. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, sind die sogenannten Milderungsgründe wegen gehinderter Freyheit des Entschlusses nichts anders als Bestimmungen des Verhältnisses, worin der Fall *in abstracto*, den das Strafgesetz zum Gegenstand hat, in Rücksicht auf die subjective Beschaffenheit der Handlung zu dem Fall *in concreto* steht, so, dass das Gesetz nur in der Proportion, wie dieser mit jenem zusammentrifft, zur Anwendung kommt. Um daher seine Meynung auf eine befriedigende Weise zu begründen, hätte der Vf. den Ungrund jener Voraussetzung darthun müssen, und dies um so mehr, als sich dieselbe aus dem von ihm selbst angenommenen Zweck der Strafe zu ergeben scheint. Vielleicht erörtert der Vf. diese Zweifel in der von ihm versprochenen *Revision der Grundbegriffe des peinlichen Rechts* ausführlicher.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1799.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Rein: *Ueber den Raupenfrass und Windbruch in den Königl. Preuss. Forsten von dem Jahre 1791 bis 1794.* Von *C. W. Hennert*, Königl. Preuss. Geheimen-Forstrath. Zweyte vermehrte Auflage. Mit acht Kupfertafeln. 1798. 197 S. 4. Nachtrag zur zweyten Auflage 24 S. (4 Rthlr.)

Seit zwey Jahren sind mehrere Schriften über den Raupenfrass erschienen, die aber fast alle die berüchtigte *Nonne* (*Phal. Bomb. Monacha*), welche nun ausgewüthet zu haben scheint, betreffen, und die alle, so verschieden auch ihr Werth ist, doch das Gute bewirkt haben, dass man allgemein auf einen Gegenstand aufmerksam gemacht worden ist, der sonst beym Forstwesen so sehr vernachlässigt wurde, und der gewiss einer von den Hauptursachen ist, warum wir über die schädlichen Forstinsecten so sehr zu klagen nöthig haben. Gegenwärtige Schrift eines unserer besten Forstschriftsteller handelt nicht so wohl von der Nonnenraupe, als vielmehr und hauptsächlich von der Raupe des *Kiefernspinners* (*Phal. Bomb. pini*) und ihren Verheerungen im Brandenburgischen; sie macht aber nicht bloss darauf aufmerksam, sondern giebt auch die bewährtesten und ausführbarsten Mittel zu ihrer Vertilgung, und wie der daraus entstandene Schade noch am erträglichsten werden könne, an die Hand. Da sie bloss Resultate von einer Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Versuche enthält, und von einem praktischen Forstmann, dem wir schon so viele bessere Einsichten im Forstfache zu verdanken haben, abgefasst ist, so ist schon im voraus zu vermuthen, dass ihr Inhalt lehrreich und anwendbar seyn müsse. Und so ist es denn auch in der That, wie aus dem weitern Inhalte, den wir hier kürzlich anzeigen wollen, sichtbar ist, und woraus sich ergeben wird, dass sie, ausser dem noch bemerkten Schaden, den der Windbruch verursacht, eine kurze Uebersicht aller der Waldverderber verschafft, die sich in Nadelhölzern aufhalten.

Der erste Abschnitt enthält Bemerkungen über die Kienraupe und über den Schaden, den sie in den Königl. Preussischen, besonders Kurmärkischen Forsten verursacht hat. In der *Einleitung* wird in chronologischer Ordnung gezeigt, *wie lange* man im Brandenburgischen (von 1502 an) und *wenn* man die Raupe des Kiefernspinners bemerkt und was für Mittel man zu ihrer Vertilgung angewandt habe. Die Perioden, nach welchen die Forsten mit einer so grossen Menge Raupen überfallen wurden, waren in ältern Zeiten ungleich länger als in neuern; grösstentheils aber wird man finden, dass ihr Frass zwey bis drey Jahre gedauert hat. In der Kurmark haben sie sich in neuern Zeiten zu zweymalen in einer Zwischenzeit von fünf Jahren, nämlich 1777—82. und zuletzt von 1785—91. eingefunden. Das *erste Kapitel* giebt eine kurze aber hinlängliche naturhistorische Anleitung von den Raupen und Schmetterlingen überhaupt, in so fern solche Kenntnisse den Forstbedienten zu wissen nöthig sind. Wenn hier S. 19. behauptet wird, dass aus dem Schwärmen der Schmetterlinge im July und Anfang des Augusts zu schliessen sey, dass die Raupen noch dasselbe Jahr aus den Eyern ausschlüpfen müssten, so ist dies gegen die Erfahrung, die man an mehrern Schmetterlingsarten zu machen Gelegenheit hat, und auch, wie der Vf. selbst im Nachtrag S. 105. angiebt, gegen die Naturgeschichte der *Nonne*, deren Eyer wohl alle erst im künftigen Frühjahr auskriechen, ungeachtet sie in Julius und August gelegt sind. Das *zweyte Kapitel* enthält die Naturgeschichte und Oekonomie der Raupen und einiger Käferarten, welche man auf dem Nadelholze besonders an und auf den Kiefern findet. Sie sind: 1) *Phalaena Bomb. pini.* 2) *Phalaena Noct. piniperda.* 3) *Phalaena Bomb. Monacha.* 4) *Phalaena Noct. quadra.* 5) *Phalaena Bomb. pityocampa.* 6) *Sphinx pinastri.* 7) *Phalaena Geom. piniaria.* 8) *Phalaena Geom. fasciaria.* 9) *Phalaena Noct. valbigera.* 10) *Tenthredo pini.* 11) Die Kiefernschlupfwespe. Eine noch unbestimmte Art. 12) *Phalaena Tinea resinella.* 13) *Phalaena Tinea Dodecella.* 14) Der Tannzapfenspanner. 15) Die kleine Tannapfel-Motte, *Phal. Tin. strobitella*, *Phal. Tin. pinastrella* und *pinetella.* 16) *Bostrichus Typographus.* 17) *Bostrichus testaceus.* 18) *Bostrichus piniperda* und 19) *Scarabaeus Fullo.* Aller dieser Insecten Kennzeichen und Verwandlungsperioden werden hier mit gehöriger Kürze und Deutlichkeit beschrieben und auf fünf illuminirten Kupfertafeln in sehr schönen Abbildungen anschaulich gemacht. Wenn der Vf. S. 36. behauptet, dass die *Phal. Monacha* nach den eingezogenen Beobachtungen nur über 50. und nach *Klemann* 20 Eyer lege, und demnach nicht so gefährlich sey, als andere Nachtschmetterlinge; so wird dies durch neuere Beobachtungen, die auch selbst Rec. gemacht hat, und wornach ein Weibchen 70 bis 130 und mehrere Eyer legt, widerlegt. Wenn S. 39. der Name *Processionsraupe* vorkommt, so hätte derselbe mit ein paar Worten erklärt werden sollen; eben so die in der Folge mehrmalen vorkommende Terminologie der *ersten*, *zweyten*, *dritten*

ten etc. Holzclaſſe, welche wohl den Preuſsiſchen und andern mit der Literatur bekannten Forſtmännern deutlich ſeyn wird, allein nicht ſo den gewöhnlichen und meiſten Forſtbedienten, die dies Buch benutzen ſollen. — *Im dritten Kapitel* wird von der vortheilhaften und nachtheiligen Witterung für die Raupen und von ihren Feinden gehandelt. Nach den vielen Erfahrungen, die hier aufgeſtellt und ſo gar in einer Tabelle zuſammen geſtellt ſind, ergiebt ſich, daſs trockne Frühjahre und warme Sommer die vorzüglich günſtige Witterung ſind, welche die Vermehrung der Raupen befördern können. S. 70. wird gegen diejenigen, welche den ſtarken Vogelfang in neuern Zeiten als eine Urſache angegeben, daſs ſich die Raupen ſo überflüſsig eingefunden haben, behauptet, daſs dies wohl keine Haupturſache ſeyn könne, da ja in den ältern Zeiten die Wälder auch von Raupen angegriffen worden wären, und damals der Vogelfang doch gewiſs nicht übermäſsig ſey betrieben worden; ja es ſtände ſo gar zu befürchten, daſs wenn man den Vogelfang einſchränken wollte, daſs diejenigen Vögel, welche ſich von kleinen Inſecten, als Schlupfwespen u. dergl. Raupenfeinden nähren, durch Verminderdung derſelben die Raupen ſelbſt befördern hülfen. Ob man nun gleich beide Behauptungen des Verfaſſers zugeben kann, daſs es nämlich ſonſt bey geringern Vogelfang eben ſolche Waldverwüſtungen durch Raupen, obgleich vielleicht nicht ſo häufig und oft wiederholt, gegeben haben mag, und daſs auch die Verminderung der Schlupfwespen und anderer Feinde der Raupen aus dem Inſectenreiche den kleinen Singvögeln zuzuſchreiben ſey, ſo folgt doch daraus nicht, daſs man den Vogelfang nicht einzuſchränken Urſach habe; weil es wohl eine ausgemachte Erfahrung iſt, daſs wenn nicht durch uns bis jetzt gewöhnlich nicht hinlänglich bekannte Urſachen auf eine kurze Zeit eine gänzliche Aufhebung des Gleichgewichts in der Natur in dieſer Hinſicht veranſtaltet wird, wie wir dies ja auch bey mehrern Naturerzeugniſſen ſehen, die Vögel gewiſs hauptſächlich diejenigen Triebfedern ſind, welche das Gleichgewicht unter den für uns in cultivirten Staaten ſchädlich gewordenen Inſecten erhalten ſollen und können. Die Erfahrung lehrt ja unwiderſprechlich, daſs ſich die mehrſten Vögel von Inſecten, und alſo auch von ſchädlichen Inſecten nähren. Wenn alſo jetzt vielleicht der Raupenfraſs häufiger eintritt als in ältern Zeiten, wenn ihn ſolche Inſecten verüben, die vorzüglich den jetzt ſo ſehr verminderten Singvögeln, mit deren Fang ſich faſt jeder Schulknabe ohne Ahndung befaſst, zur Nahrung angewieſen ſind; ſo iſt die Verminderung dieſer Vögel allerdings als eine Haupturſache der Waldverheerungen durch Inſecten anzuſehen. Es ſollte daher, ſo wie bey jeder Benutzung der Naturproducte, alſo auch hier nach Regeln verfahren werden, und da man jetzt faſt ganz von Vögeln entvölkerte Wälder antrifft; ſo ſollte fürs erſte eine allgemeine Hegung auf etliche Jahre verordnet, alsdann für die Zukunft eine zweyjährige Benutzung der Schneuſse und anderer Inſecten-Vögel im Herbſt verſtattet werden. Jedes dritte Jahr aber allezeit ein Hege-Jahr ſeyn. Auf dieſem Wege würde vielleicht, in Verbindung mit unſern bekannten Verhütungs- und Vertilgungsmitteln, der Raupenfraſs weniger zu fürchten ſeyn. (Dieſe Gedanken hier weitläuftiger aus einander zu ſetzen, erlaubt der beſchränkte Raum dieſer Blätter nicht.) Daſs dadurch die Raupenfeinde zu gleich mit vermindert würden, thut nichts zur Sache, da ſie ſich ja gewöhnlich dann erſt in groſser Menge einfinden, wenn die Raupen ſchon ihre Verwüſtungen faſt vollendet haben; alſo die vielen Raupen als ein gedeihliger Nahrungsmittel für ihre Larven ihre groſse Vermehrung erſt befördern.

Da der Vf. hier mehrere den rauhen Fichtenſpinnerraupen ſchädliche Vögel aus dem Krähengeſchlechte anführt; ſo ſcheint er nach Rec. Meynung ganz Recht zu haben, daſs er die *Elſter (Corvus Pica)* aus dieſer Claſſe der nützlichen Vögel, wohin ſie von mehrern geſtellt worden ſind, ausgelaſſen hat. Es iſt zwar gewiſs, daſs die Elſter mehrere ſchädliche Inſecten und Würmer friſst, und daſs ſie, wenn wir ſie in den Wald verweiſen könnten oder wollten, allerdings hierher zu rechnen ſeyn würde; allein ſo wohnt ſie gewöhnlich in der Nähe unſerer Wohnungen, in und neben Gärten, wo wir uns ſelbſt von jenen ſchädlichen Inſecten ohne ihre Hülfe befreyen können, und raubt uns junge Hühnchen, Enten, Gänſe etc., lieſt die Kirſchen und anderes Obſt von den Bäumen ab, tritt die Propfreiſser ab, und was der vorzüglichſte Schade iſt, nährt ſich in kalten und ſchneereichen Wintern, wie z. B. der diesjährige war, faſt bloſs von Birn- und andern Obſtknospen. In Gärten dürften alſo dieſe Vögel nie gehegt werden. Vielleicht daſs es bey ihrer natürlichen Scheuheit durch die gewöhnlichen Verſcheuchmittel mit Pulver gelänge, ſie aus den Gärten in die nahen Wälder zu verbannen, wo ſie denn ungeſtöhrter leben und im Haushalte der Natur auf eine nützliche Art wirken könnten.

Unter den vierfüſsigen Thieren S. 71., welche den Forſtinſecten Abbruch thun, ſind wohl auch die mehrern Arten von *Spitzmäuſen* zurechnen, die nach den im Moos und in der flachen Erde verborgenen Raupen und Puppen graben. — Im *vierten Kapitel* werden die Mittel zur Verminderung der Kienraupe angeführt. Folgende ſind nach vielen Verſuchen und Erfahrungen für die bewährteſten in Anſehung der Kiefernraupe befunden worden: 1) Auf- und Ableſen nach ſtarken Regengüſſen und Eintreibung des Viehes zum Todtreten. 2) 1 bis 1½ Fuſs breite und 1 Fuſs tiefe Raupengraben zur Abſonderung der abgefreſsnen und geſunden Diſtrikte, welche 4 bis 5 Schritte weit entfernte runde Löcher haben, die wenn ſie voll Raupen ſind, mit Erde bedeckt und ſtatt deren wieder neue gegraben werden. 3) Raupen-Schmetterlings- und Kokons-Leſen; beſonders das Aufhacken des Mooſes um die Bäume und Aufleſen der Raupen im Winter in ſolchen Diſtrik-

stricten, wo sie noch nicht häufig sind. 4) Schweineintreiben. 5) Zusammenschippen des Moofses im Winter, wo die Raupen schlafen, Verbrennen oder in Dung verwandeln desselben. 6) Leuchtfeuermachen in Löchern zu Zeit des Schwärmens der Schmetterlinge. 7) Verbot des Ameiseneyersuchens. — Ich bin überzeugt sagt Hr. *H.* S. 85., dass das Uebel ohne menschliche Hülfe aufgehört haben würde, ob aber der Schaden ohne diese Anstalten, und wenn man dem Raupenfrass ruhig zugesehen hätte, nicht weit beträchtlicher würde geworden seyn, dies ist mehr als wahrscheinlich. Und darin hat er eben so recht, als in der Behauptung, dass die Verhütungsmittel besser sind als die Vertilgungsmittel. — Im *fünften Kapitel* wird die stufenweise Verbreitung des Raupenfrasses und dadurch entstandene Absterben des Kiefernholzes angegeben und in einer Tabelle übersichtlich gemacht. Das *sechste Kapitel* enthält die Maassregeln, welche zur Verwendung des von den Raupen zerstörten Holzes getroffen worden sind. Um mit aller Vorsicht den Hau des Holzes zu betreiben und sich nicht zu übereilen, wurden Ingenieure und Conducteure in die mit Raupen befallenen Forste geschickt, um die angegriffenen Plätze zu vermessen und in die Forstkarten einzutragen, und die Forstbedienten mussten das Holz, das mit Gewissheit abstehen wollte, nach Qualität und Quantität abschätzen, und es in ein Register eintragen lassen. Auf der 8ten Kupfertafel wird ein Schema zu einer Charte mit einer Tectur gegeben, woraus man sieht, wie dabey verfahren worden sey, und eine beygefügte Holzbestandstabelle macht deutlich, worauf es bey der Vermessung des Raupenfrasses und der Bestimmung des Holzes eigentlich ankam. Nach dem überschlagenen Quantum des zu schlagenden Holzes und den ausgemittelten jährlichen Landesbedürfnissen wurden denn die besten Maasregeln zum nachhaltigen Verbrauch desselben, die nachgeahmt zu werden verdienen, genommen. Das Bauholz wurde theils ins Wasser gesenkt, theils auf blosse Unterlagen gelegt, weil Magazine zu viel Aufwand verursacht hätten. Das gänzlich ins Wasser gesenkte Holz hielt sich länger, als das auf den Unterlagen. Durchs Verkohlen war kein Nutzen zu ziehen. — Das *siebente Kapitel* enthält die Maasregeln, um die durch den Raupenfrass zerstörten Districte wieder in Holzanbau zu bringen. Wie billig muss, ob man gleich auf einmal alle Blösen ansäen könnte, auf die einmal auf den Forsten radicirten Hütungen gesehen werden, und wie dies zu veranstalten, ist *caeteris paribus* auf der Taf. VIII. beygelegten Charte und den nöthigen Tabellen erlautert. Von 46602 Morgen durch den Raupenfrass entstandener Blösen, sind bereits 4364 Morgen oder $\frac{1}{10}$ in Holzanbau gebracht, und wenn also auf diese Art ohne der Hütung zu nahe zu treten fortgefahren wird; so werden alle diese Blösen in 10—11 Jahren wieder cultivirt seyn. Es wurde auch verordnet Birkensaamen mit auszusäen, weil die Nachkommen bey der ausserordentlichen Schwäche der abzutreibenden Hölzer davon wenigstens in 30 Jahren Brennholz zu erwarten hätten. Das *achte Kapitel* handelt von dem Verhalten eines Forstbedienten, wenn sich in einem Nadelholzreviere Raupen zeigen. Hier werden vortreffliche Vorschriften ertheilt, nach welchen dem Forstbedienten auch die Freyheit gegeben wird, die nöthigen und bekannten Mittel so gleich selbst anzuwenden, und wenn auch Kosten verursacht werden, weil oft die Befehle vom Hofe nicht so geschwind erfolgen können, als sie nöthig sind. Ein angehängter Raupenkalender giebt eine kurze Uebersicht von dem monatlichen Zustande der auf dem Nadelholze zufindenden Raupen, Puppen und Schmetterlinge, um mit desto mehr Gewissheit und Sicherheit die benannten Hülfsmittel anwenden zu können. Das *neunte Kapitel* enthält die Berechnung des Schadens, welcher durch den Raupenfrass in den Kienenrevieren der Mark Brandenburg entstanden ist. Durch mühsame Berechnungen ist herausgebracht, dass der wahre Verlust mit Einschluss der Holzanbauunkosten bis 1796 wenigstens 270350 Rthlr. 12 gr. 10 pf. beträgt, und dass diese Summe, wenn man den Schaden des jüngern Holzes, bis es in die erste Classe tritt, darzurechnet, noch um 231050 Rthlr. 2 gr. 9 pf. vermehrt wird.

Dies ist denn nun der grösste und wichtigste Theil dieses Werks. Der *zweyte* ebenfalls interessante und lehrreiche *Abschnitt* desselben handelt *von dem Schaden, welchen der Windbruch in den Kurmärkischen Forsten in den Jahren 1791 und 92 verursacht hat.* In der *Einleitung* werden die nöthigen theoretischen Sätze über den Stoss des Windes angegeben und erklärt. Das *erste Kapitel* enthält dann die Beschreibung desjenigen Striches, welchen der Sturm im December 1792 und im März 1793 genommen, und welche Königlich Preussische Forsten er getroffen hat. Der Strich erstreckte sich in der grössten Länge 35 geographische Meilen von Morgen gegen Abend und in der grösten Breite 20 Meilen von Norden gegen Süden. Das *zweyte Kapitel* giebt einige Ursachen an, wodurch der Windbruch vermehrt oder vermindert werden kann, und einige Vorsichten, welche dabey zu beobachten sind. Die sogenannte Planterwirthschaft kann den Schaden des Windbruchs sehr vermehren. Sonst muss der Forstmann sein Revier in der Hinsicht kennen und darnach die Haue anlegen. In gebürgigen Gegenden wird der Windstrich durch Berge und Thäler sehr verändert, und hier ist doppelte Vorsicht nöthig. In der Kurmark kommen die stärksten und heftigsten Winde aus Südwest, und Nordwest. Im *dritten Kapitel* findet man die Menge des vom Winde in den Jahren 1792 und 1793 geworfenen Holzes und die Maasregeln, welche zur Verwendung desselben genommen worden sind. Aus diesem lehrreichen Kapitel ergiebt sich, dass die Conservations-Kosten von 87781 geworfenen Stücken von allerhand Holzsorten 30187 Rthlr. betrugen. Das *vierte Kapitel* umfasst die Berechnung des Schadens, welcher in den König-

Königlich Preussischen, besonders Kurmärkischen Forsten durch das vom Winde geworsene Holz entstanden ist. Kaum der dreyssigste Theil scheint von dem Werthe des Holzes verlohren gegangen zu seyn. Hier wird zugleich durch einige Beyspiele gezeigt, was regelmäsig bewirthschaftete Forsten dem Landesherrn eintragen, und wie hoch Grund und Boden auf diese Art benutzt werden können, aber auch wie gefährlich es sey, die Einkünfte durch Eingriffe in die Forsten zu vermehren, oder wohl gar dadurch Ausfälle in andere Branchen der Staatsbewirthschaftung zu decken. Das *fünfte Kapitel* enthält einige wichtige Schlussbemerkungen über den durch Raupenfrass und Windbruch in den Königlich Kurmärkischen Forsten überhaupt verursachten Schaden. Die *Nachträge* endlich liefern einige Berichtungen und Zusätze für den ersten Abschnit dieses Werkes. Gewiss wird dasselbe kein Forstmann aus der Hand legen, ohne viele nützliche und anwendbare Kenntnisse aus demselben geschöpft zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Supprian: *Ueber den Mangel an Gesinde und Arbeitsleuten, und die wirksamsten Mittel, ihm abzuhelfen.* Zur Beherzigung für meine Landsleute von einem Kursachsen. 1799. VI. u. 154 S. 8.

Zu den Gegenständen, welche jetzt vorzüglich zur Sprache gebracht zu werden verdienen, gehört unstreitig auch derjenige, welcher den Inhalt dieser Schrift ausmacht. Der Vf. (Hr. *Chr. Fr. Moller*, Prediger in Gleina b. Zeiz) hat auch in der That viel Wahres, das in der Erfahrung seine Bestätigung findet, nur hie und da mit einigen überflüssigen Wiederholungen, darüber gesagt. Nachdem er zuerst aus mehreren Thatsachen den Beweis geführet, dass der Mangel an Gesinde wirklich gross sey und auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam gemacht hat, welche daraus für den Erwerb- und Nahrungsstand in der Stadt und auf dem Lande, für die Bildung der Jugend und die Moralität überhaupt entspringen müssen; so sucht er nun die Quellen dieses Mangels auf. Er findet sie in dem Hange des Bauernstandes in höhere Stände überzugehen, im Soldatendienste, in dem vermehrten Wohlstande der Bauern (hieraus entspringt wohl der zuerst angegebene Grund) im Mangel an gut unterrichteten Hebammen, in mangelhafter Gesundheitspflege der untern Volksclassen, in der Leichtigkeit, durch Spinnen und ähnliche Arbeiten, ohne Dienste bey Privatpersonen, das Brodt erwerben zu können, und in der Betteley. Zu diesen Ursachen lassen sich sehr leicht noch mehrere andere hinzufügen. Dahin rechnen wir besonders die in grösseren Städten überhand genommene Höckerey, worauf sich junge, dienstfähige Personen aus den Städten und Dörfern legen, ein Unwesen, dem schon um deswillen von der Polizey gehörige Grenzen gesetzt werden sollten, weil dadurch eine grössere Theurung der meisten Lebensmittel bewirkt wird. Aber ein vorzüglicher Grund liegt auch in der unwürdigen Behandlung, welcher Dienstboten noch immer von ungebildeten Herrschaften ausgesetzt sind, wie so viele vor den Gerichtsstuben angebrachte Klagen sattsam beweisen. Welcher Billigdenkende kann es aber unter diesen Umständen dienstfähigen Personen verargen, wenn sie auf eine andere Art, als durch Dienen ihr Brodt zu erwerben suchen? — Um diesem überhand nehmenden Mangel an Gesinde vorzubeugen, empfiehlt der Vf. bessere Anstalten zur Bildung der Soldaten, wodurch mancher abgehalten werden würde, ein Handwerk zu lernen, Erleichterung und Beförderung der Ehen junger Leute auf dem Lande, Einschränkung des Luxus, Verbesserung des Schulwesens, Sorge für gut unterrichtete Hebammen, bessere Gesundheitspflege, Vertheilung der Waisenkinder auf das Land (ein Vorschlag, gegen den sich doch noch manche gegründete Bedenklichkeit machen liesse) Abschaffung der überflüssigen Feyertage, Abänderung in Vertheilung der Schulstunden, Errichtung eines Armenhauses in einem Districte von 4—6 Meilen. Würden auch alle diese, von dem wackern Vf. gethanen Vorschläge realisirt; so dürfte dadurch doch jenem Mangel nicht ganz abgeholfen werden, so lange nicht Aufklärung und Moralität allgemeiner herrscht. Dies ist aber bey der jetzigen und leider! auch wohl bey der künftigen Generation noch nicht zu erwarten. Wenn aber in allen Ständen richtigere Einsichten verbreitet seyn werden (welche nur jetzt durch zweckmässigern Jugendunterricht vorbereitet werden können): dann wird es den Aeltern einleuchten, dass es in vieler Rücksicht ihren Kindern nützlich sey, wenn sie eine Zeitlang dienen; dann werden junge Männer, die in den Ehestand treten wollen, einsehen, dass diejenige weibliche Person, welche eine Zeitlang ausserhalb dem älterlichen Hause in anderer Dienste lebte, in der Regel eine bessere Gattin seyn müsse, als die, welche solche Erfahrungen nicht machte; dann werden Herrschaften ihren Dienstboten nur eine solche Behandlung wiederfahren lassen, bey welcher Ernst und Würde mit Liebe verbunden ist; und dann werden auch die Klagen über Mangel an dienenden Personen verstummen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Wittenberg, b. Charisius: *Pauli Apostoli epistola ad Philippenses graece*, ex recensione *Griesbachiana*, nova versione latina et annotatione perpetua illustrata a *M. J. G. am Ende*, Pastore et Superintend. ap. Liebenwerdenses. 1798. 140 S. 8. (12 gr.)

Der griechische Text ist, wie schon der Titel angiebt, aus der Griesbachischen Ausgabe (von 1775.) abgedruckt, jedoch ohne die kritischen Zeichen, deren Weglassung aber verursacht, dass das Eigenthümliche der Griesbachischen Recension nicht allenthalben deutlich in die Augen fällt. So z. B. sieht man nicht, dass G. Kap. 1. 16. die Lesart ἐγειρειν dem gewöhnlichen ἐπιφερειν, und Kap. 2. 1. das τις dem τινα ungefähr gleich schätzt, oder dass er Kap. 4. 23. das ἡμων für sehr verdächtig erklärt. Der Text ist ziemlich, jedoch nicht ganz correct gedruckt. Der bedeutendste Fehler möchte Kap. 3. 15. seyn, εἰ ἑτερως für εἰ τι ἑτερως. Die unter dem Texte stehenden Varianten sind gleichfalls aus gedachter Ausgabe, mit Zuziehung der Matthäischen, entlehnt; von den neuen Beytragen aber, die Alter, Hensler, Aurivillius, Knittel u. a. geliefert haben, ist kein Gebrauch gemacht. Bey Kap. 3. 16. wird unrichtig gesagt, die Moskauischen Handschriften setzten hinter τῳ αὐτῳ στοιχειν blos κανονι hinzu; sie haben auch das folgende το αὐτο φρονειν. Bey manchen, zumal sehr zweifelhaften Lesarten, wollte der Vf. die Entscheidung lieber geübteren Kritikern überlassen; oft aber theilt er auch seine eigenen Urtheile mit, welche uns im Ganzen genommen richtig, nur nicht immer bestimmt genug und nicht mit gehöriger Rücksicht auf die Eigenheiten der wichtigsten Handschriften, gefasst zu seyn scheinen. Dem Text zur Seite steht eine neue lateinische Uebersetzung, welche mit sichtbarem Fleisse gemacht ist und, wie billig, weniger die Bedeutung einzelner Wörter als den Sinn der Sätze, so wie der Vf. ihn aufgefasst hatte, auszudrücken sucht. Einige Flecken liessen sich leicht noch verwischen. Manchmal ist der Ausdruck etwas undeutlich, z. B. Kap. 3. 6. κατα ζηλον, διωκων, *si quis ex studio me judicet, persecutor*, wo *studium* den Religionseifer bezeichnen soll, der bey Paulo so gross war, dass er ihn zu einem Verfolger der Christen machte. Zuweilen hätte ein bestimmterer Ausdruck gewählt werden können, z. B. Kap. 1. 9. ἀγαπη, *pietas*, wo weder aus der Uebersetzung noch aus den Noten klar genug sich ergiebt, ob *pietas erga Deum*, oder *erga Christianos* oder *erga Paulum* gemeynt sey. Vs. 19. ἀποβησεται εἰς σωτηριαν, *utilissimum erit*, für: es wird den glücklichen Ausgang meiner Sache befördern. Kap. 2. 15. τεκνα θεου ἀμωμητα, *innocentia Deo similes*, wo die Note auf den richtigen Sinn hindeutet, der aber erst dann volles Licht erhalten hatte, wenn der Leser daran erinnert worden wäre, dass die Juden sich ausschliesslich Kinder Gottes zu nennen pflegten. In andern Stellen scheint dem Rec. der Sinn nicht ganz genau getroffen zu seyn. Z. B. Kap. 1, 10. δοκιμαζειν τα διαφεροντα, *optimum quodque intelligere.* Vs. 22. το ζῃν ἐμοι καρπος ἐργου, *vitam mihi ad munus obeundum utilem judico*, statt: bleibe ich leben, so kann ich von meiner Amtsführung noch vielen Nutzen hoffen. Vs. 28. ἡτις ἐστιν αὐτοις ἐνδειξις ἀπωλειας, ὑμιν δε σωτηριας, *quod quidem illis ad perniciem, vobis autem ad salutem cedet.* Kap. 2. 13. θεος ἐστιν ὁ ἐνεργων ἐν ὑμιν και το θελειν και το ἐνεργειν, *Deus vos adjuvat, dummodo velitis et efficiatis* sc. *bonum.* Kap. 3. 7. ἁτινα ἠν μοι κερδη, ταυτα ἡγημαι ζημιαν, *quae mihi lucro esse potuissent, horum jacturam lubentissime feci.* In den Noten, welche den grössten Theil dieser Bogen füllen, hat der Vf. die Meynungen älterer und neuerer Ausleger fleissig gesammelt, und diejenige, welche ihm die meisten Gründe für sich zu haben schien, ausgewählt. Es wäre unbillig, mit ihm darüber zu rechten, dass er nicht immer diejenige vorzog, die Rec. für die beste hält. Er befolgt doch im allgemeinen richtige Grundsätze der Auslegungskunst, und lässt sich durch Autoritäten berühmter Namen so wenig als durch Vorurtheile der ältern Dogmatik blenden, sondern sucht Wahrheit, wo er sie findet. Nur vermisst Rec. zuweilen gerade die Erklärung, die er den übrigen vorziehen würde. Z. B. Kap. 1. 7. ist die simpelste Erklärung von χαρις μου, die sich auch in den vom Vf. richtig angegebenen Context am besten schickt, nämlich: ein für mich bestimmtes Geschenk, (vergl. 1 Kor. 16, 3. 2 Kor. 8, 1. 4.) gar nicht erwähnt. Kap. 2, 13. wird zwar bemerkt, dass ὑπερ της εὐδοκιας zum folgenden gezogen werden könne; es wird aber die Bedeutung, die es alsdann bekommen müsste, übergangen, nämlich: herzliches Wohlwollen leite alle eure Handlungen gegen einander, ohne dem Missmuth oder Bedenklichkeiten einen Einfluss darauf zu gestatten. Kap. 3, 2. fehlt die eigentliche Veranlassung, die Paulus hatte, die jüdischen Gegner seiner vom Judenthum gereinigteren Lehre κυνας zu nennen, welche darin lag, dass der stolze Jude alle Nichtjuden für Hunde zu achten pflegte, daher

Paulus eben so, wie er behauptet, nicht der auf seine Beschneidung trotzende Jude, sondern der Christ sey ein ächt beschnittener, in gleichem Tone auch sagt, nicht der unbeschnittene Christ sey ein Hund, sondern die beisligen und neidischen Judenthums-Patronen möchten eher den Namen verdienen. Manchmal scheint auch der Vf. einer zu gezwungenen Erklärung unverdienten Beyfall gegeben zu haben. Z. B., Kap. 1, 26. soll καυχημα bedeuten *felicem Philippensium statum, quem religioni christianae debebant*, und ἐν ἐμοι, *per me, me adjutore*, da doch καυχασθαι gewöhnlich mit ἐν construirt wird, um den Gegenstand, dessen man sich rühmt, zu bezeichnen, und Paulus wohl nichts anders beschreiben will, als das Frohlocken der Philipper, wenn Paulus, aus seiner Gefangenschaft befreyt, zu ihnen zurückkommen würde, und die Wünsche seiner boshaften Feinde, die ihm nach Vs. 16. in seiner Gefangenschaft nur noch mehr Verdruss zu machen suchten, gänzlich fehlgeschlagen wären. — Am Ende ist ein weitläuftiger Excursus über die schwere Stelle Phil. 2, 6. angehängt, woraus wir nur den Vorschlag auszeichnen, das ἐν μορφῃ θεου ὑπαρχων auf den *jetzigen* herrlichen Zustand Christi zu beziehen, und das Ganze so zu fassen: *qui nunc quidem conditione sublimi et majestate divina gaudet, nec tamen cupide annisus est ad illam majestatem, (quum inter nos esset,) sed potius se demisit etc.* welches jedoch nicht recht gut zu Pauli ganzer Schlussart passen will. Denn wenn der nachmalige herrliche Zustand Christi eine Belohnung seiner Tugend und seines Gehorsams war, wie Vs. 9. gesagt wird, so konnte Jesus, ehe er diesen Gehorsam bewiesen hatte, keine Ansprüche auf jene Belohnung desselben machen; und dass er sie nicht machte, kann nicht als etwas grosses und besonders nachahmungswürdiges betrachtet werden. — Uebrigens wird dieser Commentar, ob er gleich an neuen Aufschlüssen über den Sinn des Textes keine beträchtliche Ausbeute gewahret, dennoch angehenden Exegeten, und solchen, denen wenige Hülfsmittel zu Gebote stehen, nützliche Dienste leisten und ihnen behülflich dazu seyn, dass sie sich gewöhnen, aus den vorhandenen Erklärungen nach richtigen hermeneutischen Grundsätzen die vorzüglichern auszuwählen.

Berlin, b. Stark: *Tentamen in Psalmo LXVIII. denuo vertendo cum dissertatione historica, quam claudit carmen saeculare Horatii cum eodem Psalmo collatum, subjunctis animadversionibus philologico criticis.* 1797. 154 S. gr. 8.

Der acht und sechzigste Psalm ist unstreitig eins der schönsten Fragmente aus der lyrischen Poesie der Hebräer, aber auch zugleich eins der schwersten in Hinsicht des Verständnisses, so dass man jeden Versuch mit Dank aufnehmen muss, der dazu angestellt wird, tiefer in den Sinn desselben hinein zu dringen. Der Vf. Hr. *Ancillon*, hat sich daher aufs neue bemüht, dem schwierigsten Theile desselben ein neues historisches Licht anzuzünden, und wenn ihm dies auch nicht zur allgemeinen Befriedigung gelungen seyn sollte; so ist doch dieser neue Versuch einer gelehrten Bearbeitung immer sehr schätzbar, verräth mancherley Kenntnisse, vielen Scharfsinn, und einen schönen Sinn für den Geist alter Poesie, so dass dem Vf. dieses Specimen immer zur Empfehlung gereichen wird. Die Einrichtung des Ganzen ist diese, dass zuerst eine Uebersetzung von diesem lyrischen Stücke gegeben wird, worauf die historische Dissertation folgt, welche die Hauptsache ist, alsdann eine Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz*, und endlich philologisch-kritische Erläuterungen. — Es ergiebt sich ganz klar aus dem Inhalte dieses Gesanges, dass er ein Zionslied ist, gesungen bey einer Gelegenheit, da die Bundeslade nach Zion hinauf gebracht wurde. Ja man kann noch mit Sicherheit einen Schritt weiter gehen, und aus dem Inhalte behaupten, dass er bey einer Zionsfeyer gesungen wurde, wo man die Bundeslade aus *einem Kriege*, dem sie als das Nationalpanier folgen musste, wieder nach Zion brachte. Allein Hr. *A*. geht vielmehr von dem Gesichtspuncte als ausgemacht aus, dass er gesungen sey, als die Bundeslade zum erstenmale aus dem Hause des Obed Edom nach Zion geschafft wurde 2 Sam. 6, 12—23. 1 Paral. 15. 2—29. 16. 2—8. Dies scheint dem Rec. aber schon etwas zu schnell verfahren, da es weit wahrscheinlicher ist, dass man hier eine Zionsfeyer zu verstehen hat, welche Statt fand, als die Bundeslade nach dem Siege Davids über die Syrer von Saba, die Ammoniter und andere verbündete Völker, Zion wieder zugeführt wurde 2 Sam. 8—12. Dazu passt alles ganz vortrefflich in diesem Psalm, und wie sehr die Erklärung dadurch erleichtert wird, hat einer der trefflichsten und glücklichsten Erklärer der Psalmen Hr. *Müntinghe*, sehr schön gezeigt. — Nach jener Voraussetzung findet nun der Vf. mit Recht die grösste Schwierigkeit in der historischen Erklärung des Theils unsers Psalms, der vom 12ten bis 25ten Vs. geht. Bis zum 12ten Vs. erklärten die Interpreten gewöhnlich noch historisch: aber damit riss der Faden ab. Hr. *A*. las also die historischen Bücher noch einmal sorgfältig nach, und fand nun folgenden Aufschluss, wodurch sich die historische Erklärung fortsetzen lässt. Nach den Wanderungen in der Wüste, worauf im 10ten und 11ten Vs. angespielt werde, zogen die Israeliten auf Befehl Mosis (5 Mos. 2, 1. 2. 3. 13. 17. 18. 24.) vom Gebirge Seir gegen Norden durch die moabitischen Wüsten über den Zered und Arnon, und durch das Gebiet des Sihon von Hesbon (5 Mos. 2, 26—31.), mit dem sie aber auf Veranlassung des Og von Basan in Streit geriethen, der sich mit der Besiegung beider und der Besitznehmung ihrer Herrschaften diesseits des Jordans endigte 5 Mos. 2 und 3. Darauf beziehen sich der 12te und 13te Vs. unsers Psalms. (Allein eine Hauptschwierigkeit hiebey ist gleich diese, dass sich der 10te und 11te Vs. schon auf die Einführung in Palästina beziehen. Das Wort נחלה gilt nur von Palä-

Palästina, und im 11ten Vs. wird gesagt, dass Gott seiner Familie daselbst eine Wohnung gegeben habe. Also müssten wir mit der historischen Erklärung wieder rückwärts gehen, und das will doch der Vf. selbst nicht gelten lassen.) Nachdem nun das eroberte Land unter die Stämme Gad, Ruben und den halben Stamm Manasse vertheilt war, so trat eine Besorgniss ein, dass sie sich vielleicht von den übrigen trennen und ihnen nicht zur Eroberung Palästina's behülflich seyn möchten. Daher machten Moses und Josua einen feyerlichen Bund mit ihnen (4 Mos. 32, 1—34. 5 Mos. 8, 18—21. Jos. 1, 12—18. 4, 12. 13. 22, 1—5. 8. 9.) darauf beziehen sich der 14—17te Vs. des Psalms. (Dies liesse sich nach der Erklärung, die der Vf. davon giebt, recht gut hören, wenn man nur mit dem 17ten Vs. zu bleiben wüsste, wo von dem Berge Zion und dem Wohnsitze Jehovahs daselbst gesprochen wird. Für eine blosse Vergleichung des eroberten Landes mit der Gegend von Zion ist der Ausdruck im 17ten Vs. viel zu bestimmt. Also abermals eine grosse Schwierigkeit, oder doch wenigstens eine grosse Härte.) Der Uebergang über den Jordan konnte nicht zu Stande kommen, wenn nicht die Bundeslade voran gegangen wäre Jos. 3 und 4. Darauf bezieht sich der 18te und 19te Vs. Die Bundeslade wird hierin als ein Triumphwagen beschrieben, den die besiegten Völker gleichsam ziehen, und mit Geschenken freywillig oder gezwungen verehren. (Freylich liesse der hohe lyrische Schwung dieses Liedes eine solche Erklärung wohl zu: allein hart bleibt sie doch immer, und wenn es noch eine leichtere giebt, sogar gezwungen.) Darauf folgte der Uebergang über den Jordan selbst, die Eroberung von Jericho und Aï (Jos. 6. 8.) und die schweren Kriege mit den Kananitern (Jos. 10. 11.). Hierauf beziehen sich der 20te bis 24te Vs. (Wie sich der 20te Vs. auf den Uebergang über den Jordan beziehen könne, sieht man nicht leicht. Der Vf. fühlt auch die Schwierigkeit selbst, nimmt aber seine Zuflucht zu einem Dialog zwischen dem israelitischen Volke, das im Begriff ist über den Jordan zu gehen, und zwischen Gott. Immer nur ein Nothbehelf, da der Dialog von beiden Seiten so abgebrochen ist.) Die Verse 25—30. bezieht er, wie gewöhnlich, auf die jetzige Zionsfeyer.

Rec. schätzt diesen Versuch wegen des Scharfsinnes und der Gewandheit, womit er durchgeführt ist: allein er gesteht auch aufrichtig, dass er nie darauf ausgehen würde, ein lyrisches Stück durchaus chronologisch-historisch zu erklären, oder nur eine solche durchgängige Beziehung zu vermuthen, wenn er nicht sichtbar darauf geführt würde; sondern dass er eher der hohen Begeisterung und Phantasie des Lyrikers nachgehen würde, welche in ihrem hohen Fluge umher schweift, und oft sehr entfernte Bilder combiniret. Wenn man gleich bey unserm Psalm sichtbar darauf geleitet wird, eine chronologisch-historische Deutung bis zum 15ten Vs. zu verfolgen; so ist doch gar kein Grund vorhanden, nun auch die Erklärung nach einzelnen historischen Begebenheiten der Zeitfolge gemäss fortzusetzen, sobald man nur annimmt, dass der Psalm in Chören gesungen ist, welches der Vf. selbst thut. Der 16te und 17te Vs. werden von einem andern Chor gesungen, der schon am Berge Zion steht, wodurch alles eine leichte Beziehung bekommt. Es ist ganz in der Manier der hebräischen lyrischen Dichter, einige Puncte aus der Heldengeschichte der Vorfahren zu berühren, sie dann schnell fahren zu lassen, und zu andern Gegenständen überzugehen. Dies thun alle Lyriker im höchsten Schwunge, dass sie von einem Gegenstande schnell zum andern übergehen, und es finden sich auch Beyspiele genug dazu in den Psalmen. Andere Psalmendichter verfolgen freylich die Nationalgeschichte vom Anfange bis zu Ende: aber das sind gewiss keine Seher von hohem Dichtergeiste, sondern matte Elegiker und historische Dichter, die fast bis zur Prose herabsinken, und als solche verräth sie auch ihre Sprache. Unser Psalm ist aber ein Gedicht vom höchsten lyrischen Schwunge; also darf man hier eine solche durchgängige historische Chronologie nicht erwarten. — Die Vergleichung mit dem *carmen saeculare* des *Horaz* hätte vielleicht ganz wegbleiben können, denn Naturpoesie und Kunstpoesie leiden keine gleichförmige Vergleichung. Beym Horaz findet man aber blos Kunstpoesie und nichts als griechische Copie. — Der philologische Theil am Ende ist bey weitem der schwächste, wie sich der Vf. leicht selbst überzeugen wird, wenn er nur *Müntinghe* vergleicht. Es gehört eine grosse Uebung und die feinste Kenntniss der hebräischen Sprache dazu, wenn man im Hebräischen emendiren, oder die Worte deuten will, ohne in Gefahr zu kommen, gegen den Genius oder Gebrauch der hebräischen Sprache anzustossen. Da nun der Vf. sich nach seinem eigenen Geständnisse nicht vorzüglich mit dem hebräischen Studium beschäftigt; so ist es eben nicht zu verwundern, dass seine Bemerkungen nicht allen gleich annehmlich scheinen. So kann zum Beyspiel בְּעוֹן קֹדֶשׁ dem Sprachgebrauche nach, nur von der Bundeslade, dem Gotteszelt und Tempel gelten, nie aber von der Feuersäule bey dem Auszuge aus Aegypten.

Hamburg, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Erfahrungen eines jungen Landpredigers aus dem ersten Halbjahre seiner Amtsführung.* In einer Reihe von Briefen an seinen akademischen Freund. 1799. XIV. u. 312 S. 8. (21 gr.)

Einen doppelten Zweck wünscht der Herausg. dieser Briefe durch die Bekanntmachung derselben zu erreichen. Diejenigen, welchen die Bildung und Prüfung angehender Landprediger übertragen ist, sollen darin eine neue Bestätigung der schon oft an sie gethanen Bitten finden, mehr gute Prediger, Erzieher und Seelsorger, als gelehrte Theologen zu bilden.

bilden. Kandidaten und junge Prediger sollen die darin aufgestellten Beyspiele von wichtigen Amtsvorfällen zu ihrer Belehrung benutzen. Die vor uns liegenden Briefe erzählen das Verhalten des Vfs. bey einem Schulbesuche, bey der Beichte, bey dem Krankenbesuche, einem Kindtaufsmahl, bey einer Admonition, welche einigen jungen Leuten, die auf eine illegale Weise zu vertraut mit einander geworden waren, gegeben werden musste, bey einigen, gegen eine Predigt des Vfs. erhobenen Zweifeln u. s. w. Zugleich werden Bemerkungen über Kindertaufe, Beichte und andere hieher gehörige Gegenstände eingestreut. Wenn wir auch nicht in allen Stücken der Meynung des Vfs. beytreten können, am wenigsten in Ansehung des Nutzens, welchen er sich von der Privatbeichte verspricht, da wir vielmehr glauben, dass weder Privat- noch allgemeine Beichte, sondern nur eine zweckmässig eingerichtete Vorbereitungsandacht zur Feyer des Abendmahls, ohne zu befürchtenden Nachtheil für die Moralität, gestattet werden könne; so müssen wir doch gestehen, dass diese Schrift von den Kenntnissen ihres Vfs. ein vortheilhaftes Zeugniss giebt und für Kandidaten und junge Prediger manche lehrreiche Winke enthält. Besonders hat uns die Unterredung am Krankenbette, einige Stellen abgerechnet, gefallen. Nur ist der Vortrag in dieser Schrift noch zu wortreich und auch von kleinen Sprachunrichtigkeiten nicht ganz frey. So ist auch der *zweete* und *die zwote*, (statt: *der, die, das Zweyte*,) eine blosse Gottsched'sche Grille.

Giessen, in der Kriegersch. Buchh.: *Neue Religionsgeschichte für die Jugend;* zum Gebrauch für Aeltern, Prediger und Lehrer, von D. *Joh. Ludw. Wilh. Scherer.* Erster Theil. *Die Geschichte des alten Testaments.* 1798. 136 S. 8. (6 gr.)

Der Vf., Lehrer zu Dauernheim im Hessendarmstädtischen, erzählt hier die Geschichte des A. T. nach der Methode, welche unsere bessern Exegeten vorzeichneten, und begleitet seine Erzählung mit zweckmässigen Bemerkungen aller Art, moralischen besonders, wie sie ihm die neueste Philosophie an die Hand gab. Findet sein Schriftchen geschickte Erklärer; so muss es vielen Nutzen stiften, eine Menge Vorurtheile verdrängen, und helle, reine Begriffe verbreiten helfen. Einigemal scheint der Vf. dem Lehrer zu viel weggenommen zu haben: es sind Bemerkungen da, zu denen sich kaum noch etwas beyfügen lässt. Aus dem Umstand, dass Adam nach der Genesis die Thiere, um sie von einander zu unterscheiden, selbst mit besondern Namen belegt haben soll, möchten wir nicht schliessen (S. 19.), Moses habe sagen wollen: der Mensch sey selbst Erfinder der Sprache gewesen. Die erste Anmerkung S. 48. könnte bey jungen Leuten, welche sie selbst ohne Führer lesen, leicht einen gefährlichen Missverstand erregen; es sollte das, was zuletzt steht, voranstehen, und einiges bestimmter gefasst seyn. Dass das Buch Hiob das älteste aller Bücher, und von Moses (S. 136.) verfasst sey, ist eine Meynung, die heut zu Tage nicht mehr gebilligt werden kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: *Reinhard, oder Natur und Gottesverehrung.* Erster Theil. Aus dem Holländischen übersetzt von *Philipp Rosenmüller.* Mit einem Kupfer. 1799. 398 S. 8.

Hr. *R.*, der vierte Sohn des verehrten Hn. D. *Rosenmüller* in Leipzig, entschloss sich vor vier Jahren eine Reise nach Batavia zu machen. Aber das holländische Schiff, auf welchem er sich befand, fiel in die Hände der Engländer und ward in den Hafen von Plymouth gebracht. Hier kam ihm gegenwärtige Schrift in holländischer Sprache zu Gesichte, welche die Empfindungen eines Jünglings auf einer westindischen Reise ausdrückt. Da die Lectüre derselben dem Hn. *R.* in seiner unangenehmen Lage, Aufheiterung gewährte; so entschloss er sich, sie zu übersetzen, weil er glaubte, dass sie nicht nur Andern, welche sich in einer ähnlichen Lage befinden, Beruhigung gewähren, sondern auch, wegen der darin enthaltenen Schilderungen so mannichfaltiger Erscheinungen auf der See und der darin mitgetheilten Anmerkungen über Gegenstände aus der Natur und über die Länder, welche nach den holländischen Anpflanzungen führen, für deutsche Leser lehrreicher seyn werde, als so viele schale Romane. Weil das Original, welches ein Frauenzimmer zur Vfn. hat, bisweilen in einen zu empfindelnden und frömmelnden Ton verfällt; so hat der Uebersetzer einige Auswüchse von wirklicher Geschwätzigkeit weggeschnitten. Nach des Rec. Dafürhalten, ging Hr. *R.* dabey noch zu schonend zu Werke. Unbeschadet des Ganzen, konnten noch mehrere überflüssige Tiraden wegfallen. Die Uebersetzung ist übrigens grossentheils fliessend.

* * *

Hamburg, in der Mutzenbecherschen Buchhandl.: *Amaliens Feyerstunden.* Auswahl der hinterlassenen Schriften von *Mariane Ehrmann.* 3tes Bändchen. *Antonie von Warnstein.* 2ter Th. 1798. 400 S. 8. (Schreibpap. 1 Rthl. 4 gr. Druckpap. 1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 401.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. April 1799.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Osnabrück u. Münster, b. Platvoet: *Handbuch für Kaufleute oder Encyklopädie der vornehmsten Gegenstände der Handlungswissenschaft mit Rücksicht auf Politik, Geschichte und Literatur;* entworfen von *Joh. Isaak Berghaus.* Erster Band A—I. 1796. XII u. 438 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der durch seinen selbstlehrenden Buchhalter dem kaufmännischen Publicum schon lange rühmlich bekannte Vf. beschenkt selbiges durch diese Encyklopädie wiederum mit einem neuen und nützlichen Werke.

Bekannt mit den besten Schriftstellern im kaufmännischen Fache, sah er das Schwierige des Unternehmens wohl ein, etwas Vorzüglicheres als sie über Handlungswissenschaft und Handelskunde auszuarbeiten, ohne höchst weitläuftig oder bloser Abschreiber und Epitomator zu werden, und beschränkt sich also bloss darauf, ein Handbuch für eigentliche *Handlungs- und Comptoirkunde* zu liefern. Hieran fehlt es uns wirklich noch, da die meisten Schriften der Art zu compendiarisch oder zu weitschichtig und viel umfassend sind. Er schloss deshalb Naturgeschichte, Technologie, bestimmte Erd- und Waarenkunde, Kunst- und rohe Productenkenntniss ganz aus, und suchte nur noch einen Nebenzweck zu erreichen, nämlich den, sein Werk über das Buchhalten theoretisch zu erläutern, indem er in dem vorliegenden so oft, als es sich thun liess, darauf hinwies, Exempel daraus anführte und eins durch das andere zu erklären suchte.

Dass er nicht genau in seinen Grenzen blieb und mancher Artikel, der zu den ausgeschlossenen Rubriken gehört, aufgenommen worden ist, verdient gewiss keinen Tadel. Das Werk ist dadurch eigentlich erst recht brauchbar für junge Contoristen geworden; wohl aber möchten wir es eher tadeln, dass der Vf. einige Artikel unberührt lässt, ohne deren Kenntniss kein Contorist fertig werden kann.

Auch lässt es sich voraus erwarten, dass in einem solchen Werke nicht alle Artikel gleich gut und lehrreich ausfallen können, vorzüglich gefielen uns die Artikel: Briefe, Commissionen, Buchhalten u. a. Der letzte enthält besonders gute historische und literarische Notizen, und man sieht wohl, dass Hr. B. hier vorzüglich zu Hause ist.

Der Vf. zeigt auch durch das ganze Werk, dass er nicht nur in den besten neuern deutschen, sondern selbst in den alten classischen und den in neuern fremden Sprachen abgefassten Werken eine starke Belesenheit besitzt, und wird seinen Lesern durch Anführung derselben sehr nützlich.

Auch darf dieser Vorzug seiner Schrift vor vielen andern der Art nicht übergangen werden, dass meistens die lateinischen, französischen und italienischen Benennungen der Kunstausdrücke mit angeführt werden.

Da der Vf. mit wahrer, nicht bloser Scheinbescheidenheit eine aufrichtige Prüfung von seinen Beurtheilern verlangt; so wollen wir zum Beweise, dass wir seine Arbeit gewiss nicht zu den Ueberflüssigen zählen und sie mit Aufmerksamkeit durchgegangen sind, auch einiges anführen, was wir besser ausgearbeitet gewünscht hätten.

Wir finden z. B., dass viele Worterklärungen entweder zu viel oder zu wenig enthalten, oder doch nicht so deutlich abgefasst sind, dass ein Lehrling oder Unkundiger sich daraus unterrichten könnte. Selbst das *Buchhalten* ist nicht nach unserm Wunsche erklärt und die Beschreibung desselben ist bey aller Weitläuftigkeit doch nicht genügend. *Abandonirung heisst*, nach seiner Erklärung, *im Seerechte die Ansprüche, die der Kaufmann* (welcher, der Versicherer oder der Versicherte?) *auf ein gestrandetes Schiff oder auf die aus demselben geretteten Waaren hat. Ueberhaupt findet dieser Ausdruck bey allen im Seehandel üblichen Actionen und Foderungen statt.* Man sieht wohl, dass Hr. B. hier von den Rechten spricht, die der Versicherer an die abandonirten Güter hat. Wie verworren und undeutlich drückt er sich aber hier aus? Warum erklärt er nicht lieber zuvor das Kunstwort: *abandoniren*, welches er ungefähr auf folgende Weise seinen Lesern hätte deutlich machen können. *Abandoniren* heisst Verlassen, Ueberlassen, Verzichtleisten eines Kaufmanns auf seine Waaren oder auf sein Schiff, das er hat versichern lassen. Wenn nämlich von einem Schiffe nach einer gewissen Zeit (diese Zeit ist nach Beschaffenheit der Reise verschieden) gar keine Nachrichten eingehen, oder wenn man die sichere Nachricht von seiner Verunglückung hat; so *abandoniret* solches der Versicherte auf eine feyerliche Weise dem Versicherer und fodert von ihm die versicherte Summe, die dieser auch zu bezahlen schuldig ist. Hiebey hätte allenfalls noch angeführt werden können, dass z. B. in Amsterdam ein Schiff, das nach Grönland oder der Strasse Davids geschickt worden, abandonirt werden kann, wenn sechs Monat nach der Rückkunft des letzten Schiffes keine Nachrichten von selbigem eingelaufen sind. Ferner dass Schiffe, die nach der Barbarey,

barey, den canarischen Inseln etc., von welchen man in sechs Monat nach ihrer Abreise, oder von Schiffen, die weiter segeln, von welchen man in einem Jahre keine Nachricht erhalten hat, für verloren geachtet und abandonirt werden können. *Abschreiben in Banco, nämlich die Wechsel und Bankfoderungen bey der Bank abschreiben lassen.* Kann diese Erklärung von einem verstanden werden, der nicht schon ohnehin recht gut weiss, was *in Banco abschreiben* heisse? Rec. würde lieber sagen: wenn jemand eine Schuld in Bancogeld zu bezahlen hat; so giebt er eine schriftliche Anweisung auf die Bank, wodurch selbige berechtiget wird, die angewiesene Summa von seinem Folio *ab* und auf das Folium seines Gläubigers zu *zu*schreiben. Wenn dies geschehen ist: so kann der bisherige Debitor zu seinem Creditor sagen: ich habe die in Frage begriffene Summa *abschreiben* lassen, und dieser kann sich von der Wahrheit dieser Aeusserung überzeugen, wenn er die Bancobücher nachschlagen und untersuchen läst, ob ihm die Summa *zugeschrieben* ist. Damit aller Betrug durch Nachahmung der Handschrift sicher vermieden werde, muss z. B. in Hamburg der Debitor selbst diese Anweisung in die Bank bringen, oder sie durch einen hinlänglich Bevollmächtigten, den er ein für allemal selbst der Bank vorgestellt hat, hinschicken. In Venedig aber geht man so weit in dieser Vorsicht, dass sowohl der Debitor als der Creditor allemal persönlich in der Bank erscheinen müssen.

Actien. Von diesen heisst es, dass in *Hamburg*, Amsterdam und London ein erstaunlicher Handel damit getrieben wird. Hamburg treibt aber bekanntlich, verhältnismässig gegen seine übrigen grossen Geschäfte so gut als gar keinen Handel mit Actien und Staatspapieren. Dagegen hätte *Kopenhagen* allerdings erwahnt werden sollen.

Assecuranz, Assecuranzhandel, ist der schriftliche Seecontract, (?) den zween (zwey) oder mehrere Personen mit einanderschliessen, allen Seeschaden oder Verlust, den der Versicherte leidet etc. etc. — Wie kann jetzt schon bestimmt etwas von dem *Versicherten* gesagt werden, da dies Wort noch nicht erklärt, und auch auf seine Erklärung nicht hingewiesen wird. Warum wird die Assecuranz nur auf Seeschaden eingeschränkt; kann man nicht Häuser, Mobilien, Waaren, ja das Leben der Menschen assecuriren lassen?

Bey den *Avanturiers* hätte statt 1566 das Jahr 1612 angegeben werden sollen, Damals erhielten solche erst einen dauerhaften Aufenthalt zu Hamburg. Auch verdiente bey dieser Gelegenheit bemerkt zu werden, dass Hamburg sonst einen sehr wichtigen Activhandel nach England trieb, und dass die Königin Elisabeth, welche solchen gerne ihren Unterthanen in die Hände spielen wollte, diese Compagnie errichtete, und sogar mit Strenge, vorzüglich zu Hamburg, ihre Aufnahme zu befördern suchte.

Der Artikel *Bank* ist sehr unordentlich. Er enthält manches Ueberflüssige, als das Räsonnement über die englische Bank, (welches noch obendrein falsch ist,) und vieles Nöthige fehlt darin. Freylich ist dieser Artikel einer der schwersten; aber auch über keinen ist so vortrefflich vorgearbeitet, vorzüglich in dem classischen Werke des Prof. *Büsch* vom Geldumlaufe, mit dem unser Vf. doch sehr bekannt zu seyn scheint. Da Hr. B. eine Encyklopädie und kein blosses Lexicon schreiben wollte; so hätte ein so wichtiger Artikel eine eigene Rubrik verdient, worin er verhältnissmässig vollständig abgehandelt worden wäre. Die Kunstwörter hätten so, wie sie in der Ordnung vorgekommen wären, gehörig erklärt und mit Beyspielen erläutert werden sollen und in ihrer respectiven alphabetischen Ordnung bloss angeführt, aber immer auf die Hauptabhandlung verwiesen werden können; so hätte Klarheit und Vollständigkeit dabey gewonnen und der Raum vielleicht wenig oder nichts eingebüsst. Von Zettelbanken ist die Rede gar nicht. Diese hätten doch allerdings einer kurzen und bestimmten Erwähnung um so mehr verdient, da doch einmal von der Londner Bank die Rede war.

Unter dem Artikel *Calculation* hätte bey der Wechselarbitrage wenigstens noch Ein Exempel angeführt werden müssen, das vortheilhafter oder minder vortheilhaft als das angeführte ausgefallen wäre, damit man deutlich daraus ersehen könnte, wie der Kaufmann durch das arbitriren zur Wahl des vortheilhaftesten Weges geleitet werde.

Bey vielen Artikeln läst Hr. *B.* sich nur auf sehr kurze und unbefriedigende Erklärungen ein, und verweiset die Leser auf vollständigere Werke. Nun durfte er freylich seinem Plane gemäss nicht zu weitläuftig werden, und musste manchen Artikel, der wohl eine ausführliche Erörterung verdiente, nur kurz abfertigen. Da es aber auch zu demselben Plane gehört, die ausführlichen grössern Werke entbehrlich zu machen; so hätte er auch nicht lediglich auf sie verweisen dürfen. Auch vermissen wir viele Artikel sehr ungerne, als: *Carte Blanche, Blanket, Gold, Goldgewicht, Gran, Grän* u. a. m.

Die Absicht dieses Tadels, den die Unparteylichkeit uns abzwang, ist übrigens keineswegs den Werth dieses im ganzen nützlichen Werks herabzusetzen; im Gegentheil sehen wir der Erscheinung des zweyten Theils mit Verlangen entgegen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Jansen: — *Oeuvres diverses de J. J. Barthelemy.* l'an 6me. T. I. 349 S. T. II. 477 S. 8.

Voraus schickt der Herausgeber das *Eloge de Barthelemy.* Es zeichnet sich von den beiden andern Elogien, sowohl vor demjenigen, welches *Nivernois*, als vor demjenigen, welches *Lalande* dem berühmten Vf. des Anacharsis widmeten, sehr vortheilhaft aus. Die französische Revolution war dem Barthelemy äusserst verhasst; sie raubte ihm das Glück des Lebens, und ergriff ihn mit tödtlichem Gram.

Der

Der erste Band seiner nachgelassenen Schriften enthält: *Traité de morale*, in vier Abschnitten. Der erste Abschn. handelt von der Religion; der zweyte vom Vaterlande; der dritte von den Pflichten gegen die Aeltern; der vierte von den Pflichten gegen Freunde. Ein unbedeutendes Werkchen. Er schrieb es zur Erbauung des jungen Auriac. Sehr altgläubig und frömmelnd ist der Abschnitt über die Religion. Ein Roman, *Carite et Polydore;* vorgeblich aus dem Griechischen; darum aber nicht weniger frostig. Ein komisches Heldengedicht: *La guerre des Puces*, voll kühner Erfindungen, in begeisterndem Tone. Er schrieb unter den Augen der angebeteten Herzogin von Choiseul. *Kritische Abhandlungen.* Ohne den Namen des Vfs. sind die mehrern in dem Journal des Savans und andern Journalen abgedruckt. Ruinen von Palmyra; Ruinen von Balbek; Alterthümer aus dem Herculan; Herakleische Inschriften; Schaumünzen auf den Marcus Antonius; ruhmvolle Anzeige von Winkelmanns Werken.

Der zweyte Band beginnt mit einem äusserst interessanten Briefwechsel zwischen Barthélemy und dem brittischen Gesandten Stanley über die Art und Weise, wie bey den alten Völkern, besonders bey den Römern kriegerische Ausbeuten waren vertheilt worden. Die Untersuchung ist zugleich politisch und kritisch-historisch. Gewöhnlich kam der eine Theil der Ausbeuten dem Staate zu; der andere dem Heere; der dritte den Feldherren; der vierte und wichtigste den Göttern. Den Göttern widmete Agesilaus den Zehnten. (Plutarch. in Agesil. f. 606. Xenophon. in Agesil. c. I. S. 15.) Im Vorbeygehen bemerken wir, dass auch die morgenländischen Sieger den Zehnten an die Priester entrichteten, z. B. Cyrus und auch Abraham (I. Mos. XIV, 20.). *Fragmente einer literarischen Reise durch Italien.* Der Vf. machte die Reise in den Jahren 1755 u. 56 auf Unkosten der Regierung. Er beschreibt: 1) die Alterthümer in dem mittägigen Frankreich; die Ruinen von Taurantum bey dem Meerbusen Baumelles in der Provence; verschiedene Werke von Puget; die erhobenen Arbeiten an einem antiken Grabmale bey der Kirche von Tortona. „Es ist das Grabmal des „Aelius Sabinus. Er starb in seinem vier und zwan„zigsten Jahre. Auf dem Grabsteine erblickt man „unter andern die Figuren des Castor und Pollux; „bey der ersten Figur die griechischen Worte: *Thar„sei kai eugenei;* bey der letzten: *Oudeis athanatos.* „Vielleicht, fährt Barthélemy fort, hatte Sabinus „noch einen Bruder, der sich zum Andenken ihrer „Freundschaft auf dem Grabsteine unter Castors Fi„gur darstellen liess. Auf der Rechten des Altars „beobachten zwey geflügelte Genien den Kampf ei„nes Hahnes mit einem andern Thiere. Der Hahn „liegt besiegt. Wahrscheinlich sind die beiden Ge„nien die Sinnbilder des Lebens und des Todes. „Der Hahn ist Sabins Sinnbild. Zur Linken des Al„tars spielen zwey andere Genien mit Würfeln; der„jenige, der verloren hat, wischt die Thränen vom „Auge; der Sieger deutet lächelnd mit dem Finger „auf seinen Würfel." Reise von Piazenza nach Bologna. Beschreibung einiger Gemälde des Corregio, Raphael, Guido. Kurze Beschreibung der Gallerie von Florenz. Zweyte Reise von Florenz nach Rom. Interessante Bemerkungen über etruskische Alterthümer. Bemerkungen über das Pantheon; über die Bäder des Titus; über einige Monumente in Rom. Reise von Tusculum nach Palästrina. Merkwürdige Mosaiken. Sie stellen allegorisch eine Reise Hadrians nach Aegypten vor. Nachgrabungen im Herculan. Von dem antiquarischen Cabinette in Portici. Bemerkungen über das Gewölbe von Susa. *Betrachtungen über einige mexikanische Gemälde.* Die Gemälde sind zwar reich und belebt, hin und wieder aber wird dasjenige, was an den Figuren mangelhaft ist, durch conventionelle Zeichen ersetzt. Die Gesandten des Montezuma bedienten sich in den Unterhandlungen mit Cortès der Bilderschrift. Eine Menge mexikanischer Bücher in Bilderschrift liess der Bischof Zumaranga unter dem Vorwande verbrennen, dass sie aus magischen Charaktern zusammengesetzt wären. Barthélemy liefert Proben von der Uebersetzung solcher Hieroglyphen. *Instruction auf die Reise nach Peru* für Hn. Dombey. Sehr wünschenswerth findet der Vf. ein Wörterbuch zur Vergleichung sowohl der verschiedenen amerikanischen Sprachen unter sich, als mit der Otahitischen. Vorschlag an die Commission, welcher im J. 1792 die Fürsorge für alte Denkmäler war anvertraut worden. *Versuch einer neuen römischen Historie.* Roms fabelhafte Geschichte von Troja's Zerstörung bis zum Tode des Romulus. Unter des Vfs. Zauberstile bekömmt das sonst so trockene Skelet Geist und Leben. *Fragment eines Werks über die Numismatik.* 1. Abschn. Schaumünzen der griechischen Könige. 2. Abschn. Metall, in welchem sie geprägt sind. 3. Abschn. Sprache der Inschriften. 4. Abschn. Legenden. *Instruction auf die Reise nach Neapel und Sicilien für Hn. Houel*, Hofmaler. Anzeige der phönizischen Schaumünzen zwischen Palermo und Agrigento. *Memoire über das königliche Medaillencabinet.* Classification seiner Reichthümer, und Vorschläge zu ihrer Vermehrung. Barthélemy's Rede bey seiner Aufnahme in die französische Akademie den 25. August 1789. Zum Andenken seines Vorfahren, Bouzée. Eine sehr interessante Episode macht in dieser Rede die Entfaltung des wohlthätigen Einflusses aus, mit welchem die Typographie besonders auch auf die politischen Angelegenheiten einwirkt. Beantwortung dieser Rede von dem Ritter Boufflers. Ein sehr wahres Eloge auf Barthélemy, in bezauberndem Stile. *Verschiedene literarische Briefe.* Ueber die samaritanischen, ägyptischen, chinesischen, griechischen Sprachen, Alterthümer, Gebräuche; über verschiedene Schaumünzen, Steine, Grabmäler. In einem Schreiben an Hn. Dutens erwähnt der Vf. der *Lettres atheniennes*, welche ihm nach dem LXXXII. Vol. des *Monthly Review* bey dem *Voyage du jeune Anacharsis* sollen zum Muster gedient haben. „Die „athe-

„athenienfifchen Briefe waren von einigen Studiren- „den in Cambridge zuerst im J. 1741, und hernach „im J. 1782 gedruckt worden; jedoch fehr wenig „Exemplare, und nur zum Privatgebrauche für eine „gelehrte Gefellfchaft. In den Briefen unterhält „Cleandes, ein perfifcher Agent zu Athen, während „des peloponefifchen Krieges, einen Briefwechfel „theils mit den Miniftern des gröfsen Königs, theils „mit verfchiedenen Particularen. Er befchreibt „in feinen Briefen die Befchaffenheit der griechi- „fchen Staats- und Kriegskunft, der Philofophie „und der Sitten; feinen Umgang mit Perikles, Afpa- „fia, Alcibiades, Cleon, Sokrates, Thucydides u. a." Barthélemy verfichert, dafs er diefes claffifche Modell nicht vor Augen gehabt habe. — *Von den Rechten, welche fich vormals die alten Metropolen über ihre Colonien anmafsten.* Ihr Verhältnifs glich dem zwifchen Vormündern und Mündeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wien*, b. Camefina: *Ueber die Abftammung der Deutfchen.* — Ein Nachtrag zu Schmidts Gefchichte der Deutfchen. Von *Joh. Babor*, D. der Theologie und öffentlichem Lehrer der morgenländifchen Sprachen, und der biblifchen Auslegungskunde auf dem k. k. Lyceum zu Olmüz. 1798. 91 S. 8. (9 gr.) Dafs die perfifche Sprache mit der deutfchen fehr viele und zwar Wörter von der erften Bildung gemeinfchaftlich hat; ift eine alte Bemerkung vieler Gelehrten, welche daraus nicht mit Unrecht auf eine Verwandtfchaft beider Völker fchloffen. Auch Hr. *B.* machte diefe Bemerkung, und da noch Herodots bekannte Stelle, in welcher *Germani* als ein Stamm der Perfer aufgeführt werden, feine Muthmafsungen verftärkte: fo fuchte er durch tiefere Unterfuchungen der Sache näher auf die Spur zu kommen. Er glaubt nun mit feinen Sätzen im Reinen zu feyn, und legt die Auseinanderfetzung derfelben dem Publicum in die Hände. Folgendes ift das Skelet von dem Gange feiner Unterfuchungen. — Die Germanen find ein eingewandertes Volk, wenn es gleich Tacitus nicht zugeben will; und fie find von Often her eingewandert. Alle nordöftlichen Länder von Europa und der ganze Norden von Afien waren aber mit Scythen befetzt, folglich ift Deutfchland von ihnen bevölkert worden. Dafs die Germanen fehr weit gegen Often reichten; zeigt fich ohnedem aus dem Strabo, welcher fie bis zum Dnieper hinführt, aus Ptolemäus, welcher Syebi und Safones, alfo unftreitig Germanen, im heutigen Sibirien kennt, und aus Ammian, der die Gothen über den ganzen Pontus Euxinus verbreitet. Diefe hohe natürliche Wahrfcheinlichkeit erhebt fich zur Gewifsheit durch die auffallende Aehnlichkeit im Körperbau und in den Gewohnheiten. Denn die Alanen nennt Ammian Maffageten, die Maffageten erklärten aber alle alten Schriftfteller für Scythen; da nun die Alanen faft lauter grofse fchöne Leute mit halbgelbem Haare und ftierem Blicke waren, und bey den Germanen das nämliche allgemein bekannt ift: fo läfst fich die Verwandtfchaft unmöglich bezweifeln. Ferner heifsen bey Ammian die Perfer ebenfalls Scythen (denn wenn Valefius glaubt, diefe Benennung paffe eigentlich nur für die Parther, welche die fpätern Römer freylich fehr oft Perfer nannten, fo betrügt er fich fehr). Sind fie nun Scythen, fo find fie mit den Germanen verwandt, welches abermals aus ihrem Körperbau, fo wie aus ihren Einrichtungen, noch einleuchtender wird. Ammian nennt fie *grofs* und wohlgewachfen (*graciles pene funt omnes*); fie liebten die Jagd, gingen vor Alters halb nackend; fchätzten nächft der Tapferkeit am meiften den Mann, welcher viele Kinder hatte; ihren Königen folgte eine eigene Art von Begleitern als Leibwache; fie nahmen keine Götzenbilder an, und unterhielten für die Sonne weifse Pferde. Gerade fo hielt dies auch der Deutfche. — Wenn alle Sätze des Vfs. erwiefene Wahrheit wären, fo dürfte der Schlufs nicht heifsen: alfo find Perfer und Deutfche unmittelbare Verwandte; fondern: beide find Abfpröfslinge von dem grofsen Stamme der Scythen. Aber dann fieht es freylich mit der Sprachverwandtfchaft gefährlich aus. Hat fich diefe fchon zwifchen entfernten Nebenzweigen fo auffallend erhalten, wie nahe mufs fie erft mit dem gemeinfchaftlichen Hauptftamme felbft feyn. Leider findet fich aber im ganzen Norden der bekannten Erde keine Sprache, welche fich nur einigermafsen mit der Deutfchen wollte zufammen paffen laffen; und Hr. *B.* wird doch nicht fo unbarmherzig feyn anzunehmen, der ganze unermefsliche Scythenftamm fey von dem Antlitz der Erde vertilgt worden. Ueberdies hat auch wohl Hr. *B.* indeffen fchon felbft überdacht, dafs Herodot, welcher Scythen aus eigener Erfahrung kannte, fie blofs über dem Pontus Euxinus zu finden wufste; dafs aber die fpätern überall Scythen hinfetzten, wo fie im Norden von nomadifchen kriegerifchen Völkern hörten. Er wird einfehen, dafs Ammians Zeugnifs, wenn er in fo grofser Entfernung der Zeit von den Alanen als Maffageten fpricht, kein gröfseres Gewicht haben könne, als wenn wir fie z. B. von tatarifcher Abkunft erklären; und wenn die Alanen fchöne Leute waren, der Fall deswegen nicht auf alle übrigen Scythifchen Mitbrüder dürfe ausgedehnt werden, von denen ältere Schriftfteller nicht immer fehr reizende Gemälde liefern. Unterfchied ja Tacitus vorzüglich hiedurch die Germanen von den benachbarten Sarmaten, dafs jene reinliche Leute waren und fefte Sitze hatten, diefe aber als fchmutzige Nomaden das Land durchzogen. Nach des Vfs. Annahme find aber die Sarmaten fo unftreitig Scythen, als die übrigen Bewohner der Nordländer. Er hätte auch nicht *gracilis* durch grofs und wohlgewachfen überfetzen; und zu den aufgeftellten Aehnlichkeiten nicht folche wählen follen, die faft jedem rohen Volke gemeinfchaftlich find, z. B. Liebhaberey der Jagd; oder völlig unpaffende, wie z. B. die gewählte Garde eines mächtigen defpotifchen Kaifers der Perfer, und den freywilligen Kriegsbegleitern eines deutfchen Anführers, für den der Römer den Titel *rex* gebrauchte, der aber im Grunde nichts weniger als befehlen durfte. Endlich hat es mit den Sitten der Perfer noch die eigene Bewandnifs, dafs wir nicht entfcheiden können, ob die oder jene Gewohnheit perfifch oder ob fie medifch ift, da wie bekannt die fiegenden Perfer von den bezwungenen, aber ungleich cultivirtern, Medern Kleidung etc., vielleicht felbft einen Theil der Sprache angenommen haben; fo wie fie die Deutfchen in faft allen Ländern annahmen, in welchen fie durch ihre Eroberungen Sitz und Herrfchaft fich errungen hatten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. April 1799.

GESCHICHTE.

Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung: *Archiv für die neueste Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke. Dritten Bandes erstes* bis zum *vierten Stücke.* 1795. 1796. 768 S. 8. mit dem Bilde des Domherrn *Friedr. Eberh. von Rochow.*

Dafs sich diese periodische Schrift an reichhaltigem und wichtigem Inhalte immer gleich bleibe, davon werden sich Leser, welche noch nicht mit derselben bekannt sind, durch die Anzeige dieses Bandes leicht überzeugen können.

Im *ersten Stücke* des *dritten Bandes* stehen folgende Urkunden und Auffätze: I. *Päbstliche Verdammungsbulle über 85 Sätze in den Acten und Decreten der Synode zu Pistoja*, Rom, den 28ten Aug. 1795. Ob wir gleich dieses so merkwürdige Actenstück zur neuesten Geschichte des römischen Hofs eben jetzt auch in *Wolf's* Geschichte der röm. kathol. Kirche unter der Regierung Pius VI. fünftem Bande S. 524 fg. eingerückt finden; so ist es doch immer angenehm, es in gegenwärtiger Sammlung zu lesen. Es ist auch zwischen beiden Ausgaben noch der kleine Unterschied, dafs hier die Bulle selbst ganz im lateinischen Original, dort aber deutsch übersetzt, und nur die verworfenen Sätze lateinisch mitgetheilt worden sind. Sehr richtig sagt übrigens Hr. *H.* von derselben: „sie sey mit der Bulle *Unigenitus* völlig aus Einem Stück, und ein redendes Denkmal der steten Consequenz und Gleichförmigkeit, der Unverbesserlichkeit und Ewigkeit jenes kühnen und künstlichen Systems der Weltregierung, welches die Politik der römischen Bischöfe seit einem Jahrtausende, unter der Begünstigung finsterer Zeiten und glücklicher Umstände, errichtet, immerdar vor Augen behalten, immer fester gegründet, und selbst bey dem offenbarsten Anschein von Unhaltbarkeit, mitten unter den furchtbarsten Gefahren der Zertrümmerung, niemals aufgegeben, vielmehr durch neue Hülfe und Werkzeuge zu stützen gewufst hat; es sey dieses auch nicht etwa die kraftlose Sprache eines lächerlichen Hochmuths; sondern es seyen Grundsätze, Meynungen und Anmafsungen, welche die ganze röm. kathol. Kirche öffentlich und laut anerkenne, genehmige und ehre; wenn es auch in ihr der aufgeklärten und freydenkenden Männer noch mehr gäbe, welche sie im Herzen verwerfen und belachen, und wenn ihnen auch der Beyfall aller Höfe entstehen sollte. In den kaiserlichen Erbstaaten sey zwar dieser Bulle die Publication versagt worden; wahrscheinlich blos aus Hochachtung gegen *Leopolds* II. Andenken, der darin mittelbar für einen Beförderer vielerley Irrlehren erklärt werde; ein solches Verbot sey jedoch noch gar nicht eine Missbilligung der darin enthaltenen Behauptungen. Aber das höchste Erstaunen errege es allerdings, dafs der römische Stuhl die gegenwärtige Zeit für reif hielt, um die Regierungsgrundsätze *Josephs* II. und *Leopolds* II. in Kirchensachen feyerlich zu verdammen. Auf die besondern *Qualificationen* eines jeden verurtheilten Satzes möchten wir die Leser noch besonders aufmerksam machen. II. *Markgräflich Badensches Rescript an das Fürstl. Kirchenrathscollegium, die Pfarrbesetzungs- und Promotions-Ordnung betreffend*, vom J. 1794. Es ist genug, zu sagen, dafs es überhaupt genommen musterhaft heifsen kann. III. *Kurze Nachricht von der Streitischen Stiftung für das Berlinische Gymnasium.* *Büsching* und *Gedike* haben uns schon mit diesem edeln und wohlthätigen Manne bekannt gemacht; aus der Schrift des letztern wird hier ein Auszug gegeben. IV. *Gregoire's Rede im Nationalconvente über die Freyheit der Gottesdienste, nebst seinem Vorberichte und dem Decrete des Convents.* Lesenswürdig an sich, und voll schöner Stellen; was aber die Maximen und Phrasen für Folgen gehabt haben, weifs jedermann. Die Jahrbestimmung fehlt. V. *Merkwürdiges Beyspiel von Censurunfug.* Hr. Superintendent *Nägler* zu Gera versagte im J. 1795. einer theologischen Zeitschrift: Ueberficht der neuesten theologischen Literatur, die Erlaubnifs zum Drucke, „weil sie zu frey geschrieben sey, und die Absicht habe, die Lehre Christi und die Bibel zu vertilgen." Rec. ist selbst öffentlich bestellter Censor; und dennoch wünschte er beynahe ehemals, dafs es überall keine Censur geben möchte, weil sie so leicht die herrlichsten Geistesfrüchte vernichten kann, und wirklich unzähligemal vernichtet hat. Aber in den letzten zehn Jahren besonders überzeugte er sich nicht nur, dafs unbeschreiblich viele Thorheiten aller Art, mitunter auch gefährliche, durch dieselbe zurückgehalten werden; sondern sogar auch, dafs bisweilen Männer von trefflichen Einsichten und edelm Forschungsgeiste, die aber die Welt, in der sie leben, zu wenig kennen, bisweilen eines Winks der Censur bedürftig sind. So ist ihm ein Fall bekannt, da ein solcher Mann eine spöttische Stelle über ein öffentliches Gesetz eines Landes einfliefsen liefs, wo sein Buch gedruckt wurde; der Censor mufste diese Stelle ändern, wenn er sich nicht selbst Verdriefslichkeiten aus-

aussetzen wollte; darauf beschwerte sich der Vf. in einem periodischen Blatte, der Censor habe sich eine ungebürliche Freyheit herausgenommen; und er war es doch selbst, der sich einer solchen Freyheit schuldig machte.

Dritten Bandes zweytes Stück. I. *Geschichte der Sicilianischen Inquisition*, von Hn. D. *Friedrich Münter* in Kopenhagen. Dieses Gericht war schon im J. 1224. in Palermo, und *Friedrichs* II. bekannte Verordnungen gaben ihm großes Ansehen. Bis zum J. 1487. verwalteten es die Dominicaner allein; nunmehr aber entstand daraus ein königliches Tribunal, die spanische Inquisition, welche auch in den Händen der Sicil. Könige die Zwangsmittel wurden, um die mächtigen Stände des Reichs in der Unterwürfigkeit zu erhalten, und den königlichen Despotismus auf den Grundfesten des Aberglaubens unerschütterlich zu erbauen. Wie in Spanien, verlor auch in Sicilien der Dominicanerorden fast alle Theilnahme am Inquisitionstribunal; überhaupt wurden alle Ordensgeistliche davon ausgeschlossen. Die spanischen Monarchen ertheilten auch diesem zu ihrem Besten errichteten Gerichte viele Privilegia. Im Königreich Neapel aber fand die Einführung desselben stets den muthigsten Widerstand, und hierin liegt eine Hauptursache des strengern und kühnern Geistes, den dieses Volk, ungeachtet einer dreyhundertjährigen harten und schlechten Regierung, beständig erhalten hat; und der zuletzt, da die Regierung selbst auf das öffentliche Beste nähere Rücksicht nahm, sehr edle Früchte trug. Aber selbst in Sicilien mußte *Carl* V. (oder der Erste) jene verhaßten Privilegien auf mehrere Jahre suspendiren. Dadurch aufgemuntert, erregte das Volk zu Palermo einen Aufstand wider die Inquisition, und verbrannte ihren Pallast. Doch im J. 1543. ertheilte ihr *Carl* alle ihre Rechte wieder; und sein Sohn *Philipp* sah sich, *wahrscheinlich durch Versuche des Volks, seine Freyheit zu erhalten*, im J. 1546. genöthigt, dieses Edict zu bestätigen. (Warum denn eben dadurch? er hatte ja blutdürstigen Ketzerhaß genug.) Der Adel, der mit dem Volke vorher gemeinschaftliche Sache gegen die Inquisition gemacht hatte, scheint in der Zwischenzeit eingesehen zu haben, wie leicht größere religiöse Freyheit auch zu größerer politischer führen, und seinen über alle Vorstellungen ausgedehnten Privilegien und Anmaßungen verderblich werden könne. Daher, und zugleich aus Geist der Knechtschaft kleiner Despoten gegen große, ließen sich nun viele der ersten Baronen des Reichs zu Familiaren und Beamten des heil. Gerichts aufnehmen. (Aber wenn dieses, wie der Vf. oben sagte, zur Unterdrückung der mächtigen Stände von den Königen gebraucht wurde; so hatte der Adel weit mehr Ursache, sich gegen dasselbe mit dem Volke immerfort zu vereinigen.) Seitdem mordete die Inquisition in Sicilien wie in Spanien. Aber seit *Carl* III., nachdem Sicilien von Spanien unabhängig geworden war, und eigene Inquisitoren bekommen hatte, wurde ihr Gericht selbst menschenfreundlicher. *Squillace* und *Tanucci* entkräfteten es; *Caracciolo* ließ es im J. 1782. ganz aufheben. II. *Bestrafung und Begnadigung eines grober Verbrechen überwiesenen Predigers im Brandenburgischen*, im J. 1793. Sein Absetzungsurtheil wurde in einen scharfen Verweis verwandelt; er scheint aber diese Milderung nicht verdient zu haben. III. *Vollziehung des Reichsgutachtens wegen der Studentenorden zu Helmstadt*, 1795. IV. *Missionsnachrichten aus China*. Drittes Stück. Briefe eines Apostol. Missionärs daselbst an den Director des Seminariums der fremden Missionen zu Paris, vom J. 1792. Bekehrungen und Verfolgungen wechselten mit einander ab; auch waren neue Missionarien und Geldunterstützungen großes Bedürfniß. V. *Neueste Geschichte der Episcopalkirche in Schottland*. Sie hat unter der jetzigen Regierung ein neues Leben erlangt, und hat sogar das erste protestantische Bisthum in den nordamericanischen vereinigten Staaten eingeführt. Im J. 1789. hatte sie sechs Bischöfe. VI. *Auszug aus dem Verantwortungsschreiben der Reichskammergerichtsassessoren evangelischen Theils an das* Corpus Evangelicor., *wegen der in der Froriepischen Rechtssache ergangenen Erkenntnisse*. Zur Beurtheilung einer Angelegenheit, wo gewiß auf beiden Seiten gefehlt wurde, sehr dienlich. VII. *Von den Wahlen zu geistlichen Aemtern in Hildesheim*. Gewisse Unordnungen, die bey diesen Wahlen vorgingen, wurden im J. 1792. aufgehoben. VIII. *Nachricht von den Sonntagsschulen in England*. Hr. *R. Raikes*, Buchdrucker zu *Glocester*, stiftete sie im J. 1784., um der Ausartung müßiger Kinder niedrigen Standes am Sonntage vorzubeugen, mit dem glücklichsten Erfolge, unterstützt und nachgeahmt in mehreren Gegenden. IX *Bemerkungen über neuere Anstalten für sittliche und wissenschaftliche Cultur in Kursachsen*. Es sind etwas einseitige Nachrichten von Verfügungen über gewisse Bücher, und vom Leipziger Gesangbuch. Einiges darunter hat sich seitdem etwas verändert dargestellt. X. *Irrungen über Einführung eines Katechismus in Schlesien*, 1795. Der Berliner wurde nicht angenommen; aber auch der vom Pastor *Seidel* zu Charlottenbrunn geschriebene, nicht. XI. *Vermischtes aus London*. Von neuen Propheten, sonderbaren Fastenpredigten, und vom D. *Geddes*, einem röm. kathol. freydenkenden Bibelübersetzer.

Dritten Bandes drittes Stück. I. *Geschichte meiner Schulen*, von *Friedr. Eberh. von Rochow*, *auf Reckan*. Aufgefodert von Freunden, beschreibt Hr. *v. R.* hier die Veranlassung und die Schicksale seiner wohlthätigen Schuleinrichtungen, welche seit dem J. 1772. ihren Anfang nahmen, und nun längst so berühmt sind, daß wir schon darum aus dieser sonst angenehmen Nachricht keinen Auszug geben. Doch müssen wir die S. 365 fg. eingerückte Instruction für die Landschulmeister, vom J. 1773. besonders zu lesen empfehlen. In der Kürze ist darin sehr viel Gutes, auch über den Religionsunterricht, zusammengedrängt. II. *Anweisung für die Lehrer der niedern Schulen, in Städten und auf dem Lande, von*

der

der königl. preuss. Examinationscommission in Berlin, gedruckt daselbst im J. 1794. Mit Recht hat der Herausg. diese Instruction unmittelbar auf die Rochowsche folgen lassen, besonders, um zu beurtheilen, wie weit sich die Einsichten und Bemühungen eines Privatmannes in dieser wichtigen Angelegenheit, von den Einsichten und Bemühungen der im besagten Jahre vom Staate für dieselbe angeordneten und besoldeten Männer entfernten. III. *Briefe an die Mitglieder der von dem Baron Schwedenburg gestifteten Kirche des neuen Jerusalem*, von *Joseph Priestley*. Birmingham 1791. Unstreitig eine der lehrreichsten Prüfungen, der unter uns mehr berüchtigten als bekannten Secte; gesetzt, dass man auch nicht mit allen Meynungen Pr. übereinstimmen sollte. IV. *Vermischte Nachrichten.* Sie enthalten eine treffende Charakteristik des gelehrten und fleissigen morgenländischen Sprachkenners zu Helmstädt, *Christoph August Bode*, gest. 1796.; die Verbanhung des Capuciners *Xaver. Krass* aus dem Lande Hildesheim 1796. blos wegen seiner Freymüthigkeit in Bestreitung abergläubischer Volksmeynungen und unnützer Andachtständeleyen. Kirchliche Neuigkeiten aus dem Preussischen und England; etwas von einem schlechten hildesheimischen Gebetbuche; den Tod des verdienten *Zaupser*, 1795. und dergl. m.

Dritten Bandes Viertes Stück. I. *Ueber das Verbot einer verbesserten Fasten-Andacht in Hildesheim*, 1796. Die Vorstellung des Vorstehers von einem dortigen Nonnenkloster dagegen, ist ohne Antwort geblieben. II. *Verwaltungsanstalten der kathol. Kirchenobern in Hildesheim gegen Aufklärung und Kirchenverbesserung.* Eine lesenswerthe Entwickelung dessen, was am Ende des vorhergehenden Stücks nur kurz von dem P. *Krass* berührt worden war. Die documentirte Verfolgung des rechtschaffenen Mannes erregt eben so vielen Unwillen, als die häufig eingestreueten Proben des plumpen Aberglaubens in jenen Gegenden Eckel verursachen. In der Anmerkung S. 581. heisst es bey Gelegenheit mehrerer Ehrennamen der Jungfrau *Maria*: *„Du Königin der Beichtiger!* verstehe ich nicht; soll es Königin der Beichthörer oder der Beichtenden seyn?" Keines von beiden; sondern ein *Beichtiger* ist im katholischen Deutsch ein Confessor, oder eine Art von Märtyrer. III. *Ein neuer Heiliger*, *Bernhard von Offida.* Diesen Capuciner Laienbruder, der im J. 1694. im neunzigsten Jahr seines Alters gestorben ist, sprach *Pius* VI. im Jahr 1795. selig; wie die hier eingerückte Beatificationsurkunde, nebst beygefügten Personalien, bezeugen. Er sagt, dass gegen die jetzige verführerische, hochtrabende Philosophie, die ganz ungestraft herumschwärme, nichts dienlicher sey, als ein solches Beyspiel. Aber wahrhaftig: *Non tali auxilio nec defensoribus istis Tempus eget!* IV. *Kurze Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wirtembergischen Waldenser*, von *Andreas Keller*, Pfarrer zu Illnau im Canton Zürch, vorher einige Jahre Prediger einer wirtembergischen Waldensergemeinde. Dieses wird eine erwünschte Fortsetzung und Ergänzung von des Hn. v. *Moser* neulich herausgekommenen *Geschichte der Waldenser im Wirtembergischen* werden. Hier werden zwar diese Nachrichten nur bis zum herzogl. Concessionsbrief vom Jahre 1699. fortgeführt; sie enthalten aber doch manches, wodurch sie sich von jenem Buche unterscheiden; auch ist es angenehm, beide in den Hauptumständen und Urtheilen übereinstimmende Schriftsteller mit einander zu vergleichen. V. *Fürstbischöfl. Regensburgische Consistorialverordnung wider die unzüchtige Lebensart der Geistlichen.* 1796. Diese im lateinischen Original hier abgedruckte Verordnung befiehlt, dass ein Kleriker, der sich *notorisch*, auf eine *Aergerniss* stiftende Art, und also, dass er *juristisch überwiesen* worden ist, mit einer Frauensperson fleischlich vermischt hat, seiner Beneficien verlustig werden söll. Unter dem erdichteten Namen von Gutachten der theologischen Facultäten zu Ingolstadt, Wirzburg und Göttingen, ist eine scharf gesalzene Kritik über diese Verordnung ergangen. Es ist aber auch über dieselbe ein Jurisdictionsstreit zwischen dem geistlichen Rathe zu München und dem regensburg. Consistorium entstanden. VI. *Denk- Lehr- und Presszwang in Kursachsen.* Wenn man auch einräumt, dass daselbst mehr Bücherverbote ergehen, als nöthig ist, während dass eine Menge unverbotener, aber für Sittlichkeit eben nicht vortheilhafter, alter und neuer Schriften ruhig coursirt, so ist doch mehreres in diesen Nachrichten offenbar übertrieben, auch wohl unrichtig. z. B. was von einer *erkünstelten Finsterniss* gesagt wird; und zu schreiben: „Ehedem hielt sich das Oberconsistorium viel reiner von allem Einfluss von oben herab," (S. 717.) zeigt Unkunde der kursächsischen Kirchenverfassung. VII. *Vermischte Nachrichten.* Darunter steht die Anzeige einiger *Flugschriften französischer emigrirter Geistlichen*, und eine Nachricht *von der Ansiedelung des Ordens de la Trappe in Deutschland*; beides in seiner Art merkwürdig; wenn gleich nicht empfehlungswerth.

Altona, in der Buchhandl. d. Verlagsgesellschaft: *Briefe über Frankreich, die Niederlande und Deutschland.* Geschrieben in den Jahren 1795. 1796 und 1797. Zweyter Theil. 176 S. Dritter Theil. 176 S. 8.

Das Ueberraschende mancher Beobachtung, das Leben in den Darstellungen, die Neuheit einzelner Anekdoten und die Mannichfaltigkeit des Inhalts dieser Briefe überhaupt, würde ihnen viel Interesse mehr geben, wenn es ihrem Vf. (dem Secretär *Kerner* bey der französischen Gesandschaft in Florenz) gefallen hätte, sich seines Gefühls mehr zu bemeistern, welches besonders in den aus den Niederlanden und Holland geschriebenen Briefen, nur zu oft in sansculottische Aufwallungen aller Art, platten Witz, antiroyalistischen Bombast und groteske Darstellungen übersprudelt. — In der jetzigen Zeit, wo solche längst zu den Acten der terroristischen Rase-

Rasereyen einiger verschwundenen wilden Schwärmer gelegt, und von der vernünftigen Welt in und ausser Frankreich vergessen sind, traut man seinen Augen kaum, dergleichen noch 1798. gedruckt zu sehen, was auch nicht einmal als Ironie und Persiflage auf jene Zeiten noch erträglich zu lesen ist. Ist dies die Sprache eines gesitteten, das wahre Beste des Ganzen wünschenden Kosmopoliten, oder nicht vielmehr die eines stürmenden Revolutionärs? ist diese Sprache consequent, bey dem von dem Vf. so oft bezeugten Abscheu gegen Jacobiner, Terroristen und gegen allen Factionsgeist? — — Im zweyten Theil setzt der Vf. seine Schilderungen verschiedener Volksbewegungen in Paris fort. Wir finden hier den Procefs der Robespierrschen Satelliten *Barrere*, *Collot*, *Billaud*, *Leonhard Bourdon* u. a. (Es war eine häfsliche Erscheinung, diesen letzten verurtheilten, nachher aber leider! amnestirten, Mörder von Orleans, im vorigen Winter noch einmal wieder aus seinem Winkel hervorkommen, und in Hamburg nach dem Bericht öffentlicher Blätter in der Qualität eines Agenten der französischen Regierung auftreten und handeln zu sehen, welche ihn dahin um seiner während den letzten Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung los zu seyn, doch eigentlich nur in eine Art von Exil gesandt hatte!) — Aufruhr des 12ten und 13ten Germinals, welcher unter *Pichegru's* Anführung der Nationalgarden, gestillt ward. Der Vf. theilt als Augenzeuge über diesen Vorgang mehrere unbekannte Anekdoten mit; er kämpfte sowohl in diesem Aufruhr als in dem vom 1ten Prairial als Nationalgardist gegen die Bergparthey. — Mehrere Briefe enthalten, ausser einigen Bemerkungen über des Vfs. Privatbekannten, verschiedenes über die Ursachen des damaligen Mangels an Lebensmitteln, über das Assignatenwesen und über das dabey eintretende Verfahren des Convents. — — Der dritte Theil hebt mit Nachrichten von dem Procefs des scheufslichen, aber kraftvollen, Teufels *Fouquier Tinville* und seiner Blutgenossen an. Der Verdruss, das Andenken an diese Unmenschen und an die hier ausführlich beschriebenen Greuelscenen vom 1ten Prairial wieder erneuert zu finden, verliert sich erst, wenn man den Vf. auf dem Wege von Paris durch die Niederlande und Holland sieht. Auf der Route nach Valenciennes waren die Wege schlecht, die Postexpeditionen zögernd, die Felder gut bebauet, aber der Mangel an Zugvieh und an arbeitenden Händen, doch sichtbar. — Traurige Spuren der Kriegsverwüstungen und der damit angenehm abstechende Anblick des Wohlstandes und der wiedergekehrten Ruhe (?) in den Niederlanden. Die Priester behaupten dort ihre hergebrachten Rechte und Einfluss auf ihren alten Zögling, die Nation. Viele tausend französ. Emigranten sind unter dieser Maske verborgen. — Wahrer Patriotismus (auch wohl in einem gemildertern Verstande des Worts als unser Vf. zum Grunde zu legen pflegt) gedeihet auf diesem Boden so wenig als auf dem Holländischen. In Holland fand der Vf. gänzlichen Mangel an literarischer Unterhaltung, einen zögernden Geschäftsgang, grofse Erbitterung der Oranier und Patrioten gegen einander. Die erste Parthey ist stärker an Zahl, die letztere aber hält ihr das Gleichgewicht durch Energie und Thätigkeit. — In einer Note S. 20. u. f. beschreibt eine, wohl nur vorgeblich fremde, Hand, die Begebenheiten des Vfs., der ein Wirtemberger ist und aus Liebe zur Sache der Franzosen, sein Vaterland verliess, in Paris und auf seinen Reisen durch die Schweiz und Deutschland.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kiel*, gedr. b. Mohr: *Freye Gedanken des niedersächsischen Edelmanns, nicht Aristocrat, in einem Schreiben an seine Söhne, als Warnung für drey jetzo allgemein im Schwange gehende Meynungen und Winke für Regenten und das Volk.* 1797. 76 S. 8. (5 gr.) Schon der Titel dieser kleinen Schrift, auf welchem man jedoch, nach der Druckfehleranzeige, statt *und* Winke, *auch* Winke lesen soll, flöfste Rec. kein günstiges Vorurtheil für die schriftstellerischen Talente des niedersächsischen Edelmanns ein, und er fand bey Lesung derselben bald, dafs er ihm nicht Unrecht gethan hatte. „Man höret," so fängt er seine Schrift an, „in unsern Tagen über nichts mehr reden und disputiren als über Revolution und deren traurigen oder herrlichen Folgen der Freyheit und Gleichheit. Die halbe Welt hat sich, um ihre Meynung zu behaupten, in drey neue Secten, möchte ich sagen, vertheilt. Sie ist demokratisch, aristokratisch oder monarchisch gestimmt." (Sollen das etwa die „drey allgemein im Schwange gehenden Meynungen," deren auf dem Titel Erwähnung geschieht, seyn? Rec. findet wenigstens nicht, dafs sich der Vf. darüber weiter erkläre habe.) „Ich kenne Leute, die durchaus keinen Widerspruch dulden, mit lauter Machtsprüchen, Guillotine etc. um sich werfen, wenn man mit gemäfsigteren Grundsätzen gegen sie auftritt; völlige Zerstörung der Religion, der Regierung und Stände, ist nur der einzige Gesichtspunct, welchen der grofse Theil, nämlich der Demokraten, benutzen." — „Was Moral, was Tugend? replicirte ein dies hörender französischer Canibal; jetzo wollen wir uns allein damit beschäftigen, diejenigen die Köpfe abzuschneiden, die etc." Auf jeder Seite des Buchs finden sich grobe Constructions- und Sprachfehler. Als Veranlassung zu dieser Schrift giebt der Vf. S. 14. an: „Viele Piecen und Bücher, in welchen manches schon gesagt worden, was ich hier sagen werde, sind zu kostbar, um in eure und jedermanns Hände zu kommen; ein Paar Bogen sind leichter zu haben und zum Gebrauch für euch und jedermann anwendbarer." Des Vfs. politisches Glaubensbekenntnifs, Räsonnement über die Ursachen der Revolution in Frankreich und den Gang derselben, über den allgemeinen Verfall der Religion und die Nothwendigkeit, ihm zu steuern; eine Auffoderung an den Adel, seinen Vorzügen freywillig zu entsagen, und Bemerkungen über die verschiedenen Regierungsverfassungen, alles mit angeführten und zum Theil ausgezogenen Stellen aus Bayle und andern ältern und neuern Schriftstellern durchwebt, machen den Inhalt des Schreibens aus, und bezeugen, dafs man, bey gutem Willen, gemäfsigten Grundsätzen und vieler Belesenheit, doch ein schlechter Schriftsteller seyn könne.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Utrecht, b. van Paddenburg: *Christophori Saxl Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos* — habita publice — cum magistratu academico se quartum abdicaret. 1798. 12 Bogen in gr. 4.

Ob wir gleich den Grundsätzen, aus welchen der Vf. alle monarchische Verfassungen herabwürdiget, keinesweges beystimmen, vielmehr überzeugt sind, dass die Fehler, die ihnen hier zur Last gelegt werden, nur zufällige Fehler dieser oder jener Regenten waren, und man nach des Vfs. Art zu schliessen eben so gut die Verwerflichkeit der aristokratischen oder demokratischen Regierungsform erweisen könnte: so verdient doch diese Rede, als Werk der Beredsamkeit sowohl als der Gelehrsamkeit, eine vorzügliche Auszeichnung. Die Anlage und Composition derselben, die nichts weniger als kunstreich ist, wird weit überwogen von der Kunst, womit der Redner seine tiefe Kenntniss der Geschichte zur Ausführung seines Arguments benutzt hat; und wenn man überdies die feineren Züge der Nebenausbildung aufzufassen, und die leiseren Winke sorgfältiger Forschungen zu deuten versteht; so wird man sich noch leichter von dem fast jugendlichen Feuer der Beredsamkeit, womit hier ein vier und achtzigjähriger Greis spricht, erwärmt und hingerissen fühlen. Manche Uebertreibungen kann man der rednerischen Amplification *unsers Vfs.* noch eher verzeihen, als etwa einer frühern ähnlichen Rede von *Pet. Burmann* (*in rebus publ. suavius vivi, quam in regnis*, in s. *Oratt.* p. 110. sqq. ed. Hag.) weil *Saxe* sich blos auf die Geschichte der älteren Staaten, die seine Absicht unterstützte, eingeschränkt, auf die neueren hingegen, die ihm den offenbarsten Widerspruch boten, so gut als gar nicht Rücksicht genommen hat. Die grosse Kraft und Fülle des Ausdrucks endlich, womit der Vf. seine Gesinnungen vorträgt, wird uns die Dunkelheit, welche hie und da nicht sowohl aus dem Gebrauche veralteter Worte, als aus zu langen und verschlungenen Perioden entsteht, und überhaupt an die Christische Disciplin erinnert, sehr leicht vergessen machen. — Als Product der Gelehrsamkeit aber verdient diese Schrift theils der neuen Ansichten halber, die der Vf. nicht selten durch kurze Andeutungen historischer Gegenstände eröffnet, theils wegen der nach holländischer Sitte beygefügten Noten, worin viele Stellen der Alten erläutert werden, gewiss vorzügliche Aufmerksamkeit. — Zuerst bestimmt der Vf., was die Vertheidiger und Lobredner des Royalismus unter *lex regia* verstehen; sodann sucht er ihre Meynung vor den Richterstuhl der Vernunft und der pragmatischen Geschichte zu ziehen, um nicht blos die Schädlichkeit, sondern überhaupt die Unstatthaftigkeit derselben zu erweisen, und zuletzt macht er von dem allen die Anwendung auf die neu entstandene batavische Republik.

Was den ersten Theil der Rede anlangt, worin der Vf. zu erweisen sucht, dass nie die Uebereinstimmung des ganzen Volkes ein solches Gesetz begründet habe: so kann hier der Ort nicht seyn, durch Aufführung der Gegengründe, wodurch bekanntlich der *Unterwerfungsvertrag* gerechtfertiget wird, die Stimme des feurigen Redners zu mässigen. Wir begnügen uns, seinen Ideengang zu verfolgen. Er giebt S. 7. zu, und erweiset es sogar aus den historischen Zeugnissen des Aristoteles, Cicero, Tacitus und Justinus, dass zwar die ältesten Völker ihre Könige und Regenten hatten, aber keinesweges Despoten, wie sie, durch Schmeicheley erhoben und sicher ruhend auf der Indolenz der niedrigsten Knechtschaft, über Asien und Europa herrschten, wie sie namentlich zur Zeit der römischen Monarchie waren, wie sie (setzt der Vf. uneingedenk sehr glücklicher und weiser Regierungen, uneingedenk seines eigenen Vaterlandes hinzu) noch heut zu Tage sind, sondern Männer, welche ausgezeichnet durch Verstand und Herz, und im ruhigen Gefühl ihrer Kraft, alle übrigen im Volk übertrafen, welche in friedlichen Zeiten die Gerechtigkeitspflege verwalteten und beym Kriege das Heer anführten. Sie herrschten gewöhnlich über einzelne Städte oder kleine Districte, als Regierer des Volks, nicht als Tyrannen: ihre *Arbitria* waren, wie die ältesten Annalen berichten, statt der Gesetze. Aber auch hier muss man sich hüten, den Worten der Alten, welche der Vf. S. 9. genau bestimmt, die Begriffe der Neuen unterzulegen. Auch hatten diese Könige keine Stellvertreter oder Mandatarien der Justiz: in eigener Person und mit eigener Kraft übten sie die Pflichten ihres Amtes, namentlich die der Gerechtigkeitspflege, aus. — Umsonst, fährt der Vf. S. 11. fort, stützen sich die Royalisten (*idoli regii praecones*) vorzüglich darauf, dass bey den vier Hauptnationen des Orients und Occidents, den Hebräern, Persern, Griechen und Römern, die *lex regia* entweder durch göttliche Autorität eingeführt, oder durch die Stimme des ganzen Volkes bestätiget worden sey. Beiden Behauptungen fehle es an historischer Gewissheit: ja wer die

die erste annehme, der werde in keine geringe Verlegenheit kommen, die oftmals so traurigen und ganzen Nationen höchst nachtheiligen Folgen dieses Gesetzes mit der göttlichen Sanction desselben in Harmonie zu bringen. Hier wird nun zuförderst, in Hinsicht auf die Hebräer, die bekannte Stelle 1 Sam. VIII, 9., wo Samuel von Gott befehliget wird, das *Recht des Königes* dem Volke zu verkünden, auf eine Art behandelt, die zwar dem Zwecke des Vfs. sehr angemessen ist, aber nicht gerade von der innigsten Bekanntschaft mit den Fortschritten der biblischen Auslegungskunde in unseren Tagen zeugt. — Was die *Perser* anlangt, so erzählt bekanntlich Herodotus (III, 80—83), dass nach Cambyses Tode eine allgemeine Berathschlagung über die Vorzüge, welche jede der drey Regierungsformen habe, angestellt, und dass endlich die Monarchie als die für den Staat erspriesslichste anerkannt und gewählt worden sey. Aber, wendet der Vf. S. 16. ein, auch diese Berathschlagung war bloss von den Grossen abhängig; die Entscheidung war bloss ihr Werk.

Noch weniger fand eine solche gesetzmässige Erhebung eines einzelnen Menschen bey den *Griechen* statt, wie die Geschichte der Spartaner, Lakoner und anderer Völkerschaften zur Genüge zeigt. Auch hier waren keine Monarchen, keine Despoten, keine Erbkönige, die nach Willkür gebieten, und nach ihren Launen schalten und walten konnten: Hirten des Volkes waren sie, deren Amt darin bestand, nach dem Rechte der Natur und den Vorschriften der Billigkeit vorgefallene Streitigkeiten zu schlichten, und auswärtige Kriege zu führen. — Von den Griechen geht der Vf. sofort mit einer Eilfertigkeit, welche nur durch die ursprüngliche Bestimmung dieser Schrift gerechtfertiget werden kann, zu den *Römern* über, bey denen er länger und mit einem festen behaglichen Glauben an die Resultate längst abgeschlossener, sehr wichtiger Untersuchungen verweilt. Man erwarte von dem Redner nicht, dass er den Faden der ganzen Discussion vor dem Zuhörer abspinnen soll: aber der Leser, der selbst in diese Untersuchungen einzugehen versteht, wird sich gern durch die zum Theil neuen, zwar nur kurz angedeuteten, aber scharf abgewogenen und sehr gehaltreichen Gründe von neuem überzeugen lassen, dass auch bey den Römern die Monarchie keineswegs durch die Autorität des Volkes gegründet, sondern von den Kaisern bald durch List, bald mit Gewalt an sich gerissen, sodann fortgepflanzt, allmählich befestiget, und immer furchtbarer geworden sey. Von den ältesten Königen, welche die römische Geschichte aufstellt, kann (wie der Vf. S. 23. sehr wahr bemerkt) hier gar nicht die Rede seyn: diese lassen auch die eifrigsten Verfechter der unumschränkten königlichen Gewalt aus dem Spiele, welche sonst die römische Geschichte, als das Palladium des Royalismus, den Gegnern vorhalten. Wenn demnach Tacitus (Annal. III, 26.) sagt: *Nobis Romulus, ut libitum, imperitaverat*; so muss dies von dem Gebote der natürlichen Billigkeit, das dem fest bestimmten und geschriebenen Gesetze voranging, verstanden werden. Alles kommt hier, wie sich von selbst versteht, auf die bekannte *lex regia Romanorum* an, wodurch den Imperatoren die höchste Gewalt soll übertragen worden seyn. Ueber diesen so oft behandelten Gegenstand, der die Meynungen der Gelehrten getheilt hat, theilt hier *Saxe* in bündiger Kürze das Resultat seiner Forschungen mit, das zwar von *Gibbon's* (*History of the decline and fall of the Rom. empire*, chap. 44. §. 8.) und *Beaufort's* (*republ. romaine* To. I. p. 255—274.) Urtheilen im Wesentlichen nicht abweicht, aber doch *durch die Art*, wie es erlangt worden ist, manche neue Ansichten eröffnet, und manche schon von andern gemachte Bemerkung theils bestätiget, theils zu einer überraschenden Klarheit erhebt. Denn wenn gleich der Vf. S. 23. in einer literarischen Note es für hinreichend hält, *Joh. Fr. Gronov's* Rede *de lege regia* (L. B. 1675. 8.) in Ansehung dieser Materie *instar omnium* anzuführen: so nimmt man doch bald wahr, dass er auch die übrigen Schriften nicht bloss gelesen, sondern in manchen Stellen recht absichtlich ins Auge gefasst, und stillschweigend widerlegt hat. — In einem solchen Falle, wo noch überdies die Kritik alle Ursache findet, sich der Waffen der Polemik zu begeben, wird sie sich wenigstens das kleine Verdienst eines Commentators erwerben, und theils durch näheres Zusammenstellen der Hauptpuncte, theils durch Einschaltung der von *Saxe* fast durchgängig übergangenen literarischen Notizen das Ganze verständlicher machen können.

Dass, wie *Gibbon* sagt, die Denkungsart, und selbst die Sprache, der Römer erst ganz verdorben werden musste, ehe in *Tribonian's* Gehirn die Vorstellung eines *königlichen Gesetzes* und einer unwiderruflichen Uebertragung der höchsten Gewalt von Seiten des Volks entstehen konnte, dieser Meynung ist im Grunde auch *Saxe* zugethan, wiewohl er sie mehr durch kurze Andeutungen und eingestreute Winke errathen, als durch ein fest ausgesprochenes Urtheil vernehmen lässt. Die Nachricht: *quod principi placuit, legis habet vigorem, utpote cum lege regia, quae de imperio ejus lata est, populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem conferat* (*Dig.* lib. I. tit. 4. *de Constitutonibus Principum init.*), auf die sich hier alles gründet, rührt nicht von *Domitius Ulpianus* her, dessen Institutionen als die Quelle derselben genannt werden. Davon zeugen nicht bloss andere ganz widersprechende Aeusserungen dieses Rechtsgelehrten, vorzüglich über das *crimen majestatis* (*Leg. I. ff. ad Legem Juliam Majestatis*), sondern auch die grosse Unbestimmtheit, womit eine so wichtige Nachricht ausgedrückt ist. Man sieht nicht, wer der *Princeps* seyn soll: weder der *rogator legis* ist genannt, noch die Comitien, in welchen dieses Gesetz durchgesetzt worden. (*Ernesti ad Tacit.* II. p. 679. rieth auf *comitia curiata* und *legem curiatam*: eine Vermuthung, der schon *Beck* in *Epist. de lege regia Roman.* p. 18. mit Recht widersprach, und deren

ren gänzliche Uebergehung in der Saxischen Schrift das Urtheil des Vfs. über diesen Punct genugsam anzeigt), noch ist endlich das Jahr des Consuls angegeben, unter welchem eine so merkwürdige Staatsveränderung vorgefallen seyn soll. So unbestimmt aber auch alle diese Angaben seyn mochten, so war doch nichts natürlicher, als dass eine so günstige Nachricht theils von dem Kaiser Justinian selbst ohne Widerspruch beybehalten (§. 6. *Institutt. de jure naturali gentium et civili*, wiewohl sich auch hier nach *S.* Meynung, des unkundigen Tribonians Emblem verräth), theils von den Freunden und Vertheidigern der monarchischen Verfassung wiederholt wurde. Bey dieser Gelegenheit führt *S.* (nach *Ev. Otto's* Vorgang,) eine Stelle des *Aurel. Arcadius Charisius* leg. 1. princ. ff. *de officio praefecti praetorio* an, wo aber doch nicht eigentlich von einer *lex regia* die Rede ist, und wo in den Worten *regimentis rei publicae ad imperatores perpetuos translatis* wohl nicht mehr liegt, als was Florus IV, 3. so ausdrückt: *Augusto summa rerum commissa est.* Wollte der Vf. die Stelle blofs zum Beweise anführen, dass die Kaiser im Besitze der höchsten, ihnen allmälich übertragenen Macht gewesen sind; so liessen sich vielleicht (ausser der S. 28. beyläufig erwähnten, *Dig. Lib.* 1. *tit.* 2. *de Or. Jur. leg.* 2. §. 11., wo *S.* mit Bynkershoek *per patres* st. *per partes* lieset) noch treffendere Stellen aus dem *Corpus Juris* auszeichnen, wie z. B. *Cod. Lib. I. tit.* 14. *l.* 12. *de leg. interpret.* Vorzüglich aber verdienten hier solche Stellen einer Erwähnung, in denen zwar nicht der Name *lex regia*, jedoch ähnliche Ausdrücke vorkommen, wie *lex Augusti* (Dig. L. XL. t. 1. *de manumiss. leg.* 14.), *lex imperii* (*Cod. Lib. VI. tit.* 23. *de Testam. l.* 3.), *majestas imperialis* (*Cod. Lib. I. t.* 14. *l.* 1. *de leg. interpretat.*). Der Vf. berührt blofs das *Augustum privilegium* (aus *Cod. L. VI. t.* 51. *leg. unic. de cad. tollendis* §. 14.), mit dem Zusatze: *quaerere liceat, de coelo, an aliunde, delapsum sit Augustum Privilegium*, den wir, nach Vergleichung der von uns angeführten Parallelen, nicht ganz zu verstehen bekennen.

Diejenigen, welche Ulpians Fragment von dem königlichen Gesetze als ächt und glaubwürdig vertheigen, wissen sich freylich über die Unbestimmtheit der Nachricht auf mancherley Weise hinweg zu setzen. — Unter dem *Princeps* versteht man (wenigstens heut zu Tage; denn ehedem galten andere Hypothesen, s. *Ernesti ad Tacitum* II. p. 677.) gewöhnlich den Kaiser Octavian: man suchte diese Meynung durch Stellen der Alten zu begründen, aber eine sehr scheinbare Autorität übersah man seither, bey *Tacitus* Annal. I, 9. wo es vom August heisst: *civili Principis nomine rem publicam esse constitutam.* Allein dass diesem Kaiser *von dem gesammten römischen Volke* die höchste Gewalt *mittelst eines Gesetzes* übertragen worden sey, dies kann durchaus durch kein historisches Zeugniss erwiesen werden. Will man sagen, (was *Gronov* a. a. O., *Noodt* in *s. Orat. de jure summi imperii et lege regia*, p. 776. sqq. in *Opp.* a. 1713. und zuletzt auch *Heineccius* AA. RR. I, 2. 62. sqq. behauptet haben), dass dem August und seinen Nachfolgern die höchste Gewalt mittelst mehrerer *Senatsschlüsse* verliehen worden; und dass diese Schlüsse zusammengenommen, gar wohl den Namen einer *lex regia* behaupten können: so entsteht die natürliche Einwendung, dass dieses doch keine unwiderrufliche Uebertragung von Seiten des Volkes war, und unser Vf. bemerkt S. 29. mit Recht: *illa Scta — aeque minus natura sua et communi hominum sensu Leges, quas solae maximi comitiatus et populi universitatis sunt, nominari possunt, atque Edicta Praetorum et Responsa Prudentum.*

Diesen von *S.* hier aufgestellten Gesichtspunct — einer *historisch falschen* Einführung einer an sich *historisch begründeten* Sache unter dem trüglichen Namen eines *Gesetzes* — muss man, wie uns dünkt, im Auge behalten, wenn man es einmal der Mühe werth hält, die an sich freylich unbedeutende, aber durch schiefe Ansicht der Sache so oft gemissdeutete Frage: ob je ein *förmlicher Volksschluss* die Republik in eine Monarchie verwandelt habe, *nach den Grundsätzen der historischen Kritik* zu beantworten. Mag man auch die Glaubwürdigkeit des republicanisch gesinnten Tacitus, des schmeichelnden Seneca, des oftmals irrenden Dio Cassius, und des in diesem Puncte am wenigsten zuverlässigen Suetonius noch so sehr herabsetzen (unser Vf. berührt diese gewöhnlichen Beschuldigungen der genannten Schriftsteller gar nicht): ihr Stillschweigen über eine so wichtige Angelegenheit, als die Einführung des königlichen Gesetzes gewesen seyn müsste, spricht lauter und entscheidender, als das unbegründete Zeugniss des Tribonianus. Wenn man aber, das letzte zu vertheidigen, anführt, dass wenigstens die *Sache* historisch begründet sey, d. h. dass Augustus und seine Nachfolger alle die Würden und Vorrechte, überhaupt die ganze Macht, welche die *lex regia* ausspricht, wirklich, und zum Theil durch Senatsschlüsse, besessen, und dass nur Tribonian dies alles unter dem unschicklichen, damals unerhörten, Namen eines königlichen Gesetzes zusammen gefasst habe: so wird durch diese Wendung, so gewöhnlich sie neuern Schriftstellern ist (s. *Beck Epist.* p. 17. *Günther Hist. juris Romani* p. 234. u. a.), der Streitpunct offenbar verrückt, oder absichtlich in Schatten gestellt. Denn die Frage ist ja eben: auf welchem Grunde beruhet jene Vorspiegelung eines *Volksschlusses?* War ein solcher wirklich, und wann war er vorhanden? Die ganz neuerlich wiederholte Bemerkung, dass er factisch wenig Schwierigkeit gehabt hätte, wird der historische Kritiker gerne zugeben; aber sie kann ihn bey der Entscheidung der Frage nicht leiten. — Uebrigens ist es allerdings wahr, was *Ernesti* a. a. O. p. 678. erinnert, dass unter den folgenden Kaisern der *königliche* Name dem Ohre schon vertrauter ward. (Domitians Beyspiel, der auch in den Urkunden *Dominus et Deus noster* hiess, konnte zugleich angeführt werden: s. *Sueton. Domitian.* c. 13. und *Interpp. ad Dion. Cass.* p. 1112.)

p. 1112.) Nur darf man dabey nicht vergessen, dass die Kaiser auch in den Zeiten, wo sie in den Provinzen als βασιλεὺς βασιλέων verehrt wurden, sich doch lieber hinter jenes Gesetz verstecken, als ihre Usurpation frey zur Schau tragen wollten: durch diese Bemerkung lassen sich Bach's (*Historia jurispr. Rom.* p. 267. *ed. Stockmann*) Bedenklichkeiten leicht heben, und die Gründe, welche man noch für die Authenticität der Ulpianischen Nachricht vorgebracht hat, fallen von selbst weg.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen*, von M. *Joh. Christi. Dolz.* 1797. VII. u. 101 S. 8. (5 gr.) Bey der glücklichen Stimmung unsers Zeitalters, die gelehrten und andern Stadtschulen auch für die Bedürfnisse der nicht zum gelehrten Stande bestimmten Jugend, nach dem Vorgange von Dessau, Neuruppin etc. zweckmässiger einzurichten, ist es gewiss eben so nöthig als verdienstlich, nicht nur die Lehrgegenstände in solchen Anstalten gehörig zu bestimmen, sondern auch selbst in praktischen Anleitungen den Lehrern und Schülern brauchbare Leitfaden in die Hände zu geben. Das erste ist bekanntlich schon in ungemein vielen Schulen unsers Vaterlandes im Ganzen dergestalt regulirt worden, dass man theils mehr wissenschaftliche Kenntnisse in den Studienplan zog, und mehr zum Selbstdenken anführte, als vorhin üblich war, theils die Erlernung alter Sprachen den künftigen Nichtgelehrten (bekanntlich unter wohl durchdachtem Widerspruche) entweder ganz erliess, oder doch sehr erleichterte, und die so sehr versäumte Muttersprache grammatisch lehrte, theils zur rechten Zeit den künftigen Gelehrten und Nichtgelehrten im Unterrichte von einander absonderte. An das zweyte, an die Leitfaden, wurde dann auch gedacht; aber die Ausführung gelang nur in einigen Fällen: besonders fehlte es an einem solchen Handbuche für den Geschichtsunterricht in den Bürgerschulen bisher noch gänzlich. Ein Mangel, der hauptsächlich aus der nicht allgemein gültig entschiednen Frage entstand, welche geschichtliche Kenntnisse für diese Schulen eigentlich gehörten. Einige behaupteten, es sey schon genug, darin die vaterländische Geschichte vorzutragen; andere meynten, man brauche den Vortrag derselben nur vom westphälischen Frieden anzufangen; andere dehnten ihn auf die Geschichte der Deutschen aus, etwa nach Schröckh; die allgemeine Menschengeschichte hingegen fanden sie alle in diesen Anstalten nicht nöthig. Eine zweyte Hauptpartey drang im Gegentheil, mit Voraussetzung der gehörigen Vorkenntnisse, auf eine angemessene Universalgeschichte. Auch hier fanden sich Abtheilungen. Doch darüber, dass der Inhalt dieses Vortrages vorzüglich aus der Culturgeschichte geschöpft, und das politische nicht Hauptsache seyn müsse, schienen die sämtlichen Parteyen, und wie es scheint mit überwiegenden Gründen, übereinzustimmen.

Mit Recht hat sich der Vf. vorliegenden Werks für eine allgemeine Menschengeschichte erklärt, und sowohl in der Vorrede als im 13ten B. des deutschen Schulfreundes die Gründe seiner Wahl sehr überzeugend angegeben. Man findet hier also den Blick vorzüglich auf die Fortbildung des menschlichen Geschlechts gerichtet, ohne jedoch die Regentengeschichte ganz auszuschliessen, wobey der Vf. voraussetzt, dass bereits in der Religionsgeschichte und Geographie ein Unterricht vorhergegangen sey. Die Geschichte kann dann ganz füglich in zwey Cursus vorgetragen werden, wie der Vf. meynt. Sie ist in sechs Perioden dargestellt, deren Epochen folgende sind: Erschaffung der Welt, Moses, Sokrates, Christus, Karl der Grosse, Reformation. Der Vortrag ist deutlich und bestimmt, und der Stoff sehr zweckdienlich gewählt und geordnet. Rec. gesteht mit Vergnügen, dass der Vf. ein sehr brauchbares Werkchen geliefert habe, dem man es nur hier und da noch ansieht, dass es der *erste Versuch* in dieser Art sey. Vielleicht sind folgende Bemerkungen dem Vf. nicht unwillkommen. Zuförderst wünschen wir, dass derselbe bey einer neuen Auflage, deren das Werkchen mehrere verdient, Christi Geburt überall als Zeitbestimmung gebrauchen wolle: sie ist die sicherste und bequemste. Verschiedne nicht unwichtige Dinge sind übergangen, als eine kurze Nachricht von der Mythologie, und, da des Orpheus gedacht ist, die Erwähnung des guten Homerus, dessen Einfluss auf die geistige und sittliche Bildung der alten Welt historischer und bedeutender war als der des Orpheus. Dass Karls des Grossen Sammlung der deutschen Lieder verloren gegangen sey, ist nicht angemerkt. Auch des Lehnwesens ist gar nicht gedacht worden. Zudem würde künftig auf verschiedene Resultate neuer Geschichtsforschungen Rücksicht zu nehmen seyn. So ist es jetzt, zumal nach Hn. *Wolfs* seinen Untersuchungen in seinen *Prolegomenis ad Homerum*, und nach der dadurch veranlassten *trefflichen Forschung* des Hn. *Böttiger*, ganz entschieden, dass die Einführung der Buchstabenschrift in Griechenland ins achte, und des Papiers ins siebente Jahrhundert vor Christi Geburt zu setzen sey: folglich nicht mit dem Vf. ins Jahr d. W. 2490, mehrere Jahrhunderte vor Lykurg (3100). Die allgemeinere Erbauung, Befestigung, und Bevölkerung der Städte in Deutschland wird hier noch dem Kaiser Heinrich I. zugeschrieben: dass dies aber einige Jahrhunderte später geschehen sey, hat Hr. Spittler, unsers Wissens zuerst, mit kritischer Schärfe dargethan (Vgl. A. L. Z. 1788. B. II. p. 515. 678. und Nr. 169 a). Die Frage: ob Dänemark unter Otto I. eine Zeitlang die deutsche Oberherrschaft anerkannt habe, konnte hier ganz fehlen: wenigstens durfte sie nach Christiani gegen Hess nicht wohl bejahet werden. Dass (S. 63.) nur Glarus und Appenzell bey den Unruhen nach dem westphälischen Frieden bey der katholischen Kirche geblieben seyen, ist wenigstens nicht richtig genug ausgedrückt worden. Ferner sind folgende Angaben: die gerühmte Staatsklugheit Pius VI, die Existenz des grossen Moguls, der Untergang der Buchdruckerey in Constantinopel, wo sogar vor einiger Zeit noch eine französische Zeitung gedruckt wurde, wenn nicht ganz unhistorisch, doch einer starken Einschränkung bedürftig. Folgende Druckfehler sind zu verbessern: Constantinopel wurde nicht 1433, sondern 1453 erobert, und den Freyheitseid schwuren nicht 25000, sondern 25,000,000 Menschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Christophori Saxi Oratio honoraria in Legis Regiae Patronos etc.* —

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Unter diesen Gründen ist Einer besonders merkwürdig, weil sich dabey die Vertheidiger jenes Gesetzes auf *Saxe's* Autorität selbst berufen konnten. Jetzt verläfst der würdige Greis die ehemals (*Onomast. literar.* I. p. 262.) geäufserte Meynung, dass die im 14ten Jahrhundert unter Clemens VI. in Rom ausgegrabene, und unter Gregor XIII. im Capitol aufgestellte bronzene Tafel ein ächtes Fragment eines ähnlichen und zusammenhängenden Senatsschlusses enthalte, wodurch dem Kaiser Vespasian das *imperium* übertragen worden sey. Ohne sich hier auf die Gründe einzulassen, mit denen schon *Schook* (*Tract. de quadruplici lege regia* p. 80. sqq.) *Curtius* (*de Senatu Rom. post. temp. reip. lib.* I, 3.) und *van Spaan* (in s. *Specimen histor. juridic. de Scto de imperio Vespasiani*) die Unächtheit jenes Fragments darzuthun suchten, erklärt sich der Vf. jetzt so über die Sache: *Sctum — tam remotae vetustatis, qualis se Vespasiani imperio aequavit, fuisse, a me impetrare amplius non possum, ut credam. Immo hujuscemodi Scti formulam consilio et fallacia Triboniani in gratiam tyrannidis Caesarum veteri incidi jussam esse aeri, parum abest, quin suspicer. Varii certe errores, a perspicacibus hodie* Grammaticis (es sind die oben von uns genannten) *animadversi, qui ab audacia mediocritateque cum ingenii, tum antiquitatis scientiae Triboniani non multum abhorrent, hanc mihi divinationem suggerere potuerunt.* Uns dünkt, man könne den Tribonian von diesem noch lange nicht hinlänglich erwiesenen Verdachte freysprechen, ohne jedoch hier einen neuen Grund zur Vertheidigung der vorgeblichen *lex regia* zu finden. Freylich darf man diese nicht mit jenem Sctum vermengen, oder dasselbe (wie nach *Gravina Origg. Jur.* p. 85. *Curtius* l. c. auch neuere Compilatoren gethan haben,) als einen übrig gebliebenen Theil des königlichen Gesetzes betrachten. Sonst ist der Verwirrung kein Ende. — Was aber noch überdies die Existenz eines solchen Gesetzes überzeugend widerlegt, ist die ganze Handlungsweise der ersten Kaiser, mit welcher ihre von den Alten uns mitgetheilten Aeusserungen genau übereinstimmen. Abgeschmackt und thöricht wäre, neben einem solchen Gesetze, die Anwendung der Kunstgriffe gewesen, die Augustus und Tiberius und ihre Nachfolger so fein ausdachten und so vorsichtig ausübten, um die Oberherrschaft an sich zu bringen und das durch innere Unruhen ermüdete Volk, welches jetzt weder einer gänzlichen Knechtschaft noch einer gänzlichen Freyheit fähig war, durch die vorgespiegelte Herstellung der republikanischen Form für sich zu gewinnen. Alles dies hat der Vf. aus der Geschichte treffend erwiesen, und indem er gröfstentheils die Worte der Schriftsteller beybehalten, die zerstreueten historischen Züge mit vieler Kunst zu einem Ganzen vereint, in welchem die Resultate der obigen Forschungen nicht bloss wiederholt, sondern in wenige Puncte zusammengedrängt und gleichsam auf die äusserste Spitze getrieben werden. Gern und mit Ueberzeugung wird man daher dem Endurtheil (S. 34.) beytreten: *Lex regia, quam existimo tum fuisse, ortu fuit insidiatrix et lenis, progressione rapax, sed ingeniose lenta, eventu tremens et hominum civitati perniciosa. Duobus certe modis perlata fuit, victaque libertas in dominationem vertit: Fraude et vi.*

Das Feuer des Redners steigt, indem er sich in dem Fortgange der Rede gegen die Erbmonarchieen ausführlicher erklärt. Durch das Beyspiel des attischen, spartanischen und römischen Staats bemüht er sich zu erweisen, dass unter allen Verfassungen keine so dauerhaft und beglückend sey, als eine wohleingerichtete Republik, von der er jedoch die Ochlokratie sorgfältig unterscheidet. Mit grellen Farben, wie man sie nach der einmal genommenen schiefen Ansicht der Sachen hier erwarten konnte, werden daher die Greuel und Uebel der Monarchie gemalt. Zu diesen zählt der Vf. namentlich unumschränkte Habsucht — Stolz, sich über alle Bürger zu erheben — niederträchtige Schmeicheley — eitle Geheimnissucht — ausschweifenden Luxus — drückende Erhöhung der Abgaben und Vermehrung der Kriege. Starker, eingreifender Ernst wechselt hier in mehrern Stellen mit treffendem, zuweilen auch etwas pedantischem Spott ab: wir können zur Probe nur eine Stelle der letzten Art ausheben, wo von dem Ursprunge und den Anmafsungen des Adels die Rede ist: *Mitto quaerere, cur, cum neque publico, neque suo omnes mereant equo, neque pauci interdum impedire possint, quo minus post equitem atra cura sedeat, nihilo minus se Equites nuncupent, aut cur nonnulli magis sibi titulum Baronis assertum velint, a qua nominis ambiguitate si boni viri vetustae Latinorum significationis meminissent, certissime abhorruissent* u. s. w. Ueberall sucht der Vf. seine Behauptungen durch

durch Zeugnisse alter Schriftsteller zu bekräftigen, um das schaudervolle Gemälde der Despotie, das er nach so vollgültigen Autoritäten aufstellt, desto eindringlicher zu machen. Allein so sehr man auch gerade in diesem Theil der Rede die ungeschwachte Geisteseuergie des wackeren Greises bewundern muss: so wenig wird sich der ruhigere Vertheidiger der monarchischen Verfassung durch die angeführten Gründe überzeugen lassen. Die Fragen: ob nicht fast alle hier geschilderten Uebel schon während der freyen Republik in Rom gewüthet haben; ob der Saame dazu nicht schon vor der Alleinherrschaft des Augustus ausgestreuet worden; ob sich ähnliche oder gleiche Uebel nicht auch in neuen Republiken vorfinden, wo man mehreren Directoren die Gewalt übertragen hat; warum überhaupt neuere monarchische Staaten hier ganz übergangen sind? — diese und andere Fragen bieten sich jedem unparteyischen Leser von selbst dar, und ihre Beantwortung ist, wenn man sie ohne vorgefasste Meynung unternimmt, so leicht und genugthuend, dass sie hier bloss angedeutet werden dürfen. Zuletzt macht der Vf. von diesem allen die Anwendung auf die Neufranken, *qui* (wie er S. 76. sagt) *regale civitatis genus, tot antea facilitatis et patientiae radicibus nixum, regum vitiis repudiarunt, ipsique, jam olim a libertate nomen mutuati, prorsus incredibili et heroica virtute toti nunc Europae, aliisque orbis habitabilis partibus demonstrarunt, quantum intersit inter hominum et Legum imperia, quam praepotens sit philosophiae sanitas* u. s. w. Wie ehemals die Vorfahren der Bataver in einer alten Inschrift (über welche hier S. 78. ff. in einer langen Note eine gelehrte Discussion beygebracht ist) von den Römern mit dem bedeutungsvollen Namen *Fratres et Amici populi Romani* beehrt wurden: so werden hier die Neufranken von den dankbaren Batavern *Fratres et Amici populi Batavi* begrüsst; die batavische Republik wird glücklich gepriesen, und glücklich die Utrechter Universität, welche durch die neue Verfassung mehr Consistenz und manche Vortheile gewonnen, deren sich persönlich zu erfreuen, der würdige Vf. eine individuelle Veranlassung hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf: *Versuch kurzer praktischer Uebungs-Exempel allerley Art, für Schüler, die im Gesange zum sogenannten Notentreffen oder vom Blattsingen angeleitet werden sollen.* Ein Pendant zu Hiller's kürzeren und erleichterten Singeanweisung etc. von *Georg Peter Weimar*, Cantor und Musikdirector in Erfurt. Ohne Jahrzahl. 110 S. 4.

Mit völliger Ueberzeugung können wir dieses kleine Buch allen denen, welche Singschüler im so genannten Notentreffen zu unterrichten haben, als zweckmässig und vorzüglich brauchbar empfehlen. Der Herausgeber, der die darin enthaltenen Uebungsexempel aus verschiedenen Werken sammelte, hat sich dadurch sowohl um die Lehrer des Gesanges, als um angehende Sänger und besonders Chorschüler — für welche bis jetzt in dieser Rücksicht noch wenig gesorgt war — unstreitig sehr verdient gemacht. Denn wenn auch diese, grösstentheils gut gewählten und gehörig geordneten, Uebungsexempel zur völligen Erlernung des Notentreffens noch nicht hinreichend seyn sollten — wie der bescheidene Herausgeber S. 1. selbst vermuthet: — so ist doch dadurch schon viel gewonnen und vorgearbeitet worden. Nebst den zur Uebung bestimmten Beyspielen enthält das vorliegende Buch für manche Cantoren und andere Lehrer des Gesanges auch verschiedene sehr nützliche Winke. Wir wünschen daher, dass es von jedem, der ein Singchor etc. zu unterrichten hat, als Leitfaden gebraucht werden möge.

Um unsere Leser mit der Einrichtung dieses Buches bekannt zu machen, zeigen wir bloss die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen und Rubriken desselben an. Erste Abtheilung. 1) Uebungen der Sekunden. (Mit Recht verweilt der Herausgeber hierbey am längsten. Nur vermissten wir ungern einige Beyspiele in der Molltonleiter; obgleich S. 46. ff. auch Exempel in Molltönen vorkommen.) 2) Uebungen der Terzen. (Die zwischen einer Terz liegende Sekunde wird nicht übel die Suchnote genannt.) 3) Uebungen der Quarten. (Sollte nicht das Treffen der Quinten leichter seyn, und also, wie in Hiller's kurzen und erleichterten Anweisung zum Singen, zweckmässiger vorhergehen? Jedoch der Herausgeber erinnert dies S. 27. selbst.) 4) Uebungen der Quinten. (Da so wohl die verminderte Quarte, als die übermässige Quinte zuweilen vorkommt, so wäre vielleicht ein Beyspiel mit diesen beiden Intervallen nicht überflüssig gewesen.) 5) Uebungen in Sexten. (S. 29. schreibt der Herausgeber: „da die Sexte eine Stufe hoher als die Quinte steht: so lasse ich sie auch manchmal durch *erstere* suchen." Das unterstrichene Wort scheint bloss ein Druck- oder Schreibfehler zu seyn, und soll wahrscheinlich *letztere* heissen. Ob es übrigens rathsamer sey, die Sexte durch die Terz oder Quarte suchen zu lassen, dies hängt wohl grösstentheils von der dabey zum Grunde liegenden Harmonie oder von andern zufälligen Umständen ab, und lässt sich daher im Allgemeinen wohl schwerlich bestimmen.) 6) Uebungen in Septimen. (Auch dem Recensenten ist das Suchen der Septime durch die Octave bey seinen Singschülern meistens besser gelungen, als durch die beiden dazwischen liegenden Terzen. Aber auch hierbey beruht unstreitig viel auf der jedesmal zum Grunde liegenden Harmonie.) 7) Uebungen der Octave. (Rec. würde seine Schüler dieses Intervall eher, als die Sexten und Septimen, üben lassen.) 8) Vermischte Exempel. (Dass Hr. *W.* vor dem Singen selbst jedesmal die Scala desjenigen Tones, woraus das Stück geht, an die Tafel schreiben lässt, billigen wir sehr. S. 39. ff. steht ein Beyspiel aus A moll, und mithin früher, als etwas über die weiche Tonart gesagt worden ist.) S. 42. Ein kleiner Nachtrag zur Uebung und

und Aufmunterung. (Beide Beyspiele sind scherzhaft, und können jungen Sängern allerdings zur Aufmunterung dienen. In Nr. 1. hat der hier nicht genannte Vf. die Namen aller zwölf Monate in Musik gesetzt. — Wenn das Ein mal eins denn doch vom Anfange bis zu Ende componirt werden sollte; so müssen wir gestehen, dass es der verstorbene *Rust* in Nr. 2. nicht ohne Witz gethan hat.) S. 46. Exempel über die Molltöne. (Hr. *W.* bedient sich bey seinem Unterrichte der Hillerschen weichen Tonart, mit der übermäßigen Sekunde auf der sechsten zur siebenten Stufe. Angenommen, dass dies entschieden die beste Molltonleiter sey, so würden wir dem Herausgeber doch gerathen haben, auch einige Beyspiele zur Uebung der sonst gewöhnlichen weichen Tonleiter mit aufzunehmen.) Zweyte Abtheilung. Vermischte zweystimmige gebundene kanonische Sätze. (Es zeugt von des Herausgebers Erfahrung und von seinem Bestreben, möglichst nützlich zu werden, dass er nicht nur in diese zweyte Abtheilung, sondern auch einigemal schon vorher, zweystimmige Tonstücke mit aufgenommen hat. Denn bekanntlich wird das Treffen der zweyten Stimme den meisten Sängern ungleich schwerer, als wenn die nämlichen Intervalle in der höhern oder Oberstimme vorkommen.) Dritte Abtheilung. Enthält zwey- drey- und vierstimmige Canons, (die wir zur Uebung im Treffen etc. ebenfalls sehr zweckmäßig finden.)

Schon aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, dass der Herausgeber bey dieser musikalischen Beyspielsammlung methodisch zu Werke gegangen ist, und fast uneingeschränkten Beyfall verdient. Zum Schluss noch einige Berichtigungen. S. 7. „Begleiten sie übrigens alle hier vorkommende Exempel mit der Violine, um damit dem Unreinsingen vorzubeugen. Ich halte sie (für) schicklicher dazu (,) als ein Clavierinstrument." In so fern Hr. *W.* hier bloss vom Verhindern des Unreinsingens redet, kann er Recht haben; allein in anderer Rücksicht, z. B. um das Ohr an Harmonie zu gewöhnen — wodurch das Treffen oft erleichtert, aber auch in manchen Fällen sehr erschwert wird u. dergl. halten wir ein Clavierinstrument d. h. einen Flügel, ein Pianoforte, ein Positiv etc. für zweckmäßiger, und würden daher rathen, nach Umständen mit einem solchen Instrumente und der Violine abzuwechseln. *Marpurg*, der in vorliegendem Buche immer *Marburg* genannt wird, schreibt in der Anleitung zur Musik überhaupt und zur Singkunst insbesondere, S. 24. „Nicht nur um die Schüler in dem genommenen Tone zu erhalten, sondern auch zugleich um ihnen das Ohr und die Stimme desto geschwinder zu bilden, ist es gut, wenn der Lehrmeister dieselben zu ihren Lectionen *auf einem Flügel* accompagnirt." Was *Hiller* in der Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange S. 27. §. 41. darüber sagt, widerspricht der Marpurgischen Behauptung keinesweges. *Reichardt* schreibt im zweyten Theile der Briefe eines aufmerksamen Reisenden S. 92. sogar: „Nur beyleibe keine Violine, auch selbst in den Händen des besten Meisters nicht!" — S. 8. heisst es: „Die etwas schwerern (Uebungsexempel) können solfeggirt werden, d. i. auf den Buchstaben H abfertigen, weil dieses der wohllautendste ist." Aus dieser beygefügten Erklärung, die S. 13. wiederholt wird, sollte man glauben, das Solfeggiren geschehe immer bloss vermittelst des Buchstabens H; welches aber bekanntlich nicht der Fall ist. S. 13. Statt 1, 1, 1, 1 etc. würde Rec. lieber durchgängig zählen lassen: 1, 2, 3, 4. um den Lernenden dadurch unter andern auch auf die so genannten guten und schlechten Taktheile aufmerksam zu machen. Ueberdies vergisst der Anfänger bey mehreren Pausen leicht, zum wie vielsteumal er *eins* gezählt oder ausgesprochen hat. S. 16. „Ich lasse die Knaben, nach Beschaffenheit der Geltung der Note, (es ist nämlich von den Puncten hinter den Noten die Rede,) *allezeit dreye* zählen." Bey kürzern Notengattungen, wie sie auf derselben Seite weiter unten vorkommen, und in sehr geschwinder Bewegung, dürfte dies wohl nicht möglich seyn. S. 33. „Und bey b) gedenke man, was ein Zweyer, Dreyer, Vierer etc. *sonst auch Schusterflecken genannt*, sey." Hier scheint Hr. *W.* zwey ganz verschiedene Dinge für einerley zu halten. Nicht jeder Zweyer d. h. ein Rhythmus oder Einschnitt etc. der aus zwey Takten besteht, ist auch zugleich ein, von dem verstorbenen *Riepel* spottweise so genannter, Schusterfleck. Wir trauen es dem Herausgeber zu, dass er dies wusste, und sich nur nicht bestimmt genug darüber ausdrückte. — Einige Provincialismen, so wie verschiedene scherzhafte und niedrige Ausdrücke, z. B. S. 7. eingeschlichene *Weiberhacken;* S. 9. *eingefiedelt;* S. 10. *Juckerey;* S. 11. *Schnifier;* kritischer *Borstwisch;* S. 14. *Hundetakte;* S. 47. alte *Backstein-Noten* etc. desgleichen einige Kleinigkeiten in Absicht auf die Sprache und Orthographie, z. B. S. 8. wegen *dem;* S. 9. den man *den Kindern* (die Kinder) leicht kann aussprechen *lernen* (lehren;) S. 16. dem (des) Guten zu viel thun; S. 6. 12. etc. *weissen*, statt: *weisen;* S. 6. 13. 15. 16. etc. *Paussen*, st. *Pausen* u. a. m. wird man in einem Buche von dieser Art gern übersehen. Nur hätten wir gewünscht, dass in den Uebungsexempeln mit untergelegtem Texte, vorzüglich des schicklichen Athemholens und Absetzens wegen, die Unterscheidungszeichen . : ; , ! ? sorgfältiger beygefügt worden seyn möchten; als dies S. 21. 22. 25. 27. 33. 50. 61. 64. 72. u. a. m. geschehen ist.

Prag und Leipzig, b. Neureutter: *Der schwarze Mann und die weisse Frau oder: Horimir auf Schröckenburg.* Geister- und Zaubergeschichte aus der letzten Epoche der Fehdezeiten in Böhmen. 1797. 398 S. 8. (1 Rthlr.)

Horimir, ein böhmischer Ritter, der Held dieser Geschichte, schliesst mit dem leidigen Gott sey bey uns! — denn niemand anders ist der schwarze Mann — einen Bund, durch dessen Einfluss er in achtzehn Jahren „hundert Mordthaten theils selbst beging, „theils

„theils verüben läfst, einhundert fünf und vierzig „Perfonen beraubt, vier und achzig (es ift eine fonderbare Sparfamkeit des Vf. dafs er nicht auch hier wenigftens das hundert voll macht) Mädchen ver„führt, und fonft durchgehends fich einem ausfchwei„fenden fchwelgerifchen Leben überläfst!" Glücklicherweife für jeden erzwungenen Lefer find diefe Unthaten nicht alle, fondern nur eine Quinteffenz von ihnen dargeftellt, und jene Aufzählung gefchieht allein im Endurtheil, bey welchem der Schwarze eben den Stab über Horimir brechen will, als die weifse Frau auftritt und zeigt, dafs Horimir am Ende feiner Laufbahn eine bedrängte Schöne, aus dem Harem des Sultans befreyt und mit einer reichen Ausftattung in ein Klofter gebracht habe, und dafs dadurch fein ganzes Sünden-Regifter ausgetilgt werde. Gegen diefe fromme Behauptung kann nun Hr. Urian nicht das mindefte erfpriefsliche vorbringen: er mufs vielmehr feine Anfprüche an Horimirs arme Seele gänzlich aufgeben, und es erfolgt hierauf eine fehr erbauliche Bekehrung des Sünders, durch welche die Befreyung der wandernden weifsen Frau bewirkt wird, die übrigens eine höchft unbedeutende Rolle fpielet. Ueberhaupt zweifeln wir, dafs es, fo reich wir an geift- und kraftlofen Gefpenfter- und Zaubergefchichten find, ein armfeligeres Product, als das vor uns liegende, gebe! Alles vermifst man in ihm, was aufser einer Reihe Begebenheiten, in welchen das Ungereimte und Wunderbare mit einander wetteifert, einer Gefchichte durch Anlage und Darftellung Intereffe geben follte und könnte! forgfältig vermeidet insbefondere der Vf. das Gebiete pfychologifcher Bemerkungen und Schilderungen; auch nicht entfernt berührt er es. Diefe Kenntnifs feiner Schwächen, die fich felbft bis zu einer höchft nachläfsigen Behandlung der Sprache erftrecken, ift das Einzige, was bey diefer Arbeit ihm Ehre macht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Gera*, b. Heller: *De nominibus Graecorum* praefatus — oratiunculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruthenei Prof. Eloqu. 1799. 15 S. 4. Schon der Gegenftand diefer Abhandlung ift theils fo intereffant, theils noch fo wenig bearbeitet, dafs auch eine weit unvollftändigere Ausführung deffelben auf den Dank der Alterthumsforfcher gerechte Anfprüche machen könnte. Allein Hr. *St.* hat in der That hier fo viel geleiftet, als man von feiner bekannten Gelehrfamkeit bey den engen Grenzen eines Schulprogramms nur immer erwarten durfte. Da wir bis jetzo eine zahlreiche Menge Schriften befafsen, in denen blofs von den Eigennamen der *Römer*, zum Theil fehr ausführlich, gehandelt, die *griechifchen* Namen hingegen nur hie und da beyläufig berührt worden waren: fo ift nunmehr ein guter Anfang gemacht, auch die letzte Materie genauer zu unterfuchen und auf einige Hauptgefichtspuncte zurück zu führen. Dafs ihr Umfang nicht fo grofs und vielumfaffend ift, als eine vollftändige Gefchichte der römifchen Namen, verfteht fich von felbft. Bey den Griechen war hier alles weit einfacher und faft ohne Veränderung. Denn von den älteften Zeiten her hatte jeder Grieche, wie jeder Hebräer, nur einen Namen. Allein da keine *nomina gentilitia* eingeführt waren, und gemeiniglich der Sohn einen andern Namen führte als fein Vater, fo mufste man frühzeitig auf einige unterfcheidende Zeichen denken, damit nicht Perfonen aus verfchiedenen Familien, die zufälliger Weife einen und denfelben Namen hatten, mit einander verwechfelt würden. Man fügte daher am gewöhnlichften zu dem Namen des Sohnes den Namen des Vaters, entweder in patronymifcher Form, z. B. Πηλείδης Ἀχιλλεύς, Τελαμώνιος Αἴας (vorzüglich bey den Poeten, die auch wohl den Namen der Mutter in diefer Form brauchten, z. B. Μολίονε, Hom. Il. λ. 708.) oder auch fo, dafs der Name des Vaters, des Grofsvaters oder der Mutter im Genitiv angehängt wurde, bald mit υἱός, παῖς, ἀπόγονος, θυγάτηρ verbunden, bald, und noch häufiger, ohne diefe Worte, blofs mit dem *Articulus praepofitivus*, wie Ἑρμογένης ὁ Ἱππονίκου, Περίβοια ἡ Ἀλκάθου, und zuweilen auch ohne den Artikel. Wenn entweder der eigenthümliche Name des Sohnes fehr bekannt (Πηλείδης, Ἀτρείδης), oder Vater und Mutter berühmter waren, fo wurde oft jener weggelaffen, und dafür blofs die Namen der letzten gefetzt. Merkwürdig ift es, dafs die römifchen Schriftfteller, weil bey ihrer Nation die Söhne auch den Namen oder Beynamen der Väter führten, nicht, wie die Griechen, *Herodes Attici*, *Appion Plistonicis*, fondern dafür, nach ihrer Weife, *Herodes Atticus*, *Appion Plistonices* zu fagen pflegten. (Die Bemerkung ift von Hn. *St.* aus *Salmafii not. ad inscript. Regillae*, in *Crenii Mufeo philol.* II. p. 137. wiederholt, leidet aber doch, unfers Dafürhaltens, manche Einfchränkung. So konnte z. B. *Herodes Atticus* auch deshalb fo genannt werden, weil er aus einem Demos in *Attika* gebürtig war, und es ift nicht einmal gegründet, was Salmafius a. a. O. behauptet, dafs die Griechen immer Ἡρώδης Ἀττικοῦ, *niemals* Ἡρώδης Ἀττικός gefagt hatten. S. *Eichftädts* Note zu *Fabricii Bibl. graeca* Vol. VI. p. 4. h.) Nicht immer indefs bezeichnet der mit dem Artikel angehängte Name den Vater, Grofsvater oder die Mutter der Perfon, deren Namen vorangeht, fondern zuweilen mufs bey dem Artikel πατήρ oder μήτηρ, zuweilen γυνή, zuweilen ἀδελφός, zuweilen μαθητής, zuweilen δοῦλος oder ἀκόλουθος, zuweilen, wiewohl felten, φίλος fupplirt werden. Alles dies hat der Vf. durch einleuchtende Beyfpiele erwiefen, und manche daher entftandene Irrung zu heben gefucht. Wahrfcheinlich wird er künftig, wenn er diefe Materie fortfetzt und forgfältiger bearbeitet, auch auf die gemeinfamen und unterfcheidenden *Beynamen* der Griechen Rückficht nehmen, von welchen eine claffifche Stelle in Plutarchs Marc. Coriolanus (To. II. p. 70. ed. Hutten.) vorkommt, und über die fich nach *Barthelémy* (*Voyage du jeune Anacharfis* c. LXVI. To. VII. p. 109. ed. Bip.) noch manches Lehrreiche fagen läfst. Wir mufsten uns hier begnügen, den Hauptinhalt einer Schrift angedeutet zu haben, deren Werth noch durch mehrere gelegentlich angebrachte literarifche Notizen, welche *Meufel's* Angaben in der *biblioth. hiftorica* und ähnliche Werke ergänzen, fehr namhaft erhöhet wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg in Preussen, in Comm. b. Nicolovius: *Erleichterung des Klavierspielens vermöge einer neuen Einrichtung der Claviatur und eines neuen Notensystems* (,) vorgeschlagen von *Johann Rohleder* (,) Prediger zu Friedland in Pommerellen im Conitzer Kreise. 1792. 44 S. 4. nebst einer Kupfertafel.

Diese kleine Schrift, deren Anzeige durch einen Zufall verspätet worden ist, verdient, unsers Erachtens, mehrere Aufmerksamkeit, als sie erhalten zu haben scheint. Denn ob wir gleich dem Vf. bey weitem nicht durchgängig beystimmen, so ist doch mancher Vorschlag desselben allerdings einer nähern Prüfung und Realisirung werth. Hr. *R.* legte das Manuscript vor dem Abdrucke der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin vor, und erhielt darauf die Antwort: „Die vom Hn. Prediger „*Rohleder* vorgeschlagene neue Einrichtung des No„tensystems und der Claviatur aller Clavier-Instru„mente würde unstreitig den Anfängern die Erler„nung der Tonkunst erleichtern. Allein, was für „Bequemlichkeiten oder Unbequemlichkeiten da„durch in der Fingersetzung, und überhaupt in der „Ausübung der Musik entstehen würden, läfst sich „nicht aus der Theorie entscheiden, sondern müsste „sich aus wiederholten Versuchen, und einer langen „Erfahrung ergeben. Die Einrichtung mit dem be„weglichen Stimmstege ist ein Versuch, der vielleicht „zu einer vollkommneren Erfindung Anlass geben „kann. Ueberhaupt beweisst die eingesandte Ab„handlung den Fleiss und den Scharfsinn des Ver„fassers etc." Da das Ganze nur aus vier Abtheilungen besteht, so wollen wir aus jedem Abschnitte das wichtigste ausheben, und unsere Meynung darüber beyfügen.

In der ersten Abtheilung schlägt Hr. *R.* eine neue Einrichtung der Claviatur vor, nach welcher die Lage der Tasten, statt der bisher gewöhnlichen:

cis dis fis gis b
c d e f g a h c

die hier folgende seyn würde:

cis dis f g a h
c d e fis gis b c.

Man sieht hieraus, dass die bisherigen *Untertöne f, g, a, h,* (wie sich der Vf. ausdrückt,) *Obertöne,* und dagegen die gewesenen Obertöne fis, gis und b *Untertöne* werden. Die wichtigsten Vortheile, welche diese veränderte Einrichtung der Claviatur gewähren soll, und zum Theil auch wirklich gewähren würde, bestehen darin, dass 1) „alle *Gleichtöne* ge„gen einander *ganze*, und alle *Beytöne* gegen die „Gleichtöne, und umgekehrt, *halbe* Töne sind." Hr. R. nennt nämlich die Untertöne (c, d, e, fis etc.) gegen einander, und ebenfalls die Obertöne (cis, dis, f etc.) gegen einander, *Gleichtöne;* da hingegen, nach seiner angenommenen Terminologie, die Obertöne gegen die untern, und umgekehrt die Untertöne gegen die obern, *Beytöne* heissen. S. 11. sagt er: „So lehrt mein Clavier den ersten Anfänger „sogleich in die Augen und ins Gehör fallend, was „ganze und halbe Töne sind, wozu auf dem ge„wöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntnisse er„fodert werden." Wir begreifen nicht, wie es bey dieser Einrichtung dem Anfänger sogleich auch ins *Gehör* fallen soll, was ganze und halbe Töne sind. — Nächstdem sehen wir nicht ein, wozu in dieser Hinsicht auf dem gewöhnlichen Claviere viele andere Vorkenntnisse erfordert werden. Denn erklärt der Lehrer dem Schüler nur, dass zwey zunächst neben einander liegende Tasten — es mögen nun Ober- oder Untertasten seyn — ein halber Ton genannt werden etc. so hat der Lernende von den ganzen und halben Tönen einen eben so vollständigen Begriff, als er ihn nach des Vfs. Methode davon haben kann. Zur genauern Eintheilung der halben Töne in grosse und kleine ist aber weder die Einrichtung der bisher gewöhnlichen, noch der von Hn. *R.* vorgeschlagenen Claviatur hinreichend. Was hingegen, in Ansehung der zu benennenden Intervalle, durch die letzte Claviatur noch ausserdem für Nachtheil entstehen würde, werden wir schicklicher bey der Prüfung des von dem Vf. vorgeschlagenen Notensystems bemerken. Nur dies erinnern wir bey dem vermeynten ersten Vortheile noch, dass für den Anfänger, durch die neue Lage der Tasten, wieder mancherley Schwierigkeiten entstehen würden, wenn er nämlich von einer oder der andern z. B. von der dritten oben liegenden Taste f, die Benennung der vierten Untertaste fis etc. herleiten sollte. Unstreitig verursacht es weniger Verwirrung, die Benennung der kürzern (abhängigen) Obertasten von den sogenannten unabhängigen (grössern) Untertasten herzuleiten. Zu mehreren Einwürfen gegen diesen ersten Vortheil fehlt es uns an Raum; wir gehen daher mit dem Vf. weiter. 2) „Die Octa„venleiter ist in allen Gleichtönen immer eben diesel-be.

„be. Wer auf dem gewöhnlichen Claviere die Octavenleiter in Dur und Moll aus c und b kennt, wird „sie deswegen nicht sogleich aus d und h, und noch „weniger aus cis und fis treffen, weil er da stets ei„ne verschiedne Folge der Claviertöne beobachten, „und, um nicht zu fehlen, ein sehr gutes Gehör „und viele Uebung haben muss." Einige nicht völlig passende Ausdrücke abgerechnet, wollen wir dem Vf. diesen angegebenen Vortheil nicht streitig machen; wenn anders eine völlig gleiche Folge der Tasten bey den Tonleitern aller Gleichtöne ein wahrer Vortheil ist, und nicht etwa das augenblickliche Finden der Tasten bey Sprüngen u. dergl. erschwert oder unsicher macht. Ein Umstand, über welchen sich nur erst alsdann, wenn man ein Instrument mit einer solchen Claviatur vor sich hat, mit Gewissheit entscheiden lässt. — Unter den noch übrigen drey namhaft gemachten Vortheilen, möchte dieser, dass „von allen Gleichtönen keiner schwerer als der andere wäre," wohl unstreitig der wichtigste seyn. Indess finden doch auch dabey manche Bedenklichkeiten statt. Denn selbst dadurch, dass aus einem Tone schwerer zu spielen ist, als aus dem andern, entsteht in Absicht auf Passagen, Modulation, Charakter u. dergl. eine gewisse Mannigfaltigkeit der verschiedenen Tonleitern, so, dass es schwer zu bestimmen seyn möchte, ob durch die gedachte Erleichterung und Gleichmachung im Ganzen mehr gewonnen oder verlohren würde. Ein unleugbarer Vortheil bey der vorgeschlagenen veränderten Claviatur dünkt uns noch der zu seyn, dass man bequem eine None oder wohl gar eine Decime erreichen, und mithin noch vollstimmiger spielen könnte, als auf einem gewöhnlichen Claviere. Hr. *R.* scheint diesen Vortheil selbst übersehen zu haben; wenigstens finden wir ihn nicht namhaft gemacht. — Dagegen würde die Fingersetzung bey dieser neuen Einrichtung in verschiedenen Fällen gar sehr erschwert werden. Denn oft müsste man den Daumen auf eine Obertaste setzen, oder mit einem Finger unmittelbar nach einander zwey verschiedene Tasten anschlagen. Beides würde dem guten Vortrage und dem erfoderlichen Zusammenhange ausserordentlich hinderlich seyn. Hr. *R.* meynt zwar S. 32. durch Uebung wäre diese Schwierigkeit bald zu überwinden; allein hierin können wir ihm nicht beystimmen. Der Daumen ist, seiner Kürze wegen, durchaus nicht geschickt, ihn bey stufenweiser Fortschreitung auf den Obertasten zu gebrauchen. Selbst bey häufiger Uebung würden doch immer kleine Lücken entstehen, wenn man z. B. nach einer mit dem Daumen angeschlagenen Obertaste den zweyten oder dritten Finger überschlüge. Gesetzt aber, durch unablässige Uebung lernte man endlich auch auf diese Art so ziemlich rund und zusammenhängend spielen; so wäre doch damit in dieser Hinsicht immer noch nichts erleichtert, sondern vielmehr erschwert. — Sodann würde man auch die bereits vorhandenen Tonstücke, vermittelst der vorgeschlagenen Claviatur, schwerlich so spielen können, wie der Vf. wohl aus Vorliebe für seine Erfindung glaubt. Er beruft sich zwar dabey auf sein eigenes Beyspiel; allein in diesem Falle wird er uns verzeihen, dass wir sein Zeugniss allein nicht für vollgültig annehmen. Zu allen bereits vorhandenen Clavierinstrumenten eine neue Claviatur verfertigen zu lassen, wie dies S. 33. vorausgesetzt wird, wenn des Vfs. Clavier üblich werden sollte, ist ein Vorschlag, der gewiss unausgeführt bleiben wird. — Kurz, wir verkennen die gute Absicht des Vfs. keinesweges, glauben aber aus Gründen, dass er auf diesem Wege seinen Zweck wohl schwerlich erreichen werde.

In der zweyten Abtheilung schlägt Hr. *R.* einen neuen Notenplan vor. So leicht der Vf. sich auch die Einführung desselben denkt, und so gewiss es ist, dass dieser Notenplan von einer Seite betrachtet, — da z. B. jede unterste Linie im Bass und Diskante C heissen würde — einige wesentliche Vorzüge von dem jetzt gebräuchlichen Notenplane hat: so lässt sich doch, in anderer Rücksicht, auch viel dagegen einwenden. Denn nicht zu gedenken, dass zu den bereits eingeführten Zeichen noch verschiedene hinzukommen, die den vorhandenen zum Theil allzu ähnlich sind, bemerken wir nur dies dabey, dass sonach die Intervalle gar nicht, oder nach ganz andern Grundsätzen zu bestimmen wären. Eine Septime z. B. hat bis jetzt die Benennung davon, dass sie auf dem Notenplane die siebente Stufe von dem jedesmaligen Grundtone einnimmt; nach diesem neuen Notenplane hingegen steht h, vom tiefern c gerechnet, auf der *sechsten* Stufe, nämlich 1) c; 2) d; 3) e; 4) fis; 5) gis; 6) b und h. Ferner stehen, nach des Vfs. Notenplane, die übermässige Quarte (c — fis) und die reine Quinte (c — g) beide ohne Versetzungszeichen, aber vermittelst verschieden gestalteten Noten, auf der *vierten*, die übermässige Quinte (c — gis) und die grosse Sexte (c — a) beide auf der *fünften* Stufe u. s. w. Wer sieht nicht schon hieraus, wie viele Verwirrung in der Intervallenlehre, durch die Einführung des gedachten Notenplanes, entstehen würde! Der Vortheil, dass man dabey in gewissen Fällen einige Linien weniger zu übersehen hätte, wiegt den daraus entstehenden Nachtheil wohl nicht auf. Ueberdies ist der vorgeschlagene Notenplan von drey und drey über einander gezogenen Linien so leicht, als Hr. *R.* wähnt, nicht zu übersehen. Was sich etwa sonst noch dagegen einwenden lässt, müssen wir übergehen.

In der dritten Abtheilung wird von dem *Tonzeiger* gehandelt. Der Vf. mag selber sagen, was er darunter versteht. „Die Unter- und Obertöne auf „meinem Claviere (heisst es S. 24.) gehen in einer „ununterbrochenen Folge fort, die es dem Auge sehr „erschweren (unserer Einsicht nach: *unmöglich machen*) würde, die Töne von einander zu unterschei„den, wenn man kein sicheres Kennzeichen dieses „Unterschiedes (?) festsetzte. Aus diesem Grunde ha„be ich vor dem festen Schieber einen andern von „schwarzer Farbe anbringen lassen, welchen ich den „*Tonzeiger* nenne, weil er die Töne auf der Clavia„tur

„tur anzeiget und sie richtig (?) unterscheiden lehret. „Er steht zwischen dem Schieber und der Claviatur, „und ist so eingerichtet, dass man ihn hin und her „schieben kann. Durch die auf demselben befindli- „chen weissen Streifen, die ich *Tonweiser* nennen „will, werden eigentlich die Töne angezeigt, und „durch sie (wird) der Clavierspieler angewiesen, (?) „wie die vor ihm liegenden Claviertasten heissen." Die Nothwendigkeit eines solchen Merkmals ist, bey der gedachten Claviatur, sehr einleuchtend. Wir besorgen aber, dass dieses Merkmal bey einem flüchtigen Blicke — wie er während des Spielens grösstentheils nur möglich ist — doch nicht so merklich in die Augen fallen werde, als die auf unsern Clavieren gewöhnliche Verschiedenheit und Lage der Tasten, wo einmal zwey, und sodann wieder drey obere zwischen die untern gleichsam eingeschaltet sind. Da wir jedoch die hier erwähnten Merkmale nur im Kupferstiche vor uns liegen, und kein Clavier mit dem angebrachten Tonzeiger gesehen haben: so müssen wir dem Vf. einstweilen auf sein Wort glauben, dass man, nach der S. 26. enthaltenen Versicherung, „die Claviertasten nach dieser Ein- „richtung weit geschwinder kennen (und hoffentlich bey grossen Sprüngen doch auch finden oder sicher treffen) lerne, als auf dem gewöhnlichen Cla- „viere." Dass uns aber dieser Glaube schwer fällt, wird uns der Vf. nicht verübeln.

Die vierte Abtheilung handelt von dem *Stimmstege.* Er ist nach S. 30. so eingerichtet, „dass das Clavier bis zu Einem ganzen Ton (+) höher gestimmt werden kann." Hr. *R.* giebt selbst zu, dass dieser Versuch noch unvollkommen sey, und besonders deswegen, „weil der Stimmsteg, wenn er an die Sai- „ten angeschraubt ist, dem Claviere den hellen Klang „benimmt und die Töne zwitschernd klingend „macht. etc." Bey dem ohnedies schwachen Klange des Claviers ist das Dämpfen des Tones allerdings ein sehr bedeutender Fehler, welchem jedoch der Vf. vielleicht noch abzuhelfen sucht. Vielleicht gelingt es ihm zugleich, das *zwitschernd klingende* mit wegzuschaffen. Auch ist sehr zu wünschen, dass dieser Stimmsteg nicht, wie gewisse Züge, zum Verstimmen des Claviers beytragen möge. Ob übrigens bey dem Transponiren ein Tonstück nicht von seinem ursprünglichen Charakter mehr oder weniger verlieren müsse, und ob überhaupt der Nutzen dabey so gross seyn werde, als der Vf. meynt, lassen wir dahin gestellt seyn.

In dem Anhange sucht Hr. *R.* unter andern im voraus einige mögliche, und zum Theil ihm auch wirklich schon gemachte, Einwendungen zu beantworten. Wir finden uns jedoch durch seine Gründe bey weiten nicht durchgängig befriedigt. Auch behauptet er noch ausserdem gewisse Dinge, die wir auf keinen Fall zugeben können. So heisst es z. B. S. 31. „Man kann hier (nach des Vfs. Methode) die „Noten und die dazu anzuschlagenden Claviertasten „in wenigen Minuten (kennen) lernen, da man da- „zu auf dem gewöhnlichen Claviere viele Stunden, „auch wohl *Wochen* und *Monate* gebraucht." Wer bloss zur Kenntniss der Noten und Tasten *Monate* gebraucht, dessen Fähigkeiten müssen in der That äusserst klein seyn, oder der Lehrer muss eine erbärmliche Methode haben, nach welcher er Anfängern die grosse Kenntniss der Noten und Claviertasten beybringt! Die obige Behauptung ist aber unstreitig übertrieben. Wenigstens würde ein so stupider Zögling, auch nach des Vfs. Lehrart, in einigen Minuten ebenfalls nicht die erwähnten Fortschritte machen. Hin und wieder verräth Hr. R., dass es ihm an theoretischen Kenntnissen fehlt. S. 15. z. B. hat er den Kunstausdruck *Grundton* unrichtig, statt *Hauptton*, gebraucht. Er schreibt nämlich: „Wenn der Satz in dem eigentlichen Grundton (e) bleibt, und nicht in einen andern (Ton) ausweicht." Man weicht aber bekanntlich nicht aus dem Grundtone, sondern aus dem Hauptone etc. (aus der Tonica etc.) in einen andern Ton aus. Beym Dreyklange und Septimenakkorde hingegen hat der Bass den *Grundton.* — S. 34. ff. ist der Ausdruck *Taktzeichen* da, wo nur von der zu bestimmenden *Geltung* (*Dauer*) der Noten geredet wird, ebenfalls, und zwar sehr oft, unrichtig gebraucht worden. — Was Hr. *R.* S. 44. vorläufig davon sagt, „wie er für den Gene- „ralbass die Intervallen berechnen und beziffern wol- „le," verdient noch sehr berichtigt zu werden; wozu uns aber hier der Raum fehlt. Ueberhaupt würde der Vf. wohl gethan haben, wenn er diese kleine, nach Verhältniss der Bogenzahl aber ziemlich theure, Schrift vor ihrer Bekanntmachung einigen gründlichen Musikern zur Durchsicht gegeben hätte. Denn bey vielen nützlichen Bemerkungen enthält sie auch manche einseitige, und nicht auf hinlängliche Erfahrung gegründete, Behauptungen. Sie wird daher wohl schwerlich den gehofften Eingang finden. Vorzüglich scheint es der Vf. darin versehen zu haben, dass er auf einmal zu viel reformiren will. Dadurch wird aber bekanntlich — wenigstens in musikalischen Dingen — nur selten oder nie der beabsichtigte Endzweck erreicht. Uebrigens sind wir mit Hn. *R.* darin völlig einverstanden, dass es in Absicht auf die musikalische Zeichenlehre noch vieles zu verbessern, und auch wohl zu erleichtern giebt.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Neues Handbuch der Dicht- und Redekunst* in Beyspielen, Grundsätzen und Regeln nebst einer Charakteristik der vorzüglichen Dichter und Prosaiker des Alterthums und der neueren Zeiten von *Johann Heinreich Martin Ernesti.* 1798. Erster Theil. 526 S. Zweyter Theil. 308 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Man erwartet unter diesem Titel billig etwas mehr als eine dürftige und übel gedruckte Chrestomathie, worin gutes und mittelmässiges, altes und neues, einheimisches und übersetztes, unter allerley Rubriken und doch ohne rechte Ordnung beysammen

 steht.

steht. Vom Herausgeber der Sammlung selbst rühren bloss einige prosaische Uebersetzungen her; Anmerkungen sind zu sehr wenigen Stücken, und gerade zu solchen, denen sie am entbehrlichsten waren, hinzugefügt. Doch Hr. E. schrieb auch diese nur ab, wo er sie gerade vorfand: bey Fabeln von Lafontaine wird Ramler in seinem Batteux fleissig citirt; Seybolds Chrestomathie hat zu Gellertschen Erzählungen ziemlich triviale Noten hergegeben. Für den Schulgebrauch, dem der Sammler seine Compilation besonders bestimmt zu haben scheint, finden wir sie völlig untauglich: es ist weder Plan noch Vollständigkeit in Ansehung der Gattungen darin; und statt des Auserlesensten und Fasslichsten in jeder Art ist vieles von sehr ungeordnetem Werth und zum Theil von obscuren Verfassern aufgenommen, andere Stücke liegen ganz ausser dem Horizont von Schulknaben. Was soll diesen z. B. Lessings Geschichte von den beiden Crucifixen, oder gar unter den prosaischen Aufsätzen sein Fragment von der Erziehung des Menschengeschlechts? Musste unter den vielen für die Jugend anziehenden Erzählungen in Ovids Metamorphosen gerade die von der unnatürlichen Liebe der Byblis zu ihrem Bruder gewählt werden? Und noch dazu in einer so schlechten, unmetrischen ob schon in Verse abgesetzten, Uebersetzung von Schummel! Meinhards prosaische Verwässerungen von Sonetten Petrarca's noch jetzt wieder auftischen, heisst doch wirklich um dreyssig Jahre zurück seyn. Obgleich Sinngedichte, Sonette und Madrigale einen eignen Abschnitt ausmachen, so findet sich ausser den oben erwähnten mit dem italienischen Text (wozu hier?) der schmählich fehlerhaft gedruckt ist, nur noch ein einziges von Paul Flemming. Kurz, man trifft überall auf Beweise, dass der Sammler nicht einmal Kenntniss und Urtheil genug besitzt um gehörig abzuschreiben; was sich sonach von der versprochnen Theorie und Charakteristik hoffen lässt, ist leicht zu übersehen; und da das Buch, wie er es in der Vorrede geheimnissvoll ausdrückt, *seine eigenen Schicksale* hatte, so hätte auch nur dieses darunter seyn mögen, ungedruckt zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Erlangen*, b. Walter: *Beyträge zu den Wünschen und Vorschlägen zur Verbesserung der Schulen und ihres Unterrichts. Zweytes Stück.* Eine Einladungsschrift zum Frühlingsexamen auf der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch, verfasst von *J. F. Degen*, Direct. Prof. u. Insp. 1799. 32 S. 8. Mit verdienter Empfehlung ist bereits das erste Stück dieser Schulschrift (A. L. Z. 1798. Nr. 296.) von uns angezeigt worden. In diesem zweyten Stücke beweist der gelehrte und um das Schulwesen so verdiente Vf., dass unser Zeitalter, die Nothwendigkeit einer totalen Schulverbesserung einzusehen, bey weitem noch nicht reif genug sey. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes, über welchen Hr. D. so manche heilsame Wahrheit, in einem gefälligen und anziehenden Stile vorträgt, wird gewiss eine etwas längere Anzeige dieser kleinen Schrift rechtfertigen. Dass man in unserm Zeitalter entweder den unglücklichen Gedanken hege, bey den Schulen zuletzt anfangen zu wollen, oder dass man wohl gar die gefoderte Schulverbesserung für unnütz und überflüssig halte, dies beweisst der Hunger, mit welchem man noch am Rande des 18ten Jahrhunderts einen grossen Theil der Lehrer bis zur Verzweiflung kämpfen lässt. „Gerade der Stand, heisst es S. 20. welcher doch dem Keime des Menschengeschlechts die erste Pflege und Bildung geben, welcher schon vom Amts- und Pflicht wegen (zur Anschaffung der erfoderlichen literarischen Hülfsmittel) den grössten Aufwand machen muss, wird, nachdem — in Deutschland in den empfänglichen Schooss anderer Stände — von Zeit zu Zeit immer stärkere goldene Regengüsse gefallen sind — noch immer so, wie zur Zeit des klösterlichen Dunkels, in Fasten und Kasteyen geübt. Für einen Mann (S. 23.) der, bey der allgemeinen Theurung aller Lebensmittel, sich ohne Familie mit 3—400 Gulden begnügen und mit jener von 5—700 Gulden leben soll (leider! haben die wenigsten Schullehrer noch so viel jährlichen Gehalt,) sind 100 Gulden doch gewiss ein Kapital, dessen Verwendung auf literarische Werke ihn nebst den Seinigen in Kummer und Ungemach stürzen kann." Die Folge, welche, wie Hr. D. sehr richtig vermuthet, nothwendig daraus entspringen muss, kann keine andere seyn, als ein sichtbares Ueberhandnehmen des moralischen Verderbens, weil sich kein guter Kopf mehr dem Lehrgeschäfte widmen wird. Einen andern Beweis für seinen Satz findet der Vf. darin, dass man den verhältnissmässig geringen Aufwand, welchen eine Schulverbesserung fodert, für so hoch hält, dass man ihn, dem Anscheine nach, lieber gar nicht machen wolle. „Freylich würde man (S. 25.) sich nicht lange gegen denselben sträuben, könnte nur durch ihn ein Goldquell entdeckt werden, welcher so fort reich und unversigend hervorrauschte." (Der aus zweckmässigen Schulverbesserungen für den Staat entspringende Gewinn kann allerdings nur erst dann, wenn einige Generationen dahin sind, ganz in die Augen springen, weil jetzt noch viele ungebildete Erwachsene einen nachtheiligen Einfluss auf die in bessern Schulen gebildete junge Menschheit haben.) Endlich beweiset der Vf. seinen Satz auch dadurch, dass man in Ansehung des Begriffs der Schulverbesserung noch nicht aufs Reine gekommen sey. Sonst würde man weder die gelehrten Schulen vernachlässigen, noch die zweckmässige Einrichtung der Bürgerschulen für eine so leichte Sache halten. Angehängt ist dieser Schrift, welche dem Rec. ganz aus der Seele geschrieben ist, ein den Bedürfnissen unserer Zeit angemessener Schulplan.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

DARMSTADT: *Die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in der Harmonie, Melodie und dem doppelten Contrapuncte.* Eine Beylage zu jeder musikalischen Theorie, von *J. G. Portmann.* 1798. 270 S. 8. nebst 1½ Bogen Noten. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec. freut sich, als ein warmer Verehrer der Tonkunst, über jede neue Entdeckung in dem Gebiete derselben. Mit wahrem Vergnügen nahm er daher die gegenwärtige Schrift vor sich, die nichts geringeres ankündigt, als ein *Princip*, „wovon alles „Harmonische in dem reinen Satze, und alles, was „auf irgend eine Art dazu gerechnet werden kann, „abhängt; wodurch alles Wahre bewiesen und alles „Falsche widerlegt, ohne welches kein Heil und „keine Gewissheit in der Harmonie gefunden wird." (S. 24.) Allein die Erwartung des Rec. wurde sogleich auf den ersten Seiten merklich herabgestimmt; denn der Vf. verräth auf denselben nur zu oft, dass er mit den allerersten Grundbegriffen nicht aufs Reine ist, indem er bald selber diese Begriffe unzureichend bestimmt, bald aber die Art, wie sie von Andern bestimmt worden sind, falsch versteht. So wird S. 2 und 3. die bekannte Erklärung eines Tons: dass er ein Klang von bestimmter Höhe sey, getadelt, „weil „ein Klang ein anhaltender Schall ist, so wäre ein „*Ton*, der nur *die Zeit* eines Achtels oder Sechzehntheils dauerte, kein Ton, weil er das Merkmal des „Anhaltenden nicht hätte." Wer kann sich Etwas denken, das eine Zeit dauert, und doch nicht anhaltend ist? Wo giebt es eine einfache, untheilbare Zeit? Ueberdies ist ganz offenbar *anhaltend* mit *stetig* verwechselt. Ein Klang ist ein stetiger Schall. „Ferner ist die bestimmte Höhe das Merkmal eines individuellen Tons, z. B. eines $\bar{c}$ oder $\bar{\bar{d}}$ und nicht „das Merkmal der Species." Also doch des $\bar{c}$ und $\bar{\bar{d}}$? Nun, dann ist sie ja ein gemeinsames Merkmal, und zwar, da der Vf. wohl dem $\bar{e}$, $\bar{f}$, $\bar{g}$ etc. auch eine bestimmte Höhe einräumen wird, ein gemeinsames Merkmal aller einzelnen Töne. Dergleichen Merkmale aber sind es eben, welche die Definition eines Tons angeben muss.

S. 6. erklärt der Vf., nachdem er die gewöhnlichen Definitionen verworfen hat, was ein Intervall sey. „Ein *Intervall* ist ein jeder Ton, in sofern „er mit einem andern, in Ansehung des Abstandes, „coexistirend oder successiv verglichen wird." Welches Abstandes? fragen wir; der Höhe? oder der Stärke? oder der Dauer? oder der Qualität? Ferner, was heisst *coexstirend* und *successiv* vergleichen? Endlich, wie kann ein Ton ein Intervall seyn, da ein Intervall eine Consonanz und Dissonanz seyn kann? (S. 41.) Nicht der Ton, der mit einem andern verglichen wird, ist das Intervall, sondern das Verhältniss in Absicht auf die Höhe, welches zwischen beiden statt findet. Daher können auch die Intervalle durch Zahlenverhältnisse vorgestellt werden, welches, wenn sie keine Verhältnisse wären, unmöglich seyn würde. Der Ausdruck *Intervall* (*Zwischenraum*) ist eine Metonymie, und aus der sinnlichen Vorstellung entsprungen, wonach man sich denkt, dass, weil zwischen einem tiefern und hohern Tone noch andere in der Mitte liegen oder liegen können, zwischen ihnen ein Zwischenraum befindlich sey, indem die Töne als Objecte im Raume vorgestellt werden.

Die folgende Definition sagt uns: (S. 6.) „Ein „*harmonisches Intervall* sey ein Ton, sofern er der „Grundharmonie gemäss mit einem andern coexistirenden in Ansehung des Abstandes verglichen werde." Aber niemand weiss, was die Grundharmonie für ein Ding sey. Der Vf. ist auch so unbekümmert darum, dass er über die Grundharmonie selbst ein Langes und Breites redet, und sie sogar als Princip aufstellt (Abschnitt IV.), ehe wir erfahren, was er darunter versteht; bis er uns endlich S. 27. sagt: „sie „sey der mögliche Grundstoff und gleichsam das „Ganze, der Quell aller Accorde." Was ist aber alsdann ein harmonisches Intervall? Und was heisst ein Ton, welcher mit einem andern etc. verglichen wird, gemäss dem möglichen Grundstoffe und gleichsam dem Ganzen, dem Quell aller Accorde? Wir möchten denjenigen kennen, der durch die obige Definition von einem harmonischen Intervalle einen deutlichen Begriff bekäme.

Der dritte Abschnitt stellt ein gewisses Terzenmaass auf, um die Grenzen der Tonarten zu bestimmen. Der Abstand auf der Notenleiter von einer Linie zur andern, oder von einem Zwischenraume (*Spatio*) zum andern, z. B. $\frac{e}{c}$, ist das Terzenmaass. Dieses Maass wird (S. 9.) eingetheilt in Hälften, Viertel und Achtel. Die Hälften sind grosse, die Viertel kleine, und die Achtel verminderte Secunden, in dieser Gestalt:

1

$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$

$\frac{1}{4}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{4}$

c desses, desses des, cis des, des d, d esses, esses es, dis es, es e.

„Dem Inhalte nach ist das Terzenmaass dreyerley: das grosse, (welches so eben vorgestellt ist, und welches als das Ganze betrachtet wird,) das kleine, (z. B. $\frac{es}{c}$ oder $\frac{e}{cis}$) und das verminderte, z. B. $\frac{es}{cis}$ (S. 9.) „Das kleine beträgt (S. 11.) nur $\frac{1}{4}$ vom Ganzen." (Aber $\frac{es}{c}$ beträgt ja auch [illegible] davon, wie das vorstehende Schema zeigt. Warum ist hiebey nicht durch eine nähere Erklärung einem möglichen Missverständnisse vorgebeugt worden? Und wo bleibt das übermässige Terzenmaass, z. B. $\frac{cis}{c}$, welches [illegible] des Ganzen betragen würde?)

„Nimmt man nun (S. 12.) das Terzenmaass sechsmal, z. B. a, f, d, h, g, e, c

„so wird die Grenze einer Tonart erschöpft." Warum denn aber gerade sechsmal? Etwa, weil man sonst die Grenze der Tonart überschreitet? Nun, dann bestimmen ja die Grenzen der Tonart die Anzahl der Terzenmaasse, und nicht diese die Grenzen der Tonart. (S. 7.)

Ueberhaupt kann das erwähnte Terzenmaass gar nicht dienen, in der Theorie der Töne irgend etwas zu bestimmen. Denn 1) ist es hergenommen von zufälligen, willkürlichen und ausserwesentlichen Zeichen, (dergleichen bekanntlich unsere Noten und Musikleitern sind,) und das Verfahren, in der Theorie der Töne etwas darauf zu gründen, ist um nichts besser, als wenn man aus der Zusammensetzung der chemischen Zeichen die Verhältnisse der chemischen Stoffe ableiten wollte. 2) Die Verhältnisse der Theile des Terzenmaasses stimmen nicht einmal überein mit den Intervallen, die sie vorstellen sollen. So ist z. B. die Hälfte des Terzenmaasses die grosse Secunde. Nun ist die grosse Terz $= \frac{4}{5}$, also die grosse Secunde wäre $= \frac{1}{2} \cdot \frac{4}{5} = \frac{2}{5}$, wovon sie himmelweit entfernt ist.

Die Hauptsache enthält der vierte Abschnitt (S. 15.), welcher von der Grundharmonie oder dem Grundprincip der Harmonie handelt. „Der Begriff „der Grundharmonie enthält den Satz: *Die Harmonie* „*hat einen Grund.*" (Dass ein Begriff ein Prädicat zu einem möglichen Urtheile sey, wissen wir wohl; nach welcher Logik aber ein Begriff einen assertorischen Satz in sich enthalte, wissen wir nicht.) „Der „Grund der Harmonie ist etwas Nothwendiges und „Allgemeines. Dies Nothwendige und Allgemeine „aber ist nichts anders, als 1) die terzenweise Ver„bindung der Töne innerhalb einer bestimmten Gren„ze, auf so vielerley Art sie darin möglich ist, und „2) die Coexistenz der verbundenen Terzen. Es „giebt aber nur sechs Arten der Grundharmonie (S. „27 etc.), nämlich in der harten Tonart:

1)	2)	3)	4)	5)	6)
a	f	d	e	h	e
f	d	h	c	g	c
d	h	g	a	e	a
h	g	e	f	c	fis
g	e	c	d	a	d
e	c	a	h	fis	h
C	A	F	G	D	G.

Hierbey aber begreift man nicht, 1) woher bey Nr. 5 und 6. das fis komme? — Rec. wenigstens findet darüber keinen befriedigenden Aufschluss — und 2) warum

	und	
h	c	g
g	a	e
e	f	c
c	d	a
a	h	f
f	g	d
D	E	H

nicht auch Arten der Grundharmonie seyn sollen: es sind doch auch mögliche terzenweise Verbindungen der Töne innerhalb der gegebenen Grenze. Nun scheint es zwar, als wenn die aufgezählten Arten der Grundharmonie gefolgert würden aus der Aufzählung der Accorde, die in einem gegebenen Tone vorkommen (S. 19.); allein 1) müsste umgekehrt aus der Natur der Grundharmonie abgeleitet werden, was für Accorde vorkommen können, und 2) ist jene Aufzählung bloss rhapsodisch und fehlerhaft. Denn wenn man alles zugiebt, (z. B. dass eine Primenharmonie auf der Terz der Tonart nicht statt finde, weil sie das Hauptgrundintervall auf der consonirenden Seite habe, und also ohne ihre eingeschaltete Dominante dem Ohre nicht behagen könne etc. S. 29.) so läuft doch dieses ganze Argument auf Sophisterey hinaus, indem anstatt des Begriffes von *möglichen* Grundharmonien der Begriff von *brauchbaren* untergeschoben wird.

„Jede Art der Grundharmonie (S. 20.) hat ihre „consonirende (die untern drey Töne) und dissonirende Seite, (die obern vier Töne,) wodurch alles Con„und Dissonirende genau bestimmt wird. Was auf „der consonirenden Seite liegt, muss nothwendig „consoniren, was auf der dissonirenden Seite liegt, „muss nothwendig dissoniren." (S. 22.)

Auf

Auf diese Idee baut nun der Vf. seine ganze Theorie vom Con- und Dissoniren der Intervalle, und ist so treuherzig, zu verlangen, dass wir ihm aufs Wort glauben sollen, diese Idee habe ihre Richtigkeit. Denn er sagt S. 20. bloss: dass er die Sache so gefunden habe, und er hat auch nicht einen Schatten von Beweis dafür beygebracht: dass dasjenige, was (mit ihm zu reden) auf der consonirenden Seite einer Grundharmonie liegt, auch in der That eine Consonanz, und das, was auf der dissonirenden Seite liegt, eine Dissonanz sey. Auf diesen Beweis aber kam alles an. Die tiefere Frage: *Warum* diese Intervalle consoniren, jene dissoniren? die doch bey einem Grundprincip der Harmonie wohl billig in Anregung kommen sollte, ist ihm nicht einmal eingefallen.

Die Unstatthaftigkeit der ganzen Idee zeigt sich auch sogleich in den ersten Folgen. So ist in dem Accorde $\begin{matrix}d\\h\\g\\e\end{matrix}$, wenn man in C dur modulirt, die reine Quinte h eine Dissonanz, weil sie auf der dissonirende Seite der Grundharmonie von C als Septime liegt. (S. 22. 23.) In G dur hingegen wäre in dem obigen Accorde die nämliche Quinte consonirend, weil das E des Basses in G dur nicht die dritte, sondern die sechste Tonstufe ist, worauf der Vf. eine Grundharmonie annimmt, (S. 28.) und wo also das h — wie in C dur die reine Quinte e in der Grundharmonie von A — auf der consonirenden Seite liegt. Sonach hing das Con- oder Dissoniren eines Intervalles bloss von der Modulation ab. Was entschiede aber alsdann, wenn diese zweifelhaft wäre, wie in dem folgenden Beyspiele: $\begin{matrix}g & g & g\\ d & e & \\ h & c & c\\ g & c & a\end{matrix}$? Bringt nicht in dem letzten Accorde die reine Quinte e — man mag sich die Modulation in C oder G dur denken — eine gleich widrige Wirkung hervor, ob diese Quinte gleich, nach des Vfs. Grundprincip, nur in G dur dissoniren, in C dur aber consoniren müsste? Auf diese Art wäre jedes consonirende Intervall auch eine Dissonanz, je nachdem man dabey diese oder jene Tonart voraussetzte. — Nach S. 42. 72 etc. sind der Einklang und die Octave keine Consonanzen, „weil sie in keiner Grundharmonie anzutreffen sind." Nach S. 24. ist die Fortschreitung $\begin{matrix}d & d\\ h & h\\ g & g\\ g & e\end{matrix}$ gut, weil dabey die scheinbare Consonanz, nämlich die reine Quinte h, gehörig vorbereitet wird. Man sieht, dass das Ohr des Vfs. so gefällig ist, seine Theorie zu begünstigen. Wir müssen aber gestehn, dass das unsrige diese Fortschreitung nicht angenehm findet.

S. 73. wird *Kirnbergers* Unterscheidung der wesentlichen und zufälligen Dissonanzen getadelt, und für eine verderbliche Lehre erklärt: „weil die sogenannten zufälligen Dissonanzen eben so gut auf der „dissonirenden Seite einer Grundharmonie liegen, und „das Gehör eben so beunruhigen, als die wesentlichen, und mithin alle Dissonanzen wesentlich sind." Nun ja doch! Wer leugnet denn das? Wenn man unter einer zufälligen Dissonanz eine solche versteht, der das *Wesen* einer Dissonanz nicht zukömmt; so giebt es freylich dergleichen nicht. Sie wäre ein Triangel, der keine drey Seiten hätte. Aber dieser Begriff ist *Kirnbergern* und seinen vortrefflichen Schülern nicht in den Sinn gekommen. Wenn sie zufällige und wesentliche Dissonanzen einander entgegensetzen: so beziehen sich diese Ausdrücke auf die *Existenz*. Eine zufällige Dissonanz wird nämlich darum zufällig genannt, weil sie da, wo sie vorkömmt, zufällig existirt, indem sie statt eines andern Intervalls gesetzt wird, das eigentlich vorhanden seyn sollte; nicht darum, weil sie nur zufälliger Weise *eine Dissonanz ist*. So sollte z. B. gewöhnlich, wo $\frac{7}{4}$ vorkömmt, eigentlich $\frac{7}{3}$ stehen. Daher nennt auch *Türk* die zufälligen Dissonanzen *stellvertretende Intervalle*, um dadurch eine unrichtige Erklärung jenes Ausdrucks zu verhüten. Hievon hätte der Vf. sich billig erst besser belehren, und so die Modalität von der Qualität gehörig unterscheiden sollen. Denn jetzt streitet er gegen selbstgeschaffene Grillen.

Das von der Kugel hergenommene *argumentum ad hominem*, das wir schon anderwärts in der nämlichen Gestalt gegen einen Hn. K. gebraucht gefunden haben, beweiset es nur noch mehr: dass der Vf. das, wogegen er streitet, nicht verstanden hat. „Alle „Dissonanzen (sagt er S. 74.) müssen eben so wesentliche Dissonanzen seyn, wenn sie auf der dissonirenden Seite der Grundharmonie liegen und „das Ohr beunruhigen, wie alle Kugeln wesentliche Kugeln sind, wenn sie eine zirkelrunde Figur" „und eine körperliche Masse haben. Und es kann „auf alle Fälle keine zufällige Dissonanzen geben, so „wenig als es zufällige Kugeln giebt." In dieser Bedeutung allerdings nicht! Aber davon ist, wie schon gesagt, nicht die Rede. Sondern so wie es Kugeln giebt, welche an dem Orte, wo sie sich befinden, zufälligerweise vorhanden sind, so giebt es auch Dissonanzen, welche da, wo sie vorkommen, zufällig existiren, indem sie nur statt anderer Intervalle gesetzt werden. Es gehört auch eben kein vorzüglich feines Gefühl dazu, um eine solche zufällige Dissonanz von einer wesentlichen unterscheiden zu können.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen wir unsere Bemerkungen über die Entdeckungen in der Melodie; können aber doch nicht bergen, dass uns das zum Grunde gelegte Princip, wo möglich, noch unbestimmter zu seyn scheint, als das der Harmonie. „Der Grund aller Melodie, woraus sich alles melodische begreifen lässt, ist: eine, dem Inhalte der Grundharmonie entsprechende, secunden-

 „weise

„weise Verbindung succeſſiver Töne innerhalb einer „Tonart. — Der Mannichfaltigkeit wegen werden „die Töne auch ſprungweiſe verbunden; aber der „überſprungene Raum (?) enthält immer die gedachte „ſecundenweiſe Verbindung etc.“ (S. 154.) Anſtatt ſecundenweiſe könnte man auf dieſe Art eben ſo gut jedes andere Verhältniſs ſetzen, z. B. eine commatiſche, oder ſchismatiſche, oder auch eine quart- oder quintenweiſe Succeſſion. Man dürfte nur bey jeder Melodie, worauf dies nicht paſſen wollte, in den beiden erſten Fällen einen Sprung, in den beiden letzten aber ein Einſchiebſel zu Hülfe rufen. Ein ſolcher *Deus ex machina* errettet aus aller Noth.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zürich, b. Ziegler u. Söhnen: *Morgenſtunden.* 1797. 192 S. 8. Mit Titelkupfern von *Lips.* (16 gr.)

Als Verfaſſer dieſer Schrift, die aus proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen religiös-moraliſchen Inhalts beſteht, und von der Zeit der Ausarbeitung ihren Namen führt, unterzeichnet ſich unter der Zueignung Hr. Diakonus *Geſsner*, deſſen Patriarchade *Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend* in dieſen Blättern (1798. Nr. 197.) hinlänglich charakteriſirt worden iſt. Rec. iſt nicht vertraut genug mit der Mannichfaltigkeit aſcetiſcher Bedürfniſſe, um zu wiſſen, ob es Leſer giebt, für deren Erbauung eine andere als die chriſtliche Einfalt vortheilhaft wirkt; aber er hofft, daſs niemand ſchlechte Verſe zu ſeinem Seelenheil bedarf, wiewohl in dieſem Fall allen leicht geholfen wäre. Ein Geiſtlicher kann gewiſs durch ganz gewöhnliche Lehren und Ermahnungen, wenn er ſie im rechten Augenblicke mit Herzlichkeit vorträgt, in ſeiner Gemeinde viel Gutes ſtiften; gedruckt nimmt ſich aber dergleichen herzlich ſchlecht aus. Es heiſst, in der Sprache des Vfs. zu reden, dem Wink der Vorſehung folgen, wenn man von demjenigen abſteht, wozu man keine ausgezeichneten Gaben empfangen hat. Iſt aber der Trieb zur Autorſchaft ohne Beruf allzu ſtark, ſo ſollte wenigſtens ein ſolcher Erbauungsſchriftſteller auf alle Prätenſionen in der Einkleidung Verzicht thun, und ſtatt ſüſslich declamirender Proſa, und matter Nothverſe ſich der ſchlichteſten Weiſe befleiſsigen. Kann man ſich einbilden, durch Zeilen wie folgende in dem Stück: *Die Schöpfung* S. 160.:

Gott ſah herab mit Wohlgefallen —
Denn Alles war vollkommen gut!
Der Abend ſchloſs ſich an den Morgen,
Und ſo entſtand der dritte Tag.

den Eindruck, welchen jene ehrwürdige Urkunde in der Geneſis macht, zu erhöhen? Und gebietet nicht die Ehrerbietung ſowohl gegen die Religion als gegen die Poeſie (die denen, welche ſie kennen, auch eine Art von Religion iſt) der Behandlung von Gegenſtänden zu entſagen, zu denen man, bey einiger Selbſtkenntniſs, ſeine Kräfte durchaus unzulänglich fühlen muſs?

* * *

Hildburghausen, b. Hanisch: *Theodor Cyphon, oder der gutmüthige Jude.* Ein Roman in drey Theilen. Von G. *Walker.* 2ter Th. 234 S. 3ter Th. 212 S. 1799. 8. (1 Rthlr. 4 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 222.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, in der Breitkopf-Härtelſchen Officin: *Super loco Suetonii Galb.* c. XXII. init. Exercitatio critico-exegetica. Scripſit D. *Chr. Grimm*, Phil. M. et Lyc. Annaem. Rect. 1798. 40 S. 8. — Faſt 39 S. dieſer Schrift ſind auf die Entwickelung und Verbeſſerung der Stelle: *Inter coenam vero — ſtantibus* verwendet, bey der man allerdings den Auslegern den Vorwurf machen muſs, daſs ſie entweder eine von ihnen ſelbſt bemerkte Dunkelheit verhehlt, oder ſich in der Stille mit einem ſcheinbaren Sinne abgefunden haben. So muſste denn erſt einer der neueſten Ueberſetzer auf die Schwierigkeiten des Satzes aufmerkſam machen. Die Idee deſſelben verfolgt Hr. *G.* weiter, aber mit einer ſo ermüdenden Umſtändlichkeit, daſs wir in dieſer Art kaum etwas Abſchreckenderes geſehen haben. Gleichwohl würde man die Bogen mit einiger Zufriedenheit aus den Händen legen, wenn die am Ende gegebene Verbeſſerung eine *Verbeſſerung* wäre. So ſcheint vielmehr hier der Ausdruck, wie öfter in der Kritik, *de conatu* zu gelten. Der Vf. meynt, wenn man dem Texte die leichte Veränderung *circum ſe ferri* ſtatt *circumferri* gäbe, ſo würde ſich ein guter Sinn finden. Hiernach überſetzt er die Worte: *ut congeſtos ſuper manus reliquias circum ſe ferri juberet ſpargique ad pedes ſtantibus* ſo: *Er lieſs das Uebriggebliebene ſich von Hand zu Hand durch die Tiſchgeſellſchaft zulangen, und noch erſt vor ſich herumſetzen, ehe er endlich den Reſt den Bedienten Preis gab.* Aber heiſst denn *circum ſe ferre, vor ſich herumſetzen?* und wie mag Hr. *G.* die beſchwerlichſten, von ihm gar nicht berührten, Worte *ſuper manus* verſtanden haben? Daſs er überdies wieder die gemeine Lesart *abundantem* vertheidigt, und die Art der Vertheidigung ſelbſt, möchte wenig Beyfall finden. Leichter die zum Schluſs angehängte Erklärung von *frutice* in Veſpaſ. c. 5. daſs es auf dasjenige gehe, was wir bey Bäumen *Räuber* oder *Wurzelſchöſslinge* nennen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Herborn u. Hadamar, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Testaments und älteste Christengeschichte.* Herausgegeben von *Joh. Ernst Christian Schmidt.* Erster Band, 5 Stücke. 1796 — 1798. 828 S. ohne Vorreden, Inhaltsanzeigen und Register. Zweyter Band, 1 u. 2tes Stück. 1798. 346 S. 8. (jedes Stück 12 gr.)

Diese nach einem wohl überdachten Plan angelegte Bibliothek soll enthalten: I. Abhandlungen, die aber nie Wiederholungen des Bekannten, noch aus der Luft gehaschte Vermuthungen, sondern ernste, auf Geschichte gestützte Untersuchungen liefern sollen; II. Einzelne Observationen, Vorschläge u. dgl. zum künftigen Gebrauche solcher, die bey eigenen genaueren Untersuchungen derselben Gegenstände sie nützen können; III. Recensionen wichtiger Schriften, wobey die Recensenten das Ihrige zu den Untersuchungen anderer Gelehrten, die diese Fächer bearbeiten, beytragen wollen; IV. Nachrichten und Anzeigen, die in diese Fächer einschlagen. In den vor uns liegenden Stücken haben die Vff. diesen Plan unverrückt vor Augen behalten, und ihn so auszuführen angefangen, dass man sich mit Grund eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft davon versprechen kann.

In Hinsicht auf die Exegese des N. T. haben sie den rühmlichen Vorsatz, besonders zur *historischen* Interpretation Beyträge zu liefern. Der Herausg. bemerkt daher in der Vorrede sehr richtig, in der grammatischen Erklärung seyen wir der Vollkommenheit nahe gekommen; aber in der historischen Auslegung aus Zeitbegriffen, aus jüdischer Theologie und morgenländischer Philosophie sey man weniger vorgerückt, seit Semler zum erstenmale diesen Weg der Auslegung vorzeichnete und zu betreten anfing, (freylich aber nicht selten zu geschwind blosse Vermuthungen und Ahnungen für Geschichte nahm, oder aus einem einzelnen Datum mehr schloss, als mit Grund geschehen konnte, und dann, zumal in seinen spätern Schriften, etwas zu zuversichtlich darauf bauete.) Weder die Apokryphen noch Philo könnten uns mit der spätern jüdischen Theologie hinlänglich bekannt machen, weil man nicht gewiss sey, ob sie nicht blos die Vorstellungsarten Eines Individuums, oder doch Einer Parthey, der alexandrinischen Juden, darstellten; man müsse daher nothwendig auch die ältere gemein-jüdische und die ältere kabbalistische Theologie vergleichen, wozu aber die bisherigen Sammlungen und Vorarbeiten, in denen oft Stellen des Thalmud und der neuesten rabbinischen Schriften bunt zusammengemischt seyen, keinesweges hinreichten u. s. w. Alles sehr wahr und beherzigenswerth! Wirklich finden sich auch unter den bereits gelieferten Auffsatzen mehrere schätzbare Versuche historischer Interpretation, welche, wenn man auch ihren Resultaten nicht allenthalben beytreten könnte, doch hoffentlich so viel bewirken werden, dass man auf die Wichtigkeit dieser Interpretationsart aufmerksamer, und gegen manche Erklärungen neuerer Exegeten, die das Geschäft des Auslegers von der philosophischen Beurtheilung des durch die Interpretation gefundenen Sinnes bey einem alten Schriftsteller nicht genug unterscheiden, etwas misstrauischer gemacht werde. Manche Vorstellungsart, welche die neuere Exegese den Urhebern der neutestamentlichen Urkunden absprechen zu können oder gar zu müssen glaubte, z. B. von einer dem Messias zugeschriebenen Präexistenz, von Sündenversöhnung, stellvertretender Genugthuung u. s. w. werden hier unter den Schutz der historischen Interpretation gestellt, und wahrscheinlich gemacht, dass die Vff. jener Urkunden wirklich so gedacht haben, und nicht anders denken konnten. Um aber das Nationale, Temporelle und Locale, was dergleichen Vorstellungsarten anzuhängen pflegt, von demjenigen, was der jetzige Religionslehrer für seine Zeitgenossen, nach der von diesen erreichten Stufe der Cultur, noch anwenden kann, zu sondern, und um die Annäherung zu der reinen Vernunftreligion nicht durch historische Auslegung der christlichen Religionsurkunden zu hindern, so wird häufig auf die Rechtmässigkeit und Nothwendigkeit der moralischen und praktischen Erklärungsart, und auf das, wodurch sie sich von historischer Interpretation unterscheidet, hingewiesen. Und da, wenn diese Bibliothek wahren Nutzen stiften soll, durchaus nöthig ist, die Grundsätze des Herausg. und seiner Mitarbeiter über diese Hauptpuncte genau zu kennen, und wie weit man denselben beystimmen könne, mit sich selbst eins zu werden, so möchte Rec. allen Lesern rathen, diejenigen Aufsätze, welche hierüber den meisten Aufschluss geben, zuerst und vor den übrigen zu lesen und genau zu prüfen. Dahin gehört vornehmlich folgender: *Ueber den Einfluss der Kantischen Unterscheidung der Geschäfte des historischen und des moralischen Auslegers, auf die historische Schrifterklärung; ein Fragment von J. E. C. Schmidt.* Mit diesem Auf-

sätze aber sind zu verbinden: die Recensionen über Henke's Archiv, B. 5. St. 1. und B. 6. über (Flügge's) Versuch einer Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie etc. Th. 1.; über (Krug's) Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion; und über van Hemert über Accommodationen im N. T. — Doch wir müssen den Inhalt der in den vor uns liegenden 7 Stücken dieser Bibliothek vorkommenden Aufsätze, mit Uebergehung der Recensionen und blossen Nachrichten, näher angeben, und wollen sie unter einige Classen bringen.

I. Beyträge zur historischen Interpretation. Ausser der nur gedachten Abhandlung gehören hieher folgende: *Christologische Fragmente, von J. E. C. Schmidt.* Dieser sehr schätzbare Aufsatz eröffnet die Bibliothek, und wird in einem andern Stück fortgesetzt, ist aber noch nicht beendigt. Er besteht aus folgenden Abschnitten: über die jüdischen Vorstellungsarten vom Messias überhaupt; Vorstellungsarten von einem geistlichen, und von einem leidenden und sterbenden Messias; Vorstellungsarten von den letzten Zeiten und dem Antichrist; Vorstellungsarten von der Erhabenheit und Macht des Messias; Vorstellungsarten vom Messias als Sündenversöhner; über die Christologie des N. T. überhaupt; über die Aeusserungen Jesu von sich selbst; Christologie des Matthäus, des Petrus und des Johannes und Paulus überhaupt; über die eigenthümlich christliche Christologie; Folgerungen aus der Verbindung des Geistes Gottes mit dem Messias; (Geist Gottes und Logos sey einerley.) Folgerungen aus der Praexistenz des Messias vor seiner Geburt; Erklärung von Joh. 1. 1—14.; Entstehung der Idee des Logos; (aus der Personification des göttlichen Schöpfungswortes.) Erweiterung der Idee des Logos (als Urhebers aller Wirkungen der Gottheit;) Geschichte der Idee des Logos unter den Juden vor Johannes; (sie war nur das Eigenthum einiger jüdischen Schulen.) Ueber das Wort im Zend-Avesta; (in den ältern Zendbüchern bedeutet Wort gewöhnlich blos das Gesetz, seltner das Schöpfungswort, und nirgend ist eine Spur von Personification des Logos; die Register zum Zend-Avesta, aus denen manche ihre Kenntniss von der Lichtreligion schöpften, sind höchst unzuverlässig.) Ueber den Logos der Sabier; (er ist aus der jüdischen Theologie;) Christologie des Johannes; (sie hat das Unterscheidende, dass sie Verbindung des heil. Geistes mit Jesu als eine Erscheinung des Logos in der Welt betrachtet.) — *Die Nachricht, dass Jesus durch den heil. Geist und von einer Jungfrau geboren worden sey, aus Zeitbegriffen erläutert von Br.*** (Die aus dem Beyschlaf eines reinen Vaters und einer reinen Mutter erzeugten Söhne, besitzen den heil. Geist und sind vom heil. Geist erzeugt, und werden Söhne Gottes genannt.) *Sagen von Jesu aus dem Koran gesammelt*, und *Sage, dass Jesus in einer Höhle geboren worden sey.* (Wird fortgesetzt.) *Gehören die Gebote:* Was ihr wollt, dass euch die Leute thun sollen, das thut ihnen; *und:* Liebe deinen Nächsten als dich selbst, *der Sittenlehre Jesu eigenthümlich zu?* (Man findet einiges ähnliche bey Juden.) *Ueber* 1 Petr. 3, 19. 20. (Die Juden glaubten, die Gerechten kämen zu den Gefangenen der Gehenne hinab, und befreyten sie aus dem Scheol.) *Fragmente über die neutestamentliche Dämonologie.* (Sie ist Zoroastrischen Ursprungs, aber jüdisch modificirt. Satan ist Verleumder der Tugendhaften bey Gott, Verführer der ersten Menschen, Urheber des Todes oder Todesengel, und Fürst dieser Welt. — Wird fortgesetzt. —) *Beschreibung des Weltgerichts, nach dem Thalmud,* (zur Vergleichung mit den neutestamentlichen Beschreibungen, und als Beleg der Meynung der Juden, dass sie wegen ihrer Sünden nicht gestraft würden.)

II. Andere exegetische Aufsätze: *Entwurf einer Darstellung der Begriffe, die mit dem Namen Geist Gottes im N. T. verbunden werden,* (mit Hinsicht darauf, dass einige dieser Begriffe sich schon im A. T. fanden, und zum Theil nur von spätern Juden oder von den neutestamentlichen Schriftstellern weiter fortgebildet wurden; andere hingegen für den Gebrauch in der christlichen Religion eigends erfunden wurden, obgleich auch sie auf die alten hebräischen gegründet waren. — Wird fortgesetzt. —) *Observationen zur Erklärung des N. T. aus dem Protevangelium Jacobi, von J. E. Ch. Schmidt* (betreffen die grammatische Interpretation.) *Bemerkungen über Otfrieds Paraphrase der Evangelien.* (Proben daraus, als Beytrag zur Geschichte der Erklärung des N. T.) *Die Erzählung von den Magiern, Matth. 2., nach zwey Recensionen.* (Die eine ist aus dem Protevangelium Jacobi genommen, und weicht von der in unserm Matthäus wesentlich ab. Es soll hier gezeigt werden, wie jede aus der andern habe entspringen können. (*Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu, von J. E. Ch. Schmidt.* (Vertheidigung der Meynung, die sie für eine Dichtung Jesu zur Belehrung seiner Schüler, welche man nachher für Erzählung eines Factums nahm, erklärt. Nur soll diese Erzählung noch nicht in dem Urevangelium, dessen Vf. Matthäus gewesen seyn soll, gestanden haben, sondern erst bey den nachmaligen griechischen Bearbeitungen desselben hinzugekommen seyn.) *Nachrichten von den letzten Schicksalen des Judas Ischariot.* (Matthäus sey nicht mit Luca zu vereinigen, wofern man nicht etwa bey letzterem πρησθεις statt πρηνης lesen wolle; es habe aber verschiedene Sagen von dem Tode des Mannes gegeben, von denen die eine in diese, die andere in jene griechische Bearbeitung des Urevangeliums, welches keine von beiden enthalten habe, gekommen sey.) *Observationen über einige Stellen des Matthaus.* (Sie betreffen Kap. 5, 3. 29. 30. 32. 12, 31. 43 ff. 13, 53. 16, 13—16. 17. 19. 17, 21.) *Conjecturen über Matth.* 2. 23. *und* 17. 27. (Sie sind von Hn. CR. Justi. In der ersten Stelle möge δια των προφητων, [welches, nach Griesbach, wirklich in einer zu Toledo befindlichen lateinischen Handschrift fehlt.] in der andern aber ανοιξας το στομα αυτου eingeschoben seyn. Der Herausgeber

hingegen vermuthet, die letzten Worte seyen ein Misgriff des griechischen Bearbeiters, welcher לפתחון פה auf den Mund des Fisches bezogen habe, da es vielmehr habe bedeuten sollen: um den Mund öffnen d. i. um ohne Scheu auftreten zu können.) *Vorschlag zu einer neuen Erklärung der Taufformel* Matth. 28, 19. (Taufe auf den Namen des heil. Geistes sey den Johannisjüngern entgegengesetzt, welche den heil. Geist der Christen nicht kannten.) *Ueber die Parabel vom ungerechten Haushalter* Luc. 16, 1—15. *von L. Ch. L. Schmidt.* (Vs. 8. werde der Haushalter gelobt blos wegen seines eifrigen Bestrebens, alles anzuwenden, um dereinst von seinen Bemühungen Vortheile hoffen zu können; in welchem rastlosen Streben ihm gewöhnlich die irdisch Gesinnten, aber selten die himmlisch Gesinnten ähnlich seyen. Vs. 9. sey der Sinn: machet von den ungerecht erworbenen Gütern einen guten Gebrauch, damit, wenn ihr sterbet, man d. h. Gott euch in den Himmel aufnehme.) *Ueber den Zweck der Stelle Röm.* 3, 1—18. (Meist nach Semler; Paulus spreche den Juden alle Vorzüge ab, und was von ihren Vorzügen gesagt werde, sey nicht Eingeständnifs des Apostels, sondern Einwurf des Gegners.) *Versuch einer Erklärung der Stelle Röm.* 5, 12—21. *von F. A. Jost.* (Hauptzweck des Apostels sey, einen jüdischen Einwurf, dafs Christen, da sie der Nothwendigkeit zu sterben unterworfen bleiben, nicht könnten durch Christum die δικαιοσυνην erlangt haben, zu entkräften.) *Eine neue Beweisstelle für die Gottheit Christi, Röm.* 14, 6—9. (Vs. 6. 7. 8. seyen κυριος und θεος synonym; der κυριος aber sey, nach Vs. 9., Christus.)

III. Aufsätze zur Geschichte der Bücher des N. T. und zur Kritik. *Versuch einer Einleitung in den ersten Brief Johannis, von M.* (Johannes schreibt gegen Doceten, welche sich die Erscheinung Christi in der Welt eben so dachten, wie man die Engelerscheinungen in Menschengestalt sich vorzustellen pflegte. Den Vertheidigern der Messiaswürde Jesu schien aber diese Meynung eine Ableugnung des Satzes: Jesus sey der Messias — der Sohn Davids, in sich zu fassen.) *Ob das Evangelium Johannis ursprünglich in syrischer Sprache sey geschrieben gewesen?* (Nein! die von Bolten zu Unterstützung der bejahenden Meynung angeführten Ueberfetzungsfehler, aus denen er auf ein syrisches Original schloss, verschwinden bey genauerer Beleuchtung sämmtlich.) *Beytrag zur Kenntnifs der Amharischen Uebersetzung des N. T.* (Sie ist, so viel sich aus einem ins Lateinische übersetzten Fragmente derselben schliessen läfst, mit der Aethiopischen verwandt, und wahrscheinlich aus dieser gemacht.) *Zur Geschichte einer Handschrift vom Evangelium des Johannes.* (Es gebe auf der Universitätsbibliothek zu Giefsen keine solche griechische Handschrift, sondern der von Michaelis vorgespiegelte Giefsner Codex sey kein anderer als der sogenannte Hirfchauer; und auch dieser sey einerley mit dem dritten Uffenbachischen.) *Erinnerungen gegen die Behauptung, dafs Cod. Hirsaug. und Cod. Uffenbach. 3. eine und dieselbe Handschrift seyen, von D. Griesbach.* (Der Herausg. erklärt in einer Nachschrift diese Erinnerungen für gegründet, und nimmt den Theil seiner vormaligen Behauptung, welchen sie betreffen, zurück.)

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGARD, b. Macklot: *Staatsrechtliche Abhandlung über das Recht der evangel. Reichsstände, die Mitglieder ihrer Religion zu einer ausserordentlichen Reichsdeputation, einseitig und ohne Mitwirkung der katholischen Stände, zu wählen und zu benennen.* Aus Gelegenheit der jüngsten Wahl der Reichsfriedensdeputirten im August 1795. vorzüglich aus den Reichstagsverhandlungen actenmäfsig entwickelt, von *Carl Christian Heinrich Sattler* dem jüng. 1797. 199 S. 4. (1 Rthl. 8 gr.)

Bey Ernennung der gegenwärtigen Reichsfriedensdeputation erwachte wiederum der schon mehrmals erregte Streit: ob die Ernennung einer solchen Deputation sämmtlichen Reichsständen gemeinschaftlich, oder jedem Religionstheil, für seine dazu zu erkiesenden Mitglieder besonders gebühre? — So alt auch diese Streitigkeit ist, und so wichtig sie in vorigen Zeiten, bey der grofsen Spannung beider Religionstheile zu seyn schien; so ist sie doch von ältern Staatsrechtslehrern nur im Vorbeygehen berührt worden; selbst der so weitläuftige und emsige Moser begnügt sich in seinem Tractat von den *deutschen Reichstägen* S. 528. damit, den Protestanten das abgesonderte Wahlrecht zuzugestehen und aus Schauroth's Sammlung einige Conclusa des evangel. Theils anzuführen. Im J. 1765. erschien hierüber zuerst eine Streitschrift des Dr. *Hofmann* zu Tübingen: *de jure corporis evangel. suae religionis deputatos imp. seorsim eligendi.* Dagegen schrieb zu Mainz *v. Hagen: de jure catholicorum coeligendi deputandos A. C. addictorum ad deputationes imp. extraordinarias ad illustrandum art.* V. §. 51. P. O. Als die Sache 1795. bey der anzustellenden Wahl der jetzigen Reichsfriedensdeputation zur Sprache kam: so trat Hr. *Sattler*, als ein junger angehender wirtembergischer Rechtsgelehrter im Jahre 1796. mit einer Schrift hervor, unter dem Titel: *Staatsrechtliche Bemerkungen eines deutschen Rechtsgelehrten über die Wahl der Reichsdeputirten zu dem künftigen Friedenscongrefs.* welche ihm zu Regensburg vielen Verdrufs zuzog. Es erschienen dagegen mehrere Widerlegungen, worunter folgende sich auszeichnen: 1) *Die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Regensb. 1796. (deren nicht genannter Vf. ein Reichs-Directorial-Gesandter seyn soll.) 2) Dr. *Hartleben über die Wahl der deutschen Reichsdeputirten zu Friedensverhandlungen, mit vorzüglicher Rücksicht auf die zum künftigen Friedenscongrefs bereits gewählte Reichsdeputation.* Salzb. 1797. Für die

Sattlerische Meynung kam in eben dem Jahre, in gemäfsigterem Tone, eine anonymische Abhandlung heraus: *über die Ernennung der Reichsdeputirten, als ein dem Recht nach eigenes Geschäft der Religionstheile, nebst einer Prüfung der Schrift: die gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder zu einer Reichsdeputation etc.* Diese verschiedene Streitschriften sind — mit Ausnahme der beiden erstern, welche ausser den Grenzen der A. L. Z. liegen — bereits vorhin in diesen Blättern beurtheilt worden. Hr. *S.* liefert nunmehr eine systematischere Darstellung, und bemüht sich, die von ihm behauptete Observanz des Reichsfürstenrathsprotocollen des jüngsten und gegenwärtigen Reichstags darzuthun, welche ihm, dem Angeben nach, aus dem Archive eines fürstl. Gesandten zu Regensburg mitgetheilt worden sind. Er fügt noch einige andere, wiewohl zur Sache nicht viel beytragende Urkunden bey, und sucht die gegenseitige Behauptung ausführlich zu widerlegen, indem er sich fast ganz allein mit der Hagenschen Dissertation beschäftiget, welche die Gründe des katholischen Theils schon ganz erschöpft, und daher auch der spätern Abhandlung: *Gemeinschaftliche Wahl der Mitglieder einer Reichsdeputation etc.* zum Leitfaden dienet. Von der mit vielem Scharfsinn abgefafsten Hartlebenschen Streitschrift, konnte der Vf. nichts wissen, weil selbige mit der seinigen zugleich erschienen ist. Es wäre überflüssig, die schon aus den vorherigen Anzeigen bekannten wechselseitigen Gründe zu wiederholen, und es kommt dem Rec. nicht zu, diese Controvers zu entscheiden, die in gegenwärtigen Zeiten ohnehin nicht mehr sehr interessant ist. Der westphäl. Friede bestimmt darüber nichts, und die nachherige Observanz ist zweifelhaft, weil die evangel. Stände auf dem Reichstage von 1653. die einseitige Ernennung ihrer Mitglieder zu ausserordentlichen Deputationen noch nicht zum festen Grundsatz machten, sondern erst nachher in den Jahren 1663 und 1664. besonders aber 1683 und 1697. bey den damals zu ernennenden Reichsfriedensdeputationen darauf bestanden, auch 1704. zu der damaligen Kammergerichts-Visitation sich wegen ihrer Deputirten berathschlagten, ohne jedoch zum Zweck gelangen zu können, woran theils der kathol. Widerspruch, theils ihre eigene Uneinigkeit, Schuld war. Der Vortrag des Vfs. ist übrigens deutlich und angenehm, jedoch an einigen Stellen zu blühend, auch dabey nicht ganz von Provincialismen frey.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Bibliothek für positive Rechtswissenschaft und Diplomatik.* Herausgegeben von Dr. *Carl Traug. Gottlob Schönemann. Ersten Bandes erstes Stück.* 1798. 131 S. 8. (10 gr.)

Es scheint in der That kein günstiges Zeichen für die Cultur der Rechtswissenschaft zu seyn, dafs die meisten juristischen Bibliotheken, die in den neuern Zeiten erschienen sind, ein baldiges Ende genommen haben. Doch ist vielleicht in ihrer Beschaffenheit selbst eine nicht unbedeutende Ursache hiervon, wenigstens insofern zu suchen, als sie bey weitem nicht den Grad der Vollständigkeit erreichten, den man mit Recht von ihnen erwarten konnte, und welchen ehedem *Schott* in seiner unpartheyischen Kritik wirklich erreichte. Nicht ohne Grund befürchten wir, dafs dieser Vorwurf auch gegenwärtige Bibliothek treffen werde. Zwar soll ungefähr alle sechs Wochen ein Stück derselben von acht Bogen erscheinen; allein bis jetzt ist seit dem ersten Stück, das noch vor Ostern herauskam, keine Fortsetzung erschienen. Auch sind die meisten Recensionen zu ausführlich, als dafs der Plan des Vfs. selbst auf Vollständigkeit könnte berechnet seyn. Sollte man uns einwenden, dafs es nicht auf die Menge, sondern auf die Güte der ersten ankommt; so bedenke man dagegen, dafs allerdings dem gröfsten Theile des juristischen Publicums mehr daran gelegen seyn dürfte, den ganzen Umfang der juristischen Literatur zu übersehen, als einzelne gute Recensionen zu lesen, die man auch in andern gelehrten Journalen findet. So wenig wir aber in dieser Hinsicht gegenwärtiger Bibliothek eine günstige Aufnahme versprechen, so können wir doch derselben das Lob nicht versagen, dafs sich ihre meisten Urtheile durch Gründlichkeit und Unpartheylichkeit auszeichnen. Besonders haben wir verschiedene sehr treffende Bemerkungen in der Kritik über den vierten Theil von *Glück's* Erläuterung der Pandekten gefunden.

Leipzig, b. Schwickert: *Elementa iuris civilis* secundum ordinem Pandectarum — adornata a *Jo. Gottl. Heineccio* — sec. editionem quartam Waesbergianam curavit *Chr. Gottlob Richterus,* nuper jur. utr. et phil. Doctor et Prof. Lips. *Tom. I.* 552 S. *Tom. II.* 392 S. 1797. gr. 8.

Nach einem Vorberichte des Verlegers ist dieser neue Abdruck des Heineccischen Pandekten-Lehrbuchs von dem sel. Prof. *Richter* zu Leipzig nach der vierten bey Waesberg 1740. erschienenen Ausgabe, besorgt worden. Rec. kann aus angestellter Vergleichung bezeugen, dafs darin, mit der dem verstorbenen Gelehrten eigenen Genauigkeit, viele Druckfehler, die sich schon in jene Ausgabe eingeschlichen und in den folgenden sehr vermehrt hatten, verbessert und insonderheit die häufig irrigen Citate in den Gesetzstellen berichtiget sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HERBORN u. HADAMAR, in der neuen Gelehrten Buchhandl.: *Bibliothek für Kritik und Exegese des neuen Testaments und älteste Christengeschichte*, Herausgegeben von *Johann Ernst Christian Schmidt etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. Zur ältesten Christengeschichte: *Ueber 1 Kor. 1, 12. und die ursprüngliche Bedeutung des Namens Χριστιανοι, von J. E. C. Schmidt.* (Anfangs legten sich ihn die Judenchristen bey; später erst, da die katholische Parthey sich gebildet hatte, ward er allgemeiner Name der Bekenner der neuen Religion.) *Cerinth, ein judaisirender Christ, von J. E. C. Schmidt.* (Es gab zwey Systeme, die ihrem Ursprung nach wesentlich verschieden sind, die sich aber bey ihrer Ausbildung einander so naherten, dass sie leicht mit einander vermischt werden konnten. Das eine entstand durch Personificationen der göttlichen Eigenschaften. Daher Aeonen, Sephiroth u. s. f., die man sich aber ursprünglich nicht als wirklich hypostasirt dachte. Das andere liess die Gottheit durch eine Menge unterworfener Diener, Engel u. dgl. wirken. Cerinth nahm das System der Angelologie an, betrachtete aber die Namen der Engel als Namen von personificirten göttlichen Kräften, wie auch andere Juden thaten, deren Meynung Justin so beschreibt: die Engel seyen Kräfte der Gottheit, unzertrennlich und unscheidbar von ihr, welche sie, wenn sie wolle, aus sich ausgehen lasse, und dann wieder in sich zurückziehe. Ein Gnostiker war aber Cerinth darum doch nicht. Denn nicht alles, was Verwandschaft mit dem Aeonensystem hat, ist Gnosticismus, dessen unterscheidender Charakter vielmehr in der Behauptung besteht, dass der Religionsunterricht Jesu und der Apostel auf unvollkommene Menschen berechnet gewesen sey, und dass daher der vollendete Christ zu einer höhern Religionskenntniss oder Gnosis sich emporheben müsse.) *Ueber die Johannisjünger, die sabischen Religionsbücher, und den Zweck des Evangeliums des Johannes.* (Die Johannisjünger hielten den Täufer nicht für den höchsten der göttlichen Gesandten und für den Messias. Die sabischen Religionsbücher setzen einen höhern über ihn, den Boten des Lebens, der von Johannes getauft zu werden begehrte, wahrscheinlich eben den Anusch Utro, den sie als den wahren Messias sehr glänzend beschreiben, und dagegen vor einem falschen Messias, Jesu, warnen. Jenem legen sie einen blossen Scheinkorper bey; diesem machen sie es zum Vorwurf, dass er ganz Mensch, von Fleisch und Blut, gewesen sey. Johannes lehrte seine Schüler einen moralischen Messias, der nach ihm auftreten werde, erwarten; aber Jesum machte er ihnen nicht als diesen Messias bekannt, weil er selbst an ihm wieder zweifelhaft geworden war, daher er sich, wenigstens in den spätern Jahren, weder für noch gegen ihn erklärte. So geschah es, dass sie, oder doch die meisten von ihnen, Jesum als Messias nicht anerkannten, und gleichwohl an einen, übrigens unbekannten, Messias, der zu Johannis Zeit auf Erden erschienen gewesen sey, glaubten. Dem zufolge wollte der Evangelist Johannes nicht den angeblichen, aber unerweislichen Irrthum der Johannesjünger, dass der Täufer selbst der Messias sey, bestreiten, sondern er wollte nur darthun, dass der Täufer wirklich schon für Jesum entschieden, und denselben für den höchsten göttlichen Gesandten erklärt habe. In einer *Beylage* zu diesem Aufsatze, welche in einem andern Stück der Bibliothek folgt, wird noch auf die Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit der Norbergischen Uebersetzung der sabischen Schriften aufmerksam gemacht. — Rec. will nur das einzige bemerken, dass der Vf. bey den Gründen für seine Meynung, der Täufer sey selbst zweifelhaft geworden, habe seine Schüler nicht zu Jesu hingewiesen, sondern eine eigene Schule fortgesetzt u. dgl. zu wenig Rücksicht auf die Kürze der Zeit zwischen den Vorgängen am Jordan und der Gefangennehmung des Täufers, genommen zu haben scheint.) *Skiagraphie der Geschichte des Dogma von Jesu übernatürlicher Geburt.* (Vermuthungen, unter welcher Christenparthey dieses Dogma zuerst aufgekommen, wie es sich, bey der Coalition mehrerer Partheyen zu Einer katholischen Kirche, verbreitet habe und in die katholischen Bearbeitungen der Evangelien gekommen sey.) *Ideen zur Geschichte der Verbreitung des Christenthums im römischen Reiche.* (Die neue Religion ward willig angenommen, weil sie den damaligen dringendsten Bedürfnissen der Bewohner des römischen Reiches abhalf.) *Ueber den Ursprung des Namens: Evangelium der zwölf Apostel.* (Es sey dies Evangelium einerley mit dem der Ebionäer, obgleich aus einem andern

andern Grunde als dem, welchen der Vf. vormals in Henke's Magazin Th. 4. St. 3. angegeben hatte.) *Observationen, veranlasst durch die Ignazischen Briefe.* (Einzelne vermischte Bemerkungen, grofsentheils zum Beweise, die meisten dieser Briefe seyen gegen Doceten gerichtet. Uebrigens bleibt der Vf. seiner schon in Henke's Magazin Th. 3. geäufserten Meynung getreu, Ignatius habe dergleichen Briefe wirklich geschrieben, deren ursprünglicher Inhalt sich ziemlich durch Vergleichung der beiden vorhandenen Recensionen errathen lasse. Die weitläuftigere hat aber durch eine vierte spätere Hand neue Zusätze noch hintennach bekommen.) *Versuch über die Entstehung der katholischen Kirche, von J. E. C. Schmidt.* (Die Kriterien der katholischen Kirche sind: 1) Achtung für das mosaische Gesetz, vereint mit der Behauptung, dafs der Christ nicht verbunden sey, alle Gebote dieses Gesetzes zu beobachten; 2) die gleiche Achtung für Paulum und die Judenapostel; 3) die Foderung, dafs alle Christen in ihrem Lehrbegriff mit einigen angesehenen Kirchen, z. B. der römischen, übereinstimmen sollen, weil diese Kirchen ihren Unterricht von Aposteln selbst erhalten und den Lehrbegriff seitdem unverfälscht fortgepflanzt haben; und 4) ein Kanon, worin Pauli Briefe mit einigen Schriften von Judenaposteln und der Sammlung der vier Evangelien zusammengestellt sind. Die Vereinigung der gemäfsigteren Judenchristen mit den nach den ächten Grundsätzen Pauli gemäfsigt denkenden Heidenchristen, war so schwer nicht, und überdies durch mehrere zusammenwirkende Umstände vorbereitet. Nicht erst durch Irenäus und Tertullian kam sie zu Stande, sondern früher, und zwar wahrscheinlich durch Polykarp's Reise nach Rom, nachdem letzterer, wie es scheint, vorher schon zu gleichem Zweck sich mit seinem Freunde Ignatius verbunden gehabt hatte, dessen Briefe eben dazu gehörten. Auch Hegesipp, Dionysius von Korinth, Theophilus von Antiochien und Melito von Sarden, trugen das übrige zur Ausführung des Plans bey, wozu wahrscheinlich auch manche damals untergeschobene Schriften, z. B. das *κηρυγμα Πετρου* und vielleicht selbst der zweyte Brief Petri helfen sollten. *In einem Zusatz zum vorhergehenden Versuch* vergleicht der Vf. seine Ideen mit den Semlerschen, und nimmt die in dem früheren Aufsatz vorgetragene Vermuthung zurück, dafs Johannis Evangelium vor Polykarp's Rückkunft von Rom in Asien noch nicht bekannt gewesen sey.) *Einige Bemerkungen zur ältesten Geschichte des Dogma von der Trinität, von J. E. C. Schmidt.* (Dafs die ältesten Kirchenlehrer, ob sie gleich meistens den Logos und den Geist für Eins hielten, dennoch zuweilen vom Vater, Logos und Geist als von drey verschiedenen Subjecten reden, dazu soll die Taufformel die Veranlassung gegeben haben.)

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche diese Bibliothek umfafst, erlaubte dem Rec. nicht, bey jedem ein mit Gründen unterstütztes Urtheil beyzufügen. Er mufste sich damit begnügen, den Hauptinhalt der einzelnen Aufsätze anzugeben, und setzt nur noch den Wunsch hinzu, dafs die gelehrten Vff. mit möglichster Vorsicht und nie anders als skeptisch zu Werke gehen möchten, wenn sie auf Hypothesen, gegen welche gegründete Zweifel noch Statt haben, weitere Behauptungen bauen wollen. Soll nicht unbefangenes Forschen nach Wahrheit und vorurtheilfreyes Betrachten der Gegenstände von allen den verschiedenen Seiten, die sie darbieten, mehr gehindert als befördert werden; so ist gerade bey periodischen Blättern noch mehr als bey einem einzelnen zusammenhängend geschriebenen Werke Vorsicht hierin nöthig, weil jene Art von Schriften so häufige Gelegenheit giebt, auf die begünstigte Lieblingshypothese immer wieder zurückzukommen, sie jedesmal blos von den vortheilhaften Seiten zu zeigen, eine Menge wichtig und annehmlich scheinender Folgerungen aus ihr herzuleiten, durch geschickte Combinationen einen Anstrich von ausgebreiteter Brauchbarkeit nicht nur, sondern auch von Festigkeit ihr zu geben u. dgl. Wird eine solche Hypothese fast in jedem Stück eines periodischen Werks insinuirt und durch stete Zurückweisungen auf sie gleichsam inculcirt, so gewöhnen sich viele, zumal jüngere Leser nur gar zu leicht, dasjenige, was ihnen so oft schon vorgekommen ist, für bekannt und längst ausgemacht anzunehmen, und denken an die Nothwendigkeit, einer neuen strengen Prüfung es zu unterwerfen, um so weniger, weil sie ahnen, wie vieles zusammenstürzen könnte, wenn an dem Grundstein, auf den alles sich stützt, ein wenig gerüttelt würde. Wie viel wird nicht in dieser Bibliothek z. B. auf die einmal angenommene Hypothese über den Ursprung unserer Evangelien gebauet, die doch bey weitem noch nicht zu dem Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben ist, der sie tauglich machte, so vielen andern Vermuthungen oder Behauptungen zur Grundlage zu dienen. Wie oft wird nicht die Benennung *strenge Pauliner* von einer angeblich aus Pauli Schule stammenden Parthey gebraucht, die in der That sehr unpaulinisch dachte? Und doch wird auf den vorausgesetzten Zusammenhang dieser Leute mit Paulo nicht wenig gebauet. Dergleichen Beyspiele liefsen sich mehrere anführen. Zwar mufs man den würdigen Vff. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, dafs sie da, wo sie nur Vermuthungen vorzutragen haben, nicht im absprechenden Tone reden; aber dies allein sichert vor den oben bemerkten Nachtheilen noch nicht genug. Endlich wäre zu wünschen, dafs bey der Fortsetzung, der wir mit Verlangen entgegen sehen, das Abbrechen der Abhandlungen so viel möglich vermieden werden möchte. Dasjenige Publicum, für welches diese Bibliothek geschrieben wird, rechnet Abwechselung in jedem Stück schwerlich zu den Haupttugenden eines solchen Werks, sondern wünscht wohl mehr, eine Untersuchung über Einen Gegenstand auf einmal ganz übersehen zu können.

LITE-

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Schwickertschen Verlage: *Allgemeine Literatur der Musik, oder Anleitung zur Kenntniss musikalischer Bücher, welche von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten bey den Griechen, Römern und den meisten neuern europäischen Nationen sind geschrieben worden.* Systematisch geordnet, und nach Veranlassung mit Anmerkungen und Urtheilen begleitet von *Johann Nicolaus Forkel.* 1792. 540 S. 8.

Ein äusserst wichtiges Geschenk für die Freunde der Literatur überhaupt, und der musikalischen insbesondere. Der gelehrte Vf. — den wir dieser verspäteten Anzeige wegen um Verzeihung bitten — hat sich dadurch aufs neue ein sehr grosses und unleugbares Verdienst um die Musik erworben, und verdient dafür den Dank aller derjenigen, welchen an der Verbreitung musikalischer Kenntnisse gelegen ist. Gewiss hat seit langer Zeit die Tonkunst, in Absicht auf die Kenntniss ihrer Literatur, keinen so beträchtlichen Zuwachs erhalten, als durch das vorliegende Werk, welches wir allen Musikern, die sich eine Uebersicht von musikalischen Schriften verschaffen wollen, als unentbehrlich empfehlen können. Einen Auszug daraus mitzutheilen, ist unmöglich; auch nur die Ueberschriften der einzelnen Kapitel herzusetzen, verstattet uns der Raum nicht.

Das Ganze zerfällt, nach der angenommenen Eintheilung des Vfs., in zwey Theile. Der erste Theil enthält ein Verzeichniss derjenigen Schriften, welche die Literatur der Geschichte der alten und neuen Musik betreffen. Der zweyte begreift die Literatur der Theorie und Praxis der neuern Musik.

In beiden Theilen herrscht eine gute Anordnung der Kapitel, und der darin verzeichneten Schriften. In Ansehung der Vollständigkeit hat der Vf. alles geleistet, was man nur verlangen und erwarten konnte. Durchgängig erkennt man den auf dieses Werk verwendeten Fleiss, die unermüdete Geduld und die erfoderliche Sachkenntniss. Denn nicht weniger als ungefähr dreytausend Titel musikalischer Schriften findet man in dieser Literatur verzeichnet. Dass aber das geschriebene Verzeichniss der musikalischen Bibliothek des verstorbenen P. *Martini* zu Bologna gegen 18000 musikalische Schriften enthalten habe, bezweifelt der Vf. mit Recht. Denn gesetzt und zugegeben, dass ihm einige Schriften unbekannt geblieben sind, so ist doch der Unterschied von drey bis zu achtzehntausend viel zu gross. Hr. *F.* sagt in dieser Rücksicht: „Ich wollte an denjenigen ein Beträchtliches verwetten, der es unternehmen wollte, mir diese Anzahl (3000) nur noch um ein einziges Tausend aus sichern und glaubwürdigen Quellen zu vermehren." Rec. besitzt selbst eine nicht unbedeutende und ziemlich zahlreiche musikalische Bibliothek, worin sich nur die folgenden wenigen und grösstentheils unerheblichen, bis zum Jahre 1791. herausgekommenen Schriften befinden, deren Titel er in der vorliegenden Literatur vermisst hat. 1) Kurze Anweisung das Trommel-Spielen auf die leichteste Art zu erlernen, nebst sieben in Noten gesetzte(n) Stücke(n) und Märsche(n), mit Anmerkungen, von einem Tonkünstler. Berlin, bey Winters Witwe, 1777. (Freylich ein sehr unbedeutendes Werkchen.) 2) *Busse* (Friedrich Gottlieb), kleine Beyträge zur Mathematik und Physik und deren Lehrmethode. Dessau, 1785. (Im neunten Stücke steht ein Bedenken gegen einen bekannten Schluss über die Stärke des Schalles, und im zehnten eine Abhandlung über die Harmonie im reinsten Klange.) 3) *H**** (J. P. A.) Ist das Gekünstelte in der Musik der Natur und ihrem eigentlichen Wesen zuwider? Halle, 1776. 4) *Kessel* (Johann Christian Bertram), Unterricht im Generalbasse, zum Gebrauch für Lehrer und Lernende. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, nach der Zueignungsschrift 1790. 5) *Marpurg* (Friedrich Wilhelm), die Kunst das Clavier zu spielen. Erster Theil. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1760. (Der zweyte Theil dieses Lehrbuchs ist S. 358. angezeigt, aber der erste Theil fehlt S. 327. Denn die daselbst genannte *Anleitung zum Clavierspielen* ist eine ganz andere, und von dieser verschiedene Schrift desselben Vfs.) 6) *Sorge* (Georg Andreas), Anweisung zur Stimmung und Temperatur sowohl der Orgelwerke, als auch anderer Instrumente; sonderlich aber des Claviers etc. Hamburg, 1744. (Hr. *F.* führt zwar ein ähnliches Werk von Sorge an, aber unter einem etwas andern Titel. Auch ist es nach seiner Angabe nicht in Hamburg, sondern in Lobenstein gedruckt. Es müsste sonach etwa eine zweyte Auflage von dem obigen seyn.) 7) *Türk* (Daniel Gottlob), kurze Anweisung zum Generalbassspielen. Halle und Leipzig, 1791. 8) *Toderini* (Abbé), Literatur der Türken. Aus dem Italienischen übersetzt etc. Zwey Theile. Königsberg, 1790. (Im ersten Theile dieses wichtigen Werkes wird S. 240—267. von der Musik der Türken gehandelt.) 9) *Woldermann* (Christian), *Succincta Musicae sacrae, veteris et novi Testamenti, historia*, oder: Kurze historische Nachricht von der Vocal- und Instrumental-Musik etc. Alten-Stettin, 1736. 10) Einige zum allgemeinen Nutzen deutlicher gemachte musikalische Erwegungs- und andere leichter eingerichtete Uebungswahrheiten, herausgegeben von einem Freunde dieser Wissenschaft. Leipzig, (ohne Jahrzahl; scheint aber nicht über 30 bis 40 Jahre alt zu seyn, und enthält in ziemlicher Kürze einige gute Bemerkungen.) Verschiedene noch unwichtigere Schriften, die Rec. besitzt und in der vorliegenden Literatur ebenfalls vermisst, verdienen keine Anzeige. Ueber die etwa nicht mit erwähnten Werke erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „Auch muss man bedenken, dass einige etwa ausgelassene Kunstbücher, oder kleine fliegende Blätter, die häufig von ihren Vff. nur für den kleinen Cirkel ihrer Schüler, oder ihres Wohnorts bestimmt sind, und höchst

felten in den ordentlichen Buchhandel kommen, einem Werke, wie das gegenwärtige ist, den Vorwurf der Unvollständigkeit noch nicht zuziehen können. Solche Kunstbücher, wie sie in Deutschland, England und Frankreich unter den Titeln: Anweisungen und Anfangsgründe, *New and complete Tutors, Methodes* und *Principes* etc. sehr häufig zum Vorschein kommen, sind meistens so unbedeutend, dass sie kaum verdienen, den Platz einzunehmen, der ihnen der Ordnung nach nicht versagt werden kann, wenn sie doch einmal aufgenommen werden sollen. Ja, wenn es *Bachische* oder *Quanzische* Versuche über die wahre Art, das Clavier oder die Flöte zu spielen, *Hillersche* Anweisungen zum Singen, oder *Türksche* Clavierschulen wären; so möchten ihnen ihre Plätze gegönnt seyn; aber man würde sich schwer versündigen, wenn man jene *Anweisungen, Tutors* und *Methodes* solchen Werken an die Seite stellen wollte. Wenn daher irgend ein Leser ein solches Kunstbuch hier unangezeigt findet, so halte er es nicht für Unvollständigkeit, sondern meistens für freywillige Auslassung von Seiten des Vfs." Wir glauben aber dessen ungeachtet, wie schon gesagt, dass man Hn. F. den Vorwurf der Unvollständigkeit zu machen nicht Ursache haben werde; vielmehr kann er sich auch in dieser Rücksicht auf den Dank wissbegieriger Musiker und aller derjenigen, welche eine Uebersicht von musikalischen Schriften zu haben wünschen, gewisse Rechnung machen.

Ausser der Vollständigkeit hat sich der Vf. auch noch dadurch um das Publicum verdient gemacht, dass er zuweilen, besonders bey wichtigen und seltenen Werken, den Inhalt vollständig angezeigt, und nicht selten auch ein kurzes Urtheil über das namhaft gemachte Werk beygefügt hat. Da diese Urtheile mit Kenntniss abgefasst und — unserer Einsicht nach — ganz unpartheyisch und grösstentheils treffend sind: so wird der Werth dieses Buches dadurch noch mehr erhöhet. Einige Abweichungen, die uns in Ansehung der Titel etc. aufgestossen sind, bemerken wir noch. Von dem S. 15. angezeigten Werke des ehemaligen Capellmeister *Prätorius* heisst der Titel in unserm Exemplare: *Syntagmatis musici Tomus primus, complectens duas partes, quarum prima agit de Musica sacra vel ecclesiastica, Religionis exercitio accommodata* etc. Auctore *Michaele Praetorio* C. *Wittebergae*. (Wolfenbüttel steht nicht dabey,) 1615. (nicht 1614.) Uebrigens treffen die Inhaltsanzeigen mit den in der vorliegenden Literatur enthaltenen überein. — Von des Salomon van *Til* Dicht-Sing- und Spiel-Kunst besitzt Rec. ein zu Leipzig, (nicht in Frankfurt,) und zwar 1706. herausgekommenes Exemplar. Das Werk ist, ausser dem Titel, der *Ansprache an den bescheidenen Leser* und einem Register, 478 Seiten stark. — Die zweyte Fortsetzung des S. 202. angezeigten musikalischen Almanachs erschien nicht unter dem angegebenen Titel, sondern unter diesem: Musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1784. — *Löhlein's* Clavierschule wurde — freylich sehr unverdienter Weise — 1782. zum *viertenmal* aufgelegt. Späterhin (1791.) kam eine von *Witthauer* umgearbeitete fünfte Auflage heraus. Von der kleinen Schrift: Etwas von und über Musik etc. soll, nach Gerber's Lexicon der Tonkünstler, nicht *Krause*, sondern *Wagner* der Vf. seyn. Den S. 260. angezeigten Versuch einer Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen etc. hat der verstorbene Gerichtsdirector *Tauscher* in Waldenburg geschrieben. — Schon hieraus wird der würdige Vf. ersehen, dass wir sein Werk mit möglichster Aufmerksamkeit gelesen haben. Schade, dass die erstern sechs Bogen, aus einem Missverständnisse, so unbequem gedruckt worden sind. Alles läuft nämlich, ohne irgend einen Absatz der Zeilen, in Einem fort; daher ist es mühsam und schwer, den Titel eines Werkes heraus zu suchen. Bey einem so wichtigen, und in jeder Rücksicht zu empfehlenden Buche, wäre es wohl der Mühe werth gewesen, diese sechs erstern Bogen umzudrucken. Uebrigens ist der Druck sehr correct.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Greifswald*, b. Eckhardt: Diss. theol. *vim miraculorum divinitatem revelutionis, omni homini necessariae, probandi* principiis S. scripturae et rationis breviter indicans, quam *indulg.* M. V. Theolog. Ord. Gryphisw. publico examini offerunt Praeses *Mag. Petrus Nordin*, S. S. Theol. Licent. et *Joan. Adam Dase*, Nobilis. d. 29. Jan, 1799. 12 S. in 4. Hr. *Nordin* „*tanto cardine rerum motus*" (durch die so grosse Wichtigkeit der Sache bewogen) hat sich entschlossen, die Meynung von Entbehrlichkeit der Wunder zum Beweis einer reinen Religionslehre als ein „*malum, quod ut ita dicam, penitus in viscera lapsum* (in die Glieder geschlagen?) *est*," in aller Kürze wegzuarbeiten. Die *pretiosa* vis miraculorum zum Beweis für die Wahrheit der Offenbarung erhellt ihm durch die simple Schlussfolge: dass die Offenbarung unentbehrlich, der Beweis aber für die Göttlichkeit der Offenbarung ohne Wunder unmöglich sey! Die Unentbehrlichkeit der Offenbarung wird bewiesen, *a manca nostro, vel, suadente nova philosophia critica, plane nulla notitia de existentia Dei et immortalitate animae.* Um die Wirklichkeit Gottes zu beweisen, muss eine Religionsoffenbarung, um diese zu beweisen, müssen Wunder seyn; das heisst: um die Wirklichkeit eines Heeres zu Pferd zu beweisen, muss es Zeitungen, und um die Wahrheit dieser zu beweisen, muss es Centauren geben.

Rec. hat übrigens von diesem Product nur deswegen Notiz genommen, weil *eben dieser Hr. Nordin* bereits in der A. L. Z. 1798. Nr. 106. S. 15. 16. durch zwey in ihrer Art einzige Dissertationen, in denen er auch, wie er zu sagen pflegt: *judicii sui modulis utebatur*, charakterisirt worden ist. Zur Fortsetzung der Literärgeschichte dieses Hn. *Nordin's* gehört, dass er inzwischen, weil er zu Greifswalde abgewiesen wurde, zu *Rostock* Licentiat der Theologie geworden ist. Die gegenwärtige gelehrte Arbeit ist nicht *consentiente*, sondern blos *indulgente Theologorum Gryphisw. Ordine* auf den Catheder gebracht worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. April 1799.

PHYSIK.

Haarlem, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefnemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine,* door *Martinus van Marum;* A. L. M. Phil. et Med. D. Secretaris van de hollandsche Maatschappy der Weetenschappen etc. 1795. mit der französischen nebenstehenden Uebersetzung. XV und 391 S. gr. 4. nebst vielen Kupfern.

Diese zweyte Fortsetzung hat zwar die Jahrzahl 1795, scheint aber viel später zur Ausgabe ganz fertig geworden zu seyn, indem wir sie erstlich zu Ende des vorigen Jahrs aus Haarlem selbst erhalten haben. Das wichtige Werk selbst, worauf sich die Fortsetzungen beziehen, ist in der A. L. Z. 1786. Nr. 99 u. 100.; die deutsche Uebersetzung davon 1787. Nr. 136. recensirt worden. Die erste Fortsetzung kam 1787, und die deutsche Uebersetzung davon 1788 heraus, welche in Nr. 220. 1789 angezeigt ist. Von den in der gegenwärtigen zweyten Fortsetzung enthaltenen Versuchen sind verschiedene auch schon in den Jahren 1787 bis 90 angestellt worden, und die Verspätung ihrer Herausgabe rührte vornehmlich daher, dass der Vf. auf eine Gelegenheit zu einer recht interessanten Entdeckung in der Elektricitätslehre hoffte, um diesen Band zugleich damit bereichern zu können. Man erinnert sich, dass der Vf. gleich im ersten Bande sich erbot, die Versuche, die ihm von andern, mit keiner so wirksamen Maschine versehenen, Physikern vorgeschlagen würden, anzustellen, und die Resultate öffentlich bekannt zu machen. Dieses Anerbieten haben besonders die Hn. Landriani und Volta benutzt; andere wollten nicht genannt seyn. Der Vf. selbst bemühte sich vorzüglich, die Natur der elektrischen Flüssigkeit zu erforschen, und dies gelang ihm auch so weit, dass er deutlich zeigen konnte, diese Flüssigkeit sey nicht einfach und von allen bekannten gänzlich verschieden, sondern sie bestehe aus einer Materie, mit welcher der Wärmestoff mit irgend einer unbekannten Substanz in Verbindung sey. Eine andere Absicht seiner Bemühungen war, die Ursachen der Erregbarkeit der Elektricität durch das Reiben zu entdecken, oder zu zeigen, warum das Gleichgewicht der elektrischen Flüssigkeit durch das Reiben aufgehoben werde; es haben aber die darüber angestellten Versuche weiter nichts gezeigt, als dass das Glas die elektrische Materie an sich zieht, und zwar nicht bloss an der geriebenen, sondern auch an der entgegengesetzten Seite. Die Teylersche Maschine selbst ist jetzt merklich von derjenigen verschieden, die der Vf. 1785 beschrieb. Ihre Verbesserungen betreffen sowohl die leichtere Behandlung als die stärkere Wirkung. Taf. I u. II. stellen die Maschine so vor, wie sie jetzt ist, und man bemerkt daran vorzüglich eine Veränderung im Reibzeuge und in der Anbringung der Conductoren. *Das erste Kapitel des ersten Theils enthält die Beschreibung des Apparats zur Anbringung und Pressung der Reibkissen.* Bey der ältern Einrichtung konnte man die Reiber nicht gut abnehmen, auch waren sie mit zwey Schrauben angedrückt, wodurch eine auf beiden Seiten gleichförmige Pressung unmöglich erhalten werden konnte. Jetzt wird der gleichförmige Druck durch ein paar Stahlfedern bewirkt, die mit Charnieren an dem einen Ende von ein paar eisernen Platten angebracht sind, und durch eine einzige Schraube zusammengehalten werden. Je mehr man diese Schraube anzieht, desto stärker schliessen sich die Kissen an die Glasscheibe an, die Stahlfedern aber, die im Mittelpuncte der Reibflächen aufdrücken, bewirken eine in allen Puncten derselben gleich starke Pressung. Da sich die Reiber zugleich sehr leicht wegnehmen und wieder anbringen lassen, so nimmt sie der Vf. gewöhnlich ab, wenn er einige Zeit mit dem Elektrisiren inne halten will. — Diese Vorsicht ist nach des Rec. Erfahrung sehr wichtig, denn sonst geschieht es leicht, dass sich etwas scharfer Staub an die Reibflächen setzt, wodurch ein Theil der geriebenen Glasfläche halbmatt geschliffen und die Elektricität mithin zum Theil negativ wird. Dies kann endlich so weit gehen, dass die Maschine gar keine Wirkung mehr zu thun scheint, und es kann solchen Maschinen auf keine andere Art geholfen werden, als dass man den Scheiben wieder die völlige Politur geben lässt. — *Das zweyte Kapitel beschäftigt sich mit der neuen Einrichtung der Reibzeuge.* Statt der sonstigen mit Pferdehaaren ausgestopften ledernen Kissen werden auf eine mit Kalbleder überdeckten Tafel von Eichenholz Fäden von *Labadistenwolle* gelegt, wodurch die Reibfläche beym Anpressen völlig eben gemacht werden kann. Diese Fläche selbst wird bis auf $\frac{1}{3}$ mit dem Wachstaffet bedeckt, wovon sich ein noch grösserer Theil an die freye Scheibe legt. Das Amalgama wird nicht bloss aufs Leder, sondern auch auf den Anfang des daran grenzenden Taffets, so dünn als möglich, gestrichen und der Ueberrest des Taffets durch eine Art Rahmen vor Falten bewahrt, indem da, wo sich eine Falte zeigt, auch feurige Strahlen zu sehen sind, welcher Theil der Elektricität für den Conductor völlig verloren ist. Im *dritten* Kap.

Kap. werden die Veränderungen beschrieben, die mit den Conductoren vorgenommen worden sind. Der Hauptconductor ist jetzt so eingerichtet, dass er nicht allein in kurzer Zeit statt der positiven, auch grösstentheils die negative Elektricität erhalten kann, sondern dass auch die Elektricitäten selbst durch eine blosse Wendung erhalten werden können; auch ist überhaupt dieser Apparat jetzt sehr ins Kurze gezogen worden. Es sind auch jetzt die einsaugenden Flächen, oder die sogenannten Collectoren nicht mehr mit Spitzen versehen. Obgleich die geriebene Glasfläche 15½ Zoll breit ist, so durften doch die Collectoren sonst nicht über 6 Zoll tief hineingehen, wenn nicht Strahlen aus ihren Spitzen gegen die Axe fahren und die Wirkung schwächen sollten; — jetzt erstrecken sie sich bis auf 10 Zoll, ohne dass ein Abstrohmen gegen die Axe zu bemerken ist. Die Scheiben waren, um das Wanken zu verhüten, sonst bis auf 33 Zoll im Durchmesser mit einer Harzmasse bedeckt, die jetzt grösstentheils abgenommen worden ist, ohne dass der feste Stand der Scheibe gelitten hätte.

Der *II. Theil enthält nun die Versuche selbst, die in der Nähe des Conductors angestellt worden sind.* Im *ersten Kap. werden die Untersuchungen über den Einfluss der Elektricität auf den Puls, und über die beschleunigte oder verzögerte unmerkliche Ausdünstung fortgesetzt.* Die ältern Versuche von 1785 hatten bey mehrern Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht keinen solchen Einfluss vermuthen lassen, und der Vf. glaubte, man würde über diesen Punct nun ins Reine seyn, und dasjenige, was sich etwa in der Art noch zeige, auf die *Aengstlichkeit* rechnen, die sich gewöhnlich bey Personen, die sich elektrisiren lassen und mit der Elektricitätslehre nicht recht vertraut sind, zu äussern pflegt. Es haben sich indessen doch noch Zweifel über das Entscheidende jener Versuche erhoben, die besonders durch eine Abhandlung der Hn. *van Trooswyk* und *Deiman* im 8 Vol. der Societät der Experimentalphysik zu Rotterdam, die im J. 1787, folglich zwey Jahre nach unsers Vfs. Versuchen erschien, unterstützt worden sind. Man hatte nämlich ein paar Personen, die sich sehr gut auf das Fühlen des Pulses verstanden, in einem Zimmer, das so weit von dem der Maschine entfernt war, dass man nicht einmal das Drehen der Maschine hören konnte, isolirt und einander einige Minuten den Puls gefühlt; man hatte dabey zwey ganz übereingehende Secundenuhren; die Maschine wurde nicht beständig in Bewegung erhalten, sondern nur von Zeit zu Zeit gedreht, und ein besonderer Beobachter zählte die Pulsschläge von Minute zu Minute. Als man nun die Pulsschläge, in denen Minuten, wo die Maschine gegangen war, mit jenen verglich, wo sie geruht hatte, fand sich, dass im ersten Falle in der Minute 8 Schläge mehr geschehen waren. Jene Abhandlung wurde der Societät 1783, also zwey Jahre vor unsers Vfs. Versuchen überreicht, wo man diese also noch nicht wissen konnte, aber man hatte diesen Umstand bey der Herausgabe nicht bemerkt. Da nun dieses bey manchen Lesern den Gedanken erregte, als ob Hn. van Marum's Versuchen durch diese wäre widersprochen worden; so sah er sich veranlasst, sie noch einmal mit vielen andern Personen zu wiederholen, da sie für den medicinischen Gebrauch der Elektricität so wichtig sind. Hier zeigten sich nun zwar in einzelnen Fällen beym Elektrisiren einige Schläge mehr, im Ganzen aber doch kein beträchtlicher Zuwachs, und überhaupt wurde viel Irregularität im Puls bemerkt, sowohl während des Elektrisirens als des Nichtelektrisirens. Die Vermehrung der unmerklichen Ausdünstung ist von verschiedenen Elektrikern als eine beständige Folge der mitgetheilten Elektricität, sowohl durchs elektrische Bad als durch Erschütterungen, angesehen worden, indem in manchen Fällen sogar ein Schweiss ausbrach; da aber der Vf. auch hier viel auf Aengstlichkeit der Personen rechnete; so war es ihm um genauere Versuche zu thun. Er bediente sich deshalb einer empfindlichen Waage, deren eine Schale er durch seidene Schnüre isolirte; auf diese setzte er einen achtjährigen Knaben, der mit dem Conductor in Verbindung war und brachte die Waage genau ins Gleichgewicht. Nun beobachtete er den durch die Ausdünstung erlittenen Gewichtsverlust ½ Stunde lang vor dem Elektrisiren. Dieser betrug 280 Grane. Nun wurde die Maschine ½ Stunde gedreht und der Verlust war 295 Gr. Bey einem andern Versuch aber war der Verlust im ersten Falle 330 und im letzten nur 310 Gr. So wechselte dieses bey noch mehrern Versuchen ab, und in den meisten Fällen schien die Elektricität mehr eine Verminderung als Vermehrung veranlasst zu haben. *Zweytes Kap. Versuche über die Reizbarkeit der Pflanzengefässe, als Ursache des Aufsteigens und der Bewegung ihres Safts.* Die Resultate dieser Versuche sind schon aus verschiedenen periodischen Blättern bekannt. Es floss nach dem Elektrisiren aus den verwundeten Stellen schlechterdings kein Saft aus, welches hingegen geschahe, wenn man sie mit der Hand drückte oder nicht elektrisirt hatte. Der Vf. glaubt also eine Reizbarkeit der Pflanzengefässe dadurch völlig ausser Zweifel gesetzt zu haben. *Drittes Kap. Versuche, die beweisen sollen, dass Wärmestoff in der elektrischen Materie sey.* Da die elektrische Materie äusserlich so viel Aehnlichkeit mit dem Feuer zeigt, auch in ihren Wirkungen demselben so analog ist; so war der Gedanke sehr natürlich, zu untersuchen, ob sie Wärmestoff enthalte? Der Vf. liess deshalb einen Conductor von ganz dünnem Messingblech, 5 Zoll weit und 11 Zoll lang, in der Mitte mit einer Vertiefung, verfertigen, worin er die Kugel eines empfindlichen Termometers setzte, und ihn an seidenen Schnüren neben dem Conductor der grossen Maschine aufhing; es zeigte sich aber, auch bey der stärksten Ueberladung, nicht das mindeste Steigen der Thermometersäule. Da die Kohle ein so vortrefflicher Leiter ist; so brachte der Vf. das Thermometer in eine Grube derselben, wo sich aber eben so wenig

Wär-

Wärme zeigte. Liefs er aber, wie Adams, einen elektrifchen Strom auf die Thermometerkapfel gehen; so ftieg das Thermometer von 68° Fahrenh. bis 100 und darüber. Da indeffen Cavendifh entdeckt hat, dafs die elektrifchen Ströme die atmofphärifche Luft zerfetzen; fo könnte hier durch eine folche Zerfetzung wohl Wärmeftoff aus derfelben frey geworden feyn; der Vf. brachte deswegen die Kugeln der Conductoren in einen Recipienten mit auf $\frac{1}{2}$ verdünnter Luft, wo denn das Thermometer noch höher als 120° ftieg. Auch in verdünnter Lebens- und Stickluft ftieg das Thermometer eben fo beträchtlich. Der Vf. verfuchte nun, ob die elektrifche Materie die tropfbaren Flüffigkeiten in expanfible verwandeln könne? — Denn da man bey allen expanfiblen Flüffigkeiten ihre Elafticität in der Beymifchung des Wärmeftoffs fucht; fo liefs fich auch hinwiederum fchliefsen, dafs dafelbft Wärmeftoff vorhanden feyn müfste, wo man expanfible Flüffigkeiten bereiten konnte. Er brachte die Flüffigkeiten in den torricellifchen leeren Raum, um die Gasform durch die geringfte Menge Wärmeftoff erhalten zu können. Er erhielt auch auf diefe Art wirklich aus mehrern Flüffigkeiten eine gewiffe Menge brennbares Gas, das zuweilen mit etwas Stickgas gemifcht war, und feine Elafticität auf 1 Jahr lang behielt. Hieraus fchien denn allerdings zu folgen, dafs Wärmeftoff in der elektrifchen Materie enthalten fey, indeffen ift es eben fo gewifs, dafs die elektrifche Materie nicht der Wärmeftoff felbft ift, da es die Körper nicht erhitzt, durch die es geht, und es fcheint an eine noch andere Subftanz gebunden zu feyn, welche diefe Erhitzung verhindert. Der Vf. fragt: ob diefe andere Subftanz vielleicht der Lichtftoff fey? und ob diefer bey der Zerfetzung der elektrifchen Materie vielleicht durch die Wände des Glafes davon gegangen fey, da man fonft keinen andern Stoff im Apparate bemerkt habe? — Rec. glaubt diefes um deswillen nicht, weil fonft die elektrifchen Funken, wo eine grofse Menge Lichtmaterie abgefchieden werden müfste, eine beträchtliche Erhitzung bewirken würden, allein fie thun diefes im mindeften nicht, wenn man ihnen ein Thermometer nahe bringt, wenn man nur verhütet, dafs deffen Kugel nicht von dem Funken felbft getroffen wird, denn in diefem Fall fcheinen fie auf eben die Art, wie jeder andere Körper, mit welchem man die Kugel reibt oder peitfcht, Wärme hervorzubringen. *Viertes Kap. Verfuche über die Möglichkeit einige Subftanzen durch den elektrifchen Funken zu zerfetzen, oder zu fehen, ob fie einige merkliche Veränderungen dabey erleiden?* Da der Vf. 1785 und 87 die nitröfe und alcalifche Luft durch den elektrifchen Funken zu zerfetzen im Stande gewefen war; fo fchien es ihm wahrfcheinlich, dafs diefes auch mit andern Subftanzen angehen werde. Er bedient fich hierzu gläferner Röhren von 13 — 14 Zoll lang und 3 — 4 Zehntelzoll weit, wo in das eine Ende ein Platinadrat eingefchmolzen war. In die Röhre brachte er den zu unterfuchenden Körper und umgab ihn mit einer Luft, die durch den elektrifchen Funken nicht zerfetzt wurde, der übrige Theil wurde mit Queckfilber ausgefüllt, wenn der Körper die Berührung deffelben vertrug, fonft mit einer Säure. Die Funken wurden fo angebracht, dafs fie den Körper ftark erfchüttern konnten. Nun wurde zuerft die concentrirte und verdünnte Schwefelfäure unterfucht, allein es zeigte fich im mindeften keine Veränderung. Rauchender Salpetergeift gab nach 5 Minuten eine Säule von 2 Zoll gasförmige Flüffigkeit, allein nach $\frac{1}{4}$ Stunde war wenig mehr davon übrig. Die gewöhnliche Salpeterfäure gab $\frac{1}{2}$ Zoll Gas, die aber eben fobald, nach dem Elektrifiren wieder verfchwand. Gerade fo verhielt fich auch die rauchende und ordinäre Salzfäure, die überfaure gab nichts, eben fo wenig die kohlenfaure Potafche oder das zerfloffene Weinfteinfalz. Das kohlenfaure flüchtige Alcali aber gab mit Queckfilber gefperrt, in 5 Minuten fo viel Gas, dafs die ganze Röhre damit angefüllt war. Diefes Gas war zum Theil brennbar, übrigens azotifch. Man fieht aus diefem Verfuche, dafs die Gasbildung aus diefen beiden Beftandtheilen im luftvollen Raum fo gut, wie im luftleeren, vor fich geht. Lacmustinctur röthete fich nicht, obgleich $\frac{1}{2}$ Secunde lang Funken durchfchlugen. *Volta* hatte den Vf. gebeten, Funken über gefchmolzenen Salpeter fchlagen zu laffen, um zu fehen, ob eine Verpuffung erfolge; es zeigte fich aber nichts, und nach dem Erkalten fchien der Salpeter nicht im mindeften alcalifirt zu feyn. Da das Hornfilber die Eigenfchaft hat, dafs fich der Sauerftoff beym Sonnenlicht davon abfondert; fo hatte *Prieftley* zuerft dem Vf. das Elektrifiren deffelben vorgefchlagen, es gab aber weder im luftvollen mit Queckfilber gefperrten, noch im torricellifchen Raume, einiges Gas. Silber-, Kupfer-, Eifen-, Bley- und Queckfilberauflöfung in Salpeterfäure, fo wie Gold- und Zinnauflöfung im Königswaffer, zeigte nicht den mindeften Niederfchlag. Blofs bey Silber, Bley, Zinn und Queckfilber zeigte fich etwas Luftförmiges, das aber nicht über $\frac{1}{4}$ Zoll einnahm und gleich nach dem Verfuch wieder abforbirt wurde. Der Vf. hatte nicht Luft diefe Verfuche weiter zu treiben, und er ging auch bey den erwähnten blofs deswegen fo weit, um denen die fie gewünfcht hatten, ein Genüge zu thun. *Fünftes Kap. Verfuche, welche zeigen, dafs die Kohle Hydrogene enthält.* Landriani fchlug dem Vf. bey einem Befuch den 10. Nov. 1788 die hierauf fich beziehenden Verfuche vor. Lavoifier's Verbrennung der Kohle in Sauerftoffgas hatte blofs gezeigt, dafs die fixe Luft aus Kohle und Sauerftoff erzeugt werde, allein er hatte fo wenig, als irgend ein Antiphlogiftiker, durch einen directen Verfuch bewiefen, dafs die Kohle, oder die aus ihrer Verbrennung in Lebensluft erhaltene fixe Luft durchaus kein Waffer bey fich führe. Unfer Vf. bereitete feine fixe Luft aus Kohlenpulver, das durch Glühen möglichft getrocknet und degazirt worden war, und aus erhitzten, durchs Feuer erhaltenen rothen Präcipitat. Um auch aus den Gefäfsen alle Feuchtigkeit wegzufchaffen, wurden fie ftark erhitzt, und felbft das zum Sperren

ren gebrauchte Queckfilber ward ausgekocht. Von der fo bereiteten fixen Luft brachte man einen Theil in eine 7 Linien weite Röhre über das Queckfilber, fo dafs fie 4 Zoll 6½ Linie einnahm; in diefen Luftraum brachte man zugleich einen langen fpiralförmigen Eifendrat von Nr. 11., um zu fehen, ob fich diefer während des Durchfchlagens der Funken verkalken und brennbare Luft hervorbringen würde, denn wenn dies gefchah, fo mufste Waffer oder Hydrogene in der fixen Luft gewefen feyn. Sobald nun die Funken durchfchlugen, fahen die Experimentatoren mit Verwunderung, dafs fich die Luftfäule allmälich erhob und nach einer Elektrifirung von 16 Minuten eine Länge von 5″ 1‴ einnahm, welches eine Vergröfserung von beynahe $\frac{1}{16}$ des ganzen gab. Sie wufchen nachher die fixe Luft in cauftifchem Alcali, bis fie ihr Volumen nicht mehr verminderte, und wo der Rückftand 2″ in eben der Röhre betrug. Als hierauf die Flamme eines kleinen Wachsftocks an der Mündung gehalten wurde; fo entzündete fich diefe elektrifirte Rückbleibfel der Luft und gab alfo ganz ungemifchte brennbare Luft zu erkennen. Diefes Refultat ftimmte nun nicht mit dem zufammen, was die Theorie von der Bildung der fixen Luft aus der Verbrennung der Kohle in Lebensluft, lehrt, und man entfchlofs fich deshalb, den Verfuch zu wiederholen, und die Sorgfalt in Vertreibung der Feuchtigkeit zu verdoppeln. Als man aber jetzt noch genauer Acht hatte, was bey der Wiederherftellung des Queckfilbers gefchah, nahm man wahr, dafs fich einige Dämpfe an den obern Theil der Flafche fetzten, worin die Reduction vorgenommen wurde, und ein gleiches gefchah auch in der Röhre, durch welche die bereitete Luft ftrich. Man glaubte beym erften Blick, dafs es fublimirtes Queckfilber wäre, allein fogleich bildeten fich diefe Dämpfe zu kleinen Waffertröpfchen, die immer gröfser wurden, fo, dafs nicht zu zweifeln war, dafs fich Waffer bey der Wiederherftellung des Queckfilbers erzeugt hatte. Man brach die Reduction ab, trocknete und erhitzte den ganzen Apparat abermals aufs befte, allein bey der Wiederfortfetzung der Reduction erfchienen die Tröpfchen aufs neue. Auch diefe letzterhaltene Luft verhielt fich bey Durchfchlagung der Funken wie die vorige, und liefs nach dem Abwafchen in Potafchenauflöfung entzündbare zurück. Es fcheint alfo wirklich, dafs die Kohle nicht allein die Bafis der Kohlenfäure, fondern auch der brennbaren in fich enthalte. Als man diefe Verfuche Hn. Berthollet mitgetheilt hatte, fchlug diefer vor, die Verfuche auch mit *Reifsbley* (*plumbago*, *Carbure de fer*) zu wiederholen, indem er der Meynung war, dafs diefes kein Hydrogène enthalte; als aber diefes auf ganz ähnliche Art bewirkt wurde, fo zeigte es fich, dafs der Rückftand ebenfalls unvermengte entzündbare Luft war, betrug aber kaum halb fo viel als vorhin. *Sechstes Kap. Verfuche zur Nachahmung der an getroffenen Blitzleitern bemerkten ftralenden Elektricität.* Als der Blitzleiter auf dem Thurm zu Siena vom Blitz getroffen wurde, bemerkten mehrere Perfonen nicht allein das gewöhnliche elektrifche Licht, fondern auch noch einen förmlichen Lichtfchweif, der daran herunter lief. *Beccaria* hat diefes die *ftralende Elektricität* genannt und fich viel vergebliche Mühe gemacht, fie durch die Elektrifirmafchine nachzuahmen, und Hr. Landriani veranlafste unfern Vf., diefes mit feiner ftarken Mafchine ebenfalls zu verfuchen. Er und Landriani betrachteten diefe ftralende Elektricität als eine Wirkung des Widerftandes, welche die Metalle dem Eindringen der elektrifchen Materie entgegenfetzen, wenn fie zu wenig Dicke haben, wo fich die nicht aufgenommene Materie nach den Seiten wirft. Dies gab Anlafs den Verfuch fo einzurichten, dafs der Funke von einem Eifendrat Nr. 5., der $\frac{1}{7}$ Zoll im Durchmeffer hat, aufgenommen werden follte, und der mit dem langen Ableitungsdrat der Mafchine in Verbindung ftand. Er war fo weit vom Leiter entfernt, dafs ununterbrochene Funken darauf fchlugen, und da fah man mit Vergnügen, dafs er nach feiner ganzen Länge, beftandig mit einem Strome von flammenden Lichte bedeckt war, auch dafs diefes Licht aus kleinen Stralen beftand, die von allen Seiten aus dem Drat ausfuhren. Nach einigen wiederholte der Vf. diefen Verfuch, und bemerkte, dafs die Luftftröme in eben dem Maafse breiter wurden, in welchem er den Drat dünner nahm. Indeffen ftellte auch ein Eifendrat von $\frac{1}{4}$ Linie im Durchmeffer die Erfcheinung fehr deutlich dar.

(*Der Befchlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Der Menfchenbeobachter*, ein Lefebuch *für alle Stände*, von *Joh. Chriftoph Fröbing*. 1796. 520 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hatte, laut der Vorrede, bey diefer Schrift den Zweck, „kluge und thörichte, edle und fchurkifche, nützliche und fchädliche Gefinnungen und Handlungen zu fchildern, und wo möglich gute Rührungen für das, was den Menfchen ziert und beglückt, fo wie Hafs und Abfcheu deffen, was ihn befchimpft und unglücklich macht, zu erregen, und in Thätigkeit zu fetzen, zu deffen Erreichung die 28 Auffätze diefer Schrift (deren viele aus periodifchen Schriften genommen find) befonders aber das Gefpenft und das Goldföhnchen dem Rec. nicht ungefchickt fcheinen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. April 1799.

PHYSIK.

Haarlem, b. Beets: *Tweede Vervolg der Proefneemingen gedaan met Teyler's Electrizeer-Machine, door Martinus van Marum* etc.

(Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

Siebentes Kap. *Versuch über verschiedene Gegenstände.* a) *Ob die Ausdünstung der Pflanzen während ihres Elektrisirens vermehrt werde.* Die Ausdünstung betrug wirklich bey einigen $\frac{1}{4}$, bey andern $\frac{1}{3}$ mehr als vor dem Elektrisiren in gleicher Zeit. Da indessen die Conductoren, wenn sie nicht äusserst genau zugerundet sind, immer einen Wind ausblasen, wenn man sich ihnen nähert, so ist dies auch der Fall bey den elektrisirten Pflanzen im isolirten Zustande, und diese Ströme müssen natürlich mehr Ausdünstungsmaterie mit sich fortreissen. — Der Rec. hat indessen nach Guineau's Bemerkung, mehrmals Versuche mit einem elektrisirten Glastrichter, aus welchem vor dem Elektrisiren das Wasser blos tropfte, angestellt und gefunden, dass in einerley Zeit gleich viel Wasser auf die Waagschale kam, es mochte durch Tropfen, oder durch Sprühen beym elektrischen Winde, herausgehen; — Pflanzen ohne Blätter, oder mit ganz zugerundeten, könnten hier vielleicht etwas entscheiden, allein diese dünsten überhaupt zu wenig aus, als dass der Versuch fehlerfrey werden könnte. b) *Ob die Elektricität einen merklichen Einfluss auf die empfindlichen Pflanzen habe?* Die *Mimosa pudica* setzte der Vf. den Sonnenstralen zuerst aus, um sie möglichst zu entfalten, dann brachte er sie 2 Fuss weit vom positiven Conductor, allein die kleinen Blättchen, woraus die grossen zusammengesetzt sind, näherten sich einander durchaus nicht, und eben so wenig Wirkung brachte die negative Elektricität hervor. Als die Pflanze auf dem positiven Conductor selbst stand, erhoben sich die Blättchen bloss ein wenig und breiteten sich aus, wenn keine Funken gezogen wurden, sobald aber dieses geschah, fielen sie nieder und erhoben sich hernach wieder so, dass sie endlich anfingen sich einander zu nähern, sich zuzuschliessen, und gänzlich niederzufallen; diesen Erfolg schreibt aber der Vf. mit Recht mehr den wiederholten Erschütterungen als der elektrischen Materie selbst zu, denn der Erfolg war derselbe, wenn man ihnen auf andere Art solche abwechselnde Bewegungen gab. Uebrigens hatte die Pflanze selbst nichts durch den Versuch gelitten, denn ihre Blätter breiteten sich nachher wieder aus, als die Sonne sie beschien. c) *Ob die Elektricität einigen Einfluss auf die kleinen Blättchen des Hedysarum gyrans habe?* Der Vf. stellte diese Versuche in dem Treibhause selbst an, worin die Pflanze stand, er fand aber auf keine Weise einige Bewegung an den Blättchen. Diese Bemerkungen stimmen zum Theil mit den *Hufelandischen*, im VI. B. 3. St. des Voigtischen Magazins für das Neueste aus der Physik, überein, und wahrscheinlich würde unser Vf. auch die nachtheiligen Wirkungen der Elektricität, die Hr. Hufeland sahe, bemerkt haben, wenn er eine mehr verstärkte darauf hätte wirken lassen. d) *Wirkung der Elektricität aufs Barometer.* Changeux wollte bemerkt haben, dass die Elektricität das Quecksilber im Barometer oft um 2 Linien erhebe, in manchen Fällen sollte es aber auch keine Wirkung darauf äussern (Journ. de phys. T. XI. p. 338.) Bey unausgekochten Barometerröhren, zeigte sich nicht das mindeste von einem solchen Steigen, bey ausgekochten aber von 4 bis 5 Zehntelzoll Durchmesser bemerkte er, dass das Quecksilber sogleich nach dem Elektrisiren auf etwa $\frac{1}{20}$ Zoll stieg, allein es fiel alsbald unter die Stelle, wo es vor dem Versuche in Ruhe gestanden hatte; es setzte auch nachher diese oscillirende Bewegung während dem ganzen Versuche fort. Bey negativer Elektricität ging die anie über $\frac{1}{2}$ Linie. Der Vf. theilte hernach die Elektricität nicht dem Quecksilber, sondern bloss den Platinadräten mit, die in Barometerröhren eingeschmolzen waren, nun zeigte sich in den *ausgekochten* keine Veränderung, in den *nicht* ausgekochten aber fiel das Quecksilber ungefähr 1 Linie innerhalb 4 Minuten. Dieses Sinken hatte auch statt, wiewohl nur um $\frac{3}{4}$ Linie in neuen, vor dem Füllen stark erhitzten, Röhren, und wo das Quecksilber beynahe bis zum Kochen erhitzt worden war, woraus erhellet, dass das Kochen des Quecksilbers das einzige Mittel ist, die Feuchtigkeit zu vertreiben, denn unstreitig war das Sinken von der durch die Elektricität dampfförmig gewordenen Feuchtigkeit entstanden. e) *Ob die Ausdünstung der Liquoren, unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre, durch die Elektricität vermehrt werde?* Hr. *Volta* veranlasste diese Untersuchung. Der Vf. setzte Wasser, Alcohol, Schwefeläther in flachen porcellanenen Schalen genau abgewogen, einmal auf den Conductor und dann eben so in einige Entfernung von der Maschine. Es liess sich aber nach $\frac{1}{2}$ Stunde Elektrisiren nicht die mindeste Verschiedenheit wahrnehmen. Eine andere, ebenfalls von Volta in Vorschlag gebrachte Untersuchung, ob sich elektrisirte Luft mehr mit Wasser anschwängern lasse, als unelektri-

elektrisirte, zeigt ebenfalls nicht die mindeste Verschiedenheit in beiden Fällen. Noch eine Voltaische Frage: ob die Elektricität die atmosphärische Luft verdünne? muste ebenfalls verneint werden. f) *Wiederherstellung der Metallkalke durch die elektrischen Funken.* Es sind dieses theils Wiederholungen, theils weitere Fortsetzungen der schon 1785 angestellten Versuche. Zu jener Zeit waren sie mit der grossen Batterie angestellt worden, jetzt aber wollte der Vf. untersuchen, ob auch die blossen Conductorfunken, von der gegenwärtigen so beträchtlich verstärkten Maschine eben so viel bewirkten; auch ob bey solchen Reductionen Luft erzeugt werde, und was für Eigenschaften dieselbe habe? — Die Kalke wurden in Glasröhren mit eingeschmelzten Platinadräten so elektrisirt, dass die Funken auf 3 Zoll weit über- und durchschlugen. *Mennige* wurde fast augenblicklich reducirt, und gab innerhalb 20 Minuten etwa ½ Kubikzoll Gas, worunter über ⅓ Kohlensaures war. Der Ueberrest zeigte im Eudiometer nicht so viel Verminderung als atmosphärische Luft. *Bleyweiss*, auf die nämliche Art behandelt, wurde im geringern Grad reducirt, auch weniger Gas erzeugt, das übrigens von der Beschaffenheit des vorigen war. Zinnkalk und Crocus Martis zeigte keine Reduction und lieferte auch nicht das mindeste Gas. *Mercurius praecipit. per se* wurde sehr geschwind wieder hergestellt, das Quecksilber zeigte sich an den innern Wänden als ein schwarzes Pulver, das grösstentheils aus kleinen durchs Mikroscop bemerkbaren Quecksilberkügelchen bestand. Die Luft war in zu geringer Menge erzeugt worden, als dass sie hätte untersucht werden können, und es war auch nicht möglich, die Quantität durch Fortsetzung des Versuchs zu vergrössern, weil die Funken grösstentheils durchs reducirte Quecksilber gingen. g) *Prüfung der Luft in dem Saale, worin die Maschine in Wirksamkeit war.* Da Volta gezeigt hatte, dass die Flamme eines kleinen Wachsstockes besser als die feinste Metallspitze die schwächste Elektricität aus der Atmosphäre an sich nehmen könne, so verband der Vf. mit diesem Mittel das Saussurische Elektrometer, um die Elektricität des Saals dadurch zu prüfen. Die Luft war von mittelmässiger Trockenheit, und wurde während eines 5 Minuten langen Elektrisirens durchaus elektrisch, da doch der Saal 60 Fuss lang, 30 breit und 40 hoch war. h) *Ob die Stärke des Conductors vergrössert werden könne, wenn man ihm mehr Länge gäbe?* Volta hatte dieses geglaubt; allein bey des Vfs. Versuchen zeigte sich das Gegentheil. Die Funken waren zwar etwas stärker, folgten aber langsamer auf einander. i) *Noch einige Nachträge zum dritten Kapitel*, wo von der Erwärmung der Körper durch die Elektricität die Rede war. Der Vf. fiel darauf, die Funken durch unvollkommene Leiter gehen zu lassen, um ihnen mehr Energie zu geben. Der Erfolg entsprach der Erwartung vollkommen, denn ein Stab von Tannenholz wurde nach 3 bis 4 Minuten merklich erwärmt. Ein Thermometer in [der] Oeffnung dieses Stabes stieg in 3 Minuten von 61 bis 88 Grad, und nach 5 Minuten bis 112 Grad. Da der Funke sehr oft unter der Oberfläche des Holzes durchgeschlagen hatte, zerriss er es am Ende und schleuderte beständig Stralen seitwärts, so dass er die Wirkungen des Blitzes nachahmte. — Phosphor im Torricellischen leeren Raum elektrisirt, gab ein Gas, welches das Quecksilber sinkend machte, wiewohl sehr langsam, indem es nach ½ Stunde 4‴ herabkam und hier stehen blieb. Im finstern Zimmer zeigte sich die Elektricität in diesem Raume grünlichgelb. (Dies hat der Rec. auch ohne Phosphor eben so gefunden, in andern Barometern erscheint das Licht auch noch mit andern Farben.) In der Mitte, wo der elektrische Strom stärker war, so wie an der Oberfläche des Phosphors, war der Stral sehr lebhaft roth. Nach dem Durchgange des Stroms erhielt sich das Licht noch einen Augenblick, und die erzeugte Luft behielt ihre Elasticität bis den folgenden Tag. Als der Vf. nachher ein wenig atmosphärische Luft einliess, zeigte sich sogleich der ganze leere Raum über dem Quecksilber leuchtend; es war also vermuthlich Phosphorgas erzeugt worden.

III. Theil. Versuche mit einer Batterie von 550 Quadratfuss Belegung. Erstes Kap. Beschreibung dieser Maschine und Versuche, die ihre grosse Stärke zeigen. Sie ist Taf. V. abgebildet, hat 100 Flaschen, jede 12 Zoll im Durchmesser und 22 bis 23 Zoll Höhe. Die Belegung ist bey jeder, den Boden mitgerechnet, auf 5½ Quadratfuss zu setzen. Sie stehen in 4 gleich grossen Kästen, deren jeder 25 Abtheilungen hat. Statt der sonstigen Bedeckungen und Leiter nach der innern Belegung sind hier hölzerne Stäbe mit besondern Fussgestellen und Anhaltern gewählt worden, auf welche oben bey der Mündung messingene Röhren mit Knöpfen aufgesteckt sind, so dass nichts in der Flasche selbst festgeküttet ist. Die Batterie empfängt die Elektricität durch zwey horizontale Röhren welche die Kugeln mit einander verbinden. In den Kästen sind die Böden mit Bley belegt, und die Kästen selbst sind auch durch Bleyplatten mit einander verbunden. Um die Batterie zu entladen, ohne Lateralexplosion zu befürchten, ist eine Kugel von 6″ Durchmesser auf einer Glassäule isolirt und auf ihr ist eine lange Messingröhre durch ein Charnier befestigt, die durch eine seidene über einer Rolle schief laufende Schnur gehalten und mit ihrer Kugel auf die mittlere Batteriekugel niedergelassen wird. Die Körper, die man in den Erschütterungskreis bringen will, legt man am besten zwischen die Bleyplatte der untern Belegung und das untere Ende des starken Messingdrats, der von der vorerwähnten isolirten Kugel nach dieser Bleyplatte hingeht. Ueber den vordern beiden grossen Kugeln dieser Batterie befinden sich zwey Elektrometer, eins nach Brook von Adams verfertigt, das andere von Cuthbertson. Dieses letzte ist eine Art von Quadrantenelektrometer. Die ersten Versuche mit dieser Batterie wurden im März 1790 angestellt. Gerade bey 100 Umdrehungen der Scheibe entlud sie sich selbst über den Rand

Rand einer Flasche und durchbohrte dieselbe an der Stelle wo es geschah. Das Brookische Elektrometer zeigte dabey 25°. Die Luft war bey einem 15 Tage langen Ostwinde sehr trocken. Die vorige Batterie von 225 Quadratfuss Belegung hatte einen Eisendrat Nr. 1. von $\frac{1}{16}$ Zoll Durchmesser 10 Zoll lang geschmolzen. Nach Verhältniss dieser Vergrösserung hatte einer von 24½ Zoll geschmolzen werden sollen. Die Batterie wurde bis 24½ Gr. geladen, wozu 98 Umdrehungen gehörten, und der Erfolg war, dass dieser Drat in lauter glühende Kügelchen weit herum zerstreut wurde. Aus noch mehreren vergleichenden Versuchen ergab sich, dass die Maschine nach ihrer letzten Verbesserung ums fünffache an Wirksamkeit zugenommen hatte. Es war auch jetzt nicht mehr nöthig, die Batterie etliche Stunden lang den Sonnenstralen auszusetzen, ehe sie zur Selbstentladung gebracht werden konnte. Für das sicherste Mittel, die Stärke einer Batterie zu erforschen, ist nach dem Vf. die Schmelzung eines Eisendrats von bestimmter Dicke und Länge; selbst das Brookische Elektrometer ist trüglicher, weil es nicht immer auf einerley Art aufgestellt zu seyn pflegt. — Der Rec. hat bey seinen häufigen Versuchen gefunden, dass seine Batterie gar nicht bis auf einen gewissen Grad geladen werden konnte, so lange ein Elektrometer darauf stand, die Kugel desselben gab nämlich immer eine beträchtliche Menge Elektricität an die Luft ab, ungeachtet dessen Kugel möglichst abgerundet war. — Der Rückstand einer solchen Batterie ist besonders sehr beträchtlich, wenn der Stral über sehr lange und dünne Dräte gegangen ist; ein solches Rückbleibsel schmolz 3 bis 4 Minuten nach dem ersten Schlage noch 6 Fuss Drat von Nr. 16. *Zweytes Kap. Versuche über die Todesursache der vom Blitz getödteten.* Ziemlich allgemein ist zwar die Meynung angenommen worden, dass der Blitz durch die gänzliche Zerstörung der Reizbarkeit in den Muskelfasern tödte, allein an Versuchen hierüber mit der Elektrisirmaschine fehlte es noch gänzlich. Uebrigens haben auch die durch Elektricität getödteten Thiere nicht auf der Stelle ihr Leben verloren, — wie es bey den vom Blitz getödteten der Fall ist, — sondern bloss heftige Zuckungen bekommen, auch sich nachher wieder erholt, so dass hierdurch die Meynung von der zerstörten Reizbarkeit der Muskelfasern mehr zweifelhaft als bestätigt wurde. Wegen der ausnehmenden Stärke dieser Batterie glaubte der Vf. Etwas entscheidendes hierüber vernehmen zu können, und entschloss sich dazu, solche Thiere zu wählen, die auch noch mehrere Stunden, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten worden, in ihren Muskeln Reizbarkeit zeigten. Da in seinen Gegenden keine Schlangen und Vipern zu haben waren, so wählte er Aale. Diese waren 1½ Fuss lang und der Schlag wurde durch ihren ganzen Körper geführt. Ihr Tod erfolgte im Augenblick, und sie zeigten nicht die mindeste Bewegung mehr. Der Vf. liess gleich die Haut aufheben und suchte die Muskelfasern auf alle mögliche Art zu reizen, z. B. durch Kneipen, Stechen, Benetzen mit Säuren und Alkalien, Funkengeben, aber es zeigte sich nicht die mindeste Reizbarkeit. — Der Rec. hat eben dieses bey Fröschen gefunden, wo auch nicht einmal die mindesten *Galvanischen* Zuckungen mehr zu spüren waren. Bey grossen Aalen wurden übrigens bloss diejenigen Theile zerstört, durch welche der Schlag unmittelbar geleitet wurde; z. B. wenn er durch den obern und vordern Theil des Kopfs ging, so behielten die Unterkiefer, die Muskeln des Halses und Bauches, und selbst der untere Theil des Körpers nahe beym Bauche ihre Reizbarkeit, bey den Rückenmuskeln aber war sie gleichfalls zerstört. Auch bey Kaninchen hat dies der Vf. mit weit kleinern Batterien gezeigt. Da nun bey solcher Zerstörung der Reizbarkeit auch kein Blutumlauf ferner statt finden kann; so ist der schnelle Tod leicht zu erklären. Geht der Schlag nicht durch die grossen Arterien, so stirbt der Mensch nach des Vfs. Vermuthung, nicht, es sey denn, dass etwa das kleine Hirn oder Rückenmark getroffen worden, welcher Fall aber nicht leicht vorkommen dürfte. *Drittes Kap. Versuche über die Wirkung der Batterie auf die Bäume.* Sie sind als eine Fortsetzung der im Jahr 1773 von Nairne angestellten Versuche der Art, anzusehen. Unser Vf. nahm zu seinen Versuchen junge Weidenstämme in der Mitte des April 1791, eben wie sie frische Zweige treiben wollten. Bey zweyen von diesen Bäumen, die 8 Fuss lang waren, leitete er den Schlag mitten durch in eine Länge von 15 Zoll, und bey zwey andern durch ihre Köpfe. Nach den Versuchen wurden sie gepflanzt, aber die Theile, wodurch der Schlag gegangen war, trieben keine Zweige. *Viertes Kap. Versuche über die Blitzableiter.* Die frühern Versuche sind hier mehr ins Grosse getrieben. Hiernach glaubt der Vf., dass Kupfer und Eisen gleich gut den Blitz ableiten, wenn sich die Queerschnitte ihrer Stangen wie 1 zu 2 verhalten. Tannenholz, womit ein Eisendrat überzogen wurde, verbrannte etwas an den Stellen wo es angelegen hatte, als der Schlag durchging; Zündschwamm, der zum Ueberzug genommen ward, kam über und über in Gluth. Hieraus folgt, dass man die Blitzleiter nicht so schwach nehmen dürfe, dass sie noch glühend werden können, wenn sie auch nicht geschmolzen werden, denn sonst können sie verbrennliche Theile an Gebäuden oder Schiffstaue anzünden. Vom Kupfer ist übrigens dies am wenigsten zu befürchten. *Patterson's* Vorschlag, die Spitzen der Blitzfänger mit einem Stückchen Reissbley zu versehen, da diese Substanz so unschmelzbar sey, ist nicht anwendbar, denn unser Vf. fand, dass die Entladungen aus der grossen Batterie diese Spitze in Pulver zerstäubten. *Fünftes Kap. Fortsetzung der Versuche über die Verkalkung der Metalle.* Es sollte hier die Reihe auch an die *Halbmetalle* kommen, so weit es nämlich thunlich war. Da aber diese wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht zu feinen Drat gezogen werden können, so versuchte der Vf. dünne Blättchen davon zu erhalten, das indess doch nur bey Zink und Wismuth anging. Bey der Explosion sah

fah man das verkalkte Metall blofs als einen dicken Dampf in die Höhe fahren und Spuren auf dem darüber gelegten Papiere machen, die den von Eifen gemachten am nächften kamen, aber in kleine glühende Kügelchen liefsen fie fich nicht verwandeln. Mifchungen der Halbmetalle mit vollkommenen bis fie zu Drat gezogen werden konnten, zeigten beym Verkalken keine merkwürdigen Erfcheinungen; fie erhoben fich immer als Dampf und gaben auf dem Pappiere Spuren wie ungemifchte Metalle. Eben fo wenig zeigten einige Amalgamen Phänomene, die erwähnt zu werden verdienten. *Sechstes Kap. Verfuche über verfchiedene Gegenftände.* Der Vf. wollte fehen, ob er die gefärbten Kreife nachahmen könne, die Prieftley auf fein polirten Metallfcheiben mit feinen Batterien von 30 bis 80 Quadratfufs Belegung erhalten hatte, allein es wollte ihm nie gelingen, vermuthlich weil feine Batterie zu ftark war. Landriani hatte ihm vorgefchlagen, dünne Bleche zwifchen die Kugeln der Leiter von entgegengefetzten Elektricitäten ifolirt zu ftellen, um zu fehen, ob fich Erfcheinungen darauf zeigten, die auf entgegengefetzte Ströme deuteten; aber auch hier wollte fich nichts Entfcheidendes zeigen, denn es entftand meift nur ein Loch, wo die Grenzen eine Schmelzung erlitten zu haben fchienen. Rec. hat mehrere folcher Bleche vor fich, die er von einem feiner Freunde erhalten hat, wo fich wirklich Eindrücke zeigen die auf folche entgegengefetzte Ströme hindeuten, auch hat er aus eigenen Verfuchen Beweife hievon. In Abficht des Refiduums in den Batterien hat der Vf. noch die Beftimmung gemacht, dafs es nach einer Ladung von 5° doppelt fo grofs fey, als nach einer von 15°. *Siebentes Kap. Bemerkungen über grofse Batterien und die Art fich ihrer zu bedienen.* Nairne hatte 1773 bekannt gemacht, dafs bey einer Batterie von 50 Fufs Belegung, leicht eine Flafche zerbrochen werden könne, wenn man die Entladung mit einem zu kurzen Leiter vornähme; eine Länge von 5 Fufs hielt er für hinreichend, um vor allem Zerbrechen ficher zu feyn. Unfer Vf. fand diefe Länge auch bey einer Batterie von 135 Fufs zureichend, nicht aber bey 225 Fufs. Bey der grofsen beträgt der Auslader 18 Fufs, aber diefer ift noch nicht lang genug, weil oft noch Gläfer zerbrachen; indeffen gefchah dies niemals, wenn die Verbindung nicht durch den ftarken Meffingdrat, fondern durch fehr dünne Metalldräte, unvollkommene Leiter, Thiere u. dgl. gefchah. Bey grofsen Batterien ift es auch nöthig, dafs man den Funken vom Mittel der Batterie aufnimmt. Den Brookifchen Vorfchlag, unter den metallenen Beleg der Flafchen noch einen papiernen zu bringen, um das Zerbrechen zu verhüten, hat zwar der Vf. zweckmäfsig befunden, allein die Ladungen wurden dadurch gefchwächt. Der *Anhang* enthält die Befchreibung und Abbildung der 1791 in einem Schreiben an Hn. Ingenhoufs bekanntgemachten Elektrifirmafchine mit einer Scheibe von 31 Zoll, wo die Axe ifolirt ift, die Scheibe aber frey am Ende der Axe angefteckt ift, auch die Reiber zu beiden Seiten derfelben auf eigenen Ifolirfäulen frey daran greifen, übrigens pofitive und negative Elektricität in gleicher Stärke durch blofse Wendungen der Einfaugungsarme erhalten werden können. Da fich derfelbe auch im *Journ. de phyf.* Jun. 1791, und Auszugsweife deutfch im Gothaifchen Magazin für das neuefte aus der Phyfik VII. B. 4. St. befindet; fo erwähnen wir hier weiter nichts davon. Obgleich die gegenwärtige Anzeige fchon mehrere Seiten enthält, fo haben wir doch blofs das allerintereffantefte aus diefer überaus lehrreichen Schrift, fo weit zufammengedrängt, als ohne unverftändlich zu werden möglich war. Wer fie aber felbft lieft, wird nicht allein noch manche herrliche Bemerkung darin finden, fondern, was uns bey weitem noch das nützlichfte fcheint — daraus lernen, wie man phyfikalifche Verfuche anftellen müffe, um nicht nur ftreitige Puncte aufs Reine zu bringen, fondern auch ganz neue Entdeckungen zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Nürnberg*, b. Rave: *Gedanken über die Worte des Herrn: Wachet und betet, damit ihr nicht in Anfechtung fallet; denn der Geift ift willig aber das Fleifch ift fchwach, für Freunde, Verehrer* und *Nachfolger Jefu.* 1797. 56 S. 8. (3 gr.) Diefe Blätter enthalten die heftigften Declamationen gegen das, was fich feit einigen Jahren in der politifchen Welt zugetragen hat. — Nicht allein Frankreich nährt die Schaaren unfauberer Geifter, welche das Chriftenthum, fo gar alle Religion, von der Erde zu vertilgen fuchen; fondern jenes anfteckende Gift hat fich fchon über den ganzen Erdboden verbreitet. Den ächten Freunden Jefu wird deshalb einmal über das andere, bald in ftöhnenden Seufzern, bald in apokalyptifcher Bilderfprache, bald in fchwulftigen, bald in platten Ausdrücken zugerufen, dafs fie wachen und beten und ihre Lampen bereit halten follen, weil fie nicht wiffen, wenn der Bräutigam kommen dürfte. *Voltaire* und feines Gleichen haben die *Materialien* (S. 16.) zu diefer gräulichen Zerftörung zufammengetragen. „Ihre *unnennbar, abfcheulichen gotteslafterlichen* Schriften find in *Millionen* (!) Händen, werden noch täglich gelefen, verfchlungen, ftudirt, *neuaufgelegt*," was hoffentlich mit diefem Producte nicht gefchehen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözers Grundriss bearbeitet* von *Christian Daniel Voss* Herzogl. S. Weimarschen Rath etc. *Zweyter Theil.* Politik. 1ter Band. Einleitung. Staatsverfassungslehre. Staatsverwaltungslehre: theoretischer Theil. 1797. XII. und 562 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) *Dritter Theil.* Politik. Theoretischer Theil. 2ter Band. Staatswirthschaftslehre. Cameral-Finanzlehre. 1798. VIII. und 595 S. (1 Rthlr. 20 gr.)

Aus der Beurtheilung des ersten Theils von vorliegendem Werke (A. L. Z. 1797. Nr. 161.) werden sich die Leser dieser Zeitung erinnern, dass Hr. *V.* die allgemeine Staatswissenschaft in 4 Hauptabschnitte theilt: 1) *philosophische Urgeschichte des Staats*, 2) *allgemeines Staatsrecht*, 3) *Staatsklugheit*, 4) *allgemeine positive Staatenkunde*, und dass die beiden ersten Abschnitte in dem ersten Theile abgehandelt wurden. Nach der Vorrede zum dritten Theil sollen die Worte: *theoretischer Theil* auf dem Titelblatte des zweyten Theils durch einen Zufall hinter Staatsverwaltungslehre zu stehen gekommen seyn, da sie doch unter Politik gehören; allein der Vf. sagt in seiner Vorrede zum 2ten Theil ausdrücklich, dass er die *Staatsverfassungslehre* und den *theoretischen Theil der Staatsverwaltungslehre* enthalte; der *praktische Theil* aber in dem folgenden Bande abgehandelt werden sollte, dem er zugleich ein vollständiges Register über alle 3 Bände beyfügen werde. Nach diesen Aeusserungen musste wohl jeder Leser erwarten, dass sich das ganze Werk mit dem Register über die 3 Bände schliessen werde; Hr. *V.* erklärt aber auch dieses in der Vorrede zum 3ten Theile für eine Missdeutung, „da es seinem Plane, ein vollständiges Handbuch der Staatswissenschaft zu liefern, nicht gemäss seyn könnte, in dem 3ten Theile den praktischen Theil der Politik abzuhandeln, noch weniger aber mit demselben das ganze Werk zu beschliessen;" und erläutert seinen Plan dahin: „dass „der folgende (vierte) Theil des ganzen Werks den „dritten Band der Politik (nämlich den praktischen „Theil derselben) enthalten wird, und diesem vierten Theile ein vollständiges Sachregister über das „Ganze beygefügt werden soll. Für den fünften „Theil ist die Literatur der gesammten allgemeinen „Staatswissenschaft bestimmt, und mit diesem wird „dann das Handbuch vollendet und das ganze Werk „beschlossen werden." Auch diese Erklärung lässt sich nicht wohl mit der Eintheilung der Politik, wornach der Vf. solche am Schlusse der Einleitung zu bearbeiten verspricht, und mit welcher Rec. den Leser am gehörigen Orte bekannt machen wird, vereinigen; und wo bleibt hier die allgemeine positive Staatenkunde, die der Vf. auch als einen Haupttheil der Staatswissenschaft angab? Alles dieses scheint zu beweisen, dass der Vf. sich seinen Plan entweder vom Anfange an nicht bestimmt genug vorgezeichnet habe, oder ihm wenigstens nicht treu geblieben sey. Der Lehre von der Politik schickt der Vf. eine Einleitung voraus. Er bemerkt in derselben, dass die Staatsklugheit ihrer Natur nach empirisch oder ein Abstract der Erfahrung sey, und sich dadurch hauptsächlich von dem Staatsrechte unterscheide, welches (das allgemeine nämlich) ganz unabhängig von der Erfahrung entstehe und bestehe. Nur dadurch, dass man diese Grenze zwischen beiden Wissenschaften übersehen und Staatsrecht mit Staatsklugheit verwechselt habe, meynt der Vf., sey es geschehen, dass man die Anwendbarkeit allgemeiner politischer Theorien geläugnet habe. „Die Staatsklugheit sey bloss eine Gehülfin des Staatsrechts, und könne als Mittel das, was mit dem Zwecke (Staatsrecht) im Widerspruche stehe, weder gebieten noch erlauben. Sie dürfe auch nur sittlich gute Mittel anwenden, da sie sittliche Wesen zu einem sittlichen Zwecke führen solle." Der Vf. behauptet, dass sich eben so allgemeine Grundsätze der Staatsklugheit als des Staatsrechts aufstellen lassen; bemerkt aber dabey, dass man nicht eben dieses von der Klugheit und Geschicklichkeit sagen könne, mit welcher jene Grundsätze in Ausübung zu bringen seyen. Diese leide wenig allgemeine Bestimmungen und müsse sich nach Personen und Sachen modificiren und auf Nationalcharakter, Cultur etc. Rücksicht nehmen. Rec. glaubt, dass dies bey der Staatsklugheit selbst nicht weniger nöthig sey. So sagt z. B. das Staatsrecht: jeder Staatsbürger darf seine Meynungen Andern mündlich und schriftlich mittheilen, wenn er nur dadurch Niemanden beleidigt; die Staatsklugheit setzt hierüber etwas engere Grenzen und nimmt dabey auf den Grad der sittlichen Bildung etc. Rücksicht. Es lässt sich daher wohl auch so allgemein nicht sagen, dass es nur *eine* Staatsklugheit gebe, wie es nur *eine* Sittenlehre giebt; demungeachtet kann aber, nach Rec. Urtheil, der in §. 6. vorgetragene Satz fest stehen: „dass die aus sichern Erfahrungen richtig abstrahirten Grundsätze der Politik sich auch als allgemein zweckmässig und praktisch richtig ergeben müssen."

müssen." In den folgenden §§ dieser Einleitung bemerkt der Vf. noch, dass die Politik als eine Erfahrungswissenschaft immer eine innere Unsicherheit erhalte und behalte, und daher bey Bildung und Anwendung ihrer Grundsätze die grösste Vorsicht nöthig sey; dass hier ein idealisches allgemeines System der Politik aufgestellt werden solle, nicht aber von positiven hie oder da bestehenden Systemen die Rede seyn könne; und dass endlich die Politik einer philosophischen Behandlung nicht nur fähig sey, sondern auch so wohl in der Bearbeitung als Anwendung philosophisch behandelt werden müsse, wenn nicht daraus eine *unsichere Empirie* oder *armselige Rabulisterey* werden solle. Hr. *V.* glaubt, dass er dieser Behauptung wegen vielen Widerspruch, besonders von den praktischen Politikern, zu besorgen habe; Rec. stimmt ihm aber, ob er sich gleich mehr zu den praktischen als philosophischen Politikern rechnen darf, völlig bey, da es schon in dem gegebenen Begriffe der Politik als einer Erfahrungswissenschaft liegt, dass nicht ein philosophischer Kopf allein dazu hinreichend, sondern hinlängliche Kenntniss der Erfahrungen, aus welchen sie abstrahirt werden soll, nöthig sey, um das System zu entwerfen, und eine nur durch eigene praktische Uebung zu erlangende Fertigkeit, um es richtig anzuwenden. So können die Benutzung fremder Erfahrungen und ein philosophischer Kopf ein gutes System der praktischen Arzneykunst und einen in der Theorie der Praxis geschickten Arzt bilden; aber Niemand wird sich gern in wichtigen Fällen ihm anvertrauen, wenn er nicht am Krankenbette selbst Beobachtungen über die Anwendbarkeit seiner Grundsätze zu machen Gelegenheit hatte.

Die Anmerkung zu dem §. 9. ist Rec. nicht ganz verständlich. Der Vf. spricht „*von praktischen Politikern, unter deren Schutze der Schlendrian sich auf dem Sitze erhalte, welchen die Philosophie einnehmen sollte, und noch in unsern Tagen politische Verjahrungen vertheidige.*" Er giebt die *politische Rabulisterey* zur Ursache an, dass dieses jetzt, wie er meynt, mehr noch als ehemals geschehe. „Nie", fährt er fort, „ist eine staatswirthschaftliche Pfuscherey häufiger gewesen, als in unsern Tagen, und welche sich nicht nur in Kannegiessereyen, sondern wirklich in der Ausübung zu Tage legt. Man kann nicht leugnen, dass sich auch gute Köpfe damit befasst haben. Allein ihre engen Projecte — haben hinlänglich bewiesen, dass sie nur gute, aber keine denkende, Köpfe waren, und kein philosophischer Geist ihre Thätigkeit belebte." — „Mit Recht nennt man sie unruhige Köpfe, und hält sie für schädliche Glieder des Staats." Hr. *V.* scheint hier die beiden Extreme zu verwechseln. Jene sogenannten *Rabulisten* sind Empiriker ohne philosophischen Geist, oder ohne Neigung, ihn bey der Ausübung ihrer Wissenschaft anzuwenden. Diese, die er *unruhige Köpfe* nennt, und die, wenn sie gute Köpfe seyn sollen, nach Rec. Meynung, nothwendig auch denkende Köpfe seyn müssen, sind (vorausgesetzt, dass sie nicht aus eigennützigen Absichten gegen ihre eigene Ueberzeugung schreiben oder handeln) Theoretiker ohne Erfahrung, und ohne die zu dem Geschäfte nöthige Menschenkenntniss.

Rec. hat sich bey Beurtheilung dieser Einleitung auch um deswillen länger aufgehalten, weil der Vf. in der Vorrede die denkenden Politiker zu sorgfältiger und unbefangener Prüfung der in derselben aufgestellten Grundsätze ausdrücklich aufgefodert hat.

Am Schlusse der Einleitung theilt der Vf. seinen Lesern noch den oben erwähnten Plan mit, nach welchem er die verschiedenen Zweige der Politik vorzutragen gedenkt. Er will nämlich zuerst von der *Verfassungslehre*, dann von der *allgemeinen Verwaltungslehre* handeln. Der 3te Theil *von den Regierungsdepartements* zerfällt, nachdem er den innern oder äussern Staatszweck zum Gegenstande hat, in 2 Unterabtheilungen, und der 4te soll sich mit *den Staatscollegien und Staatsbedienten* beschäftigen. Der 1ste Theil *Staatsverfassungslehre, oder allgemeine formale Bestimmung der höchsten Gewalt, aus dem Gesichtspuncte der möglichsten Zweckmässigkeit*, enthält in dem 1sten Abschnitte *eine Uebersicht der verschiedenen Verfassungen oder Regierungsformen, nach den gangbaren Hauptbestimmungen.* Der Vf. theilt hier die Regierungsformen in *Monarchien, Republiken*, in welchen eine moralische *oder* (dies *oder* ist in mehr als einer Hinsicht nicht genau) mehrere physische Personen die Ausübung der höchsten Gewalt besorgen, und *in gemischte.* Die republikanische Regierungsform theilt er wieder in die *aristokratische* (kraft welcher mehrere der edelsten oder reichsten Personen oder Familien im Besitz der höchsten Gewalt sind), *demokratische* (nach welcher dieselbe von allen Staatsbürgern durch Erwählte, also in ihrem Namen, verwaltet wird), und *gemischte.* So wohl der hier gegebene Begriff der Aristokratie als der der Demokratie scheint Rec. unrichtig zu seyn. Auf diesen wird er unten zurückkommen; was jenen anlangt; so ist zwar unwidersprechlich, dass bey einer Verfassung, wo mehrere Personen Antheil an der höchsten Gewalt haben, diese leichter in die Hände derer Staatsbürger kommen werde, welche reich sind, oder deren Geschlechter man für edler hält; aber zum Wesen der Aristokratie gehört es nicht. Hätte man in Frankreich zu der Zeit, wo man daselbst nach *Dumont Compte rendu, Lettres de roture* wie ehehin Adelspatente verkaufte, die Souverainetätsrechte einer Zahl von Auserwählten übertragen wollen: so würde man sie gesetzlich in die Hände der Sansculotten gelegt haben, die sie ohnehin damals factisch ausübten. Diese neue Regierung würde, ungeachtet man die sogenannten edlen Geschlechter und die Reichen von aller Theilnahme ausgeschlossen hätte, dennoch eine Aristokratie gewesen seyn, so wie dies auch von einer Regierung, deren Glieder unter allen mannbaren Bürgern durch das Loos gewählt würden, nicht zu bezweifeln ist. (Man vergleiche S. 72.) Der Vf. giebt dann den Ursprung der gemischten Regierungsform, und ihre verschiedenen Arten an, geht die

die ausgearteten, *Despotie*, *Tyranney*, *Theokratie* durch, und handelt zuletzt von der *Anarchie* und *Staatenverbindungen*, die er *Regierungsvereinigungen* genennt wissen will, weil sich die Regierungen, nicht die Staaten, verbinden; allein thun diese nicht, was sie thun, im Namen des Staats? *Anarchie*, sagt der Vf., sey nur dann vorhanden, wenn der Staat ganz ohne Regierung ist; Frankreich habe sich also während der ganzen Zeit der französischen Revolution nie in einem Zustande der Anarchie befunden; allein dies ist unrichtig, wenigstens dem allgemein angenommenen Sprachgebrauche entgegen. Ob eine Regierung dem Namen nach vorhanden ist, darauf allein kömmt es wohl nicht an, wenn sie unthätig und ohnmächtig ist.

Im 2ten Abschnitte schreitet der Vf. zu der *näheren Prüfung der verschiedenen Verfassungen oder Regierungsformen, aus dem Gesichtspuncte der möglichsten Zweckmässigkeit* fort, und fängt mit der Demokratie an. Er ist der Meynung, dass eine reine Demokratie völlige Gleichheit der Cultur, ja so gar des Sacheigenthums voraussetze; dass eine solche Demokratie, in welcher jeder Staatsbürger unmittelbaren Antheil an der Ausübung der höchsten Gewalt nehme, zwar in einer Gemeinde existiren, in einem Staate aber weder *in abstracto* noch *in concreto* gedacht werden könne. S. 33. 61. 77. Er hat daher den Begriff der Demokratie also bestimmen zu müssen geglaubt, dass die Gewalt *durch Erwählte* ausgeübt werde, wodurch die reine Demokratie als ein *Unding*, ein *Ausdruck ohne Sinn*, wie er es S. 75. nennt, aus dem Begriffe der Demokratie ganz ausgeschlossen würde. Rec., der dafür hält, dass man so wenig als möglich von dem einmal allgemein angenommenen Sprachgebrauche abweichen müsse, und dass eine reine Demokratie, Gleichheit des Vermögens, der physischen und moralischen Kräfte und der sittlichen Bildung zu ihrem Wesen nicht erfodere, ist zwar mit dem Vf. hier gar nicht einverstanden; erwartete aber doch, dass Hr. *V.* nun von der Demokratie, nach dem von ihm selbst festgestellten Begriffe, handeln würde; statt dessen führt er aber jene Behauptung, dass es keine Demokratie gebe, weiter aus, und erklärt die Vollmacht, die der Staatsbürger seinen Repräsentanten giebt, für einen völligen bedingten oder unbedingten *Unterwerfungsvertrag* (S. 62. u. f.) „Wo ist," fragt er S. 66. „der wesentliche Unterschied, ob sich „die Nation dem Willen eines gewählten Monarchen „oder dem — mehrerer Repräsentanten unterwirft?" Rec. sollte meynen, dieser Unterschied liege darin, dass in jenem Falle die Nation dem Gewählten den Inbegriff der Souverainetätsrechte überträgt, nicht aber in diesem; dass die Repräsentanten bloss im Namen der Nation handeln und diese den ihnen gegebenen Auftrag zurück nehmen kann. Durch die Distinction, die der Vf. in dem folgenden S. 73. macht, „dass mit dem Repräsentanten *in concreto* nicht auch der *in abstracto* zurück trete, und der Staatsbürger diesem unterworfen bleibe," wird obige Behauptung gar nicht bestätigt. Es ist von Unterwerfung unter gewisse bestimmte physische Personen, nicht unter ein abstractum und die Constitution die Rede, die in jedem Staate nothwendig ist. Jede Verfassung, sagt Hr. *V.*, sey aristokratisch, nach welcher eine andere Bedingung, als die des Bürgerrechts zur Wahlfähigkeit nöthig sey; selbst Weiber, meynt er, müssten in einer reinen Demokratie wahlfähig seyn; eine repräsentative Demokratie sey ein Widerspruch S. 76. Da alle sogenannte Demokratien wahre Aristokratien seyen: so gehöre ihre Würdigung in den folgenden Abschnitt; über die Existenz, Dauer und Zweckmässigkeit der eigentlichen Demokratien sey es (weil sie gar nicht gedacht werden können) unnöthig, ernstliche Untersuchungen anzustellen; und der Vf. hält sich daher in dem letzten §. S. 80. für berechtigt, „die Demokratie ganz aus der Lehre von den Verfassungen und Regierungsformen zu verweisen, und nur eine Art von Republik, die Aristokratie, als Regierungsform, der Monarchie, als solcher, entgegen zu stellen." Sollte man nicht mit gleichem Rechte auch die Monarchie aus derselben hinaus raisonniren können? In dem folgenden Abschnitte, in welchem der Vf. von der Aristokratie handelt, ist er dem oben gegebenen Begriffe treuer geblieben; und er rechnet es auch hier zum Wesen der Aristokratie, dass man an den Personen, welchen man die höchste Gewalt übertrug, Vorzüge wahrnahm, oder wahrzunehmen glaubte. Unter den Vorzügen, auf die man bey der Uebertragung der höchsten Gewalt Rücksicht nehmen kann, ist Weisheit unstreitig der einzige, der sie verdient. Denn sie begreift beides die Fähigkeit und den guten Willen, zu den besten Zwecken die besten Mittel zu wählen, da sich aber solche und besonders der gute Wille durch äussere Zeichen nicht erkennen lässt, und so lange, bis man seinen Zweck erreicht hat, geheuchelt werden kann, wovon uns die neuere Geschichte auffallende Beyspiele dargestellt hat: so ist das Volk nicht nur, wie der Vf. sagt, selten geneigt, sondern es ist auch nicht fähig die Weisesten zu wählen, und daher eine solche Aristokratie, in welcher die Weisesten ausschliessend das Ruder des Staats führten, hypothetisch unmöglich. Wo andere minder wesentliche Eigenschaften statt oder neben der Weisheit erfoderlich sind, da, sagt der Vf., würde sich der Grundsatz ausbilden: die Aristokraten sind da, um zu herrschen; das Volk, um von ihnen beherrscht zu werden, wodurch ein von allen Schranken freyer Despotismus unvermeidlich begründet würde. Hieraus zieht er denn das Resultat: „dass die Aristokratie in jeder Modification „(die einzige mehr erwähnte hypothetisch unmögli„che ausgenommen) als eine gänzlich unzweckmä„ssige, und eben deshalb als eine höchst verderbli„che Regierungsform zu betrachten sey."

In der 3ten Abtheilung: von *der Monarchie*, setzt der Vf. die unmittelbare Handhabung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt durch eine physische Person als Grundlage dieser Verfassung fest.

Wo solche einem Minister übertragen werde, da werde der Minister Monarch; und wo mehreren Ministern, da höre der Staat auf, eine Monarchie zu seyn und werde eine Aristokratie. Eben dies, sagt er, geschehe da, wo keine allgemeine Gleichheit der Unterthanen statt finde; denn in einer reinen Monarchie könne es nie ein ungleiches Verhältniss der Unterwürfigkeit geben. Hr. *V.* scheint hier die Gleichheit in Beziehung auf den Regenten mit der Gleichheit der Unterthanen unter sich zu verwechseln. Die göttliche Regierung der Welt ist deswegen nicht weniger eine rein monarchische, weil Könige und Bettler unter sich nicht gleich sind, nicht gleiche Rechte und Pflichten haben. Nachdem der Vf. von der Art, wie die Regierung dem Monarchen übertragen wird, gehandelt, die Vortheile und Nachtheile der Wahlmonarchien mit vielem Fleisse gegen die der Erbmonarchien abgewogen, und die Vorzüglichkeit der letztern dargethan, auch wie die reine Monarchie durch Grundgesetze beschränkt seyn könne, gezeigt hat: so betrachtet er die monarchische Verfassung in Rücksicht auf ihre Zweckmässigkeit und seine Entscheidung fällt sehr günstig für dieselbe aus. Rec. ist mit ihm in der Hauptsache einverstanden, in so fern die Gewalt des Monarchen durch eine Constitution beschränkt ist. Wenn der Vf. aber, um Missverständnissen und Einwürfen, wie er sagt, vorzubauen, bey der monarchischen Verfassung nach S. 167. voraus setzt: „die höchste Gewalt befinde sich in den Händen einer Person, welche den Zweck erkenne, und Willensfähigkeit habe, der Erreichung desselben möglich nachzustreben mit Hintansetzung aller egoistischen Leidenschaften und Triebe," bey der republikanischen aber das Gegentheil annimmt: so möchten damit weder die Freunde der Monarchie, noch die der Republik zufrieden zu seyn Ursache haben; jene gewinnen nichts, wenn das höchste Ideal eines Monarchen gewöhnlichen, das heisst, selbstsüchtigen Aristokraten entgegen gestellt wird; und diese werden ihn der Parteylichkeit anklagen. Wichtiger hingegen ist die Untersuchung: welche von beiden Verfassungen der Ausartung und den Missbräuchen am meisten unterworfen sey; und hier führt der Vf. viele, zum Theile unverkennbare wichtige, Gründe an, warum dies bey Monarchien theils weniger zu besorgen, theils weniger gefährlich sey. Der Vf. wendet sich dann zu den gemischten Regierungsformen. Er theilt sie, da er nach seiner Erklärung über Demokratie diese auch nicht in der Mischung mit andern Regierungsformen annehmen kann, in 1) *aristokratisch - aristokratische*, 2) in *monarchisch-aristokratische*, 3) in *aristokratisch - monarchische*. Das erste scheint Rec. überflüssig. Warum soll es denn eben zum Wesen der reinen Aristokratie gehören, dass gesetzgebende und ausübende Gewalt in einerley Händen sey; oder dass alle Theilhaber auf gleiche Weise (durch Wahl oder Erbrecht) ihren Antheil an der Regierung erhalten haben, und Verfassungen, wo dieses nicht der Fall ist, zu den gemischten gehören? Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, aber auch die Schwierigkeit der richtigen Vertheilung der höchsten Gewalt, da in allen den Verfassungen, welche wir kennen, ein Theil in die Rechte des andern eingegriffen hat. Er theilt daher in dem dritten Abschnitte den *Versuch einer Grundlegung zu einer zweckmässigern und sicherern formalen Bestimmung der höchsten Gewalt oder Regierungsform* mit, die jedoch bloss Angabe der Mängel und Vorschläge zur Verbesserung, nicht aber eine Anweisung, wie sie am besten realisirt werden könnten, enthalten soll. Der Vf. klagt hierbey S. 213. „dass es seit einiger Zeit sehr Sitte geworden ist, mit Verachtung von allgemeinen Vorschlägen zu reden, wenn denselben nicht gleich eine detaillirte praktische Anweisung hinzugefügt ist." Rec. will diejenigen nicht rechtfertigen, die sich dieser Sünde schuldig gemacht haben; aber es ist auch nicht zu leugnen, dass wir mit Constitutions - Entwürfen seit einiger Zeit überschwemmt worden sind, und es leichter sey, tausend solcher Entwürfe zu machen, als einen zu realisiren. Nicht nur bey der Wahl und Anwendung der Maasregeln, welche die Einführung einer neuen Constitution erfodert: sondern auch bey der Abfassung derselben ist es, wenn sie bestehen und ihre Einführung ohne Gewaltthätigkeiten geschehen soll, unumgänglich nöthig, auf den Geist der Nation, ihre Denkungsart und ihre bisherigen Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen. In einer allgemeinen Constitution kann dies nicht geschehen. Rec. scheint es daher so unmöglich, eine vollkommen gute Staatsverfassung zu entwerfen, ohne das Volk, für welches sie bestimmt ist, zu kennen, als es unmöglich ist, einen guten Schuh zu machen, ohne die Länge, Breite etc. des Fusses zu wissen, der ihn tragen soll. Der Vf. ist auch so bescheiden, diesen Entwurf nicht als ein vollkommenes, untadelhaftes Ideal, sondern nur als einen Versuch aufzustellen, durch welchen er dem grossen Ziele näher zu kommen hofft. Dies grosse Ziel müsste doch wohl die möglichst vollkommene Staatsverfassung für möglichst vollkommene Menschen seyn; so lange aber die Menschen noch so sehr unvollkommen sind, und durch so sehr verschiedene Leidenschaften und Begriffe beherrscht und geleitet werden, bleibt es zweifelhaft, ob es ein solches Ziel, ein Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung gebe.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözers Grundriss bearbeitet* von *Christian Daniel Voss etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Hauptgegenstände der Untersuchung sind: 1) *die Wahl der Repräsentanten* und 2) *Theilung der Gewalt.* Wie abgeneigt der Vf. dem Vorzuge sey, den viele Freunde der Staatswissenschaften dem Grundeigenthümer vor dem Nichtangesessenen bey der Fähigkeit, die Repräsentanten zu wählen, oder der gewählt zu werden, geben, ist schon aus andern Schriften desselben bekannt. Hier geht er S. 226. u. ff. so weit, zu behaupten und durch viele Scheingründe beweisen zu wollen, „dass die Grundeigenthümer bey einer für den Staat eintretenden Gefahr bey weitem weniger zu verlieren haben, als der übrige Theil der Nation." Aechte Cultur des Geistes und der Sittlichkeit sind unstreitig die wesentlichen und einzig zweckmässigen Wähler-Qualitäten; aber die Wahlfähigkeit muss durch äussere, sichtbare Eigenschaften bestimmt werden, nicht durch innere intellectuelle. Weil jene Eigenschaften am sichersten bey dem Mittelstande gefunden werden: so sollen die Repräsentanten und deren Wähler ganz allein aus diesem genommen, und nach S. 258. u. ff. die ganz Armen, die Handwerker, Kaufleute, (man vergl. S. 261.) die Reichen und der Adel in der Regel ausgeschlossen werden, jedoch mit Vorbehalt der Bescheinigung, dass sie die erfoderlichen Eigenschaften besitzen: denn auch den Adel hält er nach S. 253. nicht für ganz unfähig, es klebt ihm nur eine *levis notae macula* des Mangels an Einsicht und Patriotismus an, von der er sich durch die Bescheinigung des Gegentheils losmachen kann; dann tritt er in den Mittelstand. S. 261. Der Klerus hingegen wird ganz ausgeschlossen. „Es ist unmöglich," sagt Hr. *V.*, „dass ein Geistlicher, als Mitglied einer „kirchlichen Corporation, je sich diejenigen Qualitäten zu eigen machen könne, welche als wesentliche Qualitäten eines zweckmässigen Repräsentanten allein angenommen werden können." Doch lässt er auch diesem ein Thürchen offen, durch welches er hineinschleichen kann. „Diejenigen, welche „die erfoderlichen Qualitäten besitzen und zu Tage „legen würden, würden sich dadurch unfehlbar von „der kirchlichen Corporation, als solcher, lösen; also, in so fern sie an der Repräsentation Theil nehmen, auch nicht zum Klerus, sondern zu der Nation „gehören, als wozu der Klerus, als solcher, nie gerechnet werden kann." Wir überlassen es Hn. *V.*, wie er dies bey unsern protestantischen Geistlichen verantworten könne. Um die Zulässigkeit des neuen Candidaten zu untersuchen, wird durch die Wähler-Versammlung eine Prüfung angestellt (S. 268.) in welcher er darthun muss a) „dass er den erfoderlichen „Grad der Aufklärung und sittlichen Cultur erreicht „habe; und b) seinen Gemeingeist oder Patriotismus „bewähren könne." Zu dieser Prüfung schlägt Hr. *V.* auch S. 270. einen *Wählerkatechismus* vor. Auf diesem Wege, und da die Repräsentanten aus dem Corps der Wähler genommen werden müssen, hofft Hr. *V.* eine Repräsentation zu erhalten, welche aus der Auswahl der Nation besteht, Einsicht und Patriotismus vereinigt und sich rein von allen unedlen Motiven erhalten wird. — Dieser Repräsentation überträgt er nun die gesetzgebende; einem Erbmonarchen die ausübende; und einer aus den Wahlaristokraten genommenen und von ihnen gewählten, aber unabhängigen, Corporation die richterliche Gewalt. — Kriege, Friedensschlüsse, Diener-Bestellungen sagt er S. 278. u. ff. seyen Gesetze, gehörten also der gesetzgebenden Versammlung, in welcher er jedoch dem Erbmonarchen Sitz und Stimme einräumt, der auch die Aussprüche des hohen Richtertribunals durch Unterschrift bestätigen, jedoch das Recht, die Unterschrift zu verweigern, nicht haben soll. In dem Constitutions-Ausschuss soll der Monarch den Beysitz, aber keine Stimme haben. Uebertritt ein Theil die Grenzen seiner Gewalt, und helfen Warnungen nichts: so soll der Ausschuss dem Publicum (Mittelstande) Anzeige davon thun; und hilft auch dies nichts, die Grundkraft der Nation auffodern. — Nach dem Hr. *V.* diesen Entwurf seinen Lesern vorgelegt hat, sagt er; „Es ist eine sehr ge„wöhnliche Aeusserung, besonders in unsern Tagen, „und von Personen, welche nicht für Neuerer, aber „auch nicht für Freunde veralteter Missbräuche, gelten wollen: dass man mehr darauf denken müsse, „die bestehenden Regierungsformen zu verbessern, „als neue an ihre Stelle zu setzen;" „allein prüft „man diesen Rath genauer: so findet man, dass die „Weisheit, als deren Eigenthum man ihn ausgeben „will, doch nur einen geringen Antheil daran haben könne." Rec., ist von des Vfs. zu Unterstützung seiner Meynung angeführten Gründen nicht überzeugt worden, bekennt sich, ohne jedoch auf vorzügliche Weisheit Anspruch zu machen, noch immer zu jenem Glauben, und will es unbefangenen Lesern

fern überlassen: auf welcher Seite am meisten Weisheit wohne, bey den Freunden der Reformen oder bey den Freunden der Revolutionen. „Nur durch „Revolutionen, sagt der Vf. S. 318. können wichtige „Verbesserungen bewirkt werden. Sie sind zweck- „mässig, wenn sie nothwendig sind." Allein jener Satz ist eben so unrichtig, als es gewiss ist, dass Reformen oft zweckmässig sind, ehe Revolutionen nothwendig werden. So wird Hr. *V.* z. B. weder leugnen können, dass die Aufhebung der Lehnsverbindungen eine sehr wichtige Verbesserung unserer Staatsverfassung seyn würde; noch behaupten wollen, dass sie nicht anders als durch Revolution geschehen *könne.* „Eine Revolution," sagt der Vf. S. 322. „kann nur dann hervorgebracht werden, wenn „a) die Nothwendigkeit derselben wirklich evident „ist, oder b) wenn die Urtheile der Mehrheit der „Staatsbürger verleitet sind, dieselbe als evident an- „zunehmen." Auch dies ist offenbar unrichtig. Ein Theil der Nation, vielleicht nicht einmal der grösste, kann verleitet werden zu glauben, dass die neue Ordnung der Dinge ihnen Vortheile bringe. Eben so unrichtig ist die Behauptung (S. 326.) „nur von einem Volke von Wahnsinnigen könne man sagen, dass es nicht reif zur Freyheit sey." Mit diesem Abschnitte schliesst sich der erste Theil der Politik. Der Vf. geht zum 2ten: *Staatsverwaltungslehre* oder *materiale Bestimmung der höchsten Gewalt aus dem Gesichtspuncte der möglichsten Zweckmässigkeit*, über. Dem theoretischem Theile derselben, der die allgemeinen Regierungsgrundsätze enthält, hat er wieder 2 Abschnitte gegeben. Der 1ste handelt: von der *allgemeinen Grundbestimmung des Wesens und der Grenzen der höchsten Gewalt oder Regierung;* der 2te soll *allgemeine politische Grundsätze für die Ausübung der höchsten Gewalt*, oder *politische Basis der möglichst zweckmässigen Staatsverwaltung etc.* enthalten. Hr. *V.* spricht überall mit grosser Freymüthigkeit, und scheint von einem warmen Eifer für das Wohl der Menschheit, wozu allerdings die allgemeine Verbreitung geläuterter Regierungsgrundsätze sehr viel beytragen würde, beseelt zu seyn.

In dem dritten Theile schickt der Vf. der Staatswirthschaftslehre eine Einleitung voraus, in welcher er den Begriff derselben entwickelt; und von der Wichtigkeit der Staatswirthschaftslehre und den falschen Grundsätzen redet, welchen man in Rücksicht derselben bis auf unsere Zeiten gefolgt sey, und bey den unrichtigen Begriffen über den Zweck des Staats und die Verhältnisse der Regenten und Unterthanen folgen müsste. Er theilt die gesammte allgemeine Staatswirthschaft in zwey Zweige: A. *das Cameralwesen*, oder der *Inbegriff derjenigen Maassregeln und Veranstaltungen, welche die Sicherung und Vermehrung der Staatskraft, oder des Nationalvermögens zum Gegenstande haben;* und B. *das Finanzwesen*, welches die *Erhebung und Verwendung der reinen Einkünfte aus dem Staatsvermögen, oder die Verwendung der Staatskraft zum Zweck des Staats in sich begreift.* Diese beiden Fächer dürfen, des Vfs. Meynung nach, nie mit einander vermischt, ja deren Verwaltung nicht einmal denselben Personen oder Corporationen übertragen werden (S. 64.). Hiernach zerfällt nun seine Staatswirthschaftslehre selbst in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten, die von der *Camerallehre* handelt, wird in dem ersten Abschnitte: *der Geist der merkwürdigsten Cameralsysteme* dargestellt und zwar 1) das *Merkantil-* oder *Handelssystem;* 2) das *ökonomistische* oder *physiokratische;* 3) das *Oekonomie-Industriesystem*, welches er das *Smithsche* nennt. Der 2te Abschnitt enthält *Bemerkungen über einige Grundbegriffe des Smithschen* (Oekonomie-Industrie) *Systems*, als Beytrag zu einer möglichst sichern Begründung der wichtigsten Resultate desselben. Dem Handelssysteme macht es der Vf. S. 78. zum Vorwurfe, dass es aus den Städten hervorgegangen sey; also wie sie seinen Ursprung dem Nothstande, aristokratischen und anarchischen Bedrückungen zu verdanken habe. Ein Umstand, der, wie er glaubt, nicht übersehen werden dürfe, wenn man die Natur und das Wesen dieses Systems genau kennen lernen und richtig beurtheilen wolle. Rec. ist weit entfernt, dies System in Schutz nehmen zu wollen; aber er glaubt, dass man mit eben so vielem Rechte behaupten könne, dass es seinen Ursprung dem Freyheitssinne derer verdanke, die der Sklaverey der Güterbesitzer sich entzogen. Auch kann Rec. sich nicht erklären, wie der Vf. die Meynung: „der Zweck des „Staats, und also auch der Regierung, sey Beförde- „rung der Glückseligkeit der Einzelnen wie des Gan- „zen," und die Folgerungen, welche daraus gezogen zu werden pflegen, als Eigenheiten dieses Systems angeben kann. „Ganz im Geiste dieses Systems," sagt der Vf. S. 84. „wird also eine aufmerksame und thätige Regierung z. B. unfruchtbare Ehen dieserhalb nicht nur trennen können, sondern auch trennen müssen; — ohne darauf Rücksicht zu nehmen: ob die Ehegatten diese Trennung wünschen oder nicht." Eine solche thörichte Anwendung des Grundsatzes: dass das Einzelne dem Ganzen Aufopferungen zu bringen habe, würde bey einem andern Systeme nicht weniger möglich seyn; und wie kann sie mit der obigen Behauptung bestehen, dass man bey diesem Systeme von dem Grundsatze ausgehe, Beförderung der Glückseligkeit des Einzelnen wie des Ganzen sey der Zweck des Staats? Das, was der Vf. (S. 106.) nur als Folgen dieses Systems angiebt: a) „die Fabriken und Manufacturen für den wichtigsten und vortheilhaftesten, oder vielmehr für den einzig vortheilhaften Industriezweig zu halten; und b) ihre Ausbreitung und Aufnahme als den Hauptgegenstand staatswirthschaftlicher Fürsorge zu betrachten," scheint Rec. den ganzen Geist des Systems selbst und alles das zu enthalten, wodurch es sich von den übrigen auszeichnet. Nachdem der Vf. von den Mitteln, welche das Handelssystem den Regierungen, die es angenommen haben, zur Vermehrung des Nationalreichthums empfiehlt, ausführlich gehandelt hat, verläfst er dieses System, welches

er

er ein „*Product der blossen Empirie* nennt," *um zu dem Producte der scharfsinnigsten wissenschaftlichen Speculation* überzugehen. Dies System, das physiokratische, sagt er S. 154., sucht die Wohlfahrt des Staats nicht sowohl in einem vagen und unsichern Begriffe von Glückseligkeit, als vielmehr in dem sehr bestimmten einer völligen Sicherheit der Person und des Sacheigenthums eines jeden Einzelnen, als Folge der allgemeinen Sicherheit. Die zweyte wesentliche und wichtige Abweichung dieses Systems von dem vorigen findet er darin, dass dieses System nur die Masse roher Naturproducte, welche in einem Staate erzeugt und gewonnen wird, als Nationalvermögen betrachte, hingegen Kunstproducte und Geld davon ausschliesse. (S. 160.) Den dritten Unterschied setzt er in die Verschiedenheit ihrer Grundsätze über Bevölkerung. Aus diesen Verschiedenheiten leitet er viele dem physiokratischen Systeme günstige Folgerungen ab. Nachdem er dessen Lehrsätze weiter entwickelt hat, wendet er sich zu dem (*Smithschen*) *Oekonomie-Industrie-Systeme;* zeigt, worin es von jenem abweicht, und macht die Leser mit den Grundsätzen desselben bekannt. In dem 2ten Abschnitte setzt der Vf. einige Vorzüge dieses Systems vor den ältern näher ins Licht, und bestimmt den Begriff von Nationalreichthum also, dass er die Summe von lebendigen oder todten Kräften der vernunftlosen Natur sey. So sehr Rec. dem Vf. darin beypflichtet, dass nur durch eine völlig freye productive Thätigkeit die möglichste Vermehrung des Nationalcapitals und Einkommens, oder des Nationalwohlstandes bewirkt werden könne: so wenig kann er in demjenigen, was der Vf. über die Frage: in welchem Verhältnisse das Geld mit dem Nationalcapital stehe? zur vermeynten Aufhellung dieses Gegenstandes sagt, ihm Beyfall geben. Die Ursache des unsichern und schwankenden Verhältnisses des Papiergeldes zu dem Metallgelde liegt nicht in diesem, sondern in jenem, und zwar in dessen Menge, oder dem mangelnden Zutrauen; und es werden wohl wenige Leser mit dem Vf. (S. 332.) wünschen, dass man „alles, besonders edles, Metallgeld hinwegthue und lauter „Papiergeld (oder wenn es möglich wäre eine noch „werthlosere, aber dauerhaftere Substanz zu erfinden, aus dieser mit dem möglichst geringen Kräftenaufwande verfertigtes Geld) einführe, welches „alsdann ohne Zweifel einen sichern Vergleichungs„maassstab, ein besseres Tauschmittel abgeben, den „Umlauf der Producte weit sicherer befördern würde, als ein Metallgeld, so wie es jetzt in allen „Staaten im Umlauf ist."

Die zweyte Abtheilung, die *Finanzlehre*, beschäftigt sich im ersten Abschnitte mit *dem Geiste der merkwürdigsten Finanzsysteme;* der zweyte Abschnitt soll einen *Entwurf und eine Ausführung eines möglichst vollkommenen Finanzsystems enthalten.* Jener hat wieder zwey Unterabtheilungen, wovon die eine von den *Quellen der ordentlichen Einkünfte; Erhebung und Vermehrung derselben;* die andere von den *ausserordentlichen Hülfsquellen* für ausserordentliche Bedürfnisse, *vom Schatz-* und *Anleihesysteme* handelt. Die Systeme, die hier dargestellt werden, sind: a) das *Domainen-Regalien- und Monopoliensystem;* b) *das Sporteln-Zoll-Contribution- und Steuersystem;* c) *das Accisesystem;* d) *das physiokratische Finanzsystem;* und e) das *Oekonomie Industriesystem.* Der Vf. macht den Leser mit dem Ursprunge, den Grundsätzen, auf welchen diese Systeme beruhen, und den damit verbundenen Nachtheilen und dabey eingeschlichenen Missbräuchen bekannt. Wie es Rec. scheint, bemerkt man an seinen Urtheilen öfters eine nicht immer gegründete Abneigung gegen bestehende Einrichtungen; und er macht zuweilen den monarchischen Staaten, für die er sich doch so laut erklärt, Vorwürfe, die sie nicht verdienen. Wenn er etwas tadelnswürdiges rügt, geschieht es nicht selten mit dem Zusatze: *besonders in monarchischen Staaten.* Er thut dies z. B. S. 448., wo er von dem Postregal und S. 521., wo er von Einführung der Accise spricht, da doch die Posteinrichtung in den Republiken Holland und der Schweiz unstreitig von jeher viel schlechter war, als in den benachbarten monarchischen Staaten, und die Accise oft in republikanischen Staaten drückender als in den monarchischen ist. Vorzüglich auffallend war es aber Rec., wenn der Vf. S. 524. sagt: „Ein Staat hat ohne Zwei„fel ein Recht zu bestimmen, dass keiner seiner Bür„ger Reichthum sammeln, oder über ein bestimmtes „Quantum hinaus sein bewegliches oder unbewegli„ches Vermögen vergrössern soll;" und es doch für ungerecht hält, durch hohe Abgaben auf Gegenstände des Luxus den Reichen höher, als den Armen zu belegen, und „die Reichen zu zwingen, ein grossen „Theil ihres Vermögens wider ihren Willen zu Gun„sten der Aermern zu verwenden." Wo zwingt man ihn denn, es wider seinen Willen zu thun? Er darf nur das entbehren *lernen*, was der Aermere entbehren *muss;* so bezahlt er nicht mehr als dieser. Wie diese, zu den gewöhnlichen Staatsbedürfnissen bestimmten, Quellen, werden auch die zu den ausserordentlichen Ausgaben bestimmten oder gebrauchten Hülfsquellen, *Schatz* oder *Anleihen* beleuchtet. In dem letzten Abschnitte: *Entwurf und Ausführung* eines möglichst vollkommenen Finanzsystems, findet man aber *weder Entwurf noch Ausführung* eines Finanzsystems; sondern nur einige ganz allgemeine Erfodernisse desselben nebst der Bemerkung, dass dessen Grundzüge in den bisher untersuchten zerstreut liegen; und dass eine Zeit kommen werde, wo man mit freyem Willen und patriotischem Geiste das wahrhaft beste suchen und in Ausübung bringen werde.

Wenn Hr. *V.*, wie Rec. nicht bezweifelt, den redlichen Wunsch hat, der Wissenschaft, welcher er sich vorzüglich widmet, und hierdurch seinen Zeitgenossen nützlich zu werden: so wird er ihn gewiss sicherer erreichen, wenn er seine Behauptungen und Vorschläge reiflicher prüft, weniger einsei-

tig urtheilt, und in seinem Vortrage sich kürzer zu fassen sucht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Commission b. Linke: *Kleine Erzählungen* zur angenehmen Unterhaltung für solche, die es mit der wirklichen Welt halten. Gesammelt v. *M. J. R.* 1797. 123 S. 8. (6 gr.)

Eine Sammlung von Anekdoten ohne Zweck und Auswahl. Der Sammler hat seine Quellen nicht angegeben, versichert aber in der Vorrede, so gewählt zu haben, dass er nicht glaube, dem Gedächtnisse seiner Leser mit einer zu begegnen. Eine absurde Behauptung, die hier desto ungereimter ist, da in der That bey weitem der grössere Theil der gesammelten Geschichten keinem Leser von einiger Lektüre unbekannt seyn kann. Der Vortrag ist fast durchgängig schleppend und nicht selten platt. Die Geschichte von Winnold ist vielleicht von des Sammlers eigner Arbeit. Hier findet man unter andern folgende pathetische Stelle: — „und nun rollten mit dumpfen Ton hinab *zur* Erde die Särge der schuldlosen Mädchen; *knarrend* zog *der Todtengräber* die Stricke aus der Gruft zurück und *mit Erde füllte man die Löcher.*"

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem vorgeblichen Druckorte: *Wahrheitsburg: Des Herrn Lenhardt's Gesundheitstrank, das grösste Wunder unserer und aller Zeiten.* Von *Ernst Laune*, der Geburtshülfe Candidaten. 1798. 56 S. 8. (4 gr.) Der Unfug, welchen der zur niedrigsten Art von Charlatanerie hinabgesunkene, berüchtigte D. *Lenhardt* zu Quedlinburg mit seinem sogenannten *Gesundheitstranke* treibt, die schamlose Frechheit, mit welcher er sein stinkendes Selbstlob im Reichsanzeiger, in einzeln abgedruckten Flugzetteln und in andern öffentlichen Blättern (die nicht, wie der Reichsanzeiger, dem einen Marktschreyer die Aufnahme seiner pralerischen Ankündigungen versagen und sie dem andern verstatten) verkündigt und dem Pöbel in allen Ständen die schwachen Augen noch mehr verblendet, die heillose Beutelschneiderey, auf welche der ganze Plan berechnet ist, die mörderische Zuversicht, mit welcher der Mann mit der eisernen Stirn in Quedlinburg seinen Trank (der, wie aus den öffentlichen Nachrichten des Hn. *Thorey* bekannt ist, aus nichts andern, als aus einem Gemenge von stark wirkenden, schwächenden Purgirsalzen besteht) allen Schwangern und Wöchnerinnen ohne Unterschied anempfiehlt, wodurch unausbleiblich eine Menge von Müttern und Kindern um Leben und Gesundheit gebracht werden müssen, verdient die ernstlichste Rüge. Jedem vernünftigen Menschen, wenn er auch noch so unbekannt mit den Grundsätzen der Heilkunde ist, muss es einleuchten, dass die Krankheiten der Schwangern eine andere Behandlung erfodern, als die Krankheiten der Wöchnerinnen, dass einer zarten, hysterischen Dame während ihrer Schwangerschaft nicht die Arzneyen gut thun können, die einem robusten, vollsaftigen, an Körperarbeit gewöhnten Weibe bekommen, dass durch unzeitige Anwendung von ausleerenden Mitteln nicht nur die Mutter geschwächt und zu allen, jetzt schon ohnedies so häufigen Krankheiten von Schwäche geneigt gemacht, sondern dass nothwendig auch dadurch die Ernährung ihrer Leibesfrucht gehindert, und so, weil das Kind ungewöhnlich klein bleibt, zwar in manchen Fällen die Geburt desselben erleichtert werden kann, aber zugleich auch, indem man aus einem gesunden Kinde ein Wachsbild (wie der Quedlinburgische Marktschreyer sich ausdrückt) macht, der Keim zu tausend Krankheiten und Schwächen in seinen Körper gelegt werden muss. Nur ein Candidat des Tollhauses oder ein eigennütziger, menschenfeindlicher, geldgieriger Charlatan kann behaupten, durch irgend einen Trank allen Schwangern eine leichte Geburt verschaffen, mithin die mancherley Ursachen schwerer Geburten, die in schiefer Lage des Kindes, Einklemmung, Strängung durch die Nabelschnur, fehlerhaften Bau des Beckens oder der äussern Schamtheile u. s. f. bestehen können, durch irgend ein innerliches Mittel, zumal durch ein Purgirmittel, heben zu wollen. Nur ein völlig verrückter, oder ein böser Mensch kann behaupten, durch einen solchen Trank, den die Mutter während der Schwangerschaft nimmt, ihr Kind vor ansteckenden Krankheiten, die nicht durch einen Keim, der sich im Körper befände, sondern durch einen erst von aussen hineingebrachten, entstehen, wie z. B. Pocken, Masern u. d. gl. sichern zu wollen, und mit einer Frechheit, ohne gleichen, versichern, „auf diese Art wäre die Ausrottung der Pocken weit eher zu hoffen, als durch die Erbauung der sogenannten Pockenhäuser."

Man verzeihe dem Rec. eine Wärme, die er der armen getäuschten Menschheit schuldig zu seyn glaubt, wenn er sieht, wie ein Theil derselben in Gefahr ist, seine und seiner Nachkommen edelste Güter, Gesundheit und Leben, der elenden Habsucht eines verächtlichen Afterarztes Preis zu geben. Möchten doch recht viele Leser, besonders recht viele Volkslehrer, von dem Irrthume zurückkommen, zu welchem *sie vielleicht* durch einzelne, im Posaunenton bekanntgemachte Halberfahrungen (durch welche, wie jeder Unbefangene einsieht, kein vernünftiger Grund umgestossen wird) verleitet sind, und möchten vorzüglich die letztern es sich zur unnachlässlichen Pflicht machen, dem Unheil der Lenhardtischen Irrlehre entgegenzuarbeiten, so viel sie können! Mancher Schwachen wegen ist es vielleicht nicht überflüssig, dass Rec. noch auf das Wort eines ehrlichen Mannes versichert, dass er ohne alle eigennützige Rücksichten über den berüchtigten Gesundheitstrank urtheilen kann, indem er weder praktischer Geburtshelfer ist, noch auf irgend eine auch noch so entfernte Weise mit dem Quedlinburgischen Wunderthäter in persönlicher Beziehung steht, ja, was noch mehr ist, in der Gegend, in welcher Rec. lebt, so viel ihm bekannt geworden, der Gesundheitstrank nicht gebraucht wird.

Der Vf. der vorliegenden Schrift hat den Ton der Persiflage gewählt, um seinen Gründen gegen den Gesundheitstrank (der seinen Namen hat, wie *lucus a non lucendo*) Eingang zu verschaffen. Dieser Ton ist ihm meistens nicht verunglückt, nur Schade, dass durch einige bedeutende Druckfehler der Sinn manchmal entstellt wird. Er liefert einen ironischen Commentar zu der Lenhardtischen Nachricht von seinem Tranke, der sich im Ganzen recht gut eignet, das grosse Lesepublicum zugleich zu unterhalten und zu belehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. April 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Gessner: *Orlando der rasende, mit Anmerkungen und vorausgeschicktem Auszuge des Orlando inamorato.* Erster Band. 1797. 109 u. 251 S. Zweyter Band. 1798. 411 S. 8.

Nach *Bleinhard's* ersten schwachen Versuchen, den Ariost in Deutschland einzuführen, bekamen wir die vollständige prosaische Uebersetzung des *Orlando furioso* von *Heinse*, dem Mauvillon in der Vorrede der seinigen eine Menge Missverständnisse aufrückte, aber auch solche Grazien verloren geben liess, die allenfalls in Prosa hätten gerettet werden können: wiewohl es beide nicht an ausschweifender Bewunderung ihres Originals fehlen liessen. *Werthes* machte sich die Aufgabe, den Dichter in seinem eigenen Sylbenmaasse zu übertragen, und führte dies wirklich bis zum achten Gesange aus. Bey allem unverkennbaren Fleisse ist der Versbau so hart, die Reime sind oft so unrichtig, die unnachahmliche behende Zierlichkeit des Italieners geht so häufig in Trockenheit und Kraftlosigkeit über, dass man sagen kann, der Knoten sey hier mehr zerhauen als gelöst. Seitdem ist, so viel Rec. weiss, nur noch Ein Versuch in der *neuen Thalia* (III. B. 1 St.) erschienen, bey welchem die Stanze des Oberon gewählt ist; der aber noch nicht bis zu Ende des ersten Gesanges geht.

Die gegenwärtige Uebersetzung, wovon jetzt funfzehn Gesänge geliefert sind, ist in reimlosen fünf- und sechsfüssigen Jamben abgefasst. Zuerst von dieser Wahl. Der Vf. hat sich nirgends darüber erklärt, ob er seine Uebersetzung blos als eine auslegende, oder als eine poetische betrachtet wissen will. Ist jenes, so hat er mehr geleistet, als man fodern darf: denn für den Zweck des Lesers, der noch nicht geübt genug ist, den fremden Dichter ohne Hülfe zu verstehen, reicht eine richtige prosaische Verdeutschung hin. Allein man könnte zweifeln, ob nicht der metrische Zwang, so gering er in diesem Falle ist, doch zuweilen die genaue Wörtlichkeit unmöglich machen müsste, wodurch also der wesentlichen Bestimmung Abbruch geschähe. Für die Ausstattung des Gedichtes mit seinen eigenthümlichen Reizen hingegen ist durch die reimlosen Jamben gar nichts geschehen: es ist vielmehr, als ob man am Ende jeder Zeile ausdrücklich erinnert würde, dass hier etwas fehlt. Man denke sich nur den italienischen Text, sonst mit so geringen Veränderungen als möglich, in *versi sciolti* aufgelöst! Eine Uebersetzung des Ariost, die für poetisch gelten soll, muss nothwendig gereimt seyn. Woher es kommt, ist hier nicht der Ort zu erklären: aber gewiss bleibt es, dieser verwünschte Reim, der sich besonders in unserer Sprache so spröde beweist, ist eine Art von Zauberer, der die Dinge, ehe man sichs versieht, gänzlich verwandelt. Doch dies ist noch nicht genug. Wenn der anerkannte Grundsatz der poetischen Dolmetschung, ein Werk so viel möglich in seiner eigenen Versart nachzubilden, bey uns in vorzüglicher Ausdehnung gilt, weil das Deutsche für die mannichfaltigsten metrischen Formen empfänglich ist, so können wir uns wohl mit nichts geringerem begnügen, als mit einem rasenden Roland in eigentlichen *ottave rime*. Da nun hiebey die dreyfachen Reime eine fast unüberwindliche Schwierigkeit machen, und sich durch den Ocean von sechs und vierzig langen Gesängen hindurch zu arbeiten, eine wahre poetische Weltumseglung wäre, so hat man verschiednes als mittlere Auskunft vorgeschlagen, z. B. die freye jambisch anapästische Versart des neuen Amadis. Es ist aber zu fürchten, dass die Gesetzlosigkeit derselben in die Darstellung selbst übergehen, und das schöne Gleichgewicht zwischen fantastischer Willkühr und heiterer Besonnenheit aufheben möchte, was sie so reizend charakterisirt. Eben das gilt auf etwas andere Art von dem schon versuchten Gebrauch von Stanzen ohne dreyfachen Reim mit willkürlich verschlungenen Jamben verschiedner Länge: es fehlt ihnen der Schluss und die Rundung einer wahren Stanze. Die Strenge in der äussern Form, die epische Gleichförmigkeit in der Länge der Verse und in der unermüdeten Wiederkehr geordneter Reime scheint nothwendig, um dem wilden ritterlichen Romanzo Bildung und gesellige Anmuth zu geben. Unsre Sprache nimmt an Geschmeidigkeit durch vielseitige Bearbeitung so auffallend zu, dass schon vieles glänzend ausgeführt ist, was man vor nicht vielen Jahren noch mit Recht für unmöglich hielt. Man muss daher an nichts verzweifeln: eine halbe Auflösung der Aufgabe kann uns nicht befriedigen; bis sich also der Dichter findet, der Liebe genug zu der Sache hat, um ohne Aussicht auf angemessene Belohnung das ergötzlichste aller Rittergedichte auf eine seiner würdige Art in der deutschen Poesie einheimisch zu machen, müssen wir uns lieber mit blos auslegenden Uebersetzungen behelfen.

Als solche betrachtet, hat die gegenwärtige im Ganzen unstreitig das Verdienst der Richtigkeit, wenn sich auch hin und wieder noch Kleinigkeiten sollten erin-

erinnern lassen. So ist bey dem Verse: *Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte*, (C. VII. St. 14.) der Sinn des *e pur* durch: „Zwey herbe Aepfel, *schier* von Elfenbeine," nicht erreicht. Es bezeichnet den scheinbaren Gegensatz zwischen den beiden Beschreibungen: „herbe Früchte, *und doch* aus Elfenbein gebildet." In einer Stelle, die man nicht gern genau erörtert, C. VIII. St. 49. scheint uns ebenfalls einiges nicht recht genommen zu seyn. — Auch Reinheit der Sprache läfst sich mit wenigen Ausnahmen von dieser Arbeit rühmen. S. 113. im II. B. fiel uns *aufkiken* als Provinzialismus auf, und S. 195. II. B. würden wir für *Argano* statt *Hisse* doch *Kran* vorziehen. Bedeutender als dergleichen ist es aber, dafs sich der Vf. Härten der Wortstellung und andere Freyheiten erlaubt hat, die kaum zur Erleichterung des gröfsten metrischen Zwanges verstattet werden dürften. Z. B. II. B. S. 225:

Und kann darüber mit sich eins nicht werden.

Warum nicht:

Und kann nicht eins mit sich darüber werden; — ?

I. B. S. 212: *Das versammelt Volk*. Rigoristische Grammatiker haben den Dichtern die Auslassung der Biegungssylbe des Adjectivs mit Unrecht sogar nach dem unbestimmten Artikel untersagen wollen; aber nach dem bestimmten kann sie durchaus nicht wegbleiben. II. B. S. 4:

Ein Wolf so grofs ist schwerlich in Apulien
Zu finden;

für: ein so grofser Wolf. Es ginge an, wenn es hiefse: ein Wolf, so grofs wie der. Eine ähnliche Umstellung sehen wir im Titel des Gedichtes, der wirklich dadurch verfehlt ist. *Orlando der rasende* klingt wie ein Beyname, der von einer beständigen Eigenschaft, nicht von einem vorübergehenden Zustande hergenommen ist. Es ist eben als wenn man sagen wollte: Jerusalem, das befreyete.

Wenn man von den Versen auch nichts weiter fodert, als dafs sie nur nicht geradezu misfällig klingen, so leisten sie selbst diese mäfsigste Foderung in vielen Fällen nicht. Die zuweilen eingemischten Anapäste möchten am ersten hingehen: sie haben doch den Vortheil, dafs durch sie Ausdrücke in den Vers gebracht werden, die der reine Jambe nicht duldet. Aber das häufige Hinübergehen aus einem Verse in den andern mit einem einzigen Fufse, z. B. II. B. S. 23:

Bis er mit seinen Waffen lang' von ihm
Verschmäht, |von Kopf zu Fufse sich bekleidet;
Und dafs Alcina nichts vermuthe, so gab
Er vor, | er wolle nur in ihnen sich versuchen.

ist schon sehr unangenehm; und vollends die Alexandriner ohne Abschnitt! I. B. S. 208:

Der Undankbare, der Verräther, der Barbar —
Deshalb gab
Er vor, er wolle, um vom Hof mich zu entfernen —

II. B. S. 225:

Allein den andern kann sie stets herunter setzen,
Und hätte sie ihn bis zum Himmel auch erhoben.

Wir übergeben das Schliefsen der Verse mit unbedeutenden Nebenwörtchen, die am folgenden hängen, und dergleichen mehr.

Man wird es also nicht zu viel gesagt finden, dafs diese Verse nur für eine Abtheilung zur bequemeren Uebersicht für den, welcher das Original mit Hülfe der Verdeutschung lieset, gelten können. Dann sollte ihnen aber auch nichts von der wörtlichsten Treue aufgeopfert, und so viel möglich Zeile durch Zeile wieder gegeben seyn. Davon fand Rec. indessen beträchtliche, und wie ihm dünkt, unnöthige Abweichungen. Wir gehen, ohne besonders auszusuchen, folgende Probe. C. II. St. 18:

Veduto avreste i cavalier turbarsi
A quell' annunzio, e mesti, e sbigottiti,
Senza occhi e senzamente nominarsi,
Che gli avesse il rival così scherniti.
Ma il buon Rinaldo al suo cavallo trassi
Con sospir, che parean del foco usciti,
E giurar per isdegno e per furore
Se giunge Orlando, di cavargli il core.

S. 52:

Die Ritter standen bey der Nachricht ganz
Verdutzt; sie sahn sich starr ein Weilchen an,
Und schalten dann sich blind und dämisch, *so*
Des Nebenbuhlers Hohn sich preis zu geben.
Drauf ging, mit Seufzern, heifs als stiegen sie
Vom Feuer auf, Rinald zu seinem Pferde,
Und schwur voll Wuth, wenn ihm sein Vetter nur
Begegnete, das Herz ihm auszureifsen.

Aufser dafs die Ausdrücke *verduzt* und *dämisch* etwas unedles haben, wovon im Texte keine Spur ist, (ein Fehler, worein der Uebersetzer öfter verfällt) so könnte man sich in reimlosen Jamben noch beträchtlich näher an die italienischen Worte halten:

Bey dieser Zeitung hättet ihr die Ritter
Erschrecken sehn, und traurig und bestürzt
Verblendet und bethört sich selber nennen,
Dafs sie der Nebenbuhler so verspottet.
Der wackre Reinhold ging zu seinem Pferde
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer kamen,
Und schwur in der Entrüstung und der Wuth,
Traf' er den Roland, ihm das Herz zu rauben.

In Reimen freylich nicht ganz so nah:

Die Ritter, bey der Zeitung ganz verstört,
Sahn sich bestürzt und traurig an, und schwiegen;
Dann nannte jeder selbst sich blind, bethört,
Dafs er sich liefs vom Nebenbuhler triegen.
Jedoch der wackre Reinhold sucht sein Pferd
Mit Seufzern, die wie aus dem Feuer stiegen;

Und

Und schwört in der Entrüstung und der Wuth,
Treff' er den Roland, kost' es ihm sein Blut.

Wir setzen hier noch die Ankündigung als Probe her:

Von Frau'n und Rittern, Krieg und Liebeshändeln
Sing' ich, von Adelsitt' und kühnen Thaten,
Zu jener Zeit, da übers Meer die Mohren
Von Afrika zu Frankreichs Unheil kamen,
Geführt von Agramanten, ihrem König,
Der sich, erhitzt von jugendlichem Zorn
Und Uebermuth, vermafs, den Tod Trojans
An Karl, dem Röm'schen Kaiser, schwer zu rächen.

Zugleich will ich vom Paladin Orlando
Was man in Versen nie noch Prose sang,
Erzählen: wie er rasend ward vor Liebe,
Er, den man sonst für so verständig hielt: —
Wenn *sie*, die mich beynah in gleichen Fall
Mit ihm gesetzt und stets mein bischen Witz
Mir schmälert, noch genug davon mir gönnen sollte,
Um das was ich verspreche zu vollenden.

O möchtest du, des Herkuls edler Sprössling,
Du Schmuck und Ehre unseres Jahrhunderts,
Hippolito, was dir dein Diener weiht
Und nur dir weihen kann, mit Huld empfangen!
Durch Wort' und Schriften mag ich einen Theil
Von dem, was ich dir schuldig bin, entrichten;
Und geb' ich wenig, rechne mir's nicht zu;
Es ist ja alles, was ich geben konnte.

Rec. würde sie in gereimten Stanzen etwa so zu geben versuchen:

Die Frau'n, die Ritter sing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man gesehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da sie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, gestritten,
Der sich vermafs, mit trotzigem Versprechen,
Den Tod Trojans am Kaiser Karl zu rächen.

Was man in Reim und Prosa nie erdachte,
Mach' ich zugleich vom Roland euch bekannt,
Wie ihn die Liebe toll und rasend machte,
Da man doch sonst ihn so gescheidt genannt:
Wenn *sie*, die auch beynah so weit mich brachte,
Und Tag für Tag mein kleines Maafs Verstand
Noch schmalert, mir genug davon will gönnen,
Um enden, was ich euch versprach, zu können.

Und ihr, aus Herkuls herrlichem Geschlechte,
Hippolytus, die Zierde unsrer Zeit!
Empfangt mit Huld von dem euch eignen Knechte,
Was er euch weihen kann und willig weiht.
Der gern zum Dank ein besseres Opfer brächte,
Ist zu der Feder Thaten nur bereit;
Verschmäht mich nicht um die geringe Gabe,
Ich biete ja euch alles, was ich habe.

Diese Vorschläge stehen übrigens hier in keiner weitern Absicht, als blos um das, was wir oben über die Unentbehrlichkeit des Reimes bey einem Gedicht von *dem* Ton und Colorit sagten, anschaulich zu machen.

Am Schlusse jedes Gesanges sind erklärende Anmerkungen angehängt; besonders hat der Uebersetzer beym dritten viel Fleifs aufgewandt, die Genealogie des Hauses Este aufzuklären. Auch der einleitende Auszug aus dem *Orlando inamorato* ist zweckmäfsig, da der *Orlando furioso* bekanntlich als Fortsetzung davon entstand. Druck und Papier ist sauber, und von den beiden Titelvignetten von Lips die letzte, welche die Olimpia am Felsen und Roland mit dem Anker im Rachen des Seeungeheuers vorstellt, recht artig gerathen.

Leipzig, b. Hartknoch: *Eine Klatschgeschichte* von der Verfasserin des Werks: *Die Vortheile der Erziehung*. Aus dem Englischen. 1798. 336 S. 8. (1 Rthl.)

Diese Geschichte giebt sich auf dem Titel für nichts besseres als sie ist; nur die Bestimmung: „von der langweiligsten Gattung," hat die Vfn. hinzuzufügen vergessen. Die Fiction zum Eingange ist herzlich gemein ausgeführt, und die Schreibart geht nur so eben über dem Allzuplanen weg. Den Kern des Inhalts machen die Gefahren der Empfindsamkeit aus; oder der Leere und Albernheit lieber, an denen Mariannens eheliches Glück scheitert. Mit mehr Salz und Leben hätte sich wohl etwas eingreifenderes aus der Anlage machen lassen. Die Briefstellerey der zarten Freundinnen ist ganz gut charakterisirt. „Sie führte Buch über die Begegnisse jedes Tages, heifst es S. 141, „und sandte ihrer theuren Elise jeden Morgen zwey eng geschriebene Bogen zu." „Sollte ein skeptischer Kritiker" u. s. w. — hier folgt freylich eine gedehnte Tirade — „so „bedaure ich seine Unwissenheit, und verweise ihn „auf die Produkte meiner Zeitgenossinnen. Da wird „er lernen, dafs das Gefühl zum wenigsten so duktil „ist als das Gold, und, fein geschlagen, eine eben „so unbestimmbar grofse Oberfläche bedecken kann." Die arme Louise ist übrigens zu beklagen, auf den Mann, dem sie ihre Neigung geschenkt hat, nur durch ein beredtes Gebet, das er belauscht, Eindruck machen zu können. Eher entschliefst er sich nicht, „sie vor den Leiden einer Waise zu sichern, und sich „um die Liebe eines so hochachtungswerthen Frauen-„zimmers zu bewerben." Die Uebersetzung eines solchen Originals müfste sehr schlecht seyn, um schlecht genannt werden zu können. Von dem Grade seines Werthes zeugt auch die „Auswahl" von matten Gedichten, die darin verwebt waren, und hier in der Ursprache hinzugefügt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Düſſeldorf*, in der Dänzerſchen Buchhandlung: *Theoretiſche Bruchſtücke über die Natur der Erde, Sonnen- und Planetenwelt*; in Bezug auf verſchiedene Wiſſenſchaften, von *S. P. T.* 1798. 9 Bogen, 4. Der Vf. geht von dem hypothetiſchen Satz aus, daſs rings um den Mittelpunct der Erde ein heftig brennendes Feuermeer vorhanden ſey, welches die vielen Vulcane bewieſen, die auf allen Seiten der Erdkugel angetroffen würden. — Eine Folge dieſes Feuers ſind die Veränderungen der Erdfläche, ſowohl Erhöhungen als Senkungen. Die Hebung der nördlichen oder Senkung der ſüdlichen Fläche iſt wahrſcheinlich Urſache der Waſſerverminderung im nördlichen und der Waſſervermehrung im ſüdlichen Ocean, welches wieder daraus bewieſen wird, daſs ſeit einem Jahrhundert Grönland ſich ganz im Eiſe verloren und das Waſſer an den nördlichen Küſten zurückgetreten iſt. Wo das Centralfeuer den Meeresgrund berührt, oder ihm nahe kommt, verwandelt es das Waſſer in Dünſte und Wolken, woraus weiter alle wäſsrige Meteore und die Folgen derſelben zu erklären ſind. Je nachdem die Hitze dem Waſſer mehr oder weniger nahe iſt, entſtehen naſſe oder trockne Jahre. Brennt irgendwo der Meeresgrund durch, ſo ſtürzt ſich Waſſer ins Feuer, wird in Dampfe verwandelt und giebt die heftigſten Exploſionen, durch welche zuweilen Inſeln gebildet werden, wo ſich aber durch den Auswurf auch die Oeffnung ſelbſt wieder verſtopft, wo dann das Toben aufhört, dies war der Fall der bey Island neu entſtandenen Inſel. Ueberhaupt entſtehen alle heiſse Quellen aus dem Centralfeuer. Sollte dieſes Feuer ſeine ganze Kräfte auf einmal fallen laſſen und ſich der Abgrund mit Waſſer füllen; ſo würde das Ende aller Dinge erfolgen, deren Erneuerung erſt wieder durch im Innerſten der Erde ſich entzündendes und immerfort brennendes, folglich die Meeresausdünſtung beförderndes Feuer möglich würde.

Aus der Erhebung und Senkung der Erdfläche oder einzelner Stellen, die durch das Centralfeuer bewirkt wird, ſoll man im voraus auf milde oder kalte Winter ſchlieſsen können. — Dieſe Urſache dürfte aber wohl ſehr unzureichend befunden werden, wenn man bedenkt, daſs oft mitten im ſtrengſten Winter, bey bloſser Aenderung des Windes die ſtrengſte Kälte abſchlägt und in eine ſehr laue Temperatur übergeht; dies müſste ja recht ſichtbare, kurz aufeinander folgende Undulationen geben. Der Vf. drückt ſich hierüber auf folgende Art aus: „Auf unſerm Standpuncte kann ſie (dieſe Ausdehnung) vielleicht merkbar ſeyn; — um es aber zu wiſſen, müſsten wir ein ſicheres Maaſs unſeres ſüdlichen Horizonts haben, — nämlich wir müſsten wiſſen, ob die Sonne mit unſerm ſüdlichen waagrechten Horizont, in unſern Augen den nämlichen Winkel in jetzigen und künftigen Wintern und Sommern bilde, den ſie ſeit zwey und mehr tauſend Jahren gebildet hat." — Der Vf. will wohl hiermit ſagen, wir müſsten unterſuchen können, ob die Mittagshöhe der Sonne bey gleichem Orte derſelben in der Ekliptik und gleicher Schiefe der Ekliptik, immer gleich groſs über den ſcheinbaren Horizont eines Orts bliebe. — Als ein Mittel dazu zu gelangen giebt er folgendes an: „Die Erforſchung ſollte man ſich bey einer accurat bemerkten Mittagslinie ſehr leicht vorſtellen, wenn durch ein Paar gegen Morgen und Mittag gelegene Fenſter einer groſsen Stube, an der entgegenſtehenden Wand der Stand der Sonne zu gewiſſen Winter- und Sommerſtunden gezeichnet und bemerkt würde: die hier entſtehende Winkeldifferenz würde uns die Berechnung geben, wie hoch die Erdfläche gegen Norden oder Süden ausgedehnt, oder geſunken ſey, und hiernach lieſse ſich ſchon im October oder vielleicht noch eher, die Strenge des Winters berechnen. Wenn der ſüdliche Horizont geſunken iſt, ſo fallen die Sonnenſtrahlen perpendicularer und erwärmen alſo mehr; iſt der nördliche geſunken, ſo gleiten ſie mehr ab und können alſo nicht mehr ſo wirkſam auf Wärme ſeyn." — Durch die Marken an der Wand wird der Vf. nicht viel ſichere Anzeigen erhalten, da ſich dieſelben aus gar mancherley Urſachen verrücken können, und auſserdem kann ja auch der ſüdliche Horizont ſinken und ſteigen und doch das Haus mit der Wand und Marke, ſo wie die Sonne, ganz ungeändert bleiben. Uebrigens wird auch eine kleine Aenderung im Winkel, unter welchen die Sonnenſtrahlen die Erdfläche treffen, ſo groſsen Unterſchied in der Temperatur nicht bewirken können, wie man dieſes an Bergflächen, die von der Sonne oft unter völlig rechten Winkeln beſchienen werden, bemerken kann. Wie könnte endlich auch eine ſolche Aufſchwellung des Erdbodens möglich werden, ohne daſs ſenkrecht darauf ſtehende Dinge aus ihrer Lage gebracht, oder Riſſe verurſacht würden!

Die Erſcheinungen in den Bergklüften erklären ſich ebenfalls aus dieſem Centralfeuer. Der Urſprung und die Unterhaltung ſelbſt iſt ein Gemiſch von Oel und Waſſer, das in einer ewigen Gährung im Mittel der Erde unterhalten wird. Alle bekannte Vulcane ſtrömen nach der Peripherie hin, und dies iſt ein Beweis, daſs ſie die Rauchfänge des Feuerheerdes ſind.

Denkt man ſich den Mittelpunct des unterirdiſchen Feuermeeres unter der Linie und an beiden Polen den dickſten Theil der Erdkruſte, ſo hat man die Urſache der ſtärkern Ausdünſtung zwiſchen den Wendekreiſen und der mindern Austreibung und gröſsern Kälte an den Polen." — Dies wird dem Vf. ſchwerlich ein Phyſiker zugeben, da der längere Aufenthalt der Sonne über dem Horizont und der gröſsere Sinus des Winkels unter welchem ſie auffallen, ſo ſichtbar mit der Erwärmung zuſammenhängt.

Vor der Entzündung des unterirdiſchen Feuers war die Erde eine Art wohlgemiſchter Teig, ohne feſtes Land, ohne Meer und Flüſſe. Nach der innern Entzündung trieb die Hitze alles Gewäſſer nach auſſen und verhärtete daher die innern feſten Körper. Hieraus entſtand eine völlig im Waſſer ſchwimmende und überall mit Waſſer umgebene Kugel und das erſte ſichtbare Land entſtand durch vulcaniſch erhöhete Berge. Wie das Feuer der Erdkruſte näher brannte, entſtanden Erdfälle und Eindringung des allgemeinen Oceans zur Feuermaſſe und daher heftige Austreibung der Erdkruſte — dies war die Urſache des feſten Landes und der Inſeln. — Wäre dieſe Hypotheſe gegründet, ſo müſste man wohl mehr Spuren des Feuers im Innern der Gebirge finden, als es wirklich der Fall iſt, da man vielmehr Spuren von Waſſerwirkungen darin entdeckt.

Die tödtliche Luft in den Bergwerken und Brunnen erklärt der Vf. aus einem Mangel an Bewegung und aus einer daher entſtehenden Verdichtung derſelben; — er hätte ſich aber erinnern ſollen, daſs verdichtete Luft in der Taucherglocke nicht dadurch ſchädlicher, oder verdorbene Luft durch Verdünnung unſchädlicher geworden iſt. Am wenigſten bewirkt Kalk, wie der Vf. meynt, in alte Gruben geworfen, durch Luftverdünnung die Verbeſſerung der Gruben. So iſt z. B. die reine inflammable Luft ſo verdünnt, daſs ſie hierin von der atmoſphäriſchen, ſehr gut reſpirablen, um mehr als das zehnfache übertroffen wird, und doch kann ſie nicht geathmet werden. Weiterhin ſtellt der Vf. noch gewagtere Sätze auf, als: „Jeder Körper hat in ſich ſelbſt einen Mittelpunct der Schwere, wodurch ſeine Theile zuſammengehalten werden; dies iſt der Ruhepunct ſeiner Theile; aber jeder Weltkörper hat den Hauptmittelpunct der innern Schwere, dieſer iſt der Ruhepunct aller Körper ſeiner Peripherie. Die Sonne hat den ſchwerſten Mittelpunct ihrer Schwere, daher die anziehende Kraft gegen ihre leichten Planeten. Der Mittelpunct der Schwere iſt Wärme oder Feuer; je dichter und trockner dieſe iſt, deſto mehr anziehende Kraft, folglich deſto mehr Schwere; alſo muſs das Sonnenfeuer das dichteſte, trockenſte und ſchwerſte ſeyn." — Dies iſt für unſere mechaniſchen Begriffe zu hoch, wir können dem Vf. nicht weiter folgen und überlaſſen es andern, dieſen phyſikaliſchen Icarus bey ſeinem Fluge zu begleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 30. April 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Braunschweig, in d. Schulbuchhandl.: *Beyträge zur öffentlichen und gerichtlichen Arzneykunde.* Herausgegeben von D. *Theodor Georg August Roose,* Professor zu Braunschweig. Erstes Stück, 1798. 192 S. 8. (12 gr.)

Bey den verschiedenen und oft beträchtlichen Schwierigkeiten, mit welchen der gerichtliche Arzt bey Verwaltung seiner Geschäfte zu kämpfen hat, und bey den mancherley Widersprüchen, welche über mehrere die gerichtliche Arzneywissenschaft betreffende Gegenstände bisher obwalteten, muss jeder Beytrag, welcher dahin abzweckt, jenen Schwierigkeiten, wo möglich, Grenzen zu setzen, und in Rücksicht dieser Widersprüche die verschiedenen Meynungen durch gründliche Prüfung zu vereinigen, und dadurch ein helleres Licht über manche zu dieser Wissenschaft gehörige Lehre zu verbreiten, dem gerichtlichen Arzte eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Der berühmte Herausgeber dieser Beyträge, welche jenem Zwecke vollkommen entsprechen, wurde durch die Erlaubniss des Fürstl. Obersanitätscollegiums zu Braunschweig, die interessantesten zur gerichtlichen Arzneykunde gehörenden Fälle aus der Registratur desselben öffentlich bekannt zu machen, zunächst zu der Herausgabe derselben bestimmt, in welchen er aber auch andere Abhandlungen über Gegenstände der gesammten Staatsarzneykunde aufnehmen wird. Jeder gerichtliche Arzt, dem Erweiterung und Berichtigung seiner Kenntnisse am Herzen liegen, wird diesem preiswürdigen Collegium, dem das Land schon so manche nachahmungswürdige Medicinalanstalt verdankt, für die Veranlassung der Publicität dieser lehrreichen Beyträge gewiss sich verpflichtet erkennen.

Dieses erste Stück enthält folgende Aufsätze: I. *Ueber die nachtheiligen Wirkungen der Anwendung der Kälte auf neugeborne Kinder beym Taufen derselben, vom Herausg.* Ein mit Sachkenntniss und Gefühl für Wahrheits- und Menschenliebe geschriebener Aufsatz über einen eigentlich medicinisch-polizeylichen Gegenstand, über welchen, seiner Wichtigkeit ungeachtet, so wie über mehrere Gegenstände der medicinischen Polizey, bis jetzt in den wenigsten Ländern noch öffentlich etwas verfügt worden ist. Die Rüge des verdienten Vfs. trifft nicht allein das (an den meisten Orten jetzt wirklich abgeschaffte) Begiessen des Kindeskopfes mit *kaltem* Wasser bey der Taufe, wogegen schon *Franck* in seinem Meisterwerke eiferte, sondern auch überhaupt *das Taufen der Kinder in der Kirche.* Mit Recht sagt der Vf., man gebe hier die Kinder bey ungünstiger Jahrszeit und Witterung den nachtheiligen Wirkungen der Kälte nicht blos beym Hin- und Zurücktragen in und aus der Kirche, sondern auch während der Taufhandlung selbst, preis. Der starke Erwachsene scheue sich oft vor dem widrigen und nachtheiligen Eindrucke einer kalten stürmischen Luft, der schwächliche Erwachsene bekomme Schnupfen, Rheumatismen etc. davon, und dennoch wage man es, ein eben gebornes Kind diesen Eindrücken auszusetzen. Wüsste man nicht, dass der menschliche Geist sich an alles gewöhnte, so sey es unbegreiflich, wie man *dieses* so übersehen könne. Man müsse nun noch besonders in Anschlag bringen, welchen plötzlichen Veränderungen durch diesen Transport das Kind ausgesetzt werde, wenn es aus der oft so heissen Wochenstube seiner Mutter herausgerissen und in eine so kalte Atmosphäre gebracht werde, um ein Mitglied der Verehrer einer Lehre zu werden, deren Zweck es ist, Glück und Wohlfahrt überall, auch über dies Kind zu verbreiten. Man könne freylich nicht mit Zahlen berechnen, wieviel von den Kinderkrankheiten auf Rechnung dieser frühzeitigen Erkältung geschrieben werden müssten; aber man müsse seine Urtheilskraft verleugnen, wenn man einen bedeutenden Antheil derselben an der Entstehung mancher Kinderkrankheit verkennen wolle. Rec. erinnert sich eines Falles, wo ein gesundes Kind von drey Tagen; welches den von dem Vater dem Geistlichen deshalb gemachten Vorstellungen ungeachtet, aus der heissen Stube in strengster Winterkälte in die Kirche getragen und mit kaltem Wasser getauft worden war, sogleich erkrankte und einen serpiginösen Ausschlag über den ganzen Körper, vorzüglich aber auf das Gesicht bekam, der der Anwendung der zweckmässigsten Mittel trotzte und bis in sein zweytes Jahr dauerte. — Es wäre sehr zu wünschen, dass man diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit schenken und dass man allenthalben, wie in Dänemark, es in den freyen Willen der Aeltern stellen möchte, ihre Kinder in der Kirche oder im Hause taufen zu lassen. Aber leider werden nur Aufsätze dieser Art selten von Personen gelesen, die zunächst auf dergleichen heilsame Abänderungen zu wirken im Stande sind: der Arzt kann grösstentheils sie nur — wünschen! II. *Gutachten des Fürstl. Obersanitätscollegiums zu Braunschweig, über eine heimlicher Schwangerschaft und Geburt verdächtige Person, abgefasst v. Herausg.*

Es beschäftigt sich mit der Beantwortung der von der Justizkanzley vorgelegten Frage: Ob die Person, welche durch Ausbleiben der Monatszeit und Anschwellung des Leibes zuvor in dem Verdacht der Schwangerschaft gewesen, und beym zufälligen nachherigen Auffinden eines neugebornen Kindes im Brunnen ohnweit ihrer Wohnung in Inquisition gekommen war, geboren habe? Sie fiel; obgleich der Physicus bey der Untersuchung den Unterleib voll Runzeln und Närbchen und den Eingang zur Mutterscheide erweitert gefunden hatte, verneinend aus, weil die Lippen des Muttermundes ohne Ungleichheiten und Einkerbungen, die Brüste nicht schlaff, auch milchleer befunden und einer Verletzung des Schaambandes gar keiner Erwähnung geschehen war. III. *Gutachten über einen angeblich geschehenen Kindesmord, abgefasst v. Prof. Hildebrandt.* Ein lehrreiches Muster, wie der Arzt sich zu benehmen hat, wenn zwar die moralische Wahrscheinlichkeit gegen die Inquisitin ist, die physikalischen Thatsachen aber nicht hinreichen, den Ausspruch gegen sie zu thun. IV. *Gutachten desselben Collegiums über die Tödtlichkeit einer Zerreissung der Milz, abgefasst v. Herausg.* Sie war durch einen Schlag mit einem Splitter in die linke Seite, welchen ein Mann seiner Frau versetzt hatte, veranlasst. Es wurde auf zufällige Letalität erkannt, weil das Weib noch etliche Tage gelebt und man bey der Legalsection die Milz mürbe gefunden hatte. V. *Gutachten desselben über ein der Angabe nach vorsätzlich befördertes Fehlgebähren, abgefasst von Ebendems.* Ein seltner Fall, aus welchem die Wichtigkeit des *audiatur et altera pars* auch in der *Jurisprudentia medica* deutlich hervorgeht. VI. *Auszug eines Gutachtens desselben über die wahrscheinlichste Todesart eines heimlich gebornen Kindes.* Enthält eine gerechte Rüge der Fahrlässigkeit, mit welcher oft bey der Aufnahme des Fundscheins und der Abgabe des darauf gegründet seyn sollenden Urtheils zu Werke gegangen wird, der öftern Unvollkommenheit der Sectionsberichte und des Mangels der nöthigen Uebereinstimmung derselben mit den gerichtlichen Obductionsprotocollen. In vorliegendem Falle hatte der Physicus auf Vitalität und völlige Reife des Kindes erkannt, ohne den kleinen Leichnam weder gemessen und gewogen, noch auch seine übrige Beschaffenheit, in sofern diese darüber hätte Auskunft geben können, zu Protocoll gegeben zu haben. VII. *Gutachten desselben über einen angeblich durch Unvorsichtigkeit einer Hebamme bewirkten Todesfall eines neugebornen Kindes.* Das Kind war, während die Hebamme, um ein Tuch zusammen zu legen, aufgestanden war, plötzlich von der Kreissenden herab in ein unter sie gestelltes Camillenbad geschossen und durch heftige Verbrennungen an Kopf und Gliedern verletzt und starb, nachdem es acht Tage ohne ärztlichen Beystand gelegen hatte. Das Collegium sprach die Hebamme, die sich nach Aussage der Zeugen weiter keine Unachtsamkeit gegen die Gebärerin hatte zu Schulden kommen lassen, immer vor ihr gesessen hatte und nur in der Zwischenzeit der Wehen einmal aufgestanden war, um anderweitige Hülfleistungen zu veranstalten, von grober Verwahrlosung frey, und erklärte den Tod des Kindes für wahrscheinlich zufällig. (Rec. erinnert sich einer ähnlichen tragischen Begebenheit, wo ein neugebornes Kind von einer alten Hebamme, deren Gehör und Gesicht schon sehr stumpf waren, in eine Mulde voll siedenden Wassers, welche zum Baden desselben von einem andern Weibe mit den Worten herbeygetragen war, dass sie erst kaltes Wasser zum Hinzugiessen holen wolle, gelegt und sammt den Händen der Hebamme so sehr verbrannt wurde, dass sich sogleich vom grössten Theile des Körperchens und der Hälfte des Kopfs die Epidermis bey der Berührung lostrennte, bey schnell angewandter zweckmässiger und unermüdeter Hülfleistung aber doch am Leben blieb.) VIII. *Regeln, welche bey der medic. gerichtlichen Untersuchung todtgefundener neugeborner Kinder zu beobachten sind, v. Herausg.* Eine vollständige und gründliche Anleitung zum *Savoir faire* des gerichtlichen Arztes über diesen Gegenstand, werth, in den Händen jedes Physicus und gerichtlichen Wundarztes zu seyn und zu diesem Ende besonders gedruckt zu werden. IX. *Zweifel, von Ebendems.* Sie betreffen die Anwendbarkeit der Ploucquet'schen Lungenprobe bey Kindern, die an Verblutung gestorben sind; die absolute Tödtlichkeit der Verletzungen der Kopfschlagadern und der Fleischwunden des Herzens; das Flüssigbleiben des Bluts in Leichen, so aus dem Wasser gezogen sind, als alleinigen Beweis des Ertrinkens und die Wirkungen der Zusammenschnürungen der Blutgefässe des Kopfs beym Erdrosseln, gegen Brinckmann. Wir sehen mit Vergnügen den folgenden Heften dieses lehrreichen und unterhaltenden Journals entgegen.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Chemische Receptirkunst, oder Taschenbuch für praktische Aerzte, welche bey dem Verordnen der Arzneyen Fehler in chemischer und pharmacevtischer Hinsicht vermeiden wollen*, von D. *J. B. Tromsdorff*, Professor der Chemie zu Erfurt, wie auch Apotheker daselbst u. s. w. *Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe.* 1799. 350 S. 8. (1 Rthl.)

Die Fehler, deren sich mehrere Aerzte bey der Verschreibung zusammengesetzter Heilmittel schuldig machen, haben oft zu bedeutende Folgen, als dass man gleichgültig dabey seyn, oder wohl gar die Bemühungen sachkundiger Männer, welche nicht durch Spott, der meistentheils seinen Zweck verfehlt, sondern durch gute Anweisungen, deren fleissiger Gebrauch jene Aerzte wider dergleichen Fehler sichern kann, den erwähnten, gemeiniglich nachtheiligen Folgen vorzubeugen die Absicht haben, missbilligen oder für entbehrlich halten könnte. Wir haben daher die Schriften eines *Tode* und anderer Gelehrten, die vorzüglich den angeführten Zweck zu erreichen bedacht gewesen sind, mit Beyfall gelesen

lesen und bey vorkommenden Gelegenheiten empfohlen, und wir haben auch das angezeigte Werk des Hn. *Tr.*, der dasselbe in der nämlichen Hinsicht ausgearbeitet hat, mit Vergnügen in die Hände genommen; denn wir glaubten, von diesem Vf. mit Recht ein nützliches Buch über diesen Gegenstand erwarten zu können, da er sich schon durch einige andere Schriften als einen guten Apotheker und Scheidekünstler bekannt gemacht hat. Und wirklich enthält seine *chemische Receptirkunst*, wie er dieses Buch betitelt hat, manche gute Regeln und Vorschriften; deren Befolgung die Aerzte und Wundärzte, die das Studium der Chemie und Pharmacie vernachlässigt haben, wider viele von jenen Fehlern sicher stellen kann, und sie verdient also in diesem Betrachte mit Beyfall angezeigt zu werden. Indessen können wir sie doch nicht unbedingt loben; sie hat unsere Erwartung nicht so, wie wir wünschten, befriedigt, und wir haben an mehrern Stellen Fehler bemerkt, welche von Nachlässigkeit oder Uebereilung zeugen, und also deutlich darthun, dass der Vorwurf, den man schon andern Schriften dieses Vfs. gemacht hat; auch auf das vor uns liegende Werk ausgedehnt werden kann. Wir wollen, um eines Theils unser Gutachten zu bestätigen, und andern Theils den Vf. zu veranlassen, dass er künftig mehr Fleiss auf seine Arbeiten wende, einige Fehler, die wir in unserm Exemplar angestrichen haben, anführen und berichtigen. S. 18. behauptet der Vf. das *Eberrisextract* sey ein unwirksames Mittel; aber dieses ist sehr bitter und besitzt alle die Tugenden, die man von einer bittern Arzney erwarten kann, in einem vorzüglichen Grade; freylich hat es nichts von dem Oele der Pflanze, aus der es bereitet worden ist, in sich, aber dieser Umstand thut hier nichts zur Sache; denn das *Wermuthextract*, das S. 19. als ein wirksames Mittel aufgeführt wird, enthält ebenfalls nichts von dem ätherischen Oele des Wermuths. S. 21. Der *rohe Weinessig* ist nicht saurer, sondern weniger sauer als der *destillirte Essig*, wenn nur dieser gut zubereitet worden ist, und der Vorzug, den Hr. *Tr.* jenem vor diesen, in diesem Betrachte ertheilt, ist ungegründet; S. 22. die *medicinischen Essige* sind zum Theil allerdings sehr gute Heilmittel, sie verlieren aber, wenn sie eine Zeitlang gestanden haben, aus einer leicht begreiflichen Ursache ihre meiste Wirksamkeit, oder schlagen, wie man zu sagen pflegt, so um, dass sie gar nicht mehr zu gebrauchen sind; dieser nachtheiligen Veränderung, die sich mit diesen Producten zuträgt, hätte billig gedacht werden sollen; die beiden *Molke*, die S. 26 und 27. angeführt werden, sind nicht nur in den hier angegebenen Formen, sondern auch in der Gestalt von Bissen und Pillen gut einzunehmen, und die *Assa foetida* kann man allerdings zu Latwergen setzen; denn wir haben gefunden, dass sich diese Drogue nicht nur sehr gut in diese Form bringen, sondern auch bequem einnehmen lässt. S. 70. Die *Spiessglasbutter* haben wir oft durch Beymischung einer kleinen Portion Wassers weniger ätzend gemacht, sie kann folglich mit wenig Wasser allerdings, und ohne dass eine Zersetzung derselben vor sich geht, verdünnt werden; S. 81. die *Feigen* nimmt man auch zuweilen zu Abkochungen; und das *gelbe Wachs* wenden mehrere Aerzte in der Verbindung mit Kalkwasser als ein innerliches Heilmittel an; S. 107. der *auflösliche Weinstein* hat uns oft bessere Dienste geleistet, als manche andere Mittelsalze und wir können ihn daher nicht für ein entbehrliches Mittel halten; auch zweifeln wir, dass er sich von selbst, durch die Länge der Zeit, wieder in Weinsteinrahm verwandle; wenigstens haben wir diese Erscheinung nie bemerkt. Von der *brasilianischen Brechwurzel* sagt der Vf. S. 162. dass sie durch das Kochen, ja schon durch die blosse Behandlung mit heissem Wasser, viel von ihrer Wirksamkeit verliere; dieser Behauptung widerspricht aber die Erfahrung; denn der bekannte Aufguss des *Gienella* hat sich gewiss vielen Aerzten durch seine Heilkräfte empfohlen. S. 198. Das *versüsste Quecksilber* wird freylich durch das Kalkwasser zum Theil zersetzt, dennoch giebt es in der Verbindung mit dieser Flüssigkeit ein nützliches Heilmittel, von dem die Wundärzte nicht selten Gebrauch machen. S. 220. Der *Spiessglassalpeter*, wenigstens der, welcher nach *Selle's* Vorschrift verfertigt worden ist, enthält allerdings vitriolisirten Weinstein; auch hat er noch etwas schweisstreibendes Spiessglas in sich; denn die sogenannte *Materia perlata*, die man sonst aus dem Auswaschewasser des mit drey Theilen Salpeter verpuften Spiessglases niederzuschlagen pflegte, bleibt damit verbunden. Den *Wallrath* hält Hr. *Tr.* S. 304. für das Gehirn des Pottfisches, und von den *spanischen Fliegen* behauptet er S. 78. dass das Wirksame derselben im Harze liege; der Bestandtheil, den der Weingeist von diesen Insecten in sich nimmt, weicht aber von andern Harzen sehr ab und der Ausdruck, den der Vf. gewählt hat, ist also sehr zweydeutig. — Ausser diesen Fehlern haben wir auch an einigen Orten (z. B. S. 166. vorletzte und letzte Zeile vergl. mit S. 316. 1te u. 2te Z. ferner S. 121. Z. 13 ff. vergl. mit S. 224. Z. 19 ff. S. 307. Z. 4 ff. vergl. mit S. 309. Z. 12 ff. S. 58., wo der *Kellerwurm* unter dem Namen *Asellus* und S. 205. wo eben dieses Insect unter dem Namen *Millepedes* aufgeführt worden ist u. s. w.) Wiederholungen, und an andern (z. B. S. 90. Z. 23. 24. vergl. mit S. 91. Z. 3. von unten u. s. w.) Widersprüche bemerkt, welche, so wie jene Fehler, gewiss hätten vermieden werden können, wenn der Vf. das Manuscript vor dem Abdrucke nochmals mit der gehörigen Aufmerksamkeit durchgelesen hätte. Wir wünschen, dass er dieses in der Folge, bey Besorgung einer neuen Auflage, thun, und sowohl die fehlerhaften Stellen, die wir angezeigt haben, verbessern, als sich auch an manchen Orten (z. B. da, wo die Rede von den Laugensalzen ist, ferner bey *Gummi Sagapenum* und andern ähnlichen Schleimharzen, wo er auf *Gummi Galbanum* oder *ammoniacum* verweisen kann u. s. w.) der Kürze mehr, als in dieser Auflage geschehen ist, befleissigen möge.

Han-

Hannover, b. Hahn: *Ueber die epidemische Ruhr*, von D. *Carl Christian Matthai.* 1797. 248 S. 8.

Wir werden hier mit einem vorzüglichen Kopfe bekannt, der selbst denkt, seinen eignen Gang geht, und das Publicum zu angenehmen Erwartungen berechtiget.

Bis S. 71. geht er die bisher angenommenen Entstehungsursachen der Ruhr durch — eine scharf gewordene, in Fäulniss übergegangene Galle — eine unterdrückte verdorbene Ausdünstungsmaterie, und mit ein Paar Worten, die rhevmatische auf die Gedärme geworfene und mit fauler Galle und andern Darmsaften vermischte Materie — und zeigt ihre Unzulänglichkeit mit einem ungemeinen Scharfsinn. Seine eigne Meynung (S. 72.) „eine in der Luft sich aufhaltende reizende Materie schleicht sich durch die Einsaugungsgefäfse der Haut und der Lunge zu den Eingeweiden, reizt die für sie hauptsachlich specifische Reizbarkeit besitzenden dicken Gedarme und macht daselbst eine krampfhafte Anstrengung der Fibern, wodurch Schmerz, Stuhlzwang, Blut- und Schleimabgang verursacht wird" hat, wenn der angenommene Ursprung dieser Materie weggerechnet wird, viel für sich; die gedachte Ableitung aber aus der Luft verführt ihn, sich auf die Seite derer zu neigen, die dieses Miasma in der atmosphärischen Luft als ihrer Urquelle annehmen; sie verführt ihn endlich S. 93. die Ansteckung der Ruhr zu leugnen, ein gewagter, und für das Wohl der Menschen bedenklicher Satz. Diese letztere Behauptung, welche in den neuern Zeiten, seit sie Mode ward, die Mutter der gefährlichsten Unvorsichtigkeiten selbst unter dem Landvolke geworden ist, liefse sich sehr leicht aus den Daten des Vfs. selbst (von S. 71 bis 93.) die er aus andern Absichten anführt, widerlegen. Die Miasmen sind freylich fast alle in Luft aufgelöst, ehe sie Angriffe auf unsern Körper thun; aber in welcher Luft? War diese, als sie uns ansteckte, ein gleichartiger Theil des übrigen grofsen Meeres von Atmosphare, welche damals unsern Welttheil umspühlte? oder war es die umgeänderte (*mit Miasm menschlichen Ursprungs gesättigte*) Luft, die in jenem unsaubern Stadtwinkel, in jenem vollgepfropften Spitale, in jenem muthlosen Feldlager auf sumpfigem Boden, in jener belagerten Stadt verweilte? Dafs die Ruhr nur unter mehrern Bedingungen auf Seiten des anzusteckenden Körpers ansteckt, daraus folgt ihre Unmittheilbarkeit nicht!

Der Vf. setzt die Zeit des ersten Angriffs der Krankheit bis zu ihrem Ausbruche gewöhnlich auf drey Tage, welches auch mit Rec. Beobachtung übereinstimmt, die Zeit der Unfähigkeit aber, die Ruhr zum zweytenmale zu bekommen, die der Vf. auf ein Jahr setzt, getraut sich Rec. auf weit mehrere anzunehmen.

Die Zeichnung der *Ruhrsymptome* (S. 107 u. f.) ist meisterhaft. Nur des Geschmackes im Munde hätte noch erwähnt werden sollen. *Vorhersagung* S. 123. Das Erbrechen gleich beym Antritte der Krankheit war ein sehr gefährliches Zeichen. Das Fieber bestimmte eben so wenig, als der Puls. Die Schwämmchen waren kein durchaus gefährliches Symptom. Aus dem schwankenden Urin liefs sich nichts abnehmen. Hinzutretende Ausschläge an und in dem Munde so wie an dem Leibe, waren günstig, so wie schon vorher anwesende Hautausschläge die Ansteckung verhinderten. *Heilung* S. 141. Hier scheint der Vf. seiner eignen Ueberzeugung (die er, wie oben gerühmt, im ersten Kapitel so vortrefflich vorgetragen) über die Nichtentstehung der Ruhr vom Uebermaafs fauler Galle und zurückgetriebenem Ausdünstungsstoffe untreu geworden zu seyn. Brechweinstein um (Uebelkeit und Angst und) *Ausführung von oben und unten* zu bewirken, grofse Blasenpflaster auf den Unterleib, warme Bäder, Aderlassen und Mohnsaft oder vielmehr Bilsenkraut waren fast seine einzigen Mittel, die er so einfach und unvermischt gab, wie es einem einsichtsvollen Arzte gebührt. Schade! dafs er die Krähenaugen und die Arnikawurzel in dieser Rücksicht nicht kannte! Man kann deshalb annehmen, dafs er blos aus Mangel der besten Mittel seine Grundsätze im ersten Kapitel hat verleugnen *müssen*. S. 177. *Uebersicht des Witterungszustandes* des ganzen Jahres (aus dem sich nichts schliessen liefs.) S. 183. *Belege aus andern Schriften.*

Nürnberg, in Commission der Steinschen Buchh.: *Der redliche Dorfbader, ein medicinisch-chy(i)rurgisches Taschenbuch zum schnellen und sichern Gebrauch in verschiedenen Krankheiten und Nothfällen*, von F. G. Nonner, Bader in Prutting. Neue Auflage. 1797. 476 S. 8. (16 gr.)

Nur der erste Bogen dieses 1791. zuerst erschienenen Buches, scheint neu aufgelegt zu seyn. — Der Vf. hielt es „für seine Pflicht, dies Buch herauszugeben, um dadurch die gesunkene Ehre des ganzen Standes und die Ehre des Landes zu retten," und wenn ihm dies gelungen wäre, dann hätte er freylich Ursache, sein Buch nur „in Betracht der Kosten geringschätzig" zu nennen. — Weil er seine Arbeit nicht für Kunstmänner(!) sondern für Landchy(i)rurgen und angehende Praktiker geschrieben, meynt er allen Anfällen der schnellen Kritik sicher zu entgehen! Aber gerade deshalb ist sein Buch einer strengen Kritik um so mehr unterworfen, und diese kann die Anrathung von 2 bis 4 Gran Bleyzucker als eines zusammenziehenden Mittels, einer Gabe von 20 Gran weissen Vitriol zum gewöhnlichen Brechmittel etc. ihrer Gefahr wegen doch nicht ohne Warnung hingehen lassen, wenn sie auch die angerathenen Mumien u. dgl. übersehen möchte. Die Beschreibungen der meisten Krankheitsumstände, in welchen die nach ihren Kräften geordneten Arzneymittel anzuwenden sind, sind meistens gut, weil sie aus Störk und andern compilirt sind. An Receptformeln fehlt es auch nicht.

Monatsregister

vom

April 1799.

I. Verzeichniſs der im April der A. L. Z. 1799 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(Ge-

Scha

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 129.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Me-

III.

III. Im April des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Un-

IV. Verzeichniſs der in den Ueberſichten der ausländiſchen Literatur angezeigten Schriften.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

PAEDAGOGIK.

1) Leipzig, b. Martini: *Der Marquisin v. Lambert sämmtliche Schriften zur Bildung junger Frauenzimmer*, frey bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von *Karl Heinr. Heydenreich*. Mit einem Titelkupfer. 1798. XVI und 278 S. 8. (21 gr.)

2) Leipzig, b. Gräff: *F. Burton's Vorlesungen über Erziehung und Sitten*. Aus dem Englischen übersetzt. *Erster Band*. Zweyte verbesserte Auflage. XVI u. 282 S. 8. (18 gr.)

Beide Schriften sind der Classe des weiblichen Geschlechts, welche nicht eine Abneigung gegen Werke hegen, die sie über ihre Pflichten belehren wollen, sehr zu empfehlen. Sie sind auch schon längst, einiger Mangel ungeachtet, im Besitz der Achtung, die ihnen gebührt. Die Bearbeitung der Schriften der Frau v. Lambert, die freylich durch die Menge der neuern und neuesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus den Händen der weiblichen Lesewelt immer mehr verdrängt wurden, wird dem Herausgeber jede schöne weibliche Seele verdanken. Er hat aus ihren Werken folgende Aufsätze aufgenommen: Ueber die erste Erziehung eines jungen Frauenzimmers; Lehren für meine Tochter; über den Charakter der Frauen und über das weibliche Herz; über die Freundschaft; über den Reichthum; über das menschliche Alter mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche Geschlecht. Bey aller Vortrefflichkeit der Grundsätze dieser edeln Frau fehlt es doch nicht an Auswüchsen, Inconsequenzen und schwachen Stellen in ihren Schriften. Dass diese durch die Ueberarbeitung des Herausgebers meist getilgt worden sind, wird man um des praktischen Zwecks willen gut heissen, so wenig es sonst zu billigen seyn mag, dass man einem Schriftsteller etwas von seiner Individualität entziehe. Der Anmerkungen des Herausgebers sind nur einige; dem letzten Aufsatze hat er aber einen Anhang beygefügt, worin er mit Recht die Behauptung der Frau v. L. rügt, Frauenzimmer müssten in den spätern Jahren das Theater und andere öffentliche Oerter des Vergnügens vermeiden, weil ihre Eigenliebe dabey verletzt werde! — Wegen Nr. 2., welches blos eine neue Auflage ist, dürfen wir nur auf die Anzeige der ersten Auflage in der A. L. Z. Jahrg. 1795. Nr. 49. S. 391 verweisen.

OEKONOMIE.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenkalender auf das Jahr* 1798, für Pferdeliebhaber, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte grosser Marställe. Herausgegeben von *F. M. F.* Freyherrn *Bouwinghausen von Wallmerode* etc. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Titelkupfer giebt die Darstellung eines äusserst gefährlichen Sprunges; den ein durchgehendes Pferd mit einem jungen Engländer von der Brücke zu Egremont herab that. Nach der Beschreibung, die aus dem Englischen übersetzt ist, wird die Höhe der Brücke auf 20½ Fuss geschätzt. Das Pferd sprang auf die Füsse, der Reiter blieb auf dem Sattel; und beide, der Reiter und das Pferd, hatten das ausserordentliche Glück, dass jener nur mit einer kleinen Verrenkung, und dieses mit einer leichten Verwundung am Fusse davon kamen. Die vier ersten von den zwölf Monatskupfern sind Nachstiche der vier letzten von Pforr zu Hunersdorf's Anleitung Pferde abzurichten, herausgegebenen 16 illuminirten Kupfern, wovon auch die zwölf ersten zu den Monatskupfern des Taschenkalenders von vorigem Jahre genommen waren. Die 8 folgenden Kupfer sind Abbildungen von 4 Schlitten von verschiedener Art, und 4 Pferden mit Schlittengeschirren, die ebenfalls in ihren Verzierungen verschieden sind. Alle diese Schlitten aber scheinen, nach ihrer sehr leichten Bauart, mehr für das Auge, als für die Dauerhaftigkeit gemacht zu seyn. Die *Biographie* des nunmehr verstorbenen Stallmeisters *Rosenzweig* zu Leipzig ist mit dessen sehr ähnlichem Schattenriss begleitet. Der Artikel *Pferdekenntniss und Wartung* enthält einen ganz kurzen Aufsatz: über die Bewegung und Ruhe der Pferde in Absicht auf ihre Erhaltung. Die hierüber gemachten Bemerkungen sind übrigens ganz gut, aber viel zu unbestimmt, um belehrend zu seyn. Die Rubrik *Pferdezucht* liefert Nachrichten von der Privatpferdezucht in dem Königreich Preussen, besonders in Litthauen. Die grösstentheils gute Lage von Litthauen, hinlängliche Weiden, Ueberfluss und Wohlfeilheit der Fourage überhaupt, die Gelegenheit, die Reitpferde an die preussischen Officiers von 70 Escadrons, die in der Nähe liegen, und die Wagenpferde an die polnischen Herrschaften vortheilhaft absetzen zu können, musste natürlicherweise die dortigen Edelleute und Beamten sehr ermuntern, sich auf Pferdezucht zu legen, wobey sie auch recht gut ihre Rechnung finden sollen. Ihre Gestütbehandlung

lung wird hier kurz angeführt. Es wird in jedem dieser Privatgestüte immer ein gewisser Schlag von Pferden, nämlich, entweder bloss Reitpferde oder Wagenpferde hervorgebracht. An den auf hohen Gestüten erzogenen Pferden werden sehr viele gute Eigenschaften gerühmt. Den einzigen Fehler wirft man ihnen vor, dass sie oft zu lang geköret sind und durchtreten. Jedoch ist man jetzt sehr bemüht diesen Fehler wegzuschaffen. Die auf niedrigen fetten Weiden gegangenen Pferde legen sich sehr frühe aus, sind im dritten Jahre schön, bekommen aber nachher allerley Fehler. Es folgt nun ein Verzeichniss von den Namen der dortigen Gestüte und ihrer Pferderassen. Unter *Pferdearzneykunst* stehen einige von dem Herausgeber bewährt gefundene Arzneymittel. Der Artikel *Reitkunst* enthält nichts als die Beschreibung der königl. grossbrittanischen Marställe in der New's zu Charing Cross, aus dem Englischen übersetzt, der auch ein Kupfer beygefügt ist. *Fuhrwesen und Equipagen.* Dafür gelten die Erklärungen der Monatskupfer. Das *Allerley von Pferden* liefert nichts ausgezeichnetes. Das Verzeichniss der neuen Schriften über die Pferdewissenschaft und das Register der Pferde- und Viehmärkte in Deutschland, sind fortgesetzt. Anstatt des Verzeichnisses der jetzt lebenden Stallmeister, Bereiter etc. sind aber jetzt deutsche, englische und französische Pferdenamen zwischen den Monatskupfern aufgeführt.

Leipzig, b. Seeger: *Messgeschenk zur belehrenden Unterhaltung für Liebhaber der Pferde.* Herausgegeben von *Seyfert von Tennecker*, Souslieutenant beym Kurfürstl. Sächs. Husarenregiment. 1798. 1stes Bändchen (Ostermesse). 190 S. 2tes Bändchen (Michaelsmesse). 250 S. im Taschenformate. (Jedes Bändchen mit illuminirten und schwarzen Kupfern 1 Rthlr. 4 gr.)

Durch den Beyfall, den das von *Bouwinghausische* Taschenbuch für Pferdeliebhaber bisher hatte, wurde Hr. *v. T.* ermuntert etwas ähnliches zu liefern. Jedoch mit dem Unterschied, dass anstatt jenes mehr für Kunstverständige — dieses Messgeschenk hingegen für alle Pferdeliebhaber berechnet sey. Jede Messe soll ein Bändchen erscheinen, und der Vf. will sich vorzüglich mit Gegenständen der allgemeinen Kenntniss, der Wartung, der Pflege, des Gebrauchs und der Dienstanstellung der Pferde, nebst den allgemeinen Regeln der Reitkunst und mit einfachen Vorschlägen der Heilung der Krankheiten beschäftigen. Voraus gehen in diesem 1sten Bändchen 8 Kupfer, wovon 5 illuminirt sind, nebst ihren Erklärungen. Das Titelkupfer stellt einen Pferdemarkt vor, wo die Rosstäuscher beschäftigt sind, einen einfältigen Landmann mit einem schlechten Pferde zu betrügen. Die Figuren sind aber viel zu klein, um den starken Ausdruck zu erkennen, den der Vf. darin finden will. Nr. 2. bildet einen ungarischen Sattel ab. Nr. 3. ist die Darstellung eines isabell geschäckten Hengstes König August's des Zweyten, der auf der Rüstkammer zu Dresden ausgestopft steht, und dessen Schopf drey, die Mahnen neun und der Schweif zwölf Ellen Länge hatten. Nr. 4. ist die Abbildung eines wilden Pferdes, so wie man sie auf den wüsten Steppen Russlands antreffen soll. An Hässlichkeit geht es allen Pferden vor; dabey soll es aber äusserst schnell laufen können. Nr. 5 und 6. liefern zwey englische plattirte Zäume nach dem neuesten Geschmack. Nr. 7. stellt die innern Theile eines gesunden, und Nr. 8. die eines kranken verschlagenen Pferdefusses vor. Es folgen alsdann fünf kleine Abhandlungen. Die erste führt die Ueberschrift: *Von den Betrügereyen der Rosstäuscher bey dem Verkauf eines Pferdes.* Mit grossem Eifer declamirt hier Hr. *v. T.* gegen die Pferdehändler, und diese mögen es selbst mit dem Vf. ausmachen, wo er ihnen zu viel gethan hat, wenn er sie noch weit unter die ärgsten Diebe setzt. Eine lange Reihe von Betrügereyen wird nun aufgeführt, vor denen man sich bey dem Pferdehandel in Acht nehmen soll. Ob aber dergleichen Bekanntmachungen wirklich den Nutzen haben, dass sie den Käufer schützen können, nicht betrogen zu werden; oder ob nicht ein Betrüger manchen, ihm bisher noch unbekannten, Kunstgriff aus diesem Verzeichniss vielleicht lernen, und bey seinem Handel in Ausübung bringen kann? das ist eine schwer zu entscheidende Frage. Indessen hat dieser Aufsatz eine sehr menschenfreundliche Absicht, und ist auch sonst voll guter Bemerkungen. In der zweyten Abhandlung: *Von dem Verhalten gesunder Pferde* (sollte heissen *mit gesunden* Pferden), giebt der Vf. mit Recht die reine frische Luft, der man zu gewissen Zeiten die Ställe öffnen soll, als das erste Stärkungs- und Erhaltungsmittel an. Eben so sind auch die übrigen, die Reinlichkeit, die Fütterung und die Bewegung des Pferdes betreffenden Regeln gut und zweckmässig. Die dritte Abhandlung betrifft *die Geburt der Fohlen* und die Behandlung der gebährenden Stuten, wobey der Vf. sehr gut zeigt, dass durch zu voreilige Hülfe geschadet werden kann. In dem vierten Aufsatze wird *von dem Verschlage* oder der *Rehkrankheit* der Pferde gehandelt; und in dem fünften wird *von dem Haren* der Pferde geredet, wo ebenfalls Regeln angegeben werden, wie die Pferde in diesen verschiedenen Perioden behandelt werden müssen. Angehängt sind noch eine Anzahl Gestützeichen verschiedener polnischen Gestüte.

Den Anfang des zweyten Bändchens machen ebenfalls 8 Kupfer, wovon 4 illuminirt sind, und ihre Erklärungen. Das Titelkupfer giebt eine Vorstellung von dem Einfangen der polnischen Pferde zu Moritzburg, wohin sie gewöhnlich bis zur Remontirung der sächsischen leichten Reiterey, getrieben werden. Nr. 2. stellt schon wieder einen ungarischen Sattel dar. Bald dürfte es doch mit diesem Sattel genug seyn, da er alle Augenblicke vorkommt. Die diesem Sattel beygelegten Vorzüge sollen nicht streitig gemacht werden; allein, bey der Beschreibung

bung seiner Vortheile, wird er immer mit dem englischen Wettrennerkissen zusammengehalten. Wer reitet denn aber beständig auf einem solchen Wettrennerkissen? Es giebt englische Sattel von verschiedener Art, und unter diesen gewiss solche, denen niemand ihre Leichtigkeit, ihre Bequemlichkeit und ihre gute Lage auf dem Pferde absprechen kann. Glatte englische Sättel mit schweinsledernem Sitze, sind freylich für schlechte Reiter, die auf muntern Pferden reiten wollen, zu verwerfen. Wenn aber der Sattel dem Reiter die Balance geben soll, wozu hier der ungarische vorgeschlagen wird, so wäre es ja wohl noch besser gethan, dass man einen solchen Reiter in einen recht tiefen Schulsattel senkte, der müsste ihm diesen Dienst am besten leisten. Die Menge von Bestellungen, die bey dem Vf. auf diesen ungarischen Sattel eingingen, haben den Verleger dieses Werks bewogen, eine eigene Fabrik davon, und auch von Zaumen und Geschirren anzulegen. Die Preise des Sattels steigen von 12 bis zu 25 Rthlr. Nr. 3. ist die Abbildung eines, von einem gewissen Bromme erfundenen, und bereits vor zwey Jahren bekannt gemachten neuen englischen Wagens, der durch die Darinsitzenden augenblicklich und dergestallt gehemmt werden kann, dass die durchgehenden Pferde in ihrer Flucht dadurch aufgehalten werden sollen. Hr. v. T. widerlegt den Gebrauch dieses Fuhrwerks mit so starken Gründen, dass nicht leicht etwas dagegen eingewendet werden kann. Nr. 4. ist ein kleines getigertes Pferd, das eine Gesellschaft Kunstreiter mit sich führte, und das sich durch ausserordentliches Ueberfetzen so sehr hervor that. Nr. 5. liefert die Zeichnung eines ganz einfachen englischen Geschirres. Nr. 6. einen ungarischen Zaum, und Nr. 7. ein ungarisches Kutschgeschirr. Ein ganzer Zug mit diesen Geschirren muss einen sehr schönen Anblick gewähren. Nr. 8. ist die Abbildung eines deutschen Sattels, der grösstentheils von der Erfindung des Vfs. herrühren soll, und dessen Bequemlichkeit und Haltung des Reiters im Gleichgewicht hier sehr gerühmt wird. Rec. kann, ausser den schweren Bügeln, nichts Deutsches daran finden. Nach der Figur zu urtheilen, so ist er ein bekannter englischer Sattel mit doppelten Taschen, dessen Sitz überzogen und gesteppt ist. Auch dieses Bändchen enthält, nebst dem Inhaltsregister von beiden Messgeschenken, sechs Aufsätze von verschiedenem Inhalt. Der erste führt den Titel: *Von der Vorsicht des Käufers bey dem Einkauf eines Pferdes* und den Regeln dieses Handels überhaupt, als Fortsetzung der Abhandlung von den Betrügereyen der Rosstäuscher. Unter allen hat Rec. dieser Aufsatz am besten gefallen. Er ist das Resultat eigener Beobachtungen. Selbst der Vortrag ist nicht declamatorisch, nicht verziert, nicht nachgeahmt, sondern die natürliche Sprache des Vfs., die angenehm ist. Vortrefflich sind die hier gegebenen Vorsichts- und Klugheitsregeln, die sich ein jeder, der ausgeht ein Pferd, besonders auf öffentlichem Markt zu kaufen, jedesmal wiederholen sollte. Die Charaktere der Pferdehändler aus allen Ständen, und ihr verschiedenes Benehmen, sind so treffend gezeichnet, dass sicherlich ein jeder Leser Bekannte darunter finden wird. So sind auch die folgenden Aufsätze: *Von dem Verhalten kranker* (mit kranken) *Pferden. Allgemeine Regeln über den Umgang* mit Pferden. *Von der Erziehung der Fohlen* bis ins Pferdealter, sehr gut geschrieben. Einen grossen Abstich dagegen macht aber die *Anleitung zum Fahren mit zwey Pferden.* Hier ist der sorgsame geschwätzige Ton wieder, in welchem der Vf. von den Gefahren redet, die oft mit dem Fahren verbunden sind, und wo er sich auf 8 Seiten beständig wiederholt. Von der wirklichen Kunst zu fahren kommt eigentlich noch nichts vor. Es soll aber künftig die Fortsetzung folgen. Alles, was hier gesagt ist, betrifft bloss einige Vorsichtsregeln für die, die sich wollen fahren lassen, und dann den äussern Anstand des Kutschers, wie er zu Bocke steigen, wie er darauf sitzen und die Leitseile halten, auch höchstens wie er von der Stelle anfahren soll. *Ein Mittel zur Heilung des Satteldrucks,* das der Vf. zwar als eines der ältesten angiebt, wird hier sehr empfohlen. Es besteht aus 8 Unzen Alaun, 1 Unze Grünspan und eben so viel Salmiak. Dieses wird zerstossen und mit 8 Unzen Kupferwasser in einem neuen irdenen Topf auf gelindem Kohlfeuer gekocht, fleissig umgerührt, und sobald es anfängt sich zu verdicken, werden noch 4 Gran Saffran dazu gemischt, noch eine Zeitlang umgerührt, alsdann vom Feuer gesetzt und erkalten lassen, wo es sich zu einer Art von Stein bildet. Zum Gebrauch wird ein Stück davon gebrochen und in so viel Brunnenwasser aufgelöst, dass eine Art von Salbe daraus wird, und hiermit die gedrückte Stelle öfters bestrichen; auch können bey leidenden Stellen, wo leichte Bandagen anzubringen sind, damit angefeuchtete Compressen aufgelegt werden. Den Beschluss machen wieder eine Anzahl Gestützeichen von polnischen Gestüten. Wenn der Vf. fernern Fleiss auf dieses Werkchen verwenden, und nicht das gar zu bekannte Alltägliche mit aufnehmen will, so wird es immer seine Liebhaber finden.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund, oder Inbegriff des Wesentlichsten aus allen Theilen der Gartenkunst in alphabetischer Ordnung,* herausgegeben von G. F. *Ideler,* Prediger zu Bentwisch in der Brigniz. 2ter Band von *Ben* bis *Gar.* 1797. 926 S. mit Kupfern; und 3ter Band von *Gar* bis *Kast.* 1797. 966 S. gr. 8. mit 1½ Octavkupfern.

Der Vf. hat den Wink des Rec. des 1. B. soweit befolgt, als der von ihm einmal zu weit angelegte Plan erlaubte. Da nämlich jener gewünscht hatte, die Forstwissenschaft, die Lustgärtnerey etc. mit möglichster Einschränkung abgehandelt zu sehen, weil wenigstens die erste ganz hätte wegbleiben können: so fängt nunmehr der Vf. an, manches abzukürzen und manches Entbehrliche wegzulassen. Indessen mag gleichwohl das Werk, so gut und brauchbar es auch

auch an sich ist, seines allzu grossen Umfangs halber, schwerlich in die Hände derer kommen, die es öfters am besten nutzen könnten. Bey solchen Werken und Auszügen, wenn sie allgemein werden und den bezweckten Nutzen stiften sollten, wäre zu wünschen, dass so viele detaillirte Wissenschaften als möglich, ihre besondere Bände und Auszüge hätten. So hat z. B. mancher Gartenfreund sein Augenmerk vorzüglich auf den Gemüsebau, die Treiberey etc., ein anderer auf die Baumgärtnerey gerichtet: ein dritter ist Freund des Blumenbaues: wieder ein anderer der Lustgärtnerey: ein anderer von der botanischen. Für jeden von diesen sollte nun in sofern gesorgt seyn, dass er ein alphabetisches Werk über sein Lieblingsfach erhielte. Der begüterte Gartenfreund, der in mehrern Fächern der Gartenkunst unterrichtet seyn wollte, könnte immer sich mehrere vom Ganzen anschaffen, und der minder Vermögende könnte auch leichter zu Befriedigung seiner Wünsche kommen. Aber nicht nur auf dieser Seite wäre eine solche Einrichtung wünschenswerth, sondern die Wissenschaft selbst würde dadurch sehr gewinnen. Unmöglich ist es, dass *ein* auch noch so erfahrner Mann in allen Theilen der Gartenkunst, oder wohl gar zugleich des Forstwesens, so vollkommen bewandert sey, dass er darin hinlänglich Unterricht ertheilen könne. Würde nun jeder Theil einer Hauptwissenschaft einem Kenner seines Faches zur Bearbeitung übergeben: so würde jedes Werk *für sich* ein classisches werden, und das *Ganze* zur möglichsten Vollkommenheit gedeihen. So viel auch der verdienstvolle Krünitz geleistet hat: so muss doch jedem Kenner einleuchten, dass in jenem weitläuftigen Werke noch sehr viele Unrichtigkeiten sind, welche am besten durch einzelne Auszüge, wie sie Hr. I. hier liefert, verbessert werden könnten. Was z. B. das pomologische Fach betrifft, so sind im 2ten Bande manche Birnsorten, darunter Chaumontel, Chasserie u. m. ganz irrig beschrieben. S. 232. heisst es im T. „*niedrigstämmige Birnbäume gerathen wohl* „*auf Hanbutten, und die Birnen davon bekommen nicht* „*nur eine gar angenehme Säure, sondern sie sind auch* „*inwendig so roth, als die Hanbutten zu seyn pflegen.*" Nun hat zwar der Vf. des Auszugs in der vorhergehenden Anmerkung dergleichen elende Charlatanerien der alten Gärtner in etwas widerlegt: allein warum bleiben dergleichen Irthümer gleichwohl in dem Text stehen, wo sie nur den Raum wegnehmen, und Anfänger irre leiten? Bey andern Artikeln ist dagegen die Weitläuftigkeit nicht zu tadeln. So z. B. enthalt im 3ten Bande der Artikel *Garten* beynahe 10 Bogen. Aber niemand wird die Weitläuftigkeit der Behandlung tadeln, da diese so vortrefflich ist. Mancher Artikel ist aber auch zu kurz und unvollständig, und nicht praktisch genug abgehandelt, wie z. B. die *Himbeere*, *Rubus idaeus*. Eben so die *Johannisbeere*, wo bey den schwarzen die *Virginische*, wie auch die *mit maculirtem Blatt* gar nicht beschrieben worden ist.

Uebrigens ist der Titel dieses schönen Werks in etwas abgeändert worden. Zuvor hiess er ein *Auszug aus Hn. D. Krünitz ökonomisch-technologischen Encyklopädie*. Da man aber hätte glauben mögen, es würden diese Bände gleichen Gang mit den noch herauskommenden Bänden jenes grossen Werks halten müssen, und Hr. I. es rasch fortsetzen, und ohne Rücksicht auf die letzten Bände der Encyklopädie selbst beendigen will, so wurde billig diese Abänderung des Titels getroffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Nicolai, Sohn: *Nachricht von der wahren Beschaffenheit des nächtlichen Gepolters in Tegel bey Berlin, im Jahr* 1797. Aus dem darüber geführten Protocoll der Herren: Justizamtmann *Cöler*, Prediger *Herbst*, Oberbergr. *Karsten*, Prof. *Klaproth*, geh. Postsecret. *Otto*, Oberconsistorialr. *Zollner*. Zweyte verbess. Aufl. 1798. 24 S. 8. (2 gr.) Es war in jeder Rücksicht überflüssig, diesen Aufsatz aus der berlinischen Monatsschrift noch einmal auszuheben und besonders drucken zu lassen. Männern von einiger Geistesbildung konnte damit nichts zur Belehrung gesagt werden, und für den gemeinen Bürger und Landmann verfehlt eine solche Gespenstergeschichte ihren Zweck. Man ist, sagen diese, dem Gespenste zwar auf die Spur gekommen, aber man hat es doch nicht ertappt; und damit glauben sie fort, was sie vorher geglaubt haben. Irgend ein Bekenner der kritischen Philosophie muss aber dem Herausgeber sehr wehe gethan, und seinen Zorn auf das empfindlichste gereizt haben, dass dieser sogar mit blinder Leidenschaft die unschicklichste Gelegenheit ergriffen, und in dem Vorbericht zu solchen Blättern über diese böse Philosophie und den Stifter derselben zürnen und spotten konnte. Doch er behauptet in der Nachschrift zur zweyten Auflage, dass er nicht habe *spotten* wollen, und setzt hinzu: „ist Kant uns schon so verachtlich, als der eitle geistarme Lavater, oder der süsse abgeschmackte Ewald, dass wir zu so ungeheuern, kaum glaublichen Aeusserungen stillschweigend die Achseln zucken?" Und allerdings ist zwischen *Schimpfen* und *Spotten* ein Unterschied. — In einer besondern *Nachricht* sagt der Herausgeber noch: „es giebt Leute, welche alles wissen, alles erklären, alles auslegen wollen. Für diese sey es gesagt: dass weder der Hr. Biblioth. *Biester*, noch der Hr. Oberconsistorialr. *Zollner* noch sonst irgend ein *bekannter* Schriftsteller an der Herausgabe dieser Schrift und an dem *Vorberichte* derselben Theil haben." Dies wird ihm jeder verständige Mann aufs Wort glauben. Denn wer könnte gegen einen *Biester*, einen *Zöllner* oder irgend einen bekannten *guten* Schriftsteller solchen Verdacht nähren?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Strasburg, b. Levrault und Paris, b. Fuchs: *Traité sur l'esprit public par Dieudonné Thiébault,* Professeur aux Ecoles centrales, etc. membre de l'Academie de Berlin et de la Société libre des sciences, belles lettres et arts de Paris. An VI. de la République française. 403 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat dieser Schrift eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher er sich über die Veranlassung zu derselben auf eine Weise erklärt, die bey vielen unbefangenen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken wird. Ueberall sah er, ohne deshalb die Regierungsformen anklagen zu können, die schreyendsten Ungerechtigkeiten und Missbräuche geduldet; fast überall war das allgemeine Beste nur ein Vorwand, um die Ungerechtigkeiten, die man gegen Einzelne begieng, zu beschönigen. Wandte er seinen Blick auf sein Vaterland und die Begebenheiten, von denen er Zeuge war; so sah er die französische mit den vorzüglichsten Gaben von der Natur ausgestattete, Nation vergebens mit dem Elende ringen. Sie erndtete von diesen unschatzbaren Geschenken nichts, als einen nichtswürdigen Schein und schändliche Laster. Da er, niedergedrückt von Schmerz und Schmach, die Ursachen dieses unglücklichen Schicksals der Menschen und die Heilmittel aufsuchte: so fand er, dass der irre geleitete und verdorbene *esprit public* die Quelle alles Uebels sey, und nur durch eben diesen besser geleiteten und gestärkten Geist alle das Gute herbeygeführt werden könne, nach welchem zu streben uns die menschliche Natur erlaubt. „*C'est ainsi*, so schliesst er diese Einleitung, *qu'en sondant les plaies des nations j'ai apercu le moyen de les guerir, et que j'ai fait ce livre.*" Da das Wort *Gemeingeist* das, was der Vf. unter *esprit public* versteht, nicht ausdrückt; so hat Rec. das französische Wort beybehalten zu dürfen geglaubt.

Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte: 1) *von der Natur und dem Wesen des esprit public überhaupt;* 2) *von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben in Staatsverbindungen;* 3) *von der philosophischen Geschichte des esprit public bey den verschiedenen Völkern;* 4) *von den Mitteln bey neuen Völkern, dessen noch rohe und unbestimmte Elemente zu bestimmen, zu sammlen und zu ordnen,* (assortir) *und vorzüglich von den Mitteln, denselben bey geschwachten und verdorbenen Völkern wieder zu beleben und herzustellen;* und endlich 5) *von den Gegenständen, auf welche man ihn hauptsächlich und zu jeder Zeit, vorzüglich aber zur Zeit der Revolutionen, zu richten suchen soll.* Der Vf. glaubt nicht ohne Grund, dass seine Schrift, da er sich auf Discussionen über die Regierungsformen nicht einlassen, sondern Wahrheiten vortragen wolle, die allen Staatsverbindungen zu Grundpfeilern dienen, auch allen Völkern wichtig seyn müsse, wenn er das Ziel erreiche, das er sich selbst vorgesteckt habe. In dem ersten Abschnitte setzt er erst den Begriff von Gemeingeist dahin fest, dass er in dem weitesten Sinne die Masse der Nationalmeynungen begreife, welche mit den Neigungen der Menschen, als Glieder der Gesellschaft betrachtet, in Verbindung stehen oder stehen können, *la totalité des opinions nationales qui sont ou peuvent être liées aux affections des hommes considerés comme membres de la societé.* Nachdem der Vf. diesen Begriff zu erläutern und zu rechtfertigen gesucht hat, zeigt er, dass der *esprit public* vollkommen oder unrichtig (*vicieux*), schwach oder stark, bestimmt oder unbestimmt, schwankend oder fest sey; und sucht die Gründe dieser Verschiedenheiten auf. Etwas kühn ist die Behauptung (S. 26.), dass man aus dem *esprit public* einer Nation ihre ganze Geschichte errathen könne. Am Schlusse dieses Abschnittes theilt der Vf. einige Bemerkungen mit. In der ersten redet er von dem verschiedenen Einflusse der Meynungen, aus welchen der Gemeingeist besteht, auf die Sitten und das Wohl der Völker und den Ursachen dieser Verschiedenheit. Die zweyte Bemerkung handelt von dem Unterschiede des *esprit public* und *esprit national*, von welchem jedoch der Vf. glaubt, dass er unter jenem mit begriffen sey. Die dritte soll die Verwandtschaft und das Verhältniss des *esprit public* mit und zu dem National-Genie und Charakter angeben. In der ersten der zu Erläuterung des Textes beygefügten Anmerkungen theilt der Vf. einen Entwurf seiner Lehre über die Regierungsformen mit. Rec. will daraus nur folgende, häufig genug von der französischen Regierung verkannte, Wahrheit anführen: „*On peut philosopher sur les formes de gouvernement, comme sur tout autre sujet interessant: mais plus on est partisan de la liberte, plus on doit respecter l'usage que les autres font de la leur.*" Die letzte Anmerkung enthält einige den verstorbenen Wéguelin betreffende Anekdoten, und unter andern, dass Friedrich II. nach Durchlesung dessen Schrift: *Sur les differentes formes de gouvernemens*, von ihm zu dem Vf. gesagt habe: „*L'auteur est un homme plein de genie: je n'exagère point, c'est un second Montesquieu.*" In dem zweyten

zweyten Abschnitte hätte sich der Vf., da wohl Niemand den grofsen Einflufs des *esprit public* auf das Wohl der Staaten bezweifeln wird, füglich kürzer fassen können. Er stellt nach einer allgemeinen Einleitung über diesen Gegenstand folgende Axiome auf: 1) wo es keine gemeinschaftliche Begriffe und Neigungen giebt, da giebt es auch keine Annäherung und keine Verbindung; 2) ohne Gesetze kann keine Gesellschaft bestehen; 3) wo sie nicht befolgt werden, da kann man sagen, es gebe keine Gesetze; 4) da wo sie den öffentlichen Sitten (*moeurs publiques*) entgegen sind, können sie dem öffentlichen Tadel, der Gleichgültigkeit und der Verachtung nicht entgehen. „*Sans esprit public point de moeurs; sans moeurs point de volonte generale; sans volonte generale point de lois, et sans lois point de nation.*" Nachdem der Vf. diesen Gegenstand theoretisch behandelt hat, will er, mit „der Fackel der Geschichte in der „Hand, seine Augen auf die Jahrbücher der Regie-„rungen und der Völker werfen, und in dem Bilde, „das er davon entwerfen wird, zeigen, wie der *esprit* „*public* allein das Schicksal von beiden entscheidet." Um, wie er sagt, ordentlich und methodisch dabey zu verfahren, will er erst den besondern und charakteristischen Geist der *Religionen* prüfen. Die erste Bemerkung, die er hierbey macht, ist: dafs alle Religionen zur Zeit ihrer Entstehung am vollkommensten waren, und nach und nach ausarteten. Die zweyte handelt von dem Einflusse der Religionen auf die Regierung, wornach er solche in fünf Classen theilt, nachdem sie entweder in politischer Rücksicht blos auf die Sitten wirken, wie die des Confucius; oder mit der Staatsverfassung zusammenfliessen, wie die jüdische und mahomedanische; (*Dans la Chine, ainsi que nous l'avons vu, la religion est presque toute civile; en Judée, la societé humaine est toute religieuse*) oder sich mit derselben blos beschäftigen und sie beherrschen, wie die Indische; oder sich jeder Staatsverfassung anschmiegen, wie die Heidnische; (*Elle n'altère jamais aucune des formes nationales, et ne subit elle-même aucun changement essentiel. Rien ne fait presumer qu'elle ait moins ete la religion de Tarquin que celle de Brutus, ou plus celle de Caton que celle de Tibère*) oder endlich, dem Anscheine nach, gleichgültig bey der Wahl der Staatsverfassung, aufmerksam genug auf die Schritte der Regierung sind, um ihr in den Weg zu treten, oder sie zu unterjochen. Hier mufs dem Vf. die ausgeartete christliche Religion zwar zum Beyspiele dienen; doch glaubt und bemüht er sich darzuthun, dafs in diesem Zustande auch fast alles, was von den ersten 4 Classen gesagt worden, auf sie passe. Aus allen diesem zieht nun der Vf. in Rücksicht des Verhältnisses der Religionen zu dem *esprit public*, das Resultat, dafs alle entweder keinen eigenthümlichen Geist haben, oder den Menschen berauschen, indem sie ihn aus dem Kreise seiner natürlichen Verbindungen herausnehmen und in unbekannte Regionen versetzen. Er untersucht hierauf kürzlich, welche Wirkung die Religion auf die Entwickelung des menschlichen Geistes und den Gebrauch unserer intellectuellen und sittlichen Fähigkeiten habe; und wendet sich dann zu der Frage: welche *esprits publics* beherrschten die Welt, und welche Wirkungen brachten sie hervor? Um zu zeigen, dafs der gänzliche Mangel desselben oder die Schwäche oder Stärke auch die Nichtigkeit der Staaten oder ihren relativen Werth bestimme, geht er die ältere und neuere Geschichte durch, und stellt die Staaten, die Begebenheiten und die Männer, die vorzüglich in denselben Epoche machten, neben einander, indem er mehrere Stufen der gesellschaftlichen Verfassung von der Kindheit bis zum Alter annimmt, in welchen sie reifen und verfallen. Gegen das Resultat hat Rec. nichts zu erinnern; bey der Ausführung hätte er aber weniger Declamation und aufgehäufte Namen von Personen und Begebenheiten, und mehr kaltes Raisonnement über den Einflufs des *esprit public* auf diese oder jene in verschiedenen Gegenden und Zeitaltern ähnliche Lage der Staaten, zu finden gewünscht. In einigen Anmerkungen werden Bemerkungen über die Religionsgeschichte verschiedener Völker, Folgerungen, welche der Vf. zieht, und Auszüge aus der Geschichte der Assyrier, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, und der neuern Völker mitgetheilt, deren Kenntnifs der Vf., nach Rec. Dafürhalten, wohl bey den Lesern seiner Schrift hätte voraussetzen können. In dem dritten Abschnitte theilt der Vf. die Geschichte des *esprit public* in fünf Epochen und handelt: 1) von den *Ursachen*, die ihn hervorbringen; 2) dessen *Vervollkommnung*; 3) *Veränderung*; 4) *Dauer* und 5) *Abnahme* oder *Vernichtung*. Bey der ersten untersucht er: 1) die Quellen, aus welchen die Meynungen fliessen, die ihn bilden; 2) die natürlichen Fähigkeiten, Meynungen zu fassen; 3) die Uebung, durch welche sie die unsrigen werden; 4) die Mittel, durch die man uns dahin bringt, eine besondere Lehre anzunehmen (Leichtgläubigkeit, Unterricht, Nachahmung); 5) die Umstände, die uns dazu bestimmen; 6) die Art, wie wir zu den unvernünftigsten und schädlichsten Meynungen gelangen. In der zweyten Epoche der Vervollkommnung zählt der Vf. acht Ursachen derselben auf: 1) die Natur der Ursachen, welche ihn bildeten; 2) die Grundlage desselben; 3) der Beyfall (*le credit*), den unsere Meynungen erlangen; 4) die Bemerkung von dessen Unzulänglichkeit, wenn unser eignes Interesse uns dringt, ihr abzuhelfen; 5) der mit dem Gebrauche unserer gesellschaftlichen Fähigkeiten verbundene Genufs; 6) neue Kenntnisse (*lumières*); 7) grofse Männer, theils durch die Anstalten (*etablissemens*), mit welchen sie die Gesellschaft bereichern, theils durch ihr Beyspiel; 8) grofse Begebenheiten und Entdeckungen. Alles, sagt er was hierbey von der Leitung der Menschen abhange, fliefse darin zusammen: „dafs man nur durch Hülfe der Wahrheit zur Verbesserung des *esprit public* gelange, so wie es der Irrthum sey, der davon ableite." Bey der dritten Epoche, den Ursachen der Veränderung des *esprit public*, bemerkt er, dafs die thätigeren und vorzüglicheren Völker, welche die Gebrechen

brechen fühlen, und doch nicht aufgeklärt genug sind, ihnen auf dem richtigen Wege abzuhelfen, dem Hin- und Herschwanken am meisten ausgesetzt sind. Er stellt hier besonders Athen und sein eigenes Vaterland als Beyspiele auf, und schliesst diese Untersuchung mit folgender Auffoderung: „*Respectons* „*et plaignons les peuples à qui l'on a reproche une agi-* „*tation habituelle et des variations continues, qui n'e-* „*toient que l'effet des imperfections de leur esprit pu-* „*blic. Respectons-les, parce qu'ils etoient plus près* „*d'un ordre social plus parfait, ou du moins plus dig-* „*nes d'y arriver par leurs efforts et leur courage; plaig-* „*nons-les, parce qu'en multipliant, pour notre in-* „*struction, la masse des experiences qui devoient un jour* „*assurer le triomphe de la verité, et le bonheur du gen-* „*re humain, ils n'aboutissoient pour eux-mêmes, vu* „*des bornes et l'incertitude de leurs connoissances, qu'à* „*multiplier et accroitre les maux dont ils avoient à* „*souffrir!*" Die Völker sind entweder unwissend, oder halb aufgeklärt, oder verdorben oder ganz aufgeklärt. Die zweyte Classe ist beständig den Veränderungen ausgesetzt, und so lange bis ein Volk die letzte erreicht, muss es im Stande der Ruhe leiden, oder sich in einem Zirkel von Irrthümern herumtreiben. Rec. übergeht die vierte Epoche als unwichtig, da der *esprit public*, wenn er Festigkeit erlangt hat, sich wohl ohne Zweifel erhalten muss, wenn nicht Ursachen eintreten, die ihn schwächen, von welchen nun in der fünften Epoche die Rede ist. Der Vf. zählt dieser Ursachen zehn auf, welchen aber so wie allen übrigen, die man beyfügen könnte, wie er selbst sagt, folgende drey Fälle als Grundursachen unterliegen: 1) wenn die bey einem Volke schnell fortschreitende Aufklärung den Irrthum zerstreut, auf welchen die alten Meynungen gebauet waren; 2) wenn die Missbräuche, indem sie die öffentliche Moral zerstören, die wichtigsten Meynungen verderben, (*corrompent*) und ihnen allen Einfluss benehmen; 3) wenn beide Fälle zugleich eintreten und so die Grundpfeiler des *esprit public* untergraben, und seine Wirkungen entstellt werden. Diese Fälle geht nun der Vf. durch, und zeigt die Schwierigkeiten des Wiederauflebens des *esprit public* in einem jedem derselben. Er zeichnet die Lage Frankreichs treffend, aber ohne es zu nennen, und nimmt dann die Beyspiele zu dem entworfenen Bilde aus der ältern Geschichte von Karthago, Griechenland und Rom. Wer erkennt aber nicht Frankreich, und vorzüglich Paris in seiner Anrede an Corcyra? „*O Corcyre, fille ingrate et malheureuse* „*de la superbe Corinthe! donne au monde, continue de* „*donner, jusqu'à la fin des siècles, l'epouvantable leçon* „*qui résulte de l'exposé de tes desastres, et des causes* „*qui les ont amenes! Viens, du sein de l'antiquité, te* „*presenter à nos regards, toute couverte de sang, de* „*ruines et de crimes, et nous montrer, à quels horribles* „*excès les esprits de partis conduisent le genre humain,* „*trop confiant en toutes ses passions! Offre-nous le hi-* „*deux tableau de tes supplices trop merités! Peins-nous* „*tes habitans transformés en monstres plus redoutables* „*que ceux des regions les plus sauvages*" — „*Raconte-* „*nous comment les malheurs, en s'aggravant toujours* „*plus sur toi, n'ont pu t'arrêter dans le cours de tes egare-* „*mens; comment, au contraire, la peine attachée aux* „*crimes commis t'inspiroit une plus grande ardeur pour* „*les crimes qui restoient encore à commettre!*" — „*O* „*Corcyre, tant que l'on conservera quelques pages de* „*l'histoire, on citera ton exemple pour prouver que rien* „*n'egale en atrocités, en fureurs et en perséverance dans* „*le crime, les excès auxquels s'abandonnent les esprits* „*de partis.*" Unter den Anmerkungen handelt die erste von verschiedenen Arten der Täuschungen, derer man sich, den *esprit public* zu bilden, bediente; die dritte: von dem Begriffe, den man sich von einem grossen Manne zu machen habe; die fünfte: von der Macht der Gewohnheit; die sechste: von dem *esprit public* der Engländer; die siebente: von den Ursachen der Revolutionen; die achte: vom Finanzwesen; die neunte soll eine flüchtige Uebersicht der Verbrechen der vornehmsten Partey-Chefs der französischen Revolution geben und die zwölfte endlich in dem Beyspiele der polnischen Nation zeigen, wohin Parteygeist führe.

Der vierte Theil zerfält in zwey Hauptabschnitte, von denen der erste sich mit *neuen*, der andere mit *verdorbenen* Völkern; also der eine mit der *Bildung*, der zweyte mit der *Wiederherstellung* des *esprit public* beschäftigt. Es ist nicht genug, sagt der Vf. bey dem Eingange zu dem ersten Theile dieses Abschnittes, dass man, wie die vorherigen Untersuchungen zeigen, sich kein Volk ohne *esprit public* denken könne; man muss auch bemerken, dass es nur durch ihn möglich ist, Menschen in eine Gesellschaft zu vereinigen, „*comment ce n'est que par cet esprit public preexistant que l'on est parvenu à reunir en societé des hommes epars ou etrangers les uns aux autres.*" Allen bekannten Gründern der Staaten, *Moses*, *Romulus*, *Penn*, *den Jesuiten von Paraguay*, glückte ihr Unternehmen nur durch die gemeinschaftliche Denkart derer, die sie zu einem Volke versammleten. Am längsten verweilt der Vf. bey Iphitus; diesen und seine olympischen Spiele stellt er vorzüglich allen künftigen Vätern neuerer Völker zum Beyspiele der Nachahmung auf. *Nationalfeste*, über welche der Vf. auch ein eigenes Werk geliefert hat, hält er für das zweckmässigste Mittel, den *esprit public* in neuen Staaten zu bilden. In verdorbenen Staaten, sagt er, bedarf es einer Revolution in den öffentlichen Angelegenheiten und den Sitten. Er untersucht daher, wie man den Erfolg einer so gefahrvollen Unternehmung sichern und ihre Nachtheile mindern könne? Wem könnte diese Untersuchung bey der sehr allgemeinen Meynung: dass dies Loos später oder früher alle Völker treffen werde, nicht wichtig seyn? Rec. las mit gespannter Aufmerksamkeit; aber wie betroffen war er bey dem ersten Rathe, den der Vf. den künftigen Revolutionsmännern giebt (S. 294.), *d'en brusquer l'action autant qu'il sera possible;*" ob er ihn gleich dadurch mildert, dass er verlangt, sie sollten hinlänglich vorbereitet seyn. Nach einem sehr ausgemahlten und überladenen Bilde der sehr verdorbenen Nation ruft der Vf. ihre Ret-

ter auf, und fragt sie, mit welchen Mitteln sie solche heilen wollen? Alle diese Mittel treffen, wie er glaubt, in dem einen zusammen, das er den Gesetzgebern mit folgenden Worten vorlegt; „*Faites sur la nation* „*que vous avez à régenérer de ces impressions profon*„*des qui se communiquent de générations en générations;* „*jusques bien avant dans les siècles. La verité, et la* „*verité toute entière! ayez le courage de l'entendre, de* „*la rechercher et de la dire! ayez ce courage, ou brisez* „*vos tablettes!*“ Die meisten dieser Gesetzgeber dürften ihn aber wohl fragen, wie sie es nur anzufangen hätten, um der Wahrheit den glücklichen Eingang zu verschaffen? Ohne sich hierüber zu erklären, bemerkt der Vf. nur, dass der Gesetzgeber bey seinem Unternehmen auf die besondere Lage und Umstände Rücksicht nehmen müsse, aber folgende allgemeine Regeln festgesetzt werden könnten: 1) Sich einen festen Plan zu machen, und diesen genau zu befolgen; 2) in diesem Plane zu bestimmen, welche alte Meynungen man beybehalten, und welche neue man annehmen; welche man sogleich laut bekennen und *mit welchen man noch zurückhalten wolle.* (Wie stimmt das mit obiger Auffoderung überein, *immer die Wahrheit und sie ganz zu sagen?* Oder mit der declamatorischen Strafpredigt gegen die *partisans téméraires de l'art des menagemens* S. 344.) welche Mittel man zu wählen habe, um dem Volke auf die schicklichste Weise die Handlungen unaufhörlich zurück zu rufen, die am geschicktesten sind, den *bekannten* Meynungen Festigkeit zu geben und es zur Annahme der *neuen* geneigt zu machen. Die dritte Regel ist: „*faire* „*de la bienfaisance nationale, entée sur la justice, l'ob*„*jet principal, l'objet le plus manifeste de toutes les* „*opinions que l'on choisit.*“ Rec. setzt sie in der Ursprache her, damit man die Undeutlichkeit nicht der Uebersetzung zur Last lege. Die Erläuterung sagt weiter nichts, als man soll gerecht seyn, und Uebertretungen des Gesetzes um so härter ahnden, je höher der steht, welcher sie begeht. — 4) Die guten Sitten zum Mittelpuncte aller Nationalinstitute machen. 5) Seinem Plane durch seine eigenen vorzüglicheren Eigenschaften Gewicht und Festigkeit geben. 6) Eben so sanfte als sichere Wege einschlagen. So wichtig diese Regeln sind: so werden sie, sagt der Vf., doch nur halbe Wirkung hervorbringen, wenn man nicht 1) den öffentlichen Unterricht nach dem einförmigsten und zweckmässigsten Plane organisirt; 2) die Schriftstellerey mit eben so viel Aufmerksamkeit als Weisheit leitet und 3) *gute Nationalfeste einsetzt.* Die drey Gegenstände werden nun näher beleuchtet. Bey dem zweyten empfiehlt er *de prendre les mesures convenables pour ramener tous ces ouvrages à une doctrine concordante et uniforme!!!* — Nach dem fünften und letzten Abschnitte sind die Gegenstände, auf welche der *esprit public* vorzüglich zu leiten ist, in zwey Classen zu theilen, in allgemeine und besondere, „*qui méritent une attention spéciale, à rai*„*son de leur liaison plus étroite avec nos besoins, de* „*leur importance plus sensible, et du prix que le public* „*doit y attacher.*“ — Als allgemeine Gegenstände giebt der Vf. nach einem Eingange über die Grundlage aller gesellschaftlichen Verbindungen: *gegenseitige Hülfsleistung*, an, 1) *Wahrheit.* Der *esprit public* muss nicht nur auf wahre Meynungen sich gründen, sondern man muss auch suchen, Liebe zur Wahrheit zu verbreiten. Mit Recht hat der Vf. dieser Mutter aller Tugenden den ersten Platz eingeräumt; 2) *Freyheitsliebe;* 3) *Werth der gesellschaftlichen Gleichheit.* Hier eifert der Vf. sehr gegen die Lehre der Thoren, die eine absolute Gleichheit predigten; 4) *Heiligkeit des Eigenthumsrechts;* 5) *Sicherheit;* 6) *Gerechtigkeit;* 7) *Wohlthätigkeit;* 8) *Achtung gegen die Gesetze;* 9) *die Regierung*, welche durch den *esprit public* zugleich beseelt und beschränkt werden soll; 10) *die Sitten;* 11) *häusliche Tugenden;* 12) *Vaterlandsliebe;* 13) *Muth;* 14) *Uebereinstimmung der Nationalmeynungen* unter sich. Jeder dieser allgemeinen Gegenstände wird, so wie die besondern, näher beleuchtet. Als solche *objects particuliers*, auf welche der *esprit public* zu leiten sey, empfiehlt er: 1) *Liebe zur Arbeit;* 2) *Sparsamkeit;* 3) *Achtung des Feldbaues;* 4) *Schutz des Handels;* 5) *Belebung der Industrie;* 6) *Cultur der Wissenschaften;* 7) *Vervollkommnung der Künste;* 8) 9) und 10) *Wetteifer, nützlich zu seyn, rege zu machen, zu unterstützen und zu belohnen;* 11) *Unterricht verbreiten;* 12) *Nationalfeste einsetzen.* Mit dieser seiner Lieblingsidee schliessen sich die Untersuchungen über den *esprit public*, denen Rec. ihren Werth nicht absprechen will, die aber gewiss den Gegenstand nicht nur nicht erschöpfen, sondern auch viel oberflächliches Raisonnement, und, wie bereits hie und da bey der Inhaltsanzeige gerügt worden, viel unnütze Declamation enthalten. Beweise könnte man fast auf jeder Seite finden, wenn der Raum es erlaubte, die zuweilen sehr langen Tiraden hier abdrucken zu lassen. Das, was man insgemein unter *esprit public, (public spirit*, Gemeingeist) versteht, scheint mehr noch im Willen, als im Verstande zu liegen, da es in der Geneigtheit der Staatsbürger besteht, ihr persönliches Interesse dem des Staats unterzuordnen; der *esprit public* des Vfs. kann aber, da er aus der Masse der Meynungen gebildet wird, blofs ein Werk des Verstandes seyn, und doch möchte, wenn man nicht leugnen kann, dass die Menschen oft bey dem besten Wissen schlecht handeln, alles darauf ankommen, den Staatsbürgern die Neigung einzuflössen, das, was sie als dem allgemeinen Besten zuträglich erkennen, zu thun und ihr Wohl in dem — der ganzen Staatsgesellschaft zu suchen. Die Aufgabe, den Leidenschaften der Einzelnen zu gebieten, ist aber unstreitig ungleich schwerer, als die, sie zu unterrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. May 1799.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Maurer: *Neueste Geschichte von Europa, seit dem Ende des siebenjährigen Krieges.* Von G. K. F. Seidel, Professor in Berlin. *Erster Theil.* 1798. 324 S. 8. nebst einem Titelkupfer. (1 Rthl.)

Wie misslich das Unternehmen sey, die Geschichte seines eigenen Zeitalters zu beschreiben, braucht nicht erst hier gezeigt zu werden. Wenn man gleich dabey des grosen Vortheils geniesst, Augenzeuge, und wohl gar mitwirkender Theilnehmer der Begebenheiten zu seyn; so wird doch eben diese Theilnahme unvermerkt und beynahe unvermeidlich leidenschaftlich; gemeiniglich hat man auch nur so viel gesehen, als bereits unverhüllt da steht; ja wer auch noch tiefer eingedrungen ist, findet es meistentheils bedenklich, alles so freymüthig darzustellen, als es sicherer vierzig, funfzig Jahre später geschehen kann. Daraus folgert unterdessen Rec. keinesweges, dass die Geschichte unserer Zeiten noch gar nicht beschrieben werden könne; dass man nur höchstens Urkunden und Materialien für dieselbe sammeln; oder, wie Burnet, wenn man sie ja beschrieben hat, die Bekanntmachung davon dem nächsten Menschenalter vorbehalten müsste. Ein aufmerksamer Beobachter von Einsicht, von wichtiger und gemässigter Beurtheilung, kann doch manchen Classen seiner Zeitgenossen, die einer gewissen Leitung und eines festen Ueberblicks bedürfen, dadurch nützlich werden; selbst die Nachwelt schätzt die Erleichterungen, die er ihren historischen Studien darbietet. Hr. *S.* ist ein solcher Beobachter, der grösstentheils so weit befriedigt, als man es von einem Manne erwarten kann, der nicht alles gerade aus den ersten und eigentlichen Quellen schöpfte. Giebt er gleich keine neuen Aufschlüsse; so hat er doch das Glaubwürdigste und Bewährteste geschickt zusammengestellt. Vor dem *ne quid falsi dicere audeat*, ist er ziemlich gesichert; aber vor dem *ne quid veri non audeat*, natürlich weit weniger.

Im *ersten Abschnitte* theilt der Vf. eine *allgemeine Uebersicht des politischen Verhältnisses der europäischen Staaten und des Zustandes der Religion und der Wissenschaften, seit der Mitte dieses Jahrhunderts bis auf den ersten Pariser Frieden*, mit. (S. 1—68.) Sie steht hier an ihrer Stelle, und ist im Ganzen genommen, treffend und bündig gerathen; wenn gleich der Vf. zuweilen, wie im Buche überhaupt, ins Declamiren und in den rednerischen Ton fallt; wodurch die historische Simplicität und Wahrheit selbst bisweilen leiden. Weil der Bischof von Rom nicht mehr Schiedsrichter über das Schicksal der Völker und Reiche ist; so lässt sich darum nicht mit dem Vf. S. 5. sagen: *Der Einfluss des Hierarchen war vernichtet.* Dieser Einfluss zeigt sich ja noch mächtig genug in den neuesten Tagen. Weil der Eroberungsgeist der Türken gar nicht mehr so furchtbar ist, wie vor hundert und funfzig Jahren; so darf man sie auch deswegen nicht mit dem Vf. S. 7. *entartet* nennen. Sie sind weit hinter dem so hohen Wachsthum der europäischen Kriegskunst und Kriegszucht in neuern Zeiten zurückgeblieben; das macht ihre sichtbare Schwäche in Kriegen aus. Auch ist es unrichtig, dass die Abgesandten des Versailler Hofs *die Tataren in Europäer umzuformen* gesucht hätten. (ebendas.) Das konnte ihnen nicht einmal einfallen; aber selbst bey den regelmässigen türkischen Kriegsvölkern, Artilleristen etc. misslang der Versuch. Viel zu viel ist es gesagt, (S. 10.) *dass England, seit dem ersten Pariser Frieden den Colonieenhandel seiner Nebenbuhler fast ganz vernichtet habe;* und worin bestand denn *der übermüthige Stolz, mit dem es damals den Ocean zu beherrschen angefangen* haben soll? Ueber den religiösen Zustand der Europäer vom ersten Pariser Frieden bis zum zweyten, ist S. 21—33. viel Wahres bemerkt. Doch ist es wieder sehr übertrieben, dass *die Bourbonischen Höfe das Ansehen des römischen Bischofs in ihren Staaten fast gänzlich vernichtet haben sollen;* (S. 28.) und Pius VI. Reise nach Wien, war gewiss kein *thörichter Schritt der Verzweiflung*, wie ihn der Vf. nennt; sie hat gewirkt und wirkt noch immer; wenn es gleich damals nicht das Ansehen dazu hatte. Wie kann endlich Hr. *S.* sagen: (S. 29.) *Die allgemeinen Bande der Hierarchie seyen um jene Zeit in der römisch katholischen Kirche aufgelöst gewesen;* (als wenn man in irgend einem Lande derselben, selbst in den östreichischen Erbländern, daran gedacht hätte, dem Pabste den Gehorsam aufzusagen!) und *der Zauber, der die römische Religion aufrecht erhielt, sey vernichtet gewesen.* (Schon zum viertenmale spricht der Vf. von *Vernichtung*, wo überall gar sehr viel daran fehlte: denn Josephs Reformationen bewirkten nur einen gar kleinen Theil davon.) Was S. 33—68. über den Einfluss der Wissenschaften und Künste auf den gesellschaftlichen Zustand dieses Zeitraums gesagt wird, hat viele empfehlungswürdige Seiten; an einigen bedarf sie noch einer Ergänzung oder Berichtigung. Aus dem vorigen Jahrhunderte werden unter andern die Entdeckungen eines *Malebran-*

che in der Philosophie gerühmt, und die weit gemeinnützigern eines *Grotius* und *Pufendorf* übergangen. (S. 34.) Dafs *Guthrie* S. 45. unter die vorzüglichen Geographen, und S. 47. *Millot* unter die philosophischen Geschichtschreiber gezählt wird, ist etwas unerwartet. Dafs die Dichter unter *Ludwigs* XIV. Regierung durch die neuern aus diesem Zeitraum verdunkelt worden wären, (S. 63.) werden die Franzosen schwerlich zugeben; und dafs jetzt erst in Spanien, Dänemark u. s. w. Nationalschauspiele entstanden seyn sollten, (S. 64.) ist bekanntermafsen unrichtig. Unter den hervorragenden Romanschreibern ist *Richardson* nicht genannt; (ebendas.) und unter denen, welche die Theorie der Künste glücklich bearbeitet haben, weder *du Bos* noch unser *Hagedorn*. (S. 66 fg.)

Der *zweyte Abschnitt* beschreibt *Portugal*, *Spanien* und *Frankreich* vor dem amerikanischen Kriege; weiter ist auch der Vf. in diesem Bande nicht gekommen. Die *portugiesische* Geschichte begreift die ganze Regierung *Joseph Emanuels*, von 1750 — 1777. (S. 69 — 115.) Hier hat uns das Urtheil über *Pombal* (S. 71. 72.) besonders gefallen; wiewohl wir glauben, dafs es noch schicklicher am Ende dieser Regierung stehen würde, weil sich die Wahrheit desselben nur nach Thatsachen prüfen läfst. „Es giebt vielleicht, sagt der Vf., in der ganzen neuern Geschichte keine Begebenheit, bey welcher der Geschichtsforscher so sehr befürchten muss, die Wahrheit zu verfehlen, als bey der Darstellung seiner Staatsverwaltung. Wenn wir die Lage eines Mannes bedenken; der sich mit dreistem Muthe den tiefgewurzelten Vorurtheilen und Misbräuchen entgegenstellt; so kann es nicht befremden, alle seine Handlungen von seinen Gegnern im schwärzesten Lichte (aber das schwärzeste Licht kann ja kein Licht seyn!) dargestellt zu sehen. Wenn wir aber erwägen, dafs auch der edelste Mensch, der auf der höchsten Stufe der Macht erhaben steht, im Kampfe gegen die Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt werden, den Aufwallungen der Leidenschaften erliegen, und der Rache Raum geben mag; so werden wir gegen die unbedingten Lobpreisungen seiner Vertheidiger eben so misstrauisch seyn müssen, als gegen den zügellosen Tadel seiner Gegner. Doch wenn wir gern zugeben, dafs es unmöglich seyn mag, alle geheime Triebfedern der Handlungen des eben so gehafsten als bewunderten *Pombal* der Wahrheit gemäfs nach ihrem moralischen Werthe zu würdigen; so ergiebt sich doch aus der Betrachtung unverkennbarer Thatsachen das Resultat, dafs er ein grofser Mann war, der das erhabene Ziel, sein gesunkenes Vaterland empor zu heben, mit unerschütterlicher Festigkeit verfolgte; der aber der Gefahr verkannt zu werden, um so mehr blosgestellt war, je strenger er gegen die Maafsregeln seiner mächtigen Gegner verfahren mufste, und je weniger die Nation empfänglich war, das Gute einzusehen, wozu er sie, gleich unmündigen und verzogenen kindern, als ein strenger Vormund zwingen wollte."

Kürzer könnte dieses freylich gesagt seyn; auch möchten wohl Härte und Grausamkeit noch einen Platz in diesem Bilde fodern; aber überhaupt scheint es wohl getroffen zu seyn. In der Geschichte selbst sind manche Fehltritte des Ministers unpartheyisch aufgedeckt worden. Ueber den spanisch-portugiesischen Ländertausch in America, und über die Verschwörung, welche Portugals Grosse und Jesuiten wider das Leben des Königs gestiftet haben sollen, hat der Vf. einige Untersuchungen angestellt, deren Resultat ist, dafs die letzte nur zu gegründet sey; worin wir ihm beytreten. Die *spanische* Geschichte dieses Zeitraums (S. 115 — 158.) fafst das Bekannte, aber ausgewählt und geläutert, gut zusammen. Daran aber möchten wir wohl zweifeln, dafs der französische Schiffsbaumeister *Gautier*, wie S. 144. versichert wird, *die ganze spanische Marine umgeschaffen, und den Kriegsschiffen von jeder Gröfse mehr Leichtigkeit und Gewandheit gegeben habe*. Die neuesten Begebenheiten haben dieses nicht bestätigt. Im Anfange der *französischen* Geschichte finden wir gleich, wie es jetzt so gewöhnlich ist, die traurigste Abschilderung vom Zustande der Nation; z. B. S. 161. „Indessen Recht und Gerechtigkeit zu fliehen schienen; indessen *die Gewerbe stockten*, *und Bauern und Städter mit Hunger und Blöfse kämpften*;" welches doch so allgemein hingeworfen, gar nicht erweislich ist. Man kann die nachfolgende Revolution sehr leicht historisch begreiflich machen, ohne alles zu übertreiben und zu verschwärzen. Auch wenn der Vf. S. 166. schreibt: „Die Abtretung *der unermefslichen Wüsten von Canada* war kein wirklicher Verlust," ist dieses nur gewissen französischen Schriftstellern nachgeschrieben, welche der Welt glauben machen wollten, es seyen nur Wüsten verloren worden. Ganz anders urtheilten schon im Anfange dieses Jahrhunderts erfahrne französische Seemänner und Kaufleute über die Wichtigkeit von Canada, und über die Unfähigkeit der Regierung, solche zu benutzen. Was S. 171. dem General der Jesuiten zugeschrieben wird, waren nach zuverläfsigern Nachrichten Worte des Pabstes selbst. Sonst glauben wir in diesem Theil der Geschichte den prüfenden Gebrauch von guten Quellen bemerkt zu haben. In dem Ausdrucke des Vfs. haben wir bisweilen ohne Noth eingemischte ausländische Wörter weggewünscht; z. B. *Moment* statt Augenblick. *Kompannie* ist weder französisch noch deutsch: und was hat denn unser ehrliches *Gesellschaft* verbrochen? Zum Titelkupfer ist ein ganz gemeiner Auftritt, der Empfang der Dauphine Marie Antoinette vom Könige, gewählt worden.

Leipzig, b. Suprian: *Jakob Pickharts Peregrinationen.* (*Erstes Bändchen.*) 249 S. *Zweytes Bändchen.* 1798. 266 S. 8. (1 Rthl. 14 gr.)

An den Wänden irgend einer Dachstube hin, können diese Wanderungen eben so gut als zu Fufs oder auf dem Postwagen von ihrem Vf. gemacht seyn. Es

Es ist ein höchst unbedeutendes Gemische in Prosa und Versen, von alltäglichen Nachrichten und Erzählungen, von platten Spafsen, Zoten und trivialen Reflexionen. Die fobenannte Peregrination hebt, im ersten Bändchen, mit Berlin, und Mancherley über das Karnaval an; dann fetzt der Mann feinen Stab weiter, nach Potsdam, Wittenberg, Halle, (schilt hier Lehrer und Lernende.) Leipzig, (wird in einen Orden von Gaunern, die fich für Freymaurer ausgeben, aufgenommen.) Meifsen, Dresden, (tadelt mit Recht die Studierfucht der Sachfen) und Prag. — Hier fährt er wieder im zweyten Bändchen fort, läfst ein unbarmherziges Gericht über die Juden in Böhmen ergehen, und äfft ihre Mundart nach — in welcher Kunst der Vf. an mehreren Stellen feine ganze Stärke zeigt. Dann erzählt er noch über Töplitz, Freyberg, Jena, Erfurt, Gotha, Eifenach, Fulda, Hanau, Frankfurt, Mainz und Wisbaden, dies und das in gebundner und ungebundner Rede bis zum erwünfchten Ende.

Petersburg, in d. Druckerey d. K. Akad. d. Wiff.: *Almanac de la Cour pour l'année* 1798. 12. 169 S. *pour l'année* 1799. 179 S. 12.

Bekanntlich erneuern in Rufsland fich die Beamten-Liften jährlich blos im fogenannten *Mefacoslow*, der das Allgemeine umfafst. Von fpeciellerer Beziehung find der *Liefländische* Adrefscalender zu Riga, der von der *Revalschen* Stadthalterfchaft, und die beiden *Spifoks* (Anzeiger) für die Land- und Seemacht; fo wie endlich für den Hofftaat der vorliegende *Almanac*. Wenn bey jenen die jährliche Herausgabe bisweilen flockt, fo erfcheint dagegen der letzte feit der Regierung Katharinens II. im Janner jedes Jahrs in drey Sprachen, der rufsifchen, der deutfchen und der franzöfifchen. Seines eingefchränkten Titels ungeachtet, umfafst er aufser dem Gefchlechtsverzeichniffe, fummarifch die obern Collegien und Landesanftalten in allen Fächern. Schon in diefer Hinficht ift das ftatiftifch-hiftorifche Intereffe eines folchen Verzeichniffes einleuchtend, wenn es gleich nicht wiffenfchaftlich bearbeitet ift. Die Incorporation von zwey Drittheilen des ehemaligen polnifchen Staats, und die Zueignung des Grofsmeifterthums von Maltha zeichnen die Jahrgänge 1798 und 1799 vor allen Vorgängern aus; noch mehr aber wird das Intereffe durch die Ergiebigkeit der neuen Regierung an innern Veränderungen erhöhet, die fo grofs ift, dafs in deren erftem Jahre (1797.) gar kein rufsifcher Staatscalender zu Stande kam und dafs felbft der Jahrgang 1798 feinem Nachfolger nicht mehr ähnlich ift. Für Deutfchland insbefondere kommt noch die zwifchen den Deutfchen und den rufsifchen Mufen durch Kaifer *Pauls* Verbot aufgerichtete Scheidewand, — die Nachbarfchaft rufsifcher Heere und Heerführer und die Aufnahme dreyer deutfcher Fürftinnen in das rufsifche Kaiferhaus in Betracht. Rec. wird durch die Vergleichung der neueften Jahrgänge diefes Hofcalenders mit denen feit 1784 erfchienenen, die er vor fich liegen hat, zu fo mancherley Betrachtungen hingerifsen, dafs er nur mit Mühe diefe Beurtheilung auf den hiftorifch-ftatiftifchen Gefichtspunct befchränken kann.

Schon im Zeit- und Gefchlechtscalender (S. 1 — 44.) drängt fich die Eigenthümlichkeit des rufsifchen Staatsfyftems auf. *Polen* und *Curland* erfcheinen darin nicht mehr; dagegen findet man die Fürftenhäufer von *Perfien, Carthuel, Cachet* und *Imirette*, ferner *Ludwig den* XVIII. als *König von Frankreich* und den fogenannten Prinzen von *Naffau-Siegen*, als anerkannten deutfchen Fürften. — Die den Türken fo gehäffigen Zeitrechnungen von der Zerftörung ihrer Flotte und von der Eroberung der Krimm, find wegen der neueften politifchen Verbindung mit der Pforte, ganz weggelaffen; dafür aber find unter den Hoffeften der 24te Junius und der 29te November dem *Malthefer-Orden* gewidmet.

Im Beamten-Verzeichniffe hat jede Seite das Gepräge von dem coloffalifchen Umfange diefes Reichs und auch von Abweichungen feiner Sprache; denn die Familien-Namen find hier ganz anders gefchrieben als wie man fie in der deutfchen Literatur zu lefen pflegt. (z. B. *Kotgtchef, Rumanzow*). Die Lifte der *kaiferlichen Orden* nimmt volle 75 Seiten ein (S. 45 — 110.) Sie enthält Ritter aus fehr vielen Königs- und deutfchen Fürftenhäufern, und aus den Bourbons den Prinzen von Condé; aus den vornehmften polnifchen und curländifchen Familien, z. B. den Grafen *Medem*, S. 74. als *Plenipotentiaire provincial de Curlande*; unter den Inländern mehrere Officiere von der rufsifchen Hülfsarmee an Oeftreich, und endlich aus Deutfchland bekannte Gefchäftsmänner, z. B. *Marcolini, Graf Lofs* und den feitdem verftorbenen *Gutfchmidt*.

Das merkwürdigfte in diefem Abfchnitte ift (S. 85 — 93.) der neugefchaffene *Ordre Souverain de St. Jean de Jerufalem*; der Kaifer und *Autocrator* als Grofsmeifter; die kaiferliche Familie *beiderley* Gefchlechts, der Prinz Condé, der römifch kaiferliche Botfchafter Graf *Cobenzl* als Grofskreuze des *Grofspriorats von Rufsland*; überhaupt deren 32. — Sodann, nach der Religionsabtheilung, 18 katholifche Commandeurs und 46 rufsifche; 9 katholifche *Commandeurs de famille* und 3 rufsifche; 12 katholifche *Chevaliers de Juftice* und 48 rufsifche und 10 Ehrenritter. Unter den Katholiken, viele Polen und Franzofen, *Latouwette, Broglio, Choifeul, Richelieu, St. Prieft* u. f. w. — *Aumoniers*, Ceremonienmeifter, *Servans d'armes*, kurz alle zum hellefien Glanze des Ordens gehörigen Bedienungen.

Auf die Orden folgen das kaiferliche *Confeil*, und die Flügeladjutanten (unter diefen ein Graf *Neffelrode*.) Dann die verfchiedenen Hofhaltungen im faft orientalifchen Glanze. *Kamjers* von drey Claffen; unter den Hofdamen eine Prinzefs *de Tarente*; der *Confeffeur* des Kaifers, das Cabinet u. f. w. — Von der Geiftlichkeit die heilige Synode; acht Archimandriten, *Gabriel, Plato, Ambrofius, Arfenna, Ireneus,*

Irenaeus, Isidoris, Theophylactes und *Lucian.* — Der Senat und andere Collegien (S. 143 — 152.) Der hier vorkommende Graf *Romanzow* ist seitdem *Minister* eines neu creirten *Apanage-Departements* geworden, sonst aber dieser berühmte Familienname fast ganz in der activen Dienerschaft verschwunden. In politischer Hinsicht ist S. 152 — 157. die Rubrik der *Gesandschaften* merkwürdig; *Bezborodko* hier als Canzler und im *Conseil* der *dritte;* unter den vier *membres du College des affaires etrangeres* nur *einer,* weil die übrigen drey abwesend sind; als Botschafter zu Wien *Kolytcheff,* und zu Madrid der seitdem in Ruhe getretene von *Simolin;* als Gesandter zu München Freyherr *von Bühler;* — Gesandte zu Turin (statt Cagliari), Florenz (?), Rom (?), und in Persien, S. 156. *Litta* als Botschafter des Pabstes. Weit ausgedehnte Consulate zu *Ragusa, Salonichi, Smyrna, Corfu* (wegen des guten Vernehmens mit der Pforte), auch selbst noch zu *Bordeaux.* —

Der *Kriegsstaat* ist auf S. 157 — 169. äusserst concentrirt. Man findet darin zwey Prinzen von *Sachsen-Coburg* als Gardeobersten, einen Marquis *de Travers* als Viceadmiral, und übrigens den Feldmarschall *Soltikoff* im ausgedehnten Wirkungskreise.

Aus dem wissenschaftlichen Fache ist S. 141 — 169. der seitdem pensionirte Baron *Nicolai* als Präsident der akademischen Wissenschaft und *Choiseul-Goussier* als Chef der Akademie der schönen Künste, auch ist nach S. 148. ein *Chef du Departement heraldique* zu bemerken.

Leipzig, b. Martini: *Religion und gottesdienstliche Gebräuche den jüngst entstandenen Gesellschaft der Gottesverehrer und Menschenfreunde in Frankreich.* Nach der zweyten Originalausgabe. 1798. (Nr. I.) XVI. u. 160 S. Nr. II. 191 S. 12. (1 Rthl. 2 gr.)

Das Allgemeine, was wir hier von der Entstehung und Ausbreitung, den Einrichtungen und Lehren der Gesellschaft der Philanthropen anführen könnten, ist selbst in Deutschland schon bekannt genug; und wer den Geist wie die Form dieser neuen religiösen Gesellschaft auch näher kennen lernen will, den müssen wir auf das vorliegende Werkchen selbst verweisen. Er findet darin nebst den Grundsätzen und der besondern Einrichtung der religiösen Feste, zum Gebrauche für dieselben eine Sammlung von Reden und Vorlesungen, von Hymnen und Liedern, welche mit der Zeit so vollständig gemacht werden soll, dass eigne Reden und Vorlesungen der Familienhäupter der Gesellschaft nicht nothwendig bleiben. Dies kann gut für Gemeinden seyn, wo es an Männern fehlt, die selbst etwas Mittelmässiges aufsetzen können. Denn mehr als mittelmässig sind nach unserer Meynung die meisten hier gelieferten Reden und Vorlesungen nicht; und wir haben uns gewundert, dass in unsern Zeiten bey Gründung einer solchen Gesellschaft nicht etwas Vollkommneres geliefert worden ist. Bey dieser Bemerkung nehmen wir die Hymnen und Lieder aus, die einen erhebenden Schwung haben, ohne schwer zu verstehen zu seyn. Gut ist es, dass hier neben der Uebersetzung das Original steht. Jene kommt diesem nicht bey. Der Uebersetzer hat sich die Arbeit leicht gemacht, indem er, wie in der Vorrede gesagt wird, der Treue und dem Silbenmaass den Reim aufopfern zu müssen glaubte, und doch häufig weder Leichtigkeit noch Rundung in seine Verse gebracht. Zum Belege hiervon kann folgende Stelle dienen: (Nr. I. S. 70.)

Seiner Stärke ew'ge Dauer	*De sa puissance immortelle*
Nennet und lehret alles uns;	*Tout parle, tout nous instruit;*
Ein Tag spricht zum andern Tage	*Le jour au jour la révèle,*
Kündend Nacht zur Nacht von ihr.	*La nuit l'annonce à la nuit.*
Dieses stolze Weltgebäude	*Ce grand et superbe ouvrage*
Redet zu uns eine Rede,	*N'est point pour l'homme un langage*
Gross und mächtig hell und klar;	*Obscur et mysterieux!*
Aus dem angestaunten Baue	*Son admirable structure*
Tönt Natur mit lauter Stimme	*Est la voix de la nature,*
In das Auge des Geschöpfs.	*Qui se fait entendre aux yeux.*

Die Prosa ist im Ganzen besser, hat aber doch manche Mängel. Nr. I. S. 65. schliesst sich z. B. ein Absatz so: *nimm an einen Gott;* und in dem Aufsatze Nr. II. S. 168. steht mehr als einmal *Glück* statt *Glückseligkeit.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Paris,* in d. Verlagshandlung des Magasin Encyclopedique: *Vie de Jean Pikler, Graveur en pierres fines, Traduite de l'italien de Jean Gerard de Rossi.* An VI. 48 S. 8. (Prix 15 Sous.) Das Original wurde schon A. L. Z. 1795. Nr. 15. angezeigt. Gegenwärtige Uebersetzung ist laut Vorrede bis S. 14. von dem im Fache der Alterthumskunde rühmlichst bekannten Bürger *Millin;* und das übrige, weil Geschäfte ihn hinderten, von einem seiner Freunde verfertigt. Der Bürger *Dufourni,* Director am *Musée des Arts,* hat einige Noten hinzugefügt, die zum Unterschied von den andern mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet sind. Durchaus herrscht eine leicht fliessende Sprache, und soviel wir bemerken konnten, ist auch der Sinn der Urschrift nirgends verfehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Rein: *Ueberſicht der praktiſchen Wieſenbehandlung und der Viehzucht,* von C. H. Boſe. 1798. 405 S. 8.

Gegenwärtige Schrift macht eigentlich den zweyten Band des vor einigen Jahren von eben dieſem Vf. herausgegebenen *Handbuchs der praktiſchen Landwirthſchaft* aus. Nachdem der Vf. eine Vorerinnerung von richtiger Eintheilung der Grundſtücke vorausgehen laſſen, handelt er I. von den natürlichen Wieſen, wo unter andern geſagt wird, daſs die rechte Zeit des Heumachens auf zweyſchürigen Wieſen bald vor oder bald nach Johannis ſey, und der Vf. giebt zum ſichern Kennzeichen zum Anfang dieſer Heuärnte das Pfennigkraut an, welches auf allen Wieſen zu finden ſey (Rec. hat ſolches nicht auf allen Wieſen gefunden); wenn der Saamen dieſes Krautes, der einem Pfennige nicht unähnlich ſieht, bräunlich zu werden anfängt, ſoll es Zeit ſeyn das Heu zu machen. (Wir übrigen Landwirthe richten uns gern darnach, wenn die meiſten Wieſengräſer in der Blüthe ſind, oder wenn wir nicht mit allen Wieſen fertig werden können, wenn die Gräſer ſpäteſtens zu verkörnen, d. i. Saamen anzuſetzen angefangen haben, weil die Gräſer die meiſten Kräfte verlieren, wenn der Saame reif wird, und ſodann die Grashalme nicht viel beſſer als Stroh ſind.) Die Art und Weiſe Heu zu machen wird ſehr gut angegeben, und die ſogenannten *Strohhauben*, wenn man in der Nothwendigkeit iſt, das Heu auf den Wieſen lange ſtehen zu laſſen, werden beſtens empfohlen. Man macht nämlich eine ſolche Haube von Stroh auf den Schober oder Heuhaufen mit Schoben wie ein Strohdach, die von allen Seiten etwas herunter gehen müſſen, und mit Strohſeilen an einander befeſtigt werden. Damit ſie aber nicht von einem entſtehenden Sturme weggeführt werden; ſo müſſen einige ordentlich wie Zöpfe geflochtene und perpendicular herunterhangende Strohſeile daran angebracht werden, woran man unten Steine bindet, und durch die dadurch verurſachte Schwere allen Winden troz bietet, daſs die ſo verwahrten Schober Monate hindurch auf der Wieſe können ſtehen bleiben, ohne daſs ſie naſs werden und Schaden leiden. II. *Künſtliche Wieſen*, wozu unter mehrern Wurzelgewächſen auch die Runkelrüben gerechnet werden. Um ſolche gröſser wie gewöhnlich zu erziehen, ſoll das zubereitete Ackerſtück gegen das Ende des Aprils zur Saat ſo tief als möglich gepflüget, geegget, gewalzt, und die Runkelrübenkörner, nachdem mit dem Krautſtriche Linien gezogen worden, einzeln in jedes Loch, wie ſie ſtehen bleiben ſollen, geſteckt werden; den Sommer hindurch werden ſie, ſo oft ſich Gras zeigt, mit der Hacke etwas geſchärft, aber nicht ordentlich behackt. (Dieſe Bauart ſey denen empfohlen, welche mit gedachter Rübe auf Syrup und Zucker nunmehr ſpeculiren.) III. *Viehzucht*. Im erſten Abſchnitt kommen die *Pferde* vor, deren Kenntniſs und Fehler ſehr gut dargeſtellt werden. Die wider manche Pferdekrankheiten vorgeſchriebenen Mittel ſind wohl nicht für den gemeinen Landmann, weil ſie zu ſehr zuſammengeſetzt, indem ſie 8 — 10 — 12 — 14 Species enthalten, und daher auch nicht wohlfeil ſind. Unter ſo vielen Zuſammenſetzungen wird man immer fragen: welches kann hier das eigentliche Specificum ſeyn; welche Species können aus dem Recepte wegbleiben, und wenn ein Simplex nicht zureicht, welches oder welche wenige wären ihm noch beyzufügen? Der zweyte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit den *Zugochſen*. Hier werden die Gründe, in wiefern Ochſen und Pferde einander bey der Feldarbeit vorzuziehen oder nicht, gut auseinandergeſetzt, und nach Beſchaffenheit der Oerter und Umſtände entſchieden. Da aber die Ochſen auf verſchiedene Art angeſpannt werden; ſo wird diejenige, die mittelſt einer Art von kleinem Kummet geſchieht, allen andern in nichtgebirgigen Gegenden billig vorgezogen, weil der Ochſe ſeine meiſte Stärke in der Bruſt und in den Schultern hat. Die *Rindviehzucht* macht den dritten Abſchnitt aus. Das warme Saufen der Kühe will der Vf. dem kalten Saufen vorziehen, weil jenes mehr auf die Milch wirken ſoll. Schwächt aber nicht wohl warmes Getränke den Magen der Thiere eben ſowohl, als den Magen der Menſchen? Daſs die angeblichen Vortheile der Viehweide von denen der Stallfütterung weit übertroffen werden, wird nach gerade unter uns Landwirthen wohl allgemein zugeſtanden, wenn man nahe fette Viehweiden, Holländereyen oder Koppelweiden, wie in Hollſtein, Jütland u. ſ. f. ausnimmt; und es iſt nicht zu leugnen, daſs die hollſteiniſche Butter beſſer als die von unſerer Stallfütterung ſchmeckt, ſo wie alles Rindfleiſch von den Fettweiden ungleich niedlicher iſt und beſſer ſchmeckt, als das von im Stalle gemäſtetem Rindviehe. Wenn Viehſeuchen ſich hervorthun, ſoll nach S. 225. zur Vorbauung ſämmtlichem Viehe viel Blut aus der Lungenader weggelaſſen, und dabey jedem erwachſenen Stück Viehe ¼ Pfund *Antimonium crudum*

crudum dergestalt im Saufen mit etwas Schrot nach und nach gegeben werden, dafs jedem Stücke einen Morgen um den andern 1 Loth beygebracht, den Absetzekälbern aber die Dosis nach Maasgabe ihres Alters kleiner gegeben werden. Zugleich sollen die Ställe Morgens und Abends mit Wachholderbeeren oder dergleichen Holz wohl geräuchert werden. Ueber das Einimpfen der Viehseuche, welches besonders im Strelitzischen Meklenburg mit so gutem Erfolg erfunden und ausgeübt worden, fodert der Vf. S. 256. alle Landwirthe und Vieharzte auf, die Verfahrungsweise, die ihm und seiner Gegend zur Zeit noch unbekannt ist, anzuzeigen. Rec. weifs das Verfahren aus dem Munde eines dortigen Landraths, welcher mit eigener Hand an eigenem und fremden Rindvieh sehr glücklich dieses Inoculiren verrichtet hat, und sich als den Erfinder davon angab. Er hatte nämlich an einer siechenden Kuh am Euter Blattern gefunden, und hievon gleich den Schlufs gemacht, dafs die Seuche wohl wie eine Blatternkrankheit der Menschen zu behandeln seyn könne. Das Verfahren ist meistens ganz einerley mit dem Inoculiren der Schafpocken, wovon das mehrere in dem ersten Bande der Annalen der königl. Societät der ökonomischen Wissenschaften zu Potsdam zu finden ist. Der vierte Abschnitt handelt von den *Schafen*. Wider diejenigen, welche von einer gegebenen Anzahl zweyschüriger Schafe mehr Wolle, als von gleicher Anzahl einschüriger Schafe zu bekommen vorgeben, erklärt sich der Vf. für die letzten, und führt seine eigenen Erfahrungen dafür an, vermöge welcher ihm die einschürigen Schafe mehr Wolle gegeben haben. Das Verstutzen der Schwänze bey weiblichen Lämmern wird getadelt. Es dient aber doch den Schäfern dazu, dafs sie gleich dergleichen Lämmer und Schafe herausfinden können, wenn sie unter dem männlichen Haufen sich eingemengt haben. Das Nichtmelken der Schafe wird mit Recht angepriesen. Eine Hauptregel bey der Schafzucht soll seyn und bleiben, lieber nach Maasgabe des jährlich zu gewinnenden Futters, etwas Schafe zu wenig, als zu viel zu halten, damit man nie in Verlegenheit komme, diese vielen Schafe in schlechten Jahren darben zu lassen, und dadurch sowohl in der Wollnutzung als auch in der Beschaffenheit der zu erzielenden Nachzucht merklich zurück zu kommen. Den Commentar hierüber mag das gegenwärtige Jahr abgeben, da es bereits im März so vielen Schafen an Futter fehlte, und solches sehr theuer eingekauft und zusammengesucht werden mufste, wodurch denn die Schafereynutzung des gegenwärtigen Jahrs wo nicht ganz, doch zum Theil, verloren geht. Der fünfte Abschnitt ist der *Schweinezucht* gewidmet, und es wird behauptet, dafs die Schweine nützliche und in einer wohleingerichteten Landwirthschaft unentbehrliche Thiere seyn; eine Behauptung, welche von allen Landwirthen unterschrieben werden mufs. Wenn eine Sau gehörig behandelt wird, so hat man von ihr, die Düngung abgerechnet, eben so viel, und noch mehr Nutzen, als von einer Kuh, wobey aber freylich das Locale in Anschlag zu bringen ist. Die *Ziegenzucht* im sechsten Abschnitte gehört für Gebirgsgegenden, wo es erlaubt ist, Ziegen zu halten. In der Milchnutzung werden zwey gute Ziegen einer schlechten Kuh gleich gerechnet. Wären nur die Ziegen nicht den Wäldern, Baumpflanzungen und Gärten so gefährliche Thiere! Indefs sind sie leicht auch ohne Weide zu erhalten. Wenn man sie auf wohl verwahrten Höfen frey herum gehen läfst, suchen sie sich ihr Futter überall auf, und man darf ihnen nur dabey im Sommer mit grünen belaubten, im Winter aber mit aufgetrockneten, Baumzweigen zu Hülfe kommen, wie sie denn keine grüne Gewächse aus den Küchengarten zu verschmähen pflegen. Sie machen sich durch ihre Milch, Käse, Haut und Haare gut bezahlt. Nach dem siebenten Abschnitte vom *Hausgeflügel* macht der echte von der *Viehmastung* den Beschlufs, wo die Hauptregel vorangestellt wird, dafs man Vieh in seinen besten Jahren zum Masten nehmen solle, weil das alte Vieh sich nicht so gut mästet, und viel langsamer zunimmt, und was noch dazu kömmt, weniger gutes schmackhaftes Fleisch giebt. Bey der Federviehmästung ist nicht zu vergessen, dafs sie nur da im Grofsen mit Nutzen zu betreiben ist, wo man wegen der Nähe einer grofsen reichen Stadt der Abnahme und guter Bezahlung gewifs seyn kann, oder wo man bey der Entlegenheit von solchen Städten auf die Aufkäufer rechnen kann, welche das gemästete Federvieh um bekannte gute Preise abholen, oder wo man in Kundschaft mit grofsen Hotels oder Speisehäusern steht, welchen zu aller Zeit auf Wagen das Geflügel zugeführt worden kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Vf. und b. Bohn u. Hofmann: *Communionbuch* für alle solche, welche wahre Erbauung und bleibenden Nutzen vom Genusse des Abendmahls zu haben wünschen, von *Hermann Rentzel*, Pred. an S. Jacobi in Hamburg. 1799. 144 S. 8.

Durch dieses Buch wollte der Vf. einem zwiefachen Bedürfnifs seiner Gemeinde abhelfen. Erstens bemerkte er, dafs schlechte Communionbücher immer von den Aeltern auf die Kinder forterben, und dafs bessere nicht wohl anders einzuführen sind, als wenn man sie den Confirmanden schenkt. Hiezu konnte er aber leichter mitwirken, wenn er selbst eins schrieb, als wenn er so viele Bücher hätte kaufen müssen. Zweytens fand er, dafs bey vielen Gliedern seiner Gemeide die Berichtigung ihrer Religionsbegriffe durch Predigten nicht recht gedeihen wolle, und glaubte, dafs ein hiezu eingerichtetes Buch wirksamer zu dieser Absicht sey, wenn es *öfter* gelesen werde; und um öfter gelesen zu werden, müsse es ein Communionbuch seyn. Er bestimmte daher dieses Buch nicht blofs zu Weckung heilsamer Empfindungen für den Tag der Communion, sondern wollte

wollte auch den vornehmsten Volksirrthümern in der Religion entgegenarbeiten, und einigermaßen das ersetzen, was im gewöhnlichen Jugendunterrichte des gröfstentheils seiner (und gewifs auch mancher anderer) Gemeinde mangelhaft geblieben war. Hieraus, und aus dem in der Zuschrift an seine Gemeinde geäusserten Wunsche, dafs wohlhabende Herrschaften dieses Buch für ihre Dienstboten kaufen möchten, ergiebt sich, auf welche Classe von Lesern der wohlmeynende Vf. sein Augenmerk zunächst gerichtet habe. Die Bedürfnisse dieser Classe und die angezeigte specielle Absicht haben den Inhalt, die Behandlungsart und den Vortrag bestimmt, und die Belehrungen sind, wie billig, an diejenigen Vorstellungsarten von religiösen Gegenständen so viel möglich angeknüpft, die man bey dieser Gattung von Lesern voraussetzen mufs. Unnütze dogmatische Speculationen und mystische Spielereyen sind vermieden, alles ist in den praktischen Gesichtspunct gestellt, und den gewöhnlichsten Vorurtheilen und Misverständnissen wird entgegengearbeitet. Den Anfang machen Belehrungen, über die Absicht und den Nutzen des Abendmahls, über die zur würdigen Feyer desselben erfoderlichen Gesinnungen und die Art, wie wir diese in uns hervorbringen können, über die Wirkungen des würdigen Genusses desselben, und wie wir es anzufangen haben, dafs diese Wirkungen erfolgen, über die Wichtigkeit der Confirmation und des ersten Genusses des Abendmahls, über die Beichte u. dgl. Hierauf folgen kurze Betrachtungen zur Unterhaltung der Andacht am Communiontage. Den Beschlufs machen einige Gebete, Beichtformeln und Gesänge. Rec. wünscht nicht nur, sondern glaubt auch hoffen zu dürfen, dafs die gute Absicht des Vfs. bey vielen, denen er sein Buch bestimmte, werde erfüllt werden. Nur hätte der Ausdruck, um auch selbst Lesern aus den niedern Ständen durchaus verständlich zu seyn, hin und wieder noch etwas mehr Popularität, und einige Gebete und Formulare hätten noch etwas mehr Herzlichkeit und Wärme haben können.

Flensburg, b. Jäger: *Sonntags-Blatt für Wahrheitsfreunde.* 1797. 208 S. 8. (16 gr.)

Bey dem lobenswürdigen Eifer des Herausgebers dieser Wochenschrift (er unterschreibt sich im ersten Stücke *Greif*): wahre Aufklärung in seinem Wirkungskreise auszubreiten; bey seinem edeln Muthe, auch verjährte, und durch ihr Alter geheiligte religiöse Vorurtheile, wenn sie (wie z. B. der Wahn von gänzlicher Untüchtigkeit des Menschen zu allem Guten) der Sittlichkeit nachtheilig sind, mit den Waffen der Wahrheit zu bekämpfen; und bey dem sonstigen Werthe der hier gegebenen Belehrungen — übersehen wir ihm gern eine willkürlich gewählte Rechtschreibung, die wir nicht für die *rechte* erkennen können. Auch verzeihen wir ihm die — freylich in einigen Stücken auffallende Nachlässigkeit in Ansehung des Stils. Aber den Mangel an Uebereinstimmung in den Hauptgrundsätzen der Sittenlehre *mufs* er künftig vermeiden, sofern er durch wahre Aufklärung nützen will. Wenn in einem und demselben Buche die Tugend bald blofs als Mittel zur Glückseligkeit empfohlen; bald aber wieder (mit oft wörtlicher Benutzung der — von dem Herausgeber nicht genannten — *Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen*, von *Becker*) auf das Gesetz der Vervollkommnung Rücksicht genommen wird; dann wieder (mit oft wörlicher Benutzung der von dem Herausgeber nicht genannten *allgemeinen Religion*, von *Jakob*) die Grundsätze der kritischen Philosophie aufgestellt und nun diese verschiedenen Vorstellungsarten nicht mit einander verglichen, naher bestimmt und erläutert, allenfalls sich einander untergeordnet, sondern als gleich wahr neben einander aufgestellt werden; so kann unmöglich der Zweck einer lichten und gründlichen Belehrung auf diese Art, am wenigsten bey Lesern, für welche der Vf. das Sonntagsblatt zunächst schreibt, erreicht werden.

Pförten, b. Brückner: *Gedanken über die Reden Jesu*, nach dem Inhalt d. evangel. Geschichte von *Alex. Gottlieb Baumgarten*, Professor d. Philosophie zu Frankfurt a. d. Oder. Herausgegeben von *F. G. Scheltz*, Past. primar. zu Sommerfeld, und *A. B. Thiele*, Pastor zu Rathstock u. Hathenow bey Küstrin. *Erste Abtheilung.* 1796. 240 S. *Zweyte Abtheilung.* 1797. 247 S. 8.

Eine für unsere Zeiten völlig unbrauchbare Schrift. Die Herausgeber hätten besser für die Ehre des Mannes, dem eigentlich das Buch gehört, so wie auch für ihre eigene gesorgt, wenn sie mit demselben ganz zurückgeblieben wären. *A. G. Baumgarten* war ein zu guter Kopf, als dafs er heut zu Tage noch dergleichen Sachen, wie man hier liest, hätte behaupten sollen. In jenen Zeiten, da er lebte, war es freylich von ihm ganz consequent, dafs er sich zur bessern theologischen Partey, nämlich zur pietistischen, hielt. Jene Zeiten sind vorbey, und mit ihnen alles, was auf sie sich näher bezog. *Neumeister's* Predigten finden heut zu Tage so wenig Leser, als *Aug. Hermann Franken's* Schriften, und so hätten auch diese erbaulichen Gedanken über die Reden Jesu — denn weiter sind sie nichts — immer ungedruckt bleiben können. Die Vorrede zeigt übrigens noch auf andere Art die Anhänglichkeit der Herausgeber an das alte System; sie haben es hier vorzüglich mit Hn. *W. A. Teller* zu thun, und vertheidigen gegen ihn die kirchliche Dreyeinigkeitslehre.

Hamburg, b. Wörmer: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia und andere biblische Texte*, von *Rudolph Jänisch*, Past. an d. Hauptk. zu St. Cathar. und Scholarchen in Hamburg. Erster Jahrgang. 1797. 308 S. 8. (20 gr.)

Die Zuhörer des Vfs., welche er durch diese Entwürfe in den Stand setzt, die von ihm gehörten Predigten nochmals in einsamer Stille zu wiederholen,

 wer-

werden davon den vorzüglichsten Nutzen haben. Und für diese Zuhörer sind seine Entwürfe zunächst bestimmt. Doch sind einige derselben so reichhaltig an guten, gröfstentheils wohl geordneten, Gedanken, dass sie auch andere, die des Vfs. mündlichen Vortrag darüber nicht hören konnten, mit Nutzen lesen werden. Dass sie alle von vorzüglichen Werthe seyn sollten — welcher billige Richter könnte diese Foderung an einen Mann machen, welcher durch seine Lage genöthigt wird, in jeder Woche einen und oft mehrere Auszüge von Predigten drucken zu lassen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Dresden*, in d. Waltherschen Hofbuchh.: *Unterricht und praktische Anleitung zum Strassenbau.* 1798. 5 Bog. med. 8. (6 gr.) Die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes für die Commercien und für die Gewerbe überhaupt, und die bey aller Kürze so deutlichen Bestimmungen der hier vorgetragenen Grundsätze erhöhen den Werth dieser Schrift, welche durchaus einen Sachkundigen zeigt und glücklicher Weise zu einer Zeit erscheint, wo der Bau guter Landstrassen und deren Unterhaltung in verschiedenen deutschen Staaten mehr als ehemals, mit dem rühmlichsten Eifer, aber auch nicht selten mit großer Unkunde betrieben wird.

Nachdem der Vf. in der Einleitung die Schwierigkeiten, welche mit dem Strassenbaue mehr als mit allen übrigen Arten der Civilbaue verknüpft sind, aufgezählt, und die Haupterfodernisse zu jenem Baue festgesetzt hat, sucht er seine Anweisung über das dabey in allen Theilen zu beobachtende Verfahren unter 29 Absätze zusammen zu fassen. Die ersten fünf hievon betreffen die nöthigen vorbereitenden Anstalten, nämlich die allgemeine Besichtigung der Gegend, wo die Strasse an- oder hinverlegt werden soll, die Aussteckung der Strasse, die Verpfählung und Vorbereitung zum Auftreiben und Planiren, die Ausmessung und die vorgängige Wegschaffung der dem vorhabenden Baue hinderlichen Gewässer und Moraste etc. Von dem Baue selbst enthalten die folgenden 11 Absätze genaue Belehrungen über das Planiren auf dem Grunde der Strasse, über die Böschung eines Erdbaues, über das Auftreiben einer Strasse, über die Planie (erste Wölbung), über die Seitengraben, über die Abzugsgraben und die Graben überhaupt, über die zum Strassenbaue schicklichen Materialien, z. B. Steine, Kies, Sand und Holz. Hiernächst wird in 6 Absätzen von dem Unterschiede der Strassen in Rücksicht auf die Materialien, womit sie erbauet werden, von der Anlegung und dem Baue der Heer-, Commercial- und Poststrassen, deren Breite, Krümmen, Wendungen, Zusammenstoss und Durchkreuzungen insonderheit, von der Structur der Chausseen von zerschlagenen Steinen, der gepflasterten Strassen und Steindamme, der mit Kiese vorgerichteten Damme und Strassen und der Sanddamme gehandelt. Sodann folgen in 3 Absätzen besondere Vorschriften über die Aussteckung und Anordnung der Strassen an Bergen und in holen Wegen, über die Verbreitung alter schmaler Dämme und deren Verbindung mit neuen Dammen und über die vorzurichtenden Schleusen und Brücken: worauf in den letzten 4 Absätzen von der Unterhaltung der Chausseen, der gepflasterten Kies- und Sandstrassendamme, von den Mitteln, wodurch alte ungebauete Strassen in einen erträglichen Zustand gesetzt werden können, von dem bey dem Strassenbaue üblichen Maasse und vom Verdingen und den zur Beförderung der Erdarbeit dienlichen Vortheilen gehandelt wird.

Ueber alles, was zu einem tüchtigen und dauerhaften Strassenbaue, in Absicht der Anlage, Ausführung und Aufsicht überhaupt und in jedem einzelnen Theile, erfoderlich ist, finden hier diejenigen, die mit diesen Angelegenheiten zu thun haben, deutliche und nützliche Belehrungen. Besonders ist dasjenige genau bestimmt, worauf es bey der ersten Grundlage bey den Grabenziehungen, Brücken und Schleusen, und bey den herbeyzuschaffenden Materialien, nach ihrer Menge, Tauglichkeit und Anwendung, hauptsächlich ankommt. Gegen manche Lehrsätze muss indess Rec. Einwendungen machen. Dahin gehört die Anweisung (S. 14.), dass der Rand zwischen der Böschung der Strasse und dem Seitengraben, nach der Beschaffenheit des guten oder schlechten Bodens, 12 *Zoll* und mehr breit seyn soll, dies ist eine viel zu unbestimmte Angabe, auch diese Breite *in jedem Falle* viel zu gering. Ein so schmaler Rand würde, zum gröfsten Nachtheile der Dauerhaftigkeit der Strasse, sehr bald vom Regenwasser in den Seitengraben herabgespühlt und besonders von den über die Strasse getriebenen Viehheerden niedergetreten werden. Allemal ist es daher nöthig, diesem Rande auf einem lockern sandigen Boden eine Breite von 4 bis 5 Fuss, auf einem festern Boden aber von 3 bis 4 Fuss zu geben, wodurch die Haltbarkeit der Strasse verstärkt, und zugleich den Fussgängern der nöthige Platz verschafft wird, auf dem sie den Spannwerken auf der Strasse ausweichen, und ihre Wanderschaft ungehindert fortsetzen können. Eben so wenig kann Rec. die Besetzung der Damme an den Seitengraben *mit dichten Weiden* (S. 19.) für rathsam erkennen. Hiedurch soll nämlich der heftige Stoss des abzuleitenden Wassers gegen die Seitenwände des Grabens gehemmt und das Unterwühlen dieser Wände verhütet werden. Dies bewirken freylich die in den Graben hineingedrungenen Wurzeln jener Bäume, aber damit ist zugleich das baldige Verschlammen des Grabens, das Aufwühlen seiner Sohle, Vertiefungen darin, und daher eine schädliche Hemmung des Abflusses verbunden. Auch würden diese Bäume der (S. 63.) richtig gegebenen allgemeinen Regel gänzlich entgegen seyn, nach welcher alle Bäume und Sträuche in der Nähe der Strassen weggeschafft werden müssen, weil sie das Abtrocknen derselben durch ihren Schatten und den gehemmten freyen Durchzug der Luft verhindern. Da die Eisenschlacken, nach der richtigen Bemerkung (S. 63.) *weder faulen, noch vom Wasser* (noch von Luft) *aufgelöset werden*; so können sie auch nie, wie doch ebendaselbst behauptet wird, sich in Schlamm verwandeln, und geben allerdings, selbst alsdann noch, wenn sie vom Fuhrwerke zermalmet sind, den Strassen eine feste Bedeckung: wovon häufige Beweise am Unterharze vorhanden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Longman: *Biographical, Litterary and political Anecdotes of several of the most eminent Persons of the present age never before printed.* 1797. Vol. I. 408. Vol. II. 373. Vol. III. 410 S. 8. (9 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieser Anekdoten dürfte ausser England nicht viel Leser finden, und auch dort wohl wenige, diejenigen ausgenommen, welche durch das Versprechen des Titels getäuscht werden, hier ungedruckte Anekdoten von den angesehensten Personen unsers Zeitalters zu erwarten. Ausser einzelnen Briefen der hier auftretenden Personen, die wir als ungedruckt annehmen wollen, ob sie gleich wohl in dem zahllosen Schwall politischer Flugschriften und Blätter vorhanden seyn können: (ein grosser Theil der *scarce tracts* in Franklins Anekdoten ist es wirklich, wie wir unten zeigen werden:) sind die meisten hier ohne Plan zusammen geraffsten Nachrichten, aus Parlements-Debatten, längst vergessenen Pamphlets und Zeitungsaufsätzen gezogen, auch wohl mit Stellen aus Junius Briefen, und andern allgemein bekannten Schriften aufgestutzt. Angesehene und wirklich berühmte Personen wie der Herzog von Grafton, Sir Horaz Walpole, Lord Mansfield, Graf Temple, der Minister Grenville, Lord G. Germain, Benj. Franklin werden hier zwar vorgestellt, wie sie in besondern Verhältnissen handeln, oder ihre Plane auszuführen suchten; aber neues Licht weiss der Vf. nicht auf ihren Charakter zu werfen; das allgemeine Urtheil wird hier nur durch willkürlich ausgehobene Documente bestätigt, von denen viele ihres geringfügigen Inhalts wegen die Ehre der Wiedererweckung nicht verdienen, und häufig die auffallendste Parteylichkeit zur Schau tragen. Andere in diesen Anekdoten auftretende Britten waren, wie Dr. Butler, Serjeant Adair, Sir Grey Cooper, der Bischof von Ossory, Sir James Caldwell und andere, wegen ihrer Stellen, und nähern oder entferntern Verbindung mit den Ministern und Führern der Staatsparteyen weiland allen Zeitungslesern bekannt. Allein oft weiss der Vf. von ihnen nichts weiter zu berichten, als dass sie an verschiedenen ehemals gelesenen Pamphlets Antheil hatten. In Schriften dieser Art ist der Vf. sehr belesen; allein anstatt die Handlungen seiner Helden aus einzelnen Zügen der für oder wider sie gedruckten Flugschriften aufzuklären, rückt er diese lieber ganz ein, oder entlehnt daraus so lange Auszüge, dass der Leser am Ende vergisst, zu welchem Zwecke sie wiederholt sind. So werden in den von den Lords Mansfield und Camden mehrere unbedeutende Processe oder Differenzen zwischen ihnen und den andern Oberrichtern, bey Zeugenverhören und Entscheidungen seitenlang ausgehoben. Eigentlich ist es dem Vf. nur darum zu thun, längst vergessene Aufsätze gegen das Brittische Ministerium, und die so oft wiederholten Klagen und Beschwerden der Oppositionspartey wieder im Umlauf zu bringen. Daher beschäftigt er sich vorzüglich zu zeigen, welche Flugschriften diesem oder jenem berühmten Namen gehörten. Oder haben Minister an solchen Federkriegen Theil genommen, so liefert er Auszüge aus den gegen ihre Person, Grundsätze und Handlungen verbreiteten Broschüren, zeigt, wie sie dergleichen Angriffe selbst zu widerlegen suchten, oder andere vermochten, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Wir haben bereits die meisten hier behandelten Personen namhaft gemacht, ausser diesen hat der Vf. auch einiges über Hn. *Wedgwood*, die Hrn. *Burkes*, von denen der verstorbene *Edmund* der berühmteste war, und Hr. *Knox*, ehemaligen Secretair bey Lord Germaine, erfahren. Am längsten haben ihn Lord *Mansfield* und Hn. *Franklin* beschäftigt, daher die Nachrichten von beiden den grösten Theil des Werks ausmachen. Doch nicht immer schränkt sich der Vf. auf einzelne berühmte Personen ein. Im ersten Bande sind auch Bemerkungen über andere Gegenstände notirt, wie die Debatten im Irländischen Parlement 1768, um die Sitzungen desselben auf sieben Jahre abzukürzen, oder die Beurtheilung der trefflichen *Memoires of Greatbritain and Ireland* des Hn. Dalrymple. So wenig die Veranlassung jener Irländischen Debatten, wodurch die Gestalt des Parlaments in Dublin verändert ward, als die Folgen dieses Vorgangs werden darstellend auseinander gesetzt. Das ganze Geschäft ist, wie alle hier vorkommende Artikel, sehr einseitig dargestellt, der Gegenstand keinesweges erschöpft, und statt aller Aufschlüsse erfolgen Stellen aus Foxe's Parlamentsreden, und Verunglimfungen des Brittischen Ministeriums. Doch beyläufig enthält dieser Aufsatz einige nicht bekannte Anekdoten über die geheime Geschichte der Union Schottlands mit England, welche wir bey keinem Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Begebenheit gefunden haben. Nach der gewöhnlichen Meynung erhielt zwar der Graf von Glasgow von der Englischen Regierung 20,000 L., um die Häupter der Gegenpartey für die Vereinigung mit England zu gewinnen, dass er dazu aber nicht mehr, als 8000 L.

brauchte. Hier hingegen wird gezeigt, dafs die ganze Summe bey diesen Unterhandlungen aufgegangen, dafs der Herzog von Queensberry, als Königlicher Commiffarius davon allein 12,325 L. erhalten haben, und wie viel unter die übrigen vertheilt worden. Der Antheil der Grafen von Balcarris und Roxburgh war 500 L., des Herzogs von Montrofe 200, der Lords Forfer, Frazer, Forbes etc. für jeden 100 L. und der Burgermeifter von Wigtoun arbeiteten für 25 L. zum Beften der Union.

Lefer, die ein neues Buch nicht mit grofsen Erwartungen und Anfprüchen in die Hand nehmen, und nicht ermüden, wenn ihnen auch die Hälfte oder der gröfste Theil einer dem Titel nach anziehenden Schrift weder Unterhaltung noch Unterricht gewährt, werden ftellenweife ihren Zeitverluft auf ähnliche Art belohnt finden. Z. B. die Briefe, welche Hr. Hutchinfon, Gouverneur von Maffachufets, 1768 über die Stimmung und Grundfätze der Amerikaner nach England fchrieb, die hernach in die Hände des Dr. Franklin kamen, und in Amerika fo viele Bewegungen erregten, waren an Hn. Whateley, Secretair von Lord Grenville, nach unfern Vf. gerichtet. Nach deffen Tode kamen fie 1773 in fremde Hände, und auf diefe Art erhielt fie Hr. Franklin, der fie nachher in Bofton drucken liefs. Lord Germaine wird wegen feines Verhaltens bey der Schlacht bey Minden in Schutz genommen. Der Herzog Ferdinand, heifst es hier, war fchon vorher mit ihm zerfallen, weil Lord Sackville fich der Raubfucht des Oberbefehlshabers widerfetzt hatte. Diefe ungereimte Befchuldigung und mehr dergleichen jeden Unparteyifchen empörende Schmähungen und Ausfälle in den übrigen Auffätzen, wie gegen den Grafen Brühl in London, möchten dem Vf. fchwer zu erweifen feyn. Von gleicher Befchaffenheit ift fein Urtheil über Dalrymple's mit Recht allgemein gefchätzte Memoiren über Grofsbrittannien und Irland. Die dem Werk angehängten Quellen und Beweife werden für untergefchoben erklart. Lord Mansfield foll bey der Ausarbeitung hülfreiche Hand geleiftet haben. Die handfchriftlichen Nachrichten, welche Hr. D. zu feiner Gefchichte vom Bureau der auswärtigen Angelegenheiten in Paris erhielt, find unächt; fonft würden fie Carte und Hume, die Zutritt zu eben diefem Archive hatten, wohl benutzt haben. Bey dem ganzen Werk liegt eine politifche Abficht zum Grunde, dies glauben wir gerne, fo feicht oder feindfelig wir auch feine Einwürfe gegen Dalrymple's Glaubwürdigkeit halten. Er wollte durch Beyfpiele voriger Zeiten die Bewegungsgründe und Abfichten der fogenannten Volksfreunde und Freyheitsprediger zeigen, und dafs fie unter dem Vorwande das Befte der Nation zu bewirken, nur für ihr eignes forgten.

Wir haben fchon vorher bemerkt, dafs der Artikel über Dr. Franklin einer der ausführlichften diefer Sammlung ift; wir müffen aber noch hinzufetzen, auch einer der belehrendften. Freylich ift ein beträchtlicher Theil der hier als ungedruckt eingefchalteten Papiere längft in *Franklin's Political Mifcellaneous Pieces. Lond.* 1779. Oct. erfchienen. Aber andere hier gefammelte Nachrichten verdienen unfers Bedünkens mit Recht die Ueberfchrift *never before printed.* Sie betreffen vorzüglich die gleich 1763 in England entworfene Errichtung neuer Gouvernements in den damals noch unbebauten weftlichen Ländern von Nordamerika, Hn. Franklin's Plan, in Gefellfchaft anderer die Länder am Ohio, oder wo gegenwärtig Kentucky liegt, als eine neue Provinz zu bevölkern, und aus welchen Gründen das Brittifche Handelscollegium *(Board of trade and plantations)* dergleichen neue Anlagen, als fchädlich für Grofsbrittannien und deffen ältere Colonien betrachtet.

Nachdem Canada vom Franzöfifchen Hofe an England abgetreten war, entwarf das Londner Minifterium mancherley Plane diefe ungeheuern Wüfteneyen zu benutzen. Lord Hillsboroug wollte eine Grenzlinie von Hudfonflufs bis zum Miffifippi ziehen, um die Länder der Colonien von den Jagdplätzen der Wilden zu fcheiden. Späterhin wollte die Krone drey neue Gouvernements in diefen Wildniffen errichten, eins bey Detroit zwifchen dem Huron und Erinfee, das andere im Lande der Illinois, und das dritte am Ohio; fie kamen aber nicht zu Stande, weil man Händel mit den Wilden befürchtete, oder das Locale nicht gehörig kannte. Unterdeffen liefsen fich viele Bewohner der füdlichen Colonien damals fchon in den fruchtbaren Gegenden jenfeits der Alleghannygebirge nieder, und Penfylvanien hatte durch ähnliche Auswanderungen, in diefen von den Wilden erhandelten Wüften einen neuen Diftrict die Graffchaft Bedford erhalten. Doctor Franklin nebft einigen angefehenen Häufern in London wollten 1770 auf ähnliche Art eine neue Colonie am Ohioflufs gründen. Dies ward ihnen unter andern aus folgenden Urfachen vom Handelscollegium abgefchlagen. Diefer Diftrict läge fo weit landeinwärts, um allen Handel mit Grofsbrittannien unmöglich zu machen. Dadurch würden die brittifchen Fifchereyen nicht befördert, und wenn jene Gegend auch Schiffholz lieferte, könnte dies doch wegen der Entfernung nicht bis zur Seeküfte gebracht werden. Aus Mangel an Handelswaaren würden die Einwohner Manufacturen zum Nachtheil der Brittifchen anlegen, und fich gar von Grofsbrittannien unabhängig machen. Dergleichen fchwache von einem Brittifchen Departement kaum zu erwartende Gründe, werden hier von Hn. *Fr.* fehr bündig widerlegt, und er zeigt in einen befondern Pamphlet, von dem nur fünf Exemplare vertheilt feyn follen, dafs der Bericht des Handelscollegiums gegen alle Gefchichte, und das bisherige Verfahren in den Pflanzftädten ftreite.

Der dritte Band enthält die verfchiedenen Zeitungsauffätze und fliegenden Blätter, auf welche der Vf. fich in den Anekdoten zuweilen beruft. Es find in allen achtzehn von fehr verfchiedenem Inhalt. Einige befchreiben Duelle, die Lord Germaine und

und andere mit ihren Antagoniſten fochten; andere lobpreiſen oder tadeln die Handlungen der in den vorigen Bänden aufgeführten Perſonen, oder behandeln politiſche Gegenſtände. Wunder nimmt es uns, daſs der Vf. nur einen Anhang ſtatt einer Reihe von Bänden drucken laſſen. An Stoff konnte es ihm bey der unendlichen Menge ähnlicher Flugſchriften nicht fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Feliſch: *Teufel Asmodi Hinkebein und ſein Befreyer in England. Eine Fortſetzung des lahmen Teufels von le Sage. Nach dem Engliſchen. Erſter Theil.* 1793. 319 S. *Zweyter Theil.* 1793. 339 S. 8.

Man erinnere ſich aus des *le Sage diable boiteux*, daſs Cleofas von ſeinem aus den Banden eines Zauberers befreyten, hölliſchen Freunde, mit der geheimen Geſchichte Madrids bekannt gemacht wird, daſs dieſer ihm eine liebenswürdige Gattin verſchafft, aber hierauf von dem Zauberer durch unwiderſtehliche Beſchwörungen in ſein Gefängniſs zurückgebannt wird. Cleofas befreyt ihn, ſo dichtet unſer Vf., noch einmal und auf immer aus ſeinem glaſernen Kerker, und als nach einer neunjährigen Verbindung der Tod dem erſten ſeine Seraphine raubt, machen die beiden Freunde, zur Zerſtreuung des Witwers, eine Reiſe nach England, wo nun Asmodi den Spanier eben ſo mit den Scenen von London bekannt macht, wie dies vorher mit der Hauptſtadt ſeines Vaterlands der Fall war.

Dies iſt die Idee, welche dieſer Fortſetzung zum Grunde liegt: ſie erſchien in Verbindung mit einer neuen Ueberſetzung des *diable boiteux* im Jahre 1790 unter dem Titel: *the devil upon two ſticks* (keineswegs führt bloſs die Fortſetzung dieſen Titel, wie der Ueberſetzer ſagt.) Die Art der Reiſe durch die Hauptſtadt, und der Mittheilung der verſchiedenen Scenen, ſo wie überhaupt die Manier des Ganzen iſt vollkommen ſo, wie in dem franzöſiſchen Producte! Aber ſie ſteht dieſem nicht bloſs weil der Plan geborgt iſt, ſondern auch in Neuheit und Intereſſe der einzelnen Bemerkungen und Anekdoten allerdings merklich nach. Es ſcheint hier weniger eigene Beobachtung, als Sammlung mehrerer Sittengemälde von andern Pinſeln, mehrerer einzelner Charakterzüge und Anekdoten, zum Grunde zu liegen: ſo möchten ſelbſt die bekannten Hogarthiſchen Karrikaturen hier und da Ideen zu des Vf. Schilderungen gegeben haben. Das Kabinet des Anatomikers iſt einem ältern Kabinet von phyſiologiſchen und pſychologiſchen Merkwürdigkeiten auffallend ähnlich, deſſen Beſchreibung dem Rec. noch ſehr beſtimmt — wenn er nicht irrt, aus dem Spectator — vorſchwebt. Allein die witzigen Anſpielungen, die in dem ältern Aufſatze vorkommen, ſind hier ungleich ſparſamer, und werden nur in den erſten Beyſpielen verfolgt, nach welchen der bald erſchöpfte Vf. ſehr dürre Charakterſchilderungen der vormaligen Beſitzer der hier aufbewahrten anatomiſchen Theile auftreten läſst, welche bis zur ermüdenden Ueberfülle angewachſen ſind. Von den ſonſt eingeſchalteten Geſchichten iſt die zurückgekehrte Tugend, der Ritter Altamont, die Frau von Beſançon, u. a. nur zu bekannt und eben ſo ſind es mehrere eingewebte einzelne Anekdoten und Charakterzüge, z. B. die Schule der Beutelſchneider und der Unterricht, den ſie daſelbſt an einer aufgehängten Puppe erhalten, die Betrügereyen der Schleichhändler, die ſie durch vorgebliche Begräbniſſe, durch Vermummung eines Spitzhunds mit einem Budelfell u. ſ. w. ausüben. Auſser dieſen aufgewärmten Ingredienzien ſtöſst man auch oft auf Bemerkungen und Scenen, denen es ganz an Individualität und Localität fehlt, und die eben ſo gut in jede andere groſse, ja ſelbſt in manche kleine Stadt Europens verſetzt werden könnten, als eben nach London. Wenn nicht der Vf. bey ihnen auf wirkliche Vorfälle und Perſonen hinblickte, und letztern eine Schmeicheley ſagen, oder ihnen etwas anhaben wollte, ſo ſieht man nicht, warum man ſie gerade hier findet: mehrere Beyſpiele hiervon giebt die Streiferey durch die Weſtminſterabtey. — Ueber den Gehalt der Ueberſetzung, als ſolche betrachtet, können wir in Ermangelung des Originals nicht urtheilen. Doch finden wir Stellen, welche offenbar, wie auch der Titel ſchon andeutet, eine freyere Behandlung verrathen: ſo unter andern einige Anſpielungen, die allein für Deutſchland intereſſant und verſtändlich ſind, z. B. auf Kotzebue's Flucht nach Paris. Ganz untadelhaft iſt der deutſche Stil nicht: viele Schwerfälligkeiten und Steifheiten ſcheinen aus dem Engliſchen übergetragen zu ſeyn.

Aller unſerer Ausſtellungen ohnerachtet, läſst ſich jedoch dieſes, dem gröſsten Theile nach, wahre Sittengemälde, das nicht ungefällig an andere ähnliche Nachrichten erinnert, noch mit unendlich mehr befriedigender Unterhaltung leſen, als viele bloſs von dürftiger Erfindungsgabe erzeugte Romane und ähnliche Dichtungen.

Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Der graue Engel*, eine orientaliſche Erzählung von *J. F. Arnold.* 1798. 224 S. 8.

Der Vf. dieſer Erzählung wünſcht belehrende Winke von ſeinem Recenſenten; der einzige aber, den wir ihm mit gutem Gewiſſen geben können, iſt, daſs er aller Art von Schriftſtellerey entſage, wozu man Gefühl für Schönheit und ſittliche Würde, Einbildungskraft und Geſchmack, Kenntniſs der Sprache und Beurtheilungskraft bedarf. Vielleicht glaubte er pathetiſch zu ſeyn, wenn er den Schach von Perſien S. 25. ſagen läſst: „Aſſad muſs fallen — ſonſt ſteht mein Thron nicht ſicher — *ſeine Leiche ſtütze ihn* — da er mir lebend *meine Himmel unterminiren* könnte; (wenn man den Himmel *untergräbt*, ſo wird man wohl in Schachte *hinaufſliegen* müſſen;)

 oder

oder prächtig, wenn er S. 28. die Wege in Nadirs Gärten mit *Perlenmuscheln* pflastert: oder philosophisch, wenn er S. 30. versichert, Nadirs Leben sey ein immerwährender Taumel *aus einer Sinnlichkeit in die andere* gewesen; oder geistreich, wenn er die *Thoren* nennt, (S. 6.) die nichts *hoheres* kennen als Diadem und *Thronstufen*; (aber diese Unglücklichen sind nicht Thoren sondern Blinde, die über den Thronstufen den Thron selbst nicht sehn.) oder gelehrt und launig, wenn er S. 61. sagt: Fatime wurde von *Zenith* bis zum *Nadir* gemustert, recensirt, kritisirt, defendirt, carpirt und mit *wenig* Worten so bediscurrirt (sic) — oder endlich erhaben, wenn er S. 80. den Schach die Natur abschwören läfst:" Hier verfluche ich sie und alle ihre Bande an Menschheit und Blut — sie soll mir fremd seyn, wie feindliche Soldaten dem gereizten Elephanten. — Alle ihre Himmel, will ich mit der Rache feuersprühender Fackeln verbrennen und Wuth auf die Menschheit hageln lassen, wie Wetterleuchten. — Ich will sie zernagen mit Königsschlangenzahne! — „Der Vf. schreibt (S. 6.)" im Geiste glaubte er sich *ein* Gott. S. 8. Zittre! *wofür? Für* dein Drohen. S. 26. Der will *mir iernen* u. d. gl. Was wohl S. 55. eine *Kutschhahn Gnade* seyn mag?

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien und Prag*, b. v. Schönfeld: *Wiederauflebungs-Geschichten von Scheintodten und lebendig begrabenen Menschen. Gesammelt und zur Warnung aufgestellt von einem Freunde der Menschheit.* 1798. 108 S. 8. (6 gr.) Die Absicht, welche der ungenannte Vf. bey der Herausgabe dieser Schrift gehabt zu haben versichert, ist gut und lobenswürdig. Sie besteht darin, auf die in unseren Zeiten und vorzüglich durch Hn. Hfr. *Hufeland* laut zur Sprache gebrachte Gefahr, in die eine zu frühzeitige und unvorsichtige Beerdigung stürzen kann, von neuem aufmerksam zu machen und die Möglichkeit des Lebendigbegrabens durch Thatsachen zu erweisen. In der Einleitung handelt er vom Scheintode, von der Trüglichkeit der gewöhnlichen Kennzeichen des Todes und von der Behandlung der Leichen. Er warnt mit Recht vor dem, leider fast allenthalben üblichen, Verfahren, den Sterbenden die Küssen wegzuziehen, die Leichen geschwind aus dem Betten in die Kälte zu bringen, sie einzusperren, zu binden etc. verwirft das Stillstehen des Pulses und Athemhohlens, die Bläße, Kälte und Erstarrung als sichere Zeichen des Todes, läfst, als das einzige gewisse Merkmal desselben allein den Eintritt der Faulnifs gelten, und redet mit vieler Wärme den zweckmässigen Vorschlägen und Anstalten das Wort, durch welche sich *Hufeland* ein so grosses Verdienst um die Menschheit erworben hat. „Nur dem Leichtsinne, sagt er, der Unwissenheit und Gefühllosigkeit können solche Anstalten überflüssig und unwichtig dünken, indess sie der verständige Menschenfreund nach ihrem ganzen grossen Gehalte schätzt und ihren Urhebern und der Vorsehung dafür dankt." Eben der verständige und beobachtende Menschenfreund muss sich aber auch wundern, dass an so vielen Orten noch so viel Gleichgültigkeit gegen diese wichtige Angelegenheit herrscht, und dass, so gerechten Beyfall jene Vorschläge gefunden haben, doch an den meisten Orten die Veranstaltungen zur Realisirung derselben noch immer unter die frommen Wünsche gehören. Von den fünf und zwanzig hier erzählten Wiederauflebungsgeschichten sind mehrere schon aus *Bruhier's*, *Hufeland's* und anderen Schriften bekannt. Es würde einigen derselben mehr Glaubwürdigkeit dadurch zugewachsen seyn, wenn wenigstens die Namen der Oerter, wo sie sich zugetragen haben sollen, förmlich genannt und nicht blofs mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet worden wären. Man kann sie zum Theil nicht ohne Schaudern lesen. Wir wollen ein paar derselben im Auszuge mittheilen: Als das Kloster zu C. aufgehoben, zu weltlichem Gebrauch verwendet und zu diesem Ende überbauet wurde, fand man am Ende des weitläuftigen Gebäudes, da, wo kein Geschäft jemanden hinzog, zwischen verfallenen Kellern ein tiefliegendes, mit starken Thüren und Gittern verwahrtes Gewölbe, welches man die Todtenkammer nannte, und, der einstimmigen Aussage der Einwohner des Städtchens nach, in vorigen Zeiten, aber nicht mehr in den letzten Jahrzehenden, dazu gedient hatte, die Leichen der Mönche bis zu den Begräbnifstagen aufzubehalten. Als einer der Anwesenden dies Gewölbe, in welchem nichts, als einige hölzerne Gestelle mit Leichentüchern, etliche Crucifixe und alte Lampengefässe zu finden war, näher untersuchte, fand er zufällig an einer Wand folgende vermuthlich mit einem Stück Glas, von einer zerbrochenen Lampe, deren mehrere am Boden lagen, undeutlich in den Kalk gekratzte Inschrift: *Domine, miserere mei! A viventibus derelictus, in manus Tuas commendo spiritum meum! Fractae sunt vires meae! Clamans non audior. Fame morior. Creator, audi me! Tertius jam labitur dies! Vae mihi morienti!* 1735. — — Auf landesherrlichen Befehl musste man in P... alle noch vorhandene Todtengrüfte an den Kirchen ausräumen und auf immer verschliessen. Als man mit dieser Arbeit in einem der dasigen Gewölbe beschäftigt war, fand man unter mehrern Sargen einen neuen, dessen Deckel abgeworfen war, und über welchen ein auseinandergewickeltes Leichentuch hieng. Da der Sarg bey näherer Untersuchung leer angetroffen ward, man sich nicht erklären konnte, wo der Leichnam geblieben seyn könne, und zu diesem Ende das Gewölbe überall durchsuchte, so stiess man im Hintergrunde desselben auf ein Gerippe, welches man an einigen noch daran befindlichen Merkmalen für die Ueberreste des Leichnams erkannte, den man im Sarge vermisste. Noch war hier und da ausgetrocknetes Fleisch an dem Gerippe, woran sich deutliche Spuren zeigten, wie der Lebendig begrabene mit den Zähnen daran genagt hatte. Die Todtenkleidung war überall zerrissen. — Wer wird nicht bey der Vorstellung des schrecklichen Schicksals solcher Unglücklichen zurückbeben, wer nicht allgemeine Veranstaltungen wünschen, die ein solches Unglück, das bejammernswürdigste, welches Menschen begegnen kann — unmöglich machen, wer nicht die Stifter und Beförderer derselben preisen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Grieshammer: *Die kurfürstlich-sächsischen Decisiones vom Jahre* 1746. Nebst umständlichen, zu Erkennung deren wahren Sinnes und Einflusses in rechtliche Entscheidungen nöthigen Erläuterungen. Von D. *Heinrich Gottfried Bauer,* der Juristenfacultät in Leipzig Ordinario und kurfürstl. sächsischem Appellationsrathe. *Zweyter Theil.* 1798. 291 S. 8.

In diesem Bande sind, so wie in dem ersten, wieder zwanzig Decisionen commentirt. An Stoff zu Entwickelung sehr interessanter, besonders praktisch-wichtiger Rechtslehren fehlte es hier nicht, wie man sogleich aus den Ueberschriften der erläuterten Decisionen abnehmen kann. Z. B. Dec. XX. *Wie weit bey Pachtcontracten der Verpachter den casum fortuitum, wenn deswegen im Contracte nichts bedungen worden, mit übertragen müsse?* Dec. XXI. *Auf wie lange ein Miethcontract tacite für renovirt zu achten?* Dec. XXIX. *Ob ein Vater seine Tochter, wenn er es nicht versprochen, auszustatten schuldig?* Dec. XXXIV. *Ob die Ehescheidung wegen eines eingestandenen, aber nicht vollbrachten Ehebruchs statt habe?* Dec. XXXII. *Ob wegen versprochener Ehe der Eid deferirt werden könne?* u. s. w. Der Vf. hat auch, wie es sich von ihm nicht anders erwarten läst, diesen Stoff auf eine, vorzüglich für den Geschäftsmann brauchbare Weise, gut bearbeitet; jedoch findet man auch in diesem Theile wieder überall nur compendiarische Kürze; die neueste Literatur, vorzüglich kleinere Schriften, sind nicht benutzt, und Einkleidung und Sprache weder gefällig, noch richtig. Für den sächsischen Juristen ist daher das Werk, zur schnellen Uebersicht, immer sehr brauchbar; über die abgehandelten Rechtslehren selbst aber ist durch diese Bearbeitung kein neues Licht verbreitet.

Leipzig, b. Göschen: *Ueber die Secularisation deutscher geistlicher Reichsländer,* in Rücksicht auf Geschichte und Staatsrecht; von Dr. *Ch. E. Weisse.* 1798. 196 S. 8. (18 gr.)

Der schon durch andere brauchbare historische und staatsrechtliche Schriften bekannte Vf. beleuchtet in gegenwärtiger Abhandlung einen der wichtigsten Gegenstände unserer Tage, welchen die französische Revolution herbeygeführt hat, über dessen Rechtmäsigkeit sowohl, als über dessen politischen Nutzen und den daraus für die ganze deutsche Reichsverfassung entspringenden Folgen, die Meynungen so sehr getheilt sind. Er hat es, unter andern darüber neuerlich herausgekommenen Schriften, hauptsächlich mit folgenden zu thun: 1) *Ueber den Werth und die Vorzüge der geistlichen Staaten in Deutschland,* von C. M. Fabricius. Frankf. u. Leipz. 1797. 8. 2) *Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisation der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands in rechtlicher und politischer Hinsicht.* Altona u. Hamb. 1797. 8. 3) *Ueber die geistlichen Staaten in Deutschland, die vorgebliche Nothwendigkeit ihrer Secularisation.* Deutschl. 1798. 8., welche insgesammt gegen das neue Secularisationsproject gerichtet sind, und wovon die letzte die Verfassung der geistlichen Staaten am meisten in Schutz nimmt.

Die Abhandlung zerfällt in *zwey Abschnitte;* wovon der *erste* die *Geschichte der Secularisationen* deutscher geistlicher Reichsländer darstellt, der *zweyte* die *rechtlichen Grundsätze* in Ansehung derselben, bestimmt. Die Geschichte ist mit vieler Mühsamkeit und Vollständigkeit bearbeitet. Der Vf. berührt in der *ersten Periode* bis zu den Zeiten der Reformation, alle auch nur entfernte Versuche, welche theils schon von den fränkischen Königen aus den Merowingischen und Carolingischen Stämmen, theils von nachherigen deutschen Kaisern *Heinrich* V., *Otto* IV., *Friedrich* II. und *Sigismund* gemacht seyn sollen, um die Güter der Geistlichkeit zu vermindern und zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Die *zweyte* Geschichtsperiode umfasst natürlicherweise die Zeiten der *Reformation* und die *dritte* den *westphälischen* Frieden bis auf unsere Zeiten. Diese ist, nach Rec. Dafürhalten, etwas zu weitläufig gerathen. Sie nimmt beynahe die Hälfte der ganzen Abhandlung hinweg, und enthält eine allzu detaillirte Darstellung der westphälischen Friedenshandlungen über diesen Gegenstand, welche in mehreren andern Schriften anzutreffen sind, und bey der gegenwärtigen Untersuchung kein sonderliches Interesse gewähren. Wenigstens hätten die Auszüge aus Meiern W. Friedenshandl. und aus dem Friedensinstrumente selbst, theils ganz wegbleiben, theils sehr abgekürzt werden können. Seit dem W. Fr. bis zu dem letzten unglücklichen französ. Krieg ist nur noch einmal ein Secularisationsproject laut zur Sprache gekommen. Dies geschah unter der Regierung Kaiser *Carls* VII., dessen Gesandter zu London den Antrag that, zur Schlichtung der östreichischen Erbfolgestreitigkeiten eine Secularisation verschiedener Reichsstifter, nämlich:

lich: *Salzburg, Paſſau, Regensburg, Freyſingen, Eichſtädt, Augsburg, Würzburg* und *Bamberg* vorzunehmen, welches aber wegen des Widerſpruchs von Seiten des Wiener Hofes keinen Erfolg hatte." Die zu Raſtadt vorgeſchlagene Entſchädigungs-Seculariſation iſt, (wie der Vf. ſehr richtig bemerkt) weit mehreren Schwierigkeiten unterworfen, als jene, welche der W. Fr. bewirkte. Denn damals waren die meiſten darunter begriffenen Stifter ſchon in proteſtantiſchen Händen, und viele wurden zum Beſten derjenigen Fürſten ſeculariſirt, die ſie vorher, entweder mit Recht, oder mit Gewalt, inne hatten. Eine neue Schwierigkeit liegt auch darin, daſs einige Stifter nicht ſeculariſirt, ſondern zur Entſchädigung anderer geiſtlichen Fürſten gebraucht werden ſollen, welche aber der Vf. übergeht, weil ſie auſser den Grenzen ſeiner Abhandlung liegt.

Der *zweyte Abſchnitt*, welcher ohnſtreitig der wichtigſte iſt, betrifft die *rechtlichen Grundſätze* bey ſolchen Seculariſationen. Die Quelle derſelben ſucht der Vf. in den Vorſchriften des allgemeinen Staatsrechts und in der Natur der Sache. *Rechtmaſsig* könne eine Seculariſation nur dann ſeyn, wenn die Aufopferung wohlerworbener Rechte zur Erhaltung des Ganzen nothwendig werde. Gegen dieſe Regel läſst ſich nichts einwenden; aber der Streitpunct beruht darin: wenn eigentlich jener Fall der Nothwendigkeit eintrete? — Die neuen Gegner der Seculariſationen beſtreiten beſonders die Rechtmäſsigkeit derſelben, wenn ſie in der Abſicht geſchehen, andere weltliche Reichsſtände, deren Länder dem Feinde abgetreten werden, zu entſchädigen. Der Vf. nimmt aber auch dieſe Seculariſationen in Schutz. Er redet zuerſt von dem dermalen nicht in Anregung gekommenen Fall, da der Feind das Reichsland, welches er zur Entſchädigung verlangte, nicht genau beſtimmte, oder doch darüber unterhandeln wollte: da würde es von der höchſten Reichsgewalt abhängen, das Opfer auszuwählen, und ein geiſtliches ſtatt eines weltlichen Landes anzubieten. Verlangte aber der Feind ſelbſt gewiſſe Reichsländer als einzige Bedingung des Friedens; und dies iſt eigentlich unſer Fall: — ſo würde es doch dem Reiche zuſtehen, diejenigen Perſonen zu wählen, die *mittelbar* dem Feinde ſollten aufgeopfert werden, d. i. zur Entſchädigung derjenigen, die *unmittelbar* durch den Frieden leiden muſsten. Hiezu dienten nun diejenigen Länder, deren Abtretung die wenigſten Schwierigkeiten habe, d. i. die geiſtlichen, und man könne ja, um das Recht der Regenten nicht zu verletzen, den Tod deſſelben abwarten. Der Vf. ſetzt hier voraus, was noch eines Beweiſes bedarf: daſs die Regenten der dem Feinde abgetretenen Länder eine Entſchädigung zu verlangen berechtiget ſeyen. — Bey einem rechtmaſsig geführten Kriege iſt es keine ſtaatsrechtliche Verbindlichkeit, daſs der daraus einzelnen Mitbürgern oder Mitſtänden erwachſene Schade von allen übrigen getragen werde: vielmehr findet der Grundſatz ſtatt, daſs derjenige, welcher eine rechtmaſsige Handlung unternimmt, nicht ſchuldig ſey, für die Folgen derſelben zu ſtehen. Die Billigkeit fodert allerdings dem durch Unglücksfälle und feindliche Gewalt ſeines Eigenthums beraubten, mit einer Unterſtützung zu Hülfe zu kommen; hier iſt aber von einem rechtmäſsigen Anſpruch die Rede. Daſs nun die geiſtlichen Staaten, blos wegen ihrer *bekannten* Unvollkommenheiten, zur Unterſtützung der entſetzten Regentenfamilien dienen ſollen, iſt nicht erweislich, weil man wegen Billigkeit und Convenienz wohlerworbene Rechte nicht aufheben darf. Die geiſtlichen Fürſten könnten auch überdies manche Beyſpiele weltlicher Staaten, und die meiſten Reichsſtädte anführen, die vor ihnen in der Güte der Regierungsform und übrigen Verfaſſung, nichts voraus haben. Wenn der Feind ſelbſt dieſe Art der Seculariſation ſchlechterdings verlangt; ſo hört freylich aller ſchulgerechte Streit über deren Rechtmäſsigkeit auf. Der Vf. geſteht übrigens, daſs die von den Seculariſationen am Ende zu befürchtende Auflöſung des Reichsbandes das deutſche Reich allerdings beſtimmen ſollte, ſehr ſparſam damit umzugehen. Zuletzt werden die *rechtlichen Wirkungen*, welche die Abſchaffung des geiſtlichen Regiments in den einzelnen Staaten, ſowohl in der *politiſchen*, als in der *kirchlichen* Verfaſſung nach ſich ziehen müſſe, aus der Analogie der Reichsgeſetze und beſonders des weſtphäl. Friedensſchluſſes ſehr deutlich und vollſtändig gezeigt.

TECHNOLOGIE.

Halberstadt, b. Groſsens Erben: *Handbuch der Technologie für die reifere Jugend und ihre Freunde; alles Gemeinnützige und Intereſſante dieſer Wiſſenſchaft enthaltend. Nebſt einem Anhange, welcher die chemiſchen Wörter und Redensarten, die in dieſem Buche vorkommen, deutlich erklärt*, von *Karl Renat Müller. Erſter Band.* 1796. 384 S. *Zweyter Band.* 1797. 495 S. 8. (2 Rthl.)

Die Gründe, welche den Vf., der Vorrede zufolge, veranlaſst haben, dieſes Handbuch auszuarbeiten und ſo die ziemlich anſehnliche Zahl der Schriften, welche der Technologie gewidmet ſind, zu vermehren, dünken uns zur Rechtfertigung eines ſolchen Entſchluſſes, wie er gefaſst hat, allerdings hinlänglich zu ſeyn. Sein Werk zeigt, daſs er viele technologiſche Kenntniſſe beſitzt, und daſs er die Kunſt verſteht, die Schriften anderer Gelehrten, die vor ihm denſelben Gegenſtand bearbeitet haben, zu ſeinem Zwecke ganz gut zu benutzen; doch finden ſich auch nicht wenig unrichtige Behauptungen, falſche Erklärungen und mangelhafte Vorſchriften darin. Die *Aqua toffana* wird nicht in Napoli, wie Hr. *M.* (*B. I. S.* 8.) behauptet, ſondern den Erkundigungen zufolge, die wir deshalb eingezogen haben, in Perugia, im ehemaligen Kirchenſtaate, und nur von einer Familie, verfertigt; die Bereitungsart dieſes Giftes iſt immer

immer noch ein Geheimniss, und das, was hier davon angeführt wird (und aus *Halle's* Magie entlehnt zu seyn scheint,) ist nicht blos zweifelhaft, sondern vielmehr höchst unwahrscheinlich. Die Erklärung, die S. 11. von der *Calcination* gemacht wird, ist zu enge; sie passt nicht auf die Operation, die die Neuern Oxydation der Metalle nennen und die doch bekanntlich eine wahre Verkalkung ist; überhaupt hat der Vf. von mehrern chemischen und besonders metallurgischen Arbeiten keine ganz deutlichen oder richtigen Begriffe; vom *Koboldertze* sagt er S. 11. 12. es werde calcinirt und so von den ihm beygemischten fremden Theilen entbunden, und von der *Bleyasche* behauptet er S. 36. sie werde durch Rösten in Bleygelb verwandelt; jenes Erz wird aber eigentlich durchs Rösten vom Arsenik und durchs Saigern vom Wismuthe, (wenn es, wie oft der Fall ist, dergleichen Halbmetall in sich hat,) befreyet und so zur Bereitung der Smalte geschickt gemacht, der genannte Bleykalk hingegen geht blos durch eine Calcination in Bleygelb über. S. 13. ist der Gebrauch erwähnt, den man in einigen Glashütten vom *weissen Arsenik* macht, aber die übeln Eigenschaften, die das Glas von diesem Zusatze annimmt, sind mit Stillschweigen übergangen. S. 23. wo vom *Berlinerblau* geredet wird, ist die Entstehung der Farbe, welche das Eisen bey der Fällung aus seinen Auflösungen durch Blutlauge erhält, auf eine Art erklärt, der kein Scheidekünstler Beyfall geben kann; auch wird an diesem Orte des Nutzens nicht gedacht, den der Vitriolauflösung beygemischte Alaun, bey der Zubereitung des Berlinerblaues, leistet. S. 27. hat der Vf. nur einen Zusatz, dessen man sich beym *Bierbrauen* zu bedienen pflegt, genennt, von andern Pflanzenkörpern, von welchen man doch oft genug in den Bierbrauereyen Gebrauch macht, scheint er nichts zu wissen. S. 36. in dem Artikel: *Bleyglätte*, gedenkt er der Verfälschung der Weine mit solcher Glätte oder mit Bleyzucker, (welcher letztere wohl sehr selten zu diesem Behufe gewählt werden mag,) aber von der Art, wie dergleichen Betrügerey entdeckt werden kann, sagt er hier gar nichts, und an einem andern Orte (*B. II*, S. 369.), wo die Rede noch einmal von dieser Sache ist, nicht so viel, als die Leser mit Recht erwarten konnten. S. 43. Der *Borax* wird nicht blos in Holland raffinirt, man beschäftigt sich jetzt auch in Kopenhagen mit dieser Arbeit; der Vf. redet hier von einem thonartigen Kalke, der in Kursachsen brechen und Borax enthalten soll; wir haben nie etwas von diesem Fossil gehört, aber wohl haben wir bey einem nicht unbekannten chemischen Schriftsteller gelesen, dass sich in der Gegend von Halberstadt eine Erde finden soll, die Sedativsalz enthält; wahrscheinlich meynt Hr. *M.* diese Erde, von deren Existenz wohl nur wenig Mineralogen zuverlässig überzeugt seyn mögen; (denn den lüneburgischen Boracit kann jener Schriftsteller schwerlich im Sinne gehabt haben.) S. 47. ist die Art, den *Brannteweine* durch das Abbrennen zu prüfen, beschrieben, aber nicht dabey erwähnt, mit welcher Vorsicht dieser Versuch angestellt werden muss, wenn man eine sichere Folgerung daraus herleiten will; wir wissen, dass manche Brannteweinhändler die Kunst verstehen, ihre Käufer durch diesen Versuch zu täuschen, und eine genaue Beschreibung der Weise, wie er anzustellen ist, hätte also hier gewiss nicht am unrechten Orte gestanden. S. 50. redet der Vf. nur von einer Art des *Braunschweiger Grüns*, da doch bekanntlich zwey Arten dieser Farbe im Handel vorkommen; auch zweifeln wir, dass das angegebene Verfahren, wie diese Farbe bereitet wird, das wahre ist; das *Bremer Grün*, das jetzt ziemlich gebraucht wird, ist ganz mit Stillschweigen übergangen. S. 60. Die Masse, woraus die Schriftgiesser ihre Lettern verfertigen, besteht blos aus Spiesglaskönig und Bley, und wenn Eisen bey der Zubereitung derselben mit angewendet wird, so geschieht dies wohl nur in der Absicht, um dem erstern Metalle den Schwefel, mit dem es im rohen Spiessglase verbunden ist, zu entziehen; wenigstens ist soviel gewiss, dass die bekannten baskervilleschen Lettern nur aus einem Gemische von Spiesglaskönig und Bley bereitet werden. Das *Lackmus*, das hier unter dem Worte *Croton* beschrieben wird, hätte wohl einen besondern Artikel verdient, zumal da auch, was der Vf. nicht zu wissen scheint, in Grossenhayn Lackmus aus Indig gemacht wird. Der Artikel: *Färberey* ist, in Vergleichung mit andern Artikeln, ziemlich weitläuftig gerathen, und doch sind mehrere Vorschriften z. B. zur Bereitung gelber, grüner und anderer Flotten, die eben so oft in den Färbereyen gebraucht werden, als die hier beschriebene Indigküpe, Scharlachflotte u. s. w. nicht erwähnt. S. 163. Das *Federharz*, welches, nach dem Urtheile unsers Vfs. weder für ein Harz, noch für ein Gummi gehalten werden kann, gehört allerdings zur Classe der Harze; freylich unterscheidet es sich durch einige Eigenschaften von den übrigen Körpern dieser Classe, aber dennoch hat es mehr Eigenschaften mit diesen, als mit irgend einer andern Art von Körpern gemein; übrigens ist das elastische Harz nicht blos ein Product der *Jatropha elastica*, man hat auch, was hier wohl hätte angeführt werden können, in einigen in Deutschland wachsenden Pflanzen einen Bestandtheil entdeckt, der jenem Harze sehr ähnlich ist. S. 194. haben wir die *Flintensteine*, die man in der Meissner Porzellainfabrik bereitet, und an andern Orten einige andere Producte, die der Aufmerksamkeit des Technologen werth sind, vermisst. S. 216. ist *Seguin's Art, geschwind zu gerben*, nur im Vorbeygehn gedacht, die doch, zumal da sie kein Geheimniss ist und wirklich Vortheile erwarten lasst, eine sorgfältigere Beschreibung verdient hätte; auch der Vorschlag eines bekannten Schriftstellers, das bey dem Brennen der Steinkohlen abfliessende Wasser zum Gerben des Leders zu benutzen, hätte angeführt werden sollen. S. 254. bey dem *Giessen des Goldes durch das Spiessglas* hat man nicht nur die Absicht, das Silber von

 jenem

jenem Metalle zu scheiden, sondern man will auch zugleich die übrigen Metalle, die es bey sich hat, davon trennen, und bey dem sogenannten *Saigern* schmelzt man nicht, wie S. 255. behauptet wird, die silber- oder goldhaltigen Erze mit Bley zusammen, sondern man macht erst aus diesen Erzen, manchmal durch wiederholtes Rösten und Schmelzen mit Flusspat oder andern schicklichen Zuschlagen, Schwarzkupfer, und dieses bearbeitet man zuletzt, wenn es anders saigerwürdig ist, mit Bley; das *Feuersetzen* ist nicht blos in den Gruben des Rammelsberges gewöhnlich, man macht noch jetzt auch in andern Berggebäuden, z. B. in dem Zinnstockwerke zu Geyer, davon mit Nutzen Gebrauch u. s. w. Im *zweyten Bande* dieses Handbuches mangelt es ebenfalls nicht an Stellen, die einer Berichtigung bedürfen; so können wir z. B. dem Vf. nicht Beyfall geben, wenn er S. 85. behauptet, dass zwischen dem sogenannten *weissen Nichts* und den *Zinkblumen* gar kein Unterschied sey, und, an einem andern Orte (S. 98.), dass man die Früchte, aus welchen man *ätherisches Oel* bereiten will, nehmen müsse, wenn sie völlig reif sind; denn beide Behauptungen leiden grosse Einschränkungen. S. 127. sind die Fundorter der sächsischen *Porzellainerde* nicht richtig angegeben; die beste Porzellainerde gräbt man in den Gegenden von Aue und Ehrenfriedersdorf im Obergebirge. S. 141. das *Rosenwasser* wird nicht aus frischen in Gährung gesetzten Rosen, sondern entweder aus ganz frischen, oder aus eingesalzenen Rosenblättern bereitet. S. 148. Der *Russ* einiger *Torfarten* hat allerdings etwas Ammoniaca in sich, aber so reichlich ist er wohl selten mit diesem Laugensalze geschwängert, dass man es mit Vortheile daraus scheiden und zur Bereitung des Salmiaks benutzen könnte; der Vorschlag des Vfs., den Russ des Torfes zu der erwähnten Absicht zu gebrauchen, ist also nicht ausführbar; ein anderer Vorschlag, die Hecklauge der Salzsiedereyen zur Salmiakfabrication anzuwenden, hätte, dünkt uns, hier eher erwähnt werden sollen, und wir haben ihn, so wie ein gewisses Kennzeichen der Güte des Salmiaks, dessen auch nicht gedacht ist, ungern vermisst. S. 164. wo die Rede vom *Dornsteine* ist, hätte die wahre Beschaffenheit desselben, so wie die Verschiedenheit, die zwischen den Dornsteinen, die von verschiedenen Soolen abgesetzt werden, statt findet, genau angegeben werden sollen; der *Pfannenstein* ist von ganz anderer Art, als jene Incrustation der Dornenwände der Gradierhäuser, und er kann folglich auch nicht, in allem Betrachte, wie diese gebraucht werden. S. 185. Der Artikel: *Schminke*, ist sehr unvollständig ausgefallen; der Vf. hat hier blos auf den Artikel: *Carmin*, (wo nur im Vorbeygehen des aus dieser Farbe und spanischer Kreide zusammengesetzten Schminkemittels gedacht ist,) verwiesen, und dann noch die Bereitungsart der *spanischen Weiss* beschrieben, aber von andern Arten der Schminke nichts gesagt. S. 185. und an mehrern Orten, wo die Bestandtheile verschiedener Producte der Kunst angegeben sind, hätten billig auch die Mengen, in welchen sie unter einander verbunden werden müssen, wenn man die erwähnten Producte verfertigen will, bestimmt werden sollen. S. 295. Der *Vermillon* wird, wenn man ihn nach dem hier angegebenen Recepte bereitet, gewiss nicht gut ausfallen; auch andere Vorschriften, die der Vf. den Künstlern ertheilt, die z. B. *Ziegelöl* brennen, *gelben* und *rothen Arsenik* sublimiren, den *Flachs* seidenartig oder der Baumwolle ähnlich machen, (die Mengen, in welchen man die zu dieser Absicht nöthigen Materialien nehmen soll, sind nicht nach dem Gewichte, sondern auf eine ganz neue Art, nach Kreuzern bestimmt,) *Kupfer* oder andere *Metalle* mehr oder weniger dauerhaft vergolden wollen u. s. w. sind entweder nicht deutlich genug, oder haben andere Fehler. Die meistentheils sehr schaalen, und oft sehr verbrauchten Witzeleyen, die hier und da (z. B. *B. I. S.* 273. 274. 325. *B. II. S.* 79. 114. 115. 249. 309 u. s. w.) eingemischt sind, hätte der Vf. besser unterdrückt, zumal in einem für die Jugend bestimmten Buche, woraus sie, die gerügten Fehler abgerechnet, sonst viel technologische Kenntnisse sammeln kann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Tägliches Taschenbuch für alle Stände für das Jahr* 1798. (16 gr.)

Enthält den jüdischen, französischen und gregorianischen Calender. — Einige astronomische Notizen von der Erde, Sonne und dem Monde etc. die europäischen Regenten nach ihrer Rangstufe und Würde; geographische Nachrichten von europäischen Staaten, Deutschland etc. — 762 Postrouten; Postnachrichten für Reisende in und ausser Deutschland — Vergleichung der Meilen — Bestimmung des Werthes der bekanntesten in- und ausländischen Münzen nach dem 20 und 24 Guldenfusse — Von dem neuen französischen Gemäse, Gewicht und Münzen — Verzeichniss der Messen und Jahrmärkte etc.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Neue Sammlung auserlesener Stellen zum Gebrauch für Stammbücher*, nebst Anhang einiger Stammbücherstellen für Brüder Freymäurer. 1797. 158 S. 8. (6 gr.)

Ein Spruchkästlein für Freymäurer und andere ehrliche Leute, die etwas Schönes, Witziges, Geistreiches oder Rührendes in ein Stammbuch schreiben möchten und nichts dergleichen kennen. Die Sprüchlein sind gereimt und ungereimt, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. May 1799.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Gefsner: *Vertrauliche Briefe über Frankreich und Paris im Jahr 1797. Erster Band.* 358 S. *Zweyter Band.* 1798. 372 S. 8.

Die Berichte unparteyischer und aufmerksamer Deutschen über den innern Zustand von Frankreich und besonders von dem alles vereinenden Mittelpunct Paris haben, wenn diese Männer anders für sich selbst in einer ihren Beobachtungen vortheilhaften Lage sind, von mehrern Seiten entschiedene Vorzüge vor den Berichten des Inlanders selbst. Der stille, nüchterne, vielumfassende Beobachtungs- und Forschungsgeist, nach welchem sich der Gesichtspunct der Ansicht und die Darstellung selbst richtet, ist mehr das Erbtheil des ruhigen, ernsten Deutschen als des leicht entzündbaren Franzosen. Der Franzose gleitet nur zu oft auf der Oberfläche hin, und kennt unser Bedürfnifs des Unterrichts über einzelne, nicht allgemein bekannte, Gegenstände weniger. Wir dürfen von unsern Landsleuten einen freyern Blick und mehr Unparteylichkeit erwarten, als von dem mitten im Strudel jener noch immer fortdauernden Umwandlungen der Dinge lebenden und Partey ergreifenden Franzosen. Es ist daher Gewinn, von solchen Augenzeugen von Zeit zu Zeit Berichte über Paris und von Frankreich überhaupt zu erhalten, wie dieses, in Briefen von sehr verschiedner Tendenz und sehr ungleichem Werth in unserer Journalfluth fortdauernd geschieht und für drey verschiedene Jahre, mit allgemeinem Ueberblick des grosen vielumfassenden Ganzen, von *Meister* in seiner Reise von J. 1795, von *Meyer* in den Fragmenten von J. 1796 und von dem gegenwärtigen Ungenannten, über das 1797ste Jahr (drey sich nahe begrenzende, aber in politischer Hinsicht von einander höchst verschiedene, Zeitpuncte) geschehen ist. — Dieser letzte, dessen Werk vor uns liegt, war ein mehrjähriger Beobachter des Ganges der grofsen Begebenheiten in Frankreich, anfangs an den Grenzen des Landes, dann auf dem Hauptschauplatz selbst. — Aber gerade die wichtigen Theile Frankreichs, von deren innerm Zustand wir so wenig Wahres wissen, nämlich den nordlichen und füdlichen, hat er so wenig als seine Vorgänger bereiset. — Auch selbst über Paris liefert er keine vollständige Nachrichten, und macht auch keinen Anspruch darauf, aber von vielen merkwürdigen Gegenständen giebt er ziemlich bestimmte Umrisse, gute Resultate seiner Beobachtungen, mit nicht allgemein bekannten Anekdoten vermischt, in einem ganz guten, nur manchmal weitschweifigen, Vortrage. Selten gelingt es ihm, eine allgemeine *concentrirte* Uebersicht, ein darstellendes Totalgemälde des Ganzen einer Begebenheit oder einer Sache zu geben. Eine Hauptlücke in seinen Berichten hat er in Absicht des Zustandes der Literatur, der Verdienste der Gelehrten und der seit den letzten zehn Jahren in Frankreich so weit getriebenen Cultur der höhern Wissenschaften gelassen, und die vielen seit einigen Jahren neu gestifteten oder vervollkommneten Institute gar nicht einmal erwähnt. Dieser Gegenstand, der von so hohem Interesse für den in Paris lebenden Fremden so wie für auswärtige Leser ist, lag, wie es scheint, ausser des Vfs. Gesichtskreise: denn was er an einigen Stellen des ersten Theils über den von ihm verkannten Geist der französischen Gelehrten und im 17ten Brief des zweyten Theils, im allgemeinen über den Zustand der Literatur sagt, ist sehr einseitig und oberflächlich. — Dagegen läfst er sich auf Dinge, die allgemeineres Interesse für alle Classen von Lesern haben, ausführlich ein, und ist glücklich in der Darstellung einzelner Gegenstände.

Mit angenehmen Bildern aus den romantischen Gegenden von Geneve, Zügen aus dem Sittengemälde der Schweiz, Bemerkungen über die Stimmung des damals noch in ungestörtem innerm und äussern Frieden lebenden Schweizer Volks, fangen diese in Briefe an eine Freundin eingekleideten Nachrichten an. Auf der von der Seite der Schweiz angetretenen Reise nach Paris fand der Vf. selbst bey dem Mangel männlicher Arbeiter, sorgsamen Landbau und, ausser der Verödung der Schlösser ehemaliger Grosen, keine sichtbare Spur der Revolution, als nur in dem Geist des Volks, wo sie unverkennbar sich zeigten. — Bey einer nur zu merklichen Abneigung eines grofsen Theils des Volks in den Departementern, (auch als die Directorial-*Dictatur* noch nicht existirte, war das der Fall bey dieser wankelmüthigen, nie mit sich selbst einigen Nation) gegen die jetzige Regierung, welche von den Factionen, besonders bey den damaligen neuen Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung, immer neue Nahrung erhielt, fand er doch ein allgemeines Misstrauen gegen die Eingebungen der Emigranten und besonders der Priester u. s. w. — Ein Hauptgegenstand der aus Paris geschriebenen Briefe ist die politische Lage des damaligen merkwürdigen Zeitpuncts, die er von den Wahlen und dem hierauf erfolgten Eintritt der, das abgegangene letzte Drittheil des alten Convents erneuernden, Deputirten an dar-

darstellt, sie durch die verschiedenen Spannungen der Directorial- und der Gegenpartey, bis zur Katastrophe des 18ten Fructidors verfolgt, und manche einzelne Anekdoten, Winke und Bemerkungen über diese Begebenheit mittheilt, welche dazu beytragen, das Dunkel, womit sie für viele Augen noch umgeben ist, einigermaßen zu zerstreuen. — Aus dem Gemälde von Paris, das der Vf. aufstellt, kann Rec. sich hier um so mehr mit der bloßen Angabe einiger Außenlinien begnügen, da alle Hauptzüge desselben mit *Meyer's* Fragmenten vollkommen übereinstimmen, wie die folgenden kurzen Angaben zeigen werden. Das Andenken an die Anstrengungen und mannichfachen Leiden ist bey den Parisern verwischt; aber das tiefe Gefühl der Ermattung, obgleich sie es durch den unersättlichen Hang zu stets wechselnden Vergnügungen zu betäuben wissen, ist zurückgeblieben, und hat bey allen Classen den Wunsch nach Ruhe und einen Widerwillen gegen revolutionäre Auftritte, deren Werkzeug es immer war, hervorgebracht. Empörend ist, neben dem Anblick vieler in Armuth versunkenen Classen, der Contrast dieses Elends, mit dem insolenten Stolz und orientalischen Aufwande der neuen Reichen, — dieses Hefens des Pariser Volks, gegen welchen die strafende Gerechtigkeit nur zu lange zögert. — Bey allem Mangel an Gemeingeist und an Anhänglichkeit an die Directorial Regierung vereinigt sich doch der Wille der Pariser in dem Entschluss zum kräftigsten Widerstande gegen den gewaltsamen Einfluss auswärtiger Mächte auf die Verfassung, und der den stärksten Einfluss auf das Volk gewinnende Journalgeist erhält diese Stimmung. — Das Directorium geht, bey aller ihm von jedem Unbefangnen nicht abzuleugnenden Energie und Thätigkeit in der Erhaltung seiner Autorität über ein des Zügels der Regierung ungewohnt gewordnes Volk und in der Verwaltung mehrerer Theile der innern Angelegenheiten, noch immer einen höchst unsichern und schwankenden Schritt in Rücksicht anderer Theile der innern, vorzüglich aber in Hinsicht der äußern Verhältnisse. — (Allerdings *unsicher* für sich selbst und für Frankreich, in vieler Rücksicht; aber auch *schwankend?* Es handelt zum Nachtheil der Ruhe und des Friedens von Europa vielmehr nur zu entschieden und hartnäckig fest). — Parteyische Schmeichler der Macht des Directoriums täuschen es nur zu oft über die Vortheile der Umstände eines Augenblicks, und die Regierung selbst vermehrt durch ihr gewaltthätiges Verfahren (besonders im J. 1798!) das der öffentlichen Meynung Trotz bietet, das Gewicht und den Einfluss ihrer Gegner. — Von diesen und ähnlichen Gegenständen der Politik, welche viele Briefe anfüllen, wenden wir den Blick ab, und begleiten den Vf. zu den vielen und reichhaltigen Quellen von Belehrung, Unterhaltung und Menschenkenntniss in Paris: — zu der kleinen Welt im *Palais royal*, zu den reizenden Spaziergängen und Belustigungsorten in und bey Paris, zu der Ansicht der durch die Revolution merkwürdigen Stadtgegenden, zum ernsten Louvre und zu andern trefflichen Gebäuden; zu den Wohnungen des tiefsten Menschenelendes Bicetre und la Salpetriere, in die verschiedenen Schauspielhäuser, in die an Größe und Reichthum von Kunstwerken jetzt einzigen, aber unzweckmäßig eingerichteten, Gallerien des Louvres, zu dem Chaos von Denkmälern der Kunst, in den finstern Gängen des alten Augustiner Klosters u. s. w. — Ein etwas mysteriöses Wort über die geheimnissvolle Frau *von Stael*, deren persönlichen Verdiensten der Vf. huldiget, finden wir S. 428. des zweyten Theils, und dann ein Wort ungeschminkter Wahrheit über die schöne und liebenswürdige, von dem Neide und der Bosheit so oft gemisshandelte, M. *Tallien*. — Die eingewebte Geschichte der interessanten Emigrantin Amalie hat viel Anziehendes, und ihre Bemerkungen über die Gegenstände, zu welchen sie den Vf. begleitete, sind eben so schön, als fein und wahr. — — Es fehlt dem Werk ein vorangesetztes vollständiges Verzeichniss des Inhalts, welches, bey der Mannichfaltigkeit der Materien, und der fragmentarischen Form der Briefe, wo manchmal in dem einen die Behandlung eines Gegenstandes abgebrochen und in einem der folgenden erst wieder fortgesetzt ist, zur Uebersicht des Ganzen und zur Erleichterung des Nachschlagens nöthig gewesen wäre.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Vente und Chambon: *Le Sultan indécis* ou les deux Circassiennes, Anecdote Turque; suivie de contes en Vers. par le Cit. *Dusaujoir*. An. IV. de le Rép. 131 S. 12. (12 gr.)

Die Geschichte der beiden Circassierinnen, welche die Hälfte dieser Sammlung füllt, ist ein Roman in poetischen Briefen, welche zwischen zwey Odalisken in dem Serail des Sultan Achmet gewechselt werden. Beide sind uneigennützige zärtliche Freundinnen, beide sind schön, beide haben die Augen des Sultans auf sich gezogen. Seine Wahl schwankt zwischen beiden; endlich siegt Resky in seinem Herzen; aber Resky verabscheut die Anträge eines Despoten, weil ihr Herz schon einem andern gehört. Sie weisst ihn mit Stolz zurück und wird in ein Gefängniss gebracht. Die Vorbitten ihrer Freundin befreyen sie nicht nur aus ihrer Gefangenschaft, sondern verschaffen ihr noch überdies den Geliebten ihres Herzens, während Achmet die großmüthige Amida mit seiner Gunst beglückt. Der Vf. hat für gut befunden, die schwache Intrigue dieser in Anlage und Auflösung gleich dürftigen Handlung noch über diese Grenzen fortzuführen. Resky's Gemahl steigt zur Würde eines Feldherrn empor, zieht in Krieg und bleibt. Sie selbst fällt in die Hände der Sieger und folgt ihnen in das Land der Freyheit, nach welchem sich ihr Herz schon in den Mauern des Serails gesehnt hatte. Die Stelle, in welcher sie ihrer Freundin diesen Entschluss mittheilt, hat, außerdem, dass er mit dem Anfange des Sendschreibens,

bens, welches den Ausdruck unbesieglicher Traurigkeit versprach, in directem Widerspruch steht, alle Eigenschaften einer Satyre auf den Gegenstand der Empfehlung:

J'habiterais ces bords par la Seine arrosés,
Où par un feu sacré tous les coeurs embrasés,
Ne sont des habitans qu'un peuple de bons frères;
Ces bords où la Raison, répandant ses lumières,
Fit connaitre aux Français le prix de l'Unité,
Qui bientôt enfanta l'auguste Liberté.
C'est-là que désormais, coulant des jours paisibles,
Je verrai des mortels généreux et sensibles.
— — — — — — —
Là d'un époux chéri conservant la mémoire,
Je charmerai ma vie en songeant à sa gloire.

Die Mängel der Handlung werden durch das Verdienst der Behandlung hin und wieder, wenn schon nicht gut gemacht, doch einigermaßen versteckt. Resky's Charakter, deren Freyheitsinn, mit einer unbesieglichen Leidenschaft verbunden, sich gegen die Anmaßsungen eines Gebieters empört, macht einen interessanten Contrast mit dem Charakter ihrer ebenfalls edeln Freundin, die aber, mit den Sitten und Gebräuchen ihres Vaterlandes zufrieden, den Besitz des Sultans zum Ziele ihrer Wünsche macht. Indessen ist die Denkungsart beider Freundinnen in keiner Rücksicht morgenländisch, sondern ächt französisch; mit dem Unterschiede, dass die eine nach dem Modelle einer liebenswürdigen Republikanerin, die andere nach dem Muster einer schönen Frau der alten Verfassung gebildet ist. Wenn jene schreibt:

Contraintes d'obéir aux volontés d'un maitre,
Nous réclamons en vain la douce Egalité!..
Un tyran ne connait que son autorité.

wenn sie sogar dem Sultan in's Gesicht sagt:

Il est pour les mortels une commune loi,
Celle de la nature, elle en impose au roi!
Un roi! mais qu'est-ce donc? Un être imaginaire,
Revêtu par l'orgueil d'un pouvoir arbitraire;
Son empire est fondé sur la crédulité,
Mais il s'anéantit devant la Liberté.

so weiss jene dagegen ihre Freundin mit Gründen zu trösten, wie folgende sind:

O ma chère Resky! pensez que la beauté
Est le plus beau présent de la divinité.
Qui plus que toi du ciel obtint pour son partage
Ce bienfait qui te rend son plus parfait ouvrage?
Quel sort peut être égal à tes heureux destins!
Ici tout rend hommage à tes charmes divins;
Et cependant ton coeur contre ces Dieux murmure! etc.

Achmet selbst ist mehr ein galanter französischer Liebhaber, als ein türkischer Sultan, wenn man einige *accès de fureur*, die ihm um des Costums willen, zugetheilt werden, abrechnen will. Als er sich entschliesst, die schöne Resky mit seiner beschwerlichen Liebe zu verschonen, ist er gefällig genug zu sagen:

Si j'offensai Resky par un sincère hommage,
Je veux par mes bienfaits réparer cet outrage.

Der Anhang besteht grösstentheils aus kleinen Allegorien und Fabeln, deren glänzender Theil die Erfindung nicht ist. Der Vf. lässt unter andern die Flatterhaftigkeit eines Schmetterlings durch eine unauslöschliche und am Ende *tödliche* Liebe gegen das Veilchen bestrafen, und macht den Zephir zu einem treuen unveränderlichen Liebhaber. In einer *Apologie des weiblichen Geschlechtes* ist dieser fruchtbare Gegenstand auf eine höchst dürftige Weise behandelt. Was kann gemeiner und prosaischer seyn, als folgende Stellen:

Sans les femmes nous cesserons d'être,
Elles sont les liens de la société,
Elles seules nous font connaitre,
Que pour calmer nos maux naquit la volupté
— — — — — — —
L'homme n'aurait que des sauvages moeurs;
Mais une femme adoucit sa rudesse,
Un doux regard, un sourire enchanteur,
Allument dans ses sens le feu de la tendresse,
Il devient complaisant. — —

Eines der besten Stücke dieses Anhanges scheint uns ein Gedicht zu seyn, welches *Les Oiseaux* überschrieben ist; ein Pendant zu der bekannten Idylle der Madam *Deshoulières*, die denselben Titel führt. So wie jene die Schicksale der Vögel in Vergleichung mit dem weiblichen Geschlechte glücklich preisst, so schildern hier die Vögel die Glückseligkeiten des schönen Geschlechts, dessen genussvolles Leben sie dem ihrigen gegenüberstellen:

En vain savante Deshoulières
Tu célébras notre bonheur!
En vain dans tes rimes légères,
Tu sus de notre sort exalter les douceurs!
Si nous ne versons point de larmes,
Nous n'en sommes pas plus heureux;
Aussitôt aimés qu'amoureux,
Pour nous l'amour n'a point de charmes,
Nous nous y livrons sans desirs.
Nous végétons dans la nature,
Nous voltigeons sous la verdure,
Nous errons dans les bois sans peines ni plaisirs.

Im Ganzen scheint uns die Sprache und Versification dieses Dichters fliessend und rein. Er ist bisweilen beredt, öfter aber redselig, und selten feurig oder auch nur warm. Er ist voll Wiederholungen und

und was er sagt, fühlt und denkt, ist nichts anders, als was schon oft vor ihm gesagt, gedacht und gefühlt worden ist.

Köthen, b. Aue: *Neuestes Handbuch für Freunde und Verehrer der schönen Wissenschaften*, oder kritische *Abhandlungen und Recensionen über Gegenstände aus allen Theilen der schönwissenschaftlichen Literatur.* 1797. Erster Band. 488 S. Zweyter Band. 493 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein wiedergetauftes Buch, das ausser den beiden langen Namen auf dem Titelblatte, wovon der zweyte am wenigsten über die Wahrheit hinausgeht, inwendig noch einen dritten führt: *Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften*, unter welchem es im J. 1795 zuerst erschien. Der Verleger erklärt sich hierüber in einer Vorerinnerung ganz aufrichtig, und ihm ist es nicht zu verdenken, wenn er versucht einen Artikel in besseren Umlauf zu setzen; uns aber eben so wenig, wenn wir ihn hiebey unsererseits nicht unterstützen können. Den Inhalt machen, wenige Blätter ausgenommen, Recensionen aus: triviale Recensionen von obscuren Schriften, die besser gar nie gedacht, geschrieben, gedruckt, gelesen und recensirt worden wären, und hoffentlich grossentheils schon so gut wie nicht mehr vorhanden sind. Da man nun dem Himmel zu danken hat, wenn dergleichen ein für allemal recensirt ist, das Recensiren von Recensionen aber ins unendliche gehen würde; so glauben wir unserer Pflicht ein Genüge gethan zu haben, wenn wir nur erwähnen, dass hier von dem Polygraphen *Cramer* mit grosser Ehrerbietung als einem Mann von Genie gesprochen wird, dass *Aballino* für ein Meisterwerk gilt, und der *dicke Mann* ein romantisches Gedicht heisst; und übrigens die Todten ihre Todten begraben lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle und Leipzig*, b. Ruff: *Ueber die prosodischen Grundsätze*, und deren Einfluss in die Griechische und Lateinische wie auch in die Deutsche reimfreye Dichtkunst. Ein Versuch von M. *Karl Friederich Wilhelm Kudisch*, Diakonus zu Schloss Heldrungen. 1796. 74 S. 8. (8 gr.) Um über das deutsche Gesetz der Silbenmessung und sein Verhältniss zu dem in den classischen Sprachen herrschenden nach Klopstock, Moritz und Voss (der leider nur einzelne theoretische Bemerkungen gegeben hat, aber durch seine Praxis desto belehrender spricht) etwas noch tiefer eingreifendes, vorzüglich etwas, das über die Abweichungen dieser Metriker von einander Licht verbreitete, zu schreiben, müsste man wohl besser gerüstet hinzukommen als der *Vf.*; dann liesse sich aber auch die Materie nicht in so wenigen Bogen erschöpfen, als diese kleine Schrift enthält. Neues findet man hier eben nicht; nicht einmal sichere Spuren von der Benutzung aller Vorgänger: das meiste ist von Klopstock entlehnt. Die Methode wird ebenfalls nicht verbessert, wenn der *Vf.* zu den drey möglichen prosodischen Grundsätzen, die er aufstellt: dem *des Begriffes*, *des Tones* und *der Zeit* oder *dem mechanischen*, nun noch einen Grundsatz der *Nothwendigkeit* und einen *der Faulheit* hinzufügt. Was haben erlaubte oder unerlaubte poetische Licenzen mit der reinen Silbenmessung zu thun, von der sie vielmehr Abweichungen sind? Dann ist die Tonsetzung oder Prosodie wesentlich verschieden von der Quantität, wenn sie gleich Einfluss darauf haben kann. Endlich mag die Bestimmung begriffmässig oder mechanisch seyn, so ist sie doch immer eine Bestimmung der Zeit, d. h. die Länge oder Kürze wird wirklich gehört. In der Italienischen und Spanischen Poesie soll S. 26. der Grundsatz der Nothwendigkeit und Faulheit einzig und allein gelten. Wie schief und ohne Sachkenntniss! Die unbestimmte Quantität der neueren Sprachen, so wie die Beschaffenheit der Silbenmaasse und der Gebrauch des Reimes liegt viel tiefer in der ganzen Eigenthümlichkeit des modernen Geschmacks. Auch unsere Sprache, in der die Bearbeitung der antiken Silbenmaasse die strengste Bestimmtheit der Quantität fodert, neigt sich, so bald in reimfähigen Formen gedichtet wird, immer wieder zu der ursprünglichen ungefähren Messung hin. Ohne Prüfung wird es S. 73. Klopstocken nachgesprochen: die Griechen und Römer würden wohlgethan haben, den Trochäen in ihren Hexameter aufzunehmen. Dies war nach den Gesetzen der alten Metrik unmöglich: sie wären ja dadurch aus der gleichen Taktart in die ungleiche übergegangen. Wenn der Vf. mit den neuesten und ausgebildetsten Bearbeitungen des Hexameters bekannt wäre, so würde er sich nicht mit Beyspielen aus Zacharia's Werken und aus Stollberg's Uebersetzung der Ilias aufhalten, und einsehen, dass der Grundsatz der Nothwendigkeit (zu deutsch: der Silbenzwang) viel weniger dabey statt zu finden braucht, als er sich vorstellt.

Druckfehler in der Anzeige verschiedener Schriften das Brownsche System betreffend. Nr. 48—59. S. 381. in der 14ten Zeile von unten lies *noch* statt *nicht*; S. 389. in der 24ten Zeile von unten *es* statt *er*; S. 403. Zeile 21 von oben *hufslichen* statt *häuslichen*; S. 409. in der 12ten Zeile von unten *vermisst* statt *verwirft*; S. 410. in der 10ten Zeile von oben *Franks* statt *Tranks*; S. 466. in der 6ten Zeile von oben *asthenischen* statt *sthenischen*; ebendaselbst in der 17ten Zeile von oben *asthenischen* statt *sthenischen*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Mylius: *Sendschreiben* an Se. Hochw. Hn. Oberconsistorialrath u. Probst *Teller* zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion; (mit dem Motto aus 1 Corinth. c. 13. v. 10. 11.) 1799. 86 S. gr. 8.

Wenn auch nicht das in diesem Schreiben geäusserte Vorhaben einiger jüdischen Familien in Berlin, sofern sie ihrem Gewissen und ihrer Achtung für anerkannte Wahrheit nichts vergeben dürften, zur protestantischen Partey der Christenheit überzugehen, eine sehr merkwürdige Erscheinung wäre, die von den wichtigsten und erfreulichsten Folgen seyn kann; so würde die aufgeklärte Denkart, der reine moralische Sinn und die seltene Eleganz des Stils, die dieses Schreiben auszeichnet, uns rechtfertigen, dass wir durch eine ausführlichere Anzeige, als bey kleinen Schriften gewöhnlich statt finden kann, die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde darauf hinzuziehen suchen.

Die Briefsteller fangen mit dem Bekenntnis an, dass ihre Erziehung nichts ausgezeichnetes vor der Erziehung anderer ihrer Religionsgenossen gehabt habe. Der Talmud ihr Lehrbuch, die Religion also voll Mystik; die Geschichte der Urwelt für sie geheimnisvoll, dunkel, unzusammenhängend; das Ceremonialgesetz im väterlichen Hause pünctlich beobachtet, verfremdete sie im Zirkel des gewöhnlichen Lebens, und machte sie in Gegenwart fremder Religionsverwandten scheu, verlegen und unruhig.

Sie unterschreiben die Bemerkung im Ganzen, dass Mystik in der Religion auf den Geist eines Knaben einen verderblichen Einfluss habe. Doch leide sie ihre Ausnahmen. Das Princip, der Jugend durch Mittheilung lauter klarer leichtbegreiflicher Sätze das Lernen zu erleichtern, und sie vor Irrthümern zu bewahren, sey offenbar überschätzt, und führe auf ein andres Extrem. Die Seele des Menschen, besonders in der Jugend, bedürfe eines Sporns, und es sey nun einmal des Menschen Bestimmung, im moralischen, wie im physischen, durch Straucheln und Fallen gehen zu lernen. Freylich machen mystische Lehrsätze, geheimnisvolle Erzählungen und abentheuerliche Ceremonien ohne Sinn in den mehrsten Fällen aus dem geistigen Menschen einen Sklaven, ein blosses vernünftiges Werkzeug. Dennoch aber waren sie bey einzelnen Menschen von glücklichen Folgen. „Eben die Richtung der Seele auf Frömmigkeit, auf Gefühl und erhebende Andacht im „jugendlichen Alter, eben die äussern, von grosser „Bedeutung scheinenden und nichts bestimmtes bezeichnenden Gebräuche; eben das von den gewöhnlichen Handlungen des Lebens abstechende, selbst „mit der Zeit sich nicht ganz verlierende Grelle und „Befremdende derselben halten die gesammten Seelenkräfte des Menschen, wie in einem Bündel, bey „einander, und leiden nicht, dass sie zersplittert „werden. Eben der ungebildete Verstand, das Gedächtniss mit wenigen Kenntnissen überladen, in „Vereinigung mit einem zarten Gefühl und einer ehrfurchtsvollen Scheu vor Sünde, Zweifelsucht und „Witzeley bewahrt das jugendliche Gemüth vor Sittenlosigkeit und vielwissendem Dünkel; der Hang „zum Spott, und zum Aufsuchen des Lächerlichen, „das besonders in Ceremonien so leicht sich auffinden lässt, wird dadurch im Zaum gehalten, und „das ist kein geringer Gewinn. Das Lächerliche erscheint als verächtlich; und das Verächtliche hört „auf der Gegenstand der Aufmerksamkeit zu seyn. „Wenn dann bey zunehmendem Alter der Lichtfunke „der Vernunft in dem Gemüthe des frommen Jünglings sich entzündet, so dass der Verstand das Uebergewicht über dunkle Erziehungs-Eindrücke und „schwärmerische Empfindungen erlangt, alsdann „geht aus der Schule der so verschrieenen Mystik ein „kräftiger, nachdenkender, moralisch-vollendeter, „nicht selten ein grosser Mann hervor."

Sonach, fahren sie fort, hätte man die Erscheinung, von Zweifelsucht erweckt, zum Nachdenken aufgefodert zu werden, bey keinem Jünglinge öfter als bey dem von ihrer Religion erwarten sollen. Erstlich die dem gesunden Menschenverstande widerstrebenden Lehrsätze des gegenwärtig bey den Juden herrschenden Systems (nicht ihrer ursprünglichen Religion) erscheinen in einem minder zweifelhaften Lichte als die Mystik anderer Religionen. Zweytens die Ceremonialgesetze sind der jüdischen Jugend überall im Wege. Sie umfassen ihre ganze Lebenszeit; die positiven sind peinlich, kostspielig und zeitraubend, die negativen schränken seine Thätigkeit ein. Bloss dem Drucke, der Verachtung, und den Nahrungssorgen, unter welchen der grössere Theil der Juden seufzt, ist es zuzuschreiben, dass der *edeln* Freydenker unter ihnen so wenige entstanden.

Mit rührender Beredsamkeit ergiessen sich nun die Hoffnungen für ein allgemeines Emporsteigen der Cultur unter den Juden. „In einem Staat, wie „der Preussische, ist alles dazu vorbereitet. Mannichfaltige und harmonische, laute und angenehme „Töne wecken aus dem tiefen Seelenschlummer. „Die

„Die milde Regierungsverfassung, die gereinigtern „Begriffe der Zeit, die zur schönen Sitte gewordene „Humanität, die durch Schriften und Schulen verbreiteten Kenntnisse, alles, alles ladet in einer solchen Staatsverfassung, den sonst ausgestofsenen, vernachläfsigten Jüngling zur Theilnahme und zum „Mitgenusse ein. Edle Männer reichen liebevoll „dem Emporstrebenden die Hand, zeigen freundschaftlich auf höhere Ziele, und ermuntern, sie „durch Anstrengung zu erreichen. Ein durch solche „Aufmunterung erlangter Unterricht mufs nothwendig das sonst so heilig geachtete würdigen lehren, „und endlich unbedeutend machen! — Wohl dem „Jungling, wenn er nicht mit der Schale, zugleich „den ganzen Kern verwirft! Wenn die Empfindung „der Ehrerbietung, die er von Kindheit an für seine „Religion in seiner Seele nährte, sich zwar vom Zufälligen ab, aber desto mehr auf das Wesentliche „wendet!"

Der Concipient dieses Schreibens legt nun in seinem und seiner Freunde Namen das Bekenntnifs ab, dafs sie mit den redlichen Forschern aller Parteyen in folgenden Sätzen übereinkommen, sie mögen nun dem Menschen durch Natur und Sache, oder durch Wort und Schriftzeichen offenbart seyn: 1) *Es ist ein Gott*, ein unerschaffnes, einziges und einiges Wesen, der Schöpfer, Erhalter und Richter der Welt. 2) *Die Seele der Menschen ist unkörperlich.* 3) *Die Bestimmung der Menschen hienieden ist Streben nach höherer Vollkommenheit und hiemit nach dem Besitz der Glückseligkeit.* 4) *Die Seele der Menschen ist unsterblich.* 5) *Gott hat uns Menschen zur Glückseligkeit geschaffen.* Wir bescheiden uns gern, setzt der Vf. hinzu, dafs der Vortrag dieser Grundlehren der Feile bedarf, dafs er eben so wenig der schärfste, als der gewählteste seyn mag, und wir sind bereit, jede Zurechtweisung hierüber mit Dank anzunehmen! Der Vf. wirft nun einen Blick auf den Urheber der jüdischen Religion, und giebt ein schönes (wenn gleich in einigen Zügen wohl zu berichtigendes) historisches Gemälde von den Schicksalen der mosaischen Verfassung unter den Juden bis auf die neuern Zeiten herab; und an diese schliefst sich die Schilderung ihrer jetzigen Lage.

Die Reformation in der christlichen Kirche hat sehr wohlthätig auf das Judenthum gewirkt. Die Ceremonien haben bey vielen ihren Werth verloren. Die Sehnsucht nach einem Messias und Jerusalem ist im Herzen der Israeliten immer mehr erloschen, je mehr die Vernunft solche Erwartungen als Schimären verwarf. Durch die Annäherung der Juden zu den Christen, haben die ersten das Bedürfnifs zu fühlen angefangen, für einen moralischen und vernünftigen Unterricht der Kinder zu sorgen. In den Ländern deutscher Zunge gewinnt die deutsche Sprache immer mehr Raum unter ihnen. Freylich seyen sie hinter den Christen protestantischer Religion in der Entwickelung der Geisteskräfte sehr weit zurückgeblieben. Dabey aber stehen sie auf der Leiter moralischer Würdigkeit nicht um eine Sprosse tiefer, als irgend ein anderes noch so gelehrtes, polirtes und cultivirtes Volk. Sie gestehen, dafs dies für die herrschende Denkart unter den Christen ein Paradox seyn werde; sie wollen den Pöbel unter den Juden nicht in Schutz nehmen; nur fodern sie mit Recht, dafs man sie nach eben dem Maafsstabe beurtheile, mit dem man andere Nationen in Absicht der Moralität beurtheilt, und dafs man auf ihre politische Lage Rücksicht nehme.

Die Briefsteller gehen nun zu der wichtigen Erklärung über, die das eigentliche Ziel dieses Schreibens ist. Es sey jetzt Pflicht für die Juden, es sey selbst dem Geiste des mosaischen Systems gemäfs, es sey für ihre eigene Erleichterung wünschenswürdig und zur Erfüllung der Staatsbürgerpflichten nothwendig, *dem Ceremonialgesetz zu entsagen.* Aber würde dies hinreichend seyn, um sie in die völlige bürgerliche Gemeinschaft mit den christlichen Staatsbürgern aufzunehmen? Und wenn sie nun zur *christlichen Religion* übertreten wollten, würde man ihnen ansinnen, alle Dogmen, die wenigstens von vielen Theologen als wesentliche Lehren des Christenthums betrachtet worden sind, in ihr Glaubensbekenntnifs aufzunehmen? Der letzte Zweifel ist nur von ferne her und mit vieler Delicatesse angedeutet. Oder sollten sie gleich manchen leichtsinnigen Proselyten sich nur durch ein paar ausgesprochene Worte die bürgerlichen Freyheiten der Christen verschaffen? Dagegen streitet Pflicht und Gewissen; dieses fodert von ihnen, wie sie mit der edelsten Freymüthigkeit erklären, dafs sie ihren bürgerlichen Zustand durch Reinigung ihrer religiösen Verfassung verbessern, aber auch schlechterdings nicht auf Kosten der Wahrheit und der Tugend ihre Glückseligkeit erkaufen, oder erschleichen sollen. „In diesem Labyrinthe (so redet der Sprecher dieser achtungswürdigen Familien den Hn. D. Teller an), in welches wir durch Zeit und Umstände, wir möchten fast sagen, durch die Tugend selbst gerathen sind, nehmen wir zu Ihnen, ehrwürdiger Greis, unsere Zuflucht. Belehren Sie uns, wie wir den Ausgang finden; sagen Sie uns, edler Tugendfreund, wenn wir uns entschliefsen sollten, die grofse christliche protestantische Gesellschaft zum Zufluchtsorte zu erwählen: *Welches öffentliche Bekenntnifs würden Sie, würden die Männer, die mit Ihnen in dem ehrwürdigen Rathe sitzen, von uns fodern?* Oder — die Wichtigkeit des Gegenstandes giebt uns den Muth, unsere Frage noch kühner auszudrücken: *Wenn die Vorsehung Sie, ehrwürdiger Greis, unter uns hätte geboren werden lassen, und Sie aus ähnlichen Gründen einen ähnlichen Schritt zu thun sich verpflichtet gehalten hätten, welches Bekenntnifs würden Sie bey ihrer zarten Gewissenhaftigkeit unterschrieben oder öffentlich abgelegt haben?*"

Hr. Oberconsistorialrath Teller hat sich bereits auf der Rückseite des Titels erklärt, dafs er auf dieses Schreiben öffentlich antworten wolle; und hat dadurch gewifs die lebhafteste Begierde des Publicums erregt, bald zu erfahren, wohin in dieser wichtigen

tigen Sache das Gutachten eines so wahrheitliebenden und freymüthigen Menschenfreundes ausfallen werde. Unsere Erwartung wenigstens ist sehr gespannt darauf, zu erfahren, ob Er es für hinreichend halten werde, dass die Juden bey ihrem Uebertritt zur protestantischen Partey, ausser der gänzlichen Lossagung vom jüdischen Ceremonialgesetz, und dem Bekenntnisse der obgedachten religiosen Vernunftwahrheiten, bekennen Jesus sey der Christus oder Messias, in der Bedeutung, dass er das drückende Ceremonialgesetz abgeschafft, und gleichwohl eine reinere Sittenlehre gepredigt, und die Unsterblichkeit der Seele deutlicher gelehrt habe als Moses; dass sie also den Schriften des N. T., wo nicht einen grössern, doch eben den Werth beylegen als den Schriften des Alten; dass sie sich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes taufen lassen, und ihnen dabey frey bleibe, unter den verschiedenen Erklärungen protestantischer Theologen dieser Formel diejenige zu wählen, die ihnen die richtigste zu seyn scheint; dass sie in Absicht der Versöhnungslehre und der Lehre von der Einsetzung und dem Wesen der Eucharistie eben diese Freyheit behalten, allenfalls auch bekennen, dass in der gesammten Kirchenlehre der Protestanten auch da, wo die Parteyen von einander abweichen, nichts enthalten sey, was nicht mit der Sittenlehre der Vernunft und Christi sich vereinigen liesse. Auch darauf sind wir begierig, ob der ehrwürdige Teller nicht erfodern werde, dass die jetzt übertretenden Juden ihre Kinder und fernern Nachkommen, damit nicht mehrere Secten entstehen könnten, völlig dem Religionsunterricht der christlichen Gemeinden, zu denen sie sich halten, ohne Vorbehalt zu überlassen sich erklären müssten, wobey sich von selbst versteht, dass den Kindern, Kindeskindern u. s. f., wenn sie herangewachsen wären, eben die Freyheit eigener Prüfung und Untersuchung des kirchlichen Lehrbegriffs bliebe, welche der Geist des Protestantismus bisher allen einer solchen Untersuchung fähigen Christen nachgelassen. Ueber dies alles und noch mehrere Fragen, die sich hier aufwerfen liessen, wird uns die Antwort eines Mannes belehren, in dessen Charakter das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ von jeher als der hellste und kräftigste Zug erschien.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Briefwechsel der Familie des neuen Kinderfreundes*, von *K. A. Engelhardt*. *Erster Theil.* 1799. 182 S. 8.

Die gute Aufnahme des neuen Kinderfreundes veranlasste diesen Briefwechsel. In diesem ersten Theile sucht der Vf. seinen jungen Lesern und Leserinnen besonders die häuslichen Tugenden der Ordnung, Folgsamkeit u. s. w. liebenswürdig zu machen, und durch anschauliche Schilderungen der entgegengesetzten Fehler, Abscheu gegen dieselben in den jungen Gemüthern zu erwecken. Einigen Briefen wünschten wir etwas mehr Kürze.

1) Wien, b. Patzowsky: *Neue Kinderbibliothek* Herausgegeben von *F. A. Gaheis*. *Erstes Bändchen.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1797. XII u. 304 S. *Zweytes Bändchen.* Zweyte verbess. u. verm. Aufl. 1795. XVIII u. 172 S. *Drittes Bändchen.* Zweyte verb. u. verm. Aufl. 1796. 228 S. *Viertes Bändchen.* Zweyte Aufl. 1796. 212 S. *Fünftes Bändchen.* 1797. 229 S. *Sechstes Bändchen.* 1797. 241 S. gr. 8. (Preis jeden Theils 45 kr., des Ganzen 1 Ducaten.)

2) Pirna, in der Arnoldischen Buchh.: *Berquin's sämmtliche Werke;* nach verwandten Aufsätzen geordnet. *Erster Theil.* Aus dem Franz. 1798. 156 S. gr. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Berquin's Kinderfreund. Aus dem Französischen.

Je bestimmter der Wirkungskreis ist, den sich ein Schriftsteller zieht, desto sicherer kann er sich den gewünschten Erfolg von seinen Werken versprechen. Dieses bestätigt die gute Aufnahme, welche die Gaheisische Kinderbibliothek in den östreichischen Staaten gefunden hat, auf welche sie zunächst berechnet ist. Was für die östreichische Jugend vor allem zu wissen nöthig, was sie für Verhältnisse und besondere Bedürfnisse hat, was zunächst in ihrem Gesichtskreise liegt, davon ging der Herausgeber, Schuldirector in Korneuburg, aus. Vorzüglich sucht er seine junge Welt mit der vaterländischen Erd- und Geschichtkunde, Naturlehre und Naturbeschreibung bekannt zu machen, einheimischem Aberglauben und Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, nationale Sprichwörter zu erläutern, und als einen Schatz für Religion, Vaterlandsliebe und häusliche Glückseligkeit darzustellen, endlich auf die Verbesserung der so verdorbenen östreichischen Mundart hinzuwirken, indem er die rein deutschen Wörter braucht und die dagegen hässlich abstechenden Provincialausdrücke in Anmerkungen beyfügt. Durch diesen eng gezogenen Kreis unterscheidet sich das Werk von ähnlichen Unternehmungen, und namentlich von der trefflichen Campischen Kinderbibliothek. Der Vf. compilirte nicht bloss, sondern ausserdem dass er freylich viele poetische und prosaische Stücke aus den beliebtesten Jugendschriften, auch aus andern Werken (selbst Hippel's Kreuz- und Queerzüge lieferten Stoff dazu) aufnahm, die er zum Theil nach seinen Zwecken abänderte: so arbeitete er in Verbindung mit mehrern vaterländischen Jugendfreunden, selbst eine Menge Aufsätze für diese Bibliothek aus. Das ganze Werk enthält 233 Erzählungen, Gespräche und Catechisationen, 155 Gedichte (von denen mehrere, auch nach den Verbesserungen in den neuern Auflagen, nicht viel mehr als gereimte oder versificirte Prose sind, z. B. Th. 3. S. 213., und an den doch nicht allzu genauen Maasstab in dem Gespräch über Dichtkunst Th. 3. S. 205 ff. gehalten, schwerlich für Gedichte erfunden werden dürften), 41 prosaische Fabeln, 8 Vergleichungen und Parabeln,

151 Sittensprüche zu Schreibübungen, 31 Briefe, 3 Lebensbeschreibungen, 4 kleine Wanderungen und Reisen, 6 Kinderschauspiele, von denen 4 Originale sind, 67 Sinngedichte und Räthsel. Jeder Titel hat ein eigenes sauberes Kupfer (das sehr gegen den schlechten Druck absticht), eingedruckt sind 3 Vignetten, ferner sind noch 5 in Musik gesetzte Lieder und 1 Landkarte beygefügt. Im Ganzen sind die Originalaufsätze dieser Sammlung gar nicht schlecht, und mögen leicht die meisten Versuche der Art aus jenen Gegenden aufwiegen; allein wie weit bleibt doch der Deutsche an Geschmeidigkeit und Gewandtheit, an einem leichten, anmuthigen Vortrag hinter dem französischen Kinderfreund eines *Berquin* zurück, von welchem wir mit Vergnügen in Nr. 2. die Uebersetzung anzeigen! (Die Engländer haben das Werk schon längst übersetzt!) Ungeachtet Gaheis zunächst *für* Oestreichs Jugend sammelte und schrieb; so enthält doch seine Bibliothek einen Schatz von wissenswürdigen Dingen für die Jugend was immer für eines Landes. Beynahe *de omni scibili* kommt wenigstens etwas vor; es ist bey ihm eher Ueberfluss als Mangel; der vierte Theil enthält sogar einen Abriss der meisten Fächer der Literatur, der doch zu dürftig seyn möchte, als dass die Jugend daraus sich hinlänglich belehren könnte. Noch eines Vorzugs dieser Bibliothek müssen wir ausdrücklich gedenken. Der Herausgeber suchte die sittlichen Grundsätze im Sinne der reinsten Moral vorzutragen. „In moralischer Rücksicht, sagt er, werden wir zu leisten versuchen, was wir nach unsern Einsichten im Stande sind, um das schöne Princip der Sittlichkeit in seiner ehrwürdigen praktischen Majestät hervortreten zu lassen, und dadurch seinen jungen Verehrern den so schweren Sieg der erleuchteten Vernunft über die sinnlichen Triebe zu erleichtern." Auch an einer andern Stelle erklärt er den Plan zu haben, eine Sittenlehre in Beyspielen nach reinen moralischen Grundsätzen mit einzuweben, und er nimmt mit Kant an, man solle Kinder von mittlern Alter Pflichten nie anders vorstellen als wie sie, von aller Absicht auf irgend einen Vortheil abgesondert, selbst unter den grössten Versuchungen der Noth oder der Anlockung, mit standhafter Seele ausgeübt worden. Nun ist es wahr und rühmlich, dass der Herausgeber auf die Hervorbringung einer ächt moralischen Gesinnung in vielen Gedichten und andern Aufsätzen hinarbeitet, wiewohl er uns die Grundsätze von der Würde des Menschen Th. 1. S. 17. von der Pflicht, so zu handeln wie man wollen könne, dass Alle handeln sollten Th. 3. S. 42. 152. Th. 6. S. 138 f. u. s. w., mehr nackt hinzustellen, als deutlich auseinanderzusetzen und dem zarten Fassungsvermögen zu verdeutlichen scheint. Allein dieses reinere Moralsystem ist auch nichts weniger als das herrschende in diesem Werke; vielmehr wird in vielen Aufsätzen auf die äussern Folgen der Handlungen ausschliessend Rücksicht genommen, ja es kommen darin Sätze vor, die dem reinern System geradezu entgegen sind wie Th. 1. S. 40.: „Wenn man das Gute *aus Neigung* und mit aufrichtigem Bestreben bey jeder Gelegenheit ausübt, so nennt man es schon darum eine *Tugend*." So ist es z. B. auch ein unrichtiger *Gedanke*, dass, nach Th. 2. S. 199. der Bösewicht *immer* seinen Lohn für seine Thaten schon hier empfange, wenn auch erst sehr spät. — Hie und da kommen kleine Nachlässigkeiten im Ausdruck vor wie Th. 3. S. 211.: „Am schönsten hat Ossians Gedichte ein braver Gelehrter in Wien, Hr. Hofr. Denis, in *deutsches Sylbenmaass* übersetzt."

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort (*Leipzig*, b. Müller): *Unvernunft mit den Augen der Vernunft betrachtet.* 1798. 16 S. 8. — Wir zeigen diese in aller Hinsicht elende Broschüre hier nur an, damit der Käufer durch den nunmehr auch im Messkatalog aufgeführten Titel nicht getäuscht werde. — Das Ganze ist gegen eine Recension in dieser Zeitung (1798. Nr. 337.) gerichtet, in welcher eine schlechte Apologie der Universität Leipzig so, wie sie es verdiente, gewürdigt worden war. Dafür ist nun hier von Krümmungen und Schlupfwinkeln eines schaalen Kritikers, von Ungezogenheit, und wie sich von selbst versteht, von Tücke u. s. w. die Rede, und der Vf. macht am Schlusse das sehr naive Bekenntniss, „dass „er aus Mitleid und zugleich aus Achtung gegen die A. L. Z. „jene Recension, wenigstens in *seinem* Exemplare, *aus den „Augen des Publicums zu entrücken gewusst habe.*" *Ex ungue leonem!* — Am meisten hat der Vf. sich darüber ereifert, dass jener Recensent von der zweyten Auflage der *Keyserschen* Schrift, gegen welche der Apologet zu Felde gezogen war, gesagt hatte: der Vf. verrathe zwar (durch die in der zweyten Auflage getroffenen Aenderungen) Sinn für Wahrheit und Empfänglichkeit gegen Erinnerungen; allein wo *diese ihm abgehen*, da sey es auch, bey dem leichtsinnigen Niederschreiben alles dessen, was er von Hörensagen aufgefasst, um die Wahrheit geschehen. — In diesem Urtheile findet unser Vf. Widerspruch und Unvernunft. Würde es ihm einleuchtender werden, wenn wir es durch folgendes Exempel erläuterten: Der Apologet der Leipziger Universität verräth in seiner ersten Schrift Sinn für Buchmacherey, und in der zweyten grosse Empfindlichkeit gegen Erinnerungen: wenn diese ihm abgehen, so wird er uns wahrscheinlich bey dem faden und unbesonnenen Niederschreiben alles dessen, was er hie und da aufgerafft hat, mit seiner Buchmacherey sobald noch nicht verschonen. — Der wohlgemeynte Wunsch, der in dieser Erläuterung zugleich beschlossen liegt, spricht sich selbst aus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Pisa, b. Giacomelli: *Flora Pisana del Dottore Gaetano Savj*, Aiuto del Professore di Storia naturale nell' Università di Pisa. Tomo I. 1798. 485 S. und 2 Kupfertaf. 8.

Der Vf. hat die Absicht, eine vollständige *Flora etrusca* herauszugeben, und er benachrichtigt uns, dass die angezeigte Schrift eigentlich nur ein Versuch oder ein Vorläufer dieses grössern Werks seyn soll, mit dem er sich eifrig beschäftigt, und das er nach und nach dem Publicum mittheilen will. Er hat es in seiner Muttersprache abgefasst, doch hat er, was jeder, zumal ausländische Leser, sehr billigen wird, nicht nur die Namen der Gattungen und Arten der beschriebenen Pflanzen, sondern auch die Definitionen derselben lateinisch ausgedrückt und zugleich die jenen Namen entsprechenden italienischen Benennungen beygefügt. Die Ordnung, die er gewählt hat, ist die Linnäische und bey den Beschreibungen hat er die specifischen Kennzeichen mit der gehörigen Sorgfalt angeführt, und sich bemüht, seinen Lesern die Pflanzen und ihre Eigenheiten recht kenntlich zu machen. Der *erste* Band dieser pisanischen *Flora*, den wir vor uns haben, begreift die zwölf ersten Classen des Sexualsystems in sich, und der zweyte, der diesem bald nachfolgen soll, wird die übrigen Classen desselben enthalten. Wir wollen, um unsere Leser mit der Art, wie Hr. *S.* seine Gegenstände behandelt hat, bekannt zu machen, einige neue Pflanzen, die er aufführt, nennen und zugleich die Definitionen derselben beyfügen: *Iris alba; J. caule multifloro foliis altiore, spathis basi foliaceis, apice, margineque scariosis, corollarum tubo germinibus longiore. Scirpus filiformis; S. culmo nudo setaceo, spicis terminalibus glomeratis, sessilibus, involucro monophyllo, lineari, breui. Phalaris subulata; P. panicula spicata, subulata, calicibus compressis ouatis, acutis, dorso, lateribusque neruosis, radice fibrosa. Festuca segetum; F. panicula aequali patente, capillari, spiculis glabris, splendentibus 3—4 floris longe aristatis, foliis planis pilosis. Festuca hispida; F. panicula spicata, stricta, valuis calicinis glabris, quadrifloris, floralibus hispidis, aristatis, foliis planis, pilosis.* (Diese beiden Schwingelarten hat der Vf. abzeichnen und in Kupfer stechen lassen.) *Festuca montana; F. panicula secunda depauperata, spiculis solidariis, 4 floris, hirsutis, foliis linearibus, rigidis, pilosis. Bromus triuialis; B. panicula spicata, lobata, calicibus subseptemfloris, valuis ciliatis, breuiter aristatis, ultimis muticis, culmo geniculato, foliis pilosis. Auena neglecta; A. panicula densa, spiculis glabris, subquadrifloris, petalis internis apice bifidis, foliis planis, pilosis mollibus.* (Auch von dieser Haferart, und von der vorhergenannten Trespe sind Zeichnungen beygelegt.) *Rumex campestris; R. floribus hermaphroditis, valuis omnibus graniferis, integerrimis, vix grano maioribus, foliis vndulato-crispis. Rosa agrestis; R. germinibus, pedunculisque glabris, floribus subumbellatis, foliolis ouatis, dentato-serratis, caule, petiolisque aculeatis,* u. s. w. Die übrigen Pflanzen, die der Vf. in diesem Verzeichnisse aufführt, sind eben so gut, wie die, welche wir genennt haben, beschrieben, und wir zweifeln daher nicht, dass die Liebhaber der Kräuterkunde der Fortsetzung desselben mit Verlangen entgegen sehen werden.

Salzburg, in d. Mayr'schen Buchh.: *Salzburgische Flora, oder Beschreibung der in dem Erzstifte Salzburg wildwachsenden Pflanzen, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blühezeiten, Dauer, Gestalt etc. ihrer Anwendbarkeit in der Heilkunde und Haushaltungswissenschaft, und ihrem Nutzen für Maler, Farber, Gerber, Bienenzieher, Förster und Landwirthe.* Herausgegeben von *Franz Anton von Braune*, Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erster Band. Mit Kupfern. 1797. 426 S. Zweyter Band. 836 S. Dritter Band. 380 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Der Titel und der schlechte typographische Anzug wären bey dieser Flora nicht sehr anlockend, wenn nicht die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegend und dadurch die Neugier des Botanisten so viel wirkten, dass man wegen der innern Güte die äussere Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung — beynahe möchten wir dies von vielen unserer Landsleute sagen — zu übersehen gewohnt würde. Im Anfange hielten wir die ungeheuere Menge von Druckfehlern, welche jedem Bande angehängt sind, für Sachregister, die Kupfer für schlechte Holzschnitte; bis uns eine nähere Bekanntschaft mit dieser Flora, zugleich mit der guten Absicht ihres Stellvertreters, und dem wirklich lobenswerthen Fleiss desselben vertrauter machten. Im Ganzen folgt der Vf. den *primitien Flor. salisb.* von *Schrank*. Hier und dasetzt er seine eigenen und anderer seit der Zeit gemachten Entdeckungen aus den Hoppischen Taschenbüchern zu. Ausserdem ist er aber noch besonders reichhaltig bey Angabe der Wohnorte, der Benennungen, des

des Gebrauchs. Vermissen wir auch manchmal die erforderliche Sorgfalt des Ausdrucks sowohl, als auch die Schärfe und Vollendung in den Beschreibungen; so bleibt immerhin letztern das Verdienst in Beziehung auf Salzburg und dahin reisenden Botanikern gesichert genug. Der erste Band enthält ausser einer weitläufigen Einleitung und Erklärung des Systems die zehn ersten Classen. Von Gräsern muss noch mehr und manches noch zuverlässiger bekannt werden als hier geschehen ist. Unter *umbellaten* fehlt, was sonst überall vorkommt, das *conium maculatum*, und als Seltenheit finden wir es nur im Anhange des letzten Bandes. Die zehnte Classe ist vorzüglich reichlich mit den schönen Arten *Salifraga* versehen. Auf den zu diesem Band gerechneten 3 Kupfern sind enthalten die Linneischen Classen aus der *philosophia botanica*, eine *Veronica pygmaea* und *rotundifolia*, eine *primula minima* und die bekannte *Sibbaldia procumbens*. Der zweyte Band fängt mit der 11ten Classe an und erweitert sich bis zur drey und zwanzigsten Classe; er ist vor allen der corpulenteste. Diadelphisten und Syngenetisten, wie sich erwarten lässt, nehmen den mehrsten Raum ein. Riedgräser bedürfen noch der Revision. Auf drey Kupfern werden abgebildet: *Linnaea borealis* von den Salzburger Gebürgen, *Euphrasia salisburgensis*, Etwas verschieden von der officinellen, *Turritis alpina*, *Bunias Erucago*, *Astragalus pubescens*. Der dritte Band enthält viele Nachträge und die ganze vier und zwanzigste Classe. Zwar nicht ganz vollständig, aber doch besser, als wir erwarteten; Moose und Flechten nach Vorgang des Hoffmannischen Taschenbuchs, so dass wir dem Vf. unsern Beyfall nicht versagen, und gewiss auch die Zufriedenheit des botanischen Publicums versichern können.

Heidelberg, b. Pfähler: *Grundriss einer zootomischen Beschreibung der landwirthschaftlichen Thiere.* Zum Behuf der Demonstrationen entworfen von D. *J. D. Busch*, der Arzney- und Thierarzneykunde ordentl. Professor zu Marburg etc. 1798. 351 S. 8.

Der Vf. will diesen Grundriss, laut der Vorrede, selbst für nichts weiter als eine blosse Skizze, die ihm bey den Demonstrationen im zootomischen Theater zum Leitfaden dient, angesehen haben, und aus diesem Grunde wird man auch wenig neues in demselben erwarten. Genug dass er das Werk so abgefasst hat, dass es nicht blos für seine Zuhörer brauchbar, sondern auch wegen des fasslichen Vortrags für jeden Oekonomen, den dieser Gegenstand interessirt, brauchbar und allgemein verständlich ist. Es enthält dasselbe die *Lehre von den Knochen*, *Bändern*, *Muskeln*, *Eingeweiden*, *Gefässen*, *Nerven und Drüsen* der ökonomischen Thiere und alles mit der nöthigen Vollständigkeit, Ordnung und Deutlichkeit. Eines Auszuges ist dasselbe nicht fähig und bedarf desselben auch nicht, da schon die angegebenen Abtheilungen hinlänglich anzeigen, was man in demselben zu suchen hat. Die feinern anatomischen Zergliederungen, die man vom menschlichen Körper hat, und hier ganz unentbehrlich sind, wird man in diesem Grundriss nicht erwarten.

Lyon: *Principes Elementaires de Botanique, Rédigés* d'après les diverses méthodes de Tournefort, Linné, J. J. Rousseau, Jussieux, La Mark, Durande, Villars etc. Divisés en deux parties. *Par un Naturaliste Lyonnois.* L'an IVme de la Republique Française. 526 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Absicht bey diesem Werkchen ist in so ferne ganz lobenswerth, dass der Vf. als Naturalist seinen Landsleuten mitzutheilen sucht, was ihm seine Bekanntschaft mit dem Pflanzenreiche gelehrt hat, aber, für die Wissenschaft selbst ist dadurch weder eine neue Ansicht, noch sonst etwas merkwürdiges erhalten worden. Dazu war mehr umfassende Kenntniss erfoderlich als der Vf. besitzt. Ausländische zumal deutsche Literatur, darf man hier so wenig suchen, als Entdeckungen und Erweiterungen der Wissenschaft, welche von andern als jenen auf dem Titel angeführten Schriftstellern sind gemacht worden. Ausser einer declamatorischen Einleitung, wird das bekannte, zum Theil unrichtige von Wurzel, Stamm, Blättern, Blumen, Blüthen und Fruchttheilen wiederholt, der grösste Theil des Buchs aber mit Erklärung der auf dem Titel genannten Methoden angefüllt.

Nürnberg, in der Raspischen Buchh.: *Icones Fucorum cum characteribus systematicis, synonymis auctorum et descriptionibus novarum specierum.* Abbildungen der Tange mit beygefügten systematischen Kennzeichen, Anführungen der Schriftsteller, und Beschreibungen der neuen Gattungen, herausgegeben von *Eugenius Johann Christoph Esper.* Zweytes Heft. Mit vierzig illuminirten Kupfertafeln. 1798. von S. 57 — 126. T. 25 — 58. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Es gefällt uns die Fortsetzung noch besser als das erste Heft. Hr. Prof. Esper bestrebt sich um mehrere Vollständigkeit und Genauigkeit, wozu ihm von allen Seiten hülfreiche Hand geboten wird. Ohne uns in eine weitläufige nomenclatorische Anzeige einzulassen, wollen wir nur einige der vorzüglichern Abbildungen benennen. *Fucus salicifolius, discors, rudis* (?), *hirsutus* (?), *scorpioides*, *aculeatus*, *spinulosus*, *capillaceus*, *loreus*, *Fasciola*, *digitatus*, *lichenoides*, *albus*, *truncatus*, *baccatus*, *concatenatus*, *purpureus*, *granulatus*, *Osmunda*.

GESCHICHTE.

Giessen, b. Stamm: *Probleme aus der alten und neuen Geschichte.* Bearbeitet von *Johann Fridrich Roos*, ordentl. Professor der Philos. auf der Ludwigs-Universität. *Erste Abtheilung.* 1798. 160 S. 8.

Auch diese Abhandlungen sind ein schätzbarer Beytrag zur historischen Kritik, um welche der Vf. sich

fich fchon durch andere Auffätze verdient gemacht hat, und legen von feinem Scharffinn und gründlicher Gelehrfamkeit ein neues vollgültiges Zeugnifs ab. Die erfte Abhandlung: *Ueber die freywillige Aufopferung der beiden Philaeni fürs Vaterland*, erfchien zuerft im J. 1797 als akademifche Einladungsfchrift. Der Vf. erzählt zuförderft die bekannte Gefchichte nach *Salluftius* (im Jugurtha, Kap. 79.), weil weder Valerius Maximus (V, 6.) noch Pomponius Mela (I, 7.) fo umftändlich und überzeugend davon handeln, und widerlegt fodann *Corten*, den bekannten Herausgeber des Salluftius, welcher über die Wahrheit der ganzen Erzählung geradezu, und ohne einen hinreichenden Grund anzuführen, das Verdammungsurtheil auszufprechen wagte. Hr. *R.* bemerkt, dafs man den Römern, von denen die Begebenheit erzählt wird, wohl nicht zutrauen dürfe, dafs fie den ihnen fo verhafsten Karthagern zu viel Gutes und Grofses werden nachgerühmt haben; dafs Salluftius, der vornehmfte unter jenen Erzählern, keinesweges den Vorwurf eines leichtgläubigen Fabelnfammlers verdiene; dafs endlich der Glaubwürdigkeit feiner Nachricht gleichfam das Siegel durch den Schlufs aufgedrückt werde, welcher mit den Worten: *aliique Philaenis domi honores instituti* andeutet, dafs zum ewigen Andenken an die Grofsthat der beiden Brüder gewiffe Feyerlichkeiten angeordnet worden find. Für die Richtigkeit des zuletzt angeführten Umftandes aber bürgt derfelbe Gefchichtfchreiber, der als Proconful von Numidien, die befte Gelegenheit hatte, alles, was er in dem Jugurthinifchen Kriege erzählt, an Ort und Stelle zu erfahren. So gern man dies alles, was der Vf. fehr gründlich durchgeführt hat, zugeben wird; fo leicht laffen fich, wenn man auf den erften Urfprung der Erzählung fieht, Zweifel dagegen erheben, die wir hernach kurz andeuten werden. — In der römifchen Gefchichte findet man zu diefer merkwürdigen That der Philaeni wohl nur eine einzige Parallele in der bekannten Erzählung von *M. Curtius*, der fich 393. n. R. E. in die grofse mit Peftdünften erfüllte Kluft auf dem Forum hinabftürzte. Ueber diefe Erzählung hat Hr. *R.*, auf Veranlaffung des Prof. *Schmid* in Ulm, in der *Vorrede* p. 11. ff. neue belehrende Forfchungen angeftellt, deren Refultat darauf hinausläuft, dafs die Nachricht, die zuerft von Pfeudoplutarchus in feinen Parallelen der griechifchen und römifchen Gefchichte und fodann von Stobaeus (Serm. I. p. 4. ed. Gesner.) mitgetheilt, und felbft von Livius (VII, 6.) in Zweifel gezogen wird, keinen Glauben verdiene. — Die *zweyte* Abhandlung enthält einen ungemein inftructiven *Nachtrag zu der Abhandlung über den Tod der beiden Karthaginenfer Philaeni fürs Vaterland*, von Hn. Regierungs-Rath *Schmid* in Giefsen. Nachdem der Vf. zuerft die von Hn. *Roos* nur beyläufig berührten Nachrichten bey *Valerius Maximus* und *Mela* über diefelbe Begebenheit nachgetragen und kritifch geprüft hat, bemerkt er, dafs auch *Silius Italicus* (b. Pun. XV, 699.) auf die vom ganzen Alterthum bewunderte That anfpielt. Allein der Tadel des Dichters, welcher die heldenmüthigen Brüder mit dem in der Kürze fehr gehaltvollen Beyworte *invicti* bezeichnete, fcheint uns nicht gegründet, und das dafür vorgefchlagene *infoffi* würde zwar die Todesart derfelben *hiftorifch* genauer beftimmen, aber der Vulgata wohl an *dichterifcher* Energie fehr weit nachftehen. Hierauf hat Hr. *Schmid* die Urtheile neuerer Gefchichtfchreiber und anderer Schriftfteller über jene Heldenthat fo vollftändig aufgeführt, dafs auch dem Belefenften fchwerlich eine bedeutende Ergänzung diefer Literarnotizen möglich feyn möchte. (In Hendreich's unkritifchem Werke: *Carthago, five respublica Carthaginenfium*, Frankf. a. d. O. 1664. 8., das Hr. *S.* nicht zu Rathe ziehen konnte, wird S. 154. ff. die Begebenheit felbft blofs nach Salluftius und Valerius Maximus, mit Anführung der Stellen anderer Autoren, vorgetragen, aber kein eigenes Urtheil des Vf's. beygefügt.) Hr. *S.* erinnert ferner, dafs die Römer ihre Nachrichten von den beiden Philaeni wahrfcheinlich nicht unmittelbar aus punifchen, bey ihnen wenig bekannten, fondern aus griechifchen, vielleicht cyrenenfifchen Schriftftellern fchöpften, wie der offenbar griechifche Name zu erkennen giebt. Deshalb aber dürfe man die hiftorifche Skepfis nicht bis zu der Muthmafsung treiben, man habe, fo wie die an fich fchon romanhaft fcheinende Gefchichte verfchönert, fo auch den Helden einer fabelhaften Tradition einen Namen beygelegt, der mit dem moralifchen Sinne der Sage übereinftimmend war. Für die Allgemeinheit und das hohe Alterthum der Sage bürgt vielmehr, aufser der Autorität der genannten Schriftfteller, auch der Platz, der nach dem Zeugniffe der Geographen den Namen *Altäre der Philaeni*, noch zu Zeiten des Plinius und Mela führte. (Der hiftorifche Skeptiker wird einwenden, dafs in dem Namen nichts als das Andenken an eine denkwürdige und von der Nation belohnte That der Philaeni geographifch fortdauerte; ja, dafs wohl auch erft aus dem *Namen* felbft, der einen ganz anderen Urfprung und eine andere Tendenz hatte, (nur nicht wie *Corte* wollte, blofs aus der Erfcheinung zwey grofser Sandhügel in einer unüberfehbaren Wüfte) die Begebenheit gefabelt worden fey. Da die Zeit derfelben in die *mythifche* Periode der Karthaginenfifchen Gefchichte fällt: fo darf man der hiftorifchen Skepfis nicht verargen, wenn fie der auch von Römern nacherzählten Sage von den lebendig eingefcharrten Brüdern nicht mehr Glauben, als einem *hiftorifchen Mythus*, fchenkt.) Die Idee, beide Brüder lebendig einzugraben, leitet der Vf. fcharffinnig genug aus den religiöfen Vorftellungen des Alterthums her. Er fucht ausführlich zu erweifen, dafs auch bey denen Nationen, die von Menfchenopfern zurück gekommen waren, fich doch der Wahn von der gröfseren Wirkfamkeit diefer Opfer erhalten habe, und dafs, wenn man in dringenden Fällen feine Zuflucht dazu nahm, das Eingraben von Menfchen nichts ungewöhnliches gewefen fey. Daher erklärt fich nun auch die Errichtung und Weihung der

der Altäre, welche bestimmt waren, nicht die Philäni selbst daran göttlich zu verehren, sondern wahrscheinlich, um auf denselben jährlich den Landesgöttern zu opfern, die den unsterblichen Brüdern jenen grossen Entschluss eingegeben hatten. Die übrigen Ehrenzeichen, die man, nach Sallust, in Karthago zum Andenken der Philaeni gestiftet, können theils noch andere religiöse, z. B. Hymnen, Dankfeste, Spiele u. s. w., theils politische, Bildnisse, Adel, Freyheiten der Nachkommen u. s. w. gewesen seyn. Zuletzt würdiget der Vf. noch das Verfahren der Philaeni in moralischer Rücksicht, und führt einige Stellen deutscher Dichter an, worin auf diese Heldenthat angespielt wird. — Der *dritte* und *vierte* Aufsatz behandeln einen wichtigen Gegenstand der neuen Geschichte, und bilden ein Ganzes. Jener führt die Ueberschrift: *Was von dem auf den verstorbenen König von Portugal, Joseph Emanuel, in der Nacht vom 3ten September* 1758 *gewagten Angriffe zu halten sey?* Und dieser liefert einen *Anhang zu der vorigen Untersuchung, die Folgen des Angriffes auf den König betreffend.* Nach genauer und parteyloser Prüfung der hieher gehörigen, und gleich Anfangs aufgeführten geschichtlichen Urkunden, und vorzüglich nach Erwägung des Aufsatzes, den ein Portugiesischer Staatsmann in *Zimmermann's statistisch-historischem Archiv* (I. Band, S. 38—71.) mitgetheilt hat, ist Hr. *Roos* überzeugt, dass der seitherigen Modemeynung von dieser Begebenheit widersprochen werden müsse. Er erweiset, dass das Attentat wirklich auf das Leben des Königs gerichtet, und dass der Herzog von Aveiro, der einen persönlichen Hass gegen den König gefasst hatte und den mehrere Verhältnisse mit dem Hause Tavora verketteten, der mit Recht beschuldigte Verbrecher war. Die Bearbeitung dieses Stoffes musste natürlich den Vf. auf den grossen Mann hinführen, der unter Joseph Emanuel, vom Anfange bis zum Ende der Regierung desselben, das Staatsruder lenkte. Diesen so schrecklich verkannten und verlästerten Minister, *Pombal* (der vorher *Carvalho* hiess), hat Hr. *R.* mit Nachdruck und Gründlichkeit gegen die Vorwürfe vertheidigt, die er von einem in Trägheit und Aberglauben tief versunkenen Volke erfuhr, und die auch eine gerechtere Nachwelt bey weitem nicht hinlänglich zurück gewiesen hat. Hr. *R.* bemüht sich mit Glück, wie uns dünkt, zu zeigen, dass die Beschuldigungen, welche der bekannte Process dem Pombal zugezogen hatten, ungegründet waren, und dass die hingerichteten Verbrecher ihr Schicksal völlig verdient hatten. Die Vorrede liefert hierzu noch einige literarische Nachträge. Ueberdies wird in derselben die bekanntlich von Hn. *Roos* aufgeregte, und zuletzt von Hn. *Fikenscher* in Culmbach behandelte Streitfrage über die grausame Ermordung des *Atilius Regulus* zu Karthago von neuem berührt, und zugleich das Urtheil des Hn. Kanzlers *Koch* in Giessen beygebracht, welcher die Sache für den Vf. der Schrift, mithin gegen Hn Fikenscher, entscheidet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Celle*, b. Schulze d. J.: *Versuch einer Beantwortung der von der Kön. Soc. d. Wissenschaften zu Göttingen für den Julius 1796 aufgestellten ökonomischen Preisaufgabe: warum sind jetzt die Brüche bey der Jugend in den Dörfern viel gemeiner als sonst, und wodurch können sie am sichersten verhütet werden?* Eine zur Concurrenz übergebene Schrift, welcher das Accessit zuerkannt worden, entworfen von D. *Friederich Ludewig Andreas Köhler.* 95 S. 8. Diese Schrift ist nicht übel gerathen; Ordnung und Deutlichkeit im Vortrage des Bekannten zeichnen sie aus, obgleich manches kürzer gefasst seyn könnte. Der Vf. macht es (S. 4.) wahrscheinlich, dass ungefähr die siebenzigste Person mit einem Bruche behaftet sey, bezweifelt aber, dass man für ausgemacht annehmen könne, dass die Brüche jetzt häufiger unter dem Landvolke wären, als sonst. Seine Gründe sind wahrscheinlich. Die *Gelegenheitsursachen* sucht er in der ungeschickten Handhabung der zarten Kinder durch die rohen Hände der Mütter, dem Wickeln, dem Ziehen an der Nabelschnure durch die Hebammen, ihren Abfall zu befördern, dem Tragen der Kleinen durch ebenfalls kleine Kinder, wodurch beide verwahrlost werden, ihren Spielen ohne Aufsicht, ihrer gezwungenen Anstrengung zu Arbeiten über ihre Kräfte, dem Aufpansen (Aufschauern), dem Reiten auf plumpen Pferden oft ohne Steigbügel oder Sattel, in der Vernachlässigung des Schreiens der Kinder, in der Anfüllung ihrer Magen. Die Behauptung (S. 29.), dass die jungen Landleute keine engen Kleider lieben, kann Rec. nicht unterschreiben. Die Sonntagswesten der Jünglinge und die Schnürleiber (Mieder) der Mädchen sind gewöhnlich äusserst knapp. *Die vorbereitenden Ursachen* (S. 31.): zähe Mehlspeisen, Kartoffeln in Uebermasse, und sonst blähende grobe Kost, schlecht gegohrnes Bier, eine Menge Kaffees, der Mangel guter Aerzte und Wundärzte auf dem Lande, die Vorliebe zu drastischen Purganzen und Brechmitteln, *die jetzt häufigern Kriege, welche bloss den siechern Theil des männlichen Landvolks zurück lassen*, die Vernachlässigung der angebornen, oder bald nach der Geburt entstandnen Brüche. S. 45. *Die Verhütung* durch bessere Erziehung, Aufsicht, Vermeidung der groben Diätfehler. Obsicht und Belehrung durch Prediger und Landschulmeister, welche besser besoldet (Rec. setzt hinzu: moralischer und von edlerer Gesinnung ausgesucht) werden sollten. Zeitige Entdeckung der Brüche durch bessere Hebammen und zeitige Hülfe durch bessere Landwundärzte. Die Ausführung ist gut gerathen, lässt sich in Anwendung bringen, ist aber keines Auszugs fähig. Unter den mechanischen Verhütungsmitteln hält er bloss eine Nabelbinde (S. 72.) und mit Recht, für dienlich, die aber doch schon, so viel Rec. weiss, in den ersten Wochen fast allgemein im Gebrauche ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1799.

OEKONOMIE.

Mannheim u. Leipzig, b. Seeger: *Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht,* für Liebhaber der Pferde und der Reitkunst. Von *Seyfert von Tennecker,* Souslieutenant beym kurfürstl. sächs. Husaren-Regiment. 1797. Erster Band. I—IV. Heft. 546 S. kl. 8. Mit schwarzen und illum. Kupf. (jedes Heft 1 Rthl. 8 gr.)

Der Angabe nach wird dieses Werk aus wenigstens acht Heften bestehen, wovon viere einen Band, und so nach und nach ein systematisches Ganzes ausmachen sollen. Die äussere Pferdekenntniss, die Reitkunst, die Rossarzney und die Gestütwissenschaft sind die vier Hauptgegenstände, womit der Vf. seine Leser abwechselnd unterhalten will. Wie aber Hr. *v. T.* dazu kommt, diese verschiedenen Wissenschaften unter die Rubrik *Pferdezucht* zu bringen und seinem Werke den unpassenden Titel vorzusetzen, ist nicht abzusehen. Unter Pferdezucht hat man bisher nur die Gestütwissenschaft und alles, was einen ganz nahen Bezug darauf hat, verstanden. Dahin gehört aber nicht unmittelbar die Reitkunst. Denn ob zwar diese nicht ohne die Pferdezucht bestehen kann; so erfodert doch eine jede dieser Wissenschaften ihren Mann allein, der von Jugend auf sich mit allem Fleisse darauf legen muss, wenn er sie einst mit Gründlichkeit ausüben will. Daher findet man oft, dass die geschicktesten Gestütmeister keine besonders guten Reiter sind, und so umgekehrt; auch die Pferdearzneykunde macht eine für sich bestehende Wissenschaft aus, so oft sie auch bey Gestüten in Anwendung kommen möge. Ueber alles dieses erklärt sich der Vf. nun weiter nicht, sondern er sagt blos in der Vorrede: dass man zwar über die Lehren der Rossarzney- und der Reitkunst Schriften genug, aber doch noch keine aufzuweisen habe, in welcher alle Wissenschaften der Pferdezucht vereinigt, nach richtig anwendbaren Grundsätzen vorgetragen wären, und er glaube daher für die Pferdeliebhaber kein uninteressantes Geschäft zu unternehmen, wenn er sich der Bearbeitung einer Schrift unterziehe, in welcher alle Branchen der Pferdezucht vereinigt und nach richtigen, aus der reinen Naturgeschichte dieser Thiere entlehnten Grundsätzen vorgetragen seyn sollten u. s. w. Diese Aeusserungen berechtigen zu ziemlich grossen Erwartungen, und sonach verdient diese Schrift eine umständlichere Anzeige. In dem ersten Heft fängt der erste Abschnitt mit der äussern Pferdekenntniss an. Der Vf. geht hierbey auf dem alten längst bekannten Wege. Er theilt das Pferd, wie gewöhnlich in drey Haupttheile, nennt alsdann die einzelnen Theile, wobey der Leser, zu mehrerer Fasslichkeit, auf ein mit Buchstaben und Zahlen bezeichnetes Pferd gewiesen wird, und sagt, dass aus der Uebereinstimmung und dem regelmässigen Gebäude aller dieser einzelnen Theile, die nach dem geometrischen Maassstabe verglichen werden müssten, die Schönheit des Pferdes entspringe. Dies sey das Gesetz, nach welchem die äussere Vollkommenheit dieses Thieres berechnet werden müsse. Für die gefällige Schönheit des Pferdes wird sich schwerlich ein Maassstab festsetzen lassen, da diese eben so, wie bey den Menschen auf individuellen Begriffen und Gefühlen beruhet. Ein ganz regelmässiges Gebäude ist nur dem geübten Kenner sichtbar. Hr. *v. T.* geht nun die einzelnen Theile des Pferdes noch einmal umständlicher durch, und macht mit dem Kopfe den Anfang. Bey der Gelegenheit eifert er mit Recht gegen die Gewohnheit der Engländer, den Pferden die Ohren kurz abzuschneiden. Er glaubt, dass hierdurch das Pferd vieles von der Feinheit des Gehörs verlieren müsse. Das wäre nun wohl das kleinste Uebel; es entsteht aber hieraus ein beträchtlicheres. Das äussere Ohr des Pferdes ist nicht blos dazu geformt, um den Schall aufzufangen, sondern es dient ihm auch bey übler Witterung zu einem Wetterdache. Das Pferd läst alsdann die Ohren herabhängen, oder zieht sie von der Seite und schützt dadurch das Innere der Ohren, dass nicht das Wasser hineinlaufen kann. Nicht ohne Mitleid erinnert sich Rec. der englischen Pferde, die er in den Campagnen auf diese Art verstümmelt sah, und die, bey stürmischem Wetter, nicht wussten, wohin sie die Köpfe wenden sollten. Zur Ehre unserer Nation wollen wir hoffen, dass sie, neben vielen andern thörichten Moden der Engländer in der Behandlung der Pferde, wenigstens diese, die ohnehin das Pferd schändet und ihm ein schelmisches Ansehen giebt, nicht nachahmen werde. Das Auge des Pferdes ist ganz anatomisch beschrieben und kommt hier vieles wieder vor, was Hr. *v. T.* in seinen Bruchstücken schon darüber gesagt hat. Hier hat der Vf. nur die Theile des Kopfes abgehandelt, das Weitere soll in der Fortsetzung folgen. Der zweyte Abschnitt betrifft die Reitkunst. Der Vf. theilt sie in die *niedere* und in die *höhere anwendbare (?) Reitkunst* ab. Unter der *niederen* versteht er blos die Kunst ein zugerittenes Pferd regelmässig zu behandeln; unter der *höheren* aber die Kunst ein Pferd abzurichten. Ehe

Ehe aber hiervon weiter geredet wird, zeigt der Vf. wie nothwendig es für jeden Stand sey, das Reiten zu erlernen. Hierbey sagt er zwar viel Wahres und Gutes, fällt aber in einen ängstlichen, redseligen, wiederholenden Ton und sieht überall Gefahren, vor denen er warnt. Sodann macht er die Leser mit dem Sattel und der Zäumung bekannt, und geht hier ebenfalls ins äusserste Detail. Für blofse Reitliebhaber zieht er den ungarischen Sattel, als den bequemsten und zweckmäfsigsten vor, und nimmt auch Bestellungen darauf an. Ueber die Zäumung sagt der Vf. das längst Bekannte, nur dafs die Theorie von der Wirkung der Stange S. 105. 106. für die Leser, die hier gemeynt sind, wohl zu unverständlich seyn dürfte. Von der Reitkunst selbst kommt in diesem Hefte weiter nichts als das Auf- und Absitzen vor, wozu hier eine 25 Seiten lange Anweisung geliefert ist. Der Vorschrift, dafs der Reiter bey dem Auffitzen die Ruthe mit der Spitze unterwärts in die linke Hand nehmen soll, um ein empfindliches Pferd nicht zu beunruhigen, kann Rec. nicht beystimmen; denn so wie der Reiter beym Auffitzen diese Hand bewegt, so bewegt sich die Ruthe mit, und das Pferd wird dadurch an der Schulter und dem Vorderschenkel berührt und kann gerade hierdurch unruhig gemacht werden. Besser ist es, dafs der Reiter die Ruthe unter dem linken Arm behält, bis er nahe an dem Pferde ist, er nimmt sie alsdann mit der rechten Hand hervor, läfst sie mit der Spitze neben der Croupe herumgehen, und giebt sie aufrecht in die linke Hand, wo sie das Pferd gar nicht zu sehen bekommt.

Das zweyte Heft beschäftigt sich im ersten Abschnitte mit den innern Krankheiten der Pferde und ihrer Heilart, und im zweyten mit den Gestütwissenschaften. Von Krankheiten kommen hier vor: 1) das Fieber, 2) die Kolik, 3) das Verhalten des Urins und 4) die Entzündung des Gehirns, denen auch die nöthigen Recepte beygefügt sind. Eigenthümliches findet man nicht sehr viel, denn der Vf. gesteht es S. 151. selbst, dafs er Wolstein und den beiden Professoren Reuter, als seinen Lehrern, blos nachgesprochen habe. Die Gestüte theilt der Vf. in *wilde*, *halbwilde*, *zahme*, *Militär*- und *Landgestüte*. Der Auffatz über ein wildes Gestüt ist sehr lesenswerth, kann aber mehr als ein Beytrag zur Naturgeschichte des Pferdes angesehen werden, als dafs er viel Anwendbares zur praktischen Pferdezucht liefern sollte. Was der Vf. über halbwilde und zahme Gestüte sagt, sind bekannte Sachen. Militärgestüte, wo die Bescheler beym Stabe unterhalten, die Stuten aber von den Schwadronen zum Bedecken dahin geschickt werden, sollen bey der östreichischen Cavallerie gewesen, jetzt aber durch die beständigen Kriege, eingegangen seyn.

Mit der Fortsetzung über *äussere Kenntniss der Pferde*, fängt das dritte Heft an, und sind hier blos der Hals, der Wiederrifs, die Schultern, die Brust und die Vorderschenkel des Pferdes abgehandelt. Die Beschreibung der übrigen Theile wird in der Fortsetzung folgen. Alles, was hierüber vorkommt, ist zwar nicht neu, aber gut geordnet. Wenn aber der Vf. alle übrige Theile des Pferdes so weitläufig abhandeln will (denn diese Beschreibung geht von S. 274—365.); so muss das Werk sehr gedehnt werden. Der zweyte Abschnitt dieses Hefts betrifft die *höhere Reitkunst*. Jedoch ist der Vf. hier nur bemühet, den Zustand des rohen, und den des abgerichteten Pferdes ins gehörige Licht zu setzen. Hr. *v. T.* spricht über diese Gegenstände mit vieler Lebhaftigkeit und Wärme; zuweilen sucht er aber seiner sonst geläufigen Sprache einen poetischen Schwung zu geben, und dann wird sie sehr widerlich. Z. B. S. 394. „Betrachten wir das gut abge„richtete Campagnepferd! Mit unumschränktem, „nur der Willkür seines Reiters untergeordnetem „Gehorsam, eilt es mit ihm im schnellsten Fluge da„hin, — auf einmal, als unterbräche ein Gott seinen „windegleichen Lauf, steht es auf den feinsten An„zug seines Gebieters wie an die Erde gefesselt, aber „in dem Augenblick wendet es sich wieder mit „pfeilschneller Federkraft und setzt, als spottete es „der Hecken und Gräben, die seinen Lauf zu hem„men scheinen, mit kraftvollem Sprung darüber etc." Weiter unten heifst es: „Mit gleichbleibendem „Muthe, ohne schüchterne Zagheit, schreitet es über „die Leichname seiner Brüder; vergebens sucht der „Donner des Geschützes und das Musquetenfeuer „seinen verwegenen Muth zu bestrafen, es stürmt in „die Schaaren der Feinde, die eiserne Wand der „Bajonette hält es nicht auf." Der Vf. scheint sich in dieser Stelle so sehr zu gefallen, dafs Rec. sich erinnert sie in einer andern seiner Schriften schon gefunden zu haben. Am Ende ist noch der Kapzaum beschrieben. Im vierten Heft wird von der *äussern Krankheitskunde* und der *Heilwissenschaft* der Pferde gehandelt. Das hierüber Vorgetragene ist unstreitig sehr gut; allein der Vf. hat sich nicht gescheuet, hier die Lehre der Entzündung aus *Wolstein's* Büchern der Wundarzney der Thiere fast überall wörtlich abzuschreiben. Zum Beweise, dafs wir ihm nicht zu viel thun, wollen wir nur die erste beste Stelle mit einander vergleichen.

Wolstein erstes Buch S. 5.	*Der Vf.* S. 426.
Diesen Ueberfluss von Säften lockt der Reiz in sie, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Absonderungsgefäfse schwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermischt in die Zellen des Fächergewebes. Die Natur veranstaltete diese Secretion, theils die Schmerzen auszulöschen, theils die reizende Ursache zu mildern u. s. w.	Diesen Ueberfluss von Säften lockt der Reiz, der das Uebel erregt; die Oeffnungen der Absonderungsgefäfse schwitzen ihre Feuchtigkeiten unzubereitet, roh, mit blutigen Theilen vermischt in die Zellen des Fächergewebes. Eine Secretion, die die Natur veranstaltete, um die Schmerzen auszulöschen und die reizende Ursache zu mindern.

Es wird hier gehandelt: 1) von der Entzündung; 2) von der Zertheilung derselben; 3) den Mitteln, welche die Zertheilung begünstigen; 4) von der Eite-

Eiterung der Entzündung; 5) von den Mitteln, welche die Eiterung befördern; 6) von der Erzeugung des jungen Fleisches; 7) von der Verartung der jungen Fleischkeime in sogenanntes wildes Fleisch; 8) von dem Brand. Lauter Gegenstände, die Wolstein ebenfalls abgehandelt hat. Der zweyte Abschnitt dieses Hefts betrifft ein Landgestüt. Unleugbar ist diese Art der Pferdezucht, wenn sie mit dem gehörigen Eifer betrieben wird, eine sehr grosse Wohlthat für die Landesunterthanen. Alles, was der Vf. im Allgemeinen darüber sagt, ist auch sehr gut und zweckmäsig; wenn er aber von der speciellern Einrichtung eines solchen Gestüts spricht, dann merkt man leicht, dass ihm die nöthigen praktischen Erfahrungen fehlen. Er will z. B., dass nicht blos die zum Feldbau nothwendigen Pferde aus einem Landgestüte angezogen werden, sondern dass noch eine solche Anzahl und von solcher Qualität übrig bleiben soll, dass der herrschaftliche Stall damit versehen, und auch die Cavallerie remontirt werden könne; und doch soll der Landmann freyen Handel mit den Fohlen treiben können, und durch keine Gestütordnung beschränkt werden. In den mehrsten Gegenden Deutschlands, besonders da, wo es an hinlänglichen Weiden gebricht, hat der gemeine Mann keine Lust seine Fohlen, ausser denen, die er zur Anzucht höchst nöthig hat, aufzuziehen; am liebsten verkauft er sie, wenn sie ein halb Jahr alt sind. So bald ein Landgestüt anfängt in Gang zu kommen, so finden sich auch gleich fremde Aufkäufer ein, die die Fohlen besser bezahlen und sie ins Ausland führen. Wie sollen nun die obigen Zwecke erreicht werden, wenn der gröste Theil der Fohlen ausser Landes geht? Das, was der Vf. S. 500. von den hannöverischen Landgestüten anführet, ist noch nicht erwiesen. Auch irret der Vf., wenn er glaubt, dass die Landstutereyen in alle Districte eines Landes (hier nimmt er besondere Rücksicht auf Sachsen) verbreitet werden könnten. Ein jeder Pferdezüchter weiss es am besten, dass die Fohlen, die einst starke vollständige Pferde werden sollen, nicht auf ärmlichen Weiden und mit dem Abfall des Getraides, wie der Vf. meynt, erzogen werden können. Dass Hollstein und Mecklenburg besondere Vorzüge zur Pferdezucht haben, fällt sehr leicht in die Augen. Ersteres wegen seines Ueberflusses an Weiden und Gräsereyen, und das letztere wegen seines grossen Feldbaues, wo immer eine beträchtliche Strecke Land abgeschlagen und zu einer künstlichen Weide eingezäunt werden kann. Aus dem Grunde ist aber auch in Mecklenburg die Pferdezucht nicht so allgemein, wie in Hollstein, sondern wird gröstentheils nur von dem Adel und den Pachtern getrieben. Auch will der Vf. nicht, dass man ausländische Hengste zur Zucht einführen, sondern bey der einmal existirenden Race stehen bleiben soll, und führt die Araber und die wilden Gestüte als Beweise an. Hr. *v. T.* hat aber nicht bedacht, dass das gute, edle Pferd in Arabien zu Hause ist, und dass bey uns hingegen das gemeine Bauernpferd als das Nationalpferd angesehen werden muss, wohin bekanntlich unsere besten Gestütpferde wieder ausarten, wenn ihre Veredlung nicht durch ausländische Beschäler, die unter einem günstigern Himmelsstrich geboren, und von bessern Qualitäten, wie die unsrigen sind, fortgesetzt wird. Für Landgestüte fodert der Vf. Hengste, die in herrschaftlichen Handgestüten im Lande erzogen sind, oder auch Mecklenburger von der alten Race; Mecklenburg, sagt der Vf., zieht jetzt englische Bastarde, aber bey weitem nicht mehr die gute Pferderace, die aus der Verpaarung ihrer eigenen Art entstand. Glaubt dann Hr. *v. T.*, dass der ehemalige gedrungene sogenannte *alte* Mecklenburger dort ursprünglich hervorgebracht sey? Er stammt eben so gut, wie die jetzigen, von ihm genannten Bastarde, von ausländischen Hengsten ab; nur dass man einen andern Schlag von Beschelern wählte, und mehr auf Fundament, als auf äussere Schönheit sahe. Zum Beschlusse folgen einige Auszüge aus den sächsischen, den preussischen und den hannöverischen Landgestütreglements. Bis hierhin hat diese Schrift dem Vf. keinen grossen Aufwand von Anstrengung und Nachdenken, sondern nur die Mühe des Zusammentragens gekostet. Das Bessere wollen wir also in den folgenden Heften erwarten.

Die Kupfer sind, was die Pferde betrifft, gröstentheils fehlerhaft gezeichnet. Dem Hn. *Berggold*, einem übrigens geschickten Künstler, scheint bis jetzt noch die nöthige äussere anatomische Pferdekenntniss zu mangeln, die der Pferdezeichner unnachlässlich besitzen muss, wenn er richtige Darstellungen liefern will.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Höferschen Buchhandl.: *Aufsätze über einige wichtige Gegenstände der Aufklärung und Volksglückseligkeit.* 1798. 134 S. 8. (8 gr.)

Ganz entbehrlich sind diese Aufsätze für jeden, der *Kiesewetter's Versuch einer fasslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neueren Philosophie für Uneingeweihete.* (Berlin 1795.), die Schrift: *über politische Staatskunst.* (Halle und Leipzig, 1795.), ferner die Schrift: *Geheimnisse aus der Geisterwelt, Magie und Alchymie etc.* (Frankfurt a. M. 1793.) besitzt, oder bereits aus andern literarischen Werken von den Eigenthümlichkeiten der neuesten Philosophie, von den Kennzeichen der Aufklärung in einem Staate, von den verschiedenen Bestimmungen der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit, von den Pocken und der Pockeninoculation und von den Veranstaltungen gegen allzu frühzeitige Beerdigungen, Kenntniss erlangt hat; denn er findet hier nichts weiter, als Auszüge aus den vorangeführten Schriften über eben diese Gegenstände.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Altona*, b. Hammerich: *Versuch über den besten Plan zu einer praktischen Schule für den Ackerbau, in Rücksicht auf dasjenige, was und wie daselbst gelehrt werden soll*, von *Carl Gottlob Rafn*. Eine gekrönte Preisschrift aus dem Dänischen. 1798. 4½ Bogen. 8. In jedem Staate, wo die Landwirthschaft noch mancher wichtiger Verbesserung bedarf, ist es gewiss ein vortreffliches Mittel hiezu, wenn junge Landleute, in einem besonders dazu eingerichteten Institute, theoretische und praktische Belehrungen über den besten Betrieb der Landwirthschaft empfangen, und nachher in ihre Heimath, zur Anwendung der erlangten Kenntnisse und Erfahrungen und zu deren Verbreitung unter ihren Mitbürgern zurückgeschickt werden. In dieser patriotischen Absicht hatte der verstorbene königl. dänische Generalmajor *Classen* in seinem Testamente die Errichtung einer praktischen Schule für den Ackerbau auf einem seiner Güter verordnet, in welcher, nach Verhältniss des dazu bestimmten Fonds, fürs erste 10 bis 12 Lehrlinge im Feld- und Gartenbaue, in der Forstwissenschaft und in der Viehzucht theoretisch und praktisch unterrichtet werden sollen. In Hinsicht auf die Ausführung dieses Plans wurde von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, auf Ansuchen der Executoren jenes Testaments, für die beste Beantwortung der Frage: *was* in einer solchen Schule und *wie* es gelehret werden müsse? eine Prämie von 100 Thalern bestimmt und diese der vorangezeigten Schrift zuerkannt. Auf diese beiden Gegenstände hat denn auch ihr Vf. allein seine Aufmerksamkeit gerichtet, seinen Vortrag in zwey Kapitel getheilt, und demselben im Vorberichte einige Bemerkungen über den politischen und ökonomischen Zustand des gemeinen Landmannes in Dänemark und Norwegen, über die Nothwendigkeit und die Vortheile der ihm zu verschaffenden mehreren Aufklärung und über die hiezu dienlichen Mittel vorausgeschickt.

Nach dem im *ersten Kapitel* zuförderst dahin festgesetzten Zwecke des zu ertheilenden Unterrichts: dass die Bauern durch vernünftige, aus der Erfahrung hergeleitete Gründe in den Stand gesetzt werden, die Producte des Landes zu vermehren und zu veredeln, und hiedurch sowohl das Beste des Staats, als auch ihren eigenen häuslichen Wohlstand zu befördern, werden die Physik, Naturgeschichte, Chemie und Mathematik, als nothwendige Grundlagen hiezu, betrachtet. Diejenigen Theile, worauf es bey der Belehrung in jenen vier Wissenschaften hauptsächlich ankomme, hat der Vf. folgendergestalt bezeichnet. In Betreff der Physik rechnet er dahin zuerst die Lehre von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, hiernächst die Lehre von der Bewegung und der Schwere derselben, vom Schwerpuncte, vom Hebel und von der Rolle, von dem Gleichgewichte der flüssigen Körper unter sich und dieser mit den festen Körpern, von der Luft, vom Lichte, vom Wärmestoffe, von der Elektricität, von natürlichen sowohl als künstlichen Magneten. Warum aber nicht auch vom Feuer, das so vielen Einfluss auf ländliche Geschäfte hat? Der Unterricht in der Naturkunde soll zuerst die einfache Eintheilung des ganzen Thierreichs in sechs Classen überhaupt, und denn insonderheit und umständlich die Haushaltsthiere, auch die dem Landmanne besonders nützlichen oder schädlichen wilden Thiere; das zahme und wilde Geflügel, die Fortpflanzung der Amphibien, die Fische, die nutzbaren und schädlichen Insecten und Würmer, die ökonomischen Pflanzen (hiebey nothwendig auch die schädlichen Unkräuter) und von den Mineralien besonders die Erd- und gewöhnlichsten Steinarten, nebst den mit der Landwirthschaft in der nächsten Verbindung bestehenden Eisen, Kupfer, Erdharzen, Schwefel, Torfe etc. betreffen. Aus der Chemie bestimmt der Vf. für die Zöglinge die Belehrung von der innern Beschaffenheit und den Eigenschaften der Körper und von ihren Bestandtheilen überhaupt, besonders in Hinsicht auf die Pflanzen, die Erdarten, den Dünger, die Sauren und Laugensalze, imgleichen auf einige häusliche Operationen, als Backen, Brauen, Buttern etc. Durch die Mathematik sollen sie Kenntniss und Fertigkeit in den Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie erlangen. Was nun, nach solchen Vorbereitungskenntnissen, den ökonomischen Lehrlingen ferner und in specieller Beziehung auf die einzelnen Theile der Landwirthschaft zu erlernen nöthig und nützlich, und ihnen, mit Anwendung jener Kenntnisse, bekannt zu machen sey, ist in dem folgenden Vortrage umständlich angezeigt worden. Er enthält daher die Haupterfodernisse zur bestmöglichsten Cultur und Benutzung der Aecker und Wiesen, ingleichen der Küchengewächs- und Obstgärten, zur vortheilhaften Unterhaltung und Nutzung der Wälder und der ländlichen Viehzucht, nämlich der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe, der Schweine, der verschiedenen Arten des Federviehes, auch zuletzt Bemerkungen über Bienenzucht und Fischerey. Unentbehrlich ist gewiss dem Landmanne gleichfalls die Kenntniss der gewöhnlichsten Krankheiten seines Viehes, und die dahin gehörige, hier aber nicht mit angeführte Arzneykunde.

Von der Methode des Unterrichts über die vorbezeichneten Gegenstände und über die Einrichtung des Instituts handelt das *zweyte und letzte Kapitel*. Durch die hier deshalb geschehenen Vorschläge wird deutlich bestimmt, was bey der Wahl der Zöglinge, nach ihrer körperlichen und geistigen Beschaffenheit, bey der Wahl der Lehrer und ihrer Gehülfen zu beobachten, mit welcher Unterweisung der Anfang zu machen, nach welcher Ordnung und Folge, sie fortzusetzen und wie dabey zu verfahren sey, und auf welche Art den Lehrlingen praktische Kenntnisse und Fertigkeiten in jedem Theile der Landwirthschaft, vermittelst des Betriebes der Wirthschaft zweyer Höfe, verschafft werden könne, bey welchen sich 100 bis 150 Tonnen Landes (also eine Aussaat von 800 bis 1200 Berlinischen Scheffeln, jede Tonne zu 8 Scheffel gerechnet) Obst- Küchen- und Bienengärten, einige Holzung, eine kleine Stuterey, eine Meyerey, eine Schäferey, einige Schweine, eine verhältnissmässige Anzahl allerley Federviehes, auch eine Bienenzucht und ein Paar Fischteiche befinden. Die noch hinzugefügten besondern Vorschriften betreffen das Backen, Brauen, Buttern, die Zubereitung der Käse, des Johannisbeerweins, des Mostes, des Meths, das Schlachten und Einsalzen, das Lichtziehen, das Bleichen, die Zubereitung des Flachses, des Hanfs, der Manufactur- und Färbepflanzen, die sparsame Verwendung des Brennholzes etc. Die Vorlesungen sollen, nach den fernern Vorschlägen, die hier beschriebene Abtheilung und Einrichtung bekommen und innerhalb zwey Jahren geendiget werden. Hiernächst von der Vertheilung der Zöglinge in zwey Classen, von den für jeden zu bestimmenden wirthschaftlichen Geschäften und von der wöchentlichen Abwechselung in denselben; sodann von der nöthigen Vorsorge für sittliches Wohlverhalten, von der Anleitung dazu, von der Belehrung über landesherrliche, den Landmann betreffende Verordnungen, von der Herbeyschaffung einer kleinen wohlgewählten Büchersammlung, und zuletzt von der jährlichen öffentlichen Prüfung der Lehrlinge und den den Fleissigsten zu ertheilenden Preisen, mit der Schlussbemerkung, dass das nöthige, die ganze Stiftung betreffende Reglement erst nach derselben Einrichtung und in Gemässheit der Localumstände abzufassen seyn werde.

Alle diese Rathschläge sind so zweckmässig, dass von ihrer genauen Befolgung nach und nach die vortheilhaftesten Wirkungen für die dänische und norwegische Landwirthschaft gewiss zu erwarten sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Einige Sätze über die christliche Glaubens- und Sittenlehre*, zum Leitfaden bey dem Unterrichte meiner Katechumenen, nebst dem Rituali bey Confirmation derselben, von M. *Wilh. Christ. Stemler.* 1798. 122 S. 8. (6 gr.)

In der Zueignung an die Hn. Nitzsche und Schleusner zu Wittenberg führt Hr. *Stemler*, Prediger zu Wahrenbrück bey Cosdorf, an: er habe um die vielerley zum Theil unrichtigen Abschriften zu verdrängen, sich veranlasst gesehen, diese von ihm zur Einleitung, nähern Erörterung oder Ergänzung des eingeführten Katechismus entworfenen, Sätze drucken zu lassen; seine Gemeinde bestehe meist nur aus der sogenannten niedrigsten Volksclasse: diese zur wahren Erkenntniss Gottes und ihrer Pflichten zu führen, halte er für die Hauptsache seines Amts, und er bemühe sich in dieser Hinsicht auch für die jungen Christen und Christinnen, die er jährlich auf den ersten Genuss des heil. Abendmahls vorzubereiten und dann zu confirmiren habe, die deshalb nöthigen Kenntnisse, Ueberzeugungen und Antriebe für alle etwanigen Bedürfnisse ihres Lebens an die fünf Hauptstücke — das Einzige fast, was sie bisher von Religion gelernt hätten und künftig behielten — anzuknüpfen.

Rec. setzt diese Angabe hieher, weil sie den Gesichtspunct enthält, woraus die Schrift selbst beurtheilt werden muss. Die Glaubenslehren, von Gott, den Engeln, dem Sündenfall, der Versöhnung u. s. w. werden darin dem dogmatischen Kirchensystem gemäss und nur mit Vermeidung theologischer Spitzfindigkeiten vorgetragen; hin und wieder trifft man freylich auch auf eine Bemerkung, die von der alten Vorstellungsart abweicht, so steht S. 26. eine Anmerkung, worin es dem Vf. wahrscheinlich vorkömmt, dass die Besessenen Wahnwitzige oder Epileptische gewesen sind. Die Pflichtenlehre wird der Lehre von Christo und seinem Verdienst um die Menschen eingeschaltet, und bey ihr verweilt der Vf., wie billig, am längsten. Für ihn und seine Gemeinde mag diese ganze Methode sehr zweckmässig seyn; wer Moral und Religion lehren soll, und dabey in den Kreis eines hyperphysischen und übervernünftigen Systems, wodurch es immer sey, gebannt ist, der muss freylich blosse Dogmen zum Fundament seiner Lehren machen, und an diese eben die praktischen Wahrheiten, so gut es gehen will, anknüpfen. Andere Menschen, andere Ansichten, andere Länder, andere Sitten! Für ein grösseres, oder auch nur anderes Publicum, als das seinige, hat er selbst wohl dies Buch nicht bestimmt. Lebt jemand mit ihm in gleichen oder ähnlichen Verhältnissen, der mag es auf gleiche Art ganz gut gebrauchen können.

Sieht man von den Umständen weg und fragt die Vernunft: wie ein Jugendunterricht zu dem von Hn. *S.* angegebenen Zwecke, gleichviel ob den niedern oder höhern Volksclassen ertheilt, an sich beschaffen seyn solle? so ist ohne Zweifel die Antwort: er dürfe eher auf jede andere, als auf diese hergebrachte Art eingerichtet werden, nicht weil sie die hergebrachte, sondern weil sie verkehrt sey. Glückseligkeit nämlich ist der Angel, um den sich der ganze Unterricht des Vfs. bewegt, Tugend hat ihm nur Werth, als eins von den Mitteln der Glückseligkeit habhaft zu werden, wir sind seiner Meynung nach, s. §. 40. 97., von Gott nur in der Absicht erschaffen, „dass wir des Lebens froh geniessen, und dass es uns immer mehr wohlgehe, nicht etwa nur auf eine Zeitlang, sondern auf ewig und für seine beiden Welten, diese und die kommende; auf diese Absicht Gottes führe uns die Einrichtung unserer ganzen Natur, als welche mit allen Anlagen zu einer völligen und immer höhern Glückseligkeit begabt sey." Wir haben nicht nur einen unauslöschlichen und rastlosen Trieb nach immer höherer Glückseligkeit (diesen sollten, wie Rec. glaubt, unsere Lehrer nicht in uns nähren und pflegen, wir sollten ihn uns unterthan machen, und sie sollten Anweisung geben, wie das anzufangen sey) sondern auch Fähigkeit, ihrer zu geniessen, und Mittel um uns herum in Menge, ihrer theilhaftig zu werden. Bey dem allen sind dennoch durch das ganze Buch hin Spuren einer liberalen Denkart anzutreffen, besonders §. 67., wo darauf aufmerksam gemacht wird, dass es eben so sehr zum Wesen des Protestantismus gehöre, andern unsere bessern Ueberzeugungen nicht aufzudringen, als: gegen Irrthum und Wahrheit nicht gleichgültig zu seyn, und die ewigen Rechte des Gewissens und der Wahrheit nie leichtsinnig aufzugeben. Das angehängte Ritual der Confirmationshandlung ist indessen weniger im Geiste dieser Denkart, als im Sinne des ganzen dogmatischen Unterrichts abgefasst und eingerichtet.

Frankfurt a. M., in d. Jägerschen Buchh.: *Die Auferstehung der Todten* — nach dem neutestamentlichen Begriffe, nebst einem *Anhang über Evangelium*, von *J. F. Des Côtes.* 1798. 235 S. Anhang. 36 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift ist schon vor 8 Jahren herausgegeben, aber damals nicht in den ordentlichen Buchhandel

handel gekommen. Sie erscheint also jetzt als ein neues Product mit dem Anhange vermehrt, und Hr. *Des Côtes* hofft, sie werde sonach an den meisten Orten immer noch auch durch den Reiz der Neuheit wirken können. Eigentlich ist sie die weitere Ausführung eines Versuchs über den neutestamentlichen Begriff von der Auferstehung der Todten, den der Vf. nebst einer Gedächtnisspredigt auf die verewigte Fürstin Carolina zu Nassau-Weilburg im Jahr 1788 drucken liess.

An sich ist die Frage: sind die Todten auferstanden? (so nämlich muss man mit dem Vf. fragen) oder; werden sie auferstehen, und mit welchen Leibern werden sie kommen? ganz müsig und fruchtlos; (man muss in die blüthenreichen Felder der Phantasie hinüberschweifen, um sie fruchtbar zu finden oder zu machen) und die beste Antwort darauf ist ohne Zweifel die: dass man sie, wie mehrere ihrer Art, als im Grunde nach nichts fragend, geradezu abweisen solle. Der Mensch lebt mit den Lebenden, und so lange er lebt, giebts immer für ihn etwas wichtigeres und dringenderes zu thun, als Fragen nach den Todten aufzuwerfen oder zu beantworten. Es giebt für jeden in jedem Augenblick Pflichten zu erfüllen, aber es giebt keine Pflicht, über das, was seyn wird, wann wir selbst nicht mehr sind, zu speculiren, oder sich den Bildern der Phantasie zu überlassen. Lasset die Todten ihre Todten begraben! Allein diese Ueberzeugung ist nicht allgemein, und es sind der Gründe viele und mancherley, warum sie es nicht ist; darunter ist auch der: dass bey weitem in den meisten Menschen der Hang nach einer *passiven* unendlichen Fortdauer (wo selbst das Handeln in einem blossen Geniessen besteht) stark und überwiegend, und durch ihre Art sich selbst, ihre Bestimmung, ihre Pflichten, ihre Religion anzusehen, fast unüberwindlich ist. Wird dieser Hang durch die Lehren der positiven Religion, zu der sie sich bekennen, oder gar durch ihre Lehrer, die statt des praktischen von denselben einen dogmatischen Gebrauch machen, genährt und vermehrt; so entsteht daraus ein Wahn, der die Wähnenden dem Wahnsinne nahe bringt, ihnen für die ausgemachteste Wahrheit giebt, und sie in den Fesseln des Vorurtheils fest hält. Wer daher, wie der Vf., ein Dogma der christlichen Lehre, wie das von der Todtenerweckung durch Vergleichung sadducäischer, pharisäischer und anderer Lehrmeynungen, so wie durch Vergleichung und Erklärung der Stellen in den Urkunden des Christenthums, wo seiner gedacht wird, aufzuklären, zu berichtigen und ohne weitere Nebenabsicht darzustellen sucht, der thut allerdings ein lobenswürdiges und keineswegs überflüssiges Werk; er rückt damit selbst der oben genannten Ueberzeugung näher, und leitet, vielleicht ohne sein Wissen, die Leser darauf hin. Es ist nämlich dann nicht die Frage: werden die Todten auferstehen? sondern: was lehrt das neue Testament von der Auferstehung der Todten? und diese Frage interessirt alsdann nur in sofern, als das N. T. eine Pflichten- und Religionslehre enthält, und unter andern der Todtenerweckung erwähnt.

In dem gewöhnlichen Begriff von der Auferstehung findet Hr. *Des Côtes* viel Gefahr für die Moralität S. 29. 80. Wie weit nach diesem Begriff der Wahn gehen könne, macht er durch folgende Anekdote anschaulich: Eine Bürgersfrau aus einer benachbarten Stadt, sah vor einigen Jahren eine Leiche in einem etwas lang über den Sarg herabhangenden Todtenkleide, und rief aus: „Nein! ein so langes Todtenkleid kann ich nicht leiden! ich denke wie meine selige Mutter, die nach ihrem Tode in ihren Rock und Jacke eingekleidet seyn wollte," denn setzte sie hinzu, „*vor dem Throne Gottes könnte man in einem so langen Kleide stolpern und den Hals brechen.*" Der Begriff des Vfs. besteht, wie er selbst S. 72—77. ausführt, mit der Moralität, und wenn einer von beiden gewählt werden muss, so verdient unstreitig der seinige in dieser Beziehung den Vorzug vor dem herkömmlichen. Aber eine ganz andere Frage ist die: ob sein Begriff, oder der gewöhnliche, oder ob keiner von beiden, ob ein dritter der neutestamentliche sey? Sein Begriff ist in seinen eigenen Worten folgender S. 25.: „die Auferstehung, die Jesus lehrt, liegt in der Mitte zwischen den Lehrmeynungen der Pharisäer und Sadducäer über den künftigen Zustand. Wider die Sadducäer lässt Jesus einen mit der unsterblichen Seele vereinigten Leib Antheil an der Unsterblichkeit nehmen. Und wider die Pharisäer ist der mit der unsterblichen Seele verbundene Leib ein unsterblicher und englischer, von dem fleischlichen ganz verschiedener Leib, der im Augenblick des Todes und nicht erst am jüngsten Tage der Welt aufersteht. Jesus unterscheidet nicht Leib und Seele in Ansehung ihrer künftigen Bestimmung, beide machen nach ihm ein vermischtes, ein organisch-verständiges Wesen, den eigentlichen Menschen aus, und der ganze Mensch wird ein Kind Gottes, den Engeln gleich, sobald er ein Kind der Auferstehung geworden, und aus seinem hingefallenen irdischen Leibe hervorgegangen oder auferstanden ist." Hier hätten wir also die Hypothese, dass der Leib nur die Hülle, das Kleid, Vehikel oder Instrument eines andern Leibes, des eigentlichen Organs der Seele, und der Seele selbst sey, und dass die Seele und der von ihr unzertrennliche Leib den ersten beym Tode bloss abstreife, sich seiner entledige, oder nach dem Vf., dass sie mit ihrem Leibe, d. i. dass der ganze ungetheilte Mensch, so wie er sterbe, aus ihm, dem Leibe jenes Leibes auferstehe. Diese Vorstellung ist wohl viel zu künstlich und subtil für den Stifter des Christenthums, der sich bey der erhabenen Simplicität seiner Denkart und in seinem thätigen Leben überall mit Subtilitäten gar nicht befasst hat. Durch Beantwortung folgender sechs Fragen sucht der Vf. seinen Begriff, als den richtigen zu erweisen: 1) *Ist derselbe wichtig genug, um jeder andern Auferstehungstheorie, auch bey gleichen exegetischen Gründen, vorgezogen zu werden?* Er meynt Ja! unter andern darum, weil nach dieser Hypothese die Auferstehung der

der Todten ein ganz natürlicher Erfolg sey (aber wir *wissen* ja nur *im Leben* von einer Natur, zu der wir *lebend* gehören, und von einem Naturlaufe, über den wir uns *wollend* erheben) den sich unsere Vernunft verdeutlichen und nach der Regel der Analogie in einem hohen Grade wahrscheinlich machen kann, da sie im Gegentheil bey jeder Auferstehungstheorie überall auf Schwierigkeiten stöfst, bey denen sie sich nicht so leicht, und oft nicht eher beruhigen kann, bis sie sich dem Wunderglauben aus Verzweifelung in die Arme wirft etc. (sie soll sich eben darum auf ganz und gar keine Theorie oder Hypothese dieser Art einlassen, denn sie soll sich vor der Schwärmerey, wie vor dem Aberglauben hüten). Nachdem Hr. D. C. die Art, wie er die Wunder des N. T. ansieht, S. 37—71. vorstellig gemacht hat, frägt er 2) S. 90.: *„Ist die Untersuchung der Pharisaischen und Sadducäischen Theorie von dem Zustande des Menschen nach dem Tode nützlich zu richtiger Bestimmung des neutestamentlichen Begriffs von der Auferstehung der Todten und dem, was darauf folgt?"* Rec. ist mit ihm über den Nutzen dieser Untersuchung einverstanden, wenn nur der daraus sich etwa ergebende Begriff nicht für eine objective Wahrheit gelten soll, sondern für das, was er ist, für einen temporellen Begriff, der zwischen den Zeitbegriffen der Pharisäer und Sadducäer mitten inne liegt, und nur dazu dienen sollte, die einen wie die andern über ihre Träumereyen zum Schweigen zu bringen. 3) *Was hatten die Sadducäer im Widerspruch gegen die Pharisäer für Religionsbegriffe, und glaubten sie die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und die Fortdauer derselben nach dem Tode?* Zuforderst sucht hier der Vf. auszumachen, dafs die Namen: Sadducäer, Karäer, Baithosäer u. s. w. eine und die nämliche Secte bezeichneten, und vertheidigt dann unter andern mit Hülfe dessen, was von dieser bald unter dem einen, bald unter dem andern Namen berichtet wird, ihren Charakter als gut und edel; aus der Güte ihrer Denkart, so wie aus ihrer Annahme der alttestamentlichen, als göttlicher Schriften, schliefst er endlich mit auf ihren Glauben an die Unsterblichkeit der Seele: alles so, wie man es von ihm erwarten kann, der in seiner Schutzschrift für Jesum von Nazareth den Gedanken durchzuführen bemüht ist, dafs Jesus selbst ein Sadducäer gewesen sey. Was es auch mit ihrem Charakter für eine Bewandtnifs hatte, wenigstens mufs man dem Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit Hr. D. C. die Beschuldigung des Josephus zu ihrem Besten zu kehren versteht; dieser beschreibt sie, als rauh, hart, unfreundlich und ungesellig, ferner als Leute, die keine Ehrenstellen verlangten, und die man gegen ihren Willen dazu erhob; und daraus folgert der Vf., dafs sie Feinde der Wollust, und gleich weit von Ehrsucht und Geldgeiz entfernt gewesen wären. 4) *„Welche ist also die eigentlich wahre Lehre Jesu Christi von der Auferstehung der Menschen?"* Die Hauptstellen, Matth. 22, 23—33. verbunden mit Luc. 20, 27—39. Luc. 16. Joh. 5, 17—30. 1 Petr. 3, 18 ff. 1 Corinth. 15. und mehrere sind hier übersetzt, umschrieben, erklärt, und es ist alles gethan, was sich thun liefs, um mittelst dieser Stellen den genannten Begriff als richtig und wahr zu erweisen; ob allenthalben aus und mit ächt exegetischen Gründen? lafst Rec. theils aus Mangel an Raum, theils weil eine Untersuchung dieser Art eher in eine Dogmatik, als in eine Recension gehört, wo man sie gern vermissen wird, hier dahin gestellt seyn. So kann er die Leser auch nur noch auf die folgenden zwey Fragen durch Anführung derselben aufmerksam machen. Was ihre Beantwortung und den Anhang: über den Begriff: Evangelium betrifft, so mufs er sie auf das Buch selbst verweisen. 5) *„Wie wird nun dies, dafs die Auferstehung des Menschen unmittelbar nach seinem Tode erfolgen solle, mit jenen andern Schriftstellen sich vereinigen lassen, welche dieselbe bis ans Ende dieser Welt, und auf die Erscheinung Christi zum Gericht hinauszusetzen scheinen?"* Endlich 6) *„Wie läfst sich aber jener Begriff mit dem vereinigen, was wir in der evangelischen Geschichtserzählung der Auferstehung Jesu Christi finden, mit welcher doch die unserige Aehnlichkeit haben soll?*

Das Buch verdient ein gröfseres Publicum, als es bisher gehabt haben mag, und wird dasselbe, da der Glaube an die Wiederbelebung des menschlichen Leibes immer noch ein grofses Publicum hat, unter andern auch darum finden. Wenn diejenigen, die das Gegentheil glauben, oder, was billiger ist, gar nichts hierüber entscheiden, und die neutestamentlichen Begriffe von Erweckung und Auferstehung der Todten als blofse Zeitvorstellungen, aus dem Geiste ihrer Zeit verstanden und beurtheilt wissen wollen, den Eigennutz, die Selbstsucht, den Aberglauben und die Rechthaberey der Menschen gegen sich haben, so wird die Theorie des Vfs., wofern man's so nennen will, unter andern auch wohl den blinden Eifer des blofs dogmatischen, seinem erlernten System streng ergebenen und sich weise dünkenden Theologen, also auch Selbstsucht und Eigennutz wider sich haben; allein darüber wird er sich vermuthlich leicht trösten können; an der Heiterkeit und Geradheit des Geistes, die ihn, wie auch diese Schrift beweist, so sichtbar belebt, wird er dadurch nichts einbüfsen, und das in der Vorrede gethane Bekenntnifs, dafs praktische Wahrheiten zu seinem Gebrauche zu lernen auch in seinem 56ten Jahre noch sein allergröfstes Vergnügen sey, wird er sich darum nicht gereuen lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreufsen, b. Korn d. ält.: *Die Geburtsfeyer oder Undank und Versöhnung.* Schauspiel in fünf Aufzügen. 1796. 158 S. 8. (10 gr.)

Ein sehr mittelmäfsiger Roman: „Vater Flamberg und seine Kinder," (A. L. Z. 1796. Nr. 385. S. 618.) dessen

dessen Lecture bereits die Geduld des Rec. auf die Probe gestellt hat, ist hier (wahrscheinlich von demselben Vf.: denn Roman und Schauspiel erschienen fast zu derselben Zeit) in ein schlechtes Drama übergetragen worden, worin Personen und Charaktere, trotz der grellen Farben, welche der Vf. verschwendet hat, nur höchst oberflächlich gezeichnet sind, und Plan und Entwickelung, bey welcher an Einheit und Rundung der Handlung und das Interesse des Ganzen gar nicht zu denken ist, an Dürftigkeit den handelnden Personen ganz das Gleichgewicht hält. Man weiss nicht, ob Frank's Verheirathung mit Julie Flamberg, die des ersten Familie zu hintertreiben sich bemüht, die aber endlich doch noch zu Stande kömmt, — oder ob die Rückkehr des liederlichen Eduard Flamberg's in den Schoss seines Vaters, den er erst à la Ruhberg bestohlen und dem Bankerut nahegebracht hat — die Haupthandlung ausmachen soll. Die Sprache der Handelnden ist bald die affectirte Büchersprache, bald die des Pöbels: aber in dem einen wie in dem andern Falle ist sie weder richtig noch dem Gegenstande und Zwecke entsprechend. Einige Pröbchen von ihr: — „mehr, mehr schenktest du mir, als Crösus Gold„klumpen, als du mich damals und für immer ge„gen das Laster der Spielsucht *ekelhaft schufst*.“ — „Mutter Anne, ihr macht uns doch das Vergnügen „und esst mit uns! *A.* Hr. Meywald, *narren* sie uns „nicht *aus*. Habt doch Mittleid mit unserer Armuth. „*T.* Seyd doch nicht so *alber*.“ — „Sie gedenken „mich,“ sagt der edle von Menschenliebe brennende Franke zu seiner Mutter, „so *am Narrenseile* herumzuführen“ — „er muss sich insolvendo erklären.“ (Dies kömmt zweymal vor.) — „Herr, sie *setzen sich Läuse in Pelz*.“ — Wer an diesen Mustern des Geschmacks unsers Vfs. noch nicht genug hat, wird in seinem Producte selbst, mit leichter Mühe sich besser befriedigen können!

Schneeberg, b. Arnold: *Licht und Finsterniss.* Roman und nicht Roman. 1796. 127 S. 8. (12 gr.)

Ein Bund der Finsterniss (der Jesuitenorden) und ein Bund des Lichts (ungefähr das, was man sich gewöhnlich bey Illuminaten zu denken pflegt) streiten mit einander um den Einfluss auf einige Regenten und Reiche: der erste um die Vortheile seiner Verbindung zu befördern, und ihr neues Leben zu geben, der letzte um durch eine Revolution das Wohl der Völker zu gründen. Wahrscheinlich bezieht sich der Ausdruck: *Nicht-Roman*, auf dem Titel auf die hier und da durchschimmernde Einkleidung einiger politischen Verhältnisse, wie z. B. der Prinz Loro die Maske des Herzogs von Orleans zu seyn scheint. Noch ist es, über den Plan zu urtheilen, zu früh: denn wir erhalten hier — obwohl dieses vermöge einer immer mehr einreissenden höchsttadelhaften Gewohnheit, nicht angezeigt ist — nur den Ersten Theil des Ganzen: indessen machen die Maschinen, die der Vf. braucht, Menschen, wie sie die Schöpfer solcher geheimen Gesellschaften schon zu tausenden gebildet haben, — plumpe Heuchler, kurzsichtige Spione, fromme Bösewichter, politisirende Buhldirnen, edle Jungfrauen, die ihre Tugend und Unschuld eben nicht hochachten, und wie die Seltenheiten dieser anthropologischen Raritätenkammern weiter heissen, — nicht sehr begierig nach Fortsetzung und Aufschluss der Entwickelung. Auch Einkleidung sowohl als Diction sind gemein, und nichts sticht nur einigermassen hervor, um eine Auszeichnung zu verdienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Braunschweig*, b. Schröder: *Anweisung für Liebhaber der Canarienvögel*, oder was bey ihrer Paarung, Heckzeit, Auffütterung der Jungen, Behandlung der Alten, vornehmlich bey Zufällen und Krankheiten in Acht zu nehmen ist. 1798. 40 S. 8. (3 gr.) Wenn diese kurze Anweisung wahrhaft nützlich seyn sollte, so mussten zur leichtern Uebersicht die verschiedenen Abschnitte rubricirt werden; so wie sie jetzt ist, läuft alles in einem weg, und der Liebhaber, der z. B. die Fütterung sucht, sieht sich genöthigt, fast drittehalb Bogen durchzulesen, um sie zu finden. Ueberdem hat Rec. auch nichts gefunden, was nicht schon bekannt, in und fast eben nicht theuerern Abhandlungen über diesen Gegenstand anzutreffen wäre. Wenn der Vf. S. 5. die mancherley Farbenvarietäten der Canarienvögel angiebt, so hat er gerade die schönste, nämlich die gelbe oder weisse mit schwarzer oder dunkelbrauner Kuppe und dergleichen Flügeln oder doch Schwungfedern, vergessen. Nach S. 16. soll man besser thun, wenn man zur Bastardzucht zum Männchen einen Canarienvogel und zum Weibchen einen Stieglitz oder Hänfling nehme. Davon hat Rec. gerade die umgekehrte Erfahrung gemacht. Weiter sollen diejenigen Stieglitze zur Bastardzucht die besten seyn, die in Dornen und Disteln zu hecken pflegen; da hat aber Rec. noch kein Nest gefunden. Die Stieglitze nisten auf Bäumen. So würde Rec. auch nicht rathen, den jungen kaum selbst fressenden Vögeln zerquetschten Hanf zu geben, weil der Hitze erzeugende Hanf überhaupt kein Futter für Canarienvögel, geschweige für junge ist. Nach S. 27. wird der für die Canarienvögel dienliche Rübsaamen so beschrieben, dass er nicht gross seyn und etwas ins Bläuliche fallen müsse, da sie von dem grössern schwärzlichen stürben. Vielleicht kennt der Vf. den Unterschied zwischen Winter- und Sommerrübsaamen nicht, sonst hätte er sich deutlicher und kürzer ausdrücken können. Bloss Sommerrübsaamen, der recht reif geworden ist, und kastanienbraun aussieht, dürfen sie, wie alle Stubenvögel, die einige Zeit dauern sollen, fressen. Nach S. 36. will er ein Geschwür auf dem Schwanze aufgeschnitten wissen, das von der sogenannten Fettdrüse verschieden seyn soll. Rec. ist aber weiter nichts als die Verstopfung der Fettdrüse auf dem Schwanze bekannt, und diese darf nie aufgeschnitten werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. May 1799.

GESCHICHTE.

Rastadt, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt*, sammt allen Beylagen. Herausgegeben, mit den Originalien genau verglichen, und mit einigen erläuternden Anmerkungen begleitet von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghausen*, kurfürstlich mainzischem wirklichem Hof- und Regierungsrathe und Directorialsecretär bey der Reichsfriedensdeputation. *Erstes Heft.* Enthält die Protocolle der ersten, zweyten und dritten Sitzung. 1798. 70 S. 4.

Ebendaselbst: *Beylagen zu dem Protocolle der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt.* Herausgegeben, — — von H. Freyh. *Münch von Bellinghausen etc. Erstes Heft.* Enthält die Beylagen von I bis XXV. inclusive. 1798. 62 S. 4.

Ebendaselbst: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt.* Herausgegeben von H. Freyherrn *Münch von Bellinghausen etc. Zweytes Heft.* Enthält die Protocolle der vierten, fünften und sechsten Sitzung. 1798. S. 70 — 132. 4.

Drittes Heft. — Mit römisch kaiserlichen allergnädigstem Druck-Privilegium. Enthält die Protocolle der 7 — 13 Sitzung. 133 — 204 S.

Viertes Heft. 14 — 20 Sitzung. S. 205 — 288. Mit römisch. kaiserlichen, kurfürstlich-sächsischen und markgräflichbadischem Druck-Privilegium.

Fünftes Heft. 21 — 30 Sitzung. 289 — 430 S.

Sechstes Heft. 31 — 40 Sitzung. 431 — 542 S.

Beylagen zu dem Protocolle. — Zweyter Heft von XXVI bis LVI. 65 — 154 S. — Dritter Heft von LVI bis LXXXVI. incl. 155 — 256 S. — (Preis, der Bogen auf Schreibpapier 9 und auf Druckpapier 6 Kreutzer.)

Rastadt u. Basel, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt* sammt allen Beylagen, mit dem Originale genau verglichen, und mit kurzen praktischen Anmerkungen begleitet. *Erstes Heft.* Protocoll der ersten bis fünften Sitzung. 1798. 92 S. 8. 410. (mit einem blauen Umschlage). *Zweytes Heft.* Protocoll der sechsten bis neunten Sitzung. 93 S. (Preis der beiden Hefte auf Schreibpapier fl. 3: 12 Kr. auf Druckpapier fl. 2. der Bogen zu resp. 8 und 5 Kreutzer.)

Neben den merkwürdigsten gleichzeitigen Weltbegebenheiten zog der leider nun fruchtlos geendigte Reichsfriedenscongress zu Rastadt zeither seit einer fast anderthalbjährigen Dauer die allgemeine gespannteste Aufmerksamkeit auf sich. In allen Tag- und Monatsblattern behauptete der Congressort neben Italien, Aegypten und dem Kriegstheater in Deutschland seine Stelle; mit jedem Monat erzeugte er neue Flugschriften und diente selbst den fremdartigsten zum Aushängeschilde. So merkwürdig aber der Congress, ohne Beziehung auf seine nächsten Resultate, in der Geschichte stets bleiben wird; so ist doch für den Geschichtschreiber der Verhandlungen bis jetzt wenig gesorgt. Vielmehr ist die Anlage der Werkstücke zu diesem Gebäude äusserst mangelhaft. Abgerissene und bald durch die Eilfertigkeit, bald durch die Uebersetzung verstümmelte Urkunden, Zeitungsartikel mit den gröbsten Unrichtigkeiten, wiewohl in möglichst beglaubigter Form, Flugschriften, deren Verfasser das Licht scheuen, und zum Theil das Gepräge der Eile und der Einseitigkeit, des Soldes und Parteygeistes tragen, selbst verleumderische Bulletinsnachrichten (z. B. im Dec. 1797 dass die Reichsdeputation in die Uebergabe von Mainz eingewilliget habe), völlig erdichtete Cabinetsurkunden, (z. B. ein kön. preuss. Cabinetsschreiben an die Regierung in Emmerich vom 18ten Jänner 1798.) und endlich ein Schriftwechsel, dessen eine Hälfte die Sprache der Uebermacht und die andere die Wirkung des vor den Augen des Publicums noch nicht ganz enthüllten Drangs der Umstände ist; dieses sind bis jetzt die Hauptmaterialien. Auch bleibt, so lange das *deutsche* Archiv der französischen Gesandtschaft und die Registratur der von der Reichsfriedensdeputation unabhangig negociirenden Theile verschlossen ist, das Protocoll die Centralurkunde des Reichsfriedensgeschäfts im Allgemeinen. In diesem liegen die Motive der Stimmenmehrheit, viele Winke und Vorschläge, welche die Staatsklugheit nicht in den Schriftwechsel mit auswärtigen Mächten zu bringen erlaubte, und manche Aufschlüsse über die Lage und Verhältnisse der Deputation, welche die voreilige und lieblose Kritik politischer Journalisten beschämen müssen. — Das Protocoll ist sowohl der Abdruck des Systems der einzelnen Deputationshöfe, als auch der Spiegel des Charakters, der Geistesgegenwart und der Schreibart ihrer Subdelegirten; vorzüglich bey Interlocutionen und bey der, wiewohl selten, vorkommenden *zweyten* Umfrage. Wenn gleich bisweilen darinn noch antike Staatsformen durchschimmern; so bleibt es doch eine authentische Schutzschrift für die Nachwelt, welche billiger urtheilen wird, als die Zeitgenossen.

Dafs nun noch während der Fortdauer des Congreffes, ein vollständiger Abdruck des Protocolls und aller Beylagen deffelben höhern Orts geftattet werden würde, damit konnte man fich kaum fchmeicheln. Aus den Acten erhellt, dafs in den erften Congrefsmonaten gegen die beglaubigten Particularabgeordneten und fogar gegen die allgemeine Reichsverfammlung eine Geheimhaltung beobachtet wurde. Der Literator und Gefchäftsmann verdankt diefe Publicität dem Directorialen der Reichsdeputation und nächftdem den höhern Behörden in *Wien*, welche deffen Anfrage günftig aufnahmen, und dadurch bey den mehreften Subdelegirten die beyfällige *Zulaffung* veranlafsten. Noch fonderbarer aber ift, dafs hierauf zwey gleichzeitige Abdrücke des Protocolls entftanden. Was es damit für eine Bewandnifs habe, erfieht man aus den beiderfeitigen Ankündigungen und öffentlichen Bekanntmachungen. Hr. *v. Münch* als Herausgeber der *Sprinzingfchen* Ausgabe hatte Anfangs die Einleitung getroffen, die Herausgabe im *Deckerfchen* Verlage zu veranftalten. Es entftanden aber über die Bedingungen einige Mifsverftändniffe, derentwegen er fie fpäter dem Hofbuchdrucker Sprinzing übertrug. Unterdeffen hatte Hr. *Decker* das erfte Heft des v. Münchfchen Manufcripts nebft Bemerkungen in Händen, und fuhr daher mit dem Abdrucke fort. Es kam zu heftigen Conteftationen. Hr. v. Münch fuchte den Debit der Deckerfchen Ausgabe unter Bezug auf die Authenticität der feinigen möglichft zu unterdrücken, und bewirkte für den Congrefsort ein Verbot der kaiferlichen Plenipotenz. Hr. Decker behauptete eine gleiche Authenticität, weil die Abfchrift nach einem der *zehn* Subdelegationsprotocolle genommen fey, und übertrug feine Ausgabe einem in Raftadt fich aufhaltenden Gelehrten, der fich, ungeachtet des Verfprechens noch, nicht genannt hat.

Eine wefentliche Verfchiedenheit beider Abdrücke beruhet darin, dafs in dem *Sprinzingfchen* die Haupturkunde *des Protocolls*, welches die Directorialpropofitionen und die darüber erfolgten Abftimmungen enthält, von den darin blofs angezogenen *Beylagen* getrennt worden ift. Ob diefe Abfonderung zweckmäfsig fey, darüber dürften fich die Stimmen wohl theilen. Für den Gefchäftsgebrauch würde das Beyfammenlaffen, wie es in der *Deckerfchen* Ausgabe ift, zweckmäfsiger gewefen feyn. Die nicht im Protocoll regiftrirten, aber doch zum Wefen des Gefchäfts gehörenden, Dictate find von Hn. v. *Münch* hin und wieder in Anmerkungen beygebracht worden.

Bis auf einige unbedeutende Fehler, ift der Abdruck von beiden genau und richtig; die Buntfcheckigkeit der Abftimmungen in grammatifcher und rhetorifcher Hinficht, gehört zu deren Eigenthümlichkeiten; und lag folglich aufserhalb dem Berufe und der Befugnifs des Herausgebers; jedoch ift fie in der *Deckerfchen* Ausgabe etwas homogenifirt.

Aufser der Methode der Erläuterungen, die in der *Deckerfchen* Ausgabe äufserft fparfam find, ift auch im Format, in den Lettern, und in dem Preife eine Verfchiedenheit. Das Sprinzingfche Exemplar ift im Format der Wahlconventsprotocolle von 1790 und 1792; und bis auf die fpätern Beylagenhefte mit zu grofsen Lettern; das Deckerfche in gröfserer niedlicher Form, aber mit kleinen Lettern und minder ausgedehnt. Dazu kommt die Weglaffung aller gleichförmigen Eingangs- und Schlufsformeln, da hingegen bey Sprinzing alles *in extenfo* und weitläuftig gedruckt ift. Daher z. B. die fünf erften Sitzungen bey jenem 157 Seiten, bey diefem nur 92. einnehmen. Woraus dann die oben bemerkte Verfchiedenheit des Preifes entfteht.

Der vorliegende *erfte Band* der Sprinzingfchen Ausgabe ift mit *fechs Heften* gefchloffen, aber die verfprochene Einleitung noch nicht dabey geliefert. Bekanntlich ift auch fchon ein Theil des *zweyten* und *dritten* Bandes abgedruckt, nach deffen Beendigung die weitere Anzeige erfolgen wird. Der *Deckerfche* Abdruck ift noch nicht fo weit vorgerückt, daher Rec. bey Anführung der Seitenzahlen ausfchliefslich die Sprinzingfche Ausgabe zum Grunde legt.

Neben diefen beiden Abdrücken des Protocolls wurden zu Osnabrück und Bamberg zwey Ausgaben veranftaltet, gegen welche, ungeachtet ihrer verfteckten Form, das Privilegium der Sprinzingfchen Ausgabe geltend gemacht worden.

Die erften Sitzungen liefern an fich ein fo unvollkommenes Gemälde der damaligen Verhältniffe und Umftände, dafs der aufmerkfame Lefer dabey ganz unbefriedigt bleiben, und dafs eine der Verftändlichkeit und Belehrung befliffene Kritik fo wenig den Inhalt als die Erläuterungen gehörig würdigen kann, ohne wenigftens den Grundrifs jener Zeitumftände fich vorzuzeichnen. Diefen fchickt daher Rec. hier in gedrängtefter Kürze und in folcher unbefangener Allgemeinheit voran, wie er für die Ueberficht des Werks erfoderlich ift.

Bekanntlich war die Reichsfriedensdeputation an ihrem Eröffnungstage von 9ten Decemb., mit welchem diefe Sammlung anhebt, fchon drey Wochen beyfammen. Auf die dringenden Auffoderungen im kaiferlichen Hofdecrete vom 1ften November zu der möglich fchnellften Ausrückung, welche ebenfalls der Erzkanzler durch ein Circularfchreiben betrieb, trafen die Subdelegirten fämmtlich, bis auf den Erzherzoglich-Oefterreichifchen fchon am 19ten November in Raftadt ein. Seit zwey bis vier Jahren, nach der in die Hände des Kaifers gelegten erften Friedenseinleitung, war ihre Gefammtinftruction auf den Befitzftand vor dem Kriege ausgefertiget; und feit acht Monaten (18ten April) der Stillftand der Feindfeligkeiten und die Anordnung eines Friedenscongreffes auf der Grundlage der Reichsintegrität

tät durch die Leobner Präliminarien befestiget. Die Hofdecrete vom 19ten May und vom 18ten Juny, und überdem zwiefache Militarconventionen bestätigten diese Waffenruhe, bis sie durch den Definitivfrieden von Campo Formio noch mehr geheiliget wurde. Nach diesem wurde die Deputation von dem Reichsoberhaupte an die schwere Pflicht erinnert, den Reichsfrieden auf die Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu begründen.

In dieser frohen Beruhigung heftete die Deputation den festen Blick auf eine Staatsgrenze, welche man kaum an dem Bache der Queich verletzlich glaubte; sie überliefs sich ihr um so zuversichtlicher, da das Reich blos hülfleistender Theil im Kriege gewesen und schon in Italien durch einen Beytritt zu dem Frieden von Campo Formio gewisse Opfer an Frankreich darbringen konnte. Sie sah die beiderseitigen Friedensstifter nebst dem kaiserlichen Armeecommando im Schlosse zu Rastadt beysammen, voll des Vertrauens, dafs es nur auf die Auswechselung der Ratificationsurkunden abgesehen sey. Zwar erweckten Buonaparte's kaustische Fragen und Aeufserungen – wo wohl der Kurfürst von Mainz, nach dem Verluste der Festung, seine Residenz aufschlagen, und wie viel Deutschland an Menschen und Staatskräften durch die Abtretung des linken Rheinufers verlieren werde? u. s. w. einiges Aufsehen. Allein man ahndete keinesweges eine solche Umwandlung des Besitzstandes und der Verhältnisse, wie sie bald nachher erfolgte. Nach der am 2ten December erfolgten Ankunft des kaiserlichen Plenipotentiarii, vergingen mehrere Tage mit der Constituirung der Reichsdeputation, aber noch nach Buonaparte's Abreise hielt sich die französische Gesandschaft immer isolirt, und der Congrefs war also noch eben so wenig, als die Deputation, eröffnet, als eine erzherzogl. österreichische Anzeige schleunigst zu der ersten Sitzung zusammen rief. Das Alleinlassen des kaiserlichen Hauses auf dem Kriegsschauplatze des festen Landes und das wandelbare Kriegsglück hatten dem Könige von Ungarn und Böhmen im Drange der Umstände Zulassungen abgenöthiget, welche die Vaterlandsliebe des Reichsoberhaupts möglichst zu mildern trachtete. Die Hoffnung auf zugesagte Hülfe, und auf eine günstigere Wendung im nördlichen Staatensystem giebt den Schlüssel zu den anscheinenden Widersprüchen zwischen dem Bekannten und dem Geheimen, dem Verheifsenen und dem Erfolge. Die Abstimmung von Oesterreich in der 75sten Sitzung ist daher ein für die Geschichte nicht zu sehr verspäteter Beytrag, der aber freylich auf die Deputation einen doch wohl unverdienten Schatten wirft. Bis zum Anfang Decembers blieb daher auch der Rückzug der kaiserlichen und Reichstruppen ein ganz verschlossenes Geheimnifs, das sich nach vergeblicher Erschöpfung aller Kräfte nur allmählig entschleyerte. Bey der vielleicht absichtlichen Unbestimmtheit jener Anzeige in Ansehung des österreichischen Hauscontingents war vorzüglich die Ungewifsheit beunruhigend, wie weit sich die kaiserlichen Truppen zurückziehen, und die französischen vorrücken würden, und wohin diese Entblöfsung der Schutzwehren des Reichs führen möge.

Nur allmählig entzifferte sich der erst im Februar 1799 vollständig bekannt gewordene Vertrag des ersten Decembers. Oesterreich äufserte *zuerst* darüber etwas in der fünften Sitzung, und zwar nur dieses, dafs darinn die *Dislocationen der Haustruppen mit einer nur dem k. k. Hofe als souverainen Macht unterstehenden Generalität verabredet worden wären.* Der Erfolg lehrte, dafs die französische Occupation von Mainz eine praktische Wirkung dieses Tages war.

Seit jener Eingabe drängte sich eine Trauerpost auf die andere; das Nachfolgen der französischen Truppen in allen Linien und Stellungen, welche die Kaiserlich - Königlichen schnell an beiden Rheinufern verliefsen; — die dumpfe Zurückhaltung der französischen Gesandten und deren Winke in einzelnen entfallenen Aeufserungen z. B. dafs dieses alles conventionsmäfsig wäre, dafs die ersten Friedenspropositionen besser im Munde eines *Generals* als eines Ministers klingen würden; alles dieses kam mit den öffentlichen Nachrichten nur zu sehr überein. Strafsburger und Pariser Blätter kündigten einen Artikel der Convention und des Nebentractats von Campo Formio nach dem andern an, und die Intrigue der Habsucht lispelte den Friedensstiftern lauter Erwerbs- und Sacularisationsprojecte zu.

In dieser Bestürzung und beyspiellosen Lage eröffnete sich die Deputation mit festem patriotischem Sinne; nach so vereitelten Hoffnungen wurde, statt einer Einleitung des Hauptfriedensgeschäfts, ihre Zeit und Aufmerksamkeit durch militärische Hinsichten absorbiret. Nicht blofs die Ueberschreitung der Waffenstillstandslinie, sondern vielmehr die *Ungewifsheit* über deren *gegenseitige* Anerkennung war hier im Spiele, denn erst in der französischen Note vom 16ten September 1798 liegt ein indirectes officielles Anerkenntnifs derselben, welches zu erringen bis dahin alle Bemühungen vergeblich waren.

Wenn man sich so die Umstände bey der Durchsicht dieser Sammlung vergegenwärtigt; so ist deren Inhalt eben so verständlich, als der Werth einiger oder die Unzulänglichkeit anderer Erläuterungen einleuchtend. Die *erste*, so wie jede, Sitzung hebt mit der Bezeichnung der Gegenwart von den einzelnen Subdelegirten an. Die Geschäftskategorien derselben sind, so wie in der Folge auch die der Particularabgeordneten, in den Anmerkungen beygebracht. Der Nutzen dieser Erläuterung hätte vielleicht durch den Beysatz einiger andern Geschäftsverhältnisse noch herausgehoben werden können. So ist es z. B. nicht unwichtig, dafs der Freyherr von *Albini* und der Graf von *Löben* Wahlbotschafter, der Graf von *Lehrbach* Subdelegirter bey der

 Kam-

Kammergerichtsvisitation und der Freyherr von *Reden* Condirectorialgesandter bey dem Congresse in Hildesheim waren, weil dadurch eine Geschäftsroutine mitgebracht wurde, deren Werth und Einfluss selbst der grösste wissenschaftliche Schmuck nicht so leicht ersetzet. Auch blieb hier unbemerkt, dass bis zum Ablaufe des ersten Congressjahrs in dem Deputationsconsesse keine Veränderung vorgefallen, als bey der bayerischen Gesandtschaft im Februar 1798 die Ablösung des Grafen von *Preysing* durch den Grafen von *Monawitzky*. Die ersparende *Vereinfachung* der beiden *Reichsstädtischen* Subdelegationen durch die Beurlaubung derer von *Gündervek* und *Schmid* (im März und im September 1798) ist so lange, als eine förmliche Zurückberufung nicht erfolgt, für vorübergehend zu halten; ihre Sitze bleiben ihnen eben sowohl offen, als etwa einem zweyten Hessendarmstädtischen Subdelegirten, welche letztere Vorsichtsmaassregel bloss die *zweyfache* Zahl der alternirenden badenschen Gesandtschaft hervorgebracht zu haben scheint. — Ob die Bezeichnung der Gegenwärtigen eine ganze Quartseite bey jeder Sitzung auszufüllen verdiene, ist eine andere Frage; Rec. wünscht statt dessen, der Raumersparung wegen, wo nicht eine einfache Anzeige der Fehlenden, doch wenigstens einen engern Druck im Verlaufe des Werks zu finden. Indem Rec. also jeder Sitzung Paragraphenweise in ihrem Inhalte und den Anmerkungen folgt, wird er nur nothdürftig dasjenige ergänzen, was zu der Verständlichkeit der Sammlung vermisset werden möchte, und doch notorisch bekannt ist.

Der *Legitimationspunct* (§. 1. 2.) ist durch die Anmerkungen Nr. 15 und 17. bis auf die zwischen der kaiserlichen Plenipotenz und der französischen Gesandschaft vom 4ten bis zum 14ten December gewechselten Vorschläge erläutert worden. Es ist aber die Form der unfeyerlichen *Vollmachtsvertauschung* nicht erzählt, nach welcher die beiden französischen Gesandten, unangemeldet, im nachlässigen Morgenanzuge bey dem kaiserlichen Plenipotentiario solche vollzogen, ohne der erbetenen Zusammenkunft an einem dritten Orte sich zu fügen. — Die Abwesenheit der *Erbmarschallamtlichen Behörde* wird hier nur mit wenig Worten angedeutet, und doch hatte sie noch mehrere nicht aus dem Protocoll ersichtliche Folgen, namentlich in Ansehung der *Polizey*. Von Wien aus war solche in die Hände des Territorialherrn gelegt, welcher darauf neben der gewöhnlichen Ortsobrigkeit eine Polizeycommission anordnete; die Constituirung und die Geschäftseinleitung derselben wurde sämmtlichen Gesandschaften durch ein gedrucktes Circularschreiben bekannt gemacht, dessen unverfängliche Fassung den Ausweg sehr erleichterte. Wahrscheinlich entzog sich auch die kursächsische Gesandschaft sehr gern den oft verdriesslichen Erbmarschallamtsgeschäften; sie verwahrte jedoch in einer sehr zweckmässig eingeleiteten Note bey gedachte Polizeycommission ihre Ansprüche, wobey es seitdem sein Bewenden hatte. — Wie in Ansehung des *Aufrufs* Kursachsen sich gegen den von Mainz und von Oestreich eingeführten Besitzstand, nach einem von Bremen vorgeschlagenen Temperament, durch Verwahrungen und Vorbehalt geäussert habe, ergiebt das Protocoll S. 11 — 15; noch weniger Zeit wurde durch die Reservation von *Bremen* gegen *Würzburg* in Betreff der Ordnung des Votirens, (S. 15 — 17.) dem Hauptgeschäfte entzogen, und so kommen im Laufe des Protocolls aus dieser Kategorie noch sparsame Einschiebsel vor, wie z. B. in der 17ten Sitzung (S. 264.) der Vorbehalt der kursächsischen Rechte auf die im Elsass liegenden Hanauischen Lande gegen Hessen-Darmstadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyspiele von allerlay Unglücksfallen* zur Belehrung und Warnung besonders für die Jugend. Nebst einem Anhange über giftige Pflanzen. Mit acht illuminirten Kupfern. 1798. 168 S. 8. (18 gr.)

Sammlungen dieser Art können, bey gehöriger Auswahl und gutem Vortrage, viel Gutes stiften. Auch von diesen gesammelten Beyspielen hoffen wir, dass sie nicht ganz fruchtlos seyn werden; obgleich der Verfasser nicht so viel Fleiss darauf verwendet hat, als er wohl hätte thun sollen, und als er es, nach einigen wohlgerathenen Stücken zu urtheilen, gekonnt hatte. S. 132. finden wir *einen Beytrag zu Gefahren* der Toilette. Wer so etwas kann drucken, und in der Inhaltsanzeige zum Beweise, dass es kein Druckfehler sey, wiederholt kann abdrucken lassen, der (wenn man ihm sonst zutrauen darf, dass er deutsch zu schreiben verstehe) muss sehr eilfertig und nachlässig arbeiten. Und wer, wie unser Vf. in der Vorrede, wünschen kann, dass sein Buch möchte in Schulen eingeführt werden, dem sollte doch sein guter Genius sagen: dass Erzählungen, wie die *lustig traurige Geschichte von einem Schulmeister und einer Kuh*, (S. 125.) mit seinem Wunsche im Widerspruch ständen. Der Anhang vom Hn. Prof. Hoffmann zu Göttingen ist sehr zweckmässig, und die Kupfer sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt etc.*, von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghausen etc.*

RASTADT u. BASEL, b. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In §. 3. ist die *Versammlungszeit* zwar nur vorläufig um 11 Uhr Vormittags beliebt worden; doch ist es, bis auf den einzigen Fall einer Abendsitzung (S. 37.), bey dieser Stunde geblieben. Die Dauer war gewöhnlich nur zweystündig; die der 28ten und 70ten Sitzung aber vierstündig, deren Dictaturen auch 4 bis 5 Tage währten, und nur einmal folgten sich unmittelbar zwey Sitzungstäge. — Bey denen im §. 4. protocollirten Vollmachten der *Particularabgeordneten* hätte die Bemerkung des Ausstellungstages, neben dem der Uebergabe, zur diplomatischen Vollständigkeit gedient. Diese Vollmachten sind auch weiter nicht zur Dictatur, noch zur Kenntnifs der Deputation gekommen, sondern zu den Directorialacten gelegt worden.

Im §. 5. hebt die Geschäftspflege mit den Maasregeln wegen des *Rückmarsches der kaiserl. königl. Truppen* in die Erblande an. Einleuchtend ist hier die zweckmäfsige Thätigkeit des Directorialen, der *ex mandato praesumto*, schon am Tage *vor* der Sitzung von dem Reichsarmee-Generalinterimscommando militärische Nachrichten durch Stafetten einfoderte; freylich war er aber als kurmainzischer Staatsminister dabey sehr interessirt. Ungeachtet des im deutschen Staatsrechte nicht ganz entschiedenen gegenseitigen Dienstverhältnisses beider Behörden erfolgte die Antwort doch schnell, und war, das Stillschweigen über die Convention vom 1ten Decemb. ausgenommen, ziemlich befriedigend. Bemerkenswerth ist auch, dafs dem Berichte an die Reichsversammlung von Oestreich sogleich beygestimmt wurde. Baden und Hessen-Darmstadt machten den auf gleichkluge Beurtheilung der Gegenwart und Zukunft gegründeten Antrag, dafs wenigstens eine verhältnifsmäfsige Zurückziehung oder Verminderung der französischen Truppen von dem deutschen Reichs-Boden begehret werde. — In der Maafse, wie sich die Dictate der ständischen Abgeordneten und die Gefahren des Reichs vermehrten, verstärkt sich auch der Ton in den Abstimmungen der *zweyten* Sitzung. Bremen benannte S. 32. zuerst unter allen die Gefahr der deutschen (Grenz-) Hauptfestung Mainz, und trug, um sie vor einem *Coup de main* zu sichern, auf eine Vereinigung der kaiserlichen Plenipotenz mit dem Commando der Armee an. Baden, dem Oestreich darin beystimmte, hielt die Deputation nicht zur Leitung der Kriegsmacht des Reichs zusammenberufen, und beschränkte daher seine Wünsche auf die Angehung der kaiserlichen Plenipotenz und auf tröstliche Beruhigungsgründe. Kurmainz modificirte beides mit der Bemerkung, dafs von seiner Festung nicht blos sein eigenes, sondern das Wohl von ganz Deutschland abhänge; und so vereinigte man sich zu einem gemeinsamen Schlusse. Von dieser rühmlichen Einigkeit liegt der redendste Beweis darin, dafs ein von Baden in der ersten Sitzung gethaner Vorschlag jetzt durchging.

In der Abendsitzung kam (S. 38.) noch die bayerische Protestation gegen die Besetzung der Festung *Ingolstadt* mit fremden Truppen hinzu; um so unerwarteter, als die bayerische Abstimmung wegen des Aufrufs (Sess. 1.) nebst andern Umständen eine Anschliessung an die östreichische Gesandschaft erwarten liess.

In §. 10. wurde der wichtige Punct über die Führung des *Deputationsprotocolls* verhandelt, welchen das kurmainzische Auskunftmittel gegen den Vorgang von 1682. dahin bestimmte, dafs in einem an den Sessionsfaal stofsenden Zimmer, während der Session, jeder geschriebene Bogen, sogleich abgegeben, und denen daselbst versammelten zehn Legationssecretären durch einen kurmainzischen dictirt wird. Dadurch ist allerdings der Zweck der frühern Expedirung und auch die Geheimhaltung persönlicher Geschäftszüge, weniger aber die der Verhandlungen selbst, erreicht worden. Ob eine Entschliessung des Reichstags mehr für die staatsrechtliche Observanz oder für die Convenienz entschieden haben würde, ist wohl zweifelhaft. S. 47. findet man in der 39ten Anmerkung die Namen derer, so sich hierauf zu dem Protocolle legitimirten.

Dem §. 12. der *dritten* Sitzung, welche vermischten Inhalts und also einer mehr logischen Zerlegung fähig ist, sind in den Anmerkungen S. 51 — 64. drey interessante Urkunden beygefügt, die bis dahin noch ungedruckt waren; nämlich eine Note der kaiserlichen Plenipotenz an die französische Gesandschaft über das Ceremoniel und die Polizey, und eine andere über die Neutralität des Congresorts und der umliegenden Gegend (aus der Feder des Hofpublicisten *von Blum*) nebst der französischen lakonischen Gegenantwort vom 13ten December (24. Frimaire).

Zu der ersten waren die Vorgänge von Ryswick mit dem *Comitatu*, den *scalis*, *curribus*, *ephebis*, *pedissequis* und *Rhedariis*, *Sclopetis* und *gladiis* zum Grunde gelegt, welche bey der Einfachheit des Rastadter Anzugs, der Gefolge, der Livree und Equipagen, freylich als *aujourdhui inutiles* abgelehnt werden konnten. Von mehr praktischer Beziehung war der Antrag der zweyten Note auf die *Neutralisirung*, wodurch indirect der Truppenrückzug und die Rettung der Festung Mainz beabsichtiget wurde. Nach den beygefügten Nimweger Acten war damals die Neutralitat auf einen Umkreis von 20 Meilen ausgedehnet; die französische Gesandschaft wich diesem durch eine schlaue Beziehung auf den Separatfrieden der Republik mit Baden, aus.

Bey dem Directorialvortrage über die *Legitimation* S. 54. ist zu bemerken, dass die französischen Gesandten sich die Reichsinstruction aus dem ihnen mitgetheilten Weisseschen Tractat wörtlich übersetzen liessen. Oestreich, das, nach den dem Drange der Umstände gebrachten Opfern, nun ein sehr consequentes System zum Besten des Reichs beobachtet, warnte mit Recht vor der Lage, dass die Deputation nicht als *ein isolirter Körper* erscheine. Der Directorialis hatte aber durch die in der 47ten Anmerkung beygedruckte energische Ministerialnote bey der französischen Gesandschaft schon das Eis gebrochen, und die Convention vom 1ten Decemb. mit Tag und Stunde namhaft gemacht; als Directorialis ging er zwar nicht *so weit*, aber doch mit Entschlossenheit voran.

Im §. 13. muss die *Ajustirung* eines Directorialentwurfs, wenn sie gleich hier und immer nur mit einem Worte, wiewohl S. 262. selbst im Directorialvortrage als *gebührend* bezeichnet wird, dem aufmerksamen Leser nicht entgehen. Diese bisweilen stundenlange Ausübung eines wichtigen Rechts, gab in der Folge oft die mühsamste und delicateste Beschäftigung, indem sie zwar seit der 28ten Sitzung (Heft 5. S. 409.) nicht sogleich nach der Abstimmung sondern in einer besondern Sitzung vorgenommen, aber der Directorialentwurf des Conclusums nie vor dieser zur Ajustirung bestimmten Session mitgetheilt wurde. Jedoch ist selbst im Eingange der 71ten Sitzung von dem Directorialen die Praxis angezeigt worden, nach welcher oft einzelne Stellen benutzt und ausgehoben werden, so oft dabey die Einwilligung der vorherigen Abstimmungen vorauszusetzen sey; dieserhalb ist auch der Ausdruck, dass ein Conclusum der Majorität gemäss sey, im ausgedehntern Sinne zu nehmen.

Der §. 14. über das *Formale* S. 70. hätte wohl einige Erläuterung verdient. Es ist nämlich ein noch nicht genug erkanntes Verdienst der Reichsdeputation, dass sie zur Ersparung von Zeit und von Weiterungen über viele Förmlichkeiten selbst in ihren äussern Verhältnissen, durch kurze Vorbehalte und stillschweigende Uebereinkunft sich möglichst hinausgesetzt hat. Die zwanzig ersten Sitzungen stellen davon viele Beweise vor Augen. So z. B. bezog man sich in der neunzehnten bey der ganz unerwarteten Fassung des Erlasses ☐ 81. lediglich *ad priora*, (S. 282.), manche andere kamen aber nicht einmal zur Sprache. So ist z. B. eine feyerliche Eröffnung des Congresses mit der französischen Gesandschaft, wie die Reichsinstruction ad 1. lit. c. darüber ein *Schema sessionis* nach der Concertirung vom Jahre 1682. an die Hand giebt, aus der Acht gelassen. Eben so die daselbst lit. q. vorgeschriebene Erfoderniss lateinischer Transsumte bey dem Schriftwechsel mit der französischen Gesandtschaft. — Ueber das Idioma gab der §. 34. (S. 156.) sogleich die Norm bis zu der Abstimmung ad art. 4. in der 17ten Sitzung (S. 244 seqq.) Die Deputation schrieb deutsch, und bekam französische Antworten; der Auslegungskunst eröffnete sich dadurch ein weiteres Feld, das freylich auch nicht unbebaut geblieben ist. Selbst die deutschen Vollmachten wurden der französischen Gesandschaft ohne eine Uebersetzung der Urschrift übergeben. Die Badensche Abstimmung in der 17ten Sitzung (S. 258. 259.) setzt diesen Punct sehr zweckmässig auseinander, behält aber für das Friedensinstrument selbst eine gedoppelte Ausfertigung bevor. In lateinischer Sprache kommen jedoch nur zwey Noten der kaiserl. Plenipotenz an die französische Gesandschaft im ganzen Laufe der Verhandlungen, vor. In Hinsicht auf die Kanzleyformeln der kaiserl. Plenipotenz und des Reichstags sah die Deputation manches von der unverfänglichen Seite einer grammatischen Willkür an, worin sonst eine wesentliche Bedeutung und praktische Beziehung nicht ganz zu verkennen gewesen wäre, und scheint nur die Rettung des *Princips* bedacht zu haben. Daraus ist nun eine Polyglotte entstanden, deren Studium zu der Verständlichkeit des Protocolls und der Beylagen mit deren Eingangs- und Schlussformeln nothwendig ist. Nur allmahlich bildete sich jeder Theil sein vollständiges Wörterbuch. So z. B. wird der mit der Deputation vereinte kaiserl. Minister in dem Hofdecrete vom 1ten November *Bevollmächtigter* und sonst auch *Bothschafter*, von der Deputation *Höchst-Ansehnliche Plenipotenz*, in den französischen Noten aber *Ministre plenipotentiaire* genannt, indem er sich selbst als *Kaiserliche Commission* darstellt. Was die Subdelegirten anfänglich selbst S. 59. *Resolution* der kaiserl. Plenipotenz nannten, hiess nachher im Deputationsconsess ein *Erlass*, und in der kaiserl. Kanzley ein *Commissionsdecret*. Die Erlasse der Deputation an die kaiserl. Plenipotenz und ihre Sitzungsresultate, welche die Reichsinstruction art. 1. lit. m. *Deputationsschlüsse* nennt, wurden von dieser seit dem 15ten Decemb. *Gutachten* betitelt; und da, wo sich die Deputation mit ihr *vereinigt*, legte sie sich ein *Genehmigungsrecht* bey. Was S. 24. im Sessionssaal noch als *Bericht* an die Reichsversammlung benannt wurde, hiess nachher *Anzeige*, und die Mittheilung derselben an die kaiserl. Plenipotenz, deren Form durch die vierte Sitzung ihre nähere Bestimmung erhielt, wurde ausschliesslich mit dem Worte: *Remiss* bezeichnet. So werden auch die bey der

der Deputation Legitimirten, bald *Ablegati*, bald *Gesandte* und *Bevollmächtigte*, im Kanzleystil aber *Particularabgeordnete* genannt. — So nützlich nun eine durchgängig bestimmte Terminologie seyn würde, und so sehr sich auch unsere bürgerliche Schreibart von dem Grotesken säubert, so schwer ist es doch, im Geschäftsstil sich von allen Einschiebseln und Floskeln loszumachen. Gewöhnlich liegt es auch daran, von welcher Seite der *erste* Schritt geschehen soll.

In §. 15. der *dritten* Sitzung (S. 70.) wird die Legitimation eines Bevollmächtigten von *Lanz Hesbaige* registrirt, gegen welche *Lüttich* in der 31ten Sitzung, so wie Hessen-*Darmstadt* einst wegen einer Hessen-*Homburgischen* Gesandtschaft, sich verwahrte. Nach der Praxis des Deputationsdirectoriums ist nämlich weder Reichsunmittelbarkeit noch reichsständische Eigenschaft zu einer solchen Bevollmächtigung in Rastadt als erfoderlich geachtet worden, womit man den Croyschen Fall §. 92. Sess. 31. (s. sechstes Heft S. 436.) vergleichen kann. Bey den Geschäftsmittheilungen an die Particularabgeordneten suchte man indess die *Nichtbetheiligten* auszuschliessen.

Das Interesse des Geschäfts stieg sehr in der *vierten* Sitzung, wo der Deputation die französische Erklärung bekannt wurde, dass sie eine *illimitirte Vollmacht* haben müsse, ehe man zu den Verhandlungen schreiten könne, indem die Basis der Reichsintegrität unzulässig sey. Insgeheim war wohl bey jedem die Besorgniss dieses Schritts entstanden, weil seit 2½ Jahren die Umstände und der Besitzstand so verändert waren, und man hatte schon laut bedauert, dass die Reichsversammlung im November 1797., statt der Ajustirung der Reichsvollmacht in minder wesentlichen Puncten, auf jene nicht Rücksicht nehmen durfte. Die Deputation vereinigte sich auch daher sehr bald über den schleunigen Bericht an die Reichsversammlung. Ein bayerischer ganz unvorbereiteter Antrag auf die Mittheilung der Präliminarien von Leoben war, nachdem die geheimen Verabredungen vom 17ten October und vom 1ten December 1797. schon in den Abstimmungen genannt waren, an sich sehr unschuldig und vielleicht nicht einmal von praktischem Nutzen, weil jener Präliminarvertrag durch nachher eingetretene Umstände ganz vernichtet worden. Es reizte jedoch dieses die östreichische Subdelegation zu einer Aeusserung gegen die mit dem Reichsfeinde getroffenen speciellen Uebereinkünfte, welcher von Sachsen und Bremen sogleich begegnet wurde. Baden liess zwar dieses unbeantwortet, gab aber dagegen eine sehr ausgearbeitete Abstimmung dahin, dass die Instructionsertheilung an die Comitialgesandschaften beschleunigt werde, welcher dann die Mehrheit beystimmte.

Die Eröffnung dieses Schlusses an die Particularabgeordneten, ist S. 85., so wie die von der ersten Friedensbasis S. 282. in eignen Anmerkungen eingeschaltet, aber nicht ganz deutlich die Art und Weise der Mittheilung. Es geschah nämlich durch eine Einladung ihrer Secretäre eben so wie bey der Dictatur. Die in der Instruction angedeutete persönliche Erscheinung der Particularabgeordneten im Sessionssaal, ist noch gar nicht eingetreten, und die Seltenheit und unvermeidliche Verspätung jener Mittheilungen, so wie die anfängliche Geheimhaltung des Protocolls, veranlasste einiges Missvergnügen. Am 10ten Decemb. circulirte sogar der Entwurf unter mehreren Particularabgeordneten zu einem Gesuche an die Reichsdeputation, um zwey oder drey unter sich auszuwählende Deputirte als blosse Zuhörer bey ihren Deliberationen zuzulassen; allein dieses Project scheiterte. Kursachsen trug in der 19ten Sitzung (S. 276.) auf eine vollständige Benachrichtigung derjenigen Particularabgeordneten an, die bey der damaligen Lage ein *eigenes* Interesse hatten.

Der §. 17. ist der Festung *Ehrenbreitstein* gewidmet, deren Lage und conventionsmässige Ravitaillirung sehr viele Eingaben der kurtrierischen Gesandschaft und selbst officielle Druckschriften veranlasste. Was es damit damals für eine Bewandniss hatte, erhellet aus dem Inhalte der fünften Sitzung. Dieser Stoff geht bis zu der erfolgten Uebergabe durch das ganze Protocoll, und es ist daher nicht ganz diplomatisch, dass mehrere diesen Gegenstand betreffende Eingaben, wie z. B. die fünf in der 07ten Anmerkung beygefügten, gar nicht registrirt worden. Das Vorschreiten der französischen Truppen über die Waffenstillstandslinie und die feindliche Behandlung des Hn. Kurfürsten von Mainz stehen damit in enger Verbindung. Mündliche Aeusserungen der französischen Gesandten liessen nämlich einen feindlichen Ueberzug von Fulda und Würzburg befürchten. Nun war aber durch die Friedenspräliminarien von Leoben, und nachher durch den Frieden von Campo Formio das deutsche Reich zu einem Waffenstillstande verpflichtet, welchen Frankreich eingegangen war. Die Mittheilung einer abgerissenen Stelle aus jenen Präliminarien machte wohl dieses dem Reiche kund, aber nichts von andern Clauseln, die damit in Verbindung stehen mögen. Der Reichsgeneral von Staader versicherte die Fortdauer des Waffenstillstandes, ohne dessen Beschaffenheit anzudeuten, und erklärte auch die französischen Handlungen für völkerrechtswidrig; unter der Hand vernahm man blos, dass eine vierzehntägige Aufkündigungsfrist dabey festgesetzt seyn mochte.

Dieses war die augenblickliche Lage bey der *fünften* Sitzung. Auf jene ihr unbekannten Beschränkungen konnte die Deputation keine Rücksicht nehmen, sondern reclamirte, was aus der Natur eines allgemeinen und unbeschränkten Waffenstillstandes fliesst; also verwahrte sie auch später sich gegen alle neue Contributionen, Holzverwüstungen, Truppenanhäufungen zum Schaden der occupirten Lande, der Revolutionirungsversuche nicht zu gedenken. Der in den Abstimmungen von Kursachsen herrschende Geist der Mässigung zeigte sich hier aufs neue in dem Ausdruck eines *unerklärbaren*

baren Benehmens. Bremen deutete mit patriotischer Kühnheit auf den 8ten Art. der Militarconvention vom 1sten December, und, da ein französisches Directorialarrêté vom 19ten Frimaire gewisse — einen wesentlichen Bezug auf das deutsche Reich habende — Verabredungen von Campo Formio deutlich benannte; so begehrte es deren Mittheilung. Baden verstärkte diesen Antrag durch die Beziehung auf ein Schreiben des kaiserl. Ministers Grafen von *Fugger* an den Hn. Markgrafen, welches noch nicht im Druck erschienen ist. Oesterreich, das letzteres gewissermaassen desavouirte, beschränkte sich auf einen officiellen Wiener Abdruck des Haupttractats von Campo Formio, mit dem Versprechen nach *Zeit und Umständen das gehörige ausgiebig nachzutragen;* gegen Bayern rügte es ein *unfreundliches Benehmen*, woraus eine spätere Personalveränderung sich vielleicht erklären läfst. Würzburg, welches nach seiner geographischen Lage einen plötzlichen feindlichen Ueberzug befürchten mufste, suchte, wie Hessen-Darmstadt, das Wesen der Sache mit den Rücksichten für den kaiserlichen Hof zu vereinigen. Die wichtigen Beylagen dieser Sitzung bestehen in den vier Militärdeclarationen,* welche zu Heidelberg am 11ten und 12ten May ausgewechselt worden, und müssen *vor* dem Protocoll gelesen werden; man vermifst dabey leider! die Frankfurter Convention der Generalen von *Werneck* und *Hoche*, auf welche sich in der deutschen Note vom 25ten Octob. ausdrücklich berufen wurde, und jene Generalitätsordre von Udine, wodurch zuerst den in Deutschland stehenden Truppen der Waffenstillstand bekannt gemacht wurde.

In der *sechsten* Sitzung wiederholte Oesterreich seine Verwahrungen wegen der Souverainetätsrechte und entschuldigte die Lage der Umstände auf eine sehr gewandte Weise mit den reichsständischen Vorenthaltungen des Quintuplums; auch berief es sich hier zuerst auf eine Stelle im Tractat von Campo Formio. Die Majorität vereinigte sich, ungeachtet der von Baden wiederholten Bedenklichkeiten, dahin mit der Reichsversammlung, dafs man weitere Erkundigungen über die Reichsarmee einzuholen habe.

Im S. 26. ist die Legitimation der *königlich-preussischen* Gesandschaft registrirt, welche sowohl ihres persönlichen glänzenden Bestandes als auch des Geschäftseinflusses wegen, in den Annalen des Congresses sehr merkwürdig ist. Wenn gleich die in den Reichsschlüssen von 1795. angerufene Verwendung und Mitwirkung in der Realität nicht *eintrat;* so begründete sie doch auf der einen Seite die Gegenwart dieser Gesandschaft, von welcher die von französischer Seite ausdrücklich erfolgte Einladung, auf der andern Seite so vieles erwarten liefs. Von jenem Bestande ist hier nichts bemerkt, auch nicht einmal die *wörtliche* Fassung der Vollmacht, welche *auf die Wahrnehmung sowohl der eigenen Angelegenheiten des Königs als auch der reichsständischen und kurfürstlichen, und sodann auf die Abschliessung und Unterzeichnung von Tractaten* sich erstreckte. Der Geschäftsgang dieser Gesandschaft liegt fast ganz *ausser* dem Protocoll; keine Spur deutet darin an, wie, die nicht mehr zu behindernde Uebergabe von Mainz abgerechnet, man sich der Erhaltung der Erbfürsten und der politischen Reichsintegrität befleifsigte. Die erste Eingabe dieser Gesandschaft bey der Deputation war die vom 14ten Februar wegen der Abtretung des linken Rheinufers; sie giebt kein Licht über die Beseitigung älterer bedungener Vortheile noch des angenommenen Compensationssystems; die noch spätern Eingaben wegen der Waalgrenze, der Büdericher Insel und der Festung Ehrenbreitstein aber, sind specielle und abgerissene Bruchstücke, und es wird daher dieser Theil der Rastadter Congressverhandlungen eine der schwierigsten Aufgaben, selbst für den erfahrnen Geschichtschreiber seyn.

In den *fünf* Sitzungen, welche das dritte Heft enthält, gedieh zwar das Historische von der Lage der Festung Mainz und von den französischen Militärbedrückungen zu der Kenntnifs der Reichsdeputation; der grofsere Theil ihres Inhalts betrifft aber die Discussionen mit der Reichsversammlung und mit der kaiserl. Plenipotenz. — Ueber die Kanzleyformeln der letzten nahm Sachsen und Bremen S. 140 und 141. eine sehr zweckmäfsige Wendung, vorzüglich durch die Feinheit in dem *Zusatze: und sonstigen Einleitungen*, wodurch der Ausdruck der *Genehmigung* nicht auf den Deputationsschlufs, sondern blos auf den Antrag angewandt wurde. Von mehrerer Bedeutung war die Differenz wegen der anzuhorenden *ersten kaiserlichen Proposition*, welche die zwölfte und dreyzehnte Sitzung ganz absorbirt. An sich wäre zwar dieselbe, als eine wenig erhebliche Formalität, und also als Incidentpunct zu behandeln gewesen. Allein insofern die Legalität des bisher Unternommenen dadurch streitig werden konnte, war die übereinstimmende und präcise Fassung aller Abstimmungen, und selbst die consequente Annäherung der östreichischen (S. 192 und 193.) sehr zweckmäfsig und auch von erwünschtem Erfolge. — Die Differenz mit der Reichsversammlung wegen des Conclusi trium vom 23ten und vom 28ten December, erregte diejenige Empfindlichkeit, welche in den Abstimmungen der neunten und zehnten Sitzung wahrzunehmen ist. Mehrere hielten sowohl die Ertheilung abgemessener Vorschriften als auch die Absonderung der Protocolle so wenig in dem Sinne der Gesetze als in den Vorgängen von 1682 und von 1697. begründet; ob aber nicht in dem Ratificationsrechte des Reichstags eine Richtschnur zu finden, welche diesen Anstofs sehr mindert, scheint nicht ganz verwerflich.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1799.

GESCHICHTE.

RASTADT, b. Hofbuchdr. Sprinzing: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt* etc., von *Heinrich* Freyherrn *Münch von Bellinghausen* etc.

RASTADT u. Basel, b. J. Decker: *Protocoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der *vierzehnten* Sitzung (der ersten im vierten Heft) liegt die Auswechselung der mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit beygebrachten neuen Generalreichsvollmacht mit der französischen Gesandschaft. Diese Schnelligkeit war zum Theil den persönlichen und Amtsverhältnissen des Directorialen, als dirigirenden Cabinetsministers, zu seinem hohen Committenten, und sodann der geographischen Nähe der mehresten Deputationshöfe zuzuschreiben; ein Vortheil, der sich oft im Laufe der Unterhandlungen zeigte. *Baden* ist bey sich zu Hause, und konnte daher eine ausführliche, und nach den damals *neuesten* Umständen abgemessene Comitialabstimmung (S. 209—211.) veranlassen. Die Subdelegirten von *Kurmaynz* und von Hessen*darmstadt* können vorzüglich, bey den auf der Route angestellten Stationsreitern, in 48 Stunden instruirt werden. So auch *Frankfurt*, *Bayern*, *Würzburg* und *Augsburg* ebenfalls in kurzer Zeit, so dass nur Sachsen, Oestreich und Hannover in beträchtlicher Ferne sind. — Mit dieser Vollmachtsauswechselung steht die in der zwanzigsten Sitzung registrirte neue Vollmacht der französischen Gesandschaft in nächster Verbindung (S. 285.), welche, wie zu Campo Formio geschehen, *Kaiser und Reich* in dem Ausdrucke: *Empire germanique* zusammenfasste, aber, anderer Mängel wegen, erst im Maymonat berichtigt wurde. Die §. 51. erwähnte *geheime Registratur* hätte ohne Bedenken vom Herausgeber mit abgedruckt werden können; es liegt ein Beweis der patriotischen Absichten der allgemeinen Reichsversammlung darin, deren Anwendung aber dem Drange der Umstände bald weichen musste.

Die funfzehnte und sechzehnte Sitzung wurde im Gefolg der zwölften und dreyzehnten mit der nähern Vorbereitung des *Erscheinens* der kaiserlichen *Plenipotenz im Deputationsconsess* und mit dieser Feierlichkeit selbst ausgefüllt; insbesondere drehte man sich um die Frage über die Zulässigkeit neuer Credentialien, wobey sich aufs neue der conciliatorische Geist der Deputation neben der weisen Temperatur des östreichischen Voti (S. 225.) bethätigte. In der verlesenen Proposition hat die Darstellung der Lehnrechte in Italien in Rücksicht Savoyens, Mayland, Mantua, Modena, Massa und Carrara, Reggio, Cenda und Nizza bekanntlich nicht die Verhandlung aufgehalten, und ist solche (Anf. December 1798) in Ansehung der ligurischen und römischen Republiken noch unentschieden. Weit mehr kam damals auf die Sätze an: wie *der erste Friedensantrag zu machen*, und was auf *die französische Praliminaräusserung zu antworten* sey. Diese war nämlich am 17. Januar gegen die kaiserl. Plenipotenz und den Directorialen, gegen jeden einzeln, in einem angemeldeten Besuche mündlich dahin abgegeben, dass die französische Republik als Basis des künftigen Friedens den Rhein zur Grenze verlange; gegen letzten hatte sie sich noch wiederholt des Beysatzes bedient: *Que la Republique voulait fortement les indemnités.* Der Directorialis öffnete darauf (S. 58.) die Berathung über die Frage, was auf diese verlangte Friedensbasis zu beschliessen sey; weniger unverfänglich war aber (S. 240.) dessen Bemerkung, dass diesseits eine erste förmliche Proposition zu machen jetzt nicht mehr thunlich sey. Es stimmten daher in der siebenzehnten Sitzung alle auf eine schriftliche *Beantwortung* der französischen Eröffnung. Oestreich behielt sich, vielleicht mehr aus Staatsgründen als des Ganges der Verhandlungen wegen, in der siebenzehnten und achtzehnten Sitzung das Protocoll offen, erklärte jedoch, dass es, obgleich nicht abstimmend, nichts aufhalten wolle, was die Reichsdeputation allenfalls jetzt gleich und vorläufig einzugehen für nöthig erachte. In der Terminologie behielt man zwar den Vortheil in Händen, indem die französische Beantwortung dieses schriftlichen Aufsatzes (S. 273.) als *Replique* registrirt wurde; allein im wesentlichen entstand daraus der Nachtheil, dass eine an sich nicht klare noch verständliche mündliche Eröffnung als eine wirkliche Proposition angenommen, dass, mit Verabsäumung der oft so nützlichen Präliminarerörterungen, gleich auf das Materielle des Friedensgeschäfts geantwortet, und dass dadurch der Vortheil der Negociation in die französischen Hände gelegt wurde. Allenfalls scheint eine Rückäusserung von Seiten der kaiserl. Plenipotenz hinlänglich gewesen zu seyn.

Diesen Zuschnitt abgerechnet, enthält die Umfrage S. 242—265. alle politischen und Rechtsgründe gegen die Annahme der vorgelegten Basis. Kursachsen deutet mit Recht auf das *wechselseitige* Interesse, auch in demselben Sinne Bremen auf das System der ältern französischen Staatsmänner, Hessendarmstadt

stadt auf das *wahre Wohl* der in *der ersten Jugend stehenden* französischen Republik: Bayern substituirt eine andere Basis, nämlich die vordern mit Frankreich eingegangenen Friedensschlüsse; Bremen hebt ausserdem besonders den seit dem Anfange des Kriegs standhaft behaupteten und auch in die Note gebrachten wichtigen Satz hervor, dass Deutschland nicht *hauptkriegführende* Macht, sondern nur *hülfleistender* Theil und Frankreich der angreifende war. Im Badenschen Voto liegt allein der ahnende Fingerzeig, dass das Reich *kein geringes* Opfer werde bringen müssen; womit dessen bestimmter Antrag in der neunzehnten Sitzung, auf die Beförderung und Beschleunigung der Friedenshandlungen gut übereinstimmt. Den Keim der Säcularisationen, der in der französischen Eröffnung lag, suchte Maynz (S. 261 – 263.) in seiner Abstimmung schnell zu ersticken, indem es auf die Belassung des Eigenthums in den etwa abzutretenden Landen, allenfalls nach den französischen Constitutionsgrundsätzen, antrug, und die Unthunlichkeit der Entschädigungen, unter Beseitigung des unanwendbaren westphälischen Friedens auf eine sehr gewandte Weise vorstellte. Für die Statistik giebt die Hessendarmstädtische Abstimmung einige Zahlen, z. B. in den 10 elsassischen Aemtern die Volkszahl auf 100,000 Seelen, und die Einkünfte 400,000 fl.; so wie vom Amte *Lemberg* allein auf 200,000 fl. an. Eine von der kaiserl. Plenipotenz beabsichtigte Abänderung des Deputationsschlusses hatte keine Folgen; und so entstand denn am 26. Januar die erste schriftliche Note.

In der von der französischen Gesandschaft darauf eingegebenen sogenannten *Replique* (S. 274. 275.) wurde die in einigen Abstimmungen liegende und nur im Zusammenhange erklärliche Bemerkung ergriffen, dass die französische Republik durch die Lande des linken Rheinufers keinen *considerablen* Zuwachs von Macht und Grösse mache, womit man die vorgeworfenen Vergrösserungsabsichten abzulehnen hoffte. Dass darin für die *eigene Ruhe des Reichs* die Rheingrenze verlangt wird, nahmen mehrere sogleich für einen bittern Spott, und die Einsendung der deutschen Note nach Paris für einen deutlichen Beweis an, dass zu Erringung des *ganzen* Rheinufers so wenig die gesandschaftliche Instruction als die Hoffnung des Gouvernements damals begründet war. Allein die Einnahme der Rheinschanze von Mannheim, die officiellen Berichte von der Gefahr der Festungen Philippsburg und Ehrenbreitstein (S. 282.), die starke Bedrohung des fränkischen Kreises mit den an der obern Nidda concentrirten Truppen und das so nahe Geklirre der Waffen mit den fortwährenden Gerüchten von Buonaparte's Rückkunft und von der alsdann unausbleiblichen Ueberschnellung der Verhandlungen, erschwerten gar sehr eine ruhige kalte Fixirung der Gegenwart und der Zukunft; jedoch beharrte man in der zweyten deutschen Note standhaft auf der Reichsintegrität.

Ueber die Ajustirung der Note liefert der §. 66. (S. 286.) ein in den Verhandlungen einziges Beyspiel, nämlich dass die von dem Directorialen ausgesetzten Puncte der französischen Note nach der Sitzung, *stantibus in Circulo*, in Berathung gezogen wurden. — Ein schmeichelhafter Beweis des Vertrauens der Subdelegirten auf ihr Directorium, mit welchem die in den Abstimmungen für letztes stets abgegebenen verbindlichen Bezeugungen zwar in bester Verbindung stehen, welcher aber der hergebrachten Observanz und Verfassung bey wirklichen Deliberationsgegenständen nicht ganz gemäss zu seyn scheint, und selbst dem Directorialen wegen der Verantwortlichkeit lästig fallen muss.

Zwey Incidentpuncte, die auf den Gang des Friedensgeschäfts keinen wesentlichen Bezug haben, sind aus dem vierten Hefte noch herauszuheben; nämlich aus der siebenzehnten Sitzung die aufrührischen Bewegungen in einem Bezirke des Oberrheins, und aus der achtzehnten die Reise des B. *Bacher* nach Regensburg. Jene (§. 57. S. 237.) beschränkten sich auf die vom Elsass her, und höchst wahrscheinlich von der Ehrsucht eines französischen Obergenerals, der den Stifter der cisalpinischen Republik durch die Begründung einer *Transrhenanischen* verdunkeln wollte, herrührende Impulsion. Obgleich das Verzeichniss der Theilhaber auch auf die entferntesten Gegenden Deutschlands deutete; so wuchs die Giftpflanze doch gewiss nicht auf deutschem Boden. Die Bestrafung einiger Werkzeuge durch Badensche Gerichte machte dem Ganzen ein Ende, und vielleicht wäre es jetzt angenehmer, diesen Gegenstand, welchen Kurmaynz S. 264. als eine drohende Revolution am rechten Rheinufer bezeichnete, und den auch Kurtrier (S. Beyl. XXXV. S. 90.) nebst Hessendarmstadt urgirte, gar nicht in den deutschen *Friedens*annalen verzeichnet zu sehen. — Die Reise des B. *Bacher* nach Regensburg (§. 61. S. 269.) konnte bey dem Bestande der kaiserl. Inhibitorien nicht wohl eigenmächtig autorisirt werden, und in sofern ist die Verweigerung des Passes von Seiten der kaiserl. Plenipotenz ganz begreiflich.

Zwar bestand die französische Gesandschaft darauf, dass er bloss als französischer Bürger dahin gehe; aber die Kundbarkeit seiner Verhältnisse und seine eigenen in Rastadt gemachten Aeusserungen hatten wenigstens den Anschein einer diplomatischen Sendung, die sich auch nachher völlig bestätigte. Der Ausgang war dieser, dass der B. Bacher ohne kaiserl. Pass seine Reise über Nürnberg und Anspach nach Regensburg antrat, ein selbstgebahnter Weg, auf welchem bekanntlich nachher die französischen Geschäftsträger nach Dresden, München u. s. w. nachfolgten.

Das *fünfte* Heft umfasst *zehn* Sitzungen, welche fast ganz die Verhandlung wegen der Rheingrenze ausfüllte, ohne solche bis zu der Abtretung des ganzen Ufers zu bringen. Einige §§. darin betreffen das Formale, z. B. der §. 68. wegen der kaiserl. Plenipotenz und §. 69. 80 u. 81 wegen der schon selten werdenden Legitimationen, unter welchen das Interesse der in der Bayerischen Subdelegation vorgefallenen

nen Veränderung sich schon im Ueberblicke der kernhaften Abstimmung Seff. 28. S. 367. zeigt. Die kurzen §§. 71. 72. 75 u. 76. beziehen sich auf die Wegnahme der Rheinschanze bey Mannheim und auf Ehrenbreitstein, §. 73. aber auf die damaligen Unruhen am Oberrhein. Dagegen absorbirte die französische Foderung des linken Rheinufers mit Recht alle Zeit und Aufmerksamkeit.

Schon in einigen Abstimmungen der zwey und zwanzigsten Sitzung S. 305—308., so wie später S. 331., leuchtete die Geneigtheit zu einer theilweisen Abtretung hervor. Der französische Besitzstand des Ganzen nach connivirter Wegnahme der übrig gebliebenen Theile, der erschöpfte Finanz- und Militärstand des Reichs und dessen *hülflose* Lage bey der Passivität der beiden grossen Höfe, dieses sind die Farben, mit welchen die meisten Abstimmungen mehr oder weniger schattirt wurden. Einzeln sind darin auch Präliminaranträge und Modificationsvorschläge aller Art berührt; in der kursächsischen Abstimmung das Bestreben, sämmtliche Foderungen mit einemmal aufgestellt zu sehen, und von Oestreich eine bestimmtere Erklärung hervorzulocken; — in den Oestreichischen die Hoffnung, den Niederrhein bis Andernach zu retten, mit der noch beynahe nach Jahresfrist fortgeführten Sprache, die Reichsdeputation in nichts behindern zu wollen; — in den Bayerischen (S. 303.) die mit dem damals auch an Auswärtige erlassenen Circularschreiben übereinstimmende Anrufung des Kaisers (als Königs von Ungarn?) und des Königs von Preussen; — in den *Bremischen* völkerrechtliche Darstellungen; — in den Kurmaynzischen (S. 316 u. 317.) die Vorbeugung des Entschädigungspuncts durch dessen ausdrücklichen Vorbehalt für Kaiser und Reich. Gegen diese Ablehnungsversuche wirkte aber eine aus dem Schosse der Deputation unwillkürlich hervorgegangene Impulsion, — die Erklarungen der aufgefoderten Particularabgeordneten zu der bereitwilligsten Abtretung ihrer Besitzungen am linken Ufer (§. 78. 79—82.). Der Vorschlag, den Kursachsen S. 329. zu ihrer *Anhandgebung desjenigen, was ihnen dienlich und zweckmässig scheinen dürfte*, bey Gelegenheit der gewöhnten abschriftlichen Mittheilung that, war auf die Angabe des reellen Verlusts der Committenten gerichtet. In diesem Sinne schlossen sich die Nachstimmenden der allgemeinen Fassung an, welche auch so (S. 332.) in den Deputationsschluss kam, und deren Mittheilung eben so generalisirt als beeilt wurde. Die Art, wie sie geschah, ist hier nicht, wie bey den Anmerkungen Nr. 93 u. 94. angegeben; bemerkenswerth war aber dabey die Erklarung des nicht betheiligten Meklenburg-Schwerinschen Hofes bey dem Stillschweigen des Kurpfalzischen, die Gleichstellung eines Königshofes, dessen Mitwirkung und Verwendung in den Reichsschlüssen, so wie die förmliche Zuziehung zu den Tractaten auf dem Interesse eigener Aufopferungen begründet war, mit den Reichsrittern und Grafen, und die verspätete Kurtriersche Eingabe (S. 417.); — so wie in Ansehung des Inhalts die Bedingung der Entschädniss, und in einigen (z. B. Nassau) die Mitwirkung von Frankreich. Diesen mächtigen Antrieb von aussen suchten die französischen Gesandten durch äusserst nachdrückliche Drohungen und geflissentliche Ausstreuungen zu benutzen, welche deutsche Terroristen dann geltend zu machen wussten. Dazu kam selbst im Schosse der Deputation ein deutlicher Fingerzeig S. 349., und die Schnelligkeit der Instructionseinholungen, um das Gebot der Hälfte des linken Rheinufers so geschwind hervorzubringen. Neben der bey wirklichen Staatsministern vorauszusetzenden mehrern Autorisation, welche vorzüglich auf Kurmaynz anwendbar ist, konnten Würzburg, Baden, Hessendarmstadt, Augsburg und Frankfurt bey grösstentheils unterlegten Stafetten sich schleunig instruiren. Doch, selbst nach dem fehlgeschlagenen Anerbieten der Hälfte paarte sich mit den deutlichsten Beweisen der Nachgiebigkeit patriotische Behutsamkeit und gründliche Darstellung. Besonders ist die gewandte Fassung des östreichischen Voti in der acht und zwanzigsten Sitzung und dessen zweckmässiger Antrag auf eine nähere Bestimmung der militärischen Grenze zu bemerken, den Kurmaynz unter Anbietung eines der beiden *Mosel*ufer modificirte. Auf diese Weise entstanden die jenseits nie gehörig beantworteten 18 Puncte vom 3. März, worin bloss *überlassen*, nicht abgetreten wird, und zwar das *überrheinische Land*, nicht der *Cours du Rhin*, unter mancherley Ausnahmen und Modificationen.

Das *sechste* Heft, welches mit den Sitzungen 31—40 den ersten Band beschliesst, führt nach vergeblicher Anerbietung des Rheins bis an die Nette die Hauptnegociation bis zu der Ueberlassung des ganzen Rheinufers und der Annahme des Princips der Säcularisationen. Ausser einer Episode über Zeitungsunfug §. 99. den Legitimationsanzeigen, und der fortwährenden Verwendung wegen Ehrenbreitstein ist darin nichts als dieses enthalten. Auf welche Weise und wie die *deutsche Nachgiebigkeit* bis dahin gediehen, erhellt aber nicht ganz deutlich aus den Abstimmungen, sondern gehört zu der geheimen Geschichte des Congresses. Nur dieses hier, dass von den bedeutendsten Geschäftsmännern auch dieses Opfer hingearbeitet wurde, nachdem die Apprehensionen wegen der Absichten auf Bayern verschwanden, und dass die Demokratisirung der Schweiz und die Stimmung einzelner Subdelegationshöfe ebenfalls zum mächtigen Antriebe dienten. Zu den 18 Puncten vom 3. März kamen nun noch zwey andere *Voraussetzungen* (s. Seff. 32. §. 95.) die des Truppenrückzugs und der Entsagung auf sonstige Ansprüche. Die Wahl dieses Ausdrucks im Kursächsischen und Bremischen Voto war desto schicklicher, da die Erfüllung dieser Puncte erst jener Abtretung hätte *vorangehen* sollen. Oestreich, als Mitglied der Deputation, wich der Friedensbasis bestmöglichst aus, äusserte aber doch zuerst in der fünf und dreyssigsten Sitzung, dass *alle Alteration in dem bisherigen Zustande des Reichs nicht gänzlich hintangehalten werden*

den könne. Die kaiserliche Plenipotenz, welche mündlich erklärte, die Annahme der ersten Basis ohne Vorbehalt des Niederrheins nicht an die französische Gesandschaft befördern zu können, überbrachte darauf das Resultat ohne ausdrückliche Vereinigung, welches aber sowohl französischer Seits, als von der Reichsdeputation für eine *stillschweigende Einwilligung* angenommen wurde. In den Kurmaynzischen Abstimmungen leuchtete eine merkliche Aenderung des Systems zu Annahme der französischen Foderungen hervor, deren Schlüssel S. 481 u. 482. nur zum Theil zu Tage liegt, und in einem geistlichen Incorporationsprojecte zu suchen ist. In der Directorialeigenschaft veranlasste auch die immer schwieriger werdende Ajustirung einige Collisionen, wie das Bremische *Votum* in Sess. 33. und der Vorbehalt sämmtlicher Subdelegirten in der sechs und dreyssigsten (*dass man sich über das Conclusum bey der Fassung des Erlasses das weitere vorbehalte*) zur Genüge andeuten. Immerhin blieb die Beantwortung der französischen Note sehr unbefriedigend, und das Zögern der kaiserl. Plenipotenz diente zu nichts, als zu einem heftigen französischen Andringen auf einseitige Uebergabe der Deputationsantwort.

Was nun insbesondere das Entschädigungsprincip betrifft, so ergeben die darüber abgelegten Abstimmungen, aus welchen verschiedenen Gesichtspuncten die Subdelegationshöfe ausgingen. Drey davon, *Maynz*, selbst dem Säcularisationssystem nicht zuwider und launigt, *Hessendarmstadt* mit etwas gewagten Sätzen, und *Baden* mit consequenter Logik, erwarteten ihre Entschädigungen bloss von Frankreich. *Sachsen* und *Bremen* wollten dagegen die Einmischung dieser Macht ganz davon entfernt wissen, und zwar ersteres (S. 528.) mit einem Seitenblick über die Unrechtmässigkeit der Säcularisationen, letztes aber mit stets wachsender Geneigtheit zum Frieden. *Oestreichs* Entschädigungsfoderung für den burgundischen Kreis war die wirksamste Erklärung gegen alle und jede Entschädigung mit Land und Leuten; es war bloss für Entschädigung mit Geldzahlungen geneigt. *Würzburg* und *Augsburg* stimmten fast im Geist von Oestreich. So entstand die Majorität für die Fassung von *Bayern* und *Bremen*, dass man mit dem Modo von Säcularisationen, als *dem einzigen möglichen in thesi*, zu den erfoderlichen Indemnisationen zu gelangen habe.

Bey diesem schwierigen weitaussehenden und verwickelten Gegenstande wäre es vielleicht nützlich gewesen, die Competenz der Reichsdeputation als Inbegriffs der Deputationsstände zu der Annahme und Anwendung des Säcularisationsprincips in irgend einem Voto staatsrechtlich zu deduciren. Wenigstens musste die Befugniss von Kaiser und Reich im Fall der Noth und *pro salute publica* auf geistliche Stifter zu greifen, darin dargethan werden. Zur möglichsten Hebung aller Hindernisse wären auch die von den Entschädigungen auszuschliessenden Gegenstände anzudeuten gewesen, sogleich z. B. was vor dem Kriege nicht besessen oder streitig war, was durch anderweite Friedensschlüsse zu Campo-Formio, von Sardinien u. s. w. schon abgetreten worden, was ausser dem deutschen Reiche, in Italien, Elsass, Lothringen u. s. w. verloren gegangen, und endlich der sogenannte Kriegsverlust. Dadurch wäre die *ausschliessliche* Zulassung der *weltlichen reichsständischen Erblande* constatirt worden. In gleicher Hinsicht wäre eine Einschränkung des Säcularisationsobjects auf die Ueberbleibsel von abgerissenen Hochstiftern, auf die Reichsprälaten und *mittelbaren* Güter von Nutzen gewesen, um die Erhaltung der geistlichen Kuren und vordersten Bisthümer gleichsam zu garantiren; auf welches die östreichischen Vota deuten. Eine historische Episode aus dem Nymweger Frieden füllt dagegen die S. 516—527.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien*, in Comm. b. Schaumburg u. Comp.: *Kurze Erklärung der Zeichen aller berühmter Künstler, welcher sie sich bey Verfertigung der Bildnisse berühmter Männer bey ihren Arbeiten bedient haben.* mit 11 Kupfertafeln, welche solche verborgene Zeichen enthalten. 1798. 16 S. Text. 8. (20 gr.) Der Zweck dieser kleinen Schrift ist nicht leicht zu errathen. Soll sie ein Verzeichniss von den Monogrammen seyn, welche auf den Kupferstichen, Holzschnitten und Gemälden vorkommen; so ist solches sehr unvollständig, und wird von Christ's bekanntem Werk über diesen Gegenstand gewiss sehr übertroffen; oder soll sie, wie der Titel anzuzeigen scheint, nur diejenigen Zeichen enthalten, welche auf Bildnissen von berühmten Männern stehen; so ist des ungenannten Vfs. Mühe zum wenigsten sehr unnütz gewesen. Wir vermuthen daher, dass derselbe entweder selbst eine Sammlung von Bildnissen besitzt oder freyen Zutritt zu einer solchen hat, und den mächtigen Trieb — etwas drucken zu lassen, nicht anders als auf diese Weise zu befriedigen gewusst hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 13. May 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Ueber Deutschlands Verfassung und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Deutschland*, von *Günther Heinrich v. Berg.* 1795. 389 S. 8. (18 gr.)

Mit der bekannten Preisfrage der kurmainzischen Akademie zu Erfurt, welche die Auffoderung zu einer popularen Schrift enthielt, wodurch das deutsche Volk von den Vortheilen seiner vaterländischen Verfassung belehrt, und vor den Uebeln gewarnt würde, wozu überspannte Begriffe von ungemessener Freyheit und idealischer Gleichheit führen, wurden zugleich die vier Fragen zur Beantwortung vorgelegt: 1) auf wie vielerley Art kann man die Unterthanen eines deutschen Staats überzeugen, dass sie unter einer weisen, gerechten und milden Regierung leben? — 2) Was heisst bürgerliche Freyheit, und auf wie vielerley Wegen lassen sich richtige Begriffe davon unter alle Stände, besonders die niedrigsten Volksclassen verbreiten? 3) Wie müssen zur Erreichung dieses Endzwecks die häusliche Erziehung, der Unterricht auf Schulen und Universitaten, in Volksbüchern und Zeitschriften, und andere zur Nationalbildung gehörige Anstalten eingerichtet werden? 4) Durch welche Mittel kann man, ohne auffallenden Zwang, es dahin bringen, dass die dazu vorgeschlagenen besten Einrichtungen wirklich ausgeführt werden? Der schon durch mehrere politische und staatsrechtliche Schriften vortheilhaft bekannte Hr. Prof. *v. Berg* zu Göttingen übergab der Akademie einige Beyträge zur Beantwortung dieser Fragen, welche in der Erf. Gel. Zeit. v. 1794 recensirt wurden, und woven sich in der, in eben dem Jahre, zu Erfurt gedruckten Abhandlung: *über Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und anderen Staaten etc.* ein Auszug findet. Die gegenwärtige Schrift ist nun eine ausführlichere Entwickelung der vorigen Beantwortungen. Der Vf. handelt vorläufig von *Freyheit* und *Volkszufriedenheit.* Freyheit des Bürgers sey der Besitz des Rechts, alles zu thun, was ihm gefällt, wenn er nur dadurch die vollkommenen Rechte anderer nicht verletze. Diese Freyheit könne und solle jede, auf Grundgesetzen beruhende, Regierungsform gewähren, und der immer mögliche Missbrauch sey in der Demokratie am gefährlichsten, weil gegen den Willen aller für den Einzelnen keine Rettung übrig bleibe, wogegen der aristokratische und monarchische Bürger, noch in den Grundgesetzen des Staats, die kein einseitiger Wille aufheben könne, und selbst in der öffentlichen Meynung, eine mächtige Schutzwehr finde. (Diese schon von andern gemachte Vergleichung ist sehr schwankend: denn es kommt dabey auf die relative Güte der monarchischen und aristokratischen Regierungsformen an, von welchen nur wenige solche Grundgesetze haben, die der einzelne Bürger zur Schutzwehr gegen die Regenten brauchen könnte. Die öffentliche Meynung allein ist aber gewöhnlich zu schwach und überdies ein sehr trüglicher Maasstab.) — Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit des Volks entstehe nicht immer von wirklichen Mängeln der Regierung: das Volk pflege oft ganz zufällige Uebel der Regierung beyzumessen, und daher sey es höchst nothwendig, selbiges auf richtigere Beurtheilungsgründe zu leiten, als es gewöhnlich bey seiner in Selbstsucht ausartenden Selbstliebe gebrauche. Der Vf. betrachtet im II. *Abschnitt* die *Mängel* und *Vorzüge des deutschen Staatskörpers*, und zeigt dabey sehr einleuchtend, dass dessen Verfassung zwar nicht die beste sey, aber doch mit Recht unter die besseren gehöre; dass einige ihrer Mängel, besonders das schlechte Executionswesen, innigst mit ihr verwebt seyen, und deren Verbesserung daher, ohne Aufhebung der Verfassung selbst, nicht erwartet werden könne; dass aber doch kein guter Bürger den Umsturz dieser Verfassung wünschen werde, weil die wesentlichen Mängel derselben nicht ohne Aufopferung sehr wesentlicher Vortheile, und ohne Kränkung der Eigenthumsrechte, zu heben seyen. Im III. *Abschnitt* werden die vorzüglichsten *Quellen der Volksunzufriedenheit, die nicht in den Mängeln der Staatsverfassung* und *Verwaltung liegen*, untersucht. Hier geht der Vf. die verschiedenen Stände, die Bildung und Grundsätze derselben durch, und findet vornehmlich in der häuslichen und öffentlichen Erziehung der niederen Volksclassen, den Keim der meist ungegründeten Volksunzufriedenheit und den Anlass zu Revolutionen, weil die Bildung des grösseren Haufens leider fast in allen deutschen Staaten vernachläsiget werde. Er schlägt daher im IV. *Abschnitt* einige *Mittel vor, die Unzufriedenheit des Volks zu vermindern* und die öffentliche Ruhe zu erhalten. Diese bestehen, wie man leicht erwarten kann, in einer bessern moralischen Bildung der Staatsbürger, sowohl durch häusliche als durch öffentliche Erziehung; in Verbreitung zweckmäsig belehrender Volksschriften; in einer vernünftigen Pressfreyheit; in einer mehr auf Moralität als auf Sinnlichkeit berechneten Einrichtung der Volksfeste und öffentlichen Vergnügungen; in einem richtigern Verhältniss

nifs der verschiedenen Stände, wobey keiner vor dem andern vorzüglich begünstiget, die Ueberhäufung einzelner Stände, besonders des gelehrten, verhindert werde, und die Mitglieder der höheren Classen, durch ein herablassendes menschenfreundliches Betragen, ihre geringern Mitbürger bey guter Laune zu erhalten suchen; endlich in dem Bestreben der Regierungen, Obrigkeiten und Beamten, sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Lauter gute zweckmäfsige Vorschläge, denen aber leider so manche Schwierigkeiten im Wege stehen, die, eben so wie die angeführten Mängel, mit der sich sehr unähnlichen Verfassung der meisten kleinen und grofsen deutschen Staaten innigst verwebt sind.

Leipzig, b. Hilscher: *Beurtheilung der jetzigen Mode gewordenen politischen Grundsätze, nebst Vorschlägen und Mitteln, sie zu widerlegen, für wahrheitliebende Deutsche.* 1793. 205 S. 8. (14 gr.)

Diese Schrift enthält zehn Abhandlungen. Der Vf. erklärt sich weder über den Zweck und die Veranlassung derselben, noch darüber, für welche Classe *wahrheitliebender Deutschen* er sie bestimme. Diejenigen, deren Verstand durch Unterricht und Lectüre gebildet ist, würden darin weder neue Bemerkungen finden, noch durch die Schönheit des Vortrags, die älteren noch einmal zu lesen, bewogen werden können; die Ungebildeten würden ihn sehr häufig nicht verstehen, z. B. S. 17.: „Was verursacht alles „physische oder alles moralische Uebel? Jenes eine „Abweichung der Natur, dieses eine Abweichung „des Willens! Gott sendet kein Uebel; alles partielle „Uebel ist, recht verstanden, entweder allgemeines „Gut, oder der Zufall läfst es zu, oder es entfällt „der Natur; doch aber nur auf kurze Zeit und nur „selten, bis der Mensch es alles vermehrte." In der ersten und zweyten Abhandlung wird mit vielem unnützen Wortaufwande bewiesen, dafs die Glückseligkeit hier auf Erden nur in der Tugend zu suchen sey. Als Rec. die dritte Abhandlung las, und auf die Materie vom Adel kam, schien ihm alles so bekannt, als ob er es mit eben den Worten neuerlich gelesen hätte. Endlich lösten ihm folgende Stellen S. 57—58. das Räthsel: „Der Adel hat nicht überall „zu viel Einflufs und Gewalt ohne Rücksicht auf Ver„dienst." — „Die Edelleute rissen oft so viel an sich, „dafs dem Volke gar nichts übrig blieb." Wenn der Leser die Beurtheilung von Kottnauer's Schrift: *Woran liegt es, dafs unsere Zeiten nicht besser sind?* In Nr. 358. des vorigen Jahrgangs vergleichen wollen: so werden sie dieselben Worte finden. Eben die Gleichförmigkeit beider Schriften, von der diese schöne Vertheidigung des Adels einen Beweis giebt, fand Rec. auch bey den folgenden Materien besonders bey den Bemerkungen über Freyheit, Religion und Erziehung. Ob er gleich die Kottnauerische Schrift nicht mehr bey der Hand hat, um sie mit der hier angezeigten vergleichen zu können: so bleibt ihm doch kein Zweifel übrig, dafs Hr. K. solche nur in eine andere Form umgeschmolzen, und sie so etwas vermehrt unter einem andern Titel nochmals zu Markt gebracht habe; und das in demselben Jahre! — das ist freylich etwas auffallend. Zu mehrerer Begründung der Richtigkeit dieser Vermuthung will Rec. noch eine in der Beurtheilung der ersten Schrift gleichfalls eingerückte Stelle hier ausheben, welche hier mit Abänderung weniger Worte S. 169. u. ff. also lautet: „Die, welche noch die alte Wahr„heit vertheidigen, dafs Religion mehr aufklärt als „alle Philosophie, und dafs christliche Gesinnungen „das allersicherste Mittel sind, mehr Freyheit und „Glück in die Welt zu bringen, kämpfen zu schwach „gegen den Strom des herrschenden Geschmacks und „dürfen keinen Beyfall erwarten, weil sie nur alte „Sachen zu sagen haben." Eine vortreffliche neue Quelle der Speculation würde sich freylich in unserm ohnehin so schreibseligen Jahrzehend den Bücherfabricanten öffnen, wenn sie dieselbe Waare dem Publicum unter mehreren Titeln vorlegen könnten; und je schlechter diese ist, je weniger dürfen sie besorgen, entdeckt zu werden, wenn nicht zufällig beide Schriften, wie hier, in die Hände desselben Recensenten kommen.

Alle bey der vorigen Schrift gerügten Fehler treffen auch diese. Der Vf. mag nicht leer von Kenntnissen seyn; aber es ist alles unverdaut. Auf jeder Seite bemerkt man sein Schwanken zwischen den sogenannten alten und den neuen Grundsätzen. Er scheint oft selbst nicht zu wissen, was er will; wie kann er es seinen Lesern deutlich machen? Nachdem er über die Vernachläfsigung der christlichen Religion geklagt hat, sagt er S. 162.: „An der „Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anstalten, „an der wahren Güte und Billigkeit, die gewifs im „Geiste unsers Zeitalters zu finden ist, hat der Geist „der ächten Christusreligion Antheil. Hätte er nur „wahren Einflufs aufs Ganze!" Was soll das wohl heifsen? Wie kann den der Geist der Religion mehr wahren Einflufs auf das Ganze haben, als wenn er Neigung zu gemeinnützigen liebreichen Anstalten, wahre Güte und Billigkeit befördert?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Communionbuch für denkende Christen.* Von *Valent. Karl Veillodter*, Mittagsprediger an der Kirche zum heiligen Kreuz bey Nürnberg. Mit einem Kupf. 1799. 214 S. 8. (Schreibp. 16 gr. Druckp. 12 gr.)

Ist irgend eins unter den für denkende Christen vorhandenen Communionbüchern ganz geeignet, ein sittlich-religiöses Interesse für die Abendmahlsfeyer zu erwecken, und reinmoralische Gefühle, wie sie einer Religionsfeyerlichkeit angemessen sind, zu unterhalten; so ist es, nach der Ueberzeugung des Rec., welcher selbst zu den Andachtsbüchern für diesen

Zweck

Zweck feinen Beytrag geliefert hat, das vor ihm liegende. Es empfiehlt fich nicht nur durch die dem Geiste der reinen Sittlichkeit ganz angemessene Darstellungen des Zwecks der chriftlichen Religionslehre und ihrer Feyerlichkeiten, und durch anziehende Schilderungen der fittlichen Würde ihres Stifters, fondern auch durch einen reinen deutlichen und doch dabey blühenden Vortrag, der den Geift nicht unbefriedigt läfst, aber auch zugleich das Herz zu den edelften Empfindungen und Gefühlen erhebt. Da aus den Ueberfchriften der darin enthaltenen religiöfen Betrachtungen nur ein unvollkommener Schlufs auf den Inhalt und Werth des Ganzen gemacht werden kann; fo glauben wir, das Abfchreiben derfelben unterlaffen zu dürfen. Aber unferm Wunfche, dieses in jeder Rückficht treffliche Andachtsbuch in den Händen aller gebildeten Religionsfreunde zu fehen, in der Hoffnung, dafs es ihnen eben den Genufs gewähren wird, den das Lefen deffelben dem Rec. verfchaffte, fügen wir noch die Bitte bey, dafs der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche gewifs bald nöthig feyn dürfte, die fehlerhafte Wortbildung: dem *Herze* ftatt dem *Herzen*, verbeffern, ingleichen den Vers S. 81., worin noch von Gottes *Geduld* geredet wird, und die S. 152. befindlichen Ideen für Betende, in welchen die Antropomorphofe ein *freundlicher* Gott und deffen *Antlitz* bey den fonft fo reinen Ideen, in diefer Schrift etwas fehr auffällt, als kleine Flecken aus dem fo fchönen Gemälde wegftreichen möge. —

Leipzig, b. Crufius: M. *Traugott August Seyffarth's*, Predigers zu Uibigau bey Herzberg im Sächfifchen Kurkreife. *Praktifche Anweifung zu einer fruchtbaren Einrichtung der gewöhnlichen Sonn- und Fefttägigen Frühpredigten, zum Gebrauche für folche, die bey diefen Predigten ihrem eigenen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erftes Heft.* 1798. 316 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Ueberfetzung und Erklärung der gewöhnlichen Epifteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Fefttagen etc. Erfter praktifcher Anhang, welcher die Evangelien, nebft einigen andern Texten zu Frühpredigten, und ihre gemeinnützige Anwendbarkeit betrifft. Erftes Heft. (1 Rthlr.)

Der Vf. verfprach in der Vorrede zum fiebenten Hefte feiner Perikopenarbeit, dafs er einen doppelten fupplementarifchen Anhang zu feinem gröfsern Werke, den einen über die Evangelien, den zweyten über die Epifteln liefern wolle, der von allen denjenigen abgefondert gebraucht werden könne, welche jene biblifchen Abfchnitte genugfam zu verftehen glauben, und welchen es blos darum zu thun ift, die praktifchen Unterfuchungen, die fie darüber anftellen wollen, durch ein fremdes Urtheil zu erleichtern und zu ergänzen, der aber auch im Gegentheil für folche Käufer feines gröfsern Werkes entbehrlich fey, welchen es bey diefen biblifchen Abfchnitten blofs um exegetifche Aufklärungen zu thun ift, oder für welche feine bisherigen kürzern praktifchen Winke hinreichend gewefen find. — In diefem Werke liefert er über jedes Evangelium und über jede Epiftel fechs kürzere Entwürfe zu Predigten. Blofs an den drey gröfsern Feften hat er eine kleine Abänderung gemacht, indem er in demjenigen Theil feiner Supplemente, welcher die Evangelien enthalt, zuerft zehn allgemeinere Entwürfe, und dann auf jeden befondern Tag noch zwey beftimmtere liefert. Was die Einrichtung diefer Entwürfe betrifft, fo enthalten fie, (wie fich der Vf. in der Vorrede S. IX. ausdrückt,) gedrungen (gedrängt) an einander gereihete Gedanken, wobey dem Nachdenken eines jeden vieles überlaffen bleibt, und die dazu hingeftellet find, dafs in der Seele des Predigers ein wohlthätiges Licht über diefen oder jenen abgehandelten Gegenftand aufgehe, und dafs er daraus das wichtigfte und zweckmäfsigfte für feinen religiöfen Volksunterricht ausheben kann etc. Sein Selbftgefühl empört fich, wenn er bedenkt, dafs man Predigtentwürfen in den meiften Büchern diefer Art gröfstentheils einen Zufchnitt zu geben fucht, der dem, der fie gebraucht, wenig Nachdenken übrig lafst, und feiner *trägen* Gemeinnützigkeit (?) eine füfse Nahrung verfchafft. Er ift überhaupt mit den Arbeiten feiner Vorgänger in diefem Fache nicht zufrieden. Nach feinem Urtheil find fie gröfstentheils in die Hände folcher Männer gefallen, die bey noch fo geringen Vorkenntniffen Beruf dazu gefühlt, und fie für das leichtefte Schriftftellergefchäfte angefehen haben, und mit einer unverzeihlichen Eilfertigkeit dabey zu Werke gegangen find. Einiger diefer Schriften gedenkt er namentlich; und Rec. ift ganz feiner Meynung. An *Kampfe's homiletifchen Handbuche* tadelt er nur die zweckwidrige Weitläuftigkeit, welche jedoch manchen Predigern, die folcher Hülfsmittel bedürfen, nicht unangenehm feyn dürfte. Es find aber doch auch beffere Schriften diefer Art vorhanden, wie z. B. *Teller's* und *Beyer's* Magazin. An diefen und ähnlichen Werken könnte man fich begnügen laffen, und Rec. ift allerdings der Meynung, dafs man endlich einmal folche Arbeiten gänzlich fchliefsen möchte, würde daher auch Hn. *Seyffarth* nicht gerathen haben, die ohnehin zu grofse Menge folcher Schriften mit der feinigen zu vermehren, und dies um fo weniger, da er in feinem gröfsern Werke über die Evangelien und Epifteln den Predigern Winke genug gegeben hat, wie fie die Texte benutzen können. Unter den in diefem Hefte befindlichen Entwürfen vom Neujahrstage an bis zum erften Sonntage nach Trinitatis find zwar viele, welche reichen Stoff zum Nachdenken geben; aber ungeübte Prediger werden kaum wiffen, was fie aus manchen derfelben machen follen: wie es denn überhaupt fchwer feyn dürfte, fich in den Ideengang des Vf's. zu finden. Damit diejenigen, die fich

 die-

dieses Werk anschaffen wollen, die Manier des Vf's. einigermaſsen kennen lernen, will Rec. ohne Auswahl gleich die erste Disposition zu einer Predigt am Neujahrstage ganz hieher setzen: „betrachtet man den hier erzählten feyerlichen Eintritt Jesu unter das Volk der Juden, mit Erwägung dessen, wie wichtig dieser Schritt für seine ganze künftige Schicksalsreihe und Handlungsart war, und wie sehr die ganze Zukunft davon abhieng, so lernt man daraus: *wie man auf eine vernünftige Art aus der Vergangenheit in die Zukunft sehe.* 1) Welche Betrachtungen bietet die Vergangenheit zu einem vernünftigen Blick in die Zukunft dar? Diese Vergangenheit schlüpfte unvermerkt vorbey, sie war unwiederbringlich, sie war von einer Menge abwechselnder Schicksale durchschlungen, sie war reich an Handlungen aller Art und ihren Folgen, alles entwickelt sich darin auf eine bald dunklere, bald in die Augen fallende Art, doch nicht ohne Einwirkung der Gottheit, sie theilte uns mancherley Erfahrungen mit. 2) Wie siehet man nun aus einer solchen Vergangenheit in die Zukunft? Man erwartet von der Zukunft eine groſse Aehnlichkeit mit der Vergangenheit, und siehet vielerley mit mehr oder weniger Sicherheit voraus; man denkt durch Erfahrungen und Kenntnisse der Vergangenheit bereichert an eine weise Vorbereitung und Klugheit bey künftigen Ereignissen, man stählt sein Herz zu einem redlichen Eifer in der Erfüllung seiner Pflichten; man erwartet von der Zukunft alles mit getrostem Muthe. 3) Welche Anwendung dieses Satzes auf den Jahreswechsel? Man brauche sie zum Nachdenken über das verflossene Jahr und seine Ereignisse, zu einem wohlthätigen Hinblicke auf Gott, uns und unsere Brüder, und zur Hervorbringung der Gemüthsfassung, welche uns das künftige Jahr hindurch beseelen muſs. Dies heute der kurze Wunsch für alle vom Gröſsten bis zum Geringsten.“ Manche Hauptsätze sind auch dunkel und schief ausgedrückt; z. B. am Sonntage Septuag. Nr. 4) *Ueber die herrschende Gewohnheit, bey einem neidischen Hinschielen auf andere Ungerechtigkeiten gegen das zu begehen, was man selbst besitzt.* 5) *Von dem mürrischen Wesen, wodurch viele Menschen das Glück des Lebens unfühlbar machen.* 6) *Wie viel wir zur Beantwortung der Frage sagen können, ob einst der Himmel seine Belohnungen ganz gleich vertheilen werde?*

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Sulzbach,* mit Seidlischen Schriften: *Zuruf an die Bewohner der oberpfälzischen Herzogthümer wegen Vertilgung der schädlichen Waldraupen.* (Von Dr. Schleis von Löwenfeld). 1797. 30 S. 8. (2 gr.) Rec. wünscht dieser kleinen Schrift, die sehr gut gemeynt ist, den besten Erfolg, glaubt aber, daſs sie vielleicht mehr Eindruck gemacht haben würde, wenn der Anfang in eben dem ruhigen und überzeugenden Tone abgefaſst wäre, wie das Ende, anstatt daſs er mit Deklamationen beginnt, die den Leuten, für welche solche Blätter eigentlich geschrieben werden, unverständlich seyn müssen. Es werden in derselben 1) der *Fichtenspinner (Phalaena Bombyx Pityocampa),* 2) der *Kiefernschwärmer (Sphinx pinastri),* 3) Die *Harzmotte (Phalaena Tinea resinella),* 4) der *Borkenkäfer (Dermestes Typographus)* und 5) der *Kienbaumspinner (Phalaena Geometra fasciaria)* nach einem, wie es heiſst, von der Bambergischen Hofkammer mitgetheilten Aufrufe kürzlich beschrieben, und es wird hinzugesetzt, daſs das *erste* Insect in den Bayreuthischen, Gräflich-Reuſsischen und Fürstlich Lobensteinischen Forsten, das *zweyte* im Forstamt Bamberg, das *dritte* in den Forstämtern Bamberg, Schlüsselau etc. das *vierte* in Vilseck, Waldenstein etc. und das *fünfte* in dem obern Waldrevier des Forstamts Vilseck und Vorchheim bereits schrecklich gewüthet hatten. Man erfährt es hier zum erstenmale, daſs die *Phalaena Bombyx pityocampa* im Vogtlande jene bekannten Verwüstungen angerichtet hat, und Rec. gesteht, daſs er sie im Vogtlande gar nicht gesehen hat. Eben so neu sind auch die Angaben von den übrigen Waldzerstöhrern, den *Borkenkäfer* ausgenommen, von welchen man auch bis jetzt noch keine groſse Zerstöhrungen aufzuweisen gehabt hat. Es scheint also hier ein Miſsgriff in die Beschreibungen der schädlichen Waldinsecten geschehen zu seyn. Vielleicht daſs jene Gegenden bloſs von der *Nonne* und dem *Kiefernspanner (Phalaena piniaria)* die der Vf. in der Folge auch anführt und beschreibt, und vom *Borkenkäfer* gelitten haben. Gegen den *Kiefernspanner* sind in den Oberpfälzischen Gegenden verordnet worden: 1) Scharfes Aufharken der Streue. Bey diesem Mittel wird gewöhnlich die Streue verbrannt, oder aus dem Walde gefahren; allein nach Rec. Urtheil thut man wohl am besten, man harkt sie nur haufenweise oder schwadenweise zusammen, in welcher Lage sie ineinander entbrennt und dadurch die Puppen getödet werden. Ueberhaupt liegen auch die mehrsten Puppen nicht im Moose, sondern in der unter dem Moose befindlichen Dammerdenschicht, allein ihre Zerstöhrung wird durch das Moosharken doch bewirkt, weil sich nämlich dann einestheils die Vögel in Menge einfinden und sie verzehren, anderntheils der Regen sie tödet. 2) Das Eintreiben der Schweine, gegen welches sich, wie man am Ende sieht, die Unterthanen ungegründeter Weise scheinen geweigert zu haben. 3) Verbot des Vogelfangs und 5) Veranstaltung der Leuchtfeuer beym Schwärmen der Schmetterlinge. Gegen den *Borkenkäfer* werden auch gute Vertilgungsmittel vorgeschlagen, allein, wenn der Vf. glaubt, daſs er sich nicht in gesunden Bäumen einniste, so streitet des Rec. tägliche Erfahrung dagegen. Am Ende wird der gute Rath ertheilt, daſs man die Kinder in den Schulen auf diese schädlichen Insecten aufmerksam machen solle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Handbuch der christlichen Sittenlehre für alle Stände*, auch zum Gebrauch für Katecheten und Prediger, nach seinem im Jahre 1791. herausgegebenen Grundriss, von *Gregor. Heeger*, Pfarrer im Würzburgischen. 1797. 456 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dies Handbuch kann als ein Lehr- und Lesebuch, aber auch als ein Lehrgebäude der christlichen Moral angesehen werden, und es ist möglich, dass die Beurtheilung desselben sehr verschieden ausfalle, je nachdem der Beurtheilende seinen Blick auf die eine oder andere Seite davon richtet; wir wollen beide Seiten nach einander ins Auge fassen, und unsern Lesern einen bestimmten Begriff vom Ganzen zu geben versuchen. Sieht man auf die Leser, für welche der Vf., ein katholischer Prediger, geschrieben hat (hauptsächlich für Unstudirte, wie er sich selbst darüber S. 45. erklärt) und dann auf seine Behandlungsart der christlichen Moral; so darf man wohl mit einiger Zuversicht sagen, dass er, wenn sein Buch in die Hände recht vieler katholischer Christen kömmt, seinen Zweck, — die Liebe zur Tugend immer mehr anzufachen, und den Namen Gottes immer mehr zu verherrlichen — nicht verfehlen werde. Es ist nämlich der Geist der allgemeinen Menschenliebe, so wie sie das Christenthum lehrt, und eine, wenn gleich nur dunkel gefühlte Achtung vor der Vernunft, vor ihrem höchsten Gesetze und vor dem Ideal des Guten, was ihn durch das ganze Werk hin beseelt, und zuweilen selbst da, wo er sich in den Fesseln des Systems seiner Kirche bewegt, bis zu einem, wenn gleich niedern Grade von Freyheit und Selbstständigkeit emporhebt. Seine Begriffe von der Bestimmung des Menschen, der Glückseligkeit, den Pflichten gegen Gott u. s. w. sind, wenn auch nicht lauter und rein, wie man sie dermalen etwa vom protestantischen Volkslehrer fodert, wenigstens geläutert, von vielen fremdartigen, sonst darin gewöhnlichen Zusätzen gereinigt und befreyet, und ziemlich populär vorgetragen. Was jedem derselben besondern Nachdruck geben, und für die Leser des Vfs., denen die Bibel kein so bekanntes Buch ist, als den Protestanten, vorzüglichen Reiz und Werth haben muss, sind die gut ausgewählten, vollständig angeführten, und wo es nöthig schien, kurz erklärten Stellen aus dem alten und neuen Testament. Wir führen Beyspiele zum Beweise an. S. 24. „Es giebt eine innere und äussere Zurechnung. Die innere kömmt uns selbst zu, und der heil. Paulus empfiehlt sie uns zu unserm Vortheile. (Gal. 6. 4. 5.) Jeder bewähre nur sein eignes Thun, dann wird er Ruhm bey sich allein haben (wenn er findet, dass er dem Gesetze Gottes gemäss gehandelt habe.) Jeder wird seine eigne Last zu tragen haben (d. i. im Gerichte Gottes wird jeder seiner eignen Handlungen wegen, zur Rede gestellt werden, und nicht die Frage seyn, ob andere lasterhafter waren.) Die äussere Zurechnung geschieht theils von den Menschen, theils von Gott. Wiewohl die Menschen nehmen sich da ein Recht heraus, welches ihnen nicht zukömmt, weil der Heiland ausdrücklich sagt: Verurtheilet nicht, damit ihr nicht verurtheilet werdet u. s. f." S. 80. „Pflichten gegen Gott heissen alle Gesinnungen und Handlungen, deren Beweggrund die Vorstellung der unendlichen Würde ist, aus welcher Vorstellung die möglichste Hochschätzung der Gottheit, oder die Anbetung entsteht. Diese Pflichten heissen mit einem Wort Gottesdienst. Dieser ist nun entweder unmittelbar oder mittelbar. Die Pflichten des erstern drücke ich mit diesen Worten aus: Vermeide alles, was die Hochschätzung der unendlichen Vernunft schmälern kann, und vermehre sowohl in dir, als in andern diese Hochschätzung. Die Pflichten des andern lassen sich mit diesen Ausdrücken angeben: Vermeide alles, was den Pflichten gegen dich, und den Nächsten zuwider ist, und befördere in der Welt die Absichten der Gottheit." S. 83. „Der äusserliche Gottesdienst, wie er von einer ganzen Gemeinde oder Gesellschaft entrichtet wird, macht an sich weder die Religion noch Frömmigkeit aus, sondern ist vielmehr ein Mittel zur innern, wahren Religion und Frömmigkeit. Die Aussprüche des Heilands hierüber sind deutlich genug, dass nämlich wahre und zweckmässige Gottesverehrung in der Ausübung der Liebe und Erfüllung der Pflichten bestehe, und daher mehr sey, als alles äussere gottesdienstliche Gepränge u. s. w." Mit dieser Bemerkung des Vfs., so wie überhaupt mit dem Geiste der jetzigen Zeit, contrastirt freylich seltsam genug der sich gleichsam von neuem wieder entzündende Eifer der Priester für das Aeussere ihres Gottesdienstes, und der Lärm, das Geräusch und der Prunk, womit neulich wieder in manchen Gegenden Deutschlands, während die Vernünftigern unter dem Volk das Lächerliche und Thörichte davon immer tiefer fühlen, Processionen, Wallfahrten und dergl. angestellt und gehalten werden. Vom Aberglauben sagt der Vf. S. 88. „er ist da, wo man zuviel glaubt, indem man blos natürli-

chen Dingen einen übernatürlichen Ursprung zuschreibt, und vernunft- und religionswidrige Wirkungen von ihnen erwartet; z. B. wenn man glaubt, gewisse Krankheiten oder andere Vorfälle kommen vom Teufel, in dem steinern Bilde eines Heiligen stecke eine Wunderkraft, mit dem Weihwasser könne man Sünden tilgen u. s. w. S. 201 f. von der Aufklärung. „Der Name *Aufklärung* hat schon wunderliche Schicksale gehabt, je nachdem er Ohren angetroffen hat, in denen er, wie eine blos heidnische Weisheit einen widrigen Schall machte. Aber die Sache selbst bringt die wohlthätigsten Wirkungen hervor: denn sie ist die sichere Wegweiserin zur Religion. Ueberhaupt muss ja der unwissende und natürliche Dummkopf zuvor Mensch seyn, ehe man einen Christen aus ihm bilde. Die Feinde der Aufklärung wissen, wie es scheint, nicht, dass uns Gott befohlen hat, unaufhörlich an der Vermehrung berufsmässiger Kenntnisse (d. i. an der Aufklärung) zu arbeiten. Ganz anders als diese, dachte der aufgeklärte Paulus." Phil. 1. 9—11. u. s. w.

So freymüthig und unbefangen, wie in diesen Stellen, behandelt der Vf. fast jede Materie, auf die ihn der Gang seiner Lehre leitet; z. B. Gelübde, Wallfahrten, Einsiedeley, Kasteyungen, Verehrung der Heiligen und dergl. Nur da wird er ängstlich, verlegen und furchtsam, wo er das Concilium zu Trient hinter sich, oder den Protestantismus vor sich erblickt; man vergleiche S. 63—65., wo er sich in dem Begriff von der Besserung des Menschen sorgsam an die Lehren des tridentinischen Conciliums hält, und dann S. 395., wo es heisst: „die kirchliche Gesellschaft besteht aus Lehrern und Schülern, aus Vorgesetzten und Untergebenen, und im *sanften Verstande* aus Regenten und Unterthanen (so sanft dieser seyn mag; für unsere Zeiten ist er wohl nirgends mehr sanft genug!) Sie ist aber auch die einzige *unmittelbar* von Gott selbst eingesetzte." Ferner S. 404., wo er zwischen theologischer und bürgerlicher Religionsduldung unterscheidet. „Die erste, sagt er, kann nicht statt haben;" man würde nach ihr alle Religionen dulden, weil man in jeder selig werden könnte, aber dieser Grund sey falsch, nur eine könne die wahre und seligmachende Religion seyn. „Wenn wir demnach andere Religionspartheyen dulden, so geschieht es aus christlicher Liebe, *die alles duldet, was zu dulten ist*, ohne dass wir uns um ihre innere Verfassung bekümmern; dafür mögen sie bey dem allwissenden Richter Rechenschaft geben, und diese Duldung heisst die bürgerliche etc." In diesen und ähnlichen Stellen vermisst Rec. den Moralisten, d. h. den geraden, muthigen Mann, der nicht links oder rechts umschauet, sondern der Wahrheit, die er in der Nähe oder Ferne erblickt, furchtlos entgegen geht, ohne sie erstürmen, oder mit leidenschaftlicher Hitze und mit Geräusch verbreiten zu wollen. Inzwischen verdient dennoch das Buch, als ein Lehrbuch fürs Volk aufs beste empfohlen zu werden. Auch Katecheten und Prediger (für diese ist am Ende ein Realregister beygefügt) wenn es ihnen blos um Materialien zu thun ist, mögen sich bey seinem Vf. recht gut Raths erholen können; aber wenn sie sich an ihn wenden, um mit ihm in den Grund und Geist der christlichen Moral einzudringen, und eine scientifische Kenntniss derselben zu erlangen; so gehen sie fehl. Hr. *H.* sagt selbst, S. 327. „Zur Classe der Betrüger gehören auch Recensenten, die eine unbedeutende Schrift so empfehlen, dass sie zum Ankauf derselben locken, und so den Käufer ums Geld bringen." Dass und in wie weit seine Schrift von einer Seite nicht unbedeutend sey, hat Rec. dargethan, dass sie von der andern Seite gar nichts bedeute, hat er nun noch zu erweisen. Ihren Vf. drückt das Joch seines kirchlichen Systems und des biblischen Buchstabens viel zu sehr nieder, als dass er sich über den Stoff seines Werks hätte erheben, und diesen mit freyer Vernunftthätigkeit ansehen und behandeln können. Er hat sich von vielen Vorurtheilen und Irrthümern los gemacht, und in sich eine Reihe klarer Begriffe, die Bezug auf Moralität haben, hervorgebracht; aber den Grund der Sittenlehre Christi und der Tradition (wofern diese irgend einen vernünftigen Grund hat) in der Vernunft aufzusuchen, und durch sie bestätigt zu finden, das hat er nicht vermocht, wenigstens nicht gethan. Sein Moralsystem ist dem Fundament nach und in seinem ganzen Zusammenhange erdichtet und erlogen; durch den Ernst, womit hin und wieder von der Vernunft und ihrem Sittenprincip gesprochen wird (so aufrichtig es mit diesem Ernste gemeynt seyn mag) ist ihm ein Schein und Anstrich von Wahrheit gegeben, der schlimmer ist, als alle Lüge, gegen die sich der Vf. S. 336 f. so männlich und bieder erklärt. Er sagt zwar in der Vorrede S. X.: „ich stelle dieses Grundprincip auf: das oberste Sittengesetz ist blos aus Pflicht zu handeln; mithin ist die Moral nicht die Lehre, wie wir uns glücklich machen, sondern, wie wir der Glückseligkeit würdig werden sollen," allein wenn man auch zugiebt, dass dieser Satz, der eigentlich das Princip unsers praktischen Handelns ausdrückt, der höchste Grundsatz unsers praktischen Wissens sey; so hat er doch von ihm, als einem solchen, was die Grundlage seines Moralsystems betrifft, ganz und gar keinen Gebrauch gemacht. Ihm ist, so sehr er sie rühmt, die Vernunft nichts, die Offenbarung alles. Die Glaubenslehre ist, seiner Meynung nach S. 33. der Grund der Sittenlehre; „jene ist das Fundament, diese das darauf aufgeführte Gebäude." Als Erkenntnissquellen von der Bestimmung des Menschen giebt er seine Vernunft, die Erkenntniss seines Ichs, und die göttliche geoffenbarte Religion an, aber er selbst schöpft nicht aus jener Quelle, er unterwirft seine Vernunft ohne weitere Untersuchung der Offenbarung; daher Aeusserungen, wie folgende: „Die Anleitung des Menschen zu seiner Bestimmung (welche die christliche Moral giebt) ist aus der göttlichen Offenbarung geschöpft, und daher für den Menschen beruhigender, als jene aus der blossen Vernunft, weil die Vernunft, wenn sie sich allein über-

überlassen ist, gar leicht auf Irrwege und Klippen stösst." Hätte er den Grund dieser grössern Beruhigung aufgesucht; so würde sich gefunden haben, dass die Lehren der Offenbarung nur in so weit Beruhigung gewähren, als Vernunft, und nichts als Vernunft in ihnen ist, und somit wäre die ganze Behauptung weggefallen. Wenn er die Anmassungen der Klügeley und der dürren Speculation Vernunft nennt; so kennt er die Vernunft nicht, und diese Selbsttäuschung dient dann nur dazu, um mit guter Manier die Offenbarung über die Vernunft hinaus zu setzen und der praktischen Vernunft auszuweichen. Aus einer solchen Selbsttäuschung und Verworrenheit ist der ganze 18te §. vom Vorzuge der christlichen Moral, geflossen. Da heisst es S. 34. „Hat demnach die christliche Moral nicht den Vorzug vor jener der blossen Vernunft? Welche Moral hat einen so festen Grund, einen so edeln Zweck, einen so reizenden Bewegggrund? Die philosophische Moral hat die blosse Vernunft zu ihrem Fundament. Gewiss ein seichtes und schwaches Fundament, wenn es nicht von der Offenbarung unterstützt wird!" Und S. 35 ff. „Welche Absicht bey unserm Streben schreibt uns die christliche Moral vor? Vielleicht unser eignes Interesse, wie es die philosophischen Glückseligkeitslehrer bisher thaten? Keinesweges, sondern sie verlangt eine solche Uneigennützigkeit von uns, dass wir blos aus Pflicht handeln sollen, wenn uns auch keine Glückseligkeit dafür beschieden würde. Ist der Zweck der philosophischen Moral eben so edel? Wenigstens sind die heutigen Philosophen nicht mehr blosse Glückseligkeitslehrer, sondern, indem sie als das Grundprincip den Satz aufstellen: Was der Vernunft entspricht, das ist moralisch, fodern sie zugleich, dass man aus Pflicht handeln müsse; und indem sie den Zweck des Menschen in der Annäherung zur Heiligkeit und Seligkeit Gottes setzen, verlangen sie nothwendigerweise die genaueste Erfüllung der Pflicht, in welche die Sinnlichkeit keinen Einfluss haben dürfe. Diese Grundsätze leiten sie nun freylich aus der Vernunft her; aber meines Erachtens entsteht die Frage: ob nicht eben hierin die Offenbarung der Vernunft das Licht angezündet habe? u. s. w." Wie kann doch der Vf. die christliche mit der Vernunftmoral vergleichen, ohne einen Maassstab zum Vergleichen zur Hand zu haben? und woher nimmt er diesen? Ist es nicht die Vernunft, die ihn darreicht? Wie kann er jener den Vorzug vor dieser einräumen? Wie kann das, wonach der Werth von etwas andern geschätzt wird, diesem andern an Werthe nachstehen? Auch verwechselt er wohl die Moral dieses oder jenes Philosophen mit der Vernunftmoral, wenn er meynt: diese verdanke der Offenbarung ihre besten und wahrsten Aufschlüsse. Die Vernunft ist ja selbst die Quelle der Offenbarung. Nennt sie die unendliche, nennt sie göttliche Vernunft, oder wie ihr sonst wollt, ihr sagt ja damit doch nichts weiter, als dass sie nicht die Vernunft dieser oder jener Individuen, und nicht die eurige, sondern die absolute und allgemeine Menschenvernunft sey. Eine *objectiv* göttliche Vernunft für die Quelle der Offenbarung ausgeben, heisst doch wohl nichts anders, als durch und mit Unvernunft bestimmen wollen, was praktisch wahr oder göttlich sey, besonders wenn nun wiederum die Offenbarung zur Quelle aller praktischen Wahrheit gemacht wird. Auch mag endlich der Zweck des menschlichen Handelns, den die christliche Moral, nach der Meynung des Vfs., vorschreibt, immerhin geoffenbart heissen, in dem Sinne, wie er dies Wort nimmt, ist er gewiss nicht geoffenbart. Woher und wie käme es doch sonst, dass die Menschen nicht früher, nicht längst schon jenen Zweck in der Offenbarung gesehen und erkannt haben? Die Fortschritte, welche die Vernunftmoral in unsern Tagen gethan hat, brachte ja erst, wie die Geschichte dieser Tage beweist, die Moralisten dahin, das, was die Vernunft in ihrem Gebiete entdeckt hatte, auch in der Bibel, wo es vorher niemand sah, zu erblicken und (man ist bis diese Stunde noch nicht einig darüber: ob mit Recht, oder Unrecht?) zu finden.

So viel über das Princip dieses Systems! Es zerfällt in drey Theile, von denen der erste die Vorkenntnisse, der zweyte eine Tugendlehre und der dritte die Lehre von den Tugendmitteln enthält. Der zweyte handelt nach dem gewöhnlichen Zuschnitt der christlichen Moral zuerst die Pflichten gegen Gott, dann die gegen uns selbst, und endlich die gegen den Nächsten ab. Rec. muss fürchten, zu weitläuftig zu werden, und enthält sich daher der Erinnerungen, die gegen mehrere Aeusserungen, besonders in diesem zweyten Theil aus dem Sittengesetz mit Fug und Recht gemacht werden könnten, z. B. gegen die Behauptung der *innern* Rechtmässigkeit, uns nicht blos gegen den, der unser Leben angreift, zu vertheidigen, sondern auch, falls es Noth thun sollte, angriffsweise gegen ihn zu verfahren, und ihm das seinige *zu nehmen;* und dies darum, weil unser Leben, wie es S. 213. heisst, obschon wir auch schuldig sind, das Leben unsers Nächsten zu erhalten, dennoch oben an stehe.

PHYSIK.

PARIS, b. Dupont: *Philosophie chimique, ou Verités fondamentales de la Chimie moderne, disposées dans un nouvel ordre* par *A. F. Fourcroy.* Seconde Edition. An III. 174 S. 8.

LEIPZIG, b. Crusius: *Chemische Philosophie, oder Grundwahrheiten der neuern Chemie, auf eine neue Art geordnet* von *A. F. Fourcroy*, Arzt und Professor der Chemie. Aus d. Französ. übersetzt von D. *J. S. T. Gehler*, Oberhofgerichtsassessorn und Senatorn zu Leipzig. 1796. 190 S. 8. (12 gr.)

Die Schrift, die Hr. F. unter diesem Titel herausgegeben hat, enthält eine sehr gut geordnete Sammlung der Grundsätze der Chemie, und stellt, wie der Vf. selbst sagt, gleichsam ein Gemälde dar, welches

ches dem, der es betrachtet, Gelegenheit giebt, alle Veränderungen, deren die natürlichen Körper bey ihren wechselseitigen Anziehungen fähig sind, ins Gedächtniss zurück zu rufen. Indessen kann sie nicht nur von dem Kenner in der Absicht, um alle Thatsachen in dem fast unermesslichen Gebiete der chemischen Wissenschaften zu überschauen, oder sie zu wiederholen, mit Vortheile gebraucht werden, man kann sie auch benutzen, um einen vollständigen Lehrvortrag der Scheidekunst darauf zu gründen, der, eben so reich an Grundsätzen, als fruchtbar an Anwendungen, dem wissbegierigen Anfänger von der ganzen Laufbahn, die er zurückzulegen hat, einen vollständigen Begriff zu verschaffen im Stande ist. Der Vf. redet zuerst von der Wirkung des Lichtstoffes, des Wärmestoffes und der Luft, und von der Natur und Wirkung des Wassers und der Erden, dann handelt er von der Natur und von den Eigenschaften der verbrennlichen Körper, ferner von der Entstehung und Zerlegung der Säuren, von der Verbindung der Säuren mit den Erden und Alkalien und von der Oxydation und Auflösung der Metalle, und beschliesst zuletzt seinen Vortrag mit Anführung der Thatsachen, welche die Natur und Entstehung der Stoffe des Pflanzenreichs, den Uebergang der Vegetabilien in thierische Stoffe, die Natur dieser letztern und die freywillige Zersetzung der Stoffe des Pflanzen- und Thierreichs betreffen. Am Ende jedes Abschnittes hat er noch mehrere Anwendungen der angeführten Sätze oder Resultate beygefügt, und so sich bemüht, seine Lehren zu erläutern. Man sieht aus dieser kurzen Anzeige des Inhalts, die zugleich unsere Leser mit dem Plane bekannt macht, nach welchem diese Schrift ausgearbeitet worden ist, dass Hr. *F.* keinen von den Gegenständen, die, diesem Plane zufolge, hier erörtert werden mussten, unberührt gelassen, und dass er also wirklich ein vollständiges Lehrbuch der Scheidekunst nach den Grundsätzen der Neuern geliefert hat. Der Vortrag des Vfs. ist freylich äusserst gedrängt, aber doch für den Kenner nirgends dunkel, und dieses Werkchen kann folglich zu der doppelten Absicht, deren wir oben gedacht haben, mit Recht empfohlen werden.

Die Uebersetzung, die wir zugleich angezeigt haben, ist im Ganzen genommen, sehr gut gerathen, und die wenigen Abweichungen vom Originale, die wir an einigen Orten, z. B. S. 27. Z. 2. S. 41. Z. 11. S. 50. Z. 15. S. 53. Z. 12. S. 90. Z. 2. S. 94. letzte Z. S. 151. Z. 8. u. s. w. bemerkt haben, sind von einer solchen Art, dass sie leicht von einem aufmerksamen und mit den Schriften der Antiphlogistiker bekannten Leser verbessert werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Pavia,* ohne Anzeige des Druckers: *Lettera del Cittadino Professore Spallanzani al Signor G. A. Giobert, celebre Chimico, sopra le piante chiuse ne' vasi dentro l'acqua e l'aria, ed esposte all' immediato lume solare ed all' ombra.* Anno VI. repubbl. (1798.) 13 S. 8. Die Versuche, deren Resultate Hr. *Sp.* in diesen Blättern beschreibt, haben ihn belehrt, dass das Sauerstoffgas, das die Pflanzen darreichen, wenn sie unter Wasser den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, immer mit etwas Stickluft und Kohlensäure verbunden ist. Er hat sich ferner, durch andere Beobachtungen, überzeugt, dass das *Sempervivum* eine gleich grosse Menge Luft giebt, man mag es in destillirtem und abgesottenem Wasser, oder in gemeinem Wasser der Sonne aussetzen, und dass auch andere Pflanzen so gut, wie jene, wenn sie unter Wasser, das durch Hülfe des Kalkwassers von seiner Kohlensäure befreyt worden ist, in die Sonne gebracht werden, eben so viel und eben so gute Luft geben, als wenn man sie unter gemeinem Wasser den Sonnenstrahlen aussetzt; selbst das Kalkwasser scheint hier keine Ausnahme von der Regel zu machen, wenigstens hat der Vf. gefunden, dass sich mehrere Pflanzen unter diesem Wasser auf die nämliche Art verhalten. Indessen scheint doch, in manchen Fällen, die Beschaffenheit des Wassers, mit dem man die Pflanzen behandelt, auf die Luft, die sie von sich geben, einen bedeutenden Einfluss zu haben; denn bey einigen Versuchen, die mit Wasser angestellt wurden, das mit Kohlensäure geschwängert worden war, hat sich mehr Luft entwickelt, als dann geschah, wenn Hr. *Sp.* nur gemeines Wasser angewendet hatte. Uebrigens gaben dem Vf. die unter Wasser den Sonnenstrahlen ausgesetzten Pflanzen eine bessere Luft und in grösserer Menge, als ihm dieselben Pflanzen darreichten, wenn er sie blos in der Luft hatte stehen lassen; er berichtigt daher die Meynung, die *Ingenhouss*, in Rücksicht auf diesen Gegenstand, vertheidigt hat, und glaubt mit *Senebier*, dass die durch die Vegetabilien bewirkte Verbesserung der Atmosphäre keinesweges so beträchtlich sey, als sie seyn müsste, wenn die Folgerung, die jener Naturforscher aus seinen Versuchen hergeleitet hat, richtig wäre. — Hr. *Sp.* verspricht, seine Beobachtungen fortzusetzen und sie in der Folge in einer besondern Schrift bekannt zu machen, in welcher er auch die Frage: ob die Wasser des Erdkörpers die Luftsäure, die sie aus der Atmosphäre in sich nehmen, zersetzen, oder sie unzerlegt in sich behalten, oder wieder von sich geben, zu beantworten sich vorbehält.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Crapelet: *Collection portative de Voyages traduits de différentes langues orientales et européennes. Ornée de gravures.* T. I. Mit dem besondern Titel: *Voyage de l'Inde à la Mekke, par A'bdoûl-Kerym,* favori de Tahmâs-Qoûly-Khân; extrait et traduit de la version anglaise de ses Memoires, *avec des notes geographiques, literaires* etc. par *L. Langlès*, Conservateur des Mff. orient. de la Bibliotheque nation. et membre de l'Institut nat. — An. V. (1797.) 246 S. T. II. III. Mit dem besondern Titel: *Voyages de la Perse dans l'Inde et du Bengal en Perse*, le premier *traduit du persan*, le second de l'anglais, avec une Notice sur les revolutions de la Perse, *un Memoire historique sur Persépolis et des notes.* Par *L. Langlès* — — An VI. 179⁸. CXXXI. 142 u. 268 S. 12.

Ein artiger Versuch, Reisen in Länder, von denen fonst nur die Gelehrfamkeit oder der Handel Notiz nahm, auf welche aber jetzt die Zeitbegebenheiten den Blick der Aufmerkfamen aller Art hinziehen, theils in neuen Umlauf zu bringen, theils aus der Verborgenheit orientalifcher Handfchriften erft ganz neu an das Licht zu fördern. Der Herausgeber und Ueberfetzer, mit mehrern abendländifchen fowohl als mit den orientalifchen Sprachen bekannt, hat ein weites Feld zur Auswahl vor fich. Wenn er aus der Menge von Reifen, die in abendländifchen Sprachen vorhanden find, nur das intereffantefte und lesbarfte wählt, um durch die Anfichten europäifcher, kenntnifsreicherer Beobachter, die mit mancher Localität bekanntern, aber minder vollftändigen Reifebemerkungen der einheimifchen Schriftfteller, welche Hr. Langlés aus den Quellen übertragen kann, zu ergänzen und zu beleuchten; fo wird doch der eigenthümlichfte Werth feiner Sammlung gerade auf den letzten beruhen, welche man nur in der Nähe der grofsen Nationalbibliothek und mit fo vielen Vorkenntniffen, als er befitzt, herauszugeben vermag. Das Gemeinnützige verfteht L. mit dem Angenehmen und Gefälligen, felbft in der Aufsenfeite der Sammlung fo gut zu mifchen, zugleich aber auch den Kenner durch Anmerkungen, voll morgenländifcher Localkenntnifs fo nützlich zu unterhalten, dafs Rec. einen gleichen Fortgang diefer Unternehmung nicht weniger wünfcht, als er ihn mit Zuverficht hofft. Diefe Aufmunterung der gröfsern Lefewelt, für deren Vergnügen und Belehrung hier im Tafchenformat und mit verzierenden Kupfern, dennoch aber mit kennerifchem Fleifse geforgt ift, verdient ein Schriftfteller um fo mehr, wenn er zu gleicher Zeit an beträchtlichen Hauptwerken arbeitet. L. hat ganz vorzüglich diefes Verdienft. Er arbeitet fchon lange an einer *allgemeinen Gefchichte von Hindoftan, nach morgenländifchen Schriftftellern;* er ift mit einer *Ausgabe der trefflichen Reife Norden's nach Aegypten* befchäftigt, welche im III. Bande durch Originalüberfetzungen orientalifcher Geographen bereichert werden wird; fortdauernd erhalten mehrere franzöfifche Journale Auffätze von ihm, welche alle, wie z. B. fein *Difcours fur l'utilité politique et commerciale des Langues orientales vivantes, prononcé à la rentrée de l'ecole fpéciale de ces langues l'an IV.* (abgedruckt im *Journal des Savans.* Vendemiaire. l'an V.) fich dadurch auszeichnen, dafs er neben den reichen Proben feiner ausgebreiteten gelehrten Bekanntfchaft mit dem ganzen Orient immer die Gewandtheit hat, alles pedantifche Uebermaafs zu vermeiden und das Unentbehrliche, in deffen Darlegung er der Gründlichkeit nichts vergiebt, auch dem Nichtkenner durch die gute Art der Mittheilung zu empfehlen.

Im erften Bändchen giebt L. feinen Landsleuten die von *Fr. Gladwin* zu *Calcutta* (1788. 217 S. 8.) aus dem Perfifchen felbft überfetzte und gedruckte *Memoirs of Khojeh Abdul-Kureem, a Cashmerian of diftinction* etc. im Auszug. Ein Theil diefer Denkwürdigkeiten ift im *neuen Repertorium für biblifche und morgenländifche Literatur von Prof. Paulus* überfetzt worden, fo weit es die dem biblifchen Orientaliften wichtigen Gegenden betraf. Auch Hr. *L.* hat diefe Ueberfetzung mit Beyfall angeführt, einige Bemerkungen des Ueberfetzers beftätigt, und eine den Namen *Nukfera* betreffende, verbeffert. Ueberall bringt L. erläuternde Notizen in die Anmerkungen. Nachrichten von Mecca und Medina find aus Niebuhr und Muradgea d'Ohffon fupplirt; dagegen aber auch alles, was den Nadir Schach angeht, ausgelaffen, weil es in L's. Gefchichte von Hindoftan Platz finden foll. Trügen wir uns nicht, fo wird der gröfste Theil der Lefer wenigftens alles, was er unmittelbar aus orientalifchen Handfchriften, welche fo wenigen zu Gebote ftehen, überfetzen wird, nicht blofs im Auszug, fondern vollftändig zu erhalten wünfchen, fobald nur nicht offenbare Unrichtigkeiten oder Mährchen von derjenigen Art vorkommen, die nicht einmal den Sittenforfcher intereffiren kann, welchem fonft oft ein Irrthum oder ein

ein Mährchen bedeutender wird, als die gründlichste Wahrheit. Auch für diesen hat einst (1788) L. durch eine Sammlung von *Contes, Fables et Sentences, tirés de différens auteurs orientaux* (im 18.°) gearbeitet.

Im zweyten Bändchen folgt S. I—CXXXI. das eigenthümlichste; eine von L. selbst aus dem *Persischen* übersetzte, nur allzu kurze *Reise von Persien nach Indien*, welche *Abdulrisak*, Gesandter des vierten Sohns von Tamerlan, des Schach *Rokh*, in den Jahren 1442—44 gemacht hat. Sie ist aus einem grössern Werke ausgehoben, welches für die Geschichte des Schach, Rockh, und seiner Familie auf 133 Jahre lang, zwischen 1335 und 1468, Quelle ist. Schon 1788 hat L. daraus einige *Ambassades reciproques d'un Roi des Indes et de la Perse et d'un empereur de la Chine, traduites du persan avec la vie de ces deux souverains et des notes tirées des différens auteurs orientaux manuscrits et imprimés* (Paris. 8.) bekannt gemacht. In der jetzt herausgegebenen Gesandschaftreise giebt Abdulrisak vornehmlich vom Handel zu *Ormuz*, einem Freyhafen (*dâr-al-iman* „Wohnung der Sicherheit") von *Kalikut* und von *Bisnegor* merkwürdige Notizen, mit einer Art, welche die europäischen Reisbeschreibungen der ältern Zeit bey weitem übertrifft. Die Anmerkungen des Uebersetzers erläutern meist das Geographische. Proben von seltener Geschicklichkeit der Elephanten werden S. CXV. mit ähnlichen Nachrichten lateinischer Autoren von diesen *Funambulis* (Seiltänzern) verglichen. Der Pallast des Königs zu Bisnegor wird *Eyvani Keivan* genannt (S. LI. CVII.) und *le palais du Saturn* übersetzt. Gewöhnlich wird dieses كيوان mit כיון verglichen. S. *Lud. de Dieu* bey Amos 5, 26. — Sollte aber der Pallast eines Königs, der ganz unter den Brahmanen steht S. XLIX, seinen Namen vom Saturn haben?

Der Rest des IIten und das ganze III. Bändchen giebt *W. Franklin's* sehr interessante, in der Vossischen Sammlung auch verdeutschte, Reise von Bengalen nach Schiraz, mit Anmerkungen, welche besonders bey der Geschichte Persiens seit dem Nadir Schach mit den *lettres édifiantes* T. IV. Vergleichungen anstellen, die der historischen Redlichkeit des Jesuiten *Bazin* nicht vortheilhaft sind. — Das I. Bändchen ist mit Kupfern zweyer *Aleppinerinnen* und mehrerer *Beduinen*, das IIte mit einem Prospect von *Schiraz* und dem *Grabe des Hafyz*, das IIIte mit Kupfern einer *Frau aus Ispahan* und aus *Basforah*, und eines *Persers*, der sein Narguil raucht, geziert. Diese Zugaben sind nicht nur nett gestochen, sondern auch wirklich unterrichtend. — Am Ende des letzten Bändchens vereinigt *L.* in einem *Memoire historique sur Persépolis* alle ihm bekannte orientalische Nachrichten über diese Stadt und die davon übrigen Ruinen, wobey auch auf *Valentyn's* treffliche, aber weniger bekannte, Reisebeschreibung über Indien Aufmerksamkeit erweckt wird. Dschemschid wird als Vollender jenes Pallastes S. 210. und der Emir Katelmisch unter Schemscham Ed Duleh, den Deylomiten, als dessen Zerstörer angegeben (S. 211.) in einer Erzählung aus Nozahat Alkulub, welche genau und glaubwürdig scheint. *Heeren's* Erklärung dieser Alterthümer scheint der gelehrte Vf. noch nicht gelesen zu haben. L. sieht den Pallast für einen Tempel des heiligen Feuers an. Er macht sehr wahrscheinlich, dass seine Zerstörung nicht einem Brand unter Alexander, dem Eroberer, zuzuschreiben sey.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riom, b. Cuchet u. **Paris**, b. Belin: *Le vrai ami des Hommes.* Ouvrage posthume de *Thomas*, membre de plusieurs Academies; Imprimé sur le Manuscrit de l'auteur, laissé à ses héritiers. 1796. (an IV. de la R.) 167 S. 8. (16 gr.)

Während man sich zu Paris mit einer neuen Ausgabe der Werke von *Thomas* beschäftigte, mit welcher auch, so viel uns bekannt, ein Anfang gemacht worden ist, stellte man diese Schrift desselben ans Licht, wahrscheinlich weil man sich wegen ihrer Beziehung auf revolutionäre Gegenstände einen guten Erfolg von ihr versprach. Sie ist kurz nach dem J. 1768 geschrieben, wie aus S. 144 f. erhellt, zu einer Zeit, wo *Helvetius* (*Préface de l'Ouvrage sur l'Homme*) schrieb: *Les mœurs et le gouvernement de mes concitoyens ont changé. La maladie à la quelle je croyais pouvoir apporter quelque remède est devenue incurable. — Ma patrie a reçu enfin le Joug du Despotisme.* *Thomas* hoffte noch seine Nation aus der Knechtschaft gerettet zu sehn; ja er hoffte, dass Freyheit, Frieden und Recht ohne gewaltsame Crisen (S. 161.) in seinem Vaterlande und in ganz Europa herrschend gemacht werden würde, und dieses Werk sollte dazu beytragen, die Abschaffung der grössten und gefährlichsten Misbräuche *ohne Revolution* zu befordern. Es ist in drey Bücher getheilt. In dem *ersten* schildert er die Schrecknisse des Kriegs während seiner Dauer und in seinen Folgen. Alle Uebel, Dürftigkeit und Sklaverey auf der einen, übermäsiger Reichthum und Despotismus auf der andern Seite, Verachtung der Gerechtigkeit und der Vorschriften der Sittlichkeit überhaupt entspringen allein aus dem Kriege. Ihm ein Ende machen, heisst das Uebel der Menschheit mit der Wurzel ausrotten. Das *zweyte* Buch stellt dagegen die Segnungen des Friedens auf. Hier heisst es unter andern schönen und glänzenden Zügen, mit gutmüthiger Uebertreibung: *Chacun remplit son devoir, parceque personne n'a plus d'intérêt à y manquer. — Le depôt sacré du bonheur public ne trouve plus ni d'envieux, ni d'infidelles; les dépositaires se croiraient dignes de perdre et l'honneur, et le rang qu'on a bien voulu leur confier, s'ils avaient seulement la pensée de manquer à l'integrité qu'exige la grandeur de leur ministère.* — Um der Welt die ersehnte Ruhe zu schenken, giebt es nur Ein sicheres

res Mittel, dessen Darstellung das *dritte* Buch gewidmet ist. Dieses Mittel ist nichts anders als das Repräsentationssystem, wodurch das Volk zu dem einzigen Schiedsrichter über Krieg und Frieden gemacht wird. Man findet hier nichts, was nicht seit dem Anfange der Revolution über dieses System oft genug wiederholt worden ist, aber in einer schönen Sprache und mit dem glänzenden Anstriche einer Phantasie, die durch die Vorstellung allgemeiner Glückseligkeit erwärmt und begeistert ist. Diese Begeisterung kann ein edles und wohlwollendes Herz leicht über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinausführen, und man wird sich vielleicht bey der Vergleichung der glänzenden Hoffnungen des Vfs. mit dem, was die Erfahrung bis jetzt gelehrt hat, eines gutmüthigen Lächelns nicht enthalten können; aber man wird zu gleicher Zeit einem Schriftsteller Achtung zollen müssen, dessen Geist solcher Träume, oder, wenn man will, solcher Irrthümer fähig war. Er hofft dass ein Volk, welches selbst über Krieg und Frieden entscheidet, wenn es von einem ungerechten Feinde angegriffen wird, unverzüglich zu den Grenzen eilen und siegreich streiten werde, weil das Bewustseyn der Gerechtigkeit das beste Schild sey; ja, er glaubt sogar, dass ein solcher Krieg nicht unglücklich seyn könne, weil weder *Krankheit*, *noch Mangel*, noch Desertion und Verbrechen ein tugendhaftes Volk entkräften werde, das nicht eher für den Krieg gestimmt habe, bis es von seiner Nothwendigkeit überzeugt gewesen sey. Der Sieg, setzt er hinzu, ist ihnen treu, und der Friede ihrer Seele verkündigt ihnen den Frieden, den ihre Feinde bald von ihnen werden erbitten müssen. Die repräsentirende Versammlung des Volks ist ihm *un synode incorruptible.* — Denn ein Volk, das tugendhaft genug sey, um dieses System anzunehmen, werde keine Kabalen in seinen Versammlungen statt finden lassen; und er hofft, dass der Weiteifer, den die Begierde, in eine so ehrwürdige Versammlung aufgenommen zu werden, entzünden müsste, der Reinheit der Sitten eine neue Kraft geben würde. Das ganze System, welches den Inhalt dieses Buchs ausmacht, ist in folgenden Worten enthalten: *Citoyens de tous les pays! Est-ce vous qui demandez la guerre? Si ce n'est point vous, pourquoi en être les instrumens? Est-ce vous qui en recueillez les fruits? Non elle vous rend miserables. Pourquoi consentez-vous à en devenir les victimes? Est-ce vous qui en retirez la gloire? Pourquoi vous soumettre à être les jouets des orgueilleux qu'elle rend celèbres? — La guerre la plus juste serait celle que l'on ferait pour obtenir de n'en faire jamais.* Dass man in einer Schrift von *Thomas* glänzende Beschreibungen, rednerische geistvolle Wendungen, aber auch hier und da rhetorische Uebertreibungen (*les bouillons de Thomas*) finden werde, versteht sich fast von selbst. Da man alle diese Eigenthümlichkeiten, zugleich mit seinen humanen und wohlwollenden Gesinnungen, in dieser Schrift findet; so lässt sich an ihrer Authenticität nicht zweifeln.

BERLIN, STRALSUND u. GREIFSWALD, b. Lange: *Magazin für Freunde der Naturlehre und Naturgeschichte, Scheidekunst, Land- und Stadwirthschaft, Volks- und Staatsarzney*, herausgegeben von *Christ. Ehrenfr. Weigel.* Vierten Bandes zweytes Stück. 1797. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Mit diesem Stück schliesst sich der vierte Band und zugleich das ganze Magazin. Es ist Schade, dass eine Sammlung, die so viel Gutes enthält, und besonders für die Lande, für die sie zunächst bestimmt ist, ihren Nutzen hat, sobald ihre Endschaft erreicht. Der Herausgeber giebt keine bestimmten Ursachen dafür an, sondern bemerkt blos, dass eintretende Umstände ihn dazu veranlassten. Zugleich entschuldigt er sich, dass bey der geringen Zahl von Bänden der eigentliche Plan des Werks nur unvollkommen ausgeführt worden sey.

Dieses Stück fängt mit einem Aufsatz von Hn. *v. Willich über die Heringe*, besonders als Erwerb- und Nahrungszweig für Schwedisch-Pommern und Rügen an. Es ist zum Erstaunen, wie zahlreich dieser Fisch an den Küsten von Pommern und Rügen ist, und in wie grosser Menge er daselbst gefangen wird. Hr. *v. W.* schätzt die Zahl der letzten jährlich auf mehr als 21 Millionen, und den Ertrag davon auf 22,500 Rthlr. Dennoch könnte man vielmehr davon gewinnen, wenn man sie besser zu benutzen, und gleich an Ort und Stelle gehörig zu behandeln wüsste. Er erinnert, was in dieser Rücksicht geschehen müsste, und wünscht, dass die Landesregierung ihr Augenmerk darauf richten möchte. Zuletzt giebt er die verschiedenen Arten der Zubereitung des Herings in jenen Gegenden an. In der That können anderwärts die Kartoffeln nicht mannichfaltiger gebraucht werden, als dort die Heringe. In der Einleitung sucht er die Meynung Dott's und Anderson's zu widerlegen, dass dieser Fisch nur im nördlichen Eismeere zu Hause wäre, und die europäischen Küsten nur als Fremdling besuchte. Denn in der Ostsee würden das ganze Jahr hindurch Heringe angetroffen; sie laichen daselbst; man finge öfters kleine und junge Heringe; und endlich wären sie im Frühlinge und im Herbste, wo sie am häufigsten gefangen würden, am fettesten; kämen sie aber dann von ihrer langen Reise, so müssten sie gerade am magersten seyn. — II. *Auszug aus dem allgemeinen Register über die im Greifswaldischen Lazareth aufgenommenen Kranken* — eine Fortsetzung von Bd. III. St. 2. — III. *Auszüge aus den Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe beym Lazareth, mit angehängten Bemerkungen.* — IV. *Kurze Bemerkungen über einige leuchtende Körper* — noch ein paar Worte zu dem im IV. Bde. 1. St. hierüber enthaltenen Aufsatz; sie betreffen das Leuchten der Johanniswürmchen, das nach *Forster's* Beobachtung in dephlogistisirter Luft verstärkt werden, nach *Beckerhinn's* Behauptung aber unverändert bleiben soll. — Es wird nichts entschieden, auch keine weitere Beobachtung angegeben. — V. *Ueber den Stoff der Frucht-*

Fruchtbarkeit, in Rücksicht auf den Anbau der Gewächse. Der Vf. erinnert in der Vorrede, dass er diese Abhandlung nicht nach ihrer ersten Anlage hätte vollenden können, sondern sie wegen Mangel an Raum und Zeit sehr abkürzen und zusammenziehen müssen. Vielleicht hat diese Kürze ihn verhindert, bey dem, was er hier vom Wasser und der Luft sagt, auf die neuesten Entdeckungen der Chemie mehr Rücksicht zu nehmen. Das antiphlogistische System wird hier das *brennbarwidrige* Lehrgebäude genannt — eine Verdeutschung, die, wie mehrere, die der allzu grosse Purismus neuerlich erzeugt hat, leider nicht deutsch ist. — VI. *Bemerkungen über Hn. Gautier's Sammlung lebendiger vierfüssiger Thiere und Vögel* — ebenfalls nur sehr kurz — mit Anführung der Linnéischen Namen und Nachweisung auf naturhistorische Schriften. Die ganze Sammlung war nicht stark. — VII. *Kurze Nachrichten.* — Ein Register über den dritten und vierten Band macht den Beschluss.

Hannover, b. Ritscher: *Linchens Feyerabende; eine* Toilettenschrift für Frauenzimmer; herausgegeben von *Fried. Burchard Beneken.* I. Bändchen. 1796. 306 S. 8. (21 gr.)

Diese Feyerabende bestehen aus zwey und dreyssig Aufsätzen, welche der Herausgeber an der Seite seiner Frau ausarbeitete oder sammelte, und ihr in den Feyerabenden vorlas, und welche beiden Gatten oft die süssesten Unterhaltungen ihres Geistes und Herzens veranlassten. Dass diese Aufsätze bey vielen andern Herren und Damen die nämliche Wirkung haben werden, ist zu erwarten, indem es nach des Rec. Erfahrung ungleich mehr Liebhaber halbpoetischer und sentimentalischer Predigten über Gegenstände des häuslichen und gemeinen Lebens, als eines nüchternen und bestimmten Vortrags giebt. Uebrigens würde Rec. glauben, sich an den Damen weniger zu versündigen, wenn er den Herausgeber von der Fortsetzung abmahnte, als wenn er ihn dazu auffoderte.

Frankfurt u. Leipzig, b. Platvoet: *Neues nützliches Allerley aus dem Gebiete der Wissenschaften, schönen Künste und Menschengeschichte*, zur Unterhaltung, Belehrung und Uebung des Nachdenkens. 1796. 444 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Allerley ist eigentlich ein Collectaneenbuch, dessen Inhalt grösstentheils zwar nützlich seyn, die Herausgabe aber doch wohl nur damit entschuldigt werden kann, dass es, wie der Vf. in der Vorrede sagt, zum Besten einer dürftigen Familie geschehen ist. Es enthält übrigens folgende Rubriken: I. Philosophische Abhandlungen. II. Religionsgeschichte. III. Völkergeschichte. IV. Länderkunde. V. Einige Bemerkungen aus der Naturkunde. VI. Schöne Künste und Wissenschaften, Künstler und Beförderer der Künste. VII. Nachrichten von einigen ganz besondern Menschen. VIII. Erfindungen. IX. Nützliche Lehren, weise Bemerkungen und gute Grundsätze. X. Musik für Anfänger.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Zwickau*, b. Höfer: *Beytrag zu den allgemeinen Grundsätzen der Forstökonomie.* 1798. 36 S. 8. (3 gr.)
Der Vf. dieser kleinen Schrift scheint das Bedürfniss eines
systematischer abgefassten Lehrbuchs einzusehen, nach wel-
chem man Anfängern die Forstwissenschaft leichter und fassli-
cher vortragen könne. Denn nach der Vorrede will er ein
ausführliches System der theoretisch-praktischen Forstökono-
mie nachfolgen lassen. Man kann daher die in vorliegender
Schrift angenommenen Grundsätze als eine Skizze oder als die
ersten Grundzüge seines Systems ansehen. Freylich taugen die
mehrsten bisherigen Lehrbücher über das Forstwesen nicht,
um dem Lehrling gleich helle und richtige Einsichten über alle
Theile des Forstwesens zu verschaffen; doch machen einige
gewiss eine Ausnahme. Indessen wird das versprochene Buch
immer Nutzen schaffen, wenn besonders der Vf. manche nicht
genugsam erwiesene Lehre und Meynung in den bisherigen
Forstschriften berichtigt und verbessert. Dahin gehört vor-
züglich die Berechnung des Zuwachses am Holzbestande und
die sich darauf gründende wirthschaftliche Eintheilung des
Holzvorraths. Ueber diesen Gegenstand der Forstökonomie
herrscht gegenwärtig noch eine grosse Verschiedenheit der
Meynungen, und bey näherer Prüfung der, von dem Vf. im
§. 9 u. 26. angegebenen Methode, entstehen wichtige Zweifel
gegen die Richtigkeit derselben. Denn von dem Zuwachs einzelner Bäume kann noch kein richtiger Schluss auf den Zuwachs des ganzen Holzbestandes gemacht werden, weil solcher nicht allein von der verschiedenen Güte des Bodens, sondern auch eben sowohl von dem mehr oder minder engen oder geräumigen Stand der Bäume unter sich abhängt, welches vornehmlich die Ursache ist, dass nur die wenigsten Stämme *eines voll- und gleichwüchsigen* Bestandes zu der nöthigen Vollkommenheit gelangen können. Wenn also nicht die Auflösung dieses wichtigen Problems der richtigen Berechnung des Zuwachses am ganzen Holzbestande vorher erforscht, und der mögliche Ertrag des Forstgrundes ausgemacht ist; so lässt sich auch durch die Division mit dem Alter des haubaren Holzes noch kein befriedigendes Resultat herausbringen, welches in allen Fällen zur Basis angenommen werden könnte. Will also der Vf. bey der Ausführung seines Vorhabens beharren; so wünscht Rec., dass er über den Zuwachs des ganzen Holzbestandes auf mehrere Probe-Morgen verschiedenen Alters genauere Untersuchungen vornehmen möge, um aus den daraus gezogenen Resultaten den Weg zu möglichst sichern Anschlagsberechnungen zu bahnen. Das Verdienst des Vfs. wird hiebey um so grösser seyn, da der Mangel einer solchen Kenntniss eine fehlerhafte Eintheilung des Holzvorraths zur Folge haben muss.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Versuch einer Zeichenlehre der Geburtshülfe*, von *Chr. Friedr. Elias*, der Arzneyk. Doctor und Landphysicus zu Wolfhagen in Hessen. 1798. 162 S. 8. (12 gr.)

Eine interessante, lesenswerthe Schrift, die um so willkommner jedem Geburtshelfer seyn muss, da der in derselben abgehandelte Gegenstand von äusserster Wichtigkeit für die praktische Geburtshülfe ist, und ausser *Hagen* in seiner Zeichenlehre, die jedoch mehrentheils Zeichen und Anzeigen mit einander verwechselt, und *Voigtel* in den *fragmentis semiologiae*, welche sich nur mit einigen Gegenständen dieses Theils der Geburtshülfe beschäftigt, kein Schriftsteller denselben ausführlich und besonders bearbeitet hat. Es war daher ein sehr nützliches Unternehmen des Vfs., der Zeichenlehre der Geburtshülfe eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken; und Rec. kann mit Wahrheit gestehen, dass seine Erwartungen, durch die Bescheidenheit und durch die Kenntnisse, welche in der angezeigten Schrift herrschen, vollkommen befriedigt worden sind.

Voran geht eine Einleitung, die Art und Weise des Touchirens und des Nutzens desselben betreffend, deren Schlusse der Vf. noch einige praktische Maximen und Vorschriften angehängt hat, die zwar sehr bekannt sind, aber manchem Geburtshelfer nicht oft genug ins Gedächtniss zurückgerufen werden können. Hieher rechnet Rec. besonders dasjenige, was der Vf. über die nöthige Schonung der weiblichen Schaamhaftigkeit, und über die Anstalten sagt, welche viele Geburtshelfer vor einer Manualoperation zu treffen pflegen: z. B. das Auspacken der Instrumente vor den Augen der Kreissenden, das Aufstreifen des Hemdes bis an den Oberarm, die unnöthigen Besudelungen und Unreinlichkeiten mit dem Blute der Frauensperson u. d. m. Anstalten, welche bey der Kreissenden Furcht erregen, bey dem Geschäfte selbst ganz nutzlos, und dem Zutrauen äusserst nachtheilig sind.

Die Zeichenlehre theilt der Vf. sehr richtig in die physiologische und pathologische ein; weil die letzte ohne die erste nie zur Gewissheit und Vollkommenheit gelangen kann. Nach dieser Eintheilung handelt daher der Vf. in dem ersten Abschnitte von der physiologischen Zeichenlehre; fängt von den Zeichen des natürlichen Zustandes der weichen Geburtstheile und Brüste einer erwachsenen Weibsperson an, und endet mit den Zeichen des natürlichen Zustandes einer Wöchnerin. Hier behauptet der Vf. unter andern: dass nach einem Abortus das frenulum noch vorhanden seyn soll; dass die Schwangerschaft sich füglich in drey Zeiträume theilen lasse, von welchen der erste von dem Zurückbleiben der Reinigung anfange, und sich bis zum fünften Monate, der zweyte mit der ersten Bewegung der Frucht anhebe, und sich bis zum siebenten Monate erstrecke; der dritte aber bey dem Zeitpuncte eintrete, wo der Kopf zuerst in dem Mutterhalse angetroffen werde, und sich mit der Geburt endige. Die Art und Weise sich von dem Leben und den Bewegungen des Kindes zu unterrichten, wovon der Vf. S. 49. redet, möchte doch einigen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Zwischen den austreibenden und erschütternden Wehen, in dem letzten Zeitraume der Geburt ist selten, und zumal bey einer natürlichen Geburt, ein so beträchtlicher und bemerkbarer Zwischenraum, dass man beide Arten deutlich von einander zu unterscheiden vermöchte. Der X. Abschn. enthält die Zeichen des natürlichen Zustandes einer Wöchnerin, und der elfte Zeichen einer guten Säugamme. Rec. glaubt, dass es der Sache angemessener sey, mit diesem, als mit jenem Abschnitte zu schliessen, da eine Säugamme nur in ungewöhnlichen Fällen genommen wird, die Beschaffenheit des Zustandes der Wöchnerin aber allemal auf die Beschreibung der Geburt folgen muss.

Im pathologischen Theile findet Rec. für nöthig anzuführen: dass die Krankheiten mehrentheils alle, nur oft zu kurz abgehandelt sind; dass bey Abfassung der Zeichenlehre der unregelmässigen und widernatürlichen Geburten der Vf. der Voigtelschen Classification gefolgt ist, und dass am Ende eine nach den bewährtesten Schriftstellern abgefasste Semiotik der Krankheiten des Wochenbettes und der Kinder angehängt ist.

Zerbst, b. Füchsel: *Medicinische Fragmente aus meiner Erfahrung gezogen* von Dr. *Joh. Georg Friedr. Henning*, Hofrath und Landphysicus. 1799. 400 S. 8.

Nicht immer sind gerichtliche Leichenöffnungen das einzige Mittel, die wahre Ursache des Todes auszumitteln. Die überlegteste Behutsamkeit irrt sich hier zuweilen. — *Wird das Menschengeschlecht mit jeder* Gene-

Generation schwächlicher, oder ist die Erscheinung anderswo zu suchen? Das eigentliche wahre Schwächerwerden liege nicht in der Zeugung, wohl aber gröfstentheils in der Lebensart, besonders in Absicht des Genusses der Nahrungsmittel. Man lasse bey Kindern ja nie die gymnastischen Uebungen über die physischen Kräfte hinausgehen. Das zu kalte Verhalten sey oft eben so schädlich, als das zu warme. Vorzüglich schwächen einige Handlungen unsrer Moralität, als Zorn, Hafs, Neid, Liebe, Geiz, Spielsucht etc. — *Warum sind anizt die Schwindsuchten so häufig?* Dieser Aufsatz, der weitläuftigste von allen, ist nicht sowohl für Aerzte, als vielmehr für Dilettanten unsrer Kunst geschrieben. Außer dem angebornen älterlichen Keime giebt der Vf. hier zehn Ursachen an, welche diese Krankheit in unsern Tagen so sehr begünstigen, als: 1) „Unsre „theils modische, und mitunter überspannte physi„sche Erziehung; 2) unsre andern, vorzüglich in „heissern Klimaten wohnenden nachgeahmte Kleider„tracht; 3) unsre heutigen Tänze und Arten der Ver„gnügungen; 4) unsre der menschlichen Natur gar „nicht entsprechenden Gastereyen; 5) zu frühe Er„weckung der Geschlechtstriebe durch Beyspiele, „Raisonnemens und Lectüre; 6) wirkliche Aus„schweifungen der Liebe auf natürlichem und unna„türlichem Wege; 7) zu frühe Verheyrathungen und „zu frühes Mutterwerden; 8) Ueberflufs heftiger „hitziger Weine, Liqueurs u. dergl.; 9) anhaltende „aus derangirter Häuslichkeit entsprungene Sorgen, „Indignationen u. s. w.; 10) vernachläfsigte und „durch Modeton zu wenig beobachtete Regeln bey „Katarrhal- und andern Brustzufällen." Jede dieser Rubriken wird mit vieler Redseligkeit, Wärme und mancher passenden diätetischen Zurechtweisung einzeln durchgegangen; wir fürchten aber um so mehr mit dem Vf., er werde tauben Ohren gepredigt haben, weil manche Schilderung zu grell ausgemalt, nicht ganz wahr und etwas übertrieben ist, z. B. S. 99. „jede schnelle Bewegung im Kreise verursache auf „unsre Brust eine lebhaftere Action, indem während „des Herumdrehens die Luft allemal schneller und „öfter durchschnitten wird und daher das Einath„men häufiger vor sich geht," (Warum nicht weit natürlicher: durch die vermehrte Muscular-Bewegung). S. 101. „ihr schlafferer, reizbarer Körper „(der Frauenzimmer) ihr empfindlicheres Nerven„system, ihr *deshalb langsamer und trägerer Umlauf der Säfte* etc. *Gefrorenes* sey der Gesundheit höchst nachtheilig und der Vf. habe sich einmal nach dessen Genufs übel befunden etc. — *Auch der Moschus ist bey Katarrhen ein nützliches Heilmittel.* In der hier erzählten Krankengeschichte einer äusserst delicaten Frau wirkte er nicht blos krampfwidrig, sondern auch stärkend. *Einige Bemerkungen über die Mineralwasser.* Man wähle solche für jedes Individuum passend aus: vermische sie selten oder nie mit Milch oder Wein, und lasse sie in kleiner dem Magen nicht lästiger Menge und nie nach Tische trinken. — *Dem Staate kann und darf es nicht gleichgültig seyn, dass sich zu nahe Verwandte unter einander verheurathen.* Die physischen, moralischen und ökonomischen Gründe dieser Nachtheile werden hier durchgegangen. *Woher jetzt so häufig die Erscheinungen der Hämorrhoidalkrankheiten?* Ausser den bekannten diätetischen Ursachen zur Hervorbringung dieser Beschwerde zählt der Vf. auch die zu engen Kleidungsstücke und den Misbrauch der purgirenden Mittel. *Einige Bemerkungen über das halbseitige Kopfweh.* Es sey dasselbe von der *hysterischen* Migräne wohl zu unterscheiden und weiche nicht wie diese krampfstillenden, sondern zusammenziehend stärkenden Mitteln. Der Harn sey hier tingirt mit einem ziegelartigen Bodensatz, bey der hysterischen Migräne aber bleich. — Einen eignen kalten Fieberstoff anzunehmen, mag wohl manchen unserer aufgeklärtern Pathologen anstöfsig seyn. — *Krankengeschichte einer Lungensucht* sammt der Leichenöffnung ist merkwürdig. *Amputationsgeschichte eines Unterfusses*, welche tödlich ablief. *Horrend* (ein Lieblingswort des Vf.) und unglaublich war die Verwüstung, welche die scharfe Gauche auf die leidenden Fleischtheile des Schienbeins und des Wadenbeins verursachte. *Einige Bemerkungen über den Keichhusten und dessen Heilmethode.* Eine in den Verdauungswerkzeugen angehäufte Schärfe scheint dem Vf. die wahre Ursache dieses Hustens zu seyn, die alsdann bey einem äusserst scharfen und flüchtigen Reiz in der Luft zur Wirksamkeit gebracht wird, und die Nerven des Schlundes, des Zwergfells und der Brust zu diesem Krampfhusten reizt. Die Ipecacuanha wirkte 1788 beynahe specifisch dagegen. Erwachsnen gab er Pillen aus einem Quentchen Rhabb. und einem halben Quentchen Ruhrwurzel, zwey Quentchen Venet. Seife und Card. bened. Extract dreymal des Tags allezeit 6 Stücke. — *Geschichte einer blasigten Nachgeburt*, bey einem Misfall von 3 Monaten, wie sie in *Selle* N. Beytr. 2 Th. S. 128 schon beschrieben wurde. *Geschichte einer eingeschlossnen Nachgeburt*, die der Vf. glücklich holte. *Geschichte einer Exisceration des Kopfs*, wobey die Mutter gerettet wurde. *Geschichte einer Bauchwassersucht.* Nach dem Tode wurden 52 Maafs Wasser abgelassen und beynahe noch *ein Eimer* in der Bauchhöhle, nebst sehr vielen Hydatiden und ein $3\frac{1}{2}$ Pfund schweres Ovarium gefunden.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Von den Blattern und deren Ausrottung.* Ein gemeinfafslicher Beytrag zur Belehrung der Unkundigen über diese Kinderseuche und zur Prüfung aller bisherigen Ausrottungspläne, von Dr. *Elias Henschel*, ausüb. Arzte zu Breslau. 1796. 253 S. gr. 8.

Der geschickte Vf. ist mit kalter Vernunft und warmem Herzen der vorgesetzten Absicht nachgekommen, überall geht er die weise Mittelstrasse, er ist vollständig, und trifft den rechten Ton, die Unkundigen durch Ueberzeugung zu belehren, in einem der Würde der Sache angemessenen Stile. Einleitung

tung — Sind uns die Blattern angeboren? — Geschichte der Blattern. — Von den Eigenschaften des Blattergiftes und der Art seiner Mittheilung — Von den Mitteln, die den Blattern vorbauen, und denen, die den Körper vorbereiten sollen — Ist eine allgemeine Ausrottung der Blattern möglich? — Von den vorzüglichsten Vortheilen, die die Impfung gewährt. — Können wir durch eine vorurtheilfreye und der Natur mehr angemessene Behandlung die Sterblichkeit der Blattern vermindern? Dies sind die Ueberschriften der Abschnitte. So schön Druck und Papier sind, so hätten auch eine Menge Druckfehler vermieden werden sollen. S. 33. muss es statt 20000. 2000 heissen. Neues für Aerzte darf man natürlicherweise in einer solchen Schrift nicht erwarten. Doch verdienen folgende Stellen eine Auszeichnung: Das Blattergift (S. 53.) steckt auch durch Speise und Trank an. — Beyspiele. Nur der Dunst der *reifenden* Blattern (S. 58.) steckt aller Wahrscheinlichkeit nach an — ein Beyspiel von einem Kinde (S. 57.), welches erst den fünften Tag (nach Ausbruch der Blattern bey einem seiner Geschwister) entfernt wurde und unangesteckt blieb, indess das dritte, zurückbleibende die Blattern bekam und daran starb. — S. 59. Vor dem sechsten Monate ihres Lebens werden Kinder selten natürlich angesteckt. — S. 62. Der Strich von Breslau, wo der schleichende Fluss Ohlau mit Unrath angefüllt, hinfliesst, ist der schlimmste für ansteckende Krankheiten, besonders die Blattern. — S. 85. unter den Erleichterungsmitteln haben die Blasenpflaster Vorzüge, so wie Fussbäder zu einer halben bis ganzen Stunde beym Ausbruche, wo das Fieber heftig war und der Ausbruch zögerte, nach des Vfs. Erfahrung; ganz warme Bader (S. 85.) noch vorzüglicher. Die Warnung vor allem unnöthigen Blutlassen überhaupt, ist trefflich, and ein wahres Wort zu seiner Zeit geredet. S. 97. lobt er *Dimsdale's* Pulver als Erleichterungsmittel, schränkt aber doch (S. 100.) das allgemeine Lob solcher Arzneyen sehr ein. Als Vorbauungsmittel (S. 104.) widerräth er den Campher. — S. 159. Die Stütze der allgemeinen Ausrottungsplane, die sich auf das Beyspiel der ehemals vertriebenen Pest gründet, fällt dahin, wenn man bedenkt, dass die Pest mehr Erwachsene ergreift, wenigstens drey Viertel der Einwohner tödtet und mit so grosser Schnelligkeit und Wuth um sich greift, dass die Menschen die allerverzweifeltsten Mittel ohne Bedenken ergriffen um ihr Leben zu sichern, welches sie auch dann noch nicht sicher glaubten, wenn sie die Pest schon überstanden hatten (weil diese Krankheit mehrmals den Menschen ergreifen kann.) Die Blattern hingegen befallen grösstentheils nur Kinder, tödten höchstens ein Drittel, tödten nicht so schnell, lassen immer noch Hoffnung zur Genesung übrig, und man ist frey von ihnen, wenn man sie einmal überstanden hat. Man sieht, um wie weit weniger die Menschen sich gedrungen fühlen können, solche heftige Anstalten gegen die Blattern, als gegen die Pest zu ergreifen. Auch sind die Blattern kein ausländischer Feind, den man nur zu entfernen brauchte; sie haben unsre Länder unterjocht, sind bey uns einheimisch und fast überall, wenigstens in grossen Städten immer einheimisch. S. 162. Es bleibt die Frage, ob wir in neuern Zeiten, wo wir die Heilart der Pest besser kennen, auch so gutwillig zu einem solchen Abhaltungsmittel schreiten würden? Ueberhaupt stellt er die Unthunlichkeit der allgemeinen, gewaltsamen Ausrottung so in ihrer Blösse dar, dass, wer es liest, wohl schwerlich mehr mit einem Gedanken daran hängen wird. Doch sprechen keine Erfahrungsgründe so stark gegen die eigenmächtigen Ausrottungsplane, als (S. 184. 185.) die Geschichte der Stadt Chester in England, wo bey allen guten, eifrigen und milden Vorkehrungen sich doch so viel Widerstand und unwidertreibliche Hindernisse fanden. Blos die *allmähliche Minderung* des Uebels bleibt uns übrig, die Glücks genug ist. Die Beförderung der Einimpfung (mit der Sorgfalt, dass keine natürliche Epidemie dadurch verbreitet werde) durch Prediger, Kalender u. s. w. durch Abkündigung der genesenen Kinder von der Kanzel u. s. w. Während zehn Jahren (S. 219.) starben allein in Schlesien 37034 Kinder an natürlichen Blattern. Die Vortheile der Einimpfung werden sehr wahr dargestellt. S. 222. Die Convulsionen vor dem Ausbruche sind nicht so wünschenswerth, als man gewöhnlich wähnt; sie bringen zuweilen die schlimmsten Blattern. Die Milderung der natürlichen Blattern durch zweckmässige Behandlung trägt er sehr belehrend vor. S. 244. reine, öfters erneuerte (gewärmte) Wäsche, erneuerte, nicht zu kalte, nicht zu warme Luft — öfteres (S. 250.) Aufschneiden der Blattern dringend aus Erfahrung empfohlen.

Doch kann Rec. nicht umhin, dem sonst so vorsichtigen Vf. einige Erinnerungen (für eine zweyte Auflage) zu thun. „Dass (S. 41.) das Blattergift von so wirksamer Art sey, dass es auch nur (schon) in *unendlich* kleiner Menge hinreichend sey, die Gesundheit zu zerstören," ist sehr uneigentlich gesagt und grossen Missverständnissen ausgesetzt. — Gewiss gehört einiger Grad von Disposition zur Ansteckung; aber wird der Laye, wenn ihm so viel (S. 43.) von nöthiger Disposition dazu gesagt wird, sich nun nicht mit einer leichten Möglichkeit schmeicheln, dass seine Kinder wahrscheinlich unangesteckt bleiben könnten, wenn sie auch mit Blatterkindern Umgang hätten, weil erst so viel Disposition zur Ansteckungsfähigkeit gehöre? Wie selten fehlt die Disposition dazu! oder vielmehr, wie so sehr unbedingt stecken die Blattern an! Auch möchte Rec. die Behauptung (S. 56.) nicht verbürgen, „dass das Fieber ohne Ausschlag nicht vor Ansteckung auf immer bewahren könne," und sich nicht gern die sehr wahrscheinliche Aussicht rauben lassen, *durch die allmähliche Näherung der Kinder an die Blatterausdünstungen* (auf *O' Ryans* Versuche S. 110. gestützt), sie unansteckbar zu machen, und so allmählich die Blattern auszurotten, auch ohne Impfung! — Die fernere Prüfung des Nutzens der Ausdrückung des Blutes aus der

Nabelschnur" (S. 78.) verdient als ein abergläubiges Mittel dem Layen eher ausgeredet als empfohlen zu werden. — Alle Abende ein warmes Fufsbad für die noch nicht geblatterten Kinder, wenn die Blattern herumgehen (S. 84.), kann wie alle *allgemeine* Erleichterungspräservative dem Layen auf eigne Hand nicht gestattet werden. — Die Menge Körperfehler, die der Vf. S. 203. aufzählt, welche durch die Vorbereitungskur zur Inoculation alle entfernt würden, ist allzugrofs. Der Laye wird mifstrauisch, wenn er alle die Versprechungen liest, welche zu erfüllen kaum zum geringsten Theile in der Macht des Arztes steht. — So wie auch der Satz (S. 204.): „Wüfsten wir die Ankunft der natürlichen Blattern so sicher, als die der künstlichen, wir würden sie *eben so gutartig* machen können," der guten Sache schaden mufs. „Warum sollen wir denn also, spricht nun der Laye, unsre Kinder nicht zur natürlichen Ansteckung in Blatterstuben schicken, da die natürlichen eben so gutartig gemacht werden können, als die geimpften. Sie dürfen die kranken Kinder nur küssen, so werden sie so gewifs, als von der Impfung angesteckt? Die Zeit, wenn sie ausbrechen, lafs sie auch ein Paar Tage später seyn, als bey den geimpften, die kann man ungefähr so genau wissen, als bey der Inoculation, wo der Ausbruch ebenfalls nicht auf den Tag zutrifft." Da wäre denn alles wieder niedergerissen, was der Vf. auf den übrigen Seiten so schön aufbauete.

Es ist jedoch zu erwarten, dafs der Unkundige diese kleinen Flecken nicht bemerken, wenigstens nicht zum Schaden anwenden wird. Alle übrige Belehrungen sind dagegen desto vortreflicher, so dafs Rec. wünscht, dafs dies Buch in Jedermanns Händen seyn möge.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Gothaischer Hofcalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr* 1798. 120 S. *auf das Jahr* 1799. 108 S. 24. (jeder 16 gr.)

In Ansehung der *stehenden* Artikel behauptet dieser Almanach den Vorzug der zweckmäfsigen Abfassung und Gemeinnützlichkeit, und verdient daher die Ehre der Uebersetzung in das Italienische, welche ihm die *Florentiner* Gelehrten bekanntlich in jedem Jahre von neuen geben. In den vorliegenden beiden Jahrgängen sind die *neuen* Artikel von dem Hn. Bibliothekar *Reichard* in Gotha überaus wohl gewählt. Die *chronologischen* Tabellen der Kaiser und Könige von Dänemark, England, Frankreich u. s. w. — Die *Uebersicht der Macht des russischen Staats* von *Galletti* und *von Zach Geschichte der Astronomie*, die in den vorliegenden Jahrgängen fortgesetzt sind, werden gewifs nicht durch den nächstfolgenden Almanach aus dem Gedächtnisse der Leser verdrängt, wie sonst gewöhnlich der Fall ist. In dem von 1799. ist vorzüglich die *Theorie* vom *Maafs* und *Gewicht* für den praktischen Gebrauch gut bearbeitet. Die *Chronik der Zeit* vom Hn. D. *Klebe*, ist eine sehr nützliche Almanachsrubrik und Hn. *Blumenbach's* Name bey naturhistorischen Aufsätzen, ist schon allein für deren Gemeinnützlichkeit Bürge. Aus eben diesem Fache ist die Beschreibung der *harmonischen Grotte* auf der Insel Staffa, von Hn. D. *Reincke*, welche Rec. ehemals aus *Faujas's* Munde oft mit Entzücken hörte. Zu wünschen wäre es, dafs die angehängte und nicht mit in der Seitenzahl begriffene *neufranzösische Zeitrechnung* hinführo mit dem gewöhnlichen Zeitcalender parallelisirt würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crusius: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geschichte auf Schulen*, von *J. F. L. Danz*. 1798. 120 S. 8. (8 gr.) Nachdem der Vf. zuerst der vortheilhaften Gestalt gedacht, welche die Geschichte zu unserer Zeit und zwar vorzüglich durch die Bemühung deutscher Gelehrten erhalten, und nachdem er die Fehler gerügt hat, welche beym Unterricht in der Geschichte auf Schulen noch begangen werden, theilt er die Vorschläge selbst mit, die hauptsächlich darin bestehn, dafs er, wie *Gaspari* bey der Geographie, auf drey Classen von Schülern Rücksicht nimmt, nämlich: 1) auf den eigentlichen Gelehrten 2) den Mann von Literatur und Geschmack und 3) den gebildeten Bürger.

Bey dem *ersten* Cursus, welcher nur Grundlage, roher Entwurf ist, der in der Folge weiter ausgeführet wird, wäre vorzüglich auf den Bürger Rücksicht zu nehmen, und er müfste nur das enthalten, was jeder Mensch, als solcher, zu wissen nöthig hat. Der *zweyte* Cursus, mit dem eigentlich der gelehrte Unterricht in der Geschichte anhebt, bauet auf das Gerüste und die Grundlage des ersten weiter etc. hier verlanget Griechische und Römische Geschichte die gröfste Ausführlichkeit, die neuere Geschichte hingegen wird blofs in einer allgemeinen Uebersicht, nur in andeutenden Umrissen angegeben, um dem folgenden Cursus gleichsam in die Hand zu arbeiten. Der *dritte* Cursus beschäftiget sich vorzüglich mit der neuern Geschichte. S. 36. „Eine ausführlichere Darstellung derselben mufste bis hieher verspart werden, da sie „ohne Zweifel mehr Schwierigkeiten hat, als die ältere Geschichte; und da sie, um gehörig gefafst zu werden, eine „ununterbrochene Aufmerksamkeit und einen schon sehr geübten Verstand voraussetzt. Sie ist wegen der Menge zusammenwirkender Kräfte verwickelter als die ältere, und es „gehört ein sehr fester Blick dazu, um die Einheit in derselben zu beobachten." Bey jedem Cursus betrachtet er folgende Stücke: 1) das Alter der Schüler, 2) die erlangten Vorkenntnisse, 3) künftige Bestimmung der Schüler, 4) den folgenden Cursus und das Verhältnifs, in welchem sie alle wechselseitig zu einander stehen, 5) den Vortrag, 6) die Hülfsmittel, den Vortrag zu erleichtern oder zu verkürzen und deutlicher zu machen, wohin er vorzüglich Bilder und zweckmäfsig eingerichtete Landkarten rechnet, 7) die Wiederholung, theils als Prüfung, theils als Mittel, die Schüler auf die Hauptmomente aufmerksam zu machen. Was der Vf. über diese Punkte sagt, ist so vernunft- und erfahrungsmäfsig, dafs man diese Schrift den Schullehrern mit gutem Gewissen empfehlen darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. May 1799.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Schneider: *Neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth von Karl Heinrich Lang,* Königl. Preuss. geh. Archivar zu Bayreuth und Plassenburg. Erster Theil. Vom J. 1486 bis zum Jahr 1527. 218 S. 8.

Die Gründe, welche den Vf. bestimmten, die neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth mit dem J. 1486 anzufangen, giebt er in der Vorrede an. Damals erhielten die beiden Frankischen Fürstenthümer durch ihre Trennung von der Kur eigene Regenten, und in jener Zeit, mit welcher man die neuere Geschichte überhaupt beginnet, entwickelten sich die Reichsritterschaft und die Landstande, waren die Reformation und der Bauernkrieg Begebenheiten, von welchen jene ihre mächtigen Wirkungen schnell nach Franken verbreitete, dieser aber dasselbe vorzüglich traf. So gern man daher das Ziel, von welchem der Vf. ausging, sich gefallen lassen wird; so angenehm ist die Versicherung desselben, dass sein Freund *Henze* zu Thurnau die alte Bayreuther Geschichte bearbeite. Dem Urheber dieser Schrift war wenig vorgearbeitet, wie das überhaupt bey jedem Geschichtschreiber seyn wird, der aus den Quellen sein Werk hervorbringt. Er hat gewöhnlich leichtere Arbeit, wenn er nicht viele Vorgänger zu vergleichen braucht; die Mühe, welche dies und die Widerlegung ihrer Irrthümer kostet, wird nicht einmal belohnt durch die vielseitigere Ansicht, welche sie hin und wieder bewirken mag. Seine äussere Lage verschaffte dem Vf. alle Quellen. Er betheuert, dass jedes aufgeführte Factum eine reine diplomatische Wahrheit sey. Die Urkunden als Beylagen anzufügen, wäre nicht rathsam gewesen. Wegen äusserer Hindernisse, die vom Verleger und Käufer herkommen, wollen wir dies zugeben; aber den übrigen Gründen, welche er für sein Verfahren angiebt, können wir nicht beystimmen. Bey dem unerreichbaren Tacitus finden wir freylich, wie der Vf. erinnert, keine Beylagen von *Senatus Consultis, Rescriptis Principum,* Lapidarinschriften und Obeliskentexten; allein die Nachwelt würde eine solche Sammlung ihm sehr gedankt, und die historische Wahrheit dabey sehr gewonnen haben. „*Cäsar, Friedrich der Grosse* führt der Vf. fort, *haben ihren unsterblichen Werken keine Urkundenbücher angehängt. Wollte Gott, wir hatten mehr solche Meisterstücke, ich wollte alle Schatze des Lünigs, die ganze Europäische Fama darum geben. Wir Deutsche überhaupt sammeln zu viel und bauen zu wenig. Die Welt, die jetzt nachwächst, will nichts schwerfälliges mehr haben; kommen wir aber doch zum Trotz mit Folianten aufgezogen, so lauft man uns davon.*“ S. VIII. IX. Allein Cäsar und Friedrich der Grosse hatten für die vornehmsten Begebenheiten, welche sie erzählen, keine Urkunden, die sie anfügen konnten, und es ist ein grosser Unterschied, ob man etwas darstellt, welches man grösstentheils selbst vollbrachte und erlitt, oder ob man vergangne Zeiten aus fremden veralteten Nachrichten beschreibt. Auch möchte Rec. für die historischen Werke jener Helden, wenn sie nicht zugleich Quellen wären, selbst nicht eine dürftige Sammlung von Quellen hingeben. Diese lassen sich durch nichts ersetzen; Geist und Kunst in Bearbeitung der Geschichte werden sich nie auf immer aus der Welt verlieren. Auch kann man in der Geschichte nicht genug sammeln. Dass wir Deutsche es nicht noch zweckmässiger und genauer, nicht dass wir es zu viel thun, ist ein Unglück, und die eigentliche Bürde unserer historischen Literatur sind nicht die Sammler von Materialien, sondern jene ungeheure Menge von Geschichtschreibern, die historische Darstellungen liefern wollen, und ohne Geist, Kunst und Zweckmässigkeit aus den Quellen ihr Buch zusammenschreiben, und auf die Weise uns mit historischen Werken überhäufen, die im Grunde zu gar nichts von Zeitgenossen und Nachwelt gebraucht werden können. Wenn es endlich wegen des Kostenaufwandes nicht rathsam war, Beylagen von Urkunden zu machen: so war es dem Vf. doch Pflicht, durch Citate auf sie zu verweisen, sie mögen nun schon gedruckt seyn, wie es bey einem grossen Theile derselben der Fall ist, oder sich ungedruckt im Archiv befinden. Sind diese letzten nicht angeführt und näher bezeichnet; so muss es dem künftigen Archivar schwer fallen, dem Willen des Vfs. genug zu thun, dass er die Zweifel über eine Thatsache in dieser Schrift durch ein diplomatischen Beweis löse.

Diesen Erinnerungen *gegen* den Vf. wollen wir sogleich zwey Bemerkungen *für* ihn beyfügen: erstens, er hat seine Materialien mit jenem Sinne für Zweckmässigkeit ausgewählt, welcher das erste Erfodernis für die Geschichtschreibung, aber in der historischen Literatur der Deutschen selten ist; und zweytens, wiewohl keine Quellen angegeben sind; so würde man, auch ohne des Vf's. Versicherung, wie sorgfältig er sie benutzt habe, auf allen Seiten das Gepräge eines Studiums finden, wie es die Würde der Geschichte fodert.

Ganz Franken schien dem Tode des alternden Kurfürsten Albrechts mit freudiger Erwartung entgegenzusehen. Durch die *Pfaffensteuer* hatte er die Priester, durch seine Freude an *deutschen Lesebüchern* den rohen Adel, durch die Nichtverbesserung ihres Schicksales die Bauern gegen sich aufgebracht. Weil er sich so viel Mühe gegeben, die Fränkischen Fürstenthümer mit der Kur zu vereinigen; so glaubte man, dass er die ganze Masse seinem ältesten Prinzen zuwenden werde; allein die Ueberredung seiner zweyten Gemahlin bewirkte, dass die Fränkischen Fürstenthümer den beiden jüngern Söhnen Friedrich und Siegmund zufielen. Die Regierung der beiden Brüder war gemeinschaftlich; nur Wohnung und Renten waren jedem insonderheit angewiesen. Nach einigen geographischen Bestimmungen, einer Aufzählung der adelichen Familien im Lande, folgt eine Schilderung desselben. Mönche und Nonnen hatten sich zahlreich eingefunden S. 14. „Karmeliter wohnten zu Neustadt an dem Fuss des rauhen Kulmes, nach erhitzter Pilgrime Schwur des Karmels leibhaftem Bild." Die Verheerungen der Hussiten hatten zur Folge, dass das Land schöner wiederhergestellt wurde; das neue Bayreuth erhob sich schnell zu einer ungewohnten Blüthe; aber doch blieb Kulmbach der Ort, wo die Pracht des Landes durch die Gegenwart des Hofes, der Kanzley und des Hofgerichtes, zahlloser Geistlichkeit und herzuströmenden Adels am meisten zur Schau gestellt wurde. Nach flüchtigen Umrissen vom Hofleben schildert der Vf., die Kanzley- und Aemter-Verfassung nach dem Beyspiele der Obergebürgischen Regierung des Markgrafen. Der *Hauptmann auf dem Gebürg* stand an der Spitze der Geschäfte, im Rath, beym Hof- und Lehengericht führte er den Vorsitz, commandirte die Vestung Plassenburg und hatte die völlige Militär- und ausübende Gewalt in seinen Händen. Nächst ihm waren gewöhnlich einige zwanzig Räthe, aus der landsässigen Ritterschaft, die aber nur bey den gewöhnlichen Hofgerichtstagen oder auf Einladung des Hauptmanns erschienen. S. 26. „Das wichtigste Werkzeug der Regierung war der *Landschreiber*, die höchste Würde auf die damals ein Bürgerlicher Anspruch machen konnte. Ohne sein Vorwissen, ohne seinen Rath, durfte der Hauptmann nichts vornehmen; nichts konnte ohne ihn ausgefertigt werden, weil er das Siegel in Verwahrung hielt. Ihm war das Archiv anvertraut. Alle Personen der Obergebürgischen Kanzley mussten ihm bey ihrer Verpflichtung Subordination angeloben. An ihn lieferten die fürstlichen Aemter und Renteyen ihre Zinsen, Steuern, Umgelder und übrige Gefälle. Durch ihn gingen alle Ausgaben. Er musste die Aemter visitiren; er war der *Lehen-Probst*; er war sogar verpflichtet, das Schloss mit verwahren zu helfen..." Der *Probst* vereinigte in seiner Person die Aemter eines Vorstehers der *Hofkirche*, eines Verwahrers der Haus-Reliquien und Heiligthümer, eines zweyten Archivars, und eines Gegenschreibers von dem Landschreiber. Die Stelle des Probstes nahm ihr Ende bey Gelegenheit der Reformation; dem Landschreiber wurden allmählig seine Federn ausgerauft. Justizsachen und Staatssachen haben aber nie vor diesen letzten gehöret. Jene kamen an das Hofgericht; Nachbars Differenzien, Reichstagssachen und auswärtige Correspondenzen besorgte gewöhnlich ein *Doctor Juris*, dem ein paar *Knaben* zum Schreiben beygegeben waren. Nur aus dem Adel wurden die Amtleute genommen, von denen der zu Hof in der Folge den Titel eines *Hauptmanns* erhielt. Nicht sowohl Wissenschaften und Rechtskenntnisse, sondern vielmehr *militärische Talente* schien man von den Amtleuten zu erwarten. Verhältniss der *Kastner* und *Vögte* zum Amtmanne. S. 29. „In wichtigen Fällen berichtete der Hauptmann auf dem Gebürg an den Markgrafen oder wie es hiess: *nach Hof*, wo der *Hofmeister* als erster Minister, die obersten Hofchargen und der bürgerliche *Kanzler*, der in verwickelten Sachen den Vortrag machte und die geheime Kanzley dirigirte, ein eigenes Ministerium formirten, dem als Subalternen wieder besondere *Kanzley-* und *Kammerschreiber* untergeben waren.

Markgraf Siegmund starb schon 1495: am Ende seines Testaments bat er seinen Bruder, dass er seine Unterthanen nicht zu sehr mit dem Wildprett beschädigen möge. Der Geschichte von Friedrichs Alleinherrschaft in den fränkischen Fürstenthümern gehen zuerst Bemerkungen über den Zustand der Finanzen, die Steuern und die Art ihrer Erhebung im Lande voran. Wo konnte man die Vortheile einer guten Kameralverwaltung besser fühlen, als in einem Hause, welches die Erfahrung gemacht hatte, dass man um Geld auch Kurfürstenthümer kaufe? Ein vortreffliches Mittel, bey ihr eine allgemeine Uebersicht zu erhalten, waren die sogenannten *Landbücher*, in welche alle Schuldigkeiten der Unterthanen, die in den Dörfern gesessenen Edelleute, die Grenzen der Dorfmarkungen, und sonst noch andere wichtige Privilegien und Urkunden eingetragen wurden. Noch jetzt müssen sie fast täglich benutzt werden. Mühsam und scharfsinnig sind dann einzelne Data über den Zustand der Waldungen, der Bergwerke, den Handel, die Industrie überhaupt, die Kriegsverfassung, das gerichtliche Wesen, die Polizeyanstalten, auch über Sitten und wissenschaftliche Cultur u. s. w. so einigermaßen zu einem Ganzen vereinigt. Darauf wendet sich der Vf. zu den Verhältnissen der fränkischen Fürstenthümer zu andern Reichsständen. S. 87. „Man handelte selten nach allgemeinen Grundsätzen, nach einem gemeinschaftlichen Interesse, sondern die zahlreichen Stände vereinigten sich nach dem Instinkt ihrer vielfachen Provinzial- oder Familieninteressen in verschiedene Conföderationen, die sich durch ihren wechselseitigen Druck oft lange auf ihrer Stelle behaupteten, und ohne es zu ahnden, einer höhern Politik zum beliebigen Werkzeug dienten. Diejenigen Stände, mit welchen die Markgrafen binnen diesem Zeitraum am gewöhnlichsten zusammen hielten, waren die

die Kurfürsten zu Mainz, Cölln, Sachsen, Brandenburg, Wirtemberg und Hessen..." Helle Blicke über die politische Lage des Hauses Zollern, vorzüglich in Hinsicht auf die böhmischen Revolutionen, an diesem Platze genugthuend, wenn auch im allgemeinen nicht vielseitig genug, und dann Erörterungen, besonders über Streitigkeiten mit Nürnberg, die früher als der Anfang der bestimmten Periode waren, dienen sehr dazu, um uns sowohl im entferntesten als nächsten Kreise der äussern Verhältnisse der Markgrafen zu orientiren. Bedeutender als die Nachricht über die Fehden mit Nürnberg, Windsheim u. s. w. ist die Erzählung von dem Betragen des Markgrafen Friedrich gegen die inngesessenen Edelleute, als der Adel in den fränkischen Fürstenthümern, in Bamberg und Wirzburg Bewegungen erhob, um sich gegen die landesherrliche Macht zu einem fast unabhängigen Corps zu bilden. Zu Neustadt an der Aisch versprachen die missvergnügten Ritter sich einander, alle Fehden unter sich einzustellen, durch ein Austraggericht ihre Streitigkeiten abzuthun, welches aus einem Hauptmann oder Richter und sechs Zusätzen bestehn sollte. Auch in andern Angelegenheiten durften diese die Versammlungen ausschreiben. Die bekannte Vorliebe des Markgrafen für den Adel, welchem er auch jetzt erklärte, dass der Edelmann ihm ins Herz geschlossen sey, die Unschlüssigkeit, an welcher der Bischof von Bamberg ihm gleich kam, besonders aber der Umstand, dass der Bischof von Wirzburg auch bey Ausführung der trefflichsten Ideen nicht ernsthaft gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, gaben jenem Bunde des Adels sein Gedeihen. In dieselbe Zeit setzt der Vf. den Anfang der *Landstande* in den fränkischen Fürstenthümern. In dem obergebürgischen ging die Entwickelung derselben noch später vor sich, als im untergebürgischen, wo der Vf. ihren ersten Keim im Jahre 1509 entdeckt, indem nämlich eine Versammlung, welche der Markgraf zusammengerufen, für die Ausführung ihrer Absichten *eine besondere Kasse* anlegt. Da noch von keinem Rechte der Versammlung, Beschlüsse zu machen, keiner Verbindlichkeit des Landesherrn, dieselbe zu befolgen, keiner eigentlichen Repräsentation die Rede ist; so sieht man leicht, wie dämmernd auch diese Spur von den Landständen noch sey. Die Heerzüge, kaiserliche Feldhauptmannschaften etc. der Markgrafen, wodurch ihre besten Plane unterbrochen wurden, wirkten mit zum Gedeihen so wichtiger Veränderungen in der Verfassung, wie Reichsritterschaft und Landstände waren.

In der Darstellung, wie dem Markgrafen Friedrich von seinen schändlichen Söhnen das Regiment entrissen, wie der Vater gemisshandelt und ins Gefängniss geworfen wurde, herrscht ein Genius der Biederkeit, welcher den Gegenstand eben so anziehend macht, als für den Geschichtschreiber einnimmt. Es fehlt ihr selbst nicht an zweckmässigen feinen psychologischen Bemerkungen, und der Scharfsinn des Vfs. wird bey Vertheidigung des Vaters gegen die Beschuldigungen der Söhne von Herzen begeistert. Die Härte, welche der Erbprinz Casimir wider seinen Vater ausübt, ist auch in seiner Staatsverwaltung bemerkbar gemacht. Eben so ist er auf eine treffliche Weise in Contrast mit dem Bauernkriege gesetzt. Kein kleiner Zug, welcher den Charakter dieses Uebels uns näher kennen lehrt, ist vergessen worden. Wie reich an Belehrung für unsere Zeit sind manche Bemerkungen z. B. dass die wenigsten aus dem Bauernheer eine deutliche Ursache anzugeben mussten, was sie eigentlich wollten; dass die Beschuldigungen der Bauern über ihre Ausschweifungen ungeheuer übertrieben waren! Und wie tiefgegriffen ist der Gedanke, welchen auch schon *Möser* geäussert hat, dass im Bauernaufstande für den kaiserlichen Hof die Gelegenheit offen datag, über eine Menge kleiner Stände jene Obergewalt zu gewinnen, um die er später Jahrhunderte lang und vergeblich buhlte!.. Mit Triumph über das keineswegen glückliche Schicksal der beiden am meisten entarteten Söhne des Markgrafen Friederich, über die Befreyung desselben, wenn gleich Georg, sein zweyter Sohn ihm die Herrschaft nicht wieder abtrat, beschliesst der Vf. diesen ersten Theil.

Offenbar weht in demselben, bey allem mühsamen Fleiss, ein lebendiger Geist und Streben nach historischer Kunst; aber eben deswegen können wir noch ein paar Erinnerungen nicht zurückhalten. Manche Sachen, welche wir fast in jeder Hinsicht unfruchtbar nennen möchten, hat der Vf. selbst in die lebhaftesten Partien seiner Darstellung aufgenommen. Jene langen Verzeichnisse von Namen der Hauptleute, Räthe, der Aemter u. s. w. können für den Geschichtschreiber zum Leitfaden dienen, aber der Leser bedarf ihrer nicht, und das historische Leben wird durch sie zu Grunde gerichtet. Haben sie einen praktischen Nutzen; so können sie ja in Anmerkungen u. s. w. beygefügt werden. Wegen dieses Fehlers fällt ein anderer um so unangenehmer in die Augen. Die Lebhaftigkeit und Sprache, die Manier des Vfs. gehen zu oft und zu weit über die Gränzen der historischen Ruhe und Würde hinaus: Er erregt dadurch Verdacht, dass er nicht ganz unparteyisch und unbefangen *seyn könne*, wenn er es auch *wolle*, und verfällt zugleich in Künsteley. Diese verräth sich in Stellen solcher Art: S. 2. *„Allein das Schifflein der Politik drohte diesmal an den Klippen der weiblichen Künste einer zweyten Gemahlin zu scheitern, die durch ihre Seufzer und Thränen den zärtlichen Ehemann dahin gebracht u. s. w."* Die Betrachtungen über das Schicksal der entarteten Söhne sollte man für den rhetorischsten Theil einer Leichenrede auf den Vater halten. In ihr, aber nicht in der Geschichte, dünkte uns z. B. folgende Ergiessung über *Casimir* schön: S. 213. *„Wer hätte um ihn weinen sollen? Der gefangene Vater, den er nicht mehr um Vergebung bitten konnte? Die Brüder, die sich auf seine Erbschaft freuten? Die Gattin, die er um ihres*

Wappens willen freyte? Der flammelnde Sohn, der ihn kaum von Angesicht kannte? Die Unterthanen? Ach, denen er die Augen ausstechen liess, die konnten ihr eigenes Elend nicht mehr beweinen!.." Dieser letzte Zug ist überdies ein rhetorischer Kunstgriff und als etwas unwahres unter der Ehre der Geschichte. Bey weitem der grössere Theil der Unterthanen hatten noch seine gesunden Augen, um hinlänglich weinen zu können. Uebrigens ist jene Stelle ein merkwürdiger Beweis, wie schmal die Linie zwischen der edelsten historischen Darstellung und einer Reizbarkeit ist, welche die Geschichte beleidigt. Wenn man die Fragezeichen wegnähme und die Ausrufungen als Facta ruhig hinstellte, allenfalls noch etwas gedrängter; so wäre die Stelle im grosen Geiste des Tacitus. Solche Seufzer mit Ach! erlaubt sich dieser freylich auch nicht. Es ist ein Triumph für den Historiker, wenn seine Leser seufzen, und weinen, lächeln und lachen, von Gedanken erfüllt werden und bey Begebenheiten glühen; aber nur durch diese Wirkung vermuthe man, dass dies alles bey ihm auch der Fall gewesen sey; er habe das Ansehn, als sey er nichts weiter, als der todte Spiegel, in welchem das höchste Leben sich abbilden kann, ohne dass er etwas dabey leidet. — Endlich würde dieses Buch weit mehr wirken, wenn der Vf. die Kunst leise Uebergänge zu machen, besser verstünde. Je abgerissner und dürftiger die Materialien sind, desto mehr bedarf es dieser Kunst, also in der deutschen Specialgeschichte ihrer am meisten.

Leipzig, b. Supprian: *Helden des alten Roms und des neuen Frankreichs.* Erster Theil. 1796. XIV und 371 S. kl. 8. mit einem schönen Titelkupfer. (1 Rthlr. 5 gr.)

Der Vf. spricht in der Vorrede mit vieler Bescheidenheit von seinem Unternehmen. Er hat die lobenswürdige Absicht, durch Lieferung interessanter Lebensbeschreibungen zu Verdrängung der Romane und Halbromane mitzuwirken. Ueber das, was die Leser zu erwarten haben, erklärt er sich in der Vorrede also: „Der Vf. befleissiget sich in den gegenwärtigen Aufsätzen strenger historische Treue, schöpft bey seinen Biographien nur aus den Quellen selbst, die er auch angiebt, und wagt keine vorgreifenden Raisonnements, oder wohl gar absprechende Entscheidungen über zweifelhafte Absichten, vieldeutige Gesinnungen, geheime Triebfedern der Handelnden; sondern erklärt sich hierüber nur da, wo sich entscheidende Urtheile aus der Natur der Dinge und aus der Zusammenstellung der Thatsachen von selbst ergeben. Sein Plan ist auf vier Bände angelegt, von denen jeder zwey Biographien enthalten soll, die als Seitenstücke neben einander aufgestellt betrachtet werden können. Der erste Band stellt dar den Römer *Coriolan* und den Franken *Dümouriez*; der zweyte zeichnet den *Pompejus*, den die Nachwelt den Grossen nannte, und *Lafayetten*, den sie so nennen wird; der dritte führt auf den *Antonius* und *Mirabeau*, und der vierte endlich den jüngern *Cato* und *Sieyes*. Es sollen keine plutarchischen Parallelen geliefert werden: denn es gehört plutarchische Kunst, und so viel Aehnlichkeit der Verhältnisse und Verfassungen, als Rom und Griechenland zu gewissen Zeiten hatten, dazu, um der Geschichte dabey nicht Gewalt anzuthun, — wenn anders nicht gar auch jener noch nicht übertroffene griechische Meister, wie es doch zuweilen scheint, diese Gewalt der Wahrheit angethan haben sollte! Rec. hat den Vortrag gut und zweckmäsig gefunden; das Zurückbleiben der folgenden Theile lässt aber doch vermuthen, dass das Publicum das Unternehmen nicht hinlänglich unterstützt habe. Die Geschichte des thätigsten Mannes, wenn er kein Abentheurer war, enthält nicht so viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung, als der gewöhnliche Romanenschreiber in die Geschichte des alltäglichsten Helden zu verweben weiss. Dem grössten Theile des lesenden Publicums ist es nicht um Wahrheit, nicht um Belehrung zu thun; er verlangt nur Unterhaltung; und hier wird es selbst dem talentvollesten Biographen schwer werden, dem mittelmäsigen Romanfabricanten den Rang abzugewinnen. Vielleicht würde unser Vf. seinen Zweck noch eher erreicht haben, wenn er seine Lebensbeschreibungen, besonders die von Dümouriez, welche 270 S., oder beynahe ¾ des ganzen Bandes einnimmt, mehr zusammen gezogen hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg, b. Ahl: *Gemeinnützige Aufsätze aus der Oekonomie - Kameral - und Staatswissenschaft, nebst mehreren dahin einschlagenden Rechten und Verordnungen*, von *Johann Christoph Cyriaci*; Herzogl. Sächsisch. Coburg. Saalfeld. Forst - und Jagdsecretär. Erster Heft. 1798. 12 Bogen. 8. (18 gr.)

Obgleich die hier angestellten Betrachtungen grösstentheils nur auf das Locale der Gegend anwendbar sind, wo der Vf. lebt, und obgleich Rec. mit manchen Aeusserungen nicht einverstanden ist; wie z. B. mit den Abgaben auf Tauben, u. a. so hat doch der Vf. das unverkennbare Verdienst, dass er den Regierungen und Kammern mit vieler Freymüthigkeit sehr empfehlenswerthe Wahrheiten sagt, und in dieser Hinsicht ist die Fortsetzung zu wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. May 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, i. d. Schäferischen Buchhandl.: *Annalen der Arzneymittellehre.* Herausgegeben von D. *Johann Jacob Römer. Ersten Bandes drittes Stück.* 1798. 194 S. 8. (16 gr.)

Die ersten Hefte dieses periodischen Werkes, mit welchen wir unsere Leser schon ehedem bekannt gemacht haben, zeichneten sich durch mehrere gute Aufsätze, wichtige Beobachtungen, nützliche Nachrichten u. s. w. aus, und dieses neue Stück, welches den ersten Band beschliesst, ist, in Ansehung des Inhalts, seiner Vorgänger nicht im mindesten unwürdig; denn es enthält ebenfalls viel gute, theils eigene, theils aus ausländischen Schriften entlehnte Abhandlungen, die sich durch brauchbare Entdeckungen und Bemerkungen, durch wahrscheinliche Vermuthungen, nachahmungswürdige Vorschläge u. s. w. empfehlen, und es verdient also eben die günstige Aufnahme, welche jenen Stücken zu Theil geworden ist. Wir wollen, um unsere Leser von der Richtigkeit dieses Urtheils zu überzeugen, die Ueberschriften der vorzüglichsten Aufsätze, die der Herausgeber in dieses Stück aufgenommen hat, anführen, und zugleich den Hauptinhalt derselben kürzlich angeben. 1) *Josse vom Opium.* Der Vf. beschreibt das Verfahren, das man befolgen muss, wenn man aus dieser Drogue ein zum medicinischen Gebrauche vorzüglich taugliches Extract, das in der Dose von einem Grane sehr wirksam ist, sich als ein vortrefliches besänftigendes Mittel verhält, und nicht das mindeste von der betäubenden und reizenden Eigenschaft des Mohnsaftes besitzt, bereiten will, und lehrt zugleich, wie man dasselbe sowohl für sich anwenden, als auch zur Verfertigung des Diacodiensyrops, des flüssigen Laudanums, und anderer Arzneyen benutzen könne. Der Vorschlag des Vf., welcher darin besteht, dass man das Opium so bearbeite, wie man das Mehl der Getraidearten zu behandeln pflegt, wenn man aus diesem den klebrigen Bestandtheil rein darstellen will, dann das Auswaschewasser, welches allen Extractivstoff in sich hat, einige Male durchseihe und allmälig eindicke, scheint allerdings sehr gut zu seyn, und er verdient daher von den Apothekern befolgt zu werden. Der Kleber des Opiums, welcher sich bey dieser Bearbeitung abscheidet, ist, so wie das Harz desselben, zum innerlichen Gebrauche nicht tauglich, indessen sind diese Bestandtheile nicht ganz unnütz, man kann sie, den hier erzählten Versuchen zufolge, äusserlich in der Gestalt von Stuhlzäpfchen, oder auf andere Art wider manche Zufälle mit vielem Vortheile anwenden. 2) *J. H. de Paiva Beschreibung der Jalappe.* Man hat lange gestritten, ob die officinelle Jalapppe die Wurzel des *Convolvulus Jalappa* sey, oder vielmehr von der *Mirabilis dichotoma* abstamme; H. *de P.* entscheidet diesen Streit; er hat Gelegenheit gehabt, die wahre Jalappenpflanze, die auch in den portugiesischen Staaten, besonders in der Gegend von Bahia in Brasilien, häufig wächst, an Ort und Stelle zu untersuchen, und seine Nachforschungen haben ihm gelehrt, dass die zuerst genannte Pflanze die ächte Jalappenwurzel liefert, dass die brasilianische Jalappe eben so wirksam ist, als die mexicanische, und dass die Wurzeln verschiedener Arten der Mirabilis nicht die Heilkräfte jener Drogue besitzen. 3) *Ebenders. über die Frucht des Dolichos pruriens.* Die Pflanze, welcher *Linné* diesen Namen gegeben hat, gehört eigentlich nicht zu der Gattung *Dolichos*, sie macht, zugleich mit den Arten, die *Dolichos urens, altissimus* und *lignosus* in dem Systeme dieses Naturforschers heissen, eine eigne Gattung aus, die unser Vf. *Lavradia* nennt, und von der er eine genaue Beschreibung mittheilt. 4) *J. A. Schmidt Praktische Bemerkungen über die Anguinurarinde, die schwarze Niesswurzel und die salzsaure Schwererde.* Das zuerst genannte Heilmittel hat Hr. *S.* in mehrern Krankheiten eben so wirksam, wie die peruvianische Rinde, gefunden; das wässerige, mit einem kleinen Zusatze von Weingeist bereitete Extract der schwarzen Niesswurzel empfiehlt er als ein auflösendes Mittel, in der Verbindung mit andern guten Arzneyen, z. B. mit goldfarbenem Spiesglasschwefel, Schleimharzen u. s. w. im anfangenden grauen Staar, bey Verstopfungen des Thränensacks u. s. w. und die salzsaure Schwererde zählt er unter diejenigen Mittel, die in scrophulösen Krankheiten angewendet zu werden verdienen; er ist kein unbedingter Herold des zuletzt genannten Products, indessen glaubt er doch, einige Male sehr gute Wirkungen von demselben in den erwähnten Krankheiten beobachtet zu haben, und er urtheilt daher, dass es billig sey, dass man in einem so schwer zu heilenden Uebel, wie die Skrofeln sind, fernere Versuche mit diesem Mittel anstelle, bevor man es in die Classe der unwirksamen oder unnützen Arzneyen verweise. 5) und 6) *Alphons le Roy* und *Christ. Ehr. Weigel über den medicinischen Gebrauch des Phosphors.* Diese Verfasser haben ihren Gegenstand nicht auf eine und dieselbe Art behandelt; der erstere hat sowohl mit dem Phosphor selbst, als auch mit

mit der Säure desselben und mit dem wesentlichen Harnsalze, im bösartigen Faulfieber, bey Entkräftungen u. s. w. Versuche angestellt, die sehr glücklich ausgefallen sind, und von welchen er seinen Lesern Nachricht giebt; der letztere aber theilt fast bloss (die Resultate einiger Erfahrungen, die er bey Hunden gemacht hat, abgerechnet,) Auszüge aus den Schriften der Herren *Menz, Barchewitz, Weikard* und anderer Aerzte, die den Harnphosphor innerlich angewendet und die bey dieser Gelegenheit beobachteten Erscheinungen beschrieben haben, mit, und fügt zuweilen sein Gutachten über diese Fälle bey; der Aufsatz des Hn. *le R.* ist also wichtiger, als der des Hn. *W.*; indessen wollen wir hiermit der Schrift dieses Vf. nicht allen Nutzen absprechen; sie enthält eine ziemlich vollständige Uebersicht der klinischen Versuche, die mit Phosphor angestellt worden sind, und sie kann also den Aerzten, die sich damit bekannt machen wollen und gleichwohl die Schriften selbst, in welchen diese Versuche erzählt sind, nicht besitzen, mit Recht empfohlen werden. 7) *P. P. Alyon über den Gebrauch des Sauerstoffs gegen die Krätze und venerische Krankheiten*, 8) *W. Cruikshank über den Gebrauch verschiedener Säuren und einiger anderer Substanzen gegen die Lustseuche*, 9) *Th. Beddoes über die Wirkungen der Salpetersäure in der Lustseuche.* In diesen Abhandlungen wird die Behauptung vertheidigt, dass der Sauerstoff, oder die aus demselben bestehenden Säuren und übersauren Mittelsalze die venerische Krankheit und die verschiedenen Zufälle derselben sehr gut und besser, als das Queckfilber und die aus diesem Metalle verfertigten Arzneyen, heilen, und dass diese Metallbereitungen eigentlich nur in so fern als antivenerische Mittel wirken, in wie fern sie Sauerstoff enthalten. Die Vff. haben mit Salben, die aus Fett und Salpetersäure bereitet worden waren, ferner mit übergesäuertem salzsauren Pflanzenalkali, mit Salpetersäure, oxygenirter Salzsäure, Zitronensäure u. s. w. Versuche gemacht, und durch diese Heilmittel ihre Kranken, von welchen mehrere sehr gefährliche Zufälle hatten, und mit andern Arzneyen, selbst mit Quecksilberbereitungen ohne Nutzen behandelt worden waren, glücklich und so vollkommen, als man nur wünschen konnte, geheilt; ähnliche Erfahrungen haben auch andere Aerzte mit verschiedenen Säuren angestellt, und die Vff. empfehlen daher diese neue Heilmethode zur Nachahmung und versichern zugleich, dass sie der bisher gewöhnlichen Behandlungsart auch um deswillen vorgezogen zu werden verdiene, weil sie eben keine besondere Diät und kein Hüten der Stube erfodere, auch mit keinen unangenehmen Folgen, während der Wirkung der Arzneyen, vergesellschaftet sey, und man durch dieselbe zuverlässiger und schneller, als durch die gewöhnliche Methode, zu seinem Zwecke gelange u. s. w. Die zahlreichen Beobachtungen, mit welchen die Vff. ihre Behauptung zu unterstützen sich bemühen, sind allerdings der Aufmerksamkeit der Aerzte und Wundärzte in mehr als einem Betrachte werth, und sie verdienen daher mit Sorgfalt wiederholt und geprüft zu werden. 10) *Friese von der Tecamezrinde, einer neuen Cinchonaart, und von der brasilianischen Fieberrinde.* Die zuerst genannte Rinde stammt, wie es scheint, von einer Art der Cinchona, die bey Tecamez, einem Dorfe auf der Küste von Quito, wächst und bisher den Reisenden und Naturforschern ganz unbekannt geblieben ist. Hr. *Fr.* hat unlängst einige Portionen dieser Rinde aus London erhalten, er theilt daher eine genaue Beschreibung derselben mit und wiederholt zugleich das, was *Brown* in einem (London 1797 abgedruckten) Briefe an *Lambert* von den Heilkräften dieser Drogue gesagt hat. Unser Vf. hat, wie er selbst gesteht, noch keine Gelegenheit gehabt, die Wirksamkeit dieses Mittels in Wechselfiebern zu prüfen, aber mit der brasilianischen Fieberrinde hat er einige Beobachtungen angestellt, welche er hier kürzlich erzählt, und aus welchen er den Schluss macht, dass dieses Arzneymittel in nachlassenden Fiebern wirklich sehr heilsam sey. 11) *J. G. Bremser über Hoffmann's geschwefelten Spiessglaskalk mit einigen Zusätzen.* Hr. D. *Kausch*, der Vf. dieser Zusätze, beurtheilt die in *Bremser's* Streitschrift *de calce antimonii sulphurata* (die wir schon A. L. Z. 1797. Nr. 182. angezeigt haben,) angegebene Bereitungsart des geschwefelten Spiessglaskalkes und macht seine Gedanken über die Heilkräfte desselben bekannt. Er stimmt mit Hn. *Hufeland* darin überein, dass dieses chemische Product verkalkten Spiessglaskönig, Schwefel und andere wirksame Bestandtheile in sich habe, aber er glaubt, dass diese Theile nicht in solcher Menge darin zugegen seyen, dass man vorzüglich starke Wirkungen davon erwarten, und ihm alle die Kräfte beylegen könne, die ihm *Hufeland* zugeschrieben hat. Hr. *K.* selbst hat sich dieses Mittels bedient, und er versichert, dass er, ob er schon starke Dosen davon eingenommen hat, doch nur zuweilen Beförderung der Leibesoffnung und des Harnabganges nach dem Gebrauche desselben verspürt, aber nie eine Vermehrung der unmerklichen Ausdünstung beobachtet habe; auch zweifelt er, dass der anhaltende Gebrauch dieses Mittels, wie doch *Hufeland* wähnt, den Scorbut zu erzeugen im Stande sey u. s. w. Die Erfahrungen, so wie die übrigen Beweise, mit welchen Hr. *K.* seine Meynung über die Wirksamkeit dieses neuen Arzneymittels unterstützt, übergehen wir mit Stillschweigen, da sie eine weitläuftigere Zergliederung, als wir hier anstellen können, erfodern, wenn man sie gehörig prüfen will. 12) *Quecksilberseife, ein neues mercurialisches Präparat.* Diese Seife wird durch die Zersetzung einer mit Wasser verdünnten salpetersauren Quecksilberauflösung mittelst alikantischer Seife bereitet. Der ungenannte Vf. dieses Aufsatzes meynt, das Metall befinde sich darin in einem schwach verkalkten Zustande, er vergleicht sie daher in diesem Betrachte mit dem auflöslichen Quecksilber des *Hahnemann*, und glaubt, dass sie innerlich mit Nutzen gebraucht werden könne. 13) *Vorläufige Nachricht über den*

Kur-

Kurort zu Ilmenau. Unter dieser Aufschrift theilt der Herausgeber einen Auszug aus *Mezler's* Abhandlung über das ilmenauische Mineralwasser mit, und in dem letzten Abschnitte, welcher *kurze Nachrichten* überschrieben ist, liefert er noch einige Nachträge zu den Aufsätzen der Hn. *Alyon*, *Cruikshank* und *Beddoes* und macht seine Leser mit einigen neuern Erfahrungen, z. B. *über die Wirksamkeit des Seebades gegen den Wahnsinn und des Terpentinöls gegen innere Blutungen*, *über die Heilkräfte des Mahagonyholzes*, *des gelben Harzes*, *des Wismuthkalkes*, *der Erdbeeren* u. s. w. *über die Bestandtheile der Mineralquelle zu Godesberg*, *des Gesundbrunnens auf der Insel Rügen* u. s. w. bekannt, die der Aufbewahrung in diesem Archive allerdings nicht unwerth waren. — Hr. *Kühn* in Leipzig hat diesem Stücke eine Vorrede beygefügt, worin er meldet, dass ihm Hr. *Römer* die Herausgabe dieses Werkes überlassen habe, und zugleich verspricht, dasselbe nach eben dem Plane, der bisher dabey zum Grunde gelegt worden, fortzusetzen, und sowohl für die geschwindere Erscheinung der folgenden Stücke, als auch für eine mehrere Vervollkommnung derselben alle mögliche Sorge zu tragen. Die Erfüllung dieses Versprechens wird, hoffen wir, den Lesern sehr angenehm seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Fabeln und Erzählungen* aus verschiedenen Dichtern gesammelt von *Karl Wilhelm Ramler*. Eine Fortsetzung der Fabellese. 1797. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Es kann jetzt den wackern Ramler nicht mehr kränken, wenn man offenherzig gesteht, was sich doch nicht verhehlen lässt, dass seine Art, die Werke anderer Dichter mit oder gegen ihren Willen zu corrigiren, etwas kleingeistisches, illiberales und präceptormäsiges hatte. Bekümmerten sich die Abgeschiedenen noch um den Nachruhm und das Schicksal ihrer Producte, so möchten die Manen Gesner's und Lessing's wohl durch die Bemühungen ihres Freundes beunruhigt worden seyn. Hätte der bescheidene Götz weniger Zutrauen zu Ramlers kritischer Untrüglichkeit gehabt, so dürften wir es nun nicht beklagen, dass die ächte und ursprüngliche Gestalt seiner Gedichte unter anmaasslichen Verbesserungen verloren gegangen ist. Bey dieser Sammlung von Fabeln findet man weder eine Vorrede, welche über das Geschäft des Herausgebers dabey Licht gäbe, noch irgend eine Nachweisung über die Verfasser der einzelnen Stücke: diese mögen sich mit der Ehre begnügen, von Ramler eigenmächtig behandelt worden zu seyn. Ein Verfahren, das in der That so aussieht, als wenn er das Schulmeistern für viel etwas höheres gehalten hätte, als das Dichten. Dem Beurtheiler, der es der Mühe werth fände, Vergleichungen zwischen den Originalen und dem hier gelieferten Texte anzustellen, ist dadurch die Arbeit sehr erschwert: man müsste mehr Belesenheit im Fache der Fabeln, und mehr Geschmack an dieser Dichtart haben, als Rec. besitzt, um ohne weitläuftiges Nachsuchen angeben zu können, wo jedes Stück hergenommen ist. Allein der Werth der Ramlerschen Verbesserungen lässt sich auch ohne so viele Umstände mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Wo endlose Alexandriner ohne Abschnitt hinter einander drein stolpern, wie S. 65.:

> Und der krystallne Kronenleuchter angesteckt —
> In freyer Luft, im niedern Hüttchen droheten mir —;

> S. 225. Im Hühnerhofe eines Herrn, den seine Renten
> Ernährten, ward bey raren Tauben, Hühnern, Aenten
> Ein Häufchen *Gänse* mit genährt.

> S. 298. Geheimnissvoll und dunkel finde
> Ich alles bey dem Amor: Fackel, Flügel, Binde,
> Den Bogen, Köcher und der Pfeile Wunderkraft.
> Dies alles sind Mysterien. In einem Tage
> Erschöpfet niemand diese Wissenschaft.

wo Wohlklang und Quantität auf das gröbste beleidigt werden, wie S. 141.:

> Acemadura war | schön, doch von hartem Sinn,

da kann man zehn gegen eins wetten, dass die ungesegnete Hand des poetischen Chirurgen Verwüstungen angerichtet hat. Jeder leidliche Fabeldichter weiss wenigstens, dass diese Gattung im Sylbenmaasse die grösste Leichtigkeit und Zwanglosigkeit fodert; dass er also in freyen Jamben mit verschlungenen Reimen sich keine Alexandriner ohne Abschnitt nach dem dritten Fusse, (die überhaupt nur in gereimten Oden - Strophen anzurathen sind) ja kaum fünffüssige Jamben mit einem andern Abschnitte als nach dem zweyten Fusse, erlauben darf. Es ist wirklich eine eigne Erscheinung, wenn ein Dichter, der ein so grosses Gewicht auf die sogenannte Correctheit legt, dessen Gedichte um derselben willen besonders angepriesen werden, bey seiner Verbesserung fremder unaufhörlich, selbst gegen den Rigorism der äussern Form, verstösst, ja ihn zerstört wo er ihn vorfindet; wenn jemand, der einen langen Lebenslauf fast einzig damit zubrachte, Verse zu feilen, nicht einmal so weit gediehen ist, nur einen ordentlichen Hexameter zu machen. Von der Uebersetzung Lessingischer Fabeln, deren hier verschiedene eingerückt sind, in Verse, haben auch anderswo Proben gestanden. Die Prosa war gedrängt und rasch, die Verse sind matt, und zum Theil selbst die Wahl der Sylbenmaasse so beschaffen, (z. B. reimlose Alexandriner mit weiblichen Endungen und ohne Abschnitt) dass sie gänzlichen Mangel an Gehör verräth. Und was soll man von dem Geschmacke eines Kunstrichters halten, der bey der einmal übernommenen geistigen Vormundschaft Stellen wie folgende (in der Erzählung *Bankban* S. 245. u. ff.) stehen liess:

In allen Adern, glaubet Hein,
Rinn' ihm entflammter *Brantewein*,
Im Busen schlag' ein *Hammer*.

Es ist nämlich von den Regungen die Rede, welche eine auf der Maskerade tanzende Schöne dem Markgrafen Hein verursacht, und deren eigentliche Art sich sogleich, wie sie sich in eine Nebenkammer zurück zieht, noch handgreiflicher offenbart:

Nicht Scherz mehr, nicht mehr Bruderkuss;
Geil ist des Wollüstlings Genuss,
Und jedes Wort verwegen.

Bald darauf weiss der Erzähler (wenn wir nicht irren, ein bekannter Name) sich noch viel mit seiner Delicatesse, indem er sich bey einer vorkommenden Nothzüchtigung folgendermaassen aus dem Handel zieht:

O fleuch! und sie dich ja nicht um,
Und siehst du *was*, so bleibe stumm,
Du Göttin keuscher Leyer!

Eine andere kleinliche Angewöhnung Ramler's, besonders in seinen späteren Jahren, war die Sucht unnütze Noten zu machen. Die hier beygefügten sind zwar herzlich mager, aber dafür auch nur wenige. Es ist zu wünschen, dass die Beforger seines literarischen Nachlasses seine Gedichte, bey der zu erwartenden neuen Ausgabe, theils von dergleichen störenden Zusätzen, theils von veränderten Lesearten, die, wie das Gerücht geht und einige erschienene Proben beweisen, beträchtlich viel daran verdorben haben sollen, befreyen, und den Dichter, der in der Verherrlichung der Thaten Friedrichs des Grossen immer noch allein steht, sich selbst wiedergeben mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De Henrico I. Misniae et Lusatiae Marchione*, Commentatio I et II. — — scripsit *Fridr. August. Guilielmus Wenck*. 1797. und 1798. zusammen 6 Bogen in 4. Der Zweck dieser beiden, mit gründlicher Kenntniss abgefassten, akademischen Gelegenheitsschriften geht theils dahin, die, zum Theil widersprechenden, Angaben der Geschichtschreiber über die Genealogie Markgraf *Heinrichs* zu berichtigen, theils die, bisher streitig gewesene Frage: ob Markgraf Dedo, Heinrichs Vater, die Markgrafschaft Lausnitz oder Meissen, oder auch vielleicht beide zugleich, besessen habe? genau zu prüfen und zu entscheiden. In der *ersten* Abhandlung beweiset der Vf. aus guten Quellen, dass Heinrich ein Sohn Dedo's und der Adelheit von Brabant gewesen, und um das J. 1070 geboren sey. Zwar machen ihn mehrere Schriftsteller zu Dedo's Bruder wegen einer, von *Christ. Bekmann* edirten Urkunde vom J. 1135, worinne Heinrich ausdrücklich ein Bruder desselben genennet wird; allein der Vf. erkläret dieses Diplom aus den nämlichen Gründen, welche *Ritter* in seiner *meissnischen Geschichte* S. 113. gegen die Aechtheit desselben vorgeleget hat, für falsch, und fügt aus einer, zu dieser Absicht nicht benutzten Urkunde vom J. 1118 (in *Kreysig's* Beyträgen Th. 2. p. 244.) einen neuen Grund hinzu, wodurch jener Verdacht ungemein bestärkt, und die Behauptung, dass Heinrich ein Sohn, aber kein Bruder Dedo's gewesen sey, ausser Zweifel gesetzt wird. In der *zweyten* Abhandlung liefert der Vf. einige Nachrichten von dem Kriege, in welchen Dedo mit K. Heinrich IV, verwickelt wurde. Seine herrschsüchtige und ehrgeizige Gemahlin, Adelheid, die alles über ihn vermochte, hatte daran den meisten Antheil. Sie reizte ihn, ihre Ansprüche auf die thüringische Güter ihres ersten Gemals (Graf Otto's von Orlamünda) mit Gewalt durchzusetzen, und in Verbindung mit den missvergnügten Thüringern gegen Heinrich IV, zu Felde zu ziehen. Dedo wurde aber überwunden, seine Schlösser Beichlingen und Scheidingen wurden erobert, er selbst gerieth in Gefangenschaft und starb 1075, nachdem er sich zuvor mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte. Eigentlich hätte ihm nun zwar sein Sohn Heinrich (*cui hereditaria successione Marchia debebatur*, sagt *Lampertus Schafn.* ad a. 1075) in der Markgrafschaft folgen sollen; allein K. Heinrich IV, liess jetzt der Adelheit die, gegen ihn angesponnene Empörung empfinden, behielt ihren sechsjährigen Sohn, den sie ihm als Geisel zugeschickt hatte, in sicherer Verwahrung, und übertrug die erledigte Markgrafschaft Lausnitz nunmehro dem böhmischen Herzog Wratislaw, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste. — Wegen der Frage: ob Dedo die Markgrafschaft Lausnitz oder Meissen, oder auch beide zugleich im Besitz gehabt habe? geht der Vf. auf die vorherigen Besitzer der Markgrafschaft Meissen zurück, und zeigt aus mehrern Stellen der alten Chronisten, dass selbige von Graf Wilhelmen zu Weimar auf seinen Bruder Otto von Orlamünda, nach dessen kinderlosem Tode auf Graf Ekbert I von Braunschweig und endlich von diesem auf seinen minderjährigen Sohn Ekbert II, übergegangen sey. Letzterer wird theils von *Lamberto Schafn.* ad a. 1076, theils nach andern diplomatischen Nachrichten ausdrücklich im Besitz der Markgrafschaft Meissen aufgeführt; und obgleich auch Markgraf Dedo zuweilen als *Marchio Misniae* vorkommt, so hat doch derselbe diese Markgrafschaft — wie der Vf. wahrscheinlich zu machen sucht — nicht für sich, sondern nur als Vormund des minderjährigen Ekberts II. verwaltet. — Ausser den Gütern, die dem Markgrafen Dedo (nach S. XXIV.) in dem *pago Siusli* zuständig waren, besass er auch wohl noch einen District *in pago Hassego*, der zwischen den Flüssen Saja, Unstrut und Wipper gelegen war, und worinn Dedo das Grafenamt bekleidete. Denn, nach dem Inhalt einer noch ungedruckten Urkunde *de dato Ingelenheim II Kal. Dec.* 1045 übergab König Heinrich III, seiner Gemahlin Agnes sein *predium Schidingun situm in comitatu palatini comitis deti in pago Hassega.* Das hier vorkommende Scheidungen gehörte also nicht, wie p. V. N. 4. angeführt wird, zur Allodialverlassenschaft des 1069 ohne Erben verstorbenen Markgraf Otto's, sondern es machte eine königliche Domäne aus, deren sich Dedo in dem Thüringischen Kriege bemächtiget hatte, und die K. Heinrich IV wieder eroberte. Uebrigens enthalten diese dem Umfange nach kleinen Schriften einen Reichthum von Nachrichten, der über diesen, noch ziemlich verwickelten Theil der alten meissnischen Geschichte, manches Licht verbreiten und dem Geschichtsforscher zu nähern Untersuchungen Anlass geben. Ueberall sind die Quellen aus den gleichzeitigen Chronisten wörtlich angeführt, und mit kritischem Scharfsinn benutzet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. König: *Vie de Lazare Hoche*, General des armées de la Republique, par *A. Rousselin. Tome Premier.* 480 S. (nebst dem Bildnisse des Generals Hoche.) *Tome Second.* 488 S. (3 Rthlr.)

Mehr von Seiten der Kühnheit seiner Entwürfe, und von der Energie und der Beharrlichkeit in der Ausführung, als von Seiten seiner Kenntnisse und wahren Feldherrn-Talente achtungswerth, scheint *Hoche* uns mit einem Menzel, Trenk und Luckner in *eine* Classe zu gehören, und sonach war kein grosser Gewinnst für die Fortschritte der Kriegskunst von ihm zu erwarten. Sein Geschichtschreiber hat den revolutionären Ton, der zu Robertspierre's Zeiten herrschte, den zumal Barrere so sehr in Gang brachte und erhielt, bis zur Täuschung getroffen. Dieselbe Abwechselung von Schwulst und Gemeinplätzen; diese bunte Mischung von Anführungen aus ältern und neuern Schriftstellern; dies philosophisch seyn sollende Gewand, das der wahren Philosophie völlig fremd ist, und die wahre Gestalt nur zur Hälfte verbirgt; jene gesuchte Kürze, wo man unter dem Schein der Verachtung des Feindes und eigener Bescheidenheit, nur das Resultat mit wenigen Worten sagt, das aufs Geradewohl als Wahrheit aufgenommen werden soll, weil der Mangel an Detail die nähere Prüfung erschwert.

Hoche war 1768 in einer Vorstadt von Versailles von sehr armen Aeltern geboren, die ihm keine wissenschaftliche Erziehung geben konnten. Sein grosser Wuchs und seine schöne Gesichtsbildung war Veranlassung, dass er unter der französischen Garde Kriegsdienste nahm. Er wandte das Wenige, was er von seinem Gehalte, oder von seinem Nebenverdienste erübrigen konnte, zum Ankauf von Büchern an, die er mit grosser Begierde durchlas. Unter diesen beschäftigten ihn vorzüglich die Werke der neuern französischen Philosophen und insbesondere die Rousseauschen. Mit einer zügellosen Einbildungskraft begabt, und ohne Vorkenntnisse zu besitzen, hatten diese Schriften eine ausserordentliche Wirkung auf seine an keine so starke Nahrung gewöhnte Seele, und wahrscheinlich war dies Studium die erste Veranlassung, dass er nachher einer der eifrigsten Apostel der Revolution ward. Schon frühzeitig äusserte sich in ihm eine Abneigung, sich dem im Militair unumgänglich erforderlichen Gehorsam zu unterwerfen. Hoche ward mehrmals wegen verübter Gewaltthätigkeiten und Vergehen gegen die Subordination gestraft. Er zeichnete sich durch seine Neigung zum Unruhestiften vor seinen Cameraden aus, welche durch das an ihm gerühmte hohe Gefühl für Gerechtigkeit, das ihn zu mehrern Händeln reizte, allenfalls entschuldigt, aber nicht gerechtfertigt werden kann.

In den Zeiten der politischen Gährungen und Unruhen ist derjenige, der Muth und Kraft genug hat, sich an die Spitze zu stellen, immer gewiss, bald grossen Anhang zu erhalten. Hoche's einnehmendes Wesen, sein Unternehmungsgeist und seine Verachtung aller Hindernisse erwarben ihm bald unter seinen Cameraden eine zahlreiche Partey. Gleich bey den ersten Auftritten der Revolution und insbesondere bey der Stürmung der Bastille, an der die französischen Garden bekanntlich vielen Antheil hatten, spielte er eine bedeutende Rolle. Bey der neuen Organisirung dieses Regiments ward er Adjutant. Er war in diesem Zeitraum la Fayette'n sehr ergeben. Der Kriegsminister Servant versetzte ihn als Lieutenant in das Regiment Rouergue, das zu Thionville in Besatzung lag. Während der Belagerung fand Hoche mehrmals Gelegenheit, Beweise von einem ausserordentlichen Muthe zu geben; nach der Aufhebung derselben ward er zu der Ardennenarmee geschickt, wo er die Bekanntschaft des Generals Leveneur machte, der sich seiner bey mehrern Streifparteyen mit gutem Erfolge bediente. Er verrichtete nachher den Dienst eines Adjutanten bey diesem General, und nahm an den verschiedenen Gefechten, die nach der Niederlage bey Altenhofen bis zu der gänzlichen Verlassung der Niederlande vorfielen, Theil. Leveneur schickte ihn, als Dumouriez die Armee verlassen hatte, nach Paris; allein kaum war er von dieser Reise zurück gekommen, als dieser General in Arrest genommen, und Hoche selbst, der sich seiner mit zu vieler Wärme angenommen hatte, vor das Revolutionsgericht in Douay geführt ward, das ihn aber frey sprach. Er ward nun zum Generaladjutant und Bataillonschef ernannt, und gleich darauf nach Dünkirchen geschickt, gerade in dem Augenblick, als die Armee des Herzogs von York vor dieser Stadt angekommen war. Hier commandirte er die drey heftigen Ausfälle vom 6ten, 7ten und 8ten Sept. 1793. Nachdem die Engländer die Belagerung aufgehoben hatten, erhielt er den Charakter als Chef der Brigade und zugleich das Commando über die Truppen, welche zur Deckung von Dünkirchen zurück blieben, und deren Stellung er durch

durch eine Art von verschanztem Lager bey Rosendal zu sichern suchte.

Hier entwarf er vermuthlich zuerst den Plan England selbst anzugreifen. Er hielt 100 Bataillons, 15 Escadrons, 3 Compagnieen reitender Artillerie und 40 Stück schweres Geschütz für mehr als hinreichend zu dieser Eroberung. Das Schicksal schien ihm wenige Wochen nachher eine kleine Warnung zu geben. Er erhielt Befehl, einen Versuch auf Nieuport und Ostende zu machen, der nicht glücklich ausfiel. Der Vf. ist der Meynung, dass Hoche selbst das Corps, das diese Expedition ausführen sollte, in Person angeführt habe; Rec. glaubt aber mit Gewissheit versichern zu können, dass es unter den Befehlen des Generals Vandamme gestanden habe; wenigstens war dieser es, der an den versammelten Magistrat in Fürnes die Anrede hielte: *Je viens Vous apporter la mort et la famine*, und den ein Mitglied desselben Mr. de L. durch die sehr passende Antwort: *Rien que cela, mon General?* aus aller Fassung brachte, wenn er ihn gleich nicht dadurch abhielt, den letzten Theil seiner Drohung in Erfüllung zu bringen. Vandamme war es, der Nieuport auf eine sehr grosssprecherische Art auffodern liess, und der dem Wohlfahrtsausschuss jenen pralenden Bericht von Fürnes machte, in welchem er versicherte: der Hafen von Ostende werde in kurzem nicht mehr seyn. Welchen Antheil Hoche aber auch an dieser Unternehmung gehabt haben mag; so bleibt ausgemacht, dass sie eben so schlecht eingeleitet, als übel ausgeführt ward.

Hoche sollte nun auf einem grössern Theater wirken; er erhielt das Commando über die Mosel-armee, die schon seit geraumer Zeit sich in einer gänzlichen Unthätigkeit befand. Einer seiner ersten Grundsatze war, die Truppen in einer beständigen Bewegung zu erhalten, und sie so viel, als die Jahrszeit nur verstattete, campiren zu lassen, um der Weichlichkeit entgegen zu arbeiten, und sie an die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu gewöhnen. Allein die Moselarmee war nicht allein aus Weichlichkeit unthätig; sie war schlecht organisirt und exercirt, woran vorzüglich das öftere Wechseln ihrer Generale Schuld war. Hoche arbeitete unablässig, die verlorne Disciplin herzustellen, und den Muth wieder zu beleben. Die Organisirung einer Armee ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; man liess ihm keine Zeit seine angefangene Arbeit zu vollenden. Nach dem damals in Paris zur Tagesordnung gehörenden Grundsatz, dass alle Angelegenheiten der Republik, wie im Treibhause, ausgerichtet werden müssten, verlangte der bey der Moselarme anwesende Repräsentant *St. Just*, dass in kurzer Zeit nicht nur kein Preusse im Elsass bliebe, sondern auch keiner von ihnen nach seinem Vaterlande zurückkehren sollte, um die Nachricht von den erlittenen Niederlagen zu überbringen!! Hoche zieht seine Armee zusammen, greift die Preussen bey Kaysersjautern mit Heftigkeit an — und wird geschlagen.

Es ist klar, dass Hoche in diesem Zeitraume eine starke Partey in Paris gegen sich hatte; denn es war ihm nicht möglich, den Chef seines Generalstabes *Hedonville*, den man wider seinen Willen in Arrest gezogen, und nach Paris geschleppt hatte, zu retten: es scheint aber, dass man seine Talente kannte, denn er behielt, ungeachtet der erlittenen Niederlage nicht nur das gehabte Commando, (eine bis dahin in den Annalen der Republik unerhörte Sache) sondern er bekam auch von den Repräsentanten und selbst von den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses Briefe des Trostes und der Aufmunterung. „Belebt durch dies ihm bewiesene Zutrauen, beschäftigt sich Hoche einzig, den erlittenen Verlust wieder gut zu machen. Bleiben die Feinde unthätig, schreibt er in einem seiner Berichte; so sind sie verloren. Der Erfolg rechtfertigte diese Prophezeihung. Hoche greift von neuem an, siegt in den Ebenen von Weissenburg, zwingt die Verbundenen die Stellung von Hagenau zu verlassen, und trägt dadurch nicht wenig zu dem Entsatz von Landau bey."

Unser Vf. ist so sehr für den Feldherrn, dessen Geschichte er beschreibt, eingenommen, dass er die glücklichen Fortschritte, welche die französischen Waffen am Ende des Feldzugs von 1793 im Elsass und am Rhein machten, einzig und allein ihm zuschreibt, und daher an vielen Stellen gegen Carnot und vorzüglich gegen Pichegrü ungerecht wird. Wir räumen ihm ein, dass der heftige und aufbrausende Charakter Hoche's mehr dem Geiste, der gerade in diesem Zeitraum in dem Wohlfahrtsausschuss und vorzüglich in den französischen Armeen herrschte, angemessen war, als das sanfte und vorsichtige Wesen Pichegrü's. Hoche war, wie Jean de Bry einst sehr richtig von ihm sagte, ein Kind der Revolution, im eigentlichen Sinn dieses Ausdrucks; nur unter solchen stürmischen Verhältnissen konnte er eine Rolle von Bedeutung spielen, in jeder andern Lage würde er nicht empor gekommen seyn. Pichegrü war für ruhigere Zeiten geboren, sein stiller Charakter war mit dem Revolutionsgeist im Widerspruch. Hoche sah die Revolution mit dem Auge eines entzückten Liebhabers an, der selbst die Fehler schön findet; Pichegrü täuschte sich nicht über ihre wahre Beschaffenheit; vielleicht hielt er sie nicht einmal für das, was sie wirklich war. Hoche hatte in Handeln über Pichegrü eine Ueberlegenheit, wie sie der leidenschaftliche Mann über den, der bloss den Gründen der kalten Vernunft Gehör giebt, in den Fällen hat, wo die grössere oder geringere Energie für den augenblicklichen guten Erfolg entscheidet. Es ist aber falsch, dass, wie hier behauptet wird, Pichegrü die Disciplin verfallen liess; dieser General genoss das seltene Glück, nicht nur von seiner Armee, sondern auch von den Bewohnern der eroberten Länder geliebt zu seyn; der sicherste Beweis, dass er die Disciplin aufrecht erhielt.

Hoche erfuhr indess bald auch an seinem Theile die Misshandlungen, denen die Generale der französischen

fischen Republik ausgefetzt find. Kaum kehrt er als Sieger mit feiner Armee in die vorher gehabten Standquartiere wieder zurück, als die Feindfchaft mehrerer Perfonen von Gewicht, und unter diefen insbefondere des Rep. *St. Juft*, ihm ftatt der Belohnung, die er mit Recht verdiente, einen fchimflichen Kerker bereitet. Zu feige, ihn in der Mitte feiner Armee, die ihn als ihren Vater liebte, in Verhaft nehmen zu laffen, trägt man ihm zum Schein das Commando der italienifchen Armee auf; allein kaum ift er zu Nizza, wo das Hauptquartier derfelben war, angekommen, als man ihn in Arreft nimmt und nach Paris fchleppen läfst, wo er, ohne verhört zu werden, nach der Conciergerie gebracht wird. Der Tod würde hier fein unvermeidliches Schickfal gewefen feyn, wenn der berühmte 9te Thermidor auch für ihn nicht die Stunde der Freyheit herbeygerufen hätte.

Hoche erhielt das Commando der kleinen Armee, welche den Namen von der Küfte zu Cherbourg führte, und deren eigentliche Beftimmung war, die Aufrührer, welche unter den Namen von Chouans in diefen Gegenden grofse Verheerungen anrichteten, zu bekämpfen, womit nachher die Armee der Brefter Küfte vereinigt wurde. Rec. hätte gewünfcht, über diefen merkwürdigen Theil aus Hoche's Leben hier einige nähere Auffchlüffe zu finden; allein die Darftellung des Vfs. ift hier eben fo verworren und mangelhaft, als in den mehrften Stellen feiner Gefchichte. Nach dem, was Rec. aus dem hier angeführten, verglichen mit dem, was ihm glaubwürdige Perfonen, die Augenzeugen der dortigen Auftritte waren, verfichert haben, als zuverläfsig ausheben kann, war die Lage, in der Hoche die dortigen Angelegenheiten fand, kürzlich diefe: die Chouans waren eine in der ganzen Gegend zerftreuete Räuberbande, die keineswegs den Zweck hatten, die Monarchie wieder herzuftellen, obwohl fie unter diefem Vorwande fich oft viele Gewaltthätigkeiten erlaubten, und nicht felten ihre Zahl durch eifrige Royaliften, die fie täufchten, anfehnlich verftärkt wurden. Der Krieg, den die Republik mit ihnen führte, dauerte lange, weil von den franzöfifchen Generalen keiner ernftlich zu Werke ging, und die Chouans bey allen Gelegenheiten fich zerftreuten und verbargen, und nicht eher wieder erfchienen, bis die Armeen auseinander gegangen waren. Die Aufrührer hatten mehrere Chefs, die Hoche fehr richtig beurtheilte, wenn er gleich nach feiner Ankunft dem Wohlfahrtsausfchufs berichtete: „mit 200,000 Livres und 10 „Paar Epaulets, werden wir den gröfsten Theil die„fer Anführer für uns gewinnen; der Stock wird das „übrige thun." Hoche entwarf den Plan, durch eine anfcheinende Mäfsigung und Schonung die Gemüther für fich zu gewinnen, bey der erften Veranlaffung aber mit defto gröfserer Strenge zu verfahren. Diefem Grundfatz gemäfs, behandelte er die Einwohner mit möglichfter Schonung und fuchte durch eine anfcheinende Toleranz, die Geiftlichen in fein Intereffe zu ziehen. Der Wohlfahrtsausfchufs hatte das Abhauen der den Bewohnern diefer Gegend fo nützlichen Hecken, mit denen ihre Felder umzogen find, befohlen, Hoche wagte es diefen Befehl nicht zu vollziehen. Er beftrafte die Soldaten aufs fchärffte, die, wie vielfältig gefchah, fich Plünderungen und Graufamkeiten zu Schulden kommen liefsen. In Rückficht der militärifchen Operationen aber vertheilte er feine Armee in kleine Corps, die in den verfchiedenen Diftricten beftändig herumftreifen mufsten, um alle Zufammenrottirungen zu verhindern. Der gute Erfolg diefer Anordnungen zeigte fich bald. Es fchien als wenn fich die unruhigen Gemüther immer mehr zum Ziele legen würden; der Geift der Mäfsigung, der gerade in diefer Zeit zu Paris herrfchte, hatte einen wohlthätigen Einflufs auf jene unglücklichen Gegenden. Der Wohlfahrtsausfchufs ging aber in dem angenommenen Syftem des Nachgebens weiter, als Hoche für rathfam fand, der gleich anfangs die Aufrichtigkeit der Anführer der Chouans in Verdacht zog. Man hielt Conferenzen mit den Chouans, ohne Hoche dabey zu Rathe zu ziehen. Bey einer Unterredung, die bey Rennes zwifchen den Abgeordneten der Republik und den Chouans gehalten wurde, verlangte einer ihrer Chefs, Cormartin, fogar, dafs Hoche nicht zugegen feyn follte. Selbft der Waffenftillftand, den die Republik mit den Chouans fchlofs, fcheint nicht fein Werk gewefen zu feyn. So viel fieht man mit Gewifsheit, dafs Hoche in diefer Epoche nicht fehr die Gewogenheit des Wohlfahrtsausfchuffes befafs; er würde wahrfcheinlich bald das Commando diefer Armee verloren haben, wenn nicht die Ereigniffe, die gleich nachher eintraten, feine Dienfte mehr als jemals unentbehrlich machten.

Die Chouans, ftatt die Waffen niederzulegen, verfammelten fich wieder; fie gingen mit ihren Anwerbungen mit vieler Dreiftigkeit zu Werke, und nahmen fogar von Hoche's Armee, und felbft von feinen eigenen Leuten mehrere als Recruten an. Schon hatte Cormatin ein beträchtliches Corps beyfammen, als Hoche ihn unvermuthet überfiel und gefangen nahm. Kurze Zeit nachher landeten die Emigranten zu Quiberon. Die nähern Umftände diefer Expedition find aus mehrern Schriften bekannt; wir bemerken hier nur, dafs der Vf. von einer Capitulation zwifchen Sombreuil und Hoche nichts erwähnt. Nach diefem Treffen erhielt Hoche auch das Commando über die Armee in der Vendée, wo aufs neue Unruhen ausgebrochen waren. Diefe waren inzwifchen fo furchtbar nicht mehr, wie ehemals; der gefchloffene Waffenftillftand hatte die Folge gehabt, dafs viele Aufrührer nach ihren Dörfern zurückgekehrt waren, und die verfchiedenen Chefs viel von ihrem Anfehen verloren hatten. Diefe begingen unftreitig dadurch einen grofsen Fehler, dafs fie bey der Abfchliefsung des Waffenftillftandes fich nicht gänzlich unterwarfen; eine halbe Unterwerfung und eine halbe Beybehaltung ihrer Unabhängigkeit mufste natürlich ihr Verderben herbeyführen; denn während fie ihre

Macht

Macht zum Theil aus den Händen gaben, blieben die republikanischen Armeen nicht nur in ihrer vorigen Stärke, fondern wurden noch vermehrt. Es scheint sogar, als wenn die in spätern Zeiten bewiesene gröſsere Theilnahme der Engländer und Emigranten an diesem Aufstande den Republikanern eher vortheilhaft als schädlich gewesen sey. Stoffel und Charette, diese einst so furchtbare Anführer, fielen beide in die Hände des Generals Hoche. Wir finden nicht, daſs die verschiedenen Truppenabtheilungen, mit denen Hoche die ganze Vendée durchstreifen lieſs, vielen Widerstand fanden, und er hatte folglich keine Gelegenheit, seine Feldherrn-Talente zu zeigen. Destomehr wurde aber seine Energie und Beharrlichkeit auf die Probe gesetzt; beide Eigenschaften lieſsen ihn über die unzähligen Hindernisse, die sich einem Frieden in der Vendée entgegensetzten, den Sieg davon tragen.

Kaum ist der Friede geschlossen, und wir sehen Hoche mit einer Anstrengung, die nur eine heftige Leidenschaft hervorbringen und unterhalten kann, zu seinem Lieblingsproject, einer Landung in Irrland, zurückkehren. Hoche war nicht der einzige, der von dem Hasse gegen die Engländer beseelt war; wir finden diese Leidenschaft bey allen eifrigen Anhängern der demokratischen Verfassung in Frankreich. Man haſst gemeiniglich den am mehrsten, dessen Schläge am empfindlichsten treffen; England war unstreitig der furchtbarste Feind; aber nicht diese Ursache allein, sondern insbesondere der Umstand, daſs die demokratische Verfassung gerade die constitutionelle, die mit der englischen so viel Aehnlichkeit hatte, über den Haufen warf, machte, daſs man einen Theil des Hasses, den man gegen die der Constitution ergebenen hegte, auf die Engländer übertrug. Die Freyheit, der die Engländer huldigen, hat eine andere Gestalt, als die Göttin, der die Franzosen Altäre bauen. — Die schlechte Beschaffenheit der Marine, und die Abneigung des Admirals *Villaret Joyeuse*, der die Expedition nach Irrland miſsbilligte, zu ihrer Wiederherstellung hülfreiche Hände zu bieten, machte, daſs die Ausrüstung der Flotte, welche die Truppen nach Irrland führen sollten, nur sehr langsam von statten ging. *Villaret Joyeuse* ward durch seine Ernennung zum Repräsentanten von Brest entfernt, und da der Seeminister *Truguet*, die Bemühungen des Generals Hoche unterstützte; so gelang es diesem endlich, sich mit 15000 Mann Landungstruppen einzuschiffen. Ein heftiger Sturm trennte mehrere Schiffe und namentlich die Fregatte, worauf sich Hoche befand, von der Flotte, wovon der gröſste Theil zwar auf der irrländischen Küste ankam, aber in der Abwesenheit ihres Chefs nicht zu landen wagte, sondern nach einem drey wöchentlichen Aufenthalt in dieser Gegend, wieder ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Frankreich zurückkehrte. Hoche selbst landete nach unzähligen Gefahren jeder Art wieder in Rochefort. Das erlittene Unglück hat seinen Muth nicht geschwächt; kaum hat er wieder festen Fuſs gefaſst, und schon dringt er auf die abermalige Ausrüstung einer Flotte, um die nämliche Unternehmung aufs neue zu versuchen. Sein Wunsch geht diesmal nicht in Erfüllung, sondern er erhält das Commando der Sambre- und Maasarmee.

Die Armee hatte während ihres Rückzugs aus Franken unter Jourdan sehr gelitten; ihre Wiederorganisirung, und die Einrichtung einer bessern Verpflegung, waren die ersten Gegenstände, womit Hoche sich bis zur Eröffnung des Feldzugs vorzüglich beschäftigte. Er theilte die Armee in mehrere groſse Divisionen, die aber, nicht wie sonst gebräuchlich ist, aus verschiedenen Armaturen zusammengesetzt waren, sondern nur aus einer einzigen bestanden. So machten z. B. die Jäger und die Husaren, jede eine eigene Division, die ganze Infanterie aber war in 6 Divisionen eingetheilt. Der Vf. hält dieser Einrichtung eine sehr groſse Lobrede, die Rec. aber nicht unbedingt unterschreiben möchte. Die Vertheilung der Artillerie bey den Brigaden hat z. B. groſsen Nutzen; auch sieht Rec. nicht wohl ein, warum die leichten Truppen, die doch nie an einem Orte zugleich agiren, eine Division ausmachen sollen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. 1) *Stollberg* a. Harz, b. Schulze: *Der Dienstspiegel, und zwar erstlich: Spiegel fur Herrschaften.* 1798. 38 S. 8.
2) Ebendaselbst: *Der Dienstspiegel, und zwar zweytens: Spiegel fur Dienstboten.* 1798. 38 S. 8.

In Nr. 1. ist das von den ländlichen Dienstherrschaften zu beobachtende Verfahren gegen ihr Gesinde in 60 Regeln, und in Nr. 2. die Obliegenheit des letzten gegen die ersten in eben so viel Regeln zusammengefaſst und in einer populären Schreibart vorgetragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1799.

GESCHICHTE.

Paris u. Strasburg, b. König: *Vie de Lazare Hoche, etc. par A. Rouſſelin etc.*

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Der Plan des General Hoche bey Eröffnung dieſes Feldzuges war, während er den Theil ſeiner Armee, der ſich am rechten Rheinufer befand, in mehrern Abtheilungen die Sieg paſsiren lieſs, zugleich bey Neuwied über den Rhein zu gehen.

Die Niederlage, die der kaiſerliche General Kray erlitt, iſt noch im friſchen Andenken; auch aus dieſer Geſchichte erhellt ziemlich deutlich, daſs die angefangenen Unterhandlungen wegen der Verlängerung des Waffenſtillſtands an den Vortheilen, die Hoche hier erfochte, einen ſehr groſsen Antheil hatten. In andern Kriegen würde man von Gefechten dieſer Art wenig Aufhebens gemacht haben; denn das Krayſche Corps mochte aufs höchſte 4000 Mann ſtark ſeyn; in der vor uns liegenden Geſchichte hält der Vf. dieſe Affaire aber für einen ſo glänzenden Sieg, daſs er ſich in keiner geringen Verlegenheit befindet zu beſtimmen, welche merkwürdige That aus der Vorzeit würdig genug ſey, mit ihr verglichen zu werden. Wir haben über die verſchiedenen Gefechte, welche bis zu der Ankunft des Couriers von der Italienſchen Armee, der die Friedens-Nachricht brachte, vorfielen, mehrere Druckſchriften ſowohl von Oeſterreichiſcher als Franzöſiſcher Seite, wovon die Antwort auf das Oeſterreichiſche Bülletin von einem angeblichen Officier des Generalſtabes des Generals Hoche von dem letzten ſelbſt iſt. Ein Ungenannter hat beide Schriften in einer kleinen Broſchüre, (ſ. A. L. Z. 1798. Nr. 146.), mit einander verglichen, und mehrere in beiden enthaltene Unrichtigkeiten gerügt. So viel iſt gewiſs, daſs die Franzöſiſche Armee der Kaiſerlichen weit überlegen war, und ſich in einer viel günſtigern Lage befand. Der General Wernek würde vielleicht beſſer gethan haben, wenn er in der ſehr miſslichen Lage, in welcher er ſich befand, die erhaltene Dispoſition dem Buchſtaben nach befolgt hätte, ſtatt eine neue zu entwerfen, die zu nichts beſſerem führen konnte.

Nach dem Frieden ward Hoche durch innere Unruhen zu Paris, die ſich mit Carnot's und Pichegrü's Sturze endigten, und woran er vielen Antheil hatte, ſehr beſchäftigt; es ſcheint auch, daſs er ſein Lieblingsproject England anzugreifen wieder hervor geſucht hatte; allein eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, wovon er den Keim ſchon lange in ſeinem Buſen trug, endigte zu Wetzlar ſein Leben. Der Vf. ermangelt nicht, um die Scene zu verſchönern, eine Vergiftung mit ins Spiel zu bringen; die Beweiſe, die er anführt, ſind inzwiſchen ſehr unzureichend, und werden durch die von den deutſchen Aerzten bekannt gewordenen Nachrichten über Hoche's Krankheit widerlegt.

Der zweyte Theil iſt in mehrerm Betracht wichtiger als der erſte. Er enthält mehrere Briefe, die Hoche theils an die verſchiedenen Comités, an die Repräſentanten bey der Armee, an die Miniſter u. ſ. f. ſchrieb, nebſt Auszügen aus Ordern an die Unterbefehlshabers und an die Truppen; auch ſind einige freundſchaftliche und Familien-Briefe mit eingerückt. Das Ganze macht ein nicht ſehr zuſammenhängendes Gemiſch von ernſthaften und luſtigen, von ſehr unerheblichen und mit unter auch intereſſanten Gegenſtänden. Rec. hat nicht ohne Vergnügen den verſchiedenen Epochen nachgeſpürt, welche Hoche durchwandelte, ehe ſein Geiſt ſich aus der Rohigkeit bis zu einer verfeinerten Bildung erhob. Seine erſten Briefe und Ordres ſind voll wilder, überſpannter Ideen und Projecte; ſein Stil iſt ungebildet und verräth hin und wieder eine ſtarke Bekanntſchaft mit der Sprache, die in den Wachtſtuben gebräuchlich zu ſeyn pflegt. Die Wörter *Bougre, Fouttre, Diable* .... u. ſ. ff. kommen alle Augenblicke vor. Er macht ſich über das Talent ſchön zu ſchreiben, das Pichegrü beſitzt, luſtig; unvermerkt fängt er aber ſelbſt an, mehrere Aufmerkſamkeit auf ſeine Schreibart zu verwenden.

Einige Berichte über die Lage in der Vendée und über die zweckmäſsigſten Mittel, den dortigen Krieg zu endigen, wie nicht weniger die Briefe an Carnot, (für deſſen Kenntniſſe er eine mit Furcht verbundene Achtung gehabt zu haben ſcheint,) enthalten viele reiflich durchdachte Bemerkungen.

Seine Schreibart verſtand Hoche ſehr gut nach der Denkart eines jeden, an den er ſchrieb, zu verändern. Dies zeigt ſich beſonders in den Ordres, die er vor dem Anfange eines Treffens gab. Sie enthalten mehr Auffoderungen zur Tapferkeit und Declamationen, als eigentliche Diſpoſitionen. Aber anders ſchreibt er an die Generäle Morlot und Simon; anders an den klugen und feinen Deſaix. Nach der Beendigung des Krieges in der Vendée, ſcheint ſich eine trübe Stimmung ſeiner bemächtigt zu haben, die gegen das Ende ſeines Lebens immer herrſchender wurde, und vermuthlich in dem zerrütteten Zu-

ſtande ſeiner Geſundheit ihren Grund hatte. Dies Gemiſch von Rohheit und emporſtrebender Cultur, vom Bewuſstſeyn ſeiner Energie und Stolz auf ſeine Thaten, mit dem Gefühl der immer mehr und mehr ſinkenden Kräfte des Körpers, geben mehrern freundſchaftlichen Briefen einen Anſtrich von ſanften Empfindungen, die hier urſprünglich nicht zu Haus gehören, obwohl er nicht ohne Sinn für die Freuden der Liebe und der Freundſchaft geweſen zu ſeyn ſcheint. So wie er aber ins thätige Leben übergehet, ſo erſcheint der Geiſt der Strenge, der eben ſo ſehr ein Werk der Grundſätze war, als er zu den Zügen ſeines Charakters gehörte, wieder im vollſten Lichte. Kein Mittel iſt ihm zu theuer, wenn es auf die Erreichung ſeines Endzwecks ankam. Er empfielt ſeinen Unterbefehlshabern Tauſchung jeglicher Art.

Dieſe Sammlung von Original-Stücken, die den Inhalt des zweyten Theils ausmachen iſt nach den Armeen, die er nach einander commandirte, eingetheilt. Sie würde ſehr an Vollſtändigkeit und Deutlichkeit gewinnen, wenn man zugleich die Antworten und die Belege, von denen oft die Rede iſt, mit abgedruckt hätte. Es ſcheint aber, daſs man bey der Bekanntmachung dieſer Originalſtücke, nicht mit ſehr vieler Aufrichtigkeit zu Werke gegangen ſey, ſondern alles unterdrückt habe, was in irgend einer Hinſicht den jetzt in Frankreich herrſchenden Meynungen anſtöſsig oder dem Andenken Hoche's nachtheilig ſeyn könnte. Was uns in dieſer Vermuthung noch mehr beſtärkt, iſt die Bemerkung, daſs in beiden Theilen, von dem Projecte eine Republik aus den an beiden Rheinufern eroberten Ländern zu bilden, durchaus keine Rede iſt, woran doch, wie man zuverläſsig weiſs, Hoche den gröſsten Antheil hatte. Vermuthlich fühlte ſein Biograph, daſs ein Project, das der franzöſiſchen Republik keinen Vortheil bringen würde, und den Bewohnern dieſer Länder ſelbſt durchaus ſehr verhaſst war, ſeinem Urheber zu keinem vorzüglichem Ruhme gereichen konnte.

Die in dieſem Werke befindlichen Generalcharten von den verſchiedenen Kriegestheatern, auf welchen Hoche commandirt hat, haben keinen beſondern Werth.

Frankfurt u. Leipzig: *Schilderung der Franzoſen während der Revolution. Von einem Augenzeugen.* 1797. 342 S. 8.

Des angenommenen Charakters eines Augenzeugen und des hochklingenden Vorberichts der Berichtigungen und Ergänzungen gangbarer Vorſtellungen ungeachtet, kann Rec. nicht umhin, den gröſsten Theil dieſes Gemengſels für oberflächlich ſeicht, ungeläutert in der Materie, abgeſchmackt und incorrect in der Form, und den übrigen erträglichen Theil für entlehnt und nachgeſprochen zu erklären. Keine neue Data und Aufſchlüſſe, keine belehrende Beobachtungen. Die behandelten Gegenſtände ſind etwa folgende: eine ſehr verunglückte und auf ſeichte und einſeitige Beobachtungen gegründete Schilderung des Charakters des franzöſ. Volks in einzelnen Zeitpuncten der Revolution und ſeiner Repräſentanten. Ueber Volksgeſellſchaften und Jacobinismus. Widerſpruch des Geſchreyes über franzöſiſche Emiſſarien und Propagandiſten in Deutſchland — wogegen bey aller Uebertreibung dieſes Geſchreyes, ſich doch aus Thatſachen neuerer Zeit manches einwenden lieſse. — Ueber gezwungene Anleihen und Requiſitionen. — Plünderungen der Kirchen. — Revolutionsgerichte, Behandlung der Gefangenen und Beſchreibung der Kerker. — Ueber den Haſs der Franzoſen gegen Fremde, beſonders auch gegen die *Deutſchen!* Hier möchte manches nicht ungegründet ſeyn. — Ueber die verſchiedenen franzöſiſchen Conſtitutionsacten; Aſſignaten; Erziehung etc. zum Theil entlehnt und überhaupt das Alltäglichſte, was darüber noch geſagt iſt. — Die Guillotine (wenig mehr, als die Ueberſchrift.) — Der Abſchnitt über die Emigranten endlich, iſt in der prophetiſchen Bibelſprache (nicht ſehr witzig) abgefaſst. — —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Mietau, b. Steffenhagen: *Predigten durch das Bedürfniſs und den Geiſt der Zeit veranlaſst*, von *Johann Nicolaus Tilling.* 1796. 176 S. 8. (16 gr.)

Von der lebhaften, oft rauſchenden Sprache, von dem öfters an Ueppigkeit gränzenden Reichthum und der raſchen Lebhaftigkeit der Darſtellung in dieſen Vorträgen mag der Schluſs der zweyten und der Anfang der ſechſten Predigt zur Probe dienen. — Pr. 2. S. 36. „Und welches Vertrauen, welches frohe muthige Vertrauen gebühret dem Gott, der ſo „weit half, daſs er auch weiter helfen werde! Er, „der die Tugend liebt, er, der ſie ſo ernſt gebot „und ſie zu *Bedingung* des *Lebens*(?) machte, er „wird, er kann ihr die freundliche hülfreiche Hand „nicht verſagen. Jeder gemachte Fortſchritt bahnet „und bürget den Folgenden; jede erſtiegene Stufe „zeiget in hellerem reitzendern Lichte die höhere. „Ja! von Kraft zu Kraft, von Würde zu Würde, „von Seligkeit zu Seligkeit dränget ſich der Weiſe, „der Chriſt, durch die Gaukelſpiele der leichtſinnigen Thorheit, durch die *Sirenen Geſänge* der Sinne „und Erdenlüſte, hinan zu jener *Sphäre* von *Gloria* „und *Majeſtät*, wo die hohe Ahnung, die hier ſchon „ſeinen Buſen hob, ſich erklärt, wo ſich ſein Glaube in Schauen, ſeine Hoffnung in Genuſs verwandelt, wo er mit ſegnendem Blick auf die durchlaufene Bahn zurückſchauet, und, durchdrungen von „*ſeligen* Gefühlen, ſpricht: ſie war der Mühe und „des Kampfes, ſie war der Thränen werth, womit „ich ſie bezeichnet habe.“ — Pr. VI. S. 83. zu Anfange: „Der Glaube an den Auferſtandnen, o ewiger Herr und Vater unſers Lebens! iſt, Glaube an „deine allmächtige Gotteskraft, an deine Weisheit „an deine unausſprechliche Menſchenliebe. Der Glaube an den Auferſtandenen iſt die *Grundſaule* der „Tugend und der Ruhe von Millionen *irrender* und „trauernder Menſchen. Der Glaube an den Auferſtandenen, iſt unſer Führer und Beyſtand in den „Dun-

„Dunkelheiten, wo uns das Auge des Leibes und „das Auge des Geistes, die *Vernunft, ohnmächtig „verlafst.* (?) Er ist der heiligste Bürge, jener gro- „fsen herrlichen Hoffnung, die uns aufrecht erhält, „wenn die Erde unter unsern Füfsen wanket, und „uns Leib und Seele verschmachten will. O erhal- „te ihn uns, stärke, belebe ihn, lafs uns seiner Kraft „und seines Segens immer mehr froh werden. U. „V." Die freye Manier, worinn der Vf. arbeitete und vermöge deren er sich aller befondern Ankündigung feines jedesmaligen Thema, oder der seinem Gedankengange zum Grunde liegenden Disposition überhob, machte es ihm möglich, feines rednerischen Schmuckes ungeachtet, manche bey der gewöhnlichen Form beynahe unvermeidliche Umschweife und Wiederholungen zu vermeiden, wobey man ihm jedoch einräumen mufs, dafs in feinen Abhandlungen noch immer ganz gute Ordnung herrscht. Indessen bleibt es bey der Art, wie er diese Manier anwandte, und bey der zuweilen nicht geringen Umständlichkeit der eigentlich nur einleitenden Betrachtungen doch zuweilen zweifelhaft, was er eigentlich als Hauptsache habe sagen wollen, und die mehresten dieser Vorträge haben weniger die bestimmte Form eines planmäfsig articulirten Ganzen, als vielmehr rhapsodischer obwohl ganz gut zusammengereiheter Reflexionen und gelegentlicher Ergüsse des Gefühls, daher es denn kommt, dafs es schwer hält, sich von ihrem Inhalte und von dem reinen Gewinn, den man daraus für die Praxis zu ziehen hat, eine so deutliche Rechenschaft zu geben, als wenn ihnen eine präcisere Exposition des Hauptzwecks und der Hauptmomente, wodurch der Redner denselben zu erreichen gedachte — eine Sache, die man eigentlich an keinem guten Kunstwerke solcher Art ganz vermissen darf und die sich mit einer ungezwungenen und gefälligen den Anschein des Schul- und Fachwerksmäfsigen vermeidenden Form recht gut verträgt — zum Grunde läge. Rec. macht diese Erinnerung absichtlich, damit nicht junge und lebhafte aber noch nicht gehörig mit Kritik ausgerüstete Köpfe durch die Neuheit der Sache geblendet, diese Manier unbefugt nachahmen und dadurch in Unordnung, Unbestimmtheit und Seichtigkeit verfallen. Selbst die gegenwärtigen Vorträge sind nicht durchgängig von einer gewissen Oberflächlichkeit frey zu sprechen, die insbesondere dem ersten einer Huldigungspredigt und dem letzten mit der Ueberschrift: *der Probierstein des Wahren und Guten*, der vor dem Hange zu aufrührerischen Gesinnungen in dem gegenwärtigen Zeitalter warnen soll, auch einigermafsen dem neunten *die Tugend allein sichert uns die Unsterblichkeit* zur Last fällt; wie denn überhaupt der Totaleindruck von den meisten, doch mit gänzlicher Ausnahme der zweyten in der That sehr vortrefflichen Predigt, *wie viel näher dem Ziele!* am Jahresschlusse — mehr ein blendender und je zuweilen exaltirender, als sittlich erwärmender und ausdauernd belebender seyn dürfte. Nicht selten hat auch den Vf. seine Lebhaftigkeit zu unbestimmten und übertriebenen Behauptungen, Widersprüchen mit sich selbst, Bombast und Verstöfsen gegen den guten Geschmack verleitet. Schon die vorhin angeführten Stellen enthalten davon einige Beweise — was sollen *Sirenengesänge* in einer Predigt — was denkt man sich genau genommen unter einer *Sphäre voll Glorie* und *Majestät* — wie kann der Glaube an den Auferstandenen uns zum Führer dienen, wo uns unsere Vernunft ohnmächtig verläfst; da uns alles, was er uns zu leisten vermag, uns nur durch die Wirksamkeit der Vernunft zu statten kommen kann. — Sehr wenig edel ist folgendes Bild S. 49. „der Geist der Selbstheit und Erwerbsucht der alles „— Gute verhindert und die sonst so guten und viel- „vermögenden Menschen in nichtswürdige Hummeln verwandelt, die dem ganzen schönen Bienen- „stocke den Untergang bereiten" — unbegreiflich folgende Entgegenstellung S. 60. „in einem christli- „chen Lande entweder ein Christ oder ein Atheist" — Sehr im Widerspruche mit sich selbst ist der Vf., wenn er in der IVten und Vten Predigt darüber seufzt, dafs jetzt weit weniger Religion als sonst unter den Menschen sey, in der Vten aber zugleich, dafs die Menschen im Durchschnitte jetzt doch wohl tugendhafter und frömmer seyn dürften, als ehedem. Höchst abentheuerlich und unlauter ist, um mehreres zu übergehen der in der letzten Predigt S. 172. vorkommende Gedanke, dafs wir in dem Falle der Abweichung von irgend einigen (auch blos vor das Forum des Gewissens gehörenden) Vorschriften des Christenthumes unser christliches Vaterland verlassen und auf die nur der Befolgung jener Vorschriften zugestandenen mit Uebertretung derselben aber nothwendig wegfallenden bürgerlichen Vortheile Verzicht thun müfsten. — Zu welchen schändlich despotischen Maximen werden hier christliche Regenten gleichsam autorisirt; wozu überhaupt Religion und Christenthum erniedrigt! Gänzlich mifslungen ist dem Vf. der Anhang, der überhaupt nicht viel bedeutenden Huldigungspredigt — wir meynen Stellen wie folgende, wo von Catharina II. die Rede ist S. 14. „deren *himmlisches* Herz in Wonne zerfliefst (?) „wenn der erhabene Endzweck (Menschen zu be- „glücken (?)) erreicht ist." — S. 16. 17. „Gott! „wir küssen in Demuth den Staub, aus welchem du „uns hast werden lassen (was heifst das?) und prei- „sen mit Jubel deinen hohen heiligen Namen, dafs „*du* das Herz Catharinas der Gerechten, der Holdseligen, der Gröfsesten und Mildesten unter deinen „Gesalbten, *geneigt hast*, den Zepter der *Liebe* und „des Segens, den du in ihre starke Hand gelegt „hast, auch über unsere Grenzen, über das Heilig- „thum deines verlassenen und geängstigten Volks „*auszustrecken*"!!! S. 18. *Gelingen* müsse *alles* — was die himmlische Seele, (noch anderwärts heifst sie die *angebetetste* unter den *Töchtern der Erde*) deine gesegnete Dienerin beschliefst, wünscht und *begehrt* u. dgl. m. Rec. wünscht, dafs man mit diesem Tone, die edle und feine Art, wie Hr. Hofpr. Sack in seiner letzten Huldigungspredigt Persönlichkeiten die-

 ser

ser Art berührt hat, vergleichen möge. So, wie Hr. T. hier that, zu sprechen, ist wider alle Lehrweisheit, da solche Tiraden aus dem Munde des Predigers, der als solcher keiner Parthey angehören soll, nothwendig die nicht unbedeutende Menge derer, welche über eine neu aufgedrungene Regierung missvergnügt waren, weit eher erbittern als gewinnen konnte. So zu schmeicheln, ist nicht nur der Würde des Religionslehrers, sondern selbst der Würde des Menschen durchaus entgegen. — Die Rubriken sämmtlicher zehen Predigten sind folgende: 1) Huldigungspredigt; 2) wie viel näher dem Ziele, zum Jahresschlusse; 3) am Neujahrstage; 4) der Geburtstag Jesu; 5) der Todestag Jesu; 6) die Auferstehung Jesu; 7) die Vollendung Jesu; 8) der Geist des Christenthums; 9) Tugend allein sichert uns die Unsterblichkeit; 10) der Probierstein des Wahren und Guten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. Danzig b. Wedel: *De fide historica Velleji Paterculi, in primis de adulatione ei objecta*, Commentatio critica lectionum indicandarum caussa scripta a *Carolo Morgenstern*, Philos. Doct. Eloqu. et Poes. in Athenaeo Gedanensi Prof. publ. ord. 1798. 48 S. 4. Der Zweck dieser Schrift geht dahin, den Vellejus Paterculus gegen den Vorwurf einer niederträchtigen Schmeicheley, den ihm mehrere, besonders *Lipsius*, gemacht hatten, zu vertheidigen, oder wenigstens zu entschuldigen. Derselbe Gegenstand ist in derselben Absicht schon von Hrn. *Jakobs* in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Vellejus (Leipzig 1793) behandelt worden, welches Hrn. *M.* aber unbekannt gewesen zu seyn scheint, da er seines Vorgängers nirgends erwähnt. Uebrigens gehen beide Gelehrte ungefähr denselben Gang, und kommen zu denselben Resultaten. — Nachdem der Vf. die Verdienste des Vellejus, als Geschichtschreibers, seine Unpartheylichkeit in Ansehung seiner Nation und ihrer Feinde, seinen Scharfsinn in der pragmatischen Darstellung, die Feinheit der hin und wieder eingestreuten Bemerkungen, und die Kunst, die er in seinen Charakterschilderungen darlegt, gezeigt und gerühmt hat, zählt er im zweyten Theile S. 7 die Stellen auf, die ihm jenen Vorwurf zugezogen haben, vergleicht sie mit den Urtheilen anderer Geschichtschreiber, besonders des Tacitus und Sueton, und zieht daraus S. 44. das Resultat, dass zwar das meiste von dem, was Vell. von Tibers Verwaltung erzähle, durch die ähnlichen Erzählungen des Tacitus und Sueton bestätigt werde, und man ihn also keiner offenbaren Unwahrheit zeihen könne; dass er aber das Gute durch rednerischen Schmuck übertreibe, vieles bemäntele, und manche für Tiber und seine Günstlinge nachtheiligen Umstände gänzlich verschweige. Von allen den Schandthaten, Ungerechtigkeiten und Greueln, die Tiber, besonders nach dem Tode des Germanicus begieng, sagt Vell. kein Wort; zuweilen scheinen zwar dergleichen in seiner Erzählung durch, diese werden aber so dargestellt, dass Tiber selbst keine Schuld dabey zu haben scheint, oder, wenn sein Antheil daran nicht verhehlt werden konnte, sie sich in keinem ungünstigen Lichte zeigen. Tibers Charakter beschreibt V. gar nicht. Indess müssen wir hiebey nicht ausser Acht lassen, dass V. sein Werk noch vor Sejans Tode, nach welchem der schlechtere Theil von Tibers Regierung erst eigentlich anfängt, geschrieben hat. V. ertheilt zwar dem Sejan die grössten Lobsprüche, allein, da diese nicht den eigentlichen Charakter dieses Günstlings betreffen, so stehen sie mit dem, was Tacitus Ann. IV, 1. von demselben sagt, nicht im Widerspruche; und wenn V. die guten Eigenschaften Sejans heraushebt, und seine Laster mit Stillschweigen übergeht, so thut er nicht mehr noch weniger, als was Tiber, der Senat und Volk selbst thaten (Dieses ist wohl keine Entschuldigung!) Wie hätte auch V. unterlassen können, diesen damals *so mächtigen* Günstling von der vortheilhaften Seite vorzustellen? — Wegen dieser Fehler und Mängel des Geschichtschreibers sucht der Vf. nun im dritten Theile den V. zu entschuldigen. Diese Entschuldigung besteht in vier Puncten. *Erstlich* war die Freyheit, seine Gedanken schriftlich zu äussern, unter den Kaisern, besonders dem Tiber, gänzlich unterdrückt. Man erinnere sich nur an den Cremutius Cordus; nach Dio Cassius LVII. p. 816 nahm Tiber nichts so übel auf, als wenn jemand seine Plane und Absichten erriethe. Aber warum schrieb V. überhaupt unter solchen Umständen? Hierauf hat schon Ruhnkenius geantwortet, dass dann V. in der unthätigsten Ruhe hätte — *versauren* müssen, welches für einen grossen und ruhmbegierigen Geist so gut als Tod sey. (Hieraus würde als Grundsatz folgen: wer gern Ruhm erlangen will, und nur durch Schreiben dahin zu kommen hofft, der *muss* schreiben, unbekümmert, ob er durch die Zeitumstände gezwungen, Wahrheit oder Unwahrheit sagen, schmeicheln oder nach seinem Gewissen urtheilen muss!) *Zweytens* liess sich vielleicht V. durch Dankbarkeit gegen August und Tiber, denen er sein Glück grösstentheils zu danken hatte, und durch sein Verhältniss zu Tiber, unter dem er gedient, und den er also von einer vortheilhaften Seite, als General, kennen gelernt hatte, verleiten, ihn für besser zu halten, als er wirklich war. (So entschuldigt den V. auch H. *Jakobs* S. XVIII. besonders XXIII. und in der That scheint dieses, zusammengestellt mit der Bemerkung, dass V. seine Geschichte noch während der guten, oder wenigstens räthselhaften Regierungsjahre Tibers schrieb, die einzige Art zu seyn, wie man des V. Schmeicheley und Partheylichkeit eingestehen und ihn doch von der Seite seines Charakters, obwohl auf Kosten seiner Menschenkenntniss retten kann. Nur reimt sich hiermit wieder die oben S. 3. gerühmte pragmatische Kunst und der Scharfsinn, womit er die Charaktere schildert, und die verborgensten Triebfedern der Menschen aufdeckt, nicht, und noch weniger die S. 32. erwähnte Feinheit, womit er den Tiber entweder ganz aus dem Spiele lässt, oder alles zum Besten deutet). *Drittens* musste V. auch, da er sein Werk dem Consul Vinicius, einem Hofmanne, dedicirte, die vornehmsten Männer an Tibers Hofe *wohl etwas mehr, als er sonst nöthig gehabt hätte, preisen,* und *viertens* endlich erwähnt V. selten oder nie eines merkwürdigen Mannes, auch in den Zeiten der Republik, ohne ihm Lob oder Tadel, besonders aber jenes, zu ertheilen, und konnte also auch in Tibers Geschichte dieselbe Weise beybehalten. Viel auffallender wäre es gewesen, wenn er vom Tiber so spräche, wie er gethan hat, übrigens aber in Ansehung anderer Männer sich alles Urtheils enthielte. (Man könnte noch hinzufügen, dass ein Mann, der die Geschichte seiner Zeit und seines Vaterlandes schreibt, selten oder nie partheylos seyn kann, besonders wenn in der Zeit Partheysucht herrschend ist. Die Begebenheiten müssen für den Geschichtschreiber immer in einer gewissen Entfernung seyn, die, der Deutlichkeit einzelner Thatsachen unbeschadet, den allgemeinen Ueberblick des Ganzen erleichtert und befördert. Indessen, V. mag ein vorsätzlicher Schmeichler gewesen, oder durch seinen Charakter, seine Bonhommie, seine Lage und Umstände verleitet worden seyn, die Sachen eher in einem günstigen, als nachtheiligen Lichte zu sehen, so darf doch dieses für uns auf die Beurtheilung seines historischen Werths keinen Einfluss haben. Wir beurtheilen blos den Schriftsteller, ohne den Charakter des Mannes ins Spiel zu mischen, und dann ist klar, dass wir uns auf des V. Geschichte nur bedingterweise, wenn er mit andern Schriftstellern übereinstimmt, oder unleugbare Thatsachen erzählt, verlassen können, im Uebrigen aber gegen ihn auf unserer Hut seyn müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Psalmi annotatione perpetua illustrati* ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero, Ling. Arab. in Acad. Lipf. Prof. Volumen primum. Oder auch: *Scholia in Vetus Testamentum.* Partis quartae *Psalmos* continentis volumen primum. 1798. 547 S. Vorr. 1 B. Prolegomena S. LXII. gr. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Der doppelte Titel scheint zum Besten derjenigen gemacht worden zu seyn, welche sich von diesem Werke entweder nur die Sammlung von Scholien über die Psalmen, oder alle Theile, die von derselben schon erschienen sind und noch erscheinen werden, anschaffen wollen. Der erste Theil ist schon im J. 1788., die verbesserte Ausgabe aber 1795., und der zweyte im J. 1790. herausgekommen. In beiden sind die 5 Bücher Mosis enthalten. Der dritte Theil kam in den J. 1791 und 1793. heraus, und umfasste in zwey Abtheilungen den Propheten Jesaias. In diesem vierten Theile macht nunmehr Hr. R. den Anfang mit den Scholien über die Psalmen, und scheint das Ganze derselben, da diese erste Abtheilung nur erst 20 Psalmen in sich begreift, auf 7—8 Bände berechnet zu haben; so dass diese künftig die Stelle einer exegetischen Bibliothek, die eine wohlgeordnete Auswahl des besten und vorzüglichsten, was in so vielen Uebersetzungen, Erklärungen und Anmerkungen sowohl von ältern als neuern Gelehrten über die Psalmen geschrieben worden ist, in sich fasst, werden vertreten können. Unter den ältern Auslegern der Psalmen hat Hr. R. vorzüglich die Paraphrasen des zu Altdorf im J. 1591. verstorbenen Esrom Rüdinger, die Uebersetzungen des Martin Bucer und die Commentarien des Anton Agellius; unter den jüdischen Gelehrten aber die Scholien des Kimchi, Aben-Esra und Salomon Jarchi benutzt. *Jene* verdienten allerdings wegen ihres mit Gelehrsamkeit und Gründlichkeit verbundenen gesunden exegetischen Urtheils aus ihrer Vergessenheit herausgezogen zu werden; und *diese* haben uns doch auch als Männer, welche mit der hebräischen Sprache sehr vertraut waren, bey ihren nicht selten abgeschmackten Erklärungen, manche schätzbare Auslegungen aus den ältesten Ueberlieferungen erhalten, welche Hr. R. dadurch, dass er überall ihre eigenen Worte anführt und durch beygefügte Uebersetzung den Ungeübtern eine Anweisung, ihre dunkle und kurze Schreibart kennen zu lernen, giebt, noch brauchbarer gemacht hat. Ausserdem findet man hier das Beste und Neueste, was über die Psalmen geschrieben worden ist, mit Rücksicht auf kleine und periodische Schriften, die sich oft verlieren und leicht vergessen werden, in zweckmässiger Kürze und mit Geschmack zusammengestellt, so dass junge Leser mit weniger Mühe die Untersuchungen und Resultate der Exegese übersehen und daraus lernen können, wie weit man in der Erklärung der Psalmen bis auf unsre Zeiten gekommen sey. Hierbey verfährt Hr. R. so, dass er jedesmal den Inhalt eines Psalms bald weitläuftiger, wie bey Ps. I. II. VII. IX. XIV. XVI. XVIII. bald kürzer, wie bey allen übrigen Psalmen, die in diesem Bande enthalten sind, vorausschickt und zugleich bey der Frage, von welchem Vf. und zu welcher Zeit der Psalm verfertigt worden seyn möchte, einen Wink giebt, welcher unter mehrern Meynungen er selbst beyzupflichten geneigt sey. Hierauf folgen erst Anmerkungen, in welchen eine ausführliche Wort- und Sacherklärung mit etymologisch-philologisch-antiquarisch-historischen Erläuterungen enthalten ist. Bey dem ersten Psalm werden verschiedene Meynungen über den Inhalt und Vf. desselben geprüft. Venema behauptete, dass er mit dem zweyten Psalm ein Ganzes ausmache und sich auf die Zeiten beziehe, in welchen David als bestimmter König den Saul zum Feind gehabt habe und der Verfolgung und Verachtung ausgesetzt gewesen sey; in welcher Lage er sich und seinen Anhängern Trost und Muth in diesem Gedichte zugesprochen zu haben scheine. Und ein Ungenannter hat in seinem *Versuch einiger Beyträge zur historischen Auslegung der alttestamentlichen Bibel* die Vermuthung geäussert, dass der Inhalt dieses mit dem zweyten zu vereinigenden ersten Psalms deutlich auf das, was von dem Husai und Ahitophel 2. Sam. XV. erzählt werde, hinziele. Dagegen hat Esrom Rüdinger sehr wahrscheinlich zu machen gesucht, dass der Vf., in so fern es David nicht seyn könne, in den Zeiten der Maccabäer, in welchen viele von den Juden abtrünnig wurden und sich zu den Feinden des Vaterlandes schlugen, gelebt haben müsse. Aus dieser Verschiedenheit der Meynungen zieht Hr. R. die Folge, dass jeder Versuch, allgemeine Lehren auf gewisse Thatsachen hinzuziehen, ungewiss sey; und stimmt daher, weil der allgemeine Inhalt des sich schon durch den leichten und planen Stil sehr von dem zweyten unterscheidenden ersten Psalms an gar keine bestimmten Personen denken lasse, dem Thom. Gatacker bey, welcher in diesem ersten Hymnus weiter nichts, als das alte Axiom der Stoiker: *Glücklich sind die Tugendhaften;* unglück-

glücklich die Lasterhaften: gefunden und geglaubt hat, dass er von dem Sammler und Ordner der Psalmen statt einer kurzen Vorrede vorangesetzt, und vermuthlich deswegen auch in einigen Handschriften gar nicht zu den Psalmen gezählt, in andern aber mit dem folgenden verbunden worden sey. Dass der Vf. des zweyten Psalms David selbst sey, ist eine alte Meynung, die sich von den Zeiten der Apostel herschreibt. Auch die spätern Ausleger unter den Juden, Salomo Jarchi, Kimchi und Aben-Esra behaupteten, dass David diesen Psalm damals gedichtet habe, als die Philister die Burg der Jebusiter eingenommen hätten und gegen den David zu Felde gezogen, aber von ihm geschlagen worden wären. Hr. *R.* erinnert aber dagegen, dass der Berg Zion v. 6. der *Heilige* genannt werde, welches erst nach dem Siege über die Philister würde haben geschehen können; und dass der in diesem Gesang gepriesene König auf eben demselben Berge eingesetzt, David hingegen erstlich noch bey Sauls Lebzeiten zu Bethlehem vom Samuel, und hernach, als er die Regierung wirklich antrat, zu Hebron von den Häuptern des Stammes Juda zum König erklärt worden sey. Ueberdies sey in diesem Psalm von Völkern die Rede, welche schon unter der Herrschaft der Israeliten gestanden, und auf die Nachricht der neuen Königswahl sich empört hätten, da doch bey dem Regierungsantritt des Davids noch keine auswärtigen Völker den Israeliten unterworfen gewesen wären. Wenn nun David nicht Vf. dieses Psalms seyn könne, so falle auch nicht allein die Meynung des Grotius, welchem Eckermann und Möller folgen, weg, dass David diesen Psalm im 12ten Jahre seiner Regierung als Sieger der Philister und anderer benachbarter Völker gemacht habe; sondern auch die Vermuthung des Venema, welcher Döderlein beygetreten ist, dass unter den erwähnten Völkern die Benjamiten zu verstehen seyen, welche den Isboseth nebst Sauls Familie gegen den David unterstützt hätten; geschweige denn, dass mit Pfannkuche und Kuinöhl an Absaloms Mitverschworne gedacht werden könne. Hr. *R.* erklärt sich daher für die Meynung derjenigen, welche unter dem gepriesenen König den Salomo verstehen, weil dieser unter allen israelitischen Königen allein nach seiner Salbung in königlichem Pomp auf die Burg Zion gezogen sey und auch wegen 2. Sam. VII, 12. den Namen eines *Sohnes Gottes* führen könne; und vermuthet mit grosser Wahrscheinlichkeit, dass der Prophet Nathan, als Verfasser, den Salomo, bey dessen Regierungsantritt ohne Zweifel allerley Unruhen entstanden, aber auch bald wieder gedämpft und deswegen nicht in den Jahrbüchern bemerkt worden wären, in diesem Gesang als einen vom Jehova gesetzten König den Israeliten zu empfehlen, die Absicht gehabt haben möchte. Im achten Psalm, dessen Veranlassung von verschiedenen Auslegern verschieden angegeben und — weil sie auf die Erklärung weiter keinen Einfluss hat — ganz unbestimmt gelassen wird, führt Hr. *R.* von dem schwierigen תְּנָה acht Meynungen an und erklärt sich für die von dem Hn. Storr in dessen *Observ. ad Anal. et synt. Hebr.* S. 157. vorgetragene, dass es der Infinitivus von נתן mit dem paragogischen ה sey, und den Sinn habe: *vel supra ipsos coelos longe eminet tua gloria et magnificentia, ut illam nemo assequi possit.* Rec. zweifelt daran, ob diese Erklärung vielen einleuchten werde und glaubt, dass der Sinn des ersten Vs. leichter auf diese Art gefasst werden könne: *quam illustre est nomen tuum in terra, quemadmodum gloriam tuam dedisti* (i. conspicuam fecisti) *in coelo.* Den Psalm XVI. hält Hr. R. für gleichzeitig mit dem 56ten und vermuthet, dass ihn David damals gemacht habe, als er durch den Jonathan von dem unversönlichen Hasse des Sauls benachrichtigt worden und zu dem König der Philister Achis geflohen, aus dessen Händen aber blos durch seinen verstellten Wahnsinn entronnen sey. Dass der Messias in diesem Psalm redend eingeführt werde, wird von ihm geleugnet, und zwar darum, weil sich die Juden von jeher ihren Messias nicht als einen Priester, oder als einen bedrängten Menschen, sondern als einen Helden und mächtigen König gedacht hätten. Bey der Erklärung des Worts וְאַדִּירֵי im 2ten Vs. — welches Hr. R. substantive nimmt und den ganzen Vers übersetzt: *quod ad sanctos attinet, qui in terra sunt, amplitudines s. magnitudines omnis meae propensionis in iis:* vermisst Rec. die Bemerkung, wozu das חֶפְצִי mit dem folgenden ו vor dem אַדִּירֵי dienen soll. Die *Prolegomena* bestehen aus vier Capiteln. Das erste handelt vom Ursprung der in diesem vierten Theile der Scholien befindlichen Gedichte. Hr. *R.* findet ihn in den vom Samuel errichteten Prophetenschulen, in welchen Redner und Dichter gebildet worden seyn, welche religiöse Aufklärung unter dem noch rohen Volke durch Gesänge zu verbreiten gesucht hätten. Im zweyten Cap. wird untersucht, zu welcher Zeit und von wem die Psalmen verfertigt worden seyn. Den 90ten Psalm scheint Hr. *R.* dem Moses absprechen zu wollen und verweist einstweilen auf die zu seiner Zeit bey der Erklärung dieses Psalms vorzutragenden Gründe. Dem David legen die hebräischen Ueberschriften 71. Ps. bey. In der Alexandrinischen Uebersetzung führen noch elf andere seinen Namen, wiewohl ohne allen Grund. Hingegen haben andere, ohne dass es die Ueberschrift sagt, den David ohnstreitig zum Vf., indem Stil und Inhalt für ihn spricht. Diejenigen, welche dem Asaph zugeschrieben werden, (es sind deren zwölf) sollen alle, ausser dem 50ten, in die Zeit des Exils gehören. In eben diese Zeit muss der einem gewissen Heman, dem Esrachiten, beygelegte 88te Psalm gesetzt werden, so wie auch der 89te, der einen gewissen Ethan zum Vf. haben soll. Vom Samuel und dessen Schülern scheinen auch einige in dieser Sammlung vorzukommen. Nur zwey Psalmen, nämlich der 72te und 127te führen den Namen des Salomo, ob sie gleich, so wie auch der 45te mehr auf ihn, als von ihm gemacht zu seyn scheinen.

Und

Und der 9te, 47te, 132te gehören wenigstens in sein Zeitalter. Aus den Zeiten der Könige scheinen ihm nur wenige, destomehr aber, und zwar vornehmlich diejenigen, welche von den Korachiten abgesungen werden sollten, aus den Zeiten des Exils, so wie auch einige so gar aus der Zeit der Makkabäer aufgenommen worden zu seyn. Das 3te Kap. handelt von der Sammlung, Eintheilung und Anzahl der Psalmen. Da hinter dem 72ten Ps. gesagt wird, dass sich hier die Psalmen Davids endigen; so hält man gewöhnlich diese Anzahl für eine vom David selbst entworfene Sammlung von Gesängen, welche in den heiligen Zusammenkünften hätten gesungen werden sollen. Hr. *R.* verwirft aber diese Meynung deswegen, weil sich Psalmen unter den 72. befinden, die zum Theil in eine spätere Zeit gehören, zum Theil aber auch blosse Wiederholungen enthalten, z. B. der 14te und 53te, der 70te und 40te, und vermuthet, dass diese erste Sammlung erst unter dem zweyten Tempel, und die zweyte um die Zeiten der Makkabäer gemacht worden sey. Die Abtheilung der Psalmen in fünf Bücher war schon zu den Zeiten des Hieronymus gewöhnlich, und gründet sich wohl auf das Schlusswort *Amen*, welches sich bey dem 41ten 72ten 89ten und 106ten findet, so dass also das *erste* Buch die Psalmen vom 1ten bis 41ten, das *zweyte* die vom 42ten bis 72ten; das *dritte* die vom 73ten bis 89ten; das *vierte* die vom 90ten bis 106ten, und das *fünfte* die vom 107ten bis zum 150ten in sich begreift. In Ansehung der Absonderung und Anzahl der einzelnen Psalmen herrschte schon von den ältesten Zeiten her eine grosse Verschiedenheit, weil die Abschreiber, und zwar diejenigen, welche die Zahlbuchstaben dazusetzten, die Zwischenräume zwischen den Psalmen nicht genau beobachtet haben. Wo und bey welchen Psalmen dieses geschehen ist, wird angegeben. Das 4te Kap. handelt endlich von den Ueberschriften der Psalmen, die nur bey 25 Psalmen fehlen, sonst aber theils den Verfasser, oder die Sänger, theils auch die Veranlassungen, den Inhalt oder die Melodie angeben, und von einigen für neu, von andern aber für ächt gehalten, oder doch wenigstens dem Esra und Nehemia zugeschrieben werden. Hr. *R.* hält einige Ueberschriften für ächt und behauptet, dass alle Psalmen anfangs nach der Gewohnheit der arabischen und syrischen Dichter mit dem Namen ihres Verfassers bezeichnet gewesen, aber wegen des mannichfaltigen Gebrauchs, der bey dem Gottesdienst davon gemacht worden sey, mit andern, die Melodie und Instrumente betreffenden, Ueberschriften, welche er in einem besondern Anhang zu erklären gesucht hat, nach und nach versehen worden wären. Ob man gleich über alles, was hier aus den Prolegomenen ausgezogen worden ist, auch schon in des Hn. Hofr. *Eichhorn* Einleitung ins A. T. hinlängliche Auskunft finden kann, so wird man doch dasjenige, was Hr. *R.* mit gewohntem Fleisse und Scharfsinn über eben dieselben Gegenstände vorgetragen hat, und besonders die sorgfältig angeführten Quellen, woraus er geschöpft hat, zu schätzen Ursache finden, und überhaupt gar leicht bemerken, dass er seinen eigenen Weg gegangen sey. Wenn die Erklärung der Psalmen geendigt seyn wird, so verspricht Hr. *R.* eine Abhandlung, über Ordnung der Psalmen nach Inhalt und Zeitfolge und eine andere, in welcher er eine Classification derselben nach ihren verschiedenen Gattungen geben und des Hn. Nachtigals Meynung von dem alten in den Psalmen befindlichen Drama prüfen wird.

SCHNEEBERG, in der Arnoldischen Buchh.: *Abriss der Kursächsischen Kirchen- und Consistorienverfassung*, nach der gegenwärtigen *Eintheilung in Diöcesen*, mit den darinn begriffenen Kirchorten in Städten, Flecken, Landparochien, Filialkirchen, Begräbnisskirchen, Hospital- und wüsten Kirchen, und Predigern; auch Bemerkungen, zu welchem Kreise, Amte, und unter wessen Collatur und Herrschaft jedes gehöret, sammt den eingepfarrten Ortschaften, und den in den Städten und Flecken befindlichen Schullehrerstellen u. s. f. Nebst einem Verzeichniss der merkwürdigsten Stifter und Klöster dieses Landes vor und nach der Reformation. Zum Gebrauch für Prediger und Candidaten; für Rechtsgelehrte und Freunde der Sächsischen Staatskunde bearbeitet, von *Christian Gotthelf Fix. Erster Theil.* 1795. 303 S. gr. 8.

Was man in diesem Werke, von dessen Fortsetzung uns nichts weiter zugekommen ist, zu erwarten habe, geht aus dem weitläuftigen Titel zureichend hervor. Ausser *Iccander's (J. C. Crell) geistliches Ministerium des Kurfürstenthum Sachsen*, Leipz. 1723. 8. und mit Suppl. bis 1735. und *J. S. Göbel's Ursprung, Geschichte und Verfassung der Consistorien in den Kursächsischen Landen*, Freyberg, 1794. sind dem Vf. verschiedene eingesandte Nachrichten zu Statten gekommen. Auch hat er den im J. 1782 zu Dresden gedruckten *summarischen Extract* bey der General-Brandkasse, wo unter der Aufschrift: *Einnahmegeld von Kirchen etc.* die Inspectionen und Kirchorte befindlich sind, benutzt, und nach diesem ziemlich vollständigen Verzeichnisse die Consistorien und zugehörigen Kirchorte, jedoch nach alphabetischer Ordnung, entworfen. Indess sind manche Verbesserungen, z. B. bey den Städten hinzugekommen, auch in Ansehung der eingepfarrten Ortschaften verschiedene nähere Angaben bemerket worden. In dem vorliegenden *ersten* Theil ist zuförderst (bis S. 60.) nach vorausgeschickter kurzen Geschichte der Kursächsischen Consistorien etc. von den Hauptgrundgesetzen und der Ausübung der landesherrlichen Rechte in Kirchensachen überhaupt, und von der Religionsverfassung insbesondere, ingleichen von den beiden höchsten Landescollegien in Kirchensachen, dem geheimen Consilium und dem Kirchenrathe zu Dresden, und von den Consistorien überhaupt, nach den angeführten und anderen bekannten Schriftstellern über die Kursächsische Staatskunde, gehandelt. Hiernächst ist, in Ansehung der speciellen Materien, der Anfang mit dem

dem *Oberconsistorium zu Dresden*, und den dahin gehörigen geistlichen Inspectionen oder Diöcesen, nebst den darinn befindlichen Kirchorten etc. gemacht, und die letzten sind, mit den auf dem Titel angegebenen Bemerkungen, alphabetisch aufgeführet. Nach diesem Verzeichnisse sind in den Inspectionen Annaberg, Bischofswerda, Chemnitz, Colditz, Dobrilugk, Dresden, Freyberg, Grossenhayn, Leisnig, Meissen, Oschatz, Pirna und Waldheim, zusammen 613 Kirchorte enthalten. — Als ein Beytrag zur Kirchenstatistik wird diese mühsame Sammlung nicht ohne Nutzen seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Jena:* Das jüngste Osterprogramm enthält eine *Commentationem de tempore scriptae primae ad Timotheum* atque *ad Philippenses epistolae Paulinae.* Herr D. Paulus, als Verfasser dieser kleinen Schrift von 18 Seiten in 4. lässt nach seinem bekannten Scharfsinn und Geschicklichkeit auch schon oft untersuchte Sachen aus einem neuen Gesichtspunct anzusehen, auch hier neue Aussichten erwarten. Bey dem *ersten Brief des Apostels an den Timotheus* bestreitet er zuerst die zwey gewöhnlichen Meynungen, wovon die eine diesen Brief nach der angeblichen zweyten römischen Gefangenschaft, und die andere vor dem erstern römischen Verhaft des Apostels nach der Apostelg. 20, 1. angegebenen Reise desselben nach Macedonien, setzt. Beide gründen sich auf den aus 1 Timoth. 1, 3. geschöpften Umstand, dass der Apostel diesen Brief damals geschrieben habe, als er aus Ephesus nach Macedonien gereiset war. Mehrere Zweifel, die Hr. P. jener letztern Meynung entgegesetzt, und die Unwahrscheinlichkeit, die er in der gemeinen Meynung der Ausleger findet, nach der καθως παρεκαλεσα etc. ein Vordersatz ohne Nachsatz sey — nöthigen ihn, der gedachten Stelle in dem Briefe einen andern Sinn zu geben, wobey er annimmt: ινα παραγγειλης drücke hier einen Imperativ aus; προσμειναι bezeichne zugleich das *Beharren* bey Einschärfung desjenigen, was Paulus dem Timotheus aufgetragen hatte; und πορευομενος εις Μακεδονιαν rede nicht von Pauli, sondern von Timothei Reise dahin, so dass man diese Stelle folgendergestalt übersetzen müsste: „wie ich „dich ermahnt habe, als du zu Ephesus warst, beständig zu bleiben (perseverare, nämlich bey der gedachten Einschärfung): „so schärfe auf deiner (jetzigen) Reise nach Macedonien einigen Leuten ein, dass sie u. s. w." Diese Reise, mithin auch das gedachte Schreiben an den T., setzt er, auf Veranlassung der Stelle Philipp. 2. 19. der zu folge T. bald nach Philippi kommen sollte, in einerley Zeit mit der, wo P. den Brief an die Philipper schrieb, und diesen letztern nicht, nach der allgemeinen Meynung, in Pauli erste römische Gefangenschaft, sondern in die Zeit, wo P. von dem Procurator Felix zu Cäsarea gefangen gehalten wurde. Recensent will sich weder bey Vertheidigung der oben erwähnten Meynung, welche die Zeit des ersten Briefes P. an den T. in die Apostg. 20, 1. bemerkte Zeit stellt, noch mit Prüfung der letztern Meynung des Vf. über die Zeit des an die Philipper von Paulo geschriebenen Briefes aufhalten, weil es der Raum dieser Recension nicht verstattet. Diese letztere Vermuthung hat der Vf. recht gut mit den Umständen der Cäsareensischen Gefangenschaft des Apostels vereinigt, aber um so weniger befriedigend für den Recensenten das gehoben, was sich gegen sie erinnern lässt; und eine nähere Darstellung dieser seiner Zweifel sowohl, als der Gründe für obige Meynung über die Zeit, wenn P. den ersten Brief an den T. schrieb, und die Beantwortung derjenigen, womit Hr. D. P. dieselbe bestreitet, behält sich Rec. für eine bequemere Gelegenheit vor. Jetzt schränkt er sich bloss auf einige Erinnerungen über die neue Erklärung der Stelle 1 Tim. 1, 3. ein, weil wenn diese wegfällt, auch die ganze neue Meynung über die Zeit des an den Tim. geschriebenen ersten Briefs wegfallen muss. 1) Es kann zwar ινα mit dem Conjunctiv den Imperativum ausdrücken; aber hier würde es äusserst hart seyn, es so zu nehmen. Anderwärts, wie z. B. Ephes. 5, 33. versteht sich dieser Gebrauch freylich von selbst, weil man es da nicht anders nehmen kann. Hier aber, wo παραγγελλω vorhergeht, kann man jeden unbefangenen Leser, der nicht eine andere Erklärung *sucht*, fragen, ob sichs ihm nicht von selbst aufdringe, das ινα von παραγγελλω oder προσμειναι abhängig zu machen: „ich ermahnte dich zu Ephesus zu bleiben, *damit* du solltest etc.?" 2) Eben so hart ists, προσμειναι hier von der Beständigkeit in der Lehre, dem steten Dringen auf dieselbe, zu nehmen. Denn wenn gleich dieses Wort mit dem Dativo so gebraucht wird: so kann es doch hier, wo es mit einem *Ort* verbunden wird, εν Εφεσω, keine andere als eine physische oder locale Bedeutung haben; zumal wegen des folgenden πορευομενος εις Μακεδονιαν, wo die Abreise, man mag sie von Paulo oder Timotheo verstehen, schlechterdings den Gegensatz, das Bleiben, manere in loco, erfordert. 3) Nicht anders können wir davon urtheilen, dass πορευομενος εις Μακ. nicht auf Pauli, sondern Timothei Abreise gezogen werden soll. Natürlich erwartet man, wenn P. sagt: *ich* vermahnte *dich* zu Ephesus zu *bleiben*, und von einem nach Macedonien *reisenden* redet, dass er unter dem letztern *sich* verstanden habe; besonders wenn man aus Kap. 3, 14. sieht, P. habe bald zu dem Timotheus kommen wollen, sollte er aber länger ausbleiben, so möchte Tim. diesen Brief als einstweilige Instruction annehmen, wie er sich in der Kirche (besonders mit Besetzung der Kirchenämter) verhalten solle. Denn dass dieses Verhalten das in der Ephesischen Gemeine betreffe und Timotheus, *als er diesen Brief empfieng*, zu *Ephesus* geblieben und nicht auf einer Macedonischen Reise begriffen gewesen sey, lässt schon die gleich darauf folgende Stelle Kap. 4, 1. von dem in der Folge bevorstehenden Irrthum erwarten, weil P. gerade eben dieses Apostelg. 20, 29. 30. von Lehrern in der Gemeine zu *Ephesus* sagt. Zwar wendet der Vf. gegen diese natürliche, allen Auslegern eingeleuchtete, Erklärung ein; so würde der Apostel haben die Worte πορευ. εις Μακ. müssen gleich hinter παρεκαλεσα σε setzen. Aber mit weit mehrern Rechte kann man ja im Gegentheil sagen: wenn er πορευ. εις Μ. von *Timotheo* gemeynt hätte; so würde er diese Worte *hinter* ινα oder παραγγειλης gesetzt haben. Wenn endlich 4) der Hr. D. P. zur Unterstützung seiner Erklärung und um es zu rechtfertigen, dass er den Vordersatz in καθως — Εφεσω sucht und den Nachsatz mit πορευομενος anfängt, fragt: ob denn wohl der Apostel gleich von Anfang seines Briefes, *ubi nondum ita fervet animus, ut verborum consecutionem facile negligat*, werde den Vordersatz: καθως — Εφεσω gesetzt haben, ohne einen Auftrag an den Tim. beyzufügen? so liegt ja dieser Auftrag schon in den Worten: ινα παραγγειλης τισι μη ετεροδιδασκαλειν, und der Nachsatz kann gar wohl erst v. 18. nachgeholt seyn, wie Ephes. 3, 14. der Faden wieder aufgehoben wird, den Paulus im ersten Vers hatte fallen lassen. Eine solche Art von abgebrochner und nachher erst wieder fortgesetzter Rede rührt auch nicht von einem Affect (*fervore animi*) her, sondern von Pauli Art die sich bey einem Satz ihm aufdringenden Gedanken nicht erst bis zur Endigung der ganzen Periode zu verschieben, sondern sie gleich hinzusetzen und dann wieder auf den Hauptsatz zu kommen. Röm. 1, 2. folg. unterbricht er sogar die Folge in der Aufschrift des Briefs durch solche gleich eingeschobene Gedanken. — Wir müssen noch manches Lesens- und Prüfungswürdige in diesem Programm übergeben z. B. über die γενεαλογιαις 1 Tim. 1, 4.; aber wer wird, wenn er es irgend haben kann, nicht lieber des trefflichen Mannes Bemerkungen und deren Ausführung in dem Programm selbst nachlesen wollen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. May 1799.

PHILOLOGIE.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Anweisung alte und neue Sprachen auf eine leichte Art zu erlernen.* Mit einer Vorrede des kurf. Hofr. u. Oberbibliothek. in Dresden, Hn. *Adelung.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen von *Christian Heinrich Reichel.* 1797. 16½ B. 8.

Die Methode des Vfs., fremde Sprachen zu lernen, besteht darin, dass man die Grammatik übergehe, und auf kürzerm, leichterm und doch auch richtigem Wege den Lehrling zum Zweck führe. Der Sprachlehrer soll vier Elementarbücher zu so viel Stufen seines Unterrichts machen, von welchen hier kleine Proben gegeben werden, in denen hauptsächlich die lateinische Sprache zum Beyspiel gewählt ist. (Auf diese Art muss freylich der Lehrer dem Schüler statt der Grammatik und des Wörterbuchs dienen; nur begreifen wir nicht ganz, wie ein jeder, besonders von denen, die nur um des Geldes willen lehren, Fähigkeit und guten Willen genug zu einem so mühsamen Geschäfte zeigen werde.) Der Vf. erlaubt jedoch, wenn es zum Reden und zum Schreiben einer fremden Sprache kommt, in jenem Fall einen Lehrer aus deren Lande, und in diesem eine Sprachlehre zur Beyhülfe.

Neu ist diese Meynung von der Entbehrlichkeit einer Grammatik bey Sprachenerlernung nicht, wie selbst in einer Note dieses Buchs S. 184. mit Gesner's Worten bewiesen wird. Hr. Hofr. *Adelung* äusert hierüber in der Vorrede zu dieser übersetzten Schrift ungefähr folgendes, „dass ein so beschaffener grammatischer Unterricht, wie er bisher meist im Schwange ging, den schulgerechten Sprachlehrling freylich nicht über den Empiriker erhebe, und doch ihm eine Menge Zeit raube, die der letzte erspart hat: man solle also eine Sprache praktisch lehren, aber mit unter immer dem Schüler die Gesetze bekannt machen, die die Schöpfer der Sprache bey deren Bildung beobachtet haben," wo zum Belege die deutschen Adjective mit und ohne Artikel von ihm angeführt werden, die einem Ausländer unmoglich durch blosse mechanische Uebungen ohne vorher gefasste Regeln bekannt werden können.

Rec. ist ganz der nämlichen Mittelmeynung, und glaubt, so wie die Sprache erst da war und die Grammatik nachfolgte, man erst einige praktische Sprachkenntniss ihr vorangehen lassen müsse.

Der Vf. zeigt übrigens nicht wenig Einsicht und Geschmack für die Erfodernisse der Rede; man bemerke z. B. was er S. 130. von der Poesie, S. 142. von den Figuren, S. 140. von den Kennzeichen schlechter Scribenten, und gleich Eingangs von der Natursprache u. s. w. sagt. Der Uebersetzer (jetzt Lehrer der französischen Sprache am Gymnasio zu Zittau) hat geleistet, was von ihm zu erwarten war, und die Gedanken des Franzosen sehr gut übertragen. Nur wäre zu wünschen gewesen, er hätte ihn allein reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, und bloss dann und wann das Abweichende in Hinsicht der deutschen Sprache in den Noten bemerkt. Durch das Gegentheil hat er den einfachen Gesichtspunct des Ausländers verrückt und uns dennoch nicht ganz in den unsrigen versetzt. Er hat sich auch auf diese Weise einiger Fehler des Vfs. mitschuldig gemacht, deren einer S. 152. uns besonders auffiel. Die Stelle aus Virgils Aen. II. *Cavae plangoribus aedes Foemineis ululant* — übersetzt der Franzose so: „*La maison concave heurle par le bruit des coups que se donnent les femmes*, und nimmt das *plangoribus*, das hier lautes *Wehklagen* bedeutet, für *Schläge*": — der Deutsche macht es aber noch besser: „das Gewölbe heult von *dem Geräusche der Schläge*, welche die Weiber *einander* geben." — Bey dem Franzosen konnte man doch die *coups* zur Noth noch so verstehn, dass sich die Weiber vor Angst an die Brust schlagen; aber der Uebersetzer muthet uns zu zu glauben, dass die armen Weiber einander vor lauter Angst geprügelt hätten.

Ein anderer Uebersetzungsfehler ist schon verzeihlicher. Am Ende dieser Schrift, wo der Vf. einen Versuch mit mehrern fremden Sprachen macht, heisst es im 1ten §. des spanischen Don Quixot: der Ritter hatte keinen Reichthum als eine Lanze, einen altväterischen Schild, und *rocin flaco y galgo corredor.* — Der Vf. übersetzt dies im Französischen: *cheval maigre et un peu coureur.* Der Deutsche folgt ihm: „einem magern ein wenig zum Laufen zugestutzten Rosse." — Das spanische Wort *galgo* heisst nicht *ein wenig*, sondern ein *Windhund.* Der alte französische Uebersetzer des D. Q. *Oudin*, von 1625, sagt: *un roussin maigre et un levrier bon coureur.* Ein neuerer von 1722: *un roussin maigre et quelque chien de chasse* — und der deutsche Leipziger von 1734: „einen magern Klepper und *ein paar ausgehungerte Windhunde.*" — (Nämlich der Spanier läfst uns in Ungewissheit, ob der Hunde einer oder mehrere gewesen; auch ein Italiener würde den Plural hier nur durch einen Singular andeuten: *qualche veltro.*) —

1) Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Anfangsgründe der hebräischen Sprache, nebst Tabellen und einer Chrestomathie.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *Joh. Melchior Hartmann*, Doct. u. Prof. der Philosophie und orientalischen Sprachen zu Marburg. 1798. 8.

2) Ebendaselbst: *Hebräische Chrestomathie*, eine Beylage zur hebräischen Grammatik, herausgegeben von *Joh. Melch. Hartmann*. 1797. 8.

Das hebräische Sprachstudium ist in den neuern Zeiten mit mehrern hebräischen Grammatiken bereichert worden, dass man von demjenigen, welcher eine neue schreiben will, mit Recht verlangen kann, er müsse entweder neue grammatikalische Aufschlüsse geben, oder doch die Methode verbessern. In beiden hat Hr. H. Versuche, und wie uns dünkt, glückliche Versuche gemacht. Er hat schon in einer Abhandlung, welche dem zweyten Stück des achten Bandes der *Eichhornischen* Bibliothek einverleibt ist, zu erweisen gesucht, dass die Urheber des Punctationssystems nicht einig waren, und dass man bey jedem Abschnitt auf Parteyen stosse, wovon die eine zu thun befiehlt, was die andere zu unterlassen anräth. Hierauf hat nun Hr. *H.* vorzüglich aufmerksam zu machen gesucht, und hat besonders alle Zeitwörter durchgegangen, und die Personen, die von ihnen in der Bibel vorkommen, ausgezeichnet und in Ordnung gebracht. Hierdurch erhält man eine völlige Uebersicht sowohl der regulären als irregulären Punctation. Wir wollen, um einen deutlichen Begriff davon zu erwecken, ein Beyspiel hersetzen. Anmerkung zu Kal Tab. I—VII. über das Particip. קוֹטֵל, so בּוֹגֵר, 35, das ist, diese reguläre Punctation wird in 35 Participiis angetroffen. Nur תּוֹמֵךְ aber auch תֹּמֵךְ. — Nur מְשַׁלְּה und so שֹׁפְטָה. Nur בּוֹגֵרָה, (dieses ist nicht richtig, denn Hos. 13, 13. kommt auch יוֹלֵדָה vor). Wie קֹטֶלֶת eben so מֹלֶכֶת. 4. Nur שֹׁקֶטֶת.

Um die Abweichungen des Punctationssystems kurz zu übersehen, war allerdings eine solche Zusammenstellung nützlich. Kein gründlicher Grammatiker wird daher künftig diese Grammatik entbehren können. Ob aber Uneinigkeit der Masorethen und Parteysucht, oder vielmehr das Schwankende ihres Systems, Nachlässigkeit und andere Ursachen zu den vielen Unregelmässigkeiten beygetragen haben, getrauen wir uns noch nicht zu entscheiden. Wenigstens lassen sich gegen die Hypothese des Vfs. manche nicht unwichtige Zweifel erheben. Haben die uneinigen Punctatoren zu gleicher Zeit gelebt und gearbeitet: wie kommt es, dass man das Unregelmässige in allen Büchern vermischt antrifft? Haben später Lebende, die anders dachten, die frühern corrigirt: warum haben sie nicht alles ihrem System conform gemacht?

Was die Methode anbelangt, so hat der Vf. in einer Einleitung die Geschichte der hebräischen Sprache in kurzen Paragraphen aus den bekannten bessern Quellen zur weitern Erläuterung in Vorlesungen vorgetragen. Die Grammatik selbst ist mit Ausschliessung des Syntax in zwey Theile getheilt, von welchen der erste vom Lesen handelt: I. Von den Consonanten; II. Vocalen, Lese- und andern Zeichen; III. Sylben; IV. Ton- und Tonzeichen. Der zweyte handelt von den Redetheilen: I. Praefixis; II. Pronominibus; III. Verbo; IV. Nomine; V. Partikeln. Angehängt sind 9 Tabellen, welche die Paradigmata, Nomina, Verba, Suffixa enthalten.

Wir können es nicht billigen, was auch der Vf. dafür anführt, dass er eine Geschichte der hebräischen Sprache vorausgeschickt, und von den Consonanten, Vocalen und Accenten alles das beygebracht hat, was in einer historisch-kritischen Einleitung ins alte Testament gelehrt wird. Wir sollten doch einmal anfangen, die Grenzlinien der Wissenschaften genauer zu ziehen, und nicht immer wieder, was zu der einen gerechnet wird, in die andere aufnehmen. Wir zweifeln sehr, ob man es billigen würde, wenn vor eine griechische oder lateinische Grammatik für die studierende Jugend eine Geschichte der Sprache und ihrer Grammatiken, und der Entstehung und Bildung ihres Alphabets etc. gesetzt würde.

In dieser Einleitung sind fast alle die ältern rabbinischen und christlichen Gelehrten, welche Grammatiken der hebräischen Sprache geschrieben haben, §. 15 u. 16. angezeigt, die meisten neuern aber, unter welchen sehr verdiente Männer sind, findet man nicht angeführt. Und hat Hr. *H.* nicht dem sel. *Michaelis* zu viel zugeeignet, wenn er S. 23. behauptet, dass der einzig richtige Weg, welchen *Albert Schultens* zeigte, die hebräische Sprache zu lehren, durch *Michaelis* in Deutschland in Umlauf kam, und durch ihn noch mehr begründet und erweitert wurde? Unsere besten Grammatiker haben wohl, was die hebräische Grammatik anbetrifft, am wenigsten von ihm gelernt. Dem wahrhaft grossen Manne bleibt Verdienst genug übrig, dass er keiner Vergrösserung bedarf.

Wenn der Vf. S. 29. sagt, dass die Hebräer zu der Zeit, da sie schreiben lernten, sich der phönicischen Charaktere bedienten, so wie sie auf den unbequem sogenannten samaritanischen Münzen aussehen: so wird er bey einem so grossen Zwischenraum der Zeit selbst wohl schwerlich eine gänzliche Aehnlichkeit gedacht haben. Bey seiner Ausführlichkeit über den Ursprung und die Geschichte der Consonanten hätten wir erwartet, dass er auch die Benennungen der Buchstaben Aleph, Beth etc. erklärt hätte, zumal wir darüber von Hn. *Paulus* in seinen Memorabilien einen so schätzbaren Versuch haben.

Die angehängte Chrestomathie bestimmte der Vf. dazu, um seine Zuhörer daraus unpunctirte hebräische Stücke lesen zu lehren. Sie besteht nur aus drey

drey Abschnitten. Der erste enthält 60 Sprichwörter, die aus *Buxtorfs* hebräischen Blumenlese genommen sind, welche 1648 zu Basel erschienen. Der zweyte Abschnitt ist ein kurzer Auszug aus der römischen Geschichte im Chronikenton von R. Abraham Ben Dior, einem Zeitgenossen des Abenesra. Der dritte ist ein Excerpt aus Benjamin's Reisebeschreibung Italien betreffend. Wir finden weder an dem Gebrauch noch an der Auswahl dieser Stücke etwas zu tadeln.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. der Exped. d. preuss. Volksfreunds: *Sonntagsunterhaltungen für gebildete Religionsfreunde*, von D. *Thiess*. Erstes Heft. 1798. 204 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. klagt nicht mit Unrecht, obgleich auch nicht ohne einige Uebertreibung über die mannichfaltigen Mängel unserer sogenannten öffentlichen Gottesverehrungen, besonders über den Geist des Alterthums und der Einförmigkeit, der in unsern kirchlichen Zusammenkünften herrscht. Er meynt, dass dies zwar den Freund der Religion, der auch andern, zumal weniger gebildeten, Menschen gern ein gutes Exempel gebe, von diesen Versammlungen nicht ganz zu entfernen vermöge; der wirklich Aufgeklärte nehme daran keinen Anstoss, aber er müsse ihn doch für *Andere* besorgen, und auch er selbst würde den kirchlichen Versammlungen vom Anfange bis zu Ende, wo nicht *öfterer*, doch mit mehr Theilnahme und Heiterkeit beywohnen, wenn er darin das schon für missbräuchlich Erkannte, ruhig abgestellt, und *Alles (?) seinen* Begriffen und Erwartungen von dem hohen Interesse eines kirchlichen Vereins angemessener fände. Was nun aber seinen Wünschen hier noch abgehe, das sollte ihm vornehmlich durch die Predigt ersetzt werden. Aber dazu würde erfodert, dass der Prediger ganz der Mann sey, der gebildete Religionsfreunde, *wie ungleich diese übrigens nach ihren Einsichten und nach ihren äusserlichen Verhältnissen seyn möchten*, würdig zu beschäftigen wisse; ein Mann, der wahre Beredsamkeit, mit anerkannter Rechtschaffenheit, bewährter Frömmigkeit, feiner Welt- und tiefer Herzenskenntniss vereinigte — wie er dann freylich nur selten gefunden werde. Und auch selbst der würdige Prediger könne nicht immer leisten, was von ihm erwartet werden dürfte; weil er nicht immer ganz *auf der Kanzel gegenwärtig*, oder *auf ihr nicht ganz in der Gemeine zu Hause wäre*. Und endlich läge in der Predigt selbst ein nicht genug bedachtes Hinderniss der gehofften Wirksamkeit von Seiten des Redners, und der gewünschten Theilnahme von Seiten des gebildeten Zuhörers. Sie sey doch nur eine Rede, die *gehört* werde. Wie manches werde dann *überhört*, selbst von dem Nachdenkenden, eben weil er dem Gesagten nachdenke. Und hätte auch die Rede an sich Zusammenhang, so sey es doch oft nicht leicht *den* Zusammenhang zu merken, in welchem sie *mit der erst am letzten Sonntage gehaltenen Predigt stehe*. — Um nun unter diesen Umständen ein edles Bedürfniss gebildeter Religionsfreunde vollkommner, als es in den kirchlichen Versammlungen der Christen möglich seyn möchte, zu stillen, schrieb Hr. T. seine Sonntagsunterhaltungen; über deren nähere Bestimmung und Anwendung er sich so erklärt: „Sie sind nicht der blossen Unterhaltung in müssigen Augenblicken gewidmet, sondern sie sind für Leser von gesetzter Denkungsart bestimmt. In einer heitern Morgenstunde, welche diese zur Privatandacht verwenden, sollen sie ihnen eine würdige Beschäftigung gewähren. Für den *Sonntag* wird diese vorzüglich geeignet, aber auch zu jeder andern Zeit, in welcher sie zum ernsten Nachdenken über wichtige Gegenstände sich aufgelegt finden, wird sie schicklich seyn. Um von einer solchen Zeit zur andern dies Nachdenken zu *unterhalten*, sollen diese Blätter in mehr als zufälliger Verbindung mit einander stehen; eine jede Betrachtung, wenn sie gleich für sich angestellt werden kann, soll auf die vorhergehende und nachfolgende Untersuchung Beziehung haben, sie soll *diese vorbereiten* und an *jene sich anschliessen*. Ist dann dieses Werkchen einst, auch nur zu einem Theil, vollendet: so wird es nicht das Ansehn einer blossen Zeitschrift haben, wiewohl es ihm zum Verdienst gereichen wird, den Geist und die Bedürfnisse des Zeitalters in Absicht auf Moral und Religion im Auge behalten, und darnach getrachtet zu haben *diesen* abzuhelfen, ohne *jenem* zu huldigen." Dies war der anfängliche Plan des Vfs. bey dieser periodischen Schrift, der aber jetzt bereits dahin abgeändert worden, dass an die Stelle der Sonntagsunterhaltungen *Vorlesungen über die Moral, die Religion und das Christenthum* treten sollen. Zur Ausführung jenes ersten Plans giebt der Vf. hier, nach einer kurzen Einleitung über Verbindung der Religion mit der Tugend, sehr systematisch zusammenhängende — nur durch die Aufschrift des jedesmaligen Wochenstücks von einander getrennte — moralische Betrachtungen nach Grundsätzen der kritischen Philosophie; und ist in diesem Hefte bis zur Untersuchung über die erste Pflicht des Menschen gegen sich selbst, als ein thierisches und zugleich moralisches Wesen, der Erhaltung seiner selbst in seiner animalischen Natur, gekommen. — Lassen wir den Titel des Buchs in seinen Würden. Das Buch an sich verdient nachdenkenden Lesern empfohlen zu werden. Der Vf. ist kein nachbetender Schüler derer Weisen, die er als Lehrer verehrt, sondern prüfet selbst, und weiss zuweilen dem Bekannten durch die Art seines Vortrags den Reiz der Neuheit zu geben. Und wenn auch dieser Reiz manchmal zu sehr gesucht und der Ausdruck (besonders bey einigen Antithesen) erkünstelt und verfehlt scheint; und wenn man auch manche Meynungen des Vfs. nicht unterschreiben kann: doch wird man ihm philosophischen Geist und Scharfsinn nicht absprechen, doch wird man überall Stoff zum Nachdenken, und nicht selten Belehrung finden.

Rostock, gedr. in der Müllerschen Officin: *Heinr. Valent. Becker's*, Prof. der Philos. und Pastors zu St. Jacob in Rostock, *Sammlung einiger Predigten*, nach dessen Tode herausgegeben von M. *Joh. Georg Becker*, Prediger zu Jördendorf. 1799. XXVII u. 267 S. 8.

Betrachtet man diese Predigten aus dem, von dem Herausgeber angegebenen Gesichtspuncte, nämlich als Denkmal für die Jacobitische Gemeine in Rostock, deren Lehrer der Vf. beynahe vierzig Jahr hindurch war; so darf auch die Kritik von ihren sonstigen strengen Foderungen etwas nachlassen. Bey dieser Voraussetzung können wir ihnen das Zeugniss geben, dass aus denselben zwar nicht die hellsten und dem höchsten Grade der religiösen Cultur unsers Zeitalters angemessensten, aber doch im Ganzen genommen ziemlich gesunde und geläuterte Religionsbegriffe hervorleuchten. Scheint auch einigen Dispositionen logische Schärfe zu fehlen, so sind sie doch nicht offenbar unrichtig. Dass der Vf. von *blinder* Anhänglichkeit an das kirchlich dogmatische System frey war, sieht man sowohl aus der Wahl der Hauptsätze, welche durchgehends praktischen Inhalts sind, als auch aus der Kürze, mit welcher eine oder die andere Vorstellung des Lehrbegriffs, da wo der Vf. dieselbe nicht ganz umgehen zu können glaubte, berührt wird. Dies muss nothwendig für seine bessern Einsichten ein günstiges Vorurtheil erwecken. Wir zeichnen von den 12 Hauptsätzen nur einige aus: *Von der Gewohnheit, bey Tische zu beten.* Hier klingt es allerdings etwas sonderbar, wenn S. 45. der Ursprung des Tischgebets von Adam selbst hergeleitet wird. *Von dem Werthe der Thränen bey Handlungen der Religion* (bey religiösen Feyerlichkeiten) recht praktisch. *Der Anblick einer Kinderleiche ist sehr lehrreich.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Kopenhagen*, b. Holm: *Dissertatio inauguralis physico-medica de carbone, ejusdemque praecipuis connubiis, de aetiologia phthiseos beddoesiana et de remediis alcalinis carbonicis*, quam Praeside *A. N. Autheim*, M. D. Prof. Phys. P. Reg. cet. pro summis in medicina honoribus publico examini eruditorum submittit Auctor *Olaus Hieronymus Mynster*, Havniensis. 1797. 88 S. 8. — Der Vf. trägt in dieser Schrift die Meynungen einiger neuern Aerzte und Naturforscher über die auf dem Titel angegebenen Gegenstände, so wie über das Athmen der Thiere, über den Ursprung der Nieren- und Blasensteine, über den medicinischen Gebrauch der Kohle u. s. w. vor, und fügt zugleich sein Gutachten über dieselben bey. Er hält, mit *Lavoisier*, die Kohle für eine Zusammensetzung aus Kohlenstoff, etwas Erde und Laugensalz, und stimmt auch darin mit dem genannten Scheidekünstler überein, dass der erstere von diesen Bestandtheilen die wahre Basis der Luftsäure sey, und sich immer in diese Säure verwandle, wenn man ihm die Gelegenheit, sich mit Sauerstoff und Wärmematerie verbinden zu können, verschafft. Die Meynung, die *Gren*, in Rücksicht auf die Mischung der Kohle und die Bildung der Luftsäure aus derselben, vertheidigt hat, hält er für sehr sinnreich und trägt Bedenken, ihr geradezu zu widersprechen, indessen äussert er doch, dass man, nach dieser Hypothese, manche Erscheinungen, z. B. die Entstehung eines milden Laugensalzes bey der Verpuffung des Salpeters mit Kohlen u. s. w. nicht gut erklären könne. Die Luft- oder Kohlensäure, fährt er fort, sey allerdings ein fäulnisswidriges Mittel, dass sie aber auch in Körpern, die schon wirklich faulen, die Fäulniss rückgängig machen und diese Körper wieder in ihren ehemaligen guten Zustand versetzen könne, sey nicht wahrscheinlich und selbst nicht einmal möglich; übrigens habe die Wirkung, die diese Gasart hervorbringet, wenn man sie als ein fäulnisswidriges Mittel braucht, ihren Grund nicht bloss in der sauren Natur der Luft, sie hange vielmehr zum Theil auch davon ab, dass eine wahre Fäulniss nur in einer Luft, die wenigstens etwas Sauerstoffgas in sich hat, erfolgen könne. — Das Wasser, das einen Bestandtheil der ausgeathmeten Luft ausmacht, werde wohl nur zum Theil bey dem Processe des Athmens, auf die von *Lavoisier* angegebene Art, hervorgebracht, zum Theil werde es bloss abgesondert: die Verrichtung der Haut habe mit dem Athmen gewissermassen Aehnlichkeit, und es gehe durch die Oberfläche des lebenden thierischen Körpers ebenfalls eine nicht kleine Menge Kohlenstoff in die Atmosphäre über. — Die Erscheinungen, welche statt finden, wenn verschiedene Körper, z. B. Lackmusbrühe, Koschenillabkochung, schleimige und ölige Salzlaugen, faules Fleisch u. s. w. mit Kohlen behandelt werden, könne man nicht auf eine und dieselbe Art erklären; manchmal äussere sich bey solchen Versuchen eine chemische Verwandschaft, und diese sey die Ursache der erfolgenden Entfärbung oder Veränderung, manchmal aber habe nur eine mechanische Wirkung statt, und in einigen Fällen müsse man alle beide Ursachen als wirksam annehmen. Die Theorie des *Beddoes* von der Entstehung der Schwindsucht sey allerdings sehr scharfsinnig, auch scheine sie manche Gründe für sich zu haben, dennoch sey sie weder von ihrem Urheber, noch von andern Aerzten, die ihr Beyfall gegeben haben, wider die Einwendungen und Zweifel, die sich dagegen machen lassen, auf eine solche Art vertheidigt worden, dass man ihr uneingeschränkt beypflichten könne u. s. w. Diese wenigen Aeusserungen, die wir aus dem vor uns liegenden Werkchen ausgehoben haben, beweisen, dass Hr. *M.* bey Abfassung desselben nicht bloss andere Schriftsteller abgeschrieben, sondern auch die Meynungen und Urtheile derselben geprüft habe, und der Fleiss, den er auf diese Arbeit gewendet hat, ist eben so lobenswürdig, als die Bescheidenheit, mit der er seine Erinnerungen wider einige Theorien der genannten und anderer Naturforscher den Lesern mittheilt. Aber mit seiner Schreibart können wir nicht zufrieden seyn; er hat sich zwar deswegen entschuldigt, allein *non vero* anstatt *non item*, *dissentierunt* anstatt *dissenserunt*, ferner *haec pilulae*, *haec conditiones* u. s. w. sind Fehler, die schlechterdings keine Entschuldigung zulassen, und *rubrior* und einige andere Worte und Redensarten, die er gebraucht hat, haben zu wenig gute Autorität, als dass man sie nachahmen dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Dyksch. Buchh.: *Historische Uebersicht der Politik Englands und Frankreichs von der Zeit der Conferenz zu Pillnitz bis zur Kriegserklärung gegen England*, durchaus aus authentischen Actenstücken begründet, von *Herbert Marsh*. 1799. 602 S. 8.

Diese treffliche Schrift kann unbedingt den gewissen Beyfall des unpartheyischen Publicums hoffen, weil sie eine merkwürdige Periode der neuern Revolutionsgeschichte ruhig, unbefangen, und nach den strengsten Foderungen der Zuverlässigkeit untersucht, so häufig auch die Veranlassung des Krieges zwischen England und Frankreich von erklärten Widersachern der alten Ordnung, unberufenen Freyheitsaposteln, oder unwissenden Aufklärern verstellt, verunstaltet und nicht selten verfälscht ist. Der Vf., ein durch seine theologischen Schriften bekannter englischer, aber seit längerer Zeit in Deutschland verweilender Gelehrter, erweist mit unwiderleglichen Argumenten, dass Grossbritannien seit 1789. sich eifrigst bestrebte, mit Frankreich in Eintracht zu leben, dass von dieser Neigung zum Frieden die abwechselnden Pariser Machthaber überzeugt waren, und dass die brittische Regierung nach der französischen Kriegserklärung kein Mittel unversucht liess, den Frieden wieder herzustellen. Anstatt dass die Vertheidiger auch der ungereimtesten Maassregeln der grossen Republik das Betragen jener so oft gereizten Regierung ohne den mindesten Beweis im nachtheiligsten Lichte dargestellt, und manche von ihnen unbezweifelte Thatsachen verdreht oder verstümmelt haben, gründet Hr. *M.* seine Geschichtserzählung auf schriftliche Verhandlungen zwischen beiden Mächten, die Tagebücher der Nationalversammlung und andere authentische Schriften. Damit der Leser selbst den Werth der hier geordneten und mit grosser Belesenheit zusammengestellten Thatsachen prüfen könne, sind die Beweise, auf welche Hr. *M.* seine Angaben stützt, ganz oder stellenweise in den Noten mitgetheilt. Diese Anmerkungen beweisen zugleich die Vorzüge, welche die Behandlungsart unsers Vfs. vor den Sophistereyen, grundlosen Behauptungen und Verdrehungen seiner Vorgänger und ihrer Nachbeter hat, unter welchen er vorzüglich Hn. *v. Archenholz* häufig berichtigt. Mit kritischer Aufmerksamkeit hat er aus den Widersprüchen und Uebertreibungen jener Schriftsteller die Nachrichten geschieden, welche zur wahren Aufklärung seines Gegenstandes dienen, auch längstverdrängte Flugschriften sind seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, und da er vorzüglich bey seiner Arbeit aus zuverlässigen, unverwerflichen Quellen schöpfte; so ward es ihm leicht, die Fehlschlüsse, Declamationen und erdichteten Anklagen seiner Gegner aufzudecken, und ihre von vielen bewunderten Räsonnements in ihrer Blösse darzustellen.

In vierzehn Abschnitten behandelt Hr. *M.* in einer fremden Sprache, die er bis auf einen oder andern Idiotism sehr rein und richtig schreibt, Grossbritanniens Verhältnisse gegen Frankreich bis 1793, die Maassregeln, welche bis dahin die brittische Regierung zur Erhaltung des Friedens nahm, bis Frankreich zuletzt den Krieg ohne alle Veranlassung erklärte, der früher schon durch Appellationen an das Volk von England, durch Anerkennung und Unterhandlungen mit den englischen revolutionären Gesellschaften eingeleitet war. Die wiederholten, aber vergeblichen Bemühungen der englischen Regierung mit Aufopferungen aller Eroberungen den Frieden zu erlangen, beschreibt ein besonderer Anhang, und schwerlich wird ein Unbefangener nach genauerer Prüfung und Erwägung desselben ferner wiederholen, dass England bey diesen Unterhandlungen nicht ernstlich verfahren wäre. Der hier beschriebene Zeitraum umfasst zwar blos die Jahre von 1791 bis Anfang 1793, ohne sich in frühere Zeiten zu verlieren; da Hr. *M.* aber keinen Schluss zieht, ohne ihn auf Thatsachen zu gründen, und keine Thatsache ohne die strengste Gewährleistung aufführt; er auch um den Abstand des gegenseitigen Betragens beider Mächte zu zeigen, oft die einseitigen Vorstellungen französischer und anderer Schriftsteller berichtigen und rügen musste; so ist das Werk ausführlicher gerathen, als der Vf. vielleicht beym ersten Entwurfe willens war.

Wir können zwar mit Recht voraussetzen, dass ein Werk, welches merkwürdige Vorfälle unserer Zeit so gründlich darstellt, und von allen Verunstaltungen säubert, längst in den Händen derer seyn wird, welche sich nicht in ihren Urtheilen über Weltbegebenheiten täuschen, sondern unterrichten wollen. Allein damit eine grosse Classe von Lesern eine Schrift, welche so viele Aufklärung verkannter Wahrheiten enthält, nicht für eine Streitschrift halten möge, die zu Gunsten Grossbritanniens die Schaar seiner Widersacher im schwerfälligen Deductionsstil bestreite, oder vielleicht glauben möge, die hier erwiesenen Thatsachen aus einem Schwall von Citaten, Vergleichungen oder Zurecht-

weisungen, aufsuchen zu müssen, halten wir es für Pflicht, diese Uebersicht ausführlicher anzuzeigen, ob wir gleich doch immer, wegen Reichhaltigkeit des Inhalts, kaum die wichtigsten Gegenstände berühren können.

Zuerst wird die gewöhnliche Beschuldigung geprüft, dafs England entweder die Triebfeder der Conferenzen in Pillnitz gewesen, oder gleich daran Theil genommen habe, und unumstöfslich erwiesen, dafs England dem Beytritt zur Allianz gegen Frankreich förmlich entsagte. Vielmehr verminderte England damals seine Landmacht, erneuerte den Subsidientractat mit Hessen-Cassel nicht; die Seemacht war geringer, als gewöhnlich in Friedenszeiten, und der Nationalconvent war von den friedlichen Gesinnungen seines alten Nebenbuhlers völlig überzeugt. Nichts destoweniger versäumte derselbe keine Gelegenheit, die englische Regierung zu beleidigen. Wie der Negeraufstand in Domingo die weissen Einwohner in die traurigste Lage versetzte, suchten sie gegen ihre empörten Sklaven Hülfe bey dem Gouverneur von Jamaica; da Frankreich ihnen beyzustehen zu entfernt war. Sie erhielten auch zwey Fregatten nebst den benöthigten Lebensmitteln, die ihnen ein französisches Schiff versagte, weil sie aufser Stande waren, baar zu bezahlen. Der König von Grofsbritannien liefs jenen Vorfall der französischen Regierung förmlich notificiren, und dafs Lord Effinghams Betragen seinen vollkommnen Beyfall habe. Ueber die Anzeige ward nun hin und her in der Nationalversammlung debattirt, und zuletzt eine Danksagung *nicht* an die *englische Regierung*, sondern an das *englische Volk* decretirt; obgleich nur der Gouverneur von Jamaica, nebst einigen der vornehmsten Einwohner, die unglücklichen Plantagenbesitzer, welche der Wuth der Neger entronnen waren, vom Hungertode rettete. Spätere französische Geschichtschreiber ermangeln nicht, diesen Vorfall ganz zu verstellen, und sie behaupten sogar, England habe die Neger in Domingo aufgehetzt, und sie mit Waffen versehen. Zu derselben Zeit, da eben dieses Reich seine Seemacht verminderte, vermehrte Frankreich seine Flotte, so dafs sie beym wirklichen Ausbruch des Krieges der brittischen ansehnlich überlegen war. Da in England eine Gesellschaft an dem Umsturz der Landesverfassung arbeitete, mit dem Jacobinerclubb in Paris in der genauesten Verbindung stand, und die niedern Volksclassen durch überall vertheilte aufrührerische Schriften gegen die Regierung aufzuhetzen suchte; so ward im May 1792. der Druck, die Verbreitung solcher Schriften und alle unruhige Bewegungen durch eine Proclamation verboten. Ob dieses gleich eine blofse Polizeysache war, und in der Verordnung kein Wort von Frankreich oder Franzosen stand; so übergab der französische Gesandte doch dagegen eine Note, und verlangte, sie dem Parlamente vorzulegen. Die Zurückberufung des englischen Gesandten nach der Absetzung Ludwigs XVI., wird mit überzeugenden Gründen gerechtfertigt. Fast alle Gesandten verliefsen um diese Zeit Paris, und bey wem sollte der Gesandte accreditirt werden, da die ganze Regierung damals nur provisorisch war, und eine Parthey die andere vom Staatsruder verdrängte? Doch blieb der erste Gesandschaftssecretär, und wäre dort länger geblieben, hätten nicht die Greuelthaten vom 2ten Septemb. und die Ermordung zweyer Engländer, weil sie Aristokraten seyn sollten, Besorgnisse für seine persönliche Sicherheit erregt. In den Reden der Nationalversammlung ward häufig auf eine Revolution in England, der französischen ähnlich, gedeutet; den 19ten Novemb. 1792. verkündigte der Convent in einem Decret, welches in alle europäische Sprachen übersetzt ward, oder übersetzt werden sollte, allen Völkern Unterstützung, die sich gegen ihre Landesregierung empören würden. Eben dieser Convent nahm die Deputirten brittischer Unruhestifter feyerlich auf, und versicherte ihnen durch seinen Präsidenten, das Königthum wäre in Europa entweder vernichtet oder läge in letzten Zügen. England wimmelte damals von Freyheitsaposteln, die durch Geld und Ueberredungen die Gemüther zu bethören suchten, das brittische Ministerium liefs sich in keine Beschwerden über diese wiederholten Beleidigungen ein, traf aber Maafsregeln, alle Entwürfe der Empörer zu vereiteln. Ein Theil der Landmiliz ward zusammengezogen, und London gegen einen geheimen Anfall hinlänglich gedeckt. Zugleich ward im Anfang 1793. die Fremdenbill publicirt, nach welcher sich alle Fremden, die nach England reiseten, über ihren vorigen Aufenthalt, ihre Geschäfte und andere Fragen vor der Obrigkeit legitimiren mufsten. Weil dadurch dem Hin- und Herreisen der heimlichen Emissarien und den Verbindungen mit gewissen Gesellschaften in England Hindernisse in den Weg gelegt wurden, führte der Convent über die getroffene Verfügung bittere Klagen. Die wahre Ursache der Unzufriedenheit durfte er freylich nicht angeben; er glaubte daher in der Fremdenacte eine Uebertretung des 1786 geschlossenen Handelstractats zu finden, obgleich die Behandlung aller Fremden in Paris weit strenger war. Um eben die Zeit ward der Cours der französischen Assignaten verboten. Der Vf. zeigt zwar, dafs England damals mit diesen Papieren überschwemmt war, und, wie Brissot versicherte, an 25 Millionen Livres nach diesem neutralen Lande versandt waren; allein er scheint nicht erfahren zu haben, dafs man durch die Assignaten das baare Geld aus England zu ziehen suchte. Die Assignatenmakler gaben für klingende Münze den drey- und vierfachen Werth des Papiergeldes. Hr. *Chalmers* hat dies in der zweyten Ausgabe des *Estimate of the comparative Strength of Greatbrittain* überzeugend erwiesen. Er zeigt unter andern, dafs in dem einzigen Jahre 1792 nach Frankreich 2.909.000 Unzen Silber übermacht wären, da England in frühern Jahren höchstens 600.000 Unzen dahin auszuführen pflegte. Weil der Convent auch, um durch eine Korntheurung das Volk aufzuwiegeln, in England den Weizen zu den höchsten Preisen auf-

aufkaufen liess; so ward ebenfalls die Getreideausfuhr verboten. Alle diese Anstalten waren von Seiten der brittischen Regierung blos Klugheits- oder Vorsichtsmaassregeln. Frankreich hatte lange vorher ähnliche Verfügungen getroffen.

Allein die damaligen Machthaber in Frankreich wollten durchaus Krieg mit England haben. Sie waren zu sehr durch ihre Emissarien und die Deputirten der brittischen Volksgesellschaften überzeugt, die Menge der Missvergnügten würde sich dem Kriege mit der französischen Republik widersetzen, und ihre Absicht durch einen lange vorbereiteten Aufstand unterstützen. Drohete doch der Gesandte *Chauvelin* dem brittischen Ministerium, wegen einiger Kriegsrüstungen, mit einer Appellation an das brittische Volk, dem man in Frankreich oft genug vordeclamirt hatte: Ludwigs Kopf muss fallen, und dann mögen Georg III. und Pitt fühlen, ob die ihrigen noch fest auf ihren Schultern sitzen. Bey aller Gelegenheit suchten die französischen Machthaber England zu erbittern, oder wenigstens zu necken. Lange vor der Kriegserklärung liess der Seeminister *Monge* ein Circular an alle Seehäfen Frankreichs ergehen, um die Einwohner zum Krieg gegen England zu ermuntern. Er schrieb darin: Die freyen Britten zeigen sich missvergnügt darüber, dass sie die Waffen gegen ihre Brüder, die Franzosen, führen sollen. Wir wollen ihnen zu Hülfe eilen; wir wollen eine Landung auf dieser Insel wagen; wir wollen 50,000 Freyheitsmützen dahin verpflanzen.

Die Verhältnisse zwischen England und Frankreich in den letzten Zeiten und die Verhandlungen zwischen beiden Mächten, bis zum 1ten Febr. 1793. schildert der dreyzehnte Abschnitt darstellend und überzeugend. Wir sind aber gezwungen, unsere Leser darüber auf das Werk selbst zu verweisen, weil die reichhaltigen darin aufgestellten Thatsachen nur im Zusammenhange den Gang der Begebenheiten entwickeln, und einzeln ausgehobene Fragmente, die meisterhafte Behandlung eines absichtlich verdunkelten Gegenstandes nur unvollkommen darstellen. Der Minister *Le Brün* vereitelte alle Unterhandlungen, so geneigt auch das brittische Ministerium war, die abgebrochenen wieder anzufangen, und sich sogar mit Emissarien einliess, welche mit keiner Instruction versehen waren. Die von beiden Seiten zuletzt gewechselten Schriften sind hier ganz abgedruckt, und mit den zweckmässigsten Anmerkungen versehen. Diese zeigen deutlich, dass das französische Ministerium durch seine Antworten das brittische zu täuschen suchte; auf gegründete Beschwerden bey allen Friedensversicherungen keine Rücksicht nahm, und nur bemüht war, die zu sichtbare Schuld des Friedensbruchs auf England zu wälzen. Wie verächtlich wurden die Tractaten behandelt, worauf England die Sperre der Schelde gründete? Die ganze Antwort war: der Vertrag sey ohne Theilnahme der Belgier geschlossen worden. Wer diese und andere hier gegebene Aufschlüsse über die wahren Ursachen des Kriegs mit Grossbritannien unbefangen erwägt, muss aus Ueberzeugung Frankreich für den angreifenden Theil erklären, wüsste er auch nicht, dass die Führer der abwechselnden Partheyen in Paris bald die Anarchisten, bald die Girondisten als Urheber des Krieges, und nicht das brittische Ministerium anklagen. Beyläufig wird in diesem Abschnitt gezeigt, warum der Minister der auswärtigen Affairen *Le Brün* so eifrig die Kriegserklärung und die Vereitelung aller Unterhandlungen betrieb. *Le Brün*, unter der königlichen Regierung seiner Vergehungen halber aus Frankreich vertrieben, schrieb 1788 in *Herve* das bekannte *Journal politique et general de l'Europe*. Nachdem er durch Lobpreisung des französischen Ministeriums, und übertriebenen Tadel des brittischen, seine Rückkehr nach Frankreich nicht bewirken konnte, veränderte er auf einmal seine Stimme, erhob die englische Regierung, und hoffte dadurch eine Pension von funfzig Pfund Sterl. zu erlangen. Er wandte sich zu dem Ende an Hn. Pitt, als aber dieser es unedel fand, sein Lob zu bezahlen, wiederholte *Le Brün* abermals die vorigen Schmähungen gegen Grossbritannien, und schob seine ernstliche Rache bis auf gelegene Zeit auf, die er in seiner damaligen Lage nicht ahnden konnte. Auch das französische Kriegsmanifest stellt der Vf. in sein wahres Licht, und prüft die angeblichen, ungegründeten Bewegungsgründe, wodurch die Stellvertreter ihre abgenöthigte Kriegserklärung zu beschönigen suchen. Unter den angeführten Ursachen wird auch folgende gerügt, dass Revolutionsfreunde in England misshandelt wären, oder dass England im Januar 1793. eine Verbindung mit dem Hause Oesterreich geschlossen habe, ungeachtet seit der bekannten Convention von 1790. erst den 30ten Octob. dieses Jahres der neue Allianztractat zu Stande kam. Da die französische Regierung selber sich diese und andere unwahre Behauptungen erlaubt; so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Vertheidiger oder Lobredner ausgemachte Wahrheiten verdrehen, oder in einem Nebel ungereimter Muthmassungen zu verhüllen wissen. Der Anhang enthält, wie oben bereits bemerkt worden, die Geschichte der seit 1796 verunglückten Friedensunterhandlungen, die Grossbritannien dreymal anfing. Auch hier muss der erklärteste Feind Grossbritanniens gestehen, dass die französischen Machthaber selbst die billigsten Bedingungen keiner Aufmerksamkeit würdigten, und ihren so oft geäusserten Grundsätzen getreu blieben: *il faut incendier les quatre coins de l'Europe, notre salut est là.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Die Schule der Erfahrung für alle, denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit werth sind.* — Warnende Thatsachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. — *Erster Theil.* 1798. 251 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Becker* (in Gotha) hat sich durch seine gemeinnützigen Schriften überhaupt, und besonders auch durch

durch seine *deutsche Zeitung* ein grosses, bey weitem nicht genug erkanntes Verdienst um die grosse Classe derer Menschen erworben, die man gewöhnlich unter dem Namen *Volk* begreift. Ueberdies haben ihm aber auch manche Schriftsteller viel zu verdanken, welche seine Schriften, vorzüglich die genannte Zeitung auf mannichfaltige Art benutzt, und freylich wohl den Dank dafür oft — wahrscheinlich blos deswegen nicht laut geäussert haben, weil sie die Bescheidenheit eines Mannes, von dem sie wussten, dass er gern im Stillen Gutes thut, schonen wollten. Auch der Herausg. obiger Schrift hat aus jener reichen Quelle fleissig geschöpft, ohne sie zu nennen. Manchen auf diese Art erhaltenen Beytrag hat er in einer etwas umgeänderten Form geliefert, aber auch manches so flüchtig abgeschrieben, dass ihm auch die leichtesten Bemerkungen des Schicklichen dabey entgangen sind. So schreibt er z. B. (S. 242.) der *Beckerschen Zeitung* (Jahrgang 1793. S. 298.) nach: „Zu Hebenshausen — hat eine Frau Doctorin ihre Arzneybude aufgeschlagen, und zieht da ruhig und ungestört jährlich 200 bis 300 Rthl. etc." „Dies war 1793 so; aber auch noch im Jahre 1798? — In derselben Erzählung sagt der Herausg. dieser Schule der Erfahrung: „ich weiss Beyspiele, wo Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzneymittel bey ihr zu holen;" weil es Hr. *Becker* oder *Becker's* Correspondent so sagt, der dies unstreitig mit Fug und Recht, nach selbstgemachter Erfahrung, sagen konnte; was der Nacherzähler doch wahrscheinlich nicht kann. — S. 17. giebt dem Herausg. sein guter Genius ein, das in einer andern, aus der Beckerischen Zeitung genommenen Erzählung befindliche, und dort richtige *ich* in der Nacherzählung zweckmässig abzuändern; vergisst aber gleich auf der folgenden Seite, dass er einen Dritten erzählen lasse, und fährt nun zwiefach unschicklich fort: „die Frau geht zu einem Quacksalber — der sich gewöhnlich mit Viehkrankheiten abgiebt, *wie ich* nachher *erfuhr*, aber seine Arcana auch unwissenden Menschen mittheilt etc." wo es nun schlechterdings nicht zu errathen ist, *wer* die Erfahrung gemacht habe.

Rec. hat aber auch in diesem Buche manches gefunden, was er weder in den Beckerschen noch in andern Volksschriften gelesen hat, was wahrscheinlich der Herausg. aus seiner eigenen Erfahrung gab, und was, im Ganzen genommen, besser, fasslicher und belehrender geschrieben ist, als viele unberufene Volksschriftsteller neuerer Zeit zu schreiben pflegen. Soll aber seine Schule der Erfahrung künftig Nutzen stiften; so wird er sich dennoch sorgfältig bemühen müssen, verschiedene Fehler, an denen der erste Theil seines Werks leidet, in der Fortsetzung zu vermeiden. Er wird die Quellen, aus welchen er schöpfte, künftig ehrlich angeben, und dadurch sich mehr Glauben zu verschaffen suchen; er wird nach einem festern Plane und mit gehöriger Rücksicht auf ein bestimmtes Publicum arbeiten. Soll seine Schule der Erfahrung für den gemeinen Bürger und Landmann belehrend werden, so sind Stellen, wie S. 4. „Die Natur bahnt sich einen Weg, auf welchem sie das ganze Empfindungs- und Bewegungssystem, Nerven und Blutgefässe wieder in Gleichgewicht und Einklang setzen kann;" oder S. 16. „er weiss sein Gaukelspiel so zu *fixiren* (?) dass jedermann staunt, der in seine Kurstube tritt;" durchaus zweckwidrig. Er wird schicklichere Aufschriften, und für das zum Nachschlagen nöthige Inhaltsverzeichniss mehr bezeichnende Hauptwörter wählen, als einige im ersten Theile sind; z. B. „*Verhebung* tödtet urplötzlich einen Knecht; *Unverantwortlichkeit* der Polizey zu Halle; *Kippeln* mit Kahnen, vorwitziges; *Bratwürste* bringen an den Galgen; *Misshandlung* eines Scheintodten; Urindoctor wird *Herrlich* (!) angeführt u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Maurer: *Vergleichungen der in den konigl. preussischen Staaten eingeführten Maasse und Gewichte.* Von *J. A. Eytelwein*, königl. geheimen Oberbaurath und Mitglied versch. gel. Gesellsch. 1798. 6 Bog. gr. 8. (8 gr.) In den preuss. Staaten wurde schon 1704 zum Längenmaass das *Rheinische* verordnet. Aber ob man gleich dahin grösstentheils übereinstimmt, dass man sich dabey an den ursprünglich *Leudener* Schuh halten musse; so bleiben doch die Angaben für den Rheinischen Schuh so verschieden, dass er nach Snellius nur = 137.50, nach Celsius dagegen = 141,49 in Pariser Linien (144tel des *pied du roi*) halt, und viele andere beachtungswerthe Angaben verschiedentlich dazwischen fallen. Daher denn im Jahre 1771 das Oberbaudepartement vorschlug, denjenigen rheinischen Schuh, welcher nach *Eisenschmid's* eignen Untersuchungen = 139,13 paris. Linien halt, als *Normalschuh* vorzuschlagen; und Hr. *E.* will nun diesen noch lieber den *brandenburgischen* Schuh genannt wissen. — Für Eilenwaaren gilt die berliner Elle; und die Probeelle auf der Kämmereystube etc. halt 296 par. Lin.; anders als bisher angegeben wurde: und eben so wird man die bisherigen gültigsten Angaben für Berliner Quart und Scheffel, nach hiesigen Untersuchungen um ein ziemliches abzuändern haben. Um die Grösse des jetzt vorhandenen berliner Normalscheffels genau bestimmen zu können, war dessen Abwägung durch Wasser nothwendig; und zu diesem Behufe wurde mit vieler Genauigkeit und mit Zuziehung des Hn. Oberbergr. *Karsten* erforscht, dass ein aus Messing verfertigter rhein. Kubikzoll im destillirten Wasser und bey 14 Grad Reaumür, gerade 288 Gran Medicinalgewicht = 5011½ Richtpfenn. Cöln. Markg. verliert, und demnach von solchem Wasser der rhein. Kubikschuh = 8659353½ Richtpf., beynahe = 66¼ Pfund Cöln. Markg. wiegt. — Hr. *E.* schlägt vor, die Scheffelmaasse künftig lieber viereckig parallelepipedalisch zu formen: für Getreide und andere klein gestückelte Waare würden die Ecken nicht verursachen, dass solche Scheffel weniger fassen möchten, als die runden; zu welchen das erfoderliche Holz selten werde etc. — Das berlin. Probequart findet Hr. *E.* sehr genau = 59 par. Kubikzoll. — Auch die landesüblichen Gewichte sind genau untersucht; alles so, dass es auch für Ausländer lehrreich wird, und diese Schrift für die Maass- und Gewichtkunde classisch macht. Die ganze Behandlung zeigt den gründlichen und gewissenhaften Kenner, wie man Hn. *E.* schon aus mehrern Schriften kennt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bresslau, Hirschberg und Lissa in Südpreussen, b. Korn d. ä.: *Das Zeichnen und die damit verwandten Künste* aus dem Französischen des Hn. *Neveu* übersetzt von *J. M. Mihes*. 1798. 1ster Th. 78 S. 4. nebst einer Tabelle und zwey Kupfertafeln. (20 gr.)

„Die vereinigten Comités hatten in dem Organisationsplan der Centralschule (zu Paris) beschlossen, dass jeder Lehrer denjenigen Theil des Unterrichts, welcher ihm anvertrauet war, mit einer mündlichen Uebersicht eröffnen sollte, welche das Ganze der Materie auf eine vollständige, obgleich abgekürzte, Art darstellte." Der Bürger *Neveu*, Lehrer der Zeichenkunst, entledigte sich dieses Auftrags in neun Vorlesungen, deren Plan und Inhaltsanzeige, er seinen Schülern, Zuhörern und Lesern, in der analytischen Tabelle vorlegt. Wir erhalten hier durch des Hn. *Mihes* Bemühung die vier ersten von diesen Vorlesungen übersetzt, welche zufolge der Vorerinnerung aus dem *Journal Polytechnique ou Bulletin du travail fait à l'école centrale des travaux publics à Paris. An. III. de la République* genommen sind. Ihr Inhalt ist folgender. *Erste Vorlesung.* Von der Malerey überhaupt, ihre Wirkung, Zweck, Nutzbarkeit etc. *Zweyte Vorlesung.* Vergleichung der Künste unter sich. *Dritte Vorlesung.* Von der Composition, Erfindung, Anordnung, Einheit, Contrast, Ordnung, Abwechslung und Reichthum in der Malerey, Symmetrie, Geschmack. *Vierte Vorlesung* von dem äussern Schein der Körper, Form, Correctheit der Zeichnung, Schönheit. — Rec. gesteht offenherzig, dass er diese Schrift eben nicht mit der günstigsten Erwartung zu lesen angefangen, weil ihm sogleich die beiden Kupferstiche mit allerley Caricaturen vom Affen an bis hinauf zum griechischen Ideal Profil als ein verdächtiges Zeichen in die Augen fielen. Auch fand er viele Stellen in der Schrift, welche diese Erwartung rechtfertigten. So meldet gleich die Vorrede, dass alles zum Unterricht für junge Ingenieurs entworfen sey, und hernach fängt die erste Vorlesung mit fast unerträglich leerem Geschwätz an. Der Vf. meynt nämlich, die Künste hatten sonst einen verderblichen Einfluss auf die Sitten gehabt, der grösste Theil der Künstler sey ohne Unterricht, ohne Grundsätze, ohne Erhebung der Seele, geldgierig und aller Laster empfänglich gewesen. — Sie waren es, sagt er, welche mit jenen Lügen der Kunst, die Mauern der Kirchen und Paläste deckten, den doppelten Despotismus des Thrones und Altars heiligten, das Volk in der Sclaverey erhielten, u. s. w. — aber nun im Jahrhunderte der Freyheit, werden sie richtigen Gebrauch von der Kunst machen, das erhabene Amt wieder erkennen, welches ihnen obliegt, werden ihren tugendhaftern, besser unterrichteten (?) Zeitgenossen Vaterlandsliebe und Abscheu vor Sclaverey einhauchen, die öffentlichen Sitten neu erschaffen helfen, und die Menschen zur Tugend führen. Wer dächte nun dass unter dergleichen Spreu noch edle Körner zu finden sind? Und gleichwohl trifft man auf Stellen, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann. Wir heben hier nur ein Beyspiel aus der zweyten Vorlesung aus, wo S. 19. und 20. sehr bündig mit den besten Gründen dargethan wird, die Malerey sey nicht im Stande eine Geschichte deutlich darzustellen, wie die vom C. Popilius, welcher um den Carthaginensischen Feldherrn, der mit ihm unterhandelte, einen Kreis in den Sand zog, und Antwort über Frieden oder Krieg foderte, ehe er diesen Kreis überschreite. Eben so wenig sey die Bedeutung zu errathen, wenn Jeremias gebildet wird, der zum Jüdischen Volk redet und den Topf zerschlägt. — Aber warum will der Vf. gleich hernach mit unhaltbaren Scheingründen doch den bettelnden Belisarius, Andronikus, der seinen Löwen am Bande führt, und den Sokrates, welcher den Giftbecher trinkt, empfehlen?

Auf ähnliche Weise ist nun das ganze Werk beschaffen, Wahres und Falsches wechseln immer mit einander ab: doch ist des letzten freylich viel mehr als des ersten, und wenn wir nicht sehr irren, so ist der Bürger *Neveu* eben kein grosser Kunstverständiger, sondern hat Gutes und Schlechtes, was er gehört und gelesen, ohne Unterschied zusammengetragen, und daraus Vorlesungen fabricirt. Der Stoff will sich ihm nicht fügen: daher schweift er so oft ab, und verirrt sich von dem, was er abhandeln will. S. 63. hat er uns durch einige derbe Anachronismen eine sehr kleine Meynung von seinem historischen Wissen beygebracht.

Auch Hr. *Mihes*, der Uebersetzer, scheint in Sachen der Kunst kein Eingeweyhter zu seyn. Wir glauben wenigstens, der Irrthum S. 46. komme auf seine

feine Rechnung, wo bey Anlafs der Regel von der Anordnung, von Weinftöcken und Weinftockspflanzung gefprochen wird. Es follte aber ohne Zweifel heifsen, Weintraube, denn Tizian hatte fich einft diefer als ein Gleichnifs von guter Gruppirung und eines wohl zufammenhängenden Ganzen bedient, und weil es äufserft paffend ift, fo hat man daffelbe feit der Zeit in der Kunftfprache beybehalten. Da wir das *Journal-Polytechnique* nicht bey der Hand haben, fo wiffen wir nicht, ob der Vf. oder der Ueberfetzer anzuklagen ift, dafs S. 41. fteht „*wider diefe Regel* (die Einheit) *hat Rafael in feinem Gemälde Heliodor gefündiget, wo er den Pabft Julius II. in dem Tempel zu Jerufalem darzwifchen kommen läfst, auf feinen Schultern eine Proceffionsfahne tragend.*“ Es wäre in der That merkwürdig, wenn der beftellte Lehrer der Zeichenkunft an der Centralfchule zu Paris, welcher Vorlefungen über die Malerey halten mufs, noch nie die Kupferftiche von Rafael's Bildern im Vatikan gefehen hätte; aber eben fo fonderbar ift es, dafs ein Deutfcher fich vermifst, Schriften zu überfetzen, die von der Kunft handeln, wenn er fo wenig unterrichtet ift, dafs er dergleichen Fehler begehen oder überfehen kann.

BREMEN, b. Wilmans: *Die Nacht.* 1797. Erftes Bändchen. 226 S. Zweytes Bändchen. 206 S. 8. (Mit Titelkupfer.) (1 Rthlr. 16 gr.)

Seit jener Zeit, da Young's Nachtgedanken unter uns fo ungemeffene Bewunderung und eifrige Nachfolge fanden, dafs das Helldunkel der Poefie mehr als Rembrandifch werden zu wollen fchien, und man beforgen mufste, die bunten Schmetterlinge der Phantafie würden fich alle in fchwirrende Nachtvögel verwandeln; ift die *Nacht* vielleicht durch kein fo weitläuftiges Gedicht verklärt worden, als das vorliegende. Doch ift dies keine von den düftern Youngfchen Nächten, fondern eine transparente Mondfcheinlandfchaft, durch deren gemilderten Schatten nicht blofs der Mond fondern alle Sterne hindurchflimmern; und in der That fo transparent, dafs über den dahinter angebrachten Lichtern das Gemählde felbft einem unter den Augen verfchwindet. Anftatt mit geiftigem Gehalt und dichterifcher Schönheit zahlt der Vf. die Foderungen der Lefer in Himmelskörpern aller Art, Sonnenfyftemen und Milchftrafsen: einer Münze, die fo verfchleudert wird, feit einige Männer von Ruf die Erweiterungen der Aftronomie in poetifchen Cours fetzten, dafs man darauf bedacht feyn follte, ihrem Credit durch eine Luxus-Verordnung wieder aufzuhelfen. Zum Glück befchäftigen fich nicht alle die *zwanzig Lieder*, worein der Vf. feine *Nacht* eintheilt, (die, wie er felbft gefteht, „der äufsern Geftalt nach eigentlich nach gar keinen Muftern zugefchnitten,“ unfers Bedünkens aber völlig geftaltlos, und alfo von diefer Seite einer natürlichen Nacht recht ähnlich ift) mit dem geftirnten Himmel, mit Ausfichten in die Zukunft und phyfikotheologifchen Erftaunungen über beides; die letzten handeln von der Verbefferung der bürgerlichen Gefellfchaft und der Religion, und vom Heil des Menfchengefchlechts überhaupt. Alles dies ift herzlich gut gemeynt: aber, die „reinen Abfichten“ des Vfs. in allen Ehren gehalten, können wir doch nicht umhin, fie von Anfprüchen anderer Art zu fondern, die er deutlich genug zu erkennen giebt, wenn er verfichert, er werde fich „wegen der Geifsel unbilliger Kunftrichter mit dem Beyfall einiger der erften Dichter Deutfchlands zu tröften wiffen,“ oder gar hofft, man werde fein Werk „für ächt deutfche Poefie erklären.“ Es wäre wirklich fehr traurig für unfere Nation und Sprache, wenn dies mit Recht gefchehen könnte. Ganz gemeine Empfindungen und taufendmal wiederholte Gedanken, in einem Vortrage, der nur eben über lahmer und aufgedunfener Profa ohne allen metrifchen Wohlklang hinfchleicht, verdienen gewifs bey allen Völkern, und nach der Stufe, worauf unfere Literatur fteht, bey den Deutfchen ganz vorzüglich Unpoefie zu heifsen. „Melodie war mein einziges Sylbenmaafs,“ fagt der Vf.; aber welche Begriffe mufs er von Melodie und Sylbenmaafs haben, um fie hier anwendbar zu finden! Wo ift nur etwas rhythmifches in Stellen wie folgende hörbar: „denn alles war ganz mit unfern „erften Ideen verwebt, durch alles fühlte die junge „Seele fich glücklich; darum bleibt dies Erinnern „in reiferen Jahren noch heilig.“ Und doch foll es im Text, wie uns die abgefetzten Zeilen bedeuten, Verfe vorftellen. Dafür hat Gesner die Profa in feinen Idyllen nie ausgegeben, obgleich ihr Wohllaut wohl ein wenig mehr dazu berechtigt hätte. Nur bey kurzen dithyrambifchen Ergiefsungen find Rhythmen ohne gefetzliche metrifche Wiederkehr angemeffen, und die Befugnifs zu diefer Form möchte doch von manchen unferer Dichter überfchritten feyn. Der Vf. giebt ein gefährliches Beyfpiel: wehe dem Papier, wenn die Romanenfertiger und alle, denen es blofs um Anfchwellen ihrer Producte zu thun ift, auf den Einfall kommen, ihre oft nur allzu koftbare Profa wie Verfe abzufetzen. S. 7. und 8. im 2ten B. kommt fehr fchnell nach einander das Wort *Umfonft* dreymal als ein, vollftändiger Vers (*verfus* heifst Zeile) vor, und erregt die Betrachtung, wie ganz umfonft diefe Einrichtung gewählt ift. Man follte denken, die Vertraulichkeit mit den unermefslichen Räumen des Himmels habe diefe Verfchwendung des irdifchen Raums verurfacht. Wäre alles fchlicht in einem fort gedruckt, fo erwartete man wenigftens nichts anders als poetifche Profa, und die Seiten würden äufserlich weniger leer erfcheinen. Dem gänzlichen Mangel an Kraft und Schwung ift zwar auf keine Weife aufzuhelfen. Bey Stellen, die einigen poetifchen Schein haben, bieten fich auch fogleich die Reminifcenzen, befonders aus Klopftock dar. Ein Seraph, mit dem fich der Vf. in feiner Vifion unterhält, theilt ihm Ermahnungen für die Fürften mit:

—Dafs

— Dass fürchterliche Revolutionen
Nicht mehr die Erde verwüsten;
O Bruder!
So verkündige ihnen
Den Willen der Gottheit;
Denn so spricht der Herr:
„Ich hab' euch zu Fürsten gemacht u. s. w."

Wir verschonen die Leser mit dem übrigen: denn wie der Autor immer aus dem beabsichteten Pathos in das verwandte *Bathos* geräth, so hat er hier auch die höheren Personen, die er bemüht, in das gleiche Unglück verwickelt.

Am Schlusse der *Nacht* ist eine Declamation über *Aufklärung* und Freyheit angehängt, nicht in Versen, doch in einer Schreibart, die eben so wenig wahre Prosa ist, als jene ächte Poesie. Aber aufrichtig und gut gemeynt ist das hier gesagte wie alles: ungeachtet der Nächtlichkeit seiner Muse ist der Vf. ein groser Gegner der Verfinsterer, und wir müssen in Bezug auf alles vorher gehende in Erinnerung bringen, dass man ein sehr achtungswürdiger Mann seyn und doch schlechte Verse machen kann. Besser aber gar keine!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHLESWIG, b. Röhss: *Auguste und Hieronymus*, oder Briefe über die moralische Bildung des Menschen, nach den Bedürfnissen unserer Zeit. *Von einem Frauenzimmer*. Mit einem (höchst elenden) Titelkupfer. 1796 u. 1797. *Erster Theil*. 463 S. *Zweyter Theil*. 541 S. *Dritter Theil*. 639 S. 8.

Die Verfasserin versichert in der Vorrede, dass ihr einziger Zweck bey Verfertigung dieses Werkes sey, auf die Bildung der Menschen in allen Ständen zu wirken und durch Beyspiele zu zeigen, dass der Charakter durch die Erziehung eine unverkennbare Richtung bekömmt, und dass diese sehr oft das glückliche oder unglückliche Schicksal einzelner Menschen, vieler Familien und ganzer Nationen bestimmt. Man sieht, dass die Grenzen, welche sich die Vfn. bey diesem Plane gesteckt hat, nicht eng sind, und dass sie in einer Gegend wandelt, der es in diesem Jahrhunderte wenigstens nicht an Anbauern gefehlt hat. Aber in der That sind diese Gegenstände so wichtig, dass man wünschen muss, sie recht oft von den einsichtsvollsten und geistreichsten Köpfen behandelt zu sehn. Sie müssen in jedem Lichte, unter allen Gestalten gezeigt werden, um auch die trägern Gemüther zu erwecken; man muss sie auf alle Weise beleben, und ihnen überall und unter allen Ständen Theilnehmer und Freunde zu machen suchen. Unsere Vfn. hat die Form des Romans gewählt, um die Vortheile und Nachtheile der Erziehung zu zeigen; ein oft gebrauchtes Mittel, das aber seiner Natur nach, eine unendliche Menge von Formen erlaubt und in der That sehr geschickt ist, eine lebendige Ueberzeugung von den wichtigsten Grundsätzen der Erziehungskunst hervorzubringen. Aber um diese Absicht zu erreichen, bedarf es, ausser der richtigen Einsicht, einer schöpferischen beseelenden Kraft in dem Gemüthe des Schriftstellers; und diese haben wir, so leid es uns thut dieses Urtheil zu fällen, in dem ganzen weitschweifigen Werke nicht entdecken können. Die in demselben enthaltenen Lehren sind besser, als die Beyspiele, der raisonnirende Theil lesbarer, als der poetische, ob wir gleich auch an jenem weder Neuheit der Gedanken, noch neue Ansichten, noch eine hervorstechende Energie und Wärme des Ausdrucks rühmen können. Eine gewisse Leichtigkeit und Fertigkeit zu schreiben, welche oft nur aus der Unkenntniss der Gefahr entspringt, ist noch nicht schriftstellerisches Talent; so wenig als grosse, der Tugend ertheilte Lobsprüche für einen Beweiss wahrer und inniger Achtung gegen sie gelten können. Wenn die Begebenheiten dieses Romans — der Absicht der Vfn. gemäss — zu Beyspielen und Belegen des Grundsatzes von der Wichtigkeit der Erziehung taugen sollten; so mussten sie wenigstens wahrscheinlich: wenn sie wirksam seyn sollten; so mussten sie anziehend und eingreifend seyn. Aber in dem ganzen Laufe der Geschichte sind beide Foderungen auch nicht einmal auf eine erträgliche Weise befriedigt. Ein Gewebe unnatürlicher, schlecht geordneter Begebenheiten, die kaum die Aufmerksamkeit des Lesers reizen; eine unwahrscheinliche, unauslöschliche Rachsucht, welche die vornehmste Triebfeder der Handlung ist; Klöster, schwache und wollüstige Fürsten, boshafte und verschmitzte Mönche, Banditen und Maitressen, von denen die höchste und reinste Tugend auf die erbarmungswürdigste Weise gequält wird, machen den Inhalt des Werkes aus. Glücklicherweise vereinigen die boshaften Ungeheuer, welche hier auftreten, mit ihrem bösen Willen einen so reichlichen Antheil von Unbesonnenheit und selbst von Dummheit, dass hierdurch die Geschichte noch ziemlich abgekürzt, und die unschuldiger Weise gepeinigte Tugend noch zeitig genug zu dem erwünschten Ziele häuslicher Glückseligkeit gebracht wird. Es ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Romans, dass die Hauptpersonen am wenigsten darinne beschäftigt sind. Zwar scheint es, als ob *Auguste* genug zu thun haben müsste, um einem geliebten Prinzen, aus reiner Liebe zur Pflicht, den Abschied zu geben; mit einem andern Bräutigam, aus Abscheu gegen seine blutdürstigen Gesinnungen, zu brechen; einen dritten Verlobten, der vor der Hochzeit stirbt, anständig zu betrauern; die *Schaar* von Männern (III. S. 501.) welche um sie freyt, von sich abzuhalten; und endlich den ihr von der Vfn. bestimmten Hieronymus zu heyrathen; aber dieses treffliche Mädchen ist so gut erzogen, dass ihr dies alles in der That nur wenige Mühe kostet. Dafür aber wird sie auch am Ende mit der Hand des schönsten Man-

 nes

nes in dem ganzen Buche belohnt. Uebrigens ist es zu loben, dafs jedermann nach Gebühr versorgt wird; die edeln Männer und Mädchen glücklich verheyrathet werden; die Schurken und Bösewichter ihren verdienten Lohn erhalten, und überhaupt die poetische Gerechtigkeit auf eine exemplarische Weise gehandhabt wird. Die Richtigkeit der Haltung, das Geistreiche der Darstellung und den Schönheitssinn, der in diesem Werke herrscht, mögen folgende wenige Stellen beurkunden. Eine schlaue Maitresse, das Triebrad der Intrigue, schreibt an einen Hofling, der zwar ihre Kreatur, aber Günstling des Fürsten ist, indem sie ihm zum erstenmal die Geheimnisse ihres Herzens enthüllt (I. S. 72.) „Wissen sie denn nicht, *dafs*, wenn ihnen meine Freundschaft Befehle giebt, *so* bin ich unumschränkter, als ihr Fürst, bin es mehr, als ihr kranker Fürst: denn was verliehren sie und ich, wenn dieses Phantom von Herrscher stirbt? Ich habe seine Schwächen benutzt; ich bin reicher als die Fürstin und ich habe selbst durch die dritte Hand dem Fürsten große Summen geborgt. — Diesem blödsinnigen Weichling ahnete es auf die entfernteste Weise nicht, dafs er das blofse Werkzeug meiner glühenden Rache und meiner weit aussehenden Plane war." Die Wirkung ist hier, wie man denken kann; der Günstling zeigt dem Fürsten den Brief, und wenn dem nun die Augen nicht aufgehen sollten! — Th. III. S. 503. schreibt ein Prinz, welcher Augusten um ihrer Einfachheit, Tugend und Liebenswürdigkeit willen, zur Braut gewählt hat, aus dem Lager an sie: „Wenn wir die Stadt erobern, so springt Mann und Maus über die Klinge; und das ist billig. Denn dafür ist es Krieg. Die Söhne des Mars kennen kein anderes Gesetz als Würgen; ewiger Krieg denen, die ihren Nacken nicht unter das Joch beugen." Diese Aeusserungen sind indess dazu gut, dafs sie Augusten von diesem Manne befreyen und dem bestimmten Geliebten den Weg bahnen. Wie soll man aber im I. Th. S. 109. ff. die Beschreibung eines bis zur Stupidität albernen Konsistorialpräsidenten und seines eben so blödsinnigen ahnenstolzen Weibes rechtfertigen, da sie noch oben drein einem Mädchen in den Mund gelegt ist, dessen Lob von allen Seiten des Buches ertönt? „Das dreyfache Kinn — heifst es hier unter andern — der noch von Bratwurst und Butter glänzende und reichlich umflossene Mund, die kupfrigte, zwischen zwey ungeheuern Backen tief versteckte Nase etc. — Der aus mancherley dämpfenden Gerüchen bestehende Nimbus der seinen fafsmäfsigen Körper umflofs u. s. w." Mit dieser würdigen Person, die eine ganz episodische Rolle spielt, beschäftigt sich die geistreiche Sophie Hochberg auf mehr als zwanzig Seiten, indem sie einen übrigens recht braven Mann in die Versuchung setzt, seine platten Soldatenstreiche in einer eben so platten Sprache lang und breit zu rühmen. Es ist nicht fein, die Schwächen eines braven, wenn auch schon rohen Mannes, und noch dazu des künftigen Ehegenossen, so vor dem Publicum aufzudecken. Aber das gute Kind weifs nicht was es thut, indem es durch einen unglücklichen Mifsgriff, Plattheit mit Humor und Witz verwechselt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Ohne Druckort: *Des Lucius Annäus Seneca Vergötterung des Kaisers Claudius* nebst einer hingehörenden Stelle aus den Sprichwörtern des Erasmus, übersetzt von *Adolf Gröninger.* 1798. 38 S. 4. (6 gr.) Dieses Büchlein ist einzig wegen der Uebersetzung des Erasmischen Commentars über das in Seneca's Satyre vorkommende Sprichwort: *Aut regem aut fatuum nasci oportere,* der an Schönheit, Kräftigkeit und Freymüthigkeit den Aufsätzen im Fürstenspiegel an die Seite gesetzt zu werden verdient, beachtenswerth. Die Uebersetzung der Spottschrift auf den Claudius ist, wie dieser Kaiser selbst, *iratis diis* erzeugt. Wufste der Vf. nicht, dafs man schon eine wohlgerathene Uebersetzung von *Sonntag* im zweyten Heft der Schrift: *Zur Unterhaltung für Freunde der alten Literatur* hat? (Vergl. A. L. Z. Jahrg. 1791. Nr. 33. S. 264.) Nicht allein ist der Sinn des Seneca oft in der neuen Uebersetzung verfehlt, sondern sie ist auch steif und oft undeutsch. S. 9. heifst es: Hercules, *der auch keins der Ungeheuer fürchtete,* ward hier verwirrt beym ersten Anblick." *Hercules primo adspectu (Claudii) sane perturbatus est, ut qui etiam non omnia monstra timuerit,* d. h. *da* er *nondum omnia monstra timenda viderit.* Die Prose des Vfs. mag noch einigermafsen hingehen, aber seine metrische Uebersetzung der Dichterstellen ist so schwerfällig, holpricht, lahm und so voller Inversionen, dafs man Mühe hat zu verstehen, was man liest. Die Urschrift mufs der Uebersetzung zur Erklärung dienen. Das: *Illuc unde negant redire quemquam* heifst hier: „Dort, von dannen man nie zurückkehrt, sagt man." Der Sonnengott, welcher am Morgen den Wagen aus seinen Schranken *(e carcere)* oder aus den Thoren des Sonnenpallastes (Ovid Met. 2. 155.) hervorgehen läfst, treibt, nach dem Uebersetzer, die Räder zuerst *aus dem Kerker* hervor. *Niveum vellus* heifst hier *schneegeweissete Wolle.* Der Vf. mag wohl bey seiner Arbeit, die er sich so leicht machte, empfunden haben, was er die Parcen in ein paar hinkenden Hexametern empfinden läfst. Sie

Freuen sich, wenns die Finger erfüllt: es ist liebliche Arbeit.
Eilend von selbst ist das Werk und ohne die geringste Bemühung. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. May 1799.

OEKONOMIE.

Leipzig, in d. Pottischen Buchh.: *Neues Taschenbuch für Pferdefreunde, Pferdeärzte und Beschlagschmiede.* Oder gründliche Anweisung zur richtigen Kenntnifs, Behandlung und Beschlagung der Pferde, nebst Anleitung die gewöhnlichsten, schwersten Krankheiten und Unfälle der Pferde bald und sicher zu heilen, aus den neuesten und bewährtesten Schriftstellern in der Rosswissenschaft, namentlich einem Bel, Robertson, La Fosse, Mogalla, Röder, Chabert, Osmer, Klarke und aus eigenen Erfahrungen zusammengetragen von *K. F. B.* Mit Kupfern. 1797. 347 S. 8. (18 gr.)

Hr. *Lawrenze* in England verfertigte zum Besten der Huf- und Curschmiede einen wohlfeilen Auszug aus dem kostbaren lehrreichen Werke des Prof. *Bel*, der um die Vieharzneywissenschaft sich so sehr verdient gemacht hat. In England ward dieser Auszug mit Beyfall aufgenommen, und das jetzt hier vor uns liegende Taschenbuch soll nun davon, eine berichtigte und concentrirte Uebersetzung seyn, die zugleich der Uebersetzer mit verschiedenen Abhandlungen anderer Schriftsteller, so wie auch mit seinen eigenen Erfahrungen bereichert und verwebt hat. Die Urschrift haben wir nicht zur Hand, um sie mit der Uebersetzung vergleichen zu können; diese scheint aber mit vielem Fleifs gearbeitet und ihr Vf. mit der Rofsarzneywissenschaft bekannt zu seyn. Doch hätten wir statt derselben in gegenwärtiger Form lieber eine vollständige reine getreue Uebersetzung und die Erfahrungen des Uebersetzers, als Anmerkungen beygefügt gewünscht, denn oft weifs der Leser nicht, was der Urschrift, was dem Uebersetzer, oder was den andern Schriftstellern, die bey dem Taschenbuche benutzt sind, vom Inhalte zugehört. — Voran geht Prof. *Bel's* Biographie, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Alsdann folgen: I. *Beschreibung aller äufsern Theile des Pferdes, mit Bemerkungen über ihre rechte Gestalt.* Hierzu gehört die erste Kupfertafel, die ein wohlgebauetes Pferd vorstellt, an welchem die äufsern Theile des Körpers durch Numern angezeigt werden. Zeichnung und Stich sind nicht besonders, auch enthält dieser Auffatz nichts, was ihm besondern Werth geben könnte. II. *Beschreibung vom Knochenbau des Pferdes*, nebst Kupfer, ein Pferdeskelett vorstellend. Sowohl Beschreibung als Kupfer sind aus dem Werke des Hn. Prof. Mogalla (über Krankheiten der Pferde, I. Band. S. 192—245.), entlehnt. III. *Beschreibung des Knochenbaues und der Knochendimensionen eines der geschwindesten Rennpferde, der berühmten Eklipse.* Dies windschnelle Pferd brauchte zu einer deutschen Meile 7 Minuten, 46 Secunden, 18 Tertien. Es starb im 26sten Jahre den 27sten Februar 1789, an einer Colik, nachdem es den Ruhm aller andern berühmten Wettläufer verdunkelt hatte. Bel wurde aufgefodert, dieses bewundernswürdige Thier zu zergliedern. Seine Beschreibung, die wir von dem Knochenbau und den Knochendimensionen desselben hier vor uns haben, enthält zugleich nicht allein allgemeine Ideen über den Mechanism der Fortschreitungsorgane, sondern auch eine Erklärung und Darlegung der Ursachen, welche sämmtlich zur Vermehrung der Geschwindigkeit des Galopps beywirken. Das Ganze giebt eine Weisung zur höhern Kenntnifs und tiefern Prüfung der Rennpferde. Diejenigen, die sich mit Pferdekenntnifs und Gestütewissenschaft beschäftigen, werden diesen Auffatz nicht überschlagen, auch selbst Maler und Bildhauer dürften ihn mit Nutzen lesen. — IV. *Etwas über die Auswahl der Trag- und Zugpferde.* Auch dieser Auffatz ist lesenswerth; er enthält für die, welche zu verschiedenem Gebrauch Pferde zu wählen haben, nützliche Lehren. V. *Vom Beschlage.* Eine kleine, aber für Hufschmiede sehr nützliche Abhandlung. Es gehören dazu 3 Kupfertafeln, welche Abbildungen von guten und fehlerhaften Hüfen und Hufeisen für gesunde und fehlerhafte Hüfe enthalten. VI. *Von den natürlichen und zufälligen Krankheiten und Verletzungen der Füfse.* Unter dieser Rubrik findet der Leser abgehandelt: die Heilung der Steingallen, Hornkluft, Feigwarzen, Horndurchfäule, Rehe, Verrenkung und Zerreifsung der Fufssehne, Brüche des Kronenbeins, des Nufsbeins und Hufbeins, und zuletzt der Nagelverwundung, wo aber bey einigen dieser Uebel in Rücksicht der Heilungsart manches zu erinnern seyn dürfte. VII. *Allgemeine Bemerkungen über die Thierarzneykunde.* Ein zwar kurzer, aber wohl überdachter und lesenswürdiger Auffatz, welchen wir besonders denen empfehlen, die nicht wissen was für Kenntnisse zur Heilung der Thierkrankheiten erfoderlich sind. VIII. *Versuch über die Flufsgalle.* Ist ein übersetzter Auszug aus *Huzard's Essais sur les Eaux aux jambes des Chevaux.* Paris 1784. 8. Die Flufsgalle wird hier überhaupt als eine chronische Hautkrankheit beschrieben, die zuweilen mit Entzündung verbunden, zuweilen ansteckend und feuchenartig sey, und nur die Füfse der Pferde, Esel und Maulesel, selten aber die

die Füfse der wiederkäuenden Thiere angreife. Man hat schon eine deutsche Ueberfetzung dieser Schrift, welche in das dritte Stück der auserlesenen Beyträge zur Thierarzneykunst, Leipz. 1788. 8. eingerückt ist. Sie ist aber höchst fehlerhaft, manchem Lefer würde aus diesem Grunde eine vollständige getreue Ueberfetzung hier angenehmer gewesen feyn, als dieser Auszug. IX. *Versuche und Bemerkungen über rotzige Pferde.* Für den Pferdearzt ein wichtiger und befonders lefenswürdiger Auffatz. Er enthält *Bel's* Meynung vom Rotze und die Verfuche, die er bey den Veterinarschulen zu Lion und London über die Heilung und Inoculation diefer Krankheit angestellt hat. — X. *Etwas über die Colik.* Nicht alle Arten der Coliken, fondern nur die gewöhnlichsten, und befonders die, welchen Rennpferde unterworfen find; findet der Lefer hier abgehandelt.

Berlin, b. Pauli: *Neuestes Magazin für Oekonomen und Cameralisten.* Herausgegeben von *J. C. C. Lowe,* H. S. W. Landkammerrath und H. W. Hof- und Oekonomierath etc. *Zweyter Band. Zweyte Lieferung.* 1798. 119 S. 8.

Noch immer behält diefer nützliche Beytrag für die ökonomische Literatur in feiner Fortfetzung gleiche Einrichtung und gleichen Werth. Auch diesmal empfangen die Lefer zuerst vier Abhandlungen, hierauf drey patriotische Vorfchläge, fodann zehn kurze Auffätze voll nützlicher Beobachtungen, Erfahrungen und Winke, und zuletzt eine Anzeige und Prüfung acht neuer ökonomischer und cameralistischer Schriften.

Von den Abhandlungen betrifft die erste den erhöheten Werth der Landgüter. Die Urfachen der grofsen Steigerung dieses Werths feit den nächstverflossenen 20 Jahren findet der Vf. in Bezug auf Schlesien, in der Einführung des Pfandbriefsystems, wodurch Credit und Industrie bewirkt wurde; in der dafigen aufserordentlich vermehrten Bevölkerung; in den beträchtlich erhöheten Preifen aller Landsproducte, deren Herabsinken auf ihren ehemaligen Betrag, wegen der gröfsern Zahl der Confumenten, als der Producenten, befonders in Rücksicht auf die Bedürfnisse an ländlichen Producten für die fo fehr vermehrten Fabriken und ihre Arbeiter, nicht zu erwarten fey; in den vergröfserten Vorräthen an Gelde, dessen dadurch vermindertem Werthe und verändertem Verhältnisse gegen Waaren und Arbeiten; und in den vielfältigen neuen Anlagen und vortheilhaften Verbesserungen bey den Landgütern und deren dadurch bewirkten zwey- bis dreymal höhern Ertrage. Die bisherigen Handelsspeculationen mit Landgütern find, nach des Vfs. richtigen Bemerkung, nicht Urfache, fondern Folge von der Erhöhung ihres Werths, und diefe, die fich auch in vielen andern deutschen Staaten neuerlich ereignet, und gröfstentheils ebenfalls in jenen Urfachen ihren Grund hat, ein wirklicher Gewinn für das Staatsvermögen: denn von dessen Zu- und Abnahme ist das Steigen und Fallen des Preises der Grundstücke immer ein zuverlässiges Kennzeichen. - Die zweyte Abhandlung enthält eine Erzählung von den wirthschaftlichen Verbesserungen bey einer Herrschaft in Oberschlesien und deren Erfolge. Durch die hier beschriebenen, feit 6 Jahren angewendeten Mittel, ist bey dem Ackerbaue die vorherige jährliche Ausfaat um 496 Scheffel (Breslauer Maafs) vermindert, und dennoch der Ertrag der Aernte im 6ten Jahre um 6867 Scheffel erhöhet, die Schaferey mit 600 Stück, der Hornviehbestand mit 64 Stück vermehrt, der Ertrag der Brauerey und Branntweinsbrennerey um 3300 Thaler vergröfsert, auch bey dem dafigen Eifenwerke bewirkt worden, dafs, nunmehr aus dem hohen Ofen jährlich 5000 Centner Roheisen mehr als vorhin, und noch aufserdem aus den alten Schlacken 400 Centner Pocheisen erfolgen. Von der fich aus der Erhohung des Zinsfufses und des Agio gegen Gold und aus dem Steigen des Wuchers ergebenden jetzigen Verminderung des baaren Geldes in Schlesien handelt die dritte Abhandlung. Es werden hier Gründe angegeben, wefshalb zu hoffen fey, dafs diefe Abnahme an Baarfchaft nur temporell, nicht fortdauernd feyn werde. Sie bestehen in der heranuahenden Endfchaft des jetzigen Kriegs, in den geschlossenen Contracten über grofse Lieferungen fchlefifchen rohen und geschmiedeten Eifens nach England, in der wahrscheinlichen Hemmung des bisherigen starken Ausflusses des baaren Geldes nach Südpreufsen durch die vorhabende Einführung des Pfandbriefsystems dafelbst, in der verbotenen Ausführung der preufsischen Goldmünze und in der nahen Wahrscheinlichkeit, dafs durch den neuen grofsen preufsischen Ländererwerb dem Handel und der Baarfchaft immer mehr Zuflüsse werden verschafft werden. In der vierten Abhandlung befindet sich ein Beyspiel von der Beschaffenheit der jetzigen Beschwerden der Bauern gegen ihre Dominien (Gutsherrfchaften). Hier werden die von gewissen Bauern angebrachten neun Klagepuncte über vermeyntliche neuerliche Erschwerungen der von ihnen im Winter wöchentlich 4 Tage, im Sommer aber 5 Tage zu leistenden Roboten (Frohn- oder Herrendienste) angeführt, zugleich der völlige Ungrund derfelben erwiesen.

Unter den folgenden patriotischen Vorschlägen zweckt der erste dahin ab, dafs durch die Kreisphysiker das Hebammenwefen verbeffert, und die Sterblichkeit der Menschen durch die Blattern, auch des Viehes durch Seuchen vermindert werden möge. Sie follen daher nicht allein felbst in der Entbindungskunst geschickt, fondern auch zum Unterrichte der Hebammen in dem in jeder Kreisstadt deshalb zu errichtenden Institute verpflichtet feyn, die Ausbreitung der Blatterneinimpfung durch ihre Kenntnifs in diefer Curart und in der besten Behandlung der Blatterpatienten, auch durch ihre Vorstellungen und Empfehlungen befördern, desgleichen in der Thierarzneykunde Kenntnisse befitzen, und fich damit beschäftigen, und für folche ihre vermehrte Dienst-

Dienstleistungen mit Vergrößerung ihrer Gehalte entweder von der Landesregierung, oder aus dem landschaftlichen Fond jedes Kreises, oder aus den Fonds der Viehassecuranzsocietäten, oder durch Beyträge von den Kreiseinwohnern belohnt werden. Der zweyte Vorschlag enthält nichts weiter, als kurze Bemerkungen über die Möglichkeit der Entbehrung des Rigaischen Leinsaamens und der Gewinnung guten Leinsaamens durch eigene Cultur. Diese wird daher, wegen der dadurch zu gewinnenden Vortheile, zwar empfohlen, aber nicht gezeigt, wie sie bewirkt werden kann. In dem dritten Aufsatze befindet sich blos eine Rüge des Mangels an tüchtigen Ziegelstreichern und Zimmerleuten (in Schlesien) und der dem ländlichen Bauwesen hieraus erwachsenden grossen Nachtheile, mit dem allgemeinen Wunsche, dass die Staatspolizey auf deren Wegschaffung bedacht seyn möge.

Die in den fernern kurzen Aufsätzen enthaltenen Gegenstände sind: ein Verzeichniss verschiedener vorgeschlagener Zuckersurrogate, nämlich aus dem Safte der Schwetschen, des Gerstenmalzes, des Ahornbaums, des türkschen Weizens, der Carotten, ingleichen durch Läuterung und Crystallisation des Honigs; eine Erfahrung, dass der Genuss des Wasserviehgrases (*Poa aquatica* Linn.) dem daran von Jugend an gewöhnten Viehe unschädlich sey; die Empfehlung anzustellender Versuche mit dem Anbaue nordamerikanischen Leinsaamens; ingleichen des äussern sowohl als innern Gebrauchs der fetten Oele in Viehseuchen; die nöthige Verdünnung und Abkühlung des Bluts bey den Schweinen durch hinlängliches Getränke zur Verhütung der Bräune; die deutliche Beschreibung einer besondern, in einem von der Räude verschiedenen grindigen Ausschlage bestehenden Schafkrankheit, der dagegen angewendeten Heilmittel, und deren zur völligen und dauerhaften Wegschaffung dieses Uebels nicht hinlänglich gewesenen Wirkung, nebst Anfrage wegen einer zweckmäfsigen Radicalcur; eine Anfrage über die physische Ursache, warum bey manchen Landhaushaltungen in manchen Jahren weit mehr Ochsen- als Kuhkälber erzeugt werden; die Zubereitung und Nutzbarkeit des Buchöls; die nützliche Erfindung, aus gemeinen Lehme Steine nach allerley Formen, zu Portalen, Gesimsen und Säulen, und zwar zu 4 bis 6 Cubikfuss gross, zu verfertigen; und die Zubereitung der grossen Nessel (*Urtica dioica* Linn.) zum Garne, und dessen Benutzung zur Verfertigung einiger Zeuge.

Den Beschluss machen Inhaltsanzeigen und Recensionen von *Sickler's* deutschem Obstgärtner, *Becker's* Taschenbuche für Gartenfreunde, einer anonymischen Schrift unter dem Titel: die wichtigsten Lehren des nützlichen Gartenbaues, *Höck's* Magazine der Staatswirthschaft und Statistik, *Hoffmann's* ökonomischen Heften, über eine Schrift unter dem Titel: über die Beförderung des Zutrauens zwischen Regenten und Unterthanen, von *Gilly's* Beschreibung der Feuer abhaltenden Lehmschindeldächer, und von dem ersten Stücke der Nationalmonatsschrift für den preussischen Staat mit dem Titel: königl. privilegirter preussischer Volksfreund.

Leipzig, b. Rein: *Aufsätze aus der höhern Oekonomie* für Gartenfreunde, Thierärzte und Manufacturisten. Von dem Verfasser der Beyträge des Aberglaubens. 1797. 360 S. 8. (20 gr.)

Durch diesen Titel ist der Inhalt des Buchs nicht richtig bestimmt. Unter der Benennung *höhere* Oekonomie kann doch wohl nichts anders, als die politische Oekonomie, Staatswirthschaftslehre, verstanden, dahin aber nimmehr eine blosse Sammlung allerley, selbst zum Theil kleinliche *wirthschaftliche Privatgeschäfte* betreffender Belehrungen und Rathschläge gerechnet werden, z. B. über die Vertilgung einiger schädlicher Pflanzen und Insecten, über die Behandlung der Hühner beym Eyerlegen, über die Verbesserung gefrorner Würste, über den Anbau des Porres und der Steckrübe, über die Benutzung der Kürbisse und reifen Gurken etc.

Bey der starken Anzahl von einigen sechzig, ohne Ordnung und Auswahl zusammengehäuften Aufsätzen, können wir uns hier blos darauf einschränken, einige besonders nützliche und bemerkungswerthe Nachrichten und Anweisungen auszuzeichnen, und zugleich einige kenntlich zu machen, die theils unzuverlässig, theils aus andern Schriften schon hinlänglich bekannt sind.

Zu den Aufsätzen der ersten Art gehören z. B. die Nachrichten von dem Anbaue und der Benutzung des Mays, oder türkischen Weizens; die Belehrungen über die Wahl und Erziehung der Zugochsen; über die Vertilgung des Hederichs (*Raphanus Raphanistrum*); über die Anwendung des Kalks beym Ackerbaue; über die Obstbaumzucht; über den Anbau des Klees und der Esparcette, die neuen Erfahrungen von dem Durchwintern des Schweiger-Mangolds (*Beta maxima*) und die Belehrung von dessen Nutzen; die zur Zubereitung wohlschmeckender Butter angegebenen Mittel; besonders die Bemerkungen über die Auferziehung des jungen Rindviehs nach einer solchen Methode, wodurch dasselbe wahrscheinlich gegen die Viehpest gesichert werden könne.

Bey andern Aufsätzen hingegen entstehen Zweifel gegen die Zuverlässigkeit der angepriesenen Hülfsmittel. Dahin gehören einige von den angezeigten Mitteln zur Aufbewahrung der Citronen; die ganz unglaubliche Nachricht, dass ein thüringer Hauswirth sich durch die Fütterung seiner Hühner im Sommer mit Weizen und im Winter mit erwärmten Hafer, und durch ihre übrige Behandlung im Stalle, von jedem zwey oder dreyjährigen Huhne jährlich 200 Stück Eyer verschafft, und dass ihm, nach Vergleichung dieses Einkommens gegen jene Fütterung, jedes verspeiste Huhn nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Pfenig gekostet habe; die angerathene Vertilgung der Binsen durch Pferde- und Schafmist; die Empfehlung der sogenannten Drillwirthschaft (Tullischen Ackermethode)

thode) besonders zum Behufe des Weizenbaues, deren Mängel man schon längst in England, dem Lande ihrer Erfindung, anerkannt hat, und die auch in den Beyträgen zur Oekonomie, Cameral- und Polizeywissenschaft (Dessau, auf Kosten der Verlagscasse 1782. 8.) S. 106. Anmerk. 27 hinlänglich erwiesen sind etc.

Unter den bereits genugsam bekannten Recepten und Anweisungen befinden sich z. B. die Methode der Vermengung des Düngers mit dem Ackerlande; die Mittel, gefrorne Würste durch das Einlegen in kaltes Wasser zu verbessern, durch Wegnahme eines Theils der Wurzeln der Obstbäume ihren allzu starken Holzwuchs zu vermindern, und ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, ingleichen zur Verwahrung der Butter gegen übeln Geschmack und Ranzigkeit, durch ihre Vermischung mit grobem Seesalze, Salpeter und Zucker, die beschriebene Salbe wider die Räude der Schafe etc.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Pauli: *Gemeinverständliches Rechenbuch, worin sowohl nach Thalern, Groschen und Pfennigen, als auch nach Gulden, Kreuzern u. s. w. überhaupt nach den Münz-, Maass- und Gewichtssorten gerechnet ist, welche in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth und den benachbarten Ländern gangbar sind.* 1798. 538 S. 8. (20 gr.)

Dieses Rechenbuch ist eine Umarbeitung von *J. W. Schöffer's* Anweisung zur Rechenkunst, Anspach 1766, deren man sich sonst in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth zum Leitfaden beym Unterricht im Rechnen bedient hat. Da in diesem Buche bloss nach den dasigen Münz-, Maass- und Gewichtsorten gerechnet ist; so ward nach der Vereinigung jener Länder mit der preussischen Monarchie eine solche Einrichtung des Buchs verlangt, wodurch es für beide Länder brauchbar würde. Der Vf. des umgearbeiteten Buchs hat sich nicht genannt. Er versichert, die besten arithmetischen Lehrbücher, welche er zum Theil namhaft macht, benutzt zu haben. Dieses Rechenbuch ist nach seiner Bestimmung recht gut gerathen. Es enthält ausser den vier Speciebus in ganzen und gebrochenen, unbenannten und benannten Zahlen, und der Regel de Tri auch die Kettenrechnung, die Rechnung mit zusammengesetzten Verhältnissen nach der Basedowschen Regel (der verbesserten Reesischen), die Zinsrechnung, Rabattrechnung, Wechselrechnung (Verwandlung des Werths einer Summe), Gewinn- und Verlustrechnung, Gesellschaftsrechnung, Vermischungsrechnung, Thararechnung. Die Gründe der Rechnung sind zugleich auf eine fassliche Art beygebracht, selbst von dem Kettensatze und von der Basedowschen Regel. Es ist zur Uebung ausser den Exempeln, woran das Rechnungsverfahren gezeigt wird, auch oft eine Anzahl von Aufgaben beygefügt, die zum Theil aus dem gemeinen Leben, aus der Statistik, Geographie und Geschichte genommen sind. Die Antworten sind erst am Ende des Buchs angezeigt. Das Buch ist zum Selbstunterricht denen, die im Rechnen versäumt sind, zu empfehlen. Der Vf. wünscht sehr bescheiden, von den Mängeln seines Buchs unterrichtet zu werden. Diese müsste man aus dem Gebrauch finden. Eine Bemerkung inzwischen. Beym Dividiren ist es zur Ersparung des Raums dienlich, die Producte zur Seite zu setzen. Für arme Schüler wäre es gut einen Auszug zu veranstalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Lingen, b. Jülicher: *Ueber die Natur und Wirkung der Düngungsmittel von Hn. Parmentier.* 1797. 27 S. 8. (2 gr.) Dies kleine Werkchen ist eine Uebersetzung des längst bekannten Aufsatzes: *Mémoire sur la nature et la manière d'agir des engrois par Mr. Parmentier.* Der Uebersetzer ist Hr. M. *A. Kump.* Er hat den gelehrten Landwirthen darunter einen grossen Gefallen erwiesen, indem die Verdienste des Hn. P. schon lange erkannt sind. S. 4—7. heisst es, dass die Neutral- und alkalischen Salze dem Boden *in grosser Menge* nachtheilig sind, allerdings eine sehr wahre Bemerkung. So sind die vergeblichen *Düngsalze*, die mehrentheils nur in unreinem Kochsalze bestehen, dem Boden wo nicht schädlich, doch wenigstens nicht von grossem Nutzen. Ferner heisst es S. 10. dass Stoffe, die zur Fäulniss übergehen, das mehrste zur Vegetation beytragen; dies ist eine ausgemachte Wahrheit, denn es düngen alle thierische Substanzen als Klauen, Knochen, Hörner etc. nicht eher, ehe sie zur Fäulniss übergegangen sind, und ihre Wirkung geht nach vollendeter Fäulniss verlohren. Dass die Pflanzen aber ihren Kohlenstoff ganz *allein* aus der Athmosphäre hernehmen, wie es S. 13. heisst, ist wohl nicht ganz richtig, sondern die Dammerde selbst liefert, wie *Hassenfratz* richtig zeigte, den Pflanzen den mehrsten Kohlenstoff. Dass aber der Kohlenstoff den ponderablen Antheil der Pflanze ausmache, ist sehr wahr, und es ist eine sehr schöne Bemerkung S. 13. dass Pflanzen und Früchte, denen dieser ponderable Antheil fehlt, und die dagegen einen grössern Bestandtheil an Wasserstoff und Sauerstoff haben, geruchlos, und nur aufgedunsen sind. Ueberhaupt nimmt Hr. P. wie es auch ganz mit der Natur der Sache übereinkommt, die Dammerde, das Wasser, das Licht und die Athmosphäre mit einander verbunden, als die Mittel an, welche den Pflanzen den erfoderlichen Nahrungsstoff hergeben. Als Bestandtheil der Pflanzen nimmt er Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff an, die auch alle von den eben genannten Mitteln, den Pflanzen dargereicht werden; allein es ist der Stickstoff (Azote) ganz übersehen, der doch allerdings einen wichtigen Bestandtheil der mehrsten Pflanzen ausmacht. Sehr richtig wird S. 18. ein Unterschied zwischen *eigentlichen Düngmitteln* und *Verbesserungsmitteln* des Bodens gemacht. Die letzten machen den Boden zur Annahme der ersten empfänglich; dahin sind Mergel, Kalk, Kreide, Gyps und Asche gerechnet, es hätte aber noch Thon und Lehm mit dazu gezogen werden können. Sehr wahr heisst es S. 25., dass man noch aus andern Körpern einen Dünger bereiten könne, wenn man mehrere Körper, — die für sich allein genommen der Fruchtbarkeit des Bodens hinderlich wären — mit einander verbände.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Der Fortsetzungen der Pflanzenthiere neunte Lieferung.* 1798. 5 Bogen Text und 10 ill. Kupfer. in Quart. (2 Rthlr. 8 gr.)

Mit dieser Lieferung fängt der zweyte Theil dieses schätzbaren Werkes an, und Hr. Esper theilt uns darin vorzüglich bis dahin ganz unbekannte, oder doch wenigstens noch nicht hinlänglich untersuchte Arten der Pflanzenthiere mit; von denen er die mehrsten (alle bey denen hier nicht das Gegentheil bemerkt ist) durch den um die Naturgeschichte so sehr verdienten Missionär, Hn. *John* aus Tranquebar erhielt. Beschrieben sind hier aus der Gattung *Isis*; *J. aurantia stirpe articulata intus pulposa, extus lapidea, cortice papillosa calcarea, aurantia*, welche schon Pallas kannte, und für eine Abänderung der *J. ochracea* ansah, mit der sie auch in der That sehr nahe verwandt ist, und von der sie sich vorzüglich dadurch unterscheidet, dass da bey jener die Stämme aus einer rothen, steinartigen, sehr porösen Substanz bestehen, sie hier bis an die äussersten Zweige mit einer korkartigen sehr weichen Substanz ausgefüllt, und nur in einer dünnen steinartigen Schaale eingeschlossen sind. — *J. coccinea*, welche schon im Anhange des ersten Theils nach dem Ellis - Solondrischen Werke abgebildet und beschrieben war, und von welcher der Vf. hernach durch Hn. John ein Exemplar, nebst einer Abänderung von gelber Farbe erhielt. Das erhaltene Exemplar überzeugte Hn. Esper, dass Pallas irre, wenn er dieselbe gleichfalls als eine Abart der *J. ochracea* ansieht, und dass sie eine eigne Art sey, die sich vorzüglich durch ihre in einen Fächer ausgebreiteten und gitterförmig verwachsenen Aeste unterscheidet. — Diese beiden Isis - Arten waren schon vorher abgebildet, bey den folgenden ist aber auch in dieser Lieferung die Abbildung enthalten. Nämlich von einer feuerrothen Abänderung der *J. ochracea* mit gelben Poren, und einem Stücke der *J. dichotoma*, auf welchem sich die Rinde noch erhalten hat. — Von der Gattung *Antipathes* ist nur eine einzige und zwar bis jetzt ganz unbekannte Art *A. virgata ramis dichotomis, ramulis strictis, virgatis, aculeatis*, welche über anderthalb Fuss hoch wird, hier abgebildet und beschrieben. — Von den *Madreporis* finden wir hier eine angeblich neue Art. *M. phrygiana ramosa compresso - lobata, superficie granulosa, areolis contiguis, immixtis stellis maioribus*, welche der *M. contigua* sehr nahe kommt, und dem Vf. von Hn. Spengler mitgetheilt ist. Der Aufenthalt ist noch unbekannt. — *M. polygama Linn.* Diese Madrepore, welche sich durch die zwischen den kleinen befindlichen grossen Sterne, die unter sich eine walzenförmige sie durchbohrende Höhle haben, so sonderbar vor allen andern auszeichnet, gab Hn. Pallas zu der Vermuthung Anlass; dass die grossen Löcher durch Seeeicheln entstanden seyen, wogegen Linné, der Besitzer des einzigen Exemplars derselben, welches bis dahin bekannt war, sich mit richtigen Gründen vertheidigt. Gleichwohl bewog der eigne Bau dieser Koralle andere Naturforscher diese Höhlen andern Thieren, wenn gleich keinen Seeeicheln zuzuschreiben, und Hr. E. selbst war dieser Meynung. Durch Hn. John war er nun so glücklich, ein Exemplar dieser zweifelhaften Madrepore zu erhalten, welches ihn denn belehrte, dass die grossen Oeffnungen und Höhlen in seinem Exemplare, welches eine *M. favites* war, von der *Patella perforata Linn.* herrühren, um welche herum, und über welche die Madrepore gewachsen war; das Linneische Exemplar war unstreitig auf dieselbe Art entstanden, nur war bey demselben die *M. Astroites* die Grundlage. — Von *M. Crates* ist hier ein jüngeres Exemplar, als das schon ehemals gelieferte, so wie von *M. peltata* eine Abänderung mit ausgehöhltem Stamme auf der scheibenförmigen Fläche abgebildet und beschrieben; so wie von noch einer Abänderung derselben Nachricht ertheilt wird, bey welcher der Rand ungleich ausgeschweift, die Fläche wenig vertieft und in der Mitte ausgefressen ist, und nochmals überwachsen zu seyn scheint. Hr. E. bemerkt, dass es überhaupt sehr viele Abänderungen bey dieser Madrepore gäbe. — Von *Spongiis* finden wir hier das sogenannte Fischbrod, *S. friabilis*, welches Hr. v. Schreber dem Vf., der sich lange vergebens bemüht hatte ein Exemplar desselben zu erhalten, besorgte. Hr. E. möchte es mit S. lacustris und fluviatilis wegen seiner von den übrigen Spongien so sehr abweichenden Eigenschaften von diesen trennen und ins Pflanzenreich verweisen. Er hält es, ob man es gleich in den Magen von Fischen gefunden hat, doch nur für ein zufälliges Nahrungsmittel derselben, und glaubt sogar, dass blosses Wasser zur Ernährung der Fische hinreiche, da sich ein ungefähr einpfündiger Karpfe, mit ganz zugewachsenem Munde in der Erlanger Universitätssammlung befindet. Das Fischbrod trifft man im Bodensee, und im Rhein bis über (unter?) Strasburg an. Aus dem letztern erhielt Hr. E. eine ähnliche Art, die aber eine wirkliche Conserve ist, und welche gleichfalls den

den Fischen zur Nahrung dient. Der thierische Geruch, den diese Spongie so wohl im Leben als noch mehr bey der Fäulnifs zeigt, sey mehrern unstrittigen (unbestrittenen) Pflanzen eigen. Dies möchte Rec. doch bezweifeln, und vielmehr glauben, dass noch Thiere im Pflanzensystem stehen. — *S. damicornis frondosa, tenax, subreticulata, ramis compressis dilatatis, ramulis terminalibus flexuosis, teretibus, dichotomis;* eine neue Art, die sich von der *S. linteiformis*, mit der sie einige Aehnlichkeit hat durch ihr Gewebe, und dem Mangel eines gemeinschaftlichen Stammes unterscheidet. — *S. cartilaginea lobato-ramosa, fibris cartilagineis compressis, denticulatis, albis; poris tubulosis.* Eine durch ihre Substanz von allen andern abweichende bis jetzt noch unbekannte Art, die aus sehr groben breiten Haaren besteht, welche sich in Spitzen endigen, die an den Seitenflächen der Aeste in einander gekrümmt sind, an den Enden aber gerade ausstehen. Trocken ist sie ungewöhnlich hart, daher brüchig, und vorzüglich schwer, im Wasser eingeweicht dehnt sie sich über die Hälfte ihrer vorigen Gröfse aus, bleibt aber dabey sehr dicht; und giebt gedruckt einigen Schleim wie eingeweichter Tang von sich, dem sie in dem Gewebe ähnlich ist.

Ausserdem sind hier noch abgebildet, aber noch nicht beschrieben *Tubulosa cochleaeformis*, und *Sertularia Lichenastrum Linn.*

Mit Vergnügen bemerken wir, dass dieses treffliche Werk immer mehr zur Vervollkommnung der Kenntnifs der Pflanzenthiere beytrage.

NÜRNBERG, in d. Raspesch. Buchh.: *Der Vogelfang* nach seinen verschiedenen Arten praektisch (praktisch) nach der Erfahrung beschrieben nebst Anleitung zur Jagd des Federwildprets von *Johann Christoph Heppe.* Mit (11) Kupfern. 1797. 508 S. 8.

Das ärgste Plagiat, welches sich denken läfst! Kaum dass einzelne Wörter oder Sätze darinn dem Hn. *H.* gehören. Alles ist fast Wort für Wort aus Hn. Bechstein's Naturgeschichte Deutschlands, und einiges andere aus Naumann, Pennant, u. a. abgeschrieben; selbst das wesentliche in den übrigens hübsch gezeichneten und gestochnen Kupfern, was sich auf den Vogelfang bezieht, von andern entlehnt; nur die mit vielem Fleifs ausgemalten Abbildungen der Drosseln sind Eigenthum des Vf. aber nicht ganz der Natur getreu.

Nach einer *Einleitung*, in welcher alles, ausser was von der Geschichte des Vogelfangs gesagt ist, und dem Naumannschen Systeme, Hn. Bechstein gehört, und in welcher die Systeme eines Klein, Brisson, Linné, Leske, Blumenbach, Götze, Batsch, und etwas von den Federn, Füssen, der Stimme und dem Aufenthalt der Vögel erwähnt ist, kommt der Vf. zu *den verschiednen Arten die Vögel zu fangen.* Die eigentliche Jagd, deren doch der Titel erwähnt ist, als nicht hieher gehörig, übergangen. Auch hier ist alles, was vom Strauchheerd und der Schneufs beygebracht ist, aus Bechstein. Den gröfsten Raum in diesem Buche von Seite 80. bis zu Ende nimmt nun die *Abhandlung von den Vögeln selbst, und der Art sie zu fangen* ein; in welcher die Drosselarten, Seidenschwanz, Pirol, Staare, Spechte, Eisvögel, Bienenfresser, Wiedehopf, Blauspecht, Wendehals, Baumlaufer, Krähen, Staker, Kuckuck, Würger, Kernbeifser, Ammern, Lerchen, Fincken, Sänger und Meisen, vollkommen wie in Bechstein's Naturgeschichte beschrieben werden; nur dass hin und wieder Cetti, Donndorf, u. a. benutzt sind. — Die Raubvögel und das Federwildpret sollen einen zweyten Band ausmachen. Doch das deutsche Publicum wird hoffentlich diesen unverschämten Diebstal nicht begünstigen, und lieber Bechstein's Werke selbst lesen.

HOF, b. Grau: *Geschichte der vorzüglichsten Mineralien des Fürstenthums Bayreuth*, vom Doct. *J. G. Schneider*, ausübenden Arzte zu Hof u. f. w. *Erster Theil*, mit einer Kupfertafel. 1798. 151 S. 8. (12 gr.)

Der Hr. D. *Schneider* hat die Absicht, nach und nach die vorzüglichsten Mineralien seines Vaterlandes zu beschreiben, und widmet diesen ersten Theil allein dem Kieselschiefer, der bey Hof in so grosser Menge zwischen den Thonschiefer mit einbricht, dass nicht nur die Chausseen, sondern auch viele Mauerarbeiten daraus verfertigt werden können. Wir überschlagen das, was auf den ersten zwey und dreyfsig Seiten über die geographische Beschaffenheit des Fürstenthums Bayreuth angeführt wird, so wie das raisonnirende Verzeichnifs der fünf und funfzig Bücher, welche Bezug auf die Mineralien des Landes haben, und wenden uns sogleich zu dem Hauptgegenstande, dem Kieselschiefer um Hof, der nach seinen äufsern Kennzeichen sowohl, als nach seinem geognostischen Verhalten genau und richtig beschrieben wird. In Rücksicht seiner Entstehung tritt der Vf. den Mineralogen bey, die ihn als einen Thonschiefer betrachten, dem ungemein viel Kieselerde beygemischt ist, wo dieselbe die thonigen Bestandtheile nicht ganz verdrängt hat. Er wird partien- und nesterweis im Thonschiefer angetroffen, der um Hof die herrschende Gebirgsart ausmacht, doch vorzüglich nur an solchen Stellen, wo der Thonschiefer eine dunklere Farbe annimmt. So genau und pünctlich der Vf. in allen Stücken zu Werke gegangen ist; so hat er doch bey Angabe des geognostischen Verhaltens des Thonschiefers unterlassen, das Streichen und Fallen der Lager und Blätter dieser Gebirgsart mit anzugeben, welches allerdings für viele seiner Leser Interesse gehabt haben würde. Besonders würde Rec. sich gern haben unterrichten lassen, ob auch bey Hof die Blätter des Thonschiefers mit dem Fallen seiner Gebirgslager fast im rechten Winkel stehen, wie er es in einigen andern Gegenden angetroffen

troffen hat. Es wäre dies sehr leicht gewesen, da Kalksteinlager zwischen denselben mit einschliessen, welche das Fallen der Thonschieferlager genau bestimmen werden, gesetzt auch, dass diese etwas verworren wären. Der Kalkstein, der zwischen dem Schiefer mit einschiesst, ist der sogenannte Bayreuthische Marmor, der theils für die Fabrik zu Georgen am See, theils für das Bedürfniss der Baue und Kalkbrennereyen gebrochen wird. Der Thonschiefer sowohl als der Kieselschiefer kommen bey Hof von verschiedenen Farben vor, wovon die dunkelschwarze nicht die gemeinste seyn dürfte, denn auch der dunkelste Schiefer sticht noch merklich ab, wenn man ihn mit schwarzem Stangenschorl, Steinkohle, und einigen andern dunkelschwarzen Fossilien zusammenhält. Am schwarzen Falstein fand sich der Kieselschiefer von besondern äussern Gestalten, als: säulen- und keilförmig, pyramidal, rhomboidal u. s. w. Mit Recht hält der Vf. diese Stücke nicht für Crystallisationen, sondern für Zerklüftungen, die in mehrern Fällen dergleichen Körper bilden. Uebrigens ist der Kieselschiefer bey Hof eben so häufig wie anderwärts, mit Quarztrümmern durchzogen, die, je nachdem es der Raum verstattete, grössere oder kleinere Quarzcrystallen bemerken lassen. Ein kurzer Anhang zu der Geschichte des Kieselschiefers um Hof enthält Kritiken über den Kieselschiefer anderer.

Die zweyte und grössere Hälfte dieser Schrift enthält eine Geschichte des Kieselschiefers überhaupt, die der Vf. mit vieler Bescheidenheit nur einen Versuch nennt. Sie ist mit ungemeinem Fleiss bearbeitet, und man kann wohl behaupten, dass sie alles in sich fasst, was von dieser Steinart bekannt worden ist. Den Vf. scheint zu dergleichen mühsamen Arbeiten ein eigenes Talent zu besitzen, daher auch jeder Sachverständige den folgenden Theilen dieser Schrift mit Verlangen entgegen sehen wird. In der Vorrede erfährt man, dass der Polarstein des Hn. v. *Humboldt* vom Haideberge bey Zell ist. Das Kupfer stellt einen Kieselschieferfels vor.

Freyberg, in der Crazischen Buchh.: *Versuch einer Anleitung zur Strecken- und Schacht-Mauerung*, von *L. J. F. Erler*, gewerkschaftl. Schichtmstr. und Lehrer an der Bergschule zu Freyberg. Mit 6 Kupfertafeln. 1796. 89 S. 4.

Gegenwärtiges Buch trägt in einer ganz guten Ordnung grösstentheils Erfahrungen über die Grubenmauerung vor, die der Vf. in der Freyberger Bergamtsrevier zu machen Gelegenheit gehabt hat; überdies theilt er auch noch mit, was er über diesen Gegenstand brauchbares in Schriften aufgefunden hat. Da Hr. *E.* Lehrer an der Freyberger Bergschule, (nicht Bergakademie), ist, wo er jungen Bergleuten im Rechnen, Bergbau und Zeichnen so viel Unterricht zu geben hat als zu einem guten Steiger erfoderlich ist, — wie Rec. aus dem bergmännischen Calender von 1793, ersehen hat; so ist schon zu erwarten, dass die oft gestellten Erfahrungen sicher zu gebrauchen sind, um so mehr, da aus dem ganzen Buche die Mühsamkeit und das Bestreben neu angehenden Gruben-Vorstehern nützlich zu seyn, hervorleuchtet. Diesen Zweck hat der Vf. bis auf einige Kleinigkeiten, völlig erreicht; und wir haben nur nöthig die Leser auf den Inhalt aufmerksam zu machen. Das ganze Buch zerfällt in vier Abschnitte: der erste handelt von der Grubenmauer im allgemeinen — hier hat der Vf. viel brauchbares über das Mauermaterial, besonders über den Mörtel zusammengestellt. — Der zweyte Abschnitt trägt den Nutzen der Grubenmauerung in Vergleich gegen die Zimmerung, vor. — Freyberg soll jährlich 10000 Stämme Holz, von verschiedener Stärke in seine Gruben verwenden müssen, welche zu Feuerholz genutzt 1500 Klafter ausmachen sollen. Diese Consumtion würde aber noch stärker seyn, wenn nicht jährlich im Durchschnitt 1000 Ruthen Steine zum Ausbau der Gruben vermauert würden. — Dritter Abschnitt: von den verschiedenen Arten der Grubenmauerung nebst den damit verbundenen technischen Verrichtungen. — Hier wäre es gut gewesen, wenn sich der Vf. mit den mathematischen Theorien der Gewölber näher bekannt gemacht hätte. Er würde manches gefunden haben, das für die Grubenmauerung nutzbar ist. Wenn er nun dieses gemeinfasslich vorgetragen hätte; so würde er seinem Buche noch einen bedeutendern Werth gegeben haben. Die Aufgabe §. 93. ist nicht so wichtig, dass der Vf. nöthig gehabt hätte, sich dabey so lange aufzuhalten, zumal da jeder Anfänger der Geometrie sie leicht auflösen kann. — Der vierte Abschnitt enthält: Kosten-Anschläge für die Strecken- und Schachtmauerung nebst den Preisen der hierzu erfoderlichen Materialien und den Löhnen der Maurer auch anderer dabey benöthigten Personen; Vergleichung der Kosten bey der trocknen Mauerung gegen die Kosten bey der nassen Mauerung. — Obgleich in diesem Abschnitte vieles local ist, (welches auch nicht anders seyn kann); so wird man doch Hn. *E.* für die Mittheilung dieser Anschläge vielen Dank wissen. — Von S. 81. bis Ende stehen noch einige Zusätze, worunter besonders die Nachrichten schätzbar sind, die die Behandlung und den Gebrauch des Gipses bey dem Thüringer Canalbau enthalten.

ERDBESCHREIBUNG.

Halberstadt, b. d. Gross'schen Erben: *Samuel Gottlieb Bürde's Reise durch einen Theil der Schweiz und des obern Italiens. Nebst Auszügen aus Briefen über einige Gemälde. Mit* (2) *Kupfern.* 1795. 324 S. 8. (18 gr.)

Die Reise und ihre vorliegende Beschreibung ward sechzehn Jahre vor dem Druck gemacht. Um so mehr ist es zu verwundern, dass der Vf. sich jetzt noch entschliessen konnte, diese Jugendübungen auf Reisen, wo, wie er selbst gesteht, es ihm an Fond von Kenntnissen

nissen fehlte, dem Publicum mitzutheilen, oder, was doch wenigstens von einem weisen Mann zu erwarten war, dass er, wenn er auch das Ganze nicht umschmelzen wollte, es doch um viele, mit höchst kleinlichen und alltäglichen Bemerkungen, unerheblichen Reisebegebenheiten und längst veralteten Nachrichten angefüllte Bogen abkürzte und den alsdann übrigbleibenden geringen Rest, concentrirt, allenfalls zu einem Journalartikel bestimmte. Oder sollte es wohl noch viele Leser, als etwa die Freunde, denen er diese Bogen überliefert, geben, die in der Anspruchlosigkeit des Vfs. etwas von Bedeutung liefern zu können, in seinem für Naturschönheit nicht unempfänglichen Gefühl, in einiger Darstellungsgabe und fliessenden Vortrag, Ersatz für die auf ganzen Bogen herrschende unerträgliche Leere an Sachen fänden? Sehr naiv gesteht Hr. B., dass ihn seine jugendliche Unreife bey Besuchen von Menschen, auf Bibliotheken u. dergl. in nicht geringe Verlegenheit gesetzt habe. — Dafür konnte er sich trösten, denn er war damals noch in den Probe- und Schweige-Jahren des weisen Platon — ferner „dass er wie ein Kind nach allen seltsamen Gegenständen gaffte" — auch das war nicht übel, und dabey recht brav, dass der Hoffnungsvolle Jüngling sich das alles fleissig aufschrieb: — aber dass der Mann dieses alles noch sechzehen Jahre nachher drucken lassen mag! das ist zu viel. — — Seine Reise ging im J. 1779 in die Schweiz. Bey Zürch findet man ein Weniges über Lavater's einfaches Hauswesen und Charakter, mit frömmelnder Anhänglichkeit an L. geschildert. Dann spaziert und fährt der Vf. fleissig an den und auf die schönen Schweizerseen und Alpen, wovon einige Ansichten ganz artig dargestellt sind, freut sich der Sitteneinfalt der braven Alpenbewohner, sieht und hört vieles ihm Neue und berichtet es treuherzig seinen Lesern; reiset dann durch einen Theil des so interessanten Graubüntens und der italienischen Schweiz, ohne interessante Bemerkungen zu machen und kommt, über mehrere grosse Städte der Lombardie, nach Venedig, wo er am längsten verweilt, und recht viele längst bekannte Sachen gesehen zu haben erzählt. Um nicht, wie er sagt, mit seinen Bemerkungen ins Triviale zu fallen (!) erzählt er, mit kurzen Worten, die Geschichte eines intendirten Brudermords, welche mit vollständigern Umständen und psychologischen Entwicklungen vorgetragen, eine recht interessante Erzählung gegeben haben würde. — Nun geht es über Bologna, Florenz, Genua, Turin — nach Deutschland, bis Hamburg, eben so eilig und mit blosser Berührung der Oberfläche. — Auf die angehängten Briefe mit sogenannten artistischen Reflexionen, hatten weder Titel noch Vorrede aufmerksam machen sollen: denn es sind nichtssagende Declamationen über den Ausdruck in mehrern italienischen Christus- und Heiligengemälden, voll Lavater'scher Salbung und pietistischer Schwärmerey.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Görlitz*, b. Anton: *Anzeige der nothwendigsten Verhaltungsregeln bey nahen Gewittern und der zweckmässigsten Mittel sich selbst gegen die schädlichen Wirkungen des Blitzes zu sichern. Für Unkundige.* 1798. 30 S. 8. Diese zwar kleine aber sehr gemeinnützige Schrift ist von der Oberlausitzischen Ges. d. Wiss. herausgegeben worden, und hat die Hn. von *Gersdorf* und *D. Knebel* zu Verfassern, und zwar ist vom ersten dasjenige, was der Titel sagt, vom letzten aber eine kurze Anzeige der Rettungsmittel durch den Blitz getroffener Personen, in so weit sie bis zur Ankunft des unentbehrlichen Arztes, von Jedermann angeordnet werden können. Es sind hier die bekannten Schriften von *Tetens*, *Lichtenberg* in Gotha, *Gaden*, *Reimarus*, *Hemmer*, *Scherf* und *Zarda* benutzt und mit eignen Erfahrungen verbunden worden. Die reichste Quelle waren besonders Hn. Leg. R. Lichtenberg's Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern, Gotha 1778, aus welchen der Vf. wie er selbst sagt, absichtlich ein paar Seiten fast wörtlich beybehalten hat. Zuerst wird manches bemerkt, was zur Beruhigung solcher Personen dienen kann, die eine allzugrosse Aengstlichkeit bey einem herannahenden Gewitter zu befallen pflegt, und die gerade erst das Gewitter für sie gefährlich machen kann, wenn etwa eine zu sehr vermehrte Ausdünstung des Körpers damit verbunden seyn sollte; alsdann folgen 1) Regeln zur Beurtheilung der Grösse der Gefahr bey Donnerwettern. Die Methode, nach Pulsschlägen den Zeitraum zwischen Blitz und Donner und daraus den Raumabstand der Gewitterwolke zu bestimmen, wird mit Recht für unzuverlässig erklärt, und es ist wirklich die empfohlne Schätzung der Sekunden durch blosses tactmässiges Zählen derselben vorzuziehen. 2) Allgemeine Regeln zur eignen Sicherung. Mit Recht wird hier bemerkt, dass Menschen in Gefahr sind, wenn sie sich im freyen Felde als die einzigen hervorragenden Gegenstände befinden und es hätte die in diesem Falle sehr nützliche Regel gegeben werden können, dass sie alsdann wohl thäten, wenn sie sich an einem etwas vertieften Orte die Länge lang niederlegten, wobey indessen die Vorsicht zu gebrauchen wäre, dass ihrem vielleicht erhitzten Körper durch Nässe und Kälte kein anderer Nachtheil erwachse. 3) Besondere Regeln zur eignen Sicherung; wo wieder die Fälle unterschieden werden, ob man sich in- oder ausserhalb eines Gebäudes; in einem durch Blitzableiter gesicherten, oder nicht gesicherten, befindet. Hier wird unter andern die Oeffnung eines Fensters, oder einer Thüre empfohlen, um nicht beym Einschlagen vielleicht vom erstickenden Dampfe zu leiden, wenn man auch vom Blitze selbst verschont worden wäre, indem durch eine Zugluft der Blitz gewiss nicht angelockt werde; — hier wäre doch noch zu bemerken gewesen, dass man bey der Zugluft sicher seyn muss, dass nicht dadurch eine Dunstsäule aus dem Zimmer in die Luftgegend, wo das Gewitter herzieht, geleitet werde, als an welcher der Blitz leicht herabfahren könnte, denn in dieser Rücksicht hat man auch die Ventilatoren zur Zeit des Gewitters gefährlich befunden. Die vorläufigen Rettungsmittel hat der Hr. D. *Knebel* sehr zweckmässig angegeben.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Altona, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern.* Herausgegeben von *D. Boysen* und *J. Boysen*, Predigern zu Gerding und Witzwort in der Landschaft Eiderstädt. Erster Band. I—IVter Heft. 1797. 671 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Ungeachtet diese *neue* Zeitschrift zunächst für die deutschen dänischen Länder berechnet ist; so ist sie doch dabey allgemein nützlich, und verdient deshalb auch allgemein, zumal in den von Predigern, Candidaten und Schullehrern unterhaltenen Literaturgesellschaften gelesen zu werden. Die *Seitenzahlen*, so wie die *Nummern* der Auffätze, laufen durch die vier Hefte des Bandes durch. Alle Stücke sind freylich nicht von gleicher Güte, doch verdienten die mehrsten die Aufnahme, mit welcher indessen die Hn. Herausg. nicht zu nachsichtig seyn müssen, wenn das Ganze Beyfall und Fortdauer erhalten und behalten soll. Uebrigens enthält diese periodische Schrift theils *Abhandlungen* und *Aufsätze* über *Gegenstande aus dem ganzen Gebiete des Predigt- Kirchen- und Schulwesens*, theils *Anzeigen und Nachrichten*, sowohl von den in protestantischen Ländern, und besonders in dem Vaterlande der Herausg. in diesen Fächern erschienenen *Schriften*, als auch von den in Absicht auf das Kirchen- und Schulwesen getroffenen *Veränderungen* und *Verbesserungen*. *Jährlich* sollen vier broschirte Hefte, die zusammen einen Band von ungefähr 40 Bogen ausmachen, und, so viel es die Umstände erlauben werden, regelmäsig *vierteljährig* herauskommen. Beyträge, welche an einen der Herausg. oder an den Verleger, unter dem Namen des Vfs. eingesandt werden und dem Plane der Schrift angemessen sind, sollen mit Vergnügen angenommen und auf Verlangen verhältnissmässig vergütet werden. — Der Geist einer vernünftigen Aufklärung und der kritischen Philosophie herrschen in dieser Zeitschrift, deren Tendenz dahin geht, *Moralität als das nothwendigste, wünschenswertheste und segenreichste Gut der Menschheit darzustellen, und sie durch Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens vorzüglich zu befördern.* Wir wollen den Inhalt angeben, und einige Anmerkungen nöthigenfalls hinzufügen. *Erster Heft, Erste Abtheilung. Abhandlungen.* I. Einleitung zu dieser Zeitschrift. II. S. 17. Arbeiten Religionslehrer glücklicher an der Vervollkommnung ihrer Zuhörer, wenn sie ihnen den Menschen, als ein von der Geburt an durchaus verdorbenes Geschöpf — oder wenn sie ihn als ein mit angebornen Richtungen und Kräften zum Guten begabtes Wesen vorstellen? — Eine Kalands- (Convents- von den Pastoren) Vorlesung von dem Hn. A. H. *Strotmann*, Probsten der Landschaft Eiderstädt und Prediger zu St. Peter. — Mag für Personen einer gewissen Cultur noch nöthig und ganz nützlich seyn. Warum spricht der Vf. aber von *wenigen Augenblicken*, die er zu reden habe? Fast sollte man nach der S. 17. befindlichen Anmerkung glauben, dass der Küchenmeister bey solchen Conventen zu treiben pflege. III. S. 33. Welche Texte soll der Prediger bey seinem Religionsunterrichte zum Grunde legen? Von dem Herausg. in Garding. — Mag auch für ein gewisses Publicum nicht ohne Nutzen seyn. Diese Abhandlung soll übrigens ein Commentar seyn über gewisse Worte in des Vfs. kleiner Schrift: *Versuch über die zweckmässigste Methode, liturgische Verbesserungen einzuführen* u. s. w. IV. S. 53. Einige Bemerkungen, Vorschläge und Wünsche in Absicht auf die Bildung der Volksschullehrer, von dem Herausg. in Witzwort. Wenn der Vf. S. 66. in der Anmerkung schreibt: „Es ist mir nicht bekannt, dass eine solche Eintheilung der Schulstellen in gewisse Classen zur Erleichterung und Sicherung der Beförderung der Seminaristen (und Schullehrer) nach ihrer Würdigkeit bis jetzt noch anderwärts als im *Altenburgischen* angeordnet und ausgeführet worden sey;" — so kann Rec. ihm versichern, dass solches weit früher und als Vorbild wahrscheinlich, im *Gothaischen* wie so vieles andere, und mit dem besten Erfolge geschehen, auch wüssten wir nicht, woran der Vf. zu zweifeln scheinet, warum eine gleiche Einrichtung nicht auch in den grössten Ländern zu treffen wäre. Ueberhaupt findet sich in diesem Aufsatze sehr viel flaches, unzuhinlängliches und allgemein bekanntes, auch solches, das anderwärts schon längst und besser in Ausführung gebracht worden. Wenn Seminarien recht angelegt werden; so dürfen sie gar nicht hoch für das Land und die Schüler zu stehen kommen. Und statt aller Convente und Schulcommissionen, bey welchen selten etwas herauskommt, müsste vielmehr der erste Lehrer des Seminars als Inspector über die Schulen der Provinz gesetzt und dem Consistorio derselben unterworfen werden, so wie ein General-Schulinspector, der unter dem Oberconsistorio des ganzen Landes stände, und über dasselbe seine Aufsicht erstreckte. Dadurch nur würde möglichste Einförmigkeit im Plane und in der Ausführung bewirkt werden können, ohne welche nichts Gedeihliches zu erwarten steht. *Zweyte Ab-*

Abtheilung: Historische Nachrichten und Anzeigen.
I. Nachrichten von Gegenständen des Kirchen- und
Schulwesens in den Herzogthümern Schleswig und
Holstein. S. 93. 1) Uebersicht der wichtigsten lan-
desherrlichen Anordnungen und Veranstaltungen,
welche in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts
zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in
den Herzogthümern Schleswig und Holstein getrof-
fen worden sind. Unter diesen Veranstaltungen
kommen vor: eine *Examenordnung der Candidaten*,
die zwar gut ist, aber auch fast zu viel verlangt; die
Einführung eines neuen *Gesangbuchs*, das von dem
sel. *Cramer* veranstaltet wurde, und über welches
hier eine gute Kritik vorkömmt; die Einführung
eines neuen *Landeskatechismus*, der auch von *Cra-*
mer veranstaltet wurde. Wenn aber S. 103. es als
ein Verdienst desselben angeführt wird, dass in der
Erklärung des hinten angefügten lutherischen klei-
nen Katechismus geradezu gesagt werde: dass unter
der *Hölle* das *Grab* zu verstehen, und dass die Re-
densart *zur Hölle fahren* mit dem Ausdruck *begraben*
werden völlig synonym sey; so können wir darin
nicht beystimmen. Wenigstens lässt sich, wie be-
kanntlich schon *Semler* bemerkt hat, diese Erklä-
rung mit den geschichtlichen Zeugnissen der Kir-
chenscribenten nicht vereinigen. Eine Nachricht
vom *Schulmeisterseminar zu Kiel* und dem zu *Ton-*
dern. Das S. 109. angeführte Gesetz: da die Zög-
linge selbst erst lernen sollen; so soll es auch *Keinem*
erlaubt seyn, in der Stadt Unterricht zu geben, —
können wir unmöglich billigen. Wie wenn nun
einige dazu fähig sind? und wer erinnert sich nicht
dabey des *Docendo discimus*? Ja, wird nicht eben
dieser Unterricht der Seminaristen eine reichhaltige
Quelle ihres Unterhalts? In Rec. Wohnorte verdie-
nen sie wenigstens viel Geld damit, und werden
häufig, selbst in vornehmen Häusern gesucht. Ue-
brigens wäre daselbst die Anlegung einer Normal-
schule gar sehr zu empfehlen; Befehle zur *Beförde-*
rung der Seminaristen; Verordnungen den *Volks-*
schulunterricht, das *Schulgehen* u. s. w. betreffend.
S. 121. „Es ist nur zu bedauern, dass man fast all-
gemein, selbst an solchen Orten, wo Industrieschu-
len durchaus nöthig und leicht einzurichten wären,
gegen diese Neuerung mit Vorurtheilen eingenom-
men ist, und eine solche Wohlthat sogar, als wäre
es ein grosses Uebel, mit Händen und Füssen von
sich stösst;" Sorgfalt für Verbesserung der *Liturgie*
und der *gottesdienstlichen Einrichtungen* überhaupt;
Beförderung notorisch aufgeklärter, freymüthiger und
für ächte Wahrheit und Moralität vorzüglich thätiger
Männer zu den höchsten Lehrstellen im Staate, zu Ge-
neralsuperintendenten, Professoren, Hofpredigern,
Pröpsten, Hauptpredigern in Städten u. s. w.; von
der *Aufrechthaltung* endlich der *Press-* und *Lehrfrey-*
heit. 2) S. 126. Nachricht von den *Landschulen* in
der Propstey *Husum* und von der Verbesserung der-
selben, von dem Hn. Propst *Wolfrath* in Husum.
3) S. 134. Vermischte Nachrichten. II. S. Anzeigen
und Nachrichten von *auswärtigen Schriften und Ge-*
genständen, als von der *Eusebia* 1 — 3 St., von den
liturgischen Verbesserungen im Herzogthum *Olden-*
burg, vom Jahre 1791 — 1795; von den neuern Ver-
besserungen im Kirchen- und Schulwesen des Mark-
grafthums *Baden*, nebst noch einigen vermischten
Nachrichten. — *Zweyter Heft. Erste Abtheilung.*
Abhandlungen. V. Ueber die auffallendsten Mängel
und Singularitäten des Predigerstandes, als Ursachen
seiner geringen Achtung und Wirksamkeit; ist von
einem holsteinischen Prediger anonymisch eingesandt
worden, und soll in Ansehung einzelner in dersel-
ben geäusserten Behauptungen und Vorschläge, von
den Herausg. gelegentlich näher geprüft und be-
leuchtet werden, das wir unsern Theils auch hie
und da zu thun versuchen wollen. Allerdings, be-
haupten wir gegen die S. 194. befindliche Aeusserung,
sollten Geistliche *heiliger seyn*, als Andere, leuchten-
der und öfterer ein gutes Beyspiel geben u. s. w.
Rührungen können wohl durch öftere Wiederkeh-
rungen ihre Wirksamkeit verlieren, aber nicht Ein-
sichten durch öfteres Nachdenken, indem sie ja
durch dieses immer heller, überzeugender und so
wirksamer werden müssen. Auch möchten wir
nicht der jetzt so gewöhnlich werdenden Argumen-
tation beypflichten, S. 247. „Jede Privatcommunion
ist nach meiner festen Ueberzeugung gar keine
Communion; sie ist der evidenteste Widerspruch
in Begriff und Ausdruck; sie ist keine *κοινωνία*
mehr, keine gemeinschaftliche Mahlzeit u. s. f."
indem die *κοινωνία* hauptsächlich auf die Beziehung
der äusserlichen Symbolen im Abendmahl auf Jesum
und der von ihm gelehrten Gottesverehrung geht,
und mithin der nicht weniger der Gemeinschaft der
Christen sich zugesellet, der allein communicirt.
Deutlich leuchtet solches aus den alten Kranken-
communionen hervor, wo den Abwesenden ein
Theil des gemeinschaftlichen Brods zugeschickt
wurde. Die heutigen Orten machen darin keinen
Unterschied. Doch wir müssen abbrechen, und fü-
gen nur noch hinzu, dass sonst in dieser Abhand-
lung sehr viel Gutes zu finden, und dass in der Sei-
tenzahl die von 233 bis 240, doch ohne weitern
Nachtheil, übersprungen sey. VI. Fodert der christ-
liche Religionslehrer nicht zu viel, wenn er seinen
Zuhörern reine uneigennützige Tugend zur Pflicht
macht. Hr. *Bossen* in *Witzwort* sucht zu beweisen,
dass Jesus Lehre nicht Glückseligkeits- sondern Tu-
gendlehre sey, schliesst jedoch den Aufsatz mit der
sehr heilsamen Erinnerung. „Aber freylich werden
Religionslehrer auch darin dem Beyspiel ihres gro-
ssen Vorgängers nachahmen, dass sie, bekannt mit
den Schwächen, der mangelhaften Jugendbildung,
dem verschiedenen moralischen Zustande und den
verschiedenen Bedürfnissen des so sehr gemischten
Haufens ihrer Zuhörer, auch sinnliche Bewegungs-
gründe zum Rechtverhalten, in der verschiedensten
Modification dargestellt, in ihren Vorträgen brau-
chen und anwenden, um auf diese Art, so viel mög-
lich, Allen Alles zu werden, und ihre Zuhörer,
durch die verschiedenen Stufen der moralischen
Cul-

by Google

Cultur, ihrem grossen Ziele ächter Sittlichkeit und reiner Tugend immer näher zu bringen. — Die weitere Ausführung dieser Gedanken soll künftig einmal zum Gegenstand eines Aufsatzes für diese Zeitschrift gemacht werden. VII. Bemerkungen und Vorfragen die *moralische Auslegung der Bibel* betreffend, veranlasst durch eine Recension in den *philosophischen Annalen*, (Jahrg. 1796. 2tes St. S. 268. über des Hn. D. *Nösselt's* Weihnachtsprogramm: *Animadversiones in sensum librorum sacrorum moralem.*) Des Vfs. Absicht geht nicht dahin, diese Schrift des D. Nösselt zu vertheidigen, indem er sie noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hat, sondern seine Bedenklichkeiten gegen die Kantische Auslegungsart zu Tage zu fördern, weshalb er die Recension Schritt vor Schritt mit seinen Anmerkungen begleitet. — Wir enthalten uns, die nöthigen Berichtigungen zu dieser Abhandlung hinzuzufügen, da solches schon grösstentheils von den Herausg. geschehen, und äussern nur dieses, dass die von Kant für nöthig erachtete Nachhülfe der Bibel durch seine moralische Auslegung, uns bey einer richtigen Exegese und der Lage der Sache gar nicht nöthig erscheine. Will der Vf. der Lehrmethode Jesu nachfolgen; so braucht man ihn in Ansehung der S. 275. geäusserten Bedenklichkeiten nur auf Matth. 13, 29. zu verweisen. Wahrheit zu sagen ist Pflicht, das *wann* und *wie* aber gehört in das Gebiet der Klugheit." In der Stelle S. 284. „Wenn unsere Zeitgenossen bisher das religiöse Vorurtheil geheget hätten: dass Homers Odyssee, oder Muhammeds Alkoran oder *Confucius Zenda Vesta* oder irgend ein Buch aus dem Alterthum eine göttliche Offenbarung enthielten u. s. f. ist wohl als ein Schreib- oder Druckfehler anzunehmen. VIII. Ueber die Nothwendigkeit eigener Volksschulcollegien und deren zweckmässigste Einrichtung. Ausser dem schon oben in dieser Rücksicht Angeführten, fügen wir noch dieses hinzu, dass zu solchen Verbesserungen ein grosser Enthusiasmus nöthig, desselben aber zwar eine Person, aber nicht ein ganzes Collegium, auf lange Zeit wenigstens nicht, fähig sey. Hätten wohl ganze Akademieen das zu leisten vermocht, was ein einziger Mann nicht selten geleistet hat? Auch ist es durchaus unrichtig, was man gewöhnlich zu glauben und vorzugeben pflegt, dass das Oertliche so grosse und öftere Ausnahmen von den allgemeinen Vorschriften nöthig mache; man verstehe nur specielle Regeln in allgemeine Gesetze auszudehnen. IX. Wie ist die Widersetzlichkeit der Aeltern gegen zweckmässige Schulverbesserungen am besten zu heben? S. 315. „Kinder haben als Menschen *ihre eignen Zwecke, und sie gehören auch dem Staate an.* Wenn daher Aeltern so unvernünftig sind, eine bessere Bildung ihrer Kinder verhindern zu wollen; wenn sie dadurch auch nachtheilig auf die künftige Brauchbarkeit derselben für die menschliche Gesellschaft wirken; wenn sie sich von diesem Bestreben nicht durch vernünftige Vorstellungen der Prediger und Schullehrer abhalten lassen (und sonst alle Arten nöthiger Behutsamkeit angewendet worden sind): so ist offenbar die *Obrigkeit*, als *Obervormünderin* der Kinder, berechtiget und verpflichtet, sich der *unterdrückten und gekränkten Menschheit in ihren künftigen Bürgern anzunehmen*, und — wenn gütliche Belehrungen und Vorstellungen (von Seiten der Obrigkeit) dazu nicht hinlänglich wirken sollten, — *ihre obrigkeitliche Macht* zur Einführung einer zweckmässigen Schuleinrichtung und zur strengen Aufrechthaltung derselben gegen *Widersetzliche anzuwenden.*" *Zweyte Abtheilung. Historische Nachrichten und Anzeigen.* Nachrichten von Gegenständen des Kirchen- und Schulwesens in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 1) Neue Kirchenagende. Eine umständliche Anzeige dieser ganz vortrefflichen Agende, welche durchaus Nachahmung verdient, und zumal in solchen Ländern, die weit vor jenen nördlichen an Aufklärung voraus zu seyn glauben, und in solchen wesentlichen Stücken es doch nicht sind. 2) Fortsetzung von den Landschulen in der Propstey Husum. Eine sehr treffende Stelle für solche, welche die Aufklärung des gemeinen Mannes ohne Ursache scheuen, oder ohne Behutsamkeit befördern, möchten wir gern abschreiben, wenn es der Raum gestattete. Uebrigens hat der Hr. Propst viel geleistet nach der Lage, in welcher er die Schulen antraf. 3) Sonntagsschule in Kiel. 4) Plan zur Pensionsanstalt für die Witwen der Küster, Kirchspielsschulmeister und bestallten festen Neben- oder Districtsschulmeister in den Propsteyen Tondern, Apenrade und Sonderburg.

(Der Beschluss folgt.)

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Religion für Menschen, oder der Werth der Lehre Jesu aus seinem bildlichen Vortrage.* Von *Johann Christian Friedrich Eck*, Consistorialassessor und Archidiakonus zu Lübben, im Markgrafthum Niederlausitz. 1797. 252 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Eck* hat im Ganzen genommen, sein Thema sehr gut bearbeitet. Ordnung, Licht, Wärme, ein reiner, gebildeter und dabey kräftiger Ausdruck sind durch die ganze Schrift herrschend, und machen sie, zumal für den Prediger, dem der Vf. die Lehrart Jesu zum Muster darstellt, zur anziehenden Lectüre. Nach unserer Meynung nämlich ist es irrig, dass der Vf. den bildlichen Vortrag Jesu als eine Sache *absichtlicher Wahl und vorbedachter Einrichtung* ansieht, und behauptet, er habe dadurch nicht nur am besten für die Bedürfnisse seiner Zeitgenossen zu sorgen, sondern auch seinen Jüngern *ein Beyspiel von einer guten Lehrmethode* aufzustellen, im Sinne gehabt. Der Gebrauch der Bilder und Vergleichungen im Vortrage übersinnlicher Lehren ist bey den Morgenländern allgemein, wie man sich ja aus der Ansicht aller schriftlichen Denkmäler des Orients, wie man sich insbesondere aus den Ueberresten gleichzeitiger jüdischer Lehrer, ja schon zur Gnüge aus

den Schriften des A. T. belehren kann. Das Eigenthümliche Jesu bestand, wie es bey dem richtigen Verhältniss aller seiner erhabenen Geistesfähigkeiten zu erwarten war, in der Schicklichkeit, Würde und Angemessenheit seiner Bilder. — Wie misslich es sey, einem grossen Manne bey allem was er thut, Absichten unterzuschieben, zeigt sich auch da sehr deutlich, wo Hr. E. ausführlicher zeigen will, dass Jesus seinen bildlichen Vortrag gewählt habe, *um den Aposteln das Beyspiel einer guten Lehrmethode zu geben*. Bey den Beyspielen, woraus man sehen soll, wieviel der Unterricht Jesu bey seinen Jüngern gefruchtet habe, vergisst er ganz, dass sich Paulus durchaus gar nicht in der Schule Jesu gebildet hatte, und ein Theil der angeführten Bilder auch gar nicht die Schule Jesu verrathen; und bey dem einen Bilde, das er aus dem Briefe Jac. und Petri anführt, hat er nicht bedacht, dass dieses aus dem A. T. entlehnt ist. Der schlimme Einfluss des Fehlgriffes, überall den bildlichen Vortrag Jesu als absichtlich gewählt, darzustellen, und das Vergessen des wichtigen Umstandes, dass im A. T. kein sehr verschiedener Stil herrscht, zeigt sich schon da, wo die einzelnen Bilder, unter welchen Jesus Glaubenslehren vorträgt, durchgegangen werden. S. 7. Erstes Bild, Matth. 6. 9. *Gott ist der Vater im Himmel.* Hat denn Jesus wirklich zuerst „den Unsichtbaren und Unbegreiflichen durch diese Vergleichung in ein Licht zu setzen gewusst, dass wir ihn gleichsam mit Augen sehen, und mit unserm schwachen Verstande seine göttlichen Vollkommenheiten ermessen können?" (Solche bombastische Stellen kommen, im Vorbeygehen gesagt, äusserst selten vor.) Wie kann doch ein Askete dieses dem andern nachschreiben, und so viele herrliche Stellen der Psalmen und Propheten vergessen, wo Gott auf die rührendste Weise unter dem Bilde eines Vaters vorgestellt wird? — Das Schwächste, und was der sonst richtigen Exegese des Vfs. am wenigsten würdig ist, enthält §. 3. *Jesus in sofern er sich selbst als den sichtbaren Gottmenschen betrachten lehrte.* Niemand, der den grössten Theil dieser Schrift gelesen, würde folgende Stelle erwarten: „Wir erblicken in Jesu den *Allwissenden,*" denn er bedurfte nicht, dass Jemand Zeugniss gäbe von einem Menschen, denn er wusste wohl, was in den Menschen war. Er kannte sie alle Joh. 2. 24. 25. Er durchschauete das Herz derer, die ihn einst stillschweigend der Gotteslästerung beschuldigten, und überführte sie von seiner *Scharfsichtigkeit* (also nicht von seiner Allwissenheit) durch die Anrede: warum denket ihr so Arges in euern Herzen. Matth. 9. 4. Seinen Verräther kannte er voraus u. s. w. So soll nach S. 19. aus den Thaten Jesu zu Wasser und zu Lande seine *Allmacht* folgen. Folget denn aus Wundern, *wenn man es auch aufgegeben hat, sie aus natürlichen Ursachen erklären zu wollen,* dass der Wunderthäter *allmächtig* ist? So war es doch wohl Moses auch? —. Damit man übrigens sehe, was man in dieser sonst beyfallswerthen Schrift zu suchen habe, zeigen wir noch mit ein Paar Worten den Inhalt an. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, von denen der erste, in Beyspielen, Jesu bildlichen Vortrag der Lehren von Gottes Daseyn und Wesen; von seiner Fürsorge für das Beste der Menschen; von Unsterblichkeit und ewigen Leben; von der Nothwendigkeit eines religiösen Lebens — zeiget. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Werthe des bildlichen Vortrags Jesu in Beziehung auf seine Religionslehre, und dieser Werth soll aus der Absicht Jesu bey dem bildlichen Vortrage, und aus der Zweckmässigkeit desselben, für das jüdische Volk überhaupt, für die Jünger, für die Nachwelt dargethan werden. Zuletzt wird recht gut gezeigt, dass der bildliche Vortrag Jesu *mutatis mutandis* noch heut zu Tage für Religionslehrer als Muster betrachtet werden könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Leipzig,* im Magazin für Literatur: *Zoologische Abbildungen genau nach der Natur colorirt,* nebst einer *kurzen Beschreibung derselben. Erstes Heft.* Ohne Jahrzahl. Ein Bogen Text und 6 Kupfer in Queerquart. (18 gr.) Kein Wort wird uns von dem Zweck dieses neuen Bilderbuchs gesagt, dessen Vf. wahrscheinlich der Verfertiger der Platten *Gangloff* ist. Die Kupfer sind blosse radirte Umrisse, mit Tusch schattirt, und dann illuminirt; sie sind zum Theil wenigstens entlehnt, und gehören nicht zu den schlechtesten, ob sie gleich weit entfernt davon sind schön oder auch gut zu seyn; welches auch bey dieser Art Arbeit und diesem Preise fast unmöglich seyn würde; hätte aber Hr. G. mit mehrerem Fleisse gearbeitet und nicht manchmal so offenbar aus Eilfertigkeit gesudelt; so würde er etwas Besseres haben liefern können. Der Text ist von derselben Beschaffenheit wie die Kupfer, und enthält eine kurze Beschreibung und Geschichte der abgebildeten Thiere, das letzte ausgenommen, dessen Beschreibung im nächsten Hefte folgen soll. Hier sind abgebildet: die wilde Katze, der Dachs, der Fuchs, der Biber, der Eichenhaher und der kastanienhalsige Taucher nach Jacquin.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Hammerich: *Beyträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern.* Herausgegeben von D. Boysen und J. Boysen, Predigern zu Garding und Witzwort in der Landschaft Eiderstädt etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dritter Heft. *Erste Abtheilung. Abhandlungen.* X. Ueber die Taufhandlung in unserer Kirche, zur Vorbereitung auf eine zweckmäfsigere Einrichtung derselben. Der Vf. sagt viel Wahres und Gutgemeyntes, beypflichten können wir ihm aber so ganz nicht, wenn er S. 371. schreibt: „Selbst die glaubwilligsten Theologen älterer Zeit, so sehr sie auch ihre Vernunft gefangen hielten, konnten sie dennoch nicht so weit verleugnen, dafs sie die Wiedergeburt für eine Wirkung des Taufwassers an sich gehalten, oder behauptet hätten; Gott theile durch seine Allmacht dem Taufwasser selbst, aufser seinen natürlichen Eigenschaften, auch noch die übernatürliche Kraft mit, die Seelen der Täuflinge übernatürlich zu verändern und den seligmachenden Glauben darin hervorzubringen; vielmehr begnügten sie sich damit, anzunehmen, dafs Gott mit diesem von Christo befohlnen Gebrauche jedesmal seine allmächtige Kraft so verbinde; dafs nur durch das Wasser, als eine *causa instrumentalis* eine solche heilsame Veränderung in dem Täuflinge entstehen könne." — Denn wer weifs nicht, dafs selbst Luther nach Augustins Vorgang eine gewisse Veränderung des Taufwassers annahm, dem Gott sich selbst beygemischt habe, und es deshalb *durchgottet* genannt werden könne, wie aus seiner bekannten Taufpredigt zu ersehen ist. Von der *Kindertaufe* wird S. 401. also geurtheilt: „Ihr läfst sich, vermittelst der künftigen möglichen Erinnerung daran, wohl nur eine äufserst geringe moralische Wirksamkeit beylegen; dahingegen darf man mit allem Rechte behaupten, dafs der Glaube an ihren Werth und ihre Nothwendigkeit unzähligen andern moralisch schädlichen religiösen Vorurtheilen Ursprung oder doch Nahrung gegeben habe." Doch will der Vf., welcher sich *M. S.* unterschreibt, die Taufe selbst nicht abgeschafft, sondern nur besser eingerichtet haben. XI. Ein Wort über Aufklärung, Gleichheit der Menschen u. f. w. nach den Grundsätzen des Christenthums, in Beziehung auf Urians Nachricht davon. Der gute *Claudius*, als der Vf. des bekannten Gedichts: *Urians Nachricht von der neuen Aufklärung*, wird von jeder unedeln Absicht bey der Verfertigung desselben freygesprochen, und das Ganze als ein in einer Stunde jovialischer Laune, mit gutem Vorbedacht im burlesken Stil entworfenes Carrikaturgemälde angesehen. XII. Ueber die zweckmäfsigste Einrichtung der Classen in den sogenannten lateinischen Schulen. In das Detail dieser inhaltsreichen Abhandlung können wir uns hier nicht einlassen, fügen nur die Bemerkung hinzu, dafs, so vortheilhaft es ist, wenn in lateinischen Schulen jedes Fach einen besondern Lehrer hat, es im Gegentheil eben so nachtheilig sich erweiset, wenn in den niedern Schulen mehrere Lehrer in einer und eben derselben Classe Unterricht ertheilen. Die Gründe dazu lassen sich vom Sachkundigen gar leicht auffinden. XIII. Ueber die Vertauschung mancher überflüssigen und unzweckmäfsigen Schulbücher mit zweckmäfsigern, in den niedern Stadt- und Landschulen. Von dem Hn. Probst *Wolfrath* in Husum. Wer sollte dem S. 462. aufgestellten Resultate nicht beypflichten: „Dafs kein Vater, keine Mutter über irgend etwas, die Lehrmethode oder Lehrbücher und Schuldisciplin betreffendes, eine entscheidende Stimme habe." — *Zweyte Abtheilung. Schriften, Anzeigen und Nachrichten.* I. *Einheimische Schriften*, als *Schlosser's* Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte. „Wir glauben genug gesagt zu haben, um unsere Leser zu überzeugen, wie hämisch entstellt, wie partheyisch beurtheilt und ungerecht verurtheilt hier eine Philosophie dargestellt sey, die ihres innern Werths wegen gewifs Epoche machen, und nach Jahrhunderten noch von denkenden Köpfen geachtet und bewundert werden wird, wenn die Wahrscheinlichkeitslehre des Hn. *S.* sammt allen seinen Einfällen und Witzeleyen längst vergessen sind." — Ferner *Vofs* Belehrungen über die Bücher der Bibel u. f. f. Urtheil: „das Buch würde zweckmäfsiger, kürzer und wohlfeiler geworden seyn, wenn der Vf. sich blos Schullehrer und andere gebildete Lehrer zum Gegenstand seiner Belehrungen gemacht hätte." — Zusprach an die Einwohner Schleswigs und Holsteins, die Kirchenagende betreffend, und, über die neue schleswig-holsteinische Kirchenagende u. f. w. von *Olshausen*, welche beide Bücher die Absicht haben, die Einwohner dieser Herzogthümer in Ansehung der neuen einzuführenden Kirchenagende zu *belehren* und zu *beruhigen*. Endlich *Möller's* Materialien zu unmittelbaren Verstandsübungen. „Die (angebrachten) Bemerkungen hindern uns keinesweges dem Vf. zu versichern, dafs er sich durch diese Arbeit um *seine Amtsgenossen* sehr

sehr verdient gemacht habe, und wir können daher auch nicht umhin, diese Schrift allen Schullehrern zum zweckmäſsigen Gebrauch recht sehr zu empfehlen." II. *Auswärtige Schriften.* Museum für Prediger, von Beyer; Teller's neues Magazin für Prediger; Eusebia, von Henke, und Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, zu deren Herausgabe sich mehrere Gelehrte (besonders im Westphälischen) unter welchen der Hr. D. *Rullmann* zu Rinteln sich unter der Einleitung nennt, vereiniget haben, und ein Hülfsmittel abgeben sollen für den Prediger, der gern in philosophischen und Religionskenntnissen mit der Cultur seines Zeitalters gleichen Schritt halten möchte. III. *Einheimische und auswärtige Nachrichten*, als: Neue dänische Liedersammlung für die dänischen Kirchen im Herzogthum Schleswig, wo es deren wenigstens 65 giebt; und Neuere Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen des Markgrafthums Baden. IV. *Vermischte Nachrichten*, aus welchen wir die *Altenburgische Verpflichtungsformel für angehende Prediger* abschreiben, wie sie aus dem Lateinischen wörtlich übersetzt S. 541. befindlich ist. „Ich N. N. geboren — — zum Prediger N. N. ernannt, bezeuge mit Herz und Mund, daſs ich der evangelisch-lutherischen Kirche aufrichtig zugethan sey, und demnach unsern symbolischen Büchern redlich beypflichte, und sie dergestalt unterschreibe, daſs ich alle darin enthaltenen bejahenden Sätze unsers christlichen Glaubens und unsers Bekenntnisses bejahe, die verneinenden aber verneine, nicht nur *insofern* sie mit der heil. Schrift übereinstimmen, sondern auch, *weil* ich sie mit derselben übereinstimmend gefunden habe. Ueberdies verspreche ich, daſs ich, was dieser in unsern symbolischen Büchern ausgedrückten reinen (*sanae*, vernünftigen? dem gesunden Menschenverstande sich anpreisenden?) Lehre zuwider seyn möchte, niemals und nirgends, weder heimlich noch öffentlich, weder mündlich noch in Schriften vortragen, sondern nach der Form und Norm derselben meine Vorträge einrichten, — so, daſs ich nicht nur mit der Kirche denkend (glaubend) sondern auch als mit ihr redend erfunden werde, — und daſs ich vor allen in dieser seligmachenden Wahrheit mit Gottes Hülfe (*cum Deo*, so der Herr will?) bis ans Ende meines Lebens verbleiben will. Amen!" — *Vierter Heft. Erste Abtheilung. Abhandlungen.* XIV. Ueber das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie." S. 563. Ich glaube, durch das bisher Gesagte hinreichend erwiesen zu haben, nicht nur, daſs das Recht protestantischer Landesregierungen in Ansehung der Liturgie ihrer mit ihnen sich zu einer Kirche bekennenden Unterthanen kein usurpirtes, sondern in stillschweigender Uebertragung gegründetes sey, sondern auch, daſs es der Vortheil der Protestanten erfodere, ihre Landesregierungen im Besitz dieses Rechts zu lassen. S. 565. Doch sind sie auch befugt, ihren Regierungen — versteht sich auf eine gebührende Art — Vorstellungen zu machen, sobald es scheint, daſs sie die Grenzen ihrer Gerechtsame in Religionssachen überschreiten, oder insbesondere das Recht der Liturgie nicht auf eine zweckmäſsige Art verwalten." XV. Einige Bemerkungen über Hn. *G. S. Ritter's* Abhandlung; Kritik der Urtheile über Kirchenbuſse u. s. w. in *Henke's* Eusebia. In den Streit selbst können wir uns hier unmöglich einlassen, bezeugen nur unsere Freude darüber, daſs hiedurch mehrere neue nützliche Vorstellungen in allgemeinern Umlauf kommen, und zwar in Ansehung der Ehe selbst, der Anticipation, der temporären Ehe und der Auflösbarkeit derselben. XVI. Auf welche Weise ist die Schulversäumniſs der gröſsern Schulkinder während der Sommerzeit einigermaſsen zu ersetzen? Von dem Herausg. in Witzwort. Das Ganze läuft auf Sonntagsschulen, durch deren Besorgung aber den Lehrern und Pfarrern zu viel aufgebürdet wird, und darauf hinaus, daſs den Kindern etwas aufgegeben werde, das sie zu Hause besorgen, und dann mit zur Prüfung in die Schule bringen. Ueber die S. 600. befindliche Voraussetzung und die vermöge derselben vorgeschlagenen Bücher, lieſse sich gar vieles erinnern, darauf wir uns hier aber nicht einlassen können, das jedem Sachkundigen aber von selbst schon einleuchten wird. XVII. Anzeige einiger Abhandlungen und einiger noch zu bearbeitenden Materialien für die Folge dieser Beyträge. *Zweyte Abtheilung. Schriftenanzeigen und Nachrichten.* 1) Eckermann's theol. Beyträge. 2) Bastholm's kurze Gedanken zu weiterm Nachdenken über den geistlichen Stand. Den groſsen Unterschied, welchen der Vf. unter den Stadt- und Landpredigern und unter der Bildung derselben zu ihrem Amte macht, können wir aus mancherley Rücksichten nicht billigen. Uebrigens heben wir nur noch den Vorschlag aus, daſs künftig auch *Doctoren der Landwirthschaft* creirt werden, und dadurch manche Prediger einen Rang zu erwerben Gelegenheit haben möchten, und den S. 639. befindlichen Vorschlag wegen der Ordination. „Soll aber noch beides (das *Knieen der Ordinanden* und das *Handeauflegen des Ordinans* und seiner Gehülfen) bey der Ordination beybehalten werden; so wünscht Rec., daſs es dem Volke recht deutlich und einleuchtend werde, daſs der Ordinans blos und lediglich im Namen und unter der Auctorität des Königs handle, wie Rec. neulich eine Ordination verrichten sah, da der Ordinans unter Auflegung der Hand dem knieenden Ordinanden Namens Sr. Königl. Majestät zu Danemark u. s. w. das Recht und die Befugniſs zu den Verrichtungen des Predigtamts conferirte, und ihm dazu den Segen des Hochsten anwünschte, darauf den Ordinirten aufstehen lieſs, und die feyerliche Handlung mit einem kurzen Gebete beschloſs." 3) Boysen's Abriſs der christlichen Sitten- und Glaubenslehren. 4) Harz zwey Predigten. 5) Ein Wort über Kirchenagende und das Recht des Landesherrn dabey. 6) Nothiger Unterricht über die schlesw.-holstein. Kirchenagende. 7) D. M. Luther's Urtheile und Gutachten über Verbesserungen im Kirchenwesen. 8) Was hat man für Gründe, zu wünschen,

fchen, dafs das alte Taufformular abgefchafft werde? II. *Einheimifche Nachrichten.* 1) Neue Einrichtung der lateinifchen Schule in der Stadt Flensburg. 2) Vermifchte Nachrichten. Aus diefen heben wir zum Schluffe nachftehende S. 669. befindliche Nachricht aus: „der Vf. des dänifchen Repertoriums, welcher fich durch feine *vielleicht* gar zu offenherzige und gar zu rafche Freymüthigkeit in Abficht auf verfchiedene Puncte des kirchlichen Lehrbegriffs die Verketzerung und Verfolgung eines Theils der dänifchen Geiftlichkeit zugezogen hatte, hat fich dagegen nun durch eine dänifche Ueberfetzung der beiden bekannten *Löfflerifchen Abhandlungen über die kirchliche Genugthuungslehre,* zu vertheidigen gefucht, und diefe zugleich mit einer Zufchrift an den Chef des geiftlichen Departements und mit einem Vorbericht an die Theologen feines Vaterlandes begleitet." — Da wir das dänifche Repertorium nicht gelefen haben, und alfo nicht wiffen, inwiefern obiges *vielleicht* ftatt finde; fo fügen wir nur das bekannte Sprüchwort hinzu: *fi duo faciunt idem, non eft idem,* und freuen uns übrigens, dafs bey diefer Gelegenheit die Löfflerifche Schrift in Dänemark mehr bekannt geworden, und ohne Zweifel eine nähere Unterfuchung der Genugthuungslehre auch dafelbft veranlaffen wird.

PHYSIK.

NÜRNBERG, in der Rafpefchen Buchh.: *G. Gregory's Haushaltung der Natur, dargeftellt nach den neuern Entdeckungen und Verfuchen.* Aus dem Englifchen mit Anmerkungen des Hn. D. K. G. *Kühn,* Prof. zu Leipzig. Herausgegeben von D. *Ch. Fr. Michaelis,* Arzt dafelbft. Erfter Band. 1798. XXXII. u. 528 S. gr. 8. 20 Kupfert. (1 Rthl. 16 gr.)

Diefes Werk ift zu London im Jahre 1796. in drey Octavbänden unter dem Titel: *The Oeconomy of Nature explained and illuftrated on the principles of modern Philofophy,* mit 46 Kupfertafeln, erfchienen. Es ift eine Naturlehre im weiteften Sinne, die als Einleitung in die Naturgefchichte dienen, die allgemeinen Gefetze und Wirkungen der Natur fafslich erklären, und eine Ueberficht der neuern Entdeckungen in diefem Fache gewähren foll. Nebft der eigentlichen Naturlehre enthält es auch die Befchreibung der Einrichtungen in dem Pflanzen- und Thierreiche, und verbindet damit einen Grundrifs der Natur des menfchlichen Geiftes. Auf die Aftronomie hat der Vf. fich nicht eingelaffen.

In dem gegenwärtigen erften Bande ift die Naturlehre abgehandelt; die damit in nächfter Verbindung ftehende, phyfifche Geographie und Mineralogie find für den folgenden Band verfpart. Die Einrichtung der Abhandlung wird man aus folgender allgemeinen Inhaltsanzeige einfehen. I. Allgemeine Eigenfchaften der Materie, zugleich auch vom Magnetismus. II. Von der Natur des Feuers. III. Vom Licht und von den Farben. IV. Von der Elektricität. V. Von der Luft, oder vielmehr von den luftförmigen Stoffen, zugleich vom Schalle, von den Winden, den Meteoren, den Wetterprophezeihungen (Witterungsvermuthungen) und der Aeroftatik (Aeronautik).

Die Ausführung ift nach dem Zwecke des Buchs fehr gut gerathen. Der Vf. hat die Schriften feiner Landsleute mit Fleifs und guter Auswahl benutzt, auch einige der neueften franzöfifchen Schriftfteller in dem phyfikalifchen Fache zu Rathe gezogen. Der Vortrag ift fafslich und zufammenhängend. Der auf dem Titel angezeigten Anmerkungen von Hn. Prof. *Kühn,* werden fehr wenige feyn. Es ift keine derfelben von den Anmerkungen des Vfs. durch ein Zeichen unterfchieden. Mit der Ueberfetzung hat man Urfache zufrieden zu feyn, wenn auch hin und wieder unbequeme Wendungen und nicht gutgewählte Ausdrücke vorkommen follten. Ein dünneres Mittel, wodurch das Licht geht, nennt der Ueberfetzer ein *lockereres.* Einmal fagt er, die Strahlen erregen in *dem Auge* des Zufchauers die *Idee* von Farbe. Die Anmerkung des Vfs. S. 257. worin die mathematifche Theorie des Regenbogens vorgetragen wird, hätte weggelaffen werden können. Sie ift weitfchweifig und undeutlich. Der Ueberfetzer hat die Fluxion des Engländers und feine unbequeme Bezeichnung der Differentiale beybehalten. Die dazu gehörige Figur ift unvollftändig, und die Beziehung darauf wird noch durch einen Druckfehler erfchwert. Den Sinus und die Tangente eines Winkels bezeichnet der Vf. oder der Ueberfetzer bald auf die gewöhnliche Art, bald durch S. und T., welches Ungeübten Verlegenheit macht. Das Wurzelzeichen haben Setzer und Corrector für ein V angefehen. So kommt in einer einzigen Anmerkung vieles zufammen, was fie unleferlich macht. Dem Vf. ift das Mathematifche der Phyfik nicht bekannt genug. Die Erklärung des Regenbogens ift mangelhaft und undeutlich. Seine Beweife zu einigen optifchen Sätzen über die Brechung durch fphärifche Flächen, find nicht verftändlich. In populären Schriften über die Phyfik, wenn ihre Vf. nicht recht der Mathematik kundig find, ift es am beften, die Beweife aus diefer Wiffenfchaft ganz wegzulaffen, und nur dafür zu forgen, dafs die mathematifchen Lehren genau und beftimmt vorgetragen werden.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Grundrifs der Phyfik für Vorlefungen,* von *Heinr. Friedr. Link,* Prof. zu Roftock. 1798. 284 S. 8. mit 1 Kupf.

Diefer Grundrifs foll für Lehrlinge und Liebhaber der Phyfik ein Handbuch feyn, welches in der gröfsten Kürze nur die Materien nach einer ftrengen Ordnung enthält, die, genau genommen, zur Phyfik zu rechnen find. Ferner wollte der Vf. die Lefer desfelben auch auf die Verbefferungen der Naturwiffenfchaft aufmerkfam machen, welche durch die neueften Veränderungen in der Philofophie hervorgebracht find.

find. In dieser Absicht ist von S. 1 — 35. ein Grundrifs der allgemeinen Naturwissenschaft vorangesetzt, worin Kant's Vorstellungen von Materie und ihren Bewegungskräften vorgetragen werden. Man sieht aber doch nicht, dass davon in der Folge Gebrauch zu weitern Aufklärungen gemacht wäre, so wie auch in andern neuen physikalischen Lehrbüchern das darin aufgestellte dynamische System unfruchtbar geblieben ist. Vor allem hätte erklärt werden müssen, wie Materie zugleich eine zurückstossende und eine anziehende Kraft haben könne. Beide Kräfte können durchaus nicht einerley Art seyn, die blos durch die Richtung der Bewegung verschieden wären. Setzt man statt der soliden Atomen Kräfte, deren Natur zwar unbekannt ist, und die wir blos durch ihre vermengten Wirkungen sinnlich erkennen, so setze man zugleich, dass diese Kräfte nicht auf einen bestimmten Raum eingeschränkt sind, und dass sie sich mit einander innerhalb desselben Raums oder auch eines veränderten verbinden können. Diese Vorstellung kann man sehr gut zur Erklärung mancher Erscheinungen benutzen, und die lästige Impenetrabilität der Urstoffe dadurch wegschaffen. Allein Hr. *L.* macht von der Metaphysik so wenig Gebrauch, dass er selbst (S. 39.) sagt; anziehende und zurückstossende Kraft müssen als ursprüngliche Kräfte aus der Physik durchaus verbannt seyn, da diese nur gegebene Erscheinungen abhandeln soll.

Der Umfang der in diesem Lehrbuche der Physik gegeben ist, begreift nur das, was im engsten Sinne zu derselben gerechnet wird. Alles ist in drey Abschnitte gebracht, 1) von der Schwere. 2) von dem Zusammenhang und der Form der Körper, 3) von dem Verhalten der Körper gegen einander. In dem letzten derselben werden die Wirkungen der Körper unter folgende Rubriken vertheilt: feste und starre Körper; flüssige und tropfbare; luftförmige; ätherische. Die ätherischen sind: Licht, Wärmestoff, elektrische und magnetische Materie. Die Vorstellungen, welche sich der Vf. von der Beschaffenheit dieser verschiedenen Gattungen macht, anzuführen, würde zu weitläufig fallen. Er trägt sie auch nur als Muthmassungen vor. Selbst die Behandlung des Wärmestoffs als einer Materie, will er nur für einen kurzen Ausdruck gelten lassen. Ueber die Natur der beiden magnetischen Materien, die man nach Analogie der elektrischen annehme, lasse sich nichts wahrscheinliches sagen, welches sehr wahr ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Rostock*, b. Stiller: *Von dem wohlthätigen Einflusse des Christenthums auf die Moralität seiner Bekenner, vorzüglich in den ersten drey Jahrhunderten.* Ein Versuch von *J. G. Hermes.* 1798. 42 S. 8. Da es jetzt immer mehr Mode wird, nur die dunkeln Partien aus der Geschichte des Christenthums heraus zu heben, und die helle Seite entweder zu verstecken, oder auch ganz zu übersehen; so erfodert es die Billigkeit, historisch zu zeigen, dass man gar nicht Ursach habe, das Gesicht ganz davon wegzuwenden, sondern dass man das Gute, welches die Geschichte des Christenthums darbeut, eben sowohl zu beherzigen habe, als man das Schlechte, welches sie liefert, längst verabscheuet hat. Die christliche Religion hat als die einzige öffentliche *moralische* Volksreligion unstreitig den entschiedensten Einfluss auf die Sittlichkeit der Welt gehabt, und wenn gleich nicht alle Perioden ihrer Geschichte gleich stark dafür sprechen; so giebt es doch eine Periode, aus der sich der Beweis so klar führen läfst, dass auch der entschiedendste historische Skeptiker nichts Bedeutendes dawider einwenden kann. Dies ist die Periode, welche der Vf. (ein Schüler von D. *Ziegler*) zum Grunde gelegt, und daraus im Ganzen sehr glücklich für seinen Satz argumentirt hat, so viel es in einer kurzen Uebersicht geschehen konnte. Die christliche Religion war ihrem Geiste nach eine Religion der Humanität oder Menschenliebe, und zeigte sich auch als eine solche in aller Kraft in ihren Wirkungen an ihren frühern Bekennern. Daher die Wohlthätigkeit nicht blos unter sich, sondern auch gegen Jedermann; daher die Verabscheuung der grausamen heidnischen Schauspiele, welche den Charakter der Rohheit, Barbarey, Grausamkeit und Blutbegierde in ihren Bewunderern unterhielten; daher die Verabscheuung der schändlichen Sitte, die Kinder auszusetzen, und die Humanität, womit sie von den Christen aufgenommen und erzogen wurden. Daher ferner das bessere Loos des zweyten Geschlechts unter dem Volke und die bessere Erziehung der Kinder. Aber die christliche Religion war auch ihren Grundprincipien nach eine Religion von strenger Moralität. Daher die Verabscheuung alles Bösen, die Heiligkeit der Ehen und das continuirliche Streben zur Tugend. Dass dieses Zweck der Christen war, sieht man aus der strengen Censur, womit sie nichtswürdige Mitglieder aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, aus dem Bericht des *Plinius* über die Christen seiner Zeit, und aus den frühern Apologien. *Justin* sagt geradezu in seiner ersten Apologie: dass wer nicht den Lehren der Moral Jesu gemäss lebe, kein Christ sey, wenn er auch den Namen eines Christen führe, und bittet zugleich, dass man von Obrigkeitswegen solche Christen bestrafen möge, die sich ein Vergehen zu Schulden kommen liessen *Apol. I. c.* 22. Daher ferner die Treue gegen den Staat, und das Glück im häuslichen Leben, so dass die Christen brave Bürger des Staats, und tugendhafte Hausleute waren. Endlich zeigten sie auch wahre heroische Tugenden sowohl in den Verfolgungen, als unter den Armeen. Kein Wunder also, dass sich Constantin für ihre Parthey erklärte, da sie die besten Soldaten unter den Weichlingen der Zeit waren, mit denen sich etwas ausrichten liefs. — Dies sind die Hauptpuncte, die der Vf. mit vielem Glücke so kurz als möglich verfolgt hat. Erschöpft ist die Sache dadurch noch nicht; sondern ein anhaltendes Studium der Apologien, und eine vielseitigere Umsicht in der Geschichte der Zeit, verbunden mit einer pragmatischen Reflexion, muss noch mehrere Data und Ansichten liefern. Allein die Hauptsache findet man doch hier, und dies war hinreichend zu einem überzeugenden Documente, dass Hr. *H.* seine akademischen Jahre wohl angewandt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. May 1799.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Andachtsbuch für aufgeklärte Christen*, von D. *Johann Otto Thiess*. 1797. I. Th. mit dem (von Lips) schön gestochenen Bildniss des Vfs. IV S. Ded. u. Vorr. 364 S. Text u. 16 S. die weitläuftige Inhaltsanzeige. II. Th. XIV S. Vorrede u. Rubrikenverzeichniss u. 366 S. Text. 8.

Ungeachtet es manchem, der dieses Buch in der Erwartung daran das zu haben, was er sich bisher unter einem Andachtsbuche gedacht hatte, zur Hand nimmt, begegnen dürfte, dass er darin verschiedenes fände, was er nicht sucht, manches aber suchte, was er nicht findet; und ungeachtet es hier und da allerdings das Ansehen hat, als ob der Vf. dabey nicht immer einen ganz bestimmten deutlich gedachten Zweck vor Augen gehabt hätte: so ist es doch als Product des angestrengten Selbstdenkens, als unverkennbarer Beweis von deutlichen und richtigen Einsichten in diejenigen philosophischen Principien, welche zur Aufklärung über die Wahrheiten der Sitten- und Religionslehre das meiste beygetragen haben, und welche sich hier grösstentheils mit eben so viel Klarheit, als Zweckmässigkeit dargestellt finden, als ein Inbegriff mit sehr ehrlicher Freymüthigkeit abgelegter, nichts geflissentlich verkleisternder, und mit sehr fruchtbaren Winken begleiteter, das Christenthum betreffender Geständnisse, endlich als die Frucht eines ächt religiösen und moralischen Sinnes, von der man hinwiederum für Beförderung ächter Moralität und Religiosität, da, wo der Vf. *sein Publicum* findet, keine unbedeutenden Wirkungen erwarten darf, eine ungemein schätzbare, grosser Aufmerksamkeit würdige Arbeit. Indem Hr. *T.* in seiner Darstellung von Jesu Person, Geschichte und Lehre alle *formulas solennes*, wobey man so häufig gewohnt ist, nichts zu denken, mit nicht gemeiner Kenntniss humanisirt und auf deutliche, dem gegenwärtigen Zeitalter geläufige Begriffe zurückführt, ist es ihm gelungen, den Charakter Jesu mit seltener Treue und Genauigkeit darzulegen, und aus so vielen kleinen Zügen, die gerade von demjenigen, welcher hier alles in den Nimbus der Göttlichkeit hüllt, am seltensten nach ihrem wahren Werthe beachtet zu werden pflegen, und die Rec. in diesem Buche mit einer Sorgfalt und Feinheit, wovon ihm noch wenig Beyspiele vorgekommen sind, aufgegriffen gefunden hat, das sittlich Gute, Edle und Grosse jenes Charakters ungemein fruchtbar zu entwickeln, wie nicht minder den Geist der eigentlichen Lehre Jesu, von der ihn hier und da umgebenden temporären Hülle zu scheiden, und insbesondere die subjective Denkens- und Sinnesart, die uns zu würdigen Nachfolgern des Unvergesslichen bildet, und ihm unsere ungeheuchelte Anhänglichkeit zusichern muss, kenntlich zu machen. Wahrhaft erbaulich ist in der letzten Rücksicht gewiss folgende Stelle: Th. I. S. 277. „Möchte denn „Jesu Lehre auch uns so wahr seyn, als sie es ihm „war! — Aber um zu dieser Festigkeit der Ueberzeugung, zu diesem reinen Glauben an Gott, zu „diesem unwandelbaren Vertrauen zu dem (auf den) „Vater im Himmel zu gelangen, giebt es keinen andern Weg, als den er selbst betreten und auch uns „vorgezeichnet hat. Das *Vertrauen auf Gott* entspringt nur aus dem *Wandel vor Gott*, der *reine* „*Glaube* ist nur das Erzeugniss eines *reinen Herzens*; „die *Festigkeit der Ueberzeugung* von der unendlichen *sittlichen Bestimmung des Menschen* fliesst lediglich aus der *Festigkeit* des *Entschlusses* her, überall „gut zu seyn, und den *Foderungen des Sittengesetzes*, „in Absicht auf Gesinnungen und Handlungen immer „mehr ein Genüge zu thun. Nur wer auf die Art „den Willen des himmlischen Vaters thut, ist Jesu „Freund und Bekenner (Matth. 7, 21. Joh. 15, 14.) „und nur der wird inne werden, ob seine Lehre von „Gott sey." (Joh. 7, 17.) — So ist denn auch die Uebersicht von der Bergpredigt, wo freylich von *Kant* vorgearbeitet war, und von so manchen andern mehr oder weniger zusammenhängenden Aussprüchen und Belehrungen Jesu Th. I. S. 81 u. ff. ingleichen die Darlegung und zuweilen Rechtfertigung vieler Ereignisse seines öffentlichen und Privatlebens (wo wir unter andern die Aeusserungen Jesu gegen die für ihre Tochter bittende Canaaniterin Matth. 15, 23—28. die S. 88. als eine nachdrückliche und geflissentliche Bekämpfung des jüdischen Nationalstolzes ausgelegt wird, auszeichnen,) sehr wohl gerathen, auch über den Unterschied von Jesu Lehre und Lehrart, über das Eigenthümliche der Lehre und Lehrart der Apostel über die allmälige Läuterung und Verbesserung der letzten viel Richtiges und zum Theil originell gedachtes beygebracht; wie denn auch das, was zur Widerlegung einiger ungerechten Vorwürfe gegen die Sittenlehre Jesu vorgetragen wird, allen Beyfall verdient. Nicht weniger interessant ist der zweyte, eigentlich ascetische Theil, welcher Privat-, Familien-, Kranken- und Kirchenandachten und einen Anhang von Liedern enthält. Die hier und da in den ersten vorkom-

kommenden Selbstprüfungen und Selbstunterhaltungen treffen nach Rec. Gefühl das Herz in einem Grade, welcher für ihren psychologischen Reichthum und moralischen Werth das gültigste Zeugniss abgiebt. Schön ist in den Familienandachten die erste über die eheliche Verbindung, voll richtiger und interessant vorgetragener Gedanken die zweyte über den älterlichen Beruf, ganz besonders reich aber an guten von Uebertreibung freyen Gedanken die dritte über das Verhältniss zwischen Herrschaften und Gesinde; und so lässt sich auch den Morgen-, Abend-, Neujahrs- und Krankenandachten ein bedeutender Werth nicht absprechen, welchen wir gern in mehrern ausgehobenen Stellen näher kenntlich machten, wenn nicht die Wahl schwer und des Auszeichnungswürdigen zu viel wäre.

Je mehr indessen Rec. überzeugt ist, dass gegenwärtiges Andachtsbuch wegen so vieles darin enthaltenen und meistens in einem ungemein anziehenden, nur selten in Empfindeley und Bombast ausartenden, Tone gesagten Guten ganz vorzüglich verdient, von aufgeklärten Christen und Religionsfreunden überhaupt zum Leitfaden ihrer moralischen und religiösen Selbstunterhaltungen gebraucht zu werden, ja dass es auch insbesondere geeignet sey, denjenigen, die dafür empfänglich sind, zu einem höhern Maasse von Aufklärung über die wichtigsten Gegenstände behülflich zu seyn: desto weniger kann er sich des Wunsches erwehren, dass nicht so manches darin vorkommen möchte, was die Brauchbarkeit davon merklich einschränkt, was, wenn auch gerade so wenig problematisch, als es Hn. T. scheint, und tausend andern mit nicht geringern Rechte auf den Namen aufgeklärter Christen Anspruch machenden Leuten vielleicht nicht scheinen wird, doch gewiss hier nicht an seiner Stelle steht. Möchte z. B. immer mit allem Nachdrucke der humane Gesichtspunkt bey Würdigung der Handlungen Jesu, auch der von ihm meistens so ganz ohne physische Vorbereitung und Veranstaltung verrichteten Heilungen und Wiederbelebungen herausgehoben, und fest zu halten empfohlen seyn: so war doch gewiss das durchgängige Polemisiren, dass bey dem Allen an kein Wunder, auch nicht an irgend einige aussergewöhnliche Menschenkraft zu denken, vielmehr alles auf gemeine Art hergegangen sey, und von den Geschichtschreibern selbst nicht anders dargestellt werde, in einem Andachtsbuche, wenn man darunter nicht nach einer flachen Etymologie ein Buch auf Anlass dessen sich an und über mancherley *denken* lässt, sondern ein Erbauungsbuch, welches vielen Lesern, deren religiöse Ideen und Gesinnungen mit gewissen historischen, und auf den ersten Anschein aus den vorhandenen geschichtlichen Documenten am natürlichsten sich ergebenden Vorstellungen, in einer fast unzertrennlichen Verbindung stehen, in die Hände kommen kann und zu Gute kommen soll, versteht, sicher nicht an seinem Platze? Es taugt da wohl schwerlich, und kann wohl schwerlich ganz unanstössig heissen, wenn von den allerdings fragmentarischen, und nicht in allen Puncten übereinstimmenden Nachrichten des Matthäus und Lucas über die Geburt und Kindheit Jesu, von denen auch das ganz wahr seyn mag, dass sie für uns kein grosses Interesse haben, Th. I. S. 28. gesagt wird: „der Weg eines jeden von beiden konnte nichts anders seyn, als — ein Irrweg" — ferner dass die Evangelisten die von Jesu verrichteten Heilungen nur als Curen erzählen, und sie aus ihren Nachrichten als blosse *Scheinwunder* hervorgehen — was sich von vielen ehrlicher Weise schwerlich behaupten lässt — S. 60. dass Jesus dem Mos. Gesetze allen Werth abgesprochen habe — S. 62. dass es „nie sein „Gedanke gewesen sey, sich für den Messias auszu„geben," dass Schwärmerey, obgleich von der edelsten Art, an seinem freywilligen Tode Antheil gehabt habe — dass er, der nach einer Todten-Ohnmacht unvermerkt aus seinem Grabe hervorgegangen sey, sich seinen Freunden zuletzt freywillig entzogen habe, und bald nachher in der Einsamkeit gestorben sey — S. 261. dass die mosaische Constitution sich nur mit Fluchpsalmen vertragen habe — und viel dgl. m. Mögen alle diese Behauptungen, die bey einer historischen Erklärung des Textes immer problematisch bleiben werden, immerhin Gegenstand einer freyen esoterischen Untersuchung seyn: in einem Buche für den gemeinen Gebrauch, obgleich aufgeklärter Christen — wie unbestimmt ist aber nicht dieser Begriff, wenn von der Art jene Dinge zu beurtheilen die Rede ist! — — hätte der Vf. die Rücksichten, der beym Volksunterrichte nöthigen Behutsamkeit, um nicht das, was für viele noch Fundament moralischer und religiöser Gesinnung ist, zum Nachtheil der letzten zu untergraben, die er S. 354. selbst bemerklich macht, in Beziehung auf sein eigenes Buch, das man darum Anfängern in religiösen Untersuchungen schwerlich empfehlen kann, sondern bloss solchen, die im Nachforschen, ja selbst im Zweifeln schon geübt sind, zum Gebrauche überlassen muss, mehr im Auge behalten sollen, ohne dass ihm darum die Gelegenheit benommen gewesen wäre, den rein moralischen Geist in Jesu Leben, Lehre, Entwürfen und deren Ausführung auf das bündigste ins Licht zu setzen; ja indem er sogar dadurch solche Reflexionen mehr zu individualisiren und auf besondere Fälle der Pflichtbeobachtung auf eine eigentlich ascetische Art anzuwenden, beträchtlich an Raume gewonnen haben würde. An reichlicher Nahrung zum Zweifeln und Hn. T. zum Theil etwas imposant entscheidende Behauptungen einzuschränken, dürfte es übrigens auch solchen Lesern, die an dem Resultate seiner Behauptungen keinen Anstoss nehmen, (wohin Rec. sich selbst rechnen zu dürfen glaubt) nicht fehlen. Sie dürften bey der Frage S. 28.: Wer war bey Mariens Verlobung, wer — bey der himmlischen Musik auf dem Felde zugegen? etc. fragen, ob sich nicht viele dieser Nachrichten auf Mariens mündliche Erzählung gründen konnten. — Sie dürften sich bey der Behauptung S. 54. dass Jesus, der Arzt, seine Jünger gleichfalls in dieser Kunst unterrich-

richtet habe, wundern beym Matthäus und Johannes, als Jesu persönlichen Schülern und Begleitern so ganz alle offenherzig dargelegte Auskunft hierüber zu vermissen. Sie dürften es bey S. 55. noch problematisch finden, ob die Wundersucht der Juden Jesu Thaten zu Wundern gestempelt, oder ob nicht die letzten ihrer auffallenden, zum Theil unerhörten Beschaffenheit wegen die Wundersucht der Juden veranlasst habe; da doch unstreitig vor Jesu auch Kranke, ähnliche Kranke, wie er sie heilte (Luc. 11, 19.), werden geheilt worden seyn, und doch bis dahin eben von keinen Wundern die Rede war. — Sie werden, um mehreres zu übergehen, fragen, wie denn S. 61. Marc. 12, 33. 34. als eine Abweichung vom Gesetz und besonders von der nachfolgenden Lehre jüdischer Weisen (Ps. 51.) zu betrachten, oder S. 262. gerade Joh. 5. 39. als Beweis, dass sich aus dem A. T. für die Lehre Jesu nichts darthun lasse, anzuführen, ob nicht Matth. 15. offenbar von der παραδόσει πρεσβυτέρων, der die ἐντολὴ Θεοῦ ausdrücklich entgegengesetzt wird, die Rede sey. Sie werden sich versucht finden S. 73. die Auslegung, dass Jesus Matth. 26, 63—65. mit den Worten συ εἶπας dem Hohenpriester einen unbefugt aufgedrungenen Eid zurückschiebe, aber nicht zugebe, dass er der υἱὸς Θεοῦ sey, für eine leere Deuteley zu halten und überhaupt alles, was davon vorkommt, dass Jesus nicht für den Messias und υ. Θ. als jenem Begriffe gleich bedeutend habe gelten wollen, als eitles Schattengefecht, woraus nur hervorgeht, was jedermann weiss, dass er sich nicht im jüdischen Sinne diesen Namen zugeeignet habe, keinesweges aber, dass er von seiner Person und ausserordentlichen göttlichen Beglaubigung — (an göttliche oder übermenschliche Natur braucht hierbey nicht gedacht zu werden) — nicht selbst höhere und eigenthümliche Begriffe, ohne welche in seinem Betragen vieles moralisch unerklärlich bleibt, gehabt habe, anzusehen. Sie werden bey S. 103. schwerlich umhin können, das Betragen Jesu Matth. 21—23., mancher sehr feinen Bemerkungen ungeachtet, als geflissentlich und einer Lieblingshypothese wegen zu leidenschaftlich und mit seinem vorherigen Betragen zu auffallend contrastirend dargestellt, und in der Fiction S. 107. „dass Jesus in seinem Tode den Messias habe wollen absterben lassen" — richtig wenn vom jüdischen Messias die Rede ist — „und als solcher" — wirklich im Charakter des jüdischen Messias? — „aufgetreten sey, um auf immer zu verschwinden, eine viel zu theatralische, Jesu unwürdige Maschinerie zu finden — und endlich wird — mehreres andere bey Seite liegen zu lassen — wenn von exegetischer Ehrlichkeit die Rede ist, es sie befremden über Jesu Präscienz in Betreff seiner Auferstehung Hn. T. so sehr leise weggehen zu sehen. Ueber alle diese Puncte, wie gesagt, mag Rec. für seine Person gar nicht entscheiden; aber das Angegebene sammt und sonders ist ihm ein unläugbarer Beweis mehr, dass Discussionen solcher fast blos theoretischen Art einem Andachtsbuche grösstentheils fremd sind, dass sie fürwahr die *Andacht* mehr *zerstreuen* als *beschäftigen*.

Was den zweyten eigentlichen ascetischen Theil anlangt; so scheinen hier doch die individuellen eigentlich blos persönlichen Reflexionen in den Privatandachten, wo sich fast Alles, auch das Generellere an allerdings sehr interessanten Schilderungen von des Vfs. eignem Leben, Schicksalen und eigenthümlichen Verhältnissen anschliesst, zu gehäuft, um nicht das Interesse an vielem, was hier vorkommt, zu schwächen und eine beträchtliche Menge Leser, die zwischen sich und dem Subjecte jener Selbstgespräche weniger Aehnlichkeit als unter andern Rec. finden dürften, bey ihrer Andacht unbeschäftigt zu lassen. War es Hn. *Th.* mit der Behauptung Th. II. S. 97. Ernst: er begreife kaum, wie man ein Andachtsbuch für Andere schreiben könne; — so hätte er freylich das seinige ungeschrieben lassen müssen. — Aber das, was Spalding, Zollikofer u. a. ja selbst der Vf. an vielen Stellen geleistet hat, beweist doch, dass man ohne seine ganz eigenthümlichen Individualitäten so häufig einzuflechten, viel Erweckliches und religiöse Gesinnung Beförderndes, eine grössere Mannichfaltigkeit von moralischen Beschaffenheiten, Gemüthszuständen und Verhältnissen Berührendes sagen könne. So befremdet es, um nur eine dergleichen Auslassung zu erwähnen, unter den Krankenandachten keine auf den Fall der Wiedergenesung zu finden — und weil doch der Vf. diesen Gegenstand einmal berührt hat, ist es Schade, dass die an sich so fruchtbare Betrachtung über den gestirnten Himmel S. 192. in ein blos tracknes Schema von Astrognosie ausgeartet ist. Der Raum ist übrigens zu verengt, um alle einzelnen Gedanken und Ausdrücke, bey denen Rec. Bedenklichkeiten hat, namhaft zu machen. — Dergleichen wären unter andern Th. I. S. 264. „Jesu Lehre würde sich in der Welt erhalten haben, auch ohne Schrift," was zwar möglich, aber doch nicht so absprechend zu behaupten ist. — 279. „Laute Religionszweifel sind nichts anders, als geheime Anklagen des Gewissens." Th. II. S. 235. verdient die Stelle: „Hieher mein Sohn, dass „ich mit den Worten eines Sterbenden (1 Kön. 2, 2. 3. „1 Chron. 29, 9.) der *für* einen *König* noch immer „ein *ganz guter Mensch* war, dich segne" — nebst mehrern andern die, wenn auch nur beyher wie S. 275. in wirklich ungerechten Tone von Fürsten als einer für sich gehässigen und nichtswürdigen Menschenclasse sprechen, wie auch solche, die wie S. 114. den Handelsstand unbedingt herabwürdigen, vornehmlich in einem Buche dieser Art eine ernstliche Rüge. — In den Foderungen an das, was Kirche und Schule und Prediger und Schullehrer seyn und leisten sollen, giebt es mancherley Phantastisches und Unausführbares — und kaum wird man sich bey Stellen wie diese S. 292. „Es fehlt des Predigers Vortrage nicht an *Ordnung*, weil er mit *Empfindung* spricht" — der Befremdung, noch weniger aber bey der ganz erfahrungswidrigen Behauptung S. 287. — „denn er ist eben darum, weil er einen guten

Kanzelvortrag hat, auch ein guter *Sänger*" — des Lächelns enthalten können. — Endlich ist es bey des Vfs. sehr billigem Verlangen S. 297. dass geistliche Lieder einen ächt poetischen Werth haben sollen, zu verwundern, dass unter der kleinen Anzahl derjenigen, welche sich im Anhange befinden, manche zum Theil, auch wohl f. S. 364. durchaus matt und unpoetisch sind.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamts*, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, Katecheten an der St. Salvators-Kirche zu Gera im Voigtlande etc. *Ersten Bandes dritter Theil. Dritter Heft. Vierter Heft*, in fortlaufenden Seitenzahlen. 1797. S. 443—856. 8. (1 Rthlr.)

In diesen beiden Heften sind enthalten die evangelischen und epistolischen Abschnitte vom vierten Sonntage nach Epiphanias bis zum Sonntage Septuagesima. Vor dem dritten Hefte steht eine Abhandlung *über den rechten Gebrauch homiletischer Hülfsmittel, und insonderheit über den zweckmässigen Gebrauch des homiletischen Handbuchs* etc. Ob Hr. K. selbst, oder ein Anderer der Vf. dieser Abhandlung sey, ist nicht bemerkt. Aus verschiedenen Stellen ist das Letzte zu vermuthen. Dem sey nun wie ihm wolle, die Regeln, welche der Vf. ertheilt, sind gut, und wenn sie beym Gebrauche dieses Handbuchs befolgt werden, so wird die Trägheit nicht befördert; angehende, und auch schon geübte Prediger werden vielmehr reichen Stoff zum eigenen Nachdenken finden. Da die Einrichtung dieses mit Beyfall aufgenommenen Werks aus den vorhergehenden Heften bekannt ist, so wird es genug seyn zu bemerken, dass sich der Vf. auch in diesen Fortsetzungen gleich bleibt. Aber die Geschichte der festlichen Zeiten ist sehr nachlässig bearbeitet, und durch viele historische Unrichtigkeiten entstellt. Um aus mehrern Beyspielen nur ein einziges anzuführen, so heisst es in der Geschichte der Fastenzeit S. 733. „die Erhöhungen der Fastenzeit geschahen entweder im *sechsten* Jahrhunderte unter *Gregor II*, oder im *achten* Jahrhunderte *unter Gregor dem Grossen*, welches unter den Gelehrten noch nicht ausgemacht ist." Auch im folgenden ist alles durcheinander geworfen, und überall fehlt es an chronologischer Genauigkeit. Man lese nur die S. 733 f. gleich darauf folgende Stelle: „So stand es mit dem Fasten, bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo es, besonders zu Rom drey Wochen dauerte. Zu der Zeit aber, da Cornelius und Novatian um die geistliche Würde stritten, fingen die Novatianer (wie verschiedene glauben) zuerst an, es auf 6 Wochen auszudehnen, doch war das nicht allgemein, bis zu Gregor's des Grossen Zeit die Fasten förmlich 4 Tage zugesetzt bekam, wo diese Gewohnheit durch Kirchenordnungen bestätigt wurde. Z. B. auf dem IVten *Concilio Aurelianensi, im Jahr* 541 gehalten, wurde can. 2. verordnet etc." Das fehlerhafte in dieser Zusammenstellung würde Hr. K. gewiss selbst entdeckt haben, wenn er diese ganze Abhandlung vor dem Abdrucke noch einmal mit Aufmerksamkeit gelesen hätte. Wie kann eine von dem Pabst Gregor dem Grossen eingeführte Gewohnheit auf einem im J. 541 gehaltenen *Concilio* bestätigt worden seyn, da dieser Mann erst im J. 590 zur päbstlichen Würde gelangte?

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Brünn*, mit Siedlerschen Schriften: *Einiges zur Geschichte der protestantischen Gemeinde in Brunn*, v. M. *Victor Heinr. Riecke*, Senior der evangelischen Gemeinden in Mähren und Prediger des hiesigen Bethauses. Bey Gelegenheit der halbjährigen öffentlichen Prüfung der Schule am 8. Oct. 1798. 39 S. 8. — Keine Gemeine war bey ihrem Entstehen so klein, als die Brünnische, welche seit 1782 existirt, und damals kaum aus einer ansässigen Familie bestand. Allein durch die Bemühungen des Hn. *Seitter's*, welcher von einigen Freunden, und selbst von einem edlen Katholiken, *Leop. von Köffiller* unterstützt ward, welcher letzte sogar die Erlaubniss zur Errichtung eines Bethauses auswirkte, und inzwischen einige Zimmer in seiner Fabrik zu den Gottesverehrungen einrichten liess, so wie durch die ansehnliche Summen, welche die zu diesem Zweck in Deutschland veranstaltete Collecte lieferte, kam nicht nur der Bau des Bethauses zu Stande, sondern es blieb auch noch eine Summe zum künftigen Bau einer Schule übrig, welche endlich auch errichtet ward. Anfangs besorgte der verdienstvolle Vf. das wichtige Geschäft des Jugendunterrichts allein, seit 1794 aber mit Zuziehung einiger Lehrer, und im vorigen Jahre ward Hr. Rath *André* als Director der Schule hieher berufen. Die in dieser kleinen Schrift eingestreuten Winke über Gegenstände, Stufengang und Methode des Jugendunterrichts verrathen den hellsehenden, erfahrnen Jugendlehrer. Aber auch die Einrichtung der religiösen Versammlungen, von welchen S. 13 u. 14. Nachricht gegeben wird, ist musterhaft. Den Kanzelvorträgen liegen bald willkürliche, bald auch gar keine Bibelstellen zum Grunde; aller Unterricht wird durch passende Zwischengesänge unterbrochen; das Vater Unser wird nur bey feyerlichen Gelegenheiten in einer Umschreibung ganz oder nur theilweise gebraucht; das Bild des Gekreuzigten steht nur in der Charwoche und wenn Abendmahl gehalten wird, wobey kein Leuchter, keine Consecration, keine Beichte üblich ist, und woran auch Reformirte Antheil nehmen, auf dem Altartische. Bey der Taufe wird kein apostolisches Glaubensbekenntniss gebraucht. Die Kleidung des Religionslehrers ist ein einfacher schwarzer Rock, ohne Kragen und Umschlag, und nur Leichen veranlassen einen Trauermantel. Möchte doch diese treffliche, ganz dem Geiste der einfachen christlichen Religionslehre angemessene Einrichtung bald überall die verdiente Nachahmung finden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. May 1799.

GESCHICHTE.

London, b. Faulder, Cadell, Davies etc. *The History of the Reign of Shah Aulum the present Emperor of Hindostan*, containing the Transactions of the Court of Delhi and the neighbouring States during a Period of 36 Years, by *W. Franklin.* 1798. 254 S. 4. nebst einer Karte und vier Abbildungen berühmter Personen.

Der Vf. stand bis 1795 als Hauptmann unter den bengalischen Truppen, war zum Theil Zeuge vieler hier beschriebenen Begebenheiten, und konnte bey andern handschriftliche Quellen benutzen, welche schwerlich über die Grenzen von Hindostan gelangen, und auch dort nur Kennern der persischen Sprache offen stehen. Ausser mehrern ungedruckten Werken benutzte Hr. *F.* bey dieser Geschichte des unglücklichen, so viel wir wissen, noch lebenden Kaisers *Shah Allum* drey Lebensbeschreibungen desselben, die entweder seine ganze kummervolle Regierung, theils einzelne Jahre derselben behandeln. Ausserdem erhielt er von andern brittischen Officieren, die ihren Aufenthalt in Hindostan zur Aufklärung der Landesgeschichte und Geographie benutzten, schätzbare Beyträge. Unter uns ist Hr. *F.* schon durch eine 1787 von Bengalen nach Persien unternommene Reise bekannt, welche der sel. *Forster* im ersten Bande seines Magazins übersetzt hat.

Die hier beschriebenen Revolutionen, welche seit vierzig Jahren Hindostan verheert haben, sind freylich schon aus andern Nachrichten nicht unbekannt, auch hat Hr. *Jonathan Scott* im zweyten Theil von *Ferishtas Geschichte von Decan*, gerade Shah Allums Regierung ausführlich beschrieben. Sein ebenfalls aus indischen Quellen gezogener Bericht stimmt daher im Ganzen mit unsern Vf. überein; aber demungeachtet unterscheidet sich Hr. *F.* sowohl in der Darstellung als Auswahl der Begebenheiten von ihm sehr vortheilhaft; auch hat er eine Menge unbekannter Nachrichten erhalten, die sein Vorgänger nicht erfuhr, oder nicht aufnahm, weil er Shah Allums Regierung nicht ausschliesslich, sondern nur unter den Nachkommen Aurungzebes behandelte. So wichtige Aufklärungen indessen das hier anzuzeigende Werk für die neuere so sehr verwickelte Geschichte von Hindostan enthält, und so belehrend auch darin die Landesgeographie bey vielen dunkeln Gegenden behandelt ist; so erfodert dasselbe doch Leser, die mit den neuesten Revolutionen, welche den Thron der weiland so gefürchteten Kaiser von Delhi umstürzten, eben so vertraut sind, als brittische Befehlshaber und Handelsleute, in deren Nachbarschaft sich jene Mord- und Greuelscenen ereigneten. Die Menge der abwechselnd auftretenden, und kurze Zeit glänzenden Glücksritter, sind selten so anschaulich dargestellt, um sie nicht wegen der Unbekanntschaft, oder Aehnlichkeit ihrer langen Namen und Amtstitel mit ihren Helfershelfern zu verwechseln. Die handelnden Personen betreten auf einmal den Schauplatz, und der gewöhnliche Leser ist auf ihre Erscheinung und Mitwirkung nicht vorbereitet genug, so bekannt ihre frühern Thaten und Verbrechen auch den Officianten der ostindischen Gesellschaft seyn mögen. Raub, Meuchelmord, Hinterlist und Verrätherey, wechseln unaufhörlich mit andern kleinern und gröbern Verbrechen ab, und selten erscheint jemand, wie die Begum Sumro, (die Wittwe eines deutschen Abentheurers, der eigentlich *Walter Reinhard* hiess, und sich vom gemeinen Soldaten zum kaiserlichen Feldherrn aufschwang,) welche nach ihres Mannes Tode seine Truppen commandirte, die sich durch wahre Anhänglichkeit an die Regenten und Erfüllung ihrer Pflicht vor den übrigen Ungeheuern auszeichnete. Dazu kommt noch, dass über die Intriguen im Innern des kaiserlichen Pallasts, die Freygebigkeit des schwachen Shah Allums gegen verrätherische Günstlinge, und die feyerlichen Aufnahmen der Vermittler und Unterhändler bey den unaufhörlichen Hofcabalen, wichtigere Auftritte bey den Heeren und ausserhalb den Mauern von Delhi übergangen, oder nicht gehörig herausgehoben sind, so dass der Zusammenhang oft beym Lesen verloren geht. Vorzüglich bedauern wir, dass Hr. *F.* nicht allemal nach seiner Vorgänger Weise, die häufig gebrauchten indischen oder persischen Redensarten in einem eigenen Anhange, oder in den untergesetzten Noten, ausführlich erklärt hat. Auch würde jeder Leser gewonnen haben, wenn in der Einleitung, oder in einem alphabetischen Namensverzeichniss, die vornehmsten hier in Menge auftretenden Personen kurz charakterisirt wären, um ihre Theilnahme an der Erhaltung oder Zerstörung der mogolischen Oberherrschaft in Hindostan deutlicher übersehen zu können. Bey dem allen müssen wir diese Geschichte des vielleicht letzten indischen Kaisers, als das beste vollständigste Handbuch über die neuesten Revolutionen in Delhi empfehlen, und obgleich der Vf. dabey schon Orme, Rennel und Scott zu Vorgängern hatte; so ist ihm doch eine reichliche Nachlese specieller Erläuterungen über die Ge-

Geschichte und Geographie der freylich sehr zerstückelten Reichsprovinzen übrig geblieben.

Hr. *F.* fängt seine Geschichte mit dem J. 1758, oder dem Zeitraum an, in welchem Shah Allum als Prinz an der Landesregierung Theil nahm. Seine Flucht aus der kaiserlichen Residenz, um dem Dolch des Veziers zu entgehen, der bald darauf seinem Vater (Allum Gir II) das Leben raubte. Seine Züge nach Bengalen, um bald den dortigen Nabob, bald seine Beschützer, die Engländer, zu vertreiben; die Annahme des kaiserlichen Titels, ohne den Besitz des Throns, nebst seinen übrigen Schicksalen vor dem Vergleich mit den Engländern 1765 werden nur kurz angezeigt, weil andere eben diese Vorfälle schon ausführlich beschrieben haben. Weil die Engländer es damals nicht wagten, den Kaiser Shah Allum nach Delhi zu begleiten, überliessen sie ihm die Provinzen Elhadabat und Korah, versprachen ihm auch aus den bengalischen Einkünften einen jährlichen Tribut von 26 Lac Rupien, für welche Gefälligkeit er ihnen die Herrschaft über Bengalen, Bahar und Orixa, nebst andern Districten auf der Küste Coromandel abtrat.

Fünf Jahre residirte der neue Kaiser im Schlosse von Elhadabat, und konnte mit seinen Einkünften reichlich alle Ausgaben bestreiten. Glücklich für ihn, wenn er damals mit einer Lage zufrieden gewesen wäre, die er nie auf dem wankenden Thron von Delhi hoffen konnte, und wenn er diese zerstörte Stadt nebst den verheerten Districten seines zerstückelten Reichs jedem andern überlassen hätte. Allein er warf sich 1770 den Maratten in die Arme, die nur im Namen eines Schatten-Kaisers das nördliche Hindostan, eben so, wie das südliche, das ihnen längstens gehörte, zu beherrschen wünschten. Hier schaltet der Vf. eine kurze, aber sehr zweckmässige, Episode über die Entstehung des Marattenstaats, dessen Ausbreitung und nachherige Zertheilung in mehrere Fürstenthümer ein. So sehr des Kaisers Beschützer, die Engländer, ihn vom Zuge nach Delhi abriethen; so verband er sich doch mit den Maratten auf die lästigsten Bedingungen. Er versprach ihnen für die Thronerbung in Delhi die Rückstände des Tributs, den sie seit 1747 aus den Ueberbleibseln des Kaiserthums zu fodern hatten, die Abtretung von Korah und Elhadabat, die Hälfte aller Beute, die sie in diesem Kriege machen würden, und bestätigte sie im Besitz aller frühern Eroberungen, die damals der Fluss Chumbul, welcher in den Jumna fällt, gegen Norden begrenzte. Gegen Ende des J. 1771 gelangte Shah Allum zum Besitz von Delhi. Nun ward Nudjuf Khan, ein tapferer Krieger, des Kaisers Feldherr und vornehmster Rathgeber. Er hatte ihm schon vorher in Korah gedient, und erhielt, so lange er lebte, Shah Allums Ansehen in Hindostan. Dieser suchte nun nebst den Maratten für den Kaiser die Provinzen in der Nachbarschaft von Delhi zu erobern, deren Statthalter und Lehnsbesitzer während der vorhergehenden Verwirrungen unabhängig geworden waren. Unter diesen ward ein Rohillafürst nordwärts von Delhi, der Nabob Nigib ul Dowla zuerst bezwungen, dessen Enkel Golaum Kadir den Kaiser 1788 so grausam behandelte. In diesem Kriege erfuhr er bald die Treulosigkeit seiner vermeynten Beschützer; die Maratten behielten die ganze Beute, welche über eine Million Rupien ausmachte, sie verbanden sich gar mit dem bis auf eine Festung bezwungenen Rohillafürsten, und wussten den Kaiser dahin zu bringen, dass er diesem verzieh, und ihm sein verlornes Land wieder einräumte. Hierauf sollten die Dschaten zu Paaren getrieben werden; aber bey diesem Kriege gewann der Kaiser eben so wenig, weil die Maratten durch Geld von den Dschaten gewonnen wurden, dagegen über den Ganges zogen, um die Länder anderer Rohillafürsten auszuplündern, und da sie hier zurückgejagt wurden, auch der Kaiser diesen Einfall misbilligte, mit aller gemachten Beute Hindostan verliessen und in ihr eigenes Gebiet zurückeilten.

Unterdessen erhoben sich in Delhi allerhand Cabalen gegen Nudjuf Khan, des Kaisers einzige Stütze; er erhielt sich jedoch in seinem Posten, erneuerte 1773. den Krieg gegen die Dschaten, nahm ihnen Agra wieder ab, und ihr Fürst musste seine Zuflucht in eine Bergfestung nehmen. Auch von diesem in der neuern indischen Geschichte berüchtigten Räuberschwarm ertheilt Hr. *F.* einige Nachrichten. Nach ihm wanderten die Vorfahren der Dschaten aus den niedern Gegenden von Multon in die Provinz Agra ein. Auch an der durch Hastings Process so bekannt gewordenen Unterjochung der Rohillas an den Grenzen von Auhd nahm der Kaiser Theil. Nach dem Vergleich mit dem Nabob von Auhd, sollte er die Hälfte der Beute und des eroberten Landes haben. Allein der Nabob behielt alles für sich, und der Kaiser war zu ohnmächtig, sein Recht gegen den von England unterstützten Fürsten auszuführen, der sich noch dazu Shah Allums Vezier nannte. Dieser Krieg veranlasst Hn. *F.*, eine sehr instructive Beschreibung des Landes Rohilcund, welches sonst Cuttais hiess, voranzuschicken, dessen Grenzen genau zu bestimmen, und von den vornehmsten Städten Nachricht zu geben, auch den vormals blühenden Handel derselben zu rühmen. Aber wir erfahren dabey aus den oben angeführten Ursachen nicht, was Seffoo und Saul für Ausfuhrartikel sind. Sonst zog der Kaiser aus dem Lande der Rohillas fünf Millionen Pfund Sterl. Einkünfte. Jetzt, da das Land verheert, und die Einwohner grösstentheils durch den Krieg aufgerieben, oder ausgewandert sind, trägt es dem Nabob von Auhd etwa 400,000 Pfund Sterl. Auch die Familiengeschichte der jetzt regierenden Nabobs von Auhd wird bey dieser Gelegenheit aus handschriftlichen Nachrichten aufgeklärt. Im Ganzen stimmen sie mit der Geschichte dieser Fürsten überein, die *Forster* in seiner Reise aus Bengalen eingeschaltet hat; nur ist der Bericht unsers Vfs. ausführlicher; er weiss auch von ihrem Einfluss in Delhi, und dem Antheil, welchen sie an indischen Staatsveränderungen nahmen, mehr zu erzählen.

Nud-

Nudjuf Khan, der die Truppen des Kaisers gegen die Rohillas angeführt hatte, ward wegen des nicht erfüllten Vertrags mit dem Nabob von Auhd sehr kalt aufgenommen; und Nebenbuhler und Neider, der es am Hofe des schwachen Kaisers in Menge gab, arbeiteten an seinem Fall; aber er war zu mächtig. Er zog hierauf 1776 wieder gegen die Dschaten, eroberte ihre Hauptfestung Deig, und bezwang ihr ganzes Land. Doch der Dschatenfürst rettete sich mit seinen Schätzen. Unterdessen hatte sich der Sohn des vorhererwähnten, und in seine Staaten wieder eingesetzten Nigib ul Dowlain Scharungpore, gegen den Kaiser empört, die gegen ihn ausgesandten Truppen geschlagen, und drohete der Kaiserstadt mit einer Belagerung, nachdem er sein Heer durch viele Seiks verstärkt hatte. Dieser Nabob hiess Zabrita Khan. Da die Geschichte der Seiks, welche den westlichen Theil von Hindostan beherrschen, noch in ein undurchdringliches Dunkel verhüllt ist; so liefert Hr. F. hier, was ihm ein Anführer der Seiks über den Ursprung seines Volks mündlich berichtete. Das meiste ist freylich schon aus andern Nachrichten bekannt; allein desto schätzbarer sind die hier mitgetheilten Angaben von ihren vornehmsten Fürsten, deren Wohnsitzen und Kriegsmacht. Ausser vielen kleinen Anführern herrschen gegenwärtig zwölf Fürsten über die Seiks, die 12 bis 70,000 Mann stellen können. Doch haben die meisten nur ein Heer von 12—24000 Mann auf den Beinen.

Nudjuf Khan ward daher bey diesem Aufstande nach der Hauptstadt zurückberufen, und mit ihm zog der Kaiser dem Rebellen entgegen. Doch durch Unterhandlungen ward der Krieg bald geendigt. Zabita Khan versprach Gehorsam und Tribut, und behielt seine Länder. Doch bald nach diesem 1777 geschlossenen Frieden ward Shah Allums Thron durch einen neuen Aufstand in der westlichen Provinz Agimere erschüttert. Hier behaupten seit den ältesten Zeiten mehrere Rasbuttenfürsten in den Gebirgen und Sandwüsten dieser Provinz ihre Unabhängigkeit. Ihre Bergfesten sind freylich zuweilen von den indischen Kaisern erobert worden; sie haben dem Grossmogul in seinen Kriegen Hülfe geleistet, an dessen Hofe ansehnliche Staatsämter bekleidet, auch häufig wegen ihrer Besitzungen Tribut nach Delhi bezahlen müssen. Einer von diesen Fürsten war seit einiger Zeit damit im Rückstande. Diesen Umstand benutzten Nudjuf Khans Gegner, vorzüglich der Oberste unter den Höflingen, den Kaiser zu einem persönlichen Feldzug gegen die Rasbutten zu vermögen, und dieser ward ohne Nudjuf Khans Wissen unternommen. Der Rasbuttenfürst unterwarf sich zwar; aber ehe der völlige Vergleich geschlossen ward, fand dieser Feldherr sich bey der Armee ein, brachte 1779 den Frieden zu Stande, und Shah Allum ging wieder nach Delhi zurück. Hier war er wie bisher Werkzeug desjenigen, der mit seinen Truppen den kaiserlichen Pallast besetzt hatte, und musste ins Feld ziehen, Festungen belagern, und von seinem kleinen Gebiete Districte verschenken oder verleihen, wie es seine Wächter haben wollten. Doch so lange Nudjuf Khan lebte, dauerte der Einfluss solcher Höflinge nur kurze Zeit, und ihr gewöhnliches Schicksal war, von ihm gestürzt und ihrer zusammengerafften Schätze beraubt zu werden. Doch von diesen Confiscationen flossen gewöhnlich nur geringe Summen in die kaiserliche Casse. Nudjuf Khan starb endlich 1782, und nach dessen Tode kämpften die Generale um die Herrschaft über den Kaiser. Einige wurden in diesem Streit von ihren Gegnern ermordet, der Kaiser musste jeden zum Minister annehmen, der sich ihm nach Entfernung seiner Nebenbuhler aufdrang, und Delhi war zwey Jahre der Schauplatz abwechselnder Verräthereyen, Ermordungen und anderer Missethaten. Wir können hier nicht alle die Personen nennen, die der alte von falschen Freunden verrathene Kaiser zu Rathgebern und Führern wählen musste, und durch welche Mittel sie die ersten Minister und Anführerstellen erlangten. Genug, der Kaiser ward zuletzt gezwungen, die Maratten abermals zu Hülfe zu rufen, und einen ihrer mächtigsten Fürsten, den Madaji Scindia, zu seinem ersten Minister zu ernennen. Scindia stellte des Kaisers Ansehen bald wieder her, und vertrieb die Aufrührer oder Anhänger der vorigen Minister aus ihren festen Plätzen und Districten, so dass er des Kaisers Gebiet nach allen Seiten vermehrte, oder das wieder zusammenbrachte, was seit Nudjuf Khans Tode in andere Hände gekommen war. Doch diese Zeit der Ruhe und Ordnung war von kurzer Dauer. Der Marattenfürst, der sich mit den Schätzen seiner Feinde schon sehr bereichert hatte, suchte durch Erpressungen und Veränderungen in des Kaisers Finanzeinrichtungen noch grössere Reichthümer zu erlangen. Er zog alle Güter und Ländereyen ein, die bisher Civil- und Militärbeamten statt des Gehalts angewiesen waren, und versprach ihnen monatliche Zahlungen aus dem kaiserlichen Schatz, wodurch er viele Grossen, vorzüglich die Befehlshaber der Truppen, aufbrachte. Ihr Hass gegen den Minister zeigte sich in dem Kriege, den er 1787 abermals gegen die Rasbutten führen musste. Alle mogolische Anführer gingen mit ihren Truppen zu den Feinden über, und Scindia erlitt durch ihre Verrätherey eine solche Niederlage, dass er sich mit den Trümmern seines Heers nicht wieder nach Delhi wagte, sondern nach der Festung Gwalin flüchten musste. Seine Abwesenheit ward von den Misvergnügten benutzt, die Maratten aus allen Posten zu vertreiben; nur Delhi hatten sie noch besetzt. Aber hier erwartete den unglücklichen Monarchen das härteste Loos. Ein Ungeheuer, Namens Golam Khadir, ein Sohn des vorgenannten Zabita Khan, drang aus den nördlichen Gebirgen hervor und vertrieb die Maratten aus Delhi. Nun ward der so oft beraubte kaiserliche Pallast ganz ausgeplündert, die kaiserliche Familie durch Hunger, Schläge und andere Mishandlungen gequält, ihre Schätze anzuzeigen, die der Barbar längst verschlungen hatte, und endlich dem alten Kaiser die Augen ausgestochen. Des Kaisers Ober-

hofmeister, den er von Jugend an mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überhäuft hatte, rief jenen Wüterich nach Delhi, und bewirkte durch seine Intriguen und falschen Rathschläge, dass es dem blutdürstigen Rohillafürsten gelang, solche Frevelthaten gegen seinen Oberherrn auszuüben. Diese Greuelscenen sind bereits aus andern Nachrichten bekannt, und unter andern hat Hr. *Scott* in seiner vorhergenannten Geschichte ein vollständiges Tagebuch von dem, was während dieser Zeit in dem kaiserlichen Pallast vorging, eingeschaltet, das man nicht ohne die mitleidigste Theilnahme aus der Hand legen kann, und das den grausamen Behandlungen, die Ludwig XVI und seine Familie im Tempel erdulden musste, zum Gegenbilde dient. Doch die tausendfach verdiente Strafe folgten dem Verbrecher auf dem Fusse nach. Die Maratten eilten endlich Delhi zu Hülfe, und erreichten den Galam Kadir auf der Flucht nach seinen Schlupfwinkeln in den Gebirgen. Bey seiner Ankunft im Lager der Maratten ward er in einem eisernen Käficht dem Gespött aller Soldaten blossgestellt. Ihm wurden hierauf Nase und Ohren abgeschnitten, auch Hände und Füsse abgehackt, und in diesem verstümmelten Zustand sollte er nach Delhi zurück gebracht werden. Er starb aber unterwegs. Shah Allum ward, ungeachtet seiner Blindheit, wieder auf dem Thron von Hindostan erhoben, von dem ihn der grausame Rohilla auf kurze Zeit verdrängt hatte. Aber alt, schwach und blind kämpft er auf demselben mit Mangel und Elend, und als der Vf. schrieb, hatte der Tod seinen mannichfaltigen Leiden noch kein Ende gemacht. Madaji Scindia wiess ihm zwar für seinen Hofstaat jährlich neun Lack Rupien an, davon er aber in sehr unregelmässigen Zahlungen, für sich, seine 30 Kinder und was sonst zum Hofe gehört, nur 50,000 Rupien erhält, und daher bey wirklichem Mangel der nöthigsten Bedürfnisse von seinen ehemaligen Vasallen mit kleinen Summen unterstützt wird, wie ihm denn während des Vfs. Anwesenheit in Delhi der Nabob von Auhd monatlich 2000 Rupien zu übersenden pflegte.

Vier Anhänge folgen noch am Schluss der Geschichte. Sie enthalten: 1) eine Beschreibung des heutigen Delhi, unter dessen Ruinen sich noch herrliche Monumente der mohrischen Baukunst erheben. Hier beschreibt der Vf. auch die Audienz, wozu er und einige andere brittische Officiere bey dem alten Kaiser im März 1794 gelassen wurden. Sie erhielten doch von ihm goldgestickte Turbans und Staatskleider von Baumwolle, welche ihr Geschenk, das bloss aus weissen Schnupftüchern bestand, reichlich erwiederten. — 2) Eine kurze Erzählung der Revolution in Rampore im J. 1794, wodurch der letzte Rohillastaat seine Endschaft erreicht, und der Herrschaft von Auhd, wie die übrigen, unterworfen ward. 3) Ein persischer Brief, den der älteste kaiserliche Prinz 1787 auf seiner Flucht an den König von England schrieb, um seinen Vater gegen die Maratten und Rohillas zu schützen. 4) Eine persische Elegie, worin der von so vielen Leiden gebeugte Shah Allum den Verlust des Gesichts betrauert, mit einer englischen Uebersetzung in gereimten Versen. Sie ist dadurch freylich sehr europäisirt; aber der Vf. versichert, der alte Kaiser habe persisch mit der grössten Vollkommenheit geschrieben, und seine noch häufig vorhandenen eigenen Aufsätze würden als Meisterstücke des Ausdrucks geschätzt.

Die vier Kupfer sind Copien von Originalgemälden, welche den Kaiser in seinem Staatskleide, den Nudjuf Khan, den Marattenfürsten Madaji Scindia, und einen weiland mächtigen kaiserlichen Staatsofficianten Mujud al Dowlah vorstellen. Die Karte umfasst das eigentliche Hindostan nordwärts des Nerbuddeflusses, dabey liegt vorzüglich Rennel's Karte in der III. Section seines neuvermehrten Memoire zum Grunde.

KINDERSCHRIFTEN.

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Exempelbuch zum hannöverischen Landeskatechismus, mit Fragen, kurzen Anreden und Liederversen begleitet, für Kinder und Kinderlehrer.* Zweytes Heft, herausgegeben von *D. L. D.* 1798. 203 S. 8.

Da Rec. bereits bey der Anzeige des ersten Hefts seine Meynung über dieses, im Ganzen brauchbare Exempelbuch gesagt hat; so wird es genug seyn zu bemerken, dass sich der Vf. auch in diesem Hefte ziemlich gleich geblieben ist. Die hier aufgenommenen Erzählungen aus der alten Geschichte, z. B. von *Euklides, Diogenes, Aristipp, Epaminondas* scheinen in einem solchen Buche, wegen der für Kinder schwer zu merkenden Namen von Personen und Ländern, nicht zweckmäsig zu seyn, und es hätten leicht andere Beyspiele dafür gewählt werden können. S. 16. heisst die letzte Frage: Welche Kinder werden wohl mehr durch die Erzählung von *Perikles* beschämt? In der ganzen vorhergehenden Erzählung war aber die Rede bloss von dem *Euklides*. Perikles hat sich also wohl nur durch einen Schreibfehler hieher verirrt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der Königl. Akad. der Wissenschaften.) Tom. XIX. für das Jahr 1798. *Erstes Quartal.* Januar, Februar und März. *Zweytes Quartal.* April, May und Junius. (Mit 2 Kupfertafeln.) *Drittes Quartal.* Julius, August, September. (Mit 2 Kupfertafeln.)

Dies erste Quartal hat folgende Abhandlungen. I. Hn. Westrings fortgesetzte Versuche aus den meisten Flechtenarten Färbestoffe zu bereiten, die auf Wolle und Seite hohe und schöne Farben geben, und zwar hier mit folgenden 1) *Lichen pubescens, filamentosus, ramosissimus, decumbens simplex, nitidus;* giebt doch nur wenig höchstens eine schwache Fleischfarbe und Umbrafarbe. 2) *L. barbatus, filament. pendulus, subarticulatus ramis patentissimis,* diesen findet man weit häufiger als den vorigen in allen schwedischen Waldungen, und man könnte davon jährlich einige 100 Schiffspfunde sammeln. Er giebt der Seide eine schöne glänzende Orangefarbe. 3) *L. plicatus; filament. pendulus ramis implexis, scutellis radiatis,* war wegen seines medic. Nutzens in ältern Zeiten unter dem Namen: *Muscus arboreus* in der *Materia medica* mit aufgenommen, und wächst häufig. Er kann, tüchtig getrocknet und geklopft, statt Haare zum Ausstopfen gebraucht werden, dergleichen Schweden auswärts kommen läfst, und wovon das Schiffspf. 7 bis 8 Rthlr. 16 gr. kostet; hat vielen Farbestoff, der grüne, Orange-Carmelit und Isabellfarbe giebt. 4) *L. hirtus, filament. ramosissimus, erectus, tuberculis farinaceis sparsis;* wächst auf Bäumen, Zäunen und Steinen, und giebt Orange, Carmelit, Isabell, hellgelbe Nankings und nufsbraune Farben. 5) *L. floridus, filament. ramosus, erectus scutellis radiatis;* giebt besonders auf Seide ins grünliche fallende Farben. 6) *L. compressus; longissimus ex fusco nigricans, glaber, radiciformis:* vielleicht keine Flechte sondern ein Gewächs von einer eigenen Gattung, wächst unter der Rinde auf alten verfaulten Stämmen; hat nicht viele Farbematerie, giebt auch keine beständige Farbe auf Wolle; auf Seide hell Carmelit und Ventre de Biche. 7) *L. vulpinus, filament. ramosissimus, erectus fastigiatus, inaequali angulosus;* wird in Smoland und Westgothland auf hohen Dächern von Bretern und Spänen gefunden, aber nicht in Menge, giebt sonst schöne hohe und ächte Farben, als citrongelb, pistaciengünn, hellgelb, auch auf Leinwand. Damit gemachte Proben, die der Vf. ein halb Jahr an der Sonne liegen lassen, waren wenig verändert. 8) *L. ochroleucus,* wächst bey Tornëa; ist sehr klein und fein, und dem Anschein nach eben nicht von sonderlichem Nutzen zur Färberey. Eigentliche Versuche hat der Vf. doch noch nicht damit anstellen können. II. Hr. Oberamtmann Schröter zu Lilienthal Bericht von einem merkwürdigen sehr entfernten Lichtphänomen, das er den 28 Jun. 1795 im Serpentarius observirt hat; ist eingesandt und aus dem Deutschen ins Schwedische übersetzt. Er bestätiget aufs neue die Unendlichkeit der Schöpfung in Ansehung des Raums, und erweitert die Kenntnifs von den Atmosphären der Weltkörper und der feinen ätherischen Materie, welche die ganze Schöpfung anfüllet, und durch welche die Himmelskörper auf einander wechselsweise wirken. Der Vf. beobachtete das Phänomen, das wahrscheinlich sehr weit entfernt seyn musste, und das von der Art war, was man einen Sternschufs nennt, mit einem 27 füssigen Teleskop. Es hatte keinen stärkern Schein als die Schimmer der Sterne in der Milchstrafse. So wohl dieser schwache Schein, als der kleine Bogen, welcher dieses Lichtphänomen binnen einer Secunde zu durchlaufen schien, bestätigen die Meynung des Vf. von dessen weiten Entfernung von wenigstens einige 1000 Meilen, von der Erdfläche. III. Hn. D. *Melanderhjelms* Anmerkungen über die Atmosphären der Erde, der Sonne und der übrigen Planeten, wozu die vorhergehende Schrötersche Abhandlung Anlafs gegeben hat. Hr. M. nimmt noch einen andern Grund für die Höhe der Atmosphäre der Erde aus dem Condensationsgesetz her, nämlich dafs sich die Dichtigkeit derselben in verschiedener Höhe über der Erdfläche verhalten, wie die Schwere der über sie liegenden Atmosphäre. Vermöge dieses Gesetzes muss die Dichtigkeit der Atmosphäre in der Entfernung von vier Meilen von der Erde 16, von 8½ Meilen 256, von 19 Meilen 65, 536, von 39 Meilen 4300000000 mal dünner seyn, als auf der Oberfläche der Erde. Auf eine ähnliche Weise muss es auch mit der immer abnehmenden Dichtigkeit der Atmosphären der Sonne und der übrigen Planeten beschaffen seyn, indem man annehmen kann, dafs die ganze Atmosphärenmasse unsers Planetensystem von einerley Beschaffenheit sey. Da sich die Atmosphäre der Erde zugleich mit ihr selbst um ihre Achse bewegt; so ist solche, wie Hr. *M.* in seiner Astronomie gezeigt hat, in einer Sphäroide eingeschlossen, deren gröfserer Halbmesser 3952 Meilen ist, welches ziemlich mit dem, was Schröter aus dem beobachteten Phänomen

nomen schliesst, übereinkommt. Dies führt den Vf. auf die Betrachtung des zwischen so vielen Millionen Planetsystemen ausgebreiteten und den Raum zwischen solchen einnehmenden Aethers, einer so feinen Materie, die zwar von der Luft verschieden ist, aber doch solche selbst durchdringt, viel flüssiger und elastischer wie die Luft ist, und woraus der unsterbliche Newton den Druck der Körper auf einander herleitet. Freylich bleibt hier noch manches Vermuthung, doch glaubt der Vf., man könne mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sich die Atmosphären der himmlischen Körper viel weiter erstrecken, als innerhalb den Raum, welchen sie in Ansehung ihrer Bewegung um ihre Achsen einnehmen, und dass die Räume des Himmels zwischen den Atmosphären der Planeten eine sehr feine und dünne flüssige Materie enthalten, die mit solchen von einerley Art und Beschaffenheit ist. IV. Hn. Prof. Retzius Bericht von den Versuchen, die er mit verschiedenen ausländischen Arten von Bäumen und Gesträuchen in dem botanischen Garten zu Lund, und in dortigen angelegten Plantagen angestellt hat. Der Vf. beschreibt zuerst die Lage und den Boden derselben, und dann die Versuche mit an 160 verschiedenen Holzarten, von *Acer* an bis *Zanthoriza Apiifolia*. Von den Rosskastanien hat er eine Art Mehl erhalten, das zum Händewaschen eben so gut ja besser ist als Mandelkleien. Die ächte Kastanie kommt in Schonen fort, und trägt Frucht, wenn sie nur vor starken und kalten Winden in Schutz steht. *Ilex aquifolium* wächst anfangs gut, und vertrocknet bald. *Juglans nigra* und *cinerea* will nicht recht fort. Schwarze Maulbeerbäume sind vormals in Schonen nicht selten gewesen; jetzt aber kann man sie schwer fortbringen. Auch *Pinus Strobus* will nicht recht fort, wohl aber *Pinus Larix*, nur wächst er langsam. *Populus monilifera* kommt vorzüglich geschwind und gut fort. Graue und gelbe Renetten kommen zwar fort und tragen Frucht, doch erhält sie nicht die gehörige Reife. Die Versuche die der Vf. mit der unächten Acacia angestellt hat, lassen ihn glauben, dass gewisse Autoren, sie zu sehr gerühmt und empfohlen haben; sie bricht beym geringem Winde leicht ab u. dergl. m. V. Hr. Apotheker *Nyström* von Bereitung des Bernsteinfirnisses, und wie man ihn beym Beizen schwedischer Holzarten gebrauchen könne. Der Vf. hat, da Meublen von ausländischem Holz sehr theuer sind, Versuche gemacht, dem Ulmen, Eichen-Roth- und Weissbuchen: Ahorn- Birnen- Sperberbaum- Mehlbaum- Aeschen- Erlen- Birken- und Tannen-Holz durch verschiedene Arten von Beizen die Farbe von Mahagony zu geben, worunter Ahorn- Birken- Erlen- und Buchen-Holz mit einer Eisenauflösung gebeizt, dem Mahagony am ähnlichsten werden. Er beschreibt so wohl die dabey genutzte Composition und Bereitung eines Bernsteinfirnisses, (der aus $\frac{1}{2}$ Pf. geschmolzenen Bernstein, $1\frac{1}{2}$ Pf. Leinölfirnifs und 2 Pf. Terpentinöl bereitet wird. Zum Leinölfirniss aber nimmt er 1 Pf. gestossene und durchgesiebte Silberglätte, 2 Loth fein geriebenen weissen Vitriol und eine Kanne Leinöl), als auch eine Eisenbeize aus 4 Loth Eisenfeilspäne; und eine Blauholzbeize, aus 4 Loth ächtem Blauholz, 2 Loth Alaun und 2 Loth fein geriebenem Rothstein. Er zeigt endlich, wie man sich dieser Beizen sowohl als des Firnisses zum Beizen und Ueberstreichen von Meublen zu bedienen habe. Der Bernsteinfirniss dient auch ächt vergoldete Meublen damit zu überstreichen, da sie alsdann mit Weingeist und Seifenschaum ohne Schaden der Vergoldung können gereiniget und abgewaschen werden: sollen dergleichen Meublen als z. E. Tischblätter u. d. gl. sehr glatt und eben seyn; so müssen sie vorher mit Pimstein abgerieben werden, ehe man sie mit Firniss überzieht.

Den Anfang des *zweyten* Quartals macht eine für die Artillerie wichtige Abhandlung des Hn. Viceadmiral von Chapman, welche die Kanonen betrifft, deren Pulverkammer nicht allenthalben gleich weit ist, sondern die nach hinten enger und abgestumpft zugeht. Es werden in Schweden seit vielen Jahren 2 und 3 pfündige Niethaken mit dergleichen Pulverkammern gebraucht, von der man glaubt, dass sie sehr scharf schiessen und der Kugel mit wenigen Pulver eine grössere Geschwindigkeit geben. Auch hat man seit einiger Zeit Kanonen mit dergleichen Kammern, die mit weniger Pulver eben so scharf schiessen, als die deren Pulverkammer gleich weit gebohrt ist. Allein da man beym Probeschiessen mit solchen Kanonen nicht die rechte Methode gewählt hat; so ist auch das Resultat davon noch nicht so recht sicher gewesen. Da indessen dadurch viel Pulver erspart werden dürfte; so verdient die Sache die genaueste Untersuchung. Dies kann aber ohne eine richtige Theorie über den Unterschied der Wirkung solcher und der gleichgebohrten Kammer nicht geschehen, und dieses sowohl als alles, was bey den anzustellenden Versuchen, um zu ganz sichern Resultaten zu kommen, in Acht genommen werden müsse, hat der Vf. hier ausführlich auseinander gesetzt. Er beweiset mathematisch, dass sich die Menge des Pulvers in einer Kanone mit einer zugespitzten Kammer, zu der Menge des Pulvers einer gleichgebohrten, wenn beide gleich scharf schiessen, d. i. den Kugeln gleiche Geschwindigkeit geben sollen, verhalten wie 3,34 zu 5, oder 2 zu 3. Zuletzt bemerkt der Vf. noch, dass eine cylinderförmige Pulverkammer von kleinerm Diameter als des Kugellaufs, dergleichen man bey Mörsern gebraucht, zwar vortheilhafter seyn würde, indem die Kraft auf die Kugel dann immer mit der Quantität des Pulvers in gleicher Proportion ist, wenn die Pulverkammer eine gewisse Länge nicht überschreitet; allein dergleichen Pulverkammern würden beym Laden der Kanonen so grosse Hindernisse verursachen, dass sie daher nicht anwendbar sind. 2) Hn. Modeer giebt eine Beschreibung der Gattung von Gewürmen, *Nais, das Wasserschlängelchen*. Der Vf. beschreibt sie genauer als bisher von den Naturforschern geschehen ist also: *corpus pellucidum, lineare, depressum, articulis utrin-*

utrinque saepius setis longis, simplicibus, fasciculatisve: abdomine fasciculis pilorum brevissimorum per paria longitudinaliter digestis. Caput tentaculis nullis; oculi 2 aut nulli. Die mit Haaren besetzten Bauchwarzen dienen ihnen statt der Füfse, sich an das, woran sie sich hängen, in die Höhe zu schlängeln. Ihr Körper enthält in seinen Adern eine silberweisse Feuchtigkeit, die sie am Hintertheil herauslassen, und die dort einen Ableger formirt, wodurch sie sich in grofser Menge fortpflanzen. Die Ableger, die schon wieder Ableger haben, fallen endlich von dem Leibe der Mutter ab, die oft vier bis fünf solcher Ableger hinter einander herschleppt, bis sie nach einander zur Vollkommenheit kommen. Wenn man sie zerschneidet oder zerreifst, haben sie die Kraft sich ganz wieder herzustellen; ein Phänomen, woraus Götze die Auferstehung und Wiederherstellung unsers Körpers erklären wollte. Hr. *M.* theilt diese ganze Gattung ein, 1) in die ohne alle Seitenborsten; dahin rechnet er: *Nais vermicularis, capite subtus barbato, oculis nullis. N. Serpentina, vertice macula elongata, lunulisque supra collum tribus serie longitudinali nigris.* 2) in diejenigen, die einzelne Seitenborsten haben, als: *N. proboscides; capite apice forficato, cujus medio in tubulum subulatum longe protracto. N. Marina, supra convexa, subtus plana. Capite antice tubulo exserendo. N. elinguis; proboscide nulla. N. digitata; cauda laciniata.* Und 3) in die *cum setis lateralibus fasciculatis*, als *N. furcata, cauda cirrhis duobus articulatis. N. barbata; capite oculato, infra barbato.* Und, *N. quadricuspida, verrucis lateralibus bifidis setosis, abdomine cirrato caudaque quadrifida.* 3) Hn. Paykull's Anmerkungen über die Gattung Coccinella. Hr. P. ist mit der Eintheilung derselben, die Herbst und Schneider machen, nicht zufrieden; und glaubt solche sey besser darauf zu machen, ob solche mit kurzen feinen Haaren bestreuet, oder ganz glatt, oder fast rund oder oval gestaltet sind. Nur auf die erstern mit ganz feinen oft nur durch das Microskop bemerkbaren Haaren, die sich in Schweden finden, wendet der Vf. hier seine Aufmerksamkeit, und beschreibt folgende Arten: 1) *Coccinella bisbipustulata, oblongo ovata nigra, thoracis angulis flavescentibus, elytris punctis discoidalibus quatuor.* 2) *C. analis, oblongo - ovata nigra, capite, thoracis margine, elytrorum apicibus, ano, pedibusque rufis.* 3) *C. flavilabris, oblongo - ovata nigra, ore pedibusque rufescentibus, elytris puncto antico discoidali rubris.* 4) *C. Discoidea, oblongo - ovata, nigra elytris disco posticeque rufescentibus.* 5) *C. minima, ovato - globosa, nigra, antennis palpis, tibiis tarsisque rufescentibus.* 6) *C. Morio, subovata, nigra, immaculata tarsis piceis.* 7) *C. parvula, ovata, nigra capite, thoracis margine, pedibusque flavo rubescentibus.* 8) *C. marginalis, ovata elytris nigris, macula magna subtriangulari marginali bascos, rubra.* 9) *C. affinis, ovata nigra, tibiis tarsisque rufescentibus, elytris puncto pone medium rubro.* 10) *C. Abietis, ovata, rufo - testacea, immaculata.* Man findet sie in Upland auf Tannenbäumen gegen Ende des Septembers. 11) *C. Aptera, subrotundo - globosa, aptera, capite thoracisque medio fuscis, elytris livide rubris immaculatis*, und 12) *C. globosa, subrotundo - globosa, alata, capite pedibusque rubris thorace brevissimo disco fusco.* Man sieht hieraus, dafs der Vf. bey Bestimmung der Arten auf die Gestalt des Thorax und die mehr und mindere Convexität des Körpers sieht. Auch ein paar Abarten sind angeführt. 4) Hn. Acharius Beschreibung eines Mannes, der ohne Arme, Hände, Hüften, und andere gewöhnliche Glieder gebohren worden, und mit den beiden brauchbaren Zehen des rechten Fufses schreiben, klöppeln und allerhand Handwerkerarbeit verfertigen kann, mit einer Abzeichnung desselben. Ein neuer Beweis von der grofsen Kraft der Seele solcher Krüppel, alle körperliche Hindernisse zu überwinden. Der, von dem hier Nachricht ertheilt wird, und der noch lebt, ist 1760 in Ostgothland von armen Botenleuten gebohren; der Vater war verwachsen, sonst aber ein bescheidener Mann, die Mutter taugte nicht viel, und zog mit ihm als Kind herum, um sich etwas zu verdienen, bis er zu Soderköping ins Hospital kam. Er zeigte von Jugend auf eine lebhafte Seele, aber auch vielen Muthwillen, und war zu starken Getränken als Kind gewöhnt. Ein wirklicher Monorchis schwängerte er vor zehn Jahren eine liederliche Weibsperson, die ihm im Hospital beym Ankleiden und sonst behülflich seyn mufste, und wollte sie auch heyrathen, welches doch nicht zugegeben ward. Sein Kopf macht beynahe ⅓ seines ganzen Körpers aus. Die Höhe des letztern ist von dem plano, worauf er ruht, kaum 1½ Elle. Mit seinen beiden beweglichen Zehen des linken Fufses schreibt er sehr gut, malt Figuren, klöppelt, schneidert und nähet, wobey er die Nadel im Munde hält, rasirt sich, spielt auf der Violin, kann sich selbst von einem Orte zum andern bewegen, fährt einen kleinen, von einem Hunde gezogenen Karren, macht allerhand hölzernes Geräthe, wobey er sich des Messers und Hobels, der Säge und Axt auf eine bewundernswürdige Art zu bedienen weifs. Er hat eine ziemlich gute Gesundheit, und klagt selten. Seine Tochter, die er mit der oben gedachten Weibsperson, die selbst einen Buckel hat, gezeuget, ist ein ganz frisches und gesundes Kind.

(Der Beschlufs folgt.)

Leipzig, b. Heinsius: *Erste wissenschaftliche Nahrung.* Allen edeln jungen Freunden geweiht. 1798. drey Abschnitte. 56; 84; 170 S. 1 Bog. Register. 8. (mit 7 Kupfert.) (22 gr.)

In dem ersten Abschnitte ist eine kurze, ganz gute Anweisung zur Rechenkunst enthalten; in dem zweyten ein Unterricht von den geometrischen Figuren; Anweisung sie zu zeichnen, und etwas von der Feldmefskunst, welches zur Vorbereitung auf das genauere Studium dieser Wissenschaft dienlich seyn mag. Der dritte Abschnitt soll eine kurze Ueber-

ficht der Natur und ihrer Geschichte geben, ist aber ganz misrathen. Unrichtiges, halbwahres, unnützes, trifft man fast auf allen Blättern an. Manches ist abgeschmackt. Es verlohnt nicht der Mühe davon Beweise zu geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Oschatz*, b. Oldecop: *Kleine Konkordanz, oder sechsfaches Register über das neue Dresdnische Gesangbuch.* 1798. 64 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Martini: *Warum findet die Einführung der neuen Gesangbücher jetzt so viele Schwierigkeiten und Widerstand?* In Briefen. 1798. 104 S. 8.

3) *Leipzig*, b. Kramer: *Beherzigungen über das alte und neue Dresdnische Gesangbuch*, oder Volksblätter für den gemeinen Mann, der aus neuen Gesangbüchern singen soll und nicht mag, von *C. C. S(chiriitz*, Prediger in Benndorf.) 1798. 99 S. 8.

4) Unter dem angebl. Verlagsort: *Strasburg*, b. v. Guttenberg: *Kritik des neuen Dresdnischen Gesangbuchs*, nebst einem Prognosticon über den öffentlichen Kultus in Sachsen. 1799. 87 S. 8.

Sämmtliche vier Schriften, deren Anzeige wir hier zusammenfassen, beziehen sich vornehmlich auf das (A. L. Z. 1798. Nr. 250.) von einem anderen Rec. weitläuftig beurtheilte Dresdener Gesangbuch. Nr. 1. deren Vf., laut der Vorrede, der durch seine *biblische Geographe* und andere Schriften bekannte Pfarrer *Frege* in Laas bey Oschatz ist, will eine grössere Bekanntschaft mit dem neuen Dr. Gesangbuch befördern und seine Brauchbarkeit erhöhen. Das erste Register weiset diejenigen Gesänge nach, welche sich auf die vorzüglichsten Gegenstände der christlichen Lehre, die nach alphabetischer Ordnung angegeben sind, beziehen. Wir haben hier einige Gegenstände vermisst, als: Bewegungsgründe zum Guten, Festigkeit, Wankelmuth u. a. worüber gewiss im Dr. G. B. passende Verse vorhanden sind. Das zweyte und dritte Register enthält ein Verzeichniss der auf alle Sonn- und Festtage und auf besondere Ereignisse passenden, und der aus dem alten Gesangbuch beybehaltenen Lieder. Das vierte giebt die den neuen Liedern zum Grunde liegenden Bibelstellen an, das fünfte die Namen der Vff. der in dem Delitzscher, Freyberger, Eisenberger, Dresdener, beiden Leipziger, Niederlausitzschen und Wittenbergschen Gesangbuch befindlichen Gesänge. Auch dieses Verzeichniss ist etwas dürftig ausgefallen und muss aus *Heerwagen's* Literatur der geistl. Liederdichter ergänzt werden. Von Nr. 4. des Dr. G. B. ist, so viel wir wissen, *Schubart*, von 8. und 28. *Dietrich*, von 27 *Heeren* und von 12. b) *Teller* Vf. Das sechste Register enthält ein Verzeichniss und eine Vergleichung der vorkommenden Hauptmelodien. Die Unrichtigkeit, mit welcher dieses Register abgefasst ist, veranlasste Hn. *Hiller* in Leipzig, *Erinnerungen* dazu auf 2 Octavblättern herauszugeben. Nachdem Hr. H. mehrere Fehler nahmhaft gemacht hat, urtheilt er, als Musikverständiger so darüber: „dass dieses Melodieenregister dem Dr. n. G. B. nicht den geringsten Vortheil gewährt, sondern — die Cantoren u. s. w. bey jedem Schritt irre führt, wird Jeder finden, der sich auf Untersuchung desselben einlassen will."

Nr. 2. verräth einen Vf. von gemässigter Denkungsart, der manche richtige Bemerkung vorträgt. Er findet die Schwierigkeiten in dem Geist des Zeitalters, nach welchem die Niedern misstrauisch gegen Höhere, diese dagegen furchtsam sind; in der gesunkenen Achtung des Predigerstandes, wozu nach S. 34. auch das Ablegen der Perücken beygetragen haben soll; in dem innern Gehalte des Dr. G. B. selbst, der nicht ganz auf dem gemeinen Mann berechnet seyn soll. Nach der Meynung des Vfs. hätten die im alten G. B. gewöhnlichen Rubriken beybehalten, die Wechselgesänge, die für Dorfkirchen unanwendbar wären, weggelassen, die Lehre von den Höllenstrafen nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Auch tadelt er die Aufnahme des 421 Liedes: Beglückt, beglückt ist wer auf Erden etc., weil dieser Anfang an das *Höltysche*: Beglückt, beglückt wer die Geliebte etc. erinnere, so wie die Weglassung der Namen der Vff. und die vorgenommenen Veränderungen im Ausdruck, Alles aber aus unstatthaften Gründen. Denn, wenn man sich bey Veranstaltung eines neuen G. B. nach den Vorurtheilen der Unwissenden richten soll; so wird dadurch kein Schritt vorwärts gethan. Was in Dorfkirchen nicht ausführbar ist, kann doch in Stadtkirchen ausgeführt werden, und selbst in Dorfkirchen können, wenn nur die Jugend in Schulen Anleitung zum zweckmässigen Gesange erhält, Wechselgesänge gesungen werden. Was weiss der Bauer vom Holty'schen Beglückt? Gebildete Religionsfreunde werden aber durch diese Aehnlichkeit des Anfangs eines Kirchen- und eines Freudenliedes gewiss nicht in ihrer Andacht gestört werden, wenn nur im Religionsgesange selbst nichts Anstössiges vorkommt. So ängstlich war Luther nicht, wie unser Vf. Denn er nahm Melodieen von den bekanntesten Volksliedern und legte ihnen religiöse Texte unter, wie dies von der Melodie des alten Liedes: *Gelobet seyst du Jesu Chr.* bekannt genug ist. Ohne genugthuende Gründe giebt der Vf. dem Freyberger Gesangbuch von 1780 den Vorzug vor allen neuern. Dem neuen Leipziger, das, wie jedes andere, seine Mängel hat, würde er aber gewiss nicht Uebereilung in der Ausführung vorwerfen, wenn nur die Acten, welche die Geschichte dieses G. B. enthalten, dem Publicum vorgelegt würden. Daraus würde sich, wie Rec. aus sicherer Hand weiss, ergeben, dass die meisten Rubriken mehreremale umgearbeitet werden mussten, um die sich einander widersprechenden Foderungen der theologischen Facultät zu erfüllen.

Der Vf. von Nr. 3. beginnt von Bonaparte und dem Rastadter Congress, um auf das Dr. G. B. zu kommen, und zieht Dinge herbey, die für den gemeinen Mann durchaus unverständlich und ohne alles Interesse sind. Dahin gehören Ausfälle auf kantische Predigten, dergleichen doch Hr. Sch. selbst geschrieben und sich dabey noch mit fremden Federn geschmückt hat, Ausfälle auf die Kraftgenie's, wofür er die *windigten Gecken* erklärt, die alle Posttage von den grösten Fabrikstädten gelehrter Zeitungen, Briefe erhalten, und bey denen immer unbeantwortete Briefe von Königsberg und Jena liegen. Zur Empfehlung des Dr. G. B. liessen sich gewiss haltbarere Gründe, als S. 38.: es ist auf Befehl des Kurfürsten selbst herausgegeben worden etc. anführen. Durch solches seichte Geschwätz (wie auch S. 79. vorkommt) wird der guten Sache mehr geschadet, als genutzt.

Nr. 4. enthält mehrere gegründete und freymüthige Bemerkungen über die Unvollständigkeit des Dr. G. B. und über die Beybehaltung solcher Ausdrücke, welche falsche Vorstellungen begünstigen. Aber, um ein durchaus vollkommenes Gesangbuch zu liefern, das in Ansehung seines Inhalts nur rein moralische Begriffe enthielte, in Absicht auf die Form aber Allgemeinverständlichkeit und Würde, verbunden mit wahrhaft dichterischem Geiste in sich vereinigte, dazu sind wirklich noch zu wenig Vorarbeiten vorhanden. Denn Gellert's, Münter's, Cramer's, Klopstock's u. a. Lieder haben, bey allen ihren Vorzügen, dennoch bedeutende Fehler. Beyläufig nimmt auch der Vf. das neue Leipziger Gesangbuch gegen mehrere Vorwürfe, die diesem Buche in der darüber erschienenen Kritik gemacht wurden, in Schutz. Sein Tadel der Rubrikenordnung des Dresdner Gesangbuchs ist am wenigsten bedeutend. Auch das angehängte Prognosticon befriedigt die Erwartungen nicht ganz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Konigl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die in dem *dritten* Quartal befindlichen Abhandlungen sind: 1) Erfahrungen über die Fortpflanzung des *Polytrichum commune* durch Pferde, von *P. Osbäck.* Nicht alle Moose und Flechtenarten sind den Wiesen schädlich. Die, welche oben auf der Erde liegen, können den Graswurzeln zum Schutz dienen; die auf Steinen wachsen, thun keinen Schaden, sondern können zum Ausstopfen der hölzernen Wände gebraucht werden. *Sphagnum palustre* dagegen, ob es gleich auch zum Ausstopfen gebraucht werden kann, und sich die Lappen dessen bedienen, ihre Kinder darein zu legen, und es um geschwollene Füsse zu wickeln, ist für die Wiesen äusserst schädlich. Eben dies ist der Fall mit *Polytrichum commune*, wenn es gleich zu Ofenwischen, in den Bettstellen der Lappen, und an einigen Orten, als in Bohus zu Häxel für Pferde gebraucht wird. Denn da es sehr tiefe Wurzeln schlägt; so drängt es andere nützliche Gewächse aus. Die Erfahrung hat gelehrt, dass manche Arten von Pflanzen durch Thiere und Vögel nach Orten, wo sie sonst nicht gefunden wurden, gebracht sind. Der Vf. hat bemerkt, dass so gar die Moose, deren Saame so fein und schwer zu pflanzen ist, auf die Art fortgeflanzt werden. Er hatte eine Wiese, um den Dünger vom Rindvieh für den tragbaren Acker zu ersparen, angefangen mit Pferdemist zu düngen. Nie war da vorher eine Spur jenes Unkrauts zu sehen gewesen, allein nun zeigte es sich allenthalben, an den Stellen, wo die Pferde ihren Mist fallen liessen. Und er räth daher, ja keine Pferde auf den Acker gehen zu lassen, die wenn sie jenes Moos mit den Samen fressen, letzten in ihrem Mist wieder fallen lassen. 2) Nachricht von einigen Schwedischen Vögeln, von *C. P. Thunberg.* Man hat in neuern Zeiten, da man sich mehr auf die Naturkunde des Landes gelegt, und darin gesammelt hat, verschiedene Arten von Vögeln in Schweden entdeckt, die man vorher nicht darin gefunden hat, als z. E. *Anas alandica, fraenata, dispar; Tetrao canus; Falco dubius; Parus Saebiensis; Emberiza Maelbiensis; Sterna caspica; Columbus septentrionalis; Strix arctica,* die ein Lindroth, Calmodin, Carlsson, und Oedman zuerst bemerkt haben. Hr. Th. vermehrt diese Anzahl mit folgenden: 1) *Corvus lapponicus; sordide albus, capite collo pectore alisque basi cinereo-fuscis.* 2) *Tetrac eremita; totus fuscus, cauda alarumque apicibus caeruleis.* 3) *Falco lithofalco; cera lutea, corpore supra cinereo, subtus ruso lineolis fuscis, cauda cinerea versus apicem nigricante apice albo.* 4) *Tantalus falcinellus; facie nigra, pedibus caeruleis, ala caudaque violaceis, corpore castaneo.* 5) *Rallus porzana; rectricibus binis intermediis albomarginatis, rostro pedibusque subolivaceis.* 6—8) *Larus cinerarius, rudibundus* und *minutus.* 9) *Falco Lagopus; cera pedumque lanatorum digitis nudis luteis, rectricibus albis versus apicem nigris.* 10) *Strix lapponica, inauriculata corpore albido nigro fusciato maculatoque.* 11) *Strix nivea; inauriculata tota nivea immaculata.* 12) *Stria siberica; inauriculata corpore albido nigro maculato, genis arcu nigro.* 13) *Tringa pusilla; rostro pedibusque fuscis corpore subtus rufescente rectricibus extimis scapo albo, uropygio variegato.* 14) *Tringa arenaria; rostro pedibusque nigris corpore griseo subtus toto facieque albis, loris griseis.* 15) *Scolopax paludosa; rostro pedibusque fuscis, loris et superciliis nigris corpore nigro-vario supra rufo, subtus exalbido.* 16) *Scolopax gallinula; rostro recto tuberculato, pedibus virescentibus, loris fuscis, uropygio violaceo vario.* 17) *Anas albifrons; cinerea macula frontali alarumque fascia albis.* 18) *Colymbus gularis, pedibus lobatis, capite nigro cristato, gula alba, collo ferrugineo.* Einige von diesen findet man in Gmelin's Syst. avium. Es sind fast alle Zugvögel; auch ihre Oekonomie ist beschrieben. 3) Geographische Lage verschiedener Oerter in Finland durch astronomische Observationen im Jahr 1787 und 1788 bestimmt, von *N. G. Schulten.* Bey diesen Observationen bediente sich der Vf. einer Stunden-Pendeluhr von Ernst, eines 20füssigen astronomischen Tubus, und eines sehr guten astronomischen Quadranten von 18 englischen Zoll von Sisson. Hiedurch ward die Länge und Breite von St. Michaels, Ramsasalme, Pjelisjärvi, Kides-Kirche und Hangö Landspitze genau bestimmt. 4) Von conischen Pferdegöpeln und dem Gebrauch derselben zur Ausförderung in Gruben, von G. A. von Lindblom. Schon im zweyten Quartal dieser Abhandlungen vom J. 1796 hat der Vf. eine Beschreibung eines solchen conischen Pferdegöpels bey der Grube zu Persberg, mit den dabey angebrachten eisernen Ketten, beschrieben. Dabey hat er jetzt noch einige Verbesserungen angebracht, und Anmerkungen über solche Art conische Win-

Winden überhaupt mitgetheilt, und besonders die Kraft derselben mathematisch berechnet, auch eine Tabelle darüber beygefügt. 5) Die Seifensiederey zu Regensburg, beschrieben von Hn. Schörbing. Der Vf., der sich als Königl. Schwed. Legat. Sekretär in Regensburg aufhielt, beschreibt das ganze Verfahren beym dortigen Seifensieden, und erläutert solches durch Mittheilung des in Kupfer gestochenen Plans der ganzen dortigen Einrichtung. Er zeiget auch, wie sowohl die Lauge bereitet, als die Seife selbst gesotten wird. Die Regensburgische Seife ist, besonders während des Krieges, durch die Schweiz häufig nach Frankreich verführt worden, und ist nach aller Aussage zum Walken des Tuchs und Kochen der Seide eben so gut als die weisse Französische. Zu einem Sud Seife gehören;

4 Centr. Talg zu 23 Gul. der Centr. — —	92 Gul.
Asche für — — — — — — —	12 —
Kalk — — — — — — — —	5 —
Salz — — — — — — — —	4 —
Ein halbes Maas Holz — — —	2 — 30 kr.
kostet also	115 Gul. 30 kr.

Hiervon erhält man 7 Centner Seife, zu 29 Gul. der Centner macht 203 Gul. Hier zeigt sich also ein Gewinnst von 87 Gul. 30 kr. wovon doch etwas für Arbeitslohn und Abnutzung der Gefäfse abgerechnet werden muss. 6) Beschreibung des schwarzen Adlers, *Falco fulvus canadensis*, von *S. J. Cjungh*. *Linné* und die von ihm angeführten Autoren haben diesen Adler sehr kurz und unzureichlich beschrieben, der Vf., der ihn selbst vor sich gehabt, giebt uns davon eine ausführliche Beschreibung in schwedischer und lateinischer Sprache, die doch für unsere Blätter zu weitläuftig ist. 7) Erfahrungen einen besondern Schein des Wassers in der Ostsee in den Scheeren bey Vermdö betreffend, von O. Wasström. Man bemerkt diesen bleichen und an Farbe dem hellblauen elektrischen Funken sehr ähnlichen Schein des Nachts zu Herbstzeit und gegen Winter beym Rudern, beym Ziehen des Zugnetzes, und Segeln, besonders bey stillem Wetter. Die Einwohner halten dies von ihren sogenannten Mareld für einen Vorboten von Nord und Nordostwind mit Regen und Ungewitter. Man bemerkt ihn besonders in den langen Herbst- und Winternächten, wo sowohl auf der Erdfläche als in der Luft manche Veränderungen vorfallen, vermuthlich also auch im Wasser. Beide Luft und Wasser gehen dann allmälig aus dem Zustand der Wärme in die Kälte über. Und da dieser Schein sich nur bey einigen Graden Kälte, besonders bey trübem Himmel, zeigt; so vermuthet der Vf., er komme von den unzähligen feinen noch auflöslichen Eisentalg her, die wenn sie gerührt werden, sich wälzen und in Stücken gehen, ihre eigene Luftspartikeln an einander brechen, und daher bald einen stärkern bald schwächern Schein verursachen. Doch glaubt der Vf., dass auch elektrische Ursachen mit dazu beytragen, wozu er den Grund in dem feinen starken und leimartigen Sediment, welches durch die ganze Masse des Wassers als ein besonderer Bestandtheil verbreitet ist, suchet.

MATHEMATIK.

Hamburg, b. Hoffmann: *Johann Ge. Büsch, Prof. in Hamburg, Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens.* 1 Th. 1ter Band, welcher das *Nutzbare aus der reinen Mathematik* enthält. Mit 10 Kupfern. 376 S. 2ter Band, welcher eine *praktische Mechanik* enthält. Vierte sehr verm. u. verb. Ausg. mit 9 Kupfern. 1798. 470 S. 8.

Die mehreren Auflagen, die seit 1773 von diesem Werke gemacht worden sind, würden seine Gemeinnützigkeit schon beweisen, wenn auch nicht der Name des Vf. schon dafür bürgte. Die zweyte Auflage erschien schon 1776 und die dritte 1792. Auch in der gegenwärtigen hat der Vf. seine anfängliche Methode des Vortrags beybehalten, nach welcher er die Strenge der Beweise nicht so weit getrieben hat, als er sie sonst in seinem Lehrvortrage der reinen Mathematik sich empfohlen seyn lässt. In dieser vierten Auflage erscheint insonderheit die Arithmetik sehr vermehrt, und der Vf. hat jede Gelegenheit wahrgenommen, um diejenigen arithmetischen Wahrheiten durch neue Vorstellungsarten aufzuklären, von welchen er bemerkte, dass sie von den vielen Verfassern arithmetischer Lehrbücher nicht lichtvoll genug behandelt wurden. Indessen demonstrirt er selbst in der Arithmetik bey weitem nicht so scharf, als in der Geometrie, sondern wendet lieber Vorstellungsarten an, die man Inductionen nennt; nimmt die Rechnungsart so vor, als ob sie eben erst erfunden werden sollte, und leitet denn weiter eins aus dem andern her, auf solche Art hat wirklich diese Arithmetik eine eigene Originalität, übrigens giebt ihr der Vf. selbst nicht die Bestimmung zu einem eigentlichen Lehrbuche. Auch in der Geometrie ist vieles verbessert und zugesetzt worden, in der Mechanik weniger, um sie nicht unverhältnissmässig zu machen. Hr. *B.* hatte die Absicht die ganze angewandte Mathematik auf ähnliche Art abzuhandeln; so haben wir auch wirklich von ihm die Hydrostatik, Aeometrie und Hydraulik in einem, die bürgerliche und Wasserbaukunst, jede in zwey Bänden. Die optischen Wissenschaften hatte er auch bereits vor mehrern Jahren schon so weit ausgearbeitet, dass sie nur der letzten Revision noch bedürfen, auch eine populäre Astronomie ist zur Hälfte bis auf die Revision fertig geworden, — dabey wird es aber leider sein Bewenden haben, da das herannahende Alter, und besonders der Gesichtsmangel den würdigen Mann bestimmt hat, jenen Gedanken der Vollendung dieses Cursus ganz aufzugeben. Er ist mit seinem Freunde Klügel wegen Vollendung der Astronomie dahin über-

übereingekommen, dass er zwar den Entwurf der theorischen und physischen Astronomie ihm mittheilen, auch sich die Bearbeitung einzelner Abschnitte vorbehalten wird, aber die Revision des von ihm schon vollendeten Theils, so wie die Ausführung des übrigen, demselben ganz überlassen will.

Leipzig, b. Becker: *Versuch einer Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen für das früheste Kindesalter.* Von *Friedrich Herrmann.* 1798. 302 S. 8. (12 gr.)

Hr. *H.* hält viel auf die Methode, den Schulunterricht in Cursus abzutheilen, und darin mag er Recht haben, dass er aber hinzusetzt: er habe unter dem ganzen Heere von bessern oder schlechtern Rechenbüchern, welche Deutschland überschwemmt hätten, noch keins gefunden, worin die Rechenkunst auf eine für das früheste Kindesalter geniessbare Art vorgetragen wäre, beweiset nicht dass dergleichen nicht vorhanden wären. Ja, es dürfte auch noch die Frage seyn, ob des Vfs. Methode vielen Kindern geniessbar wäre, denn z. B. solche, wie sein Carl und Mienchen, die er im Buche aufstellt und die einen sehr muntern Geist und schnelle Fassungskraft zu haben scheinen, werden schwerlich Geduld genug haben, das was auf den ersten 83 Seiten steht, durchzunehmen, ehe sie „von Eins bis Tausend zählen, und auch die Zahlen alle schreiben lernen." Von hier bis zum Ende des Buchs ist der Vf. nicht weiter gekommen, als dass er die Grundbegriffe der vier Rechnungsarten entwickelt, und einige kleine Exempel zur Uebung beygebracht hat. Er theilt auch hier zwey Tafeln vom *Einmal eins* und *Ein in Eins* mit, die von seiner Erfindung sind z. B. 1 mal 1 ist 1; 2 mal 1 ist 2; 3 mal 1 ist 3 u. s. w. Die übermässige Weitläuftigkeit im Vortrage rührt freylich zum Theil mit von der gewählten Gesprächsform her, wo immer, um zu grosse Trockenheit zu vermeiden, völlig fremde Nebendinge mit eingemischt werden. Bey Bestimmung des Begriffs von *Zahl* und *Zählen*, sagt der Vf. S. 15. „u. a. so ist jede Zahl im Grunde eine Sammlung von mehrern oder von vielen Einheiten. Wenn man zu diesen vorhandenen Einheiten noch eine Einheit legt, was thut man da? — Karl, Mienchen, (zugleich): — Man zahlt. — Vater: also lieben Kinder, heisst zählen so viel, als neue Einheiten zu schon vorhandenen Einheiten so hinzulegen, dass man eine auf die andern folgen lässt" — u. s. w. Wir bemerken hiebey, dass eine Sammlung von Einheiten nicht anders zur Zahl wird, als in wiefern sich solche der Verstand unter einem gewissen Zeichen vorstellt, und dass zählen eigentlich heisst, sich die Folge solcher Zahlen, bey welchen die folgende von der vorhergehenden um eine Einheit unterschieden ist, vorstellen. Für Lehrer, die noch nicht wissen, wie man sich zu Kindern herablassen solle, kann dieser Versuch, die übermässige Weitschweifigkeit abgerechnet, nützlich seyn, aber dass der Vf. auch die übrigen Gegenstände der Rechenkunst auf ähnliche Art abhandeln möchte, wollten wir ihm kaum rathen.

Frankfurt u. Leipzig, in der neuen akad. Buchhandl.: *Bewährte Anweisung Schornsteine feuerfest zu bauen, zu fegen und das Rauchen zu verhindern; wie auch Stubenöfen nach russischer Art zu verbessern.* Mit fünf Kupfertafeln. 1797. VIII. u. 136 S. 8. (12 gr.)

„Ich habe schon in meinen Grundlehren der bürgerlichen Baukunst, sagt der durch viele ökonomische und Bauschriften sehr bekannte Vf. Hr. *von Cancrin*, die Theorie von dem Bau nicht rauchender und feuerfester Schornsteine vorgetragen, aber freylich sehr kurz, weil man in einem Lehrbuche nur das Wesentliche der Wissenschaft, die man sich zu seinem Augenmerk gemacht hat, abhandeln kann. Weil ich nun schon damals willens war, eine ganz vollständige Abhandlung über den Bau vollkommen eingerichteter Schornsteine herauszugeben, und ihre gute Einrichtung ein in jedem Betrachte höchst wichtiger, ja wohl der erste, Vorwurf eines Baumeisters ist, wenn er nicht den ersten Grund von so manchen Feuersbrünsten in sich fassen will, die übel eingerichtete Schornsteine verursachen; so gebe ich dann hiemit jetzt auch diese mehr vollständige Abhandlung von dem Bau der Schornsteine in den Druck."

Man muss gestehen, dass die Ausführung der guten Absicht, die der thätige Vf. bey dieser Abhandlung gehabt hat, ihm im Ganzen wohl gelungen ist. Mit der ihm eigenen grossen Umständlichkeit belehrt er uns, worauf bey dem Bau guter Schornsteine und guter Stubenöfen zu sehen sey. In dem ersten Kapitel handelt er von dem Bau der Schornsteine und ihrer Fegung, giebt den Begriff von Schornsteinen, zeigt, dass die innere Figur der Grundfläche der Schornsteine willkürlich und keine Ursache sey, wenn ein Schornstein rauche; wie gross die Schornsteine in ihrer Grundfläche gemacht werden, und dass und wie die Schornsteine geschleift werden müssen, damit sie nicht rauchen. (Hier macht sich aber der Vf. von dem Aufsteigen des Rauches in einem geschleiften Schornsteine eben so unrichtige Begriffe, als alle die, welche in dem Wahne stehen, das Schleifen der Schornsteine sey ein Universalmittel, sie von dem Rauchen zu befreyen. Wenn bisweilen dadurch, dass ein vorher lothrechter Schornstein geschleift worden, dem Rauchen abgeholfen wurde; so lag gewiss die Ursache davon nicht in dem Schleifen, sondern in andern dadurch bewirkten Umständen. Hierbey übereilet sich aber so mancher Praktiker im Schliessen.) Der Vf. bemüht sich ferner zu beweisen, dass es nützlich sey, den Schornstein von unten nach oben zu erweitern; dass die Schornsteine nicht hie und da verengt werden dürfen, wenn sie nicht rauchen sollen; dass jedes Feuer in einem Hause seinen eigenen Schornstein haben müsse, wenn man den Rauch in dem Hause

Hause vermeiden will; dass mehrere Schornsteine in dem Dache zusammengeführt, aber damit sie nicht rauchen, durch Zungen von einander abgesondert bleiben müssen; dass, wenn die Schornsteine gut ziehen und nicht rauchen sollen, man für die Erhaltung der Wärme des Rauches in ihnen zu sorgen habe; dass nahe an dem Ausgange der Schornsteine keine ihnen entgegenstehende senkrechte oder schiefe Fläche stehen müsse; dass über einem Schornsteine keine stärkere Bewegung seyn dürfe, als die ist, welche der Rauch in seinem Steigen besitzt; dass der Rauchfang über einem Küchenheerde über den Heerd hervorragen, dass dieser Rauchfang in einem sehr stumpfen Winkel an die Schornsteine anstossen müsse; dass derselbe nicht von innen nach aussen zu gewölbt seyn dürfe, sondern eine ebene Fläche haben müsse; auch nicht über Mannshöhe über dem Küchenheerde stehen dürfe; (dieses soll wohl heissen, nicht über Mannshöhe über den Fussboden der Küche anfangen dürfe); dass der Küchenschornstein senkrecht gerade über dem Feuer des Küchenheerdes stehen müsse. (Dieses ist auch so nothwendig nicht, wenn der Rauchfang geräumig, niedrig und steil genug ist, und überdem es der Küche nicht an Luftzug von aussen her fehlt); dass die Küchenschornsteine nach der Grösse der Feuer eingerichtet werden müssen. Ferner lehrt der Vf. die Schornsteine über dem Küchenheerde etwas trichterförmig einzurichten, nämlich unten weit und oben enge; wie, um das Rauchen zu vermeiden, bisweilen die Küchenheerde sich einrichten lassen; Mittel, durch die man dem Rauchen der Oefen, Kamine und Küchenschornsteine, und besondere Mittel, durch die man dem Rauchen der Ofenschornsteine abhelfen kann. (Hier wird aber unrichtig behauptet, dass das Rauchen eines Ofenschornsteines allemal an dem Bau des Schornsteines liege. Oefters ist Mangel an Zugluft, oder der Wind, der vermöge des Locale seinen Zug von oben in den Schornstein hinein und unten heraus durch den Hausflur nimmt, oder ein zu niedrig angebrachtes Rauchloch des Ofens u. s. w. Schuld); besondere Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Windfang abzuhelfen; besonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch einen Vorhang abzuhelfen; besonderes Mittel dem Rauchen der Kamine durch einen Rost abzuhelfen; besonderes Mittel, dem Rauchen der Kamine durch eine Vorstellthüre abzuhelfen; besonderes Mittel, dem Rauchen der Küchenschornsteine abzuhelfen, wenn die Ursache an dem Rauchfange liegt; die Baumaterialien, aus denen die Schornsteine erbauet werden, sollen feuerfest seyn; die Schornsteine müssen, wenn sie feuerfest seyn sollen, mit Mörtel gemauert und in- und auswendig wohl getünchet werden; sie müssen zu eben dem Zwecke von allem Holzwerk entfernt gehalten werden; da, wo sie durch eine Decke gehen, muss das Holzwerk wohl verblendet werden; wenn ein Schornstein feuerfest seyn soll, so muss er über dem Wechsel auf den Decken eine Ruhe haben (die Maurer nennen dieses *abgesattelt* seyn, es taugt aber nichts, die Schornsteine, wo man es vermeiden kann, dem Gebälke aufzubürden, besser und feuerfester ist es immer, wenn ein Schornstein durchaus nur unten auf seinem wohl gegründeten Fundamente ruhet); die Schornsteine sollen da, wo sie geschleift werden, um feuerfest zu seyn, eine Rost bekommen (ein gutes feuersicheres Schlepplager); die Schornsteine müssen, um fest zu stehen und feuerfest zu seyn, über dem obersten Gebälke zwischen den Sparren zum Dache hinaus geführt werden; sie müssen auch einige Fusse über die Firste des Daches hinausgehen; das Auskratzen ist gleich nach ihrer Aufmauerung nöthig; in dem Rauchfange der Küchen dürfen keine hölzernen Stangen zum Räuchern des Fleisches seyn; was zur Schönheit eines Schornsteines gehöre; und was zur Zierlichkeit derselben; von der Fegung der Schornsteine, die mit Russ angefüllt sind, durch das Besteigen; von der Fegung der mit Russ angefüllten Schornsteine mit einem an ein Seil gebundenen Besen.

In dem zweyten Kapitel wird von der bestmöglichsten Einrichtung der russischen Stubenöfen gehandelt. Erstlich allgemeine Grundsätze, nach denen ein Stubenofen eingerichtet seyn muss, wenn er Wärme genug geben, und doch wenig Holz kosten soll. (Hier ist es eine unrichtige Behauptung, dass eine schwerere und dichtere Materie die Wärme länger anhielte, als eine leichtere. Es kommt hiebey auf Wärmeleitende Eigenschaft an, aber nicht auf Schwere und Dichte); dann besondere Eigenschaft der russischen Stubenöfen. (Diese sind fast einerley mit den sogenannten schwedischen, wovon *Sachtleben* zu viel Rühmens gemacht hat); Erklärung eines in Kupfer abgebildeten gewöhnlichen russischen Stubenofens; Vortheile der russischen Stubenöfen; Erklärung eines verbesserten in Kupfer vorgestellten viereckigen russischen Stubenofens; Vortheile dieses verbesserten russischen Stubenofens. Das viele Auf- und Niederziehen des Rauches in diesen Oefen hat als eine unnatürliche Leitung des Rauches nicht des Rec. Beyfall, und er würde nach Durchlesung der Cancrinischen vortheilhaften Beschreibung doch noch nicht Lust haben, seine wohl eingerichteten deutschen Kachelöfen mit diesen verbesserten russischen Oefen zu vertauschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dietrich: *Marbodi liber Lapidum seu de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno*. Additis Observationibus *Pictorii, Alardi, Cornarii,* subjectis sub finem *annotationibus ad Aristotelis Auscultationes mirabiles* et *ad Antigoni Carystii historias mirabiles.* 1799. 192 S. 8.

Der Vf. des Buchs habe zwar, sagt Hr. B. in der Vorrede, weder von Seiten des Genies noch des Ausdrucks etwas empfehlendes; auch hänge der ganze Werth des Inhalts von den Originalen des Plinius und Solinus ab: dennoch habe er sich zu einer neuen Ausgabe des Buchs aus folgenden Gründen entschlossen. Es enthalte allerdings manches, das bey den Untersuchungen über die von den Alten genannten Steine und Metalle dienen könne. Auch könne man die Schriften der hier genannten Kritiker und die Bemerkungen eines Lessing und Veltheim über die Steinarten der Alten nicht verstehen oder schätzen, ohne den Marbodus gelesen zu haben. Endlich habe ihn auch das Verlangen etwas zur Aufklärung der Naturgeschichte der Alten in diesem Fache beyzutragen, vermocht. Keine von den bisherigen Ausgaben könne man vollständig nennen; er habe daher alle verglichen, und aus allen ein Ganzes zusammengesetzt, doch so, dass er die ihm richtig scheinenden Lesearten in den Text aufnahm, die andern unter dem Texte anmerkte, aus den Ausgaben des Pictorius, Alardus und Cornarius die brauchbarsten Anmerkungen auszog, und die alte gleichzeitige gereimte französische Uebersetzung als ein seltenes Denkmal der alten sich bildenden französischen Sprache aus der Ausgabe von Beaugendre wieder abdrucken liess, so wie dessen Vorrede über das Leben und Vaterland von Marbodus. Die erste Ausgabe von 1511., so wie die Wiener Handschrift, hat Hr. *Ribini* für Hn. *B.* verglichen. Durch Beaug. Untersuchungen ist das Todesjahr 1123 von Marbodus ausgemittelt.

Den Eingang eröffnet der Brief des König *Euax* an Tiberius, und eine ziemlich weitläuftige Untersuchung des Hn. B. über diesen Namen, welche aber kein befriedigendes Resultat giebt. Darüber wundert Rec. sich um so weniger, weil Hr. B. sich nicht um die Quellen bekümmert hatte, aus welchen Marbodus geschöpft hat. Dies sind keinesweges Plinius oder Solinus, sondern spätere Schriften, welche aus jenen ihre Nachrichten übergetragen hatten, und oft durch falsche Lesarten sich hatten täuschen lassen. Dahin gehört der französische Vf. des Buchs: *de rerum natura*, welches *Vincentius* von Beauvais und *Albertus Magnus* fast ganz ausgezogen haben, ferner *Arnoldus de Saxonia de virtutibus lapidum*, welchen Vincentius oft anführt, ein gewisser *Dyoscorides*, ein *Aristoteles de lapidibus*, ein *Philosophus* ohne Namen der Schrift, aus welchem 9. 51 der Name Rubin und Alvred angeführt werden, auch Phisiologus, wovon es 1, 14. heisst: *Liber qui dicitur Phisiologus, Ambrosii nomine signatus, sed ab haereticis conscriptus.* Einen *Egidius magister hospitalis, qui extraxit librum de CXXV lapidibus,* nennt Vincentius 8, 87. Des *Euax Liber de sigillis lapidum*, welches nach Hn. B. des *Lumen animae* von Farinator im Prologus erwähnt, ist vielleicht dasselbe, woraus Vincentius 9, 35. eine Stelle anführt unter dem Namen *Liber de sigillis lapidum.* Ein ähnliches Werk führt der Vf. des Buchs: *de rerum natura* bey Vinc. 9, 60. an, wo es heisst: *Dicit autem Tethel philosophus Judaeorum in libro de sculpturis lapidum, quod quum invenitur in chrisolito femina habens in una manu avem et in alia piscem, valed ad negociandum.* Aus diesem Buche nun ist ohne Zweifel genommen, was derselbe Vf. Kap. 58. von den geschnittenen Karneolen der Kinder Israel anführt. Im Kap. 76. nennt er ihn *Thethel* und K. 77. werden eine Menge von Figuren im Jaspis geschnitten aus ihm angeführt. Von diesem abergläubischen Gebrauche der geschnittenen Steine finden sich schon bey Plinius und Aelianus Spuren; aber Marbodus ist davon frey; auch findet sich in den *Orphischen Gedichten von Edelsteinen und in dem Buche des Psellus keine Spur davon.*

Ueber alle diese Schriftsteller, so wie über die andern, welche Albertus M. und der Prologus zum *Lumen animae* nennt, mussten erst genaue Nachforschungen unternommen werden, aus welchen sich das Zeitalter eines jeden, so wie die Folge aller in Ansehung des Inhalts und Werths ihrer Schriften ermessen liesse. So aber hat Hr. B. nur hier und da eine Stelle erläutert, nur einzelne Stellen bald aus dem Albertus, bald aus Arnoldus, bald aus Dioscorides und andere verglichen, ohne das Ganze zu umfassen, welches man doch aus der auf dem Titel versprochenen *perpetua annotatio* erwarten sollte, und überhaupt über die Rangordnung und Zeitfolge der vorhergehenden oder gleichzeitigen Schriftsteller keine einzige Bemerkung beygebracht. Nur allein solche Untersuchungen konnten einer neuen Ausgabe des M. einen Werth geben; und ohne diese bleibt es immer nichts als eine elende Rhapsodie von abergläu-

gläubischen Mitteln aus Steinen hergeleitet in elende Verse gebracht, deren Beziehung auf die Erklärung und Verbesserung von Plinius oder Solinus so lange höchst zweifelhaft bleiben wird, als nicht erwiesen werden kann, dass M. unmittelbar aus Plinius und Solinus schöpfte, sondern vielmehr sich Stellen auffinden lassen, welche oft wörtlich mit den Versen des M. übereinstimmen, und so den Namen von Originalen eher verdienen, als die von Hn. B. beygebrachten Stellen des Plinius, welcher höchst selten die vermeynten medicinischen Kräfte der Edelsteine mit berührt hat. Ueber die Gattung und Natur der von Marb. genannten Steine selbst hat Hr. B. nur selten neue Bemerkungen beygebracht, sondern meist nur auf seine bereits gedruckten übrigen Schriften sich berufen, unter andern auch auf *Vorrath kleiner Anmerkungen über mancherley gelehrte Gegenstände*, wozu er sich also hiermit als Vf. bekennt. Das Buch selbst ist ziemlich fehlerhaft gedruckt, die Interpunction sehr oft unrichtig, und auf die Stellung oder Ordnung der Verse konnte und sollte Hr. B. mehr Kritik wenden, wenn er einmal den Marbodus wie einen alten classischen Schriftsteller behandeln wollte. Zum Beweise des bisher Gesagten will Rec. ins einzelne geben und Beyspiele aus den verschiedenen §§., worin die Verse unter besondern Rubriken vertheilt sind, als Belege zu seinem Urtheile anführen, und hier und da eigne Bemerkungen beybringen.

Gleich beym *Prologus* fanden wir in der aus Vincentius angemerkten Variantensammlung ein Paar Abweichungen, welche Hn. B. überzeugen können, wie nöthig es sey, seine Gewährsmänner und Ausgaben genau anzugeben und zu bezeichnen. V. 16. *egregium quoddam volumus rarumque videri.* Hierbey wird aus den Ausgaben *quiddam* angeführt, des Vincentius *quidem* aber nicht erwähnt, welches doch eben dahin führt. V. 21. wird aus Vincent. (*nec dubium cuiquam debet falsumque videri*) die Lesart *cuivis* angemerkt, welche die Nürnberger Ausgabe nicht hat, sondern dafür *falsumve videri*. §. 1. heisst es vom *Adamas* v. 47. *insanos curat durosque reverberat hostes. Clausus in argento lapis hic, auro referatur, cingat et hinc laevum fulgens armilla lacertum.* Dabey findet sich keine Anmerkung. Rec. vermuthet aber aus Vergleichung der Stelle des *Arnoldus de Saxonia de virtutibus Lapidum* bey Vincentius, welche so lautet: *et contra morbos et contra hostes indomitos gestatus in lacerto sinistro*, dass die Stelle heissen sollte *Insanos — hostes, clausus si lapis hic argento aurove feratur* u. s. w. Dass die Alten unsern Diamant gekannt haben, aber auch unter demselben Namen Krystalle und schöne Quarze mit begriffen haben, bemerkt Hr. B. S. 8 und 12; nur findet er bey dem Beweise noch Bedenken, welchen *Delisle* aus der von Plinius angegebenen Krystallisation hernimmt. Die Stelle heisst: *Laterum sexangulo laevore turbinatus in mucronem, aut duabus contrariis partibus, ut si duo turbines latissimis suis partibus jungantur.* 37 K. 4. Ob hier Pl. die achteckigte Gestalt gemeynt habe, wie Delisle behauptete, läst sich mit Hr. B. nicht allein bezweifeln, sondern geradezu leugnen. Denn Pl. sagt vorher: *Indici non in auro nascentis sed quadam crystalli cognatione: siquidem et colore translucido non differt, et laterum sexangulo* u. s. w. Also sind die sechs Ecken des Adamas ganz offenbar wie am Krystall, und Plinius giebt zwey Arten an, eine sechseckige einfache Pyramide, und die andere aus zwey sechseckigten Pyramiden zusammengesetzt, wo die breite Basis von beiden zusammenstösst. Diese letzte Gestalt findet sich, wie Hr. B. bemerkt, nie an den Diamanten, wohl aber bey den Bergkrystallen. Die Worte *ferruginei coloris* erklärt er aus Pl. für *translucidi* und *aerei*, von der klaren Wasserfarbe. Dahin zieht er *palliatum ferrugineum, nam is est color thalassicus* Plauti Milit. 4, 4, 43. wobey Nonius sagt: *vere autem ferrugineus color coeruleus est*, und noch *ferrugineos hyacinthos* aus Virgils Georg. 4, 183. darzu anführt, welche einige für die Schwerdtlilien erklärten. Bey Virgil Aeneid. 9, 582. ist *ferrugo Ibera* dunkle Purpurfarbe, wie *peregrina ferrugine clarus et ostro* 11, 772. Dies alles passt nicht zu der Stelle des Marb. Eher würde passen, was hier so angeführt wird: *Sic Donatus auctor est, ferrugineum aerei coloris esse.* Aber warum die Stelle nicht bestimmter angegeben? vorzüglich bey einer nicht gemeinen Sache. Bey §. 4. S. 19. wird bemerkt, dass der Name Jaspis ausser unserm Jaspis mehrere durchsichtige Edelsteine, vielleicht auch Marmorarten, begriff. Bey v. 97. finden wir keine Variante aus Vincentius angemerkt, und doch sagt dieser 8. c. 71. *Helinandus libro X. Jaspis optimus est viridi — colore. caste gestatus fugat febres et hydropem, appositusque — parturientem: vis autem eius fortior dicitur esse in argento.* Dies sind gerade die Verse des Marb. unter dem Namen von Helinandus angeführt. Der S. 21. angeführte Dioscorides, den Hr. B. nicht kennt, so wenig als H. wird von *Bartholomaeus Anglicus de rerum proprietate* nicht allein angeführt, sondern vielmehr hat dieser die Stelle aus dem Vincentius ausgeschrieben, welcher diesen Schriftsteller überall, so wie auch hier beym Sapphir, anführt. Bey §. 6. *de Calcedonio* wird bemerkt, dass der Alten Edelstein von unserm Chalcedonier ganz verschieden sey; dieser sey vielleicht ehemals mit zu den Achaten gezählt worden; jenen könne er nicht errathen. Die Worte *atque haud scio, an noster Marbodus primus de chalcedonio scripserit* bedürfen noch einer weitern Untersuchung. Wenigstens hat der französische Vf. *de natura rerum*, welchen Vincentius und Albertus so oft anführen, ganz dieselben Data in Prosa angeführt bey Vincent. 8. B., welche Marb. nur in Verse gebracht hat. Bey §. 7. *de Smaragdo* hat Hr. B. die Verse von 145 an, wenig erläutert, und selbst die Erklärung S. 27 gethan *liceat et mihi homuncioni in libro vili, quod semper licuit summis viris Burmannis, Graeviis, Gronoviis aliisque in libris excellentissimis et praestantissimis, relinquere intactos versus, quos prorsus intelligere mihi ipse non videor.* Wir wollen sehen, wie weit aus Vergleichung der gleichzeitigen Schrift-

Schriftsteller sich Rath schaffen läst. Zuerst bemerken wir, dass wahrscheinlich die ganze Stelle aus mehrern Theilen von verschiedenen Vffn. zusammengesetzt ist; welche man vielleicht so unterscheiden könnte. Die Verse 134—145. so wie hernach 152 und 153. enthalten den Sinn, welchen die Stelle von Arnoldus bey Vincentius also ausdrückt: *Smaragdus lapis est viridissimi coloris, cuius species sunt XII. Schitici, britannici, iulaici, et qui nascuntur in venis aeris, et maculosi et calcidonii: melioresque sunt schitici qui de griphibus eripiuntur, et quos visus penetrat: eorumque luce aer tingitur, et quos nec lux nec umbra obscurat, et quorum forma est plana et concava. Hic opes auget et in causis verba persuasoria praebet.* Hingegen die Verse 146. 147—149. scheinen von einer andern Hand zu seyn. *More jacentis aquae vultum spectantis adumbrat. His usum speculis testatur fama Neronem, cum gladiatorum pugnas spectare liberet. Optimus hic situs est, quorum sunt corpora plana.* Dieser letzte Vers muss aber voran stehen; und alsdann drückt die Stelle den Sinn aus, welchen das Buch *de rerum natura* so giebt: *forma smaragdi optima est plana, quia dum strata est, adumbratur.* Auch muss es heissen: *optimus his situs est, quorum sunt corpora plana: more jacentis aquae vultum spectantis adumbrat;* verstanden *hic situs.* Hingegen haben die Worte: *More jacentis — adumbrat* nach dem Verse *strata — vel concava forma* durchaus keinen Sinn. Zu dem Inhalte der Verse 150. 151. weiss Rec. kein Original anzugeben, wohl aber der folgenden bis zum 160ten. Denn das Buch *de rerum natura* sagt: *Smaragdus si reverenter portetur, morbum caducum fugat et morbum, qui hemitricheus vocatur: visum etiam refocillat et oculos purgat: qui vino ablutus vel oleo perunctus hominem gratum etiam verbis facit: libidinis quoque motus compescit, fertur etiam divitias augere, persuasionem in omni negotio facere, et facundiam parare.* Bestimmter sagt Dioscorides: *smaragdus collo suspensus hemitricheum et morbum caducum curat:* und setzt am Ende hinzu: *ac tempestatem avertit.* So weit läst der Sinn von allen Versen sich gar wohl ausfinden; nur muss er aus den Varianten in den Text im V. 154 *in illo* V. 155 *dirum* und V. 156 *simili ratione* aufnehmen. Die beiden letzten *perficit in viridem magis exactumque colorem ablutus vino, viridique perunctus olivo* haben sogar keinen Sinn, aber wohl in der Leseart: *perficit in viridem magis accenditque colorem.* Man sieht, dass der Vf. die Worte des Plinius: *qui non omnino virides nascuntur, vino et oleo meliores fiunt;* oder des Solinus: *mero et viridi proficiunt oleo, quamvis natura imbuantur,* habe ausdrücken wollen. Aber der ganze Inhalt, so wie die Stelle der beiden Verse, zeigen hinlänglich, dass sie von fremder Hand hinzugefügt sind, oder doch wenigstens an einen schicklichern Platz gehören. Bey §. 12. *de Beryllo* wird zuerst bemerkt, dass die Alten wahrscheinlich unsern Beryll und Aquamarin so genannt haben; hernach wird S. 34. die Vermuthung geäussert, dass das Wort *Brille* von *Barill*, wie die Alten sagten, und dieses von *beryllus* herkäme; weil man vielleicht die ersten Augengläser aus grünem dem Beryll ähnlichem Glase gemacht habe. Im 205. *dicitur et sese stringentis adurere dextram* zieht Hr. B. diese Lesart der andern *gestantis* aus folgendem Grunde vor: *Nam Vincentius Bellov.* p. 518. *ex Helinandi mortui anno 1227 chronicorum libro 10. haec servavit verba de beryello: dexteram stringentis aduvit, aqua, in qua jacet pota, valet infirmis oculis, caet.* Was soll der Sprachgebrauch oder das Ansehen vom Geschichtschreiber Helinandus hier entscheiden? Nach den bey den classischen Schriftstellern angenommenen Regeln der Kritik kann allein der eigne Sprachgebrauch des M. entscheiden. Und dieser ist allerdings für *stringentis.* Aber bey der Gelegenheit will R. doch die Stelle des Vinc. aus der Nürnberger Ausgabe hersetzen: *Helinandus in cronicis libro X. berillus est coloris violacei vel aquae marinae. Juba scripsit quod conjugii dat amorem et portantem se magnificat, dextramque stringentis adurit. aqua — oculis, tollit ructus et suspiria et cunctis epaticis fertur curare dolores,* welches, wie man bey der Vergleichung sogleich bemerkt, die Worte des Marb. nur etwas versetzt, sind. Ausserdem sieht man auch aus dieser Citation, dass die Lesart: *Hic et coniugii praestare refertur amorem,* welche aus Aldrovandi von Hn. B. angemerkt ist, die einzige wahre seyn müsse, nicht *gestare.* Bey §. 17. *de Chelidonio* v. 254. wird bemerkt, dass Beaugendre in der einen Handschrift von einer neuern Hand noch folgende Verse geschrieben fand. *Hicque facit vigiles tollitque malos cogitatus. Hic intellectum confertque bonum lapidistae:* Rec. findet bey Vinc. die Worte des Arnoldus: *facitque hominem vigilem malamque cogitationem repellit, et intellectum bonum tribuit:* woraus die beiden Verse zusammengesetzt worden sind. Bey §. 18. v. 287. vom *gagates* wo es heisst: *vincit praestigias et carmina dira resolvit: et solet, ut perhibent, deprendere virginitatem:* führt Hr. B. die Worte von Albertus M. an, welche zwar die Stelle erläutern: aber die Originalstelle ist vielleicht eher die von Arnoldus bey Vincentius: *aqua in qua triduo jacuerit, cito partum liberat: ipsa quoque aqua si a puella potetur, an virgo sit, deprehenditur.* Und nach beider Stellen Inhalte muss der Vers *et dilutus aqua dentes firmat labefactos* vor dem andern *et solet* u. s. w. gesetzt werden, damit *dilutus aqua* auf beiderley Wirkungen passe. Bey §. 19. vom Magnet S. 43. wird ἡ μαγνῆτις des Theophrast, welche sich drechseln läst, von einer Talkart erklärt: und bey v. 300. angemerkt, dass schon in den orphischen Lithicis X, 10. der Aberglaube von der mit dem Magnet angestellten Probe der Frauentreue vorkomme. Bey der Stelle v. 306. *Si fur claustra domus spoliis gazisque refertae ingrediens, prunas ardentes per loca ponat, et superaspergat magnetis fragmina prunis: mox in ea quicunque domo mansere, fugantur, ut per tetragonum fumi vapor alta vaporet, mentibus eversis, velut impendente ruina diffugient omnes, in ea quicunque manebant,* merkt Pictorius zu *tetragonum* an: *hoc est per quatuor* angu-

angulos. Hr. B. meldet, dafs ihm ehemals eingefallen fey, ob nicht *tetragonum* ein Schornftein feyn möchte; aber nachher fey ihm die Vermuthung unwahrfcheinlich geworden, weil in dem Zeitalter von Marb. noch keine Schornfteine üblich gewefen feyen. Und wenn fie es auch gewefen wären, fo wiffen wir dennoch nicht, worzu Hr. B. fie hier hätte brauchen mögen. Pictorius erklärt die Stelle richtig, wie die Stelle von dem lateinifchen *Diofcorides* bey Vincent. zeigt, *intra quatuor angulos domus carbones ardentes ponunt, et lapidem minute percifum fupermittunt, ficque mentes et oculos eorum, qui affunt, avertunt, ut timore fugiant, putantes fuper fe ruere domum.* Aus diefem Original erhellet erftlich, dafs der Vers *ut per tetragonum* fogleich nach dem *et fuperafpergit* ftehn, und zweytens, dafs es *mentibus averfis* für *everfis* heiffen müffe. Bey v. 529—535. von dem Nutzen des Korallenmehls in Wein und Oelberggärten fo wie mit dem Getreide ausgefäet hat Hr. B. richtig die Orphifche Stelle 15, 85. angemerkt, aber die Frage, woher Marb. in dem Verfe *grandinis avertit calamis contraria tela* den Ausdruck *grandinis tela* genommen habe, da er wahrfcheinlich das orphifche βέλεμνα χαλάζης nicht gekannt habe, konnte Hr. B. fich aus der Stelle des Buchs *de rerum natura* bey Vincentius beantworten, welche noch aufserdem einen Auffchlufs giebt, und daher verdiente angemerkt zu werden. Sie heifst: *hic fulminibus et tempeftatibus refiftit: unde antiqui lapidem hujusmodi confractum cum feminibus in agro jactabant, aut in arboribus fufpendebant, ut grandinum fpicula non fentirent. Daemonibus quoque terribilis eft, et hoc forte, quia frequenter ramorum ejus extenfio modum crucis habet.* Bey §. 30. *de geranite* wird die Variante *gerachites* und *Hieracites* angeführt, auch die Stelle aus Albertus M. vom *gerachides* und bemerkt, dafs Vincentius daffelbe von dem *hieracites* aus Ariftoteles und Arnoldus anführt. Die Stelle des Albertus ift aber aus Arnoldus genommen; und diefe verdiente daher als das Original den Vorzug. In der Nürnberger Ausgabe des Vincentius finden wir *hieratites* gefchrieben, fo wie anderswo *gerarchia* ftatt *hierarchia.* Bey §. 31. *de hephaestite* wird bemerkt, dafs Marb. in Plinius 37 K. 10. *Corintho* ftatt *Coryco* gelefen habe. Aber fo lafen fchon Ifidorus und Diofcorides bey Vincentius 8 K. 71 und 66. wo derfelbe Stein *Epiftitis* und *Efeftis* heifst. V. 471. *accenfus idem compefcit feditiones* hat Vinc. die rechte Lefeart *accenfas.* Bey §. 41. v. 568. *quod lapis hic* (es ift vom Bergkryftall die Rede) *foli fubjectus concipit ignem, amotosque fibi folet hinc accendere fungos* werden ähnliche Erzählungen von Brenngläfern aus Orpheus, Suidas, dem Scholiaften über Ariftophanes und andern angeführt; aber die merkwürdige Stelle des Suidas und des Scholiaften wird weder erklärt noch verbeffert, und am Ende fagt Hr. B. S. 72. *Quae huc attulimus, etfi ad Marbodi fententiam exponendam fupervacanea funt, tamen queant infervire eis, qui prima rudimenta et incunabula optices velint inveftigare.* Darzu nun ift die ältefte Stelle hinlänglich, wenn fie anders deutlich oder fonft zu erklären ift. Hier aber werden mehrere aus andern ausgefchriebene Stellen von derfelben Sache wiederhohlt, und die fchwierigen nicht erklärt. Ueber dem allem hat Hr. B. die falfche Lefeart *amotos* ganz überfehn; bey Vincentius fteht richtig *admotos.* Den *Orites* §. 43 foll nach Hr. B. Plinius unter den ältern Schriftftellern allein nennen; aber in der Orphifchen Schrift XI, 18. u. 113. ift der ὀρείτης derfelbe.

(Der Befchlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Anzeige des Verlagorts: *An das ungarifche befonders proteftantifche Publicum detaillirte Erklärung der Urfachen des Entftehens und des Einfchlafens des erften praktifch-ökonomifchen Induftrialinftituts zu Szarwafch.* Von feinem Stifter *Samuel Tefchedik.* 1798. 63 S. 8. Hier ftattet der würdige *Tefchedik* felbft einen für jeden Freund der Menfchheit äufserft intereffanten Bericht ab von dem Entftehen und den Wirkungen einer Kulturanftalt in Ungarn, von welcher fchon vor einiger Zeit in dem deutfchen Merkur eine kurze Nachricht gegeben ward. Als Decan und Vifitator in vierzehn Landfchulen lernte der Vf. die traurige Befchaffenheit derfelben kennen; fein Plan eines praktifch-ökonomifchen Inftituts ward von allen Seiten gebilligt, fein Privatinftitut diefer Art veranlafste nach vier Jahre langen glücklichen Verfuchen, nicht nur ein kaiferliches Aufmunterungsdecret, fondern erzeugte auch bey den Szarwafcher Einwohnern den Wunfch, ihre Kinder nach diefer Lehrmethode in öffentlichen Schulen unterrichten zu laffen, und fo entfchlofs fich Hr. *T.* zur Errichtung diefes öffentlichen Inftituts. Unbenutzte Menfchenhände und Kräfte, unbekannte und unbenutzte vaterländifche Producte und Verwendung des ganzen anfehnlichen Vermögens des Hn. *T.*, (welches er S. 23. auf 17,000 Gulden angiebt) machten den Fond einer Anftalt aus, deren Zweck kein andrer war, als die verfallene Induftrie, Land- Haus- und Staatswirthfchaft durch frühe Bildung guter Bürger und Landwirthe, fleifsiger Handwerksleute, Manufacturiften etc., durch praktifchen Unterricht, frühe Uebung in nützlichen Gefchäften, Wegräumung fchädlicher Vorurtheile, unläugbare Verfuche in der verbefferten Landwirthfchaft, praktifche Religionsübungen in allen chriftlich-bürgerlichen Tugenden ftatt des leeren religiöfen Gefchwätzes, emporzubringen und dadurch zugleich die beffere Bildung der Volkslehrer einzuleiten. Aber durch Neid, Chicane, Religions- und Bauernfanatismus ward diefe wohlthätige Kulturanftalt geftürzt, ehe fie noch ihre gehörige Confiftenz erhalten hatte, und dauert nur noch als ein von den öffentlichen Landfchulen getrenntes Privatinftitut fort. Bedeutend find die bisher gelieferten Früchte diefes Inftituts im literärifchen Fache, als: Einführung befferer Schulbücher, Volkslieder und Kinderfpiele etc. im Fache der Oekonomie, Urbarmachung mehrerer öden Felder, zweckmäfsige Befchäftigung vieler Menfchen, Anziehung neuer Obftforten, Anbau des Klees und anderer Gewächfe, Bewahrung des Viehes bey einer allgemeinen Seuche, Benutzung unbekannter Producte u. f. w. Eben fo wichtig find auch die dadurch bewirkten Verbefferungen im Fache der Technologie, des Commerzes und in anderer Rückficht, fo dafs das Urtheil, welches Hr. Rath *Becker* fchon 1790. über diefes Inftitut fällte, Hr. *T.* führe am Ende von Ungarn das aus, worüber wir Deutfche fchreiben, vollkommen beftätigt wird. Den Lefern unfrer Blätter kann daher die Nachricht, welche Rec. fo eben aus Ungarn erhält, dafs diefes Inftitut jetzt zur kaiferl. königl. Anftalt erhoben worden fey, dafs der Kaifer den verdienftvollen Hn. *T.*, als Director und aufserdem noch drey Lehrer befolde, jährlich fechs Studirenden Stipendien gebe, und dafs die Reformirten und Lutheraner in Ungarn zwey Lehrer unterhalten, nicht anders als erfreulich feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 31. May 1799.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Marbodi liber Lapidum seu de Gemmis* varietate lectionis et perpetua annotatione illustratus a *Joanne Beckmanno* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey §. 45. *de liparaea. Partibus in Scythicis lapis est liparaea vocatus.* wird blos des Plinius 37. 10. *lipares* angemerkt nebst Isidorus 16. 14. ohne irgend eine Erläuterung. Unter den Varianten steht *Lybicis* für *Scythicis*, und einige Ausgaben haben *lipares* oder *laparis*. Wenn man bey Vincentius 8. 80. die Stelle aus dem Buche *de natura rerum* vergleicht: *Lyparaea lapis est in Lybia*, so möchte die Leseart *Lybicis* wohl den Vorzug erhalten. Im Orphischen Gedichte 18. 51. wird Λιπαραῖος bloss unter andern Steinen genennt. Zu §. 46. *de enhydro* wird das Original von Plinius 37. 10. angeführt *enhydros semper rotunditatis absolutae, in candore est laevis, sed ad motum fluctuat intus in ea velut in ovis liquor* und dagegen die Stelle des Solinus 37 gestellt: *enhydros exsudat, ut clausam in eo putes fontaneam scaturiginem:* aber der Schluss ist sehr übereilt, welchen Hr. B. aus der anscheinenden Verschiedenheit der Nachricht macht: *Ergo Solini aetate ita vocabatur lapis continenter aquam exsudans; de quo sequens tempus fabulam ad incredibile miraculum perduxit.* Denn im Solinus war die alte Lesart *exundat*, wie die Stelle von Isidorus bey Vincentius 8. 70. zeigt, wo es heisst *exundat enim aquam ita ut clausam putes in eo fontaneam scaturiginem.* Aus Plinii *fluctuat* machte Solinus *exundat*, die Abschreiber aber *exudat*, *exsudat*, und dieser Schreibfehler diente der Fabel zur Grundlage, welche Marb. vorgetragen hat. Die *Iris* §. 47. v. 621. erklärt Hr. B. für einen Bergkrystall, und den *androdamas* §. 48. für *spathum speculare Linnaei*. Nur die Leseart *androdamanta lapis formae quasi tessara quadrae* musste verbessert werden *tessera quadra*, wie der Nürnberger Vinc. hat, obgleich hier diese Abweichung nicht angemerkt ist; doch haben auch zwey gute Ausgaben des Marb. *quadra*, und Plinius sagt; *quadrata, semperque tessellis similis.* V. 643 und 644. hat der Nürnberger Vincentius: *conchae — reserantur hiantes — patulum rores haurire supinos:* doch würde Rec. die alte Leseart vorziehen, *hausta* für *haustu* V. 655. und *praedum* für *praedam*, v. 657. sind wohl nur Druckfehler. Bey §. 57. *de diadocho* wird aus Plinius 37, 10. angeführt *Diadochos beryllo similis est:* weiter aber aus den mit Marb. gleichzeitigen Schriftstellern nichts bemerkt, und zwar aus dem Grunde: *sed quae aetas Alberti M. addidit, ea libens praetermitto.* Nun dann hätte Hr. B. das ganze Buch von M. unberührt lassen sollen, welches ganz aus den Fabeln seines Zeitalters zusammengesetzt, nicht aber aus Plinius ausgezogen ist. Und warum ward denn Hr. B. hier auf einmal so schwierig oder eckel, da er so manche andere Fabeln mit Stellen aus Arnoldus, Vincentius und Albertus belegt hatte? In der Nürnberger Ausgabe des Vinc. findet Rec. *diacodos* so wie im Buche *de natura rerum*, welche Stelle das Original zum Marb. zu seyn scheint, und in der Stelle des Arnoldus bey Vincentius. Im letzten Kapitel *de chrysopasio* hat der Nürnberger Vincentius, dessen Lesearten hier gar nicht angemerkt sind, *crisoprasion*, so wie auch die Stellen von Isidorus und Arnoldus bey Vinc. 8, 61. In dem Anhange von Versen hätte Nr. 2. *magna salus oculis ophthalmius esse probatur* Hr. B. noch zum Beweise dienen können, dass der Opal gemeynt sey, wie er bey V. 633. aus mehrern Umständen erweislich zu machen sucht. Der Nürnberger Vinc. hat daselbst *optallius* wie noch zwey Ausgaben von Marb. und was hier von ihm gerühmt wird: *nam se gestanti visus conservat acutos*, rühmt auch das orphische Gedicht 9. 3. καὶ ὃ καὶ ὀφθαλμοῖσιν ἀοσσητῆρα τετύχθαι von dem *Opallius*. Der *Exebenus* Nr. 6. heisst bey Dioscorides im Vincentius 8, 66. *Ebenus*, wo dieselben Wirkungen angegeben stehn. Von S. 97 bis 135 folgt die alte gleichzeitige französische Uebersetzung in Versen, für deren Mittheilung aus der seltenen Ausgabe des Beaugendre Hr. B. Dank verdient. Von 148 — 163 gehn die Zusätze und neuen Bemerkungen über *Aristoteles de mirabilibus auscult.* und *Antigonus Carystius* nach Hn. B. Ausgabe; worunter sehr vieles höchst überflüssig und entbehrlich ist. Doch wollen wir von einigen vorzüglichen Bemerkungen die Leser noch unterhalten. Ueber den Antigonus K. 15. wird die Verbesserung des Baron *Locella* προξενιῶν für προξένων keinen Widerspruch leiden, aber wozu so weitläuftig hier von einer Sache gesprochen, welche der Mann schon in den Anmerkungen zu Xenophon von Ephesus abgemacht hatte? Von dem Hauptinhalte des Kapitels dem Wahrzeichen der Stadt Kranon, den beiden auf einem Wagen stehenden Raben, wird nichts bemerkt, da doch schon *Heyne* in der Recension die noch übrigen Münzen der Stadt als Belege angeführt hatte. Nur ganz beyläufig sagt der Hr. Baron von *Locella: et ad hanc superstitionem referri debere puto urceum currui impositum in numis Cranonis.* Er meynt die von Antigonus erwähnte Sitte bey eintretender Dürre den kupfernen Wagen

im Tempel zu rütteln, um dadurch und das damit verknüpfte Gebet Regen zu erlangen. S. 156 wird die Camperische Meynung, des Plutarchus γαλεὸς sey die Beutelratze, erwähnt mit dem Zusatze *me dissentiente*. Reicht dies hin? Ist nicht schon von andern bereits erwiesen, dass Camper sich von der lateinischen Uebersetzung, wo *felis* für γαλεὸς stand, täuschen liess? Ueber K. 45. macht Hr. Baron von *Locella* eine lange Anmerkung um zu beweisen, dass es εὔληπτος im Antigonus und Aristoteles für ἐπίληπτος heissen müsse, weil ἐπιλ. zwar für *deprehensus, apprehensus, correptus* und daher auch für einen von der Epilepsie befallenen Menschen, gebraucht würden. *Sed hoc nimirum ab Salmasio et Scaligero docendum fuisset, ἐπὶ in compositione aliquando facilitatem notare, quod sane non fit e. c. in ἐπίγχωρος, ἐπικάρσιος, ἐπιχαίριος, ἐπίμεστος, ἐπιστρόγγυλος, ἐπίπικρος, ἐπιμέλας et multis similibus, neque etiam, ceu forte alicui videri possit, in ἐπίγαμος, in quibus omnibus ἐπὶ, (nisi malis in quibusdam aut plane redundare, aut leviter saltem significationem intendere;) valet ad vel sub non εὖ* etc. Wir müssen aber dagegen bemerken, dass die Bedeutung, welche der Hr. Baron verwirft, nicht von dem Vorwort ἐπὶ abhängt, sondern von der Form des Zeitworts; so wie Hr. *B.* selbst hernach aus Plutarch περίληπτος für *quod mente potest comprehendi* anführt; aber sogleich damit sehr falsch περιληπτικωτάτη φύσις aus Antoninus, und ἀπερίληπτος aus dem Ernestischen Hederich (wohin es aus Polybius getragen worden ist) vergleicht. Wozu verweist uns Hr. *B.* bey K. 74. von der grössern Anzahl der Zähne im männlichen Geschlechte des Menschen und der Thiere an Riolanus und sogar an Melchior Sebizius und dergleichen Leute jetzt noch zurück? da wir von mehrern Thierarten ungezweifelte Beyspiele für den Aristotelischen Satz haben. Aus mehrern Anmerkungen des Baron *Locella* vermuthen wir, dass sie schon vor einigen Jahren dem Hn. *B.* mitgetheilt worden waren; daher sie jetzt in mancher Rücksicht zu spät kommen. Dahin rechnen wir S. 161. die zwey Anmerkungen über μωρέω, μωκὸς; μυκάω und μωκία, wobey noch das gefällige Anerbieten hier ausgezogen zu werden verdient: *In Lexicorum supplementum bene multa vocabula in schedis meis adnotata habeo, quae ut alia omnia mea huius generis, libentissime cum viris doctis, qui ea in usum publicum aliquando evulgare volent, communicarem.*

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Waltherscb. Hofbuchh.: *Beschreibung der Kurfürstl. Antiken-Gallerie in Dresden*, zum Theil nach hinterlassenen Papieren Hn. *Joh. Friedr. Wacker's*, ehemaligen Inspectors dieser Gallerie, bearbeitet von *Joh. Gottfr. Lipsius*. 1798. 526 S. 4. mit einer Abbildung der sogenannten Agrippina und 10 Grundrissen der Zimmer dieser Gallerie.

Die Freunde der Kunst und der Alterthümer mögen sich freuen, dass sie mit diesem Werke ein vollständiges Verzeichniss von den reichen Schätzen einer Sammlung erhalten, welche allerdings verdient, dem Publicum bekannter zu werden, als sie es bisher gewesen ist. Hoffentlich werden dadurch viele Künstler und Kunstliebhaber gereizt werden, nach Dresden zu kommen und sich an den Meisterstücken zu ergötzen, die daselbst aufbewahrt sind. Mancher von denen, die sich so laut über den Verlust betrüben, den Italien kürzlich erlitten, muss beschämt verstummen, dass ein solcher Vorrath von Kunstwerken mitten unter uns, bisher nach Verhaltniss seines Werths wenig geachtet, und leider auch noch jetzt grossentheils unerkannt sich befindet. Wir streuen dem verstorbenen Inspector *Wacker* hiemit noch eine Blume auf sein Grab, weil er durch hinterlassene Papiere Anlass zu diesem Verzeichniss gegeben. Die von ihm herrührenden Notizen sollen sich über den grössten Theil der Statuen in den sieben ersten Zimmern und über einige aus dem achten Zimmer erstrecken; alles andere sind wir dem Fleiss des Herausg. des Werks, Hn. *Lipsius*, schuldig. Indessen müssen wir zum Besten der Kunst und des Geschmacks wünschen, dass die Arbeit einem gründlichern Kenner zugefallen seyn mochte. Denn weil sie zunächst für den Unterricht junger Künstler und Kunstliebhaber bestimmt, und darum auch manches weitläufiger gerathen ist, als es sonst nöthig gewesen wäre; so sollte das Ganze billig von groben Fehlern durchaus rein und mit bewährter Kenntniss abgefasst seyn. Wir sehen uns deswegen gezwungen, um zur Beförderung der Absicht des Werks mitzuwirken, von einer nicht kleinen Zahl Irrthümer, die uns in demselben aufgestossen sind, die erheblichsten zu bemerken. — Eine Abhandlung, über das *Costume der Aegyptier, Etrusker, Griechen und Römer grösstentheils in Bezug auf die Antiken Galerie in Dresden*, geht der Beschreibung voran. Wir wollen über den Gehalt dieser Abhandlung weiter nicht streiten: er ist überhaupt nicht gross; aber das überflüssigste ist doch wohl der Theil, welcher die Etrusker betrifft, denn die Sammlung besitzt keine Etruskische Monumente, und indem der Vf. den dreyseitigen Altar und einen uralten Sturz der Minerva dafür ausgeben will, hat er diesen Werken eben so wenig, als sich selbst, Ehre gemacht. Einige Gefässe in gebrannter Erde rechnet er uns ebenfalls für Etrurisch an, verwahrt sich aber doch und sagt: „*wenn diese nicht campanische sind;*" ist denn hierüber wohl noch ein Zweifel? — Bey Gelegenheit einer kleinen modernen Copie des Borghesischen Fechters vernehmen wir von ihm mit überschwenglicher Freygebigkeit in Noten und Text, was Winkelmann und Lessing von der Originalfigur gesagt und vermuthet haben. Bey einer andern kleinen Copie des *Schleifers* zu Florenz ist S. 121. ein recht abgeschmackter Aufsatz von Hn. *C. L. Junker* aus *Meusel's* neuem Museum für Künstler und Kunstliebhaber 1tes Stück abgedruckt, worin vermeynt wird, diese Statue, (welche gewiss eine der schönsten Zierden der Florentinischen Sammlung ist) sey moderne Arbeit und

zur

zur Zeit des Herzog Cosmus de Medicis verfertigt worden. In der That man hat Ursache, sich darüber zu verwundern, wie weit es gewisse Leute im Abschreiben gebracht haben. — Unrichtig wird S. 138. angemerkt, dass sich der Farnesische Herkules im Museo Clementino befinde; alle Welt weiss ja, dass er erst im Hofe des Farnesischen Pallasts gestanden, und nachher nach Neapel gebracht worden, wo er noch ist. Wir sehen mit Unwillen eine schiefe Meynung des verstorbenen Wacker's, welcher die Büste einer Bachantin im dritten Zimmer (im Plan mit *m* bezeichnet) für eine Amazone angesehen, S. 183. eingeschaltet, wodurch selbst das Andenken dieses Mannes bey kundigen Lesern und Beschauern lächerlich werden muss. Es bedurfte doch wahrlich keiner grosen Kenntnisse, um die Unstatthaftigkeit eines solchen Angebens einzusehen, und wir glaubten wenigstens, Hn. *Lipsius* sehr Unrecht zu thun, wenn wir ihm nicht so viel zutrauen sollten. Uebrigens ist diese Büste von vortrefflicher Arbeit und eine der schönsten in ihrer Art. Lit. *q.* in eben diesem Zimmer ist ein zwar sehr beschädigter Kopf eines Amor, aber, die erhaltenen Theile desselben sind unvergleichlich schön. Die Statue Nr. 2. im vierten Zimmer S. 202. scheint ein zusammengesetztes Werk zu seyn; den Kopf oder eigentlich nur den obern Theil desselben, der sehr schön ist, möchten wir für den Rest einer Venus Urania halten. Der Vf. meynt zwar, es sey eine Juno; man muss sich aber nicht durch das Diadem irre machen lassen, sondern auf die Augen Acht geben, welche nicht der Juno, sondern der Venus angehören. — Die Minerva B. über Lebensgrose können wir nicht für so ganz vortrefflich halten, als S. 219. angedeutet wird: sie ist aber merkwürdig als antike Copie von einer andern Nr. 6., die im folgenden Zimmer steht, ein treffliches Werk des hohen Stils ist, und ein Hauptstück der Sammlung seyn würde, wenn sie nicht so sehr gelitten hätte. Ein schöner nackender Jüngling *D.* im vierten Zimmer wurde sonst für einen Antinous, und dann für einen Discobolus gehalten. Weil aber diese beiden Benennungen nicht passend sind; so vermuthet der Vf., es sey der *jüngere Brutus oder vielleicht der Gott des guten Ausganges.* Wir glauben unmasgeblich, es sey das Bild eines griechischen Jünglings, der in den Spielen gesiegt hatte. Das Werk verdient in Rücksicht der Kunst alle mögliche Achtung; und daher ist es unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm, wenn wir sie etwas näher mit demselben bekannt machen. Die Figur ist ganz wohl erhalten bis auf die Nase und beide Vorderarme, welche neu sind; sie scheint der spätern Zeit des hohen Stils anzugehören, oder, wenn man lieber will, aus der Zeit zu seyn, da der strenge hohe Stil sich kaum anfängt zum Zarten und Gefälligen hinüber zu neigen. Die kurz geschnittenen glatt an den Kopf gekämmten Haare sind noch auf die alte Weise, d. i. dratartig gearbeitet. An dem Nackenden ist zwar nicht mehr ganz das Strenge etwas Steife und Harte, welches man an Figuren des hohen Stils gewöhnlich wahrnimmt; aber er ist doch noch weiter von dem Weichen und Zärtlichen entfernt, wie sich solches z. B. am Apollino und andern Figuren dieser Art äussert. Die Augenlieder, welche etwas schweres haben, der scharfe Schnitt derselben so wie der Augenknochen, scheinen ebenfalls seine nähere Verwandschaft mit den ältern Werken deutlich anzuzeigen. Es ist merkwürdig, dass diese Figur, welche den so eben angegebenen Kennzeichen zufolge, aus Zeiten herstammt, da das Idealische in der Kunst am gewöhnlichsten war, doch treu der Natur nachgebildet ist, und der Künstler aus Achtung gegen dieselbe nicht verschmähet hat, auch das zufällig Eigenthümliche seines Modells auf den Marmor überzutragen. Daher scheint es zu kommen, dass an den Beinen, in Verhältniss zum Körper, der von ungemein zierlicher Form und Wohlgestalt ist, Muskeln und Sehnen etwas zu sichtbar sind, welches vermuthlich von einer frühen und vielfältigen Anstrengung im Ringen und Laufen herrühren mochte. Aus eben dem Grunde sehen auch die Füsse zu stark und ausgebildet aus. Am rechten Fusse, der nicht in Bewegung ist, weil die Figur darauf ruhet, ist sogar die Sehne, welche von der kleinen Zehe herauf läuft, sichtbar angegeben. Was im Gesicht idealisch scheinen möchte, kann gar wohl griechische Nationalbildung seyn; der etwas zu grosse Mund und ein eigener Zug in den Augen lassen keinen Zweifel übrig, dass es ein ähnliches Bildniss war.

Von der Minerva Nr. 4. im fünften Zimmer scheint der Vf. nicht ganz so eingenommen, als wir es sind: er sagt blos, *dass der Helm für Künstler nachahmenswerth sey,* welches uns unverständlich ist, und hält den aufgesetzten Kopf für vorzüglich schön, aber nicht zur Statue gehörig; wir hingegen zweifeln an dem Werth des Ganzen nicht, und schätzen diese Figur ungemein hoch. Nur ist zu bemerken, dass sie in Zeiten verfertigt zu seyn scheint, als die Kunst ihre höchste Würde schon abgelegt hatte und die Grazie suchte. Der Künstler vertauschte das Grosse, Ernste und Charakteristische mit der Anmuth; er wollte sie nicht als Göttin, mächtig und erhaben, sondern in möglichst lieblicher Gestalt darstellen, und hat seinen Zweck nicht verfehlt. Wie leicht, wie zierlich sie daher geht oder vielmehr schwebt! Von der schnellen Bewegung flattern die Falten ihres Gewandes um die Füsse zurück, welche überaus zierlich gestellt sind; selbst in der Bewegung der Zehen treibt die Grazie ihr Spiel. Das Gewand ist artig über den Hüften gebunden und die Aegide steht ihr so gut; sie hat weniger breite Schultern als die meisten Minerven zu haben pflegen; ihre jungfräuliche Brust fängt nur erst zu schwellen an, der niedliche Auffatz von Haaren und Helm ziert und umfasst das schöne Gesicht; unter dem kriegrischen Schmuck der Waffen kann sie das sanfte Gemüth nicht verläugnen oder verbergen; der Ernst auf dem Gesichte, im offenen Auge, scheint blos ange-

angenommen; das Drohen will ihr nicht gelingen, und indem sie zu schrecken gedenkt, wird sie noch reizender und gewinnt die Herzen. Einem Herkules Nr. 8. geschieht, wie wir glauben, etwas zu viel, dadurch, dass er mittelmässig genannt wird; er zeichnet sich wohl als vorzüglich aus; sein Kopf darf unter die guten gerechnet werden, und es würde überhaupt viel zum Lobe dieses Werks zu sagen seyn, wenn dasselbe nicht bey der Restauration wahrscheinlich durch unvorsichtiges Waschen mit Scheidewasser von der ursprünglichen Kraft und Bestimmtheit seiner Formen etwas eingebüsst hätte.

Die Gruppe von Amor und Psyche in diesem Zimmer, soll derjenigen, welche ehedem im Capitol gestanden, nach Hn. Casanova's Meynung *„nicht im mindesten weichen."* Auch hier möchten wir für unsere Gruppe etwas mehr Gewicht in die Schaale legen; denn die ehemals Capitolinische ist an sich selbst kein grosses Meisterstück; hingegen kann die Dresdner für eine schöne Arbeit gelten; aber jene ist gut erhalten, und daher ein überaus gefälliges übereinstimmendes Ganze; diese aber hat der Ergänzer schlecht ausgestattet, besonders wird ihm niemand für die Kopfe danken. — In dem Verzeichniss der Alterthümer im 6ten, 7ten und 8ten Zimmer sind uns keine erheblichen Irrthümer aufgefallen: wir folgen also dem Vf. ins neunte, wo wir einige Anmerkungen zu machen haben. Nr. 2. ist eine Figur, welche zum Alexander restaurirt worden: der antike Sturz ist von vortrefflicher Arbeit. Der Kopf *m.* wird für eine Ariadne gegeben, ist aber wahrscheinlicher das Bruchstück einer schönen Statue des Bacchus. Es wird S. 371. bemerkt, dass Hr. Casanova die berühmte ehemals Capitolinische Ariadne (auch ein Bacchus) bey weitem nicht von so delicatem Stile gefunden habe, wie diese hier. Wir konnen seiner Meynung nicht beypflichten, sondern lassen jenem berühmten Werke den verdienten Vorzug. — Ueber die sogenannte *Agrippina* werden Lessings, Winkelmanns und Casanova's Urtheile weitläuftig angeführt; endlich hält Hr. *L.* dieselbe mit *Wacker* für eine *Niobe.* Die erste Benennung sowohl, als die letzte, hat grosse Schwierigkeit; wir sehen auch überhaupt nicht ein, warum man sichs so viele Mühe kosten lässt, dieser Figur einen Namen anzupassen. Wenn uns unsere Beobachtungen nicht trügen, so hat der stark beschädigte und restaurirte Kopf Aehnlichkeit mit den Töchtern der Niobe; aber die Arbeit an demselben ist viel weicher, vorzüglich an den Haaren, den Augen und Augenknochen; er gehört indessen nicht zur Figur, gegen welche er verhältnissmässig zu klein ist, und die Sehnen des Halses zeigen, dass der ursprünglich ächte Kopf eine ganz andere Stellung gehabt haben muss. Wer über diesen Punct noch zweifelt, sehe nur die Statue von der Rückseite an, wo der Nacken nicht passt, und das Haupt ganz verschoben auf der Seite zu sitzen scheint. Der Rumpf ist zwar auch sehr gut gearbeitet, weich und natürlich; allein wir möchten ihn doch nicht für so ganz unvergleichlich halten wie Hr. Casanova gethan hat; am wenigsten Lob scheinen uns die Falten zu verdienen. — Mit Vergnügen bezeugen auch wir, dass die Venus *B.* eins der schönsten Bilder dieser Göttin sey; nur dem Wunsch des Hn. *Lipsius* die fehlenden Beine, durch ein Paar andere antike zu ersetzen, welche in eben diesem Zimmer den modernen Rumpf einer Venus tragen, können wir nicht Beyfall geben; denn ungleichartige Theile in ein Ganzes zusammen verbunden, thun nie eine gute Wirkung und durch die Operation des Zusammenfügens würden höchst wahrscheinlich beide Fragmente nur noch mehr verletzt werden. Der bekannte Sturz des Ringers *C.* steht, als Kunstwerk betrachtet, unter allen Antiken zu Dresden oben an, und gehört wohl unstreitig mit zu den allerbesten Denkmälern der alten Kunst: es ist schwer, ihn mit irgend einer der vorhandenen Hauptstatuen zu vergleichen; zarter als der Borghesische Fechter und edler als der Sterbende, (ehemals im Capitol) von grösserm Stil und Formen als der *Discobolus*, (ehemals im Clement. Museum) unterscheidet er sich von denselben und steht gleichsam mitten zwischen ihnen. Dass er im Alterthum eine sehr geschätzte Figur war, erweist sich daraus, dass im Pallast Pitti zu Florenz zwey schöne antike Copien davon vorhanden sind; desgleichen hat man einen geschnittenen Stein mit dem Namen des Meisters, welcher ihn ebenfalls vorstellt.

Wessen Bild die Colossalfigur, die man gewöhnlich für Alexander den Grossen ausgiebt, eigentlich sey, wird ohne Zweifel noch lange unentschieden bleiben. Den Kunstfreunden mag es indessen genügen, dass sie schön und ihrer Aufmerksamkeit vollkommen werth ist. Ob Hr. *L.* gute Gründe dafür habe, diese Statue für eine Arbeit des *Pyrgoteles* zu halten, welcher, so viel wir wissen, ein Steinschneider zu Alexanders Zeiten war, lassen wir dahin gestellt seyn: eben so auch seine Bemerkung S. 406., dass *Moses* der Erfinder von der Mosaik gewesen und das Brustbild *Aarons* verfertigt haben soll.

Ein Kopf über Lebensgrösse von rothem Marmor im Zimmer der Mumien *F.*, der für eine Isis oder Sphinx ausgegeben wird, scheint uns, was Casanova auch darüber gesagt und sich verwundert haben mag, doch nichts anders als ein Antinous zu seyn. Er ist gut gearbeitet und in so fern ein schätzbares Denkmahl, aber nicht von ägyptischer Kunst, sondern aus Hadrians Zeit. —

Monatsregister

vom

May 1799.

I. Verzeichniſs der im May der A. L. Z. 1799 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(F.

F.

Fix, Abrifs d. kurfächfifchen Kirchen- u. Confiftorienverfaffung 160, 454.
Fortfetzung d. Pflanzenthiere, 9 Lieferung 165. 489.
Fourcroy, Philofophie chimique, 2 Edit. 153. 398.
— — — chemifche Philofophie, a. d. Franz. v. *Gehler* 153. 398.
Franklin's, History of the Reign of Shah Aulum 169. 521.

G.

Gehris, neue Kinderbibliothek, 1 Bdch. 3 Aufl. 2, 3, 4 Bdch. 2 Aufl 5, 6 Bdch. 145. 334.
Geburtsfeyer, oder Undank und Verföhnung, Schaufpiel 148. 358.
Gregory's, Haushaltung d. Natur, a. d. Engl. v. *Michaelis*, 1 B. 167. 509.

H.

Handbuch, neueftes, f. Freunde u. Verehrer der fchönen Wiffenfchaften, 1, 2 B. 144. 327.
Handlingar, nya, kgl. Vetenfkaps Academiens T. XIX. f. 1798. 1—3 Quart. 170. 529.
Hartmann's, Anfangsgrunde d. hebräifchen Sprache 161. 459
— — — hebräifche Chreftomathie 161. 459.
Heeger's, Handbuch d. chriftl. Moral f. alle Stände 153. 393.
Helden d. alten Roms u. d. neuen Frankreichs, 1 Th. 156. 423.
Henning's, medicinifche Fragmente 155. 410.
Henfchel, v. d. Blattern u. deren Ausrottung 155. 412.
Heppe's, Vogelfang 165. 491.
Hermes, v. d. wohlthätig. Einfluffe d. Chriftenthums auf d. Moralität feiner Bekenner 167. 511.
Herrmann's, Verfuch e. Anleit. z. Kopf- u. Tafelrechnen 171. 541.

I.

Jänifch, Predigtentwürfe üb. d. Sonn- u. Fefttäglichen Evangelien 14. 302.
Ideler's, Gartenfreund, 2, 3 B. 138. 278.

K.

Kadifch. üb. d. profedifchen Grundfätze 144. 327.
Kämpfe's, homiletifches Handbuch, 1 B. 3 Th. 3, 4 Hft. 168. 519.
Köhler's, Verfuch einer Beantwort. d. — Preisaufgabe: warum find jetzt d. Brüche b. d. Jugend in d. Dörfern viel gemeiner als fonft 146. 343.
Konkordanz, kleine, oder fechsfaches Regifter üb. d. neue Dresdner Gefangbuch 170. 535.
Kritik d. neuen Dresdner Gefangbuchs 170. 535.

L.

v. *Lambert*, Marquifin, Schriften z. Bildung junger Frauenzimmer, frey bearbeit. v. *Heydenreich* 138. 273.
Lang's, neuere Gefchichte d. Furftenthums Bayreuth, 1 Th. 156. 417.
Langlès, Collection portative de Voyages, T. I—III. 154. 401.
Licht u. Finfternifs, Roman u. nicht Roman 148. 360.
Linchens Feyerabende, herausg. v. *Benekes*, 1 Bdch. 154. 407.
Link's, Grundrifs d. Phyfik f. Vorlefungen 167. 510.
Lipfius, Befchreib. d. kurf. Antiken-Gallerie in Dresden 173. 555.

M.

Magazin f. Freunde d. Naturlehre u. Naturgefchichte etc. herausg. v. *Weigel*, 4 B. 2 St. 154. 406.
— — neuefte, f. Oekonomen u. Cameraliften, herausg. v. *Löwe*, 2 B. 2 Hft. 164. 483.
Marbodi, liber Lapidum — illuftratus a *Beckmanno* 172. 545.
Marsh, hiftor. Ueberficht d. Politik Englands u. Frankreichs etc. 162. 465.
Mefsgefchenk f. Liebhaber d. Pferde, herausg. v. v. *Tennecker*, 1, 2 Bdch. 138. 275.
Morgenftern, Commentatio de fide hiftorica Velleii Paterculi 159. 447.
Müller's, Handbuch d. Technologie, 1, 2 B. 143. 316.

N.

Nachricht v. d. wahren Befchaffenheit d. nächtl. Gepolters in Tegel b. Berlin, 2 Aufl. 138. 279.
Nacht, die, 1, 2 Bdch. 163. 475.
Nahrung, erfte wiffenfchaftliche 170. 534.
Neves, das Zeichnen u. die damit verwandten Künfte, a. d. Franz. v. *Mihes*, 1 Th. 163. 475.

P.

Parmentier, über d. Natur u. Wirkung d. Düngungsmittel 164. 487.
Pickhart's, Peregrinationen, 1, 2 Bdch. 140. 292.
Principes elementaires de Botanique 146. 340.
Protocoll d. Reichsfriedensdeputation z. Raftadt (b. Decker) 1, 2 Hft. 149. 362.
Protocoll d. Reichsfriedensdeputation z. Raftadt, herausg. v. *Munch*. v. *Bellinghaufen*, 1—6 Hft. Beylagen 1—3 Hft. 149. 361.

R.

Rafn's, Verfuch üb. d. beften Plan z. e. prakt. Schule f. d. Ackerbau, a. d. Dän. 147. 351.
Ramler's, Fabeln u. Erzählungen 157. 440.
Rechenbuch, gemeinverftändliches etc. 164. 487.
Religion u. gottesdienftl. Gebräuche d. — Gefellfchaft d. Gottesverehrer in Frankreich, N. 1, 11. 140. 295.
Rentzel's, Communionbuch 141. 300.
Riecke, Einiges z. Gefchichte d. proteftant. Gemeinde in Brünn 168. 519.
Roos, Probleme a. d. alten u. neuen Gefchichte, 1 Abth. 146. 340.
Rofenmüller, Scholia in V. T. P. IV. V. 1. oder
— — — Pfalmi annotatione perpetua illuftrati, V. I. 160. 449.

de

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 147.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

III. Im May des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Jour-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Auction

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

Berlin, im Verlage d. königl. akadem. Kunst- u. Buchh.: *Neue Beyträge zur kritischen Philosophie und insbesondere zur Geschichte der Philosophie. Erster Band.* Herausgegeben von *Joh. Christ. Aug. Grohmann* u. *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1798. XXVIII u. 279 S. 8. (22 gr.)

Dieses ist der Anfang einer Zeitschrift, welche besonders Beyträge zur Geschichte der Philosophie nach dem Begriffe, welchen sich Hr. G. von der Behandlung und Bearbeitung derselben gebildet hat, liefern, und wovon alle Jahr ein Band wie der vor uns liegende erscheinen soll. Er bittet in der Vorrede die Leser, welchen er seine Bemühungen zur billigen Beurtheilung übergiebt, ihn nach seiner *Denkart* und seinem *eigenthümlichen Gesichtspunct* zu richten, und er zeichnet, um die erste kenntlich zu machen, eine kurze Geschichte seines Nachdenkens. Eigentlich aber beschreibt der Vf. nicht seine Denkart, sondern nur die *Art seines Meditirens,* welche darin besteht, dass er vor der Lectüre eines Buchs selbst über den Gegenstand desselben nachdenkt, und ihn nach seinen Ansichten gleichsam im Geiste bearbeitet; dass er, ehe er selbst eine Schrift ausarbeitet, über die Idee, die er bearbeiten will, lange Zeit brütet, und sich ausschliessend mit derselben beschäftigt. „Die Idee von dem Gegenstande, auf welche ich fiel, und welche mir mehr oder weniger eine bisher unbekannte Ansicht der Dinge zeigte, war bey ihrem Kommen mit einer solchen Erschütterung meiner Aufmerksamkeit verbunden, dass es nur die Idee war, die mich mehrere Tage lang begleitete. Ich fürchtete mich gleichsam, sie zu analysiren; ich musste einen Punct abwarten, wo sich die Idee vor meiner Seele fixirt hatte. Ein eigenes Gefühl aber ist es, das ich selbst nicht bestimmen kann, welches mir sagt, dass ich den Gegenstand weit genug verfolgt, dass ich ihn durch Nachdenken erschöpft habe. Ein Buch von zwanzig und mehrern Bogen kann ich dann ohne Aufenthalt innerhalb vierzehn Tagen niederschreiben, nachdem ich freylich vorher vielleicht ein halb Jahr den Gegenstand desselben mit mir herumgetragen, und jede Seite des Buchs fast in meiner Seele abcopirt habe." Diese Art zu studiren, sagt er, sey in der That ein Kennzeichen der Einseitigkeit, eine Art der Beschränktheit, und könne zur Einseitigkeit, zur Beschränktheit führen; indessen sichere sie die Originalität, und müsse mehr auf besondere unbekannte Ansichten der Dinge, als bisher im Umlauf gewesen, führen. Wenn der Vf. die Nachtheile dieser Methode eben so glücklich vermeidete, als er sie richtig kennt; so würde er in der That bey seinen Talenten in der Folge noch brauchbare Beyträge für die Wissenschaften liefern. Er fodert also, wer ihn beurtheilen will, soll sich in seinen Gesichtspunct versetzen, seinen Standpunct wählen, aus welchem sich ihm die Ansicht der Dinge zeigt, eine billige Foderung, so weit sie möglich ist, denn um ganz denselben Standpunct zu gewinnen, müsste man auch die ganze Reihe von Meditationen vornehmen, die ihn zu der Ansicht geführt hat, welches wegen der verschiedenen Individualität nicht ganz möglich ist. — Noch bitten beide Herausgeber um Humanität in Beurtheilung ihrer Beyträge. Ich glaube, sagt Hr. G. in der Vorrede, „diese Bitte werde *zugestanden* werden," denn es scheine in der gelehrten und besonders leider in der philosophischen Welt dahin gekommen zu seyn, „dass man eine Humanität contrahiren und Verträge schliessen kann." (Rec. setzt hinzu, dass man aus Parteylichkeit manchem grossen Manne öffentlich das Privilegium zusichert, mit der Humanität es halten zu können, wie es ihm beliebe, wie Hn. G. wohl bekannt seyn wird.)

Dieser Band enthält folgende Aufsätze: 1) *Was heisst Geschichte der Philosophie?* Von Hn. *Grohmann.* Diese Abhandlung ist auch unter dem Titel: „Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie — Wittenberg 1797 besonders abgedruckt und in A. L. Z. 1798. Nr. 118. angezeigt worden. Einige kleine Veränderungen abgerechnet, finden wir hier nur einige Zusätze, unter andern von einer doppelten Behandlungsart der Geschichte der Philosophie. Man kann entweder, heisst es S. 71. *synthetisch* selbst handeln und die Synthesen durchführen, die einzelnen Systeme oder die einzelnen Gründe, auf welche die Systeme sich stützen, bis zu einem höchsten Puncte, zu einer höchsten Einheit, welche nun das System der Wissenschaftslehre schliesst, durchführen; oder man kann *analytisch* von den einzelnen objectiv gleichsam hingestellten Gründen (Kategorien) die Systeme ableiten, oder sie darauf zurückführen. Es müsste daher auch einen doppelten Begriff von der Geschichte der Philosophie geben; der eine gebe die synthetische, der andere die analytische Methode derselben an, sie stimmten aber übrigens vollkommen mit einander überein. Daher nimmt der Vf. die Erinnerungen zurück, welche er gegen den im Nietham-

mer

merschen philosophischen Journal aufgestellten Begriff gemacht hatte; wir zweifeln aber, dass der Vf. jener Uebersicht, die hier gegebene Exposition des Begriffs als die seinige anerkennen wird. Was den eigenen Begriff des Vfs. betrifft, so muss Rec. auf die obige Recension verweisen; denn neue Gründe zur Rechtfertigung desselben kommen hier nicht vor. Die zweyte Abhandlung von Hn. G. *Versuch einer philosophischen Geschichte der Beurtheilungsprincipien über Offenbarung* S. 79. hat zum Theil den Zweck, des Vfs. Ideal von der Geschichte der Philosophie, welches in der ersten Abhandlung aufgestellt ist, zu rechtfertigen. Diese Absicht kann auf diesem Wege aber nicht erreicht werden. Zur Erläuterung der Begriffe und der Behandlungsart kann ein solches Beyspiel der Ausführung dienen, aber nicht zur Rechtfertigung des Begriffs. Zudem kann ein einzelner Gegenstad auf mehrere Arten behandelt werden, ohne dass man daraus auf die Behandlung der ganzen Geschichte im Zusammenhange Anwendung machen könnte. Endlich ist auch das, was der Vf. hier geliefert hat, keine Geschichte, sondern philosophisches Rasonnement. Zuerst classificirt er die verschiedenen Parteyen in Rücksicht auf Offenbarung (Offenbarungsleugner und Orthodoxen, Heterodoxen und Moderatisten, wo die Eintheilung nicht logisch scharf ist, denn die Offenbarungsleugner sind auch Heterodoxen); dann untersucht er die Quelle des Begriffs von Offenbarung im Vorstellungsvermögen, um auszumachen, nach welchen Grundsätzen, nach theoretischen oder praktischen, die Offenbarung zu beurtheilen sey. Das Resultat ist, dass der Begriff nicht durch Erfahrung, nicht durch den Gegenstand, der offenbart ist, oder Offenbarung selbst gegeben, dass er eben so wenig psychologisch oder aus der innern Erfahrung, noch aus der reinen Sinnlichkeit, der dichtenden Phantasie, dem Verstande, der Urtheilskraft, der bestimmenden und reflectirenden Vernunft abzuleiten sey. (Demnach müsste der Begriff unmöglich seyn.) Ungeachtet diese Untersuchung in Ansehung des Begriffs fruchtlos gewesen; so dient sie doch zur Bestimmung der möglichen Principien zur Beurtheilung der Offenbarung. Diese können entweder theoretische seyn, und zwar entweder der bestimmenden oder reflectirenden Urtheilskraft, oder empirische, zweytens praktische, der bestimmenden oder reflectirenden praktischen Vernunft. Der Vf. zeigt von jedem dieser möglichen Principien, dass es wirklich angewendet worden sey, hebt aus den neuesten Schriften das hieher gehörige Rasonnement aus, und begleitet es mit seinen Reflexionen. Er selbst tritt für seine Person der Deduction der Offenbarung bey, welche der Vf. der Kritik der christlichen Offenbarung (Leipzig 1798) gegeben hat, nach welcher sie ein Postulat der praktischen Vernunft ist, durch welches der Glaube an Gott und Unsterblichkeit seine Befestigung erhält. Es ist aber befremdend, dass der Vf. keine Ahnung von der Unhaltbarkeit dieser Deduction hat. Ueberhaupt ist bey allen scharfsinnigen Bemerkungen, welche dieser Auffatz enthält, doch weder den Foderungen einer historischen noch philosophischen Behandlung des Gegenstandes Genüge geschehen; man vermisst Ordnung, lichtvollen Zusammenhang; die Principien hätten besser geordnet werden können, und vor allen hätten die Fragen über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Offenbarung unterschieden werden sollen. Der Vf. schliesst diesen Aufsatz mit einigen Beobachtungen und Resultaten, die uns am besten gefallen haben. 3) *Versuch einer Angabe der vorzüglichsten unterscheidenden Hauptpuncte der Kantischen und Fichtischen Philosophie.* In diesem Aufsatze des Hn. G. ist eine gewisse Einseitigkeit unverkennbar, indem das Eigenthümliche der Kantischen Philosophie aus einem ganz falschen Gesichtspunct dargestellt wird, in der Absicht, um die Wissenschaftslehre auf eine höhere Stufe zu stellen. Nach einigen Betrachtungen über die Schicksale der letzten, deren Ursachen theils aus den Eigenthümlichkeiten derselben, theils aus der nach Erscheinung der Kantischen Schriften herrschend gewordenen Denkart hergeleitet werden, sucht er den Scheidepunct in beiden Systemen auf, und führt einen Denker redend ein, den der Widerstreit und die Unhaltbarkeit aller Speculationen dahin bringt, sich selbst die Frage vorzulegen, ob die Vernunft vielleicht nicht dahin reiche, wohin die Speculation strebt. Er kommt auf den Unterschied zwischen dem Nothwendigen und Zufälligen in den Erkenntnissen. „Unter diesen nothwendigen Kenntnissen entdecke ich nun auch sehr leicht, dass die Formen des Denkens, selbst die Formen des Anschauens dahin gehören, also sie müssen auch a priori seyn, *es sind mir a priori gegebene Formen des Denkens und Anschauens, es sind meine Gesetze des Anschauens und des Denkens.*" Es sey aber ein Sprung, heisst es darauf S. 168. von dem a priori zu folgern, dass es *mein* sey. „Aus dem a priori Daseyn oder Gegebenseyn kann weder das *Meinige* noch das *Deinige* gefolgert werden: also um dieses zu erhalten, muss man zu dem Bewusstseyn zurückkehren, dass ich geurtheilt habe. Nun aber soll doch kein Philosoph das, was er annimmt, blofs der guten Willkür anheimstellen; sondern er muss alles mit strenger Nothwendigkeit zeigen, er muss nothwendig machen, dass man dieses „*Mein*" unmittelbar durch das Philosophiren selbst finde, nicht aber überlassen, dass man es durchs Bewusstseyn als Factum postulire." Wer vermisst hier nicht das Eigenthümliche, von welchem Kant ausging, und das eigentliche Object seiner Kritik des Erkenntnissvermögens. Nicht das Mein und Dein auszumachen, sondern das Allgemeingültige zu entdecken, war die Absicht, und wenn durch die Analyse der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft das Formelle gefunden war; so war ein Beweis, dass die Formen des Anschauens und Denkens auch meine Formen sind, eine sehr überflüssige Arbeit. Die Unterscheidungspuncte zwischen beiden Philosophien sind nach dem Vf. folgende: 1) In Kants Kritik zeigen sich die Formen des Den-

Denkens und Anschauens als ruhende, feste, dem menschlichen Gemüthe gegebene Formen; in der Wissenschaftslehre sind es thätige, lebendige Handlungsweisen des Denkens. 2) In der Kritik sind die Formen, wie die Vermögen, denen sie inhäriren, *getrennte* Einheiten und die Vermögen selbst gewisse bleibende feststehende Behältnisse. 3) In dem Kantischen System ist alles *rhapsodisch*, ohne systematische Verbindung; in dem Fichtischen aber in der grössten wissenschaftlichen Einheit deducirt. 4) In der Kritik sind nur die letzten äussersten Grenzen des Kriticismus, die Resultate dargestellt; in der Wissenschaftslehre aber begründet, dass sich die Resultate als Erfolge mit ihren Gründen zeigen. — Es ist hier weder der Ort, noch überhaupt nothwendig, diese Unterscheidungsmerkmale näher zu beurtheilen. — Den Beschluss machen zwey Abhandlungen von Hn. *Politz*. 4) *Ueber den Streit zwischen dem formellen und dem gemischten Princip in der Moral* S. 186. 5) *Das Naturrecht als Ideal aller Rechtswissenschaften* S. 223. Beide Aufsätze stehen im Zusammenhange mit einander, und sind mehr wohlgemeynt, als befriedigend. Man findet weder gründliche strenge Untersuchung für Denker, noch eine populäre Darstellung des Wissenschaftlichen; das Rasonnement ist an keinen festen Punct angeknüpft, beruht auf keiner vollständigen Erörterung der Begriffe. Hr. P. glaubt, dass ein formelles Princip der menschlichen Natur nicht angemessen sey, weil diese aus sinnlichen und übersinnlichen Anlagen und Zwecken bestehe, worauf das Moralprincip Rücksicht nehmen müsse. Grenzenloser idealischer Fortschritt (in Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit) ist der Grundtrieb der übersinnlichen, und grenzenlose Glückseligkeit der Grundtrieb der sinnlichen Natur des Menschen. Die Verbindung des sinnlich-übersinnlichen Zwecks, Harmonie zwischen Fortschritt und Glückseligkeit ist die Aufgabe an den Menschen, die seine Bestimmung zu lösen hat. Wie diese Aufgabe zu lösen sey? darüber sind die Meynungen getheilt. Möglich sind nur drey Verhältnisse dieser beiden Zwecke gegen einander. Entweder der Mensch unterdrückt die Foderung der sinnlichen Natur, und opfert sie der übersinnlichen auf (dies Subordinationssystem stellt *Kant* (?), und mit einigen Modificationen im Ganzen auch *Reinhard* (?) auf); oder der Mensch befolgt die Foderungen der sinnlichen Natur auf Kosten der übersinnlichen, er strebt nach Glückseligkeit auf Kosten der Zwecke seines Gemüths (das *materialistische* und eudämonistische System); oder er bringt beide ins Gleichgewicht (ein Coordinationssystem) wo er die Triebe und Zwecke beider vereinigt und dadurch einig wird mit sich selbst. — Dieses Rasonnement, welches auf seichten Gründen und Missverständnissen der kritischen Philosophie beruht (man sehe S. 205.), klärt sich auf, wenn man weiss, dass der Vf. die Moral auf die theoretische Philosophie gründet, kein Gesetz auch selbst den kategorischen Imperativ nicht für ursprünglich und selbstständig, sondern blos als Mittel zu Erreichung eines Zwecks (S. 206.) betrachtet. In der zweyten Abhandlung geht Hr. P. von dem Gedanken aus, dass das Naturrecht, Staatsrecht, Völkerrecht u. s. w. nur isolirte Theile sind, die noch kein wissenschaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Zu diesem Ende müsse das Naturrecht das Ideal aller Rechtswissenschaften werden; es müsse das Ideal der Vollendung für den äussern freyen Wirkungskreis des Menschen aufstellen, nicht für das entstehende oder kämpfende Individuum, sondern für das, was es werden soll: mithin muss dieses *Ideal allen Zwang* von sich ausschliessen, „nicht als ob nicht ein vernünftig sinnliches Wesen das andere zwingen dürfe, seinen äussern freyen Wirkungskreis nicht zu verletzen, sondern weil das moralische Wesen, im Ideale alles Rechts gedacht, schon so weit vollendet ist, dass es gar keines Zwanges bedarf, um seinem Ideale sich zu nähern. Es ist dann unter den Individuen eine solche Einigkeit hervorgebracht worden, wo alle das Ideal erkennen, darnach streben und in der Realisirung desselben einander nicht beunruhigen; es ist dies die Zeit des ewigen Friedens, den die Vernunft gebietet, so sehr auch die Geschichte den Eintritt desselben als unmöglich darstellt. Der Staat ist die Vereinigung freyer Wesen, um gemeinschaftlich dem Ideale des Naturrechts sich zu nähern. Das Staatsrecht hat die Aufgabe, das Ideal des Naturrechts, so weit es im Leben im Staate möglich ist, zu realisiren; daher ist das Zwangsrecht ein wesentlicher Bestandtheil des Staatsrechts. Das Völkerrecht ist eben so für alle existirende Staaten das Ideal, wie das Naturrecht das Ideal für alle in einem Staate existirende Individuen; das Staatenrecht beschäftigt sich mit der Realisirung dieses Ideals. Was die Hauptidee betrifft, so liegt sie jedem wissenschaftlichen Versuche eines Naturrechts zum Grunde, in sofern sie die Bedingungen untersucht, unter welchen die äussere Freyheit mit der Freyheit eines jeden zusammenstimmt. Von dem Naturrechte aber allen Zwang ausschliessen, ist so viel als den Rechtsbegriff vernichten. Und welcher Gewinn ist dadurch für die Wissenschaft zu erwarten? An dem Entwurf eines nach dieser Idee bearbeiteten Naturrechts, welchen der Vf. beygefügt hat, ist zum wenigsten nichts davon zu ersehen. Sein Naturrecht gründet sich auf das von ihm angenommene gemischte Princip, das ist auf theoretische Sätze, aus welchen keine absolute Verbindlichkeit, dergleichen in dem Tugend- und Rechtsgesetze enthalten ist, entspringet. Die höchste Foderung an den Menschen ist nach dem Vf. Einigkeit der sinnlichen und übersinnlichen Zwecke. Diese Foderung entspringt aber nach §. 5. S. 241. aus der theoretischen Vernunft als dem Vermögen Einheit hervorzubringen. Daher hat das ganze Gebäude des Vfs. keinen festen Grund, wenn er nicht wieder einen Naturtrieb zur Selbsteinigkeit annimmt, aus welchem das Streben darnach als Naturwirkung nothwendig erfolgte. Dann ist es aber kein Gegenstand des Sollens.

GESCHICHTE.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Fragmente zur Kunde der Staatsverfassungsgeschichte des deutschen Reichs.* 1797. 134 S. 8. (9 gr.)

In einer rauhen Sprache find hier Zeiten und Begebenheiten, Urfachen und Wirkungen fo in einander vermengt, dafs es unmöglich ift, einen deutlichen Zufammenhang herauszufinden. Aufser ein paar abgenutzten Stellen des *Cäfars* und *Tacitus* nimmt der Vf. unbedenklich alle feine Belege aus ganz neuen Schriftftellern. Nirgends verräth er ein eigenes Studium der Quellen. Alles, was er fagt, haben vor ihm fchon *Möfer* und *Kindlinger*, aber weit klärer und richtiger, entwickelt. Der Vf. nimmt zuerft an ein *Freyfaffereyfyftem*, und unter diefem ein *Dominicalfyftem* der deutfchen, celtifchen und flavifchen Völkerftämme, ein *Grundherrlichkeitsfyftem*, ein *Hinterfaffereyfyftem*, eine *Nationalgenoffenfchafts-Heermannie*, ein *Gefolgefyftem*, ein *Reichsfaffereyfyftem*, ein *Reichsterritorialfyftem*, ein *Reichsbeneficialfyftem*, ein *Reichs-* und *Landfchaftsfyftem*, ein *Reichsjuftizpflegefyftem*, ein *Reichsheerbannsfyftem*, ein *Staatslehensfyftem*, ein *Reichslehensfyftem*, ein *Landeshoheitsfyftem*, ein neues *Reichs-* und *Landftandfchaftsfyftem*, ein *Territorialjuftizpflegefyftem*, ein *Reichsftaatsfyftem*, und was dergleichen Syfteme mehr find, die fich wohl richtiger alle auf ein einziges, nämlich auf das *Militarfyftem*, reduciren laffen. Das *fchönfte Syftem* allumfaffender, alle öffentlichen und Privatverhältniffe aufs treffendfte nutzender Politik ift dem Vf. das Lehenfyftem, das er fogar eine Lebens- und Herzensverbindung nennt. Das jetzige gefetzliche deutfche Staatsfyftem fteht, feiner Meynung nach, in einer *prachtvollen politifchen Gröfse da!* Ja wohl! wir fehen es. — Die reichhaltigften Materialien, die vortrefflichften Ideen und finnreichften Auffchlüffe über die Regierungsverfaffung der ältern deutfchen Völker finden fich in einem Buch, wo man fie vielleicht zunächft nicht fucht, nämlich in *Mably's Obfervations fur l'hiftoire de France.* Wer, vorbereitet durch diefe vortreffliche Entwickelung, in Verbindung mit *Möfer's* Osnabrückfchen und *Kindlinger's* Beyträgen zur Münfterfchen Gefchichte, zum Studium der alten Gefetze, Capitularien, Urkunden und der Gefchichtfchreiber des Mittelalters überginge, der würde allenthalben auf die intereffanteften Entdeckungen ftofsen, und über die Gefchichte der deutfchen Regierungsverfaffung ein claffifches Werk zu liefern im Stande feyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Nürnberg u. Altdorf*, b. Monath u. Kufsler: D. *Ben. Chriftian Vogels*, vorderften öffentlichen Lehrers d. A., *Sichere und leichte Methode, den Ileus von eingeklemmten Darmbruchen zu heilen*, fammt drey merkwürdigen Fällen die felbige (fie) beftattigen (beftätigen). 1797. 50 S. gr. 8. Der innere Gebrauch des Mohnfaftes bey einigen Arten von eingeklemmten Darmbrüchen war allerdings, wie auch der Vf. anführt, felbft in Verbindung mit abführenden Mitteln fchon von Mehrern vor ihm angerathen worden. Die herzhafte Anwendung diefer Methode aber, felbft bey dem rein entzündlichen Ileus und die gleichzeitige Auflegung mohnfafthaltiger Umfchläge auf den leidenden Theil, fcheint dem Vf. allerdings eigenthümlich zu feyn, und er macht fich durch die Bekanntmachung diefer kleinen Schrift mit den angehängten drey geheilten Fällen verdient.

Wenn die Taxis nicht möglich ift, und fchon Aderlafs (in inflammatorifchen Fällen) auch wohl Blutigel an dem leidenden Theile, vorhergegangen find, und die Zeichen des Ileus eintreten, läfst er die äufsern fchmerzhaften Theile mit einem Bleywaffer feucht erhalten, worin Mohnfaft aufgelöft worden, und giebt zugleich innerlich in kurzen Zwifchenzeiten ein flufsiges Abführungsmittel mit Laudanum verfetzt. Er verfichert, es habe ihm in den fchwierigften Fällen nicht fehlgefchlagen, dafs nicht bald Blähungen darauf, dann Leibesöffnung und Zurücktretung des eingeklemmten Bruches von freyen Stücken erfolgt feyen, wie auch die drey erzählten Fälle beftätigen. Wenn auch beym Einnehmen anfänglich Erbrechen erfolge; fo höre es doch bey fernern Gebrauche auf. Die äufserliche Anwendung des Mohnfafts mag auch das ihrige zur Minderung des Erbrechens thun.

Indeffen wünfchte Rec., dafs die Verordnungen einfacher eingerichtet gewefen wären, etwa eine Auflöfung eines einzigen Laxierfalzes mit Mohnfafttinctur innerlich und kalte Wafferumfchläge mit Mohnfafttinctur verfetzt äufserlich. So aber fetzt der Vf. zu dem Umfchlage noch Kampher, welcher doch die Wirkungen des Mohnfaftes gröfstentheils aufhebt. Ein Glück, dafs die zugefetzte geiftige Kampherauflöfung in dem wäfferigen Umfchlage immer präcipitirt werden mufste, und daher wohl nicht feine ganze Mohnfaft hindernde Kraft ausüben konnte. Wozu aber die Umftände? Auch innerlich fetzte er Kampher zuweilen bey, nebft einer Menge anderer Zufätze (welches Rec. gar nicht billigen kann), von denen fich gar nicht errathen läfst, wie fehr fie den zuweilen zögernden Erfolg hintertrieben, oder was wieder andere Zufätze zur Bewerkftelligung des guten Ausgangs möchten beygetragen haben. Reine Erfahrungen in der Arzneykunde erfodern durchaus völlig einfache Mittel, eins, höchftens zwey Ingredienzen auf einmal.

Oft wurden drey verfchiedene Arzneyen (denn aus kräftigen Subftanzen bereitete Thee und Einnehmvehikel find doch wahrlich auch nicht gleichgültige Arzneyen!) zugleich gebraucht, und die Recepte felbft beftunden aus vier, fechs, acht und mehr Ingredienzen. Es ift Schade!

Der Praktiker irrt fich, wenn er glaubt, dafs eine einfache Auflöfung felbft des widrigften Salzes, z. B. des Bitterfalzes (hier mit Mohnfafttinctur verfetzt) im Ileus oder auch fonft, eher würde ausgebrochen oder fchwieriger genommen werden, wenn er nicht Meliffenwaffer, Kaffienmark, Sirupe, Manna, Oelzucker, Sternanis, verfüfste Salpeterfäure, und Gott weifs, was noch fonft zufetze. Er irrt fich! Ein einfacher, auch noch fo widriger Gefchmack, wird dem Kranken beym fernern Einnehmen immer erträglicher, ein vielgemifchter immer widriger.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1799.

MATHEMATIK.

Frankfurt am Mayn, b. Varrentrapp u. Wenner: *Anfangsgründe der Mathematik.* Zum Gebrauch auf Schulen und Universitäten herausgegeben von G. G. *Schmidt*, Prof. der Mathem. zu Giessen. *Erster Theil. Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Buchstabenrechnung.* 382 S. gr. 8. mit 6 Kupf. *Zweyten Theils erste Abth. Statik, Hydrostatik, Aerostatik und Mechanik fester Körper.* 348 S. mit 7 Kupf. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Lehrbuche gab dem Vf. ein Vorsteher einer Lehranstalt, der einen kurzen und fasslichen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften nach Art des zu seiner Zeit so allgemein beliebten Wolfischen Lehrbuchs wünschte. Die Stelle des Wolfischen Auszuges kann das gegenwärtige Lehrbuch nicht vertreten, da es einen viel grössern Umfang hat. Von Wolfs Anfangsgründen unterscheidet es sich in Absicht auf die Einrichtung, theils durch die Art des Vortrags, theils dadurch, dass es in dem zweyten Theile häufig ziemlich weit in das Gebiet der Physik übergeht. Was den Wolfischen Lehrbüchern einen so daurendem Beyfall, selbst lange nach dem Tode ihres Verfassers, verschafft hat, ist der einförmige deutliche Vortrag, und die gute Auswahl, die den Bedürfnissen und den Fähigkeiten derer, welchen sie zum Unterricht bestimmt waren, angemessen ist. Sie verdienen daher noch immer, dass Verfasser neuer mathematischen Lehrbücher sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Das Lehrbuch, welches Hr. Schmidt jetzt liefert, ist für den Unterricht auf Schulen zu reichhaltig, und in manchen Stellen zu schwer und gelehrt. Den eigentlichen Schulkenntnissen würde es, besonders bey der jetzt gewöhnlichen Verkürzung des Aufenthalts auf Schulen, zu viel Eintrag thun, wenn man die Schüler so weit in die Mathematik und Physik hineinführen wollte, als es in diesem Lehrbuche geschieht. Selbst für den gewöhnlichen Vortrag auf Universitäten möchte es zu ausführlich seyn. Ein Lehrbuch müsste überhaupt nur ein kurzer Abriss seyn, damit die Zuhörer desto leichter den Zusammenhang des Ganzen übersehen können, und damit ihnen die Erläuterungen und Zusätze des Lehrers mehr interessant werden. Unsere neuen Lehrbücher in allen Fächern pflegen viel zu weitläufig zu gerathen. Uebrigens ist das angezeigte Lehrbuch der Empfehlung sehr werth, vornehmlich zum Gebrauch derjenigen, die durch eigenen Fleiss sich unterrichten wollen, besonders wenn sie einige vorläufige Kenntniss der Mathematik und Physik schon erhalten haben.

Der erste Theil kommt in Absicht auf die Anordnung fast ganz mit *Klügel's* Anfangsgründen der Mathematik in desselben Encyklopädie überein. Der Vf. zeigt in der Vorrede an, dass er dieselben vorzüglich benutzt habe. Hin und wieder ist einiges zugesetzt, oder weggelassen. Die Anwendungen auf das Feldmessen sind in der Geometrie selbst eingeschaltet. Am Ende ist die Buchstabenrechnung mit Anwendungen auf Arithmetik und Trigonometrie beygefügt. Einige Berichtigungen wären noch zu machen. Bey der Aufgabe (S. 64.), wie lange braucht ein Körper auf dem Monde durch 256 Ruthen zu fallen, wenn er dort in einer Minute so weit als auf der Erde in einer Secunde fällt? scheint ein Missverstand versteckt zu seyn. Die Zeit des Falles auf dem Mondkörper durch eine gewisse Höhe ist von der Zeit des Falles eines Körpers in der Gegend des Mondes gegen die Erde hin sehr verschieden. Die letztere verhält sich ungefähr so wie es hier angegeben ist. — Die Erklärung des Verhältnisses, dass es die Art sey, wie eine Grösse aus der andern entstehe, ist zu weit. Dies ist allgemein Relation. — Der Satz: in jeder geometrischen Proportion sind auch die vorhergehenden und nachfolgenden Glieder von beiden Verhältnissen in geometrischer Proportion, würde deutlicher heissen, ist das Verhältniss der vorhergehenden Glieder gleich dem Verhältniss der nachfolgenden. — In dem Exempel §. 117. ist der Werth von 5 Conventions Thaler. zu 12 Gul. rheinisch und der Werth von 1 Louisd'or zu 9 Gul. rheinisch angegeben. — In der Erklärung der geraden Linie kommt der Begriff von *Richtung* vor, welche aber nichts anders ist als eine der Lage nach gegebene gerade Linie. Gegen die Behandlung der Lehre von den Parallellinien ist verschiedenes einzuwenden, welches Rec. um den Raum zu sparen, nicht anführen will. — *Ludolph von Collu*, unrichtig, statt L. von Ceulen oder L. van Collen: Er war aus Hildesheim gebürtig. — Die Buchstabenrechnung, so wie sie hier vorgetragen ist, möchte doch Anfängern nicht deutlich seyn. Es musste gezeigt werden, zu welchem Zweck man sich der allgemeinen Rechnung bedient; auch musste mit einigen schicklichen Aufgaben der Anfang gemacht werden, ihren Gebrauch zu erklären. Die Multiplication und Division entgegengesetzter Grössen könnte leichter als aus dem davon gegebenen Begriffe, der in der That unbrauchbar ist, hergeleitet wer-

werden. Die Rechnung mit den Potenzen eintheiliger Grösen konnte hier ohne Schaden wegbleiben. Die Demonstrationen der trigonometrischen Formeln hätten können kürzer gefaſst werden. Der Beweis der Formel für die Reduction eines Winkels auf einen horizontalen ist sehr weitläufig, weil die sphärische Trigonometrie hier nicht angewandt werden konnte. Die Formel hätte zum praktischen Gebrauch auch ohne Beweis mitgetheilt werden mögen.

In dem zweyten Theile ist, wie schon oben erwähnt ward, vieles aus der eigentlichen Physik hineingebracht, als eine Tafel der specifischen Gewichte vieler Körper auf acht Seiten; von *Richter's* Versuchen und Rechnungen über die Verdichtung bey Mischungen, von S. 155—162; *Gilpin's* Tabelle über die Dichte von Mischungen, Wassers und Weingeists; über die Ausdehnung der Körper und insbesondere der Luft durch die Wärme; vom Metallthermometer; von den Dämpfen, besonders den wässerigen, und ihrem Einfluſs auf die Atmosphäre. S. 237—259. Hr. Schmidt ist als ein geschickter praktischer Physiker aus seinen Aufsätzen in Gren's Journal der Physik bekannt; er hat also über die von ihm bearbeiteten Gegenstände hier sich auch ausführlicher verbreitet, als es die Absicht und das Ebenmaaſs des Buchs erforderte. Inzwischen, da darüber in andern Lehrbüchern nur wenig vorzukommen pflegt, so mögen manche Leser mit dieser Abschweifung nicht unzufrieden seyn. Ueber einige Stellen findet Rec. Erinnerungen nöthig. In §. 10. wird gesagt, daſs alle Theile der Materie gleich schwer seyn, das ist, sich selbst überlassen, mit gleicher Geschwindigkeit zur Erde fallen, und daſs daher der ungleich grose Druck verschiedener Körper (von gleicher Gröſse) gegen ihre Unterstützungen von der ungleichen Menge der schweren Theile in ihnen herrühren. Allein der Fall der Körper wird so wohl durch die Wirkung der ganzen Erde auf den Körper als durch die Wirkung (oder Anziehung) dieses auf jene verursacht. Die letzte ist freylich so gut als unendlich klein. Allein das Verhältniſs der Wirkungen auf die Erde wird durch das Aufhängen an einer Wage bemerkbar. Die Verschiedenheit der specifischen Gewichte kann daher sowohl von einer verschiedenen Anziehungskraft gegen die Erde als von der verschiedenen Dichtigkeit herrühren. — Von einer gleicharmigen Wage wird §. 41. erfordert, daſs der Unterstützungspunct etwas über die Linie der Aufhängepuncte der Schalen falle. Allein das macht die Wage träg. Die Wage kommt bey einem Ausschlage durch das Gewicht des Wagebalkens in Ruhe, wenn der Schwerpunct einen gewissen Abstand von der Verticallinie durch den Unterstützungspunct erreicht hat. Nur bey sehr leichten Wagen möchte die von dem Vf. angegebene Lage des Unterstützungspunctes nöthig seyn. — Die Einrichtung der gedoppelten Schnellwage, welche nach der Angabe des Hn. Obristlieut. *Müller* beschrieben wird, findet sich im wesentlichen, und einfacher in Musschenbroeck's Physik. Die Berechnung der Lage, in welcher bey einem Ausschlage diese Wage zur Ruhe kommt, gehörte nicht für dies Buch. Die Wage nimmt fünf Seiten ein. — Vom Reiben wird zwar sehr gut, aber für ein Elementarbuch zu umständlich, auf 15 Seiten gehandelt. — *Woltmann's* Theorie des Drucks der Erde gegen Wände und Mauern, auch ziemlich ausführlich. Die Versuche gaben ungefähr die Hälfte dessen, was die Theorie gab. Hr. *S.* trägt eine Formel vor, welche bey langen Wänden, wie er vermuthet, besser mit der Erfahrung stimmen möchte. — Ueber die Umstände bey der Wiederherstellung der natürlichen Lage eines schwimmenden Körpers, aus welcher er durch eine äussere Kraft gebracht ist, deutlich genug. Nur ist unrichtig der Schwerpunct des eingenommenen Wasserraumes der *Mittelpunct der Gröſse* genannt. Ein Mittelpunct der Gröſse kommt ja nicht allen Körpern zu. Auch ist bey der Bestimmung des *Metacentrum* beyzufügen, daſs dabey die Drehung des schwimmenden Körpers unendlich klein gesetzt werden muſs. Sonst ist es kein bestimmter Punct. — Die Schwimmblasen der Fische sind nicht in allen gedoppelt, wie S. 127. gesagt wird. Als Mittel zum Steigen und Sinken kann die Schwimmblase den Fischen wenig oder gar nichts helfen, weil der Raum derselben nur sehr wenig verändert werden kann; auch haben manche Fische keine Blase. Die Zusammenziehung und Ausdehnung des Bauches muſs dazu behülflich seyn. — Die Rechnung über die Bestimmung der in einer Mischung enthaltenen Materien von zweyerley Art ist zu weitläufig. — Vom Wasserwägen ist sehr gut gehandelt, aber auch fast zu umständlich. *Sisson's* Wasserwage wird beschrieben. Doch wird nicht bemerkt, daſs *Brander's* Wasserwage im Grunde dieselbe ist, und noch ein Mikrometer dazu hat. Das Wasserwägen gehört eigentlich in die praktische Geometrie, nicht in die Hydrostatik. — Von *Smeaton's* Birnprobe sagt der Vf. (S. 211.), daſs der Erfinder sie auf den Satz gegründet habe, daſs die Dämpfe, wenn sie durch eine äussere Gewalt plötzlich zusammengedrückt werden, ihre Elasticität verlieren, und wieder in den vorigen tropfbar flüssigen Zustand zurückkehren. Dieses ist irrig. Aus Sm. Aufsatz über seine Luftpumpe in den Transactionen Vol. XLVII. sieht man, daſs er an Dämpfe, die sich bey dem Auspumpen entbinden mögen, gar nicht gedacht hat. Erst im Jahr 1776 ward *Nairne* durch *Cavendish* darauf geleitet, daſs durch die Verdünnung der Luft aus den Feuchtigkeiten innerhalb der Maschine sich Dämpfe entbinden, die bey der Zulassung der Luft in Wasser verwandelt werden. Nairne hat merkwürdige Versuche zur Vergleichung der Barometerprobe und der Birnprobe angestellt, die in den Transactionen, Vol. LXVII. beschrieben sind. Hr. Schmidt hat diese Versuche nicht gekannt, da er sie in seiner Abhandlung über die Birnprobe in Gren's neuem Journ. d. Physik, 3ter Bd. nicht erwähnt. — Der Vf. sagt S. 220, nach Gehler, daſs Fahrenheit den Raum des Quecksilbers bey der Tempera-

peratur 0 in 11124 Theile getheilt, und gefunden habe, dass es sich bis zur Kochhitze um 600 solcher Theile ausdehne, und daher diese Temperatur durch 600 bezeichnet habe. Dieses ist schwerlich richtig. Fahrenheit verfertigte zuerst Weingeist-Thermometer, und bezeichnete daran drey fixe Puncte durch 0; 32; 96. Man sieht leicht, warum diese Zahlen gewählt sind. Als er das Quecksilber anwandte, trug er jene Zahlen darauf über, und fand für den Siedpunct des Wassers den Grad 212, und den Siedpunct des Quecksilbers 600. Die Verhältnisszahl 11124 scheint Boerhave gefunden zu haben *Elem. Chem.* p. 174. womit ebendas. p. 165. zu vergleichen ist, auch Meisters Abhandlung über die Graduirung der Fahrenheitischen Thermometer in den neuen Gotting. Comm. Vol. III. — Das Mariottische Gesetz scheint auf die Vergleichung des Raums der Luft und der darin enthaltenen Dämpfe nicht anwendbar zu seyn, wie S. 245. geschieht. — Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass der Coefficient der Formel für die barometrische Höhenmessung nach dem Grade der Feuchtigkeit der Luft veränderlich sey, da verschiedentlich feuchte Luft durch dieselbe Erhöhung der Temperatur verschiedentlich ausgedehnt wird. Dieser Umstand scheint ihm bey der Höhenmessung durchs Barometer bisher vernachlässigt zu seyn. Doch hat der Oberste Roy zufolge seiner Versuche über die Elasticität feuchter Luft schon in den Transact. Vol. LXVII. erinnert, dass der grosse Unterschied der Elasticität trockner und feuchter Luft auf die Bestimmung der Höhen mittelst des Barometers Einfluss haben müsse. Die daselbst beschriebenen Versuche hat Hr. *Sch.* mit den seinigen (Gren's Journ. IV.) nicht verglichen. — In dem letzten Abschnitte von der Bewegung der Körper als Puncte betrachtet, und der soliden Körper, wäre hin und wieder einiges zu verbessern, welches anzuzeigen aber nicht mehr Raum ist.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Unger: *Vaterländisches Lesebuch für Land- und Soldatenschulen.* 1799. 260 S. 8.

Die Geschichte des Vaterlandes für die Jugend bearbeiten, ist in jedem Staat ein heilsames Beginnen, dessen Wirkungen aber um so eingreifender werden, je mehr es dem Staate Bedürfniss ist, dass seine Bürger einen bestimmten Geist bekommen, und nicht ohne Einsicht in dasjenige bleiben, was ihm Noth thue. Es ist ausgemacht, dass der preussische sich in diesem Fall befinde. Durch seinen Genius hat er einen Rang erhalten, zu welchem er nicht durch die Masse seiner Länder berechtigt war; dieser Genius ist militärisch. Daher muss früh beym Unterricht in der vaterländischen Geschichte auf militärische Bildung, vorzüglich bey dem Stande Rücksicht genommen werden, aus welchem die Heere grösstentheils entstehen. Für Land- und Soldaten-Schulen kann darin nur ein Gesichtspunct herrschen.

Wenn so bestimmt ist, welche Materialien vorzüglich aus der Geschichte des Vaterlandes ausgehoben werden sollen, hängt die Wahl der Methode in Benutzung derselben von individuellen praktischen Rücksichten ab, da hier von eigentlicher historischer Darstellung, von einem Werke, das seine Regel in sich selbst trägt, nicht die Rede seyn kann. Will man der Jugend sogleich einen Abriss der ganzen vaterländischen Geschichte geben; so konnte bey der Ausführung der Geschichte des preussischen Staates die Methode kaum zweckmässiger seyn, als im gegenwärtigen Buche. Von den ältesten Zeiten der Mark-Brandenburg, des Stammlandes, beginnt die Erzählung; dann aber wendet sie sich vornehmlich zu dem regierenden Hause; und wenn gleich die vorzüglichsten Regierungsanstalten, die es traf, und die anschwellende Macht des Staates, unsern Augen nicht entzogen werden; so sind doch die kriegerischen Thaten der Regenten, ihre wachsenden Heere und selbst einzelnes tapferes Vollbringen einzelner Regimenter und Krieger der Hauptgegenstand, dem angegebenen Gesichtspunct zufolge.

Dem Gerüchte nach will der König von Preussen, welchem nichts so sehr am Herzen liegt, als die Bildung der untern Volksclassen, dieses Buch in die Schulen eingeführt wissen. Dieser Umstand und das bishergesagte mag den Werth desselben bestimmen. Durch einige Proben wollen wir ausserdem noch es sich selbst charakterisiren lassen. S. 83. über die Schlacht bey Fehrbellin: „Vorher liess der Kurfürst eine öffentliche Betstunde halten, denn der grosse Mann versäumte nie, was er dem lieben Gotte schuldig war, dem er stets zuerst die Ehre gab, wenn er etwas Grosses ausgeführt hatte. Dann hielt er eine Anrede an seine tapfern Soldaten. Er stellte ihnen die Gefahr vor, worinn das Vaterland war, und schloss mit diesen Worten: Fechtet daher, wie brave Soldaten und bedenkt dass ihr *Brandenburger* seyd. Folgt mir getrost! Frohen Muthes will ich euch mit Gott anführen!" S. 135. „Vom Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten stammen ebenfalls viele Einrichtungen her, die noch jetzt in der Armee sind; unter andern die *Kantoneinrichtung*, welche er 1737 einführte. Die Beschaffenheit derselben liegt einem jeden vor Augen. Einige Residenzstädte haben Kantonfreyheit, und das nicht etwa darum, dass es als ein grosses Glück anzusehen wäre, wenn man nicht nöthig hat, Soldat zu werden, sondern vielmehr, weil in diesen Residenzstädten alle Aemter, Landescollegien und Fabriken sind, die den Wohlstand des Landes befördern. Wenn nun aber von diesen Aemtern, Collegien und Fabriken die Männer und Söhne zu Soldaten genommen würden, könnten sie bestehen? Wo wären gleich ausgelernte Menschen da, die an ihre Stelle treten und arbeiten könnten? Ein anderes ist es mit dem Pfluge, den ein jeder treiben kann, ohne es Jahre lang gelernt zu haben. u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Altona u. Hamburg: Freymüthige Gedanken eines deutschen Staatsbürgers über die Secularisirung der geistlichen Wahlstaaten Deutschlands, in rechtlicher und politischer Hinsicht.* 1798. 116 S. 8. Der Vf. unterwirft die bekannte jetzt vorgeschlagene Secularisation geistlicher Staaten in Hinsicht der Rechtmässigkeit und Politik, einer genauen Prüfung. Er gehet dabey von den Grundsätzen aus, dass die Rechte der deutschen Bischöfe auf ihre Länder eben so heilig und unverletzbar sind, als die Rechte der Erbfürsten auf ihre weltliche Staaten. So wenig nun die weltlichen Fürsten verbunden seyn, einen Theil ihrer Erbstaaten zur Ausgleichung aufzuopfern, eben so wenig seyen es auch die geistlichen Regenten. Der Vertrag, vermöge dessen die Stände des Reichs sich zur Ergreifung der Waffen gegen einen gemeinschaftlichen Feind mit einander vereiniget haben, binde zwar alle zu einer gemeinschaftlichen Theilnehmung und Mitwirkung; er enthalte aber keineswegs eine Verbindlichkeit zum Ersatz der Kriegsschäden, die der eine oder der andere Mitstand erlitten habe. Auch in dem Fall, wo einzelne deutsche Rechsstände, die gerade an der Grenze der feindlichen Macht liegen, einen Theil ihrer Länder in dem künftigen Friedensschlusse den Franzosen überlassen müssen, finde keine Entschädigung statt, weil sie diese Gefahr, bey ihrer Einwilligung zum Kriege (stillschweigend) auf sich genommen hätten. Wenn aber auch in diesem Fall eine Verbindlichkeit zur Schadloshaltung denkbar sey, so könne doch solche nie einzelne Staatsmitglieder treffen; sondern müsse, nach dem Grundsatze: „der für *alle* gelitten hat, muss von *allen* schadlos gehalten werden" auf alle und jede Reichsstände übergehen. Es sey daher eine schreyende Ungerechtigkeit, den geistlichen Ständen allein jene Verbindlichkeit aufzubürden, und sie allein zum Opfer für andere zu machen. Man glaube zwar, im gegenwärtigen Fall, wo der so sehr gewünschte Friede eine Aufopferung an Landen und Leuten für die französische Republik nothwendig mache, sey es doch besser, dass einige deutsche Bischöfe, als gewesene Domherren, von ihren geistlichen Fürstenthronen, zu welchen sie ohnehin zufällig erhoben worden, wieder herabsteigen und zu ihrem ehemaligen Privatleben zurückkehren, als dass ein uraltes erlauchtes Erbfürstenhaus von seiner, seit Jahrhunderten erworbenen Fürstenwürde verdrängt werde. Allein dieser Grund verdiene keine Rücksicht, weil der, durch das Loos der Wahl zum geistlichen Fürstenthum gekommene, Bischof dasselbe unverletzbare Recht auf seine Lande habe, als der Erstgeborne einer Fürstenfamilie auf seine Landeshoheit und Reichsstandschaft immer haben mag. Der Vf. preist hierauf die Unterthanen der geistlichen Staaten vorzüglich glücklich, und erklärt es für eine widerrechtliche Härte, sie, wider ihren Willen, einem fremden Scepter zu unterwerfen; sie zu Anerkennung anderer Gesetze, anderer Abgaben und Steuern, eines drückenden Militärsystems zu zwingen, und ihnen die Huldigung eines Landesherrn, der einer andern Religion zugethan sey, aufzudringen.

Zu Begründung des bekannten Sprichworts: *dass unter dem Krumstab gut wohnen seyn;* werden die Vorzüge angeführet, wodurch sich die Regierung der geistlichen, minder mächtigen, Fürsten vor der Regierung der Weltlichen auszeichnet. „Ihr reiferes Alter, heisst es S. 51. ff. schützt die Unterthanen vor den Ausbrüchen wilder Leidenschaften; Sie haben keine Macht *Böses* zu thun, wohl aber das *Gute* im vollem Maasse zu wirken; das Ansehen der Reichsgerichte wird von den geistlichen Wahlfürsten in seiner ganzen Vollkommenheit anerkannt; ihre Regierung wird durch Landstände oder durch die Rechte der Domkapitel eingeschränket; es stehet nicht in ihrer Gewalt, ihre Länder durch willkürliche Auflagen zu drücken, Grundstücke zu veräussern, Bündnisse mit auswärtigen Mächten auf Kosten der Unterthanen zu schliessen; das Blut ihrer Unterthanen zu verkaufen, und den Säugling in der Wiege zum Soldaten einzuweihen." Etwas zu dreist scheint uns auch die Behauptung S. 56., „dass die Aufklärung und Bildung des eigentlichen Volks in den geistlichen Wahlstaaten weit grössere Fortschritte gemacht habe, als in vielen andern weltlichen Staaten." Wenn anders die Grundlage der Aufklärung in der Ausrottung der Vorurtheile und des Aberglaubens besteht; so dürfte doch wohl das Landvolk der geistlichen Staaten, welches z. B. noch jetzt in sitten- und zeitverderblichen Wallfahrten und in andern zweckwidrigen und abergläubischen Handlungen seine Glückseligkeit sucht, in der *wahren* Aufklärung noch weit zurückstehen. Eben so wenig gehören auch die, zum Besten des Landmannes angelegten, Wildzäune und die Verminderung des Wildprets zu den ausschliesslichen Vorzügen der geistlichen Fürsten; sie sind, wie aus öffentlichen Schriften bekannt ist, schon weit früher in weltlichen Staaten getroffen worden. In der Folge geht der Vf. zu den politischen Gründen gegen das Secularisationsproject über. Nach seiner Meynung würden die Secularisationen eine Vernichtung der kaiserlichen constitutionellen Gewalt und mithin den Untergang der ganzen bisherigen Verfassung des deutschen Reichs nach sich ziehen; sie würden in eine fürchterliche Aristokratie der Machthaber der grössern Reichsbezirke ausarten. Die geistlichen Wahlfürsten, sagt der Vf. sind, durch die Anhänglichkeit an den kaiserlichen Hof, von jeher die Schutzwehre (?) desselben gegen die Eifersucht und Verbindungen der demselben gefährlichsten und mächtigsten Erbfürsten gewesen. Hebt man die Hochstifter auf, und schafft sie in weltliche Staaten um; so fällt gewiss der bey weitem grössere Theil den *protestantischen* Erbfürsten zu. Diese bekommen alsdann das Uebergewicht im Reiche, welches sie nicht anders als mittelst Herabsetzung der kaiserlichen Gewalt benutzen würden. Die nöthigen Bemerkungen hierüber werden sich jedem unbefangenen Leser von selbst aufdringen. Nicht weniger auffallend sind die politischen Weissagungen von der Vernichtung der übrigen weltlichen Erbstaaten, als Folgen der Secularisation etc. „Wenn die Titel nicht mehr ehrwürdig und „heilig sind (heisst es S. 81.) auf welchen die Rechte der Wahl„fürsten beruhen, glaubt Ihr, Ihr Erbfürsten, dass eure Für„stenhüte unerschüttert auf euern Häuptern bleiben werden? — „Der nämliche Ehrgeitz und die Habsucht, deren Opfer die „geistlichen Wahlfürsten werden sollen, ist auch die Quelle des „Unterganges für die weltlichen Erbfürsten. Wo *einmal* Ge„walt für Recht gilt, wo das verschlingende Princip der Ueber„macht, nur einmal öffentlich anerkannt und befolget worden, „da müsste eine Art von politischem Wunder eintreten, wenn „nicht mehreremale dieses Princip geltend gemacht werden „sollte. — So wird sich dann früher oder später das Unrecht „selbst rächen an denjenigen, welche es an den geistlichen „Staaten zuerst ausübten. Aus der Beute, welche man an den „deutschen Wahlstaaten gemacht hat, werden neue Kriege sich „entspinnen, und die erste Theilung Deutschlands, wird, nach „wiederholten Greuel-Scenen, die zweyte nach sich ziehen" etc. Er sucht ferner begreiflich zu machen, dass von der Ausführbarkeit der Secularisationen des Westphälischen Friedens auf die gegenwärtigen Zeiten platterdings kein Schluss gemacht werden könne. Bey jener habe die Reichsverfassung erhalten werden können; bey der gegenwärtigen würde sie aber nothwendig zu Grunde gehen müssen. Zuletzt werden über die politischen Verhältnisse Oesterreichs, Englands, Preussens, Russlands, der protestantischen deutschen Höfe und Frankreichs, kurze Betrachtungen angestellt, und daraus das Resultat gezogen, dass das wahre Interesse derselben nicht die Zerstöhrung der geistlichen Wahlstaaten und mit ihr der gesammten Reichsverfassung, sondern die Erhaltung derselben seyn könne. — Wir enthalten uns alles Urtheils über eine so vielseitige Sache, von der hier offenbar wenigstens nicht alle Seiten in Betrachtung gezogen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akad. Buchh.: *Bemerkungen über das Nervenfieber und seine Complicationen in den Jahren 1796, 1797 und 1798, von D. Christ. Wilh. Hufeland*, Prof. der Medic. in Jena. 1799. 199 S. 8.

Der verdienstvolle Vf. will in diesen Bogen die Geschäfte und den Geist des klinischen Instituts zu Jena bey der Behandlung dieses Nervenfiebers darstellen; angehenden Aerzten richtige Ansichten und Grundsätze der Behandlung dieser jetzt so allgemeinen Krankheit oder vielmehr herrschenden Krankheitscharakters mittheilen und endlich die so wichtige Lehre von den Complicationen derselben, die durch den Brownianism so ganz entstellt ist, mehr ins Licht stellen. Diese dreyfache Absicht hat er, nach des Rec. Urtheil, vollkommen erreicht, wie der Leser aus dieser gedrängten Anzeige selbst sehen wird.

Der stehende Krankheitscharakter lässt sich schlechterdings nur aus der Atmosphäre und einem ihn unterhaltenden fehlerhaften Zustand derselben ableiten: ja es ist sehr möglich, dass die Krankheit der organischen Natur und die Krankheit der Atmosphäre Coeffecte ein und der nämlichen Ursache oder Influenz sind. (*Schäffer* sagte vor 18 Jahren schon über diesen Gegenstand dasselbe mit folgenden Worten: „In Absicht derjenigen Ursache, welche „allgemeine Krankheiten und Constitutionen bewirkt, „ist zu vermuthen, dass es ausser dem Körper eine „gewisse Kraft giebt, welche die Luft schwerer und „leichter, das Quecksilber steigen und fallen macht, „welche ununterbrochen auf Pflanzen und Thiere „wirkt, das Wachsthum und die Fruchtbarkeit jener „und die Gesundheit dieser bald beschleuniget und „begünstiget, bald verhindert und untergräbt, wel„che Constitutionen zu Krankheiten und Epidemieen „verursachet, plötzliche Todesfälle ohne Entdeckung „einer körperlichen Ursache u. s. w. bewirket;" s. dessen *Versuche aus der theor. Arzneyk. Vers.* 1. S. 126. und *Vers.* 2. S. 65.) Hierauf gründe sich auch die wichtige praktische Folge, dass es eben so gut herrschende Heilmethoden geben müsse: bald eine Reihe von Jahren hindurch eine antiphlogistische, bald eine reizende und stärkende, ein andersmal eine gastrische. In der Gegend von Jena und fast in ganz Deutschland sey seit zwey Jahren der *nervose* Charakter der stehende oder herrschende. Dieses Nervenfieber charakterisirten folgende drey Hauptmomente: 1) Affection des Sensoriums und Nervensystems; 2) Widersprechende Symptome; 3) Veränderlichkeit der Hauptsymptome des Pulses, Urins, der Respiration. *Erregte und verminderte Empfindlichkeit* zeichneten sich deutlich aus, und hatten einen wichtigen Einfluss auf die Behandlung. Catarrhalisch-rheumatische Schmerzen begleiteten gewöhnlich diese Epidemie. Die Dauer war lange, oft sechs bis acht Wochen; die Prognose äusserst zweifelhaft. Die Cur erfoderte drey Rücksichten: *Behandlung des Nervenfiebers an und für sich; Behandlung der Symptome; Behandlung der Complicationen.* Die Grundursache bestand in *Schwäche*, welche mit erhöheter oder verminderter Reizfähigkeit verbunden war. Im ersten Fall mussten die sanftesten Reizmittel als Spirit. Minder. rad. Valerian. Seneg. Vin. Huxh. etc., im zweyten hingegen die kräftigsten und flüchtigsten, als die Schlangenwurzel, *Castor. Varill.* Wein, *Liq.* C. C. per saturationem par. Camphor. Ol. Cajep. Moschus, Opium, Naphth. Phosphorus etc. anhaltend und in steigenden Gaben angewandt werden. Folgende Vorschrift rettete einen schon beynahe aufgegebenen Kranken: ℞ *Pulv. rad. Serpentar. Virg.* ʒß. *Cort. Chinae* ℥j. *Infund. Vin. rhenan. opt.* ℔jß. *add. Camphor.* ℈j. *in Liq. anod. H. s. q. Solut. Moschi or. gr.* xv. *Laud. liq. Syd.* ʒß. *Syr. C. Aurant.* ℥j. *MS.* Alle zwey Stunden eine halbe bis ganze Tasse. — Bey erhöheter Reizfähigkeit bewirkte folgendes Mittel oft allein die ganze Cur. ℞ *Pulv. rad. Valerian. sylv.* ʒij. *Seneg.* ʒj. *ebull. c. font. aq.* ℥vj. *Coll. add. Spirit. Minder.* ℥ß. (Rec. giebt ihn in ähnlichen Fällen immer zu anderthalb bis zwey Unzen) *Vini Huxh. gtt.* LX. *Syr. C. Aurant.* ℥j. MS. Alle zwey Stunden zwey Esslöffel. Das Waschen mit Wein und Kampfer-Spiritus, Senfdecoct, Fuss- oder ganze Bäder von lauem Wasser und Milch oder etwas Wein mit aromatischen Kräutern, Sinapismen, Vesicatorien, passende Klystiere aus China, Valerian. Angelica etc. waren von vorzüglichem Erfolg. Unreinigkeiten in den ersten Wegen müssen, ehe man stärkt, vorzüglich durch Brechmittel ausgeleert werden: nur entscheidet die belegte Zunge hier nicht allein. Die besten Nahrungsmittel waren leichte, nicht fette Fleischbrühen mit einem Eydotter, Wurzelgemüse, Reis, Sago etc. — Die zweyte Rücksicht bey der Cur war auf die *Symptome* als Delirien, Krämpfe zu nehmen, besonders wo der Grad der Heftigkeit als bey profusen Blutausleerungen, Urinen, Schweissen, Diarrhöen, Brechen

chen etc. solches erheischte. Wir übergehen hier die angezeigten passenden Mittel gegen jede dieser nicht kritischen zu starken Ausleerungen und kommen nun auf die Behandlung der *Complicationen*, welche meisterhaft auseinander gesetzt ist und 1) *rheumatisch-katharrhalisch*, 2) *gastrisch*, 3) *entzündlich* und 4) *faulicht* war. In der *rheumatischen* liege immer ein seröser und reizender Krankheitsstoff zum Grunde, der vorzüglich durch *rad. Seneg. Stip. dulcam.*, Schwefel, Antimonialia, Extract. Hyoscyam. Aconit. Camphor. Opium, Spirit. Minder. Guajac., laue Bäder, besonders durch Blasenpflaster nach und nach beseitiget werden müsse. Bey der *gastrischen* Complication soll man ungescheuet passende Brech- und abführende Mittel reichen, wenn solche angezeigt sind. Ipecacuanh. mit ein Paar Gran Castor. wirke als ein gutes Brechmittel, so wie Chinatrank mit Salmiak und Tamarinden, Rhabarber etc. ohne zu schwächen durch den Stuhl ausleeren. Einige interessante hier erzählte Krankengeschichten erörtern das Gesagte anschaulich. Die *entzündliche* Complication war die seltenste und erheischte örtliche oder allgemeine Aderlasse, antiphlogistische mit Stärkungsmittel zu verbinden und die erhitzenden Reizmittel einzuschränken. Die *krampfhafte* oder *scheinbare Entzündung* musste anders als die *wahre active* (erhöhete Lebensthätigkeit der Gefäfse) und diese wieder anders als die *passive Localentzündung* (Mangel an Lebensthätigkeit der Gefäfse) behandelt werden. In der ersten oder krampfhaften Entzündung half Opium, Valeriana, Hyoscyam. Moschus, oft Brechmittel, Klystiere, Vesicator. etc. in der zweyten nützen örtliche Blutausleerungen durch Blutigel, Schröpfköpfe, ja selbst ein Aderlass am Arm, ehe man zum Gebrauch der Valerian. Fl. Arnic. Seneg. Einreibungen mit Salmiak, Inhalationen, Blasenpflastern etc. schreiten konnte. Im dritten Fall der *passiven* Entzündung nämlich schadet alles, was schwächt und erhitzende Excitantia und Roborantia, die stärksten Gaben von Wein, Kampfer, Moschus, Serpent. mit China, Vesicat. Sinapium etc. halfen. (Diese deutlich auseinander gesetzten und in der Natur gegründete Distinctionen der Entzündungen gefielen Rec. vorzüglich wohl.) 4) Die *faulichte* Complication bestand in der Annäherung zur Entmischung und Auflösung der organischen Materie oder zur chemischen Faulnifs, in so weit dieselbe im Lebenden möglich ist. Hier war außer den Excitant. und Roborant. die Anwendung der Kalte, der Mineralsäuern, Terr. Japonic. Cort. Querc. Rad. Torment. Bistort. innerlich und äußerlich angezeigt. Das Ganze wird durch belehrende Krankengeschichten erläutert und bestätigt. Rec. kann diese interessante und beynahe vollendete Abhandlung über diesen Gegenstand nicht nur angehenden, sondern auch geübtern Praktikern um so nachdrücklicher empfehlen, da er während seiner 25jährigen Praxis unzähligemal diese Krankheit beobachtete, vieles darüber nachlas, selbst davon schrieb und sie dennoch mit grossem Nutzen und Frommen für die Zukunft aus der Hand legte.

Leipzig, b. Liebeskind: *Der Hausarzt, oder Anzeige der bewährtesten Hausmittel und Anweisung sie zur Verhütung oder Heilung der Krankheiten gehörig zu gebrauchen.* Ein Handbuch für Landgeistliche, Hausväter und andere Personen, die an Orten leben, wo kein Arzt ist. Herausgegeben von *Immanuel Stange.* 1797. 186 S. 8.

Es ist schon so viel über den Schaden, welchen Arzneyvolksbücher gewöhnlicher Art stiften können und auch wirklich stiften, sowohl in Büchern als in Recensionen gesagt und bewiesen worden, dass Rec. seine Klage darüber: dass auch dieser *Stangische Hausarzt* die Zahl dieser gefährlichen Bücher vermehrt, für überflüssig hält; er glaubt es sey nun Sache der Landespolizeyen, dem gefährlichen Einfluss, den solche Volksbücher auf das Leben und die Gesundheit der unwissenden, sehr zahlreichen und nützlichen Menschenclasse, die Rath und Zuflucht bey ihnen sucht, eben so willig und thätig entgegen zu arbeiten, als sie den Nachtheil zu hemmen suchen, welchen das Lesen der jetzt sogenannten Revolutionsschriften auf den Glauben, die Treue und den Gehorsam dieser Classe haben kann. Die Zahl der schädlichen Volksarzneybücher vermehrt sich mit jeder Messe, und dieser Beweis, dass sie gebraucht werden, sollte allerdings gültig und mächtig genug seyn, die Polizeyen dahin zu vermögen, dass sie die Strenge der Censuren auch auf diese gefährlichen Volksschriften ausdehnen. Um zu beweisen, dass dieser *Stangische* Hausarzt von einem Censor, der das Volk und die Arzneykunde gehörig kennt und dem das Wesen und die Grenzen der Volksarzneykunde genau bekannt sind, das *Imprimatur* nicht erhalten haben würde, werden folgende Stellen daraus schon hinreichen: S. 50. „Die Alantwurzel schmeckt bitter, schleimig und gewürzhaft „und ist ebenfalls ein sehr gutes Mittel bey starkem „Husten und beym Ausbleiben der Monatszeit von „Verschleimung der Säfte, weil sie den Schleim gut „auflöst. Sie wird im Frühjahr und Herbst gesammelt. Man schneidet sie klar, nimmt davon ohngefähr ein Loth auf ein Maass Wasser, oder wenn „der Kranke matt und der Husten nicht stark ist, „Bier, läfst sie eine Zeitlang kochen, seihet die Brühe „durch, mischt etwas Honig darunter, und trinkt „Tassenweise davon. Man kocht frische Wurzel zu „Brey, vermischt sie mit ungesalzener Butter und „braucht sie äusserlich und innerlich gegen die Krätze." S. 65. „Die Knospen der Fichte enthalten ein balsamisches Harz, das sich in vielen hartnäckigen „Krankheiten sehr wirksam gezeigt hat. Dahin gehört besonders der Scharbock, alter eingewurzelter „Husten, Schleimschwindsucht, Schlaffheit des Körpers, Wassersucht, zurückgehaltene Monatsreinigung aus Verschleimung der Säfte u. s. w. Man „sammelt diese Knospen, nimmt ohngefähr eine Hand „voll, übergiesst sie mit einer Kanne heissen Wasser „und trinkt diese Portion des Morgens nach und „nach, wenn der Trank kühl geworden ist." S. 76. „Kindern gebe man nie Rhabarber, die besten Ab-

„füh-

„führungsmittel für Kinder sind: Manna mit einem „Loth Weinsteinrahm oder Pflaumenbrühe mit einem „Loth Bitterfalz." S. 117. „Nur wenig von einem „starken Durchfall dem Ansehn nach verschieden ist „die Ruhr. Sie wird aber dadurch kenntlich, dass „sie gewöhnlich gegen das Ende des Sommers kömmt „und viele Menschen zugleich befällt. — — Die „Rhabarber ist bey dieser Krankheit eins der besten „Abführungsmittel, man nimmt daher sobald als „möglich ein halb Quentchen geröstete Rhabarber. — „— — Nach dem Gebrauch vorhergehender abführenden Mittel kann eins oder das andere von nachstehenden Mitteln gebraucht werden. Rother Steinbrech gepülvert, zwey Quentchen in einem weichen „Ey oder Wein. — Wegebreitsaft, Natterwurz in „Wein gekocht, Schaafgarbe und Wegebreit in Wein „gekocht. Oder: Man nimmt den Schwamm, den „man an der äussern Rinde der Eibischbeerbäume „oft findet, reibt ihn zu Pulver und mischt einen „Esslöffel voll davon mit so viel reinem Honig und „ungesalzener Butter, dass das ganze Gemische nur „einen gehäuften Esslöffel voll macht, und nimmt „es gewärmt täglich ein- oder zweymal!!!"

Leiden, b. Meerburg: *J. van Heekeren* M. D. *de osteogenesi praeternaturali.* Cum Tabula aenea. 1797. 125 S. 4. (2 Rthl. 6 gr.)

Diese wohlgerathene Schrift bezieht sich nicht, wie man vielleicht aus dem Titel schliessen könnte, auf *einen* Fall einer widernatürlichen Knochenerzeugung allein; sondern es wird darin von solchen Erzeugungen an den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers überhaupt gehandelt. Die Bemerkung, dass die zu Leiden herauskommenden Dissertationen meistens einen vorzüglichen Werth behaupten, findet Rec. auch durch diese vorliegende Schrift bestätiget. Ein Auszug derselben würde um so weniger hier passlich seyn, da sie auch in Deutschland allgemein in den Buchhandel gekommen ist, so dass jeder Wissbegierige sie selbst leicht erhalten kann. Rec. begnügt sich daher, den allgemeinen Plan der Schrift nebst einigen wichtigeren Bemerkungen des Vfs. kurz anzuzeigen. Nachdem der Vf. nämlich eine gedrängte Darstellung der Physiologie der Knochen gegeben hat, wobey er vorzüglich auf die Organisation und Lebenskraft dieser anscheinend so wenig oder gar nicht belebten Theile aufmerksam zu machen sucht, und zumal die Absonderung und Ernährung derselben etwas näher beleuchtet, geht er zur widernatürlich vermehrten Knochenerzeugung über. Die Verschiedenheit sowohl der Natur als Starke des widernatürlichen Reizes bewirke, dass oft die Knochen nur schwerer werden, ohne am Umfange zuzunehmen, oft aber auch beides zugleich statt finde. Eben daher lasse sich die verschiedene Beschaffenheit der Knochen bey gleichen Krankheiten erklären. Es komme nämlich dabey sehr auf die Krankheitsperiode an, in welcher der Mensch gestorben war, von dem das Knochenpräparat herrührt. Ganz im Anfange werde bey entzündlichem Zustande der Knochen leichter, weil dann die Saugadern vorzüglich gereizt seyen; nachher werden die Zwischenräume durch die ernährenden Gefässe mehr als gewöhnlich gefüllt u. s. w. An dem schwammigen Ende der Knochen entstehen eher Ulcerationen als Verhärtungen; wegen der grössern Menge von Saugadern. Der Vf. geht die verschiedenen Arten widernatürlicher Knochenerzeugungen an den Knochen selbst durch. Viel Gutes und Brauchbares sagt er vom Callus und den verschiedenen Ursachen, welche die Erzeugung desselben in zu grosser Menge bewirken; vorzüglich kommt hier Muskelwirkung in Betracht; daher komme es auch, dass aller Unförmlichkeit ungeachtet, sich doch bey geheilten Knochenbrüchen derselben Glieder eine gewisse Uebereinstimmung in der Gestalt des luxurirenden Callus finden lasse. An den platten Knochen fehle es gewöhnlich an Knochenmasse zur Heilung der Wunden; dies komme von der geringeren Menge der Gefässe und dem abweichenden innern Bau derselben her. Die verschiedenen Ursachen sowohl der vermehrten als verminderten Knochenerzeugung werden einzeln durchgegangen. Hierauf handelt der Vf. von widernatürlichen Verknöcherungen knorpeliger und ligamentoser Theile, und geht dieselben am Kehlkopfe, an dem Brustbein, an den Rippenknorpeln, an den Knorpelscheiben zwischen den Rückgrathwirbeln und am Becken einzeln durch. Er zeigt jedesmal zuerst das Historische, dann die Art, wie die Verknöcherung geschieht und endlich den daraus auf mancherley Weise entspringenden Nachtheil an. Von den Knorpeln geht der Vf. zu den hautigen Theilen über, und zeigt wie an der *dura* und *pia mater*, ja selbst in der Hirnmasse Verknöcherungen entstehen können; wobey er, wie überhaupt, auf manche Beyspiele aus Schriftstellern hinweist. Auch die Verknöcherungen in den Arterienhäuten geht er durch; er fand dass sie zwischen der Zell- und Muskelhaut ihren Platz hatten, an der letzten aber fester ansassen. Ausser den Beyspielen aus Schriftstellern und aus den zu Leiden vorhandenen rühmlichst bekannten pathologischen Sammlungen, führt er auch hie und da eigene Fälle von Leichenöffnungen an. Noch am Ende der Schrift wird von der Leichenöffnung einer Frau gesprochen, woran sich beträchtliche Verknöcherungen des Herzens und der grossen Arterien fanden, wovon einige inwendig noch weiche breiartigerdige Masse enthielten. Eine von den Verknöcherungen eben dieser Frau prüfte der Vf. in Rücksicht des Verhaltens gegen andere Knochensubstanz von einem natürlichen Knochen, und fand das Verhalten ganz analog. Die beygefügte Kupfertafel enthält verschiedene Ansichten eines Präparates aus des verdienten Brugman's Sammlung: es ist nämlich ein durch viele ausgetretene, sonderbar gebildete Knochensubstanz wieder vereinigter Bruch des Halses am Oberschenkel, an dem durch das Zusammenziehen der Muskeln verschiedene Leisten, Höcker und Spitzen entstanden sind, welche der Vf. alle auf ihre verursachenden Muskeln zurückführt.

Die Kupfer ſind ziemlich kräftig und belehrend; es würde aber beſſer geweſen ſeyn, die Figuren anſtatt einer groſsen Foliotafel auf mehrere Tafeln zu vertheilen, um das vielfache Einſchlagen der Abdrücke beym Einbinden zu verhüten, welches denſelben ſo leicht nachtheilig wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Sammlung von Beurtheilungen einiger bayerſchen politiſchen Druckſchriften.* Von einem Zuſchauer auf dem Lande. 1797. 202 S. 8.

Unter dieſem nicht beſtimmt genug ausgedrückten Titel, (denn die hier abgehandelten Gegenſtände betreffen nicht die *Politik*, ſondern die innere Staatswirthſchaft, oder auch die Landespolizey,) findet man: 1) eine Abhandlung über den Ungrund der 1794. zu München bey Lentner erſchienenen Druckſchrift des Lt. A. H. über die anwendbarſten Grundſätze bey Cultursprozeſſen und Theilungen der Gemeinheiten, vom Lt. H. A. — 2) Ein Paar Worte über die Druckſchrift: über das Bierbraurecht in Bayern, von Franz Xav. von Moshamm etc. von einem Akademiker. 3) Freundſchaftliche Erinnerung an die Herren Fleiſchhacker in München über ihre Druckſchrift: Urſachen der gegenwärtigen Fleiſchtheurung etc. 1796., von einem Landmetzger. In eine nähere Erörterung dieſer meiſt localen Controverſen, wozu die angeführte Sammlung manche ſcharfſinnige Urtheile enthält, können wir uns hier nicht einlaſſen. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Riflessioni medico-pratiche sull' uſo interno del Fosforo, particolarmente nell' Emiplegia.* Anno IV. repubblicano (1798.) 46 S. 8. Die Beobachtung, welche den Hauptinhalt dieſes, von Hn. *Brera* abgefaſsten Aufſatzes ausmacht, iſt zwar nicht ſo glücklich ausgefallen, daſs ſie andere Aerzte veranlaſſen könnte, kliniſche Verſuche mit dem Mittel, deſſen ſich der Vf. bedient hat, anzuſtellen; aber dennoch iſt ſie in manchem Betracht lehrreich, und ſie verdient daher hier kürzlich wiederholt zu werden. Die Patientin, eine 26jährige, ſeit mehrern Jahren verheyrathete Frau, bekam im November 1797. (im dritten Monate nach der glücklichen Entbindung von einem, wie es ſcheint, geſunden Kinde,) ein anhaltendes Fieber, und als dieſes nachgelaſſen hatte, einige andere Zufalle, zu welchen ſich im December eine Lahmung des linken Arms geſellte, die ſich, einiger angewendeten Mittel ungeachtet, nach und nach verſchlimmerte und weiter auf der linken Seite ausbreitete, ſo daſs die Patientin auch den linken Fuſs nicht mehr zu bewegen im Stande war. Hr. *B.* der ſie jetzt erſt (im Januar 1798.) unter ſeine Aufſicht bekam, verordnete ihr den Gebrauch verſchiedener wirkſamer Arzneyen, und behandelte ſie ſpaterhin, da einige Umſtände anzeigten, daſs ſie vor nicht gar langer Zeit veneriſch geweſen war, zugleich auch mit Calomel und andern Queckſilbermitteln; allein dieſe Heilmethoden ſchlugen ſo wenig an, daſs man nach einiger Zeit, zumal in Rückſicht auf die Lähmung, gar keine Beſſerung bemerkte, und der Vf. genöthigt war, einige andere Arzneyen zu verſuchen. Er entſchloſs ſich daher, den Harnphoſphor, deſſen innerlichen Gebrauch in Fällen dieſer Art mehrere, beſonders deutſche Aerzte, ſehr empfohlen haben, anzuwenden; er verſchrieb ſeiner Patientin folgende Miſchung:

℞ Phoſphori, grana duo, extingue exacte in ſ. q. Mucilag. g. arabici, olei olivarum et vitelli ovorum; hinc divide in quatuor partes aequales, et unicuique doſi adde Aquae Cinnamomi, uncias tres,

und lieſs davon alle zwey Stunden eine halbe Doſe einnehmen, ſo daſs folglich auf einmal nur ¼ Gran Phoſphor in den Körper der Kranken kam. Sie hatte kaum die Hälfte dieſer Miſchung zu ſich genommen, als ſich die Umſtände ſo zu verändern anfingen, daſs man berechtigt war, einen glücklichen Erfolg zu erwarten: denn die Lähmung verlor ſich, beſonders im linken Fuſse, nach und nach immer mehr, die Patientin konnte, ohne einer Stütze zu bedürfen, ziemlich lange in der Stube herumgehen, und im linken Arme ſpürte ſie eine gewiſſe Empfindung, die ſonſt in ähnlichen Fällen faſt immer von guter Vorbedeutung zu ſeyn pflegt. Hr. *B.* glaubte alſo, das rechte Mittel zur Hebung dieſer hartnäckigen Krankheit getroffen zu haben, und er war entſchloſſen, noch einige Doſen davon zubereiten zu laſſen; aber die Patientin ſagte ihm, daſs ihr dieſes Tränkchen gar nicht wohl bekäme, daſs ſie eine höchſt unangenehme Schwere im Magen fuhle, und daſs ihr uberhaupt daſſelbe ſo zuwider ſey, daſs ſie ſich nicht entſchlieſsen könnte, den Gebrauch deſſelben länger fortzuſetzen; er ſah ſich alſo genöthigt, dieſen Vorſtellungen nachzugeben, und er nahm wieder zu den vorher gebrauchten Mitteln, beſonders zur flüchtigen Salbe, die mit etwas Kampfer und Cantharidentinktur verſetzt worden war, und womit er die gelähmten Theile öfters zu reiben verordnete, ſeine Zuflucht und lieſs endlich noch zwey Gran Phoſphor in einigen Klyſtieren beybringen. Allein die Patientin ward, ungeachtet der vortheilhaften Veränderung, die die erſten Doſen des Phoſphors bewirkt hatten, dennoch von Tage zu Tage ſchwächer, ſie klagte über ſchmerzhafte Empfindungen im ganzen Körper, über Schlafloſigkeit und über ſtarke Neigung zum Brechen, ſie kam zuletzt ganz von Kräften und ſtarb am 21ten März, nachdem ſie vorher ſich mehreremale ſtark gebrochen und heftige, gleichſam brennende Schmerzen an der ganzen innern Fläche des Körpers, beſonders im Unterleibe, empfunden hatte. — Dies iſt die kurze Geſchichte des Uebels dieſer Patientin, deren Tod Hr. *B.* dem innerlichen Gebrauche des Phoſphors zuſchreibt; er meynt, die einzelnen Theilchen dieſes Mittels hätten ſich, ungeachtet ſie in der verſchriebenen Miſchung ungemein zertrennt und mit andern Dingen aufs innigſte verbunden geweſen wären, dennoch im Körper der Kranken nach und nach wieder zuſammen begeben, ſie ſeyen dann langſam verbrannt und hätten ſo die höchſt ſchmerzhaften Empfindungen im Magen und Darmkanale und zuletzt den Tod ſelbſt verurſacht; er bemüht ſich, dieſes Urtheil durch die Beobachungen, die bey der Oeffnung des Leichnams dieſer Perſon gemacht worden ſind, und durch andere Gründe wider die Einwendungen, die vielleicht dagegen vorgebracht werden könnten, zu rechtfertigen und erzählt am Schluſſe noch einige mit Hunden, welchen Phoſphor eingegeben worden war, angeſtellte Verſuche, die, wie er verſichert, unglücklich abgelaufen ſind und ſeine Meynung, über die tödlichen Wirkungen des Phoſphors bey jener Patientin, aufs vollkommſte beſtätigen. Die Anmerkungen, die der Vf. über dieſe und andere ähnliche Fälle an verſchiedenen Stellen ſeiner Schrift macht, übergehen wir mit Stillſchweigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) Berlin, b. Unger: *Charakteristik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preussen.* 1798. *Erster Theil.* 475 S. *Zweyter Th.* 369 S. *Dritter Th.* 327 S. 8.

2) Breslau, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten*, von *Christian Garve.* 1798. *Erster Theil.* 345 S. *Zweyter Theil.* 306 S. 8.

Einen Reichthum von Anekdoten über einen grofsen Mann, wie diese Charakteristik Friedrich's des Zweyten enthält, zu einer Zeit sammeln, wo es noch möglich ist, den Quellen derselben nachzuforschen, und sie einer vielseitigen Kritik zu unterwerfen, ist ein Geschäft, wofür die Nachwelt eben so dankbar seyn wird, als es einem Bedürfnisse des Herzens und Geistes bey der Mitwelt entgegenkommt. Aber dagegen kann man die Foderungen an den Fleifs und den Scharfsinn des Sammlers nicht hoch genug treiben. Mit Sinn für die Merkwürdigkeit einzelner Züge, mit Anspruchslosigkeit in der Aufzeichnung und Zusammenstellung derselben hat der Herausgeber dieser Charakteristik (Dr. *Stein*, Verfasser eines Handbuchs der Geschichte des preufsischen Staats) ohne Zweifel seine Arbeit vollführt; aber desto mehr wünscht man auch, dafs er dem ersten Erfodernisse genug gethan, nämlich seine Quellen für jeden Zug, jede Erzählung sorgfältig angegeben hätte. Durch einen Nachtrag könnte dieser Foderung noch jetzt Genüge geleistet werden. Es wird um so nothwendiger seyn, da gegen die völlige Aechtheit mancher Anekdote sich Zweifel wiederholt aufdrängen, vorzüglich wenn lange Unterredungen aufgezeichnet sind, die zwischen einzelnen Menschen, bisweilen an einsamen Oertern, vorfielen. Eine falsche Scham wäre es, wenn der Herausgeber nicht gestehen wollte, wo er mitunter die Quelle nicht hinlänglich gewürdigt hat.

Der ganze Reichthum der einzelnen Züge von Friedrich dem Zweyten ist unter zwey Hauptabtheilungen gebracht, wovon die erste körperlicher Charakter, die zweyte Gemüthscharakter des Königs überschrieben ist. Das Kapitel von den Vergnügungen Friedrich's hätte aber, gröfstentheils wenigstens, nicht zu jener gerechnet werden sollen. Was hat z. B. seine zärtliche Liebe zu seinen Windspielen mit seinem körperlichen Charakter zu schaffen? Auch andern Kapiteln der ersten Abtheilung könnte man denselben Vorwurf machen.

Da dieses Werk und die Fragmente des vortrefflichen *Garve* über Friedrich den Zweyten zu gleicher Zeit erschienen sind; so hat man zugleich Materialien und das Resultat derselben über den Charakter des grofsen Königs erhalten. Die Resultate des Philosophen mit einzelnen Abschnitten der Materialiensammlung zusammen zu halten, möchte daher ein Geschäft seyn, welches dem Zwecke dieser Blätter entspräche.

In seinen Betrachtungen über den sittlichen Charakter Friedrich's des Zweyten wirft *Garve* zuerst einen Blick auf die Neigung desselben zu den Vergnügungen der Tafel. „Er war lecker und gewählt, wenn ruhige Zeiten ihm erlaubten, in seinem Pallaste unter seinen Freunden zu leben; aber er afs schlecht, und war zufrieden, sobald es die Noth oder seine Pflicht erfoderte." S. 294. Th. I. eine Behauptung, welche durch Thatsachen hinlänglich belegt ist; aber weder sie, noch die folgende, dafs Feinheit der Zunge und Feinheit des Gefühls in Gegenständen der Einbildungskraft und der Sittlichkeit mit einander in Verbindung stehen, wogegen doch mehrere Erfahrungen streiten, versöhnen uns ganz mit dem Zuge, dafs der König den Küchenzettel für den folgenden Tag, wenn er Speisen enthielt, die er vorzüglich gern afs, nicht nur mehrmals mit Vergnügen ansah, sondern dann auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. s. *Charakt. I*, 11. Ganz wird man dagegen mit den Weltweisen darin übereinkommen, dafs sogenannte Jugendstreiche nie der vornehmste Zeitvertreib der Jugend Friedrich's waren, sondern vielmehr die Neigung zum Wissen und der Geschmack an Geistesarbeiten mit ihm geboren scheint. Sehr anziehend sind die Gedanken über Friedrich's Anhänglichkeit an seine Familie; so wie überhaupt *Garve* nie belehrender und liebenswürdiger ist, als wenn er die Empfindungen betrachtet, welche das gesellige Leben beseelen. „Ein ausgezeichnet guter Kopf, ein hervorragendes Genie wird immer aus dem Kreise seiner Familie, mit der er nicht mehr gleich denkt, und ähnlich empfindet, herauszuspringen suchen. Eben deswegen aber wird ihm der Genufs dieser stillern Freuden unbekannter; und diese Saiten des Herzens, weil sie seltener berührt werden, verlieren zuletzt ihren Ton." S. 310. Th. I. Wie wenig der Kreis, welchen er bey seinem Vater fand, für Friedrich anziehend war, ist allgemein bekannt; aber wiewohl auch späterhin man-

mancherley Ursachen ihn vom Genusse der Familienfreuden entfernten; so vernachlässigte er dennoch nie die Pflichten, welche die Familienverbindungen auflegen, sondern er fand auch innerhalb seines Hauses die Gegenstände seiner innigsten Verehrung und Zärtlichkeit. Der Weltweise verweilt hier, wie sich vermuthen liess, vorzüglich bey der Freundschaft des Königs für seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth. S. 316. „Diese Schwester besass sein ganzes Herz, wenn es sich irgend einem Menschen überliefert hat. Aehnliche Talente, Neigung zu Dichtkunst und Wissenschaften, ähnlicher Zwang in dem väterlichen Hause, fortgesetzte Mittheilung und wechselseitige Theilnahme aller Empfindungen, so wie aller Schicksale, alles hatte das in der frühen Jugend geknüpfte Band durch die stärksten Motive der Freundschaft befestigt. Es war eines seiner schwersten Schicksale, dass der Verlust dieser Schwester ihn mitten unter Unglücksfallen des Kriegs treffen muste. Mit ihr starb wirklich, wie mir es scheint, die Zärtlichkeit des Herzens im Könige ab. Er fand nie wieder eine Person, mit der er sich innig verband. Und wie war es möglich, da das Alter und selbst seine wachsende Grösse ihn immermehr von andern Menschen entfernte?" — Am Tage des Ueberfalls bey Hochkirchen erhielt er die Nachricht vom Tode der Markgräfin, und er sagte auch späterhin zu d'Alembert: dieser Augenblick ist der schrecklichste meines Lebens gewesen, und ich begreife immer noch nicht, wo ich die Stärke hergenommen habe, zwey so harten Schlägen, womit mich das Schicksal zugleich beugte, widerstehen zu können. *Charakter.* Th. I. S. 204. Mit Vergnügen findet man in diesem Werke auch die schönsten Züge über die Freundschaft gesammelt, welche Friedrich ausserhalb seiner Familie verschenkte. *Garve* hat über sie kein Fragment geliefert, so sehr auch diese dazu dient, den König in einem schönen Lichte zu zeigen, da er nur durchaus rechtschaffene und weise Männer mit ihr beehrte, welche er stets von solchen Lieblingen unterschied, die ihm bloss wegen ihres Witzes und ihrer Kenntnisse gefielen. Mylord Marschall behauptet unter jenen einen der ersten Plätze. Bey seiner Rückkehr nach seinem Vaterlande, sagte ihm der König mit Thränen: erinnern Sie sich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen sollte, dass Sie hier einen Freund haben, dem Sie stets fehlen werden, und dessen Klagen sie enden können, so bald Sie nur wollen! . . Gegen solche Freunde übte Friedrich gewiss nie den Despotism aus, mit welchem er die schönen Geister oft mitten unter den grösten Vertraulichkeiten niederdrückte, und wodurch seine Freundschaft so verdächtig geworden ist. Dieses Schloss, schreibt Mylord Marschall von seinem Aufenthalt in Sansouci, ist für mich eine Art von Kloster, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unser Pater Abt ist ein Mann, mit dem sich sehr gut leben lasst. Indess wenn ich in Spanien wäre, würde ich mich doch gewissenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquisition, als der Zauberey verdächtig anzuzeigen. Denn hätte er mich nicht bezaubert, würde ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne sehe, indess ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und sterben könnte?" — Trotz ähnlicher Aeusserungen von andern Freunden Friedrich's, trotz der regen Empfindsamkeit, die er häufig für sie verrieth, stimmen wir gern mit dem philosophischen Schriftsteller darin überein, dass die Anlagen seines Herzens nicht zur vollen Ausbildung gelangten. Auch scheint er nie im Stande gewesen zu seyn, bey seinen Freunden den Eindruck, dass er unumschränkter König sey, und die nachtheiligen Folgen, welche derselbe für die Freundschaft hatte, ganz zu vertilgen.

Mit Wohlgefallen verweilt sich der Philosoph bey Friedrich's Hang zur Fröhlichkeit. Mutter Natur gab ihm, neben dem Verstande grosse Dinge zu bedenken, den Witz, kleine zu belachen. Der glückliche Einfluss, welchen die Gabe seines Geistes, allem die rosenfarbene Seite abzugewinnen, auf seine Unternehmungen im Felde und im Cabinett hatte, ist hier von verschiedenen Seiten beleuchtet. „Die Natur hat den grossen Mann, indem sie ihn zur Ausführung schwerer Unternehmungen ausrüsten musste, zugleich mit solchen Gemüthsanlagen versehen, die in den Augenblicken der Ruhe, ihn der Freude und des Genusses des Lebens am meisten fähig machen, und auf diese Weise, schon bey seiner ersten Bildung, dem Verdienste eine Belohnung zugesellt." S. 336. 37. Doch gesteht der Vf. auch, dass der König durch sein Talent, seine Neigung zum Spott, in seinem Privatleben oft denen fürchterlich wurde, die als seine Unterthanen ihm ergeben, und als Gesellschafter mit ihm in Verbindung waren. Ein solcher Spott geziemte ihm um so weniger, da der Angegriffene sich mit gleichen Waffen muss wehren können, wenn man mit Ehre angreifen will. „Aber einem Könige ist in einem Kampfe des Witzes kein Gegner gleich; er ist immer unverwundbar, und doch im Stande, tödtliche Wunden beyzubringen." . . Der unwürdigsten Art des Königs zu spotten und witzig zu seyn, hat der Vf. hier nicht erwähnt. Sie bestand darin, dass er selbst in Staatsbefehlen witzig, und deshalb oft schief und beleidigend war, dass in Antworten, welche er als König gab, die unschuldigsten Individuen verspottet wurden, wenn etwa ihr Stand, z. B. der geistliche, oder ihr Name, wenn derselbe z. B. eine lateinische Endigung hatte, ihm nicht gefielen. Die *Charakteristik* enthalt in mehrern Abschnitten Belege für diese Art seines Spottes.

Besonders reichhaltig an verständigen Bemerkungen sind die Fragmente über den Regierungscharakter Friedrich's des Zweyten. Der König beharrte in den meisten Fällen hartnäckig bey Entscheidungen und Befehlen, selbst wenn er belehrt wurde, dass er nach unrichtigen Voraussetzungen seinen Willen bestimmt habe. Es giebt zwey Fälle, wo herrschenden Personen es nothwendig werden kann, auch

wahr-

wahrgenommene Ungerechtigkeiten und Irrthümer nicht sogleich zu verbessern, nämlich, wenn durch die Umänderung der Maasregeln die Meynung der Untergebenen von der Fähigkeit des Oberhauptes zu regieren zerstört würde, und zweytens bey solchen Geschäften, wo Abänderung selbst Verbesserung der ersten Entschlüsse unausbleiblich Zögerung und Verwirrung nach sich zieht. Der Feldherr findet sich vorzüglich in dem ersten Falle. Bey dem Könige waren die Züge des grofsen Feldherrn auch in seinem Regentencharakter herrschend. Weil die kriegerischen Geschäfte einen grofsen Theil seines Lebens ausgefüllt haben; so liegt darin die Entschuldigung seiner Beharrlichkeit bey einmal gefasten Entschlüssen gegen die bessere Einsicht ganzer Collegien und der ersten Staatsdiener, oft gegen seine eigene bessere Ueberzeugung. Gern wird man mit dem Weltweisen übereinstimmen, dass Friedrich, wenn er bey augenscheinlichen Unrichtigkeiten wider die Vorstellungen seiner Minister beharrte, entweder dieselben für so eingeschränkt ansah, dass sie durch die Festigkeit seines Urtheils in ihrem eigenen sich irre machen liefsen, oder sich für so weit über sie erhaben glaubte, dass er eben so wenig ihre Urtheile achten, als ihre Einsichten benutzen durfte. Viele Züge aus seinem Leben sprechen dafür, dass dies letzte gewöhnlich der Fall seyn mochte.

Die Betrachtungen des Weltweisen über die Regierung aus dem Cabinette, welche Friedrich wählte, geben das Resultat, dass die Concentrirung aller Geschäfte auf seine einsame Untersuchung und alleinige Entscheidung unter einem so grofsen König, als Friedrich, zwar mehr Gutes, als Uebles stifte, unter einem schwächern und weniger planmäfsig fleifsigen Fürsten aber durchaus Verwirrung mit sich bringe, und den besondern Nachtheil habe, dass die Macht aus den Händen der Ersten und Vornehmsten des Staats, denen sie gewissermafsen gebührte, in die Hände Geringerer, weniger bey dem Wohl der öffentlichen Sache interessirter, weniger durch die öffentliche Meynung in Schranken gehaltener Personen falle. Gegen dieses Resultat konnte man einwenden, dass in Monarchien, wo der Adel noch immer bedeutender Vorrechte geniefst, und der Regel nach, wider welche einzelne Ausnahmen nichts beweisen, allein Ansprüche auf die ersten Staatsämter hat, leichter ein Mann, für welchen mehr der Glanz seiner Familie, als Verdienst des Charakters und Geistes spricht, zum Range der Minister gelangen wird, als dass die Stellen der Cabinetsräthe an Männer vergeben würden, die sich an Denkart, Kenntnissen und Geist nicht auszeichnen. Wenn die Monarchie nur wohlgeordnet ist; so wird man selbst unter weniger grofsen Königen als Friedrich II war, ausgezeichnete Charaktere und Geister unter den Cabinetsräthen finden.

Scharfsinnig sind die Ursachen entwickelt, warum Friedrich bey der Aufführung fast aller grofsen Monumente seines Reichs und seiner Regierung die Personen, welchen sie anvertraut war, so sehr drängte, dass er ihnen oft nicht die zur dauerhaften Verfertigung nöthige Zeit liefs; ein Verfahren, welches um so fehlerhafter war, je mehr ein Regent für die Ewigkeit arbeiten soll, weil er zum Besten einer moralischen Person, die er für unsterblich ansehen muss, des Staats arbeitet. Die Betrachtungen über des Königs Meynung vom Werthe des Adels (Th. I. S. 184 bis 197.) stützen sich auf folgende Gedanken. Als erblicher Monarch musste er die Vorzüge der Geburt auch an andern hochachten; aber er hatte über dieselben sich auch als denkender Mann Begriffe gebildet. Darum sind seine Aeufserungen über den Werth des Adels sehr verschieden. Das einemal sprach er über denselben blofs als erblicher König, als erster Officier seiner Armee, als erster Adlicher seines Staats, das anderemal als Philosoph und Mensch. In einigen Fällen trieb er seine Unparteylichkeit so weit, dass er dem Adel Anlass zum Missvergnügen gab: in andern, und besonders bey der Armee, ging seine Vorliebe gegen die Geburt selbst bis zur Ungerechtigkeit gegen alte und treue Diener. Es ergab sich deutlich, dass seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht völlig entwickelt, und eben deswegen nicht völlig übereinstimmend waren. In der Verwaltung der Geschäfte handelte er nach folgender dunkeln Maxime. Das frühe Bewufstseyn eines unverlierbaren Vorzuges vor andern Menschen verleiht ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, und mit ihm eine gewisse Gabe zu regieren, zu befehlen und ungezwungen im Umgange zu seyn. Daher ist es nicht ein blofses Vorurtheil, wenn man bey der Armee, bey den ersten Stellen aller Regierungsdepartements, bey den Gesellschaftern der Souverains, die den Hof ausmachen, der Geburt einen Vorzug einräumt. — Dass Friedrich wirklich nach dieser dunkel empfundenen Maxime handelte, wird man gern einräumen; aber nicht so leicht billigen, dass *Garve* derselben seinen Beyfall schenkt. Wenn das Bewufstseyn eines angebornen Vorzugs eine oft nothwendige und heilsame Gabe zu repräsentiren verleiht; so würde daraus sich nichts weiter ergeben, als dass der Monarch hoffen dürfe, unter dem Adel am schnellsten Männer zu finden, die zu Stellen fähig sind, wo die Manier des Herrschers glücklich wirken kann; aber keineswegs kann daraus folgen, dass der Bürgerliche, der ein offenbares Talent zu repräsentiren neben allen übrigen nothwendigern Eigenschaften für die Bekleidung wichtiger Stellen sowohl im Militär als im Civil verräth, zu denselben nicht eben so leicht als der Edelmann gelangen dürfe, und noch weniger, dass er Edelleuten nachstehn müsse, die sichtbar die Gabe zu befehlen gar nicht besitzen. Wie wahr übrigens die Behauptung sey, dass Friedrich seine Begriffe über Vorzüge der Geburt nicht ganz entwickelt hatte, beweisen viele Züge, welche in der *Charakteristik* gesammelt sind, besonders Th. 2. S. 1—15. Aus ihr sehen wir zugleich, dass der König den Anregungen augenblicklicher Stimmung, welchen er öfters wider die Würde eines Herrschers folgte, sich

in Hinsicht auf Vorzüge der Geburt und die damit zusammenhängenden Maximen am häufigsten überliess, eben weil er nicht zu entschiedenen Begriffen über diesen Punct gelangt war.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Etwas für Politiker und Psyshologen.* 1795. 176 S. 8. (14 gr.)

Dieses Etwas besteht in vier Abhandlungen: 1) *Ueber den Adel.* (Eigentlich über die Rechtmässigkeit der Erblichkeit zweyer vorgeblichen Prärogativen des Adels: „des Rechts auf eine vorzügliche „Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft, und des „Vorrechts zur Verwaltung der vornehmsten Staats„ämter.") 2) *Aesthetische Bemerkungen über einige Ideen des Horazischen Briefes an die Pisonen.* 3) *Von dem Einflusse der Mode auf die Urtheile über das Schöne.* Der Vf. macht einen Unterschied zwischen der Geschmacklosigkeit, die sich wirklich von der Mode das Urtheil über das Schöne vorschreiben lässt, und zwischen der Nachgiebigkeit, womit man in der Wahl der Gegenstände, von denen man seinen Geschmack belustigen (?) lässt, der herrschenden Mode folgt, und behauptet nicht ohne Grund, dass die letzte zwar verzeihlicher sey, aber zur ersten hinführe. 4) *Ueber edle und grosse Handlungen.* Hier stellt uns der Vf. das ungeheure und unerhörte Ideal eines sittlich grossen Menschen auf, und meynt „dass der Adel einer Handlung dadurch erhöht werde, dass die Vernunft, um sie hervorzubringen, erst einen Kampf mit sinnlichen Trieben zu bestehen hat." Ist der Kampf schwer, so giebt dies grosse Handlungen. Edle Handlungen, (wenn man sich des Ausdrucks durchaus bedienen will,) sind aber nur Ausflüsse einer edlen Denkungsart, und diese fodert im Gegentheil eine Einigkeit des menschlichen Wesens, bey der der Kampf mit sinnlichen Trieben nicht mehr vorkommen, nicht einmal Narben hinterlassen haben darf. Nur der ist edel, der andern gut und gross zugleich zu handeln scheint, ohne es selbst zu ahnden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Göttingen*, b. Dietrich: *Grundriss akademischer Vorlesungen über die Aesthetik*, von *Friedr. Bouterwek*, Prof. der Philosophie. 1797. 23 S. 8. (2 gr.)

Ebend.: *Abriss akademischer Vorlesungen über die Philosophie der Schreibart in deutscher Prose*, von *Friedr. Bouterwek.* 1797. 16 S. 8. (1 gr.)

Diese Bogen sollen, nach der Aeusserung des Vfs., seinen Zuhörern zum Leitfaden dienen: andere Leser möchten zu dem Leitfaden erst wieder einen Leitfaden nöthig haben. Die Rubriken sind nicht zur Uebersicht methodisch geordnet, sondern hingeworfen, oft in blossen Fragen; und zwischen insularisch dastehenden Andeutungen und Namen sind Brücken von Gedankenstrichen geschlagen. Wo diese Aesthetik hinaus will, lässt sich nur ungefähr aus den grössern Abschnitten errathen. Sie ist eingetheilt in *Philosophie der ästhetischen Darstellung, Philosophie des ästhetischen Ausdrucks*, und *Philosophie der Kunstformen.* In der ersten findet man eine *Philosophie des Schönen, des Erhabenen und des Lächerlichen.* Der Abriss giebt nach einer philosophischen und historischen Einleitung eine *Philosophie der deutschen Sprache*, und eine *Philosophie des deutschen Stils.* Man sieht, es wimmelt von kleinen Philosophieen; sie schiessen dem Vf. wie Pilze unter den Händen auf: er ist glücklich zu schätzen, wenn ihm die Eine und untheilbare Philosophie dabey nicht verloren geht. Wenn sich der Sprachgebrauch, eine philosophische Theorie eine Philosophie zu nennen, auch rechtfertigen liesse; so ist doch eine Philosophie des *deutschen* Stils gerade wie eine Philosophie des Schumachens. Die Philosophie kann nur unbedingte Zwecke des Menschen ausführen lehren: Die Grammatik könnte also allerdings eine philosophische Wissenschaft seyn, weil sie es mit dem nothwendigen Werkzeuge der Gedanken zu thun hat; die Anwendung ihrer Grundsätze auf eine bestimmte Sprache ist offenbar philologisch. „Die schöne Kunst ist," nach S. 10. „nicht Einem, sondern zwey höchsten Gesetzen unterworfen." Zwey unumschränkte Monarchen in Einem Staat! Sie werden also hoffentlich höflich gegen einander seyn. „Sie heissen: „*Gesetz der Darstellung.* Sein Princip ist Einheit „und Eurythmie, bestimmt durch die besondere Natur jeder „Kunst. *Gesetz des Ausdrucks.* Sein Princip ist ästhetische „Wahrheit oder getreue, selbst in der Verschönerung fragmen„tarisch getreue Nachahmung der Natur." Da diese höchsten Gesetze wieder ihre Principien haben; so möchte man nun wohl wissen, aus welchen Gesetzen die Principien herfliessen. „Das Lächerliche ist," S. 9. „das *ästhetisch-Unvernunftige.* Wenn die Definition nur nicht zugleich Beyspiel ist, welches um so schlimmer wäre, wenn das Beywort *ästhetisch*, als eine *qualitas occulta* bezeichnend, nicht sonderlich beachtet würde. Ein Beyspiel der vielen Fragen mag folgende seyn: „Darf die Poesie *fluchen?*" Darf die Theorie so wunderlich fragen? Wenn der Vf. erst deutlicher macht, was er unter *Kunstformen* versteht; so wird sich erklären, oder wahrscheinlicher, leugnen lassen, dass die zeichnenden und plastischen Künste keine haben, wie er behauptet. Bey allem Streben nach Neuheit verräth sich Anhänglichkeit an alte Autoritäten, wenn die Heroide unter den *didaktischen Formen* aufgeführt wird. Am Schlusse der Aesthetik ein Anhang *von einigen Dichtungen, die keine Gedichte sind*, wohin auch der Roman gehören soll. Leider giebt es eine Menge Romane, die weder Gedichte noch Dichtungen *sind*: was sie aber seyn sollten, ist eine ganz andere Frage.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GESCHICHTE.

1) Berlin, b. Unger: *Charakteristik Friedrich's des Zweyten, Königs von Preussen etc.*

2) Breslau, b. Korn: *Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrich's des Zweyten*, von *Christian Garve* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

So wird man auch zu den übrigen Betrachtungen des Philosophen über den Regierungscharakter Friedrichs II, S. 196—291. hinlänglich Belege in der *Charakteristik* finden. Die Resultate von jenen bestehen in folgenden Meynungen und Gedanken. Das Volk und den gemeinen Soldaten sah Friedrich, als Regent und Feldherr, als die letzte Stütze seiner Macht an, und glaubte sie gewinnen zu müssen; auch hielt er es für eine nothwendige Pflicht, sich der Bauern als der hülflosesten Classe doppelt anzunehmen. Die Nachsicht und die mitleidige Fürsorge, die er für den Bauer hatte, und der Vorzug, den er dem Adel einräumte, standen beide mit einander im Verhältnisse, und flossen aus einer Quelle. Der Bauer war nur als Stand, der Edelmann als Individuum bey ihm angesehen. Jener Stand gab ihm seine Soldaten, dieser seine Officiere. Beide sah er zugleich als Werkzeuge und als Gegenstände seiner Regierung an; den Bürger rechnete er nur zu den letzten. Seine Thätigkeit in der Regierung war ununterbrochen, und konnte es seyn, da er Herr über seine Talente und seinen Willen war, eben so Herr über seine Zeit, und von einem glücklichen Gedächtnisse, das alle Verwirrung eines Zerstreuten entfernte. In der Wahl seiner Diener besafs er eine Divinationsgabe, welche die feinste Blume der Urtheilskraft ist; aber zu grofse Kühnheit, oft nur von einem einzigen Zuge auf den ganzen Menschen zu schliessen, verleitete sie mitunter zu Fehlgriffen. Sein Volk war zu unumschränkten Gehorsam gewöhnt, Friedrich hatte keine Reizung, seine Macht zu erweitern, indem er Formen verletzte. Was er von landständischen Rechten in seinen ererbten Staaten vorfand, ward von ihm heilig geachtet. Er bezweckte eine Reformation des ganzen Justizwesens; in einzelnen Fällen durchbrach er die Schranken desselben nicht. Herrschende Meynungen seiner Unterthanen hatte er nirgends, selbst nicht einmal in der Religion, zu besiegen. „Nur einmal liess er sich, bey der Streitigkeit über die Einführung des Berliner Gesangbuchs, verleiten, Duldsamkeit mit Spott zu verbinden; eine Mischung von Seiten des Regenten, welche dem Volke weher thut, als selbst die gegen seine Meynungen gerichtete Autorität." S. 234. So heilig Friedrich die Formen achtete, welche er noch vorfand, so gern zerbrach er die Fesseln der Formalitäten. Dem Hofceremoniel suchte er sich am schnellsten zu entziehen, als dem schädlichsten für einen thätigen Fürsten, wiewohl er bey Gelegenheiten, wo es durchaus nothwendig war, mit aller Würde zu repräsentiren wufste. Auch den Formalitäten, welche bey Verhandlungen mit fremden Mächten herrschen, wufste er viel von ihrer drückenden Weitläuftigkeit zu nehmen, indem er die beiden Hauptveranlassungen derselben, wenn auch nicht gänzlich aufhob, doch sehr schwächte. Er legte nämlich das Mistrauen gegen andere Höfe bis zu einem gewissen Grade ab, und suchte es zugleich bey ihnen zu vermindern: er führte seine Unterhandlungen in der Hauptsache selbst, und hielt seine Minister und Gesandten durch seine Aufsicht im Zaume. Nicht durch despotische Eingriffe in einzelnen Fällen, sondern durch die Wirkung des Beyspiels eines selbstdenkenden Fürsten auf die Richter, durch allgemeine Reformen befreyte er das Recht von den überflüssigen Formalitäten der Gerichtshöfe. Den Betrachtungen über Friedrich's Gleichgültigkeit gegen Satyren und Pasquille, deren Gegenstand seine Person und Regierung waren, dient zur Einleitung die Bemerkung, dass kein gefährlicherer Act des Despotismus, kein schlüpfrigerer Punct für jede Regierung, in Despotismus auszuarten, je gewesen, als die Bestrafung derjenigen Beleidigungen, welche die Ehre des Regenten angreifen, weil hier die strafbaren Verbrechen auf keine Weise genau definirt werden können. „Daher stellt Tacitus die Ausdehnung oder die Einschränkung der Liste der Vergehungen, die von den ersten römischen Kaisern unter die Majestätsverbrechen gerechnet wurden, als das Barometer von dem Grade der Freyheit oder der Knechtschaft vor, welche jeder Regierung eigen war." S. 281.

Im ersten Abschnitte des zweyten Theils der *Fragmente*, welcher den religiösen Charakter des Königs betrifft, finden wir das sehr wahre Resultat, dafs dieser mit seinem eigenen System in der Religion nicht völlig ins Reine gekommen war, wie auch mit seinen Maximen über Duldung und Verbesserung des Fehlerhaften in den Religionen. Der Grundsatz aber stand immer bey ihm fest, dafs der Staat niemanden wegen seiner Religion verfolgen und in der Ausübung derselben einschränken dürfe. Eben so frey

frey von Tadelsucht und Parteylichkeit ist das Urtheil über Friedrich den Krieger und Feldherrn. Von den Eigenschaften, deren der Heerführer bedarf, hatte er viele von Natur, mehrere durch seinen frühen Fleifs, den er auf die Wissenschaften wandte; einige erlangte er erst nach und nach durch seine Feldzüge selbst. Die Tapferkeit des grofsen Feldherrn, dafs man mitten in der Gefahr die Ruhe des Geistes sich erhält, welche zum Ueberlegen und Beschliessen nothwendig ist, bildete sich bey ihm nur nach und nach zur Vollkommenheit. Uebrigens ist in der *Charakteristik* ein Zug aufgezeichnet, welcher beweiset, dafs er als Prinz schon im Felde die kälteste Ruhe bey Todesgefahr behalten konnte. Was ihn als Feldherrn so sehr über seine Feinde erhob, war die Vereinigung eben derjenigen Geistesfähigkeiten mit wissenschaftlicher Aufklärung, und mit Tugenden des Charakters, wodurch er der gute Verwalter seiner Finanzen und der gute Regent wurde. Unter den Fragmenten vermischten Inhalts zur Charakterschilderung Friedrich's II sind einige reich an feinen Bemerkungen. Der eigenthümliche und allgemein durchscheinende Charakter des Verstandes des Konigs ist gesunde Vernunft: nicht Tiefsinn, nicht ausharrende Meditation war seine Sache. S. 167. Th. 2. In der Maxime Friedrich's, dafs die Dümmsten die Ehrlichsten wären, sprach wahre Menschenverachtung, welcher er doch gewöhnlich nur bey einzelnen Menschen, in einzelnen Geschäften unterlag; bey seinen allgemeinen Anordnungen sprang der Gedanke hervor, dafs eine gewisse Dummheit mit der List wohl bestehen könne, und bey einem natürlich hellen Kopfe einiges sittliches Gefühl fast unausbleiblich sey. S. 185—88. In dem Abschnitt über des Konigs Geschmack an der Natur und der Anmuth des Landlebens hat der Vf. eben sowohl seinem eigenen Herzen, als dem Herzen Friedrich's ein schönes Denkmal gesetzt. Ein König, der jenen Geschmack hegt, indem er mit Geschäften des Ehrgeizes und berauschenden Vergnügen seine Zeit ausfüllen könnte, verräth gewifs Anlage zu Menschenliebe und Tugend, und eben so gewifs sich selbst genugthuende Gröfse. S. 228 u. f. w. In der Vertheilung von Belohnungen, Gnadengeschenken und Ehrenzeichen für geleistete Dienste, oder für ihm bekannt gewordene Verdienste, schien der Konig bisweilen das zu seyn, was die Engländer *whimsical* nennen, und es sich vorzunehmen, Erwartungen zu täuschen u. f. w. S. 256. Wir können diese Winke über den Werth der Fragmente vermischten Inhalts nicht besser als mit folgender Stelle beschliessen, welche der Erörterung des Gedankens Friedrich's angehört, dafs es unmoglich sey, einer ganzen Nation oder ihrem grofsen Haufen eine vernünftige Religion zu geben, und sie bey ihnen lange zu erhalten. S. 270. „Der König setzt zwischen den Einsichten der Führer, Gesetzgeber und Religionsstifter eines Volks, und den Einsichten des Volks einen Unterschied voraus, der in der Natur nicht vorhanden ist. Jeder Weiser wird erst durch sein Jahrhundert gebildet, ehe er dasselbe bildet. Er kann durch die Stärke seines Geistes, oder durch glückliche Lage, die Alten glauben, durch eine höhere Erleuchtung, begünstigt, einige neue Wahrheiten finden, und einige angebetete Irrthümer verbannen. Aber gemeiniglich drückt er nur die Gesinnungen und Meynungen, die in dem vernünftigsten Theile der Nation schon herrschen, kühner und deutlicher aus. So war es wenigstens mit der Reformation, die uns am nächsten ist, und die wir am besten kennen."

Die Betrachtungen über den literarischen Charakter Friedrich's sind reich an Nebenuntersuchungen, z. B. über das zweckmäfsigste Studium der Geschichte. Wir stimmen mit jenen sowohl, als mit diesen zu wenig überein, als dafs es uns hier der Raum erlaubte, ihnen zu begegnen. Ueber den Geschmack des Konigs möchten gleichfalls nicht alle so urtheilen, wie S. 124. „Das, was er in dem Werke des Geistes irgend einer Nation schön fand, war gewifs schön: aber nicht alles war schlecht, was er verwarf." Ein Geist, auf dessen Urtheil Ideenverbindungen und Erinnerungen so gewaltsam wirken, wie auf den Konig, hat selten ein reines Urtheil über ästhetischen Werth.

Einen grofsen Theil der Fragmente von *Garve* machen Vergleichungen Friedrich's II mit den römischen Kaisern Hadrian und Marc-Aurel aus. Dafs Parallelen leicht von der Wahrheit abführen, ist freylich keine ungegründete Behauptung; bey einem so milden und unbefangenen Schriftsteller verschwindet diese Besorgnifs. Aber es scheint, dafs der Witz, welcher Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen berühmten Menschen aufsucht, mehr in Blitzen beleuchten mufs, als durch emsige Untersuchungen aufklären. Der charakteristischen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten giebt es doch nur eine geringe Zahl, und kraftig und schön gesagt, springen sie sogleich in die Augen. Hier tritt noch die Unbequemlichkeit ein, dafs in den nachfolgenden Fragmenten die Erörterungen dieser Vergleichung zum Theil wiederholt werden.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., in der Gebhard- u. Körberschen Buchh.: *Beschreibung einer Sammlung von meist vulkanischen Fossilien, die Deodat Dolomieu im Jahre 1791 von Malta aus nach Augsburg und Berlin versandte, mit verschiedenen dadurch veranlafsten Aufsätzen*, herausgegeben von *Karl Wilhelm Nose*. 1797. 82 S. Fol.

Bey dem noch immer gährenden Streite der Neptunisten und Vulkanisten in der Mineralogie, ist wohl nichts so sehr geeignet, die wahren Gesichtspuncte, aus welchen vulkanische und nicht vulkanische Gegenstände betrachtet werden müssen, zu bestimmen, die Vorstellungen von der Entstehungs- und Veränderungsart der in Zweifel gezogenenen Fossilien allmalich

mälich zu berichtigen, und so endlich einem festen Ziele näher zu kommen, als fleissige Beobachtung und Untersuchung derer Fossilien, welche in Gegenden vorkommen, wo noch jetzt vulkanisches Feuer wirksam ist, oder wo wenigstens die Spuren solcher Feuerwirkungen ganz unverkennbar sind. Unser Vf., welchem das mineralogische Publicum schon mehrere lehrreiche Schriften über diesen Gegenstand verdankt, nimmt in der vorliegenden Schrift, deren Veranlassung der Titel zu erkennen giebt, Gelegenheit, manches zu berichtigen und Winke zu neuen Ansichten zu geben. Wenn man nun auch nicht durchaus in allen Stücken dem Vf. beytreten kann; so ist doch nicht zu leugnen, dass er seinen Gegenstand mit grosser Kenntniss und von der rechten Seite angreife; denn Studium der Natur selbst im Grossen und Kleinen muss immer der einzige Leitfaden unserer Ideen und Theorien bleiben, wenn wir nicht, wie es leider in unsern Tagen nur zu häufig der Fall ist, bloss mit unstatthaften Hypothesen prunken wollen, denen der wahre Beobachter auf den ersten Blick den seichten Grund ansieht, auf welchem sie sich erheben. Der vom Vf. selbst näher bestimmten Beschreibung dieser Fossilien geht ein aus *Dolomieu's* französischer Handschrift übersetztes kurzes Verzeichniss, und dann eine Einleitung in die Classification der zu beschreibenden Gebirgsarten voran. Hier bestimmt der Vf. zuerst den allgemeinen Charakter des Thongeschlechts, und schlägt dann den allgemeinen Namen *Thonstein* für alle die Steinarten vor, welche die angeführten Eigenschaften besitzen und nicht Feldspath oder Olivin eingemengt enthalten; denn die mit Feldspath gemengten Steine sind Porphyre, und die mit Olivin gemengten, Basalte. Basalt könne nämlich gar nicht bey oder unter den Thonstein geordnet werden, weil er zuweilen auch kieselartig, ja wohl gar, wie es schon Vermuthungen gebe, talkartig gefunden werde. Die thonsteinigen, hornsteinartigen oder kieselschieferigen Massen der Basalte gleichen wesentlich allen übrigen Fossilien, die denselben Namen führen, und müssen es auch, wenn die Prädicate gültig seyn sollen. Nach dieser Voraussetzung müsste also der Basalt nothwendig zu den gemengten Stein- oder Gebirgsarten gezählt werden, welches doch Rec. nicht statthaft findet, zumal da der Vf. selbst anführt, dass Olivin, obgleich weit seltener, auch in andern Steinarten vorkomme, und da der Olivin in den Basalten oft in so geringer Menge vorhanden ist, dass man in beträchtlichen Massen derselben gar keine Spur von Olivin antrifft. Ein Hauptunterscheidungszeichen einer Steinart muss sich auch an jedem Handstücke derselben immer auffinden lassen; wie soll sonst derjenige, welcher nicht Gelegenheit hat, dasselbe an Ort und Stelle weitläuftiger und genauer zu untersuchen, wissen, was für eine Steinart es sey! Das Wort Basalt bezeichnet eine eigene ungemengte, von andern durch Bruch, Farbe, Härte u. s. w. verschiedene Steinart, welche freylich durch mehrere Abstufungen sich bald dem Thon, bald dem Kieselgeschlechte mehr nähern kann; aber doch nie in das letzte, und noch weniger in den Kieselschiefer selbst ganz übergeht, sondern immer in das Thongeschlecht gehört, was auch der Vf. in der Folge für seine Meynung sagen mag; wo er doch selbst anerkennt, dass bey weitem die meisten Basalte ihrer Grundmasse nach zum Thongeschlechte gehören. Was Basalt genannt worden ist, und nach allen Kennzeichen — zum Kieselgeschlechte gehört, trug den Namen mit Unrecht. In der gleich folgenden tabellarischen Uebersicht findet man Basalte und Porphyre sowohl unter vulkanisirten und nicht vulkanisirten Fossilien aufgeführt. Auf diese Tabelle folgt die nähere Beschreibung der einzelnen Fossilien, mit gleich unter den einzelnen Numern angefügten Bemerkungen. *Trapp-Porphyr* heisst hier eine Basaltmasse mit Feldspath ohne Olivin. *Obsidian-Porphyr*, ein Obsidian mit Feldspathkörnern, welcher sich hier wieder durch Nr. 35. 88 u. 89. bestätigt. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. auch des unbezweifelt eingesprengten Schwefelkieses in einem grossen Stücke des isländischen Obsidians. An den vulkanisirten Basalten ist Porosität immer das Hauptkennzeichen. *Basaltporphyre*, welche Dolomieu *Porphyrlaven* nennt, kommen in ziemlicher Menge vor. Auf diese Beschreibungen folgen Betrachtungen und Folgerungen, welche vorzüglich aus der Frage fliessen, was durch jene Beschreibungen für die Wissenschaft gewonnen sey: 1) *Die ausländische Nomenclatur betreffend;* hier zeigt der Vf., dass *roche de corne* der Ausländer eigentlich das sey, was der Deutsche unter dem Ausdrucke basaltische Masse verstehe. Auch Wallerius verstehe unter seinem Corneus solche Fossilien, welche zu hart sind, um zu den Thonarten, und zu weich, erdig und matt, um zu den Hornsteinen gezählt werden zu können (bekanntlich darf jetzt nach Klaproth's Analyse des Demantspathes und Saphirs grosse Härte gar nicht mehr als ein ausschliessliches Eigenthum der kieselartigen Steine angesehen werden). Mit dem Worte *Petrosilex* bezeichne Dolomieu allermeistens Porphyre, jedoch von verschiedener Art: als Thon-, Dolomian-, Horn und Pechsteinporphyr; hiebey liege der Hauptbegriff des Hornsteins, als einer Mittelart zwischen Thon- und Kieselgeschlecht, zum Grunde. 2) *Die oryktognostische Bestimmung des Basaltes beziehend:* hier spielt, wie schon oben bemerkt, der Olivin als Gemengtheil eine zu grosse Rolle. Der Vf. hat nach der angenommenen Charakteristik *Thon-*, *Thonstein-*, *Kieselschiefer-*, *Obsidian-*, ja sogar *Feldspath-Basalt:* letzter nämlich mit sehr vielem derben Feldspathe; *Obsidian-Basaltporphyr*, wenn dem so bestimmten Basalte noch krystallinischer Feldspath beygemengt ist. 3) *Die geognostischen und ursachlichen Verhältnisse einiger Fossilien betreffend:* das Stück Nr. 89. der Sammlung: schwärzlichgrauer, ziemlich stark verschlackter Obsidianporphyr, mit weissem, sehr kleinen Feldspathe, gar einzelnen gelben und grünen Olivin, nebst eingemengten Basaltbrocken von der Insel Vulkano, zeige das jüngere Alter einiges Obsidians in Bezug auf einigen Basalt. Der Vf. giebt

 bey

bey dieser Gelegenheit einige sehr gute Winke, wie man bey Erforschung des relativen Alters mehrerer Fossilien zu verfahren habe; und Rec. stimmt ihm in der Behauptung des sehr verschiedenen Alters der Basalte vollkommen bey. 4) Vom *Dolomian-Porphyr.* Dolomian nennt der Vf. alles, was durch Einwirkung eines natürlichen oder künstlichen Feuers zu Bimstein werden kann; unter die generische Benennung ordnet er als Arten ganz verschiedene Fossilien, und daher entsteht *Pechstein-Dolomian*, *Prehnit-Dolomian* u. s. w. Rec. befürchtet, dass diese vielen neuen zusammengesetzten Namen in der Folge zu mancher Verwirrung Anlass geben werden. Den Namen Dolomian giebt der Vf. jetzt den meisten seiner ehemaligen Deodatite (S. Niederrhein. Reise). Wer steht uns dafür, dass in der Folge nicht der Vf. oder ein anderer auch den Namen Dolomian wieder mit einem andern vertauscht? — Die Trennung mancher bis jetzt für gleich gehaltener Arten kann allerdings nützlich seyn; aber wozu die ewig neuen Namen? — Sehr nöthig ist die Unterscheidung der von manchen unter dem Namen Pechstein begriffenen verschiedenen Fossilien, wenn sie nämlich nicht vor dem Löthrohre leichtflüssig sind; denn diese Eigenschaft ist für die eigentlichen Pechsteine bezeichnend. 5) *Ueber die Kenntniss des Pyrotyps an vulkanisirten Fossilien:* hier zeigt der Vf. manche Vortheile ausführlicher, welche die Beobachtung der Sammlung veranlasste. Gute Winke über die Unterscheidung des Pyro- und Hygrotyps, welche in manchen Fällen freylich sehr schwierig ist. 6) *Vergleichung des Zustandes der hephästologischen Mineralogie bey einigen Nationen:* Italiener, Franzosen und Deutsche kommen hier vorzüglich in Betracht; doch dürfen die Leser keine ausführliche Geschichte dieses Theils der Wissenschaft erwarten. Der Vf. sucht vorzüglich zu bestimmen, was der Deutsche thut, oder wenigstens thun sollte. 7) *Von der mineralogischen Hephästologie überhaupt:* Der Vf. stellt hier nach Principien der kritischen Philosophie den genauen Begriff der ächt wissenschaftlichen Lehre von den vulkanisirten Fossilien auf. Im Beschlusse erfährt der Leser noch, dass der Vf. auf einer Reise nach Augsburg bey seinem Freunde Hr. *v. Cobres*, die diesem von Dolomieu geschickten Fossilien sah, und sich dieselben nachher auf eine Zeitlang zum nähern Studium ausbat, wo sie von dem den Wissenschaften und seinem Freunde gern dienenden Hn. *v. C.* nach Elberfeld, dem Wohnorte des Vfs., gesandt wurden. Den Beschluss machen *literarische Beredungen*, wo der Vf. Stellen aus Dolomieu's, Spallanzanis, Reuss, Saussüre's, Kirwan's, Senebier's und Crell's theils commentirt, theils nur darauf hinweist, ferner *chemische Aufschlüsse*, wo das Mischungsverhältniss von Halbopal, Obsidian, Pechstein, Bimstein, Puzzolane und Eisenschlacke angegeben und verglichen, auch wahrscheinlich gemacht wird, dass der blasige Bimstein meistens aus Pechstein, der fasrige aus Obsidian entstehe, und endlich ein *Nachtrag zu den chemischen Aussagen über die Mischungsverhältnisse der Bimsteine*, wo mehrere Bimsteine den Bestandtheilen nach verglichen werden. Klaproth's neue Analysen des Bimsteins, welche auch auf des Vfs. Veranlassung von *Stucke* nach derselben Manier und mit gleichem Erfolge wiederholt wurden, verändern in Rücksicht der aufgefundenen Aehnlichkeiten der Bestandtheile der mit dem Bimsteine verwandten Steinarten im wesentlichen nichts, denn bey gleicher Zerlegungsmanier werden auch diese ähnliche Bestandtheile liefern. Ganz offenbar bestätigt sich dies durch die Analyse des Halbopals (Klaproth's Beytr. 2. Th.), welcher nur ungleich weniger Alaunerde, übrigens aber eben die Bestandtheile als der Bimstein enthält. Diese Analyse konnte dem Vf. damals noch nicht bekannt seyn. Mit lobenswürdiger Freymüthigkeit sagt der Vf. noch, dass der von ihm ehemals sogenannte Deodatit nichts anders als gemeiner Pechstein sey.

Halle, b. Dreyssig: *Abbildungen einiger schönen Vögel nebst Beschreibung ihrer Lebensart.* Siebentes Geschenk für die Jugend. Ohne Jahrszahl. 71 S. Text, 11 Blätter mit illuminirten Holzschnitten und 1 illuminirten Kupfer in Octav. (12 gr.)

Die von dem Verleger gelieferten Zinnfiguren, zu deren siebenten Lieferung wahrscheinlich dieser Text gehört, waren, wenigstens was die ersten Lieferungen betrifft, die Rec. gesehn hat, bey weitem besser, als die hier mitgetheilten elenden Abbildungen, und das wird auch wohl mit der siebenten Lieferung der Zinnfiguren der Fall seyn. Der Text, bey welchem, wie es auch die Vorrede angiebt, vorzüglich Göze und Bechstein benutzt sind, wird den Kindern, für welche er bestimmt ist, eine nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren. Er beschäftigt sich nicht nur bald kürzer, bald ausführlicher mit den hier abgebildeten Vögeln, sondern liefert auch einige allgemeine Betrachtungen über die ganze Classe derselben. Statt des Condors ist die Abbildung des Hasengeyers geliefert, welches doch nicht gut ist, da es die Kinder zu unrichtigen Begriffen veranlasst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, in d. Meyer'schen Buchhandl.: *Versuch einer moralischen Einleitung in das neue Testament für Religionslehrer und denkende Christen.* Von *Immanuel Berger.* Dritter Theil. 1798. XVI. u. 494 S. 8.

In der Vorrede zu diesem dritten und letzten Theil erklärt sich der Vf. deutlicher über den Titel, welchen manche Recensenten nicht ganz angemessen gefunden haben, und über den Zweck seines Werkes. Er unterscheidet seine Einleitung von einer allgemeinen, und nennt sie moralisch, weil er eine Anweisung zu geben versucht, das N. T. in Rücksicht auf Moral richtig zu verstehen, zu beurtheilen und anzuwenden, da hingegen eine allgemeine Einleitung aus allen Wissenschaften schöpft, die damit in Verdung stehen, und sich auf alle Zwecke desselben bezieht. Er hat sein Buch zunächst für Religionslehrer und denkende Christen bestimmt, wie der Titel zeigt. Jenen soll eine so viel als möglich vollständige Uebersicht aller moralischen Lehren des N. T. gegeben werden, nebst Anleitungen, sie für unser Zeitalter richtig anzuwenden. Er hat sich daher besonders Mühe gegeben, den eigenthümlichen Sinn jeder moralischen Stelle deutlich zu entwickeln, so dass es dem Prediger leicht werden muss, das analytische Thema, welches in ihr liegt, zu finden, und bey einigem Nachdenken auch synthetische Themata nach einer richtigen Ideenverbindung damit zu verknüpfen. Für denkende Christen soll diese Schrift die Stelle eines Erbauungsbuches vertreten. Hiemit entschuldiget er manche Wiederholungen der nämlichen Sachen, welche doch vielleicht hätten vermieden werden können, wenn der Plan etwas anders angelegt worden wäre. Indessen wollen wir mit dem Vf. um so weniger hierüber streiten, da doch auch für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt ist. Dieser Theil, womit dieses nützliche Werk beschlossen wird, enthält die Briefe Pauli, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Paulinische Moral. Nach unserer Einsicht hat der Vf. den Sinn des Apostels meistentheils richtig getroffen; aber auf manche Erklärungen dürfte doch sein System Einfluss gehabt haben. Dahin gehört die Uebersetzung der Stelle Röm. 3, 21—28. nach welcher der grosse moralische Werth des Glaubens an Jesum, welchen Paulus empfichlt, *bloss* darin bestehen soll, dass er den Menschen tugendhaft macht, weil Jesus den Menschen die reinste Tugendlehre mitgetheilt hatte. Die vieldeutigen Ausdrücke

δικαιοσυνη, δικαιος, δικαιουν sollen in allen diesen Stellen durch *Tugend, tugendhaft, tugendhaft machen* übersetzt werden. Er bekennet zwar selbst, dass diese Bedeutung Kap. 4. nicht ohne Schwierigkeit angenommen werden könne, weil *λογιζεσθαι*, welches oft damit verbunden wird, nicht recht dazu zu passen scheint; meynt aber die Schwierigkeit könne leicht gehoben werden, wenn man statt *λογιζεσθαι* jedesmal *γινεσθαι* setze, welches Paulus Kap. 2, 25. 26. damit verwechsele. — Dies scheint aber der Zusammenhang, in welchem jene Ausdrücke vorkommen, schlechterdings nicht zu erlauben, wie der Vf. vielleicht selbst einsehen wird, wenn er das 3te und 4te Kap. nochmals im Zusammenhange lieset. Die Lehre Pauli von der Vergebung der Sünden, und von der Begnadigung der Menschen durch Christum ist der Moralität nicht nachtheilig, wenn sie richtig verstanden wird. Man darf nur nicht vergessen, dass seine Briefe zunächst an solche Christen gerichtet sind, die erst vor Kurzem aus dem Judenthum oder Heydenthum zur christlichen Religion übergegangen waren. Diese hatten bisher allesammt geglaubt, ohne Opfer und Cerimonien könne Gott nicht versöhnt werden. Der Apostel erklärt sie für entbehrlich, und fodert von den neubekehrten Christen vor allen Dingen ein zuversichtliches Zutrauen zu Gott, dass er den Sündern, die ihre Vergehungen bereuen, und sich zu bessern gedenken, ohne Opfer und andere dergleichen Anstalten, folglich auch ohne Beobachtung des Mosaischen Ceremonialgesetzes verzeihen werde. Aus diesem Glauben entspringt dann, nach der Lehre des Apostels, die kindliche Gesinnung gegen Gott, nach welcher der begnadigte Christ seine Pflichten nicht mit ängstlicher Furcht, sondern aus Liebe, und aus reinen, edlen Absichten zu erfüllen strebt. Kap. 5, 1. 2. Wenn das seine Meynung nicht gewesen wäre; so hätte er nicht nöthig gehabt Kap. 6. gegen den Missbrauch zu protestiren, den man von seiner Lehre von Begnadigung und Vergebung der Sünden machen konnte. — Was der Vf. bey Gelegenheit der Stelle 1 Kor. I, 17. — II. *Ueber das Verhältniss des Christenthums zu menschlicher Weisheit und über den Stolz auf die letztere sagt*, verdient beherziget zu werden. Den sogenannten Brief an die Hebräer hält er für eine Rede, welche von irgend einem der ersten christlichen Lehrer, vielleicht, wie die gewöhnlichste Meynung ist, von Paulus, in einer christlichen gottesdienstlichen Versammlung zur Erbauung gehalten worden ist. Da diese Meynung vielen Einfluss auf die richtige Beurtheilung dieser Schrift selbst hat; so wiederholt er die Gründe für die-

dieselbe, die er zuerst in einer Abhandlung in der *Göttingischen Bibliothek der neusten theologischen Literatur* Bd. III. St. 3. vorgetragen hat. — Dieser Meynung scheint nichts in dem ganzen Schreiben zu widersprechen, als der Schluss Kap. 13, 22. wo es heisst: *„Ich ermahne euch, meine Brüder, nehmt die Erbauungsrede wohl auf; denn ich habe euch einen kurzen Brief geschrieben.“* Diese Schwierigkeit kann aber, wie er bemerkt, gehoben werden, wenn man annimmt, dass sich diese Worte auf einen kurzen Brief beziehen, welcher der Rede beygefügt wurde, und welcher die Nachricht enthielt, wo, wann, von wem, und bey welcher Gelegenheit sie gehalten worden sey. Dieser Brief gieng frühzeitig verlohren, und daraus lässt es sich erklären, wie es zugieng, dass uns alle weitere Nachrichten von dieser Schrift fehlen. Die Unterschrift kann keine Einwendung gegen diese Behauptung seyn, da diese Unterschriften bekanntlich unächt sind. — In den angehängten *allgemeinen Bemerkungen über die Paulinische Moral* wird über die Geschichte Pauli in Rücksicht auf seine Moral, und über den Charakter dieses Apostels, als Lehrers der Moral, viel Gutes gesagt, wobey sich der Vf. den Herrn C. R. *Niemeyer* (in seiner Charakteristik der Bibel) zum Führer gewählt, jedoch vorzüglich auf solche Puncte aufmerksam gemacht hat, die dieser unberührt lies. — Es sind übrigens einige Druckfehler stehen geblieben, welche wohl hätten angezeigt werden sollen, wegen angehenden Theologen, die das Buch lesen, und mit der neuesten theologischen Literatur nicht hinlänglich bekannt sind. S. 116. *) werden *Peleys horae Paulinae*, und *Thilemann's diss. de eruditione Pauli* etc. angeführt. Es soll heissen: *Paleys* und *Thalemanns*. S. 481. *) steht *Paleg* an statt *Paley*. S. 163. heisst es: in unsern Moralen sucht man zu demonstriren, dass die *Bigamie* die einzig rechtmässige Art der Ehe sey. Es soll wohl heissen: *Monogamie*.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Marie Müller*. 1799. 388 S. 8.

Marie Müller, die einzige Tochter eines alten Bürgers, wohlhabend genug, um die Entwicklung ihrer Schönheit, ihres talentreichen und gefühlvollen Sinnes nicht durch Dürftigkeit beschränkt zu sehen, zeigte in ihrem ganzen Wesen jene reine Innigkeit der unverdorbenen und doch gebildeten Natur, die unwiderstehlich zum Herzen dringt. Sie versprach ihre Hand ihrem Vetter Ludewig, einem offenen, redlichen Jüngling, welcher mit ihr aufgewachsen war. Achtung zog sie zu ihm hin, und die Unwissenheit ihres unbefangenen Herzens, das die Liebe noch nicht kannte. Wie wenig sie Leidenschaft für ihn fühlte, verrieth sie schon, indem sie selbst ihn vor ihrer Verbindung noch in die Welt hinausdrängte. „O ich weiss wohl, sagte sie, wie Dir zu Muthe war, wenn wir so Sonntags hinaus an den Fluss gingen, und die Gegend breitete sich weit und fruchtbar vor uns aus; wie Du dann hinstarrtest, mit unbeweglichen Augen, und mich oft fragst, schon als wir noch Kinder waren, ob ich mich nicht auch hinüber sehnte über die blauen Berge, wie Du? Oder wenn wir in der Ferne ein Posthorn blasen hörten, wie Dich das ergriff! Oder wenn ein leichter Reisewagen an uns vorüberrollte; — da ward Dirs so eng um die Brust, und Thränen standen Dir oft in den Augen, dass mir's nur selten gelang, mit aller meiner Liebe Deinen finstern Unmuth zu zerstreuen? Geh, sieh Dich noch ein paar Jahre um, und dann — Ihre Worte verloren sich in einen leisen Seufzer, und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht.“ S. 7. 8. Ein Ideal hatte sich ihre Einbildungskraft in einsamen Stunden gebildet, und demselben war ihre stille Liebe geweiht: sie duldete nur die Zärtlichkeit Ludwigs. Ihre Gedanken über die Zukunft unterbricht der Vater, indem er sie hinabsehen heisst, wer der Herr seyn möge, der vorüber reitet. Sie sah einen jungen schönen Mann, der einem Armen mit einer Leutseeligkeit im Ton und Blick, die sein Geschenk noch übertraf, ein Goldstück vom Pferde zuwarf... „Er schien sechs oder sieben und zwanzig Jahr alt zu seyn, hatte eine schöne Figur voll Anstand und Würde, Augen, in denen eine sanfte Schwärmerey mit jugendlichem Feuer sich stritt, Lippen, auf denen der mildeste Ernst mit dem frohen Lächeln der Jugend sich paarte, eine Stirn, stolz und leicht empört, und regelmässige Züge, durch eine sanfte Melancholie verschönert. Mit wilder Anmuth flogen die seidnen Locken um ihn her, und kühn und gebieterisch wölbten sich die dunkeln Augenbraunen über den ernsthaft lächelnden Blick.“ S. 11. Marie hatte ihr Ideal jetzt in der Wirklichkeit gesehen, und die englische Dogge des Jünglings, die sich verlaufen hat und von ihr aufgenommen wird, giebt Gelegenheit zur unseligen Bekanntschaft zwischen der Jungfrau und dem schönen Ritter, einem Grafen Wodmar. Er kam gespannt durch das Lob, welches sein Kammerdiener, der den Hund aus Müller's Hause geholt hatte, der Schönheit und Anmuth Marien's zollte. Vergebens kämpfte sie wider die Leidenschaft. Sie fühlte jetzt erst den Werth des Lebens, da die Liebe es in den schönen Schatten ihrer Myrthen nahm. Aber ihre Tugend widerstand dem Plane des Grafen, der schon versprochen mit einer Gräfin, die er nicht kannte, und hingerissen von Liebe zu Müller's Tochter, der Gemahl von jener, in der süssesten Verborgenheit der Geliebte von dieser seyn wollte. Sobald Marie eines solchen Planes kundig war, beschloss sie, den Geliebten nie wieder zu sehen, aber auch zugleich ihren Ludwig nicht zu betrügen. Er verdient, sagte sie zum Vater, ein freyes, ganzes Herz, ein Herz, noch nicht von Gram zerrissen, noch nicht von fremder Liebe erfüllt. Unterdess hatte Wodmar Nachricht von seinem Vater bekommen, dass er binnen zwey Monaten mit seiner Braut vermählt werden solle... „Er reisete ab mit dem festen Vorsatze, Mariens Andenken in ewige Vergessenheit zu begraben.

Als

Als sein Wagen durch die Vorstadt an ihrem Hause dahin flog, und an der Gartenmauer vorbey, über welche die dunkeln Linden flüsternd sich beugten, die in jener glücklichen Nacht ihn und seine Marie in ihren vertraulichen Schatten nahmen; da ward ihm das volle Herz so gepresst, und noch einmal empörte sich laut sein Unmuth gegen ihre strenge Tugend." S. 70. 71.

Gräfin Josephine, welche ihm zur Gemahlin bestimmt war, hatte ihre Jugend in der Kostschule einer edlen Wittwe verlebt, an welche sie sich mit Innigkeit anschloss. Der Sohn derselben, August Wilmuth, ein Officier in der ersten Blüthe der Jugend, von angenehmer Gestalt, ohne schön zu seyn, denn sie trug den Stempel der Güte und des Edelmuths, war Josephinens Lehrmeister im Zeichnen. Sie fühlte ruhiges Wohlwollen gegen einander bis zu der Stunde, da die Gräfin dem Jüngling gegenüber sass, welcher ihr Bild malen wollte. Mit zarten Zügen ist hier beschrieben, wie sich ihre Leidenschaft offenbart, und Josephine, von Liebe in ihrem ganzen Wesen durchdrungen, tritt mit ihrer schönen Festigkeit bestimmt vor unsere Augen, wenn wir sie mit thränendem Blicke sagen hören: „So lange der Segen meiner Aeltern den Bund nicht heiligte, den mein Herz geschlossen hätte; so lange würde mich selbst die zärtlichste Liebe nicht zurückhalten, ihn wieder zu brechen." August hatte sein Urtheil vernommen; aber wie oft wehte zwischen den beiden Geliebten noch der Sturm der Leidenschaft, ehe die Gräfin durch einen Brief der Mutter zum Tage der Hochzeit gerufen wurde.

Wodmar kam ihr entgegen. Beide so schön und geistreich und gefühlvoll, und unglücklich durch ihre Verbindung mit einander! Sie nahten dem Schlosse der Aeltern Josephinens... „Die Sonne loderte eben im Abendroth hinter dem waldigten Gipfel der westlichen Anhöhe, als sie ankamen. Noch spiegelte sich die sterbende Gluth in den grossen Bogenfenstern, die wie brennende Spiegel aussahen, und eine sanfte Rührung ergriff Josephinen beym Anblick der stolzen Gebäude, die im milden Abendlicht vor ihr lagen. Eine grosse Anzahl von Bedienten empfing sie mit einer so schüchternen Ehrfurcht, dass sie daraus sehr leicht auf die Art ihrer Aeltern, mit ihnen umzugehen, schliessen konnte. Wodmar leitete ihre wankenden Schritte zu einem Saal, wo die ganze Familie beysammen war." S. 170. 171. Josephine kniecte vor ihrer Mutter und benetzte die Hand derselben mit den Thränen des Wiedersehens. Die Blicke ihres Vaters waren finster. Sie hörte nachher von ihrer Mutter, dass er mit ihrer Art sich vorzustellen nicht zufrieden gewesen, die auch etwas Romaneskes durch die bürgerliche Erziehung bekommen habe, deren Rost sich bald abreiben werde. Josephinens Schmerz war unendlich; das Geständniss ihrer Liebe entfuhr ihr, und ward mit Staunen und Verachtung von der Mutter aufgenommen. Ihr Gram und die Ursache desselben entgingen nicht ganz Wodmars Blicken; aber die Gewalt der Convenienz und die Schönheit seiner Braut betäubten dennoch die Liebe, die in seinem eignen Innern sprach. Nach der Verheyrathung beschloss Josephine auf den Gütern zu leben; ihrem Gemahl klopfete das Herz vor Sehnsucht nach der Stadt, wo Marie lebte. Der Vater dieser letzten war gestorben; sie wohnte mit einer Muhme, einer Stickerin, zusammen. Der Anblick des Geliebten weckte in ihr wiederum die volle Flamme der Leidenschaft. Voll Reue beschwor er sie, nun in eine rechtmässige Verbindung mit ihm zu treten, weil er nicht ohne sie leben möge; eine heimliche Heyrath, ein verborgnes Leben auf einem abgelegnen Gute wären aber nothwendig bis zum Tode seines Vaters. Auf einem prächtigen Landgute geschah durch einen Betrüger die Trauung; dann fuhren sie nach Nesselfeld, dem Orte, wo Marie leben sollte... „Es lag nur sechs Meilen von jenem Gute, aber immer einsamer wurde der Weg, der über unfruchtbare Haiden und steinigte Felder führte. Endlich, als die öde Gegend immer flacher und flacher wurde, sahen sie es schon weit aus der Ferne liegen; denn es war das einzige Haus, welches das Auge auf der ganzen, leeren, mit Getreide sparsam bebauten Ebene erblickte. Einige wilde Kastanienbäume, deren Grün noch nicht erwacht war, warfen den Schatten ihrer unbekleideten Aeste auf den Hofraum, und an der grauen, halbbemoosten Steinwand schlängelte sich der gesellige Epheu empor. Sie stiegen ab, der Kastellan des Schlosses empfing sie, und öffnete ihnen die Zimmer, die für sie bereitet waren. Ausser ihm und dem Schlossgesinde gab es meilenweit kein lebendiges Wesen in der Gegend." S. 228. 229.

Mit den lieblichsten Farben ist das Leben der Liebenden an dieser einsamen Stäte geschildert, über welches nur Wodmars Gefühl seines Verbrechens bisweilen eine Wolke führte. Er schied endlich... „Selbst auf der Staubwolke, hinter der sein Wagen verschwand, verweilte noch lange, ihr Blick..." Er kam zu Josephinen. Der Ernst, die Trauer in seinem Wesen und seinen Zügen, die Aussicht, bald Mutter zu werden, der Nebel, welcher sich, allmälig über ihre Leidenschaft gezogen, alles trug dazu bey, ihn ihr werther zu machen. Sie schenkte ihm einen lieblichen Knaben. Zwischen zwey holden weiblichen Wesen stand er mit schwarzem Bewusstseyn. Im Herbst bereisste er seine Güter in Gesellschaft Josephinens. Zu Wodmershausen, auf dem Gute, wo Marie betrogen war, liess er sie, um allein zu dieser zu reiten, die er in vier Monaten nicht gesehn hatte... „Er traf sie am Klavier an; aber sie spielte nicht mehr, sondern schlug nur mit der einen Hand zuweilen einen schwermüthigen Ton an, indess ihr Auge mit dem reinsten Ausdruck des Verlangens auf dem Bilde ihres Karls verweilte, das ihr gegen über hing. Ein einziges Licht erhellte sparsam das Zimmer; sie hatte es so gestellt, dass nur die

die Züge ihres Wodmars von feinem matten Schimmer befchienen wurden, und alle übrigen Gegenstände in einer holden Dämmerung fchwammen. Leife hatte er die Thür geöffnet, leife fich unter dem heftigen Klopfen feiner Bruft ihr nahe gefchlichen, und nun, da er fie fo tief mit fich befchäftigt fah, konnte er fich nicht länger halten, und fchlofs fie mit dem Ausruf: Liebfte, befte Marie! feft in feine bebenden Arme." S. 258. 259.

Spät im Herbfte, da Jofephine ihren Gemahl aus der Stadt zurück erwartet, befchliefst fie ihm entgegenzureifen. Eben dadurch, dafs fie die Unbequemlichkeiten, welche nach feiner Schilderung mit einem Aufenthalt zu Neffelfeld verbunden waren, nicht achtet, nur um ihm fo viel näher zu feyn, will fie ihm ein Zeichen ihrer wachfenden Neigung geben. Die fchreckliche Entdeckung wurde gemacht. In der Scene derfelben find die Charaktere Jofephinens und Mariens befonders fein gehalten. Diefe letzte befchlofs, fich plötzlich, und ganz von dem Verführer loszureifsen, und von einer Geldfumme, ihrem väterlichen Vermögen, zu leben. Die Briefe des Grafen hinterliefs fie der Gräfin, als eine Rechtfertigung ihres ehemaligen glücklichen Wahnes... „Unbemerkt fchlich fie in dunkler Nacht die Treppe hinunter, und zum Haufe hinaus. Noch einmal blickte fie zurück, nach den dülter erleuchteten Fenftern ihres lieben unvergefslichen Zimmerchens. Ach ein matter Schein ftahl fich durch den dunklen Epheu, der es mit treuer Anhänglichkeit umgab, und zitterte herab auf den bereiften herbftlichen Boden. Unwillkürlich mufste fie an alle die feeligen Stunden denken, die fie innerhalb feiner traulichen Mauern an der Seite ihres Wodmars verlebt hatte, und vor dem Wonnegefühl der Erinnerung verftummten noch einmal ihre Schmerzen, um dann defto heftiger zu toben. Ein paar Thränen ftiegen in ihr Auge, und rafch wandte fie fich um. Fort, fort, fagte fie zu fich felbft, und die ganze Gröfse ihres Unglücks überfiel fie jetzt; — o dafs fich meine Vernunft mit meinem Glücke verloren hätte." S. 290. 291.

Erfchöpft fank fie endlich nieder. „Ihre Gedanken fingen an fich dunkel in einander zu mifchen, und fie glaubte den Abendwind ihres Lebens wehen zu hören." Sie ward am Morgen von einem Kärner gefunden, welcher fie mit fich nahm; einige Tagereifen machte fie in feinem Fuhrwerke. Der Kärner, fein häusliches Leben, die Art, wie Marie in daffelbe aufgenommen wurde, haben eine fchöne idyllenartige Wahrheit. In der Nähe diefer Heimath lebte ein junger Förfter, kein anderer als Ludwig. Er war mit einem Prinzen auf eine Reife gegangen, und hatte nach kurzer Zeit von demfelben feine gegenwärtige Stelle erhalten, damit er glücklich mit feinem jungen Weibe leben könne. Welche Veränderung, als er in Mariens Arme eilen wollte! Durch einen zurückgelafsnen Brief derfelben bekam er Auffchlufs über alles; aber die Kunde, welche er von Wodmars Verheyrathung mit Jofephinen erhielt, liefs ihn ahnden, wie ungeheuer die arme Marie betrogen feyn müffe. Er wollte hinfliegen und den Betrug entdecken. Aber dann fagte er zu fich felbft: Warum foll ich die goldene Täufchung vernichten, in der fie fo felig fchwärmt? Ach, fie würde doch an meinem Herzen keinen Erfatz finden, für den füfsen Traum, aus dem ich fie weckte. Jetzt fand er fie, von Gram verblüht, und zwang fie, noch die Seinige zu werden, damit fie an feinem Herzen fterben konne. S. 358. „Schweigend und voll fanfter Wehmuth folgte Marie den grünen Spuren des Weges an feinem Arm, die fie geftern noch einfam betrat. Das volle, glühende Abendroth gofs felbft auf die öftlichen Wolken feinen reizenden Purpur aus; die Abendglocke tönte melodifch durch die ftille Luft, die fie umgab, und fchien ihr in diefer rofenfarbenen Minute der Nachhall ihrer erften Jugend zu feyn, in der fie einft mit ähnlichen Ausfichten, nur nicht fo traurig, vor Ludwig ftand."

Sie ftarb bald an Ludwigs Herzen; in einen Brief an Wodmar ftrömte fie kurz vor ihrem Tode noch einmal ihre Liebe aus. Schwer hingen Schickfal und Reue über dem Grafen. Jofephine fchied fich auf ewig von ihm, und fand ihr Glück in ihrem Sohn und im Zufammenleben mit der Wittwe Wilmuth, ihrem Freunde, dem einft geliebten Auguft und der Gattin deffelben, die feine Tugenden belohnte.

Ohne Zweifel verdanken wir einer weiblichen Hand dies Werk voll zarter Innigkeit und fchöner Wahrheit. Es herrfcht in demfelben freylich keine genialifche Erfindung; aber die einfache Gefchichte entwickelt fich fo leife, die Charaktere find fo ächt menfchlich und lebendig gegriffen, durch fo kaum bemerkbare Schattirung find die Figuren doch in ihrer ewigen Natur fo fehr von einander verfchieden, und die Sprache ift fo durchfichtig, fo rofenfarben, dafs der Genufs, welchen man hier gewinnt, durchaus lieblich feyn würde, wenn man nicht hin und wieder durch kleine Unbefonnenheiten im Ausdruck eine Störung empfände.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Müller: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek, oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben von D. C. Weigel. Dritten Bandes. Erstes Stück. 1796. 254 S. Zweytes Stück. 245 S. nebst Register gr. 8.

Brugnone, *über die Eyerstöcke und die gelben Körper.* Auf einige Leichenöffnungen an Menschen und vielen an Thieren gestützt, behauptet er die Gegenwart der gelben Körper auch in unbefruchteten Weibchen. Auch in Mauleselinnen fand er sie. So sucht er ebenfalls die Meynung zu widerlegen, man könne aus der Zahl der gelben Korper des Eyerstocks wissen, wie viel Embryonen im Uterus seyen. *Palletta, über einige Krankheiten des Mastdarms.* — Gegen *Schrunden:* Erweichende äussere Mittel, Abschneiden des Zackensacks u. s. w., welches aber gegen bösartige Schrunden, die man nicht berühren darf, nicht half. — *Jücken am After;* es quält besonders des Nachts die wenig oder nicht menstruirten Frauenzimmer. Kömmt es bey Verheiratheten vor; so hält er sie für unfruchtbar und mit Krätzmaterie behaftet. Aeusserlich sieht man nichts. Er braucht im allgemeinen Blutigel an die Schaamtheile gesetzt, ganze Bäder und Schwefelsalbe in die Scheide gebracht; auch Eis. Das von Askariden verursachte wird, wie der Ueberfetzer erinnert, zuweilen durch eingenommene Zinnfeile gehoben. — *Polypen* heilt der Vf. durch Abschneiden, so tief als möglich. — *Vorfall;* allerley Mittel, darunter kalte Klystiere, und Alaun mit Eyweiss geschlagen. (*Sempervivum minimum* hätte nicht durch *Hauslaub*, sondern durch *Mauerpfeffer* übersetzt werden sollen.) — *Proctalgie* (hier, vermuthlich als Druckfehler, *Protalgie.*) Ein merkwürdiger Fall. Der Schmerz verschwand beym Zutritt eines Wechselfiebers, kam aber nach dessen Heilung zurück. — *Skirrhen;* gewöhnlich unheilbar. *Brera, über den Weichselzopf;* pathologisch gut. *Marsili über die Fiebervertreibende Kraft der Datisca cannabina.* Dies grosse, in Candien einheimische, sehr bittere Kraut zeigte sich gegen Wechselfieber vorzüglich mit schwankendem Typus schon bey der ersten oder zweyten Gabe hülfreich (der Absud von vier Blättern oder zwölf Gran der Saamen.) Grünes Erbrechen, Purgiren und starker Harnabgang waren die sichtlichen Wirkungen. *Pennada über dieselbe Pflanze.* Er führt zwölf Fälle an, in deren sechsen sie half, und andern sechsen nicht. Im ersten Falle ward der Kranke gelbsüchtig und ödematös. Im vierten Falle hatte der Kranke zu viel genommen und bekam schreckliche Angst, Erbrechen einer zähen gelben Materie, zweytägige heftige Schmerzen in den Därmen und ungemein viel wässerige Stühle; das Fieber war weg, aber der Kranke blieb noch einige Zeit matt. Im sechsten; der Kranke ward wassersüchtig. Was diese Pflanze gegen Wechselfieber ausrichtet, scheint sie Rec. da zu thun, wo die Heilung durch Ausleerungen von oben und unten zu erwarten ist. *Spallanzani, künstliche Befruchtung einer Hündin*, die sehr vorsichtig von *Rossi* und *Branchi* angestellt ward und glücklich von statten ging. *Sograsi, vorzüglichste Methode, die durch äussere Gewalt entblössten Schädelknochen zu behandeln.* Durch Anbohrung mehrerer kleinen Löcher mit dem Perforativtrepane. Sehr lehrreich. *Zusatz des Herausgebers, über die verschiedenen Knochenbohrer der Alten. Pennada, ein im Herzen gefundenes Geschwür.* (Ein Mann ward in die Brust geschossen, die Wunde heilte und er starb ein Jahr hernach an einer andern Krankheit. Bey der Oeffnung fand man die plattgedruckte Kugel in der vordern Herzkammer und die Wunde zugeheilt.) — Ein Frauenzimmer, welches lange an Herzklopfen, Engbrüstigkeit und Ohnmacht gelitten hatte, starb, und wie die Leichenöffnung zeigte, an einem grossen Geschwüre der linken Herzkammer. *Fiorati, anatomische Beobachtung.* Ein zwiefaches Loch in der Aorta. *Angeli, Heilkräfte der Arnika:* in einer Paraplegie von einem Falle; bey allgemeiner Schwäche und Zittern in den Gliedern von geistigen Getränken; in Schwäche der Nerven und Lähmung der untern Gliedmassen von gleicher Ursache; in Hemiplegie der Folge einer Apoplexie; in einer Paraplegie; in einer Paralysis der Folge eines Falles (wo aber auch Baldrian gebraucht ward); in der Hemiplegie einer Schwangern (wo doch auch Kamillenwasser und Vitriolspiritus zugesetzt ward); bey zurückgetretenen Blattern mit Convulsionen; in einem krampfigen Zusammenziehen der rechten Hand; in unvollkommner Amaurosis; in einem drohenden Brande am Arme (wo aber auch China gebraucht ward;) in einer Hydrosarkocele die in Brand überging; bey Ischurie und Abscess im Unterleibe (wo aber auch Mohnsaft zugleich angewendet ward.) *Angeli, eine steinige Zirbel.* Den vor dem Tode hergehenden heftigen Kopfschmerz, das Brechen, Irrereden, das rothe Gesicht, den sehr harten Puls und zuletzt den Lethargus hält er für Symptomen. *Angeli, von einer hartnäckigen convulsivischen Krankheit.*

Sein Verfahren iſt gerade das Gegentheil von dem, wie man bey einer ähnlichen Krankheit (es waren Entwickelungsmolimina der Monatsreinigung) zu Werke gehen ſoll. Statt der groſsen Menge empiriſcher gemiſchter Mittel würden blos Fuſsbäder von lauem Waſſer das ganze Unglück abgewendet haben. *Zacchiroli, ein Blutſpeyen.* Nach körperlicher Anſtrengung entſtanden, durch gelinden Druck auf das Bruſtbein erregbar und mit toniſchen Krämpfen und Ekſtaſis begleitet. Doch iſt noch viel anſcheinend Fabelhaftes in der Erzählung. *Angeli, Huſten und Anlage zur Lungenſucht.* Er heilte dergleichen, aber mit zuſammengeſetzten Mitteln, da man dann nicht weiſs, was eigentlich geholfen hat — ein Verfahren, welches auch in Deutſchland als Seuche unter den niedern Aerzten graſſirt. Doch iſt die Aufmerkſamkeit, die er auf die Krankheiten der Luftröhrendrüſe erregt, auszuzeichnen. *Simonetti, Folgen von verſchlucktem rothen Präcipitate.* Es war Ein Gran, der Brennen und Geſchwulſt im Schlunde, Geſchwulſt am Zahnfleiſche, Spannen im Magen, Erbrechen, Diarrhöe und endlich Speichelfluſs verurſachte, weil auſser Oel nichts Zweckmäſsiges angewendet worden war. *Zacchiroli, über die ſchwarze Krankheit des Hippokrates.* Hitzige Getränke und Gram (Rec. ſetzt hinzu; Zorn, Schreck) die anleitenden Urſachen, und remittirendes Fieber, ſtechender Schmerz in der Herzgrube, drückendes Kopfweh, Ohnmachten, kalter Schweiſs, Sinnloſigkeit u. ſ. w. begleitende Symptomen. Er verwirft (ohne Urſachen anzugeben) die von *Arandiga* angerühmte verſüſste Salpeterſäure, und giebt doch ſelbſt Hoffmanniſchen Geiſt, auſser Tamarindenmolken, erweichenden Klyſtieren und vegetabiliſcher, karger Koſt. Doch hat er noch viel Nebenmittel. *Angeli, Gallenſteine.* Das Dürandiſche Mittel hülfreich; in welcher Flüſſigkeit er auch auſser dem Körper ſolche Steine zergehen ſah. *Simonetti, eine Waſſerſucht;* mit Leichenöffnung. *Angeli, eine Dyſurie,* deren Tödlichkeit von einem Gewächs in der Blaſe und einer Vereiterung der Nieren abhing. Die Harngänge und der Kopf wurden nicht unterſucht!! *Foſchini, ein Harnblaſenſtein.* Er wog $19\frac{1}{4}$ Unzen. *Braſanti, Operation eines eingeſperrten Leiſtenbruchs.* Er ſchnitt $1\frac{1}{2}$ Zoll des brandigen Darmes hinweg, vereinigte die beiden geſunden Enden mit der Kürſchnernath, ſchob den Darm ein, verband trocken und die Kranke ward völlig hergeſtellt. Wahrhaftig alles Mögliche, wenn das Factum richtig iſt! *Monti, Gebrauch der Erde gegen Flechtenausſchlag und Vipernbiſs.* Es war nicht gemeine Erde, ſondern zertretener Eſtrich (alſo Gyps?) welcher mit Eſſig aufgelegt einen Ausſchlag an der Stirne hob. Oefters aufgelegte Gartenerde heilte einen (ſcarificirten) Vipernbiſs am Arme. *Palletta, Einfache Heilmethode des künſtlichen Afters.* Ein Bauer hatte ſeinen künſtlichen After mit einem Kiſſen einige Zeit hindurch verbunden; der heraushangende Darm hatte ſich dadurch zurückgezogen und die Oeffnung war allmählich verheilt. Seitdem öffnet der Vf. bey der Operation der Brüche den Darm, ſchiebt ihn dergeſtalt ein, daſs die Oeffnung hinter der Bauchwunde zu liegen kommt und verbindet einfach mit Scharpie in Wein getaucht. Oft iſt die Geneſung erfolgt, wovon er zwey Fälle erzählt. Bey dem einen erfolgte die Heilung in 80, bey dem andern in 20 Tagen; eine Beſtätigung deſſen, was wir Deutſche ſchon wiſſen. *Palletta, zwey von ſelbſt erfolgte Einrenkungen des Oberarms.* *Gennardo, eine neue Art die Paracenteſis zu machen.* Durch die Mutterſcheide (von ihm zweymal glücklich angewendet) und durch den After (vorſchlagsweiſe.) *Fabris, eine Hodengeſchwulſt.* Der 38 Jahre verhärtete Hode wog 1 Pfund und 7 Unzen. *Palletta, über die Articulation des Schenkelbeins.* In Abſicht der Verrenkungen lehrreich.

Zweites Stück. *Porati, Geſchichte eines Nachtwandlers.* Merkwürdig. Laue Bäder, Aderlaſs, Abführungen ſchadeten auffallend. Anfänglich ſtellten ihn China und kalte Bäder her. Bey einem Rückfalle that China weniger als Eiſen, und, als er wieder zurückfiel, auch dieſes nichts und er muſste zu Laudanum und endlich zu Mohnſaft in Subſtanz (ein Quentchen auf die Gabe) ſeine Zuflucht nehmen. *Palletta, Behandlungsart vier von einem tollen Hunde gebiſſener Perſonen.* Durch Aetzmittel auf die Wunden und den innern Gebrauch der Tollkirſchwurzel. Sie genaſsen, aber ohne daſs man wiſſen konnte, ob ſie ohnedies die Waſſerſcheu bekommen haben würden. Ein fünfter Fall, eben ſo, nur daſs er noch mehrere Mittel zu Hülfe nahm. Alle ſolche Vorbauungsfälle beweiſen nichts. *Moscati, eine epidemiſche Kriebelkrankheit.* Die gute, kräftige Koſt ſchien das Uebel zu mäſsigen; geheilt war aber damals noch keiner, auch nicht geſtorben. *Vorſchlag eines Arztes, die Kriebelkrankheit zu heilen.* Durch Einſpritzung der zweckmäſsigen Mittel in eine Vene. So ward ein vom Vipernbiſſe ſchon aſphyktiſcher Bauer durch Einſpritzung von 16 Tropfen Hirſchhorngeiſt ſchnell durch *Guazzi* gerettet. Etwas ähnliches ſahe *Baſtiani* und *Valisneri*. *Prinetti, Heilung einer Kothfiſtel.* Durch einfachen Verband binnen vier Monaten. *Moriggia, eine Nachtblindheit.* Die Pupillen mehr als gewöhnlich erweitert und bey mäſsigem Lichte unbeweglich. Der Dunſt des kauſtiſchen Salmiakgeiſtes half. *Marabelli, Unterſuchung einiger durch Krankheit veränderter thieriſcher, beſonders milchähnlicher Flüſſigkeiten.* Das Extravaſat einer am Kindbettfieber Verſtorbenen verhielt ſich chemiſch gar nicht als Frauenmilch, und war vielmehr mit dem aus der Bruſt zweyer an Lungenentzündung verſtorbenen Männer übereinſtimmend. Mehr der Milch ähnlich fand er die eiterartige Flüſſigkeit, die aus dem Nabel einer Waſſerſüchtigen floſs. *Pennada, Waſſerſcheu vom Stiche eines Inſekts* (einer Weſpe ähnlich.) Am vierten Tage nach dem Stiche (in die Gegend der Schilddrüſe) brach die Waſſerſcheu aus und tödtete am neunten. Leichenöffnung. *Pennada, eine durch Zufall geheilte ungeheure Waſſerſucht.* Die Kranke, deren Unterleib 75 Zoll im Umfange hatte, fiel aus dem Bette, worauf ſie

ke öfteres Drängen auf den Harn bekam, wodurch in vier Tagen 584 Pfund weissliche, dickliche Flüssigkeit (wie bey Abzapfungen) von ihr ging. *Pennada, eine neunjährige convulsivische Krankheit.* Merkwürdig! Acht Jahre lang waren täglich zwey Paroxismen, einer fünf Stunden vor, und einer sechs Stunden nach Sonnenuntergang. Bäder von 16° bis 19° *Reaum.* Wärme brachten endlich die Heilung unter stinkenden Nachtschweissen. *Buzzi, Leichenöffnung zweyer Gelbsüchtigen;* in Rücksicht der Farbe der Augenhäute angestellt. *Buzzi, eine Amaurosis durch Elektricität geheilt. Camera, ein Mädchen vom Bandwurme geheilt.* Eine *taenia lata* (15 Ellen lang) die durch Farnkrautwurzel und Purganzen abging. *Flajani, Nutzen des Kampfers bey Wunden.* In schlaffen grossen Wunden mit Verlust von Substanz streut er mit Glück ein Pulver von Kampfer mit einer doppelten Menge Zucker abgerieben. *Flajani, Behandlung alter Fussgeschwüre.* Waagerechte Lage der Füsse im Bette, Bähungen der Geschwulst mit Chinaabsud, Skarificiren der Ränder, Verband erst mit Semmelbrey, dann mit Quecksilbersalbe und die austreibende Binde hintennach. *Flajani, drey Beobachtungen.* Mangelnde Harnblase und Zeugungstheile. Eine in der Harnblase gefundene (verschluckte) Haarnadel. Ein Stück Nagel, 1½ Zoll lang, in den Ballen der grossen Zähe eingestochen und nach 23monatlichen, nicht sehr beschwerlichem Aufenthalte darin, ohne Eiterung wieder hervorgekommen. Ein durch die Harnröhre eingeglitschter Ohrlöffel. *Pennada, epidemische Constitution in Padua von 1786 und 1787.* Unter andern ein herumgehender brandiger Rothlauf, wobey aber die Menge der Aderlässe dem Kenner missfällt. *Palletta, über die Verengerung des Mastdarms.* Oft entstehe sie bey einer Mastdarmfistel, deren Operation auch die Verengerung zu heben pflegt, zuweilen ohne, zuweilen mit Anwendung der Erweiterungswieken. Eine, wie es scheint, spastische Strictur des Mastdarms, durch genossene kleine Portionen Gefrornes und äusserliche Auflegung des Eises auf den Unterleib gehoben. Eine Verengerung der Mutterscheide. *Palletta, über die Skirrhen in den Brüsten und den Brustkrebs.* Durch viele erzählte Fälle sucht er zu beweisen, dass in den meisten Fällen, wo besonders keine Localursache statt findet, der Krebs auch keine örtliche, sondern eine Krankheit des ganzen Körpers sey. Ihm scheinen weniger die Milchgefässe, als die einsaugenden Gefässe und das fette Zellgewebe zu leiden. Er nimmt gewöhnlich die Brustwarze bey der Operation mit hinweg.

Der Herausg. hat hier eine noch strengere Wahl als in den ersten Bänden getroffen. (Nur einige Stücke von *Angeli* dünken Rec. der Aufnahme nicht ganz werth.) Auch dieser Band hat sehr viel theils durch die beygefügten praktischen, theils aber und vorzüglich durch die literarischen Notizen gewonnen.

Berlin, auf Kosten des Vfs. und gedr. b. Petsch: *Compendium syndesmo-osteologicum* (besser *osteosyndesmolog.*) *für angehende Wundärzte,* zum Gebrauch und Nutzen seiner Vorlesungen entworfen, von *Ernst Gotthilf Sonnenburg,* Dr. Leibmed. des reg. Herz. v. Braunschw. Läneb. Oels, und Medicus practicus zu Berlin, wie auch bestallter(m) Med. des Hosp. der Parochialkirche. 1797. 318 S. 8. (1 Rthl.)

Beynahe thut es Rec. leid, von vorliegender Schrift ein so ungünstiges Urtheil fällen zu müssen; da der Vf. hin und wieder in der Vorrede Bescheidenheit und guten Willen genug zeigt; aber es ist in der That doch kaum zu begreifen, wie heutiges Tages selbst in einer so trockenen Wissenschaft als Osteologie grösstentheils ist, etwas so unerträglich pedantisches und so über die Massen lächerliches; als dieses Handbuch ist, dem Drucke übergeben werden könne. Rec. bedauert den Schüler, welcher in eines solchen Lehrers Hände fällt; denn nach diesem Handbuche ist es leicht einzusehen, dass auch seine Vorlesungen unter aller Kritik seyn müssen: Dunkelheit und Weitschweifigkeit hat der Vf. dadurch einzig zu vermeiden gesucht, dass er, wie er selbst sagt, keinen *tropus*, keine *Synonyma*, keinen *Pleonasmus* noch irgend einen *terminus technicus* deutsch übersetzt hat, wobey er so gewissenhaft zu Werke gegangen ist, dass er selbst die längst von uns Deutschen aufgenommenen Wörter: Osteologie, Physiologie, beständig mit ihrer lateinischen Endigung a honorirt; daher §. 1. die *Osteologia* lehret den Namen, (die) Anzahl, Figur, Lage, Grösse, Verbindung und Vereinigung (was für ein Unterschied zwischen beiden letzteren?), wie auch *substantiam* der *Ossium* des menschlichen Körpers; den Nutzen davon lehrt die *Physiologia.* §. 3. Damit man einen deutlichen Begriff von der Kraft der Gelenke bekommen möge, so verbinde ich die *Osteologiam* mit der *Syndesmologia* in eins, (!!) der Nutzen davon ist leicht einzusehen; wie einige es versucht haben. (??) §. 6. Aus der *prima materia hominis* (woraus nach dem vorigen § die Knochen ihren Ursprung nehmen) bildet die *anima humana* vermöge ihres Bildungstriebes einen Knorpel. — Die *Medulla* leimt die *lamellas* zusammen!! Als ein Beyspiel der Fasslichkeit des Vortrages mag folgende Stelle dienen: §. 175. Nutzen (des Schambeines nämlich). Das *os pubis* bildet den innern Theil des *Acetabuli*, und den vordern Theil des *Pelvis* und dessen *Aperturae superioris* vorn.(;) besonders bildet es mit dem *osse Ischio* das grösste *foramen* des Menschen, und *foramen ovale ossis innominati* heisst, welches von einer *Membrana* verschlossen ist(.) vom äusserlichen rauhen Umfang des *foraminis* u. s. w. Aber nicht allein die Art des Vortrages verdient Tadel oder vielmehr Mitleid; sondern auch die offenbaren falschen Behauptungen, welche man hin und wieder findet: so z. B. §. 13. Alle *Periostea* haben ihren Ursprung von der *dura matre*, denn die *dura mater* besteht aus zwey *laminis*, die *externa* dienet den *ossibus cranii* zum *Periosteo interno*;

und sitzt an den *Suturis* am festesten. §. 136. soll der *processus basilaris* des Hinterhauptbeins die hintere Wand der *faucium* bilden!! Vorzüglich herzbrechend sind auch die den Zuhörern zu Nutz und Frommen manchen Paragraphen angehängten chirurgischen Bemerkungen: z. B. §. 80. Alle *Ossa cuboiformia* haben fast alle ebene *superficies articulares*, das ganze *Genus* nenne ich bequem *Diarthrosin strictissimam*. *Anmerkung:* Aus dieser ganz kurzen und neuen *Theoria* kann ganz leicht ein neues richtiges *Systema* von *luxationibus* gebildet werden, welches vorher unmöglich war, weil hier alles zusammen im *Nexu* stehet, was zusammen gehöret!!! — §. 477. Oft brechen die Zähne leicht, öfter mit heftigen Schmerzen heraus, wegen der Dickigkeit und Härte der *Gingivae;* davon viel von diesen unschuldigen Geschöpfen massacriret werden. *Anmerk.* Man nehme für 6 Pf. Quittenkörner und 3 Pf. Rosen- oder Brunnenwasser, thue beides zusammen in einen Theetopf, und thue noch hinzu für 6 Pf. Jungfernhonig, bestreiche mit diesem Schleime das Zahnfleisch, es wird davon weich und dünne; wo dann die Zähne leicht hervorbrechen, und alle Zufälle hören auf und das Kind wird gerettet. Aus Pflicht und Mitleiden nenne ich hier dieses Mittel, um die (der) Massacre Einhalt zu thun. Die Beschreibung der untern Muschel ist wie der Vf. sagt, neu. §. 418. Das *Präparatum* ist vor mir, davon den ganzen Abriss des neuen Gebäudes der *Conchae inferioris* aufgeführt, und das alte abgerissen, weil es mir im Ideengang unbequem zu demonstriren war, und einige mir nützlich scheinende Materialien vom alten Gebäude zum neuen auswählte. *Anmerk.* Sollte das *Signum* dem *Signato* nicht *proximum* seyn, so kommt es hier nicht aufs *Signum*, sondern *Signatum* an, weil ich bey Abreissung des alten Gebäudes zu viel Staub in die Augen bekam, und konnte keine Mitarbeiter finden, die mir zu Hülfe kamen, mithin man hierauf Nachsicht brauche. Die Decoration läfst sich leicht an diesem neuen Gebäude machen. Schon in der Vorrede sagt der Vf., dass er vorzüglich die Schriften eines *Bartholini* zu Rathe gezogen habe, aus welchen (namentlich *Thom. Barthol. Anatome*) auch beynahe auf jeder Seite die Belege in lateinischer Sprache den Paragraphen des Vfs. untergedruckt sind. Was dies für angehende Wundärzte, welche leider so selten auch nur die Anfangsgründe der lateinischen Sprache kennen, für Nutzen schaffen könne, sieht Rec. nicht ein. Merkwürdig ist noch, was der Vf. von seiner Anhänglichkeit an Bartholin sagt, da er ihn S. 125. eines Fehlers zeihet; nachdem er die Stelle angeführt hat: *Os enim jugale — non est peculiare os etc.* Es ist und bleibt ein Κρινομενον, und sind wir hierin *paulo subtilius*, *excoliret* in unserm *Seculo;* obgleich dieses grossen Mannes *Sagacitaet* mir fehlt. Mein Führer ist im *Systemate*, welches ich zum *objecto* gewählet, und nach ihm mich bilde. Der letzte §. des Buchs mag auch diese Anzeige desselben beschliessen, denn er ist ganz im Geiste des Vfs. Es ist die Rede vom Nutzen der Nagelglieder an den Zehen. Sie beschliessen das Ende des Fusses, als die Basis worauf der Mensch, als die Gedächtnissäule des Schöpfers, ruhet, — und dann der Vers aus Gellert: Der Mensch, ein Leib, den deine Hand u. s. w. Uebrigens wimmelt auch das Buch von Druckfehlern, vorzüglich in den lateinischen Wörtern. Von diesen Druckfehlern ist ein Verzeichniss angehängt.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Klaubarth: *Eustathii* Antecessoris olim Constantinop. *de intervallis et praescriptionibus* s. de varia temporum in iure civili observatione libellus. Graece et Latine cum scholiis et notis emendatius edidit *Lud. Henr. Teucherus.* 1791. 158 S. 8.

Die Abhandlung des Eustathius *περι χρονικων διαστηματων* ist von den Gelehrten, wegen der Zusammenstellung der mancherley in den römischen Rechtsbüchern und den Basiliken vorkommenden Zeitbestimmungen von einem Moment an bis zu 100 Jahren, insonderheit bey der Lehre von der Verjährung immer geschätzt worden, und es ist in mehr als einer Rücksicht zu wünschen, dass eine neue Ausgabe dieser griechischen Schrift auch jetzt noch Manchem nicht unwillkommen gewesen sey. Der Text ist hier nach Freher in *Leuncl. Ius Gr. Rom. T. II.* abgedruckt: jedoch sind nicht selten andere Lesearten aufgenommen. Die allegirten Gesetzstellen sind genauer bestimmt und ergänzt worden. Vorzüglich aber sind in den Anmerkungen noch mehrere von E. übergangene Zeitangaben beygefügt, wodurch Hr. *T.* sich unstreitig ein Verdienst erworben hat, woraus jedoch zugleich erhellet, dass das seinem Autor von Seiten der Vollständigkeit beyzulegende Lob nicht anders, als gemäfsigt seyn dürfe, obgleich die Arbeit sonst, auch für die Rechtsgeschichte, nicht ohne Nutzen ist. Eine Untersuchung über die Quellen, aus denen E. schöpfte, eine Würdigung des wahren Gehalts seiner Arbeit, und einige Nachrichten von den Handschriften und Ausgaben derselben, haben wir in der Vorrede ungern vermisst. Dagegen würden wir dem Herausg. die nochmalige ausführlichere Anempfehlung des Psellus, von dessen *Συνοψις των νομων* er zwey Jahre vorher ebenfalls einen Abdruck besorgt hat, gern erlassen haben, und wir müssen gestehen, dass wir durch die von ihm angeführten Gründe von dem Werth und der Brauchbarkeit dieses Büchleins, worin das ganze Recht gleichsam in einer Nuss abgehandelt ist, wogegen unser E. sich bescheiden nur auf einen gewissen Gesichtspunct beschränkt, und denselben weit fester hält, nicht überzeugt worden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: Fortsetzung der *Allgemeinen Welthistorie*, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. *Neun und vierzigster Theil.* Verfasset von *Johann Christian von Engel.* 1797. 2 Alph. 17 Bog. in Quart.

Eben dasselbe Buch unter der Aufschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Erster Theil;* ingleichen unter der dritten: Geschichte des alten Pannoniens und der Bulgarey, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Ungrische und Illyrische Geschichte.

— — — Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie u. s. w. *Neun und vierzigsten Theils zweyter Band.* 1798. 3 Alph. 9½ Bogen.

Auch unter der Aufschrift:

Geschichte des Ungrischen Reichs und seiner Nebenländer. *Zweyter Theil.*

Hier tritt ein Geschichtschreiber von Ungarn, seinem Vaterlande, auf, dem es weder an Kenntniss und Gebrauch aller (bisher wenigstens geöffneten) Quellen und Hülfsmittel, noch an glücklichem Forschungsgeiste fehlt; der aber auch eben so viel Patriotismus als Freymüthigkeit mit einander zu verbinden scheint. Leute, sagt er in der Vorrede, S. 6. welche auf unsere Zeiten und unsere Regierungen nicht genug Bitterkeit aufbringen können, haben ihn ermahnt, jetzt lieber nichts zu schreiben, *um nicht verketzert zu werden.* Er gesteht auch, (Einleitung S. 1.) „unter dem Toben und Brausen mehrerer einander nicht verstehender, desto hitziger aber verfolgender, Parteyen die Feder ergriffen zu haben. Allein, da er in der vaterländischen Geschichte, für welche noch so unendlich viel zu thun sey, und über welche er schon seit mehr als fünf Jahren Untersuchungen angestellt habe, nicht unthätig bleiben könne; überdies ohne Leidenschaften, wie die alten Denkmäler, zu sprechen gesonnen sey; so hätten ihn jene und andere Warnungen nicht abschrecken können. Ein Hauptthema seiner Geschichte ist ihm, (Einl. S. 3.) zu zeigen, „*wie sehr wir Ursache haben*, uns als Unterthanen österreichischer Regenten vom 18ten Jahrhunderte, im Zusammenhalten mit den Leiden und Thaten der Vorwelt glücklich zu schätzen; man dürfe über der Wahrheit, dass so vieles in so manchen Stücken besser und vollkommener in Ungarn beschaffen seyn könnte und sollte, nicht vergessen, dass es einmal noch ärger war; dieser Satz beruhe auf einer getreuen Schilderung des Elends von Ungarn unter einem *Wladislav II*, und unter *Ludwig II, welche er vor allem andern seiner Geschichte von Ungarn vorausschicken wolle;* indem hiemit auch das Lehrreiche und Nützliche derselben, nämlich die historische Entwickelung der innern Staatsverfassung, innigst verbunden sey." (Wir verkennen das Edle und Gemeinnützliche in der Hauptabsicht des Vfs. nicht; besorgen aber, dass sie von ihm zu einseitig gefasst sey. Er nimmt für sich und seine Leser Ungarn nicht bloss zum Standorte, sondern auch zum Vaterlande an; es war aber genug, sie dasjenige am Ende seiner Geschichte als ein Resultat daraus ziehen zu lassen, was er als Patriot gleich anfänglich zum vornehmsten Augenmerke macht. Und wenn er mit der Schilderung von Ungarns Zustande gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts den Anfang seiner Geschichte machen will; so gewinnt sie dadurch noch mehr das Ansehen einer bloss für Ungarn entworfenen, nicht sowohl Geschichte, als Anwendung derselben. Wie kann auch diese Methode, die an sich nicht genau historisch ist, den Vorwurf einer absichtlich parteyischen Darstellung ganz vermeiden? gesetzt, dass auch diese, wie wir gar nicht zweifeln, wahr und treu seyn sollte. Wir zweifeln sogar, ob der Vf. auf diesem Wege seine Absicht erreichen werde: denn wie leicht kann ein Ungar dagegen sagen: unter *Wlad. II* und *Ludw. II* war freylich mein Vaterland sehr zerrüttet; aber jetzt, dreyhundert Jahre später, bin ich, nach so vielen vorhergegangenen Hülfsmitteln und Beyspielen, zu einem weit höhern Wohlstande berechtigt, als ich wirklich geniesse.) Uebrigens hat der Vf. in der Einleitung zuerst aus einem ungedruckten Werke des Hn. Prof. *Schwartner* zu Pesth ein statistisches Miniaturgemälde von Ungarn mitgetheilt, (S. 5—14.) welches sehr lesenswerth ist. Da aber dieses Werk seitdem unter der Aufschrift: *Mart. Schwartner's* Statistik des Königreichs Ungarn, Pesth, 1798. 8. im Druck erschienen ist; so beziehen wir uns auf die Recension in der A. L. Z. 1798. Nr. 272. Nur das Einzige mag hier noch stehen, dass das schriftstellerische Publicum in einem Reiche von mehr als sieben Millionen Menschen, (Croatien, Dalmatien, Slavonien und Siebenbürgen mit eingeschlossen,) jetzt kaum an 50 Köpfe reicht; die Uebersetzer und Verfasser kleiner Flugschriften mit eingerechnet. Doch der grösste Theil der Einleitung besteht aus zwey zum Theil urkundlichen Belegen über den elenden Zustand Ungarns unter *Wlad. II* und *Ludw. II;* sie zeigen, wie

polnisch und barbarisch, sagt unser Vf., derselbe gewesen sey. Das eine, aus einer Handschrift der kaiserl. Bibliothek genommen, ist des Bischofs von Fünfkirchen, Johann Ernst, königl. Schatzmeisters, Rechnung über die Staatseinkünfte; oder *Registrum proventuum Regni Hungariae*, von den Jahren 1494 und 1495; (S. 17—181.) und das andere bisher auch ungedruckte, enthält *Hansen Thurnschwamb's*, Fuggerisch-Thurzoischen Factors zu Neusohl, zwar vom Jahr 1563 bis 1580 aufgesetzte, aber nicht viel über des unglücklichen *Ludwig's* Regierung (1526) hinausreichende Nachricht von Ungarns Zustande. (S. 190—209.) Zwey allerdings schätzbare Aufsätze, besonders der erste, die aber nicht hieher gehören. Der Vf. hat fruchtbare Anmerkungen darüber, und zuletzt ein Epiphonema an die Ungarn hinzugefügt.

Nunmehr folgt S. 211. *die Geschichte und kurze Geographie des alten Pannoniens*, seit der Epoche der alten Griechen, bis zur Einwanderung der Ungarn im J. C. 890 fg. Pannonien unter den Hunnen nimmt nur eine Seite ein, S. 244 fg. „Es ist Zeit, sagt Hr. v. E., einmal das Gedächtnifs unserer Jugend von *dem Hunnisch-Avarischen Unsinn*, womit es gleich Anfangs beym Eintritte in die ungarische Geschichte überladen, und von dem wahren und eigentlichen Hauptstudium abgeschreckt worden ist, zu befreyen. Es ist nun einmal erwiesen, dafs unsere gutgebildeten, heiter und offensehenden, schlanken, grofsen, ihre eigene Sprache redenden Ungarn nichts mit den Mongolisch-Kalmykischen hohläugichten, aufgedunsenen, und an Sitten und Sprache *orientalisch wilden Hunnen* gemein haben. Eben so wenig hat Pannonien als Land mit ihnen zu schaffen; sie sind blofs als Gäste zu betrachten" etc. (Aber können denn in einer ungarischen, zumal so ausführlichen Geschichte, die nicht für die Jugend geschrieben wird, die merkwürdigen Hunnisch-Avarischen Auftritte nicht anders beschrieben werden, als dafs man *Unsinn* vorträgt? Und was ist denn *orientalische Wildheit?* An Wildheit überhaupt gaben die Ungarn in ihren ersten Zeiten den Hunnen nicht viel nach. Noch bemerken wir bey dem Citatum S. 243. Anm. n.) *Olympiodorus in Bibliotheca*, dafs *Olymp.* kein solches Werk geschrieben hat; es mufs heifsen: *Olymp. in dem Auszuge seines verlornen Werks in Photii Bibliotheca.*) Unterdessen, wenn gleich der Vf. sich im *Historischen* dieser Periode sehr einschränkt; so ist er doch auf andern Seiten desto weitläuftiger geworden; selbst über die *Avaren*, über *Bulgaren*, *Chazaren* und andere Nationen, die doch auch für Ungarn, nach seinem Ausdrucke, nur als Gäste zu betrachten sind; nämlich in Ansehung ihrer *Abstammung* und Verwandschaft. Er hat eine ganz neue Hypothese, wie er sie selbst nennt, (S. 282.) aufgestellt: dafs vor den *Ungarn* nur *viererley Völkerstämme* in der Wanderung durch jenes Land begriffen vorkommen: der *Deutsche*, der *Mogolisch-Hunnische*, der *Slavische* und der *Türkisch-Tatarische*, zu welchem *Avaren*, *Bulgaren* und viele andere Nationen gerechnet werden. Den Beweis für diese letzte Ableitung hat er theils aus *Nestor* genommen, (S. 252.) theils aus allerhand Aehnlichkeiten von Namen, körperlichen Eigenschaften u. dgl. m. Im Grunde ist es aber doch nur ein Beweis geblieben, wie die meisten etymologischen, die ohne eigentliche Zeugen, Hypothesen durch Hypothesen, durch wirkliche oder erkünstelte Uebereinstimmungen u. dgl. m. unterstützen. Ueberhaupt hat wohl der Vf. bisweilen aus manchen Quellen, Namen, Spuren u. dgl. m. zu viel geschlossen oder bewiesen. Wir wissen besonders aus den Nachrichten eines Gelehrten, der mit der russischen Geschichte, und ihren ältesten Annalisten, genau bekannt ist; dafs *Scherer* den *Nestor* höchst unzuverläfsig übersetzt hat; er bediente sich des russischen Abdrucks vom sogenannten *Nestor*, oder vom Radzivilischen Codex; welcher Abdruck aber auf allen Seiten verändert, interpolirt und castrirt ist; ja selbst der Radzivilische Codex ist nichts weniger, als der ächte *Nestor*, und hat eben so grofse Schreibfehler, wie jeder andere. Gleichwohl hat der Vf. auf jene Uebersetzung viel gebauet. So findet er auch den Namen *Uz* in *Chozar*, und in den *Polovzern*, *Felduzen*; er läfst (S. 382.) 600,000 Uzen über die Donau gehen u. dgl. m. *Verum ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.*

Mit S. 283. geht *die Geschichte der Nebenländer des ungarischen Reichs* an. Sollte aber wohl dieses die einer allgemeinen ungarischen Geschichte recht angemessene Ordnung seyn, eher die Geschichte der Nebenländer dieses Reichs zu beschreiben, als dessen Ursprung und Fortgang, in dem es sie nach und nach erworben hat? Ohne indessen darauf Rücksicht zu nehmen, finden wir, was hier geleistet worden ist, an sich recht schätzbar. In der Bestimmung, welche Länder als ungarische Nebenländer anzusehen sind, hält sich der Vf. an den Titel der ungarischen Könige: *Dalmatiae*, *Croatiae*, *Slavoniae*, *Ramae*, *Serviae*, *Galiciae*, *Lodomeriae*, *Cumaniae et Bulgariae Reges.* Die Geschichte von *Galizien* und *Lodomerien*, hat er im 48sten Theil dieser allgemeinen Weltgeschichte beschrieben. *Rama* steht für *Bosnien*; und *Cumanien* kann im ersten und politischen gewöhnlichen Sinne gleichsam für die *Walachey* und *Moldau* angenommen werden, die beide ehemals bald dem ungarischen, bald dem polnischen Könige als Vasallenländer gehorchten. Ueber die Geschichte dieser Länder verspricht der Vf. manches ganz Neue; aber auch richtiger und ordentlicher, als es bisher geschehen ist, vorzutragen. Er giebt daher eine Nachricht von den Quellen, deren er sich bedient hat; besonders von der wichtigsten, von *Johann Raitsch*, Archimandriten eines Klosters zu Kovila im Batscher Comitat, illyrisch gedruckten illyrischen Geschichte in vier Octavbänden, zu Wien in den Jahren 1794 und 1795. *Catharina II* schickte demselben eine goldene Denkmünze an einer goldenen Kette, und liefs dem Verleger des Werks hundert Ducaten auszahlen; dieser litt aber dadurch nicht geringen Schaden, dafs man es zu St. Petersburg nachdruckte. Doch wirft Hr. v. E. auch demselben Mangel

gel an Kritik, besonders in Rücksicht älterer Begebenheiten; übermäſsige Vorliebe gegen die slavische Nation, und einen theologisch-unhistorischen Eifer für die morgenländische Kirche vor. Eben dieser Hr. *Raitsch* hat auch des Hn. *Gebhardi* Geschichte von Servien und Bosnien in die sogenannte illyrische, d. h. servische und rascische Sprache übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, zu Wien 1793 drucken lassen. Der Vf. hat also hier zuerst (S. 293 fg.) *die Geschichte der Bulgaren in Mysien*, nebst einer kritischen Erläuterung, Berichtigung und Bestätigung der Thunmannischen Völkergenealogie und ältesten Geschichte der Bulgaren, Türken, Chazaren, Ungarn, Petschenegger, Uzen, oder Cumanen und Walachen, mitgetheilt. Sie geht bis auf die neuesten Jahre, und endigt sich mit der Geographie und Eintheilung der heutigen Bulgarey. Zwar gesteht der Vf. selbst (S. 474.), das Studium dieser Geschichte sey sehr trocken; nur Liebhaber der Völkergenealogie und der Geschichte von Ungarn, überhaupt der höhern Geschichtskunde, könnten demselben wahren leidenschaftlichen Geschmack abgewinnen. Desto mehr behält die gegenwärtige Untersuchung ihren eigenen Werth, da sie mit einer ausgebreiteten Sprachkenntniſs, und unter Hülfsmitteln, die Ausländern nicht leicht in die Hände gerathen, angestellt worden ist.

Für diese ungarische Geschichte sind sechs Bände des 49sten Theils bestimmt. Bis in den dritten werden die ungarischen Nebenländer; im Reste desselben, ingleichen im vierten und fünften, Ungarn selbst, im sechsten aber wird Siebenbürgen vorkommen. (Ob diese Ausführlichkeit zu den übrigen Verhältnissen des groſsen Werks der allgemeinen Welthistorie, und zu dem Grade von Wichtigkeit, den die ungarische nebst der mit ihr verwandten Geschichte hat, passen werde, wird sich zeigen, wenn sie vollendet seyn wird.) Jedem Bande sollen Abbildungen verdienstvoller Männer aus den gedachten Ländern beygefügt werden. In dem gegenwärtigen findet man die Bilder des Hofkanzlers und geheimen Raths, Grafen *Teleki de Szek*, dessen Sohn sich auch durch eine einheimische Reisebeschreibung bekannt gemacht hat; ingleichen des erstgenannten Gelehrten *Johann Raitsch;* endlich einen Abriſs des illyrischen Hafens *Porto Re.* Mit Vergnügen sieht man übrigens aus der Vorrede, wie thätig jetzt von ungarischen Gelehrten an der Erweiterung ihrer Vaterlandskunde gearbeitet werde. Von dem um dieselbe schon so verdienten Canonicus *Pray* hat man eine pragmatische Geschichte von Ungarn, und von dem Hn. Statthaltereyrathe *von Lakics*, ein Staatsrecht dieses Reichs zu erwarten; beiden ist diese Arbeit auf Anrathen eines Ministers schon vor mehrern Jahren vom Hofe aufgetragen worden: und die erste ist bereits fertig. Der unermüdete Hr. *von Kovachich*, dessen *Supplementa ad vestigia Comitiorum* über zwey Jahre lang von der Ofner Censur aufgehalten wurden, bringt allerhand *Subsidia Juris Publici, municipalis et privati* ans Licht. Hr. Prof. *Kövy* zu Patak hat ein Handbuch des ungarischen Privatrechts angekündigt. Die Herren *Görög* und *Kerkes* sorgen für gute ungarische Landkarten, auch für eine brauchbare Geographie, und Hr. Prof. *Schedius* beschäftigt sich mit einer Geschichte der ungarischen Literatur.

Der zweyte Band dieser Geschichte hat außer den schon gedachten Aufschriften, auch noch die besondere *Staatskunde und Geschichte von Dalmatien, Croatien und Slavonien, nebst einigen ungedruckten Denkmalern ungarischer Geschichte.* Zuerst steht auch hier eine Reihe, zum Theil wichtiger, ungedruckter Urkunden, (S. 5—145.) meist unter der Aufschrift: *Fortsetzung der Voracten zur ungarischen Geschichte.* Nach einer italienisch abgefaſsten Beschreibung der Bulgarey durch *Georg Martin Ragusi* vom Jahr 1598 (S. 5. 6.) folgt eines päbstlichen Nuncius in Ungarn, vermuthlich *Asculanus*, wie Hr. *v. E.* bemerkt, Bericht an den Pabst vom Zustande Ungarns, von den königlichen Einkünften, und von den Thaten des K. *Matthias Corvinus*, vom J. 1480; ein sehr merkwürdiger Aufsatz in italienischer Sprache, bestimmt dem Pabste höhere Begriffe von dem groſsen Könige und seiner Macht beyzubringen, auch jenen zu warnen, daſs er ihn in der Ausübung des Patronatrechts nicht ohne Noth stören, vielmehr wider die Türken nachdrücklich unterstützen möchte. Die Instruction, welche K. Ferdinand seinen Commissarien in Siebenbürgen im J. 1552 ertheilte, und der Bericht, welchen sie darauf an den König über seine Einkünfte in diesem Lande erstatteten, (wiewohl dieser noch nicht ganz eingerückt ist,) verdienen auch ihren Platz. Aus der gleichzeitigen deutschen ganz treuherzigen Erzählung von dem Reichstage zu Hatwan im J. 1525 und aus einem lateinischen Tagebuche des zu Pesth in eben dem Jahre gehaltenen, sieht man, wie ungestüm und für die Könige gefährlich damals diese Versammlungen gewesen sind. Endlich ist S. 63 fg. *Centuria Diplomatum et Epistolarum Turzonianarum*, zur Hälfte mitgetheilt worden; wozu Hr. *Mart. Lautsek*, evangelischer Prediger, erläuternde Anmerkungen beygefügt hat. Sie gehen vom J. 1531 bis 1613, und geben der ungarischen Kirchen-, besonders Reformations- und Gelehrtengeschichte, manches angenehme Licht. Darauf werden S. 145 fg. die Ergänzungen und Vermehrungen der historischen und statistischen Literatur der Nebenländer des ungarischen Reichs, unter mancherley nützlichen Auszügen fortgesetzt. Als die erste Annäherung zur eigentlichen Geschichte dieses Bandes, kann man *die geographische und statistische Uebersicht vom* (ehemaligen) *venetianischen Dalmatien* (S. 200—241.) betrachten, durch welche nicht allein *Büsching's* Beschreibung sehr verbessert und ergänzt, sondern auch überhaupt die bisher vorhandenen übertroffen worden. Eben dieses gilt von *der statistischen Einleitung zur Geschichte von Croatien, Dalmatien und Slavonien*, S. 241—339. die zum Theil aus Handschriften gezogen ist, noch weit mehr; so wie auch *die geographisch-statistische Uebersicht vom ungari-*

ungarischen Litorale oder Uferlande, S. 340—392. alles besser aufklärt, als es bisher bekannt war. Einzelne Beyspiele aus allen diesen Aufsätzen würden für unsere Leser weder deutlich noch lehrreich genug seyn. Die noch S. 392—412. hinzugefügten *staatsrechtlichen Untersuchungen über Dalmatien, Croatien und Slavonien* betreffen das Verhältniss dieser Reiche gegen das ungarische; worüber sonst viel gestritten worden ist. Das Resultat aus beiderseitigen Gründen ist S. 396. folgendes: Slavonien und Croatien sind wahre Bestandtheile des einen und untheilbaren ungarischen Reichs; doch mit der im ungarischen alten System gewöhnlichen Respectirung alter Sitten und Gebräuche durch die ungarische Nation ihrer Herrschaft unterworfen; beide sind sogleich in Comitate organisirt, und diese den übrigen ungarischen Comitaten völlig gleich gemacht worden; das Municipale aber und Eigene in ihrer Verfassung entstand bloss durch den Umstand, dass ihre Bane öfters Prinzen von Geblüte mit herzoglicher Gewalt, und daher öfters widerspenstig wider den ungarischen König selbst waren. Ob nun gleich nach der genauern historischen Methode alle diese vorangeschickten Urkunden und statistischen Erörterungen ihre Stelle füglicher theils als Belege, theils als historisch erwiesene Folgerungen, bey jedem Theil der Geschichte, zu dem sie gehören, gefunden haben würden, nur die geographischen ausgenommen, welche mit Recht vor jeder ausführlichen Geschichte eines Landes hergehen; so übersieht man doch dieses gern wegen der Reichhaltigkeit und des Neuen, das darin ausgestreuet ist. Nunmehr wird *die Geschichte von Dalmatien* (S. 413—576.) in sechs Perioden vorgetragen. Nach der Meynung des Vfs. hat man bisher auf dieselbe viel zu viel Wichtigkeit gesetzt, weil man das Land nicht so genau kannte, und Wunder welche Schätze und Vortheile in demselben suchte. Allein es handelt sich hier, sagt er, nur um 250000 Menschen, und um die Frage: nicht, wie sind diese Menschen zu einer so blühenden, geschickten, reichen, wohlhabenden; sondern, wie sind sie, die Seestädte und die Patricier ausgenommen, zu einer so rohen, barbarischen, gemischten, an Geschmack und Sitten verwahrlosten Nation geworden? Wie haben sich die 20 Reggimenti nach und nach unter venetianischer Herrschaft zusammengesetzt? wie viel ist davon den Ungarn abgezwackt, wie viel in neuern Zeiten den Türken entrissen worden? Weit kürzer musste *die Geschichte von Slavonien* (S. 576—580.) und *von Croatien* (S. 581—596.) gerathen. Das letzte macht eigentlich die Comitate Zagrab, Kreutz und Waresdin aus. Alles ist aus den besten Quellen geschöpft. Die Bilder des k. k. geheimen Raths *Jos. Izdenczy de Monostor*, auch der um die ungarische Geschichte so verdienten Männer, *Adam Franz Kollár* und *Martin Georg von Kovachich*, sind eine Zierde dieses Bandes.

In der Vorrede zu demselben versichert Hr. v. E. (und der Augenschein bestätigt es.) dass er sich darin vorzüglich bestrebt habe, solche Kenntnisse zu verbreiten, welche die Eröffnung mehrerer Ausfuhr, und also die Belebung mehrerer Industrie (Betriebsamkeit), das Fortschreiten des ungarischen Seehandels, die patriotische Vereinigung zur Grabung nützlicher Canäle, die Schliessung eines engern und nützlichen Bandes zwischen Ungarn und seinen gegen die See hinliegenden Nebenländern, zum Endzwecke haben. Er beruft sich überhaupt auf seine guten Absichten, beklagt sich, dass sie von einigen wenigen verkannt werden, und meldet zuletzt, „der Ausgang einer den ersten Band dieses Werks betreffenden Verhandlung werde es entscheiden, ob und wie bald ein dritter Band mit der Geschichte von Bosnien und Servien erscheinen dürfe."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wismar u. Schwerin, b. Bödner: *Wismarsche privilegirte wöchentliche Anzeigen und Nachrichten, welche ausser den gewöhnlichen Intelligenz-Nachrichten auch ökonomische und gemeinnützige Aufsatze, Hausmittel und historische Abhandlungen enthält.* 1796. 1797. 1798. 4. (Jeder Jahrgang 1 Rthlr.)

Rec. freut sich, das er das schon einmal gefällte Urtheil über die gute Auswahl der aufgenommenen Auffätze bestätigen kann. Wenn Hr. D. *Gröning* so fortfährt, so darf er gewiss auf den fernern Beyfall seiner Gegend rechnen.

Leipzig, b. Feind: *Oekonomisches moralisches und gemeinnütziges Journal für Frauenzimmer.* Von der Verfasserin des Unterrichts für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, und der Verfasserin der Gartenökonomie für Frauenzimmer. Erster Heft. Mit Julianens Bildniss. 1794. 123 S. 8. (8 gr.)

Einige Recepte, Beschreibungen von Pflanzen und Zeugen, Anweisung zu Anlegung und Benutzung der Fischteiche, und ein paar Anekdoten, auch ein schönes Lied, werden hier in einer schleppenden Schreibart aufgetischt, welcher weder Dialog noch Briefstil, noch Reim, aufzuhelfen vermag. Die Auswahl der in 25 Auffätze gestreuten Materialien könnte leicht gemeinnütziger seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen* von *Karl David Ilgen*, Prof. d. Philos. und d. Orient. Literat. in Jena. *Erster Theil.* 1798. XX. und 510 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Die Urkunden des ersten Buchs von Moses in ihrer Urgestalt zum bessern Verständniss und richtigern Gebrauch derselben in ihrer gegenwärtigen Form aus dem Hebräischen mit kritischen Anmerkungen und Nachweisungen, auch einer Abhandlung über die Trennung der Urkunden von *K. D. Ilgen.*

Schon die erste Ankündigung im Messcatalog machte den Rec. äusserst begierig, dieses Buch selbst zu lesen. Er kannte den Vf. aus seinen andern Schriften als einen feinen Beobachter und sorgfältigen Bibelforscher, und erwartete deswegen auch in dieser Schrift wichtige Entdeckungen und neue Aufklärungen über eines der wichtigsten und schwierigsten Bücher des A. Testaments. Nachdem er nun das Buch gelesen hat, findet er seine Erwartung auch *in so weit* bestätigt, dass er wirklich sehr viel Neues und Scharfsinniges darin gefunden hat; aber er ist beyweitem nicht von allem überzeugt worden, was hier mit sichtbaren Fleiss des Vf's. aufgestellt ist. Der Vf. versucht es, durch Hülfe der höheren Kritik, die Urkunden, welche in der Genesis benutzt sind, genauer als seine Vorgänger zu sondern, und alles, was einem Verfasser gehört, mit dem möglichsten Fleisse zusammen zu stellen. Diese Bemühung verdienet allerdings Lob, und kann zu neuen richtigen Aufschlüssen führen, wenn sie mit der nöthigen Vorsicht unternommen wird, und dabey keine Dinge unterstellt werden, die mit den Zeugnissen der Geschichte nicht wohl zu vereinigen sind, oder doch nicht ordentlich erwiesen werden können. Da die höhere Kritik hauptsächlich auf dem individuellen Gefühl des Auslegers beruhet, und dieses, wenn man sich ihm überlässt, leicht auf Abwege und willkürliche Hypothesen hinleitet; so kann man bey dem Gebrauch der höheren Kritik nicht vorsichtig genug seyn. Ist einmal ein gewisser Gesichtspunct festgesetzt oder angenommen; so schliesst sich diesem sehr leicht eine gewisse Vorliebe an, und nun kann es dem Scharfsinn nicht schwer fallen, neue Gründe aufzufinden, die für sich betrachtet, ein gewisses Gewicht haben, und den einmal angenommenen Gesichtspunct sehr wahrscheinlich machen können. Bey einem sehr alten Buch ist dieses um so viel leichter, da manches ganz natürlich in einem entfernten Dunkel liegt und selbst die Eigenheiten und Schwierigkeiten des Buchs dazu benutzt werden können. Aber nun läuft man auch Gefahr, die Sache nur einseitig zu beurtheilen, andere wichtige Gründe, die einen andern Standpunct schon rechtfertigen, entweder zu übersehen oder nicht nach ihrem wahren Gewicht abzuwägen, und die Eigenheiten und das Auffallende eines solchen alten Buchs nach seinem Gefühl zu modificiren. Es ist deswegen wohl das sicherste, dem Gefühl bey solchen Forschungen ein gewisses Ziel zu setzen, und bey einem Buche, das unläugbare Zeugnisse und Spuren des hohen Alterthums für sich hat, lieber offenherzig zu gestehen, dass sich nicht alle Umstände bey seiner ursprünglichen Entstehung ergründen und herausbringen lassen, als sich einem gewissen unbestimmten Gefühl und der Willkür der Hypothesen zu überlassen, und die Entstehung jeder einzelnen Urkunde und die Art der Zusammenstellung derselben bis auf einzelne Worte und nach allen Umständen erklären und bestimmen zu wollen.

Inzwischen wollen wir durch diese Bemerkung, keineswegs den Gebrauch der höheren Kritik ganz verwerfen, und noch weniger dem vorliegenden Buche seinen Werth und Nutzen absprechen. Es enthält immer sehr viele neue Ansichten, die aufs neue verdienen erwogen und mit eben dem Fleiss und eben der Genauigkeit untersucht zu werden, die der Vf. bey seiner Bearbeitung gezeigt hat. Geschiehet dieses mit unparteyischem Forschungsgeist und mit steter Hinsicht auf die Winke und Zeugnisse der Geschichte, die uns bey aller Kürze und Sparsamkeit immer wichtig bleiben müssen; so wird sicherlich die wahre Auslegung dadurch gewinnen, und es ist unstreitiges Verdienst, dieses befördert zu haben. Rec. kann sich hier nur darauf einschränken, dass er die Leser mit dem Inhalt dieses Buchs näher bekannt macht, und nur hin und wieder einige Bemerkungen einstreut.

Hr. I. sagt in der Vorrede, dass die Geschichte der Israelitischen Nation noch in ein undurchdringliches Dunkel eingehüllt sey. Er sagt ferner: „Es sind

sind zwar in den Büchern, die in der letzten Epoche ihrer Existenz im Nationaltempel zu Jerusalem aufbewahrt wurden, und das heilige Archiv, so wie zugleich das Nationalarchiv, ausmachten, und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, Materialien dazu vorhanden; aber diese Materialien sind schwer daraus zu schöpfen, das Archiv ist in Unordnung gerathen, die Urkunden sind zerrissen, zerstückelt, in einander geflossen; man weiss weder Verfasser noch Zeitalter genau anzugeben, es herrscht allenthalben die gröfste Verwirrung, sie mag nun durch die Nachläfsigkeit, oder durch Einfalt und Aberglauben, oder durch absichtliche Bemühung derer, die die Aufsicht darüber hatten, entstanden seyn; kurz die Sammlung derselben, so wie sie gegenwärtig bestehet, ist so gut wie ein verschlossenes Buch und ein unter sieben Siegeln verwahrtes Document. — Die Erfahrung lehrt, dafs, so viel auch geschehen, für das Ganze im Grunde noch sehr wenig geschehen ist." Dieses ist doch wohl übertrieben; die Arbeiten der Vorgänger, selbst in neueren Zeiten, werden dadurch zu sehr herabgewürdigt. Mit Recht fragt man auch hier nach dem eigentlichen Beweis, dafs das Archiv in eine solche Unordnung und Verwirrung gerathen sey. Billig müfste dieses doch auch historisch begründet werden können. Wie kommt es aber, dafs man nicht den geringsten Wink von dieser Unordnung, die doch in späteren Zeiten entstanden seyn soll, aufweisen kann? Wie kommt es, dafs man vor 1800 Jahren und noch weiter rückwärts nicht einmal so etwas ahndet, da man doch den Zeiten jenes angenommenen Factums um so viel näher war? Wie ist die entstandene Verwirrung und Zerstückelung, es sey nun, dafs Nachläfsigkeit oder absichtliche Bemühung daran Schuld sey, mit der durch die Geschichte bestätigten wirklich übertriebenen Sorgfalt und Hochachtung gegen diese Schriften zu vereinigen? Wenn der Vf. auf Astruc zu reden kommt, und von *Eichhorn* sagt, dafs er der Meynung, dafs die Genesis aus mehrern Stücken zusammengesetzt sey, das Gewicht aufgedrückt habe: so setzt er noch hinzu. „Nach *Eichhorn* hat man für das Ganze wenig Schritte vorwärts gethan; ausser dafs durch die Gründe eines *Fulda* und *Nachtigall* der Meynung des Spinoza, dafs die historischen Schriften weit später ihre gegenwärtige Gestalt erhalten, mehr Eingang verschafft worden ist." Es fragt sich aber, ob auch ein hinreichender Grund dazu vorhanden war? Rec. hat sich wenigstens von dem Entscheidenden jener Gründe nicht überzeugen können. Es sind theils neue Hypothesen aufgestellt, die keine eigentliche Haltbarkeit haben; theils gründet man sich auf Dinge, die, wenn man auf die Data der Geschichte achtet, sich aus einer späteren Abschrift oder Recension sehr leicht und natürlich erklären lassen. Und bey allem diesem hat man nicht auf das, was gegen die Behauptung des Spinoza schon lange vorher mit Grund war erinnert worden, geantwortet. Auch kann Rec. mit dem Vf. nicht einstimmen, wenn er S. XIII. behauptet: dadurch, dafs man den Moses den ganzen Civil- und Priester-Codex nach einem festgesetzten Plan niederschreiben lasse, verwandele man alle grofse Männer nach ihm in Automate, die nichts nach den Bedürfnissen ihres Zeitalters dazu oder davon zu thun vermochten, obgleich so viele Verordnungen ihr späteres Zeitalter so deutlich an der Stirne tragen. So lange wir die Juden in der Geschichte kennen, so lange finden wir bey ihnen auch die religiöse und politische Constitution, die sie auch dem Moses zuschreiben; und es ist zugleich eine bekannte Sache, dafs viele alte Völker ihre Constitution, besonders die religiöse, als etwas sehr heiliges betrachtet, und sich darin keine eigentliche Abänderungen erlaubt haben. Nach der Geschichte liefs man auch die alte Constitution unverändert stehen, wenn auch die politische Verfassung einige Veränderungen erlitte, die der ursprünglichen Einrichtung nicht ganz gemäfs waren. Man verknüpfte immer die neuen Einrichtungen mit der alten Constitution, entwickelte jene aus dieser, suchte ihren Misbräuchen vorzubeugen und auf den ganzen Geist der alten Gesetze aufmerksam zu machen. Selbst der spätere Unterschied zwischen dem geschriebenen und mündlichen Gesetz, der doch wirklich schon alt ist, zeugt von der sorgfältigen Achtung gegen die alten Gesetze, und dafs man sie stehen liefs, wie sie waren, wenn man gleich neuere Bestimmungen nöthig fand. Dafs viele Verordnungen in Moses ihr späteres Zeitalter deutlich an der Stirne tragen, möchte wohl schwer zu erweisen seyn; im Gegentheil sind offenbar manche darin, die gewifs nur damals können gemacht seyn, als das Volk ursprünglich zu einem besondern Staat eingerichtet wurde. Doch über dieses alles wird sich alsdenn am besten urtheilen lassen, wenn der Vf. selbst das Resultat aus seinen Untersuchungen gezogen, und bey der Fortsetzung dieses Werks jedem einzelnen Stück sein Zeitalter angewiesen haben wird.

Die Abhandlung über die Trennung der Urkunden in dem 1. Buch Moses rechtfertiget das Verfahren des Vf., welches er bey der Bearbeitung dieses Buchs beobachtet hat; und deswegen müssen wir zuerst davon reden. Der Vf. handelt von der Trennung überhaupt, und bemerkt gleich anfangs, dafs die Trennung und Absonderung der Urkunden in der Genesis ein so ganz eigenes und einziges Geschäfte sey, dafs keine andere Beschäftigung der höheren Kritik damit verglichen werden könne, indem keins der bekannten Denkmale des Alterthums von ähnlicher Beschaffenheit sey, und seine gegenwärtige Form auf eine ähnliche Weise erhalten habe. Die Genesis sey nicht dem Inhalt nach aus älteren Denkmalen geschöpft, so dafs wenigstens die Form dem Vf. gehöre, sondern die alten Denkmale seyen darin selbst in ihrer Urform in Stücken zusammengestellt und so an einander gereihet, dafs man nicht sagen könne, dafs das Werk einen Verfasser, sondern nur, dafs es einen Zusammensetzer, einen Zusammenordner, einen Sammler habe. Daraus wird alsdenn gefol-

folgert, dafs die einzelnen zerriffenen und zerftückelten Theile nach gewiffen Merkmalen, die fie kennbar machen, wieder müffen zufammengefetzt werden. Der Vf. zeigt darauf, dafs die Befchaffenheit der Genefis diefe Trennung möglich mache. Der Beweis, dafs das Buch ein auf diefe Weife zufammengefetztes Werk fey, wird geführt 1) aus den am unrechten Ort ftehenden Ueberfchriften. Hr. I. führt die Ueberfchrift K. 2, 4. als Beyfpiel an. Er glaubt fie habe urfprünglich zu Anfang des erften Schöpfungsgemäldes K. 1, 1. geftanden und fucht es zu erklären, wie der Sammler dazu gekommen fey, dafs er diefer Ueberfchrift gerade die jetzige Stellung gegeben habe. Rec. findet in diefer Erklärung etwas gefuchtes, und es bleibt ihm immer wahrfcheinlicher, dafs die Ueberfchrift eigentlich zum folgenden Stück oder Fragment gehöre. Hr. I. führt zwar an, dafs in der Ueberfchrift השמים והארץ ftehe, aber gleich nachher in dem Verfolg ארץ ושמים, welches ihm wichtig fcheine. „Ich erfehe, fagt er, fo viel daraus, dafs in der Ueberfchrift und in dem 1 V. des 1 Kap. die herrlichfte Uebereinftimmung ift, und dafs die Ueberfchrift nothwendig zu dem erften Stück gehört; wer diefes nicht mit mir fühlen kann, für den fchreibe ich fo etwas nicht.“ Aber ift denn diefes Gefühl gegründet? Verfchwindet nicht jene Wichtigkeit, wenn man bemerkt, dafs der Samaritaner, die 70, der Syrer und Hieronymus auch am Ende des Verfes שמים וארץ gelefen haben? Die gewöhnliche Verfetzung ift alfo wohl ohne Zweifel durch die fpäteren Abfchreiber entftanden. Ift diefes aber; fo ift auch in der Ueberfchrift die herrlichfte Uebereinftimmung mit dem Verfolg. Wollte man diefes aber auch nicht annehmen; fo könnte man doch immer fagen, die Worte, *diefes ift die Entftehungsgefchichte Himmels und der Erde*, rührten vom Verfaffer oder Sammler her. Dafs diefer ganz und gar nichts hinzugefügt und überall blofs Zufammenfetzer gewefen fey, ift angenommen, aber nicht eigentlich erwiefen. 2) Aus den Wiederholungen, wobey Wiederholung in der Einkleidung und in der Materie mit Recht unterfchieden werden. Von der letzten ift hier nur die Rede. Es möchte aber wohl nicht alles, was Hr. I. als Belege anführt, gerade einen andern Vf. ankündigen. Z. B. die Namensveränderung Jacobs in Ifrael, deren Kap. 32, 28. 29. und wieder 35, 10. gedacht wird. In der letzten Stelle ift wohl blofs eine Hinweifung auf jene frühere Gefchichte und ויאמר mufs im Plusquamperfect überfetzt werden. Die neue Verheifsung zu Bethel fängt erft V. 11. an. Die Verkaufung Jofephs nach Aegypten wird zwar K. 37, 36. und 39, 1. zweymal erzählt; aber die Erzählung war durch die Zwifchengefchichte K. 38. unterbrochen worden, und daher wird die Verkaufung Jofephs noch einmal bemerkt, weil nun diefe Gefchichte fortgeführt wird. Eben fo wenig findet auch Rec. in andern Stellen Wiederholungen, woraus man mit Grund auf einen andern Vf. fchliefsen kann. K. 41, 35. foll Jofeph zweymal rathen, Getreide aufzufchütten; K. 41, 38—40 und 41. foll Jofeph zweymal über ganz Aegypten gefetzt feyn, V. 45. 46. foll er zweymal fich entfernt haben, um fein Amt anzutreten, V. 48. 49. foll er zweymal Getreide aufgefchüttet haben K. 45, 3 und 4. foll er fich zweymal feinen Brüdern zu erkennen gegeben habe. Wer bey diefem allem auf die alte Manier zu erzählen achtet, der wird fchwerlich hierin deutliche Spuren von Zufammenftellung verfchiedener Urkunden entdecken können. 3) Aus der Verfchiedenheit des Stils. Hr. I. macht darauf aufmerkfam, dafs in einigen Stücken Gott אלהים, in andern יהוה oder יהוה אלהים genennt werde, dafs fo wie der Name יהוה und אלהים wechfelt, auch der Name des Vaterlandes des Labans wechfele, welches bald חרן bald ארם פדן heifse, und dafs in einigen Stücken der Name Jacob in andern aber der Name Ifrael vorkomme. Zugleich wird bemerkt, dafs die Abfchnitte, welche אלהים haben, fich durch den Gebrauch verfchiedener Wörter und ganzer Redensarten von den Abfchnitten, in welchen Gott יהוה genennt wird, unterfcheiden; dafs der eine Verfaffer oder der Elohift fich von dem andern oder dem Jehoviften auch in Anfehung des ganzen Stils der Einkleidung und Verbindung der Gedanken merklich auszeichne; dafs der Elohift insbefondere die Wiederholung des Hauptworts liebe, welches bey dem Jehoviften fo wenig der Fall fey, dafs durch die Weglaffung deffelben bisweilen Dunkelheit entftehe; dafs der erftere eine ängftliche Genauigkeit und detaillirte Ausführungen beobachte, der andere aber nicht; dafs jener oft fchleppend fey und Periffologien liebe, diefer hingegen Präcifion u. f. w. Hr. I. bemerkt ferner, dafs fich auch in den Stücken, die fich durch den Gebrauch des Namens Jacob und Ifrael unterfcheiden, ein grofser Unterfchied in der Schreibart zeige, die eben fo auffallend fey als zwifchen dem Elohiften und Jehoviften. Er unterfcheidet daher auch hier zwey verfchiedene Verfaffer und nennt, weil beide den Namen Elohim gebrauchen, den mit dem Namen Jacob den erften Elohift und den mit dem Namen Ifrael den zweyten Elohift. Um den Unterfchied zwifchen beiden auffallend zu machen, werden verfchiedene Beyfpiele von einzelnen Ausdrücken und ganzen Redensarten, wodurch fich beide unterfcheiden, angeführt. Manches ift aber auch hier, wie bey dem Vorhergehenden, blofs auf den erften Anblick auffallend und fcheinbar. Z. B. K. 37, 20. 25. 26. foll dem zweyten Elohiften gehören, weil hier der Ausdruck הרג gebraucht wird, im Gegentheil wird V. 18. 21. 22. dem erften Elohiften zugefchrieben, weil hier המית. נכות נפש und שפך דם gebraucht werden. Aber ift hierin wohl etwas charakteriftifches? Es ift doch etwas gewöhnliches, dafs der Erzähler, befonders wenn er verfchiedene Perfonen redend einführt, auch diefe fich verfchieden ausdrücken läfst. Wenn immer ein und daffelbe Wort gebraucht werden mufs, warum gebraucht denn

denn der so genannte erste Elohist selbst verschiedene Worte von ein und derselben Sache? Ist etwa הרג ein seltenes Wort? Wollte man so scharf unterscheiden, so konnte man auch in dem Ausdruck כסינן רמן V. 26. eine Uebereinkunft mit שפך רב V. 22. finden. Eben so wird auch die erste Hälfte des 35 V. K. 41. dem zweyten Elohisten und das folgende dem ersten Elohisten beygelegt, weil im Anfang des Verses אֹכֶל und nachher בר vorkommt, da doch das letztere eine nähere Bestimmung des ersteren ist, welches im allgemeinen Vorrath, Proviant, bezeichnet. Mehreres anzuführen verbietet der Raum. 4) Aus der Verschiedenheit des Charakters, wodurch sich manche Stücke von andern auszeichnen, und wodurch sie nicht nur verschiedene Verfasser, sondern auch verschiedene Absichten derselben ankündigen. Hr. *I.* sagt, so wie der zweyte Elohist sich in der Schreibart zu dem Jehovisten hinneigt, eben so entfernt er sich wenig von ihm in Ansehung seines Charakters; und wie die Sprache des ersten Elohisten von der des zweyten und des Jehovisten abgehet, so zeigt sich auch bey ihm ein ganz abweichender Charakter. Der erste Elohist verfolgt nur einige Hauptbegebenheiten, die er mit den simpelsten Worten ohne Schmuck, ganz im Tone der alten Welt aufstellt. Seine Hauptsorge ist, getreue historische Nachrichten von den Stammvätern des Israelitischen Volks zu liefern. Er hält daher streng auf Chronologie. — Bey dem zweyten Elohisten siehet man wenig von eigentlicher Geschichte; nichts als Chronologie; alle Facta, die er aufstellt, haben eine andere Beziehung, und müssen mehr für Mythen, als für wirkliche Begebenheiten gehalten werden. Er richtet ganz sein Augenmerk darauf, den Abraham und seine Nachfolger als treue und sorgfältige Verehrer ihres Gottes aufzustellen. — Der Jehovist hat vieles mit dem zweyten Elohisten gemein. Doch bauet er nicht alle aufgestellte Facta so auf Etymologie, wie jener, und giebt ihnen kein so mythisches Gepräge, sondern weiss sie so vorzutragen, dass sie das Ansehen einer documentirten Geschichte bekommen. Seine Hauptabsicht ist die Besitznehmung des Landes Kanaan durch die Israeliten, die theokratische Staatsverfassung, das levitische Priesterthum als einen sehr frühzeitig entworffenen Plan der Gottheit darzustellen. Alles dieses sucht Hr. *I.* durch einzelne Beyspiele näher zu zeigen und recht auffallend zu machen; aber auch hier kommt manches vor, welches blos auf dem einseitig angenommenen Standpunct beruhet, welches aber Rec. hier nicht weiter ausführen kann.

(Der Beschluss folgt.)

Arnstadt, b. Trommsdorfs Wittwe und Erben: *Die Denksprüche Jesus, des Sohnes Sirach. Ein Lehr- und Lesebuch für Leser aus allen Ständen, besonders für Schulen.* Aufs neue übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von *Friedrich Christian Zange*, des Predigtamts Candidat. 1797. VIII. u. 148 S. 8. (8 gr.)

Die Sammlung von Denksprüchen Jesus, des Sohnes Sirach ist von jeher mit Recht für ein brauchbares Sittenbuch für den gemeinen Mann gehalten worden. Sie ist auch bekanntermassen in vielen Bürger- und Landschulen als ein Lesebuch eingeführt. Hier liefert nun Hr. Zange eine neue Uebersetzung zu diesem Gebrauch mit kurzen Erklärungen undeutlicher Stellen. Er hat die gewöhnliche Ordnung der Kapitel verlassen, und das Ganze in 97 Abschnitte getheilt, unter welche er die hie und da zerstreuten Erfahrungen, Ueberzeugungen und Lebensregeln (wie Hr. Prediger *Linde* den Inhalt angiebt,) geordnet hat. Er bekennet dankbar, dass er vornehmlich durch Benutzung der griechischen und deutschen Ausgabe dieses Gelehrten auf den richtigen Sinn mancher Stellen geleitet worden ist. Die hinzugefügten Anmerkungen sollen theils Erläuterungen, theils Winke zum weitern Nachdenken für den Leser, besonders für Lehrer Anleitungen seyn, mit ihren Schülern über diese und jene Materie weiter zu reden. — Die Uebersetzung ist fliessend, auch grösstentheils richtig, und verdient empfohlen zu werden. Wer sie mit der Lutherischen Uebersetzung vergleichen will, dem wird das Suchen durch die zuletzt angehängte Vergleichung der Abschnitte mit den Kapiteln in der Lutherischen Uebersetzung erleichtert.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Hendel: *Allgemeine Einleitung in das Studium der alten Kunstdenkmaler* aus dem Französischen des Herrn *A. L. Millin* Oberaufsehers des Museums der Antiken in der Nationalbibliothek zu Paris u. s. w. *mit einigen Zusatzen des Uebersetzers.* 1798. 112 S. 8. (6 gr.)

Bürger *Millin's* Schrift wurde schon A. L. Z. 1797. Nr. 29. von einem andern Recensenten mit Einsicht beurtheilt: wir verweisen also, was ihren innern Gehalt betrifft, den Leser ganz auf jene Recension. Von den Zusatzen des Uebersetzers, die auf dem Titel angezeigt sind, möchte man sich leicht eine zu grosse Vorstellung machen; sie bestehen aus ein paar ganz unbedeutenden Noten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Die Urkunden des Jerusalemschen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt als Beytrag zur Berichtigung der Geschichte der Religion und Politik aus dem Hebräischen mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, auch mancherley dazu gehörigen Abhandlungen von Karl David Ilgen, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hierauf gründet nun der Vf. die Nothwendigkeit der Trennung, und sucht zu zeigen, dass die Genesis einzig und allein durch die Trennung wirklich verständlich werde. Allerdings muss man bey der Erklärung der Genesis darauf achten, dass sie aus verschiedenen Fragmenten bestehe, und dass gewisse alte Documente und Familiennachrichten darin benutzt sind; aber ob die Urkunden allenthalben so in einander geschoben, zerrissen und wieder verbunden seyen, wie hier angenommen wird, und ob gerade diese Trennung und Zusammenstellung der einzige Weg sey, die Genesis richtig zu verstehen, ist eine andere Frage, die Rec. bis jetzo noch bezweifeln muss. Der Vf. beruft sich auf die Widersprüche, die sich in der Genesis finden, und die keine wahre und gesunde Exegese zu heben vermag, die aber augenblicklich verschwinden, so bald man die Urkunden abgesondert vor sich liegen hat, und als Werke verschiedener Verfasser betrachtet, die zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Absichten schrieben, und die verschiedene Traditionen befolgten. Freylich wird dadurch die Erklarung erleichtert; aber Rec. glaubt doch, dass man bey solchen anscheinenden Widersprüchen billig zuerst den Weg der ordentlichen Interpretation versuchen müsse, weil schon die Zusammenstellung des Sammlers oder des Verfassers etwas für sich hat und man wenigstens erwarten darf, dass er sich die Nachrichten und Sachen in einer Verbindung mit einander gedacht habe, wir aber dieses in einer alten fragmentarischen Geschichte aus mancherley Gründen nicht gleich übersehen können. Unter den hier angeführten Widersprüchen ist manches, welches in Erwägung zu ziehen ist, aber bey manchen Stellen ist doch die Schwierigkeit vergrössert. Z. B. K. 21, 14. soll dem ersten Elohisten widersprechen, weil nach diesem Ismael bereits 17 Jahre alt war, und hier erzählt werde, Hagar habe den siebzehnjährigen Ismael nebst dem Wasserschlauch auf ihren Schultern forttragen müssen. Offenbar beziehet sich aber שם על שכמה nach der Absicht des Erzählers bloss auf den Wasserschlauch. Sollte es sich auf ואת־הילד mit beziehen; so würde dieses vorhergesetzt seyn. Hr. *I.* giebt dieses auch gewissermassen zu, fragt aber ferner: „was will man machen, wenn Hagar das siebzehnjährige Kind unter einen Busch legt, wenn das Kind weint, wenn Hagar das Kind aufheben soll, wenn sie es tränkt? Lässt sich da auch noch ein Ismaelchen von siebzehn Jahren denken?" Nach dem Sprachgebrauch und der ganzen Lage der Umstände lässt sich dieses allerdings gedenken ילד wird doch auch von Erwachsenen gebraucht 1 Mos. 4, 22. und Dan. 1, 4. wo die 70 es richtig durch νεανισκος ausdrücken, desgleichen Ruth 1, 5. und 2 Kön. 2, 24. Dass תשלך V. 15. auch heissen könne, *sie liess ihn liegen, verliess ihn;* bedarf keines Beweises. Bedenkt man dabey, dass Ismael nach der Erzählung dem Verschmachten nahe und also ganz entkraftet war; so wird man auch den Ausdruck שאי und החזיקי V. 18. sehr zweckmässig finden, ohne daraus zu folgern, die Hagar habe ihn auf ihre Arme nehmen und nicht fallen lassen sollen. Aus der ganzen Erzählung siehet man auch, dass Ismael selbst nach der Idee des Erzählers kein kleines Kind mehr gewesen ist. Vergl. V. 9. Eben so verschwinden auch andere Schwierigkeiten, die hier zusammengestellt sind, wenn man sie nach dem Sprachgebrauch und der Erzählungsart der alten Welt betrachtet, und dabey auf das Fragmentarische der Nachrichten achtet.

Hr. *I.* sucht nun auch die Art, wie er die Urkunden trennt, zu rechtfertigen. Er glaubt, wie schon aus dem angeführten erhellet, dass die in der Genesis benutzten Urkunden drey verschiedenen Verfassern angehören, davon zwey von Gott den Namen Elohim und der dritte den Namen Jehova gebrauchen. Diejenige, die den Namen Elohim gebrauchen, oder die Elohisten, nennt er *Sopher Eliel* (Gott ist mein Gott) um zu bemerken, dass sie sich durch den Gebrauch des Namens Elohim charakterisiren; den dritten oder den Jehovisten, nennt er *Sopher Elijah* (mein Gott ist Jah oder Jehova) weil die ihm angehörigen Stücke sich durch Jehova auszeichnen. Um sie aber wieder von einander selbst zu unterscheiden, so giebt er dem einen *Eliel* noch den Beynamen *Harischon* (der erste) und dem andern den Namen *Haschscheni* (der zweyte). Auch *Elijah* erhält den Beynamen *Harischon*, weil in der Folge noch ein anderer *Elijah* auftreten könnte, wovon er unter

unterſchieden werden müſste. Die ſämmtlich zerlegten Theile dieſer Verfaſſer werden von Hn. *I.* zu 17. für ſich beſtehenden Urkunden verbunden, davon 10. dem Eliel Hariſchon, 5. dem Eliel Haſchſcheni und 2. dem Elijah Hariſchon beygelegt werden. Rec. kann ſich hier nicht in eine nähere Prüfung dieſer Rechtfertigung und Verbindung einlaſſen, ſondern wird dieſe bey einer andern Gelegenheit anſtellen. Er glaubt, daſs man weit mehrere abgeſonderte Stücke oder Fragmente mehrerer Verfaſſer annehmen müſſe, die der Vf. der Geneſis benutzt habe. Der Gebrauch des Namens Elohim und Jehova iſt ihm kein ſicheres Kennzeichen, daſs die Stücke zwey oder höchſtens drey Verfaſſern gehören. Offenbar ſind dieſe Namen in den Abſchriften oft vertauſcht worden, und warum könnten nicht auch verſchiedene Verfaſſer einzelner Familiennachrichten den Namen Elohim und wieder mehrere andere den Namen Jehova oder einen andern gebraucht haben? Warum muſs gerade alles, was den einen oder andern Namen hat, einem angehören? Die Aehnlichkeit mehrerer Stücke in der Manier zu erzählen oder im Ausdruck iſt doch auch kein ſicheres Kennzeichen, um alles einem Verfaſſer zuzuſchreiben. Aber freylich iſt es ſehr miſslich, alles auf das genaueſte beſtimmen zu wollen.

Was die Ueberſetzung der einzelnen getrennten und wieder zuſammengeſtellten Urkunden betrifft, ſo hat Hr. *I.* folgende Abſchnitte gemacht. I. Zur Urgeſchichte der Welt. 1) Ausbildung des Weltalls von Sopher Eliel Hariſchon. 2) Heiligung des ſiebenden Tages von Eliel Haſchſcheni (die ſechs Schöpfungstage und die Beſtimmung des ſiebenden Tages zur Feyer und Ruhe ſollen aus dieſen Urkunden eingeſchaltet ſeyn). II. Zur Urgeſchichte des Menſchen. 3) Nachrichten von Adam und Noach und ihren Nachkommen von S. E. Haſchſcheni. 4) Nachrichten von dem Geſchlecht Adams von S. E. Hariſchon. 5) Nachrichten von Noach und der Fluth von S. E. Hariſchon. 6) Nachrichten von Schems Nachkommen von S. E. Hariſchon. III. Zur Urgeſchichte der Völker. 7) Stammtafel der Nachkommen Noachs von S. E. Hariſch. IV. Zur Geſchichte der Urväter des Iſraelitiſchen Volks. 8) Nachrichten von Therach und Abraham von S. E. Hariſch. 9) Nachrichten von Abraham von S. E. Haſchſcheni. 10) Nachrichten von Abraham von S. Elijah. 11) Nachrichten von Jiſchmael von S. E. Hariſch. 12) Nachrichten von Jizchak von S. E. Hariſch. 13) Nachrichten von Jizchak von S. E. Haſchſcheni. 14) Nachrichten von Jizchak von S. Elijah. 15) Nachrichten von Jacob von S. E. Hariſch. 16) Nachrichten von Jacob und Joſeph von S. E. Haſchſcheni. 17) Nachrichten von Eſau von S. E. Hariſchon. Jedem Stück iſt eine genaue Inhaltsanzeige vorgeſetzt und zuletzt ſtehet ein Regiſter, nach welchem man die einzelnen Stellen der Geneſis nach der gewöhnlichen Folge und Abtheilung der Kapitel in den hier zuſammengeſtellten Urkunden wieder aufſuchen kann. Die Ueberſetzung iſt wörtlich und hält ſich ſehr genau an das Original, welches Rec. ſehr billigt. In dem Text ſind die Zuſätze, die Hr. *I.* aus den Verſionen oder nach einer Conjectur zu ergänzen nöthig fand, die ſpäteren Randanmerkungen und die neueren Zuſätze, durch verſchiedene Zeichen angedeutet. Die unter dem Text ſtehenden Anmerkungen ſind kritiſch, und beziehen ſich meiſtentheils auf die Urkunden in ihrer Urgeſtalt, wovon der Text des Sammlers unterſchieden wird. Manche Stelle hat der Vf. auf eine eigene Art überſetzt und erklärt. K. IV. 1. wird die gewöhnliche Leſeart in קני תואיש geändert und überſetzt, *mein Klaggeſchrey erweichte Gott.* Der Vf. vergleicht das Arab. يبس vergl. mit أيبس *mollis fuit*, in Hiphil *mollem reddidit.* Allein يبس iſt nicht in dieſer Bedeutung gebräuchlich, ſondern heiſst im Arabiſchen wie im Hebräiſchen *deſperavit* und die Vergleichung mit يبس iſt geſucht und weit hergeholt. Daſs, wenn man איש von einem *männlichen Erben* verſtehet, hier Verſtoſs wider das Coſtume ſey, ſiehet Rec. nicht ein. Die Ueberſetzung V. 7. *Weiſst du nicht, wenn du mir reichlich Geſchenke bringſt? Bringſt du eine geringe Gabe, liegſt du nicht an des Verbrechens Pforte?* wird ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen, wenn man den Worten keine fremde Bedeutung geben will. Die Aenderung der Leſeart iſt auch unnöthig. V. 8. Wird überſetzt, *Kains Zorn wandte ſich nun gegen ſeinen Bruder.* Hr. *I.* punctirt וַיָּאמַר das Fut. Hiph. von ימר gleichbedeutend mit מור *ſich verändern, anders ſeyn,* ſo daſs hier ein Archaismus der Orthographie an ſtatt וַיּוֹמַר wäre. Aber auch dieſes ſcheint dem Rec. geſucht, und die Conſtruction mit אל iſt ſchwerlich zu erweiſen. Wollte man die Bedeutung *zürnen* hier annehmen, ſo würde man dieſe leichter aus dem Gebrauch des Arab. أمر ableiten. V. 22. wird die urſprüngliche Leſeart des Textes alſo beſtimmt הוא אבי כל רטש וחרש. Das Wort קין ſoll dem ſpäteren Ueberarbeiter der Urkunde gehören, um dieſen Tubal von dem Japheriten K. 10, 2. zu unterſcheiden. K. 9, 22. iſt überſetzt: *Cham zeigt die Bloſse ſeines Vaters dem Kanaan.* וירא ſoll das Fut. Hiph. und כנען der Accuſat. ſeyn, das Wort אבי aber nicht in den Text gehören. Allein müſste alsdenn nicht eine Partikel vor כנען ſtehen, dieſes würde doch die Conſtruction, wenn hier das Fut. Hiph. ſtatt haben ſollte, erfodern. Man vergl. 2 Kön. 11, 4. Auch ſiehet Rec. nicht ein, wie die Erklärung dadurch erleichtert werde. Durch dieſe Aenderung wird Cham nur ſtrafwürdiger, und es fällt um ſo mehr auf, daſs nachher Canaan verflucht wird. K. 20, 16. lieſet der Vf. נכחות und ziehet הוא auf das vorhergehende אחיך, daſs ein Imperat. der dritten Perſ. herauskommt; נכחות oder נכחת nimmt er aber als die zweyte Perſ. foem. ſing. in Niphal von

von יכח. Er übersetzt: *Ich habe deinem Bruder tausend Sekel Silbers gegeben; er mag nun dafür sorgen, dass du vor jedermann, wer um dich ist, verschleyert gehst; alsdenn wirst du gewiss von niemand verkannt werden.* Rec. zweifelt, dass die Aenderung in diesem Sinn dem Sprachgebrauch völlig gemäss sey, und nimmt am liebsten כסות עינים mit Berg animadu. philol. S. 5. tropisch: נכחת würde er aber mit dem Arab. ناكحة *maritata* vergleichen. V. 17. wird וַיְלַדוּ punctirt *Gott machte seine Kinder wieder gesund.* Der folgende Vers soll ein Zusatz des Glossators seyn, der וַיֵּלֵדוּ las. Dass nach dieser Erzählung folgen würde, dass Sara so lange in dem Harem gewesen sey, dass man schon einen Abgang der Fruchtbarkeit bemerken konnte, dazu ist doch wohl kein hinreichender Grund vorhanden.

Wie sehr genau der Vf. die einzelnen Urkunden zu unterscheiden sucht, davon mag folgendes zur Probe dienen. K. 47. wird folgendes dem zweyten Elohisten beygelegt. V. 7. *und volle.* V. 8. *alle Weise Aegyptens* V. 14. *und liess ihn eilig aus dem Gefängniss kommen. Dieser beschor sich, legte andere Kleider an, und erschien vor dem Pharoh.* V. 18. *von Gestalt.* V. 19. *dürre und von Gestalt sehr* — V. 22. *volle* V. 23. *leere.* V. 26. *Es ist ein Traum.* Alles übrige in diesen Versen soll zu der Urkunde des ersten Elohisten gehören.

Rec. zweifelt nicht, dass diese Schrift des würdigen Vfs. zu vielen neuen Untersuchungen Anlass geben wird, und ist begierig, wie die aufgestellte Idee wird weiter durchgeführt werden.

Gotha, b. Ettinger: *Kleine auserlesene liturgische Bibliothek für Prediger. Sechstes und letztes Bändchen, nebst einem Register über alle sechs Bändchen.* 1797. 200 S. 8. (16 gr.)

Die in diesem Bändchen enthaltenen Abhandlungen, Betrachtungen und Gebete sind zwar nicht alle von gleichem Werth, aber doch meistentheils gut und brauchbar. Da sie aus andern, grösstentheils bekannten Schriften genommen sind; so können wir es bey einer blossen Anzeige des Inhalts bewenden lassen. Man findet hier: *Nachricht von der Zerstörung Jerusalems.* Aus dem Journal für Prediger. Der Schluss ist verändert. *Warnungen vor dem Meineid.* 1) Aus dem Züllichauer Magazin für Prediger. Nur etwas zu weitschweifig. 2) Aus *Hufnagel's* liturgischen Blättern; vor dem akademischen Gerichte zu Erlangen gehalten am 2ten Jul. 1764 (soll wohl heissen 1794) von D. *Christoph Friedr. Ammon. Probe eines neuen Taufformulars bey der Taufe eines Knaben.* Aus den homiletisch kritischen Blättern; vom Hn. Prediger *Schuderoff* zu Drakendorf. Dieses Formular ist vor gebildeten Zuhörern gebraucht worden. *Rede über Joh. 16, 21. bey einer Taufe gehalten, anstatt des gewöhnlichen Formulars.* Von Hn. Prediger *Hudtwalker* zu Neukirchen im Hochstifte Lübeck. *Rede über Jes. 49, 15. bey einer Taufe gehalten.* Von eben demselben. Ein Taufformular, *in Fällen zu gebrauchen, wo weniger gebildete Zuhörer zugegen sind.* Aus Schlez Beyträgen zur Verbesserung der Liturgie. *Probe einer Confirmationshandlung.* Aus Henke's Eusebia. Eine andere aus Muck's homiletischen und liturgischen Versuchen. *Probe einer Trauungsrede.* Aus Henke's Eusebia. Eine andere Trauungsrede, aus Schlegels kleinem liturgischen Handbuche. Eine dritte, *besonders bey Landleuten zu gebrauchen.* Aus Schlez Beyträgen. *Anreden an Beichtende:* 1) von dem Herausgeber. 2) Von demselben. *Abendmahlsformular*, aus Schlez Beyträgen etc. *Feyer des heiligen Abendmals bey Kranken und Materialien zu Unterhaltungen mit ihnen. Formular bey Krankencommunionen zu gebrauchen*, aus Schlez Beyträgen etc. *Betrachtungen eines Kranken.* Aus Dopps (*Dupp's*) Gebetbuch für Landleute. *Gebet in Krankheiten.* Von eben demselben. *In gefährlichen Krankheiten.* Aus Zollikofer's Andachtsübungen. *Gegen die Schrecken des Todes.* — *Gebet bey dem Regierungswechsel des Stadtraths*, 1793. Von dem Herrn Generalsup. D. *Löffler.* Aus dessen Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwärtigen Zeitalters. *Gebete am Aerntefest.* Aus Muck's liturgischen Versuchen. *Gebet, welches bey der Feyer des Friedens 1795 in den Preussischen Landen von den Kanzeln abzulesen verordnet wurde.* Aus dem Journal für Prediger. — Ein brauchbares Register beschliesst dieses sechste Bändchen und das ganze Werk.

Hannover, in der Helwing'schen Hofbuchhandl.: *Versuch einer Confirmanden - Prüfung über den Hannoverschen Katechismus, besonders über die Lehre von der Taufe*, von *A. L. Eckard*, Prediger zu Bevensen. 1798. XVI. und 111 S. 8. (7 gr.)

Der Vf., welcher sich bereits durch einige kleine katechetische Schriften bekannt gemacht hat, trägt in der Vorrede einige Regeln über die zweckmässige Einrichtung einer Confirmanden - Prüfung vor, gegen welche nichts erhebliches einzuwenden seyn dürfte. Die hier angezeigte ziemlich ausführliche Prüfung ist nicht so ganz, wie sie hier gedruckt erscheint, mündlich von ihm gehalten worden. Sie ist eine ausführlichere Ausarbeitung eines kürzern Entwurfs. Da indessen diese Abhandlung angehenden Predigern zu einer Probe dienen soll, wie dergleichen Prüfungen, die nach der eignen Meynung des Vfs. nicht länger als drey Viertelstunden dauern sollten, einzurichten seyen; so wäre es vielleicht besser gewesen, wenn er diese Katechisation, wenn man sie so nennen will, so hätte drucken lassen, wie er sie mündlich gehalten hat. Denn in manchen Fällen ist es weit schwerer, sich kurz zu fassen, und dennoch zu sagen, was zur Sache gehört, als weitläuftig zu seyn. Der Vf. unterredet sich mit seinen

Kate-

Katechumenen über folgende zwey wichtige Fragen: Was bin ich 1) nach meinem Wesen, oder nach meiner Natur? 2) Nach meiner Religion? Das ist an sich ganz gut. Aber über die erste Frage ist zu wenig, und über die zweyte zu viel gesagt worden. Denn nach der ersten Frage hätte der Mensch nicht nur als ein vernünftig freyes, sondern auch als ein sinnliches Geschöpf betrachtet werden sollen; welches aber hier übergangen wird. Hingegen wird schon S. 12. gefragt: „Was glauben wir von uns, wenn wir uns in Rücksicht auf die Religion mit andern Völkern vergleichen, und nun folgen die Lehren von Christo, besonders von seiner Gottheit und Menschwerdung, (von S. 14. bis 20. wo die Stelle Joh. 1. weitläufig erklärt wird,) von der Erlösung, mehrentheils nach dem alten System, von seinen Wundern etc. Dies alles hätte eigentlich zur Beantwortung der zweyten Frage gehört, welche S. 46. wieder aufgenommen wird, als die zweyte Abtheilung der ganzen Abhandlung. Hier hat sich nun der Vf. mehrentheils an die Fragen von der Taufe in dem Hannöverschen Katechismus gehalten. Als Katechisation über diese Fragen betrachtet, ist die Abhandlung nicht übel gerathen. Aber in dem Katechismus selbst ist noch zu viel aus dem alten, aus biblischen Stellen, wenn sie richtig erklärt werden, nicht erweislichen kirchlichen System beybehalten, und zu wenig Rücksicht auf den Umstand genommen worden, dass die Apostel in den Stellen, wo die Rede von der Taufe ist, erwachsene Menschen im Sinne hatten, die kurz vorher Juden oder Heyden gewesen waren, und nach empfangenen Unterricht in der christlichen Lehre, deren Wichtigkeit und Wohlthätigkeit sie erkennt hatten, sich hatten taufen lassen. Von dem allen kann nur sehr wenig auf unsere Kindertaufe angewendet werden, die übrigens als Einweyhungs-Cerimonie zum Christenthum ihren Nutzen haben kann. Ueberhaupt scheint uns das Ganze dieser Confirmanden-Prüfung nicht interessant genug zu seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Voss und Comp.: *Gemälde von Gärten im neuern Geschmack*, dargestellt von *C. L. Stieglitz*. 1798. 138 S. in kl. 4. mit XXVIII. Kupfern gezeichnet von *Siegel*, gestochen von *Darnstedt* und *Schumann*. (4 Rthlr.)

Der Endzweck der neuern Gartenkunst geht dahin, eine Menge malerischer Ansichten von verschiedenem Charakter auf einem verhältnissmässig kleinen Raum hervorzubringen: oft wagt sie es gar, mit Hülfe fremder Pflanzen und Gebäude den Spatziergänger illusorisch aus einem Welttheil in den andern, ja gar in vergangene Zeiten zurück zu versetzen. Hr. *St.* hat uns in seinem Werk nicht bloss eine Beschreibung wirklich vorhandener Garten-Anlagen geben, oder wenn man sich des Worts hier bedienen darf — Portraite malen wollen, sondern sich seinen eigenen Ideen von der Gartenkunst frey überlassen und in diesem Sinne zwey Gärten erfunden, von denen die Kupfertafeln sowohl die Plane als auch die interessantesten Aussichten und Gebäude darstellen. „*Um nun*" sagt er in der Vorerinnerung S. VII. „*den Beschreibungen dieser Gärten das Trockene und Eintönige zu benehmen, worein man sehr leicht verfallen kann, und um sie lebhafter und angenehmer zu machen, so ist die dichterische Einkleidung gewählt worden. Wie auf einem Spatziergange wird der Leser durch diese Gärten geführt, wobey die Empfindungen dargelegt werden, die beym Anschauen schöner Gegenden und reizender Gartenpartien die Seele jedes gefühlvollen Menschen durchdringen.*" Es ist nicht zu leugnen, dass diese Form gut erfunden ist: bey einer schönen Ausführung hätte das Ganze ungemein anmuthig und unterhaltend werden müssen. In einer andern Stelle S. 61. giebt uns der Vf. Aufschluss über das, was er bey der Composition seiner Gemälde im Ganzen beabsichtigte. „*Der Garten, den wir zuerst besuchten, zeichnete sich durch das Liebliche und Lachende aus, das überall sich verbreitete; dieser* (der zweyte) *zeigt erhabnere Gegenstände. Wenn dort nur ein kleiner Fluss sich durch Wiesen und Gebüsche schlangelte, so durchschneidet hier ein breiter Strom die Gegend. Wenn dort lauter gefällige, ländliche Bilder sich uns darstellten; so sehen wir hier lauter dichterische Scenen, die uns in die Zeiten der Vorwelt versetzen. Dort wirkte alles auf unser Gefühl; hier vereint sich alles, um die Phantasie zu beschäftigen.*"

An den Gebäuden, welche auf den Kupfertafeln vorgestellt sind, fände die strenge Kritik ohne Zweifel weniger zu loben, als auszusetzen: es scheint aber auch nicht des Vfs. Absicht gewesen zu seyn, Muster aufzustellen; denn dafür ist schon das Format der Kupfer zu klein; sondern wo ein Tempel, Pavillon oder dergleichen steht, mag sich der Leser denselben von dem besten Geschmack und Verhältnissen denken. Die Beschreibung der beiden Gärten oder die Spatzierreise durch dieselben zu Wasser und zu Lande ist allzureichlich mit Gedichten durchwebt, die eben nicht immer unterhaltend sind. — Verse, wie dieser S. 105.

„Auf meines scharfen Schwertes Spitze steht."

können unmöglich gelobt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Braunschweig, b. Schröder: *Anmerkungen und Berichtigungen zu der im 19ten Stück des braunschweigischen Magazins bekannt gemachten Vorlesung des Hn. Prof. Roose: über die Bildung angehender Wundärzte durch medicinische Wissenschaften*, von D. *J. H. Schmidt*. 1798. 144 S. 8.

2) Ebendas.: *Kritik und Antikritik der kleinen Schrift: Hinsicht auf die Arzneywissenschaft etc.* von D. *J. H. Schmidt*. 1798. 16 S. 8.

3) Ebendas.: *Erklärung des Kunststücks Steine zu zerkauen, und selbige auf eine anscheinende Weise niederzuschlucken.* Von D. *J. H. Schmidt*. 1798. 16 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Vademecum für H. R.(oose), enthaltend nützliche Gedanken über Steinfresser, Recensenten, Lebenskraft, Barbiergesellen und Professorendünkel.* Etwas zur Geschichte des literarischen Despotismus, von D. *J. H. Schmidt*. 1798. 142 S. 8.

Seichtigkeit und leeres Geschwätz fanden wir noch nie mit so viel Dünkel, mit so viel Galle, mit einer solchen Sucht, in logischer Form gründlich zu scheinen, vereinigt, als in diesen Schriften des Hn. *Schmidt*, der das Publicum so gering schätzt, unausgesetzt zankend vor ihm zu erscheinen. Schon die nur einige Bogen starke *Hinsicht auf die Arzneywissenschaft in Beziehung auf Veterinareinrichtungen*, war voll Unwissenheit, Anmasung und Herunterwürdigung anderer. Er entblödete sich nicht, S. 3. zu sagen, das antiphlogistische System habe die Köpfe fast aller Chemiker verwirrt gemacht. Er, der in keiner Wissenschaft, und also auch nicht in der Chemie Beweise von Einsicht gegeben hat; er war so unverschämt, da er im Text S. 13. von gelehrtem Diebstahl spricht, in einer Anmerkung den originellsten und tiefsinnigsten deutschen Theoretiker, *Reil*, zum Beweise anzuführen, der aus *Glisson tractatus de vita naturae* geschöpft habe (dass diese in Anwendung chemischer Begriffe auf den thierischen Körper übereinkommen, hat er wahrscheinlich aus dem Journal der Erfindungen erfahren, und so gemissdeutet.) Er gab sehr verständliche und bestimmte Winke, dass man beym chirurgischen Institut in Braunschweig sehr verkehrte und schädliche Maassregeln befolge, beschuldigte die Lehrer und stellte Hn. *Roosens* lehrreiche und geistvolle Schrift über die Lebenskraft als eine blosse Compilation auf, bey der er zum Nachtheil der Leser alle Prüfung vermissen zu wollen scheint; denn er fragt: wie würde der fahren, der hier nicht prüfen könnte? Diesen, obgleich offenbaren Angriff konnte Hr. *Roose* mit Stillschweigen übergehen; aber gleichgültig konnte es ihm nicht seyn, welche Meynungen unter den jungen braunschweigischen Wundärzten und unter dem dortigen Publicum überhaupt über den Nutzen der Wissenschaften, die er erstern vortrug, verbreitet würden. Er hielt also, und liess im braunschweigischen Magazin abdrucken eine Vorlesung: *über die Bildung angehender Wundärzte durch medicinische Wissenschaften.* Ohne Hn. *Schmidt's* Schrift zu nennen, oder sich auf sie zu beziehen, erörterte er blos die Nothwendigkeit dieser Bildung. Aber Hr. *Schmidt* ist nicht der Mensch, der eine Gelegenheit zum Zanken (wir müssen das hier viel zu edle Wort: *Streiten* immer vermeiden) unbenutzt vorüber gehen lässt. Gleich erschien Nr. 1. Rec. glaubt nun auch nicht, dass die chirurgischen Institute nicht grosser Verbesserungen bedürfen. Man sollte nicht jeden Barbiergesellen zulassen, ohne seine Fähigkeit zu untersuchen, ohne auf eine gewisse Vorbereitung zu bestehen, und ohne einen gewissen Fleiss zu verlangen. Man hat allem einen zu akademischen Zuschnitt gegeben, und die Einrichtungen zu sehr nachgebildet, die für angehende Aerzte getroffen sind. Die Wundärzte haben es zumal nöthig, für und durch die Praxis erzogen zu werden; und daher sollte man nur darauf rechnen, dass das nur Wurzel bey ihnen fasst, und Gedeihen bringt, was ihnen an Leichnamen, oder an Kranken selbst gezeigt wird. Physiologische, pathologische und therapeutische Begriffe sind ihnen aber unentbehrlich, selbst wenn sie nur chirurgische Tauglichkeit erhalten sollen. Aber sie üben ja auch allenthalben, die Gesetze mögen sagen was sie wollen, medicinische Praxis aus, die ihnen der Staat selbst bey Regimentern und Feldhospitälern zur Pflicht macht, und deswegen muss man sie auch dazu zweckmässig anführen. Hr. *S.* weiss sich aber viel darauf, dass er immer behauptet, Pathologie und Therapie sey nicht zu fassen, und besonders die Behandlung einer innerlichen Krankheit könne nicht gut seyn, ohne Philosophie, Nationalismus, und was er in dergleichen prächtigen Worten ausdrückt. Wir verkennen gewiss nicht den Einfluss von Aufklärung in der Philosophie auf alle Wissenschaften, und wissen sehr wohl, auf welche Höhe manche Köpfe durch Nachdenken über philosophische Gegenstände sich erheben. Aber nur weni-

wenige haben Anlage, in metaphysische Speculationen einzudringen, und wem diese fehlt, den verwirren sie nur noch mehr. Man sehe sich doch um, wo die brauchbarsten Geschäftsleute in allen Fächern sind; man befrage die Geschichte, wer unsre Erkenntnisse am mehrsten erweitert, am besten verarbeitet hat. Denker sind und waren es; aber nicht in der Regel Philosophen, Metaphysiker, Logiker. Dass sie dieses nicht sind und waren, davon zeigen sich einem Kenner oft Spuren genug, die allerdings gewisse Mängel erzeugen, aber keine grosse wesentliche Nachtheile; denn Consequenz im Denken, richtiges Schliessen steht und fällt nicht mit Kenntniss der Logik u. s. w. Aber die Art von Syllogistik, in der Hr. S. Gewandheit hat, führt zu nichts, als zur Beschränktheit und Steifheit, weil sie das Fortschreiten hindert, indem sie das falsche Gefühl von Untrüglichkeit giebt, das er in jeder Reihe verräth, und macht die grösste Langeweile. So verwandelt er eine Behauptung in einen Schluss, und dann heisst es: der Syllogismus ist falsch, die Conclusion stimmt mit dem Untersatz wegen der Quantität nicht überein, im Untersatz ist der *terminus minor* particulär, und in der Conclusion universell u. s. w. So scholastisch zu verfahren, verdunkelt, statt zu erhellen.

Nr. 2. ist ein Abdruck der Recension der *Hinsicht in der Arzneywissenschaft* etc. in der A. L. Z. und der Antikritik des Vfs. In der Recension war das besonders oder allein ausgehoben, dass Hr. *S.* das Brownsche System und die viel neuere Zusammenschmelzung desselben mit der antiphlogistischen Chemie verwechselte. Aber ein charakterisirenderes Beyspiel konnte auch nicht aufgestellt werden, wie wenig Mühe der Vf. sich gegeben hat, das allgemein bekannte kennen zu lernen, selbst wenn er es mit lautem Schreyen verdrängen will.

Nr. 3. ist auf Veranlassung eines Aufsatzes des Hn. Prof. *Wiedemann* geschrieben, der durch mehrere sorgfältige Untersuchungen überzeugt wurde, und im braunschweigischen Magazin bezeugte, dass ein Herumreisender, der sich für einen Wilden ausgab, wirklich Steine im Mund zermalme und hinunterschlucke. Hr. *S.* stellt mechanische Gründe dagegen auf, und will alles auf Taschenspielerkünste zurückführen. Er hat dabey treffliche Gelegenheit, seine grosse Stärke in breiten Demonstrationen und schulgerechten Schlüssen zu zeigen. In seiner Behauptung selbst wagen wir aber nicht, ihm zu widersprechen. Kömmt man so eben vom Lesen des schönen *Wiedemannschen* Aufsatzes; so ergreift einen von neuem Indignation, dass sich Hr. *S.* einer solchen Wendung bedient, als: es sey für jeden Naturkundigen *schimpflich*, sich so hintergehen zu lassen.

Nr. 4. hier finden wir *zum drittenmal* dieselbe Antikritik des Vfs. gegen die Recens. der *Hinsicht* etc. in der A. L. Z. abgedruckt. Das bisher Gesagte und schon der Titel selbst überheben uns, den ganzen Inhalt der Schrift anzugeben, und zu beurtheilen. Er beschäftigt sich besonders mit Hn. *Roose's* Schrift über die Lebenskraft, und will ihm durchaus den Vorwurf des Materialismus aufbürden; ein Vorwurf, der um viele Jahrzehende zu spät kommt, um dem edlen Hn. *Schmidt* die Freude verschaffen zu können, seinem Gegner geschadet zu haben.

Wir freuen uns, dass die Hn. *Roose* und *Wiedemann* nicht Gelegenheit gegeben haben, eine Gegenschrift von ihnen anzuzeigen, und stellen ihr kluges und braves Schweigen in allen solchen Fällen zum Muster auf. Schliesslich ist es noch nöthig, zu versichern, dass gegenwärtiger Rec. nicht Vf. der Anzeige *der Hinsicht* etc. in diesen Blättern ist, dass er nicht in der Stadt oder dem Herzogthum Braunschweig wohnt, und mit Hn. *Schmidt* es gemein hat, keinen andern, als den Doctortitel zu haben. Das alles werden die Hn. Herausg. der A. L. Z. bezeugen können, sobald es bezweifelt wird. Rec. versichert noch auf Ehre, dass er weder Hn. *Schmidt*, noch Hn. *Roose* von Person kennt.

GESCHICHTE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Geschichte des Hussitenkrieges.* Für Liebhaber der Geschichte merkwürdiger Revolutionen. 1795. 218 S. 8.

Der Vf. dieser Geschichte ergriff die Feder in der Absicht, „um dem Weltbürger zu zeigen, dass die ersten Siege der Gewissensfreyheit nicht weniger blutig waren, als die der politischen. Sollte diese Arbeit, fährt er fort, dem Menschenfreunde die Hoffnung einflössen, dass das zur Erringung der politischen Freyheit der Völker vergossene Blut eben so wenig vergeblich geflossen seyn dürfte, als das unserer Vorfahren für die Freyheit der Gewissen; so hätte der Vf. seinen Zweck ganz erreicht. Ist es uns erlaubt, von ähnlichen Begebenheiten auf ähnliche Erfolge zu schliessen; so kann sich der Kampf für die Freyheit wohl schwerlich eher endigen, (als) bis die Menschheit das Kleinod errungen hat, nach welchem sie mit so allgemein angestrengten Kräften zu streben scheint, und wenn er auch Periodenweise eingeschlafen zu seyn scheinen sollte." Wir halten den Vf. für einen Mann von Einsicht und Rechtschaffenheit, auch sind wir recht wohl damit zufrieden, dass er den Hussitenkrieg als einen Kampf für religiöse Freyheit seiner Zeitgenossen darstellt. Wenn er aber, wie es völlig das Ansehen hat, glaubt, dass die Ströme Menschenblut, welche gleichsam vor unsern Augen seit einigen Jahren geflossen sind, im Kampfe für politische Freyheit vergossen wurden; so können wir ihm nicht beytreten. Für die abwechselnden Beherrscher der Nationen sind sie geflossen: und welche Nation wäre denn durch dieselben frey geworden? und giebt es nicht mehr als eine, die auf diesem mit Blut bezeichnetem Wege ihre gesetzmässige Freyheit verloren hat? Uebrigens nennt der Vf. gute Quellen, denen er in seiner Geschichte gefolgt ist; seine Erzählung hat viel Gefälliges; seine Urtheile sind meistentheils treffend; und wenn er gleich nichts Neues sagen wollte; so sieht man

man doch, dafs er nicht ohne Nachforschen geschrieben habe. Weniger haben uns mehrere witzige und rednerische Stellen gefallen. Gleich gegen den Anfang: „*Wenn es wahr ist*, was *Voltaire* irgendwo sagt: *dafs die Muse der Geschichte nur mit einem Dolche bewaffnet, wie die Melpomene gefalle*: so wird dem Hussitenkriege, diesem grofsen historischen Trauerspiele, der Beyfall des Publicums nicht entgehen," — kann man einwenden: Das ist in diesem Zusammenhange nicht wahr; Volt. konnte als tragischer Dichter so sprechen; aber wer darf behaupten, dafs in der Geschichte nur kriegerische Auftritte gefallen? Die Anrede an Sachsen und Leipzig, S. 18. ist für den historischen Stil ganz fremd. Nach S. 49. sollen *Hussen's* in den Rhein geworfene Asche die Wellen an Belgiens und Frankreichs Ufer gespült haben. Woher weifs der Vf. dieses? sie kann ja gar wohl in der Nähe von Costnitz geblieben seyn. Eine auffallende Unrichtigkeit ist es S. 57., dafs K. *Wenzel* im J. 1418. gestorben sey; es ist ausgemacht, dafs hier 1419 stehen müsse. Auch wird wohl nicht jeder Leser es *eine sehr treffende Satyre* dieses Fürsten auf die Zänkereyen der Prager Gelehrten, mit dem Vf. (S. 17.) nennen, dafs er seinem Küchenmeister das Rectorat über die dortige Universität aufgetragen hat.

Augsburg, in d. Stagesch. Buchh.: *Historische Unterhaltungen zur Bildung des Geistes und Herzens*, von *J. C. Wagenseil*. *Erster Band*, in sechs Heften. Mit 9 Kupfern und 2 Landkärtchen. *Zweyter Band*, in sechs Heften. Mit 10 Kupfern und 2 Landkärtchen. 1797. (3 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede den Zweck und Plan seiner Arbeit selbst folgendermaassen an: „Wer in gegenwärtiger periodischen Schrift neue Aufklärungen in der Geschichte, oder kritische Untersuchungen streitiger Thatsachen suchte, würde sich eben so sehr irren, als derjenige, der eine erste Nahrung für Kinder erwartet(e) — die Absicht des Vfs. ist, ein nützliches Lesebuch für den unstudirten Bürger und die reifere Jugend zu liefern," — Jedes der vorliegenden Hefte besteht aus vier Bogen. Im *ersten* und *zweyten H.* des *ersten Bandes* ist die Geschichte der französ. Revolution bis auf die Annahme der ersten Constitution erzählt; das *dritte H.* enthält die griechische Geschichte; im *vierten* werden die Lebensbeschreibungen des Pythagoras, Aristides, Themistocles, Socrates geliefert; das *fünfte* und *sechste* umfafst die Geschichte der Römer von den frühesten Zeiten an, bis auf den Untergang der römischen Monarchie im Occident und im Orient. Rec. braucht hier nicht zu erinnern, dafs diese in einen so engen Raum zusammengeprefste Darstellung so wichtiger und thatenreicher Zeiträume, als die genannten, wenig mehr, als die äufsern Umrisse, als eine flüchtige Angabe der Rubriken und Hauptepochen derselben enthalten kann. Ueberhaupt hat sich der Vf. seine Arbeit sehr leicht gemacht. So erzählt er den Anfang der franz. Revolutionsgeschichte nach *Campe's* höchst unzuverlässigen und einseitigen Briefen aus Paris, nach Rabaut de St. Etienne u. s. w. Nach S. 9. des 1ten H. soll Tarquin, der letzte König der Römer, die Lucretia entehrt haben, da doch bekanntlich sein Sohn dies Verbrechen beging. Dieser Irrthum ist H. 5. S. 10. noch einmal wiederholt. H. 2. S. 88. heifst es: „Der König sandte ihn (den Herz. v. Orleans) mit einigen Aufträgen nach England, und entkam dadurch den Ohrfeigen, die ihm nach allgemeiner Versicherung la Fayette zu geben gedroht hätte, wo und wie er ihn träfe" — hier sollte man glauben, dafs dem Könige diese Ohrfeigen gedroht seyen, — überhaupt sehen wir nicht, wie der Vf. diesen unbedeutenden Umstand in eine Skizze aufnehmen konnte, wo blos die wichtigsten Hauptmomente einen Platz verdienten.

Eben so verfährt der Vf. im *zweyten Bande*. Hier ist die Geschichte Deutschlands, von den frühesten Zeiten an, bis zum Tode Josephs II. auf nicht völlig 9 Bogen zusammengezwängt, und noch oben ein die Geschichte der Gelehrsamkeit *in nuce* mit angehängt. Nach S. 135. wird Friedrichs II. Todestag auf den 17. Aug. 1787. also ein Jahr zu spät angegeben. Das *dritte H.* von S. 142. an erzählt die Geschichte der niederländischen Revolution, ganz nach *Schiller*, auf nicht völlig 3 Bogen. Im *vierten H.* wird die Geschichte der Kreuzzüge und ihrer Folgen skizzirt. Nach S. 12. soll Friedrich I. mit seinem Pferde in einen Flufs gestürzt und ertrunken seyn, nachdem ihn der Vf. im ersten Hefte S. 37. beym Baden sich hatte erkälten und daran sterben lassen. S. 49. beginnt die Geschichte Carls V, welche im folgenden Hefte fortgesetzt wird; das *sechste Heft* liefert die Fortsetzung der französ. Revolutionsgeschichte, bis zur Ermordung des Königs.

Rec. sieht nicht ein, wie durch eine so flüchtige Erzählung, wo die Begebenheiten, gleich den Bildern in einer Zauberlaterne, nur nach ihren äufsern Umrissen, vor dem Blicke des Lesers vorüber schweben, der auf dem Titel angegebene Zweck: „*Bildung des Geistes und Herzens*" erreicht werden könne. Die dem Buche beygefügten Kupfer, harmoniren mit dem Texte, d. i. sie sind meist blofse Copieen, wovon es sich nicht der Mühe lohnen würde, die Originale nachzuweisen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Jena, in der akadem. Buchh.: *Von der Macht des Gemüthes durch den blofsen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn*, von *I. Kant*. 1798. 54 S. 8. Der ehrwürdige Weltweise beschenkt uns in dieser kleinen Schrift mit seinen in Absicht auf Diätetik angestellten Selbstbeobachtungen. Er durfte es wagen, sein diätetisches Benehmen zum Beweise der Macht des Gemüthes, durch den blofsen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn, aufzustellen. Diese Macht zeigt er als die höchste diätetische Aufgabe, *Grundsatz der Diätetik*. Auf Gemächlichkeit mufs die Diätetik

tik nicht berechnet werden; denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtlung, der Schwäche und Kraftlosigkeit folgt. Der Stoicism, als Princip der Diätetik (*sustine et abstine*) gehört also nicht blos zur praktischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch zu ihr als Heilkunde. Er könne der Erfahrung an sich selbst gemäss der Vorschrift nicht beystimmen: man soll Kopf und Fuss warm halten. (Es lautet aber jetzt allgemein: Kopf kalt, Füsse warm.) Er finde es gerathener, beide kalt zu halten, gerade der Sorgfalt wegen, sich nicht zu verkälten. (Rec. dringt auch bey allen gesunden, festen Menschen, und bey allen, die sich noch gewöhnen können, darauf, sich nicht durch Furcht vor Verkältung, oder vielmehr durch die Maassregeln, zu denen sie führt, äusserst empfänglich für Verkältung zu machen. Aber es giebt leider der Menschen so viele, deren Füsse keiner Kälte, zumal keiner nassen Kälte ausgesetzt werden dürfen). Das wechselnde Erwachen und Einschlummern ist für das ganze Nervensystem lähmend, zermalmend, und in täuschender Ruhe Kräfteerschöpfend. Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten. (Eine sehr grosse Wahrheit.) Im Alter sich zu pflegen oder pflegen zu lassen, blos um seine Kräfte durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit, z. B. des Ausgehens im schlimmen Wetter oder überhaupt durch die Uebertragung der Arbeit, die man selbst verrichten könnte, an andre, *zu schonen*, so aber das Leben zu verlängern, diese Sorgfalt bewirkt gerade das Widerspiel, nämlich das frühe Altwerden, und Verkürzung des Lebens. *Von der Hypochondrie.* Sie ist das gerade Widerspiel von dem Vermögen des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn, nämlich Verzagtheit über Uebel, welche den Menschen zustossen *könnten*, zu brüten, ohne, wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu können; eine Art Wahnsinn, welchem freylich wohl irgend ein Krankheitsstoff, Blähung oder Verstopfung, zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, sondern als bevorstehendes Uebel (oft doch auch als vermeyntlich daseyendes) von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird; wo denn der Selbstquäler (*Heautontimorumenos*) statt sich selbst zu ermannen, vergeblich die Hülfe des Arztes aufruft. Beherrschung dieser belästigenden Gefühle kann man von Hypochondristen nicht verlangen. Der Vf. habe eine flache und enge Brust, die der Bewegung des Herzens und der Lungen wenig Spielraum lasse, und so eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in frühern Jahren bis an den Ueberdruss des Lebens grenzte. Diese in seinem Bau gegründete Beklemmung blieb; aber ihres Einflusses auf seine Gedanken und Handlungen sey er Meister geworden. *Vom Schlafe.* Seit etwa einem Jahr fühlte der Vf. oft krampfigte Anwandlungen im Gehirn, und sehr empfindliche Reize, die ihn, so wie auch Fehler des schwächlichen Alters, am Schlaf hinderten. Mit Anstrengung heftete er aber seine Gedanken auf ein andres Object, um die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken; dadurch diese dann, und zwar schleunig, stumpf wurde, und so die Schläfrigkeit sie überwog. Und dieses könne er jederzeit bey wiederkommenden Anfällen in den kleinen Unterbrechungen des Nachtschlafes mit gleich gutem Erfolg wiederholen. Des Morgens frühe zeigte sich dann immer glühende Röthe der Zehen des linken Fusses. Ich, setzt er hinzu, bin gewiss, dass viele *gichtische* Zufälle, wenn nur die Diät des Genusses nicht gar zu sehr dawider ist, ja *Krämpfe*, und selbst *epileptische* Zufälle, nur nicht bey Weibern und Kindern, als die dergleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben, auch wohl das für unheilbar verschriene Podagra, bey jeder neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit des Vorsatzes, seine Aufmerksamkeit von einem solchen Leiden abzulenken, abgehalten, und nach und nach gar gehoben werden könne. (Gewiss hielt der Vf. den Ausbruch der Gicht nicht zurück; aber dass die Zehen gichtisch afficirt wurden, erleichterte wahrscheinlich die Bemühung, sich Schlaf zu verschaffen. Einzelne Stellen an Gelenken mit glühender Röthe und Geschwulst sieht Rec. oft bey Gichtischen ohne allen Schmerz, ausser bey Berührung. Ob dem Vf. Thatsachen für die Folgerung bekannt sind, die er zuletzt zieht, und die, wenn sie sich bewährte, den psychischen Kuren neues Ansehen geben würde? Wir bezweifeln es. Auf allen Fall schliesst er, wie uns dünkt, mit Unrecht die Weiber aus, welche körperliche Schmerzen zu ertragen, und mit Stärke des Geistes ihnen entgegen zu arbeiten, mehr Kraft zeigen, als die Männer.) Von Natur und nicht erst als Folge der wenigern Uebung sey die linke Seite die schwächere. *Vom Essen und Trinken.* So sehr es auch gerathen sey, sich blos dem Appetit zu überlassen; so sey doch bey den mit dem Alter sich einfindenden Schwächen eine gewisse *Angewohnheit* einer geprüften und heilsam gefundenen Lebensart, nämlich wie man es einen Tag gehalten hat, es eben so alle Tage zu halten, ein diätetischer Grundsatz, welcher dem längern Leben am günstigsten ist; doch unter der Bedingung, dass diese Abfütterung für den sich weigernden Appetit die gehörige Ausnahme mache. Dieser nämlich weigert im Alter die Quantität des Flüssigen, Suppen oder viel zu trinken, vornämlich beym männlichen Geschlecht: verlangt dagegen derbere Kost und anreizenderes Getränk, z. B. Wein. Der Anwandlung des Appetits zum Wassertrinken, dem Durst, der grösstentheils nur Angewohnheit ist, nicht sofort nachzugeben, und ein hierüber genommener *fester Vorsatz* bringt diesen Reiz in das Maass des natürlichen Verhältnisses, des den festen Speisen beyzugebenden Flüssigen, dessen Genuss in Menge im Alter selbst durch den Naturinstinct geweigert wird. Man schlaft auch nicht gut, wenigstens nicht tief bey dieser Wasserschwelgerey. *Von dem krankhaften Gefühl aus der Unzeit im Denken.* Beym Essen und Gehen muss man das absichtliche Denken hemmen, und dem freyen Spiel der Einbildungskraft den Lauf lassen. *Von der Hebung und Verhütung krankhafter Zufälle durch den Vorsatz im Athemziehen.* Vortreffliche und neue Bemerkungen über das Athemziehen durch die Nase beym Gehen und im Bette. *Von den Folgen dieser Angewohnheit des Athemziehens mit geschlossenen Lippen.* Katarrhe, eine Art Husten, und Durst wurden so gehoben. *Beschluss.* Nur bey Uebeln von der spastischen Art vermag das Gemüth etwas durch seinen Willen, aber nicht alle von dieser Art können durch den festen, blossen Vorsatz gehemmt oder gehoben werden. Einige derselben sind von der Art, dass die Versuche, sie der Kraft des Vorsatzes zu unterwerfen, das krampfhafte Leiden vielmehr noch verstärken, wie der Vf. an sich selbst erfahren hat. *Nachschrift.* Ueber die Nachtheile der jetzigen Art in Deutschland zu drucken, für die Augen.

Das Interesse der Beyspiele, die der Vf. aus seinem Leben aufstellt, ist gross; denn sie machen uns mit *seinem* Seyn bekannt. Sie lehren aber auch mehreres Neue und reizen zur Nachahmung. Dabey zeigt er uns eine noch nie befolgte, fruchtbare Weise, diätetische Lehren vorzutragen, die vor der gewöhnlichen das voraus hat, dass sie den Geist erhebt, stärkt und mehr Unabhängigkeit von den Schwächen des Körpers zusichert. Das liegt in der neuen Ansicht schon, in dem Entschluss, den sie herbeyführt, in dem Versuche, ihn auszuüben, gesetzt auch, er glücke in einzelnen Fällen nicht. Der bisherige Gang in der Diätetik schien, wenigstens Gesunde oft ganz unnütz, mit Aengstlichkeit und Kleinlichkeit zu erfüllen.

Es muss noch bemerkt werden, dass die kleine Schrift ein besonderer Abdruck aus *Hufeland's* Journal ist, der er auch einige Anmerkungen beygefügt hat. Sie ist an den würdigen Arzt auf Veranlassung und in Beziehung auf seine Kunst das menschliche Leben zu verlängern, gerichtet, und vom Vf. selbst auch im *Streit der Facultäten* aufbehalten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 11. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Leiden, b. A. und J. Honkoop: *Joannis Luzac Oratio de Socrate Cive*, publice habita die 21 Februarii MDCCXCV., quum magistratu academico abiret. Probationes et adnotationes *de Socrate ac de Republica Attica*, praesertim disquisitio *de Epistatis ac Proedris Atheniensium* et *de Socrate Epistate*, ad calcem adiectae reperiuntur. 1796. VIII. und 136 S. gr. 4.

Diese Rede kann in mehr denn einer Hinsicht als Seitenstück zu der unlängst (Nr. 126. 127.) von uns angezeigten *Sarischen* betrachtet werden. Als Product der Gelehrsamkeit, ist auch sie ein schätzbares Denkmal eines eben so gründlichen als geistvollen Studiums der Alten, und wird durch den hier niedergelegten Ertrag einer grossen und fruchtbaren Belesenheit den Philologen und Geschichtsforscher, vielleicht noch mehr als jene, interessiren. Als Werk der Beredsamkeit, hat auch sie ihren Stoff eigentlich aus der alten Geschichte entlehnt, doch so, dass die Wahl desselben ebenfalls von den Zeitumständen herbeygeführt, und noch mehr, als bey jener, auf des Redners individuelle Lage berechnet war. Wenn dort die Vorzüge der republicanischen Regierungsform mit leidenschaftlicher Wärme erhoben wurden; so wird hier mit weit grösserer Vorsichtigkeit und in einer ruhigeren Sprache mehr angedeutet, als gezeigt, wie der gemässigte Aristokrat mit einer wohl eingerichteten Demokratie ganz einverstanden sey, wie er sich das Gute dieser Verfassung zueignen könne, wie überhaupt ein gut gesinnter Bürger bey gewaltsamen Staatsreformen sich zu verhalten habe. Sokrates dient unserm Redner bloss zum Vehikel, seine eigenen Grundsätze anschaulich und eindringend zu machen, und offenbar besteht die grösste Kunst desselben darin, dass er in der Schilderung des attischen Weisen sich selbst und seine Denk- und Handlungsart mit der überdachtesten Feinheit zu vertheidigen gewusst hat. Da mithin alles darauf ankommt, *diese* Tendenz der Rede in allen ihren Theilen zu fassen; so werden wir, indem wir zuförderst den Inhalt und Gang derselben kürzlich angeben, vorzüglich solche Stellen auszeichnen, welche uns zu diesem Verständniss, und dadurch zugleich zu der Ueberzeugung verhelfen, dass der von uns aufgestellte hermeneutische Gesichtspunct der wahre sey.

Was der Vf. in der Zueignungsschrift an den berühmten *Jo. Adams* von sich sagt, und was die Tagesgeschichte vollkommen bestätigt hat: *se in ea tandem delapsum esse tempora, quibus a coetu et frequentia hominum in solitudinem, tanquam in portum, se recipere voluptas sit;* dessen wird ein aufmerksamer Leser auch bey solchen Stellen der Rede eingedenk bleiben, in welchen der Hauptzweck derselben entweder nur leise angedeutet, oder geflissentlich verhüllt worden ist. Leicht wird er dann wahrnehmen, dass der Eingang, je weniger er die eigentliche Tendenz des Redners ausspricht oder ankündiget, und je absichtsloser er bloss die Ausführung des historischen Thema vorzubereiten scheint, desto feiner und zweckmässiger angelegt sey.

Nachdem nämlich der Vf. die Bemerkung ausgeführt hat, dass die Alten nach verschiedenen Zwecken gelesen werden, zeigt er, dass derjenige, der sie zur Erlernung wahrer Lebensweisheit und zur Bereicherung seiner Erfahrungen studire, dadurch nicht bloss sein Ahndungsvermögen, auch bey politischen Ereignissen, wecken oder schärfen, sondern sich zugleich in öffentlichen Drangsalen die wirksamste Beruhigung gewähren könne. Aber gerade in solchen Zeitläuften sey es nöthig, sich aus der Geschichte einen Mann zum Vorbilde zu wählen, *qui neque temporarius, neque fortunae amicus, sed sui semper judicii, rectum secundumque, quantum fieri possit, furentibus civilibus procellis, in mari scopuloso cursum constanter tenuerit, atque ita se gesserit, ut rigidus verae sapientiae satelles optimas partes nunquam deseruisse, neque tamen ullis unquam civium studiis totum sese addixisse et velut mancipio tradidisse videatur.* Der Vf. erkennt in der alten Geschichte vorzüglich zwey solche Männer, welche bey öffentlichen Unruhen und allgemeiner Sittenverderbniss, entfernt von aller Parteylichkeit, sich selbst genug lebten, das Unglück weise und gelassen ertrugen, und dadurch den Beyfall des bessern Theiles ihrer Zeitgenossen erlangten. *Titus Pomponius Atticus* und *Sokrates* sind diese Männer; und der letzte in einem noch ausgezeichneteren Sinne, weil er sich seinem zerrütteten und unglücklichen Vaterlande nicht entzog, sondern durch seine Lehre sowohl als durch sein Beyspiel die Eintracht empfahl, und die wahre *Bürgertugend* predigte. Als *Bürger* kann man den Sokrates zuerst in seinen häuslichen Verhälmissen betrachten. Indem hier der Vf. diese Verbindungen des Weisen mit Frau, Kindern, Verwandten und Freunden historisch durchgehet, legt er zugleich die Grundsätze desselben über alle diese Verhälmisse dar, und widerspricht beyläufig der Meynung, dass Sokrates zu *gleicher* Zeit zwey Weiber gehabt habe. — In

In einem noch glänzenderen Lichte erſcheint die Bürgertugend des S. in Bezug auf den Staat. Mit ſeinen Mitbürgern die Gefahren der Republik zu theilen, entſagte er groſsmüthig ſeiner Muſse: unerſchrocken leiſtete er die übernommenen Kriegsdienſte; in Friedenszeiten bewies er der Obrigkeit Treue und den Geſetzen Gehorſam; genügſam bey einem ſehr kleinen Vermögen, fern von bürgerlicher Zwietracht, weder ein Schmeichler der Groſsen, noch um die unſichere Volksgunſt buhlend. (Die in Hn. *Pleſſing's Oſiris und Sokrates* aufgeſtellte, und auf ſehr willkürlichen Combinationen ruhende Hypotheſe, daſs Sokrates den Plan entworfen, eine *Veränderung in der Regierungsform* zu bewirken, ſcheint der Vf. nicht gekannt zu haben: wenigſtens wird nirgends, auch nicht einmal in den Noten, darauf Rückſicht genommen.) Ehrenſtellen ſuchte und bekleidete Sokrates nicht, auſser daſs er einmal ein Jahr lang im Rathe der Fünfhundert einen Platz mit voller Würde behauptete. Natürlich entſteht hier die Frage, warum ein Mann ſich den öffentlichen Aemtern entzog, der die Fähigkeit, ſie zu führen, in einem ſo hohen Grade beſaſs. Der Vf. läſst daher den Platoniſchen Sokrates die Urſachen ſelbſt angeben, und faſst zuletzt alle die Gründe in folgendes, hier ſehr bedeutſame Reſultat zuſammen: *Qui in ea, quae tum erat Athenis, rei civilis forma, populi mores, pravos multo magis quam bonos, ferre non poſſet, illi procul ab iſta claritate et amplitudine erat vivendum.* Dieſe Bemerkung veranlaſst den Vf., einen Rückblick auf die damalige Staatsverfaſſung in Athen zu thun. Sehr treffend erinnert er, daſs die Gewalt, welche der weiſe Solon dem Volke verliehen hatte, und die oft als unumſchränkt dargeſtellt worden iſt, nicht gröſser war, als nöthig ſchien, um das Volk weder zu Sklaven zu erniedrigen, noch zu Feinden der Verfaſſung aufzuwiegeln. Vorzüglich aber traf Solon drey Einrichtungen, wodurch er den Einfluſs des Volks, das in Beſitz der Gewalt war, unſchädlich, und die Oligarchie, bey Beſetzung der wichtigſten Aemter durch die Reichen, nicht gefährlich machte. Dies waren 1) Beſtätigung der groſsen und heilſamen Autorität des Areopagus, in welchen nur erfahrene und in dem Rathe der Fünfhundert ſowohl, als vor dem Volksgerichte der Heliaſten geprüfte Männer, die bereits Archonten geweſen, aufgenommen werden konnten; 2) Ausſchlieſsung der vierten Bürgerclaſſe (der *capite cenſi*) von den erſten Staatsämtern, mithin auch von der Archontenwürde; 3) Geſetz, daſs die höheren Magiſtrate nicht durchs Loos, ſondern durch die Stimme des verſammelten Volkes gewählt werden ſollten. — Seitdem aber, nach dem über die Perſer erfochtenen Siege, der Muth der Athener in Frechheit ausartete; ſeitdem von Ariſtides zuerſt, und dann noch mehr von Perikles, alle Einſchränkung des Volks aufgehoben, die Demagogen befördert, und durch Ephialtes die Macht des Areopagus geſchwächt worden war; nahm die Zügelloſigkeit des Pöbels zu, und jetzt wurde vorzüglich der Grund zum Verderben des Staats gelegt. In dieſe Zeiten muſs man ſich verſetzen, und die traurigen Folgen aller jener Ereigniſſe erwägen, wenn man das Benehmen des Sokrates, als Staatsbürgers, gehörig würdigen will. So ſehr er auch, bey dieſen ſo vielfachen und gewaltſamen Staatsveränderungen, Feind der Sklaverey und der Freyheit hold war; ſo ſah er doch wohl ein, daſs bey der demokratiſchen Regierungsform oftmals untauglichen Menſchen das Ruder des Staats anvertraut werde, und er ſagte daher bey dem unüberlegten Antheil, den man an den Händeln Siciliens nahm, mit Klugheit und Muth die unglücklichen Folgen vorher. Jedoch blieb er auch hier der goldenen Maxime getreu: *qui cum populo inſanire recuſet, vir prudens et gravis, propterea neque ipſe furat viciſſim, nec populum oderit.* Mit warmer Theilnahme und Zärtlichkeit umfaſste er alle ſeine Mitbürger; mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt eines Lehrers ſuchte er die Gemüther der Jugend zu bilden, und mit einem durchaus exemplariſchen Leben, bewährte er die Wahrheit und den Nutzen ſeiner Lehren. So blieb er ſich bey der erſten Revolution durch Piſander und Theramenes, welche auf Oligarchie abzweckte, ſo bey der zweyten durch Thraſybulus, wo die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt werden ſollte, ſo bey der Einführung der dreyſsig Herrſcher gleich: mit Gleichmuth ſah er ſeiner Verurtheilung entgegen, und beſtand den Tod mit den Geſinnungen eines Weiſen, mit der Entſchloſſenheit eines Helden.

Nachdem der Vf. dies alles weitläuftig und in vielen Stellen, wo er ſeine eigenen Geſinnungen und Gefühle ausſprach, mit redneriſchem Pathos durchgeführt hat: nimmt er am Schluſſe der Rede, wohlwiſſend warum, die unerwartete Wendung, daſs er das Vorgetragene nicht auf ſich und ſeine individuellen Verhältniſſe, ſondern auf den damals verſtorbenen, unvergeſslichen *Nieuland* anwendet, *in quo juvene* (wie es S. 43. heiſst) *etiamnum eadem, quae in Socrate viro, patriae erat caritas, idem moderatae libertatis amor, idem in malos cives odium a pravo tamen partium ſtudio alienum, idem non fucatae ſapientiae cultus — incorruptus veri et pulcri ſenſus, denique (qua parte Socrati ſimillimus erat) in conciliandis ſibi juvenum vere nobilium animis mira dexteritas, in excitandis ad omnem laudem et praeſtantiam incredibilis quaedam vis et felicitas.*

So ernſtlich übrigens der ganze *Inhalt* dieſer Rede gemeynt iſt, und ſo prägnant auch der Sinn ſeyn mag, den der ſchlieſsliche Wunſch an die Curatoren der Leidner Univerſität: *vos, ſi fieri poſſit, Nieulandio ſuppetem reperiatis,* in ſich begreift; ſo tragen wir doch kein Bedenken, dieſe Rede, was ihre *Form* anlangt, mit dem Namen einer rhetoriſchen Exiſtenz zu bezeichnen. In dieſer Charakteriſirung liegt zugleich der Aufſchluſs, den wir über den Urſprung und Inhalt der von S. 47. angehängten gelehrten Erläuterungen und zum Theil ſehr ausführlichen Excurſionen unſern Leſern noch zu geben haben. Der Vf. hatte ſich nämlich in der Rede

 ſelbſt,

selbst, theils bey der Erzählung der Begebenheiten, theils bey der pragmatischen Darlegung einzelner Motive, gewöhnlich der Worte der alten Autoren bedient, und oft mehrere Stellen, mittelst geschickter Einschaltungen und Uebergänge, an einander gereihet. Hier werden nun alle diese Stellen genauer angeführt, grösstentheils *in extenso* geliefert, die griechischen gemeiniglich mit einer neuen lateinischen Version (die Vielen entbehrlich scheinen wird) begleitet, und andere gleichlautende und bestätigende Zeugnisse beygebracht. Es konnte nicht fehlen, dass sich dem gelehrten Vf. hier mancher Stoff zu interessanten philologischen Erörterungen und sinnreichen Emendationen darbot. So wird z. B. eine verdorbene Stelle in den *Epistol. Socraticis*, Ep. I. p. 8., wo Sokrates mit seiner gewöhnlichen Ironie dem Archelaus antwortet: ἐγὼ δὲ μεμαθηκέναι τε ἄρχειν οὔ φημι, μὴ εἰδώς τε οὐκ ἂν δεξαίμην μᾶλλον βασιλεύειν, ἢ κυβεύειν, μὴ ἐπιστάμενος, hier (S. 53.) nach einer Helmstädter Handschrift folgendermafsen verbessert: ἢ κυβερνᾶν, μὴ ἐ. Man kennt die so häufig vorkommende Sokratische Parallele des Staats- und Schiffs-Ruders schon aus Xenophons Denkwürdigkeiten. Nicht weniger überzeugend ist die (S. 112.) mitgetheilte Correction von *Hemsterhuys* in *Aeschines Axiochus*, Cap. 12. οὐ γὰρ ἐφαίνετό μοι σεμνὸν δήμῳ μαινομένῳ συνεξαίρειν (*cum populo furente simul furere*), wo die Vulgata συνεξάρχειν keinen Sinn giebt. — Wichtiger aber als diese Kritiken und weiter ausgreifend sind die historischen und antiquarischen Bemerkungen, womit der Vf. diesen Theil seiner Schrift ausgestattet hat, und die, zur Empfehlung für den Kenner, nur einer kurzen Andeutung, durchaus keines Auszuges, bedürfen. Bald werden hier durch gelegentlich eingestreute Winke neue und fruchtbare Ansichten historischer Gegenstände eröffnet, bald aber auch in weitläuftigen, mit ausgebreiteter Belesenheit und seltener Gründlichkeit ausgeführten Digressionen wichtige Puncte der atheniensischen Geschichte und Staatsverwaltung aufgeklärt. Zu jenen kürzern Bemerkungen rechnen wir, was S. 57. über die Ursachen der grofsen Staatsveränderung, welche Athen durch und unter Perikles erfuhr, und die damit verknüpfte Veränderung des athenischen Wohlstandes, S. 65. über den oft unrichtig dargestellten Charakter des Perikles und Ephialtes, S. 82. über die innern und äufseren Unruhen und Kriege, welchen die Athenienser desto häufiger ausgesetzt waren, je mehr sich ihre Republik zur vollkommensten Demokratie hinneigte, und daher gegen die gewöhnliche Behauptung, dass nur unter Volksregierungen wahres Glück der Staaten gedeihen und erhalten werden könne, — S. 126. über die Ankläger des Sokrates, (wobey dem Vf. die lehrreiche Abhandlung *über den Process des Sokrates* in d. Gött. *Bibl. d. a. Literat. und Kunst* I. u. II Stück. ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint) — und über einige andere Gegenstände mit vieler Präcision erinnert worden ist. Zu den weitläuftigeren Betrachtungen gehört fürs erste die treffliche und folgenreiche Entwickelung der Begriffe, welche die Alten mit den Worten ἀριστοκρατία, δημοκρατία (vom attischen Staat auch πολιτεία, im ausgezeichneteren Sinne dieses Wortes S. 79. vergl. *Wolf. ad Demosthen. Leptin.* p. 253.) und ὀχλοκρατία verbanden, S. 63—74. Um auf den Gang dieser Forschungen selbst aufmerksam zu machen, wird es genug seyn, hier das Resultat derselben (S. 66 und 74.) auszuzeichnen: *Omnes omnino scriptores graeci, Attici praesertim, qui ante aetatem Alexandri M. floruerunt,* ἀριστοκρατίαν *i. e. temperatam ex Populi auctoritate, Optimorumque civium consiliis, Reip. formam, nunquam nisi ad laudem appellarunt, neque opposuerunt* τῇ δημοκρατίᾳ, *sed huic* τὴν ὀλιγαρχίαν, *i. e. illam Remp., in qua pauci quidam, seu natalium jure, seu census, aliove, factionis etiam, privilegio, ad summam rerum administrandam adspirare queant; caeteri omnes excludantur. Aristoteles autem atque Polybius, quamquam primi de illa egerunt ut una de tribus formis praecipuis, eam tamen speciem dixerunt Reip., in qua Virtutis prae aliis habeatur ratio.* (In einer holländischen Uebersetzung dieser Rede, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, hat dieser wichtige Excurs von dem Vf. selbst, wie uns ein Freund desselben versichert, neue Zusätze und Erweiterungen erhalten.) Noch umständlicher und vollständiger ist die S. 89—123. eingeschaltete Abhandlung über die *Epistaten* und *Proedri* in Athen, zugleich in Bezug auf Sokrates, der die Epistatenwürde wirklich bekleidet hat. Es war dies ein vorzüglich dankbarer Gegenstand für die historische Kritik, und kaum konnte zur Ankündigung der vorher S. 58. versprochenen *Lectiones Atticae*, worinn der Vf. die atheniensische Republik, sowohl ihrer Form und deren Veränderungen als ihrer gerichtlichen Verfassung nach, kritisch zu behandeln gedenkt, ein besseres Probestück gewählt werden. Die Hauptabsicht des Vf's. geht dahin, die auch in unsern Tagen noch fortgepflanzte Meynung zu bestreiten, dass das Recht, das Volk zur Stimmengebung zusammen zu berufen, immer nur *denjenigen* Epistaten und acht Proedren, welche aus den neun Stämmen gewählt wurden, und so lange sie es waren, keine Prytanie übernehmen durften, eigenthümlich gewesen sey, keinesweges aber *denen* Epistaten und *denen* Proedren, die aus den Prytanen gewählt, von sieben zu sieben Tagen dem Rathe der Fünfhundert vorstanden, und in den Volksversammlungen den Vorsitz führten. Was in *Corsini fast. Attic.* To. I. p. 260. u. in *Biagi* Werk *de decretis Atheniensium* Capp. II. XIII. (den beiden Hauptschriften über diese Materie) zur Berichtigung der gewöhnlichen Irrthümer bemerkt worden, hat der Vf. theils bestätiget, theils von neuem berichtiget. Ueberdies wird hier über das Collegium der Heliasten, über die εἰσαγωγεῖς in den attischen Gerichten, über die ὀρχηστραι, sowohl auf dem attischen Forum, als bey Volksversammlungen, über die γραφὴ παρανόμων, πρόεδροι συνάγεται und verwandte Gegenstände, die den Alterthumsforscher interessi-

tereſſiren, ein neues und ſehr wohlthätiges Licht verbreitet.

Hermannstadt u. Klausenburg, b. Hochmeiſter: *Diaetae ſive rectius Comitia Transſilvanica, eorumque Decreta, quae vulgo appellantur Articuli Diaetales* Auctore *Joſ. Benkö*, Soc. Scient. Haarlem. Sodali. 1791. 120 S. 4.

Der Vf., ein reformirter Prediger zu Közép-Ajta, iſt als Geograph und Statiſtiker durch ſeine *Transſilvania* in 2 Bänden und Milcovia in 2 B. (V. 1781.) als Publiciſt durch dieſe *Comitia*, und durch eine *Imago Nationis Siculicae* (1791. 88 S. 8.) endlich als Oekonom durch *Közép-Ajtaj Dohány* (eine Abhandlung über den Rauchtabak, Herrmanſtadt 1792. 56 S. 4.) und durch einen Aufſatz über den Rhus Cotinus als eine zum Gärben taugliche Staude, rühmlich bekannt. Wegen dieſer literariſchen und ökonomiſchen Schriften, beſonders wegen der letzten hat auch der jetzt regierende Kaiſer ihm das höchſte Wohlgefallen durch Ueberſendung einer goldenen Denkmünze zu erkennen gegeben. Dieſe Schrift iſt erſt im Michaelis Meſscatalog 1798 erſchienen, und daher jetzt erſt in Deutſchland bekannt worden. Der Vf. handelt in VII. Abſchnitten von der 1) Beſtimmung, was ein Landtag ſey. 2) Vom Orte. 3) Von der Zeit und Dauer deſſelben. 4) Von der Berufung zum Landtag. 5) Von den Mitgliedern deſſelben. 6) Vom Geſchäftslauf während deſſelben. 7) Von den Diätal-Schlüſſen oder Artikeln. — Nach der Aufſchrift: *Liber prior de Comitiis Transſilvanorum* ſollte man einen zweyten Theil erwarten; allein unſers Wiſſens hat dieſen der Vf. eben ſo wenig, als ſeine verſprochene Schrift über den Türkiſchen Weizen, bisher ans Licht befördert. Bey einem Thema, wie vorliegendes iſt, wo es nämlich ſo ſchwer hält, über Landtagsangelegenheiten ſo zu ſchreiben, daſs alle Parteyen damit zufrieden ſeyn mögen, wo über die hiſtoriſche Entwickelung mancher publiciſtiſchen Gegenſtände noch ſo wenig vorgearbeitet iſt, und wo endlich der Vf. wegen des eben 1791 abgehaltenen Siebenbürgiſchen Landtags Eile hatte, läſst ſich nicht überall ein erſchöpfender Vortrag alles Wiſſenswürdigen erwarten; aber der künftige Bearbeiter des Siebenbürgiſchen Staatsrechts wird dem Vf. vielen Dank wiſſen. Die Eigenheiten der Siebenbürgiſchen Verfaſſung ſind beſonders dieſe: 1) daſs das Gubernium einen weſentlichen Theil des Landtags ausmacht; 2) daſs der König mächtigere Edelleute durch Regales herbeyrufen läſst; 3) daſs die 3 Nationen (der Ungriſche Adel, die Szekler, und Sachſen) durch alte Unionsverträge gebunden ſind; 4) daſs anſtatt des Groſsfürſten meiſtens ein General als K. Commiſſär erſcheint u. ſ. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandl.: *Briefe über die maleriſche Perſpective* von *Horſtig*. 1797. Erſter und zweyter Theil zuſammen. 260 S. in gr. 8. mit 32 Kupfertafeln.

Dem Künſtler und ſelbſt dem Kunſtliebhaber, der im Zeichnen nach einem gewiſſen Grad von Geſchicklichkeit ſtrebt, um ſeine Einſichten im praktiſchen Theile der Kunſt über das Mittelmäſsige zu erheben, iſt die Perſpective eine unentbehrliche Wiſſenſchaft. Hr. *H.* ſcheint eben dieſes damit bedeuten zu wollen, daſs er ſeinen Unterricht in Briefe an ein Frauenzimmer einkleidet, bey welchem er Neigung zur Landſchaftsmalerey vorausſetzt. Der erſte und bey weitem gröſsere Theil des Werks, der ſich durch 114 Briefe bis S. 224. erſtreckt, giebt Anweiſung, Körper von allerley Geſtalten, in beliebiger Entfernung, Verkürzung u. ſ. w. richtig zu zeichnen. Die 17. Briefe des zweyten Theils handeln von theoretiſchen Maximen der Luftperſpective oder Haltung der Anordnung und der maleriſchen Wirkung.

Wir geben zwar gern zu, daſs eine gar zu gewiſſenhaft ängſtliche Beobachtung der perſpectiviſchen Regeln in der Malerey mehr Schaden als Nutzen ſtifte, wie man an einigen alten Bildern wahrnimmt. Wenn aber Hr. *H.* ſeine Freundin alle und jede perſpectiviſchen Aufgaben ohne Hülfe des Lineals und Cirkels will löſen laſſen; ſo fragt ſich's, ob ſie ihre Sachen jemals auch nur erträglich machen werde. Es iſt wahr, die Trockenheit der Regeln iſt für Liebhaber abſchreckend; aber warum ſoll ſich denn die Schülerin unſers Vf's. mit noch trocknern Uebungen des Augenmaſses quälen? Nach S. 149. und 150. ſoll ſie ohne Hülfe des Cirkels, Linien in 3. 5. 7. und 11 Theile theilen, noch S. 160. Cirkellinien aus freyer Hand zeichnen, und, es fällt hart zu ſagen, S. 168. gar ihre ſchönen Augen an den Sternen abnutzen, den groſsen Bär zu Papiere bringen u. dergl. mehr. Im 96ſten Brief S. 187 und 188. wie auch im 105ten Brief S. 205 und 206. kommen faſslich vorgetragene Grundregeln der Perſpective vor. Wenn in dieſer Art alles behandelt worden wäre; ſo würde das Buch zwar kürzer, aber gewiſs deſto brauchbarer geworden ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der von Kleefeldsch. Buchh.: *Des Duc du Chatelet Beschreibung seiner Reise in Portugal*, mit berichtigenden und erklärenden Randglossen von *Bourgoing*. Aus dem Französischen. 1799. 399 S. 8.

Die Reise ward bald nach dem Tode Königs Joseph I 1777 unternommen, und der Vf. hatte das Glück mit dem Marquis von Pombal nach seiner Entlassung Bekanntschaft zu machen. Da er nicht, wie die meisten Reisenden, blofs in der Hauptstadt verweilte, hatte er Gelegenheit, das hier beschriebene Königreich von mehrern Seiten zu betrachten, und über dessen damaligen Zustand einzelne Belehrung zu sammeln. Auch hat der bereits verstorbene D. du Chatelet, wie die Auffschriften der einzelnen Abschnitte beweisen, eben keinen Hauptgegenstand der portugiesischen Staatskunde, ausser Gerichtsverfassung und Landesregierung übergangen. Nur die Behandlung so vieler einzelnen, oft schwer zu erforschenden Particularien, kann unmöglich den Freund der Staatskunde befriedigen. Das in dieser Wissenschaft so unentbehrliche Detail hat der Vf. ganz vernachläfsigt, und wenn er zuweilen etwas tiefer einzudringen scheint; so wiederholt er gewöhnlich längst veraltete Angaben. Seine Bemerkungen sind meistens oberflächlich, mit unbedeutenden Erzählungen und Kaffeehausnachrichten überladen, und scheinen mehr zur Unterhaltung als zum Unterricht aufgesetzt zu seyn. Wagt er zufällig Streifereyen in die Landesgeschichte; so wird immer ein Leser erfodert, der durch bessere Kenntniss derselben die vielen Unrichtigkeiten zu verbessern weifs, oder Anekdoten von der Art, als: die ersten Könige von Portugal waren von Thubals Geschlecht, die verwittwete Königin von Portugal habe Pombals Bruder in ihrem Zimmer erschossen, oder die jetzige Donna Maria habe während seiner Anwesenheit auf Befehl des Beichtvaters acht Tage fasten und den Rosenkranz beten müssen, nicht unwahrscheinlich findet. Auf Vollständigkeit, Auswahl des Wichtigen vor unbedeutenden Kleinigkeiten, oder Aufklärung dunkler Theile der portugiesischen Staatskunde, darf der Vf. keinen Anspruch machen. Für gewisse Classen von Lesern erzählt er freylich anziehend genug, und gewährt ihnen durch seinen leichten Vortrag, auch bey den bekanntesten Dingen, hinreichende Unterhaltung. Dagegen zeigt er sich gemeinhin zu sehr eingenommen gegen alles, was portugiesisch ist, und seine Darstellungen der Landessitten und Einrichtungen sind in den bittersten Tadel eingekleidet. Der Herausgeber, Hr. B., durch seine treffliche Reisebeschreibung von Spanien allgemein bekannt, hat zwar die Urschrift in den Anmerkungen und Zusätzen mannichfaltig berichtigt; aber ganz konnte er doch nicht alle Flecken der Unkunde, Nachlafsigkeit und Uebereilung tilgen.

Der Uebersetzer hat sein Original hin und wieder abgekürzt, und einige Abschnitte über die portugiesische Geographie, Constitution und die Tractaten mit andern Mächten weggelassen. Dagegen sind von ihm einige unbedeutende Anmerkungen angehängt, die er bey den vielen Unrichtigkeiten, welche uns selbst nach Bourgoing's Revision auf allen Seiten aufgestofsen sind, leicht hätte vermehren können. Doch von einer Seite hat die Uebersetzung durch die Sparsamkeit der beygefügten Noten gewonnen, weil sie vielleicht von der Gattung gewesen wären wie S. 128. Hier giebt der Uebersetzer die ungereimteste Erklärung der Wallfischbarden. Er hält diese in Absicht der Härte für ein Mitteldiug zwischen Fischbein und Elfenbein.

Die funfzehn Abschnitte, worin des Vfs. Bemerkungen über Portugal zusammengestellt sind, hier durchzugehen, oder davon etwa den Hauptinhalt anzugeben, halten wir für verlorne Mühe. Ein jeder, dem der Staat von Portugal nicht ganz fremde ist, und sollte er ihn auch nur aus unsern statistischen Handbüchern kennen, wird leicht die Gegenstände errathen, welche der Vf. hier ausführlich behandelt hat. Wir wollen dagegen mit einigen Beyspielen zeigen, dafs diese Reise bey den vielen Unrichtigkeiten, oben abgeschöpften Bemerkungen und veralteten Notizen, doch zuweilen einzelne Thatsachen enthält, die der Vf. wohl nicht von seinen gewöhnlichen Führern und Rathgebern erfuhr. Manches möchte er auch wohl verbessert haben, wenn er selber die Ausgabe seiner Handschrift hätte besorgen können, die nach seinem Tode von andern ohne alle kritische Feile zum Druck befördert ward. Bey der Krönung der jetzt regierenden Königin hatten es viele Grofse auf die Hinrichtung des entlassenen Minister Pombal angelegt, daher sollte während der Huldigungsfeyerlichkeiten ein gereizter und bestochener Pöbel laut des Ministers Kopf verlangen; aber noch zur rechten Zeit wurden diese unberufenen Schreyer durch Patrouillen auseinandergetrieben. Von der portugiesischen Geistlichkeit und dem Patriarchat wiederholt der Vf. nur das allgemein Bekannte. Aber eben zur Erhaltung des Patriarchats und

und der zu seiner Kirche gehörenden geistlichen Dignitarien, wird der vierte Theil der geistlichen Einkünfte vom König verwandt, von dem es hier heisst: davon wurde den Geistlichen nichts zu Theil. Dass der heilige Antonius noch die Würde eines portugiesischen Generalissimus bekleide, und jährlich seinen Gehalt aus den Händen des Königs empfange, scheint uns unwahrscheinlich. Er erhielt diese Würde auch nicht erst 1703, sondern bekleidete sie schon im vorigen Jahrhundert. Das ihm jährlich ausgesetzte Gehalt soll nur 300000 Reis betragen. Die Portugiesen werden als eine sehr hässliche Nation geschildert. Sie sind klein, schwarzbraun und übel gestaltet. Das weibliche Geschlecht sitzt immer mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, und der Vf. sah beym französischen Gesandten eine vornehme Dame sich auf diese Art auf dem Sofa setzen. Die Schauspiele werden hier als unter aller Kritik vorgestellt. Es fehlt sowohl an guten Stücken, als an guten Schauspielern, und ein Hanswurst, unter dem Namen *Gracioso*, unterhält die Zuschauer mit seinen Spässen. Dem Marquis von Pombal lässt der Vf. das gebührende Lob wiederfahren; aber seine kurze Lebensgeschichte wimmelt von Unrichtigkeiten, die wir hier nicht verbessern mögen. Der Herausgeber hat sie ebenfalls übersehen, jedoch einige interessante Bemerkungen über Pombals Charakter, Arbeitsamkeit und Dienstentlassung hinzugefügt. Der Verlust des Hofes und der Einwohwohner von Lissabon, durch das Erdbeben von 1755 stieg auf 2284 Millionen Livres. Wir erinnern uns in dem *Tableau de Lisbonne*, für dessen Vf. hier Dumouriez ausgegeben wird, eine detailliertere Aufzählung dieses Schadens gelesen zu haben, worin der Verlust an Gebäuden, Baarschaften, Juwelen, Waaren etc. genau berechnet ist. Auch über die noch lange nicht gehörig entwickelte Verschwörung der Häuser *Aveiro* und *Tavora* gegen Joseph I, ist hier allerley aus gesellschaftlichen Gesprächen zusammengeschrieben, wodurch aber dieser Frevel wenig aufgeklärt wird. Doch über die Entdeckung dieser Verschwörung, die so vielen Grossen Leben, Vermögen und Freyheit kostete, haben wir etwas gefunden, das wir uns nicht erinnern, bey andern gelesen zu haben. Ein fremder Bedienter war im Garten des Hauses Tavora versteckt, um sich mit seiner Geliebten, einer Magd in Diensten dieses Hauses, zu unterhalten. Die vorigen Verschwornen berathschlagten sich gerade damals in diesem Garten, um den früher verfehlten Streich noch einmal zu wagen. Die neue Verschwörung ward dem Minister hinterbracht, und nun erfolgte die Verhaftnehmung und Bestrafung der Theilnehmer. Der Abschnitt von den portugiesischen Nebenländern ist gewiss aus irgend einer alten Beschreibung von Portugal abgeschrieben. Plätze, die das Reich längstens wie Chaul in Concan, oder Mazagan in Marocco längstens verloren hat, werden noch zu dessen Eigenthum gerechnet, und was von den übrigen gesagt wird, ist voller Verwirrungen und ohne Bestimmtheit hingeworfen. Die geographische Beschreibung von Brasilien soll zwar aus einem einheimischen Landesbeschreiber entlehnt seyn; aber Rocha Pitta, dem er hier folgt, liess seine Annalen schon 1730 drucken, und seitdem hat sich in diesem Lande sehr vieles verändert. Daher wird Brasilien nicht mehr in vierzehn, sondern in zwölf Capitanias eingetheilt, und von den hier genannten sind *Siara*, *Paraiba*, *Samaraca*, *Seregippe*, und *dos Ilheos* nie besondere Gouvernements wie die übrigen gewesen. Dass statt dieser Districte, die wegen ihrer Reichthümer bekannten Gouvernements *Mato grosso* und *Minas gerais* nicht einmal genannt worden, ist uns um desto unerklärlicher, da der Vf. den hier oft angeführten Kainal gelesen hatte. Unter der Aufschrift: *Bevölkerung*, sind die alten unsichern Angaben der geringen portugiesischen Volksmenge, oder Dumouriez Listen wiederholt. In allen Nebenländern sollen nur 791,000 Einwohner leben, obgleich allein in Brasilien eine grössere Anzahl vorhanden ist. Woher der Vf. weiss, dass in den afrikanischen Nebenländern die Volksmenge gerade 80,000 Seelen betrage, können wir uns nicht erklären, weil darüber nicht einmal muthmassliche Schätzungen existiren. Diese Zahl ist indessen zu gross, wenn er damit bloss die eigentlichen Portugiesen meynt, und zu klein, wenn er die bekehrten und unbekehrten Neger mitrechnet. Das portugiesische Militär wird hier eben so wie von frühern Reisenden geschildert. Hr. Bourgoing hat jedoch die neuen Veränderungen seit des Vfs. Anwesenheit bemerkt. Dass Portugal nicht einmal eine Artillerieschule habe, widerlegt die in Lissabon vorhandene *Nova Aula de Fortificaö e de Artilheria*. Dass Subalternofficiere bey ihren Obern in Diensten stehen, war noch 1777 gebräuchlich. In dem Gasthofe des Vfs. in Lissabon, befand sich ein portugiesischer Major, dessen Lieutenant ihm als Bedienter aufwartete. Damals bettelten die Schildwachen häufig um ein Allmosen, indess befindet sich in ihrer Nähe gewöhnlich ein Marienbild, dies giebt ihnen Vorwand, die Vorübergehenden um eine Gabe für die Seelen im Fegefeuer anzusprechen, die freylich am Ende in ihre Tasche fällt. Der Abschnitt von den Auflagen und Finanzen kann ohne Bedenken überschlagen werden. Der Vf., der sich unter allen Ständen so vieler Bekanntschaften rühmt, hat nicht einmal irgend eine Schätzung der Reichseinkünfte erfahren können. Der Abschnitt von den Künsten und Wissenschaften wird nur durch die Zusätze des französischen Herausgebers unterrichtend. Er zeigt darin, wie glücklich die 1780 gestiftete Akademie der Wissenschaften, die Landesökonomie, Topographie und andere Zweige bearbeitet, welche Vortheile das Reich von den gelehrten Bemühungen ihrer Mitglieder erwarten könne, und was für Gegenstände portugiesische Gelehrte in neuern Zeiten vorzüglich bearbeitet haben.

Die Uebersetzung lässt sich bis auf einzelne Stellen, die dem Setzer wohl zur Last fallen mögen, recht gut lesen. Nur ist die Puristerey bey einzelnen

nen fremden, aber allgemein verständlichen, Worten zu weit getrieben, und der Versuch, diese Ausdrücke mit einheimischen zu vertauschen, selten gelungen. Wer möchte wohl für *Verproviantirung*, *Bemundvorrathung*, oder für *Deportation Ausserlandbringung* schreiben. Das Beste bey dieser lächerlichen Neologie ist noch, dass der Uebersetzer seinen Verunstaltungen, den Lesern zum Besten die Worte des Originals zur Seite gesetzt hat.

Hamburg, b. Hoffmann: *H. M. Marcard*, herzogl. Holstein-Oldenburgischen Leibmedicus zu Oldenburg etc., *Reise durch die französische Schweiz und Italien.* Erster Band. 1799. 414 S. 8. mit eingedruckten Vignetten. (2 Rthlr.)

Im Herbst 1785 hielt sich Hr. *M.* einige Wochen in Lausanne auf, und reisete von da über Genf durch Savoyen nach Turin, dann auf Genua, Piacenza, Parma, Modena und Bologna bis Florenz, womit sich dieser erste, in acht Abschnitte eingetheilte Band endigt. Wir können das Werk nicht unter die besonders gründlichen und lehrreichen zählen, obschon der Vf. nicht verschmäht hat, sich auf Künste und Wissenschaften einzulassen; allein er ist selten glücklich gewesen, ausgenommen in einigen Stellen, wo von Aerzten und Arzneywissenschaft gehandelt wird, diese, obschon Rec. sie als Dinge, die ausser seinem Sprengel liegen, nicht beurtheilen mag, zeichnen sich durch eine gewisse Rundung und Gesetztheit aus, welche sogleich zu erkennen giebt, dass Hr. *M.* hier einheimisch war. Wenn nun gebildete Leser aus dem Ganzen eben keine grosse Erweiterung ihrer Kenntnisse zu hoffen haben; so werden sie sich doch zum wenigsten gut genug unterhalten. Man findet manche interessante Nachricht von Gibbon, Bonnet, Tissot und andern. Die Gegenden um den Genfersee, der Weg durch Savoyen über den Mont-Cenis, sind zwar nicht mit poetischem Schmuck, aber doch wahr und deutlich beschrieben; auch muss man mit dem, was über Turin und Genua gesagt wird, zufrieden seyn. Indessen wäre alles weit geniessbarer, wenn die vielen bittern Ausfälle gegen die Franzosen und ihre jetzige Regierung weggeblieben wären. Jeder leidenschaftlose vernünftige Mensch weiss nun freylich wohl, dass die Worte: Freyheit, Gleichheit, Menschenrechte und dergleichen, sehr gemissbraucht worden sind und noch werden; weiss und erkennt, dass zahllose Ungerechtigkeiten, Raub, Mord, Plünderung etc. unter diesem Freybrief verübt worden, und wie das revolutionäre Frankreich nicht minder als die revolutionirten Länder unter schwerem Druck und Elende seufze. Darum kann man nun allerdings die Franzosen oder ihre Machthaber weder loben noch lieben, und die Revolution, so lange sie nicht bessere Früchte trägt, auch nicht als ein glückliches Ereigniss für die Menschheit ansehen. Allein mit Schmähungen, mit leidenschaftlicher Bitterkeit wird nichts gut gemacht, und wenn diese uns schützen sollen, wenn keine mächtigern Waffen dem um sich greifenden Geist der Unruhe, dem Hang zur Neuerung, dem äussern Andrang entgegen zu setzen sind; dann sieht es schlimm um das Heil von Deutschland aus.

So wie unser Vf. gegen die Revolution und Revolutionsmeister, ja gegen die republikanische Regierungsform überhaupt, sehr erbittert ist, und daher auch S. 80. versichert: *„es habe ihm in einer Republik nie recht gefallen;“* (worunter denn natürlicherweise auch die vor der französischen Revolution schon vorhandenen gemeynt sind) eben so hat er (vielleicht durch unrichtige Verbindung von Ideen) einen Groll auf Kant und dessen Lehrsätze, gegen welche er sich in der Note S. 307. stark erklärt. Hiernächst missfallen ihm die Romane. S. 56. macht er es zwar noch billig, und vermeynt bemerkt zu haben, die, welche von Frauenzimmern geschrieben seyen, enthielten im Durchschnitt weniger schädlichen Stoff als die von Männern; aber S. 105. werden sie alle ohne Unterschied verdammt: *alle stiften* (so heisst es) *unendlichen Nachtheil, mehr als man glaubt, und* (welches freylich sehr betrübt wäre) *je besser sie sind, desto mehr.* Hr. *M.* gesteht zugleich aufrichtig, er habe auch selbst einmal zu Vevay, früh Morgens, da ihm über Nacht viel von der neuen Heloise geträumt, Anfechtungen gehabt, *„einen schönen Roman zu schreiben;“* und es ist nicht zu zweifeln, dass seinen Lesern der Plan desselben mitgetheilt worden wäre, wenn er eben nicht hätte besorgen müssen Unheil damit anzurichten.

Die eingedruckten Vignetten sind durchaus mittelmässig gerathen, S. 21. ist eine Silhouette in ganzer Statur dargestellt, man kann sich kaum eine hässlichere und zugleich unbedeutendere Carricatur denken. Und dieses Scheusal soll *Gibbon's* Bildniss seyn; in der That eine feine Art, dem Publicum einen grossen Schriftsteller zu präsentiren.

Cassel, b. Griessbach: *Topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen*, herausgegeben von *Joh. Christian Martin.* Dritter Band, zweytes Heft. 1798. 110 S. 8. (8 gr.)

Der gegenwärtige Heft dieses topographisch-statistischen Werks, dessen Plan und Einrichtung wir in der A. L. Z. 1798. Nr. 22. mit verdientem Lob angezeigt haben, beschreibt in fünf Abschnitten die beiden hessischen Aemter *Wolfshagen* und *Baune*, sammt den, zu letzten gehörigen drey Schöppenstühlen, *Niederzwern*, *Altenbaune* und *Grossenritte*, ingleichen das Dallwigsche Gericht *Schaumburg*. Die politische, kirchliche und ökonomische Verfassung dieser Landesbezirke, ihre natürliche Beschaffenheit, die Geschichte derselben, der Zustand der Unterthanen, in Hinsicht ihrer Nahrungsquellen, Abgaben und Dienstleistungen und andere, zur statistischen Kenntniss gehörige, Gegenstände, werden auch in diesem Heft sorgfältig und genau abgehandelt. Das Amt *Wolfenhagen* besteht dermalen, durch Anlegung der

der Kolonien, in 11 Dörfern und 2 Höfen. Die Landwirthschaft hat hier, durch den nützlichen Kleebau und andere Futterkräuter, viel gewonnen. Der Flachs, als ein vorzügliches Product, wird zwar von den Einwohnern versponnen, aber meistens in dieser Beschaffenheit ausgeführt und nicht zu Tuch verwebt. Ein Beweis, dafs es an Fabriken fehle, um dieses noch unvollendete Landesproduct mit Vortheil zu bearbeiten, und den baaren Gewinn, der gegenwärtig andern Gegenden zufliefst, für die ersten Eigenthümer zu erhöhen. —

Das Amt *Baune* enthält drey Schöppenstühle, neun Kirchspiele, zwanzig Dorfschaften, zwey Lustschlösser und zwey Höfe. In diesem Bezirke liegen die bekannten *Habichtswalder*, Berge, deren Umfang sich auf vier deutsche Meilen erstreckt. Einige derselben hält man für Auswürfe des Urgebirgs, und sollen bey einer, durch das innere Feuer veranlafsten Explosion entstanden seyn. Das in dieser Gegend befindliche Braunkohlenwerk, von welchem man S. 58. eine ausführliche Beschreibung findet, ist besonders deswegen wichtig, weil dadurch jährlich 2000 Klafter Brennholz erspart und dem Holzmangel abgeholfen werden kann. Der letzte *Abschnitt* beschäftigt sich mit dem adelichen Dallwigischen Gerichte Schaumburg, welches in ältern Zeiten den im 13ten Jahrhundert ausgestorbenen Grafen von Soowenburg zugehörte. Ob diese Herren, wie man vermuthen darf, mit den Dynasten von Schaumburg oder Schonenberg, deren Geschichte in *Wenks's* hessischen Landesgeschichte B. II. Abth. 2. S. 896 f.) diplomatisch entwickelt worden, in Familienverbindung gestanden haben, hat der Vf. nicht bemerkt; auch war ihm unbekannt, wie die Herren von Dalwig zum Besitz dieses Schlosses gekommen sind. Uebrigens werden von ihren ältern Schicksalen, aus ungedruckten Quellen, brauchbare Familiennachrichten mitgetheilt. Sie stehen unter der Landeshoheit der Landgrafen von Hessen, und haben in diesem Bezirk nur die Civilgerichtsbarkeit auszuüben.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Schön: *Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland*, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von *Johann Eustach. Goldhagen*, Rector der Domschule zu Magdeburg. *Zweyter Theil, dritter Band.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1799. 365 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Theil enthält das sechste Buch bis zum achten. Rec. hat einzelne Abschnitte desselben mit dem Original verglichen, und zwar keine wichtigen Verbesserungen, aber dieselbe Treue in Uebertragung des Sinnes, und die zweckmäfsigen Anmerkungen gefunden, welche von jeher diese Uebersetzung empfehlungswürdig machten, und auch von uns bey der Anzeige des vorhergehenden Theils ausführlicher gewürdigt worden sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Oldenburg*, b. Stalling: *Anweisung für die hiesigen Landschulmeister, wie der Unterricht in der christlichen Lehre recht zu gebrauchen sey.* 1797. 1 Bog. 8. Der Oldenburgische Landeskatechismus, auf den sich diese Anweisung bezieht, ist bereits A. L. Z. 1799. Nr. 48. von einem andern Recensenten mit Beyfall angezeigt worden. Die christliche Lehre ist rein biblisch, nach einer liberalen Exegese, vernunftmäfsig dargestellt, ohne Beymischung unnützer Subtilitäten, und den in der Kirchenlehre gebräuchlichen, auch dem gemeinen Volke bekannten Kunstwörtern, die wegen der Schwachen nicht ganz wegbleiben durften, ist eine solche Deutung gegeben worden, dafs sie auf keine unrichtige, vernunftwidrige und schädliche Vorstellungen führen. Es soll dieser Unterricht hauptsächlich dazu dienen, dafs diejenigen Kinder, welche bald zum heil. Abendmahle gelassen werden sollen, von den Predigern darnach unterwiesen werden. Da es aber die Pflicht der Schullehrer ist, die ihnen anvertrauten Schüler zu dieser Unterweisung der Prediger vorzubereiten, und einigermafsen geschickt zu machen; so wird in der oben angezeigten, auf einem besondern Bogen abgedruckten Anweisung den Schullehrern gezeigt, welchen *Gebrauch* sie von diesem Lehrbuche zu machen haben, und welche *Misbräuche* dabey zu vermeiden sind. Sie sollen sich nicht mit einer *weitläuftigen Erklärung desselben* so wenig in Ansehung der *Sätze* als der biblischen *Sprüche* oder *Liederverse* abgeben; denn diese bleibt, zumal fürs erste noch, dem umständlichern Unterricht, den die mehr erwachsene Jugend von dem Prediger erhält, überlassen. Jedoch sollen sie ihren Schülern zum rechten *Verstande* der jedesmal von ihnen deutlich gelesenen *Sätze*, der angeführten *Bibelstellen* und *Gesangverse* behülflich seyn. Um ihnen dieses Geschäfte zu erleichtern, sind jedem Satze unten auf der Seite *Fragen* untergelegt, und es ist durch gröbere Schrift auf die Antwort aufmerksam gemacht worden. Die Fragen haben dem Rec. am wenigsten gefallen. Sie sind zum Theil zu allgemein, z. B. S. 4. *zu welcher Ueberzeugung kann der vernünftig nachdenkende Mensch gelangen?* Die Antwort soll seyn: *Dafs ein Gott sey.* Besser hätte die Frage geheifsen: Wie kann der vernünftig nachdenkende Mensch zu der Ueberzeugung gelangen, dafs ein Gott sey. Indessen sind doch auch viele Fragen richtiger gestellt, und das Buch verliert durch diesen kleinen Fehler nichts an seinem Werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Gafsler: *Erklärung der Pandekten,* nach dem Leitfaden des *Heineccius* und dem Geiste der öffentlichen Vorlesungen an der Wiener hohen Schule. 1796. 540 S. 8.

Die Absicht dieses Buchs, über welche uns keine Vorrede Auskunft giebt, scheint dahin zu gehen, dass der Studirende über die wichtigeren und schwereren Materien des Heineccischen Lehrbuchs nähere Erläuterung erhalten soll. Nicht nur einzelne Stellen, insonderheit solche, die keinen praktischen Gebrauch haben, sondern auch mehrere Titel, ja ganze Bücher sind unberührt geblieben, und man wird dabey blos auf das Compendium verwiesen. Wir können nicht leugnen, dass uns diese Methode, wobey doch etwas auf den Fleiss und die Einsicht des Studirenden gerechnet wird, an sich nicht übel gefällt, ob wir gleich über die Wahl der Materien nicht überall mit dem Vf. übereinstimmen, und manches nicht übergangen, oder weniger kurz behandelt haben würden, wohin wir unter andern vieles aus den Lehren von dem Eigenthum, von der Erbfolge, von dem Ungehorsam, von der Klagenhäufung etc. rechnen.

Einige Materien sind recht gut ausgeführt, z. B. von dem Verkauf einer Erbschaft und eines Klagerechts, vom Pfandrecht, (wo jedoch die Erörterung fehlt, inwiefern selbiges sich zugleich auf die Zinsen erstrecke,) von der Gewährleistung, von Zinsen, von der *condictio triticaria.* Von andern können wir nicht dasselbe urtheilen. Unrichtig scheint uns die Abtheilung des Eides in den freywilligen, nothwendigen und richterlichen zu seyn, insofern der von dem Gegner zugeschobene Eid als ein nothwendiger betrachtet wird, wie denn überhaupt die Darstellung dieser Lehre weder vollständig, noch gehörig geordnet ist. Wenn die Klage als eine Vorstellung meines Rechts vor dem Richter definiret wird; so fehlt dabey der Zusatz, damit der Gegner zu einer Leistung verurtheilt werden soll, indem jener allgemeine Begriff auch auf die Einrede passt. Eben dieses liesse sich noch von manchen andern gegebenen Begriffen sagen. — Gesetzstellen sind nur selten angegeben, da sie schon im Lehrbuche stehen. Schriftsteller kommen noch seltener vor. Bey dem ersten Buche scheint der Vf. *Glück,* bey §. 331 und 502. *Höpfner* vor Augen gehabt zu haben. Uebrigens ist die Schreibart gut, und das Meiste ist mit vieler Klarheit entwickelt.

AUGSBURG, b. Rieger: *Institutionum iuris ecclesiastici* publici et privati *liber subsidiarius I.,* qui est *isagogicus,* et principia ac fontes iur. eccl. exhibet. Auctore *Jac. Ant. Zallinger,* S. S. Th. et iur. utr. Doct. et in Lyceo cath. August. ad S. Salvat. S. S. Canonum Prof. P. O. 1791. 237 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. kündigt sich in der Vorrede auch hier als einen eifrigen Vertheidiger der römischen Hierarchie und erklärten Gegner der Neuerer an, die so gern das allgemeine Staatsrecht im Munde führen: und wir können ihm das Zeugniss nicht versagen, dass er durchaus Wort gehalten hat. Seine Grundsätze sind ächt curialistisch, und seine Demonstrationen, so wie seine Bestreitungen anders denkender Katholiken, insonderheit des Vfs. der bekannten *Princip. iur. publ. eccles. cathol.,* gegen den er am häufigsten zu Felde zieht, ganz im Geiste des Mittelalters. Kap. 1. Von der Religion und den theologischen Wissenschaften. Da bieher das Kirchenrecht gerechnet wird; so ist der Begriff des *Rechts* (S. 7—10.) auf eine eigene Art entwickelt. Das Resultat ist: *Una expressa idea simplici, et una complexa, unaque animadversione addita totus hic labor absolvi potest. Idea facultatis moralis et obligationis moralis simplex est: Idea plurium facultatum et obligationum certo ordine digestarum, complexa est: ne facultas moralis agendi quidpiam, vel omittendi cum licentia actionis confundatur, animadversione dignum est.* Kap. 2. Von den Gründen des Kirchenrechts überhaupt. Das höchste Princip setzt der Vf. *in firma fide et simplici confessione,* und hält es für ein göttliches Geschick, dass die Decretalsammlung damit anfange: *Firmiter credimus, et simpliciter confitemur.* Kap. 3. Von der göttlichen Einrichtung der Kirche. Kap. 4. Von der Tradition, wodurch das Ansehen der Bibel begründet werde, mit allen gewöhnlichen Eintheilungen. Kap. 5. Von der Bibel — als dem Grunde der Hierarchie und des geistlichen Privatrechts. Kap. 6. Von den päbstlichen Constitutionen, und Kap. 7. von den Concilien. (Jene, meynt der Vf., seyen früher, als diese, und gaben diesen ihre Gültigkeit.) Kap. 8. Von den Schriften der Kirchenväter, und deren Gebrauch. Kap. 9. Von dem Ansehen der Kirchenlehrer und Schriftausleger. Kap. 10. Von dem Gebrauch der Vernunft und der Philosophie im geistlichen Recht, — versteht sich so eingeschränkt, als möglich, blos um Schlüsse aus vorhandenen Rechten zu ziehen und Entscheidungen daraus zu geben. Von den neueren Philosophen heisst es S. 159.: *Cum Deo divinaeque luci — resistunt, — turpitudinum ac caecitatis*

tatis poenis a Deo castigari merentur. Kap. 11. Von den landesherrlichen Rechten in Kirchensachen. Ein wahres Kabinetsstück! Die Grundsätze guter katholischer Schriftsteller sind nicht einmal richtig aufgestellt, geschweige denn widerlegt. Kap. 12. Von der Geschichte und Kritik, als Hülfswissenschaften. Der Beschluss lautet also: *Funestus hic laqueus est, quem Satan moderno seculo posuit; omnia ad critici philosophi ratiocinium revocare.*

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Literatur der mathematischen Wissenschaften.* Von *F. W. A. Murhard.* Zweyter Band, enthaltend die *Literatur der Geometrie und der Analysis.* 1798. 436 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

Was an dem ersten Bande in der A. L. Z. 1798. Nr. 148. ausgesetzt ist, fehlerhafte Anordnung, Anzeigen von Büchern unter einer ihnen nicht zukommenden Rubrik, unnütze Weitläufigkeit in der Anführung der Titel, ist auch bey diesem Bande zu erinnern. Der Vf. scheint diese Arbeit grösstentheils andern Händen überlassen, und sie nur flüchtig durchgesehen zu haben. Er schmeichelt sich in der Vorrede mit einem ungetheilten Beyfall für den ersten Band dieses Bücherverzeichnisses, gesteht aber doch auch ein, nicht wenig Unvollständigkeiten, Fehler und Irrungen in dem ersten Theile angetroffen zu haben, nennt auch ein halbes Dutzend Bücher, die daselbst unter den Lehrbüchern der Geometrie aufgeführt sind, und gar nicht darunter gehören. Wie war es möglich, solche und so viele andere Versetzungen zu machen, wenn der Vf. sich nur die Mühe genommen hätte, aufmerksam durchzusehen, was seine Sammler zusammengetragen hatten. Es hätte gar keine Eile mit der Ausgabe dieses Catalogs.

In dem ersten Theile war ein Abschnitt von den Elementen der Geometrie, der die Lehrbücher der Geometrie enthält, mitgenommen. In diesem zweyten Theile machen die Ausgaben und Uebersetzungen der Euklidischen Elemente nebst den sie betreffenden Schriften den Anfang, S. 48. Hierauf folgt ein Abschnitt: vermischte geometrische Schriften, von welchem die erste Abtheilung die *vermischten Werke* enthalten soll, das ist ohne Zweifel solche, worin mehrerley geometrische Untersuchungen vorkommen. Es finden sich hier aber auch Schriften über einzelne Gegenstände, als Apollonius von den Neigungen und *de sectione rationis.* Andere, als der *Diophantus redivivus*, der *Apollonius ac Serenus promotus*, und eine Schrift über Cyklometrie, hätten in andern Abtheilungen ihren Platz finden sollen. In der Abtheilung: Vermischte Schriften über einzelne Gegenstände der Geometrie (der Zusatz, vermischte, ist unnöthig, wenn er nicht so viel als durch einander geworfene bedeutet) kommen einige zur höhern Geometrie gehörige vor, auch ein chorographisches Problem, wie es statt chronographisches heissen muss. Nun folgen geometrische Einleitungsschriften, die billig den Anfang hätten machen sollen; Geschichte, Nutzen, Gegenstand etc. der Geometrie. Die *Geometrie Metaphysique.* Paris 1758. (nicht 59.) gehört nicht hieher, sondern unter die Lehrbücher der Elementargeometrie. Hierauf einzelne Gegenstände aus der Geometrie. Der Abschnitt von den Winkeln gehört grösstentheils zu der analytischen Geometrie, nicht zu der elementarischen. Die Abhandlung von der Reduction eines Winkels auf den Horizont, stünde besser in dem Abschnitte von der Feldmesskunst. Der Abschnitt von den Dreyecken enthält manches aus der Trigonometrie. Bey den Schriften unter der Rubrik: Trigonometrie, besonders den Schriften über einzelne Gegenstände derselben, wäre manches zu erinnern. Die Schriften über die trigonometrischen Functionen hätten einen besondern Abschnitt erfodert. Sie sind unter verschiedenen Rubriken zerstreut. Der Tetragonometrie und Polygonometrie sind besondere Abschnitte gewidmet; die zu der letztern gerechneten Schriften wären besser in den Abschnitt vom Kreise gebracht. Der neunte Abschnitt ist überschrieben: Stereometrie und Visirkunst. Die erste Abtheilung hat die Rubrik: Ueberhaupt, und enthält fast nichts als Visirkunst: die zweyte Abtheilung führt die Ueberschrift: Einzelne Theile, als von der Kugel, dem Cylinder u. a. Welches Gewirre in der Anordnung! Mitten unter den Schriften vom Visiren erblickt man die *divinatio de locis solidis* von *Viviani*, auch eine *Synopsis Philosophiae corporum*, die vermuthlich metaphysischen Inhalts ist. In dem Abschnitte von der Kugel finden sich Schriften zur Trigonometrie. Die Rubrik von einzelnen vermischten Schriften ist sehr gemischt. Es kommen hier Schriften zur Visirkunst, zu der Lehre von der Kugel, zur höhern Geometrie und eine Schrift vom Mikrometer vor. Warum hat der Vf. nicht eine besondere Rubrik für die regulären und halb regulären Körper gemacht? Der praktische Theil der Geometrie begreift nur die Feldmesskunst (in der Rubrik der ersten Unterabtheilung ist praktische Geometrie und Feldmesskunst genannt), und die Markscheidekunst. Das Nivelliren scheint vergessen zu seyn. Das Visiren der Fässer hätte hier ja seine gehörige Stelle gehabt. Wegen der im Anhange befindlichen Anleitung zur Markscheidekunst in Böhm's Messkunst ist diese unter die Rubrik von der Markscheidekunst gesetzt, und fehlt in dem Abschnitte von der Feldmesskunst. Die mathematischen Tafeln haben einen eigenen Hauptabschnitt erhalten. Der grosse Canon des Rhaticus wird als ein besonderes Werk angeführt, ohne Anzeige, dass er zu dem *Opere Palatino* gehört, gerade so, wie *Kästner* in der Geschichte der Mathematik den Canon beschreibt, da sein Exemplar zufälliger Weise von dem übrigen Werke getrennt und einem andern beygebunden ist. Unter der Rubrik: logarithmische und trigonometrische Tafeln, findet man *Pell's* Quadrattafeln, kaufmännische Logarithmentafeln, *Lambert's* Zusätze zu den logar. und trigon. Tafeln, eine Ab-

Abhandlung der Trigonometrie von *Frobese*, eine über Integralrechnung, über negative Logarithmen. Unter der Rubrik: andere Tafeln, kommen *Schübler's* Erforschungen in der Geometrie vor, weil auf dem Titel einiger Tafeln erwähnt wird. Das letzte Hauptstück in diesem Bande ist über Analysis und höhere Geometrie von S. 201 bis 436. Der Abschnitt: einzelne arithmetische, geometrische und algebraische Aufgaben und Abhandlungen, ist zu gemischt. Man trifft hier Schriften von den krummen Linien (die doch einen eigenen Abschnitt erhalten haben), zur Analysis des Unendlichen gehörige, auch philosophische Schriften über die Mathematik an, noch eines über Trigonometrie und über eine landwirthschaftliche Frage. In dem nächstfolgenden Abschnitte, über die Natur und gelehrten Tand der Zahlen, sind sehr ungleichartige Dinge zusammengebracht. Die vielen langen Titel von albernen Büchern hätten ganz erspart werden können. Der Abschnitt von der Steganographie gehört nicht in eine mathematische Bibliothek. Die Anordnung von der Analysis hätte ganz anders gemacht werden müssen, um den Hauptzweck eines mathematischen Bücherverzeichnisses zu erfüllen, nämlich die Hülfsmittel des Unterrichts und genauerer Untersuchungen mit möglichster Vollständigkeit bequem übersehen zu lassen, und die ältere Mathematik mit der neuen in Verbindung darzustellen. Der Vf. hat zwar viele Unterabtheilungen gemacht, allein viele Schriften sind in ganz unrechte Fächer gebracht, und einige Abtheilungen sind zu sehr gemischten und ausgedehnten Inhalts. Ein kleiner Abschnitt von den Functionen enthält fast nichts als Schriften zur Integralrechnung, ob er gleich zur Analysis endlicher Grössen gerechnet ist. Der Abschnitt von den continuirlichen Brüchen ist mangelhaft. Von den Wurzeln und Potenzen ist ein besonderer Abschnitt gemacht, und die Schriften von dem polynomischen und binomischen Lehrsatze sind den Schriften über die Reihen angehängt. In dem Abschnitte von der Combinationslehre findet man Abhandlungen über die eben gedachten Lehrsätze und die Reihen. Die höhere Geometrie hätte wohl einen besondern Haupttheil erfodert, anstatt dass blos ein Abschnitt von den krummen Linien gemacht, und manches untergesteckt ist. Ein Unterabschnitt ist betitelt: Von der Cycloide und der Trochoide. In der Abtheilung von der Analysis des Unendlichen lautet eine Rubrik: Verkehrte Methode der Tangenten, statt umgekehrte. Von der Variationsrechnung nur zwey Abhandlungen von *Euler*, nicht der Anhang in der Integralrechnung. Die übrigen Schriften muss man in dem folgenden Abschnitte suchen. Von den Abhandlungen über die partiellen Differentiale keine Meldung. Von den Versetzungen unter unrechte Rubriken wird man ausser den schon gelegentlich angeführten Beyspielen noch sehr viele finden. Von der Verbesserung der Feldgestänge unter Feldmesskunst. Daselbst *Eberhard's* Beyträge zur *Mathesis applicata.* Unter den Schriften über die Wahrscheinlichkeitsrechnung kommt vor ein Versuch, der Einrichtung unsers Erkenntnissvermögens durch Algeber nachzuspüren. Zu den Schriften über die krummen Linien sind viele gerechnet, die mechanischen und optischen Inhalts sind.

Auf die Vollständigkeit des Verzeichnisses ist nicht genugsame Aufmerksamkeit gewandt. Rec. schliesst dieses aus einigen leichten zufälligen Prüfungen. Es fehlt die *Analysis triangulorum* von *Oppeln;* die *Trigometrie sphérique*, von *Trembley;* auch die von *Mauduit*, deren englische Uebersetzung doch angeführt ist; die *Cyclometria nova* von *Lansberg*, (da doch eine Schrift gegen dieselbe bemerkt ist) und die *Inventio Quadraturae circuli* von *Longomontanus;* die Abhandlung von *Lagny* über die Quadratur des Kreises; *Hesse* über dieselbe, Berlin 1776; zwey Schriften von *Hogreve* über Feldvermessungen; die deutsche Uebersetzung der Ausmessungsmethode von *Bugge;* die *edition stereotype* der logar. und trigon. Tafeln von *Callet;* die *divinatio de maximis et minimis* von *Viviani;* die *Analysis Infinitorum* von *Nieuwentiit*, und desselben *considerationes etc.* da doch Gegenschriften die letztern betreffend angeführt sind; die Schrift von *Huygen's* über Würfelspiele, und *Montmort* über Hazardspiele. Manchmal sind nicht die neuesten Ausgaben angeführt, welches man von einem literarischen Catalog besonders erwartet, als von *Mayer's* praktischer Geometrie, *Sherwin's* Tafeln, *Maclaurin's* Algebra, *the doctrine of chances by Moivre*, *Annuities on lives* von demselben, *Süssmilch's* göttliche Ordnung.

Dass der Vf. den Catalog sehr flüchtig gemacht und durchgesehen hat, zeigen auch die Wiederholungen desselben Buchs, bisweilen unmittelbar hinter einander, als S. 210. eine Schrift von *Busse*, S. 307. von *Eschenbach*, S. 324. von *Milnes.* — *Cotesii harmonia mensurarum* wird S. 399 unter Integralrechnung angeführt, da S. 387. unter Differentialrechnung eine Nachricht in den Transactionen von diesem Buche weitläufig angezeigt wird. Die französische Uebersetzung von *Maclaurin's treatise of fluxions* kommt S. 381. unter den Lehrbüchern der Analysis des Unendlichen nach ihrem ganzen Umfange vor; das Original, S. 389. unter Differentialrechnung, und etwas weiter hin die Nachricht aus den Transactionen, ihrer Aufschrift nach vollständig abgeschrieben, wie bey Cotes, dazu noch beide Abschnitte der Nachricht besonders, und der zweyte vor dem ersten.

Die Titel der Bücher sind mit unnützer Weitläuftigkeit abgeschrieben, nicht blos das Amt des Vfs., sondern auch seine gelehrten Mitgliedschaften sind angeführt; die Mottos auf dem Titel, häufig die Wohnung des Verlegers oder Druckers. Bey Disputationen und Programmen kommt man nicht ohne die Titel des Präses, den Namen und das Vaterland des Respondenten, zuweilen mehrerer auf einmal, die Complimente der Einladung, Ort der Feyerlichkeit und alles mit einander ab. Bisweilen scheint Hr. *M.* die Bogen haben füllen zu wollen, da er weitläufige Inhaltsanzeigen mittheilt, wo sie gar nicht

nicht nöthig sind. Von einem unbrauchbaren Buche, *Lembus sive dialogus geometricus* 1672. wird der auf der hintern Seite des Titelblatts befindliche Inhalt mitgetheilt, welcher bis auf vier Zeilen eine ganze Seite füllt. Durch Wegschneidung dieses beschwerlichen Ueberflusses und einiger in ein Bücherverzeichniss nicht gehörigen Anmerkungen hätte gewiss das Buch um ein Viertheil kürzer werden können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern.* — Ein Versuch von *Anton Theodor Hartmann*, nebst einem Anhang von einigen literarischen, historischen und kritischen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftsteller. 1798. 312 S. 8. mit einem Titelkupfer.

Wir glaubten das Resultat von des Vfs. Forschungen über das Ideal weiblicher Schönheit bey den Morgenländern in dieser Schrift zu finden, erwarteten zum wenigsten den Versuch einer deutlichen Darstellung und Auseinandersetzung des Eigenthümlichen dieses Begriffs; fanden uns aber völlig getäuscht. Zu Anfang stehn Bemerkungen über den Putz der Weiber im Orient, — meistens bekannte Dinge; — hernach folgen eine Menge ausgezogener Stellen aus arabischen, türkischen, persischen und andern Dichtern, welche sämmtlich die schönen Augen ihrer Angebeteten mit Sonne, Mond und Sternen, ihre schwarzen Haare mit der Nacht und mit Raben, die Wangen mit Morgenroth, die Zähne mit Perlen und die Lippen mit Corallen vergleichen. Diejenigen von diesen Gleichnissen, welche den meisten poetischen Werth haben, kommen ziemlich mit andern vom Vf. in den Noten beygebrachten Stellen aus dem Petrarca, Ossian und einigen griechischen Dichtern überein. Dadurch scheint uns indessen der ganze Zweck des Buchs aufgehoben zu werden. Denn es beweiset ja, dass der Geschmack gebildeter Menschen überall derselbe ist, und das Schöne im Osten und Westen zu allen Zeiten erkannt und verehrt worden. Dinge, die nicht zur Sache gehören, Wiederholungen u. dgl. übergehen wir; denn es wäre unbillig mit Hn. H. strenge rechten zu wollen, da er selbst sein Werk in der Vorrede als einen *„schwachen Versuch"* ankündigt, *„den er in einigen Sommerwochen zur Erholung von ernsthaften Geschäften, mitten unter dem Geräusch feindlicher Waffen, vielfachen Zerstreuungen und verschiedenen Stimmungen der Seele, ausgearbeitet habe."*

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Brünn*, gedr. mit Siedlerschen Schr. (und *Leipzig*, in Commission b. Göschen): *Anreden an die evangelische Gemeinde in Brünn über Katechisation und Confirmation.* Nebst Einladung zur halbjährigen Prüfung ihrer Schule auf den 3ten April 1798. 59 S. 8. Heller und eindringender Blick in sittlich-religiöse Gegenstände vereinigt sich in diesen Anreden des verdienstvollen Seniors Hn. *Riecke*, mit der Kunst, praktische Wahrheiten für eine gemischte Sammlung gleich lehrreich und interessant, mit Würde und eindringender Herzlichkeit vorzutragen. Nachdem der würdige Vf. seine Zuhörer an die dort getroffene sehr zweckmässige Einrichtung erinnert hat, nach welcher den in den öffentlichen Religionsversammlungen gewöhnlichen Vorträgen der katechetische Unterricht der Schuljugend angehängt, oder zuweilen auch wohl zur Hauptsache gemacht wird; so führet er die gerechte Klage, dass die meisten Zuhörer, sobald die Katechisation anfange, davon gehen. Sehr gründlich bestreitet er das Vorurtheil, als ob die Katechisation nur für Kinder gehöre und kein wesentlicher Theil der Gottesverehrung (religiösen Versammlung) sey, und beweiset mit Gründen, welche aus der Beschaffenheit der katechetischen Unterredungen selbst hergenommen sind, dass durch eine gute Katechisation, der Zweck religiöser Belehrungen weit sicherer erreicht werde, als durch gute Predigten, ja, „dass eine einzige gute Katechisation weit gemeinnütziger sey, als zehn noch so gründliche Predigten." S. 11. Aus der in der Rede selbst verwebten Nachricht von der Einrichtung der dort gewöhnlichen katechetischen Unterredungen sehen wir, dass sie nach Art der in der Leipziger Freyschule eingeführten, geformt sind. Nicht weniger ihrem Zweck entsprechend sind die Belehrungen, welche Hr. R. im weitern Fortgange der Rede, über den Werth der Confirmationsfeyerlichkeit und den ihr vorangehenden Confirmandenunterricht ertheilt. Vorzüglich empfehlen sich in Absicht auf praktische Darstellung, die aus diesen Betrachtungen hergeleiteten Verhaltungsregeln für Eltern und diejenigen, welche es nicht sind, durch gutes Beyspiel, durch Bewahrung der Kinder vor verdächtigem Umgang, und durch Beförderung einer guten Erziehung überhaupt, zur Bildung der Jugend mitzuwirken. Die trefflichen Aeusserungen S. 40-42. über den Werth einer zweckmässigen Mädchenerziehung müssen wir, so wie den ganzen Vortrag, der manche heilsame und nicht genug geachtete Wahrheit in Erinnerung bringt, zum eignen Nachlesen empfehlen, mit dem Wunsche, dass anstatt der unfruchtbaren dogmatischen Vorträge, von mehreren christlichen Lehrstühlen nicht nur solche und ähnliche Reden gehalten, sondern auch mehrere überflüssige Predigten nach dem Vorgange von Leipzig, Brünn (und seit kurzem auch von Luckau in der Niederlausitz, wo alle vier Wochen in der Zuchthauskirche anstatt der Predigt, katechisiret wird) mit Katechisationen vertauscht werden möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Junius 1799.

GESCHICHTE.

CHEMNITZ, b. Hofmann: *Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse* von *Ernst Karl Wieland*, Professor d. Philosophie zu Leipzig. 1791 bis 1794. *Erster Th.* 558 S. *Zweyter Th.* 631 S. *Dritter Th.* 603 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Wir geben gern zu, dass eine Geschichte des Staatsinteresse, oder nach den Worten des Vfs., eine Darstellung denkwürdiger, auf den Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft bezogner Thatsachen, durchaus eine Arbeit sey, welche unsere ganze Aufmerksamkeit verdienet; wir stimmen ferner darin mit ihm überein, dass sie nicht sowohl die mit dem Staat vorgegangenen Veränderungen selbst, als vielmehr den nützlichen oder schädlichen Einfluss derselben auf den Staatszweck schildern solle; wir wollen endlich seine Behauptung, dass nur diejenigen Thatsachen berührt werden dürfen, deren Kenntniss zur Beurtheilung der politischen Lage des Staates in jedem Zeitpuncte nothwendig vorauszusetzen ist, in ihrem weitesten Sinne nehmen, um ihn bey Beurtheilung seines Werkes nicht zu sehr an dieselbe erinnern zu müssen. Aber zugleich sey ihm auch der Grundsatz entgegengestellt, dass der Historiker seinen Gesichtspunct durch die Wahl seiner Materialien und die Anordnung derselben zu einem Ganzen hervorspringen lassen, nicht aber durch eingemischtes Raisonnement bemerkbar machen müsse. Der Zweck eines Gesichtspunctes ist, dass er als Factum in allen aufgeführten Daten liege, und alle Facta wiederum zu Einem verbinde. Sobald man aber in der Darstellung über ihn selbst sich verbreitet, erregt man Zweifel gegen ihn als Factum, und zerstört die Wirkung, welche man von ihm erwartete. Es ist keine grosse Aufgabe, einen Gesichtspunct zu wählen und zu untersuchen, ob jenes und dieses Ereigniss in Beziehung auf ihn gedacht werden könne; aber die Arbeit, welcher jene vorhergehn muss, dass nach Wegwerfung der ganzen Bürde des Raisonnements und der Untersuchung durch den gewählten Gesichtspunct ein sinnliches Ganzes hervortrete, erfodert eine Künstlershand, den ächten Geist der Geschichtsschreibung. Jener ersten Aufgabe hat der Vf. mit sichtbarer Anstrengung Genüge leisten wollen. Hätte er diese letzte Arbeit vollbringen können und wollen; so würde er wohl gefunden haben, dass er selbst in Hinsicht auf jene Aufgabe die Materialien oft in zu grosser Fülle gewählt habe.

Ausser dem Verdienste, das Bedürfniss eines Gesichtspunctes in der Geschichte wenigstens gefühlt zu haben, hat sich der Vf. unabhängig von demselben ein weit grösseres durch dieses Werk erworben, in welchem die Geschichte des deutschen Staates von den frühsten Zeiten bis zum Augsburger Religionsfrieden mit Kunde der Quellen und mit Bestimmtheit fortgeführt ist. Nur dem Umstande, dass allenthalben der belebende Hauch der Darstellung fehlet, können wir es zuschreiben, wenn diese Arbeit so wenig bekannt geworden ist. Auch bedürfte es vielleicht nur des allgemeinen Titels einer Geschichte der Deutschen oder des deutschen Reiches, um sie wenigstens eben so berühmt zu machen, als manche andere Bücher mit solcher Aufschrift, welche bey gleicher Trockenheit sich nicht aller der Vorzüge erfreuen, welche an diesem Werk unverkennbar sind. In jedem Abschnitte desselben wird man Spuren eines glücklichen Scharfsinnes nicht vermissen.

Indem die Ursachen erforscht werden, warum das gesellschaftliche Band zwischen den ältesten Deutschen keine Stärke gewinnen konnte, macht der Vf. die Bemerkung, dass zwey deutsche Völker, die Chaucen und die Aestier, sich früh an eine ordentliche gesellschaftliche Verfassung und an feste Wohnungen gewöhnten. Jene bekamen die frühe Cultur durch den Kampf mit der Unfreundlichkeit ihres Landes und Himmels; diese durch den Seegen und die Lieblichkeit derselben. Th. I. S. 143. „Die tägliche, an dem Seestrande, von dem wir reden, vorzüglich starke Ebbe und Fluth, nöthigte die Einwohner zu einem fast immerwährenden Kampfe mit den Meereswellen. Man fand auf den Dünen oder Sandhügeln des Gestades noch nicht Sicherheit genug wider die Gewalt des Wassers, und suchte sich durch hohe Erdhaufen, oder künstlich aufgeworfene Hügel, die noch in unsern Tagen unter dem Namen der Worthen oder Wuhrten bekannt sind, wider die Gefahr der Ueberschwemmung zu schützen..." Die Wirkung hievon, dass die Chaucen, indem sie täglich ihr Leben erkaufen mussten, geselliger wurden, und im Bedürfniss der gegenseitigen Hülfe ihre Hütten näher zusammen rückten, dass sie zu ihrer Rettung einer gewissen Ordnung bedurften, welche ohne Gesetze und Obrigkeit nicht möglich war, ist recht gut dargethan. S. 152. „Wir dürfen uns über die Friedfertigkeit der Aestier nicht wundern, da sie in einem verhältnissmässig weit grössern Wohlstande lebten, als ihre nähern und entferntern Landsleute. Sie trieben nicht allein den Ackerbau mit einem Eifer, der gegen die verschriene deut-

deutsche Trägheit sehr vortheilhaft abstach: sondern die Natur selbst lud sie auch zu einer andern noch einträglichern Beschäftigung, zur Aufsuchung des an ihren Küsten, so wie noch heut zu Tage an den Preussischen Seegestaden vorzüglich häufigen Bernsteins, ein..." Die sehr richtige Bemerkung ist hinzugefügt, dass die Aestier, wohlhabend durch Ackerbau und Bernsteinhandel, sich unvermerkt gewöhnten, Bequemlichkeiten des Lebens für wirkliche Bedürfnisse anzunehmen, und ihr Bestreben nach der ungestörten Befriedigung derselben den verwandten Trieb nach Sicherheit erzeugte. Mit Einsicht verbreitet sich der Vf. über das System Karls des Grossen S. 371 - 430. Er findet eine politische Nothwendigkeit, dass die Theilung des Fränkischen Staatskorpers nach Ludewigs des Frommen Absterben unter seine Söhne eine Grund- und Todtheilung war. Der Friedensschluss, wodurch sie vollbracht wurde, sey nämlich nicht sowohl das Werk der streitenden Prinzen selbst, als vielmehr der Stände gewesen, welchen bey der aufs höchste gestiegenen Zerrüttung unstreitig das Recht zugekommen, durch ihre Dazwischenkunft dem gänzlichen Untergange des Staates vorzubeugen. Sie hatten sich freywillig zu einem solchen Ende mehrern Regenten unterworfen, und keinem der abgetheilten Fürsten sey deshalb ein Erbrecht auf die Länder des andern übrig geblieben, zumal da sie durch die hartnäckige Verfolgung ihrer wechselseitigen Ansprüche sich ganz ausser Stand gesetzt hätten, den wesentlichen Staatszweck der Sicherheit zu befördern, und deswegen der Regierungsgewalt verlustig gewesen wären. Raisonnements der Art, selbst wenn sie sich als unumstösslich sicher durch die Philosophie darthun liessen, sind in der Geschichte nicht an ihrer Stelle. Der zweyte Band beschäftigt sich mit der deutschen Geschichte von Heinrichs II. Wahl bis zum Absterben Ludewigs IV. von Baiern, und das Hauptresultat seines Inhaltes geht dahin, dass es in diesem Zeitraume so wohl dem Staatsinteresse des Reichsoberhauptes, als der Stände, an Gleichförmigkeit und Festigkeit fehle. Sehr wahr ist die Bemerkung, welche der Geschichte im dritten Bande vorausgeschickt wird, die mit dem Augsburger Religionsfrieden schliesst, dass nämlich in diesem Zeitpuncte in keinem Staate mehr unternommen, mehr wichtige Verbesserungsplane in Vorschlag gebracht, und verhältnissmässig weniger gewirkt und vollendet wurde, als in Deutschland. In das weitere Detail können wir hier dem Vf. nicht folgen, und begnügen uns mit demjenigen, was wir über seine Ansicht überhaupt gesagt haben, und mit den gegebenen Proben seiner Schreibart.

Zürich, b. Gessner: *Freymüthige Beyträge eines brittischen Officiers, zur Geschichte des gegenwärtigen Krieges.* Aus dem Englischen. 1797. 344. und Einl. XVI S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift, die sich durch Sprache, Wendungen, Ausdruck und allgemeine Ansicht der Dinge als ein deutsches Original ankündigt, trägt auf der andern Seite, durch das Detail der Begebenheiten der englischen Garde-Brigade, durch die Art der Darstellung einzelner Vorfälle, durch die Parteylichkeit für die Engländer, die stets Wunder der Tapferkeit thun, und nur durch eine Reihe von Siegen die Niederlande verlieren helfen, durch die häufigen Ausfälle gegen die Preussen (S. 32. 48. 53. 318.) und durch die wenige Schonung, womit die übrigen Verbündeten und selbst die Oestreicher behandelt werden, ganz das Gepräge eines englischen Ursprungs. Sie mag indessen in der That aus dem Englischen übersetzt, oder nur nach dem Tagebuche eines Engländers verfasst, oder aber, welches uns am wahrscheinlichsten vorkömmt, aus der Feder eines bey der Grossbritannischen Garde (vielleicht als Wundarzt) dienenden Deutschen geflossen seyn; so müssen wir aufrichtig gestehen, dass wir die „*authentische* „und *völlig unparteyische* Geschichte dieses beyspiel„losen Krieges, in so fern England daran (zu Lan„de) Antheil genommen hat," welche in der Einleitung versprochen wird, in diesem Buche nicht haben finden können. Es gehört zu den vielen, deren Vf. die Ereignisse, welche unter ihren Augen vorgingen, und die Begebenheiten der Corps, bey welchen sie standen, in einem angenehmen und fliessenden Vortrage erzählen und den Leser durch manche interessante Anekdote unterhalten, sobald sie hingegen über den Zusammenhang des Ganzen urtheilen wollen, aus Leidenschaft, Vorurtheil und Mangel an richtiger Unterscheidung sich zu den seltsamsten Inconsequenzen verleiten lassen.

So glaubt [illegible]ser Vf. noch im vollen Ernst, dass England mit der neuen Republik seit der Abschaffung des Königthums nicht unterhandeln *können*; dass die Eröffnung der Schelde ein *übermüthiger* Entwurf sey, dem Grossbritannien aus Pflicht sich habe widersetzen *müssen*; dass es dadurch den Holländern die höchste mögliche, obgleich mit dem schwärzesten Undank vergoltene, *Verbindlichkeit* aufgelegt habe; dass übrigens die Republik in Frankreich ohnfehlbar in kurzem von selbst aufhören werde, u. dergl. m. Die französischen Heere sind ihm bald Lumpenpack und nacktes Gesindel; bald fechten sie, nicht aus Vaterlandsliebe, sondern weil sie regelmässig bezahlt und gut gekleidet werden; ein andermal sind es bloss physische Mittel und Trunkenheit, die diesen zusammengelaufnen Banden Muth geben, und kurz nachher beklagt er den Irrthum derer, welche *leider* den Verbündeten ihre Feinde als eine verächtliche Heerde von Banditen geschildert haben. Mit wundersamer Leichtglaubigkeit berichtet er (S. 94.), dass der Erfinder der Windbüchsen, welche bey einigen Corps der kaiserlichen Armee eingeführt sind, zu Wien in enger Gewahrsam sitze, um das Geheimniss nicht bekannt werden zu lassen, und lässt (S. 99.) die Oesterreicher im Türkenkriege Ismail erobern, oder die Franzosen bey der Verbrennung eines Dorfes viele hundert Centner Eisen *vernichten* (S. 81.); aber seine naive Beschreibung der Unordnungen, welche

che von dem Aufbruch aus London an bey den englischen Garden geduldet wurden, trägt eben so sehr das Gepräge der Wahrheit, als das empörende Gemälde von den herrschenden Missbräuchen bey dieser Armee, welches er als Augenzeuge entwirft. Wir rechnen dahin seine Schilderungen von dem fürchterlichen Elend in den Lazarethen, von der Unwissenheit der meisten Wundärzte (S. 290. u. a. desgl. Beylagen A. B. C.) und der Gewissenlosigkeit der Commissarien, die von der Verpflegung der Kranken und Gesunden sich mästeten und das Heer an dem Nothwendigsten Mangel leiden liessen; von dem Wucher mit Officiers-Patenten, wodurch Spieler von Handwerk und die unwürdigsten Subjecte in wenigen Monaten bis zu den höheren militärischen Ehrenstellen befördert wurden (S. 262 — 266.), und von den Ausschweifungen, deren die Engländer und ihre Verbündeten in freundschaftlichen Provinzen sich schuldig machten (S. 73. 337. u. a.). Im grellsten Contrast mit dem traurigen Zustande der Soldaten standen die Schwelgereyen der Officiere vom General-Staab des Herzogs von York, oder der sogenannten *Familie*. Sie schämten sich nicht, alle Märsche sehr bequem in bedeckten Wägen zu machen; ein Schwarm von Köchen und Küchenbedienten ging vor ihnen her, und Heerden von Maulthieren waren mit den auserlesensten Leckereyen und den köstlichsten Weinen für ihre Tafel beladen. Man muss diese Beschreibung bey dem Vf. (S. 173 — 176.) selbst lesen; nur eine Anekdote führen wir an: Einer aus der Familie — er bekleidete den Posten eines General-Quartiermeisters bey der brittischen Armee — machte stets den lustigen Rath bey ihren Bacchanalien. Zur Belohnung für seine Verdienste um das Heer wird ihm eines Tages die Ehre des Triumphs feyerlich zuerkannt; einige von den Herren laden ihn auf ihre Schultern, die Uebrigen folgen mit lautem Jubel. So zieht die Procession durch alle Zimmer eines weitläuftigen Schlosses, bis endlich eine verschlosne Thür sie aufhält; diese wird aufgesprengt — und zeigt ihnen den Prinzen von Koburg, den Herzog von York, den Obristen Mak und mehrere Generale, die in geheimer Berathschlagung beysammen sitzen. Aber ohne aus der Fassung zu kommen werfen die lustigen Brüder ihren General-Quartiermeister der hohen Generalität auf den mit Karten und Planen bedeckten Tisch, und laufen davon. Ob der englische Befehlshaber diesen Frevel geahndet habe, wird nicht gesagt.

Ofen, in d. Universitäts-Buchdruckerey: *Supplementa ad Vestigia Comitiorum apud Hungaros ab exordio Regni eorum in Pannonia usque ad hodiernum diem celebratorum* T. I. Auspiciis Eminentissimi. D. Jos. e. Com. de Batthyán. Card. S. R. J. Principis Primatis, edidit *Martinus Georg Kovachich*. Senquicziensis. 1798. 505 S. 8.

Soll einmal die historische Entwickelung der Ungarischen Verfassung nach dem Muster des Pütterischen Werks, im Geiste eines Schlözer geschrieben werden; so müssen vor allem andern alle Schlüsse aller Ungarischen Reichstage gedruckt vor uns liegen. Das *Corpus Juris* enthält sie nicht vollständig. Hr. v. K. hat das unsterbliche Verdienst, mehrere ungedruckte nicht nur entdeckt, sondern auch in den *Vestigiis Comitiorum*, dann in diesen Supplementen (und noch einem Auctario, das er verspricht,) herausgegeben zu haben. Die *Vestigia* enthalten eilf solche, theils neu aufgefundene, theils vollständiger herausgegebene Reichstagsschlüsse, und die Supplemente zwölf: man urtheile hieraus im voraus von der Wichtigkeit des anzuzeigenden Werks. Sogar aus der ersten Arpadianischen Königsperiode kommen zwey in Vestigiis, und einer in Supplementis vor; einen vom J. 1291 verspricht der Vf. im Auctario. Von funfzehn andern, die noch aufgefunden werden sollen, giebt der Vf. in diesen Supplementen Spuren an die Hand. Unter diesen Zahlen sind noch andere öffentliche zuerst bekannt gemachte Verhandlungen, die in das Ungarische Staatsrecht einschlagen, nicht mitbegriffen, welche Vorr. S. XVII. folg. aufgezählt worden. S. XXXVII. giebt der Vf. Rechenschaft von seinen Sammlungen zur Geschichte a) der Ungarischen Gesetzgebung überhaupt. b) Der einzelnen Reichstage und deren Geschäftslaufs. c) Der Ungarischen Rechtsgelehrsamkeit. d) Des Municipal-Rechts aller Art. e) Der Ungrisch-Diplomatischen Verhandlungen, mit Auswärtigen. f) Des Ungarischen Staatsrechts — endlich von den Sammlungen Ungarischer Urkunden und Geschichtschreiber. Man bewundert die unendliche Menge dessen, was noch für Ungarische Geschichte zu thun übrig ist, und den Fleiss, den rastlosen Eifer des Mannes, der schon so viel gethan hat, und liesst mit Theilnahme die Skizze seiner Lebensbeschreibung, die er S. LVI. u. folg. selbst giebt. Im 50sten Jahre seines Lebens, im 20sten des Dienstes hat er es vom Bibliothekscancellisten nur bis zum Registranten der K. Ungarischen Hofkammer mit 700 Gul. Gehalt bringen können. Freylich (sagen gewisse Leute und bestätigen es zugleich durch ihr Beyspiel) ist Gemächlichkeit gewöhnlich keine Mutter der Wissenschaften; allein es wäre Missbrauch dieses halbwahren Grundsatzes, wenn man deswegen Gelehrte nicht zu höhern Aemtern, in denen sie ihre Kenntnisse noch mehr zum öffentlichen Wohl benutzen könnten, beförderte; und wer wollte nicht *wenigstens* einem im Dienste der Pallas ergrauten Veteran, Ehre und Einkünfte als wohlverdiente Belohnung gönnen! Dankbar nennt der Vf. S. LXII. seine Wohlthäter, Gönner und Mitarbeiter: und die Zahl derselben zeigt zum Vortheil der Nation, wie viele sich für Literatur und Vaterlandsgeschichte interessiren. Zwar beklagen sich die Herausgeber historischer Werke über Mangel an Lesern und Abnehmern in Ungarn; sogar unter dem gelehrten Stand, welcher aus Amtspflicht die Geschichte fortstudieren sollte; sogar über Mangel an Abnehmern von alten Quell-Geschichtsschreibern selbst, die jeder aus Patriotis-

mus

mus sich beylegen sollte. Allein Geduld! bis historischer wahrer pragmatischer Geschmack Wurzel fassen kann; bis Zeiten kommen, wo der Professor sein Ansehen verliert, der fortzulernen zu bequem ist; bis der Vornehme und Reiche so viel gilt, als er versteht. Mit Vergnügen sieht man indessen an der Spitze der Geschichtsfreunde des Ungarischen Palatins Königl. Hoheit und des Cardinals Primas Fürsten v. Batthyán Eminenz. Es kommt auch in Ungarn die Zeit, wo die Praxis nicht auf die Theorie, der Geschäftsmann nicht auf den Gelehrten herabsehen, vielmehr wo beide einander die Hände bieten, und einer vom andern gerne lernen werden. So fodert es das Licht unserer Zeiten, so das Heil des Vaterlandes selbst!

Wir zeichnen aus der Menge des Wissenswürdigen in diesem Buche nur das Vorzügliche aus. S. 10. folg. Verhandlungen zwischen Andreas II, und dem Päpstlichen Gesandten Jacobus Pranestinus: wegen Ausschliessung der Saracenen und Juden von Aemtern, wegen Salzprivilegien der Geistlichkeit, wegen der Gerichtsbarkeit und Auflagen der Geistlichen, etc. Der Konig musste das Verlangen des Gesandten eingehen und beschwören, wenn das Interdict aufgehoben werden sollte, das sein Unterthan, der Erzbischof v. Gran über das Land gelegt hatte. S. 76. Der Reichstagsschluss vom J. 1298. aus einer Bestätigungsurkunde des Königs Vad. I. in den Acten des Teleszer Capitular-Archivs, die sich jetzt zu Erlau befinden: abgedruckt mit Noten des Hn. von Skerletz, die er selbst *observationes pragmatico politicas et juridicas* nennt. Diese Noten sind an sich selbst sehr gut: allein theils nehmen sie viel Raum weg, und vertheuern ein Buch, in dem man gern in der Kürze nur alles neu entdeckte ohne Zusatz beysammen hätte, theils macht sich jeder Geschichtsforscher nach dem vertrauten Umgang, den er mit den Ungarn des Alterthums durch ihre Denkmäler gepflogen hat, andere Noten, die nicht überall mit den Skerletzischen zusammenstimmen dürften. S. 87. liesst man die wichtige Anmerkung des Domherrn Pray, dass Andreas III, den 31sten Artikel §. 2. der vom Jus contradicendi handelte, aus der Bestätigung der goldnen Bulle vom Jahr 1222. ausgelassen habe. Der Artikel 7. §. 2. der goldnen Bulle wird S. 83. richtiger aus Andreas III Bestätigung angeführt, als er im *Corpus Juris* steht. Auch der Illosvajsche Codex liesst: *qui Comitatus habent, vel pecuniam nostrum, nobiscum (in bellum extra Regnum) ire teneantur;* nicht, wie es herausgegeben ist, *qui Comitatus habent, pro pecunia nostra etc.* — Der Reichstagsschluss vom J. 1298. hatte hauptsächlich die Absicht den Landfrieden herzustellen, und den Räubereyen der Baronen Einhalt zu thun, daher die Baronen selbst von der Berathschlagung ausgeschlossen, und dem Könige gewählte National-Räthe beygegeben wurden, so dass das Ansehen der Baronen bloss auf ihre Hofämter beschränkt werden sollte, welches aber nie in Erfüllung ging. — Das lucrum Camerae, bemerkt Hr. v. *S.* komme Artikel 60. zuerst in diesem Reichsgesetz vor; vorher nur in Particular-Urkunden und Privilegien. Die wahre Bedeutung desselben hat Hr. Hofr. Schlotzer in der kritischen Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen lichtvoller bestimmt S. 177. folg. als hier. Der grösere Theil des Decrets besteht aus juridischen Alterthümern, über die damalige ziemlich rohe Form der verschiedenen Processe. S. 191. findet sich eine zweckmässige Realübersicht des Inhalts von gedachtem Decret angehängt. Zur Geschichte des K. Carl Robers finden sich hier sehr viele noch ungedruckte Beyträge. So z. E. die wichtige Verbannungsurkunde wider den Konigsmorder Felicianus Zah, vom J. 1330. S. 268. Die Ursache, welche den Felician zum schrecklichsten Verbrecher machte, hat viel Aehnlichkeit mit der Bankbanischen Geschichte unter Andreas II. im J. 1213. S. 318. verspricht der Vf. in seinem Diplomatorio das Registrum de Thuroch, (Verzeichniss aller bis zum J. 1391. producirter Urkunden von Thúrótzer Edelleuten) ganz abdrucken zu lassen. Aus der Sigmundischen Regierung erhalten wir das wichtigste. Z. E. das Edict über die Militärzucht vom *J. 1427.* Das Münzedict 1432. und vorzüglich das sogenannte Registrum oder Insurrections- und Feldzugsreglement vom J. 1432. ganz gemodelt noch den gleichzeitigen Deutschen sogenannten Reichsmatrikeln und Contingenten, also nach einem sehr schlechten Muster. Oligarchie im Innern und Schwache des Reichs gegen das Ausland waren in Ungarn die Früchte davon. Wie sonderbar klingt es nicht S. 402. zu lesen, dass die Truppen zum Theil mit Salz bezahlt wurden. Die ganze Lehre von Insurrection erhält durch diese gut verstandene Urkunde eine andere Gestalt. S. 424. die Eintheilung nach welcher Gegend jedes Contingent zu marschieren hatte. — Von den Jahren 1434 und 1440. ist noch einiges ungedruckte aus den Handschriften des Hn. Statthalterey-Raths von Lakics beygebracht, von welchem ein *Jus Publicum Hungariae* mit Begierde erwartet wird. — Das Ganze dieses Theils geht bis zum J. 1444. und erregt die Sehnsucht nach der baldigen Erscheinung des zweyten Theils eines so wichtigen Werks.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. d. Vf. u. Migneret: *Traité complet d'Anatomie, ou description de toutes les parties du corps humain, par A. Boyer*, Professeur d'Anatomie et de Chirurgie. Tom. I. An 5e. — 1797. XI u. 456 S. Tom. II. An 6e. — 1798. 500 S. 8.

Ungeachtet der grofsen Menge von anatomifchen Befchreibungen des menfchlichen Körpers und der eben deswegen unvermeidlichen Wiederholung bey einem neuen Werke diefer Art, kann daffelbe doch in Rückficht der Ordnung, Darftellung, Befchreibung, Deutlichkeit im Vortrage der verfchiedenen Gegenftände vor andern Vorzüge haben, nach welchen der Werth deffelben entfchieden werden mufs. Das vorliegende Werk zeichnet fich durch manche diefer guten Eigenfchaften vortheilhaft aus, fo dafs es eine genauere Würdigung verdient, um auch das, worin Rec. mit dem Vf. derfelben nicht ganz einerley Meynung feyn kann, nicht unbemerkt zu laffen. In der Vorrede, wo der Plan und die Einrichtung des Ganzen angegeben werden, beftimmt der Vf. mit lobenswerther Genauigkeit die Lage, in welcher alle verfchiedenen Theile des Körpers befchrieben werden follen, und fetzt die Begriffe der verfchiedenen Richtungen feft, nach welchen Flächen und Ränder abweichen können. Jeder Theil foll zuerft in Rückficht feiner äufsern Bildung betrachtet werden, wohin der Vf. Lage, Gröfse, Geftalt, Richtung und Abtheilungen zählt; die Farbe, welche erft nachher beym innern Baue angegeben wird, hätte nach des Rec. Meynung gleich vorn an ftehen müffen; denn ob fie gleich im Grunde als eine Folge der innern Structur anzufehen ift; fo ift fie doch unftreitig die auffallendfte aller äufsern Eigenfchaften, wodurch der Lehrling auf den erften Blick einen Theil von dem andern unterfcheidet. Aus guten Gründen find die Befchreibungen der Theile felbft rein anatomifch, gar nicht mit eingeftreueten Bemerkungen aus andern Zweigen der Arzneykunde gemifcht; weil folche Bemerkungen doch nie etwas vollftändiges enthalten können, und nur den Anfänger, welchem fie ohnehin nicht von Nutzen find, ftören. Da die Abficht des Vfs. vorzüglich war, nicht allein eine genaue deutliche Kenntnifs der einzelnen Theile zu verfchaffen, fondern auch die Theile in ihren Verbindungen und Beziehungen auf einander darzuftellen; fo find vorzüglich in der Knochenlehre, welche diefer erfte Theil nebft der Einleitung enthält, die weichen Theile, welche hie und da anliegen, durchlaufen, oder fich befeftigen, genau angegeben. Weil felbft, wenn man diefe Methode fich nicht zum Gefetze gemacht hat, fchon in der Knochenlehre Namen von mehrern Theilen, wenigftens im allgemeinen, unvermeidlich vorkommen müffen, welche der Anfänger ohne befondere Erklärung nicht verftehen würde, fo geht der Knochenlehre eine kurze Einleitung voran, welche eine Ueberficht der verfchiedenartigften Theile des Körpers enthält, worin folglich gedrungene Definitionen von Muskeln, Bändern, Gefäfsen, Nerven, Drüfen u. f. w. gegeben werden, welches Rec. fehr zweckmäfsig findet. Bey diefen kurzen Definitionen ift nur wenig zu erinnern. Da der Vf. bey den meiften die Farbe angegeben, und diefelbe bey einigen näher beftimmt hat, wie er z. B. von den Flechfen fagt, dafs fie eine perlweifse Farbe befitzen; fo hätte er wohl, ohne zu weitläuftig zu werden, bey den Knochen ftatt weifs gelblichweifs, bey den Knorpeln ftatt fchönes weifs, milchweifs fagen können. Von den Venen heifst es zu allgemein, dafs fie auch unter andern durch Klappen oder Valveln von den Schlagadern unterfchieden feyen; denn bekanntlich finden fich in vielen Venen keine folche Klappen und der Anfänger bekommt nur einen unrichtigen Begriff. Die Eingeweide befitzen nicht alle ein fogenanntes Parenchyma; denn der Darmcanal gehört doch unftreitig auch zu den Eingeweiden. Organ könne im allgemeinen, heifst es S. 7., für jeden Theil gebraucht werden, welcher irgend einer Verrichtung fähig fey, man verftehe aber noch befonders diejenigen mehr oder weniger zufammengefetzten Werkzeuge darunter, welche irgend einer wichtigen Verrichtung vorftehen. Die Säfte oder Flüffigkeiten des Körpers unterfcheidet der Vf. ein wenig zu pedantifch in *recrementitielles*, *excrementitielles* und *recremen-excrementitielles*, welche letzten zum Theil ausgeführt, zum Theil wieder der gemeinen Maffe der Säfte zugeführt werden. Mit Unrecht zählt er die Thränen zu diefen letzten, denn obgleich fie von den Thränenpuncten wieder eingefogen werden; fo gefchieht dies doch nicht, um fie der allgemeinen Maffe der Säfte wieder beyzumifchen, fondern nur um fie durch die Nafe fortzufchaffen, wo fie vielleicht noch zur Verdünnung des Nafenfchleimes dienen mögen. Nach diefer allgemeinen Einleitung kömmt der Vf. auf die Knochenlehre felbft, wo er zuerft alle Knochen des Körpers nach den verfchiedenen Theilen, welche aus denfelben zufammengefetzt find, aufzählt; dann zur äufsern Bildung der Knochen übergeht, nachher den innern

innern Bau, die Entwickelung, Verbindung und endlich den Nutzen der Knochen im Allgemeinen angiebt. Bey dem Nutzen der äufsern Beinhaut führt der Vf. vorzüglich an, dafs fie zum Wachsthume der Knochen diene; aber darin kann wenigftens Rec. nach feinen Erfahrungen mit ihm nicht übereinftimmen, dafs ihre innerften Lagen fich allmälich verknöchern follten; überhaupt würde dies ja nur das Wachsthum der Knochen in die Dicke befördern. Die Vertheilung der Schlagadern in den Röhrenknochen giebt der Vf. etwas genauer an, als man es in den gewöhnlichen Lehrbüchern findet. So heifst es z. B. von den Schlagadern, welche durch eine gröfsere fchräg laufende Oeffnung etwa in der Mitte diefer Knochen hineinlaufen: dafs fie fich gleich nach dem Eintritte in die Markröhre in zwey Zweige theilen, wovon der eine in der Richtung des Stammes weiter fortläuft, der andere fich aber krümmt und unter einem fpitzen Winkel vom Stamme abweicht; beide gehen zu den Enden der Knochen. Den Nutzen, welcher vom Vf. dem Marke zugefchrieben wird, kann Rec. durchaus nicht gelten laffen: es foll nämlich durch die Knorpelrinden der Gelenkenden fchwitzen, um theils die Gelenkfchmiere zu vermehren, theils ihr mehr öligtes zu geben. Bekanntlich hatte fchon der ältere Monro angenommen, dafs aus eben diefer Urfache bey dem Viehe, welches zum Schlachten weit hergetrieben fey, die Knochen weit mehr marklos wären, als bey andern, welche nicht fo weite Wege vor dem Tode zurückgelegt haben. Aber bey der grofsen Dichtheit der Knorpel, wo man aufser der Periode der Offification gar keine innern Gefäfse darftellen kann, läfst fich eine folche mechanifche Durchfchwitzung doch unmöglich annehmen. Die Entwickelung der Knochen oder die Ofteogenie fchildert der Vf. nach Duhamel und Haller, deren Meynungen er im Auszuge darftellt. Dafs die breiten Knochen aus Häuten entftehen, darf man wohl mit dem Vf., fo wie mit mehrern deutfchen Phyfiologen, nicht annehmen, vielmehr ift es wahrfcheinlich, dafs zwifchen den Häuten, woraus der Schädel vor der Verknocherung zu beftehen fcheint, Knorpelmaffe liege, und wenn fie auch noch fo dünne feyn follte. Die verfchiedenen Arten der Verbindung der Knochen find fehr genau angegeben, und dabey faft zu viele Unterabtheilungen gemacht; fo wird z. B. die Diarthrofe eingetheilt: in *diarthrofe de contiguité*, wo fich die Knorpelenden unmittelbar berühren und *diarthrofe de continuité*, wo zwifchen den Knochen eine bandähnliche Subftanz ift, deren Flexibilität ihnen eine Beweglichkeit geftattet. Das Charniergelenk, eine Art der *diarthrofe de contiguité* ift wieder in Winkel und Seitencharnier, das Winkelcharnier (wobey die Knochen bey der Bewegung einen Winkel bilden) in vollkommenes und unvollkommenes abgetheilt; bey dem vollkommenen nehmen die Knochen fich einander wechfelfeitig auf, bey dem unvollkommenen wird nur der eine Knochen in die Vertiefung des andern aufgenommen. So zweckmäfsig allgemeine fyftematifche Abtheilungen für den Schüler find, fo können fie doch auch durch zu grofse Kleinkrämerey auf der andern Seite verwirren und fchaden. Beffer wäre es auch gewefen, wenn der Vf. bey jeder Art ein Beyfpiel angeführt hätte. Bey Gelegenheit der Gelenkfchmiere fagt er, dafs die fogenannten Gelenkdrüfen durchaus nichts drüfenartiges in ihrem Baue haben, fondern blofs eine Menge Schlagadern erhalten, welche fich an ihrer Oberfläche in aushauchende Gefäfse endigen; auch werde die Gelenkfchmiere nicht blofs aus diefen Körpern, fondern überall von der innern Fläche der Gelenkcapfeln abgefondert. Rec. ift es doch wahrfcheinlicher, dafs die an der innern Fläche der Gelenkcapfel abgefonderte Feuchtigkeit mehr wäfferiger Art fey. Bey der Befchreibung der befondern Knochen handelt der Vf. zuerft vom Kopfe im allgemeinen, indem er denfelben in drey Ovale und zwey Dreyecke theilt. Die Ovale find das obere, untere und vordere, die Dreyecke liegen an jeder Seite; nach diefen Abtheilungen geht der Vf. die merkwürdigften Theile kurz durch, wobey er die verfchiedenen Näthe, Hölen, Löcher und Fontanellen doch etwas weitläuftiger befchreibt, auch die innere Fläche der Schädelhöle betrachtet, deren Bafis er in neun Gruben abtheilt, wovon die drey mittlern, z. B. die Siebbeins-, Keilbeins- und Zapfengrube find. Die Eintheilung des Kopfes in die Hirnfchaale und das Geficht tadelt der Vf. wohl nicht ganz ohne Grund in Rückficht der Befchreibung des Kopfes im allgemeinen; da hier die Knochen beider in zu genauem Zufammenhange ftehen. In mancher Hinficht kann diefe vorangefchickte Ueberficht des ganzen Kopfes für Anfänger von grofsem Nutzen feyn; doch darf diefelbe nicht zu fehr ins Detail gehen, weil demfelben die einzelnen Knochen, welche zur Bildung der verfchiedenen Parthieen des Kopfes dienen, noch nicht gehörig bekannt find; auch das Gedächtnifs auf einmal mit zu vielen Namen und Sachen überladen wird. Rec. würde daher manches allgemeine lieber erft nach der Befchreibung der einzelnen Knochen vortragen. Die Befchreibungen der einzelnen Knochen find im Ganzen fehr gut, ausführlich, deutlich und doch nicht zu langweilig und gedehnt; bey jedem Knochen wird zuerft die Lage, dann die Geftalt im allgemeinen, die Eintheilung in Ränder, Flächen, Winkel und Enden, ferner die nähere Beftimmung jeder Fläche u. f. w. die Befchaffenheit der Subftanz des Knochens, die Veränderung vom Kindesalter bis zum erwachfenen Zuftande, die Verbindung, die Lage in der man den einzelnen Knochen halten mufs, um ihn gehörig gegen die übrigen zu betrachten und endlich der Nutzen nach der Ordnung angegeben. Nur an wenigen Stellen findet Rec. etwas hinzuzufetzen, fo z. B. bey den Zähnen, welche fehr genau befchrieben werden, wird die Bemerkung durchaus vermifst, dafs die zweyfpitzigen Zähne erft nach dem Wechfeln erfcheinen, und dafs die erften Backenmilchzähne, wie die hinterften Backenzähne, vier Spitzen haben. Bey den Rippen ift nicht

nicht angegeben, dass an einigen der Winkel ganz mit dem Hocker (*tuberculum costae*) zusammenfalle. Vom Schlüsselbeine ist zwar richtig angemerkt, dass es bey Weibern gemeiniglich schlanker und weniger gekrümmt, nicht aber dass es bey ihnen auch weniger gegen die Schulter hinaufsteige als bey Männern. Beym Schaambeine ist der Hocker desselben nicht angeführt. Das *Ligamentum arcuatum ossium pubis* ist nicht beschrieben. Das Gelenk zwischen dem Kopfe und dem ersten Halswirbel möchte Rec. nicht mit dem Vf. eine Arthrodie nennen, denn zwischen beiden findet ja nur Beugung und Ausstreckung statt, da die Drehungen des Kopfes zwischen dem ersten und zweyten Halswirbel geschehen. Das *os capitatum* der Handwurzel wird minder passend *le grand os* genannt.

Die Beschreibungen der Gelenke und Bänder sind gleichfalls ausführlich und gut gerathen, nur hie und da kann Rec. mit dem Vf. nicht völlig einerley Meynung seyn. So wird z. B. bey dem Kiefergelenke ein äusseres Seitenband beschrieben, welches von dem äussern Ende der *apophysis articularis* des Schläfenbeins an den Gelenkknopf des Unterkiefers gehen, aber nur dünne und schmal seyn soll. Dies Band ist eigentlich wohl nur ein etwas dickers Bündel des Kapselbandes. Eben so wenig hätten die stralenförmigen Fasern, welche von den Rippenköpfchen an die vordere Fläche der Brustwirbel gehen als eigene Bänder (*ligamens rayonnés*) angesehen werden müssen; denn auch diese gehören eigentlich zum Kapselbande der Rippe. Sehr genau und richtig sind die Hand- und Fusswurzelbänder beschrieben. Ganz zuletzt handelt der Vf. von den Sehnenknöchelchen; er macht die Bemerkung, dass die Anzahl derselben bey den Männern gewöhnlich grösser sey, als bey den Weibern. Die Sehnenknöchelchen an der hintern Seite des Kniegelenks an jedem Gelenkknopfe des Oberschenkels fand Rec. doch so gewöhnlich nicht, wie sie nach der Angabe des Vfs. seyn sollen.

Der zweyte Theil enthält die Muskellehre, und es gilt im Ganzen das über den ersten Theil gefällte Urtheil auch von diesem. Das ganze zerfällt in zwey Hauptabschnitte, wovon der erste die allgemeine und besondere Muskellehre, der zweyte aber eine kurze Wiederholung des wissenswürdigsten von jedem besondern Muskel enthält, welche der Vf. unter dem Titel: *exposition analytique des muscles* aufführt, und die besonders zur schnellen Uebersicht der Muskeln irgend eines Theils nützlich werden kann, da die Muskeln nach den verschiedenen zu Anfange des ganzen zweyten Theils angegebenen und bestimmten Gegenden des Körpers geordnet sind. Von diesen Gegenden handelt der Vf. gleich nach der allgemeinen Definition eines Muskels und nach den aufgeführten gewöhnlichen Bestimmungsgründen für die Nomenclatur der Muskeln, unter der Aufschrift: *Von der Zahl der Muskeln*, er theilt hier z. B. den Rumpf in eine vordere, hintere, untere und in zwey Seitengegenden; jede dieser Abtheilungen hat wieder ihre Unterabtheilungen; so wird die vordere in Hals-, Brust- und Bauchgegend getheilt u. s. w. Die Eintheilung des Unterarms in eine vordere und hintere Gegend, worunter der Vf. die beiden breiten Flächen des Unterarms versteht, wie man aus der nachher folgenden Aufzählung der Muskeln sieht, welche jede Gegend einnehmen, ist falsch, oder wenigstens nicht naturgemäss gewählt; denn in der ungezwungensten Lage des Vorderarms ist die eine Seite mehr nach innen, die andere mehr nach aussen gewandt, und es hätte daher äussere und innere Gegend heissen müssen. Die Eintheilung der Hand in drey Gegenden, nämlich in die äussere (*ou eminence tenar*), innere (*emin. hypothenar*) und mittlere (oder *paume de la main*), ist gleichfalls gezwungen und unverständlich; der Handrücken fällt hier ganz weg, und die Lage der Hand, wo die *eminence tenar* nach aussen gekehrt gedacht werden muss, ist widernatürlich. Weit besser ist es Holhand und Handrücken zu unterscheiden; will man ja noch unterabtheilen; so bestimme man vordere und hintere Handseite, oder gleichnamige Handränder noch besonders. Bey der Aufzählung aller der Muskeln, welche diese verschiedenen Gegenden einnehmen, sind auch die mit angeführt, welche zu den Sinneswerkzeugen und andern innern Theilen gehören, so z. B. an den vordern Gegenden des Kopfes die eigenen sechs Muskeln des Augapfels, an den Seitengegenden die Muskeln des innern Ohres; der Vf. ist aber in sofern inconsequent zu Werke gegangen, als er die genannten Augenmuskeln hier in der Muskellehre, die des innern Ohres hingegen erst bey der Eingeweidelehre abhandelt; denn mit eben dem Rechte hätte er die Schlundmuskeln und mehrere andere bis zur Eingeweidelehre versparen, oder alle Muskeln durchaus hier mit beschreiben müssen. Bey Gelegenheit des Nutzens der Muskeln giebt der Vf. eine ganz kurze Uebersicht der verschiedenen Hebel, mit deren Wirkung die der Muskeln verglichen werden muss. Bey dem innern Bau der Muskeln bestimmt er sich, wie billig, für keine der vielen Hypothesen über die Beschaffenheit der einfachen Muskelfaser, wovon uns doch nichts zuverlässiges bekannt ist; er berührt nur mit einzelnen Worten die verschiedenen Meynungen. Die Beschreibung der einzelnen Muskeln ist sehr vollständig. Schade ist es, dass die verschiedenen Benennungen derselben gar nicht angegeben, und doch bey einigen sogar die minder gewöhnlichen Namen gebraucht sind. So z. B. heisst der Gaumenheber *peristaphylin interne*, der Gaumenspanner *peristaphylin externe*, der Muskel des Zäpfchens *palatostaphylinus*. Bey einem so ausgearbeiteten Werke ist dies wirklich ein offenbarer Mangel; und in dieser Rücksicht Lauth (*Elemens de Myologie* 1798) weit vorzuziehen, obgleich dieses Werk weit weniger ausgearbeitet ist. Um den Lesern einen nähern Begriff der *exposition analytique des muscles* zu geben, welche diesen Band beschliesst, setzt Rec. die Beschreibung

des ersten besten Muskels wörtlich her: *Mittlerer Schlundkopfschnürer. Lage.* Am mittlern Theile des Schlundes. — *Erstreckung.* Vom Zungenbeine bis an den hintern mittlern Theil des Schlundkopfs. — *Gestalt.* Dreyeckig. — *Befestigungen.* Vorn, an der obern Fläche des großen Horns vom Zungenbeine (besser Seitenzungenbein), am untern Theile des kleinen Horns dieses Knochens und am Griffelzungenbeinbande; hinten, am mittlern hintern Theile des Schlundkopfes, wo er mit dem der andern zusammenhängt (der Ausdruck *confondu avec son semblable* ist nicht gut gewählt, denn zwischen beiden geht doch gewöhnlich ein weisser Streif hinab, welcher sie deutlich scheidet). *Richtung.* Seine obern Fasern laufen schräge von vorn nach hinten, und von unten nach oben; die mittlern laufen wagrecht; die untern steigen ein wenig nach hinten abwärts. — *Structur.* Ganz fleischig. — Es würde zweckmäsig gewesen seyn, wenn diesen kurzen Beschreibungen auch noch die Hauptwirkung jedes Muskels angehängt wäre, wodurch der Abrifs nicht zu weitläufig geworden seyn würde. Bey einer etwanigen zweyten Auflage dieses Werks, welche in Frankreich, wo es Werke dieser Art weniger giebt, als in Deutschland, bald veranstaltet werden dürfte, könnten die bemerkten Mängel leicht gehoben, und dadurch das Werk noch der Vollkommenheit näher gebracht werden. Eine Uebersetzung ins Deutsche aber würde sehr überflüsig seyn, weil das Werk nichts neues oder bessers enthält, als mehrere unserer vortrefflichen deutschen anatomischen Werke.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Hamburg*, aus der Schniebesischen Officin: *Demonstratio Theorematis Parallelorum.* 1799. 30 S. 8. — Diese kleine Schrift scheint Rec. einer der glücklichen Versuche zu seyn, die Schwierigkeit bey der Lehre von den Parallelen zu heben. Der Vf. unterscheidet die Begriffe gerader Linien, die gleichweit von einander abstehen; die einander gleichlaufen (d. h. nach seiner Erklärung, davon die eine durch den Endpunct einer geraden Linie beschrieben wird, die sich mit ihrem andern Endpunct unter einem unveränderlichen Winkel auf der andern fortbewegt); und die nie zusammentreffen. Der letzte Begriff ist bekanntlich der Euklidische. Der Vf. hält sich aber anfänglich nur an die beiden ersten, und zeigt ganz bündig: gleichlaufende Linien seyen auch gleichweit abstehend, und treffen folglich nie zusammen; ferner (mit Voraussetzung des Grundsatzes, dass eine krumme Linie und eine gerade nicht gleichweit von einander abstehen können) nur gerade Linien können einander gleichlaufen, und gleichweit abstehende Linien seyen auch gleichlaufend. Dies im ersten Kapitel. Im zweyten beweist er, dass in Vierecken, in welchen die Winkel an der Grundlinie, und die diesen Winkeln anliegende Seitenlinien gleich sind, auch die Diagonalen, die ähnlich liegende Abschnitte der Diagonalen, und die Winkel an der der Grundlinie gegenüberstehenden Seite gleich seyen; ferner, dass die aus dem Durchschnittspunct der Diagonalen auf die Grundlinie, und die ihr gegenüberstehande Seiten gefällte Perpendikel die Seiten, auf die sie fallen, und die von den Diagonalen gebildete Winkel in zwey gleiche Theile theilen, sie selbst aber eine und eben dieselbe gerade Linie ausmachen: ferner, dass in Vierecken, in welchen die an der Grundlinie, und eben so die an der entgegengesetzten Seite anliegende Winkel gleich sind, auch die beiden Seitenlinien gleich seyen: endlich — und dies ist die Hauptsache — dass in Vierecken, deren beide Winkel an der Grundlinie rechte Winkel, und beide Seitenlinien einander gleich sind, die Summe der aus dem Durchschnitt der Diagonalen auf die Grundlinie und die gegenüberstehende Seite gefällten Perpendikel jeder der Seitenlinien gleich sey, und dass in eben diesen Vierecken auch die beiden übrigen Winkel rechte, und die der Grundlinie gegenüberstehende Seite ihr gleich, so wie auch die an der Grundlinie und der gegenüberstehenden Seite von den Diagonalen gebildete Wechselswinkel gleich seyen. Das dritte Kapitel handelt von den Dreyecken und ihrer Verzeichnung. Es wird darin gezeigt, wenn man aus der Spitze des rechten Winkels in einem rechtwinklichten Dreyeck eine Linie ziehe, die mit der Grundlinie einen eben so grofsen Winkel macht, als die Hypotenuse mit dieser Grundlinie einschliefst, so treffe diese Linie mit der Hypotenuse zusammen, theile sie in zwey gleiche Theile, und lasse von dem rechten Winkel einen Theil übrig, der dem dritten Winkel des Dreyecks gleich sey; und Perpendikel, die in einem rechtwinklichten Dreyeck von der Mitte der (Hypothenuse) Hypotenuse auf die Catheten gefällt werden, theilen diese in zwey gleiche Theile. Hierauf werden, mit Voraussetzung des Postulats, eine jede gegebene Grofse so lang zu vermehren, bis sie gröfser wird, als jede gegebene Gröfse, die Probleme gelöst, in einem spitzigen Winkel von einer Seite auf die andere ein Perpendikel zu fällen, das von der andern eine Linie gröfser, als jede gegebene, abschneide; über einer gegebenen geraden Linie ein rechtwinklichtes Dreyeck unter jedem gegebenen spitzigen Winkel zu machen; über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen spitzigen Winkeln zu machen. Nachdem hierauf noch bewiesen worden, die Summe aller Winkel im Dreyeck sey zwey rechten gleich, mithin der äufsere Winkel gleich der Summe der beiden innern; so wird noch die Aufgabe gelöst, über einer gegebenen geraden Linie ein Dreyeck unter zwey gegebenen Winkeln, einem spitzigen und einem stumpfen, deren Summe kleiner ist, als zwey rechte, zu machen. Hiemit ist dann der Weg gebahnt, im vierten Kapitel den bekannten eilften Euklidischen Grundsatz des ersten Buchs zu beweisen, und im fünften Kapitel zu zeigen, bey zwey nicht zusammenlaufenden Linien (Parallelen nach Euklids Bedeutung) stehe ein von der einen auf die andere gefälltes Perpendikel auch auf der ersten senkrecht; solche nicht zusammenlaufende Linien stehen auch gleichweit von einander ab, und seyen (nach der Bedeutung des Vfs.) mit einander gleichlaufend. Die ganze Schrift ist weit gründlicher geschrieben, als mehrere andere ähnliche Versuche, und, nach Annahme des einfachen Grundsatzes, dass gerade Linien und krumme nicht gleich weit von einander abstehen können, wüsste Rec. nichts erhebliches dagegen einzuwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

PHILOSOPHIE.

WIEN, gedr. b. Schuender: *Beweis vom Daseyn Gottes aus Gründen der theoretischen Vernunft*, von *Joh. Blaczek*. 1799. 373 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Die erste Bekanntschaft, welche man mit dem Vf. in der Vorrede macht, erweckt ein gutes Vorurtheil für ihn. Reines Interesse für die Wahrheit, Achtung für Menschenwürde, der Wunsch die Ehre der Vernunft zu retten, charakterisiren ihn durchgehends als einen Mann von achtungswerthem Charakter. Dazu kommt noch, dass er philosophischen Geist verräth, und gute Kenntnisse, auch von den neuesten Vorgängen auf dem Gebiet der Philosophie besitzt, mit Würde von Spinoza, Leibnitz und Kant spricht, ungeachtet er von ihren Behauptungen abweicht, und es selbst nicht scheut, (S. 22.) seinen Beweis *dem tiefen Blicke Kants, dem Untersuchungsgeiste der Zweifler, und dem Scharfsinne aller Denker zur Prüfung vorzulegen*. Es ist also wohl der Mühe werth, diesen Beweis näher kennen zu lernen, und den Ideengang des Vfs., wodurch er auf ein so ausserordentliches Resultat gekommen ist, zu verfolgen. Die kurze Darstellung aber, welche wir davon geben müssen, wird hinreichend seyn, wo nicht bey dem Vf., doch bey unsern Lesern die Ueberzeugung hervorzubringen, dass der Vf. weder, wie er glaubt, einen *neuen* Weg das Daseyn Gottes zu beweisen, eingeschlagen, noch auf demselben glücklicher als seine vielen Vorgänger gewesen ist.

Ueber seinen Ideengang erklärt sich der Vf. Vorrede S. 6. also: „Um das Daseyn und die Eigenschaften Gottes zu erweisen, braucht man nur die Erörterung dessen, was im Begriffe des Daseyns liegt, auszuführen und zu begründen. Es ist weder nöthig, den Begriff der Ursache jenseits der Grenzen seiner Gültigkeit überschwänglich auszudehnen, noch mit den verwirrenden, übel angelegten Begriffen des nothwendigen und des allerrealsten Wesens sich zu bemengen, oder sich einen versteckten Gebrauch derselben herauszunehmen. Eben so wenig darf Jemand besorgen, jene verkehrte Schlussart hier etwa in einer neuen Tracht wieder zu finden, welche eines in der Erfahrung bestimmten Gegenstandes Daseyn zum Grunde legt, und von ihm zu der unbedingten Bedingung sich aufzuschwingen gedenkt. Wenn daher die Vernunftkritik in der That alle möglichen Beweise fürs Daseyn Gottes erschöpft hat, so viel sich deren nur immer widerlegen lassen, und wenn ich schon hieraus mir zu Gunsten etwas folgern darf; so wird derjenige, welchen ich darlege, aus dem Grunde der richtige seyn müssen, weil er jenen, mit deren Widerlegung sie sich beschäftiget, in keinem Stücke gleichet." Darin irrt sich der Vf. gewaltig; denn insofern sich sein Beweis auf eine blosse Entwickelung eines Begriffs gründet, nähert er sich dem ontologischen; insofern er aber von dem Begriff des Daseyns ausgeht, gehört er mit dem kosmologischen in eine Classe.

Das erste Buch ist Vorbereitung zum Beweise, und enthält die Entwickelung des Begriffs vom Daseyn und von der Persönlichkeit. — Zu jedem Gegenstande gehören drey Bestandtheile, eigene Einheit, durchgängige Bestimmtheit und Daseyn. Die eigene Einheit ist dasjenige, wodurch er einer blossen Bestimmung entgegensteht. Bestimmung ist dasjenige, wodurch er sich von einem Gegenstande unterscheidet. Ein Gegenstand hat durchgängige Bestimmtheit, wenn so viele Bestimmungen angegeben sind, als erfoderlich ist, um ihn von allen andern Gegenständen zu unterscheiden. Das Daseyn ist keine Bestimmung des Gegenstandes, denn sie ist allen Gegenständen gemein, Daseyn ist eine Art des Seyns. Seyn kommt der Bestimmung und dem Gegenstande aber auf eine verschiedene Art zu. Das Seyn überhaupt bedeutet eine Verknüpfung der einen Bestimmung mit der andern z. B. der Mensch *ist* sterblich, es ist also die Einheit der Verknüpfung, durch welche die beiden Glieder des Urtheils, worin es vorkommt, zu einander hinzugethan werden. Das Seyn enthält den Ausspruch des Setzens, das Nichtseyn den Ausspruch der Aufhebung. In jeder Bestimmung eines Gegenstandes wird das Seyn mit dem Nichtseyn vergesellschaftet; denn das, wodurch ein Gegenstand A von dem andern B unterschieden wird, ist entweder etwas, was A hat und B nicht besitzt, oder was A nicht hat und B besitzt. Das Seyn der Bestimmung ist also ein *gemischtes*, ein mit dem Nichtseyn zusammenfliessendes Seyn. Aus dem Gegensatze lässt sich schliessen, dass unter dem Seyn des Gegenstandes ein *reines Seyn* verstanden werden müsse. Da nun der Gegenstand ohne Bestimmungen nicht ein Etwas ist, noch die Bestimmungen ohne Gegenstand eine Bedeutung haben; so ist weder das reine Seyn ohne das gemischte, noch dieses ohne jenes von Bedeutung. Das Daseyn ist aber eine Art des Geltens; nichts bedeuten, nichtig seyn widerspricht dem Gelten, also auch dem Daseyn. Folglich wird zum Daseyn des Gegenstandes ein Zusammentreffen des reinen Seyns mit dem gemischten erfodert, und er muss den Grund dieses Zu-

Zusammentreffens ausmachen. Das Daseyn ist aber nicht jedwedes, sondern ein unbedingtes Gelten, d. h. unbedingte, genugsam begründete, folglich allen Zweifel, alle Bedenklichkeit unmöglich machende Entschiedenheit des Wahrseyns, welche mit einer, ihr genügenden Beweiskraft auch bey demjenigen Gegenstande dargethan seyn muss, der andere Gegenstände zu Bedingungen hat. — Das Resultat steht S. 53. Das Daseyn als überhaupt ein Seyn ist ein Ausspruch des Urtheilens, denn jedes Seyn drückt einen Ausspruch des Setzens aus. Es gehört also zum Daseyn jedes Gegenstandes ein Beurtheiltseyn desselben, ein über ihn gefällter Ausspruch des Urtheilens; dieser Gegenstand mag übrigens entweder sich selbst beurtheilen, oder von sonst einem Urtheilenden beurtheilt werden. Daseyn ohne Beurtheiltseyn hat schlechterdings keinen Sinn. Doch nicht jeder Ausspruch des Setzens bedeutet schon ein Daseyn; um ein Daseyn zu bedeuten, muss er eine als unbedingtes Wahrseyn entschiedene, und in dieser Entschiedenheit auch erwiesene Gültigkeit mit sich führen. (Diese Entwickelung des Begriffs des Daseyns ist dem Vf. gar nicht gelungen. Er verwechselt mit dem Daseyn immer das logische Seyn, und nur von diesem gilt, was er zuletzt sagt, dass zum Daseyn ein Urtheilen nothwendig sey. Ein jedes blos gedachte (logische) Object besteht aus mehreren zur Einheit verknüpften Bestimmungen; ungeachtet in demselben, nach der Sprache des Vfs., ein reines und gemischtes Seyn vorkommt, welches aber nichts anders ist, als das Verhältniss des Subjects zum Prädicat, und dieses zu jenem; so lässt sich doch weder das eine noch das andere, noch die Verbindung von beiden für das Daseyn nehmen, welches ein ganz anderes Verhältniss nicht zu dem Denken sondern zu dem Erkennen ausdrückt, und daher aus keinem Begriff gefolgert werden kann.) Einen Gegenstand, welcher die Eigenschaft besitzt, dass er sich selbst ein Gegenstand ist, heisse ich einen *persönlichen Gegenstand* und diese seine Eigenschaft nenne ich seine *Persönlichkeit*. Nur das heissen wir einen Gegenstand, was Daseyn hat. Zum Daseyn gehört aber ein Beurtheiltseyn. Ein Gegenstand ist also nur dadurch sich selbst ein Gegenstand, dass er für sein eignes Urtheil da ist; sich selbst Gegenstand seyn, heisst demnach durch sich selbst beurtheilt seyn. Folglich ist die Persönlichkeit nichts anders, als das Urtheilen, wiefern es den Inhalt eines besondern Gegenstandes ausmacht. — *Ding* ist ein Gegenstand, dem die Persönlichkeit widerspricht. Ein Gegenstand, welcher kein Ding ist, d. h. welchem die Persönlichkeit nicht widerspricht, ein *Wesen*; ein Wesen, dem das Urtheilen eigen ist, *Geist*. Ein bedingter Geist ist der, wenn die Gegenstände, die er beurtheilt, Bedingungen seines Daseyns sind, *unbedingter*, wenn sie nicht in diesem Verhältnisse zu ihm stehen. Dem bedingten Geiste ist das Forschen eigenthümlich, d. i. ein Urtheilen, welches einer gewissen Wissenschaft noch nicht theilhaftig ist, und sie zu erwerben trachtet, durch Zusammensetzung einzelner Theile, welche das Mannichfaltige der Bestimmtheit eines Gegenstandes ausmachen; dem unbedingten Geiste aber das *durchschauende Urtheilen* oder die *Durchschauung*, welche einen Gegenstand nach seiner gesammten durchgängigen Bestimmtheit mit einem Urtheile ermisst. — Wir übergeben eine Menge von Bestimmungen und neuen Terminologieen, welche in diesem Abschnitte vorkommen; und eine Art von Pneumatologie ausmachen. Der Beweis für das Daseyn Gottes macht den kleinsten Theil des zweyten Buches aus, er ist in die Erörterung des Begriffs und der Eigenschaften Gottes verwebt. Seine Hauptmomente sind folgende. Das Daseyn ist ein unbedingtes Gelten. Nun mögen wir was immer für Gegenstände als daseyend annehmen; so lassen sich nur zwey Fälle denken. Ein Gegenstand verdankt entweder seine unbedingte Gültigkeit ausschliessend sich selbst, und fasst alle seine Bedingungen vollständig in sich, und ist unbedingter Gegenstand; oder er hat Bedingungen, welche ausser ihm in gewissen von ihm verschiedenen Gegenständen liegen, und kann nicht unmittelbar durch sich selbst, sondern nur mittelst des Daseyns seiner ausser ihm gelegenen Bedingungen, die unbedingte Gültigkeit, folglich ein Daseyn besitzen, und ist ein bedingter Gegenstand. Wenn es auch noch so viele bedingte Gegenstände giebt; so kann doch keiner von ihnen irgend einem andern von ihnen die unbedingte Gültigkeit zulassen, d. h. den Grund abgeben, aus welchem sie für diesen hinreichend gesichert würde, weil sie keines unmittelbar durch sich selbst besitzt. Also kann sie einem jeden derselben nicht anders als mittelst der vorher entschiedenen Gültigkeit eines von ihm sowohl als von jedem andern bedingten Gegenstande unterschiedenen, folglich eines nicht bedingten, d. h. eines unbedingten Gegenstandes (und ein solcher ist Gott) gesichert werden. Der unbedingte Gegenstand ist die Bedingung der bedingten Gegenstände. Entweder muss überhaupt aller Gegenstände Daseyn aufgehoben werden, oder es muss ein unbedingter Gegenstand da seyn. Aber die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist schlechterdings ein Widerspruch; denn dann wird auch aller urtheilenden Wesen Daseyn aufgehoben, und alle Möglichkeit des Urtheilen's geleugnet. Die Aufhebung des Daseyns aller Gegenstände ist aber selbst ein Urtheil, denn aufheben heisst verneinen, verneinen heisst urtheilen. Folglich wird durch ein Urtheil alle Möglichkeit des Urtheilens geleugnet, wenn aller Gegenstände Daseyn aufgehoben wird; welches sich selbst widerspricht. Also muss der unbedingte Gegenstand da seyn.

Dieser vermeynte Beweis ist im Grunde nichts anders als eine besondere Wendung des kosmologischen. Zwar protestirt der Vf. dagegen in der Vorrede und sagt S. 19. es sey eine verkehrte Richtung und der Grundfehler der bisherigen philosophischen Denkart, vom Daseyn des Bedingten auf das Daseyn des Unbedingten zu schliessen." Anstatt aus dem Da-

Daseyn der bedingten Gegenstände auf das Daseyn Gottes zu schliessen, muss man die Verfahrungsart umkehren, und auf den vorher ausgeführten Beweis vom Daseyn Gottes den Beweis vom Daseyn der bedingten und uns erkennbaren d. h. der in unserer Erfahrung eingeschlossenen Gegenstände gründen." Aber in dem Beweise wird das Daseyn von Gegenständen vorausgesetzt und muss vorausgesetzt werden, weil aus dem Begriffe eines unbedingten Wesens, von allem andern abgesehen, nichts weiter kann geschlossen werden, als dass es, wenn es wirklich ist, keine Bedingung seines Daseyns hat, aber nicht, dass es die Bedingung aller bedingten Wesen ist. Dagegen schliesst der Vf. von dem Daseyn bedingter Wesen auf das Daseyn des unbedingten Wesens, welches nichts anders als die vom Vf. getadelte kosmologische Schlussart ist, und durch das Verfahren des Vfs. noch verwerflicher wird, weil sie auf einen doppelten Cirkel (Diallele) führt, indem zum Beweis Gottes das Daseyn der Objecte, und zum Beweis des Daseyns der Objecte das Daseyn Gottes vorausgesetzt werden müsste. — Wir enthalten uns übrigens aller Bemerkungen über die Beweisart und die Prämissen, welche nach dem, was Kant in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, überflüssig seyn würden. Was aber den Grundsatz betrifft, der dem vermeynten Beweise zum Grunde liegt: *es ist schlechterdings ein Widerspruch, aller Gegenstände Daseyn aufheben;* so müssen wir bemerken, dass er, gesetzt auch, dass er wahr ist, hier keine Anwendung findet. Denn es ist hier nicht die Rede von dem Daseyn, sondern von einer Bedingung der Möglichkeit des Daseyns. Man kann von der Leugnung der Bedingung nicht eher auf die Aufhebung des Bedingten schliessen, als bis erwiesen ist, dass es die einzige Bedingung ist. Wenn es erwiesen ist, dass das unbedingte Wesen existirt, und dass es die einzige nothwendige Bedingung des Daseyns aller andern Dinge ist, dann würde mit der Existenz Gottes auch das Daseyn aller Dinge aufgehoben werden. Anstatt dass jener Grundsatz also zur Grundlage eines Beweises für die Existenz Gottes gelten kann, setzt er vielmehr den letzten voraus.

Wir können, ohne zu weitläufig zu seyn, von dem übrigen Inhalte, der sich mit der Entwickelung des Begriffs von Gott beschäftiget, keine Rechenschaft geben. Der Vf. hat den Versuch gemacht, analytisch alle Eigenschaften Gottes, selbst die moralischen zu deduciren. Dass dieses auf diesem Wege in Ansehung der letzten nicht möglich sey, wenn nicht entweder, was man entwickeln will, erst hineingelegt, oder die moralischen Begriffe willkürlich in einem so weiten Sinne genommen werden, dass sie ihre Bestimmtheit verlieren, bedarf keiner Erinnerung. Beides ist auch hier geschehen. So wird z. B. Gott Heiligkeit S. 278. beygelegt, weil er als Urwesen vollständig aus sich selbst bestimmt, daher unmittelbar sich selbst ein Gegenstand, folglich ohne Sinnlichkeit sey, daher seine Zwecke keine andern als Zwecke aus sich sind und keine andern Gegenstände als die persönlichen zum Ziele haben. In der Vorrede macht der Vf. noch darauf aufmerksam, dass er von der Allmacht und dem Schöpfer eine Erklärung gegeben habe, ohne dabey den Begriff der Ursache im geringsten einzumischen." Kraft ist nicht Grund des Daseyns, sondern einer Bestimmung. Die Allmacht aber ist Grund des Daseyns der Gegenstände; von ihr müssen diese vollständig abhängen. Die Allmacht, als Eigenschaft eines blossen Geistes, folglich eines gewissen Urtheilens, wird uns begreiflich (?), wenn wir dieses Urtheilen als die *Durchschauung*, d. i. als eine solche Erkenntniss, von welcher alle Gegenstände vollständig abhängen, und als die Allwissenheit d. h. als eine solche Beurtheilung, welche unmittelbar in sich selbst die vollständige Wahrheit, folglich das Daseyn der beurtheilten Gegenstände ausmacht, erwägen." Dieses ist aber blos eine willkürliche Abweichung vom Sprachgebrauche, nach welchem der Grund des Daseyns eines Dinges nichts anders als Ursache ist.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Leben und Verdienste Georg Andreas Will's,* kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen, d. WW. Doct. und derselben ord. öff. Lehrers u. s. w. in Altdorf. Beschrieben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber,* Substitut des Amts St. Clara, des Pegnesischen Blumenordens, und der Gesellschaft der Beförderung vaterländischer Industrie Mitglied. *Mit dem Bildnisse des Verstorbenen.* 1799. 140 S. 8.

Ein so würdiger, und in dem ihm angewiesenen Wirkungskreis, bis an das Ende seines Lebens so unermüdet thätiger Mann, als der sel. Prof. *Will* gewesen ist, war es allerdings werth, dass seine Verdienste, nicht nur den Zeitgenossen zur Uebersicht dargelegt, sondern auch der Nachwelt so aufbehalten wurden, wie es hier von einem seiner ehemaligen Schüler und nachmaligen vertrauten Freunde geschehen ist. Der sel. *Will* wurde zu *Obermichelbach,* einem Nürnbergischen Pfarrdorfe, wo sein Vater damals Pastor war, den 30ten August 1727 geboren. Er besuchte in *Nürnberg* die Schulen und das Gymnasium und dann die Universitäten *Altdorf* und *Halle,* studirte anfangs Theologie, nachher ausschliessend Philosophie, über welche er auch schon in Halle Vorlesungen hielt. Dann war er in Altdorf seit 1748 Privatlehrer, seit 1755 ausserordentlicher, und seit 1757 ordentlicher Lehrer der Philosophie und endlich seit 1766 zugleich Lehrer der Geschichte, immer mit unermüdetem Fleiss, bis ihn wenige Jahre vor seinem Ende ein apoplektischer Zufall nöthigte, den Lehrstuhl zu verlassen. Endlich beschloss er sein thätiges Leben, nach vielen erduldeten körperlichen Leiden, den 18ten Sept. 1798 bald nach dem Eintritt in das 72te Lebensjahr. Nach *Stiglitzens* Tod war er auch Senior der Universität. Die grosse Anzahl seiner Schriften, von denen Hr. *K.* am

 Ende

Ende ein vollſtändiges Verzeichniſs (faſt 1½ Bogen ſtark) beygefügt hat, beweiſen zur Genüge ſeinen unermüdeten gelehrten Fleiſs. Unter ihnen zeichnen ſich beſonders die aus, in denen er die politiſche ſowohl als gelehrte Geſchichte ſeines Vaterlandes bearbeitete. Er hatte auch eine eigene Sammlung aller, in die Nürnbergiſche Geſchichte einſchlagender Schriften angelegt, und ſolche nach und nach in acht Bänden, unter dem Titel: *Bibliotheca Norica Williana* beſchrieben. Dieſe ungemein reiche und ſchätzbare Sammlung hat er noch bey ſeinem Leben der Stadt Nürnberg unter ſehr billigen Bedingungen überlaſſen, wohin ſie nun nach ſeinem Tode gebracht, und daſelbſt aufbewahret und vermehrt werden ſoll. Seine Vorleſungen waren immer ſehr belehrend, zumal da er mit ſeinem Zeitalter fortſchritt, und ſelbſt noch in ſeinem Alter Vorleſungen über die *Kantiſche* Philoſophie hielt, die er auch herausgab. In ſeinen jüngern Jahren machte er einige gelehrte Reiſen, und unterhielt bis an das Ende ſeines Lebens einen ausgebreiteten Briefwechſel. Seine Obern ehrten ihn nach Verdienſt, und bedienten ſich bey den wichtigſten Vorfällen ſeines Raths. Sein Umgang war eben ſo angenehm als lehrreich. Einige Jubelfreuden, die er noch vor ſeinem Ende erlebte, verminderten die Leiden, die er am Schluſſe ſeines Lebens zu erdulden hatte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Schöne: *Verſuch einer Geſchichte der Hochmeiſter in Preuſsen. Seit Winrichs von Kniprode, bis auf die Gründung des Erbherzogthums.* Von *J. N. Beker*, Dr. der Rechte. 1793. 112 S. 8. (9 gr.) Dieſe für die Geſchichte der preuſsiſchen Hochmeiſter intereſſante Schrift, hat ihre Entſtehung einem, bisher noch unbekannt gebliebenen Manuſcript zu verdanken, welches in dem Archiv des Städtchens Freudenthal, in Schleſien, aufbewahret wird, und unter andern Nachrichten eine umſtändliche Geſchichte des Hochmeiſters *Kniprodens* enthält, und von deſſen Hofkaplan *Vincenz* von Mainz niedergeſchrieben iſt. Da dieſe gleichzeitige Handſchrift einen weit gröſsern Reichthum an hiſtoriſchen Daten liefert, als alle Bücher, die von der mittlern preuſsiſchen Geſchichte handeln; ſo hielt es der Vf. der Mühe werth, *Kniprods* Geſchichte hiernach zu bearbeiten; und in der That erſcheint hier dieſer Hochmeiſter, der von 1351 bis 1382 die Regierung führte, und um die Aufnahme ſeiner Lande ſich ſo groſse Verdienſte erworben hat, in einem ungleich vortheilhaftern Lichte als bisher. Die Geſchichte ſelbſt iſt in verſchiedene Abſchnitte getheilt. Der *erſte* beſchreibt die Wahl und die Feyerlichkeiten bey der Inſtallation des neuen Groſsmeiſters. Ein Meiſterſänger aus Nürnberg ſang bey dieſer Gelegenheit die Geſchichte des alten heidniſchen Götzen *Bacchus*, und ward mit einem goldenen Becher beſchenkt. Der preuſsiſche Dichter Rixel hingegen beſang, (und zwar in preuſsiſcher Sprache, die aber durch ein Geſetz vom J. 1310. verboten und nicht mehr in Gebrauch war) die Thaten des tapfern *Waidwuts* und verglich dabey den neuen Hochmeiſter mit dem Sterne, der den drey äthiopiſchen Königen an der Krippe zu Bethlehem geleuchtet hatte. Er erhielt eine verdeckte Schüſſel zum Lohn, und als er ſie, in der Erwartung eines groſsen Schatzes, aufdeckte, fand er ſie voll tauber Nüſſe, mit dem Vers:

Niemahns hat verſtanden dich arme Prüße,
Deſs thu ich ihm ſchenken hundert falſche Nüße.

Unter den Geſchenken, die der Groſsmeiſter von den Städten bekam, befanden ſich ſechs goldene Schüſſeln der *Danziger*, ein künſtlich gearbeitetes Hifthorn der *Elbinger*, ein Stück von der Arche Noahs, in einem ſilbernen Kaſten, von der Stadt *Culm*, und eine Stahlrüſtung, mit goldenen Buchſtaben, von den Bürgern zu *Marienburg*. Bey dem Ehrenmahl muſste jeder Gaſt ein ſilbernes Becken mit acht Weinflaſchen, die ſich ſelbſt ergoſſen, auf *einen Zug* leeren. Der wackere Trinker, Veit von Baſſenheim, leerte es *dreymal*, und ward dafür von dem neuen Hochmeiſter zum Schloſshauptmann befördert.

Der *zweyte Abſchnitt* enthält eine eben ſo intereſſante als muſterhafte Erzählung des hartnäckigen Kriegs, den der Orden unter Kniprods Regierung mit den Litthauern unter abwechſelndem Glück, geführet hat, und worin beſonders der deutſchherriſche Marſchall *Schindkopf* und der litthauiſche Feldherr *Kniſtus* eine vorzügliche Heldenrolle ſpielten. Nach einer Berechnung, die Kniprod noch vor ſeinem Tode machen lieſs, waren in dieſem Kriege 177 Ordensritter, 15000 Edelleute und Bürger, 25000 Dienſtleute und 168000 Bauern, zuſammen 206177 Mann theils ums Leben gekommen, theils in die Gefangenſchaft geführt worden. Der *dritte Abſchnitt* ſchildert den Zuſtand des Landes, welches Kniprod, beym Antritt ſeiner Regierung zwar ſehr mittelmäſsig fand, aber ohngeachtet des litthauiſchen Krieges, ſeinem unwürdigen Nachfolger im blühenden Zuſtande hinterlieſs. Merkwürdig ſind die Nachrichten, die der Vf. aus den Handſchriften des *Vincenz*, von dem damaligen Weinbau in Preuſsen, von der Behandlung der Stöcke, von der Weinleſe und von den dabey angeſtellten Feyerlichkeiten mittheilt. Die Weinleſe hat man hier früher, als in andern wärmern und beſſern Weinländern zu geſchehen pflegt, angefangen, ſo daſs ſie zu Anfang des Octobers ſchon beendiget war. Wenn es wahr iſt, daſs, (wie Dusburg erzählt) im J. 1379. die Trauben ſchon ſogar um Jacobi geleſen worden; ſo wäre dies, beſonders für die Gegend von Preuſsen, etwas auſserordentliches, und verdiente eine genauere Unterſuchung der dabey eingetretenen Umſtände. Der damalige Ertrag aller Weinberge belief ſich auf 608 Tonnen, und der Dunſt von dem Moſte, womit der Keller des Hochmeiſters angefüllt war, ſtieg bis in die Gemächer des Schloſſes zu Marienburg, ſo, daſs man die Oeffnung in den Kellern mit Strohwiſchen verſtopfen muſste. Kniprods Regierung zeichnete ſich übrigens ſehr vortheilhaft aus. Durch Anlegung öffentlicher Landſchulen, die man vor ihm in Preuſsen noch nicht kannte, ſorgte er für die Bildung der Jugend. Er berief hierzu tüchtige Lehrer aus Deutſchland, die die Kinder in der deutſchen Sprache und im Chriſtenthum unterrichten muſsten. In Marienburg und Königsberg legte er, zur Beförderung der höhern Wiſſenſchaften, lateiniſche Schulen an, ſtiftete daſelbſt zwey Krankenhäuſer, berief zur Handhabung der Juſtiz die berühmteſten Rechtsgelehrten aus Italien und Deutſchland und beförderte den Handel, wodurch vorzüglich die Stadt Danzig in groſse Aufnahme kam. Sein Anſehen bey den Kaufleuten ging ſo weit, daſs ihn die Städte zum Haupt des Hanſiſchen Bundes wählen wollten. Er ſchlug aber dieſes ehrenvolle Anerbieten aus, weil der litthauiſche Krieg ihn unabläſſig beſchäftigte. Der Vf. giebt hierauf von dem damaligen Münzweſen des Ordens und von deſſen politiſchen Verhältniſſen gegen den deutſchen Kaiſer noch manche gute Nachrichten; äuſsert aber zuletzt nicht ohne Grund den Verdacht, daſs mehrere Comture und ſelbſt der Hochmeiſter, Mitglieder des fürchterlichen *Fehmgerichtes* geweſen ſeyn möchten. Vincenz erzählt wenigſtens einige ſchaudernde Beyſpiele, die es ziemlich wahrſcheinlich machen, daſs die Ordensritter dieſes Unweſen im Preuſsiſchen getrieben haben. Doch iſt es noch immer ungewiſs, daſs die Fehme auch daſelbſt beſondere Stühle gehabt habe. Kniprod ſtarb den 23ten Jun. 1382. und hatte unter allen Hochmeiſtern am längſten, aber auch am glorreichſten regieret.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 15. Junius 1799.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Johann Stephan Pütter's Selbstbiographie*, zur dankbaren Jubelfeyer seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen. 1798. II Bände zusammen 884 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Man strebt bey jeder Biographie gern dahin, einen Standpunct aufzufinden, von welchem aus man das Schicksal, die Handlungen und Maximen eines Menschen auf einmal überschauen könne. Bey dem Inhalte des gegenwärtigen Werkes möchte man ihn in der Bemerkung antreffen, dass *Pütter* ein langes Leben, bisweilen in schwierigen Verhältnissen, und mit Rechtschaffenheit führte, ohne jemals irgendwo anzustossen, und bey ununterbrochener Thätigkeit, durchaus nicht von Ehrgeiz verlassen, sich nie zum übereilten Handeln hinreissen liess, indem er mit Resignation nur in dem Kreise thätig war, welchen die Umstände ihm anwiesen. Nach dieser Bemerkung entwirft man sich ein Bild von seinem Leben, wie man es hier wirklich aufgestellt findet. In äussern Verhältnissen sowohl, wie in den Wissenschaften und der Bildung seines Innern wagt er nie ein Durchgreifen der kühnen Hand; aber indem er unermüdet umherschaut, wie sich alles am bequemsten einrichten lasse, zwingt er unvermerkt die Umstände ihm zu gehorchen, und bereitet allmälig seiner Wissenschaft eine stille Veränderung, bauet sich ihr Gebiet nicht nach der strengen Regel an, welche sich aus ihrer Natur ergiebt, aber auf eine Weise, dass eben ihm in demselben überaus wohlbehaglich seyn muss. Er versäumt nie seine Pflicht und vielleicht kann sein Leben in sittlicher Hinsicht fleckenlos genannt werden; doch fragt man sich mitunter, ob er nicht mehr Gutes hätte vollbringen können, wenn er es bisweilen darauf gewagt hätte, in Fehler zu fallen? Niemals verletzt er die Wahrheit durch seine bestimmte Aussage, aber bekümmert sich nicht darum, ob der andere durch seine Rede, seine Handlung nicht vielleicht irre geführt werden könne; wenigstens besitzt er nicht jene grosse Wahrhaftigkeit, wodurch ein Mann uns überzeugend zuspricht, dass wir ihm ganz vertrauen mögen. Die Religion vollendet den Kreis seines stillen Glückes. So sehr das Gebilde des Augenblickes, die Geburt eines bestimmten Zeitalters sein Studium und der geliebte Gegenstand seiner Arbeiten geworden sind, so sehr gerade das vorübergehende im menschlichen Leben seine Neigung gefesselt hat; würde er doch trostlos da stehen, wenn in seiner Seele Zweifel an eine geoffenbarte Religion und eine Unsterblichkeit aufkommen könnten. Freylich ist auch sein Himmel so beschaffen, dass vielleicht nur ihm ganz wohl in demselben zu Muthe seyn möchte; aber sein himmelan gerichtetes Herz und sein Beziehen aller Ereignisse auf Gott würde man um so weniger aus seinem Leben hinwegwünschen, je vergeblicher man in demselben nach einem idealischen Wunsche umhersucht, welcher seiner Seele stets vorgeschwebt und ein höheres Colorit seinen Tagen verliehen hätte. Eben seine Frömmigkeit giebt neben dem Umstande, dass er bey aller Schlauheit und Berechnung der Umstände eine gewisse Kindlichkeit äussert, die um so naiver ist, je weniger sie gewiss nach seinen Absichten sich zeigen soll, seiner Biographie ihren eigentlichen Reitz.

Schon darin, dass Westphalen sein Vaterland ist, findet er einen Grund zur besondern Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm freylich noch ein weniger günstiges Vaterland hätte geben können. Mit Vergnügen erinnert er sich aus seiner frühsten Jugend, dass er oft, wenn der Lehrer die Schüler nach der Ordnung stellte, wie er mit ihnen zufrieden war, viele ältere Mitschüler unter sich gestellt sah. Als einem neunjährigen Knaben ward ihm von einem seiner Lehrer, der kaum in Jena die Wolfische Philosophie studirt hatte, schon ein Heft dictirt, dessen erste Periode ihm noch unvergesslich vor Augen schwebt: *Omne possibile est ens; quidquid contradictionem non involvit, est possibile.* Eines zweckmässigern Unterrichtes genoss er bey einem Prediger zu Hohen-Limburg an der Lenne, wo der damalige regierende Graf von Bentheim Tecklenburg gewöhnlich lebte, durch dessen Hof der Vf. früh zum Anblick der vornehmen Welt und zur Tonkunst geführt wurde, zu welcher letzten er sonst wenig Anlage von Natur bey sich verspürte. Auf den Geburtstag des Grafen hielt er eine lateinische Rede in Versen... „Die Rede selbst wurde hernach gedruckt, wovon ich zu meinem Vergnügen noch ein Exemplar besitze. Meinen Namen gedruckt zu sehn, machte mir damals eine grosse Freude, zumal da ich doch etliche Zeilen mir selbst als Verfasser zueignen konnte..." Schon im dreyzehnten Jahre ward er auf die Universität Marburg geschickt. Wie äusserst charakteristisch ist folgende Stelle von der Enthaltsamkeit des Knaben: „Einigermassen kam mir meine Jugend, die sich selbst durch meine kleine Statur verrieth, oft zu statten, dass mir weniger Aus-

schweifungen mit zu machen zugemuthet wurde, als sonst vielleicht geschehen wäre. Ich erinnere mich mehr als einmal in Gesellschaften gewesen zu seyn, wo ausser mir alle übrige, zum Theil bis zur hochsten Stufe, vom Weine berauscht waren. Alle meine Bekannte rauchten Taback, einmal in einem kleinern Zimmer absichtlich so, dass das Licht vor Dampf ausgieng. Beide Excesse machten auf mich einen so widrigen Eindruck, dass ich auch seitdem weder jemals mich berauscht, noch Taback geraucht habe. Ich konnte kaum begreifen, wie sich meine Freunde daran so gewöhnt hatten, dass es ihnen unmöglich war, davon abzulassen. Viele konnten über das des Schnupftabacks sich nicht enthalten. Das nahm ich mir zur Warnung, mich für den Anfang zu hüten, auch keinen Versuch damit zu machen, um mich mit so entbehrlichen Dingen, als unablässigen Bedürfnissen zu beladen..." Jeder Student musste damals zu Marburg einen Degen tragen, welches Veranlassung zu vielen Schlagereyen wurde. Der Vf. kam nie in eine solche Verlegenheit... „Nur das erinnere ich mich wohl, dass junge Leute, die noch in blauen Mänteln in die Schule giengen, und ungleich grösser, als ich, waren, wenn sie mich mit dem Degen vorbeygehen sahn, etwas Hohn darüber hatten. *Ich that aber, als wenn ich es nicht merkte; sonst würde es mir ein leichtes gewesen seyn, durch meine Freunde es ihnen übel vergelten zu lassen!..*"

Dass *Pütter* mit dem gröfsten Fleifs und mit der strengsten Ordnung seine Studien trieb, weiss man ohne weitere Versicherung von einem solchen Charakter. Bey seinem Aufenthalt zu Halle lernte er zuerst durch den gewaltigen Eindruck, welchen die Eröffnung der Laufbahn Friedrichs II. an diesem Orte vorzüglich machte, seine Existenz in Verbindung mit den grofsen Weltbegebenheiten zu bringen. Hier fing er auch an, sich durch die Beyspiele anderer eine gewisse Politik des Professors zu bilden. Besonders prägte er sich ein, welchen nachtheiligen Eindruck es sowohl bey der studierenden Jugend als bey den übrigen Lehrern es macht, wenn ein Professor den mündlichen Lehrvortrag nicht für den höchsten Beruf achtet. Der berühmte *Wolf* litt sehr darunter, dass er in seinem ersten Programme nach seiner Rückkehr nach Halle geäussert hatte, er würde seine übrige Lebenszeit mehr der Fortsetzung seiner Schriften, als dem mündlichen Vortrage widmen, um als *Professor generis humani* zu wirken. In Jena schloss *Pütter* seinen Freundschaftsbund mit *Achenwall*, welcher sie mit einander vereinigt gehalten, so lange dieser lebte, und im gegenwärtigen Werke eine sehr erfreuliche Erscheinung ist, eine schöne Blume der Empfindung mitten unter den gröfstentheils dornigten Geschäften, womit sich beide Freunde freylich ihrer Neigung gemäss durch das Leben zogen; denn Achenwall gewann seiner lebendigen Wissenschaft doch eben die Seiten ab, welche Wärme der Phantasie und des Herzens und helles Anschauen des Verstandes am wenigsten befördern. Eine gleichfalls liebenswürdige Anhänglichkeit band den Vf. zu Jena an den berühmten Lehrer *Estor*, durch welchen er in die praktische Jurisprudenz vorzüglich eingeweiht wurde. Aber, wie früh er es verstand, jede Schwäche des dritten zu schonen, um in keine Unbequemlichkeit zu gerathen, lehrt uns schon dieses Verhältniss. Er hätte gern *Buder's* historische Vorlesungen besucht: aber ein Studentengeschwätz wollte ein unfreundliches Vernehmen zwischen diesem und *Estor* wissen, und *Pütter* hörte jenen nicht, um diesem nicht zu missfallen. Nachher machte ihm sein Freund selbst Vorwürfe, dass er den Lehrer der Geschichte nicht benutzt habe.

Er folgte *Estorn* nach Marburg, einer viel weniger zahlreichen Universität als Jena, wo derselbe einen nur halb so grofsen Hörsaal mit seinen Zuhörern füllen konnte. Der Vf. machte bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung, welche ihn in seinem ganzen akademischen Leben geleitet hat und noch in seinem Alter leitet, dass es, um einem Lehrer nicht den Muth zu nehmen, nicht sowohl auf die Grösse des Hörsaals, als darauf ankomme, dass nicht zu viel leere Plätze darin zu sehen sind. Von der Verminderung der Studirenden in Göttingen während der letzten Jahre sagt er deshalb, dass sie mittelst zweckmässiger Verkleinerung der Hörsale weniger bemerklich gemacht sey. Manche andere kleine Vortheile, welche beym mündlichen Vortrage wichtiger sind, als man ohne eigne Erfahrung glauben mag, hat er gleichfalls bemerkt, sobald er anfing, in Marburg Vorlesungen zu halten. Die praktischen juristischen Arbeiten, welche er zugleich übernahm, die Verbindungen, welche er durch die Nähe des Kammergerichtes, der Kaiserwahl u. s. w. erhielt, die ausgebreiteten Bekanntschaften seines Freundes *Estor*, hatten ihm schon manche Aussichten eröffnet, als ein Kammergerichtsassessor von *Schwarzenfels*, ein Schwestersohn des edlen Ministers von *Münchhausen* in Hannover, ihn zum Professor nach Göttingen vorschlug.

Durch seinen Aufenthalt zu Wetzlar, Regensburg und Wien bereitete er sich noch mehr zum Lehramte im deutschen Staatsrechte. Ungemein ist die Sorgfalt, wie er denselben benutzte. Er hatte sich mit Recht den Plan gemacht, seine Zeit nicht sowohl mit Bücherlesen zuzubringen, als vorzüglich nur mit Acten oder andern geschriebenen Sachen, und dann von jedem persönlichen Umgang, der für seine Absichten zuträglich seyn könnte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Dieses sichtbare Bestreben war wohl die beste Empfehlung, um ihm Eingang in die grofse Welt zu verschaffen; aber auch wohl niemals hat ein Mann von Verdienst vornehmen Personen die freundliche Aufnahme mit einer solchen Verehrung vergolten. In seinem ganzen Leben zeigt sich dieselbe auf eine merkwürdige Weise. So sehr seine Schlauheit ihn die Schwächen auch der Männer vom höchsten Range bemerken lässt; so ehrfurchterweckend bewegt sich die vornehme Welt gleich-

gleichsam in einem heiligen Glanze vor seinen Augen. Es wäre etwas unnatürliches, wenn er diesen Zug nicht in seinem Charakter hätte, und wir möchten ihn nicht vermissen, so sehr es Geist des Zeitalters ist, vielmehr mit Spott, als mit Verehrung auf die grosse Welt zu schauen.

Das ganze Leben *Pütter's* in Göttingen ist ein Gewebe von nie ermüdeter, wohlberechneter Thätigkeit, die immer ihr Ziel erreicht und nie mit Ungestüm nach demselben vordringet, von einer schlauen Berechnung aller kleinen Vortheile, die sich zuletzt zu einem seegensreichen Strome vereinigen, von einer fast beyspiellosen Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seiner Lage, dass viele glänzende Aussichten, die sich ihm eröffnen, sein Gemüth in keine Bewegung bringen. Als ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren reversirt er sich schon, dass er die königlichen Dienste nicht verlassen wolle. Wie *Münchhausen* dies von ihm verlangt, sieht er darin einen Wink der Vorsehung, weil die Lage von Göttingen ihm gefallen hat, weil er sich Hoffnung auf andere Stellen im Lande macht, wenn das akademische Leben nicht nach Wunsch einschlagen sollte, und weil er sich erinnert, wie oft *Estor* durch angetragene Veränderungen des Ortes in grosse Unruhen versetzt worden.

Eine Fessel für sein ganzes Leben liess er früh um sich schlingen, und pries sich glücklich. Nach diesem Anblick ist man aussert begierig zu wissen, wie ihm die Bande der Ehe geknüpft werden, wiewohl man vorher weiss, dass er auch hier seine Foderungen nicht hoch spannen, aber die gemachten sicher erreichen werde. Nirgends eine Spur, dass die Liebe sein Herz ergriffen hatte. Ihm entgeht es aber nicht, dass die Professoren, welche er für glücklich schätzte, es vorzüglich darum waren, weil sie in vergnügter Ehe lebten. Das Essen des Speisewirthes entsprach seinem Geschmacke nicht; Besuche ausser dem Hause, wenn er müde von der Arbeit war, hatten etwas unbequemes, die häuslichen Geschäfte etwas verdriessliches. Alles dies bringt ihn zu der Ueberzeugung, dass er in seiner bisherigen Lage nicht glücklich bleiben könne. Dennoch stellt er die Frage, ob er eine Veränderung vornehmen oder im ledigen Stande bleiben solle, in seinen angelegentlichsten Unterhaltungen mit Gott dessen gnädiger Führung anheim. Ein junger Freund kommt eines Tages zu ihm und schlägt ihm mit allen Zeichen der aufrichtigsten Theilnahme eine unbescholtene Jungfrau zur Braut vor. Viele Glieder ihrer Familie kannte *Pütter* als rechtschaffne Menschen; er glaubte einen Wink der Vorsehung bemerkt zu haben. Nachdem er vernommen, dass die *in Frage stehende Person* eine Tochter des Geheimenrathes *Stock* zu Braunfels, noch nicht versprochen sey, reiset er ab, sich persönlich zu zeigen. Er sieht die zweyte Tochter für die ältere an, und die nach seiner Meynung jüngere gefällt ihm vorzüglich. Nachher aber hört er, dass eben diese die ältere, ihm vorgeschlagne sey, und *freuet sich herzlich, dass seine eigene Wahl doch nun auch bey seiner Heyrathsgeschichte etwas gegolten habe.* Noch jetzt ist diese Verbindung das Glück seines Lebens.

Es würden sich noch manche kleine charakteristische Züge aus dieser Biographie ausheben lassen z. B. über des Vfs. grosse Freude, wenn es ihm gelingt, Heyrathen zu stiften, über sein Vergnügen an juristischer Arbeit in einer schönen Natur und unter dem blauen Frühlingshimmel, über seine Ansicht der Grafen, des Adels unter der studirenden Jugend. Allein auf die geschilderten Grundzüge lässt sich doch alles zurückbringen. Nur wird man ausser dem Inhalte, welcher den Helden dieser Biographie unmittelbar betrifft, sehr viel interessantes über bedeutende Menschen und Verhältnisse finden. Um so lebhafter wird der Wunsch, dass der Vf. dem Gedanken treu bleibe, noch eine synchronistische Beschreibung seines Lebens oder eine Darstellung der wichtigen Menschen zu liefern, mit welchen ihn das Schicksal zusammenführte. Er wird seinem schönen Alter dadurch ein neues ruhmvolles Denkmal setzen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Wie sichert man sich vor Brieferbrechung und deren Verfälschung?* In drey verschiedenen Abhandlungen. Nebst Siegel- und Schrift-Cabinetten für den Liebhaber. 1797. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. ist zwar nie in dem Falle gewesen, anderer Leute Briefe eröffnen zu wollen, oder auch seine eigenen eröffnet zu sehen, und bekennt gern, in das ganze Geheimniss nicht eingeweiht zu seyn: demungeachtet kann er den Vortrag dieses Buchs als deutlich, passend (die übertriebene Weitschweifigkeit etwa abgerechnet) folglich als lehrreich für eine zahlreiche Classe von Menschen empfehlen, und glaubt durch eine gedrängte Uebersicht des Hauptinhalts die Leser besser zu befriedigen, als durch einzelne angebrachte Bemerkungen. — Der erste Abschnitt zeigt die Kunstgriffe, deren sich schlechtdenkende Menschen bedienen, um Briefe unbemerkt zu öffnen; der zweyte macht auf die Kennzeichen der widerrechtlichen Eröffnung aufmerksam; der dritte lehrt die Mittel, durch welche sie erschwert oder unmöglich gemacht wird. — Briefe öffnet man entweder durch Lüftung des Siegels mit einem flachen, wenig scharfen, erwärmten Messer, auch durch Seitendraht; oder durch einen feinen Schnitt, theils am Rande des Briefs, theils zunächst an der Peripherie des Siegels selbst. Ein feiner Leim von Hausenblasen dient zur Wiederbefestigung des abgelösten Siegels, und zur Vereinigung des zerschnittenen Papiers. Die geübte Hand des Betrügers bringt es so weit, dass selbst ein scharfes Aug keine Spuren des gemachten Schnitts entdeckt. Will man ein ächtes Siegel zu einer falschen Urkunde haben, so schneidet man es von einem unbedeutenden Documente ab, löset durch laues Wasser die Papierunterlage

lage davon, und leimt es dann auf das geschmiedete Diplom. — Geht das Lüften des Siegels zu schwer, so macht sich der Betrüger ein eigenes, durch einen unten glatt polirten Cylinder von Bley, in welchen er mit einem tüchtigen Hammerschlag die Züge des ächten eindrückt, und dieses unbesorgt verderbt, weil er nun das Mittel in Handen hat, es so oft es ihm beliebt wieder herzustellen. Er kann sich den Siegelstempel auch durch ein selbst verfertigtes flüssiges Metall, oder durch ein Amalgama von Queckfilber, Zinn, Bley und Silber, oder auch durch Gips verschaffen, welcher nach dem gemachten Abdrucke vorsichtig getrocknet, und mit feinem Firniss vollkommen haltbar gemacht wird. Zu diesen verschiedenen Arten findet man im Buche nicht nur die Recepte angegeben, sondern der Vf. bietet auch einen vollständigen Apparat aller hieher gehörenden Gegenstände, nebst sympathetischen Dinten etc. für 2 Carolin dem Liebhaber, oder vielmehr demjenigen an, welcher lernen will, sich vor Schaden zu hüten. — Ist die Eröffnung durch einen Schnitt in das Papier geschehen, wozu der breit gefalzte Rand an einer Seite des Briefs vorzüglich den Argwohn erweckt, so zeigt sich der Betrug durch Benetzung mit Wasser, welches den feinen Leim löset und den gemachten Schnitt offenbart. Wurde das Siegel gelüftet, so bleibt bey aller Vorsicht im Manoeuvriren doch etwas von dem durch das warme Messer verdorbenen Siegelrande bemerkbar; man versucht mit lauem Wasser, obs wieder aufgeleimt sey, oder die angewachsene Dicke verräth, dass es mit feinem Lacke festgemacht wurde. — Das nachgemachte Siegel entdeckt sich durch den blossen Anblick, weil weder das Bley, noch das flüssige Metall, noch das Amalgama, so scharfe Umrisse der Figuren geben, als das Metall, auf welchem das Original eingestochen ist. Ueberdies bleiben immer kleine Erhabenheiten und Vertiefungen auf der eigentlich glatten Fläche bemerkbar, und es fehlt der Glanz des Originalsiegels; nur das Amalgama hat zu viel Glanz, zeigt auch gewöhnlich sitzend gebliebene Theilchen vom Quecksilber. Bey allen erkennt man die Spuren von Oelfettigkeiten, mit welchen man den nachgemachten Stempel vor dem Abdrucke bestreichen musste. — Gegen alles Erbrechen sichert man sich am besten, wenn man nie ein Couvert über seinen Brief macht, weil es dem Schnitte zu sehr ausgesetzt ist; wenn man zum Siegeln lieber Oblaten als Lack nimmt, weil es zum Lüften zu dünn ist, und für den falschen Stempel keinen deutlichen, reinen, Abdruck giebt. Nimmt man ja Lack, so muss er fein seyn, brennend und dünn aufgetragen werden. Gegen ein nachgemachtes Siegel sichert vollkommen der Abdruck des mit feinem Russe angelaufenen und an der glatten Oberfläche wieder gereinigten Petschafts. Die Vertiefungen drucken sich schwarz auf den Lack, und im Buche steht die Anweisung, wie dann durch halbes Schmelzen des Siegels alles Erhabene vernichtet, und doch die Figur des Siegels durch die schwarze Farbe beybehalten werden kann. Ein anderes angegebenes sehr zuverlässiges Mittel gegen die Eröffnung, dass man Seidenfäden durch die Theile des Briefs ziehe, und das Ende in das Siegel mit einhefte, hat des Rec. Beyfall nicht, weil man dadurch auf die Wichtigkeit des Briefs schon durch den blossen Anblick aufmerksam macht. Von S. 237. folgen Bemerkungen über nachgemachte Namensunterschriften, die aber nichts Neues enthalten. Man verfälscht sie nämlich, entweder durch Nachzeichnung auf olgetränktem Papiere, oder durch Abbausen, oder durch freye Handzeichnung. Die letzte Art ist natürlich die gefährlichste; die ersten verrathen sich bald durch ihre Steifheit. Eben so fanden wir auch in dem Anhange von Chiffreschriften richtige Bemerkungen, aber nichts, das nicht längst bekannt, und bey Diplomatikern eingeführt wäre. Die gewöhnlichsten Arten genügen dem Vf. mit Rechte nicht; er empfielt dagegen die wirklich gegen alle Entzifferung gesicherte Gattung, dass zwey Männer sich verabreden, ein gewisses Buch, ein Zeitungsblatt etc. als Schlüssel gelten zu lassen, und dann in ihrem Briefe sich auf die Seitenzahl, Zeile, Wörter und einzelne Buchstaben des Buchs, durch Zahlen und Striche beziehen. Man gebraucht diese Art auch wohl gegenwärtig am häufigsten.

Prag, auf Kosten des Herausgebers, und in Comm. b. Geers: *Patriotisches Journal für die K. K. Staaten zur Kenntniss der in- und ausländischen Begebenheiten.* 4 Hefte. 1796. 1797. 304 S. 8.

Auch dieses Journal hat aufgehört. So sehr in Allgemeinen es befremdend und traurig ist, dass sich die K. K. Erbstaaten keines solchen Journals, wie z. E. die Jahrbücher für die K. Preussische Monarchie sind, rühmen können, und dass sich z. E. nicht einmal die Oesterreichische Monatsschrift erhalten konnte; so wenig ist das Aufhören *dieses Journals* doch nicht gar sehr zu bedauern, da es seiner Bestimmung wenig entsprach, und z. E. Witterungsbeobachtungen, Mode-Artikel, Romanzen und schlechte Gedichte, die mit dem Patriotismus wenig Zusammenhang haben, aufnahm. Die vorzüglichsten Artikel sind: Berichtigungen des Jahrbuchs der Tonkunst von Wien und Prag. — Handlungs- und Manufactur-Nachrichten (eigentlich blosse Bruchstücke) Landesaufgebote in Tyrol. — Ueber den Zustand des Theaters in Prag. — Bemerkungen über Tyrol. — Biographische Skizze vom K. K. Feldzeugmeister Prinzen Friedr. Wilh. v. Hohenlohe Kirchberg. — Sendschreiben der Graf Stiebarischen Beamten an den Landmann in Böhmen zur Zeit der Feindesgefahr. Einige ökonomische Artikel haben einigen Werth; das übrige verliert sich ins Mittelmässige und noch weiter hinab: so z. E. sind die Gedanken am Grabe des Jünglings S. 200. sehr matt und unvollendet:

„Wie die Rose, die durch die Knospe *glüht*,
Ehe noch die Blätter *durch das Grün*
Sich gedränget, und die volle Blüthe
Florens neuer Purpurglanz beschien u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 17. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Wien, auf Kosten des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Versuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom *Abbé Estner*, Mitgliede der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. *Zweyter Band, zweyte Abtheilung.* Thon- Talk- Kalk- Barytgeschlecht und Sidneyerde; nebst Bemerkung der in den vorzüglichsten Wiener Kabinetten sich auszeichnenden Mineralien und Fossilien. XIV u. 657 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Die ersten Theile dieses schätzbaren Werkes sind schon von einem andern Rec. in diesen Blättern angezeigt worden. Der Vf. fahrt auch in dieser Abtheilung fort, mit rühmlichem Fleifse und genauem Beobachtungsgeiste die noch übrigen Mineralien aus der Classe der Erden und Steine zu beschreiben; wobey er nicht blos andern nachbetet, sondern die Gegenstände so darstellt, wie sie ihm nach eigenem Urtheile vorkamen. Aufser den sehr ausführlichen äufseren Beschreibungen jeder besondern Gattung, giebt der Vf. vorzüglich die empirischen Kennzeichen, welche bey den verschiedenen Gattungen vorkommen, sehr genau an, wodurch Anfanger sowohl als Geübtere eine sehr vortheilhafte Kenntnifs zur Beurtheilung des Geburtsortes verschiedener Stufen oder Handstücke bekommen. Durch diese Angaben zeichnet sich dieses Werk vor allen andern mineralogisch - oryktognostischen Lehrbüchern bey weitem am vortheilhaftesten aus. Insbesondere wird die nähere Kenntnifs der ungarischen und siebenbürgischen Kabinetstücke dadurch sehr erleichtert, weil der Vf. zu deren genauern Untersuchung am meisten Gelegenheit hat. Mit demjenigen, was der Vf. in der Vorrede zu dieser Abtheilung über die systematische Ordnung der Fossilien sagt, die, wenn man nach chemischen Grundsätzen allein ordnen wollte, nicht allein sehr oft aufs neue abgeändert werden müfste, wie es Klaproth's neue Analysen beweisen, sondern auch den in der Natur vorkommenden Annäherungen zu oft ganz entgegen seyn würde, ist Rec. völlig einverstanden; es ist daher besser, die Edelsteine, welche man längst zu den glasartigen Steinen zählte, im Systeme beysammen zu lassen, und sie allenfalls unter verschiedenen Rubriken: als glasartig kieselhaltige, glasartig-thonhaltige u. s. w. zu ordnen. Auf diese Art ist der chemische Charakter jedes dieser Edelsteine zugleich hinlänglich bestimmt, und es wird eine solche Ordnung um so weniger Schwierigkeiten haben, da jede Gattung der Edelsteine meistens nur eine Art begreift. Diejenigen, welche eine neue Grunderde enthalten, werden vorangeordnet. Die gleichzeitig mit der Erscheinung der vorliegenden Abtheilung des Estnerschen Werkes bekannt gemachten und die noch später nachher von Klaproth unternommenen, zum Theil dem Publicum noch nicht bekannten Analysen haben die Mineralsysteme noch mehr erschüttert, als unser Vf. es in der Vorrede schon vom ersten Bande der Klaprothschen Beyträge behauptet. Klaproths Analyse des peruvianischen Smaragds ist seitdem aber auch wieder, wie es scheint, berichtiget; da Vauquelin zuerst im Berylle und dann im peruvianischen Smaragde eine neue, von ihren süfsschmeckenden salzigen Verbindungen Glucine genannte Grunderde entdeckt hat, wodurch also wieder ein neues Geschlecht begründet wäre. Rec. glaubt daher, dafs wenigstens so lange, bis *alle* bekannten Mineralkörper, wo nicht von *einem* Chemiker, doch nach *einer* und zwar vorzüglichen Methode zerlegt sind, nichts gewisses über eine chemische Anordnung derselben bestimmt werden könne, und daher die Beybehaltung der jetzigen Ordnung, wo die Gattungen nach äufseren Kennzeichen allein geordnet werden, bey weitem die beste sey.

Was den Inhalt dieser Abtheilung der vorliegenden Schrift angeht, so finden die Leser zuförderst von S. 537 bis 538 Zusätze zur ersten Abtheilung des zweyten Bandes. Sie enthalten eine sehr vollständige Beschreibung des bengalischen sowohl als des chinesischen Demantspathes, welche nach einer Menge von Exemplaren entworfen ist, die Haidinger aus England selbst mitgebracht hatte. Das Pulver dieser Steinart soll nie zum Schleifen und Poliren der Edelsteine, sondern nur zu Carneol und Achat angewandt worden seyn; aber auch für letztere bedient man sich jetzt wieder des Schmirgels. Ferner die Beschreibung des Augits, welchen der Vf. zwar längst kannte, ihn aber für eine Abänderung der basaltischen Hornblende hielt, mit der er wenigstens sehr nahe verwandt sey. Der Vf. theilt hier sehr interessante Nachrichten über das Vorkommen des Augits in Siebenbürgen mit, welche sein Freund *Esmark*, ein königl. dänischer Pensionär, auf einer Reise in diesem Lande anstellte. Auch in den Mandelsteinen von Fassa in Tyrol kommen Augite vor. Diese Masse habe der Vf. vormals irrig für Grünstein gehalten, weil er die Augitkrystallen für gemeine Hornblende angesehen habe. Bey der Ableitung des Namens dieser Steinart meynt der Vf., ob er vielleicht mit dem Augapfel, welcher zwischen der Horn-

haut inne liegt, verglichen sey, weil der Stein zuweilen zwischen einer speckssteinartigen Rinde eingewachsen vorkomme? — Solche Etymologien sind des Vfs. nicht würdig und in der That sehr weit hergeholt; es liegt auch nicht einmal ein richtiger Begriff dabey zum Grunde, da bekanntlich das Auge mit allen seinen Häuten unter der Benennung Augapfel begriffen ist. Ferner die Beschreibung des *Krokallits*, einer rothen in Mandelsteinen zu Felvatza in Siebenbürgen vorkommenden muthmasslich neuen Steinart, der Vf. habe kürzlich erfahren, dass dieser Stein ein Zeolith seyn solle. Auch Rec. hält ihn dafür, obgleich er sich vom gewöhnlichen dichten rothen Zeolithe durch etwas fettglänzendes und etwas grössere Härte, wie auch durch eine Annäherung zum unvollkommen blätterigen Bruche unterscheidet. Er ist auch schon von Hn. *Lenz* in seinem mineralog. Taschenbuch 1798. unter dem Namen Crocallit aufgenommen, wo die Beschreibung aber ganz von *Estner* entlehnt ist. Ferner Leuciten sind von Esmark auch in Siebenbürgen entdeckt. Sie bilden Drusen auf Mandelsteinen, sind theils krystallisirt und dann nur durchscheinend, theils in Körnern, welche vom halb- bis zum vollkommen durchsichtigen wechseln. Einige haben eine ziegelrothe Farbe; blass leibrothe und ganz durchsichtige fand der Vf. auch unter den italienischen. Die siebenbürgischen scheinen nicht vulkanischen Ursprungs zu seyn; denn Esmark fand keine Spur eines Vulkans in Siebenbürgen. Ferner: milchweissen zerreiblichen Amethystquarz sowohl derb als krystallisirt ist auf dem Steinbauer zu Neuberg in Steyermark gefunden. Das Zerreibliche komme wahrscheinlich von etwas beygemischtem Kalke her. Auf der Insel Elba breche schöner krystallisirter Prasem. In der Gebirgsart der Vesuviane komme krystallisirter und eingesprengter magnetischer Eisenstein vor. Der sechsfache Durchgang der Blätter bey dem Bergkrystalle gehe nach der Richtung der Zuspitzungsflächen. Bey Steyerdorf im Bannate habe Esmark gleich unter der Dammerde Onyxe und Chalcedone gefunden, welche den isländischen vollkommen ähnlich seyen. Zu Fassa in Tyrol komme Heliotrop bey dem rothen Zeolithe vor; die rothen Puncte desselben seyen selbst zum Theil rother dichter Zeolith. Zu Afsutza in Siebenbürgen habe Esmark unter andern gemeinen und Halbopalen von verschiedenen Farben auch einen blutrothen in sechsseitigen mit drey Flächen zugespitzten Säulen in Afterkrystallen gefunden. Ferner führt der Vf. sehr interessante Beobachtungen von Esmark über das Vorkommen der Fichtelschen Zeolithe an. Diese hielt unser Vf. für pechsteinartige Massen, welche sich dem Obsidiane nähern und in denselben übergehen. Esmark hält sie für Obsidiane (Werner sieht sie für eine eigene Gattung an, welcher er den Namen *Perlstein* gegeben hat), und behauptet daher, dass man dreyerley nämlich pechsteinartige, zeolithartige und glasartige Obsidiane annehmen müsse; die zeolithartigen sind die, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Die glasartigen sind die gewöhnlichen schwarzen, welche sich auch in Körnern mit krummschalig abgesonderten (oder wie sie unser Vf. nennt ausgezeichneten) Stücken in den zeolithartigen, welcher gleichfalls diese abgesonderten Stücke zeigt, eingeschlossen finden. Sie schmelzen zu einem bimssteinartigen Glase, sind aber nach Esmark so wenig als die isländischen vulkanischen Ursprungs; denn es war in allen den Gegenden, welche Esmark deswegen genau untersuchte, keine Spur von Vulkanen. Rec. glaubt nicht, dass man alle Einwirkung des Feuers auf diese Substanzen durchaus ableugnen könne. Die Beschreibung des Lasursteines, welchen der Vf. ehemals als zum Eisengeschlechte gehörig ansah, dem aber Klaproth die Stelle unter dem Kieselgeschlechte aufs neue zugesichert hat, ist auch in diesen Nachträgen nachgeholt, so wie auch die des Lazuliths von Verau, welcher, wie Rec. vernimmt, auch neuerlich in der Stickelberger Gegend hinter wienerisch Neustadt gefunden seyn soll. Von den in den folgenden Paragraphen fortgeführten genauen Beschreibungen der Gattungen des Thon- Talk- Kalk- und Barytgeschlechts bemerkt Rec. nur folgendes. S. 626. Einfarbigen grünen Jaspis habe der Vf. nie gesehen, das, was man dafür ausgebe, sey oft erhärteter Thon oder Achat mit Chalzedon und grüner Erde durchdrungen. S. 627. Auch die Hauptmasse der Voigtischen Jaspisporphyre könne er für keinen Jaspis, sondern höchstens für ein Mittelding zwischen erhärtetem Thon und Jaspis halten. S. 628. Der eigentliche Jaspis müsse immer schimmernd seyn, der ganz ins erdige übergehende müsse dem erhärteten Thone einverleibt werden, um den Begriff von Jaspis deutlicher zu machen. Ausser dem gemeinen und Porcellanjaspis hat der Vf. keine Arten aufgeführt, sondern den Aegyptenstein und Bandjaspis, wie auch schon Wiedemann, zum gemeinen gerechnet. Den Polirschiefer führt der Vf. S. 635. als zweyte Art des Tripels an und bemerkt, dass beide Arten künftig ins Kieselgeschlecht zu setzen seyn würden. Jeder im grossen schieferig brechende Tripel könne zu dieser zweyten Art gerechnet werden. S. 644 bemerkt der Vf., dass in Ungarn hin und wieder sehr gute und ächte Alaunsteine brechen, und verspricht z. B. vom Havescher, der von allen bisher bekannten in mehreren Stücken abweiche, mit der Zeit eine genaue Beschreibung zu liefern, da ihm alle Abänderungen desselben zugesandt seyen. Die Alaunerde Werners bezeichnet der Vf. mit dem Namen alaunige Erde, um Verwechselung mit der reinen Thonerde zu verhüten. S. 653. Das Queckfilberbergwerk zu Idria, welches Werner für ein Steinkohlengebirge gehalten habe, sey sehr merkwürdig, denn es brechen hier uranfängliche und Flötzgebirge zusammen ein. Der Alaunschiefer habe hier von dem eingemengten Quecksilber, so wie auch der Brandschiefer eine Mittelfarbe zwischen dunkelkoschenille, roth und bräunlich schwarz. S. 654. bey Krems in Oestreich werde auch ein graulichweisser und röthlichgrauer mit Eisenflecken durchzoge-

zogener kleinkörniger, theils glimmerartiger in Speckstein übergehender, mit scheinbar zu Porcellanerde aufgelöstem Feldspathe eingesprengter Stein zum Alaunsieden benutzt, welcher überdem noch Stellen von erdigem Talk, sparsame blasse Granatkörner und Graphit enthalte. Der Schillerspath komme auch bey Dobschau in Oberungarn, bey Matray in Tyrol als Geschiebe im Innflusse am Mezzeberge bey Mähren vor. Zu Ambras in Tyrol soll eine schöne Tischplatte des tyrolischen seyn, es müsse also der Bruch noch wohl aufzufinden seyn, da es im Innflusse so viele Geschiebe davon gebe. Den Kyanit hat der Vf. zwischen den Schillerspath und die Hornblende gestellt; beide letztere Steinarten hätte er sollen auf einander folgen lassen, da sie ziemlich nahe verwandt sind. Auf den Sanalyen komme der Kyanit in verschiedenen Gemengen in der Nachbarschaft derselben auch auf lauchgrüner strahliger Hornblende von blassvioletter Farbe derb vor. Er finde sich in platten vierseitigen Saulen, die wenn sie dicker werden oder in die geschobene vierseitige Säule übergehen, an den Seitenkannten der breiteren Seitenflächen mehr oder weniger abgestumpft sind, hier ist entweder ein Druckfehler und es muss statt Seiten — Endkanten heissen, oder der Vf. hat sich undeutlich ausgedrückt. Ferner in Zwillingskrystallen, aus zwey tafelartigen vierseitigen Säulen bestehend, welche mit den breiten Seitenflächen zusammengewachsen sind, so dass an den abgestumpften Seitenkanten einspringende Winkel entstehen. Er scheine mit dem Glimmer und der Hornblende näher als mit dem Talke verwandt zu seyn, und da auch nach den bekannten Analysen die Thonerde vorwalte; so habe der Vf. ihm hier seine Stelle angewiesen. S. 705. Das vormals häufig auf dem alt Antoni von Padua Stollen zu Schemnitz eingebrochene sogenannte Feder- oder Tigererz, scheine nichts anders, als eine höchst zartfaserige Hornblende zu seyn, welche in schmutzigweissen Quarz eingewachsen ist. Der Vf. bemerkt, S. 708. dass er die Findorter der tyroler Hornblenden nicht angeben könne, da die Mineralienhändler von daher immer nur das Zillerthal und den Greiner angeben: Rec. bemerkt daher nur, dass dieselbe grün und schwarz krystallinisch-strahlig aus dem Pfitsch; blassgrünlich kurz und dickstrahlig schon in grobkörnigen Hornblendeschiefer übergehend im Gerichte Stubey und Steinach mit Feldspath als Geschiebe im Innflusse, in flachen Prismen in Quarz im Sill, mit Talk, braunen Glimmer und weissem Quarze zu Vollriegl, in grauen Quarz in Oberinnthal, in weissen Talk mit Granaten, strahlig und krystallisirt im Zillerthale vorkomme. Der unter Voigts neuesten Gebirgsarten enthaltene reine S. 714 Hornblendeschiefer habe doch graulich-weissen Quarz eingemengt, und so scheine es der Fall mit den meisten schieferigen und doch dichten Hornblendeschiefern zu seyn. Bey dem Basalte giebt der Vf. S. 733 u. fg. mehrere neue Geburtsörter desselben in Ober- und Niederungarn an. S. 741. Der Begriff von der Wacke müsse erweitert werden, da diese Steinart nicht allein auf Gängen, sondern auch auf Lagern unter dem Basalte gefunden werde, wo sie ausser den von Werner angegebenen charakteristischen Gemengtheilen auch frische und verwitterte Feldspathkrystalle, Körner oder Brocken von Basalt, basaltische Chrysolithkörner (Olivin) und Krystalle zuweilen auch Augitkrystalle, Bol und die pechschwarze Substanz (Melanit?) mancher Basalte enthalte. Werners Klingstein führt der Vf. S. 747 unter dem Namen *Porphyrschiefer* auf. Auch den Basaltporphyr ist der Vf. geneigt hieher zu zählen: „die graulich-schwarze Farbe (heisst es S. 751.), die wenigere an den Kanten kaum bemerkbare Durchscheinlichkeit, und die nicht immer deutliche schieferige Textur, welche zuweilen auch dem Porphyrschiefer mangelt, kann diese Basaltporphyre zu keiner neuen Steinart charakterisiren, da nach meiner Ueberzeugung jeder Porphyrschiefer, der zur Basalt- oder Trappformation gehört, mehr oder weniger aus Basaltmasse zu bestehen scheint u. s. w." So fände sich denn auch in Ungarn und Siebenbürgen diese Steinart. Die Laven theilt der Vf. in zwey Arten, nämlich schwammige und schlackige, erstere scheine mit dem vulkanischen Bimsteine verwandt. Das Steinmark trennt der Vf. nicht in zerreibliches und festes, sondern begreift beides unter *einer* Art. In der Gebirgsart der Vesuviane von Kamtschatka kommt das Steinmark in einfachen umgekehrten dreyseitigen Pyramiden, und zu Tekerö in Siebenbürgen in blassröthlichbraunem Thone, in sechsseitigen Säulen von spargelgrüner Farbe mit vielen kleinen graulichweissen Kalkspatkugeln abwechselnd vor. Beide seyen wahrscheinlich Afterkrystallen. S. 776. Die Bergseife komme zu Olkutz in Polen gar nicht mehr vor, es kenne sie auch niemand dort. Der Bol scheine dem Vf. nur durch seinen Eisengehalt vom Steinmarke verschieden zu seyn. Das mehr oder wenigere Knistern im Wasser habe er mit dem Meerschaume gemein, und dies sey fast sein einziges Unterscheidungszeichen vom Steinmarke, welches oft aber auch, nur langsamer, im Wasser ohne Knistern zerspringe, die sich nach und nach wie der Bol erweichen. Von den Specksteinkrystallen ist der Vf. S. 798 geneigt zu glauben, dass sie sämmtlich zu Speckstein veränderter Feldspath seyn; denn er bemerkte, dass die meisten dieser Krystalle ein undeutlich versteckt blätteriges Gewebe zeigten, und dass dem Specksteine oft Feldspat eingemengt war. Dass Klaproth die chinesischen Specksteine untersucht, darin gar keine Talkerde gefunden, und sie daher Bildsteine genannt hat, konnte der Vf. bey dieser Beschreibung des Specksteines noch nicht wissen. S. 816. Meerschaum finde sich auch in Ungarn, doch dürfe der Vf. noch keine weitere Nachricht davon geben. Die verkäuflichen Stücke des türkischen Meerschaumes seyen mit einer fetten oder geistigen Substanz getränkt; man könne daher die Kennzeichen derselben nicht auf den ächten natürlichen Meerschaum anwenden. Der Vf. erhielt durch Zufall ein schneeweisses Stück ächten türki-

tatarifchen Meerfchaum, welches auf dem frifchen Bruche ein dichtes ebenes durch das flach mufchelige in das unebene fich verlaufendes Gewebe zeigte. Der Name Meerfchaum komme vielleicht vom tatarifchen *Bigfen*, denn fo nenne ihn dies Volk. Vom verhärteten Talke führt der Vf. S. 828 nadelförmige Kryftalle, geschobene vierfeitige und fechsfeitige theils vollkommne, theils an beiden Enden mit drey auf die abwechfelnden Seitenkanten aufgefetzten Flächen zugefpitzte Säulen an. Der Topfftein fey zwar vom verhärteten Talke fehr verfchieden S. 836. aber doch mehr eine gemengte als einfache Steingattung S. 837. und beftehe aus Talk und Chlorit, zuweilen noch mit einzelnen grünen Glimmerblättchen (tyroler Schneideftein) oder Talk und Chloritfchiefer, oder wie der von Horn in Oeftreich aus erhärtetem Talk und gemeinem ganz talkartigem Asbeft. S. 839 bis 842 werden zwey neue, wahrfcheinlich zum Talkgefchlechte gehörige Subftanzen befchrieben, wovon die erfte hochpiftaziengrüne eingefprengt und kryftallifirt in kleinen tafelähnlichen vierfeitigen Säulen, mit zwey gegenüberftehenden breiteren in die Länge geftreiften und zwey fchmäleren glatten Seitenflächen in Speckftein eingewachfen zu Joachimsthal in Böhmen, die zweyte von lichtlauchgrüner Farbe in kleinen Körnern und kurzen tafelähnlichen vierfeitigen Säulen, an den Seitenkanten fchwach abgeftumpft und an den freyftehenden Enden mit vier ungleichen Flächen flach zugefpitzt, die Spitze wieder abgeftumpft, die Zufpitzungsflächen auf die Seitenkanten gefetzt, in einer Gebirgsart aus derben milchweifsen Feldfpate, graulichweifsen Quarze und gelblichgrauen Bergkork in Kärnthen vorkommt. Den Plasma zählt der Vf. zum Talkgefchlechte: was er in der erften Abtheilung des zweyten Bandes als grünen Chalcedon befchrieben habe, fey Plasma, der aber nicht mit dem Heliotrop verwechfelt werden dürfe. S. 348 Nephrit fey auch in knolligen Stücken theils mit gemeinen Talkblättchen überzogen, theils damit verwachfen in Oeftreich gefunden. Das, was in der erften Abtheilung vermuthungsweife S. 163 für Nephrit angeführt fey, mit dem die Granaten verwachfen find, fcheine nur fplitteriger Quarz mit lauchgrüner Hornblende gefüllt zu feyn. S. 875. Asbeftartiger Strahlftein fcheine nur eine Abänderung des gemeinen Asbefts, fo wie der gemeine Strahlftein ein mehr mit Kiefelerde gemifchter Asbeft zu feyn; im letzten Verhältniffe könne auch wohl der glasartige Strahlftein mit dem Amianthe ftehen. S. 884 und 885. Der asbeftartige Strahlftein fey keine fo grofse Seltenheit, als Hr. *Emmerling* vermuthe, denn er finde fich in den Eifenfteingruben im Bannate von vielerley grünen auch braunen Farben mit Eifenglanz, Kupferkies, magnetifchem Eifenfteine und faferigem Malachit u. f. w. Zu dem gemeinen Strahlfteine ift der Vf. den Baikalit zu zählen geneigt. Der glasartige Strahlftein komme beynahe in allen äufseren Kennzeichen mit dem tyroler glasartigen Tremolithe überein, ausgenommen dafs jener nicht wie der Tremolith phosphorefcire, wenn er mit der Nadel gereizt werde. Bey diefer Gelegenheit bemerkt auch der Vf., dafs das oberungarifche Titanium bey Revuza, nicht aber bey Boinick, Murany, oder Rofenau zu Haufe fey.

(Der Befchlufs folgt.)

GESCHICHTE.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeifter: *Siebenbürgens Fürften*, eine ftatiftifche Zeitfchrift, von *Mich. Lebrecht*, evangel. Prediger zu Herrmannftadt. I. Th. 1791. 374 S. II. Th. 1792. 377 S. 8. (4 Fl.)

Da diefes Werk erft im Mefscatalog des J. 1795. von der Michaelismefse erfcheint; fo erklärt fich deffen verfpätete Anzeige von felbft. Der Vf. ift durch eine unter der Jofephinifchen Regierung herausgegebene Geographie von Siebenbürgen vortheilhaft bekannt, deren neue Herausgabe mit Anwendung auf die 1790. wieder hergeftellte ältere Verfaffung zu wünfchen wäre. Gegenwärtiges Werk erfchien Heftweife, ift den Freyherrn *Samuel* und *Michael v. Brukenthal*, (wovon der erftere durch feine Bibliothek, Münzfammlung und Bildergallerie dem Literator intereffant ift) gewidmet, und in ganz populärem, anfpruchlofem Ton abgefafst. Da der Vf. nicht kritifch für Gefchichtskenner fondern verftändlich für feine Landsleute überhaupt fchreiben wollte; fo hat er zwar nach jeder Fürftenbiographie feine Quellen im allgemeinen, nirgends aber insbefondere angeführt, woher er diefes oder jenes Factum entlehnt habe. Manche Abfchnitte find faft wörtlich z. B. aus Bethlen überfetzt. Der Stil bedarf hie und da einer fcharfen Feile, z. B. II. S. 191. heifst es von Gabriel Bethlen: „Seit feinem fiebenzehnten Jahre mit den Staatsgefchäften feines Vaterlandes bekannt, hatte fein Geift eine *Durchdringlichkeit* erhalten, die ihm viele Ausfichten eröffnete, *und denen* er jederzeit mit vielem Glücke *nachging*. „Nach I. S. 225. follen die Wallachen keine Refte von Römerblut, fondern ein barbarifches Volk aus dem 5ten Jahrh. feyn." — Das Gegentheil hat der Vf. felbft in feiner Gefchichte der aborigenen dacifchen Völkerfchaften in Abendunterhaltungen. 1791. 8. vorgetragen. Doch dem Rec. ifts angenehmer, ftatt einer Polemik hiegegen, noch zum Lobe des Vfs. hinzuzufetzen: dafs derfelbe fchon im J. 1784. den erften Theil einer fiebenbürgifchen Gefchichte herausgegeben habe, die er aber nicht fortfetzt, fondern auf Windifch und Gebbardi verweifst. Möchten feinem Beyfpiele doch mehrere fächfifche Pfarrer in Siebenbürgen folgen! Möchten fie die Stunden ihrer Mufse auf die Gefchichte ihres Vaterlandes, wie Haner und andere würdige Vorfahren gethan, verwenden. Die meiften derfelben haben auf norddeutfchen Univerfitäten ftudirt, und von da nicht nur die nöthigen Vorkenntniffe, fondern auch jenen Geift der hiftorifchen Toleranz mitgebracht, der den ächten Gefchichtsforfcher von dem Troffe ehrgeiziger Rechthaber unterfcheidet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, auf Kosten des Vfs. gedr. b. Schmidt: *Versuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber, vom Abbé Eſsner etc.*

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 906. Tremolith komme zu Dognaczka im Bannate nicht vor, Stütz's Tafelspat rechnet der Vf. zum gemeinen Tremolith, er komme mit Kalkſpat gemengt und verwachſen vor. Die dunkelgrünen Flecken in dem dichten Kalkſteine von der Inſel Tyr-ey, nicht in Schottland wie der Vf. ſagt, ſondern an der weſtlichen Küſte von Schottland, werden S. 925 vermuthungsweiſe für Strahlſtein ausgegeben; Rec., welcher mehrere Stücken dieſes Marmors von der Hand des verſtorbenen *Raspe* erhielt, der zuerſt den Herzog von Argyle auf dieſes ſchöne Product aufmerkſam machte, hält dieſe Flecken eher für Hornblende. Die Hauptfarbe dieſes Marmors iſt nicht die blaſsleibrothe allein, er findet ſich auch von ſehr dunkelleibrother und graulichweiſser Farbe; auch ſchneeweiſs, in welcher letztern Abänderung die eingeſprengte grüne Subſtanz ſehr blaſs piſtaziengrün und nicht in runden ſcharf abgeſchnittenen, ſondern mehr in wolkigen Flecken vorkommt. In den rothen und grauen Abänderungen kommen auſser den grünen auch dunkelſchwarze Flecken vor, welche letzten meiſt Politur annehmen und oft viereckig, alſo höchſtwahrſcheinlich vierſeitig ſäulenförmigen Kryſtallen zuzuſchreiben ſind. Bey dem körnigen Kalkſteine giebt der Vf. S. 932 eine Kryſtalliſation von undeutlichen nicht auskryſtalliſirten Zwanzigecken an, welche ſich bey Marienſtein in Tyrol finden. Dieſe Kryſtallen, welche in der That ſehr merkwürdig ſind und wovon Rec. einen ziemlichen Vorrath ſowohl loſer ausgefallener als eingewachſener beſitzt, ſind zuverläſſig Zwanzigecke; denn fünfeckige Flächen, welche doch das charakteriſtiſche Merkmal dieſer Kryſtalliſation ausmachen, finden ſich häufig genug; obgleich die Flächen ſehr oft nur viereckig, ja ſogar zuweilen dreyeckig erſcheinen. Man muſs nämlich nicht vergeſſen, daſs der Vf. das Dodekaëder Zwanzigeck nenne. S. 966. Auf dem Brudermeiſtergange im Bannat bey Oravicza kommt ein graulichweiſser derber Kalkſpat vor, der zerſtoſsen auf ein warmes Eiſen geſtreut einen phosphoriſchen Schein giebt und bey dem Probiren der Kupfererze viele Schwierigkeiten macht. Zu Faſsa in Tyrol kommt vollkommen würfeliger Kalkſpat vor. S. 971. Die meiſten zackigen und tropfſteinartigen Kalkſteine, welche oft aus derben und kryſtalliſirten Kalkſpate beſtehen, werden gewöhnlich zu den ſogenanten Kalkſintern oder faſerigen Kalkſteinen gerechnet; ſie dürfen aber doch vom Kalkſpate nicht ausgeſchloſſen werden, wenn ſie nicht ein faſeriges Gewebe zeigen. Von den Kalkſintern kann man nach des Rec. Meynung die ſpathartigen zackigen Kalkſteine nicht ausſchlieſsen, ſobald dieſe Benennung Sinter beybehalten werden ſoll, wohl aber vom faſerigen Kalkſteine, welcher immer ein Sinter iſt; das Wort Sinter bezeichnet eine Gattung und bezieht ſich nicht auf das innere Anſehen, ſondern nur auf die Entſtehungsart mehrerer Arten des Kalkſteines. Uebrigens iſt die Bemerkung des Vfs., daſs manche ſeltene Kryſtalle des ſchneeweiſsen (und zwar geſinterten) Kalkſpathes überſehen ſeyen, weil man das Ganze für faſerigen Kalkſtein hielt. Werner's Braunſpath beſchreibt der Vf. von S. 998 bis 1017 unter der Benennung *Braunkalk* und unterſcheidet drey Arten: nämlich dichten, faſerigen und blätterigen, worin zugleich der Grund der veränderten Benennung liegt. Die Beſchreibungen ſind ſehr ausführlich. Den Bitterſpath nennt der Vf. *Talkſpath*, weil nach oryktognoſtiſchen Grundſätzen der Name Bitterſpath nicht zu paſſen ſcheine; da er keinen bittern Geſchmack auf der Zunge errege. Der Arragonit findet ſich nach S. 1042 auch in der Leogang im Salzburgiſchen. Die einzelnen dicken Kryſtalle mit einzeln eingewachſenen blutrothen Amethyſtquarzkryſtallen ſollen, nach des jüngern Förſter's Behauptung, zu Baſtenne unweit Dax in Bearn in Frankreich gefunden werden. Den engliſchen Namen des Spargelſteins giebt der Vf. S. 1045 *Sparrowgraſs-ſtone* an: ſo würde ihn aber wohl kein für die Wiſſenſchaften erzogener Engländer ſchreiben; denn *Sparrowgraſs* (Sperlingsgras) iſt nur durch verdorbene Ausſprache von *Aſparagus* entſtanden. Für Apatit wählte der Vf. den beſſern Namen Phosphorit, welchen *Fichtel* dieſer Steinart aus Scherz gegeben habe. Der Vf. führt auch den erdigen Phosphorit von Logroſan als eigene Art auf, dieſer hat ihn veranlaſst den ehemals vorgeſchlagenen Namen Phosphorſpath wieder zu verwerfen. Bey dem Boracit hätte der Vf. wohl der künſtlich von den Gefangenen auf dem Kalkberge bey Lüneburg nachgemachten, zum Theil graulichſchwarz gefärbten Boraciten erwähnen können, welche ſich durch fehlenden Glanz, gröſsere Weichheit u. ſ. w. auszeichnen. Bey den Fluſsſpaten giebt der Vf. S. 1087 bis 89 die phosphoriſchen Farben an, welche die

die verschieden gefärbten Flufsspathe auf Kohlen erhitzt, zeigen; weil zu Wien kleine Stückchen Flufsspath sehr theuer wegen ihrer schönen Phosphorescenz verkauft wurden, die von Siberien seyn sollten. S. 1093 und 94 sagt der Vf. in der Anmerkung, dafs ungeachtet der Einwendung des Rec. der ersten Abtheilung dieses Bandes in diesen Blättern, die vierseitige Säule des Granats wirklich in mehreren Wiener Sammlungen zu finden sey. Das Fraueneis begreift der Vf. mit unter dem blätterigen Gypse, die völlige Durchsichtigkeit finde sich bey dem blätterigen Gypse von Montmartre, welchen auch *Werner* und *Emmerling* zum Fraueneise zählen, nur höchst selten. Zwillingskrystalle des blätterigen Gypses, welche an beiden Enden einspringende Winkel bilden, habe der Vf. in der Natur nie gefunden; doch werden sie in den sächsischen Krystallmodellen ausgegeben. Die Gypskrystallen auf Muschelschalen von Shotoverhill in Oxfordshire scheint der Vf. nicht zu kennen. Den kohlensauren Baryt beschreibt der Vf. sehr genau, und zwar den in England, in Siberien und in Steyermark gefundenen, jeden besonders. In Steyermark findet sich aufser dem gemeinen auch noch erdiger kohlensaurer Baryt, welchen der Vf. als eigene Art beschreibt; mit diesem kommt noch eine besondere Art vor, welche nach Lindackers Versuchen auch Kalkerde enthält und angeflogen, in keilförmigen Stücken und krystallisirt erscheint. Den mulmigen Schwerspath hält der Vf. S. 1153. für nichts weiter als mürben, geradschaligen, zum Theile aufgelösten Baryt. Der Stangenspath (S. 1179) unterscheide sich vom Baryte nur durch die stangenförmige Zusammenhäufung; der Vf. hat ihn daher nicht als eigene Art aufführen wollen, denn dies ist kein hinreichendes Unterscheidungszeichen. Der vollkommene Perlmutterglanz findet sich bey dem tafelartigen Schwerspath aus Siebenbürgen eben so gut, wie bey dem Stangenspathe. Die Sidneyerde, welche der Vf. noch zuletzt beschreibt, und die er so nannte, weil der von Haidinger aus England mitgebrachte Vorrath derselben mehr erd- als sandähnlich aussah, verdient nach Klaproths neuerer Analyse nicht als eigenes Geschlecht aufgeführt zu werden, da der Australsand ihm nur Kieselerde, Alaunerde und etwas Eisen lieferte.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Ueber das höchste Gut und dessen Verbindung mit dem Staate.* Ein Versuch von *Joh. Adolf Dori.* 1798. 246 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. setzt das höchste Gut in einer Vereinigung der Sittlichkeit und Glückseligkeit, und zwar so, dafs das Streben nach der letzten der ersten untergeordnet sey. Er zeigt, dafs das höchste Gut 1) ein Object der Pflicht und Neigung zugleich, 2) ein unendliches Object, d. i. nur durch einen Fortschritt ins Unendliche, durch Annäherung; aber 3) einzig und allein durch die Thätigkeit vernünftiger Wesen erreichbar sey. 4) Stellt er das, was von den Menschen zur Erreichung des höchsten Guts gethan werden, dar, indem er zeigt, was sie zu dem Zwecke thun sollen, nämlich in einen Zustand des rechtlichen Zwangs treten, in welchem das Aeufsere der Vernunft unterworfen, und die Macht der Guten der Macht der Bösen durch den Willen der Bösen selbst überlegen seyn, und die gute Sache endlich nothwendig siegen mufs. Das aufsere Object des Willens ist die Herrschaft des Sittengesetzes, die Abhängigkeit des Aeufsern von dem durch das Vernunftgesetz bestimmten Willen freyer Wesen, oder die moralische Ordnung. Herrschaft über das Aeufsere ist auch das Ziel unsers durch das Gesetz der Glückseligkeit bestimmten Willens, aber in dieser Absicht nicht, wie in der vorhergehenden, Zweck an sich, sondern das Mittel der Erreichung und Sicherung der Glückseligkeit. Das Streben nach Glückseligkeit soll dem Sittengesetze untergeordnet seyn. Herrscht das Sittengesetz; so ist eine moralische Ordnung da; so herrschen wir über das Aeufsere. Ist das Aeufsere von Freyheit und Vernunft abhängig; so ist unsere Glückseligkeit gesichert, mithin ist die Herrschaft des Sittengesetzes in verschiedenem Sinne Object der Pflicht und Neigung zugleich. Bey dem letzten Puncte hält sich der Vf. am längsten auf, und er spricht weitläufig über die metaphysische, moralische und physische Nothwendigkeit des Staats, und die beste Einrichtung desselben. Er zeigt, wie die Gewalten in dem Staate abgetheilt und zu einander coordinirt und subordinirt werden müssen, damit das Recht und nicht die Willkür herrsche, und wie endlich jeder Staat seine eigene Sicherheit und Unabhängigkeit nur allein in einem *Staatenstaat* finde. — Grofstentheils herrscht in dieser Schrift Fafslichkeit und ein guter Stil; aber Präcision, Bestimmtheit und Gründlichkeit vermifst man nicht selten. Die Prämiffen, worauf sich das Resultat des Ganzen stützt, sind nicht hinlänglich begründet. Dahin gehört z. B. der Satz, dafs der gute Wille, oder Sittlichkeit, als das innere Object des Sittengesetzes, an keine Zeitbedingung gebunden, mithin endlich und keines Grades fähig sey. Das Sittengesetz fodert das ernstliche Bestreben, in jedem Momente des Daseyns ihm gemäfs zu wirken; die Bedingung zur Erfüllung dieser Foderung, Freyheit, hat jedes vernünftige Wesen in sich; daher, meynt der Vf. S. 9. sey die *vollendete* Erfüllung des Sittengesetzes einem jeden vernünftigen Wesen in jedem Momente seines Daseyns möglich, und in einem guten Willen gehe das Sittengesetz vollkommen in Erfüllung. Daraus schliefst er, mit welchem Rechte, leuchtet von selbst ein, dafs das äufsere Object des Willens vernünftiger Wesen unendlich sey, weil sonst ihrer Thätigkeit ein Ziel gesetzt wäre, durch dessen Erreichung sie aufhörten vernünftige Wesen zu seyn. Denn Wirken und Seyn sey hier ein und dasselbe. — Die Idee, dafs der Mensch sich durch Sittlichkeit der Glückseligkeit würdig machen soll, bestreitet der Vf. mit mehreren Gründen, aus denen aber erhellet, dafs er sie gänzlich mifsverstanden habe. Er meynt, Sittlichkeit werde zu einem blofsen Mittel herabgewürdi

würdiget und in ihrem Wesen zerstöret, wenn man sittlich handle um glückselig zu werden; als wenn diese Maxime mit dem Bestreben der Glückseligkeit sich würdig zu machen identisch wäre. Tugend, sagt er S. 29, ist Befolgung des Sittengesetzes, wenn nun durch sie für den Handelnden Glückseligkeit entsteht, so muss sie nothwendig aufhören, Tugend zu seyn, und wird durch Klugheit geleitete Befolgung des Gesetzes, welches die Sinnlichkeit dictirt d. i der Lust — „Wir schreiben Gott ein gerechtes Austheilen der Glückseligkeit zu; wie können wir aber so inconsequent seyn, und vom heiligsten Wesen erwarten, dass er die Sittlichkeit vernünftig sinnlicher Wesen durch *Preisaustheilungen* (?) untergraben, und ihre Freyheit, deren Realität das Sittengesetz beweiset, durch mächtige Eingriffe in ihre Rechte aufheben werde?" Diese Stellen werden hinlänglich seyn, um zu zeigen, wie wenig der Vf. in den Sinn des Kantischen Begriffs vom höchsten Gute eingedrungen sey, und wie wenig sein eigner Begriff durch solche schiefe Widerlegungen jenes begründet sey. Die Glückseligkeit, sagt er S. 85, darf nicht weder zum Theil, noch gänzlich ausgetheilt, (auch nicht in Proportion mit Sittlichkeit gesetzt?) sondern muss erworben werden. — Die Erfüllung des Sittengesetzes liegt uns ob, und dabey müssen wir stehen bleiben. Das Sittengesetz postulirt zu seiner Erfüllung ins Unendliche Freyheit und Unabhängigkeit, mithin postulirt es zu seiner Erfüllung ins Unendliche kein von uns verschiedenes höheres Wesen. — Einen grossen Theil der Schrift nimmt das Räsonnement über Freyheit und ihre Bedingungen ein, welches aus einem losen Gewebe von Begriffen ohne alle Haltung ist. Nur einige Proben. S. 107. „Die auf das Aeussere einwirkende Kraft muss sich dem Bewusstseyn als eine freye Kraft ankündigen. Dies ist nur dadurch möglich, dass sie sich für das Wirken nach aussen selbst bestimme. *Freyheit kündiget sich nicht ohne Zwang an und ist ohne Zwang in jeder Absicht undenkbar.* Die Selbstbestimmung müsste unter einem Zwange geschehen, dieser aber aus dem Willen selbst hervorgehen. S. 109. „Ein vernünftiges Wesen und ein unabhängiges Aeusseres, ein Ich und Nichtich sind von einander nicht zu trennen; ist das eine gesetzt; so ist das andere zugleich mit ihm gesetzt. Soll das Subject eines freyen Willens oder soll das *Freye* sich seiner Freyheit unmittelbar bewusst werden; so muss es zugleich ein *Abhängiges* seyn. Das Freye oder Unabhängige kann auf seine Unabhängigkeit nicht reflectiren, ohne abhängig zu seyn, und das Abhängige nicht auf seine Abhängigkeit ohne unabhängig zu seyn. —

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Neuestes katechetisches Magazin*, zur Beförderung des katechetischen Studiums, von Dr. *J. Fr. Chr. Gräffe.* Zweyter Band. *Dritte verbess. und vermehrte Auflage.* 1798. 566 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser zweyte Band enthält die Sokratik nach ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in katechetischer Rücksicht betrachtet. Mit Recht freuet sich Hr. G. in der Vorrede zu dieser Auflage darüber, dass die sokratische Lehrart beym Jugendunterricht unter uns immer allgemeiner zu werden anfängt. Wie viel er selbst durch seine Bearbeitung der Katechetik, besonders aber durch diese Sokratik dazu beygetragen habe, darüber wird einst die Geschichte der Katechetik (einer Wissenschaft, die eben erst im Entstehen ist und ihrer Vervollkommnung entgegensieht) befriedigende Auskunft, so wie überhaupt seinem Fleisse und Bemühen um diese Wissenschaft das rühmlichste Zeugniss geben. Unter den Veranlassungen, die das Studium der Sokratik und ihr Gebrauch besonders seit Mosheim gehabt hat, hätte folgende, da sie unstreitig eine der wichtigsten ist, §. 52. mit angeführt werden sollen. Der Autoritätsglaube aller Art hat in dieser Periode immer mehr abgenommen, und es ist vorzüglich in den neuesten Zeiten an seine Stelle nach und nach ein Glaube an die Vernunft, als einzig absolute Kraft getreten, der auf Erziehung und Unterricht überhaupt von erheblichem Einflusse seyn müsste und seyn wird. Man fängt an, der Vernunft (nicht jener speculirenden, die sich in leeren Begriffen und Demonstrationen erschöpft) wo nicht alles, wenigstens ein gut Theil zuzutrauen, und wenn gleich dies Zutrauen im Allgemeinen immer noch ein blindes ist; so gründet sich's doch auf Realität. Die Individuen, denen der Jugendunterricht, besonders in der Moral und Religion anvertrauet wird, sind durch eben diesen immer weiter greifenden Glauben an die Vernunft genöthigt, sich selbst zu verleugnen, auf ihre eigne und jede anderweitige Autorität Verzicht zu thun, ihre Lehrlinge als der Selbstständigkeit fähige Wesen anzuerkennen, und Versuche zu machen, wodurch die Selbstthätigkeit derselben geweckt, und die Vernunft *in ihnen* zur Sprache gebracht werden kann. Sie werden folglich durch den Geist der Zeit zur sokratischen Lehrart hingetrieben; denn der Geist des Sokrates ist ja doch im Grunde nichts anders, als jenes Streben des philosophischen Volkslehrers, den, der noch Herr seiner selbst werden kann (er versucht es daher mit allen, mit einem Alcibiades wie mit einem Krito) zum Herrn seiner selbst, folglich auch von ihm und seiner Lehre unabhängig zu machen und so das Gebiet der Vernunft, so viel an ihm ist, auf alle Weise zu erweitern. Diejenigen also, die das Wesen der Sokratik in der Ironie bestehen lassen, möchten es wohl besser getroffen haben, als Hr. Gr. meynt. Wer aller Welt spottet, ohne irgend eine Seele zu verspotten, der spottet nothwendig über sich selbst mit, das kann er nicht, ohne sich von sich selbst aufs absoluteste unabhängig gemacht zu haben; ist aber dies; so interessirt er sich nothwendig für alles, weil er sich für nichts interessirt, und für nichts, weil ihm alles interessant ist.

Diese dritte Ausgabe der Sokratik hat, laut der Vorrede, mehrere neue Zusätze erhalten, und die Uebersetzungen aus Plato u. s. w. sind an vielen

 Stel-

Stellen verbessert worden. Möchte Hr. *Gr.* lieber das Ganze neu bearbeitet haben! Eine Sokratik sollte vor allen Dingen mit sokratischem Geiste abgefasst seyn; diese ist es nicht. Statt dass Hr. *Gr.* sich des Sokrates hätte bemächtigen sollen, hat Sokrates, so wie er bey Plato, Xenophon und Aeschines erscheint, sich seiner bemächtigt; daher sein *ängstliches* Bestreben, alles aufs ausführlichste auseinander zu legen und bis aufs kleinste zu zerstückeln, daher sein übrigens nicht zu verachtendes Verdienst um den Buchstaben der Sokratik: ihren Geist stellt er nicht dar, so dass er in den Leser übergehen müsste, er löst ihn höchstens nur chemisch auf, so dass er ihm selbst unter der Hand verfliegt.

Eine *Ilias ante Homerum* ist freylich ein Unding, aber eine Sokratik vor ihrem Erfinder, wie dieser auch immer geheissen habe, nicht also. Wer zuvörderst aus der Natur des Menschen, nicht aus Plato oder Xenophon, die Regeln für die Kunst im Dialog zu unterrichten, als die Wissenschaft des didaktischen Dialogs ans Licht brächte, der würde finden, dass die eigentlich sogenannte Sokratik nur ein Theil jener Kunst sey; besteht nämlich diese in der Kunst zu fragen und sich antworten zu lassen; so wird der andere Theil (der für den moralischen Unterricht bey weitem wichtigere) in der Kunst bestehen, Fragen zu veranlassen, und darauf zu antworten; von dieser Kunst sind beym Sokrates nur hin und wieder einzelne, dürftige Spuren anzutreffen. Inzwischen möchte die Wissenschaft von dieser ganzen Lehrart immerhin Sokratik heissen, denn die Kunst des Sokrates ist ja, mit ihm zu reden, nicht darum sokratisch, weil sie so heisst, sondern sie heisst sokratisch, weil sie es ist. Die eigentlich sokratische Methode müsste sodann, wie Hr. *Gr.* thut, aus den Sokratikern dargelegt werden, doch so, dass man aus dieser Darlegung nicht erst zu lernen hätte, was Sokratik sey, sondern in ihr nur Belege fände zu dem, was sie ist. Eine Vergleichung der zahlreichen Stellen besonders beym Plato, in denen Sokrates vorgiebt oder eingesteht: er wisse nichts, unter einander und mit dem Zusammenhange, worin dies Eingeständniss jedesmal mit dem Vorhergehenden und Folgenden steht, möchte endlich wohl das tauglichste Mittel seyn, den Geist der eigentlichen Sokratik darzustellen, und so könnte dann die Unwissenheit des Sokrates auf mehr als einem Wege zur Wissenschaft von der sokratischen Kunst führen.

Doch mag dies, wie mehreres seiner Art zu den Wünschen gehören, die man fromm nennt, weil sie sich ohne *freye* Anstrengung nicht realisiren lassen; ein sehr reeller Wunsch ist wenigstens der, an welchen Rec. durch die drey ersten Abschnitte dieses Buchs, besonders im ersten derselben immer wieder erinnert wurde, dass es dem Vf. möchte gefallen haben, seine Uebersetzungen und Erläuterungen, wo es nur möglich war, d. h. beynahe allenthalben, abzukürzen und zusammen zu ziehen. Der Sokrates des Plato hätte immer reden, fragen und sich und seine Art sehr verständlich machen können, auch wenn er nirgends *ausgeredet* hätte. Das Buch wäre dadurch um die Hälfte kürzer und besser geworden, vielleicht wahrhaft einladend für die, denen es bestimmt ist, die Schriften der Sokratiker selbst zu studiren.

Unangenehm ist es übrigens, dass diese dritte Auflage durch viele Druckfehler entstellt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Angabe des Druckorts (wahrscheinlich *Prag*): *Hanns Klachl oder das Rendezvous in der neuen Allee.* Ein komisches Singspiel in zwey Aufzügen. Die Musik ist von Hn. *Tuczek.* 1797. 88 S. 8. (5 gr.) So gewohnt Rec. ist, den guten Geschmack in unsern Opern gemisshandelt zu finden, so konnte er doch kaum seinen Augen trauen, um sich zu überzeugen, dass so viel Aberwitz und Geschmacklosigkeit auf deutschen Boden Wurzel fassen könne, als dieses Singspiel aufzuweisen hat. Hans Klachl, ein böhmischer Landjunker, ohne einen Funken von Weltkenntniss und Bildung, kömmt nach Prag, um Therese, Tochter des Doctors Fieber zu heyrathen: die Furcht vor dieser Verbindung veranlasst Theresen, mit ihrem Liebhaber, dem Lieutenant Frieder zu entfliehen: sie thun aber alles mögliche, um sich auf der Flucht einholen und zurückbringen zu lassen; auch ein zweyter Entführungsplan ist auf gleiche Weise am Scheitern, als zum Glück, ganz unerwartet Hr. Grünthal hereintritt, in dem Lieutenant Frieder seinen Neffen erkennt, dem Therese bereits bestimmt war, und alles löset sich nun zur Zufriedenheit der sämmtlichen Personen auf, den armen Hanns Klachl ausgenommen, der auf seinen Landsitz zurückgeschickt wird. Wie diese vortreffliche und sinnreiche Erfindung ausgeführt ist, davon mag eine Stelle aus einer Arie, statt aller übrigen zur Probe dienen:

Wo ist Röschen, sag geschwinde,
Nun so sprich, wo find' ich sie,
Was geschah mit meinem Kinde,
Rede doch, du dummes Vieh!

Kasper. Ich bitt' um Gnad', ich bitt' Pardon,
Sie sollen alles wissen;
Das Fräulein lief halt Nachts davon
Der Lieutenant wird sie küssen;
Er ist in sie gewaltig prellt, (?)
Sie ist in ihn verliebt.
Durch sein verdammtes schönes Geld
Wird diese That verübt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneykunde ord. Lehrer zu Jena. *Fünfter Band.* 1797. *Sechster Band.* 1798. 934 S. 8.

Erstes Stück. I. *Gegenmittel einiger heroischen Gewächssubstanzen*, von D. *Sam. Hahnemann.* Gegen Kampfer Mohnsaft: gegen Mohnsaft Kampfer. Schade, dass gleich die erste Krankengeschichte den aufmerksamen Leser hievon nicht überzeugen wird. Einem fünfjährigen Mädchen, das eine *Menge* Kampfer von acht bis zehn Gran verschluckte, den sie *zum Theil wieder ausbrach*, gab Hr. H. die *ungeheure Gabe* Mohnsaft von zwey Gran durch *Klystire* und den *Mund*, aus welchem aber, wegen Unthätigkeit des Schlundes, *manches wieder auslief*, und glaubt auf diese Weise dies Kind von der Vergiftung des Kampfers geheilt zu haben. Gegen *Arnica* soll *Essig*; gegen *Kockelskörner Kampfer*; gegen *Gummi Gutt*, *Weinsteinlaugensalz*; gegen *Veratrum album Caffe*; und gegen *Mezereum Kampfer* das Gegengift seyn. II. *Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber.* III. *Einige periodische Krankheiten und Septimanen*, von demselben Vf., sind keines Auszugs, ohne weitläuftig zu seyn, fähig. Auch dem Leser wird bey der Beschreibung eines nachlassenden Fiebers das merkliche Verlangen der Patienten nach Schweinfleisch auffallend und sonderbar seyn: noch sonderbarer aber, dass, nebst verschiedenen andern Anzeigen das Wohlbehagen vom Genuss des *erschlaffenden* und *die Contractilität der Faser* erhöhenden *Schweinfleisches*, in Verbindung mit der Verschlimmerung von anhaltendem Ostwinde, den Vf. auf die natürliche Indication des Gebrauchs des Mohnsaftes leitete. IV. *Beobachtungen über das Aderlassen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. Ein aus praktischen Erfahrungen abstrahirter Aufsatz mit Krankengeschichten durchwebt, dessen Fortsetzung die Leser mit Vergnügen erwarten. V. *Geschichte eines bösartigen Nervenfiebers*, von Hn. Prof. *Harles* in Erlangen. Eine sehr umständlich und gut erzählte Beobachtung, wobey der Gebrauch lauwarmer Bäder nicht sehr hervorstechend wirkte, wohl aber Wein und vorzüglich Naphtha Vitrioli. Rec. wagt nicht, mit dem Vf. zu glauben, dass das Ablassen von sechs Unzen Blut in der dritten Woche der Krankheit, wo meistens in diesen Fiebern allmäliche Wiedergenesung oder der Tod eintritt, den vorzüglichen Antheil an dem glücklichen Ausgang derselben hatte. Denn er selbst hat nie in diesem Stadio mehr Blut abgezogen, wohl aber bey anscheinender Völle des Pulses, Schlafsucht etc. Blutigel oder Schröpfköpfe gesetzt, und einige hierauf genesen, die meisten aber sterben sehen: er ist aber überzeugt, dass dieser geringe Blutverlust, weder zum Leben noch Tod wesentlich etwas beygetragen habe. Er bittet daher angehende Kliniker, lieber diese Methode einzuschlagen, als durch eine förmlich unternommene Aderlasse, worauf der Patient *zufällig* stirbt, ihren angehenden Ruf auf das Spiel zu setzen oder gar zu verlieren. VI. *Beobachtung einer merkwürdigen Knochenspeckgeschwulst im Gesicht*, von Hn. *Burger*, Wundarzt in Kärnthen, welche in Zeit von drey Monaten die dreyssigjährige Kranke tödtete. VII. *Eine durch die Milchcur glücklich behandelte Arsenikvergiftung*, von Hn. D. *Friedrich.* Mit Recht ist der Vf. bey Mineralvergiftung gegen Brechmittel mistrauisch, und hält die im Ueberfluss angewandte Milch für weit passender. Der Herausgeber dieses Journals empfiehlt nebenher bey verschlucktem Arsenik das Ol. Tartar. per deliq. zu 60 Tropfen alle Viertelstunden. VIII. *Morbus maculosus haemorrhagicus Werlhofii*, beobachtet von Hn. Bergmed. *Klinge* zu St. Andreasberg. Die vier und vierzig jährige Patientin überstand diese Krankheit glücklich, weil kein Fieber damit verbunden war: die im Anhang vom Herausgeber erzählte Krankengeschichte lief tödtlich ab, weil die Patientin Fieber bekam. Rec. sah diese Krankheit in 24 Jahren nur zweymal: das erstemal an einem vierzehnjährigen Mädchen, und das zweytemal an einem dreyssigjährigen Weibe: beide aber genasen. Sie scheint überhaupt das weibliche Geschlecht öfters als das männliche zu befallen. IX. *Bemerkungen über die Brownische Praxis*, vom *Herausgeber.* Hier wird die Anwendung der Wärme und Kälte in Krankheiten sehr einleuchtend bestimmt und gezeigt, dass beide Mittel in Absicht der Benutzung sich gleichen: sie können beide als Reizmittel, beide als Stärkungsmittel, beide auch als Schwächungsmittel angewandt werden.

Zweytes Stück. *Etwas Physiologisch-Medicinisches. Moriz Krankengeschichte*, von Hn. Hofr. *Herz* in Berlin. An die Heilung körperlicher Gebrechen durch künstliche Veränderungen und Richtungen der Seelenfähigkeiten, ist bisher noch mit wenigem Ernst gedacht worden. Eine förmliche Classe von psychischen Heilmitteln fehlt überall in unserer *Materia medica* noch gänzlich. Auch ist das Maass ihrer Anwendung weit unbestimmter als bey dem Gebrauch

brauch körperlicher Arzneyen, so wie das Relative in der Wirkungsart dieser spirituellen Medicamente viel gröser ist, als in der Wirkung der materiellen, indem die Receptivität jener Eindrücke viel verschiedener unter einzelnen Menschen ist, als die Reaction gegen körperliche Einwirkungen. Indessen müssen wir nie die Erlangung idealischer Endzwecke wegen der scheinbaren unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich uns darbieten, aufgeben. Die Erwartung ist überall der Nerv des Strebens, die Resignation der Tod aller Thätigkeit. Nun folgt die Krankengeschichte selbst. *Moriz*, ein unartiger Patient, deren es gemeiniglich unter den Gelehrten und Vornehmen mehrere giebt, als unter der niedrigern Classe, war, ob er sich gleich sehr vor dem Sterben fürchtete, gegen *Herz* Vorschriften so lange ungehorsam und widerspenstig, bis dieser, da alles freundschaftliche Zureden und tröstliche Aufmunterung nichts half, die Sache entgegengesetzt angriff, und dem Patienten geradehin sagte, dass er sterben müsse, dass neue Lungen zu schaffen und einen Polypen im Herzen zu vernichten (Krankheiten, die sich *Moriz* einbildete und durch vernünftige Vorstellungen nicht ausreden liess) über die Schranken der Kunst, ja über die der Natur weit hinaus liegen. Da Sie nicht zu retten sind, fuhr *Herz* fort, so gönnen Sie mir die Freude, Sie mit Ruhe verscheiden zu sehen. — Versprechen Sie mir die strengste Befolgung meiner medicinischen Vorschriften, die nicht mehr ihre Heilung, sondern die Erleichterung ihrer Lage zum Zweck haben u. s. w. *Moriz* war folgsam, erwartete sein nahes Ende und genas. — Eine Frau, welche gegen ein Jahr das Quartanfieber hatte, wogegen China, Arnica etc. vergebens gereicht wurden, heilte der Vf. damit, dass er sie auf der Stelle aus dem Spital zu jagen bedrohte, so wie sich wieder ein Paroxismus einfinden würde. Der Aufsatz ist gleich interessant für Aerzte und Philosophen, und erhält durch den bekannten Vortrag des Vfs. noch eine Annehmlichkeit mehr. II. *Beobachtungen über das Aderlassen*, von Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. In der Fortsetzung dieses interessanten Aufsatzes werden die Fragen, *wie oft*, *wie viel und auf welche Art* in Krankheiten Ader gelassen werden soll, erörtert. In Ohnmachten soll man nie, bey dem Scheintod, bey Blutflüssen, Schlagflüssen, Schwangerschaften aber mit Ueberlegung und sparsam Blut abziehen. III. *Etwas über eine Vergiftung von Fliegenstein* (Kobold) *welcher in einer Griessuppe mit gekocht worden*, von Hn. Bergr. D. *Buchholz* in Weimar. Es entstand nach einer Stunde des Genusses dieser Suppe bey einer Familie Cardialgie, Erbrechen, Durchfälle etc. Alle halbe Stunde einen Esslöffel voll von ℞ Ol. Amygdal. ℥iß Ol. Tartar. per. del. ℥ß Aq. font. ℥x Syr. emulsiv. ℥j. hob glücklich alle diese Zufälle eines verschluckten Giftes. IV. *Beobachtungen über den Gebrauch des Hyoscyamus besonders Ol. Hyosc.*, von Hn. geh. Hofr. *Wendt* in Erlangen. Ausser dem Extract in scirrhösen und schmerzenden Verhärtungen des Uterus braucht der Vf. am häufigsten das *Ol. Hyosc. nigr. infusum* und den Absud mit Milch oder Rahm bey Entzündungen im Unterleib oder in der Brust, den Nieren, Hoden, der Urethra etc. warm in die leidende Stelle eingerieben. Das *Linim. vol.* mit diesem Oel bereitet, besiegt die Schmerzen schnell: auch der Absud in Klystiren ist sehr wirksam. V. *Geschichte einer operirten Parotis nebst Bemerkungen über diese Operation*, von Hn. Prof. *Hopf* in Tübingen. Bey einem fünf und vierzig jährigen Weibe wurde zuerst im Umfang der Geschwulst ein Schnitt durch die Haut geführt, dann die Parotis unterbunden: nach 14 Tagen fiel die Verhärtung ab, und die übrigen Reste der Parotis wurden mit dem *Lap. infern.* vollends weggeätzt. Als ein Vorbereitungsmittel zu jeder wichtigen Operation empfiehlt er laue Bäder, weil bey freyer Function der Haut jeder Reiz leichter ertragen wird. Opium giebt er nie vor, sondern gleich nach überstandener Operation. VI. *Zwey Beobachtungen zum Beweise dass Einsaugung und Absetzung des Trippergifts statt finden können*, von Hn. *Kreisfeld*, medic. D. V. Gegen den Rec. des Sellischen Handbuchs in der Salzb. med. chir. Zeitung B. IV. Nr. 90. S. 42. 1797 gerichtet. Wir glauben und wünschen aber schon deswegen, dass dieser Rec. Recht haben möge, weil im entgegengesetzten Fall der Vf. dieses Aufsatzes offenbar seinem Patienten durch die Bleyeinspritzungen in die Harnröhre die Metastase nach dem Auge und den Verlust desselben verursacht haben würde. VII. *Geschichte einer Verengerung des Magens und eines grossen Theils der Gedärme*, von Hn. D. *Knaus*, Phys. zu Vaghingen an der Enz. VIII. *Beobachtung einer wichtigen* (und geheilten) *Kopfwunde*, von *Ebendems.* IX. *Bemerkungen über die Brownsche Praxis*, vom *Herausgeber*. Die Blutflüsse rühren auch vom Ueberfluss am Blut und erhöhter Kraft her, mithin passe nur die stärkende Methode auf eine Art der Hämorrhagien und des Bluthastens, aber nicht auf alle. X. *Auszüge aus einem Werke über die Krankheiten derjenigen Personen, die in Tuchmanufacturen arbeiten*, von Hn. D. *Jonas* zu Monjoye. Die Tuchscherer leiden vorzüglich an Infarctus im Unterleib und Geschwüren an den Beinen, als natürlichen Folgen der Haltung und Anstrengung ihres Körpers beym Arbeiten.

Drittes Stück. I. *Erholung des praktischen Arztes*, von Hn. Hofr. *Wichmann* in Hannover. Unschuldige Zerstreuung ist dem praktischen Arzt schlechterdings nothwendig, wenn er anders nicht schwermüthig oder für seine Kranke früh unbrauchbar werden will. Hr. *W.* tischt hier einige literarische, meistens gedruckte, Zerstreuungen auf, die gewiss den Lesern ein Lächeln entlocken, z. B. statt *Casimir Medicus*, *Gottfried Zinn*, sagte ein französischer Rec.: Mr. *Casimir*, Mr. *Gottfried*, Mr. *Gedruckt*, Mr. *Unknown*, Mr. *Farther Remarks*, Hr. *Farrago* etc. II. *Von den Wirkungen des Kampfers in verschiedenen Krankheiten und den Cautelen bey der Anwendung desselben*, von Hn. D. *Sponitzer* in Cüstrin. Ein durch die Einmischung mancher praktischer Cautelen lehrreicher

reicher Aufsatz, der aber selbst gelesen werden muss. III. *Ueber die Krankheiten der Personen, welche in Tuchmanufacturen arbeiten*, von Hn. Dr. *Jonas*. Fortsetzung. Hier werden die Krankheiten berührt, welche durch den *Tuch-* und *Stock-Rahmen*, durch das *Rauhen* mit der Saamenkapsel des Dipsac. Fullonum entstehen. IV. *Heilung einer Glossitis*, von Hn. Dr. *Ebermaier* in Rheda. Sie wurde antiphlogistisch mit Aderlassen, Blutegeln etc. behandelt, und da sich endlich ein Eiter in der Zunge bildete, der Abscess mit der Lancette geöffnet und der Kranke geheilt. V. *Ueber die vermeynte Giftigkeit der Pastinak- und Petersilien-Wurzel.* VI. *Ein seltner Fall einer Schwangerschaft*, von Hn. Dr. *Jawandt* in Meiningen. Die *Pastinaca campestris* und *Cicuta minor* sind, wenn diese mit der *Petersilienwurzel* und jene mit *Pastinaca sativa* verwechselt werden, der Gesundheit allerdings nachtheilig. — Einem sehr jungen Weib gieng unter heftigen Krämpfen bis zu Anfang des achten Monats alle acht Tage zwey bis vier Pfund Lympha ab: später verlor sich dieser Abgang und die Frau gebar zur gehörigen Zeit ein kleines, magers aber übrigens gesundes Mädchen. VII. *Medicinisch-chirurgische Bemerkungen*, von Hn. Dr. *Schlegel* praktischen Arzt in Sklow in Weiss-Russland. In sechs Wochen heilte der Vf. einen acht Jahre lang gedauerten Knochenfrass damit, dass er Anfangs die kranke Hand in einem concentrirten Malven-Decoct mit Sem. Papav. alb. und später um die Absonderung der Knochen zu bewirken in Kalkwasser baden, die Wunden und fistulösen Geschwüre mit Balf. Arcaei und Tinctur. Thebaic. verbinden und innerlich den Merc. ciner. in kleinen Gaben von ⅙ bis zum ½ Gran reichen liess. — Von einer geheilten Vomica. VIII. *Einige Bemerkungen über die harntreibenden Mittel und Wassersuchten*, von Hn. D. *Oberteuffer* in Herisau. Ein sehr gemeinnütziger praktischer Aufsatz. Die erprobtesten diuretischen Mittel sind: der Cremor. Tartar. Solub., die Bangische Mixtur oder eine Latwerge aus Crem. Tart. Solub. Extr. Gramin. Fumar. Rob. Choli Juniper etc. Liq. terr. fol. Tartar. vinof. Spirit. Sal. dulc. das Lixiv. ciner. oder der von Swieten. Wein, die Wachholderstaude und deren Präparate, Spirit. Minder. Vin. Huxh. das Stahl diuret. Pulver. Die Scilla und das Colchic. in Substanz und Präparaten etc. nur ist zu bemerken, dass vorzüglich in dieser Krankheit dasselbe Mittel nicht überall dieselbe Wirkung hervorbringt, ja dass es ein und zweymal bey demselben Kranken das Wasser wegschafft, das drittemal aber wirkt es nicht, es muss ein anderes Mittel gewählt werden. IX. *Ueber einige Arten der Unfruchtbarkeit*, von Hn. Hofr. D. *Jördens* in Hof. Ein Gegenstand, der allerdings die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte verdient. X. *Gute Wirkung des fixen Alcali bey Stockungen und Verhärtungen der Milch in den Brüsten und der narcotischen Mittel bey widernatürlichen Milchfluss*, vom *Herausgeber*. Ein instructiver Aufsatz, wie Milchstockungen in den Brüsten vorzubeugen und zu heilen sind. Ausser dem Salmiak erzeigt sich eine halbe Unze Sal. Tartar. in einem Pfund Wasser aufgelöst und dasselbe beständig lauwarm mit kleinen Compressen aufgelegt, vorzüglich gut. Nebenher gedenkt der Vf. einer krankhaften zu lange fortwährender Milchabsonderung (*Profluvium lacteum*) die leicht in tab. nervof. übergehen kann.

Viertes Stück. I. *Von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn* von *J. Kant*. Hr. Hofr. Hufeland sandte seine Makrobiotik diesem verdienstvollen Denker mit der Bitte zu, um über einige darinnen enthaltene und für das philosophische Tribunal gehörige Ideen nachzudenken. Er erhielt hierauf als Rückantwort diesen vortrefflichen Aufsatz, der zugleich über die individuelle geistige und körperliche Diätetik dieses grossen Mannes sehr lehrreiche Notizen enthält, und bereits Nr. 184. d. J. angezeigt worden. „Ich bin „gewiss sagt Kant, dass viele gichtische Zufälle, wenn „nur die Diät des Genusses, nicht gar zu sehr dawi„der ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle „(nur nicht bey Weibern und Kindern, als die der„gleichen Kraft des Vorsatzes nicht haben) auch wohl „das für unheilbar verschriene Podagra bey jeder „neuen Anwandlung desselben durch diese Festigkeit „des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem sol„chen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und „nach gar gehoben werden könne.“ Das möchte aber wohl nur einem so geübten Denker, als unser nordische Philosoph ist, glücken. II. *Innere Wirkungen durch äussere Arzneyen* von Hn. geheimen Hofr. *Schöpff* in Ansbach. Die meisten Arzneyen bringen äusserlich ähnliche nur nicht überall so merkliche Wirkungen hervor, als innerlich in dem Magen genommen, und Substanzen, welche innerlich nicht aufgenommen werden, finden auch von aussen keinen Eingang. Die grössere Anzahl der Sauggefässe und die zahlreichen Nerven und Nervengeflechte im Magen nebst der gleichen Temperatur sprechen allerdings für die schnellere und durchdringendere Wirkung der innern Arzneyanwendung. Wasser z. B. löscht den Durst nicht blos durch Trinken, sondern auch durch Bäder, dasselbe gilt von der Wirkung der fetten Oele, der Säuren, der Laugen- und Mittel-Salze u. s. w. innerlich wie äusserlich angebracht. Durch Eindruck und Reitz auf Nerven wirken alle Arzneystoffe etc. — III. *Merkwürdige pathologische Leichenöffnungen mit Beziehung auf die vorher gegangenen Zufälle.* V. *Beytrag zur Heilung des Vomitus cruentus* von Hn. Dr. *Dorfmüller* im Osnabrückschen. Scharfe Galle und unverdaute Nahrungsmittel sind die gewöhnlichsten Ursachen derselben. Bey alledem sind Brechmittel mit grösster Vorsicht zu reichen. Der Vf. stillte dieses Blutbrechen bey einer sieben monatlich Schwangern mit der River. Potion und endlich mit Laud. liq. Syd. in reichen widerholten Gaben. VI. *Eine höchst räthselhafte Krankengeschichte*, die zur Classe der Nervenzufälle und zwar der Somnambulismen und epileptischen Ecstasen gehört und keinen Auszug gestattet. Der Herausgeber dieses Journals sucht das bey dieser

Kran-

Kranken vorkommende Klopfen ausser dem Körper einer Potenz zuzuschreiben, die mit dem Zufall in Verbindung stand und durch Ueberladung und Explosion der electrischen Kraft zu erklären. VII. *Die Tecamezrinde eine neue Cinchona Art und etwas über die Brasilianische Fieberrinde* von Hn. Dr. *Friese* zu Breslau. Sie kömmt von Quito im spanischen Südamerika und ist erst seit 1796 in England bekannt. Die spanischen Aerzte halten sie für weit kräftiger als die officinelle Fieberrinde. — Der brasilianische Cortex erzeigte sich nicht nur Hn. Dr. Fr. sondern auch dem Herausgeber dieses Journals in kalten Fiebern auch da wirksam, wo die gewöhnliche Rinde ohne Hülfe angewandt wurde. VIII. *Ueber die von Hn. Leibarzt Wichmann erwiesene Nichtexistenz der pathologischen Dentition* von Hn. Dr. *Conradi*. Bekanntlich hat *Wichmann* im zweyten Band der Ideen zur Diagnostik die Nichtigkeit der pathologischen Dentition zu erweisen gesucht. Hr. *C.* erzählt hier ein paar Krankengeschichten, die von Zahnen herzurühren schienen, aber wirklich nicht davon herkamen. — Leider! werden die Zähne fälschlich als Krankheits-Ursachen nur zu oft angegeben: Rec. bittet aber mit Hn. Hufeland seine jüngern Amtsbrüder, hierinnen nicht zu weit zu gehen und das Zahngeschäfte für *gar keine Krankheits-Ursache* im zarten Kindesalter mehr zu halten, da es ja doch *krankhafte Verdauung*, *krankhaftes Wachsthum etc.* giebt, und durch Fieber *übereilte Dentition* zuverlässig entstehen kann, die gar leicht Convulsionen und Tod zu Gefolgen hat. IX. *Bemerkungen über die Brownische Praxis: directe und indirecte Schwäche* von dem Herausgeber. Erhöhte und verminderte Reizfähigkeit ist und war unsern besten praktischen Autoren längst bekannt: dass die Brownische *debilitas directa* (Product der angehäuften Erregbarkeit) und *debilitas indirecta* (Product der verminderten Erregbarkeit) am Krankenbette schwer darzustellen und ohne praktischen Nutzen sey, sucht der Vf. in diesem Aufsatz zu beweisen.

(Der Beschluss folgt.)

PAEDAGOGIK.

STUTTGARD, b. Löfflund: *Ueber die Einrichtung der Schulen in Rücksicht auf die körperliche Gesundheit der Jugend.* Von M. *C. C. E. Wekherlin*, Präzeptor am Gymnas. zu Stuttgart. (*Sit mens sana in corpore sano.*) 1799. XV. u. 220 S. 8.

Unleugbar ist gemeinschaftliche Unterweisung für Kinder, besonders für die männliche, weit nützlicher als die vereinzelte. Aber wer auch noch so sehr von den überwiegenden Vortheilen, welche ein Unterricht öffentlicher gegen alle Zöglinge gleichgesinnter Lehrer durch erregte Nachahmung und Nacheiferung haben müsste, für sich selbst überzeugt ist, wird doch seine Kinder nur mit Furcht solchen Nothställen anvertrauen, wie die meisten Schulstuben an sich und durch die pedantischen Einrichtungen der meisten Lehrer immer noch zu seyn pflegen. Sehr verdienstlich ist es daher immer noch, diese Leiden der Kindheit, welche auf das ganze Leben entschiedenen Einfluss haben, freymüthig und rathgebend, ohne Uebertreibung der Klagen und der Gegenmittel, zur Sprache zu bringen. Und gerade auf diese Weise geschieht es durch den Vf., einen Mann, dessen tägliche Erfahrung ihn nebst der Liebe und Achtung, welche er als Lehrer geniesst, zu dieser wohlthätigen Fürsprache für die künftige Generationen auffodern und berechtigten. In einem Lande, wo die bürgerlichen und gelehrten Schulen im Ganzen noch so fleissig besucht, und von den Lehrern, wenigstens in der Extension, mit vieler Mühe besorgt werden, ist eine solche Fürsprache doppelt nothwendig. Die Kinder sind zum wenigsten 5, oft 7—8 Stunden in den Schulstuben beysammen. Wie viel ist daran gelegen, unter welchen Einflüssen auf Gesundheit und Heiterkeit sie dort verweilen. Zwar pflegen die Alten zu sagen: auch wir haben es nicht anders gehabt, und sind dennoch dies und das geworden. Aber, haben solche Männer sonst vieles Gute für sich, so ist doch die Gesundheit gerade bey den Bessern und Gelehrtern das, wodurch man den Anstalten der Voraltern am wenigsten Nachruhm verschaffen kann. Auch wo sie nicht auffallend zerrüttet ist, gleicht sie doch gewöhnlich der Fortdauer einer Pflanze im Gewächshause, nicht der kräftigen Existenz in freyer, körperlicher Uebung und Thätigkeit. Es giebt kein verderblicheres Wort als jenes: *pallet, ergo studet.* Und doch unterstützt diese angewohnte, nothdürftige Vegetation in Studierstuben, Schreibestuben etc. häufig den Rath kurzsichtiger Sparsamkeit wider diätetische Verbesserungen der Schulen so sehr, dass eine Stadt wohl zu einem, grösstentheils ohnehin des Moders würdigen, Archiv 14000 fl., zu einer guten Schulstube aber nicht 100 fl. verwenden zu können glaubt. Unter der Wirtembergischen Geistlichkeit, von welcher etwa 30 in den Jahren 30—50 stehen, starb 1793—97 immer Einer von Zehn aus dieser, sonst am meisten dauerhaften, Lebensperiode. Muss nicht der Grund dieser schrecklichen Sterblichkeit bey Zeiten aufgesucht werden? Hiezu und zur diätetischen Verbesserung der Schulerziehung überhaupt giebt der Vf. eine Menge erfahrungsmässiger, auf den ersten Augenblick einleuchtender Bemerkungen und Vorschläge. Zum Ruhm der höhern Vorgesetzten des Vfs. ist anzumerken, dass auf diese und ähnliche Stimmen bereits in mehrern Puncten Rücksicht genommen worden ist. Auch haben nicht wenige Aeltern, besonders zu Stuttgart, eine wahrhaft philanthropische Aufmerksamkeit gezeigt. Dass nicht alle Klagen gleich auffallend, nicht alle Vorschläge gleich nöthig und ausführbar sind, dadurch muss sich kein wahrer Menschenfreund und Schulverbesserer an der Betreibung der Hauptsache im grossen und kleinen hindern lassen. Ein einziges Jahrzehend, in welchem man auf diese Noth immer und immer wieder zurückkommt, bringt allmälich Verbesserungen hervor, welche einst unmöglich geschienen hatten. Uebrigens ist diese Schrift, obgleich durch locale Erfahrungen veranlasst, dennoch bey weiten nicht bloss local, sondern allgemeiner Aufmerksamkeit werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akadem. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland. etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Sechster Band. *Erstes Stück*, mit einem Kupfer. I. *Fortgesetzte Bemerkungen über die Wirkungen des Mecklenburgischen Serbades bey Doberan im Sommer 1797 und mancherley damit in Verbindung stehende Dinge*, von Hn. Hofr. *Vogel* zu Rostock. Brunnen und Badeörter bieten zwar nicht die bequemste, schicklichste und ergiebigste Gelegenheit zu medicinischen Beobachtungen, wie sie seyn sollen, dar. Doch erzeigte sich auch jetzt wieder das warme, vorzüglich aber das kalte Baden, wie solches die beygesetzten Versicherungen der geheilten Kranken attestiren, ausgezeichnet gut bey hysterischer Schwäche verbunden mit grosser Reizbarkeit, in der Hypochondrie mit Leibesverstopfung, in wiederholt erlittenen Missfällen, im weissen Fluss: gegen Stockungen im Unterleib, und daraus entstandene Wassersucht, gegen Geschwulst und Schwäche der Glieder etc. Die Zahl der Badenden belief sich weit über hundert. Am Schluss ein Wort zur Empfehlung der gymnastischen Spiele und gegen das Kartenspiel in Bädern, besonders bey kränklichen empfindlichen und reitzbaren Menschen. II. *Geschichte und Heilung eines Ausschlags am ganzen Körper und besonders im Gesicht*, von Hn. Hofr. *Siebold* in Würzburg. Nachdem mancherley Mittel gegen diesen flechtenartigen Ausschlag eines achtzehnjährigen Mädchens vergeblich gebraucht worden waren, heilte ihn Hr. Hofr. *S.* mit folgendem Pulver: ℞ Flor. Sulphur. Aethiop. miner. Aethiop. antimon. aa ℥j S. Täglich dreymal, eine (grosse) Messerspitze zu nehmen. III. *Von dem Diabetes und dessen, wo nicht einigen, doch gewiss in den mehresten Fällen, ersten Ursache*, von Hn. Leibarzt *Stöller* zu Langensalza. Diese sey in Verstimmung des Hautorgans und daher unterdrückter Ausdünstung aufzusuchen, wenn anders die Absonderungs-Werkzeuge des Harns dazu Disposition haben. In der angehangten Krankengeschichte heilte diesen Harnfluss gründlich das Dover. Pulver mit der Canthariden Tinctur und der Rinde. IV. *Ein Asthma von einer besondern Ursache*, von Hn. Dr. *Heinecken* zu Bremen. In der Leiche eines vier und zwanzig jährigen Mannes, der an hypochondrischen und hämorrhoidalischen Beschwerden mit hartem Athmen litt und endlich an einem heftigen Anfall von Asthma sehr abgezehrt starb, fand man in der rechten Brusthöhle 13 Pfund Wasser und eine 4 Pfund und 9 Unzen schwere Speck Talg und beinartige Geschwulst, und kaum noch einen zwey Zoll grossen ganz verdorbenen und verhärteten Ueberrest der rechten Lungen. Eine Abbildung (die aber Rec. nicht sah) macht diese Beschreibung deutlicher, nach welcher nicht nur die ganze rechte Lunge, sondern auch das Herz, die Arteria aorta, die arter. asper. und der obere Theil der linken Lunge von dem anhaltenden Druck dieses widernatürlichen Körpers in ihren Functionen gestört werden mussten. V. *Fortgesetzte Nachrichten von der medicinischen chirurgischen Krankenanstalt zu Jena, und den daselbst beobachteten Krankheiten, insonderheit dem Nervenfieber von Mich.* 1796 bis *Mich.* 1797. vom Herausgeber. Von 540 Kranken starben 22. Nun die Namen der vorgekommenen Krankheiten nebst dem Verzeichniss und dem Gewicht der dagegen verschriebenen Arzneymittel. Die Fortsetzung folgt. VI. *Bemerkungen über die Brownische Praxis. X. Oertliche und allgemeine Krankheiten.* Das Unstatthafte dieser Eintheilung am Krankenbette wird hier von dem Herausgeber dieses Journals gezeigt. VII. *Einige Ideen über Methodik in der praktischen Arzneywissenschaft*, von denen sehr viele wahr und schon wiederholt gesagt worden sind, z. B. viele Schriftsteller haben Symptome zu Krankheiten umgeschaffen und folglich Wirkung mit Ursache verwechselt: so sey Hydrops mit seiner ganzen Sippschaft nichts anders als Symptom: bey Ausübung der Arzneywissenschaft soll man mehr auf die Kunst zu *generalisiren*, als zu *individualisiren* Rücksicht nehmen. (Am Krankenbette aber, ruft Rec. allen seinen Amtsbrüdern zu, *individualisire* man ja recht fein und präcis.) *Brown* generalisire sehr, und habe sich daher viele Anhänger verschafft: seine sthenischen (febrilischen) und *asthenischen* (nicht febrilischen) Krankheiten nannte *Gaubius* Morbi *Irritabilitatis* und *Torporis*. — Das Verzeichniss der Krankheiten soll nicht aus einzeln zergliederten Symptomen, sondern aus wirklichen erstlich nach ihren *materiellen* und dann nach ihren *formellen* Ursachen bestehen. VIII. *Kleine Aufsätze*, von Hn. Dr. *Kortum* zu Stollberg bey Aachen. 1) Ein Fall, wo bey Knochengeschwulsten von innern Ursachen künstliche Geschwüre, unmittelbar neben der Geschwulst erregt, die erwünschteste Wirkung machten. 2) Ein Fall, in welchem die Existenz der Gehirnwassersucht gegen *Weikard* bewiesen wird. 3) In chronischen Gichtbeschwerden mit Krämpfen im Unterleib verbunden, leisteten

ten folgende Pillen fpecififche Dienfte. ℞ *Sapon. Antimon. c. Refin. Jalapp.* ʒij *G. Afae foetid. Guajac. aa* ʒj *Opii gr. vj Pulv. rad. Valerian.* ʒβ *M. f. l. a. pil. pond. gr. iii S.* Täglich dreymal fünf Stück zu nehmen. 4) Eine völlige gebildete Impfpocke, ohne merkliches Fieber und ohne alle Puftulation ftelle gegen künftige Anfteckung ficher. (Rec. aber wurde durch die Erfahrung vom Gegentheil überzeugt: er fah nämlich einmal die zwey Mutterpocken im vollen Glanz mit etwas Fieber aber ohne Puftulation auf den Armen ftehen, nach einigen Wochen aber, als das Kind mit dem Faden geimpft wurde, aufs neue mit Fieber und der Puftulation über den ganzen Körper befallen. 6) Etwas von der Beftimmung zur Aderlaffe durch den Pulsfchlag. IX. *Ueber die Notkwendigkeit der Praeparation vor der Einimpfung der Pocken*, von Hn. Dr. *Neubeck* in Schlefien. X. *Ueber den Gebrauch der Pilul. major. Hoffm. und des Mercurii Solubil. Hahnem.* von Hn. Dr. *Wolff* zu Hamburg. Letzterem wird der Vorzug vor dem erftern zuerkannt. XI. *Beftätigter Nutzen des Antimonial-Schwefelwaffers* in Gicht und Haut-Krankheiten von Hn. Dr. *Biedermann* zu Rehburg.

Zweytes Stück. I. *Einige praktifche Beyträge*, von Hn. geh. Hofr. *Schäffer* in Regensburg. 1) Vom *Scharlachfieber*. Die bösartige Bräune und das bösartige Scharlachfieber hält der Vf. für eine und diefelbe Krankheit: fo feyen auch die *Rötheln* mit Halsweh keine eigne Krankheit, fondern das gewöhnliche Scharlachfieber mit geringerm Hautausfchlag. 2) *Vom Keichhuften.* Er fey anfteckender Art: die Belladonna-Wurzel habe fich auch in diefer Epidemie fpecififch wirkfam gegen diefe Nervenkrankheit erwiefen. 3) Eine kräftige Stahllattwerge gegen die Bleichfucht, wo aber wahrfcheinlich ftatt ʒj. Limat. Mart. ℥j. ftehen foll. 4) *Meine Krankenbuchhalterey.* II. *Bemerkungen und Ideen, das Kindbetterfieber betreffend*, von Hn. Hofr. *Mezler* in Sigmaringen. Zuerft zwo von dem verftorbenen Dr. *Vogel* fehr fchön erzählte Krankengefchichten: dann ein inftructiver Commentar über diefes Fieber, welches der philofophifche Arzt *Mezler* von Milchftoff-Ueberflufs und deffen Verfetzungen herleitet: Erfcheinungen, welche durch das Nichtfaugen. Saburra in den erften Wegen, Leidenfchaften, Verkältungen, und ungünftigen Jahres-Conftitutionen entftehen. Das ganze wird mit lehrreichen Fallen belegt. III. *Beobachtung des Blafenfiebers bey zween Blatterkranken*, von Hn. Dr. *Garn* Phyficus in Dahme. Diefer Pemphigus erfchien bey zwey Mädchen nach abgetrockneten Pocken. IV. *Bemerkungen über die Brownifche Praxis.* In diefem IX Auffatz zeigt der Herausgeber die nothwendige Rückficht auf den Zuftand der Materie, fowohl der organifchen als Krankheitsmaterie in der Praxi. V. *Beobachtungen*, von Hn. Dr. *Conradi* Phyficus zu Nordheim. 1) Vier Gran Phosphor in einer Drachma Naphth. Vitriol. alle 2 Stunden zu 10 Tropfen in Waffer gegeben, wirkten in Fiebern bey äufserft herabgefunkenen Lebenskräften, kalten Extremitäten etc. Wunder. 2) *Einige Bemerkungen über epidemifche Entzündungskrankheiten.* Sie kommen zuweilen häufig vor und erheifchen wiederholtes reiches Aderlaffen. — Bey zarten Kindern ift wegen Mangel an Expectoration im zweyten Stadio ein Brechmittel fehr heilfam: im erften Stadio aber waren nitrum mit Tartar. emetic. und angenehme fchleimichte Säfte, fleifsiges Getränk, die flüchtige Kampferfalbe, warm eingerieben, laulichte Halbbäder, Blutegel und fpanifche Fliegen auf die Bruft fehr angezeigt. VI. *Beftätigter Nutzen des Laugenfalzes* (zu 20 Tropfen des Ol. Tartar. per deliq. in Chamillen-Thee) *in Convulfionen*, von Hn. Dr. *Wiedemann* in Wallerftein. VII. *Schnupfen, Heifcherkeit, Huften*, oder *das einfache Katarrhalfieber*, von Hn. Hofr. *Jördens*. Bey Katarrhen fey ein ganz kaltes Verhalten eben fo fchädlich als ein ganz warmes. Das *Oleum camphor.* zu 10 bis 15 Tropfen auf Zucker, erleichtere Athemholen beym Schlafenlegen auffallend.

Drittes Stück. I. *Beobachtungen* von Hn. Dr. *Conradi*, Stadtphyficus zu Nordheim. (Er ftarb noch am Schlufs des vergangenen Jahrs.) Fortfetzung. 3) *Gefchichte einer Hirnwafferfucht* eines fiebenzehn jährigen Frauenzimmers mit der Leichenöffnung. 4) *Einige Bemerkungen über den Schlagflufs und die Lähmung.* Einigemal erwiefen fich die Flor. Arnicae von einem halben bis ganzen Scrupel täglich drey bis viermal gegeben, fo wie das Schröpfen im Nacken und Hinterhaupt, gut. 5) *Gefchichte eines Gallenfteines*, der von der Gröfse einer Wallnufs glücklich mit dem Stuhl abgieng. 6) *Gelbfucht mit Magen und Leberkrämpfen.* 7) *Eine langwierige Krankheit des Unterleibs* von verhärteten *Kothanhaufungen* durch ausleerende Mittel mit beygefügten Opiaten geheilt. 8) *Ein gutes Mittel in der chronifchen Strangurie und Dyfurie* ℞ Afae foetid. unc. fem. Pulv. rad. Ipecac. Opii aa gr. IV. Ol. Menth. Piper. gtt. IV. M. f. l. a. pil. pond. gr. ji S. dreymal des Tags zehn Stücke zu nehmen. 9) *Heilung eines Miferere durch Tabacks-Klyftire.* 10) *Krankheiten der Monatsreinigung*, welche einmal von langwieriger verftopfter und das anderemal von zu ftarker Monatsreinigung, beide aber von ein und derfelben Urfache, aus Anhäufungen von Cruditäten im Unterleib herrührten. 11) *Nutzen des örtlichen Gebrauchs des kalten Waffers wider das Herzklopfen hypochondrifcher Perfonen.* 12) *Heftige allgemeine Convulfionen* wurden bey einem fieben und zwanzig jährigen Mädchen mit Brechweinftein und Opium gehoben. 13) *Weifser Flufs bey Kindern.* 14) *Blutfchwaren bey einem Kinde von vierzehn Tagen* durch Brech- und Abführende-Mittel, der ftillenden Mutter gereicht, geheilt. 15) *Beftätigte Wirkung der Schwefelleber wider die übeln Folgen des Queckfilbers.* II. *Beyträge zur anatomifchen Gefchichte einiger Krankheiten*, von Hn. Dr. *Hopfengärtner* in Stuttgard. A. Sections-Befund, drey an der Ruhr Verftorbenen. B. Vier an

an chronischen Bauchflüssen, nach *Morgagnischer* Weise erzählt und mit durchdachten Raisonnemens begleitet. — Die *Wandungen* statt superficies interna waren dem Rec. Anfangs unverständlich. — Die Geschichte eines krebsartigen Geschwürs im Schlunde und einer Vereiterung der Schneiderischen Haut, der Epiglottis und der Cartilaginum Arytanoid, sind diesen Sectionen angehängt. III. *Eine schnell tödliche Angina polyposa mit der Leichenöffnung und einigen Bemerkungen*, nach 31 Stunden schon todend. Hr. Dr. *Harles* leitet diese Krankheit von der Erhöhung der plastischen Thätigkeit besonders im lymphatischen System her. Leider! aber kennen wir diese plastische Kraft, ihre Gesetze, Formen, Verhältnisse etc. zu wenig, um daraus befriedigend diese Krankheit erklären zu können. IV. *Ein tödliches Erbrechen, höchst wahrscheinlich von einer rheumatischen Ursache, nebst der Leichenöffnung.* V. *Ueber die Wirkung der Elektricität besonders bey Lähmungen der äussern Gliedmassen*, von Hn. Dr. *Struve*. Bey Anwendung derselben sey es wichtig, zwey Wirkungsarten wohl zu unterscheiden, a) *als Reitzmittel*, b) *als Stärkungsmittel:* bey Lähmungen scheine sie als Krampfstillendes, als Reiz und als Stärkungs-Mittel zu wirken. — Das erste günstige Zeichen sey eine grössere Leichtigkeit des gelähmten Gliedes: darauf folge die Wiederkehr der natürlichen Wärme, gelinder Schweiss etc. VI. *Ein Pendant zu Hn. Hofr. Siebold's Beobachtung eines mit Blutbrechen etc.* S. Loder's Journal für die Chirurg. Geburtsh. und ger. Arzn. B. I. St. 2. S. 215. von Hn. Dr. *Ideler* zu Delizsch. Diese Beobachtung wurde an einem sechs und vierzig jährigen Bauer gemacht, der durch den heftigen Stoss einer Deichsel auf die Oberbauch-Gegend das vordere Nervengeflechte des Magens, in der Folge aber das venose Gefässsystem desselben so sehr erschütterte, erschlaffte und empfindlich machte, dass hierauf die leichteste Speise Beängstigung, Drücken, Herzklopfen, ja die leiseste Berührung dieser Gegend Ohnmachten bewirkten. — Der Puls an der rechten Hand war etwas ausgedehnter im Durchmesser, gespannter und erhobener, der Haut näher als der an der *linken* Hand, welcher kleiner, enger, weicher und mehr einwärts gezogen war, und beym Auflegen dreyer Finger unter dem mittelsten einen in der Systole und Diastole bleibenden Bogen deutlich fühlen liess. — Bey varicösen Ausdehnungen im Pfortadersystem, will der Verfasser den Puls, wie er ihn bey diesem Kranken an der linken Hand fühlte, fast immer beobachten. Er fieng daher die Cur mit ableitenden Mitteln, Fussbädern, Blutegeln an, die er alle vier Wochen setzen liess und heilte endlich diesen Kranken vollkommen mit äusserlichen aufgelegten kalten zusammenziehenden Bähungen. —

Viertes Stück. Mit einem Kupfer und Sachregister. I. *Krankengeschichte eines mit Entzündung verbundenen Nervenfiebers*, von Hn. Dr. *Michaelis* zu Harburg, wo Aderlassen, gegen *Brown's* Lehre dennoch Nutzen schaffte. Hier werden ferner viele Widersprüche dieses Systems dargestellt und gerügt. — (Schade und Jammer, dass wir Deutsche so gar sehr der Nachahmungssucht und dem Aufhaschen von Paradoxien ergeben sind! Nur erst durch Uns wurde der grösste Lärm, über dieses brittische sogenannte — System — geschlagen, das aber in England selbst nie feste Wurzel fasste, sondern erst aus italienischen Treibhäuseren in unsern kalten Boden verpflanzt wurde, wo es aber, allem Anschein nach, schwerlich perenniren wird.) II. *Nutzen der Bäder bey Raserey und Hautwassersucht*, von Hn. Dr. *Wolff* Sen. zu Posen. Der nach einem Petechial-Fieber rasend gewordenen Patientin wurde ein Sack mit Rad. Torex. Fl. Anagallid. Sapon. Venet ad ℔β Tartar. Tartar. ℥ii gefüllt, um den Leib gebunden und nach dem 215ten Bad war sie vollkommen wieder bey Verstand. — Ein ähnliches Bad bewirkte dasselbe bey einem Kinde mit verhärteter Leber und der Bauchwassersucht. Das Beywort der *gefällige* Unterleib, kennt Rec. nicht. III. *Beobachtung von einer ausserordentlichen tödlichen Krankheit, nebst dem Bericht von der Oeffnung des Leichnahms*, von Hn. Hofr. *Aepli* zu Diessenhofen. Merkwürdig, aber nicht sehr unterrichtend. IV. *Auch etwas über das Sçavoir faire in der medicinischen Praxis*, von *Chr. Ludw. Schweickhard* zu Carlsruhe. Der Arzt soll am Krankenbette nicht allein nach politischen, sondern auch nach moralischen Grundsätzen handeln, weil er ohne solche mit den ausgebreitetesten Kenntnissen und mit dem feinsten Sçavoir faire doch nie ganz glücklich nie durchaus beliebt seyn wird: er soll ferner Religiosität haben, bey Consultationen am Krankenbette sich nie mit seinen Collegen über die vorgebrachte Meynung zanken etc. V. *Mein Begriff von der Lebenskraft*, vom *Herausgeber*. Der Mathematiker bedient sich des X, um einen unerkannten Gegenstand dadurch zu bezeichnen: der Physiker braucht das Wort *Kraft*, um die unbekannten Ursachen der Erscheinungen damit anzuzeigen. Wir kennen zwar die Ursache zum Grunde des Lebens nicht, wir brauchen aber doch ein Wort zur Verzeichnung dieses Begriffs und das ist *Lebenskraft.* Dieser Ausdruck ist weit umfassender und bestimmter, als die Worte: *Seele, Lebensgeist, Archaus, Calidum innatum, Impetum faciens, Reitzbarkeit, und Empfindlichkeit*. Incitabilität. VI. *Geschichte einer Pleuro-Peripneumonie, die in ein Empyem überging und geheilt wurde.* Der Vf. hielt Anfangs die Krankheit dieses 3½ jährigen Mädchens für ein von schleimichten Unreinigkeiten und vielleicht von Würmern erregtes Fieber und behandelte es demnach. In der Folge aber zeigte sich bey anhaltender fehlerhaften Respiration und bey einem Fieber mit trocknem Hüsteln eine Geschwulst unter dem linken Schlüsselbein einer wälschen Nuss gross, die in der Folge geöffnet wurde, und wodurch wenigstens nach und nach zwölf Unzen milchweisser Eiter, mit Luft vermischt ausfloss. Die Wunde schloss sich und das Kind wurde allmählich ganz hergestellt. VII. *Versuch einer medicinischen Topographie*

graphie der Stadt Hof im Bayreuthischen Voigtlande, von Hn. Hofr. *Jördens*. Unterhaltend und angenehm zu lesen. VIII. *Bemerkungen über den Kopfgrind, das Wundseyn und die Eiterung der Mundwinkel saugender Kinder*, von Ebendemselben. Gar zu oft sind diese Beschwerden bey Säuglingen von venerischen Ursprung und weichen bloss Mercurial-Mitteln. IX. *Geschichte eines heftigen Singultus*, von Hn. Dr. *Hansa* zu Töplitz. Er rührte bey einer drey und zwanzig jährigen Frau von einem Aerger her: man bestritt ihn vergebens mit krampfwidrigen Mitteln, nachher aber, als die Ursache desselben entdeckt wurde, ward er mit Brechen und Abführen geheilt. X. *Urtheil der Philosophie über das Brown'sche System*, vom Herausgeber. Aus Hn. Prof. *Schmid's Physiologie, philosophisch bearbeitet* S. 152. etc. entlehnt. XI. *Einige physisch-medicinische Bemerkungen über die Gegend und das Klima der Kurhannöverischen freyen Bergstadt St. Andreasberg, so wie auch über die Lebensweise und Krankheiten der Bewohner derselben*, von J. W. G. *Klinge*. Abermals ein schätzbarer Beytrag zu einer medicinischen Ortbeschreibung in *Lentinischer* Form geschildert, nebst der Mittheilung einer Ruhrepidemie und deren Behandlung.

Die jedem Stücke angehängten kurzen Nachrichten bedürfen hier keine besondere Anzeige.

* * *

Frankfurt a. M., in der Andräischen Buchhandl.: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten, über die gesammten Pflichten der Religion*, von K. G. D. *Manderbach*. 11ter Th. — Auch noch unter dem besondern Titel: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Predigten über die Menschenpflichten*. 3ter Th. 1799. 602 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 75.)

Bagdad: *Abentheuer einer Nacht in Stambul*. 2ter und letzter Th. 1798. 390 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 328.)

Lauban, b. Scharf: *Briefe für Kinder und deren Freunde*. Zum Gebrauch in kleinen Stadt- und Dorfschulen. 2te vermehrte Auflage. 1797. 143 S. 8. (5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 258.)

Weimar, b. den Gebrüdern Gädicke: *Fabriken- und Manufacturen-Addrefs-Lexicon von Deutschland und einigen angränzenden Ländern, oder Verzeichnifs der Fabrikanten und Manufacturisten dieser Länder, der Waaren, die sie verfertigen, und welche Messen sie damit beziehen*. Nach den Waaren alphabetisch geordnet und mit kurzen Erläuterungen zur Kenntnifs derselben begleitet, von *J. Ch. Gädicke*. 1 Th. 2te sehr vermehrte u. verbess. Auflage. 1799. 412 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 170.)

Erfurt, b. Keyser: *Der deutsche Schulfreund, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen*. Herausgegeben von H. G. *Zerrener*. 20tes Bändch. 1799. 174 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 299.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, b. Walther: *Predigt beym Schlusse des von Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landtages*, am 31 März 1799. in der Kurfürstlich Evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*, Kursächs. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistoriali. 1799. 49 S. gr. 8. Ein trefflicher Pendant zu der neulich (Nr. 67.) von uns angezeigten Predigt, welche der würdige *Reinhard* bey Eröffnung des Kursächsischen Landtages gehalten hatte. Mit einer Beredsamkeit, welche den Verstand überzeugt und die Seele erhebt, werden auf Veranlassung des Evangeliums Joh. XX. 19—31., sehr zeitgemäfse *Erinnerungen für das Vaterland beym nahen Eintritt in ein neues Jahrhundert* vorgetragen; der Redner zeigt, dass das Vaterland wohl beherzigen müsse, *was es ist, was es seyn soll, und was es werden kann*, oder mit andern Worten, dass diese Erinnerungen theils *bedenkliche Umstände, die es erwägen muss*, theils *nöthige Entschliessungen, die es fassen soll*, theils *ermunternde Hoffnungen, die es nähren darf*, betreffen. Wenn wir hier, durch den Raum dieser Blätter beschränkt, bloss bemerken, dass unter jenen *Umständen* namentlich die immer mehr sich regende Ungebundenheit, die in allen Ständen immer mehr überhand nehmende Unsittlichkeit, und die sich unläugbar vermindernde Achtung gegen die Religion aufgeführt; dass in Betracht der *Entschliessungen*, welche das Vaterland fassen soll, lebendiger Eifer und Ergebenheit gegen das Christenthum, Anhänglichkeit an die bürgerliche Verfassung und erhöhete Sorgfalt für die Bildungsanstalten des Volks, empfohlen; dass endlich die *ermunternden Hoffnungen*, welche das Vaterland unter solchen Vorkehrungen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts fassen darf, hier darein gesetzt werden, dass Ordnung ohne Zwang, Fortschritt ohne Uebereilung und Wohlfahrt ohne Missbrauch das beneidenswerthe Loos der Nachkommen seyn wird: so dürfen wir wohl nicht besonders erinnern, welchen Reichthum von Ideen, die hier in fruchtbarer Kürze, immer von neuen Seiten dargestellet und dadurch eindringlicher gemacht werden, diese Rede in sich vereinige. Wir sind fest überzeugt, dass die Begierde nach dem Genuss des Ganzen, die wir durch diese Anzeige zu erregen suchten, auch in einer blossen Lectüre der Predigt, ob ihr wohl die bey *diesem* Redner gar sehr in Anschlag kommende Belebung durch den geistvollen mündlichen Vortrag abgeht, doch reiche Befriedigung finden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Junius 1799.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Universitätsbuchdruckerey: *Scriptores Rerum Hung. minores hactenus inediti synchroni*, quos auspiciis Emin. Card. et Princ. *Jos. de Batthyan* etc. edidit *Martinus Georgius Kovachich*. Senquiciensis. T. II. ad Comitem Jo. Illyésházi. 1798. 444 S. 8.

Nach einer Zueignung an den Grafen *Illyesházi*, deren dieser Mann so ganz würdig ist, erklärt sich der Vf. in der Vorrede sehr bündig über den Umstand, dafs in diesem zweyten Theil fast lauter neuere Begebenheiten beschrieben werden. Was nützt es, sagt er, über den Ursprung, die asiatischen Sitze, Kriege, Sitten, Religionsgebräuche, Tracht etc. der Hunnen, und über ähnliche Gegenstände der Alterthums-Krämerey mühsam weitläuftige Untersuchungen anzustellen, während wir den Ursprung unserer Gesetze, die Verbindung der Ungarn mit benachbarten Völkern, die jedesmalige Regierungs- und Verwaltungsform, die Bestallung der Dicasterien, wie sie nur im nächstverflossenen Jahrhundert gewesen, den Wechsel der Münze und andere Gegenstände nicht kennen, deren Erwähnung in der Geschichte durch den obgedachten Kram von Schulkenntnissen verdrängt worden, die man aber billig vor allen andern sich bekannt machen sollte, ehe man zur Forschung von Alterthümern schreitet. — Indem Rec. ferner das las, was der Vf. über die Nützlichkeit auch einzelner, den Kalendern beygeschriebenen, Nachrichten und Tagebücher für die Geschichte beybringt: hat er sich des Gedankens nicht erwehren können, dafs manche Perioden älterer Geschichte eine glaubwürdigere und umständlichere Bearbeitung vertragen werden, als manche Zeiträume der neuesten; weil es immer weniger Mode wird, dafs Männer, die am Ruder der Geschäfte sitzen, und in die innern geheimen Tiefen der Staatsmaschinen blicken, ihre Erfahrungen, oder wenigstens nur ihre eigenen Thaten für die Nachwelt aufbewahren; auch dann, wenn sie nicht Ursache haben, das unbestochene Urtheil dieser Nachwelt zu scheuen. Die Gelehrten wühlen indessen in alten Geschichten und Classikern, oft um den praktischen Werth ihres Nachwühlens nicht so sehr, als um eine gelehrte Zwistigkeit über ein Jota mehr oder weniger besorgt; so bleibt zuletzt der Nachkommenschaft für manche heutige Begebenheit keine andere Erkenntnifsquelle, als die Zeitungen — übrig. — Da ein beträchtlicher Theil dieses Bandes aus den gleichzeitigen Memoiren des vortrefflichen Prälaten, *Ant. Verantius*, besteht; so macht der Vf. von seiner sonstigen Regel eine Ausnahme, und giebt von ihm einige bibliographische Nachrichten. Der geschickte Prälat hatte nämlich im Sinn, den Bonfinius, mit dem er den gleichen Vornamen Anton zu führen, sich selbst als einer guten Vorbedeutung freute, von der Regierung Vladislaw II angefangen, fortzusetzen, und ein Werk: über Ungarns Schicksale nach dem Tode des Matth. Corv. zu schreiben. Dies erhellt aus seinen in der bischöfl. Bibliothek zu Erlau vorhandenen Briefen, welche Hr. *Katona* im zweyten Theil seiner *Hist. crit. Period. Austr.* gröfstentheils herausgegeben hat, und worin verschiedener Bruchstücke seiner Arbeit gedacht wird. Hr. *v. Kov.* macht es sehr wahrscheinlich, dafs jene Bruchstücke gerade diejenigen seyen, die er in diesem Bande aus den Handschriften des Draganich-Veranzischen Archivs liefert. — Nun zu den einzelnen Stücken selbst. Die ersten acht sind aus alten Kanzleyformelbüchern genommen. I. *Epitaphium Magnif. Jo. de Huniad.* vom J. 1476. Dieser hochtrabende Galimathias ziemte besser dem XII u. XIII. Jahrhundert. Ein einziger Zug, dafs nämlich auch der Senat zu Ragusa den Tod des wichtigen Mannes betrauert habe, gereicht ihm mehr zum Lobe, als alle Superlative, die der alt klösterliche Stil des Vfs. verschwendet hat. Nicht besser sind die Knittelreime. II. *De obitu Joh. de Hunyad;* nur dafs der Vf. gleich vorn gesteht, er schreibe: *stylo puerili*. Wenn Thurotz nur überhaupt Alter, Ermüdung unter den Waffen und Sorgen, als Ursachen des Todes von Hunyad angiebt; so erfahren wir hier noch näher, dafs der Held mit Geschwüren des Gaums und des Halses behaftet worden. III. *Fürbitten* und IV. *Glückwünsche für den K. Matth. Corv.* bey seiner Thronbesteigung. Nr. 3. hat viel poetisches Verdienst; und Nr. 4. ist voll prophetischen Geistes; denn Matth. Corv. hat die hier ausgedrückten *Toasts* und Wünsche ganz erfüllt. „Er wird uns, (heifst es hier) vom auswärtigen Joche befreyen. Er wird nach dem Beyspiel seines Vaters über die Türken triumphiren. Er wird uns vor den Räubereyen der Böhmen (unter Giskra) sichern. Er wird die Polen wegtreiben, und den Stolz der Alemannen (eigentlich K. Friedrichs, der die ungarische Krone in Händen hatte) demüthigen." — Hingegen das *Prognostikon* Nr. V. ist schlecht eingetroffen; z. E. das mahomedische Reich liegt noch heut zu Tage nicht in der Asche. Nr. VI. hat die vielversprechende Aufschrift: *Chronicum Rerum sub Matth. Corv.* besteht aber nur aus einigen Zei-

Zeiten, und meldet die Todestage einiger Geistlichen. Nr. VII. *Epitaphium super excisione Urbis Várad.* beklagt, dass als Matth. Corv. die Polen neckte, die Türken indessen 1474 im Februar Groswardein plünderten, und die ungarischen Truppen auseinander jagten. In diesem Aufsatz scheinen die türkischen Spahis den Namen Hussaren zu tragen; denn es heisst: *Hussari dire pugnant, et Hunni fugam dant.* VIII. *Epitaphium Matthiae Corvini*, sehr unbedeutend. IX. *Erzählung von dem Zustand und den Einkünften des Reichs unter M. Corv.* aufgesetzt 1480 vom damaligen päbstlichen Nuntius. Diese Erzählung, oder vielmehr dieser Amtsbericht, steht in der italienischen Ursprache abgedruckt mit Varianten und der nöthigen bibliographischen Erläuterung in Hn. Engel's *Geschichte des ungarischen Reichs und seiner Nebenländer.* 2ter Th. Halle 1798. 4. X. *Bericht von dem Sieg über die Türken im J. 1538*; aus einer Briefsammlung in der k. k. Bibliothek zu Wien. Scharmützelnachrichten aus Croatien. Die folgenden Stücke bis Nr. XVIII. sind aus dem Familienarchiv der Draganich-Veranzi genommen, wovon viele historische Sachen der Hr. Graf *Franz Széchenyi* an sich gekauft hat. XI. *Anton. Verantius de rebus gestis Hung. ab inclinatione Regni.* Fragmentum. Schade, dass dies ächtpragmatisch verfasste Bruchstück kaum etwas über 4 Seiten austrägt. Der Vf. schreibt das Verderben Ungarns nach Matth. Corv. Tod mit Recht lediglich den Oligarchen zu, welche mit Uebergehung des zwar an einem Fuss etwas hinkenden, sonst aber rüstigen, Königssohns, Joh. Corvin, den für Oligarchische Frechheit aller Art so nachsichtsvollen Vlad. II. wählten. XII. *Eben derselbe von dem Leben und von den Thaten des Joh. Zápolya.* Der Herausgeber erinnert in der Vorrede sehr treffend, dass die Ueberschrift eigentlich lauten sollte: zwey Bücher über den Feldzug des türkischen Kaisers Sulejman 1538 in der Moldau und in Siebenbürgen wider den Wojwoden Peter und den Joh. Zápolya (aus dessen Diensten der Vf. bekanntlich in die Dienste des ungarischen K. Ferdinands übertrat). Der Vf. stellt sehr gründlich die verschiedenen Versuche zur Versöhnung beider Kroncompetenten Ferdinands und des Joh. Zápolya dar, welche bekanntlich, weil Menschlichkeit von beiden Seiten, wie auch zu erwarten war, unterlief, vereitelt wurden; sodann die Ursachen, welche den Sultan zum Zorne wider Joh. Zápolya reizten. Ein schlimmer Zufall ist hiebey, dass eben da, wo Sulejman's Eintritt in die Moldau beschrieben werden soll, in der Urschrift etliche Bogen (bey S. 59.) fehlen. Nachdem Peter, Wojwode der Moldau, vertrieben war, beschloss Sulejman auch Siebenbürgen zu erobern, in beiden Ländern sodann seinen Sohn als Vasallenfürsten einzusetzen, und von da aus Ungarn verheeren zu lassen. Diesmal aber betrat Sulejman nicht einmal Siebenbürgen, und die Vorsicht erhielt unter allen Stössen der Cultur und dem Christenthum seine Vormauer, das ungarische Reich. Zur Erläuterung dieser Geschichte wollte derselbe Vf. im XIIIten Stück einen *geographischen Abriss von Siebenbürgen, von der Moldau und Walachey* liefern, den er aber selbst bescheiden für einen von Fehlern keineswegs freyen Versuch gleich vorne erklärt. — Der wackere Mann kann zwar mit den Geten, Gothen etc. nicht ganz zu rechte kommen; bestreitet aber ganz gründlich die Meynung seiner Zeit, dass die Walachen vom Flaccus den Namen hätten; und scheint den Anon. B. Not. vor Augen gehabt zu haben, indem er sie für Hirten der von den Hunnen nach Italien zurückgedrängten Römer hält. Seine Nachrichten über die neuere Schicksale und Sitten der Moldau und Walachey haben auch für neuere Geographen und Historiker Werth. — Ein vorzügliches Stück ist die geographische und politische Beschreibung von Siebenbürgen. Klärer als S. 108. hat Rec. noch nirgend die Verbindlichkeit der Szekler zum Kriegsdienst und zur Ochsenabgabe bestimmt gelesen. Schon zu des Verantius Zeiten hielten einige die sogenannten Rovás- oder Holzkerbzeichen der Szekler für hunnisches Alphabet. Den Sachsen ist das Lob ertheilt, welches dieser ehrwürdigen Nation gebührt; falsch aber ist es, dass damals (gesetzlich) ihnen ein willkürliches Steuerquantum vom Fürsten habe auferlegt werden können. Eine wichtige Bemerkung ist: dass Matth. Corvinus die Ungarn zur *schweren* Reiterey mit Erfolg abgerichtet, nach seinem Tode jedoch die leichte Reiterey die Oberhand bekommen habe, nach dem Muster der Türken, welches aber nebst dem Verfall der Kriegszucht traurige Folgen nach sich gezogen. Das XIV. Stück enthält unter dem Titel: *Castigationes in Jovium*, die Geschichte von der Uebergabe der Festung Ofen an die Türken 1540, und ist vorn selbst im Original nicht vollständig. XV. *Begebenheiten des J. 1551*, ein Bruchstück. XVI. *Privatnachricht von der Veranlassung der von Ant. Verantius nach der Türkey übernommenen Gesandschaft* vom J. 1557 und von den damaligen Umständen des Reichs; in Form eines Gesprächs zwischen Anton und Mich. Verantius. Der Vf. beklagt, als Gesandter nichts für Philologie und alte Geographie gethan zu haben; denn die Gesandten würden zu eng von den Türken bewacht etc. *O durissimam*, ruft er S. 160. aus, *legatorum conditionem et nulli libero ingenuoque homini expetendam.* — Auch dies Bruchstück ist im Original unvollendet. XVII. *Eine Anekdote*, wie Sulejman durch einen Stummen, den er nach der bey den Türken gewöhnlichen Achtung für Stumme und Taube (denen sie mehr innern Sinn und Prophetengeist zuschreiben) an seinem Hofe hielt, vom Meuchelmorde errettet worden, mit dem ihn Perhates bedrohte. XVIII. *Officieller Bericht von der* obgedachten *türkischen Gesandschaftsreise* und Verrichtung vom J. 1557. Ein sehr wichtiges von Verantius und Franz Zay, den beiden Gesandten, denen auch noch der Magister *Augerius de Busbecche* beygegeben war, verfertigtes Stück. Busbeck musste in Constantinopel zurückbleiben; Verantius und Zay aber wurden nach ihrem Vaterland geschickt, um den K. von Ungarn zur Annahme einiger

niger Bedingungen, und vorzüglich Abtretung einiger Festungen zu bewegen. XIX. *Namen der Prälaten und Baronen, welche bey dem 1569ger Reichstag zu Presburg gegenwärtig gewesen*, aus den Kaprinayschen Handschriften. Es ist merkwürdig, dass hier eine Art *Regalisten*, wie sie noch bey siebenbürgischen Landtagen erscheinen, vorkommen: nämlich es giebt hier eine eigene Rubrik von: *Nobiles Regni potiores Castra habentes privatim per Majestatem Caesaream vocati*. Satt *Relicti ex Magnificis* etc. soll es wohl heissen: *Reliqui* etc. XX. Von *Jo. Decius Barovius, Decas Xma Commentariorum de rebus Hung. et Transf. complectens annos* 1592 – 1595. Dedicirt an Sigmund, Fürsten von Siebenbürgen. Ein schon an sich wichtiges Stück, aber merkwürdiger noch dadurch, dass man bisher alle Decaden dieses Schriftstellers für verloren gehalten hat. Hr. v. K. hat diese Decas bey einem Stulrichter des Presburger Comitats, Mich. Dóka, in einer gleichzeitigen Abschrift gefunden, und muntert zur Entdeckung auch der vorhergehenden Decaden auf. Ueber den Namen Barovius wagt der Herausgeber die nicht unwahrscheinliche Vermuthung: dass er eigentlich Baranius klingen sollte; weil der Vf. aus dem Baranyer Comitat gebürtig gewesen; die Sitte des XVI. Jahrhunderts Namenänderungen vorzunehmen, macht die vom Vf. selbst angenommene Namensendung wahrscheinlich. Diese Decas beschäftigt sich vorzüglich mit den Feldzügen des Pascha Sinan in der Walachey und in Siebenbürgen oder mit dem *Bellum Sinanicum*, ist in 7 Bücher und diese in Kapitel eingetheilt, und zeichnet sich vor viel andern ähnlichen Mémoires durch einen deutlichen, angenehmen, gut lateinischen und schlussrichtigen Vortrag aus. Meisterhaft ist die Zueignung an den siebenbürgischen Fürsten; sie setzt bey ihm und bey allen Verwaltern öffentlicher Geschäfte Achtung und Aufmerksamkeit auf das Urtheil der Nachwelt voraus. *Serviat igitur*, sagt Barovius seinem Fürsten, *necesse est Serenitas Tua illis etiam judicibus, qui multis post secalis de Serenitate Tua ac omnibus ejus gestis multo quam praesentes incorruptius, quippe sine odio et amore, judicabunt*. Der Anfang dieser Decas schliesst sich nicht an die vorige an; sondern recapitulirt die Kriegsbegebenheiten vom J. 1566 her; welches in dem Rec. die Hoffnung zur Auffindung der vorhergehenden Decaden verringert. XXI. *Auszüge aus einem alten Antiphonarium*, enthält Todestage einiger Geistlichen, und Gebete zu den heilig gesprochenen ungarischen Königen. XXII. *Auszug aus einem alten Graner Brevier*, gleichen Inhalts. XXIII. *Kriegs- und Insurrectionsreglement für Siebenbürgen, sanctionirt von Matth. Corv.* 1463 und angeführt in dem Reichsgesetz Art. 12. 1526. — Ein vorzüglich interessantes, aber kleines Stück, das unmittelbar zur Ergänzung des *Corpus Juris* gehört; weil es in den Gesetzen als geltend angeführt wird, ohne dass es doch denselben beygedruckt oder sonst im Publico bekannt worden wäre. Der Hr. v. K. und mit ihm das Publicum verdankt dieses Stück dem siebenbürgischen Gouverneur Grafen *Bánffy* und dem thätigen Literator Hn. *Georg v. Aranka*. Alle hier gegebenen Vorschriften beziehen sich nur auf den Fall, wenn in der äussersten Noth eine Generalinsurrection angesagt werden sollte. Von den Comitaten ist bestimmt, der wie vielste Theil der Bauern, oder des Adels zu Hause bleiben dürfte? eben so ist bey den Szeklern die Art der Zusammenberufung durch Bergfeuer, die Musterung etc. vorgeschrieben; bey den Sachsen wird nichts besonders verfügt, ungeachtet das Reglement für die drey siebenbürgischen Nationen lautet (vergl. §. 5.). Das siebenbürgische Insurrectionsheer muss innerhalb der Grenze des ungarischen Reichs (also nicht bloss Siebenbürgens) sich gebrauchen lassen; nur erhält es seine Verpflegung vom König. In allen hier nicht bestimmten Fällen sollte das Reglement vom Kaiser Sigmund gelten, und werde hiemit auch von dem ungarischen Adel, den Szeklern und Sachsen in Siebenbürgen angenommen. XXIV. *Von den Szeklern*, und ihrer Abgabe durch das Ochsenanbrennen (*Signatura Boum*). Dieses Fragment aus den Hadikkischen Handschriften abgeschrieben, gehört, so interessant es an sich selbst ist, doch eigentlich nicht hieher, sondern ist eine Beylage des Berichts, den die Ferdinandischen zur Uebernahme Siebenbürgens abgeschickten Commissarien Paul Bornemissa und Georg Wernder im J. 1552 erstattet haben, und wovon ein Theil bereits in Hn. *v. Engel's* ungarischer Geschichte B. II. abgedruckt ist, der andere aber vielleicht von Hn. v. E. noch nachgeliefert wird. XXV. Chronologisches Verzeichniss der Handschriften des Draganich-Veranzischen Archivs, welche jetzt der Hr. Graf Széchényi besitzt. Ein für ungarische Geschichtforscher willkommenes Verzeichniss.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Witold, Grossfürst von Litthauen. Geistergeschichte vom Verfasser des Hans von Bonsen.* 1796. 292 S. 8. (22 gr.)

Auch hier findet sich erst am Ende, dass man nur den ersten Theil der Geschichte vor sich hat, die man nach dem Titel ganz zu erhalten glaubte: — diese Sitte scheint, je öfter sie auch schon gerügt worden ist, nur desto mehr den Buchhandlungen zum Schaden der Käufer zu behagen. — Wenn indessen vielleicht Misstrauen in den Werth des Products diesen Weg, Absatz zu gewinnen, einschlagen lässt, so ist dies bey der vor uns liegenden Arbeit gewiss am rechten Orte. Der Gegenstand der Geschichte ist, wie unser Leser aus der Bezeichnung des Helden schon errathen werden, aus dem Zeitraume entlehnt, wo die Herrscher von Litthauen zwischen der Annahme der christlichen Religion und den dadurch ihnen entgegenstralenden, oder wenigstens von dem deutschen Orden ihnen vorgespiegelten politischen Vortheilen und zwischen Anhänglichkeit an dem Glauben ihrer Väter und der Furcht vor dem

dem Unwillen ihrer Unterthanen und dem Verlust ihrer Würde schwankten. Vorzüglich aber ist es die Rivalität von Jagello und Witold, was den Vf. beschäftigt; alles, was durch sie hervorgebracht wird, ist nun mit Intrigue von Seiten heidnischer und christlicher Pfaffen reich ausgeschmückt. Sie allein sind die Geister, die hier spucken, sind aber fast immer gutmüthig genug, sich bald fangen und entschleyern zu lassen: durch sie wird Witold zuletzt noch in eine feurige Grube geführt, aus der ihn der zweyte Theil erlösen soll, der uns noch nicht in die Hände gekommen ist. — Wer nun an diesen Zwittergeburten der Geschichte und Dichtkunst Behagen findet, wer insbesondere jene aus der Geisterwelt herbeygeholten Verzierungen liebt, und wer dafür Haltung in den Charaktern, feine Darstellung der Eigenheiten des menschlichen Herzens, gebildete Sprache und Vortrag erläßt, und mit platten halbvollendeten Schilderungen und groben Pinselstrichen, die oft noch dazu die Farben, mit welchen sie malen, unnatürlich genug mischen und auftragen, vorlieb nimmt, der wird sich auch dieses dem Alltagsgeschmack gebrachte Opfer gefallen lassen. Wir führen zur Probe von dem Geiste des Vfs. eine Stelle an, worin er gleich im Anfange den Charakter der Litthauer schildert: „Unter einem unfreundlichen „*Himmelsstriche*, *den Sümpfe und Moraste* noch trau„riger machten, *erlernten* die Litthauer, trotz der „Gefahr und ausdauernden Kälte; (was erlernten sie?) im Kampfe mit wilden Thieren, beym Durch„schwimmen reissender Flüsse bewahrte sich ihr Muth, „dem innere Kriege und *die*, mit streitbaren Nach„baren, *immer neue Nahrung* gaben; und bey der „Nothwendigkeit, sich nur mit äusserster Anstren„gung und Arbeit die unentbehrlichsten Bedürfnisse „des Lebens erwerben zu müssen, floh Weichlich„keit und die mit ihr verschwisterte Wollust, und „sie hatten *nur*" (welch seltsames Nur!) „Raubsucht, „Grausamkeit und Liebe zur Trunkenheit mit den „mehrsten übrigen Wilden gemein!" — Und den aus diesen Zügen zusammengesetzten Charakter nennt der Vf. einen vortheilhaften eigenthümlichen Charakter. Zu seinen Spracheigenheiten gehören: Freund *mit* den Künsten des Friedens. — Diese Heirath hat mir immer nicht so recht *eingehen* wollen — bey einem Bündnisse, wodurch die Diener unserer Götter *vortheilten*; — meine *Gebietiger*! — Das Ganze wimmelt übrigens von Druckfehlern.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Oldenburg*, gedr. b. Stalling: *Christ. Wilh. Ahlwardt*, des Oldenburgischen Gymnasiums ersten Professor und Rector, progr. *Bemerkungen uber einige Stellen griechischer Dichter*. Septemb. 1798. 20 S. 4. — Zwey Stellen griechischer Dichter, Callimach. Hy. in Del. 225 und Theocrit 4, 11. machen die Gegenstande dieser Bemerkungen aus. In der ersten hatte er ποντοιο κακον σαρον durch *Auswurf des Meers* unrichtig gedeutet. Nun zeigt er sehr gründlich, dass man übersetzen müsse: Asteria, dieses das Meer unstat durchfahrende (durchfegende) Scheusal. Denn σαρος, σαρον ist nur bey Glossatoren ein Substantiv, das hieher nicht passt: leitet man es besser von σαιρω, verro, ab, so ist es neutrum participii aor. II. und hat den gravis, σαρὸν. Auch Hr. Schneider in seinem griechischen Wörterbuche war auf eine ähnliche Erklarung gekommen. Die Vergleichung von σαιρειν, verrere, fegen, sweep ist sehr passend: seltsam, dass unser Wort fegen in der uneigentlichen Bedeutung für durchlaufen, durchstürmen unedel ist, wie in keiner andern Sprache. Im Theokrit ist die Vulgate Πεισαι τοι Μιλων και τως λυκος αυτικα λυσσην nach Bindemann: Milons Reden die brächten den Wolf auf der Stelle zum Rasen, durchaus ohne Sinn. Der Zusammenhang ist: Milon hat den Aegon, der von Kampfspielen gar nichts versteht, überredet, nach Olympia zum Wettkampf zu reisen. Milo muss also die Gabe der Ueberredung im höchsten Grade besitzen etc. Hr. Ahlwardt sagt: er habe unter den Neuern zuerst die Schwierigkeit in der Vulgate heben wollen, in seinem Buche: zur Erklarung der Idyllen Theokrits (Rostock 1792. 8.) S. 76 ff., aber ohne Glück. Indess ward es Veranlassung für andere Gelehrte, wie er meynt, diese Stelle nicht trocknen Fusses vorbeyzugehen. Hr. Jacobs emendirte τως λαγὸς persuaserit leporibus, leicht, wiewohl ein wenig nüchtern. Nachher fand sich unter Scaliger's Varianten, die am Rande eines Exemplars der römischen Ausgabe von 1516 (es befand sich in der nun versteigerten Bibliothek des sel. Pastor Krohn in Hamburg) beygeschrieben waren, die merkwürdige Lesart, die auch dem Auratus zugeschrieben ist, ἀμνάδα für αυτικα. Die darauf sich beziehende Verbesserung in der A. L. Z. 1795. Sept. S. 560. Π. τ. Μ. κατ τω λυκω αμνάδα λυσσην findet Hr. A's Beyfall nicht ganz, besonders weil λυσσαν in der Bedeutung von gegenantoben nie mit κατα construirt sey, sondern wie die analogen Verba nur mit dem Dativ ohne Präposition, oder doch nur mit ἐπι: weswegen er auch Lycophron 454 λυσσαν εν ποιμναισι χιειν sehr hart emendirt ἐπ' πειμεν, und Theocrit V, 16 vielleicht aus Liebe zu seiner Hypothese, nicht hieher rechnet. Er liefert daher eine andere Verbesserung, die sich sehr empfiehlt, und der ersten vielleicht vorzuziehen ist: Π. τ. Μ. κ. τως λυκος αμνάδα λυσσην, d. i. Milo könnte wohl ein Lamm durch Ueberredung dahin bringen, so blutgierig, kampflustig zu werden wie ein Wolf. (Besser steht hier wohl der Nomin. Sing. λυκος sc. λυσσην.) Dass τως für ὡς mit und ohne folg. ας für εις, wie, dorisch stehe (Aristoph. Acharn. 762 Küst.) ist gut dargethan. Auch die Vulgate giebt dann einen Sinn, mit Hinzufügung von ἀεθλητας hinter Μιλων. Doch gesteht er das Schleppende selbst ein. Dass Hr. Hofr. Voss seine Conjectur billigt, und sie in seine Uebersetzung der sämmtlichen Idyllen Theokrits aufnehmen wird, ist eine ehrenvolle Autorität.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Mylius: *Beantwortung des Sendschreibens einiger Hausväter jüdischer Religion an mich, den Probst Teller.* (Joh. 6, 63.) 1799. 60 S. 8.

Das Sendschreiben, auf welches diese Antwort eine erwünschte, würdige Erwiederung ist, war so richtig gedacht und so wahr und fein gesagt, dass ein sachkundiger Christ den Verfassern vielleicht nichts Wesentliches entgegen zu halten haben möchte, als die Frage: warum sie sich, was doch immer noch den Schein einer ausschliessenden Grenzlinie hat, unterscheidungsweise von der jüdischen „Religion" benennen? da sie richtiger mit Lessings Nathan sagen könnten: „was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden." Sey dies, wie es sey. Sie würden ihr Schreiben nie bekannt gemacht haben, wenn sie nicht an Christen geglaubt hatten, denen nicht erst durch einen Saladin gesagt werden müsste: „Sey keinem Juden, keinem Muselmanne zum Troz ein Christ!" Und nicht umsonst haben sie sich ausdrücklich an den würdigen Greis gewendet, welcher weder als Patriarch, noch als Tempelherr; welcher vielmehr mit der eben so christlichen als weltbürgerlichen Gesinnung ihnen entgegen kommt: | „Wir haben beide | Uns unser „Volk nicht auserlesen? Sind | Wir unser Volk? — „— | Sind Christ und Jude eher Christ und Jude | als „Mensch?" | Mit gleich viel Geradheit und Klugheit, gestützt auf gelehrte Sachkenntniss und lang geprüfte Ueberzeugung, giebt ihnen seine Beantwortung Beyfall über die Prämissen von der für die Religionsgeschichte so wichtigen Unfügsamkeit der Ursprache ihrer Nation zum Ausdruck geistiger Begriffe, von dem bey so manchen traurigen Schicksalen ganz natürlichen Verfall ihres Volks in der Kultur, von der dennoch fälschlich ihm besonders aufgebürdeten Immoralität. Es ist auch Ihm eine sehr scharfe und durchschauende Ansicht, dass, wie sie gezeigt haben, das von Mose verordnete theokratische Ceremoniel einst für eine durch lange Unterjochung entgeistete und zum Bilderdienst der Abgötter sich hinneigende, erst entstehende Nation als Verwahrungsmittel gegen rohere Ausschweifungen des Aberglaubens wirken sollte; und Er bemerkt kurz und bündig: wie selbst die zehn Gebote, nach Inhalt und Abfassung, Civilgesetze einer werdenden Regierungsverfassung, in welcher Gott als der Einzige unmittelbare Regent förmlich Exod. 18. anerkannt wurde, eher als moralische Vorschriften waren. (Auch möchte darunter wohl das Sabbathgesetz nicht das einzige Beyspiel eines „blossen Polizeygesetzes" seyn. Wenn man bey dem Satz: den Namen des Nationalgottes nicht zu lügenhafter Betheurung zu missbrauchen, bestimmt auf den *Namen*, wie dort auf den gewählten *Tag* sieht, so ist beides ohne Zweifel in gleichem Sinn polizeylich; aber freylich so, dass beide Verordnungen unter einem allgemein gebietenden Satz stehen, das Sabbathgesetz unter der Foderung: dem Körper zur neubelebenden Ruhe, dem Geist zur Musse für Bildung und Nachdenken gewisse Zeiten zu sichern; das Gesetz vom Missbrauch des göttlichen Namens aber unter der Foderung bürgerlicher Wahrhaftigkeit. Eben dieser Fall ist beym Verbot der Bilder u. dgl. m.)

Die Lossagung der Fragenden von einem blossen Zuchtgesetz der Knechte nun, welche an sich gegründet ist, weil sie demselben entwachsen sind, rechtfertigt *T.* weiter durch die Prophetensprüche über das Untergeordnete der Opfer, durch die Gewissheit, dass der Anerkennung einer gleichen von Jesus angefangenen Religionsreinigung einst nicht die Gamaliele sondern die vom Altar lebenden Priester und Priestergenossen entgegen waren, auch durch das Beyspiel der Essäer, deren Gottesverehrung, ohne Vorwurf und Ausschliessung von ihren Volksverwandten blos in einem beschaulichen Leben und einfacher Lebensart, ohne alle mosaische und rabbinische Gebräuche und Vorschriften, bestanden hat. Durch bessere Zeiten und ernstes Nachdenken bewahrt vor dem schwärmerischen und ängstlich religiösen dieser uralten jüdischen Gesellschaft, welche doch Porphyr in Vergleichung mit Pharisäern und Sadducäern die ehrwürdigsten nennt, liessen sich die Vff. leicht als neue Essäer oder Therapeuten („Seelenärzte) betrachten, deren Richtung auf das Eine Nothwendige des Menschen: Gott zu lieben und seinem heiligen Gesetz gemäss gut gesinnt zu seyn, für sie so wenig, als für jene ältere, eine Ursache der Ausschliessung von jüdischer Nation und Gemeinschaft werden müsste. *T.* fragt daher und rechtfertigt die Frage: warum sie es nicht vor der Hand dabey bewenden lassen wollten, das reine Gold ihres ursprünglichen Israelitischen Bekenntnisses von den nachher hinzugekommenen unedeln Theilen geschieden zu haben? Austreten aus ihrem bisherigen Kreise, wäre dies nicht ein Verlassen der Wirksamkeit, in welcher sie gewiss am meisten für das Gute vermögen, weil sie ihnen anerzogen, angebildet, zum Theil angeboren ist? Gerade wo es dunkler ist, müssen hellere Köpfe möglichst

lichst stehen bleiben. Jesus selbst nöthigt sie nicht herüber: Wer nicht wider uns ist (man zähle ihn dann zu dieser oder jener äusserlichen Classe) der ist für uns, sagte sein von Partheysucht freyes Urchristenthum. Luc. 9, 50. Und selbst in Rücksicht auf den bedeutendsten Grund zum Uebertritt, auf die Furcht, dass durch den äusseren Druck der Umstände ihre schwer errungene Ueberzeugungen vielleicht nicht lange das Eigenthum ihrer Familien bleiben würden, deutet T. sehr weise auf die Aufföderung des Vfs. der trefflichen *Policy of the Metropolis:* dass doch gerade unter den Juden Männer von Geist und Einfluss so viel möglich Beyspiele geben möchten, wie auch die jüdische Jugend durch Erziehung zu nützlichen, freyen Berufsarbeiten vom sittenverderbenden Herumziehen des Schacherhandels abgewöhnt und durch feste, gemeinnützige Beschäftigungen in die Stätigkeit der allgemeinen Staatsgesellschaft eingeleitet werden könnten. (Nachahmungswürdige Beyspiele hievon giebt es ja schon im Fach der Aerzte, der Naturforscher. Auch sind mehrere Künste vom Innungszwang frey. Am meisten aber würden Güterpachtungen, wenn sie am Ende auf eigenen Gütererwerb führen, das gewissermassen wieder nomadisch gewordene Volk durch die Stufe des Ackerbaues zur bürgerlichen Sesshaftigkeit gewöhnen.) Indess wirft T. allerdings diese Frage nicht auf, um der Hauptantwort auszubeugen, wie etwa „die in der wichtigsten Angelegenheit der Menschen, der Freymachung der Sklaven, so stummen Bischöfe des Parlaments" von dem Vf. der *Policy of the Metropolis*, wenn auch manche Juden seine Wünsche möglichst erfüllen würden, wohl sehr abweichen möchten. Er unterscheidet aber mit grossem Grund die Antwort des christlichen Religionslehrers von der Antwort des Staatslehrers in christlichen Staaten. Als Theolog, im würdigen Sinn dieses Worts, setzt er, wie Jesus, bey der Frage über das wichtigste Gebot, seiner Antwort: dass Gott innig lieben und den Nächsten als sich selbst mehr sey als Brandopfer und alle Opfer! die Bemerkung hinzu: dass der Fragende, welcher hierüber „vernünftig" dachte, nicht fern vom Reiche Gottes sey. Noch bestimmter aber zeigt er: dass „den jüdischen Ceremoniencultus aufgeben und die christliche Religion annehmen, *nicht so ganz verschiedene Dinge* seyen," wie sich die jüdischen Hausväter hierüber ausgedrückt hatten. Jesu Verbessern des mosaischen Judenthums war offenbar theils ein Beybehalten des allgemeingültigen, theils ein Reinigen des Localanwendbaren, folglich ein Aufheben alles Temporären, sobald es der Zeit gemäss zu seyn aufhöre. Und was war in Paulus's Urchristenthum wesentlicher, als dass hier kein Jude, kein Heide, — sondern das ganze Menschengeschlecht, in religiöser Hinsicht, Einer sey in (und nach dem Plane seines) Christus! Wäre dann aber auch die Menschheit in dem, was man „die ganz unumwundene, unverschleyerte Religion" nennen kann, Einer; so würden doch die Menschen, weil sie nicht in dieser Abstraction allein bleiben können, immer nach verschiedenen Localitäten zu eigenen die Religiosität befördernden Gesellschaften, zu Pflanzschulen des religiösen Nachdenkens und Lebens, und dadurch immer zu etwas positiven (zweckmässig gewähltem und gesetztem) sich vereinigen. (Und sobald nur davon der Begriff der Unveränderlichkeit und absoluten Nothwendigkeit entfernt ist, — kann alles positive nur alsdenn verwerflich werden, wenn es dem edlen Zweck, für welchen es angenommen ist, förderlich zu seyn aufhört oder gar hinderlich zu werden anfängt!) Nach diesem Begriff vom Positiven bestimmt sich nun das Uebertreten zu dem einfachen Einweihungsgebrauch des Urchristenthums und zum herzerhebenden Erinnerungsmahl an dessen Urheber leicht von selbst, nebst dem Unterschied zwischen Glauben an Gott und dem Glaubenswahn von einem arbiträren Wollen Gottes über Bedingungen der Seligkeit, welche nicht in der Natur der Sache gegründet wären. Grundlehren des Christenthums sind die Weisheit des Lebens, Dogmen philosophische Versuche über die durch Nachdenken über Religion entstandenen Probleme. Als Bekenntnissformel erklärt T. vorschlagsweise den Inhalt von Ephes. 1, 22. 23. 4, 15. 5, 13. und vergleicht andere Bekenntnisse, wie sie Jesus selbst, Er, durch welchen die ewige Wahrheiten des Urchristenthums ohne den Seitenweg der Schulgelehrsamkeit Sache des Volks zu werden anfingen, mehrmals, wie Joh. 8, 12. 12, 46., verlangte und wie sie von seinen Vertrauten gegeben und angenommen worden sind. Luc. 9, 21. Apostg. 2, 36. 1 Kor. 3, 11. 12. Phil. 2, 9. 11.

Dies alles sondert der würdige Mann als Privaturtheil von seinen Amtsverhältnissen so bescheiden, als gewiss er hofft, dass die protestantischen Lehrer in einem Fall, wie der gegenwärtige, Mose zu hören geneigt seyn würden, wenn er sagt: Gedenket, dass ihr auch Knechte in Aegypten gewesen seyd! — Ist nun aber auch dieses zu erwarten; so bleibt, was die umschauende Klugheit eines *Teller's* nicht vergessen, hier aber auch, weil es nicht in der Frage an ihn liegt, nicht zum Haupttheil der Antwort machen konnte, doch bey weitem noch das Wichtigste zurück: wieviel nämlich ein christlicher Staat von bürgerlichen Rechten und Freyheiten auf ein solches christliches Bekenntniss einzuräumen für rathsam und verfassungsmässig halten könne? Insofern die Antwort hierüber von dem Verhältniss zwischen Staat und Kirche abhängt, [ob nämlich Staat und Kirche (jüdisch-theokratisch) als Eines oder ob beide als vereinigt gedacht werden und zwar ob in dieser Einigung die Kirche den Staat oder der Staat die Kirche oder keines von beiden das andere modificire?] legt der Vf. mit einleuchtender Bestimmtheit in der Kürze dar, was in seiner anziehenden Schrift: Valentinian der Erste, ausgeführt ist. Was vornehmlich wegen Sicherung der Prioritätsrechte älterer Staatsbürger gegen den jüdischen Hang zu einem gewissen Castengeist, zum kleinen Handel und dessen bösen Folgen u. dgl. m. verfügt werden müsste,

bleibt

bleibt den vorsichtigsten Ueberlegungen rechtskundiger Menschenkenner dringend empfohlen. Rec. wünscht sehr, dass alle diese mögliche Ansichten für jetzt, da die Fragenden wenig und unbekannt sind und daher Persönlichkeiten verschwinden, vorzüglich von der liberalen preussischen Gesetzgebungsklugheit untersucht und auf mögliche Fälle hin bestimmt werden könnten. Um so gewisser würde der jetzt ausgestreute Saame alsdann „bey günstiger politischer Witterung," wie der Vf. sich ausdrückt, nach und nach aufgehen und Früchte bringen.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. William Harris und zu finden in allen deutschen Buchhandlungen: *Liebe und Trennung, oder merkwürdige Geschichte der unglücklichen Liebe zweyer fürstlichen Personen jetziger Zeit.* 1798. 291 S. 8. (20 gr.)

Der Erbprinz von M** gewinnt, unter den Namen eines Grafen von Veser, unter welchem er den Hof von B** besucht, die Liebe der Prinzessin von B**: allein die Spannung, die zwischen ihm und seinem Vater herrscht und die Unzufriedenheit mit seiner ganzen Lage überhaupt, hindern ihn, eine Verbindung zu schliessen, die doch erst in spätern Zeiten Folgen haben konnte. Einige Zeit nach seiner Abreise kommt der Herzog von M**, sein Vater, auch an jenen Hof, sieht Lauren, die Geliebte seines Sohns, fodert ihre Hand (er war Witwer) und erhält sie. Sie opfert ihre Liebe der Convenienz auf, bewirkt selbst die Zurückkunft des von dem Hofe seines Vaters entfernt gehaltenen Erbprinz, und ist nicht wenig erstaunt, in ihm den geliebten Veser wiederzufinden. So sorgfältig sie aber auch allen Näherungen ausweicht, die ihre Leidenschaft vermehren, oder sträflich machen konnten; so entgeht doch die Nähe der Herzen der beiden Liebenden, einer Gräfin von Wellenhof, Hofdame der Herzogin nicht, die mit dem Kammerherrn von Kieselstein den Plan macht, die Herzogin zu stürzen. Sie benutzt die Absendung eines Pakets an eine Freundin der Fürstin, welches Briefe enthält, die diese mit dem Prinzen, theils schon als Grafen, theils neuerlich gewechselt hatte, fängt es auf, und übergiebt das, was es enthält, dem Herzog, mit dem sie vor seiner zweyten Heyrath in sehr nahen Verhältnissen stand. Anfangs ist dieser äusserst aufgebracht; aber es gelingt seiner Gemahlin, sich und den Prinzen zu rechtfertigen; doch drückt der Gram und die sonderbaren Verhältnisse ihrer Lage sie nieder und ihre Gesundheit erliegt demselben: noch vor ihrem frühen Tode vergiebt sie der Wellenhof, deren Verrätherey sie erfahren hatte, und dieses bewegt auch die letzte, ihr Herz der Reue zu öffnen. — Dies ist der Inhalt der Geschichte, die sich schon dadurch, mehr noch durch Ton und Einkleidung zu ihrem Vortheile von den Kraftgeburten einer Einbildungskraft unterscheidet, welche blos in einer dem menschlichen Herzen und Seyn ganz fremden Welt lebt. Die Sprache ist natürlich, der Vortrag fliessend, die Diction rein. Das Ganze neigt sich zu den Romanen der frühern empfindsamen Periode, doch nicht bis zu dem Grade der Ueberspannung, der diese verächtlicher machte, als die besten Producte der Classe es verdienen. Etwas Schwärmerey herrscht freylich überall, vorzüglich in den Briefen der Liebenden: auch sind die Bilder, Schilderungen und Gleichnisse nicht neu, und es ist kaum zu zweifeln, dass sich jede etwas ausgezeichnete Stelle mit einer Parallele aus ältern ähnlichen Dichtungen belegen liesse. Selbst die Stricke eines niedergesenkten Sarges müssen hier wieder rauschen, die Steine nochmals auf dem Sarge poltern u. s. w. — Auch ist es sonderbar genug, dass eine unendlich oft wiederholte Warnung, die Bösewichter nur als solche handeln, nicht auch so sprechen zu lassen, so wenig beachtet wird. Die Wellenhof giesst ganz frey ihr Inneres aus. — Was die Oekonomie des Ganzen betrifft, so lässt sich in dieser Rücksicht billig erinnern, dass von der Markos, einer Hofdame der Fürstin, Anfangs viel zu viel die Rede ist, da sie in der Folge der Geschichte ganz unbedeutend bleibt. — Doch diese Mängel hindern nicht, dass man bey dieser Erzählung gerne und in diesem Kreise uns ähnlicher Menschen unendlich lieber verweilt, als bey dem Geräusche und der Unnatur der Ritter- und Geistergeschichten, und dass man froh ist, einmal das Herz mehr als die Phantasie beschäftigt zu sehen.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Heinrich la Muraille und Henriette Boissy.* Ein geheimes Aktenstück aus den Tagen der neufränkischen Regierung und des Vendeekrieges. 1796. 270 S. 8. (18 gr.)

Heinrich und Henriette, aus Caen, sind schon von ihrer Kindheit an für einander bestimmt, und entsprechen den Wünschen, die ihre Aeltern in dieser Rücksicht unterhalten, durch die zärtlichste gegenseitige Neigung. Beide Familien sind eifrige Republikaner, aber Anhänger der Girondisten. Kurz vor dem Falle der letztern schickt la Muraille, der Vater, seinen Sohn nach Paris, um sich von der wahren Stimmung der Gemüther zu unterrichten: dort geräth dieser in Barrere's Hände, der ihn durch einen sonderbaren Aufwand von Intrigue und Machinationen zur Parthey des Berges herüberzieht und ihn dadurch, da er mit diesen Gesinnungen nach Caen zurückkehrt, der Liebe seines Vaters und der Hand Henriettens, wiewohl nicht ihrer fortdauernden Treue, verlustig macht. Heinrich geht in dieser Lage zum zweytenmal nach Paris, um Kriegsdienste zu suchen: Hier wendet Barrere aufs neue seine Ränke an, ihm eine von ihm verlassene Buhlerin zur Gattin zu geben! Eben da er im Begriff ist, die Heyrath mit dieser zu vollziehen, entdeckt er die ihm gespielten Betrügereyen: er will seinen Verwandten und Henrietten, die bey der allgemeinen Verfolgung der Gironde-Parthey, nach der Vendee geflohen waren, nacheilen, als ihn Verhaftung

tung davon abhält. — So weit der erste Theil. Die hier angegebenen Hauptzüge sind zu einem Ganzen ausgebildet, das zwar nicht in dem alltäglichen Romanenstile, aber doch auch nicht ohne viele Ungelenkheiten und Schwerfälligkeiten der Sprache und des Vortrags erzählt ist. Uebrigens ist freylich die Zeichnung der Charaktere nachlässig und flüchtig, die Consequenz in ihnen und in den Handlungen der auftretenden Personen nicht sehr gross, die historische Wahrscheinlichkeit nicht geschont. Der schnelle Uebertritt Heinrichs zu einer andern Parthey, als der seines Vaters, das Uebergewicht der erst eingesogenen Grundsätze über Liebe des Sohnes und Zärtlichkeit des Liebhabers, die mit einem hyperromantischen Aufwande von Maschinen und Intriguen ausgestatteten Beschäftigungen des fürwahr mit ganz andern Gesichtspunkten überviel zu thun habenden Barrere sind alle nur dürftig motivirt. Indessen ist nicht zu leugnen, dass eben diese Einmischung bekannter Personen und jener Charakter auch der wahren Revolutionsgeschichte, vermöge dessen sich das Ungewöhnliche und Widernatürliche leicht paart — der vor uns liegenden Dichtung wenigstens so viel Interesse giebt als nöthig ist, um sie ohne Langeweile zu lesen und um das Ende der Geschichte zu erwarten. Hier und da kommen aber doch Ausdrücke vor, bey welchen der Geschmack hart anstösst, z. B. Worte hervorseufzen — einen Tumult von Gedanken in Worte skeletiren, — die Empfindungen brennen schon jetzt stromweise aus meinen Augen u. s. w. — Auch ist *eine Belege* nicht richtig; wahrscheinlich provinziell. —

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Maurer: *Politisch-theologische Aufgabe über die Behandlung der jüdischen Täuflinge.* Aus dem Archiv der Zeit besonders abgedruckt. 1799. 158 S. 8. Eine Gesellschaft von Freunden wünscht eine gute Beantwortung folgender Frage: Da die Eingeschränktheit in Ansehung der bürgerlichen Freyheiten und Rechte, unter welcher die jüdische Nation in einem grossen Theile Deutschlands noch lebt, nicht in dem Wesentlichen ihrer eigenthümlichen Religion gegründet ist; da der kränkende Druck dieses armen Volks noch weniger eine Rache seyn kann, die etwa die Christen dafür, dass der Stifter ihrer Religion von den Vorfahren der Juden misshandelt ward, ausüben wollten; da folglich die Ursache, weswegen selbst die aufgeklärtesten Staaten ihre ungetauften Mitglieder von so vielen, den schlechtesten ihrer Unterthanen angebornen Rechten und Freyheiten auszuschliessen immer noch fortfahren, tiefer liegen und in dem Charakter der Juden, in ihren Gesinnungen, ihrer Bildung, in einer gewissen Missstimmung, Verkehrtheit, Unbrauchbarkeit der körperlichen und Geistesfähigkeiten, wodurch sie zur Erfüllung der vom Staate gefoderten Pflichten durchaus unfähig, und folglich auch des Genusses der bürgerlichen Rechte und Wohlthaten schlechterdings unempfänglich werden, zu suchen seyn muss; so fragt sich, ob es nicht, *unter dieser Voraussetzung* äusserst inconsequent sey, einem Juden, dem man gestern noch alle Fähigkeit zu Leistung der Pflichten und zum Genuss der Rechte eines Bürgers absprechen zu müssen glaubte, heute, nachdem die Ceremonie der Taufe mit ihm vorgenommen worden ist, alle Rechte und Genüsse der gebornen christlichen Unterthanen einzuräumen? Die gänzliche Untauglichkeit der Juden, welche angenommen werden muss, wenn nicht das Verfahren der Regenten und Völker Europens gegen sie vernunftwidrig und ungerecht erscheinen soll, kann doch durch die Taufe nicht mit einemmale weggenommen werden! Es fragt sich also, was hätte der Staat zu thun, wenn die ganze jüdische Nation auf einmal den Entschluss fasste, sich taufen zu lassen? Oder, da dies wohl nie geschehen wird, was ist zu thun, wenn einzelne Juden Christen werden? Ist es weise, billig, vortheilhaft, die Einschränkungen, denen man sie ihrer angestammten Unart wegen unterworfen musste, sofort aufzuheben, und sie den übrigen Bürgern gleichzustellen? Und, abgerechnet diejenigen, die aus reiner Anhänglichkeit an erkannte Wahrheit mit seltner Geistesstärke diesen Schritt thun, wessen kann man sich zu Menschen versehen, welche alle Familienbande zersprengt und alles was ihnen vorher theuer und werth war, aufgegeben haben? Unser Casuist, dem das Schicksal der *ungetauften* Juden wohl mehr als das der *getauften* am Herzen liegt, thut allerley Vorschläge, wie dergleichen Proselyten aus dem Judenthume zu behandeln seyn; sie sollen mehrere Jahre lang als Unmündige betrachtet werden; während dieses Zeitraums soll man sich die gänzliche Umbildung ihres Gemüths, ihrer Gesinnungen und ihrer Denkart angelegen seyn lassen, damit sie des Antheils an den bürgerlichen Rechten und Freyheiten würdig werden mögen; bis dahin sollen sie nicht heyrathen dürfen u. dgl. — Rec. kann dieser Inhaltsanzeige nur einige wenige Bemerkungen beyfügen. *Fürs erste* scheint es ihm bey weitem nicht so ausgemacht, als der Vf. annimmt, dass in dem Wesentlichen der eigenthümlichen Religion der Juden gar kein Grund zu der Einschränkung liege, unter welcher diese Nation lebt. Moses hatte augenscheinlich die Absicht, sein Volk durch die Religion, die er ihm gab, von allen andern Völkern gänzlich zu isoliren. Und er hat die Mittel zu seinem Zwecke so gut gewählt, dass dieses Volk, obgleich seine eben dahin zielende eigene Verfassung längstens vernichtet ist, dennoch nach Jahrtausenden immer noch isolirt da stehet, und mit keinem andern sich recht mischen kann, sondern überall zwar zu Hause, aber doch überall fremd ist. So viele unterscheidende Gebräuche schneiden es von andern Menschen ab, und die Pünctlichkeit in Beobachtung derselben erzeuget einen ängstlichen Kleinigkeitsgeist, der charakteristisch ist, und leicht Starrsinn wird. Nur philosophisch denkende Juden, die einen hohen Grad intellectueller und moralischer Cultur erreicht haben, oder solche, denen es mit ihrer väterlichen Religion überall nicht Ernst ist, machen Ausnahmen. *Fürs andere* sieht es einer Affectation ähnlich, wenn der Vf. geflissentlich vermeidet, ein Wort davon zu sagen, dass die herabwürdigende Behandlungsart, welche die Juden noch immer erfahren müssen, ein Hauptgrund ist, weswegen sie sind, was sie sind. Man hebe den erniedrigenden Druck auf, mache, dass sie ihr Brod durch etwas anderes als durch Trödeley verdienen können oder gar müssen, und sorge zugleich für eine unserm Zeitalter angemessene Erziehung ihrer Jugend; so wird vieles bald anders werden, und selbst das Eigenthümliche ihrer Religion wird nicht mehr so, wie jetzt, wirken. Urbar zu machendes oder fleissiger zu cultivirendes Land giebt es in Deutschland noch genug; nur an Aermen fehlt es. *Drittens* ist dem Rec. nicht bekannt, dass jüdische Täuflinge sonderlich begünstigt würden. Die meisten steuert man, wenn man sie getauft hat, mit nicht viel mehr als mit einem Pass und Attestate aus; sie werden grossentheils Landstreicher, und machen eine eigene Art von Landplage aus. Freylich wäre es, wie der Vf. empfiehlt, Pflicht, auf ihre Bildung und Erziehung zu Bürgern Bedacht zu nehmen. Aber fast noch dringender scheint es *viertens*, keinen zur Taufe zuzulassen, bey dem es zweifelhaft ist, wo und wovon er sich und die Seinigen für immer nähren wolle und könne. Geistliche Ministeria und Consistorien müssten hierüber weniger als die Polizey-Behörden entscheiden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, in der K. K. Taubstummen-Instituts-Buchdruckerey: *Lehre der Geburtshülfe, zur Anwendung nach ächten Grundsätzen und der Erfahrung gemäss bearbeitet, auch mit praktischen Bemerkungen durchgehends erläutert*, von *Joseph Weydlich*, ausübendem Entbindungs- und Wundarzte in Wien, Kurfürstl. Köllnischem Medicinal-Rathe u. s. w. *Erster Theil.* 1797. 308 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher sich seit achtzehn Jahren mit der Entbindungskunst beschäftigte, und die Geschichte derselben genau zu studiren stets bemüht war, fasste endlich den Entschluss, ein Werk auszuarbeiten, welches nicht allein den theoretischen und praktischen Theil, sondern auch eine ausführliche Geschichte dieser Wissenschaft in sich begreifen sollte, um aus historischen Momenten den Anfang, Fortgang, die weitere Vervollkommung, und jetzige hohe Ausbildung der Geburtshülfe deutlich entwickeln zu können. Die Grösse, Wichtigkeit und der Umfang dieses Planes, liess sich aber nicht auf einmal ausarbeiten, und der Presse übergeben. Daher fasst der vorliegende erste Theil, nur die Geschichte der Entbindungskunst, vom Ursprunge bis auf das Ende der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in sich.

Erster Abschnitt. Begriff der Geburtshülfe und Entbindungswissenschaft. Ihr theils wahrscheinlicher, theils erwiesener Ursprung. Aelteste Spuren derselben. Der Geburtshülfe ist ein hohes Alter nicht abzusprechen; ja man kann mit ziemlicher Gewissheit behaupten, dass sie so alt, als das menschliche Geschlecht sey. Jedoch setzt dies keine wissenschaftliche Form voraus. Wahrscheinlich war Nachahmung des Naturtriebes der Thiere die erste Veranlassung. Indessen hatten die ersten Menschen, welche in einem glücklichen Clima, frey von jenen Bedürfnissen, die Luxus und Kränklichkeit erzeugen, ohne heftige Leidenschaften, bey einfacher Nahrung, und in zweckmässigerer Kleidung lebten, wohl selten eines fremden Beystandes im Geburtsgeschäfte nöthig, wozu sie nachher durch veränderte Lebensweise, und durch andere mitwirkende Ursachen S. 11. zu greifen gezwungen wurden. Allein selbst in jenem rohen Naturzustande traten doch zuweilen Fälle ein, die widernatürlich waren, und das Bedürfniss eines fremden Beystandes erzeugten. Wahrscheinlich leisteten die Mütter diesen Beystand zuerst ihren Töchtern, deren Beyspiele dann Schwestern, Anverwandten und Freundinnen folgten. Daher, und weil die weibliche Schaamhaftigkeit damals weit grösser war, als jetzt, ist es keinem Zweifel unterworfen, dass zuerst nur allein Weiber den Kreissenden beygestanden haben; eine Meynung, die sowohl durch die bekannte Eifersucht der Morgenländer, als auch durch die mosaischen Geschichtsbücher bestätigt wird.

Zweyter Abschnitt. Erste Schritte zur wissenschaftlichen Betreibung der Geburtshülfe unter den Aegyptiern und Griechen. Bestimmung der wahren Verdienste des Hippocrates, nebst beyläufigen Bemerkungen. Die Ausübung der Geburtshülfe in den patriarchalischen Zeiten bestand nur in einer freundschaftlichen Hülfe, welche sich die Nothleidenden wechselseitig leisteten, ohne dazu besonders befugt oder bestellt zu seyn. Später machten die entstandenen Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft, die Umschaffung derselben in Staaten, und die, für diese so nützliche Erhaltung der Staatsbürger, auch mehr Sorgfalt für glückliche Entbindungen aufzuwenden nöthig, und von dieser Zeit an lassen sich bestellte Hebammen erweisslich zuerst in Aegypten annehmen. Von da, einige Jahrhunderte später, kam die Geburtshülfe nach Griechenland, wo sie sogar unter der Gestalt der Göttinn *Eilithyia*, wie nachher bey den Römern unter dem Namen *Lucina* verehrt wurde. Die Athenienser waren die ersten, welche den Weibern die Ausübung der Geburtshülfe abnahmen, und solche als einen Theil der Arzneywissenschaft, deren Ausübung durch die Gesetze des Staates den Weibern und Sklaven verboten war, den Männern ausschliesslich zueigneten. Doch suchten späterhin Weiber, welche *Omphalotomae* genannt wurden, die Entbindungskunst wieder auf ihr Geschlecht zu bringen. Indessen blieb die Lehre der Geburtshülfe nach Grundsätzen bey den Griechen ein Eigenthum der männlichen Aerzte, von denen aber nur wenige Schriften über diese Wissenschaft bekannt geworden sind. Erst Hippokrates erwarb sich das Verdienst, einige Erfahrungssätze und Verhaltungsregeln aus dieser Kunst gesammelt zu haben, von denen er aber die wenigsten durch eigne Handanlegung, und durch Erfahrungen bey Kreissenden aufgefasst zu haben scheint. Daher so viele Irrthümer und abergläubische Vorurtheile, die sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in seinen Schriften; daher ein so grosser Mangel an richtigen anatomi-

tomiſchen Kenntniſſen des innern weiblichen Körpers; daher ſo viele lächerliche Träumereyen und phyſiologiſche Albernheiten, von denen der Vf. S. 41. mehrere anführt. Auſserdem beurtheilt der Vf. in dieſem Abſchnitte verſchiedene Vorſchriften des Hippokrates; beweiſet die Unrichtigkeit ſeiner Angabe von der Stellung des Kindes zur Geburt, bezweifelt die Aechtheit mancher Schriften, welche dem Hippokrates beygelegt werden, unter denen er S. 51. das Buch vom Ausſchneiden der Leibesfrucht, von der Natur u. m. für gänzlich untergeſchoben erklärt; entſchuldigt den Mangel anatomiſcher Kenntniſſe, welche man in den Schriften des Hippokrates antrifft, und deſſen Unbekanntſchaft mit der Wendung; zeigt den Miſsbrauch den H. vom Haken bey todtgehaltenen Kindern gemacht habe, und rügt am Ende die üblen Folgen, welche auch noch jetzt, durch zu genaue Befolgung der hippokratiſchen Vorſchriften hie und da bisweilen bemerkt würden, freymüthig und mit praktiſchen Erfahrungen.

Dritter Abſchnitt. Sehr langſame und ſchwache weitere Fortſchritte nach den Zeiten des Hippokrates unter den Griechen, Römern, Arabern, und einigen chriſtlichen Völkerſchaften, bis zum 16ten Jahrhunderte. Eine geraume Zeit nach Hippokrates Tode blieb die Entbindungskunſt ohne alle Vervollkommnung und Erweiterung. Hieran war theils der zu groſse Werth, den man den hippokratiſchen Lehren beylegte, theils die Sucht der Aerzte Secten zu ſtiften, wodurch alle Unterſuchung und fernere Bereicherung der Geburtshülfe verhindert und erſchwert wurde, ſchuld. Daher, und weil man aus jener Zeit ſo wenig Schriften hat auffinden können, ſind auch die Bücher der Kleopatra, des Moſchion, Eros u. ſ. w. wahrſcheinlich untergeſchoben, obwohl in einigen derſelben, manches Gute und Brauchbare enthalten iſt. Endlich treffen wir im zweyten Jahrhunderte nach C. G. auf den Galen, der, wenn gleich kein groſser praktiſcher Geburtshelfer, doch zur theoretiſchen Vervollkommnung der Geburtshülfe viel beygetragen hat. Unter den Römern hatten indeſſen die Weiber ſchon längſt die Geburtshülfe ausgeübt; ſpäterhin waren auch eine gewiſſe Anzahl Hebammen beſtimmt, und denſelben der Name *Jatromae* gegeben worden. Dem Celſus allein gebührt die Ehre einer wiſſenſchaftlichen Behandlung der Geburtshülfe. Doch trifft man auch bey ihm, auf beträchtliche Irrthümer und falſche Handgriffe, unter denen der Vf. S. 81. auch den Vorſchlag rechnet, nach welchem Celſus den abgeriſſenen, und in der Gebärmutter zurückgebliebenen Kopf herauszutreiben gedenkt. Hiebey erzählt der Vf. in einer Note eine Beobachtung, nach welcher bey einer Bauersfrau der abgeriſſene, im Utero zurückgebliebene Kopf, ohne Anwendung eines Mittels, und ohne Nachtheil, in zwey von dem Vf. erlebten Fällen bloſs durch die Natur entwickelt worden war. Zu den Schriftſtellern, welche nach Galen lebten, gehören Calius Aurelianus, und Theodor Pr[illegible]

Mehrere ſind in einem Zeitraume von 200 Jahren nicht bekannt geworden, woraus man auf die geringe Erweiterung und Vervollkommnung der Geburtshülfe ſchlieſsen kann. Im 5ten Jahrhunderte lieferte Aetius von Amida Einiges über die Geburtshülfe, das aber nichts Eigenthümliches, ſondern nur geſammelte Bruchſtücke aus den Schriften ſeiner Vorgänger enthält. Nach ihm übte, doch mit gröſserem Beyfall, Paulus von Aegina die Entbindungskunſt aus, welchem man auch zuerſt den Namen eines Geburtshelfers ertheilte. Unter mehreren, der von ihm bekannt gewordenen Lehren, empfahl er auch die Zurücklaſſung der Nachgeburt. Bey dieſer Gelegenheit führt der Vf. einige neue Geburtshelfer an, welche dieſen Satz ebenfalls behaupten, und tritt am Ende, nachdem er das Für und Wider beider Meynungen unterſucht hat, der Zurücklaſſung der Nachgeburt bey. Noch bey Lebzeiten des Avicenna fieng die groſse, zerſtörende und den Wiſſenſchaften ſo nachtheilige Völkerwanderung an, und nur unter den Arabern ſchienen die Wiſſenſchaften und die Geburtshülfe in Ruf zu bleiben. Einer der berühmteſten Geburtshelfer war Avicenna, welcher auch, nach des Vf. Behauptung, der Erſte geweſen ſeyn ſoll, dem wir eine Beſchreibung der Geburtszange zur Herausziehung lebendiger Kinder zu verdanken haben. Nach ihm ſchrieb Albucaſis, welcher ein groſser Freund der Inſtrumente war. Indeſſen waren weder die Bemühungen dieſer arabiſchen Geburtshelfer, noch die, vom König Roger von Sicilien im Jahre 1100 zu Salerno geſtiftete Schule im Stande, etwas Erſprieſsliches für die Entbindungskunſt zu bewirken. Ganz natürlich behielten daher unter ſolchen Umſtänden die Weiber an allen Orten freye Hand in der Ausübung der Geburtshülfe. Am Schluſſe dieſes Abſchnitts bemerkt der Vf. daſs das Vorgeben: Albert der Groſse habe im 13ten Jahrhunderte wirklich gelebt, ſey Biſchof in Regensburg und ein groſser Geburtshelfer geweſen, auch Verfaſſer des Buches: von den Geheimniſſen der Weiber, gänzlich erdichtet, und nur darum von einem Betrüger ausgeſonnen ſey, um der katholiſchen Geiſtlichkeit einen Schandfleck anzuhängen!!!!

Vierter Abſchnitt. Stärkere Grundlage und beſſerer Anfang zur Aufnahme der Entbindungswiſſenſchaft im 16ten Jahrhunderte. Schon hatten alle andere Wiſſenſchaften beträchtliche Fortſchritte gemacht; noch immer blieb die Entbindungskunſt zurück. Im 16ten Jahrhunderte endlich, und zwar durch die Bemühungen franzöſiſcher Aerzte, ſchwang ſich auch die Geburtshülfe empor. Allgemein wird dieſe Ehre dem Ambroſius Paré zuerkannt. Die Schriften dieſes Mannes wurden noch bey deſſen Lebzeiten von Guillemeau ins Lateiniſche überſetzt. Bey dieſer Gelegenheit entwickelt unſer Vf. die Lehrſätze des Paré, bemerkt das Gute und das Tadlenswerthe derſelben, und widerlegt — für die Grenzen ſeiner Schrift faſt zu weitläuftig — die Ausfälle des le Roy. der

der besonders die Vorliebe zu Instrumenten, deren sich Paré schuldig machte, angegriffen hatte. Paré war auch der Erste, unter dessen Veranstaltung ein Gebährhaus in Frankreich errichtet wurde. Ein Zeitgenosse dieses Franzosen war der frankfurter Arzt Eucharius Röslein, bey dessen Schriften von unserm Vf. sehr richtig bemerkt wird, dass die französische Uebersetzung derselben, nicht nach dem deutschen Originale, (schwangerer Frauen Rosengarten) sondern nach einer lateinischen Uebersetzung von Paul Bienoassis verfertigt worden sey. In Londen wurde diese Schrift 1654 von Thomas Raynold übersetzt. Weder Haller noch unser Vf. urtheilen günstig über Rhodion; doch der Letzte mehr aus Privat-Hass gegen le Roy, welcher den Rhodion auf Unkosten des Paré erhob, als aus triftigeren Ursachen. Ueberhaupt lebt der Vf. in der ganzen Schrift in einer beständigen Fehde mit le Roy, welcher bey jeder Gelegenheit herbeygeführt wird, und wodurch unangenehme Digressionen und ermüdende Weitschweifigkeit entstanden sind. Früher als Paré, als dessen Nachfolger Guillemeau, und als Rhodion, schrieb schon Jason de Pratis im Lateinischen ein Buch von der Gebärerinn, und von der Geburt, welches 1524 in Antwerpen herauskam. Durch diese vielfaltigen Bemühungen entstand bey italienischen, schweizerischen, französischen Aerzten ein grosser Wetteifer in der Bearbeitung der Geburtshülfe, und unter mehreren gleichzeitigen Schriften verdienen die Werke des la Roche, Sylvius de Bois, le Bon, Bonacioli, Montano, Trincavella, Jakob Ruff, Walter Ryff, Franz Rousset, de la Corde, Akakia, Bottoni, Mercado, Mercurialis u. a. besonders angeführt zu werden. Indessen bemerkt unser Vf., dass, trotz der Menge von Schriften über diese Materie, nicht viel Erhebliches und wahrhaft Brauchbares in denselben enthalten, dass die damalige Beschaffenheit der Instrumente äusserst schlecht gewesen, und weder von den Werkzeugen jener alten Geburtshelfer, noch von ihrer Anweisung zu Manualoperationen, viel beyzubehalten sey. Der Kaiserschnitt ist jedoch in jenen Zeiten öfterer und glücklicher gemacht worden, als von unsern gegenwärtigen Geburtshelfern. Nicolaus de Falconeriis erzählt in seinen, zu Venedig 1491 herausgekommenen Reden über die Wundarzney, das erste Beyspiel eines glücklich verrichteten Kaiserschnittes, und im J. 1500 unternahm denselben der Schweinschneider Nufer an seinem eignen Weibe mit dem glücklichstem Erfolge.

Fünfter Abschnitt. Vorläufige allgemeine Anmerkungen über die Gelehrtengeschichte der Entbindungswissenschaft im 17ten und 18ten Jahrhunderte. Nachdem der Vf. in diesem Abschnitte verschiedene vorläufige Bemerkungen, die, mehr oder weniger gegründeten Verdienste eines Levret, Röderer, Böhmer, u. a. betreffend, und abermals mehrere heftige Ausfälle auf le Roy, dessen Parteylichkeit und Unwissenheit, vorangeschickt hat, geht er zu der Untersuchung über, was, und von wem in den folgenden Jahrhunderten für die Geburtshülfe besonders Nützliches und Brauchbares geliefert worden sey. Hiebey will der Vf. keine Rücksicht weder auf die Nation, das Vaterland, noch auf andere personelle Nebenumstände nehmen, sondern nur solche Geburtshelfer, und nur die Schriften nennen, durch welche entweder ein ganzes Lehrgebäude, oder ein wichtiges Hauptstück, oder eine vorzügliche Art von Manualoperationen bestätigt, verbessert, erfunden, berichtigt, oder widerlegt und zernichtet wird, wodurch mithin die Kunst immer eine beträchtliche Veränderung erlitten hat.

Sechster Abschnitt. Bemühungen zur Beförderung der Entbindungswissenschaft das 17te Jahrhundert hindurch, besonders in Frankreich, Holland und Deutschland. Louise Bourgeois gab im Anfange dieses Jahrhundertes verschiedene Schriften über die Geburtshülfe heraus. Berühmter als diese, machte sich fast zu gleicher Zeit Franz Mauriceau durch seine Abhandlung von den Krankheiten der schwangeren Frauen und der Kindbetterinnen, welche zehnmal in französischer, einmal in italienischer, zweymal in englischer, und viermal in deutscher Sprache aufgelegt wurde. Zu eben dieser Zeit, und späterhin, erschienen auch die Schriften des Peu, la Motte, Julius Clement, und Viardel. In Holland bemüheten sich Johann von Horne, van Roonhuysen, Anton Nuck, Ruysch, Cornelius und Peter Stalpart von Wiel die Geburtshülfe zu berichtigen und zu vervollkommen; in England erweiterte Hugo Chamberlayn die Entbindungswissenschaft, so wie in Deutschland Walter Huxholz, Georg Sommer, Völter, Welsch, und die berühmte Siegismündinn, gute Hebammenbücher der Welt mittheilten.

Siebenter Abschnitt. Glücklichere Bearbeitung des geburtshelferischen Feldes in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, nebst vorzüglicher Verbreitung dieser Wissenschaft in eben denselben Ländern, sowohl als in den brittischen Staaten und in Schweden. In dieser Epoche ist der Holländer Heinrich van Deventer zuerst zu bemerken, welcher die Lehre von der Schiefstehung der Gebärmutter vorzüglich umständlich behandelt hat. Auch Slevoigt und Abraham Vater, ingleichen der bekannte Heister, welcher mehrere Krankheiten des weiblichen Geschlechts in seiner grossen Chirurgie ausführlich behandelte, dürfen hier nicht übergangen werden. Gleichermassen machte sich Johann Freind, Ruleau, Thomas Simpson, und Wilhelm Nortwyck, durch gute Schriften in dieser Epoche bekannt. Noch gehört hieher: Mural, Johann Palfyn, Puros, Astruc, und Fielding Ould. In das zweyte Viertheil des 18ten Jahrhunderts gehören: Kornemann, Huwe, Giffard, Chapmann, Richard Manningham u. m., mit welchen der erste Theil dieser nützlichen und lesenswerthen Schrift, geschlossen ist. Rec. wünscht die baldige Fortsetzung derselben, auf welche das Publicum nun schon zwey Jahr vergeblich gewartet hat.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Versuch einer landwirthschaftlichen Geographie oder Nachrichten von der Landwirthschaft einzelner Länder und Landgüter.* Ein Lesebuch für jeden praktischen Oekonomen. Erster Band. 1795. 256 S. 8. (16 gr.)

Den ersten weitumfassendern Titel sucht der Vf. durch eine Beschreibung der Landwirthschaft in den vereinigten Niederlanden und in England zu rechtfertigen, geht aber auch hier nicht viel weiter ins Detail, als dass er die Wirthschaftsart in Süd und Nord-Holland, in Norfolck und Suffolck unterscheidet und besonders abhandelt. Er hat aus guten Quellen geschöpft; von andern Ländern nur soviel im Allgemeinen zu sagen, wird ihm in einem folgenden Bande schwer werden, wenn er sich auch in grössern Reichen ganz auf Beschreibung einzelner Districte beschränkt. Fürs erste hat er sich mit einem Versuch einer Geschichte der deutschen Landwirthschaft des gegenwärtigen Jahrhunderts, zu helfen gesucht, welcher 28 Seiten einnimmt. Einige nützliche Notizen von Urbarmachungen, Verordnungen, Einführungszeit neuer Gewächse und von um die Oekonomie verdienten Praktikern aus dem Brandenburgischen, Sächsischen, Oestreichischen, Böhmischen, Badenschen, Pfalzischen, Darmstädtischen, Zweybrückischen, Fuldischen und Lippischen liefern brauchbare Materialien zu einer solchen künftigen Geschichte. Ausserdem enthält dieser Band noch Nachricht von der Landwirthschaft des Oberamtmanns Holzhausen zu Gröbzig, von dem Wirthschaftszustand des Ritterguts Wormstedt im Weimarischen; (aus Stumpf; uninteressant); Geschichte des Tabaks und Seidenbaues im Preussischen und eine Geschichte der Weincultur in Deutschland, nebst Benennung der Weinsorten. Als Einleitung schickt der Vf. einen Versuch einer geographischen Geschichte 1) der nutzbaren Feldgewächse und 2) der nutzbaren Hausthiere, (bey denen des Federviehes keine Erwähnung geschieht,) voraus.

Ausser der genauesten Rücksicht auf den Boden und auf die mehrere oder mindere Leichtigkeit des Absatzes der darauf gewonnenen Producte scheint Rec. in eine ökonomische Geographie nach hauptsächlich umständliche Nachricht von der Cultur, der Unabhängigkeit, dem Wohlstande und den Eigenthumsrechten der ackerbautreibenden Stände am Grund und Boden zu gehören, indem das Land unstreitig eine andere Ansicht gewinnt, je nachdem es von einem englischen Pächter, einem niedersächsischen Meyer, einem Fröhner oder Leibeignen oder von freyen, armen oder reichen, nachdenkenden oder schlechthin nachfolgenden Besitzern cultivirt wird. Die Landwirthschaft in Niedersachsen, (in welchem Kreise auf dem verschiedensten Boden die verschiedensten Wirthschaftsarten statt finden; wo die Regierungen merklicheren Antheil an einer vortheilhafteren Landercultur nehmen; wo man die Vorzüge englischer Betriebsamkeit mit der ursprünglich deutschen Stallfütterung zu vereinigen anfängt, wohin also jeder reisende Landwirth seinen Wanderstab zuerst setzen sollte,) wird nicht erwähnt. Alles, was er von Sachsen sagt, mag hier zur Probe Platz finden: „Schon seit etlichen Jahrhunderten war man in Sachsen auf die Anbauung wüster Gegenden bedacht gewesen und hatte sie auch bis jetzt nicht ausser Acht gelassen; ja man findet bis in die neueren Zeiten sowohl Aufmunterungen dazu in den sächsischen Gesetzen als auch wirkliche Thatleistungen. Man bauete einige sandige Gegenden mit verschiedenen den Flugsand befestigenden Gräsern an, vorzüglich in der Priegnitz. Viele Privatpersonen machten als Mitglieder der ökonomischen Societät zu Leipzig durch ihre glücklichen Beyspiele (?) in Oekonomie-Verbesserungen glückliche Versuche (?) für das allgemeine Beste. Die Polizey bemühete sich Kenntnisse von dem Getreidebau eines jeden einzelnen Ortes einzuziehen," (nur schade! dass man dabey die Verbesserung derselben entweder gar nicht beabsichtigte, oder doch gänzlich vernachlässigte,) „und es ergieng deshalb in Sachsen 1755 ein Generale in das Land, wegen Verfertigung und Einsendung (an die Kammer,) geschriebener Tabellen über den Getreidebau eines jeden Orts. In diesen Jahren munterte man durch Verordnungen und Vorschüsse (?) die Unterthanen zu tüchtiger Bearbeitung ihrer Felder auf. Man suchte die Abgaben, welche die Verbesserung des Ackerbaues hinderten, zu erleichtern und abzuschaffen (?) und befreyete 1765 die zur Düngung der Felder einzuführende Asche Kalch und andere Materialien vom Geleite in einem Generalbefehle. Man unterstützte bey Misswachs die unglücklichen Unterthanen und liess deswegen 1727 Verordnungen ergehen." Dies ist doch wohl zu wenig von dem Ackerbau eines Landes gesagt, welches drey bevölkerte Gebirgsgegenden ernährt.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen oder Predigtentwürfe der besten Kanzelredner nach dem Bedürfniss unserer Zeit für deutsche Volkslehrer gesammelt und bearbeitet.* 4ten Bandes 3te und letzte Abtheil. — Auch unter dem besondern Titel: *G. Z. Zollikofer's abgekürzte Predigten für Volkslehrer und andere denkende Leser.* 4ter Bd. 1799. 13 Bogen. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 307.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1799.

PHILOLOGIE.

Leiden, b. Luchtmann's: *Callimachi Elegiarum Fragmenta, cum elegia Catulli Callimachea,* collecta atque illustrata a *Ludovico-Caspare Valckenaer.* Edidit, praefatione atque indicibus instruxit *Joannes Luzac.* 1799. XLIV u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wer sich des Urtheils erinnert, das *Valckenaer* ehemals in einer seiner jugendlichen Schriften (*Not. ad Schol. Leidensia in Hom. Il.* XXII, v. 398. p. 72.) über Bentley's Sammlung der Callimachischen Fragmente fällte: *opus est perfectissimum, quod homines publici reverentes a reliquiis poetarum colligendis deterruit;* der wird nicht ohne die gespannteste Erwartung vorliegendes Werk zur Hand nehmen, um zu erforschen, was der so gelehrte und dabey mit so vieler Achtung gegen das Publicum erfüllte Nacheiferer des berühmten Britten in seinen spätesten Jahren, als vollendeter Kritiker, geleistet hat. Wie gewachsen er diesem Ulyssesbogen sey, und mit welchem Glück er ihn auch nach einem so geübten Vorgänger zu behandeln verstehe, dies hatte er, um hier von seiner meisterhaften Bearbeitung der Euripideischen Fragmente zu schweigen, schon früher theils in einigen Beyträgen zu *Koppier's Observata philologica* (wo S. 149 ff. über die elegischen Bruchstücke des Callimachus, in Bezug auf seinen römischen Nachahmer, Manches mit Scharfsinn bemerkt wird), theils in den trefflichen, wiewohl sparsamen, Anmerkungen zu *Ernesti's* Callimachus gezeigt. Man mufste schon damals wünschen, dafs der deutsche Philolog von dem edeln Anerbieten des holländischen einen liberalen Gebrauch gemacht hätte, und die Entschuldigungen des ersten am Schlusse der Vorrede, welche erst jetzt durch eine unten anzuführende Stelle der Valckenaerischen Schrift ihr gehöriges Licht erhalten, werden gewiss nur Wenige befriedigt haben. Lebhafter aber und allgemeiner mufste die Begierde nach dem Genufs einer so bearbeiteten vollständigen Sammlung dieser elegischen Ueberreste nach dem Tode des grofsen Kritikers erwachen, seitdem sein Freund und Nachfolger, dem wir die gegenwärtige Ausgabe verdanken, dieses Werk in seinen *Exercitatt. academ.* p. 132. als *consummatissimum Valckenarii opus* angekündigt hatte. — Wir sagen nicht zu viel, wenn wir versichern, dafs unsere höchsten Erwartungen nicht getäuscht worden sind. Eines ausführlichern Lobes bedarf ein Werk *dieser* Art und von einem *solchen* Verfasser nicht. Denn für Anfänger oder Laien ward es nicht geschrieben; bey dem Kenner und Eingeweiheten aber spricht es für sich selbst: diesem, wenn er einmal die auch hier beybehaltene Manier des vielumfassenden Kritikers kennt, sind einige Proben genug, um seine Aufmerksamkeit auf ein Werk zu leiten, dem ein eigenes, sorgfaltiges Studium gebührt.

Als Einleitung in das Werk sind zuerst die Stellen des *Propertius*, *Ovidius* und *Statius* aufgeführt, worin bald ausführlicher, bald nur in kurzen Anspielungen, der Elegieen des Callimachus Erwähnung geschieht. So gewöhnlich diese Idee ist, die *testimonia scriptorum* vorauszuschicken; so neu und ausgezeichnet erscheint sie hier in der Ausführung. Jene Stellen nämlich dienen dem Vf. blofs zum Medium, eine Menge scharfsinniger Verbesserungen und philologischer Erörterungen bequem an einander zu reihen; und wer sich durch die erste Bemerkung, welche dem Vf. unstreitig verunglückt ist, in der Lectüre nicht stören läfst, der wird gewifs seine Beharrlichkeit sehr bald und sehr reichlich belohnt finden. Die erste Bemerkung bezieht sich auf die bekannten Verse des Propertius (III, El. I. 1.) *Callimachi manes, et Coi sacra Philetae, in vestrum, quaeso, me sinite ire nemus,* wo der Vf. *scripta* statt *sacra* herstellen will. Allein mag man sich auch die Möglichkeit dieser Verwechselung durch die gewöhnliche Abbreviatur *scra* erklären können; so protestirt doch hier, in diesem Context, neben den Schatten des Callimachus, mit deren Begünstigung der römische Musenpriester in den heiligen Hain zu gehen wünscht, gegen die eingeführten *scripta* das Dichtergefühl. Offenbar führen uns die erstgenannten *manes* auf die richtige Erklärung der *sacra*: die Möglichkeit dieser Erklarung aber wird sich theils aus analogen Dichterausdrücken, wo *sacra* für *simulacra Deorum* stehen, (Ovid. fast. VI, 449. Propert. II, 10. 24.), theils aus der dem Properz nicht minder, als seinem griechischen Vorbilde, gewöhnlichen Neuerung des Sprachgebrauchs darthun lassen. Man erinnere sich nur an die *σεμναὶ θεαί*, die Aeschyleische Benennung der Furien! — Treffender hat *Valck.* bey derselben Stelle bemerkt, dafs das folgende Distichon: *Primus ego ingredior puro de fonte sacerdos, Itala per Graios orgia ferre choros*, hier wohl nicht an seinem Platz stehe, und dafs der Sinn die Aenderung des Pentameters nöthig mache: *Graia per Italicos* o. s. ch. Uns scheint das ganze Distichon, wenigstens in dieser Zusammensetzung beider Verse, nicht vom Propertius herzurühren. — Die gelehrte Erklarung des

pure poeta (III. El. VII, 44.), was schon Scaliger und Bentley für wahr anerkannt, die andern Herausgeber hingegen bald mit *Dore*, bald mit *Coë poëta* vertauscht hatten; die sinnreiche und weitläuftig erwiesene Verbesserung der corrupten Stelle *Tu satius Musis meliorem imitere Philetam* (II. El. XXV, 31.), durch richtigeres Ergänzen der verwischten Schriftzüge: *Tu potius Mimnermum et Musaei imitare Philetae* (eine Verbesserung, die wir jedoch, nur mit Beybehaltung des *satius*, schon aus *Koppier's Observat. philol.* p. 148. kannten); die eben so gegründete Wahrnehmung, dass in dem folgenden Pentameter: *Et non inflati somnia Callimachi* das Wort *somnia* keineswegs von den berühmten Αἴτια des Dichters, die einen ganz andern Charakter trugen und aus Hexametern bestanden, sondern von den *Schwärmereyen der Liebe* zu verstehen sey, — diese und andere Bemerkungen, welche nächst dem Verdienste der Gründlichkeit zugleich den Reiz der Neuheit haben, rechtfertigen vollkommen das Urtheil, das *Valckenaer* p. 8. über die neuesten Herausgeber des Propertius, den künftigen zur Warnung, gefällt hat: *Poetae castigatissimo ea etiam affinxerunt, quae in suis sibi poematiis esse judicarent dedecori.* Wie war es auch möglich, ohne eine gründliche und umfassende Kenntniss der griechischen Sprache, und ohne die ausgebreitetste Dichterlectüre, sich an den Propertius zu wagen! — Ausser andern Dichterstellen, werden in dieser Einleitung vorzüglich mehrere Epigramme des Callimachus trefflich behandelt. Mit Vergnügen nahmen wir wahr, dass *Valckenaer's* Bemerkungen über das XXXII. Epigr. (*Anal. Brunck.* n. III.), je weiter sie sich von *Ernesti's* Erklärungen entfernen, desto näher mit dem schätzbaren *Jacobs*schen Commentar (Vol. I. P. II. p. 254.) zusammentreffen. Nur verbessert *Valckenaer* im zweyten Verse: σχέτλιε, τίς (hier so viel als ποῖος, wie Soph. Trach. 311.) γέγονας; und in dem folgenden verwandelt er die unstatthafte Lesart: ὀστέα σοι καὶ μοῦνον ἔτι τρίχες, an der auch Hr. *Jacobs* zuerst Anstoss nahm, in ὀστέα σοι καὶ ῥινὸς ἔτ', οὐ τρίχες (*ossa tibi adhuc i. e. sola sunt et pellis, non amplius capilli*). Eben so II. in Cerer. v. 93. ἐτάκετο, μέσφ' ἐπὶ νευραῖς Δειλαίῳ ῥινός τε καὶ ὀστέα μοῦνον ἔλειφθεν, statt νευρῆς und ἶνες. Die erste Verbesserung, die dem Sinne des Epigramms vollkommen entspricht, wird wenigstens zur Auffindung des Wahren hinleiten. — Das so oft versuchte Epigramm (XLIX. Ern. XIV. *Brunck.*): Ὡς ἀγαθὰν Πολύφαμος ἀνεύρατο τὰν ἐπαοιδάν, wird auch hier (S. 82 ff.) von neuem behandelt. Alle Verbesserungen des so sehr verunstalteten Pentameters: τώῦθι μέσων αἰγῶν οὐ καθ' ἡμᾶς ὁ Κύκλωψ, so gross ihre Anzahl ist (s. *Jacobs* Commentar S. 268.), haben den gemeinschaftlichen Fehler, dass sie das Distichon mit unnöthigen Ausschmückungen überladen, ohne die *Hauptidee*, um die sich der Sinn des Ganzen drehet, und die hier gleich vorn herein dem Leser klar und vollständig gegeben werden musste, gehörig hervorzuheben. Selbst die scharfsinnigste Conjectur: τώφρ' ἀμελῶν αἰγῶν εἶν ἀφέθυμα ὁ Κύκλωψ, trifft dieser Vorwurf. Hier theilt *Valck.* eine Correction von Eldik mit, τῶ 'ρχμένω, μανίαν οὐκ ἀμαθής, ὁ Κύκλωψ, welche ganz in den Sinn eingreift, und auch von Seiten des Callimacheischen Sprachgebrauchs kaum etwas zu wünschen übrig lassen würde, wenn das μανίαν nicht ebenfalls, als matter Nebenzug, die Hauptidee verdunkelte. Wir glauben jetzt, der Dichter schrieb: τῶ 'ρχμένω, Μοισᾶν οὐκ ἀμαθής, ὁ Κύκλωψ. Αἱ Μοῖσαι, fährt er sodann in einem innigen, lichtvollen Zusammenhange fort, τὸν ἔρωτα κατισχναίνοντι. V. 5. lieset *Valck.* τῶ *idcirco* (δοκέω) χ' ἁ λιμὸς ἔχει κ. τ. λ., jedoch ohne zu verhehlen, dass dies mit dem Vorhergehenden nicht wohl verbunden sey. Will man daher nicht annehmen, dass einige Verse herausgefallen sind; so wird wohl das gewöhnliche τοῦτο δοκῶ χ' ἁ λ. — nach *Jacobs's* Erklärung, mehr befriedigen.

Einen beträchtlichen Theil dieses Werks (von S. 33 bis 202.) füllt *Catull's* bekannte, aus dem Griechischen des Callimachus übersetzte Elegie, welche auch mit einem besondern Titelblatte folgendes Inhalts versehen ist: *Integra Callimachi Elegia, qua loqui fingitur* Βερενίκης Πλόκαμος, *Coma Berenices; Catulli verbis numerisque reddita. Graeca, quae hucusque detegi potuerunt, Elegiae Callimachi fragmenta Catulli Latinis sunt interjecta.* Nachdem der Vf. das Argument der Elegie aus mehreren, alten sowohl als neuen, Schriftstellern, nicht ohne eigene gelehrte Erläuterungen, dargelegt hat; liefert er den lateinischen Text in einer freyern Umbildung, so wie er ihm dieselbe nicht bloss auf Autorität der Handschriften und ältern Ausgaben, sondern grösstentheils nach fremden Verbesserungen, zuweilen auch nach seinen eigenen, geben zu müssen glaubte. *Withof's* Conjecturen sind nicht selten von *Valck.* in den Text erhoben, so wie überhaupt die Verdienste dieses Kritikers an mehrern Stellen auf eine Art gewürdigt worden, welche hoffentlich die viel zu sehr vernachlässigten, und fast schon vergessenen kritischen Schriften desselben unsern Landsleuten wieder ins Andenken bringen wird. Die wenigen Bruchstücke der Callimachischen Elegie, welche sich erhalten haben, sind dem lateinischen Texte eingeschaltet: unter demselben steht die Vulgata, aus den gewöhnlichen Ausgaben Catull's kurz angedeutet. Die Rechtfertigung jeder aufgenommenen Lesart blieb dem weitläuftigen Commentar vorbehalten, welcher reich ist an den belehrendsten Abschweifungen auf andere Autoren und verwandte Gegenstände, und gewissermassen als Seitenstück zu dem berühmten Commentar über Theokrit's Adoniazusen betrachtet werden kann. Ungern versagen wir uns hier, wo der Gegenstand zugleich und die Behandlung anzieht, das Vergnügen, manches auszuheben: allein die Auswahl aus so vielem Trefflichen, was hier vereint ist, und oft nur in dieser Vereinigung gehörig beurtheilt werden kann, würde schwer seyn. So kommen die bestimmten Grenzen dieser Anzeige, in welcher wir von den Callimachischen Bruchstücken selbst unsern Lesern noch einige Rechenschaft schuldig

dig find, der Verlegenheit des Wählenden glücklich zu Statten.

Wenn die Anzahl dieser *elegischen* Bruchstücke, die von S. 203. an gesammelt, und mit Ausnahme der letzten, insgesammt vortrefflich erläutert sind, hier weit beträchtlicher erscheint, als man etwa nach einer flüchtigen Durchsicht der vorhergehenden Sammlungen, auch der Bentleyischen, erwarten durfte; so rührt dies daher, weil die vorigen Herausgeber theils mehrere Fragmente, die offenbar zu den Elegieen gehören, mit Unrecht unter die Rubrik anderer verlorener Gedichte gesetzt, theils einige *species*, die unter besondern Aufschriften bekannt waren (z. B. Κυδίππη), wiederum von den Ἐλέγοις geschieden hatten. Denn neue, vorher unbekannte Bruchstücke hat *Valck.* nicht hinzugefügt, ja manche bekannte (z. B. *Bentl.* n. CIV. CV.) vermissen wir sogar. Aber schon ein solches Zusammenstellen dieser Verse unter Eine Classe ist verdienstlich, und auch bey den übrigen Bruchstücken des Callimachus, die in rohen Massen gehäuft, dem kritischen Bearbeiter noch immer so viel zu schaffen machen, nachahmungswerth. Gleich das erste Fragment (*Bentl.* n. XI.) giebt zu dem Gesagten einen Beleg. Ein verdorbenes Wort in dem Citat des Stobäus: *Καλλίμαχος ἐν πρώτῳ ἀτῶν*, das Bentley in Αἰτίων umwandelt, hatte dieses *elegische* Bruchstück, wie viele andere, unter die Rubrik der Αἰτια gebracht, die gar nicht in elegischen Versen geschrieben waren. Weit richtiger verbesserte *Valckenaer: ἐλέγων*. Jedoch möchten wir ihm darin nicht beypflichten, dass diesen Versen zufolge im Tibull (I. El. IV, 80.) *Tempus erit, quum me deducat juvenum sedula turba domum* (statt *senem*) mit Santen zu lesen sey. Im Griechischen steht freylich: ἐπ' οἰκείην ἄχρις ἄγουσι θύρην. Allein 1) verräth die ganze Stelle des Tibull mehr eine freye Nachahmung, als wörtliche Uebertragung des Originals, und 2) ist jener Begriff schon in *deducat* beschlossen, dahingegen das beygefügte *senem* eine neue, durch den Gegensatz (*juvenum*) sehr gefällige Idee gewährt. — Wir müssen übrigens bemerken, dass die oben angeführte Verbesserung ἐλέγων mit mehrern, die hier umständlich erwiesen werden, schon in *Ernesti's* Ausgabe kurz angedeutet worden. Dass nicht alle ihren Platz darin fanden, war des wackern *Valckenaer* Schuld nicht, der sich jetzt in einer merkwürdigen Stelle (S. 210.) so erklärt: *Callimachea cum sub auspiciis renovarentur et alibi et per Germaniam inprimis nobilitati Ernesti, hic meas secum ut conjecturas communicarem rogavit: binas ad ipsum dedi literas, quibus priora tantum carminum fragmina sumseram tractanda, hujus generis centena daturus, si fuissent desiderata: sed ad istam epistolam responsum demum accepi, nec sane mirabar, cum Callimacheis jam recentatis donarer.* Ueberhaupt aber ist die kritische Behandlung, welche der Vf. diesen Ueberbleibseln angedeihen liess, doppelter Art: wiefern sie bald bloss die Correction einzelner oder mehrerer Worte, bald aber auch die Anordnung der zerstreuten Verse und ihre Verbindung zu einem kleinen Ganzen zum Gegenstande hat. Wie sich im ersten Falle sehr oft der höchste Grad der Evidenz erreichen liess; so versteht es sich von selbst, dass man in dem zweyten gewöhnlich mit einem schwachen Schimmer kritischer Probabilität zufrieden seyn muss. Beide Fälle werden sich durch folgende Proben deutlicher übersehen lassen. *Fragm.* II. (*Bentl.* XII., wieder unter den Αἰτίοις) besteht aus einem nicht vollständigen Pentameter: αἰπ' ἐσλίγγαν αἰὲν ἄλειφα ῥέει. *Valckenaer* will ihn durch das vorgesetzte ὑγρόν. *Hemsterhuys* durch τῆμ ergänzen. Vielleicht könnte man aber aus *Tibull's* (I. El. VII, 51.) Nachahmung: *Illius e nitido stillent unguenta capillo* schliessen, dass kein Adjectiv, sondern ein Pronomen fehle, welches der excerpirende Grammatiker natürlich weglassen musste. — *Fragm.* IV. (*Bentl.* CI.) ἀλλ' ἐνὶ δὴ φλοιοῖσι κεκομμένα τόσσα φέροιτε Γράμματα. — Das gewähltere, Callimacheische κεκομμένα wird von *V.* mit Recht in Schutz genommen, gegen *Pierson's* Ὀλοιοῖς κεκολλημένα, das *Ernesti* für unbezweifelt richtig hielt, aber von *Pierson* selbst späterhin verworfen wurde. — Mit glücklichem Scharfsinn versucht *V.* drey Fragmente (*Bentl.* n. CII. CLXIX. CVII.) zu Einem zu verbinden, so dass der Pentameter Μεμβλετο δ' εἰσπνήλαις, ὁππότε κοῦρος ἴοι voransteht. Das letzte Wort ändert *V.* in ἴοι um. Allein die Vulgata rechtfertigt Aristänetus I, 10. οἱ δὲ φιλοθεάμονες τοῦ κάλλους εἰς διδασκάλου προϊόντα περισκόπουν συνωθοῦντες ἀλλήλους. Sehr einleuchtend ist es übrigens, dass sich Alles auf den Acontius, den Liebhaber der Cydippe bezieht, und dass die Verse aus der Elegie erhalten sind, welche den Namen der letzten trug. — Als Muster einer kritischen Behandlung verdient vorzüglich noch der Commentar zum X. Fragment (*Bentl.* CVI.) ausgezeichnet zu werden. In dem ersten Distichon: Καὶ γὰρ ἐγὼ τὰ μὲν ὅσσα καρήατι τῆμος ἔδωκα, ξανθά σὺν εὐόδμοις ἁπαλίστη σεφάνοις, wird der corrupte Vers trefflich so hergestellt: Ξάνθε, σὺν εὐόδμοις ἄβρ' ἀλίπη (*mollia unguenta*) σεφάνοις. Man weiss, wie oft die *Eigennamen* von den Abschreibern entstellt wurden. Zu der lehrreichen *Wassenberghischen* Schrift über diese Materie liessen sich noch immer viele Nachträge sammeln, unter welchen die so eben angeführte *Valckenaerische* Verbesserung so wenig, als die ihr gleich folgende zu *Epigram.* XLIII, 5. Οὐκ εἰς Εὐξίθεον (st. οὐκ ἴσον ἔφη σύν) übersehen werden dürften.

Ausser vielen andern Emendationen von gleichem Gehalt, konnten wir noch mehrere grammatische Discussionen (z. B. bey Gelegenheit der *genitalia nobilia* b. Ovid. A. A. III, 329. über das durch Phönizische oder Palästinische Kaufleute nach Griechenland gebrachte Wort Νάβλα, S. 16 ff.) besonders anführen, wenn es der Raum verstattete. Alle diese gelegentlich beygebrachten Erörterungen zeigen, wie sehr der würdige Greis zu einem Selbstbekenntnisse (S. 20.) berechtigt war, das ihm heut zu Tage wohl nur äusserst Wenige unserer Philologen mit gleicher Ueberzeugung nachsprechen dürften:

jam juvenis et vir in linguae graecae formoso corpore minutissima ligamenta, fibrillas ipsas, attentus spectavi.

Nicht anders urtheilt der gelehrte Herausgeber in der langen Zueignungsschrift an *Bav. Voorda*, die dem Werke statt der Vorrede dient. Sie enthält theils eine kurze, aber treffende, Würdigung dieses Werks, theils einige Zusätze des Herausgebers zu demselben, und seine lesenswerthen Gedanken über die Analogie der griechischen Sprache. Durch Uebersetzung einer weitläuftigen Stelle aus *Eichhorn's* Bibliothek der biblischen Literatur, welcher der Herausg. mit dem gerechtesten Lobe ihres Vfs. beytritt, werden diese Gedanken noch mehr entwickelt, und zugleich *Hemsterhuys*, *Valckenaer's* und *Lennep's* Verdienste um Aufklärung der griechischen Analogie mit überzeugender Gründlichkeit beurtheilt. Der Herausgeber wünscht, dass ein philosophischer und mit hinlänglichen Sprachkenntnissen versehener Kopf den eröffneten Weg verfolgen und ebenen möge, und macht selbst zu einigen Beyträgen dieser Art, die er mit andern kleinen Schriften künftig herauszugeben gedenkt, erwünschte Hoffnung.

LITERATURGESCHICHTE.

Tübingen, b. Cotta: *Slavischer Bücherdruck in Würtemberg im 16. Jahrhundert.* Ein literarischer Bericht von *Christ. Fr. Schnurrer*, Prof. zu Tübingen. 1799. VIII u. 128 S. 8.

Die lutherische Kirchenreformation, dieses laute Beyspiel einer Kriegserklärung gegen jede Autorität über Materien der Ueberzeugung, hat bey weitem nicht blos auf alles das gewirkt, was auf diesem Wege lag und daran grenzte. Ist nur die Selbstthätigkeit der Menschen durch irgend eine Hauptidee rege gemacht und von der blossen Fortpflanzung des alltäglichen und herkömmlichen losgerissen; so sieht man bald mit Staunen, wie sie die entferntesten Gegenstände mitergreift, um an ihnen etwas neues zu bilden; und dem forschenden Geiste gewährt das Verfolgen solcher Nebenwirkungen, deren künftiger Einfluss sich oft gar nicht berechnen läfst, eine ganz eigene Art von Vergnügen, besonders wenn man, was so selten der Fall ist, Ursprung und Fortgang derselben so historisch genau und zugleich mit wohlüberlegter Auswahl dargestellt findet, wie hier die Geschichte der *zu Tübingen entstandenen Literatur für die windische Sprache.* Eine der unübersehbar vielen Folgen der lutherischen Kirchenreformation nämlich war auch diese, dass sie — in wirtembergischen Druckereyen der Landessprache von Crain ihre erste Schrift, und durch weniger Männer Thätigkeit zwischen 1550 und 1595 ihr und der Crobatischen Sprache, eine beträchtliche Anzahl kirchlicher Bücher gab; wie einst schon die Verbreitung des Christenthums dieser letzten, der Landessprache von Kroatien und Dalmatien, Buchstabenschrift und Handschrift gegeben hatte. Originalurkunden aus den besten Zeiten dieser slavischen Druckereyen zu Tübingen und Urach haben sich bey der dortigen Universität erhalten. Das wesentliche aus diesen verbindet der Vf. mit der Quintessenz aller denkwürdigen Notizen, welche er, als geschmackvoller Liebhaber dieser literarischen Untersuchungen, aus einer Menge wenig gekannter Quellen, über die bey dieser Unternehmung thätigen Männer, vornehmlich den Prediger Primus *Truber*, und den ritterlichen, löblichen Mann, Hans *Ungnad*, Freyh. von Sonnegg, auch über den klugen und andächtigen Herzog *Christoph von Wirtemberg*, den toleranten, edlen Kaiser *Maximilian II*, den grossherzigen Landgraf Philipp und den selbstsüchtigen Pet. Paul. *Vergerius*, in sofern sie auf seinen Gegenstand Einfluss hatten, mit seltener Pünctlichkeit ans Licht bringt, und durch diejenige reichhaltige Darstellung anziehend macht, welche Rec. bey desselben *Erlauterungen der wirtembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrtengeschichte* (Tübingen 1798) einem Werk, dem das gegenwärtige als Zugabe dient, als interessant in der A. L. Z. ausgezeichnet hat. Die vielen kleinen charakteristischen Züge, welche hier für das historische Gemälde der handelnden Personen und des Zeitalters aufbewahrt sind, werden dieser Schrift unstreitig bey dem grössern Theil der Leser einen bleibenden Werth geben, wie sie dieselbe jedem Forscher der Kirchengeschichte schatzbar und jedem Untersucher von Kleinigkeiten, wenn er pedantische Mikrologie vermeiden will, nachahmenswerth machen. Für den Literator aber wird die Beschreibung der auf diese Weise entstandenen Slavischen, d. h. Crainisch-Windischen und Crobatischen, theils Glagolischen, theils Kyrulischen, Druckschriften S. 83—110. 117. bis ans Ende eine köstliche Nahrung seyn; den Dank solcher Leser theilt Hr. *S.* freundschaftlich mit dem biedern Greise, Hn. Pfarrer *Nast* zu Plochingen, der längst als Kenner solcher Seltenheiten bekannt ist. — Nachdem durch die Crobatische Druckschrift, auf welche der frommthätige Ritter, Ungnad, auf dem Sterbebette als auf einen Schatz den letzten Blick geworfen hatte, der Saame des Lutherthums, nebst dem, was das wichtigere ist, der Bibelkenntniss und dem Anfang fixirter schriftlicher Mittheilung, von Tübingen nach Crain gebracht worden war, kam unter Ferdinand II die ketzerische Verlassenschaft in die Druckerey der Propaganda nach Rom, und half Breviarien etc. vervielfältigen. Jetzt wahrscheinlich mag sie mit andern Vorräthen der Propaganda nach Paris gewandert seyn, und wird, wer kann es wissen, einst vielleicht zu Manifesten dienen, wie die wiedergefundenen unvergleichlichen Typen der Pariser Polyglottenbibel zunächst bey einer, auch ins arabische übersetzten, Adresse der Nationalconvention über Robespierre's Sturz wieder benutzt worden sind. Einen fast eben so contradictorischen Wechsel des Schicksals erfuhr der Urheber der Windischen Schriftzüge, Truber, selbst. Vaterland, Ruhe und Kosten hatte er aufgeopfert, um in neuer Schrift das Reich der falschen Lehre in Crain bekämpfen zu helfen, und dafür kam er in Gefahr, unter den Rechtgläubigen, zu denen er geflohen war, als heimlicher Verbreiter Zwinglischer Ketzerey anrüchig zu werden, weil er die Ehre, Vf. jener gutlutherischen Uebersetzungen zu seyn, nicht dem ruhmsüchtigen Vergerius still zu überlassen Lust gehabt hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Wien, b. Rötzel: *P. Honorati Novotny* a S. Caecilia Clerici regularis e Scholis Piis. *Sciagraphia, seu compendiaria Hungariae veteris et recentioris Notitia historico-politica*, in qua Status regni physicus, historicus, politicus, ecclesiasticus, literarius, commerciorum, rei militaris, nec non administrationis aerarii ex probatis Patriae, aliisque auctorum Monumentis succincte privata opera exponitur, ac Eruditorum judicio substernitur. 1798. P. I. XVI. u. 325 S. P. II. 404 S. 8.

Der Vf., ein geborner Mähre, hielt sich, laut der Vorr. (S. V.), neun Jahre lang in Ungarn auf, war binnen dieser Zeit mit Erziehung einiger adlichen Kinder, denen er die Kenntniss ihres Vaterlandes beybringen musste, beschäftigt, und mag, wenn man aus der Unterschrift derselben Vorrede schliessen darf, jetzt bey dem adlichen Löwenburgischen Convict in Wien angestellt seyn. Er verwahrt sich durch bescheidene Aeusserungen gegen die Urtheile einiger eingeschränkten Köpfe in Ungarn, welche ihm sogar geschrieben haben, dass die Kenntniss von Ungarn durch Ausländer wenig gewinne, weil sie besonders in politischer Rücksicht dieses Land nach *ihren* politischen Ideen und Gebräuchen zu beurtheilen pflegten, denen es nun freylich seiner ganz eigenen Verfassung wegen nicht entsprechen könne. — Diesen Herren darf man wohl geradezu antworten, dass die Einseitigkeit, deren sie die Ausländer in Hinsicht auf ihr Urtheil von Ungarn zeihen, gerade der schlimmste Fehler des beschuldigenden Theils sey. Wir wissen, dass die offenen Köpfe der ungrischen Nation das Urtheil und die Erinnerungen des cultivirten Ausländers immer mit Dank annehmen; wenn sie sich gleich die Freyheit vorbehalten, Zusätze und Berichtigungen an seinem gehörigen Orte beyzufügen. — Der bescheidene Vf. verspricht, die Fehler und Lücken seines Werks durch Lieferung von Nachträgen oder in einer neuen Ausgabe zu ergänzen. Rec., dem er als ein zwar schon in Jahren vorgerückter, aber in der Literatur sehr fleissiger und thätiger Mann geschildert wird, wünscht aufrichtig, dass derselbe dieses Versprechen bald erfüllen möge, und hofft durch diese Recension noch nähern Anlass hiezu zu geben. An statistischen Materialien kann nie zu viel von allen Seiten gesammelt werden.

Allerdings hat der Vf. eine grosse Belesenheit in gedruckten Schriften gezeigt; aber von Handschriften, in denen noch zur Zeit die wichtigsten Stücke und Data der ungrischen Statistik verborgen sind, kennt er nur wenige. Einen praktischen und einen ganz vorurtheilsfreyen Blick wird man von einem Manne, der sich hauptsächlich innerhalb der Schul- und Klosterwände herumgedreht hat, nicht erwarten; das Buch steht also zwar in dieser Rücksicht der *Schwartnerischen* Statistik sehr nach, allein die vorangeschickten historischen Notizen über jedes Fach, vorzüglich die über den ungrischen Clerus und dessen sämmtliche hierarchische Zweige umständlich gegebenen Nachrichten, und hier und da doch sparsam, ein Datum, welches Hr. Prof. *Schwartner* nicht gekannt oder benutzt hat, geben demselben noch neben dem Schwartnerischen Handbuch eine besondere Brauchbarkeit. — In den Citationen des Vfs. finden wir sehr oft den Fehler, dass er bey seiner Meynung gerade Gewährsmänner von einer entgegengesetzten anführt, ohne zu bemerken, dass, und in wiefern diese von ihm abgehen. Dies ist z. B. bey S. 92. bey der Ableitung des Worts *Chalisier* der Fall, und gleich S. 1. bey der Etymologie des Worts: *Hungari*. Der Vf. hängt noch sehr an den alten Meynungen, und seine Angaben werden durch Druckfehler oft noch widerlicher.

Voran geht freylich nicht im Geiste Gibbons eine chronologische Uebersicht der Vergrösserung des ungrischen Reichs bis S. 10. — S. 11. findet sich die Angabe der astronomischen Länge und Breite einiger ungrischen Städte aus *Kautz Geogr. practica Skalitzii* 1784. Man weiss, dass hievon noch kaum vier bis fünf mit voller Gewissheit bestimmt sind, eben daher ergiebt sich die Folge, dass noch zur Zeit keine einzige ganz richtige Karte von Ungarn verfertigt worden (selbst die Müllerische Hofkriegsräthliche Karte nicht, die unter Kaiser Joseph II. durch trigonometrische Messungen, ohne genugsame astronomische Hauptpuncte aufgenommen wurde); und hieraus fliesst wieder, dass man mit dem Flächeninhalt Ungarns, der ersten und sehr wichtigen Angabe in jeder Statistik, noch nicht im Reinen ist. Es wird dem deutschen Publicum gewiss lieb seyn, zu vernehmen, dass auf Andringen des Oberlieutenants *v. Lipszki* in Pest, der in Verbindung mit einem dasigen Gelehrten an einer bessern Geographie und Karte von Ungarn arbeitet, und auf Verwendung des Erzherzogs Palatins, welcher eine besondere Vorliebe für geographische Kenntnisse und deren Hülfsmittel zeigt, bewilligt worden ist, dass der Gehülfe bey der Ofener Sternwarte, Hr. *Dan. Bogdanich*, ein junger, in seinem Fache sehr geübter Mathematiker

tiker (aus der Gegend von Zeng in Dalmatien gebürtig), auf Kosten des Studienfonds, eine astronomische Beobachtungsreise durch die vornehmsten Plätze und Gegenden Ungarns unternehmen solle.

Die *physische Geographie* des Vfs. ist gar sehr durch Druckfehler in Namen, und durch Unvollständigkeit in Sachen entstellt. So z. B. weiss er nichts von dem in der Mineralogie merkwürdigen eisenhaltigen und mit Natrum geschwängerten schwarzen Balatoner Ufersand bey S. 25. Vom Neusiedler See (*Ferto*) haben wir eine schöne physische Geographie vom Hn. D. *Kiss*, Hausarzt bey dem Hn. Grafen *Szechenyi* zu Zinkendorf zu hoffen. S. 26 bis 42. eine Liste aller Gesundbrunnen und Bäder, aber ohne alle chemische Kenntniss verfasst. Woher der Vf. die S. 47 eingerückte Liste der kön. Städte, ihrer Steuer und ihrer Bevölkerung habe? sagt er nicht; sie weicht von der Angabe in dem Journal der k. k. Erblande II. Heft. 1792. S. 221. beträchtlich ab. Von S. 51. fängt die Geschichte und Genealogie der verschiedenen pannonischen und jetzigen ungrischen Völker an, aber ohne irgend einen reellen Gewinn für Kritik und ächte Geschichte. Den kritischen Historiker schreckt schon die einzelne auch grammatisch unbestimmte Redensart ab: (S. 82.) „*Hungarorum Natio, quae cum Hunnis et Avaris originem ducit.*" — Der Vf. geht hierauf zu den verschiedenen Ständen und Sprachen über: von dem Adel meynt er, dass er schon beym Anfang der ungrischen königlichen Monarchie einen gewissen Unterschied unter sich gehabt habe; er lässt aber unberührt, dass dieser Unterschied blos von dem deutschen Ritter- und Knappenwesen hergerührt habe. Von dem Prädialistenadel (wo S. 104. der hässliche Druckfehler *Essexlelienst* in *Exsekleliensi* verwandelt werden muss) versichert der Vf. (nach dem *Ungr. Mag.* IV. 4. S. 461. vergl. *Calmet hist. de Lorraine* I. 440.), dass er, als zur Vertheidigung der Kirchen bestimmt, einen halb geschornen Kopf getragen habe. S. 111. sind unter den Lasten der Bauern die Deperditen vergessen. Von der Erwähnung der kgl. Würde und der Kronerblichkeit geht der Vf. zu einer kurzen *Königs-* (nicht eigentlich Reichs-) *Geschichte* von Ungarn fort (S. 121 — 238.), zu deren Uebersicht hinten auch eine chronologische Tabelle der sämmtlichen ungrischen Herrscher beygebunden ist. Neues lässt sich hieraus nichts lernen; vielmehr ist manches ganz falsch, (z. B. dass S. 132. Prinz Boris, ein Sohn der Catharina, Tochter des Jaroslawitsch, eines polnischen Prinzen gewesen sey.) Aus dem General Schwendi ist S. 195. General Schwindi geworden etc. In Ansehung der neuern Zeiten gereicht es dem Vf. zur Ehre, dass er kalt die Religionskriege erzählt, ohne sich gehässige Urtheile zu erlauben. — Nach Endigung der Geschichte hebt der Vf. wieder an, das Uebrige des ungrischen Staatsrechts vorzutragen. S. 254. hätte er, falls er genauere Untersuchungen angestellt hätte, geradezu leugnen müssen, dass K. Sigmund nach dem Constanzer Concilium einen Drachenorden gestiftet habe. Dies ist nur das Gerede solcher Leute, welche so gern alle, die mit ihnen nicht überall gleich denken, als Drachen, und also Huss, als den in Constanz überwundenen Drachen, verschreyen wollen. Es giebt daher keinen *Ordo Draconis inversi* von 1408. noch einen *Draconis victi* von 1418; sondern blos einen *Ordo Draconis* von 1408. Durch dergleichen Sachen, die man ohne Untersuchung unbestimmt nach fremden ungeprüften Meynungen und Angaben hinwirft, werden nur die Irrthümer vervielfältigt, und ihre Ausrottung wird erschwert. — Der zur Verfolgung der Protestanten vom päbstl. Nunc. Pauluzzi im J. 1743. gestiftete (Gottlob eingegangene) *Sternorden von Domolk* hat keinen Platz unter den Orden des Reichs, und ist auf jeden Fall vom Vf. hier unschicklich angebracht worden. Man sehe nur die „Nachricht von einer adlichen Gesellschaft durch J. F. Kortholt 1745."; wo der staatswidrige Zweck dieser Gesellschaft mit mehreren geschildert ist; einer Gesellschaft, die vielleicht mit der Zeit aus dem königl. Scepter eine Maschine der Oligarchie alles unter dem Vorwand der Sicherheit des Königs und des Reichs, hätte machen wollen. S. 259. Weder unter Carl I., noch unter Sigmund gab es in Ungarn Grafen im heutigen Verstand. Auch dies ist ein Irrthum, den der Vf. nachlässig, ohne Untersuchung, einigen Inländern nachgeschrieben hat. Es wäre zu weitläufig, alle Fehler auch im *Abschnitt von der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt* zu rügen. Rec. macht daher nur noch auf die S. 319 fg. nützlich beygebrachte Eintheilung der Processe nach den Gerichtshöfen, wohin sie gehören, und auf die eigentlich zur S. 46. gehörige Tabelle sämmtlicher Comitate aufmerksam, worin angegeben wird, zu welcher Classe jeder gehört; wieviel Districte er habe, wieviel Meilen er lang und breit, wieviel Quadratmeilen er demnach im Ganzen, wieviel Oerter und zwar Städte, Flecken, Dörfer, (Prädien oder Pussten sind vergessen worden), Einwohner und Steuerposten er in sich fasse, und wieviel er an Contribution entrichte.

Der zweyte Theil fängt sogleich mit dem *Religionszustand*, und dem Clerus in Ungarn an. Die Bekehrungsgeschichte wird noch von den pannonischen Völkerschaften hergeholt; zur katholischen Kirchengeschichte von Ungarn sind einige Bruchstücke aufgestellt, wobey aber auf einige wesentliche Sachen, z. B. auf den Ursprung der Annaten, nicht gesehen worden. Vergeblich hingegen sucht man andere, z. B. die Geschichte der Einführung des canonischen Rechts in Ungarn. Aus den Ladislaischen und Colomannischen Gesetzen wird bemerkt: dass die ungrischen Priester damals beweibt gewesen; (S. 42.) „*quae sub Ferdin. I., ut reduceretur consuetudo, in propositionem venit.*" Bey den einzelnen Diöcesen wird sehr lehrreich und ausführlich zuerst vom Hirtenstuhl selbst, dann vom Domcapitel, dann von Pfarrern und Caplanen, auch zuweilen von der

der gewefenen oder noch beftehenden Klöfter und endlich von der Seelenanzahl gefprochen. Zählt man nun die Seelenanzahl zufammen vom J. 1789:

I. Vom Graner Erzbisthum mit	—	641.973
a) Vom Erlauer Bisthum	—	458.486
b) Vom Fünfkirchner (fehlt fie)	—	— —
c) Vom Wefpriker	—	268.623
d) Vom Raaber	—	240.873
e) Vom Waitzner	—	171.474
f) Vom Neutraer	—	255.764
g) Vom Zipfer	—	116.166
h) Vom Neufohler	—	118.840
i) Vom Rosnauer Bisthum mit	—	99.763
k) Vom Steinamangerer	—	214.680
l) Vom Stuhlweiffenburger	—	89.270
Summa der erzbifchöfl. Graner Diöces		2,665.812
II. Vom Colotfcher Erzbisthum	—	148.016
a) Vom GWardeiner Bisthum	—	26.010
b) Vom Csanader	—	53.648
c) Vom Bosnier und Syrmier	—	37.619
d) Vom Agramer	—	244.877
e) Vom Zenger	—	— —
Summa der erzbifchöfl. Colotfcher Diöces		510.070

fo ergiebt fich eine Summe von mehr als drey Millionen katholifcher Seelen: wenn man auch die Agramer und Zenger Diöces wegrechnet. Wir fehen alfo nicht ein, wie der Vf. S. 102. für Ungarn 4.115.699 Katholifche annehmen könne. Allein felbft in der mindeften Zahl find gar viele Nichtkatholifche mitbegriffen worden, und man kann fich daher auf die Verläfslichkeit derfelben gar nicht ftützen. Der Vf. hat auch die unirten Bisthümer und das fiebenbürger kathol. Bisthum auf gleiche Art befchrieben, und endlich auch die Titularbisthümer mit Erklärung ihrer Namen ferner die Abteyen und Probfteyen aufgezählt. Bey allen diefen Artikeln vermiffen wir noch die fehr wichtige Angabe aller Güter und Dörfer, welche zu einem Bisthum oder einer geiftlichen Pfründe gehören, fammt einer beyläufigen Anzeige der Einkünfte. Die erftere Angabe liefse fich aus gut bearbeiteten geographifchen Lexicis, die andere vorzüglich bey folchen Stiftern leicht erheben, welche während der Vacanz von der Kammer verwaltet worden oder noch werden. Beyläufig weifs auch jeder localkundige Eingeborner, wieviel ein benachbartes Bisthum eintrage? Das Detail des Vfs. über die Seminarien und geiftlichen Orden ift fehr lehrreich. S. 123. ift der Vf. ebenfalls von dem Wahn angefteckt, als ob es in Ungarn Tempelritter gegeben habe. Nicht eine einzige gewiffe Spur ift hievon vorhanden; bey dem Ausdruck *milites templi* oder *templarii* in alten Urkunden deuten bald die Nebenumftände dahin, dafs von Jerufalemmer Hofpitalsrittern zum H. Joh. die Rede fey. Ihr Oberhaupt war der Prior von Vrana, der von feinem erften Urfprunge an ein Prior der Hofpitalritter und kein Prior von Tempelherren war: daher kommt auch nicht *eine* Spur von Aufhebung der Tempelritter in Ungarn oder felbft in Vrana vor. Rec. würde zu viel Platz zu Beweifen brauchen; er will aber durch dies Refultat feiner Unterfuchungen auch indeffen andre Forfcher aufmerkfam machen. S. 140. ein lehrreiches Detail über das hinterlaffene Jefuitervermögen. So glimpflich als hier hat, foviel Rec. fich erinnert, noch kein Piarift vom Jefuitenorden gefprochen. „*Societas maximo et laudabiliffimo conatu Religionem Literas communisque boni* „*commoda* (auch die Harmonie der verfchiedenen „Religionen) *et Negotia (politica?) fovit et promovit,* „*inprimis iuventutem ad omnia civilia et ecclefiaftica* „*munia excolendo annis 212 de Regno Hung. optime* „*mereri contendit donec etc.*" Ueber feinen eigenen, den *Piariftenorden*, giebt der Vf. eine befriedigende Auskunft. 1798 gab es in den ungrifchen Erblanden 324 Piariften, die Novizen fchon eingerechnet. Im Ganzen find noch in denfelben 240 Manns- und Frauenklöfter übrig. S. 165 — 170. ift der Religionszuftand der Nichtunirten befchrieben; aber die Zahl der Walachen in Siebenbürgen ift, felbft fürs J. 1772 mit 558.076 Seelen, faft um die Hälfte zu gering angefetzt. Eben fo ift die lutherifche Geiftlichkeit mit 200 Perfonen um die Hälfte zu wenig berechnet, und die Reformirte mit 861 Perfonen ebenfalls um mehr als ein Drittheil zu gering beftimmt. Der Vf. fcheint auch nicht recht zu wiffen, was in dem proteftantifchen Kirchenregiment ein *Contubernium* fey; fonft würde er diefes Wort nicht für jede Kirchengemeinde oder *Ecclefia* brauchen. Nachdem der Vf. einiges von den Unitariern hinzugefetzt hat, liefert er auch eine ungrifche *Ketzergefchichte*, und erzählt mit Vergnügen die im J. 1783 bewirkte Katholifchwerdung der Wiedertäufer. Hinter allen diefen Ketzern haben die Juden *zuletzt* ihren Platz. — Den gedrängten Auszug einer *ungrifchen Literargefchichte* wird man hier mit Vergnügen lefen: nur z. B. bey S. 213. ift es ausgemacht, dafs der fogenannte Anonymus nicht K. Bela des IV, fondern des III. Kanzler gewefen, und dafs in damaliger Zeit, wo Bela III. zuerft eine ordentliche königl. Kanzley errichtete, von keinem ordentlichen Archiv, noch weniger davon die Rede feyn kann, dafs dem Anonymus das Archiv zu Jöfz offen geftanden wäre. Das Detail über das Stipendienwefen und die einzelnen Schulen ift fehr lehrreich, und lobenswürdig ift der Gedanke, in einer ungrifchen Statiftik auch ein Verzeichnifs der in Ungarn und von eingebornen Ungarn gemachten *Erfindungen* aufzuftellen. Bey mehreren Artikeln diefes Verzeichniffes, z. B. bey *Eau de la Reine* hätte der Vf. mit vielem Nutzen die Beyträge zur Gefchichte der Erfindungen von dem belefenen und fachkundigen Hn. Hofr. *Bekmann* einfehen können. Ueber den Handel (254 — 291.) fagt zwar der Vf. wenig Neues; aber das geographifche Productenverzeichnifs z. B. die Lifte der inländifchen Weine läfe man gern, wenn nicht in den Namen fo viele Druckfehler fteckten. Für die Zufammenftellung verfchiedener Notizen über das alte ungrifche Münzwefen (S. 299 — 315.) mufs man zwar dem Vf. verbunden feyn; allein man fieht auch aus derfelben nur defto mehr die Nothwendigkeit ein, dafs doch einmal eine chronologifche vollftän-

 dige

dige Geschichte des *ungrischen Münzwesens* geschrieben werden möchte, deren Genauigkeit durch beständige chronologische Vergleichung der Gesetze und Urkunden mit den noch in vollständigern Sammlungen vorhandenen Münzen zu erzielen wäre. Hr. *Simonchich* in der *Diss. de Numismatica Hung. Diplomaticae accommodata.* Viennae 1794. 8. hat hauptsächlich die Münzgeschichte des Worts *Florenus* oder *Gulden* beschrieben; seit der Zeit hat ihm aber Hr. *v. Kovachich* noch mehrere Angaben zu Münzbestimmungen aus Urkunden geliefert; und wenn der geschickte Mann Gelegenheit hat, gute Münzsammlungen zu besehen; so läfst sich von ihm nichts gemeines erwarten. Auf des Hn. Bibliothekars *Schönwisner* ungrische Numismatik wartet die gelehrte Welt mit Verlangen. Der Graf Ignaz *Batthyáni*, Bischof von Siebenbürgen, hat die Herausgabe übernommen. Endlich will auch der Hr. Graf *Széchenyi* seine schöne Sammlung in Kupfer stechen, und durch seinen hoffnungsvollen Sohn, Ludwig, beschreiben lassen; es scheint also diesem Theil der historischen Hülfswissenschaften eine vollkommnere Bearbeitung bevorzustehen. — Die *Militargeschichte* von Ungarn besteht aus lauter Bruchstücken; die Lehre von der Insurrection ist, vielleicht mit Fleifs, nur obenhin abgehandelt; das Verzeichnifs aller Friedensschlüsse und Tractaten S. 334. brauchte noch sehr viel Zusätze zu seiner Vollkommenheit; hingegen die Uebersicht der Regimenter, Generalcommandi und Kriegsämter ist brauchbar. Bey der Contribution hat der Vf. sehr wohl gethan, aus einem sogenannten Contributionsbüchel des Presburger Comitats die Artikel, die der Steuer unterworfen sind, und das Verhältnifs der Steuerauflage specifisch S. 360 anzugeben; woraus sich jeder überzeugen kann, wie wenig, verhältnifsmäfsig zu andern Landleuten, der ungrische Bauer, der für so gedrückt ausgeschrieen wird, zahle. Hätte er mehr Absatz; so gehörte er zu den wohlhabendsten Bauern in Europa. Die Cameral-, Salz-, Post-, Zoll- und Bergwerksverwaltung ist aus dem Ofener Schematismus in eine zweckmäfsige Uebersicht gebracht. Für die Sammlung von den Namen der Bergwerke nach den Comitaten, und vorzüglich für die Reihe der Schemnitzer Kammergrafen S. 397. verdient der Vf. allen Dank; mehreres wird er noch bey einer künftigen Auflage aus Esmark's mineralogischer Reise durch Ungarn und Siebenbürgen zusetzen können. Vielleicht werden bald auch kundige Inländer das statistische und selbst geognostische Dunkel, das über dem *ungrischen Bergbau* liegt, erhellen, und die geognostische Sprache und Grundsätze der Schemnitzer z. B. vom Streichen der Gänge, welche Hr. *Esmark* so verschieden von den Freyburger Ausdrücken und Regeln findet, rechtfertigen oder wenigstens erläutern.

• • •

Tübingen, b. Heerbrandt: *Versuch einer vollständigen Methodologie für den gesammten Cursus der öffentlichen Unterweisung in der lateinischen Sprache und Literatur.* Von M. *A. F. Pauli.* Dritter u. letzter Theil. Ausführung der Methode des lateinischen Unterrichts in den obern Schulclassen bis an die Grenzen der Akademie. 1799. 372 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Supplem. Band. Nr. 44. und 1790. Nr. 272.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Coburg*, b. Ahl: *Einladungsschriften* zu öffentlichen Reden bey dem dortigen Gymnasium von 1794—1799. 20 Stücke in 4. 163 S. Diese Localaufsätze verdienen als Fortsetzung der Geschichte dieses Gymnasiums auch aufser ihrem nächsten Kreis bekannt zu werden. Ihr Vf. Hr. Director *Briegleb* detaillirt sehr authentisch die im Anfang des laufenden Jahrhunderts, im Einweihungsjahre des Gymnasium (1705.) erneuerten Bemuhungen, bey demselben die vorhandenen kaiserlichen *piena privilegia academica* zur Ausubung zu bringen, und die zwischen den damaligen Nutritoren entstandene dem Gymnas. sehr nachtheilige Disharmonie. Allgemeines Interesse haben vornehmlich die Nachrichten von *Ernst Sal. Cyprian*, welcher 1700—1713. Director des Gymnas. gewesen. Briefauszüge und andere kleine Data finden sich hier genug, um den Charakter dieses durch seine spätern Aemter und Schriften merkwürdig gewordenen Mannes treffend zu schildern. (Seine in der herzogl. Bibliothek zu Gotha aufbewahrte weitläuftige Correspondenz verdiente zur Geschichte der ersten Decennien dieses Jahrhunderts genau benutzt zu werden!) Nach ihm werden die Lebensumstände von andern Lehrern des Gymnasiums, mit besonderer Rücksicht auf das, was sie dieser Anstalt waren, mit vielem Fleifs angezeigt und zwar von *Phil. Theod. Verportenn*, *Joh. Conr. Schwarz*, *Gottfr. Ludovici*, *Joh. Just. Bode*, *Joh. Heimreich*, *Joh. Christoph Schubart* und *Joh. Ernst Zschackwiz.* Häufig sind richtige Bemerkungen des Vfs. eingestreut. Besonders machen diejenigen, welche er aus Gelegenheit der ehemaligen Pflichtnotel eines Directors vollständiger ausgeführt hat, seiner liberalen Denkart Ehre. Ein Director nämlich mufste schwören, nicht nur selbst bey der *reinen* Lehre und dem christlichen Bekenntnifs dieser Lande, wie dieselbe in Gottes Wort gegründet, in der ungeänderten Augsburg. Confession begriffen und im *christlichen* Concordienbuch repetirt ist, ohne einigen Falsch und Simulation zu bleiben, zu beharren und dawider nichts weder heimlich noch öffentlich zu practiciren; sondern auch — *wo Er vermerke, dafs andere solches thun wollten, dasselbe nicht zu verhalten sondern ohne Scheu bald offenbaren zu wollen etc.* Wann ist dieser Eid den Angeber machen zu wollen, abgestellt worden?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. Junius 1799.

GESCHICHTE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen berühmter Männer.* Herausgegeben von G. F. Palm. *Zweyter Band.* 1797. 234 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Gallerie merkwürdiger Männer aus der ältern und neuern Geschichte. Viertes Bändchen. — Dritter Band: oder der Gallerie u. s. w. *Fünftes Bändchen.* 1798. 244 S. 8. (jedes 12 gr.)

In dem zweyten Bande dieser Lebensbeschreibungen finden wir folgende berühmte Männer: I. *Heinrich der Löwe*, Herzog von Bayern und Sachsen. S. 1—32. Eigentlich ein Auffatz des Hn. Superintendent *Otto Giseke* zu Ebeleben, den der Herausgeber schon 1789 in sein *wissenschaftliches Magazin für Jünglinge* aufgenommen hat: für ein Buch von der Bestimmung des gegenwärtigen immer brauchbar genug; wenn gleich *Heinrich* darin im Verhältnisse gegen *Friedrich I* stets ins Licht; der Kaiser aber nicht blofs in den Schatten gestellt; sondern auch als ein undankbarer und ungerechter Fürst abgeschildert wird, und also manche parteyische Vorstellung mit unterläuft. Auch sollte S. 14. nicht im zwölften Jahrhunderte vom *Erschiessen*; noch von einem *türkischen Kaiser* in Syrien die Rede seyn; und der Name des griechischen ist Comnenus, nicht *Commenus*. II. *Ferdinand Kortes*. S. 33—57. Vermuthlich aus *Robertson* und *Campe* geschöpft; des letzten Geschichte der Entdeckung von Amerika nennt Hr. *P.* unübertreffbar. III. *Feldmarschall Schomberg*. S. 58—104. Ein guter Auszug aus des Hn. *Kazner's* wohlgerathenen Biographie desselben. Es ist aber nur *Schomberg's* letzter irländischer Feldzug beschrieben; und doch hätten billig seine frühern Jahre nicht übergangen werden sollen. IV. *Johann Huss*. S. 105—151. Hauptsächlich aus der Geschichte des Hussitenkriegs, Zittau 1795. 8. Dafs *Wenzel* durch die Bestellung seines Küchenmeisters zum Rector der Universität Prag, eine treffende Satyre auf das Betragen der dortigen Professoren gemacht habe (S. 115.), dürften wohl wenige mit dem Vf. glauben. Und wer ist *der Cardinal von Commerach?* S. 145. Doch wohl *Cardinalis Cameracensis* d. h. der Cardinal Bischoff von *Cambray*. V. *Necker*. S. 152—186. Aus *de Maillant* Werke: *Du Gouvernement, des Moeurs et des Conditions en France.* Gleich in der ersten Zeile wird sein Vater *Vorsteher des Collegiums zu Genf* genannt; das ist aber weder deutsch noch übersetzt. Im Französischen heisst *Collège* eine Schule, mithin müsste er Rector einer solchen gewesen seyn. Sonst ist es bekannt, dafs de Maillant *Neckern* in einer durchaus häfslichen und verächtlichen Gestalt gezeichnet hat: und das erregt schon an sich einen Verdacht, ein so durchaus schwarzes Bild von einem Manne, der eine Zeitlang so sehr bewundert wurde, könne wohl nicht ganz getroffen seyn. Auch ist schon manches, nicht etwan von Lobrednern, sondern von ruhigen Beobachtern, zu seiner Entschuldigung, wo nicht gar zur Rechtfertigung einiger seiner Schritte treffend genug gesagt worden. VI. *Danton*. S. 187—205. Aus einem herauszugebenden grösfern Werke über die französische Revolution. Allem Ansehen nach sehr treu geschildert; und, wie mehrere Wendungen und Ausdrücke verrathen, aus einem französischen Buche. VII. *Wilh. Robertson*. S. 206—218. Aus dem *Universal Magazine*, Octob. 1794. Die Schriften und der Charakter des vortrefflichen Mannes werden zwar von dem englischen Verfasser recht wohl geschildert; doch war von seinen Werken für deutsche Leser aus mehr als einer Ursache noch manches hinzuzusetzen übrig. VIII. *Peter der Einsiedler*. S. 219—230. Vermuthlich aus einem neuern Schriftsteller gezogen. Von den Seldschukischen Türken ist S. 220 fg. manche seichte Nachricht hingeworfen, z. B. sie hätten die wallfahrenden Christen darum gedrückt, weil ihre Glaubenslehre sie gegen alle bildliche Verehrung abgeneigt gemacht habe; als wenn nicht die Araber, und alle Muhamedaner überhaupt eben dieselbe Abneigung gehabt hätten. Dafs jenes Zeitalter an edlern Metallen äusserst arm gewesen sey (ebendas.), ist sehr übertrieben. Im J. 1072 kann *Gregor VII* nicht, wie S. 223. gemeldet wird, Aufmunterungsbriefe zu einem Kreuzzuge herumgeschickt haben, indem er damals noch nicht Pabst war. Merkwürdige Auftritte aus *Peters* Leben sind noch weggeblieben; z. B. dafs er vom Heer der Kreuzfahrer weggelaufen, und von Camraden zurückgebracht worden ist. IX. *Petrarcha*. S. 231—234. Eine für einen Mann von solcher Bedeutung sehr ärmliche Nachricht. Und doch giebt es eine schon vor mehr als zwanzig Jahren übersetzte sehr reichhaltige Lebensgeschichte desselben, mit vielen Auszügen aus seinen Schriften in drey Octavbänden, woraus viel Angenehmes und Lehrreiches geschöpft werden konnte.

Der dritte Band enthält nachstehende biographische Auffätze. I. *Karl der Fünfte*, deutscher

scher Kaiser. S. 1—27. Schon auf der 7ten Seite ist von seiner Abdankung die Rede: und diese wird nach ihren Bewegungsgründen, Beförderungsmitteln und den Reden, welche die Uebertragung der Niederlande an seinen Sohn begleitete, bis S. 19. mithin zweymal so lang, als seine ganze Regierung, beschrieben; und nachdem noch einiges über seine letzten Tage hinzugesetzt worden ist, folgen Bemerkungen über Karls und Franz I Eifersucht, nebst einer Vergleichung zwischen beiden. Der ganze Aufsatz scheint französischer Herkunft zu seyn: ist aber für Leser, welche Karln V daraus kennen lernen sollen, viel zu wenig unterrichtend. Hr. *P.* schreibt doch für Deutsche; und diese wollen mit Recht wissen, was einer ihrer Kaiser für Deutschland und für die Nation gethan habe; und warum nicht mehr, besonders bey einer so grosen Auffoderung, als die damalige Hauptrevolution in unserm Vaterlande erwarten liefs u. dgl. m. Von allem diesem aber, wie von den vornehmsten Auftritten seiner Regierungsgeschichte, erfahren sie so gut wie gar nichts. Dafs Hr. *P.* mit dieser Geschichte wenig bekannt seyn müsse, sieht man schon daraus, weil er den so berühmten Staatsbedienten Karls, *Granvella*, mehrmals *Granville* nennt. II. *Julius Cäsar*, geschildert von *Mercier*. S. 28—50. Viel treffende Züge, von Witz und Beredsamkeit glänzend; aber auch viel französische Declamation, nicht immer auf historischem Grund und Boden. III. *Chlodwig, erster König der Franken.* S. 51—67. Woher diese ziemlich gut gerathene Regierungsgeschichte genommen sey? sagt der Vf. nicht. Dafs erst nach mehrern Seiten (S. 56.) eine chronologische Bestimmung vorkömmt, ist für die Leser eines solchen Buchs, die nicht wissen, wer denn dieser *Chlodwig* war? woher er kam? wenn und wo er sein Reich festgesetzt habe? sehr unbequem. Im strengen Verstande sollte er auch nicht *erster König der Franken;* sondern *Stifter der fränkischen Monarchie*, heissen. Mehrere geographische Angaben sind fehlerhaft, z. B. S. 52. *Amoriker* und *Repuarische* Franken; auch S. 66. wo *Alemannien* nicht mehr als *Schwaben* anzeigen soll. Die sogenannte Bekehrung Chlodwig's hätte nicht blofs im Vorbeygehen berührt werden sollen. IV. *Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba.* S. 68—91. Auch hier ist keine Quelle genannt: aufser dafs einmal (S. 70.) *Framiadae* (mufs *Famiani* heissen.) *Stradae Decades de Bello Belgico* ganz unbestimmt, und am Ende *Raynal's Hist. du Stadhouderat* angeführt ist. Sonst ist das Bild des grausamen Helden nicht übel getroffen. V. *Anton Raphael Mengs.* S. 92—163. Gröfstentheils aus dem Französischen des ehemaligen spanischen Gesandten zu Rom, *Ritters d'Azara*, mithin, wie man schon weifs, lehrreich im vorzüglichen Grade. VI. *Gottfried Wilhelm von Leibniz.* S. 164—204. Es scheint wiederum ein französisches Eloge des grofsen Mannes zu seyn, das Hr. *P.* hier benutzt hat, und wenigstens hätte anzeigen sollen. Von verschiedenen Seiten sind seine Gaben und Verdienste glücklich genug geschildert worden; aber wie hätte ein Deutscher schreiben können (S. 165. 176.), dafs zu der Zeit, da *Leibnitz* auftrat, *die Barbarey in Deutschland noch geherrscht habe?* Nur ein Franzose kann es Barbarey nennen, dafs damals noch Compilationssucht und Pedanterey vielen deutschen Gelehrten eigen blieb, während dafs sie doch in allen Wissenschaften grofse, zum Theil gröfsere Fortschritte, als ihre Nachbarn jenseits des Rheins, gemacht hatten. VII. *Franz Rabelais.* S. 205 fg. Ganz befriedigend für diejenigen, die mit dem geistlichen Polisson noch keine nähere Bekanntschaft errichtet haben.

1) Hirschberg, b. Pitschiller u. Comp.: *Handbuch der schlesischen Geschichte*, für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen, von *Johann Daniel Hensel.* 1797. 188 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Kurzer Abrifs der schlesischen Geschichte*, als Leitfaden beym Unterricht in niedern Schulen, in Verbindung mit dem Handbuche der schlesischen Geschichte, von *Johann Daniel Hensel.* 1797. 47 S. 8.

Es giebt noch kein Handbuch, sagt der Vf., das als Leitfaden zum ausführlichen Unterrichte über die schlesische Geschichte gebraucht werden; oder aus dem sich ein unbemittelter Liebhaber, oder Gelehrter, dessen Hauptsache die Geschichte nicht ist, oder besonders ein Lehrer in niedern Classen in Städten, oder auf dem Lande, selbst eine hinlängliche Uebersicht dieser Geschichte zu verschaffen im Stande wäre. Das *Klöbersche* Werk: von Schlesien, vor und seit dem J. 1740 mischt, bey aller übrigen Vortrefflichkeit, viel fremdartiges Rasonnement in die Geschichte Schlesiens, das ihm nur deswegen nicht als Fehler vorgeworfen werden kann, weil es an sich vortrefflich gesagt, mit Leichtigkeit verwebt ist, und daher mit Vergnügen neben der Geschichte gelesen wird. Die schlesische Geschichte des Hn. *v. Pachali* enthält dagegen nur Resultate der sorgfaltigsten Untersuchungen; ist aber, so genau, gedrungen und überhaupt schätzbar sie heissen kann, in manchen Stücken für viele zu kurz. *Klosen's* Briefe über Breslau sind diplomatisch genau; aber deswegen für viele zu weitläuftig, zu kostbar, und nicht anziehend genug. Ueberhaupt genommen wird man diese Urtheile nicht unrichtig finden; auch hat der Vf. den gedachten Mangel ziemlich geschickt ersetzt. Er hat zwar, wie er selbst zu erkennen giebt (Vorr. S. V.), hauptsächlich nur neuere Werke benutzt, besonders die beiden zuerst genannten; da es aber hier nicht auf genaue Untersuchungen, sondern nur auf eine bündige Darstellung des Gewissen und Merkwürdigen ankommt; so kann man damit zufrieden seyn. Voran gehen wenige Zeilen von den Grenzen, der Gröfse und der Bevölkerung des Landes, welche nach der neuesten Zählung in den schlesischen Provincialblättern 1795 auf 655 Quadratmeilen 1,753509 Menschen betrug. Ein kurzer geographischer Abrifs Schlesiens hätte immer hieher gesetzt werden

den können. Die Geschichte wird unter folgenden sechs Abschnitten vorgetragen: Schlesien bis zur Trennung von Polen bis 1160; unter eigenen Herzogen bis 1356; unter böhmischer Oberherrschaft bis 1474; unter ungarischen Königen bis 1526; unter österreichischen Regenten bis 1740; endlich unter preussischer Regierung. Dass am Ende eines jeden Abschnitts die Verfassung und der Religionszustand des Landes während desselben abgeschildert werden, verdient besonders Beyfall. Im ersten Abschnitte konnten die Fabeln von den Mäusen und vom Engel (S. 4.), ingleichen (S. 12.) vom Pfalzgraf Roland, von denen der Vf. doch wohl keine glaubt, wegbleiben. Dass König *Casimir* in jüngern Jahren als Mönch im Kloster *Clugny*, (nicht *Cluniac*, wie es S. 6. genannt wird, im Lateinischen heisst es wohl *Cluniacum*,) gelebt habe, ist von den neuesten polnischen Geschichtschreibern sehr zweifelhaft gemacht worden. Der siebenjährige Krieg scheint in Ansehung der Begebenheiten, die ausserhalb Schlesien vorfielen, zu umständlich erzählt zu seyn. Die Schreibart ist etwas nachlässig. Viermal fängt auf der einzigen 101sten Seite eine Periode mit *da* an; der Vf. spricht S. 120. von einem *Verdacht für die Tugend* u. dgl. m.

Nr. 2. ist nichts als ein Auszug aus dem vorhergehenden Handbuche, mit Verweisung auf die Seiten desselben, damit der Lehrer daraus dieses kleine Skelet mit Fleisch und Säften versehen könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmässigen Lebensklugheit.* In Erzählungen und praktischen Aufsätzen. Herausgegeben von *Friedrich Rochlitz. Erster Theil.* 1798. X u. 338 S. *Zweyter Theil.* VIII u. 354 S. *Dritter Theil,* 1799. VI u. 380 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt zur Unterhaltung in einsamen Stunden*, von *Friedrich Rochlitz.* 1799. VII u. 468 S. 8.

Unter den sogenannten moralischen Schriftstellern nimmt der Vf. obiger Schriften eine vorzügliche Stelle ein, denn er hat wirklich einen moralischen Zweck, und er unterhält die Leser, denen er nutzen möchte. Man hat es ihm schon in dieser Zeitung (1797. Nr. 287.) bey Beurtheilung des Buchs: *Blicke in das Gebiet der Künste und der praktischen Philosophie*, wozu er sich hier als Vf. nennt, zugestanden, dass er ein fruchtbarer Schriftsteller für das praktische Leben sey, und wer da wünscht das Bessere an die Stelle des Schlechten gesetzt zu sehen, wird auch *seines* guten Fortgangs sich erfreuen. Nur sorge er mit Fleiss, dass die Fruchtbarkeit sich stets auf die Güte der Früchte, nicht auf ihre Menge beziehe. Er hat einen Vorrath angenehmer Kenntnisse, und bestrebt sich in seinen bloss räsonnirenden Aufsätzen wirklich gründlich zu seyn, es ist bey ihm nicht auf eine blosse Ausfüllung leerer Augenblicke abgesehen, er will Gedanken und Sachen geben: allein, was er giebt, verträgt durchgehends mehr Gedrängtheit und Bestimmtheit. Sehr begreiflich ist es übrigens, dass die Erzählungen anziehender sind als die Abhandlungen, deren sich zwey von ziemlichem Umfange in der ersten Sammlung befinden: *Meines Onkels Briefe an seinen männlichen* (erwachsenen) *Sohn über Weiblichkeit und weibliche Bestimmung*, und *Menschenleben nach seinen Hauptmomenten gezeichnet.* Es bedarf eines sehr durchgreifenden Geistes, um in diesem Fach mehr als das Gewöhnliche zu leisten. Des Vfs. Bemerkungen über die Frauen halten sich mehr bey den kleinern Vorzügen auf, die ihrem Geschlecht eigenthümlich, als dass sie auf den Werth gingen, dessen sie im Ganzen fähig sind. In der Skizze des Menschenlebens spricht er auf eine andere Art zu viel von dem Geschlechtlichen, dem *Geschlechts*triebe und der *Geschlechts*liebe, die nur durch vollständigen Müssiggang, besonders beym weiblichen Geschlecht, ein solches Uebergewicht bekommen können, als er annimmt. Diese delikaten Auseinandersetzungen gehen gar leicht in undelikate Ansichten über, und die Sittlichkeit gewinnt dabey, ihnen keinen überflüssigen Raum zu gönnen. Da der Vf. auch selbst nicht wünscht, dass sie in die Hände der Jugend gegeben werden möchten; so scheinen sie nicht in eine Sammlung zu gehören, von welcher man den grössten Theil, z. B. *den Spieler*, recht gern in den Händen der Jugend sehen wird. Den medicinischen Theil dieser Anthropologie muss Rec. übrigens andern Richtern überlassen. Gegen den philosophischen bleibt immer einzuwenden, dass die Scheidung der Begriffe und Benennungen gar zu willkürlich ausgefallen ist. Warum wird z. B. der Eigenwille im Gegensatz mit dem Eigensinn als eine „abscheuliche Gesinnung" (S. Erinner. Th. II. S. 116.) angegeben? Selbst nach der Erklärung des Vfs.: „Eigensinn ist die Neigung eines Menschen seinen Willen durchzusetzen in Rücksicht auf die Folgen; Eigenwille ohne Rücksicht auf Folgen," haben Kinder mehr Eigenwillen als Eigensinn, weil sie niemals an Folgen denken. — Mit Recht ist der Vf. überall einem empirischen Leitfaden gefolgt, da er eine gemeinnützige Abhandlung schrieb; er hat sich specieller Beyspiele bedient, und geht nur selten in das Allgemeine, wie etwa in der *Beylage* (Th. III. S. 297 u. f.) mit Worterklärungen, wo er von der Liebe handelt und sie mit dem Genie vergleicht. Er findet, der Unbeschreiblichkeit beider ungeachtet, „dass es denn doch nicht gut wäre, wenn den Leuten nicht gesagt würde, was sie sind — „mancher bildet sich ein, es zu haben, und hat es nicht," — „mancher bildet sich ein, es nicht zu haben, und hat es." Was das letzte betrifft, so werden sich das rechte Genie und die rechte Liebe schon zu helfen wissen, wie nach Georgs Rede im Götz von Berlichingen ein rechter Reuter und ein rech-

rechter Regen überall durchkommen; es bedarf solcher Nachweisungen nicht. Dagegen entscheiden besonders so manche tändelnde Merkmale eines zärtlichen Herzens nichts für die Liebe.

Von Erzählungen finden wir in Nr. 1. *den Spieler, Ferdinands Hochzeittag, Emiliens Heirathsgeschichte, die schönste Stunde meines Lebens*, und *Anekdoten*, unter denen besonders der Deserteur eben so interessant als angenehm erzählt ist. Nr. 2. enthält *die frühe Verbindung, die Landmädchen* und *Nachbar Müller*. Alle diese sind häufig mit Gesprächen durchwebt, in denen zuweilen etwas viel gesprochen wird; die Sitte des Vfs., jede Rede abzusetzen und einwärts zu rücken, macht das noch auffallender. Hier müsste besonders die fleissigere Gedrängtheit des Stils eintreten. Besteht das Weitläufige nur in gefälligen Worten, entfaltet sich nicht stets wieder ein neues Bild oder ein neuer Umstand; so lieset man es nur Einmal; man kehrt öfter zurück, wenn noch etwas zu sagen und etwas eigenes zu denken übrig blieb. Wir trauen dem Vf. zu, dass er lieber mehrmals gelesen seyn, als mehrere Bogen füllen will. Die Erfindung in seinen bürgerlichen Geschichten ist nicht glänzend, aber es fehlt ihr nicht an Anmuth, und er steht in diesem Puncte nur wenigen unserer moralischen Erzähler nach. Einen Beytrag von *Lafontaine*, wie dieser sie in die Taschenbücher liefert, hat er in den ersten Band aufgenommen, und bittet bescheiden um Verzeihung, dass es nur Einer ist. Ein Schriftsteller, der sich selber schätzt, sollte die Beliebtheit eines andern nicht zu Hülfe nehmen. Er gehe nur auf seinem Wege weiter, und setze die Moralität seiner Schriften immer mehr in die unabhängigste Ausbildung.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Vehm-Gerichts.* Eine Kunde der Väter, erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder. Zweyter Band, oder dritter und vierter Th. 1799. 312 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 179 . Nr. 23.)

Ebendaselbst, b. Wever: *Anweisung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen.* 4tes Stück, enthaltend ein allgemeines Kochbuch aus den besten Kochbüchern unserer Zeit, nach vorhergegangener Prüfung, gesammelt und mit einer Anweisung zu einer guten Wirthschaft, herausgegeben von *J. G. S.* Neue durchgesehene und vermehrte Auflage. 1798. 206 S. 5tes Stück. 1 9 S. 6tes Stück. 196 S. 8. (1 Rthlr 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 269.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *In Augusta*, b. Gombart u. Comp.: *Quartetto (?) armonioso (?) senza digiti (?) per tre Violini e Violoncello* del Signore *Ferandini* (,) Milanese. Ohne Jahrzahl. 2½ Bog. Folio. — Wenn Hr. *F.* sich ja dazu berufen fühlte, Tonstücke zu componiren, wozu die Spielenden keine Finger gebrauchen — denn das soll durch die Worte *senza digiti* angedeutet werden; so hätte dies denn doch mit mehr Witz, und auf eine bessere, die Kunst weniger herabwürdigende Art, als in vorliegender musikalischen Posse, geschehen können. Vermuthlich wähnt der Vf. ein Marsch, ein kurzes Allegro, eine Menuett und ein Rondo, für vier Instrumente gesetzt, sey ein Quartett; daher wählte er sehr unglücklich diesen Titel zu seinem Machwerke. Das Beywort *armonioso* hingegen scheint ein Schreib- oder Stichfehler zu seyn; denn wir finden diese erbärmliche Arbeit, worin noch überdies an eine nur leidliche Melodie gar nicht zu gedenken ist, sehr unharmonisch und äusserst unrein im Satze. Sogleich in den drey ersten Takten befinden sich Beweise davon. T. 4. wird der Leitton e auf eine sehr widrige Art durch die Octave verdoppelt. T. 5. 6 etc. klingt der Bass zu den übrigen Stimmen ungefähr so, wie man ihn öfter in Bierschenken extemporiren hört. T. 6. 7. 8. macht die erste Violine gegen den Bass lauter Quinten, aber glücklicher Weise nur in der Gegenbewegung. — Ueber die Modulation und den Rhythmus wollen wir kein Wort verlieren, denn bey einer solchen Stümperey lohnt dies die Mühe nicht. Nur einige Bemerkungen über die vorgeschriebene Stimmung oder vielmehr Verstimmung der Instrumente können wir nicht unterdrücken. Hätte Hr. *F.* die sechzehn Saiten aller vier Instrumente so stimmen lassen, dass ausser der diatonischen Tonleiter in F dur wenigstens noch einmal h für C dur etc. vorhanden gewesen wäre; so hätte dadurch das Ganze in Absicht auf die Modulation und Vollständigkeit der Accorde merklich gewinnen können; allein daran scheint er gar nicht gedacht zu haben. Und wer wird auch bey dem Componiren eines Quartetts erst lange denken und überlegen! — Die beiden tiefern Saiten der ersten Violine, nämlich das G und D, lässt er sogar um eine Quarte höher, mithin in $\bar{c}$ und $\bar{e}$ stimmen; unbekümmert darum, ob dies auch die Saiten aushalten werden, und was aus der allzu starken Spannung derselben für eine Ungleichheit in Ansehung des Klangs entsteht. Oder verlangt etwa Hr. *F.*, dass man zum Spielen dieses Quartetts die Violine schwächer beziehen solle? Das wäre doch in der That eine etwas starke Zumuthung. Welche unangenehme Wirkung übrigens ein Tonstück, auf lauter blossen oder unbedeckten Saiten gespielt, hervorbringen muss, kann jeder nur mittelmässige Violinist leicht berechnen, da man sonst bekanntlich die blossen Saiten so viel als möglich zu vermeiden sucht. — Wenn Hr. *F.* nichts bessers schreiben kann, als solche niedrige Possen; so bitten wir ihn inständigst, dieses Quartett sein letztes Werk seyn zu lassen.

Druckfehler. Nr. 166. d. J. S. 498. Z. 16. von unten statt *unzuhinlängliches* lies *unzulängliches*. S. 501. Z. 27. von unten statt *wohl als ein* lies *wohl ein*. S. 502. Z. 13. v. u. statt *nämlich ist es* lies *ist es jedoch*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Bemerkungen über die Kenntniſs und Cur einiger Krankheiten* herausgegeben von *J. C. G. Ackermann*, Profeſſor zu Altdorf. 1794—1797. Erſtes Heft. 104 S. Zweytes Heft. 125 S. Drittes Heft. 87 S. Viertes Heft. 61 S. gr. 8.

Es iſt ſo ſehr lange nicht her, daſs unter uns Aerzten nur der zu einem groſsen Anſehen gelangte, welcher ausgezeichnete Gelehrſamkeit ſich erworben hatte, und viele literariſche Thätigkeit zeigte. Was ehemals einzig hob, ſcheint jetzt faſt entſcheidend zurückzuſetzen. Die Vortheile und Nachtheile dieſer in entgegengeſetzten Extremen herumſchweifenden Denkarten zu vergleichen, dürfen wir uns hier nicht erlauben. Aber nur dieſer groſsen Veränderung ſcheint es zuzuſchreiben zu ſeyn, daſs die Verdienſte des Hn. *A.* als praktiſchen Schriftſtellers nicht erkannt werden, und ſeine hieher gehörigen Abhandlungen nicht die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, die ſie reichlich zu belohnen ſo viel enthalten. Schon ſeine Aufſätze in den frühern Banden des *Baldingerſchen Magazins* bezeichneten einen der beſſern ausübenden Aerzte, und dieſe von uns zu beurtheilenden *Bemerkungen* geben uns über einige der ſchwierigſten, dunkelſten Krankheiten Reſultate, welche, wenn auch nicht unſer Wiſſen zu erweitern, doch unſer Handeln zuverläſsiger zu machen im Stande ſind. Hn. *A.* Erzählungs- und Beurtheilungsart praktiſcher Fälle hat etwas eignes und vollendetes, das um ſo mehr Bewunderung abdringt, da er etwas auffallendes zu ſehen und zu ſagen nicht ausgiebt, ſelten Hypotheſen einmiſcht, ohne ſich doch zu der Bemühung zu erheben, ſie vermeiden zu wollen — aber die Deutlichkeit, mit der er den Zuſammenhang aller Erſcheinungen auffaſst, die Fertigkeit, mit der er, gewöhnlich von wenig zuſammengeſetzten, wenn auch nicht immer ganz geläuterten Räſonnements unterſtützt, ſeine Heilungsanzeigen bildet, dieſe groſsen Vorzüge laſſen dem, der ſie zu ſchätzen weiſs, in der gemeinſten Krankengeſchichte Intereſſe und Belehrung finden. Die ächt praktiſchen Zwecke verliert Hr. *A.* nie aus den Augen, und verläugnet deshalb ſeine Beleſenheit ſo ſorgfältig, daſs man nie auf eine Stelle ſtöſst, welche den groſsen Kenner des mediciniſchen Alterthums verriethe. Gleichwohl huldigt auch er oft neuern Theorien, und ſpricht ihnen zu gefallen vielleicht zu viel von Atonie, von negativen Reizen u. ſ. w., ohne beſtimmtere Begriffe davon aufzuſtellen, und ohne ihnen alle die Conſequenz auf ſein praktiſches Verfahren einzuräumen, auf das ſie Anſpruch haben, ſobald man ſie gelten laſst.

Dieſe Hefte ſind, was der Titel nicht angiebt, zunächſt eine Rechenſchaft an das Publicum von der Verwaltung und Beſchaffenheit der Altdorfer Anſtalt für arme Kranke, die der Profeſſor Hofmann 1786 ſtiftete, welchem 1793 der Vf. als Vorſteher und Arzt folgte. Vom 1ſten May 1793 bis zum 1ſten May 1794 waren 140 Kranke zu beſorgen, von denen 6 ſtarben, in demſelben Zeitraum von 1794 bis 1795 war die Zahl der Kranken 164, der Toden 8; von 1795—1796 die Zahl der Kranken 149, der Toden 9; von 1796—1797 die Zahl der Kranken 147, der Toden 6. Jeder einzelne Kranke wird in einem Verzeichniſs nach den hier wichtigen Beziehungen aufgeführt. Auch iſt eine Berechnung der Ausgaben und Einnahmen jedem Heft beygefügt. Hierbey fällt uns auf, daſs jeder, dem eine kleine Unterſtützung von Kreutzern oder wenigen Gulden zu verdanken iſt, namentlich genannt wird. Es wäre für Nürnberg und Altdorf ein nicht ehrender Zug, wenn dieſe öffentliche Bekanntmachung als eine Anreizung genutzt werden müſste, mit ſo unbedeutenden Beyträgen eine der gemeinnützigſten Anſtalten zu erhalten. Soll aber ſo Rechnung abgelegt werden; ſo frägt ſich, warum geſchieht dieſes in öffentlichem Drucke? Warum in einer Schrift, die man gern in das groſse Publicum gebracht ſieht?

Im zweyten Heft erfahren wir, daſs nun auch dieſe Krankenanſtalt künftig eine Schule für die dortige mediciniſche Jugend ſeyn werde, was zwar immer dabey beabſichtigt wurde, aber ſehr unvollkommen. Was für Nutzen ſo erreicht werden könne, auf welchen Wegen, und worauf es überhaupt hier ankomme, entwickelt der Vf. in einer beſondern Abhandlung. Es wird gut gezeigt, daſs eine zu groſse Menge von Kranken die eigentlichen Zwecke nicht erreichen laſſen. Vieles für die Vorzüge ſolcher ambulatoriſchen cliniſchen Schulen und gegen die Hoſpitäler — aber wie wir es noch überall fanden, etwas einſeitig und parteyiſch.

Durch mehrere Bemerkungen und beſonders durch die Vorrede zum vierten Heft wird man ſehr lebhaft an das vielfache Unglück erinnert, das ein Krieg über nahe und entfernte Länder verbreitet.

Erſtes Heft. Fieberhafte Krankheiten. Lieſet ſich mit Intereſſe, aber giebt keine Belehrung. Eine rothlaufartige Entzündung war in einem ſo hohen Grad über den ganzen Körper verbreitet, daſs bey

bey der Genesung die ganze Oberhaut abstarb, und abfiel. *Langwierige Krankheiten.* Die Gicht, wenn sie eben entstanden ist, hat fast immer ihren ersten Grund in den ersten Wegen. Auch die langwierigen Brustbeschwerden (die Lungenschwindsucht ist doch wohl nicht mit gemeynt?) hätten doch fast durchaus ihren Grund entweder in Atonie der Verdauungswerkzeuge, und davon abhangender Erzeugung der Unreinigkeiten in den ersten Wegen und des Schleims, sowohl in dem Darmcanal, als in den Lungen, oder hängen von wässerigten Anhäufungen ab. Wie sehr ist hier fast alles auf Atonie zurückgeführt, und gleichwohl ist in der Angabe der Heilmittel nicht so gar viel Rücksicht auf sie genommen. *Wassersucht.* Diejenige Wassersucht, welche sich auf die rein entzündliche Curmethode verliert, ist ihm in Altdorf nie vorgekommen. Immer war mit der Wassersucht ein Zustand der Erschlaffung und Atonie verbunden; sie schien entweder von Erschlaffung und Atonie der Resorptionsgefäfse, oder von solchen Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes zu entstehen, welche ebenfalls Atonie und Erschlaffung zum Grund hatten. Der letzte Fall war der gewöhnlichste, und nur in dem Maafs konnte man sich die Hoffnung machen, die Kranken von ihrem Uebel zu befreyen, als man dieser Ursache des Uebels lebhaft entgegen arbeitete (welcher Ursache? Der Verstopfung? Oder der Atonie? Oder, wie es wohl der Sinn seyn wird, beiden zugleich?) Noch finde man in mehrern neuern praktischen Werken den Grundsatz fast allgemein empfohlen, dafs man bey der Wassersucht das Wasser mit positiv entweder urintreibenden, oder das Wasser durch den Stuhl abführenden Mitteln abtreiben müsse. Aber man mufs die Ansammlung des Wassers immer als Wirkung einer bestimmten Ursache ansehen. Wenn man daher je mit urintreibenden oder starkabführenden Mitteln im Stand ist, ein Theil der wässerigten Feuchtigkeiten aus dem Körper zu schaffen; so werden diese immer wieder erzeugt werden, und die Heilung nur palliativ seyn, ausser in dem Fall, wo die diuretischen etc. Mittel zugleich die Ursache aus dem Weg zu räumen im Stande sind. Offenbar ist die Wassersucht in sehr vielen Fällen Folge der Atonie, zuweilen auch wohl des Krampfes in den Resorptionsgefäfsen. Man bemerkt bey der Wassersucht oft gar keinen Zufall, der von beträchtlichen Fehlern der Eingeweide Folge seyn könne. Und wenn man nach dem Tode Wassersüchtiger so oft, ja fast immer, in den Leichen Verstopfungen der Leber, widernatürliche Gröfse der Milz und Auflösung der Substanz derselben, und Knoten in allen drüsenhaften Eingeweiden des Unterleibes entdeckt hat; so ist hierin der zerstörende Einflufs der Krankheit selbst, wie Hr. *A.* zeigt, nicht zu verkennen. Aber giebt uns nicht die Erfahrung tägliche Beweise von der grofsen Wirksamkeit urintreibender und abführender Mittel zur gründlichen Hebung der Wassersucht? Der Vf. sucht diesen Widerspruch zu heben. Die eine Classe dieser Mittel wirkt offenbar antiphlogistisch, d. h. sie vermindert die widernatürlich erhöhete Thätigkeit der festen Theile und diejenige widernatürliche Richtung in der Wirkung der Gefäfse, durch welche sie wegen eines krampfhaften Zustandes zur Resorption weniger fähig werden. Eine andere Classe von urintreibenden Mitteln wirkt reizend; sie erregen die verminderte Thätigkeit der festen Theile, und der Gefäfse, sie befördern dadurch die Resorption der ergofsnen Flüssigkeiten u. s. w. Oft herrscht auch bey den Wassersüchtigen ein dritter Zustand. Die Ursache, weswegen die Wassersucht da ist, liegt in Schwäche der festen Theile und der Gefäfse, verbunden mit widernatürlicher Empfänglichkeit derselben zu krampfhaften Zusammenziehungen. Die Mittel von der ersten Classe befördern hier die Schwäche und Erschlaffung, und die reizenden Mittel vermehren den krampfhaften Zustand. Man mufs in diesem Fall reizende Mittel nach Beschaffenheit der Umstände entweder mit antiphlogistischen, oder noch besser, mit narcotischen verbinden. Die Wirkung der Digitalis lobt Hr. *A.* sehr. Er habe es nicht immer bestätigt gefunden, dafs sie die Pulsschläge vermindere. Er giebt sie, um die Unbehaglichkeit, die sie erregt, zu vermeiden, mit Mohnsaft und Oelzucker von Chamillen, oder Pfeffermünzenöhl. Durch dieses Mittel, und durch die Baldingersche Ptisane, die in Verbindung mit Möhrensaamen, oder gerösteten Wachholderbeeren, gehörig concentrirt, häufig getrunken wurde, wurde diese langwierige und grausame Krankheit oft gehoben. Die *Digitalis* pafst aber nicht bey entzündlicher Anlage, oder wenn schleichendes Fieber, oder Neigung zur Fäulnifs da ist, oder der Magen etc. zu reizbar ist, oder nicht zu hebende Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes die Ursache der Wassersucht ist. *Langwierige Augenentzündungen.* Nichts ist den Augen schädlicher, und unterhält ihre Entzündung hartnäckiger, als der Staub von Baumwolle, Leinen und Wolle, besonders wenn die leinenen Faden des Zottels mit einer Mischung von Stärke und Wasser, oder mit einem dünnen Mehlbrey bestrichen worden sind. Nichts vermindert den Entzündungsreiz besser, als die dem leidenden Theil möglichst nahe Entledigung der Blutgefäfse, und selbst wo er durch Schlaffheit und Atonie der Gefäfse unterhalten wird, erlangen die Gefäfse eine verstärkte Thätigkeit, wenn das Blut, welches sie vollfüllte und ausdehnte, hinweggenommen wird. Lob der Anwendung der Blutigel. *Unreinigkeiten im Magen. Mangel der Efslust. Magenschmerz. Blähungen. Unordnung im Stuhlgang.* Der vierte Theil von allen Kranken, welche die Anstalt besorgte, litt an Krankheiten dieser Art. *Unordnung in der monatlichen Reinigung.* Sehr wahr ist, dafs uns noch eine genaue und bestimmte Beschreibung aller Ursachen und Verhältnisse fehlen, unter welchen die monatliche Reinigung der Weiber vermindert, unordentlich gemacht, oder gehemmt werden kann, und eine genaue Bestimmung der Curmethode für alle diese höchst von einander abweichende, und also auch die verschiedensten und ent-

entgegengesetzte Heilmittel erfodernde Fälle. So gut wie von Würmern kann auch von Unordnung in diesem Geschäft der weiblichen Natur jede Krankheit entstehen. Mehrentheils habe er Aderlassen schädlich zur Wiederherstellung des Monatlichen gesehen. Wenn die gehörige Vorbereitung des Korpers und der Krankheit vorhergegangen, und kein Localfehler da ist, der die Reinigung unmöglich macht, so lobt Hr. *A.* bey Hemmung des Monatlichen aus Atonie, als untrüglich nach seiner Erfahrung: Galbanum, wässeriges Myrrhenextract, āā ʒiß, künstlichen Eisenvitriol ℈j — ʒß, Pomeranzensyrup q. h. hiervon täglich dreymal 4 — 6 Pillen von 2 Gran. Dabey täglich 8 — 12 Unzen von einem Absud aus Tausendgüldenkraut, Schaafgarbenblumen, Chamillenblumen und Anagallis mit etwas Mutterzimmt oder Fenchel. *Blutfluss aus der Gebährmutter.* Dieses fürchterliche Uebel, welches oft in wenig Minuten dem Mann eine geliebte Gattin, und der Familie eine treue sorgfältige Mutter raubt, fällt ziemlich oft vor. Ein sehr heftiger, unvorhergesehener und so höchst gefährlicher Blutfluss kann seiner Natur nach keine andere, als äussere Mittel fodern. Die Mündungen der Gefässe sind mit zusammenziehenden und tonischen Mitteln zu schliessen. Ein schneller, gleichförmiger, gehörig starker, doch nicht übermässiger Druck auf den Unterleib ist bey Atonie, und Unfähigkeit der Mutter, sich zusammenzuziehen, ein grosses Mittel, und zuerst anzuwenden. Dann kalte Umschläge über den Unterleib und die Schaamtheile, welche aber, wenn Convulsionen da sind, nicht gleich eiskalt angewendet werden dürfen. Zugleich sucht man durch mechanischen Reiz des Muttermundes mit dem Finger die Zusammenziehung der Gebährmutter zu bewirken, und wenn dieses geschehen ist; so muss man, es sey dieser Reiz nun wirksam oder nicht, sogleich zu dem Gebrauch der Tampons schreiten. Sie sind wirklich durchaus das grosse, wohlthätige Mittel, wie sie le Roux und andere schildern. In einigen Fällen stiess das mit Heftigkeit hervorströmende Blut sie aus der Scheide, oder sie machten die vis expultrix dieses Organs rege, und konnten nicht zurückbleiben. In diesem Fall muss sich der Arzt entschliessen, die zusammenziehenden Mittel einspritzen zu lassen, und kalte Clystiere aus Wasser und Weinessig anzuwenden. Dabey aber den Druck des Unterleibes durch schicklich angelegte Binden, und kalte Umschläge über diesen und die Schaamtheile nicht vernachlässigen. Der Ipecacuanha in kleinen Dosen traut er nicht viel. Besser wirkt die Zimmttinctur. Sie sey aber kein zusammenziehendes, sondern ein erregendes Mittel, und wohlthätig, wenn Atonie Ursache der Folge ist; schädlich aber, wenn entzündungswidrige, besänftigende Mittel indicirt, oder Narcotica dringend sind. Der Blutstein in der Mohrenheimschen (eigentlich von Swietenschen) Mischung wird getadelt. Sehr wichtig ist bey Blutflüssen aus der Gebährmutter der Gebrauch des Mohnsafts. Wo ein localer Reiz zugegen ist, der den Blutfluss begünstigt und unterhält, da ist der Mohnsaft ein grosses Palliativmittel, also wenn Polypen, Geschwüre, der Krebs u. s. w. in der Gebährmutter da sind. Bey langsamen Blutflüssen aus der Schaam der Weiber, die immer mit erhöheter Empfindlichkeit der belebten, festen Theile überhaupt, und besonders der Eingeweide des Unterleibes, und der innern Geburtsorgane verbunden, wirkt der Mohnsaft am zuverlässigsten, aber freylich eben so wenig specifisch, als die Zimmttinctur. Er kann aber doch in mehreren Fällen angewendet werden als diese Tinctur, da er, wie alle betäubende Mittel, auf Erhöhung der Thätigkeit der Gefässe specifisch, und eben so specifisch auf Lösung der Hautkrämpfe wirkt, zwey Umstände, die bey Hebung der Mutterblutflüsse oft vom grossem Interesse sind. *Schwere Geburtsfälle.* Hr. *A.* kann auch den Pflichten des Geburthshelfers Genüge leisten. Wir machen auf einen äusserst merkwürdigen, sehr ausführlich erzählten Fall einer *conceptio extrauterina* aufmerksam, von der sich nach acht Jahren die Natur durch Abscesse befreyete. Vier ganze Jahre war ein Milchausfluss dabey, zum Beweise, dass man mit Unrecht die Erzeugung der Milch in der Schwangerschaft von der Verbindung der Gebährmutter mit den Brüsten ableitet. Eine Zeit von acht Jahren war nicht im Stand gewesen, alle Fleischtheile des Kindes völlig zu zerstöhren.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Graf Pietro d'Albi und Giannetta*, von *Gustav Fredau*. 1798. *Erster Theil.* (mit Titelkupfer und Vignette) 149 S. *Zweyter Theil.* 236 S. *Dritter Theil.* 306 S. 8.

Unter diesem Titel finden wir *die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena*, die bereits im J. 1795 Nr. 326. in diesen Blättern angezeigt sind, nebst einer Fortsetzung, die das zweyte und dritte Bändchen einnimmt, und jene artige Erzählung noch um vieles bedeutender macht. Es hebt eigentlich eine neue Geschichte damit an, deren Fäden aber genau in die Anlage der ersten verwebt sind. Nur findet der Unterschied Statt, dass der Stoff der ersten ganz romantisch ist, und die letzte mehr auf psychologische und moralische Entwickelung ausgeht, welcher die Begebenheiten, obwohl beides sehr in einander greift, doch untergeordnet sind. Indessen fällt hier kein Missverhältniss auf: man mag nun den ersten Theil, der bis zu der Katastrophe geht, welche die Liebenden verbindet, als der unbefangnen Jugend angemessen betrachten; die letzten gehn in das ernstere Leben ein. Freylich gestehen wir, dass es darin manchmal mit dem Leben zu schwer genommen wird. Die ersten Zeiten einer glücklichen Ehe verstreichen dem jungen Paar unter tausend angenehmen Beschäftigungen: man ergiebt sich den schönen Künsten und der schönen Natur, führt ein häuslich ge-

geselliges Leben, Giannetta wird Mutter, die Liebe des Gatten bleibt immer die nämliche. Dies scheint wirklich alles, was sich fürs erste fodern liess. Aber dem Vater Giannettens, der die Güter verwaltet, wird bange dabey, dass nie von *Arbeit* die Rede ist, dass Pietro die Güter und Landwirthschaft gleichsam nur mit malerischen Ansichten durchstreift. Er sucht seine Kinder aufmerksam darauf zu machen; da die Winke nichts helfen, nimmt er zu allerley Machinerien seine Zuflucht, die mit etwas ungeschickter Hand angeordnet, drollig missglücken. Pietro und Giannetta haben kein Arges daraus, lieben sich, spielen und singen nach wie vor. Zuletzt gelingt es ihm zwar, den Pietro ganz zu verstimmen, indem er ihn mit Elenden umringt, die auf seine Hülfe Anspruch machen, und ihn so wenigstens zum untersten Grade der Thätigkeit, der Austheilung milder Gaben, zu erwecken sucht. In diesem Zeitpuncte führt das Ungefähr den Grafen nebst seiner Gattin zu einer fast hülflosen fremden Familie, die sich im Dorfe niedergelassen hat, und deren Bildung eine ganz andere Vergangenheit andeutet. Hier will er helfen aus eignem Antrieb, und hört bey der Gelegenheit von dem Vater der Familie (der den Namen Marsini führt) bittere Wahrheiten, ja wir müssen sagen selbst ungegründete Vorwürfe. Marsini leugnet ihm sogar die Aechtheit seiner Liebe für Giannetta weg. „Die Künste," sagt er ihm unter andern, „schenken euch ein Vergnügen, das ihr halb oder ganz auf Rechnung der Liebe zu schreiben geneigt seyd." Könnte er nicht eben sowohl, wenn Pietro viel grosses und nützliches thäte, sagen: eure Thaten schenken euch ein Vergnügen, das ihr auf Rechnung der Liebe schreibt? Es ist in der That in Marsini's Weisheit auch so manches harte und verschrobene, dass man sich nicht wundern darf, wenn die Ideen des jungen Mannes darüber in Verwirrung gerathen. Er war schon ursprünglich von einem Charakter, dessen schwache Seiten ihn auf Irrwege leiten mussten, sobald er einmal anfing, recht über sich nachzudenken. Das geschieht nun auch in vollem Maass. Die Wuth, thätig zu seyn und Gutes zu stiften, überfällt ihn, er will die Achtung seiner Gattin erzwingen, er will sie selbst auf eine höhere Stufe führen. Seine gemeinnützigen Anstalten schlagen fehl und ziehen ihm Unruhen zu, die Liebe wird ganz in Pedanterie begraben, Gianetta's stille Würde und die Wahrnehmung, dass sie längst das ist, oder vielmehr etwas anderes und besseres als er aus ihr machen möchte, beschämt ihn tief. Marsini lässt ihn gewähren, und bereitet ihm Hülfe, wenn es bis aufs äusserste geht, wohin es denn bald mit ihm durch ungegründete Eifersucht kommt. Der Werth seiner Gattin bringt ihn zur Verzweiflung an seinem eignen, Marsini theilt ihm Papiere einer geheimen Gesellschaft mit, um ihn über sich selbst aufzuklären, Betrüger nutzen diesen Umstand und die Stimmung des Grafen, er wird so verwickelt, dass sein Leben auf dem Spiele steht, und in der Einsamkeit des Gefängnisses kommt er endlich zu sich selbst, wo sich denn das Ganze harmonisch löst. Wir haben hier nur die Hauptmomente angegeben; die mancherley einzelnen Theile sind mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und geben Anlass zu weiterem Nachdenken; einiges, z. B. die Veranstaltungen des Grafen und seines Schwiegervaters, und wie sich die Menge dabey nimmt, ist mit wahrer Laune dargestellt. Es wäre überhaupt ein geringes Lob für dieses Buch, wenn man es nur den gewöhnlichen beliebten Romanen vorziehen wollte, mit denen es nicht verglichen werden kann. Es liegt hier durchaus ächte Sittlichkeit des Planes und Zweckes zum Grunde: Der Vf. muss sich nur seines Talentes noch freyer bedienen, jene damit zu bekleiden. Die Lage des jungen Paares spannt oft jede Art von Theilnehmung, doch zeigt sich, dass ein gewisses Streben nach Sittlichkeit, dessen falsche Richtungen der Vf. schildert, seine eignen Ideen zu sehr beherrscht. Nicht als hätte er seinem Werke Moralität aufzwingen wollen, sondern nur in so fern er seinen Gegenstand nicht leicht genug behandelt. Er hätte vielleicht in einem fröhlicheren Kontraste anschaulich machen müssen, dass Giannetta viel war, ohne zu streben. Sittlichkeit ist das reine Element in dem wir athmen, die Gesundheit der Seele, nicht ihr krampfhafter Zustand.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leyden*, b. Luzac u. Comp.: *Du droit naturel, civil et politique;* En forme d'Entretien. par M. *Elie Luzac*. Docteur en droit etc. 1796. 32 S. gr. 8. Unter diesem Titel ist das Programm zu den Unterhaltungen besonders abgedruckt. Es lässt sich aber, da sich der Vf., nach einem weitläuftigen Eingang über die Veränderlichkeit des wissenschaftlichen Geschmackes, nur entschuldigt, dass er über die angegebene Materie noch ein Buch schreibt, ohne seine Principien anzugeben, nicht daraus bestimmen, was man etwa vom Werk selbst zu erwarten habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kufsler: *Bemerkungen über die Kenntnifs und Cur einiger Krankheiten* herausgegeben von *J. C. G. Ackermann*, etc.

(Befchlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenfion.)

Zweytes Heft. Fieberhafte Krankheiten. Die Mafern. Kinder von 3 — 8 Jahren wurden am gewöhnlichften befallen. Kinder von 1 — 3 Jahren waren der Krankheit nicht fo allgemein unterworfen, und von Kindern unter einem Jahr find nur äufserft wenige Beyfpiele bekannt geworden, felbst wenn fie der Ansteckung noch fo fehr ausgefetzt waren. (Ganz fo fand es Rec. in mehrern Mafernepidemien.) Nafenbluten war fehr wohlthätig, aber in etlichen Fällen mufste es gehemmt werden. Kalter Effig auf die Stirn gelegt war gewöhnlich dazu zureichend; nur in zwey Fällen mufste man feine Zuflucht zu einer Auflöfung des Vitriols nehmen, in die man Pfröpfe tauchen mufste, welche man in die Nafe brachte. Bey einem Mann von 28 Jahren erfchien das Ausbruchsfieber unter Umftänden, welche eine Vergiftung von Rattenpulver wahrfcheinlich machten, und in der Folge kam der Fall öfter vor, dafs das Mafernfieber vor dem Ausbruch fich bey Erwachfenen in der Geftalt der Krampfcolick, des Magenfchmerzens, des heftigen Durchfalls u. f. w. verhüllte. Das alles ohne weitern Einflufs auf den Verlauf der Mafernkrankheit. *Blutflüffe aus der Gebährmutter.* Drey Fälle von plötzlichem Tode gleich nach der Geburt, die ohne grofse Anftrengung natürlich vor fich gieng, fo dafs an eine organifche Verletzung nicht zu denken; und mit nicht auffallendem Blutverluft, fo dafs diefer nicht zu befchuldigen war. Auch war innere Ergiefsung des Blutes nicht anzunehmen. Ein vierter Fall lief glücklich ab. Der Blutflufs war nicht übermäfsig ftark, doch beträchtlich, wenigftens für einen Körper, der die Schwangerfchaft hindurch mit dem drückendften Mangel zu kämpfen gehabt hatte. Die Wöchnerinn verfiel in die heftigften Convulfionen, durch die der Blutflufs fogleich gehoben wurde. In der von den Convulfionen freyen, oft fehr kurzen Zwifchenzeit waren Zufälle der äufserften Entkräftung zugegen. Die Zuckungen verloren fich nach einer Stunde gänzlich, und die Kranke wurde erhalten. In den andern, tödlich abgelaufenen Fällen, wurde die Leichenöffnung nicht geftattet. Hn. A. Meynung ift nun, wenn der Tod auch nicht durch den pofitiven Mangel des Blutes bewirkt wurde; fo wären doch viele Gründe vorhanden zu glauben, es fey durch einen relativen Mangel des Blutes veranlafst worden, oder mit andern Worten: die Kranken hatten zwar nicht fo vieles Blut verloren, dafs man dem Blutflufs, in fo fern er im pofitiven Mangel des Blutes befteht, die Urfache des Todes unbedingt zufchreiben konnte; aber der Blutverluft war bey ihnen unter folchen Umftänden erfolgt, dafs bey der fchnellen Entledigung der Gefäfse, diefe fich nicht fo fchnell, als es die Fortdauer des Lebens erfoderte, nach der Maffe des in ihnen enthaltnen Blutes zufammenziehen konnten. Der Tod mufste alfo erfolgen, weil dem Herzen durch die Gefäfse, die ihre Thätigkeit verloren hatten, das Blut entweder nicht, oder in fo geringem Maafse zugeführt wurde, obgleich eine gröfsere Menge Blut im Körper war, dafs die Circulation durch die Lungen fo wohl, als durch das übrige Syftem der Gefäfse aufgehoben wurde. Der Vf. führt diefes, um die Möglichkeit davon im allgemeinen begreiflich zu machen, fehr lehrreich aus. Wir wollen nur darauf aufmerkfam machen, wie er es erklärt, dafs der Puls bey allen heftigen Blutflüffen, die nicht mit zu grofsem Verluft des Blutes verbunden find, an Gefchwindigkeit vermehrt, und im Anfang oft auch voller und ftärker, als gewöhnlich, oder hart und krampfhaft zufammengezogen ift, ungeachtet der Blutflufs felbft als fchwächend wirken mufs, und von einer fchwächenden Urfache abhängt, da fo viele Aerzte diefe Umftände anders beurtheilen, und dann mit Aderlaffen, Salpeter u. f. w. fo viel fchaden. Aber den Beweis, dafs in den angeführten Fällen die angegebene Urfache wirklich eintrat, vermiffen wir. Gleichwohl ift uns Aerzten gar wenig damit geholfen, wenn man uns gut oder fchlecht vordemonftrirt, was Krankheit und Tod herbeyführen kann, und wie die kleinften Gefäfse tief im Innern fich dabey verhalten, wenn man nicht äufsere Erfcheinungen anzugeben vermag, durch die wir in der Zeit, in der wir noch zu handeln haben, die Wirklichkeit diefes Zuftandes erkennen können, oder es doch aufser Zweifel fetzt, dafs der Fall wirklich in die Beobachtung fiel. Hierauf nicht einmal das Beftreben zu richten, den Verfuch dazu nicht einmal zu wagen, die Kluft zwifchen Möglichkeit, Wahrfcheinlichkeit und Gewifsheit fo ganz zu überfehen, das fetzt uns immer bey einem Arzt, wie Hr. A. von neuem in Erftaunen, obgleich diefes verderbliche Benehmen fo allgemein ift und immer war, dafs uns eher

eher eine erstaunende Bewunderung ergreifen sollte, wenn wir einen medicinischen Schriftsteller davon frey sehen. Hätte nicht wenigstens, wenn des Vf. Hypothese in Anwendung auf die angeführten Fälle etwas für sich haben sollte, der Blutverlust doch momentan heftiger, als gewöhnlich eintreten sollen, so dass für eine bestimmte Zeit zu viel Blut verloren gieng? Und hätten nicht dabey Ursachen oder Erscheinungen statt haben müssen, welche auf eine ganz besondere Atonie hinweisen? erhellt aber nicht das Gegentheil aus den Krankengeschichten? Es waren, heisst es S. 94., junge, starke, vollblütige, gesunde Weiber u. s. w.? Was der Vf. als diagnostische Zeichen anführt, ist befriedigend, um das Uebel von andern Zufällen, welche gleich nach der Geburt zu fürchten sind, besonders von zu starken Blutflüssen zu unterscheiden, aber sie enthalten nichts, was seine angegebene Ursachen klar machen, ob er gleich alles darauf deutet. Ohne grosen Blutverlust findet kein Gebähren statt. Ob aber der Arzt hier eine üble Wirkung davon vor sich hat, das ist noch die Frage. Genug der Blutabgang war nicht ungewöhnlich stark, und schien gar nicht bedenklich; er hat gewöhnlich schon aufgehört, wenn der Arzt gerufen wird. Alle klagen über die unbeschreiblichste Angst, über die heftigste Beklemmung des Athems, ohne doch ausserordentlich schwer zu athmen. Sie sagen, es greife ihnen nach dem Herzen. Sie schreyen noch wenige Minuten vor dem Tode heftig um Hülfe. Der Athem ist allemal eiskalt. Man entdeckt keinen Puls, aber das Herz schlägt, und zwar ausserordentlich schnell, selbst noch heftig in den letzten Augenblicken. Sie sterben mit Besinnungskraft. Nun fragen wir aber, naht nicht unter solchen Umständen in vielen andern Krankheiten der Tod heran, wo vom Unvermögen der plötzlich entstandnen geringen Blutmenge die Gefäfse zum Zusammenziehen zu bringen, gar nicht die Rede seyn kann? Hr. *A.* bestimmt nun das Verfahren des Arztes, wenn er dem schnell heranrückenden Tode Zeit abgewinnen kann. Ist ein Blutfluss noch da, wie selten seyn wird; so muss er auf alle Art gehemmt werden. Die innerlichen Mittel müssen erregende seyn, und die Zimttinctur nimmt den ersten Platz ein. Der Wein in kleinen Gaben, der Wein warm gemacht, etwas gewürzt, und vermischt mit Eyerdotter, die versüssten Säuern u. s. w. haben sich auch als wirksame Mittel erwiesen; selbst kleine Quantitäten von Fleischbrühe mit aufgelösetem Eyerdotter waren nützlich. Das Hallerische saure Elixier ist schädlich. Eine sanfte, mässige Wärme über den ganzen Körper wird als ein mächtiges Reizungsmittel für die Lebenskraft wirken. Dasjenige Mittel aber, welches in diesem Fall das gröfste Zutrauen verdient, und auf dessen Wirksamkeit man sich sicher verlassen kann, ist ein äusserlicher, gehörig starker, dabey doch gleicher, und sanfter Druck auf den Unterleib, dessen Anwendungsart sehr ausführlich angegeben wird. (Uns stiess doch der Zweifel, ob es Folge von des Vf. unerwiesener Theorie sey, dass er diesen Druck so erhebt, oder ob er Erfahrungen, in diesem gefahrvollen Uebel selbst, nicht in ihm analogisch dünkenden Fällen gesammelt, für ihn anzuführen habe? Kein medicinischer Schriftsteller sollte uns in Ungewissheit der Art lassen.) Eintretende Convulsionen müssen in der Behandlung nicht stören. Hr. *A.* hält sie für wohlthätig. Gelegentlich rühmt er das *Semen dauci sylvestris* als sehr wirksam in sehr vielen Fällen der Wassersucht, wenn nur keine entzündliche Anlage da war. Seine Wirkung sey gelind reizend, und so die Resorption befördernd. Er nennt ihn zur allmäligen und sichern Beförderung des Harns eines der besten Mittel, welches die *materia medica* aufzuweisen habe. *Geschichte einer wahrscheinlich eingebildeten Hydrophobie.*

Drittes Heft. Geschichte derjenigen Krankheiten, die einen tödlichen Ausgang nahmen. Einige sehr interessante Krankengeschichten mit zwey merkwürdigen Sectionen, wo Herzenspolypen, Aneurisma der Aortae u. s. w. gefunden wurde. *Die Ruhr im September* 1795. Sie hatte nur wenige Personen aus einem Hause und einer Familie befallen. Brechmittel waren schädlich, obgleich sie viele verdorbene Säfte wegschaften. Der Vf. that gegen das Uebel, was man zu thun pflegt, wenn man es für rheumatisch hält. Seine Betrachtungen verdienen indess Aufmerksamkeit und sind unterrichtend.

Viertes Heft. Ein Selbstmord. Sehr ausführlich erzählt, aber psychologisch, nicht medicinisch lehrreich. *Geschichte einer Verwundung durch einen Schuss,* der über funfzig kleine Bleykugeln in den Körper brachte, und von denen man ihn nicht befreyen konnte. Es fanden sich Zeichen von mannichfaltigen Verwundungen der Theile des Unterleibes, die Lebensgefahr war gross, und doch glückte die Wiederherstellung so, dass die Person ihrem Berufsgeschäfte leben kann.

JENA, b. Cuno's Erben: *Versuch einer anatomisch-physiologisch-pathologischen Abhandlung über die Gehörwerkzeuge des Menschen*, von *C. F. L. Wildberg* Dr., Herzogl. Mecklenb. Strel. Kreisphysicus. Mit Kupfern. 1795. XVI u. 336 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es kann bey Monographien dieser Art, wo ein Vf. alles zusammenzustellen sucht, was sich über einen Gegenstand in Rücksicht verschiedener Lehren der Arzneykunde sagen lässt, nicht fehlen, dass vieles längst bekannte wiederholt wird. So nöthig nun solche Wiederholungen bey der Kürze unseres Gedächtnisses und der vielumfassenden Wissenschaft in mancher Hinsicht seyn mögen, so kann Rec. doch nicht umhin, zu gestehen, dass dem gröfsten Theile des Publicums damit kein Dienst geschehen könne, zumal wenn in jeder Rücksicht, nach welcher der Gegenstand betrachtet wird, eben nichts neues aufgestellet ist. Der Vf. sagt zwar in der Vorrede: er habe diese Abhandlung geschrieben, um den Anfängern

gern das gewiſs nicht unwichtige Studium dieſes Sinneswerkzeuges, welches in mehreren Rückſichten für denſelben ſo unverkennbare Schwierigkeiten habe, zu erleichtern; und ihnen die Anſchaffung koſtbarer Werke, welche zum Theil nur auf einzelne Theile des Ohres eingeſchränkt ſind, zu erſparen. Man ſieht leicht, daſs dies vorzüglich von der anatomiſchen Kenntniſs der Gehörwerkzeuge gelte, und ſelbſt in dieſer Rückſicht zweifelt Rec. doch noch, ob des Vf. Arbeit ſehr verdienſtlich ſey; denn an guten Beſchreibungen der Gehörwerkzeuge fehlt es ſeit *Hildebrandt's* Lehrbuche der Anatomie nicht, und *ein* gutes anatomiſches Lehrbuch ſollte doch durchaus jeder Arzt und Wundarzt beſitzen; auch ſind die ſchönen Scarpaiſchen Zeichnungen, welche unſer Vf. hat nachſtechen laſſen, ſchon in *Mayer's anatomiſchen Kupfertafeln* Heft 5, und was der Vf. nach dem Plane des Loderſchen Werkes vermuthen konnte, in *Loder's* Tafeln wieder nachgeſtochen. Demungeachtet will Rec. damit gar nicht ſagen, daſs des Vf. Arbeit ſchlecht ſey; vielmehr muſs er ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daſs er ſeine Beſchreibungen zum Theil nicht ohne genaue Beobachtung der Gegenſtände in der Natur ſelbſt verfaſst habe, welches vorzüglich von den äuſseren Theilen des Schläfenbeines, aber auch von einigen inneren Theilen gilt; denn um die Beſchreibung ganz vollſtändig zu liefern, wird zuerſt das Schläfenbein ſelbſt beſchrieben; wobey der Vf. wie auch in einigen anderen Stücken in ſo fern mit Sömmering übereinſtimmt, daſs er mit dieſem drey Flächen und nicht viere wie Hildebrandt und andere am Felſenbeine annimmt. Hin und wieder hätte der Vf., vorzüglich da er für Anfänger ſchrieb, etwas mehr Aufmerkſamkeit auf Deutlichkeit und Correctheit des Styls wenden ſollen. So ſagt er z. B. S. 9. „In dieſer Höh„le (der Gelenkhöhle des Schläfenbeins) wird im *fri„ſchen* Zuſtande der Gelenkfortſatz des Unterkinn„backens durch Bänder gehalten." Was wird ſich ein Anfänger als Gegenſatz des friſchen anders denken als den fauligten Zuſtand? Und auch da halten ja die Bänder noch am längſten! — Es wäre beſſer geweſen zu ſagen: in der Verbindung mit den weichen Theilen u. ſ. w. Gleich S. 10. heiſst es wieder: „Die äuſsere Fläche des Schuppentheiles, welche von „dem äuſseren Knochenblatte deſſelben gebildet iſt, „hat einen freyen halbcirkelförmigen Rand, der nach „vorn zu mit dem Rande des innern Knochenblatts „vereiniget, bey ſeiner Verbindung mit dem groſsen „Flügel des Flügelſtückes am Grundbeine eine wah„re Nath bildet, in ſeinem ganzen übrigen Umfan„ge aber allein ohne Begleitung des Randes des in„nern Knochenblatts auf den untern halbcirkelför„migen Rand des Scheitelknochens ſich auflegt." Wer wird aus dieſer Beſchreibung leicht errathen, daſs der Vf. ſagen wolle: der Rand ſey am vorderen Theile gerade in die Queere, am hinteren aber ſchräg von auſsen nach innen und abwärts abgeſchnitten? — Auch findet Rec. deutſche und lateiniſche Benennungen in manchen Perioden ſelbſt zu ſehr gemiſcht. Selbſt kleine Nachläſsigkeiten der Orthographie laufen mit unter; ſo ſteht oft *wiedernatürlich*. *wiederlegen*; auch ohne demſelben, wo der Accuſativ ſtehen ſollte; in (im) widernatürlichen Zuſtande. Auſser den Knochentheilen des Gehörwerkzeuges, beſchreibt der Vf. auch das äuſsere Ohr mit ſeinen Muskeln; ferner Gefäſse und Nerven des Ohres. Die zu dieſem rein anatomiſchen Theile der Schrift gehörigen Kupfer ſind auſser den ſchon erwähnten, nach einigen Präparaten, wovon der Vf. einige aus dem Nachlaſſe ſeines zu Halle verſtorbenen Bruders erhielt, auch einige nach Caſſebohm geſtochen worden; es läſst ſich aber in der That bey den meiſten nicht viel zu ihrem Lobe ſagen; einige ſind unter aller Kritik, welches freylich nicht des Vf's. Schuld iſt: ſo z. B. gleich Fig. 1. und 2. der erſten, Fig. 4. der zweyten Tafel, wo weder Reinheit noch Deutlichkeit und Kraft zu finden iſt. Die zweyte Abtheilung der Schrift, welche die Phyſiologie des Gehörwerkzeuges begreift, enthält auſser dem gewöhnlichen, welches ohne Schmuck und ganz faſslich vorgetragen iſt, auch einiges eigene. Der Vf. fand bey genauen Unterſuchungen, die Behauptung Cotunnis durchaus ungegründet, daſs die vordere Extremität der Grundfläche des Steigbügels durch einen dreyeckigen Knochenfortſatz und durch ein eben ſo geſtaltetes Band befeſtiget werde. Bey einer ſolchen Verrichtung wäre ja auch das Eindringen des hinteren Endes der Grundfläche des Steigbügels, welches doch Cotunni ſelbſt zugiebt, ganz unmöglich. Unſer Vf. nahm an zwey friſchen Schläfenbeinen die Trommelhaut nebſt dem Hammer und Amboſs weg, und unterſuchte dann mit aller Behutſamkeit, welche Bewegung der Grundfläche des Steigbügels möglich ſey: er fand, daſs derſelbe durch die Befeſtigung von ſeinen beiden Seiten nicht faſt auf dem Rande des Fenſters gehalten werde, ſondern daſs er ſich etwas von demſelben entfernen könne, wobey aber keinesweges dem hinteren Ende das Eingehen in den Vorhof geſtattet würde; denn es war keiner anderen Bewegung fähig, als das vordere Ende. Nachdem er die Knochenhaut der Trommelhöhle von der Grundfläche des Steigbügels getrennt hatte, ſo fand er, daſs die Grundfläche auf den Rand des Fenſters aufſtehe, und auf keine Weiſe in daſſelbe hineindringen könne. Der Euſtachiſchen Röhre ſchreibt der Vf. eben den Nutzen als den Zellen des Zitzenfortſatzes zu: nämlich damit die Luft in der Trommelhöhle Raum gewinne, bey ſtarken Erſchütterungen die Trommelhaut zurückzuweichen; auch diene ſie, um den überflüſsig abgeſonderten Schleim auszuführen. Die Röhre ſcheine aber ganz nothwendig zum Gehör zu ſeyn, weil man oft bey verſtorbenen tauben Perſonen nichts als eine Verſchlieſsung derſelben gefunden habe. Das Oeffnen des Mundes geſchehe bey tauben ſchwerhörenden Perſonen nicht allein darum, um den äuſseren Gehörgang zu erweitern, wie es nach Elliot's Bemerkung wirklich der Fall iſt, wenn man den Mund öffnet; ſondern auch, um Luft durch die Euſtachiſche Röhre einzulaſſen.

 Auch

Auch durch die Kopfknochen überhaupt könne sich die Erschütterung des Schalles bis zum inneren Ohre hin fortpflanzen. Der Nutzen der Trommelsaite, welche schon deswegen nicht zum Gehöre unmittelbar beytragen könne, weil sie mit einer festeren Scheide umgeben sey, bestehe blos in der Wirkung auf den inneren Muskel des Hammers und auf den Steigbügelmuskel, welche sich dadurch bey jeder Erschütterung der Trommelhaut zusammenziehen, und den Eindruck dieser Erschütterung auf die Gehörknöchelchen unterstützen. Man habe auch bey Tauben nach dem Tode nie die Trommelsaite widernatürlich beschaffen gefunden. Den Nutzen der halbcirkelförmigen Kanäle sucht der Vf. in der Vergrösserung der Oberfläche, vermittelbst welcher die Erschütterung beym Schalle aufgenommen wird. Bey den Nerven des innern Ohres wirft der Vf. die folgenden Fragen auf, welche er für nicht ganz ungegründete Muthmassungen hält; wovon sich aber doch wohl schwerlich etwas bestimmteres je ausmachen lassen dürfte; nämlich: sollte die Verschiedenheit der Nerven des Labyrinths nicht auf eine verschiedene Bestimmung schliessen lassen? Sollte diese Verschiedenheit der Nerven nicht mit der Verschiedenheit des Schalles und der Töne in einem gewissen Verhältnisse stehen? Sollten nicht die verschiedenen Nerven des Labyrinths eine nach ihrer Verschiedenheit bestimmte Empfänglichkeit für den veränderten Schall und die verschiedenen Töne haben? — Dem physiologischen Theile ist noch ein Anhang über die Mitleidenschaft des Ohres durch Nervenverbindungen hinzugefügt. Durch die Verbindung der Trommelsaite mit dem Zungenschlund — Stimm- und Zungenfleischnerven, wie auch mit dem Zungenzweigen des fünften Paares der Hirnnerven, lässt sich nach des Vf. Meynung erklären, warum taubgebohrene Menschen auch gewöhnlich stumm sind. Eine nährere Erklärung dieser Art sollte ihm wohl schwer werden; aber es bedarf derselben auch keinesweges; denn der einfache Grund, dass die Menschen, weil sie die Sprache anderer nicht vernehmen, auch selbst keine nachbilden können, reicht völlig zu; denn unarticulirte Töne finden wir doch bey solchen Unglücklichen.

Im dritten Buche handelt der Vf. die Pathologie des Ohres ab, und betrachtet im ersten Abschnitte die Krankheiten des Ohres, nämlich: Ohrenschmerz und Ohrenentzündung, wo das allgemein bekannte in guter Ordnung vorgetragen ist; im zweyten Abschnitte die Krankheiten des Gehörs als: Vermehrte- Verminderte- und Irrende Gehörempfindung, wofür der Vf. die Benennungen *Oξυηκοΐα*, *Δυσηκοΐα* und *Παρακοή* oder *Παρακουσις* vorschlägt. Die zweyte Art der Gehörkrankheiten hat nach dem Grade zwey Unterabtheilungen, nämlich *Βαρυηκοΐα* Schwerhörigkeit, und *Κώφωσις* gänzliche Taubheit. Der Vf. giebt die verschiedenen Ursachen dieser Krankheiten vollständig an; zeigt dabey viele Belesenheit; sagt aber nichts Neues. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass er auch den therapeutischen Theil hinzugefügt und durch eigene Beobachtungen einige der vielen Schwierigkeiten vermindert hätte, welche sich dem praktischen Arzte und Wundarzte in der Heilung dieser Krankheiten so oft entgegenstellen; denn der wahre Nutzen aller dieser Kenntnisse sollte doch auf die eigentliche Heilkunde abzwecken, und gerade da möchte der Anfänger mit seiner Weisheit am ersten zu Ende seyn. Solle der Vf. wie er sich vorgenommen hat, auch ähnliche Abhandlungen von den übrigen Sinneswerkzeugen herausgeben; so würde Rec. sehr rathen, durch möglichste Bestimmung der noch so schwankenden Theorien vermittelst neuer Untersuchungen, Beobachtungen und Versuche nach einem bleibenden und unbezweifelten Verdienste zu streben.

* * *

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Die Zeichen der Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* 3tes und des 1sten Bandes letztes Stück. 1799. 12 Bog. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 42.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Prag*, b. Herel: *Anleitung zur gerichtlichen und aussergerichtlichen Behandlung der Fideicommisse in den kaiserlich königlichen Staaten. Aus den hierüber bestehenden allerhöchsten Gesetzen entwickelt und sistematisch* (Sic) *behandelt von Joseph Karl Grafen von Auersperg*, k. k. Rath bey den k. böhmischen Landrechten. 1794. III. u. 55 S. 8. In einem höchst barbarischen, von Provincialismen strotzendem Stile findet sich auf diesen Bogen eine sehr verworrene und unbefriedigende Darstellung desjenigen, was in den k. k. Staaten, und vorzüglich, wie es scheint, im Königreiche Böhmen über Familien Fideicommisse (dass nur von diesen die Rede ist, muss man aus der Abhandlung selbst errathen) verordnet ist, und wir zweifeln bey der Dürftigkeit, mit welcher das Ganze behandelt wird, dass auch nur Ein inländischer Rechtslehrer hier etwas brauchbares, was er nicht bey einer sehr oberflächlichen Kenntniss der Landesrechte selbst folgern konnte, finden werde: für einen Ausländer ist gar nicht an eine nur einigermaassen auslangende Belehrung zu denken!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Junius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte*, von *Joh. Matthias Schröckh*, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Univ. Wittenberg. *Drey und zwanzigster Band.* 1796. 564 S. *Vier und zwanzigster Band.* 1797. 572 S. *Fünf und zwanzigster Band.* 1797. 548 S. *Sechs und zwanzigster Band.* 1798. 600 S. *Sieben und zwanzigster Band.* 1798. 537 S. gr. 8.

Mit herzlicher Freude sehen wir und mit uns gewifs jeder Freund der Staaten- und Kirchengeschichte der schnellen und ununterbrochenen Fortsetzung dieses vortrefflichen Werkes zu, das bey jedem Vorrücken eher gewinnt, als verliert und zu den Arbeiten unsers Jahrhunderts gehört, die, wenn nicht alle, oder die theologische Gelehrsamkeit wenigstens zu Grunde geht, ihren Werth auch in allen folgenden behaupten werden. Der drey und zwanzigste Band fängt mit der Geschichte des Mönchslebens vom J. 1014 — 1078. an, d. h. er stellt den Verfall der Klöster in dieser Zeit dar; zeigt, was für neue Ursachen neben den vielen ältern ihn veranlafsten; bemerkt die mancherley Reformationsversuche, die in dieser Hinsicht vorgenommen wurden, die falschen Gesichtspuncte, von denen man dabey ausging und das Nachtheilige, das die Stiftung der unzählig vielen neuen Klöster, die jetzt zum Vorschein kamen, und die immer weiter getriebene Begünstigungen aller überhaupt hervorbrachte; spricht von den Gründen, welche den Klöstern ihre Bevölkerung und ihr steigendes Ansehen gaben, den Klostervögten, den Nonnen, Canonissinnen und einigen Schriften des Griechen Theodorus Studites, Dionysius Areopagita's u. a., durch welche das Mönchsleben und die Mönchsgrundsätze mehr und mehr verbreitet wurden. Sehr richtig erinnert Hr. *S.*, da er von dieser Materie zur Geschichte der Religion und Theologie des Zeitraums übergeht, dafs man keine wohlthätige Hauptveränderungen bey einer sowohl als der andern erwarten könne, wenn man den Zustand des Klerus und des mit demselben so nahe verwandten Mönchsstands einmal kenne, wie er ihn beschrieben habe, und dies ergiebt sich dann nur allzudeutlich auch aus dem, was er in der Folge ausführt. Die Religion blieb im Wesentlichen ganz, wie sie zuvor war, nur, dafs die herrschenden Begriffe und Lehrsätze bisweilen eine sonst nicht gewöhnliche Richtung, Verbindung oder Anwendung erhielten, und dafs die längst eingeführten Andachtsübungen und vermeynten Mittel, die Seligkeit zu erlangen, so ausgedehnt wurden, dafs es unmöglich scheinen konnte, sie noch weiter zu treiben. Es fehlte zwar nicht ganz an Gelehrten und Fürsten sogar, die vermöge der bessern Einsichten, die sie selbst hatten, oder aus andern Ursachen einzelne gröbere Verfälschungen der ächtchristlichen Begriffe rügten und abgethan wissen wollten; allein, unter den Umständen, unter denen sie lebten und sprachen, waren sie nicht im Stande, etwas erspriefsliches zu bewirken, so wenig, als die *Religionswissenschaft* in ihren verschiedenen Theilen durch einzelne glückliche Bemühungen geschickterer Köpfe, der Methode oder ihrem innern Gehalt nach, wegen des leidigen Gangs, den sie einmal genommen hatte, etwas Beträchtliches gewinnen konnte. Selbst die Polemik führte auf keinen bessern Weg, denn gerade die Artikel, bey denen man anfangen, die wenigstens nothwendig zur Sprache kommen und umgeschaffen werden mufsten, wenn für das jämmerlich entstellte Christenthum und die erbärmliche Theologie der Zeit nützliche Resultate hervorgehen sollten, blieben unberührt auf der Seite liegen. Uebrigens ist die Polemik der Periode aller Aufmerksamkeit werth; es wurde viele Kraft und Gelehrsamkeit darauf verwandt, sie brachte mannichfaltige, nicht uninteressante Scenen zum Vorschein, und ihre Folgen erstrecken sich zum Theil bis auf unsere Tage; — charakteristisch ist aber dabey, dafs unter der Menge Streitigkeiten, welche geführt wurden, nur eine einzige auf einen neuen, vorhin noch nicht angefochtenen Gegenstand fiel, der Streit über das heilige Abendmahl, den Paschasius Radbertus im 9ten Jahrh. veranlafste.

Ihn sowohl als die vielen andern gröfsern und kleinern Religionszwiste erzählt Hr. *S.* in der letzten Hälfte des 23ten und der ersten des 24ten Theils nach seiner Gewohnheit gründlich, deutlich und schön; worauf er sodann zum zweyten Buch des dritten Zeitraums, zur Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Gregor VII. bis zum Tode Bonifacius VIII. (J. 1073 — 1303.) übergeht. Vorerst liefert er uns einen Abrifs der bürgerlichen Begebenheiten, eine Geschichte der Wissenschaften und Künste, und (Band 25.) der Ausbreitung des Christenthums. Hierauf folgt die Geschichte der römischen Päbste, des Klerus und Kirchenrechts. Gregor's VII. Leben beschliefst den 25ten Band. Der 26te Band enthält die Geschichte der Päbste von Victor III. bis zum Tode Bonifacius VIII. Der 27te Band fängt mit einer interessanten Darstellung der Ge-

Geschichte des Kirchenrechts und der Sitten des Klerus an. Dann folgt im fünften Abschnitt die Geschichte des Mönchslebens, und namentlich der Benedictiner, Cistercienser, des Ordens von Grandmont, der Cartheuser, des Ordens des heil. Antonius, des Ordens von Fontevraud, der Praemonstratenser, Carmeliter, Dominicaner, Franciscaner, Augustiner Eremiten, Serviten, Trinitarier, Humiliaten. Die Nonnengesellschaften kommen bey Gelegenheit der Mönchsorden, denen sie nachgebildet wurden, vor.

Nun nur noch einige Bemerkungen, die wir dem immer nach grösserer Vollkommenheit strebenden, immer unpartheyischen Vf. zur Prüfung vorlegen. Gleich bey der ersten Materie, womit er den 21ten Band beginnt, der Geschichte des Mönchslebens, so reichhaltig sie behandelt worden ist, vermissen wir einiges zur Vollständigkeit. Es ist nämlich von der guten Seite, welche die Klöster auch jetzt hatten und von den löblichen Ursachen, welche einem Theil derselben, welche den Nonnenklöstern besonders auch die Entstehung gaben, kaum gelegenheitlich etwas berührt worden, und doch, meynen wir, sollte beides heutzutage immer ausführlich angegeben werden, damit die Einseitigkeit, mit welcher von dem Mönchthum gewöhnlich gesprochen wird, nach und nach wieder verdrangt würde. Ueber die Nonnen ist der Vf. mehr als kurz. Das Kloster Murhart in Wirtemberg liegt zwey Meilen von Schwabischhall, das noch immer eine Reichsstadt ist. S. 236 ff. des 21ten Bandes handelt Hr. S. von den Ordalien, und sagt sehr viel Gutes darüber; wir hatten nur gewünscht, er hätte die verschiedenen Arten derselben genauer beschrieben, weil uns aus Erfahrung bekannt ist, dass manche Historiker selbst nicht recht wissen, wie es z. B. bey der sogenannten Kreuzprobe zugegangen sey; gewünscht, er hätte der Anfänger wegen gezeigt, wie es geschehen konnte, dass die Leute des Mittelalters auch diejenigen Proben, welche *wir* schuldig und unschuldig nie aushalten würden, nicht selten glücklich überstanden; gewünscht endlich, er möchte sich auf die Untersuchung ganz eingelassen haben, theils wie die Gottesurtheile unter den Christen entstanden und was sie beförderte, theils, wie sich die christlichen Ordalien gegen die Ordalien, die man unter einzelnen heidnischen Völkern älterer und neuerer Zeit antrifft, verhalten? Dem Scholasticismus scheint Hr. *S.* allzu abhold zu seyn; wir glauben, die Wahrheit liege zwischen ihm und Hn. Hofr. *Tiedemann*, gegen den er S. 448 ff. des 24ten Bandes streitet, gerade inne, und getrauen uns vornehmlich auch der Satz: „der Scholasticismus habe die Reformation befördern helfen" der gemachten Einwendungen ungeachtet, immer noch vertheidigen zu können. Man muss dabey nur nicht aus der Acht lassen, dass der Nutzen, den er in dieser Beziehung hatte, nicht sowohl positiv als negativ war, und dass es immerhin noch wahr bleibt: er hielt bey einzelnen und sehr vielen Individuen die Wirkungen der Reformatoren nicht wenig auf. Bey Otto von Freysingen (24ter Band. S. 489 ff.) und Radewich, seinem Zögling und Freund, hatte mit wenigen Worten der Grad ihrer Unpartheylichkeit und ihrer Vorzüge näher bestimmt werden können; von Radewich, der es wohl so sehr als Otto verdient, dass man von ihm spricht, ist überhaupt viel zu wenig gesagt, wir für unsern Theil räumen ihm gewisse Verdienste mehr, als dem Lehrer ein. Die Schwierigkeit, die sich bey dem Zeitbuch Conrads von Lichtenau, des Abts von Ursperg (S. 493) ergiebt, löste unsers Erachtens *Schumacher* in den *Beytragen zur deutschen Reichshistorie.* (Eisenach 1770. 4) glücklicher, als *Jacob Thomasius* und der unbekannte Gelehrte in den *Observ. select. Hal.*, denen Hr. *S.* folgt; Conrad von Lichtenau hat vermuthlich gar keinen Antheil daran. *Saxo Grammaticus* ist der Form und Materie nach, nach Stephanius und Gebhardi nicht unrichtig gezeichnet, es fehlen aber doch der Schilderung wieder gewisse Schattirungen, welche sie erst ganz wahr machen; Hr. *S.* scheint uns überhaupt bey Charakterisirung der Schriftsteller manchmal zu sehr beym Allgemeinen stehen zu bleiben. In der Bekehrungsgeschichte Lieflands (25ter B. S. 281 ff.) finden wir einigemale Undeutlichkeiten, in die der Vf. über dem Bestreben, kurz zu seyn, verfiel; die sich jedoch leicht hatten vermeiden lassen. So würde es z. B. nicht viel Raum eingenommen und der Erzählung den nöthigen Zusammenhang gegeben haben, wenn die Ursache bemerkt worden wäre, warum die Liven, die bereits getauft waren, das Christenthum wieder verliessen, und die andern, welche noch im Heidenthum sich befanden, sich mehr, als zuvor, weigerten, es anzunehmen, nachdem Meinhard die Feste zu Ykeskole hatte erbauen lassen und — wenn mit einigen Worten angedeutet wäre, dass Meinhards Nachfolger Berthold, gar keine Lust gehabt habe, sein behagliches Leben zu Lockum gegen die Beschwerlichkeiten der Heidenbekehrung umzutauschen, und dass ihm deswegen ein jährlicher Gehalt von 20 Mark Silber aus dem Schatz der bremischen Kirche unter andern ausgesetzt worden sey.

1) Leipzig, b. Hilscher: *Beyträge zum vernünftigen Denken über das Leiden und den Tod Jesu.* Von D. *Joh. Gottlob Benj. Pfeil*, Justizamtmann zu Rammelburg. 1796. 454 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

2) Ebendas. b. Crusius: *Pragmatische Darstellung der Leidensgeschichte Jesu*, mit hinzugefügten moralischen Betrachtungen, für denkende Christen, insbesondere für Prediger. Von M. *Christian Victor Kindervater*, Prediger in Pedelwitz. 1797. 380 S. 8. (1 Rthl.)

Der Vf. von Nr. 1., der dem Publicum längst als redlicher Forscher und nützlicher Schriftsteller auch im theologischen und ascetischen Fache rühmlich bekannt ist, erzählt die Entstehungsart dieses Buchs so, und rechtfertiget die Herausgabe desselben mit fol-

solchen Gründen, wogegen der unbefangene und rechtschaffene Mann nichts einwenden kann. Vielmehr muss dieser es wünschen, dass jeder vernünftige Mensch über die Religion, zu welcher er sich bekennt, jeder Christ über die Lehre Jesu so sorgfältig nachdenken, so nach einer festen Ueberzeugung streben, so seines Glaubens gewiss zu werden suchen möge, als man diese Tugenden an dem würdigen Vf. dieser Beyträge schätzen und rühmen muss. Er lässt sein Buch aus zwölf grösstentheils dogmatischen Betrachtungen bestehen, deren Inhalt nicht nur durchgehends schriftmässig, sondern auch mit steter Rücksicht auf die dagegen gemachten Zweifel unsers Zeitalters, und mit glücklicher Hebung und Widerlegung derselben abgefasst ist. Rec. wünscht es daher sehr in die Hände recht vieler Christen, denen ihre Religion theuer ist, und kann ihnen von dem aufmerksamen Lesen desselben viel Vortheil für Verstand und Herz versprechen. Auch ist Hr. *Pf.* bey dem standhaften und seiner Ueberzeugung gemässen Festhalten an dem christlichen Lehrbegriff ungemein tolerant gegen Andersdenkende. „Nimmst du, sagt er z. B. in der Betrachtung über die Gottheit Jesu S. 229. die Stellen des N. T. die in dem Vorhergehenden über diesen Gegenstand angeführet worden sind, in dem Sinne, wie ich sie verstanden habe; so wirst du mit mir gleiche Ueberzeugung fühlen. Leitet dich eine andere Exegese; so lebe auch du deines Glaubens, und kannst du die Zweifel deiner Vernunft nicht lösen; so zweifle wenigstens redlich und mit Vernunft." Eben so S. 254. „Glaubst du indessen, mein christlicher Mitbruder, dass du deine Liebe zu Gott und Jesu fester auf die Schlüsse deiner speculirenden Vernunft, als auf das warme Gefühl deines Herzens gründen müssest; scheint dir der Mensch Jesus Christus als blosser Lehrer, Zeuge der Wahrheit, Muster der Tugend liebenswürdiger, als der von einer dir unbegreiflichen Hülle der Gottheit umgebene eingeborne Sohn Gottes; so hast auch du ein Recht, deines Glaubens zu leben, und niemand hat ein Recht, dich deines Glaubens wegen zu verfolgen."

Nr. 2. ist, wie auch schon der Titel sagt, mehr Geschichte der letzten leidenvollen Lebenstage Jesu, die der durch mehrere Schriften berühmte Vf. so darzustellen bemüht gewesen ist, dass er, so viel möglich, die innern Gründe, Veranlassungen und Beziehungen der Begebenheiten entwickelt, und auf den Geist, der durch das Ganze herrscht, und auf die Leitung der göttlichen Fürsehung dabey aufmerksam gemacht hat. Da es ein gewöhnlicher Fehler bey der Betrachtung des Leidens und Todes Jesu ist, dass man diese sich immer isolirt, und getrennt von seinem Leben und seiner Lehre vorstellt, und seinem Tode allein Folgen zuschreibt, die doch mit dem allen, was er überhaupt gethan, gelehrt, gelitten hat, in der genauesten Verbindung stehen; so schickt Hr. *K.* seiner Abhandlung eine sehr zweckmässige Einleitung über den Zusammenhang der Absicht des Todes Jesu mit seinem vorhergegangenen Leben voran. Auf diese lässt er zwanzig Betrachtungen über die wichtigsten Auftritte der letzten Lebens- und Leidenstage Jesu folgen, die nicht blos historisch, sondern auch mit moralischen Erweckungen begleitet sind, wie sie sich dem Vf. jedesmal darboten, um nicht blos den Verstand der Leser zu beschäftigen, sondern auch seinem Herzen Nahrung zu geben. Er schliesst das Ganze mit einer Abhandlung über den Zweck des Todes Jesu, die natürlich fast ganz dogmatischen Inhalts ist. Rec. bekennt, auch diese Schrift des Hn. *K.* wie seine übrigen, mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu haben. Nur ein Paar Anmerkungen erlaubt er sich noch zu machen. Zuerst wünschte er, dass der Vf. in seinen moralischen Betrachtungen hier und da weniger weitläuftig gewesen wäre, und nicht zuweilen völlig ausgearbeitete Materialien, oder weitläuftige Dispositionen geliefert hätte, welches er auch in der That nicht wollte (s. Vorr. S. X.) und die man auch in einer solchen Geschichtserzählung nicht erwartet. So ist die vierzehnte Betrachtung über das Gebet Jesu für seine Mörder von S. 271—284. beynahe eine förmliche Predigt über die rechte Befolgung des christlichen Gebots von der Feindesliebe. So die viel zu umständliche Abhandlung über die rechte Beschaffenheit und den Werth des Mitleids, die von S. 254—262. fortläuft. — Dann missfällt Rec. die Erklärung, welche Hr. *K.* S. 154. von dem Bekenntnisse Jesu vor dem Synedrium giebt, dass er der Sohn des Hochgelobten, des lebendigen Gottes sey. Zuverlässig meynte Jesus damit mehr, als blos das, dass er der verheissene Messias wäre, und zuverlässig hielt das Synedrium diese Versicherung Jesu nicht darum für Gotteslästerung, weil nach den Nationalvorstellungen der Juden der Messias eine geheiligte Person war, sondern weil es glaubte, und jetzt aus seinem Munde vernahm, dass er sich selbst göttliche Macht und Ehre beylegte; gerade so, wie Joh. 10. 33.: Wir steinigen dich um der *Gotteslästerung* willen, und dass du ein Mensch bist, *und machst dich selbst zu einen Gott.*

PAEDAGOGIK.

GOTHA, b. Perthes: *Die Familie Werthheim.* Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmässigen Erziehung der Kinder; vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr. Für Aeltern und Erzieher herausgegeben von *Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.* Zweyter Theil. 1798. XII u. 308 S. gr. 8.

Der achte Abschnitt dieses Werks, welcher der erste dieses Theils ist, enthält einen ausführlichern, auf acht Jahre gestellten (vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre) Erziehungsplan der Werthheimischen Kinder, so wie er in Vertheilung der Unterrichtsgegenstände und der Arbeiten nach Jahren erscheint. Der erste Entwurf dazu kam schon im dritten Abschnitt des ersten, von uns im vorigen

Jahrg. der A. L. Z. angezeigten Bandes vor. Dieser Plan ist nach den unabweislichen Bedürfnissen des jugendlichen Geistes berechnet und den gegenwärtigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens angepafst. „Ein Knabe, der nach demselben erzogen worden ist, wird nach Verflufs des vierzehnten Jahrs mit gleichem Erfolg das Gymnasium besuchen, und sich auf demselben zu einem Geschäftsmann bilden können, als er in die Stube des Werkmeisters, in die Schule einer Kunstakademie, des Baumeisters, des Schiffsfahrers taugen mufs. Er bringt zu jedem bürgerlichen Berufsgeschäfte Fähigkeit und Vorkenntnisse, zu manchen derselben auch manche erfoderliche Handgeschicklichkeiten mit. Er wird, wenn er ein Handwerk ergreifen sollte, in die Verrichtungen desselben Geist und Würde zu bringen wissen, und wird, wenn er den Wirkungskreis des Gelehrten wählt, die wirklichen Bedürfnisse der Menschheit von den erkünstelten und eingebildeten zu unterscheiden verstehen. Er hat, mit Einem Worte, die Anlage, als Gelehrter ein Mann von gesundem Verstande, und als Handwerker ein Mann von Nachdenken zu bleiben." Im neunten Abschnitt wird der im fünften Abschnitt des ersten Theils angefangene Unterricht im Rechnen fortgesetzt, wobey *Busse's* gemeinverständliches Rechenbuch nebst der Anleitung zum Gebrauche desselben zum Grunde liegt. Der Unterricht in den vier Rechnungsarten (*Species*) zerfällt hier in drey Abtheilungen oder Cursus, und diese wieder in mehrere Lectionen. Bey der ersten Abtheilung wird den Kindern durch wirkliches Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren nach leichten und einfachen Aufgaben ein Begriff von diesen Rechnungsarten beygebracht. In der zweyten Abtheilung des Rechnens nach den vier Species werden gröfsere Exempel und Aufgaben, vorzüglich aus der Rechnung mit ungleichbenannten oder sortirten Zahlen aufgegeben, und dabey einige Regeln und Vortheile nachgeholt, die sich im ersten Cursus nicht anbringen liefsen, ohne die Kinder zu verwirren. In diesen beiden Cursen werden die Regeln nur dem Gedächtnisse anvertraut, weil die Erklärung für Kinder zu weitläuftig und zu fein ist; in der dritten Abtheilung werden die Berechnungen, bey welchen die vier Species angewendet werden, als Verstandesübung gebraucht. Es wird die Regel de Tri, wälsche Practik und zum Theil auch die Bruchrechnung vorgetragen. Bey der Regel de Tri bleibt der Vf. diesmal stehen und wird vermuthlich den hier abgerissenen Faden im folgenden Theil wieder anknüpfen. (Ein Paar Druckfehler sind uns in den Zahlen aufgestofsen. S. 62. in der vorletzten Zeile lies 72 statt 96 und S. 74. Z. 10. lies 16 Gr. statt 18 Gr. S. 99. Z. 6. lies 242360 statt 282360.) Der zehnte Abschnitt, ein Bruchstück aus der sittlichen Erziehung, ist der Behandlung einiger Charakterfehler, des Eigensinns und der Lügen, bey Kindern von sechs bis acht Jahren gewidmet, eingekleidet in die Geschichte der Behandlung der Willichschen Kinder, welche sich dieser Fehler schuldig machten. Einverstanden mit den meisten hier gegebenen Rathschlägen, welche sich durch ihre Vernünftigkeit empfehlen, möchten wir doch dem Tragen des Ringes oder gewisser Bänder und anderer Abzeichen keine besondere Kraft zur Bekämpfung obiger Charakterfehler zuschreiben. Obgleich die eigentliche Erziehung, nach dem Vf., erst mit dem sechsten Jahre anfängt und alles, was vorher geschieht und geschehen soll, nur als Vorarbeit anzusehen ist; so hat doch der Vf. diesen Präliminarien der Erziehung, gewifs zur Zufriedenheit aller seiner Leser, noch einen eigenen Anhang gewidmet, worin er 1) die physische Erziehung in der Periode von der Geburt an, bis zum Gehen, Sprechen und Zahnen, und 2) die physische und moralische Behandlung der Kinder von der Periode des Gehens und Sprechens an, bis zum etwas fertigen Sprechen, d. h. bis gegen das sechste Jahr, sehr lehrreich abhandelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Braunschweig*, b. dem Vf.: *Leicht anwendbarer Beystand der Mechanik, um Scheintodte beym Erwachen im Grabe auf die wohlfeilste Art wieder daraus zu erretten.* Ein gutgemeynter Einfall und Vorschlag, besonders in Rücksicht auf die hierin noch nicht genug berathenen Landleute, nebst einem Kupfer, zur fernern Prüfung übergeben von *D. G. Pessler*, Pastor zu Weddenstedt und Vechelde. 1798. 30 S. 8. (6 gr.) Zuerst zeigt Hr. *P.* das Unausführbare eines andern Schriftstellers, welcher will, dafs Todtenkeller angelegt werden, der Deckel jedes Sargs von Thon seyn und dem Verstorbenen ein spitziger Hammer in die Hand gegeben werden soll, damit er beym Erwachen den Deckel sogleich zerschlagen und zu den Seinigen wandeln könne etc. Er selbst schlägt einen Apparat vor, der für jede Gemeinde auf 13 Rthl. kommt. Statt der für Dörfer zu kostbaren Leichenhäuser und dazu angestellten Wächter, räth er zu einem an der Kirchthurmglocke angebrachten *Wecker.* Von diesem soll eine Drathkette bis zur Grabstätte herabgeleitet werden, und in dem Deckel des Sarges, der zwar in das Grab gesenkt, aber vor 8 oder 10 Tagen nicht mit Erde, wohl aber „mit einem rund umher zugemachten und vermalten niedlichen Todtenhäuschen" bedeckt werden darf, zwey Oeffnungen seyn, eine *gröſsere* nämlich über dem Gesichte des Erblichenen, worauf eine hölzerne Röhre gesetzt wird, welche so lang seyn mufs, dafs sie gerade bis zum Dache des Todtenhäuschen reiche und wodurch der Scheintodte athmen und rufen könnte, und eine *kleinere* in der Gegend, wo die Hände des Todten im Sarge zu liegen kommen und wodurch der Drath an dieselben befestigt wird, damit beym Erwachen mittelst der geringsten Bewegung der Hände, der Wecker an der Kirchthurmuhr sogleich gelöset und Sturm geläutet werde u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. Junius 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Schleswig, b. Röhss: *Abhandlung von dem Dienst der leichten Truppen.* Herausgegeben von dem königl. dänischen Oberstlieutenant *von Ewald,* Chef des Schleswigschen Jägercorps und Ritter des hessischen Ordens pour la vertu militaire. 1796. XVI u. 308 S. 8. (20 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Lehrschule der Fechtkunst,* von *Schmidt,* Fechtmeister beym königl. adel. Cadettencorps in Berlin. Erster Theil. Enthält das *Lehrbuch für die Cavallerie,* zum vortheilhaften Gebrauch des Säbels. Mit acht Kupfertafeln. 1797. 56 S. 4. (1 Rthl.)

Der sogenannte kleine Krieg gleicht einem Spiel, dessen allgemeine Regeln zwar auf gewissen feststehenden Grundsätzen beruhen, dessen Feinheiten aber nur durch Zusehen und durch eigne Versuche erlernt werden können. Jene allgemeinen Regeln lassen sich allerdings in eine kurze Theorie zusammenfassen; sie werden aber nie hinreichen, um einen geschickten Spieler zu bilden. Dieses ist die Ursach, warum unter den vielen, über den Dienst der leichten Truppen erschienenen Schriften sich so wenig brauchbare finden, und am häufigsten sind diejenigen militärischen Schriftsteller, welche alle Theile der Kriegskunst in ein System zu bringen versucht haben, an dieser Klippe gescheitert. Sie haben entweder etwas ganz unvollständiges geliefert, oder eine Menge von Vorschriften zusammen getragen, welche der junge Officier, der sie eifrig studirt hat, bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung unbrauchbar findet. Ihr Irrthum rührt grösstentheils daher, dass sie jede in der einzelnen Anwendung gelungene Maassregel in ihr System aufnahmen und sie zur allgemeinen Richtschnur erhoben, ohne zu bedenken, dass bey der unendlichen Verschiedenheit der Menschen, der Umstände, des Bodens u. s. w. nie zwey einander ganz gleiche Fälle im Kriege existiren können. Alle Regeln, die sich durch Vortrag, oder selbst durch die, übrigens zur Bildung leichter Truppen höchst nothwendigen, Nachahmungen des kleinen Kriegs in Friedenszeiten, geben lassen, beschränken sich doch nur auf die möglichst besten Vorsichtsanstalten; die grosse Wirkung eines kühnen Angriffs unter nachtheiligen Verhältnissen kann aber eben so wenig in einem Uebungslager dargestellt werden, als es je möglich seyn wird, dem, der nicht mit natürlichem Genie zu diesem Spiel geboren ist, die Gabe des schnellen Entschlusses im entscheidenden Moment durch Unterricht mitzutheilen.

Für den Officier, der nicht bey dem ersten, ihm unerwarteten Ereigniss, ausser Fassung kommt, wird es jedoch ein grosser Vortheil seyn, wenn er durch die Kenntniss vieler im Kriege möglichen Fälle den Mangel an eigner Erfahrung ersetzen kann, und diesem bietet Nr. 1. eine Menge schätzbarer Hülfsmittel dar. Hr. v. E. dehnt seine *Vorschriften* nur über denjenigen Theil der Kunst des kleinen Krieges aus, der einer theoretischen Behandlung fähig ist; bey allem, was zur Ausübung gehört, giebt er nur *Maximen,* und macht durch die angeführten Beyspiele den Leser gewissermassen zum Zuschauer einer Reihe von Unternehmungen, welchen kurze und lehrreiche Bemerkungen über die Ursachen ihres Gelingens oder Fehlschlagens beygefügt sind. Der grösste Theil derselben ist aus seinen eignen Erfahrungen in eilf Feldzügen, und vorzüglich im americanischen Kriege, wo er eine Compagnie hessischer Jäger anführte, genommen, und er verschweigt dabey so wenig die Irrthümer Anderer als seine eignen Fehler.

Dass sein Werk dadurch ganz praktisch wird, dürfen wir wohl nicht erst hinzusetzen; es ist aber auch aus diesem Grunde keines Auszuges fähig, und Rec., der dem Ganzen seinen uneingeschränkten Beyfall giebt, wird sich begnügen, blos über einige Puncte, wo er mit dem würdigen Vf. nicht ganz einstimmig ist, seine Meynung zu sagen.

Wir erfahren in der Vorrede, dass dieses Werk eigentlich nur eine umständliche Bearbeitung des ersten, schon 1784 von dem Hn. v. E. noch in Hessen herausgegebenen Tractats *vom Dienst der leichten Truppen* seyn soll, welchem er hier noch eine „Anweisung über die Art, den Jäger und leichten Infanteristen abzurichten, und einige Vorschriften „über den Dienst der Officiere," beygefügt habe; er sagt uns aber nicht, dass jene Anweisung, welche die zwey ersten Kapitel: *Von dem Bestand eines leichten Corps,* und: *Von den Waffenübungen* desselben, ausfüllt, nur seine Vorschläge zu Errichtung einer sogenannten Legion *in dänischen Diensten,* (die aus zwey Compagnien Jäger, jede zu 222 Mann, zwey Compagnien leichter Infanterie von gleicher Stärke, und zwey Escadrons leichter Reuter, jede zu 223 Pferden, das ganze Corps aber, mit Oberofficiers, Ober- Mittel- und Unterstab zu 1381 Köpfen gerechnet, bestehen soll,) und den Entwurf eines Exercierreglements für diese Legion, enthält. Manches gar

gar zu particuläre oder ganz locale, welches blos über die Errichtung eines solchen Corps in Dänemark gesagt wurde, hätte daher in einem Werke, das dem deutschen Publicum gewidmet ist, billig ausgestrichen werden sollen. Wir rechnen dahin den ganzen 1ten und 2ten Abschnitt, über welche wir aber aus eben dieser Ursache nicht mit dem Vf. rechten wollen, weil das, was wir in allgemeiner Beziehung ihm abstreiten würden, vielleicht als Einleitung zu seinen, dem Kronprinzen von Dänemark überreichten, Vorschlägen sehr passend war.

Hätte indessen Hr. v. E. Gelegenheit gehabt, seine vieljährigen Erfahrungen noch in dem jetzigen französischen Kriege zu erweitern; so würde er gewiss bey der Errichtung seiner Legion (Kap. 1. Abschn. 3.) nicht den wesentlichsten Bestandtheil derselben, die *reitende Artillerie*, ausgeschlossen haben; bey dieser könnten denn auch die Petarden, die er so dringend empfiehlt, und deren Nutzen er (Kap. 3. Abschn. 5.) einleuchtend genug darstellt, am bequemsten geführt werden. Unstreitig hat ihn auch bey seinem Entwurf des Etats einer Legion das Bestreben, alles mit der höchsten Sparsamkeit einzurichten, viel zu weit geführt; und er hat nicht bedacht, dass eine kleine Ersparniss, welche die Wirkung des Ganzen in der Ausübung lähmt, im eigentlichen Verstande eine grosse Verschwendung genannt zu werden verdient. Wir rechnen vorzüglich dahin: 1) den Mangel an Schmieden. — Auf ein Corps von mehr als 500 Pferden, (den Train der Officiere mitgezählt) ist (S. 22.) nur Ein Fahnenschmidt, der zugleich auch Curschmidt seyn soll, angesetzt; die Erfahrung lehrt aber, dass ein Curschmidt durch grobe Schmiedearbeit bald die leichte Hand verliert, die ihm zu chirurgischen Operationen an Pferden so nöthig ist, und dass ein Corps Reuterey, welches nicht im Beschläge auf das sorgfältigste unterhalten wird, zumal wenn es in gebirgigten Gegenden agiren soll, in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden muss. Aus eben diesem Grunde ist es 2) auch unbillig, wenn der Reuter mit dem Infanteristen um gleichen Sold dienen soll (S. 23.) — Der vermehrte Aufwand, welchem ihm das Putzen und Reinlichhalten der Pferdeequipage und das Beschläge verursachen, muss ihm von der Kriegscasse durch einen erhöheten Sold ersetzt werden. — 3) Sind den Officieren von der Cavallerie zu wenig Pferde erlaubt worden. — Dem Staabsofficier und dem Capitain, der eine weitläuftige Chaine gehörig visitiren und das Terrain bey allen Gelegenheiten bereiten, dabey aber seine Pferde aus eignen Mitteln anschaffen soll, müssen hinlängliche Rationen zur Unterhaltung, und die nöthigen Reitknechte zur Abwartung derselben zugestanden werden. Eben so wenig ist Ein Reitknecht für Zwey Subalternofficiere hinreichend, weil diesen sonst bey einzelnen Detaschirungen kein anderes Mittel übrig bleibt, als sich durch gemeine Reuter bedienen zu lassen, welche dann zum Schaden des Ganzen von der Anzahl der streitenden Mannschaften abgehen. 4) Ist auch noch ein Fahnsattler für beide Escadrons, und für jede derselben, so wie für jede Compagnie, wenn sie stets in diensttüchtigem Stande erhalten werden soll, ein sogenannter Requisitenwagen, um Gewehre, Schuhe, Hufeisen, Sattelbäume etc. zum Ersatz mitzunehmen, erfoderlich; dieser bleibt in gehöriger Entfernung hinter dem Corps im Depot, ein anderer Wagen aber muss jeder Compagnie oder Escadron das Brod aus der Feldbäckerey zuführen, und ein Kesselpferd auf 120 Mann die Leute in den Stand setzen, im freyen Felde zu kochen, ohne dass sie zum grossen Nachtheil der Disciplin nöthig haben, das Geschirr dazu aus den nächsten Dörfern zu nehmen. Das Beyspiel der americanischen Feldzüge, welches der Vf. gegen uns anführen könnte, wird freylich noch durch die Einrichtung der französischen Armeen in dem letzten Kriege unterstützt; aber was die Nothwendigkeit in einzelnen Fällen erzwang, darf auch hier nicht als allgemeine Regel festgesetzt werden, und gewiss ist es, dass ein grosser Theil der Erpressungen, welche die Heere der Franzosen in Deutschland entehrt haben, in dem Mangel an unentbehrlicher Equipage und nöthigem Fuhrwesen eine Entschuldigung findet. Wir würden aber dagegen 5) bey dem leichten Corps des Vfs. schlechterdings keine Packpferde gelten lassen. Sie erschweren den Marsch und verzögern den Aufbruch wegen der nöthigen Vorsicht beym Aufpacken; und da die Legion keine Zelte führt; so müssen die Subalternen sowohl als die Capitains und Staabsofficiere, wenn sie nach Verhältniss ihres Standes die gehörige Anzahl Pferde haben, durchaus ihre ganze Equipage, und die letzten auch die nöthigen Gelder, zur Löhnung auf wenigstens einen halben Monat und zu ausserordentlichen Bedürfnissen, in Mantelsäcken fortbringen können.

Bey dem Exercierreglement, welches im zweyten Kapitel enthalten ist, scheint uns die Anweisung, wie eine aus ungleichen Pelotons bestehende Colonne sich schwenken (Absch. 9.), und wie beym Abmarsch mit der Seitenwendung durch seitwärts ausspringende Rotten eine schachförmige Colonne gebildet werden soll, (Absch. 10.) aus dem Grunde überflüssig, weil jene Ungleichheit bey einem Corps, das mit Vor- und Nachtrab marschirt, leicht vermieden werden kann, diese schachförmige Colonne aber, indem sie die Hälfte der Leute auf dem ungebahnten Theil des Weges zu gehen zwingt, den Marsch erschwert, und die Evolutionen mit Zeitverlust und unnöthiger Ermüdung der Mannschaft verlängert, weil dabey kein Aufmarsch aus einer geschlossenen Masse möglich ist. Wir würden auch, um nicht mit athemlosen Pferden auf den Feind zu treffen und die Traineurs zu vermeiden, die auf 2000 Schritte bestimmten Attaken der Reuterey um die Hälfte verkürzen; dagegen aber beym Plänkern des leichten Cavalleristen den gewissern Schuss aus dem Carabiner dem unsichern Gebrauch der Pistole vorziehen.

Ueber-

Ueberhaupt fehlen bey der ganzen Abhandlung über die Reuterey die wichtigen Kapitel von der Remonte, von der Zäumung und von der Art der Sattel; wir haben jedoch dieses dem Vf., da er selbst (S. 76.) diesen Theil seines Buches unvollständig nennt, nicht vorwerfen, sondern ihn durch obige Einwendungen nur auf diejenigen Artikel eines so brauchbaren Werks aufmerksam machen wollen, welche noch einer Verbesserung fähig sind. Sollte es, wie wir wünschen und glauben, eine zweyte Auflage erleben; so würde dann auch der letzte Theil der Vorrede, der einige schlechte Verse und ein äusserst triviales Sittenbüchlein für Officiere enthält, füglich wegbleiben, dagegen aber etwas mehr Sorgfalt auf Stil und Orthographie gewendet werden können.

Druck und Papier sind gleich schlecht, und die Correctur ganz vernachlässigt. Die Kupferplatte stellt die von dem Vf. vorgeschlagene Petarde im Profil, und das dazu gehörende Madrill Bret vor.

Nr. 2. Ohne zu untersuchen, ob ein Lehrbuch über die Fechtkunst nicht am füglichsten mit der Lehre vom Stoss anfangen würde, betrachten wir diesen ersten Theil nach der Ankündigung des Titels als ein für sich bestehendes militärisches Werk, und da es eine Menge von Lectionen aus der Fechtschule enthält; so kann es einem Officier, der Fechten gelernt hat, ohne sich gerade zum Fechtmeister zu bilden, bey der Anweisung der, jedem gut ausgearbeiteten Cavalleristen nothwendigen Elemente der Fechtkunst, ganz gute Dienste thun. Wenn aber der Vf. sich einbildet, durch seinen Unterricht das Tummeln und Wenden der Pferde im einzelnen Kampf unnöthig zu machen, und dem Reuter, der ein ermüdetes, und folglich ungelenkiges Pferd reitet, gleiche Vortheile mit dem besser berittenen Gegner zu geben, indem er ihn lehrt, wie er sich im Stillhalten wehren soll; so vergisst er, dass ein Scharmützel der Reuterey nicht als eine Reihe von Zweykämpfen, sondern als ein Kampf Vieler gegen Viele zu betrachten ist, und dass der, der sich auf der Stelle auch noch so künstlich gegen alle Angriffe mit dem Säbel zu vertheidigen wüsste, doch nur dem Feuergewehr eines entfernten Dritten zur sichern Scheibe dienen würde. Er hat ferner nicht auf die willkürlichen Bewegungen des Pferdes gerechnet, das, bald durch den Zügel, bald durch den Schenkel seines Reuters, bald durch das Anprellen des Gegners gereizt, oder gar von einem, wenn auch nur flachen, Hiebe getroffen, alle Augenblicke gegen die Regeln dieses Buches verstösst, und eine ganz andere Art von Geschicklichkeit in solchen Gefechten nöthig macht, als Hr. *S.* zu glauben scheint.

Das Fechten zu Pferde ist im eigentlichen Verstande ein beständiges Voltiren und Passiren, und folglich wird der, der besser *reitet*, stets den Vortheil über den haben, der besser *ficht*. Dieses schliesst jedoch die Vorzüge der Fechtkunst auch bey der Ausübung zu Pferde nicht aus; nur müsste die Anweisung des Vfs., um ganz brauchbar zu werden, viel einfacher seyn. Die Hiebe in Tertie und Secunde nach der linken Seite sind eben so wenig anzuwenden, als seine Finten und gekünstelten Paraden, und trotz aller seiner Einwürfe wird die alte, durch Erfahrung bewährte, Cavalleristenregel, dass man zu Pferde dem Gegner nie die linke Hand geben dürfe, bestehen. Das Kreuzen der Arme, da man den Zügel nicht darf fahren lassen, macht selbst den Quarthieb nach dieser Seite unkräftig, und die einfache Art, sich mit verhangener Secunde zu decken, bleibt immer die beste.

Das Buch zerfällt in drey Abschnitte: Im *ersten*, der eine *gründliche Beschreibung aller Attaken, und ihrer Anwendung* giebt, ist das Kapitel von den Tempohieben, die im Zweykampf zu Pferde und gegen sogenannte Naturalisten am häufigsten vorkommen, das unvollständigste. Der *zweyte*, der vom Unterricht zu Fuss handelt, enthält fast durchgehends nur eine unnöthige, oft buchstäbliche Wiederholung des Ersten, und die weitläuftige Vorschrift, wie man bey diesem Unterricht verfahren soll, hätte ganz wegbleiben können. Der *dritte* beschäftigt sich mit der Anwendung des Vorigen auf das Fechten zu Pferde, und giebt manche gute Regel. Wenn aber der Vf. bey der Attake mit geschlossenen Gliedern (Kap. 6.) behauptet, dass „bey gleich vortheilhaftem Boden, und von beiden Seiten gleicher Geschicklichkeit im Manöuveriren, seine Paraden, Nachhiebe, Stösse und Tempohiebe dem Theil, *der mit fatiguirten Pferden auf frische, kraftvolle Pferde trifft*, den Sieg erringen müssten;" so muss man dieses, und alles, was hier vom Choc und von der Taktik der Cavallerie gesagt wird, dem Fechtmeister zu gute halten, der im ganzen Ernst meynt, (§. 2. ebend.) derjenige Theil einer grössern Linie, der beym Anrennen mit verhangtem Zügel den Feind überflügelt, müsse nun unverrichteter Sache zurückkehren, „weil er keinen Gegner treffe;" die Uebrigen aber würden im Choc durch seine Quertertie aufgehalten werden.

Als Probe vom Stil des Hn. *S.* mag folgende Periode dienen: (S. 6.) „Dieser Hieb *ist* zu Pferde, „vermittelst einer Wendung mit dem Oberleib, gut „auf der linken Seite vorwärts, so wie auch auf der „rechten Seite sehr nachdrücklich nach hinten zu „hauen (Secunde!), und daher auch *bey Vorfällen*, „*wo solche vorfallen*, um so *empfehlender* anzubringen *ist*, weil durch diesen Hieb zugleich eine Parade gebildet wird."

Die acht gut ausgeführten Kupferplatten bilden verschiedene Stellungen im Zweykampf zu Fuss und zu Pferde ab; doch möchte Tab. 7. der Husar trotz seiner Quartparade wohl verloren seyn, und bey Tab. 8. wundert man sich billig, warum Nr. 1. Quarte, und nicht lieber Tertie hauet.

OEKONOMIE.

Frankfurt u. Leipzig, b. Metzler: *J. C. E. Schmid*, kurpfälzischen Hauptmanns, fürstl. Hohenlohe-Neuensteinischen Landcammerraths, *ausführbare Vorschläge, um die Landwirthschaft auf den höchstmöglichsten Ertrag zu bringen, das allgemeine Staats- und Privatvermögen zu vermehren, und die herrschaftlichen Einkünfte ohne neue Auflagen zu erhöhen.* 1795. 240 S. 8. (Im Bogen N und O ist die Seitenzahl verdruckt.) (14 gr.)

Die gethanen Vorschläge sind im allgemeinen die zweckmäfsigsten und wesentlichsten zum Emporkommen der Landwirthschaft. Rec. will auch ihre Ausführbarkeit (den der Hordenfütterung einer Communschäferey und den einer thätigen und nutzbaren aus Kammermitgliedern bestehenden Ackercommission etwa ausgenommen,) nichts weniger als in Abrede stellen; nur scheinen ihm die der Aufhebung der Gemeinheiten, der Triften, der Brache und der Einführung der Stall- und Hordenfütterung entgegenstehenden Schwierigkeiten, vom Vf. theils zu leicht behandelt, theils gar nicht erwähnt. Die Hauptschwierigkeit, welche die andern alle erst macht, ist der Mangel an gutem Willen und an genugsamen Kenntnissen, an Betriebsamkeit und Uebersicht in der Oekonomie und ihrem in einander greifenden Getriebe, der nicht blos bey dem Bauer angetroffen wird, sondern vorzugsweise bey denen, die die kärglichen Vortheile der gutsherrlichen Servitutrechte für unentbehrlich oder wenigstens von ungeheurem Werthe halten, und doch bey der bisherigen Einrichtung selten alles Land gehörig düngen, noch besseres Getreide erbauen können, als auf den Frohn- und Triftleidenden Grundstücken wächst. Es muss der Gutsherr, (oder die einsichtsvolle Kammer und ihr Berichtserstatter,) auf der einen Seite willig seyn, gemeine Weideländerey und Weiderechte zutheilen, und auf der andern müssen die Bauern schon wissen, was der Fleiss aus dem Lande, (wenn die Disposition darüber keinerley Einschränkung leidet,) herausbringen kann, (letzte müssen also schon gute Wirthe und wohlhabend seyn,) um zu dem Entschluss zu kommen, die gutsherrlichen oder nachbarlichen Rechte mit Gelde aufzuwiegen; es werden also *zwey* (oder mehrere) über ihr Verhältniss und ihre Vortheile aufgeklärte Partheyen erfodert, wenn das schädliche Herkommen aufgehoben werden soll, und jeder Versuch scheitert in Ermangelung zusammentreffender bereits industriöser Bauern und billiger, Einsicht und *Geduld* habender, Gutsherrschaft.

Fast bey allen Gemeinheiten ist durch die Länge der Zeit das Eigenthumsrecht ungewiss geworden; sogar das Triftrecht ist selten durch die Stückzahl des darauf getriebenen Viehes bestimmt. Wo keine Gemeinheiten zu theilen sind, tritt eine andere fast unüberwindliche Schwierigkeit der Aufhebung der Triftrechte entgegen; die Bloshäusler geniessen das Mittriftrecht auf die Felder der Bauern und der Hauptgüter fast überall: können diese nicht mit Lande abgefunden werden; so sind sie schwerlich zu entschädigen, denn in den meisten Ländern scheint bey Besteurung ihrer Häuser auf das Triftrecht Rücksicht genommen zu seyn, also dass das Aerarium Caducitäten zu besorgen haben möchte, wenn die jetzigen Besitzer mit Gelde abgefunden und ihre Hütten für die Zukunft deteriorirt würden.

Sehr unbillig kommt Rec. der Maafsstab vor, den der Vf. zu Entschädigung aufzuhebender Schaaftriften vorschlägt; die Triftleidenden sollen nämlich den ganzen gemeinjährigen Ertrag (oder Pacht) der Schäferey entrichten; nicht gerechnet, dass die Aussicht auf eine solche künftige Ablindung Veranlassung zu übertriebener Vermehrung des Viehstandes auf den Hauptgütern, also zu vermehrter Bedrückung, geben würde; so müssten die Triftleidenden auch das *Winterfutter* des Viehes bezahlen, also noch mehr verabreichen, als das Vieh jetzt *in natura* von ihnen bekommt; übrigens will Rec. nicht in Abrede seyn, dass industriöse Bauern auch bey diesem übersetzten Surrogate noch gewinnen können. Der Vf. giebt sich Mühe, darzuthun, dass bey seinen Vorschlägen die Schafzucht, selbst der gehaltenen Stückzahl nach, nicht leiden werde; Rec. glaubt aber, dass die Landwirthe bald nach Aufhebung der Triften und der Brache ihre Anzahl von selbst vermindern und den Rest desto besser füttern werden; dass auch selbst ein mit Manufakturen versehener Staat, die Wolle mit Vortheil vom uncultivirterem Auslande zieht, wenn ein *Plus* der Lebensmittel das *Deficit* der Wolle deckt; und dass besonders Communen beym Schafhalten einbüssen, weil der Ertrag ihrer verwahrlosten Schäfereyen, (auch nach des Vf. Vorschlägen,) immer gering, und ausschliesslich in den Händen weniger wohlhabender Gemeindemitglieder, bleiben wird. Das Rec. vorschwebende Ideal jedes, noch so verschiedenen Landhaushalts, beruht auf dem unmittelbaren und geschlossenen Zusammenhange sämmtlicher Grundstücke und Wirthschaftsgebäude, (und auf der Wohlhabenheit eines nachdenkenden vorurtheilsfreyen Bewirthschafters, der seine ganze Zeit auf ihn verwenden kann und will;) die Herde jedes einzelnen Landwirths muss daher entweder soviel eintragen, dass ein Hirt gehalten werden kann, oder sich selbst auf *eignem* verzäunten Lande überlassen werden können, wenn das Austreiben auser der Stoppelzeit, nicht mehr schaden als einbringen soll. Will man sich diesem Ideale nur entfernt nähern; so muss alle gemeinschaftliche Viehweide (und Frohne) in Vergessenheit gerathen.

Die einzelnen Wirthschaftsregeln des Vfs. sind grösstentheils gut, (einige örtlich und nur wenige ganz theoretisch;) seine Darstellung groser, bisher ganz verkannter Vortheile, verdient von jedem gekannt und beherzigt zu werden, der zum Emporkommen der Landwirthschaft mitwirken kann und will.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, in der Hennigschen Buchh.: *Mineralogisches Taschenbuch für Anfänger und Liebhaber.* Entworfen von *Joh. Georg Lenz*, d. Weltw. Dr. und Professor zu Jena. *Erstes Bändchen.* 1798. Einleit. u. Vorrede XXIV I. Abschnitt 168 S. II. Abschn. 132 S. ohne das Register und die Tafeln. *Zweytes Bändchen.* 1799. I. Abschn. 144 S. II. Abschn. 102 S. 12.

Der Vf., welcher bey seiner vieljährigen Beschäftigung mit dem Studium der Mineralogie wohl zur Erwartung eigener Beobachtungen und Bemerkungen berechtigen könnte, liefert in diesem Taschenbuche abermals nichts neues der Sache, sondern nur der Form nach; er hat dabey die löbliche Absicht, den Anfängern, und zwar vorzüglich denen, welche des Vortheils eines mündlichen Unterrichts in der Mineralogie entbehren müssen, einen Leitfaden zur Aufsuchung und Bestimmung der Mineralien nach festgesetzten äussern Kennzeichen zu geben. Diesen Zweck sucht er dadurch zu erreichen, dass er jedes Bändchen, wovon das erste namentlich die Erd- und Steinarten, das zweyte die Metalle enthält, in zwey Abschnitte theilt, wovon der erste die wesentlichsten äussern Kennzeichen einer jeden einzelnen Erd- und Steinart ohne Erwähnung des Namens derselben, in drey mit einer gemeinschaftlichen Numer bezeichneten Columnen enthält. Der Vf. hat überdem die Erd- und Steinarten nach ihrer verschiedenen Härte in drey Classen getheilt, nämlich *harte*, *halbharte* und *weiche* Mineralien. Jede dieser Classen ist wieder in Unterabtheilungen gebracht, welche die Verschiedenheit des Bruchs zum Grunde haben, z. B. *harte Mineralien:* a) von splitterigem Bruche; b) von ebenem Bruche u. s. w. Die Einleitung lehrt den Gebrauch dieses Werkchens, und enthält zugleich eine Erläuterung der äussern Kennzeichen, ganz nach Werner, zum Behufe des Anfängers. Nachdem dieser nämlich an dem ihm unbekannten Fossile die Härte und die Art des Bruches untersucht und bestimmt hat; so prüft er nun sein Fossil, nach den in den drey erwähnten Columnen angegebenen fernern Kennzeichen namentlich: 1) *Farbe*, 2) *innern Glanz* und 3) *Durchsichtigkeit* (in der Farbencolumne sind auch, wo es nöthig schien, noch andere, als: physikalische und chemische Kennzeichen mit aufgeführt, z. B. das Brausen mit Säuren, das Phosphoresciren, auch der Strich der Fossilien, wenn er merkwürdig ist, mit aufgeführt). Wenn der Anfänger nun eine Numer des ersten Abschnitts gefunden hat, deren Kennzeichen mit seinem Fossile übereinstimmen; so schlägt er im zweyten Abschnitte dieselbe Numer nach, und findet hier den Namen des Fossils, auf welches jene Kennzeichen passen, nebst dem Geburtsorte und noch einigen nähern Bestimmugen des Fossils angegeben.

Die Idee dieser Einrichtung ist an sich recht gut, nur zweifeln wir, ob sie für die Anfänger ausreichen werde. Für Schüler, welche schon Fortschritte gemacht und mehrere Mineralien gesehen haben, möchte das Werkchen eher zur Uebung nützlich werden können. Wie wird zum Beyspiele ein Anfänger, wenn er ein nicht krystallisirten edeln Granat hat, diesen von dem Rubine unterscheiden können, wenn er sich nach Nr. 5 und 6. Raths erholen will:

Harte Mineralien von vollkommen muscheligen Bruche.

Farbe.	*Innerer Glanz.*	*Durchsichtigkeit.*
Karmoisinroth.	Starkglänzend.	Stark durchscheinend. Halbdurchsichtig. Durchsichtig.
Blut-, kirsch- und karmoisinroth.	Starkglänzend.	Halbdurchsichtig. Stark durchscheinend.

Beide stimmen hier in ihren Kennzeichen vollkommen überein, wenn der Granat gerade die karmoisinrothe Abänderung der Farbe hat. Auch möchte die im zweyten Abschnitte gegebene weitere Beschreibung unter 5 und 6 den Anfänger schwerlich aus der Ungewissheit helfen. Aehnlicher Beyspiele liessen sich leicht noch mehrere anführen. Etwas sehr unbequemes ist das öftere Verweisen auf andere Numern im zweyten Abschnitte, da ein Mineral bekanntlich verschiedene Arten des Bruches haben kann. Uebrigens hat der Vf. bey den Erden und Steinen *Estner's* Mineralogie sehr benutzt, welches er wenigstens in der Vorrede hätte anmerken sollen. So führt er z. B. dessen verschiedene Arten des Braunkalkes unter verschiedenen Numern auf, und erwähnt nur bey dem dichten, dass Estner diesen zuerst entdeckt habe. Dass der Vf. manches auch ohne Prüfung aufnehme, sieht man an dem Krokallit, welchen er nach Estner, der ihn als eigene Gattung annimmt, aufgeführt hat, ohne Estner's Namen zu nennen. Es ergiebt sich bey genauerer Prüfung leicht, dass dieser Krokallit nichts als eine Abänderung des dichten Zeoliths sey. Ganz neu ist die Beschreibung des phosphorescirenden Sandmergels, welchen ein Student in der Gegend um Jena entdeckte. Dieses merkwürdige Fossil hat eine weissgraue

graue Farbe, kommt derb und lose in unförmlichen Stücken vor, ist äusserlich und innerlich matt, im Bruche grob-, auch feinerdig; giebt unbestimmt eckige etwas scharfkantige Bruchstücke, ist undurchsichtig, aus dem Halbharten in das Weiche und Zerreibliche übergehend, rauh anzufühlen, spröde und leicht zersprengbar; eigenthümliches Gewicht 2,634. Mit einer Nadel geritzt phosphorescirt er sehr stark. Die Bestandtheile sind 15,8 Kieselerde, 37,5 Thonerde, 18,9 Kalkerde, 2,5 Eisenkalk, 4,1 Gypserde, 25,4 Kohlensäure und Verlust = 100.

Die Metalle im zweyten Bändchen sind nach einer ganz andern Ordnung eingetheilt, welche aber unstreitig noch mehrere Unbequemlichkeiten mit sich bringt. Die Haupteintheilung ist: I. *Metallkalke*, II. *Erze und gediegene Metalle*, die Unterabtheilung beider Classen geschieht nach der Farbe, als: *Metallkalke* a) *von weisser*, b) *grauer*, c) *schwarzer Farbe* u. f. w. Die drey Columnen enthalten 1) *Farbe* (nämlich die nähere Bestimmung der schon über den Columnen angegebenen Hauptfarbe) *Glanz und Durchsichtigkeit.* 2) *Härte und Bruch.* 3) *Chemische und empirische Kennzeichen.*

Z. B. *Erze und gediegene Metalle.*

Farbe, innerer Glanz und Schwere.	Härte und Bruch.	Chemische und empirische Kennzeichen.
Bleygrau. Wenig glänzend. Metallglanz.	Halbhart. Mehr oder weniger vollkommen blätterig.	Schmilzt leicht vor dem Löthrohre und bildet eine Perle, die nach dem Erkalten einen braunen Ueberzug bekommt. Ertheilt dem Borax eine grüne Farbe, braust mit Salpetersäure und färbt die Auflösung grün. Mit Salpeter giebt es eine Flamme. Strich starkglänzend. Bricht mit Eisenocher, Kupfergrün, Malachit-Quarz-Kalkspath.

Sollte wohl ein Anfänger oder ein Liebhaber Fähigkeit und Lust haben, jene chemischen Versuche zu unternehmen, und würde er ohne dieselben das Fossil je auffinden? In einem dritten Bändchen sollen Salze und brennbare Substanzen folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, b. Troschel: *Die Laterne bey Tage, ein Buch zum Nutzen und Vergnügen für jedermann.* Herausgegeben von dem Vf. der Erfahrungen des Lebens. 1797. 316 S. 8.

Der Vf. ist weder ein Diogenes, noch das Licht seiner Laterne so glänzend und rein, dass es am hellen Tag viel Aufsehen erregen kann! Nicht minder problematisch ist der Nutzen und das Vergnügen für Jedermann — wenigstens, wie wir uns ein gebildetes Publicum denken. Doch wenn wir uns aus dem Inhalte des Buchs den Sinn seines Titels recht erklärt haben; so ist es auch nicht sowohl eine Laterne zum Leuchten, als eine magische Laterne, auf welche die Anspielung geht: die Gegenstände, die dem Leser vorgeschoben werden, sind so mannichfaltig, als in dieser und der Pinsel, der gebraucht ist, sie darzustellen, oft nicht feiner und geübter, als der, welcher für jene Zauberbilder gewöhnlich arbeitet.

An Abwechselung fehlt es, wie gesagt, nicht: da ist Poesie und Prose, Betrachtungen und Geschichtchen: diese lang und kurz, sentimentalisch und moralisch, lustig und traurig, — jene philosophisch, dramaturgisch, satyrisch, bald zu einem Ganzen zusammengestellt, bald im beliebten neuern Geschmacke in Aphorismen und Fragmenten vorgeführt. Wir geben von diesem bunten Inhalte einige Beyspiele:

Louise und ihr Trauter, eine 26 Seiten lange Romanze: sie erzählt die Geschichte eines Mädchens, die von einem Grafen verführt und verlassen wird, aus Gram stirbt, ihn als Geist verfolgt und zur Verzweifelung bringt, so dass er zu ihrer Gruft eilt, und sich da — erschiesst. Die Erfindung ist, wie man sieht, ganz neu und unverbraucht, und wie viel Reiz ihr durch die Ausbildung gegeben wird, wie poetisch, kraftvoll und blühend, und zugleich wie melodisch und fliessend der Vortrag des Vfs. ist, werden einige Proben zeigen:

Der Graf verschob von Tag zu *Tag*,
Die stille Cer'monie,
Wie oft auch seine Traute *sagt*,
Dass mit Etourderie

Die Nachbarschaft satyrisch laut
Von ihrem Zustand schwatzt
Und bey dem schönen Titel Braut
Für Lachen fast zerplatzt.

und als Louise gestorben war, heisst es:

Der alte graue Vater strich
Voll Gram ob dieser That
Den schwarzgewichsten Schnurbart sich,
Denn er war einst Soldat. — —

Ein Roman in Duodez. Zwey junge Leute werden bey Gelegenheit der Aufführung von Romeo und Julie so vertraut, dass eine Probe mit dem Sarge, die sie ohne Zeugen anstellen, Folgen hat, welche nur durch die schnelle Aussöhnung des Vaters von Julien und die erfolgte Heirath wieder gut gemacht werden. Die Beschreibung einer Niederkunft, welche hier vorkömmt, ist gewiss neu: die schöne *Schmerzensträgerin* Julie hatte zwey Matronen, bey denen sie war, die eine in ihrem Abendgesange, die andere in ihrem Schlafe durch einen lauten Schrey unterbrochen. „Noch eine mystische *Viertelstunde*, „*geformt aus* leisen, halblauten, gellenden und stöhnenden *Seufzern*, *Stossgebetern*, *wünschenden Fragmenten* u. f. w. und siehe" es war ein Knabe edirt. Noch eine Tirade verdient bemerkt zu werden: „das Hinderniss ist für die Liebe eine Seifenblase, „der Himmel ein gebahnter Weg, die dickste Nacht „eine

„eine Stocklaterne. Alles, was sich ihr in den Weg „wirft, knüpft ihre Banden fester — sie kämpft selbst „mit der Unmöglichkeit, diesem Scheidewasser des „Lebens!" Wenn wir einmal bis zur Höhe des Geschmacks emporgestiegen seyn werden, auf welcher der Vf. steht: so werden wir diese Stelle unter die Beyspiele des Erhabenen einzeichnen: bis dahin aber wollen wir bey dem gemeinen Sprachgebrauch bleiben und sie unter die Rubrik: Bombast und Nonsens! bringen.

Die Emigrantin: dieselbe Geschichte, die Kotzebue in „*der Wittwe und dem Reitpferd*" als Posse für das Theater bearbeitet hat. —

Aphorismen. — *Eine Probe von Theatersprache.* — *Ueber gemisshandelte Ausdrücke.* Rec. will gerne glauben, dass es nur an seiner verdorbenen Urtheilskraft liegt, wenn er in diesen drey Rubriken sehr viel gemeines und plattes, das Wahre abgenutzt, das Neue zum Theil schielend und halbwahr, und nur hier und da ein gutes Körnchen in der Spreue findet — wenn er ferner in dem Aufsatze: *Ueber Cultur*, der aus einigen zusammenhängenden Dialogen besteht, ein so confuses Gewirre erblickt, dass man endlich, wenn man alles gelesen hat, nicht weiss, was es soll — und wenn er von den einzelnen *Anekdoten*, die hier vorkommen, und die zum Theil aus dem Theaterleben genommen sind, die ungleich grössere Anzahl gar nicht ausgezeichnet findet.

Theater der Franzosen. Unter andern Behauptungen auch folgende: „Ohne Parteylichkeit, es ist fast „zu behaupten, dass der Franzosen dramatische Dichtkunst, selbst aus der glänzendsten Epoche, nicht gegen die englische und deutsche Stich hält. Man beurtheile und prüfe ihre sogenannten *bonnes pieces*, „aus der Glanzperiode Ludwig des XIV. im Parallel „mit denen der Deutschen und Engländer jener Periode und der Nachtheil wird immer auf Seiten der „Franzosen seyn," — und weiter hin: „Ich möchte „sagen, der Deutsche sey sogar den besten französischen Dramendichtern Beaumarchais, Mercier und „Falbaire etc. vorgekommen." — Es ist Schade, dass ganz offenbar eine der wichtigsten Stellen dieses Aufsatzes fehlt, die nämlich, welche uns die Namen der deutschen Schauspieldichter, welche den Franzosen vorgeeilt sind, nennen sollte!

Prognostika: für jeden Monat Eines für einen Knaben, und Eines für ein Mädchen. Dieser Gedanke ist schon oft und fast immer ungemein platt ausgeführt worden. Wie weit der Vf. seine Vorgänger zurücklässt, wird Ein Beyspiel hinlänglich belehren.

Ein Knabe geboren im Monat October,
wird ein Kritiker und zwar ein recht grober;
führt statt der Geisseln nur strumpfichte Besen,
tadelt Bücher ohne sie zu lesen;
rühmt sich ein Kenner der Alten zu seyn,
versteht aber darunter bloss „alten Wein."

Bruchstücke, in welchen die *Kometen* und die *päbstliche Gewalt* in vertrauter, sehr bedenklicher Nachbarschaft stehn — dann Geschwindigkeit des Lichts, Eis und Schnee, Brand im Korn, Thee, Wirkung der Einbildung, der rothe Adlerorden, Wettervorempfindung u. s. w. einander die Hand bieten, um zehn Seiten zu füllen, auf welchen zumal in wissenschaftlichen Dingen, ganz ausserordentliche und noch nie gehörte Aufschlüsse gegeben werden. So z. B. der Abschnitt über die päbstliche Gewalt, der Wort für Wort folgendergestalt lautet: „Wenn man die Geschichte aufmerksam durchblättert, so wird man finden, dass von dem 10ten bis „zum 13ten Jahrhundert die päbstliche Gewalt am „grössten war. Mit dem 15ten begann ihr Verfall." Ob sich wohl von diesen Wahrheiten bisher jemand etwas träumen liess?

Den Beschluss macht *der Hund*, eine bekannte, Marmontel nacherzählte Geschichte, die sich aber durch Manier und Sprache der Vf. so eigen gemacht hat, dass jener sie wohl schwerlich mehr für sein Kind anerkennen dürfte.

Von einem längern Aufsatze: *die Schaubühne*, müssen wir doch eine in ganzem Ernste gemeynte Auszeichnung machen: er stellt eine wirklich nicht uninteressante Schilderung des Schauspielerstands auf: leider! wird aber auch an ihm Feile der Gedanken, des Vortrags und der Sprache, die oft sehr fehlerhaft ist, vermisst.

1) Leipzig, b. Barth: *Johnson oder der edle Taschenspieler. Aus den Memoiren des Grafen von O**. Zweyter Theil.* Von *X. Y. Z.* dem Vf. des zweyten und dritten Theils des Schillerischen Geistersehers. 1798. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hamburg, b. Mutzenbecher: *Sieben wundervolle Lebensjahre eines Kosmopoliten.* Von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von *Felix Candide. Zweyter Theil, erste Abtheil.* m. 1 K. 1797. 302 S. *Zweyte Abtheil.* 347 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zwey Fortsetzungen, von denen wir einige Worte mehr sagen, als bloss ihr Daseyn anzeigen, weil sich die Beurtheilung des Ganzen etwas näher durch sie bestimmt.

Nr. 1. Betrachtungen über einen Kirchhof, den der Vf. sehr umständlich beschreibt — über moralische Mittel, Tugendliebe und Rechtschaffenheit zu wecken, die der wohlgesinnte Pastor zu Buldin anwendet — über Freundschaftsgefühl für und von Fürsten — die Schilderung eines vortrefflichen Fürsten in der Charakterisirung des von Saba — füllen ungefähr die Hälfte dieses zweyten Theils: die andere Hälfte gehört der Geschichte, die hier geschlossen wird. Rettung einer Frau, die im Wasser ihre Befreyung von Leiden suchte — Entdeckung der Kabalen, die ihren Mann zum Gefangenen machte und Wiederherstellung seiner Rechte — Liebe zu der Tochter dieses wiedervereinigten Paars, und Ent-

Entsagung dieser Liebe um eine frühere Verbindung der Geliebten nicht zu stören — machen die Haupttheile dieser Geschichte aus, stehen aber nicht in der mindesten Verbindung damit, dass Johnson endlich, nach einigen für das Gute fruchtbaren Taschenspiele-reyen, seine erste Geliebte, Julie, die er längst verloren glaubte, wiederfindet, und mit ihr verbunden wird. — Der Verzierungen, die in keiner Beziehung zu der Einheit des Ganzen stehen, sind in diesem Theile unendlich mehrere, als in dem Ersten, und sie sind noch unverhältnissmässiger ausgedehnt, und überhaupt sieht man am Ende, trotz alles Guten, was der Held stiftet, doch gleichgültig ihn von der Bühne treten, und empnfidet keine Sehnsucht, ihm weiter zu folgen.

Nr. 2. enthält das vierte bis siebente Lebensjahr des Kosmopoliten, die noch immer reich genug an Wundern sind: das grösste von allen ist, dass der Held der Geschichte, nachdem er sich unter mannichfaltigen Gestalten, an den Grenzen Italiens, in Wien, Warschau und Breslau herumtreibt, endlich im siebenten Jahre sich in bester Form bekehrt, und zu der Entdeckung vordringt, dass das Glück, wie es in dem das Ganze schliessenden Gemeinplatze heisst, nicht ausser uns, sondern in unserm eigenen Herzen wohne, wovon es bis dahin nichts geahndet hatte. Eigentlich war, wie unsere Leser wohl von selbst rathen, der Stoff der Wunder erschöpft, und wohl ihnen und dem Rec., dass dieses der Fall war: abgerechnet, dass ohne diese Erschöpfung aus den sieben Lebensjahren leicht vierzehn und mehr hätten entstehen können; so bringt es auch noch den Vortheil, dass, wenn gleich Auswahl und Charakter der hier zusammengestellten Begebenheiten und eben so Vortrag und Darstellung diese Bände dem Ersten ganz ähnlich machen, wenn also auch von dieser Seite unser Urtheil dasselbe bleibt, dennoch die Erzählung sich am Ende mehr zu einem Ganzen ründet, und durch das Bestreben, zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen, etwas von dem Unbefriedigenden verliert, was die offenbare Planlosigkeit der ersten Abtheilungen nur zu sehr nach sich zog! —

* * *

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Gottesvertheidigung über die Zulassung des Bösen auf unserer Erde nach der heiligen Schrift.* Mit einer Vorrede von Vertauschung des Christenthums gegen Philosophie. Von *S. L. E. de Marées.* 1. Th. 2te Aufl. 1799. XLIII u. 355 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Auflage erschien 1785 b. Crusius in Leipzig.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dordrecht*, b. Blusse u. Sohn: *Schets van den tegenwoordigen Staat der Hervormde Kerk in Nederland; benevens een ontwerp ter oprichting van een Genootschap tot instandhouding van dezelve.* 1798. 48 S. 8. ohne die Zuschrift. Die Absicht des Vfs. ist, die Nothwendigkeit sowohl der äussern Aufrechthaltung als auch der innern Verbesserung der Reformirten in der batavischen Republik zu zeigen, und zugleich Vorschlage zu thun, wie dieses nach der gegenwärtigen Lage der Umstände geschehen könne. Vorerst wird daher der innere und äussere traurige Zustand, worin sich diese kirchliche Gesellschaft befindet, geschildert; indem nicht allein manche innere Gebrechen Statt finden, sondern auch das Aeussere gegenwärtig nur traurige Aussichten erwarten lässt. Hierauf werden die Folgen entwickelt, die aus dieser Lage der Sache so wohl für die reformirten Gemeinden selbst, als für den Staat im Allgemeinen entspringen können; und daraus der Schluss gemacht, dass es hohe Zeit sey auf Mittel zu denken, um diese Kirchengesellschaft aus ihrer traurigen Lage zu retten. Zugleich wird aber bemerkt, dass man hierbey vornehmlich auf die Ursachen sehen müsse, die diesen Verfall veranlassen. Der Vf. rechnet dahin: 1) Mangel an guten Einrichtungen unter den Reformirten; 2) die schlechte Aufrechthaltung der bereits bestehenden Einrichtungen; 3) das Betragen und die Handlungsweise mancher Lehrer, welche nicht zu billigen seyen, und 4) die Ereignisse der Zeit. Nun wird ferner untersucht, in wie weit diese Hindernisse können weggeraumt und ihren schädlichen Folgen kann vorgebeugt werden, die Möglichkeit davon wird gezeigt und zugleich angegeben, was hier eigentlich zu thun sey. Der Vf. dringt darauf, dass man vor allen Dingen einen allgemeinen Fond nicht allein zur Besoldung der Prediger und Professoren, sondern auch überhaupt zur Bestreitung der allgemeinen Angelegenheiten der Kirche, ausmitteln müsse; zugleich müsse aber auch für das innere Bestehen der Kirche durch vollkommenere Einrichtungen und zweckmässigere Aufrechthaltung der bereits vorhandenen gesorgt werden. Dieses alles könne aber nicht wohl dem Kirchenrath oder Presbyterium und den Classical- und Synodalversammlungen überlassen werden, sondern dazu seyen vielmehr besondere Personen anzusetzen. Diese müssten zwar in Sachen der Religion erfahrene Glieder der Kirche seyn, die nicht allein vorsichtig in ihrem Betragen wären, sondern sich auch durch einen frommen Wandel auszeichneten, aber sie müssten mit den kirchlichen Versammlungen und Verbindungen nichts zu thun haben. Der Vf. schlägt deswegen vor, eine besondere Gesellschaft zur Aufrechthaltung der reformirten Kirche in den Niederlanden zu errichten, und macht einen Entwurf, wie eine solche Gesellschaft müsste eingerichtet werden. Da man sich jetzo in den Niederlanden mehr mit dieser Sache beschäftigt; so verdient auch der Vf. gehört zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Joh. Ph. Vogler* D. d. A. und Hofrath *von der Ruhr und ihrer Heilart.* Erster Theil. 1797. 256 S. gr. 8.

Es würde sehr gut gewesen seyn, wenn uns der Vf. einen Wink gegeben hätte, dass die verschiedenen Theile dieses Buchs zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben worden. Je weiter dieser erste Theil vorrückt, desto reifer ist sein Urtheil; desto entfernter von kleinlicher Eigenliebe, und Kunstfehlern; aber nicht so im Anfange. Der Eindruck war unangenehm, den die ersten zwey bis drey Kapitel bey dem Rec. erregten, die gewiss *viele* Jahre früher als die letzten Kapitel geschrieben, wenigstens entworfen wurden. Ueberall keine andern Mittel, als aus seiner *Pharmacopoea selecta*, die doch nicht bey jedem Leser seines Buchs vorausgesetzt werden konnte — und dann doch *zusammengesetzte* Mittel, von unabgeänderter Form in ganzen Epidemien! Ueberall Sucht, neue lateinische Krankheitsnamen oft für blosse Varietäten aufzustellen! — *Erstes Kapitel, allgemeine Geschichte der Ruhr und anderer zum Theil damit verwandten Krankheiten*, die in Weilburg 1783 epidemisch herrschten. Allzuflüchtige und übereilte Erzählung. Wegen des russischen Katarrhs hätte nicht auf *Whytt's* Beschreibung einer ganz andern Epidemie von 1758. sondern auf die Beschreiber der damaligen Epidemie auf *Crell*, *Wittwer*, *Müller*, u. s. w. verwiesen werden sollen. Die Influenzepidemien weichen wesentlich ab. Des Ausdrucks *magrer Puls* (S. 4.) würde er sich jetzt gewiss nicht bedienen. S. 5. Im Junius, Julius Durchfälle, hitzige Brustkrankheiten, Katarrhalfieber. „Bey den meisten *brach* sich die Krankheit (welche?) schon am zweyten (?) Tage durch Schweiss und Ausschlag am Munde, worauf der Husten und Auswurf gemeiniglich stärker wurden." Stärker? Wie konnte die Krankheit schon vorher gebrochen (*judicata*) genannt werden? Die Behauptung der Chemisten (S. 7.) dass Salpeter und (schwache) Vitriolsäure einander in der Mischung zersetzen, hätte der Vf. nicht sollen *irrig* nennen. Allerdings thun sie das. Ein Gemisch von aufgelöstem Salpeter und (selbst schwacher) Vitriolsäure riecht nicht wie letzte, sondern wie Scheidewasser. Ist aufgelösster Vitriolweinstein mit Salpetersäure versetzt, wohl etwas anderes, als jene Mischung? Rec. würde an einem Orte, wo der Apotheker die Verordnungen des Arztes zu kritisiren, auch wohl nach der nicht seltnen Ueberklugheit dieser Monopolisten zu verketzern sucht, eine solche Mixtur mit Vorbedacht wählen, wenn er seinen Kranken versteckterweise Salpetersäure innerlich geben wollte, die gewiss grosse, obgleich nicht sehr bekannte Arzneykräfte besitzt. *Ruhr.* Man wird ungewiss, wenn man da die Symptomen übersieht, ob es überhaupt vollständige Ruhr oder nur mehr oder weniger ruhrartiger Durchfall gewesen, denn da liest man: „dass der Abgang mit dünnem, braunem, gelbem Kothe vermischt gewesen." Wahre Ruhr zeichnet sich ausser andern Symptomen vorzüglich durch *gänzliche Zurückhaltung* alles Kothes und durch torminöse, tenesmodische, häufige, kleine Abgänge verschiedenartigen Schleimes mit oder ohne Blut, aus. Je mehr sich die Epidemien von diesem Charakter entfernen, desto weniger verdienen sie den Namen wahrer, d. i. vollständiger Ruhr. (Eben dies lässt sich gegen die Epidemie 1784 verglichen S. 20. und die Epidemie 1788 sagen, verglichen S. 28). Kann man denn eine Ruhr (S. 7.), die im *Anfange* (also nicht im Fortgange) ohne Fieber ist, *Dysenteria apyreta* nennen? Die Reitzbarkeit und Empfindlichkeit der ersten Wege war ungemein gross; Obst schadete sehr. Im Nov. und Dec. (S. 13.) eine Gallenkrankheit, die unmöglich mit dem Vf. *Cholera* genannt werden konnte, da blosse *Neigung* zum Erbrechen und *Leibesverstopfung* da war; sonst könnte man aus allem alles machen. S. 14. *Zweytes Kapitel. Epidemie von 1784.* Ausgang Julius Masern, mit denen sich wahre (?) Ruhr (S. 17.) complicirte. (Des Wortes ἀκμὴ (S. 20.) hätte sich der Vf. weder überhaupt in einem deutschen Buche, am wenigsten aber in der Bedeutung *des Steigens* der Krankheit (S. 203.) welches die ἀνάβασις der Griechen ist, bedienen sollen, da bey den griechischen Aerzten ἀκμὴ, (*status*) die Höhe der Krankheit bedeutet). Brechmittel bekamen sehr übel (S. 21.) und wirkten über die Massen. Zur Zeit katarrhalischer, rheumatischer und dysenterischer Epidemien (S. 23.) war die Hautwassersucht ebenfalls gleichsam epidemisch. S. 25. *Drittes Kapitel. Ruhr von 1788.* Im Frühjahre und Sommer russischer Katarrh. Bey einigen fing die Krankheit mit einer Art von Schwermuth an. Die Ruhr vom Julius an. Es kam auch häufig eine Art von Gelbsucht mit Katarrh, Rheumatismen, Leibschmerz, Durchfall vor. Hautausschläge häufig, Kopfweh selten. Ruhige, stille Lage auf der rechten Seite mit zusammengezognem Leibe linderte nicht nur das freywillige und gemachte Erbrechen, sondern auch die Schmerzen und Triebe zum Stuhlgange. Bey Einigen gieng die Krankheit auf die Blase, (S. 37.) so

so dafs die Ruhr plötzlich aufhörte und dagegen ein äusserst beschwerliches Harnen oder gänzliche Harnverhaltung entstand. Bey denen, die am Brande zu sterben schienen (S. 43.), war der Unterleib gar nicht aufgetrieben. Vornehmlich der südliche Theil der Stadt (S. 58.) war damit befallen. —

In diesen drey Kapiteln (Epidemien) bemerkt man immer noch den (obgleich gemäfsigten) Anhänger der Ausleerungsmethode, mehr in der ersten und zweyten als in der dritten Epidemie. Dort gieng ihm seine *mixtura solutiva* noch über alles. Allmählich entfernt er sich immer mehr und mehr von diesem Wege, bis er in den letzten Kapiteln so antigastrisch wird, das ist, den Winken der Natur so nahe kömmt, dafs man zuletzt hohe Verehrung für den Vf. gewinnt, die man zu Anfange des Buches gar nicht haben konnte. Man sieht ihn gleichsam vom Jahre 1783 aus bis 1797 an Gründlichkeit, Beobachtungsgeist, Nachdenken, Gelehrsamkeit und edler Einfachheit wachsen, reifen. Seine alten Fehler stehen unverhehlt da; sie dienen aber, wenn man weiter liest, blofs dazu, die Glaubwürdigkeit des Uebrigen in das unverdächtigste Licht zu setzen. Dieses unmerkliche Fortschreiten vom Schwanken und Unvollkommenheit zur Festigkeit und Gründlichkeit würde in einem und demselben Buche fast unglaublich scheinen, wenn Rec. nicht erinnerte, dafs der Vf. vermuthlich mit allem Fleifse seine ältern Aufsätze ungeändert neben den neuern in einem scheinbaren Zusammenhange zusammen drucken liefs, und dafs der gröfste Theil seines Buches eine chronologische Anreihung kleiner verschiedenartiger Aufsätze aus seinem Tagebuche, mehrerer darinn hingeworfener Gedanken, und Beobachtungen, zu höchst verschiedenen Zeiten angestellt, genannt werden kann. Dies wird auch durch den hie und da bemerklichen Mangel an Zusammenhang, und die Menge von Widerholungen eines und desselben Satzes sichtbar.

S. 58. *Viertes Kapitel, von der katarrhalischen und rheumatischen Natur der Ruhr.* Den wechselseitigen Uebergang katarrhalischer und rheumatischer Beschwerden und der Ruhr in einander hat der Vf. (S. 60.) zwar ziemlich wahrscheinlich gemacht; aber wir kennen noch eben so wenig die Natur des Rheumatismus, oder vielmehr der Rheumatismen (denn solcher Uebel giebt es mehrere Arten, die durch sehr abweichende Mittel heilbar sind), als das Miasm des Schnupfens und der Katarrhe (vermuthlich giebt es auch ihrer mehrere), deren Heilmittel wir noch nicht kennen. Die beiden letzten verlaufen, wenns gut geht, gewöhnlich ihr *natürliches* Ziel, während unsere sogenannten Mittel vollends ausgebraucht werden, und das heifsen wir dann *heilen*. Welche Art von Rheumatism oder Schnupfen möchte es wohl seyn, die bey unserer Ruhr zum Grunde lage? Etwa der gemeinste Rheumatism, gegen den der Sturmhut so hülfreich ist, der nie einer wahren Ruhr Ziel setzte? Oder welcher ungewöhnliche Rheumatism sonst möchte wohl der Ruhr zum Grunde liegen, der sich durch Arnika heilen liefse, dem so schätzbaren Gegenmittel der gewöhnlichsten, ächten Ruhr? Seine Meynung zu beweisen, führt der Vf. von S. 65. bis 83. viele Fälle von diesem Krankheitswechsel und einer Menge Metastasen (die ganz etwas anders als unsere gewöhnlichen Rheumatismen waren) von Personen an, die er von der Ruhr gröfstentheils mit Mohnsaft befreyt hatte. So wenig diese Metastasen eine Lobrede auf den Mohnsaft genannt werden konnen; so mufs man doch gestehen, dafs diese Heilart (wenn keine bessere bekannt ist) doch dem unsinnigen Ausleerungssysteme unendlich vorzuziehen ist, einem Systeme, das der Vf. im *fünften Kapitel* (S. 86.) bey mehrern Fiebern überhaupt, und im *sechsten Kapitel* (S. 113.) in Rücksicht der Ruhr insbesondere, mit eigenen Gründen und grofser Belesenheit bestreitet. Indessen scheint selbst das fünfte Kapitel früher, als das sechste geschrieben zu seyn, als er zwar schon den Wahnsinn der gröbern Sorte gastrischer Aerzte fühlte, die bey jeder Art Fieber verdorbene Darmsäfte und verdorbene Galle wittern, und bey jedem bittern Geschmacke, bey jeder noch so wenig belegten Zunge heftig und wiederholt, von oben und unten ausführen, — aber doch dem feinern Gastricismus noch huldigte. „*Ferro*," sagt er da (S. 96.) „stimmt sehr mit mir überein. Auch er hat mit „Aderlassen, kühlenden, gelind auflösenden und abführenden Mitteln die bösartigen hitzigen Fieber, „die — *Nervenfieber* weit sicherer, glücklicher, geschwinder geheilt, als wenn er geistige, hitzige, „reitzende, zusammenziehende, stärkende, sogenannte antiseptische Mittel reichte." Mufs man denn, um letztern, im Anfange einiger Faulfieber so schädlichen Weg zu vermeiden, einen andern schädlichen Weg einschlagen? *Also in Nervenfiebern: Aderlassen, Salpeter, Laxiersalze?* Da wären wir auf einmal wieder um ein Jahrhundert zurück! Als ob es nicht passende Gegenmittel für jede dieser acuten Fieber insbesondere gäbe, die weder zur ersten noch zur letzten Gattung Mittel gehören! Immer noch (S. 99.) soll Salpeter „die Neigung zur Auflösung in Faulfiebern (die doch von unterdrückter Lebenskraft abhängt!) heben;" etwa weil damit eingepökelte Schinken vor Fäulnifs verwahrt werden? Die Natur redet im lebenden menschlichen Korper eine ganz andere Sprache. Die stürmischen, gewaltsamen Brechmittel und die drastischen Purganzen brauchen (wie im fünften Kapitel geschieht) jetzt nicht mehr so heftig bestritten zu werden, da jeder gemeine Menschenverstand und jeder Sinn des armen Kranken sich dagegen sträubt, und da sie ziemlich schon aus der Mode sind. Dagegen haben sich die (*hier* vom Vf. gepriesenen) sogenannten gedämpften Brechmittel (*per epicrasin* und *en lavage*), die verdünnte Brechweinsteinauflösung und die, ganz geschmeidig so genannten, gelinden, kühlenden Laxiersalze eingeschlichen, deren kurmäfsige, lang fortgesetzte Anwendung fast noch verderblicher als jene drastische, schon ziemlich verachtete Methode ist. Jenes gerühmte, sogenannte gelinde System bringt

bringt ganz unvermerkt jährlich viele Taufende ums Leben, oder laxiert fie ganz gelinde in ein Chaos von unnennbaren, chronifchen Krankheiten hinein, die fchlimmer noch als der fchnelle Tod find; nur für den Apotheker einträglicher, und dem Rufe des Arztes unbefchadet. Es geht fo allmählich zu, dafs weder der arme Kranke noch der Umftehende einfieht, wie das eigentlich zugegangen ift; etwa wie durch gleifsnerifches Achfelzucken mehrerer Verfchwornen der gute Ruf des ehrlichften Mannes allmählich zu Grunde geht. In der Fortfetzung fo kleiner Schädlichkeiten glaubt der Umftehende, der nicht zu addiren weifs, den hinreichenden Grund zu jenem, vielleicht erft nach Monaten ungeheuren, Effecte nicht fuchen zu dürfen. Der Kranke ift dann aus einer (vielleicht in vierzehn Tagen vor fich ablaufenden) acuten Krankheit entweder in ein, nicht felten unheilbares chronifches Uebel unmerklich hinüber lavagirt, oder ift nun todt, und in beiden Fällen ift der gute Ruf des Stollianers in Sicherheit, wohl gar noch dadurch gehoben; „man denke nur, welches fchwere Krankenlager! längft wäre er verblichen, wenn er ihn nicht noch mit feiner Medicin erhalten hätte!" Mit Mitteln, die die Lebenskraft allmählich auslöfchen!! Von einzelnen, feltenen Abführungen mit Salzen, und gedämpfter Brechweinfteinauflöfung ift nicht die Rede, fondern von ganzen modifchen Kuren damit, wo fie nicht hingehören. Unter gedachte Sorte gedämpfter Brechmittel hätte hier der Vf. (S. 101.) die abgebrochnen Gaben Brechwurzel nicht zählen follen; ihre Wirkung ift ganz eine andere und bey weitem nicht fo fchwächend als der liebe Brechweinftein *en lavage*. Auf einen *Stift* follte fich der Vf. hiebey auch nicht berufen haben. Doch, wie gefagt, diefes Kapitel ift gewifs ein paar Jahre früher entftanden, als das *fechfte* S. 113. *von der gaftrifchen Befchaffenheit der Ruhr und dem Schaden der ausleerenden Mittel*. Hier herrfcht eine ganz andere Sprache. Hier zieht er nicht nur gegen ftarke Brech- und Purgiermittel (befonders in Ruhren) fiegreich zu Felde, fondern warnt auch (S. 134.) ftark *felbft vor den gelindern* Ausleerungsmitteln, wodurch er fich um die Welt fehr verdient macht, giebt auch hier (S. 152.) der Brechwurzel in abgebrochenen Gaben den Vorzug weit vor dem Brechweinfteine. Sehr richtig fagt er S. 117. „Würmer werden zu oft für die Urfache mancher Krankheiten gehalten, und find es zuverläfsig nicht — die Faul- Fleck- und Nervenfieber find felbft als Wurmmittel zu betrachten." Dafs die Leibesverftopfungen unter die feltenen Zufälle der Ruhren (S. 120.) gehören, ift nicht richtig. Es geht zwar oft vor Abgang des Blutfchleims eine oder die andere ftarke Ausleerung vorher, aber vor diefer Ausleerung ift gewöhnlich hartnäckige Leibesverftopfung vorausgegangen (zu der Zeit, wo gemeiniglich der Arzt noch nicht gerufen wird) und im Verlaufe der wahren, vollftändigen Ruhr geht gar kein Koth ab, erft wieder bey den Nachwehen oder nach der Heilung. S. 128. Des Vf. Gefchichte, wie er fich die ftarken Brechmittel abgewöhnt hat — offenherzig! Eine Menge Warnungsbeyfpiele von der Schädlichkeit der Ausleerungsmittel in diefer Krankheit. Lob der warmen Bäder in der Ruhr. In der Epidemie von 1783 und 1787 ftarb ihm der drey und zwanzigfte und zwanzigfte, in der entzündlichern 1784 etwa der dreyzehnte. Diefe letzte Sterblichkeit würde unftreitig durch die Krähenaugen (ftatt aller andern Mittel, felbft ftatt des Mohnfaftes) vermindert worden feyn. S. 158. *Siebentes Kapitel, grofser Nutzen des Mohnfaftes und fein richtiger Gebrauch in der Ruhr*. Man überzeugt fich durch Beherzigung diefes Kapitels fehr von dem grofsen Nutzen diefes Mittels in diefer Krankheit. So ftark hat noch niemand zu feinem Lobe gefprochen. Doch kann Rec. nicht zugeben, dafs er das einzigfte und vortrefflichfte Mittel darin fey. Es giebt gewifs mehrere Gattungen von Ruhr, in denen fämmtlich wohl nicht einerley Hülfsmittel gleich hülfreich feyn kann — es giebt ihrer, wo Mohnfaft, wo Krähenaugen, und wo Arnikawurzel am dienlichften ift (fchade, dafs der Vf. die letzten beiden in diefer Rückficht nicht kennt!) — bey der Ruhr kleiner Kinder ift der Mohnfaft noch mit wenig Erfolg angewendet worden — die im Herbfte 1794 zu Göttingen herrfchende Ruhr raffte eine *fehr grofse* Menge Menfchen hinweg, ungeachtet faft nichts als Mohnfaft dabey gebraucht ward — die Metaftafen, die bey dem reichlichen Gebrauche des Mohnfafts auf die Ruhr nicht ganz felten (S. 63 bis 83.) zu folgen pflegten, fprechen ihm den Charakter eines fo fpecififchen Mittels einigermafsen ab; ein ganz der Krankheit angemeffenes Heilmittel follte eigentlich, bey *ärztlichem* Gebrauche, keine Metaftafen erlauben. — Man wird alfo wohl die Fälle noch genauer unterfcheiden müffen, wo Mohnfaft, wo Krähenaugen, wo Arnika, wo Sumpfporft am paffendften find. Etwas trägt der Vf. hiezu bey, indem er (S. 195.) die Fälle angiebt, die den Mohnfaft nicht vertrugen, und die fich durch gröfsere Hitze, ftärkeres Fieber und Erbrechen, bey einigen auch durch Leibesverftopfung im Anfange der Krankheit auszeichneten, und indem er (S. 203.) die Cautelen beym Gebrauche des Mohnfafts andeutet. „Er darf in der fogenannten trocknen Ruhr, und wenn Metaftafen nach der Bruft und dem Magen gehen, wenn Cardiogmus, beträchtliches Fieber, Erbrechen, innerliche Entzündung oder grofse Neigung dazu da ift, nicht gleich anfangs innerlich angewendet werden. Seine widrigen Wirkungen find, (wenn er in übermäfsiger Dofe genommen, fein Gebrauch ohne Noth fortgefetzt und nicht zu rechter Zeit damit aufgehört wird): Flatulenz, Metaftafen nach der Bruft und dem Magen, Schwere, Druck, Spannung, Schmerz und Gefchwulft in der Gegend des Magens, Drücken auf der Bruft, Bangigkeiten und Beklemmungen, Schwere, Druck, Brennen im Unterleibe, Auftofsen, Erbrechen, Hitze, Kopfweh, Trockenheit des Mundes und Halfes, Durft, Ohnmachten, blaffe Farbe, kalte Extremitäten, kalte Schweifse, verftopfter Leib und vergebliche Triebe zum Stuhle." S. 208. fo lange

ge die Ruhr im Steigen ist, darf er nicht mit geistigen, tonischen Mitteln versetzt werden, wohl aber beym Abnehmen. S. 214. Zuweilen bekommen Mohnsaftclystire weit besser, als ähnliche Arzneyen von oben genommen, welches (S. 218.) *im neunten Kapitel, vom Nutzen der Clystire bey der Ruhr* noch mehr bestätigt wird. „Wenn auch die ersten, in kleiner Menge auf einmal gereichten (Mohnsaft-) Clystire geschwind abgehen, so bleiben doch die folgenden langer, besonders wenn die Hinterbacken zusammengedrückt werden." Man müsse (S. 185.) den Mohnsaft in grosser Gabe brauchen; er habe (S. 193.) bey der Epidemie von 1791 gleich anfangs und allein Mohnsaft mit Glück gebraucht, doch sey (S. 178.) Brechwurzel und Mohnsaft zusammen, beide in kleinen Gaben noch vorzüglicher. S. 227. *Zehntes Kapitel. Fieber, Entzündung und Erbrechen in der Ruhr.* Die Hitze empfanden die Kranken vornehmlich im Unterleibe, dem Magen und den Gedärmen. S. 229. Fieber scheine kein wesentliches Symptom der Ruhr zu seyn. Fieber (S. 231.) war mehrentheils ein Zeichen innerer Entzündung (einer rosenartigen?) S. 232. „freywilliges Erbrechen zeigte keine Bösartigkeit an," wovon aber andere (vielleicht in anderartigen Epidemien) das Gegentheil gesehen haben. „Je mehr dergleichen Erbrechen und Druck und Schmerz im Magen, um desto mehr auch Fieber — und da waren Brechmittel äusserst gefahrlich, Mohnsaft in Clystiren wohlthatig." In der trocknen Ruhr (S. 236.) am besten frische Oele. In der entzündlichen Ruhr ist der Mohnsaft wohlthätig (S. 239.) wenn die Ausleerungen durch den Mastdarm nicht gehemmt, wenn sie mit schwarzem, oder viel rothem Blute gemischt und Ohnmachten, kalte Glieder und kalte Schweisse da sind. S. 240. *Elftes Kapitel. Diatetisches Verhalten bey Ruhr und Durchfallen.* Kleine Portionen warmer, sch...miger Getranke und Nahrungsmittel, möglichst ohne Zucker und Salz — Vermeidung der Verkaltung — Reinlichkeit; Windöfen zur Reinigung der Stubenluft, wollene Hemden. S. 248. gegen die Folgen der Ruhr, die Brust- und Magenbeschwerden, das Erbrechen, das Herzweh, die Harnbeschwerden, Ausschläge, rheumatischen Zufalle, Schlaflosigkeit, innerliche Entzündungen, kalte Hände und Füsse, und das Schlucksen sind *warme Bader* vortrefflich. „Der Genuss des Obstes und gahrender Dinge, und die äussere und innere Anwendung des kalten Wassers schaden." Beyläufig etwas über den Schaden der englischen Abhärtungsmethode bey Kindern durch kalte Bäder und Entblössungen in der Frostkalte.

Wer sieht nicht aus diesen wenigen Proben, wie reif und treffend die Beobachtungen und Urtheile des Vf. werden, je mehr der Gang seines Buchs vorschreitet, vorzüglich aber in den letzten Kapiteln! Den zweyten Theil erwartet Rec. mit Vergnügen.

PAEDAGOGIK.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Theobald's Morgengabe für seine Enkeltochter Pauline.* Ein Buch für die Töchter aus den mittlern und höheren Ständen zur Beherzigung in der Zeit der Liebe und des Frohsinns von *J. G. D. Schmiedtgen.* 1798. 432 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In vier Abschnitten theilt der Vf. Paulinen seine Bemerkungen und Lehren über folgende Gegenstände mit: 1) über die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, 2) allgemeines sittliches Verhalten des weiblichen Geschlechts. 3) Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Ansehung der bürgerlichen Stände und 4) sittliches Betragen in Gemässheit des Alters. Kürze, Leichtigkeit der Darstellung und Ordnung, welche der Vf. in den Voraussetzungen S. X. selbst an seinem Buche rühmt, kann man diesen Abhandlungen und Rathgebungen nicht absprechen; aber eine detaillirtere Ausführlichkeit, wodurch die Anwendung solcher Lehren erst möglich wird, hätte Rec. wohl gewünscht; so ist z. B. die für ein dergleichen Buch höchst wichtige Materie über die Erziehung der Kinder auf 19 S. abgehandelt, wo nicht die mindeste Ausführlichkeit zu erwarten ist. Eine Menge guter Lehren und nützlicher Winke trägt der Vf. in einer ziemlich guten Sprache vor, so dass Rec. um so mehr bedauret, dass der Vf. so oft mit homiletischer Redseligkeit nur über die Oberfläche hingleitet.

* * *

LEIPZIG, b. Barth: *Vorübungen für Anfänger im Lesen und Denken, gesammelt für die untern Classen der Leipziger Freyschule.* Erste Abtheil. 2te verbesserte Aufl. 1798. 136 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 350.)

LEIPZIG u. GERA, b. Wilh. Heinsius: *Kommunionbuch für aufgeklärte Christen,* von *J. O. Thiess.* 3te vermehrte und verbess. Ausgabe. 1798. 170 S. 8. mit 1 Kupfer. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 315.)

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

Junius 1799.

I. Verzeichniss der im Junius der A. L. Z. 1799 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

Schmidt-

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 126.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften desselben Verlegers in demselben Stucke vorkommen.

A.

Ahl in Coburg 200.
Akademische Buchh. in Jena 176. 184. 194.
Akademische Kunst u. Buchh. in Berlin 174.
Andräische Buchh. in Nürnberg 195.
Anonymische Verleger 175. 176. 184. 193. 195.

B.

Barth in Leipzig 206. 207.
Blusse u. Sohn in Dordrecht 206.
Bödner in Wismar 181.
Bohn in Lübeck 191.
Breitkopf u. Härtel in Leipzig 187.

C.

Cotta in Tübingen 199.
Crusius in Leipzig 204.
Cuno's Erben in Jena 203.

D.

Dammann in Züllichau 201. (2)
Dietrich in Göttingen 177. (2)
Dreyssig in Halle 178.
Dyk in Leipzig 185.

E.

Ettinger in Gotha 183.

F.

Feind in Leipzig 187.
Fleischer d. jüng. in Leipzig 206.

G.

Gädicke, Gebrüder, in Weimar 195.
Galeazzi's Erben in Pavia 176.
Gassler in Wien 187.
Gebauer in Halle 182.
Gebhard u. Körber in Frankfurt a. M. 178.
Geers in Prag 191.
Gessner in Zürich 188.
Gombart in Augsburg 201.
Göschen in Leipzig 187.
Gräff in Leipzig 198.
Griesbach in Cassel 186.

H.

Hahn, Gebrüder, in Hannover 201.
Harris in London 197.
Heerbrandt in Tübingen 200.
Heinsius in Leipzig 207.
Helwing in Hannover 183.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle 182.
Hendel in Halle 182.
Hennigs in Erfurt 206.
Herel in Prag 203.
Heyer in Giessen 207.
Hilscher in Leipzig 204.
Hochmeister in Hermannstadt 185. 192.
Hoffmann in Hamburg 186.
Hofmann in Chemnitz 188.
Honkoop in Leiden 185.

K.

Keyser in Erfurt 195.
Klaubarth in Leipzig 180.
v. Kleefeld in Leipzig 186.
Korn in Breslau 177.

L.

Leo in Leipzig 202.
Liebeskind in Leipzig 176.
Löfflund in Stuttgardt 194.
Luchtmann's in Leiden 199.
Luzac in Leiden 202.

M.

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Julius 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Köhler: *Frankreichs neues Gesetzbuch von Verbrechen und Strafen*, ausgefertigt den 3ten Brumaire im 4ten Jahre der einigen und untheilbaren Republik. 1798. 302 S. 8. (1 Rthl.)

2) Strasburg, b. Levrault: *Gesetze der fränkischen Republik.* Gesetzbuch der Verbrechen und Strafen vom 3ten Brumaire, im 6ten Jahre der Republik. 163 S. gr. 8.

3) Ebendaselbst: *Peinliches Gesetzbuch.* Gegeben zu Paris den 6ten October 1791. Decret der Nationalversammlung vom 25ten September 1791. 42 S. gr. 8.

Darin wird jeder Kenner mit dem Rec. einverstanden seyn, dass die französische Criminalverfassung einer grossen Verbesserung bedurfte, wenn auch keine Staatsveränderung erfolgt wäre. Um so mehr war es also zu erwarten, dass die Revolution in diesem Puncte eine Reform bewirken würde. Nach verschiedenen Versuchen und Abänderungen erschien endlich das *Gesetzbuch über Verbrechen und Strafen*, wovon im J. 1798 zwey Uebersetzungen Nr. 1 und 2 herauskamen. Dies Gesetzbuch umfasst aber das Ganze der Criminalgesetzgebung nicht, sondern beschäftigt sich meistens mit dem Processe und der Gerichtsverfassung. Die Gerichte haben unter sich das Verhältniss: Verbrechen, deren Strafe in nicht mehr als in Arbeit oder Gefängniss von drey Tagen besteht, gehören vor das Polizeygericht. Ist die Strafe höher, aber doch keine Leibes- oder schändende Strafe; so ist die Sache dem *Tribunal correctionel* unterworfen. Schwerere Fälle aber gehören dem peinlichen Gerichte und den Geschwornen. Diese letzten sind Anklagsgeschworne, wenn sie blos zu entscheiden haben, ob eine Anklage statt finde: sie sind Urtheilsgeschworne, wenn sie die Sache endlich entscheiden. Allen diesen Gerichten ist nun hier sehr pünktlich die Art zu verfahren vorgeschrieben. Der Process nähert sich im Ganzen demjenigen, welcher in den englischen Geschwornengerichten üblich ist. Auch sind verschiedene Ideen, welche *Filangieri* im 3ten B. des Systems der Gesetzgebung aufstellt, realisirt worden. Im Allgemeinen ist die Sorgfalt der französischen Gesetzgeber nicht zu verkennen, wodurch sie zu bewirken suchten, dass Niemand ohne Grund an seiner Freyheit und andern Rechten gekränkt werde. Daher die vielen Formalitäten, welche bey Strafe der Nichtigkeit müssen beobachtet werden: daher die wiederholten Zeugenverhöre, so dass es geschehen kann, dass der nämliche Zeuge drey- auch viermal verhört wird; daher die Befugniss des Angeklagten, von den Geschwornen verschiedne zu verwerfen, die Zeugen selbst zu vernehmen, bey deren Verhöre gegenwärtig zu seyn u. s. w.; daher endlich die grossen Begünstigungen des Angeklagten bey Zählung der Stimmen für oder gegen ihn, wovon der Art. 403 fg. handelt. Aber bey allem dem glaubt Rec., dass man den Process ungleich einfacher hätte einrichten und doch die nämlichen Zwecke erreichen können. Erstens könnte man die *Tribunaux correctionels* entbehren, wenn man ihren Wirkungskreis den Friedens- und Polizeygerichten überliesse. Zweytens da in peinlichen Fällen alles durch Geschworne entschieden, da in deren Gegenwart der ganze Process instruirt werden muss; so scheinen die peinlichen Tribunale ganz überflüssig zu seyn. Was insbesondere das Verfahren selbst betrifft; so scheinen z. B. die wiederholten Verhöre des nämlichen Zeugen die Sache unnöthig aufzuhalten, verschiedener anderer Formalitäten nicht zu gedenken.

Von den beiden Uebersetzungen ist die Strasburger Nr. 2. zwar an verschiedenen Stellen kürzer und nervöser als die Leipziger; aber jene ist im Ganzen sehr undeutlich und wimmelt von Gallicismen z. B. S. 10. Art. 38. es hat in jeder Gemeinde wenigstens einen Feldschützen. S. 14. Art. 56. der Friedensrichter macht einen jeden vor sich erscheinen, gegen den u. s. w. S. 24. Art. 104. Wenn es Sache ist von einer Mordthat u. dgl. m. Dagegen ist die Leipziger Uebersetzung allerdings in einem bessern Stile abgefasst. Aber auch diese ist keinesweges ganz befriedigend. Sie ist zuerst nicht ganz vollständig. Art. 70. 286. fehlt jedesmal ein ganzer Satz und am Ende des Art. 309. fehlen einige wesentliche Worte, wie sich aus der Vergleichung dieser mit der Strasburger Uebersetzung ergiebt. Nebstdem hat auch die Leipziger Uebersetzung einige Härten im Ausdrucke, wohin besonders der letzte Satz S. 80 zu rechnen ist. Besonders aber haben sich verschiedene Fehler in diese Uebersetzung eingeschlichen, von denen Rec. nicht weiss, ob es Druckfehler sind oder ob sie bey der Bearbeitung selbst begangen wurden. Um nur einige Beyspiele zu geben, so heisst es Art. 23: der öffentliche Ankläger muss die Vernachlässigungen der Gesetze u. s. w. untersuchen. Da aber dieser nicht untersuchen kann, so sagt die Strasburger Uebersetzung richtiger: der öffentliche Ankläger betreibt die Bestrafung der Vernachlässigungen u. s. w. Art. 25 muss

es ſtatt 5 oder 10.000 heiſsen: 5 bis 10,000. Art. 34. ſtatt: die Requiſition des Commiſſars der vollziehenden Gewalt muſs vorher geſchehen: iſt zu leſen: die Requiſition muſs vorher vollzogen werden. S. 20. Z. 3. ſteht Verhaftungsbefehle ſtatt Verhaltungsbefehle. Ebend. Z. 8. ſteht heimliche Tribunal ſtatt Municipalgericht. Art. 320. iſt ſtatt: der Ankläger, zu leſen: der Angeklagte. Art. 421. „der nicht erſcheinende Zeuge ſoll zu einer dreyfachen Geldſtrafe verurtheilt werden: dabey iſt der Zuſatz vergeſſen worden, daſs dies dreyfache nach der perſönlichen Anlage des Zeugen zu beſtimmen ſey. Art. 485. iſt ſtatt: Jahre, zu ſetzen: Monate: und Art. 616 iſt das Wort *Gêne* überſetzt mit Galeerenſtrafe, da es eigentlich jene Art von Gefängniſs bedeutet, welches in Nr. 3. unter der Benennung von Zwangsſtrafe vorkömmt.

Das Geſetzbuch Nr. 1 und 2 enthält über einzelne Verbrechen und Strafen nur weniges, gibt im dritten Buche nur einige allgemeine Grundſätze von Strafen an, ſo wie nur einige Verordnungen über Staatsverbrechen. In Anſehung der übrigen Miſſethaten und deren Strafen gilt noch das Geſetzbuch vom 6ten October 1791, wovon *Levrault* in Strasburg im vorigen Jahre eine neue Ausgabe geliefert hat (Nr. 3.), um das Ganze der franzöſiſchen Criminalgeſetzgebung überſehen zu können. Das Geſetzbuch Nr. 3. iſt zwar auch in Strasburg erſchienen, es zeichnet ſich aber vor jenem Nr. 2. dadurch aus, daſs es in einer ungleich beſſern Sprache verfaſst iſt, als das unter Nr. 2. bemerkte neuere Geſetzbuch.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kuſsler: *Das proteſtantiſche Eherecht.* In einer Reihe theologiſcher und juriſtiſcher Bedenken, von *Joh. Wilh. Loy*, evangel. Prediger in der Reichsſtadt Leutkirch. *Zweyter Theil.* 1794. mit fortlaufender Seitenzahl bis S. 712. gr. 8.

Die Entſcheidungen der hier aufgeworfenen Fragen, welche die *Form der Ehe* und die *Eheſcheidung* zum Gegenſtande haben, ſind faſt durchgehends aus bekannten theologiſchen und juriſtiſchen Werken, vorzüglich aus Carpzov, Brückner, Brouwer, Gerhard, Spener, Dedekenn, Beuſt, Dannhauer, Börner, Baumgarten, Pfaff, Lauterbach, Brunnemann und Stryck, Böhmer, Mosheim, Deyling, Miller, Leſs, Oemler etc. entlehnt, und nur ſelten hat der Vf. ſein abweichendes Urtheil beygefügt. Manche Bedenken gehören nicht in das *Eherecht*, wie §. 290. Kann ein Chriſt ohne Verletzung der Keuſchheit an der Seite ſeiner Gattin ſchlafen, wenn ſich ſchon deutliche Merkmale, daſs ſie ihn bald mit einem Erben erfreuen werde, zeigen? §. 308. Muſs man nach dem richterlichen Ausſpruch eine Ehebrecherin von ſich ſcheiden? einige wenigſtens nicht in das *proteſtantiſche* Eherecht, wie §. 304. Ob eine Jüdin nach den jüdiſchen Traditionen, Rechten und Gebräuchen aus gültigen Urſachen wider ihren Mann auf Eheſcheidung klagen könne, daſs er ihr einen Scheidebrief gebe? §. 306. Wenn ein Jude ein Chriſt wird, wird die Ehe zwiſchen ihm und ſeinem noch lebenden jüdiſchen Weibe getrennt? andere laſſen ſich aus den erſten Begriffen und Grundſätzen des Eherechts augenblicklich entſcheiden, wie §. 199. 244 u. f. Ueber die Ehe zur linken Hand ſind die Verordnungen aus dem preuſsiſchen Geſetzbuche eingerückt. Bey der Frage über die Erbfähigkeit der Brautkinder §. 113. ſind die Gründe der Gegner weder angeführt noch widerlegt, und der angegebene Gerichtsgebrauch iſt nicht allgemein, auch lieſse ſich noch über die Billigkeit ſtreiten. Die Fragen §. 345. Ob man den Perſonen, deren Ehe wegen Unvermögen geſchieden worden, eine neue Ehe erlauben könne? und §. 350. Ob wegen Lebensnachſtellungen die Ehe geſchieden und dem unſchuldigen Gatten eine neue Ehe erlaubt werden könne? würde man in den angegebenen Conſiſtorien jetzt wohl anders entſcheiden.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Langhof: *Geiſtesentwickelung durch Schwärmerey.* Eine Geſchichte für unſer verfeinertes Jahrzehend. *Erſter Band.* 1796. 396 S. *Zweyter Band.* 1797. 550 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)

(Auch unter dem Titel: *Ludwig und Julius.* Eine Geſchichte nicht aus der Ideenwelt, von *Juſt am Walde.*)

Der Vf. iſt, wenn wir nicht ſehr irren, innig überzeugt, daſs er einen vortreflichen pſychologiſchen Roman geliefert habe, und ſowohl in Anlage und Ausführung des Ganzen, als vorzüglich in den philoſophiſchen Einſchiebſeln ſcheint er ſich ſehr zu gefallen. Daſs aber ſeine Ueberzeugung die des Publicums ſeyn werde, zweifeln wir ſchon darum, weil er, was wir ihm wirklich zum Verdienſte anrechnen, von dem abentheuerlichen Wege der Lieblingsdichtungen abgewichen iſt, und unter gewöhnlichen Menſchen und Sitten zu wandeln, ſich vorgeſetzt hat. Aus ganz andern Gründen aber iſt jene Ueberzeugung des Vaters von ſeinem Geiſteskinde nicht die des Rec., der ſich nur mit Mühe und nicht, ohne einigemal von einem unwiderſtehlichen Schlafe angefallen zu werden, durch die 946 Seiten dieſes Romans durchgearbeitet hat. Dieſer hat nämlich das ſchlimmſte Gebrechen, was ein ſchriftſtelleriſches Werk haben kann, — er iſt alltäglich und durch den gänzlichen Mangel an Eigenthümlichkeit und Neuheit, nur allzulangweilig.

Der Gang der Geſchichte ſelbſt iſt ſchon gemein, und hat an ſich nichts Anziehendes. Die zwey Helden, in Einem Landorte erzogen, zuſammen auf Einer Schule, verlieben ſich etwas frühzeitig in zwey Schweſtern, werden beide getäuſcht, gerathen darüber auſser ſich, verlieren, was wir ihnen um ihrer Jugend und um ihrer ungewählten Lectüre willen, verzeihen wollen, den Glauben an Gott und Vorſehung und das Zutrauen zu allen Menſchen, auſser ſich ſelbſt, — finden beides auf ihrer akademiſchen Laufbahn wieder, reiſen zuſammen, heirathen und be-

beschliessen mit einander zu leben und zu sterben. Von diesem gleichlaufenden Gange weichen die beiden Freunde einmal ab, als Ludwig, sich zum zweytenmal verliebt und in seiner Heirath seinem Julius voreilt. — Das wahre Interesse bedarf indessen nicht der Composition ungeheurer Ereignisse und auch jener Cannevas hätte in seiner Ausbildung noch immer recht interessant werden können; aber hier stöfst man wiederum nur auf sehr gemeine Charaktere und Scenen. Ein von seinem Adel eingenommener Landjunker, der dabey aus Temperament gutmüthig, aus Modesucht aber Religionsspötter ist: seine Frau, eitel, hochmüthig und herrschsüchtig: seine Schwester, eine frömmelnde Coquette: ein Hauslehrer, ein Muster von Bildung, fester männlicher Denkungsart, feinem Beobachtungsgeist und von ausharrender Aufmerksamkeit auf sich selbst, auch zugleich Besitzer eines wahren Schatzes von Menschenkenntniss: ein Pfarrer, corpulent, in Religionssachen infallibel, arrogant und habsüchtig: von diesen gewöhnlichen Romanenstempeln ist der ganze Zirkel der Personen, unter welchen man hier leben muss. Nicht weniger unbedeutend ist das Gewand; weitschweifig, eintönend und ohne alle nur einigermassen hervorstechende Eigenschaften. — Sehr verliebt ist der Vf. in das Wort *würgerisch:* sehr oft lässt er die Herzen würgerisch schlagen und klopfen! einmal fanden wir auch die Provinzialredensart: *in Träumereyen lieben und leben:* sonst ist der Vortrag ohne merkliche Sprachfehler: aber desto reicher an gemeinen Uebergängen, die von wahrer Geistesdürftigkeit und Mangel an Gewandheit des Stils zeugen: „Ehe ich zur Schilderung des Charakters der Frau „von Weildorf übergehe" — „Man gebe mir nicht „Schuld" — „Jetzt erst merke ich" — „Vielleicht „schien ich hier zu weitläuftig" — „Ueberflüssig würde es seyn, wenn ich erst" — „Ich fürchte nicht, „dass man mich deshalb tadeln wird u. s. w."

Den ungleich grössern Theil dieses Romans nehmen philosophische Betrachtungen ein, die vorzüglich die Liebe und ihre verschiedenen Nüancen und Verhaltnisse zu Geist und Seele betreffen, — die aber an neuen Bemerkungen und Seiten, von welchen der Gegenstand Licht erhalten könnte, durchaus arm sind, so viel sich auch der Vf. auf seine Menschenkenntniss zu gute thut, und so bedeutend er darauf hinweist, dass manche psychologische Erscheinungen, welche er aufstellt, dem Neuling sehr sonderbar, aber dem, der Menschen kenne, sehr alltäglich und natürlich scheinen werden u. dgl. — Seine psychologischen Entwickelungen der Sinnes- und Denkungsart seiner Helden, bleibt fast immer beym Allgemeinen stehen; so sagt er z. B. dass die Lectüre von Schiller's Räubern und Don Carlos unauslöschliche Spuren in ihren Herzen zurückliess, — wovon? lässt er nur rathen! — dass sie durch die Ideenwelt, in welcher sie lebten, zu einer Schwärmerey übergingen, in welcher sich ihr ganzes Wesen verlor! — aber das Wie? die Modificationen dieser Veranderungen, versteht sein gröberer Pinsel nicht zu schildern. Oft wird ihm selbst bange, dass er da, wo er seine Helden selbst reden lässt, nicht genau angedeutet habe, was er im Sinne hatte. Dann stösst er (z. B. im zweyten Theile, wo viele Briefe der beiden Freunde vorkommen,) seine Leser in Noten darauf hin. — Ausser den obengenannten philosophischen Herzensergiessungen über seine Hauptgegenstände, webt er endlich auch kleinere Betrachtungen ein, die wir aber höher nicht, als in die Klasse der Gemeinplätze setzen können.

Wieviel nun das Fach der Romanendichtungen durch diese Arbeit gewonnen habe, werden unsere Bemerkungen leicht beurtheilen lassen!

Gera, b. Rothe: *Goldfritzel, oder des Muttersöhnchens Fritz Nickel Schnitzers Leben und Thaten, von ihm selbst erzählt. In zwey Theilen. Mit einem Titelkupfer.* 1797. Erster Theil. 399 S. Zweyter Theil. 494 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)

Goldfritzel, so nannte ihn seine Mutter, war der Sohn eines Gastwirths, eines ehrlichen aber schwachen Mannes: seine Mutter, eine Soldatentochter, die nicht durch Geist und Gesinnungen, sondern allein durch ihre Ansprüche auf Glanz und Ansehen, den Mangel an Geburt und Erziehung verleugnete, schlug mit seiner Erziehung einen Weg ein, der ihn zum vollendetsten Bösewicht ausbildete, so dass er bey Verlassung der Universität ausser Betrügereyen von aller Art, auch die Verführung eines unschuldigen Mädchens und zwey Einbrüche auf seinem Gewissen hat. Er geräth durch seine Verbrechen zweymal in Untersuchung und eben soll er hingerichtet werden, als ein Bekannter seines Vaters erscheint, Pardon für ihn erlangt, und durch diese sonderbare Fügung des Schicksals so auf ihn wirkt, dass er — in sich geht und sich bekehrt. Dies ist das Thema, das schon an sich gemein und verbraucht genug ist. Wenn aber die Frage gewesen wäre, wer dieses gemeine und verbrauchte Thema am aller geist- und geschmacklosesten bearbeiten werde, so dürfte der Vf. sich auf die Krone des Preises billig Hoffnung machen, da seine Arbeit unmöglich durch Plattheit und Leerheit von irgend einer Seite zu übertreffen war. Mit unglaublicher Weitschweifigkeit bringt er erst auf dem letzten Blatte des ersten Theils den Helden zur Welt; bis dahin beschäftigt ihn blos die vorhergehende Geschichte seiner Aeltern. Am Ende des zweyten Theils sieht er sich aber in der Nothwendigkeit, Extrapost zu gehen, um das wieder einzubringen, was er von seinen Grenzen schon überschritten hatte. Nicht eine Episode, nicht einen kleinen Theil der Geschichte, nicht eine Tirade wüsste der Rec. nachzuweisen, die sich auszeichnete, und mit der er sich scheinbar rechtfertigen könnte, wenn er in der Nothwendigkeit wäre, den Vf. zu loben.

* * *

Erfurt, b. Keyser: *Kurze Volkspredigten zum Unterrichte und zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres*, von *Joseph Bauerschubert*. Erster Band. Neue verbesserte Auflage. 1798. 277 S. Zweyter Band. 1799. 308 S. Dritter Band. 262 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 326.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. *J. W. Rau*. Erster Band. Zweyte veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1799. 468 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 2.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Von den goldgrabenden Ameisen und Greiffen der Alten*, eine Vermuthung von *A. F. Grafen von Veltheim*, D. d. W. Erb- und Gerichtsherrn auf Harbeke etc. Königl. Grossbritannisch. und Kurfstl. Braunschw. Lüneb. Berghauptmanne etc. 1799. 32 S. gr. 8. Die Sage von den goldgrabenden Ameisen und Greiffen hat sich bekanntlich über 2000 Jahre erhalten. Lange vor Ctesias hatte sie zum Theil schon Aristeas Proconnesius, noch umständlicher aber Herodotus, und ungefähr 80 Jahre nach ihm Nearchus, und dieser als Augenzeuge, erzählt. Vom Megasthenes und Strabo, wie vom Pomponius Mela, Arrian, Plinius und Aelian ward die Fabel von neuem aufgewärmt; ja Philostratus beschreibt sogar die Gestalt und Farbe der Greiffe mit einer beynahe Linnéischen Genauigkeit. Vom 13ten bis zum 17ten Jahrh. wurde die Sage von glaubwürdigen und verdienstvollen Männern vorgetragen. Der berühmte *de Thou* behauptete mit der grössten Zuverlässigkeit, dass Schach-Thamas, Sophi von Persien im J. 1559. durch seinen Gesandten dem Soliman, nebst vielen andern Geschenken, auch eine goldgrabende indische Ameise übersandt habe, ungefähr von der Grösse eines Hundes, aber ungemein wild und beissig. Selbst in unsern Tagen noch hat einer der aufgeklärtesten Gelehrten, *Larcher*, die Existenz dieser Ameisen öffentlich (in s. *Herodot T. III. notes sur la 3me Livre* p. 339.) vertheidiget. Eine so merkwürdige und durch das Alterthum gleichsam geweihete Sage verdiente gewiss eine genauere Untersuchung. Hr. *v. V.*, der jene vollständig aufgeführten Zeugnisse vorzüglich auch zur Rechtfertigung des Ctesias benutzt, macht hier mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn und mit der durch Sachkenntniss erworbenen kritischen Vorsichtigkeit, die ihn vor gewagten Hypothesen bewahrt, einen glücklichen Versuch, diese Tradition aus dem Verfahren und der Methode zu erklären, wie überhaupt die ältesten Völker in jenem Zeitalter ihre Goldwäschen betrieben. Die Methode, um das Gold in der bekannten Sandwüste *Schamo* oder *Cobi*, welche in der grossen Tatarey, an der Grenze von Gross-Thibet und der chinesischen Tatarey hinaufzieht, zu gewinnen, war eben dieselbe, die unter dem Namen von Seifarbeit oder Goldwäsche überall bekannt ist, und die man noch jetzt in Ungarn, Amerika u. s. f. anwendet, den metallischen Gehalt der güldischen Sand- oder Erdlager gehörig auszuscheiden. Da allen Nachrichten zufolge das jährlich dort abzuliefernde Product äusserst beträchtlich war; so musste eine grosse Anzahl Menschen dabey angestellt und damit beschäftiget seyn. Sklaven, Kriegsgefangene und Staatsverbrecher, die unter strenger Aufsicht einiger Vorgesetzten standen, betrieben diese Seifarbeit, zum Theil auch nur Kinder. Alle gingen wegen der dort herrschenden grossen Hitze und beständigen Arbeit im Wasser unbekleidet (*Diod.* S. To. I. p. 181 sq.) Der güldische Sand wurde unter freyem Himmel auf eben solchen Herden verwaschen, welche noch jetzt in unsern Pochwerken zum Verwaschen der metallischen Schlinge im Gebrauche sind. Statt der Planen aber, um die Goldkörner aufzufangen, bediente man sich hier der Felle von einigen dort einheimischen Füchsen. (*Strabo* XI. p. 763. *Appian.* Vol. I. p. 797. *Schweigh.*) Es war daher nothwendig, dass jährlich eine grosse Anzahl dieser Thiere eingefangen wurde. Viele davon unterhielt man vielleicht unmittelbar neben den Goldwäschen, einige auch wohl, als eine merkwürdige Thierart, in den Menagerien der Grossen (*Herodot.* l. VII. p. 249.) Ihre Unentbehrlichkeit bey den Goldwerken kannte man; auch wusste und sah man, dass sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt unter der Erde suchten, sich eingruben, und gleich den Ameisen, hierdurch grosse Sand- und Erdhügel aufwarfen; aber von ihrem eigentlichen Gebrauche war man nicht unterrichtet. Weil nun der verwaschene und vom Golde gereinigte Sand in unzählbaren grossen Haufen liegen blieb, welche den grossen Ameisenhaufen völlig ähnlich waren; so wurden allmählich diese so verschiedenen Nachrichten, dunkele Sagen und halbwahre Ideen von der unkundigen Menge vermischt und durcheinander geworfen. Man nehme dazu, dass denen, welchen diese Goldwäsche tributar war, äusserst daran gelegen seyn musste, alle unberufene Neugierige, Räuberbanden u. s. w. von dieser ganzen Gegend abzuhalten, und dass man daher, ausser dem Verbote bey Lebensstrafe diese Gegend zu betreten, die Hauptzugänge mit einzelnen Wachen besetzte, welche gewöhnlich einige von den bekannten sehr grossen indischen Hunden mit sich führten. So wird man begreifen, wie man dieser Beschützung allen möglichen Nachdruck zu geben, nicht blos jene dunkle Sage von goldgrabenden und sehr beissigen Thieren benutzen, sondern noch überdiess andere höchst abentheuerliche und fürchterliche Nachrichten von dieser goldreichen Gegend ersinnen konnte. Die aufgeworfenen Sandhügel machte man zu Werken grosser und gefährlicher *Ameisen*, und die grossen indischen Hunde zu *Greiffen*, die man vielleicht auch zuweilen, künstlich ausgekleidet und mit Flügeln versehen, auf Anhöhen zur Wache öffentlich ausstellte (?). (Man kennt auch andere dergleichen phönizische und griechische Kaufmannslegenden, welche die Politik, bey der damaligen Unkunde der Naturgeschichte, zu gleichen Zwecken ersann und verbreitete, und die vielleicht hier, zur Unterstützung der sinnreichen Vermuthung, eine flüchtige Andeutung verdient hätten, s. *Gesneri Praelectt. de navigat. Phoenic.* b. s. Orpheus p. 448. *Beckmann ad Antigonum Caryst.* p. 87. derselbe in s. *historia natural. veterum* p. 144. Dass spätere Griechen über diese Wundermährchen, die man in ganzen Büchern aufbewahrte (*Gellius* N. A. IX. 4.), lachten, ist zum Theil schon aus *Lucian's wahrer Geschichte* bekannt.) Zum Schluss macht der Vf. noch einige Bemerkungen über diese Wunderthiere in artistischer Hinsicht, und giebt einige lehrreiche Winke, die Sage von dem bekannten *Argonautenzug*, so wie die Mosaische Vorstellung vom *Cherub* mit jenen Fabeln zu vergleichen. „Man könnte, sagt er, von allen diesen Wunderthieren, dem *Cherub*, den *Greiffen*, den *Sphinxen*, dem *Baal-ze-Bub*, den *Hippogryphen*, der *Chimära*, dem *Drachen*, dem *Satan*, dem *Lindwurm*, dem *Berg-Kobold* u. s. w. eine vollständige Geschlechtstafel nach Büffon's Methode verfertigen, um sowohl diplomatisch als pragmatisch nachzuweisen, dass sie alle, ohne Ausnahme, nur von Einem gemeinschaftlichen Stammvater entsprungen, und nach Verschiedenheit der Zeitalter, der Klimate, der Länder, in die so verschiedenen Arten und Abarten übergegangen sind." Solch' eine mythologische Deduction, in demselben Geist ausgeführt, welche die angezeigte Schrift athmet, würde gewiss durch neue interessante Ansichten bekannter Gegenstände höchst belehrend seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. Julius 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Salisbury, b. Easton: *An Excursion to the united States of North America*, in the Summer 1794 by *Henry Wansey*. Second Edition with Additions. 1798. 270 S.

Bereits in Nr. 350. d. A. L. Z. 1798 haben wir von der ersten Ausgabe dieser Sommerreise nach den nordamerikanischen Freystaaten, die deutsche Uebersetzung angezeigt. Mit ihr stimmt diese zweyte fast überall wörtlich überein, und des Vfs. Zusatze bestehen in kurzen Anzeigen der dort gemachten Bekanntschaften und einzelner kleinen Vorfälle, die seine Person betreffen. Er bereisete ohnehin nach einem kurzen Aufenthalt in Hallifax, nur die Poststrasse zwischen Boston und Philadelphia, und besuchte nur ausser dieser Strasse einige Ortschaften in der Nachbarschaft von Neuyork. Ausser den bereits bemerkten Veränderungen enthält die zweyte Ausgabe noch des Vfs. Rückreise nach England, Schiffahrtslisten von Boston, Neuyork und Philadelphia, einige Auszüge aus fremden Tagebüchern, die innern Landstriche der Freystaaten betreffend, und Dr. Ramsay's Addresse an die Nordamerikaner, worin er ihnen Einigkeit und Frieden empfiehlt. Ferner sind eingeschaltet Vergleichungstabellen der nordamerikanischen Volksmenge von 1774 bis 1795. Im letzten Jahre hatte sie sich bis auf 5.250,690 Seelen vermehrt. Die hier gedruckte Liste von 1791 enthält viel Unrichtigkeiten. Die darin nach den einzelnen Staaten angegebene Menschenzahl gehort nicht diesem, sondern dem vorhergehenden Jahre. Die Summe der damaligen Bevölkerung ist nicht 3,925,326, sondern 4,255,000 Seelen; auch hatte Vermont damals nicht 885,000, sondern nur 85,539 Einwohner. Nach der ersten Angabe würde dieser erst im Revolutionskriege entstandene Staat, die gröfste Bevölkerung von allen übrigen haben. Noch hat Hr. *W.* dieser neuen Ausgabe ein Verzeichnifs der neuesten in den Freystaaten gedruckten und nachgedruckten Bücher angehängt. Unter den ersten haben wir, ausser einigen Erbauungs- und Erziehungsschriften, die bekannten Geschichtschreiber der einzelnen Freystaaten wieder gefunden. Auch Delaware hat jetzt eine eigene Landesbeschreibung. Das andere Verzeichnifs besteht gröfstentheils aus Nachdrücken allgemein gelesener brittischen Schriftsteller. Doch sind ausser diesen auch die englischen Uebersetzungen von Zimmermann über die Einsamkeit in Philadelphia 1793, von Klopstock's Messias in Elisabethtown 1788. und Gessner's Tod Abels in Philadelphia 1791 wieder aufgelegt worden.

Noch wollen wir einige Fehler der deutschen Uebersetzung dieser Reise bey Gelegenheit dieser neuen Ausgabe verbessern. Dort heifst es unter andern S. 84., dafs ein gewisser Noble in Connecticut von zwey Ahornbäumen in vier und zwanzig Stunden 24 Pfund 13 Unzen feinen Zucker gewonnen habe. Der Vf. hat diese Stelle auch mit einem ? bemerkt. Es mufs aber heifsen, dafs Noble in der angeführten Zeit von zwey Bäumen aus 23 Pfund Saft 4 Pfund 13 Unzen Zucker erhalten habe. S. 177. der Uebersetzung wird bey Philadelphia angemerkt, dafs Hunde und Stühle mit Decken von Pferdehaaren eine Abgabe von 5 Shilling erlegen müssen. Für Stühle schien uns damals schon die Taxe zu hoch. Es heifst aber im Originalstück nicht Stühle, sondern *one horse Chaise*, d. i. eine Kariole, welche, da jetzt alles amerikanische Fuhrwerk taxirt ist, jährlich so viel an Abgaben erlegen müssen.

Leipzig, b. Leo: *Neue Ansicht von Leipzig.* Für Reisende von einem Reisenden. *Nebst Bemerkungen über Meissen, Hubertsburg* etc. Nebst einem geographischen Plane von den umliegenden Gegenden. 1799. 198 S. 8.

Damit man sich nicht durch die Ankündigung einer *neuen* Ansicht von Leipzig in hohen Erwartungen täusche, so mufs Rec. gleich im voraus erinnern, dafs jenes Beywort blofs im Gegensatze der ältern Beschreibungen dieser Stadt zu verstehen, und höchstens nur auf die Materie, keineswegs aber auf die Form der Schrift zu beziehen sey. Denn der Vf. hat, wie billig war, durchgehends die jüngsten Zeiten und die neueste Beschaffenheit der Stadt im Auge gehabt. Zur Darstellung wählte er die Briefform: die Schilderungen sind treu, durch Mannichfaltigkeit unterhaltend, aber nicht anziehend durch Neuheit. Das flüchtige Hinstreifen über so viele Gegenstände, welche den Vf. und Leser zu einer verweilenden, ruhigen Betrachtung einladen konnten, findet freylich schon in dem Titel seine Entschuldigung. Wer wollte von einem *Reisenden*, der mit Extrapost von Dresden über Meissen (wo er kurze Zeit blieb) und Hubertsburg nach Leipzig fuhr, und dessen Aufenthalt in einer der merkwürdigsten Städte Deutschlands, nur

nur einem flüchtigen Durchfluge glich, eine erschöpfende, philosophische Behandlung dieses so vielseitigen Gegenstandes erwarten? Oder wer wollte sie verlangen, da er selbst (S. 198.) nur *nützliche Winke für Reisende* zu geben gedachte? „Sie bestanden," schreibt er (S. 36.) seinem Freunde, „trotz meiner Weigerung auf Ihrem Verlangen, und als ich Sie auf einige Bücher verwies, die bereits über Leipzig existiren, so hörte ich die Behauptung von Ihnen, dass diese für Ihren Zweck zu vollständig wären, jene wieder gar zu wenig sagten, andere Ihnen zu gallicht, noch andere zu galant vorkämen. Sie trauten mir Parteylosigkeit genug zu, um Ihnen in einigen Briefen die hiesigen vorzüglichsten Einrichtungen und das Benehmen der Einwohner, ohne Galle und ohne vorgefasste günstige Gesinnung anzudeuten; Urtheil genug, um es abzumessen, welche Gegenstände Ihr Interesse erregen, und welche es nicht, oder wenig berühren konnten." In diesen Worten liegt Absicht und Inhalt des Buchs beschlossen, und wir können dem Vf. bezeugen, dass sein Freund ihm nicht zu viel zugetrauet habe. Fremde, welche Leipzig noch gar nicht kennen, werden hier durch manche nützliche, wiewohl nur oberflächliche, Notiz auf den rechten Standpunct gestellt, von dem sie das Angedeutete am Orte selbst näher betrachten können: bey solchen, die schon öfter und länger in Leipzig verweilten, wird die Schrift, weil sie eine Menge Gegenstände mit Geschmack und anmuthiger Leichtigkeit umfasst, angenehme Erinnerungen wecken; und selbst der einheimische Leipziger, voll warmer Vorliebe, auch wohl voll Vorurtheile für seine Geburtsstadt, wird wenigstens urtheilen, dass die Schilderung wahr und unschädlich zu lesen sey. Denn der Vf. ist Niemanden zu nahe getreten: leise angedeuteter Tadel schwindet, wie ein Nebel, im Entstehen, weil der Vf. sogleich wieder dem getadelten Gegenstande wieder eine helle Seite abzugewinnen, und über Alles einen freundlichen Lichtstral zu verbreiten weiss, selbst über die im Durchschnitte so geckenhaften Kaufdiener und über die lustigen Freudenmädchen. Am meisten aber werden die Leipziger Schönen dem Vf. für die Bestreitung des alten Vorurtheils gegen sie danken. Wir setzen einen Theil dieser Rechtfertigung noch zum Schlusse hieher, um die Manier des Vfs. deutlicher, als durch allgemeine Schilderung möglich ist, zu bezeichnen: „Mir kommt es vor (sagt er S. 100.), als ob gerade die hiesigen Damen mit vorzüglicher Grazie ausgestattet wären. Eine schlanke, zarte Gestalt, feine, von Geist und Gefühl belebte Gesichter, die ein schwaches Colorit nur interessanter macht, und deren Erscheinung Ihrem delicaten Auge gewiss angenehmere Empfindungen erregen wird, als die massiven, hochrothen und weissen Schönheiten, die Sie in den Niederlanden angetroffen haben. Aber auch selbst viele von den Damen, welche der Natur weniger Dank schuldig sind, verstehen es, ihr einigermassen mit Hülfe der Kunst zu trotzen, und bekräftigen die Aeusserung des grossen Montesquieu: *Les graces se trouvent moins dans les traits du visage, que dans les manières; car les manières naissent à chaque instant, et peuvent à tous les momens creer des surprises: en un mot, une femme ne peut guère être belle, que d'une façon, mais elle est jolie de cent mille.*" — Die angehängte sehr vollständige und genaue Karte von den umliegenden Gegenden wird Einheimischen und Auswärtigen gleich erwünscht seyn.

WIEN, b. Schuender: *Topographisches Postlexicon aller Ortschaften der k. k. Erblander;* des ersten Theils, welcher *Böhmen*, *Mähren* und *Schlesien* enthält, erster Band von A bis M. Mit höchster Bewilligung des k. k. obersten Generaldirectoriums und der obersten Finanzhofstelle, herausgegeben von *Christian Crusius*, controlirendem Officier der k. k. Postwagenhauptexpedition. Wien 1798. 876 S. Zweyter Band, von M bis Z. 979 S. 8.

Der erste Theil ist den „drey obern Herren Ständen des Erzh. Oest. unter der Ens" zugeeignet, welche auf ihre Kosten für eine neue Topographie und Karte von Oestreich unter der Ens sorgen wollen, und zu dem Ende den Piaristen Rauch auf Reisen im Lande ausgeschickt, ferner den Schauplatz des niederöstreichischen Adels vom k. k. Bergrath von Wissgrill thätigst unterstützt, und auch des Vfs. Unternehmen durch eine umlaufende Empfehlung zur Pränumeration befördert haben. Unter dem ständischen Ausschuss zeichnet sich besonders der Freyherr Franz von Prandau als Beförderer solcher gelehrten Unternehmungen aus. Auch der ehemalige Regierungspräsident, nun k. k. Finanzminister und Präsident der k. k. Hofkammer, Franz Graf von Saurau hat dem Vf. durch die veranlasste Einsendung der nöthigen Nachrichten durch die Kreisämter, und veranstaltete Berichtigung seiner Arbeiten vielen thätigen Vorschub gegeben. Im zweyten Theile des Vfs. folgt Oesterreich; im dritten Ost- und Westgallizien; im vierten die ungarischen Erblande. Es ist zu wünschen, dass der unermüdete Vf. überall die gewünschte Unterstützung durch Nachrichten von Seite der Behörden erhalte. Denn sein Werk dient nicht nur für die Correspondirenden und Postbeamte zum Nachschlagen der richtigen Addressen, sondern auch für die Geographie der östreichischen Staaten selbst, die sich bisher noch nicht, wie manche andere deutsche Länder, einer Dorfgeographie rühmen konnten. Das Lexicon enthält nämlich nicht nur die richtigen von den Dominien selbst angegebenen Ortsbenennungen, sondern auch in welchem Kreise und Bezirk der Ort liege, ob er Stadt, Dorf etc. sey, zu welcher Herrschaft er gehöre, und dann das nächstliegende zur Auf- und Abgabe der Briefe geeignete Postamt; dessen Distanz von Wien angegeben wird, z. E. Chlistow, Böhm. Königgr. Kr. ein Df. z. Hrsch. Neustadt. geh. $2\frac{1}{2}$ St. von Nachod etc.

PHI-

PHILOLOGIE.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Aristoteles Politik und Fragment der Oeconomik.* Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und einer Analyse des Textes versehen von *J. G. Schlosser. Zweyte Abtheilung.* 1798. 330 S. *Dritte Abtheilung.* 1798. 282 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit der dritten Abtheilung ist diese Uebersetzung geschlossen, welche zwar nicht zu den ganz vollendeten gezählt werden kann, aber doch immer einen grofsen Werth hat, sowohl an sich, als durch die beygefügten Anmerkungen und Analyse des Originals. Die Uebersetzung ist im Durchschnitt treu und deutlich; nicht ganz wörtlich aber auch nicht zu frey. Sie würde aber noch ein gröfseres Verdienst haben, wenn nicht in manchen Stellen der Sinn mehr oder weniger verfehlt wäre. Wir führen hier nur einiges der Art an, um den Vf. zu veranlassen, bey einer neuen Auflage diese Mängel zu verbessern. 4. B. 4. K. gedenkt Arist. einer Art von Demokratie, wo ein bestimmtes Vermögen erfodert wird, um an der Verwaltung des Staats Theil zu nehmen. Jeder, sagt er, der dieses Vermögen besitzt, mufs das Recht haben, Antheil an der Regierung nehmen zu können, dieses Recht aber verlieren, wenn er sein Vermögen einbüfst, δει δε τῳ κτωμενῳ εξειναι μετεχειν και τον αποβαλλοντα μη μετεχειν. Hr. S. zieht die Negation μη zu αποβαλλοντα und übersetzt: denn in einem solchen Staate mufs ein Jeder, welcher das gesetzmäfsige Vermögen besitzt, Theil an dem Staatsregiment haben, und diesen Theil nicht verlieren, so lange er dieses Vermögen noch besitzt; dieses ist aber eine zu grofse Tautologie. Aufserdem veranlafst die Uebersetzung den Irrthum, als habe Aristoteles behauptet, jeder Bürger, der das Vermögen besitzt, müsse wirklichen Antheil an der Regierung nehmen, da er blofs von einem Erlaubtseyn, einem Rechte spricht. Doch dieses sind noch kleine Versehen gegen die folgenden, die am Ende dieses Kapitels vorkommen. Es heifst da: Gewifs, wer uns tadelte, dafs wir eine solche Demokratie unter die Staatsformen rechnen, und behauptete, dafs sie gar nicht in diese Kategorie gehörte, würde nicht Unrecht haben: denn wo das Gesetz nichts vermag, was kann da noch für eine Form der bürgerlichen Gesellschaft gedacht werden? *Das Gesetz mufs das Ganze zusammenhalten; der Menschen-Oberste darf nur das Einzelne regieren.* (Sollte heifsen: Das Gesetz mufs das *Allgemeine* festsetzen; die *Obrigkeiten* und die *Bürgerschaft* darf nur das *Besondere* beurtheilen und bestimmen.) Also ist klar, dafs, wenn anders die Demokratieen zu den Staatsformen gehören, eine Regimentsverwaltung, in welcher die Volksschlüsse aus Allem Alles machen können (wo blofs nach Volksschlüssen alles regiert wird), überhaupt gar nicht einmal eine Demokratie seyn könne. *Denn selbst kein Volksschlufs kann in einem solchen Staat das Ganze fest machen.* (ουδεν γαρ ενδεχεται ψηφισμα ειναι καθολυ, es ist nicht möglich, dafs durch Volksschlüsse etwas Allgemeines festgesetzt werde.) 7. B. 11. K. S. 60. „Diejenigen Städte, welche gegen Morgen hin liegen und den Ostwinden ausgesetzt sind, die sind die gesundesten; *nach ihnen die nördlichen, denn diese haben die besten Winter.*" Es ist unbegreiflich, wie die nördliche Lage aus dem Grunde empfohlen werden konnte. Hr. *S.* bemerkt die Schwierigkeit und führt eine Stelle aus dem ersten Buche der Oekonomik an, wo die entgegengesetzte Lage vorgezogen wird. Um so mistrauischer hätte er gegen seine Uebersetzung werden sollen. Der Fehler liegt in dem Ausdrucke: κατα βορεαν, welcher eben das sagt als das Wort καταβορρος, welches für das sinnlose κατανορος in der Stelle der Oekonomik mufs gesetzt werden, und nicht dem Norden zugekehrt, sondern abgekehrt (*aversus*), also gegen Mittag liegend bedeutend. 7. B. 13. Kap. S. 69. heifst es: „Manche, welche mit allem dem, was zu der Glückseligkeit nöthig ist, versehen sind, verfehlen sie doch gleich bey ihrem ersten Schritt." In dem Originale wird die Ursache des Verfehlens angegeben, nämlich, dafs man die Glückseligkeit nicht auf dem rechten Wege und auf die rechte Weise sucht. Dieses hätte ausgedrückt werden sollen. In der darauf folgenden Stelle sagt Aristoteles: die Glückseligkeit bestehe in der Thätigkeit und Anwendung einer vollkommenen Tugend, und zwar müsse sie absolut (ἁπλως) nicht blofs beziehungsweise (εξ ὑποθεσεως) vollkommen seyn. So sey zwar die Bestrafung ungerechter Handlungen eine gerechte Handlung, und in sofern Aufserung einer Tugend, aber nicht an sich, sondern nur beziehungsweise vollkommen, weil es nothwendig sey, das Böse zu entfernen. Dieser Gedanke ist paraphrastisch und doch nicht ganz deutlich in der Uebersetzung ausgedrückt. S. 90. „Wir sagten schon in der Ethik — die Glückseligkeit bestehe in der Thätigkeit und in der Anwendung einer vollkommenen Tugend; und zwar in einer solchen Thätigkeit und einer solchen Anwendung und Ausübung der Tugend, welche nicht von den Umständen abhängt, sondern in einer selbstständigen Thätigkeit und einer unabhängigen Ausübung der Tugend. Unter den Umständen verstehe ich den Zwang, und unter dem Unabhängigen verstehe ich das Ehrbare in der Handlung selbst, ohne Rücksicht auf die Bewegungsgründe und Gesinnung, in welcher sie geschieht. So sind gute Handlungen, die wegen der Strafen und Züchtigungen gethan werden, zwar auch von der Tugend, aber sie sind erzwungen, und was schön an ihnen ist, ist Folge des Zwangs (το καλως αναγκαιως εχει.). — Erzwungen sind diese Handlungen nicht, sondern bedingt nothwendig.

Die Anmerkungen enthalten Sach- und Worterklärungen, welche das Verständnifs des Originals erfodert, und diese sind alle zweckmäfsig und schätzbar. Vorzüglich hat sich der Vf. bemüht, die historischen Data aus der Geschichte und Statistik alter Staaten, welche Aristoteles nur kurz andeutet, ausführlicher darzustellen. Eine grofse Anzahl von Anmerkun-

merkungen beschäftigt sich mit Beurtheilung, Berichtigung und Widerlegung Aristotelischer Gedanken, mit Vertheidigung des Plato gegen unbillige Urtheile seines Schülers, und mit Vergleichung neuerer politischen Behauptungen, vorzüglich des Macchiavel mit den altern. Die eigentlich philologischen und kritischen sind nur als Nebensache zu betrachten, und sie stehen eigentlich nur zur Erklärung oder Rechtfertigung der Uebersetzung da. Eine schätzbare Zugabe ist aber die Analyse des Textes (S. 161 — 208. der dritten Abtheilung). Er schickt einige gute Bemerkungen über die Beschaffenheit der Politik des Aristoteles in wissenschaftlicher Hinsicht, über die Nothwendigkeit und die zweckmäfsigste Einrichtung einer Analyse derselben voraus. „Mich dünkt, sagt er, eine Analyse soll die Hauptidee, welche das ganze Werk umfafst, ergreifen, die Entstehung und Verfolgung dieser Idee angeben, die Verbindung der Hauptideen und der wesentlichen Nebenideen darlegen, und da, wo diese nicht wieder einer Analyse bedürfen, sie nur andeuten, alle Episoden weglassen, und überhaupt den Leser nur in den Stand setzen, sich, wenn er das Buch in die Hand nimmt, er falle, wohin er wolle, gleich zu orientiren." Dieser Idee entspricht auch die Analyse des Hn. *S.* vollkommen, bis auf den Punct, dafs er die Entstehung der Hauptidee — der Staat ist eine Verbindung von Menschen zur Erreichung einer vollkommenen Glückseligkeit — nicht entwickelt, welche nicht in der Politik, sondern in der Moral zu suchen ist. Er theilt die Politik in drey Theile. Der erste enthält die Untersuchung von der Entstehung, dem Wesen und Zweck der Staatsgesellschaften; der zweyte beantwortet die Frage: durch wen handelt und beschliefst der Staat? (Richtiger würde der Inhalt des zweyten Theils in der Frage ausgedrückt seyn: Welche äussere Form ist zu dem Zweck des Staats die tauglichste? an welche Frage sich natürlich alle die Untersuchungen anknüpfen, welche den Inhalt des 3 — 6. Buchs ausmachen); der dritte beantwortet die Frage: Was für Mittel mufs der Staat ergreifen, was mufs er beschliessen und thun, damit er seinen Zweck erreiche? Unter diese drey Gesichtspuncte sind nun alle Untersuchungen, welche in diesen Büchern vorkommen, geordnet; in den zwey ersten Theilen konnte nicht immer die Ordnung des Originals beybehalten werden, da die Materie so sehr zerstückelt, und der Faden der Untersuchung bald abgerissen, bald an einem andern Orte wieder angeknüpft wird. Durch Hn. *S.* Arbeit findet der Leser zu seiner grofsen Bequemlichkeit das Zerstreute an einem Orte zusammen, und da zugleich die Stellen des Originals, wo es vorkommt, angemerkt sind, so vertritt diese Analyse zugleich die Stelle eines brauchbaren Repertoriums.

Hr. *S.* hat der Politik auch die Uebersetzung der Oekonomie beygefügt. Er gesteht selbst ein, dafs diese Schrift für uns von wenig Werth ist, meynt aber, dafs die paar Bogen, welche sie einnimmt, wohl zu entschuldigen wären, „wenn ein weiser Mann bey der Ansicht dieser schlechten Oekonomik auf den Gedanken gebracht werden sollte, eine bessere, die mehr mit den politischen Grundsätzen des Aristoteles übereinstimmte, zu schreiben, und sie in die Cameralschulen und die Cabinete der Regenten einzuführen." Wir sehen nicht ein, warum eine Oekonomik nach Aristoteles politischen Grundsätzen geschrieben, gerade Bedürfnifs seyn, oder warum sie andern guten Werken dieser Art, die wir schon haben, vorzuziehen seyn soll. Zudem bedurfte es zu dieser Absicht wohl keiner neuen Uebersetzung, da schon eine Uebersetzung vom 2. Buch in *C. F. Hugo's* Abhandlungen über das Finanzwesen steht. Hr. *S.* hat sogar aus zu grofser Gewissenhaftigkeit, um nichts, was für Aristotelisch gehalten worden ist, zu übergehen, die Arretinischen Ergänzungen des ersten Buchs mit übersetzt. Uebrigens gilt von dieser Uebersetzung in Ansehung ihres Werths, eben das Urtheil, was wir von der Politik gefällt haben.

* * *

London: *Vie privée du Cardinal Dubois, Archevêque de Cambrai*, premier Ministre du Regent. Seconde Edition, revue et augmentée. 1. T. 180 S. 2. T. 180 S. 3. T. 184 S. 12. avec figures. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 35.)

Berlin, in der Vossischen Buchh.: *Ritualgesetze der Juden*, betreffend Erbschaften, Vormundschaftssachen, Testamente und Ehesachen, in so weit sie das Mein und Dein angehen. Entworfen von *Moses Mendelssohn*, auf Veranlassung und unter Aufsicht *R. Hirschel Lewin*, Oberrabiners zu Berlin. Vierte Auflage. 1799. XXXII u. 198 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 134.)

Ebendaselbst, in Ebenderselben: *Gebete der Juden*. Aus dem Ebräischen übersetzt. Mit Anmerkungen von *Isaak Euchel*. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1799. XVIII u. 408 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. Suppl. Band. Nr. 5.)

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Gebetbuch für christliche Landleute*. Herausgegeben von *Raymund Dapp*. Zweyte vermehrte Auflage. 1799. 223 S. 8. (Die erste Auflage erschien bey Voss in Berlin.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Julius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. Kaven: *Der Bericht des Johannes von Jeſu dem Meſſia.* Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Johann Adrian Bolten*, erſtem Compaſtoren an der Hauptkirche in Altona. 1797. XXIV. u. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

So wenig die Hypotheſe des Ueberſetzers, daſs *auch die Johanniſchen Denkwürdigkeiten Jeſu urſprünglich in ſyriſcher Sprache verfaſst ſeyen*, für ſich haben mag, (worüber wir jeden, der die Sache nicht ſelbſt zu beurtheilen vermag, der Kürze wegen auf: *Bibliothek der Kritik und Exegeſe des N. T.* B. 2. St. 2. S. 278. fg. verweiſen) und ſo wenig gerade bey dieſem Evangelio durch Annahme dieſer Hypotheſe gewonnen wird; (Vorrede S. XIV. f.); ſo wird man doch dieſe Ueberſetzung, welche mit den Anmerkungen einen *commentarium perpetuum* ausmacht, nicht leſen ohne manche Belehrung und noch mehr Veranlaſſung zum Selbſtdenken zu bekommen. Und da man immer zugeben muſs, daſs, wenn auch Johannes ſein Evangelium ſelbſt griechiſch geſchrieben hat, ſein Griechiſch doch voll Syriaſmen iſt; ſo erhalten eine Menge Stellen durchs Zurücküberſetzen ins Syriſche nicht wenig Aufklärung. Hr. B. bedient ſich nicht nur ſehr häufig dieſes Hülfsmittels, ſondern zieht auch bey ſchwierigen Stellen alle orientaliſche Verſionen zu Rathe. Seiner Meynung nach hat Johannes die Abſicht gehabt — „nicht allein eine kurze und zuverläſſige Lebensgeſchichte von Jeſu und den vornehmſten Inhalt der von ihm vorgetragenen Lehren zu liefern, ſondern auch und vornehmlich die Ungläubigen von Jeſu Meſſianiſcher Würde zu überzeugen, und zur Annahme der chriſtlichen Religion zu bewegen. Es werden von ihm daher vorzüglich ſolche von Jeſu gehaltene Reden, worinn er nicht ſowohl moraliſche Lehren ertheilt, als vielmehr ſeine Hoheit und göttliche Sendung ſelbſt behauptet und die ungläubigen Juden widerlegt und für ſtrafbar erklärt hat, eingeſchaltet, und zugleich die von Jeſu zur Beſtätigung ſolcher Behauptungen verrichteten Wunder ſorgfältig angemerket. Weit entfernt, daſs er den äuſsern Beglaubigungsmitteln von Jeſu göttlicher Sendung keinen Werth beygelegt, und einen von Wundern hergenommenen Beweiſs für unwichtig gehalten hätte, beſteht ſeine Schrift gröſstentheils in Wundergeſchichten; und wie er ſein Buch, bey der Anzeige von Jeſu Erſcheinung auf Erden, damit anfängt, daſs er ihn K. 1, 14. als den durch wohlthätige Wunder beſtätigten Sohn Gottes vorſtellt, ſo endiget er es K. 20, 31. mit folgenden Worten: Ταυτα δε γεγραπται, ἱνα πιστευσητε, ὁτι Ἰησους ἐστιν ὁ χριστος ὁ υἱος του θεου, και ἱνα πιστευοντες ζωην ἐχητε ἐν τῳ ὀνοματι αὐτου. Der Beweis, daſs Jeſus der Meſſias iſt, iſt alſo das eigentliche Thema, das in dieſem Buche ausgeführet worden.“ Um die Erklärung von K. 1, 14. zu verſtehn, muſs man wiſſen, daſs Hr. B. den Wörtern δοξα, δοξαζειν und δοξασθηναι durchs ganze Evangelium hindurch die Bedeutung *Wunderkraft*, *Wunderkraft ertheilen, und erhalten* beylegt, weil δοξα bey den LXX. oft vorkomme, um און und עז auszudrücken. Auch im N. T. werde es mehrmals in der Bedeutung von *Allmacht*, *Wunderkraft*, *potentia glorioſa* gefunden. Z. B. Joh. 2, 11. 11, 40. Röm. 6, 4. Dieſe Gründe ſcheinen uns ſehr unzulänglich, um das Wort δοξα durch Wunderkraft zu überſetzen. Daſs און und עז durch δοξα ausgedrückt werden, und deswegen δοξα ſo viel heiſst als *robur, potentia*, auch *potentia glorioſa*, leidet keinen Zweifel — aber warum gerade: Wunderkraft? Und ſehen wir die aus dem Johannes angeführten Stellen nach; ſo weiſt zwar Hr. B. auf 1, 14. zurück, giebt aber keinen weitern Grund an, warum in dieſen Stellen δοξα durch Wunderkraft überſetzt werden müſſe. Röm. 6, 4. reicht auch die Erklärung von *potentia* vollkommen zu. Nur Joh. 11, 4. verglich. mit 9, 3. kann für Hn. B. Meynung ſprechen. So viel Rec. ſieht, iſt δοξα 1, 14. mehr umfaſſend, und bedeutet: *Würde*, *Groſse* oder wie Luther gemeiniglich überſetzt: *Herrlichkeit*, wovon wir übrigens den Beſitz der Wunderkraft nicht ausſchlieſsen wollen. Das paſst nicht nur auf 2, 11. und 11, 40. ſondern auch auf Stellen, die durch die von B. gewählte Ueberſetzung von δοξα, δοξαζειν u. ſ. w. ſehr gezwungen klingen. Man ſehe 12, 23. fg. 16, 14. 17, 4. 5, 10. 22. 24. Nach unſerer Meynung bittet Jeſus, Gott möge ſeine Würde, ſeine hohe, ihm ertheilte Beſtimmung, ſeinen Plan zum Beſten der Menſchen ſo erkannt, und bekannt werden laſſen; wie er zur beſſern Erkenntniſs und Verehrung Gottes alles mögliche auf Erden gethan habe. Vergl. K. 17, 6. und 10. In einigen der angeführten Stellen hat δοξα noch eine ganz andere Bedeutung. So iſt es z. B. 17, 22. offenbar gleichbedeutend mit ἐξουσια im 2ten Vers deſſelben Kapitels. — Die angenommene Bedeutung aber von δοξαζειν und δοξασθηναι, hat Hn. B. auch veranlaſst, das ἐργα ποιειν, und das ἐργον τελειων 17, 4. durchgehends durch *Wunderthun* zu überſetzen. Man ſehe die Anmerkung zu 17, 4. S. 240. wo er ausdrücklich ſagt, es erhelle aus dem ἐδοξασα und δοξασον des folgenden Verſes, daſs ἐργον, welches hier *per enallagen numeri* für ἐργα ſtehe, (?) Jeſu

Jesu Wunder, nicht aber seine ganze Bestimmung, alle ihm vom Vater angewiesene Geschäfte, bedeute. Aber nicht genung in der Voraussetzung, dass δοξαζειν *Wunderkraft ertheilen* u. s. w. anzeige, werden auch die Worte το πνευμα μαρτυρησει περι εμου sowohl 15, 26. als in ähnlichen Stellen von *Bekräftigung der göttlichen Sendung durch Wunder* erklärt; der Ausdruck 16, 13. τα ερχομενα ἀναγγελει ὑμιν von *Weissagungen* verstanden; αιτειν ἐν ονοματι τε Ιησε 14, 13. 16, 23. u. a. von den *vor Wundern verrichteten Gebeten*, und die χαρα, welche nach 16, 23. bey den Jüngern aus der Erfüllung ihres Gebets folgen werde, von der Erfüllung ihres *Wunsches nach Wundern*, genommen. (Wobey wir aber der Erklärung von χαρα und ἀγαλλιαν und χαιρειν 8, 56. *durch Wunsch* und *wünschen*, nach dem Syrischen, gar nicht widersprechen wollen.) Durch dieses alles werden nicht nur die Zeitgenossen Jesu und seine Jünger höchst wundersüchtig dargestellt, sondern auch Jesus legt den grössten Werth auf Wunder, und macht von diesen den Glauben an seine Messiaswürde ganz abhängig; welches so vielen seiner sonstigen Aeusserungen gänzlich widerspricht. Wir können daher auch in der hieraus entstehenden Ansicht von dem Zwecke des Evangeliums nicht mit Hn. *B.* übereinstimmen. — Eben so wenig in seiner Uebersetzung von 1, 1—14. Hr. *B.* erklärt λογος durch das ויאמר אלהים. Gen. 1, 3. und meynet, wie die Juden nach dem Exil schon dieses מימרא דמי personificirt hätten, so werde es hier ebenfalls vom Johannes personificirt, und nimmt an, Johannes wolle in den ersten fünf Versen sagen: *So ist es bey der Schöpfung gegangen, und auf eine ähnliche Weise gieng es auch in unsern Tagen.* Man kann mit dieser Erklärung, wenigstens in der Hauptsache einverstanden seyn; aber man wird es unerträglich und höchst unverständlich finden, wenn er nun übersetzt: „Anfangs war die Sprache; die Sprache fand sich bey Gott; Gott war die Sprache. Sie fand sich anfangs bey Gott" oder V. 14. „Ja die Sprache empfieng einen Körper, hielt sich unter uns auf u. s. w." Wer wird da nicht wieder „*das Wort*" zurück wünschen, bey dem doch auch der deutsche Leser, wenn er den bekannten Spruch: die Himmel sind *durchs Wort* des Herrn gemacht, und Ps. 107, 20. und Weish. Sal. 16, 12. vergleicht, etwas denken kann. — Auch der Erklärung von 8, 23. und ähnlichen Stellen, vom höhern Ursprunge Jesu gegen *Ziegler* können wir unsern Beyfall nicht geben, da Jesus 15, 19. und 17, 14. von seinen Jüngern ebenfalls sagt: ὀκ εισι εκ τε κοσμε, καθως ἐγω ἐκ ειμι ἐκ τε κοσμε. So ist auch unserm Gefühl nach die Erklärung von ἀρχων τε κοσμε τετε 12, 31. 14, 30. und 16, 11. durch: *das jüdische Synedrium*," zu gesucht, da man zumal gar nicht sieht, warum nicht *der Satan* verstanden werden soll, da derselbe doch von Jesu beym Johannes als der Vater der feindselig gesinnten Juden (des κοσμε) vorgestellt wird. Doch wir übergehen mehrere Stellen, wo wir in der Erklärung nicht mit dem Vf. übereinstimmen, worunter auch die vielen gehören, in welchen die allgemein gerügte Uebersetzung des υἱος τε ἀνθρωπε durch: *man*, oder ein *gewisser*, vorkommt, und zeichnen noch einige Stellen aus, über welche Hr. *B.* scharfsinnige und unsers Bedünkens, richtige Erklärungen gegeben hat. 1, 14. πληρης χαριτος και ἀληθειας, reich an thätiger Liebe. „חסר ואמת, ein gewöhnlicher Ausdruck, um eine, nicht bloss in Worten bestehende, sondern thätige Liebe und Freundschaft zu bezeichnen. Gen. 47, 19. Jos. 2, 14. Johannes nennt es 1 Br. 3, 8. ἀγαπαν ἐργῳ και ἀληθειᾳ." Wo Johannes d. T. von Jesu sagt ἐμπροσθεν με γεγονε 1, 15. 31. da erklärt dieses Hr. *B.* von dem frühern Aufenthalt Jesu am Jordan, und setzt S. 12. hinzu. „Wahrscheinlich hatte Jesus eine verborgene Grotte dieser Gegend bereits vor des Johannes Ankunft bewohnt (V. 40.) der Evangelist aber mag den Ausspruch des Täufers ἐμπρ. μ. γεγ. auf das frühe Daseyn des in Jesu sichtbar gewordenen Lichts und des in ihm eingekörperten *Memra* haben anwenden wollen" 3, 5. 6. „ohne durch Wassen geistlich (ἐκ πνευματος) geboren zu werden, vermag niemand ins Messianische Reich zu gelangen; durch die natürliche Geburt wird man ein natürlicher Mensch, durch die geistliche Geburt (die Taufe) wird man ein geistlicher Mensch, (ein Bürger meines Reichs.)" Mit dieser, so erklärten Stelle wird 6, 63. verglichen, wo ebenfalls σαρξ und πνευμα einander entgegengesetzt sind. „Hier (6, 63.) ist dem Johannes πνευμα eine im geistlichen und metaphorischen Sinne zu verstehende Rede (wie sein Vortrag vom Himmelsbrode war) und σαρξ eine im natürlichen und eigentlichen Sinne gemeynte Rede, (wie die Behauptung der Juden vom Manna). *Das Verblümte ist kraftvoll, das Natürliche ist ohne Wirkung.*" 3, 35. *Der Vater hat den Sohn zu lieb, als dass er ihm nicht alles offenbaren sollte.* Hierzu die Anmerkung: „die Redensart διδοναι ἐν τῃ χειρι τινος bedeutet hier (und 13, 3.) nicht jemanden eine Gewalt oder Herrschaft verleihen, sondern eben das, was Matth. 11, 27. παραδιδοναι τινι. Beide Zeitwörter stehen für מסר, und ביר, ἐν τῃ χειρι, ist bekanntlich oft eine *particula explens dativum.*" — 5, 26. *Denn so wie der Vater das Leben in seiner Gewalt hat.* „ἐν ἑαυτῳ steht hier für בירו. Jos. 9, 1—11. steht für בירכם bey den LXX. ἑαυτοις. Vergl. Prov. 18, 21." — 5, 37. *Ja der Vater, von dem ich gesandt bin, hat auch selbst von mir ein Zeugniss abgelegt.* (bey der Taufe) *Doch da ihr seine Stimme nicht selbst gehört, und seine Erscheinung nicht gesehen habt,* (d. i. den geöffneten Himmel und den herabfahrenden Geist Gottes) *so gebet ihr auch dem was er gesagt hat, keinen Raum.* Λογον μενοντα ἐχειν ἐν ἑαυτῳ einer Versicherung bey sich Raum geben, wie ἀνθρωπον μενοντα ἐχειν, jemanden in seinem Hause aufgenommen haben. — 6, 51. *Das Brod, das ich schenke, bin ich selbst.* (גוף, σωμα oder σαρξ vertritt die Stelle des *pronominis reciproci*) *als der ich mich zum Leben der Welt selbst aufopfere. Da stritten die Juden unter einander über die Frage, wie er sich ihnen selbst zu essen geben könnte? Jesus sagte deswegen zu ihnen: Ich schwöre euch, es giebt für euch kein*

kein Leben, falls ihr nicht Jemandes Leib esset, und Jemandes Blut trinket d. i. falls ihr mich nicht ganz genießet. — 6, 68. ῥήματα ζωῆς αἰωνίου ἔχεις deine Worte sind von ewiger Kraft. (S. V. 63.) Darnach ist auch 17, 2. 3. ζωὴ αἰώνιος erklärt: *Du hast deinem Sohne in Ansehung aller Menschen den Auftrag gegeben* (ἐξουσίαν πάσης σαρκός) *allen, die ihm von dir zugeführt würden, eine ewige kräftige Lehre mitzutheilen, ich meyne, sie davon zu überzeugen, dass ausser dir du wahrer Gott, kein Gott, und Jesus der Messia, dein Gesandter ist.* Zum 3ten V. setzt Hr. B. in der Anmerkung hinzu: man konnte damit das kurze Muhamedanische Glaubensbekenntnifs vergleichen: *Es ist kein Gott, ausser Gott, und Muhamed ist sein Gesandter.* — Eine sehr gute Erläuterung erhält. 7, 4. *Wer sich hervorthun will, muss nicht das Licht scheuen.* „ζητεῖ ἐν παρρησίᾳ εἶναι — παρρησία steht bey den LXX. für קוֹמְמִיּוּת oder Levit. 26, 13. für קוֹמְמִיּוּת die Höhe. Das Zeitwort παῤῥησιάζεσθαι wird unter andern auch Ps. 93, 1. für יָפַע, *glänzen* angetroffen. Diesem nach wäre ἐν παρρησίᾳ εἶναι, sovielals: *in einem hohen glänzenden Stande,* ἐν δόξῃ, *seyn,* und ζητεῖ ἐν παρρησίᾳ εἶναι, soviel, als: *er wünscht sich berühmt zu machen, und emporzuschwingen.* Hiermit, wollten die Verwandten Jesu sagen, (denn es ist hier eine *Metathesis subjecti et praedicati*) kann kein ποιεῖν ἐν κρυπτῷ, kein Zurückziehen vom Lichte bestehen.“ — Erlaubte es der Raum so würden wir noch mehrere beyfallswerthe Erklarungen als VII. 49. IX. 29. XI. 25. XVI. 23. XIX. 13. u. s. w. anführen. Das 21te Kapitel hält Hr. B. aus triftigen Gründen für spätern Ursprungs. In folgenden Stellen schien uns der Sinn verfehlt, oder doch nicht bestimmt genug ausgedrückt zu seyn: 5, 30. *ich verurtheile niemanden ungehört* — 9, 24. δὸς δόξαν τῷ Θεῷ *scheue hier Gottes Antlitz.* 12, 47. *Ich verurtheile keinen als den, der meinen ihm erschollenen Reden nicht Glauben geben will.* — 13, 28. *Hieraus konnte sich keiner von der Tischgesellschaft vernehmen.*

HERBORN: *Entwurf einer Geschichte des Glaubens an Vergeltung und Unsterblichkeit bey den Juden,* von *Joh. Ernst Christ. Schmidt.* Erste Hälfte. 1797. 8 Bogen. 8.

Eine zwar sehr kurze aber mit der lichtvollesten Deutlichkeit und Ordnung, und nach einem ganz neuen Gesichtspunct bearbeitete Darstellung des Glaubens an Vergeltung und Unsterblichkeit bey den Juden, von der wir die ganze Gedankenreihe des Vf's. möglichst zusammengezogen den Lesern mittheilen wollen.

Zuerst zeichnet der Vf. den Gang vor, welchen dieser Glaube unter den Menschen nach der fortschreitenden Vernunftcultur nimmt. Da die Vernunft unbedingt Sittlichkeit oder Heiligkeit des Willens, die sinnliche Natur des Menschen aber Glückseligkeit verlangt, in welchen beiden Stücken vereinigt das höchste Gut besteht: so erwartet der Mensch, sobald er an höhere Wesen, oder ein höheres Wesen glaubt, von diesen die bewirkte Uebereinstimmung zwischen seiner Würdigkeit und seinen Schicksalen. Er erwartet sie aber zuerst in diesem Leben. Allein, wenn er sich lange mit diesem Glauben hingehalten hat; so entstehen Zweifel aus der häufig gemachten Erfahrung, dass der Gute oft leidet, und der Bösewicht glücklich ist, und dass jene gehoffte Congruenz zwischen Würdigkeit und einer derselben angemessenen Glückseligkeit auf Erden ein leerer Traum bleibe. Nun wagt es die Vernunft, die Zeit der Vergeltung in ein anderes Leben zu setzen, und die Hoffnung der Unsterblichkeit zu fassen, die in den Träumen, worinn verstorbene Personen als lebend erscheinen, Bestätigung findet. So entsteht Glaube an Vergeltung nach dem Tode.

Aber die Vernunft giebt dem Menschen den Zweck auf, nach höchster Sittlichkeit zu streben, erkennt dabey zugleich, dass kein endliches vernünftiges Wesen der Erreichung dieses Ziels fähig sey. Um sich nun den Widerspruch, in welchen sie mit sich selbst kommen würde, zu heben, muss sie ein ins Unendliche fortgehendes Streben nach absoluter Sittlichkeit von dem endlichen Wesen annehmen, also eine an keine Zeit beschränkte Fortdauer des menschlichen Ichs. Dieser Glaube an Unsterblichkeit setzt den höchsten Grad von Vernunftcultur voraus, und kann nicht so früh entstehen, als der Glaube an Vergeltung nach dem Tode.

Bey den Juden hat kein anderer Glaube als bloser Glaube an Vergeltung nach dem Tode statt gefunden. Diesen erörtert der Vf. in 16 Abschnitten. Lange erwarteten die Juden nichts als Vergeltung in diesem Leben. Vor Mose wehen weiter nichts als Sagen von Vergeltung, die den einzelnen Ausgezeichneten betroffen haben, aus der Vorzeit herüber. (Ganz richtig scheint dieses nicht zu seyn. Die Sethiten, weil sie Verehrer Gottes waren, wurden sämmtlich ausgezeichnet, und in der Geschichte der Sündfluth liegt wo nicht Glaube an Vergeltung überhaupt, doch an Bestrafung aller, die es verdienen, zum Grunde.) Dies ändert sich ganz mit der Erscheinung des mosaischen Gesetzes. Jetzt trifft die Vergeltung alle Menschen, und es geht eine neue Art von Glauben an Vergeltung hervor, die den Staat betrifft, nach welchem die glückliche oder unglückliche Lage des Staats von der Gottheit nach dem Verhältnifs ihres Gefallens oder Missfallens an dem grössten Theile des Volkes, oder an den wichtigern Individuen desselben bestimmt wird. In der Periode bis zu den Königen werden die Schicksale des Staats nach der Würdigkeit des grössern Theils der Nation laut der Bücher Josua, Richter, Samuels ertheilt. Während des blühenden Königthums, wo die Vernunftcultur um einen Schritt weiter gekommen ist, werden Zweifel erhoben, ob eine Congruenz zwischen Tugend und Glückseligkeit in diesem Leben vorhanden sey. Ps. 73, 39. Hieher gehört auch die Jobiade. Aber noch beschränkt sich alle Erwartung auf dieses Erdenleben, obgleich dadurch, so wie durch den Glauben an Nekromantie, Hoffnung der Unsterblichkeit und künftigen Vergeltung vorbereitet wurde. Unter den folgenden Köni-

Königen sank der israelitische Staat, und unter sich selbst getheilt, ward er eine Beute der machtigen Nachbarn. Aber dieses Misgeschick war eine Folge der vernachlässigten Verehrung des Jehova. Das feste Vertrauen, Jehova verlasse sein Lieblingsvolk nicht, er stelle seinen alten Flor und Glückszustand wieder her, sobald es das göttliche Gesetz pünctlich befolge, liess sie einen Erretter, den Messias, erwarten, wie Gott in den ehemaligen Zeiten ausserordentliche Retter in den härtesten Bedrängnissen ihm erweckt habe. Jetzt wagte es endlich die Vernunft, die Vergeltung in ein zukünftiges Leben nach dem Tode zu setzen. Die Zeit der Entstehung dieses Begriffs können wir in keine Zeittafel eintragen, aber eine Schrift besitzen wir, ungewiss, ob vor oder nach dem Exil geschrieben, welche diesen Glauben schon bestreitet, *Kohelet's* Lehren. In Babylonien wurde die reine altisraelitische Lehre mit zoroastrischen Lehren vermischt, und ein böses Princip, welches mit der Sünde zugleich das physische Uebel in die Welt eingeführt habe, angenommen. Da Satan die Congruenz zwischen Tugend und Glückseligkeit auf Erden hindert; so sahe man sich genöthigt, diese in einem andern und bessern Leben zu suchen. In kanonischen Büchern, die während des Exils geschrieben sind, ist die Lehre von der Auferstehung schon bekannt, weil im Ezechiel und Jesaias ein Bild von ihr hergenommen ist, und im Daniel Kap. 12. ihre Wahrheit behauptet ist. Sie enthält den Glauben an Fortdauer und Vergeltung jenseits des Grabes. Bald nach dem Exil bildeten sich die verschiedenen jüdischen Secten, genauer kann man die Zeit ihres Ursprungs nicht bestimmen. Die Sadducäer, welche dem alten System zugethan blieben, und keine neuen Lehrsätze mit den Aussprüchen der alten Propheten vermischen wollten, verwarfen daher die Lehre von der Unsterblichkeit oder Auferstehung, während die Pharisäer kein Bedenken trugen, ihr ihren Beyfall zu geben. Als der Vf. des zweyten Buchs der Maccabäer schrieb, muss dieser Glaube unter den Juden sehr verbreitet gewesen seyn. Die ägyptischen Juden aber, welche, wie der Verfasser der Weisheit Salomonis mit pythagoräisch-platonischer Philosophie vertraut geworden sind, scheinen Unsterblichkeit der Seele und Vergeltung in jenem bessern Leben, ohne Wiederbelebung des Körpers, nach den Grundsätzen ihrer griechischen Philosophie angenommen zu haben. Das Volk um die Zeiten Jesu, das den Pharisäern anhing, scheint allgemein an Unsterblichkeit und Vergeltung nach dem Tode geglaubt zu haben, denn nur den Sadducäern wird vorgeworfen, dass sie dieselbe läugneten. Es glaubte an Auferstehung und Wiederherstellung des jetzigen Körpers so buchstäblich, dass es selbst annahm, der Lahme werde in jenem Leben lahm, der Blinde in jenem Leben blind seyn.

So weit die Gedankenreihe des Vfs., der es einer künftigen Untersuchung vorbehält, ob das Christenthum nun weiter geschritten sey, und zu dem Glauben an einen in's Unendliche gehenden Progressus nach absoluter Sittlichkeit etwas beygetragen habe.

Man kann die Verdienste nicht verkennen, welche der Vf. durch diese obwohl kurze, doch pragmatische Darstellung des Glaubens an Vergeltung und Unsterblichkeit unter den Juden sich erworben hat; wobey ihm die Philosophie die Bahn zeigte, welche die menschliche Vernunf hier allmählich zu gehen pflegt. Aber ob nicht bey solchem *a priori* entworfenen Gang der menschlichen Vorstellungsarten öfters die Geschichte sich unserer Idee oder philosophischem System müsse anpassen lassen; ob nicht eben deswegen der Vf. andere Ursachen übergangen habe, welche den Mythus vom Scheol veranlassten, wie dieser Mythus selbst die Unsterblichkeitslehre unter den Juden zum Theil könnte befördert haben: möchte doch noch eine Frage seyn. Wenigstens dünkt es uns, er rechne auf diesen Mythus, der doch die ersten Spuren der Annahme einer Fortdauer nach dem Tod enthält, zu wenig. In der Erklärung mancher Stellen, z. B. dass die Redensart *zu seinen Vätern versammlet werden*, nichts weiter heisse als *sterben;* dass im Kohelet die Unsterblichkeit bestritten werde; und dass Dan. Kap. XII. von der eigentlichen Auferstehung der Todten die Rede sey, darüber werden nicht alle seine Leser mit ihm übereinstimmen. Uns hat am wenigsten der verächtliche Seitenblick gefallen, welchen der Vf., wiewohl mit einiger Entschuldigung, auf diejenigen wirft, welche vor ihm eine Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit unter den Hebräern geschrieben haben.

* * *

Erfurt, b. Keyser: *Termineologietechnisches Wörterbuch zur Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, in alphabetischer Ordnung.* 2te vermehrte Aufl. Herausgegeben von *F. A. Schröter.* Erste Hälfte. A bis L. 1799. 122 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 44.)

Berlin, b. Wever: *Vom Unterschiede des Accusativs und Dativs, oder des mich und mir, Sie und Ihnen etc.* Nebst einigen andern kleinen Schriften, die deutsche Sprache betreffend, für solche, die keine gelehrte Sprachkenntniss haben. In Briefen von *K. Ph. Moritz.* 4te Aufl. 1798. 258 S. 8. (12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1781.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Julius 1799.

PHILOSOPHIE.

Paris, b. Laveaux u. Moutardier, u. Strasburg, b. Treuttel u. Würz in Comm.: *Histoire de l'origine, des progrès et de la décadence des sciences dans la Grèce* traduite de l'Allemand de *Christophe Meiners*, Prof. ord. de Philosoph. à l'univerf. de Göttingue, par *J. Ch. Laveaux*. An. VII. (179 8/9.) Tom. I. XXIV S. Vorr. des Ueberf. 64 S. Vorrede des Vfs. u. 364 S. Tom. II. 384 S. Tom. III. 491 S. Tom. IV. 424 S. Tom. V. 371 S. 8.

Bisher war der literarische Verkehr zwischen den Deutschen und Franzosen fast immer nur einseitig; während jene das Beste, was in französischer Sprache geschrieben worden, mit unermüdlichem Fleiſse auf den einheimischen Boden verpflanzten, waren unter diesen nur wenige Literatoren, welche die Werke deutscher Gelehrsamkeit kannten und schätzten, und selten dachten geborne Franzosen an das Uebersetzen, so lange sie es nicht der Mühe werth hielten, die deutsche Sprache zu lernen. Der Lauf der Zeit, der so groſse Revolutionen herbeygeführt hat, scheint auch in dem literarischen Verhältniſs beider Nationen eine Veränderung zu bewirken. Davon liefert auch die gegenwärtige, wohlgerathene Uebersetzung einen angenehmen Beweis. Beide Gelehrte, welche es übernommen haben, dieses gelehrte und kenntniſsreiche Werk in das Französische zu übertragen, Hr. *Laveaux* und Hr. *Chardon-la-Rochette*, zeigen sowohl durch die Wahl als durch die Bearbeitung desselben eine Kenntniſs der deutschen Literatur und Sprache, die ihnen Ehre macht. Von dem ersten rührt die Uebersetzung her, der zweyte besorgte den correcten Abdruck der Noten. Ein Brief des letzten an den ersten vertritt die Stelle der Vorrede. Er spricht darin von dem Werthe, den Vorzügen und Mängeln des übersetzten Werks. „*De tous les ouvrages modernes sur la Grece, aucun ne nous apprend autant de choses, que celui de Mr. Meiners; aucun ne renferme autant de vues profondes; aucun ne montre plus de discernement, de sagacité, de vraie philosophie. L'auteur écarte d'une main ferme toutes ces traditions fausses, qui rendoient si obscure une partie de la philosophie des Grecs. — Il a jeté le jour le plus lumineux sur le siecle des Sept Sages, sur Pythagore et les Pythagoriciens, sur les Sophistes, sur la personne et la philosophie de Socrate, sur la doctrine de Platon.*" Er fügt diesem Urtheil noch das Lob des Gillies in seiner Geschichte Griechenlands bey, und beurtheilt bey dieser Gelegenheit zwey ähnliche Werke, nämlich die *Reise des Anacharsis* und *die philosophischen Untersuchungen über die Griechen von Pauw*, kurz und unparteyisch. Bey dieser Gelegenheit wird die Nachricht wiederholt, daſs der berühmte *D'Anſſe de Villoiſon* an der längst gewünschten *Voyage de Grece*, arbeitet.

Die Uebersetzung ist, so weit wir sie verglichen haben, treu und geschmackvoll, bis auf einige kleine Anmerkungen, die, wir wissen nicht warum, ganz übergangen sind. Die weitläuftigen Noten unter dem Texte waren aber in den Augen der Franzosen ein Anstoſs; sie wurden daher mit den Beylagen an das Ende eines jeden Bandes verwiesen, und nur die kleinen, welche die historischen Belege nachweisen, blieben unter dem Texte stehen. Die lateinischen und griechischen Stellen, welche in dem Original voll Druckfehler sind, liest man hier durch die Bemühung des zweyten oben genannten Gelehrten nach den besten Ausgaben berichtigt und mit Sorgfalt abgedruckt, auch einige derselben zwar wörtlich, aber sehr verständlich übersetzt. Kurz beide Gelehrte haben alles geleistet, was bey Uebersetzung eines Werks dieser Art zu fodern war, und wenn auch von den Anmerkungen, die Hr. Chardon-la-Rochette beyzufügen versprach, nur wenige angetroffen werden (Rec. zum wenigsten hat nur eine einzige am Ende des 3. B. S. 490. 491. gefunden, in welcher zwey Stellen aus Melissus Fragmenten beym Simplicius, die Meiners unverständlich waren [man sehe das Original 1. B. S. 734. 735.], richtig erklärt werden); so haben sie doch gerechte Ansprüche auf den Dank ihrer Landsleute.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. P. Didot dem ältern in den Galerien des Nationalpallasts der Wissenschaften und Künste: *Publius Virgilius Maro.* Bucolica, Georgica et Aeneis. Anno Rep. VI. (179 7/8.) 390 S. 12.

Die Herren P. Didot der ältere, Firmin Didot und Herhan, französische Bürger, unternehmen eine ansehnliche Folge von Ausgaben classischer Autoren in mehrern Sprachen, welche sie *stereotypische* nennen, weil die Formen nicht blos stehen bleiben, (wie man in Deutschland längst solche Drucke an den Cansteinischen Bibelausgaben und andern im Waisenhause zu Halle herausgekommenen Büchern kennt,) sondern weil auch die Lettern, was eigentlich eine neue Erfindung ist, unten zusammengelötet werden, so daſs man sicher ist, daſs kein Buchstab unter der Presse durch die

die Druckerballen herausgerissen werden, oder durch Nachgiebigkeit der Schrauben herunterfallen können. Es kann also in solchen stereotypischen Drucken eine weit grössere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Lettern, auch eine grosse Wohlfeilheit der Exemplare erhalten, und die Correction des Drucks kann bis zu einer absoluten Vollkommenheit getrieben werden.

Um von dem letzten Vorzuge, der Correctheit anzufangen, so bemerkt Hr. P. Didot, dass er bey Gelegenheit seiner grossen Prachtausgabe des Virgilius gewahr geworden, dass auch diejenigen, die für die correctesten gehalten worden, noch gar nicht frey von Druckfehlern sind. Die Brunckische habe er als die correcteste befunden. Aber aus der Elzevirschen von 1636, der Edimburgischen von 1755, der Bodonischen Prachtausgabe von 1793, in zwey Foliobänden, bringt er Verzeichnisse von zum Theil sehr beträchtlichen und unangenehmen Druckfehlern bey. Es können also nur diese stereotypischen Ausgaben zu einer absoluten Correctheit führen; weil jeder in frühern Abdrücken noch bemerkte Druckfehler in den spätern abgeändert wird, ohne dass neue Druckfehler wieder entstehen können.

Wir haben uns die Mühe gegeben, die gegenwärtige stereotypische Ausgabe des Virgilius von Anfang bis zu Ende aufmerksam durchzulesen, und keinen eigentlichen Buchstabenfehler entdecken können. Denn kaum kann man es so nennen, dass Aeneid. II. v. 44:

dolis für *dolis*.

gedruckt ist, nämlich ein umgekehrtes p statt des *d*. Ferner steht Aen. X. 568. *capnt* anstatt *caput*, und wie es scheint, auch *hirsntus* anstatt *hirsutus*. An einigen wenigen Stellen sind Worte mit Accenten versehen, die dergleichen nicht haben sollten. Z. B. Aen. XII, 65. steht *orà* für *ora;* ebendas. v. 80. *ràpidus* für *rapidus*. In Ansehung des Buchstabens *c* ist uns vorgekommen, dass verschiedenemale sich Lettern aus einer andern Schrift eingeschlichen haben, die zwar nicht der Richtigkeit, aber doch der Schönheit des Drucks wegen, ausgemerzt werden müssten. So steht Ecl. VIII. v. 64.

masCula statt *mascula*.

Sonst herrscht überall bis auf die geringsten Kleinigkeiten, auch in Ansehung der Interpunction, die strengste Richtigkeit.

Nun legen wir dem verdienstvollen typographischen Künstler und seinen würdigen Mitunternehmern, in Ansehung des Virgilius, noch folgende Bemerkungen vor. Der Text ist zwar nach mehrern der besten Ausgaben, als von Burmann, Heyne, Brunck, besorgt, doch verdienten aus Hn. Voss Georgicis einige unstreitig bessere Lesarten aufgenommen zu werden; als Georg. III, 303. *dum frigidus* für *quum frigidus*. Ebendas. v. 219. *Sila* für *silva*. Ebendas. I, 195. sollte der Vers so gelesen werden:

Et quamvis igni exiguo properata maderent.

mit einem Puncte hinter dem letzten Worte. Auch was die Interpunction betrifft, wäre wohl rathsam, die Commata nicht zu sehr zu häufen, z. B. in den Versen Aen. II, 19. *Includunt caeco lateri, penitusque cavernas Ingentes, uterumque, armato milite complent* bleibt das Comma hinter *uterumque* besser weg. Eben so Aen. II. v. 13. hinter *repulsi*.

Bey den lateinischen Autoren wäre es vielleicht besser, die Accente zu Bezeichnung mancher Adverbien und der Ablativen der ersten Declination, z. B. *quàm, gravidâ*, wegzulassen, da sie hochstens dem ersten Anfänger nützlich sind, hingegen den Druck entstellen, und das Licht zwischen den Zeilen mindern.

Bey den lateinischen Dichtern aber, wo man so oft einen bestimmten Vers aufzuschlagen veranlasst wird, wäre es doch wohl bequemer, jeden fünften oder zehnten Vers am Rande mit einer Ziffer zu bezeichnen, als bloss neben dem Columnentitel die Zahl des obersten Verses auf der Seite anzugeben.

Ausser dem Virgil sind uns noch folgende stereotypische Ausgaben lateinischer Autoren zu Gesicht gekommen:

1) Ebendas.: *Phaedri*, Augusti liberti, *fabularum aesopicarum* libri quinque. Nova editio cui accesserunt Publii Syri et aliorum veterum sententiae. Anno Reip. VI. 95 S. 12.

2) Ebendas.: *Cornelii Nepotis Vitae Excellentium imperatorum*. Editio stereotypa. Anno Reip. VII. (179⅞). 148 S. 12.

Der ersten ist des Phädrus Leben von Scheffer, der letzten des Cornelius Leben von Vossius vorgesetzt. Im Cornelius stehen über jedem Kapitel kurze Summarien.

Von französischen Ausgaben sind erschienen:

1) Ebendaselbst: *Oeuvres de Jean Racine*. Tom. I. Edition stereotype. 267 S. T. II. 288 S. T. III. 290 S. 12. An. VII. (179)

2) Ebendas.: *Fables de la Fontaine* suivies *d'Adonis*, Poeme. Tome I. Edition stereotype. CXII und 136 S. Tome II. An. VII. 256 S. 12.

Beiden geht eine Notiz über das Leben der Verfasser voran. Beym la Fontaine geben die Herausgeber eine Anzeige von Druckfehlern in der für sehr correct ausgegebenen Ausgabe Paris 1779. 12. Es finden sich darunter viele sehr hässliche, z. B. *mode* für *methode; laiss* für *lassé; riches* für *chiches; bon* für *blond*. Um die Wohlfeilheit der stereotypischen Ausgaben beurtheilen zu können, setzen wir die Preise von des la Fontaine Fabeln her. Sie betragen 43 Bogen, und kosten:

auf ordinär Papier 1 franc 20 centimes, d. i. 7 Groschen 3 Pfennig sächsisch.
auf Papier-Vélin 6 francs oder 1 Laubthaler.
auf Grandpapier-Vélin 9 francs oder 1½ Laubthaler.

Also

Also kostet der Bogen auf ordinär Papier *zwey Pfennige;* auf Papier-Vélin aber ungefähr 1 gr. 1 Pf. sächsisch. Dabey geben die Verleger den Buchhandlungen ein Viertel, und denen, welche 1000 Exemplar auf einmal nehmen, ein Drittel Rabatt.

Noch erbieten sie sich, einige Exemplare stereotypischer Formen für ganze Werke abzulassen, wenn ausländische Buchhändler selbst den Abdruck zu unternehmen Lust hätten. Der Preis würde alsdann für jede Columne drey francs oder ein halber Laubthaler seyn. Der Ankauf der completen Druckformen für die Ausgabe des Virgil würde also zweyhundert und neun Laubthaler betragen.

Schliefslich bemerken wir, dafs Hr. Didot statt des Gedankenstrichs (—) den doppelten Parallelstrich (=) auch statt des einfachen Theilungsstrichs, den doppelten eingeführt hat. Er setzt z. B. *Va=t=en* statt: *Va-t-en;* und im Lateinischen am Ende der Zeile *prae=ficeret,* statt *prae-ficeret.* Dies scheint uns nicht nachahmungswerth zu seyn. Dafs aber das Citationszeichen, welches unsere Buchdrucker Gänsefüfschen nennen („) hier eine andere Gestalt erhalten hat, wodurch sie sich von einem doppelten Comma unterscheiden, ist sehr angenehm.

Mit englischen Autoren ist auch schon ein Anfang gemacht:

Paris, b. Didot d. ältern: *The Vicar of Wakefield,* a tale, supposed to be written by himself. Stereotype edition. An VII. 199 S. 12.

Auch hier, wie überall, haben wir gleiche Richtigkeit und Schönheit des Abdrucks gefunden.

Leipzig, b. Beygang: *Alme oder Egyptische Mährchen. Vierter Theil.*

Auch unter dem Titel:

Sam und Siuph, oder die Rache. 1797. 173 S. 8. (12 gr.)

Auch bey diesem Theile wiederholen wir gern das Urtheil, welches wir über die drey ersten fällten (A. L. Z. 1798. St. 125. S. 162.). Der Vf. behandelt ein Thema, welches in unsern Tagen schon oft der Gegenstand romantischer Dichtungen geworden, und welchem Neuheit zu geben, eben daher eine mit mehrern Schwierigkeiten kämpfende Aufgabe ist — nämlich: geheime Einwirkung von Priesterorden in politische Ereignisse. Allein die Consequenz und die Harmonie, die er in die einzelnen Theile sowohl, als in das Ganze seiner Geschichten, in Charaktern, Handlungen und Nebenverzierungen derselben zu legen weifs, geben ihm, ausser dem wohlgehaltenen Costum des zum Schauplatze gewählten Landes, einen Vorzug vor seinen Vorgängern und einen Reiz der Neuheit, der durch Einfachheit und Würde des Vortrags nicht wenig erhöht wird. Auch die Geschichte der Alme rückt hier vor. Die Entführung ihrer Busenfreundin Zaide durch einen in Gestalt einer Alme eingeschlichenen Liebhaber, wird ihr aufgebürdet und ihre Befreyung aus einem fürchterlichen Gefängnisse, (in welchem wir doch die Eismassen unwahrscheinlich finden) führt sie ihrem heimlichen Liebhaber, dem Prinz Meires in die Arme, aus welchen sie, um ihre Tugend zu retten, sich loswindet, aber nur, um bald wieder in einen Kerker zurückgeworfen zu werden, wo wir sie verlassen. Eine Ankündigung dieses vierten Theils, die uns zugleich den Vf. des Walter von Montbarry, auch als Vf. dieser Alme nennt, verspricht noch einen fünften, der das Ganze beschliessen wird.

* * *

Leipzig, b. Barth: *Neuer Kinderfreund,* von *Engelhardt* und *Merkel.* IX u. X. Bändch. Zweyte verbesserte Aufl. mit Kupfern und Noten. 1799. 352 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 286 u. Nr. 393.)

Berlin, b. Mylius: *Lesebuch für Bürgerschulen,* von *C. Ph. Funke.* Erster Th. 1gte Abth. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausabe. 1799. 140 S. 2te Abth. 140 S. Nebst einem kurzen Auszug aus den preufsischen Landesgesetzen für die Schuljugend. 69 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 370.)

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. C.: *Heinrich Lamüraille und Henriette Boissy.* Ein geheimes Actenstück aus den Tagen der neufränkischen Regierung und des Vendee-Krieges. Zweyter und letzter Th. 1797. 292 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 197.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Giefsen, b. Heyer: *Staatswirthschaftliche Beantwortung der Frage: wie können die Schulden, welche Städte und Dörfer während dem französischen Kriege gemacht haben, auf die geschwindeste und unschädlichste Art wieder getilgt werden?* von H. Molitor. 1798. 96 S. 8. — Der Vf. hatte diese Abhandlung für eine staatswirthschaftliche Monatsschrift bestimmt. Da sie aber bey der Ausarbeitung gröfser ausgefallen war, als er selbst vermuthet hatte; so entschlofs er sich, sie durch einen besondern Abdruck dem Publicum vorzulegen.

Die Absicht des Vfs. ist unverkennbar gut, und die Ausarbeitung selbst macht seinem Kopf und Herzen Ehre. Den

Gegen-

Gegenstand seiner Abhandlung machen bloss die Schulden einzelner Städte und Dörfer aus, sie mögen sie nun durch eigene Anleihen, oder durch eine gleichstellende Zurechnung von andern Gemeinden gemacht haben. Die gewöhnliche Art, wie Gemeinden ihre Schulden bezahlen, ist diese, dass man das aufgenommene Capital bey der Gemeinde stehen lässt, die Zinsen nach den Schatzungsfuss von den einzelnen Gliedern hebt, und viel gethan zu haben glaubt, wenn diese Zinsen ordentlich bezahlt werden. Diese Methode hat das einzige Gute, dass den Gläubigern Sicherheit daraus erwächst. Dagegen hat sie sehr viele Nachtheile. Die Schulden werden nämlich nach dieser Methode nur äusserst langsam und von vielen Gemeinden gar nicht abgetragen, zumal wo die begütertesten Glieder derselben im Rathe sitzen, die, da sie wegen ihrer Wohlhabenheit die vorzüglichste Aufopferung machen müssten, schwerlich zu kraftvollen Anordnungen die Hände bieten werden. Wenn man aber auch bey einzelnen Gemeinden einen solchen Patriotismus und Gemeingeist findet, der selbst mit Nachdruck darauf besteht, dass die gemeinen Schulden bald möglichst getilgt werden; so hindern doch diejenigen, welche herabgekommen sind, und die Armen den Fortgang des besten Planes. Wo aber auch diese Hindernisse nicht sind; so ist doch der Fehler, dass die Repartition des dazu benöthigten Geldes nicht nach gerechter Gleichheit geschehen kann, unvermeidlich. In den meisten Ländern ist der Schatzungsfuss der Maassstab; allein dieser Fuss ist sehr unrichtig, meistens auch nur für den Bauernstand gemacht. Ein anderer Anschlag ist nöthig, und die grössere oder geringere Ausdehnung des Gewerbes sollte die Richtschnur seyn, nach welcher der Steuerfuss einzurichten wäre. In Dörfern und Landstädten werden beynahe alle Abgaben nach Maassgabe der Güterstücke erhoben, und auch dasjenige Geld, was zur Bezahlung der Zinsen der Gemeinschulden nöthig ist, muss grösstentheils darnach ausgeschlagen werden, wodurch eine ewige Last auf den Gütern haftet, die den Werth derselben verringert, doppelt so viel verringert, als das Capital, dessen Zinsen darauf ausgeschlagen sind, beträgt. Aus diesem Sinken des Güterwerthes aber entsteht ein grosser Verlust, zumal wenn dieses Sinken eine so lange fortdauernde Ursache hat. Es wird bald die Bevölkerung beträchtlich abnehmen. Wer Gelegenheit hat im Ausland unterzukommen, wird sein Vaterland mit Freuden verlassen, und der Fremde keine Lust zeigen in ein Land zu ziehen, wo ihm gleich eine Menge Schulden, die er nicht gemacht hat, zu Theil wird. — Es muss also eine andere Anordnung getroffen werden, nach welcher Jedem ein für allemal sein ihm nach Recht und Billigkeit zukommender Theil an den Gemeinschulden zugewiesen wird. Nichts kann ihn von diesem Antheil befreyen, er mag unpatriotisch seyn oder nicht, er mag auswandern, oder sterben. Er kann das Capital abtragen, er kann es aber auch verzinsen, und wenn er die Zinsen abträgt, hat sich Niemand um seine Anordnungen zu bekümmern. Jetzt hindert der Aermere den Reichen nicht, und dieser wird sein erstes Geld, das er einnimmt, zur Bezahlung dieser neuen Schuld anwenden. Aber bey dieser Austheilung der Schuld muss gerechte verhältnissmässige Gleichheit die Basis seyn. Man theile also die Schulden der Gemeinde auf ihre Glieder nach dem Betrag ihres Vermögens verhältnissmässig aus: die Gewerbe können nicht zum Maassstab der Theilnahmen an den Kriegsschulden angenommen werden, denn ihr Ertrag kann nicht länger ein Maassstab seyn, als wirklich ein solcher Ertrag vorhanden ist, oder zu solchen Ausgaben hinreicht, welches im Krieg nur bey den Wenigsten Statt findet. Allein auch nicht das ganze Vermögen eines Mannes kann ohne alle Ausnahme das Verhältniss zur Austheilung geben. Hausgeräthe, Erwerbgeräthe, so lange sie nicht Handelsartikel sind, müssen von der Berechnung nach Billigkeit ausgenommen werden. Durch diese Methode können die Nachtheile, welche die erste hat, vermieden werden. Die Gläubiger verlieren an Sicherheit Nichts: denn die Gemeinde behält nach wie vor die Abzahlung der Capitalien und Zinsen über sich, und hat auch nach Vertheilung der Schulden noch dieselben Verbindlichkeiten gegen ihre Gläubiger wie zuvor. Bey dem Tilgungsplan müssen vor allen diejenigen Schulden bezahlt werden, welche bey den Handwerksleuten, Handelsleuten, Lieferanten und Taglöhnern auf gemeine Rechnung gemacht worden sind, um den gehemmten Geldumlauf, den Geldmangel selbst zu heben, und die Gewerbe wieder zu beleben. Diese Schulden müssen gleich bezahlt werden. Dann nehme man nach hergestellter Ruhe im Auslande so viel Geld auf, als zur Bezahlung aller im Lande gemachten Schulden nöthig seyn wird; also muss man jetzt gerade das Gegentheil von dem thun, was in den Zeiten des Friedens jede gute Staatswirthschaft räth. Mit diesem Gelde trage man die im Lande gemachten Schulden ab: denn viele bedürfen jetzt schon ihrer vorgeschossenen Capitalien. Dadurch kommt wieder Geld in Umlauf, der Capitalist muss froh seyn, wenn jemand Geld leihen will, und er 3, 4 Procent erhält. Das, was für Zinsen ins Ausland geht, wird durch den lebhaftern Umlauf des inländischen Geldes vielfach ersetzt, und durch die in die Gewerbe der Einwohner verwendeten Summen, wird der Werth der Landesproducte, welche jetzt in jenen unglücklichen Ländern aus Geldmangel immer fallen, in die Höhe getrieben. Zu einer Leihcasse müsste man ebenfalls Geld im Auslande aufnehmen; aber leider! müssen jetzt schon unsere Fürsten so viel Geld zu ihrem Unterhalt leihen, dass ihr Credit kaum hiezu noch hinreicht. Bey den Gemeinden aber würde deren Schuld dadurch noch immer vergrössert werden.

S. 77. folgen nun: Praktische Anleitung und Regeln zur Ausführung dieses Planes. Die Regierung soll die Gemeinden vor allen durch ein fassliches Publicandum über den Zweck der vorzuhabenden Vermögensschätzung belehren, ihre Einrichtung darlegen, und ihre Beweggründe anführen. Zur Verhütung aller Unterschleife muss sichs 1) jedes Gemeinglied gefallen lassen, dass, wenn man die Angabe seines Vermögens für zu gering hält, von ihm, wegen der Richtigkeit seiner Angabe ein Eid gefodert werde. 2) Jeder, dem es bewiesen wird, dass er einen Theil seines Vermögens verheimlicht habe, verfällt in eine schwere verhältnissmässige Strafe, die halb der Schulden-Tilgungs-Casse, halb dem, der den Beweis gegen ihn führt, heimfällt. 3) Ist der verschwiegene Theil des Vermögens eine ausstehende Schuld; so hat er sein Klagrecht gegen seinen Schuldner verloren, und verfällt ausserdem in die vorherige Strafe. 4) Das nämliche Verfahren findet auch noch gegen den Unredlichen nach seinem Tod Statt, wenn etwa dann, durch eine, wegen Auseinandersetzung der Erben, wegen des zehnten Pfennigs oder anderer Ursachen, vorgenommene Inventur, sich ein Betrug des Verstorbenen zeigt. Zu Commissarien erwählt man die erfahrensten und rechtschaffensten Glieder der Gemeinde, aus verschiedenen Ständen und Gewerben, und vereidet sie. Eine Besoldung derselben ist nicht nöthig. Diese zeichnen die specificirte Vermögensangabe eines jeden Gliedes auf, summiren sie, ziehen seine Schulden davon ab, und fertigen dann eine Tabelle über das sämmtliche Vermögen aller Glieder an. Hierauf verfügen sich besondere Regierungsdeputirte von Ort zu Ort, welche die Special- und Generaltabellen, unter Beysitz der Commission und Vorrufung eines jeden an die Reihe kommenden Gliedes durchsehen, Zweifel ausgleichen, Unrichtigkeiten abändern, und dann die Ratification vornehmen. Nach dieser Arbeit wird die Schuldensumme nach Verhältniss des Vermögens unter die einzelnen Glieder vertheilt, eine Tabelle darüber angefertigt, und einem jeden sein Antheil bekannt gemacht. Der Tag wird festgesetzt, von welchem an jedes Glied schuldig ist, das ihm zugetheilte Schuldenquantum selbst zu verzinsen. In dieser Zwischenzeit steht es jedem noch frey, seine ihm zur Last fallende Schuld ganz oder zum Theil abzutragen. Nach der Zeit werden Abträge nur von Quartal zu Quartal angenommen. Ueber die Zahlungen wird nach Vorschrift Buch gehalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Grundriss einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit*, in einem erzählenden Vortrage von *Johann Georg Büsch*, Prof. der Mathematik, und Vorsteher der Handlungsakademie in Hamburg. Dritte sehr umgearbeitete und bis zu diesen Tagen fortgesetzte Ausgabe. 1796. 720 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Viele werden dies Buch schätzen, weil sie über die Puncte der neuern Geschichte, welche am meisten im täglichen Verkehr berührt werden, durch dasselbe mit Kürze und heller Einsicht belehrt worden sind; wenige werden seinen Werth für unsere historische Literatur überhaupt hinlänglich kennen. Der Vf. war, so weit unsre Kunde reicht, in der ganzen gelehrten Welt der Erste, welcher mit hinlänglicher Sachkenntniss und mit einem seltenen Sinne für Zweckmässigkeit in der Wahl der Begebenheiten den grossen politischen Zusammenhang der letzten Jahrhunderte in der Kürze darstellte; und nach ihm hat nur *Spittler* mit einem gleich hellen Geist in einer gedrängten Uebersicht uns die politischen Händel Europa's beschrieben. Wenn dieser den Zweck hatte, in seinem Grundrisse der Geschichte der europäischen Staaten von Verfassung und Schicksal des einzelnen Staates zu den Weltbegebenheiten empor zu steigen; so stellt der Vf. des gegenwärtigen Werkes sich sogleich auf den höchsten politischen Standpunct der europäischen Geschichte, und überblickt von ihm herab die Veränderungen, welchen die einzelnen Staaten unterworfen waren. Er konnte daher keine andere Methode als die synchronistische für sein Buch wählen, und hat Recht zu fodern, dass derjenige, welcher es in dieser nicht zu benutzen wisse, es gänzlich ungelesen lassen solle. Selten wünschten wir, dass zur Darstellung der Welthändel noch irgend ein Factum ausgehoben wäre; noch seltener, dass wir eines von den angeführten hier nicht am rechten Orte gefunden hätten: wenn man auch über den Gesichtspunct völlig einig ist; so wird man es doch nimmer ganz über die mehr oder weniger bedeutende Wichtigkeit der Daten in Beziehung auf denselben. Aber unverkennbar ist es, dass der Vf. am reichsten an Belehrung sich zeiget, wenn er die Staatswirthschaft und den Gang des Welthandels berührt, dagegen am dürftigsten erscheinet, wenn man Blicke auf den Charakter der handelnden Personen erwartet. Ein tieferes Hineindringen in den menschlichen Geist, und ein grösserer Reiz, mehr Leichtigkeit der Schreibart ist wohl das vorzüglichste, welches man in diesem Buche noch wünscht. Kleine historische Unrichtigkeiten, welche wir in den vorigen Ausgaben bemerkten, haben wir in dieser grösstentheils verbessert gefunden.

Da das Buch selbst die Darstellung der Welthändel in den drey letzten Jahrhunderten enthält; so hofft man in der Einleitung helle Blicke über das Mittelalter anzutreffen, wodurch der Zusammenhang desselben mit der neueren Zeit deutlich würde. Einigermassen findet man auch seine Erwartung erfüllt; aber statt der weitläufiger auseinander gesetzten Bemerkungen über die Bildung der politischen Systeme u. s. w. in spätern Zeiten, die zweckmässiger für die Geschichte der letzten Jahrhunderte selbst verspart waren, hätte ein längeres Verweilen bey dem tausendfachen Gewebe der Fäden, wodurch wir mit dem Mittelalter zusammenhangen, gewiss tiefer in den Geist der Geschichte nicht nur seit der Völkerwanderung, sondern auch der letzten Jahrhunderte geführt. Auch darf man wohl erinnern, dass die wenigen Bemerkungen über die mittlern Zeiten hin und wieder bestimmter hätten gesagt werden sollen. Wenn z. B. es S. 5 heisst, dass sich im Mittelalter *bey* den Familien der Oberregenten eine unbeschränkte Freyheit der Testamente eingeführt habe, und nicht nur Regenten, sondern auch Regentinnen ihre Kronen, ihre Länder und Leute mit mehrerer Freyheit vermachen konnten, an wen sie wollten, als mit welcher der Besitzer eines Lehnsgutes, einen Fischteich oder Kohlgarten vermachen könne; so ist dies ein Satz, durch welchen man mehr falsche Vorstellungen, als Wahrheit bekommen möchte. Zu Zeiten eines unbestimmten Staatsrechtes erlaubten sich die Willkühr und Uebermacht freylich mehr, als wenn dasselbe völlig ausgebildet ist; aber doch schränkt sich ein willkürliches Schalten mit den Kronen im Mittelalter grösstentheils auf solche Fälle ein, wo ein Regent seine Herrschaft durch das Recht des Eroberers zu besitzen glaubte, oder das Erbrecht sehr ungewiss war, wohl auch es gänzlich an Erben fehlte. Sobald ein Prätendent sich blos auf das Testament des letzten Regenten stützte, musste er gewöhnlich durch das Schwerd erst seine Behauptung vertheidigen, dass ihm daher ein Recht auf den Thron zukomme.

Mit Kürze führt der Vf. nach der flüchtigen Erörterung über das Mittelalter die bekannten grossen Ereignisse und politischen Veränderungen, wie die Momente in der Culturgeschichte an, welche man zur Gränze zwischen der mittlern und neueren Geschich-

schichte gemacht hat. Je genauer man die Gruppe derselben untersucht, desto mehr zeigt sich vor allen Erscheinungen bedeutend in Hinsicht auf Welthändel der stehende Soldat, wenn gleich auch er durch die Mitwirkung der übrigen Begebenheiten z. B. der Entdeckung Amerika's, durch dessen Besitz dem österreichischen Hause so viel Geld zuzuströmen schien, dass auch die ungeheuersten Heere es nicht erschöpfen konnten, erst seine vorzügliche Wichtigkeit erhielt. Bey einem solchen Vereine von Begebenheiten, welche eine Epoche gebildet haben, kann man sich nicht genug hüten, keine vor der andern zu sehr hervorzuheben, und dadurch das grosse Gewebe derselben in Verwirrung zu bringen. Der Vf. entgeht auch dieser Schwierigkeit glücklich, wenn ihm gleich wegen seiner Vorliebe für Gegenstände, wie Handel, Geldumlauf u. s. w. die Entdeckung Amerika's im hellsten Licht erscheint. Er besitzt zu viel historische Kunde, um sogar solche Veränderungen, die schon vor jener in Europa sich ereignet hatten, als Wirkungen derselben zu betrachten, wie man in den neuesten Zeiten schon einigemale gethan hat. Unter den Bemerkungen, welche am Schlusse der Einleitung aus der neuern Geschichte abstrahirt sind, ist folgende von einer sehr eindringenden Wahrheit. S. 37. „In allen Kriegen hat, wenn nicht eine gar zu grosse Uebermacht demselben ein frühes und schnelles Ende machte, das Volk obgesiegt, dem es gelang, oder welches unter solchen Umständen in Krieg gerieth, dass seine Krieger ein gemeines Interesse für die Sache fassten, um deren willen die Waffen von ihnen ergriffen waren.... Dieser Gemeingeist entsteht am natürlichsten unter den Kriegern eines Volks, welches sich seiner bisherigen Unterwürfigkeit entledigt hat, und für die Erlangung seiner Freyheit kämpft, aber dann auch noch nicht den Krieg mit gedungenen Völkern führt. Vielleicht war eine Ursache, warum der Krieg der vereinigten Niederländer so lange dauerte, diese, dass sie ihn niemals ganz mit Landeskindern führten, sondern schon früh fremde Völker in Sold nahmen, auch auf die Bündnisse mit andern Mächten sich oft zu sehr verliessen. Aber den Amerikanern und den Neufranken konnte es nicht misslingen, weil sie blos mit eigenthümlicher Kraft fochten. *Auch selbst in solchen Völkern wird, wenn sie einmal ihre Freyheit durch einen schweren Kampf errungen haben, ein solcher Gemeingeist nicht leicht wieder entstehen, wenn etwa deren Demagogen sie zu einem Eroberungskriege auffodern, oder unter dem Vorwand beleidigter Nationalehre sie reizen, unter die Waffen zu treten.*"

Die Geschichte der Welthändel neuerer Zeit beginnt mit der Erhebung Friedrichs III. von Oesterreich auf den kaiserlichen Thron, während dessen Regierung die grosse Reformation der deutschen Verfassung wenigstens vorbereitet wurde, so wie das Staatsinteresse Deutschlands dadurch eine bestimmtere Richtung erhielt, dass es nun immerfort unter Kaisern Eines Hauses stand. Man erblickt dann die bekannte Gruppe von Begebenheiten, durch die man zu einem neuen Zustande der Welt gelangt, über welche im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert man einen grossen Reichthum freylich sehr bekannter Data, wie es nicht anders möglich war, bis S. 231. zusammengedrängt sieht. Er ist oft mit glücklichen pragmatischen Urtheilen vermengt, aber trotz dem gewählten aphoristischen Vortrage möchte man wohl wünschen, dass man häufiger eine Brücke fände, auf welcher man von der einen Begebenheit zu der andern übergehen könnte. Mit grösserer Kunst ist freylich auch die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nicht zusammengestellt; aber es entsteht hier von selbst mehr Zusammenhang, weil der Vf. sie mit Recht weitläufiger abgehandelt hat. In der Beschreibung der neuesten Zeiten wird diese Weitläufigkeit wohl gar zu einiger Redseligkeit, die aber stets den Charakter des biedern, wohlunterrichteten Mannes behält, welchem man es gern verzeiht, dass er in eine gedrängte Zusammenstellung der Welthändel bisweilen seine Person einmischt. Nur bey der Geschichte unserer Tage fühlt man recht lebhaft das Bedürfniss, wie der Vf. tiefer in den Charakter der Nationen und noch mehr einzelner Menschen hätte eindringen müssen, um uns ein scharfgezeichnetes Gemälde unserer politischen Veränderungen, unserer Welthändel zu geben. Dagegen findet man über dieselben sehr glückliche Bemerkungen anderer Art. So äussert der Vf. bey Erwähnung des Projects einer Umtauschung Baierns gegen die österreichischen Niederlande, dass nach seinem Wissen bey dieser Gelegenheit zum erstenmal in öffentlichen Schriften einem staatswirthschaftlichen Grunde ein diplomatisches Gewicht beygelegt wurde. In den Schriften gegen Oesterreich ward nämlich als eine vorzügliche Ursache, warum der Tausch nicht erlaubt werden dürfte, angeführt, dass dasselbe zwar vor jetzt an Land und Leuten und Einkünften durch ihn verlieren, es aber bey einer bessern Staatswirthschaft ein so grosses und von der Natur begünstigtes Land, als die baierischen Staaten wären, zumal in der Continuität mit seinen übrigen Staaten, viel mächtiger machen möchte, als die österreichischen Niederlande. Am reichsten an Gehalt sind aber die Abschnitte über die Finanzoperationen der Regierungen Englands und Frankreichs in den neuesten Zeiten, lichtvoller und in ihrer Kürze unterrichtender, als die weitläufigen Werke, welche wir über diesen Gegenstand erhalten haben. Das Resultat des Vfs. S. 708. ist sinnreich ausgedrückt. Ich kann mir nicht verbieten, sagt er, die Finanzmänner der englischen und französischen Nation mit den Alchymisten zu vergleichen, deren ein Theil den Stein der Weisen schon gefunden zu haben glaubt, der andere aber ihn noch immer vergebens sucht. Die Britten glauben bereits ganz im Besitz desselben zu seyn, und das Unmögliche durch ihn möglich machen zu können. Die Franzosen suchen ihn noch immer, hoffen bey jedem neuen Finanzproject, nun werde er gefunden werden, sehen sich getäuscht, suchen ihn aufs neue, und fühlen mittlerweile ihre Verlegenheit mehr als jene.

Bis zu den Begebenheiten beym Anfang des Frühlings 1796. ist das Buch fortgeführt, welches der Vf. unter bangen Ahndungen schliesst, die seitdem nur zu sehr erfüllt sind. Welcher Strom der wichtigsten Begebenheiten ist seit dem Schlusse seines Buches schon wieder in die Geschichte geflossen. Sie sind sich einander so reissend schnell gefolgt, dass sich das Gedächtniss täuscht, und kaum erlebte Ereignisse schon tief im Hintergrunde sich vorstellt. Wenn der Historiker über diesen Wirbel der Begebenheiten staunt und vor der Schwierigkeit zurückbebt, ihn durch die Geschichte der Nachwelt zuzuführen; so lerne er zugleich von dem verehrungswürdigen Urheber dieser Schrift, denselben mit ruhiger, unpartheyischer Stimmung in seinen schnell verschwundenen Krümmungen zu verfolgen.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Historische Kleinigkeiten zum Vergnügen und Unterrichte, aus der Zerstreuung gesammelt, von H. M. G. Grellmann*, Prof. in Göttingen. 1794. 246 S. 8. (12 gr.)

Die hier gesammelten Aufsätze haben bis auf den ersten, welcher neu ist, theils im deutschen Merkur des Jahrs 1784, theils seit dem Jahre 1787 in einigen Jahrgängen des Göttinger Taschenkalenders gestanden; sind aber fast durchgängig neu bearbeitet worden. Da die Gegenstände derselben, wie der Vf. sagt, insgesammt aus dem Gebiete der Volkssitten und gemeinen Erfahrungen genommen, und für Leser, die keine Gelehrte sind, verständlich behandelt worden sind; so können sie allerdings in einer solchen Sammlung desto gemeinnützlicher werden. Es sind folgende: I. *Wie man sonst Kalender schrieb.* S. 1—52. Pfaffen, Mönche und Laien hatten vor Erfindung der Buchdruckerkunst ihre eigenen bequemen Weisen, sich Zeitbestimmungen und Himmelsbegebenheiten anzumerken. Die Jugend lernte den Heiligen- und Festkalender durch gewisse *versus memoriales* (*Cisio-Janus*) auswendig; *Melanchthon* selbst arbeitete dazu neue Verse aus. Indessen hatten einzelne Gelehrte im 13ten Jahrhundert angefangen, zugleich astronomische und astrologische Kalender zu schreiben; diese waren aber alle vieljährig, daher zu stark und zu kostbar für den gemeinen Kauf. (Hier hätte doch, zur Ehre Deutschlands und angenehmen Belehrung solcher Leser, wie sie Hr. Gr. vor Augen hatte, unsers würdigen *Regiomontanus*, Herausgebers des ersten Kalenders vom J. 1475. gedacht werden sollen.) Der älteste astrologische Kalender überhaupt in Deutschland wurde im J. 1491. zu Augsburg gedruckt, und der erste einjährige, so viel man weiss, im J. 1546. Seitdem bemächtigten sich die deutschen Aerzte, wegen des geglaubten Einflusses der Sterndeuterey auf ihre Kunst, des Kalendermachens bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. *Melanchthon* und sein Freund *Milichius* beförderten den Glauben an Astrologie in Schriften und bey ihren Lehrlingen nur zu sehr. Von der Anwendung dieser eiteln Wissenschaft durch Aerzte, Kalendermacher und Propheten, werden viele, zum Theil lächerliche, obgleich nicht unbekannte, wie von Stöflern, Stiefeln und Thurneissern, angeführt. II. *Geschichte der Gesundheitswünsche beym Niesen.* S. 53—84. Was hier von Adam und Eva, und vom Rabbi Chaskuni in einem etwas gezwungen scherzhaften Ton gesagt wird, konnte selbst für Ungelehrte wegbleiben. Uebrigens ist es angenehm, die Spuren des im Grunde abergläubischen Gebrauchs bey mehreren Völkern und Religionsgesellschaften bis ins Alterthum verfolgt und neben einander gestellt zu sehen; sie bestätigen es alle, dass man immer dem Niesen eine glückliche oder unglückliche Vorbedeutung beygelegt habe. III. *Handwerker und Zünfte in Deutschland, und blauer Montag.* S. 85—172. Mit *Karls des Grossen* Regierung wurden erst Handwerke und Kunstfleiss recht in Aufnahme gebracht und verbreitet. Dass nicht noch mehr für dieselben geschah, hinderte theils die Nationalerziehung, welche dem Freygebornen solche Beschäftigungen unter seinem Stande zeigte; theils die herrschende Neigung zu Wallfahrten; endlich der geringe Anbau von Deutschland, wo mechanische Künstler und Gewerker der Regel nach lediglich aus Leibeigenen und Knechten bestanden. (Ob damals noch *lediglich*, daran könnte wohl gezweifelt werden. Wie hätte aber auch *Karl* Handwerke und Künste lebhaft befördern können? er, der seine Franken in unaufhörliche Kriege fortriss?) Uebrigens wurden auch viele handwerksmässige Arbeiten in diesen Jahrhunderten von Frauenspersonen verfertigt. Nach und nach entstanden zwar Städte, und mit denselben bildete sich der Stand des heutigen Bürgers, von welchem Künstler und Handwerker überall ein wesentlicher Bestandtheil wurden; noch aber gab es selbst zu Anfange des zwölften Jahrhunderts in Deutschland so wenig eine Stadt, als einen Bürgerstand im heutigen Sinne. Es waren mehr Flecken, und die Bürger derselben wurden oft ausserhalb der Stadt vor ihren Vogt beschieden; auch bestand der grösste Theil ihrer Volkszahl aus Leibeigenen und hörigen Leuten. Nachdem aber die alten Städte am Rhein zu einem ausnehmenden Grade des Reichthums und der Macht bereits im eilften Jahrhundert gelangt waren; (eben dieses, was Hr. Gr. S. 120. zugiebt, macht es unwahrscheinlich, dass sie noch später den eigentlichen Bürgerstand nicht gekannt haben sollten;) gab *Heinrich* V. im Jahre 1111. der Stadt Speier das bekannte wichtige Privilegium, durch welches besonders den Handwerkern das Siegel der Knechtschaft auf immer abgenommen wurde. Hieraus entstand die Abtheilung in alte und neue Bürger, indem die letztern noch eine Zeitlang von der Ehre des Kriegsdienstes ausgeschlossen blieben, auch keine öffentlichen Aemter erhielten. Die alten Bürger ahmten nun auch die Municipalregierung der italienischen Städte nach; dass die Handwerker sich gleiche Rechte erwarben, dazu bahnten ihnen die Gilden, Innungen und Zünfte, auch nach italienischer Art, den Weg, von welchen das älteste be-

kannte Beyspiel im J. 1106. zu Worms die zwischen drey und zwanzig Fischern errichtete Zunft abgiebt; eine neue Einrichtung, welche ihre guten, aber auch ihre nachtheiligen Folgen hatte. Unter die letzten gehört besonders, dass die Handwerker anfingen, den Obrigkeiten der Städte furchtbar zu werden, die daher vergebens auf die Abschaffung der Zünfte drangen. Die Handwerker kamen vielmehr in den Magistrat, und ihr Luxus stieg mit dem blühenden Zustande der Hanse hoch genug; bis sie seit dem 16ten Jahrhundert wieder eingeschränkt wurden. Zuletzt vom blauen Montag, der in dem gedachten Jahrhunderte zuerst vorkömmt, oft verboten wurde, und so vielen Unfug hervorgebracht hat; aber wie andere Missbräuche dieser Art, nicht hat aufgehoben werden können. IV. *Pluderhosen und Teufel, ein Paar Modesachen des 16ten Jahrhunderts.* S. 173—188. Man kennt das *Theatrum Diabolorum;* aus dem darin befindlichen *Hosenteufel* erinnert sich Rec. schon vor dreyssig Jahren in *Christ's Excursibus ad Acroamata Otii Regalis*, und aus dem Werke überhaupt noch weitläufigere Auszüge vor kurzem in einem deutschen Wochenblatte gelesen zu haben. V. *Wie Begräbnisse in den Kirchen und Gottesäcker auf Kirchhöfen entstanden sind.* S. 189—220. Dem wesentlichsten Inhalte nach aus des Vfs. Geschichte der Stolgebühren oder geistlichen Accidentien, Göttingen, 1785. 8. gezogen. Es wundert uns hier noch zu lesen, (S. 193.) *dass die Katakomben* der alten Römer *Todtengemacher der Martyrer*, auch wohl anderer Christen, gewesen sind. Freylich ist diese alte Meynung denjenigen sehr günstig gewesen, welche diese unterirdischen Gänge als unerschöpfliche Fundgruben von Heiligenknochen betrachtet und benutzt haben. Dass heidnische und christliche Leichname daselbst ohne Unterschied begraben worden sind, kann selbst *Boldetti (Osservazioni sopra i Cimiterj de' Santi Martiri et antichi Cristiani di Roma.* Rom. 1720. fol.) nicht ganz leugnen; und das in den Grabschriften häufig vorkommende D. M. (z. B. L. II. p. 439—446.) würde es auch gegen ihn beweisen können. Uebrigens finden wir diesen Aufsatz recht zweckmässig und lehrreich für Unzählige, die dessen noch bedürfen. VI. *Was es mit dem Geschenke der Bräutigamshemden und des Schlafrocks am Hochzeitabende eigentlich vor eine Bewandniss habe;* ingleichen *Geschichte der Hochzeitkränze und Trauringe.* Bräutigamshemde und Schlafrock sollen Stellvertreter der ehemaligen Badekleider seyn, die man bey Gelegenheit der im Mittelalter so zahlreichen Aussätzigen verschenkte. Dass aber unter dem sogenannten Aussatze nicht sehr oft Krätze, oder gar, was die Polizey zu Nürnberg im J. 1496. *die neue Krankheit, Malum Franzosen*, nannte, verborgen gewesen sey; möchten wir nicht ganz in Abrede seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Altona u. Leipzig, b. Kaven: *Romantische Skizzen.* 1797. 200 S. 8. (12 gr.)

Die hier gesammelten acht kleinen Erzählungen scheinen Uebersetzungen aus dem Französischen zu seyn; weil nicht blos die Scene von allen in Frankreich liegt, sondern auch eine Menge Gallicismen in dem Vortrage des, seiner Sprache sehr wenig mächtigen Uebersetzers vorkommen. Wodurch sie dem deutschen Publicum bekannt zu werden verdienten, wissen wir nicht zu finden. Die Erfindungen sind äusserst verbraucht und gemein, und die Dürftigkeit des Vfs. verräth sich unter andern schon in dem einzigen Zuge, dass in den sechs ersten Erzählungen, in einer wie in der andern, Heyrathen als Belohnungen tugendhafter und edler Gesinnungen vorkommen! Auch die Wahrscheinlichkeit ist wenig geschont. Indessen wäre auch ihr Verdienst wirklich grösser, was mussten sie unter den Händen eines Uebersetzers werden, von dessen Sprachkenntnissen folgende Beyspiele zeugen mögen: „Der Verlust seines ganzen Vermögens, sein verlezter guter Name, „*die Verlassung* derer, die sich vorher für seine Freunde ausgegeben hatten, endlich Mangel und Armuth „— *das war die Lage*, in welche er versetzt ward" — „er fand eine *in Thränen schwimmende* Familie in „äusserster Betrübniss." — „Da Rosalia *auf dem Theater* erschien, erhielt sie den Beyfall, *welcher die* „Wirkung der Bewunderung war, den sie durch „ihren Wuchs und durch ihre Schönheit erregte." — „Eines Morgens sah er von ungefähr zum Fenster „hinaus, und erblickte ein Mädchen, *das* in seinen „Pallast hineinging, *und* ein Körbchen trug *und die* „ihm äusserst schön zu seyn schien." — „*Rechtschaffene Absichten* waren das einzige, *was er thun* konnte, um seinen Wünschen ein Genüge zu leisten etc."

Breslau, b. Korn: *Charakteristik des menschlichen Herzens*, in Darstellungen aus der wirklichen Welt. 1798. 240 S. 8. (20 gr.)

Sechs kurze Romane, welche theils aus dem Französischen des Hn. *d'Arnaud* und der Madame *Menard* übersetzt, theils nach den *contes et novelles de la Reine de Navarre* erzählt sind. Wer Sinn für Wahrheit und ächtes Lebensglück hat, wird schwerlich so viel Befriedigung in der Lectüre dieser Erzählungen finden, als sich der Uebersetzer in der Vorrede schmeichelt, indem Tugenden, Sünden und Laster, Busse und Reue, Belohnung und Strafe durchaus so erscheinen, wie es in den *cidevant* Romanen üblich und gebräuchlich war, die gewöhnlich der *wirklichen* Welt so unähnlich sind, als das Schlaraffenland.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Julius 1799.

OEKONOMIE.

BRESLAU, b. Korn: *Taschenbuch für Gutsbesitzer, Pächter und Wirthschaftsbeamte, besonders in Schlesien*, von G. Brieger. 1798. 281 S. 8. mit einem Kupfer. (20 gr.)

Uebersicht der in Europa gewöhnlichsten Getreidearten und Feldgewächse, nach dem Linneischen System geordnet. Der S. 65. angeführte *sibirische Haber* ist der in schlechten Ländern sehr gemeine Barthaber; er füllt zwar den Sack, wiegt aber desto weniger, indem er 16—20 Pfund weniger, als der glatte oder sogenannte Weisshaber wiegt. Nach dem Gemäse wird also das Vieh gar sehr damit betrogen. *Veredelung des Wirthschaftviehes.* In den letzten 20 Jahren hat die Landwirthschaft in Schlesien stärkere Fortschritte gemacht, als in den 80 vorhergehenden. Obstbau, Bierbrauereyen, Eisenwerke und besonders die Viehzucht wurden gänzlich vernachlässigt, dagegen Bienenzucht, Teichwirthschaft, Flachs- und Hanfbau, nebst dem sämmtlichen Getreidebaue desto mehr im Flor waren. Es folgt die Geschichte der Aufnahme und des Verfalls der schlesischen Landwirthschaft nach den verschiedenen Zeitperioden. *Wirthschaftsphilosophie der Römer*, wie uns solche von Columella und andern sogenannten Scriptoribus rusticis überliefert wurden. *Die Ackerstücke an Flugsandbergen gegen Versandung zu schützen.* Ausser den hier angeführten Mitteln hätte noch vorzüglich der Quecken gedacht werden können. Wenn selbige aus dem Acker ausgeeget worden, und noch frisch und unvertrocknet sind, müssen sie auf der Hexellade kurz geschnitten, auf dem Flugsande ausgesäet und untergeflüget werden. Sie gehen gut auf, und verwandeln den Sand in einen grünenden Anger, der aber in den ersten Jahren mit der Schaafhütung verschonet werden muss. *Unentbehrlichkeit vieharzneylicher Kenntnisse für die Oekonomie.* Dieses Kapitel zerfällt in zwey Theile. 1) Einfache Seuchen oder blosse Epizootien. 2) Ansteckende Seuchen. Hr. B. scheint mit der Theorie und Heilungsart des Hn. Reich zu Erlangen noch nicht bekannt zu seyn. *Oekonomische Briefe über die Verbesserung eines Gutes in Schlesien.* Ist allen, die mit Meliorationen umgehen, zu empfehlen. *Etwas aus meinem Tagebuche.* Sehr interessant für den Liebhaber der Länderkunde, den Cameralisten und Statistiker. Der Vf. hatte im Frühling 1797 eine Reise durch Südpreussen angestellt, und liefert über den Ackerbau, die Wiesen, Hutungen, Waldungen, die Viehzucht, Jagd, Brauerey, Branntweinbrennerey, Pottaschsiederey in diesem Lande sehr genaue Nachrichten. Von *ökonomischen Sämereyen;* dem französischen Raigras und den Spergel. *Fortsetzung einiger Producte, die des Anbaues in Schlesien würdig sind.* Diese sind Anis, Fenchel und Kümmel. Von der *Schafraude und Blattern oder Pocken der Schafe.* Wenn S. 268. gesagt wird, dass die Schäfer im Magdeburgischen und Halberstädtischen den Raudefleck bis zum Bluten reiben, ihn mit Urin waschen, und sodann gekaueten Toback in die Wunde einreiben; so will Hr. B. solches nur als ein Palliativ gelten lassen, und giebt dagegen ein mehr zusammengesetztes Mittel an. Die Schäfer in der Mark kommen kürzer davon, wenn sie Tobacksrippen von den Tobacksspinnern nehmen, solchen bis zu einem dicken Syrup einkochen, und damit den aufgekratzten Raudefleck beschmieren. Es kömmt nur darauf an, dass die Schäfer bey der ersten und geringsten Spur dies Mittel anwenden, da denn die Raude nicht weiter gehen, und die ganze Heerde nicht angreifen kann, wie solches überall in der Mark, wo das meiste Vieh Schmeervieh ist, gar meisterlich von gedachten Schäfer practisiret wird.

In Ansehung der Pocken wird von dem Vf. die Heilungsmethode angegeben. Der Kanzler, Hr. v. *Hoffmann* zu Dieskau, bey Halle, hat uns eine bessere Bahn, die nun von so vielen Schäfereybesitzern mit grösstem Nutzen betreten wird, gebrochen, indem er das Inocuiren der Pocken zuerst bey seiner Schäferey mit so gutem Erfolg angewendet, dass er seine Schafe glücklich gerettet, da unterdess seine Nachbarn eine so grosse Einbusse erleiden mussten. Das Verfahren wird in dem ersten Bande der Annalen der königl. ökonomischen Societät in Potsdam ausführlich beschrieben.

1) LEIPZIG, i. d. Exped. d. all. lit. Anzeigers: *Oekonomische Hefte für den Stadt- und Landwirth.* Herausgegeben von M. *Johann Christian Hoffmann.* 10. Band. 1. 2. 3 und 4. Heft. 1798. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Register über den ersten bis neunten Band, oder über die Jahrgänge 1792 bis 1797 der ökonomischen Hefte.* 1798. 6 Bog. 8. (9 gr.)

Das Register enthält in alphabetischer Ordnung ein Verzeichniss theils der merkwürdigsten Gegenstände der ökonomischen Hefte, theils der darinn genannten, oder von andern angeführten Autoren.

Bey dem sehr ungleichen Werthe der in den vorangezeigten vier Heften befindlichen Aufsätze wird es

es hinlänglich feyn, davon einige befonders wichtige und nutzbare auszuzeichnen.

Januar. Beantwortung der Frage: welche Subftanzen düngen und welche verbeffern die Felder? Alle Stoffe, fagt der Vf., die dem Felde folche Subftanzen zuführen, welche die Nahrung der Pflanzen ausmachen, nämlich Waffer, Kohlenftoff, Erde und Salze, find als Düngungsmittel, und nicht als Verbefferungsmittel anzufehen; alle Materialien aber, die man aufs Feld bringt, enthalten einen oder den andern jener Stoffe, alfo wo aufser unzerfetzbaren Steinarten, dem Acker etwas mitgetheilt wird, wodurch feine Fruchtbarkeit zunimmt, da findet allemal eine wirkliche Düngung, und keine blofse mechanifche Verbefferung des Bodens ftatt. Hier fcheint aber dem Rec. der Unterfchied zwifchen den Subftanzen, die den Pflanzen ernährende Theile verfchaffen, und denen, die den Boden zu derfelben Empfange und Zubereitung *blofs tauglich* machen, nicht deutlich und richtig genug beftimmt zu feyn. *Ueber die gewöhnliche Behauptung, dafs die Bienen ihren Honigvorrath in gelinden Wintern weit eher, als in harten und anhaltenden, verzehren.* Mit guten theoretifchen und praktifchen Gründen wird diefe Meynung widerlegt und gerade das Gegentheil behauptet.

Februar. Ueber die zweckmäfsigfte und befte Methode der Bewirthfchaftung von Privatwaldungen, in fofern folche aus Laubholze beftehen, von *Laurop.* Eine fehr nutzbare Belehrung für die Befitzer folcher Walder, wobey ihnen die Schlagholzwirthfchaft und von diefer vorzüglich die Stangenholzwirthfchaft angerathen wird. *Ueber die Entftehung und Urfachen des Brandes im Weizen*, vom Kriegsrathe *Kummer.* Das Refultat der hier mitgetheilten Beobachtungen und Erfahrungen befteht darin, dafs der fogenannte Schmierbrand von der Unreife der Körner entftehe; dafs nach der Ausfaat von reifem, nicht frifchem, fondern ein Jahr altem Saamen kein folcher Brand erfolge; und dafs er fich nicht durch brandigen Saamen fortpflanze. *Arithmetifches Bedenken über die bisher im deutfchen Reiche gewöhnliche Schäfereywirthfchaft*, von *Wichmann.* Zwar nur einige, aber bedeutende Winke über die wichtige Frage: ob beym Schafhalten in Deutfchland, wenn es, wie herkömmlich, getrieben wird, wahrer Nutzen, oder vielleicht — wie der Vf. fehr fürchtet — reeller Schaden fey? Genaue Unterfuchungen und Bemerkungen hierüber von erfahrnen Landwirthen find gewifs fehr zu wünfchen. *Ein durch Erfahrung bewährt gefundenes Mittel wider die Viehfeuche.* Die mit gutem Erfolge angewendeten Mittel zur Verwahrung des gefunden Viehes gegen die Seuche beftanden darin, dafs das kranke fofort von demfelben abgefondert und jedem Stücke von jenem Viehe 8 bis 10 Tage lang 1 Loth geftofsene reife Wachelderbeeren, 1 Quentchen geftofsene Schwefelblüthe und eine Handvoll Salz eingegeben, und der Stall 14 Tage lang mit Wachelderbeerholze nebft den daran befindlichen Beeren durchgeräuchert wurde. *Nachricht, wie man die Fruchtknoten der Kartoffeln einfalzen und als Oliven gebrauchen könne*, von *Blumhof.* Ihre Zubereitung gefchieht, wenn man diefe Knoten erft in gutes Baumöl und hierauf in eine ftarke Salzlake legt, dann in Wein- oder andern guten Effig, mit einigen hinzugefügten Gewürze bey mäfsigen Feuer kocht, und hiernächft zum Gebrauche in wohl verwahrten gläfernen Gefäfsen aufbewahrt.

März. Von dem Nutzen eines gekoppelten oder doppelten Hakens zum Antreiben, von *Naumann.* Mit einer Kupfertafel. Von diefem Hakenpfluge mit doppelten Pflugfcharen am Untergeftelle rühmt der Vf. nach fünfjähriger Erfahrung, dafs hiemit das Antreiben des Ackers — die mäfsige Erhöhung deffelben in der Mitte — gleichförmiger und gefchwinder bewerkftelligt werde. *Ueber die Brache.* Nach dem Englifchen. Sie wird für ganz überflüfsig erklärt, und das Beyfpiel der jährlichen Beftellung aller Felder in den (ehemals) öfterreichifchen Niederlanden, auch in einigen Gegenden Englands, und die defshalb hier gewöhnliche Abwechfelung der Fruchtarten angeführt. *Ueber die einfachfte und befte Benutzung der Jauche.* Es wird angerathen, die Jauche aus den Viehftällen nicht abzuleiten, fondern Vertiefungen dafelbft zu machen, worin diefelbe gefammelt und mit dem Mifte und der Streu vermifcht, und den Miftftätten eine muldenförmige Vertiefung zu geben. Diefes ift fchon längft bekannt, und jenes möchte wohl fchädliche Dünfte von Fäulnifs in den Ställen verurfachen. *Beantwortung* der Fragen: *woher entftehen die fauren Wiefen und überhaupt jeder faure Boden? und wie können fie verbeffert werden?* Dem Vf. ift es fehr wahrfcheinlich, dafs, wenn auf einem Boden eine freye Säure angetroffen wird, diefe entweder die Vitriolfäure oder die Effigfäure fey. Die erfte fcheint ihm vom Eifenkiefe zu entftehen, aus dem nach und nach Eifenvitriol gebildet werde, der durch Waffer leicht aufgelöfet und an irgend eine Stelle gefchwemmt werden könne, und hiegegen Afche, Kalkdüngung auch etwas Thonmergel dienlich zu feyn; die letzte aber aus der Gährung der Pflanzen auf einem niedern, oder durch Ueberfchwemmung zu fehr gewäfferter Boden, in welchem Falle dem Uebel durch Grabenziehen abgeholfen werden könne. *Ueber den Einflufs der Elektricität in die Oekonomie.* Einige Beyfpiele werden als Beweis angeführt, dafs die Elektricität das Wachsthum der Pflanzen befördere, ingleichen die Gährung und daher das Sauerwerden und die Fäulnifs gewiffer Körper befchleunige.

April. Bemerkungen über die Laubfütterung in Italien, nebft beyläufigen Erinnerungen für reifende Gelehrte, befonders für Humaniften, von *Joh. Symonds*, Prof. der Gefchichte zu Cambridge. So deutlich auch diefe Art der Fütterung des Viehes dafelbft, nebft Beyfpielen ihres Gebrauchs in einigen andern Staaten, hier befchrieben und als vortheilhaft empfohlen wird; fo möchte fie doch wohl in wenigen Gegenden Deutfchlands nachzuahmen feyn, weil fie dem Wachsthume der Bäume fchadlich ift, und die ftarke Abnahme des Bau-, Nutz- und Brennholzes es

es so nothwendig macht, für dessen Erhaltung möglichst zu sorgen. *Von den Ursachen des Brandes im Weizen, und von einem untrüglichen Mittel dagegen.* Nach des Vfs. Behauptungen soll die Ursache dieser Krankheit des Getreides weder in der Atmosphäre, noch in den Bestandtheilen des Bodens, sondern allein entweder in der innern oder äussern Beschaffenheit des Saamens zu finden seyn, nämlich entweder in dem Mangel an hinlänglicher Reife und Vollkommenheit, oder in der Beschädigung von einem Insecte. Das seit 16 Jahren angewandte und als zuverläsig empfohlne Hülfsmittel dagegen besteht in einer Auflosung des blauen Galitzensteins in lauem Wasser und in dem Einweichen des Saatweizens in dasselbe. Ein Zusatz des Herausgebers giebt Erläuterung darüber, dass unter der Benennung: *blauer Galitzenstein, Kupfer- oder cyprischer Vitriol* zu verstehen seyn werde. *Ueber einige Baumkrankheiten.* Aus *R. Sullivans* Uebersicht der Natur in Briefen an einen Reisenden. Einige kurze Bemerkungen und Belehrungen über das Ausschwitzen des Gummi, den Brand oder Krebs und die Wunden oder Verletzungen der Bäume, und die bey dem Behauen und Beschneiden derselben zu beobachtende Vorsicht. *Oekonomische Beobachtungen*, von *Leopold.* Zuerst von der durch einen kleinen Käfer verursachten grossen Verwüstung des Winterrübesaamens, und hierauf von der Vertilgung der Regenwürmer in Gärten durch geschabte oder geriebene und in die Fusswege gestreuete Möhren. *Ueber die Einrichtung der Kornböden, um das Getreide vor Mäusefrass zu sichern.* Dies soll dadurch bewerkstelligt werden, dass man unten am Boden der Kornkammern in einem Abstande von 12 Zollen von ihren Seitenwänden 12 Zoll breite Breter vorrichtet, und den daher entstehenden leeren Raum zwischen diesen und den Wänden mit trocknem Sande ausfüllet. Eben das wird auch mit den trocknen Stengeln des stachlichten Gensters (*Ulex europaeus*) oder der Hülsen (*Ilex aquifolium*) geschehen können und gleichen Erfolg haben. *Beantwortung* der Frage: *wie kann man durch Kunst auf eine leichte und wohlfeile Weise eine sehr gesunde Luft bereiten?* Hiezu wird die Bestreuung einer glühenden eisernen Platte mit einem, im Mörser zerriebenen und in mässiger Wärme sorgfältig abgetrockneten Salpeter angerathen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig u. Rostock, b. Stiller: *Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund.* Ein Beytrag zur Seelenkunde und Weltkenntniss. *Erster Band.* Mit dem Porträt der Vfn. nach der Jugend. 1797. 604 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Berlin, b. Hartmann: *Begebenheiten des Ritters Wolfram von Veldigh.* Ein Beytrag zur Geschichte der Mönchsintriguen vormaliger Zeiten. Herausgegeben von der Frau *von Wallenrodt.* 1798. 234 S. 8. m. 1 K. (18 gr.)

Die Frau von Wallenrodt, welche, wenn wir uns einiger öffentlichen Nachrichten recht erinnern, in Berlin lebt, giebt uns Nr. 1. als die wahre Geschichte ihres Lebens, und in der That ist dabey weder in der Materie, noch in der Form, eine Einwirkung der Dichtkunst sichtbar. Man erhält, so weit dieser Band geht, eine Reihe ganz gewöhnlicher Ereignisse eines Mädchens, die mittelmässig gut erzogen, von leichtem flatterhaftem Sinne, nach einigen flüchtig gefassten und vorübergehenden Neigungen, endlich ihr Geschick an das eines Officiers bindet, welcher sie frühzeitig als Wittwe zurücklässt. Als Zweck der Herausgabe nennt die Vfn. theils ihre Rechtfertigung gegen gewisse Vorwürfe, theils die Hoffnung, einige ihrer Leserinnen über den Einfluss unvorsichtiger für unschuldig gehaltener Schritte zu belehren. Bis jetzt erfahren wir, was das Erste betrifft, noch nicht, worüber sie sich rechtfertigt: indessen ist ganz gewiss die Erzählung in sehr vielen ihrer Theile, viel zu alltäglich und unbedeutend, als dass diese auf jenen Zweck Beziehung haben könnten! Eben so unvollkommen steht sie in Verhältniss zu dem Zwecke, als Beleg gewisser moralischen Wahrheiten zu gelten. Es mangelt vielmehr, so viel kann man schon aus diesem ersten Bande urtheilen, dem Ganzen an Rundung und Festhaltung des Gesichtspuncts. Aber auch der Vortrag fallt nicht allein in den Fehler der Weitschweifigkeit und der mit ihr verbundenen Kraftlosigkeit, indem er ohne alle Wendung, ohne alle Abwechselung des Tons nach Maassgabe des Gegenstandes, von welchem gehandelt wird, ohne alles Leben der Darstellung, einförmig dahin schleicht, sondern es fallen ihm auch viele Incorrectheiten der Sprache und des Ausdrucks zur Last, z. B. er gebot, mich nicht zum Tadel des göttlichen Worts *zu vermessen* — sich an jemanden *verschulden*, d. i. etwas gegen jemand zu Schulden kommen lassen — ich *schaffte* mir *einen Briefwechsel* mit einer guten Freundin *an* — Zukommenheit für Schuldigkeit — Aufgang für Aufwand u. s. w.: vorzüglich unglücklich ist die Vfn. im Gebrauch fremder Wörter, bey welchem sie freylich keine sonderliche Bildung an den Tag legt: sie sagt z. B. einen *ironisiren* — *Prätium* f. Geschenk — ich glaube nicht, dass die Träume von ungefähr entstehen, sondern bin fast ganz zum Glauben an gewisse uns unbekannte *Nüancen* geneigt — Honnetetät — *blontiren* — *Reprimante* — *Auteurs* für Odeurs — *Immulat*, welches zweymal vorkömmt, für Incolat u. s. w. — Die moralischen Grundsätze verdienen (mit wenigen Ausnahmen, wohin z. B. die Vertheidigung einiger sogenannten Nothlügen gehören,) Beyfall, und wenn mehr dafür gesorgt wäre, sie genauer zu bestimmen und für die Leserinnen anschaulicher und rührender vorzutragen; so würde die weibliche Lesewelt ein gutes Buch mehr erhalten! so aber wird sie sich schwerlich um dieses Nutzens willens, der bey einem guten Roman nie als Hauptzweck genannt werden darf, wenn er es auch wäre, bey dieser nüchternen Lebensbeschreibung festhalten lassen.

Für den Mangel an Unterhaltung, den mit allen seinen Folgen, Rec. bey der eben geschilderten

Lectüre fühlte, hielt ihn die zweyte obengenannte Arbeit derselben Vfn. — die der Classe der Graus- und Zähnklappdichtungen angehört, nicht schadlos. Wir verweilen zwar nicht dabey, dass die Begebenheiten ins Ungeheuer, Schwarze und Gräfsliche gemalt sind, und dass an Wahrscheinlichkeit derselben gar nicht zu denken ist — denn das sind nicht mehr Fehler, vielmehr sind es wesentliche Eigenschaften jener Classe von Romanen geworden, bey welchen der Geschmack ohnehin keine Stimme mehr hat. Allein, was die Lesewelt mit mehrerem Rechte tadeln darf, ist, dass sie hier nur mit Reminiscenzen aus ähnlichen Erzeugnissen der Phantasie bewirthet wird, diese nicht in eigener Wirkung und in neuen Geburten weben sieht, und also nur unter mehr als zu bekannten Gegenständen sich herumzutreiben genöthigt ist. Man urtheile selbst aus den Grundzügen der Geschichte, die in den Zeiten des dreyssigjährigen Kriegs spielt oder vielmehr spuckt. — Ritter Wolfram von Veldigk, ein Malthefer, kommt nach einem mühseligen Irr-Ritt, auf Burgstein an, wo Gottfried, ein bejahrter Ritter, lutherischer Kirche, wohnt, aller seiner Kinder — einen Sohn ausgenommen, der im Felde gestorben war — durch Verfolgung von Pfaffen und von einer katholischen Verwandtin beraubt, die mit einer Enkelin, Agnese, von seinen Wohlthaten lebt: eine Tocher war in ein Kloster entführt und dort eingemauert: ein zweyter Sohn war durch einen heuchlerischen Bedienten verleitet worden, zur katholischen Kirche überzutreten, und endigte mit dem Selbstmorde, nachdem er seinen Vater aus dem Wege zu räumen, versucht hatte: Adelgunde, seine jüngste Tochter, starb durch Meuchelmord ihres Bräutigams, der sich mit Hülfe jener Feinde Gottfrieds, als ein angesehener Ritter bey ihm eingeschlichen hatte, eigentlich aber nur Glied einer Räuberbande war. — Alle diese Greuel erfuhr Veldigk von Gottfried selbst, nachdem ihm in der zweyten Nacht seines Aufenthalts auf Burgstein, eine Erscheinung geisterartig als Braut zugeführt wurde, die ihre vermummten Begleiter für die von ihrem Vater verborgen gehaltene Adelgunde ausgaben, und die auf Vollziehung der Ehe mit ihm dringend besteht, wozu denn auch der Ritter sich nicht lange bitten lässt — ein Vorfall, den er, um Aufklärung darüber zu erhalten, dem Vater mittheilte. Beide entschliessen sich, vor weiterer Untersuchung der unter den obgedachten Verhältnissen unerklärlichen Erscheinung, das für die folgende Nacht bestimmte Wiedersehen zu erwarten. Allein unglücklicherweise wird Veldigk schnell von seinem Verwandten, zu den er zu reisen gedachte, abgerufen, verliebt sich dort in dessen Tochter Elisabeth, und geht erst, nach einer hartnäckigen Krankheit, in welche ihn seine Liebe und der Kampf zwischen dieser und seiner Verpflichtung zu der nächtlichen Erscheinung stürzt, auf Geheifs des Pater Gottschalk nach Burgstein zurück, wo zwar eine zweyte Erscheinung der vermeynten Adelgunde erfolgt, aber von dem verborgenen und von seinen Empfindungen überwältigten Vater unterbrochen wird. Dieser fällt hierauf von dem Schrecken in eine Krankheit: dem Tode nahe sieht er sich von einer nochmaligen Erscheinung seiner Tochter aufgefodert, an Wolfram, als ihren Gemal, alle seine Güter zu vermachen. Dies geschieht — Gottfried stirbt — die bey dem ganzen Gange der Begebenheiten zum Grunde gelegenen Bubenstücke werden sehr leicht durch die Freymüthigkeit der Schauspieler selbst entdeckt — Agnese, welche die Rolle der Adelgunde spielte, giebt sich als schwanger von der Hochzeitnacht an, und büfst, da Veldigk nicht freundlich sieht, dass man ihn in einen so groben Betrug verwickelt hat, ihre Verirrung mit dem Tode, nachdem sie sich mehrere Seiten lang, so unnatürlich, als möglich, gebehrdet, und ihren Verführer, wie es sich gehört, verflucht hat. Dass Veldigk nun Elisabethen heirathet, versteht sich: aber der Pfaffe Gottschalk, dem er das Leben schenkt, verdankt ihm das, während des dreyssigjahrigen Kriegs, durch alle mögliche Verfolgungen, die den Ritter endlich nöthigen, nach Frankreich zu gehen. — Der Stil und der Periodenbau sind da, wo die Vfn. philosophirt, wie hier vorzüglich in der Einleitung, so tadelhaft, als in Nr. 1. In der Geschichte selbst geht es besser. Am unerträglichsten ist die Weitschweifigkeit, *die unter* andern da vorzüglich fühlbar wird, *als der Ritter* Veldigk seine nächtliche Erscheinung dem alten Gottfried mehrere Seiten lang fast mit denselben Worten vorträgt, mit denen sie kurz vorher die Vfn. ihren Lesern schon vorgetragen hatte. Ob sie vielleicht gehört haben mag, dass dies Homerisch sey?

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Ch. F. C. Herzlieb's Predigten über epistolische Texte.* Nebst einer Zuschrift an den Hn. Probst Teller über die Popularität im Predigen. Zweyte Ausgabe mit einer Vorrede des vorgedachten Hn. Probsts über die Art, wie man Predigten und andere Erbauungsschriften mit Nutzen lesen soll. 1799. XXXII u. 282 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 87.)

Berlin, b. Himburg: *Berlinischer Briefsteller für junge Kaufleute.* Von dem Verfasser des Berlinischen Briefstellers für das gemeine Leben. Dritte verbesserte und ganz umgearbeite Auflage. 1799. 528 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 132.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Julius 1799.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammatice demonstrata.* Nec non Vocabularia dialectorum Tataricarum et Slavicarum cum Hungarica comparata. Auctore *Samuele Gyarmathi* Med. Doct. et Soc. Scient. Gött. sodali correspondente etc. 1799. XX. u. 380 S. gr. 8.

Dieses mit vielem Fleifse bearbeitete Werk ist ein neuer Beweis von dem patriotischem Eifer, mit welchem die Ungarn das Gebiet ihrer Geschichte und Sprachkunde aufzuhellen bemüht sind. Der Vf., ein Siebenbürge, äufsert in der Zueignung an den Russischen Kaiser, Paul I., Luft und Willen, seine sprachverwandten Brüder, die Mordwinen, Wogulen, Permier, und andere Völker von finnischer Abkunft zu besuchen, ihre Sitten und Sprache noch genauer zu untersuchen, als es jetzt nach den vorhandenen *Hülfsmitteln* geschehen konnte, wozu wir ihm von Herzen eine gute Gelegenheit und grofsmüthige Unterstützung wünschen. Indessen bot ihm Göttingen, wo er sein Werk vollendete und das Glück hatte, einen wahrhaft uneigennützigen Verleger zu finden, mancherley Quellen dar, die er anderwärts nicht leicht gefunden haben würde. Dankbar erwähnt er öfters *Schlözer's* und *Gatterer's* Unterstützungen. Der Zweck dieser Schrift ist zu zeigen, wie grofs die Verwandtschaft der Ungarischen und der übrigen Sprachen Finnischen (das Wort in der weitesten Bedeutung genommen, wie etwa Pelasgisch zur Bezeichnung einer alten Muttersprache des Griechischen, Gallischen, Deutschen und Slawischen dienen konnte), Ursprungs sey. Der Vf. macht den Anfang mit der Lappländischen und eigentlichen Finnischen Sprache, deren Bau im ersten Abschnitte mit dem Ungarischen nach allen Theilen der Grammatik verglichen wird. Der zweyte Abschnitt ist der Vergleichung der Ehstnischen und der dritte den übrigen Sprachen Finnischen Ursprungs, als der Wogulischen, Motakischen, Permischen u. f. w. gewidmet. Dann folgen noch zwey Anhänge, deren erster die Vergleichung der Ungarischen Sprache mit der Tatarischen, der zweyte aber einen Auszug aus dem Petersburger allgemeinen Glossario, und vier Slawisch-Ungarische Vocabularia enthält. Wir wollen nun den Leser in den Stand setzen, selbst über das Werk urtheilen zu können. S. 1—7. wird die Verwandtschaft der Ungarischen Sprache mit der Lappländischen durch die Aehnlichkeit der Formen oder Bildungslaute der Substantive und Adjective bewiesen. In beiden Sprachen werden sie vermittelst der Laute *k*, *m*, *s*, *t*, (in Verbindung mit Vocalen *ak*, *ek*, *ok*, *em*, *as*, *es*, *is*, *os*, *at*, *ot*,) gebildet, worunter sich die Form *dage* (Ungarisch *dag*, *tag*) besonders auszeichnet. Auch die Diminutiva S. 6. haben in beiden Sprachen einige Aehnlichkeit, wiewohl der Ungar an die Lappländische Form *ats* später noch ein *ka* hinzusetzte. Doch ist dieses *ka*, *ke*, wieder im Ehstnischen S. 126. zu finden. Die Adjectiva privativa, die in andern Sprachen durch Vorsetzung einer negativen Partikel, im Griechischen des *α*, im Lateinischen des *in*, im Slawischen des *ne*, im Deutschen des *un*, gebildet werden, bekommen in den genannten Sprachen am Ende des Wortes einen Zusatz, im Lappländischen *ta*, *teme*, *tembe*, im Ungarischen *tlan*, *tlen*, wo zwar beide Sprachen das *t* gemein, aber durch neue eigene Zusätze es wieder vermehrt haben, womit noch der Ausgang des *casus negativi* im Lappländischen *atta*, im Finnischen *alta*, im Ungarischen *atlan* zu vergleichen ist. Wichtig ist S. 7. die Bemerkung: *quemadmodum Hungari ita et Lappones abhorrent duplicem in initio vocum consonantem.* Dies gilt zwar von der Finnischen, aber gerade nicht ohne Ausnahme von der Lappischen Sprache, wie es schon *Lindheim* in seinen Gedanken von dem verschiedenen Ursprunge der Finnen und Lappländer richtig bemerkt hat. Die Russen ahmen hierin die Finnen, unter denen sie sich ausgebreitet haben, nach und sprechen anstatt *grad* oder *grod*, Stadt, *gorod*, anstatt *berg*, Ufer, *bereg*. Der Ungar setzt bekanntermafsen den fremden Wörtern, die sich mit zwey Consonanten anfangen, einen Vocal vor. Anstatt *strecha*, Dach, das er von den Slawen entlehnte, spricht er *eszterha*. Oder er versetzt den Vocal, z. B. *szalma*, Stroh, anstatt *slama*. Dieser Umstand macht, dafs die ersten Sylben der Finnischen und Ungarischen Wörter leichter auszusprechen sind, als selbst in der Griechischen Sprache. Die vielen Biegungslaute der Lappländer und Finnen sind zwar im Ungarischen nicht zu finden, doch wufste sie der Vf. geschickt darzustellen und erklärte dadurch S. 10. das sonderbare Phänomen von 13 Endungen. Der Ungarische Dativ *nak* hat in den genannten Sprachen gar nichts ähnliches; das *t*, *at*, des Accusativs ist nur im Ehstnischen nach S. 127. noch anzutreffen. Das *st*, *est*, *asta* des Ablativs ist in allen drey Sprachen zu finden, nur setzte der Ungar noch ein *ol* hinzu: *halastol*, Finnisch *calasta*. Das *n* des Locativs und das *ta* des Negativs sind noch kenntlich genug. Ueberhaupt hat die Ungarische Declination durch spätere Ausbildung mehr Bestimmtheit erhal-

halten, befonders im Plural durch das angehängte *ak*, *ek*, womit jedoch der Vf. das Lappländifche *ek* vergleicht. Ueber einen befondern Plural für *nomina cognationis* ift S. 11. nachzulefen. Die Bemerkung S. 13. *nec in Lapponica, nec in Hungarica lingua ullum generis veftigium reperire potui, fed adjectiva promifcue omnibus fubftantivis invariata terminatione praeponuntur*, kann zur allgemeinen Eintheilung der Sprachen in Klaffen und Ordnungen angewendet werden. Durch diefen Umftand unterfcheiden fich die Sprachen Finnifchen Urfprungs von den übrigen europäifchen und nähern fich den afiatifchen. Die Lappländifche Bildungsfylbe des Comparativs *ab*, *eb*, hat nach S. 13. auch noch der Ungar. Allein der Lappländifche Ausgang des Superlativs *amus*, *emus* ift mit dem Lateinifchen *imus* nahe verwandt, und da dies nicht zufällig ift; aus dem höchften Alterthum. Der Ungar fetzt dem Comparativ die Partikel *leg* vor, um den Superlativ zu bilden, fo wie der Ehftländer fein *kige* nach S. 129. Der Unterfchied zwifchen den Lappländifchen und Ungarifchen Zahlwörtern ift eben fo grofs, als etwa zwifchen den Deutfchen und Griechifchen. Doch hat der Lappländer Bildungslaut *ad* für die Ordnungszahlen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Ungarifchen *ad*, *od*, *ed*, woran der Ungar gewöhnlich noch die Sylbe *ik* anhängt. S. 17. werden die Pronomina beider Sprachen verglichen. *ki*, wer, ift nicht nur in Sprachen Finnifchen Urfprungs, fondern auch in andern zu finden, im Lateinifchen *qui*, im Slawifchen *ki*. Ueberhaupt beweifet die Aehnlichkeit des Pronominis nur eine entfernte Verwandtfchaft der Sprachen. Durch die Suffixa, die andern Redetheilen angehängt werden, um den Befitz zu bezeichnen, weichen die Finnifchen Sprachen von allen übrigen europäifchen ab, und nähern fich den Semitifchen und andern afiatifchen (nicht Semitifchen) Sprachen. Das *am* bezeichnet im Lappländifchen und Ungarifchen die erfte Perfon, *ad* die zweyte; in der dritten Perfon und im Plural zeigt fchon wieder mehr Unterfchied S. 20. Die Bildung und Flexion des Zeitwortes, deffen verfchiedene Formen, werden S. 22—40. erläutert, und genau in beiden Sprachen verglichen, wobey über die Feinheiten der Ungarifchen Sprache, fo fern fie zur Beftätigung der Harmonie mit den Finnifchen dienen, treffende Bemerkungen vorkommen, worüber freylich nur ein geborner Ungar richtig urtheilen kann. *Singulari digna funt attentione*, heifst es S. 27. *numerofa Finnorum* (vermuthlich ein Druckfehler für *Lapporū*) *verba in m (am) terminata, quod Ungaris familiariffimum eft.* Bey den eigentlichen Finnen ging das *m* in *n* über. Diefes *m* (im Ungarifchen *am*, *em*, *om*) ift die ältefte Flexion der erften Perfon, die auch in vielen andern Sprachen, als in der Perfifchen, Slawifchen, Lateinifchen (im Conjunctiv und Futuro), Griechifchen in den Verbis auf *μι* gefunden wird. Die Lappländifche Flexion *me* für die erfte Perfon des Plurals und *te* für die zweyte kommt ganz genau mit den Slawifchen Biegungslauten überein; die Ungarn haben alfo das *k* in den Flexionen *unk*, *tak* oder *ünk*, *tek*, zur ftärkern Bezeichnung des Plurals viel fpäter, vermuthlich zur Zeit ihres Aufenthalts unter den Tataren, hinzugefetzt. Die Unregelmäfsigkeit des *Verbi Subftantivi* ift S. 34—40. gut auseinander gefetzt worden. An den Adverbien ift der Lappländifche Ausgang *laka* mit dem Ungarifchen *lag* S. 41. verglichen worden. Die Präpofitionen, eigentlich Poftpofitionen, werden in beiden Sprachen an die Subftantiva hinten angehängt, wodurch fich die Finnifchen Sprachen nicht nur von den bekannten europäifchen, fondern auch von den Semitifchen unterfcheiden. Wer würde wohl vermuthen, das Lateinifche *mecum*, *tecum*, *fecum* im Lappländifchen *mo-kum*, *to-kum*, *fo-kum* zu finden? Endlich beweifet der Vf. die Verwandtfchaft genannter Sprachen auch noch durch die Conftruction oder den Syntax, woraus fich allerdings *einige* Aehnlichkeit ergiebt; doch läfst fich manches ausgezeichnete auch in andern Sprachen finden, z. B. dafs das Adjectiv und Pronomen Demonftrativum dem Subftantiv vorgefetzt werden und ganz unverändert bleiben, dafs der Dativ anftatt des Genitivs zur Bezeichnung eines Befitzes gebraucht wird. Letzteres findet im Slawifchen häufig ftatt und ift felbft im Griechifchen nicht ungewöhnlich. Von S. 61—94. wird nun ein Verzeichnifs von ähnlichen Wörtern aus den verglichenen Sprachen geliefert. Die erfte Columne ift *Lappon. et Finnice* überfchrieben, die zweyte erklärt die Bedeutung Lateinifch, die dritte ftellt die Ungarifchen Wörter dar. Da der Vf. neuere Quellen, z. B. das *Lexicon Lapponicum*, Holmiae 1780, benutzt hat; fo mufste es vollftändiger werden, als alle frühern. Zu diefem Verzeichnifs gehört aber noch ein Supplement S. 366—376. Nach dem Verzeichnifs S. 95—119. hat der Vf. mit fichtbarer Mühe mehrere Stellen aus der Ungarifchen und Finnifchen Bibel zufammengeftellt, um die Aehnlichkeit der Conftruction in beiden Sprachen zu erläutern. So viele Mühe fich der Vf. auch gegeben hat, die ähnlichften Stellen aufzufuchen, fo wenig kann geleugnet werden, dafs der Deutfche mehrere Stellen im Gothifchen des Ulfila oder im Isländifchen viel leichter verftehen würde, als der Ungar die gewählten Texte aus dem Finnifchen. — Rec. billigt es, dafs der Vf. auch folche Wörter im Verzeichniffe neben einander ftellte, die zwar nicht denfelben Begriff, aber doch einen nahe verwandten bezeichnen. So verglich er das Lappländifche *tele*, *nix compacta*, mit dem Ungarifchen *tél*, *hyems*. Ueberhaupt haben die Wörter im Ungarifchen mehrere oft fehr verfchiedene Bedeutungen; gewöhnlich aber find es alte Sprachfiguren, die der erften Armuth der Sprachen ganz eigen waren. So heifst *nap* Sonne und Tag, d. i. Urfache und Wirkung. Welcher Ungarifche Sprachforfcher könnte wohl die Benennung der Heufchrecke *Sáska* erklären? Allein mit Hülfe der verwandten Sprachen kann er es. *Saska* ift nach S. 82. im Lappländifchen *faltus*, *qui ambobus pedibus it*. Der Vf. hätte hier auch das Verbum *fasket*, hüpfen, fpringen, beyfetzen follen. Von dem Ungarifchen *farkas*, *lupus*, ift die Wurzel im Lappländifchen

noch

noch zu finden: *warg* S. 90.; daneben steht aber noch *Vargas*, woher mag dies genommen seyn? Vermuthlich setzte es der Vf. bey, so wie *fark* neben *farkas* um die Harmonie deutlicher zu machen. Dies wird aber gewiss zu Verwirrungen Anlass geben, wenn gleich der Vf. für solche von ihm geformte Wörter eine andere Schrift wählte. Hier aber unter dem Buchstaben *P* hätte doch bemerkt werden sollen, dass die Ungarn für die Lippenlaute *w*, *p* das pfeifende *f* noch häufiger gebrauchen, als die Lappländer, das aber den eigentlichen Finnen ganz fremd ist. Daher wird *pele*, halb, richtig mit *fele* verglichen. — *Kaupok* (*urbs*) hätte mit dem Ungarischen *kapu* (*porta*) nicht sollen verglichen werden. Denn im Lappländischen Wörterbuche stehen ausdrücklich nach *kaupok*, *kaupia*, die Worte: *fenn. orig. rarius occurrunt.* Nun ist *cauppa*, im Finnischen *mercatura*, *cauppia*, *mercator*, *cauppungi*, *urbs*, also eigentlich ein Markt, eine Handelsstadt. Wem fällt hier nicht das Deutsche *kaufen*, oder das Slawische *kupiti* ein? Also sind diese Wörter fremden Ursprungs. Und selbst das Ungarische *kapu* ist ja nach S. 276 und 378. Türkisch-Tatarisch. — So wird in diesem Verzeichniss auch manchmal ein Schwedisches oder Slawisches Wort angeführet, wie S. 75. *skarja* (*forfex*), womit also vergeblich das Ungarische *sarlo* (*falx messoria*) verglichen wird. Mit dem Lappländischen *ukkar* (*industria*) wird das Ungarische *Ugar* (*prima aratura*) verglichen; nun ist aber *Ugar* aus dem Slawischen *Ugor*, die Brache. Schlimmer ist es, dass das eigentliche Finnische von dem Lappländischen nicht getrennt oder wenigstens besser unterschieden worden ist. Unter *C* wird *Caszara* mit Cursivschrift als ein Finnisches Wort angeführet, und unter *k* wiederum *kaszara* (*falx*) als ein Lappisches, das aber im Lappländischen Wörterbuche gar nicht gefunden wird. Die Finnen haben es aus dem Slawischen *kosa*, *kosir*. Viel besser hätte sich das Finnische mit dem Ehstnischen verbinden lassen, da diese zwey Sprachen weniger von einander abweichen, als beide von dem Lappischen. Die Lappen haben für den Honig kein eigenes Wort und im N. Test. wird es mit *oblon woi*, d. i. Hummelbutter, umschrieben. Die Finnen aber nennen den Honig *Mesi*, womit S. 76. das Ungarische *mez* verglichen wird. Nun kommt *Messi*, und *metha-met* S. 162. wiederum im Ehstnischen Verzeichniss vor. Hier hätte also das Finnische *Mesi*, im Genitiv *meden*, stehen sollen. Auch hätte das Finnische *Mesiainen* (*ainen* ist eine blosse Termination), die Biene, nicht wegbleiben sollen, da sich damit das Ungarische *méh* (*apis*) gut vergleichen lässt. Aus diesem Beyspiele sieht man, wie das Slawische *med* (Honig und Meth) in *mez* und *meh* überging. Ob aber *Med* älter sey als das Lateinische *Mel*, ... oder umgekehrt, wer wollte dies entscheiden? Wir wundern uns, dass dies Wort, so wie Biene und Honig, im Russischen allgemeinen Vergleichungsglossario fehlt, da viele andere Wörter dafür hätten wegbleiben können. S. [illegible] *Sarvi*, *Sarwi* (*cornu*), das mit dem Ungarischen *szarv* verglichen wird, wieder nicht Lappisch, sondern Finnisch, wie es selbst im Lappländischen Wörterbuche bey *sarwa*, *rangifer non castratus*, bemerkt wird. Allein das Lappländische *Sarw* (*alces*) gehört hierher, so wie das Lateinische *cervus* von *cornu*, das Griechische κερας, das Semitische *keren* (קרן). Nun kommt S. 165. wieder das Ehstnische *Sarw* (*cornu*) vor, S. 223. das Tatarische *Suro*, S. 194. das Wotäkische *Sjur*, und S. 272. wird alles dies aus dem Russischen Glossario N. 151. wiederhohlt. So wird auch S. 91 das Finnische *Weri* (Blut) mit dem Ungarischen *wer* verglichen, S. 169. wieder das Ehstnische *Werri*, S. 208. das Tatarische *Wer*, *Wir* (das aber nicht einmal Tatarisch ist, sondern aus Finnischen Sprachen), und S. 262. werden diese Wörter aus zwölf Sprachen angeführet. Hätte der Vf. diese Wiederholungen nicht vermeiden können und sollen. Rec. würde ihm gerathen haben, alle verglichenen Ungarischen Wörter nach dem Alphabete zu ordnen, daneben alle ähnlichen Wörter aus den verwandten Sprachen aufzustellen und sie gehörig mit Beysetzung eines oder zweyer Buchstaben, als L. für Lappisch, F. für Finnisch u. s. w. zu unterscheiden. Diesem so eingerichteten Verzeichnisse müsste noch ein Lateinischer Index, um jeden Begriff bequem aufsuchen zu können, beygefügt werden. Allein der Vf. mochte anfangs nicht Willens gewesen seyn, wie er es in der Erinnerung zum 2ten Abschnitte zu verstehen giebt, das Ganze nach einem festgesetzten Plane zu bearbeiten, sondern er hatte sich nur auf das Lappländische und Finnische eingeschränkt, und dann erst die weitern Vergleichungen einzeln fortgesetzt, wovon er die Resultate nach und nach zusammenschrieb und drucken liess, wobey nun für die Bequemlichkeit der Leser im Nachschlagen nicht mehr gesorgt ward. Wollte man z. B. wissen, ob *pilus* unter den verglichenen Wörtern vorkomme; so kann man zwar im dritten Verzeichnisse S. 206. dies Wort und das Ungarische *ször*, nebst den verwandten Wörtern finden, (nach acht andern Wörtern, die nicht einmal alphabetisch geordnet sind, steht erst *pilosus*), allein man kann auf keine Art erfahren, ob *pilus* auch im Lappisch-Finnischen, oder Ehstnischen Verzeichnisse vorkomme. Im Finnischen müsste es unter *carwa* stehen, allein gerade dies Wort, das mit *ször* zu vergleichen gewesen wäre, vermisst man. Bey *cera*, Ungarisch *Viasz* ist zwar das Tschuw. *iwisz*, *Vusz* angeführet, *cereus* aber steht erst nach dem sechsten Worte *cos*, und im Finnischen Verzeichnisse wird *waha* (*meden-waha*, Honigwabe) vermisset, das nicht nur mit dem Ungarischen *viasz*, mit dem Deutschen *Wachs*, Niederdeutschen *Wass*, dem Slawischen *wosk*, sondern auch mit dem Lateinischen *favus* übereinkommt, und für das älteste Stammwort gehalten werden kann. *Cera* und κηρος sind wenigstens, wo nicht jünger, doch nicht so weit ausgedehnt.

(*Der Beschluss folgt.*)

* * *

Dortmund, b. Blothe u. C.: *Der Märkische Lehrer und Kinderfreund, für Lehrer in Bürger- und Landschulen.* Von *J. F. Wilberg.* 2tes Bändch. 1799. 160 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 28.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Fest- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* 3ter Bd. 2tes Stück. 1798. 9 Bogen 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 119.)

Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchhandl.: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Volkspredigten über die gesammten Pflichten der Religion,* von *K. G. D. Manderbach.* 10ter Th. Auch noch unter dem besondern Titel: *Neuausgearbeitete Entwürfe zu Predigten über die äusserlichen Selbstpflichten.* 2ter Th. 1796. 566 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 73.)

Bremen, b. Wilmans: *Christliches Glaubensbekenntniss für Konfirmanden mit beygefügten Bibelstellen,* von *H. Pape.* Mit einem Anhang welcher sehr nützliche Lebensregeln für Landleute enthält. 3te vermehrte Auflage. 1799. 31 S. 8. (2 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. Nr. 155.)

Cassel, in der Griesbachischen Hofbuchhandlung: *Passionspredigten, nebst einer Konfirmationsrede und einer Konfirmationspredigt,* gehalten von *G. F. Götz.* 2tes Bändch. 1797. 164 S. 3tes Bändch. 1799. 142 S. 8. (jedes 10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 28.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Frankfurt* u. *Leipzig: Von der Nothwendigkeit eines Reichspolizeygesetzes über die Landwirthschaft.* An die Regenten Deutschlandes und ihre bey der Reichsversammlung zu Regensburg angestellte Bothschafter. Von einem Deutschen. 1798. 40 S. 8. (3 gr.) Zu den hier vorgetragenen patriotischen Betrachtungen und Vorschlägen ist der Vf. durch einige, als Einleitung zuerst (§. 1 — 5.) angeführte Bemerkungen über die Ursachen der in unseren Zeiten auch in Deutschland unter den mehrsten Klassen von Unterthanen vielfältig herrschenden Unzufriedenheit mit ihrem bisherigen Zustande veranlasset worden. Er findet diese bey den niedern Klassen hauptsächlich in den Beschränkungen ihrer Industrie und des freyen Gebrauchs ihres Eigenthums; und daher bey dem Landmanne besonders darin, dass dieser jene Beschränkungen um desto härter empfinde, je mehr ihm von den, durch die neuerlichen Aufklärungen in der Landwirthschaft, entdeckten sicheren Hülfsmitteln zu ihrer Verbesserung bekannt geworden sey, und je mehr ihm noch immer Hindernisse entgegen stünden, dieselben für sich anzuwenden. Um dies näher zu bestätigen, bezeichnet er (§. 5 — 12.) zuerst die wichtigsten von jenen neuerlichen Hülfsmitteln, als: den Anbau der Futterkräuter, die Stallfütterung, die Aufhebung des Forstbanns, die Benutzung des Brachfeldes, die Vertheilung der gemeinen Weideänger und Triften, die Abschaffung der Viehhütung in den Waldungen, die Verwandlung einhauiger Wiesen in zweyhauige etc. und hierauf die gegen ihre allgemeine Ausführung in Deutschland fast überall noch obwaltenden, aus Vorurtheilen, verjährten Observanzen, dienstbaren Rechten (Servituten) und alten, auf die gegenwärtigen Verhältnisse nicht mehr passenden Polizeygesetzen entspringende Hindernisse. So lange diese nicht sämmtlich weggeschafft sind, kann, nach des Vf. Behauptung, der Landmann nicht zu der seinen Wohlstand befördernden freyen Thätigkeit gelangen, die ihn in ruhige Zufriedenheit mit seinem Zustande setzt, und überhaupt die Landwirthschaft nicht den hohen Grad der Vollkommenheit erreichen, dessen sie fähig ist. Das könne aber durch einzelne Veranstaltungen der Reichsstände durchaus nicht bewerkstelliget werden: weil ihre Ausführung theils die Einschränkungen, theils die gänzliche Aufhebung verschiedener Privatrechte wesentlich erfodere, und solches alsdann, wenn diese Rechte fremden Unterthanen zugehören, (z. B. bey Koppelhüthungen) nicht thunlich sey, auch bey den einländischen Eigenthümern gewöhnlich den nachtheiligen Erfolg habe, dass dadurch heftige Widersprüche und beschwerliche Processe, wohl gar bey den Reichsgerichten veranlasst, oder doch, wenn diese auch nicht entstünden, jenes Verfahren als despotische Gewaltthätigkeit der Landesregierungen betrachtet und Missmuth und Widerwillen gegen dieselben unter den Unterthanen erwecket und verbreitet würde (§. 9.). Hieraus folgert der Vf. (§. 13.) die dringende Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Einverständnisses aller Reichsstände zur Wegräumung jener Hindernisse, vermittelst Einführung eines allgemeinen Reichspolizeygesetzes. Zu dessen Inhalte bringet er neun Haupttheile in Vorschlag. Diese betreffen: den freyen Gebrauch des Feldeigenthums, die Theilung der gemeinen Feldgüter, die Aufhebung der gemeinen Weiden, besonders der Hütung in den Waldungen, der Dienstbarkeitsrechte, der Koppelhütungen, das Consolidiren einzelner Güter, die ungehinderte Anpflanzung der Obstbäume und die Freyheit des Eigenthums in dem Verkaufe der ländlichen Producte (§. 14 — 22). Hiebey bestimmet er zugleich, was zur Vollstreckung und Anwendung eines solchen Reichsgesetzes, besonders wegen Abänderung und Verbesserung alter Provinzialpolizeygesetze, von jedem Reichsstande in seinem Staate zu beobachten und zu veranstalten seyn werde.

Unter diesen letzten Bemerkungen vermisset der Rec. die gewiss von Seiten der Regierung nöthige Wegschaffung des grossen Missverhältnisses zwischen einigen Getreide- und Vieharten in verschiedenen Gegenden, woselbst z. B., zum Nachtheile der einländischen Bedürfnisse an Rocken und an Hornviehe, der Weizenbau eben so, wie die Schafzucht, ganz übermässig vergrössert wird. Ueberhaupt ist schwerlich zu hoffen, dass der patriotische Vorschlag des Vf. bey dem Mangel an Gemeingeiste in Deutschland, und bey der herrschenden eigennützigen Politik mancher Staaten gegen andere, dass diese wegen ihrer Bedürfnisse an Getreide, Vieh, oder Holz etc. in beständiger Abhängigkeit von jenen bleiben mögen, jemals zur Wirklichkeit kommen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Julius 1799.

PHILOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammatice demonstrata.* Nec non Vocabularia dialectorum Tataricarum et Slavicarum cum Hungarica comparata. Auctore *Samuele Gyarmathi etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.*)

Das *Vocabularium Tataricum* S. 222 — 231. ist nicht aus reinen Quellen geschöpft. Es kommen darin viele Wörter aus andern Sprachen vor, sogar einige Slawische. **abu** (*pater*), **acha** (*frater*) sind Semitisch (Arabisch), *wer, wir* (Blut), *kezi, kessi, ked* (Hand) sind aus Finnischen Sprachen, **ikra** (*ova piscium*) und **wedre** (*urna*) aus dem Slawischen entlehnt. Auch hätte das Ungarische **Vándor** (*viator*), nicht mit dem Tatarischen *chandur* verglichen werden sollen, da *Vándor*, Wanderer, offenbar aus dem Deutschen aufgenommen worden ist. Ungeachtet der vielen Tatarischen Wörter, die die Ungern von den Tataren borgten, als *lo*, Pferd, *alma*, Apfel, u. s. w. lässt sich noch auf keine nähere Verwandtschaft dieser zwey Völker und ihrer Sprachen schliessen, sondern nur auf ehemaligen Verkehr und Umgang. Dies wird durch die Bemerkungen des Vf's. (S. 232. folg.) über den wesentlichen Unterschied der Tatarisch-Türkischen und Ungarischen Sprache bestätigt. Tataren und Ungarn sind wenigstens so verschieden, wie Deutsche und Slawen. Der zweyte Anhang S. 242 — 288. besteht aus einem brauchbaren Auszug aus den *Vocabulariis Linguarum totius orbis comparativis*, woraus sich viele Wörter der erstern Verzeichnisse richtiger bestimmen lassen. Vorläufig werden alle 200 Sprachen und Dialekte, die sich füglich auf 20 Hauptsprachen zurückführen liessen, nach ihren Numern genannt, worunter Nr. 6. 8. nicht ganz richtig erkläret worden sind. Ganz und gar falsch ist bey Nr. 135. die Erklärung des Mongolischen. *Est haec*, heisst es da, *dialectus Indostanicae linguae.* Dachte etwa der Vf. bey Mongolisch an den Grossmogol? Die Indostanischen Sprachen stehen ja unter den Numern 166 — 169. 172. 173. Bey jedem Ungarischen Worte werden nun die harmonirenden Wörter nach der Reihe ihrer Numern angeführet; nur diejenigen, für welche kein ähnliches in andern Sprachen zu finden war, sind übergangen worden. Manches hat aber der Vf. doch übersehen. So sind unter *fog*, Zahn, Nr. 29. nicht alle ähnlichen Wörter angeführet worden, wie z. B. das Irländische und Schottländische *fiakul*. Bey **nyak**, *collum*, Nr. 32. hätte das Deutsche W. *Nacken* nicht wegbleiben sollen. Bey **Sugar**, *radius*, Nr. 78. vermisset man das Tatarische *schuglae* (91), und das Armenische *schochk* (107). Bey **nap**, *sol*, Nr. 75. wird zwar das Mongolische *nara* (135. 136.), das Kalmückische *naran* (137) angeführet, aber die Nr. 87. ist übergangen worden, wo das Ungarische **nap**, *dies*, wenigstens mit dem Lappländischen *peiwe* hätte verglichen werden können, in wie fern dieses Wort *Sonne* und *Tag* bedeutet. Doch ist dies, nebst **peiwot**, *lucere*, S. 372. im Lappländischen Supplement nachgetragen worden. Bey **Jeg**, *glacies*, N. 86. hätte das Ostiakische *ulgo* (75), das eigentlich nicht Finnisch, sondern Samojedisch ist, eher wegbleiben können, als das Hersich-Schottländische *eig* (17), das Zigeunerische *jeko* (166), das Dekanische *juk* (169), das Samojedische *jir* (121 — 124). Selbst das deutsche *Eis* (*is*), worin das *g.* in *s* überging, scheint hierher zu gehören, und es giebt gewiss wenig Wörter von diesem Alterthum und von so weiter Ausdehnung. Ob nicht einst noch die dunkle Stelle des Tacitus: *lingua* (*aestyorum*) *Britanicae propior*, aus solchen Vergleichungen einiges Licht bekommen wird? Bey **part**, *ripa*, Nr. 107., das aus dem Lateinischen (*portus*) entlehnet ist, und keiner Vergleichung fähig war, setzte der Vf. noch **berek**, *lucus*, hinzu, womit er ähnliche Wörter aus drey Finnischen Dialekten vergleicht, die aber alle *bereg* aus dem Russischen aufgenommen haben. Numero 146. **legy**, *musca*, und Nr. 157. **madár**, *avis*, sind ganz übergangen worden, da doch Nr. 146. aus Nr. 157. hätte erläutert werden können. Denn Nr. 157. steht das Finnische *lindu* (54), das Ehstnische *lind* (55), beym Lappischen (58) ist die leere Stelle mit *lädde* auszufüllen, womit allerdings das Ungarische *legy* (*ledy*) verglichen werden kann. Bey **kattona**, *miles*, Nr. 190. führt der Vf. auch **szegodött**, *mercenarius*, an und vergleicht das Hersisch-Schottische (17) *segeder* damit, allein dies so wie das Irländische *sedjur* ist aus dem Englischen *soldier*, Soldner, entstanden. *Kattona* aber hätte mit dem Böhmischen **katan**, *satelles*, Henkersknecht, verglichen werden sollen. Den Beschluss des ganzen Werkes machen vier Vocabularia, ein Russisch-Deutsch-Ungarisches S. 306 — 334. ein Serbisch-Deutsch-Ungarisches S. 334 — 346., ein Böhmisch-Deutsch-Ungarisches S. 346 — 356., und ein Pohlnisch-Deutsch-Ungarisches S. 356 — 364., worin diejenigen Wörter gesammelt worden sind, die die Ungarn aus den Slawischen Dialekten entlehnet haben. Es lasst sich aber nicht immer sicher bestimmen,

men, aus welchem Dialekte sie ein Wort genommen haben; es hätten also diese vier Vocabularia in eines vereinigt werden sollen, um unnöthige Wiederhohlungen zu ersparen. Die nicht Slawischen Wörter, als im Russischen einige Tatarische, in andern Dialekten Lateinische, Deutsche hätten billig wegbleiben sollen, da sie der Ungar eben so gut unmittelbar aus dem Latein- und Deutschen nehmen konnte. Auch ist manches unrichtig angegeben. *Chlup* S. 347. heisst nicht *lana*, sondern *pilus*, ein kurzes Haar, und *debel, dich*, ist gar nicht Böhmisch, sondern Illyrisch. Im Russischen wird *Jantar*, Bernstein, richtig mit dem Ungarischen *gyanta* verglichen, es möchte aber doch nicht folgen, dass die Ungarn das Wort von den Russen annahmen. Denn *Jentaras* ist auch Litthauisch und Altpreussisch, von daher kam der Bernstein, dessen alter Name schon in den ältesten Zeiten zu den Finnen, folglich auch Ungarn, übergehen mochte. Wir vermuthen auch, da die Finnen Nachbaren der Litthauer sind, und es von jeher waren, dass der Vf. im Litthauischen und Lettischen manches Wort finden würde, wenn er einst auch diese Sprachen mit dem Ungarischen vergleichen wollte. Sonst aber sind diese Sprachen ihrem Baue nach mit dem Ungarischen eben so wenig verwandt, als die eigentlichen Slawischen, und wenn man von Westen aus der Länge nach die Sprachen ordnen sollte; so würden sie in dieser Reihe aufeinander folgen: Gallisch, Deutsch, Slawisch, Finnisch, worunter also auch Ungarisch zu stehen kommt, und endlich Tatarisch u. s. w. Da die Ungarn nun von drey Seiten von Slawen eingeschlossen sind; so befinden sie sich auf einem fremden Gebiete, nicht auf ihrem natürlichen Boden, wo sich ursprünglich ihre Sprache bildete. Ihr Mutterland wäre aber nun, nach fortgesetzten gründlichen Sprachvergleichungen mit historisch-kritischen Untersuchungen verbunden, bald auszumitteln. Rec. wünscht zur Ehre der wackern Madyaren, die ihre alte Sprache ungeachtet des vielen beygemischten Fremden noch zu schätzen wissen, mehrere ähnliche Nachforschungen, vor andern aber ein vollständiges gut eingerichtetes Ungarisches Wörterbuch, mit gehöriger Scheidung des später hinzugekommenen Fremden, oder wenigstens eine Sammlung ächt Ungarischer Wurzelwörter mit beständiger Vergleichung der Finnischen Dialekte, wozu des Vf. Arbeit gut gebraucht werden kann. Unter den Supplementen ist das Lappländische S. 366—376. das beträchtlichste. Es ist des Vf. Fleisse fast nichts entgangen. Doch vermisst Rec. das Lappländische *kätk*, *kätka*, *formica*, womit das Ungarische *handya* zu vergleichen ist. *Kat* ging also in *had* und mit dem Rhinesmus, den die Ungarn lieben, in *hand*, *handya* über.

LITERATURGESCHICHTE.

EICHSTÄDT, b. Schmid: *Viri scriptis, eruditione ac pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit, vel aluit.* 1799. Ohne Vorrede und Register. 474 S. 4.

Mit vieler Mühe hat der Vf. dieser Biographien, Hr. *Andreas Strauss*, Bibliothekar in dem Kloster der regulirten Chorherren Augustiner Ordens zu Rebdorff, der sich am Ende der Vorrede selbst nennet, alles zusammengetragen, um den Männern, deren Andenken er in dieser Schrift erneuern wollte, ein Denkmal zu stiften. Freylich konnte er von manchen nur wenig bedeutendes sagen; freylich gehörten auch die meisten von denen, die er aufstellet, eben nicht unter die berühmten Gelehrten und Schriftsteller; doch verdienten sie immer genannt, und ihre sonstigen Verdienste bekannt gemacht zu werden. Der Vf. hat dieselben in alphabetischer Ordnung auftreten lassen, ungeachtet es vielleicht besser gewesen wäre, wenn er sie nach der Zeit, in der sie lebten, dargestellet hätte. Was die beygefügten Schriftenverzeichnisse betrifft, so hat der Vf. gerade da, wo er seinem Werke einen Werth hätte geben können, am wenigsten geleistet, und selbst Quellen, die sich ihm darboten, nicht benutzet. Wer wird wohl in unsern Tagen noch das alte Gelehrten-Lexicon, das *Mencke* herausgab zur Hand nehmen, da man das *Jöcherische* mit *Adelung's* Fortsetzung so leicht haben kann? Uebertriebene Lobeserhebungen mancher Männer, die nur in dem engen Kreise, in welchem sie wirkten, bekannt waren, nichtsbedeutende Kleinigkeiten u. d. hätten sicher wegbleiben, und dagegen auf andere, die es verdienten, mehr Fleiss gewendet werden können. Einige der vorzüglichsten möchten wohl folgende seyn. Die beiden Brüder *Bernhard* und *Conrad Adelmann von Adelmansfelden.* Jener, der ältere, hatte die Ehre in der Verdammungsbulle, die *Eck* aus *Rom* nach Deutschland, wider *Luthern* und einige seiner Freunde gebracht hatte, namentlich angeführt zu werden; der jüngere aber, ein nicht minder gelehrter Mann, machte sich durch seine Anhänglichkeit an denen, die damals an der Verbesserung der Kirche arbeiteten, sehr verhasst. Doch war es nicht dieser, wie der Vf. vorgiebt, der die bekannte Schrift: *Canonici indocti Lutherani*, die *Ecken* so sehr verdross, zum Druck befördern half, sondern sein älterer Bruder, weswegen sich *Eck* auch durch die Verdammungsbulle an ihm zu rächen suchte. *Vitus Amerbach*, ein gelehrter und zu seiner Zeit sehr verdienter Mann, dessen Schicksale bisher wenig bekannt waren, wurde 1504 zu *Wembding* in Bayern geboren. Er studirte die Philosophie, Theologie und Rechtsgelahrtheit zu Wittenberg, war *Luther's* und *Melanchthon's* Verehrer, und verheyrathete sich auch daselbst. In der Folge kehrte er wieder um, wurde Anfangs Lehrer am Gymnasium zu Eichstädt, und 1543 Professor der Philosophie zu Ingolstadt. Das magere Verzeichniss seiner vielen Schriften, hätte viel vollständiger aus *Adelung's Fortsetzung*, oder aus *Kobolt's Bayerischen Gelehrten Lexicon* geliefert werden können. *Joh. Heinrich Böcler* der berühmte Strassburger Historicus, war zu *Cronheim* im Eichstädtischen geboren. Das Verzeichniss seiner Schriften ist abermals sehr unvollständig. *Georg Spalatin* — zu *Spalt* im Bisthum *Eichstädt* geboren. Sein eigentlicher Geschlechtsname soll *Burkhard* geheissen haben, und sein Vater ein Gerber (*coriarius*) gewesen seyn.

feyn. Ausführlicher und gründlicher würde wohl diefe Biographie ausgefallen feyn, wenn der Vf. *Schlegel's vitam Georgii Spalatini* hätte benützen können, oder wollen. Eine Anekdote, die er von demfelben anführt, können wir indeffen doch nicht übergehen. Er foll nach dem Tode feiner Mutter — das Jahr wird nicht bemerkt — nach *Spalt* gekommen feyn, und dafelbft geäufsert haben, dafs er blofs um feiner reichen Pfründe wegen, nicht wieder zur katholifchen Religion zurücke kehren konne — dafs er feine Freunde ermuntert habe, bey denfelben zu bleiben — dafs er endlich ein Marienbild, das ehehin in der Hofkirche zu Wittemberg ftunde, nach Spalt gefchickt habe, mit dem Befehl, nicht eher, als nach feinem Tode jemand etwas davon zu fagen, weil ihm fonft Luther deswegen Vorwürfe machen würde. — *Eine tüchtige Legende!* Das Schriftenverzeichnifs ift ganz unbedeutend. Auch der berufene *Cochlaeus*, den der Vf. *Theologum abfolutiffimum* nennet, mufs hier auftreten, weil ihm der Bifchof Martin von Hutten, nach Herzogs Georg von Sachfen Tod eine Präbende gegeben hatte, die er aber nach einiger Zeit wieder aufgab. *Theologos proteftanticos refutavit*, fagt der Vf. — *ipfiffimoque Luthero formidabilis evafit!!* In Anfehung feiner Schriften, beruft er fich, der Bequemlichkeit wegen vermuthlich, auf *Will's Nürnb. Gelehrt. Lexicon*, wo fie doch nicht alle angetroffen werden. Beygefügt find einige Briefe, die *Cochlaeus* an *Kilian Leib* gefchrieben hat. *Albertus von Eyb*, ein zu feiner Zeit berühmter und gefchätzter Schriftfteller. *Johann von Falkenftein*, geboren 1682 in Schlefien, ging, nachdem er zu Neuburg an der Donau die katholifche Religion angenommen, nach Eichftädt, wo er Hofrath wurde; verliefs aber die Dienfte des Bifchofs wieder und zog nach Schwabach, wo er fich von feiner Schriftftellerey nährte und dafelbft auch ftarb. Seine Eichftädtifche Gefchichte foll er mehr aus Rache, als aus Liebe zur Wahrheit gefchrieben haben. *Kilian Leib*, Prior zu *Rebdorff*, welche Würde er über 50 Jahre lang bekleidete. Einige Nachrichten von diefem gelehrten Manne und von feinen Schriften findet man im *Litterarifchen Wochenblatt* 2 B. S. 81. u. f. die der Vf. benutzet hat. Er war *Reuchlin's* und *Pirkheymer's* Freund, blieb aber ftets ein erklärter Feind *Luther's* und feiner Rerformation. *Wilibald Pirkheymer* wurde 1470 zu Eichftädt geboren. Von feinem Leben und Schriften haben *Will* und andere ausführlich gehandelt. Was der Vf. aus einem Brief *Pirkheymer's* an *Kilian Leib* zu beweifen fucht, das hat diefer vortreffliche Mann auch bey andern Gelegenheiten geäufsert — diefes nämlich, dafs ihm *der ausgeloffen münch fchentlich pos* und *ftreflich wefen*, eben fo anftöfsig und ärgerlich fey, *als die Romifch puberey und der Münch und Pfaffen fchalikhait*, die durch die Reformation hat gebeffert werden follen. S. *Einige Reime von Wilibald Pirkheymern in Waldau's vermifchten Beyträgen* 1ter Band. S. 247. u. f.

Leipzig, in d. Weidmannifchen Buchh.: *Theophili Chriftophori Harles Supplementa ad Breviorem notitiam literaturae romanae, in primis fcriptorum latinorum.* Pars prior. 1799. XII. und 530 S. 8.

So lebhaft wir überzeugt find, dafs die Handbücher der griechifchen und römifchen Literargefchichte, welche wir dem gelehrten und unermüdet thätigen Vf. diefer Supplemente verdanken, Schulen fowohl als angehenden Philologen den mannichfaltigften Nutzen gewährt haben: fo gewifs glauben wir, Hr. *H.* werde felbft, nach der weitläuftigen Kritik, die über feine *Brevior notitia literaturae romanae* in diefen Blättern (1791. Nr. 254. 255.) ergangen, nicht in Abrede feyn, dafs diefes Werk, theils was den Plan und die Anlage des Ganzen, theils was die Ausführung einzelner Theile betrifft, noch vielfacher Reformen bedürfe. Jetzt, da Hr. *H.* fich blofs auf Nachträge zu diefem Handbuche, fo wie zu feiner weitläuftigeren *Introductio in hiftoriam literaturae romanae*, einfchränkt, und die Fortfetzung des letzten Werks, von dem feither zwey Bände erfchienen, bis zu einer ruhigeren Mufse ausfetzt, würde die Foderung einer neuen verbefferten Oekonomie, die dem Ganzen eine andere Geftalt geben könnte, nicht blofs ungerecht, fondern überhaupt finnlos feyn. Blofs das *Einzelne* konnte jetzt ins Auge gefafst werden: und hier durfte man mit Recht verlangen, dafs das Unvollftändige ergänzt, und das Fehlerhafte, in Sachen und Ausdruck, berichtiget würde. Dafs Hr. *H.* fich diefes Verdienft durchaus mit fichtbarem Fleifse und einer unermüdlichen Genauigkeit erworben habe, dies kann Rec. vielleicht um fo gültiger bezeugen, da er felbft die *brevior Notitia* feit mehrern Jahren als Handbuch zu gebrauchen, und in feinem Exemplare die von Hn. *H.* übergangenen, fo wie die fpäter erfchienenen Schriften beyzufügen pflegte. Mit Vergnügen bemerkt er daher, dafs Hr. *H.* nicht blofs den gröfsten Theil diefer Notizen in dem gegenwärtigen Supplementbande nachgetragen, fondern noch weit mehrere geliefert hat, als Rec. bey fortgefetzter Aufmerkfamkeit fich verfchaffen konnte. Kleine Uebergehungen wird kein billiger Beurtheiler dem Vf. zu hoch anrechnen. S. hätte z. B. (*Notit.* p. 182. *Supplem.* p. 307.) den angeführten Schriften *de charactere et fcriptis Salluftii* vorzüglich auch hinzugefetzt werden follen: *Meierotto de praecipuis Romanorum auctoribus, et quidem de Salluftii moribus*, Berlin 1792. — Bey den literarifchen Notizen über die Tragödie *Tereus* (*Notit.* p. 305. *Supplem.* p. 493.), welche *Heerkens* dem Varius zufchrieb, *Morelli* hingegen ihrem wahren Urheber, dem bekannten Italiener, *Gregor. Corrari* wieder zueignete, verdiente neben der *Grimmifchen* Schrift, die hier genannt ift, bemerkt zu werden, dafs auch *Wolf* den Irrthum noch früher entdeckte. — *Notit.* p. 318. *Supplem.* p. 503. Dafs beynahe mit denfelben Gründen, mit welchen *Jacobs* die Vertheidigung des *Velleius Paterculus* unternommen hatte, auch *Morgenftern* in einer befondern Abhandlung

de fide historica Velleii Paterculi, inprimis de adulatione ei objecta. Danzig, 1799. 4. diesen Schriftsteller zu rechtfertigen suchte, konnte Hr. *H.*, als er die letzten Bogen der Supplemente schrieb, vielleicht noch nicht wissen. — Ungleich mehrere Nachträge liessen sich zu den angeführten *Uebersetzungen* machen. Allein hier konnte es der Vf., wenn er den Zweck und die Grenzen eines Handbuchs im Auge behielt, nicht auf Vollständigkeit anlegen. Wir billigen es daher sehr, dass er, was deutsche, italienische, französische und englische Versionen betraf, zum Theil auf *Degen's*, *Paiton's*, *Goujet's*, *Brüggemann's* und anderer Gelehrten Werke verwiesen hat; und wir würden es noch mehr billigen, wenn er die Citationen dieser Werke, mit deren Inhalt und Charakter der Leser nur einmal (S. 72. ff.) bekannt gemacht werden durfte, nicht an jeder einzelnen Stelle wiederholt hätte. Für Ersparniss des Raums konnte wohl überhaupt noch auf mancherley Weise gesorgt werden. Und diese Sorge war, wie uns dünkt, um so nöthiger, weil Hr. H. sich Platz für manche weitläuftigere Notizen erhalten musste, für deren Mittheilung der Leser gewiss danken wird. Wir rechnen unter andern dahin einen hier (S. 149.) zum erstenmale gedruckten Brief des würdigen *Morelli* über die älteste Ausgabe des *Lucretius* (*Brixiae, auctore Thoma Ferrando* 1473. f.), welche, wie wir sehen, selbst *Wakefield* nirgends auftreiben konnte; ferner die hier (S. 494.) gewiss zweckmässige Wiederholung eines Briefes von demselben Gelehrten an *Villoison* (Venet. 1792.), worin der Urheber der oben genannten Tragödie bestimmt wird. Auch billigen wir es, dass Hr. *H.* bey Beschreibung einiger seltenen Ausgaben länger verweilte, sobald dadurch die Absicht erreicht wurde, dass der Leser einen vollständigen Begriff von denselben erhielt. Nur fürchten wir, dass diese Absicht nicht selten durch die Art der Beschreibung verfehlt worden ist. Es versteht sich freylich, dass Hr. *H.* bey der ungeheuern Menge von Büchern, welche er hier aufführen musste, nicht jedes einzelne selbst gelesen und geprüft haben konnte. Auch ist er aufrichtig genug, durchgehends die Quellen zu nennen, aus denen er schöpfte, und auf die Beurtheilungen der gelehrten Blätter, welche ihm die Notizen geliefert hatten, durch genaue Citate hinzuweisen. Nur muss man oft wünschen, dass er es bey diesen allgemeinen Hinweisungen hätte bewenden lassen. Denn wenn das laxe Urtheil *notae sunt eruditae copiosaeque*, und eine Menge ähnlicher, wodurch der Urtheiler den Gegenstand seiner Kritik gewöhnlich leichter, als die Leser, abfindet, so häufig wiederkehren, dass sie am Ende bloss als gelehrte Gewohnheit erscheinen; oder wenn z. B. über *Meierotto's* Schrift *de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus*, statt einer scharf bestimmten Kritik, S. 393. die Betrachtung angestellt wird: *Permulta Georgicorum et Aeneidos loca persequitur, in illorumque interpretatione haud raro ita discedit a sententia atque expositione Heynii V. C., ut modestiae atque verecundiae exemplum aliis ad imitandum possit proponi;* so möchte man wohl fragen: *für wen* diese Sentenz niedergeschrieben wurde, oder welchen Nutzen sie schaffen soll; und schwerlich dürfte die Beantwortung dieser Frage zu Hn. *H's.* Zufriedenheit ausfallen. Solche Stellen liessen sich in grosser Menge auszeichnen. — Ein berühmter Philolog schickte einmal einem damals noch bestehenden kritischen Tribunal eine seiner jüngsten Schriften mit der Bitte zu, dieselben, wenn sie angezeigt werden sollten, *sine judicio* anzuzeigen. Den Erfolg dieser Bitte wissen wir nicht: aber das wissen wir, dass eine ähnliche Bitte an solche Literatoren, welche, wie Hr. *H.*, ihre Hauptabsicht auf die an sich sehr verdienstliche Anlegung literarischer Promtuarien beschränken, und denen selbst der grosse Umfang ihrer Arbeit eine eigene und genaue Würdigung des Einzelnen nicht erlaubt, weder zweydeutig, noch beleidigend scheinen dürfte.

Wir müssen noch bemerken, dass dieser erste Band der Supplemente kaum die Hälfte der *Notitia brevior* (nämlich bis S. 342.) umfasst, und wünschen aufrichtig, dass durch baldige Erscheinung der übrigen Zusätze zu der zweyten Hälfte jenem Handbuche die Vollständigkeit und Brauchbarkeit verliehen werde, auf die es nunmehr schon gegründetere Ansprüche, als ehemals, machen darf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schladebach: *Neues allegorisches Sprichwörterspiel, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für gesellige Zirkel. Mit 30 in Kupfer gestochenen (auf buntes Papier gezogenen und in ein Futteral gesteckten) allegorischen Figuren.* 1798. 24 S. 8. (14 gr.) Dieses Büchelchen enthält so wohl eine *Anweisung*, wie dieses Sprichwörterspiel auf eine so mannichfaltige als unterhaltende und nützliche Weise angestellt werden könne, als auch eine *Erklärung* der allegorischen Karten und der dabey zu Grunde gelegten Sprichwörter selbst. Das Ganze ist nicht übel erfunden und ausgeführt, und wäre sehr zu wünschen, dass diese Art von Unterhaltung so manche geschmacklose und schädliche Spielarten, und besonders das unter Kindern und jungen Leuten einreissende Kartenspiel um Geld immer mehr verdrängen und Eingang finden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Julius 1799.

PHILOSOPHIE.

Erfurt, in der Henningschen Buchh.: *Anti-Hobbes, oder über die Grenzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger gegen den Oberherrn*, von D. Paul Johann Anselm Feuerbach. Erstes Bändchen. 1798. 301 S. Vorr. XIXS. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Der Ton dieser Schrift zeigt von der wissenschaftlichen Geistesstimmung des achtungswerthen Vfs. Er findet die vorhandenen Theorien über seinen Gegenstand noch nicht befriedigend und bietet die Resultate seines Nachdenkens seinen Mitgenossen in gelehrten Arbeiten, als einen Beytrag zur Berichtigung eines sehr wichtigen Gebiets unserer Erkenntnisse an. So eifrig auch diese Untersuchungen über die Grenzen der höchsten Gewalt, seit mehreren Jahren betrieben worden sind; so scheint es doch, dass die Theorie, die sie begründen wollen, wenigstens *den Grad* der Vollkommenheit noch nicht erreicht habe, der in der Mittheilbarkeit, in einer für den Verstand und die Vernunft fasslichen Darstellung besteht. Wir haben daher die anzuzeigende Schrift mit Interesse in die Hand genommen und sind versichert, dass Kenner des Zustandes der Wissenschaft, in welche ihre Materie fällt, und solche Gelehrte, die einem Verfasser darum noch nicht böse sind, weil er von ihrem Urtheile abweicht und weil sie die Mühe fühlen, den Schein aufzudecken, der ihn auch vielleicht zu falschen Urtheilen verleitete, mit Wohlgefallen lesen werden. In Ansehung des Titels dieser Schrift bemerkt der Vf. in der Vorrede, er habe sie *Anti-Hobbes* und nicht *Anti-Machiavel* genannt, weil Machiavel keine Rechtsfrage, sondern die zur Politik gehörige Frage: wie muss ein Despot verfahren, wenn er consequent seyn will? beantwortet hat, Hobbes dagegen die Behauptung eines unbedingten Gehorsams gegen die höchste Gewalt, dem Rechtsbegriff angemessen hielt, — eine gute Bemerkung; denn hoffentlich ist die Wissenschaft in unsern Tagen wenigstens doch dahin gediehen, dass Fragen, die das Recht der Menschen betreffen, allgemein auf die moralische Natur des Menschen bezogen, und so von der Frage, wie beliebige Zwecke erreicht werden können, unterschieden werden.

Der Vf. beginnt seine Untersuchung mit einer Aufhellung der Begriffe vom Staat und von Staatsverfassung, und erinnert, dass, da hier nach Begriffen gefragt wird, nach welchen die Erfahrung selbst zu beurtheilen ist, und nicht gefragt wird, welches der Zweck der Staaten in der Erfahrung *ist*, sondern welches er seyn *soll*, weder die Geschichte noch die Erfahrung zu Rath gezogen werden könne, um diese Begriffe zu erhalten. Das sittliche Bewufstseyn allein ist es, das über Pflichtbegriffe zu befragen ist und das herbeygerufen werden muss, wenn man sich ihrer mit Deutlichkeit bewusst seyn will. Dieses ruft der Vf. herbey, indem er das Grundgesetz der Rechtslehre postulirt: der Gebrauch der Freyheit eines vernünftigen Wesens darf dem Gebrauche der Freyheit jedes andern vernünftigen Wesens nicht widersprechen. „Die Behauptung der Freyheit sagt er weiter, ist des Menschen Pflicht. Denn diese Freyheit ist die formale Bedingung aller besondern Rechte des Menschen und ihrer Ausübung, die Bedingung zur Moralität und zur möglichen Erreichung des höchsten Zwecks. Sollte daher die Behauptung der Freyheit nur in einem bestimmten Stande möglich seyn; so ist es Pflicht für den Menschen, diesen Stand zu suchen und zu errichten." Wenn die äussere Freyheit als derjenige Zustand der Menschen, in welchem jedermann sicher ist, von andern nach denselben Gesetzen behandelt zu werden, als diese wollen, dass man gegen sie handele, und der Staat als diejenige physische Ordnung unter Menschen, die diese Sicherstellung verschafft, beschrieben wird; so wird, dünkt uns, die Pflicht, sich in einen bürgerlichen Zustand zu begeben, auf eine directe Art eingesehen, weil an diesen Begriffen der äussern Freyheit und des Staats, das Merkmal der Gesetzmässigkeit der Handlungen (die Beschaffenheit an ihnen, wonach sie unter einer Regel stehen, von der jeder, der eine Naturordnung zusammen ausmachenden vernünftigen Wesen, will, dass sie als ein Naturgesetz gelte) erkannt wird, und man hat nicht nöthig um dieses als Pflicht zu erkennen, auf die Erspriesslichkeit des Staats für die Erreichung des höchsten Zwecks der Menschheit (die moralische Cultur des Menschen) zu achten. Der Vf. kömmt nun zur Erklärung der Begriffe des Vereinigungs-, des Unterwerfungs- und des Verfassungsvertrags, wie es uns aber scheint, viel zu früh in dieser Abhandlung. Denn dass diese Begriffe nichts weiter als blosse *Ideen* sind, die der Staatsrechtslehrer entwirft, lediglich um die Bestimmungen aufzufinden, welche derjenige Mechanismus an sich tragen muss, der die äussere Freyheit der ihm unterworfenen Wesen zur Folge hat, nicht aber Bedingungen der Existenz des rechtlichen Zustandes selbst abgeben; darin wird Hr. F. mit uns einverstanden seyn. Fast aber möchte aus der Stelle, die der Vf. dieser Erklärung anweist, und aus dem, dass

dafs er dabey nicht beſtimmt angiebt, warum er ſie aufſtellt, der Leſer geneigt werden zu vermuthen, er halte ſie für nothwendige Bedingungen der bürgerlichen Verfaſſung ſelbſt. Was die in vier Claſſen abgetheilten Rechte der oberſten Gewalt im Staate betrifft, welche nach dem Vf. ſind: das Recht der Oberaufſicht, das Recht zu verfügen, das Recht zu richten, und das Recht zu exequiren, ſo erinnern wir Folgendes dabey: Wenn der Vf. die Oberaufſicht, in das Geſchäfte ſetzt, „ſich von allem zu unterrichten, deſſen Erkenntnifs die Erreichung des Staatszwecks möglich macht;" ſo iſt dieſelbe doch wohl nichts weiter, als die zur Execution der Geſetze gehörige Beſonnenheit, und kann wohl eben deswegen kein beſonderes Eintheilungsglied des Begriffs der höchſten Gewalt im Staate abgeben. Es werden nun die Begriffe angegeben, welche die Worte: Uſurpator, Tyrann, Deſpot, Deſpotie, Deſpotismus, Revolution, Reformation einer Staatsverfaſſung, bezeichnen. „Die Zernichtung der beſtehenden Grundgeſetze des Staats, ſie geſchehe gewaltſam, oder gütlich, iſt eine *Revolution;* eine bloſse Verbeſſerung derſelben *Reformation,*" und der Vf. erinnert, daſs, wenn Kant eine Veränderung der Staatsverfaſſung von Seiten des Souverains allein für rechtmäſsig, und jede ſolche Veränderung von Seiten des Volks für unerlaubt hält, er ihm hierin nicht beyſtimme und dagegen überzeugt ſey, daſs eine jede *einſeitige* Veränderung oder Umwälzung der alten Verfaſſung unerlaubt ſey. Dem Rec. dünkt, daſs dieſe Anmerkung mit der bald vorzuſtellenden Theorie des Vfs. übel zuſammenbeſtehe. Jeder Beſchluſs zur Veränderung einer Staatsverfaſſung kann der Form nach dem Rechtsbegriff nie anders angemeſſen gedacht werden, als wenn er der Beſchluſs desjenigen iſt, der als Geſetzgeber das Volk repräſentirt, und der Materie nach dann, wenn die Stimme der Nation ſelbſt für dieſe Veränderung ſpricht, welche letzte Zuſammenſtimmung wohl nur dann am deutlichſten erkannt werden kann, wenn die Repräſentation von dem Volke genommen iſt, und wieder zu ihm zurückkehrt, dagegen in einer autokratiſchen Verfaſſung es immer möglich iſt, daſs dieſe, wenn auch zum Beſten des Volks ausſchlagende, Veränderung ein ungerechter Act iſt. Zum Behuf der folgenden Theorie bezeichnet der Vf. den rechtmäſsigen Aufſtand des Volks mit dem Worte: *Inſurrection*, die er von der Empörung, als einem unrechtmäſsigen Aufſtande unterſcheidet, und Rec. findet nöthig die Erinnerung zu wiederholen, daſs das Geſchäft dieſer Schrift von gelehrter Art iſt, und es Thorheit wäre, wenn andere ſich darin miſchen wollten, die Gegenſtände dieſer Art zu beurtheilen weder Beruf noch Vermögen haben. Bevor nun unſer Vf. auf die zum Zweck ſeiner Schrift geſetzte Beſtimmung des Feldes kommt, welches auſserhalb dem Gebiete der höchſten Gewalt liegt, auf welchem Gebiet das Volk zum Zwange gegen ſie berechtigt iſt; beſtimmt er dasjenige Feld, auf welchen kein Zwang ihren Verfügungen entgegengeſetzt werden dürfe. *Der Regent darf wegen der Zwecklofigkeit oder Zweckwidrigkeit der Mittel zum Staatszwecke nicht gezwungen werden;* ferner: *Druck und Verminderung der Glückſeligkeit geben kein Recht zur Widerſetzung.* Wäre es dem Unterthan erlaubt, über die vom Regenten zum Staatszweck angewendeten Mittel nicht blos zu vernünfteln, ſondern ſich ihm zu widerſetzen, auf den Fall daſs er ſie als zweckwidrig beurtheilen ſollte, ſo würde ein ſolches Erlaubniſsgeſetz die Möglichkeit des Regenten ſelbſt vernichten und eine Regel ſeyn, wonach gar kein geſetzlicher Zuſtand überall möglich wäre. Hr. F. widerſpricht daher auch dem Vf. des Antimachiavel, welcher behauptete, daſs dem Unterthan auch in dem Falle ein Zwangsrecht zuſtehe, wenn der Regent ſolche Handlungen der Unterthanen gebiete, die *offenbar* mit dem Zweck des Staats in keiner Beziehung ſtehen (wie, wenn der Regent befehlen wollte, daſs jeder Mittags um 12 Uhr, wo er auch ſey, den Huth abnehmen, oder ſich mit der rechten Hand an das linke Ohr faſſen ſollte,) indem der Unterthan doch niemals wiſſen könne, ob nicht Handlungen dieſer Art zur Erreichung des Staatszwecks wirklich nöthig ſind und die Regierung vielleicht, um einen mächtigen Nachbarn vom Angriff abzuhalten, dieſen Beweis eines vollkommenen Gehorſams ihres Volks für zuträglich erachtet. Bey dieſer Beſtimmung der Gewalt des Regenten und Beſchneidung der Erlaubniſs, ihm zu widerſtehen, wird es dem Leſer eben ſo wie uns ſchwer fallen, noch an ein Feld von Handlungen des Regenten zu denken, denen Widerſtand zu leiſten erlaubt ſeyn ſollte. Dieſes Gebiet von Handlungen bezeichnet nun der Vf.: „Wenn der Oberherr den Unterwerfungsvertrag verletzt, ſo kann er gezwungen werden" — dieſen Satz behauptet der Vf. und ſucht dieſe Behauptung durch einen directen und einen indirecten Beweis zu begründen. Dieſe Behauptung ſelbſt löſt er in folgende drey Sätze auf: 1) „daſs der Regent durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten übernehme, 2) daſs er, wenn er dieſen vollkommenen Verbindlichkeiten zuwider handelt, mithin den Unterwerfungsvertrag verletzt, für die beſtimmte Handlung, durch welche er dieſe Verletzung begeht, aufhöre Regent zu ſeyn; nicht alſo der Oberherr, ſondern eine Privatperſon gezwungen werde, wenn ſich das Volk wegen dieſer Verletzung gegen ihn erhebt; 3) daſs ſich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volks zum Gehorſam denken laſſe, als nur in denjenigen Verfügungen des Regenten, in welchen er nicht dem Unterwerfungsvertrag zuwider handelt." Wir wollen in die Gedanken des Vfs., ſo gut wir können, einzugehen und ſo viel es der Raum erlaubt, ſie zu beurtheilen, uns angelegen ſeyn laſſen.

„Der Unterwerfungsvertrag, ſagt der Vf., iſt ein zweyſeitiger Vertrag. Der Oberherr verſpricht den Staat dem allgemeinen Willen gemäſs zu regieren; die Unterthanen verſprechen: ſeinen Geſetzen und Verfügungen zu gehorchen." Ein jeder Vertrag, urtheilt nun Hr. F., gründet *vollkommene* Verbindlichkeiten, und da einer jeden vollkommnen Verbindlich-

lichkeit ein Recht zum Zwange entgegenſteht; ſo haben Souverän und Unterthan vollkommene Pflichten gegen einander, und Rechte, wechſelſeitig einander zur Leiſtung derſelben zu zwingen. Er beantwortet die möglichen Einwürfe, ob denn auch wohl der Regent wirklich überhaupt etwas, und ob er das Volk dem allgemeinen Willen gemäſs zu regieren verſpreche, und behauptet, daſs er dieſes *ausdrücklich* verſpreche, wenn auch der Conſtitution gemäſs, die Regierung ihm, gleichſam von ſelbſt zugefallen wäre, und er kein in Worten abgefaſstes Verſprechen gegeben haben ſollte, weil dieſer Act ſchon in der Uebernahme der Regierung enthalten iſt. Eigentlich will dieſes ſo viel ſagen: Wer die Regierung in Händen hat, hat die Pflicht *gerecht* zu regieren und vereinigt er die ganze oberherrliche Gewalt in ſeiner Perſon; ſo iſt ſeine Pflicht, keine andere Geſetze zu geben, als ſolche, die auch Repräſentanten, die zum Volk ſelbſt gehören, geben würden. Hieran wird niemand zweifeln, der im Menſchen eine moraliſche Natur anerkennt. Ob aber dieſe Pflicht des Oberherrn eine *vollkommene* Pflicht iſt, zu der er von den Unterthanen gezwungen werden kann, das iſt eine andere Frage. Da dünkt uns nun, daſs der ſonſt ſcharfſinnige Vf. das eigentliche Merkmal, das eine Pflicht zur vollkommenen macht, nicht deutlich gedacht habe, indem er den Rechtsbegriff genugſam zu erörtern unterlaſſen hat. Alles, was Rechtspflicht heiſst, beruht auf der moraliſchen Nöthigung, mit allen andern, deren Willkühr der meinigen begegnet, eine phyſiſche Ordnung einzugehen, Kraft welcher ein jeder ſicher iſt, daſs ich nach den Geſetzen gegen ihn handeln werde, als ich will, daſs gegen mich ſelbſt gehandelt werde. In Hinſicht auf dieſen Mechanismus, der mir die Sicherheit giebt, daſs jeder andere mir ſein Wort halten werde, habe ich die Pflicht mein Verſprechen zu halten, und abgeſehen von dieſem Verhältniſs (den Menſchen im Naturzuſtande betrachtet) iſt dieſe Pflicht nur von *weiter* Art, d. i. ich habe dann blos die Pflicht, jedem andern an den Tag zu legen, daſs ich bereit bin, eine moraliſche Ordnung (einer Handlungsweiſe nach allgemeinen Geſetzen) mit ihm einzugehen. Daſern nun Rec. in dieſer Anſicht des Princips der Rechtslehre ſich nicht irrt; ſo würde er geſtehen müſſen, daſs, da der Regent eines Staats die Quelle alles Zwanges, das Princip jener ganzen phyſiſchen und zugleich rechtlichen Ordnung iſt, er nicht mehr ſehen könne, was es heiſse: der Regent habe vollkommene Pflichten gegen den Unterthan, zu deren Leiſtung dieſer ihn zwingen könne. Indeſſen, Rec. erkennt die Wichtigkeit der Verſuche die Frage zu beantworten: Wenn der Regent auf die Auflöſung des bürgerlichen Zuſtandes hinwirkt iſt es dann dem Unterthan nicht erlaubt und vielleicht gar Pflicht, ihm Widerſtand entgegen zu ſetzen? Wichtig hält Rec. dieſe Unterſuchungen in Hinſicht auf die unendlich vielen Modificationen einer fehlerhaften, den Staatszweck geradehin zerſtörenden Regierung und des Verhältniſſes des Unterthans gegen dieſe Regierung. Alle Auflöſungen dieſer Fragen müſsten aber aus einerley Princip flieſsen, welches kein anderes ſeyn kann, als die Pflicht, den Mechanismus zu bewirken, der das Handeln nach äuſseren Geſetzen phyſiſch-nothwendig macht. Der hierin ſeiner Pflicht nachgehende Mann wird eine ihm angebotene Gelegenheit, ſein Vaterland von einer deſpotiſchen Regierung zu befreyen und eine andere Regierung an ihre Stelle zu ſetzen, gern ergreifen. Wenn aber ſein Verſuch miſsglückt; ſo wird doch eben dieſe Regierung in der Erkenntniſs auf den Tod gegen ihn einen gerechten Act ausüben, und würde ungerecht handeln, wenn ſie ihn begnadigte. Ein Regent, ſo deſpotiſch er auch verfährt, bleibt Regent, ſo lange er zur Ausführung der Geſetze Macht hat und die Ermattung dieſer Macht (da niemand mehr ſicher iſt, daſs jeder andere nach denſelben Geſetzen gegen ihn handeln werde) verwandelt nach und nach die ſtrengen Rechtspflichten in blos unvollkommene Pflichten. In der Vorrede verſpricht der Vf. ein zweytes Bändchen, das mit der Aufzählung und Ausführung der beſondern Fälle, in welchen der Oberherr gezwungen werden darf, ſich beſchäftigen ſoll, und vielleicht noch ein drittes, worin die Arten und Grenzen des Zwangsrechts der Unterthanen unterſucht und die pſychologiſche Frage: wie kann eine Inſurrection entſtehen? ſo wie das politiſche Problem: wie kann dem Aufſtand der Unterthanen vorgebeugt werden? beantwortet werden ſoll. Wir erwarten mit Vergnügen dieſe Abhandlungen, indem wir noch keinesweges die Unterſuchungen dieſes Gegenſtandes mit der Erkenntniſs der Wahrheit: ſeyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, für geſchloſſen, und eine Aufzählung und Unterſuchung der Fälle, in denen durch das Verſchwinden ihrer Gewalt, die Obrigkeit aufhört, eine Obrigkeit zu ſeyn, zur Vollſtändigkeit einer vom Allgemeinen zum Beſondern gehenden Theorie für nöthig halten. Es giebt hier noch immer in der Staatsrechtslehre eine noch nicht genug erkundete Gegend, die unſer Vf. im Allgemeinen bezeichnet: „Es iſt von allen Rechtslehrern eingeſtanden, daſs die Menſchen wegen des Zwecks der bürgerlichen Geſellſchaft verpflichtet ſind, ſie zu errichten und zu erhalten. — Wenn wir uns nun den Regenten als eine Perſon denken, welche blos *innerlich* verpflichtet iſt, den Zweck des Staats nicht zu zerſtören; ſo müſſen wir leicht gewahr werden, daſs dies mit dem Zweck und der Exiſtenz des Staats nicht ohne Widerſpruch beſtehen könne." Wenn wir aber gleich der Unterſcheidung des Vfs. zwiſchen den Handlungen des Oberherrn, als eines ſolchen, und ſeinen Handlungen als einer Privatperſon gern beypflichten und mit ihm behaupten, daſs ihm als bloſser Privatperſon, der Unterthan keinesweges Gehorſam ſchuldig iſt; ſo müſſen wir dieſer Behauptung jedoch auch die Beſtimmung hinzufügen, daſs jene Privatperſönlichkeit da anfängt, wo die oberherrliche aufhört, d. i. die Pflicht des Gehorſams gegen ſeine äuſsern Geſetze hört auf, wenn er das Vermögen ſie auszuführen verliert. Daſs aber, wenn

er (insbesondere als einzelne Person) seine Unterthanen als Sachen behandelt, und unwürdige Handlungen ihnen gebietet, dass der rechtschaffene Mann ihm die Antwort entgegensetzen werde: du kannst wohl über mein Leben verfügen, wider meine Pflicht zu handeln, das wirst du von mir nicht erhalten, das versteht sich von selbst. Auch ist leicht begreiflich, dass, wenn die Tyranney einen gewissen Grad erreicht, und Unwille gegen den Tyrannen sich allgemein verbreitet, hieraus schon von selbst eine Lähmung seiner Regierung entspringen, und er die Eigenschaft verlieren muss, die ihn zur Obrigkeit macht. In Ansehung des indirecten Beweises, wodurch der Vf. seinen Satz, dass der Regent, wenn er den Unterwerfungsvertrag verletzt, vom Volk gezwungen werden könne, durch Widerlegung der Gegenbehauptungen darzuthun sucht, bemerken wir, dass die Gründe, welche er den Behauptungen des Hn. *Genz* entgegensetzt, nicht unsern Beyfall haben. *Genz* sagt: ein Artikel in der Constitution, der dem Unterthan die Erlaubniss des Ungehorsams in gewissen Fällen gegen den Oberherrn zusichere, constituirt die Möglichkeit gänzlicher Gesetzlosigkeit. Hr. *F.* fragt, ob darunter die physische oder rechtliche Möglichkeit zu verstehen sey, und meynt, die erstere könne Hr. G. nicht gemeynt haben, weil diese überall vorhanden ist, indem ja nur alle Glieder der Gesellschaft die Anarchie wollen dürfen. Eben darin besteht ja die Rechtswidrigkeit eines solchen Artikels, dass ein Verfahren des Unterthans nach ihm die Anarchie hervorbringen, mithin diese einem solchem Artikel gemäss physisch möglich ist, indessen doch dieses Verfahren selbst als recht (erlaubt) beurtheilt werden müsste. Besser und auf jene schon bemerkte Lücken in der Theorie aufmerksam machend, ist Folgendes: „Doch ich will," sagt der Vf., alles den Gegnern zugeben, was ich ihnen bisher abgeleugnet habe, und annehmen, dass mit der Insurrection *Anarchie* nothwendig verbunden sey. Was haben sie dadurch gewonnen? Denn da sie einen durchaus unbedingten und unbegrenzten Gehorsam behaupten; so müssen sie ihn auch in dem Zustand einer absolut-tyrannischen Regierung von uns verlangen, einer Regierung also, wo die Maxime, weder Bürger- noch Menschenrechte der Unterthanen anzuerkennen, an die Stelle des gemeinen Willens getreten ist. — *Malo turbulentam libertatem quam quietum servitium*, dies war von jeher die Maxime des freyen Mannes und das wird sie ewig bleiben. Allerdings, und mit unserer völligen Beystimmung, dafern nämlich Sklaverey die Stelle des bürgerlichen Zustandes eingenommen hat. Noch muss Rec. bemerken, dass die in diese Materie verwebte Deduction des Begriffs von Strafe ihm sehr wohlgefallen habe. Der Vf. schliesst seine Schrift mit Darstellung der Art des rechtlichen Zwangs gegen den Regenten im Allgemeinen. Einen scharfsinnigen und mit Liebe zur Wissenschaft erfüllten Mann, wie der Vf. ist, darf Rec. wohl mit gutem Grunde zur Ausarbeitung eines mit Berichtigungen und Erweiterungen versehenen Commentars über *Rousseau's contract social* ermuntern, über welches Unternehmen er die Stimme des Publicums zu vernehmen wünscht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Göttingen*, b. Dieterich: Beantwortung der Frage: *Wie dem Gesinde, wenn sie treu gedient haben, und Alters wegen nicht mehr dienstfähig sind, ohne Belästigung des Publicums, Unterhalt und Pflege verschaffet werden können*, und zwar so, dass die Hoffnung zur Versorgung im Alter nicht Anlass zur Nachlässigkeit im Dienste, sondern Antrieb zur Rechtschaffenheit würde? Von Dr. *Heinrich Georg Wittich*. 1797. 45 S. 8. Die königl. Societat der Wissenschaften zu Göttingen hat zwar dieser Beantwortung der von ihr für das J. 1796. aufgegebenen ökonomischen Frage die bestimmte Prämie nicht ertheilt, jedoch dieselbe mit Aeusserungen einiges Beyfalls aufgenommen; wodurch der Vf. veranlasst worden ist, sie dem Publicum mitzutheilen.

Mit einleuchtenden Gründen erklärt sich der Vf. zuförderst gegen die von *Möser* in seinen patriotischen Phantasien und in *Krünitz's* Encyklopädie unter dem Artikel: Gesinde, vorgeschlagene Errichtung einer Invalidencasse für bejahrte Bediente. Um das männliche Gesinde gegen Nahrungslosigkeit im Alter zu schützen, schlägt er vor, dass in Zukunft Niemand, ohne zuvor ein zu seiner künftigen Ernährung hinlängliches Handwerk oder sonstiges Gewerbe tüchtig erlernt zu haben, zum Bedienten angenommen, nach vollendetem vierzigsten Jahre seines Alters von keiner Herrschaft ferner im Dienst behalten, noch weniger von neuem angenommen werde, widrigenfalls derselbe von einer solchen Herrschaft eine nach dem Ueberreste seiner Kräfte von der Obrigkeit zu bestimmende Beyhülfe für Unterhalt und Pflege zu fodern berechtiget seyn, und demjenigen, welcher wenigstens 20 Jahre im Lande treu gedienet habe, durch Erlassung der Wanderjahre, zum Meisterrechte verholfen werden soll. Der Vf. zeigt die Vortheile dieser Einrichtung, und sucht die Bedenklichkeiten dagegen zu heben. Man könnte aber ausser den vom Vf. berührten noch diesen Zweifel erheben. Wie wenn es zur Zeit der Entlassung des Bedienten demselben an Gelegenheit fehlt, sich durch sein Handwerk zu ernähren, wenn es in Verfall gerathen, oder mit Arbeitern schon überflüssig besetzt wäre?

Den bejahrten Dienstboten weiblichen Geschlechts gedenkt der Vf. ihre künftige Versorgung dadurch zu verschaffen, dass man ihnen die Verpflegung und Erziehung der Waisen- und Findelkinder anvertraue, das hierauf bisher verwendete Geld an sie verabfolgen lasse, und zwischen ihnen und einer schicklichen Anzahl von jenen das Verhältniss zwischen Aeltern und Kindern, nach der Adrogation, im vollen Sinne des römischen Rechts, einführe. Aber wird nicht vielen bejahrten Dienstboten weiblichen Geschlechts die Geschicklichkeit, oder Gemüthsstimmung fehlen, die zu guter Verpflegung und Erziehung solcher Kinder erfoderlich ist; werden sie in ihrer sehr beschränkten Wohnung Raum genug haben, auch Kinder zu beherbergen, und wird nicht das diesen (§. 29. c.) beygelegte Erbfolgerecht in dem Nachlasse der Adoptivmutter zugleich mit ihren Anverwandten eine Beeinträchtigung der Gerechtsame der letztern seyn. In der Versorgung des weiblichen Gesindes kommt es hauptsächlich auf die Beförderung seiner Verheirathung an, wozu es gewiss ein sehr wirksames Mittel ist, wenn die acht, zehn oder zwölf Jahre bey einerley Herrschaft treu und redlich geleisteten Dienste einer Magd dadurch belohnt werden, dass der sie heirathende Mann mit ihr, zur Mitgabe, das freye Bürger- oder Meisterrecht oder beides empfängt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Julius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Rieger: *Clericus Romanus contra nimium rigorem munitus duplici libro.* Horum altero veteris ecclesiae severitatem, altero praesentis ecclesiae benignitatem a rigidiorum quorumdam scriptorum calumniis vindicat *Balthasar Francolinus* Societatis Jesu Theologus. Editio in germania secunda. Superiorum facultate. 1796. 390 S. 8.

Es ist zu bewundern, dass Schriften von der Art, wie die gegenwärtige, in unsern Tagen noch ihr Glück machen können. Die Schrift kam schon 1704 zu Rom heraus. Der Vf. sucht durch die ganze Schrift zu beweisen, dass die römische Kirche sich immer der zweckmässigsten Gelindigkeit gegen die Sünder, nach dem Beyspiele Jesu, bedient habe, und dass die Strenge, welche die Rigoristen, oder *Jansenisten* fodern, ketzerisch sey, oder zur Ketzerey führe. Daher sey es auch von jeher Sitte der Ketzer, auch der letzten nämlich des Luthers und Calvins, gewesen, der Kirche wegen ihrer Gelindigkeit gegen die Sünder Vorwürfe zu machen. Schon aus dieser Bemerkung erhelle deutlich, auf welcher Seite die Wahrheit stehe, indem von Ketzern nicht zu vermuthen sey, dass sie vom Geiste der Wahrheit geleitet werden. — Nur gegen die Ketzer sey die Kirche stets strenge gewesen, und das mit Recht; weil sie durch Nachgiebigkeit nur immer frecher und ruchloser würden. Daher wird S. 214. der Pabst Alexander IV vorzüglich gelobt, als *„vir eruditione et sanctitate insignis, haereticorum tantus osor, ut libros eorum propriis manibus flammis tradiderit: libris vero Theologorum, vel „Casuistarum, benignitate plenissimis, qui tunc editi „fuere, pepercit penitus.“* Gegen solche Kirchenväter, die der *Doctor discretus* zu seinem Vortheile benutzen kann, fodert er eine so grosse Verehrung, dass er es für die grösste Vermessenheit erklärt, ihren Aussprüchen nicht blind zu gehorchen. Z. B. 349.: *„Quis audeat insurgere in S. Thomam; nec insurgere „solum, eique adversari, quod non caret audacia, sed „ipsum damnare, quasi ejus interpretatio* (Patrum) *sit „incondita?“* Man erstaunt, wenn man zur Vertheidigung der sittenverderblichsten Missbräuche Autoritäten, dergleichen folgende ist, als Beweise angeführt lieset: *„Praepositivus* sagt der Vf. S. 223. *celeberrimus suo tempore doctor, Academiae Parisiensis „cancellarius, in sua Summa manuscripta, quae asservatur in Bibliotheca Victoriana fol. 55. part. 1. praedictas Episcoporum relaxationes, vel indulgentias „quibus tota corruit severitas poenitentiae(!), approbat. Sic enim habet: quaeritur de absolutionibus, „quae fiunt per episcopos, cum dicunt: quicunque dederit tali loco denarium unum, remittetur ei etc. „Utrum aliquis ibi dans ex devotione, intelligatur absolutus: quod videtur, quia Dominus dicit: quaecunque solveritis super terram etc.; sed hanc absolutionem facit episcopus juste, et sine errore: iste ergo „dans absolvitur. Item generalis est consuetudo ecclesiae, contra quam non est disputandum; ergo talis „absolutio valet. Contra videtur inconveniens, quod „propter tres denarios, quos quis dat in tribus locis, „ab omni poena absolutus sit; et in hac parte melior „est conditio divitis, quam pauperis; quia pauper dare „non potest, idcirco non tam cito absolvitur. Solutio. „Credimus valere talem absolutionem. Notanda autem „sunt praesertim ea verba: generalis est consuetudo ecclesiae; jam ergo ea benignitas in generalem ecclesiae „consuetudinem migrarat.“* Es ist nur, leider, zu wahr, dass die, alle wahre Sittlichkeit aufhebende Behauptung, dass man sich von seinen Sünden durch reichliche Schenkungen an die Geistlichkeit loskaufen könne, die zuerst *Salvianus* in seinen Büchern *adversus avaritiam* vorgetragen, und mit unverschämter Dreistigkeit eingeschärft hat, nach und nach in der römischen Kirche allgemein geltend wurde, und unbeschreiblichen Schaden anrichtete. Dieser Behauptung hat die römische Kirche grösstentheils ihre Reichthümer, und die Menge von Klöstern und Stiftern zu verdanken. Sie wusste die Strenge der alten Kirchenzucht vortrefflich zu ihrem Vortheil zu benutzen, und wurde daher gegen reiche Sünder so nachgiebig, dass alle wahre Busse aufgehoben wurde. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht eine Stelle des *Petrus Damianus*, die der Vf. S. 208. anführt: *„Cum „a poenitentibus terram accepimus* (nempe, wie es der „Vf. selbst erklärt, *praedia, domos, pecuniam) juxta „mensuram muneris eis de quantitate poenitentiae relaxamus.* S. 270. 271. 272. wird Pabst Urban II wegen seiner den Kreuzfahrern gegebenen Indulgenz bis über die Sterne erhoben. Der Vf. beruft sich sogar auf Offenbarungen, die heiligen Männern geschehen seyn sollen, und wodurch ihnen Gott zeigte, dass die Plätze der abtrünnigen Engel von den Kreuzfahrern wieder besetzt worden seyen. Oft werden die wichtigsten Fragen durch lächerliche und handgreifliche Fabeln, aus Legenden geschöpft, entschieden, wie S. 238. 250. 297. 372. 380. Dergleichen unwiderleglichen Gründen kann der *Doctor rigidus* nicht länger widerstehen. *„Non faxit Deus,* spricht er „end-

„endlich, *ut mihi id displiceat, quod ecclesiae placet,* „*et solis displicet hostibus fidei, aut unitatis et concor-* „*diae, aut justae moderationis. Rigores meos execror,* „*tuaeque sententiae, quam ecclesiae universalis, et ec-* „*clesiae romanae propriam esse jam video, volens libens-* „*que subscribo.*"

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, in Comm. b. Nauk: *The German Erato,* or a collection of favourite songs translated into English, with their original music. The second edition, 1798. 31 S. 4.

2) Berlin, in Comm. b. Frölich u. Leipzig, b. Baumgärtner: *A collection of German ballads and songs* with their original music, done into English by the translator of the German Erato etc. 1799. 30 S. 4.

Die erste Ausgabe von N. 1. nebst dem *German songster*, desselben Vfs., ist vor nicht langer Zeit (1798. Nr. 363.) in diesen Blättern mit dem verdienten Lobe angezeigt worden. Die schnelle Erscheinung einer zweyten Ausgabe der *Erato* ist ein günstiges Zeichen von dem Eingange, den der deutsche Gesang, sowohl von Seiten der Musik als der Poesie, in England und wo die englische Sprache gilt, auch in Amerika, findet. Bey dieser Empfänglichkeit ist es um so glücklicher, dass das Geschäft, ihn dahin zu verpflanzen, in so talentvolle Hände gefallen ist, von denen wir noch manche gelungene Arbeit in diesem Fache zu erwarten haben, während vortreffliche Werke in andern Dichtarten immer häufiger fähige Uebersetzer finden. Freylich gelangt auch so manches über das Meer hinüber, was immerhin (mit den Engländern zu reden) auf dem festen Lande hätte bleiben mögen, und wird dort für das charakteristische und vorzüglichste der deutschen Literatur ausgegeben, dass wir, um ihren Ruhm bey dem gebildeteren Theile des englischen Publicums zu retten, erklären müssen: dergleichen habe auch bey uns nur den grossen Haufen für sich, und sey blofs Sache einer vergänglichen Mode; damit man in England nicht nöthig finde heftig dagegen zu declamiren, eine Bemühung, die man bey uns schon längst aufgegeben hat.

Hn. *Beresford's* Wahl ist, wie schon bemerkt wurde, durch die Bedingung einer gefälligen und in gewissem Grade noch populären Composition beschränkt. Indessen ist er der Auffoderung in der vorigen Recension gefolgt, zu versuchen wie weit sich die Nachbildung einiger Lieder und Romanzen von Gothe, die zu den eigenthümlichsten Lauten unserer Sprache gehören, bringen liesse. Unter den vier neuen Liedern, womit diese Ausgabe der *Erato* vermehrt ist, findet sich das schöne von *Matthisson:* „Freude jubelt, Liebe waltet;" und „Kennst du das Land;" aus Wilhelm Meister. Zwar ohne das wunderbare Kind zu kennen, dem das Lied in dem Roman zugeschrieben wird, kann man die hier ausgedrückte Sehnsucht nicht ganz begreifen: allein Reichardt's gefühlvolle Töne lassen das unnennbare darin ahnden, und der Uebersetzer hat sich möglichst bemüht, den romantischen Duft des Originals zu erhalten.

Know'st thou the mount, where clouds obscure the day,
Where scarce the mule can trace his misty way;
Where lurks the dragon and his scaly brood;
And broken rocks oppose the headlong flood?
Say, know'st thou well?
'Tis there, 'tis there,
Our way must lead; ah, thither let us tend.

Der Ausruf „Dahin, dahin," hat im Klange verloren, freylich durch Schuld der Sprache; und eine reimlose Zeile am Schlufs der Strophe ist dem Ohre unerwartet. Der Uebersetzer hat vielleicht *hin* und *ziehn* nicht für einen Reim angesehen: beym blofsen Vorlesen ist er auch nicht streng richtig, aber in der Musik wird er es vollkommen; durch die Dehnung des *hin*.

Die neueste Sammlung giebt uns wiederum zwey Lieder von Gothe: *den Fischer* und die Romanze vom *Harfner* aus W. Meister, in den ursprünglichen Sylbenmafsen nachgebildet. Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmucklosigkeit und Einfalt zu lassen, weil fast jede veränderte Wendung, wozu der metrische Zwang nöthigt, schmückend ausfällt, um das schwache und prosaische zu vermeiden; so zweifeln wir doch, ob an den meisten Stellen noch mehr Treue möglich wäre. Sehr glücklich ist unter andern die zweyte Hälfte der dritten Strophe vom Fischer gegeben:

Nor tempts thee yon aetherial space,
Beting'd with liquid blue? —
Nor tempts thee not thy pictur'd face,
To bathe in worlds of dew?

In den ersten Zeilen derselben:

The sun, the lovely queen of night
Beneath the deep repair;

ist ein kleiner Misverstand, der aber leicht Statt finden konnte. Das Original:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?

redet nicht vom scheinbaren Eintauchen beym Untergange, sondern vom Widerschein dieser Himmelskörper im Wasser. Auch Züge, die nur zur Bezeichnung der poetischen Melodie beytragen, wie das: „Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm," (*She sweetly sung, she sweetly said.*) hat der Uebersetzer zum Theil zu erhalten gewufst. Eben so im Harfner. Freylich bey Stellen wie folgende:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

As chants the bird on yonder bough,
So flows my artless lay;
And well the artless Strains that flow
The tuneful task repay.

wird uns Deutschen, so gut sie auch übertragen ist, der Zauber immer an die ersten Töne gefesselt scheinen; diesen unmittelbaren Odem, diese Accente der innersten Empfindung darf man nur da erwarten, wo sie einheimisch sind.

Uebrigens enthält die Sammlung, ausser einigen Liedern, die ihre Aufnahme den Compositionen verdanken, die Ballade *Ritter Rudolph* von Stollberg, das Nadowessische Todtenlied von Schiller, und was unstreitig das wichtigste Stück sowohl von Seiten des Umfanges, als der dabey gelösten Aufgabe ist, eine neue *Uebersetzung* von Bürgers *Lenore*. Man wird sich erinnern, dass vor einigen Jahren in England eine Art von Wettstreit über dies Gedicht entstand, und drey verschiedene Uebersetzungen fast zu gleicher Zeit erschienen. Eine vierte von dem Uebersetzer der Iphigenia (Hn. *Taylor* in Norwich) wurde in englischen Journalen angekündigt: Rec. kennt sie nur aus den daselbst mitgetheilten Proben, und ist nicht unterrichtet, ob sie seitdem vollständig gedruckt ward. Hr. *Eschenburg* hat einen Abdruck der drey ersten veranstaltet; jetzt sind sie von neuem in Wien abgedruckt unter dem Titel:

Wien, b. Sammer: *Leonora.* A ballad, translated from the German of Gottfried Augustus Bürgher by *W. R. Spencer*, Esq. *H. J. Pye*, *J. T. Stanley*, Esq. F. R. S. To which is added the original text. 1798. 59 S. 8.

Hn. B's. neue Arbeit giebt uns Veranlassung, die damals versäumte Erwähnung hier nachzuholen, da nur die Vergleichung mit jenen frühern Versuchen sein Verdienst in das volle Licht stellen kann.

Alle drey haben das wider sich, dass sie unnöthiger Weise vom Rhythmus des Originals abgewichen sind, dessen Einfluss überall gross, aber in dieser Dichtart vollends entscheidend ist. Die Uebersetzung von Hn. Spencer ist in lauter vierfüssigen Jamben mit alternirenden Reimen; die von Hn. Pye eben so in Trochäen: jenes giebt dem Gange etwas schwerfälliges, dieses eine dem Gedicht fremde Feyerlichkeit. In der Stanleyschen Uebersetzung ist die Strophe in sechs Zeilen zusammengezogen, wodurch ihre ganze Structur und die Anordnung der Reime verändert wird. Die erstgenannte hat am meisten Pracht des Ausdrucks und der Bilder; überall ist das Bestreben nach Veredlung und Erhöhung sichtbar: und so fehlerhaft dies auch ist, indem nun das Colorit der Darstellung gar nicht mehr zu ihrem Gegenstande, den volksmässigen Superstitionen, worauf sich die Dichtung gründet, passt; so sehr es hier und da ins Ueberladene geht, so ist doch eigene Kraft nicht zu verkennen. Man nehme die Zeilen: „Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang" u. s. w.

Loose was her zone, her breast unveil'd.
All wild her shadowy tresses hung;
O'er fear confiding love prevail'd,
As lightly on the barb she sprung.

Dies ist in der That eine reizende Leonora, wiewohl gar nicht Bürgers Lenore. Die eleganten Zeichnungen der *Lady Beauclerc*, welche die prächtige Folioausgabe in Bartolozzi's Stich begleiten, machen es noch anschaulicher, wie weit diese hier aus dem Gesichte gerückt ist: da die Zeichnerin das Gedicht nur durch das Medium der Uebersetzung kannte, hat alles einen ihr entsprechenden Charakter bekommen; der Reiter ist in halbritterlichem Kostum mit einem Panzer vorgestellt, und bey der letzten Verwandlung ist ihm statt der Hippe ein Pfeil in die Hand gegeben, so dass man eher an Milton's *Tod* erinnert wird. Von den beiden andern Uebersetzungen mag von jeder eine Strophe zur Probe hinreichen:

Nr. 2. *Won by fond affection's charm*
On the horse she lightly sprung,
Round her love her lily arm
Close the love-sick virgin flung.
On they press their rapid flight
Swifter than the whirlwind's force,
Struck from flints a sparkling light
Marks the steeds unceasing course.

Nr. 3.:
She lightly on the courser sprung,
And her white arms round William flung,
Like to a lily wreath.
In swiftest gallop off they go,
The stones and sparks around they throw,
And pant the way for breath.

Man kann sagen, dass die Spencersche Uebersetzung die verfehlteste, die von Hn. Pye dagegen die kalteste von den dreyen ist. Die Stanleysche hat noch am meisten von der wahren Lenore, allein sie ist mehr ein Auszug daraus, als dass sie sie vollständig wiedergäbe. Dieser Uebersetzer hatte den unglücklichen Gedanken, einen glücklichen Schluss hinzuzufügen, und alles (auch die Schönheit des Gedichtes mit) sich in einen blossen Traum auflösen zu lassen. — Die vierte Uebersetzung, worin Lenore *Clinor* heisst, ist in der Weise und zum Theil in der Sprache der ältern englischen Balladen abgefasst: unstreitig ein gutes Mittel den Ton des Volksgesanges zu treffen, und alles conventionelle Gepräge zu entfernen; wobey aber doch kaum zu vermeiden seyn möchte, dass nicht eine solche nationale Manier viel von der Individualität des fremden Dichters verdrängte.

Ungeachtet nun Hr. B. bey seinem Unternehmen so viele Vorgänger gehabt hat, und darunter einen gekrönten Dichter (oder wenigstens einen kronenden, denn das Amt des *poet laureat* besteht, wie bekannt, bloss

bloſs darin, königliche Geburtstagsoden zu verfertigen, — ein Geschäft, das nur dann etwa anziehend werden möchte, wenn Peter Pindar es auf ſich nähme), ſo iſt doch ſeine Arbeit keineswegs eine *Ilias poſt Homerum.* Vielmehr muſs ſie Rec., ſo weit er als Deutſcher darüber zu urtheilen befugt iſt, allen vorhergehenden um ein groſses vorziehn, und findet nun erſt das eigentliche Ziel erreicht. Wir dürfen kühnlich behaupten, daſs die deutſchen Kenner ſich gleich auf den erſten Eindruck für eben dies Urtheil entſcheiden werden, und wünſchen dem Vf. ähnliche Anerkennung ſeines Verdienſtes in England, wohin ſich dieſe Ueberſetzung erſt von Deutſchland aus den Weg bahnen muſs. Das Sylbenmaaſs des Originals iſt bis auf die weiblichen Reime (deren Gebrauch, wenn er ſich auch hier durchführen lieſse, über das Ganze einen fremden elegiſchen Charakter verbreiten würde; denn die Natur der engliſchen weiblichen Reime iſt beträchtlich anders als die der unſerigen, und die Ungewohnheit verſtarkt noch ihren Eindruck) vollkommen beybehalten: näher läſst es ſich alſo nun nicht bringen. Ueber die gröſsere Treue im Buchſtaben, und noch mehr im Geiſt wollen wir unſere Leſer durch einige ausgehobene Stellen in Stand ſetzen ſelbſt zu urtheilen.

St. 3. *On ev'ry road, on ev'ry way,*
As now the crowd appears,
See young and old their path belay,
And greet with friendly tears.
„Praiſe God!" each child and matron cry'd;
And „Welcome!" many a happy bride:
But ah! for Leonor
No Kiſs remains in ſtore!

St. 4. *From rank to rank now ſee her rove,*
O'er all the ſwarming field;
And ask for tidings of her love,
But none could tidings yield.
And when the bootleſs taſk was o'er,
Her beauteous raven-locks ſhe tore;
And low on earth ſhe lay,
And rav'd in wild dismay.

St. 9. *„Ah, mother, mother, gone is gone*
The paſt ſhall ne'er return!
Sure, death were now a welcome boon!
O had I ne'er been born!
No more I'll bear the hateful light:
Sink, ſink, my ſoul in endleſs night!
Sure heav'n no pity knows.
Ah me! what endleſs woes!"

St. 19. *With graceful eaſe the maiden ſprung*
Upon the coal-black ſteed,
And round the youth her arms ſhe flung,
And held with fearful heed.
And now they ſtart and ſpeed amain,
Tear up the ground and fire the plain;
And o'er the boundleſs waſte
Urge on with breathleſs haſte.

Now on the right, now on the left
As o'er the waſte they bound,
How flies the heath! the lake! the clift!
How ſhakes the hollow ground!
„Art frighted, love? The moon rides high.
What, ho! the dead can nimbly fly!
Doſt fear the dead, dear maid?"
„Ah, no — why heed the dead?"

Die Zeilen „Und weiter, weiter" ſind nachher ſo ausgedrückt:

And on he darts with quicken'd ſpeed:
How pants the man! How pants the ſteed!
O'er hill, o'er dale they bound:
How ſparks the flinty ground!

Ob hier und da beſonders in den Reimen eine nicht ganz erlaubte Freyheit mit unterläuft, mögen engliſche Kunſtrichter entſcheiden.

Noch dürfen wir nicht vergeſſen, daſs *Reichardt* dieſe Ueberſetzung mit einer neuen Compoſition ausgeſtattet hat, zu welcher auch der deutſche Text, ungeachtet der weiblichen Endſylben, geſungen werden kann. Es ſind darin immer Reihen von Strophen unter Eine Melodie gebracht: eine Methode, die bey längern Romanzen ſehr zu empfehlen ſeyn möchte, da ſich ſchwerlich eine bedeutende Melodie finden läſst, die auf alle Strophen paſst, und jede Strophe beſonders zu ſetzen, zu ſehr vom Romanzentone abweicht.

* * *

CHEMNITZ, b. Hofmann: *Gallerie aller merkwürdigen Menſchen. Siebentes Heft.* 1796. 77 S. 8. (8 gr.) (vergl. die A. L. Z. v. J. 1796. Nr. 122.) Das vorliegende Heft enthält eine (alltägliche) Lebensbeſchreibung des Grafen von Herzberg, nebſt deſſen gut geſtochenem Bruſtbilde.

LEIPZIG, in der v. Kleefeldſchen Buchh.: *Eliſabeth, Erbin von Toggenburg,* oder *Geſchichte der Frauen von Sargans in der Schweiz.* Neue Ausgabe. 1799. 700 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 243.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Julius 1799.

OEKONOMIE.

POTSDAM, b. Horvath: *Annalen der Märkischen-Oekonomischen-Gesellschaft zu Potsdam.* Des zweyten Bandes drittes Heft. 1796. XXVIII. u. 115 S. Dritten Bandes erstes Heft. 1797. XXIV. u. 150 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Fortsetzung dieser für die gesammte Oekonomie nicht unwichtigen Annalen, macht ihre Leser zuförderst mit den Veränderungen und Verhandlung dieser sich immer mehr erhebenden Gesellschaft, näher bekannt; und bringt aus ihrem Mittel gemeinnützige Abhandlungen, Speculationen, Versuche, auch geglückte Erfahrungen in das Publicum, welchen der allgemeine Beyfall nicht entgehen kann; wenn auch, wie es in Sammlungen solcher Art immer der Fall gewesen, unerhebliche Producte aus bekannten Ursachen mit unterlaufen.

Im dritten Hefte des zweyten Bandes richtet Hr. *Prof. Schmidt* zu Berlin, mehr Biograph als Redner, den Verdiensten eines Herzberg's, besonders dessen Bemühungen zur Beförderung des Seidenbaues ein Ehrendenkmal auf. Sehr auffallend aber ist nach dieser Lobrede, von S. 18—35. eine 16 Seiten lange ermüdende Klage über Missbräuche und Unordnungen, so unter den Handwerksgesellen, besonders unter den Huthmachergesellen, in Preussischen Staaten noch üblich sind: welche Klage in dieser Gesellschaft erhoben, nichts wirken konnte, da sie auf diesem weiten Umwege schwerlich an den Thron gelangt. Entschädiget aber wird dafür der Leser bald durch die 4te wohlgeschriebene und mit einem Kupfer begleitete Abhandlung: von der Nutzbarkeit anwendbarer Cisternen in der Mittelmark Brandenburg, von Hn. *Ribbach*, Prediger und Inspector zu Zossen: Gross ist der Verlust, den nicht die Societät allein, sondern die praktische Oekonomie überhaupt durch das Ableben dieses gelehrten und thätigen Mannes erlitten hat. Die Darstellung der Linnenmanufactur in der Graffschaft Ravensberg, so wie zugleich der Batistweberey in Jöllenbeck bey Bielefeld, in Nr. 11. S. 86 bis 104. wird jedem deutschen Patrioten angenehm zu lesen seyn: jeder Leser wird dem Wunsche des Vf. beytreten: „dass ein Fabricant von solchem Talent und Application, als der hier empfohlne, durch kräftigste Unterstützung zum Besten des Staats ermuntert werde!" Sehr ist nach Nr. 14. zu beklagen, dass in der Grafschaft Ravensberg der Obstbau so gut als gar nicht betrieben werde, weil durch Obstdiebereyen die kleinen Güterbesitzer sich abschrecken lassen, Obstbäume in ihren Gehöften und Gärten zu pflanzen: bey der überhandnehmenden Anmafsung des Gesindes, der Armen, oder der Ungenügsamen in jedem Ort wird, wenn nicht die höhere Polizey dagegen wirkt, der Obstbau in mehreren deutschen Gegenden, nur in grossen Plantagen, wo es einen Hüter lohnet, nicht aber von kleinen Güterbesitzern, mit Erwartung einiges Nutzens, fortzusetzen seyn.

Reicher und ungleich wichtiger an Gehalt in 22. Aufsätzen ist des III. Bandes erstes Heft.

Mit Würde behauptet hier die erste Stelle eine Vorlesung über die Veredlung der Schaafzucht, welche, ganz gemeinnützig, ihrem Vf. dem Amtsrath *Hubert*, so wie Nr. 3. über den glücklichen Erfolg der Inoculation der Pocken bey einer Schaafheerde zu Dieskau, dem Hr. Kanzler v. *Hofmann* besondere Ehre macht. Die in Nr. 2. gegebene wohlgeschriebene Biographie des Insp. *Ribbach* war Pflicht gegen den würdigen nun verewigten Mann.

Die in Nr. 6. vorgeschlagene Vermehrung des Hausgeflügels durch Zahmmachung der Auerhühner, so wie der in Nr. 7. genauer zu berechnende Nutzen der inländischen Galläpfel und des Gummi von Obstbäumen wird im Erfolg weniger einträglich gefunden werden, als beides hier gepriesen ist. Von einem Germershausen hätte im ersten Vorschlage Rec. Erfahrung, und nicht eine noch ganz unbegründete Anzeige S. 46 zu lesen gewünscht. „Die Auerhühner, die in den Wildnissen an die sechzehn Eyer „legen, *sollen* zahm gehalten, gleich den Truthühnern und gemeinen (im Text stehet *Geheimen*) Hofhühnern, mehr als einmal im Jahre ihre Legezeit „haben." Vom praktischen Oekonomen erwartet man keine andern Anpreisungen, als welche mit den sichersten Erfahrungen begründet sind.

Die in Nr. 8. mitgetheilte an sich sehr wohlverfasste Abhandlung, über längst erwiesene Schädlichkeit der Erbverpachtungen der Kirchen- und Pfarrländereyen, gehörte nicht in die Annalen einer Societät, die dergleichen Pachtungen nicht entgegen wirken kann. Hier sind es Klagen ohne Hülfe.

Sehr angelegentlich wird in Nr. 9. die Verbesserung der Pferdezucht in den Preussischen Ländern empfohlen; die dieser gegründeten Empfehlung beygefügten drey Gutachten Sachverständiger Männer machen ihren Vff. Ehre.

Die in Nr. 18. nach S. V. in der Verhandlungsanzeige, wahrscheinlich nur Auszugsweise, mitgetheilten Ideen zu einer verbesserten Vorbereitung derer, die sich der Landwirthschaft widmen, vom Hr. Rath *Voss* sind näherer Prüfung würdig; möchten aber, wenn

wenn auch alles, was gegen den Plan noch erinnert werden könnte, ganz berichtiget wäre, schwerlich zur Ausführung kommen.

Unbedeutender ist Nr. 20. über die beste Winterfütterung der Kühe etc. als Nr. 21. die Anpreisung des wilden Sauerampfers, als eines Pferden so wie allen wiederkäuenden Thieren angenehmen und gesunden Futterkrautes; aber die Missbräuche der Maurergesellen in Nr. 22. verdienten hier keinen Platz.

Zuletzt ist ein, nur etwas zu kurzer, Unterricht zu Erbauung eines vortheilhaften Dorfbackofens, nebst einem Kupfer beygefüget; welcher nach der Angabe seiner inneren Grösse, „nämlich 9 Fuss lang „6 Fuss breit, (weit) 1 Fuss 9 Zoll im Lichtenhoch," wohl wenig seines gleichen hat, oder auch zu seiner Bedienung nothwendig eines Mannes von langer Statur bedarf.

Berlin, b. Hartmann: *Carl Renat Hausen's*, der Geschichte öffentlichen Lehrers auf der Universität Frankfurt u. s. w. *Nach den Quellen ausgearbeitete Darstellung des Weinbaues und des mit einheimischen Weinen getriebenen inländischen und ausländischen Handels in den Marken Brandenburg von 1173 bis auf gegenwärtige Zeit.* Nebst *ökonomischen Grundsätzen, nach welchen der ehemals blühende Weinbau in den Marken Brandenburg wieder hergestellet werden könne:* abgefasst von *Anton Bernhard Thiele*, Prediger in Rathstok und Hatheno, etc. 1798. 186 S. gr. 8. (14 gr.)

Diese Schrift liefert einen sehr interessanten Beytrag zur vaterländischen Geschichte sowohl, als für das Landwirthschaftliche der Kurmark, und giebt wichtige Winke zur Verbesserung des Weinbaues, der ehedem daselbst in grossem Flor war. Es war dem Vf. nicht zu mühsam, die einzelnen Nachrichten über einen so speciellen Gegenstand aufzusuchen, und zu würdigen: er giebt dabey nicht nur überall seine Quellen in den Anmerkungen an und prüft sie, sondern liefert auch zugleich eine literarische Uebersicht. Dabey hat der Hr. Prediger *Thiele*, als ein Kenner des Weinbaues, und besonders des Märkischen, das Verdienst, die ökonomischen Grundsätze bey dem Weinbau in den Marken Brandenburg näher bestimmt, und gründlich ausgearbeitet zu haben.

Das Werk zerfällt in fünf Abschnitte. Der *erste* untersucht die *Bevölkerung der Mark Brandenburg unter dem Askanischen Hause* 1144 bis 1320. — Der erste Markgraf von Brandenburg *Albrecht*, der 1170 starb, berief Kolonisten von den Rheingegenden, von Holland, Seeland und Flandern, und setzte sie in der Mittelmark an: die alte Mark wurde besonders von Niederländern besetzt. — Die Holländer, Seeländer und Flanderer sollen wegen Ueberschwemmungen ihr Vaterland vertauscht haben; doch widerspricht der Vf. diesen Nachrichten, und schreibt jene Wanderungen mehr den bürgerlichen Kriegen zu. *Zweyter Abschnitt. Weinbau in den Marken Brandenburg und Weinberge.* Die erste und älteste Nachricht vom Weinbau in den Marken Brandenburg ist vom J. 1173 unter *Willmar*, Bischof von Brandenburg. Der *dritte* Abschnitt enthält in neun Kapiteln die folgende Geschichte unter den Regenten aus dem Bayerschen, Luxenburgischen und Hohenzollerschen Hause. Beyläufig wird eine Uebersicht der Traubensorten gegeben, die in der Mark angepflanzt wurden. *Vierter Abschnitt.* 1 Kap. *Von den Ursachen des Verfalls des Märkischen Weinbaues und Weinhandels in spätern und neuern Zeiten.* — In jenen war es der in Norden aufgekommene Kornbranntewein; in den neuern Zeiten die grössere Cultur des Ackerbaues. — 2 Kap. *Actenmässige und noch ungedruckte Uebersicht des Weinbaues in der Kurmark Brandenburg im Jahr 1782* — in einer Tabelle. — 3 Kap. *Actenmässige und noch ungedruckte Tabelle von dem Weinbau einiger Städte in der Kurmark im J. 1796.* — 4 Kap. *Bemerkungen über den gegenwärtigen Weinbau in der Neumark.* — Hier geht der Vf. ins Locale, und macht gute Bemerkungen vom Weinbau a) zu *Züllichau:* b) zu *Sommerfeld:* c) zu *Crossen.* — 5 Kap. *Einige vermischte Bemerkungen über den Weinbau der Städte Potsdam und Werder.* — Zu *Potsdam* werden die weissen und die blauen Trauben jede besonders gekeltert. Von *Werder* werden eine Menge Trauben nach Berlin zum Verkauf geschickt, und aus denselben mit Inbegriff des Kern- und Steinobstes jährlich an 25000 Thaler gelöset. 6 Kap. *Einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Weinbau bey der Stadt Frankfurt an der Oder und dem Dorfe Tzschetzschnow.* 7 Kap. *Gesetzgebung über den Weinbau in den Marken Brandenburg. Fünfter Abschnitt. Oekonomische Grundsätze, nach welchen der Weinbau in den Marken Brandenburg wie in vorigen Zeiten zum Handelszweig könne erhoben werden.* 1 Kap. *Von der Auswahl der in den Marken zum bestimmten Weinbau nützlichsten Sorten.* — Hier kommen richtige Grundsätze vor; z. B. die Weinstöcke einer und eben derselben Sorte beysammen zu pflanzen etc. 2 Kap. *Von den Rebenschulen.* — Unter den vielen meist guten Anweisungen kann Rec. demjenigen, was gegen Ende dieses Kap. stehet, nicht beypflichten, dass man nämlich *im Herbst* die Ableger ausgraben und vom Mutterstock abschneiden und zum Weinberge verschicken solle. Nie ist die Verpflanzung der jungen Traubenstöcke im Herbst so sicher, als die im Frühjahr. Ein harter Winter ist ihnen äusserst gefährlich; einen gelinden aber kann man nicht zum voraus wissen. — 3 Kap. *Von den Weinbergen.* — Viel Gutes und Anwendbares. — 4 Kap. *Von der Weinlese und Zubereitung der Gefässe.* — 5 Kap. *Von der Gährung.* — 6 Kap. *Vorschläge, wie die Verbesserung und Erhöhung des Weinbaues in den Marken Brandenburg bewirket werden könne.* — Als Anhang stehen *einige Beylagen.* Die *erste* handelt vom Dünger und Düngergruben, und die *zweyte* von Zubereitung des Weinessigs.

LITE-

LITERATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Allgemeines Repertorium der Literatur* für die Jahre 1791 bis 1795. *Erster Band*, enthaltend des *systematischen Verzeichnisses in- und ausländischer Schriften. Erste Hälfte.* 1799. gr. 4.

Obgleich das erste von der Expedition der Allg. Lit. Zeitung unternommene Repertorium der Literatur für die Jahre 1785 — 1790 großen Beyfall fand, und gegen 1000 Subscribenten sich dazu gemeldet hatten; so waren doch die Kosten, zumal bey der ersten Einrichtung, so beträchtlich, dass jene sich der Gefahr eines Verlustes, den sie wirklich, jener Unterstützung des Publicums ungeachtet, litt, nicht ferner bey der Fortsetzung aussetzen konnte. Zufrieden also ein der Literaturkunde der neuesten Zeit so nützliches Werk in Gang gebracht zu haben, zugleich aber doch besorgt, es fortgesetzt zu sehen, bewog die Direction das fürstl. sächs. privil. Industrie-Comtoir zu Weimar den Verlag der Fortsetzung zu übernehmen; und so haben wir nun das Vergnügen den wirklich gemachten Anfang dieses zweyten Repertoriums anzuzeigen.

Es ist in letzter Ostermesse vom ersten Bande die erste Abtheilung erschienen, welche von dem *systematischen Register*, die Wissenschaftskunde, die philologische, theologische, juristische und medicinische Literatur begreift. Das Werk ist mit dem von Hn. *Müller* gestochenen Portrat des Hn. Dr. *Fried. Wilh. Herschel's* gezieret, der nicht blos als Entdecker des Uranus, sondern auch wegen seiner im letzten Quinquennium fortgesetzten wichtigen Bemühungen zur Erweiterung der Sternkunde auf eine solche Auszeichnung die gerechtesten Ansprüche hatte.

Das Repertorium ist diesesmal ganz allein die Arbeit des Hn. Dr. *Fried. Sam. Ersch* in Hamburg. Der schon ehmals gerühmte literarische Fleiss des Vf., seine Genauigkeit in den Angaben, sein Bestreben nach Vollständigkeit, ist sich nicht blos gleich geblieben, sondern er hat sich, was beynah unmöglich schien, hier noch selbst übertroffen. Nicht zu gedenken, dass jetzt noch mehrere Journale angeführt werden, worin die aufgestellten Bücher recensirt sind; so hat er überall, die erste und letzte Seitenzahl der Recension nachgewiesen, damit, wer einen Artikel aufschlagt, sogleich sehen könne, wie ausführlich die Recension sey. So sieht z. B. der Artikel von Hn. Ruperti's Ausgabe des Silius Italicus jetzt so aus:

885. C. Silii Italici Punicorum Libri XVII. varietate lectionis et perpetua annotatione illustrati a G. Alx. Ruperti; praef. Ch. Gu. Heyne. *Gottingen*, Dieterich. Vol. I. 1795. 100, u. 628 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
ALZ. 96. II. 273-78. * †. Gtt. 95. II. 841-44. * L. 95. IV. 740-41. * T. 95. u. 177-84. W. 96. I. [illegible]-40. *

Wie lobenswürdig ist die Gewissenhaftigkeit des Literators, der eine solche Mühe durch das ganze grosse Werk nicht scheuet, blos um hie und da einem Gelehrten, der eine Recension aufschlagen will, und etwa eine längere Beurtheilung oder ausführlichen Auszug erwartete, nicht vergebens suchen zu lassen. Ferner sind hier viele Artikel, die in den Zeitbezirk des vorigen Repertoriums fallen, nachgetragen, doch jedesmal, um sie sogleich kenntlich zu machen, mit einem Sternchen bezeichnet, z. B. im philologischen Fache.

* 1598. Grammaire angloise françoise, à l'Usage des Anglois par Miroi et Boyer. *Lyon.* 1788. 8. (6 gr.) (*Lyon.* 1792. 12. (16 gr.)

Endlich findet man auch von Werken, die im vorigen Repertorium bereits aufgeführt waren, später erschienene Recensionen noch nachgewiesen, und zwar mit einer zur Schonung des Raums löblichen Sparsamkeit. Ein solcher Artikel ist nämlich so gefasst:

736. (619.) — Lennepii Etymol. linguae gr. — —
AdB. 110. II. 235-37. * † V. L. Oct. 91. I. 176. *

Die hier neben der Zahl 736 stehende in Klammern eingeschlossne Zahl (619) ist die Numer des philologischen Fachs, unter welcher im vorigen Repertorium das besagte Werk von Lennep mit seinem vollständigen Titel stand, und das hier nur mit abgekürztem Titel widerholt wird, um die später erschienenen Recensionen in der Allg. deutschen Bibliothek, und den Väterlandsche Letter-Oeffningen nachzutragen.

Sonst ist die Einrichtung wie in dem vorigen Repertorio geblieben, ausser dass Hr. Dr. *Ersch* auch in dem systematischen Register die Preise der Bücher beygesetzt hat, wo sie aufzufinden waren, da sie in dem vorigen nur im alphabetischen standen. Auch hier sind eine Menge einzelner Abhandlungen registrirt, die in Journalen und Sammlungen zerstreuet stehen. Die Zahl der Artikel ist in diesem Repertorium stärker, als in dem vorigen, wie aus nachstehender Bilanz erhellt. Es waren nämlich

	Rep. 1785 — 1790.	Rep. 1791 — 1795.
1. Wissenschaftskunde	68.	67.
2. Philol.	1327.	1676.
3. Theol.	4863.	5123.
4. Jurispr.	2168.	2150.
5. Medicin.	1998.	2966.

Da nun das erste Repertorium ein Sexennium, das zweyte aber nur ein Quinquennium umfasst; so sieht man, dass die Schriftstellerey und Buchmacherey in ziemlicher Maasse zugenommen habe. Doch muss man die Artikel, die im letzten mit Sternchen bezeichnet sind, dem letzten ab, und dem ersten zurechnen.

Bey dieser Gelegenheit erinnern wir uns, dass der dritte Band des ersten Repertoriums noch nicht

von uns angezeigt worden, wir holen ihn also um keine Lücke zu lassen hier nach:

Jena, in der Expedition der Allg. Lit. Zeitung, (nunmehr aber im Verlage des Industrie-Comtoirs zu Weimar): *Allgemeines Repertorium der Literatur* für die Jahre 1785 — 1790. *Dritter Band*, die sämmtlichen alphabetischen Register enthaltend. 1794. 410, 35, 52, u. 77 S. gr. 4.

Das wichtigste unter diesen Registern ist das erste, nämlich das *alphabetische Verzeichniss der in der A. L. Z. von 1785 bis 1790 recensirten, auch der ausserdem noch im systematischen Register dieses Repertoriums aufgeführten Schriften.* Um die Einrichtung dieses für den Literator höchst brauchbaren Verzeichnisses für diejenigen, welche es noch nicht kennen, deutlich zu machen, setzen wir einige Artikel her:

Alanson's, Ed. Bemerkungen üb. d. Amputation, a. d. Engl. I. II. Th. (16 gr.) 85, IV. 317. SR. V. 1238. a)

(v. *Alba*, Herzog bey e. Frühstücke auf dem Schlosse in Rudolstadt. SR. XIII. 4593. b)

Albanus, H. L. Empfindungen f. nachdenkende Verehrer u. Freunde Gottes. (12 gr.) 90. III. 574. SR. III. 4733.

Alberti Ant. St., Predigten [v. *Langreuter*]. (1 Rthlr.) SR. III. 3047.

Bey dem ersten Artikel *Alanson* zeigt die erste Signatur 85, IV. 317. an, dass man eine Recension davon in der A. L. Z. Jahrgang 1785. im IVten Bande S. 317. finde; die zweyte aber SR. V. 1238 a) weiset auf des systematischen Registers Vtes Fach, d. i. das medicinische, wo man unter der Numer 1238 a. nicht nur den vollständigen Titel des Buchs, sondern auch die Nachweisung findet, wo in andern Journalen Beurtheilungen davon stehen. In dem Artikel v. *Alba* zeigt die Parenthese, worin er eingeschlossen ist, an, dass dies ein Aufsatz in einem Journale, oder vermischten Sammlung sey; wo er aber stehe, findet man im systematischen Register im dreyzehnten d. i. historischen Fache unter Numer 4593 b. Bey *Alberti* Predigten bedeuten die Klammern, in die der Name *Langreuter* eingeschlossen ist, dass dieser Herausgeber sich auf dem Titel nicht genannt habe. Solchergestalt ist dieses alphabetische Register nicht etwa bloss für sechs Jahrgänge der A. L. Z. zu gebrauchen, sondern es giebt Nachweisung über die wichtigsten allgemeinen oder particulären in- und ausländischen kritischen Journale vom 1785 — 1790, ja ausserdem noch über die vornehmsten periodischen Schriften und vermischten Sammlungen dieses Zeitraums. Wie oft hat uns dieses Verzeichniss schon darin nützliche Dienste gethan, wenn wir im deutschen Mercur, in Schlözer's Staatsanzeigen, in der Berliner Monatsschrift u. s. w. eine Abhandlung aufsuchen wollten, von der wir wussten, dass sie in jenen Zeitraum fiel. Bekanntlich bekommen viele solcher Monatsschriften nicht einmal ein Jahresregister, und weiss man also in einem Zeitraum von sechs Jahren nicht bestimmt den Jahrgang; so kann man zuweilen 5 bis 6 mal 12 Monatsstücke nachsuchen, also 60 bis 70 mal vergeblich suchen, bis man das verlangte findet. Solchem Zeitaufwande hilft dieses Verzeichniss in vielen hundert Fällen ab.

Zur Ausarbeitung dieses alphabetischen Registers so weit es die A. L. Z. anging, hatte sich unaufgefodert der selige Rector Gessner zu Gochsheim an der Craich erboten, da ihn aber, nachdem er erst einen kleinen Anfang gemacht, der Tod übereilte; so trat Hr. M. *Mülberger* an seine Stelle. Hr. Prof. *Tennemann* hat nachher dieses Verzeichniss revidirt, und alle ausserdem im systematischen Verzeichniss angeführten Schriften eingetragen, so dass dasselbe auch jeder Besitzer ohne die schon gemeldeten Bequemlichkeiten nutzen zu wollen, als den allervollständigsten alphabetischen Büchercatalog mit Preisen für die besagten Jahre brauchen kann.

Das zweyte Register enthält eine alphabetische *Nachweisung der vornehmsten Materien, welche in den im systematischen Register aufgeführten Klassen von Büchern behandelt worden*, gefertigt von Hn. Prof. *Tennemann*. Von der Einrichtung desselben nur ein Beyspiel:

Eid III. 1924 — 1926. IV. 1034 — 1037. VI. 598. VIII. 468 — 473. 1392. 1393.

Hier werden also unter der Zahl III. theologisch-moralische, unter IV. juristische, unter VI. philosophische, unter VIII. politische Abhandlungen über den Eid im systematischen Register nachgewiesen. Die andern beiden Register sind ein Personal- und Realregister über die A. L. Z. v. 1785 — 1790, welche künftig als nicht ganz in den Plan dieses Repertoriums passend wegbleiben werden, und dies ist um so mehr wohlgethan, da sie gewiss selten nachgeschlagen werden.

* * *

Leipzig, b. Jacobäer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Jahres in Sturmischer Manier*, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. 2ter Jahrgang. 1797. 376 S. 3ter Jahrgang. 1798. 440 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 319.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Julius 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Voss: *Vollständiges System der Feuerpolizeywissenschaft, von Joh. Friedr. Krügelstein,* d. Arzn. Doct., Physikus und Bürgermeister zu Ohrdruf. *Erster Theil.* 1798. 42 Bog. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

„Ich wage es, den Entwurf eines vollständigen „Systems von dem Schaden so Blitz und Feuer „verursachen können, desgleichen von den Mitteln, „die ihre Wirkung hemmen, dem Publicum zu über„geben. Mein Vorsatz ist, alles bisher bekannte „Nützliche zu sammeln, das Zweifelhafte kritisch zu „beleuchten, und jedem Beamten und Hausvater ein „Buch in die Hände zu geben, welches Alles, was „er Anwendbares in diesem Fache wissen muss, in „sich begreift, und ihm andere Bücher entbehrlich „macht." — Ein braver Mann, wie Hr. Kr. nach allem Anschein es ist, wird im *Entbehrlichmachen Anderer* kein Unrecht verüben wollen. Gleichwohl dürfte er, für einige von den rückständigen Theilen seines Werkes, zu vielen Auszügen aus andern Büchern sehr veranlasst seyn. Wenn aber dergleichen je Entschuldigung, in einigen ziemlich seltenen Fällen sogar etwas Lob verdienen soll; so muss doch sicherlich auf Ueberschauung und Auswahl, auf Anordnung und guten Vortrag, ungleich grössere Anstrengung verwandt werden, als Hr. Kr. bis jetzt bewiesen hat. — S. 282. heisst es hinter einander fort: *In Wohnungen, welche nicht geräumig genug sind, um Stroh und Heu feuersicher legen zu können, darf auch kein Vieh gehalten werden. Beherbergen fremder Personen muss bey hoher Strafe untersagt seyn, weil die brandgefährlichsten Leute sich einnisten können. Holz- und Feuerarbeiter dürfen in einem Hause nicht zusammen wohnen. Brandgefährliche Oerter sind verschieden, besonders hat der Waldbrand viel eigenes... Die vorsichtige Behandlung des Feuers erfodert, dass 1) wir es nie entzünden, als wenn wir es wirklich brauchen... Endlich 5) nie, wenn es überhand nehmen kann, dass wir allein dasselbe zu löschen ausser Stande sind, also nie bey der Nacht.* (Unordentlich, übertrieben und undeutlich. Von dem Waldbrande ist ja wiederum verschieden der Brand im Aetna und Vesuv, dessen also der Vf. mit eben dem Rechte hier hätte erwähnen können.) S. 288. *Man sagt auch, Mordbrenner sollen Pulver in das Feuer werfen, um es zu vergrössern.* (Warum sollten Mordbrenner das nicht thun!) *auch Feuer in die Garben stecken, weswegen es einst zu Nordhausen verboten war, Getreide einzufahren, das über Nacht gelegen hatte.* (Eins von den ephemerischen Polizeyverboten!) S. 291.: *Abfeuern. Hier wäre jemand zu halten, der die Jungen abhielte, die Patronen aufzulesen, und damit Gaukelpossen zu treiben, wenn solche, wie es sich fügen soll, nicht abgebrannt wären. Lesen bey später Abendzeit oder im Bette. Diese schlimme Gewohnheit sollte von Jedem abgestellt werden.* (Denn einem seiner nächsten Anverwandten brannte darüber die Mütze an, zu Gotha, im Jahr 1739; und zwey Tage nachher musste er sterben, unter heftigen Schmerzen.) *Mägde sollen, wenn sie nähen, die Enden nicht abbrennen.* — Diese wörtlich abgeschriebenen Stellen werden hinlänglich beweisen, dass der Vf. etwas eilfertig und unbedachtsam gearbeitet, und manches hingeschrieben hat, was besser weggeblieben wäre. Dahin gehören auch manche historische Belege für Brandentstehungsarten, an welchen niemand zweifelt; z. B. dass ein ganzer Wald in Brand gerathen konne, wenn die Hirten *allzu grosse Zacken* in ihr Feuer werfen, und *zu allem Unglück ein heftiger Nordwind weht!* Es war ein Waldberg in Croatien. Eine Menge von Schweinen, Bären und Wölfen liefen mit fürchterlichem Gebrülle hervor, und eine endliche Oeffnung des Berges, 150 Quadratschuh weit, liess Zinn, Silber und Kupfer herausfliessen! — Wenn *Reimarus* viele Thatsachen des Blitzes etwas umständlich erzählt; das ist doch eine ganz andere Sache! Es wäre gewiss nicht schicklich, so etwas auch für solche Feuerentstehungen liefern zu wollen, die doch, einige Selbstentzündungen ausgenommen, immer auf das hinauskommen, was schon Japetus sehr anschaulich lehrte, als er seinen dürren Zweig dicht an die Sonne hielt, und brennend auf die Erde brachte. Mehr Entschuldigung kann die mahlerische Umständlichkeit des Vfs. allerdings verdienen, in so fern sein Buch etwa als Lesebuch des gemeinen Mannes nützen sollte. In der That glaubt Rec. diesen Anfang des Werkes, wie er nun einmal da ist, als ein *Lesebuch über Feuerpolizeysachen* ziemlich empfehlen zu können. Der Vf. erzählt als ein lebhafter, guter Gesellschafter, hat viele, auch zum Theil sehr bemerkungswerthe, Nachrichten aus Zeitungen und andern fliegenden Schriften, hier zusammen gebracht. In Beybringung dessen, was man zur Feuerabwendung bisher vorgeschlagen hat, scheint er einen hohen Grad von Vollständigkeit erreicht zu haben. Auch hat er manches gute eigne Urtheil, und mit einer Wärme mitgetheilt, die seinem Herzen Ehre macht; z. B. über unsers Landsmannes *Gärtner sehr frühe* Vorschläge zum feuersichern Häu-

ſerbau! In Kopenhagen erhielt Hr. *Kr.* eine Prämie. Er war ein Freund von *Glaſer* in *Suhl*, und durch ihn ſchon lange auf Feuerpolizey zu denken veranlaſst. Aus ſolchen Gründen muſs man wünſchen, daſs er fernerhin mitarbeite. Nur daſs es doch mit mehrerer Ueberlegung und Kürze geſchehe, und ſeine Literatur ihm *den* trefflichen Dienſt leiſte, nur ſolche Sachen drucken zu laſſen, welche nicht in andern gemeinen Büchern eben ſo gut ſchon zu finden ſind. Da auch einigen noch rückſtändigen Theilen, nach einigen hieſigen Vorzeichen zu ſchlieſsen, Hr. *Kr.* weit weniger als dem bisherigen möchte gewachſen ſeyn; ſo bitten wir ſehr, ſich dafür nicht etwa mit dem häſslichen Abſchreiben durchhelfen zu wollen, ſondern entweder einen ſachverſtändigen Mitarbeiter zu ſuchen, oder lieber auf andere dafür ſchon vorhandene Bücher kurz zu verweiſen. Der vorliegende *erſte Theil* enthält auf ſeinen 42 Bogen, auſser einigen vorläufigen allgemeinen Betrachtungen, nur die beiden Abſchnitte *Feuerabwendung* und *Feuerrüſtung*; und auch hieran fehlen von der Feuergeräthſchaft noch die Spritzen mit ihrem Zubehör. Grenzen für das übrige ſind noch nicht abgeſteckt, Ausſichten auf das Ende des Ganzen noch nicht mitgetheilt. Wohl aber findet man ſogar eines *achten* Abſchnittes vorläufig ſchon erwähnt! Namentlich bitten wir über Blitz und Blitzableitung nur lauter etwanige *eigene neue* Beobachtungen und Erfahrungen drucken zu laſſen; wozu wir indeſſen ſelbſt bemerkte Aeuſserungen und Verhältniſſe gegen die Blitzableitungen bey dieſem und jenem Publico, allerdings mitrechnen wollen. Dieſe würden nämlich ebenfalls für ein Leſebuch über Feuerpolizeyſachen ganz ſchicklich ſeyn. In ein ſyſtematiſches Lehrbuch der Wiſſenſchaft dürften ſie weniger gehören; wie ſo manches andere, was Hr. *Kr.* allem Anſcheine nach fernerhin aufnehmen wird.

LEIPZIG, b. Linke: *Winke für Herrſchaften um ihnen die Wahl, Behandlung, Bildung und Verſorgung des Geſindes zu erleichtern.* 1798. 190 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. entwickelt zuerſt die Urſachen der allgemein herrſchenden Klagen über ſchlechtes Geſinde. Dieſe findet der Vf. hauptſächlich in dem unbeſtimmten Verhältniſſe der wechſelſeitigen Rechte und Pflichten zwiſchen den Herrſchaften und ihren Dienſtboten, in der Unbrauchbarkeit und dem Sittenverderbniſſe der letzten, in der herrſchenden Tendenz unſeres Zeitalters zum Glänzen und Genieſsen und in der fehlerhaften Art des Denkens und Handelns der Herrſchaften gegen ihr Geſinde.

Die folgenden vier Abſchnitte betreffen nun, dem Titel gemäſs, die Wahl, die Behandlung, die Bildung und die Verſorgung des Geſindes. In Abſicht des letzten Puncts ſchlägt er vor, daſs überhaupt guten ſowohl männlichen als weiblichen Dienſtboten die Errichtung eines eigenen Hausweſens, jenen vermittelſt ihnen verſchaffter, ihren körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten angemeſſener Dienſtſtellen, oder Nahrungsgewerbe, und dieſen durchs Heirathen, möglichſt erleichtert; daſs der Lohn, nach Maaſsgabe der Fortdauer des Dienſtes und des Wohlverhaltens, von Jahre zu Jahre erhöhet, und dieſe Zulage zu einem Fond der künftigen Verſorgung von den Herrſchaften geſammelt, in einer mit zwey verſchiedenen Schlöſſern verſehenen Büchſe, und von den Schlüſſeln hiezu einer von der Herrſchaft, der andere aber von dem Geſinde aufbewahret; daſs dieſer Fond von dem Geſinde ſelbſt durch hinzugefügte kleine Erſparniſſe von ihrem Lohne, beſonders von empfangenen Trinkgeldern nach und nach vermehret und das Geſinde hiezu von der Herrſchaft gewöhnt; daſs daſſelbe für geleiſtete gute Dienſte mit einigen zur Anlage eines künftigen Haushalts erforderlichen Geräthſchaften belohnet, und ſolchergeſtalt hiemit im voraus verſorgt; daſs demſelben durch beſondere, mittelſt mäſsiger Beyträge von ihrem Lohne, mit nöthiger Vorſicht, errichteter Caſſen, eine erhebliche Beyhülfe zu ihren künftigen Heirathen, oder Haushalts- oder Gewerbsanlagen, und durch gleichmäſsige (billig auch von Seiten der Herrſchaften und der Polizey zu unterſtützender) Inſtitute den durch Alter und Kränklichkeit unvermögend gewordenen Dienſtboten die nöthige Verpflegung verſchaffet; und daſs es von Seiten der Polizey den Herrſchaften zur Pflicht gemacht werde, ihre ehemaligen alten hülfloſen Dienſtboten, die ſich in ihrem Dienſte ſechs und mehrere Jahre fleiſsig und ehrlich betragen haben, nach der Anzahl der Dienſtjahre, mit einer Abgabe von 6, 8 oder 12 Groſchen monatlich zu unterſtützen.

Mit Recht kann dieſe kleine Schrift, die mehr als der beſcheidene Titel ſagt, nicht blos Winke, ſondern gründliche Beobachtungen und wohldurchdachte Rathſchläge enthält, allen ſtädtiſchen Dienſtherrſchaften empfohlen werden. Wir möchten indeſſen zum Behufe der Verſorgung alter unverheiratheter Dienſtboten noch an die in vielen Städten befindlichen Hoſpitäler erinnern, in denen die aufgenommenen Perſonen, auſser freyer Wohnung und Feuerung, auch einige andere Lebensbedürfniſſe, entweder in baaren Zahlungen, oder in Naturalien, oder durch beides empfangen. Zu dieſen könnte man treuen und geſchickten Dienſtboten das ſehr billige Naherrecht der Aufnahme zugeſtehen. Iſt dieſe Aufnahme, nach der Stiftung oder Einrichtung des Hoſpitals nicht anders, als gegen Bezahlung einer Einkaufsſumme, thunlich; ſo kann hiezu eben der von dem Vf. vorgeſchlagene Fond angewendet werden.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Hertel: *Anfangsgründe der nothwendigſten Theile der reinen Mathematik*, zum Gebrauch der Schulen herausgegeben von *Joh. Jac. Ebert*, Prof. d. Math. zu Wittenberg etc. *Neue vermehrte u. verbeſſ. Aufl.* 1796. 28 B. 8. u. 12 Kupft. (20 gr.)

Da des Vfs. bekannte *Unterweiſung in den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften* auf einigen

gen Schulen hauptsächlich seines mathematischen Theiles wegen eingeführt war; so wurde dieser Theil seit der dritten Auflage, auch besonders unter obigem Titel verkauft; und bey der jetzigen Auflage sind auch die Vermehrungen und Verbesserungen hineingebracht, mit welchen jene *Unterweisung* bey ihrer *vierten* Auflage versehen ist. Rec. hält es mit dem Vf. für sehr vernünftig, von der strengsten Methode hie und da etwas nachzulassen, und sie nicht sogleich allen Lehrlingen aufdringen zu wollen. Hn. E. Lehrbuch bleibt dennoch in solchem Grade gründlich und zusammenhängend, dass der ausgebreitete Gebrauch seiner vielen Ausgaben, sicherlich viel Nutzen gestiftet, und der Mathematik viel Freunde verschafft hat. Der Vortrag ist, wie man ihn von diesem Vf. erwarten kann, äusserst gefällig, offen und deutlich. — Bey der Lehre von den Parallelen hat auch er, wie viele andere, des bekannten Euklidideischen Grundsatzes zu entbehren gesucht. Es wird aber nun auch hier, wie gewöhnlich, unvermerkt ein anderer Satz axiomatisch benutzt; der nämlich, dass die gegenüberstehenden Seiten *auch* in *solchen* Parallelogrammen einander gleich sind, *von denen man es noch nicht weiss, ob* die Wechselswinkel zwischen ihren Seiten und Diagonalen einander gleich seyen! Denn dieses zu wissen ist ja nothwendig zu demjenigen Beweise für jene Seitengleichheit, welchen man im vorhergehenden §. 63. nur vorfindet. —

1) Leipzig, b. Barth: *Anweisung zum Kopfrechnen in Verbindung mit der dazu erfoderlichen Methode*, entworfen zum Gebrauch für Lehrer, von *Joh. Friedr. Köhler*. 1797. 23½ B. 8.

2) Ebendaselbst: *Arithmetische Aufgaben in Erzählungen eingekleidet, welche vom Lehrer den Rechenschülern zur Berechnung vorgelegt werden können, als Anhang zur Anweisung im Kopfrechnen*, von *J. F. Köhler*. 1797. 7 Bog. Zettelformat.

Die Lehrer der Rechenkunst wissen nicht, was sie thun, wenn sie die Lehren vom arithmetischen und geometrischen Verhältniss etc. für unentbehrlich zum gründlichen Rechnen erklären, und gleichwohl gerade da, wo sie am vernünftigsten rechnen, jenes allgemeine System bey Seite setzen. Selbst Hr. K., der sich sonst in diesem Buche als ein Lehrer von trefflichen Talenten beweiset, scheint ebenfalls unrichtig und inconsequent zu werden, sobald er, von S. 154 an, sich auf die Lehren der Proportion zu gründen sucht. *Gleichartig* und *gleichnamig* bleibt ihm einerley! Er traf also, auf seinem gründlichen Wege, nicht einmal auf das Bedürfniss, *dazwischen* zu unterscheiden? Nachdem bey *einer* Proportion mit benannten Gliedern, die *Namen* (*sämmtlich*) *weggewischt* waren, dann alternirt wurde, und die Kinder bemerkt hatten, dass noch Proportion vorhanden blieb; so freut man sich des Rechtes, in jeder Proportion, nach weggewischten Namen, und sonst nicht, alterniren zu dürfen! (Es giebt doch ziemlich viel Proportionen, wo man nichts wegzuwischen braucht, um alterniren zu können. Aber Frageglied und gesuchtes Glied, *müssen* ja wohl ihren *Namen fest* halten, wenn auch für den *Namen* des letztern, mit einer von Kindern erreichbaren Bündigkeit, soll geschlossen werden!) Dann bemerken die Kinder, dass die Producte der innern und äussern Glieder einander gleich sind. Für *diesen zweyten* Hauptsatz wird freylich etwas *beweisartiges* als *nöthig* hinzugefügt, dessen beweisende Kraft aber von Kindern sicherlich nicht abstrahirt werden kann. Aus jener Gleichheit der Producte wird nun erst gefolgert, wie man die vierte Proportionalzahl finden könne; und nach einem noch ziemlich langen Gespräche, wird endlich erobert — sollte man's denken! — die unselige Form des *Reesischen Ansatzes*, welche in Worten ausgedrückt also lautet:

* Zahl der Pfunde oder anderer Gegenstände, welche im ersten Verhältniss der gegebenen Proportion vorkommen.	* Zahl des Preises der Pfunde oder der Wirkungen der Gegenstände, welche im ersten Verhältniss der gegebnen Proportion vorkommen.
* Zahl des Preises dieser Pfunde oder der Wirkungen dieser Gegenstände, welche im zweyten Verhältniss der gegebnen Proportion vorkommen.	* Zahl der Pfunde oder anderer Gegenstände, welche im zweyten Verhältniss der gegebenen Proportion vorkommen.

Weiterhin, ein ähnliches Schema für fünfzahlige Aufgaben, (der Regula quinque) dessen letztes Drittel ist:

* Zahl, wodurch die Wirkungen der Ursachen im zweyten Verhältnisse der Proportion bestimmt werden.	* Zahl der Zeitbestimmung zu den Ursachen des zweyten Verhältnisses der Proportion.

Wenn man nun gleich hinter diesem zwar metaphysisch — mathematischen; aber doch gewiss sehr elenden Gängelwagen lesen muss: Heute will ich nun sehen, lieben Kinder, ob ihr solche fünfzahlige Aufgaben wohl *richtig ansetzen* könnt etc.; so möchte man fast zornig werden, dass von eben dem Lehrer behauptet wurde, seine Schüler müssen und sollen als Selbstdenker, mit deutlicher Einsicht in die Gründe rechnen! Das stete Bewusstseyn der Rechnungsgründe ist besonders bey der *Kopfrechnung* unentbehrlich, und eben deshalb die Reesische Methode dazu ganz unschicklich. Ekel und Widerwillen müsste ja die Kinder ergreifen, wenn der Vf. etwa nur monatlich einmal, geschweige denn bey *jeder* Aufgabe, wie es doch bey Kopfrechnungen eigentlich zu wünschen wäre, seine obige Construirung des Wagens überschauen sollte. In der That hat Hr. K. zu viel praktischen Verstand, um seine *obige Gründlichkeit* ernstlich gebrauchen zu lassen. Sondern aus dem was über das eigne *Nachdenken der Schüler während der Ausübung*, gesagt wird, ist wohl zu ersehen, dass er sie ihren *gesunden Menschenverstand*, ungehindert und unbewaffnet durch das obige allgemeine System, unmittelbar und auf den kürzesten Wegen *anwenden*, und so ihre Einsicht *begründen* lässt. — Aufgaben der Regel quinque, septem

tem etc. zur *Kopfrechnung* vorzulegen, hat Täuschung bey sich, wo es etwa Bewunderung erregt; weil ja allemal solche Zahlen gewählt werden müssen, die sich leicht aufheben lassen. — Uebrigens ist sicherlich der Vf. ein trefflicher Lehrer, der auch viel selbst durchdachtes recht gut darzustellen weiss, so dass seine *erste* Schrift von allen Kinderlehrern verdient erwogen zu werden. Noch mehr aber können wir die *zweyte* Schrift empfehlen. Die Erzählungen sind sehr schicklich abgefasst. Auch können sie sämmtlich von einander getrennt, also von jedem Lehrer nach eignem Bedürfniss geordnet werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Dortmund* u. *Leipzig*, b. Blothe u. Comp.: *Versuch über die einzig wahre Theorie der natürlichen und künstlichen Düngmittel, nebst Bekanntmachung eines erprobten, wohlfeilen, höchst wirksamen und leicht zuzubereitenden künstlichen Düngers*, von *Johann Christoph Friedrich Bährens*, Doctor der Philosophie, Prediger und Rector zu Schwerte etc. 1798. 30 S. 8. (2 gr.) Zu den Düngungsmitteln werden hier nicht blos diejenigen Substanzen gerechnet, die den Pflanzen die nöthigen Nahrungssäfte verschaffen, und die man mit jener Benennung eigentlich bezeichnet, sondern auch diejenigen, die die Hindernisse ihres Wachsthums, nämlich den Mangel an natürlichen dazu tauglichen Bestandtheilen des Erdbodens, oder an gehöriger Mischung, oder an zweckmässigem Gleichgewichte entfernen. Jene erlangen wir entweder von der Natur selbst durch Gährung und Fäulniss gewisser Körper, oder mittelst künstlicher Auflösung und Zusammensetzung derselben. Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Begriffen erkennt der Vf. denjenigen Boden für den fruchtbarsten, der aus etwas Sande, etwas mehr Kalkerde und noch mehr Stauberde und zum grössten Theile aus Thonerde besteht. Hierauf folgt die Anführung bekannter Mittel, wodurch einem solchen Boden die durch die Abnutzung verlornen Theile wieder ersetzt werden können, mit der Bemerkung ihrer vortheilhaften Anwendung und ihrer Wirkung nach chemischen Grundsätzen. Vermöge derselben und im Einverständnisse mit der Theorie der Hn. *Pörner*, *Beneckendorf* und *Germershausen*, nach welcher das eigentlich fruchtbar machende Wesen aus der Luft kommt, hält er sich berechtiget, diejenigen Stoffe, die *kohlensaures Gas*, oder brennbare Luft liefern, für das *Hauptmaterial der Düngung* anzunehmen, und hiernach festzusetzen, dass es bey der Erfindung eines wirksamen künstlichen Düngers auf deren Herbeyschaffung in hinlänglicher Menge wesentlich ankomme. Nachdem er sich mit dessen näheren Bestimmung und mit den Mitteln, eine solche zur Befruchtung dienliche entzündliche Stickluft zu erlangen, beschäftiget hat, folgert er hieraus die Ursachen, warum die bisher bekannt gewordenen künstlichen Düngungsmittel den versprochenen Nutzen nicht geleistet haben. Von dem, nach Anleitung jener Grundsätze, von ihm entdeckten Mittel theilet er dem Publicum die folgende Beschreibung seiner Ingredienzien, seiner Zubereitung und seines Gebrauchs mit. „Es „wird ein halbes Viertel (Berliner Maas) gemeinen Kochsalzes in Pfannen geröstet, bis es nicht mehr knistert und „darauf in einem alten eisernen Topfe in einer starken Feuersgluht zum Flusse gebracht, und zwar so, dass alles glühend „ist, und das Salz blank, wie ein geschmolzenes Metall stehet; „dann wird es in einen andern Topf zum Erkalten ausgegossen, worauf es einen einzigen Stein bildet, den man zerschlägt und in drey grossen Eimern voll kochender fetter „Mistlake sogleich, ehe er Feuchtigkeit anzieht, auflöset. Sobald dies geschehen ist, wird die Mistlake vom Feuer genommen. Man nimmt ferner sechs Eimer gute Moorerde „aus dem Teichschlamme, oder von dem fettesten zartesten „Schlamme aus der Miststätte, die man in einem geräumigen „Troge mit der obgedachten Mistlake wohl vermischt, und, „wenn dieses geschehen ist, so viel Holzasche zusetzt als nöthig ist, um die ganze flüssige Masse in das Wesen eines „dicken Teiges zu verwandeln. Endlich sind auch 1½ Scheffel „(Berliner Maass) ungelöschten Kalkes erfoderlich, und zwar „so frisch und feurig, als er zu bekommen ist. Mit diesen „Ingredienzien wird auf folgende Art verfahren: Man lässt „in der Erde einen hinlänglich grossen Behälter mit Steinen „ausmauern und recht dicht machen. In diesen Behälter wird „erst eine Schicht von der vorbeschriebenen Mischung der „Moorerde mit der Mistlake und gleich darauf eine Schicht „ungelöschter Kalksteine, darüber wieder eine Lage von jener „Mischung und auf dieselbe ein Stratum Kalk und zwar so „lange über einander gelegt, als von beiden Theilen etwas „übrig ist. Zwey Personen müssen dieses mit der äussersten „Geschwindigkeit verrichten, damit die Gährung nicht zu „früh entstehe und das zu bindende Gas nicht in die Luft „übergehe. Man decke oben alles mit Rasen wohl zu, damit „es vor dem Zutritte der Luft bewahret bleibe. — Nach einigen Tagen ist die innere Bewegung und grosse Hitze vollendet, und alles ein ungemein trockenes feines Pulver geworden, welches sogleich zum Gebrauche tauglich ist. — „Dieser besteht darin, dass man solches Pulver über das Land „ausstreuet, wenn die Saat gesäet und mit der Egge einmal „überzogen ist; worauf dann, wenn dieser Dünger überher „geworfen worden, alles vollends fertig geegget wird." Aus Erfahrungen versichert der Vf. den gewissen vortheilhaften Erfolg bey allen Getreidearten und Gartenfrüchten, wie auch auf Wiesen, und zugleich, dass die vorbeschriebene Quantität für einen Magdeburgischen Morgen (von 180 Quadratruthen Decimalmaasse) hinreichend sey, und wenn sie zwey nach einander folgende Jahre angewendet wurde, ihre Kraft noch drey Jahre im Boden reichlich fortdaure und solchergestalt eine fünfjährige Nutzung, wie der allerbeste Dünger, verschaffe.

Von einer so ausserordentlich starken Wirkung dieses künstlichen Düngungsmittels ist zwar der Rec. theoretisch nicht, wohl aber davon überzeugt, dass dasselbe mehr, als die bisher gepriesenen Recepte dieser Art, der Aufmerksamkeit und Prüfung werth sey.

Mathematik. *Berlin*, b. d. Vf.: *Anleitung zum Rechnen*, von *C. F. Splittegarb*. Erster Theil. Dritte ganz umgearbeitete Auflage, 1797. 6 Bog. 8. Ebendaselbst: *Handbuch für Lehrer beym Unterricht im Rechnen*, herausgegeben von *C. F. Splittegarb*. 1798. 5 Bog. 8. Hr. *S.* hat sich durch den bisherigen, und allerdings wohlverdienten Beyfall der vorigen Ausgaben nicht einschläfern lassen, sondern mit grosser Gewissenhaftigkeit das Unzweckmässige getilgt, und was den Kindern noch nicht deutlich genug wurde, die vorläufigen Einleitungen und Definitionen abgeändert. Auch hat er nun aus Gründen und Erfahrung sich überzeugt, dass es allerdings rathsam sey, die *ersten Aufgaben zur Uebung grösstentheils in unbenannten* Zahlen zu geben. Die von ihm in Ansehung des Raums beobachtete Oekonomie, verdient für Schulbücher sehr zur Nachahmung empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Von der Vynckt's, ehemaligen Mitgliedes des Staatsraths von Flandern, Geschichte der vereinigten Niederlande von ihrem Ursprunge im Jahr 1560 an, bis zum Westphälischen Frieden.* Aus der höchst seltenen französischen Druckschrift übersetzt. 1793. Erster Band. 489 S. Zweyter Band. 517 S. Dritter Band. 405 S. 8. (4 Rthlr. 9 gr.)

Der Vf. dieses Werks, Hr. *v. d. V.*, Mitglied des Staatsraths von Flandern, zu Gent, vollendete es im J. 1765; und der Graf von Cobenzl, damaliger Minister des kaiserlichen Hofes in den Niederlanden, liess nur sechs Exemplare davon in Medianquart drucken mit dem blossen Columnentitel: *Troubles des Pays-bas.* In der göttingischen gelehrten Zeitung vom J. 1773 machte *Schlözer* zuerst auf dieses wichtige Buch aufmerksam; aber es blieb für unsere Literatur verborgen. Um so willkommner ist diese Uebersetzung des Originals, dessen Stil schlecht französisch, aber treuherzig und gedrungen seyn soll. Wir finden in der Vorrede die Versicherung, dass dieselbe ohne Nachtheil der gewissenhaftesten Treue gearbeitet sey. Manche Handschriften aus jener Zeit, die er beschreibt, manche Memoiren benutzte der Vf., und noch wichtiger ist, dass er die Originalactenstücke, die in den Archiven bey Hofe liegen, mitgetheilt bekam. Bisweilen verräth er einen Geist, welchem die Ruhe und Tiefe nicht fehlen, ohne welche kein Historiker etwas gutes vollbringen wird, und eben so wenig entsteht ihm die Würde, durch welche der Geschichtsschreiber ehrfurchtvolles Zutrauen gebietet: in seinen Anlagen erkennt man sie wenigstens, wenn man sie auch bisweilen in seinem Geschmack vermisst. Weil er zugleich des Vortheils geniesset, dass er die Entstehung seines Vaterlands und die Grösse seiner Landsleute, dass er Begebenheiten beschreibt, welche durch den Genius der Freyheit, der sie im Kampfe mit dem Despotism hervorbringt, ein Colorit des Alterthums erhalten; so wird dadurch bey mehrern Stellen dieses Buchs die angenehme Täuschung vermehrt, als hätte man die Blätter eines Geschichtschreibers im Sinne der Alten vor Augen. So tadelhaft seine Form ist, so wenig sie auch nur anmuthig genannt werden darf; so ist dieses Werk wegen des eigenthümlichen Geistes, der ihm einwohnt, doch eben sowohl ein Gewinn für das Gebiet der historischen Darstellung, als es unsere Kunde durch eine Menge neuer Nachrichten erweitert. Noch mehr hätte der Vf. auf unsern Dank rechnen können, wenn es ihm gefallen hätte, immer anzugeben, wo er seine Materialien hergenommen habe. Wenn man auch durch eine ungeheure Arbeit herausbrächte, welche von denselben schon in gedruckten Hülfsmitteln vorhanden waren; so möchte man bey den ganz neuern Nachrichten doch einen Fingerzeig für denjenigen haben, welcher Gelegenheit finden sollte, in ihren Quellen nachzuforschen, mit welchem Grade von Sicherheit der Vf. sie aufgenommen habe.

Bey der Vermählung des Erzherzogs Philipp mit der Infantin von Spanien oder der ersten Verbindung zwischen diesem Lande und den niederländischen Provinzen hatten Kaiser Maximilian und der König von Arragonien die Idee, in ihr ein Mittel zu finden, wodurch Frankreichs stets rege Begierde, seine Grenzen zu beiden Seiten weiter auszudehnen, in Zügel gehalten werden sollte. Aber es ward bloss durch Zufalle bewirkt, und war weit von ihrem Entwurf entfernt, dass einst beide einander so fremde, durch Lage, Sitten und Gesetze so weit getrennte Nationen unter Einem Haupte vereinigt werden konnten. Auch waren die spanische und flamändische Nation einander abgeneigt von dem Augenblick an, da sie Einen Herrn hatten. Wie diese ursprüngliche Abneigung, deren Ursache in der angegebenen grossen Verschiedenheit beider Völker lag, durch besondere Thatsachen vermehrt wurde, und wohin sie führte, das soll der Inhalt des gegenwärtigen Werks lehren. Der Vf. hat freylich diesen Gesichtspunct, weiss ihn aber nicht so hervorzuheben, dass die Einheit, welche daher für die ganze Geschichte entspringt, die er beschreibt, das Licht über dieselbe ergiesst, welche sie verbreiten könnte. Mit einer feinen Auswahl sind dagegen die Umstände hervorgehoben, welche bis zum Anfang der Regierung Philipp's II von Spanien die Abneigung beider Nationen gegen einander vermehrten. Der leichtsinnige, den Vergnügungen zügellos ergebene Erzherzog, Philipp; sein Gefolge auf der Reise nach Spanien, das aus jungen feurigen Wollüstlingen bestand, und seine plötzliche Rückkehr nach den Niederlanden; seine Liebe für Frankreich, welche dem spanischen Hofe so verhasst war; die eifersüchtige Leidenschaft seiner Gemalin, der Infantin Johanna für ihn, die zuletzt in Wahnsinn ausartete, und von ihm mit wenig Schonung behandelt wurde; die Geringschätzung, welche deshalb die grosse, von den Spaniern aufrichtig beweinte Königin Isabelle von Castilien noch in ihrem Testamente gegen ihn

ihn verrieth; endlich seine sehr kurze unbesonnene Regierung in Castilien und sein plötzlicher Tod daselbst, wiewohl seine starke und blühende schöne Jugend gepriesen war; der Glaube der Niederländer, dass er vergiftet sey, und die Misshandlung seiner flamändischen Günstlinge durch die Spanier nach seinem Tode; alle diese Ursachen der zunehmenden Abneigung beider Nationen gegen einander findet man hier in mancherley Zügen. Philipp's Sohn und Erbe, Karl ward unter Flamändern erzogen, und schien von ihnen so bezaubert zu seyn, dass das Gerücht sagte, er werde in Flandern auf immer bleiben. Man war in Spanien ihm deshalb so abgeneigt, dass es der ganzen Klugheit und Entschlossenheit des grossen Cardinals Ximenez bedurfte, um ihm sein Recht auf den spanischen Thron zu sichern; und dennoch, wie manche Künste und Vorstellungen waren nöthig, um den jungen König zur Reise nach Spanien zu bewegen, von welchem seine niederländischen Günstlinge ihm ein so schwarzes Gemälde entworfen hatten. Ein Zufall trug dazu bey, die Schatten desselben in seiner Phantasie zu vermehren, in dem Augenblicke, da er der spanischen Küste nahte. . . „Die Flotte nahm ihren Lauf nach Corunna in Galicien. Allein widrige Winde oder ein Sturm trieb sie seitwärts, bis zu den Küsten von Oviedo in Asturien. Hier, wo sie nicht erwartet wird, greifen die Einwohner, Leute so rauh und wild wie die Felsen, die sie bewohnen, zu den Waffen, und feuern mit Ungestüm auf die unbekannte Flotte, als auf Corsaren los, von welchen sie öfters beunruhigt wurden. Man ruft aus den Schaluppen den Rasenden entgegen: Spanien! Spanien! Der katholische König! Man steckt alle Flaggen und Fahnen auf. An dem spanischen Wappen erkennen endlich die Betrogenen ihren Irrthum. Ihre Wuth verwandelt sich plötzlich in frohes Erstaunen. Von Freude trunken werfen sie die Waffen von sich, stürzen sich in die See, erklettern das Schiff, umschlingen die Füsse ihres Königs, und begleiten ihn unter jauchzendem Geschrey nach Villa Vitiosa."

Auch den billigsten Spanier musste es empören, dass der Greis Ximenez, welcher sich so grosse Verdienste um Karl und seine Staaten erworben hatte, und ihm voll Sehnsucht entgegeneilte, um sie jetzt noch zu vermehren, kaltsinnig zurückgewiesen, und durch die niederländischen Günstlinge so entfernt gehalten wurde, dass er nie seinen jungen König schaute. Bald aber lernte dieser durch eine furchtbare, reissende Empörung der Spanier wider die Ausländer, dass er nur durch einheimische Staatsbeamten sein Reich mit Ruhe werde regieren können, und überhaupt entwickelte sich sein herrlicher Verstand jetzt zu schnell, als dass er nicht bald auf den Grundsatz hätte kommen sollen, jedes Volk müsse seinem Genius gemäss regiert werden. Während seiner Regierung wurde daher der gegenseitige Hass der Spanier und Niederländer zu einem Funken, welcher unter der Asche glimmt. Er hatte sich Mühe gegeben, gleichsam alle die Nationen, welche sein Scepter in Europa beherrschte, in seiner Person darzustellen: sein Nachfolger, Philipp der Zweyte war nur Spanier, und behandelte alle Völker auf spanische Weise. Wir finden hier eine Schilderung dieses Königs, ohne dass nach dem Handwerksbrauche der Geschichtschreiber die Züge übertrieben sind. Sein Geist war immer gespannt, immer voll Misstrauen und Argwohn. Nach seinem Geschmack musste die geringste Kleinigkeit eingerichtet werden, nach seinem Tacte mussten alle arbeiten, selbst dann, wenn kein Verzug statt finden durfte, so weitschweifig und unentschlossen er sich in jeder Arbeit zeigte. Neidisch über die gleiche Gunst, welche der entwickelte Karl gegen seine Unterthanen aller Nationen bewies, hatte man dahin gestrebt, seinen Nachfolger so zu bilden, dass er nur für die Spanier, und diese nur für ihn passten. Ausserdem waren das erste, was er von Begebenheiten vernahm, religiose Unruhen und Kriege; er sah das Bild derselben in England und in den Niederlanden; in Spanien hiessen alle Kriege Karls Religionskriege; und indem dieser eine solche Ansicht derselben aus politischen Gründen beförderte, machte sie auf das Gemüth seines Sohnes einen solchen Eindruck, dass er beschloss, durch planmässige Strenge jede religiose Zwietracht zu verhindern; dass sich der alte Glaube der Kirche tief in sein Herz senkte. Als Spanier, Christ und König wollte er nur eine stolze Stille um sich her dulden, in welcher man nichts als den Tact seiner Bewegung vernahme.

Wenn dieses die Hauptzüge in Philipp's des Zweyten Charakter sind, wie sie der Vf. auf mehrern Seiten angedeutet und zerstreut hat; so bemerkt man in seiner Schilderung der Häupter des niederländischen Adels vorzüglich folgende. Wilhelm von Oranien war unerschöpflich an Erfindung, unerschüttert in jeder Gefahr, unbeweglich fest bey dem einmal gefassten Entschlusse. Er war verschwiegen und sprach wenig; allein sein Stillschweigen selbst war Beredsamkeit; und wenn er redete, bezauberte er. Weniger gross als Staatsmann war der Graf von Egmond, als Held vielleicht grösser denn Wilhelm, und übertraf ihn gewiss an Liebenswürdigkeit, weil seine Tugenden unverhüllter da lagen. Ueberaus kühn als Kriegsmann war der Graf von Horn, Oberbefehlshaber über die Seemacht; aber wie das Element, über welches er herrschte, sich selbst ungleich und leicht erzürnt, dass seine Freunde ihm aus Furcht vor dem Schaden, der aus seiner Heftigkeit entspringen konnte, sich wider ihren Willen bisweilen von ihm musten hinreissen lassen. Man könnte diesen Zügen noch hinzuthun, dass Wilhelms Verstand und das Herz des Grafen von Horn, der in Spanien selbst den König und seine Räthe hatte hassen gelernt, den Planen derselben Feindschaft schwuren, unterdess Egmonds Verstand sie nicht zu durchschauen, sein weiches Herz sie nicht zu glauben vermochte.

Der Hass des niederländischen Adels traf zunächst den Kardinal von Granvella, welchem Philipp sogar den Einfluss der Statthalterin Margaretha von Parma unter-

untergeordnet hatte. Auch seine Eigenthümlichkeit hat der Vf. glücklich aufgefasst und ohne Uebertreibung beschrieben. Kaiser Karl hatte bey seiner letzten Abreise aus den Niederlanden ihn seinem Sohne als den fähigsten und in den Staatssachen der Provinzen am meisten unterrichteten Mann empfohlen; aber diese Empfehlung würde nach Philipp's Denkart ihm geschadet haben, wenn er sich nicht schon vorher um die Gunst des Thronfolgers beworben hätte. In der Folge erforschte er den Charakter desselben so gut, dass er ihn, so unerforschlich er auch war, bis auf den Grund sah. Mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit wusste er sich durchaus, sogar in der Weitschweifigkeit seiner Schreibart, nach dem Genie des Königs zu bilden; alle seine Amtsverrichtungen waren nach dem Geschmack desselben gemodelt. Dass er seinen Liebling dem Hasse der Niederländer gleichsam zum Opfer bringen musste, indem er ihn abrief, und dass er die viertausend Mann alten spanischen Fussvolks, die er gern in den Provinzen behalten hätte, aus denselben zu ziehn gedrängt wurde, dieser doppelte Umstand vermehrte sehr die Erbitterung des Königs. Warum ihm das letzte so schwer wurde, und warum er diesen wenigen Truppen so viele Ausschweifungen in den Niederlanden zu gute hielt, glaubt der Vf. nicht einsehen zu können, und vermuthet hier geheime Staatsursachen. Allein es lag ganz im stolzen Charakter Philipp's, dass er eben deswegen, weil schon bey seiner Gegenwart in den Provinzen man ihn so ungestüm um die Abrufung dieser Truppen drängte, sich schwer entschloss, sie abzurufen; und da er bey der Ausführung seines bald nachher enthüllten Planes durchaus auf Unterstützung der Waffen rechnen musste; so konnten selbst viertausend Mann versuchter Krieger, die sich im Lande festgesetzt hatten, zur Bildung und zum Empfang einer grösern Armee sehr wichtig werden, und ausserdem musste der König sich hüten, durch die Abrufung derselben, weil sie den Niederländern verhasst waren, seinen Kriegern ein Beyspiel zu geben, dass er den Spanier nicht stets jenen zum Trotze begünstigen werde. Eben dieser Glaube sollte das Heer begeistern, welches er zur Ausführung seiner Plane wahrscheinlich einst in die Niederlande schicken musste, und hierin findet man zugleich die Erklärung, warum er jenen viertausend Mann solche Ausschweifungen ungestraft hingehen liess.

In der Beschreibung der Schritte, durch welche Philipp sich seinem Ziele nähern wollte, vermisst man hinlängliche Klarheit. Warum die Einrichtung der vielen neuen Bisthümer so wichtig, und warum sie den Einheimischen so verhasst war, beides ist nicht genug entwickelt, und über den Charakter der spanischen Inquisition spricht der Vf. offenbar nicht mit hinreichender Sachkenntniss. Heller springt die Ansicht hervor, welche die Niederländer von den neuen Bisthümern und von der Inquisition hatten. In der Geschichte der ersten Unruhen haben wir keine neue Bemerkung oder Nachricht gefunden. Als entschieden sieht es der Vf. an, dass die Bewegungen der Bilderstürmer von der Bundesversammlung der Häupter der Geusen zu St. Truyen geleitet wurden. Ein Brief, der von einigen derselben unterschrieben war, und gebot, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, hatte mitten in den Ausschweifungen mehr Wirkung, als alle Anstalten und Verordnungen des Staatsraths und der Obrigkeiten; so wie der Befehl desselben einlief, hörten alle Verheerungen im ganzen Lande auf. Allein dieser Beweis lässt sich sehr erschüttern. Der Aufstand der Bilderstürmer war überhaupt nur die Geburt des Augenblicks, und musste auch ohne den Befehl jenes Briefes durch sich selbst nach einigen Tagen sein Ende erreichen. Was ihm einige Kraft verliehen hatte, war die Furcht vor Religionsverfolgung. Nun machte jener Brief bekannt, dass nach einem Vertrage mit der Statthalterin niemand wegen seiner Religion beunruhigt werden sollte, und lähmte ihn dadurch. Auch hatten gewiss die Bilderstürmer auf die Unterstützung des Geusenbundes gerechnet, und verloren durch jenen Brief diese Hoffnung. Selbst mag man zugeben, dass ihre Verheerungen vom Bunde benutzt wurden, um der Regentin einen Vertrag abzudringen. Aber aus jenen so wenig wie aus diesem folgt, dass von St. Truyen aus, wie der Vf. behauptet, alle Schritte der Rotten geleitet wären, und die Wuth des Pöbels gleichsam im Zügel geführt sey, den man so, wie es die Umstände erfoderten, bald anhielt, bald schlaff werden liess.

Der König lag zu Segovia an einem Fieber krank, als er die Nachrichten von den Verwüstungen der Bilderstürmer erhielt, und der heftige Zorn darüber verschlimmerte seine Krankheit. Dessen ungeachtet empfing er eigenhändig alle Berichte, so häufig sie auch einliefen, schrieb Anmerkungen dazu, und that alles selbst, was andere Monarchen in gesunden Tagen durch ihre Minister thun lassen. Aber so viel er selbst arbeitete, so geheim er alle seine Entschliessungen bewahrte, wusste Wilhelm von Oranien doch die zuverlässigsten Nachrichten von den Staatsgeheimnissen aus Spanien selbst zu ziehn. Mit Recht widerspricht der Vf. der Vermuthung, dass dies durch einen vertrauten Briefwechsel mit Don Karlos, dem Sohn des Königs geschehen sey; denn dieser unglückliche Prinz, der von allen Staatsgeschäften so entfernt, so genau von seinem Vater beobachtet war, konnte unmöglich andern berichten, was er selbst nicht wusste. Unter der Menge von Secretären, die unter Philipp arbeiteten, waren viele wegen seiner schwer zu befriedigenden Laune, wegen der übermässigen Last der Arbeiten und seines kargen Benehmens sehr missvergnügt. Die Perez, Escovedo u. a. widerstanden schwerlich den verschwenderischen Bestechungen Wilhelms von Oranien. Beleuchtend für die Grösse seines Geistes, welche des Königs Fähigkeiten so sehr überwog, ist die Bemerkung, dass dieser eine ungeheure Menge von Kundschaftern, jener wenige, aber sichere, unterhielt, und ungleich besser bedient wurde.

wurde. Aufserdem erfetzte er, was ihm an Nachrichten fehlte, durch die Stärke feiner Beurtheilungskraft. Er überfah das Ganze, verglich Umftände und Begebenheiten, und fchlofs von dem, was gefchah, auf das, was gefchehen konnte, dafs die Zukunft allen feinen Vermuthungen vollkommen entfprach. Er war der einzige in den Niederlanden, welcher lange vorher wufste, dafs der Herzog Alba mit einer Armee in diefelben kommen werde.

Das Bild diefes Meifters der Henker, wenn ihm die Böfewichter der franzöfifchen Revolution den Rang nicht ftreitig machen, das Bild feines Gefährten, des eben fo lächerlichen, als verabfcheuungswürdigen Präfidenten des Blutrathes Don Juan von Vargas, welchen man den Marat der niederländifchen Revolution nennen könnte (denn fo hoch find die Verbrechen unferer Tage geftiegen, dafs man das Ungeheuer der Vergangenheit durch die gröfsern Lafter aus ihnen, nicht ihre Schande durch eine mehr fchreckende der Vorzeit, begreiflich zu machen fucht), findet man hier in manchen kleinen Notizen nach ihrer fürchterlichen Wahrheit, obgleich diefelben viel reicher hätten feyn können, da dem Vf. Tagebücher der Städte aus jener Zeit zum Gebrauch offen lagen. Wohl war eine folche Tyranney, wie Vargas und fein Blutrath fie ausübten, fich in allen Provinzen gleich, und viel zu roh, um fich nach dem Charakter derfelben abzuändern; aber die Art, wie fich die Schlachtopfer in denfelben bey ihrem Unglücke benahmen, mufs nach dem Charakter jedes einzelnen Volks verfchieden gewefen feyn, und eben dies ift es, was der Gefchichtfchreiber aus ftädtifchen Annalen wegen ihrer grofsen Individualität aufzufaffen vermochte. Davon aber finden wir hier keine Ahndung.

Oranien rüftete fich in Deutfchland, unterdefs feine Freunde, vergeblich von ihm gewarnt, auf dem Blutgerüfte ftarben. . . „Er allein wagte es, die furchtbarfte Monarchie Europens, wider welche fich die Nation nicht vertheidigen konnte, geradezu anzugreifen, und ihr gleichfam ins Angeficht Trotz zu bieten. Die Gerechtigkeit feiner Sache war fo einleuchtend, und das Anfehen feiner Perfon bey den proteftantifchen Fürften Deutfchlands fo grofs, dafs diefe ihren Rath, ihre Wünfche und Gelübde, ihre Truppen, und, was man kaum glauben wird, felbft ihre Schätze wetteifernd an ihn verfchwendeten.“ . .

In der Gefchichte des Krieges während der Statthalterfchaft des Herzogs von Alba macht der Vf. mit Recht auf den Zeitpunct als eine Epoche aufmerkfam, da der Admiral Coligni in einer der öftern Unterredungen, die der Prinz mit ihm hielt, diefem auf der Karte der Niederlande zeigte, wie gar nichts die Spanier zur See vermöchten, und wie leicht es wäre, fich irgend eines Hafens zu bemächtigen, der zum Waffenplätz und zur Zuflucht aller Mifsvergnügten dienen könnte. Wilhelm hatte an diefen Umftand bisher nie gedacht, und gab dem Gedanken defto mehr Beyfall, je weniger die Waffergeufen zu verachten waren, feitdem fich viele wohlhabende Familien aus Antwerpen und Holland mit ihrem Reichthume zu ihnen geflüchtet hatten. Auch kannte er einen Krieger, welchen er mit Hoffnung des glücklichften Erfolgs an die Spitze derfelben ftellen konnte. . . „Die Ausführung feines Plans trug er insgeheim Wilhelm von der Mark, Grafen von Lumay, einem jener niederländifchen Grofsen, auf, welche fich von den übrigen durch einen unverföhnlichen Hafs wider die Spanier unterfchieden. Diefer hatte ein feierliches Gelübde gethan, nicht eher wieder feine Haare kämmen, noch feinen Bart fcheeren zu laffen, bis er den Tod der Grafen von Egmond und Horn würde gerächt haben. Er war ein Kriegsmann von heftiger und tollkühner Gemüthsart, und alfo zu dergleichen Unternehmungen vor andern aufgelegt. Nur trieb er die Rache und das Wiedervergeltungsrecht zu weit; daher er auch der Hauer des Ardennerwaldes genannt wurde.“ . .

(Der Befchlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Kleefeld: *Die beftrafte Korbflechterin*, ein Schwank aus England, worin viel von Körben und Liebe vorkommt. 1798. 310 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Vademecums-Anekdote zu der unerträglichen Länge von zwanzig Bogen auseinander gezerrt, voll von Unwahrfcheinlichkeiten, Widerfprüchen und Albernheiten, die ftatt Lachen Langeweile und Ekel erregen. Eine reiche, vornehme Engländerin, voll der unklugeften Launen, die fie dem Lefer nicht intereffant, fondern verächtlich machen, bricht eine Verbindung mit dem Admiral Wilberforce während der Trauung ab, weil diefer nicht fchnell genug auf die Frage des Predigers Ja antwortet. Der Admiral, der durch feine pralerifche und beleidigende Wette kein befferes Gefchick verdient, wird durch die Art, wie er fich rächt, ganz verächtlich. Ein Frifeur mufs die Rolle eines ruffifchen Fürften fpielen, die tolle Engländerin betrügen, fie endlich heirathen, was denn auch bey feiner rafenden Aufführung gelingt. Kurz, alle diefe Menfchen handeln fo unfittlich und fo unbegreiflich inconfequent, dafs Herz und Kopf bey diefer Lectüre auf gleiche Weife gefoltert werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Van der Vynckt's*, ehemaligen Mitgliedes des Staatsraths von Flandern, *Geschichte der vereinigten Niederlande von ihrem Ursprunge im Jahr 1560 an, bis zum Westphälischen Frieden* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Einfluss, welchen die Unternehmungen der Wassergeusen auf den Gang der innern Unruhen hatten, die Kriegsvorfälle nach ihrem mannichfaltigen Wechsel, die Einsicht, welche endlich Philipp selbst erhielt, dass er im Herzog von Alba einen Statthalter gesandt habe, der so zerstören werde, dass keine neue Schöpfung unter den Trümmern wieder aufkommen könne, der gemässigte Charakter seines Nachfolgers Requesens, der jetzt noch die Oelzweige pflanzen wollte, welche vor sechs Jahren gepflanzt, Wurzel geschlagen und gegrünt hätten, und der anmuthige Heldengeist des dritten Statthalters in einem kurzen Zeitraume, nämlich des Don Juan's, besonders aber die schlauen, festberechneten Schritte Wilhelm's von Oranien; alle diese Gegenstände sind vom Vf. mit vielseitiger Aufmerksamkeit und mit unparteyischer Ruhe zwar umfasst worden; allein je rascher der Wechsel ist, mit welchem sie erscheinen, desto mehr muss der Geschichtschreiber sich bemühen, uns auf einen Standpunct zu bringen, von welchem wir sie ohne Verwirrung vor uns vorbeygehen, und so charakteristisch bezeichnet sehen, dass sie unserm Verstande und unserer Einbildungskraft, trotz ihres raschen Verschwindens, gegenwärtig bleiben. Eine solche Kunst ist hier wenig ausgeübt worden, obgleich hin und wieder glückliche Bemerkungen vorkommen, von welchen aus sich viel Licht über die ganze Geschichte verbreiten liesse. So ist unleugbar, dass der Krieg seine Eigenthümlichkeit vorzüglich daher bekam, dass die spanischen Krieger sich so häufig und so wild wider ihre Feldherren empörten, und nach gestillter Empörung durch glänzende Siege ihr Vergehen in Vergessenheit zu bringen suchten. Eben deswegen aber bedauert man, dass folgende treffende Betrachtung für die weitere Darstellung unfruchtbar geblieben ist. ... „Die schelle Rückkehr zu den wechselseitigen Pflichten des Gehorsams und Vertrauens zwischen den spanischen Truppen und ihren Befehlshabern sollte uns wundern, wenn wir die Ursache nicht in den Hauptzügen fänden, welche den Charakter dieser Nation auszeichnen; in dem Stolz auf den Ruhm ihrer Waffen und auf die Würde ihres Namens; in der Aufrichtigkeit aller ihrer Pflichtleistungen und in der Heftigkeit ihrer Leidenschaften. Der Muth der spanischen Krieger, der keine Gefahr scheute, und sich den grössten Strapazen geduldig unterzog, artete leicht in Trotz und Unbändigkeit aus, sobald sie ihre Rechte gekränkt und sich geringgeschätzt glaubten. Und da es ihrem Stolz ungemein schmeichelhaft war, von ihren Obern abgedrungen zu haben, was ihnen die Gerechtigkeit zusprach; so gab die Freude über einen solchen Sieg, so unvollkommen er auch war, ihrem Muth einen neuen Schwung, und ihrer Treue einen neuen Glanz.“

In das düstere Gewölk der Begebenheiten, welche er beschreibt, lässt der Vf. bisweilen einen anmuthigen Sonnenblick fallen, indem er die frühere Geschichte mancher von den Hauptpersonen, ehe sie auf die Schaubühne der Niederlande traten, in seine Erzählung zieht. Besonders ist dies der Fall bey Beschreibung der frühern Schicksale Don Juans, welche voll romantischer Anmuth sind. Ein Sohn Karl des Fünften, wahrscheinlich mit der schönen Blomberg von Regensburg erzeugt, die in einer schwermüthigen Stunde den grossen Kaiser mit Gesang erheitert hatte, ward er bey einem Landedelmann in Spanien erzogen. Sein Vater empfahl ihn nach seiner Abdankung seinem Sohne Philipp. Dieser verabredete mit dem Pflegevater Don Juan's das Schauspiel, wie er sich seinem Bruder entdecken wolle. Der Prinz, welcher nichts von seiner Herkunft wusste, und unter Hirten erzogen war, ritt im Gefolge des Landedelmanns, als dieser plötzlich abstieg, das Knie vor ihm beugte, ihn seinen Hengst besteigen hiess, und ihm sagte, dass er dem König entgegenreite. Da Philipp erschien, warf der Jüngling sich schnell auf die Knie und hörte, liebreich von ihm aufgehoben, voll Staunen die königlichen Worte: „Sey getrost, edler Jüngling! Wir beide haben einen Vater, den unüberwindlichen Kaiser und Monarchen von Spanien!“ Diese Grossmuth Philipp's, welcher auch den Bruder nicht nach Karl's Verordnung dem geistlichen Stande weihte, sondern den Heldencharakter, die hohe Seele und Schönheit desselben der Welt in grossen Wirkungskreisen darbot, findet man um so lieber in der Geschichte der niederländischen Revolution, weil der König in allem, was unmittelbar zu derselben gehört, in einem gehässigen Licht erscheint, und es wahrlich nicht wohl thut, wenn einige von den Hauptfiguren so gänzlich in schwarzer Nacht da stehen. In historischer Darstellung beleidigt

es schon darum, weil dem menschlichen Gemüthe eine gewisse Ahndung beywohnt, dass es fast nie einem Wesen, welchem doch auch seine Natur zu Theil wurde, gänzlich an guten Seiten fehlen konne, und man daher leicht zweifelt, ob die geschichtliche Wahrheit wohl jenen ungebrochenen Schatten billige. Ein Geschichtschreiber der niederländischen Revolution muss sich daher vor nichts mehr hüten, als an dem König und besonders dem Herzog von Alba nur die schwarze Seite zu zeigen. Man wendet sich von diesem bald voll Ueberdruss weg, wenn neben seiner zerstörenden Wuth nicht zugleich sein Heldencharakter und sein eiserner Wille mit dem ganzen Ruhme, welcher ihnen gebührt, öfters vor unsere Augen gebracht werden.

Die Hauptmomente in der Entwicklung des weitern Schicksals der vereinigten Niederlande hebt der Vf. allenthalben glücklich heraus; die ersten Abschnitte des zweyten Bandes verdienen in dieser Hinsicht besonders Lob. Mit Recht verbreitet er sich vorzüglich weitläuftig über die seltsame Revolution in Gent durch Imbiz und Ryhov; denn sie vollendeten die Ueberzeugung des Prinzen von Oranien, dass sämmtliche Provinzen sich nie zu einem festen Bundessystem vereinigen würden, und dagegen aus den sieben, welche er durch die Utrechter Union verband, ein sicheres Ganze erwachsen könne. Die neue Religion war in denselben gleichförmig die herrschende; in ihnen lebte er wie zu Hause und unter Freunden, kein grosses Haus begegnete hier mit Eifersucht dem seinigen; aus den Trümmern des Handels der übrigen Provinzen mussten diese ihren Wohlstand errichten. Aber jene Ueberzeugung ward nicht nur bey dem Prinzen durch den Aufruhr zu Gent vollendet; sondern selbst in den Gegenden, welche diesem Schauspiele näher waren, als die nördlichen Provinzen, keimte dadurch ein ähnlicher Glaube auf, mit ihm eine grössere Neigung, unter die spanische Herrschaft zurück zu kehren. Da die Geschichte dieses Auswuchses der allgemeinen Revolution, schon dadurch ein besonderes Interesse erregt, weil er bey diesen langen Gährungen in den Provinzen das einzige Beyspiel ist, dass der aufgeregte Geist derselben nach einem Ideal strebte und über die Grenzen hinausschweifte, innerhalb deren er sonst sich hielt und mehr als seine Wünsche erreichte, überdies auch der Vf handschriftliche Nachrichten benutzte, wodurch er manchen Umstand aufklärte; so hat er noch einen doppelten Grund mehr zur Entschuldigung, dass er eine Nebenscene so weitläuftig behandelte.

Ueberhaupt sind die ersten Abschnitte des zweyten Bandes, oder das fünfte Buch, wohl der schönste Theil des ganzen Werks. Der ehrgeizige, aber durchaus nicht von tiefer Kraft getriebene, Erherzog Matthias von Oesterreich, welcher auf der Eifersucht einiger niederländischen Grossen gegen Wilhelm von Oranien, die ihn zur Statthalterschaft beriefen, sich zu der Hoffnung verführen lässt, die Nation werde ihn mit Freude, der spanische Hof selbst endlich ohne Missgunst in derselben sehen; durch sein Beyspiel nicht geschreckt, der Herzog von Alençon auf dieselbe schlüpferige Bahn gelockt; daneben der demagogische Sturm zu Gent; und im Hintergrunde dieses Schauspiels voll Bewegung und schnell verschwindender Figuren die beiden grossen Gestalten, Alexander von Parma und Wilhelm von Oranien, drohend gegen einander, bis dieser endlich durch Meuchelmord fällt, nachdem er einen Freystaat errichtet hat, der an Umfang verächtlich klein war, und schnell so gross wurde, dass er allen Mächten der Erde zur Seite gehen konnte: dieser herrliche Stoff ist freylich in diesem Buche nicht mit dem Zauber dargestellt, welchen ein höherer Geist an ihm zu zeigen vermöchte; aber doch ohne zu auffallende Vergehungen, um nicht mächtig auf die Seele des Lesers zu wirken. Zu den glücklichsten Stellen im ganzen Werke gehört die Einleitung über die Sinnesart, welche die Niederländer in diesem Zeitraume verriethen. „Die Noth hatte ihnen die Waffen in die Hände gegeben; die Rachgier hatte sie zu Helden gebildet; der Sieg machte endlich ihrer viele zu Unmenschen. Alle Einwohner wurden durch die lange Dauer eines so heftigen Kriegs erfahrene Kriegsleute und tapfere Soldaten. Von dem ersten Geschlechte der Revolution waren in gegenwärtigen Zeiten nur wenige noch am Leben. Die meisten fanden theils unter der Hand des Scharfrichters, theils auf dem Schlachtfeld, ihren Tod. Der Väter Tod erhitzte die Rachgier der Söhne immer mehr. Unter den sämmtlichen Landtruppen war nicht leicht einer zu finden, den nicht, ausser der gemeinen Sache des Vaterlands, noch ein Familieninteresse, der Verlust seiner Blutsfreunde, oder seiner Güter in Wuth setzte. Diese auf die Kinder fortgeerbte Leidenschaft dehnte sich nach und nach, gleich einer wuchernden Pflanze, unter allen Ständen und Altern aus, und theilte der ganzen Nation einen Geist mit, der dem spanischen ziemlich gleich kam. Aus diesem Grunde erkennen wir, warum viele einsichtsvolle, gelehrte, auch sonst tugendhafte Männer, so heftig, ja noch heftiger wider die Spanier wütheten, als selbst das gemeine Volk, das sich, ohne ihr Aufhetzen, so störrisch und unmenschlich vielleicht nicht erwiesen hätte. Dieser Hass zeichnet sich bey allen diesen Anführern, in ihrem Charakter, in ihren Schriften, in ihren Staatsgeschäften, und allen ihren Unternehmungen ganz besonders aus. Einige gingen in ihrer Rache so weit, dass sie sogar den Glauben verliessen, welchen sie mit dem Feinde gemein hatten, und ihr Heil bey den Irrgläubigen suchten. Denn, da der Verfolgungsgeist anfänglich bloss übertriebener Religionseifer war; so geschah auch hier, was überall zu geschehen pflegt: der Hass wider die Religionseiferer kehrte sich wider die Religion selbst."

Ueber das letzte Ziel der Plane des Prinzen von Oranien wagt der Vf. nicht zu entscheiden. Bey manchen Gelegenheiten würde auf denselben die Wahl

Wahl mit der gröfsten Mehrheit, vielleicht einstimmig, auf ihn gefallen seyn, anstatt dafs man fremde Prinzen zu Generalstatthaltern berief; allein man findet keine Spur, dafs er oder seine Günstlinge je darauf angetragen hatten. Wenn sein Ehrgeiz dahin strebte; so verbarg er ihn aus Klugheit, weil er urtheilte, die Zeit wäre noch nicht gekommen. Der Herzog von Alençon mufste ihm eine Verschreibung ausstellen, dafs auf den Fall eines geschlossenen Friedens die Provinzen Holland und Seeland Freyheit und Unabhängigkeit nach dem Sinne der Utrechter-Union geniefsen sollten. Hegte Wilhelm Begierde nach einer souveränen Gewalt; so mufste er sie auf diese Provinzen gerichtet haben.

In den übrigen Büchern des zweyten Bandes gewinnt man nirgends neue Ansichten und Aufschlüsse, aufser am Ende in der Geschichte der Unterhandlungen, welche den Waffenstillstand vom J. 1609 bewirkten. Der Vf. bekam durch die Gunst des Ministers, der ihn während der Ausarbeitung seines Werks oft zur Vollendung desselben ermunterte, ohne Zweifel des Grafen von Cobenzl, aus dem Archiv zu Brüssel eine ganze Kiste voll der wichtigsten Actenstücke, aller Arten von öffentlichen Papieren, die eine schwierige Unterhandlung nur immer veranlassen kann. Eine unterhaltende Probe von denselben finden wir sogleich in dem Auszuge aus dem Berichte des Pater Neyen, welcher vom Erzherzog Albert zur Anknüpfung geheimer Unterhandlungen gebraucht wurde, nachdem der öffentliche Schritt, welcher schon in Hinsicht auf einen Frieden geschehen war, die Gemüther wegen ihrer langen Erbitterung noch wenig näher gebracht hatte. Im Hause des Canzlers der Generalstaaten, Aersens, hatte der Pater sich schon einige Zeit ins geheim aufgehalten, als an einem Abend ein Unbekannter ihn mit einer Laterne nach Hof abholte, wo ein anderer Unbekannter, nachdem man jedermann aus dem Vorsaal entlassen hatte, ihn bis an das Zimmer des Prinzen Moriz von Oranien führte. Aersen öffnete es und schlofs es leise wieder ab. Hier safs Moriz in Unterredung mit dem Pensionär Barnevelt. Jener ging ihm entgegen, nahm den Hut ab, reichte ihm auf gut flamändisch die Hand, und fragte ihn mit lachendem Munde: wie er's wohl hätte wagen dürfen, auf sein blofses Wort hin, zu den Gueux nach Holland zu kommen? Der Pater hatte eine kleine Harangue in Bereitschaft; allein Moriz liefs ihm keine Zeit, sie anzubringen, und äufserte: gegen eine Nation, wie die seine, müsse man mehr mit der That als mit Worten zu Werke gehen. Geheimnifsvoll wie diese erste Zusammenkunft waren alle folgende. Der Pater kann sich nicht genug über das grenzenlose Mistrauen beklagen, welches man gegen ihn bewies; indem man oft gegen ihn sagte, sie sähen seine Friedenseröffnungen für spanische Fallstricke an.

Eben diese Spannung der niederländischen Ehrlichkeit gegen die spanische Arglist mochte Ursache seyn, dafs man recht sicher seyn wollte, ehe man irgend einen Schritt vor den Augen des Publicums thäte, und deswegen diese ersten Unterhandlungen so überaus geheimnifsvoll einrichtete; denn aufserdem findet man keinen Grund davon, da auch andern Deputirten auf das genaueste alles mitgetheilt wurde, was in diesen geheimnifsvollen Gesprächen verhandelt war. Als Pater Neyen schon vor die Versammlung der Generalstaaten geführt war, äufserte sich dieses Mistrauen auf mannichfaltige Weise. Unter andern gestand man, dafs über seine eigene Person man sehr in Unruhe wäre; denn wie er wohl jenen Grundsatz der Katholiken verstehe, dafs man Ketzern weder Treue noch Glauben schuldig sey? Die Holländer waren selbst davon überrascht, dafs sie sich am Ziel ihrer Wünsche und des Friedens finden sollten, und wollten ihres Glücks recht sicher werden. Nur die völlige Erschöpfung Spaniens und die nachherige Verwickelung der Welthändel konnten ihnen dasselbe versichern; ohne jene hätte auch der bestimmteste Friedensschlufs es nicht vermocht. Man machte daher auch nur einen Waffenstillstand, bey welchem es doch immer für die politische Existenz der sieben vereinigten Provinzen ein grofser Gewinn war, dafs Spanien selbst sie für einen unabhängigen Staat erkannte, ob man gleich übrigens dem Vf. einräumen mufs, dafs selbst als Waffenstillstand betrachtet, der gegenwärtige Frieden ein sehr unvollständiges Werk in allen seinen Zügen war. . . „Zwey ermüdete, an Kräften erschöpfte Kämpfer werfen sich da dem Schlummer in die Arme, um auszuruhen, und überlassen es der Zeit, ob sie den Zweykampf ersticken oder von neuem anfachen will."

Im dritten Bande ist die Geschichte der vereinigten Niederlande noch bis zum westphälischen Frieden fortgeführt, allein offenbar ohne den Reichthum neuer Quellen, welcher in den beiden ersten unverkennbar ist, so wie auch die Fehler des Werks überhaupt in dem letzten sehr überhand nehmen. Zu diesen Fehlern der ganzen Schrift rechnen wir zuerst die häufigen und langen Abschweifungen über die Schicksale anderer Staaten. Man wird nicht leugnen, dafs z. B. die Ligue in Frankreich und der Sieg, welchen Heinrich IV endlich errang, von wichtigem Einflusse auf die niederländischen Unruhen waren; wenn aber allein mit ihrer Geschichte ein paar hundert Seiten ausgefüllt werden; so verliert man den Gegenstand aus dem Gedächtnisse, um dessen willen sie da steht, und bedauert wenigstens, dafs der Vf. wohl verstand zu bemerken, wie die Begebenheiten verschiedener Länder auf einander wirkten, aber nicht die Kunst besafs, mit wenigen scharfen Zügen den Charakter des entfernten Ereignisses in den eigentlichen Kreis seiner Darstellung zu ziehen. Ueberhaupt kennen wir keinen historischen Schriftsteller, welchem so häufig, wie dem Urheber des gegenwärtigen Werks, bey vielen Talenten eben diejenigen fehlten, für welche eigentlich diejenigen arbeiten sollten, die er besitzt. Dies führt uns zu einem zweyten Fehler, welcher in dem ganzen Buche herrscht.

Der Vf. trifft oft mit dem glücklichsten Blicke das Wesen einer Begebenheit einer Person; weiss nun aber gar nicht von dem Stamme, welchen er gefasst hat, seine Kraft auf die Zweige zu verbreiten; und daher sieht man bey ihm in einer Summe von Ereignissen nicht ein Gewächs, das mit allen seinen Aesten doch als eine einzige Erscheinung da stehe. Für denjenigen, welchem es Bedürfniss geworden, einem eröffneten Gesichtspuncte nachzuforschen, und durch ihn Einheit zu suchen, ist es daher keine geringe Anstrengung, dieses Werk zu lesen. Zuletzt müssen wir noch bemerken, was aus den hin und wieder mitgetheilten Proben sich schon ergiebt, dass der Vf., wie ihm das Talent fehlt, die kleinern Begebenheiten als ein Ganzes mit der glücklich bemerkten Eigenthümlichkeit eines Hauptereignisses darzustellen, so auch bey kleinern Betrachtungen die Nebengedanken nicht mit gehöriger Oekonomie der Sprache zu seinem Hauptgedanken zu stellen wisse, und daher oft in Weitschweifigkeit verfällt, so gedrängt der einzelne Ausdruck erscheinen mag. In wiefern der Uebersetzer diesen Fehler vermehrt oder vermindert habe, können wir nicht beurtheilen, weil wir das Original nicht zur Einsicht bekommen können. So viel ist aber gewiss, dass er andere Flecke der Schreibart hätte wegnehmen sollen, wenn er sie auch nicht erst hineingebracht hat. Wie kann man im edlern historischen Stil Ausdrücke gebrauchen, wie z. B. *wir haben davon ein Müsterchen gegeben,* oder wie kann man überhaupt so etwas schreiben, als: *man hat in einer ehrerbietigen Entfernung von ihm den Zahn der Verwesung mit neidischen Augen auf ihn blicken sehen?* Th. 2. S. 48. Der *Zahn* der Verwesung *blickt* mit neidischen *Augen!*

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Dodsley u. Comp.: *Malchen Tolf, eine Geschichte für angehende Liebhaber.*

Auch unter dem besondern Titel:

Geheime Papiere aus dem Archive der Liebe. Zweyter Band. Mit 1 Kupfer. 1798. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Roman, von dem wir hier, was der Titel unbemerkt lässt, nur den Anfang erhalten, gehört bey weitem nicht unter die schlechten; aber wie wenig heisst dies, wenn man den Unwerth kennt, bis zu welchem diese Dichtungsgattung unter uns herabgesunken ist. Noch immer fehlt dieser Geschichte für angehende Liebhaber (ein so seltsamer Ausdruck als die Bestimmung selbst sonderbar ist) sehr vieles, was ihr eigen seyn sollte — noch immer findet sich auch in ihr sehr vieles, was weggewischt seyn müsste — um sie zu den bessern Romanen zu erheben? — Wir möchten dem Vf. nicht Unrecht thun; aber, wenn wir auch an einigen Stellen eine ihm eigene Ansicht des menschlichen Herzens und der Weise, wie es sich äussert, gewahr zu werden glaubten; so mussten wir dagegen noch öfterer auf den Gedanken zurückkommen, dass seinen Schilderungen und Scenen nur Reminniscenz anderer Romane zum Grunde liege. Alles in dieser Dichtung — Charaktere, Gesinnungen, Folge der einzelnen Begebenheiten schwankt mit einer gewissen Unbestimmtheit und Inconsequenz hin und her: Charakterzüge entwickeln sich unversehends, nicht weil der, dem sie beygelegt werden, sie zu haben scheint, sondern weil sie der Vf. braucht, um die Schürzung des Knotens oder seine Entwickelung zu Stande zu bringen, und am Ende dieses ersten Theils sieht man in denselben Personen fast durchaus andere Wesen um sich, theils erhöhter, theils gesunkener. — Die Heldin des Titels ist übrigens bis jetzt noch nicht die Hauptheldin der Geschichte: diese Rolle spielt der Lieutenant Helmen, ein Mann voll Talente, voll Begierde, sie geltend zu machen, wozu er wiederholte Gelegenheiten findet, und dadurch des Generals und des Fürsten Gunst ganz sich erwirbt, — und voll Edelmuth, den er aber gegen das weibliche Geschlecht vergisst, bey welchem er, von einer Teinture von Ehrgeiz und Eitelkeit angespornt, den liebenswürdigen Flatterer macht. — So hat er eine frühere Liebe, Luise Lander, aufgeopfert und hochfliegendere Plane einer nicht bloss schönen und geistvollen, sondern auch reichen Verbindung an ihre Stelle treten lassen. Diese Wünsche glaubte er durch Malchen, die Tochter des Major Tolf, zu befriedigen. Alles lässt sich gut an: allein ganz unversehens macht ein alter Bekannter des Majors, der geheime Kriegsrath von Wanderau, eine so gehässige Schilderung von Helmen, dass diesem Malchens Hand sogleich gänzlich versagt wird. In der Folge heirathet sie Wanderau's Sohn. Nun folgt Unglück auf Unglück: der Verdacht der Verführung eines unschuldigen Mädchens, deren Kind er, als das seinige, anerkannt hat, bringt ihn um das von Rechts wegen zu erwarten gehabte Fortrücken zu einer höhern Stelle. Er wird eben so unrechtmässig von seinem Corps zu einem andern versetzt, erhält in einer Schlacht, bey welcher er sich der Verzweifelung überlässt, eine gefährliche Wunde; — aber endlich klärt sich alles auf; man lässt ihm Gerechtigkeit wiederfahren, und nun vereinigen sich alle Verhältnisse, ihn zu der Liebe Luisen's zurück zu führen, bey welchen Gesinnungen wir ihn verlassen, mit dem Wunsche, dass ihn der Vf. von einer grossen Zahl Inconsequenzen und Schwächen, mit denen er ihn ausgestattet hat, gänzlich geheilt, wieder auftreten lasse, damit er künftig mehr auf die Theilnahme der Leser rechnen könne, als in der Gestalt, in welcher er jetzt sich ihnen zeigt. — Sprache und Ausdruck sind an vielen Stellen nicht correct.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Julius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Museum für Prediger.* Herausgegeben von *Johann Rudolph Gottlieb Beyer,* Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtischen, und der Kurmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. 1 Band. 2 St. 1797. 311 S. gr. 8. (18 gr.)

1) *Geschichte meines Unterrichts in der christlichen Religion, nebst einigen daraus entsprungenen Folgen und der dazu gehörigen Nutzanwendung.* Das Vaterland des ungenannten Vf., der im Jahr 1796, 43 Jahr alt gewesen, soll eine Stadt in Oberdeutschland von 7000 Einwohnern seyn. Traurig wäre es freylich, wenn das Schulwesen in dieser Mittelstadt, und besonders der Unterricht in der Religion zu der Zeit noch in der Verfassung gewesen, in welcher sie hier geschildert wird; aber Unrecht hat doch ganz gewiss der Vf. wenn er S. 30. im *allgemeinen* sagt: wir sind in Kirchen und Schulen noch bey dem nämlichen Lehrtypus, Predigtformen, beym Unterrichte der Jugend noch fast bey den Lehrbüchern und Einrichtungen, wie vor 30—50 Jahren. Vom Vaterlande des Rec. kann dieses wenigstens nicht durchaus behauptet werden, und doppelt traurig wäre es, wenn *solches* von dem des Vfs. im ganzen vollen Sinne wahr wäre. Noch weniger mag wohl die S. 41. befindliche Aeusserung behauptet werden können, wo von einem sehr laut schreyenden Beweis des *immer weiter um sich greifenden Mangels an Selbstdenken* geredet wird. In was für einen Winkel von Oberdeutschland muss denn der Vf. wohnen? Von diesem Standpuncte aus sollte er doch nicht die übrige Welt beurtheilen. Er beschreibt sich als sehr munter, will auch sehr witzig seyn, wird aber freylich in mehrern Stellen einem gebildeten Geschmacke nicht gefallen können, als wenn er S. 13. von Pietisten und Herrnhuthern schreibet, in deren Conventikel einer seiner Lehrer umhergeschlichen wäre. „Ich sollte fast glauben, er that es mehr, um von der Wohlthätigkeit dieser zum Theil mildthätigen Bürgersleute Nutzen zu ziehen, als dass es mit seinem Beyfall, den er diesen *geistlichen Husaren* zu schenken schien, ein Ernst gewesen seyn möge." Die Beschreibung des Lehrers wollen wir nicht einmal rügen. Oder wer kann die S. 46. befindliche Stelle dem *Ausdrucke* nach billigen? „Zu den Consistorialrathen und Superintendenten lebe ich der gegründeten Hoffnung, dass das hellscheinende Licht der Wahrheit auch endlich ihre *Schadel* erleuchten werde, und welcher sich *ungeberdig* stellt, u. s. f." Wie undelicat! Der Schade ist wirklich gross und unvertilgbar, den eine schlechte Schulverfassung stiftet. Der S. 52. anempfohlenen sonntäglichen Prüfung der Schulkinder in Gegenwart der Aeltern und Vorgesetzten in Hinsicht auf das, was sie die Woche über gelernt haben, können wir aus mehrern leicht zu errathenden Gründen nicht unsern Beyfall geben, so wenig als der von S. 55. an erzählten Feyer in Böhmen. 2) *Von der Beförderung der äusserlichen Ordnung beym öffentlichen Gottesdienste durch den Prediger.* Der Vf. muss sehr verdorbene Gemeinen kennen, wenn er S. 77. es rüget, dass Zuhörer in der Kirche mit *Blumenwerfen* sich etwas zu thun machten u. s. w. Das S. 83. so sehr empfohlene Aufschlagen der Bibel in der Kirche kann Rec. aus mehrern Gründen so wenig billigen, als das zu häufige Anführen der biblischen Stellen vom Prediger selbst. Uebrigens rechnet der Vf. zur *Ordnung* beym öffentlichen Gottesdienste: 1) dass sich alle, welche daran Theil nehmen, zu gleicher Zeit in der Kirche einfinden; 2) dass sie niemand zu früh verlasse; 3) dass während des Gottesdienstes Stille und 4) Wohlanständigkeit herrsche. Viel wird es auch gewiss zur Beförderung dieser Ordnung für die Zukunft beytragen, wenn die Kinder schon in der Schule über das Schickliche und Unschickliche hiebey aufmerksam gemacht werden. 3) *Was soll ich von ihm (von Jesu) wissen? Ich weiss nichts von ihm,* nichts *übels* nämlich, nach dem Ausdrucke eines kranken 80 jährigen äusserst unwissenden Manns, der nicht einmal lesen gelernet hatte. Will übrigens nicht viel sagen. 4) *Ein Mittel den rechten Gebrauch der Bibel zu befördern.* „Seit einigen Jahren habe ich die Gewohnheit, meinen Katechumenen wenn ich ihnen einen Abschnitt der Religion erklärt habe, aufzugeben, sich eine Stelle in der Bibel, worin der Inhalt des Erklarten enthalten ist, oder eine Geschichte, oder ein Gleichniss, welches sich dazu passt, aufzusuchen. 5) *Ueber schwere und räthselhafte Stellen der heiligen Schrift,* eine Fortsetzung der schon im allgemeinen Magazin für Prediger befindlichen Rubrik, in welcher gewiss manches gute zu finden ist. Wenn aber der Vf. bey Gelegenheit der Stelle 2. Sam. 24, 1. sich an einer Aeusserung des sonst so hell sehenden Grotius ärgert; so hat er wohl nicht auf die Gewohnheit dieses seine hellen Einsichten unter den Spott öfters verbergenden feinen Manns gesehen, eine auffallende rechtgläubige Meynung nämlich mit der ernstlichsten Miene von der Welt in aller ihrer crassen Altgläubigkeit hinzustellen, oder auch wohl ihr eine Stelle aus einem

nem heidnischen Dichter zuzugesellen, um eine Misbilligung dadurch zu bewirken, die er nicht gerade zu äussern wollte oder durfte. Eine sehr gute Erinnerung bey Gelegenheit des Matth. 1, 17. stehenden Geschlechts-Registers können wir nicht übergehen: Nach angebrachten zwey Bemerkungen 1) nämlich, dass die jüdischen Geschlechts-Register das, nur unter andern Modificationen, begründet hätten, was Adelsbriefe und sechzehn Ahnen noch bey uns begründen, *Ansprüche auf Würden und Einkommen*, ohne eben immer *persönliches Verdienst* zu haben, und 2) dass jährlich aus Veranlassung derselben einmal von allen Kanzeln gegen den *Ahnenstolz* geprediget werden müsste, unter welchem der Vf. hier nicht nur den Ahnenstolz der Reichsritter und anderer Adelichen meynet, sondern auch den des sogenannten *bürgerlichen Adels*, wo der Unfug so gross und bisweilen grösser noch wäre als dort!! — heisst es: 3) „Endlich könnten diese Texte schickliche Veranlassung werden, den Pfarrkindern die Nothwendigkeit *guter Familien - Nachrichten* in Rücksicht der Abstammung aufs 3, 4 und 5te Glied einzuprägen. Was unsere Alten in diesem Betracht zu viel thaten, geschieht jetzt allerdings zu wenig, zumal an Orten, wo die öffentlichen Leichenbegängnisse eingestellt sind, oder wo der Pfarrer seinen Schulmeister wegen der nach den abgehaltenen Leichenpredigten abzulesenden Lebensläufe noch nicht in Ordnung zu setzen gewusst hat. (Wenn alle Schulmeister darauf warten sollten?) Dergleichen Lebensläufe, richtig eingerichtet, sind gleichsam das Familien-Archiv in geringen bürgerlichen Familien. Da sie jetzt so selten mehr verfertiget werden; so wissen Handwerksleute in Städten zumal — auf den Dörfern ist man noch viel achtsamer — von ihren Ahn- und Urahnherren wenig oder gar nichts. Hier geschieht zu wenig, was man sonst und im Morgenlande besonders zu viel that. Dergleichen Einsichten in seine Familiengeschichte haben auch ihren guten Nutzen, wegen Familien-Vermächtnisse und etwa erfolgender Erbschaften. Erfahrungen darüber sind traurig, und werden bey fortgesetzter Vernachlässigung immer trauriger werden müssen." 6) *Einige Vorschläge über die Einführung einer neuen Liturgie.* Einer derselben betrifft die Uebung der Prediger, der Studiosen und Candidaten der Theologie im *Beten*. S. 157. „Dass man jeden Prediger ernstlich anwiese, sich in der Kunst öffentlich und erbaulich aus dem Herzen vorzubeten zu üben, damit er wenigstens seine Predigt mit einem der abgehandelten Materie angemessenen Gebet schliessen konnte. Man sollte bey dem Examen der Candidaten sie prüfen, ob sie auch Beten gelernt haben, und sollte auf Universitäten, so wie man Anleitung zum Predigen und Katechisiren giebt und Proben davon einfodert, auch Anleitung zum Beten geben und Proben davon einfodern." — Dahin würden wir nicht mit einstimmen, dass nicht an jedem Sonntage eine Predigt gehalten werden sollte, am Tage der Confirmation der Katechumenen ausgenommen; darin aber desto mehr, dass die Taufen Sonntags in dem nachmittäglichen Gottesdienste gefeyert würden. Am meisten aber darin: „Nichts wünschte ich abgeschafft, als die vielen ganz unnützen Betstunden, Wochenpredigten und Bettage." — Ach möchten doch nur diejenigen Herren, welche die Bitten um Einschränkung derselben so unsanft und wohl gar hart abschlagen, welches immer ungerecht ist nach dem Sprichwort: *petere licet*, selbst einmal solche gehäuften und leere Kirchen halten oder auch nur besuchen, um das beschwerliche und vergebliche davon zu erkennen und zu empfinden! Wer kann aber wohl nachstehenden Vorschlag billigen? S. 167. „Es kann eine anhaltende Dürre eintreten, oder anhaltender Regen, oder es kann sich ein besonderes Unglück an einem Orte ereignen, eine Feuersbrunst ausbrechen u. dergl. In solchen Zeiten oder nach solchen glücklich überstandenen Leiden soll der Prediger seine Gemeinde zum Gebet und zum Dank ermuntern, dass und wie und warum er einen solchen Bettag anordnete, muss er seinem Consistorio anzeigen; aber volle Macht muss er haben einen solchen den Bedürfnissen der Zeit und der Zuhörer angemessenen Bettag anzuordnen." Das könnten wir nun nicht sagen. Was für Missbräuche würden da nicht statt finden? Wie oft würde da nicht von Gott verlanget werden, dass er um einiger Weitzenäcker willen einen Regen zurückhielte, den ganze Fluren, Wälder, Gärten u. s. f. höchst nothwendig bedürfen. Und soll ja die Gemeine des Pastoris loci bey solchen Anlässen sich erbauen, muss denn eben ein *besonderer* Bettag dazu angeordnet werden, kann es nicht am nächsten Sonntag beygebracht werden? Der Vf. dieses Aufsatzes hat sich *F. Rehm* unterschrieben. Von eben diesem Vf. rühren auch 7) die *Anekdoten* her, welche aber wenig bedeuten wollen. 8) *Aus Franken im Februar* 1797. Wenn der Vf. am Schlusse fragt, ob Andere auch die *Ziererey* misbilligten, dass manche Prediger (aus einer falsch verstandenen Eleganz oder Aufklärung) wohl selbst bey Copulationen von Bürgern das *Euch* beym *Segen* in *Sie* umwandelten; so antwortet Rec. ganz sicher! Solche Neuerungen sind unleugbare Zeichen eines schwachen Kopfes, der auch neuern will, und das Ganze nicht übersiehet. Wäre ich Beichtvater von einem Könige, so würde ich bey Austheilung des Abendmahls sagen, oder sagen zu dürfen mir ausbitten: Nehmet hin und esset u. s. w. 9) *Predigt - Entwürfe* von *J. E. T.* Sie gehen vom Sonntage Trinitatis an bis zum 5ten nach Trinitatis. Es sind manche gute Materialien zu Predigten in denselben zu finden. Sollte es aber wohl zu billigen seyn, wenn S. 218. gesagt wird: „Gott gleich seyn wollen, war nach 1 Mos. 3. der thörichte Wunsch der ungebildeten Eva, nämlich unabhängig von einem einschränkenden Gesetz? Oder die zu harte Behauptung S. 220., nebst der *Folge* von Kains Todschlag? Oder die S. 237. befindliche Auffoderung: „Folget dem Rufe der Vorsehung zu jedem Geschäfte, das sie euch aufträgt, *selbst mit Aufopferung bisheriger vortheilhafter Aussichten*, mit dem Zu-

Zutrauen, dafs der Gott, der euch bisher half, — und der euch *jetzt* anderswärts *ruft*, auch da euch Kräfte schenken, und beystehen wird." Recht frömlich gesprochen, woran soll denn aber ein solcher *aufserordentlich* scheinender Ruf erkannt werden? 10) *Kirchliche Nachrichten aus den königlich preussischen Besitzungen in Franken im Januar*, 1797. Der Einsender klagt sehr über Mangel an Aufklärung beym dasigen Volke, welcher sich besonders bey der Abschaffung einiger halben und ganzen Feyertage zeigte. 11) *Nachricht von einem neuen deistischen Gottesdienste in Frankreich;* sie enthält eine gedrängte Copie aus dem Hauptaktenstücke in dieser Sache unter dem Titel: *Le culte des Theophilanthropes ou adorateurs de Dieu et amis des hommes; contenant leur manuel et un recueil de Discours, Lectures, Hymnes et Cantiques pour toutes leurs fêtes religieuses et morales. Seconde edition.* Am Schlusse meldet der Ertheiler dieser Nachricht, welcher sich *Wilhelm Köster* unterschreibt, dafs der *zweyte Theil* dieser *Liturgie*, der einige Reden, Vorlesungen und Gesänge enthält, im nächsten Stücke geliefert werden solle, bis dahin er auch seine Bemerkungen über einige Hauptmängel dieser in anderer Rücksicht vortrefflichen und gewifs für Frankreich segensvollen Anstalt versparen wolle. — Da diese Anzeige schon zu lang geworden, so fügen wir in Ansehung des Ganzen nur noch das Urtheil hinzu: dafs das Museum bey diesem Stücke im Allgemeinen gewonnen habe.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch: *Handbuch über den Katechismus Lutheri durch Fragen — Beyspiele und zergliederte Bibelstellen erklärt* von *Johann Georg Rüttinger. Für Prediger (?) und Schullehrer auf dem Lande. Erstes Bändchen*, die *drey ersten Gebote* enthaltend. 1798. XX. u. 268 S. 8.

Ueber den *Zweck* und die *Einrichtung* dieses Werkchens mag die Vorrede selbst sich erklären. S. XV. „Als ein *geringes Scherflein* zur endlichen Ausrottung des in seinen Folgen unübersehbaren Uebels, das entweder aus einer gänzlichen Unwissenheit, oder aus einem mangelhaften und zweckwidrigen Jugendunterricht zu entspringen pflegt; übergebe ich dem Publicum gegenwärtige Katechisationen. Ich suchte die Fragen, weil ich bey der Ausarbeitung derselben besonders auf Schullehrer auf dem Lande Rücksicht nahm, so deutlich und bestimmt als möglich abzufassen, und liefs deshalb, um Raum zu ersparen, die *Antworten weg*. Dagegen aber traf ich die *Einrichtung*, *das* (dafs) *die auf die jedesmalige Frage zu gebende Antwort gröfstentheils in der folgenden Frage* (oder den folgenden Fragen) durch einen veränderten Druck *bemerkt wurde*, (wodurch aber freylich die Fragen gewöhnlich zu lang werden und der ersparte Raum wieder verlohren geht). Oefters findet man die ganze Antwort, zuweilen wird aber auch nur ein bloſser Wink gegeben. Und darüber werden alle diejenigen gelind urtheilen, die es aus Erfahrung wiſsen, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, die jedesmalige Antwort auf die vorhergehende Frage in die folgende zu verweben, so, dafs von Seiten der Schüler kein gedankenloses Ja oder Nein erfolgen kann. (Ganz gewifs, wenn man nämlich überhaupt dieses widerkäuende Katechisiren billiget). Zuweilen stehen zwey Fragen beysammen, die einen und eben denselben Sinn ausdrücken. Dieses geschah nicht aus dem Grunde, als wäre die erste Frage überhaupt unbestimmt und nicht deutlich genug, sondern weil die Erfahrung es bezeugt, dafs manchem Kinde öfters nur ein *einziges Wort* in der Frage anstofsig ist, und deswegen die zu gebende Antwort *schuldig* (aus) bleibt. Dergleichen Fragen sind durch einen Strich (—) bemerkt worden. (Mitunter sind aber auch zwey ganz verschiedene Fragen, ob sie gleich in der Antwort mit einander verbunden werden können, in eine Frage gebracht worden, als S. 76. Von wem ist in dieser Stelle die Rede? — was muthete ihm der Versucher zu?) Da nichts mehr auf das menschliche Gemüth wirkt und den Unterricht zugleich nichts anziehender und anschaulicher macht als Beyspiele, die Lehrer aber gröfstentheils in einer so ärmlichen Besoldung stehen, dafs sie mit den Ihrigen kaum nothdürftig davon leben, geschweige denn Geld auf solche Schriften (und also wohl auch schwerlich auf diese, zumal wenn sie mit einer solchen Weitschweifigkeit fortgesetzt werden sollte) verwenden können, worinnen sie Beyspiele zu einer abgehandelten Materie finden; so habe ich zu jeder Lehre eine, zuweilen auch zwey Geschichten hinzugefügt (Wenn sie nur nicht öfters im Ton von Scrivers Seelenschatze wären). Auch habe ich, um die ertheilten Lehren den Seelen der Kinder noch tiefer einzudrücken, an schicklichen Stellen Liederverse eingestreut, und jede Katechisation mit einigen passenden Versen (auch wohl ganzen Liedern) beschlossen. Die dahin gehörenden (aber oft ganz überflüfsigen, z. E. Gal. 4, 6. 7. 1 Joh. 4, 18.) biblischen Beweisstellen sind gröfstentheils zergliedert, und nach der Erklärung als Anmerkung im Zusammenhange *herunter* (?) gesetzet worden. Noch bitte ich, dies bey dem Gebrauche sowohl als bey der Beurtheilung dieses Handbuchs nicht zu übersehen, dafs diese Fragen eigentlich an Kinder von acht bis zwölf Jahren gerichtet sind. Doch wird der geschickte Lehrer bey einer klugen Auswahl viele Fragen finden, die er auch an kleinere Kinder thun kann, und dadurch diese vor Langeweile oder vor Plaudern verwahren (welches schwerlich durch einzelne Fragen bewirket werden wird, zumal wenn diese Kleinen übrigens ganz geschäftlos sind. Mehrere ähnliche Winke giebt der Vf., wie Schullehrer dieses sein Buch benutzen und gebrauchen möchten.) — Zu dieser übrigens ganz richtigen Selbstschilderung fügen wir noch dieses hinzu, dafs vor den Katechisationen über die drey Gebote, deren eigentliche Erklärung immer das wenigste ausmacht, eine vorhergehet über den Satz: *Es ist ein Gott, der alles aufs beste und weiseste eingerichtet hat*, die freylich manches gute enthält, aber nicht immer gerade zu ohne vermeidbare schwächende Ab-

 weichun-

weichungen ihrem Hauptziel entgegen strebt. Die Noten unter dem Texte betreffen Gegenstände aus der Natur, der Geschichte und der Exegese, aber wie es uns dünkt, ohne genugsame Auswahl, und zu weitschweifig abgefasst, wie so manche Erzählungen, Beschreibungen und Erklärungen im Texte selbst. Wozu z. B. noch die Abtheilung in die *grobe* und *subtile* Abgötterey, und in die *knechtische* und *kindliche* Furcht; oder die Angabe der mancherley biblischen Bedeutungen von *Geist*, von *Leben*, wo letzteres S. 62. in Num. 3., in der Stelle Matth. 7, 14. von dem *künftigen Leben*, der *ewigen Seligkeit* erkläret wird; oder die Bestreitung des Aberglaubens, dass ein Mensch mit dem Teufel einen Contract eingehen könnte, u. s. w. wenigstens müsste das Vaterland des Vf. noch sehr tief im Aberglauben versunken seyn, wenn eine Erinnerung darüber noch nöthig oder rathsam seyn sollte. In öffentlichen Schriften aber und in Katechisationen als Muster aufgestellt besonders, müssten dergleichen Dinge gewiss wegfallen. Oder wozu nützt hier die Auseinandersetzung, ob man nach den Aussprüchen Jesu schwören dürfe, welches bejahet wird, und die alte schauerliche Sinnerklarung der Eydesformel: *So wahr mir Gott und sein heiliges Wort helfe*, welche sich so endiget: „*So übergebe ich mich von jetzt an in dieser deiner* (Gottes) *Gegenwart und vor den Augen meiner Obrigkeit auf ewig dem T—— so spotte —— so lache — so trotze ich ewig, ewig dir — grosser erhabener — heiliger — gerechter und gütiger Gott und Vater!*" — Mit Recht setzt der Vf. hinzu: *Schaudervolle Worte?* ja wohl! ja wohl! — Seite 160. u. f. f. kömmt eine Beschreibung des *Tassengiessens* vor, welche der Vf. für nützlich hält, und wirft nach Erwähnung solcher und anderer Wahrsagerkünste die Frage auf: „wenn es keine blosse Alfanzerey wäre, wodurch man andern schaden (*schadet* vielleicht) und sie unglücklich macht, so würde es Gott gewiss nicht so strenge untersagt haben — meynt ihr es nicht auch?" Der Vf. hatte nämlich vorher 5 Mos. 18, 10 — 12. angeführt. S. 191. wird behauptet, dass es zuweilen Fälle gebe, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen müsse, und der Lehrer sagt darauf selbst den Kindern, dass er vor kurzen eine Unwahrheit gesagt hätte, worüber er sich kein Gewissen mache. Er hatte nämlich einen verfolgten Mann durch Angabe eines andern Wegs von den Misshandlungen des Fluhrschützens' gerettet. Hätte er aber letztern statt mit einer Unwahrheit ihn zu hintergehen, nicht vielmehr mit einem Trinkgeld befriedigen, oder von der grausamen Behandlung nöthigen Falls mit Gewalt abhalten sollen? —

Wien, b. Rehm: *Tertullians Verjährungsrechte der Kirche gegen die Ketzer.* 1797. 160 S. 8.

Der Zweck dieser Uebersetzung wird in der Vorrede mit folgenden Worten angegeben: „*Diese Uebersetzung geschieht den gemeinen Christen zu lieb, auf dass sie selbst aus den Urschriften sehen, wie man in den ersten Zeiten der Kirche über Trennungen, Spaltungen und Ketzereyen dachte.*" — Wozu aber diese Kenntniss den gemeinen Christen frommen soll, (gesetzt auch, sie liesse sich aus dieser Schrift schöpfen,) hat der Uebersetzer nicht gesagt, weil er es vermuthlich selbst nicht wusste. Die Uebersetzung entspricht ihrem Originale bestens; das Deutsch in ihr ist eben so barbarisch, wie das Latein in jenem. Die abgeschriebenen Worte der Vorrede werden dies zulänglich beurkunden. Erläuterungen (deren diese Schrift so sehr — selbst für den Gelehrten bedarf,) sind nicht beygefügt; man soll sie in den lateinischen Ausgaben suchen! — Noch ist eine Uebersetzung vom *Commonitorium des Vincentius von Lerins* beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Halle*, b. Dreyssig: *Die kleine Köchin von Leipzig*, welche allen angehenden Hausfrauen, Haushälterinnen und Köchinnen das Kochen und Braten lehren will. 38 S. 8. (3 gr.)

Halle, Leipzig, Frankfurt, b. Dreyssig: *Die kleine Köchin, welche jedem jungen Frauenzimmer das Kochen und Braten lehren will.* Zweyte neue Auflage. 1797. 46 S. 8. (3 gr.)

Wenn diese kleine Köchin als Lehrerin aufgetreten, ist auf dem ersten Titel nicht bemerkt: sie hat bey der zweyten Auflage nichts hinzu, wohlbedächtig aber eine ihr entgangne Posse unter dem letzten Art. Ragout für den Recensenten, davon gethan: sie würde sich sehr leicht ein grösseres Verdienst bey angehenden Köchinnen des Mittelstandes haben erwerben können, wenn sie nicht viele Vorkenntnisse bey Bereitung mancher Essen vorausgesetzt, genauer die Zeit oder Merkmale vom Garwerden angegeben, und sich weniger übereilet hätte: z. B. S. 23. In 2. Kochitens 2½ Stunden muss das Kalbfleisch gar seyn: hierzu sind kaum anderthalb Stunden vonnöthen: ebendaselbst Schweinfleisch, wenn es jung ist kann in dritthalb Stunden gar seyn: jähriges Schweinfleisch wird zwey Stunden gekocht zu weich, das unschmackhafteste Essen seyn. S. 38. lehrt sie von Krebsen, ohne über das Salz, so wenig als vorher bey den Fischen, etwas zu bestimmen: man setzt sie mit Wasser und Salz auf und kochet sie gar. Hier wird die Anfängerin, da ihr keine Zeit des Kochens und kein Zeichen von der Farbe angegeben ist, jene Regel erst aus der Erfahrung ergänzen müssen, wenn sie Krebse zu wenig oder zu lange hat kochen lassen, wo sie denn in beiden Fällen ungeniessbar sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Julius 1799.

OEKONOMIE.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Das Ganze der Federviehzucht,* oder *vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannichfaltigen ökonomischen Federviehes, seiner verschiedenen Benutzung, Kenntniss und Heilung seiner Krankheiten,* von Dr. *Joh. Christian Gotthard,* der Privat- und Staatsökonomie auf der kurfürstl. Universität zu Erfurt Professor etc. 1798. 302 S. 8. (22 gr.)

Es war allerdings Bedürfniss unserer Zeit, dass dieser Zweig der Landwirthschaft, der zwar nie hohe Summen abwirft, aber doch auch nicht ein nothwendiges Uebel mit dem Vf. S. 4. zu nennen ist, von einem praktischen Oekonomen besser bearbeitet würde, als bis jetzt geschehen war. Der Beyfall, mit welchem das Publicum die Schriften des Vfs. bereits, ohne sich dabey zu täuschen, aufgenommen, wird gewiss auch diesem nicht minder zu empfehlenden Unterricht eine baldige zweyte Auflage verschaffen, in welcher auch durch einige Abänderungen und Zusätze der Werth der Schrift leicht erhöhet werden kann.

Das Ganze zerfällt in drey Haupttheile, wovon der erste die Cultur der ökonomischen Landvögel, der zweyte die der ökonomischen Wasservögel, der dritte die Benutzung, die Feinde und die Krankheiten des Federviehes umfasst. Der erste hebt im ersten Kapitel mit der Cultur der Truthühner an. Hier hat der Vf. dem Truthahne S. 14 zu viel Hennen zugegeben; die Zahl 8 bis 10 übersteigt in unserm Klima, auch bey dem besten Futter, seine Kräfte. Wenn er in einem Tage die vierte Henne besteigt; so ist dies wegen seiner Entkräftung fast Marter für das Weibchen, und keine sichere Befruchtung davon zu erwarten; auch kann er leicht unter vielen Hühnern fehlen, so dass er manche gar nicht, und andere, so lange er nicht entkräftet ist, zu wiederholtenmalen tritt. Nach dem S. 16 ertheilten Rathe: die Truthühner nicht einzeln sondern zugleich anzusetzen, und die, welche zuerst sitzen wollten, aufzuhalten, würden die zuerst gelegten Eyer ihre Fruchtbarkeit verlieren, weil diese in einem Aufenthalt von vier Wochen bis zum Brüten sehr gefährdet ist. Vielmehr hatte Rec. den S. 186 bey den Enteneyern ertheilten, und auf alle Eyer anwendbaren Rath auch hier erwartet: die Eyer der Gänse, Truthühner und Enten zu numeriren, und die älteren, wenn in einer Zeit von drey Wochen kein Thier brüten will, in der Küche zu verbrauchen. Wer viele Truthennen oder Gänse hat, thut am besten, wenn er der erstbrütenden die ältesten Eyer unterlegt. Uebrigens hätten die zwey schönen Gattungen ausländischer Hausgeflügel, die Pfauen und die Perlhühner hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

Das zweyte Kap. handelt nicht blos, wie die Ueberschrift erwarten lässt, von der Cultur der gemeinen Haus- oder Hofhühner, sondern auch von ausländischen Hühnerarten. Indess haben wir folgende Belehrungen vermisst: dass man Hühner aller Art nicht über zwey Jahre zur Zucht gehen lasse, weil sie hernach weniger Eyer legen, und wegen des harten und trocknen Fleisches nicht mehr wohlschmeckend sind; dass Hühnerfreunde, die Kapaunen ziehen wollen, alle ausländische Hühnerarten entfernen müssen, auch keine ausländischen Hähne in der Nachbarschaft haben dürfen, weil nur die Abkömmlinge von reiner deutscher Art, die Hr. G. *Bauerhühner* nennt, gut zu castriren sind; dass die deutsche Henne am frühesten und am fleissigsten legt, die Ausländer hingegen ein delicateres Fleisch in die Schüssel geben, halbjährige Hähne von ihnen so gut als Kapaunen zu verspeisen sind, weil sie spät mannbar werden. — S. 28. ist der Eyerertrag zu gering angesetzt. Wer nicht der Bestimmung der Natur entgegen, Hühner drey- und vierjährig werden lässt, kann auf jede jüngere deutsche Henne jährlich wenigstens 150 Eyer rechnen. Dass nach S. 30 eine Henne, die vom Hahne getreten worden, nach 20 Tagen und in dieser Zwischenzeit fruchtbare Eyer legen kann, bezweifelt Rec. keinesweges, da die Zeit der Zeitigung des befeuchteten Eyes in ihr nicht wohl berechnet werden kann: aber Eyer von einer Henne, die nicht täglichen Umgang mit dem Hahne hat, sind auch nicht als fruchtbar anzurathen! In der Wahl der Zuchthühner hätte Rec. nicht erwartet, dass S. 43 diejenigen besonders empfohlen werden würden, die *dunkelgelbe* Beine haben: der Landmann verwirft sie ganz, und dieses mit Grunde, weil sie der Städter, sowohl wegen des Geschmacks als wegen des Aussehens in der Schüssel, den übrigen Hühnern weit nachsetzt. Eher würde Rec. auf gänzliche Austilgung aller gelbfüssigen Hühner antragen.

Die Hühner legen nicht, wie S. 57 behauptet wird, durchgängig alle Tage; sie ruhen über den vierten und fünften Tag im ersten Jahre, im zweyten zum Theil schon über den dritten, im Sommer legen sie dann wohl nur einen Tag um den andern. Gutes und zu vieles Futter hemmt die Fruchtbarkeit auch bey jungen Hühnern; sie legen am fleissigsten im Frühjahr, weil sie der Winter etwas abgezehrt, und

und sie beym Ausgange ins Freye noch nicht volle Weide haben. Die S. 57 u. f. angegebenen Mittel, Hühner fruchtbar zu machen, sind in der Praxis gefährlich; man kann mit Malz, geröstheter, gekochter Gerste u. s. m. Hühnern sehr leicht die Därme anfüttern. Die S. 60 beschriebenen Hahnen- oder Hexeneyer sind nur aus abergläubischer Sage in einige Schriften gekommen: da sie in der That nicht existiren; so könnten sie hier füglich übergangen seyn. Gegen den Vorschlag S. 64 sich Bruthennen von 2 bis 3 Jahren zu wählen, ist von Seiten der Praxis zu erinnern: dass man nicht eher sehen kann, was eine gute Bruthenne ist, bis sie schon einmal gebrütet hat: dass die einjährigen, wenn sie nur nicht zu mager sind, und während des Sitzens mit der Fütterung wohl abgewartet werden, das Brüten so gut, als ältere Hühner aushalten, auch wenn sie Enten- und Truthühnereyer brüten müssen. Hunger, Wanzen oder Läuse sind die Ursachen, warum Hühner nicht fortbrüten; nicht aber die Jugend. So findet man auch, dass nicht jede Henne, die sich zum erstemale gut anliess, zum zweytenmale noch die gute Bruthenne sey. Die angerathene Anweisung des Brutnestes (S. 64) muss zu der Zeit, da die Henne noch legt, geschehen, damit man sie darauf gewöhne. Zwingen läst sich unter hundert kaum eine auf ein ander Nest, wenn sie brüten will. S. 65 werden zum Brüten Eyer von alten Hühnern angerathen; sicherer aber sind sie von einjährigen Hühnern; im ersten Jahre legt die Henne am fleissigsten, und wird nicht fett; die zweyjährige fettere Henne legt grösere aber auch fette Eyer, und diese sind öfters nicht so gut befruchtet.

S. 65 will der Vf. gegen *Buchoz* und *Beckmann* sichere Erfahrung für sich haben: „dass aus zugespitzten Eyern Hähne, aus den gerundeten aber Hühner gebrütet würden. Rec. glaubte dies ehedem auch, weil der erste Versuch nicht missglückte, aber ein zweyter und dritter zeigte, dass aus dreyundzwanzig zugespitzten Eyern mehr Hühner als Hähne und aus vier und zwanzig gerundeten drey und zwanzig junge Hähne und ein Hennchen gebrütet wurden. Die deutschen Hühner legen mehr gespitzte, die Ausländer, sonderlich die grosse welsche Art, mehr gerundete Eyer. Sorgsam muss (S. 67) die Hausmutter seyn, wenn sie Bruthennen hat, dass diese sich täglich satt fressen; sie muss sie, wenn sie die andern Hühner füttert, vom Neste nehmen, dass sie mitfressen, oder ihnen auflauern, wenn sie von selbst fortlaufen: ohne hinlängliches Futter ist keine Henne vermögend Tag für Tag das Brüten auszuhalten: aber brütenden Hausvögeln Futter ans Nest zu setzen, ist ganz unnütz: die Natur bestimmt diese Thiere ganz anders, dass sie täglich im Freyen, Enten und Gänse im Wasser, Hühner und Tauben durch Reiben, oder Scharren in Sand und Erde, sich erholen, und dann erst am liebsten ein nahrhaftes und stärkendes Futter nehmen.

Schön ist S. 70 u. f. die Entwickelung des jungen Thierchens im Eye beschrieben, welcher Rec. mehrmals nachgegangen ist. Vor dem zehnten Tage hat er nie Leben in dem sich täglich mehr ausbildenden Küchlein gefunden, dabey aber durch Zufall die wiederholte Erfahrung gemacht: dass Eyer, die acht Tage gebrütet, hernach von der Henne verlassen waren, und zwölf Tage ohne Brut im Freyen gelegen, nicht verdarben, aus ihnen nach Verlauf solcher Zeit, alle Junge von einer andern Henne in dreyzehn Tagen ausgebrütet wurden: und wiederum lebende Küchlein in Eyern, die sechszehn Tage gebrütet waren, nicht starben, glücklich auskamen, ob sie gleich wegen Mangel einer Bruthenne vier Tage bis zu ihrer Wiedererwärmung liegen mussten. Die S. 73 und 74 angerathene Beyhülfe ist eher nicht als am dreyundzwanzigsten Tage zu leisten, bis dahin verdirbt kein Hennchen im Ey, weil es hinlängliche Nahrung vom Dotter hat, und hilft sich noch selber heraus: wenn es aber dann solches nicht vermag, muss es ganz ausgeschält, der noch offene Nabel mit Baumöl bestrichen, auch dem matten Kleinen einige weiche Futterbrocken eingesteckt werden; und es wird glücklich aufkommen.

Die S. 76 eingerückte Bemerkung: dass man Hühner durch künstliche Fütterung in zehn Wochen zu Erreichung des vollen Wachsthums und Grösse zwingen könne, ist der Natur und Erfahrung ganz entgegen, so wie mehreres, was *Buchoz*, *Krünitz* und andere Lehrbücher anpreisen. Dahin gehört auch die vom Vf. in mehreren Schriften gefundene, und S. 77. 78 mit Recht bezweifelte Weisung: dass man Truthähne und S. 96 Kapaunen zum Brüten, zum Führen der Jungen gewöhnen könne. Man hätte erwägen sollen, dass, da die Natur den Truthahn so wie den Haushahn, nicht wie den Tauber, zum Brut- und Erziehungsgeschäfte angewiesen, die Kunst mit aller Anstrengung nicht im Stande ist, etwas neues hervorzubringen. Richtig und getreu ist Liebhabern von Versuchen die Brütung durch künstliche Wärme, mittelst der Brütöfen und des Pferdemistes S. 74 ff. angegeben.

Die S. 99 u. f. im dritten Kap. gelehrte Cultur der Tauben ist für alle Freunde dieser Thierart vollkommen genugthuend: wenn auch mancher Taubenliebhaber sie anders classificirt und benennt; auch solche wegen ihrer mannichfaltigen Abweichungen unter sich selbst, wie Rec. nicht mit dem Vf. von einer Mutterart herleiten, und aus der Natur die feste Ueberzeugung geschöpft haben sollte: dass die zahmen Thiere nicht von wilden ähnlicher Art durch Menschenkunst erzwungen; sondern in ihrer Entstehung als ein anders geartetes Geschöpf der menschlichen Oekonomie zugeordnet waren. Sehr schön ist S. 131 und 152 den Tauben das Wort geredet gegen Oekonomen, die sie ohne Bedacht in Schriften verschrieen haben: Tauben sind Wohlthat der Natur in den Augen aller derer, die der Tauben Nahrung und ihre Benutzung zum gemeinen Besten gehörig erwägen. Nicht so gewöhnlich ist es als Hr. G. will, dass Tauben ein Pärchen erzeugen, es werden zwey Täubinnen und auch zwey Tauber mehrmalen in einem Nestpaare gewonnen, wenn gleich ihre Grösse aus natürlichen Gründen verschieden ist.

Ueber

Ueber das Alter der Tauben ist nicht ganz richtig S. 168 ff. von *Buchoz* entschieden, dessen unhaltbarer Rath, von Ausmerzung der Tauben, keinen Platz verdiente: Taubenwirthe haben Erfahrungen genug für sich, dass manches Paar zehn bis funfzehn Jahre in ungetrennter Ehe fruchtbar bleibt: unter den farbigten Haustauben sind die unfruchtbaren leicht auszufinden; unter Feldflüchtern auf grossen Höfen wird die Menge Junge genug gewähren, und das Alte und Unfruchtbare sich unbemerkt verlieren.

Der zweyte Abschnitt von S. 173 befasst im ersten Kapitel in einem etwas kürzern Vortrage, die Cultur der Gänse. Wenn hier der Vf. S. 174 sich fast ganz gegen Gänsezucht dahin erklärt: „die „Gänse haben sich vorzüglich wegen ihrer Federn „zu einem nothwendigen Uebel gemacht. Durch „Verkauf vielen Profit ziehen wollen, dürfte „wohl blos unter die frommen Wünsche gezählt „zu werden verdienen, so wie dieses jeder prak„tische Oekonom, der mit Nachdenken und auch „nach Grundsätzen handelt, bewahrheiten wird;" so kann dieses nur nach dem Local als Wahrheit gelten, nicht aber in jenen grossen Districten Deutschlands, wo der grosse Bauernhof wenigstens 50 Rthl. reinen Gewinn aus der Gänsezucht berechnet, die er auf dem trocknen Lande hält; welcher Gewinn bey täglichem Steigen des Preises der Federn sich jährlich erhöht: und die vielen Oekonomen an den Seeküsten in Pommern, Mecklenburg u. s. w. die die Gänsezucht mit Grunde aufs Höchste treiben, berechnen noch mehr bey jährlichem Handelsglück; und liefern uns zugleich in den sogenannten Hamburger Spulen oder Schreibfedern, so wie in ihren geräucherten Gänsen, die augenscheinlichsten Beweise von der hervorstechenden Grösse derjenigen Gänse, die sich auf dem Wasser aufhalten, welche der Vf. nach S. 175 in den Gänsen an der Gera und Unstrut nicht bemerken konnte; da sie als Thiere kleinerer Art, ohnfehlbar von ihren Herren weniger Futter erhalten, um sich auf diesen Flüssen zu nähren, auf diesen aber nicht hinlänglichen Unterhalt finden.

S. 180 räth der Vf. viertägigen Gänschen Gersten- und Haberkörner mit unter zum Futter zu geben; dieses ist aber in den ersten Monaten dieser Thierchen nicht anzurathen, und ganze Gerstenkörner gehen noch unverdauet von halbjährigen und alten Gänsen, Gerste wird als Schrot oder bey Mastungen in Wasser aufgequollen, erst ein nahrhaftes Futter.

Mit Grunde erklärt sich der Vf. im zweyten Kap. bey der Cultur der Enten, gegen die Türkischen, Indianischen oder Bisam-Enten. Nutzen ist von diesen Thieren gar nicht zu erwarten, und der Geschmack ihres Fleisches steht den einheimischen Enten weit nach. Auf zehn Stück Zuchtenten würde Rec. nicht einen, wie der Vf. S. 186 will, sondern drey Entriche halten und die Abschaffung der Entriche, nach vollendeter Befruchtung, durchaus anrathen: weil solche dann als müssige Thiere mancherley Unfug treiben, Hühner verfolgen und sie nothzüchtigen wollen, oder sich zu den brütenden Enten auf die Eyer drängen, diese aber damit verderben; und, weil sie einjährig ein geniessbares Gerichte, zwey und dreyjährig aber kaum Gesindespeise sind. Sonder alle Gefahr geht das junge Entchen, gegen S. 187 am ersten Lebenstage mit ins Wasser; Gefahr von Wasserratten auf Teichen, von Erdratten in Höfen und Ställen, droht jungen Enten, Gänsen und Hühnern sogar am Tage und im Freyen, wenn sie auch schon mehrere Wochen alt sind. Wer das Gemengfutter von Gräsereyen und Kräutern, Kleye oder Schrot nicht nach S. 188 mit Wasser, sondern mit saurer Milch anfeuchtet, und reichlicher giebt als der Vf. will, der kann in vierteljähriger Frist ausgewachsene Enten haben.

Der dritte Abschnitt beschliesst das Werk mit guten Belehrungen zur Benutzung des Federviehes und seiner Producte, mit Warnungen gegen die Feinde, mit Angabe der Kennzeichen und Heilmittel in Seuchen und Krankheiten, denen diese Thiere nicht selten unterworfen sind. S. 221 wünschte Rec. die Warnung beygefügt: dass man von Gänsenudeln, welche auf Oefen oder im Backofen getrocknet werden, die braun- oder brandfleckichten aussondere, weil solche der Gans, die damit gestopft wird, unverdaulich und oft tödtend sind. Die Vernähung der Wunden beym Castriren der Hähne und ihre Verstreichung mit Fettigkeiten S. 234 würde Rec. nicht widerrathen, hingegen heftiger als der Vf. S. 236 die Thorheit bestritten haben: Macisnüsse jungen Hähnen statt der weggenommenen Geilen einzulegen: welche zwecklose tägliche Quaal für das arme verstümmelte Thier! Schriftsteller, welche nach S. 240 den Kapaunen im ersten Jahre das Mausen absprechen, sind entweder in der Naturgeschichte der Hühner zu unbekannt, oder sie verstehen dieses von dem fast simultanen Ausfall der Federn, beym Mausen der Hühner im andern Jahre; der junge Kapaun federt sich wie die Hühner im ersten Jahre, von Monat zu Monat bis er ausgewachsen unmerklich, ohne dass er halb nackt läuft, wie die Hühner im andern Jahre; zweyjährig lässt man die Kapaunen nicht werden, ihr Fleisch ist dann von schlechtem Geschmack.

Getreu und naturhistorisch sind die Feinde des Hausgefieders nebst den Mitteln zu ihrer Vertilgung oder Entfernung angegeben: welche aber nicht aller Orten vom Oekonom zu benutzen sind, nämlich in solchen Staaten, wo man das Fangen der Marder und Iltisse dem Landmanne geschärft verboten, und nur den Jagdberechtigten zu üben, gestattet hat: wodurch der vom Jägerhofe entfernte Oekonom diesen schädlichen Thieren Preis gegeben wird.

Wider die gewöhnlichen Krankheiten sind bewährte Heilmittel angerathen, welche aber, wenn das Uebel nicht bald entdeckt wird, bey jungem Viehe weniger bewirken: alt ist die vermeyntliche Kur mit der Feder durch die Löcher des Schnabels oder der Nase gesteckt bey dem Pips u. d. w. es folgt aber hievon, da hiemit das kranke Thier sehr verletzt wird, keine Hülfe: die Besserung wird mehr damit erschwert. Als eine Universalmedicin braucht

Rec. Kuhmilch als Infusion bey krankem Federvieh das solche nicht selbst saufen oder aus Schwachheit nicht saufen kann, und ganz weiches Futter, wie in den ersten Lebenswochen jedes Thiers nach seiner Art.

Die mit den Seitenzahlen vorgedruckte ganz ausführliche Inhaltsanzeige vertritt sehr gut die Stelle eines Registers zu diesem nützlichen Buche, aus welchem Rec. noch einige unbeholfene Uebergänge: *weil, nachdem wir — gehandelt — wollen* u. s. w. sammt der Lobpreisung des Poulardeurs wegwünschte.

LITERATURGESCHICHTE.

Hamburg, b. Hofmann: *Das gelehrte Frankreich oder Lexicon der französischen Schriftsteller von 1771 bis 1796, von J. S. Ersch.* Zweyter Theil. 1797. 460 S. Dritter u. letzter Theil. 1798. 466 S. 8. (2 Rthl.)

Den ersten Theil dieses für jeden Liebhaber der französischen Literatur unentbehrlichen Werks, hat ein anderer Mitarbeiter (A. L. Z. 1797. Nr. 414.) mit dem gebührenden Lobe angezeigt, und jeder muss sich freuen es bereits vollendet zu sehen. Man hat nun hier ein nach den Namen der Schriftsteller gereihetes Verzeichniss der Schriften, die binnen den 25 Jahren, die in der französischen Geschichte die merkwürdigsten wahrscheinlich bleiben werden, herausgekommen sind. Man kann die Unverdrossenheit des Hn. E., womit er es zu Stande gebracht hat, nicht genug rühmen. Bey jedem Schriftsteller sind seine Lebensumstände, das Geburtsjahr und auch das Todesjahr, falls er schon gestorben ist, seine Amtsveränderungen u. d. m. kurz berührt. Mancher wird freylich wünschen, dass dieser biographische Theil doch etwas länger gerathen wäre. Allein der Vf. hatte sich nun einmal Meusel zum Muster genommen. Die gewissen Schriften werden von den ungewissen oder zweifelhaften durch Zeichen unterschieden, und die Uebersetzungen und Preise angezeigt. Von den anonymischen Schriften, deren Verf. unbekannt sind, hat Hr. E. am Ende des dritten Theils ein Verzeichniss nach den Materien gegeben, das aber, da es nur wenige Seiten einnimmt, noch sehr unvollständig ist; z. B. die Artikel Memoires und Voyages fehlen ganz. Hr. E. verspricht einen Supplementband, worin noch viel mehr Ergänzungen und Verbesserungen stehen sollen, als er im dritten Theil schon selbst geliefert hat. Da sein Werk in Frankreich mit Beyfall aufgenommen ist, und von den Franzosen sehr bequem gebraucht werden kann, indem er es, wie bereits bey Anzeige des ersten Theils bemerkt worden, mit einem französischen Titel: *La France literaire contenant les auteurs François de 1771 à 1796,* versehen, auch die biographischen Nachrichten französisch geschrieben hat; so schmeichelt er sich, noch mehr Materialien zu Nachträgen aus Frankreich selbst zu erhalten. Vielleicht können ihm hiezu auch einige Emigrirte in Deutschland behülflich seyn. Dem Rec. sey es vergönnt, ein Scherflein zur Verbesserung der Theile dieses Buchs, dem er noch mehr Auflagen, und recht viele Zusätze wünscht, beyzutragen. In *d'Anville* wird *Mémoire sur la Mesopotame, l' Irak etc.* 1781. 4. als ein von *l' Euphrate et le Tigre.* 1779. 4. verschiedenes Werk angeführt. Es ist aber dasselbe. Adelung, dem Hr. E. hierin zu folgen scheint, hat es unter jenem Titel angeführt. Zu *Joseph Adolph Dumay* schreibe man *Lettres de M. l'Abbé de ***, Ex-Professeur en Hebreu en l'université de *** au Sr. Kennicott, Anglois. à Rome et à Paris* 1771. Michaelis hat ihn *Ignace de May* genannt in orient. u. exeget. Biblioth. II. 64. Björnstahl Brief. I. 333. hat den Namen richtiger geschrieben *Dumay.* In Ansehung des Vornamens könnte noch ein Zweifel obwalten, indem ein Freund dem Rec. sagt, er habe *Ignace Adolph* geheissen. Björnstahl sagt, er sey ein bekehrter Jude aus Metz gewesen, der vier Jahre für Kennicott collationirt hat. Er ist aber auch Soldat gewesen, und scheint zur englischen Armee übergetreten zu seyn. Man s. die von Hr. *Bruns* übersetzte *epistol. ad amic. de libello contra Benj. Kennicott* S. XXV. Das von *Ersch* angezeigte Buch setzt Kenntniss der englischen Sprache und Umgang mit Engländern voraus, kann also gar wohl von diesem Manne seyn, dessen Buch gegen Kennicott, er mag es nun allein oder mit Hülfe der Kapuziner in Paris geschrieben haben, damals sehr viele Aufmerksamkeit erregte. — Der berühmte Engländer *Sir William Jones* verdiente wegen der von ihm aus dem Persischen übersetzten *Histoire de Choulichan* 1770. und einer Broschüre gegen Anquetil du Perron eine Stelle unter den französisch schreibenden Autoren. — Diese verdiente auch H. *A. Schultens* wegen seiner Zusätze zu der neuen Ausgabe von *Herbelots Bibliotheque orientale.* Hr. E. gesteht indess, dass er viele Ausländer, die sich der französischen Sprache bedient, weggelassen, und erst spät den Entschluss gefasst habe, sie aufzunehmen. Sie sollen nachgeholt werden, und in diesem Nachtrage wird man hoffentlich die angeführten nebst andern finden. — Zu den Schriften des Marseiller Kaufmanns *Guys* gehört noch: *Lettres de Mylady W. Montague etc. Trois. partie, on y a joint une reponse à la critique que le Journ. encyclop. a faite des 2 premieres parties de ces lettres par Mr. G. de Marseille. Paris* 1768. — *Manzon* war der Vf. des *Courier du bas Rhin* in den siebenziger Jahren und Gegner des Exjesuiten *Jaurinvilliers,* der die Cöllner Zeitung herausgab. Hr. E. hat weder den einen noch den andern. — *Vicomte de Mirabeau* soll an *Morceaux choisis des actes des apotres etc. Tomes III. London* 1790. Antheil gehabt haben. — *Pruneau de Pommegorge,* der sich auf dem Titel seiner *description de la Nigritie. Amsterd. et Paris* 1789. nur durch die Buchstaben *M. P. D. P.* zu erkennen gegeben hat, ist ausgelassen. — Ein gleiches Schicksal hat *Turberville Needham,* gest. 1781. ein wichtiger Mann, gehabt. — Unter *Villoisons* Werken fehlt das wichtigste *Homeri Ilias, Venetiis.* 1788. — Jedoch wir brechen ab, da wir annehmen können, dass dem Vf. die meisten unserer Zusätze schon aus andern Quellen bekannt geworden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Julius 1799.

PHILOSOPHIE.

Libau, b. Friedrich: *Einleitung in die Moral*, von *Carl Ludwig Pörschke.* 1797. XXIX u. 460 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Rec. steht von dem Versuche ab, den systematischen Zusammenhang, worin der Vf. die Wahrheiten der Moralphilosophie zusammenstellt, darzustellen und zu beurtheilen. Es scheint ihm, der Vf. habe zu einem solchen System mehr vorbereiten, als dasselbe selbst geben wollen. Diesem Zweck, den wir der anzuzeigenden Schrift unterlegen, finden wir den Titel derselben wohl angemessen. Auch vereinzelte Urtheile über sittliche Gegenstände eines scharfsinnigen und dabey sehr achtungswürdigen Mannes, können einem jeden Leser nicht anders als willkommen seyn. Die schon sonst bekannte, wahrhaft philosophische Denkungsart des Vfs., finden wir auch in diesem Werk ausgedrückt und die Vorrede *macht sie in* folgenden Worten bemerkbar: „Dieses Buch, das zum Zweck hat, Lehren der reinen Moral in der gröfsten Strenge und allgemein verständlich darzulegen, ist kein Product irgend einer Schule, so sehr als auch manche zur Belehrung des Vfs. beygetragen hat. Wenn wird man doch einsehen, wie *sehr* man durch Beynamen die Philosophie beschimpft. Wir wollen eine Philosophie, schlechtweg, ausbilden, so wie wir eine Mathematik ausbilden."

Die Abhandlung selbst geht von dem Axiom aus: „Der Gesetzgeber des handelnden Menschen ist der Mensch." Wenn man bedenken will, dafs auch für den Fall, da der Mensch es für Pflicht hält, den Gesetzen eines *äufseren* Gesetzgebers Gehorsam zu leisten, die Anerkennung dieser Pflicht doch von seiner Vernunft ausgehen, mithin die innere Gesetzgebung einer jeden äufseren vorhergehen müsse; so wird freylich diese Reflexion den obigen Satz unmittelbar gewifs finden. Dafs aber gewisse Menschen, die jetzt für ein Ding fechten, das sie die deutsche Literatur nennen, den Vf. nicht zum mindesten einer grofsen Unvorsichtigkeit beschuldigen, ja der Sprache wegen: „Der Geist des Menschen *setzet* sich als das Erste und als das Letzte, als den ersten Grund und den letzten Zweck alles Seyns und alles Sollens. *Der Geist des Menschen ist frey.*" ihn nicht zu den Querköpfen zählen werden; dafür können wir ihm keine Bürgschaft stellen. Wir unserer Seits lassen der Methode unsers Vfs. Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir urtheilen, dafs diese Art in ein wissenschaftliches Gebiet einzugehen, da man das Bewufstseyn der Erkenntnifsart in demselben rege macht, gänzlich zweckmäfsig ist, und keine andere, als die in der Geometrie schon lange gekannte Methode ist, da nämlich der Geometer die reine Anschauung: Raum postulirt, welchen Erkenntnifsact er seinen willkürlich gebildeten Begriffen unterlegt, und sonach davon zu Erkenntnissen gelangt. Durch Herbeyführung mehrerer Sätze, in denen dieses Bewufstseyn der Anlage für Moralität ausgesprochen wird, ist der Vf. bemüht, dasselbe zu erwecken. So sagt er: „gieb jedem Dinge die für deinen letzten Zweck nothwendigen Bestimmungen; selbst der Mensch, als ein Ding der Welt ist ein von seinem Geist zu behandelndes Ding;" — ein Urtheil, das auf den innern Menschen aufmerksam macht und darauf, dafs die Erscheinung, welche Mensch heifst, zu Etwas, das kein Object der Erfahrung ist, im Verhältnifs steht, ein Urtheil das jede moralisch gestimmte Seele aussagt und das in jeder Regung des Gewissens enthalten ist. Die Moral erklärt der Vf. als die Wissenschaft aller durch die Vernunft zum letzten Zwecke der Moralität gegebenen und durch die Vernunft zu erfüllenden praktischen Gesetze. „Die nur als Wissenschaft ausgebildete Sittenlehre, sagt er, gehört allein für die Schulen und ist an sich unfruchtbar; sie mufs als *Kunst* ausgebildet werden, und dann gehört sie erst für die Welt, für das eigentliche Menschenleben. — Die Kunst den durch die Vernunft zum letzten Zweck der Menschheit gegebenen und durch die Vernunft zu erfüllenden Gesetzen gemäfs Handlungen hervorzubringen, ist die *angewandte* Moral." Diese Beschreibung der angewandten Moral weicht von der gewöhnlichen ab, nach welcher sie zur Wissenschaft gezählt wird und die moralische Anthropologie ist, nämlich die Wissenschaft der moralischen Gesetze im Verhältnifs zu den durch Erfahrung erkannten Bestimmungen der menschlichen Natur. Was die Ausführung der moralischen Vorschriften betrifft, so bleibt es wohl dabey, dafs der Mensch das auch thun *könne*, wovon er weifs, dafs er es thun *soll*. — welche Kunst wohl (mit Kant) eine göttliche Kunst zu nennen wäre, sofern nämlich die Natur selbst für die sittliche Ausbildung des Menschengeschlechts uns geeignet erscheint und wir diese ihre Zweckmäfsigkeit auf die Vorsehung beziehen. Sehr treffend finden wir die Beschreibung der Glückseligkeitslehre und ihre Unterscheidung von der Weisheitslehre. Der zweyte Abschnitt handelt vom höchsten Gut. Die mannichfaltigen Versuche, diesen Begriff

griff zu bestimmen, werden erzählt und die moralischen Urtheile angegeben, aus welchen dieser Begriff hervorgeht. Im dritten Abschnitt wird von den moralischen Gesetzen gehandelt. „Ein moralisches Gesetz ist (sagt Hr. P.): eine durch die freye Gesetzgebung und Gesetzerfüllung des menschlichen Willens zur Erreichung des letzten Zwecks, gegebene praktische Formel." Von einer Gesetzgebung wird man freylich sagen, dass sie der Grund von Gesetzen ist; wie man aber dasselbe von der Gesetzerfüllung sagen könne, können wir nicht bemerken. Gesetze, sie mögen Natur- oder moralische Gesetze seyn, müssen unserer Meynung nach, zuförderst durch das Merkmal, dass sie *Urtheile* sind, bezeichnet und dann das Datum angegeben werden, worauf dieser urtheilende Act fusset, der bey moralischen Gesetzen das sittliche Bewufstseyn ist, wie sich dieses einem jeden in der Beurtheilung seiner eigenen und Anderer Handlungen an den Tag legt. Auch das Heraufsteigen bis zum Satze der Identität: „Was ist, das ist, oder: Jedem Dinge kommen die Bestimmungen zu, die ihm zukommen," um die moralischen Gesetze zu entwickeln, hat unsern Beyfall nicht. Indessen scheint es, der Vf. führe den Satz der Identität nur der Analogie wegen mit dem Princip der Sittengesetze an. Dieses aber fasst er auf folgende Art: „Was seyn soll, das soll seyn, oder: jedem Dinge sollen die Bestimmungen zukommen, die ihm zukommen. Hieraus machen wir, sagt er weiter, die Formeln für den handelnden Menschen: Lasse jedem Dinge die Bestimmungen, die ihm zukommen! und: gieb jedem Dinge die Bestimmungen, die ihm zukommen! Jene Formel ist die Bedingung der Gesetze des Unterlassens; diese ist die Bedingung der Gesetze des Thuns. Die Summe aller praktischen Gesetze liegt in der Formel: Mensch sey Mensch!" Die Bestimmungen, die ein Ding schon hat, können ihm freylich nicht erst gegeben werden. Allein der Vf. meynt auch nicht die sogenannte transcendentale Vollkommenheit (der einem Dinge zugehörigen Bestimmungen, die es zu diesem bestimmten Dinge machen), sondern diejenige Vollkommenheit, die in der Zusammenstimmung des Dinges mit Zweckbegriffen besteht. Dann aber liegt diesen Ausdrücken schon die Vernunft-Idee der Menschheit zum Grunde, und weil sie dieselbe nicht exponiren, so scheinen sie unfruchtbar zu seyn. Er beschreibt hierauf den Gang der Cultur des Menschen. Der Mensch lernt zuerst die äussern Dinge behandeln, indem er sich die Gesetze derselben zu eigen macht: er wird *geschickt*. Er bemerkt bald, dass die ihn umgebenden Menschen selbst zu seinen Zwecken gebraucht werden können, und sucht die Regeln auf, nach welchen er auf andere wirken, sich ihrer als Mittel zu seinen Privatzwecken bedienen könne: er wird *klug*. Da aber, wenn jeder nach denselben Maximen handelte, diese Gesellschaft sich zerstören müsste; so entstand aus dieser vorübergehenden Geschicklichkeit und Klugheit die Nothwendigkeit mit andern ein Bündniss zur wechselseitigen Vertheidigung (einem Mechanismus, der das Zusammenbestehen der Privatzwecke eines jeden mit den Privatzwecken jedes andern zur Folge hat) einzugehen und so entstand der *äusserlich gerechte* Mensch. „Je edler nun der Mensch wurde; desto weniger nöthigte ihn die Strafe zu der äussern Gerechtigkeit; er sah vielmehr auf den negativen Vortheil und übte sich zur Erfüllung solcher Pflichten im voraus, deren Uebertretung ihm keine Strafe und deren Erfüllung ihm keine Belohnung als Folge sehen liess. Diese Uneigennützigkeit, ein Hauptmerkmal moralischer Handlungen, soll sich über alle menschliche freye Thätigkeit erstrecken; die moralische Handlungsweise soll eine Form aller unserer freyen Handlungen seyn." Hierauf wird die Uebereinstimmung aller Moralgesetze unter einander gezeigt, die fehlerhaften Urtheile über Collision der Pflichten berichtigt, und sonach die Begriffe von Pflicht, von juridischer und ethischer Pflicht, von der Moralität der freyen Handlungen, Verbindlichkeit, von Strafe und Belohnung, von der Zurechnung und dem Gewissen, von Tugend, Laster, von dem moralischen Gefühl werden erörtert, welches mehr als anzuzeigen, der Raum uns nicht erlauben will. Nach diesen Vorbereitungen kömmt der Vf. endlich zur Abhandlung der einzelnen Pflichten und giebt diese im vierten und fünften Abschnitt seines Werks; aus diesen scharfsinnigen Zergliederungen wollen wir doch noch einiges anführen. Die Abhandlung von den Pflichten gegen Gott, beginnt der Vf. mit folgender Einleitung: „Wir haben keine andere Gesetzgebung als den durch unsere Vernunft erkannten göttlichen Willen; wir haben keine anderen Pflichten als gegen Gott. In allen unsern Handlungen sind wir Gott unterworfen, nicht als einem willkürlich gebietenden, mit grenzenloser Macht belohnenden und bestrafenden Wesen, sondern als dem heiligen, durch aller Menschen Geist und Herz sich in unendlicher Mannichfaltigkeit offenbarenden moralischen Gesetzgeber." In der moralischen Gesetzgebung erkennt nämlich der Mensch die Würde seiner Natur und gewinnt den Begriff von sich selbst als von einem nicht in der Erfahrung gegebenen Gegenstande. Das Bewusstseyn der moralischen Gesetze führt also unmittelbar den Menschen zum Verknüpfen der Sinnenwelt mit der intelligibeln, und man kann demnach wohl die Pflicht der moralischen Selbstschätzung die Pflicht gegen Gott nennen, welche allerdings die Seele aller Moralität ausmacht. „Irrthum in der Religion, ist bey einer unrichtigen Einsicht in das Wesen der Moral unvermeidlich. Der vollkommene Weise (doch der ist kein Wesen der Welt) bedarf zwar immer der Idee der heiligen Gesetzgebung und Gesetzerfüllung, darf sie aber nicht ausser sich, seines Bedürfnisses wegen, setzen, oder sie unter einem Bilde sich vorstellen. Der Anthropomorphismus ist für den wirklichen Menschen unvermeidlich, der bey dem Gebrauche desselben es nie vergessen soll, dass er die in seiner Einbildungskraft aufgestellte Abbildung von der Gottheit nur zu seinem Bedürfnisse gemacht hat; hält er das Bild von der Gottheit für gegeben, so wird er ein Ab-

Abgötter. — Keine Erscheinung darf absolute Verehrung von uns fodern, auch nicht das von unserer Einbildungskraft aufgestellte Bild von Gott. Wir sollen dem heiligen Willen Gottes unbedingt gehorchen; deswegen aber sind wir seiner Willkür nicht als Sklaven unterworfen. — Nicht die Gottesleugnung ist der Grund des lasterhaften Lebens, sondern das lasterhafte Leben ist der Grund der Gottesleugnung. Man darf keinen redlichen Mann vor Gottesleugnung warnen; in allen seinen Handlungen bekennt er Gott, und so lange diese gut bleiben, wird keine Sophisterey ihm seinen Gott nehmen. — Der Ankläger auf den Atheismus vertilgt das Reich der Gottheit auf Erden, und würget seinem Moloch, seinem geistlichen Hochmuth, Menschenopfer. Wer ist nicht des Ausspruchs jenes Lieblings der ernsten Muse eingedenk: hätte ein Staat die Todesstrafe gegen die Gottesleugner bestimmt, und es verklagte jemand den andern als einen Gottesleugner; so würde ich, wenn ich ein Fürst wäre, den Ankläger als einen Gottesleugner verbrennen lassen."

PHILOLOGIE.

WIEN, b. Trattnern: *Philologisch-kritische Miscellaneen*, von *Franz Carl Alter*, Prof. der griech. Sprache, d. Philos. Doctor. 1799. 258 S. 8.

Von dem unermüdeten Sammlersfleifs des Vfs. sind auch diese Miscellaneen eine Probe. Sie beziehen sich gröfstentheils auf Slavische Literatur. Oft geben sie blos an, dafs sich etwas in den literarischen Documenten so und so finde, ohne auf das Resultat, warum jenes bemerkt zu werden verdiente, hinzudeuten. Hie und da giebt Hr. *A.* die Data blos in Slavischer Sprache, z. B. bey Collation der Bibelstellen in Nestor's Annalen, bey den Notizen von der zu hoffenden slavischen Grammatik des Hn. Vischnewsky, und setzt also bey den Lesern eine so ausgebreitete Polyglottik voraus, als er selbst besitzt. Ueberall aber zeigt sich der Mann, welcher in diesen Studien lebt und wohnt. I. Vergleicht die Inhaltsanzeige eines slavischen Chronikons von Erschaffung der Welt bis Sultan Mehemet, Ibrahims Sohn 1684 des einzigen, welches aufser Nestor's slav. Annalen bekannt ist, mit der Inhaltsanzeige eines vulgargriechischen βιβλιον ιστορικον, welches von dem Metropoliten Thorotheus bis auf 1778 herab gesammelt und in diesem Jahre bey Nicolaus Glycys, *con licenza dei Superiori* in Quart zu Venedig gedruckt worden ist. II. Wie die Griechen, eben so setzt die Slavische und Georganische Sprache den Infinitiv manchmal, wo der gebildetere Stil den Imperativ foderte. III. Beyspiele, dafs (in eben diesem Sinn) Griechen und Slaven den Dativ oft für den Genitiv setzen. S. Iliad. I, 24. 53. u. dgl. (S. 50. Gregor der Grofse heifst bey den Griechen *Dialogus*, wegen seiner moralischen Dialogen, daher im slavischen *Dwoeslow*, wo dwoe δι und slowo λογος.) IV. Die slavische Inschrift in einem Löffel, welche in *Knittel's Ulphilae nova. capp. epae ad Roman. Tab. XII.* gegeben ist, hat den Namen *Elena* (Helena) und ferner die Worte: im Namen des Vaters, des Sohns und des heil. Geistes. Amen. Aus solchen Löffeln empfangen Layen das Abendmahl; nach des Symeon von Thessalonich classischer Schrift von den griechischen Kirchengebräuchen (herausgegeben im Vulgargriechischen, zu Leipzig.) V. Erklärung der Inschrift eines Siegelstempels von dem Servischen Grosfürsten, Lazar, vom J. 1374. „*Dei gratia orthodoxus princeps Lazarus Servicus. a. M. 6882.*" VI. Das pleonastische τω nach ει (wenn ... so) findet Hr. *A.* wie z. B. Iliad. XV, 51. Odyss. XXIV, 285. auch im Slavischen. VII. J. D. Michaelis wünschte Collation der Bibelstellen nach der *alten* slavischen Uebersetzung, wie sie in slav. Annalen vorkommen. Hr. *A.* giebt eine Probe aus Nestor's Annalen (welcher in der letzten Hälfte des 11ten und im Anfang des 12ten Jahrhunderts gelebt) nach der Petersburger Ausgabe 1767 in 4. VIII. Literatur der slavischen Grammatiken, welche Hr. *A.* kennt. IX. Nachricht von einem armen. Codex der vier Evangelien, welchen einst „*celsissimi Duces Würtembergici Vienneudenses*" (zu Winneden) besessen und welchen A. Bengel für Syrophoenizisch gehalten haben soll. Matth. 27, 16. hat er ε ονομα ην ιησας βαραββας und Vs. 17. ιησεν βαραββαν η ιησουν τ. λεγομ. χρ. Marc. 1, 2. εν προφηταις. Marcus schliefst er mit 16, 8. οτι εφοβουντο und giebt das übrige von Vs. 9. erst *seorsim sub epigraphe.* Luc. 22, 43. 4. extat. 24, 13. εκατον και εξηκ. σαδ. Joh. 5, ist die Perikope *de motu aquae per angelum*, aber obelisiert. Die Perikope *de moecha*, steht erst am Schlufs dieses Evangeliums. X. Nach einer armenischen Inschrift im Vatican soll Joh. Chrysostomus *literarum armenicarum auctor* seyn; wogegen Moses Chorenensis. XI. Verbesserungen in Adler's *Museum Cuf. Borgianum.* *A.* habe S. 159. Haitho dem I. (welcher bis 1240 gelebt hat) eine armenische Bibelüberfetzung zugeschrieben. Eine solche giebt es von ihm nicht. Haitho II. sein Sohn, nachher Franziscaner, verfafste ein Odarium, welches am Ende der armen. Bibeln zu stehen pflegt. XII. Versuch die Aufschrift: *Taugas erey*. zu erklären. Sehr unsicher. XIII. Ueber das Vater Unser der Clementiner in Syrmien, einer albanischen Colonie. XIV. Ueber verschiedene Formeln des Comanischen Vater Unser; nebst andern Notizen von den Comanen; XV. Ueber das Polabische Vater Unser, nach des Grafen Potoki *Voyages ... pour la recherche des antiquités slaves ou vendes.* Hamburg, 1795. XVI. Homilien von Gregorius Palamas, Erzbischof zu Thessalonich; nebst andern griechischen neuen Druckschriften der Gebrüder Puliu zu Wien; worunter eine Generalkarte von der Moldau in vulgargriechischer Sprache 1797. von Φραντζισκ Σουλλζερ εν Βιεννη. XVII. Literarisch-artistische Plünderung (der Venetianer) im Anfang des 13ten Jahrh. zu Byzanz. XVIII. Neuere Schriften des Hn. *Alter*. S. 253. Biographische und literarische Nachrichten von Paulinus a St. Bartholomäo und dessen Schriften.

Leipzig, b. Gräffe: *Magazin für Landprediger insbesondere für die, die sich im Gedränge der Geschäfte befinden.* 1ten Bandes 4tes Heft. 1798. 12 Bogen. 5tes Heft. 1799. 12 Bogen. 8. (jedes 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 285.)

Berlin, b. Sander: *Kleine Romane und moralische Erzählungen.* Von *A. Lafontaine.* 1ter Th. verbeff. u. vermehrte Ausgabe. 1799. 290 S. 2ter Th. 281 S. 12. (2 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 153.)

Leipzig, im Schwickertschen Verlage: *Immerwährender Kalender, nebst einer Ostertabelle für die Jahre nach Christi Geburt* 1 bis 2700; von *Ch. F. Rüdiger.* Zweyte vermehrte Ausgabe. 1799. 52 und 284 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 39.)

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Homiletisch-kritische Blätter für Candidaten des Predigtamtes und angehende Prediger.* 6tes Heft. 1796. 298 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Göttingen: Elogium Georgii Christophori Lichtenberg. In consessu Soc. Reg. Scientiarum recitavit Abraham Gotthelf Kästner.* d. XX. April MDCCLXXXXIX. 1 Bog. gr. 4. Der Lobredner bemerkt gleich anfangs, dass sein Loos von Jugend auf das des Cyparissus gewesen sey, — andere zu betrauern und unter den Leidtragenden gegenwärtig zu seyn. Wirklich hat er auch schon die nämliche Liebespflicht dem sel. *Röderer*, *Erxleben*, *Mayer* und *Meister* geleistet. Der sel. *Lichtenberg* war zu Oberamstadt im Hessen-Darmstädtischen am 1ten Jul. 1744 geboren. Sein Körper war von Geburt an schwächlich und er bestimmte sich deshalb früh für Mathematik und Naturwissenschaft, wobey ihn seine beiden ältern Brüder sehr unterstützten. Im J. 1763 kam er nach Göttingen, und ward nicht blos Kästner's und Meister's Zuhörer und Freund, sondern benutzte auch die Vorträge aller andern Lehrer, die ausser seinem Fache auf Philosophie, Humaniora und Erdkunde Bezug hatten. Ueber das Erdbeben 1767 hatte er mit Erxleben eigne Beobachtungen gemacht und besonders bemerkt, dass die Bebungen 6 Secunden dauerten, da andere, die nicht an astronomische Genauigkeit gewöhnt waren, diese Zeit auf eine ganze Minute setzten. Von beobachteten Kometen zeichnete er die Bahnen, die sie durch die Fixsterne genommen hatten. Der Vf. rühmt von ihm, dass er überhaupt viel Geduld und Geschicklichkeit bey solchen Arbeiten bewiesen habe. So besitzt auch Hr. *K.* noch Zeichnungen der Mondscheibe von ihm, wo die Flecken in der Ordnung bemerkt sind, wie sie bey den Finsternissen in den Erdschatten treten. Als der sel. Mann 1770 einen Ruf nach Giessen erhielt, zog er Göttingen vor, und erhielt von seinem Landesherrn Erlaubniss dazu. Er ward hier *Professor extraordinarius*, der letzte unter Münchhausen's Curatel, da dieser im Novemb. desselben Jahres starb. Seine Vorlesungen kündigte er in einem deutschen Programm an, dessen Gegenstand Probabilitätscalcul war; besonders hatte er es hier mit der Untersuchung zu thun, warum ein vernünftiger Mensch Bedenken trägt, die Hoffnung eines übermässigen Gewinnes z. B. mehrere hunderttausend Thaler zu erhalten, mit einer dagegen kaum in Betracht kommenden Summe von 50 Thalern, zu erkaufen? — In den Jahren 1772 und 1773 erhielt *Lichtenberg* Auftrag, verschiedene Oerter in den königl. deutschen Staaten astronomisch zu bestimmen. Man versahe ihn zu diesem Behuf mit einem auf königl. Kosten verfertigten Quadranten von Sisson. Die Arbeiten mit demselben hat er 1775 der königl. Societät vorgelegt, von welcher er zwey Jahre zuvor Mitglied geworden war. Als verschiedentliche, oft dringende, Nachfrage geschah, warum Mayer's Manuscripte nicht herausgegeben würden? überliess sie Hr. *K.* dem sel. *L.* und dieser lieferte wirklich, unter Hn. *Dieterich's* Mitwirkung, 1775 den ersten Band mit einer damals in Deutschland ungewöhnlichen typographischen Pracht. Auch fügte er selbst einiges bey. Zu einem zweyten Bande fehlte es an Musse; auch war man vielleicht wegen der Kosten nicht genug gedeckt. *Lichtenberg* war zweymal in England, das erstemal 1770 und das anderemal 1774. Der König überliess ihm den Gebrauch seiner Privatsternwarte, da er demselben zuerst durch Hn. *K.* als ein Mitbeobachter des Eintritts der Venus in die Sonnenscheibe im Jun. 1769, bekannt geworden war. Im J. 1777 lehrte *L.* nach Erxleben's Tode die Experimentalphysik über das Lehrbuch seines Vorgängers, wovon er die vier letzten Ausgaben, mit Beybringung des jedesmaligen neuen Zuwachses, besorgt hat. Er brachte bey dieser Gelegenheit einen Apparat zusammen, der nachher an die Universität gekommen ist. Bey seinen mathematischen Kenntnissen hätte er in manchen Fällen tiefer in die physikalischen Lehren eindringen können; allein weil viele kamen, nur um Versuche zu sehen; so folgte er dem Beyspiel jenes weisen Gesetzgebers, der den Juden manches um ihres Herzens Härtigkeit willen nachliess, und gab seinen Zuhörern etwas, um der Härtigkeit — ihres Kopfs — willen. Unter seine eignen Versuche gehören vornämlich die mit den Figuren des Harzstaubes auf den Elektrophor, wo er der Natur und dem Gange der elektrischen Flüssigkeit auf eine neue Art nachspürte und wo sich von den Resultaten dieser Untersuchungen zwey Aufsätze in den Societätsschriften von 1777 und 1778 befinden. Im J. 1780 führte er seine Gedanken über die Wahrscheinlichkeitsrechnungen weiter aus, wovon aber der Aufsatz nicht in die Commentarien der Societät gekommen ist. Ueberhaupt findet sich weit weniger in diesen Denkschriften als man erwarten sollte; allein *Lichtenberg* ist doch der Societät durch Mittheilung neuer physikalischer Merkwürdigkeiten aus seiner ausgebreiteten Correspondenz, nicht weniger nützlich gewesen, wovon der Vf. verschiedene Beyspiele anführt. Die Preisaufgaben der königl. Societät für die mathematische Classe, hat er, abwechselnd mit Hn. *Kästner*, vorgelegt, wie denn die neueste im letzten Jahre dieses Jahrhunderts aufzulösende: *über die Bewegung des Wasserdampfs in bestimmten Leitröhren*, auch von ihm ist. Im J. 1780 fing er an mit dem sel. Forster das *Göttinger Magazin zur Wissenschaften und Literatur* herauszugeben, wovon bis 1784, jährlich sechs Hefte erschienen, das aber mit dem ersten des folgenden Jahres aufhörte. Durch seine vieljährige Herausgabe des Göttinger Taschenkalenders, verschaffte er seinem Publicum eine eben so angenehme als nützliche Lectüre; besonders machte er seine Leser mit den Hogarthischen satyrischen Blättern, auf die unterhaltendste Art, damit bekannt. Die grössere Ausgabe derselben mit dem ausführlichern Commentar, ist in Jedermanns Händen. Die fünfte Lieferung ist vom gegenwärtigen Jahre. Da des sel. Mannes Krankheitsanfälle fast regelmässig in jedem Jahre wiederkehrten; so hielt man den neuesten Anfall erst nicht für gefährlich; allein eine dazu gestossene Lungenentzündung machte auf einmal den Ausgang traurig und raffte den Liebling seines Zeitalters am 24ten Februar d. J. in den Morgenstunden auf einmal dahin. Dies ist der Inhalt dieser Lobschrift, welche durch das doppelte Interesse, das der Name ihres Gegenstandes und ihres Verfassers erweckt, eine grosse Anzahl von Lesern anziehen muss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Julius 1799.

TECHNOLOGIE.

Haag, in der Landsdruckerey von Holland: *Verzameling van Rapporten, Verbaalen en verdere Stukken, betreffende de Doorsnydingen en Werken*, welken Zedert de Conventie van den Jaare 1771 op de *Boven-Rivieren*, zo tot bevordering van derzelven Vaarbarheid, als om, door eene geregelde Verdeeling van het Opperwater, de Overstroomingen (by open Rivier) te voorkomen. Uitgegeeven op Last van het *Provincial-Committee van Holland*. Met 13 Kaarten en 2 Plaaten. I u. II. Band. 1798. 795 S. fol.

Diese interessante Sammlung der Berichte und Verhandlungen, die Arbeiten des Bylandschen-Durchstiches der Waal, und des Yssel-Durchstiches darstellend, beweist von neuem, dass sich jetzt die Hydrotecten es angelegen seyn lassen, die Wasserbaukunst mit Beobachtungen zu bereichern und ihre gesammelten Erfahrungen mitzutheilen; kurz, dass diese Wissenschaft eine ganz andere Gestalt gewinnt und von Hypothesen gereinigt wird. Der Provincial-Committée von Holland gereicht es demnach zum Verdienst, dass sie dieses grosse Werk auf Kosten des Staats drucken liess. Insbesondere verdient aber der gelehrte Herausgeber, der Präsident des *Bureau* des Wasserstaats der batavischen Republik, Hr. *Bruning's*, unsern Dank, für die bey der Herausgabe gehabte Mühe.

Für den hydrotechnischen Zustand der batavischen Republik ist kein Wasserbau wichtiger als derjenige, womit die Vertheilung der Ströme — Waal, Rhein und Yssel — dergestalt bewerkstelligt ist, dass bey einem eisfreyen Strome (bey offenem Strom) weder der eine noch der andere Fluss, in Rücksicht seiner Deiche, zu viel Wasser abführt; dass er dessen auch nicht zu wenig, in Rücksicht der Schiffahrt, empfängt. Hieraus erkennt man also die Wichtigkeit dieser Bauanlagen, worüber in dieser Sammlung zwar nicht systematische, aber doch viele wichtige, Aufschlüsse gegeben werden.

In dem Vorberichte zum ersten Bande giebt Hr. *Brunings* Nachricht von der Veranlassung der Herausgabe dieser Sammlung, und er schliesst denselben mit der Anführung der merkwürdigen Worte, deren sich die Committée von Holland in dem Beschlusse, wodurch sie den Druck dieser Nachrichten verordnete, bediente: „die Wasserbaukunst sehen wir als eine Wissenschaft an, wobey unser Vaterland, welches nur allein durch sie ausser dem Wasser gehalten wird, stehen oder fallen muss." Wer erinnert sich bey derselben nicht an die höchst unglückliche Ueberschwemmung dieses Jahres, wodurch mehr als 60 Quadratmeilen, in der batavischen Republik, überströmt waren?

Aus dieser Sammlung, zu der wir ausser einem Inhaltsverzeichnisse, eine Einleileitung von Hn. *Brunings* verfasst, gewünscht hätten, worin eine räsonnirende Darstellung von dem Zweck und den Wirkungen der so wichtigen Bauvorfälle gegeben worden wäre, sehen wir: dass diesem um sein Vaterland, und was noch mehr ist, um die Wissenschaften so hoch verdienten Manne, die wichtigen Verbesserungen der holländischen Flüsse lediglich und allein beyzumessen sind.

Auffallend muss es aber wohl jedem Leser seyn, dass, so gross auch der Einfluss von der zweckmässigen Führung der Wasserbaugeschäfte für dieses Land ist, doch in diesen Geschäften ehedem gar kein Zusammenhang war. Jede Provinz bauete für sich, ja sogar zum Nachtheil einer andern; hatte seine eigenen Hydrotecten. Wir sehen z. B. aus dieser Sammlung, vorzüglich aber aus ältern Verhandlungen, wie die Provinzen Utrecht, Geldern und Overyssel sich zum öftern gegen die Verbesserung dieser Flüsse gesträubt haben; dass die Stromkundigen der zwey ersten Provinzen solche Räsonnements aufstellten, welche allen wissenschaftlichen Grundsätzen, selbst der Erfahrung widersprachen. So sehr auch die Mündung des Pannerdenschen-Canals sich erweitert hatte, und die alte Ysselmündung versandet war; so häufig auch deswegen der Leck und Niederrhein Ueberschwemmungen verursachten; wenn gleich das Dorf *Herwen*, welches an der Oberwaal lag, im J. 1764 vom Strom gänzlich verschlungen war; und so dringend endlich die einsichtsvollen Hydrotekten — Lulofs und Brunings — die Ausführung des Bylandschen Durchstiches anriethen; so waren doch noch immer die Provinzen Utrecht und Geldern gegen diese Vorschläge, bis endlich Friedrich der Grosse der Sache eine erwünschte Wendung gab. Mit der ihm, in allen Geschäften, eigenen Energie, erklärte er, durch seinen Minister im Haag, dass im Fall die Generalstaaten sich nicht zu der Ausführung des schon längst projectirten Bylandschen Durchstiches entschliessen würden, er sich genöthigt sehe: einige holländische Deiche, zu Gunsten der Polder von Huissen, Malburgen und Lymers durchstechen zu lassen. Diese kraftvolle und der Sache angemessene Erklärung wirkte auf die betheiligten Provinzen, die — sich jetzt schämen mussten, zu ihrem eigenen Besten auf eine

eine solche Weise genöthigt zu werden. In eine Unterhandlung mit den preufsischen Commissarien konnten sie aber nicht treten, da sie selbst untereinander uneins waren. Endlich entschlossen sich, nach einer im Februar 1769 im Haag fruchtlos gehaltenen Zusammenkunft, die Provinzen Holland und Geldern allein mit Preufsen zu unterhandeln, da der Durchstich zum Theil durch preufsisches Territorium geführt werden mufste. Und im J. 1771 ward dessen Ausführung, so wie die Ausführung des Ysseldurchstiches, festgesetzt. Jene Provinzen trugen die Kosten, die sich bis 1793 auf 1,213,190 fl. beliefen.

Nachahmungswerth sind die Untersuchungen, welche, während man die Arbeiten ausführte, angestellt wurden.

Die sehr genau aufgenommenen und schön gestochenen hydrotechnischen Karten sind musterhaft, und enthalten gleichsam die Geschichte von den Wirkungen, welche Brunings mit den Bauwerken hervorzubringen wufste. Wichtig sind insbesondere die Geschwindigkeitsmessungen, welche Hr. *B.* mit seinem Strommesser, durch die Landmesser Beyerinck, Conrad und Engelmann, anstellen liefs, und die im zweyten Bande vollständig abgedruckt sind. Wir wollen einige Resultate davon anführen. Als bey einer Wasserhöhe von 11 Fufs am Arnheimer Pegel (im J. 1789) die ersten Messungen angestellt wurden, führte der unvertheilte Niederrhein 40,[illegible] Cubikfufs; der vertheilte 34,143 Cubikfufs und die Yssel 11,243 Cubikfufs in der Secunde. 2) Bey 3 Fufs 6 Zoll an demselben Pegel betrug (im J. 1790) die Wassermenge der unvertheilten Waal 54,431 C. F.; der vertheilten 37,175 C. F.; des Pannerdenschen Canals 16,237 C. F.; des unvertheilten Niederrheins 17,197 C. F.; des vertheilten 13,727 C. F.; der Yssel 2,851 C. F. 3) Im J. 1792 bey 8 Fufs 10 Zoll 9 Fufs 3 Zoll Arnheimer Pegel, führte die unvertheilte Waal ab 109,787 C. F.; die vertheilte 73,844 C. F.; der Pannerdensche Canal 33,767 C. F. u. s. w. Drückt man bey der ersten Messung die Wassermenge des unvertheilten Rheins durch 100 aus; so war die des vertheilten = 73,1, die von der Yssel = 24,1. Diese letzten verhielten sich demnach wie 1 : 3,04. Nimmt man bey der zweyten Messung die Wassermenge der unvertheilten Oberwaal = 100; so ist die der Niederwaal = 68,3; die des Pannerdenschen Canals = 30,7; die der Yssel = 5,2; die des getheilten Niederrheins = 25,5; die von dem ungetheilten Niederrhein und der Waal zusammen = 99. Der Unterschied der Messungen im obern Strome und in diesen beiden zusammen betrug demnach $\frac{1}{100}$ der gesammten Wassermenge. Die Wassermenge des unvertheilten Niederrheins = 100 gesetzt; so war die des vertheilten = 82,1 und die der Yssel = 7. Folglich der Unterschied 0,9 u. s. w.

Diese Messungen geben ferner das wichtige Resultat: dafs die gröfste Geschwindigkeit keinesweges in der Oberfläche der Ströme, sondern einen und mehrere Schuh darunter anzutreffen ist; und hiedurch wären also alle Geschwindigkeitsscalen widerlegt, wobey die gröfste Geschwindigkeit in der Oberfläche des fliefsenden Wassers angenommen ist. Das Werkzeug, das Hr. *B.* erfunden hat, um die Geschwindigkeit des fliefsenden Wassers in allen Tiefen zu messen, dessen man sich hier bediente, beschreibt er in dieser Sammlung genau, und ein schönes Kupfer davon macht die Beschreibung sehr verständlich.

Wichtig und lehrreich für die Praxis des Wasserbaues sind noch die Beschreibungen der Bauarbeiten, bey den zwey Durchstichen, und der Mittel, deren man sich bediente, um zum Ziel zu gelangen, das ist diese Durchstiche zu vertiefen. Zur Vertiefung des Bylandschen Durchstiches liefs Brunings zu beiden Seiten Leitdämme aufführen, welche den hohen Strom einengten; mithin sein Vermögen auf das Bett zu wirken, d. i. seine Geschwindigkeit vermehrten. Den Ysseldurchstich vertiefte er mittelst Anlegung eines Schöpfwerkes an dem Separationspuncte, und die Leitdeiche an der Yssel liefs er gleich in der nöthigen Entfernung aufführen, so dafs sie fortdauernd als Banndeiche liegen bleiben konnten.

Aus dem vollständigen Berichte, womit der zweyte Band anfängt, ersehen wir: dafs aufser diesen Durchstichen noch mehrere Bauwerke angelegt sind, womit Hr. *B.* diese Flüsse corrigirte. Unter allen ist aber das Separations- oder Schöpfwerk, welches die Waal vom Pannerdenschen Canal trennt, das wichtigste. Damit wufste Hr. *B.* die Mündungen der Waal und dieses Canals zu verbessern, und eine gute Wasservertheilung zu bewirken. Geht man den Wirkungen dieses Schöpfwerks, mit Hülfe der hinzugefügten Karten, der Messungen der Geschwindigkeiten, so wie der Bestimmung der Profilgröfsen mehrerer Queerschnitte, nach; so wird es evident, dafs das Schöpfwerk das wesentlichste Hülfsmittel war, um die Flüsse Waal und Rhein regelmäfsig zu vertheilen. Diese nöthige Erfahrung beweist es denn auch: dafs die Schöpfwerke beym Flufsbau, wenn sie zweckmäfsig angelegt werden, wesentlich zur Correction beytragen. Wie kann man auch ohne sie die in verschiedene Aeste sich ausbreitenden Ströme hydrotechnisch vortheilhaft vertheilen? Ohne sie und ohne Durchstiche wird der Hydrotekt nie im Stande seyn, Correctionen grofser Flüsse zu bewerkstelligen, Eisstopfungen und Inundationen zu verhindern, und alle diejenigen Hydrotekten, welche mit blofsen Uferbauwerken allgemeine Correctionen vornehmen wollen; die den Schöpfwerken keine grofse Wirkungen zugestehn; — können sich hier eines bessern belehren.

Wenn wir nun die am Ende dieser Schrift gegebenen Tiefenmessungen mehrerer Querprofile sorgfältig mit einander vergleichen; so werden wir in der Mündung des Pannerdenschen Canals eine Abnahme der mittlern Tiefe, und der Profile gewahr. Hieraus folgt demnach: dafs der Strom jetzt mit einer geringern Geschwindigkeit fliefst als ehemals. Wäre dies nicht der Fall, so hätten sich die Profile nicht verringern können. Der Pannerdensche Canal führt sonach beym niedrigen und mittlern Wasserstande (als worauf die Profile reducirt sind) eine kleinere Wassermenge

menge als 1786 ab. Auch die Resultate der Geschwindigkeitsmessungen zeigen es, dass derselbe während seines hohen Standes, einen grössern Strom als bey niedrigem empfängt, nämlich im Verhältniss der Wassermenge des unvertheilten Flusses; denn sonst versteht sich dies wohl von selbst. Diese in der Sammlung mitgetheilten Tiefen- und Geschwindigkeitsmessungen beweisen daher, wie das Separationswerk dergestalt verlängert werden müsse, so dass der Pannerdensche Canal beym niedrigen Strom, eine grössere und beym höhern eine geringere Wassermenge (im Verhältniss der Wassermenge des unvertheilten Stroms) empfangen müsse.

Wichtig sind in dieser Sammlung insbesondere noch die Anmerkungen, welche Hr. *B.* von dem Unterschiede des Wasserstandes der Waal und des *Rheins* verfasset hat. Er hat darin mit vieler Gründlichkeit erwiesen: wie die beobachtete Verschiedenheit im Stande der Oberfläche zweyer Flüsse, — die Aeste eines Hauptstromes sind, — keineswegs auf die Verschiedenheit der Wassermengen selbst schliessen lasse, und dass man lediglich diese mit Hülfe der Geschwindigkeitmessungen in Erfahrung bringen könne. Er bemerkt: „der abwechselnde Unterschied von dem Stande der Flüsse könne eines Theils von der Verbesserung der Mündungen herrühren; andern Theils aber auch entstehen, wenn sich oberhalb Arnheim das Bett erhöhet hätte und die Profile geschmälert worden wären.' Auf diese Weise könnte also im Niederrhein Retardation des Stromes bewirkt werden. Ferner könne auch unterhalb Nymegen eine Verengung und Erhöhung des Bettes entstanden seyn, wodurch die Waal in ihrem Stande erhöhet worden sey. Alles, was sich also mit Gewissheit aus der Verschiedenheit der Wasserstände schliessen liesse, beschränke sich auf eine in der Neigung der Flüsse vorgefallene Veränderung, ohne gerade bestimmen zu können, ob der eine Fluss jetzt mehr oder weniger Wasser abführe als ehemals. Wenn man sich erinnere, sagt Hr. B.: dass das Vermögen der Ströme weder aus dem Inhalt der Profile noch aus dem localen Stande der Wasserhöhen an den Pegeln, sondern aus der mittlern Breite, Tiefe und Geschwindigkeit bestimmt werde, so wird das wahre Verhältniss dieser Ströme nie anders berechnet werden können (wer kann die Nützlichkeit dieser Kenntniss in Zweifel ziehen?), als mit Hülfe der Geschwindigkeitsmessungen. So lange wir also nicht wissen: 1) Ob die Neigung in beiden Flüssen (im Rhein und in der Waal) regelmässig abhängend ist, und so lange wir 2) nicht mit Gewissheit bestimmen können: ob die bemerkten Veränderungen des Standes der Oberfläche beider Flüsse hydrotechnisch wohlthätig oder schädlich sind; so lange bleiben alle Räsonnements darüber unzuverlässig. Hr. B. schlägt nun vor: die Neigung der Flüsse abzuwiegen, und wir haben mit Vergnügen aus dem 1. B. der *allgemeinen auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst* bemerkt: dass ein grosser Theil dieser Flüsse bereits von dem Ingenieurobrist *Krayenhoff*, nach diesem Vorschlage, nivellirt worden ist.

Die Entwürfe dieser Bauwerke, welche eine Schule für jeden Hydrotekten, der an Flüssen bauet, sind, müssen dem Hn. B. unendliche Mühe verursacht haben, da er sehr oft mit der unbeschreiblichsten Unwissenheit anderer, als Wasserbaumeister angestellten Personen, zu kämpfen hatte. Den committirten Räthen von Holland und Westfriesland gereicht es indessen auch zur besondern Ehre, dass sie dieses Mannes Talente und Rechtschaffenheit, womit er sich um das Vaterland in mehr als einer wichtigen Bauangelegenheit verdient gemacht hat, eifrig unterstützten, und ihm im J. 1777 (B. 1. S. 27.) eine jährliche Zulage von 600 fl. verschafften.

Für Deutsche ist es erfreulich, dass Hr. Wiebeking in dem ersten Theil der *allgemeinen Wasserbaukunst* alle in diesem Werke enthaltenen wichtigen Resultate schon aus dem Manuscript benutzt hat. Auch ist in diesem Bande schon der Bruningsche Strommesser beschrieben. Wir wünschen nun, dass in dem zweyten Bande jenes Werks die übrigen wichtigen praktischen Notizen, die sich in dieser Sammlung befinden, benutzt werden mögen.

PHILOLOGIE.

LONDON: *The voyage of Hanno, translated, and accompanied with the Greek Text; explained from the accounts of modern travellers; defended against the objections of Mr. Dodwell and other writers; and illustrated by maps from Ptolemy, d'Anville, and Bougainville.* — By Thomas Falconer A. M. Fellow of C. C. C. Oxford. 1797. XVI. u. 105 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Des Karthaginiensers *Hanno* Entdeckungsreise an der Westküste von Africa bis zur Nähe des Aequators hat von jeher viele Gegner gefunden, welche die Aechtheit derselben, oder wenigstens des noch vorhandenen griechischen Aufsatzes, theils bezweifelten, theils verwarfen; aber auch eine beträchtliche Anzahl von Vertheidigern, Uebersetzern und Erklärern, welche sie als ein schätzbares Denkmal aus dem hohen Alterthume betrachteten. Hr. *F.* gehört unter die letztern; er liefert eine wohlgerathene Englische Uebersetzung; und um dem Leser die Beurtheilung derselben zu erleichtern, setzt er den Griechischen, aus den *Geographis Graec. Min.* sehr niedlich abgedruckten Text zur Seite. Die Einleitung kämpft vorzüglich gegen D. Simonds, der es für keinen Beweis der Aechtheit alter Nachrichten will gelten lassen, wenn die Erzählungen neuerer Reisenden mit ihnen übereinstimmen, weil kein Betrüger je so einfältig seyn konnte, lügenhafte Erzählungen seinen Zeitgenossen glaubhaft machen zu wollen, ohne zugleich die Hauptzüge aus zuverlässigen in der Geschichte und Geographie gegründeten Thatsachen zu entlehnen. Wenn von Ländern die Rede ist, deren Lage lange schon bekannt war, und wo sich bloss in einzelnen Theilen eine Lüge hin und wieder einschieben lässt, so mag eine solche Zweifelsucht nicht im-

immer übel angebracht seyn; nimmt man aber einen Griechen aus dem entfernten persischen Zeitalter für den Erdichter der Reise an; so wird die Sache zur offenbaren Unmöglichkeit, weil den Griechen diese Küste völlig unbekannt war und blieb, und weil ein blosses Ungefähr nie so viele mit der wahren Lage der Küste zutreffende Nachrichten geben kann, als sich hier durch neuere Reisende finden. Ein Betrüger hat doch auch sicher Absichten bey seinem Betrug; war er ein Karthaginienser, so wollte er vielleicht seine Landsleute durch das Versprechen grosser aufzufindender Reichthümer reizen; war er ein Grieche, so wollte er wenigstens die Neugierde spannen, oder durch schöne Beschreibungen von aufgefundenen Wunderdingen seinem Buche Leser verschaffen. Dies alles sucht man aber vergeblich beym Hanno; seine Erzählung ist kurz und trocken, sie giebt bloss die Beweggründe der Reise an, die Lage der Küste nach ihren einzelnen Richtungen und die Namen der auf Befehl des Karthaginensischen Volks angelegten Colonien. Mehr brauchte der Schiffer nicht zur Belehrung bey spätern Fahrten; und daher vermuthet der Vf. mit Recht, nur als Unterricht für diesen sey die kurze Nachricht öffentlich ausgefertigt, eben deswegen auch die ganze Fahrt von Karthago bis nach Herkul's Säulen als allgemein bekannt übergangen worden. Die einzelnen Theile der Westküste sind aber so deutlich bezeichnet, dass auch der neuere Schiffer sie noch mit Sicherheit auffindet. Daraus folgt also der natürliche Schluss, die Reise hat innere Wahrheit, der Mann, der sie machte, mag nun Hanno geheissen haben oder nicht. Da aber auch für den, welcher die Wahrheit der Erzählung im Ganzen als erwiesen annimmt, doch bey einzelnen Stellen, theils gegründete Zweifel, theils Dunkelheiten übrig bleiben; so hat Hr. *F.* in der angehängten ersten Dissertation die wichtigsten derselben nach neuern Reisebeschreibern zu heben gesucht. Den Anfang, welcher in der dritten Person von dem Befehle spricht, welchen Hanno durch die Karthager erhielt auf Untersuchungen auszugehen, und der gegen die ganze übrige Erzählung absticht, wo immer in der ersten Person gesprochen wird: „als wir die hohe See gewonnen und die Säulen hinter uns gelassen hatten etc.“ erklärt Hr. *F.* für eine von den Karthaginiensern selbst beygefügte Aufschrift. Er hält die 30,000 Colonisten auf 60 Fahrzeugen von 50 Rudern für keine übertrieben grosse Anzahl, weil die Geschichte den Beweis liefert, dass die Karthaginienschen Kriegsschiffe gewöhnlich 500 Mann führten. Vielleicht geht er etwas zu leicht über diese Schwierigkeit hinweg; denn die grossen Fünfruderer fassten freylich 500 Mann, aber nicht ein Eindecker von 50 Rudern; eigentliche grosse Kriegsschiffe lassen sich bey einer solchen Reise, wo jeder Theil der Küste untersucht werden sollte, gar nicht denken. Vielleicht giebt aber Hanno nur die Zahl der bewaffneten Fahrzeuge an, und übergeht die Transportschiffe; oder bestand ja die ganze Flotte nur aus den 60 Schiffen; so entstand Ueberladung, wie beym Sklavenhandel, welche aber immer abnahm, so wie man weiter segelte, wegen der unterwegs angelegten Colonien. Die häufigen Feuer, welche die Flotte an der südlichsten von ihr befahrenen Küste viele Tage oder vielmehr Nächte hinter einander bemerkte, erklärt der Vf. nach Bruce von den Schäfern, welche das dürre Gras anzünden; und die Feuerströme, welche man in die See fliessen sah, für das brennende Gras in dem Bette der während der dürren Jahrszeit vertrockneten Wadi oder Flüsse. Die Schwierigkeiten sind aber durch diese, obgleich schöne Erklärung nicht gehoben; denn sie als Afrikaner fanden den Fussboden an der Küste, wo es nicht brannte, so heiss, dass man nicht darauf gehen konnte, die Furcht vor dem aus allen Gegenden ertönenden Geschrey trieb sie an, bey Nacht ihre Station zu verlassen, und das beständige hochauflodernde Feuer auf dem Gipfel eines hohen Bergs lässt sich kaum anders als durch einen Vulcan erklären. — Die *Gorillen*, oder haarichten Menschen, von denen die Schiffer mit äusserster Mühe wohl einige Weibchen fingen, nie aber sie bändigen konnten, erkennt der Vf. wie alle übrige Ausleger für grosse Affen, Pongos genannt. Uebrigens nimmt er durchgehends *Bougainville's* Erklärungen an, fügt die Karte dieses Franzosen, auch die Seeküsten von Afrika nach d'Anville und des Ptolemäus Zeichnung seinem Buche bey, und kämpft dann in der zweyten Dissertation Schritt vor Schritt gegen *Dodwell's* Einwürfe, die sich an der Spitze des ersten Bandes der *Geographi Gr. Minores* befinden. Fast überall kämpft er siegend, und fügt noch manches Einzelne zur Erklärung seines Schriftstellers mit vieler Belesenheit bey. Er hätte sich vielleicht die ganze Mühe ersparen dürfen; denn nur wenige Gelehrte werden in unsern Tagen den Behauptungen dieses nie auf das Reine kommenden Mannes, wofür ihn Hr. *F.* erklärt, folgen. —

* * *

Berlin, b. Hartmann: *Der gutmüthige Onkel.* Ein Schutzpatron treuer Liebenden. Oder die erschwerte Eheverbindung des Franz Rosenberg's und der Emilie von Wank. Eine wahre Geschichte des letzten Jahrzehends, von *A. Wessling.* Zweyte verbesserte Auflage. 1799. 374 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 184.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Julius 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lissabon: *Memorias da Academia real das sciencias de Lisboa.* Tom. I. Desde 1780 — 1788. 1797. 577 S. 4.

Es macht der portugiesischen Literatur keine Ehre, dass der erste Band der Abhandlungen ihrer Akademie so spät erscheint, und beweist zugleich, dass im Ganzen noch wenig Sinn für Literatur in jenem Lande herrscht. Man stiftete die Akademie, um andern Reichen nichts nachzugeben, und auf den Betrieb einiger eifrigen Männer, denen die Wissenschaften wirklich am Herzen lagen. Der erste Secretär Hr. Correa da Serra, hatte Verdruss von der Geistlichkeit, und war endlich gezwungen, Portugal zu verlassen und nach England zu gehen, wo ihn Rec. als einen kenntnissreichen, aufgeklärten Mann kennen lernte. Der jetzige Secretär oder vielmehr Substitut, Hr. Stockler, war seines Elogiums von Alembert wegen ebenfalls in Anspruch genommen, gerade als Rec. Lissabon in diesem Jahre verliess. Das sind die Schicksale der beiden ersten und aufgeklärten Secretäre dieser Akademie. Wirklich ist dieser Band reich an interessanten Abhandlungen. Voran geht die Dedication des Präsidenten der Akademie, des Herzogs von Lafones, an die Königin. Dieser Herr ist bey einem sonderbaren Charakter doch ein aufgeklärter Mann und ein wahrhafter Beschützer der Gelehrten, der sich des Hn. Correa sehr annahm; aber was vermag ein solcher Mann, wenn er gleich aus der königlichen Familie entsprossen, und einer der ersten im Reiche ist, gegen die Väter vom Oratorium! — Die hier gelieferten Abhandlungen sind folgende: 1) *Allgemeine Auflösung des Keplerschen Problems über die Ausmessung der Fässer* von *José Monteiro da Rocha.* Der Vf. findet zuerst eine Formel für die Solidität eines Segments eines durch die Umdrehung erzeugten Körpers, welches durch eine mit der Axe des Fasses parallelen Ebene abgeschnitten ist. Der Ausdruck ist zu verwickelt, wenn man die krumme Linie als einen Kegelschnitt allgemein betrachtet, wie doch nöthig ist; der Vf. läst also einen Terminus, der integrirt werden soll, weg, und sucht den andern durch Näherung. Er vergleicht seine Näherung zuerst mit wirklichen Rechnungen, wo man die krümmung Parabel etc. setzt, dann mit wirklichen Versuchen, und findet sie sehr befriedigend. Er schlägt also diese Art zu rechnen vor, die aber nun die Krümmung zu bestimmen, Messung des Durchmessers am Spundloche erfodert, und berechnet darauf Tafeln. 2) *Domin. Vandelli Florae et Faunae lusitanicae Specimen.* Ein trocknes Namenverzeichniss, aber später besonders herausgegeben. Der Tadel im *Monthly Review* ist also zum Theil ungerecht. 3) *Ed. de Vulcano Olyssiponensi et montis Erminii.* Aeusserst dürftig. Weil die Schichten und Lagen des Basalts bey Lissabon eine übereinstimmende Neigung haben, sind sie nicht ausgeworfen. Der *Vulcanus montis Erminii (Serra de Estrella)* besteht darin, dass am Lomba das Cancellas gegen Norden und Osten von Manteigas der Schiefer Spuren von Schmelzung zeigen soll. Rec. sah an diesem Gebirgen keine Spuren von Basalt oder etwas ähnlichem. 4) Ueber die *magnetische Kraft* von *João Antonio Della Bella.* Der nun verstorbene Vf., ein Italiener, liefert eine Reihe merkwürdiger Versuche mit einem grossen Magneten im Cabinette zu Coimbra angestellt, der einst als ein Geschenk vom chinesischen Kaiser an Johann V. geschickt wurde. Seine Kraft ist veränderlich; er hielt einst 202 Pf. Er stellt den Magnet mit seinem Meridian senkrecht auf eine Horizontalfläche, nähert ihm dann Stücke von Eisen oder andern Magneten, welche an eine Wage gehängt sind, und bemerkt die Störung des Gleichgewichts. Er supponirt einen Punct in dem Magneten als Mittelpunct der Anziehung, und findet dann, dass in einer Entfernung von drey Linien bis zwey Zoll, die Stärke der Anziehung sich umgekehrt verhalt, wie die Quadrate der Entfernung. In einer grössern Entfernung aber konnte er keine Regel finden. Auch Versuche über die Zurückstossung, wo aber die Resultate nicht so deutlich sind. 5) Fortsetzung der vorigen Abhandlung. Versuche mit eisernen magnetischen Stangen gaben das vorige Resultat. Dünne Cylinder wirken mehr als dicke. Ein zugespitzter Körper zeigt geringe Unterschiede von einem stumpfen, so viel sich bemerken liess. Mit Stahl sind die Versuche unsicherer. Eine Magnetnadel wurde von einer eisernen Stange, die im Wirkungskreise des grossen Magneten war, in einiger Entfernung indifferent angezogen; dann kehrten sich die Pole um. 6) Ueber die wahren *Grundsätze der Fluxionen* von *Borja Garcão Stockler.* Es giebt immer eine Fluxion, wie dieselbe Veränderung in derselben Zeit auf eine gleichförmige Weise hervorbringen würde, welche eine jede andere hervorbringt. Er nennt sie hypothetische Fluxion. Nun ist die Zunahme oder Abnahme $= t \Delta x$, wenn Δx die Fluxion und die Veränderung gleichförmig, also auch wenn Δx die hypothetische Fluxion ist. Wenn $t = \frac{1}{\infty}$ oder $= 0$ so kann Δx der wahren dx so nahe kommen als man will, sagt der Vf. ganz kurz.

Nun ſey $F\varphi$ eine Function von φ ſo iſt ſein $t\Delta F\varphi = F\varphi + t\Delta F\varphi - F\varphi$ und $\Delta F\varphi = \frac{F(\varphi + t\Delta\varphi) - F\varphi}{t}$.

Für $t = 0$ verwandelt ſich Δ in d. Allein hier wird alles $= \frac{0}{0}$ man bedenke alſo, daſs ſich $F(\varphi + t\Delta\varphi)$ in $F\varphi + p' t \Delta\varphi + p'' t^2 \Delta\varphi$ etc. verwandeln laſst, wo p' p'' verſchiedene Functionen von φ ſind, man hat alſo $dF\varphi = p' d\varphi$. Da der Vf. hierauf eine Anleitung zur Differential- und Integralrechnung gebauet hat, die beſonders erſchienen iſt; ſo wollte Rec. dieſes kurz anführen, welches hinreicht, um Sachverſtändigen zu zeigen, daſs dieſe Methode bey uns nicht neu iſt. Der Vf. geſteht auch, daſs ſie im Grunde die Newtoniſche Methode der Grenzen ſey, und noch mehr ähnliches mit Bernoulli's Methode habe; aber er ſcheint Kaſtner und Karſten etc. nicht zu kennen. 7) *Zuſatze zu Fontaine's Regel, um die Probleme, die ſich auf Quadraturen zurückführen laſſen, durch Naherung aufzulöſen* von *Joſé Monteiro da Rocha*. Die Akademie hatte 1782 den Beweis, welcher höchſt leicht iſt, als eine Frage aufgegeben. Der Vf. entſchuldigt die Akademie; es ſey eigentlich um eine beſſere Convergenz der Reihe zu thun geweſen, die er hier giebt. 8) Beobachtungen über *Verfinſterungen durch Jupiters Trabanten* im königlichen Collegium zu Maſra 1785 angeſtellt von *Joaquim de Aſſumpção Velho*. 9) Abhandlungen für die *Geſchichte der Geſetzgebung und Gebrauche in Portugal*, von *Antonio Caetano do Amaral*. Erſte Abhandlung. Zuſtand von Luſitanien bis es eine römiſche Provinz wurde. Sehr dürftig; der Stil gezwungen und ſchlecht. 10) *Verſchiedene Bemerkungen aus der Chemie und Naturgeſchichte* von *Domingos Vandelli*. Rec. kann nicht umhin, den deutſchen Naturforſchern zu ſagen, daſs dieſer Vf., bekannt durch ſeine Verbindungen mit Linné, äuſserſt arm an gründlichen Kenntniſſen, ein Charlatan und Intrigant iſt. Hier findet ſich folgendes. Natürliches Berlinerblau, d. i. verturkiſte Knochen von *Minas geraes*, und ein paar chemiſche Proben damit. Mittel die Kraft des Schieſspulvers zu vermehren, indem man den Salpeter in Waſſer auflöſst, das mit brennbarem Gas geſchwängert iſt (!), auch Kohlen und Schwefel damit beſprengt. Dieſes Waſſer erhält man bey der Zerſetzung deſſelben in eiſernen glühenden Röhren, wenn man mehr Waſſer anwendet, als zerſetzt werden kann. Queckſilber zu fixiren. Er läſst Queckſilberdämpfe durch ein eiſernes Rohr gehen, das mit Nägeln gefüllt war und in glühenden Kohlen lag, und fand die Nägel von einer ſilberweiſsen, zinnartigen Subſtanz überzogen. Stahl zu machen. Bey der Zerſetzung des Waſſers in glühenden Röhren werden die hineingelegten Nägel zuerſt Stahl, dann mineraliſcher Mohr. Endlich Nachricht von einer höchſt merkwürdigen Stufe gediegenen Kupfers. Sie wurde im Thale von Cachoeira in Braſilien gefunden, iſt 3 Fuſs hoch, 2 Fuſs lang und breit, und wiegt 2616 Pfund. Sie iſt ganz rein nur mit ſehr wenig grünem Kupferocher bedeckt. Als ſie Rec. im königlichen Naturalien-Cabinet ſah, hatte man die Thorheit gehabt, eine Inſchrift auf der einen Seite zu machen. 11) Bemerkungen über ein *vegetabiliſches Hygrometer* von *Anton. Soarez Barboſa*. Er verfertigt es von den Schnäbeln der Saamen des *Geranium moſchatum* und *malacoides*, (die zu den gemeinſten Arten in Portugal gehoren). Es ſoll ſehr empfindlich ſeyn. Der Vf. kennt die Neuern nicht; nur du Luc erſtes Hygrometer. Zugleich Betrachtungen über die Structur der Pflanzenfibern. 12) Phyſikaliſche Beobachtungen über *ſechs Wetterſchläge*, welche das königliche Gebäude bey Maſra in verſchiedenen Jahren trafen von *Joaquim da Aſſumpção Velho*. Sehr weitläufig. Das ungeheure von Johann V. angelegte Kloſtergebäude wurde ſchon ſechsmal von Blitze getroffen, ſehr oft alſo, beſonders für Portugal. Der letzte wählte nicht den höchſten Thurm, ſondern den mittlern, wegen des Dampfes von Lichtern, da eben Gottesdienſt war. 13) Ueber die *Breite und Länge von Liſſabon*, und Erzählung der aſtronomiſchen Beobachtungen, wodurch ſie beſtimmt wurden von *Cuſtodio Gomes de Villasboas*. Nach Hell's Methode fand ſie die Breite 38° 42′ 58″, 5. Aus vielen fremden, auch aus eigenen Beobachtungen giebt er die Länge des Commerzplatzes zu 11° 29′ 15″ weſtlich von Paris an. 14) *Aſtronomiſche Beobachtungen neben dem Caſtell von Rio Janeiro angeſtellt* von *Bento Sanches Dorta*. Er ſetzt die Breite 22° 54′ 18″, 5 S., die Länge 34° 9′ W. von Liſſabon. 15) *Meteorologiſche Beobachtungen in der Stadt Rio Janeiro*, gemacht von demſelben. Bloſs über die Wärme, Magnetnadel, Zuſtand der Luft, nicht über das Barometer. Von wem ſeine Inſtrumente waren, ſagt er nicht. Zuerſt über acht Monate 1781. Die gröſste Kälte d. 15 Jun. bey SO. 61° 5. Fahr., die gröſste Wärme den 16ten Nov. 83°, 5. Regen 7 Zoll, 3, 32 Lin. 4 Südlicher gr. Abweich. 7° 27′ 22″ O. Dann über 1782 gr. Kälte d. 4 Jul. 56½° bey O., gr. Warme den 8 Febr. 89° bey SO., mittl. Warme 73°, 89 Regen 47 Z. 1 Lin. gr. Abw. 7 . 10 viele Südlichter. Dann über 11 Monate 1783 gr. Kälte den 21 Jul. 59° bey O., gr. Warme den 20 Jan. 89½° bey NO., mittl. Wärme 75°. Regen 40 Zoll 4, 9 Lin. gr. Abw. 7° 6 den 19 Febr. eine unbewegliche Feuerkugel bey einem Gewitter um 7 Uhr 40′ des Abends, ſie hatte 4° im Durchmeſſer, war 30° über den Horizont, verloſch um 8 Uhr 15. 16) *Ueber die Ungewiſsheit*, worin man *wegen des Urſprungs der Myrrhe* iſt, und Nachricht von einem Strauche, der dieſelben Eigenſchaften hat von *João de Loureiro*. Dieſer Strauch wächſt in Cochinchina — der Vf. nennt ihn *Laurus Myrrha*. Das Oel iſt davon gebräuchlich. Harz ſah der Vf. nicht. 17) *Ueber das Hirtengedicht der Portugieſen* von *João de Foyos*. Nur der Anfang, alſo über das Hirtengedicht überhaupt, aber unbedeutend. 18) *Ueber die Natur und den wahren Urſprung des Aloeholzes* von *João de Loureiro*. Er nennt den Baum *Aloexylum verum*, er gehört zur *Decandria Monogynia*, iſt eine *leguminoſa ſubpapilionacea*. Das Holz riecht überhaupt nicht; nur

nur die Knoten und Adern in den kranken Bäumen. Da der Baum in den unbewohnten Gebirgen von Cochinchina wächst; so versammeln sich die Einwohner in Haufen, um das Holz zu sammeln. Die Rinde dient zu Papier, zu den Scheiterhaufen der Könige, in der Medicin, kurz als Wohlgeruch. 19) *Astronomische Beobachtungen*, angestellt in der königlichen Buchdruckerey neben dem Collegium der Adlichen (*zu Lissabon*) von *Francisco Antonio Ciera.* 20) *Meteorologische Beobachtungen* im Jahre 1783 angestellt auf dem königlichen Collegium zu Mafra von *Joaquim de Assumpção Velho.* Das Barometer und Thermometer war von Nairne verfertigt. Die gröfste Wärme 91° Fahr. kleinste 36, mittlere 55, gr. Höhe des Barometers 27' 10. geringste 26 8 mittl. 27 5. Regen 2 Fufs, 3 Zoll, 9, 1 Lin. 21) *Meteorologische Beobachtungen* ebendaselbst im Jahre 1784 angestellt von demselben. Dieses mal beobachtete der Vf. ein selbstgemachtes Barometer. Gröfste Wärme 93°, geringste 35 mittl. 55. gr. Barometer-Höhe 27' 10, 7', geringste 26' 9'' mittl. 27' 5'', 4 Regen 45 Zoll. Also war die Hitze gröfser als zu Rio Janeiro in Brasilien in demselben Jahre. Mafra hat aber eine kühle Lage; es befindet sich nämlich am Ende einer Gebirgskette, die sich dort gegen das Meer zu verläuft. Im Innern des Landes ist die Hitze viel gröfser. Nun folgen Abhandlungen von Correspondenten: 1) Auflösung des *Problems*, welches von der Akademie aufgegeben wurde, *über Fontaine's Näherungs-Methode* von *Manuel Joaquim Coelho de Maia.* S. oben Nr. 7. der Beweis ist viel leichter zu finden. 2) Beobachtung der *Emersion der Sonnenfinsternifs* den 17 October 1781 *zu Carthagena* von *Jacinto Ceruti.* Diese Abhandlung ist spanisch geschrieben. 3) *Beobachtungen zu Rio Janeiro* 1782 mit einem achromatischen Fernrohr von 3½ Fufs angestellt von *Francisco de Oliveira Barbosa.* Als Beschlufs *Elogio historico de Jean le Rond Alembert* von *Francisco Borja Garção Stockler.* Dieses Elogium ist mit einer edeln Freymüthigkeit in einer schönen Sprache geschrieben. Die Portugiesen haben wenige, vielleicht gar keine, prosaische Schriften, die dem classischen so nahe kamen, als dieses Elogium. Aber Alembert's Lob kommt für jenes Land zu früh. Der Vf. hat darüber Verdrüfslichkeiten gehabt, und es ist nichts mehr zu wünschen, als dafs dieser Mann, der seiner Nation Ehre macht, den Streichen der Dummheit und Bosheit entgehen möge.

VOLKSSCHRIFTEN.

Augsburg, b. Doll: *Sitten- und Exempelbuch zum Unterrichte für gemeine Leute* von *Franz Xaver Geiger*, Pfarrer zu Endriching, der Sittlichökonomischen-Gesellschaft zu Burghausen Mitgliede. Mit Bewilligung der Obern. 1798. 288 S. 8. (12 gr.)

Mit allem Rechte kann man dieses Volksbuch empfehlen, da es mit einem guten Vortrage (der nur durch *sehr wenige* Provincialismen, die man in einer solchen Schrift kaum für Fehler halten darf, entstellt wird) eine seltene Fafslichkeit verbindet; über alle Beziehungen des gemeinen Mannes sich ausbreitet, und nicht nur *allgemeine* Lehren giebt, sondern zugleich zeiget, *wie* man sie wirklich ausüben solle, wozu auch die Exempel beytragen, die noch überdies dem Vortrage Mannichfaltigkeit und Unterhaltung geben.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchhandlung: *Fragmente aus dem häuslichen Leben des Bürgers Klugmann und des Landmanns Fröhlich*, oder; *über die Glückseligkeit des Bürgers und Landmanns.* Ein unterhaltendes Lesebuch in den Winterabenden, von einem Freund der Bürger und Landleute. 1799. 317 S. (Mit Einschlufs eines *Vorberichts an die Leser*, nebst einer *Bitte an die Kunstrichter.*) 8.

Dafs in dieser Schrift gezeigt werden solle, wie ein *Bürger* und ein *Landmann*, aller Beschwernisse ihres Standes ungeachtet, doch zufrieden und glücklich leben könne, erhellt schon aus dem Titel, auch ist es *einigermafsen* im Buche selbst ausgeführet worden. In der Bitte an die Kunstrichter entschuldiget sich der Vf., ein Landpfarrer unter dem Namen *Baumann*, dafs er nicht nach den strengen Regeln eines Romans sein Thema ausgeführet habe. Dieses würde man auch nicht von ihm erwartet haben, und schon zufrieden gewesen seyn, wenn er, da einmal dieses Gewand gewählt war, nur auf eine angenehme Unterhaltung hingearbeitet hätte. Aber wie in aller Welt konnte er fortfahren, den Bauer Fröhlich mit seinen sonst nicht übeln Sitten- und Klugheitslehren zu unterhalten, da dieser die beunruhigende Nachricht wegen der Vorspanne und dem übeln Verhalten der bey ihm in Quartier liegenden Soldaten eben vernommen hatte? (S. 223.). Auch hört man immer den Pfarrer, er mag nun in seinem eigenen Namen, oder als *Buchbinder Klugmann*, als *Bauer Fröhlich*, als *Advocat Albrecht X*, als *Studiosus* und nachheriger *Schullehrer Preifsler* zu Birkheim, dem Wohnorte des Pfarrers, oder dessen *Baafe Auguste* schreiben und sprechen. Er läfst sogar den Bauer Fröhlich von seinen Kindern rühmen: „es sind zwey Buben und zwey Mädchen, schön wie der Vollmond, und wachsen wie die Weiden." — Noch tadelhafter finden wir die Menge Reichs-Provincialismen, die doch in einem allgemeinen Lesebuche hätten vermieden werden sollen und können, wie aus den ähnlichen Salzmannschen und Beckerschen Schriften erhellet, denen offenbar der Vf. obgleich mit ungleichen Kräften, nachzueifern sucht. Nicht weniger finden wir die vor einiger Zeit neumodische jetzt aber schon wieder, und mit Recht veraltete Rechtschreibung, ganz unzeitig gewählt. Ueberhaupt und in Volksschriften besonders bleibt man am besten bey der gewöhnlichen Orthographie. Die Beschreibung der Geburts-Geschichte Jesu hat uns für Kinder, von welchen das älteste acht Jahr alt ist, auch nicht recht ge-

gefallen wollen, so wie sie überhaupt hier nicht an ihrem Orte war, eben so wenig als der Ausfall auf die sonst nicht genug zu tadelnden Liebeshändel und ehelichen Versprechungen der Candidaten, die falsche Austheilung von Stipendien, von welchen die Unbedürftigen öfters die mehresten erhalten, die parteyische Besetzung der Pfarr- und Schullehrer-Stellen u. s. w. Der Vf. tischte auf, was er eben in Vorrath hatte. — Dem ungeachtet wird diese Schrift doch für den Bauer und den niedern Bürgerstand, im sogenannten Reiche vorzüglich, immer ein nützliches Lesebuch seyn, auch wegen der vielen darin empfohlenen Schriften, unter denen freylich auch manche nicht sehr empfehlungswerthe vorkommen. Um es auch nicht an einem Kupfer fehlen zu lassen, ist der Hochzeitschmauss des Buchbinders Klugmanns, den *Kohl* erfunden und gezeichnet, *Vogel* aber ganz sauber gestochen hat, in Kupfer gebracht und dem Buche vorgesetzet worden. Als Anhang findet an einen *Brief vom Schulmeister*, nebst *Fröhlichs Haustafel*, welche zugleich alle in dieser Schrift enthaltenen guten Lehren darstellt. —

* * *

Giessen, b. Krieger d. J.: *Naturrecht der einzelnen Menschen, der Gesellschaften und der Völker*, von D. L. *J. F. Höpfner*. 5te verbesserte Auflage. 1790. 302 S. 6te rechtmässige und verbess. Auflage. 1795. XX. und 314 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 197 a.)

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigten über die Evangelien der Sonntage und Feste eines ganzen Jahres* von M. *G. H. Schatter*. 1 Th. 2te verbess. Auflage. 1798. 503 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 392.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Frankfurt am M.*, b. Eichenberg: *Ueber die Privaterziehung zu Frankfurt am Mayn.* 1798. 55 S. 8. Diese wenigen Bogen verdienen nicht nur von der reichern Volksclasse Frankfurts, sondern auch einer jeden andern beträchtlichen Handelsstadt um so mehr beherzigt zu werden, da man beynahe von jeder das sagen kann, was der Vf. von dem Steigen und Sinken der Familien in Frankfurt sagt, und beynahe überall die Ursachen von Letzterem in der vernachlässigten Erziehung der Kinder, Enkel und Urenkel durch Arbeit reich gewordener Ahnen suchen muss. Die Erziehung von dieser Seite betrachtet, sollte nicht nur jeden Kaufmann sondern jeden beträchtlichen Handelsort auf eine bessere Einrichtung der Privat- und öffentlichen Erziehung aufmerksam machen, deren weise Verbindung die von dem Vf. berührte Vorschläge zu einem Privatinstitute ausserhalb Frankfurt unnöthig machte. Der Vf. der sich lediglich auf die Privaterziehung einlässt, suchte um die nämliche Zeit, wo man höheren Orts auf die Verbesserung der öffentlichen Erziehung dachte, die Einwohner Frankfurts auf die Hindernisse der Privaterziehung aufmerksam zu machen. Diese findet er theils in der Beschaffenheit der Erzieher, theils in dem Reichthum und Handelsgeiste der Frankfurtischen Bürger. Was er von der Beschaffenheit derjenigen Erzieher sagt, die von Haus zu Haus gehen, wird man nicht nur an jedem grossen, sondern auch an jedem kleinen Ort bestätigt finden. Eben so wird ihm jedermann zugestehen, dass man sich gewöhnlich dann erst um einen Hofmeister umsehe, wenn die Grundlage der Erziehung schon verdorben ist, weil die meisten Aeltern bey der Erziehung ihrer Kinder bloss an den Unterricht, nicht aber an die eigentliche Bildung des ganzen Menschen denken, und selbst die, welche daran denken, die Wirksamkeit des Hofmeisters bald durch das und jenes einschränken. Was den Reichthum anbelangt, so schadet dieser nach des Vfs. Meynung dadurch, dass der Zögling eher geniessen als verdienen lernt, durch die von ihm verschaffte Bequemlichkeit Leib und Seele schwächt, selbst erworbenes Verdienst überflüssig macht, und, weil man alles fürs Geld haben kann, die Bande der Geselligkeit auflösst. Dem Handelsgeist legt der Vf. das zu Last, dass er bloss auf Comtoirkenntnisse sehe und damit zur höchsten Noth noch galante Kenntnisse verbinde. Ausser diesen allgemeinen Hindernissen lässt sich der *Vf.* noch auf die übel verstandenen Bewegungsgründe *bey der Privaterziehung* ein, die den jungen Menschen durchaus zu einem eigennützigen Geschöpfe bilden, und seinem Ehrgeitze eine falsche Richtung geben. Schlüsslich bringt er noch einige Bemerkungen über den Schaden vor, der jungen Leuten aus grossen Gesellschaften und dem Besuchen der Schauspiele erwächst. Im Ganzen können wir dem Vf., so wie in Aufzählung der Hindernisse bey der Privaterziehung, als auch in den zuletzt angeführten Stücken unsern Beyfall nicht versagen, nur muss das, so wie alles, was er von Frankfurt sagt, nach seinem eigenen Geständniss, mit der nöthigen Distinction verstanden werden, denn ausgewählte Gesellschaften und ausgewählte Schauspiele sind in einer guten Erziehung nicht ganz zu verwerfen. Daher wir in das Resultat des Vfs., dass Frankfurt für seine Zöglinge ausserhalb seiner Mauren ein Erziehungsinstitut errichten solle, nicht ganz einstimmen können, zumal die für den Handelsstand so nöthige Gewandheit durch die zu einförmige Erziehung eines Privatinstitutes nur schwer erreicht werden kann. Kluge Verbindung der privat- und öffentlichen Erziehung und etwas mehr Aufmerksamkeit von Oben auf den Gang und die Harmonie von beiden scheinen Rec. von jeher der beste Mittelweg in der Erziehung für die cultivirten Stände und die Kaufleute zu seyn, besonders da, wo man entweder die alten gelehrten Schulen zu Bürgerschulen mit eingerichtet, oder für eigene öffentliche Institute zur Bildung der cultivirten Stände gesorgt hat. Dass aber auch dabey die Bemerkung des Verfassers nicht dürfe ausser Acht gelassen werden, versteht sich von selbst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Julius 1799.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Rehm: *Lehrbuch einer christlich-aufgeklärten Lebensweisheit für alle Stände*, von *Leopold Alois Hoffmann*, Doctor der Philosophie und der freyen Künste quiescirten k. k. Professor der Pester und Wiener Universitäten. *Erster Theil.* 278 S., nebst einer ausführlichen *Inhaltsanzeige* und XCII S. *vorläufige Bemerkungen, mehr als Vorrede;* wie auch einer 9 S. langen *Zuschrift* an den Fürstbischof Carl Georg zu Würzburg. 1797. 8. (22 gr.)

Was man von Hn. *Alois Hoffmann* nach seiner bisherigen Stimmung erwarten musste, das findet man reichlich in der Zuschrift und in der Vorrede, Ausfälle nämlich auf die von ihm sogenannten *Revolutionärs*, unter welchem Collectivnamen er Gelehrte, Schriftsteller, Illuminaten, Freymaurer u. s. w. versteht, und die er noch einer grössern Aufmerksamkeit von Seiten der *verbündeten* katholischen und besonders der geistlichen Wahlfürsten würdig hält, als die der von ihm denunciirten Conföderation der protestantischen Fürsten. Alles, wiederholt er mehrmals, sey auf den Untergang des Katholicismus und der katholischen deutschen Fürsten, als welche beide mit einander ständen und fielen, abgezweckt, beklagt aber nun um so mehr, dass man einem solchen Beginnen nicht genugsam entgegen arbeite, den Entdeckern davon keinen Glauben beymesse, ja sogar sie nur verspotte. — Ausser diesen vorhergesehenen Insinuationen und Invectiven bringt aber der Vf. so manches andere noch bey, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. In der *Vorrede* entschuldigt sich der Vf. zuerst, dass er viel von seinem *Ich* sprechen werde, wozu er auch die grösste Ursache hat, besonders wegen der so vielen und ganz enormen fremden *in extenso* angeführten Lobpreisungen. Zum Beyspiel mag nur diese einzige aus einer Zuschrift ausgehobene Stelle dienen: *Nam post magnum Augustinum retractantem, post Aeneam Silvium sua, quae juvenis scripsit, publico scripto improbantem, paucos eruditorum reperies agnitae veritatis caussa generosos suimet ipsorum victores, accusatoresque, his vero temporibus praeter te unum scio neminem.* Nicht weniger bittet er um Verzeihung, dass der von seinen *sehr zahlreichen* Lesern so sehnlich erwartete *dritte* Theil seiner höchst wichtigen *Erinnerungen* noch nicht im Druck erschienen sey. Fänden sich nur binnen drey Monaten *so viele* Pränumeranten oder Unterstützungen, als die Kosten des Drucks erfoderten; so sollten sie sogleich erscheinen. Wenn er seinen Zweck damit erreiche, die Verderber der *Religion* und *Sittlichkeit*, (diese *Prahlthiere, Animalia gloriae*, wie Tertullian die Philosophen seiner Zeit eben so witzig als treffend genannt habe), zu bestreiten und zu beschämen, dann wolle er auf einige Zeit — und, geliebt es Gott! für *immer* von dem Schauplatz des Streitens zurücktreten. — Ferner giebt er seine *Bekenntnisse* in Ansehung der *Predigerkritiken*, von den Sünden und Verdiensten, welche er durch die Herausgabe derselben (bis zum 11ten Band) auf sein Gewissen geladen habe, und wie er überhaupt über den Werth oder Unwerth dieses Aufklärungs-Machwerks jetzt und seit vielen Jahren her denke. Sehr umständlich kommt auch hier seine *Verführungs-* und *Bekehrungsgeschichte* vor, wie er nämlich von den geheimen Orden wegen seiner vorzüglichen Talente (doch ihm ganz unwissend) in einen Aufklärer verwandelt und zu ihrem Werkzeuge gebraucht worden sey, dass er, wie andere junge und feurige Schriftsteller, während jener närrischen und unseligen (katholischen) Aufklärungstreiberey, nichts anders gewesen, als *unterthänige Maulthiere* der Illuminaten, dieser Antichristen der Menschheit, deren Entdeckung hier mit beschrieben wird, eben so als deren Erfindung, das wohl ausgedachte Faschingsstück der Krypto-Jesuiten-Riecherey oder Treiberey. Sehr rühmlich wird auch hiebey gedacht der nun erlangten Belesenheit des Hn. *Hofmann's* in den Kirchvätern, wo er gelernt habe, was wahres katholisches Christenthum und was katholische Gelehrsamkeit sey, und woraus zugleich erhelle, wie die neuesten Aufklärungsmeister, von welchen Herostrat das Vorbild gewesen, ihre für neu ausgegebenen Systeme und Paradoxen blos aus den Lappen der alten Ketzereyen zusammen geflickt haben, „denn, heisst es S. LVIII, wenn die stärksten Helden in der heutigen Aufklärerey (dermalen noch neumodisch protestantische) es so weit haben bringen dürfen, dass sie, mit obrigkeitlicher Bewilligung, im öffentlichen Druck lehren: *Christus sey durchaus nichts als ein blosser Mensch; die Idee von einem Messias sey blos jüdisch; die Bibel gehe uns nichts an; es sey zu wünschen, dass der Stifter des Christenthums ganz unbekannt geblieben wäre* u. dgl. mehr; so weiss man doch, dass selbst diese crassen und unsinnigen Tracasserieen nicht aus ihrem eigenen Hirn geflossen, sondern u. s. f." — Die *Bekehrung* des Vfs. fing sich mit dem Anfang des Jahrs 1785 an, wo er sich nämlich aus dem Wirbel der Illumination in das noch etwas *dunkle* Ungarn nach Pest gerettet hatte und er da *heller* sehen zu lernen

nen anfing. Schmerzhafte Reue überfiel ihn wegen des durch feine Aufklärerey gestifteten Schadens. Doch beschlofs er vor der Hand zu fchweigen. (Möchte es doch auf immer geschehen seyn!) Aber endlich bey Gelegenheit der *Nikolaischen* Reifebefchreibung, in welcher *H.* als ein rüstiger Aufklärer gelobt war, ergriff er die Feder, und fchrieb die leider zu wenig gelesenen *achtzehn Paragraphen über Katholicismus* u. f. w., aber im tiefften Incognito, (denn fein vorgefetzter Name würde gewifs mehrere Lefer herbeygelockt haben) um zu fondiren, wie viel oder wie wenig man (als Feind der Aufklärung nämlich) laut fagen dürfe. Ein Zufall entdeckte ihn 1787 als Verfaffer, und von da an als feiner Hedfchrah nahm die Verfolgung der Illuminaten gegen ihn den Anfang. Indeffen begnügte er fich, ihnen diefe erfte Correction verliehen zu haben, und befchlofs nur günftigere Umftände abzuwarten, die auch unter Leopold II. eingetreten wären, unter welchen er feine Fehde gegen die Aufklärer regelmäfsig wieder anfangen und vollführen konnte. Er fchrieb darauf fein praktifches Handbuch für Prediger und Seelforger, oder vielmehr eine *Anleitung zur geistlichen Beredfamkeit*, von welcher ihm viele fehr verftändige Männer verfichert hätten, dafs es ein gutes Buch fey, dagegen aber auch ein Illuminat von Schöngeist öffentlich gefagt habe: es fey ein *elender Wifch.* — Nun kam die Reihe an unfer vorliegendes Buch, indem der Vf. nicht blos tadeln und zum Beffermachen anweifen, fondern auch felbft Muster darin geben wollte. Unter Joseph II., als diefer 1788 von der Armee zu Peft ankam, erlangte er die Bewilligung auf der dafigen Univerfität öffentlich *moralifche Vorlefungen* halten zu dürfen, welche er nach feiner Beförderung an die Univerfität zu Wien 1791 drucken liefs, mit dem Vorfatze, fie in mehrern Theilen fortzufetzen. Sein darauf folgendes Schickfal aber, welches ihn nach der Aufmunterung von Leopold II. und deffen zugefagten Schutz, aus den fanften Gefilden der Moral in die dornigten Labyrinthe der Politik berief, unterbrach diefes fein Vorhaben, das er aber nun, ermüdet von jenem Kampfe, der nichts geringeres als ein Tritt in eine Höhle von Tigern und Löwen gewefen fey, und wo er die empfindlichften Wunden erhalten habe, zur Ausführung bringen wolle, und deshalb jetzt die Herausgabe und Fortfetzung diefes *Lehrbuchs der Weisheit des Lebens* durch diefen erften Theil deffelben unternehme. Wie er aber die in diefem erften Theile enthaltenen Vorlefungen ganz ungeändert gelaffen habe, fo werde er in Anfehung der beiden folgenden etwas abweichen, weil er nicht mehr wie 1789 zunächft für akademifche Jünglinge, fondern für die grofse Lefewelt aller gebildeten Stände fchreiben werde. — So nöthig es auch nun ihm fcheinen mag, dafs diefer veränderte Standpunct auch eine Veränderung im Vortrage veranlaffe, fo wenig wünfchten wir doch, dafs folche nicht etwa auch auf die Materie felbft fich erftrecke, und eine Einmifchung feiner kirchlichen und politifchen Intoleranz und Verketzerungsfucht nach fich zöge, indem wir geftehen müffen, dafs die in diefem erften Theile enthaltenen Vorlefungen uns im Ganzen recht wohl gefallen haben, obgleich alles noch zu fehr nach dem Glückfeligkeitsfyftem geftimmt ift. Gewifs könnten fie viel Gutes ftiften, wenn der Vf. fich vor den Ausbrüchen jener Leidenfchaften hüten wollte. — Was den *Inhalt* diefer *Vorlefungen* felbft noch betrifft, fo enthält die erfte eine *Einleitung* und *Beftimmung*, *was Moral oder Weisheit des Lebens fey;* die zweyte eine Betrachtung *über das Verhältnifs der philofophifchen und Religionsmoral;* die dritte *über die Aufklärung;* die vierte, fünfte und fechfte *über die Selbfkenntnifs;* die fiebente *über die Selbftliebe;* die achte und neunte *über die Sinnlichkeit;* fo wie die zehnte *allgemeine Bemerkungen über den Werth der Tugend* (mit vieler Wärme) äufsert. — Eine üble Wirkung bringen hie und da verfchiedene *niedere Ausdrücke* hervor, welche gegen den fonft edeln, und dann und wann fogar etwas gezierten Stil gar fehr abftechen, z. B. S. 77.: Und diefer falfchen einfeitigen Aufklärung haben wir es zu verdanken, dafs unverdauete Religionsgefpräche fo oft die polemifchen Gefchäfte auf der *Bierbank* find; oder wenn S. 86 von der ächten Aufklärung gefagt wird, dafs fie nicht ein *breites Maul* führe, ohne Kraft und Wahrheit. Unter aller Würde der Sache und des Orts ift auch die *Vergleichung mit einer Katze*, welche S. 247 fogar noch einmal vorkommt, als an welchem letztern Orte bezeugt wird, dafs der Menfch in die Reihe der *Katzen* herabfinke, wenn er fein ganzes Dafeyn in nichts als thierifche Unwiffenheit und groben Sinnenraufch fetzen wolle.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Elementarlehre der Moral*, vom *Bürger Bulard*. Welche für den erften öffentlichen Unterricht vom Jury der Bücher, und dem gefetzgebenden Corps zweckmäfsig befunden, und nach dem Gefetze vom 11ten Germinal IV. J. mit dem Preife von 2500 Livres belohnt worden ift. *Aus dem Franzöfifchen überfetzt, nebft einer diefelbe beleuchtenden Vorrede.* 196 S. 8. broch.

„Ein National-Katechismus zum Unterricht in der „Moral für eine Anzahl von zwanzig bis dreyfsig „Millionen Menfchen, welch eine Idee!" fagt der Vorredner, der fich S. 19 beftimmt von dem Ueberfetzer unterfcheidet; und Rec. ftimmt ihm in diefem Ausrufe bey. Weniger aber kann er feiner 40 Seiten langen Vorrede in allen Stücken beyftimmen. Diefe Vorrede ift im Grunde eine Recenfion des anzuzeigenden Buches, und demfelben ohne Zweifel deswegen vorgefetzt, damit der Abdruck deffelben weniger Schwierigkeiten unterworfen feyn möchte. Dafs für einen Deutfchen in Betreff der Moral in diefer Elementarlehre nichts Neues gefagt fey, darin geben wir dem Vorredner Recht, aber nicht darin, dafs er da einen *Weltbürger-Katechismus* fucht, wo er feinem oben angeführten Ausrufe nach, nur einen *National-Katechismus* zu erwarten hatte. Rec. kann es

es also unmöglich tadelhaft finden, wenn in dem einen und dem andern Kapitel dieses moralischen Katechismus nicht blos auf die Bildung des *Menschen* und *Weltbürgers*, sondern geradezu auf die Bildung des *Neufranken*, für den ja diese Elementarlehre eigentlich geschrieben ist, Rücksicht genommen wird. Bey manchem Kapitel war dies nach der Natur der Sachen sogar unvermeidlich. Z. B. bey dem Kapitel von den Gesetzen, von der Regierung und bey dem von den Pflichten des Bürgers, die der Vf. allerdings nach den Grundsätzen eines Neufranken schreiben musste, wenn sie anders zum Unterricht für junge Franzosen taugen sollten, wie ein Katholik, Reformirter und Lutheraner bey Ausfertigung eines Katechismus auf die Grundsätze seiner Confession Rücksicht nimmt, und nehmen muss, wenn sein Buch zum Leitfaden des öffentlichen Unterrichts unter seinen Glaubensverwandten soll angenommen werden. Hie über hätte also der Vorredner mit dem Vf. nicht rechten, noch weniger seine Arbeit so herunter setzen sollen, dass er geradezu sagt: der erste beste vernünftige Landschulmeister in Deutschland würde einen Elementarunterricht in der Moral für Deutsche anfertigen können, der diesem französischen die Waage hielte.

Rec., der sich zur Würdigung der Grundsätze, worauf der Vf. dieses Elementarunterrichtes Rücksicht nehmen musste, hier nicht einlassen kann, sondern diesen Nationalkatechismus als Katechismus zu beurtheilen sich berufen glaubt, und an Freund und Feind das Gute anzuerkennen gewohnt ist, muss gestehen, dass der Vf. im Ganzen genommen, dem Versprechen seiner eigenen Vorrede getreu geblieben, und Klarheit der Ideen mit Präcision des Ausdrucks vereinigt, und besonders in seinen Fragen sich als ein Kenner der Sokratischen Manier benommen habe. Freylich kommen mitunter auch etwas zu lange, oder unbestimmte, oder falsche Fragen, und einmal gar ein Satz vor, der als Frage zwar bezeichnet, aber nichts weniger als eine Frage ist. Der erste und letzte Vorwurf trifft den Vf. unmittelbar selbst, besonders der ~~letzte auf S. 137, der erste aber S. 66 und~~ 67 in dem Kapitel von der Unsterblichkeit der Seele, wo Fragen zu acht Zeilen vorkommen. Auch die falschen Fragen kommen auf seine Rechnung. Die auffallendste dieser Art findet man S. 128, wenn anders nicht der Uebersetzer die dazu gehörige Antwort ausgelassen, und eben die zu der Antwort wirklich gehörende Frage übersehen hat. Wenigstens möchte Rec. einige unbestimmte Fragen und Antworten auf die Rechnung des Uebersetzers schreiben, besonders da, wo oft ein einziges ausgelassenes Bestimmungswort ~~den Ausschlag giebt, allein er ge-~~ trauet sich das nicht geradezu zu behaupten, da er das Original unter dem Titel *Instructions elementaires sur la morale* nicht vor Augen hat. Uebel aber darf ihm der Uebersetzer diese Muth~~massung nicht neh-~~ men, da er sich wirklich hin und wieder Uebersetzungssünden hat zu Schulden kommen lassen. Eine der auffallendsten ist S. 138, wo die Stelle: „*Mit welchem Eifer kann ein Herr von seinen Bedien-* „*ten in Absicht auf ihre Dienste erwarten, wenn er* „*immer schimpft, und sie ohne Unterlass in Furcht* „*setzt?*" offenbar so heissen sollte: *Welchen Eifer kann ein Herr* u. s. w. Damit will aber Rec. den Vf. nicht von allen Fehlern der Unbestimmtheit freysprechen, deren einige allerdings ihm, und nicht dem Uebersetzer zuzuschreiben sind. Wie S. 143, wo in der Frage: *Giebt der Neidische den Zustand seines Gemüthes öffentlich zu erkennen?* das Wörtchen *immer* zur nähern Bestimmung sollte eingeschoben seyn, so wie der erste Satz der dazu gehörigen Antwort durch das Wörtchen *öfters* seine nähere Bestimmung sollte erhalten haben. Aehnliche Fehler gegen die versprochene Präcision des Ausdrucks bemerkt man hin und wieder, besonders da, wo es zugleich an der nöthigen Klarheit der Ideen fehlt. Diese vermisst man besonders in der Definition der Prachtliebe und der Verrätherey, und in dem Kapitel von der Toleranz. Mangel an Klarheit der Ideen ist zugleich daran Schuld, dass das Kapitel von der Verrätherey nicht so ausfiel, als es eigentlich ausfallen sollte, und etwas für Prachtliebe ausgegeben wird, das es nicht ist. Denn auf die Frage: *Wann äussert der Mensch Prachtliebe?* hätte Rec. folgende Antwort erwartet: *Wenn er blos Ansehens zu erlangen, seine Glücksgüter zu seinem und anderer Nachtheil auf überflüssige und unnütze Dinge verwendet.* Dagegen fand er bey dem Vf. folgende sehr unbestimmte Antwort: *Wenn er auf eine unschickliche Art seine Glücksgüter zum Nachtheil nützlicher Dinge anwendet.* Den Inhalt des Buches im Kurzen anzugeben, führt Rec. noch die Rubriken der sechs Theile an, in welche diese Elementarlehre abgetheilt ist. Es sind folgende: I. Theil. Elementarbegriffe. II. Theil. Von Gott; von dem Menschen; von der Unsterblichkeit der Seele; von der Gesellschaft; von den Gesetzen; von der Regierung (in sieben Kapiteln). III. Th. Tugenden des Menschen (in ein und zwanzig Kapiteln). IV. Th. Verbrechen, Laster und Fehler der Menschen (in zwey und zwanzig Kapiteln). V. Th. Pflichten des ~~öffentlichen Lebens (in sieben Kapiteln)~~. VI. Th. Pflichten des häuslichen Lebens (in sechs Kapiteln).

SCHÖNE KÜNSTE.

Hof, b. Grau: *Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände.* Nebst einer Anleitung zum Coloriren der Landschaften und zur Blumen- und Pastellmalerey. Erster und zweyter Heft, 1797. mit 108 S. Text. Dritter und vierter Heft, 1798. mit 162 S. Text, in 4. nebst XXXVI Kupfertafeln zu allen vier Heften. (5 Rthl.)

Nach der Vorrede im ersten Heft soll das Werk, ~~wenn es vollendet~~ seyn wird, aus acht Heften bestehen und dem Bedürfniss abhelfen, das aus dem Mangel einer vollständigen theoretisch-praktischen An-

leitung zur Zeichenkunst entspringt, allein diese Absicht ist nicht erreicht worden. Die Kupferstiche, welche den Anfängern zu Mustern dienen sollen, sind aus Vogel's Bildnissen nach Kupetzki, le Brün's Charakterköpfen, Preissler's Zeichenbuch, den neuern französischen Blättern in Rötelmanier und andern dergleichen Werken genommen, meistens sehr mittelmäfsig; einige sogar schlecht copirt und voll grober Unrichtigkeiten: auch der beygefügte Text ist in seiner Art nicht viel besser, ebenfalls aus verschiedenen bekannten Schriften ohne Wahl und Ordnung zusammen getragen. Wie dürftig des ungenannten Vfs. eigene Kenntnisse sind, bemerkt man an verschiedenen Stellen, die wahrscheinlich von ihm selbst herrühren. Z. B. S. 7. im ersten Heft, wo er dem Landschaftmaler räth „in den Bäumen dem *Waterloo*, dem *Berghem* in den Felsen, dem *Claude Lorrain* in Gründen und grasreichen Gegenden (sonst in nichts?) nachzueifern. Nach S. 69. im zweyten Heft sollen die Anfänger sich zuerst an Gegenständen üben, welche von Lampen oder Sonnenlicht beleuchtet sind; dieses ist aber irrig, weil man die Schüler vor allen harten und schneidenden Uebergängen des Lichts zum Schatten eher warnen, als an dieselben gewöhnen soll; an gleichem Ort heifst es weiter: „dafs das Licht von der linken Hand einfallen muss, versteht sich von selbst." Wenn dieses, wie zu vermuthen ist, von dem angenommenen Licht im Bilde gelten soll; so sind wir ganz anderer Meynung. Gute Künstler werden nie fragen, von welcher Seite das Licht einfällt, sondern sie nehmen solches jedesmal in der Richtung an, wo sie die beste Wirkung erwarten können. Was übrigens im dritten Heft über die Regeln gesagt wird, die ein Zeichner bey seiner Arbeit zu beobachten hat, indem er schattirt, ist nicht zu tadeln; nur möchte man wünschen, dafs alles besser und deutlicher aus theoretischen Grundsätzen entwickelt wäre. Eben dasselbe gilt auch von dem Abschnitt, der von der Perspective handelt. Die Anweisung, geometrische Figuren und architektonische Glieder zu zeichnen im vierten Heft, scheint uns eben so überflüssig als sie unzulänglich seyn mag. Noch weniger können wir der Abhandlung über die Landschaftmalerey Geschmack abgewinnen: sie verbreitet sich hauptsächlich über die praktische Behandlung der Wasser- oder sogenannten Aquarellfarben. Was sollen aber dabey die flüchtigen unsäten Farben, wie Liliengrün und Blasengrün, oder körperliche, als Bleyweifs, Ocker, Rauschgelb, Zinnober, Berggrün u. dgl., und welchen Unterricht können die beiden Farbentabellen mit 215 Mischungen den Anfängern gewähren? — Sollte das Werk fortgesetzt werden; so müssen wir wünschen, dafs die folgenden Hefte überhaupt, und besonders in Rücksicht der Kupferstiche von besserm Gehalt seyn mögen.

Leipzig, b. Supprian: *Ludwig Wildau*, oder *Reue versöhnt*. Ein Familiengemälde des 18ten Jahrhunderts. 1798. 116 S. 8. (9 gr.)

Eine herzlich gut gemeynte aber langweilige Geschichte eines jungen Menschen, der auf der Akademie verführt wird, seine Thorheiten bereuet, und endlich gebessert in die Arme seines Vaters zurückkehrt. Der Plan der Begebenheit ist nicht übel; aber die Ausführung höchst elend und trocken. Es ist als gäbe uns Jemand, der nur mittelmäfsig erzählte, einen dürftigen Auszug aus einem Romane. Nicht Ein Mensch in dem Büchelchen kommt uns nahe, nichts ist individualisirt; alles ist so weit von uns, und steht da so im Allgemeinen, und gerade da, wo das Detail unerträglich ist, findet man's: sie kamen in Halle an, stiegen im goldnen Löwen, einem dasigen Wirthshause ab: Sie versammelten sich auf dem Keller, und von da fuhren sie in rasselndem Galopp nach Harbke. Solche Romane werden die Ritterromane nicht verdrängen: da giebts wenigstens doch noch Bewegung und Lärmen, in diesem aber — gar nichts.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, in der Wolfischen Buchhandl.: *Jacob Friedrich Schweighäusers's*, d. Arzn. D. und Geburtshelfers an dem Gemeindehospital zu Strasburg, *Praktische Anweisung zu der Entbindung mit der Zange*. 1798. 48 S. 8. ohne Vorrede. (4 gr.) Nachdem der Vf. in der Einleitung eine kurze und oberflächliche Geschichte der Geburtszange vorgetragen, und am Schlusse derselben bemerkt hat, dafs die *Starkische* Zange den Vorzug behaupte, und die vollkommenste genannt zu werden verdiene, geht er in den folgenden §§. zu der Entwickelung der Anzeigen für den Gebrauch der Zange, über. Bey dieser Gelegenheit giebt er, im Allgemeinen, der Zange den Vorzug vor der Wendung, führt jedoch einige praktische Sätze an, auf welche Rücksicht zu nehmen sey, und die von einem sehr erfahrnen und denkenden Geburtshelfer zeugen. Die Anweisung zum Gebrauche der Zange ist richtig, und auf ächte praktische Resultate gegründet. Den Beschlufs dieser kleinen und nützlichen Schrift machen die Regeln, welche, in jedem einzelnen Falle, bey Anlegung der Zange zu beobachten sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Julius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, in der Raw'schen Buchhandlung: *Christologie, oder die Lehre von Jesu Christo, dem Sohn Gottes, unserm Herrn.* Von Hn. *M. Fried. Christo. Steinhofer*, vormaligen Special-Superintendenten in Weinsperg. 1797. 204 S. 8. (10 gr.)

Wer hier etwa eine Christologie erwarten sollte, wie man nach den exegetischen Fortschritten unsers Zeitalters und der sich darauf gründenden neueren Untersuchungen zu erwarten berechtiget ist, der wird sich sehr betrogen finden. Der Vf. dieses Buchs ist, nach der Bemerkung des Herausgebers in der Vorrede, bereits vor 36 Jahren gestorben, und vielleicht ist das Buch schon eine geraume Zeit vor seinem Tode von ihm niedergeschrieben. Wozu diese Schrift noch jetzo gedruckt wird, weiss Rec. schlechterdings nicht zu sagen. Der Herausgeber scheint einen hohen Begriff davon zu haben. Er unterhält uns in der *Vorrede* von der grofsen Seelenruhe und Freudigkeit, die der selige *Steinhofer* auf seinem Todenbette gezeigt habe; sagt, dass er dazu einig und allein durch den Glauben an das Evangelium von Jesu, dem Sohne Gottes, gelangt sey; und meynt, dass der selige Mann die Summe und den ganzen Inbegriff von diesem Evangelio nach allen Hauptpuncten in diesen Blättern aus dem Worte Gottes kurz und deutlich zusammengetragen habe. Allein Rec. findet nicht einmal, dass sich diese Schrift unter den Schriften jenes Zeitalters nur in etwas auszeichne und weiss auch nicht das geringste zu ihrer Empfehlung in unsern Tagen zu sagen. Der Vf. handelt von der Nothwendigkeit der Erkenntniss Christi zum Seligwerden, von der Person Christi, wie sie zu erkennen ist, und wie er selbst sich dem Volke und seinen Jüngern bekannt gemacht hat, von den Ständen Christi, von seinen Aemtern und seinem Reich. Alles dieses ist in kurzen Satzen vorgetragen und ganz nach der alten Form classificirt. Bey jedem Satze und jeder Unterabtheilung sind eine Menge Sprüche ohne alle Auswahl angeführt. Nirgends werden die Begriffe ordentlich entwickelt, bey aller anscheinenden Ordnung herrscht Verworrenheit, und allenthalben stösst man auf seltsame Zusammenstellungen und Vorstellungen. Rec. will nur ein paar Proben, ohne lange auszuwählen, anführen. S. 22. heisset es von der ersten Kindheit Jesu: „Hier ist seine Beschneidung „merkwürdig Luc. 2, 21. Ein neuer Grad der Er„niedrigung! Er hätte können von einem Weibe ge„bohren seyn und doch nicht unter das Gesetz kom„men: aber er gab sich unter das Gesetz Gal. 4, 4. „um unsertwillen, und dies gleich durch seine Be„schneidung. Dies war der Bund der Väter an ih„rem Fleisch. Gott gab ihnen damit zu erkennen, „dass sie als fleischliche Menschen von ihrer Geburt „an nicht könnten in seine Gemeinschaft kommen, sie „musten beschnitten, d. i., die fleischliche Lust mit „allen ihren Früchten muste wieder abgethan seyn. „Daher war die Beschneidung ein Zeichen, dass sie „Gott nach seinem Sinn und Bund ehren und der „Sünde nicht leben wollten. Nun hat Jesus dieses „Zeichen des Bundes angenommen, und damit die „Schulden der fleischlichen Menschen auf sich ge„nommen und im Tod abgethan Col. 2, 11. Sein „Tod und unsere Taufe heisset Beschneidung Christi „vergl. Röm. 15, 8." Bey dem hohenpriesterlichen Amt wird von den Früchten der Erlösung gehandelt, und dazu wird gerechnet: 1) die Befreyung von der Sünde, vom Tode, von der Macht des Satans, von der argen Welt, und von dem Gesetz 2) die Gnade und die damit verbundene Güter des Reichs Gottes und dabey erkennen wir: a) den Reichthum dieser Gnade in der Freundlichkeit Gottes gegen uns in Christo Jesu b) „die Heiligung des Geistes 1 Pet. 1. 2. „Jesus hat den Fluch abgethan, dass wir die Verhei„sung des Geistes empfangen Gal. 3, 14. Und so be„greift die Schrift allen Segen des neuen Bundes un„ter diesem Wort, *Geist*; nämlich: Gott wolle uns „nicht nur Pardon geben und uns von der verdien„ten Strafe befreyen. So gehets in der Welt vielmal, „dass, wenn man einem Dieb vom Galgen Pardon „giebt, so gehet er hin und stielt wieder; er ist über „der Befreyung von der Strafe kein anderer Mensch „worden. Gott hatte dem Sünder verheissen: Ich „will euch ein neu Herz und einen neuen Geist „geben. Ich will meinen Geist euch geben Ezech. „36, 27. vergl. Hebr. 8. Diese Testaments Gnade be„ruhet auf dem Tod Jesu. Darum hat er seinen Jün„gern den Geist verheissen und gesandt. Das heisst „Paulus Tit. 3, 5. die Erneuerung des heiligen Gei„stes u. s. w." Zuletzt stehet noch ein Anhang: wie sowohl ein jeder Lehrer als auch ein jeder gemeiner Christ in der Bekehrung nicht nur immer auf einzelne Stücke losgehen, sondern in seinem Erkenntnissgrund das Ganze wohl fassen soll, worin ebenfalls sonderbare Begriffe vorkommen z. B. S. 186. Die zwey angehängten Lieder sind von gleichem Gehalt. Da heisst es unter andern:

Alle unsere Schuldigkeiten, die Gott von uns fodern kann,
Sind hinaus auf alle Zeiten schon auf *Einmal* abgethan

Einer hat sie übernommen, *Alles* steht in Richtigkeit

Und seit dem der Bürg' gekommen, ist es nimmer Zahlens Zeit.

Man hat nichts mehr auszumachen, es giebt nichts mehr abzuthun,

Und bey allen unsern Sachen lassen wir die Hände ruhn;

Wir geniessen nur die Früchte dessen, was Er ausgemacht,

Da Er uns in dem Gerichte längst mit Ehren durchgebracht.

Wer kann solches auch nur erträglich finden?

Halle, b. Gebauer: *Religionslehren in Beyspielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz*, Prediger in Halle. *Erster Theil.* 1799. 408 S. nebst XVI S. *Vorrede* und *Inhaltsanzeige.* gr. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

„Bey Herausgabe dieser Beyspiele, die ein Pendant zu der vorhin von Hn. *W.* herausgegebenen Moral in Beyspielen seyn sollen, geht der *Zweck* vorzüglich dahin, Predigern und Lehrern in Schulen ein Buch in die Hände zu geben, aus dem sie manche Erläuterung ihres Religionsvortrags hernehmen, manche bey diesem gemachte Bemerkung durch die darin aufgestellten und von ihnen mit Weisheit benutzten Beyspiele versinnlichen, und ihren Belehrungen desto mehr Anschaulichkeit und Nachdruck verschaffen könnten; wobey zugleich vom Vf. gehoffet wird, dass vielleicht auch mancher andere Leser sich durch die Lectüre desselben in dem Glauben an Gott und Versehung, an Religion und Tugend, an Fortdauer und Unsterblichkeit stärken, und sich zu manchem guten Gedanken und Entschlosse geweckt fühlen würde." — Die Absicht des Vf. ist gewiss gut, nur zweifeln wir daran, ob es nützlich seyn möchte, die Prediger zu veranlassen, dass sie, wie sonst geschehen ist, mit ausserbiblischen Geschichten die Zuhörer zu unterhalten suchten, eben sowohl als wir es für zeitwegnehmend ja fast für unmöglich erachten, dass in wohl eingerichteten Schulen von diesen Erzählungen, zumal den weitläuftigern derselben, ein öfterer Gebrauch gemacht werde. Im Umgange der Prediger und Schullehrer mit ihren Pfarrkindern möchte letzterer vielmehr statt finden, und gewiss sich da unterhaltend und nützlich erweisen. Auch sogenannten Layen würde diese Schrift, als eine Anekdoten-Sammlung in Hinsicht auf Religion und Aberglauben, nicht unangenehm und ohne Vortheil seyn. Passt da auch manche Erzählung nicht genau genug zum angegebenen Lehrsatze; so hat es wenig zu bedeuten, so wie es auch dem Herausgeber gern zu glauben ist, dass ihm das Aufsuchen nur einigermassen passender Beyspiele schon sauer genug geworden sey. Auch stellt er selbst diese Sammlung sehr bescheiden als einen Versuch vor, der zu einem vollendetern Werke bald Veranlassung geben möchte. Wer wollte da ihm nicht die gewünschte Nachsicht wiederfahren lassen? — Die hier aufgestellten Beyspiele gehen auf *Religion*, von Num. I. bis XVII.; *Gott*, von Num. XVIII — XXXVII; und die *Vorsehung* von Num. XXXVIII — LV. Jede Erzählung hat eine besondere *Ueberschrift* und ein nicht unbedeutendes *Motto*. Auch ist in dem *Inhalts-Verzeichniss* unter jeder Ueberschrift angemerket worden, *woraus* die Erzählung genommen sey. Zur deutlichern Darstellung davon wollen wir die ersten Numern aus dem Artikel *Religion* abschreiben: I. *Religion und Lehrmeynung* (Pfeffel in der Flora). II. *Huss*, ein Opfer der Lehrmeynungen (Kirsch, Unterhaltungen für Christen). III. *Wozu hat nicht Religion den Namen hergeben müssen?* (Historische Gemälde. Kosegarten's Eusebia). — Der *zweyte Theil* soll die *Leser* (soll wohl *Lehren* heissen) von *Jesus Verdiensten um die Menschheit*, von *Fortdauer* und *Unsterblichkeit* u. s. durch Beyspiele erläutern und anschaulich machen.

FREYMAUREREY.

1) Cöthen, b. Aue: *Taschenbuch für Freymaurer auf das Jahr* 1798. (Auch noch mit dem Titel:) *Jahrbuch der Maurerey. Erster Band.* XVI und 400 S. 8. (Mit 5 Kupfertafeln und in einen farbigen mit in Kupfer gestochenen freymaurerischen Symbolen verzierten Umschlag gebunden 1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Taschenbuch für Freymaurer auf das Jahr* 1799. (Oder: *Jahrbuch der Maurerey. Zweyter Band.* 308 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Ordnung, in welcher die Materien in diesem Taschenbuche auf einander folgen, ist willkürlich; historische, dogmatische und poetische Stücke wechseln unter einander ab. Von den letzten erwähnen wir aus dem Jahrgang 1798 nur zwey, die nicht ohne alles poetische Verdienst sind: *Wahrheiten für denkende Maurer, mit unter auch pia desideria*, das wir aber schon anderswo gelesen zu haben glauben, und das Gedicht *über den massigen Genuss der Freuden*, an welchem Diction und Versification, einige Versehen abgerechnet, gut sind; nur in Rücksicht auf Zusammenhang des Plans und Richtigkeit der Bilder, wäre noch manches zu erinnern. Unter den übrigen Aufsätzen berühren wir nur die merkwürdigern. Den Anfang macht eine *Geschichte der Trennung der grossen Loge der Freymaurer in Deutschland* zu Berlin, von der *höchsten grossen Loge zu London*. Der Vorgang ist richtig erzählt, der Vf. nimmt aber Partey gegen die letzte. Das Wahre ist, dass diese nicht das Recht, ein Supremat über die Logen anderer Länder und Provinzen auszuüben und grosse Landeslogen zu constituiren; folglich auch kein Recht hatte, eine Loge zur *grossen Loge über ganz Deutschland* zu privilegiren; dass also auch die sich so nennende *grosse Loge von Deutschland* zu Berlin das nicht seyn kann, wozu sie die grosse Londner Loge nicht machen konnte. — *Ueber Maurerey in Beziehung*

hung auf Staat und Staatsverfassung. Durch eine Reihe ganz falscher Sätze und Folgerungen, welche beweisen, dass dem Vf. dieses Aufsatzes die wahren Grundsätze des öffentlichen Rechts bis jetzt noch ganz fremd sind, gelangt er zu dem eben so irrigen als gefährlichen Resultate, dass die Maurerey zur Vertheidigung gegen despotische Unternehmungen der Regierungen, zum Schutz gegen Unterdrückung und zu Festsetzung der Rechte des Menschen, unbeschadet ihres innern Zwecks, benutzt werden könne. Das soll und wird der Freymaurerorden wohl bleiben lassen, seine Logen haben kein Volksrepräsentationsrecht. Der Aufsatz ist übrigens in allem Betracht ein elendes Product, das keinen Schaden stiften kann. — *Briefe über interessante Gegenstände in der Maurerey. Ein Nachtrag zu den unter dem Titel: der Freydenker in der Maurerey etc. Berlin bey Himburg 1798 erschienenen Briefen.* Der Vf. dieser Briefe heisst *Karl August Ragotzky*, sein Porträt ist diesem Taschenbuch vorgesetzt. Jene interessanten Gegenstände, deren Ausführung in diesen Briefen uns eben nicht interessirt hat, sind die Unzweckmässigkeit der Ceremonieen und Symbole der drey Johannisgrade, die schlechte Beschaffenheit ihres Katechismusunterrichts und ein Beweis, dass in jenen 3 Graden kein bestimmter, und in den höhern kein allgemeiner oder der stricten und laten Observanz des Freymaurerordens gemeinschaftlicher Zweck vorhanden sey. Gleichwohl äussert sich der Vf. an mehrern Stellen, besonders in den von ihm gehaltenen, hier mit eingerückten, Logenreden, so, als ob die drey ersten Grade gleichwohl Antheil an einem wichtigen Zwecke des Ordens überhaupt nähmen, und dieser eine Sache von höchster Wichtigkeit sey. — *Die Bauleute im Orient von H—m. Eine neue maurerische Erscheinung.* *M—r*, ein nun verstorbener Meister vom Stuhl der Loge zum *stillen Tempel* zu H*******m, wollte auf Befehl unbekannter Obern, die sich Bauleute im Orient zu H. nannten, in gedachter Loge den Plan realisiren, nach welchem von den Adspiranten bey ihrer Vorbereitung ein unbedingtes Bekenntniss und Gelübde, dass sie die Geheimnisse der heiligen Schrift und die Lehren der christlichen Religion, auch in Fällen, wo diese minder geoffenbaret (d. h. wohl auch in Sätzen, deren Sinn durch keine Offenbarung erklärt) worden, buchstäblich und in blindem Gehorsam glaubten und glauben sollten, und auf diese Art eine Glaubensinquisition in der Loge einführen. M—r und seine Consorten, die beiden Vorsteher, unterstanden sich auch, ein Mitglied dieser Loge, wegen Anhänglichkeit an die Kantische Philosophie, für einen ungläubigen Christen zu erklären, und ihn aus der Loge eigenmächtig zu excludiren. Der Tod M—rs machte seinen Schwärmereyen ein Ende und kam der schon wider ihn eingeleiteten Untersuchung zuvor; seine beiden Gehülfen wurden durch eine Commission fremder unpartheyischer Brüder aus der Loge gestossen. (Billig hätte die Zeit jenes Vorgangs angegeben werden sollen). Noch wird bemerkt, dass die Acten, Ritualien und Gesetze dieses Systems unbekannter Obern nach Hannover gekommen seyn sollen, wo M—r. einige Anhänger gehabt zu haben sich mehrmals gerühmt habe. — *Ist die M—y ihrer ganzen Zusammensetzung nach positiv?* Das soll heissen: *muss* die M—y bis auf ihre kleinsten Gebräuche und Einrichtungen so und nicht anders seyn, oder sind Verbesserungen zulässig und möglich? Der Vf. hütet sich, das Detail zu berühren und bleibt bescheiden auf der Oberfläche; er entscheidet übrigens im allgemeinen für die Zulässigkeit. Die *Literatur* (Auszüge aus freymaurerischen gedruckten Schriften,) ist zweckmässig und gut.

Vor dem Titel des Jahrgangs 1799 *Weishaupts* ziemlich ähnliches Porträt, von *Rosmäsler* sauber gestochen, von dessen Schriften im Fache der *Maurerey*, wie hier steht, uns aber noch nichts bekannt worden ist. Auch hier übergehen wir das unbedeutendere. 1) *Tableau* (Verzeichniss) *der grossen Loge Royale York zur Freundschaft zu Berlin, der mit ihr im hiesigen Orient vereinigten, und unter ihrer Konstitution arbeitenden Logen.* 2) *Billigkeit für die geheimen Gesellschaften, mit Bezug auf die Freymaurerer.* Um die heftigen Urtheile über die geheimen Gesellschaften zu mildern, stellt der Vf. einige Gesichtspuncte auf, aus welchen das Geheime der Verbindungen wenigstens Etwas für sich zu haben scheine. Dieses *etwas scheint* auch nur in der That für geheime Orden zu sprechen; es besteht aus längst widerlegten Sachen. Auf den eigentlichen praktischen Gesichtspunct ist der Vf. nicht gestossen. 5) *Kurzgefasste Geschichte der grossen Mutterloge Royale York zur Freundschaft in Berlin:* Ein Auszug aus der am Dankfest dieser Loge vom Br. *Schlicht* gehaltenen Rede. — Betrifft blos die äussern Veränderungen dieser Loge. Was sie gethan, und wie sie zur Beförderung der Erkenntnisse und der Moralität ihrer Glieder gewirkt hat, davon ist hier noch nicht die Rede. 6) *So dacht' ich sonst, und so denk' ich jetzt. Schreiben eines Vaters an seinen Sohn.* Der Vater hielt die Freymaurerey für eine Feindin des geoffenbarten Christenthums, er überzeugte sich aber, dass der Orden zur Aufrechthaltung der Religion Jesu gestiftet sey, und legt hier seinem Sohne, der in den Orden treten will, die Gründe seiner Ueberzeugung vor. Sie sind ausnehmend seicht. 7) *Bruchstücke aus Franz Hell's maurerischen Leben.* Der Held dieser noch unvollendeten Geschichte weiss jetzt noch nicht, was er aus dem Orden machen soll, täuscht sich und andere anfänglich durch mystischen und symbolischen Wörterkram, scheint hierauf durch die Belehrung und das Beyspiel seines Mitbruders *Seelwerth* von dem blofs moralischen Zweck des Ordens überzeugt zu werden; wird aber wieder auf andere Gedanken gebracht, da ihm ein Bruder einer andern Loge bemerkt, dass man zur Ausübung der Pflichten, auch ohne geheime Gesellschaften verbunden sey, und die maurererischen Hieroglyphen gar nicht dahin und auf etwas ganz anderes deuten. Die

 Vollen-

Vollendung dieser Geschichte wird zeigen, wozu sie abzweckt. Einige Sprachfehler, z. B. die Augen *für alles* verschliessen, er fing an, *gegen mich* zu sprechen, abgerechnet, ist die Erzählung ganz gut. Zu diesem Auffatze gehören zwey Kupferblätter, welche Scenen von Seelwerths maurerischer Wohlthätigkeit darstellen. 8) *Schreiben des Hn. E. A. von Göchhausen zu Eisenach an den Herausgeber.* Er erklärt darin, dass unter dem, was er über Freymaurerey geschrieben habe, vieles sey, was er jetzt gewiss nicht schreiben würde; dass er der erste sey, der alles, was über Ordensangelegenheiten je aus *Ordensschwarm* aus seiner Feder geflossen, nicht geschrieben zu haben wünsche, und über die literarische Behandlung so mancher andern Materien, wobey Parteylichkeit zum Grunde gelegen haben könne, sich selbst alle diejenige Gerechtigkeit widerfahren lasse, die der strengste seiner Gegner nur verlangen könne; dass er in der M—y nur die drey ersten Grade nebst dem sogenannten schottischen Grade im Rosaischen Systeme erhalten habe, und dass, je weiter er gekommen, desto dunkler es um ihn geworden sey, u. s. w. So sehr dieses Geständniss dem Hn. v. G. Ehre macht; so können wir mit demselben nicht wohl zusammen reimen, wenn er kurz darauf, bey Erwähnung des Convents zu Wilhelmsbad, sagt, dass diejenigen, welche bey dieser Gelegenheit ihre Stimmen *pro* und *contra* hätten hören lassen, gewiss schwerlich so eifrig und so *unbefangen* und mit so gutem Vorsatz, *über das Wesen des Ordens* nachgedacht zu haben schienen, als er, vom Anfange seines Eintritts an. Am Ende findet sich ein Kupfer, welches die Medaille auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig auf beiden Seiten darstellt.

* * *

Leipzig, b. Heinrich Gräf: *Der selbstlehrende doppelte Buchhalter;* oder vollständige Anweisung zur leichten Erlernung des italienisch-doppelten Buchhaltens. I. Band 2te Abth., welche das Briefe-Copey-Buch, und eine vollständige Terminologie der Handlungssprache enthält; bearbeitet von J. J. *Berghaus.* 1799. 328 S. 8. — Auch unter dem Titel. Versuch eines Lehrbuchs der Handlungswissenschaft; nach ihren mannichfaltigen Hülfskenntnissen theoretisch und praktisch bearbeitet. I. Band, 2te Abth. — Und noch unter dem besondern Titel: Sammlung kaufmännischer Briefe, vorzüglich für die deutsche und holländische Correspondenz; besonders mit Rücksicht auf den gegenwärtigen, durch den Krieg zerstöhrten Seehandel abgefasst, und mit historisch-politisch-literarischen Erläuterungen und Anmerkungen begleitet. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 116.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) Germanien: *Die Lehren der Vernunft und der christlichen Religion über die wahre Bestimmung und die natürlichen Rechte der Menschheit. Eine Predigt aus dem Buche der Weisheit,* Kap. 6. v. 2. bis 12. *von einem Prediger in der Wüsten.* 1798. 88 S. 8.

2) Germanien: *Reliquien für Staaten-Wohl und Völkerglück. Den Menschen in allen Ständen und Verhältnissen gewidmet von einem Prediger in der Wüsten. Erste und zweyte Lieferung.* 1798. 191 S. 8.

Nr. 1. hat die Form einer wirklichen Predigt mit angehängten Erläuterungen von S. 66. an und erwägt den in dem Titel angegebenen Hauptsatz in folgenden drey Abtheilungen: 1) „Wie die christliche Religion die Rechte der Natur und Menschheit in Schutz nimmt, die wahre Bestimmung der Menschheit laut verkündigt, und alle Unterdrückung der geistigen und körperlichen Kräfte verabscheuet. 2) Wie die wahre Bestimmung der Menschheit durch Tyrannen herabgewürdigt, und den Menschen die Ausübung der natürlichen Rechte untersagt und geraubt worden. 3) Wie Gott als ein gerechter Richter diese Tyrannen bestrafen das Menschengeschlecht von den Banden der Knechtschaft befreyen, und an seinen Unterdrückern rächen wird." Aus diesen Abtheilungen schon wird man den Ton und den Gehalt dieser Schrift gewissermassen errathen. Um indessen beide noch kennbarer zu machen, heben wir einige Stellen aus den Erläuterungen aus: „Gab es nicht einen lutherischen Ober-*Consistorial*-Rath selbst zu Berlin (*Busching*) der das schändlichste Pasquill über den weisesten und grössten der Könige schrieb, und mit Frechheit, dumme und unsinnige Lügen mit dem Mantel der Wahrheit und Frömmigkeit verhüllen wollte? (S. 67.) — „Den allersträflichsten Despotismus haben zur Schande des Jahrhunderts eines Lessing's, Voltaire's, Franklin's, Friedrich's und Kant's die Wöllnerianer nach den Grundsätzen eines Hildebrand's und Dominicus, in der protestantischen Kirche seit dem Jahre 1786 ausgeübt." (S. 74.)

In Nr. 2., welche eine Fortsetzung von Nr. 1. ist, herrscht im Ganzen gleicher Ton und gleicher Geist. Wir führen daher nur die Rubriken an, unter welchen sich dieser Prediger in den Wüsten expectorirt: 1) Publicität, Pressfreyheit, 2) Revolution der Vernunft, 3) Aufklärung, 4) Toleranz, 5) Religionsverbesserung, 6) Geistlichkeit, 7) Despotismus, 8) Deutschlands politische Verfassung, 9) Geist der Freyheit, 10) Patriotismus, 11) Volksvermehrung, 12) Gesetzgebung, 13) Peinliches Recht, 14) Gefängnisse, 15) Tollhäuser, 16) Selbstmorde, 17) Polizey; 18) Militarischer Despotismus, 19) Soldatenstand, 20) Dorfschulen, 21) Handel, Gewerbe und Industrie, 22) Monopole, 23) Auflagen, 24) Projectmacher, Plusmacher, 25) Lebensbedürfnisse, 26) Milde Stiftungen, Findelhäuser, Gesellschafts-Cassen, 27) Lotterien, 28) Philanthropische Ideen, 29) Litaney fürs ganze Leben brauchbar, 30) die Muse der Wahrheit und der Aufklärung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Historisches Bilderbuch für die Jugend enthaltend Vaterlandsgeschichte.* — Drittes Bändchen, mit 18 Kupfern. 1798. 344 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Leider können wir auch von diesem Bande des schöngedruckten Buchs nichts bessers sagen, als dass er theils ein trockenes Compendium ist, in welchem der in der Geschichte nicht schon Unterrichtete wenig Belehrung und noch weniger Unterhaltung findet, theils Fehler hervorblicken lässt, welche deutlich genug zeigen, dass Geschichte des Vfs. Fach nie war, dass er aus ein paar Handbüchern ohne eigene Kenntniss sein mageres Machwerk zusammengetragen hat. Man wird uns diese Behauptung gerne glauben, wenn wir einige auffallende Sätze als Belege ausheben. Nach S. 120. führt der römische Kaiser noch immer den Titel König von Jerusalem. — S. 132. „Der *diplomatische* Adel ist durch die Kreuzzüge entstanden, weil gar viele alte Familien absturben, der Kaiser also neue durch seine Diplome erheben musste.“ Wir waren begierig ein Adelsdiplom aus jener Periode zu sehen. S. 183. lernt man, dass das *Pallium* der Erzbischöfe nichts anders als ein *Mantel* ist. — Als einen Beweis von der Kritik des Vfs. wollen wir eine Folge von Angaben aus seiner Erzählung der Kreuzzüge zusammen stellen. Gottfried von Bouillon führt eine Armee von 90000 Mann nach Kleinasien, daselbst vereinigen sich aber die Truppen anderer meist aus Italien gekommenen Fürsten mit ihm, und nun ist das Heer mit einemmale auf 600,000 Mann angewachsen. Die Stadt Nicäa wurde belagert und endlich auch erobert, als man sie von der *Seeseite* einschliessen konnte. (Sollte man nicht glauben, Nicäa liege am Meere?) Als man Antiochia in Syrien erreichte, war die Armee schon auf die Hälfte geschmolzen; mit diesen 300,000 Mann konnte man aber von den fünf Thoren der Stadt bey der Belagerung nur drey umsetzen. Kaum sind die Kreuzfahrer Herren der Stadt, so werden sie von 600,000 Persern selbst eingeschlossen, schlagen aber endlich bey einem Ausfalle 200,000 Perser todt, und die übrigen laufen, wie sichs versteht, davon. Der fernere Zug geht nun gegen Jerusalem selbst; aber nur noch 22000 Mann sind von der grossen Anzahl übrig, und in der Stadt lagen mehr als 50,000 Mann. Dem ungeachtet stürmt Gottfried zwey Tage lang, und zwar mit vergeblicher Anstrengung; erst der dritte Versuch gelingt nach Wundern von Tapferkeit. Misslungene Hauptstürme kosten bekanntlich viel Volk; wie viel Leute Gottfried aufopferte, und wie viele er übrig behielt, wissen wir nicht; aber dass er gleich nachher den ägyptischen Sultan, der mit 400,000 Kriegern anrückte, gänzlich schlug, erzählt der Vf. so wie es schon *Maimbourg* in seiner *histoire des Croisades* erzählt, und manche begeisterte Schriftsteller der Kreuzzüge lange vor ihm erzählt haben. Diesen war es um das Wunderbare und um die Erhaltung des Eifers unter den Christen des Occidents zu thun. Was mochte aber wohl unsern Vf. bewegen, dergleichen übertriebene Vorstellungen aufs neue als Wahrheiten vorzutragen? — Die diesem Bande beygefügten Kupfer sind grösstentheils gut ausgefallen; am vorzüglichsten finden wir im Ausdruck die von Hn. *Mittenleiter* gezeichnete und auch selbst gestochene Vorstellung des Eremiten Peter, wie er von seinem Esel herab das Kreuz predigt; auch die von Hn. Böttiger gestochenen haben Haltung und Wahrheit. Flüchtiger arbeitete zum Theil Hr. *Grünler*; bey einigen äzte er bloss die aufgelegte Zeichnung in die Platte, so dass seine Ritter in dem Kupfer mit dem Degen an der rechten Seite zum Vorschein kommen. S. 147. zeigt sich Kaiser Heinrich V mit einem Diplom und dem daran hängenden Siegel in der Hand. Wenn es der Vf. wusste, hätte er dem Zeichner wohl sagen sollen, dass die Kaiser bis auf Friedrich I nie das Siegel an die Diplome *hängten*, sondern es auf dasselbe druckten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halberstadt, in d. Buchh. der Grossschen Erben: *Natur und Kunst*, oder *die Gärten.* Für Freunde der schönen Gartenkunst. 1798. 304 S. kl. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wahrscheinlich sollte dieses Werk ein Lehrgedicht über die Gartenkunst werden. Es besteht aus vier an einen Freund gerichteten Episteln, der, wie es scheint, ein Gut mit schönen Gartenanlagen verwaltet, welches den unpoetischen Namen Aehnsdorf führt und deswegen manchen Vers verdirbt. Hin und wieder sind ganz richtige Bemerkungen über die Gartenkunst, ihr Wesen, Anwendung u. s. w. eingestreut, die zeigen, dass der ungenannte Vf. Kenntnisse in diesem Fache besitzt, und dass es deswegen nur auf ihn angekommen wäre, ein erträgliches, vielleicht gar ein lesenswerthes und nützliches Buch zu schreiben. Aber er hätte dazu die poetische Form nicht wählen sollen. Denn wir konnten auch mit

dem besten Willen keine einzige Spur von Dichtergabe erspähen. Der Vf. besitzt nicht einmal Sprachfertigkeit, und das Ganze ist mit einem Wort ein schlechtes langweiliges Gedicht. Gleich die ersten Zeilen:

> Erlaube mir Freund **, dich zu preisen
> Mein Herz gebietet mir die süsse Pflicht,
> Mich rührt Verdienst; den Schein des Afterweisen
> Veracht' ich, Wortgepränge täuscht mich nicht.

sind, wie jedermann einsehen wird, ganz gemeine Reimerey, und ungeachtet der Anmafsung macht sich der Dichter nichts weiter als — ein sehr alltägliches Compliment. In der kurzen Vorerinnerung bemerkt er, *um der Kunstrichter willen*, vielleicht gar um sie zu schrecken, er habe sich *des Adelungschen Wörterbuchs bedient*. Nichts desto weniger dünkt uns, sey S. 10. im fünften Vers *entragt* anstatt *ragt* gegen den richtigen Sprachgebrauch, und dieses ist nicht die einzige Stelle, wo er seinen Adelung besser hätte zu Rathe ziehen sollen. S. 11. sind die oft vorkommenden unmittelbar sich wiederholenden Worte. Sie sie, die die, der der etc. beynahe unausstehlich. Der vierte Vers S. 13.:

> „Durch die von lieblichem Frost starre Welle,"

unterscheidet sich nicht nur durch Mifslaut, sondern er enthält noch überdem baaren Unsinn, denn es soll damit nichts anders als eine kühle Quelle angedeutet werden. S. 15. sagt uns der Dichter wie Gartenanlagen aussehen sollen.

> „Das Unglück weine hier,
> Erringe Trost; der Glückliche empfinde:
> Wie froh bin ich! wie wohl, wie wohl ist mir!"

Was ein *Truggebüsch* S. 16. eigentlich seyn soll, wissen wir nicht zu sagen: unser Dichter besitzt eine grofse Stärke in neuen unerhörten Worten, darum hat er auch auf *Zuckersiederey*, *Strauchwerks Dunkeley* gereimt, welches ihm gewifs so leicht kein anderer nachmachen wird. Nicht minder kühn ist es S. 19. anstatt *Schatten*, *Schwärzungen* zu sagen, und S. 27. in neun Zeilen sechsmal Fels auf Fels zu thürmen ein wahrhaft titanisches Unternehmen. S. 28.:

> Mehrt, stummer Wildnifs Anmuth zu verleihen,
> Durch eine Hütte die Geselligkeit.

ist unstreitig ein erhabener, vortrefflich ausgedrückter Gedanke, und da sich vier Zeilen weiter auch noch „*ein vermaledeyter Weg*" daran anschliefst; so thut das Ganze einen grofsen Effect.

Die Note S. 32. vom Galgenberg bitten wir als in ihrer Art einzig prosaisch ja nicht zu überschlagen, sie leidet keinen Auszug; hingegen ist die Beschreibung des Boberflusses des hohen Schwunges wegen merkwürdig, und wir können uns nicht enthalten, folgende Stelle S. 36. daraus abzuschreiben:

> Hier murmelt er! — hier könnte man verzagen; —
> Er murmelt melancholisch, tief verdumpft;
> Hier stürmt der Schmerz, entfesselt, in Wehklagen,
> Heult Sündenangst, durch Weltlust abgestumpft
> Hier wandl' ich oft etc. — — — —
> — — — — — — —
> Ich winsele, ich weine bittre Zähren:
> „Wo ist ein Mensch, der es gut mit mir meynt?"

Nach dieser Schreckensscene wird der Helikon, es werden die Musen, nach dem schlechten Erfolg zu urtheilen, gegen ihr Wissen und Willen, beschrieben. Thalia ist zum Beyspiel eine *abgefeimte Spötterin!!!* — Wir heben noch einen Vers S. 51. aus, weil der Vf. damit seine Arbeit treffend geschildert hat:

> Hört: wie sich Wort und Sinn schwerfällig wälzen?

Die zweyte Epistel enthält eine ziemlich wässerige Beschreibung von Benutzung des Wassers in Gartenanlagen, wobey man auf einige unglückliche Versuche stöfst, durch den Ton der Worte den Gegenstand zu malen, welches nur einem Meister, wie *Voss*, gelingen kann. Unter den merkwürdigen Stellen von dieser Art zeichnet sich eine S. 66. aus, wo von künstlich angelegten Wasserfällen die Rede ist:

> — — — (Läfsig hingestreckt
> Schläft dort der Wandrer, den des Donnerschalles
> Entsetzliches Geräusch hier fern schon schreckt.)

Alsdann werden berühmte Berge, Seen und *Flüsse* eingeführt, der Rheinstrom giebt Anlafs, tüchtig auf die Franzosen zu schimpfen, und der Gesang schliefst endlich mit Cüstine, Guillotine, Jacobinerrotte, Egalité und Marat recht schauerlich.

In der dritten Epistel hat der Vf. nichts angelegentlichers zu thun, als seinen Freund über die Sorge, durch dieses Gedicht etwa allzuberühmt zu werden, dadurch zu beruhigen, dafs er ihn vermittelst einer *guten List zu retten*, und seinen Namen durch zwey Sterne zu bezeichnen verspricht. Zugleich erfahren wir, dafs der Mann, mit dem wir es zu thun haben, Aesculaps Jünger ist; er sagt S. 99.:

> O dürft ich oft, recht oft bey dir verweilen,
> Ich würde deine gute Frau und dich,
> Wärt krank ihr, willig unentgeldlich heilen,
> Wärt ihr gesund, beherbergtet ihr mich.

Diesen Vorschlag wird aber der gute Freund schwerlich eingehen, denn alsdann rettete ihn ja die List mit den zwey Sternen nicht mehr vor dem Unglück, berühmt zu seyn. S. 114—117. sind die gottlosen Sitten der Stadt mit erschrecklichen Farben abgemalt.

> Wo man den Modeschnitt des Kleids, der Hosen,
> Mehr als des Dorfs zwar rohe Unschuld ehrt.

Das treffendste Bild im ganzen Werk, neu, kühn, ja man kann behaupten, unnachahmlich, ist Komus, welcher *froh schalkhaft lächelnd an den Saal gelehnt*, steht,

ſteht, und — *gähat!* S. 189. das Uhu-Heer. S. 194. das *miſsgünſtig kämpfend frey dämoniſch lärmt*, iſt auch gut.

Ueber die vierte Epiſtel können wir ſchnell hinweggehen: wir haben ſie vorzüglich lieb gewonnen, nicht allein weil ſie die letzte iſt, ſondern auch wegen einer naiven Frage, die uns einer längern Kritik überhebt. Der Vf. ſtellt ſich uns S. 230. gegenüber und ſpricht:

„Herr Recenſent, wir bitten nicht zu ſchonen,
Nicht wahr, das Ding iſt extradumm gemacht?"

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Rückerinnerungen*, von *Seume* und *Münchhauſen*. 1797. 7 Bog. gr. 8.

Die beiden Freunde, welche der Titel vereint, waren Krieger. Durch den Strom des Schickſals an Neuſchottlands rauhe Küſte gezogen, lernten ſie ſich dort kennen, und weiheten einander, mit gleicher Empfänglichkeit für die Gefühle der Freundſchaft, jede müſſige Stunde. „Oft, ſagt Hr. *v. M.* in der Vorrede, haben wir zuſammen jene wüſten Gebirge, jene unbebauten wilden Gegenden, die Heimath der Huronen durchſtreift, zwiſchen ihnen gejagt, und mit ihnen gegeſſen und getrunken. — Schickſal und Weltmeer trennten mich von meinem Freunde, von dem ich in mehrern Jahren nichts erfuhr. Nur durch Briefe fanden wir uns endlich wieder; nur im Geiſte gaben wir uns Handſchlag und Kuſs." Einige dieſer Gedanken und Gefühle ſind nun in dieſen Blättern der Freundſchaft aufbewahrt, welche aus ſechs Gedichten und einem Anhange von Erläuterungen beſtehen. Das Räthſel des Titels löſet ſich auf dieſe Art leicht, und wir dürfen, da der Stoff und die Veranlaſſung der Gedichte im Ganzen ſich gleich bleibt, nur über den Geiſt derſelben ein Wort ſagen. In allen ſpricht uns ein wackerer Charakter an, dem widrige Schickſale zwar manche Härten und Eigenheiten verliehen, zugleich aber einen liebenswürdigen Hang zur Geſelligkeit und Freundſchaft eingeflöſst haben. Die bitterſüſse Erinnerung an dieſe Schickſale, welche in den Gemüthern unſerer Dichter immer neu auflebt, iſt es, die über ihre Darſtellungen ein eigenthümliches Colorit verbreitet, und auch da, wo dichteriſche Reminiſcenzen die Aufmerkſamkeit ermüden, oder Härten des Ausdrucks und des Versbaues das Ohr beleidigen, mit eigener Kraft unſere Theilnahme den gefühlvollen Sängern wieder zuwenden. Vorzüglich iſt dies bey *Seume's* Gedichten der Fall. Sie ſind nicht bloſs eindringender, ſondern auch weit gefeilter, als die ſeines Freundes, in deſſen Hexametern beſonders viel Uebellaut, und noch überdies widrige Eintönigkeit herrſcht. Sogleich im Anfange des erſten Gedichts:

Steige vom | Hügel | Freundin der | grauen | ſchlummernden Barden,
Rufe den | Geiſt des | Celter aus | ſeiner | ſchweigenden Hade;
Möcht' er mir | lehren | heiliger | Vorzeit hohe Geſänge
Und die | Leyer der | Hylo | ſtimmen zu | Schauergeliſpel u. ſ. w.

Mit mehr Vergnügen wird man den *Nachruf an Seume* (S. 31.) leſen, der glückliche Strophen enthält:

Nur Thränen träufeln am empörten Rheine
In die entweihten Becher deutſcher Weine;
Mit Schaudern trinkt der Biedermann,
Und Braga flieht die blutgedüngten Hügel —
Wer lös'te *denn*, Begeiſt'rung, dir den Flügel,
Wer ſchlug der Harfe Saiten an?

Kraftvoller iſt jedoch auch hier das (S. 19.) voranſtehende *Abſchiedsſchreiben* von *Seume*, das durch den Ausdruck reiner Individualität die innigſten Gefühle weckt, und durch die ſchwebende Leichtigkeit des Verſes und einen faſt durchaus erhaltenen Wohllaut, immer von neuem anzieht. Zuerſt erſchien es, wie jener *Nachruf*, in *Schiller's Thalia;* allein, weil dort einige Strophen weggelaſſen waren, jetzt vollſtändiger. Hier nur zwey Strophen zur Probe:

Erinnre Dich, wie in des Nordlichts Gluten
Oft unſre kleine Barke durch die Fluten
Mit Zittern an das Ufer ſtieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen ſangen,
Von Geiſtern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier ſitz' ich, Freund, in meiner Jugend Hayne,
Und ſchreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort;
Zum zweytenmale greif ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Buch iſt mit einigen Vignetten geziert, worunter die letzte vorzüglich merkwürdig iſt. Es iſt die Abbildung eines auf das ſpitze Ende aufgerichteten, unbehauenen, groſsen eyförmigen Kieſelſteins, deren Hr. *v. M.* mehrere, von 6 bis etliche 20 Fuſs Höhe, in Neuſchottland antraf. In tiefen, unbeſuchten Wildniſſen waren ſie, auf den höchſten Gipfeln der dortigen Kiesgebirge, mit Unterſtützung eines kleinern Kieſels, auf die kahle Steinſpitze des Berges aufgerichtet, immer von einerley Form und auf einerley Weiſe. Niemand konnte dort über dieſe ſonderbaren Felſenmale einige Auskunft geben.

* * *

NÜRNBERG, in der Steinerſchen Buchh.: *Matthias Kramers vollkommene italieniſche Grammatik.* Achtzehnte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1799. 688 S. 8. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, in d. Löperschen Officin: *Christiani Danielis Beckii Observationes critico-exegeticae. Specimen I.* 1798. 28 S. *Specimen II.* 1799. 18 S. 4. — Diese Observationen beziehen sich auf die Profanscribenten sowohl, als auf die neutestamentlichen Autoren: sie bieten Jünglingen, welche sich mit den neuesten Fortschritten der Kritik und Exegetik bekannt machen wollen, mannichfaltige Belehrungen, und Männern eine leichte, geordnete Uebersicht der ihnen schon bekannten Ideen dar, und machen daher durch Inhalt und Ausführung die Fortsetzung wünschenswerth.

Observatio I. De altioris criseos natura et ratione. Der Vf. stellt überhaupt *drey Gattungen der Kritik* auf, wiefern sich dieselbe, zur Verbesserung verdorbener Stellen, entweder auf die Autorität guter Handschriften gründet, oder sich anderer historischer Hülfsmittel bedient *(historische Kritik)*, oder durch richtige Beurtheilung der Verdorbenheit und durch Aufsuchen der Spuren von ehemaliger Aechtheit das Wahre entdeckt *(Conjectural-Kritik)*. Zu dieser letzten Gattung gehört, nach der Theorie unsers Vfs., auch die *höhere Kritik*, welche sich von der *niedern* dadurch unterscheidet, *ut primum praesidia locorum aliter constituendorum et legendorum petat non ex codicum vestigiis grammaticisque et historicis opinionibus, sed ipsis rerum, quae traduntur, et sententiarum argumentis; dein quaerat maxime de libris ipsis et librorum partibus, origine, aetate, authentia, non usu unice codicum aut aliorum testimoniorum multitudine, sed internorum potissimum argumentorum pondere; denique in virtutes et vitia librorum, et sententiarum ipsarum vim et veritatem subtiliter inquirat, non freta popularibus ratiunculis, sed gravibus philosophiae decretis.* (Wir zweifeln, dass diese Grenzbestimmung die gehörige Schärfe habe. Sollte sich die *höhere* Kritik auch auf *Verbesserung* einzelner Stellen, die *niedere* auch auf ein *judicium rerum atque virtutum operis* (S. IV.) ausdehnen lassen? Sollte jene der Conjecturalkritik unterzuordnen seyn?) Nachdem der Vf. den Umfang und Werth der höhern Kritik, welche auch bey den heiligen Schriftstellern angewendet werden muss, entwickelt hat, giebt er, um vor Misbrauch zu sichern, dem die talentvollesten Kritiker gewöhnlich am meisten ausgesetzt sind, gewisse Gesetze, denen man sich unterwerfen müsse, um *theils* den Ursprung und das Alter eines Werks, *theils* die Authenticität desselben überhaupt und in einzelnen Theilen, *theils* einzelne Stellen und Aeusserungen des Autors gehörig zu beurtheilen. (Manches würde vielleicht hier deutlicher und bestimmter vorgetragen seyn, wenn der Vf. die Regeln, die bey Beurtheilung des *Ursprungs* und der *Authenticität* zu beobachten sind, nicht von einander getrennt hätte.) Zuletzt schliesst der Vf. mit der Bemerkung: dass bey dem allen auch die niedere und historische Kritik nicht ganz zu vernachlässigen sey. Man müsse, bevor man die höhere mit Glück anwenden könne, sich eine Vertraulichkeit mit dem Schriftsteller erworben haben, die Auslegungsgrundsätze in ihrem ganzen Umfange anzuwenden verstehen; die Gesetze der höhern Kritik, welche das Verfahren leiten, müssen mit sich selbst übereinstimmend und zu ihrem Zwecke hinreichend seyn.

Observat. II. De finibus interpretationis locorum et criseos subtilioris regundis. Gegen den Misbrauch, den man mit der *Kantischen Auslegungsmethode* trieb, war damals, als der Vf. diese Blätter schrieb, vielleicht noch nicht mit so wenigen Worten so viel Treffendes gesagt worden: denn *Nösselt's* schätzbares Programm und andere Schriften über diesen Gegenstand erschienen später. Der Vf. geht von allgemein gültigen und überall anwendbaren Principien der Hermeneutik aus, und wird auf diesem Wege ganz natürlich zu folgenden Resultate hingeleitet: *Criticus, quam subtiliorem et puriorem sententiam reperisse sibi visus sit, eam si sapiat, nec confundet cum illa, quam e verbis eruerit grammatice interpres et historice declaraverit, nec obtrudet ipsi orationi auctoris, atque adeo auctori, sed adjunget tanquam quae per illud examen, non autem per interpretationem (male practicam appellatam), exstiterit. — Perperam practicum interpretem se gloriatur, qui desinit interpretari.* Manches bedurfte hier freylich einer weitern Ausführung, was der helldenkende Vf., vielleicht gewisser Localumstände halber, nur durch leise, flüchtige Winke angedeutet hat. So vorzüglich der Schluss: *Critici philosophantis judicium sucque non valebit nisi apud eos — qui crediderint, deum providisse, ut oratio sacrorum auctorum contineret sententias morales, integumentis involutas, et in dies magis magisque evolvendas et ad nostram rationem revocandas.* Die in der Note angeführten *Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion* werden sowohl über den *Sinn* als über die *Art* dieser Aeusserung den nöthigen Aufschluss geben.

Observat. III. Quibus causis et rationibus nitantur Critices et Hermeneutices specialis praecepta et usus. Mit den allgemeinen Gesetzen, welche die Hermeneutik giebt, wird man bey Erklärung einzelner Schriftsteller nicht immer ausreichen; sondern so wie jeder Autor, seiner Eigenthümlichkeiten halber, seine Specialkritik braucht; so bedarf auch jeder seiner Specialhermeneutik. Noch hat man diesen Punct seither sehr wenig in Erwägung gezogen. Deshalb werden hier die Regeln, worauf sich die Regeln der Specialkritik und Specialhermeneutik nächst ihrer Anwendung gründen, weitläufig und auf eine Art entwickelt, bey der man wohl mehr Vereinfachung und schärfere Bestimmung der einzelnen Gründe wünschen möchte, welche aber doch das erste lehrreiche Beyspiel von einer vollständigern Behandlung dieser wichtigen Materie aufstellt. Hr. *B.* hat in den weitläuftigen Noten, die unter dem Texte stehen, durch passende Beyspiele die angegebenen Regeln ins Licht gesetzt.

Observat. IV. Quid sit scriptorem quemque suo ingenio accommodate interpretari. Der Vf. zeigt 1) was man *Geist des Schriftstellers* nenne und woher er entspringe; 2) wie der Ausleger ihn nach *äussern* und *innern Merkmalen* auffassen müsse; 3) wie auf Beobachtung und Kenntniss desselben die *Exegese* und *Kritik* der meisten Stellen sich gründe.

Noch müssen wir, am Schlusse dieser Anzeige, unsere Leser besonders auf die beygefügten, zum Theil sehr interessanten *Noten* aufmerksam machen, worin nicht bloss einzelne Stellen der Schriftsteller behandelt, sondern auch andere, weit ausgreifende Bemerkungen in fruchtbarer Kürze mitgetheilt worden sind. Nicht ohne Befriedigung wird man lesen, was (*Specimen I. p. IX. n. 23.*) gegen *Nachtigall's* und anderer Meynung von dem spätern Ursprunge der alttestamentlichen Schriften, oder was (p. XI. n. 27.) gegen die Aechtheit der zweyten und dritten Johanneischen Epistel erinnert wird, von welchen auch Hr. *B.* urtheilt, dass sie einen Nachahmer Johannis, von einem ganz verschiedenen schriftstellerischen Charakter verrathen, und wahrscheinlich das Werk Eines Verfassers seyn. Der Anhang des Johanneischen Evangeliums (Cap. 21.) wird (p. XI. n. 29.) gegen *Paulus* vertheidigt, bis auf die zwey letzten Verse, deren Unächtheit auch Hr. *B.* anerkennt. Gleich belehrend sind die kleinen Excurse über die doppelte Recension der *Acta Apostolorum*, und über einige Stellen, die aus der vollständigern interpolirt scheinen (*Specim. II.* p. VII. n. 11.); über die Hauptepochen, worunter man die griechischen und römischen Schriftsteller bringen kann (p. IX. n. 20.), und andere gelegentliche Bemerkungen dieser Art, welche insgesammt mit grosser Belesenheit dargelegt sind, und auch den gegenwärtigen Schriften, wie den meisten andern dieses Vfs., einen eigenthümlichen Werth verleihen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Julius 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha*, von *Miguel de Cervantes Saavedra*, übersetzt von *Ludwig Tieck*. Erster Band. 1799. XXXII und 440 S. 8.

Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren ein gelehrter Kenner der spanischen Sprache und Literatur anfing, uns mit der letzten bekannt zu machen, und besonders den noch so gut wie völlig fremden Don *Quixote* in Deutschland einführte, so schlug er bey diesem Unternehmen, wie der lebhafte Beyfall und die schnelle Verbreitung bewies, für die damalige Lage unserer eigenen Literatur und die allgemeine Empfänglichkeit der Lesewelt unstreitig den richtigsten Weg ein. Die eingestreuten Gedichte wurden meist ausgelassen, einige ernste Scenen verkürzt und eine beträchtlich lange Novelle blieb ganz weg; und, was nach Wegnahme des poetischen Bestandtheils *nothwendig* erfolgen musste, das Komische und Burleske trat stärker hervor, und wurde herrschender Charakter des Werkes. Die Anlage des Don Quixote im Ganzen ist so einzig glücklich erfunden, und die Hauptbegebenheiten sind daraus mit solcher Sicherheit und Leichtigkeit abgeleitet, dass er von dieser Seite auch denen einen unauslöschlichen Eindruck machen muss, die gar nicht geneigt seyn möchten, sich auf das wunderwürdige Detail einzulassen; und die populärsten Züge, die eine sprüchwörtliche Gültigkeit in verschiedenen Sprachen erlangt haben, sind gerade von dieser Art. Allein die Dichtung des göttlichen Cervantes ist etwas mehr als eine geistreich gedachte, keck gezeichnete, frisch und kräftig colorirte Bambocciate, (wiewohl sie auch dann gar nicht zu verachten wäre): sie ist zugleich ein vollendetes Meisterwerk der höheren romantischen Kunst. In dieser Rücksicht beruht alles auf dem grossen Contrapost zwischen parodischen und romantischen Massen, der immer unaussprechlich reizend und harmonisch ist, zuweilen aber, wie bey der Zusammenstellung des verrückten Cardenio mit dem verrückten Don Quixote, ins Erhabne übergeht. Indem der Richter die abgeschmackte und kolossale Romanenwelt der Ritterbücher zerstört, erschafft er auf dem Boden seines Zeitalters und einheimischer Sitten eine neue romantische Sphäre; es ist gleichsam als wollte er sagen: seht, so muss man es machen, wenn man einmal über das gewöhnliche Leben hinausgehen will. Es fehlt so viel, dass Cervantes durch Einflechtung der Novellen einem verderbten Zeitgeschmack hätte huldigen wollen, (wovon er überhaupt weit entfernt war, denn er war sich, wie man aus vielen Aeusserungen sieht, sehr wohl bewusst, er arbeite für die Ewigkeit; und durch Spott über die Ritterbücher zog er eben aufs kühnste gegen ihn zu Felde) dass er vielmehr, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu seinen Novellen sagt, diese Gattung in Spanien zuerst aufgebracht hat. Noch weniger wird man sie für den Auswuchs einer üppigen und noch unreifen Dichtungskraft ausgeben können: denn die erste Hälfte des Don Quixote erschien, da Cervantes sich schon den Jahren des Greises näherte, und die Composition des erst mit seinem Leben vollendeten grossen *Persiles*, den er selbst für das Werk seiner Werke hielt, ist ganz von der Art, wie einige ernste und pathetische Stellen im Don Quixote. Den vorzüglichsten Anstoss haben diese wohl durch den vorgeblichen Mangel an Zusammenhang gegeben, ein Einwurf, der besonders beym *Curioso impertinente*, und schon bey Cervantes Zeiten, laut geworden ist. Wenn aber ein materieller Zusammenhang gefodert wird, der die Vorfälle wie Ursache und Wirkung, wie Mittel und Zweck unter einander verknüpft, so dass alles darauf abzielt, irgend etwas zu Stande zu bringen, eine Heirath etwa oder andre tröstliche Dinge, wonach der grosse Haufe der Liebhaber die letzten Blätter eines Romans begierig umschlägt; so wäre alsdann die Composition des ganzen Don Quixote äusserst fehlerhaft. Denn er besteht aus Begebenheiten, die zwar aus einem gemeinschaftlichen Grunde herfliessen, deren Folge aber, nach dem blossen Begriff betrachtet, zufällig ist, die jede ihre Verwickelung und Auflösung für sich haben und zu nichts weiter führen. Es scheint, dass man die strengeren Gesetze des Drama mit dem weit freyeren, dem epischen Gedichte analogen Gange des Romans verwechselt hat. Wir erinnern uns keines Tadels der Kritiker über die Geschichte der Liebschaft zwischen Mars und Venus in der Odyssee als dem Zusammenhange fremd und gewaltsam aufgedrungen; und doch hat sie nicht mehr mit den Schicksalen des Ulysses gemein, als die Novelle vom *Curioso impertinente* mit denen des Don Quixote. Auch die Art der Einführung ist hier nicht willkürlicher wie dort, denn es macht doch wohl keinen wesentlichen Unterschied, ob etwas vorgelesen oder gesungen wird. Um es kurz zu sagen, im ächten Roman ist entweder alles Episode oder gar nichts, und es kommt blos darauf an, dass die Reihe der Erscheinungen in ihrem gaukelnden Wechsel harmonisch sey, die Phantasie

tasie festhalte und nie bis zum Ende die Bezauberung sich auslösen lasse. Wenn je ein Roman dies auf das vollkommenste geleistet hat; so ist es Don Quixote. Sobald einen der hinreissende Eindruck vom Reichthume des Ganzen zur Betrachtung einzelner Theile zurückkehren lässt; so erkennt man überall den besonnenen Künstler in der weisesten Anordnung und Vertheilung. Gleich beym Eintritte lässt er die überspannten Ideen des Ritters, um ihnen gar keinen Schlupfwinkel zur Rettung übrig zu lassen, gegen die gemeinste Wirklichkeit anstossen; das giebt natürlich heftige Erschütterungen, und hier sind also die unglücklichen und blutigen Abentheuer zu Hause. Manche haben gewünscht, der Geschichtschreiber möchte seinem Helden einiges von den unendlichen Schlägen, Püffen, Steinwürfen und sonstigen Verwundungen, die er bekömmt, erspart haben. Dass die Dosis zuweilen etwas stark ist, kann nicht geleugnet werden; indessen wird sie es hauptsächlich durch die schnelle Wiederholung, und doch wäre es keine gute Maassregel gewesen, die Schläge und übrigen Beschwerden der irrenden Ritterschaft durch die vier Bände gleich zu vertheilen: denn ausser dass Don Quixote dabey nie zu einer heilen Haut gelangt wäre, sollte er einen Stand der Erhöhung erleben, zu welchem er vorher die Stufen der tiefsten Erniedrigung durchgegangen seyn musste. Mitten unter jenen niedrigen Umgebungen kündigt die tragische Geschichte des Chrysostomus an, dass die Dichtung nicht blos diese Eine Seite des Lebens fassen, sondern ein allgemeines Bild desselben aufstellen will. Mit dem Eintritte in die Sierra Morena öffnet sich ein neuer Spielraum romantischer Darstellungen, die nun immer gedrängter auf einander folgen, und zuletzt zu einer entzückend vollstimmigen Symphonie zärtlicher Leidenschaften werden, bis der Ton der Erzählung wieder zum ruhigeren Gespräche herabsinkt, und mit einem sanften Abfalle schliesst. Der dritte Band hebt leise an und geht durch glänzende, jedoch immer mit Unglücksfällen untermischte Abentheuer zu Don Quixote's Einführung in die grosse Welt und den bunten phantastischen Vorspiegelungen, wodurch fremder Muthwille seinen Wahn unterhält, im vierten Theile fort. Die Scenen des höheren Lebens bilden hier schon einen poetischen Gegensatz, so dass es der ernsten episodischen Einmischungen, deren Cervantes sich gewiss nicht aus Rücksicht auf die Pedanterey seiner Kritiker enthielt, weniger bedurfte, wiewohl die Hochzeit des Camacho und die Geschichte der schönen Mohrin wahre Novellen sind. Was aber die einheimische Natur reizendes und bizarres in der Erscheinung, kühnes und romantisches im Gehalt und in der Bedeutung herleihen konnte, sey es nun eine gebildete Gesellschaft, die den Genuss des Landlebens mit einer schäferlichen Verkleidung dichterisch ausschmückt, oder ein glühendes Mädchen, das im Anfalle wilder Eifersucht ihren Geliebten umgebracht hat, oder ein grossmüthiger Räuberhauptmann, ein wahrhafter und mächtiger irrender Ritter: alles ist mit unerschöpflicher [illegible]keit angebracht, und vor dem Helden zu mannichfaltiger Berührung, Accorden und Dissonanzen vorübergeführt. Wie unbillig erscheint das Urtheil, die zweyte Hälfte stehe der ersten weit nach, sobald man sich nur von dem Verhältnisse dieses Theils zum Ganzen und dem, was nach der Natur der Sache hier zu erwarten war, einige Rechenschaft giebt! Don Quixote konnte und durfte nicht mehr so heftig gegen die äussere Welt anstossen, wie zu Anfange, und dies zu vermeiden, hat der Dichter den Umstand trefflich benützt, dass der erste Theil der Geschichte so viel früher erschienen war: die Narrheiten des Ritters werden als bekannt vorausgesetzt, und daher geschont. Da er sich lange genug selbst zum Besten gehabt hat; so haben ihn nun natürlich andere zum Besten; so wie die Geschichte weiter fortgeht, wird er folglich immer passiver, und um diese Lücke auszufüllen, spielt Sancho mehr die Hauptrolle. Gegen das Ende sieht man am Don Quixote einen Zustand wie den der Ermattung nach einem hitzigen Fieber; die neue sanftere Schwärmerey ein arkadisches Schäferleben zu stiften, (die schon im ersten Theile, s. S. 63 der Uebersetzung, von der Haushälterin prophezeiet wird; so weiss der absichtsvolle Cervantes vorzubereiten!) ist gleichsam sein Schwanengesang; sein Tod, der ruhig seyn musste, wenn sich das Werk befriedigend runden sollte, ist meisterhaft herbeygeführt. Allein wenn man auch blos die lustigen Abentheuer vergleicht, was hat jenes mit den Windmühlen vor der Wassermühle, und die Schlacht der beiden Schaafheerden vor der Zerstörung der Marionetten voraus, als dass sie früher vorkommen? Und was ist an Kunst und Phantasie mit dem Traum in der Höhle Montesinos zu vergleichen? Bey der Nothwendigkeit im Thun und Reden der beiden Hauptpersonen manches wiederkommen zu lassen, hat sich Cervantes wie ein gelehrter Musiker durch unendliche Variationen zu helfen gewusst; Sancho Pansa rückt wirklich vor und ist in der zweyten Hälfte noch um vieles anmuthiger als in der ersten.

Zu einer vollständigen Charakteristik und Beurtheilung des Originals, die aber ausserhalb der Grenzen dieser Blätter liegt, würden obige *Bemerkungen* nur ein geringer Beytrag seyn: sie stehen *hier blos* um einen Gesichtspunct anzugeben, und den Grundsatz festzusetzen, dass ein solches Werk *ganz wie es ist*, übersetzt werden müsse. Das ist die Absicht der gegenwärtigen Verdeutschung. Nur wer mit dem spanischen Originale vertraut ist, und aus eigner Erfahrung weiss, was es überhaupt mit poetischen Nachbildungen auf sich hat, kann den ganzen Umfang der diesem Unternehmen anhangenden Schwierigkeiten übersehen. Es ist fast unmöglich, dabey alles auf einmal zu leisten; wie es in diesem Fache nicht anständig ist, irgend etwas anders als Meisterstücke zu übersetzen; so hat man dagegen an diesen immerfort zu thun, um ihre Uebertragung der Vollkommenheit näher zu bringen, die eigentlich eine unendliche Aufgabe ist. Indessen wird man die vorliegende Arbeit des Hn. *Tieck*, so weit die Vollmacht unse-

unserer Sprache in ihrem jetzigen Zustande zu der Vermittelung hinreicht, sowohl bey der Vergleichung mit dem Text im einzelnen, als noch mehr, wenn man sich bey fortgehender Lectüre dem gesammten Eindrucke überlässt, in den meisten Puncten sehr befriedigend finden. Sie ist durchaus von der Art, dass bey ihrer Prüfung nur der höchste Maassstab angelegt werden kann. Wir gehen zum einzelnen über.

Zuvörderst giebt uns der Uebersetzer alles in dem Buche enthaltene oder dazu gehörige mit der gröfsten Vollständigkeit, bis auf die vorangeschickten Empfehlungs-Sonette von fabelhaften Personen, die wunderlichen Verse Urganda der Unbekannten an das Buch mit abgekniffenen Endsylben, und die Dedication; eine Gewissenhaftigkeit, die keinesweges überflüssig ist, da aus einem solchen Geiste nichts kommen konnte, was unbedeutend oder seiner Stelle fremd wäre. C. war so durchaus Dichter, dass selbst seine Vorreden und Zueignungen (wie z. B. die vor der zweyten Hälfte des Don Quixote an den Grafen von Lemos) wahre dichterische Compositionen sind.

Die eingestreuten Sonette und andere Gedichte sind im Ton und Geist der Originale, und was hiezu erstaunlich behülflich ist, auch in den ursprünglichen Sylbenmaafsen übertragen. Zu einer Probe in der ernsthaften Gattung mag folgendes Sonett dienen, welches der über die Verrätherey eines vermeynten Freundes verwilderte Cardenio singt:

Du heil'ge Freundschaft, von uns zu entweichen
Hat dich dein leichter Flug empor geschwungen,
Du bist zu sel'gen Geistern hingedrungen,
Zu den gebenedeyten Himmels-Reichen.

Von dort reichst du uns oft als schönes Zeichen
Die Eintracht, dicht von Schleyern eingeschlungen,
Oft scheint uns dann ein edles Herz errungen,
Das Laster weiss der Tugend wohl zu gleichen.

Vom Himmel steige, holde Freundschaft, nieder,
Der Trug hat sich dein schönstes Kleid ersonnen,
Er tödtet schleichend jegliches Vertrauen.
Nimmst du ihm nicht die falsche Zierde wieder,
So wird die Welt den alten Krieg begonnen
Und Zwietracht wieder als Regenten schauen.

Das kurz vorhergehende *Echo*, das einem Seufzer verirrter Liebe gleicht, nähert sich der Zartheit des Spanischen, welches viel sagen will. Die dem Don Quixote durch Liebespein abgedrungenen poetischen Versuche, haben bey Beobachtung ihrer Form auch ihre ganze Drolligkeit beybehalten:

Hier ist er, der Ort, den erwählet
Der Liebende, ewig getreu,
Der ihn der Geliebten verheelet,
Hier reisset der Schmerz ihn entzwey,
Er weiss nicht recht, was ihn so quälet.

Die Liebe, sie schleppt ihn im Kothe,
Wie keinem es jemals geschah,
Drum welkt er wie Bohn' oder Schote;
Denn hier bewein' ich Don Quixote
Die Trennung von Dulcinea
von Toboso.

Dass der Name des Ritters auch in den beiden andern Strophen zum Reimworte dienen muss, (welches beyläufig zu bemerken, an seine richtige Aussprache erinnern kann, die wir doch statt der ungültig aus dem Französischen angenommenen wieder einführen sollten) war selbst im burlesken Stil keine leichte Sache. Sollte Rec. etwas aussetzen, so wäre es, dass der Reim auf der nicht accentuirten Endsylbe von *Dulcinea* ruht, statt den Namen in *Dulcineen* umzubiegen, wo alsdann in obiger Strophe *geschah* nur in *geschehen* verändert werden durfte. Doch dies kann immer unter den übrigen Licenzen der kümmerlichen irrenden Muse des Ritters mit durchgehen. An dem erhabnen Todesgesange des Chrysostomus, in welchem alle Laute des Schmerzes versammelt sind, und wie aus dem Abgrunde des zerrissenen Innersten gedämpft herauf tönen:

Des wilden Wolfes schreckenvolles Aechzen,
Gebrüll des Löwen, gift'ger Schuppenschlangen
Entsetzliches Gezisch, du gräfslich Sausen
Von tausend Ungethüm; prophetisch Krächzen
Der Krähe, Sturm, wenn du die nassen Wangen
Der Fluten geisselst unter dumpfem Brausen;
Gegirr der Witwentauben in den Klausen,
Des Stiers Geröchel, den die Todeswunde
Zu eitlem Wüthen ängstet, dumpf Gestöhne
Der gattenlosen Eule, Klagetöne
Von jeder Schaar im unterird'schen Schlunde:
O klingt, und helft mir meine Klagen weinen,
Dass alle sich zu einem Ton vereinen,
In wilder Freundschaft durch die Lüfte brechen,
Ein würd'ger Ausdruck meines Schmerzes werden,
Denn er darf nur in neuen Weisen sprechen. —

hat der Uebersetzer etwas geleistet, wovon uns kein Vorbild in der deutschen Sprache bekannt ist, was aber an Canzonen des Petrarca, Chören aus dem Aminta und Pastor fido u. s. w. reichlich Gelegenheit zur Nachfolge findet. Man kann den Geist der Canzone, die wir in der Kürze als die über sich selbst reflectirende Ode charakterisiren möchten, nicht ahnden lassen, wenn man nicht ihre eigne Weise zu vernehmen giebt: ihre langen Strophen, weiblichen Schlüsse der Verse, und vielfach verschlungenen Reime. Freylich ist der metrische Zwang dabey sehr gross, und er hat hier manchmal Abweichungen veranlasst, wodurch feine Fugen des Zusammenhanges gelöst werden, wie es z. B. bey der dritten Strophe der Fall ist. Im Originale herrscht eine gewisse besonnene Spitzfindigkeit der Verzweiflung, es ist düster ohne Verworrenheit. Die vorletzte und die zweyte Hälfte der letzten Strophe sind vorzüglich gut erreicht; auch der Nachhall am Schlusse:

Beklagt euch nicht, verzweifelnde Gedichte
Dafs ich euch auch mit mir zugleich vernichte,
Denn ihr vergrössert wie mein Tod das Glücke
Von der, die nur beseligt wird durch Jammer,
Drum ohne Klagen geht ins Nichts zurücke. —

Da der Ueberfetzer einmal in Nachbildung des Sylbenmaafses das unmögliche gethan, so wäre zu wünschen, er hätte die vorletzte Zeile jeder Strophe nicht ohne Reim gelassen, da sie im Spanischen den ihrigen in der Mitte des letzten Verses hat, wie wenn z. B. oben statt *Jammer* stände: *Plagen*. Ein solcher eingeschalteter Reim ist in unserer ältern Poesie nicht ohne Beyspiel.

(Der Beschlufs folgt.)

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Reise des Amtmanns Naumann, des Försters Dornbusch und Ehrn Schottenii von Biesterberg nach *** zur Gevatterschaft.* Eine Fortsetzung der Reise nach Braunschweig des Freyherrn von Knigge, von Lucas Veit, gewesenen Bedienten bey weiland Adolph Freyherrn von Knigge. 1798. Erster Band. 279 S. Zweyter Band. 323 S. 8.

Diese Fortsetzung der Reise nach Braunschweig ist gar nicht übel gerathen, und *Lucas Veit* mag sich mit seinem Herrn wohl messen. Der Leser wird in diesem Buche wirklich höchst komische Scenen finden. Die drey auf dem Titel benannten Herren sind wiederum auf einer Reise zur Gevatterschaft. Im Deister bricht ihr Wagen und nun heben eine Menge kleiner Unglücksfälle an, die Schritt vor Schritt alle drey Herren mit einer zwar unwahrscheinlichen aber doch komischen Beständigkeit verfolgen. Die Scene, wo der Förster Dornbusch für den Erbstatthalter gehalten wird, das Geschrey: *Orange boven*, die Versammlung der Einwohner, ist ächt komisch; Schade, dafs sie gleichsam abgerissen, nicht geendigt wird. Noch mehr Schade, dafs der Vf., dem es an Lebhaftigkeit und komischem Talent nicht gebricht, nicht Fleifs oder Geduld genug gehabt hat, das ächt Komische von dem Platten und Niedrigen abzusondern, welches eine der nöthigsten Tugenden des komischen Schriftstellers ist, der mehr als andere in Gefahr ist, sich selbst über den Werth seiner Arbeit zu täuschen. Die Prügelscenen in den Wirthshäusern, so anlockend sie auch durch Skarrons Ruhm für den Schriftsteller geworden seyn mögen, das Eselreiten des Magistrats, das dreyerley Weinzapfen von einem Fasse u. a. m. gehören dahin. Carino's Lebensbeschreibung ist ein *Hors d'oeuvre*, und die Bekehrung eines solchen Bösewichts ist, wo nicht unmöglich, doch so gestaltet, für mancher Leser Sittlichkeit gefährlich. Manche politische und moralische Fragmente sind gar zu locker mit dem Buche verbunden, als dafs sie da, wo und wie sie stehen, interessiren könnten. Der Vf. braucht den Prediger gewöhnlich zu seiner Sprechmaschine und dann ist dieser auf einmal ein ganz anderer Mann. Auf den Stil hat der Vf. nicht einmal die Mühe verwendet, die nöthig war, den Niedersachsen zu verbergen. *Da habe ich nicht von gehört*, statt: davon habe ich nicht gehört, kommt sehr häufig vor. Wenn auch das den Niedersachsen nicht verriethe; so verrathen ihn die Namen, welche die Menschen des Buchs tragen: es sind in der Gegend, wo die Scene spielt, Namen wirklicher Menschen, und wir zweifeln, ob die Eigenthümer derselben mit diesem Gebrauche zufrieden seyn werden, wenn sie auch auf eine recht gute Weise gebraucht sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Gräff: *Ueber den Stand und die Verpflichtung der Gelehrten und über die Wissenschaften eines künftigen Religionsgelehrten und Religionslehrers*, von Dr. *Gottlieb Schlegel*, erstem Prof. d. Theol. und Procanzler der Akademie zu Greifswalde u. s. w. 1796. 70 S. 8. (4 gr.) Es sind dieses zwey Anreden, welche der Vf. seinen halbjährigen theologischen Vorlesungen zu Michaelis 1796 hat vorangehen lassen. Sie sind ohne die Prätension, etwas Neues zu sagen, und ganz unerwartete Ansichten der Bestimmung und der Geschäfte des Gelehrten entdeckt zu haben, geschrieben; aber enthalten gewifs manche wichtige Wahrheit, zur rechten Zeit wiederholt. Der Vf. betrachtet in der ersten Anrede den Stand des Gelehrten unter dem dreyfachen Gesichtspuncte, 1) insofern er sich von andern unterscheidet und sich den Wissenschaften widmet, 2) insofern er die wissenschaftlichen Dienste des Staates verwaltet, und 3) auch, insofern er ausser bestimmten Aemtern für die allgemeine Wohlfahrt arbeitet. Hier hat uns besonders gefallen, was über die Pflichten der Schriftsteller und zur Warnung vor allzu frühzeitiger Schriftstellerey gesagt ist; doch mit der Einschränkung, dafs sich junge Gelehrte für sich in Aufzeichnung und schriftlicher Ausarbeitung ihrer Gedanken üben sollen. — In der zweyten Anrede zeigt Hr. D. *Schlegel*, was von dem Theologen als *Gelehrten* überhaupt, als *Religionsgelehrten*, und als *Religionslehrer* gefodert werde. „Wir weisen hier insbesondere auf das hin, was der zahlreichen Classe der Theologen, die sich dem Predigerstande widmet, zu bedenken gegeben wird. Auch der Vf. tritt auf die Seite derer, welche ernstlich warnen, sich nicht in diesem Stande von der Bewerbung um eine gründliche Gelehrsamkeit frey zu sprechen. Und möchten doch die Landprediger insbesondere seine Meynung von dem Stehenbleiben bey ihren akademischen Kenntnissen unter dem Vorwande der nöthigen Sorge für die Landwirthschaft, beherzigen! — Der Stil dieser Vorlesungen könnte fliefsender und der Abdruck correcter seyn.

Mathematik. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Erste Anleitung für Kinder mit Zahlen umzugehen um sie in etwas zum Kopfrechnen vorzubereiten*, von *J. M. Möller*, Diak. a. d. Michaeliskirche u. Prof. des Rathsgymnas. zu Erfurt. Mit Tabellen. 1798. 5 B. 8. (5 gr.) Das Wenige, was von dem hier gelehrten Verfahren Rec. für zweckmäfsig anzuerkennen weifs, wird jeder Lehrer der Rechenkunst, der einige Literatur hat, schon anderwärts mit mehr Bestimmtheit und Ueberschauung der ganzen Absicht vorgefunden haben. Der Vf. ist sicherlich ein viel zu bescheidener und vernünftiger Mann, als dafs er nicht bald genug selbst auch die Kürze billigen sollte, womit wir seines wohlgemeynten Versuches hier glauben erwähnen zu müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Julius 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha* von *Miguel de Cervantes Saavedra*, übersetzt von *Ludwig Tieck* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ueber den im Liede des Hirten Antonio S. 124. gehaltnen Ton und Weise kann Rec. mit dem Uebersetzer nicht einig seyn. Zwar in welchem Sylbenmaße eine Spanische Romanze in sogenannten *Castellanas* mit durchgehender Assonanz am besten zu übersetzen sey, darüber lässt sich noch viel hin- und her streiten, und in wie fern mit ihren achtsylbigen Versen unsere viersüssigen Trochäen übereinstimmen, würde hier zu weitläuftig zu erörtern seyn. Allein der Gang des Liedes ist offenbar zu hüpfend und unstät geworden, und die Muse des bäurischen Sängers zu komisch aufgeputzt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der südlichen Sprachen, dass das Volkslied nicht ins grobe und unedle verfällt, sondern eine gewisse Reinheit, ja Zierlichkeit mit der Poesie höheren Schwunges gemein hat. In der 10 Str. ist ein Missverständniss, das sich ebenfalls in der Bertuchschen Uebersetzung findet:

Dir zu Liebe so lass' ich das Tanzen,
Musiciren und auch Reimerey,
Da ich sonst immer gesungen
Schon vom ersten Hahnenschrey.

Dexo el baylar por tu causa,
Ni las músicas te pinto,
Que has escuchado á deshoras,
Y al canto del gallo primo.

Dexo heisst hier nicht: ich unterlasse, sondern: ich übergehe mit Stillschweigen. Der zweyte Vers lässt keinen Zweifel übrig. Er rühmt vielmehr, dass er ihr zu Liebe tanzt, und Serenaten anstellt, *á deshoras*, zur Nachtzeit wann andere Menschen schlafen.

Doch genug von den Gedichten. Was die Prosa betrifft, so liebt der Castilianer wie der Italiener in seiner sonoren und leicht hingleitenden Sprache, dass das Ohr mit einer tönenden Fülle von Worten und majestätischem Umfange der Perioden befriedigt werde; und dieser goldene Strom der Beredsamkeit ist nicht das, was den einheimischen Leser an seinem DQ. am wenigsten entzückt. Vor nichts muss sich also der Uebersetzer mehr hüten, als nicht in die zerschnittene Schreibart zu verfallen, die sich zudem weder mit der Ruhe der Darstellung, noch mit ihrer gefälligen Umständlichkeit verträgt. Auf der andern Seite schlingen sich bey unserer Wortfügung die Sätze nicht so leicht vermittelst der Participien und relativen Fürwörter an einander, daher bey gleicher Länge der Perioden das Schleppende schwerlich zu vermeiden wäre. In gegenwärtiger Uebersetzung finden wir hierin meistens das rechte Mittelmass getroffen. Die Rede der Marcella und Don Quixote's Beschreibung wie ein irrender Ritter dazu kömmt, die Tochter eines Kaisers zu heyrathen, können Proben davon abgeben. Ein Beyspiel von einem schön gebauten und sonor gebliebnen Perioden ist S. 259. der, welcher anfängt: „Du merkst, getreuer und redlicher Edelknabe" u. s. w. Freylich bey Stellen wie die, wo Don Quixote die Heere schildert, die er zu sehen wähnt, (besonders: *En estotro esquadron vienen los que beben las corrientes cristalinas del olivifero Betis, etc. etc.*) muss unsere Sprache gegen die hochtönende Pracht beynah verstummen, und kann über diesen Punct zu einiger Selbsterkenntniss kommen. — Es bedarf nicht besonders erinnert zu werden, dass ein Werk wie DQ. zunächst zum Vorlesen bestimmt ist; und wenn dies gehörig geschieht, so werden auch solchen Lesern, denen es zuerst fremd ist, die Vortheile des periodischen Stils für den stätigen und fortziehenden Gang der Erzählung ins Gehör fallen.

So wahr und lebendig das Mimische im DQ. ist, wenn Personen aus den geringeren Ständen redend eingeführt werden, so hat sich doch Cervantes zu diesen Vertraulichkeiten mit zierlichem Anstande herabgelassen: die nachdrücklichen Reden, eingefädelten Gemeinsprüche und Scherze des unvergleichlichen Sancho fallen nie ins plumpe, sondern konnten überall den Namen *gracias y donayres* verdienen; wie es denn auch billig war, dass die Geschichte des unsterblichen Ritters nirgends mit einer Feder vom Vogel Strauss geschrieben würde, was C. den Avellaneda gethan zu haben beschuldigt. Da die Sprecharten des Volkes in unsern nordischen Sprachen aus beträchtlich gröbern Faden gesponnen zu seyn scheinen, und die Zierlichkeit jener südlichen, wir möchten sagen, eine allgemeinere Mittheilsamkeit hat, so war eine grosse Sorgfalt hiebey erfoderlich. Der Uebersetzer hat sie daran gewandt, und sich sehr gehütet, den bescheidenen Farbenauftrag nicht zu verstärken und die Localtinten nicht greller gegen ein-

einander abstechen zu lassen. Nur um zu zeigen wie wir es hiemit meynen, mögen hier ein paar Beyspiele stehen, wo Rec. noch eine kleine Verstärkung wahrzunehmen glaubt. S. 129. sagt ein ankommender Ziegenhirt: „Wisst ihr nicht, Cameraden, was im Dorfe los ist;" *lo que pasa en el Lugar*, was im Dorfe *vorgeht*. Hierauf erzählt er vom Tode des Chrysostomus: „und das Lustige bey der Sache ist, dass er im Testamente befohlen hat;" *lo bueno es, das Beste dabey ist*. S. 13. „Darüber ist nun das ganze Dorf *in Alorm*." Im Texte steht *alborotado*, ein Ausdruck der selbst in ernster Poesie vorkommt, was mit dem in der Uebersetzung gebrauchten nicht der Fall ist. — Eine eigene Art des Komischen im *DQ.* machen die Missgriffe des Sancho und anderer geringen Leute aus, wenn sie Worte gebrauchen, die etwas über ihren Horizont sind, wobey im Deutschen etwas entsprechendes an die Stelle gesetzt werden musste. In der Erzählung des Pedro S. 129. u. f. ist dies gleich mehrmals mit Glück geschehen. Eben so die drolligen Entstellungen ritterlicher Namen, die dem Sancho entschlüpfen, wenn er aus dem Balsam des Fierabras einen *Trank Fieberfrass* (im Span. *bebida del feo Blas*) und aus dem Mambrin, dessen Helm *DQ.* erobert zu haben glaubt, einen *Mohren Schandriem* (im Span. *Malandrino* statt *Mambrino*) macht. Ungemein lustig ist es, wenn Sancho, da er den Brief seines Herrn an Dulcinea aus dem Gedächtnisse wieder herstellen soll, die Ueberschrift: *Soberana y alta Sennora*, in: *Alta y sobajada Sennora* verändert. Im Deutschen musste dabey eine ganz andere Wendung genommen werden. Sancho bringt nach vielem Sinnen heraus: „Erhabene Herrscherin! Mein Närrchen!" Es hatte gestanden: *Monarchin!* Nicht alle Wortspiele liessen sich so unverändert übertragen, wie das: *oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el contento del agua*, S. 258. „sie hörten ein anderes Rausch.n, dass ihnen die Freude über das Wasser verwässerte." Indessen ist S. 21. bey den *truchuelas* und *truchas*, S. 224. bey den *aventuras* und *desventuras*, und bey den gereimten Redensarten, wie *de ceca en meca*, das mögliche geschehen, sie durch etwas ähnliches zu ersetzen. Auch das Spiel zwischen *rocines* und *Rocinante* am Schlusse des allerliebsten Sonetts, worin die Pferde Babieca (nicht Babinza) und Rozinante sich unterhalten:

> Wem klag' ich wohl, dass ich mich hungrig quäle
> Wenn es dem Herrn wie Knappen gleicherweise
> Noch knapper geht als selbst dem Rozinant?

Wir wollen hier nicht gegen gewisse Kunstrichter, die jedes Wortspiel als eine ästhetische Todsünde betrachten, die Fragen untersuchen: warum es nicht erlaubt seyn sollte, (den möglichen Missbrauch eingeräumt) eben so gut wie mit andern Dingen, zuweilen auch mit Worten zu spielen, da doch die ganze Poesie ihrer äussern Form nach eigentlich ein Spiel mit Worten ist? ob hiebey nicht dasselbe Princip zum Grunde liegen möchte, welches [illegible] Reime seine Entstehung gegeben hat? ob nicht ein Hang dazu besonders in der ersteren Gattung, einen zarten Bau der Sprachen und eine regsame Fantasie verrathen dürfte, die gern in der sinnlichen Bezeichnung der Dinge Anspielungen auf ihr inneres Wesen findet? Genug, sind einmal Wortspiele im Originale vorhanden, so ist es ein Zug der Untreue, und muss eine Lücke verursachen, wenn sie nicht übertragen werden.

Hier und da fand Rec. unnöthige Abweichungen von der wörtlichen Genauigkeit, auch einige Versehen in Ansehung des Sinnes, die sich eingeschlichen haben. Bey einer Uebersetzung, die bloss Hülfsmittel der Auslegung seyn soll, müsste hievon gleich zuvorderst die Rede seyn; den Eindruck des Kunstwerkes im Ganzen affiziren sie aber nicht. Folgende bemerken wir zu künftiger Berichtigung. S. 14. „wie er in den Büchern gelesen, die davon Meldung gethan; *que tal le tenian*, die ihn in diesen Zustand versetzten." S. 18. „geschweige denn an so edlen Jungfrauen, mit denen mich eure Gegenwart beglückt;" *como vuestras presencias demuestran*, wie man an eurem Anstande erkennt. Ebend.: „doch sage ich dies nicht zu eurer Anhörung, noch damit ich Uebelwollen zeige;" *pero non vos lo digo, porque os acuitedes, ni mostredes mal talante, que el mio etc.*, doch sage ich dies nicht, damit ihr euch betrübet, noch üblen Willen zeiget, denn der meinige u. s. w. S. 21. sollte statt des Ausrufs: „O Rozinante!" stehn: oder Rozinante, welches sich an das vorhergehende Stück einer Romanze gleich anschliesst. S. 223. „dass er sich kaum auf seinem Thiere erhalten konnte;" *arrear á su jumento*, sein Thier forttreiben konnte. S. 285. „Alles was ich sehn und worin ich euch unterstützen kann;" *lo que veo y columbro*, was ich sehe und wahrnehme. S. 280. „ein Dorf, das so klein war, dass es keinen Barbier hatte;" *ni botica* ist ausgelassen: dass es weder Apotheke noch Barbier hatte. S. 288. wo *DQ.* sich das Bartbecken als Helm aufzupassen sucht, ist *encaxe* durch Visier übersetzt; es bedeutet die unter dem Kinn durchgehende und in die obere eingepasste Unterhälfte des Helmes, wie auch aus der ersten Verfertigung des pappenen Unterhelms klar ist. S. 297. u. f. sollte *doncella* wohl lieber durch *Fräulein* als durch *Jungfrau* übersetzt seyn. S. 301. „so dass sie sich endlich gleichsam in der Basis einer Pyramide verlieren;" umgekehrt, *DQ.* vergleicht die grossen, aber in der Folge der Zeiten erniedrigten Geschlechter, mit einer Pyramide, die sich gegen die Spitze zu immer verengt. S. 130. „in der Nachbarschaft von unserm Dorfe hier in den Bergen;" *vecino de un Lugar que está en aquellas sierras*. — *Vecino* heisst hier Einwohner, es kommt in dieser Bedeutung noch einmal vor T. IV, p. 86. (Ed. der Akad. Madrid 1780. 4.) Der Sinn kommt freylich beynah auf eins hinaus. S. 290. „Jener [illegible] ist der Grossherzog von Quiraloia." In der Ausgabe der Akademie steht Quirocia, und vorher noch *el temido Micocolembo*; hatte der Uebersetzer

fetzer eine andere Lefeart? S. 231. „Xeronifchen Wiefen," ftatt Xerefanifchen; jenes kann unmöglich von Xerez abgeleitet werden. Ferner fteht das: „Nachkommen aus dem Blute der alten Gothen," fo, als ob es noch auf die Manchaner ginge, da doch ohne Zweifel die Afturier gemeynt find. Gleich zu Anfange des erften Kapitels ift ein paarmal der Sinn verfehlt, wo ihn die Bertuchfche Ueberfetzung richtiger hat; ein Verfehen aber in dem allererften Satze ift beiden gemein. *En un Lugar de la Mancha, de cuyo nombre no quiero acordarme;* nach Hn. B. „deffen Name mir nicht wieder *einfallt;*" nach Hn. T. „auf deffen Namen ich mich nicht entfinnen *kann.* C. fagt, dafs er fich nicht darauf befinnen *will;* der Unterfchied ift bedeutend. Er wiederhohlt eben dies am Schluffe des Werkes: *cuyo Lugar no quifo poner Cide Hamete puntualmente.* C. wufste den Ort recht gut, er hatte aus einer Art von Tücke wegen ihm widerfahrnen Beleidigungen den Flecken Argamafilla zu *DQ's.* Geburtsort gemacht, fand es aber unftreitig piquanter ihn zu Anfange errathen zu laffen, und giebt erft durch die Gedichte der Akademiker *de la Argamafilla* am Ende des zweyten Bandes einen Wink daruber.

Ueber manches hätte Rec. noch Zweifel und Bemerkungen vorzutragen, z. B. warum *efcudero* am häufigften durch *Stallmeifter* gegeben wird, da es doch felbft der Etymologie nach mit *Schildknappe* genau übereinftimmt? Ob nicht *del ingenioso hidalgo* auf dem Titel beffer durch *des finnreichen Edelmanns* gegeben würde? Ueber den Gebrauch einiger veralteten Wörter wie *etweiche* u. f. w. Doch die Grenzen einer allgemeinen Beurtheilung, erlauben uns nicht vieles zu berühren, gefchweige denn zu erfchöpfen. Wir erwähnen nur noch, dafs diefer Band bis zum Schluffe der Gefchichte des Cardenio geht (weiter als der erfte Band in der älteren Ueberfetzung.) Die Lefer werden unfehlbar eine baldige Fortfetzung wünfchen, um zu erfahren, wie Cardenio von feiner wahrhaft pathetifchen, und Don Quixote von feiner parodirenden Pein befreyt wird.

Neu-Strelitz, b. Michaelis: *Die Jakobiner in Deutfchland,* Schaufpiel in fünf Aufzügen. 1797. 222 S. 8. (16 gr.)

Die Kritik kommt oft in Verlegenheit, ob fie ihr Schuldig! ausfprechen foll oder nicht; aber bey keinem Buche hat Rec. diefe Verlegenheit fo gefühlt als bey diefem Schaufpiel. Der Dialog deffelben ift natürlich, anftändig bis auf ganz kleine Flecken; zuweilen fogar fchön; die Charaktere find meiftens gehalten, der Obrift von Althaufs fehr gut durchgeführt; die Situationen zuweilen hochkomifch ohne übertrieben zu feyn. Carl Seelheim ift ein edler Menfch ohne Affectation; das Feuer im fünften Akte fteigt, das Stück fchliefst gut. Recht viel Gutes! Nun hingegen ift Unwahrfcheinlichkeit auf Unwahrfcheinlichkeit gehäuft: Geifterbefchwörungen fo grob, dafs fie mit Händen zu greifen find; ein Jakobinerklubb mitten in Deutfchland, in voller Thätigkeit, und von dem alle Welt den Aufenthalt etc. weifs; ein intriguanter und einfältiger Baron, der ohne ein Amt zu bekleiden, ohne reich zu feyn, Menfchen arretirt, Briefe erbricht, fürftliche Cabinetsbefehle unterfchlägt, und das alles mit fo vieler Sicherheit, fo grob und ohne zu fürchten, dafs es bekannt werden möchte; ein Präfident, der in Gegenwart feiner Familie Staatsverbrecher verhört, und in der Juftiz fo tumultuarifch, fo willkürlich zu Werke geht und gehen läfst, als ob das Stück in einer Welt voll Jakobiner fpielte. Glück kann diefes Stück wohl nicht auf der Bühne mach. , aber rathen darf die Kritik dem Vf., die wirkliche Welt und den Gang der Dinge beffer kennen zu lernen, Weitfchweifigkeit im Moralifiren, welcher fich befonders der Profeffor fchuldig macht, zu vermeiden, und feinen Planen einen lichtvollern Gang zu geben.

Hirschberg, b. Pittfchiller: *Biographifche Bruchftücke oder getreue Gemälde der Vorzeit* für gebildete Romanlefer von X. Y. Z. 1797. 250 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. diefer Bruchftücke fcheint fich (nach der Vorrede) berufen zu glauben: *durch romantifche Bearbeitung hiftorifcher Stoffe die Lefewelt von der Lectüre der zahllofen Heere geiftlofer Ritterromanen* abzubringen: wahrlich ein grofses Unternehmen! Und wie ausgeführt? Sein erftes Bruchftück ift die *Rudelsburg.* Hiftorifch darin foll wohl ein Verzeichnifs der Befitzer der Burg feyn, von denen der Vf. fchon 972 einen Herrn von Münchenhufen als den Erbauer der Burg kennt; denn für romantifch wird er doch wohl ein genealogifches Verzeichnifs mit Jahrzahlen nicht geben wollen. Aber was denn auf einmal der lange Dialog des Münchenhufen mit Ludwig von Gültenburg, fo langweilig wie einer in einem Ritterromane, foll, kann Rec. nicht errathen. Rec. hat nur noch von *Baffina oder die Gewalt der Liebe* ein paar Worte zu fagen. Diefes Bruchftück ift doch wohl nichts als ein Fragment des langweiligften Ritterromans? Wir mufsten lächeln, da wir lafen: *das Volk wird immer unruhiger, es ftürmt das Zimmer des Königs:* man denke fich die Wuth des Volks, das fchon das Zimmer, worin der König ift, erbricht. Nun aber tritt der Freund des Königs unter den wüthenden Haufen und fagt: *feyd ruhig! Euer König bittet nur noch um eine Viertelftunde, dann will er reifen!* Und das wüthende Volk ift — ruhig. Aber wie erftaunte Rec. da er S. 129. einen Dialog zwifchen der Königin und ihrem *Papagoy* (fchreibe *Papagoy*) fand. Nämlich der König von Frankreich fetzt fich unter dem Fenfter der Königin Baffina auf einen wilden Fuchshengft. Die verliebte Königin und ihr *Papagay* fehen das durchs Fenfter an. Nun: *Papagay macht einen langen Hals und fliegt der Königin auf den Arm: Hu! der wilde Fuchs, er will herauf!* (*Baffina*) *Still Papchen, er thut dir nichts!* Nach einem

Mono-

Monolog der Königin, sagt der *Papagay*, da die Königin den Kopf in die Hand stützt: *nicht böse, Frau Königin! (Bassina) stösst ihn weg: lass mich! (Papagay) du schlagst mich und Papchen hat nichts gethan.* — Das heisst doch romantisch! Gott behüte! Es ist nicht etwan ein bezauberter Prinz, sondern ein wahrer, wirklicher *Papagay*, der hier redet.

KINDERSCHRIFTEN.

BERLIN, im Verlage der königl. akad. Kunst- und Buchh.: *Sammlung auserlesener poetischer Fabeln und Erzählungen* für Lese- und Declamationsübungen. Herausgegeben von *F. P. Wilmsen*, drittem Prediger an der Parochialkirche. 1799. VIII. u. 296 S. 8. (16 gr.)

Wir haben der zu Uebungen im Lesen und Declamiren bestimmten Fabelsammlungen so viele, dass die Herausgabe einer neuen, wenn sie sich nicht durch beträchtliche Vorzüge vor den frühern auszeichnet, wo nicht für ganz überflüssig, doch eben nicht für verdienstlich gehalten werden kann. Was Hr. *W.* gethan hat, um seiner Sammlung einen Vorzug vor den bisher vorhandenen zu geben, ist wirklich zu unbedeutend, um sie über das Gewöhnliche zu erheben. Mehrere vorgenommene Veränderungen dürften wohl schwerlich Verbesserungen seyn, wie S. 194. wo es in dem Originale von Ramler heisst: „und *spannt* nun auf den Augenblick," wofür Hr. *W.* „und *passt* nun" etc. setzt S. 216. „nach *missgelungenen* Streichen," gefällt uns immer noch besser, als die harte Aenderung des Hn. *W.*: „nach *viel misslungenen* Streichen." Da sich aber Hr. *W.* einmal Veränderungen erlaubte; so hätte er jeden der Jugend anstössigen Ausdruck, jede Redensart, deren Erklärung einen zu grossen Aufwand antiquarischer Gelehrsamkeit fodert, wegfeilen sollen. Dass er das Ganze in drey Abtheilungen brachte und dabey einen Stufengang vom Leichtern zum Schwerern beobachtete, würde Lob verdienen, wenn nur nicht, besonders bey einer Fabel, die Entscheidung über Leicht und Schwer äusserst bedenklich wäre. Besser hätte Hr. *W.* gethan, wenn er, nach Wagner's Beyspiele, die Fabeln systematisch geordnet, und bey jeder Rubrik diejenigen, welche er für die leichtesten hielt, vorausgeschickt, übrigens aber die Auswahl des Leichtern und Schwereren jedem Lehrer selbst überlassen hätte. Dass in der ersten Abtheilung die Wörter, welche den Ton haben, durch den Druck unterschieden sind, auch das kann dieser Fabelsammlung keinen bedeutenden Vorzug vor andern geben. Denn die hier durch den Druck ausgehobenen Wörter sind nur diejenigen, welche bey dem ersten Anblicke, einem jeden Kinde, das nur einige Fertigkeit im Lesen hat, als solche, welche ausgehoben werden müssen, von selbst in die Augen springen. Wenn ausser den ausgezeichneten, keine anderen durch besondere Modulationen der Stimme ausgedrückt würden, so dürfte das Lesen nicht anders als sehr stümperhaft ausfallen. Hr. *W.* hat also eigentlich weniger geleistet, als Wagner. Das Verdienst, auch andere, als bey Wagner befindliche Fabeln gesammelt zu haben, die der Jugend ebenfalls eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre gewähren können, wollen wir ihm hiermit keinesweges abgesprochen haben. Nur das übertriebene Selbstlob, welches er sich, mit gänzlicher Verschweigung der Verdienste seiner Vorgänger, in der Vorrede beylegt, ist tadelnswerth und kleidet am wenigsten einen jungen Mann.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Keil: *Ueber die Mosaik.* Vom Professor und Director *Gurlitt*. Zur Ankündigung der in der Schule des Klosters Bergen von Ostern bis Michaelis 1798 zu haltenden Lectionen. 32 S. 4. (4 gr.) Die mit Hn. Gurlitt's schon sonst bekannten Kunstgelehrsamkeit verfasste Abhandlung über die Mosaik, welche die ersten 18 Seiten dieses Programms anfüllt, ist folgendermassen angeordnet. I. Was versteht man unter Mosaik? welches waren die Benennungen derselben bey den Alten? und woher ist der Name Mosaik? II. Mechanisches Verfahren bey dieser Gattung von Kunstwerken. III. Geschichte der Mosaik. IV. Einige vorzügliche Ueberbleibsel derselben aus dem Alterthum. Der Unterschied zwischen Mosaik und *Lavor Commesso* oder sogenannten Florentiner Arbeit hätte, wie uns dünkt, S. 12. wohl etwas bestimmter auseinander gesetzt werden sollen. Mosaik wird aus Stiften von gefärbtem Glas zusammengesetzt, für geringere Arbeiten wie z. B. für Fussboden bedient man sich noch heut zu Tag bunter Marmorarten in kleine Würfel geschnitten. Florentiner Arbeit hingegen besteht aus feinen Steinen, welche nach Erfodernis der Form und Farbe der Gegenstände, die man darstellen will, in grössere und kleinere Stücke geschnitten und in einen Grund von einer andern harten Steinart eingelegt werden, auf eben die Weise, wie die Ebenisten in Holz zu arbeiten pflegen. Bey Aufzählung der alten Ueberbleibsel von Mosaik scheint Hr. *G.* nicht an die schönen Fussboden im Clementinischen Museum gedacht zu haben, worunter einige ganz vortreffliche Stücke sind. In dem Verzeichniss der Schriften über Mosaik vermissten wir: *L'arte Vetraria di Antonio Neri.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Julius 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Allgemeine Bibliothek der neuesten theologischen Literatur.* Herausg. von *Joh. Ernst Christ. Schmidt*, ord. Prof. der Theol. zu Giessen. Iten Bandes 1, 2 u. 3tes Stück. 1798. 678 S. IIten Bandes 1tes Stück. 1799. (Sechs Hefte, jedes zu 12 bis 15 Bogen, oder im Ganzen 70 bis 78 Bogen zu 3 Rthl. 12 gr.)

Zu gleicher Zeit, da zwey bekannte theologische Zeitschriften veränderte Herausgeber bekamen, das ehemalige Döderleinische theolog. Journal aus der Bearbeitung des Prof. *Paulus* als *neuestes* theolog. Journal in die Hände des D. *Gabler's* überging und die theolog. Annalen aus der für die Meiste berechneten Besorgung des verstorbenen Hassencamp's, als *neue* theol. Annalen, vom Prof. *Wachler* übernommen wurden, kündigten sich zwey ganz neue Recensionsanstalten der theol. Literatur an. Der Kenner konnte hieraus nicht auf vermehrte literarische Thätigkeit und Fülle in diesem Fache schliessen. Denn dass die Ausbeute darin mit jeder der letzten Messen (die nothleidende und belastete gesammte Liturgie abgerechnet) selbst der Zahl nach vermindert worden sey, lag am Tage. Für die neuere Art der Bearbeitung, wenn gleich die Aernte gross wäre, sind der Arbeiter noch wenige, auch scheint die Witterung hie und da unstät und ungedeihlich. Die ältere Methode dagegen hat auf alle Fälle ihr Mannesalter überlebt, den Zustand der eisernen Consequenz, welche, was aus den angenommenen übermenschlichen Prämissen folgt, nur um so fester hält, je härter es mit den menschlichen Ansichten collidirt. Nur also der Hoffnung und dem Vorsatz, die theologische Literatur neu zu beleben, musste jenes Auftreten neuer Beurtheiler und Kampfrichter zugeschrieben werden. Was hierin die vom CR. Horstig mit Lebhaftigkeit angekündigte *theologische Literaturzeitung* bewirkt haben würde, läst sich, weil diese Unternehmung, noch im Keime, mit den schon gangbaren *Annalen der theologischen Literatur und Kirchengeschichte* in Eins zusammenwuchs, und selbst der bisherige Einfluss des bückeburgischen Mitherausgebers auf das ältere Rintelner Institut im Publicum unbekannt ist, nicht leicht bestimmen. Die *Schmidtische allgemeine Bibliothek* hingegen hat durch die bisher erschienenen Stücke so viel Competenz, über das Neueste der theologischen Literatur ein Wort zu sprechen, dargethan, dass es gewiss nicht das beste Zeichen wäre, wenn nicht diese Stimme von der gesammten theologischen Lesewelt mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gehört und geachtet würde.

Die eigene Ankündigung hat dieser Bibliothek zweyerley Zwecke vorgezeichnet. Der erste — eine *vollständige* Uebersicht vom Zustand der theol. Literatur jedes Jahrs durch Anzeige *aller* neuen theolog. Schriften Deutschlands und der wichtigsten des Auslandes zu geben — ist noch von keinem Institut dieser Art erfüllt worden und scheint, nach dem zu urtheilen, was zwischen der Ostermesse 1798 und 1799 erschienen ist, auch bey dem gegenwärtigen, so wie bey allen jetzt coëxistirenden, ein guter Vorsatz zu seyn, welchem Herausgeber und Verleger immer nachzustreben suchen müssen, um nicht hinter dem, was wirklich nothwendig ist, zurück zu bleiben. Nothwendig nämlich dünkt uns, ist dieses, dass jede Schrift, sie sey Buch oder kleinerer Aufsatz, durch welchen das Studium des Fachs in irgend einem Theil etwas gewonnen hat, den Lesern einer solchen Bibliothek durch sie von dieser interessanten Seite bekannt werde, und dass kein untaugliches Product, wenn es auf das Gemeinwohl des Fachs schädlichen Einfluss haben könnte, ungeprüft bleibe. Dieses Nothwendige zu leisten, erfodert schon sehr viel, und selbst von diesem Ziel sind noch immer alle theologische Recensiranstalten, trotz der schönsten Versprechungen der Herausgeber, welche ohne Zweifel aus ihrem besten Willen geflossen waren, beträchtlich zurückgeblieben. Die Ursachen sind leicht zu begreifen. Von Schriften der beschriebenen zwey entgegengesetzten Classen müssen, wenn irgend etwas Zweckmässiges geleistet werden soll, theils überzeugende Beurtheilungen theils Auszüge des Eigenthümlichen, wodurch sie nutzen oder schaden, geliefert werden. Hiezu bedarf ein solches Institut Recensenten, welche nicht nur als Kenner das Eigenthümliche unterscheiden, und den Einfluss desselben auf das ganze Fach aus einem höhern Gesichtspunct übersehen können, sondern auch den wahren Recensentengeist, um das Wesentliche ins wirksamste Licht zu stellen, und die beneidenswerthe Musse haben, dieses gedrängt und doch vollständig darzulegen. Für solche Arbeiten solcher Recensenten ist dann aber auch ein unbeschränkter Raum, folglich hinreichende Unterstützung der Käufer und des Verlegers, nebst willfähriger Mittheilung von Schriften, welche dem Herausgeber leicht entgehen könnten, und unermüdeter Betriebsamkeit, um das nicht Zugesandte vom Aus- und Inland schleunigst herbeyzuschaffen, unentbehrlich. Die *Schmidtische Bibliothek* erfüllt ihren zweyten Zweck so gut, dass wir ihr, zu Errei-

chung jener Vollständigkeit, alle jetzt genannten Vortheile gar sehr wünschen möchten. Dieser zweyte Zweck — gerechte Beurtheilung der angezeigten Schriften — hängt aber auch weit weniger von äussern Umständen ab, über welche oft der beste Wille nicht Herr zu werden vermag. Im Ganzen genommen beweisen die Beurtheilungen gründliche Uebersicht des Fachs in seinem grossen Umfang und Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit. Philologische und historische mit Prüfungsgeist erworbene Kenntnisse, diese durch keine Genieblicke zu ersetzende Grundlage des theologischen Studiums, zeigen sich in ihnen da, wo sie hingehören, wo etwas durch geschichtliche Kritik, Hermeneutik und Pragmatik ausgemacht werden kann. Zugleich aber beweist diese Bibliothek auch durchgehends eine forschende und anwendende Bekanntschaft mit dem, was die Philosophie auf ihrem Gebiet in den neueren und neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schwankt nicht über die Principien, ist aber auch nicht jeder neuen Folgerung mit einem zum voraus angekündigten Absprechen geneigt oder abhold, und empfiehlt sich vorzüglich durch die Gabe, abstractere Forschungen gemeinfasslich darzustellen, und das Neueste mit dem Aeltesten in Verbindung zu setzen, ohne den Fehler, das Neue in seinen Folgerungen entweder nach dem fremden Maasstab des Alten und Hergebrachten zu kritiiren, oder mit einem gewissen Schaudern, das dem bescheidenen Selbstprüfer, nur aber nicht dem auftretenden Beurtheiler Ehre macht, von denjenigen Prämissen sich ganz zurückzuziehen, welche eine kräftige und mühsame Reinigung des ganzen Fachs fodern, und eine festere Grundlegung für dasselbe gewähren, dem Herkommlichen aber freylich, insofern es sich in Masse erhalten und unentbehrlich machen will, eher den Einsturz drohen, als eine blos hie und da stützende Reparatur versprechen. In der Ankündigung des Herausg. schien „strenge Beurtheilung, ohne je Gnade für Recht ergehen zu lassen" mehr gedroht als versprochen zu werden. Die Ausführung beweist, dass Gerechtigkeit der Kritik gemeynt war; denn der Ton des Lobes und Tadels ist in ihr von Bitterkeit und Nachgiebigkeit meist gleich weit entfernt. Ueberhaupt ist die Vereinigung einer das alternde Vorurtheil so sehr als jede literarische Modesucht bestreitenden Freymüthigkeit mit einer prätensionslosen Entdeckung der Schwächen und ruhigen Darlegung der entgegenstehenden Gründe der Punct, welcher dem Rec. unter allen guten Eigenschaften dieses Instituts das meiste Vergnügen gemacht hat. Noch ein grösseres Vergnügen aber wird es uns seyn, wenn wir bey der Fortsetzung bemerken können, dass alles das nach unserer Einsicht gerühmte Gute nicht der Gipfel, sondern der Anfang sey, welchen alle Bearbeiter dieser Bibliothek mit neuen Anstrengungen so, wie es ihnen gewiss möglich ist, fortschreitend zu übertreffen streben. Beurtheilender Bemerkungen wünscht Rec. nicht mehrere, als er jetzt findet; es müssten denn im philosophisch-theologischen Theil so nöthige und treffliche Entwickelungen seyn, wie im 2ten Stück des Iten Bandes die Beyträge zu einer philosophischrichtigen Theorie der Religionsoffenbarung, welche durch den Ammonischen Versuch, die Moralität durch eine unerkennbare göttliche Caussalität zugleich bewirkt und nicht bewirkt darzustellen, veranlasst waren. Gedrängte Auszüge hingegen aus dem Eigenthümlichen neuer Schriften, wodurch Aufhellung des Fachs da, wo die Zeit sie gerade am meisten bedarf, befördert werden kann und was deswegen zunächst durch Zeitschriften schnell genug in Umlauf gebracht werden müsste, haben dem Rec. immer der vorzüglichste und so zu reden, perennirende Theil einer Recension geschienen, so dass er davon in dieser allgemeinen Bibliothek noch zu wenig zu finden glaubt, und um so viel mehreres anzutreffen wünscht, weil die Gesichtspuncte, nach denen hier die Auswahl bestimmt werden würde, ihm die richtigen scheinen.

Giessen, b. Heyer: *Joh. Pet. Ludw. Snell's*, Pfarrers zu Dachsenhausen, *Praktisch-katechetisches Handbuch* über seinen Katechismus der christlichen Lehre. Zum Gebrauch für diejenigen Prediger und Schullehrer, die sich dieses Katechismus bedienen. *Erster Theil.* 1799. XXXII u. 232 S. 8. (16 gr.)

Sollte es mit der unverzeihlichen Grosssprecherey: „Ich befinde mich bey der Abfassung dieses Werks in der glücklichen Lage; dass ich nicht nöthig habe, mir erst ein Publicum zu dichten, das sich *desselben* mit Nutzen bedienen könnte, sondern ich weiss bestimmt, für wen ich arbeite" (Vorr. S. 1.) seine Richtigkeit haben; so würde dies unserm Zeitalter und insbesondere dem Stande der Religionslehrer wenig Ehre machen. Denn dieses, ohne allen Grund *praktisch-katechetisch* genannte, Handbuch enthält weiter nichts, als eine Sammlung höchsttrivialer Materialien, welche bald in gelehrter Schulsprache, bald in der Kindersprache vorgetragen sind, zur Erläuterung des von dem Vf. herausgegebenen und hier wieder abgedruckten Katechismus, welcher gleich seinem Commentare, noch mit dogmatischen Wuste und elenden Reimereyen ausstaffiret ist, als S. 5:

Ich glaub' an einen Gott *allein* (?)
der alle Dinge gross und klein
den Himmel und *die* Erden
aus *Nichts* hat lassen werden,
der auch mich selbst aus lauter *Gnad'*
zu seinem *Dienst* (?) erschaffen *hat.*

Welchen Namen verdienen Bestimmungen, wie folgende: Gott allein kann Wunder thun, d. i. er kann solche Begebenheiten wirken, die nicht natürlich zugehen? S. 14 Doch um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, müssen wir einen §. des Katechismus, mit der beygefügten *praktisch-katechetischen* Erklärung abschreiben. Wir wählen dazu den ersten, der sich uns darbietet. §. 27 „Aus Güte gab uns Gott das Leben, Leib und Seele, Augen und Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne." (Ist denn die Vernunft etwan auch ein Sinn?) Nun die Erklä-

klärung. „Als Gott uns schuf, und uns das Leben gab, da that er es aus Gnade und Gütigkeit; denn wir konnten es ja nicht verdient haben, ehe wir waren. Er that es auch nicht um seines Nutzens willen; denn wir können ihm nichts helfen, ihn nicht vollkommner und glückseliger machen (Art. 17. 25.). Er that es also blos aus Güte, d. h. er machte lebende Geschöpfe, damit er Gelegenheit hatte, seine Güte an ihnen zu beweisen und ihnen wohl zu thun. Indem er uns das Leben gab, versah er uns mit Allen, was dazu gehört, um als vernünftige Geschöpfe, glücklich leben zu können. Er gab uns den Leib, der mit so vielen nützlichen Gliedern versehen ist, und die vernünftige Seele, wodurch wir vor den unvernünftigen Thieren einen grossen Vorzug haben. Sinne sind diejenigen Kräfte, womit wir die Dinge, die um uns sind, wahrnehmen, erkennen (?) und unterscheiden. Wir haben deren fünf: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen." (Dies muss noch besser erklärt werden.) Nach dem Rathe des Vfs., (Vorr. S. VIII.) können Prediger mit diesem Buche in der Hand, ihre Confirmandenstunden halten. Wahrlich, Religionslehrer, welche einer solchen Eselsbrücke bedürfen, müssen ganz kopflose Maschinen, oder verachtungswerthe faule Bäuche seyn. Hätte doch der Vf. lieber, statt dieser ganz unnützen Arbeit, nur über einen Abschnitt seines Katechismus Muster von Katechisationen geliefert! Aber dass er die Kunst zu katechisiren selbst nicht verstehe, siehet man aus mehreren Aeusserungen in der Vorrede, wo er dem freylich bequemeren Vorsagen und Abfragen, vor dem mühsameren Ablocken den Vorzug ertheilt. Rec., dem es weh thut, dass Hr. *Su.*, welchen er als den Vf. der Kritik der Volksmoral schätzt, ein solches unbedeutendes Handwerk zusammenschreiben konnte, als dieses Handbuch wirklich ist, bittet ihn, um seiner eignen Ehre willen, den zweyten Theil nicht an das Tageslicht treten zu lassen. Denn eine Schrift, wie die vorliegende, kann selbst für den schlechtesten Dorfschulmeister nicht Bedürfniss seyn, weil sie ihn nur das lehrt, was er entweder schon selbst weiss, oder doch überall leicht finden kann, nämlich einiges *Materiale*, das oft mehr in Worten, als neuen Gedanken besteht, dagegen aber die *Form*, die bey dem Jugendunterricht gerade die grösste Schwierigkeit macht, seinem eigenen Ermessen überlässt.

PHILOSOPHIE.

London, b. Johnson u. a.: *The Principles of critical philosophy* selected from the Works of *Emmanuel Kant*, Member of the Royal academy of Sciences in Berlin and Professor of Philosophy in the University of Konigsberg; and expounded by *James Sigism. Beck*, extraord. Prof. in the University of Halle, translated from the German by *an auditor* of the *latter*. 1797. LXXX u. 454 S. gr. 8.

Dem Vernehmen nach ist der Urheber dieses Werks Hr. *Richardson*, ein Engländer von Talent und feuriger Liebe zur Philosophie, welcher eine Zeitlang in Halle studirt, und besonders des nunmehr nach Rostock versetzten Hn. Prof. *Beck's* Vorlesungen genutzt hat. Er hat, wie man schon aus dem Titel sieht, nicht eine Uebersetzung von Kant's Werken selbst, sondern mehr von Hn. Beck's erläuternden Auszuge liefern wollen; und ob er gleich auch diesen nicht immer ganz buchstäblich übersetzt; so ist er doch der Vorstellungsart im Ganzen, und der Terminologie durchaus getreu geblieben. Die Anordnung des Werks ist folgende. Nach einer Einleitung über den logischen Verstandesgebrauch überhaupt, enthält der erste Theil die *Gründe aller theoretischen Erkenntniss*, in fünf Abschnitten. 1) Die transcendentale Philosophie mit der Deduction der Categorieen; 2) eine Vorstellung von Kant's Methode dieser Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft; 3) die Metaphysik der Natur; 4) die Kritik der reinen speculativen Vernunft, in Hinsicht der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie; 5) die Methode der reinen Vernunft.

Der zweyte Theil begreift die *Gründe der praktischen Vernunft* in drey Abschnitten: 1) Zergliederung des Gebrauchs der praktischen Vernunft; 2) Moraltheologie; 3) Methode der praktischen Vernunft. Der dritte Theil enthält die Kritik der Urtheilskraft; 1) der ästhetischen; 2) der teleologischen. Der vierte die ausführlichen Abhandlungen der Religionslehre, nach Kant's Werke: die Religion innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft.

Man darf hoffen, dass die richtige Ansicht der Kantischen Philosophie durch diese Uebersetzung in England, bey Männern, welche ein ernsthaftes Studium nicht scheuen, gewinnen werde; da der Vf. sowohl die Sachen als den Ausdruck in den Kantischen Schriften sehr gut verstanden hat. Doch würde es für viele noch zuträglicher gewesen seyn, wenn Hr. R. sich weniger an die Kantische Terminologie gebunden, und sich hie und da manche entbehrliche Kunstausdrücke ersparet hätte.

Von eben diesem Vf. ist auch folgende Uebersetzung kleiner Schriften von Kant erschienen:

London, b. W. Richardson: *Essays and Treatises of moral, political, and various philosophical subjects*, by *Emanuel Kant*, M. R. A. S. B. and Professor of Philosophy in the University of Königsberg. From the German by the Translator of the principles of critical philosophy, in Two Volumes. Vol. I. 432 S. Vol. II. 444 S. 8.

Der erste Band enthält folgende Aufsätze: 1) *An answer to the question: What is enlightening?* 2) *the Groundwork of the metaphysic of morals;* 3) *the false subtility of the four syllogistic figures evinced;* 4) *on the popular judgment: that may be right in theory but does not hold good in the praxis;* 5) *of the injustice of counterfeiting books;* 6) *Eternal Peace;* 7) *the conjectural beginning of the history of man;* 8) *an inquiry concerning the perspicuity of the principles of natural theology and of moral;* 9) *what means* to

to orient one's self in thinking? 10) *An idea of an universal history in a cosmopolitical view.* Im zweyten Bande sind enthalten: 1) *Observations on the feeling of the beautiful and sublime;* 2) *something on the influence of the moon on the temperature of air;* 3) *History and physiography of the most remarkable cases of the earthquake which towards the end of 1755. shook a great part of the Earth;* 4) *on the volcanos in the moon;* 5) *of a gentle ton lately assumed in philosophy;* 6) *on the failure of all the philosophical essays in the Theodicee;* 7) *the only possible argument for the demonstration of the existence of God.* (Hier hätte der Uebersetzer wohl gethan, für seine Landsleute anzumerken, dass dieses eine lange vor der Kritik der reinen Vernunft erschienene Schrift sey, und dass Kant diesem damals versuchten Beweise der Existenz Gottes, seitdem er jene kritischen Untersuchungen vollendet hat, eben so wenig apodiktisch beweisende Kraft beylege als den übrigen.) 8) *The Religion within the sphere of naked Reason.* Nach dem Beckischen Auszuge aus dem Werke: *die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.* (Weil sich in die Uebersetzung dieser Abhandlung, so wie sie im vierten Bande der *Principles* stand, verschiedene Unrichtigkeiten eingeschlichen hatten; so hat Hr. R. gut gefunden, hier einen verbesserten Abdruck derselben beyzufügen. 9) *The End of all Things.*

* * *

Berlin, b. Mylius: *Anfangsgründe der feinen Lebensart und Weltkenntniss*, zum Unterricht für die Jugend beiderley Geschlechts, auch zur Beherzigung für Erwachsene, von D. *J. Trusler.* Aus dem Englischen übersetzt von *K. Ph. Moritz.* 2te Auflage, umgearbeitet, auch mit Zusätzen und einer Nachlese aus *Chesterfield* und andern, ingleichen hin und wieder mit einigen Abänderungen versehen durch *A. Rode.* 1799. XXII. u. 280 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 38.)

Bremen, b. Wilmans: *Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück.* Herausgegeben von *Nachtigal* und *Hoche.* Dritter Band. 1799. 376 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 308.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin,* b. Unger: *Ueber den Begriff einer Bürgerschule* — von D. *Friedrich Gedike.* — 1799. 31 S. 8. Der Vf. fangt diese besonders zu jetziger Zeit, wo der König von Preussen die preiswürdigste Aufmerksamkeit auf die Bürgerschulen richtet, interessante Abhandlung mit einer Classification der Schulen an. Oeffentliche Schulen sind entweder generelle oder specielle Bildungsanstalten, je nachdem sie den Zweck haben entweder überhaupt den Menschen und Bürger, oder einzelne Classen derselben zu bilden. Die generellen lassen sich in fünf Classen bringen. 1) Elementarschulen; wohin die Dorfschulen, die Schulen in kleinern Ackerstädten, die Nebenschulen in grössern Städten, kurz alle gehören, die mit den ersten Elementen anfangen und doch nur *einen* Lehrer haben. Sie müssen im *Lesen,* Schreiben, Rechnen, und der Religion unterrichten, aber doch nicht blos lehren, sondern auch die Geisteskräfte zu entwickeln, zu üben, zu stärken suchen. Ausserdem aber soll der Schüler doch auch schon mit den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur, mit den einfachsten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit, und mit der Verfassung seines Vaterlandes so weit diese Kenntniss auch dem gemeinsten Mann nöthig ist, bekannt gemacht werden. An die Elementarschule schliesst sich 2) die *gemeine Bürgerschule* an, deren Zweck zunächst Bildung des gewöhnlichen Bürgers und des mechanischen Arbeiters ist. Sie muss wenigstens zwey Lehrer (oder wenn die unterste Classe zugleich Elementarschule ist, drey) und wenigstens in vielen Stunden zwey Classen haben. 3) Die *höhere Bürgerschule*, worin der künftige Kaufmann, Künstler, Oekonom noch weiter geführt werden könne als es der Handwerker nöthig hat, muss wenigstens drey oder vier Lehrer haben. 4) *Mittelschulen* stehen in der Mitte zwischen Bürger- und gelehrten Schulen; d. h. sie sollen sogleich den Bürger bilden, aber doch auch zum Uebergange in eine gelehrte Schule vorbereiten. Sie finden in Städten von mittlerem Umfange ihren Platz. Eine solche Schule muss vier Classen und wenigstens vier Lehrer haben; zugleich höhere und gemeine Bürgerschule seyn. 5) *Gelehrte Schulen* heissen diejenigen, in welchen eine allgemeine gelehrte Vorbereitung nicht blos angefangen, sondern auch grossentheils vollendet werden kann, so dass sich die *Universitäten* genau an sie anschliessen. Eine gelehrte Schule muss, wenn sie in ihren untern Classen zugleich mit den Bürgerschulen und Mittelschulen parallel laufen soll, wenigstens fünf Classen und also wenigstens sechs und mehrere Lehrer haben. Der Vf. geht nun zur Bestimmung der Zwecke des Unterrichts einer Bürgerschule über. Sie sind: Bildung des Geistes, Bildung des Charakters und Mittheilung nothwendiger und gemeinnütziger Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Zu den letzten rechnet der Vf. Sprechen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Singen, Muttersprache, d. i. Uebungen in der Orthographie, und grammatischen Richtigkeit; Kenntniss des Menschen, der Natur, der Gewerbe, populäre Mathematik, Kenntniss der Verfassung des Vaterlandes, Geographie, Historie, Religionsunterricht, Moral, Klugheitslehre. Er gesteht dabey, dass er ein Ideal zeichne, hinter welchem man noch sehr zurückbleiben, und doch noch etwas viel Besseres leisten könne, als bisher geschieht. Zu wirklicher Verbesserung der Bürgerschulen, so wie der Landschulen, wird unstreitig der wichtigste Schritt seyn, genau auszumitteln, wie viel solcher Schulen nöthig sind, wie viele Lehrer man bey der erfoderlichen Absonderung der Classen für eine jede dieser Schulen anstellen müsse, und wie hoch der Gehalt seyn müsse, um so oder soviel Lectionen des Tages von jedem mit Billigkeit fodern zu können. Die erhabenen Vorsätze des Königs, die Gelehrsamkeit und hellen Einsichten eines *v. Massow,* und des ganze unter seiner Aufsicht arbeitenden mit so vortrefflichen Männern besetzte Oberschulcollegium, unter denen der Vf. einen so ruhmvollen Platz behauptet, eröffnen in einer so wichtigen Angelegenheit die angenehmsten Aussichten für die preussischen Staaten.

Numero 233.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Julius 1799.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die Metaphysik der Sitten*, abgefasst von *Immanuel Kant*. — *Erster Theil*. Metaphysische Anfangsgründe der *Rechtslehre*. — *Zweyte* mit einem Anhange erläuternder *Bemerkungen* und *Zusätze* vermehrte *Auflage*. 1798. 266 S. 8.

Von diesem in vielen Hinsichten interessanten Werke hat bereits, als sie zum erstenmale erschien, ein anderer Recensent (A. L. Z. 1797. Nr. 169.) einen bündigen und vollständigen Auszug gegeben. Wir wollen uns also bey dieser Anzeige der neuen Auflage, theils auf Bemerkungen über einzelne Stellen, theils auf die Anzeige des in dieser zweyten Auflage hinzugekommenen Anhangs einschränken. S. II. der Einleitung ist die Note in beiden Auflagen durch einen häfslichen Druckfehler verunstaltet; und muss so gelesen werden:

> Mann kann Sinnlichkeit durch das Subjective unserer Vorstellungen überhaupt erklären; denn der Verstand bezieht allererst die Vorstellungen auf ein Object; d. i. er allein *denkt* sich etwas vermittelst derselben. Nun kann das Subjective unserer Vorstellung *entweder* von der Art seyn, dass es auch auf ein Object zum Erkenntniss desselben (der *Form* oder *Materie* nach, da es im *ersten* Falle *reine Anschauung* im *zweyten Empfindung* heisst) bezogen werden kann. In diesem Falle ist die Sinnlichkeit, als Empfänglichkeit der gedachten Vorstellung der *Sinn*. *Oder* das Subjective der Vorstellung kann gar kein Erkenntnisstück werden, weil es *bloss* die Beziehung derselben aufs Subject, und nichts zur Erkenntniss des Objects brauchbares enthält, und alsdann heisst die Empfänglichkeit der Vorstellung *Gefühl*; welches die Wirkung der Vorstellung (diese mag sinnlich oder intellectuell seyn) aufs Subject enthält und zur Sinnlichkeit gehört, obgleich die Vorstellung selbst zum Verstande oder zur Vernunft gehören mag.

In dieser Stelle steht in beiden Auflagen unrichtig: „als Empfänglichkeit der gedachten Vorstellung, der *Sinn*; *aber* das Subjective" etc. Der Vf. sagt: S. III. „Näher können Lust und Unlust für sich — nicht erklärt werden." Aber war es nicht bestimmter zu sagen: *Lust* ist die subjective Vorstellung, die wir zu erhalten, *Unlust* die subjective Vorstellung, die wir zu entfernen streben? So wie der Gegenstand der Lust und Unlust deshalb in unserer Sprache sehr richtig *angenehm* und *unangenehm* genannt wird. Ebendas. „Man kann die Lust, welche mit dem Begehren (des Gegenstandes, dessen Vorstellung das Gefühl so afficirt) nothwendig verbunden ist, *praktische Lust* nennen, sie mag nun Ursache oder Wirkung vom Begehren seyn. Dagegen würde man die Lust, die mit dem Begehren des Gegenstandes nicht nothwendig verbunden ist, die also im Grunde nicht eine Lust an der Existenz des Objects der Vorstellung ist, sondern bloss in der Vorstellung allein haftet, bloss *contemplative* Lust, oder unthätiges *Wohlgefallen* nennen können. Das Gefühl der letzten Art von Lust, nennen wir *Geschmack*." Aber hier macht die Amphibolie des Worts *Gegenstand* eine Verwirrung. Die Lust z. B. an einem schönen Gemälde, an einer schönen Musik ist doch nothwendig mit der Begierde, dass der Gegenstand meiner Vorstellung sich darbiete, und erhalten werde, um mir die Vorstellung klar und lebhaft genug zu machen, verbunden. Der Ausdruck *unthätiges Wohlgefallen*, statt *uninteressirtes* ist also nicht passend. Auch besteht das *uninteressirte Wohlgefallen* nicht darin, dass man dabey gar nicht auf die Existenz des Objects der Vorstellungen sähe: denn soll ich mich eines schönen Gemäldes freuen; so muss ich mich doch auch seiner Existenz freuen; sondern *uninteressirt* ist das Wohlgefallen oder die Lust in so fern, als ich nicht andere von dem Genusse derselben auszuschliessen, oder den Gegenstand allein zu besitzen strebe. Nun ist die wahre Geschmackslust *uninteressirt*; aber nicht jedes Vergnügen ohne Interesse ist Vergnügen des Geschmacks; denn die Wissbegierde, das Vergnügen an dem balsamischen Duft der Blüthen in einer schönen Gegend ist ebenfalls ohne ein solches Interesse; da man wünscht, es mit recht vielen Menschen theilen zu können, vorausgesetzt dass sie uns nur nicht in unserm eignen Genusse stören.

S. X. Ist ein noch nicht bemerkter Schreibfehler in folgender Stelle zu verbessern:

> Denn ob sie (die *Vernunft*) zwar erlaubt unsern Vortheil, auf alle uns mögliche Art, zu suchen; überdem auch sich auf Erfahrungszeugnisse fussend, von der Befolgung ihrer Gebote, vornehmlich, wenn Klugheit dazu kommt, im Durchschnitte grössere Vortheile, als von ihrer Uebertretung wahrscheinlich versprechen kann; so beruht darauf doch nicht die Autorität ihrer Vorschriften als *Gebote*, sondern sie bedient sich *derselben* (als Rathschläge) nur als eines Gegengewichts wider die Verleitungen zum Gegentheil u. s. w.

Hier sollte der Vf. geschrieben haben: *sondern sie bedient sich der aus der Erfahrung gezogenen Maximen*: weil das Wort *derselben* nach der Construction unrichtig auf *Vorschriften* bezogen werden müsste; S. XIX. Zeile 2. von unten muss statt: verschieden seyn *kann*: gelesen werden: verschieden seyn *können*. S. XXIII. In der letzten Zeile, müssten die Wor-

Worte: *so ist nach der entgegengesetzten zu handeln nicht allein keine Pflicht, sondern sogar pflichtwidrig:* der Constructionsfolge nach, also lauten: *nach der entgegengesetzten zu handeln nicht allein keine Pflicht, sondern sogar pflichtwidrig wäre.*

Folgende Distinction scheint uns eine unnöthige Abweichung vom Sprachgebrauch zu enthalten. „Von dem Willen gehen die Gesetze aus; von der Willkür die Maximen. Die letztere ist im Menschen eine freye Willkür; der Wille, der auf nichts Anderes als blofs aufs Gesetz geht, kann weder frey noch unfrey genannt werden, weil er nicht auf Handlungen, sondern unmittelbar auf die Gesetzgebung für die Maxime der Handlungen — geht;" u.s.w. Wir halten für besser und bequemer nach dem Sprachgebrauch, *Willen* und *Willkür* für Synonymen zu nehmen, und das, was hier vom *Willen* behauptet wird, der *praktischen Vernunft* beyzulegen.

Ob in der *Lehre vom Nothrecht*, der Irrthum derjenigen, die es behaupten, lediglich aus der Verwechselung dessen was unsträflich (*inculpabile*) mit dem was (vor einem menschlichen Richter *unstrafbar* (*impunibile*) ist, entstanden sey, scheint uns noch gar nicht ausgemacht zu seyn. Vielmehr entstand er bey vielen Rechtslehrern aus Misverstand der Lehre von Collision der Pflichten. Man sehe z. B. Kohler's Jus naturae und Baumgarten's Anmerkungen dazu. Man setzte voraus, es sey eine ganz unbedingte Pflicht sein Leben zu erhalten, da es doch nur Pflicht seyn kann, so weit keine höhere Pflicht dabey übertreten wird. So bleibt es also immer unrecht auch nur ein Groschenbrod zu stehlen, um sein Leben zu erhalten; einen andern, der sich auf einem Bote bey einem Schiffbruche rettet, herunterzustofsen, um selbst nicht zu ersaufen. Ueberdem wählte man oft die Exempel schlecht. Z. B. einen andern, der sich auf das Bret, was mehr nicht als *einen* trägt, hinaufschwingen wollte, davon abzuhalten, ist blofse Selbsterhaltung, und kein den Begriff des Nothrechts zu erläutern schicklicher Fall.

S. 61. In der Erklärung: *das äufsere Meine* ist dasjenige, in dessen Gebrauch mich zu stören Läsion seyn würde, *ob ich gleich nicht im Besitz desselben* (nicht Inhaber des Gegenstandes) bin: sollte es heifsen: ob ich gleich nicht im *empirischen oder physischen* Besitz desselben bin.

S. 77. der zweyten Ausg. Z. 4. von unten und S. 78. der ersten Z. 1. sind die Worte: „der Besitz also, in den ich mich setze, ist (possessio phaenomenon)" also zu lesen: der Besitz also, in den ich mich setze, *ist Besitz in der Erscheinung* (possessio phaenomenon).

Den dritten Abschnitt *von dem auf dingliche Art persönlichen Recht;* nämlich 1) dem Eherechte, 2) dem Aelternrechte, und 3) dem Hausherrnrechte gehen, besonders was das Eherecht betrifft, einige von den im Anhange beygebrachten Bemerkungen an, wodurch sich die zweyte Auflage von der ersten unterscheidet. Dieser Anhang ist gröfstentheils durch die Recension in den Götting. Anzeigen 1797. 28 St. veranlafst werden. Wie sehr wäre zu wünschen, dafs alle die gegen das Kantische System oder einzelne Theile desselben geschrieben, so viel Bescheidenheit und Sachkenntnifs mit einander verbunden hätten, als der göttingische Recensent der Rechtslehre, und der selige Garve. Neuere Beyspiele bestätigen aber leider auch hier wieder die Erfahrung, dafs gerade diejenigen Polemiker die ungeschliffensten sind, die sich am wenigsten auf ihre Einsicht verlassen können, und nur desto mehr lärmen und poltern, je weniger sie im Stande sind zu überzeugen. Hr. Kant antwortet hier einem unbefangenen Wahrheitsfreunde, mit gleicher Unbefangenheit, und beide sind der Achtung werth, die sie einander erzeigen. Was nun das Eherecht betrifft, so überzeugen uns die auch hier von Hn. Kant beygebrachten Erläuterungen noch immer nicht von der Richtigkeit seiner zwar witzig ersonnenen Paradoxie von einem auf dingliche Art persönlichem Rechte. Denn 1) ist der Satz, den er zum Grunde legt, dafs ein Ehegatte den andern, der ihm entlaufen sey, als das *Seine*, wieder einzuholen, oder einzufangen *berechtigt* sey, nirgends von ihm erwiesen; sondern erscheint als eine *petitio principii.* Wenn ferner 2) Hr. Kant §. 164. sagt;

> Das Seine bedeutet zwar hier nicht, das des Eigenthums an der Person eines andern, (denn Eigenthümer kann ein Mensch nicht einmal von sich selbst, viel weniger von einer andern Person seyn) sondern nur das Seine des Nießbrauchs (*jus utendi fruendi*) unmittelbar von dieser Person, gleich als von einer Sache, doch *ohne Abbruch an ihrer Persönlichkeit*, als Mittel zu meinem Zweck, Gebrauch zu machen. Dieser Zweck aber, als Bedingung der Rechtmäfsigkeit des Gebrauchs mufs moralisch nothwendig seyn. Der Mann kann weder das Weib begehren, um es gleich als Sache zu *geniefsen*, d. i. unmittelbares Vergnügen an der blofs thierischen Gemeinschaft mit demselben zu empfinden, noch das Weib sich ihm dazu hingeben, ohne dafs beide Theile ihre *Persönlichkeit aufgeben* (d. i. ohne unter der Bedingung der *Ehe*,) welche als wechselseitige Dahingebung seiner Person selbst in den Besitz der anderen vorher geschlossen werden mufs, um durch körperlichen Gebrauch, den ein Theil vom andern macht, sich nicht zu entmenschen.

so gewinnt durch diese Erläuterung der Vortrag nicht an Deutlichkeit, indem manche den offenbarsten Widerspruch zwischen den Sätzen: *doch ohne Abbruch an ihrer Persönlichkeit*, und nachher: *ohne dafs beide Theile ihre Persönlichkeit aufgeben*, zu sehen glauben werden, da doch der Schein davon nur aus der nicht sorgfältig genug angestellten Wahl der Ausdrücke entspringt. Aber es gewinnt auch die Vorstellungsart selbst nichts an überzeugender Kraft. Wenn hier die Persönlichkeit ins Spiel kömmt; so kann doch nur die *moralische* hier gemeynt seyn; und diese erklärt Hr. Kant selbst durch die Freyheit eines vernünftigen Wesens unter moralischen Gesetzen. Womit sollte nun wohl bewiesen werden, dafs durch einen ohne alle Absicht auf Ehe verübten Beyschlaf (*fornicatio*) beide Theile an ihrer Per-

son-

sönlichkeit einbüßsten? Sie bleiben ja deshalb immer freye vernünftige Wesen unter moralischen Gesetzen. Es ist ja nämlich in der Rechtslehre davon die Frage nicht, ob es nicht der Würde des Menschen angemessen sey, auch die Befriedigung eines thierischen Triebes durch Vernunft zu modificiren, sondern ob in jenem Falle *Rechte* gekränkt werden; und da müssen wir unsers Theils noch immer den Lehrern des Naturrechts beytreten, die alle Eherechte bloss aus dem Recht der Verträge ableiten, folglich nach blossen Naturrechtsprincipien Concubinat und Polygamie, für eben so erlaubt halten als Ehe und Monogamie. Hr. K. setzt 3) hinzu ohne diese Bedingung sey der fleischliche Genuss dem Grundsatz (wenn gleich nicht immer der Wirkung nach) *cannibalisch*. Denn ob ein Mensch den andern mit Maul und Zähnen aufzehrt, oder der weibliche Theil durch Schwangerung und daraus vielleicht erfolgende, für ihn tödliche, Niederkunft; der männliche aber durch von öftern Ansprüchen des Weibes an das Geschlechtsvermögen des Mannes herrührende Erschöpfungen aufgezehrt wird, ist bloss in der Manier zu geniessen unterschieden, und ein Theil ist in Ansehung des andern bey diesem wechselseitigen Gebrauche der Geschlechtsorgane wirklich eine *verbrauchbare Sache* (*res fungibilis*). Ungefähr eben diese Erläuterung gab Hr. K. dem Recensenten, der ihn schriftlich um Auflösung seiner Zweifel *darum* bat, vor anderthalb Jahren, ohne dass er sich dadurch befriedigt fand. Zwischen Menschenfresserey und unehelichem Beyschlafe ist und bleibt doch ein gewaltiger Unterschied. Denn 1) kein Mensch kann sagen, dass ihm ein Trieb beygelegt wäre, einen andern zu fressen, wie er einen Trieb in sich zur Geschlechtsvereinigung findet! 2) Das Menschenfressen zieht nothwendig Schmerz und Tod im leidenden Theile nach sich; niemand kann sich also dazu hingeben sich fressen zu lassen; folglich leidet der Gefressene offenbar Gewalt und Unrecht. Verbinden sich aber zwey Personen zur blossen fleischlichen Beywohnung auch ohne Absicht auf Ehe; so willigen sie durch freyen Entschluss in eine Handlung, wodurch sie einander Vergnügen geben und es an einander nehmen; wo sollte nun hier die Verletzung eines Rechts herkommen? 3) Indem Hr. K. hier die zuweilen tödlichen Folgen der Schwangerschaft oder die vielleicht tödlichen Folgen aus der Erschöpfung des männlichen Vermögens herbeyzieht; so begegnet ihm die *fallacia a dicto secundum quid ad dictum simpliciter.* Krankheit und Tod ist ja nur eine sehr accidentelle Folge der Schwangerschaft, und man kann also nie sagen, eine Frauensperson sey am Beyschlafe gestorben, ausser in dem schändlichen Falle, wo durch Nothzucht von mehrern Barbaren, oder durch freywillige Ueberlassung an mehrere Wüstlinge der Tod der Geschändeten erfolgte. Eine solche Behandlung nur kann mit Recht cannibalisch heissen; und der erste Fall würde wie jede Nothzucht, ja selbst das Attentat dazu eine Läsion, also widerrechtlich, seyn. Die Erschöpfung des Mannes wäre eben so wohl nie dem Beyschlafe, sondern nur dem Uebermasse, zuzuschreiben. Es ist also noch immer nicht bewiesen, dass ein Mensch durch den Gebrauch seiner Geschlechtseigenschaften (auch ohne Ehe) eine *Unrechtlichkeit* begehe; und gesetzt es liesse sich beweisen, so wäre nicht zu begreifen, wie eine solche *Unrechtlichkeit* dadurch *rechtlich* werden könnte, dass zwey Personen verschiednen Geschlechts sie lebenslang mit einander zu begehen sich verbanden. Endlich ist es auch ein anderes, einen Menschen zur *geniessbaren* oder *verbrauchbaren* Sache machen, welches geschähe, wenn man ihn auffrässe, zu Tode hetzte, und wie etwas anderes, von einer Person den unmittelbaren Genuss eines Vergnügens ziehen. Ein Säugling geniesst die Muttermilch; aber nicht die Mutter. Und so haben diejenigen, welche den Beyschlaf als ein *mutuum adjutorium* ansehen, gewiss einen richtigen Gesichtspunct gefasst, als diejenigen, welche ihn als einen wechselseitigen Genuss der Personen selbst betrachten.

Eben so wenig haben uns die Erläuterungen S. 166. überzeugt, dass das Aelternrecht ein auf dingliche Art persönliches Recht sey. Denn das Recht, was die Aeltern gegen jeden Besitz eines Kindes haben, das aus ihrer Gewalt gebracht worden, ist kein *jus in re;* sondern eines Theils bloss das Recht die Person des Kindes gegen jede Gewaltthätigkeit zu schützen, andern Theils das Recht den andern zu zwingen, dass er sie nicht in der Ausübung ihrer Pflicht das Kind zu erziehen hindere.

Endlich ist der Unterschied zwischen einem Hausbedienten, oder Dienstmagd, und einem Tagloh..er gar nicht so wesentlich als Hr. Kant es sich vorstellt. Ob man einen Menschen zu unbestimmten Diensten, auf einen, oder auf acht, oder auf 365 Tage d. i. auf ein Jahr miethet, ist, was die Form des Vertrags betrifft, wohl ganz einerley. Der Hausherr kann sich eines Bedienten oder einer Magd, die in seinem Hause als Hausgenossen sind, eben so wenig als einer Sache bemächtigen, als eines Taglöhners; er kann ebenfalls kein anderes Recht gegen sie haben, als dass er sie zur Leistung des Versprochenen anhält.

Dass im natürlichen Privatrechte der Satz gelte: *Kauf bricht Miethe*, beweiset Hr. K. jetzt ferner daher, weil die Bedingung: *wofern der Vermiether sein Haus binnen dieser Zeit nicht verkaufen sollte,* sich natürlicher Weise von selbst verstehe. Denn das Recht des letzten aus dem Miethcontract sey ein persönliches Recht auf das, was eine gewisse Person ihm zu leisten habe, nicht gegen jeden Besitzer der Sache, oder ein *dingliches*. Doch scheinen uns durch diese Erläuterung noch nicht alle Einwürfe gehoben zu seyn. Man kann immer noch sagen, es sey nicht zu erweisen, dass die besagte Bedingung von dem Abmiether im Naturstande, als eine die sich natürlich von selbst verstehe, anzunehmen sey. Und da man im Naturstande weder eine herkömmliche Zeit des Umziehens, noch auch eine Zeit, wie lange vorher ein Miethcontract aufgekündigt werden solle,

solle, als bestimmt annehmen kann; so würde sich der Miether auf jede Stunde gefasst halten müssen auszuziehen, sobald dem Vermiether einfiele sein Haus zu verkaufen.

Mehr hat uns befriedigt, was Hr. K. S. 170. zur Bestätigung des *juris talionis*, als des einzigen *a priori* zu bestimmenden Princips des Strafrechts sagt. Folgende Stelle ist durch Vernachlässigung der Construction dunkel: „Wie wird es aber mit den Strafen gehalten werden, die keine *Erwiederung* zulassen; weil diese entweder an sich unmöglich, oder selbst ein strafbares Verbrechen an der Menschheit überhaupt seyn würden, wie z. B. das der Nothzüchtigung, ingleichen das der Päderastie, oder Bestialität. Die beiden ersteren durch Castration (entweder wie eines weissen oder schwarzen Verschnittenen im Serail), das letztere durch Ausstossung aus der bürgerlichen Gesellschaft auf immer, weil er sich selbst der menschlichen unwürdig gemacht hat." Hier sollte der Text so lauten: „weil diese — seyn *würde*; ingleichen — Bestialität. Die beiden ersten *wären* durch Castration *zu bestrafen*," u. s. w. Was über das Recht der Ersitzung und Beerbung gesagt wird S. b. 170. 175., beweiset den Scharfsinn des Vf., mit dem er die subtilsten Fäden der Speculation zu verfolgen weiss von neuem; möchte aber doch noch nicht gegen neue Einwürfe gesichert seyn. Aber der Zusatz S. 177. über die Rechte des Staats in Ansehung *ewiger Stiftungen* ist uns völlig einleuchtend. Was endlich für den Satz beygebracht wird, dass jedem, der sich im Besitz der gebietenden und gesetzgebenden Gewalt befindet, müsse gehorcht werden, auch wenn es ein blosser Usurpator oder Tryann wäre, der sich so eben erst in Besitz gesetzt hätte, hat noch nicht die Klarheit, die man wünschen möchte, um über einen so wichtigen Satz entscheiden zu können. Die Antwort des Philosophen geht nämlich nur auf eine schon bestehende Regimentsverfassung; die Frage gieng aber auf jeden, der sich zum Herrn des Volks aufwirft. Es scheint aber, dass Hr. K. die Pflicht, einem Usurpator zu gehorchen, nur von der Zeit an rechnet, da die Revolution gelungen und eine neue Verfassung begründet ist, folglich den Widerstand gegen ihn als einen Rebellen, so lange er nur erst angefangen hat, sich in Besitz zu setzen, für erlaubt erkläre.

ERDBESCHREIBUNG.

Basel, b. Flick: *Momentanes Bedürfniss für Zeitungs-Leser*, oder: *Handbüchelchen der Helvetischen Topographie.* 1799. 184 S. 12.

Eine *kurze* Orts-Beschreibung, nach der jetzigen Eintheilung Helvetiens, in 18 Cantone und deren Districte; welcher eine sehr kurze Erzählung von der Entstehung und Bildung der Helvetischen Eidgenossenschaft und der Revolution von 1798 vorangeschickt ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Gotha*, b. Ettinger: *Hülfsbüchelchen für Aeltern und Schullehrer*, denen daran gelegen ist, Kinder früh zur Aufmerksamkeit, wie zum Denken und Urtheilen zu gewöhnen, vorzüglich als vorbereitender Unterricht auf den Hannöverischen Landeskatechismus von *Johann Christoph Etzdorf*, Prediger zu Bösenrode in der Grafschaft Hohenstein. 1799. VIII. 112 S. 8. (8 gr.)

2) *Ebend.*: *Lesebüchelchen für Kinder*, als Vorbereitung auf den ersten Religionsunterricht von *Johann Christoph Etzdorf*. 1799. 82 S. 8. (4 gr.)

Nr. 1. soll Schullehrern zum Leitfaden dienen, wie sie Kinder frühzeitig zum Gebrauche ihres Verstandes (sollte wohl, nach der von dem Vf. beliebten Methode, zur Uebung des Gedächtnisses heissen) anführen können, und ihnen zugleich die Methode zeigen, *Fröbing's* Erdbeschreibung und Naturgeschichte am besten (?) zu benutzen. Der Vater erzählt erst seinem Karl Etwas von dem Himmel, der Erde, und ihren Theilen, von Wasser, Thieren u. s. w. Dann fragt er es wieder ab, doch so, dass der Knabe nur mit Ja oder Nein antworten darf, oder der Lehrer bedient sich der disjunctiven Fragen. Alle in Nr. 1. vorgetragene Sachen kramt Karl gegen seine Schwester Miene fast auf gleiche Manier in Nr. 2., welches zugleich zum Lesebuche für das erste Kindesalter dienen soll, wieder aus. Schon der langweiligen Form wegen könnte es Rec. nicht zu diesem Zwecke empfehlen, wenn auch nicht die ganz zwecklose Einleitung vorausgienge, welche von einem unartigen *Schuljungen* handelt, über welchen sich der Hr. Cantor so ärgert, dass er *braun* wird, der sich, da die ihm gedrohte Strafe mit dem *Stocke* vollzogen werden soll, widersetzt, über den sich endlich Cantor und Schulkinder *hermachen*, ihn über den Stuhl legen, so dass ihm der erstere *zehn Plätzer aus Leibeskräften* geben kann. Fühlte denn der Vf. nicht das Unschickliche dieser Erzählung in einem Kinderbuche? Bey einer solchen Methode, wie das Vorgepredigte in Nr. 1. abgefragt wird, wobey nicht einmal die allgemeinsten katechetischen Regeln angewendet sind, ist es fast unmöglich, dass Kinder deutlich, richtig und gründlich denken lernen, obgleich dieser Schlendrian für die Tragheit der Lehrer und Schüler sehr bequem ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Klausenburg, in der bischöfl. Druckerey: *Historia critica Regum Hungariae Stirpis Austriacae ex fide domesticorum et externorum Scriptorum Diplomatumque* concinnata a *Stephano Katona*, A. A. LL. et Philos. Doctore, Presbytero Strigon. Tomulus I. Ordine XVII. ab anno Chr. 1526 bis 1540. anno 1795. 1480 S. 8. Tomulus II. Ordine XVIII. ab anno Chr. 1541 bis 1550. 1178 S. 1797. 8.

Ein Werk dieser Art, und dieses Umfangs, ein so reichhaltiges und mit gelehrtem Fleisse gesammeltes Magazin von Materialien für den künftigen pragmatischen ungarischen Geschichtforscher, darf nicht unbemerkt bleiben. Hr. K., ein Exjesuit zu Kolocsa, befindet sich in der glücklichen Lage, wegen des Drucks seiner Werke, dieselben mögen sich noch so sehr vervielfältigen, nicht verlegen zu seyn; *ein reicher Bischof*, Probst, Abt, ein Domcapitel nach dem andern, schiesst die Kosten zum Druck der einzelnen Bände her: daher nennt Hr. *K.* seine Bände von 1000 und mehr Seiten zum Scherz nur Tomulos. Unstreitig ist dies ein sehr rühmlicher Gebrauch, den die hohe ungarische Geistlichkeit von einem Theil ihrer Reichthümer machen kann; wir wünschen daher sehr angelegentlich, dass Hr. K. nach Beendigung seines Werks, das bis auf die neuesten Zeiten reichen soll, und der dazu versprochenen Supplementbände, auch noch das Verdienst sich erwerbe, mehrere handschriftlich unbenutzt da liegende ungarische Geschichtschreiber, mit Hülfe seiner Gönner ans Licht zu fördern, und besonders ungedruckte Urkunden in den Supplementbänden kritisch, und mit einem nach dem Muster des Georgisch eingerichteten Register herauszugeben. Ein *Diplomatarium Regni Hung.* müsste seinen auch sonst so unsterblichen Verdiensten ums Vaterland die Krone aufsetzen.

Da nun der Vf. mit seinem Werk schon bis in die Zeiten Leopold's I vorgerückt; so hielt Rec. für zweckmässig, die allgemeinere Anzeige davon bey der Epoche der österreichischen Könige anzufangen; vorher indessen theils von dem ganzen Plan, der Manier und dem schriftstellerischen Charakter des Vfs., theils von der Eintheilung und Anordnung des Werks, und von dem allgemeinen Inhalt der vorigen Bände Rechenschaft zu geben.

Das Buch soll für diejenigen, die sich selbst keine Bibliothek von ungarischen Geschicht*schreibern* und Geschicht*forschern*, oder Bearbeitern anschaffen können, die Stelle einer historischen ungarischen Bibliothek vertreten; denn der Vf. befolgt die Methode, bey jedem Jahr alles, was über die Begebenheiten desselben in den als Quellen anzusehenden Schriftstellern sowohl, und selbst im *Corpus Juris*, woraus alle Gesetze *in extenso* abgedruckt sind, als in den spätern Bearbeitern, *Timon*, *Bel*, *Pray*, *Kaprinay*, *Cornidess* etc. aufgezeichnet ist, wörtlich auszuziehen, zusammenzustellen, und nach seiner Art in Verbindung zu bringen. Man kann sich also durch den Ankauf dieses Buchs die Prayischen Annalen ersparen, und erhält obendrein noch fast alles, was seit Pray in der ungarischen Geschichte, besonders durch Inländer und Katholische, entdeckt, ergänzt und berichtigt ist. Mit der ausländischen protestantischen Literatur ist der Vf. weniger bekannt, nirgends citirt er die Arbeiten eines Gebhardi; nirgends die deutschen Reichsgeschichten von Schmidt, Heinrich, Häberlin, Senkenberg etc.; nirgends die Arbeiten eines Schroter, Rauch, Herchenhahn in der österreichischen Geschichte; auch braucht er oft nicht die lateinischen Chroniken und Geschichtquellen der benachbarten Länder. So z. E. findet man in der Geschichte Ludwig's I keine Spur, dass der Vf. die *Scriptores Rerum Bohemicarum* von Pelzel und Dobrowsky, noch Pelzel's Biographieen einiger böhmischen Regenten eingesehen hätte; statt dessen dass er den gleichzeitigen *Archi-Diaconus Gnesnensis*, wie er bey Sommersberg abgedruckt ist, reden liesse, schöpfte er immer aus dem spätern dramatisirenden Dlugosch.

Nichts desto weniger kann auch der ungarische Geschichtsforscher von Profession, der Zugang zu zahlreichen, wohlversehenen Bibliotheken hat, dieses Buch theils als ein chronologisches Register, theils als einen Nachtrag zu den bisherigen inländischen Geschichtsforschern (weil es einige ungedruckte Urkunden aus der Bibliothek des Domcapitels zu Fünfkirchen, aus den Handschriften des Grafen und Bischofs Batthyáni, des Jesuiten Hevenesi, Kaprinaj, und des verewigten Cornidess etc. liefert); überhaupt aber als ein Materialienmagazin zu einfachern und bequemern Citaten brauchen. Nicht immer wird er zwar mit der Art und Schärfe der Kritik des Vfs. nicht immer mit seiner Weitläuftigkeit, besonders in kirchlichen Sachen, und mit der gläubigen Erzählung alter, von andern bezweifelter, Legenden zufrieden seyn; allein er wird bey der billigen Würdigung dieses Buchs das Alter, die Lage, den Stand und die Erziehung des Vfs. nicht ausser Acht lassen.

Die Ordnung und Zahl der herausgekommenen Bände ist folgende:

B. I. *historia critica Ducum Hungariae* von *Arpad* bis auf *Toxus* bis ungefähr zum Jahr 1000 n. Ch. G.

II.	*Historica critica Regum Hungariae Stirpis Arpadianae* vom J. 1000 — 1300. Von Stephan dem Heiligen bis auf Andr. III.	I.
III.		II.
IV.		III.
V.		IV.
VI.		V.
VII.		VI.

Historia critica Regum Stirpis mixtae.

VIII.	Wenzel. Otto. Carl Robert bis 1331.	I.
IX.	Carl I. Ludwig I. bis 1350.	II.
X.	Lugwig I. 1382.	III.
XI.	Maria I. Carl II. Sigmund bis 1409.	IV.
XII.	Sigmund. Albert bis 1439.	V.
XIII.	Wladisl. I. Ladisl. Posth. bis 1457.	VI.
XIV.	Matthias Corvinus bis 1464.	VII.
XV.	— — — 1475.	VIII.
XVI.	— — — 1490.	IX.
XVII.	Wlad. II. bis 1495.	X.
XVIII.	— — 1515.	XI.
XIX.	Ludwig II. bis 1526.	XII.

Der Preis dieser bey Hn. Kilian in Pesth verkauflichen Bände beträgt bis zum XIVten, wie Rec. gewiss weiss, 32 fl., von allen demnach wahrscheinlich etwa 42 — 45 fl.

In der Fortzählung der Bände ist eine Irrung vorgefallen; denn die vorliegenden heissen der XVIIte und XVIIIte; eigentlich aber sind es der XX und XXIte. Zur Probe wollen wir bey einigen Jahren die ausgezeichnetesten Begebenheiten kurz angeben, mit einigen Bemerkungen über die Materialien oder über den Vortrag, das Urtheil und die Methode des Vfs., woraus der Leser schliessen wird, wie auch das übrige bearbeitet sey.

1526. *Erwählung Ferd. I zum ungarischen König und Anfang des Lutherthums in Ungarn.* Nach Istvánfy S. 9. verschlief Joh. Zápolya die Königskrone, indem er sich zu keinem Offensivkrieg wider Ferdinand aus Gründen des Christenthums entschliessen wollte, so sehr Christoph Frangepon hiezu rieth. — Nachdem der Vf. bemerkt hat, dass man zwar die Trennung der protestantischen Gemeinden von der Mutterkirche bedauern könne, doch aber die Protestanten als Mitchristen lieben solle; erregt er in der Folge Zweifel, ob es ihm mit der letzten Ermahnung Ernst sey. So z. E. bey den Worten des Briefs von M. Luther an die Königin Maria von Ungarn, wo er ihr alle Art des geistlichen Trostes wünscht, fügt er die Anmerkung hinzu: *Fistula dulce canit*, und wendet auf Luther die Stelle von den falschen Propheten (Matth. VII, 15. 16.) wie auch von dem vom Teufel ausgesäeten Unkraut (Matth. XIII, 25.) an. Die merkwürdigen Worte Luthers: *audio Majestatem Vestram ab impiis Episcopis, qui magna potestate in Hungaria praediti et maximam ejusdem partem possidere dicuntur (in amplectendo Evangelio) admodum impediri et averti*, sind hier ebenfalls abgedruckt.

1527. (von S. 27 — 224.) *Vergebliche Zusammenkunft zu Olmütz zwischen den Ferdinandischen und Zápolyaischen Gesandten, Ferdinand siegt durch politische und militärische Ueberlegenheit. Zápolya nach Siebenbürgen gedrängt, wendet sich an den türkischen Hof. Ferdinand lässt sich in Stuhlweissenburg krönen, und belohnt seine Anhänger.* Nach dem Grundsatze der französischen Krone, sich bey jedem schicklichen oder unschicklichen Anlass in fremde Angelegenheiten zu mischen, erschien auch in Ungarn ein Gesandter Rinco, ein geborner Spanier, welcher den Joh. Zápolya und dessen Anhänger ermuntern musste, sich standhaft wider Ferdinand zu benehmen. Aus den Acten der Laskischen Legation in Constantinopel erhellt, dass Franz I dem Joh. Zápolya monatlich 30000 Kronen an Subsidien bezahlte. S. 45. hätte billig hier dasjenige, was über diese Angelegenheit in französischen Schriftstellern, in der von Lambert veranstalteten Sammlung von Mémoires etc. und in der Biographie Franz I von Gaillard, zu finden ist, beygebracht werden sollen; allein der Vf. hat (aus Mangel einer grössern öffentlichen Bibliothek) hier noch unsäglich viel den Bearbeitern der ungarischen Geschichte zu thun übrig gelassen. Es war eine Lieblingsidee des verstorbenen Cornides, aus den ausländischen, vorzüglich den seltnern und minder bekannten, ihm aber auf seinen Reisen bekannt gewordenen, Schriftstellern, besonders aber Chroniken und Urkundenbüchern, alles das zusammen zu tragen, was über ungarische Angelegenheiten darin zerstreut wäre: nach dem Muster, wie z. E. *Stritter* seine *Ungrica* aus allen Byzantinern gesammelt hat. Wer diese Idee, die allerdings für das Ganze der ungarischen Geschichte entscheidend wichtig, und den Geschichtforschern in kleinern Provincialstädten Ungarns höchst erwünscht ist, noch auszuführen, und sich auf diesem Weg zu verewigen Lust hätte, würde in des sel. Cornidess Schriften ungemein viel vorgearbeitet finden. — Der Stifter des Olmützer Congresses war Sigmund K. v. Polen: aber was konnte da ausgerichtet werden, wo einer und der andern Partey so sehr der gute Wille zum Einverständniss fehlte, dass z. E. selbst Joh. Zápolya die Artikel, die den Tag, Ort etc. des Congresses bestimmten, mit der Formel unterzeichnete: *„Licet illos nostris Juribus praejudicare cognoverimus"* etc. Von Ferdinand's Seite war Widemann, von Zápolya's Seite war Joh. Statilius Probst von Ofen der Gesandtschaftspublicist; beide brachten ihre Gründe, unterstützt mit aller möglichen Gelehrsamkeit, vor; aber selten sind Gelehrte von Profession die zu Friedensnegociationen tauglichen Männer; weil sich bey ihnen zu dem ohnehin so verwickelten politischen Interesse auch noch die gelehrte Rechthaberey unglücklicherweise zuzugesellen pflegt. Der Zápolyaischen Partey fehlte es vollends an grossen und entschlossenen Ministern, und an Feldherren von Ansehen und Unternehmungsgeist; so musste sie nothwendig der Ueberlegenheit deutscher Politik und Taktik weichen. Welch ein abentheuerlicher Einfall des Zápolyaischen Ministeriums war es nicht, auf dem Reichstage sich den 10ten Theil alles Privatvermögens

gens bewilligen zu lassen! Wie erbitternd musste nicht die Steuer selbst, wie verwickelt, ja unmöglich ihre Eintreibung seyn! (S. 70.) Sogleich benutzte dies der König von Ungarn Ferdinand I, und schrieb in seinen Circularen an die Ungarn von neuen unerhörten Auflagen (d. d. 29. Jun. 1527). Seine Generale Fels, Catzianer und Rogendorf, gebildet und berühmt durch die italischen Feldzüge, drangten den Feind, der dem deutschen Fussvolke und der geharnischten Reiterey nur leichte Husaren entgegenstellte, leicht zurück; überdem hielten die Deutschen Anfangs strenge Mannszucht, und Ferdinand I litt es gern, dass man ihn bey Altenburg in ungarischer Sprache anredte. Versprach er doch in den deutschen Circularien vom 19. Jan. 1527, welche bey *Schwegen* und *Kreissig* T. II. Altenburgi 1755 in *Diplomatariis et Scriptoribus Hist. germanicae* abgedruckt stehen, (und welche Hr. K. ebenfalls nicht anführt) „die ungarische Sprache und Nation zu beschützen." Die Ferdinandische Artillerie war vortrefflich bestellt, während Zápolya wenig oder gar keine hatte. Aus einer Kanone würde, was damals für unglaublich viel galt, jetzt aber unglaublich wenig scheint, binnen fünf Stunden vier und dreyssigmal gefeuert. Die Commendanten der Donau Flotille Fikeresi und Fogasi wurden, wie so viel andere Zápolyaianer, durch Geld und Versprechungen gewonnen; durch den Ivan Czarni (nicht Czar, wie Hr. K., dem die slavische Sprachkunde mangeln mag, bey Zemegh unrichtig liest S. 95.) waren auch die Illyrier für Ferdinand gestimmt, und Ofen ward von Zápolya auf eine unbegreiflich feige Art ohne Besatzung verlassen, ja die Krone selbst nahm er nicht mit sich. Nun fing Ferdinand auch von sich an, als von dem gesetzlichen und erblichen König zu sprechen, welches Hr. K., indem er den Grossinger widerlegen will, dahin erklart, dass die ungarische Krone durch vorgangige Verträge beym österreichischen Hause erblich, den Standen aber die Wahl zwischen den verschiedenen Prinzen freygestanden sey. Die Secretare Ferdinand's, *Caspar Ursinus Velius*, aus Schweidnitz (ein Geschichtschreiber), und *Joh. Faber*, nachmals Bischof in Wien, mochten sich nicht wenig über die Corvinische Bibliothek zu Ofen erfreuen; wovon jedoch durch Vladislaw's und Ludwig's II Verschwendung nicht viel mehr übrig war. Einige Handschriften brachte, man weiss nicht wie, Joh. Faber an sich; aus seiner Erbschaft besitzt sie die Wiener kaiserl. Bibliothek. Andere kamen damals, weil Casimir, Markgraf von Brandenburg, Generalissimus der Ferdinandischen, auch mit Sachsen und Braunschweigern verstarkten Truppen war, nach Brandenburg und Wolffenbüttel durch den Raub der Soldaten, die durch silberne Klappen und durch die Goldstickerey der Bände gereizt wurden. Ein Beweis, dass es beym Einrücken in Ofen nicht ganz ordentlich zugegangen seyn mag! In der Schlacht bey Tokay am 25. Sept. fiel dieselbe nach *Stryikowski* vor; denn den Tag hat unser Vf. nicht benannt) verlor Joh. Zápolya seinen besten Feldherrn, den Lucas Mariai, durch den Tod, und den Paul Bakich, einen tapfern illyrischen Anführer, durch die Flucht. Kurz vorher war auch Christoph Frangepani bey Warasdins Belagerung geblieben, die nächste Nacht darauf war das ganze Zápolyaische Lager auseinander gelaufen, und Croatien war für Ferdinand erobert. Nun war Zápolyai's einzige Hoffnung auf die aus Siebenbürgen neu zu holende Verstarkungen, und auf türkische Hülfe gesetzt. Der unselige Anschlag, die letzte durch Hieron. Laski auszuwirken, soll von dem polnischen Könige Sigmund hergekommen seyn, wie Zermegh S. 160. ihn dessen beschuldigt. Zu den Artikeln des Ofner Landtags (um Michaelis 1527), welcher wegen der geringen Zahl der zusammengekommenen Stande nach Stuhlweissenburg auf den 1. Nov. verlegt und verschoben, und am 3. Nov. durch Ferdinand's Kronung verherrlicht wurde, hat selbst der unermüdete Hr. von Kovachich, (dessen Arbeiten Hr. K. nicht so oft, als es geschehen müsste, anführt,) keinen sonst gewöhnlichen Anfang oder Bestatigungsschluss finden können. *Vestigia Comitiorum* S. 644. Die acht Artikel betrafen hauptsächlich das augenblickliche Sicherheits-, Kriegs- und Finanzenbedürfniss; doch sollte nach dem dritten Artikel die innere Verwaltung dadurch gewinnen, dass das ganze zeitherige *Gesetzbuch*, d. h. alle vorhandene Reichstagsschlüsse, durch eine Commission von sechzehn Rechtsverständigen durchgegangen, verbessert und in ein zusammenhangendes Ganzes umgearbeitet werden sollten. Hr. K. erläutert diesen wichtigen Artikel nicht, ungeachtet demselben das *Quadripartitum* seine Entstehung verdankt. In der Erzählung eines Augenzeugen von der Krönung des K. Ferdinand's ist nichts auffallender S. 193., als dass der König vor dem Eid, den er in der Kirche zu Gunsten der Kirche und Klerisey ablegte, dem Bischof von Neitra die Hand geküsst habe. Eine Erniedrigung, die die Geistlichkeit ihm wahrscheinlich nur als einen Neuling, und als einem vom Nebenbuhler noch nicht sichern Regenten abdrang. Nach der Krönung wurden Ferdinand's I Anhanger reichlich beschenkt. Peter von Perén erhielt Süros Patak; in den Aemtern geschah eine Generalbeförderung; der neugeschaffene Reichshofrichter (*Judex Curiae*) Alexius Thurzo, gründete jetzt den Flor seiner hernach zum Lutherthum übergegangenen Familie, durch die erhaltenen Schenkungen von Göntz, Telkebánya, von dem Zipser Schloss, und von der Herrschaft Baimóz, lauter vormaligen Zápolyaischen Gütern. Der Entsatz des von Zápolya belagerten Erlau, und die Gefangennehmung des Zápolyaischen Generals Franz Bodó, krönten den für Ferdinand vortheilhaften Glückslauf dieses Jahrs; er selbst blieb in Tára, da sich in Ofen Spuren der Pest gezeigt haben sollen.

Ueber den zweyten Theil müssen wir bemerken, dass der Vf. darin viele handschriftliche Briefe des Anton. Verantius, deren Sammlung sich im Erlauer bischöflichen Archiv findet, herausgegeben habe. Dies darf den Historikern um so willkommener seyn, als es ungewiss ist, ob die vom siebenbürgischen Bischof,

fchof, den Hn. Grafen Ignatz Batthyáni, verfprochene Herausgabe diefer Briefe, bey feiner wankenden Gefundheit zu Stande kommen werde? Ueberhaupt wünfcht Rec. aufrichtig, dafs Hr. K. noch lange fortfahren möge, fich um die ungarifche Gefchichte und Literatur verdient zu machen. Seinem unermüdeten Eifer verdanken wir auch die Hoffnung: dafs die Handfchrift des ehemaligen Jefuiten Pejaczewicz über Servien bald ins Publicum kommen werde.

PHILOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Plutarch's moralifche Abhandlungen*, aus dem Griechifchen überfetzt von *Jo. Friedr. Sal. Kaltwaffer*, Profeffor am Gymnafium zu Gotha. *Siebenter Band.* 1797. 655 S. *Achter Band.* 1798. 508 S. 8.

Mit diefen Bänden befchliefst Hr. K. die verdienftvolle Arbeit einer Ueberfetzung der philofophifchen Schriften Plutarch's, eines der wichtigften und reichhaltigften Schriftfteller des Alterthums. Dafs auch diejenigen Schriften mitgenommen find, die zwar Plutarch's Namen tragen, ihm aber, wenigftens fo wie fie find, nicht angehören, können wir um fo weniger mifsbilligen, da der philofophifche Geift unfers Zeitalters die Luft, fich mit den Lehrmeynungen auch der Alten bekannt zu machen, mehr als gewöhnlich belebt zu haben fcheint. Allen denen alfo, deren griechifche Sprachkenntnifs nicht hinreicht, fich über Sinn und Ideengang der Originale zu befriedigen, mufs eine *treue* Ueberfetzung ein angenehmes Gefchenk feyn. Und dafs diefe Treue ein vorzügliches Verdienft der Kaltwafferifchen ift, darüber find alle billige Kenner einverftanden gewefen. Aber auch der deutfche Ausdruck verdient nicht weniger Empfehlung, und wenn andere Ueberfetzer gegen das Ende ihrer Arbeit hin die Geduld verlieren; fo mufs man geftehen, dafs Hr. K. Beharrlichkeit genug befafs, bey den zumal in den letzten Bänden vorkommenden Schwierigkeiten oder Sterilitäten muthig auszuhalten. Wie wir finden, will uns derfelbe nun auch Plutarch's vergleichende Lebensbefchreibungen geben, und wir freuen uns, dafs ihm fein Genius diefen glücklichen Gedanken eingab, um fo mehr, da fein langer vertrauter Umgang mit Plutarch ihn vorzüglich fähig macht, jede ältere Ueberfetzung hinter fich zurück zu laffen.

ANSBACH, b. Haueifen u. Kracker: *Lateinifche und deutfche Ueberfetzungsübungen* für untere Klaffen, von M. *Johann Thomas Martini*, Lehrer am königlichen Gymnafium zu Ansbach. 1798. 168 S. 8. (8 gr.)

Bereits vor fechs Jahren hatte der Vf. dergleichen Ueberfetzungsübungen herausgegeben, weil er aber mit denfelben beym Unterricht nur ein halbes Jahr ausreichte; fo hat er jetzt feinen Plan erweitert. Ob wir nicht folcher Elementarbücher fchon mehr als zu viele haben, liefse fich wohl fragen, und die Behauptung, dafs jeder Lehrer unterer Claffen felbft die zweckmäfsigften Ueberfetzungen für feine eigene Claffe zu fchreiben im Stande fey, möchte wohl ihre Einfchränkung dahin leiden, dafs fie deswegen nicht gerade gedruckt zu werden brauchte. Indeffen das Buch genommen, wie es ift; fo find die Uebungsftücke, wie gewöhnlich, gröfstentheils naturgefchichtlichen Inhalts — nützlich ift die im Regifter, wiewohl nicht immer, beygefügte Quantität der Sylben, nur den in der Vorrede verfprochenen Fortgang vom Leichtern zum Schwerern haben wir nicht überall beobachtet gefunden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Magdeburg, b. Keil: *Kleiner Briefsteller für Landfchulen*, zugleich brauchbar für Schulzen, Dorfrichter und andere Landleute. 1799. 98 S. 8. (5 gr.) Zuerft werden einige Regeln, die Orthographie und äufsere Einrichtung der Briefe betreffend, vorausgefchickt, dann folgen mehrere Briefmufter von Kindern — und andern Briefen; zuletzt Formulare zu Quittungen, Contracten, Rechnungen etc. und die Erklärung gangbarer fremder Wörter und der gewöhnlichften Abbreviaturen. Alles ganz gut. Beffer hätte aber der Vf. gethan, wenn er, anftatt der vielen Briefformulare, welche oft folche Gegenftände betreffen, über die man doch von jungen Leuten keinen Brief verfertigen laffen kann, wie die Nachricht von der Niederkunft der Frau des Briefschreibers u. a., nur Materialien zu paffenden Kinderbriefen und mehrere detaillirte Winke gegeben hätte, wie und durch welche Vorübungen, Landfchullehrer ihren Schülern nach und nach das Verfertigen der Briefe und anderer Auffätze erleichtern können. In den bereits vorhandenen Anweifungen zur Verfertigung fchriftlicher Auffätze für Bürgerfchulen würde der Vf. Manches für feinen Zweck Brauchbare gefunden haben. Es ift eine ganz verkehrte Methode, wenn man, ohne mehrere vorher gegangene Vorübungen in andern leichtern Auffätzen, fogleich von den Schülern Briefe verfertigen läfst. Lehrer und Schüler erfchweren fich dadurch ihre Arbeit, und gelangen felten zum Zweck. Endlich wird es auch bald Zeit werden, den abgedrofchenen *Briefsteller* aus der Reihe der Büchertitel dahin zu verweifen, wohin man das Bild des *Vogelftellers* aus den A B C Büchern verwiefen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Julius 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Marburg, in der akad. Buchh.: *George Wilhelm Stein's*, d. Arzn. D. und hochfürstl. hess. Oberhofraths u. s. w., *Kleine Werke zur praktischen Geburtshülfe.* M. K. 1798. 472 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diese kleinern Werke eines unserer verdienstvollesten Geburtshelfer sind Uebersetzungen der Programme und Einladungsschreiben, wozu das ehemalige Lehramt an dem Collegio Carolino zu Cassel, dem Vf. von Zeit zu Zeit Gelegenheit gab. Der Vf. hat dieselben, ohne dabey eine Zeitfolge zu beobachten, nach dem Zusammenhange der Gegenstände so geordnet, dass die Beschreibung der Werkzeuge voran geht, der Gebrauch derselben aber nachfolgt. Diese Sammlung hat aber noch ausserdem, dass sie seltene Schriften enthält, theils den Nutzen, dass sie als Commentar zu des Vfs. theoretischen und praktischen Anleitung zur Geburtshülfe dienen kann, theils den Vorzug vor den Originalprogrammen, dass Zeit und Erfahrungen den Vf. in den Stand gesetzt haben, manches in denselben abzuändern, zu erweitern und zu verbessern. 1) *Beschreibung eines neuen Geburtsstuhls und Bettes, sammt der Anweisung zum vortheilhaften Gebrauche desselben.* Cassel 1772. Die schlechte Beschaffenheit der damaligen Geburtsstühle, die vielen Kreissenden den Tod, mehreren aber Leibesgebrechen zugezogen hatte, brachte den Vf. auf den Gedanken, ein zweckmässigeres Werkzeug zu erfinden, welches den Schwangern während der Entbindung in allen Lagen zuträglich seyn, und die Vorzüge des Stuhls und Bettes in sich vereinigen sollte. Allerdings ist ein Theil dieser Vorzüge dem Steinschen Geburtsbette, welches, da es allgemein bekannt ist, hier keiner nähern Beschreibung bedarf, nicht abzusprechen, und dasselbe hatte für die damalige Zeit seinen grossen und vielfachen Nutzen. Indessen gegenwärtig, wo es überhaupt, besonders in den höhern Ständen, Sitte geworden ist, Geburtshelfer, welche im Bette zu entbinden pflegen, zu Rathe zu ziehen, und nur Personen aus den niedern Ständen, sich der Hülfe einer Hebamme und des Stuhls bedienen, möchte der leichtere, bequemere, und minder kostbare *Starkische* Geburtsstuhl empfehlungswerther seyn, als das theure, zusammengesetztere und vielen Raum einnehmende Steinsche Geburtsbette. 2) *Beschreibung einer Brust- oder Milchpumpe* u. s. w. Cassel 1773. Mit edler Bescheidenheit bemerkt der Vf. bey dieser Gelegenheit, dass nicht sowohl ihm, als vielmehr dem verstorbenen Leibarzte *Wagler* in Braunschweig, einem Manne, der als Geburtshelfer damaliger Zeit Epoche machte, die Ehre und der vorzüglichste Antheil an der Erfindung gebühre. Unwille über die gebräuchlichen, sogenannten Saugefrauen, und die bey Dionis, Mauriceau und Thilenius abgebildeten Milchsauger, welche der Vf. schon auf die Art verbessert hatte, dass er den Schnabel an diesen gläsernen Instrumenten mehr vorwärts hatte herumbeugen lassen, bestimmten denselben, ein eigenes Werkzeug zum Herausziehen der Warzen und der Milch zu verfertigen, wobey weder die Delicatesse der Frauenzimmer beleidigt, noch die Lunge der Kindbetterinnen angegriffen würde. Zuerst war der Vf. willens eine luftpumpenartige Maschine anzuwenden; allein diese Einrichtung schien vielen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, und er war schon willens, das ganze Vorhaben aufzugeben. Glücklicherweise bekam er bey einem durchreisenden englischen Mechanicus, in dem Wirthshause: die Stadt Stockholm, zu Cassel, eine kleine Handluftpumpe zu sehen, nach welcher die Milch- und Brustpumpe ihre gegenwärtige Einrichtung bekommen hat. Das ist die reine Geschichtserzählung dieser Erfindung, und also dasjenige, was *Krünitz* in seiner Encyklopadie und *Stegmann* darüber geschrieben hat, völlig unrichtig und unwahr. Dem Schlusse dieses Aufsatzes hat der Hofmechanicus *Breithaupt* noch einen Anhang hinzugefügt, welcher die Anwendung der Steinschen Milch- und Brustpumpe, deren Nebenapparats, der Tobacksrauchmaschine, und die Preise, wofür solche von ihm verfertigt werden, enthält. 3) *Beschreibung eines Baromakrometers und eines Cephalometers* u. s. w. Cassel 1775. In Göttingen war, unter Röderer's Fürsorge, die erste Kinderwage angeschafft und öffentlich benutzt. Indessen hatte dieselbe keine eigentlichen Vorzüge und Einrichtungen, und die Länge des Kindes musste wieder durch ein besonderes Werkzeug genommen werden. Daher verbesserte der Vf. diese Wage, welche er in Göttingen kennen gelernt hatte, bey seinem Eintritt in das Cassler Geburtshaus auf die Art, dass aus der Mitte derselben ein hölzernes, mit Zollen von 17 bis 24 rückwärts bezeichnetes Stäbchen, welches in einem Schwalbenschwanze lief, herausgezogen werden konnte. Dieses Stäbchen endigte sich vorn mit einem kleinen hölzernen Schuhe. Wenn nun das Kind in die hölzerne Wagschale, deren Länge 16 Zoll betrug, gelegt wurde, und dessen Füsse über die Wagschale herausragten; so konnte diese über 16 Zoll heraustretende Länge des Kindes, mit

mit dem wandelbaren Maafsftabe, woran der Fufs gegen den Fufs des Kindes zu ftellen kan, überaus genau, und fehr bequem genommen werden. Das war alfo ein wirklicher und der erfte Baromakrometer. Die Verbefferung deffelben und die erfte Idee zur Erfindung des gegenwärtigen Inftruments, gab ebenfalls der fchon genannte D. Wagler in Braunfchweig, welchem der Vf. auch hier die gebührende Ehre widerfahren läfst. Nun kommen fchätzbare Tabellen der Entbindungshäufer zu Caffel und Marburg, welche Maafs und Gewicht, zeitiger und unzeitiger, einfacher und Zwillingsgeburten enthalten, und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Baromakrometers und Cephalometers, durch beygefügte Refultate beweifen follen. 4) *Befchreibung des kleinen und einfachen Beckenmeffers* u. f. w. Caffel 1782. 5) *Befchreibung des grofsen und zufammengefetzten Beckenmeffers* u. f. w. Caffel 1775. Diefe beiden Programme, zwar in Abficht der Zeitfolge fehr von einander verfchieden, find fich doch, in Abficht des Inhalts, völlig gleich, und daher von dem Vf. mit Recht zufammengeftellt worden. *Coutouly's Appretiateur du baffin*, ift nichts weiter als eine erzwungene Nachahmung des Steinfchen Beckenmeffers, und *Traisnel's* Werkzeug kommt ebenfalls mit dem grofsen Pelvimeter unfers Vfs. überein. Bey Gelegenheit des letzten macht uns der Vf. mit einer fchätzbaren Beobachtung bekannt, welche einen Beweis der damaligen Unwiffenheit in der Entbindungkunft, (im J. 1762) felbft unter franzöfifchen Geburtshelfern, enthält, fo wie die Vorausfagungen bey einem andern fchwierigen Falle, den geburtshelferifchen Kenntniffen des Vfs. grofse Ehre machen. 6) *Abhandlung von der Kaifergeburt in praktifchen Wahrnehmungen* u. f. w. Caffel 1775 — 1782. Diefe, mit feltener Genauigkeit und einer lobenswerthen Gefchicklichkeit erzählten, obwohl fämmtlich für die Mütter unglücklich abgelaufenen Kaifergeburten, enthalten ungemein viel Lehrreiches und praktifch Merkwürdiges. Am reichhaltigften ift die letzte Erzählung, zu welcher das, auf Taf. 10. abgebildete, äufserft monftröfe Becken gehört. Bey diefem Falle ift es befonders bemerkenswerth, dafs die Operirte 7 Kinder vorher leicht und glücklich zur Welt gebracht, und dafs fich erft nach einer heftigen Gliederkrankheit jene fürchterliche Deformität des Beckens von Jahre zu Jahren gebildet hatte, welche jede nachfolgende Geburt fchwieriger, und am Ende den Kaiferfchnitt nothwendig machte, bey welchem dann auch die Unglückliche ihr Leben verlor, das Kind aber glücklich erhalten wurde. 7) *Abhandlung von dem wechfelfeitigen Nutzen und Schaden des Wendungsgefchäftes je nach Befchaffenheit des Geburtsfalles.* Caffel 1763. Aus dem Lateinifchen überfetzt von *Joh. Peter Schotte.* Enthält viel Gutes, aber für gegenwärtige Zeiten und Geburtshelfer nichts Neues, noch befonders Wichtiges. 8) *Von dem Baue und den Vorzügen der Levretifchen Geburtszange.* Aus dem Lateinifchen überfetzt. Caffel 1767. Diefes kleine Programm umfafst, aufser einer kurzen Gefchichte der Zange, eine vollftändige Befchreibung der Levretifchen, und die, an derfelben von dem Erfinder felbft beforgten, letzten Verbefferungen und Vervollkommnungen. 9) *Befchreibung eines Labimeters* u. f. w. Caffel 1782. 10) *Abhandlung von dem Vorzuge der Zange* u. f. w. Caffel 1772.

PAEDAGOGIK.

HEILBRONN am Neckar u. ROTHENBURG ob der Tauber, b. Clafs: *Praktifches Erziehungshandbuch* für Aeltern, Hofmeifter, Hofmeifterinnen und Allen (Alle), welchen Kindererziehung anvertrauet ift, um felbe (die Kinder) zu gute(n) Menfchen und zu würdigen Bürgern des Staats zu bilden, von *E. S.* 1799. 151 S. 8. (10 gr.)

Eine zwar dem Anfcheine nach geordnete, aber in der That durcheinandergeworfene Zufammenftellung einiger längft bekannten, hier nur ganz oberflächlich, in mehrern läftigen Wiederholungen, auch in nicht ganz edeln Bildern, dafür aber in einer fehlerhaften und nachläfsigen Schreibart vorgetragenen Erziehungsmaximen, welche für Aeltern viel zu unvollftändig ausgedrückt find, als dafs fie davon die Anwendung machen könnten, jedem Hofmeifter aber, welcher nur Niemeyer's Grundfätze gelefen hat, weit beffer bekannt feyn müffen. Nur einige Belege zur Rechtfertigung unfers Urtheils. S. 86. Das ficherfte Mittel dem Gebrechen der *Wankelmuth* zu fteuern, ift, die Jugend bey Zeiten *davon* zu heilen (weifs das nicht jedes Kind?) *und* fie anzugewöhnen, dafs fie befonders in wichtigen Dingen Nichts rede, Nichts handle (thue oder vornehme) ohne darüber reiflich nachgedacht zu haben. Wie man das Letzte anzufangen habe, darüber darf man unfern Vf. nicht fragen, wenn man nicht eine ähnliche Antwort erhalten will, wie S. 115.: „Man mufs den Kindern ihre Arbeit durch *hundert kleine Mittel, die ein guter Erzieher leicht auffinden wird*, angenehm zu machen fuchen," oder wie S. 128.: „Man mufs fie durch *taufend* ähnliche Mittel zu demjenigen vorzubereiten wiffen, welches man in der Folge ihnen einzuflöfsen wünfcht." Hätte es doch nur dem Vf. gefallen, fünf und zwanzig diefer kleinen Mittel, zum Beften der Erzieher, die fie nicht auffinden dürften, anzuführen! Schon der ganz verkehrte Plan, welcher im erften Kapitel von Aeltern, Lehrern und Erziehern, im zweyten von den Gemüthsarten der Kinder, im dritten von Laftern, im vierten von den Leidenfchaften, im fünften von Mängeln und Gebrechen und im fechsten erft von Fehlern handelt, mufste mehrere Wiederholungen wie S. 42 u. 79 u. a. unvermeidlich machen. Von Sprachfehlern, wie die auf dem Titel angeführten und mehrern andern, als: *bate* für bat, *weifse* für *weife*, *Fablen* für Fabeln, wimmelt das Buch. Wer mag es ein edles Gleichnifs nennen, wenn ein ftörriges Kind mit einem hitzigen und wilden Pferde verglichen wird, das der gefchickte Bereiter durch Schmeicheln und Liebkofen

wer-

überrascht, und nun mit Leichtigkeit *besteigt?* In dem allgemeinen Bücherverzeichnisse Ostermesse 1799 finden wir vor diesem Buche den Namen *Sintenis*, welcher mit dem Hn. Consistorialrath dieses Namens nicht zu verwechseln ist.

Berlin, b. Lange: *Anleitung zu zweckmäfsigen deutschen Sprachübungen* in Beyspielen und Aufgaben, für Lehrer in Bürgerschulen von *F. P. Wilmsen*, drittem Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1799. VI u. 138 S. 8. (6 gr.)

Angehende Lehrer der deutschen Sprache will der Vf. durch diese Anleitung vorzüglich vor den Abwegen bewahren, auf welche sie bey dem Sprachunterrichte sehr leicht gerathen können. Er wünscht seine Schrift von einem Schulmanne beurtheilt und zu erfahren, in wiefern ihm sein Vorhaben gelungen sey. Rec., welcher selbst sowohl diesen Theil des Unterrichts, als den, welcher sich auf die mit demselben verwandte Gegenstände bezieht, in einer öffentlichen Schulanstalt besorgt, kann Hn. *W.* das Zeugnifs geben, dafs er einen brauchbaren Beytrag zur Methodik des deutschen Sprachunterrichts und zugleich vielen nützlichen Stoff zu lehrreichen und unterhaltenden Verstandesübungen geliefert habe. Nach Hn. *W.* Plane soll man die Schüler zuerst mit den Wörterclassen bekannt machen, ihnen dadurch Sprachreichthum zu verschaffen suchen, dafs man sie passende Prädicate zu angegebenen Nennwörtern suchen läfst, und sie zugleich auf den Unterschied ähnlich lautender Wörter, mit beständiger Rücksicht auf die Orthographie, katechetisch führt, dafs man sie alle von einem Stammworte hergeleitete Wörter aufsuchen und so eine Wörterfamilie bilden lehrt, ihnen in passenden Fragen, Begriffe vorlegt, wozu sie das Zeichen suchen sollen, sie zur Uebersetzung einzelner dichterischer Ausdrücke, und dann ganzer Gedichte anführt, Sylbenräthsel auflösen, mangelhafte Sätze und eben so erzählte Geschichten von ihnen ausfüllen, und sie nun erst nach diesen und einigen andern Vorübungen zur Verfertigung schriftlicher Aufsätze, zu welchen ihnen aber Stoff und Anfang gegeben werden mufs, schreiten läfst. Hn. *W's.* Verdienst bey dieser Arbeit besteht nicht sowohl in der Neuheit der Methode; denn *von der Reck, Niemeyer*, selbst der Rec. u. a. haben in ihren hieher gehörigen Schriften sie schon vorher als zweckmäfsig empfohlen, sondern vielmehr nur darin, dafs er diese Regeln mit einem Vorrathe passender Beyspiele versehen hat. Aufser der Berichtigung einiger kleinen Sprachunrichtigkeiten, (wie Vorr. S. I. wo es nicht *zuerst*, sondern vielmehr *vorher* heifsen sollte, S. 6. wo das Nennwort: *Pflicht*, verbunden mit dem Zeitworte: *Müssen* ganz unrichtig fürs *Nothwendigkeit* gesetzt ist, S. 3. wo das ungewöhnliche: *besagen* für *angeben* oder ein ähnliches Wort steht) welche in einer Anleitung zur deutschen Sprache mehr, als in jeder andern Schrift gerügt zu werden verdienen, haben wir noch folgende Erinnerungen zu machen. Nach unserer Meynung hätte der Vf. nicht vergessen sollen, das Aufsuchen der den gleichlautenden aber in verschiedener Bedeutung gebrauchten Wörter zum Grunde liegenden Stammbedeutung, als eine, die Urtheilskraft sehr schärfende und zugleich die Bildung der Sprache fördernde Uebung anzuführen. So hätten wir auch gewünscht, dafs er, um die Uebersicht des von ihm genommenen Stufenganges zu erleichtern, seine Anleitung in mehrere, mit den gehörigen Ueberschriften versehene Abschnitte getheilt hätte. Unter den S. 121. vorgeschlagenen abwechselnden Anfangssätzen zur Ausdrückung des Satzes: *ich habe dir eine angenehme Nachricht mitzutheilen*, finden wir den Satz: *schwerlich wirst du diesen Brief ruhig bis zu Ende lesen* etc. nicht passend, weil er sehr leicht in dem Gemüthe des Lesers die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und die Vorstellung veranlassen kann, dafs dadurch eine unangenehme Nachricht vorbereitet werden soll. So will es uns auch nicht gefallen, wenn der Vf. unter den Aufgaben zu Briefen, eine Beschreibung von dem, was die Schüler im Schauspielhause gesehen haben, vorschlägt, weil wir überzeugt sind, dafs das Besuchen der Schauspiele durchaus nicht für Kinder gehöre. Unnatürlich scheint es uns zu seyn, wenn der Schüler einer Aufgabe S. 127. zu folge, einem andern die plötzliche und S. 136. die gefährliche Krankheit seines Vaters melden soll. Befindet sich der Schüler selbst nicht zu der Zeit, da er diese Aufgabe verfertigen soll, in dieser Lage; so dürfte er schwerlich Lust haben, über einen, schon in der Vorstellung so unangenehmen Gegenstand einen natürlichen Brief zu schreiben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Sophrosyne, oder für Reinheit der Seele und des Körpers, für Familienglück und Bürgerwohl.* Ein Geschenk für meine Söhne von reiferm Knabenalter. 1799. 164 S. 8. (12 gr.)

Mit einer zum Herzen sprechenden Beredsamkeit, die sich doch nicht (wie es bey so vielen ähnlichen Schriften der Fall ist) in leeren Declamationen verliert, sucht der uns unbekannte Vf. sein jugendliches Publicum über die Gefahren der Wollust zu belehren und davor zu warnen. Er kennt, sagt er in der Vorrede, auch die Gründe, welche der Bekanntmachung der Schriften dieser Art entgegengesetzt werden. Er findet es auch nicht gerathen, Jünglingen Bücher in die Hände zu geben, welche ihre Neugierde reizen, ohne sie zu befriedigen und ohne zu belehren. Er weifs auch, dafs man durch solche Bücher Uebel verbreitet glaubt, welchen entgegengearbeitet werden soll. Allein mit Recht beruft er sich darauf, dafs auch aus dem nützlichsten Unternehmen Gelegenheit zu schaden entlehnt werden kann, dafs auch die blofs für Lehrer geschriebenen Bücher dieser Art in die Hände der Zöglinge fallen und ihnen nachtheilig werden können, dafs man

man junge Leute in Romanen und Schauspielen lesen läst, wo von Ausschweifungen aller Art in einem so leichtsinnigen Tone gesprochen wird, als wenn sie zu dem Gange der Dinge in der Welt gehörten. Man läfst sie, sagt er, die wollüstigsten Schilderungen lesen, aus welchen das Gift nicht eingesogen wird, sondern sich von selbst einsaugt, und in welchen man das Laster gerade bis zur That begleitet, man läfst sie selbst in den besten, am wenigsten schädlichen, auf Bildung des Geschmacks mit Erfolg berechneten Romanen wenigstens üppige Gemälde lesen, — und Bücher, in denen das Laster angegriffen wird, sollen so sehr schädlich seyn, weil in ihnen, neben der Empfehlung der Tugend, freylich auch das Laster beschrieben steht, das doch, wie man zugiebt, leider nur zu bekannt ist! Das Laster ist in ihnen deutlich beschrieben, es ist als Laster beschrieben, als fliehenswürdig und unglückbringend. Der junge Leser, der es doch wählt, muss schon verdorben seyn.

Dies stimmt mit der Ueberzeugung und Erfahrung des Rec. überein. Unter einer Menge unglücklicher Schlachtopfer frühzeitiger und unnatürlicher Ausschweifungen, ist ihm auch nicht ein einziges Beyspiel von der so oft angeklagten Verführung durch Schriften dieser Art vorgekommen, wohl aber Beyspiele genug von Unglücklichen, die sich unwissend einem Laster überlassen hatten, vor dem man sie höchstens in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken gewarnt hatte. Wer Gelegenheit hat oder gehabt hat, eine grosse Menge junger Menschen auf Universitäten oder ähnlichen Instituten zu beobachten, der wird die Bemerkung, die Rec. noch immer bestätigt gefunden hat, nicht ungegründet finden, dass in der Regel die Studenten der Arzneykunde zu den am wenigsten Ausschweifenden gehören, ohne Zweifel wegen ihrer Bekanntschaft mit der Natur und Wichtigkeit des Zeugungsgeschäfts und mit den verderblichen Folgen der Ausschweifungen für Seele und Leib. Und diesen Schutz vor dem Laster sollte man der Unschuld deshalb vorenthalten, weil ein schon verderbtes Gemüth auch daraus, wie aus Allem, was ihm vorkommt, Gift saugen kann? Nein! Frühzeitige zweckmäfsige Belehrung, wenn es seyn kann mündliche, den Bedürfnissen des Individiums angepafste, wenn das nicht seyn kann, allgemeinere, in Büchern vorgetragene, ist das beste, wenn nicht zu unserer Zeit das einzige Rettungsmittel vor Gefahren, denen nur sehr Wenige entgehen.

Die vorliegende Schrift ist, nach unserer Ueberzeugung, zweckmäfsig abgefafst. Wenn wir auch manche Kleinigkeiten bey einer zweyten Auflage verändert wünschten (z. B. die Behauptungen (S. 18.), dafs die Mutterscheide sich bey der Geburt *wunderbar* erweitere (S. 20.), dafs es nicht zu erklären sey, wie nach der Geburt das Blut in die Brüste trete und zur Milchabsonderung diene (S. 25.), die Bestimmung des Nachtheils der Ausschweifungen blofs aus der Wichtigkeit des Samens, da doch ganz vorzüglich die Nervenerschütterung bey der Ausleerung in Betracht kommt (S. 34.), die Bestimmung der Entstehung der Lustseuche, die doch nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird (S. 69.), die Angabe der Folgen der Päderastie, wo gerade der schrecklichsten Folgen nicht Erwähnung geschieht) so können wir doch allen Lehrern eine der Zeit und den Umständen angemessene Mittheilung dieser Schrift an ihre Zöglinge anempfehlen.

Freyberg, in der Crazischen Buchh.: *Gottfried Wacker*, ein Buch für junge Professionisten und Bürger. 1799. VIII u. 266 S. 8. (12 gr.)

Gottfried Wacker, der Sohn eines braven verabschiedeten Commisschneiders, ist nicht nur so glücklich, eine ziemlich gute häusliche Erziehung zu geniefsen, sondern auch einen verständigen Lehrherrn, als Perukenmacher, zu finden, welcher ihn auf manche gefährliche Klippen, die ihm bey seiner Wanderschaft aufstofsen dürften, aufmerksam macht. Als W. von seinen Wanderungen, wo er jede Gelegenheit, sich gemeinnützige Kenntnisse zu verschaffen, benutzt hatte, in sein Vaterland zurück kommt, lafst er sich daselbst häuslich nieder, und heirathet eine Putzmacherin, die Tochter eines verstorbenen Predigers. Dieses *Vehikel* benutzt die Verfasserin, (Demoiselle *Bernhardi in Freyberg*) allerhand nützliche Belehrungen über Betrügereyen im Spiele, Aberglauben, Innungswesen, Landesverfassung etc. darin einzukleiden, um dadurch, wie sie sich (Vorr. S. V.) erklärt, Vorurtheile auszurotten, und die Kräfte wandernder Handwerksbursche mehr in Thätigkeit zu setzen. Rechnet man das Schwankende, welches hie und da in den Begriffen vorkommt, z. B. dafs die Vfn. Klugheit für Weisheit setzt, einige, einer grofsen Einschränkung bedürfende Erziehungsmaximen, wie S. 12. ein Kind hat keinen Verstand, folglich darf es auch keinen Willen haben, einige, der Sprache ungebildeter Menschen allerdings eigene, aber darum doch für eine Schrift unanständige Redensarten, wie S. 117. u. a. O. ab; so kann allerdings dieses Buch bey der Classe von Menschen, für welche es bestimmt ist, einigen Nutzen stiften.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Die Schule der Erfahrung für Alle, denen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit werth sind.* Warnende Thatsachen zu Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Zweyter Th. 1799. 336 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 162.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Julius 1799.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Geschichte der Unterhandlungen zu Rastadt über die sogenannte Büdericher Insel und den Waalstrom.* Nebst zwey topographischen Karten. 1799. 91 S. 8.

Bey den Rastadter Friedensunterhandlungen ist es in der That ein bemerkenswerther Umstand, dass von den deutschen sowohl als von den französischen Abgeordneten lange über die Rheingrenze verhandelt worden ist, ehe nur die Frage aufgeworfen wurde: *Wie* denn eigentlich der Rhein die Grenze machen solle? ob sein linkes oder rechtes Ufer oder dessen Mitte diese Grenze bilden müsse? Aber nicht nur die Verspätung dieser Fragen, sondern die gesammten Noten, welche über die Bestimmung der Zugs der Rheingrenze, und insbesondere diejenigen welche über die Abtretung des Büdericher Kanals und die Festsetzung einer Grenze weit in die batavische Republik hinein gewechselt wurden, wo doch die Rede nicht von einer Grenze zwischen Deutschland und Frankreich seyn konnte, geben äusserst interessante Aufschlüsse über den Gang der gesammten Friedensunterhandlungen. Diese Schrift, welche eine gedrängte und vortreffliche Uebersicht der Verhandlungen, welche die Abtretung des Büdericher Kanals an Preussen und die Festsetzung der Waalgrenze liefert, hat also ein wahres Interesse für den Staats- und Geschäftsmann; und wenn deren Vf. sich gleich nicht genannt hat; so möchten wir doch aus mehreren Stellen folgern, dass er ein rühmlichst bekannter Schriftsteller und ein in den sogenannten Mysterien des Rastadter Congresses Eingeweiheter seyn müsse, der aber keiner Parthey blindlings ergeben war, sondern nur die Wahrheit mit reiner Sachkenntniss aufsuchte.

Er handelt zuerst von der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, in Rücksicht des Waalstromes, und legt S. 5 das Promemoria dar, welches Preussen am 14ten Juny 1798 übergab. In demselben suchte es zu erweisen: dass die Waal — unterhalb dem Separationspunct der Flüsse — die Grenze machen müsse, 1) weil der alte Rhein versandet wäre, und 2) weil der Pannenderfche Kanal ein künstlicher Kanal sey und also beide nicht die Grenze bilden könnten. So wenig wir dem zweyten Satze beystimmen können, weil ja, wenn er als richtig angenommen würde, weder der Bylandsche Durchstich noch der Büdericher Kanal noch alle andern Durchstiche, wenn sie auch das Fahrwasser und den Hauptstrom bildeten, die Grenze abgeben könnten; so müssen wir doch bemerken, dass, wenn gleich der Vf. diesem Satze nicht directe beystimmt, er sich auch von dem preussischen Promemoria in so fern hat verleiten lassen, (nachdem er sehr richtig bemerkt hat: „dass der Rhein nur so weit zwischen Deutschland und Frankreich die Grenze machen konne, als es ein deutsches und linkes Rheinufer gäbe) hinzuzufügen, „*das heisst, bis an die äusserste Spitze des Herzogthums Cleve.*" Diese Erklärung ist aber keinesweges dem geographischen Local angemessen, da das Herzogthum Cleve sich noch mit seiner äussersten Spitze am Niederrhein bis unter der Ysselmündung hinabsenkt. Er hatte sich vielmehr so ausdrücken müssen: *das heisst, bis unter dem Hause Bimmen, am Bylandschen Durchstiche,* [*den die Holländer auch zuweilen* Boven-Waal (*obere Waal*) *nennen und welcher den gesammten Strom des Rheins selbst beym mittlern Wasserstande abführt*] *wo die Grenze zwischen dem der batavischen Republik zugehörigen Dorfe Millingen und dem an der französischen Republik abgetretenen Clevischen Dorfe Bimmen von dem Bylandschen Durchstiche abgeht.* Dieses wäre demnach der wahre Punct, bis zu welchem Deutschland mit Frankreich über die Stromgrenze verhandeln konnte und durfte; alle übrigen Erörterungen waren mit dem Local und mit dem Rechte zu verhandeln unvereinbar: denn von diesem Puncte an hatte Preussen mit der französischen Republik keine Berührungspuncte, wohl aber mit der batavischen. Die Bevollmächtigten Minister der französischen Republik beachteten also eben so wenig das Local und die wahre Lage der Sache als die preussischen und die gesammte Reichsdeputation; jedoch kam die letzte von dem Irrthum, der aus Mangel hinreichender Localkenntniss entstanden war, früher als die ersten zurück, welches die in dieser Schrift mitgetheilten Vota beweisen. Da, wie gesagt, Preussen und Frankreich sich unterhalb diesem Puncte nicht mehr berührte; so konnte das französische Directorium das am linken Ufer des Niederrheins gelegene preussische Amt Huissen unter keinem Schein von Recht in Anspruch nehmen, selbst nicht nach dem aufgestellten Grundsatz, der bey Bestimmung der Rheingrenze, wonach der Thalweg des Rheins die Grenze bilden sollte, angenommen war, wenn es einen Theil der batavischen Republik, und namentlich die Oberbetouwe, welche zwischen dem Rhein und der Waal liegt, nicht als an Frankreich abgetreten angesehen wissen wollte. Da dieser Fall notorisch nicht Statt fand; so war schon selbst die Anfoderung von Seiten des französischen Directoriums auf das preussische Amt Huissen

Fluffen ein Schritt, der über die Grenzen der Rastadter Verhandlungen hinausging; der die gröste Ungenügsamkeit, ja selbst eine kleinliche Habsucht verrieth, da es blos das Terrain von einer halben Quadratmeile betraf. Gute Karten und Kupfer (besonders die Tab. XIII. XIV und XXII. der *allgemeinen auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst.*) geben diesen erwähnten Grenzpunct so wie die alten Grenzen und das gesammte Local an, und Aufmerksamkeit auf sie hätten leicht die Unterhandlungen besser leiten können.

Was der Vf. über die Verhandlungen wegen des Büdericher Kanals vorträgt, scheint uns dem Local und der Sache sehr angemessen zu seyn, und er weicht auch in der Stelle (S. 26) von der Wahrheit nicht ab; wo er sagt: „dass dieser Kanal zu gewissen Jahreszeiten an manchen Stellen so beschaffen sey, dass der Sterbliche, der mit Ross und Wagen hindurch fährt, sich beynahe in dem Falle des Homerischen Poseidon befindet, dessen Wagen über die Fluthen dahinrollt, ohne dass die Räder desselben nass werden."

Wird indessen der Zweck von Seiten Preussens, den es mit Abtretung dieses Kanals beabsichtigte, erwogen, welcher die bessere Erhaltung des Weseler Ufers gegen den Angriff des darauf senkrecht gerichteten Stromes und Eisganges und ohne Zweifel auch die schnellere Abführung sowohl eines hohen eisfreyen als eines Eisstromes war; so scheint die gänzliche Weigerung von Seiten des französischen Directoriums, diese künstliche Insel nicht abtreten zu wollen, deswegen von einer zu weit getriebenen Unnachgiebigkeit zu zeugen, da offenbar die Erweiterung und Vertiefung des Büdericher Kanals, welche Preussen beabsichtigte, auch für einen Theil der französischen Republik wohlthätig seyn musste, weil alsdann die Eisstopfungen nicht so häufig wie jetzt eintreten und also die hohen Gewässer keine solche verderbliche Höhe in Zukunft erreichen können, zu der sie gegenwärtig anschwellen, wodurch sie Deiche zerstören und Verwüstungen über die Gegenden zwischen Xanten und Rheinbergen verbreiten. Um indessen diese wohlthätige Absicht mittelst der Verstärkung des Büdericher Kanals besser zu erreichen, hätte Preussen noch einen kleinen Theil des vor dem Büdericher Teiche liegenden Terrains, zur Ausgrabung einer neuen Mündung des Kanals, sich vorbehalten sollen, da die jetzige Mündung zu weit ausser der Richtung des obern Stromes liegt, also nie eine solche Eis- und Wassermasse empfangen kann, welche hinreichende Kraft hätte, um die beabsichtigte Erweiterung und Vertiefung des Kanals hervorzubringen. Wenn Preussen sich ausbedungen hätte, auf dem Terrain der linken Seite die zur hydrotechnischen Correction des Durchstiches nöthige Erweiterung und Verlegung der Kanalmündung vornehmen zu dürfen; so konnte es sich zugleich anheischig machen, diesen Kanal nach einer gewissen Reihe von Jahren, zum schiffbaren Strome zu machen, wenn dessen Bette gleich nicht so tief als das Rheinbette vor Wesel liegt, ausgetieft werden kann. Auf diese Weise hätte die Mitte des Kanals die Grenze bilden können, und die französische Republik wäre keineswegs ihrer *nassen* Grenze beraubt worden, wie der Freyherr von Albini befürchtete S. 37. Hätte das französische Directorium auch diesem Vorschlage seine Zustimmung versagt und auf den Besitz einer Grandanlage, die nicht *hundert Thaler* werth ist, beharret; so gab es ja noch einen andern Ausweg, welcher allen Theilen ein Genüge leisten konnte. Wenn wir nemlich sowohl von den Mitgliedern des Congresses annehmen müssen, dass sie alle insgesammt oder jedes für sich einen Hydrotekten zu Rathe gezogen haben werden, sobald die französische Foderung einkam, den Rhein zur Grenze zu machen; als auch von dem französischen Directorium, dass es irgend einen französischen Hydrotekten um die Folgen, welche die Erweiterung und Vertiefung des Büdericher Durchstiches für die am Rhein liegenden Gegenden hervorbringen würde, gefragt haben wird, da doch die Beurtheilung dieses Gegenstandes ausser dem Gesichtskreise der Abgeordneten lag; wenn wir annehmen, dass die sachkundigen Männer die Correction dieses jetzt versandeten Kanals als wohlthätig für die beiderseitigen Lande erklärt hätten; alsdann hätte das Directorium darauf antragen sollen, die hydrotechnischen Arbeiten mit Preussen auf gemeinschaftliche Kosten bewerkstelligen zu lassen, und sodann würde die Absicht, welche Preussen erreichen wollte, erfüllt worden seyn, ohne dass es nöthig gewesen wäre, von dem Hauptstrom die Grenze zu entfernen. Für das französische Directorium war ein solches Anerbieten Pflicht; ja es wäre zugleich politisch klug gewesen: denn wodurch können sich Regierungen Zutrauen in neu angefallnen Ländern erwerben, als durch die Sorgfalt, welche sie auf das Wohl des Bürgers verwenden; hier mussten also die Ueberschwemmungen unschädlich abgeleitet werden. Thun die Regierungen aber das Gegentheil; lassen sie durch untreue Staatsbeamte die öffentlichen Gelder vergeuden; hemmen sie durch Zölle und Schicanen aller Art die Gewerbe; würdigen sie den öffentlichen Unterricht und die Agricultur nicht der geringsten Aufmerksamkeit; welche Stimmung können sie dann beym Bürger erwarten!!

Diese Schrift hat noch dadurch eine Wichtigkeit erlangt, dass sie alle diejenigen Noten enthält, welche auf die Waalgrenze und auf die verlangte Abtretung des Büdericher Kanals eine directe Beziehung haben.

Berlin, (b. Mettra): *Evénemens qui se sont passés sous mes yeux pendant la Revolution françoise.* Ouvrage dédié au feu Roi de Prusse, par *A. H. Dampmartin.* 1799. Erster Theil. 307 S. Zweyter Theil. 256 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Man würde sich irren, und die Absicht des Vfs verkennen, wenn man hier eine vollständige Ueber-sicht

schit der grossen Begebenheiten in Frankreich von 1789 bis 1792 suchen wollte. Der blosse Titel giebt schon zu erkennen, dass Hr. D., ein verdienstvoller Officier, nur das erzählen wollte, woran er selbst mehr oder weniger Antheil gehabt; und dieses hat er denn nun mit einer unverkennbaren Treue und Genauigkeit gethan. Es ist unmoglich, zumal bey der etwas verwickelten Darstellung der Gegenstande, dem Vf. auf dem Fusse zu folgen, da er nicht nur mehr als zehnmal die Garnisonen verwechselt hat und zu verschiedenen militarischen Expeditionen gebraucht worden ist, sondern auch von verschiedenen Dingen, als bekannt und von andern, die mit jenen im nothwendigen Zusammenhange stehen, gar nicht spricht. Um zu zeigen, dass es diesem Werke nicht an Interesse fehlt, scheint es hinreichend, verschiedenes auszuheben, was Rec. sich in ähnlichen Werken nicht gefunden zu haben erinnert. Hr. D. erlaubt sich eine lange aber lehrreiche Digression über den Ursprung und den allmälichen Zuwachs der französischen Armee. — Die drey Nationalfarben sind schon in der Armee vom König Carl VII. eingeführt worden. — Vor der Revolution war der Bestand der Armee in Friedenszeiten 177.890 Mann, in Kriegszeiten 286.464 Mann. — Den 14ten Jul. 1790 wurden zu Strasburg auf dem Altar des Vaterlandes zwey Kinder, ein katholisches und ein protestantisches zugleich getauft; der Maire steht bey beiden Gevatter; die beiden Geistlichen umarmen sich. — Vier Jahre vor der Revolution kamen an einem Tage der Kaiser Joseph und der Graf von Provence zu Nismes an. Die Stadt ist in voller Bewegung. Der Kaiser kommt zuerst, und fragt: *Où courez-vous avec tant d'empressement? c'est sans doute pour voir l'empereur? Bon*, antwortet man, *nous nous moquons bien de tous les empereurs du monde, quand il arrive un frère de notre Roi.* — Der Vf. giebt eine sehr ausführliche Nachricht von dem berühmten *Camp de Jalès*. Im J. 1782 hatten sich die Hugenotten eben dahin geflüchtet und verschanzt. — Eine merkwürdige Beschreibung des Blutbades zu Avignon und des berüchtigten *Jourdan Coupe tête*. Hr. D. ist mit zu der Execution gebraucht worden. Damals schon musste er seinen Schimmel abschaffen, weil diese Pferdefarbe revolutionär war. Ein andermal wurde seinem Schimmel ein Bein entzwey geschlagen. — Der Streit zwischen Arles und Marseille. Auch zur Vertheidigung von Arles ist der Vf. gebraucht worden. Allmälich verlor er das Zutrauen seines Regiments, wo er damals Commandeur war. — Er reiset nach Paris, sieht den König, bittet um Versetzung, schildert die damaligen Zwistigkeiten zwischen den Conventionellen und Jacobinern, lobt Dumouriez, tadelt Lafayette, wird zum Obersten und Chef eines Dragonerregiments (Lorraine) ernannt, will mit seinen Officieren eine Adresse an den König nach dem 20ten Jun. 1792 einreichen, und muss, da dies von den Dragonern übel aufgenommen wird, seinen Abschied nehmen, und verläst bald nachher sein Vaterland.

Er hat sein Werk mit vielen zum Theil sehr richtigen Bemerkungen bereichert, wobey Mässigung und Unpartheylichkeit sich mit Scharfsinn und Gründlichkeit verbinden. Hier nur eine zur Probe: *La contre-revolution; l'objet de mille et mille souhaits ardens et superflus, cette chimère chérie par des coeurs honnêtes, promise par des caractères legers, attendue par des esprits confians, ne sauroit avoir lieu qu'autant qu'un pouvoir surnaturel la termineroit dans un petit nombre de journees. Sur mille François, plus de neuf-cents offriront de risquer leur existence pour un coup de main hardi. Vous en compterez bien peu capables de conduire à sa fin un projet qui demande de la patience et de la lenteur, quelle que puisse être la recompense qu'on leur promette.* Bisweilen urtheilet er falsch und widersprechend. Z. B. er sagt: die Gelehrten (*gens de lettres*) wären natürliche Feinde der Monarchie, und setzt gleich hinzu: die Fürsten würden gut thun, ihren Thron mit Gelehrten zu umgeben. — *Lafayette*'n schilderte er richtig und schön: *Jouet d'une extravagante vanité, il se croyoit capable de réunir les rôles incompatibles d'homme modéré de ministre tout-puissant, de général d'armée et de chef de parti. Sa gigantesque ambition ne convenoit point à ses talens mediocres.* — Hinten sind *Reflexions sur le militaire François* angehängt, die von einer andern Hand und von grossem Werth sind. Die rührende Zueignung an den verstorbenen König von Preussen, macht dem Geist und dem Herzen des Vfs. Ehre, so wie die angehängten Belege seiner Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit. Schade dass das Werk durch die schändlichsten Druckfehler verunstaltet wird, von welchen die angehängten *Errata* nur den kleinsten Theil enthalten.

SCHÖNE KÜNSTE.

HIRSCHBERG, b. Pittschiller: *Lidie von Schönheide*, eine Geschichte aus den letzten Jahren der Kaiserin Maria Theresia. 1798. 150 S. 8. (12 gr.)

Der Herausgeber vorliegender Erzählung meynt mit Recht, dass Niemand Lidiens trauriges Geschick ungerührt lesen wird, auch wenn die Begebenheit selbst den Vorzug der Wirklichkeit nicht habe. Ein junges reizendes Mädchen, Lidie in Wien, durch die Eifersucht und die Cabale ihrer Tante getrennt von ihrem Geliebten, verkuppelt an einen verachtlichen Mann, rettet sich durch die Flucht aus dem Hause ihrer Tante. Ein Bekannter von ihr findet sie durch einen (sehr unwahrscheinlichen) Zufall und bringt sie in das Haus einer sehr bigotten, übrigens ehrlichen Sattlerswitwe. Lidie, obgleich Protestantin, äussert ihrer Wirthin den Wunsch Nonne zu werden; denn ihr Geliebter ist Mönch geworden. Die fromme Alte, froh der Kirche ein verirrtes Schaf zuzuführen, entdeckt Lidiens Wunsch dem Beichtvater der Kaiserin. Die Mönche besuchen Lidien sogleich, sie aber durch die erste Unterredung mit den Mönchen empört, wird anders Sinnes. Die Mönche wüthen, schmieden Pläne gegen

Lidien, in Gegenwart eines jungen Mönchs, der aber Lidiens Geliebter ist. Dieser, jetzt von Lidiens bezweifelter Treue überzeugt, entflicht aus dem Kloster, fliegt zu dem geliebten Mädchen, wird aber entdeckt und rettet sich. Die Mönche eilen rachedürstend zur Kaiserin, klagen die tugendhafte Lidie als ein liederliches Geschöpf an, erhalten einen Verhaftsbefehl, und Lidie wird von der Wache, öffentlich, unter körperlichen Mifshandlungen, ins Rumorhaus, wohin man die liederlichen Mädchen bringt, geschleppt. Ihr Freund, den indefs die Rettung ihres Geliebten beschäftigt hat, findet sie hier und rettet sie; aber zu spät. Die vielen Leiden haben sie wahnsinnig gemacht. Sie stirbt und ihr Geliebter erschiesst sich, da er ihren Tod hört. Die Begebenheit ist *einfach* und *gut* erzählt und geht darum zu Herzen. Dieses seltene Verdienst giebt dem Vf. den Beruf, das Publicum auch ferner zu unterhalten und zu belehren.

Hamburg, b. Mutzenbecher: *Amaliens Feyerstunden.* Auswahl der hinterlassenen moralischen Schriften von *Marianne Ehrmann.* Zweytes Bändchen. *Antonie von Warnstein.* Erster Theil. 1798. 352 S. 8. (1 Rthl.)

Die Schriften der Madame *Ehrmann* zur Bildung des weiblichen Geschlechts haben eine Art von Celebrität erhalten: denn um wieviel nützlicher und um wieviel treffender, dachte man, müfste nicht der Unterricht einer gebildeten Frau über die Pflichten ihres Geschlechts seyn, als der eines Mannes? Allein diese Voraussetzung, so sehr sie den Schein der Wahrheit an sich trägt, hat schon oft bey Schriften der Frauenzimmer getäuscht. Sich selbst, sein eigenes Herz malen, seine innersten Empfindungen belauschen, und sie rein, ohne den falschen Zusatz des Erlernten, wiedergeben, ist so leicht nicht als es scheinen möchte. Die Damen haben in ihren Schriften fast immer nur wiederholt, was sie lasen; selten hören wir das Weib, fast immer nur das durch den Unterricht der Männer gebildete Frauenzimmer. So auch hier! Recht viel Gutes und Nützliches unter vielem Gemeinen über hundert Gegenstände als über Erziehung, Schauspieler, Klosterleben, Bigotterie, Ohrenbeichte, Freundschaft, Spielsucht, Gesellschaften etc. und das alles in einen kleinen Roman vertheilt, der aber die moralischen Räsonnements nicht unterhaltender macht, welche in dem Munde zweyer junger Mädchen oft seltsam genug klingen. Dafs junge Mädchen sich ihre kleinen Galanterien ein wenig weitläuftig erzählen, ist in der Natur; wie sie aber so unverhohlen über den Genufs der Sinne, Wollust, Befriedigung des Geschlechtstriebes reden können; wie die junge Frau ihrer Freundin ohne brennende Schaamröthe, ohne Erschütterung ihres ganzen weiblichen Wesens, von sich und ihrem Manne, was nicht einmal ein Mann seinem Freunde sagen würde, schreiben konnte: „*berauscht von Liebe und Wollust, schwelgten wir einige Stunden fort.*" begreift Rec. nicht. Ein männlicher Schriftsteller würde das nicht leicht eine Frau haben schreiben lassen. Ueberall scheint Liebe und Wollust häufig verwechselt zu werden. Der Stil ist oft schwülstig und frostig statt pathetisch und gar nicht selten stöfst man auf höchst gemeine Ausdrücke, als: „die Liebe *schnürt* mich bis zur Tyranney," „der *Junge* ist gegen mich ein *Hakstock*."

Oschatz, b. Oldekop, und Leipzig, in Commiss. b. Gerh. Fleischer: *Sittengemälde.* 1798. 174 S. 8. (10 gr.)

Drey Erzählungen aus dem Französischen, ob es gleich nicht angezeigt ist, enthält dieses Buch: 1) *Die getrennten Geliebten.* Eine bekannte Erzählung, die der Vf. aus den *Melanges de literature orientale, par M. Cardonne* nachgeahmt, aber hin und wieder zu sehr gedehnt hat, als dafs sie den Reiz des Originals behalten konnte. 2) *Die Rache der gekränkten Liebe.* Noch bekannter aus *Biblioth. univ. des romans.* Schon Meisner hat sie bearbeitet. Der Name *Vivonne* ist die ganze Erzählung hindurch *Vironne* gedruckt worden. 3) *Die Morgengesellschaft am Theetisch,* höchst wahrscheinlich auch aus dem Französischen, eine sehr reizende und anmuthige Erzählung, die man den besten Marmontelschen Erzählungen an die Seite setzen kann. Eine alte Frau erzählt mit einer unübertrefflichen, gutherzigen Laune, die Begebenheiten ihrer Jugend einer Theegesellschaft. Der leichte, einfache, natürliche, anmafsungslose Erzählungston, die frische Farbe der Gemälde, die gutherzigen Bemerkungen, die frohe Laune ziehen den Leser immer mehr an, und erhalten das Interesse bis auf das letzte Wort gleich lebendig. Besonders veranlafst die Liebe des jungen Mädchens mit dem Schreiber des Notarius durchs Fenster, eine sehr liebliche Schilderung des jugendlichen, reinen, erwachenden Herzens, und der deutsche Bearbeiter hat alles gethan, um dies Gemälde uns ohne Flecken wieder zu geben. Wir wünschen allen französischen Erzählungen solche Uebersetzer.

* * *

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gewöhnt sind.* Eine gekrönte Preisschrift von *J. F. Oest.* Aus dem sechsten Theile des Revisionswerks besonders abgedruckt und herausgegeben von *J. H. Campe.* 3te verbess. Auflage. 1799. 158 S. 8. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. Nr. 300. *b.*)

Ebendaselbst, in Ebend.: *Kurzer Auszug aus Campens Theophron.* Ein Leitfaden zu Vorlesungen darüber. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 2te Aufl. 1799. 120 S. 8. (5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 183.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Julius 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, in der Rengersch. Buchh.: *Dialogen*, von *Friedrich Bouterwek*. Erste Sammlung. 1798. 190 S. 8. (16 gr.)

In der Vorrde, welche manches Unbestimmte über den wieder hervorzusuchenden Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Philosophie enthält, erklärt der Vf., dass er hier für Männer von natürlich gutem Verstande über Gegenstände der praktischen Philosophie geschrieben, und sie in die *dialogische* Form eingekleidet habe, weil dieselbe das ästhetische Interesse mit dem Interesse der Wahrheit bey moralischen Gegenständen am natürlichsten vereinige. Man kann dem Vf. Gewandheit in jener Form des Vortrags nicht absprechen; aber die absichtliche Versteckung des Plans, das Künstliche und nicht selten Erkünstelte in der Führung und Wendung des Dialogs, und das Bestreben, die aufgeführten Personen schön, witzig und scharfsinnig sprechen zu lassen, erschweren doch dem mit dem Wesentlichen des Inhalts nicht ganz vertrauten Leser die deutliche Erkenntniss dieses Materialen so, dass er, ungeduldig, dasselbe nicht sogleich aus den Einkleidungen und Verzierungen heraus finden zu konnen, das Buch auf die Seite legen dürfte. Lieber die Wahrheit nackt, als so verziert, dass sie das ungeübte Auge schwer erkennen kann. Hr. B. documentirt sich in diesen Dialogen zwar nicht als einen gänzlichen Antagonisten der kantischen Philosophie; da er durch seine handelnden Personen hier und da zu verstehen geben lasst, dass sie doch manches Wahre und Gute enthalte; aber doch als einen solchen, der wohl noch mehr daran auszusetzen und zu verbessern findet, und diejenigen, die nicht wenigstens in einem und dem andern Stücke von Kant abgehen, nicht für *Selbstdenker* zu halten scheint. Wir wollen seine Originalität in einer Anzeige und Prüfung des Inhalts der ersten vier von den in dieser ersten Sammlung enthaltenen *fünf* Dialogen darzulegen suchen.

I. *Delmont und Hohenau, oder: Verlohnt es sich der Mühe, vernünftig zu seyn?* D. wirft der Vernunft vor, dass sie durch Denken und Ueberlegen keine Freude gewahre; dass wir, wenn wir auch einmal, welches doch ein höchst seltner Fall sey, Wahrheit gefunden zu haben glaubten, doch am Ende nichts wüssten, als was wir gefühlt hätten; dass uns also die Vernunft schwerlich glücklicher, als wir auch ohne sie seyn würden, vielmehr sogar gewiss unglücklich mache, da sie in Zweifel stürze, die sie nicht zu lösen vermöge, und uns um den Genuss der Tauschung betrüge u. s. w. Diesen Vorwürfen setzt H. andere Behauptungen entgegen, die eben so wenig durch Gründe aus der Natur des Menschen unterstützt und überzeugend gemacht sind, als sich jene durch scharfsinnige Dialektik auszeichnen. Keiner dieser Gegner hält den andern fest beym Worte, sondern beide springen gleich von einem Puncte, so wenig dieser auch berichtiget seyn mag, zu einem andern über. „Alle Freuden," sagt z. B. der Vertheidiger der Vernunft, „um derentwillen ich sonst mit der Vernunft in Fehde lag, danke ich jetzt allein der Vernunft." — „Eben darum, weil ich keine höhern Freuden kenne, als die Freuden des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, danke ich dem Geiste alles Guten für die Vernunft, durch die ich dieser Freuden fähig bin." — „Wenn du nicht vernünftig zu seyn wünschest; so bist du undankbar und ungerecht. Denn *reines* Glück würdest du in dieser Welt nicht finden, auch wenn du ein Wurm geworden wärest. Dass du aber *menschliches* Glück geniessen kannst, verdankst du einzig und allein der Vernunft, mit der du streitest." Mit diesen Gemeinplätzen ist doch wenig oder nichts gedient. Wenn D. seinen Gegner fragt, wie er Einsicht und Klugheit von Vernunft trennen wolle; so antwortet dieser: „wie ich einen vernünftigen Menschen von einem *grübelnden*, und diesen von einem *Raisonneur* trenne." Entweder verstehen wir den Sinn dieser Worte nicht, oder Einsicht und Klugheit sind hier der Vernunft ganz unschicklich entgegengesetzt. Unter einem *dürren Raisonneur* versteht H. „einen *Grübler*, der das ganze Wesen der Wahrheit in *Begriffen* und *Schlüssen* sucht." Dieses Wesen der Wahrheit soll gesucht werden „nicht *bloss* in Begriffen, nicht *bloss* in Schlüssen, sondern *zunachst* in dem, was der Form alles Denkens und Wissens zum Grunde liegt — im reinen Naturgefühl und im reinen Bewusstseyn." In der That, D. ist sehr einfältig, seinem Gegner diesen Unsinn passiren zu lassen, und ihn nicht bey seinem *reinen Naturgefühl* und *Bewusstseyn* und bey seiner Verachtung der Begriffe und Schlüsse zu fassen, um ihm zu zeigen, dass er dadurch das, was er beweisen will, selbst widerlegt. II. *Albert und Julius*, oder: *kann man besser werden und doch fortfahren, dasselbe Unrecht zu thun?* Diese Frage wird aus fol-

gen-

genden Gründen bejahet. Bey der Beurtheilung der Moralität menschlicher Handlungen müsse man auch die Natur des Menschen, in wie fern sie ihn aufgelegt macht, den Hindernissen der Tugend entweder einen schwachen oder einen starken Widerstand zu leisten, mit in Anschlag bringen. Was gethan werden *solle*, sey zwar auf gleiche Art den Schwachen wie den Starken geboten; aber was gethan werden *könne* und *konnte*, richte sich nach dem Widerstande, den der gute Wille in der Natur des Menschen in gar ungleichem Grade finde. (Wenn das, was gethan werden *soll*, einem Menschen vermöge seiner sinnlichen Natur zu thun *unmöglich* ist, wie kann ihm denn da ein Sittengesetz so etwas zu thun gebieten? Es wäre so gut als gar kein gebietendes Sittengesetz vorhanden. Beide, der Schwache und der Starke, handelten nach ihrer Natur; jener kann vermöge derselben den Widerstand nicht besiegen, dieser findet in der seinigen keinen Widerstand, den zu besiegen es ihm Anstrengung kostete. Alle Moralität wäre auf diese Art geradezu aufgehoben.) Einen Menschen, fährt der Vf. fort, erkennt man für schlecht am Mangel aller guten Bestrebung, oder alles guten Willens; denn Bestrebung ist Wille, so fern er als thätig gegen den Widerstand gedacht wird. Da nun in dem *Willen* der Werth des Menschen liegt; so kann der *Erfolg* des Wollens oder Bestrebens den Werth des Menschen nicht bestimmen: denn dieser ist das Resultat, nicht von dem Willen allein, sondern auch von dem Verhältniß der Kräfte zu dem Widerstande, den wir überwinden wollten. Also kann der Wille des Menschen gut, und doch seine Handlung im erkennbaren Verhältniß zur Regel, schlecht seyn. (Wir möchten wohl wissen, welchen Werth ein Wille haben könnte, der nichts über die Reize der Sinnlichkeit vermag, der immer nur will, immer nur im Bestreben begriffen ist, aber nicht kann? Und wie kann nun dem Menschen eine schlechte Handlung zugerechnet werden, da ja, wie er sich immer entschuldigen kann, seine sinnliche Natur so stark und sein Wille so schwach ist? Der Vf. setzt seiner ganz originellen antikantischen Theorie noch die Krone in folgendem Schluß auf, den wir ohne ihm ein Wort der Widerlegung beyzufügen, bloß dem Erstaunen der sachverständigen Leser Preis geben. „Wenn menschlicher Werth *überhaupt* wesentlich nach dem Willen und nicht nach der That bestimmt werden muß; so wäre es ein Widerspruch, den Grad dieses Werths nach der That zu bestimmen. Da aber doch die That das Resultat des Verhältnisses des Willens zum Widerstand ist; so ist es auch denkbar, daß, *wenn der Widerstand im menschlichen Herzen wächst, während der gute Wille derselbe bleibt*, ein Mensch dennoch *besser* werde, ohne besser zu handeln. Es läßt sich denken, daß ein Mensch wirklich dieses Jahr ein besserer Mensch ist als voriges Jahr, während er dieses Jahr im vorkommenden Falle handelt wie im vorigen Jahre." — III. *Bernhard und Villemont*, oder: *Hat moralisches Wissen nicht auch seine Grenzen?* Hier wird der Satz verfochten, daß das an sich untrügliche Sittengesetz in verwickelten Fällen nicht hinreiche zu beurtheilen, ob eine Handlung recht oder unrecht sey, weil in einem solchen verwickelten Falle der Begriff der Handlung dieser Art keine Merkmale enthalte, aus welchen beurtheilt werden könne, ob eine Handlung recht oder unrecht sey. (Aber der Grund jener vorgeblichen Unzulänglichkeit ist falsch. Denn es kömmt bey der moralischen Beurtheilung der Handlungen nicht auf den Begriff der Handlung und die in ihm enthaltenen Merkmale allein, sondern auf die Tauglichkeit der Maxime der Handlung zu einem allgemeinen Gesetze an, zu deren Beurtheilung freylich der Begriff von der Handlung vorausgesetzt wird. Wer keinen Begriff vom Eigenthum und vom Stehlen hat, bey dem wird auch die Frage nicht entstehen können, ob die Zueignung einer fremden Sache ohne Wissen und Willen des Eigenthümers dem Sittengesetze entspreche oder nicht. Aber dieses deutet keinesweges auf eine Unzulänglichkeit des Sittengesetzes oder der praktischen Urtheilskraft, sondern vielmehr auf einen Mangel in unserer theoretischen Erkenntniß, der sich durch eigenes Nachdenken und durch Unterricht heben läßt. Was der Vf. mit seinen *verwickelten Fällen* will, können wir uns nicht erklären; sobald wir nur die *Handlung* wissen, auf welche unsere Willkür gerichtet ist, — und darauf kömmt es hier doch einzig an — kann uns auch weiter nichts verlegen machen, als etwa die Schwierigkeit, die für uns in der Erlangung einer deutlichen Erkenntniß jener Handlung liegt, die wir aber um so leichter heben werden, je mehr es unser Vorsatz ist, *nichts zu thun*, bevor wir wissen was wir thun, und keine Handlung zu begehen, von der es, wegen Mangel eines hinreichenden Begriffs von ihr, noch zweifelhaft ist, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht sey. Als Beyspiel eines verwickelten Falles führt der Vf. die Frage an: ob das Beutemachen im Kriege erlaubt sey. Aber seine Personen können nur darum nicht zur Entscheidung kommen, und sprechen darüber, wie Blinde von der Farbe, weil keiner festsetzt, was er unter diesem Ausdruck versteht. IV. *Morriston, oder: Wer hat zu befehlen?* Nachdem der Vf. in der Person *Hellfried's* gegen *Theobald* bewiesen zu haben glaubt, daß kein rechtmäßiger Staat (das soll heißen wie er der Idee eines Staats überhaupt gemäß seyn soll) *a priori* entstehen könne, weil jeder Staat auf Erden einen empirischen Ursprung habe (die Entstehung eines wirklichen Staats a priori! Wer hat e die wohl behaupten können?) und *Th.* gegen *H.* eben so seltsam und ungereimt beweist, daß auch die empirische Entstehung rechtmäßiger Staaten nicht möglich sey, weil wir die rechtmäßige Existenz eines Staats empirisch aus seiner empirisch unmöglichen Entstehung ableiten müßten, und, sobald wir das Wesen des Staats auf einen empirisch abgeschlossenen Vertrag zwischen Fürsten und Unterthanen gründeten, auf die empirische Unmöglichkeit der Entstehung unvermeidlich zurückkämen; so stellt nun der Vf. eine *neue haltbare Staatstheorie* auf, die er absicht-

fichtlich einem Engländer in den Mund legt, um ihr den Schein von Gründlichkeit zu geben. Dieser *Morriston* gesteht, erst seitdem er die *paradoxe* Kantische Staatstheorie studirt habe, sey es ihm eigentlich klar geworden, was ein Staat und überhaupt Herrschaft sey, und seine beiden Zuhörer sind voller Erwartung, welche Früchte das *zarte Reis* der Kantischen Philosophie, auf den *soliden* Stamm des *brittischen* Menschenverstandes gepfropft, getragen haben werde. Wir wollen unsere Leser ohne Umschweife zu dem Genuss dieser Früchte führen. Der *absolut rechtmässige* Staat *ist* nirgends und *kann* nirgens seyn, (denn nach dem obigen ist er weder *a priori* noch *a posteriori* möglich.) Gleichwohl dringt die Vernunft auf die Idee dieses Staats; wir müssen ihn also, als das juristisch höchste Gut, moralisch zu realisiren suchen, durch *Annäherung*. Wo nur ein Schatten von rechtmässiger Obergewalt ist, sollen wir diesen Schatten ehren. Wir sollen alles thun, um eine Gewalt zu sichern, die im Ganzen vernünftig regiert und *unsers Wissens* keine usurpirte Gewalt ist. Sobald ich hinlänglich überzeugt bin, dass eine solche Gewalt allgemeine Sicherheit der Rechte zu ihrem Augenmerke macht; habe ich einen *Gewissensstaat* vor mir, und erkenne seine moralische Unverletzbarkeit; jeder Ungehorsam gegen die Gesetze dieses Staats macht mich in meinem Gewissen *zum Rebellen; aber nur* in meinem *Gewissen* und nirgends als da; deswegen heisst dieser Staat ein *Gewissensstaat*, in welchem das Recht in Beziehung auf die Existenz des Staats *so wenig als irgend möglich* zur Sprache kommen soll, und in welchem ich verpflichtet bin, dahin zu arbeiten, dass es *nie anders* als gegen anerkannte Usurpatoren zur Sprache komme. (Wenn wir aber, nach S. 120., eher das Aeusserste dulden, als ein gesetzmässig regiertes Reich in das Chaos der Anarchie auflösen helfen sollen; aus welchem Grunde soll denn das Recht eines Usurpators zur Sprache gebracht und das Reich in Anarchie verwandelt werden, wenn dieser Usurpator nach unserer Ueberzeugung gesetzmässig regiert? Der Vf. hat den Grund davon mit keiner Sylbe angegeben. Und welch' eine verunglückte Composition ist nicht dieser *Gewissensstaat?* Kann man sich, wenn man sich eine deutliche Vorstellung davon machen will, etwas anders darunter denken, als eine Vereinigung einer Menge von Menschen unter den blossen Gesetzen der Pflicht und des Gewissens? Und kann da, wo gar kein äusseres Zwangsgesetz, keine der drey aussern Gewalten eines Staats statt finden, so etwas, das den Begriff des Staats mit sich führte, vorhanden seyn? Was bedarf es aber da erst der Missgeburt eines Gewissens-*Staats*, wenn schon die Pflicht an und für sich allein, die in einem selbst von einem Usurpator wohlregierten Staate leben, Gehorsam gegen die Gesetze gebietet, und herrscht?) Aus diesem Gewissensstaate soll sich nun der *Staat von Rechts wegen*, wie der *ehrliche Mann* aus dem *gewissenhaften* Manne entwickeln. (Wenn das Wesen des Gewissensstaats nach dem Vf. darin besteht, dass darin *das Recht* nie anders als gegen anerkannte Usurpatoren zur Sprache kommen, und bloss die *Pflicht* herrschen soll; so ist schwer zu begreifen, wie sich gleich wohl daraus der sogenannte Staat *von Rechtswegen*, soll entwickeln können. Aber dem Vf. ist, wie es zu seiner Absicht taugt, alles möglich oder unmöglich.) Es ist die Pflicht des gewissenhaften Mannes, sagt er, sein frey gegebenes Wort zu halten; (ist das nicht noch ganz besonders auch die Pflicht des ehrlichen Mannes?) und er hat das *Recht* zu fodern, dass es jedermann auch ihm halte. (Aber wo kömmt denn der Begriff des *Rechts* hier so schnell her, wo doch nur von *Pflicht* die Rede ist?) Wenn Mehrere als freye Menschen versprechen, den Gesetzen und der Regierung eines Landes treu und gehorsam zu seyn; so sind sie von Rechts wegen verbunden ihr Versprechen zu halten, und eben durch dieses Versprechen, werden sie von Rechts wegen in eine Gesellschaft vereiniget. (Da aber der Gewissensstaat eher ist als der Staat von Rechts wegen, der aus jenen hergeleitet werden soll, und ein Staat ohne eine Vereinigung einer Menge nicht gedacht werden kann; so ist eine Vereinigung von Rechts wegen überflüssig und unnöthig, da die Menge schon durch Pflicht und Gewissen vereiniget ist.) Sie brauchen keinen unmittelbaren Vertrag mit einander zu schliessen, ehe sie sich der Obrigkeit unterwerfen. (Welcher Obrigkeit denn? Es war ja noch keine andere Obrigkeit vorhanden als die *Pflicht;* und kann denn eine freywillige Unterwerfung unter eine Obrigkeit, ohne eine vorgängige Uebereinstimmung hierzu, statt finden?) Dadurch, dass sie sich zu einem Zwecke einer Obrigkeit unterwerfen, (das sollten sie bleiben lassen, sie haben ja an der Pflicht schon eine Obrigkeit, die sie sich nicht besser wünschen können.) werden sie von Rechtswegen Bürger, oder in Beziehung auf die Obrigkeit Unterthanen. — Und das wäre denn die neue Staatstheorie, von der wir weiter nichts Neues erfahren, als dass das Recht in Beziehung auf die Existenz des Staats, (d. h. wie der Vf. zu erklären vergessen hat, die Frage, ob auch ein wirklicher ursprünglicher Contract und ein Unterwerfungsvertrag bey Errichtung des Staats zum Grunde liege, und ob der Ursprung der obersten Gewalt unbezweifelt rechtmässig sey) nie anders, als gegen anerkannte Usurpatoren, zur Sprache kommen solle; dass, wenn Mehrere als freye Menschen versprechen, den Gesetzen und der Regierung eines Landes zu gehorchen, sie hierzu von Rechts wegen verbunden sind, und dass sie auch ohne vorgängige Uebereinstimmung sich freywillig einer Obrigkeit unterwerfen können. Von allen übrigen das Staatsrecht betreffenden wesentlichen Puncten kein Wort in dieser sogenannten *Staatstheorie*, von welcher der Vf. seinen *Morriston* sagen lässt, dass sie die einzige sey, bey welcher sich die unruhige Vernunft beruhigen könne, und die, früher oder später, in die Compendien werde aufgenommen werden müssen. V. *Philibert, oder: Was ist natürlicher Adel?*

Altona und Leipzig, in der Kaven'sch. Buchh.: *Spitzbübereyen von Paris. In Erzählung der unglücklichen Schicksale eines Provinzbewohners und seiner Schwester, während ihres Aufenthalts daselbst.* Von *Nougaret.* 1797. 322 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In dem ersten Gemälde von Paris bezieht sich *Mercier* im Abschnitt *Escrocs polis, Filoux* auf ein schon seit vielen Jahren erschienenes Buch unter dem Titel: *les astuces de Paris, ou Anecdotes parisiennes, dans lesquelles on voit les ruces que les intrigans et certaines jolies femmes mettent en usage pour tromper les gens simples et les etrangers.* Bey der Begierde, mit welcher das lesende Publicum jetzt alles, was nur *Paris* im Schilde des Titels führt, aufnimmt, mag die Speculation ganz gut calculirt seyn, dieses veraltete Buch durch eine Verdeutschung wieder hervorzuziehen. Paris ist bey allen Umwandlungen der äussern Formen, in seinem Wesen noch das alte; und welche unausbleibliche Uebertreibungen und grell aufgetragene Farben so ein Gemälde, wie das vorliegende ist, auch haben mag; so ist doch das meiste darin nach dem Leben geschildert. Der Vf. hat den Ton eines Tölpels aus der Provinz gewählt und ihn seine Begebenheiten selbst erzählen lassen. Dieser Ton ist ganz gut geglückt, verschiedene Scenen sind mit wirklich komischer Laune geschildert; aber dem ungeachtet würden es wohl sehr wenige aushalten, die Rolle dieses immer gefoppten, und immer betrogenen *Nigard*, ausspielen zu sehen. — Rec. kann hier nur eine allgemeine Uebersicht des Inhalts versprechen. — Ein Nicodemus *Mitouflet* reiset mit seinem Gänschen Schwester — und 1250 Livers in der Tasche, aus der Normandie nach der grossen Hauptstadt, um seinem Herrn Vetter, einem vornehmen — Secretär, die Aufwartung zu machen. Das edle Paar wird, so wie es auf den Pariser Gassen erscheint, natürlich sogleich für das erkannt, was es ist, und alsobald mit falschen Nachweisungen in den Gassen, von einem Ende der Fauxbourgs zu dem entgegengesetzten geschickt, von den Fiakern geprellt, von den Gassenhöckern mit verdorbenen Esswaaren regalirt, von Gaunern mannichfaltig angeführt — und von dem Herrn Vetter zur Thür hinausgeworfen. Diesem letztern Missgeschick, wobey der Vetter aber ein lüsternes Auge auf die Schwester wirft, während er den Bruder in Bicetre einzusperren sucht, folgen Beutelschneidereyen aller Art. Man verkauft ihm ein Birkenreis statt eines spanischen Rohrs; ein Leinwandhändler misst ihm kurzes, statt langes Ellenmass; ein Trödler verkauft ihm vertragene Kleiderlumpen; ein Sträusserweib, eine Wild-, Frucht-, und Hünerverkäuferin bringen bey ihm mit Nadeln zusammengesteckte Blumen, ein mit Stroh ausgestopftes Hasenfell, angefärbtes Obst und alte Hennen an, womit er den Geburtstag der Fräulein Schwester celebrirt; ein Schlaukopf erwirbt sich, mit seinem Kammeraden einverstanden, auf Kosten seines Beutels, sein Vertrauen. Nun macht er mit diesem die Runde in den Buden auf den Boulewards, wird hier tüchtig geprellt und bestohlen, sieht aber dafür wie die dramatischen Autoren und Schauspieler Bravorufen und Beyfallklatschen aufzutreiben wissen; unterdessen die Schwester ein Bologneser Hündchen beweint, dem falsche Ohren, Schwanz und Haar angesetzt waren, das schon krank war, und bald unter den Händen eines berühmten Hundedoctors stirbt. Noch erfahrt Mitouflet die Betrügereyen der Wäscherinnen, der Rosstäuscher, der feilen Weiber, der Lastträger, Juden, Speisewirthe und Spieler. Der Vetter läfst die Schwester entführen, und unser Held selbst verliebt sich, in der Bude des *Ambigu comique,* in eine *fille de la rue St. Honore.* Die Scene dieses *tête à tête* und des Vorspiels dazu in der Barbierstube ist vor allen übrigen mit Hogarth'scher Laune gezeichnet. — Der Vetter hetzt Werber auf unsern Helden und dieser rächt sich dafür durch einen mörderischen Zweykampf, mit einer ihm zugesteckten hölzernen Degenklinge. — Nach mehreren, seinen Beutel erschöpfenden Gaunerstreichen geräth er endlich ins Gefängniss, findet nach seiner Befreyung seine liebe von dem Vetter verführte Schwester an einer Gassenecke wieder, und beide eilen, nachdem ihnen auch ihr letzter Sous noch an den Barrieren von Paris gestohlen wird, wieder in ihre Provinz zurück.

* * *

Leipzig, b. Hartknoch: *Critik der reinen Vernunft* von *Immanuel Kant.* 5te Auflage. 1799. XLIV. und 882 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 54.)

Tübingen, b. Heerbrandt: *C. F. Clossius über die Lustseuche.* 2te verbess. Auflage. 1799. XVIII. und 429 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 277.)

Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch* von *M. J. F. H. Cramer.* 4te Auflage. 1798. 214 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 305.)

Hamburg, b. Schniebes: *J. J. Rambach's Entwürfe der über die evangelischen Texte gehaltenen Predigten.* 18ter Jahrgang. 1798. 304 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 263.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Julius 1799.

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Feind: *Handbuch der Chemie zum Selbstunterrichte für Liebhaber derselben, besonders aber für Künstler und Fabrikanten, worin die Grundsätze dieser Wissenschaft auf eine für Jedermann verständliche Art vorgetragen, ihre Anwendung auf Künste, Fabriken und Oekonomie beschrieben, und die dabey vorkommenden Erscheinungen sowohl nach der Stahlischen als Lavoisierischen Theorie, so viel als möglich, erklärt werden.* Mit erläuternden Kupfern. 1798. 374 S. 8. u. 3 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Zweck, den der ungenannte Vf. durch die Herausgabe dieser Schrift zu erreichen gesucht hat, ist auf dem ziemlich weitläufigen Titel so deutlich angegeben, dass wir der Mühe, ihn näher zu bestimmen, füglich überhoben seyn können. Wir halten uns also nicht dabey auf, sondern gehen gleich zu dem Werke selbst über. Der Vf. hat zwar die Wahrheiten, die er hier vorträgt, aus andern Schriften entlehnt, doch hat er zugleich an mehrern Orten seine meistentheils auf eigene Beobachtungen gestützten Urtheile über verschiedene Behauptungen älterer und neuerer Naturforscher beygefügt, auch hin und wieder einige nützliche Erfahrungen, die er gemacht hat, eingeschaltet und so bewiesen, dass er mit der Wissenschaft, die er zu bearbeiten sich vorgenommen hatte, sehr bekannt war. Indessen scheint er den Gesichtspunct, den er bey der Abfassung dieser Schrift von Rechts wegen immer vor Augen hätte haben sollen, manchmal verfehlt, und sich bey Gegenständen, deren Erörterung in einem Buche dieser Art ganz zweckwidrig und nutzlos war, zu lange aufgehalten zu haben; auch sind nicht alle Beyspiele, mit denen er manche Sätze zu erläutern sucht, gut gewählt, und nicht alle Behauptungen, die er vertheidigt, völlig gegründet; wir können daher seine Schrift nicht ohne Einschränkung loben. Wir wollen einige Stellen, die uns in diesem oder jenem Betrachte einer Verbesserung oder Umänderung zu bedürfen scheinen, anführen, und wir wünschen, dass der Vf. im zweyten Theile seines Buchs, oder bey einer neuen Auflage desselben auf unsere Erinnerungen Rücksicht nehmen möge. Im 6. Kapitel des ersten Abschnitts ist die wichtige Lehre von den chemischen Verwandschaften ganz gut vorgetragen, doch sind die Beyspiele zur Erläuterung der doppelten Wahlanziehung ohne Noth zu sehr gehäuft; ein einziges, wirklich passendes und verständliches Beyspiel wäre zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks hinlänglich gewesen; überdem sind mehrere Beyspiele, die der Vf. hier und an einigen andern Orten gewählt hat, von der Art, dass sie der Anfänger und der Leser, dem diese Schrift vorzüglich gewidmet ist, nicht verstehen kann, und sie können also auch keinen Nutzen leisten. Die sogenannte erzeugte Verwandtschaft weicht von der einfachen chemischen Anziehung nicht so sehr ab, dass sie als eine besondere Art der Verwandtschaft aufgeführt zu werden verdiente; der Vf. hätte sie daher in diesem Werke wohl mit Stillschweigen übergehen können, oder, wenn er es für nothwendig hielt, jener Verwandtschaft als einer besondern Art der Anziehung zu gedenken; so hätte er auch andere Arten von Verwandtschaften, z. B. *Kirwan's* ruhende und trennende Verwandtschaft u. s. w. nennen, und sie, so wie auch die Ausdrücke: vollkommne und unvollkommne oder vorbereitende vermittelnde Verwandtschaft u. s. w. erklären sollen. Die Behauptung, dass halbflüchtige Körper durch den Zusatz eines feuerbeständigen Körpers in einen Zustand übergehen, der dem entgegengesetzt ist, in welchem sie sich vorher befanden, ist richtig, aber sie wird durch das Beyspiel, das S. 84. angeführt ist, nicht gut erläutert; denn der Arsenik, der in dem arsenikalischen Mittelsalze zugegen ist, weicht von dem weissen Arsenik sehr ab, und die Feuerbeständigkeit ist selbst eine Eigenschaft der Arseniksäure, die einen Bestandtheil dieses Salzes ausmacht. S. 86. hat der Vf. zwar der Verschiedenheit, die zwischen nassen und trockenen Destillationen statt findet, gedacht, aber die Benennungen, durch welche die Chemisten diese Arbeiten von einander unterscheiden, hat er nicht erwähnt. S. 157, wo die Rede von den chemischen Zeichen ist, finden wir auch eine ziemlich weitläuftige Abhandlung über die Charaktere, die *Hassenfratz* und *Adet* vorgeschlagen haben; da aber diese Zeichen von den Scheidekünstlern nicht angenommen worden sind, und aus leicht begreiflichen Ursachen nicht leicht Beyfall erhalten werden; so hätte der Vf. diesen Gegenstand entweder ganz mit Stillschweigen übergehen, oder wenigstens sich dabey kürzer, als er gethan hat, fassen sollen: denn für seine Leser hat diese Sache gar kein Interesse. S. 170. haben wir unter den Mitteln, deren man sich zur Beförderung der Krystallisation einiger Salzauflösungen bedienen kann, den Weingeist vermisst, der doch in manchen Fällen, selbst im Grossen, mit Vortheile zu dieser Absicht benutzt wird. S. 177. empfiehlt der Vf. den schwarzen Fluss als einen Zuschlag beym Schmelzen der Metalle, wir

stimmen auch darin mit ihm überein, dass mittelst dieses Products mehrere Metalle bald in Fluss gebracht, und Metallkalke wieder hergestellt werden können, allein da es blos vermöge des Laugensalzes und des verkohlten Oeles, woraus es besteht, die erwähnten Kräfte äussert; so wird es durch ein Gemisch aus vegetabilischer Pottasche und Kohlenstaube, das ungleich wohlfeiler ist, als jener Fluss, ganz entbehrlich gemacht. S. 178. Der Seetang ist nicht die einzige Pflanze, aus der man Soda bereitet, mehrere andere Gewächse, die der Vf. nicht genannt hat, werden in Alexandria sowohl, als in Spanien, Italien und andern Ländern mit grossem Vortheile auf mineralisches Alkali benutzt. Die Bereitung der ätzenden Ammoniaca, die S. 187. angegeben wird, ist nicht die beste; wir haben die Vorschrift, nach welcher man das urinöse Salz aus einem Gemische von lebendigem Kalke und Salmiak in eine Vorlage, in welche man etwas Wasser vorgeschlagen hat, herüber treibt, zweckmässiger und minder gefahrvoll, als manche andere befunden, und sie scheint uns daher der Empfehlung vorzüglich werth zu seyn. S. 195. haben wir die Eintheilung der Sauren in Sauren mit unbekanntem und mit bekanntem Radikal, und der letzten wieder in Sauren mit einem, oder mit mehrern Radikalen vermisst, welche doch um so mehr hätte angeführt werden sollen, da der Vf. der Theorie der neuern Scheidekünstler, welche die Säuren in dieser Ordnung behandelt haben, mehr geneigt ist, als dem Systeme der Phlogistiker; S. 288. wo der Vf. auf diesen Gegenstand zurückkommt, sagt er zwar etwas von Sauren mit einem und mit zwey Radikalen, aber die Beschreibung, die er davon macht, ist zu unvollständig, als dass sie die Wissbegierde der Leser befriedigen könnte. S. 203. erwähnt er, dass die Natur im Mineralreiche glauberisches Wundersalz hervorbringt, aber des natürlichen Vitriolweinsteins, der einen Bestandtheil mehrerer Pflanzenkorper ausmacht, hat er nirgends gedacht; die Benennung: glaserisches Polychrestsalz, ist mehr ein Synonym des *Sulphte de Potasse*, als des Vitriolweinsteins, und sie hätte also nicht bey diesem Salze angeführt werden sollen. Bey dem Processe, den der Vf. S. 218. beschreibt, wird zwar der Salpeter alkalisirt, aber der andere Bestandtheil dieses Salzes geht dabey nicht als Säure davon, diese wird vielmehr in Stickluft und in Sauerstoffgas zerlegt, und man kann diesen Process nicht in der Absicht, um Salpetersäure zu gewinnen, anstellen. S. 241. Der Russ, den man von verbrannten Körpern erhält, ist nicht immer von gleicher Beschaffenheit, man kann ihn daher auch nicht geradezu unter die salmiakhaltigen Producte rechnen, noch auf Salmiak benutzen, wenigstens giebt, unsern Erfahrungen zufolge, mancher Russ nicht eine Spur von Salmiak zu erkennen, und der Russ, den man von einigen Torfarten und andern Brennmaterialien bekommt, enthält so wenig von diesem Salze, dass es nicht mit Vortheile daraus geschieden werden kann. S. 263. Das englische Riechsalz, das man im Handel antrift, ist manchmal ein Gemisch aus Salmiak und lebendigem Kalke oder Pottasche, manchmal ist es aber auch nichts weiter als luftvolle Ammoniaca, und der Gravenhorstische Alaun ist ein zusammengesetzteres Salz, als der gemeine Alaun, man kann also von jenem nicht sagen, dass er reiner sey, als dieser. S. 261. ist der Ausdruck: Wiederherstellung, sehr uneigentlich gebraucht, das Sedativsalz ist bey der hier beschriebenen Arbeit nicht zersetzt worden, es wird folglich auch nicht wiederhergestellt. Das Urtheil, das der Vf. S. 278. über das künstliche Sauerwasser, in Hinsicht auf die medicinischen Tugenden desselben, fällt, ist nur unter gewissen Einschränkungen richtig, und die Vorschriften, nach welchen er die eisenhaltigen Salmiakblumen, den Fernambuklak, und einige andere Producte bereiten lehrt, sind mancher Verbesserung fähig. Wir übergehen aber diese und andere Fehler, die wir z. B. S. 297. 350. 361 u. s. w. bemerkt haben, mit Stillschweigen, und erinnern nur noch, dass sich diese Schrift durch gute Anordnung des Ganzen und durch einen fasslichen Vortrag empfiehlt, und dass wir nicht zweifeln, dass die Künstler, denen sie der Vf. vorzüglich gewidmet hat, sie mit Nutzen lesen, oder in vorkommenden Fällen um Rath fragen werden.

Göttingen, b. Dieterich: *Versuche über die Wiederherstellung der Metalle durch Wasserstoffgas, Phosphor, Schwefel, Schwefelleber, geschwefeltes Wasserstoffgas, gephosphortes Wasserstoffgas, Kohle, Licht und Sauren*, von Madame *Fulhame*. Aus dem Englischen übersetzt von *A. G. L. Lentin*, der Weltweisheit Doctor, Privatlehrer auf der Georg-Augustus-Universität u. s. w. 1798. 276 S. 8. (14 gr.)

Die Versuche, welche den Inhalt dieser Schrift ausmachen, sind in der Hinsicht angestellt worden, um zu entdecken, ob Gold, Silber, Platina, Bley, Arsenik und andere edle und unedle Metalle durch chemische Processe auf verschiedenen, besonders seidenen, Zeugen angebracht und festgesetzt, und diese so in Arten von Gold- oder Silberstoffen u. s. w. verwandelt werden könnten. Dieser Zweck ist nun zwar durch die Arbeiten, welche die Verfasserin unternommen hat, nicht so vollkommen erreicht worden, dass sich von den Entdeckungen, die sie zu machen Gelegenheit gehabt hat, und vorzüglich von der Anwendung derselben im Grossen, Vortheile erwarten liessen; dennoch aber sind die Versuche selbst, die sich zum Theil auch durch ihre Neuheit empfehlen, immer merkwürdig, und die Hauptresultate derselben verdienen daher hier kürzlich angezeigt zu werden. Die Vfn. beschreibt zuerst die Erscheinungen, welche das Verbrennen der Korper darbietet, und trägt zugleich die Meynungen der vorzüglichsten Scheidekünstler über die Ursachen dieser Erscheinungen u. s. w. vor, dann macht sie mehrere Einwendungen wider die Theorie des *Lavoisier*, und erzählt endlich die Versuche selbst, die sie zu diesen Ein-

Einwendungen sowohl, als zu verschiedenen andern Schlussfolgen veranlasst haben. Sie hat theils in goldhaltige Schwefelnaphthe, theils in eine Auflösung der bis zur Trockenheit abgedampften goldhaltigen Schwefelnaphthe in destillirtem Wasser, und theils in verdünnte Auflösungen des Silbers, Quecksilbers, Bleyes oder anderer Metalle durch Scheidewasser, destillirten Essig oder andere Säuren seidene und baumwollene Zeuge getaucht; diese dann, entweder so nass, wie sie aus den Auflösungen genommen worden waren, oder erst, nachdem sie dieselben abgetrocknet hatte, der sich aus Eisenfeile durch Schwefelsäure entbindenden Luft- und andern Gasarten, oder dem Dunste, den der Harnphosphor, der brennende Schwefel u. s. w. von sich giebt, ausgesetzt, oder mit einer Phosphorauflösung bestrichen, oder auf eine schickliche Art mit Schwefelleber u. s. w. behandelt. und so gefunden, dass die genannten und andere edele und unedele Metalle auf diese Weise zum Theil sehr gut. zum Theil aber nur unvollkommen wieder hergestellt wurden, und dass sich bey einigen Versuchen das reducirte Metall fest und auf eine nicht unangenehm in die Augen fallende Art mit dem Zeuge verbunden hatte; sie hat ferner beobachtet, dass die Ursache, warum sich bey diesen Processen glänzende Flocken von wiederhergestelltem Golde, Silber, Quecksilber u. s. w. an die Zeuge anlegten, in der Feuchtigkeit lag, welche entweder die Auflösung selbst in den Zeugen zurückgelassen hatte, oder welche durch den Luftstrom, dem die Zeuge ausgesetzt gewesen waren, mit in die Höhe gerissen und so an dieselben gekommen war; sie folgert daher, dass eigentlich das Hydrogen des Wassers die einzige Substanz sey, welche oxydirte Körper wieder in ihren brennbaren Zustand versetzt, dass der Alkohol und der Aether, welche auch zur Wiederherstellung der Metalle aus ihren Auflösungen anwendbar sind, doch nicht in der Maasse, wie das Wasser, diese Reduction befördern, dass die wenigen metallischen Flocken, welche sich zu erkennen geben, wenn ein in eine solche Auflösung getauchter Zeug mit den genannten entzündlichen Flüssigkeiten benetzt worden ist, ganz allein von dem Wasser abhängen, welches sich, während des Processes, aus dem Gas an das Zeug anlegt, oder auf eine andere Art an dasselbe gebracht wird, dass auch zur Wiederherstellung der Metalle durch Schwefel, Phosphor, Schwefelleber u. s. w. Wasser nothwendig sey, dass diese Flüssigkeit zur Bewirkung des genannten Erfolgs in sofern beytrage, in wiefern es die Theilchen der Metallsalze auflöst und fein zertheilt, und dadurch das Hinderniss aufhebt, welches durch die Verwandtschaft des Zusammenhangs der chemischen Wahlanziehung entgegengesetzt wird, und dass, wenn ein Körper oxydirt wird, immer wenigstens ein anderer zu seinem entzündbaren Zustande zurückkehre, indess, wenn ein Körper in diesen Zustand versetzt wird, immer wenigstens ein anderer sich oxydire; übrigens ist die Vfn. auch der Meynung, dass sich stets Mengen von Luft und Wasser bilden, die denen gleich sind, welche bey den verschiedenen Arten von Verbrennung zersetzt werden, und dass auf diese Weise die Natur ein Gleichgewicht von Kraft zwischen entzündbaren und oxydirten Körpern erhalte, und dass so die Rückkehr des ursprünglichen Chaos verhütet werde. — Die Erfahrungen, auf welche sich diese und andere Folgerungen, die wir S. 116. 201. 242. 253. 258 u. s. w. angetroffen haben, stützen, sind freylich zum Theil von einer solchen Art, dass auch andere Schlüsse daraus hergeleitet werden konnten, die für die Lavoisierische Theorie günstiger ausfallen würden, als mehrere von denen, die wir so eben angeführt haben; indessen müssen wir gestehen, dass unsere Vfn. ihre Versuche mit Scharfsinne zu ihrer Absicht zu benutzen gewusst hat, und dass ihre Schrift auch in diesem Betrachte der Aufmerksamkeit der Naturforscher sehr werth ist. — Hr. *Lentin* hat, so viel wir, ohne das Original bey der Hand zu haben, urtheilen können, die Pflichten, die ihm als Uebersetzer dieser Schrift oblagen, ganz gut erfüllt; die Bemerkungen, die er bey der Wiederholung einiger der hier beschriebenen Versuche zu machen Gelegenheit gehabt hat, verspricht er den Lesern zu einer andern Zeit mitzutheilen. Wir wünschen, dass dieses Versprechen in Erfüllung gehen möge, doch würden wir es noch lieber sehen, wenn er einige der vorzüglichsten Versuche mehr als einmal, und unter manchen Abänderungen, z. B. bey verschiedenen Graden der Wärme u. s. w. wiederholte, bevor er eine Beschreibung derselben bekannt machte; die Folgerungen, welche er aus seinen Beobachtungen herleiten würde, könnten dann um so mehr Rechnung darauf machen, den Beyfall der Scheidekünstler zu erhalten.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verlage des Industriecomptoirs: *London und Paris. Erster Jahrgang. Ersten Bandes* Nr. IV. von S. 305 bis 392. — *Zweyter Band.* Nr. V bis Nr. VIII. 1798. 406 S. 8. (Mit Kupfern und einem Register.)

Wir haben keine Ursache, das Urtheil, welches wir über die drey ersten Stücke dieser neuen Zeitschrift gefällt haben, für die vorliegenden zurück zu nehmen. Bey manchem bekannten oder gemeinen Zuge in dem aufgestellten Gemälde jener beiden Städte, bey mancher schief scheinenden Ansicht sind auch diese fünf Stücke durch Mannichfaltigkeit sowohl als Neuheit der Gegenstände im Ganzen sehr unterhaltend und belehrend. Hie und da ist die Darstellung steif, und der Stil vernachlässigt, wie B. I. S. 359. wo in 10 Zeilen zwischen einem viermaligen *nun* noch ein *Nu*, und S. 360. wo in 5 Zeilen neben einem dreymaligen *sey'n* (?) noch ein *seyn* vorkommt. Von solchen Mängeln sind indess die weitläuftigen Erklärungen der Carricaturen frey, und von einem Geiste belebt, der sie zu einer Stelle neben den Lichtenbergischen Erklärungen der Hogarthschen

schen Carricaturen, wenigstens in einem Abstande berechtigt, nach welchen der hier zu commentirende Text von dem Hogarthschen entfernt bleibt. Wir wünschen daher, dass der Vf. die Revision des Ganzen übernehmen, und ihm die volle Gewandheit geben möge, die vorzüglich in einer solchen Zeitschrift gesucht wird.

* * *

Mannheim, b. Löffler: *Der medicinische Landpfarrer, oder praktische Anweisung, diejenige Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen, zu heilen;* allen Herren Volkslehrern, Wundärzten und vernünftigen Bürgern, in den Orten in welchen keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauch und Wiedergenesung der Kranken redlichst gewidmet von *J. Krause.* Dritte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1799. 342 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 286.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Uebungen in der Ciceronianischen Schreibart,* von *F. W. Hagen.* Vierte Sammlung. 1799. 162 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 139.)

Hildburghausen, b. Hanisch: *Morgen- und Abendandachten,* von D. *J. G. Rosenmüller.* Sechste Ausgabe. 1798. 232 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 34.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Altenburg,* b. Richter: *Psychologisches Magazin. Erstes Stück.* 1796. 84 S. 8. (8 gr.) Der Herausgeber (I. G. H.) eröffnet dieses Magazin mit einer Einleitung über die Wichtigkeit der Philosophie, als die Quelle und den Mittelpunct aller Wissenschaften, Künste und Beschäftigungen. Sie enthält manchen guten Gedanken, neben vielen Uebertreibungen; der Vortrag ist mehr Ausbruch einer starken als geregelten Einbildungskraft; der Vf. legt keine tiefen Kenntnisse an den Tag, und ist so wenig kalter ruhiger Beobachter als gründlicher Forscher, so sehr er sich die Miene der Wichtigkeit giebt. Wenn man diese Einleitung mit der in Schmid's Psychologie vergleicht; so sieht man bald, dass er aus dieser Quelle aber ganz flach schöpfte. Das Magazin soll nach der Ankündigung, die der Vf. in eben dieser Einleitung giebt, nicht nur rohe Materialien enthalten, sondern der Herausg. will sie auch zu einem Ganzen einer Theorie des Menschen verarbeiten. „Eine unermüdete Einbildungskraft in Gesellschaft von Reflexionen, hat den Vf. auf manche neue Ansichten über den Menschen geführt; findet dieses Magazin den verdienten Beyfall, wird es von grösen Psychologen unterstützt; so wird er dieselben gelegentlich in dieselben niederlegen und in seine Theorie von Menschen aufnehmen." (S. 65.) Wenn man aber vorher liest, noch niemand habe enträthselt, was der Mensch eigentlich sey, was er eigentlich solle, welches seine wahre eigentliche Bestimmung sey; so fühlt man sich schon stark versucht, misstrauisch auf die versprochenen neuen Ansichten zu werden. Er giebt sich die Miene, als wenn vor diesem noch nie kein Magazin oder Repertorium für die Psychologie angelegt worden; auch diese Ignoranz, oder sollen wir sagen Arroganz, ist keine Empfehlung für dieses Magazin. Den übrigen Inhalt des ersten Stücks nimmt ein kleiner Aufsatz von dem Herausgeber ein, S. 67. *Ueber den Standpunct des Menschen, als Geschöpfsgattung, betrachtet, in der Reihe der Wesen.* Der Standpunct einer Geschöpfsgattung ist nach dem Vf. diejenige Lage, diejenige Sphäre in der allgemeinen Wesenwelt, worin sie sich zwischen und neben andern Gattungen lebendiger Dinge befindet, und aus der sie sich niemals heraussetzen kann, eben weil weiter kein Platz im ganzen All für sie vorhanden ist. Die Frage: was ist der Mensch? könne ohne diesen Standpunct bestimmt zu haben gar nicht, aus demselben aber mit leichter Mühe entziffert werden. „Dieser läst sich aber bey dem Menschen nur einseitig und unvollständig betrachten, weil er die Reihe der lebendigen Wesen schliesst." Doch läst sich die höhere Beziehung des Menschen mit aller Zuverlässigkeit aus seiner niedern errathen, doch läst sich genau und umständlich angeben, was der Mensch aufwärts oder im Himmel ist, wenn ich weiss was er niederwärts oder auf der Erde ist. *Ich* schliesse von dem was ich sehe, auf das, was ich nicht sehe, von der Beschaffenheit des Sichtbaren auf die des Unsichtbaren; und so kann ich mit allem Recht schliessen, weil sich die Natur überall vollkommen gleich bleibt." Wer sollte wohl nach allem dem erwarten, dass der gröste Theil dieses Aufsatzes in lauter Klagen besteht, dass der Standpunct des Menschen schlechter ist als aller andern Thiere, weil über *ihn* keine Gattung steht. „Wenn nur noch einige höhere Wesensgattungen ausserhalb der Menschheitssphäre, oder wenigstens nur noch eine einzige, sich blicken liesse; so wäre uns (wenigstens dem Vf.) auf einmal geholfen. Denn indem wir auf der einen Seite die Lebens- und Handelsart dieser höhern und vollkommnern Gattung vor uns sähen; auf der andern aber die Thiere und ihr ganzes Thun unter uns beobachteten; so trüge diese Kenntniss nicht nur zur Bestimmung unsers wahren Gehalts, zur Erkenntniss unserer ganzen Natur unendlich viel bey, sondern sie würde uns auch die einzig rechte Laufbahn vorzeichnen helfen, die wir zu betreten hätten." Nach langen Declamationen über die Vortheile, die es für die Menschengattung hätte, wenn sie nicht die Reihe der Wesen beschlöss, und über die Nachtheile, die aus dem Nichtvorhandenseyn einer höhern Gattung entspringen, meynt er doch endlich, der Standpunct der Menschengattung müsse auch *von unten herauf* befriedigend bestimmt werden können. „Hierbey diesem schweren Geschäfte sollte uns freylich eine planvolle, systematische, vollständige Beschreibung der lebendigen Natur hülfreich an die Hand gehen, um vermittelst derselben alle Thiergattungen vom Menschen an bis zum plumpsten Seeungeheuer, oder bis zum Polypen herunter, mit einem Blicke nach ihren charakteristischen Merkmalen überschauen zu können." — Unsere Leser werden an diesen Proben genug haben, um zu beurtheilen, welcher Gewinn für die Psychologie von diesem Magazin zu erwarten sey, und ob der Vf. etwas geleistet habe, was seinen grossen Versprechungen entspricht. Das Magazin ist mit dem dritten Stück, so viel wir wissen, eingegangen; ein Schicksal, über welches niemand, als vielleicht der Herausgeber klagen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Julius 1799.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Züllichau, (jetzt Jena), b. Frommann: *Nathan Bailey's Dictionary English-German and German-English*, oder Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. *Erster Theil.* Englisch Deutsch. *Neunte Auflage*, gänzlich umgearbeitet, von *Joh. Anton Fahrenkrüger*, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt in Hamburg. 1796. 932 S. gr. 8. *Zweyter Theil.* Deutsch-Englisch. Zuerst verfasst von *Theodor Arnold.* — *Neunte Auflage*, gänzlich umgearbeitet von *J. A. F.* 1797. 598 S. gr. 8.

Mit Recht konnte der Herausgeber sagen, dass dieses Werk von ihm gänzlich umgearbeitet worden. Es wäre ihm nicht zu verdenken gewesen, wenn er es ein ganz neues genannt, und des Vorgängers auf dem Titel gar nicht erwähnt hätte. Desto mehr aber bringt es ihm Ehre, dass er nicht nur Bailey's Andenken ehrt, sondern auch Klausing's Verdienst um einige der folgenden Auflagen und Hn. Adelung's um Johnson's Wörterbuch anerkennt. In dem englisch-deutschen Wörterbuche hat er überall die Bedeutungen geprüft, gesondert, geordnet; die stärkern oder schwächern Ausdrücke gemustert, alle unnöthigen Paraphrasen ausgemerzt, und so nicht nur die vorigen Auflagen, sondern auch andere Handlexica an Bestimmtheit, Kürze und Vollständigkeit in hohem Grade übertroffen. Lustig ist das Beyspiel, das er in der Vorrede beybringt, von der Art, wie die einmal in einem Worterbuche, das Credit hat, eingeschlichenen Fehler in andere übergehn. Bey dem Worte *Chevage* stand in Bailey: eine Art von Tribut, den die Schiffe ehemals ihren Herrn bezahlten; *sorte de tribut, que les vaisseaux portoient à leurs seigneurs.* Was sollte man nun dabey denken? Adelung hatte die Erklärung: *eine Auflage, welche ehedem die Schiffe an den Herrn des Landes bezahlten.* Ebers hatte wie im Klausingischen Bailey: Tribut, den die Schiffe an ihren Herrn bezahlen. Viele andere Wörterbücher die Hr. F. verglich, hatten die richtige Erklärung: eine Steuer, die die Fremden, oder Bastarde bezahlen mussten. Wo kamen nun aber in jenen die Schiffe her? In *Boyer's royal dictionary* stand: *Chevage (a law-term) sorte de tribut que les Vassaux payent à leurs Seigneurs.* Der erste, der den Boyer ausschrieb, las in der Eile *Vaisseaux* statt *Vasseaux*, und verwandelte also die Vasallen in Schiffe, und die Lehnsherrn in Schiffspatrone, ohne auf den Unsinn zu achten, der daraus entsprang.

Die Weglassung unnöthiger Paraphrasen ist sehr löblich; zuweilen aber muss doch, wo Missverstand entstehen kann, dem eigentlichen Ausdrucke eine kurze Erklärung beygefügt werden. Z. B. wenn bey *Kite* unter andern Bedeutungen steht: *Drache;* so ist zwar in einem Handwörterbuche nicht nöthig hinzuzusetzen: *ein langer Streifen, oder Vogel von Papier, den die Kinder in der Luft steigen lassen;* aber dem Ausdrucke *Drache*, der doch vieldeutig ist, eben so wie es Hr. F. im deutsch-englischen Wörterbuche gethan, in einer Parenthese beyzufügen: (ein Kinderspielzeug;) ist doch sehr nöthig und zweckmässig.

Die richtige Aussprache ist überall, wo es erfoderlich war, sehr bestimmt angegeben. Im deutsch-englischen Theile hat Hr. F. mehr auf Berichtigungen als Zusätze gesehen: schon die Differenz der Seitenzahlen beider Theile lässt vermuthen, dass hier noch mehr Vollständigkeit zu erreichen ist; Hr. F. verspricht bey einer künftigen neuen Auflage darauf Rücksicht zu nehmen.

Gotha, b. Perthes: *Ueberſicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Deutschland gethan worden ist*, in Einleitungen, Auszügen und Kritiken, von *Joh. Sever. Vater*, Prof. zu Jena. 1799. 293 S. 8.

Philosophie der Sprache hat seit einiger Zeit angefangen, ein Gegenstand des Nachdenkens und gründlicher Untersuchung zu werden, und fast überall wollen die Einzelnen, bey der Erlernung irgend einer Sprache, von Begriffen der Redetheile ausgehen. Diesen Eifer zu erhalten, und mehr und mehr zu beleben, war die Absicht des Vfs., indem er eine Anzahl Untersuchungen der Art zusammenstellte, um sie dadurch mehr in Umlauf zu setzen, und dem Standpuncte ihrer Beurtheilung wenigstens den und jenen näher zu bringen. Er liefert uns also hier eine Uebersicht vorzüglich der Schriften dieses Jahrzehends, welche Philosophie der Sprache ganz eigentlich zu ihrem Gegenstande haben, ohne auf andere grammatische Schriften, die manche sehr gute Erörterung einzelner Sprachbegriffe enthalten, Rücksicht zu nehmen. Indessen ist doch eine Notiz von Harris's und Meiner's früher herausgegebenen merkwürdigen Werken in einer Einleitung vorangeschickt worden. Auf den Auszug jeder Schrift folgt eine Beurtheilung desselben, und hin und wieder sind einzelne kurze Abhandlungen eingestreut worden.

Es ist ohne Zweifel für den Anbau einer Wissenschaft von grofsem Nutzen, wenn man das, was seit einer gewissen Periode in ihr geliefert worden, zusammenstellt, dadurch die Stufe bestimmt, worauf die Behandlung der Wissenschaft jetzt steht, und dasjenige, was zur Vollendung und Beförderung derselben noch zu thun übrig bleibt, bemerkbar macht. Es läfst sich dieses hauptsächlich auf zweyerley Art bewerkstelligen. Entweder man hebt das, was geleistet worden ist, ohne sich an die Zeitfolge der erschienenen Schriften zu halten, nach der Ordnung der Materien aus, und giebt dadurch gewissermafsen eine systematische Uebersicht; oder man behandelt — wie unser Vf. gethan hat — jede Schrift einzeln. Diese letztere Methode gewährt den Vortheil einer zusammenhängenden Uebersicht dessen, was in der Wissenschaft geleistet worden, nicht, und bestimmt also auch die Stufe nicht, auf welcher die Wissenschaft steht, und von welcher man ausgehen mufs, um sie noch höher zu bringen; sie hat ohnedem noch den Nachtheil eines öftern Zurückkommens auf dieselben Materien, und einer gröfsern Weitläuftigkeit, die doch darum eben keine gröfsere Deutlichkeit ist. Durch die erstere Methode hingegen wird jener Vortheil erreicht, und dieser Nachtheil verhütet, und das Ganze gewinnt dadurch an Interesse. Eine kurze Beurtheilung und Abwägung der, oft entgegengesetzten Meynungen verschiedener Schriftsteller, wobey doch das Für und Wider zugleich der Beurtheilung des Publicums überlassen würde, könnte auch dabey statt finden. Indessen wollen wir mit dem Vf. nicht rechten, dafs er die zweyte Methode vorgezogen hat; es sey uns genug, einen Wink gegeben zu haben, wie man jenen Gegenstand noch interessanter behandeln könnte.

Der gröfste Theil der hier gelieferten Abschnitte, der aus Auszügen oder Kritiken besteht, ist keines weitern Auszugs oder Kritik fähig. Wir werden uns also nur bey den Abhandlungen des Vfs. aufhalten. I. *Von den verschiedenen Gesichtspuncten des Philosophirens über Sprache.* Geschichtliche Untersuchung und zwar von zweyerley Art, da sie *entweder* die verschiedenen Zustände einer einzelnen Sprache historisch erörtert, *oder* im Allgemeinen sich mit der Beantwortung der Frage beschäftigt: wie ist Sprache überhaupt das geworden, was sie ist? wie ist es dahin gekommen, dafs die Menschen ihre Gedanken bezeichnet, durch Laute und zwar durch articulirte, durch bestimmte Formen einander ähnliche oder unähnliche Laute ausgedrückt haben? Bey Untersuchungen der letzten Art kann man *entweder* der Erfahrung, den frühesten Nachrichten von Sprache und Beobachtungen über die Sprachen roher Nationen und die Sprache der Kinder folgen; *oder* man entwickelt sie theils aus den in der Erfahrungsseelenkunde aufgestellten Eigenschaften des Gemüths überhaupt, theils unmittelbar aus den Bedingungen der menschlichen Erkenntnifs. Dieses ist der philosophisch-historische Gesichtspunct. — Der metaphysische Gesichtspunct (S. 7), wäre der, nach welchem man die der Sprache zum Grunde liegenden Begriffe erörterte, in ein Ganzes ordnet, und von den obersten Principien des Denkens herab bis in ihre kleinsten aber doch in ihnen selbst begründeten Abtheilungen verfolgte. „Ein solches Gebäude von Begriffen wäre ein Ideal, die Idee einer Sprache, inwiefern ihre Bestimmungen blos aus den Begriffen des Urtheils und der Sprache folgen." Ob sich je ein solches Gebäude aufführen lasse, und ob es dann den Rang einer Wissenschaft einnehmen könne, die auf blofsen Begriffen beruhe, oder ob nicht irgend ein Erfahrungsbegriff bey der Aufführung desselben immer mit einwirken, und es so unter die angewandten Wissenschaften versetzen würde, dies sind Fragen, deren Beantwortung so lange entbehrlich ist, als man die blofse Idee selbst sucht. (Man kann sich der Beantwortung einer Frage nach der Ausführbarkeit einer Idee doch wohl nur dann überheben, wenn die Idee selbst uns durch unsere moralische Natur aufgegeben ist. Bey jeder andern Idee sollte die Ausführbarkeit derselben zuerst in Betracht kommen; wozu sonst alles Hin- und Herreden über ein Gedankending, von dem es sich am Ende zeigt, dafs es unausführbar war?) Die Darstellung eines Ideals der Sprache hat auf die Darstellung des Wesens einzelner Sprachen den bestimmtesten Einflufs, da jene schon das Fachwerk alles dessen, was durch Sprache bezeichnet werden kann, enthält, und sobald man genau kennt, was geschehen kann und *mufs*, man auch das, was im Einzelnen geschehen *ist*, *leicht* übersieht. Jene Darstellung ist ihr wichtig für das Studium jeder Sprache. So wie derjenige, welcher schon eine der vollkommensten Sprachen z. B. die griechische übersieht, sich dadurch die Erlernung jeder andern sehr erleichtert findet; so mufs man sich beym Studium jeder Sprache noch weit mehr unterstützt finden, wenn man das Ganze der Sprache überhaupt überblickt. Es ist zugleich der Maafsstab, nach dem man den Werth jeder einzelnen Sprache beurtheilen kann. So viel Interesse indefs diese metaphysische Ansicht *auch haben* mag; so hat doch die philosophisch-*historische noch* ein höheres, da sie den Gang, den die menschliche Natur nahm, um zu dem vollen Gebrauch ihrer Seelenfähigkeiten für sich und andere zu gelangen, darstellt. II. *Hauptzüge der bisherigen Bearbeitungen der Philosophie der Sprache, besonders über Harris und Meiner.* S. 20—54. Ohngeachtet mancher schätzbaren Bemerkungen über das Einzelne, ist doch für die Feststellung einer wahren Philosophie der Sprache noch nicht genug geschehen. Man ging wohl von der Logik aus; aber meistens fehlte die Brücke, *auf* der man festen Trittes aus derselben in die Philosophie der Sprache übergehen konnte. (Man vermifst immer die genaue Bestimmung des Verhältnisses zwischen Logik und Sprachlehre S. 28.) Man schrieb philosophische oder angeblich allgemeine Sprachlehren, die mehr Vergleichungen einzelner Sprachen, und Aufstellung dessen waren, was den bekannten Spra-

Sprachen gemein ist, als allgemeine Gesichtspuncte zeigten. Aber auf dem Wege der Vergleichung kann man nie dazu gelangen, den Umfang des Ganzen zu umfassen. Auch sind die Zeichen, welche die vergleichende Sprachlehre zusammenstellt, willkürlich, und dieses beschränkt die Möglichkeit allgemeiner Resultate ihrer Anwendung auf die Bezeichnung selbst. Harris und Meiner suchten wirklich aus den Begriffen des Urtheils hergeleitete, allgemeingültige Grundsätze der Sprache aufzustellen. Aber beide erreichten ihr Ziel nicht ganz. Meiner scheint oft nur das Ganze der Eigenschaften mehrerer Sprachen in Begriffe zusammengefasst, diese blos systematisch abgetheilt, und auf diesem Wege das erhalten zu haben, was für alle Sprachen gelten soll, und in Harris's Werke sucht man vergeblich Begründung der gegebenen Definitionen und Behauptungen. III. *Antihermes etc.* von *Roth.* Im Auszuge. S. 54—78. IV. *Beurtheilung der Grundsatze des Antihermes.* S. 78—93. Der Antihermes sucht die verschiedenen Arten der Darstellung unmittelbar auf die verschiedenen Arten des Vorstellungsvermögens. Ausser den Bemerkungen hiewider in diesem Abschnitte, folgen noch mehrere im VI. V. *Ueber Begründung der Philosophie der Sprache überhaupt.* S. 95—118. Zeichen, als wodurch das Darzustellende in der Sprache dargestellt wird, sind nur etwas zufälliges und willkürliches; nur das Bezeichnete, die Gedanken, sind etwas für sich bestehendes, und also lässt sich blos durch sie ein Ideal der Sprache aufstellen. „So wie nun in jeder einzelnen Darstellung ein Urtheil dasjenige ist, was dargestellt oder bezeichnet wird; so gewiss müssen auch durch die Bestandtheile des Urtheils die Bestandtheile dessen bestimmt werden, was aller Sprache zum Grunde liegt." S. 98. Die Bestandtheile des Urtheils sind Subject, und das zur objectiven Einheit verbundene Pradicat. Beide, das Subject und der Prädicatsbegriff, bestehen aus Einem oder mehrern Merkmalen. Alle diese einzelnen Merkmale können besonders gedacht werden, also auch besondere Zeichen erhalten. Wenn besondere Zeichen für eine gewisse Art von Begriffen da ist; so ist dies eine eigne Classe der Bestandtheile der Sprache, ein Redetheil. S. 101. VI. *Ueber den Gebrauch und Missbrauch der Categorieen in Auffindung der Redetheile.* S. 118—129. Der Vf. verbindet seine Gedanken hierüber mit der Beurtheilung eines Versuchs der Art in Hasse's Grammatologie S. 2 und erinnert dagegen im Allgemeinen, 1) dass die Sprache und jede Darstellung es nicht mehr mit der Bildung eines Urtheils, sondern mit dem durch ein Urtheil schon Vorgestellten zu thun habe, dass der darzustellende Begriff schon fertig darliegen müsse, ehe er bezeichnet werden könne. 2) Jedes Urtheil hat zwar Quantität, Qualität, Relation und Modalität: aber darum kann man nicht sagen; die Theile des Urtheils sind entweder quantitative oder relative, und blos daraus kann man also die Begriffe dieser Theile nicht schöpfen. 3) Geben auch die Categorieen keine Classen der Wörter: das Quantitätswort ist bald Adjectiv bald Adverbium; der Begriff der Möglichkeit und Nothwendigkeit wird nicht allein durch die Modi, sondern auch durch Hülfsverba ausgedrückt. VII. *Grammaticae universalis elementa scripta, a J. G. Meyer.* Im Auszuge. S. 129—143. VIII. *Beurtheilung der Grammatica universf.* S. 143. IX. *Allgemeine Sprachkunde,* von *J. Mertian.* Im Auszuge. S. 149—227. X. *Beurtheilung der allgemeinen Sprachkunde.* S. 227—236. XI. *Ueber die Tempora des Verbum.* S. 236—266. historisch mit einer kurzen Zusammenfassung der nach und nach entwickelten Grundsätze. XII. *Ueber die Redetheile* — von *Neide.* Im Auszuge. S. 266—276. XIII. *Beurtheilung der Schrift über d. Red.* S. 276. XIV. *Ueber den Ursprung der Sprache,* von D. *Forberg.* Im Auszuge. S. 285.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Maurer: *Meine Lebensgeschichte,* von *Johann Christian Brandes. Erster Band.* (mit dem von Daniel Berger gestochenen Bildnisse des Vfs.) 1799. 308 S.

So hoch auch der Name des Verfassers, als eines verdienstvollen Schauspielers und dramatischen Dichters und die Aufmunterung, welche er von mehrern Freunden, und unter diesen von einem *Engel* und *Göckingk* erhielt, diese Lebensbeschreibung herauszugeben, unsre Erwartung spannten; so wurde sie doch durch die Lectüre selbst sehr übertroffen, und sie gewährte uns das Vergnügen des interessantesten Romans, durch die Gewissheit erhöhet, dass wir hier keine Erdichtungen lasen.

Sein Vater verband sich als ein funfzigjähriger Magister, Hauslehrer und Hausverwalter eines ziemlich wohlhabenden Brauers zu Stettin, mit dessen Nichte, der jüngsten Tochter eines Pachters Kobes, unweit Stargard. Noch kein Jahr war verstrichen, so lockte ihn die Hoffnung zu der Erbschaft seines verstorbenen Bruders nach Surinam; und bald nach seiner Abreise wurde unser Brandes den 15ten Nov. 1735 geboren. Der Vater kam nach mehreren Monaten, unverrichteter Sache, zerlumpt, halbblind und entkräftet, zurück. Von Cuxhaven aus hatte ihn die Noth durch ein öffentliches Krankenhaus und durch die berlinische Charité geführt. Er muss des blöden Gesichts halber das Schulhalten aufgeben, und treibt einen Victualienhandel; aber der Tod des bisher wohlthätigen Onkels nöthigt ihn nach dem kleinen Städtchen Massow zu ziehen; er lässt sich hier mit einem Schatzgräber ein, der bald als Betrüger und Dieb an den Galgen kömmt; der Flecken, der aus dieser Gesellschaft, obwohl er nur der Thorheit und keines Verbrechens schuldig war, an ihm haftet, bringt ihn und seine Frau um Zutrauen und Unterstützung; sie gehen nach Gollnow, wo sie aber der Mangel noch härter drückt, so dass der Magister Brandes sich genöthigt sieht, seine Frau zu verlassen. Diese floh nun zu ihrer Schwester, die als Haushälterin

terin in Stettin ſtand; und unſer Brandes kam nun unter die Zucht einer zwar rechtſchaffenen, aber frömmelnden Tante, wo gedankenloſes Vocabelnlernen und Beten alle Stunden des Tages auſser der Schule beſetzten. Der Vater ſchrieb indeſs, daſs er mit Hülfe eines Edelmannes ohnweit Naugard einen Holzhandel angefangen hätte, und ſo folgte die Mutter ſeiner Einladung und ging mit ihrem Sohne zu ihm nach Lasbeck, dem Landgute ſeines Gönners. Der Sohn kömmt zum Rector K** in Naugard in Penſion; da aber der Vater, deſſen Speculationen verunglücken, das Quartalgeld nicht bezahlen kann, behandelt jener ſeinen Zögling äuſserſt tyranniſch, bis ihn ein mitleidiger Nachbar erlöſte. Der Vater muſste von neuem herumirren, und erſchien nachher nur einmal auf kurze Zeit wieder, als die Mutter ſich abermals nach Stettin zu ihrer Schweſter gewandt hatte, welche zum Unterrichte ihres Neffen in der groſsen Schule daſelbſt die Koſten hergab. Was für Abentheuer nun der Held unſerer Biographie, als Lehrling in einer Handlung, als wandernder Flüchtling, als Tiſchlerburſche, als Hirte hochgräflicher Schweine, als Famulus eines Scharlatans, der eigentlich ein entlaufener Schinderknecht war, als wandernder Bettler und Tabakskrämer erlitten, bis er wieder nach Stettin zu ſeiner Mutter und Tante kömmt, wird man mit innigſter Theilnahme lieber ſelbſt leſen, als hier auszugsweiſe vernehmen wollen. Mit dem dritten Theile der Erzählung beginnt eine erfreulichere Reihe von Begebenheiten, aber immer noch voll wunderbaren Wechſels. Hr. Brandes wird bey verſchiedenen Herrſchaften Bedienter, Schauſpieler, Zeitungsſchreiber, wieder Bedienter und Schriftſteller, kömmt glücklich aus dem auf ihn geworfenen Verdacht eines Diebſtahls und der ihm deshalb drohenden fürchterlichen Inquiſition, und der Verbindung mit falſchen Spielern, engagirt ſich bey einer wandernden Schauſpielertruppe, nachher glücklicher und vortheilhafter bey dem braven Schuch, und erreicht die ſchönſte Epoche ſeines Lebens in der Verbindung mit einer ſchönen, tugendhaften und ihn herzlich liebenden Gattinn, welche durch eine Menge unerwarteter und wunderbar verſchlungener Vorfälle vorbereitet wird, die aufs neue beſtätigen, daſs oft wirkliche Begebenheiten ſich ereignen, die man bey einem Romanendichter der Unwahrſcheinlichkeit zeihen würde. Die Einfalt, Richtigkeit und prunkloſe Anmuth der Schreibart ſteht mit der Offenherzigkeit und Wahrheit des Erzählers in ſchöner Harmonie, ſo daſs beides, Inhalt und Form dieſer Selbſtbiographie, den lebhafteſten Wunſch nach einer baldigen Fortſetzung erwecken.

* * *

Hannover, b. Hahn: *Was ſoll ich zu der Beruhigung meiner Seele glauben? Was ſoll ich hoffen bey den mannichfaltigen Meynungen der Gelehrten?* Beantwortet von einem abgelebten Greiſe am Rande des Grabes. Nebſt Fortſetzung. Vierte rechtmäſsige Auflage. 1798. 192 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 117.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. Ohne Druckort: *Lettera del Signor Dottore Francesco Chiarenti in Riſpoſta alle obbiezioni fatte dal Sig. Chiarugi ſul nuovo metodo di ſomminiſtrare l'oppio eſternamente per frizioni ec.* Coll' Aggiunta della Rifleſſioni ſullo ſteſſo argomento del *Sig. Roſſi*. 1798. 38 S. 8. Die neue Heilmethode, welche die Hn. *Chiarenti* und *Brera* vorzüglich empfohlen, und einige andere italieniſche Aerzte durch zahlreiche Verſuche beſtätigt haben (A. L. Z. 1797. Nr. 284. und 1798. Nr. 285.), iſt vom Hn. *Chiarugi* in Florenz mit ſo wenig Beyfalle aufgenommen worden, daſs ſich dieſer Arzt in einem dem Hn. *Ludwig Frank* zugeeigneten Schreiben ganz wider dieſelbe erklärt und ihr alle Vorzüge, die ſie, den Erfahrungen jener Männer zufolge, beſitzen ſoll, abgeſprochen hat. Hr. *Chiarenti* beurtheilt alſo in dem angezeigten Briefe die Gründe, welche Hr. *Chiarugi* zur Rechtfertigung ſeiner Behauptung vorgebracht hat, und zeigt zugleich, daſs die wenigen kliniſchen Verſuche, auf die ſich dieſer Arzt beſonders beruft, das nicht beweiſen können, was man aus ihnen gefolgert hat, weil ſie nicht mit der gehörigen Sorgfalt angeſtellt, und auch der Erfolg derſelben nicht deutlich und beſtimmt genug angegeben worden. Er ſetzt überdem dieſen Verſuchen einige neue ſehr glückliche Beobachtungen, die bey arthritiſchen Kranken gemacht worden ſind, entgegen, und beweiſt, durch Anführung einiger wichtigen Thatſachen, die ihm die Herren *Felix Fontana* und *Morelli* mitgetheilt haben, daſs das aus Magenſaft oder Speichel und Opium zubereitete Gemiſch viel wirkſamer ſey, als eine Salbe aus Schmalze und Mohnſaft, deren ſich *Chiarugi* bey einigen melancholiſchen Kranken bedient hatte, und daſs das Erſtere, wenn es nur gehörig angewendet wird, aus mehrern Urſachen ganz andere Folgen nach ſich ziehen müſſe, als der Gebrauch des Letztern. — Hr. *Roſſi*, der Verfaſſer des zweyten Aufſatzes dieſer Schrift, ſtimmt dieſem Urtheile des Hn. *Chiarenti* völlig bey, und verſichert, daſs er ſelbſt ſowohl, als mehrere ſeiner Collegen, beſonders die Aerzte *Giulio* und *Anforni*, ſehr oft die vortreflichſten Wirkungen nach dem äuſserlichen Gebrauche des aus Magenſaft und Opium verfertigten Gemiſches beobachtet, und auch in mehrern Fällen bey Kranken, die hartnäckige Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes und in den Drüſen hatten, das Schierlingsextract und die geblätterte Weinſteinerde, nach *Chiarenti's* und *Brera's* Vorſchrift, mit dem gröſsten Nutzen angewendet haben. Die kliniſchen Verſuche, die von den genannten turiner Aerzten in dieſer Hinſicht angeſtellt worden ſind, verſpricht Hr. *Roſſi* bald an einem andern Orte bekannt zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. Julius 1799.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Journal für die Botanik.* Herausgegeben vom Medicinalrath *Schrader. Erstes Stück.* 1799. 272 S. 8. Mit drey Kupfertafeln.

Wenn der Herausgeber eines neuen Journals in der Vorrede versichert: dass durch keinen der bereits erschienenen und noch bestehenden Versuche ähnlicher Art, dem Bedürfniss der Wissenschaft abgeholfen seyn dürfte; dabey erklärt, sich wirklich in dem Stand zu befinden, diesem Mangel abzuhelfen; so fodert er selbst jeden, der mit dem Fache bekannt ist zur Prüfung auf, wie weit das Geleistete der Ankündigung entspreche. Das Resultat der unsrigen wird aus folgender Anzeige hervorgehn. Es zerfällt wie die bisherigen ähnlichen botanischen Zeitschriften auch diese: in *Abhandlungen, Auszüge, Literatur, Correspondenz* und *vermischte Nachrichten.*

Die erste der Abhandlungen ist überschrieben: *Lichenum gelatinosorum illustratio.* Auctore *Dr. Joh. Jac. Bernhardi, lecta in societate physica gottingensi (privata)* d. XX. *mens. Maji* 1797. In der Einleitung, welche sich anfängt: *Lichenum gelatinosorum tribus specierum diagnosis, cum difficultatibus adhuc haud parvis laboret etc.* behauptet der Vf., dass die gallertartige durchsichtige Substanz dieser Flechten nicht zu einem Gattungscharakter brauchbar sey, weil — auch andere Flechten *aquam cito bibunt, inde volumen augent, colorem mutant et ex substantia fragili in flexilem succosam abeunt.* — Das ereignet sich zwar im Feuchten beynahe ohne Ausnahme, mit allen Flechten; aber darum bleibt jenen immer noch die ausschliessliche Eigenschaft einer zärtern transparenten Substanz, welche sich zu einer elastischen, beynahe thierischen Gallerte ausdehnt und von den mehrsten neuern Schriftstellern, nach *Hill* mit dem passenden Namen *Collema* (Gallertflechte) belegt und als Gattungscharakter gewählt worden ist. — *Nihilominus horum Lichenum in humido turgescendi proprietas fundamentum haud malum sectionis hujus generis praebet, hinc* — schliesst der Vf. ganz unerwartet — *et eorum monographiam non absurdam putari.* Wir wollen sehen. — Da wo es schon Verdienst wäre, die Arten zu unterscheiden, erwartet man um so weniger Lichen *subtilis*, der nur der jüngere Lich. *tenuissimus Diks. fasc.* 1. *t.* 2. *Fig.* 8. zu seyn scheint, besonders aufgeführt, dagegen unter Lich. *pulposos* fünf verschiedene Arten *Collema glaucescens, crispum, obscurum, cristatum et lobatum* Hoffm. zusammengeworfen zu finden. Angenommen, dass alle Figuren (Fig. 1. a—d. Fig. 6.) auf der ersten Tafel Abänderungen von Lich. *crispus* vorstellen; so unterscheidet sich hinlänglich davon: Collema *cristatum* durch schmale feinzertheilte aufrechtstehende Blätter, Collema *glaucescens* durch seine feste Substanz, welche im Trocknen wie mit einem weisslichten Pulver überzogen ist, und einen stumpfen dicklappigen Rand hat; Collema *lobatum* durch seine Grösse, seinen flachangedrückten, äusserst vollkommen ausgerandeten Umkreis, dessen Mitte durch schöne rothgelbe Scutellen gehoben wird. An Collema *obscurum* entdeckt man beynahe nichts als Scutellen, die gleichsam in die Erde eingelassen und nur von einer undeutlichen Unterlage umgeben sind. Wie kommt der Vf. dazu, den feinen membranösen, dunkel beynahe schwarzgefärbten Lich. *nigrescens*, mit dem substantiellen dichten hellgrünen Collema *auriculatum* zu verwechseln? — Rec. bemerkt noch an diesen nach vorhergegangenem Aufweichen im Wasser, auch getrocknet am Rande gegen das Licht gehalten eine seegrüne Farbe, dagegen der Lich. *nigrescens* beständig eine braungelbe oder schwarze Farbe annimmt, der lacunösen Unterfläche, der flachen dunkeln Scutellen, ihrer gleichfarbigen Einfassung nicht zu gedenken, die so auffallend röthlichgelb, eingetieft und am Rande wie der ganze Lichen *auriculatus* hellgrün gefärbt sind. Wahrscheinlich hat man diese Art eben so vernachlässiget, wie den Lich. *myochrous* Ehrh. welchen man nun leicht in Deutschland auffindet. Mag wohl der Vf. von Collema *palmatum* die Entwicklung in *ciliatum* beobachtet haben? Warum trennt er davon T. 2. Fig. 5., nach so schwankenden Charakteren wie: *ramis inaequalibus rugosis (latere scutelliferis?)* — Zu Verwechslungen geben leicht Anlass Trivialnamen wie Lich. *Tremelloides* und *Tremella*, oder verleiten gar zu falschen Begriffen wie Lich. *polyanthes* (Lich. *fascicularis* Wulf. wo auf dem Rande sehr viele Scutellen, aber unsers Wissens keine Blüthen zu finden sind.) Sollte mit Lich. *fascicularis* T. 1. Fig. 3., ein linneisches Exemplar verglichen worden seyn, da unser Vf. den linneischen Namen und auch Collema *polycarpon et conglomeratum* dabey citirt? Linné hat in allem nur sechs oder sieben Arten Gallertflechten aufgezeichnet, wie gewagt dürfte bey so vielen nun zu unterscheidenden Arten blosse Conjectur seyn! — In eine besondere Section bringt der Vf. ihm völlig unbekannte Gallertflechten mit der Aufschrift *species dubias*, aber wir finden auch hier nicht den so bekannten Lich.

Burgesii, noch den Lich. *diaphanus* und *vesiculosus* Swartz *prodr.* p. 147. 2) *Einige Bemerkungen über die Art, wie die Excretion(?) des Befruchtungs-Stoffs aus dem Blumenstaube der Pflanzen geschieht.* Von H. *Ad. Nöhden.* M. D. Vorgelesen in der physikalischen Privat-Gesellschaft zu Göttingen, Aug. 1798. Ob der Befruchtungsstoff langsam aus den Pollen austritt, oder der Pollen gewaltsam aufspringt, darüber ist man nicht einerley Meynung. Hr. N. sucht die Wahrheit in der Mitte: bey solchen wo die Oberfläche glatt ist, nimmt er das Aufspringen, bey andern mit Stacheln oder Oeffnungen versehenen Pollen das Ausfliessen an. Nach ihm dient die weibliche Feuchtigkeit nur zur Anschwellung des Pollens. Aber dagegen streiten die Versuche, wo nach weggenommener Feuchtigkeit bey sanftausfliessendem Befruchtungsstoff keine Befruchtung erfolgte. Es wäre auch eine andere Frage, ob nicht jeder reife Pollen das feine befruchtende Oel ausschwitzen könne, und das Aufschwellen und Aufspringen nur einen widernatürlichen Zustand anzeigte? — 3) *Ueber die Gattung Usnea; nebst einigen vorausgeschickten Bemerkungen über den zweyten Theil der Hoffmannischen Flora Deutschlands.* Vom *Herausgeber.* Gegen die *Richtigkeit* und *Bestimmtheit* der vorkommenden Behauptungen lassen sich erhebliche Einwendungen machen. Schon der Grundsatz, von welchem der Herausgeber ausgehet: bey Bestimmung der Gattungen bloss auf *Fructificationstheile* zu sehen — ist unstatthaft, wenigstens auf die kryptogamischen Gewächse durchaus nicht anwendbar. Nehmen wir die Laubmoose aus, von welchen sind uns wohl *zuverlässige* Fructificationstheile bekannt? Was nützen uns hypothetische Voraussetzungen, mikroscopische Entdeckungen dieser Theile an einzelnen Arten, wo wir gewisser und deutlicher *allgemeiner* Charaktere bedürfen? Die *Fruchttheile* oder *Vermehrungstheile* bieten noch solche Charaktere dar, aber gewiss nicht ohne Beziehung und Rücksicht auf das ganze Gewächs (*Frons, Truncus*) wie die *Radicalia, Peltata, annulata, Hepaticae, Endocarpa, Fuci*, die Schwämme: *Trichia Arcyria, Stemonitis, Physarum, Fuligo, Spumaria* und noch funfzig andere Gattungen beweisen; warum sollen die Gattungen der Lichenen nicht eben so gut von der Beschaffenheit ihres Truncus, ihrer Unterlage hergenommen werden können, wie jene? — Müssen wir den Herausgeber auf die Verdienste so vieler Gelehrten um diese Gattungen zurückweisen? — *Dillenius*, der grösste Mooskenner seiner Zeit, setzte zuerst das *Genus Usnea* fest; nichts kann vollkommner seyn, als seine Definition davon: *Est vero Usnea Musci genus aphyllum, ex meris caulibus seu funiculis et filis constans, teretibus plerumque, solidis et rigidis, cujus extremitates et latera subinde in orbiculos exsuccos, floris aut fructus aemulos desinunt*, u. s. w. Unter den letzten fruchtähnlichen Theilen verstand er wahrscheinlich die nackten, öfter runzlichten Scutellen (*Tubercula*) welche man an U. *hirta* gefunden und *Acharius* an seinem Lich. *comosus* vortrefflich abgebildet hat. — Wir wollen nun, um den schädlichen Folgen vorzubeugen, die der Herausgeber mit Recht von ungeprüften Meynungen befürchtet, auch die einzelnen Arten desselben, welche Rec. vor sich hat, mit dem zweyten Theil der deutschen Flora zusammenhalten und prüfen. — Usnea *plicata* und *barbata* kann man allerdings leicht verwechseln, aber doch sicher unterscheiden. *Dillenius* charakterisirt die erste: *Usnea vulgaris loris longis implexis;* in der Beschreibung: *fila sunt satis crassa invicem implexa et involuta inaequaliter ramosa, tenuioribus secundum longitudinem excuntibus fibris praedita subrigida et crassiora quam in aliis speciebus* — welches alles auf das genaueste mit unsern Exemplaren zusammentrifft. Die zweyte nennt er *Usnea barbata loris tenuibus fibrosis. Fibrae quae per omnem longitudinem crebrae exeunt vel simplices vel parcius divisae id vero peculiare habent, quod non pendeant sed in latera porrigantur. Usnea articulata* ist vollends gar nicht mit beiden, am wenigsten mit Usnea *barbata*, wie der Herausgeber sich beykommen läfst, zu verbinden. *nodosi rami, demptis extremitatibus dichotomiam constanter servant* sagt Dillenius (Hist. Musc. p. 61.) Eben so unwahrscheinlich ist die Meynung des Herausgebers, dafs Usnea *hirta* nur eine jüngere Usnea *plicata* seyn solle, die an einzeln stehenden Bäumen nie den Grad von Grösse als in dichten Waldungen erreichen könne. Wie wenn in einem dichten Walde oben auf dem Stamm ebendesselben Baums Usnea plicata einige Fuss lang herunter hängt, *Usnea hirta* aber nur einige Zoll hoch unten gerade aufstehet? — Wenn *Usnea plicata* häufig mit gestrahlten Scutellen, *Usnea hirta* höchstselten nur mit nakten Tuberkeln gefunden wird? — Wohl eher befindet man sich manchmal in Verlegenheit Usnea *florida* von *Usnea plicata* (oder *barbata*) zu unterscheiden, und doch gestehet der Herausgeber sehr inconsequent der *Usnea florida* (S. 61.) *darum specielle* Verschiedenheit zu: weil sie 1) nie herabhangt, 2) wegen Ramificationen 3) wegen ihren mehr oder weniger horizontal stehenden Aestchen, lauter Eigenschaften, welche auch der *Usnea hirta* zu gute kommen müssen. Zudem bemerkte man zeither nur *als Seltenheit die* nackten Scutellen oder Tuberkeln an Usnea *hirta*, welche an U. *barbata* und *plicata* gar nicht selten, und an ersterem gewöhnlicher als die gestrahlten Scutellen selbst, dazu noch kleiner als an *Usnea hirta* sind. Wie grofs diese vorkommen, ohne dafs die Flechte selbst beträchtlich an Grösse zunimmt, oder *hängend* wird, stellt die Abbildung des von *Acharius* sogenannten Lichen *comosus* dar (Vet. Handl. Tom. 16. Tab. 8. Fig. 1.), welchen der Herausgeber zur Usnea *hirta* rechnet. Wenn *Scopoli* Usnea *hirta und Florida* vereinigte; so wufste er seinem Verfahren dadurch einiges Zutrauen zu verschaffen, dafs er beide für Geschlechtsverwandte erklärte, wenn aber der Herausgeber an einem Exemplar von Usnea *hirta* ein gestrahltes Scutell (S. 57.), an Usnea *Florida* aber nackte Tuberkeln (S. 62.) will beobachtet haben; so muss entweder seine Beobachtungsgabe, oder seine einseitige

tige Folgerung dabey ins Gedränge kommen. — Usnea *dichotoma*, ungeachtet der Herausgeber darüber abspricht, scheint ihm völlig unbekannt zu seyn. Rec. erhielt diese Flechte vom verstorbenen *Ehrhart*, nebst der Usnea *ochroleuca*. Sie unterscheiden sich in Folgendem. Usnea *ochroleuca* wächst aufrecht an der Erde; Usnea *dichotoma* hängt von Bäumen. U. *ochrol.* hat runde Stämme und Zweige; U. *dichot.* ist vorzüglich in der Theilung derselben flachgedrückt oder eingetieft. U. *ochrol.* endigt in gablichte dunkelgefärbte kurze fasrigte Spitzen; U. *dichot.* läuft in lange mit der ganzen mattgelben Flechte gleichfarbige haarförmige Spitzen aus. U. *ochrol.* zeigt eine rauhe mit feinen fachlichten erhabenen Warzen besetzte Oberfläche; U. *dichot.* hat dagegen eine glatte zusammenhängende feste hin und wieder in kleine Gruben vertiefte Oberfläche. U. *ochrol.* ist innen mit einem feinen Mark angefüllt; U. *dichot.* ist vielmehr röhrig und leer. Von U. *dichot.* hat Rec. Exemplare erhalten, die über einen Fuss lang sind, von U. *ochrol.* aber noch keine höhern als von 3—4 Zoll gesehen. Mit unsern Exemplaren der U. *dichot.* kommen sehr genau Abbildung und Beschreibung des Lich. *sarmentosus* (Achar. n. a. O.) überein, aber weder mit der Abbildung (Tab. 3. Fig. 3.) noch Beschreibung des Herausgebers. Nehmen wir auch noch eine Mittelart an, die in Farbe der Endspitzen Aehnlichkeit mit U. *ochrol.*, in den breitern Ramificationen mit U. *dichot.* hätte, so gehört dennoch wahrscheinlicher des Herausgebers U. *dichot.* zur U. *ramulosa*, welche er eben so irrig mit U. *jubata* verbinden als U. *dichot.* und *ochroleuca* nicht getrennt wissen will. Rec. besitzt auch von dieser Haarflechte Exemplare von *Ehrhart* mit dem Namen Lich. *setosus*, woraus klar wird, dass schon *Ehrhart* die Verschiedenheit der U. *ramulosa* anerkannte. Auch unterscheiden sie wirklich zureichend die warzichten feinen, am Ende netzartig vertheilten Zerästlungen, etwas flachgedrückten gabelförmig getheilten Hauptstämme, von U. *jubata* (T. 3. Fig. 4.) deren Ramificationen ganz glatt und etwas glänzend vielweniger ästig in die Länge auslaufen. Usnea *implexa* hält gleichsam das Mittel zwischen dieser und Usnea *chalybeiformis*. Die letzte erkennt man sogar ausser ihrem Standort, an den weit einfachern, stärkern nur leicht ineinander verschlungenen dunklern Fäden. Usnea *flaccida* entspricht ihrem Namen vollkommen. Man kann nicht wohl dafür U. *mollis* Neck. (*divaricatus* Lin. ? —) setzen wie der Herausgeber. Sie bietet wohl eher dem Gefühl eine unebene runzlichte, als weiche Oberfläche dar. Noch wollen wir mit wenigem, nach vor uns liegenden Exemplaren den speciellen Unterschied von Usnea *lanea*, *lanata* und *pubescens* bemerklich machen. U. *lanea* ist dunkelbrauner Farbe, auf der untern Seite lichtbraun, hin und wieder ins weisslichte spielend, grobfaserig, unter der Linse erblickt man die Ramificationen gerundet, die Oberfläche glänzend, die Endungen verlängert, nicht stark zerästelt und wenig zugespitzt. Ueberhaupt erscheint die ganze Haarflechte um vieles schlaffer, aufgetriebener und dicker, als wie U. *pubescens* Wulf. Diese aus weit dichtern, feinern, beynahe völlig schwarzen Fäden bestehende Haarflechte behauptet standhaft in jedem Alter, unter der Linse eine mehr flach als rund gebildete, ungleiche matte Oberfläche; zahlreicher vertheilte Ramificationen, sehr kurze, gablichte, etwas abgestumpfte Endungen, flachgedrückte, gleichfarbige Scutellen. Wenn man die gröbere, rigidere Textur, die gleichhohen Ramificationen (*ramosissima: ramis fastigiatis*) bey U. *lanata* nicht in Anschlag bringen will; so mag sie als Unter- oder Halbart der U. *lanea* beygesellt werden. Vor der Hand und nach den kleinen Tuberkeln, müsste doch U. *hippotrichoides* unter den Haarflechten verbleiben, vielleicht ist sie aber vom Herausgeber mit Hypoxylon *loculiferum* Bull. verwechselt worden. Sollten auch U. *ochrol.* und *vulpina* wirklich einmal hängend gefunden seyn, wie des Herausgeber Lich. *farinaceus pendulus* (T. 3. Fig. 5.); so bleibt immerhin bedenklich um der strauchartigen Ausländer willen: Usnea *capensis*, *leucomelas*, u. a. keine weitere Rücksicht auf diese stehende, so äusserst charakteristische Form zu nehmen. — II. *Auszüge aus ausländischen Werken.* So benennt der Herausgeber den wörtlichen Nachdruck vom ersten Fascikel der *Vahlischen Eclogae Americanae.* Fol. 1796; von S. 86—117. und die Uebersetzung von *Smith's bot. Gesch. der mentha exigua* und *Woodward's Bemerkungen über die Gattung Ulva* von S. 118—149.; aus den Linnean Transactions Vol. 3. 1797. III. *Literatur.* Sie fängt gleichfalls mit dem Abdruck von *Ruiz* und *Pavon Florae peruv. et chilens. prodr. Ed. 2. Romae* 1797. (nebst 37 Kupfertafeln in Fol.) von S. 150—181., und füllt so vorläufig 33 S., die noch nicht den fünften Theil des Ganzen enthalten. Es wird die Fortsetzung versprochen, aber wozu ohne Kupfer? — *Rafn's Pflanzenphysiologie, aus dem dänischen übersetzt von Markussen.* 1798., ist in einen Auszug gebracht von 20 Seiten. *Thunberg's* zwey Dissertationen: *nova genera plant.* 1798. und *de Drosera* 1797. werden, ungeachtet bereits der erste Theil einer vollständigen bey eben demselben Verleger angefangenen Sammlung der Thunbergischen Dissertationen erschienen ist, dennoch grösstentheils *in extenso* hier wieder abgedruckt. Der übrigen Schriften (*Andrews* Botanist's Repository Nr. I—VI., *Koelle* Flora des Fürstenthums Bayreuth, *Huperz* specimen de Filic. propagat.) erinnert man sich eben so leicht aus gelesenen Blättern, als der *vermischten Nachrichten.* Die vierte Rubrik enthält *Correspondenz-Nachrichten.* 1) *Auszug aus einem Schreiben des verstorbenen Prof. Hedwig.* Jan. 1798. Er verlangt darinnen einige neue Hoffmannische Moose, und bezeugt seine Verwunderung über einige Dicksonische, welche er nicht dafür würde erkannt haben. *Fissidens pulvinatus* vom Cap. Vermehrung der europäischen Laubmoose. 2) *Von dem Hn. Prof. Vahl.* Febr. 1798. Ankauf einer Pflanzensammlung. Unsicherheit Aublet's und dessen venerischer Zustand in Guiane. 3) *Von dem Hn. Prof. Merten's.* Brem. Jun. 1798. Fucus *Fascia* zu Ekworden

den gesammelt nebst verschiedenen andern Seegewächsen. 4) *Vom Hn. Nils Hofman.* Glückliche Ankunft zu Paris, gute Aufnahme in der grossen Assamblee bey Millin. 5) Auszug aus zwey Briefen *vom Hn. Pred. Trentepohl.* Danksagung für die Entdeckung dass die Trentepohlia nun zu einem Mnio gehöre; bezeigte Verwunderung dass aus den gesäten *bulbillis* der *Trentepohlia* nur lauter *furculi steriles* und noch kein *Muium annotinum* aufgegangen sey. 6) *Von dem Hn. D. Wibel.* Nachricht über die Einrichtung und Herausgabe seiner *primit. Florae Wertheimensis.*

Göttingen, b. Dieterich: *Dissertationes academicae Upsaliae habitae* sub praesidio *Carol. Petr. Thunberg*, Equit. reg. ord. Wasaei etc. *Volumen primum.* Cum Tab. V. aeneis. 1799. 326 S. 8.

Unter der Vorrede finden wir den Namen des Hn. *Persoon* als Sammler und Herausgeber dieser gewiss jedem Naturfreund willkommnen Veranstaltung. Wer mit den Schwierigkeiten bekannt ist, ausländische akademische Schriften vollständig zu erhalten, und den Werth der *Thunbergischen* zu schätzen versteht, wird mit uns die ununterbrochene Reihe derselben, in einem so bequemen Format wie dieses, so bald als möglich zu besitzen wünschen. Aber wir ersuchen den Verleger, die Kupfer nicht zu vernachlässigen, oder wohl gar zu vergessen, wie bey diesem ersten Band, in welchem folgende Dissertationen aufgenommen sind: *Genera nova plantarum* P. I — VIII. 1781. 1798. *De scientia botanica utili atque jucunda.* 1793. *De Flora strengnesensi,* 1791. *De usu Menyanthidis trifoliatae,* 1797. *De oleo Cajuputi* I. II. 1797. *De Moxae atque Ignis in Medicina usu.* 1788. *De cortice Angusturae.* 1793. *De arbore Toxicaria Macassariensi.* 1788. *De Medicina africanorum.* 1785. *Observationes circa remedia nonnulla indigena.* 1790. *De nautarum valetudine tuenda.* 1795. *Observationes in Pharmacopaeam suecicam* I. 1796.

Leipzig, in der Gräffischen Buchhandl.: *Herbarium vivum Muscorum frondosorum cum descriptionibus analyticis ad Normam Hedwigii.* Pars I. curante *Alberto Höse.* 1799. 93 S. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

Unsere Erwartung war von ganz anderer Art als unsere Befriedigung. Da der Vf. eine Sammlung von Laubmoosen nach Hedwigischer Methode ankündiget; so konnten wir uns dabey nichts geringeres vorstellen, als Moose auf eine besonders neue und geschickte Art so behandelt, dass auch alle Hedwigischen Charaktere dem Forscher davon sichtbar und leichter als gewöhnlich seyn würden. Also Geschlechtstheile, bey solchen, wo ihre äussere Verschiedenheit und Form dem blossen Auge sichtbar sind, Mündungsbesatzung vorzüglich, Huth, Deckel und Capsel in möglichster Vollkommenheit und dann vorzüglich schwer zu bestimmende, schön aufgetrocknete Arten. Von dem allen finden wir hier nichts. Die Moose sind auf gefärbten violetten, blauen oder rothen Octavblättchen weder besonders schön, noch sonst vorzüglich, aufgeklebt. Diese Octavblättchen liegen frey in der halb deutschen und lateinischen sauber gedruckten Beschreibung. Diese selbst ist entweder aus oder nach Hedwig abgefasst, mit einem vorausgeschickten Verzeichniss seiner Gattungen, einiger wenigen Synonyme, und des Wohnplatzes nebst der Fruchtzeit. — Tab. 1. *Bryum argenteum.* T. 2. *Dicranum scoparium.* T. 3. *Fissidens pulvinata.* T. 4. *Hedwigia pulvinata.* T. 5. *Hypnum velutinum.* T. 6. *Hypnum intricatum.* T. 7. *Hypnum purum* (?). T. 8. *Leskea fastitis.* T. 9. *Polytrichum urnigerum.* T. 10. *Tetraphis pellucida.* T. 11. *Tortula muralis.* T. 12. *Trichostomum canescens.* Es dürfte sich doch mancher besinnen, für 12 nicht seltne Moose den Ladenpreis à 2 Rthlr. 9 gr. zu bezahlen, wenn auch einige ihrer Wissbegierde dieses Opfer bringen sollten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Jena, b. Göpferdt: *Lilien der deutschen Dichtkunst* für einsame Spaziergänge, zur Stimmung des Geistes für Innigkeit, Schönheit, *Erhabenheit* und Wahrheit. 1798. 426 S. 8.

Die kleine Ziererey des Titels abgerechnet, (denn schwerlich geht doch ausser Oberon, sonst jemand mit einem Lilienstengel in der Hand spazieren) ist diese poetische Blumenlese mit gutem Geschmack gemacht, und schliesst sich an die Ramlerische an, vor welcher sie noch den Vorzug hat, dass sie die Namen der Dichter nicht verschweigt, und ihnen keine fremden Lesarten unterschiebt. Da die Sammlung sonst lyrisch ist; so stehen die wenigen aus der Messiade entlehnten Bruchstücke hier nicht am rechten *Platze.* Uebrigens ist das Ganze correct und sauber abgedruckt. Es pflegen sonst die Herausgeber von dergleichen Büchern, auf dem Titel durch die bekannte Formel: *für Kinder und Nichtkinder; für Christen und Nicht-Christen* u. d. gl. die ganze Welt für ihr Publicum zu erklären; der Sammler des obigen schränkt das seinige bescheiden auf einsame Spaziergänger ein; wir sehen aber nicht, warum diese Anthologie nicht eben so gut bey gesellschaftlichen als einsamen Spaziergängen, und nicht eben so wohl zu Vorlesungen in Lehranstalten und Wohnzimmern, als auf Promenaden gebraucht werden könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. Julius 1799.

GESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhne: *Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen.* Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt, von *Carl Wilhelm Justi*, Dr. und ord. Prof. der Philos. zu Marburg etc. Mit einem Kupfer. 1797. 193 S. 8.

Eine, mit Belesenheit und Geschmack abgefasste Zusammenstellung der in vielen gedruckten und ungedruckten Schriften zerstreueten Nachrichten von der frommen Landgräfin Elisabeth, die im 13ten Jahrhundert lebte, und unter die merkwürdigen Personen eines Zeitalters gehört, wo religiöse Schwärmerey, Vorurtheile und überspannte Begriffe von Tugenden auf den Charakter und die Handlungen der Menschen einen vorzüglichen Einfluss hatten, und ihren natürlichen Geistesanlagen sehr oft eine schiefe Richtung zu geben pflegten. Die Geschichte der heiligen Elisabeth liefert von dem allen ein auffallendes Beyspiel, und es war allerdings der Mühe werth, ihr Andenken durch eine Biographie zu erneuern, die, wie die gegenwärtige, den Psychologen sowohl als den Liebhaber der mittlern Geschichte, mit ihrem moralischen Charakter, mit den Triebfedern ihrer schwärmerischen Handlungen und mit ihren mannichfaltigen traurigen Schicksalen, die sie sich meistens selbst zubereitete, auf eine eben so unterhaltende als lehrreiche Art bekannt macht. „Wenn „man, sagt der Vf. (S. 4) die religiösen Gesinnungen, „die geräuschlosen ungeschminkten Tugenden, die fast „unbegrenzte Mildthätigkeit, mit einem Worte, den „edeln und liebenswürdigen Charakter dieser Fürstin „überdenkt; so kann man den Wunsch nicht unter„drücken, dass doch diese schöne Seele ihre Rolle „hienieden nicht in einem so nachtvollen (?) trauri„gen Zeitalter gespielet haben möchte! wie viel se„gensreicher würde sie dann ihren Zeitgenossen, und „wie viel glänzender bey der Nachwelt geworden „seyn!"

In der drey Bogen langen Vorrede findet man eine mit kritischen und literarischen Bemerkungen begleitete Uebersicht von den vorzüglichsten historischen Schriften (neunzehn an der Zahl), die in ältern und neuern Zeiten, von dem Leben und den Wundern der heiligen Elisabeth geschrieben worden sind. Der Vf. hat sie gröſstentheils zu benutzen Gelegenheit gehabt, ist dabey aber überall mit strenger Prüfung und mit guter Auswahl zu Werke gegangen. Die Geschichte selbst ist in neun *Abschnitte* getheilt. Der *erste* enthält einige genealogische Nachrichten von den Voreltern der Elisabeth, und erzählt ihre vorzüglichsten Begebenheiten von dem Jahre ihrer Geburt an, (1207) bis zu ihrer Vermählung mit dem Landgraf Ludewig von Thüringen, welche der damalige Minnesinger *Klingsohr* in der Nacht, in der sie geboren ward, vorher sagte. Diese Weissagung, wenn sie wirklich wahr seyn sollte, erklärt der Vf. durch die politischen Einsichten jenes berühmten Sterndeuters, der an dem Hofe des thüringer Landgrafen bekannt war, und vielleicht nachher selbst zu dieser Verbindung Anlaſs gegeben haben mochte. Schon in ihrem vierten Jahre wurde sie für den thüringischen Prinzen zur Gattin bestimmt, in einer silbernen Wiege mit einer silbernen Badewanne und einem Becher, nebst einer Ausstattung von 1000 Mark Silbers, nach der Wartburg abgeholt, und mit der Schwester ihres künftigen Gemahls, der schönen *Agnes*, in allen den Tugenden erzogen, die sie, nach den damals herrschenden Begriffen von Frömmigkeit, zu einer künftigen *Heiligen* ausbilden konnten. Der unglückliche Tod ihrer Mutter, Gertraud, die ihr Gemahl, der König Andreas von Ungarn, wegen des Verdachts des Ehebruchs, enthaupten lieſs, stimmte das ganze Wesen der jungen Elisabeth für eine strenge Enthaltsamkeit, wodurch sie sich in der Folge ihres Lebens so sehr auszeichnete.

Der *zweyte Abschnitt*, welcher die Lebensgeschichte der Landgräfin vom J. 1221, wo sie sich im 14ten Jahre ihres Alters mit dem 22jährigen Landgraf Ludewig vermählte, bis zum J. 1225, in sich faſst, erzählt manche Beyspiele der ehelichen Treue, die Ludewig gegen seine junge Gemahlin beobachtet haben soll, die aber das Gepräge des Fabelhaften etwas zu deutlich an sich tragen. Man beurtheile z. B. folgende mit des Chronisten Rothens kraftlosen Zeugnissen belegte Anekdote: „Ein reicher Ritter „besuchte einst den Landgrafen auf der Wartburg „und sprach ihn flehendlichst um einen Erben an; „seine junge Gemahlin hatte selbst darein gewilligt, „durch den rüstigen Ludwig einen Erben zu erhal„ten. Lächelnd versprach es dieser dem Ritter, und „besuchte ihn zur bestimmten Zeit, versetzte aber „den sich schwach fühlenden Ritter, durch die mit„gebrachte kräftige Latwerge in die angenehmste „Lage des schönsten Selbstgefühls, wofür ihm dieser „nachher den verbindlichsten Dank zollte." — Uebrigens erzählt dieser Abschnitt schon vieles von der schwärmerischen Frömmigkeit und grenzenlosen Wohlthätigkeit der heiligen Elisabeth. Sie verkaufte unter andern eine Menge Dörfer und Ländereyen und vertheilte die daraus gelösten 64000 Goldgülden an

an einem Tage unter die Armen. Im *dritten Abschnitt* giebt der Vf. eine genaue und berichtigende Nachricht von ihren vier Kindern, über deren Namen und Existenz unter den Geschichtschreibern noch manche Verwirrung herrscht. Der *vierte Abschnitt* beginnt mit einer Beschreibung des Kreuzzugs, den Landgraf Ludwig 1227 aus heiligem Andachtseifer nach Palästina unternahm, und des rührenden Abschieds bey der Trennung von seiner Gemahlin. Nach seinem daselbst erfolgten Tode wurde sie zwar von ihrem Schwager, dem Landgraf Heinrich, aus dem Lande vertrieben; aber, nach einer freymüthigen und kraftvollen Vorstellung des edeln *Rudolphs von Vargel*, söhnte er sich wieder mit ihr aus, und räumte ihr die Stadt Marburg in Hessen zum Witwensitz ein. Hier war es nun, wo ihr Beichtvater, der berüchtigte Magister *Conrad von Marburg*, dem die fromme Fürstin ihr ganzes Zutrauen geschenkt hatte, auf ihren Charakter und auf ihre übrige Lebensgeschichte den meisten Einfluss hatte. Dieser herrschsüchtige Mönch, von dem sie sich blindlings leiten liess, setzte alle Achtung gegen die gutmüthige Fürstin aus den Augen, machte sich zum Despoten ihres Gewissens, begegnete ihr mit beyspiellosem Stolze, und belegte sie mit Strafen und Büssungen, deren Erwähnung den Menschenfreund mit Schauder und bitterm Unwillen erfüllen. Die Schilderung seiner, mit vielen Beyspielen belegten, Behandlungen dieser guten Fürstin, macht den Inhalt des *fünften Abschnitts* aus, worin auch zugleich von dem Herkommen, Charakter und Schicksalen des gedachten *Conrads von Marburg* ausführliche Nachrichten gegeben werden. Er war der Stifter und Haupturheber jener grossen Ketzerverfolgung, die sich im J. 1231 durch ganz Deutschland verbreitete; und obgleich damals noch zu wenig Licht und Thätigkeit herrschte, als dass so leicht Ketzer hätten entstehen können; so entdeckte dennoch seine Spürkraft ganze Schaaren von Ketzern, die er in grosser Menge auf den Scheiterhaufen brachte. Nur in Marburg allein sollen 80 Menschen die Schlachtopfer seines Fanatismus geworden seyn. Lange trieb der grausame Conrad diesen Unfug, bis er endlich bey *Kappel* am *Lahnberge* von einem Herrn von *Dernbach* erschlagen wurde. Mit der Schilderung dieses Fanatikers lassen sich nun freylich die guten Lebensregeln, die er (nach S. 111 und 136) der Landgräfin Elisabeth gegeben haben soll, nicht vereinigen, und der Vf. bezweifelt daher mit Recht die Aechtheit derselben.

Der *sechste Abschnitt* beschreibt ihre letzte Lebensperiode, die sie, unter der Leitung Conrads von Marburg, in beständigen Andachtsübungen, Kasteyungen, frommen Schwärmereyen und milden Stiftungen zubrachte. Aus Demüthigung wählte sie eine elende Bauernhütte im Dorfe Wehrda bey Marburg zu ihrer Wohnung und ertrug daselbst mit Freuden manches Ungemach. Vergeblich bemühte sich ihr Vater, König Andreas, sie zur Rückkehr nach Ungarn zu bewegen. Sie zog ihre armselige Lebensart dem Glanze eines Hofes vor, und entliess den königlichen Gesandten mit der Erklärung, dass sie in Thüringen ein ewiges Reich erwarten wollte. Zuletzt sucht Hr. J. die junge und schöne Elisabeth noch gegen den Argwohn zu vertheidigen, den man aus ihrem vertrauten Umgange mit dem feurigen *Conraden* von Marburg wider ihre Tugend geschöpft hatte. Selbst der erwähnte *Rudolph von Vargel* nahm sich einst die Freyheit, dieses Puncts wegen die Elisabeth zu befragen. Sie zeigte ihm aber ihren, mit Blut unterlaufenen und durch Wunden und Geisselhiebe entstellten Rücken, mit den Worten: „Hier „seht ihr die Beweise der Liebe, die der heilige Prie„ster und Diener Gottes zu mir trägt und die Liebe, „die ich zu Gott trage." Vielleicht (glaubt der Vf.) hatte Conrads ungewöhnliche Härte ihren Grund in der Rachsucht über misslungene Angriffe auf ihre Keuschheit. — Die Landgräfin stiftete nachher zu Marburg ein Hospital zur Pflegung kranker und nothleidender Menschen, sammelte in eigner Person Allmosen für die Armen ein und pflegte selbige in den abschreckendsten Krankheiten. Ihre schwärmerische Einbildungskraft liess sie in ihren letzten Lebenstagen Erscheinungen sehen und himmlische Stimmen hören, wovon im *siebenten Abschnitt* mehrere Beyspiele der Art aus *Rothen's* Chronik erzählt werden. Sie verschied den 19ten Novemb. 1231 im 24ten Jahre ihres Alters, in dem von ihr erbauten Hospital. Mit psychologischen Blick auf ihre Handlungen und auf die vielen einzelnen Züge, welche die ältern Geschichtschreiber von ihr aufgezeichnet haben, entwirft nun der Vf. ein vollständiges Bild ihres Charakters, worin ihre guten und schwachen Seiten entfaltet werden. „Mit einer nicht gewöhnlichen natürlichen Seelergüte" — heisst es unter andern — „verband sie eine unbegrenzte Mildthätigkeit und eine Demuth, die an Schwachheit grenzte; Bescheidenheit und Züchtigkeit, edle Duldung in Widerwärtigkeiten, die nicht selten in freywillige Aufopferungen übergieng. Es bedurfte bey diesen Anlagen nur eines grössern Zusatzes von Selbstständigkeit eines edeln Führers und treuen Rathgebers, der sich durch Einsicht und sittliche Güte bey der jungen Fürstin in Achtung gesetzt hätte. Es bedürfte einer bessern Stimmung des ganzen Zeitalters, und Elisabeth würde einen Charakter dargestellt haben, wobey die späteste Nachwelt mit Vergnügen weilte u.s.w." Auch in ihrem Aeussern soll sie viel Einnehmendes gehabt haben. „Nichts kam der Fülle und Schönheit ihres Wuchses bey" sagt der Pater *Archangel*; „in ihrem ganzen Anstand war etwas so Edles, so Erhabenes und Majestätisches, dass es unmöglich war, sie ohne Ehrfurcht und Bewunderung anzusehen." Der *achte Abschnitt* schildert ihre Begräbnissceremonien und die vermeyntlichen Wunder, die durch ihre Gebeine bewirkt worden, weswegen sie vom Pabste, mit dem gewöhnlichen, hier ausführlich bemerkten Gepränge unter die Heiligen gezählt wurde. Der Inhalt des *neunten* und letzten *Abschnitts* besteht in einer sehr gut gerathenen Beschreibung der ihr zu Ehren erbaueten Elisabethenkirche und des darin be-

befindlichen Begräbnifsmonuments, welches zwar nicht als Kunstproduct, aber doch in Absicht auf Kostbarkeit, das einzige in seiner Art seyn soll. Merkwürdig ist daran ein schwärzlich-blauer Stein, auf den man zwey, sich einander berührende Gesichter erblickt, welche Seltenheit ein Werk der bildenden Natur seyn soll. Der Vf. hält ihn für einen Sardonyx. Mit den in diesem Sarge vormals verwahrten Gebeinen der heil. Elisabeth wurde ein so empörender Aberglaube getrieben, dafs sie Landgraf Philipp der Grofsmüthige 1539 herausnehmen und in einen unbekannten Ort der Elisabethenkirche begraben liefs. Den Beschlufs dieser lesenswürdigen Biographie machen einige Nachrichten von der Cardinals- oder Elisabethencapelle in der Cathedralkirche zu St. Johann auf dem Dom zu Breslau, — von verschiedenen, zum Andenken der Elisabeth geprägten Münzen und von zwey Brunnen, die von ihr den Namen führen. Das Titelkupfer stellt die heil. Elisabeth mit ihren Kindern vor, als sie von ihrem Schwager dem Landgraf Heinrich, aus der Wartenburg vertrieben wurde.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritsch: *Cicero's Geist und Kunst.* Eine Sammlung der geistreichsten, vollendetsten und gemeinnützigsten Stücke aus den Ciceronianischen Schriften, übersetzt und herausgegeben von *J. C. G. Ernesti, Prof.* in Leipzig. *Erster Band.* 1799. XXX S. Vorr. u. 362 S. 8.

Der Vf. gedachte durch diese Arbeit einer zahlreichen Classe von Gelehrten einen Dienst zu erweisen, die zwar aus ihrer frühern wissenschaftlichen Bildung Geschmack und Interesse an der alten Literatur beybehalten haben, aber in Lagen gekommen und in Geschäfte verwickelt sind, welche ihr Studium der alten Literatur unterbrochen haben; die zwar eine allgemeine Kenntnifs der lateinischen Sprache, Bekanntschaft mit Mythologie, Alterthümern und Geschichte besitzen, aber doch in den Ciceronianischen Schriften auf mannichfaltige Schwierigkeiten stofsen, weil dieser nicht nur mit einer viel umfassenden Gelehrsamkeit, mit Witz, mit Feinheit, mit Geschmeidigkeit, mit Geschmack zugleich den gebildetsten Ausdruck, und alle Kunstäusserungen der Beredsamkeit verbindet, sondern auch in jeder Rolle, worin er auftritt, eine Sprache redet, die ein eignes Studium erfodert, da ihre Bildung und Anwendung, ausser den Regeln der allgemeinen Latinität, auch durch den Geist der Wissenschaft, und durch den eigenen individuellen Geschmack und das Talent des Schriftstellers bestimmt wird. Daher gedenkt er in diesem und einigen nachfolgenden Bänden aus den Ciceronianischen Schriften alle für unsern wissenschaftlichen Geschmack passende, in philosophischer oder ästhetischer Rücksicht wichtige, belehrende und interessante Stücke, und zwar nie Auszugsweise, sondern jederzeit ganz und vollständig zu liefern. Der erste Band, den wir vor uns haben, enthält I. die Rede zur Vertheidigung des M. Coelius; II. die zwey ersten Bücher über das höchste Gut und höchste Uebel S. 99; III. den ersten Brief an Quintus Cicero. S. 315.

Darstellung des Sinnes, möglichst bestimmte Andeutung des Geistes und der jedesmaligen Gemüthsstimmung des Schriftstellers, welche das Original verräth, und durchgängige Deutschheit des Ausdrucks, ist das dreyfache Ziel, welches der Vf. zu erreichen bemüht gewesen ist. In Ansehung des ersten und dritten Puncts, kann man im Ganzen genommen mit dem Erfolge seines Bestrebens zufrieden seyn. Indessen sind uns doch Stellen aufgestofsen, wo der Sinn sehr verunstaltet ist. Cap. 11. S. 32. *Ignoscebam vobis attente audientibus, propterea, quod egomet tam triste illud et tam asperum genus orationis horrebam.* „Ich verzieh Ihnen die Aufmerksamkeit um deswillen, weil ich gerade dieser rauhen finstern Gattung des Vortrags recht gram bin." Wie hängt das zusammen? Cicero will sagen, die nachdrückliche und strengtadelnde Rede des Herennius habe bey ihm selbst ein Schaudern erregt, ihn mächtig ergriffen, und daher seine Aufmerksamkeit, wie die der Richter gespannt. — Cap. 20. S. 61. von der Clodia; *cum hac si quis adolescens forte fuerit, utrum hic tibi, L. Herenni, adulter, an amator, expugnare pudicitiam an explere libidinem voluisse videatur?* „Wenn nun ein junger Mensch von ohngefähr bey einem solchen Frauenzimmer einmal einsprechen sollte, so frage ich Sie, Herennius — würden Sie glauben, dafs er seine Unschuld mit aller Gewalt preis gegeben, oder dafs er blos die Absicht gehabt habe, eine ungestüme Foderung des Instinctes zu befriedigen?" Allein *expugnare pudicitiam* kann ja nimmermehr heissen, *seine Unschuld mit aller Gewalt preis geben*, sondern *der Keuschheit oder Unschuld eines oder einer andern Gewalt anthun*, und bezieht sich auf *adulter*, so wie *explere libidinem* auf *amator;* zu geschweigen, dafs das schöne Verhältnifs der Theile und der dadurch entstehende Nachdruck im Originale in der Uebersetzung ganz verloren gegangen ist. — Cap. 22. S. 67. wird *periculum* (die Gefahr, aus einem Criminalprocesse, welche so oft *periculum* schlechtweg heifst) unrichtig durch *Wagstück* übersetzt. Cap. 23. S. 71. *et vos non videtis, fingi sceleris maximi (auri non reddendi) crimen, ut alterius sceleris suscipiendi (veneni) causa fuisse videatur?* „Und sie begreifen nicht, dafs man ein ungeheures Verbrechen erdichtet, um *einen dritten* zum Urheber *desselben* machen zu können?" Wie konnte Hr. E. dieser Stelle einen solchen Sinn unterlegen, der sogar der Construction, geschweige dem Zusammenhange widerspricht? Man log dem Coelius, will Cicero sagen, das eine Verbrechen, dafs er der Clodia ihr Gold nicht habe zurückgeben wollen, an, um eine Ursach zu finden, für das zweyte Verbrechen, das man ihm andichtete, als ob er sie habe vergiften wollen. — Cap. 29. S. 87. von der *lege de vi, quam legem Q. Catulus — tulit;* also ist es die *lex Lutatia*, nicht *Plotia.*

v. Ernesti *Cl. Cicer. in Ind. Leg.* In der Uebersetzung heisst es jedoch *die Plotische Verordnung.* — Cap. 30. S. 88. *nempe quod eiusdem mulieris dolorem et iniuriam Vettiano nefario sunt stupro persecuti.* „Darin bestand es, dass die Wollüstlinge einen gewissen Vettius misshandelten, und dadurch die Gerechtsame unserer gegenwärtigen Dame kränkten." Wie kann *dolorem et iniuriam mulieris persequi* heissen *die Gerechtsame einer Dame kränken?* Hier hätte Hr. E. doch wenigstens in der Ausgabe seines Onkels die Note nachlesen sollen, wo der Sinn ganz richtig erklärt ist.

Was nun aber die Darstellung von Cicero's Geist und Kunst betrifft, so ist diese Uebersetzung hierin nicht sehr glücklich gewesen. Anstatt dass Cicero in seinen Reden, und namentlich in der für den Coelius, sich immer mit Würde, Feinheit und eindringender Stärke ausdrückt, redet er in der Uebersetzung die Sprache eines angenehm-schwatzhaften, jovialischen Alten. Seine Ironie, wovon in dieser Rede viel Beyspiele vorkommen, ist im Originale fein und beissend, und sucht mehr den Unwillen seiner Zuhörer zu erregen; in der Uebersetzung hingegen ist sie mehr von der scherzhaftern Art, der es darum zu thun ist, ein Lächeln abzugewinnen. Von Cicero's Kunst im Periodenbau, von seinen Gegeneinanderstellungen der Sätze, wodurch die Hauptidee desto mehr hervorgehoben wird, sind in der Uebersetzung wenig Spuren übrig geblieben; und obgleich diese Kunst des Originals sich im Deutschen nicht immer, oder wenigstens nicht auf dieselbe Art nachbilden lässt; so hätte dieses doch in mehrern Fällen, als hier geleistet worden, geschehen können, ohne dass die Deutschheit dabey verloren hätte. Zum Beweise dieser Urtheile vergleiche man das 13te und 14te Kapitel der Rede im Originale und der Uebersetzung. Ein grosser Theil jener Mängel rührt von dem Gebrauche unedler oder vertraulich-scherzhafter Worte her: z. B. S. 32. *er breitete sich über* die Kapitel *von der Unmässigkeit sehr weitlauftig aus.* Cap. 10. *multa de incontinentia intemperantiaque disseruit.* S. 33. *die Lection über Ueppigkeit und Verschwendung war lang.* Cap. 11. *Deliciarum obiurgatio fuit longa.* S. 35. *Es ist nichts leichter, als auf Sittenverderbniss eine Strafpredigt zu halten. Facile est accusare luxuriem* Cap. 12. Manche Ausdrücke haben im Lateinischen nicht den Anstrich, den sie bey einer wörtlichen Uebersetzung im Deutschen haben, z. B. cap. 19. *vitium ventris et gutturis* klang gewiss den Römern nicht so spasshaft, als *Bauch-* und *Kehlenunarten* S. 36 den deutschen Ohren klingen. Mehrere solcher niedrig-scherzhafter Ausdrücke kommen besonders in der ersten Hälfte der Rede vor, und in dieser Rücksicht ist unstreitig die Uebersetzung der Bücher *de finibus* besser gelungen.

Zu der Deutschheit, die der Vf. zu erreichen strebte, rechnet er auch die Beybehaltung der im Deutschen üblichen Ansprachsformen, wie *Sie* anstatt des lateinischen *tu.* Er findet darin eine Stufenleiter von den richtigsten Charakter-Bestimmungen der Personen, von welchen wir sie brauchen, und glaubt, dass die deutsche Nation erst in gewissem Grade verwildern müsse, ehe sie sich entschliessen könne, jene Unterscheidungen aus ihrer Sprache ganz wegzulassen. Wir sehen nicht ein, wie diese Unterschiede zu richtigen Charakter-Bestimmungen (vorausgesetzt, dass unter Charakter hier die Gemüthsart, und nicht der Titel verstanden wird) dienen können; sie können wohl nur wichtig scheinen, insofern man auf die Bestimmung des äussern Verhältnisses der Menschen gegen einander durch die Anrede selbst einigen Werth legt; auch kommen sie andern Nationen, weit entfernt, uns auf eine höhere Stufe der Cultur *in ihren Augen* zu stellen, vielmehr lächerlich vor. Man sollte billig den alten Schriftstellern diese Unterscheidungszeichen nicht aufdringen, um den Geist der Einfachheit und Natur, der in ihnen weht, nicht zu verwischen, und ihnen ein Ceremonial zu leihen, das sie nicht kannten. Ohnedem aber verursacht diese Ansprachsform oft Unbestimmtheiten, wenn Cicero kurz zuvor den Ankläger mit Sie angeredet hat, und dann wieder gegen die Richter sich eben so ausdrückt, wie S. 36.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden*, in der Gerlachschen Buchh.: *Kleine Lieder-Concordanz*, darinnen man zum allgemeinen nützlichen Gebrauche alle Lieder und Verse derer (der) Lieder, welche in dem herausgegebenen verbesserten und vermehrten Dresdnischen Gesangbuche anzutreffen (sind), in alphabetischer Ordnung, nach ihrem Anfange finden kann. 1799. 158 S. 8. (6 gr.) Hr. *Schoffarth*, d. G. G. Beflissener, welcher mit der deutschen Sprache und den Sitten des Zeitalters noch ziemlich unbekannt zu seyn scheint, wie wir aus der Dedication an die in *Gott andächtige*, und *Hochedelgebohrne* Herren Consistorialen und aus seinem Wunsche, dass Gott Dero hohe Personen immer und ewig *zum Segen setzen*, dass er des Vfs. Arbeit mit *geistlichen und himmlischen Segen durch Christum krönen wolle*, und andern orientalischen und unverständlichen Floskeln ersehen, ist Vf. dieser Concordanz, die noch mehr giebt, als der lange Titel verspricht. Denn es ist noch ein ganz unnützes Verzeichniss aller Lieder, welche, nach der Meynung des Vfs. auf alle Sonn- und Festtagstexte sich schicken, angehängt. Ob alle einzelne Liederverse nach den Nummern richtig angegeben worden sind, darüber kann Rec. nicht entscheiden. Dies zu untersuchen, möchte auch wohl schwerlich weiter Jemand Lust und Beruf in sich fühlen, als wer geringe Kräfte so hoch in Anschlag zu bringen versteht, wie der Vf., welcher in der Vorrede sich seiner, zur Verfertigung dieser Concordanz erfoderlichen Kräfte, die nach unsern Urtheil sich auf eine nothdürftige Fertigkeit im Lesen, Schreiben und auf die seltene Bekanntschaft mit der Ordnung der Buchstaben des Alphabets, sammt und sonders concentriren lassen, recht innig zu freuen scheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Julius 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

AGRAM, in d. Novoszelischen Druckerey: *Quadripartitum Opus Juris consuetudinarii Regni Hungariae.* 1798. 488 S. und Reg. 4. (3 fl. 30 kr.)

Eine wichtige Erscheinung am literarischen Himmel: denn wir erfahren aus der von dem Hn. v. Urhovacz, Bischof von Agram, verfassten Dedication der Novoszelischen Druckerey an des Kaisers Majestät: *(in quo insidet cura gloriae literarumque)* dass es auf allerhöchsten Befehl gedruckt worden: ein neuer Beweis, wie sehr sich der Monarch selbst unter so vielfältigen Regierungssorgen um nützliche Kenntnisse und deren Verbreitung besonders aber um die Geschichte seiner Erbländer, bekümmert. In ungarischen Sachen geht Ihm hiebey als Gönner gründlicher und zweckmäſsiger Gelehrsamkeit, und als Schriftsteller und Mitgenosse der gelehrten Welt an die Hand der Hr. Staatsrath *v. Izdenczy*. Dieser war es, der, um einigermaſsen dem Wunsch des *Mauch Hermäon* Genüge zu leisten: „Möchte doch jemand die Geschichte des Verbötz beleuchten!" auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Leopold's II die bekannte, auch im I. Band der *statistischen Aufklärungen* über einige Gegenstände der österreichischen Monarchie von Hn. Prof. *Grellman* abgedruckte Broschüre: *Etwas über den Verbötz* schrieb, und darin unter andern entwickelte, wie auf dem Reichstage des J. 1527 auf Anregen des dem Verbötz auch persönlich abgeneigten Palatins Báthori eine Commission zur Abfassung eines andern neuen ungarischen Gesetzbuchs niedergesetzt wurde, dessen Ausarbeitung, wenn sie von König und Ständen gut geheiſsen worden wäre, dazu bestimmt war, das Werk des Verbötz zu verdrängen. Durch mancherley Hindernisse geschah es, dass diese Commission erst 1552 zu Stande kam, zu welcher auch der des römischen Rechts kundige *Martin Bodevarius*, beider Rechte Doctor und Kanzler des Archigymnasiums zu Wien, zugezogen ward. Unstreitig verdiente dieser Männer Arbeit als ein sehr wichtiges historisches Monument längst schon ans Licht zu kommen, da man sie nur sehr selten in Handschrift bey Einzelnen zu sehen bekam: und der Hr. Staatsrath *v. Izdenczy* hat sich durch die veranlasste Herausgabe ein neues wesentliches Verdienst um die ungarische Gelehrsamkeit, besonders um ungarische Rechtsgelahrtheit und Geschichte, erworben. Eine Anmerkung, welche derselbe hinten beygefügt hat, enthält drey, heut zu Tage unbedeutend gewordene und durch neuere Gesetze abgestellte Ursachen, warum K. Ferdinand I diesem Entwurfe eines Gesetzbuchs seine Sanction versagte. Von eben demselben rühren auch die genealogischen Tabellen und die dazu gehörigen Anmerkungen her, durch welche erwiesen wird: dass das Erzhaus Oesterreich der weiblichen Linie nach aus dem Arpadischen Königshause abstamme.

Jeder Ungar, der sein Vaterland liebt, wird eilen, den Versuch, der nach Verbötz in dem Ganzen der ungarischen Gesetzgebung gemacht worden, naher nach seinem Inhalt kennen zu lernen: daher wir von dem Inhalt und der Eintheilung der IV. Bücher nichts erwähnen dürfen, ungeachtet es z. E. zum Lobe des Quadrip. gereicht, dass S. 438 folg. mildere Gesetze in Betreff des Bauerstandes vorgeschlagen werden, als in dem nach dem 1514ter Bauernaufstand geschriebenem Tripartito. Was als bloss historisches Monument dasteht, bedarf keiner Noten; es wäre also ungelehrt, sich dabey befremdet zu finden, dass z. E. bey dem ersten Artikel, der nach dem Geiste jener Zeiten die Ketzer mit den Strafen des Landesverraths zu verfolgen befiehlt, keine Nachweisungen auf den Linzer Frieden und den Art 26. von 1791 angebracht seyen. Das Bedenken, was etwa bey der Aufschrift des Tit. IX. Lib. I. „*Legis condendae potestas in Hungaria a Majestate Regia dependet*" — bey einem constitutionellgesinnten Ungarn entstünde, legt sich von selbst durch die Worte des Textes: *ita videlicet, quod Rex convocato populo . . ejusque unanimi consensu accedente constitutiones . . facere potest.* — Auch dem *Corpus Juris* und dem Verbötz selbst droht die Erscheinung dieses Buchs keineswegs Gefahr. Die Gesetzcommissarien nennen in ihrer merkwürdigen, nicht ohne Gelehrsamkeit und Geschmack verfassten, Vorrede an Ferdinand I den Verbötz einen *vir excellens* (ein Urtheil, welches einige nicht unterschreiben: *Vitam totam in concitandis alendisque factionibus traduxerat*, schreibt Hr. Domherr Pray von ihm) und sein *Tripartitum*: „*Clarum quidem illud, et prout in prima talis partus foetura fieri poterit, satis diligenter elimatum, atque recollectum, omnique laude prosequendum, in quo tamen et ipso non pauca sunt vel penitus omissa, quae omitti non debebant, vel [autem] aliter, quam juris divini naturalisque aequitas vetusque regni observatio exposcere videbatur praesertim in negotio probationum, juramentaliumque depositionum et aliis multis posita. Hi tamen operis praefati defectus non sunt tanti aestimandi, ut per eos nomini Verbötziano aliquid detrahi possit. Primus enim ille inventor est, cujus singulari cura et diligentia vigiliisque non modicis, doctrina quoque et eruditione ac rerum experientia non vulgari, leges et con-*

ſtitutiones, atque obſervationes conſuetudinesque Hungariae in novam pulchritudinem atque moderatum et bene digeſtum compendium pervenere." — So viel aber kann allerdings die Erſcheinung des Quadripartitums zur Belehrung einiger mit literariſchen und politiſchen Kenntniſſen nicht hinlänglich vertrauten Köpfe beytragen: daſs ſie überzeugt werden, daſs es möglich und auch nöthig ſey, nach Zeit und Umſtänden, mit Vorſicht und Mäſsigung eines oder das andere, wenn auch ſehr alte und in ſofern ehrwürdige, Geſetz und Herkommen im geſetzmäſsigen Wege zu ändern, unſern Zeiten anzupaſſen und zu verbeſſern. Wir leſen im *Manch Hermann* vom ungariſchen *Corpus Juris* folgendes: das ſogenannte *Corpus Juris* iſt hier alles in allem. Allein niemand hat es verſucht, aus dieſem ungeheuern Wirrwarr *Jus publicum Hungariae*, *Codicem legum politicarum*, *Ordinem Judiciarium*, *Sanctionem de Delictis*, und dergleichen mehrere unentbehrliche Dinge zu extrahiren.

Kiel, b. Mohr: ***Privilegien der Schleſswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft, von den in der Privilegienlade befindlichen Originalien genau abgeſchrieben, und mit denſelben verglichen, auch demnächſt zum Druck befördert,*** von F. C. *Jenſen* und D. H. *Hegewiſch.* 1797. 50 u. 284 S. 4. (2 Rthlr. 20 gr.)

Hr. P. *Jenſen* hat der Schleſswig-Holſteinſchen Geſchichte allerdings einen beträchtlichen Dienſt dadurch geleiſtet, daſs er der Ritterſchaft vorſchlug, ihre Privilegien drucken zu laſſen, und verdient deshalb den Dank ſeiner Landesleute und aller deutſchen und däniſchen Geſchichtsforſcher. Die Mitglieder der Schleſswig-Holſteinſchen Ritterſchaft ſelbſt können bey dem Studium dieſes Werks das Vergnügen genieſsen, zu ſehen, welche Vorrechte einſt ihre Vorfahren genoſſen. Denn die wichtigſten Privilegien ſind längſt Alterthümer geworden, und was von allen hier abgedruckten Freyheiten noch übrig iſt, beſchränkt ſich, im Verhältniſs zum Ganzen, nur auf weniges. Das Erheblichſte, aber vielleicht auch das Gemeinſchädlichſte, dürfte noch die Zollfreyheit ſeyn. Vermuthlich iſt das auch die Urſache, warum der Vf. der Einleitung es für zu umſtändlich erklärt, alle Vorrechte, welche in dieſen Privilegien enthalten ſind, aufzuzählen. Eine ſolche Aufzählung würde zu allerhand Bemerkungen Anlaſs gegeben haben. Das Werk iſt mit vieler Pracht auf Koſten der ſämmtlichen Gutsbeſitzer — nicht bloſs der Ritterſchaft — gedruckt, und für die Genauigkeit des Abdrucks auch dadurch geſorgt worden, daſs Hr. Prof. *Hegewiſch* die mühſame Veranſtaltung der Abſchrift und deren genaue Vergleichung mit den in altdeutſcher Sprache abgefaſsten Originalien gemeinſchaftlich mit Hn. *J.* übernahm. Daſs die bey *Jargow*, *Lünig* und *Hanſen* befindlichen Abdrücke der Privilegien dem gegenwärtigen in diplomatiſcher Richtigkeit weit nachſtehen, iſt an mehrern Beyſpielen in der Einleitung gezeigt worden. Auch haben die Herausgeber eine Ueberſetzung der ältern Urkunden beygefügt, die freylich den allermeiſten Beſitzern der Güter ganz nothwendig war, wenn gleich dem Geſchichtkenner das Werk dadurch nur theurer geworden iſt. Einige Proben der Schriftzüge der Originalien ſind in Kupfer geſtochen beygefügt. Die vorgeſetzte Einleitung des Hn. *J.* von den Privilegien des deutſchen Adels überhaupt, und der Schleſswig-Holſteinſchen Ritterſchaft beſonders, enthält für Kenner der deutſchen Geſchichte und des deutſchen Staats und Privatrechts nichts Neues, wohl aber einige Behauptungen, von deren Richtigkeit Rec. noch nicht überzeugt iſt. Dahin gehört z. B., was §. 5. gegen *Author* erinnert wird. In der That müſste der Schleſswig-Holſteinſche Adel vom allem übrigen Adel in der Welt verſchieden geweſen ſeyn, (wovon ſich doch keine Spur findet) wenn er nicht die Lage und die Umſtände ſeiner Regenten benutzt hätte, um ſeine Privilegien zu erweitern. — S. XXV. würde die Erklärung der Worte *bederue Männen* richtiger und beſſer gerathen ſeyn, wenn der Vf. geleſen hätte, was *Chriſtiani* in ſeiner Schleſswig-Holſteinſchen Geſchichte IV, 303. geſagt hat, und woraus offenbar erhellet, daſs dieſer Titel kein unterſcheidender Ehrentitel des Adels war. S. XXVIII. behauptet der Vf. etwas, das wir wohl näher erwieſen zu ſehen gewünſcht hätten. Die Gründe, welche ihn zu der Behauptung bewegen, daſs 1504 noch mehrere adliche Geſchlechter in Schleſswig-Holſtein gelebt hätten, als durch die Wapen auf der Privilegienlade bezeichnet ſind, laſſen ſich wohl errathen. Aber beweiſen wird ſich der Satz ſchwer laſſen. Warum führt der Vf. kein einziges fehlendes Geſchlecht an? Wir haben keines vermiſst.

Königsberg, b. Nicolovius: *Unterricht über die innern und äuſsern Erfoderniſſe letztwilliger Verordnungen nach den Vorſchriften des allgemeinen preuſsiſchen Landrechts.* Von D. *Johann Heinrich Liebeskind,* Juſtizcommiſſarius bey der oſtpreuſsiſchen Regierung. 1797. 123 S. 8.

Bey Beurtheilung der Schrift: *Ausführlicher Auszug deſſen, was in dem allgemeinen Landrechte für die preuſsiſchen Staaten den proteſtantiſchen Prediger beſonders angeht,* A. L. Z. 1796. Nr. 109. hatte der Recenſent gewünſcht, daſs ein Rechtsgelehrter ſich der Ausarbeitung eines kurzen, jedoch vollſtändigen, Unterrichts über die innern und äuſsern Erfoderniſſe letztwilliger Verordnungen unterziehen möge. Dies veranlaſste den Vf. zu der vorliegenden Ausführung; er wollte aber nicht nur für Prediger, ſondern auch für andere, der Rechte unkundige, Perſonen ſchreiben, und fügte, um auch dem Juriſten ſeine Arbeit annehmlich zu machen, hin und wieder Noten bey. — — Allein gerade durch dieſe Erweiterungen hat derſelbe den Zweck ganz verfehlt; denn ſeine Arbeit gehört nun zu den unſeligen halb gelehrten Büchern, die dem Juriſten unnütz, dem Laien aber unbrauchbar ſind, weil er ſie groſstentheils nicht verſteht. Ueberhaupt aber hat Hr. *L.* bloſs in einer ſelbſt gewählten Ordnung die einſchlagenden Diſpoſitionen des

des Landrechts wörtlich abdrucken lassen, und dann in den Noten Erläuterungen aus den gemeinen Rechten beygefügt. Von demjenigen hingegen, was man eigentlich suchen sollte, einen faslichen, zusammenhängenden, durch keine gelehrte Abschweifungen unterbrochenen Unterricht, wie letzwillige Verordnungen eingerichtet werden müssen, wenn sie gültig seyn sollen, findet man überall nichts. Auch zweckmäfsige Muster aller Art hätten durchaus eingeschaltet werden sollen; hier aber sind nur am Ende zwey einzige, ganz einfache, angehängt. — — Eine neue, zweckmäfsigere Bearbeitung des in Vorwurf gebrachten Gegenstandes bleibt daher noch immer um so wünschenswerther, da erst durch Anleitungen der Art die Vortheile der neuen preussischen Gesetzgebung allgemein recht fühlbar gemacht werden.

Ingolstadt, b. Krüll: *Theoretisch-praktische Einleitung in die bayerische Civilgerichtsordnung.* Von *F. X. Krüll*, d. R. L. 1797. XXXVIII und 752 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hätte eben so gut seinem Werke die Ueberschrift: *Einleitung in den Civilprocefs überhaupt* geben können. Denn die Behandlung des gemeinen bürgerlichen Processes macht bey weitem den gröfsten Theil seiner Schrift aus, wozu Danz, Claproth, Hellfeld u. a. dem Vf. viele Materialien lieferten. Aus diesen und andern Schriften ist gegenwärtiges im Ganzen mittelmäfsiges Buch entstanden: das beste darin sind die Nachrichten von der bayerschen Gerichtsverfassung und von dem, worin der bayersche Procefs vom gemeinen abweicht. Hierin kann der Vf. in seinem Vaterlande Nutzen stiften. Aber eben diese Lehren nehmen einen sehr kleinen Theil des Ganzen ein. Alles übrige besteht in Lehren des gemeinen Processes, wie sie in allen Lehrbüchern vorkommen. Nebst dem hat der Vf. sein Werk dadurch unnöthigerweise vergröfsert, dass er viele Materien aufnahm, welche in die Theorie des bürgerlichen Rechts gehören, und im Processe vorausgesetzt werden. Dahin sind zu rechnen: §. 8. 9. 10. 11. was zu einem *Domicilium* im rechtlichen Sinne erfodert werde. §. 12. von der Nachsteuer: §. 70. 71—74., wo von den Eigenschaften eines Richters und Actuars sehr viel alltägliches vorkömmt. §. 81. 82. 87. 88. 89. in welchen auf die nämliche Art von den Rechten und Pflichten der Advocaten und von Notarien gehandelt wird. S. 146—154. kommen alle theoretische Eintheilungen von Klagen vor. S. 266 folg. wird die Lehre von Vollmacht in gerichtlicher und aufsergerichtlicher Hinsicht zu weitläufig vorgetragen. S. 545 folg. ist zu viel Theorie vom Vergleiche beygebracht. Auch ist Rec. mit verschiedenen einzelnen Aeufserungen des Vfs. nicht einverstanden. So ist S. 79. der Begriff eines Advocaten viel zu eng dahin bestimmt: er sey jene Person, welche das Gesuch eines Andern mündlich oder schriftlich im Gerichte ausführt. Dagegen ist S. 80. ein *Procurator* (*judicialis*, von dem doch allein hier die Rede ist) zu weit definirt, wenn gesagt wird: er besorge die gerichtlichen und aufsergerichtlichen Geschäfte eines Andern. S. 93. kömmt nebst einigen andern sonderbaren Eintheilungen des Processes jene in *simplicem et probatorium* vor: der letzte soll derjenige seyn, bey welchen ein Beweisverfahren nöthig ist. S. 119. wird behauptet: nur der Eigenthümer könne das *Possessorium ordinarium* gebrauchen: S. 150. sagt der Vf.: ein *donatarius omnium bonorum* oder auch ein *legatar* werde heut zu Tage als Erbe betrachtet. Alle diese Behauptungen werden wohl keiner Widerlegung bedürfen. Der Vortrag des Vfs. ist deutlich, aber durch viele Provincialismen verunstaltet: z. B. Landfahnen, Grundhold, Verlurst, ableinen, Gezeugschaften. Der Vf. der Theorie vom Beweise im Civilprocesse heisst nicht Tafenar, wie er durchgängig angeführt wird, sondern: Tevenar. Rec. ist überzeugt, dafs der Vf. besser daran gethan hätte, wenn er die Eigenheiten des bayerschen Civilprocesses und dessen Abweichungen vom gemeinen Processe allein dargestellt hätte; dafs er dazu fähig war, hat er durch seine Schrift vollkommen bewiesen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Beygang: *Religiös-moralisches Sonntagsbuch für Jünglinge und Jungfrauen*, nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters, von M. *Gottf. Leop. Schrader*, Vesperprediger an der Universitätskirche zu Leipzig. *Erster Theil.* 1799. XIV u. 262 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Buch, welches die Jugend nicht nur in einer fortwährenden Bekanntschaft mit ihren Pflichten überhaupt erhalte, sondern sie auch insbesondere auf ihre künftige Verhältnisse und die daraus entspringenden neuen Pflichten aufmerksam mache, ist in der That nicht überflüssig. Hn. *S.* gute Absicht, durch dieses Sonntagsbuch Jünglingen und Jungfrauen zu ihrer häuslichen Erbauung behülflich zu seyn, verdient daher Lob. Aber wir zweifeln nur, dafs er den rechten Weg getroffen habe, sein Ziel zu erreichen. Der Inhalt dieses Buchs ist zwar gröfstentheils auf die Bedürfnisse der Jugend berechnet, wie schon die Inhaltsanzeige der hier befindlichen sechzehn moralisch-religiösen Abhandlungen lehrt, als das vorzüglich Angenehme der Jünglings- und Jungfrauenjahre; über die wichtigen Verhältnisse, welche beiden bevorstehen, worauf sie bey ihren Jugendfreuden Rücksicht zu nehmen haben, ob das Andenken an Gott diesen Freuden hinderlich seyn könne etc. Allein der Vortrag in dieser Schrift scheint uns, bey aller unverkennbaren Popularität und Ordnung in der Gedankenfolge, nicht ganz geeignet zu seyn, der Classe von Lesern, für welche Hr. *S.* schrieb, eine *anziehende* Lectüre zu gewähren. Alle Betrachtungen tragen noch zu viele Spuren des homiletischen Zuschnitts an sich; ein Hauptsatz ist selbst noch in der ziemlich veralteten Kanzelsprache ausgedrückt: *das Wort Gottes* ist der sicherste Führer durch die Jugend-

gendjahre. Die Gebete, mit welchen jede Betrachtung anhebt, find zwar leicht, und in einem gewiffen Sinne auch herzlich. Aber es fehlt ihnen gröfstentheils die Gedankenfülle, die Energie und Salbung, die nur allein Herz und Geift zu erheben vermag. Die Sprache in den Abhandlungen felbft ift im Ganzen viel zu matt. In den jungen Jahren ift nun einmal, wie die Erfahrung lehrt, Sinnlichkeit, Einbildungskraft und das Gefühlvermögen vorzüglich regfam. Wer für diefes Alter anziehende Erbauungsbücher fchreiben will, mufs daher fchlechterdings die Kunft verftehen, vermittelft einer edeln Benutzung diefer genannten Gemüthsvermögen, auf die Vernunft zu wirken. Ohne der Schwärmerey und dem Pietismus zu huldigen, oder eine Gefühlsmoral und myftifche Religionslehre vorzutragen, mufs er doch durch allerhand gefchickte Wendungen, durch kurze aber fchöne Gemälde, durch ein an dem rechten Ort angebrachtes edles und gefälliges Bild, durch ein eingeftreutes kurzes Gedicht u. f. w., Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Herz der Jugend in ein folches Intereffe zu ziehen wiffen, aus welchem der Vernunft und reinen Moralität kein Nachtheil erwachfen kann. Sein Vortrag mufs fich auch als Werk der fchönen Kunft empfehlen. Wenn Hr. S. in den folgenden Bänden auf diefen Wink Rückficht zu nehmen für gut finden follte; fo wird er gewifs feinen Zweck glücklicher erreichen, und nicht nur ein belehrendes, fondern auch anziehendes und unterhaltendes Buch der Jugend in die Hände geben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Hartknoch: *De penitiori offium ftructura commentarius*, auctore *Antonio Scarpa.* 1799. 55 S. gr. 4. (Mit drey Kupfertafeln.) — Scarpa's Bemerkungen über den innern Bau der Knochen müffen gewifs jedem Arzte und Wundarzte willkommen feyn, denn wir find an diefem grofsen Zergliederer fchon Genauigkeit, Scharffinn und Zweckmäfsigkeit gewohnt. Die Hauptτendenz der vorliegenden Abhandlung ift die Widerlegung der allgemein angenommenen Meynung, dafs die Knochen aus übereinanderliegenden Plättchen und parallelen oder divergirenden ftrahligen Fafern beftehen. Diefe Meynung fand der Vf. bey näherer Unterfuchung durchaus nicht gegründet, und behauptet, durch mannichfaltige Erfahrung geleitet, dagegen, dafs der innere Bau der Knochen überall, fie mögen nun als dünne Platten oder als cylindrifche Röhren, oder als kugelförmige Körper gebildet feyn, durchaus netzförmig und zellig fey. Um dies näher und befriedigend zu beweifen, führt er zuerft feine mit grofser Genauigkeit wiederholten Beobachtungen am Küchlein im Eye, vom achten Tage der Bebrütung bis zum zweyten nach dem Auskriechen an, wo er zuerft am neunten Tage den Knorpel, welcher das Schenkel- und das Schienbein bilden follte, in der Mitte etwas gerunzelt und kraus fand; diefe gerunzelte Stelle zeigte am zehnten Tage unter ftarker Vergröfserung ein fauberes Netzwerk, deffen Fäden unter fehr fpitzen Winkeln zufammenlaufen; durch diefe fpitzen Winkel bekommt das Ganze in der Folge ein auf den erften Anblick gleichlaufend faferiges Anfehen, welches aber im Grunde doch netzförmig ift. Eben diefes anfangende Netzwerk beobachtete der Vf. auch bey Embryonen von Menfchen; es zeigt fich auch an den fcheinbar ftrahligen Schädelknochen. Wenn der Vf., um auch analytifch zu verfahren, die dichteften Röhrenknochen ihrer erdigen Theile durch Salzfäure beraubte; fo blieb ein netzförmig zelliger weicher Stoff übrig, welcher durch Maceration fich wie jedes andere zellige Gewebe auflöfen liefs; und dies war fowohl mit der äufserften Rinde als mit den mehr nach innen liegenden Knochentheilen der Fall. Dies netzförmig zellige Gewebe laffe fich weit leichter als allmählich lockerere fchwammige Subftanz aufgelöft gedenken, als jene angenommenen Plättchen, deren Bau doch erft ganz und gar verändert werden müfste, um folche fchwammige Subftanz darzuftellen; dahingegen eine dichte netzförmige Subftanz nur ihre fehr fpitzen Winkel der Zufammenfügung zu erweitern braucht, um fich in das lockerfte Gewebe aufzulöfen. Von den künftlichen Unterfuchungen geht endlich der Vf. zu den krankhaften Erfcheinungen an Knochen über, welche er auch fehr glücklich zur mehrern Befeftigung feiner Meynung benutzt. Das Anfchwellen der Knochen bey rhachitifchen Perfonen erklärt fich fehr leicht durch ein Auseinanderweichen und Auflockern des netzförmigen Knochengewebes, nachdem durch krankhaften Reiz die erdigen Theilchen in grofser Menge aufgefogen find. Auch die neuerzeugte Beinfchwiele hat einen ähnlichen Bau; der Schwamm an den Knochen oder das aus ihnen herkommende wilde Fleifch ift nichts anders als netzförmig-zelliges Gewebe. Bey Gelegenheit diefer Bemerkungen führt der Vf. auch einiges nicht unwichtige über den Lauf der Gefäfse in der Knochenfubftanz an. Ueber die Structur neu erzeugter Knochentheile machte er Verfuche und Beobachtungen an Vögeln und Katzen. Auch führt er aus feinem Schatze zootomifcher Erfahrungen den völlig netzförmigen Knochenbau bey Wallfifchen, Amphibien und Fifchen an, welcher hier um fo deutlicher zu bemerken ift, da diefe Thiere weniger erdhaltige Knochen haben. Zuletzt beantwortet der Vf. noch die beiden Fragen: ob bey dem menfchlichen Fötus fchon die Diploë an den Schädelknochen, und eine Spur der Stirn-, Kiefer-, Siebbeins- und Keilbeinshölen zu bemerken fey, bejahend. Auf dem Querdurchfchnitte eines der platten Schädelknochen von einem noch nicht voll neunmonatlichen Kinde bemerkt man, dafs nach innen hin die Zellen der Diploë ganz fehlen, fo dafs alfo die fogenannte *tabula vitrea* fchon deutlich ausgebildet ift; nach aufsen hin bemerkt man hingegen mehrere feine Zellen. Von allen mit der Nafe in Verbindung ftehenden Hölen bemerke man die Stirnhölen am wenigften deutlich, welches aber von ihrem Zufammenfliefsen mit den Siebbeinszellen herrühre. Albin habe in feinem bekannten Werke (*Icon. off. foet.*) die Anlagen diefer fämmtlichen Hölen deutlich genug und fchön gezeichnet. Den einfaugenden Gefäfsen ift der Vf. nicht geneigt, fo viel Einflufs bey dem Gefchäfte der Ausbildung diefer Hölen zuzufchreiben, als man gewöhnlich thut. Ganz am Ende rügt der Vf. noch einen Irrthum, welcher in der Behauptung liegt, dafs der Oberfchenkel jenfeits der durch den Körper fallenden fenkrechten Linie ausgeftreckt werden könne. Wenn dies zu gefchehen fcheine; fo werde allemal das Becken auf der Wirbelfäule mit bewegt, die Ausftreckung des Schenkels werde durch die ungleiche Dicke des Kapfelbandes völlig gehindert; denn dies fey vorn fehr dick und fpanne fich daher gleich fo feft an, dafs es dem Schenkelkopfe mit Gewalt widerftehe. Ueber den Bau der Knochen find drey fehr fauber geftochene Kupfertafeln beygefügt, welche fowohl den Anfang der Knochenbildung als auch das Anfehen krankhafter Knochen vorzüglich fchön darftellen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. Julius 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Lincke: *Pratt's Aehrenlese auf einer Reise durch Wallis.* In Briefen an eine Freundin. 1798. 208 S. 8. (14 gr.)

Bey einem so abgeärnteten Felde, wie das romantische Wallis, konnte für den Vf. nur eine sparsame Nachlese statt finden, die aber in seiner warmen Einbildungskraft und in seinem wohlwollenden offenen Herzen wieder zu einer frischen und lieblichen Saat aufgekeimt ist. Der Vf. bemerkt gleich Anfangs, dass Sterne in seiner Aufzählung der verschiedenen Arten von Reisenden, die *verweilenden* Reisenden vergessen habe, und zählt sich selbst unter diese neue Art, welche leider bey den gewöhnlichen Reisen, nicht oft anzutreffen ist. Dies muss also im ganzen schon ein gutes Vorurtheil für den Vf. erwecken; denn wozu helfen der Welt die seichten bis zum Ekel wiederholten alltäglichen Bemerkungen der gewöhnlichen Zunft von Extrapostreisenden, welche auf ihren Flügen nur schiefe Aussichten, einseitige Urtheile und schwankende Erfahrungen zusammenraffen können. Die Leser werden schon dem Titel gemäss keine zusammenhängende genaue Beschreibungen, kein vollständiges Tagebuch des Reisenden erwarten. Nur einzelne schöne Blicke auf Gegenden, Sitten und Handlungen enthalten diese Bogen; oft beynahe ein wenig zu weit hergeholt, aber doch, wenn auch nicht für den Länderkundigen, doch für den warmherzigen Menschenfreund anziehend; so z. B. das, was im vierzehnten Briefe über Howard gesagt, und von ihm auf Veranlassung einer vorher ausführlich erwähnten, in Wallis ausgeübten guten That erzählt wird. Vorzüglich interessant war dem Rec. die Schilderung des herzlichen, gastfreundschaftlichen Charakters der Einwohner von Nordwallis, wo Reiche und Aermere weniger verdorben sind als ihre cultivirteren englischen Nachbarn und noch alte schlichte und bessere Sitte üben. Von den Reichen wird dies durch Beyspiele an den Familien des Lord Powis und Clive in Onkley Park bey Welch-Pool, von den Aermeren durch Beyspiele an der Familie eines Barbiers zu Barmouth, einem kleinen aus einer Strasse bestehenden Flecken oder Seestädtchen und an der Familie eines Heringsfischers in einem Dörfchen ein paar Meilen von Abevavon in Südwallis bestätiget. Die niedrigeren Stände von Menschen sind in diesen Gegenden durchgehends sehr arm, aber dafür haben sie einen Vorrath von Frohsinn und Gutherzigkeit, welcher sie nur desto liebenswürdiger und schätzbarer macht. Selbst manche abergläubische Vorurtheile, die sich noch unter diesen Menschen strenge erhalten haben, tragen eher zur Verbesserung als zur Verschlimmerung ihres moralischen Charakters bey. Alles dieses ist vom Vf. in einer gefälligen Manier geschildert und nur hie und da ein wenig zu empfindsam. Auch den Naturscenen dieses Landes lässt er hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, denn sie sind in der That unübertrefflich schön, reich und mannichfaltig; so dass auch im Anfange der Vf. junge Künstler mit vieler Einsicht auffodert und anweiset, diese Gegenden zur Ausbildung ihres Talentes sowohl, als auch zum unmittelbaren Besten des Publicums zu besuchen und zu benutzen.

Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen; man kann ziemlich lange fortlesen ohne zu ahnen, dass es nicht Original sey; nur an wenigen Stellen wird dies dem geübteren Sprachkenner durch einen etwas zu steifen Periodenbau verrathen. Hin und wieder sind einzelne Stellen und weiterhin ein Paar ganze Briefe weggelassen worden, weil sie entweder zu wenig Anziehendes oder zu viel tändelnd empfindsames enthielten; wodurch also die Leser im Grunde nichts verlieren.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: Weil. *Jeremias Höslin's*, Pfarrers zu Böringen, Uracher Oberamts, *Beschreibung der wirtembergischen Alp*, mit landwirthschaftlichen Bemerkungen: Herausgegeben von dessen Sohn M. *Jerem. Höslin*, Pfarrer zu Gruorn, Uracher Oberamts. 1798. 438 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der verdienstvolle *Pf. Höslin* zu Böringen hat durch diese Nachrichten und Beschreibung der Wirtenbergischen Alp und durch seine beygefügten landwirthschaftlichen Bemerkungen sich so wohl in seinem Vaterlande, als auch bey auswärtigen Oekonomen verdient gemacht. Er hat nicht nur dadurch die Vorurtheile beseitiget, die man so wohl ausser Landes, als auch hie und da im Wirtembergischen selbst von der Alp, als einer vermeyntlich elenden Gegend gehabt, sondern er hat auch die Geographie mit neuen und bessern Nachrichten bereichert. — Voraus geht eine topographische sehr richtige Beschreibung. Dann folgt die *politische* Verfassung der Alp und das davon sehr abhängende *Sittliche* ihrer Bewohner. Hierauf die *Flüsse* und *Bäche* in der Alp. *Merkwürdigkeiten im Mineralreich* im allgemeinen. — Dass der Name

Alp, Alb, von den weissen Steinen herkomme, wovon in manchen Gegenden die Aecker so bedeckt sind, dass man die Erde kaum wahrnimmt, glauben einige; aber wahrscheinlicher ist die Benennung noch von den alten Römern, die alle gebirgigten Gegenden *Alpen* nannten. — *Merkwürdigkeiten im Pflanzenreich.* Sie hat Forchen, Tannen (doch diese selten), Buchen, Ahorn, Linden, Birken, Aspen etc. Beerentragende Bäume, Obstbäume aller Art, Pflanzen, viele darunter für die Medicin, sonderlich Wolverley (*Arnica* etc.) *Thierreich.* — Das Rindvieh ist schlecht wegen der entlegenen Weideplätze: die Schäfereyen aber vorzüglich: Ziegen giebt es nur allzuviel: von wilden Thieren giebt es Hirsche, Rehe, Füchse, Dachse, Haasen etc. Die Weinbergsschnecken, welche auf den Alpengebirgen des Ulmer Gebiets gesammlet werden, sollen für das Ulmische Publicum einen jährlichen Ertrag von 10—15000 Gul. auswerfen. *Nähere Beschreibung der auf der Alp befindlichen Ortschaften.* — Hiebey kommen viele schöne und unterhaltende Nachrichten und landwirthschaftliche Bemerkungen vor. — *Blaubeuren.* — Zur Zeit des Münsterbaues in Ulm kostete ein Wirtembergischer Eymer Wein zu 160 Maas elf Kreuzer. — Bey den landwirthschaftlichen Bemerkungen wird hier die Tannensaat sehr ausführlich und gut beschrieben. — *Suppingen.* — Hiebey wird die ächte Verfertigung der Strohdächer angegeben und gezeigt, wie solche für die Alpenbewohner die besten, die wohlfeilsten und auch am meisten feuerfest seyn, welches sich auch wegen des damit vermischten vielen Lehms bestätiget. — *Berghülen.* — Hiebey wird der Flachsbau beschrieben, der überhaupt auf der Alp stark betrieben wird. — *Treffensbuch.* — Von den Mergelsteinen in dieser Gegend nimmt der Vf. Gelegenheit, vieles Gute von der Verbesserung der Erdarten zu reden. — *Asch*, *Wippingen*, *Sunterbuch*, *Hohen Gerhausen*, *Blauenstein die Vestin*, *Gerhausen*, *Poppelau*, *Beiningen*, *Erstätten*, *Steinenfeld*, *Ziegellhof*, *Geissenburg*, *Ringingen*, *Marchbronn und Dickingen*, *Weiler*, *Seissen*, *Winterhöfe*, *Lautern*, *Machtolsheim*, *Rotenacker*, *Steusslingen*, *Mündingen*, *Justingen*, *Sontheim*, *Laichingen*, der grösste Flecken auf der Alp: *Feldstätten*, *Donnstätten*, *Zainingen*, der kälteste Ort auf der Alp: *Böringen*, *Hengen*, *Gruorn*, *Trailsingen*, *Seeburg*, *Dottingen*, *Affenhausen*, *Kohlstätten*, *Bernloch*, *Gägingen*, *Lonsingen*, *Urach*, eine sehr alte Stadt: *Gross und klein Aengslingen*, *Holzelfingen*, *Genkingen*, *Dapfen*, *Mehrstätten*, *Enabeuren*, *Bötingen*, *Münsingen*, eine Amtsstadt: *Grabenstatten*, *Eckenbrechtsweiler*, *Vestung Hohen Neuffen*, *Krebsstein etc.* — Am Schluss zeigt der Vf. wie sehr und wie leicht die Alpgegenden und ihr Vieh und Landwirthstand durch den Esperkleebau vorzüglich, und auch durch die übrigen Kleearten verbessert, und die guten altdeutschen und noch am wenigsten verdorbenen Alpbewohner, deren Anzahl eine Summe von etlichen und vierzig Tausend betragen mag, in bessere Umstande versetzet werden könnten.

GESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Abriss der deutschen Geschichte.* Ein Lese- und Lehrbuch. Von L. *Westenrieder.* 1798. 208 S. 8. ohne Vorrede, Inhalt, Register und Tabellen auf 1 Bogen. (12 gr.)

Mehrere gemeinnützliche Schriften, die wir von diesem Gelehrten erhalten haben, lassen auch von der gegenwärtigen eine Arbeit erwarten, wie sie besonders sein Vaterland bedarf: und diese Erwartung wird im Ganzen nicht getäuscht. Zwar möchte man wohl daran zweifeln, ob es, wie er verspricht, zugleich ein *Lese-* und *Lehrbuch* seyn könne. Denn da er selbst versichert, dass er die Hauptbegebenheiten nicht ausgeführt, sondern nur mit Linien angezeigt (im Grundrisse vorgelegt) habe; und ein guter Lehrer nicht unterlassen werde, die Umrisse des Ganzen seinen Schülern anschaulich darzustellen; so ist zwar dadurch für Lernende, aber nicht eben so gut für Leser gesorgt, die eine ausführliche Erzählung wünschen müssen. Unterdessen sind doch wenigstens manche hervorragende Männer und Begebenheiten vollständig genug gezeichnet. Was in unsern Zeiten erst recht erkannt worden ist, dass man eine wichtige National- und Landesgeschichte nicht in eine blosse Regenten- und Familienhistorie verwandeln dürfe; das hat auch Hr. *W.* wohl gefasst, und überdies bemerkt, man habe ganz schicklich die Fürsten und ihre Regierungen Aerzte ihres Volks, dieses aber den Patienten genannt; mithin von der Gesundheit und dem Wohlstande dieses letztern auf die Weisheit und wohlangelegte Thätigkeit der erstern geschlossen. Er hat noch andere fruchtbare Gesichtspuncte für die Geschichte angegeben; z. B. dass man sie gleichsam als ein zusammenhängendes Drama vorstellen sollte, um es bemerklich zu machen, wie und durch was eigentlich das Ganze beherrscht worden sey. Man würde alsdann begreifen, sagt er, dass manche Angelegenheiten, die man jetzt kaum eines Blickes werth achtet, Hauptgegenstände einer weisen Regierung sind; dass, den Luxus einschränken, mehr werth sey, als zu Bestreitung desselben neue Anlagen zu erfinden; dass es rühmlicher sey, es dahin zu bringen, dass es weniger Spaziergänger gebe, als die üppigsten Spaziergänge zu errichten; dass eine solche Ordnung unter den Leuten herzustellen, bey welcher wenige gezüchtigt zu werden brauchen, etwas Grösseres sey, als das wohl eingerichtetste (am besten eingerichtete) Zuchthaus zu bauen; u. dgl. m. Noch steht im Vorberichte ein grösstentheils wohlgetroffener Abriss von den successiven Hauptveränderungen, welche bey der Verfassung Deutschlands, seinen Oberhäuptern und übrigen Fürsten, auch mit der Nation selbst, vorgegangen sind. Einzelne Stellen sind darin mangelhaft oder unrichtig; z. B. S. XV. wo einer *herrschenden groben Unwissenheit im 16ten Jahrhunderte* gedacht wird, welches doch nur von dem Theil der Nation gilt, der sich vor dem gleich im Anfange des Jahrhunderts ausbrechenden neuen Lichte in seine alten finstern Höhlen zurück zog;

zog; wo ferner eben von diesem neuem Lichte, das ganz Europa Deutschland verdankt, nichts gesagt, sondern nur von den classischen Schriften der Griechen und Römer, von *einer bessern Litteratur* behauptet wird, sie habe von allen Seiten gute Köpfe angetrieben; auf die *Abstellung von Unordnungen, Missbräuchen*, und besonders *der verschlimmerten Sitten*, zu dringen; eine ganz schiefe Vorstellung! Doch man muss immer bedenken, wo Hr. *W.* schreibt.

Die Geschichte wird hier in zwölf Kapitel (warum nicht gleich in Perioden, wie sie einem Lehrbuche angemessen sind?) abgetheilt. I. Kap. Die älteste Geschichte der Deutschen bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums. Die Stelle S. 2. „Ihm selbst, dem Deutschen, je grauser, desto behaglicher war ihm ein Ort; in den Tiefen fürchterlich „einsamer, mit ungeheueren Eichen und Tannen erfüllter Hayne, war sein angenehmster und heiligster „Aufenthalt," möchte sich schwerlich erweisen lassen. *Tacitus* sagt vielmehr: „*Colunt discreti ac diversi, ut „fons, ut campus, ut nemus placuit; vicos locant non in nostrum morem; suum quisque domum spatio circumdat.*" etc. Dass sie ihren Gottheiten Hayne geheiliget haben, ist etwas anders. Willkürlich ist auch die Behauptung, dass die Gothen aus dem heutigen Schweden und Norwegen nach Dacien vorgedrungen seyen. (S. 7.) II. Kap. Von 476 bis 511. *Clodwigs* Tod ist eben keine so wichtige Begebenheit, um mit ihr einen so kurzen Abschnitt zu schliessen; zumal da die Gründung der Fränkischen Monarchie durch ihn, so wenige Jahre nach dem Umsturz des occident. Reichs erfolgt ist. III. Kap. Vom J. 511 — 814. Der Verfall der Gelehrsamkeit wird einzig von den verwüstenden Einfällen der Deutschen hergeleitet; aber früher hatte schon der herrschende Aberglaube gar viel dazu beygetragen. Uebertrieben ist es auch, wenn S. 20. gesagt wird, *die Deutschen hatten es vor eine entsetzliche Schande gehalten, etwas zu lernen.* Ueberhaupt sind sie bey ihrer Niederlassung im römischen Reich zu nachtheilig, und die Geistlichkeit ist dagegen zu vortheilhaft geschildert worden. Nach S. 25. soll ihr Tagewerk, Plündern und Morden, Trinken und Gewaltthätigkeiten verüben gewesen seyn; und doch sagt *Orosius*, man habe lieber unter ihnen Freyheit und Armuth, als unter der römischen Herrschaft, ein kummervolles Leben ertragen; doch war der Ostgothische *Dietrich*, dessen hier billig hätte gedacht werden sollen, schon am Ende des 5ten Jahrhunderts der Wiederhersteller Italiens. Dagegen wird *Karl der Grosse* gar zu unumschränkt gepriesen; seine Ländersucht, seine für die Nation drückenden Kriege, sein Betragen gegen seines Bruders Söhne, hätten doch auch erwähnt werden sollen; und neben seinem *menschenfreundlichsten Capitulare* (S. 33.) muss doch auch das Gesetz nicht vergessen werden, nach welchem jeder Sachse, der sich nicht taufen lassen wollte, am Leben gestraft werden sollte. IV. Kap. J. 814 — 1101. Hier meynt der Vf. S. 49. „*Gregor VII* sey zu hart beurtheilt worden, indem er die Bahn, auf welcher er auftrat, nicht erst angelegt; sondern bloss, wie er sie bereits angelegt fand, der erste betreten habe; schon *Karl der Grosse* habe dazu durch die Einführung der berühmten Send- oder Sittengerichte sehr viel beygetragen; denn weil die Bischöfe diesen zu Folge über die Sittlichkeit der Unterthanen Gericht gehalten, und der weltliche Arm ihre Urtheile hätte vollziehen müssen: so sey dadurch die allgemeine Meynung entstanden, als sey die weltliche Macht der geistlichen untergeordnet." Ein übereilter Schluss! Schon *Constantin der Grosse* hatte befohlen, dass die schiedsrichterlichen Aussprüche der Bischöfe von den weltlichen Obrigkeiten vollzogen werden sollten; aber er hatte gewiss eben so wenig, als nachmals *Karl*, daran gedacht, dass die weltliche Regierung durchaus den Bischöfen untergeordnet seyn sollte; geschweige denn, dass einer unter ihnen befugt seyn sollte, seinen Kaiser vor sein Gericht zu fodern und abzusetzen. Doch Hr. *W.* spricht bald selbst darauf (S. 50.) von einem *unerhörten Ausspruche Gregors*, und (S. 51.) von *dem Neuen dieser geistlichen Macht*; es muss also wohl noch keine allgemeine Meynung gewesen seyn, nach welcher er gehandelt hat. V. Kap. Vom J. 1101 bis 1269. Dass die Päbste, nach dem Abgange des Fränkischen kaiserlichen Geschlechts, die Kaiser ordentlich bestätigt haben, wie S. 59. vorgegeben wird, gilt wenigstens von *Friedrich I*, nicht. Auch ist S. 63. die Wendung verunglückt, dass schon im J. 1257 *der Herzog von Bayern, welcher damals auch bereits die Würde eines Pfalzgrafen am Rhein besessen habe, einer von den weltlichen Kurfürsten gewesen sey.* Die *Carmeliter* gingen nicht, wie S. 96. versichert wird, aus den Franciscanern und Dominicanern hervor; sondern waren schon vor ihnen vorhanden. S. 117. wird erzählt; dass *Karl V*, mit 16000 Mann die weit zahlreichere sächsische Armee bey Mühlberg überfallen habe; und es ist doch allgemein bekannt, dass eine grosse Uebermacht auf Seiten des Kaisers gewesen sey, nachdem der Kurfürst seine Kriegsvölker in mehrere Städte vertheilt hatte. Bey der Trennung der R. Kathol. und Protestanten, hat sich der Vf. mehrmals von der historischen Wahrheitsliebe und Mässigung entfernt; z. B. S. 124. dass *Luther's* Anhänger fast in einem jeden beträchtlichen Flecken seine Meynungen verschiedentlich ausgelegt haben sollen; dass sie alle Augenblicke bereit gewesen wären, zu rebelliren, so bald die Obrigkeit sie einschränken wollte, u. dergl. m. Auch wird *Schmidten* sein bekanntes Sophisma (S. 107.) nachgesprochen, *dass durch die Reformation der Fortschritt der Wissenschaften beynahe bis auf unsere Zeiten gehemmt worden sey.* Nach S. 186. soll *Mart. Behaim* der erste Entdecker von Amerika seyn; das ist aber in unsern Tagen hinlänglich widerlegt worden. S. 204. wird *Jacob Thomasius* ein berühmter Rechtsgelehrter zu Leipzig genannt. Das ist wohl eine Vermischung mit seinem Sohne *Christian Thomasius*, dem berühmten Philosophen und Rechtsgelehrten zu Leipzig und Halle. Sollte

denn

denn der Vf. einen Mann nicht kennen, der eine Hauptrevolution im Denken gestiftet hat?

Wir haben aus mehrern Stellen nur diese ausgehoben, um dem Vf. zu eigener Berichtigung und Vervollkommnung seines Buchs Gelegenheit zu geben, das wirklich viele gute, selbst ausgesuchte Bemerkungen über die alte und neue Verfassung der Deutschen, über ihre Sitten, Handelschaft, Geistescultur, u. dergl. m. enthält, auch hin und wieder einige Anlage zur Freymüthigkeit verräth.

1) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Leben des Ritters von Zimmermann*, von *S. A. D. Tissot* mit dem Bildniss des Herrn von Zimmermann's und mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1797. 280 S. 8.

2) Zürich, b. Orell und Comp.: *J. G. Zimmermann's Lebensgeschichte* von *S. A. D. Tissot* aus dem Französischen übersetzt. 1797. 178 S. 8.

Wir hätten in der That nichts verloren, wenn es bey der Uebersetzung Nr. 1. der bekannten interessanten Schrift des verstorbenen Tissot sein Bewenden gehabt hätte. Nicht nur erschien sie zeitig genug, sondern liess auch wirklich, bey der ihr eigenen treuen und gefälligen Darstellung des Originals, das nicht selten durch eine zweckmässige Anziehung der eigenen, aus seinen Schriften entlehnten Aeusserungen des seligen Zimmermann's erläutert, und durch interessante literarische Bemerkungen bereichert, zugleich auch in Hinsicht auf das über die körperliche Bildung des Verstorbenen gesagte, durch das ziemlich gut getroffene Portrait, dem Leser angenehm versinnlicht wird, nichts weiter zu wünschen übrig. Wozu nun noch die Uebersetzung Nr. 2., der mehrere jener Vorzüge nicht in dem Grade, oder überall nicht eigen sind, wenn gleich ihr ebenfalls das Lob gebührt, das Original in einer gefallenden Schreibart wiedergegeben zu haben? Dass der Geburtstag von Zimmermann, falsch in ihr angegeben wird, ist wahrscheinlich ein Fehler des Setzers.

* * *

Altdorf, b. Meyer: *Gemeinnütziges Rechenbuch zum Unterricht in Stadt- und Landschulen und zum Privatgebrauch.* 2te verbess. jedoch im Wesentlichen ungeänderte Auflage. 1798. XVI. und 438 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 251.)

Weissenfels und Leipzig, b. Severin und Comp.: *Lehrbuch der christlichen Religion nach Anleitung des Katechismus Lutheri* entworfen von *M. J. Ch. Förster.* 5te aufs neue revidirte Auflage. 1799. 295 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 322.)

Leipzig, b. Linke: *Katechismus der moralischen Religionslehre nach den Grundsätzen der heiligen Schrift* von *J. F. G. Löser.* 2te umgearbeitete Auflage. 1799. 148 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 108.)

Marburg, in der Akademischen Buchhandl.: *Kurze Anweisung für gemeine Feldmesser.* 2te Auflage. Mit 3 Kupfertafeln. 1799. 76 S. 8. (6 gr.) S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 103.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Halle*, b. Hendel: *In locum Pauli Ap. 1. Thessal. V. 19—22. Disp. auctoritate Academiae Fridericianae Halensis scripsit Joh. Aug. Noesselt.* 1799. 16 S. in 4. Πνευμα überhaupt, wie es in dieser und so vielen neutestamentlichen Stellen zu verstehen ist, erklärt der in freymüthigen Untersuchungen unermüdete Vf. *de omni eo, quo quis, ut ita dicam, animatus sit; sive aliqua recte cognoscendi aut appetendi fugiendique facultate, sive ipsa veri intelligentia aut amore ejus, quod bonum rectumque est, praesertim altiore aliquo animi motu in utramque partem continuatur, tam quidem maxime, cum a Deo profectus sit aut putetur.* Das *Auslöschen* σβεννυναι erhält Licht durch das entgegengesetzte *Wiederbeleben*, αναζωπυρειν 2 Timoth. 1, 6. Das Licht, welches den ersten Christen über religiöse Fragen oft plötzlich aufging, sollten sie einander leuchten lassen, aber auch wechselseitig prüfen. 1. Kor. 14, 29—32. Die modische Erklärung, dass προφητεια *die Gabe der Schriftauslegung* bedeute, läugnet der Vf. mit Recht gar sehr. Er übersetzt dies Wort hier, und 1. Kor. 14. als *facultas perspicue et ad intelligentiam vel rudiorum auditorum accommodate loquendi.* Uns scheint vielmehr das Ausgezeichnete prophetischer Belehrung in der bildlichen, symbolischen, mystischen Einkleidung der Gedanken, und in dem begeisterten Vortrage und Declamation zu liegen. Solche begeisterte Reden waren oft dunkel, übertrieben, halbwahr; daher Furcht vor Verachtung aller. Ueber jenen Fehler verweist der Vf. selbst sehr treffend auf das für P. unangenehme Beyspiel 2 Thess. 2, 2. wo etwas ihm falsch anerklärt wurde (δια λογυ ἡ της επιςολης ως δι ημων). Auch der Satz: alles zu prüfen etc. erhält durch Vergleichung mit 1. Kor. 14. 29. Bestimmtheit. Οἱ αλλοι διακρινετωσαν. Nach dem Beyspiel der Beröer Apostelg. 17. 11. 13. Da nun 1. Kor. 14. 33. 40. Warnungen vor Streitsucht in der Gemeinde folgen, so schreibt Hr. D. N. auch der Paulinischen Sentenz: απο παντος ειδυς πονηρυ απεχεσθε, diese nächste Beziehung zu. Dem πονηρον sey dort das καλον entgegengesetzt. *Schein*, wie Luther übersetzte, bedeutet ειδος auf keinen Fall.

Monatsregiſter

vom

Julius 1799.

I. Verzeichniſs der im Julius der A. L. Z. 1799 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(Ge-

R.

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 197.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stucke vorkommen.

I.

III.

III. Im Julius des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Maga-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Belohnungen.

Preis-

Preisfragen und Preisvertheilungen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. August 1799.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von D. *Willhelm Gottlieb Tennemann*, ausserord. Prof. der Phil. zu Jena etc. *Erster Band*. 1798. 428 S. ohne Vorrede und Einleitung von 88 S. *Zweyter Band*. 1799. 530 S. gr. 8. ohne die Vorr.

Ein Geschichtschreiber der Philosophie hat in unsern Tagen bey allen den mannichfaltigen Vortheilen, welche ihm auf der einen Seite geboten werden, doch auch mit ganz eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn wenn gleich ein reichlicher Vorrath von Materialien, eine Menge gründlicher Untersuchungen über die Geschichte der Völker und Wissenschaften überhaupt, die philosophische Bearbeitung der alten Literatur insbesondere, und die vorhandenen ganz verschiedenartigen Behandlungen dieser Geschichte selbst, von denen die fehlerhaftesten oft gerade die lehrreichsten sind, wenn ihm gleich dies alles ausserordentlich viel Erleichterung gewährt; so macht doch die jetzige Gährung in der philosophischen Welt seine Arbeit wieder um eben so viel schwieriger, verrückt ihm selbst nicht selten den richtigen Gesichtspunct und stellt ihn den Anfoderungen und Urtheilen ganz entgegengesetzter Parteyen bloss. Während ein Theil mit Bestimmtheit versichert, dass erst durch die Kantische Philosophie für die Geschichte der Philosophie der rechte Schlüssel gefunden sey: klagt dagegen der andere alle diejenigen, welche bey einer solchen Bearbeitung an die neueste Philosophie auch nur erinnern, der Einseitigkeit und Parteylichkeit an. Während man hier von dem Geschichtschreiber der Philosophie verlangt, dass er sich über seinen philosophischen Glauben bestimmt erkläre; sieht man es dort als die erste Erfodernifs eines guten Geschichtschreibers an, dass er gar keiner Partey beystimme. Und was hört man nicht alles über die Geschichte der Philosophie selbst urtheilen! Der eine will darin nichts als die vollständigsten Systeme aufgenommen wissen; der andere lässt die seltsamsten Meynungen und Träumereyen zu. Der eine behauptet, es sey gar keine Geschichte der Philosophie möglich; der andere versichert, sie sey bloss a priori möglich. *Quo figuli ruits!* — Man vergleiche mit diesen Bemerkungen die Aufnahme, welche die neuern Werke von *Tiedemann*, *Eberstein*, *Eberhard*, *Ständlin*, *Buhle* und *Tennemann* hier und da gefunden haben, oder man lese die Vorreden der Hn. *Tiedemann*, *Buhle* und *Tennemann* zu den spätern Theilen ihrer Werke, um sich davon noch mehr zu überzeugen, dass es gegenwärtig mehr als jemals gewagt sey, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben.

Der Vf. des vorliegenden Werks hat diese Schwierigkeiten so gut, wie einer, gekannt; aber er hat Muth genug gehabt, es damit aufzunehmen. Und wenn gleich an seinem Werke noch mancherley auszustellen ist; so können wir doch versichern, dass wir in den neuesten Zeiten noch keine so vollständige, nach einem so festen Plane bearbeitete, Geschichte der Philosophie erhalten haben, als dieser Anfang zum Theil schon liefert, zum Theil erwarten lasst. Es kann unsere Absicht nicht seyn, dieses Urtheil *hier* zu beweisen; dazu wäre eine ausführliche Vergleichung und Zergliederung erfoderlich, welche diese Blätter nicht fassen: wir begnügen uns mit einigen allgemeinen und besondern Anmerkungen.

In der Vorrede bemerkt der Vf. sehr richtig, dass der Geschichtschreiber der Philosophie auch jetzt noch nicht aufhören dürfe, seine Materialien zu suchen und zu prüfen, und der Herausgeber des Parmenides, den er deshalb anführt, hat es durch eigene Versuche bewiesen. Noch mehr wird es sich bestätigen, wenn mehrere solche kritische Bearbeitungen von Fragmenten und Nachrichten erschienen seyn werden, wie die von den Bruchstücken des Parmenides, und die zu hoffende Sturzische von den Fragmenten des Empedokles. Man vergleiche *Carus* gelehrte Schrift über die Quellen der Philosophie des Anaxagoras. Wie viele Aeusserungen der ältern dichterischen Philosophen erscheinen nicht in den Schriften der spätern als bestimmte Philosopheme, die im Zusammenhange angesehen, nichts als dichterische Redensarten und Wendungen sind!

Die allgemeine Einleitung handelt von der Theorie und Methodologie der Geschichte der Philosophie. — Dass der erste Aufsatz über den Begriff der Geschichte der Philosophie verhältnissmässig zu weitläuftig angelegt ist, wird der Vf. selbst nicht leugnen. Er hätte sehr füglich mit dem 15. §. anfangen, und denselben auf wenigen Seiten genugsam rechtfertigen und erläutern können. Dagegen vermissen wir eine genauere und ausführlichere Revision der bisherigen Bearbeiter der Geschichte der Philosophie. Wie viel Belehrendes hätte uns nicht der Vf. über seine Vorgänger sagen können; wie vieles, was selbst über seine Art der Bearbeitung ein helleres Licht verbreitet haben würde! Es ist in der That wohl kein Wunder, dass diese Geschichte bey allen den Bearbeitern, die sie gefunden hat, gleichwohl noch so weit vom Ziele entfernt ist, wenn man die verschiedenen Ge-

fichtspuncte betrachtet, nach denen fich die meiften Gefchichtsfchreiber das Ganze willkürlich zurechtrückten. Indefs der eine darauf ausging, die alte Philofophie zur Ehre des Chriftenthums herabzufetzen, machte fich es der andere zum Gefchäft, fie zur Schande deffelben zu erheben. Ein dritter bemühte fich zu beweifen, dafs die neuere Philofophie vor der ältern keine Vorzüge habe; das gerade Gegentheil wollte ein vierter zeigen. Und wenn hier einer die gefammte ältere Philofophie in dem innigften Zufammenhange, z. E. in dem einzigen Emanationsfyfteme, ficht, findet der andere überall nichts als unverbundene zufällige Lehrmeynungen. Alle dergleichen einzelne Anfichten verderben offenbar die Arbeit des Gefchichtfchreibers, und machen immer wieder neue Unterfuchungen nöthig. — Was §. 42. gegen die *Fülleborn'sche* Idee über die Trennung der litterarifch-kritifchen, hiftorifchen u. a. Theile einer Gefchichte der Philofophie bemerkt wird, ift fehr richtig, ob fich gleich wenigftens für einen Punct noch etwas fagen lafst. So hat uns das Studium der neuern Schriften von *Tiedemann* und *Buhle*, doch hier und da zu dem Wunfche veranlafst, dafs wenigftens die litterarifch-kritifchen Unterfuchungen abgefondert werden möchten. Denn find es nicht eben diefe, die dergleichen Werke fo übermäfsig anfchwellen, die den Lefer alle Augenblicke in dem Verfolge der Hauptideen ftören, und insbefondere Männern von Geift und Gefchmack, die nicht zugleich Liebhaber diefer Kritik find, die beften deutfchen Werke aus diefer Gattung fo verleiden, dafs fie lieber nach dem halbwahren Gefchwätz eines *Deslandes* (eine chinefifche Kaminpuppe für das Cabinet des gallicanifchen Gefchmacks nennt es ein deutfcher Humanift) oder nach *Formey's* feichtem Auszuge aus Bruckern, oder nach der franzöfirten Gefchichte der Philofophie für Liebhaber greifen? Rec. gefteht, dafs er in allen unfern Werken über die Gefchichte der griechifchen Philofophie immer mit einigem Verdrufs an den Abfchnitt vom Pythagoras geht, weil er jedesmal entweder mit Unterfuchungen über die Lebenszeit deffelben, oder mit Abhandlungen über die Aechtheit der Schriften feiner Schüler aufgehalten zu werden beforgen mufs. Auch Hr. *Tennemann* hat, wiewohl mit vieler Mäfsigung und Gründlichkeit, diefe alte Streitfrage von S. 76—86. vorgenommen, ohne fie gleichwohl völlig abzuthun. Wenigftens hat *Bardili* ganz neuerlich wieder einige Gründe für die Aechtheit des Ocellus beygebracht, die fich hören laffen.

Am wenigften befriedigt uns der Vf. in der Einleitung zur Gefchichte der griechifchen Philofophie und dem nächftfolgenden Abfchnitt. Wir hatten nämlich eine kurze Beurtheilung der fogenannten *Philofophia barbara* nicht für ganz überflüfsig gehalten, fowelt diefelbe mit der griechifchen in einigem Zufammenhange fteht. Und wer kann diefen Zufammenhang, z. B. perfifcher Religionsbegriffe mit den griechifchen Philofophemen, ganz leugnen! Ferner find auch die Verhältniffe, unter denen die Philofophie in Griechenland gedieh, bey weitem nicht genau und lebendig genug dargeftellt; das Erwachen des finnlichen Mythenvollen Griechen zum beftimmtern und abftractern Nachdenken ift nicht ftufenweife verfolgt, und, was hier von befonderer Wichtigkeit ift, der Charakter der griechifchen Sprache nicht forgfaltig genug unterfucht. Was über diefe Puncte gefagt wird, ift alles wahr und gut; aber es ift viel zu allgemein: wer es faffen und anwenden will, mufs aus feinem eigenen Vorrath von antiquarifchen Kenntniffen vieles hinzufetzen. Beynahe gefällt uns hier die Vorbereitung in *Tiedemann's* Geift der fpeculativen Philofophie beffer: vielleicht auch darum, weil in diefem die Sprache (ob fchon nicht grammatifch oder rhetorifch vorzüglicher) doch minder feyerlich und terminologifch ift. In der That find Stellen, wie S. 9. Nichts beweift etc., und S. 48. Der Raum wurde etc., offenbar zu wichtig gefagt.

Noch eine Erinnerung betrifft die Literatur. Von einiger Vollftändigkeit kann die Rede nicht feyn, aber wir finden fie nicht gewählt genug. Es werden Programme und Flugfchriften aus ältern Zeiten angeführt, die man jetzt mit der gröfsten Mühe nicht auftreiben würde: manche find ohne alle Zeitbeftimmung genannt, und manche verdienen gar nicht erwähnt zu werden. Wir nennen nur *Gaudentius*, *Capponi*, *Hill*, *Reuten*, *Mapp*, *Lehmann* und *Mourges* aus dem zweyten Anhange des erften Theils. Da das vornehmfte Verdienft folcher Abhandlungen gemeiniglich in Literatur befteht; fo würden wir uns jede zu nennen erfparen, welche bereits von *Bruckern*, dem fleifsigften Benutzer aller literarifchen Vorarbeiten, gekannt und gebraucht worden ift.

So wie aber der Vf. an die Darftellung des Einzelnen kommt; fo liefert er, was man von ihm fodern darf. Er holt feine Angaben, wo es feyn kann, aus den beften Quellen, geht in feinen Auslegungen und Zufätzen kritifch zu Werke, ift weder Spötter noch Lobredner der alten Weifen, und läfst fich nie zu polemifchen Ausfällen oder Lieblingsthemen verleiten. Wir werden daher von jetzt an, wie bey einer durchblätternden Lectüre, nur einige kleine Anmerkungen machen.

S. 83. im erften Theil. Das hier angeführte Werk vom Archytas περι τε παντος φυσιος ift fo felten, dafs Rec. beynahe an deffen Exiftenz, oder wenigftens daran zweifelt, dafs es richtig betitelt ift. Würde nicht Gale fich daffelbe zu verfchaffen gefucht haben? und giebt es fonft irgendwo eine beftimmtere Nachricht davon, als die im Fabricius? Rec. vermuthet, dafs es das Werk des Timäus oder Ocellus feyn möge. Könnte nicht ein Nachbar einer grofsen an alten Drucken reichen Bibliothek genauere Nachricht davon geben? — S. 99. Dafs Xenophanes, Parmenides und Heraklitus des Pythagoras in ihren Schriften erwähnen, wüfsten wir nicht zu beweifen. Die Stelle beym Diog. Laert. VIII, 1. 14. wenigftens ift viel zu unbeftimmt. — Beym fechsten Abfchnitt wird der Vf. manches umändern, wenn er die Fragmente des Empedokles mit einem Blick überfehen wird. Schon die Stellen, welche Simplicius in einigen feiner Commen-

mentare anführt, leiten hin und wieder auf andere Refultate. — Die Fragen über die Bildung des Anaxagoras S. 300. wird sich der Vf. gewifs gefreut haben, von Hn. *Carus* (im 10. Stück der Füllebornschen Beyträge) so trefflich beantwortet zu finden: wie denn auch der Artikel vom Hermotimus durch eben diesen fleisigen Geschichtforscher mit Vollständigkeit und Kritik bearbeitet worden ist. — Vorzüglich gut ist der Abschnitt von Heraklit ausgefallen.

Im Ganzen aber dünkt uns der zweyte Theil des Werks in jedem Betracht der beste zu seyn. Er liefert den systematischen Geist der Philosophie, von Sokrates an bis auf Zeno, den Stifter der Stoa. Die Megariker, Sokrates, und Plato sind mit gröfstem Fleifse und besonderer Anmuth abgehandelt. S. 162. werden *Schwab*, *Stäudlin* und andere, welche bey den Megarikern bereits den Unterschied synthetischer und analytischer Urtheile finden wollten, sehr gut widerlegt.

Wir unserer Seits finden alle Ursache, den Vf. zur Fortsetzung dieses Werks, nach dem angefangenen Plane, recht dringend zu ermuntern, und hoffen, dafs bey dem übrigen Publicum unser Lob um so unverdächtiger seyn wird, da wir eben so freymüthig getadelt haben.

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Philosoph*, oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über Lebensweisheit. *Erstes Heft*. 1797. 120 S. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel:

Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände. XIII. Abtheil.

Diese Abtheilung der compendiösen Bibliothek hat den Zweck, nicht nur einen vollständigen Begriff von dem System der ganzen Philosophie zu geben, sondern auch die Beurtheilung dessen, was in unsern Tagen durch den berühmten Reformator der Philosophie geschehen ist, zu erleichtern. Das Kantische System soll zugleich theils der Vorzüge wegen, die es hat, theils überhaupt als eine Erscheinung in der literarischen Welt, deren Beobachtung dem Zweck dieser Bibliothek angemessen ist, vollständig, zwar mit angemessener Kürze, zugleich aber doch mit möglichster Genauigkeit, Treue und Deutlichkeit dargestellt werden. Dieser erste Heft enthält zwey Abhandlungen; die erste entwickelt den Begriff und die Theile der Philosophie; die zweyte giebt von S. 56. an eine gedrängte Uebersicht von Kant's Kritik der reinen und praktischen Vernunft und der Urtheilskraft. Die Logik, Metaphysik der Natur, Moral, das Naturrecht und die natürliche Religionslehre sind für den 2—6. Heft bestimmt, denen vielleicht noch mehrere folgen werden, wenn Umstände und der Gang der Literatur Fortsetzungen und Nachträge nöthig machen sollten.

Die erste Abhandlung ist kein trocknes Skelet philosophischer Nomenclatur, sondern eine für gemischte Leser verständliche und lehrreiche Darstellung des Begriffs und der Theile der Philosophie, gröfstentheils aus Heusinger's Encyklopädie der Philosophie gezogen. Nur Einiges finden wir zu erinnern. Es war zweckmäfsig, den Begriff der Philosophie von derjenigen Seite in Erwägung zu ziehen, von welcher er am leichtesten verständlich gemacht werden konnte, und dieses ist der Begriff einer Wissenschaft des letzten Zwecks der Menschheit oder der Weisheitslehre. Moral ist nach dieser Hinsicht die Hauptwissenschaft, Kritik und Logik machen ihre Hülfswissenschaften aus. Mit diesen drey, meynt der Vf., wäre eigentlich das System der Philosophie geschlossen; aber es gebe noch einige Wissenschaften, welche zur Philosophie geschlagen worden, und sie nicht entstellten, sondern vielmehr ihren Glanz und ihre Brauchbarkeit vermehrten, und dieses seyen die angewandten Theile der Philosophie und die Metaphysik. Von der letzten heifst es S. 22.: diese Wissenschaften würden deswegen zur Philosophie geschlagen, weil sie als Wissenschaften a priori nicht wohl unter empirische Wissenschaften gebracht werden konnten, und also entweder zur Mathematik oder zur Philosophie kommen mufsten. — Zur Mathematik taugten jene aber deswegen nicht, weil ihre Begriffe keine Gröfsen sind; sie kamen also in die Philosophie. — Hieraus erhellet, dafs der Stammbaum der philosophischen Wissenschaften hier nicht systematisch entworfen ist. Auch ist es nicht logisch richtig, wenn S. 34. von der Physiologie der reinen Vernunft gesagt wird, sie handele nicht von dem Dinge überhaupt, sondern von den Dingen, welche als *wirkliche Gegenstände* in unserer Erfahrung vorkommen, und sie gleichwohl hernach in die immanente und *transcendente, welche alle Erfahrung übersteigt*, eingetheilt wird. Unter den Hülfswissenschaften hätte auch die Psychologie besser ihre Stelle gefunden, als unter der theoretischen Anthropologie; zum wenigsten würden wir ihr nicht den Zweck anweisen, „durch Untersuchung des innern Menschen die Mittel zu finden, durch deren Anwendung der Mensch sich in Erkenntnifs und Ausübung der Lebensweisheit befestigen kann." Nach dieser Erklärung wäre sie mit der Ascetik ganz identisch, und könnte nicht zur theoretischen, sondern praktischen Anthropologie gerechnet werden.

In der zweyten Abhandlung hat der Vf. den Gesichtspunct und Ideengang der Kritik sehr fafslich vorgetragen. Er erklärt sich darüber in der Vorrede so: „Wir haben unsere Absicht durch möglichste Anpassung der Kantischen Vorstellungsart an die gewöhnliche zu erreichen gesucht, und jederzeit erst blofs historisch vor Augen gelegt und vor denselben zergliedert, was alsdann synthetisch und nach Kants Ordnung und in dessen Terminologie erwiesen wird." Dieses ist auch wirklich mit viel Gewandtheit des Geistes geleistet worden; so dafs diejenigen, welche keine Mufse oder nicht Fähigkeit genug haben, Kants Werke selbst zu studieren, aus dieser gedrängten Uebersicht ihres Inhalts doch eine historische Kenntnifs von

von den Grundzügen der kritischen Philosophie erlangen können. Nur reicht dieses nicht zu, um das Eigenthümliche und ihren Werth zu beurtheilen, wozu eine gründlichere und vollständigere Kenntniss gehört, als diese populäre Darstellung geben kann. Die Hauptidee, durch eine vollständige Entwickelung des Erkenntnissvermögens, die Grenzen und Bedingungen der Erkenntniss zu bestimmen, in sofern sie in dem Erkenntnissvermögen selbst enthalten sind, also der wirklichen Erkenntniss der Objecte vorausgehen, ist nicht deutlich genug hervorgehoben. Zwar finden wir hier eine fassliche Erörterung des Raums und der Zeit, und an einem Erfahrungssatze (die Luft hält den Fall leichter Körper auf) wird deutlich entwickelt, dass die Erfahrung nur dadurch möglich ist, dass Wahrnehmungen in ein bestimmtes Verhältniss zu einander gesetzt werden, und diese Verhältnisse werden nach den Kategorien aufgezählt, aber theils leuchtet daraus noch nicht hervor, dass diese den ganzen Inhalt unserer reinen Erkenntniss ausmachen, also das Vermögen der Sinnlichkeit und des Verstandes völlig ausgemessen ist, theils wird bey den Kategorien dem Wahne nicht genug vorgebeugt, als wenn ihnen wirkliche Verhältnisse der Dinge zum Grunde lägen und von diesen abstrahiret worden.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Petersburg u. Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Peter der Grosse*, von *G. C. Claudius*. Erster Theil. Mit Peters des Grossen und Chatinka's Bildniss. 1798. 384 S. 8.

Dies ist der Anfang eines Halbromans; doch mit dem Unterschiede von den gewöhnlichen solchen Büchern, dass das Erdichtete nur in der Einkleidung bestehen soll. Der Vf. sagt in der Vorrede ausdrücklich, dass er der Geschichte treu bleiben, und bey dem Beschlusse seines Werks die Quellen anzeigen werde, woraus er geschöpft habe. Wir billigen das gar sehr, zweifeln aber, dass er die Quellen gehörig geprüft habe, oder seinem Vorsatze treu geblieben sey. Die Prinzessin Sophie z. B. ist in unsern Augen zu schwarz, und der Prinz Galitzin, seinem Charakter nach zu klein dargestellt. Er erscheint hier nur als die Creatur der liebenden Sophie. Le Fort war auch schwerlich der niedrige Schmeichler, der des Zarn gerechte Bedenklichkeiten mit der Aeusserung niederzuschlagen suchte, dass er keinem Gesetze unterworfen sey. Doch da der Vf. am Ende seines Werks angeben will, warum er diesen oder jenen Charakter so und nicht anders zeichnete; so ist es billig ihn erst zu hören, ehe man ein entscheidendes Urtheil fällt.

Die Einkleidung ist im Ganzen nur mittelmässig. Die häufigen Gespräche z. B. haben uns bisweilen langweilig und sowohl der Sprache als dem Gehalte nach unnatürlich geschienen. Indessen wenn der Vf. seinem Werke engere Grenzen zu setzen sucht, als es in diesem Theile geschehen ist (er geht nur bis auf die Verstossung der Zarin Eudoxia); so zweifeln wir nicht, dass es gewöhnlichen Lesern Unterhaltung gewähren werde.

* * *

Berlin, b. Maurer: *Die Gespenster.* Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit, von *S. Ch. Wagener*. Zweyter Theil. Zweyte verbesserte Auflage. 1799. XVI u. 403 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 392.)

Mannheim, b. Löffler: *Der vollkommene Fleckenkünstler;* eine Anweisung alle Fett-, Rost-, Tinten- und andere Flecken aus Gold- und silbernen Stücken, aus seidenem Zeuge, Sammt, Scharlach und andern Tüchern, wie auch aus Papier heraus zu bringen, nebst vielen bisher geheim gehaltenen Künsten von Farben und Firnissen. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 1799. 98 S. 8. (6 gr.) Die erste Auflage erschien 1782.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, im Magazin für Literatur und Kunst: *Uebungen im Zeichnen, Tuschen und Coloriren romantischer Scenen*. 12 Blätter. längl. Quart. (1 Rthlr. 8 gr.) Vier landschaftliche Gegenstände, ungefähr von der Art, dass es Ansichten von Partien aus englischen Gärten seyn könnten, mit Brücken, Ruinen, Tempeln u. dgl. sind hier so dargestellt, dass jeder dreyfach erscheint. Auf einem Blatt steht der blosse Umriss, auf dem andern erscheint derselbe getuscht, und auf dem dritten mit Farben ausgemalt. Die Erfindung ist an allen gleich mittelmässig, die Zeichnung schlecht, unbestimmt, charakterlos, die Regeln der Perspective sind nicht beobachtet, Licht und Schatten thun keine gute Wirkung, indem es an Haltung sowohl als an Maassen fehlt. Die Farben sind hart und grell, die Behandlung unordentlich. Dergleichen abscheuliche Sudeleyen als Muster für die Anfänger im Zeichnen auszubieten, ist ein wahres Verbrechen am guten Geschmack, und verdient, als Hinderniss, welches man der Bildung der Jugend in den Weg legt, den ganzen Unwillen aller derjenigen, die das Gute lieben und zu befördern wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 2. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Patzowsky: *Ephemerides meteorologico-medicae annorum* 1780—1793. quibus altitudines Barometri et Thermometri, ventorum regnantium genera, et alia apparentia meteora, cyclusque novem-decennalis, et horum in fublunaria tria naturae regna, fcil. dies criticos pares et impares, vegetabilium et animalium vitam, indolem, proventum, incrementum, decrementum, morbos influxus; praefertim hominum morbi epidemici, contagiofi, endemici, fporadici, ftationarii, annui, intercurrentes, partus felices et infaufti; cafus memorabiliores forenfes, pecorum epizootiae, hominum et pecorum morborum notabiliorum hiftoriae, pathologiae, therapiaeque et plurimorum defunctorum extifpicia omni poffibili accuratione et brevitate connotantur, in toto Inclyto *Comitatu Borfodienfi*, fignanter in Regio Camerali, Oppido *Miskoltz* factae, cum exfculpta Comitatus geographica Mappa. a *Samuele Benko.* 1794. Vol. I. S. 258. II. S. 330. III. S. 283. IV. S. 323. V. S. 164. cum indice. 8.

Der abfichtlich in feinem ganzen Umfange hergefetzte Titel, zeigt deutlich genug, was man in diefem voluminöfen Werke zu fuchen habe, und macht jede weitläuftigere Anzeige des Inhalts überflüfsig. Ehe Rec. fich nun zur Beurtheilung deffelben wendet, fühlt er fich verpflichtet, dem gelehrten Vf. fogleich zum Eingange die hochachtungsvollfte Bewunderung feiner raftlofen Thätigkeit, feines ungemeinen Eifers für die Wiffenfchaft, feiner ausgebreiteten Bekantfchaft mit den vorzüglichften Schriften der älteren medicinifchen Literatur, feiner Aufmerkfamkeit und Geduld im Beobachten, feiner meiftentheils bewiefenen Gründlichkeit im Urtheil, und des im Ganzen hervorleuchtenden praktifchen Talents, öffentlich an den Tag zu legen; und da er nicht zweifelt, dafs alle aufmerkfame Lefer diefes Werks, welche die in der Vorrede angeführten Schwierigkeiten, mit denen der Vf. zu kämpfen hatte, recht beherzigen, diefe Empfindung mit dem Rec. theilen werden; fo wünfcht er, der Vf. möge in diefer öffentlichen Anerkennung feines Verdienftes, eine kleine Belohnung feines Fleifses und Aufmunterung zu fernern gelehrten Arbeiten finden, waran es ihm in der Lage, worin er fchrieb, fehr gefehlt zu haben, den Anfchein hat.

Wenn wir diefer Erklärung unerachtet, einige Erinnerungen, fowohl über den Plan des Ganzen, als deffen Ausführung beyzubringen, uns veranlaffet finden; fo gefchieht es nicht, um jene Erklärung dadurch zu fchwächen, fondern allein in der Abficht, der Thätigkeit des Vf. nach individueller Einficht, eine nützlichere Richtung auf die Zukunft zu geben. Das ganze Werk würde unfers Bedunkens, nach einem andern Plane bearbeitet, weit nützlicher ausgefallen feyn, als nach der hier gewählten Ephemeridenform, wo nach Anleitung des Calenders, eine Menge Bemerkungen, Beobachtungen, Erfahrungen, und Reflexionen über die verfchiedenartigften Gegenftände auf einander folgen, ohne unter gewiffe Rubriken gefammelt und geordnet, zu irgend bedeutenden allgemeinen Refultaten zu führen. Eine folche Lectüre ift nicht nur äufserft ermüdend in ihrer Fortfetzung, fondern auch wegen Ueberladung und Verwirrung des Gedächtniffes, das an keine allgemeine Ueberfichten fich halten kann, gewiffermafsen nutzlos. Es ift nicht leicht eine Krankheit, fie möge einen medicinifchen oder chirurgifchen Namen führen, die nicht in dem vorliegenden Werke, oft unter den verfchiedenften Umftänden gezeichnet, und mit intereffanten Bemerkungen begleitet vorkäme, fo dafs der Vf. es nicht mit Unrecht einen *curfum pathologicum et therapeuticum* nennen kann; aber mehrere Jahre trennen oft die Beobachtungen gleichartiger Gegenftände, fo wie mehrere Bände die Befchreibung derfelben, welches Gedächtnifs vermag hier die Verbindung zu unterhalten? Hätte der Vf. anftatt deffen die beobachteten Gegenftände überfichtlich geordnet, wobey es ihm doch freygeftanden haben würde, feine meteorologifchen und aftronomifchen Bemerkungen pragmatifch einzufchalten, fo viel ihm gut dünkte; fo würde das Ganze eine weit praktifchere Haltung erhalten haben.

Was nützt denn überall, möchten wir fragen, die mehreren Schriftftellern gefallende Ephemeridenform in der medicinifchen Literatur? Die Abhängigkeit der Gefundheit der thierifchen Natur von der Witterung, fowohl unmittelbar, als mittelbar durch die Modification der Vegetation, foll dadurch erwiefen und erläutert werden. Aber ohne diefe handgreifliche Abhängigkeit zu läugnen, fragen wir ferner: ob es zur Erklärung eines ätiologifchen Verhältniffes hinreichend fey, Begebenheiten, die fich hinter einander zugetragen haben, neben einander zu fetzen, und dann auszurufen: *poft hoc, ergo propter hoc!?* Bündiger dürfte vorjetzt noch aus der Vergleichung des

des Witterungsstandes mit dem Krankheitsstande, mit Sicherheit nicht gefolgert werden können, so lange unsere Witterungskunde, noch allein auf der Beobachtung des Barometers, des Thermometers, des Hygrometers und der Windfahnen sich gründet. Sollten wir auch so glücklich seyn, wie man hoffen darf, jenen Werkzeugen bald Eudiometer und Luftelectrometer allgemeiner beygefügt zu sehen; wie viele andere Veränderungen der Atmosphäre, die auf der Verbindung und Zersetzung ihrer zum Theil noch so wenig erforschten Bestandtheile beruhen, werden dennoch unsern Sinnen sich entziehen, wenn sie gleich nicht unterlassen auf unsern Gesundheitszustand zu wirken, und die Resultate unserer meteorologischen Beobachtungen zu verwirren. Bis dahin also, da wir im Stande seyn werden, die totale Eigenschaft der Atmosphäre, und der jedesmal im Grofsen, oder auch nur local in ihr vorgehenden Veränderungen, wenn nicht vollkommen, doch wenigstens sehr viel besser, als bisher zu erforschen, bis dahin möchte Rec. meteorologischen Beobachtungen, in Hinsicht auf Pathologie keinen grofsen Werth einräumen, und bedauert es um so mehr, dafs der Vf. durch die entgegengesetzte Meynung, die sich sogar zum Respect gegen den *cyclum novem-decennalem* und *Dionysii exigui* erstreckt, sich habe verleiten lassen, seinem in mehrerer Rücksicht schätzbaren Werke, einen so unbequemen Plan unterzulegen.

Nicht weniger ist es zu beklagen, dafs wahrscheinlich derselbe Grund den Vf. bewogen hat, manche Krankengeschichten und Beobachtungen einzuweben, die an sich ohne alles Interesse sind, und blofs zur Ausfüllung des pathologischen Calenders, wie Namen der Heiligen, da zu stehen scheinen; oftmals so, dafs nicht der mindeste Zusammenhang mit der Witterung oder irgend einer epidemischen Constitution sichtbar wird; indessen ein anderesmal auch Krankheiten, die nach den angeführten Merkmalen, wohl offenbar damit in Verbindung standen, z. E. catarrhalische, ganz andern Ursachen z. E. dem Genusse giftiger Schwämme zugeschrieben werden. (Th. II. pag. 315). Ueberall ist nicht zu leugnen, dafs nicht zuweilen, da der Vf. uns eigentlich kein praktisches Tagebuch hat vorlegen wollen, die Eilfertigkeit sichtbar wird, womit er, ohne Zweifel aus Mangel an Zeit, seine Bemerkungen niederschrieb und seine Reflexionen beyfügte, wobey denn kleine Versehen oder Misgriffe leicht möglich sind. Dahin rechnet Rec. auch die unrichtig dargestellten Meynungen anderer Schriftsteller, wenn der Vf. z. B bey Gelegenheit, da er von der *retroversione uteri gravidi* spricht, die Meynung anderer bekämpft, das Emporsteigen des *uteri* in den ersten Monaten der Schwangerschaft sey Schuld daran; da doch so viel Rec. weifs, niemand dieses behauptet hat, und auch nicht behaupten kann, indem es Thatsache ist, dafs um diese Zeit, die Gebährmutter sich vielmehr in die Tiefe des Beckens senkt, und der Leib der Schwangern deshalb einzusinken pflegt.

Am wenigsten möchten die Nervenpathologen und Brownianer mit unserm Vf. zufrieden seyn, indem er ein ächt formeller Hippocratischer Arzt ist, auf Verderbnifs der Säfte, kritische Tage u. d. gl. viel rechnet, ein kühner Prognostiker ist, und ganz in Stoll's Schule gebildet zu seyn scheinet. Jedoch können jene Anhänger von Brown, die durch Hülfe ihres Meisters die einzig-möglichen Clairvoyants geworden zu seyn wähnen, in dieser grofsen Sammlung ganz antibrownianisch behandelter Fälle, manches finden, dessen Erklärung nach ihren Grundsätzen ihnen sehr beschwerlich fallen dürfte, und ihnen rücksichtsvolle Mäfsigung und Achtung gegen anders Denkende einflöfsen kann.

Mit mehrerem Rechte aber, als wegen der zu grofsen Anhänglichkeit an die Humoralpathologie, die der Zeit, worin der Vf. schrieb, und der Schwierigkeit, neue Schriften zu bekommen, worüber er sich beklagt, angemessen ist, dürfte man ihn über sein Heilverfahren, in so fern es davon unabhängig ist, tadeln können. Nicht ohne Verwunderung wird man z. B. bemerken, dafs er beym Tripper innerlich Queckfilber nehmen läfst. Oder soll es vielleicht als antiphlogisticum hier seinen Platz finden? Mit dem Blutlassen scheint er sich ganz dem Nationalvorurtheil der Ungarn, das hierin nicht zu viel thun zu können glaubt, gefügt zu haben. Seine Receptformeln sind gemeiniglich überaus zusammengesetzt und überladen, wahre Sesquipedales. Soll man es Paradoxie oder ungewöhnlichen Scharfsinn nennen, wenn er Th. II. pag. 329. die Eclampsie eines halbjährigen Kindes zu heben, absichtlich das Kind zu erkalten, und so ein künstliches Catarrhalfieber ihm zu erwecken, bemühet ist?

Das Verzeichnifs seiner sogenannten Wohlthäter in einer Schrift aufzustellen, die für das grofse Publicum bestimmt ist, mag nach localen Veranlassungen entschuldigt werden können, im Grunde doch aber weniger liberal seyn, als es scheinen soll.

Das Latein des Vf. ist zwar gegen viele andere Schriftsteller seines Landes gehalten, leidlich genug; doch laufen auch Floskeln aus der Jesuiter-Schule mit unter. Z. B. *ad semel (für statim) intertenere* (im Gespräch unterhalten) *Vinum anhelare* (nach Wein lechzen.) u. s. w.

Zufolge der oben angeführten Vorzüge dieses Werks finden wir uns zu dem Urtheile berechtigt in jeder praktisch medicinischen Bibliothek einen ehrenvollen Platz verdiene, vorzüglich der erfahrenere Arzt einen nützlichen Gebrauch davon machen könne, indem er Manches eigne über den Gang einzelner Krankheiten und ganzer Epidemien hier bemerkt finden wird; dafs es sich auch dem Anfänger empfehle, in so fern mancher Ausspruch der Alten hier durch Beyspiele aus der Natur, erläutert, manche irrige Theorie (z. B. die Hoffmannische vom Scorbut) berichtiget, manches seltene Uebel nach der Natur geschildert, und manche Abweichung vom Gewöhnlichen (z. B. ein Zoster,

Zoster, der beide Seiten des Körpers einnahm) angeführt wird; dafs ihm aber von der andern Seite, in der Nachahmung des Heilverfahrens des Vf. grofse Vorsicht und Auswahl anzurathen stehe. Schliefslich wünschen wir dem Vf. selbst eine günstigere Lage und mehrere Musse, um die Resultate seiner fernern Beobachtungen, auch mit Hinsicht auf die neuern Fortschritte der Arzneywissenschaft, nach Maasgabe des ihm nicht abzusprechenden Schriftstellerberufs, der gelehrten Welt mittheilen zu können.

Leipzig, b. Crusius: *De Peripneumonia nervosa, seu maligna* Commentatio, Auctore *Frid. Ludov. Kreysig.* 1796. 122 S. 8.

Es ist dieses ein schätzbarer Commentar über das, was Frank (*Epitom. de cur. hom. morb. To. I. et II.*) von der Verbindung des entzündlichen und nervösen Charakters der Krankheiten gelehrt hat, wozu der Vf. während seines Aufenthalts zu Pavia von 1793 bis 1794 durch vielfältig gemachte Beobachtungen sich aufgefordert gefühlt hat. Gewifs kann er, wegen der Gründlichkeit und Genauigkeit, mit denen er diesen Gegenstand behandelt hat, auf den Dank aller Aerzte rechnen, unter denen selbst die gelehrtesten und geübtesten gestehen werden, dafs gerade die von ihm aufgestellte Krankheitsform ihnen die gröfste Verlegenheit am Krankenbette verursache, indem sie zu ganz entgegengesetzten und widersprechenden Indicationen leitet. Sollte man nicht wünschen, Brown und seine Anhänger hätten Recht, wenn sie behaupten, dieser Widerspruch finde allein in den Köpfen der Aerzte, nicht aber in der Natur statt? Der Vf. zeigt indessen sehr gründlich, wie es nach ihm Michaelis und Hufeland (Journal d. pr. Heilk. B. VI. St. IV. B. VII. St. I.) ebenfalls bewiesen haben, dafs dieser Zustand wirklich öfters statt finde, und giebt eben so genau als wahr die Bedingungen an, unter denen er sich zu entwickeln pflegt.

Schade nur, dafs bey allen dem, was er für die Diagnosis dieser grofsen Krankheit geleistet hat, es ihm nicht geglückt ist, sie auf eine solche Stufe der Evidenz zu bringen, bey der man der zweifelhaften Indication *e juvantibus et nocentibus* entbehren könnte; ja aus den angehängten Krankengeschichten und dem dabey erwähnten Heilverfahren zu schliessen, ist sie es, auf die am meisten anzukommen scheint, indem der Vf., selbst unter den Augen des grofsen Frank, durch sie vorzüglich sich hat *leiten*, und zu einem nicht eben musterhaften Abspringen, von einer Methode zur andern, zuweilen hat *verleiten* lassen. Was namentlich die erste Beobachtung betrifft, so bleibt es zweifelhaft, ob sie überall in die Rubrik gehöre, wohin der Vf. sie bringt. Die Zeichen der Peripneumonie, welche Benennung er durchweg in dem bekannten erweiterten Sinne gebraucht, sind hier nichts weniger als deutlich, vielmehr scheint der Sitz der Krankheit unterhalb dem Zwergfell, und die Form des Fiebers eine *intermittens subintrans*, oder *quotidiana duplicata* gewesen zu seyn, deren eigentlich nervöser Charakter, wegen des unschädlich angewandten Aderlasses, ebenfalls ungewifs wird. Unter den überhaupt zweckmäfsig angegebenen Heilmitteln der nervösen Peripneumonie, vermisset Rec. ungern die auch von Hufeland, und neuerlichst von Fischer (Anleitung zur Armenpraxis) gelobte *Arnica montana*, deren Wirkung zur Hebung der gesunkenen Lebenskraft so unverkennbar ist.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Anton Portal's Beobachtungen über die Natur und Behandlung der Lungensucht;* aus dem Französischen, mit Anmerkungen von Dr. *G. Fr. Mühry.* Erster Band. 1799. 330 S. 8.

Es ist dieses die wohlgerathene Uebersetzung des am Ende des vorigen Jahrs in diesen Blättern weitläuftig angezeigten und empfohlenen Originals. Dasselbe ist hier nicht nur mit gewissenhafter Treue, und doch ungezwungen wieder dargestellt, sondern hat noch durch die Ergänzung der ihm selbst mangelnden neuern und ausländischen Literatur, wie auch durch mehrere in den Noten beygebrachte praktische Bemerkungen und Erinnerungen um vieles gewonnen; so dafs Rec. aufrichtig wünschet, der Vf. möge nicht verhindert werden, den zweyten Theil bald nachfolgen zu lassen, den er durch noch mehrere vergleichende Anmerkungen und weitläuftigere eigene Abhandlungen, welche seine fortgesetzten Beobachtungen über die Anwendung der künstlichen Luftarten in der Lungensucht zum Theil enthalten werden, noch interessanter zu machen verspricht.

BOTANIK.

Madrid: *Colleccion de Papeles sobre controversias botanicas* de D. *Anton. Jos. Cavanilles.* 1796. 273 S. 8.

Anstatt, dafs die wenigen spanischen Gelehrten sich vereinigen sollten, um die Wissenschaften in einem Reiche, wo sie es noch gar sehr bedürfen, zu befördern, sind sie beynahe streitsüchtiger als anderwärts. Nachdem die botanischen Abhandlungen von Cavanilles erschienen waren, liefs Hr. Ortega, neidisch auf einen Mann, der ihn bald verdunkeln mufste, und hämisch genug, einen Brief aus der Nähe von Lima über diese Dissertationen in das *Memorial litterario de Madrid* 1788, aber ohne Namen, einrücken. Der Angriff ist elend. *O.* wundert sich über die vielen neuen genera in *C.* Werken, da doch die Reisenden nach Peru und Lima nur ein einziges aus der Monadelphie entdeckt hätten; er wundert sich, dafs *C.* von dem abgehe, was Linné und *tantos catedraticos de Botanica* für gut gehalten u. s. w. *C.* antwortete bündig in demselben Journal, und *O.* wiederum sehr weitläuftig in einem Schreiben, worin *C.* besonders die Beschreibungen nach trocknen Pflanzen vorgeworfen werden; ein Vorwurf, der so allgemein und so mit Hitze, wie hier, gemacht,

macht, nichts bedeutet, so sehr auch Vorsicht bey dem Studium der trocknen Pflanzen zu empfehlen ist. Dann wurde C. in dem *Prodromo Florae Peruvianae et Chilensis* von Ruiz und Pavón an manchen Stellen angegriffen, worüber er sich in der Vorrede zum dritten Theile seiner Jcones verantwortet, und dagegen manches an jenem Prodromus tadelt. Auf diesen Angriff erfolgte eine weitläuftige Vertheidigung von Ruiz. Alle diese Schriften lasst C. hier mit Anmerkungen zusammen drucken. Der Gewinn der Botanik ist klein bey diesem Streite; die Verbesserungen in den Beschreibungen einzelner Pflanzen lassen sich bequem auf einem halben Bogen fassen. Cavanilles ist offenbar der stärkere Theil, ein Mann von ausgebreiteten und gründlichen botanischen Kenntnissen, und dabey ein heller, denkender Kopf; sein Gegner Ortega ein Mann, der ohne Kenntnisse den grossen Gelehrten machen will; Ruiz gezwungen die Sache seines Verwandten und Gönners Ortega zu führen. Dass sich über die Bildung einzelner generum viel streiten lasse, ist jedem Botaniker bekannt; daher wählten auch C. Gegner diese Seite. C. hätte nicht antworten sollen, wird man sagen. Aber dieses geht nicht so leicht in Spanien, wo weniger geschrieben wird, also jeder gelehrte Streit mehr Aufmerksamkeit wenigstens unter gewissen Klassen von Menschen erregt, und wo C. Stillschweigen ein Triumph für O. gewesen wäre. Hiemit ist zu verbinden:

Dissertation botanica sobre los generos Tovaria, Actinophyllum, Araucaria y Sulmia y la reunion de algunos que Linneus publicó como distintos por D. *Joseph Pavón* ohne Jahrszahl und Druckort (erschienen aber 1797 zu Madrid). 14 S. 4.

Hr. Pavón ist jetzt ein Freund von Cavanilles, dessen Kenntnisse er schätzt; er zeigt also durch diese Abhandlung, dass er nicht alles billigt, was in dem *Prodromo Florae peruvianae et chilensis* besonders in Rücksicht auf die streitigen Puncte mit Cavanilles gesagt worden ist. Die Charaktere der auf dem Titel genannten *generum* werden hier ausführlich geliefert, auch die Charaktere der Arten des *generis Actinophyllum*. Also ein schätzbarer Beytrag zur Botanik. Die vorgeschlagenen Vereinigungen Linnéischer *generum* sind nicht unbekannte, z. B. die Vereinigung von *Gentiana* und *Chironia*, *Solidago* und *Aster*, *Galium* und *Rubia* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Wien: Simon Zeller's praktische Bemerkungen über den vorzüglichen Nutzen des allgemein bekannten Badschwamms und des kalten Wassers bey chirurgischen Operationen, Verwundungen und Verblutungen überhaupt.* Nebst einem Anhange *von der Salzsäure in Bezug auf die Lustseuche*, samt einer Fortsetzung *tabellarischer Uebersicht der durch volle zehn Jahre in dem hiesigen Gebärhause vorzüglichsten (vorgekommenen) Geburts- und Krankheitsvorfällen (e)* 1797. 82 S. 8. Der bescheidene Vf. glaubt nicht, durch diese Blätter dem erfahrnen und vorurtheilsfreyen Arzte einen wichtigen Beytrag zu liefern, sondern setzt es sich bloss zum Zwecke, den minder grossen Praktiker von einigen Gewohnheitssünden loszureissen. Aber selbst jener wird hier belehrende Erfahrungen und Winke finden. — Die gewöhnlichsten blutstillenden Mittel, als Compression und eigentliche *styptica* vermehren durch ihren Reiz die Entzündung der Wunden sehr; vom Zunderschwamme sah Hr. *Z.* bey allen seinen Versuchen wenig Nutzen, und dies brachte ihn zu den Versuchen mit feinem *Badeschwamme*. Mit kaltem Wasser durchfeuchtet stillt er das Blut vortrefflich und ohne stark zu reizen. Unmittelbar auf die Wundfläche gelegt, sog er sich so sehr in sie hinein, dass er sich erst nach acht Wochen ablöste. Des Vf. Verfahren ist jetzt so, dass er gleich nach der Operation in kaltes Wasser getauchte und gut ausgedrückte Schwämme so lange gegendrücken lässt, bis die Blutung steht, dann die ganze Fläche mit einem in kaltes Wasser getauchten Stücke feine Leinwand bedecken lässt, und hierauf die Schwämme mit einer vierfachen Compresse und schicklicher Binde befestigt. Nach 24 Stunden wird alles abgenommen, bis auf die unterste Leinewand, welche den 3ten oder 4ten Tag mit der Eiterung sich losgiebt. Auf diese Art behandelte er sehr grosse Wundflächen, z. B. nach Brustamputationen mit dem glücklichsten Erfolge zur Verhütung der Blutung und zur Minderung des folgenden Entzündungsfiebers. Dieser Verband zwängt den Körper nicht, wird doch nicht leicht locker und gewährt den Vortheil, dass man gleich am 2ten Tage ihn erneuern und hiedurch Druck und Gestank verhindern kann.

Von dem Nutzen der Salzsäure, angewendet in venerischen Krankheiten. Ein weit früherer deutscher Vorläufer von Beddoes (1797) und Alyon's (1798) Abhandlungen über die Kraft der Säuren gegen die venerischen Krankheiten. Schon vor 10 Jahren stellte Hr. *Z.* Versuche gegen diese Krankheit mit der Salzsäure an, worauf ihn die Betrachtung der vorzüglichen Wirksamkeit des Sublimates vor dem lebendigen und selbst dem versüssten Quecksilber leitete. Seit dieser Zeit schon bedient er sich dieses Mittels in der täglichen Dosis von 1 Drachme mit sehr glücklichem Erfolge, vorzüglich bey zugleich Skorbutischen, welche das Quecksilber nicht vertragen. Auch beym Beinfrasse rachitischer Kinder fand er den innern Gebrauch dieses Mittels nützlich. Aeusserlich wendet er es nicht nur bey venerischen und skorbutischen, sondern überhaupt bey unreinen, schlechteiternden, fistulösen Geschwüren mit Nutzen an.

Fortgesetzte tabellarische Uebersicht der im allgemeinen Gebärhause etc. vorgekommenen Fälle. Diese geben sehr interessante Resultate. In den genannten 10 Jahren starben von 7511 Müttern nur 36, also ungefähr die 208te. Bekanntlich zeichnen sich die Wiener Geburtshelfe durch ihrer natürliche Behandlung sehr vortheilhaft aus. In Göttingen starben von 225 Müttern, die von 1792—1794 entbunden wurden, schon sechs also ungefähr die 37ste. — Die sonst sehr gewöhnlichen Gebärmuttervorfälle sieht er jetzt seltner, seitdem er jede Wöchnerin vor dem frühzeitigen Aufstehen und Gehen an die gewöhnliche Arbeit warnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. August 1799.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Dresden, b. Walther: *Sermons sur le Christianisme Moral, par Jean Louis Alex. Dumas*, Ministre de l'Eglise reformée de Dresde. 1797. 429 S. 8.

2) Leipzig, b. Rein: *Religionsvorträge grösstentheils über die Episteln*, gehalten von *J. S. Bail*, Kreis-Senior und Pastor Sec. 1798. 269 S. 8. (20 gr.)

3) Glogau, b. Günther d. J.: *Casualreden*, von *J. S. Bail*, evangel. Prediger in Grofs-Glogau. 1798. 98 S. 8. (8 gr.)

4) Rudolstadt, b. Langbein u. Klügel: *Christliche Religionsvorträge zur Unterhaltung für gute Seelen*, von *J. Th. Ch. J. Oberländer*. Erstes Bändchen. 1798. 197 S. 8. (12 gr.)

5) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Fastenpredigten*, von *Michael Feder*. Zweyter Theil. *Die Freunde Jesus*, nebst einem Anhange. 1796. 94 S. 8. (6 gr.)

Wenn Predigten, bey ihrer gegenwärtigen, freylich nicht gerade auf den Theil der Zuhörer, welcher des öffentlichen Religionsunterrichts am nothwendigsten bedarf, berechneten Form, doch so gut wie möglich, das seyn sollen, was ihr Zweck fodert, nämlich Vorträge, welche den Zuhörer über seine Pflichten belehren und zu ihrer Erfüllung ermuntern; so können sie dieses durchaus nicht anders werden, als durch eine dem Geschmack des gebildeten Publicums angemessene Gestalt, die man ihnen zu geben sucht. Denn für diesen Theil der Gemeinde wird nur gepredigt, und kann auch vernünftiger Weise nur gepredigt werden. Der ganz gemeine Haufe fafst keinen zusammenhängenden Vortrag, für ihn sind blos religiöse Unterredungen oder Katechisationen: eine Predigt, sey sie auch noch so populär, ist ihm durchaus unverständlich. Dies bestätigt hinlänglich die Erfahrung. Wer aber so glücklich ist, ein gemischtes Auditorium zu haben, der redet mit Recht nur zu den Gebildetern, weil nur diese von einer Predigt wahren Nutzen haben können; für den ganz gemeinen Mann wird durch ein Paar Sprüche oder durch einen bekannten Vers hinlänglich gesorgt; denn mehr ist für ihn doch in keiner Predigt. Diesemnach müssen auch Sprache, Anstand, überhaupt der ganze Vortrag eines Kanzelredners auf das gebildete Publicum berechnet seyn; selbst den jedesmaligen Geschmack desselben darf er nicht aus den Augen setzen, wenn er bey ihm so viel Gutes als er kann, wirken will.

Seit langer Zeit ist uns keine Predigtsammlung vorgekommen, die alle Foderungen, welche man in dieser Rücksicht an sie machen könnte, in so hohem Grade erfüllte, als die unter Nr. 1. Hr. *Dumas*, der Vf. derselben, ist zwar in seiner Predigtmanier nicht Original, sondern hat sich nach Saurin gebildet, jedoch auch als Nachahmer hat er grosses Verdienst. Es versteht sich schon von selbst, dass er kein sklavischer Nachahmer ist. Die Fehler seines Musters hat er glücklich vermieden. Die zu grosse Länge der Predigten Saurins, seine weitläuftigen dogmatischen Discussionen, kurz alles, was mehr der Zeit, zu der er lebte, als dem Manne selbst anzurechnen ist, ist hier verbessert. Dagegen folgt ihm Hr. D. in der schönen Sprache, und in der geschmackvollen Behandlung des Ganzen, übertrifft ihn aber offenbar in der für den praktischen Gebrauch fruchtbaren Behandlung der Materie. Wir wünschen daher, dass kein Prediger diese Reden ungelesen und unstudirt lasse. Freylich wird auch hier das sklavische Nachahmen selbst einen Lehrer, der so glücklich ist, vor einem ganz gebildeten Auditorium zu sprechen, immer irre führen. Denn neben vielen Vollkommenheiten, haben diese Predigten doch den Fehler, dass die Moral des Vfs. nicht aus ganz reinen Principien abgeleitet wird. Rec. will dem Vf. selbst dieses, da er seine Lage und Stärke in der deutschen Literatur gar nicht kennt, nicht gerade hoch anrechnen. Aber ein Fehler ist und bleibt es allemal.

Nr. 2 und 3. die beide von einem Vf. herrühren, bleiben zwar weit hinter Nr. 1. zurück, gehören aber immer zu den bessern Kanzelvorträgen. Die Materien sind alle gut gewählt, auch mit Einsicht ausgeführt. Hier und da könnte jedoch mancher Gemeinplatz ohne Schaden des Ganzen weggeblieben seyn. Auch sind wohl dem Vf. für die Zukunft grössere Strenge bey der Disposition der Hauptsätze, und ein gründlicheres Studium der Bibelsprache zu empfehlen. Denn nicht selten lafst er sich aus Liebe zu analytischen Dispositionen dahin verleiten, dass er blosse Tautologien des Textes für verschiedene Dinge nimmt, und daher auch in der Disposition verschiedene Theile aus ihnen macht. So z. B. in der Disposition über 1 Petr. V, 6—11. (S. 154. Nr. 2.) sind gerade diese Fehler enthalten. Der Hauptsatz heisst: *Eine vortreffliche Anweisung zum christlich weisen Verhalten bey traurigen Erfahrungen des Lebens.* Zu diesem Verhalten gehört nach der Anweisung unsers Tex-

Textes. I. *Ruhige Ergebung in den Willen Gottes.* II. *Kindliches Vertrauen zu seiner Fürsorge und Hülfe.* III. *Vernünftige Vorsicht.* IV. *Standhafter Muth.* V. *Lebhaftes Andenken an die Tröstungen der Religion.* Schon überhaupt, wer wird die Theile so stellen, hier steht im eigentlichen Sinn das Voderste zu hinterst, und wie kann man Theil I und II. zu coordinirten Theilen machen? — Besser als die unter Nr. 2. haben Rec. die Casualpredigten unter Nr. 3. gefallen. Der Vf. scheint hier in seinem Fache zu seyn, er weiss mit Klugheit den Vorfall zu benutzen, und aus ihm nicht selten gar nicht gemeine Belehrungen und Ermunterungen abzuleiten. Jeder Kenner wird sie gewiss mit Vergnügen lesen.

Nr. 4. Was der Titel uns schon vermuthen liess, fanden wir bey Durchlesung des Buches selbst bestätigt. Der Vf. liebt im Ausdruck ein wenig zu sehr das Süsslichte und Spielende, diesen Fehler haben alle seine Predigten gemein. Eben so ist die Sprache auch nicht immer correct, z. B. S. 17. *auf ihn hinaufblicken*, mitunter sogar possierlich, z. B. S. 18. „Wir haben auf dem Wege zur Ewigkeit *eine neue Station* angetreten." Bisweilen stösst man auch auf halbwahre Behauptungen. S. 30. „Alles was die Zukunft betrifft, ist in ein Dunkel gehüllt, das auch das schärfste Auge nicht durchdringen kann." Demohngeachtet aber muss Rec. den Vf. aufmuntern, freylich wie sich von selbst versteht, nur unter der Bedingung, dass er die gerügten Fehler verbessert, auf dem einmal betretenen Wege fortzugehen, und für die Erbauung auch schriftlich zu wirken. Denn übrigens sind seine Predigten recht gut, es herrscht in ihnen eine strenge Ordnung auch ist der Vortrag lebendig und anziehend. Als eine der vorzüglichern in diesem Bändchen kann man die zweyte Predigt ansehen. Das Thema heisst: *Einige Regeln in Absicht auf die verheissenen Belohnungen der Tugend.* I. *Thue das Gute nicht blos um der Belohnung willen.* II. *Fodere diese Belohnung nicht als eine Schuldigkeit von Gott.* III. *Suche sie nicht in einem vorzüglichen Erdenglück.* IV. *Glaube fest, dass deine Belohnung um so grösser seyn werde, je reiner und vollkommner deine Tugend war.* Recht gut!

Nr. 5. Mit der bekannten Lehrweisheit des Vfs. abgefasst, daher auch Rec. keinen Augenblick ansteht, diese Fastenpredigten allen Christen, die an der Lectüre von Passionspredigten Unterhaltung finden, zu empfehlen.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreussen, b. Korn d. ält.: *Festpredigten*, von *H. M. Mücke*, Pfarrer zu Schosniz. 1799. 388 S. gr. 8.

Rechnen wir einige Provinzialismen wie *Warnigung* für *Warnung*, und diejenigen Stellen weg, welche aus dem Lehrbegriff der Kirche flossen, wie S. 72: der Allmächtige nimmt die Gestalt eines ohnmächtigen Geschöpfs an etc. und S. 252: Gott wollte von einer sterblichen Mutter geboren werden und einige andere; so können wir diesen achtzehn Predigten eines Katholiken eine ziemlich ehrenvolle Stelle anweisen. Einige derselben haben wir wirklich mit Vergnügen gelesen, weil der Vf. die Kunst versteht, sich in die mannichfaltigen Situationen des häuslichen Lebens zu versetzen, für seinen Gegenstand zu erwärmen, und so mit Eindringlichkeit und wirklicher Beredsamkeit zu sprechen. Mit diesen Eigenschaften vereinigt sich noch eine edle Simplicität im Vortrage. Selbst solchen Themen, wie das der XIIten Predigt: *von dem ächten Lehrbegriff der Verehrung Maria's*, weiss der Vf. eine praktische Ansicht zu geben, und als Ermunterung zur Nachahmung der häuslichen Tugenden Mariens trefflich zu benutzen. Vermisst man auch in der XVIten Predigt: *Warum der Christ sich besonders an seine Pfarrkirche halten müsse*, haltbare Gründe; so fehlt es ihr dagegen nicht an solchen rednerischen Wendungen, die wirklich das Herz treffen und bey dem Mehrtheit der Zuhörer unstreitig ihre Wirkung nicht verfehlten. Auch angehende protestantische Prediger werden in manchen Darstellungen und Wendungen des Vfs. einige nachahmungswerthe Winke finden, wie sie in ihren Vorträgen Popularität und Herzlichkeit, mit Kanzelberedsamkeit vereinigen können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leupold: *Ueber die Nothwendigkeit und die Mittel zu gefallen. Nach Moncrif. Ein Beytrag zur Philosophie des Lebens und zur Erziehungskunde*, von *Renadus Gotthelf Loebel*, Doctor der Philosophie und der Rechte. 1798. 244 S. 8. (16 gr.)

Ohne uns auf die Frage einzulassen, ob *Moncrif's* Werk als „eines der feinsten der französischen Literatur" jetzt noch auf deutschen Boden verpflanzt zu werden verdiene, wollen wir sagen, was Hr. *L.* gethan hat, um es für Deutschland geniessbar zu machen. Er hat von den drey Theilen, aus welchen das Original besteht, den ersten, welcher der hauptsächlichste ist, ganz und wörtlich übersetzt; von dem zweyten, welcher den vorliegenden Gegenstand in Rücksicht auf Erziehung behandelt, nur eine der drey Abtheilungen aufgenommen, sie frey übersetzt und mit seinen eignen Gedanken vermehrt; und aus dem dritten, welcher Feenmährchen enthält, nur zwey mitgetheilt, weil man wie Hr. *L.* sagt, alle gelesen hat, wenn man ihrer zwey gelesen hat. Am meisten sind wir mit der freyen Uebersetzung und dem Anhange zu derselben zufrieden. Jene liest sich wie ein Original und dieser enthält in einer guten Sprache einige wichtige, wenn nicht ganz neue, doch noch nicht hinlänglich beherzigte Gedanken über das, was die Erziehung für ein gefälliges Betragen wirken dürfe und könne. Die wörtlichen Uebersetzungen haben uns weniger gefallen. Sie sind im Ganzen steif oder schleppend, und enthalten manche Stellen, wo man sich die Sprache des Originals denken muss, um den Sinn der Nachbildung ganz zu fassen.

Lu-

Lissabon: *Memorias economicas da Academia real das Sciencias de Lisboa.* Tom. II. 1790. 436 S. Tom. III. 1791. 421 S. 8.

Die portugiesische Akademie hat sich gewiss sehr um die Literatur verdient gemacht. Sie that drey Theile von diesen Memorias (deren erster in der A. L. Z. 1791. Nr. 68. recensirt worden,) sechs Theile der *Memorias da Literatura portugueza*, zwey Theile der *Memorias premiadas* und einen Band ihrer grössern Abhandlungen (s. A. L. Z. 1799. Nr. 226.) herausgegeben, überdies eine Menge anderer Schriften zum Drucke befördert. Diese Memorias enthalten verschiedene sehr schätzbare Abhandlungen, die von einer genauen Kenntniss des Landes zeugen. Rec. glaubt von dem Werthe oder Unwerthe dieser Abhandlungen um desto besser urtheilen zu können, da er dieses Land erst im April 1799. verlassen, und fast alle nur einigermassen beträchtliche Oerter desselben gesehen hat.

Tom. II. 1) *Thomas Anton. de Villanova Portugal*, über den Vorzug der Wochenmärkte vor den Jahrmärkten. 2) *Constant. Botelho de Lacerda Lobo*, über den Weinbau in Portugal. Der Vf. ist Professor der Physik zu Coimbra. Er kennt den Weinbau in Portugal sehr gut, hat aber selbst keine Praxis. Er zeigt viel Belesenheit in den Alten, desto weniger in den Neuern, von denen er nur einige französische Schriftsteller kennt. Die Abhandlung ist sehr weitläuftig. Rec. erinnert beyläufig, dass der zweyte Theil der *Memorias premiadas* sich ganz mit dem Weinbau beschäftigt. 3) *Joaq. de Amorim Costa*, über die Cochenille in Brasilien. In Brasilien findet sich der Cochenill-Cactus und Cochenill-Coccus häufig, daher der Vf. die Cultur empfiehlt. Aber er befriedigt darüber gar nicht, in wieferne der Cactus die ächte Nopalpflanze und der Coccus das ächte Cochenill-Insect sey. 4) *Estev. Cabral*, über den Sumpf von Otta. Vorschläge, diesen Sumpf in der Gegend von Ourem auszutrocknen. 5) Derselbe, über den Schaden, welchen der Tagus anrichtet. Der Vf. folgt dem Laufe des Stromes Schritt für Schritt und thut Vorschläge, die Versandungen und Ueberschwemmungen abzuhalten. 6) Fortsetzung der zweyten Abhandlung. 7) *Man. Ferreira da Camara*, Bemerkungen über die Steinkohlen von Carronira (bey Torres Vedras.) Es finden sich dort Stücke von Steinkohlen in einem schwarzen Thon. 8) *Joaq. Pedr. Fragoso de Sequeira*, über den Anbau und den Nutzen der Kastanienbäume in der Gegend von Portalegre. Dieser nützliche Baum wächst in Portugal nur auf den kühlern Bergen. In dieser Gegend wird er in grosser Menge gezogen. Die Früchte und das Holz gehen nach Lissabon. Hier sehr genau über die Art, ihn zu säen, zu verpflanzen, zu pfropfen und zu schlagen. 9) Derselbe *sobre os azinheiros, sovereiras, carvalhos etc.* in der Provinz Alentego. Der Vf. räth diese Bäume zu pflanzen, die ohne Cultur wachsen, da sie doch sehr wichtig wegen der Schweinemast sind. Er bestimmt sie nicht botanisch. *Azinheiro* ist *Quercus Bellote Desfontain*, wohl nicht vom *Querc. Ilex* verschieden, *Sovereiro* ist *Querc. Suber*, unter *carvalho* verstehen die Portugiesen mehrere Arten z. B. *Querc. valentina Cav.* und eine neue Art. 10) *Jore Martins da Cunha Pescoa*, über die Eisenwerke von Figueiro. Unbedeutend. Jetzt liegt alles. 11) *Jore Bonif. de Andrada e Silva*, über den Fang der Wallfische. An den Küsten von Brasilien und den Capoverdischen Inseln finden sich viele Cetaceen. Vorschläge und Anweisungen sie zu benutzen. 12) *Thomas Anton. de Villanova Portugal*, über die Gemeinheiten um Ourem. Er räth diese Heiden zu vertheilen und zu bebauen. 13) *Vandelli*, über verschiedene vegetabilische Mischungen, die zu Hüten dienen. Resultate einiger im königl. Laboratorium vorgenommenen Versuche, aber so kurz und oberflächlich angezeigt, dass sich nichts darauf bauen lässt. 14) Derselbe, über den Gebrauch der Steinkohlen und des bituminösen Holzes in diesem Reiche. Er schlägt das Abschwefeln vor. Dieser Band enthält weniger interessante Abhandlungen als die übrigen.

Tom. III. 1) *Th. Ant. de Villanova Portugal*, über den Nutzen chemischer Kenntnisse in der Baukunst. 2) *Vandelli*, über die Einfassung des Flusses Mondego. 3) *Jore Jacintho de Sousa*, über den Branntewein vom hohen Douro. Nur über die Vorzüge der Beauméschen Destillirblasen vor den gemeinen, durch Versuche erwiesen. 4) *Franc. Pereira Rebello de Fonseca*, Beschreibung des Landstriches, den man den hohen Douro nennt. Eine gute, aber langweilig geschriebene, Topographie dieser merkwürdigen Gegend, wo man den sogenannten Portwein gewinnt. Der Hauptort ist *Pezo da Regua*, der 1040 Menschen in 315 Feuerstellen hält. Seit 1731 bis 1781 hat die Volksmenge in diesen 79 Kirchspielen um 4912 Menschen zugenommen. Ueberhaupt fanden sich i. J. 1781. 12895 Seelen. 5) Ueber den Ackerbau und Handel des hohen Douro, eine Abhandlung, welche 1782 das Accessit erhielt. Eine gut geschriebene sehr interessante Abhandlung. Zuerst die Geschichte des Handels. Die Folgen des Methuen Tractats sind bekannt, die Engländer machten sich ganz zu Meistern des Handels. Ein Spanier, *Pancorvo* suchte den Handel nach der Ostsee zu lenken; aber da er kein grosses Vermögen hatte; so musste er Bankerot machen. Im J. 1751 wurde die Gesellschaft des hohen Douro gestiftet, um diesen Handelszweig wieder in die Hände der Eingebornen zu bringen. Sie sollte allen Wein annehmen, für die Güte desselben sorgen, und einen gewissen Preis setzen. Ueber den zweyten Gegenstand erschienen viele Verordnungen, aber man suchte nicht neue Wege für den Absatz, man überliess die Wahl der Abänderungen den Landleuten. Nach Rec. Bedenken kann der Wein in Deutschland und andern nordischen Ländern kein Glück machen, so lange man

eine beträchtliche Menge des stärksten Branntewelns darunter mengt. Man sagt, es müsse dieses geschehen, weil er sich sonst nicht halte; aber die portugiesischen Schriftsteller erinnern sich nie, dass man keine Keller in Portugal hat. Die Engländer haben sich an jenes Gemenge, vielleicht zu ihrem Schaden, gewöhnen müssen. Jährlich werden 28 bis 30000 Pipen nach Porto geliefert, wo der Wein drey Jahre in den Magazinen liegt. Zuletzt über den Bau und die Bereitung des Weines. 6) *Anton. Soarez Barbosa* über den Rost der Oelbäume. Der Vf. leugnet nicht, dass ein Coccus den er sehr unentomologisch charakterisirt, sich auf den Blättern finde; aber er behauptet und zeigt, dass die gelbe und schwarze Materie nicht von ihm herrühre. Es sey eine *chymomanie*, welche eine bessere Cultur hindern werde. Rec. hat Gelegenheit genug gehabt, diese Krankheit zu beobachten. Er stimmt dem Vf. völlig bey, dass die schwarze Materie kein Excrement der Insecten sey; er hält sie vielmehr für ein Vegetabile; aber auf der andern Seite glaubt er, dass doch die Insecten die erste Ursache sind, und dass jene Materie Aehnlichkeit mit manchen Sphärien etc. hat, die nur an schwachen, kranken Bäumen entstehen. Rec. sah denselben Rost auch auf andern Sträuchern z. B. *Cistus halcinifoliis* u. a. m. 7) *Estev. Cabral*, über den Schaden, welchen der Mondego zu Coimbra anrichtet. 8) *Thom. Ant. de Villanova Portugal*, über die Zinsen, in Rücksicht auf die Cultur. Blos historisch. 9) *Jozé Anton. de Sa'*, ökonomische Beschreibung von *Torre do Monoorvo*. Wiederum eine sehr gute Topographie dieser Gegend, der einzigen im Reiche, wo Hanf gebauet wird, wovon man jährlich 10 bis 12000 Stein gewinnt. 10) *Estev. Cabral*, über die Wasserleitung von Lissaben an der Stelle *Amoreiras* genannt. 11) Oekonomische Bemerkungen über die Gegend von Setuval. Enthält: a) *Thom. Anton. de Villanova Portugal*, Anweisung zu einer Topographie überhaupt. b) *Joaq. Pedr. Gomez de Oliveira*, Auszug aus einigen Polizeygesetzen, von *Azeytao*. Manche gute, manche widersinnige finden sich unter den Gesetzen dieser Stadt. c) *Thom. Anton. de Villanova Portugal*, über die Bevölkerungsliste dieser Stadt. Sehr kurz und unbefriedigend. Die Stadt Azeytao liegt gegen Lissabon über auf der andern Seite des Tagus, 3 Leguas von seinem Ufer. Es ist dort eine Zitzfabrik und Färberey. Das Wichtigste ist der Weinbau. Rec. bemerkte der Fabriken wegen, dort einen gewissen auffallenden Wohlstand. 12) *Vicente Coelho de Seabra Telles*, über den Ricinusbau. In *Miñas geraes* in Brasilien etc. kocht man Oel aus den Saamen. Der Vf. empfiehlt seinen Anbau für Portugal, wo er ein grosser Baum wird, da er bey uns in Deutschland nur jährig ist. Der Vorschlag verdient, wegen der langsamen, mühsamen Cultur des Oelbaums und des häufigen Misrathens desselben Aufmerksamkeit. 13) *Alex. Anton. das Neves Portugal*, über den Schaden des Abbrennens der Heiden. Mit Recht rügt der Vf. diese üble Gewohnheit, die noch durch das ganze Reich herrscht, und oft von schlimmen Folgen ist. Rec. sah selbst im August 1798. in Beira eine Menge Oelbäume durch einen solchen Brand zerstört. In einigen Gegenden, am Gerez, brennt man das Gebüsche blos ab, um Schlangen und Eidexen zu vertreiben. 14) Ueber die Abnahme der Fischerey zu Monte Gordo, von *Constant. Botelho de Lacerda Lobo*. Eine sehr interessante Geschichte der Fischerey in Algarvien und Pombal's Maassregeln ihr aufzuhelfen. Zu Monte Gordo wurde der Fang der *Sardinhas*, einer kleinen Art von Heringen, meistens von Ausländern, besonders Spaniern betrieben. Pombal liess eine Stunde von dort, am Ausflusse der Guadiana Villa real bauen, die Hütten von Monte Gordo zerstören, die Fremden vertreiben und übergab den Fang acht Societäten. In diese traten die meisten aus Gefälligkeit oder Furcht, denn damals herrschte Pombal's Schreckensystem, nahmen sich also der Sache nicht an, sondern suchten sich einander zu ruiniren. Nach Pombal's Tode löste sich alles auf. Rec. fand die Gegend und Villa real menschenleer, ohne Handel und Verkehr, alles, sogar Brod holte man aus der spanischen Stadt Ayamonte. Noch immer wandern die Portugiesen aus, und gegenüber liegt der ansehnliche Ort Figuerita, von denen erbauet, welche die Fischerey von Monte Gordo trieben. So waren Pombal's Maassregeln. Es ist wahr, man sagte zu Taveira, ein grosser Theil der Menschen habe aus Contrebandisten bestanden, und das mag seyn; aber Rec. ist überzeugt, dass die Contrebande immer für Portugal vortheilhaft ist, besonders zur Zeit eines Krieges zwischen England und Spanien. 15) *Vandelli*, über das Trinkwasser von Lissabon. Eine mangelhafte chemische Untersuchung. 16) *Joz. Joaq. di Azeredo Coutinho*, über den Zuckerpreis. Nach der Verheerung der französischen Colonien stieg der Preis des Zuckers sehr. *Man rieth* ihn von der Regierung bestimmen zu lassen. Der Vf. eifert dagegen mit Recht. Solche tolle Vorschläge können im Ernst gemacht werden! Portugal sollte die Gelegenheit, ansehnlich zu gewinnen, fahren lassen! 17) *Joaq. di Amorim Castro*, über den Malvaisov in Brasilien. Er räth grobe Leinwand und Stricke daraus zu machen, wozu er sich schickt. Eine botanische Beschreibung, aber ohne Synonym. *Malvaviscus arboreus?*

* * *

Berlin u. Stettin, b. Friedr. Nicolai: *Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens.* Neue verbess. u. verm. Aufl. 1ter Th. 143 S. 2ter Th. 342 S. 1799. 8. (14 gr.) (Die erste Auflage erschien schon 1780 — 1782.)

Leipzig, b. Gräff: *Ueber die beste Art die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten*, von *C. L. Droysen*. 1ter Theil. 2te wohlfeile Ausgabe. 1799. XIX. u. 256 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 268.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, im Verlage der Waisenhausbuchh.: *Briefe an christliche Religionslehrer*, von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Consistorialrath und Prof. der Theologie. Dritte und letzte Sammlung. *Ueber populäre und praktische Theologie*. 1799. 432 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese dritte Sammlung von Briefen an christliche Religionslehrer erscheint ein Jahr später, als sie versprechen war, und ist gewiss von denkenden Predigern, welche sich mit den frühern Sammlungen bekannt gemacht haben, mit Sehnsucht erwartet worden. Wir eilen daher von ihrer Erscheinung Nachricht zu geben. Wir haben schon bey der Recension der beiden ersten Sammlungen (A. L. Z. 1798. Nr. 69 u. 70.) angezeigt, dass diese Briefe mit des würdigen Vfs. Handbuche der populären und praktischen Theologie, wovon zugleich in der vorigen Messe die vierte Ausgabe erschienen ist, in genauer Verbindung stehen, und als ein Commentar darüber betrachtet werden können. Wenn in den vorigen Briefen mehr theoretische Lehren des Christenthums von ihrer praktischen Seite dargestellt und Religionslehrern Rathschläge über die beste Behandlung derselben im Volksunterrichte gegeben wurden; so ist der Vf. in der vorliegenden Sammlung auf den an sich schon praktischen Theil der Religion gekommen. „Auch hier," sagt er in der Zueignungsschrift an den Hn. *Oberconsistorialrath Sack*, „war nicht wenig Anlass, das wirklich Gemeinnützige von dem Subtilen zu sondern, und es konnten manche Streitpuncte der neuesten Philosophie nicht unberührt bleiben, so weit ich auch von allem Polemischen mich entfernt zu halten suchte. Ich sehe vorher, dass ich in dem, was die eigentlichen Streitpuncte betrifft, auf die Zufriedenheit aller derer, welche Partey genommen haben, Verzicht leisten muss. Jeder will, man soll seiner Meynung, man soll kritisch oder antikritisch seyn." —

Die Einleitung zu den in dieser Sammlung erörterten Materien machen zwey Briefe eines thätigen, um die Verbesserung seiner Gemeinde ernstlich bemüheten Predigers, der aber über den geringen Erfolg seiner Bemühungen, über die Schwierigkeiten, welche sich ihm bey der Einführung einer bessern Liturgie entgegenstellten, über die geringe Wirksamkeit derselben, als sie eingeführt war, über die zunehmende Gleichgültigkeit gegen seine Vorträge bey der Anwendung der neuern Moralprincipien klagt, und von der Zukunft das Schlimmste besorgt, da so grosse Bemühungen um das Kirchen- und Schulwesen nur wenig gefruchtet hätten, und die ganze Lage der menschlichen Gesellschaft dem Lehrstande eine endliche Auflösung zu drohen schiene. — Um hierauf so zu antworten, dass eine dauerhaftere Beruhigung verschafft werde, als wenn man bloss das augenblickliche Gefühl des Unmuths durch die Vorstellung irgend eines belohntern Versuches zu unterdrücken sucht, holt der Vf. weiter aus, und läfst sich in Untersuchung der Frage ein: *was ist die Bestimmung des Menschen?* wodurch er denn natürlich zur Beantwortung der zweyten geführt wird: *wie erreicht er diese Bestimmung?* Es enthalten demnach diese Briefe eine Reihe von Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen; über seine natürliche moralische Beschaffenheit; über die Verschuldung desselben bey dem Bösen, was er thut; über die Natur und das wahre Wesen der menschlichen Besserung; über die moralischen Bewegungsgründe und ihre Einwirkung auf den Willen (wobey eine kurze — wie uns dünkt, zu kurze — Uebersicht der bisherigen Moralprincipien gegeben, das Verhältniss der Philosophie zur Sittenlehre des Christenthums bestimmt, und die Unzulänglichkeit der formalen Principien im populären Unterrichte gezeigt wird); über die Reue; über das Methodische in der menschlichen Besserung und in dem Streben nach immer mehrerer sittlichen Vollkommenheit; über den Werth moralischer und religiöser Uebungen. Den Schluss macht die Beantwortung dreyer Fragen, welche mit dem Hauptthema in Verbindung stehen: ob man mehr Dogmatik oder mehr Moral, und nach und nach über alle Pflichten predigen müsse? ob es rathsam sey, den Menschen da, wo alles auf die Anwendung seiner Kräfte ankomme, den Beystand Gottes zu versprechen? Ob es nützlich sey, oft von dem künftigen Leben zu reden? und wie? ob der Besuch dem Krankenbette nicht mehr schade, als nütze?

Zu einer Zeit, wo ein literärischer Revolutionsgeist fast alles, was bisher gegolten hat, verworfen wissen will; wo das Neue, wenn es sich auch noch so wenig durch Erfahrung bewährt hat, ungeprüft angenommen wird; wo eine Menge junger Männer, durch das Ansehn einiger Parteyführer verleitet, durch voreiliges Verwerfen und unkluges Polemisiren der guten Sache und sich Schaden thun; — ist es gewiss von Wichtigkeit, wenn immer mehrere Männer von Bedeutung ihre Stimmen über die in Streit gezogenen theoretischen oder praktischen Lehren abgeben, und

und die Erfahrungen bekannt machen, welche sie bey der verschiedenen Behandlungsart derselben im öffentlichen Unterrichte gemacht haben. Nicht, als wenn ihre Autorität entscheiden sollte, sondern damit die Enthusiasten für das Neue, was oft mit unglaublicher Anmafsung vorgetragen wird, zur Ueberlegung gebracht werden, dafs es doch noch eine andere Ansicht der Dinge gebe, als welche ihre Meister ihnen gezeigt haben; und dafs sie hiedurch ermuntert, ihre und die entgegengesetzten Meynungen und die darnach eingerichtete Methode des öffentlichen Unterrichts noch einmal ernstlich prüfen. Hierzu werden sie aber, es müfste denn ihr Parteygeist sie ganz verblenden, und alles reine Interesse für die Wahrheit unterdrücken, natürlicher Weise eher vermocht werden, wenn angesehene Schriftsteller über Altes und Neues mit so viel Kenntnifs und Beobachtungsgeist, mit so viel Unparteylichkeit und Mäfsigung, und selbst mit so viel Würde und Eleganz schreiben, als dieses bey dem Vf. der Fall ist. Wir rathen jedem angehenden Prediger, welcher der Meynung ist: durch die Aufstellung des formalen Princips sey die Sittenlehre auf eine Hohe gebracht, wo sie noch nicht gestanden habe, und nur Menschen, die durch solche von allen Materiellen gereinigte Bewegungsgründe zur Tugend gebracht würden, verdienten den Namen der Tugendhaften; oder jedem, welcher die Religion beym Vortrage der Sittenlehre entbehren zu können glaubt, und ihre Bewegungsgründe als heteronomisch verwirft; jedem, der alles Methodische in der menschlichen Besserung und jede Ordnung in religiösen Uebungen für unnöthig, ja für schadlich hält, diese Briefe mit so viel Ruhe und Unbefangenheit zu lesen, als er nur bey sich bewirken kann. Dann sehe er zu, ob er nicht wenigstens werde geneigt werden, in der Anwendung jener Meynungen behutsam zu seyn, und über die Anwendbarkeit der entgegengesetzten weniger anmafsend abzusprechen. Wer aber nicht Partey genommen hat, und diese Briefe mehr zu seiner Beruhigung lesen will, weil er ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben glaubt, als worüber der Prediger, an den die ganze Correspondenz gerichtet ist, klagt, den wird diese Lectüre auf einen Standpunct stellen, von welchem aus er sein Amt, seine Bemühungen und die Früchte derselben richtiger beurtheilen, und sich eben sowohl vor zu grofsen Erwartungen von seiner Wirksamkeit, als vor zu trauriger Niedergeschlagenheit bey anscheinender Fruchlosigkeit bewahren kann. Wir wünschen aber noch überdies gegenwärtige Schrift in die Hände theils solcher Personen, die durch die unübersteiglichen Hindernisse, welche der intellectuellen und moralischen Bildung mancher Stande in der bürgerlichen Gesellschaft und mancher Völker der Erde im Wege stehen, zu Zweifeln an einer höhern Aufsicht über die menschlichen Schicksale verleitet werden; theils solcher, die bey dem gegenwärtigen, so laut geführten Streit über die Beschaffenheit der menschlichen Natur, über das Princip der Sittlichkeit, über den Werth der Religion u. s. w. nicht kraft oder nicht Zeit genug haben, sich selbst zu beruhigenden Resultaten durchzuarbeiten, und deswegen eines unterrichteten und unparteyischen Führers bedürfen. — Zur Belehrung und Beruhigung junger Prediger hätten wir noch gewünscht, dafs der Vf. seine Meynung darüber geäufsert hätte, ob — wie man so oft sagen hört — Verbesserungen in der Liturgie die so allgemein sinkende öffentliche Gottesverehrung wieder gewöhnlicher, und die religiösen Versammlungen zahlreicher machen könnten. Fast allgemein klagt man über eine veraltete Liturgie als über die einzige Ursache, warum, besonders in Städten die Kirchen immer leerer werden. Wir versprechen uns nach unsern Erfahrungen; so sehr wir in vieler Rücksicht eine bessere Liturgie, oder vielmehr, Freyheit für die Prediger in liturgischen Handlungen wünschen, hiervon für das häufigere Besuchen der Kirchen sehr wenig; es müfste denn die Veränderung total und sehr auffallend seyn, dafs Neugierde die Bequemlichkeit, Weichlichkeit und ähnliche Ursachen, welche die Leute am meisten aus den Kirchen entfernen, überwöge, und das Besuchen derselben wieder Mode würde. — Wir würden durch Auszeichnung mehrerer dem Inhalte und der Diction nach vorzüglicher Stellen die Begierde nach dieser interessanten Schrift noch mehr zu reizen suchen, wenn wir dieses nicht bey dem Werke eines Verfassers für überflüsig hielten, der, im edelsten Sinne des Worts, von so groser *Popularität* ist.

ERDBESCHREIBUNG.

Jena, b. Stahl: *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, in Uebersetzungen und Auszügen* — herausgegeben von *H. E. G.* Paulus, der Theologie Professor Ordinarius zu Jena. *Vierter Theil, mit Erläuterungen eines Naturforschers.* 1798. 397 S. 8.

Der lange Zwischenraum von vier Jahren zwischen dem dritten und vierten Theil ist vielleicht durch die Veränderung in der Verlagshandlung verursacht. Sehr angenehm mufs den Liebhabern des Werks die Versicherung seyn, dafs der fünfte Theil mit einem Register versehen werden soll, wodurch unstreitig das ganze Werk an seiner Brauchbarkeit gewinnen wird. Die Einrichtung bey diesem Theile ist wie bey den vorigen; zuerst Uebersetzungen und Auszüge, dann Anmerkungen des Naturforschers, die nur 7 Seiten ausfüllen, und endlich des Herausgebers, die von S. 336. bis zu Ende gehen. Die französischen Missionsberichte, nebst Belon und Sicard haben den Stoff zu dem, was hier mitgetheilt ist, gegeben. Wenn man Belon ausnimmt; so war das meiste schon von Reichardt in der Sammlung *zur Kunde fremder Völker und Länder*, 1 u. 2. Bd. theils übersetzt, theils excerpirt. Die gelehrten Anmerkungen machen aber die neue Ausgabe schätzbar. Die Inseln des Archipelagus, Syrien, Palästina und Aegypten sind die Länder, worauf sich die Nachrichten beziehen. I. *Reise*

über

über Malta bis Smyrna giebt Hn. P. Gelegenheit zu zeigen, daſs Malta Ap. Gesch. 26, 27. auf dem adriatischen Meere zu suchen sey. II. *P. Belon's Reise auf den Amanus nach Adena über den Taurus nach Heraklea, Ikonium und Achara*, ist eine Fortsetzung der im 2. B. der Sammlung abgebrochenen Bemerkungen dieses Vfs. Nach S. 18. fiel einer von den Reisenden 40 Klafter in ein Thal herab, ohne sein Pferd zu beschädigen. Sollte hier *Toises* im Original stehen? — Woher der Schakal in Asien den Namen *Adil* bekommen habe, weiss sich Hr. P. nicht zu erklären. Rec. vermuthet, daſs für Adil, *Adib* zu lesen sey. Letztes ist das arabische ذيب *Wolf* mit dem Artikel *Al*, welches für Schakal gebraucht wird. — *Carachara* von Belon S. 40. *schwarze Burg* übersetzt, bedeutet nach Hr. P. vielmehr *weiſse Burg*. Allein das Wort ist nicht arabisch, sondern türkisch, und hat wirklich die Bedeutung. — Der Zusatz von Hn. *Worb's* zur Geschichte der Drusen, den Hr. P. S. 364. mittheilt, macht uns auf die ganze Abhandlung sehr begierig. Die Bemerkung, daſs die Stelle in Elmakin, wo der Drusen gedacht wird, schon im vorigen Jahrhundert verbessert sey, geht vermuthlich auf *Abrah. Echellensis*, der in *Eutych. vindicat.* P. II. p. 381. mit Hottinger sehr unzufrieden ist, daſs er mit Thom. Erpen Darareos schreibt, da er Daruzäos hätte schreiben sollen; diese seyen die auf den syrischen Bergen wohnenden Deruzi *Drusen*. III. *Denkwürdigkeiten der Stadt Aleppo* steht schon in Reichard's a. B. I. 29. Sonderbar ist es, daſs der Brunnen bey Mecca, der in P. Ausgabe *Temiena* heiſst, wofür dieser Gelehrte den gewöhnlichen Namen *Zemzem* erwartete, wirklich den letzten Namen bey Reichard S. 36. führt. Sollte *Temiena* ein Schreibfehler der von Hn. P. besorgten Uebersetzung seyn? S. 88. ist ein solcher Fehler gewiſs. Denn für *Adnorn* hat Reichard *Adnun*, und hierin findet man schon eher Spuren von *Adonis*. IV. *Denkwürdigkeiten der Stadt Damaskus* findet man auch bey Reichard a. B. I. 99. Die Ableitung des Namens, den die Araber dem Teiche *Aredit* (oder *Oradit* S. 73.) *Goutha* geben, scheint Hn. P. ungewiſs. Rec. erkennt in Oradit وردة *locus ad quem pertingit aqua* vom W. W. ورد ירד. V. *Neret's Schreiben* a. O. I. 71. ist vom J. 1713, wie aus Reichard hinzuzusetzen ist. — S. 88. *jene beiden Wunder*. Auf die Frage, was für beide? antwortete man, die im 1. Kön. 17. erzählt werden. — S. 94. ist ein schlimmer Druckfehler *Strabo's Thurm* für *Strato's Thurm* u. S. 105. *Bahhet* für *Bahret*, See. — S. 106. vermissen wir nicht gern, was Neret von der Dimension des todten Meers gesagt hat, dahingegen wir lieber gewünscht hätten, daſs die Legende von dem h. Saba S. 119. 120. 121., welchen Auswuchs Reichard abschnitt, weggelassen wäre. V. *Belon's Reise von Rhodus nach Cairo*. Die *lateinischen Segel* S. 131. hat der Uebersetzer durch *italienische* deutlicher machen wollen. Allein dieser Name ist ganz ungewöhnlich, jener in der Schiffkunst bekannt. — S. 142. Obelisken *auf dem Populo* zu Rom, sollen wohl die bey dem Thore dieses Namens seyn. — Wir übergehen noch andere Stellen, bey denen wir Anstoſs genommen haben. Angehängt ist ein Schreiben des berühmten *Shaw* 1722, ein Anekdoton das erst 1796 in England gedruckt ist. Die Bemerkung des Hn. P. daſs im Plinius III. 2. die Lesart *diviso acu*, wofür man *d. scapo* vorgeschlagen hat, beyzubehalten, und *acu* das einheimische אחו *Schilf scirpus, juncus*, sey, macht dem Scharfsinn ihres Urhebers Ehre, und scheint viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. VII. Das Datum von dem *Briefe des P. Bernat über die Religion der Copten* ist nicht angegeben. Da er mit Poncet zu gleicher Zeit in Aegypten war S. 258.; so schrieb er um 1698 S. 383. wundert sich Hr. P., daſs Bernat خمسين *Khamsin* schreibe. *Also Kh für* خ! Aber schreibt nicht Herbelot beständig so? und folgen dem nicht die meisten Franzosen? VIII. *Leben P. Sicard*. IX. *P. Sicards Entwurf von Aegypten*. Etwas von diesem Aufsatze hat Reichard a. B. II. 76. In den Nachrichten von der Zahl der Einwohner zu Cairo S. 310. ist ein Widerspruch, der in den Noten nicht berührt ist. Die Moschee *el asher*, welche mit dem Collegio des Namens in Verbindung stehen wird, ist bekannt genug, wie die von Hn. *Bruns* Afrika I. 254. angeführten orientalischen und occidentalischen Schriftsteller beweisen; eine Bemerkung, die zu S. 395. gehört.

Für den fünften Theil sind des P. Sicard's Nachrichten von Aegypten bestimmt, und es würde jetzt zu spät oder zu zudringlich seyn, ein anders Buch vorzuschlagen. Indessen kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daſs *Schulzens Leitungen des Höchsten*, die wegen des biblischen Gesichtspuncts, den der Reisende genommen hat, vorzüglich für diese Sammlung geeignet ist, durch die Bemühung des gelehrten Herausgebers excerpirt, erläutert, und mehr in Umlauf gebracht werde, als das Buch jetzt wegen seiner unlesbaren Form seyn kann.

Solothurn, b. Krüger u. Weber (?) (Zürich, b. Ziegler u. Söhnen:) *Leipzig im Profil*. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde. 1799. VIII u. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Gegenstände, über welche der mit der innern Einrichtung Leipzig's gar nicht unbekannte Vf. einige Notizen beyzubringen, oder welche er auch nur mit einer gröſsern oder kleinern Dosis von Witz abzufertigen für gut fand, sind nach alphabetischer Ordnung gestellt. Mit dem Abentheuer wird der Anfang, und mit den Zeitungen der Beschluſs gemacht. In den Beschreibungen, Schilderungen, Rügen und Urtheilen des Vfs. ist viel Wahres, aber auch Manches nur halbwahr, oder, wo nicht ganz unrichtig, doch wenigstens nicht von dem Vorwurfe des Uebertriebenen und Oberflächlichen frey. Nicht ungegründet scheinen uns (S. 38.) die Klagen über Pflichtvergessenheit

heit der Bettelvögte, (S. 89.) über Zwecklosigkeit des sogenanten Fastenexamens, (S. 130.) über die ungeheuere Zahl der Höcken, (S. 214.) der Putzmacherinnen (und Stickermädchen), (S. 195.) über die Neugierde und (S. 280.) die Tanzwuth. Sehr richtig ist die Bemerkung, (S. 143.) dass der sogenannte Johannestopf (oder die Sitte mehrerer Kinder, am Johannestag mit einem Teller Blumen in der Hand, die Vorübergehenden anzubetteln) Geschmack am Betteln erwecken könne, und eben so gerecht der dabey geäusserte Wunsch des Vfs., für zweckmässige Kinderfeste zu sorgen. Aufmerksamkeit verdienen seine Vorschläge, die Klingelbeutelträger, deren Besoldung dem Allmosenamte jährlich 300 Rthlr. entzieht, abzuschaffen, (S. 153.) manche Prellereyen der Lohnkutscher durch das Numeriren ihrer Kutschen (S. 176.) und möglichen Unterschleif bey Verrechnung des Thorgeldes nach dem Vorgang anderer Städte, dadurch zu verhüten, dass jeder da, wo er das Thorgeld abgiebt, ein messingenes Zeichen bekäme, welches er in einiger Entfernung in eine verschlossene Büchse stecken müsste. Zu den halbwahren oder ganz unrichtigen Behauptungen rechnen wir die Aeusserung (S. 84.), dass die dreyzehnjährigen Mädchen in Verzweiflung geriethen, wenn sie noch keine Liebschaft hätten, (S. 108.) dass das Waisenhaus mit dem Zuchthause so verbunden wäre, dass dabey die Moralität der Waisenkinder litte; dass dieses Haus einen sehr grossen Fond hätte, wie der Vf. aus dem dabey vorgenommenen Baue ganz unrichtig schliesst. Was er S. 135. von der schlechten Beköstigung der im Johanneshospitale Versorgten anführt, dürfte unter dem gegenwärtigen Vorsteher, von welchem sich noch manche Verbesserung dieser Armenanstalt hoffen lässt, nicht mehr statt finden. Der Witz des Vfs. fällt zuweilen ins Platte, wie S. 32. wo er vom Beichtstuhle, S. 147. wo er von Kaufmannsdienern, und S. 179. wo er von den Leipziger Mädchen spricht. Uebrigens werden Personen von Bedeutung nicht namentlich weder in Ehren noch in Unehren aufgeführt. Nur einmal kommt eine sonderbare Anspielung auf einen Namen vor: „Wir haben (heisst es S. 191.), nur vier Mühlen, der Müller waren von jeher nur wenig in Leipzig:

Polus dum sidera pascet,
semper honos, nomenque Tuum laudesque manebunt"

* * *

Leipzig, in der Sommerschen Buchh.: *Erholungen für Leser und Leserinnen von Geschmack und Gefühl.* Von *C. Lang.* Neue Ausgabe. 1. Band. 240 S. 2. B. 258 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1790 in Frankfurt a. M., b. Fleischer. S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 326. und die vor uns liegende ist blos mit einem neuen Titelblatte versehen.)

Ebend., in der Müllerschen Buchh.: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften italienischer Aerzte und Wundärzte* Herausgegeben von *D. C. G. Kühn* u. *D. C. Weigel.* 1. B. 1. St. Neue Ausgabe. 1799. 248 S. 8. (16 gr. (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 329.)

Leipzig, b. Jacobäer: *Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Jahres,* in Sturmischer Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. Vierter und letzter Jahrgang. 1799. 423 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 319.)

Berlin, in d. Vossischen Buchh.: *Familiengeschichten.* Von *A. Lafontaine.* 1. B. Die Familie von Halden. 1. Th. 1798. 494 S. 2. B. Die Familie von Halden. 2. Th. 482 S. 3. B. Saint Julien. Neue verbess. Ausgabe. 1799. 478 S. 8. (5 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 47 u. Nr. 120.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Giessen,* b. Braun: *Beytrag zur Beantwortung der Frage: wie kann bey dem Unterricht in fremden Sprachen das Selbstdenken befördert werden?* Einladungsschrift — von *Friedrich Carl Rumpf,* viertem ordentl. Lehrer am akadem. Pädagog. in Giessen. 1798. 32 S. 4. — Der Vf. spricht zuerst von den Hindernissen des Selbstdenkens, die beym Sprachunterricht eintreten können, und zeigt die Mittel an, die dagegen zu gebrauchen sind; sodann theilt er einige allgemeine Vorschläge mit, wie das Selbstdenken positiv könne befördert werden; und fügt zuletzt noch einige Bemerkungen über die Methode hinzu, die man bey den einzelnen Theilen, in welche der Sprachunterricht zerfällt, zur Erreichung des gedachten Zwecks anzuwenden habe. Wenn gleich dieser Beytrag nichts Neues enthält, und wenn man gleich wünschen darf, dass der Vf. bey den Vorschlägen, die er giebt, immer eine nach dem Alter bestimmte Classe von Zöglingen, denen Unterricht in fremden Sprachen ertheilt wird, im Auge behalten hätte; so wird man doch Gedanken dieser Art, die nicht oft genug wiederholt werden können, noch immer beherzigungswerth, und überhaupt die Schrift, weil sie lichtvoll und in einer guten Ordnung abgefasst ist, lesenswürdig finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Magazin für die Wundarzneywissenschaft.* Herausgegeben von *Arnemann. Band I. St. 1—4.* 1797. 468 S. 8. und 6 Kupfertafeln.

Zu gleicher Zeit unternahmen *Arnemann* und *Loder* ein Journal für die Chirurgie. Der Plan des Loderschen ist schon aus diesen Blättern bekannt, und das Arnemannsche weicht nur darin von ihm ab, dass es die gerichtliche Arzneywissenschaft ausschliesst, die jenes mit umfasst, und dass für dieses auch die neuesten wirklich wichtigen Vorschläge, Verbesserungen und Erfindungen aus den chirurgischen Schriften, besonders aus den grossen Werken gelehrter Gesellschaften, ausgehoben werden sollen, welches letztere freylich bis jetzt noch nicht erfüllt ist. — Hr. *A.* hat sehr Recht, dass die Chirurgie noch nicht auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit steht, und auf der andern Seite auch nicht an merkwürdigen Fällen so dürftig ist, dass ein ihr ausschliesslich gewidmetes Magazin Mangel leiden könnte; nur ist durch die später eingetretene Collision mit dem Loderschen Journale dies Magazin nicht *ausschliessend* in einem andern Sinne geblieben. Da hiedurch so leicht ein Wetteifer in Hinsicht der Quantität der gelieferten Hefte entstehen kann, der den Nutzen eines Wetteifers in Hinsicht ihrer Qualität übersteigen könnte; so würde durch eine Vereinigung beider Journale die Wissenschaft und das zahlende Publicum sehr wahrscheinlich gewinnen, und Rec. würde sich freuen, wenn er hiezu eine Veranlassung gäbe. — Welches Journal bis jetzt das vollwichtigste ist, mögen die Kenner nach dem getreu dargestellten Inhalte beider selbst abwägen.

St. 1. S. 1—116. — I. *Bemerkungen über einige Knie- und Hüftkrankheiten,* vom *GR. Trampel.* Lähmung, Anhäufung der Gelenkfeuchtigkeit im Gelenkbande nach dem Gonagra; Knieschwamm nach geringerer äusserer Gewalt (gegen welchen das Haarseil und lange fortgesetztes tägliches Waschen mit eiskaltem Wasser empfohlen wird); weisse Kniegeschwulst; Kniegeschwulst nach einer grossen äusserlichen Gewalt, die einen Schwamm oder auch ein Knochengeschwür nachliess; rheumatischer Knieschwamm, der bald flacher, bald tiefer liegt; Contractur; falsche und wahre Anchylosis; Atrophie: dies sind die Krankheiten, welche hier beschrieben sind, und deren Behandlung dann in dem zweyten Theile der Abhandlung angegeben wird. Eine sehr häufige und doch oft übersehene Ursache der Lähmung liegt in der Rinne, durch welche die grossen Gefässe und Nerven zur Lende herabsteigen, da wo die gemeinschaftliche Flechse des Psoas und Iliacus internus unter dem Fallopischen Bande durchgeht, dass nämlich diese durch abgesetzte und geronnene Feuchtigkeit, oder auf eine andere Art kleiner wird und diese Gefässe und Nerven zusammendrückt. Der Kranke zeigt diesen Ort nicht an, weil der Schmerz nicht hier, sondern bald im Kniegelenke, bald im Plattfusse oder in der Wade, in den Lendenmuskeln ist, danach dieses oder jenes Nervenästchen gedehnt wird; durch den lebhaften Schmerz beym Drucke auf diese Stelle wird er aber gefunden. Diese Krankheit wird durch kein äusseres oder inneres Mittel gründlich geheilt, als allein durch ein wollenes Haarseil über dieser Rinne hinlänglich tief durchgezogen. — Gegen krumme Knie wird ein auf Tab. I. abgebildeter sehr zweckmässiger Stuhl empfohlen, auf welchem das Knie allmälig gerader gestreckt wird, unter Bähungen mit Absud von *Flor. sambuci* und *cap. papav. albi.* Ist das Bein zugleich kürzer; so wird ihm in einer andern Maschine ein Gewicht angehangen. Die Kur dauert freylich einige Jahre, misslang Hn. *Tr.* aber nie. — Gegen Steifheit des Kniees nach gichtischen Fiebern wird neben entzündungswidrigen Ausleerungen und gleicher Diät das warme Eisenbad empfohlen. Gegen die anfangende weisse Kniegeschwulst warmes Bähen mit *Dec. Guajaci* und innerlich ein Mittel, von dessen Wirkung gegen zähe Säfte *Tr.* bekanntlich viel hält, *Kochsalz,* einem Kinde dreymal täglich von ℈j mit *ol. destill. junip. gtt.* iij. und Zucker ʒj, also täglich — 15 Gran! und hierauf allein schränkt er sich ein, wenn die zähen Massen vorher durch Vomition, Digestion und Laxation fortgeschafft sind. Gegen die Prognosis, (§. 5.) dass wenn die Knochenköpfe kariös sind, keine Aussicht mehr sey, dem Tode zu entgehen, muss Rec. die durch die Amputation so oft noch mögliche Rettung einwenden. — Contusionen des Kniegelenkes müssen wegen der so leicht entstehenden gefährlichen Folgen eben so aufmerksam behandelt werden, als Contusionen des Kopfes. Nach geschehener angezeigter Aderlässe fand er zwey Mittel von grosser Wirkung, nämlich innerlich ein Purgirmittel von Manna, Senna, *Agaricus, sal Prunellae,* und äusserlich warmes *Dec.* von *rad. Bryoniae* ℥j. mit vier Pfund Wasser, zu welchem eben so viel Weinessig zugesetzt wird und so viel Kochsalz, als es auflösen kann. Ueber das letztere Mittel macht er noch folgende Be-

Bemerkungen: „Die *Bryonia* ist eins der wirksamsten Mittel, ausgetretene und geronnene Feuchtigkeiten aufzulösen. Würde dies Mittel aber nicht „mit eben der Menge Weinessig und eben der Menge „Kochsalz, als ich angegeben habe, vermischt; so „würde zwar der Zweck der Auflösung und Verdünnung erlangt, aber diese verdünnte Feuchtigkeit „würde verderben, die festen Theile angreifen und „also mehr Schaden als Nutzen stiften. Der Weinessig hindert nun aber durch seinen sauern Antheil „die Verderbniss, und verenget die erschlafften Theile „und das Kochsalz giebt die durch die Quetschung „verloren gegangene Reizbarkeit wieder." Dies zur Probe des empirischen Verfahrens und der groben chemisch mechanischen Theorien des Vfs. — Der bey seiner Weitschweifigkeit dennoch nicht helle Vortrag ist durch das stete Verweisen auf die vorhergegangenen Paragraphen, ohne auch nur mit Einem Worte den Inhalt anzudeuten, noch ermüdender gemacht. II. *Beobachtung einer merkwürdigen caries des Schien- und Wadenbeines; vom Geh. Hofr. Wendt.* Sie entstand mit einer rothlaufartigen Entzündung, welche tiefe Fisteln vom Knie bis zum Rücken des Fusses nachliess. Von Zeit zu Zeit kamen Knochensplitter heraus, und zuletzt bog sich der Unterschenkel beym Aufheben in der Mitte ein, weil *tibia* und *perone* durchfressen waren. (Zum Theil vielleicht auch nur erweicht? Auffallend wäre es sonst, dass am hintern Theile keine Fisteln entstanden, zumal da der Beschreibung nach die Seitenlage nicht angewendet wurde.) Es wurde der Verband, wie beym Beinbruche angelegt, da die angerathene Amputation verworfen wurde, und das Bein wurde wieder völlig fest und gerade, blieb nur etwas dicker, und nässt noch an einer Stelle. III. *Chirurgische Beobachtungen, vom* Dr. *Conradi in Northeim.* Diese nehmen drey Bogen ein, sind über vielfache Gegenstände, enthalten aber äusserst wenig Neues oder wichtige Bestätigungen. *I. Augenkrankheiten.* Nutzen des Sublimats in Augenentzündungen, des Nussöls in der trocknen Augenentzündung und gegen die Flecke der Hornhaut, der *Tinct. thebaica.* (Wenn ein grosses Blutgefäss über die Hornhaut läuft und diese verdunkelt; so soll das *Laudanum* sie in ein Paar Tagen völlig befreyen. Nach den Blattern entstandene Staphylome hob das Laudanum bis auf ihre Verdunkelung, wenn sie noch weich waren.) Kleine Geschwüre der Hornhaut, wie bekannt, mit *Ol. alb. gr. j. in ▽ rosar.* ℥j. Geschwür im innern Augenwinkel, durch Abkochung von Weidenrinde mit Rhabarber geheilt u. dergl. — Vorschlag zu einer einfachen Methode, den Staar zu stechen. Man soll nämlich ein schmales zweyschneidiges Messer nur so tief durch die Hornhaut stechen, dass man die Kapsel mit demselben öffnet, und dann die Auflösung des Staares von der wässerichten Feuchtigkeit erwarten, wie *Pott, Richter, Pellier, Bell, Gleize* u. A. schon thaten. (Ueber diesen Vorschlag s. *Beer* im 3ten St. dieses Journals.) Hr. *C.* verrichtet die Staaroperation vor dem sitzenden Kranken stehend, welches der Herausgeber auch für die beste Stellung hält, und Rec. mit ihm aus Erfahrung. *II. Beobachtungen vermischten Inhalts.* Unter diesen sind einige interessant. IV. *Beobachtungen aus dem chirurgischen Clinicum. Ueber den schwarzen Staar, vom Herausgeber.* Einer der vorzüglichsten Zwecke desjenigen chirurgischen Clinicums zu Göttingen, welches Hn. *A.* seine Entstehung verdankt, ist, neue Vorschläge und Methoden zu prüfen und vergleichende Beobachtungen über verschiedene Behandlungsarten wichtiger chirurgischer Krankheiten anzustellen. Die wichtigsten Resultate sollen in diesem Journale mitgetheilt werden. Hier drey Versuche mit dem Kampfer und der Belladonna bis zum Schwindel gegeben, als Mitteln, die besonders auf den Kopf wirken und deshalb in einigen Arten des schwarzen Staares viel Hülfe versprechen. In den zwey ersten Versuchen bestätigte sich diese Hoffnung und der dritte ist noch unvollendet. In keinem der Fälle war aber ein vollkommner schwarzer Staar. Der erste Fall ist noch deshalb merkwürdig, dass Amblyopie, Doppeltsehen und gewissermassen Halbsehen nach einer kleinen Verwundung in der Mitte des Jochbogens entstanden, so wie man sie sonst nur nach Verwundungen der Augenbraunengegend gesehen hat. Das Uebel hatte schon ein Vierteljahr gedauert, ehe Hr. *A.* es in seine Behandlung bekam. Die Narbe war klein, flach, unempfindlich, beweglich und die Augenschwäche war schon vor Bildung derselben entstanden, nicht diese Narbe, sondern die bey der Verletzung geschehene Erschütterung und eine dadurch entstandene *paralysis nervosa* schien also die Ursache zu seyn. Es wurden deshalb die genannten Mittel gegeben, wobey sich auch das Gesicht sehr besserte und das noch zuweilen sich einstellende Doppeltsehen hofft Hr. *A.* auch noch dadurch zu heben. — Im zweyten Falle wurde nach achttägigem Gebrauche des Kampfers, bis zum Schwindel gegeben, das Gesicht ganz hell, da der Kranke zuvor lange wie durch Spinngewebe gesehen und gegen Abend nur mit grosser Anstrengung Gegenstände erkannt hatte. Der dritte Versuch ist noch ganz unvollständig. Bey dem neben und unter das Auge gelegten *empl. belladonn.* und *hyosciam* wurde die sehr enge Pupille weiter und beweglicher.

St. 2. I. *Von verschiedenen Krankheiten und Zufällen des Kopfs, die von einer äusserlichen Gewalt entstanden sind, vom Generalchirurg. Ollenroth.* Sehr richtig bemerkt der Vf., dass ungeachtet der systematischen Anweisungen, die wir zur Beurtheilung und Behandlung der so wichtigen Kopfverletzungen haben, bey den mannichfachen Verwickelungen es dennoch oft eigener Beurtheilung sehr bedarf, und dass die Mittheilung solcher Fälle sehr nützlich sey. Die vorliegenden drey Wahrnehmungen haben aber doch so viel Interesse nicht. Im ersten Falle entstand durch das Auffallen eines Bretes eine Wunde mit starker Geschwulst, die Zufälle der Betäubung wichen bald nach den gewöhnlichen Mitteln, Fieber dauerte aber fort, nach zwey Monaten brach die völlig gebildete Narbe wieder auf, und es löste sich ein kleines Stück vom

vom Scheitelbeine durch caries, welches auch meistens nur aus der *tabula externa* bestand. Diese caries wird ohne hinlänglichen Grund als eine Metastase angesehen, die von in das Blut übergegangenen Darmunrathe herrühren soll. — Die zweyte Verletzung geschah durch einen Windmühlenflügel, und tödtete trotz der gemachten Trepanation am dritten Tage. Die Section zeigte grosse Verletzungen. Das *os occipit.* war gespalten, das *tentorium* von ihm abgetrennt, mehrere *sinus* waren zerrissen, im rechten *hemisphaerio* war eine Oeffnung, die bis in den *ventricul. superior dextr.* continuirte. (Wo blieb hier *Sömmerring's* Seelenorgan?) fast überall Extravasat. (Merkwürdig ist, dass bey so starken Verletzungen das Leben noch so lange fortdauerte, wovon Rec. aber schon mehrere Erfahrungen hat). Dieser Fall wurde schon 1774 beobachtet, aber schon damals kam doch wohl die Erklarung, die Hr. O. 1797 hinzufügt, schon zu spät. Die innern Zerreissungen sollen nämlich vom concentrirten Drucke der Luft, die durch den porösen Knochen durchdrang, entstanden seyn, und die Fissuren am Hinterhauptsbeine vielleicht durch die schleunige Ausdehnung des ganzen Gehirns durch diesen Luftdruck!! Und der Beweis? Die *ossa bregmatis* waren sehr dünne, porös, ohne alle *substantia diploetica* und liessen aufgegossenes Wasser schnell durchsickern!! Die dritte Wahrnehmung ist *commotio cerebri* überschrieben. Dass es dies und keine *Zusammendrückung* des Gehirns war, schloss Hr. O. lediglich daraus, dass der Puls langsam, voll, frey, zwar hart, aber gleichförmig und das Athemholen gleichmässig war, mit welchen Zeichen Rec. sich aber nicht begnügen kann. Eine Zusammendrückung des Gehirns war sicher da, wenigstens durch überfüllte Gefässe, da alle Zufälle wie bey der *apoplexia sanguinea* waren, und die Kur durch öfteres Aderlassen, Purgiren etc. glückte. II. *Chirurgische Beobachtungen*, *vom* Dr. *Conradi*. Diese nehmen wieder 2½ Bogen ein, und sind wirklich fast durchgängig trivial, z. B. über den Nutzen der kalten Umschläge bey Kopfverletzungen, über das Ausfallen der Zähne etc. Durch eine detaillirte Erzahlung der Behandlung werden zuweilen gewöhnliche Beobachtungen dennoch, für junge Praktiker wenigstens, lehrreich. Dies ist hier aber auch nicht der Fall, da auf diesen Blättern funfzehn Krankheiten vorkommen. Wegen des leider so häufigen kopflosen Receptabschreibens der gewöhnlichen Wundärzte muss Rec. noch eine höchst unbestimmte Formel rügen. Hr. *C.* gab nämlich wegen eines Scirrhus (S. 153) „*Pillen von der Belladonna, Spiessglasgoldschwefel und Schierlingsextract; so dass der Kranke von der erstern täglich vier, vom zweyten drey und vom letztern eine halbe Drachme erhielt.*" Vier *Drachmen* Belladonna? Oder *vier Pillen*, deren Schwere nicht bestimmt ist? Oder sollen es nur 4 *Grane* seyn? — Die interessantesten Fälle sind: die schnelle Heilung einer langwierigen Vereiterung des obern Theils der Speiseröhre (auch wohl nur des Schlundes); Ausartung beider Nieren in eine fusslange Sammlung von Hydatiden, wobey sich doch keine Harnbeschwerden zeigten, aber ein doppelter Leistenbruch entstand. Beherzigung verdienen die nachtheiligen Wirkungen der *phimosis congenita* auf die innern Harnwerkzeuge, wenn sie nicht zeitig operirt wird, da durch das nöthige Pressen beym Harnlassen sich die Blasenhäute leicht verdicken, den Harn dann nicht gänzlich fortdrängen, der zurückbleibende Harn dann eiterähnliche Schleimabsonderung, Geschwüre und Steine veranlasst. Auch soll der Kanal zuweilen immer noch enger werden. III. *Geschichte eines grossen Fleischauswuchses zur Consultation vorgelegt vom Regimentschirurg. Staats* (mit der Abbildung.) Ein wahres krebshaftes Geschwür, welches starke Blutungen erregt und nicht völlig extirpirt werden kann. — Rec. würde den Arsenik anwenden, versteht sich äusserlich. — Die Belladonna wurde innerlich bis zum Schwindel gegeben. Warum schwächt man noch immer die Kranken durch solche Mittel, wenn, wie hier, anerkannt ist, dass der Verdacht einer innern mitwirkenden Ursache wegfällt, und der Schaden nur eine äusserliche Ursache, als hier öftern Druck, hat? — Der Herausgeber hat ein Paar kurze Bemerkungen angehängt *über die Disposition der Constitution in manchen Krankheiten zu produciren nämlich Auswüchse*. Am meisten ist dies bey *venerischem* Krankheitsstoffe; *wo vielleicht der ausgeartete Begattungstrieb des Wollüstlings den Bildungstrieb einzelner Theile reger gemacht haben soll!!* Auch bey den scorbutischen Auswüchsen? Rec. wünscht mit dem Herausgeber, dass dieser Aufsatz Veranlassung geben möge, *über die mannichfaltige Natur und Beschaffenheit* (oder vielmehr nächste Ursache) *der Auswüchse tiefere Aufschlüsse zu erhalten.* IV. *Heilung eines übelbehandelten Beinbruches vom HR. Metzger.* Der Beinbruch war mit einer Quetschung complicirt, durch welche die Bruchenden carios und deshalb abgesägt wurden. Nach einigen Wochen war die Wunde heil, das Bein hatte hier aber noch ein charnierartiges Gelenk. Wenn der Zeitraum nicht gross war; so hält Rec. diesen Umstand für so sehr bedenklich nicht, da bey Verlust vieler Substanz die Erzeugung eines völlig *harten* Callus Zeit erfodert. Hier dachte man aber schon an Absägung der Knochenenden aufs neue, oder gar an die Amputation. Man versuchte aber noch einmal, den Fuss zu schienen und aromatische Umschlage zu machen. (Zu der Vorstellung des Hn. *M.* und der consulirten Wundärzte hätte sich noch das Aneinanderreiben der Knochenenden sehr gut gepasst.) Nach 9 bis 10 Wochen war der Fuss völlig brauchbar. (Durch die Zeit und bessere Diät. In der zu knappen Diät scheint dem Rec. der erste Wundarzt gefehlt zu haben, über welchen man sich hier sehr erhebt.) V. *Beobachtung einer sehr starken Kopfverletzung und Depression des Hirnschädels, vom* Dr. *C. Rust.* Durch einen herabfallenden Balken wurde das Stirnbein wie ein mittelmässiger Apfel gross eingedrückt. Es entstanden Sinnlosigkeit und Deliria. Nach 48 Stunden war die Einbiegung noch 2 Zoll

tief und man konnte eine gute, durchschnittene Zitrone hineinlegen. Es wurden kalte Umschläge und antiphlogistische Mittel angewandt. Den 15ten Tag war der Kranke gesund, der Eindruck ist aber noch 1½ Zoll tief. — Um zu erklären, wie diese starke Depression nicht noch immer das Gehirn in seiner Wirkung stört, fügt der Hr. Herausg. die sehr treffende Frage hinzu, ob der Mensch vielleicht sehr grosse *sinus frontales* hat. Rec. bringt noch in Erinnerung, dass ein Seitendruck nie die Wirkung des Gehirnes so sehr stört, als ein Druck, der von oben gerade auf die Basis des Gehirnes losdrückt. VI. *Beobachtungen aus dem chirurgischen Clinicum. Beobachtung einer nach den Blattern entstandenen krampfhaften Verschliessung der Augenlieder, vom Hn. Jordan.* Ein schätzbarer Nachtrag zu den von *Reil* und *Hecker* bekannt gemachten Beobachtungen dieser Krankheit, welche gleichfalls den grossen Nutzen der Sublimatauflösung mit narcotischen Mitteln gegen diese Krankheit beweist. *Hyoscyamus*, *Cicuta* und selbst *Stramonium* waren vorher, ohne Sublimat, vergebens angewandt. — Merkwürdig, aber doch nicht nachahmenswerth ist noch, dass dem Kinde von noch nicht vier Jahren zweymal *Tinct. thebaica* zu 50 Tropfen gegeben wurde, um durch Nachlassen des Krampfes und entstandenen Schlaf die Untersuchung des innern Auges möglich zu machen; es erfolgte weder Schlaf noch sonst eine Veränderung. (Auch Rec. hat einigemale mit dem besten Erfolge diese Krankheit mit gleichen Mitteln behandelt.) — Nachricht wegen der Wigand'schen Mutterkränze, deren Besorgung Hr. *W.* nämlich dem Mechanikus Bothe in Hamburg jetzt übertragen hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Verlage der Sommerschen Buchhandl.: *Der Volksfreund.* Eine Monatsschrift zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung, herausgegeben von *M. C. F. Lucius. Erstes bis viertes Stück.* 1799. 192 S. 8. (6 gr.)

Dieser Volksfreund ist eine Niederlage gemeiner und wohlfeiler, obgleich darum nicht ganz unbrauchbarer Waare. Weder zu seinem Lobe, noch zu seinem Tadel lässt sich viel sagen. Historische, naturhistorische, politische u. a. Aufsätze wechseln mit Gedichten, Charaden, Räthseln, dramatisirten Sprüchwörtern u. a. dgl. Siebensachen ab. Ein kurzes Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne, welches überschrieben ist: Wir reisen alle nach Babylon eröffnet mit Musik und einem Gesange des Pilgers, den Kuckkasten. Nach Buonaparte tritt das kluge Kind von Lübeck vor, welches der politische Kannegiesser ablöst. Ausser einigen gelehrigen Thieren, präsentiren sich (im 2ten St.) etliche Scheintodte (aus dem Reichsanzeiger) und — *Horribile dictu!* — ein Menschenfresser und Sonderling. Die abgebrochenen Vorstellungen werden (im 3ten St.) fortgesetzt und ein dramatisirtes Sprüchwort, nebst mehrern Charaden etc. zum Besten gegeben. Zuletzt (St. 4.) sieht man nicht nur die Herrnhuter entstehen, sondern es werden auch einige Menschen producirt, welche einen erstaunlichen (besonders hohen) Grad von Hitze und Kälte ertragen können u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Ronneburg*, in der Schulmannschen Buchhandlung und *Leipzig*, b. Barth: *Von den Mitteln die Gesundheit der Zähne zu erhalten, ihren kränklichen Zufällen vorzubeugen und solche abzuwenden. Eine Haustafel für alle Stände, von Friedrich Hirsch.* 1799. 1 Bogen. (1 gr.) Wenn es wirklich zweckmässig ist, in Tabellenform dem Volke Unterricht über interessante Puncte der Gesundheitspflege zu geben; so ist es unstreitig ein glücklicher Gedanke, auch über die Behandlung der Zähne, von deren Gesundheit so viel abhängt, und die dennoch so sehr vernachlässigt zu werden pflegen, auf diese Art Belehrung zu geben. Im ersten Abschnitte setzt Hr. *H.* den Nutzen der Zähne kurz auseinander, im zweyten warnt er vor Vernachlässigung und schädlichen Gewohnheiten und dringt auf die nöthige Wartung und Reinigung des Mundes, Zahnfleisches und der Zähne. (Unter den schädlichen Gewohnheiten hätte auch die angeführt zu werden verdient, dass so Viele die Zähne, statt von der Wurzel zur Krone hin, nur von einer Seite zur andern abreiben und hiedurch die Zwischenräume zwischen den Zähnen noch mehr verschlammen.) Der dritte handelt von den kränklichen Zufällen, als dem Weinstein, den hohlen Zähnen und dem Zahnweh. Sehr unzweckmässig ist es, dass der Vf. in Absicht der Pulver, mit welchen man den Weinstein abputzen soll, auf seine praktischen Bemerkungen verweist. An mehreren Stellen fehlt es auch an der bey Volksschriften so nöthigen Präcision. Das Anlegen der Kantharidentinctur an das Zahnfleisch sollte billig auch hier nicht angegeben seyn. Die Molken beym schweren Zahnen sind viel zu allgemein angerathen. Der beym Zahnen so gewöhnlichen Diarrhöe ist keine Erwähnung gethan. Das angerathene Kauen auf einer Brodrinde verursacht Indigestion, wenn man das Hinterschlucken nicht verhütet. — Druckfehler müssen in Volksschriften besonders vermieden werden, und wenn sie es in einem einzelnen Bogen nicht sind, so ist dies unverzeihlich. Was soll z. B. die bedrängte Hausmutter anfangen, wenn sie beym schweren Zahnen ihres Kindes hier Hülfe sucht und den Rath findet, ein Klystier von *kleinen Absud* (Kleienwasser) zu geben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Magazin für die Wundarzneywissenschaft.* Herausgegeben von *Arnemann* etc.

(Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

St. III. (und 1 Kupfertafel.) I. *Ueber ein Haupthinderniss des Aufkommens der Wundarzneykunst in Deutschland.* Der ungenannte Vf. verräth genaue Kenntniss der traurigen Lage, in welcher sich fast alle unsere angehenden Wundärzte befinden, auch selbst an den wenigen Orten, wo sie Bildungsanstalten finden. Die heillose Verbindung mit dem Barbiererhandwerke ist es, die die Chirurgie so im Emporkommen aufhält. Zur Aufhebung dieser schädlichen Einrichtung thut der Vf. folgenden in jedem nicht zu kleinen Lande ausführbaren Vorschlag. *Der Landesherr kaufe nämlich jede durch den Tod oder freywillige Entsagung des Meisters erledigte Badstube an sich, und verkaufe oder verpachte sie an einen Perrukenmacher*, der diesen neuen Neben-Nahrungszweig begierig ergreifen wird, weil von den alten seiner Handthierung immer mehrere absterben. Den Wundärzten auf dem Lande erlaube man, Balbiergesellen, aber keine Chirurgen, zu halten. Jeder Wundarzt der sich besetzen will, werde streng geprüft, ohne dass aber von Kundschaft und Lehrbrief die Rede ferner ist. — Rec. empfiehlt diesen Plan zur reiflichen Ueberlegung. II. *Von einer Steinoperation über den Schaambeinen (Sectio alta), vom Generalchir. Mursinna.* Wir freuen uns, dass immer mehrere Aerzte auftreten, die sich nicht begnügen, blos glückliche Kuren aufzutischen, sondern freymüthig auch unglückliche erzählen, da aus diesen oft am meisten zu erlernen ist. Rec. glaubt, dass solche Fälle dann eine besonders vorsichtige Beurtheilung verlangen, wegen individueller Umstände; da aber die hier erzählte unglückliche Geschichte schon vor 20 Jahren vorfiel; so glaubt er doch in diesem Falle seine Meynung darüber frey sagen zu dürfen. Diese geht nämlich dahin, dass man zu sehr an der Idee einer wahren Entzündung hing, da hingegen die vorangegangenen Krankheiten (die meistens mit ungewöhnlichen Zufällen begleitet gewesen, z. B. leichte Entzündungen in Brand übergegangen waren) der kurz vorhergegangene Zustand von sehr grosser Schwäche, selbst wohl die angegebene Beschaffenheit des Pulses (in welcher man nur immer Anzeigen zur Aderlässe fand) mehr auf die Idee eines *flatus nervosus* hätten leiten sollen. Der Brand der Bauchmuskeln, welchen M. für die nächste Ursache des Todes hält, war eine Folge des allgemeinen Zustandes und auch ohne ihn hätte der Tod erfolgen können, so wie wir auch den Meteorismus davon herleiten können. Diesem zufolge waren besonders die zwey letzten Aderlässe schädlich, die lauen Bäder hätten früher müssen angewandt werden, zugleich mit Moschus, Opium in grössern Dosen, *sinapismi.* Rec. hätte *vor* der Leichenöffnung vielleicht eben so geurtheilt, als Hr. M., aber der Epicrisis *nach* derselben musste diese Meynung doch wohl hinzugefügt werden. Der Vf. vertheidigt aber blos die gewählte *Operationsart*, und diese wird kein Verständiger in Verdacht ziehen. — Angehängt sind noch einige Fälle von glücklich gemachtem Blasenstiche über den Schaambeinen, als Nachtrag zu einer in den neuen medicinisch-chirurgischen Bemerkungen mitgetheilten Krankheitsgeschichte. An demselben Kranken machte Hr. *M.* in Einem Jahre noch dreymal diesen Blasenstich, immer in der alten Narbe. Einmal musste die Röhre neun Wochen lang liegen bleiben, und dennoch heilte die Wunde binnen drey Tagen, nachdem das Röhrchen aus ihr herausgenommen und sie mit Heftpflastern vereinigt war. — Diese Erfahrungen dienen allerdings gar sehr zur Empfehlung dieser Art des Blasenstiches. — III. *Nachtheile des Verbandes nässender Geschwüre und Schäden mit Bleymitteln, vom G. HR. Wendt.* Dieser Titel ist sehr unbestimmt gefasst. Denn es ist hier nicht die Rede von dem nachtheiligen Einflusse der Bleymittel durch Resorption etc. sondern von dem der schnellen Verheilung solcher Schäden. In dieser Rücksicht werden ja aber nicht blos die Bleymittel oft schädlich, sondern alle gewaltsam austrocknende! Einen Schaden, der durch Bleymittel mit darauf folgender Krankheit geheilt war, heilte der Vf. nachher selbst durch die Einwickelung. Dies Mittel ist aber, wie der Rec. aus eigner Erfahrung weiss, wenigstens nicht weniger gefährlich, als die Bleymittel. Einige von diesen sieben Fällen sind allerdings sehr beherzigenswerth, bey andern könnte aber doch wohl das *post hoc* mit dem *propter hoc* verwechselt seyn. — IV. *Einige praktische Bemerkungen über des Hn.* Dr. *Conradi Vorschlag einer einfachen Methode, den Staar zu stechen; vom* Dr. *Beer.* Allerdings praktische, wichtige Bemerkungen! Sie sind die Resultate vielfältiger Erfahrung, die über Theorieen das letzte Urtheil sprechen muss, und hier *gegen* Conradi's Theorie (s. St. I.) spricht. Hr. B. verwirft den ganzen Vorschlag aus mehreren Gründen und setzt hinzu, dass er jetzt immer den Staar

Staar mit der Kapfel ausziehe, und fo die eine Art von Nachftaar verhüte. Die Handgriffe diefer Methode hat er feitdem in einer kleinen befondern Abhandlung befchrieben. V. *Medicinifch-chirurgifche Bemerkungen über die Gefäfsfifteln, vom Hof- und Regimentschirurg. Evers zu Lüchow.* Eigentlich nur Ein folcher Krankheitsfall, in welchem zugleich Verhärtungen im Unterleibe fühlbar waren und die Heilung nach fortgefetztem Gebrauche des *Gummi ammoniacum* gefchah. VI. *Beobachtungen über die Wirkfamkeit der Naturkräfte bey Kopfwunden und Kopfverletzungen, nebft einigen Bemerkungen über den grofsen Nutzen des äufsern Gebrauchs von Eis; vom Dr. Wendelftadt.* Drey merkwürdige Fälle, in welchen man in den ältern Zeiten würde trepanirt und elevirt haben, und fchwerlich mit dem glücklichen Erfolge, den hier die Anwendung des Eifes und zweckmäfsige antiphlogiftifche Behandlung hatten. Der zweyte Fall giebt zugleich einen neuen Beytrag, wie oft der beabfichtigte Selbftmord fehlfchlagt. Diefer Kranke hatte fich nämlich einmal aufgehenkt und wurde noch gerade zu rechter Zeit abgefchnitten. Dann wollte er fich erfchiefsen, fchofs fich zwey Stück gehacktes Eifen in den Gaumen und wurde mit Einbufse an Deutlichkeit der Sprache geheilt. Dann ftürzte er fich aus dem dritten Stockwerke, fiel nicht in den Flufs, fondern an das Ufer, mit ftarken Befchädigungen des Kopfes, die aber auch geheilt find. — Hr. *W.* glaubt bey ihm eine Depreffion gefunden zu haben. Rec. erinnert blos daran, dafs fehr oft das Auffchwellen der umliegenden Integumente den Anfchein einer Depreffion giebt, wo fie wirklich nicht Statt hat. VII. *Beytrag zur Operation der Hafenfcharte (Labium leporin.), vom Generalchirurg. Ollenroth.* Eine kurze Befchreibung diefer Krankheit und der Operation für diefelbe geht voran, fo wie wir fie in allen unfern Handbüchern finden, alfo überflüffig. Dann werden zwey Operationen befchrieben, wie fie Köhring verrichte. Ihr Unterfcheidendes ift, dafs *K.*, fo wie es neuerlich *Loder* empfohlen, erft durch die untern Winkel einen Faden zog, um eine *anfa* zum Anfpannen und Halten zu bekommen; dafs er blos mit der Knopfnath heftete und dann durch eine, hier abgebildete, Mütze mit Agraffen die Backen noch mehr vorfchob und die Wundränder zufammenhielt. Hr. *O.* verrichtete diefe Operation auf diefelbe Art zweymal fehr glücklich. Das Durchftechen der Winkel, um eine Handhabe zu bilden, findet er auch fehr vortheilhaft und von der Knopfnath glaubt er, dafs fie eine feinere Narbe bilde, als die umwundene Nath. Die mit Leinwand überzogenen Bleche, welche auf die Backen zu liegen kommen, werden mit zerlaffenem Kleberpflafter dünn beftrichen. Hr. *O.* nimmt dazu folgende Mifchung: ℞ *refinae pini* ℥vj. *fevi vaccini* ℥ß. *cerae albae* ℥vj *terebinth. venet.* ℥ij. *M. f. empl.* (in welcher der Therpentin für die zarte Haut manches Kindes doch wohl zu reizend werden könnte.) Die Mafchine hat die gröfste Aehnlichkeit mit der im zweyten Bande des Mufeums der Heilkunde der helvetifchen Aerzte abgebildeten, weshalb wahrfcheinlich auch diefe urfprünglich eine Köhringfche ift. — (Wenn gleich bey der jetzt üblichen umwundenen Nath eine anderweitige Befeftigung nicht fo durchaus nothwendig ift, als bey der in diefen Fällen angewandten Knopfnath; fo find die Fälle, dafs auch die befte Nath durch Schreyen des Kindes ausreifst, noch zu häufig, als dafs man nicht fehr bereitwillig ein folches Unterftützungsmittel, als diefe Mütze giebt, annehmen follte.) VIII. *Beobachtungen aus dem chirurgifchen Clinicum. Einige Bemerkungen, die Operation des Staars betreffend; vom Herausgeber.* Das Wichtigfte find zwey Beobachtungen, dafs bey verengeter Pupille die Pinzette mit grofsem Nutzen als ein *fpeculum iridis* angewandt wurde. Diefer Handgriff verdient allerdings mehrere Verfuche. — Bey einem Kranken war in beiden Augen keine Linfe. Eine verdunkelnde Membran mufste mit einer Hohlfcheere an einer Stelle, wo fie mit der hintern Fläche der Iris verwachfen war, losgefchnitten werden. — Eine Empfehlung der Methode, dafs der Wundarzt ftehend operirt. (Den Kranken läfst Hr. *A.* wahrfcheinlich nicht ftehen, wie Bahrdt.) — Das andere Auge läfst Hr. *A.* nicht mehr verbinden, weil er glaubt, dafs das zu operirende Auge oft gerade unruhiger dadurch wird.

St. IV. — I. *Merkwürdige Gefchichte einer feltenen Hodengefchwulft, beobachtet und befchrieben vom Prof. Ofiander.* Der Kranke war ein *tefticondus*, bekam durch einen Fall eine Gefchwulft unter den Rippen der rechten Seite, die fich allmählig verlor, aber an ihrer Statt fchwoll der Hodenfack an der rechten Seite auf, in eine Gefchwulft von der Gröfse eines Gänfeeyes. Es war in ihr gar keine Empfindung, auch beym ftärkften Drucke nicht, aber der Saamenftrang war fehr aufgetrieben und empfindlich. Der Kranke hatte grofse Mattigkeit. Hr. *O.* machte einen Einfchnitt, bis durch die *dartos*, wodurch höchftens 4 bis 5 Unzen Blut ausfloffen, der fehr aufgetriebene Hode wurde nicht berührt und die Gefchwulft wurde nicht viel kleiner. Der Kranke bekam am Tage darauf Erbrechen, aus der Wunde flofs ftinkende Jauche, fpäterhin gingen hepatifch ftinkende *flatus* mit lautem Geräufche heraus, dafs man hätte glauben können, es fey ein Darm geöffnet, aber nicht das Geringfte von Darmunrath kam. Der Kranke delirirte und ftarb am vierten Morgen nach der Operation. Bey der Section fand fich der Hode in ftinkendes Blut aufgelöft, der Saamenftrang daumensdick, auf dem halben Wege zur Niere Eiter in ihm und nahe an diefer Niere ein grofser mit fehr ftinkendem Blute und Eiter angefüllter Sack. Diefe Theile find abgebildet. Der linke Hode lag gefund hinter dem Bauchringe. — In der angehängten Epikrife wird diefe allerdings merkwürdige Krankheitsgefchichte fo erklärt; dafs durch den Fall ein Gefäfs im Unterleibe zerriffen, hiedurch der Gefchwulft und der Sack neben der Niere gebildet fey, aus welchem fich das Blut nach und nach gefenkt und fich und dem Hoden, der bis dahin im Unterleibe lag, einen Weg durch den Bauchring

ring gebahnt habe; durch den Druck des Bauchringes und des Blutes (?) ſey dann der Hode abgeſtorben. Der Tod wird von der Faulniſs abgeleitet, die das Blut durch den Zutritt der Luft annahm. Dann ſucht der Vf. ſich vor Vorwürfen zu ſchützen, daſs er die Operation überall unternahm, oder daſs er den Hoden nicht mit wegnahm. Er meynt mit ſolchen Lehren, die man ſich aus einem Falle eben abſtrahirte und doch ſchon bey ihm angewandt wiſſen wollte, mache man ſich nur *lächerlich*. Rec. findet aber nicht, daſs die hieher gehörige Lehre ſo neu iſt, daſs ſie gerade nur erſt aus dieſem Falle abſtrahirt werden muſste. In ſo weit die Krankheit vor der Operation und Section erkannt werden konnte, war es diejenige Art von Blutbruch, die z. B. Pott ſchon beſchrieb, und bey dieſer konnte ein Einſchnitt bis in die Scheidenhaut deſſelben *gar nichts* helfen, konnte blos ſchaden. Sollte nun einmal operirt werden, um wie Hr. O. ſagt, zu ſehen, was in dem Hodenſacke ſteckte, ſo muſste auch caſtrirt werden, auf einen guten Erfolg durfte man aber bey der zugegebenen kranken Beſchaffenheit des Saamenſtranges auch dann nicht viel rechnen. — Vor der Operation hatte Hr. O. eine wunderliche Salbe einreiben laſſen, nämlich *Liniment. volat.* mit *Cerat. ſaturni.* II. *Geſchichte einer merkwürdigen Eiterverſetzung; vom Garniſonmed. Michaelis.* Der Vf. iſt geneigt, diejenigen Fälle, wo man anzunehmen pflegt, daſs eine Entzündung ohne ihre Zeichen: Geſchwulſt, Röthe, Wärme, Schmerz, Statt gehabt habe, für eine bloſse Verſetzung des Eiters zu halten, welches an dieſer Stelle alſo nicht eigentlich bereitet war. In denjenigen Fällen, wo bey innern Eiterſammlungen erregte künſtliche Geſchwüre eine ihrem Umfange nach unverhältniſsmäſsig groſse Menge Eiter geben, pflegt man dies einer gröſsern Colliquation und Neigung, Eiter zu erzeugen, zuzuſchreiben; wahrſcheinlicher iſt es, daſs bey der groſsen Menge Eiter, welche ins Blut aufgenommen und zum Theil durch den Urin wieder ausgeſchieden wird, das Eiter um ſo lieber einen Weg nimmt, durch welchen ſchon ein ähnlicher Stoff bereitet und ausgeleert wird. In dem hier beſchriebenen Falle hörte eine Wunde, die durch eine in den Plattfuſs geſtochene Nadel entſtanden war, nach einigen Tagen auf, Eiter zu geben, dagegen ſchwoll ein Vorderarm unter unerträglichen Schmerzen an. Am zehnten Tage ſtarb der Kranke unter krampfhaften Zufällen. Die Fuſswunde war brandig, an der Handwurzel nicht ein Schein von Röthe und dennoch unter der Haut im geſunden Zellgewebe und eben ſo innerhalb des Kapſelbandes der Handwurzel das reinſte Eiter. — In einer Anmerkung giebt Hr. *M.* folgende wichtige Reſultate öfterer Beobachtung des nach Verwundungen entſtandenen Tetanus. Nie, ſelbſt bey den heftigſten Zerſchmetterungen, ſah er ihn in der Periode der Entzündung, und nie ohne vorhergegangenen Brand der Wunde, nach dem 6ten oder 8ten Tage. Wo er in den erſten 14 Tagen entſtand, da gingen Verwundungen flechſichter Theile voraus; die aber ſchon mit beträchtlichen Schmerzen oder einer wahren Entzündung verbunden waren. (*M.* dringt mit Recht auf eine reizende Behandlung ſolcher Wunden. Rec. freuet ſich deshalb immer über den gewöhnlichen Schlendrian, ſolche Wunden mit Therpentinöl zu betupfen.) Wo der Tetanus ſpäter erſchien und nach gröſsern Verwundungen, da war ſehr deutlich ein faulichtes Contagium zu entdecken, welches die Wunde brandigt machte, und bey der Section fand man häufig beträchtliche Nervenſtämme der Wirkung der faulichten Jauche ausgeſetzt. — III. *Zwey Beobachtungen über den ſogenannten ſchwammichten Auswuchs der harten Hirnhaut, nebſt einigen Gedanken über den eigenthümlichen Sitz deſſelben; vom HR. Siebold.* In dem erſten Falle brach die Geſchwulſt auf und tödtete durch den Blutfluſs, im zweyten beging ein Arzt den wichtigen Fehler ſie für eine Speckbeule zu halten und aufſchneiden zu laſſen, obgleich man in ſolchen Geſchwülſten, wie auch in dieſem Falle, das Pulſiren des Gehirnes durchfühlen kann. (Das andere diagnoſtiſche Zeichen, daſs man nämlich die Geſchwulſt in den Kopf zum Theil hineindrücken kann, findet Rec. hier nicht angegeben.) Der verdienſtvolle Vf. giebt hier eine neue Anſicht der Krankheit, die dem Rec. ſehr einleuchtet, daſs nämlich der urſprüngliche Sitz der Krankheit nicht, wie man immer annimmt, die harte Hirnhaut ſey, durch deren Anſchwellung der Knochen ſchwände, ſondern gegentheils die Krankheit in der Diploë anfange und dann die äuſsere Beinhaut und die harte Hirnhaut mit ergreife, daſs es eigentlich ein *fungus cranii* (*caries fungoſa cranii*) ſey. Die innere Fläche der harten Hirnhaut fand er ganz natürlich glatt und nicht einmal mit der Spinnwebenhaut verwachſen. Durch zeitige Anwendung der Aetzmittel und ſelbſt des glühenden Eiſens, nachdem man die Ränder des Knochens aufgebohrt hat, um beſſer zukommen zu können, hält er die Krankheit für heilbar. — Zu der angeführten Literatur ſetzt Rec. noch Lentin's Fall, der dadurch merkwürdig iſt, daſs durch Compreſſion und geiſtige Bahungen das Uebel geheilt ſeyn ſoll. IV. *Von offenen Beinen; vom Leibmed. Wichmann.* Sehr erfreulich muſs es jedem rechtlichen Wundarzte ſeyn, wenn hier ein bloſser, doch ſehr genau unterſuchender Arzt geſteht, daſs ihm ſchon ſeit vielen Jahren die Quelle der Jauche und anderer Feuchtigkeiten in alten Wunden nicht mehr im ganzen Syſteme, in der Blutmaſſe, Lymphe, einer ſpecifiſchen Verderbniſs etc. zu liegen ſcheine, ſondern er vorzüglich örtliche Urſachen anerkenne. Als eine ſolche macht er beſonders auf variköſen Zuſtand und Verhärtungen der lymphatiſchen Gefäſse im Umfange und zuweilen in weiter Erſtreckung aufmerkſam, worauf aber doch gute Wundärzte ſchon längſt nicht mehr ſo wenig ihr Augenmerk richten, als Hr. *W.* glaubt, wenn ſie ſchon die Bekämpfung der Urſache nicht ſo muthig vornahmen, als es Home durch die Unterbindung der *ſaphaena* that. V. *Beobachtung und Heilung einiger merkwürdigen Drüſenverhärtungen; vom Generalchirurg. Ollenroth.* Zwey intereſſante

ſante Beobachtungen von ſteinichten Concretionen in den Speicheldrüſen ſelbſt, ſo wie man ſie häufiger im *ductus Warthonianus* findet. In dem einen Falle glaubte ein Wundarzt ſchon, als die Sonde auf ein ſolches Concrement in der *glandula ſubmaxillar.* ſtieſs, Beinfraſs der untern Kinnlade oder des Kehlkopfes vor ſich zu haben, als Hr. *O.* ein endlich abgegangenes Stückchen in *ol. tartari per deliqu.* gänzlich auflöſte und durch Einſpritzung alkaliſcher Mittel nach und nach über ʒvij. ſolcher ſteinigten Maſſe aus der Drüſe fortſchaffte. Er bediente ſich folgender Formel: ℞ *ol. tartar. p. deliqu.* ℥j. *Sap. venet.* ℈ij. ▽ *calc. viv.* ℥jv. *Mell. roſar.* ℥ß. und wegen der Schmerzen noch *Laudan. l. Syd.* ʒij. *M. S.* zweymal täglich einzuſpritzen. — In dem andern Falle war ein Theil der *parotis* aufgeſchwollen, welchen er abband, und auch in ihr eine ſolche Maſſe fand, die ſich im *ol. tart. p. del.* auflöſte. — VI. *Heilart einiger verſchluckten Sachen, welche im Schlunde ſtecken geblieben; vom Leibmed. Lentin.* Eine verſchluckte und in der Gegend des Anfanges des Bruſtbeines ſteckengebliebene Stecknadel trieb er durch ½ bis 1½ Zoll groſse Pillen von harter ungeſalzener Butter in den Magen herunter, gab dann verdünnten Salmiakgeiſt und am fünften Tage ging ſie krumm gebogen und verdünnt mit dem Stuhlgange ab. Einen mitten im Schlunde ſteckenden Fiſchkopf trieb er durch Oel und das Verſchlucken eines ungekäuten Stückes von einem derben Kloſe herunter. — Mit Recht bemerkt er, daſs das gewaltſame Herunterſtoſsen (beſonders ſpitziger) fremder Körper doch vieles gegen ſich habe. VII. *Neue Inſtrumente. Dr. Perkins's Patent Gichtnadeln.* Eine kurze Anzeige von Herhold, der ſich bekanntlich ſchon weiter über dieſen Gegenſtand erklärt hat. — Irrt ſich Rec. nicht, ſo werden dieſe Nadeln nebſt den merkwürdigen Humboldſchen Verſuchen über die Nervenatmoſphäre zu neuen verdienten Unterſuchungen über den ſogenannten thieriſchen Magnetiſmus Anlaſs geben. VIII. *Nachricht von dem chirurgiſchen Clinicum zu Göttingen; vom Herausgeber.* Hr. *A.* hatte den ſehr nützlichen Vorſatz für Gehörkrankheiten und chroniſche Augenfehler ein eigenes Clinicum zu errichten, fand königliche Unterſtützung, und dieſe Ueberſicht von den Jahren 1796 und 1797 zeigt die Menge der vorgekommenen Fälle, nicht blos aus den genannten, ſondern auch aus den meiſten andern Fächern der Chirurgie. IX. *Verzeichniſs chirurgiſcher Schriften vom Jahre 1797.* Dieſes ſoll am Ende eines jeden Jahrganges fortgeſetzt werden. Es iſt ſyſtematiſch geordnet und enthält bey den meiſten Schriften zugleich eine kurze Kritik.

Dieſes Journal empfiehlt ſich noch durch ein beſonders gefälliges Aeuſsere. Die Erfahrung aber, daſs Rec. in zweyen dieſer Stücke zerſchnittene Kupfertafeln erhielt, beſtimmt ihn, den Hn. Herausgeber und die Verlagshandlung auf eine genauere Aufſicht auf das Beſchneiden der beſchnitten gelieferten Exemplare aufmerkſam zu machen.

* * *

Flensburg, b. Korte: *M. Chriſt. Speccii Praxis Declinationum et Conjugationum*, ganz umgearbeitet von *H. P. C. Esmarch.* 6te verbeſſ. u. vermehrte Auflage. 1794. 144 S. 8. (3 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Neuſtadt* an d. Orla, b. Kathe: *Leitfaden beym (bey dem) Unterrichte für Privatiſten (?) in Bürgerſchulen.* Von *Joh. Georg Dietz*, Rect. zu Zeulenroda. (1797) X. u. 100 S. 8. In wohleingerichteten Bürgerſchulen erfodert jede Hauptwiſſenſchaft ihr eignes Lehrbuch. Nur im äuſserſten Nothfall ſollte man zu einem ſolchen Hülf- und Nothbüchlein, wie das vorliegende iſt, ſeine Zuflucht nehmen. Dann müſste es aber auch vollſtändiger ſeyn. Naturlehre, Erd- und Vaterlandskunde dürften darin nicht fehlen. Die Mythologie hingegen bedarf kein eignes Kapitel, ſondern kann in der allgemeinen Menſchengeſchichte gehörigen Orts kurz berührt werden. Der Vf. wird daher nicht nur bey einer etwa zu erwartenden zweyten Auflage auf dieſe allgemeinen Erinnerungen Rückſicht nehmen, ſondern auch mehrere Abſchnitte ganz umarbeiten müſſen, wenn er ein brauchbares Schulbuch liefern will. Daſs er mit dem Menſchen anfängt, billigen wir. Aber ſchon das zweyte Kapitel von dem menſchlichen Körper bedarf mancher Erweiterung in phyſiologiſcher und diätetiſcher Rückſicht, wobey ihm *Lehmann*'s Naturlehre des Menſchen zu ſtatten kommen wird. Die durch die Kritik der reinen Vernunft mit Recht als unſtatthaft verworfenen metaphyſiſchen Träumereyen über das Weſen der menſchlichen Seele S. 13. und die abergläubiſchen Anſichten der bibliſchen Träume S. 19. müſſen wegfallen, die menſchlichen Triebe weit kürzer abgefertiget, dafür aber kann eine kurze faſsliche Logik eingeſchaltet werden. Aus Kant's Anthropologie wird der Vf. lernen, den Unterſchied zwiſchen Leidenſchaften und Affecten etwas richtiger zu beſtimmen, als er S. 24 gethan hat. Aus jedem, nach dem reinen Moralprincipe abgefaſsten Lehrbuch der Tugendlehre wird er ſeine Definition von Tugend (S. 25) berichtigen können. Jedes beſſere exegetiſche Handbuch wird ihn lehren, daſs Tubalkain (S. 35) nicht für den Erfinder des Eiſens gehalten werden könne, und daſs es eine ganz unexegetiſche und ſonderbare Behauptung ſey, den Regenbogen, ſeit Noah, für ein Zeichen der Gnade zu halten. *Funk* und *Trimolt* in ihren Naturbeſchreibungen werden ihm Stoff geben, ſeine Thiergeſchichte durch technologiſche Rückſichten fruchtbarer zu machen und die unnützen Anekdoten wegzulaſſen. Seine Himmelskunde iſt ziemlich trocken ausgefallen; die Religionsgeſchichte ohne allen philoſophiſchen Geiſt und die Menſchengeſchichte ganz unpragmatiſch behandelt. Das Kapitel von der Rechtſchreibung ſcheint uns in einem ſolchen Leitfaden nicht an ſeinem rechten Orte zu ſtehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Graffe: *Freymüthige Gedanken über verschiedene Gegenstände der jüdischen und christlichen Religion von einem Neufranken und Deutschen in Briefen.* 1799. 172 S. 8. ohne das Register.

Der vorgebliche Neufranke eröffnet den Briefwechsel. Er rühmt die republikanische Verfassung und zweifelt nicht, dass sein Freund nunmehr, da das Schrecken-System aufgehört habe und Ruhe und gute Ordnung wieder hergestellt sey, mit der Republik werde ausgesöhnt seyn. Zugleich meynt er, dass ihm sein Freund werde zugestehen müssen, dass auch die beste Monarchie noch immer eine Art von Sclaverey bleibe. Der Deutsche giebt es zu, dass die jetzige Regierung in Frankreich ihre Vorzüge habe, ziehet aber dennoch die monarchische Verfassung vor und tadelt insbesondere den Umsturz aller Religion durch die neue Französische Regierungsverfassung, wobey er sich keine Beständigkeit und kein wahres Menschenglück versprechen könne. Der Neufranke erwiedert darauf, dass die Religion keineswegs durch die Gesetze in Frankreich aufgehoben sey; nur das äussere Ceremoniel der vorigen Art der Gottesverehrung sey eingeschränkt, nur keine alleinherrschende Religion solle statt finden, sondern jedem vielmehr freygelassen seyn, Gott nach seinen eigenen Einsichten zu verehren. Dieses sey aber doch in der That vernünftig, folglich sey die vernünftige Releligion nicht aufgehoben: denn wenn die Religion vernünftig solle genannt werden; so müsse sie sich auf die Erkenntnis gründen, die ein jeder von Gott und seinen Eigenschaften und dem daraus herzuleitenden Willen besitzt. Die natürliche Religion sey aber gewiss vernünftig. Dieses giebt ihm nun Gelegenheit, über die geoffenbarte Religion überhaupt seine Meynung zu sagen und in den folgenden Briefen von der jüdischen und christlichen Offenbarung insbesondere zu reden. Der Neufranke macht hier immer den Zweifler und bestreitet die in der Bibel enthaltenen Erzählungen und Lehren; der Deutsche antwortet darauf und sucht die gemachten Einwendungen zu entkräften. Jener führt meistens die gewöhnlichen Einwürfe an und ist im Ganzen ein gutmüthiger Gegner, der sich leicht zurechtweisen lässt. Dieser stellt häufig blos allgemeine Bemerkungen und Erinnerungen jenen Einwürfen entgegen, und hat bey einzelnen Streitfragen seine besondere Vorstellungen und Erklärungen, wobey sich mancher unparteyische Forscher nicht wird beruhigen können. Ueberhaupt scheint er bey verschiedenen guten Bemerkungen doch mit dem, was neuere Theologen und Exegeten über solche Materien gesagt haben, nicht bekannt genug zu seyn. In dem dritten Brief hatte der Neufranke den Satz aufgestellt, dass der Glaube, Gott habe mit Menschen geredet, mit der Weisheit und Güte Gottes nicht bestehen könne, und unter andern gesagt: „Kann Gott durch unsern Verstand; auf den er wirken kann, sich und seinen Willen uns offenbaren; warum soll er es denn auf eine so weitschweifige Art erst durch andere thun, welche alsdenn auch bey weitem nicht ihre gehabten Offenbarungen in so kurzer Zeit so vielen andern mittheilen können? Dies wäre unweise, auch wider seine Güte, wenn er die andern erst so lange auf die Mittheilung seines Willens warten liess u. s. w." Der Deutsche bemerkt dabey, dass die Erfahrung zeige, dass nur die wenigsten Menschen ihren Verstand, um zur Erkenntniss der natürlichen Religion zu gelangen, richtig angewendet hätten; dass die nur wenig Männern zu Theil gewordene Offenbarung sich in sehr kurzer Zeit sehr weit verbreitet habe, weiter als eine vernünftige natürliche Religion in so kurzer Zeit ausgebreitet worden wäre; dass also darin der stärkste Beweis der Weisheit und Güte Gottes liege, dass er uns nicht nur durch unser Nachdenken von sich und seinem Willen belehrt, sondern auch durch unsere Mitmenschen, denen er sich unmittelbar offenbarte, unterrichtet habe. Wenn er aber nun weiter sagt: „dass Gott aber einem jeden einzelnen Menschen dergleichen Offenbarung habe sollen zu Theil werden lassen, haben wir kein Recht zu fodern; es ist ja so blosse unverdiente Gnade von ihm, dass er sich einigen offenbaret hat. — Und wie, wenn wir das nun auch hätten leiden sollen, was jenen wiederfuhr? Würden wir dann noch so urtheilen?" so ist dieses doch keineswegs befriedigend genug. Billig hätte gezeigt werden müssen, dass es der Weisheit Gottes am angemessensten gewesen sey, sich nur einigen Menschen zu offenbaren und gerade auf diese Weise wahre Religion und Tugend unter den Menschen zu befördern. Kannte etwa der Vf. das nicht, was andere schon ganz richtig hierüber gesagt haben? In dem siebenten Brief kommt der Neufranke auf Moses und seine Wunder zu reden. Die erste Erscheinung Gottes, auf welche sich Mosis Gesandschaft gründet, kommt ihm gar nicht für Gott schicklich und anständig vor. Der Busch, der mit Feuer brannte und doch nicht verbrannte, sey wohl mehr von der Persischen Idee von Gott als von der Wahrheit her-

hergenommen; es sey doch äusserst seltsam, dass Gott dem Moses solle befohlen haben, seine Schuhe auszuziehen u. s. w. Der Deutsche antwortet darauf, es sey in der That in jener Erscheinung nichts unanständiges, wenn man nur auf die Sitten und Gewohnheiten jenes Landes und jener Zeiten Rücksicht nehmen wolle. Die ausserliche Verehrung des göttlichen Wesens konnten Menschen nicht anders als die Verehrung der Grössten und Angesehensten unter ihnen einrichten; folglich konne auch Gott, wenn er äussere Ehrerbietung verlange, keine andere als jene Beweise fodern und befehlen. Er meynt auch, die Perser konnten wohl die Idee, Gott im Feuer zu verehren, von den Israeliten gelernt und nur unrecht angewendet haben; das Feuer sey das vornehmste Element, weil es alles belebe und allen Wachsthum verursache, auch durch das zugleich damit verbundene Licht alle Erkenntniss und Glückseligkeit der Menschen befördere, auch in kurzer Zeit fast alles andere verzehren und auflosen könne. Das Feuer sey also auch ein ganz schickliches und passendes Sinnbild von Gott: denn Gott als ein unsichtbares Wesen könne sich dem sinnlichen Menschen auf keine andere Art offenbaren, als durch sichtbare und auf die Sinne wirkende Dinge. Wie viel kürzer und natürlicher liesse sich dieses alles erklaren, wenn man nur die Einkleidung von der Sache selbst unterscheiden und auf die Vorstellungsart der alten Welt und ihre Sprache Rücksicht nehmen will! Auf den Einwurf, es schmecke gar zu sehr nach Gaukelspiel, dass Gott das Wesen der Dinge besonders lebloser Dinge in lebendige hin und wieder verändern solle, wie bey der Verwandlung des Stabs Mosis in eine Schlange, wird geantwortet, Gott habe auf die Sehnerven jener Menschen durch die verschiedene Brechung der Lichtstrahlen dergestalt gewirkt, dass ihnen der Stab Mosis wie eine sich hin und her bewegende Schlange vorkam und erschien. Aber ist dies wohl befriedigender als die gewöhnliche Vorstellung und wird etwa dadurch jener Einwurf ganz gehoben? Was hilft es etwas unbegreifliches durch etwas zu erklären, das nicht weniger unbegreiflich ist? Bey dem Einwurf von der Entwendung der goldenen und silbernen Gefässe wird in dem zwölften Brief bemerkt, dass der Herr immer nur habe sagen lassen, das Volk solle ihm drey Tage-Reisen in der Wüste ein Fest feyern und dass hierbey nicht daran sey gedacht worden, dass die Israeliten nicht wiederkommen würden. Daraus entstehet aber doch eine neue Schwierigkeit. Freylich wurde es dem Pharao so vorgestellt, dass die Israeliten in der Wüste ein Fest feyern sollten; aber doch war es gleich anfangs nach der Erzählung der Plan, das Volk aus der Aegyptischen Sclaverey zu befreyen. Wenn es ferner heisst, die Aegypter hätten die Israeliten ordentlicher Weise aus dem Lande getrieben und für Schrecken nicht daran gedacht, ihre Kostbarkeiten wieder zu fodern, so wird dadurch der Befehl Moses diese Kostbarkeiten zu borgen, noch nicht gerechtfertiget; und die Israeliten hätten sie auch zurücklassen können, wenn sie gleich nicht wieder eingefodert wurden. Eben so wenig befriedigend möchte auch wohl das folgende seyn. Wahrscheinlich seyen alle, von welchen die Kostbarkeiten geborgt waren, mit unter denen gewesen, welche mit Pharao den Israeliten nachsetzten, aber alle im rothen Meer ersoffen; die Israeliten hatten ihnen also jene Kostbarkeiten nicht wieder geben konnen und sie hatten sie mit Recht als Beute behalten. Richtiger antwortet man immer, die Israeliten liessen vieles zurück, welches nun Aegyptern zu Theil wurde, dafür machten sie sich bezahlt. Der Versuch das leuchtende Angesicht Moses zu erklaren S. 49. ist wohl ganz vergeblich. Der Vf. meynt, wenn Moses unter vielen anhaltenden starken Gewittern sein Angesicht dem Leuchten des Blitzes immer freygestellt habe; so könnte dadurch wohl eine glänzende Haut entstanden seyn. Schwerlich wird auch die Meynung von den Urim und Thummim Beyfall finden. In dem sechzehnten Brief wird gesagt, beide Wörter könnten durch Feuer und Vollkommenheit übersetzt werden, und der Sinn der Stelle 2 Mos. 28, 30. wird also bestimmt: der Steinschneider sollte machen, dass die Steine einen recht feurigen Glanz hätten. Der Vf. muthmasset, dass die Antwort auf die Fragen durch die Verschiedenheit der Lichtstrahlen, welche jene Edelsteine zu der Zeit geworfen hätten, wenn der Hohepriester gefragt wurde, seyn erkannt worden. Da die Fragen allzeit so musten eingerichtet werden, dass blos ja oder nein darauf geantwortet wurde, so sey zu vermuthen, dass wenn die Strahlen auf die Frage rechts gegangen, es Ja, links aber Nein bedeutet habe. In dem 30ten Brief wird von der Dreyeinigkeitslehre gehandelt. Der Vf. findet noch in den Worten, *lasst uns Menschen machen*, den Rathschluss des dreyeinigen Gottes. In der Segensformel findet er ebenfalls einen Beweis, weil die drey Wünsche eins und dasselbe sagen, folglich der Unterschied in den dreymal genannten Herrn zu suchen sey. Die Stelle 1 Joh. 5, 7. wird aus Joh. 1, 1. 2. erklärt. Auch die Stelle 2 Mos. 34, 5—9 ist ihm ein sehr deutlicher Beweis. Er sagt unter andern: wir finden deutlich zwey beschrieben, die Herr genennt werden — einer, der herniederkam, predigte und angebetet ward. — Und dann wieder einen, der vorüber ging und Herr angeredet wurde. Dies konnte doch nicht blos göttliche Eigenschaften anzeigen sollen? Wer erwartet wohl noch jetzo solche nichtige Beweise in einem solchen Buche? In dem Acht und dreyssigsten Brief wird die so genannte Fallgeschichte als eigentliches Factum betrachtet, doch nimmt der Vf. nicht an, dass die Schlange wirklich geredet habe. Der Baum des Erkenntnisses und der Baum des Lebens sind nach seiner Meynung nur einer und die Benennungen zeigen nur seine verschiedene Wirkungen an. Der Vf. glaubt es sey der Weinstock gewesen; dieser könne mit Recht ein Baum des Erkenntnisses genannt werden, weil man bey dem Wein einen Menschen am leichtesten könne kennen lernen, wie er gesinnt sey, und ein Baum des Lebens, weil er Alten Kranken und Schwachen zur Star-

Stärkung gereiche. Mehreres mag Rec. zur Probe nicht auszeichnen. Der Vf. sagt am Schluss des 36ten Briefs. „Wenn Sie mir einmal in der Folge mehr und bestimmtere Zweifel mittheilen werden, will ich ihnen auch bestimmter und ausführlicher darauf antworten.“ Rec. möchte wohl in diesem Fall das bestimmtere und zugleich mehrere Gründlichkeit sehr empfehlen, sonst wird durch solche Schriften gar nichts gewonnen.

ERDBESCHREIBUNG.

UTRECHT, b. van Yzerworst: *Reizen door Palestina in eenige aangenaame Brieven*, met eene op nieuw getekende *Landkaart van de tegenwoordige Gesteldheid van dat Land* door *S. van Emdre*, Lid van de Zeeuwsche Maatschappy der Wetenschappen en van 't Genootschap tot verdediging van den Christ. Godsdienst, en Predikant te Wageningen. *Tweede en laatste Deel.* 1798. 206 S. gr. 8.

Von der Einrichtung dieses Werks hat Rec. bey der Anzeige des ersten Theils (A. L. Z. 1798. St. 271.) seine Meynung gesagt. Dieser Theil enthält den siebenten bis dreyzehnten Brief, worin die noch übrigen Merkwürdigkeiten von Palästina aus den Nachrichten der besten Reisebeschreiber zusammen gestellt und zur Erläuterung einzelner Stellen der Bibel benutzt werden. In dem siebenten Briefe wird die Reise von Jerusalem nach Nazareth beschrieben. Auf dieser Reise werden die Gräber der Könige und Richter nordwärts von Jerusalem bemerkt. Alsdann gehet der Weg über Rama, Elbir oder Beer Richt 9, 21 nach dem Jacobsbrunnen bey Sichem oder Nabolos, wo auch die Berge Garisim und Ebal kurz beschrieben werden; ferner über Samaria oder Sebaste nach Ginin an dem Fuss des Gebirges Gilboa, über Endor, Nain, Dabira nach dem Berg Thabor und von da nach Nazareth oder Nasra. Den Flecken Geb oder Dsjeb, nördlich von Rama, hält der Vf. für das alte Gibeon Jos. 10, 12—14, obgleich Büsching hier lieber Geba oder Gibea findet. So viel ist gewiss, dass in dieser Gegend drey verschiedene Oerter lagen, die mit diesem Namen Uebereinkunft haben; man vergleiche Jos. 18, 24. 25. 28. Bey dem Jacobsbrunnen bey Sichem werden die Nachrichten von Brochardus, Della Valle, Thevenot und Maundrell angeführt und bemerkt, dass man Joh. 4, 5. übersetzen müsse: *er kam zu einer Stadt*, d. i. in die Nähe derselben. Den Berg Thabor hält der Vf. nicht für den Ort der Verklärung Jesu, der vielmehr weiter nordwärts zu suchen sey. In dem Dorf Dabira oder Debura an dem Fuss des Bergs Thabor vermuthet der Vf. den Ort, der 1 Chron 6, 77. Thabor genennt wird. Bey Nazareth werden auch die Bemerkungen von Quaresme, Kootwyk und Schulz angeführt, die die Einwohner von Nazareth auch noch jetzt als sehr verdorbene Menschen schildern. Der achte Brief enthält die Reise von Nazareth nach dem Gebirge Libanon. Hier findet man eine Beschreibung von Kana, Sephuri, Hattin, dem Berg der Seligkeiten, der Stadt Tiberias, der in der Nähe befindlichen Bäder, dem See Tiberias, den Oertern Bethsaida, Kapernaum oder Telhum, Saphet, dem See Samachonitis oder Bahr el Huli, dem Gebirge Libanon und Hermon. Der Vf. setzt Bethsaida Joh. XII, 21. auf die Westseite des Galiläischen Sees nordwestwärts von Tiberias, wo man noch jetzo Steinhaufen findet, die man Baitsida nennt. Ein anderes Bethsaida, dessen Josephus gedenkt, soll auf der Ostseite gelegen haben. Dass Salomo ein Lusthaus am Libanon gehabt habe, lässt sich nicht aus 1 Kön. 10, 17. schliessen, wie hier S. 46. behauptet wird. Auch ist die Bemerkung S. 47. ungegründet, dass man Ps. 133. 3. הררי ציון wegen der grossen Entfernung des Hermons von Jerusalem übersetzen müsse *Berge von grosser Dürre*, und dass darunter gewisse Berge an dem Fuss des Hermons zu verstehen seyen. Das, was unmittelbar darauf folgt und der ganze Inhalt des Psalms, lehre deutlich, dass man an Jerusalem und den Berg Zion denken müsse. In dem neunten Brief wird die Reise an der Seeküste von Norden nach Süden herab beschrieben. Hier findet man die Bemerkungen der Reisenden über Sidon, Sarepta, Tyrus und dessen Wasserleitung, das weisse Vorgebürge, Scandalium, Zib oder das alte Achsib, Acra, die Bäche Belus und Kison, den Berg Karmel, Kaipha, Tartura, den Bach Coradsche, Cäsarea, Arsuph, Jebna, Asdod, Askalon, Gaza, Elarich. S. 66. wird die Stelle Amos 9, 3. aus der grossen Menge Höhlen, die man auf dem Berg Karmel antrifft, sehr gut erläutert. Schulz in seinen Reisen hat schon diese Bemerkung gemacht. S. 77. ziehet der Vf. das Wort *ἔρημος* Apostg. 8, 26. nicht auf die Stadt Gaza, sondern mit Bachiene und andern auf [illegible]. Der zehnte Brief handelt von dem Klima in Palästina, von den verschiedenen Jahrszeiten, der Wärme und Kälte, der Hitze und Dürre im Sommer, der gewöhnlichen Witterung in jedem Monat, dem Früh- und Spatregen, dem Thau, den Winden, den Wasserhosen, den Irrlichtern, dem Nordlicht, dem Erdbeben, den Krankheiten und insbesondere dem Aussatz. Der eilfte Brief giebt Nachrichten von der Fruchtbarkeit an Getreide, Gemüsse, Baumfrüchten u. s. w. von dem was jeder Monat liefert, von den verschiedenen zahmen und wilden Thieren, Vögeln, Fischen u. s. w. Gelegentlich werden in diesen beiden letztern Briefen manche Stellen der Schrift sehr gut erläutert, ob man gleich nicht allenthalben sich bey der Bemerkung des Vf. beruhigen kann. Die Stelle Mark 11, 13. wird S. 132. befriedigend durch die Anmerkung von Shaw aufgeklärt. S. 140. wird bemerkt, dass eine Art Wiesel um die Zeit der Weinlese die Weinberge und Gurkenfelder verwüste, und dass vielleicht diese Wiesel Hohel. 2, 15. zu verstehen sey. Doch denkt der Vf. an einer andern Stelle S. 127. selbst an die Schakals. Nach seiner Meynung muss auch Sprüchw. 6, 1—8. und 30, 25. nicht aus der mangelhaften Kenntniss der Naturgeschichte in jenen Zeiten erklärt wer-

den.

den. Salomo und Agur sagen nicht, dass die Ameisen die gesammelte Speise zum Gebrauch auf den Winter aufbewahren; sondern weisen den Faulen darauf hin, dass selbst die Ameisen zur bequemen Zeit arbeiten und Speise suchen. Dass unter dem Leviathan der Krokodil zu verstehen sey, bezweifelt der Vf. S. 150., weil dieses mit Hiob 40, 20. nicht zusammenstimme, indem der Krokodil keine Zunge habe. Der zwölfte Brief handelt von den Einwohnern in Palästina, den Muhamedanern, Christen, Juden, Samaritanern und Drusen. In dem dreyzehnten Brief wird noch etwas von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner bemerkt. Der Vf. beschreibt kurz den Pflug, welchen man in Palästina gebraucht, den grossen mit Eisen beschlagenen Stab, womit die Ochsen angetrieben werden, die Art zu dreschen und das Getreide zu reinigen; ferner handelt er von den Wohnungen in Zelten und Häusern, der Kleidung, dem Schmuck der Frauenzimmer, von Besuchen und der Art sich zu grüssen, von der Gastfreyheit und den Gebräuchen bey den Mahlzeiten, von der Zubereitung des Brods und anderer Speisen, von den Karwanserais, von den Heirathen, dem Sklavenhandel und den Gebräuchen bey dem Begräbniss. Auch hier ist allenthalben auf einzelne Stellen der Bibel Rücksicht genommen. Ungern vermisst man zuletzt ein Register über die in diesem Werk beschriebenen Oerter und Sachen, und besonders über die erläuterten Stellen der Bibel. Dieses würde den Gebrauch des Buchs sehr erleichtert haben. Die beygefügte Karte ist neu gezeichnet und nach der jetzigen Eintheilung des Landes illuminirt. Die neuern Reisebeschreiber, besonders Volney, sind zur Berichtigung derselben benutzt.

* * *

Hamburg, b. Wörmer's Wittwe: *H. J. Willerding's Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia.* 11ter Jahrgang. 1798. 200 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 263.)

Berlin, b. Schöne: *Biographieen einiger merkwürdigen Berlinischen Freudenmädchen.* 4ter Th. 1799. 320 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 60.)

Gotha, b. Perthes: *Gumal und Lina.* Eine Geschichte für Kinder, zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beyzubringen, von *K. F. Lossius.* 2ter Th. 1798. 364 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 286.)

Weissenfels, b. Severin u. Comp.: *Novellen zur angenehmen Unterhaltung.* 4tes u. letztes Bändch. 1799. 218 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 231.)

Leipzig, b. Gräff: *Elisa,* oder *Das Weib wie es seyn sollte.* 5te verbess. u. mit 6 neuen Kupfern verschönerte Auflage. 1800. 331 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 280.)

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen.* Ein Leitfaden zum Vorbereitungsunterricht fürs bürgerliche Leben, von *F. L. Wagner.* 1te Hälfte. 2te vermehrte u. verbess. Auflage. 1799. 231 S. 8. (9 gr.)

Breslau, b. Wilh. Korn: *Der Geisterbanner.* Eine Geschichte aus den Papieren eines Dänen gesammelt von *Lorenz Flammenberg.* 1. Th. 2te vermehrte Auflage. 1799. 288 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 164.)

Leipzig, b. Crusius: *Ueber die heimlichen Sünden der Jugend,* von *Ch. G. Salzmann.* Dritte verbesserte Auflage. 1799. 280 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 194 a.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Kiel,* b. Mohr: *Schreiben an die Frau — — — über den Ursprung der Leibeigenschaft.* 1796. 96 S. 8. (6 gr.) Der Vf. entwickelt hier in einer angenehmen Kürze, dass Leibeigenschaft nicht aus Plan, nicht auf einmal habe entstehen können, dass ihr Ursprung nicht in einem Recht des Siegers, nicht in einem freywilligen Vertrag, auch nicht in einem allmälichen Verarmen der Nation zu suchen sey; sondern sie hatte sich erst nach und nach durch einen anfangs kaum merklichen Unterschied zwischen Herrn und Knecht entwickelt, welches Verhältniss aus der Gewalt hervorgegangen, die bey einem Hirtenvolk der Hausvater über seine Familie, der älteste Bruder über seine Geschwister ausgeübt, und dann erst anfing drückend zu werden, als die Nation vom Hirtenleben zum mühseligern Ackerbau übergieng und durch diesen einen eigennützigen Handelsgeist annahm. Hierauf untersucht der Vf. die Umstände, die besonders in Deutschland zu Entstehung der Leibeigenschaft beygetragen, wobey er den wirklichen Unterschied zwischen Leibeigenschaft und *Gutspflichtigkeit,* besonders in Pommern, leugnet. Zuletzt wird die Entstehung der holsteinischen Leibeigenschaft untersucht. Durch das Wachsthum der Cultur in den letzten zwey Jahrhunderten hatte sich der Abstand zwischen Herrn und Knecht, die Zumuthungen an letztern und überhaupt das Elend der Leibeigenschaft unaussprechlich vermehrt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. August 1799.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort (Hammerich): *Catharina die Zweyte.* Darstellungen aus der Geschichte ihrer Regierung, und Anekdoten von ihr und einigen Personen, die um sie waren. 1797. 268 S. kl. 8. (20 gr.)

2) Altona: *Ueber das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rufsland, Katharina II.* Mit Freymüthigkeit und Unparteylichkeit. 1797. 160 S. gr. 8. (14 gr.)

3) Halle, b. Hendel: *Katharine die Zweyte, Kaiserin von Rufsland und Selbstherrscherin aller Reussen.* Ein biographisch-karakteristisches Gemälde, von *H. F. Andrä.* 203 S. 8. (12 gr.)

4) Leipzig, auf Kosten d. Vfs.: *Leben Catharina II, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reussen* etc. von *Georg Freyherrn von Tannenberg*, herzogl. Sachsen-Coburg-Meiningischen Kammerjunker, vormals in Diensten Ihro Kaiserl. Majestät. 256 S. 8.

Es liefs sich voraus sehen, dafs gleich nach der langen und glänzenden Regierung Chatharinen's sich eben so wie nach Friedrich's II Tode eine grofse Anzahl Federn in Bewegung setzen würde, um Lob oder Tadel ihres Privatlebens und ihrer Regententhaten zu verbreiten. Diese Erwartung ist nun auch in vollem Maafse eingetroffen; aber noch ist es zu früh, um eine vollständige, des grofsen Gegenstandes würdige, aus geprüften und zuverläfsigen Quellen geschöpfte, von selbstsüchtiger Schmähsucht und niedriger Schmeicheley gleich weit entfernte, Lebensbeschreibung zu liefern. Erst wenn die Leidenschaften sich abgekühlt haben, der Dunstkreis, mit welchem manche Regenten ihre Handlungen zu umhüllen pflegen, verflogen ist; wenn mehrere verdachtlose Zeugen abgehört, ihre Aussagen mit den vorliegenden Thatsachen ruhig verglichen sind, läfst sich eine pragmatische, ihres Gegenstandes würdige Geschichte erwarten. Bis jetzt zählt unsere Literatur noch blofse Skizzen, Lobschriften, unverbürgte Sagen, brauchbare und unbrauchbare Bruchstücke, zu einer künftigen Geschichte. Dies Urtheil gilt auch in vollem Maafse von den oben genannten *vier Aufsätzen.*

Nr. 1. Der ungenannte Vf. verspricht in der kurzen Vorrede Unparteylichkeit, mehr Thatsachen, als Rafonnement, und, wenn seine Arbeit Beyfall findet, eine baldige Fortsetzung derselben aus seinem reichen Materialienvorrathe. S. 21. ist der Verlust der russischen Heere im siebenjährigen Kriege wohl zu hoch auf 400.000 Mann angeschlagen. S. 56. heifst es: „der Tod Peter's III ist eine von jenen Begebenheiten, welche vielleicht für immer mit einem undurchdringlichen Schleyer verhüllt bleiben werden. Die Anhänger, die er nach seinem Falle noch hatte; das Murren des Volks, welches dergleichen Revolutionen wohl ruhig zusieht, nachher aber die Schlachtopfer derselben bedauert; endlich die Schwierigkeit, einen Gefangenen von diesem Range sicher aufzubewahren; dies sind die Gründe, die zu der Vermuthung Gelegenheit geben, dafs seine Tage durch eine mächtige Hand verkürzt wurden. Wenn auch die Kaiserin vielleicht keinen unmittelbaren Antheil an dieser That nahm; so bewies doch ihre Dankbarkeit gegen den Thäter Orlow, dafs ihr sein Tod willkommen war. — Am Todestage Peters III, Abends um 11 Uhr, liefs die Kaiserin ihre Vertraute, die Fürstin Daschkoff, rufen. Diese fand bey ihrem Eintritt in das Zimmer die Kaiserin weinend und in einer sehr heftigen Gemüthsbewegung. Sie gab der Fürstin einen Brief, der die Umstände von dem Tode ihres Gemals enthielt." — Nach Rülhieres (wenn Rec. sich recht erinnert) soll sie die Nachricht von ihres Gemals Tode bey Tafel durch Orlow selbst erfahren haben. In der nun folgenden Erzählung von der Veranlassung und Art des Mordes selbst finden sich, bey genauerer Erwägung, so manche Unwahrscheinlickkeiten, welche auch diese Angabe verdächtig machen. Wem hat die Fürstin Dasckof jene Begebenheit entdeckt? Wer hatte den Brief geschrieben? Die Wichtigkeit des Briefs liefs vermuthen, dafs die Fürstin auf dessen Verfasser sehr aufmerksam gewesen seyn werde. Der Zustand, in welchem sich *Orlow* (nach S. 60.) befand, macht die vielen so weit gesuchten Reflexionen und Beweggründe zur Ermordung unwahrscheinlich. Auch ist es nicht glaublich, dafs die Brüder *Baratinskoi*, welche nicht dieselben Beweggründe hatten, auf Orlow's blofses Zureden, sich sogleich zu einem so gefährlichen Schritte bereitwillig werden gezeigt haben, wenn wir nicht mit dem Vf. (S. 61.) eine vorhergegangene Verabredung annehmen. Dann wird aber der Anfang der Erzählung, „dafs der Gedanke zur Vollführung der That blofs durch Zufall entstanden sey," widersprechend. S. 69. oben mufs es, statt „Peter" *Iwan* heifsen. — S. 165. hat der Vf. folgendes furchtbare, und, nach allen Nachrichten, wahre Bild von *Potemkin* entworfen: „Keiner der zahlreichen Günstlinge Catharinen's stieg feiner[?] und höher zu Glanz und Gröfse empor, als Po-

Potemkin. Aus einer unbekannten Familie entsprossen, wurde er der gefährlichste Mann im russischen Reiche; ein Mann, dessen Namen zu nennen, schon Manchem einen Angstschweiss auspresste; ein Mann, dessen Blicken sich darzustellen, nur eine kleine Anzahl von Menschen wagte, ohne Zittern und Zagen im Herzen, und zuweilen auch im Aeussern, mitzubringen. Sein schrecklicher zorniger Blick warf, so zu sagen, nieder, was vor ihm stand. Denn wo er nicht niederwerfen konnte, hatte er ihn zu sehr in seiner Gewalt; sein zorniger Wille war verderbend, unausbleiblich verzehrend, jedes Glück, jede Freude, jeden Besitz. Wem er nicht wohlwollte, und erreichen konnte, war ärmer als ein Bettler und unglücklicher, als ein auf eine wüste Insel Verschlagener." Uebrigens ist die hier erzählte Geschichte dieses Günstlings mit dem bekannten Aufsatze in der *Minerva: „Potemkin der Taurier"* so übereinstimmend, dass sie fast ganz aus demselben entlehnt zu seyn, oder mit ihm einen Verfasser zu haben scheint. Nach S. 267. hat Catharina wegen einer der Universität Wittenberg ertheilten Erlaubniss, in ihrem Reiche zur Wiedererbauung der im siebenjährigen Kriege zerstörten Kathedralkirche, eine Collecte zu sammeln, das Diplom als Doctor und Magister der freyen Künste erhalten. Dieser Abschnitt endigt sich mit der Erzählung des letzten schwedischen Kriegs.

N. 2. Der Vf. charakterisirt seine Arbeit (S. 7.) selbst, und wie Rec. versichern kann, sehr richtig, folgendermassen: „die Schrift ist keine Lobschrift, als in sofern der Gegenstand es erzwingt, und enthält keinen Tadel, als in sofern der laute Beyfall nicht sprechen kann. Sie ist keine geordnete, vollständige, pragmatische Biographie, — ist nichts als eine Flugschrift; es würde aber dem Vf. sehr leid thun, wenn wohlunterrichtete und wohldenkende Männer sie zu der Rubrik ganz gewöhnlicher seichter Gelegenheitsproducte dieser Art zu zählen Ursach finden sollten." Hierauf macht der Vf. Hoffnung, dass ein mit den nöthigen Kenntnissen, Talenten und Tugenden ausgerüsteter Schriftsteller dem Publicum bald eine vollständige Lebensbeschreibung liefern werde, wozu er die nöthigen Nachrichten mit Catharinen's Vorwissen gesammelt habe, wobey er mit einer solchen Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey, dass er selbst den Wunsch der Kaiserin, seine Papiere zu sehen, abgeschlagen habe, um jeden Schein der Parteylichkeit zu vermeiden. — S. 80. sucht es der Vf. wahrscheinlich zu machen, dass Peter III zwar den Thron, nicht aber das Leben, durch Gewalt, verloren habe: dass vielmehr sein Tod den in seiner Gefangenschaft mit doppelter Wuth tobenden Leidenschaften, dem Mangel an Diät, der Vernachlässigung der Arzte, zuzuschreiben sey. Die Gründe, welche der Vf. (S. 35 ff.) zur Entschuldigung kriegführender Regenten und Völker beybringt, sind allerdings meistens triftig, ob sie gleich nicht zur Bemäntelung offenbarer Ruhm- und Eroberungssucht dienen dürfen. Sehr wahr heisst es S. 50. bey Gelegenheit der polnischen Händel: „Eine Nation ist schon halb unterjocht, wenn sie ihre Verfassung von einer fremden Macht garantiren lässt." S. 67 ff. bemüht sich der Vf. zu zeigen, dass Preussen, in dem letzten Kriege mit den Türken, durch entschlossenen Gebrauch seiner Macht, einen für ganz Europa erspriesslichen Frieden hätte bewirken, und das Amt eines allgemeinen Friedensrichters erringen können; „aber man brauchte unzeitig Federn zu langen, gedehnten Unterhandlungen, wo man zum Wohl der Nachkommen Bajonette hätte brauchen sollen." Nach S. 77. hält der Vf. den schnellen Tod Potemkins mehr für eine wahrscheinliche Folge seiner Unmässigkeit, als gewaltsamer Mittel. Von S. 91. an folgt die, vielleicht hin und wieder zu sehr ins Schöne gemalte, aber im Ganzen wahre Darstellung der Bemühungen Catharinen's für die innere Cultur ihrer Staaten und Unterthanen. Dieselbe wollte (S. 96.) dem Bauernstande die persönliche Freyheit verschaffen, aber *Bugatschefs* Aufruhr verhinderte sie daran. Besonders wohlthätig war die Veranstaltung eines *Gewissengerichts*, dessen Verfassung S. 102 ff. beschrieben wird. „Es ist ein Collegium von tadellosen Männern mit gerichtlichem Ansehen, welche bey allen Processen, die man an sie bringen will, zuerst den gütlichen Vergleich versuchen, und nach Recht, Gesetz und Billigkeit, den Ausgang des Processes vorher sagen; — ferner soll es für die Sicherheit der Person wachen, indem es die Pflicht hat, die Freyheit eines jeden Gefangenen, von jedem Gericht, gegen geleistete Caution, zu bewirken, wenn er nicht wegen Majestätsverbrechen, Verrätherey, Mord, Diebstahl oder Raub gefangen sitzt. — Wenn ein Tribunal den Ausspruch dieses Gerichts binnen 24 Stunden nach empfangener Notiz nicht befolgt; so soll der Vorsitzer 500 und jeder Beysitzer 100 Rubel Strafe erlegen. S. 114 ff. liefert der Vf. eine belehrende Uebersicht der neuesten russischen Literatur- und Kunstgeschichte. Nach S. 133. soll die Pest, welche in Moskau so sehr wüthete, in dem *Barte* eines Roskolniken aus der Türkey dahin gekommen seyn. Pugatschews und seiner Gehülfen Hinrichtungen in Moskau, sind nicht die einzigen Todesurtheile, die unter Catharina Regierung vollzogen wurden, wie es S. 135. heisst, da bekanntlich auch an dem Lieuten. *Mirowitsch*, welcher den unglücklichen Iwan aus seinem Gefängnisse befreyen wollte, das Todesurtheil zu Petersburg vollstreckt wurde. Von S. 140. an folgt die Skizze des Privatcharakters der Kaiserin, welcher zwar nicht von Lieblingsneigungen und ihren Folgen frey war, wo aber bey dem allen das Gute die Oberhand hatte. Sie war, wie Friedrich II, mit ihrer Zeit äusserst haushälterisch, ohne dem Körper die nöthige Erholung zu entziehen; jedes Geschäft hatte seine bestimmte Stunde; sie stand früh auf und ging früh zu Bett. Sie war selbst die Seele der Staatsgeschäfte, (S. 152.) in ihrem Reiche herrschte völlige Gleichheit der Religion; sie suchte vorzüglich die heranwachsende Generation für künftige Verbesserungen empfänglich zu machen. S. 157. sucht der Vf. zu zeigen, dass die Ein-

Einrichtung der russischen Kriegsheere manche Vorzüge vor den übrigen europäischen Heeren habe. Den Schluss machen einige schon bekannte Anekdoten.

Nr. 3. Der Vf. beschäftigt sich mehr damit, die wohlthätigen Anordnungen der Kaiserin für die Erziehung und den innern Flor des Reichs, meist mit ihren eigenen Worten, darzustellen, und berührt die auswärtigen Angelegenheiten nur im Vorbeygehen. So ist von S. 68—89. das Reglement für die Cadettenschule fast ganz mit eingerückt; S. 94. folgt eine umständliche Beschreibung der Akademie der Künste; was der Vf. S. 113 ff. vom Handel sagt, ist theils höchst unvollständig, theils aus *Georgi*, *Storch*, *Hupel*, *Hermann*. *Busse*, *Friebe* u. a. bekannten Schriftstellern entlehnt. Die S. 131 f. enthaltene gerichtliche Verfassung in den Gouvernements, hat vom jetzigen Kaiser beträchtliche Abänderungen erlitten. S. 138—144. ist wieder die Verordnung wegen Einführung des Gewissensgerichts, ausführlich eingeschaltet. Uebrigens muss Rec. bemerken, dass er in dieser und der vorhergehenden Schrift sehr viele und lange Stellen gefunden hat, welche wörtlich mit einander übereinstimmen. Man vergleiche z. B.

Nr. 3.	mit	Nr. 2.
S. 100—101.	—	S. 109—111.
137—138.	—	102.
144—146.	—	107—109.
146—148.	—	120—123.
149.	—	97.
150.	—	63.
152.	—	71.
162.	—	139—140.
184—185.	—	146—147.
187—189.	—	159—160.
190.	—	135.
199.	—	152.
200.	—	150.
201.	—	149.

Solcher Stellen würden sich bey näherer Vergleichung gewiss noch mehrere finden. Da sich der Vf. von Nr. 2. nicht genannt hat, und nicht zu vermuthen steht, dass Hr. *Andrä*, als Vf. von Nr. 3. seine eigene Arbeit, unter etwas veränderter Gestalt, noch einmal ins Publicum habe bringen wollen, überdies bey genauerer Prüfung Nr. 2. mehrere Gründe der Originalität für sich hat, deren Auseinandersetzung hier zu weitläuftig fallen würde; so überlässt es Rec. lediglich den beiden Vffn. sich vor dem Publicum von dem gerechten Verdachte eines groben gelehrten Diebstahls zu reinigen.

Nr. 4. Jeder hat das Recht, einem Regenten, dem er Dank und Verehrung schuldig zu seyn glaubt, diese Gesinnungen schriftlich oder mündlich zu erkennen zu geben, und kein Dritter ist befugt, ihn über die Art, wie solches geschieht, zur Rede zu stellen: tritt er aber als Lobredner öffentlich auf; so haben Zuhörer und Leser das Recht, den historischen und ästhetischen Werth seiner Arbeit zu prüfen und darüber ihr Urtheil zu äussern. Es wird also auch die vorliegende Schrift ohne Bedenken, vor den Richterstuhl der Kritik gezogen werden dürfen. Ueber den kleinen Verstoss gegen die Curialien in der Unterschrift der Dedication an des regierenden Herzogs zu S. Coburg Durchl. will Rec. nicht mit dem Vf. rechten. In der kurzen Vorrede versichert derselbe, dass er durch die vielen mangelhaften und unrichtigen Darstellungen des Lebens der Kaiserin bewogen worden sey, die Feder zu ergreifen, um etwas Besseres zu liefern, wozu ihn sein vieljähriger Aufenthalt in den russischen Staaten und Kriegsdiensten, sein vertrauter Umgang mit vielen Grossen des Reichs, in den Stand setze. Allein, wer nur irgend mit der neuern Geschichte bekannt ist, wird nichts neues in dieser Schrift finden, wo die auswärtigen Kriegsbegebenheiten, so wie solche längst in den Zeitungen erzählt sind, den grössten Raum einnehmen. Dagegen sind die wohlthätigen Anstalten Catharinen's für den Flor ihres Reichs im Innern, nur sehr oberflächlich und unvollständig berührt. Mit der Aengstlichkeit eines gewöhnlichen Leichenredners bemüht sich der Vf. jeden Verdacht irgend eines Fehltritts von seiner Heldin zu entfernen; und schlüpft über die kitzlichsten Epochen mit hochtrabenden Tiraden hinweg, wie S. 47 ff. Der Stil ist sehr ungleich, bald fliegt er poetisch auf, wie S. 49. und an mehr andern Stellen, bald sinkt er zum alltäglichen Zeitungstone herab.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubote: *Lehrbuch der Geschichtskunde älterer Zeiten, von der Weltschöpfung bis auf die grosse Völkerwanderung*, nach den Bedürfnissen der obern Gymnasien-Classen ausgearbeitet von *Carl Venturini*. 1799. 386 S. 8.

Für die höhern Classen der Gymnasien fodert Hr. *V.* ein eigenes Lehrbuch der alten Geschichte, und liefert es selbst, weil er glaubt, es sey noch kein brauchbares zu diesem Endzwecke vorhanden. Wir loben die gute Absicht: die Arbeit selbst aber zeichnet sich durch nichts von der beträchtlichen Anzahl ähnlicher aus, mit welchen das Publicum von Zeit zu Zeit beschenkt wird. Seine Führer sind die Handbücher Gatterer's, Beck's, Remer's, vorzüglich aber Millot, dem er in den meisten Fällen, nicht immer zum Vortheil seiner eigenen Zusammenstellung folgt. Er würde ohne diese irreführende Hülfe wohl schwerlich die Ausdehnung Aegyptens auf 3500 Quadratmeilen angegeben, und noch weniger gesagt haben, dass es so viele Quadratmeilen im *Umfange* habe; er würde den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten nicht mehr auf 215, sondern auf 400 Jahre angesetzt, und unter den kanaanitischen Völkerschaften die Philister und Araber weggelassen haben. Auch die unrichtige Schreibart, *Lybien*, *Ptolomaus*, verräth einen Franzosen als falschen Wegweiser. Mehrere andere Uebereilungen wird aber wohl Hr. *V.* auf eigene Rechnung nehmen müssen; wenn er z. B. Persien im

engern Verſtande (*Perſis*) durch den perſiſchen Meer-
buſen, den Indus Fl., Medien und die weſtlichen
Staaten begrenzen läſst: dieſe Ausdehnung umfaſst
mit Ausnahme der weſtlichen Staaten und Mediens
alle übrigen Länder der groſsen Monarchie. Wahr-
ſcheinlich iſt die Angabe bloſs Schreibfehler, daſs die
Treue des *Miltiades* dem perſiſchen Monarchen Darius
beym Zuge gegen die Scythen den Rückgang über
den Iſter möglich machte. Miltiades war es eben,
der den aſiatiſchen zur Bewachung der Schiffbrücke
zurückgelaſſenen Griechen den Rath gab, ſie abzu-
brechen, und dadurch die groſse Armee dem offen-
baren Verderben durch die Hand des Feindes und
des Hungers überliefern wollte. Dergleichen einzel-
ne Unrichtigkeiten, welche auch dem geübten Ken-
ner der Geſchichte leicht entſchlüpfen, werfen ſehr
wenig Schatten auf ein in der Hauptſache zweckmä-
ſsig geſchriebenes Buch; aber Hr. *V.* wird bey noch-
maliger Durchleſung ſelbſt finden, daſs ſehr wichti-
ge Gegenſtände, z. B. die Vorſtellung von der Staats-
verfaſſung Athens durch Solons Geſetzgebung, nichts
weniger als ein treffendes Bild der Sache liefern,
daſs ſich mit dem nämlichen Aufwand von Worten
die Sache hätte richtig und deutlich vorlegen laſſen.
Auſser dem Plutarch und Barthelemy's Anacharſis,
würden ſchon mehrere ſehr bekannte deutſche Bü-
cher, namentlich der von ihm ſelbſt angeführte Beck,
ſicherer geleitet, wenigſtens die Aeuſserung nicht
erlaubt haben, daſs der Areopagus die bey den Volks-
verſammlungen durchgegangenen Sachen nochmals
unterſuchte. Der Areopagus war das höchſte Juſtizcol-
legium und zugleich eine Staatsinquiſition zur Erhal-
tung der durch Solon gegründeten Verfaſſung; er
wachte vorzüglich gegen die Eingriffe der Vorneh-
men, hatte aber weder bey der Ausübung der geſetz-
gebenden noch der vollziehenden Macht ein Wort
mitzuſprechen. — Eben ſo wenig belehrend finden
wir die Darſtellung von Roms Verfaſſung unter Ro-
mulus und die ſpätere nach Verjagung der Könige.
Die Leſer mögen über einen Theil der letztern aus
Hn. *V.* eigenen Worten urtheilen. S. 280. „Die Ab-
„theilungen des Volks waren dreyfach: 1) drey,
„dann 35 *Tribus*, *ruſticae et urbanae*. 2) *Zehn* Cu-
„rien oder *Parochien*. 3) Fünf oder ſechs Volksclaſſen
„nach ihrem verſchiedenen Vermögen. Nach einer
„von dieſen drey Eintheilungen gab das Volk ſeine
„Stimmen folgendermaſsen: jeder Mann gab zuerſt
„ſeine individuelle Stimme, dieſe wurden gezählt,
„um die Stimme der ganzen Curie oder Centurie feſt-
„zuſetzen; was nun von den meiſten für gut er-
„kannt war, galt als Geſetz." Das Schiefe der ge-
gebenen Eintheilung und der Mangel näherer Erklä-
rung, fällt auch ohne weitere Bemerkung nur zu
ſehr in die Augen; aber warum ſpricht doch Hr. *V.*
nicht von dem wichtigen Unterſchiede der Volksver-
ſammlungen, wenn ſie nach Curien oder nach Cen-
turien gehalten wurden, da ſie einander ſo ganz ent-
gegengeſtellt ſind, jene die geſetzgebende Macht in
die Hände des Volks, dieſe in die Hände des Adels
legen? Ohne richtige Einſicht in dieſe Verſchieden-
heit wird man nie den Vortrag eines römiſchen Ge-
ſchichtſchreibers verſtehen, wenn er von innern An-
gelegenheiten der Stadt ſpricht. — Hr. *V.* umfaſst
in dieſem Lehrbuche die ganze alte Geſchichte bis
zur Zeit der Völkerwanderung, aber ohne ſich in
ſeinem Gange gleich zu bleiben; ausführlich iſt er
bis zur Entſtehung der römiſchen Kaiſer, alles ſpä-
tere drängt ſich auf wenige Bogen zuſammen. —
Es iſt Rec. leid, keine vortheilhaftere Beurtheilung
von dieſem Buche liefern zu können, da die allge-
meinen Einleitungen an der Spitze der Hauptabſätze,
und ſonſt noch einzelne hin und wieder zerſtreute
Bemerkungen, den Vf. als einen denkenden Kopf
ankündigen. Zu Ende jedes Abſchnitts führt er ne-
ben neuern zum Nachleſen empfohlenen Schriften
zugleich die lateiniſchen Geſchichtſchreiber an, wel-
che den vorgetragenen Gegenſtand behandeln. Er
will dadurch Lehrern ein leichtes Mittel zur Uebung
im lateiniſchen Stil für ihre Schüler an die Hand ge-
ben. Nach unſerm Dafürhalten ein ſehr glücklicher
Gedanke.

* * *

NÜRNBERG, in d. Steinſchen Buchh.: *H. F. A. Stöckel's praktiſches Handbuch für Künſtler, Lackirliebhaber und Oehlfarbenanſtreicher.* Zweyte rechtmäſsige und ganz umgearbeitete Auflage. 1799. XVI u. 214 S. 8. (16 gr. oder 1 Fl. 12 kr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 69.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Altona u. Schleswig,* (auf Koſten des Vfs.:) *Nützliche Unterrichtstafel für Schullehrer auf dem Lande. Erſte und zweyte Hälfte.* 1799. 2 Bog. fol. (2 gr.) — Auſser einem Verzeichniſſe brauchbarer Lehr- und Hülfsbücher, finden Landſchullehrer hier gute Winke über ihre Beſtimmung, Würde, Pflichten, Beſchaffenheit und über zweckmäſsige Einrichtung ihrer Schule, welchen noch ein Lehrplan und einige Formulare zu Schulliſten angehängt ſind. Denkt man ſich Ewald's Predigten aus dem Schulbücherverzeichniſſe weg, und verſteht man es nicht wörtlich, wenn im Schulplan bey den Leſeübungen die Bibel ſteht, ſo können dieſe Tafeln auch anderwärts, als im Schleswig-Hollſteinſchen den Lehrern nützlich ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobaer: *Neues Magazin für Aerzte*, Herausgegeben von *Ernst Gottfried Baldinger*, S. H. Durchl. Wilhelm IX regierenden Landgrafen von Hessen-Cassel geh. Rath und Leibarzt, der med. Facultat zu Marburg Prof. Primar. — *Neunzehnter Band.* 1797. 563 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Erstes Stück: *Schiffsarzneykunst der hamburgischen Gronlandsfahrer.* Ist eigentlich nur ein Verzeichniss von Arzneyen, welche die Schiffe mitgenommen haben. — *Preiszettel von Weinen, Branntweinen und Bieren, die Joh. Hinkel und Sohne zu Wetzlar verkaufen.* Rec. sieht nicht ein, wie Hr. B. sich entschliessen konnte, solchen Preiscouranten eine Stelle einzuraumen, so wie er auch Hn. D. Hartog's Zusatzen zu Ploucquet's *biblioth. med. pract.* und Hn. Schweickhard's Nachlesen dazu in dieser Zeitschrift keine Stelle gewünscht hatte. — *Hn. Hofr. Schweickhard Zusatze zu seinem catalog. dissertat. artis obstetriciae.* Da dieser Catalog schon einen ziemlichen Grad von Vollstandigkeit hatte; so verdienten diese Zusatze gedruckt und aufbewahrt zu werden.

Zweytes Stück: *Baldinger über die Ordnung des Vortrags in der Physiologie.* Von dieser Ordnung spricht der Vf. sehr wenig, sondern dass er in allen Fachern der Kunst herumgetrieben worden sey wie ein Postpferd, und dass man in der Physiologie nach den nothwendigen Erlauterungen über die Lebenskraft mit den Lebensverrichtungen anfangen müsse. Neu war Rec. die Behauptung, dass die Eintheilung der Verrichtungen des lebenden Korpers in *functiones vitales, naturales* und *animales* von den Aerzten zu Salerno herruhre. Das Verzeichniss dessen, was in F. B. *Albini libell. de natura hominis* enthalten ist, hatte sehr bequem wegbleiben konnen. Unter der Aufschrift: *minutiae*, liefert Hr. D. Bücking manche, zum Theil nützliche Bemerkungen. Zur Verhütung des Rostens chirurgischer Werkzeuge von Stahl schlägt er das frische Mark aus den Rohrenknochen der Ochsen vor; aber auch dieses wird ranzig, und frisst das Eisen an, welches auch durch einen solchen Ueberzug seinen hellen Glanz verliert. Wichtig ist die Bemerkung von den Nachtheilen des Raucherns mit rothem Siegellack. Die Quecksilberdampfe, die bey dem Verbrennen desselben aus dem Zinnober entbunden werden, mussen nothwendig der Gesundheit schadlich seyn.

Drittes Stück: *Fragmente für Zimmermann's künftigen Biographen*, von *Baldinger.* Sie sind nicht von grosser Erheblichkeit, und bey Hn. B. langer und genauer Bekanntschaft mit Zimmermann hatte Rec. mehr erwartet. Das Studium der Statistik hat Z. nicht den vielen Verdruss gemacht, der die letzten Jahre seines Lebens ihm so sehr verbitterte, wohl aber dieses, dass der sel. Mann in der Politik eine Rolle spielen wollte, für die er nicht geschaffen war. — Die übrigen Aufsätze in diesem Stück sind insgesammt unerheblich.

Viertes Stück: *Bemerkungen über die unächten Ausübungen und Beforderungen der Medicinalwürden im osterreichischen Staat.* Wenn auch nicht alle Angaben des ungenannten Vfs. wahr seyn mogen; so halt Rec. doch diesen Aufsatz für wichtig, um die Aufseher über das Medicinalwesen im Oestreichischen aufmerksam auf Missbrauche zu machen, bey denen das Leben der Staatsbürger in grosse Gefahr kommen kann. Man erkünstelt Diplome, die die Erlaubniss zur medicinischen Praxis enthalten, zeigt diese in einem andern Lande, welches zur Monarchie gehort, dem Vorsteher des Medicinalwesens vor, und dieser lässt gewöhnlich ohne weitere Untersuchung und Nachfrage dem Praktiker sein Wesen treiben. Oft werden Diplome auch von altern Aerzten, die deren nicht mehr bedürfen, erkauft, oder man weiss Diplome von verstorbenen Aerzten zu erhalten: man nimmt den Namen, der im Diplom steht, an, und practicirt in einer andern Provinz. Auch dieses ist ein Fehler, dass die Vorsteher des Medicinalwesens von denen, die als ausubende Aerzte angestellt seyn wollen, nicht das Diplom im Original verlangen, sondern mit der vidimirten Abschrift desselben zufrieden sind, wo dann Unterschleife leicht möglich sind; und dass bey den Prüfungen der Facultaten, nach welchen die Diplome ertheilt werden, so viele Menschlichkeiten unterlaufen. Die Vorschlage, die der Vf. thut, werden kaum hinreichend seyn, die Betrügereyen dieser Art zu verhüten. Sie würden aber vollkommen verhütet werden, wenn die Prüfung junger Arzte, die als Praktiker angestellt werden wollen, nicht den Facultaten überlassen, sondern den Obermedicinalcollegien in jedem Lande aufgetragen würde, und wenn der Arzt, der aus einem Lande in ein anderes sich begeben will, in diesem ohne neue Prüfung die Heilkunde nicht ausüben dürfte. — *Zwey glückliche chirurgisch-medicinische Heilungen zweyer schweren Falle*; von Hn. *Trompert*, Stud. med. zu Marburg. Der erste Fall macht dem Vf. Ehre.

Ehre. Ein sieben Monate schwangeres Weib wurde von einem Affen in den untersten Theil des Unterleibes gestossen. Die *arteria epigastrica* und das linke *ovarium* waren zerrissen, und die in die Mutterscheide gebrachten Finger kamen zur Wunde heraus. Die Kranke genas vollkommen, und gebar in der Folge glücklich.

Fünftes Stück: *Der Tübingischen Akademie Elogium Clossii.* Es ist das Anschlagsprogramm, durch welches die Akademie den Tod des sel. Mannes ankündigte. Durch zu starke Anstrengungen auf dem anatomischen Theater zog er sich einen Typhus zu. Auf diesen folgte Wassersucht des Herzbeutels und Eiterung der Lunge. — *Medicinalwesen in Malabar,* ein Brief des verdienten Missionarius John, und in diesem mehrere Beweise von der grossen Thätigkeit eines seiner frühern Vorfahren bey der Mission des sel. Ziegenbalgs. Von der Art, wie in diesem Lande Krankheiten von den Nationalärzten behandelt werden, giebt der Vf. mehrere Beyspiele. Die Wurzel vom Phyllanthus Niruri heile, zerrieben und in warmer Kuhmilch genommen, die Gelbsucht in sehr kurzer Zeit, wenn man acht Tage lang dabey nichts als Milch, Reiss und Zucker geniesse. — *Das gelbe Fieber zu Baltimore* im Sommer 1797. Der ungenannte Vf. behandelte das Fieber so, wie man ehedem die sogenannten gallig-fauligen Fieber behandelte, erst mit Abführungen, dann mit tonischen und erregenden Mitteln. Er versichert sehr glücklich in seinen Curen gewesen zu seyn, da Dr. Rush bey dem Gebrauch des Calomels in Philadelphia die Kranken zu tausenden verloren habe. — *Literatur über epidemische und ansteckende Krankheiten*, vom Herausgeber. Sie ist bey weitem nicht vollständig und nicht genau genug; doch für den, der viele Bücher und kleine Schriften über diesen Gegenstand kennen lernen will, brauchbar. Eben so entschuldigt schon die Aufschrift eines andern Aufsatzes von Hn. Baldinger: *Etwas Literatur de medicina elegantiori* das Unbestimmte im Aufsatze selbst, und das Unvollständige. Mit Wärme redet er von der in unsern Zeiten überhand nehmenden Vernachläsigung der lateinischen Sprache, derjenigen, durch welche ehedem alle Aerzte in Europa in literarischer Gemeinschaft lebten, und spricht dann besonders von solchen Aerzten, fast ganz mit Ausschluss der lebenden, die entweder in Gedichten medicinische Gegenstände bearbeiteten, oder ihre Schriften in gutem Latein schrieben. Das Verzeichniss beider, besonders der letzten, könnte noch sehr vermehrt werden.

Sechstes Stück: *Uebersicht der physikalischen und mathematischen Wissenschaften und Instrumente, die ein Arzt kennen muss, der meteorologisch-medicinische Beobachtungen über epidemische Krankheiten anstellen will*, von *Baldinger*. Die Uebersicht ist sehr kurz, und dient nur zum Vehikel des Verzeichnisses von Büchern über diese Gegenstände, welches aber weder vollständig noch select ist. *Andenken an Johann Christian Anton Theden*, von *Baldinger*. *Beobachtungen über die in Vorschlag gebrachte Inoculation der Viehseuche*, von Hn. Hofr. *Schröter* in Rinteln. Dieser treffliche Aufsatz setzt den Gegenstand vollkommen ins Licht, und enthält den Beweis durch Thatsachen geführt, dass die Erfahrungen noch nicht von der Art sind, dass man für die Einführung der Einpfropfung der Viehseuche als vortheilhaft stimmen konnte. (Nach allen Erfahrungen, die Rec. bey der Seuche im J. 1796 machte, waren Abwendung der Ansteckung, und Verhütung der Verbreitung derselben durch augenblickliche Entfernung des kranken Viehes, zur Verhütung des Uebels, oder wenigstens der Verbreitung desselben, äusserst wirksam. Wenn man in angesteckten oder verdächtigen Orten Contumazställe anlegen, und die Gemeinschaft dieser und der zur Pflege des Viehes nothwendigen Menschen mit allen andern vollkommen abschneiden könnte; so würde dieser Weg die Verbreitung der Seuche zu verhüten wohl derjenige seyn, bey welchem von dem Vieh die wenigsten Stücke aufs Spiel gesetzt würden, und auch die Verbreitung des Gifts der Seuche würde sehr wirksam werden.) *Nachricht von Theden's letzter Krankheit*, von Hn. geh. Rath *Mayer*. Es war ein Gallenfieber mit rheumatischer Entzündung des Unterleibes. Der Kranke starb zwischen dem siebenten und achten Tag bey sehr gesunkenen Kräften unter kritischen Fieberbewegungen.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Agasse: *Consolations de ma captivité* ou *Correspondance de Roucher*, mort victime de la tyrannie decemvirale, le 7. thermidor, an 2 de la République françoise. *Première partie.* 302 S. *Seconde partie.* 301 S. An VI. de la Rép. (1797.) 8. (Mit Roucher's Bildnisse.) (2 Rthlr. 12 gr.)

Niemand wird diesen Briefwechsel eines bekannten und geschätzten Dichters mit seiner Gattin, einer Freundin, aber vorzüglich mit seiner Tochter lesen, ohne von inniger Rührung über das Schicksal des unglücklichen Mannes, und von lebhafter Achtung gegen sein Herz und seine Denkungsart durchdrungen zu werden. Zu einer Zeit, wo es für ein Verbrechen galt, rein von Verbrechen zu seyn, und wo hervorstechende Talente ein hinlänglicher Grund waren, auf die wohlgesinntesten Menschen den Verdacht des Incivismus, und weiterhin, der Verrätherey zu werfen, wurde Roucher des Nachts aus dem Schosse seiner Familie gerissen, und zuerst nach *Sainte-Pelagie*, einige Monate darauf aber nach *Saint-Lazare* gebracht. Nach einer eilf monatlichen Gefangenschaft stellte man ihn am 7. Thermidor (den 25. Jul. 1793) vor das Revolutionstribunal, welches ihn der Verrätherey und Verschwörung schuldig erklärte, und noch an demselben Tage, mit *sieben und dreyssig* andern Schlachtopfern der Tyranney, als *Haupt einer Conspiration*, zuletzt hinrichten liess. Wenn es da einer Rechtfertigung bedürfte, wo nicht einmal der Schein eines Beweises vorhanden war; so würde sie

sie aus diesem Briefwechsel genommen werden können, der von den ersten Tagen der Verhaftnehmung bis beynahe zu der entscheidenden Katastrophe, bis zum 21. Messidor, geht, wo mit einemmale alle Communication der Gefangenen mit ihren Freunden ein Ende hatte. Dass man aber gerade diesen Mann, der von aufrührerischen Bewegungen seiner ganzen Denkungsart und allen seinen Neigungen nach, wohl am weitesten entfernt war, als das Haupt der Conspiration, welche nie vorhanden gewesen war, auszeichnete, muss als ein neuer Beleg des hohnenden Uebermuths betrachtet werden, mit welchem das blutige Tribunal, gleichsam zu seiner eigenen Unterhaltung, und zur Prüfung seiner Allmacht, die französische Nation zu mishandeln pflegte. Ohne eben den patriotischen Aeusserungen, die an vielen Stellen, und wie es uns scheint, immer auf eine ungesuchte Weise seiner Feder entfallen, eine vorzügliche Wichtigkeit beyzulegen, da es immer ungewiss bleibt, wie vielen Antheil an ihnen das Herz oder die Klugheit habe; so zeigt sich doch überall in dieser vertrauten Correspondenz, eine so entschiedene Neigung zur Ruhe, ein so überwiegender Hang zu nützlichen und unterhaltenden Geistesbeschäftigungen, eine so vernünftige Resignation in den Willen des Schicksals und seiner hartherzigen Executoren, dass man entweder alle psychologische Physiognomik aufgeben, oder hier den Charakter des Dichters erkennen muss — *qui versus amat, hoc studet unum, non fraudem socio puerove incogitat ullam.* Die Lebhaftigkeit des Gefühls, mit welchem er die traurige und langwierige Trennung von einer geliebten Familie und so manche andere Entbehrung zu gewissen Zeiten empfindet, dient der Ruhe, mit welcher er sich in sein Schicksal fasst, der Geduld, mit der er sich bey jeder Veränderung seiner Lage von neuem waffnet, dem zärtlichen Bestreben, den Seinigen immer nur die heiterste Seite seines Gemüths zu zeigen, statt einer schönen Folie, und gewährt uns den rührenden Anblick eines harmonischen, edeln und in Leiden geprüften Charakters. Nie, oder nur einmal (II. 96.) entschlüpft ihm, in den zahlreichen Briefen an seine Gattin und Tochter, ein Ausdruck der Bitterkeit oder des Unmuths, und nur selten erlaubt er der Wehmuth, die stille Heiterkeit seiner Seele vor ihren Augen zu trüben. Fast alle seine Briefe überzeugen uns, dass es Wahrheit ist, was er kurz nach seiner Verhaftnehmung schreibt: „Glaubet nicht, dass ich unglücklich bin. O nein! es hängt nicht von andern ab, meine Seele zu quälen." Und ein andermal: „Die Nothwendigkeit steht auf der einen Seite und macht uns zu Sklaven; auf der andern steht die Philosophie und lehrt uns Unterwürfigkeit." Es ist lehrreich zu sehen, wie er seinem Unglücke die bessern und tröstlichern Seiten abzugewinnen weiss. Bald sucht er seinen Trost in dem Gedanken, dass sich der Charakter seiner Tochter schneller und vollkommner durch das Unglück ihres Vaters entwickelt habe; bald in der Betrachtung des moralischen Einflusses, den er davon in seinem eigenen Herzen spürt. „Das Unglück, welches uns trennt, schreibt er an seine Tochter, vereinigt unsere Herzen noch inniger. Hier ist gewiss der Fall, wo man sagen kann, dass Unglück gut sey, nicht nur zu Etwas, sondern zu etwas Grossem und Süssem." Und ein andermal: „Seit zwey Tagen zehre ich an meinem achten Monate; wenn ich nicht vielleicht richtiger sagen sollte, mein achter Monat zehre an mir. Ich habe indess kein Recht zu klagen; ja es würde undankbar von mir seyn, wenn ich meine Gefangenschaft verwünschen wollte. Ich habe durch sie das menschliche Herz näher kennen lernen, und eine reiche Aernte von Bemerkungen gemacht. — Aufserdem ist sie meiner Minette nützlich gewesen. Mein Unglück hat auf sie, wie die Wärme des Triebhauses auf die Pflanzen, gewirkt. Ich sehe, dass sie sich schnell entwickelt, und dass ihr Geist in kurzem zu seiner völligen Reife kommen wird." — So ist er immer bereit, auch die kleinsten Annehmlichkeiten, die kleinsten Bequemlichkeiten, die seine Lage erleichtern, dankbar in Rechnung zu bringen, und zur Beruhigung und Erheiterung der Seinigen geltend zu machen. Erst bey der Rückkehr der schönen Tage des Frühlings scheint seine Kraft überwältigt zu werden. „Du kennst nicht, schreibt er um diese Zeit an seine Tochter, den Drang und das Streben meiner Seele nach Freyheit, seit der Verjüngung der Natur. Ich habe meine Gefangenschaft während der sechs nebelichten, schneevollen und regnichten Monate, welche über meinem Haupte hingezogen sind, mit dem Muthe eines Stoikers ertragen; auch hat mich dieser Muth nicht verlassen, aber ohne dass ich es weiss und wider meinen Willen, lassen mich meine Gedanken jeden Augenblick im Stich, und ich finde sie immer in der Mitte von Gärten und Fluren wieder, deren Genuss mir versagt ist, da ich mir dieses Jahr so vielen Genuss von ihnen versprochen hatte. Und um mich noch mehr in dieser halb peinlichen, halb angenehmen Stimmung zu erhalten, kömmt der Umstand hinzu, dass diese Jahreszeit gerade mit der Uebersetzung des Theils von Thompson's Sommer zusammen trifft, wo dieser Dichter mit einer unaussprechlichen Anmuth und einer grossen philosophischen Melancholie die Reize des Spatzierengehens beschreibt." — Nichts scheint seinen Unmuth höher getrieben zu haben, als die inconsequente, bald strengere, bald gelindere Behandlung der Gefangenen. Er schreibt hierüber an eine seiner Freundinnen (II. 211.) *Nous n'avons pas joui ici quinze jours de suite d'une égalité de captivité. C'est toujours à refaire les ressorts du courage, parceque c'est toujours nouvelle privation à endurer. Je me suis surpris déjà plusieurs fois désirant le dernier terme de la rigueur dont nous sommes menacés, je veux dire, le moment où il sera vrai de dire que nous sommes, non pas en détention, mais en prison, en ne communiquant plus avec les objets les plus chers de notre affection, que pour en recevoir de tems en tems du linge ou des habits, sans comestibles, sans livres et sans lettres. Alors ce sera un système fixe, connu et dicté par la loi. En bon citoyen je me résigne-*

résignerai à sa volonté etc. Aber bey allen solchen Ueberraschungen des Unmuths kehrt er zu seinen Büchern, zu seiner Arbeit und zu seinen Kindern zurück. Die Bildung seiner achtzehnjährigen Tochter ist, auch in seinem Gefängnisse, sein vornehmstes und liebstes Geschäfte. Ein grosser Theil seiner Briefe an sie ist mit Gegenständen der Literatur, mit Urtheilen über ihre beiderseitige Lectüre, mit Rathschlägen über die Einrichtung ihrer Studien, mit poetischen Aufgaben zur Schärfung der Beurtheilungskraft, angefüllt. Diese letzten geben oft zu kritischen Discussionen Veranlassung, in denen sich die Tochter der Bildung, die sie von ihrem Vater erhalten hat, würdig zeigt. Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine Stelle zu übersetzen, welche die Denkungsart des Vfs. über diesen Gegenstand mit einer rührenden Energie ausdrückt: „Der Wunsch, in dir eine Tochter zu haben, die das Alter ihres Vaters ehrt, ein Kind, um das mich alle Väter beneiden, auf das ich mit Stolz zeigen und sagen kann: seht, ich habe sie zu den Tugenden, den Kenntnissen, den Talenten, der Sittsamkeit, dem edeln Anstande, den man an ihr bewundert, gebildet! — dieser Wunsch ist der herrschende, der rastlos thätige Gedanke meiner Seele. Lange Zeit habe ich nach der Celebrität gestrebt, die den Ruhm des grossen Dichters begleitet; jetzt aber hat dieser Ruhm nichts reizendes, nichts entzückendes mehr für mich. Ich cultivire die Wissenschaften um ihrer selbst, oder vielmehr um des stillen und heitern Genusses willen, den sie ihren eifrigen Freunden gewähren; aber in dir dereinst ein durch Geist und Charakter ausgezeichnetes Weib zu sehen, mir Glück wünschen zu können, dass ich die Entwickelung deiner Kräfte befördert habe, vor dem Ende meines Lebens das Gute zu hören, das jeder, der sich dir nähert und dich kennen lernt, von dir sagen wird, dies ist mein Ehrgeiz, mein einziger Ehrgeiz.

Eine Menge kleiner Verse, grösstentheils voll Leichtigkeit und Anmuth, und mit dem Stempel wahrer und tiefer Empfindung bezeichnet, sind mit der Prosa dieser Verse verwebt; einige derselben, aber nicht die vorzüglichern, sind für sich bestehende Ganze. Wir wollen nur eine dieser Stellen ausheben (I. 214.), die sich weniger durch ihr poetisches Colorit, als durch eine feine und zärtliche Wendung auszeichnet. Seine Gattin hat sich über sein Stillschweigen beklagt. Er antwortet ihr:

Ta plainte ne sera point vaine,
Je consolerai tes malheurs.
Je t'offre la plus douce image
Que puisse t'offrir mon amour;
Vois Emile, vois son jeune âge,
Regarde sa soeur tour-à-tour,
Et cherche aux traits de leur visage
Celui qui leur donna le jour.
Si ces traits te parlent sans cesse
De gratitude, de tendresse,
Du désir de vivre pour toi,
Cette voix n'est pas mensongere;
Mon organe auprès de leur mere,
Mes enfans sentent comme moi.

Als Beytrag zur Geschichte des Zustandes der Gefangenen enthält dieser Briefwechsel einige interessante Details, die aber, nach so vielen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, nicht mehr neu scheinen können. Der Vf. pflegt bey unangenehmen und widrigen Gegenständen nicht lange zu verweilen, und es sind wenige Züge dieser Art, die er seiner Familie mittheilt. Unter diesen befindet sich (II. 174.) folgender. Bey einer Nachsuchung in den Gefängnissen, nahmen die Visitatoren der Madam Maillet (derselben, welche statt einer Maillé hingerichtet wurde, obgleich das Revolutionstribunal den Irrthum einsah) ihr Messer weg. Sie machte bescheidene Vorstellungen; sie würde nicht essen können, da ihr ihre Kräfte nicht erlaubten, das Brod zu brechen. *Eh bien*, antwortete einer der Municipalbeamten, *on te le rendra, si tu dines encore.* Mit Recht ruft hier der Vf. aus: *Je ne sais ce que c'est qu'un pareil repondant, mais à coup sûr ce n'est pas un homme!*

* * *

Leipzig, b. Martini: *Worte einer edeln Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter, nebst Worten des Danks einer guten Tochter an ihre Mutter bey der Feyer ihres Geburtstags*, von K. H. Heydenreich. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1799. 132 S. 12. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 26.)

Leipzig, in Comm. b. Heinsius: *Magazin für Wochen- und Leichenpredigten.* Dritten Bandes 2—4. St. 1796 u. 1797 von S. 113—460. Vierten Bandes 1—4. St. 1797 u. 1798. 430 S. Fünften Bandes 1—4. St. 1798 u. 1799. 468 S. 8. (Jedes einzelne Stück à 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 278.)

Berlin, b. Schöne: *Raritäten von Berlin, oder Geschichte merkwürdiger Berlinischer Freudenmädchen, vom Mann im grauen Rocke.* Fünfter Th. 1799. 320 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 60.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 9. August 1799.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Johann Latham's allgemeine Uebersicht der Vögel.* Aus dem Englischen überfezt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehn von *Johann Matthäus Bechstein*, Gräfl. Schaumburg-Lippischen Bergrathe, der öffentl. Lehranstalt zu Waltershausen Director u. s. w. *Dritten Bandes zweyter Theil.* Mit 24 ausgem. Kupfertafeln. 1798. von Seite 278 bis 548 S. in 4.

Dieser Band schliefst die Ueberfetzung der dem Ornithologen unentbehrlichen *Synopsis* des Hn. *Latham's.* Was wir bey der Recension der beiden ersten Bände bemerkten, trift auch grofsentheils bey diesen zu, doch ist die Ueberfetzung im ganzen richtiger, und manche dort gemachte Fehler sind hier vermieden. Unbegreiflich ist es aber Rec. warum Hr. Bechstein in der Ordnung nicht Hn. *Latham's Index ornithologicus* gefolgt ist, und denselben blos in den Anmerkungen anführt, da er doch die Synonymen der Gmelinischen Ausgabe des linneifchen Systems in den Text eingerückt hat. Bey den ersten Bänden konnte er ihn freylich noch nicht benutzen, weil er damals noch nicht erschienen, oder noch nicht in seinen Händen war, aber bey diesem Bande ist dies der Fall nicht. Da der Index wesentliche Verbesserungen enthält, warum sind diese nur als Anmerkungen beygebracht? Warum so viele weibliche und junge Mewen als eigne Arten angeführt, da sie der Index doch dahin bringt, wohin sie gehören? Warum hier nicht gleich die rothhälfige Ente, *Anas rufa* mit der Tafel-Ente, *Anas ferina;* die weisköpfige Ente, *A. leucocephala* mit der Studerente, *A. mersa*, die rothbraune Ente, *A. ferruginea* mit *A. dispar*, der sägeschnäblige Pelican, *Saw billed Pelican* mit dem Thaga, *Pelecanus Thajus* vereinigt, und nach dem Index diese, so wie manche andre Fehler gleich im Texte verbeffert? Vielleicht um eine so getreue Ueberfetzung der *Synopsis* wie möglich zu liefern? Wenn aber Hr. L. dem Ueberfetzer schriftlich Verbesserungen seines Werkes mitgetheilt hätte, würde er dann Bedenken getragen haben, sie im Texte aufzunehmen, und dadurch seiner Ueberfetzung einen wesentlichen Vorzug vor dem Originale zu geben? Wie vielmehr hätte also die Aufnahme dieser Verbesserungen hier statt finden müssen, da Hr. L. sie dem Hn. B. wie dem ganzen Publicum öffentlich mitgetheilt hat.

Dieser Band enthält die Waffervögel von den Alken an, und einige Zusätze zu den fünf vorhergehenden Theilen. Auch dieser Band hat trefliche Zusätze in den Anmerkungen erhalten, von denen wir die wichtigsten, die nicht aus des Ueberf. Naturg. Deutschlandes entlehnt sind, hier anführen wollen. Hr. B. liefert eine genauere Beschreibung des Weibchens der *Alca Torda*, und zeigt dadurch mit Recht, dafs *Alca Pica* eben dieses Weibchen oder ein junges, also keine besondre Art sey, wovon Rec. längst überzeugt war. Die Jungen der *Sterna caspia* sind nach den Veränderungen, die sie mit zunehmendem Alter erleiden, sehr gut beschrieben, und dadurch den in dieser Gattung so leicht möglichen Verwirrungen vorgebeugt. Der weifse Fleck unter dem Kinn ist nach Hn. B. ein trügliches Kennzeichen der Männchen der *Sterna nigra*, da man auch Weibchen mit einem solchen Fleck, und Männchen ohne denselben antrift. Die *Sterna naevica*, welche Hr. L. als eine Abänderung oder vielmehr als ein Junges seiner *Sandwich-Tern* ansicht, hält Hr. B. wahrscheinlich mit Recht für eine eigne Art, und vermuthet dafs die letztere die von ihm in der Naturg. Deutschl. angegebene Stüblersche Meerschwalbe sey. Zu *Mergus serrator* bringt Hr. B. als Varietäten Brünnichs *Mergus serretus* und *M. cristatus*. Von dem singenden Schwane bemerkt Hr. B. in einer Note, dafs er nach Thüringen in strengen Wintern komme, aber doch immer eine Seltenheit sey; in seiner Naturg. Deutschl. hatte er ihn ganz übergangen, und erst in den Zusätzen seiner gedacht. Rec. hat ihn freylich auch nur bey kalten Wintern, aber doch öfterer und in verschiedenen Gegenden Deutschlandes, nie aber den stummen wild erhalten. Es waren, einen ausgenommen, jederzeit junge Vögel, von bläulich-grüner Farbe. In Curland sollen sie in so grofser Menge nisten, dafs viele hunderte auf einmal einen grofsen See oder Sumpf einnehmen. Die Bohnengans (*Bean-Geese*) hat Hr. B. auch in Deutschland gefunden, und hält sie für eine junge wilde Gans. Rec. glaubt auch, dafs sie höchstens eine Abart derselben, und vielleicht diejenige sey, welche nach Kramern in Oestreich Schneegans heifst, und die vermuthlich Marsili in seinem *Danub. pannon. mysic. V. tab.* 49. abgebildet hat. Diejenige Ente, welche nach Sparrmann von den Pajarn an der Ostsee für das Weibchen der *Anas spectabilis* gehalten wird, sieht Hr. B. als das Weibchen der *A. ferina* an. Die krummschnäbliche Hausente ist nach Hr. Latham eine blofse Abart der gemeinen, und Hr. B. stimmt ihm darinn bey, oder will sie höchstens für eine zahme *A. curvirostra* des Hn.

Pallas gelten lassen, die er aber auch als eine Abart der gemeinen gern ansehn möchte. Dies letztere ist Rec. doch unwahrscheinlich. Die Bemerkung über die Bastarte von Enten und Hühnern, die Hr. B. hier aus seiner Naturgeschichte Deutschlandes wiederholt, ist dem Rec. schon damals auffallend gewesen. Dass sich Hähne mit Enten, Entriche mit Hühnern paaren, ist bekannt, aber nie sahen wir daher entstandne fruchtbare Eyer, und können nicht bergen, dass wir sie bezweifeln. Recht sehr wünschten wir, dass Hr. B. die Naturforscher näher darüber belehrte, ob er die Bastarten wirklich gesehn, ob er überzeugt sey, dass sie aus einer solchen Begattung entstanden, und nicht blosse Missgeburten gewesen seyen. Bey *Anas Crecca* ist nach Hn. B. die weisse Linie über und unter dem Auge nicht standhaft, und also als Unterscheidungszeichen verwerflich: da bey einigen die eine derselben, bey andern beide fehlen. Ob *Anas Circia* eine Spielart, vielleicht ein Junges der *A. Crecca* sey, wie Hr. Latham im Index will, wagt Hr. B. nicht zu behaupten, er hat sie vielmehr immer für eine eigne Art gehalten, auch ist dies uns wahrscheinlicher, und sie überdem gewiss mit *Anas formosa*, die hier als eine besondre Art aufgeführt ist, einerley. *Anas Monacha* des *Scopoli* ist, wie der Uebers. richtig bemerkt, zuverlässig eine gemeine Ente, und auch darin stimmt Rec. mit ihm überein, dass Scopolis *Anas melanuros* ein junges Männchen von *Anas Penelope* sey. Eine ähnliche Critik hätten aber zuverlässig mehrere Entenarten, ja ein grosser Theil der in diesem Bande beschriebnen Vögel verdient. Rec. glaubt den Ornithologen einen vielleicht angenehmen Dienst zu erzeugen, wenn er die noch immer als verschieden angegebnen Arten der in diesem Theile vorkommenden Wasservögel anzeigt, die nach seiner Ueberzeugung oder Vermuthung zu einer einzigen Art gehören. *Sterna australis* und *S. minuta* sind wohl nur Spielarten; *Larus minutus* wohl nur ein junger *L. ridibundus*; *Procellaria brasiliana* ist mit *P. gigantea* zuverlässig einerley. *Mergus minutus* das Weibchen von *M. Albellus*. *Mergus furcifer* ist zuverlässig *Anas hyemalis*. Die Beschreibung, die Hr. Beseke davon im Naturforscher geliefert hat, war nach einer Abbildung, die ihn leicht irre führen konnte, und in seiner Naturg. der Vögel Curlands erwähnt er auch seiner nicht weiter, hat aber eben diese Ente als eine unbekannte Art, die er *A. brachyrhynchos* nennt, beschrieben und tab. 5 abgebildet. *Anas cinerea, leucoptera, variegata, antarctica, magellanica*, und *picta* sind gewiss nur eine einzige Art; eben so scheinen *A. gambensis* und *aegyptiaca* nicht wesentlich verschieden zu seyn, oder sind es vielmehr gewiss nicht. *Anas caerulescens* scheint eine junge Schneegans zu seyn. *Anas Damiatica* ist *A. Tadorna*; *A nilotica* wahrscheinlich *A. moschata*; *A. brasiliensis* wohl nur eine Spielart von *A. bahamensis*; *A. mexicana* von *A. clypeata*. *A. scandiaca* macht mit *A. Nyroca* und *A. lurida* Eine Art nur. *Anas Novae Hispaniae* ist *A. discors*. *Anas islandica* ist *A. fuligula*, *Anas torrida* wahrscheinlich *A. viduaba*; *A. albicans* gewiss *A. Penelope*. *Aptenodytes magellanica* und *A. demersa* scheinen gar keine wesentliche Verschiedenheiten zu zeigen, und also wohl nur Spielarten zu seyn; *Pelecanus roseus* und *P. manillensis* sind nach der Analogie gewiss nur im Alter verschieden. Die Gründe dieser Behauptungen kann Rec. ohne weitläufiger zu seyn, als es der Zweck dieser Blätter erlaubt, nicht anführen. So wie er aber die genannten Arten vereinigen würde, so würde er dagegen folgende als Abarten angegebne trennen. Die beiden Varietäten der *Sterna caspia* von dieser, die eine wegen der Grösse, die andre wegen der Helle; so ist auch *Anas fulva* wohl eine eigne von *A. ferina* verschiedne Art, worin auch Hr. B. mit Rec. übereinstimmt. Buffon's *Fou brun* scheint sich auch durch die Länge des Schwanzes von *Pelecanus Graculus* wesentlich zu unterscheiden; auch machen Brisson's *grand Fou* wohl eine von *Pelicanus Bassanus* verschiedene Art, und die als blosse Spielarten angegebnen Anhingas wohl gewiss eigne Arten, wie schon zum Theil ihr Vaterland lehrt, und der *Plotus surinamensis* unstreitig eine besondre Gattung aus.

Die Zusätze enthalten grösstentheils von Hn. *Barkhausen* dem Vf. mitgetheilte nähere Beschreibungen und Abbildungen, oder Ergänzungen der bereits gelieferten auch einiger bis jetzt unbekannter Vögel nach Exemplaren in Darmstädtischen Cabinette. Aehnlicher Beschreibungen sind in diesem Bande viele als Anmerkungen beygefügt, und das Publicum hat grosse Ursache dem Hn. Barkhausen so wie Hn. Bechstein für diese Arbeit dankbar zu seyn. Am Schlusse verspricht Hr. B. noch ein vollständiges Register und Art-Kennzeichen, sobald es seine übrigen Arbeiten erlauben, nachfolgen zu lassen. Wir wünschen, dass er diese vom Körperbau, nicht von den Farben entlehnen möge, da ihn besonders die Bearbeitung dieses Bandes von der Untauglichkeit der letztern muss überzeugt haben, und bitten ihn zugleich die trefflichen von Linné in der *Philosophia botanica* gegebnen Regeln: „*Nomina generica ab uno* „*vocabulo plantarum generico fracto, altero integro* „*composita, Botanicis indigna sunt*" und „*Nomen ge-* „*nericum, cui syllaba una vel altera praeponitur, et* „*aliud plane genus, quam antea significet, excluden-* „*dum est*" auch bey den Vögeln anzuwenden, und solche wie die hier gebrauchten Gattungsnamen: Papageytaucher, Taucherhuhn, Meerschwalbe, Tauchente mit logisch-richtigen zu vertauschen.

KÖTHEN, in Commiss. b. Aue: *Naturgeschichte der Land- und Wasser-Vögel des nördlichen Deutschlands und angränzenden Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen und nach dem Leben gezeichnet von *Johann Andreas Naumann*. *Zweyter Band erster Heft*. Mit 8 Kupfertafeln (in Folio). 1798. 37 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Dieses Heft, welches so reich an eignen und guten Beobachtungen des Vf. ist, wie die vorhergehenden, die

die wir mit dem verdienten Lobe angezeigt haben, enthält die XV und XVI Classe des Systems des Vf. Jene, welche nach seiner Benennung das Feldhühner-Geschlecht einnimmt, begreift den Trappen, den Kranich, das Rebhuhn, die Wachtel und den Wachtelkönig unter sich. Der Vf. glaubt dabey dem Leitfaden zu folgen, den ihm die Natur an die Hand giebt, und thut sich nicht wenig darauf zu gute, „den „unschuldigen Kranich von *seiner* (seiner) ihm verhassten Gesellschaft *den* (der) räuberischen und „fleischfressenden Reihern und Störchen hinweggerissen und ihn auf das Feld zu seinen nächsten Geschlechtsverwandten gesetzt" zu haben. Hierin irrt er aber zuverlässig. Denn wenn gleich der Kranich den ihm hier beygesellten Trappen und Rallen näher verwandt ist, wie andre Sumpfvögel, und manche Eigenschaften mit den hühnerartigen Vögeln gemein hat; so ist er doch gewiss von den Feldhühnern so wesentlich verschieden, dass man ihn, ohne der Natur Gewalt anzuthun, nicht mit ihnen vereinigen kann. Er unterscheidet sich nicht blos von ihnen durch seine äussere Bildung, wodurch er den Sumpfvögeln näher verwandt ist, sondern auch durch den Mangel eines Kropfes, die Bildung des Magens, die drey langen Blinddärme, die Beschaffenheit des Brustbeins, und überdem durch seine Nahrung, die nicht blos in Körnern und andern Pflanzentheilen, sondern auch in Amphibien, Insecten und Würmern besteht, stimmt aber freylich in allen diesen Dingen mehr oder weniger mit den Trappen, Rallen, Schnepfen und Regenpfeifern überein, mit denen er freylich eine besondre, von den Störchen, Reihern u. s. w. abgesonderte Ordnung auszumachen verdiente. Der Trappe ist nach dem Vf. einheimisch, doch ist dies nicht überall im nördlichen Deutschlande der Fall, wenigstens im ganzen Niedersächsischen und Westphälischen Kreise ist er's nicht, sondern kommt nur selten und als Zugvogel nach einigen Gegenden derselben; es ist alsdann nicht mit so vielen Beschwerden verbunden ihn zu schiessen wie der Vf. angiebt. Seine Stimme, die Hr. N. nur ein einzigesmal hörte, vergleicht er mit dem Brausen eines Taubers; auch soll der Trappe, nach seinen Beobachtungen nicht in Polygamie, sondern wenigstens zur Heckzeit in Monogamie leben. Dass das Huhn nicht allezeit viel kleiner wie der Hahn sey, noch ihm immer der Federbart am Kinne mangelt, davon hat dem Rec. eine im verflossenen Winter erhaltne alte Traphenne belehrt, die in allen Stücken einem jungen Hahne so ähnlich war, dass Rec. sie so lange dafür hielt, bis er den Eyerstock sahe. Es ist hier blos das Männchen abgebildet, so wie dies auch beym Rebhuhne der Fall ist; bey Vögeln aber, wo sich die Geschlechter so sehr unterscheiden, wäre es doch gut, wenn Hr. N. beide abbilden liesse. Die Kraniche sollen im Herbst gegen den Sonnen-Niedergang, im Frühling gegen ihren Aufgang fliegen; sollte diese Beobachtung richtig seyn? Den Schlag der Wachtel schreibt der Vf. wie Hr. Bechstein *Pickwerwick*, den Ton aber, den sie vor demselben hören lassen, ganz anders. Buffon schreibt den Schlag *ouan, ouan*, andren hat er wie *Co-tur-nix*, Rec. bald wie *Wackwewack*, bald wie *Wackwewack* (das erste und dritte *W* nach Art der Engländer ausgesprochen), bald wie *Wreckwewreck* geklungen, so misslich ist es die Stimmen der Vögel durch Buchstaben auszudrücken. Auch die Wachtel soll nach des Vf. Meynung in Monogamie leben, Rec. glaubt mit vielen andern Naturforschern das Gegentheil, ohne es doch fest zu behaupten, da Gefangenschaft oft die Triebe der Thiere verändert; aber ihr Fang mit der Lockpfeife bestätigt den Rec. in der Meynung. Dass der Wachtelkönig in seiner Lebensart am mehrsten mit der Wachtel verwandt sey, wiederlegt schon genug ein gezähmter, den Hr. N. hatte, und welcher kleinen ermatteten Vögeln das Gehirn aus dem Kopfe biss, Mäuse fing, und auch ihr Gehirn verzehrte. Seinen gewöhnlichsten Ton, der *Kreck, kreck* klingt, und woher der lateinische Name *Crex* entstanden ist, hat der Vf., wie es scheint nicht bemerkt. Die XVI Classe enthält die Lerchen, von denen hier die Feldlerche, die Haubenlerche, die Heidelerche, die Schneelerche, die Pieplerche und die Gereuthlerche beschrieben sind. Richtig bemerkt der Vf. dass auch die Feldlerche die Hinterhauptsfedern erhebe. Unter den Namen der Schneelerche ist der Schneeammer beschrieben, weil die andern Ammern Waldvögel (?!) sind, dieser aber ein Feldvogel (?) ist.

Auf der ersten Tafel ist ein halber Fuss desjenigen Maasses beygefügt, dessen sich der Vf. bediente. Es kann in der That nützlich seyn, dieses zu kennen; nur kann ein Kupferstich, wie hier gegeben ist, dies nie gewähren, weil das Papier beym Trocknen kleiner wird. Wollte man auch beym Stich so viel zugeben, als man glaubt, dass dies betrage; so wird man doch nie das Maass mit Zuverlässigkeit erhalten, weil ein Bogen mehr einläuft wie der andre. Um also das Maass richtig zu geben, muss es auf den bereits getrockneten Bogen mit Tusch und der Reissfeder gezeichnet werden, wie dies Penther in seinem Bauanschlag gethan hat; eine Sache, die beym Illuminiren ohne viele Mühe geschehen kann. Wir wünschen dass der Sohn des Vf.; dem es, wenn er einige nähere Anleitung erhielte, und er gut gearbeitete Thierstücke studierte, gewiss nicht fehlen wird, dass er nicht ein guter Thiermahler und Kupferstecher werden sollte, diese Arbeit bey den folgenden Heften übernehme, und uns genau das von seinem Vater gebrauchte Maass lieferte. Die Zeichnungen sind treflich, nur die Vögel noch zu platt, die Federn nicht genug ausgearbeitet, und die Nadeln, deren sich der junge Hr. N. bedient, zu stumpf, oder er lässt das Scheidewasser zu sehr in die Breite fressen; würde er diese Fehler vermeiden; so würden seine Arbeiten bald zu den sehr guten gehören. Wir glauben dies dem jungen Manne, den wir, ohne ihn und seinen Vater zu kennen, seiner Arbeiten wegen schätzen, zu seiner Vervollkommnung sagen zu müssen.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Buffons (Buffon) Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, der W. und A. Doct., Prof. der Arzneyw. zu Franhfurt an der Oder u. s. w. *Sieben und zwanzigster Band.* 1797. 253 S. und 47 Kupf. in 8.

Dieser Band enthält die Strandläufer (*chevaliers*), die Sandläufer (*Maubèches*), die Meerhühner (*Perdrix de Mer*), die Seelerchen (*Alouettes de Mer*), die Ibis, die Braacher (*Courlis*), also den Schluss des siebenten und Anfang des achten Bandes der Quartausgabe des Originals. Die Uebersetzung ist so wörtlich, wie sie nur irgend ein Anfänger in Erlernung der französischen Sprache machen kann, und nicht einmal ganz richtig. *Wir* wählen zum Beweise gleich die erste hier beschriebne Art, den gemeinen Strandläufer: „Er scheint die Grösse des golgelben Regenpfeiffers zu haben, weil er sehr federreich ist, und „die Strandläufer sind allgemein nicht so fleischig als „sie scheinen (*et en general les chevaliers sont moins „charnus qu'ils ne semblent l'être*, und die Strandläufer überhaupt weniger fleischigt sind, als sie scheinen);" dieser hier hat (*celui ci a*, ist lang) „beynahe einen Fuss vom Schnabel bis zum Schwanz, „und ein wenig mehr vom Schnabel bis zu den Nageln; fast sein ganzes Gefieder ist grauweiss und „rothgelblich" (*roussâtre*, heisst nicht rothgelblich, sondern *rostfarben*, rothgelblich ist orange) schattirt, (*ondé* heisst nicht schattirt, sondern *gewölbt*); alle Federn sind mit diesen beiden Farben gefranget (*frangées*, das heisst doch wahrhaftig sich die Sache leicht gemacht, wenn man das Wort statt es zu übersetzen stehn lässt, weil man es nicht versteht, hatte der Uebers. doch vorher statt schattirt auch *nüirt* geschrieben, so wäre die Uebersetzung doch nicht unrichtig gewesen), u. s. w. Wenn der Uebers. irgendwo bey dem Buffonschen Werke Gelegenheit hat, seine Critik bey den beschriebnen Arten anzubringen; so ist es gewiss in diesem Bande und vorzüglich bey den Strandläufern, wo der Schwierigkeiten nicht wenig sind; wie wenig aber eine solche gründliche Critik des Hn. O. Sache sey, davon ist eben dieser Band ein Beweis. Wir wählen wieder die erste Art zum Beyspiele, Buffon's *Chevalier commun*; er soll Linné's *Scolopax Calidris* seyn, warum? das lässt sich leicht einsehn. Dieser *Chevalier commun* ist nach Buffon, der doch selbst das unwahrscheinliche gefühlt hat, Brisson's *Totanus* oder *Chevalier*, und Linné giebt eben diesen *Totanus* als seinen *Scolopax Calidris* an, weil Brisson dabey Gesner's *Gallinula erythropus* anführt und beide Vögel einige Aehnlichkeit haben. Nun ist aber Buffon's *Chevalier* der Brissonsche und der Brissonsche Linné's *Scolopax Calidris* und Gesners *erythropus*, und endlich Linné's *Calidris* auch Buffon's *Chevalier* nicht. Man vergleiche nur die Beschreibungen beym Buffon, Brisson, Linné, besonders in der *Fauna suecica* und bey Gesnern; so wird man sich bald hiervon, und zugleich davon überzeugen, dass sowohl Linné's *Scolopax Calidris* als Gesners *erythropus* Brissons *Totanus striatus*, also auch mit Linné's *Tringa striata* einerley, und Buffons *Chevalier* keine eigne, beym Linné und Brisson fehlende Art sey. Mit der Nachbildung der Kupfer ist's nicht besser; so sind hier diesem *Chevalier* schwarze Füsse gegeben, da er in den *Planches enluminées*, woher doch die Copie entlehnt ist, bräunliche hat, die Deckfedern der Flügel sind hier rostgelb statt weiss eingefasst, und die Mitte der Federn rostbraun statt schwarzbraun. Die vielen Zusätze sind aus bekannten Werken entlehnt, und die Kupfer dazu, oft nach der blossen Beschreibung illuminirt, wenn sie aus Werken entlehnt sind, die keine illuminirten Kupfer enthalten; eine Sache die offenbar mehr schädlich als nützlich ist.

Paris: *Illustratio iconographica insectorum, quae in Musaeis Parisinis observavit et in lucem edidit Joh. Christ. Fabricius*, praemissis ejusdem descriptionibus. Accedunt *species plurimae, vel minus aut nondum cognitae*, auctore *Antonio Joanne Coquebert*, Societ. philom. et hist. nat. Paris. socio. Tabular. decas I. anno 7. 4to maj.

Der um die Vervollkommnung der Insectengeschichte rühmlichst verdiente *Fabricius* hatte unter andern in den reichen Pariser Sammlungen verschiedene noch nicht beobachtete gefunden und in seiner *Entomologia systematica* nebst deren Supplementen beschrieben. Dazu hatte man schon lange gute Abbildungen gewünscht, da die Beschreibungen oft nicht zureichen konnten, jede Art dieser Thierchen genau zu bezeichnen. Diesem Verlangen thut Hr. *Coquebert* in obbenannten Werke vollkommnes Genüge. Er liefert hier auf zehn Platten ohngefähr 120 Abbildungen der von Fabricius selbst bezeichneten Insecten und hat sehr wohl mit den zartesten vergänglichsten den Anfang gemacht, weil, wenn diese mit der Zeit zerstört wären, es oft zweifelhaft bleiben konnte, welche Art eigentlich von *F.* gemeynt sey. So findet man hier Insecten aus den Ordnungen der *Synistata, piezata, ryngota*, z. B. die neuen, *Delphax, Oryssus* und *Psocus*. Von letztern sind auf der zweyten Platte 13 Arten vorgestellt und der Unterschied der Fresswerkzeuge mit denen des *hemerobius* gezeigt. Die ausführliche Beschreibung zu dieser Gattung ist von *Latreille*, der zuerst die Naturforscher aufmerksam darauf gemacht hatte. — Ueberhaupt sind die Abbildungen vortreflich, nach Hn. *Coqueberts* eigenen Zeichnungen von dem geschickten Künstler *Maleuvre* gestochen und mit Farben ausgemahlt. Sie stellen alle Insecten in natürlicher Grösse, (welches nöthig ist um sich einen rechten Begriff davon zu machen,) und dabey noch die allermeisten vergrössert, auch bey vielen die einzelnen besonders zu bemerkenden Theile vor. In den folgenden Heften sollen noch verschiedene unbekannte Arten geliefert werden. Wir finden darin also einen schätzbaren Beytrag zur Insectenkenntniss, und die Fortsetzung dieses Werkes wird von jedem Liebhaber dieses Theils der Naturgeschichte mit Verlangen erwartet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Ueber Orthodoxen und Heterodoxen. Ein Wort des Friedens zur Apologie für beide.* 1798. 140 S. 8. (10 gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist, nach der eignen Angabe des Vfs., durch eine *ernsthafte* Vertheidigung der Theologen in Rücksicht auf ihre Orthodoxie und Heterodoxie einen kleinen Beytrag zur Beförderung mehrerer Duldsamkeit und Schonung gegen die streitenden Partheyen und dieser Partheyen gegen einander zu liefern. Er schickt seiner Vertheidigung derselben folgende Bemerkung voraus: Man muss keinem seine Orthodoxie oder Heterodoxie zum Verbrechen machen, denn niemand hat seine Ueberzeugungen in seiner Gewalt; mannichfaltige Umstände können zusammentreffen, die Einen von früher Jugend an, fast ohne sein Zuthun, entweder zum Recht- oder Irrglaubigen machen." Dieser Satz wird S. 4—10 auf eine sehr humane Weise an der Art, wie durch Erziehung, Unterricht u. s. w. der Eine zum Orthodoxen, ein Anderer zum Heterodoxen zu werden pflegt, anschaulich gemacht, und er besteht ohne Zweifel als gültig, wofern man dazu nimmt, was der Vf. S. 36, wenn gleich in anderer Beziehung sagt: „Kampf und Streit ist im Reiche der Wahrheit unvermeidlich, nothwendig und heilsam; er ist es aber nicht blos in gegenwärtigen Zeiten, sondern er wird es auch wohl bleiben bis ans Ende der Tage. Ein einziges Augenpaar ist nun einmal nicht hinreichend, dass Millionen Menschen dadurch sehen könnten, sondern ein jeder will doch seine eignen gebrauchen. Da nun der Blödsichtige seinem Gesichte eben sowohl trauet als der, welcher gut in die Ferne sieht; so kann vollkommne Einigkeit nie statt finden."

Die Ausführung des genannten Zwecks ist folgende: Zuerst nimmt der Vf. beide Partheyen gegen die Beschuldigungen in Schutz, die sie einander gegenseitig machen, sodann die Orthodoxen gegen solche, die man ihnen ausschliessend macht, und endlich die Heterodoxen gegen diejenigen, die ihnen eben so ausschliessend, insbesondere von den Orthodoxen gemacht werden. Die gegenseitigen Vorwürfe sind die der *Unwissenheit*, der *Herrschsucht* und *Intoleranz*. Es wird einleuchtend und gründlich gezeigt, inwiefern der erste Vorwurf den Orthodoxen treffe, und inwiefern nicht; mit Unrecht gelte manchem Orthodox und Unwissend, Dumm für einerley, denn *Sprachkenntniss* z. B. sey den Orthodoxen zwar nicht ausschliessend, aber doch vorzüglich eigen; sie laufe freylich bey einem grossen Theile derselben nur auf Wortkram hinaus, und es fehle den mehrsten an Kenntniss vom Genius der alten Sprachen, insbesondere der hebräischen, allein das Wesen der Orthodoxie vertrage sich schon nicht mit Nachforschungen über die Denkart, die Sitten und die religiöse Cultur der Personen, die sie sprachen und schrieben; sie verlangten, dass alles nach den klaren Buchstaben der heil. Urkunden genommen werde, und verschmähten dergleichen Erklärungen, die nur auf jenem Wege gefunden würden. So sey ferner *Kirchengeschichte* ein Fach, in welchem die Orthodoxen grösstentheils mit Vergnügen zu arbeiten pflegten, und worin viele derselben mehr bewandert zu seyn schienen, als viele Heterodoxen; wenn aber das Studium derselben ihnen nicht den Nutzen gewähre, den es gewähren könne und solle; so sey auch hieran das in ihnen bereits vorhandene und geordnete System der Dogmatik schuld. Auf ähnliche Art entschuldigt der Vf. ihre Vernachlässigung der *biblischen Kritik* und der *Philosophie*. Was diese insbesondere betrifft, so sagt er: Es kann nicht geleugnet werden, dass die orthodoxe Parthey von jeher nicht zu den Freunden der Philosophie gehörte, weil diese Stolze sich nie unter den Gehorsam der Dogmatik beugen wollte, sondern vielmehr die Herrschaft über sie verlangte. Im unüberlegten Eifer ging vielleicht mancher Orthodoxe gar so weit, dass er der Philosophie den Kram ganz aufkündigte und sie als eine Verführerin hasste und floh. Daher kommt es dann, dass die Denkkraft so vieler Orthodoxen in der That äusserst wenig geübt worden ist, und einer abgespannten Saite gleicht, die entweder gar keinen, oder doch nur einen dumpfen Ton giebt. Sollte man sie aber deshalb nicht weit eher bedauern als verachten oder bespötteln? u. s. w. Wir übergehen die Art, wie die Orthodoxen gegen die Vorwürfe der Herrschsucht und der Intoleranz vertheidigt werden, indem sie sich aus dem Angeführten abnehmen lässt, und eben so verweisen wir den Leser, was die genannten drey Fehler auf Seiten der Heterodoxen betrifft, auf das Buch selbst. Auch nennen wir nur noch die Fehler, die jeder Parthey besonders vorgerückt zu werden pflegen, und über die der Vf. treffende Bemerkungen theils zur gänzlichen Ablehnung theils zur Vertheidigung und theils zur Entschuldigung beybringt. Den Orthodoxen wirft man vor: *Faulheit*, „sie mögen nicht fortstudiren," sodann legt man besonders den Predigern unter ihnen *Eigennutz* zur Last,

Laſt, „ſie halten nur darum ſo viel auf ihre alte Rechtgläubigkeit, weil ſie gar wohl einſehen, daſs mit der Abnahme derſelben in ihren Gemeinden zugleich auch die Abnahme ihrer Einkünfte verknüpft ſeyn werde," ferner *eine beſondere Art des Eigennutzes*, wenn man ſagt: Es ſey dieſen Herren ſo viel an ihrem geiſtlichen Anſehen gelegen, und darum ſuchen ſie den Fortgang der Aufklärung zu hindern; endlich noch einem Theile derſelben *Heucheley*, die Theologen in verſchiedenen Gegenden huldigten jetzt nur aus Politik der Orthodoxie, und richteten ihre Mäntel nach dem Winde. Die Heterodoxen beſchuldigt man *feindſeliger Abſichten gegen das Chriſtenthum*, „ſie haben nichts Geringeres im Sinne, als das Chriſtenthum ganz abzuſchaffen, und bloſse Naturreligion an deſſen Stelle zu ſetzen, kurz ſie ſind irreligiöſe, boshafte und gefährliche Menſchen." Auch den entſchiedenſten Gegner des Chriſtenthums, ſagt hier unter andern der Vf., darf ich keiner Bosheit beſchuldigen, weil er Lehren verwirft, deren Ungrund er deutlich einzuſehen glaubt; er handelt dabey nach ſeiner Ueberzeugung etc. Man giebt ihnen ferner *Falſchheit* ſchuld, weil ſie in ihren Lehrvorträgen, auf der Kanzel u. ſ. w. nicht alles herausſagen, was und wie ſie es wiſſen. Dagegen der Vf.: Die *Pflicht* federt es vom Religionslehrer, daſs er die Erleuchtung ſeiner Zuhörer nach Vermögen befördere, die *Klugheit* lehrt ihn, daſs zu vieles Licht oft blende, niemand kann es ihm daher zum Fehler anrechnen, daſs er ſich dem ſchwachen Auge mit der hellen Fackel nicht eben ſo nähert, wie er es beym lichtgewohnten thun kann. In der Natur kömmt zuerſt Dämmerung, dann Morgenröthe und nach dieſer voller Tag, eben ſo muſs es auch im Reiche der Wahrheit ſeyn. „Endlich beſchuldigt man ſie auch, beſonders in den neueſten Zeiten *feindſeliger Abſichten gegen den Staat*, und macht ſie vorzüglich den Groſsen der Erde als Prediger der Freyheit und Gleichheit verdächtig. Ihre Gegner, ſagt der Vf., rechneten mit vieler Wahrſcheinlichkeit darauf, daſs alle groſse und kleine Regenten ſich aufs Ernſthafteſte gegen alle Heterodoxie erklären würden, wenn ſie ihnen den Glauben beybringen könnten, daſs jene Unruhen und Empörungen, welche bisher ihre Ruhe ſtören, in nichts andern ihren Grund hätten, als in der überhandnehmenden Heterodoxie. Sie ermangelten daher nicht, dieſer Vorſtellung in gröſsern und kleinern Zirkeln Eingang zu verſchaffen, und bald wäre es in manchen Gegenden ſo weit gekommen, daſs man bey dem Ausdruck Heterodox auch jedesmal an einen verſteckten Jakobiner gedacht hätte." Als ein Hauptgrund gegen dieſe Beſchuldigung wird angeführt: Die Gegenſtände des Streits der Theologen lägen ziemlich weit entfernt vom Gebiete der Politik. Der Heterodoxe möge in theologiſchen Meynungen noch ſo frey ſeyn; ſo unterſchreibe er deswegen doch den bekannten Ausſpruch: Jedermann ſey unterthan der Obrigkeit etc. Welche Regierungsform aber die beſſere ſey, hierüber entſcheide er nicht als Theolog, denn die Dogmatik ſage nichts davon, ſie möge nun orthodox oder heterodox ſeyn. Gegen den Einwurf: Aber die Heterodoxen wollen ja alles aufklären, und dadurch wird am Ende doch der Geiſt des Aufruhrs geweckt, erklärt der Vf.: „Es iſt ſchon oft geſagt, daſs man am hellen Tage ſicherer gehen kann, als in der finſtern Nacht, oder im täuſchenden Mondſchimmer. — Bey dem Vorgeben, die Aufklärung ſey ſchuld, wenn ſich die Unterthanen gegen die Obrigkeit auflehnen, denkt man gewöhnlich nicht daran, daſs es die ärgſte Satyre auf die Regierung enthält, und daſs man einem groſsen Herrn keine gröbere Sottiſe ſagen kann, als wenn man ihm anräth, die Aufklärung in ſeinen Staaten zu hemmen etc."

Rec. ſchien dieſe kleine Schrift einer etwas ausführlichen Anzeige werth. Durch die beſtimmte Gegeneinanderſtellung der genannten Beſchuldigungen und durch die unpartheyiſche Prüfung derſelben iſt ſie beſonders dazu geeignet, den Satz: Traget die Schwachen, in den andern: Ertraget einander, umzuſetzen, und ſie verdient daher von jeder der beiden Partheyen, deren Sache hier geführt wird, mit gleicher Dankbarkeit gegen den Vf. geleſen und beherzigt zu werden.

GLOGAU, b. Günther: *Abhandlung von dem Einfluſſe des Glaubens an die Gottheit Jeſu Chriſti auf das praktiſche Chriſtenthum.* 1798. 175 S. 8. (10 gr.)

Der ärgſte Feind des Chriſtenthums kann daſſelbe kaum tiefer herabſetzen, als in dieſer Schrift, die doch mit dem Dogma von der Gottheit Chriſti das gerade Gegentheil beabſichtigt, geſchehen iſt. Der Vf. hat ſich den Beweis für den wohlthätigen Einfluſs des genannten Glaubens aufs praktiſche Chriſtenthum ungemein leicht und bequem gemacht, und es iſt ihm nicht in Sinn gekommen, *daſs*, wenn ſein Beweis der allein mögliche wäre, und jener Glaube dennoch beſtehen ſollte, das ganze Chriſtenthum jedem wahren Tugendfreunde durchaus verächtlich werden müſste. Das praktiſche Chriſtenthum iſt dieſem Vertheidiger des Einfluſſes von dem erwähnten Glauben auf daſſelbe, nichts mehr und nichts weniger als ein *modus acquirendi*; er will das zwar nicht Wort haben, und unter dem Intereſſe an Religion nicht das Intereſſe eines Juden an klingendem Gelde verſtanden wiſſen S. 33, allein es iſt gleichwohl nicht anders. So ſagt er z. B. S. 29: „Furcht und Hoffnung ſind nicht nur die ſtärkſten, ſie ſind auch die einzigen und beſtändigſten Triebfedern, welche die ganze moraliſche Welt auſser Gott in Bewegung ſetzen, und darin erhalten. (Mag wohl ſeyn!) Man glaube ja nicht, daſs ohne ſie der Menſch auch nur das Allergeringſte thue, wenn's auch ſo ſcheinen ſollte. (Iſt ein verwerflicher Unglaube; weder Furcht noch Hoffnung *ſoll* oder *kann* die Triebfeder des moraliſchen Handelns ſeyn.) Ohne dieſelbe wird in der Welt nichts wirklich, was wirklich wird. — Mehr brauch-

brauchts auch nicht, um sich die Art des Entstehens guter und schlechter Thaten unter Menschen zu erklären" (das wäre?). S. 31. „Furcht und Hoffnung sind auch in und zum thätigen Christenthum die beiden Hauptbewegungsgründe, oder wenn man noch weiter abstrahiren will; so giebts dazu nur den einzigen, das eigne Interesse des Menschen. Ist beym Christenthum nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren; so hat auch der Mensch, wie er nun jetzt einmal beschaffen ist, wahrhaftig keinen Sinn für dasselbe etc. Es wäre alsdann (meynt der Vf.) eben so vergeblich und unnütz, als ganz widernatürlich, jemanden zur Thätigkeit im Christenthum d. i. zum Gehorsam gegen die göttlichen Befehle, zur mühsamen Ueberwindung der Welt und seiner selbst etc. zu ermuntern. Ja dergleichen sich nur als möglich denken, hiefse sich den Menschen ganz anders vorstellen als er wirklich ist (soll heissen: als *der* Mensch ist, den wir mit unserer Hoffnungs- und Schreckenslehre verzogen und verschroben haben) und ihm Pflichten auflegen, von welchen das Christenthum nichts weiss, (das wäre traun nicht gut für's Christenthum) und die der menschlichen Natur gar nicht gemäss sind (als welches zu erweisen wäre. Dem Vf. ist, wie es scheint, nichts davon zu Ohren gekommen, dass aus dem Gebiete des Praktischen, also auch der Religion, und jeder Lehre, die auf den Titel Religionslehre Anspruch macht, die beiden Priesterinnen, Hoffnung und Furcht, ohnlängst ganz verwiesen worden sind.)

Wo es, wie hier, um den Glauben an *das Göttliche* im Menschen (an die Möglichkeit, dass der Mensch thue, was Pflicht ist, weil es Pflicht ist) schlecht steht, da steht es um den Glauben an *die Gottheit* Christi nicht besser, und wenn dem Vf. an dem letzten wirklich viel gelegen war; so hätte er sich immer lieber zur Parthey der Mystiker, die S. 32 kurz abgefertigt werden, als zur Parthey der Eudämonisten halten sollen. Wie er in Gesellschaft der letzten noch von Würde des Menschen und von Würdigkeit desselben vor Gott (seine eignen Worte) reden könne, ist nicht abzusehen. Er spricht zwar von Philosophie, auch von reiner, aber er weiss nichts von ihr, so weiss er auch nichts von den Fortschritten, welche die Theologie in der Schrifterklärung besonders seit den nächsten 30 Jahren gemacht hat; die Sprache seines Buchs ist überdem schleppend und incorrect, der Wiederholungen sind unzählige, und die Absicht geht weniger darauf, den Einfluss des Glaubens an die Gottheit Christi auf das praktische Christenthum, als die Bequemlichkeit dieses Glaubens im Christenthum darzuthun. S. 80 heisst es: „Ist Christus Gott; so wird mir die Ausübung eines Theils meiner Religionspflichten, und zwar meiner angenehmsten, wichtigsten, unaussprechlich erleichtert, das Gegentheil aber macht mir die Erfüllung derselben schwer, ja ganz unmöglich."

Hildburghausen, b. Hanisch: *Niv. Steinacher's Betrachtungen über Puncte aus* (der) *Moral, Religion, Offenbarung und* (dem) *Christenthum*. 1798. 347 S. 8. (20 gr.)

In siebenzehn Briefen an Hn. Coadjutor von *Dalberg*, werden diese Betrachtungen angestellt. Laut der Vorrede wünschte derselbe nach einer Unterredung mit dem Vf. über die auf dem Titel der Schrift genannten Gegenstände die Gedanken des Vfs. von ihm schriftlich aufgesetzt, mit mehr Musse überdenken zu können. So entstanden diese Briefe. Hr. *St.* hat sie ganz so, wie sie geschrieben wurden, abdrucken lassen. Was darin in Untersuchung genommen wird, ist der Ursprung, die Beschaffenheit und Gültigkeit eines Sittengesetzes für den Menschen, der Endzweck des Menschen, die moralische Triebfeder, imgleichen der Begriff der Religion und ihre Nothwendigkeit; sodann wird auf die Unzulänglichkeit der moralischen Vernunftreligion hingedeutet, die Möglichkeit, das Bedürfniss und die Kriterien einer Offenbarung werden doch einseitig und oberflächlich angegeben, und endlich werden Beweise geführt, (worunter der von den Wundern hergenommene oben an steht) dass die christliche Religion (nebst den sieben Sacramenten und der Stadthalterschaft des römischen Bischofs) jene einzige, nothwendige, allen Bedürfnissen der Menschen abhelfende Offenbarung sey. Die Resultate der Kantischen Untersuchungen über einen Theil dieser Gegenstände (über das Sittengesetz, besonders über die sittliche Triebfeder etc.) werden einseitig befunden, und als unzureichend, und durchaus nicht befriedigend verworfen.

Der Vf. hält fest an dem Begriffe eines Sach- und eines Formtriebes im Menschen, beide Triebe meynt er, wären vereinigt in einem Selbsttriebe, dieser führt ihn auf die Selbstliebe, und aus der Selbstliebe leitet er dann das Pflichtgebot ab. Dies drückt er so aus: Handle rein menschlich; *Spiele*, meynt er S. 64, wäre ebenfalls die Formel des Sittengebots, nur, wohlgemerkt, setzt er hinzu, spiele mit der Schönheit der reinen Menschheit, oder lerne das Spiel der schönen Menschheit! und S. 141. „Ey so lerne spielen Mensch, lerne schön seyn, rein menschlich handeln, liebe dich, dein ganzes Ich: liebe alle, die liebenswürdig sind, liebe alle Menschen, denn ihre Anlage schon ist liebenswürdig." Dass es mit dem Sach-, Form-, und Spieltriebe dahin kommen würde, hat der berühmte Vf. der Briefe über die ästhetische Bildung des Menschen schwerlich vermuthet. Rec. kann in diesen Betrachtungen über das Sittengesetz u. s. w., insofern es mit ihnen auf eine gründliche Untersuchung und besonders auf Begründung der Religion abgesehen ist, nichts anders sehen, als ein dürftiges *Spiel* mit leeren Begriffen und nichts sagenden Worten. Von dem Puncte, worauf es vor allen Puncten aus der Moral, Religion, Offenbarung und dem Christenthum ankommt, — von der idealen Ansicht des Menschen, als eines absolut selbst-

ständigen Wesens, für welches, was aufser und in ihm ist, nur Erscheinung seyn kann, weiss der Vf. nichts. Der Sach- und Formtrieb begründet hochstens die Individualität eines Menschen, und der Spieltrieb etwa die Thätigkeit eines menschlichen Individuums; eine Moral kann durch die Begriffe dieser Triebe nicht begründet werden, denn in ihr ist ja die Frage: nach welchem Gesetz der Mensch alle seine Triebe leiten und richten solle? Wie nun auch immer die Antwort darauf ausfalle; (nach keinem! nach diesem, nach jenem!) so ist die Frage selbst doch schlechterdings unbeantwortlich, so lange man nicht von jenen Trieben und folglich von aller Individualität wegsieht, und selbst dem Ursprung und den Bedingungen des sogenannten Sach- Form- und Spieltriebes nachspürt.

In der Vorrede entschuldigt der Vf. das Blumenreiche seines Stils; (ohne Noth, der Stil ist blos wortreich.) Die Gedanken schwimmen in Worten, und durch die Gedanken hin schimmert eine Genügsamkeit und Selbstgefälligkeit, die nur von den allenthalben angebrachten Superlativen des Ausdrucks übertroffen wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Lissabon: *Ensaio economico sobre o comercio de Portugal e suas colonias, por José Joaquim da Cunha di Azeredo Coutinho.* 1794. 153 S. 8.

Diese Schrift ist auf Kosten der Akademie gedruckt. Der Vf., jetzt Bischof zu Pernambuco und im Anfange Bischof und Gouverneur zugleich, konnte die genauesten Nachrichten von dem Handel mit Brasilien haben. Ein Schriftsteller, der etwas zu werden sucht, in welchem Falle der Vf. damals war, empfiehlt sich aber der Regierung nicht, wenn er den Zustand irgend eines Gegenstandes, der Brasilien betrifft, genau auseinander setzt. Man kann hier also nur Vorschläge zur Verbesserung des Handels erwarten. Zuerst über das Salzmonopol. Ein Pächter hat das ausschliessende Recht, Salz nach Brasilien zu senden für 48000 Millernis (etwa 80000 Thaler) jährlich, und gewinnt daran mehr als eben soviel. Daher ist das Salz dort ungemein theuer, und eine Menge Vieh, woran das Land einen Ueberfluss hat, wird nicht benutzt. Am Rio grande, kostet ein Ochse 700 Reis (1 Rthl. 4 gr.), ein Pferd 6 bis 800 Reis, ein Maulthier 1600 Reis, ein Käse von 9 Pfunden 160 R., ein Pfund Butter 40 Reis. Er räth, das Monopol aufzuheben, damit auch die Schiffe, welche nach Rio grande gehen, von Lissabon aus können befrachtet werden, und die 80000 Thaler, welche die Krone verliert, auf eine andere Art zu erheben. Hierauf empfiehlt der Vf. die Sorge für den Seehandel und die Marine. Ein Mittel dazu ist die Fischerey. Diese wird gleichfalls dienen, die Indianer zu cultiviren und sie zum Seedienst zu gebrauchen. Vertheidigung dieser Menschen gegen Montesquieu's Satz, dass das heisse Klima die Energie raube. Nun eine kurze interessante Nachricht von dem Zustande der Ouncatazes (Wecatases), einem Volke in der Nähe von *Minas geraes.* Brasilien könnte Portugal eine grosse Marine verschaffen. Das Holz, woran ein Ueberfluss ist, wird aber dort auf Rechnung des Königs oder bestimmter Personen gefällt, anstatt dass man es den Eigenthümern der Güter überlassen sollte, es zu Markte zu bringen. Auch sollten die Abgaben aufgehoben werden, welche man davon bey der Einfuhr in Portugal bezahlt. Kurze Herrechnung der portugiesischen Colonien. Je mehr Portugal den Colonien schuldig ist, desto besser, desto mehr werden sie ihm zugethan seyn. Er tadelt die Manufacturen des Luxus in Portugal. Glückliche Lage dieses Landes für den Handel. Am Ende ist die Abhandlung über den Zuckerpreis aus den *Memor. econom.* verbessert und vermehrt wiederum abgedruckt. Der Vf. schreibt einen gezierten Stil und verliert sich oft in Declamationen, dazu kommt eine höchst gezierte Orthographie, er lässt das h weg, verdoppelt nie die Buchstaben, schreibt s statt c con plica und statt z am Ende. Kurz der Vf., dem es wohl nicht an Talenten, eher an gründlichen Kenntnissen fehlt, giebt sich das Ansehen eines Scharlatans, was ihm vielleicht zu seinen Zwecken nöthig schien.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Tauchnitz: *Kurzer Entwurf zum Religionsunterrichte*, vornemlich der Catechumenen in Landgemeinden, von *M. J. T. Strubell*, Prediger zu Nieder-Glaucke. 1798. VII. 29 S. 8. Für diejenigen, welche noch der Meynung sind, dass das Anführen einer fast unübersehbaren Menge biblischer Stellen, um daraus selbst veraltete dogmatische Sätze zu beweisen, dass die wörtliche Deutung gewisser aus dem Judenthum in die christliche Religionslehre übergetragenen Bilder, wie S. 13 von der sichtbaren Wiederkunft Jesu zum Weltgericht, und übertriebene Vorstellungen von dem Stifter des Christenthums, wie S. 9 Jesus Christus, der Sohn Gottes ist Helfer aus *aller* Noth, zum Wesen des christlichen Religionsunterrichts gehören, für diese mag gegenwärtiger Entwurf brauchbar seyn. Rec. aber findet ausser der Kürze, Nichts an ihm zu loben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. August 1799.

GESCHICHTE.

London, b. Cadell u. Davies: *Memoirs of the illustrious house of Medici*, from Giovanni, the Founder of their (its) greatness, who died in the year 1428, to the Death of Giovanni-Gaston, the last Grand Duke of Tuscany, in 1737. Illustrated with several genealogical tables. By *Mark Noble*, F. A. S. of L. and E. Rector of Barming in Kent, and domestic chaplain to the Earl of Leicester. 1797. VIII u. 456 S. gr. 8. (2 Rthlr. 22 gr.)

Der Vf. des Werks, das diesen langen Titel führt, wagt es, in dem ehrwürdigen Gewande des Geschichtschreibers aufzutreten, und dadurch das günstige Vorurtheil zu besprechen, welches *Hume*, *Robertson*, *Gibbon* u. a. für die historische Muse Britanniens erregt haben; um so mehr ist es bey der bekannten Thätigkeit unserer Uebersetzer die Pflicht des Rec., durch eine unpartheyische und vollständige Anzeige des Originals dem deutschen Publicum die Gründe zur Entscheidung der Frage, ob eine solche Schrift in unsere Sprache übertragen zu werden verdient oder nicht, an die Hand zu geben.

Hr. N. überhebt sich mit vornehmer Unbefangenheit der Mühe, die Quellen, aus denen er geschöpft hat, anzuzeigen, indem er blofs versichert, er habe mehrere Bände durchgelesen, Manuscripte zu Rathe gezogen, und überhaupt viele Jahre hindurch jedes mögliche Mittel, das ihm zu seinem Zweck dienen konnte, sorgfältig angewendet. Dieser Zweck scheint jedoch anfangs sich nur auf die Unterhaltung seines Freundes, *John Scott Hulton* Esqu., eingeschränkt zu haben, welchem der Vf. in einer Reihe von Briefen eine Geschichte des Hauses Medicis mitgetheilt hatte, die er nun in der gegenwärtigen Form dem Publicum darbietet. (S. V. VI.)

Das *erste Kapitel*, welches er in seiner weitschweifigen Manier „*a preliminary chapter, describing the state of Italy* prior *to the history of the family of Medici*" überschreibt, fängt mit den frühesten Zeiten Italiens an, und erstreckt sich, nachdem es auf die Geschichte einzelner Staaten übergegangen ist, bis auf die neuesten Begebenheiten des gegenwärtigen Kriegs. Die vorübergehende Besitznehmung Corsika's durch die Engländer wird (S. 10.) als letzter Zustand dieser Insel angeführt; von den übrigen Veränderungen der Lombardey aber schweigt die behutsame Politik des Vfs. Mit dem Werke selbst steht übrigens diese 26 S. lange Einleitung in gar keiner Verbindung, sie verbreitet nicht das mindeste Licht über den Zustand Italiens zur Zeit des Anfangs der Medicäer, und scheint irgend ein Schulexercitium zu seyn, welches Hr. N. in frühern Jahren aus der italienischen und Kaisergeschichte zusammen getragen haben mag, und das er nun hier noch anbringen zu können glaubt. Die fast durchaus unrichtig geschriebenen Namen, und die mangelhafteste Unvollständigkeit sind Vorwürfe, die bey einem Schriftsteller gar nicht in Betrachtung kommen, der mit gröfster Zuversicht den deutschen König Otto zum abendländischen Kaiser macht, ehe er noch einen Fufs über die Alpen gesetzt hatte, und ihn in dieser Qualität Italien „aus Mitleid mit dem zerrütteten Zustande desselben" erobern läfst; der uns erzählt, dafs die Päbste, „die seit Karl's d. Gr. Schenkung das „Exarchat beherrscht hatten, nun auch sich zu un„umschränkten Herren und Tyrannen, nicht nur „von Rom und Deutschland, sondern auch von ganz „Europa machten," (S. 6.) und der endlich, um dem Leser ja keinen Zweifel über seine ganz unglaublich grobe Unwissenheit zu lassen, (S. 23. 26.) auch *Genf unter die italienischen Staaten zählt.*

Im zweyten Kapitel: *Ursprung des Hauses Medicis*, giebt der Vf. eine neue Einleitung, die wieder von den Zeiten Constantin's d. G. anhebt, und doch mit einiger Beziehung auf die florentinische Geschichte entworfen ist; demungeachtet erfahren wir auch hier nur sehr wenig von dem Einflufs des Kampfes der Guelphen und Ghibellinen auf diesen Staat, und der berühmten Factionen der Bianchi und Neri wird gar nicht gedacht. Mit Silo, dem Sohn des Almanno, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte, treten endlich die Medicäer auf; aber obgleich Hr. N. (S. 33.) die Versicherung wiederholt, dafs er nicht mehr von der Geschichte von Florenz oder irgend einem andern Staate geben wolle, als zur Erläuterung der Schicksale der Familie Medicis unumgänglich nöthig sey; so spielt doch diese auch noch in den folgenden fünf Kapiteln, welche die Lebensläufe *Johann's*, *Cosmus des Vaterlandes*, und *Peter's des Unpopulären* enthalten sollen, immer nur eine sehr untergeordnete und beyläufige Rolle. Die Geschichte der Unruhen in Florenz verliert alles Interesse durch die geistlose Behandlung des Vfs. In einem verworrenen, mit häufigen Declamationen untermischten Vortrage erzählt er immer nur die traurigen Resultate der vereitelten oder gelungenen Verschwörungen, — Proscriptionen, Verbannungen und

Hinrichtungen. Von den Hülfsquellen der verschiedenen Partheyen, von den Springfedern, die sie in Bewegung setzten, von ihrem Zweck, von den Begebenheiten selbst und der Geschichte des Angriffs und der Vertheidigung erfährt der Leser eben so wenig, als von der Charakteristik der handelnden Personen und den Einrichtungen des Staats, welche so plötzliche Revolutionen möglich machten. — —

Ungleich besser sind (Kap. 8. 9.) die Lebensbeschreibungen *Lorenz des Prächtigen* und *Peter's des Unglücklichen* gerathen; aber es ist auch nicht schwer, den Vorgänger aufzufinden, den der Vf. hier ausschrieb. Nur die schleppenden Einschiebsel zeichnen sich als seine eigene Arbeit aus, und er fühlt nicht einmal die Unschicklichkeit, den Titel eines italienischen Werks in einem englischen Buche französisch anzuführen, wenn er (S. 116.) folgende Anzeige von Lorenzo's hinterlassenen Schriften giebt: „*he wrote* „*des Poesies Italiennes*, *Canzone a ballo*, *la Compania* „*del Mantellaccio Beoni* etc."

In den vier folgenden Kapiteln, unter denen ein eilftes ganz fehlt, ist Robertson sein Führer gewesen, und daraus ist, dann trotz aller Versicherungen des Gegentheils (S. 154.) eher eine Geschichte Italiens zu Karl's V Zeiten, und des Pabstthums unter Leo X und Clemens VII, als der Begebenheiten der Mediceer entstanden. Hr. *N.* hat dabey auch Baretti und Benvenuto Cellini (*Benveneti*, wie er schreibt) vor sich gehabt; aber da ihm die Gabe der historischen Zusammensetzung eben so sehr, als die der Darstellung fehlt; so wird dadurch sein Vortrag nur verworren und dunkel. Noch geringern Werth haben die Lebensläufe der sechs letzten Grosherzoge aus dem Geschlecht der Mediceer (Kap. 15 — 20.); hier sieht man deutlich, dass der Vf., ungeachtet des in der Vorrede gerühmten Reichthums seiner Quellen, auf irgend ein universal-historisches Compendium und einige magere Reisebeschreibungen eingeschränkt war. Ausser weitläuftigen Geschlechtsregistern, die durch die beygefügten genealogischen Tafeln ganz unnütz werden, und einer umständlichen Nachricht von den Münzen und Medaillen, welche nicht nur die Mediceer, sondern gelegentlich auch andere Fürsten und Staaten prägen liessen, weiss er hier fast nichts anders von den Grosherzogen von Toscana zu erzählen, als ihre gröstentheils unbedeutenden Verhandlungen mit England. Aber wenn Hr. *N.* auch in der Wahl seiner Quellen unglücklich war; so versteht er dagegen die Kunst sie zu benutzen. Er schöpft sie bis auf den Hefen aus, und erlässt dem Leser keinen Umstand, er mag auch noch so geringfügig seyn, und auf den Zweck des Werks Beziehung haben oder nicht. Die bekannten Anekdoten von Sixtus V und seiner Schwester, und eine müssige Episode von dem Herzog von Bracciano finden hier eben so gut ihren Platz, als die Beschreibung von Cromwell's Büsten und den Inschriften der Fahne Herzog Bernhard's von Weimar; denn alle solche Nebendinge sind dem Vf. doch: *worthy of remark*, und zuletzt verweilt er noch mit sichtbarer Selbstgefälligkeit (S. 395 — 400.) bey *Style's* Beschreibung seines Aufenthalts in Toscana im Jahr 1670, wobey wir aber weiter nichts, als das Ceremoniel bey der Audienz des brittischen Gesandten, die Namen aller Gentlemen in dem Gefolge desselben und den wichtigen Umstand erfahren, dass Hr. *St.* seinen alten Freund, Hn. Withers, unverhofft in Florenz antraf.

Da der Vf. ohne alle historische Kenntniss seine Geschichte schreibt, und dabey auch noch mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit zu Werke geht; so ist es kein Wunder, wenn man alle Augenblicke auf die seltsamsten Irrthümer und Unrichtigkeiten stösst. Leo X soll 1513 bey seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl, 37 Jahre alt gewesen, und doch auch *acht Jahre* nachher, 1521 (Jahrszahlen und Dauer des Pontificats sind ausdrücklich genannt) in einem Alter von 48 *Jahren* gestorben seyn (S. 153. 154 u. 165.). — Alexander Farnese, der berühmte Feldherr Philip's II, wird mit seiner leiblichen Mutter Margaretha, der natürlichen Tochter Karl's V, verheirathet (S. 230.). — Die Erzherzogin Johanna, des Grosherzogs Franz erste Gemahlin, heisst erst die *Tochter* Maximilian's II, und bald nachher wird dieser Kaiser zu ihrem *Oheim*, und endlich gar zu ihrem *Bruder* gemacht (S. 241. 265 u. 288.). — *Vercellensis* ist dem Vf. der eigene Name des *Cardinals von Vercelli*; S. 265.: „Cardinal Vercellensis also *paid her his respects.*" — S. 379. werden die Verbesserungen erzählt, welche Ferdinand II bey dem Hafen *und der* Stadt anbringen liess, aber der Leser *erfährt nicht*, dass von Livorno die Rede seyn soll. — Man muss solche Stellen nothwendig selbst in dem Buche lesen, um sich von ihrer ganzen Absurdität zu überzeugen. — Bey einer erbaulichen Betrachtung über das schnelle Steigen neuer Familien wird (S. 390.) behauptet, dass noch kein deutscher Genealogist den Vater Rudolph's von Habsburg habe ausfindig machen können, und äusserst lustig ist die Beschreibung der böhmischen Unruhen zu lesen: „Ferdinand's gan„*ze Macht* bestand aus nicht mehr als 350 *Mann*, in„dess *la Tour*, der Anführer der *Missvergnügten*, „(der Graf Thurn,) sich an der Spitze eines mächti„gen Heeres befand." Leicht ist es daher zu erklären, dass „die Böhmen allen Respect vergessen, den „Kaiser unsanft beym Kragen ziehn" und, wer weiss, was, mit ihm würden vorgenommen haben, wenn nicht „Cosmus II in aller Eil von Florenz aus ihm Hülfe geschickt hätte." (S. 345 ff.)

Diese Beyspiele mögen als Proben von den Kenntnissen des Vfs. hinreichend seyn; sein Vortrag ist der Anordnung des Ganzen angemessen. Langweilige Declamationen im Kanzelton, wiederholte Ausrufungen und Apostrophen an den Leser wechseln im buntscheckigsten Gemisch mit frostigen Rasonnements und einem affectirten Zeitungsstil ab. Fürsten und Päbste, die vor Jahrhunderten gestorben sind, heissen im Context durchgehends: *his majesty*, *his holiness*.

ness. his highness; fast kein Name ist richtig geschrieben, bey manchem derselben weiss Hr. N. mehrere Sprachen zugleich anzubringen. Er hat einen Herzog von *Wertemberg*, einen Philip *of Hesse d'Armstedt*, eine Madelaine *de la* Tour *of* Auvergne, einen Duc de *Greque*, einen *Lewis le Grand* u. s. w. Die italienischen Namen sind vollends ganz verdreht; er kennt nicht einmal die Familien Colonna und Orsini, sondern schreibt mehr als einmal Collonni, im Singular, und Orsino, im Plural, und ganz gegen die Weise der englischen Sprache, die für ausländische Grafen das Wort: *Count*, gebraucht, hat er in Italien einen *Earl of Angiera*, und *Earldoms von St. Fiora* und *Pitigliano*. Vorzüglich viel scheint er sich auf seine künstlichen Anfänge und Uebergänge zu gute zu thun, wie z. B.: *Think of a sovereign, — Think of a prince. — It will be proper to take a view of — Let us return — Let us turn our eyes to — Let us examine* — u. dgl. Oft schliesst er mitten in der Erzählung ein Capitel ohne alle Veranlassung mit einem: *Let us now quit (the subject) and recommence it in a future chapter*; oder: *the sequel of (this history) will be seen in the following chapter* u. s. w.; wahrscheinlich, weil er vorher in seinem epistolarischen Aufsatz an denselben Stellen abgebrochen hatte, und solche Einschiebsel doch den Text verlängern; oder er hebt mit einem feyerlichen Spruch an, wie z. B.: *How mysterious are the arcana of politics!* oder: *The life of Cosmo II. will evince this truth, that a wicked parent may be the father of an amiable character* u. d. m.

Wer übrigens in dem ganzen Buche irgend einen gut gezeichneten Charakter, eine neue Beleuchtung oder eine sinnreiche Ansicht historischer Gegenstände, oder auch blos eine einfache Darstellung der so sehr interessanten Begebenheiten des cultivirtesten europäischen Landes im Mittelalter, und überhaupt eine nur einigermassen unterhaltende Lectüre suchte, würde sich eben so sehr betrogen finden, als der, der hier auf gute, wenn gleich trockne Materialien für die Geschichte der Mediceer gerechnet hatte; dies Buch ist weder zum Unterricht, noch zum blossen Zeitvertreib zu gebrauchen. Das beste daran scheinen noch die sechs genealogischen Tafeln zu seyn, deren Richtigkeit jedoch Rec. nicht durchgehends mit strenger Kritik hat prüfen können. Die erste beginnt mit dem Ursprung der Familie M. im Anfang des 12ten Jahrh., und die folgenden, welche auch die Nebenlinien mit begreifen, und durch die weibliche Nachkommenschaft die Ansprüche anderer europäischen Fürstenhäuser auf die Erbschaft der Mediceer erläutern, sind mit grosser Umständlichkeit bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt; warum aber der jetzige Kaiser Franz II., und nicht vielmehr sein Bruder, der regierende Grossherzog, als solcher unter der Zahl der Toscanischen Regenten (Tab. IV.) aufgeführt ist, davon giebt der Vf., der selten um Gründe verlegen ist, keine Ursach an. Druck und Papier sind schön, und die Tafeln deutlich.

LITERATURGESCHICHTE.

HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Nachrichten von dem Leben und Schriften jetztlebender deutscher Aerzte, Wundärzte, Thierärzte, Apotheker und Naturforscher*, herausgegeben von *Johann Caspar Philipp Elwert*, d. Arzneyw. Doctor zu Hildesheim. — *Erster Band*. 690 S. 8.

Der Vf. hatte Anfangs die Absicht, ein alphabetisches Verzeichniss aller jetztlebenden Aerzte, Wundärzte, Apotheker etc. nebst kurzen Nachrichten von ihrem Leben und ein Verzeichniss von ihren Schriften zu liefern, und dieses Werk sollte für diese bestimmten Classen von Gelehrten das seyn, was Meusel's gelehrtes Deutschland für den Gelehrten überhaupt ist. Die Ausführung dieser Idee würde dem Vf. gewiss gelungen seyn, und so gut auch das literarische Werk ausgefallen ist, welches er nach abgeändertem Vorhaben den Aerzten vorlegt; so würde doch ein Verzeichniss aller jetztlebenden Aerzte und Wundärzte, die zugleich Schriftsteller sind, welches vielleicht von dem Verzeichniss der lebenden Naturforscher, Scheidekünstler und Apotheker hätte getrennt werden müssen, vielen Gelehrten, die sich *Meusel's* grosses Werk nicht anschaffen können oder wollen, noch angenehmer gewesen seyn, und dieses um so viel mehr, da Hr. E. nur allein in diesem ersten Bande seiner Nachrichten zwanzig medicinische Schriftsteller aufgenommen hat, von denen in Meusel's gelehrtem Deutschland nichts vorkam. Aber auch diese Nachrichten haben ihren Werth. Den Plan zu denselben machte er sich nach Börner's und Baldinger's Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztlebender Aerzte und Wundärzte in und um Deutschland; jedoch beschloss er nur solche Schriftsteller aufzunehmen, die Deutschland als ihr eigentliches Geburtsland ansehen, und in demselben leben, oder solche, die im Auslande geboren sind, und in Deutschland wohnen oder angestellt sind. Auch sollen alle auf dem Titel genannte Classen von Gelehrten, und alle die zur Erweiterung und Aufklärung der Arzneykunde in einzelnen Schriften oder Aufsätzen beygetragen haben, einen Platz in diesem Werk erhalten. Einen grossen Vorzug vor dem Börner-Baldingerschen Werk haben diese Nachrichten dadurch erhalten, dass ihr Herausgeber ganz den ruhigen Erzähler und Sammler macht, und alles Lob auf das sorgfältigste vermieden hat.

Dieser erste Band enthält ein und neunzig Biographien, manche sehr kurz, manche aber auch sehr ausführlich, in alphabetischer Ordnung. Die ausführlichsten sind die von Batsch, Joh. Ph. Becker, geb. 1711. Diese von dem nun verstorbenen Manne selbst aufgesetzte Biographie, ist die weitläuftigste im Werk, und in einem hohen Grade anziehend. Sie enthält die Schicksale, die ihr Vf. als Apotheker in Potsdam unter Friedrich Wilhelm dem Ersten hatte, und dabey sehr viele unterhaltende Anekdoten aus dem Leben dieses für die Aufnahme seiner Staaten

 äusserst

äusserst beflissenen Monarchen. Nach manchen Hindernissen, die dem Vater des Vfs. bey Anlage einer neuen Apotheke zu Potsdam in den Weg gelegt wurden, erhielt er die Lieferung der Arzneyen für den königlichen Stall, für die Gewehrfabrik, und für die Hunde. Der König hielt deren 800, und die Arzneyen für dieselben kosteten jährlich bey 3000 Thaler. Der Vf. verliess darauf seine Apotheke zu Potsdam, weil das dritte Bataillon Garde in die Häuser gelegt werden sollte, unter denen auch das seinige mit begriffen war, und die Soldaten damals zu viele Freyheit hatten, und ging nach Magdeburg, wo er zum drittenmale eine neue Apotheke anlegte. Nun erzählt er ausführlich, wie er es angefangen hat, um seine Officin empor zu bringen, und giebt dadurch einen neuen Beweis, wie weit es ein seines Geschäftes kundiger Mann bey gehöriger Betriebsamkeit und regem Fleisse bringen kann. Im siebenjährigen Kriege hatte er die Arzneylieferung für die Kriegsgefangenen in Magdeburg, wo die Rechnung oftmals monatlich 1200 Thaler betrug, und die Lieferung eines Theiles der Arzneyen für die Feldapotheke. Oft verlangte diese 200 Pfund destillirtes Wacholderöl, 60 Maass *tinctura antimonii acris*, eben so viel *liquor cornu cervi succinatus* und *spiritus bezoardicus Bussii*: gebranntes Hirschhorn, schweisstreibendes Spiesglas und Krebsaugen zu halben Centnern. Mit den Lieferungen von 1778 bis 1779 ist er weniger zufrieden: da betrug seine ganze Rechnung 1600 Thaler.) Joh. Jac. Heinr. Bücking, B. Cph. Faust, G. F. C. Fuchs, H. Grossmann, Arzt zu Boizenburg, S. Hahnemann, (eine vorzüglich interessante Selbstbiographie,) Joh. Hedwig, F. Chr. Hoffmann, Apotheker zu Leer, Verfasser mehrerer chemischen Aufsätze in Zeitschriften, der mit dem beharrlichsten Muth alle Hindernisse, die sich seinen Fortschritten in der Chemie entgegen setzten, beseitigte; J. Cph. Jäger, in Frankfurt, J. H. Jugler, Cph. E. H. Knackstedt, F. H. Loschge, F. A. A. Meyer, Privatdocent zu Göttingen, Ch. F. Michaelis, in Leipzig, L. Mönch, in Marburg, Mönch, Superintendent zu Clötze, und dessen zwey Söhne, A. W. Roth, zu Vegesack, Rougemont, J. Ph. Jul. Rudolph, der nun verstorbene Prof. der Chirurgie zu Erlangen, J. C. G. und J. U. G. Schäffer, J. C. A. Theden. Ausserdem kommen noch kürzere Nachrichten von mehrern andern Männern vor, die sich einen Namen unter den deutschen Aerzten erworben haben. Diejenigen, die während des Abdruckes gestorben sind, sind bemerkt. Hinter jedem sind nicht allein die Schriften angeführt, die unter dem Namen des Schriftstellers herausgekommen sind, sondern auch die Aufsätze in Zeitschriften und Flugblättern und die Schriften und Aufsätze, die ohne Namen ihrer Verfasser erschienen sind, sind besonders bemerkt. Auch hat Hr. E. mit vielem Fleisse die gelehrten Zeitungen und Journale fast bey jeder Schrift angeführt, wo Beurtheilungen davon vorkommen, und zu diesem Endzweck sechs und zwanzig solche Schriften genutzt. Ueberhaupt hat er nichts unterlassen, um dem Werke alle Vollkommenheit zu geben, deren es fähig ist. Gut wäre es, wenn künftig immer bemerkt würde, welche Biographieen er von denen, deren Leben beschrieben wird, selbst erhalten hat. Eben so würde es besser seyn, wenn Hr. E. von bereits verstorbenen Aerzten in diesem Werke keine Nachrichten lieferte, sondern diese lieber in einem besondern Bande gäbe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*, b. Supprian: *Katechismus der Geburtshülfe für Hebammen, besonders auf dem Lande.* Von D. *Ernst Schwabe*, Professor zu Giessen. 1798. 78 S. 8. (6 gr.) Diese kleine, dem Unterrichte der Landhebammen bestimmte, in Fragen und Antworten abgefasste Schrift, enthält manches Belehrende und manches Gute. Indessen findet Rec., dass der Vf. in dem Puncte: wie viel den Hebammen zu wissen nöthig? gleich dem grössten Theile seiner Vorgänger ebenfalls gefehlt, und besonders was die Heilung der Kinderkrankheiten betrifft, den Hebammen zu viele Anleitung zum Curiren und zur eigenen Behandlung der vorkommenden Krankheitsfälle gegeben habe. So erlaubt er S. 73 f. den Hebammen: Jammer, Durchfall, Schwämmchen, Ausschläge u. s. w. zu heilen, und macht sie, mit den zu diesem Zwecke erfoderlichen Mitteln, bey denen aber keine besondere kluge Auswahl getroffen ist, bekannt. Auch findet er es nicht für undienlich, dass den Landhebammen widernatürliche Geburten, schwere Kopflagen, eigentliche *Accouchements forcés*, zu besorgen ebenfalls erlaubt würde; ein Vorschlag, der gewiss grossen Schaden, wenn auch auf keine andere Weise, doch dadurch anrichten muss, dass die Hebammen in schwierigen Fällen erst ihren eigenen Vorrath von Kenntnissen anwenden werden, bevor sie sich nach männlicher Hülfe umsehen. Die Weitschweifigkeit im Vortrage, den Mangel einer fasslichen Uebersicht und einer logischen Zusammenstellung der abgehandelten Materien, will Rec. in der Hoffnung, dass bey einer zweyten Auflage diese Fehler vermieden werden, nicht weiter rügen; doch kann er den Wunsch nicht unterdrücken, dass künftig die Eintheilung in Fragen und Antworten wegbleiben, und an deren Statt in einer fortlaufenden Darstellung, durch welche eine Materie aus der andern entwickelt wird, die, für die Landhebammen nöthigen geburtshelferischen Gegenstände, abgehandelt werden mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. August 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beygang: *Des Marchese Beccaria Abhandlung von Verbrechen und Strafen.* Von neuem aus dem Italienischen übersetzt. *Zweyter Theil,* enthaltend die *Abhandlungen des Uebersetzers, die Meynungen der berühmtesten Schriftsteller über die Todesstrafe, nebst einer Kritik derselben und einem Anhang von der Nothwendigkeit des Geschwornengerichts und von der Beschaffenheit und den Vortheilen desselben in England, Nordamerika und Frankreich.* 1798. 306 S. gr. 8.

Der Uebersetzer liefert hier folgende Abhandlungen: I. *Von Verbrechen.* Dem Vf. zufolge begeht jeder ein Verbrechen, der bey seinen Handlungen eine Maxime befolgt, nach welcher nicht jeder handeln kann, weil sie das allgemeine Gesetz der Gleichheit aufhebt, und diesem Rechte des Andern Abbruch thut. Rec. ist überzeugt, dass dieser Begriff zu weit ist. So müsste z. B. die Nichterfüllung eines Vertrags auch ein Verbrechen seyn, weil bey dieser die nämlichen Bestimmungen vollkommen eintreffen. Auch sind durch den vom Vf. gegebenen Begriff unmoralische Handlungen von illegalen nicht scharf genug abgesondert. Aber alle Beherzigung verdient, was der Vf. mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne gegen andere Definitionen des Worts Verbrechen erinnert. II. *Von den Arten der Verbrechen und der Stufenfolge derselben.* Der Vf. theilt die Verbrechen in Verletzungen des Rechtsgesetzes in Ansehung des Mein und Dein, oder des Menschen als einer Person, und zwar erstlich dessen unveräusserlicher Rechte der Selbstständigkeit, Freyheit und Gleichheit, und der veräusserlichen. Der Maasstab der Verbrechen wird dadurch bestimmt, in welchem Verhältnisse das verletzte Recht mit den unveräusserlichen Bürgerrechten steht. Hierbey kam dem Rec. die Aeusserung S. 35 sonderbar vor: der Staat könne das Leben des Menschen nicht schützen, weil der Grund desselben ausser aller Zeitbedingung und ausser den Grenzen alles menschlichen Erkennens und Wirkens liege. Eben dieses kann man nach Rec. Meynung auch von verschiedenen andern Rechten des Menschen besonders den oben angegebenen unveräusserlichen sagen: der Grund derselben liegt eben so wie der des Lebens ausser aller Zeitbedingung, er liegt in der unveränderlichen Natur des Menschen überhaupt: also könnte der Staat auch diese Rechte nicht schützen. Der Vf. sagt ja selbst, der Staat könne den Gebrauch aller äussern Rechte, worin der wahre Lebensgenuss besteht, in Schutz nehmen. Aber ist denn dies nicht der Schutz des Lebens selbst, weil ohne dieses jener Gebrauch nicht statt findet? Eben so unerwiesen ist es, was der Vf. weiter sagt: das Leben und dessen Erhaltung gehöre vor den Gerichtshof des Gewissens. Dies ist wahr, wenn man sich den Menschen in Beziehung auf sich selbst denkt; es ist falsch, wenn man sich ihn in Beziehung auf Andere vorstellt. III. *Von der bürgerlichen Strafe und dem Zwecke derselben.* Dieser wird mit Recht darin gesetzt, damit der Mensch an das Recht erinnert, und wieder zur Unterwerfung unter das Gleichheitsgesetz gebracht werde. Der ganze Aufsatz, in welchem die von Andern angegebenen Zwecke der Strafe geprüft werden, ist vortrefflich ausgeführt. Nur scheint der Vf. zu vielen Werth auf das Princip der strengen Wiedervergeltung bey Strafen zu legen, wogegen doch so wichtige Einwürfe sind gemacht worden. IV. *Meynungen über die Todesstrafe.* Hier sind die Meynungen der meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand wörtlich abgedruckt, was Rec. für unnöthig gehalten hätte, da zumal der Vf. bey seiner Kritik die Hauptgründe der Gegner noch einmal wiederholt. V. *Kritik der Meynungen über die Todesstrafe.* Der Vf. geht nun die Hauptgründe dieser Lehre durch, und sucht die Todesstrafen dadurch zu bestreiten, weil das Leben keine äussere Erscheinung, sondern die Möglichkeit sey, die Foderungen des Gesetzes zu erfüllen, das dem Menschen angeboren sey, und nie von ihm getrennt werden könne: das Leben und die Pflicht es zu erhalten, gehöre nicht vor ein äusseres Forum. Aber wenn auch das Leben als abstracter Begriff keine äussere Erscheinung ist; so haben doch gewiss alle äussere Wirkungen derselben diese Eigenschaft, und insofern gehört gewiss das Leben als Inbegriff aller äussern Wirkungen in das äussere Rechtsgebiet: und dann wird hier nicht gefragt, welche Pflichten der Mensch habe, sein Leben zu erhalten, sondern ob der Staat das Recht habe, es dem Verbrecher zu nehmen. Will der Vf. seinem System der Wiedervergeltung treu bleiben; so muss er Todesstrafe gegen Mörder annehmen. Seine Aeusserung hierüber S. 192 ist gewiss nicht praktisch richtig, wenn er sagt: es sey nicht wahrscheinlich, dass ein Mörder im Augenblicke seiner That seines Verstandes mächtig sey. Aus dem angegebenen Gesichtspuncte prüft nun der Vf. die Meynungen Anderer über die Todesstrafe. VI. *Hat der Staat ausser dem Strafrechte noch ein besonderes mit diesem gleiche Wirkung äusserndes Sicherheitsrecht?* Der Vf. ist der Meynung, dass der Staat kein Recht habe, den Ver-

dächtigen blos um des Verdachts willen seiner Freyheit zu berauben. VII. *Von der Nothwendigkeit des Geschwornengerichts in der Rechtspflege.* Der Vf. meynt, ein solches Gericht sey zur Rechtsverrichtung eben so nothwendig, als der Verstand dem menschlichen Leben. Von dieser unumgänglichen Nothwendigkeit ist Rec. noch nicht überzeugt. VIII. *Von dem Geschwornengerichte in England, Nordamerika und Frankreich.* Sind Auszüge aus andern Schriften über diesen Gegenstand. Warum hat der Vf. die Verfassung dieser Gerichte nicht aus den Quellen selbst geschöpft? In Ansehung Frankreichs z. B. hätte er aus dem französischen peinlichen Gesetzbuche dies leicht thun konnen.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Günther: *Georg Heinrich Müller's neue Denkwürdigkeiten aus der Oekonomie.* Ein nützliches Lesebuch für den Bürger und Landmann. Erster Theil. 1798. 145 S. 8. (8 gr.)

Der Vf., welcher sich auch sonst in öffentlichen Blättern Cameralist genannt hat, mit welcher Benennung jetzt so viel Unfug getrieben wird, gehört zu den elendesten Compilatoren, die nicht einmal gehörig beurtheilen können, was sie in ihre für ein gewisses Publicum bestimmte Machwerke aufnehmen sollen. Diese ganzen sogenannten neuen Denkwürdigkeiten enthalten nichts als unvollständige Auszüge aus eilf zum Theil noch obendrein mittelmässigen Schriften, und zwey Anzeigen sogenannter auszugsunfähiger Schriften, wie sich der Vf. auszudrücken beliebt. Ohne alle Vorrede fängt der Vf. Nr. I. mit der bekannten, zu Erfurt 1795 erschienenen Schrift: *Von Erhaltung der Staatsverfassungen*, von *Carl von Dalberg* an. Nr. II. ist ein Auszug aus der zu Weissenfels 1796 erschienenen *praktischen Anweisung zur Verbesserung des inländischen Tabacksbaues.* Nr. III. dergl. aus der höchst mittelmässigen *gründlichen Anweisung zur Vertilgung der dem Landmanne höchst schädlichen Thiere und Insecten.* Leipzig 1796. Nr. IV. *Ankündigung und Plan einer allgemeinen Wittwen- und Waisenkasse*, welcher nie ein Umsturz drohet. Frankfurt a. M. 1798. Nr. V. Dr. *A. A. Richter's guter Rath an junge Mütter, Ammen und Kinderwärterinnen etc.*, nebst einigen lehrreichen Beyspielen. Halle, ist ohnehin schon aus andern hieher gehörigen Schriften entlehnt und unser Vf. macht wieder nach seiner Manier einen magern Auszug daraus. Nr. VI. hat die, Leipzig 1796 erschienene aus dem Französ. übersetzte *Anweisung den Rotz der Pferde zu erkennen, zu verhüten und zu heilen*, von *Phil. Chabert* ausfüllen müssen. Nr. VII. *Wie können Frauenzimmer gesunde und glückliche Gattinnen und Mütter werden? etc.* 1tes Bändchen. Libau 1796. hat 1½ Bogen an den Vf. geliefert, freylich eine leichte Art, den Verleger um das Honorarium und das Publicum um das Geld zu bringen. Nach Rec. Meynung werden alle diejenigen jungen Frauenzimmer gute Gattinnen und Mütter, welche Salzmann's hieher gehörige Schriften beherzigen und in Ausübung bringen wollen. Nr. VIII. enthält Zahnrecepte aus dem, Frankfurt a. M. 1796 erschienenen *Geschenke für Personen beiderley Geschlechts, die Zähne gesund und schön zu erhalten etc.* Nr. IX. werden die zu Prag u. Dresden 1796 erschienenen *gründlichen Ursachen von dem blühenden Zustande des englischen Ackerbaues etc.*, von *Johann Mehler*, geplündert; und Nr. X. hat das, Leipzig, herausgekommene mittelmässige Buch: *Anweisung zur Verfertigung der Stärke, nach Hällischen Grundsätzen, aufrichtig und planmässig beschrieben etc.*, ein gleiches Schicksal; worauf die Auszüge Nr. XI. mit der *Anleitung zur Kenntniss der schädlichen und giftigen Pflanzen, für Stadt- und Landschulen*, von M. *Christian August Frege etc.* Kopenhagen u. Leipzig, den Beschluss machen. Die beiden auszugsunfähigen Schriften sind: *Kurzer Begriff aller Künste, Handwerke und Geschäfte des gemeinen Lebens*, ein Lesebuch für Knabenschulen, vom Pfarrer *Johann Georg Bek* zu Ravensberg, 2te Ausgabe 1796. woraus der Vf. den Artikel: Färber, abgeschrieben hat, und das mittelmässige *Lehrbuch der praktischen Feldmesskunst für Oekonomen, Jäger, Gärtner und gemeine Geometer etc.* Halle. Zum Glück für den Rec. und Leser hat der Verleger es noch nicht für gut befunden, den im Messcatalog angezeigten zweyten Theil dieser Denkwürdigkeiten zu liefern, und Rec. bittet ihn auch seines eigenen Vortheils wegen, denselben im Manuscripte zu behalten, dem Vf. aber giebt er den Rath, die Schriftstellerey mit einer andern für ihn passendern Beschäftigung zu vertauschen.

Basel, b. Schweighäuser: *Abhandlungen von der ökonomischen Gesellschaft in Basel herausgegeben.* Ersten Bandes erstes, zweytes u. drittes Stück. 1796. 212 S. 8. (14 gr.)

Die Stiftung dieser neuen ökonomischen Gesellschaft ward durch die bereits vorhandene sehr thätige Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen am 21. Junius 1795 beschlossen, und zur ersten Einrichtung die Summe von zwölf neuen Louisd'or bestimmt, für die Zukunft aber von derselben jährlich ein Beytrag von drey neuen Louisd'or festgesetzt. Der Zweck dieser ökonomischen Gesellschaft ist nicht, unausführbare theoretische Speculation, sondern wirklich praktische Vervollkommnung der Landwirthschaft und des ganzen Nahrungsstandes, und nächst den Mitgliedern der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen sind alle praktische Kenner und Freunde der Landwirthschaft eingeladen worden. Das bleibende dirigirende Personale besteht aus 1 Präsidenten, 1 Statthalter, 2 Secretärs und 1 Seckelmeister, der die Einnahme und Ausgabe der Gesellschaft besorgt. Sie hält jährlich drey allgemeine Versammlungen, und die monatlichen Versammlungen werden von der dirigirenden Commission gehalten. Bey der Aufnahme zahlt jedes Mitglied einen neuen französischen Thaler und eben so viel als jährlichen Beytrag; aber die Landleute zahlen nichts, weil sie die

die Reisekosten bis Basel zu tragen haben. Niemand darf in der Versammlung ohne ausdrückliches Verlangen über einen und eben denselben Gegenstand mehr als einmal reden; und ein verworfener Vorschlag kann nur nach Verlauf eines Jahres wieder in Vortrag gebracht werden. Bey der ersten Eröffnung hatten sich bereits 84 Mitglieder vereinigt, und ihr *erster Präsident*, der Oberstzunftmeister *Merian*, eröffnete die *erste allgemeine Sitzung* am 6. Januar 1796 mit einer sehr zweckmäfsigen Rede, aus der man auch erfährt, dafs vor mehr als 30 Jahren schon in Basel eine landwirthschaftliche Commission errichtet wurde. S. 31. folgt ein sehr gut ausgearbeiteter Aufsatz über die Vermehrung des Kornbaues im Canton Basel, vom Pfarrer *Fasch*. Der Canton Basel gehört unstreitig zu den fruchtbarsten in der helvetischen Republik: denn er enthält nicht nur viele Wiesen und Sennereyen, sondern auch vortreffliches Getreideland, Wein- und Obstbau, nebst beträchtlichen Waldungen von Eichen, Buchen, Fichten und Tannen. Das Mineralreich hingegen liefert Mergel, Gyps, Kalk und Bausteine in Menge, aber Eisen und Steinkohlen nur wenig. Nach den gemachten Volkszählungen befanden sich 1774 in den 69 Dörfern des Canton Basel 23.585 Einwohner, worunter 896 Bauer- und 1333 Fabrik- und Manufacturarbeiter waren. Von 1774 bis 1793 hatte sich die Volksmenge um 4608 Personen vermehrt und zu Anfange des Jahrs 1794 bestand die ganze Volksmenge aus 28.193 Köpfen, da sie 1730 nur aus 18.843 Köpfen bestand. In einem Zeitraume von 40 Jahren, namentlich von 1730 bis 1769 hat sich die Bevölkerung um 4281, und in den 20 Jahren von 1774 bis 1793 hingegen um 4608 Seelen vermehrt, mithin in den letzten 20 Jahren um 327 Seelen mehr als vorher in 40 Jahren; und der Zuwachs von 64 Jahren überhaupt beträgt 9348 Seelen. Und trotz dieser Volksvermehrung nahm doch seit 1730 im Durchschnitt der Getreidebau jährlich um 6933 Viertel Korn und Hafer ab. Da nun nach einer aufgenommenen Liste in der Stadt Basel in 2120 Häusern 8369 Haushaltungen mit 14000 Seelen 1794 befanden; so beträgt die ganze Volksmenge im Canton Basel 42.193 Seelen.

Nach der vom Hn. M. *Jacob Meyer* gefertigten Karte des Cantons und der Berechnung der Hn. Artillerieofficiere Fechter, Haas und Rhiner, beträgt der Canton 23 Quadratstunden, die Stunde zu 6200 Jucherten gerechnet, (1 Juchert hat 140 Quadratruthen oder 35.840 Baseler Quadratfufs, welche 30.206 franz. Quadratfufs ausmachen.) Der ganze Canton enthält demnach 155.000 Jucherte, wovon 17.000 für Städte, Dörfer, Flüsse, Bäche, Strafsen etc. abgehen, und nur 138.000 Jucherte für das urbare Land des Cantons bleiben. Nun gehören davon nach einer 1633 von gedachtem Meyer verfertigten Karte des Stadtbezirks 8000 Jucherte zur Stadt Basel, mithin bleiben für die Landschaft nur noch 130.000 Jucherte. Allein nach der 1774 von der Landschaft aufgenommenen Tabelle ist diese Summe um 56.855 Jucherte zu hoch berechnet. Denn nach dieser Tabelle befafs die Landschaft vermöge der Angabe ihrer Eigenthümer

an Mattland, d. i. Wiesen	18.640.	$3\frac{1}{4}$	Juch.
an Ackerland	25.546.	$\frac{3}{4}$	—
an Weinbergen	1.951.	$3\frac{1}{4}$	—
an Waldungen	18.469.	$3\frac{1}{4}$	—
und an Weiden	8.535.	$2\frac{3}{4}$	—
überhaupt also	73.144.	$\frac{1}{4}$	Juch.

Wenn man jedoch bedenkt, dafs der Landmann aus Furcht für einer neuen Landestaxe, auch hier, wie in andern deutschen Provinzen, seine Besitzungen zu niedrig angegeben hat; so kann der Ausfall auf jeden Fall nicht so grofs seyn; zumal da nach einer genauen und richtigen Berechnung des verstorbenen Rathsherrn Kudas die Waldungen 28.000 Jucherte betragen. Der Mittelweg wäre daher das urbare Land des ganzen Cantons, mit Inbegriff der Stadt Basel, auf 90.000 Jucherte so lange zu setzen, bis die neue Vermessung vollendet seyn wird.

Nach den vorhandenen Zehendtabellen von 1740 bis 1750, von 1770 bis 1780 und von 1780 bis 1790 betrug der jährliche Zehend 5600 Viertel, mithin die jährliche Aernte 56.000 Viertel Sommer- und Winterfrüchte, welche letztern $\frac{2}{3}$ des Ganzen, nämlich 37.333$\frac{1}{3}$ Viertel betragen, und aus Korn und Dünkel bestehen. Diese 37.333$\frac{1}{3}$ Viertel geben nun 74.566$\frac{2}{3}$ Säcke von der oben angegebenen Gröfse und Schwere, wovon man 29.866$\frac{2}{3}$ Säcke reines Brodkorn erhält, wovon mit Inbegriff der 2133$\frac{1}{3}$ Säcke aus den Sommerfrüchten genommener Brödung, und nach Abzug des Saatkorns nur wirklich 26 000 Säcke zur Brödung übrig bleiben. Da nun die obige Volksmenge, auf eine Person im Durchschnitt 1$\frac{1}{3}$ Sack hier gerechnet werden; so erfodern diese jährlich 56.257$\frac{1}{3}$ Säcke; mithin mufsten bisher jährlich noch 30.600 Säcke aus der Fremde angekauft werden, wodurch der Canton gegenwärtig jährlich über 200.000 Fl. verliert. Nach der 1794 aufgenommenen Tabelle des Viehstandes befanden sich auf dem Lande ohne die Stadt Basel 1933 Stiere oder Ochsen; 5.784 Kühe; 1696 gelte Vieh und 1425 Pferde; die Schafe, Ziegen und Schweine hat man nicht mit aufgezeichnet, aber 1774 waren derselben 15.000 Stücke überhaupt. Merkwürdig ist es für deutsche Landwirthe, dafs hier ein Gut von 18$\frac{1}{2}$ Juchert jährlich 100 neue franz. Thaler Zinns und das halbe Obst geben, und der Pachter noch dabey mit Frau und acht Kindern, wovon das älteste 14 Jahr ist, Ueberschufs hat. In Ansehung des Maafses und Gewichts findet im Canton Basel folgendes Verhältnifs statt: 1 Viertel hat 2 Säcke; 1 Sack 6 Viertel Rittermaafs oder 4 grofse Sester Baselmaafs oder 8 kleine Sester. 1 Viertel hat 12 Becher; 1 grofser Sester 16, und 1 kleiner 8 Becher. 1 Sack Korn oder blofse Frucht wiegt bald mehr bald weniger als 200 Pfund, 1 Sack Korn oder Dunkel 120 Pfund, und enthalt 6504 franz. Cubikzoll, wornach sich 100 Baseler Säcke mit 237$\frac{1}{2}$ Berliner und 122$\frac{7}{8}$ Dresdner Scheffel zu vergleichen. 1 Saum Wein hat 3 Ohm, 1 Ohm aber 32 Maafs, welches im Lies-

taller

taller Amte am gröfsten und in der Stadt Basel am kleinsten ist. 1 Centner 100 Pfund, 1 Pfund 32 Loth. Eine Thaue 1½ Juchert; 1 kleine Klafter Heu 7 deutsche Schuh hoch, breit und tief, und wiegt 7 bis 10 Centner; 1 grofse Klafter aber 7 deutsche Schuh. Bey Anlegung der Baumschulen, welche der Pfarrer Sporlin zu Epringen veranlafste, hat man auch hier, und zwar mit Recht, Henne's Anweisung zum Grunde gelegt, von welcher Rec. mit Wahrheit aus langer Erfahrung bezeugen kann, das kein Buchstabe in derselben falsch sey.

Im zweyten Stücke liefert der Artilleriemajor *Haas* eine Abhandlung über den auch hier eingerissenen Holzmangel, der für die Nachkommen noch weit drückender werden wird, wenn man nicht ernsthafte, und zwar die im Markgräflich-Badenschen, wo die Einwohner der Waldhuthung freywillig entsagt haben, angenommenen Gegenanstalten anwendet. Das jährliche Brennholzbedürfnifs der Stadt Basel erfodert, ohne die Feuerung der Fabriken, 12,000 Klaftern, und das Land 18,000, wovon der gröfste Theil jetzt aus den Vorderösterreichischen und Markgräflich-Badenschen Landen eingeführt wird, welche dafür jährlich gegen 200,000 Pfund à 12 Batzen erhalten. Der gröfste Theil der hiesigen Waldungen gehört zu den schlecht bestandenen.

Das dritte Stück enthalt mehrere gemachte Verbesserungsversuche mit dem Kartoffelbaue und der hier vorher unbekannten Anwendung der Kartoffeln zu Brod. Auch ward die Policeyverordnung festgesetzt, dafs dem Müller jeder Sack richtig zu 200 Pfund am Gewicht geliefert werden mufs, wogegen derselbe mit Inbegriff des Sackes 180 Pfund Mehl liefern, und der Backer daraus 240 Pfund Brod backen mufs. Da man aber bey dem während des noch fortdauernden verderblichen Krieges immer höher steigendem Getreidemangel seine Zuflucht zum Reismahlen nehmen mufste; so mischte man unter 120 Pfund Weitzenmehl 60 Pfund Reismehl und erhielt daraus 250 Pfund Brod, das aber unscheinbar, schwer und nicht ganz ausgebacken war, daher nahm man in der Folge nur ein Sechstheil Reismehl. Allein weder Verzehrer noch Bäcker wollten diese Beymischung beybehalten wissen, weil besonders die letztern mehr Arbeit und Holz brauchten. Dies bewog mehrere Bäcker sich anheischig zu machen, aus den ihnen ungemischt überlieferten 150 Pfunden Kernmehl ebenfalls wie aus den gemischten 180 Pfunden 250 Pfund gutgebackenes Brod zu liefern, wenn sie dasselbe Sackweise verbacken könnten. Endlich setzte die Gesellschaft 1797 auch einen Preis zur Verbesserung der Baumzucht aus. Wer in Zeit von fünf Jahren eine wohlangelegte und wohlunterhaltene Baumschule von wenigstens 2000 Stämmen aller Arten Kern- und Steinobstes hat, soll vier neue französische Louisd'or; der zunächst an diese Zahl kommende, zwey, und der dritte ein Louisd'or erhalten. Rec. hat in dem J. 1785 bis 1786 allein auf 15 Quadratruthen an Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirschen, Aepfel und Birnstammen 11420 Stämme aus dem Saamen erzogen, wovon aber nach dem Verpflanzen in den gröfsern Theil der Baumschule durch Nachlässigkeit der Arbeiter 4670 abstarben. Durch die neuerliche Staatsveränderung ist die ordentliche Erscheinung dieser nützlichen Abhandlungen auf einige Zeit unterbrochen worden, aber Rec. hofft und wünscht die baldige Fortsetzung dieser Zeitschrift um so mehr, da ihre Vorgangerinnen zu Bern und Zürich seit einiger Zeit unthatiger geworden sind, und sie dieselbe gewissermafsen an innerem Gehalte übertrifft.

* * *

Magdeburg, b. Keil: *Neue praktische Materialien zu Kanzelvortragen, über die Sonn- und Festtagsevangelien*. aus I. Kant's moralischen und religiosen Schriften gezogen und bearbeitet von *J. Ch. Greiling*. 1ter Bd. 2tes Heft. 1799. 191 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 9.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften, *Dusseldorf*, b. Schreiner: *Die Götter der Erde sind Menschen.* Eine Gedachtnifsrede bey der Todesfeyer Sr. kurfürstl. Durchl. Carl Theodor's, von *Friedr. Mohr*, evangel. Pred. zu Ratingen. 1799. 42 S. 8. Man mag entweder auf die interessante Wahl des Gegenstandes, oder auf die Feinheit, Gedankenfülle, gefallige Simplicitat und Eindringlichkeit in der Ausführung, oder auf die mit schuldiger Achtung der Fürstenwürde musterhaft verbundene Freymüthigkeit sehen; so verdient diese Gedachtnifsrede in aller Rücksicht eine ehrenvolle Auszeichnung. Die Erklarung des Hauptsatzes löst sich sehr natürlich in die drey Sätze auf: die Götter der Erde gehören mit allen übrigen Menschen zu einer und derselben Gattung von Weltwesen; man findet an ihnen die Beschränktheit und Unvollkommenheit, die der Menschengattung überhaupt eigen ist (im Können, Wissen und Thun); sie sind den nämlichen Schicksalen unterworfen, die bey allen übrigen Menschen angetroffen werden. Eben so natürlich werden daraus die Pflichten hergeleitet, nichts von ihnen zu fodern und zu erwarten, was sich nicht mit Billigkeit von ihnen fodern und erwarten läst; unsre Glückseligkeit nicht in den Besitz ihrer Gunst zu setzen; uns das Loos der Menschheit desto williger gefallen zu lassen, da sie es mit uns zu theilen genöthigt sind. Die trefflichen Grundsätze, welche der kurze Vorbericht über die Einrichtung einer solchen Rede aufstellt, sind von dem würdigen Vf. in diesem Vortrage musterhaft angewendet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. August 1799.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Wörterbuch der Platonischen Philosophie*, von *Joh. Jak. Wagner*, Dr. d. Philos. 1799. LXXII. u. 202 S. 8.

Der Vf. lernte, wie er in der Vorrede sagt, durch den ersten Band von *Tennemanns* System der Platonischen Philosophie, zuerst in Plato Natur und Grösse ahnen und fühlte sich dadurch aufgemuntert, seine Werke in der Ursprache zu lesen. Er fand wegen des Schwankenden in Begriffen und Ausdrücken genug Schwierigkeiten, aber zugleich auch in dem Geiste in der Darstellung des Philosophen herrlichen Genuss. Nachdem er diese Hindernisse ohne alle fremde Hülfsmittel (denn er benutzte weder das genannte noch ein anderes Werk, um der hier gewiss nicht anwendbaren Regel treu zu bleiben, *quod potest fieri per pauca*) besiegt hatte, beschloss er ein Werk zu schreiben, welches für andere, denen es an Lust, Zeit oder Kraft fehlte, sich durchzuarbeiten, die Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. So entstand dieses Wörterbuch, welches nicht eigentlich Worte erklären, sondern den Geist der Platonischen Philosophie darlegen, zugleich aber auch ein brauchbares erläuterndes Handbuch für die angehenden Leser des Plato liefern soll. Das erste wäre also der Haupt- das zweyte ein Nebenzweck. Wir verstehen daher nicht, was die gleich folgenden Worte: „Für den ersten Zweck wäre diese von mir gewählte Form eines Wörterbuchs nicht passend; desto schicklicher aber fand ich sie für den zweyten" sagen sollen. Vielleicht darf man daraus schliessen, dass der Vf. keine recht bestimmte Idee von dem Zweck und Plan dieser Schrift vor Augen hatte; und aus eben der Ursache floss ohne Zweifel die mehrmalige Veränderung seiner äussern Form; denn erstlich war es wie er S. VI. sagt, auf einen *Commentarius perpetuus* angelegt; dann wählte er die Form eines systematischen Wörterbuchs, die er endlich der Bequemlichkeit im Nachschlagen wegen in die alphabetische Ordnung verwandelte. Die Einrichtung dieses Wörterbuchs ist diese. Es begreift sehr wenige Rubriken (z. B. unter dem ersten und in dieser Rücksicht reichsten Buchstaben αγαθος, αισθησις, αιτια, αληθες αληθεια, αλλοιωσις, αμαθια, αμυσια, αναγκη, αναλογια, ἁπλως, απορια, αρετη, αριθμος, αρχη). Unter jedem Worte werden die Begriffe angegeben, welche Plato durch dasselbe bezeichnet, dann bald mehr, bald weniger Stellen, in welchen diese Bedeutungen vorkommen, in der Uebersetzung geliefert, und oft zugleich eine ganze Reihe von verwandten Begriffen und Sätzen, welche unter die Rubrik gehören, zusammengestellt und erläutert. So ist z. B. unter ψυχη die Hauptstelle von der Weltseele aus dem Timaeus mit vielen erklärenden Bemerkungen S. 112—128, unter αναμνησις die Stelle aus dem Meno von der Wiedererinnerung S. 137—148, unter ἡδονη ein Auszug aus dem Philebus über das höchste Gut u. s. w. zu finden. Auf diese Art erhält der Liebhaber der Platonischen Muse, dem diese Schrift als Hülfsmittel bestimmt ist, freylich etwas mehr als eine blosse Entwicklung philosophischer Ausdrücke, nämlich eine etwas zusammenhängendere Kenntniss einzelner Philosopheme, als in einem blossen Wörterbuche möglich ist; allein es ist noch eine Frage, ob es nicht noch zweckmässiger und brauchbarer geworden wäre, wenn es nichts mehr noch weniger enthielt, als was man von einem philosophischen Wörterbuch fodern kann. Denn erstlich ist es doch nicht möglich, aus diesem Werke eine vollständige und zusammenhängende Kenntniss aller Philosopheme des Plato zu erwerben. Es ist viel zu unvollständig. Eine Menge von Rubriken, z. B. αμεθης, αορατος, ασωματος, βουλησις, ἑτερος, θατερον, ταυτον, καλον, τα μετα fehlen ganz, oder werden unter andern nur leise berührt. Nicht alle Bedeutungen sind vollständig angegeben. Unter αριθμος z. B. fehlt die Bedeutung, Inbegriff von allen Arten eines höhern Begriffs. Φρονησις bezeichnet nicht allein Thätigkeit des reinen Erkenntnissvermögens, sondern auch praktische Vernunft, Erkenntniss und Befolgung des Vernunftgesetzes. Von dem vieldeutigen φυσις ist nur die Bedeutung, Materie und Natur ganz kurz angegeben. Eben dieselbe Unvollständigkeit findet sich auch in Ansehung der Behauptungen. Unter αρετη werden blos die Stellen aus Meno und Protagoras übersetzt, welche die Frage betreffen, ob die Tugend könne gelehrt werden. Plato's Begriff von der Tugend wird nicht weiter auseinandergesetzt. Unter dem Wort δικαιοσυνη findet man einen gedrängten Auszug aus dem ersten und zweyten Buche der Republik, worin der Begriff blos vorbereitet wird. Auch ist es dem Vf. keineswegs gelungen, alles zusammengehörige unter eine Rubrik zusammenzustellen. Es sind also immer Fragmente, unvollständige Bruchstücke der Platonischen Philosophie, die hier gegeben werden, und selbst der in der Einleitung gegebene kurze Abriss kann keinen vollständigen Zusammenhang bewirken, weil er selbst mangelhaft ist. Zweytens ist auch für die Erleichterung des Nachschlagens nicht genug gesorgt, weil viele andre Wörter, die unter andern Rubriken vorkommen, nicht alpha-

alphabetifch angeführt werden. Drittens hat der Vf. auf der andern Seite wieder zu viel gethan, indem er eine grofse Menge von Stellen überfetzt, und es dadurch dem Anfänger zu leicht macht, zuweilen aber auch durch eine falfche Anficht, die er hineinbringt, irre führet. Wir halten daher zu dem Zwecke ein Wörterbuch für beffer, welches alle die Worte, welche in befonderer Bedeutung vorkommen, erklärt, und die Stellen blos nachweifet, alfo ein wirkliches Hülfsmittel für die Lectüre ift, ohne das eigne Denken überflüfsig zu machen. Ueberhaupt fehlt es nicht an vielfältigen Spuren in der Ausführung, welche unfere obige Vermuthung, dafs der Vf. keinen feften Plan und Zweck vor Augen hatte, beftätigen. Dahin rechnen wir, dafs die Grenzlinie zwifchen Philofophie und der nach feinem Plane ausgefchlofsnen Phyfik, nicht genau beobachtet ift; dafs keine Auswahl unter den Wörtern, die einer Erklärung bedürfen oder nicht bedürfen, getroffen ift; (z. B. die Bedeutung von κέντρον, σχῆμα, σφαῖρα ift zu bekannt, als dafs eine, wenn gleich noch zu kurze Anführung nöthig war); dafs kein beftimmtes Maafs in der Ausführlichkeit gehalten ift; (zuweilen werden eine Menge Stellen angeführt, als Beyfpiele von der Bedeutung eines Worts, zuweilen gar keine. So heifst es von ἐπιστήμη: bedeutet 1) Erkenntnifs, 2) Wiffenfchaft, Kunft. In der erften Bedeutung bezeichnet es entweder a) discurfive Erkenntnifs, b) Erkenntnifs durch abftracte Begriffe, c) reine Erkenntnifs a priori. Wie fich die beiden erften Arten unterfcheiden, ift nicht gefagt, auch kein einziges Beyfpiel aus dem Plato zur Erläuterung gegeben); dafs zu viele Wiederholungen vorkommen, die durch blofse Nachweifungen vermeidlich waren; (Der Unterfchied zwifchen der Caufalität der Natur und der Vernunft wird viermal unter αἰτία, ἀνάγκη, ἐπιστήμη und νοῦς erklärt. Eben fo oft werden *Platos* Gedanken von Meynen und Erkennen wiederholt). Wie nun das Formelle diefes Wörterbuchs nicht ganz zweckmäfsig ift, fo ift auch das Materielle nicht fehlerfrey. Die Darftellung der Platonifchen Philofopheme ift nicht immer gelungen, die Ueberfetzung mancher Stellen nicht richtig. Hr. Wagner befitzt die erforderlichen Talente und Vorkenntniffe zum Studium der alten Philofophen, nur mufs er bey feinem lebhaften Geifte auf der Hut feyn, dafs er nicht zu fchnell eine Meynung als untrügliche Wahrheit auffaffe, dafs er feine Erklärungen mehrmals prüfe, und auch mit denen von Andern vergleiche. Auf diefem Wege wird er bey fortgefetzten Nachforfchungen felbft gar fehr vieles in diefem Wörterbuche zu berichtigen finden. Wir wollen ihn hier nur auf einige Puncte aufmerkfam machen. Der Vf. ift ein Anhänger der Wiffenfchaftslehre, und in mehreren Stellen läfst er den Plato in der Sprache derfelben fprechen, und erkläret mit Hülfe derfelben einige Philofopheme. So erklärt er ἰδέα durch Anfchauung, Reflexion; S. 59 heifst es: die Seele fchaue durch ihre reine Thätigkeit das Göttliche d. i. das blos Denkbare an. Hierdurch wird dem Plato etwas Fremdes aufgedrungen, welches mit feinen Grundfätzen nicht übereinftimmt, wenn man nicht die mythifchen Ausdrücke, wo er blos verfinnlicht, zu authentifchen Auslegungen erheben will. De Rep. VI. zw. A. 7. B. S. 116. erklärt er fich wenigftens fo beftimmt, als man nur verlangen kann; *καὶ τὰ μὲν (πολλὰ) δὴ ὁρᾶσθαί φαμεν, νοεῖσθαι δ' οὔ· τὰς δ' αὖ ἰδέας νοεῖσθαι μέν, ὁρᾶσθαι δ' οὔ.* Diefe claffifche Stelle hat Hr. W. überfehen. Auf diefe Art, die jetzt Mode zu werden anfängt, dafs man bey Vergleichung des Alten und Neuen nur auf einige entfernte Aehnlichkeiten achtet, ift es leicht, auch das ungleichartigfte zu paaren. Man glaube nicht, dafs diefes Mikrologie fey; die Folgen für das gründliche Studium der Alten, ja felbft für alle Zweige der Wiffenfchaften find nicht fo unbedeutend, als es bey dem erften Anblick fcheinen möchte. Denn es wird auf diefe Art der Forfchungsgeift gelähmt, man befriediget fich mit einem halben Wiffen; daraus entfteht Einfeitigkeit und Dünkel, und die wiffenfchaftliche Cultur wird gehemmt. Wir führen davon ein Beyfpiel aus diefer Schrift an. Plato nahm eine gewiffe Analogie zwifchen der Vernunftthätigkeit und der Kreisbewegung an. Anftatt dem Grunde derfelben nachzuforfchen, der in des Philofophen Räfonnement nicht fchwer zu finden war, erblickt er in der Wiffenfchaftslehre den Auffchlufs, und thut einen entfetzlichen Mifsgriff. „Bey der Reflexion, heifst es S. 120 geht die Thätigkeit des Ich aus fich hervor, und in daffelbe wieder zurück, fie *befchreibt einen* Cirkel. Ein Cirkel ift das Bild der *Thätigkeit des* νοῦς beym Plato". Daraus entfpringt *eine Erklärung* der Stelle Timaeus S. 316 zw. A. deren Gezwungenes der Vf. felbft fühlt. Allerdings ift nicht der Cirkel fondern die Kreisbewegung ein Bild der Vernunftthätigkeit, nicht deswegen, weil diefe bey der Reflexion einen Cirkel befchreibt, woran Plato bey aller Regfamkeit der Phantafie gewifs nicht dachte, fondern weil die Vernunft nach einerley Principien wirket, und darin gleichfam Aehnlichkeit mit der Kreisbewegung hat, dafs fie unabänderlich von einem Princip aus nach einem Princip ftrebt, fo wie die Kreisbewegung immer um einen und denfelben Punct fich herumdreht de Legib. X. S. 98. — Auch fiehet man aus der Ueberfetzung einiger Stellen, dafs er etwas flüchtig den erften beften Sinn aufgefafst, und ohne weitere Püfung ausgedrückt hat. Ein Beleg dazu ift der Artikel κανών, in welchem die Stelle Phileb. S. 312. wo Plato fagt, die Kenntnifs der reinen Mathematik fey zu den Gefchäften des bürgerlichen Lebens nicht hinreichend; ein Baumeifter müffe bey Anlegung des Richtmaafses (κανόνι), und des Cirkels (κύκλῳ) auch die empirifchen Conftructionen kennen, von dem Vf. S. 105 fo überfetzt wird: Zum Glücke des Menfchen reichen die reinen Erkenntniffe nicht hin. Er mufs auch die *Welt*, in der er lebt (*κύκλος ἀνθρώπινος*) und die *Regeln* (*κανόνας*) nach welchen man in derfelben wirkfam feyn kann, kennen. S. 50 heifst es: Republ. VI. 477 (edid. Steph.) Die Erkenntnifs (*ἐπιστήμη*) ift ein Mittel (*δύναμις*) und zwar eines der wirkfamften. (*δύναμις* bezeichnet hier etwas,

was, das als Mittel gebraucht werden kann, zu grössern oder geringern Zwecken). Billig hätte diese Bedeutung unter δυναμις angeführt werden müssen. Da findet sich aber nichts davon, und das mit Recht. Denn wundern müssen wir uns, wie der Vf. diese Bedeutung annehmen konnte, da Plato kurz vorher (zw. A. S. 60, 61) sich so bestimmt als möglichst erklärt hatte, dass er unter δυναμις Kraft, Vermögen verstehe. — Δοξα übersetzt der Vf. durch *Vorstellung;* da sie aber nach Plato ein Product des Verstandes aus Empfindungen und Anschauungen ist; so ist das deutsche Wort Vorstellung von so allgemeinem Umfange nicht gut gewählt, um das anzuzeigen, was nur eine Art von Vorstellung ist. Richtig bemerkt der Vf. dass δοξα auch ein Urtheil bedeute, welches aber immer den Charakter des Subjectiven behalte. Eben darum aber ist der Ausdruck Vorstellung unpassend. Richtiger würde man den Sinn des Philosophen ausdrücken, wenn man sagte: δοξα bedeutet jedes empirische Product des Verstandes. — λογισμος νοθος (Tim. S. 349) ist nach dem Vf. S. 134, 135 die Art zu schliessen, da aus Prämissen, welche die Anschauung giebt, ein Resultat wieder für die Anschauung gefolgert wird; νοθος heisse er deswegen, weil nach Plato ein ächter Vernunftschluss aus blossen reinen Begriffen bestehe. Diese Erklärung lässt sich nicht rechtfertigen. Denn der Obersatz: Alles was ist, muss irgendwo seyn und einen Ort einnehmen, enthält nach Platos Ansicht keinen durch die Anschauung gegebenen Begriff, (selbst χωρα ist γενος μετ' ἀναισθησίας ἁπτον.) und kann nicht deswegen νοθος genannt werden. Der Grund der Benennung liegt vielmehr darin, dass der Obersatz, der nur mit Einschränkung wahr, und für die Erscheinungen gültig ist, allgemein ausgedrückt worden. Die gleich darauf folgende Stelle ist vom Vf. S. 186. auch falsch gedeutet und übersetzt worden.

Diese Beweise mögen hinreichen, um unser Urtheil zu rechtfertigen, dass dieses Wörterbuch in Rücksicht auf Materie und Form noch weit von dem Grade der Vollkommenheit und Brauchbarkeit abstehe, welchen es haben könnte und wahrscheinlich haben würde, wenn der Vf. bey seinen Talenten und Kenntnissen nicht zu rasch verfahren, und mehrere Hülfsmittel gebraucht hätte. Mehrere gute Bemerkungen, vorzüglich auch die Erklärung der ihrer Dunkelheit wegen berüchtigten Platonischen Zahlen bey der Weltseele aus Verhältnissen der Harmonie beweisen, dass er etwas leisten kann.

Zum Schlusse hat der Vf. einen Versuch gemacht, eine räthselhafte Stelle im zweyten Briefe des Plato (περὶ τὸν πάντων βασιλέα πάντ' ἐστι etc.) zu erklären. Er glaubt, Plato deute darin die drey Erkenntnissvermögen νους, επιστημη und δοξα an. Allein ausserdem, dass νους und επιστημη keine Verschiedenheit des Erkenntnisses bezeichnet (vielleicht wollte er anstatt επιστημη διανοια setzen); so ist gar nicht abzusehen, warum Plato nöthig gehabt hätte, dieses durch Worte zu verhüllen. Anderer Gründe, die sich aus demselben Briefe ergeben, nicht zu gedenken.

Die Einleitung beschäftiget sich 1) mit der Frage: In wie fern ist das Studium der alten Philosophie für die Menschheit überhaupt zweckmässig? welche auf die allgemeinere: ob das Studium der Philosophie überhaupt zweckmässig sey? zurückgeführt wird. In dem Aufsatze, der ganz populär geschrieben ist, wird mehr die allgemeine als die specielle Frage erörtert. Gegen einige Voraussetzungen lassen sich noch bedeutende Einwendungen machen, z. B. dass mit dem Triebe nach Erkenntniss, d. h. mit der Thätigkeit der theoretischen Vernunft auch nothwendig der moralische Trieb wirksam sey. 2) Enthält die Einleitung nach einem kurzen Abriss der Platonischen Philosophie, und 3) eine Uebersicht einzelner politischer Ideen. Beide sollen dazu dienen, in das Fragmentarische des Wörterbuchs wieder Einheit und Zusammenhang zu bringen; allein zur Erreichung dieses Zwecks müssten sie selbst weniger fragmentarisch seyn. Der Abriss enthält nur Plato's Gedanken über die verschiedenen Erkenntnissvermögen und ihre Aeusserungen, die zweyte Uebersicht aber einen Auszug aus Platos Büchern von der Republik über die verschiedenen Staatsformen und das von ihm entworfene Ideal eines Staats.

PAEDAGOGIK.

1) Sorau, b. Ackermann, u. Leipzig, b. Beygang: *D. Paul Gerhard's vertraute Briefe an die Jugend weiblichen Geschlechts, zur lehrreichen Unterhaltung.* 1799. XX u. 251 S. 8.

2) Leipzig, b. Graffé: *Versuch einer vollständigen Belehrung für das gebildetere weibliche Geschlecht über die physischen Mutterpflichten und Alles, was damit in nähern oder entferntern Bezug steht.* Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet von *Friedr. Gottl. Heinr. Fieliz*, dem jüngern. *Erstes Bändchen* (?) 1799. 528 S. 8. (1 Rthl. 16 gr.)

3) Berlin, b. Lange: *Taschenbuch für die sorgfältiger gebildete Jugend des weiblichen Geschlechts* von *J. P. Wilmsen.* 1799. 200 S. 12. (14 gr.)

Sind gleich diese drey Bücher in Ansehung ihres Inhalts verschieden; so haben sie doch das mit einander gemein, dass sie für Eine Classe von Leserinnen bestimmt sind, und als eine unschädliche Lectüre, erwachsenen Mädchen ohne Bedenken in die Hände gegeben werden können.

No. 1. erschien schon im vorigen Jahre unter dem Titel: *Gerhard's vertraute Briefe an seine reifende Tochter, ein Weihnachtsgeschenk.* Der Verleger fand aber, nach seinem angehängten Berichte für nöthig, diesen Titel abzuändern. Der Vf., dessen wahrer Name M. *Gottl. Eufeb. Fischer*, Diac. zu Zschaiz bey Döbeln ist, welcher sich schon durch seine Niederlausitz'sche Denkwürdigkeiten für die Jugend und andere Schriften bekannt gemacht hat, sucht seine an-

gebliche Tochter zu überzeugen, dafs die natürliche Schönheit ein wesentlicher Vorzug des weiblichen Geschlechts sey, und macht sie mit den Mitteln bekannt, durch welche sie diesen Vorzug so lange, als möglich, erhalten könne. Vorzüglich sucht er zu beweisen, dafs das Streben, sich durch allerhand Verschönerungsmittel, als Schnürbrüste, enge Schue, Schminke, künstlichen Haarputz u. s. w. schöner zu machen, vergeblich sey, dafs vielmehr alle Schönheit des weiblichen Körpers nur in der Kunst bestehe, diejenigen Dinge zu entfernen, welche die natürliche Schönheit verdunkeln und untergraben. Dies giebt ihm Veranlassung, über Reinlichkeit, Natürlichkeit und Bescheidenheit im Anstande, über gefälligen Ausdruck in der Sprache, Bewahrung vor Leidenschaft in Absicht auf Geschlechtstrieb, Tanz, Genufs der Nahrungsmittel, Arbeit, Ruhe u. Zorn etc. manches Nützliche zu sagen. Zeichnen sich diese Briefe auch nicht durch neue Ideen aus, findet selbst die Kritik nöthig, ihnen hie und da ein etwas gefälligeres Gewand zu wünschen; so bringen sie doch manche, noch nicht genug beachtete Rüge weiblicher Thorheiten wieder zur Sprache, und mögen daher immer von jungen Frauenzimmern gelesen werden.

Auch der Vf. von No. 2. meynt es mit der jungen Menschheit herzlich gut. Die Wärme, mit welcher er seine Belehrungen über die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, über den Geschlechtstrieb und dessen Misbrauch, über die physischen Mutterpflichten von dem Zeitpuncte der völligen Entwicklung der physischen Fähigkeit, Mutter zu werden bis zur Verehlichung, mehrere diätetische Regeln in Absicht auf Luft, Absonderung, Bewegung, Reinlichkeit, Hautkultur und Kleidung vorträgt, die uns zum Theil noch einer näheren Prüfung zu bedürfen scheinen, geht nur zu oft in eine ermüdende Weitschweifigkeit und in lästige Wiederholungen über. Wir geben zwar zu, dafs für die Classe von Leserinnen, auf welche diese Schrift berechnet ist, eine etwas ausführlichere Darstellung nöthig war. Aber der Vf. hat es hie und da wirklich übertrieben. Will er sich künftig vor diesem Fehler bewahren, so rathen wir ihm, sich, ehe er zur Ausarbeitung schreitet, einen streng logischen Plan zu machen, von diesem nicht abzuweichen, und bey nochmaliger Durchlesung des Manuscripts, jeden Auswuchs, ohne Schonung abzuschneiden. Uebrigens ist er bescheiden genug, seine Arbeit, (Vorr. S. 6) selbst eine ganz mittelmäfsige zu nennen, von welcher er sich aber doch einigen Nutzen verspricht. Auch wir wollen nicht in Abrede seyn, dafs sie diesen Nutzen haben kann, ob wir gleich glauben, dafs ein Hauptgrund des Uebels, gegen welches der Vf. von No. 1. u. 2. zu Felde zieht, nemlich des Unfugs, welcher in Rücksicht auf Putz von dem schönen Geschlechte, zum Nachtheil ihrer Gesundheit und selbst der Moralität getrieben wird, tiefer liege, als das er durch alle auch noch so gut gemeynte Vorstellungen ganz gehoben werden könnte. Das schöne Geschlecht hat besonders vor seiner Verheirathung, bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge, da sich das Geschäft der Erziehung und des Unterrichts, ja selbst die für Männer so widernatürliche Beschäftigung mit Verfertigung weiblicher Kleider, noch in den Händen unsers Geschlechts befindet, zu wenig reelle Beschäftigung. Bey der Nadel allein findet die Phantasie zu vielen Spielraum und fällt natürlich auf allerhand Allotrien. Ehe daher nicht der Kreis der weiblichen Thätigkeit auf eine zweckmäfsige Weise erweitert wird, läfst sich von allen, auch noch so guten Frauenzimmerschriften nicht viel Wirkung erwarten. Doch würden sich, nach unsrer Meynung, erfahrne, menschenfreundliche Aerzte, ein grofses Verdienst erwerben, wenn sie sich mit Zuziehung einiger Aesthetiker, über einige, unserm Klima, dem weiblichen Körperbaue, seiner Gesundheit, künftigen Bestimmung, und den Regeln des ächten, die Moralität nicht beleidigenden Geschmacks angemessene Gattungen des weiblichen Anzuges vom Kopf bis auf den Fufs vereinigten und ihre Erfindung in schönen Zeichnungen, *als eine aus dem Lande der Vernunft und Schönheit zu uns gekommene Tracht*, durch das *Modejournal* bekannt machten. Denn manches Frauenzimmer fehlt hier wirklich aus Unwissenheit.

N. 3. ist für solche Mädchen bestimmt, welche noch nicht in den Jahren, da sie noch unbefangene Mädchen seyn sollten, Damen geworden sind. Die Geschichte einer eiteln Kaufmannstochter, welche durch den Umgang mit guten Gesellschafterinnen, während ihres Aufenthalts auf dem Lande, gebessert wird, werden unverdorbene junge Mädchen nicht ohne Interesse lesen. Die 46 räthselhaften Fragen aus der Naturgeschichte (Naturbeschreibung) sind zum Theil ziemlich trivial, als: welches Insect bringt abergläubische Menschen auf Todesgedanken? zum Theil für Mädchen nicht lehrreich genug, als: welche Fische hören aufs Pfeifen und folgen der Pfeife? Ehe noch zur Erläuterung dieser räthselhaften Fragen, die Merkwürdigkeiten aus der Naturbeschreibung beygebracht werden, gehet die dem Hn. Hofr. Schiller nacherzählte Geschichte des Mädchens von Orleans voraus.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Zürich*, b. Ziegler u. Söhne: *Historia Amaranthorum*, auctore *Carolo Ludovico Willdenow*, Med. Doct. etc. collecta. Cum tab. XII. aeneis pictis. 1798. 38 S. in Fol. Nur der Titel ist neu, übrigens das Werk unverändert geblieben, wie auch die Vorrede von 1790 ausweifst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, b. Göpferdt: *Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches in dem Jahr 1792 und 1793 in dem wirtembergischen Marktflecken Asperg geherrscht hat*; nebst Bemerkungen über die Natur dieses Fiebers, von D. *Friedrich Wilhelm von Hoven*, herzogl. wirtemb. Hofmedicus u. Physicus primarius in Ludwigsburg. 1795. 274 S. 8.

Nach einem Mifswachs von mehrern Jahren, wo alles, was für den Landmann drückend seyn kann, zusammen kam, entstund im Frühjahr 1792 in dem Flecken Asperg, dessen Einwohner sich auf 1200 belaufen, eine Epidemie, die sich den Sommer hindurch immer allgemeiner verbreitete, so dass sie im October allein 460 Menschen befiel, und dass die Anzahl aller, die erkrankten, 733 betrug. Zwey und vierzig Personen wurden von der Seuche weggerafft. Kinder unter einem Jahr blieben verschont, und alte Leute litten weniger. Im ersten Zeitraum des Fiebers, bis höchstens zum siebenten Tag, waren alle Zufälle vorhanden, die das ehedem sogenannte Gallenfieber charakterisiren. Der Puls war voll und hart. Der zweyte Zeitraum fing mit Erscheinung der Petechien auf der Haut an, und in diesem waren alle Zufälle in einem höchst ausgezeichneten Grade vorhanden, welche die tief gesunkene Lebenskraft und die erhöhete Neigung des Körpers in seine Bestandtheile aufgelöst zu werden bezeichnen. Nicht bey allen Kranken durchlief indessen die Krankheit diese furchtbaren Perioden. Die, welche gleich im Anfang, oder wenigstens bald nach demselben ein Brechmittel genommen hatten, wurden wieder gesund, ohne in die gefährlicheren Zufälle der letzten Periode zu verfallen, und selbst wenn alle schlimmen Zufälle vereinigt zu seyn schienen, konnte man mit ziemlicher Gewissheit Hoffnung zur Genesung schöpfen, wenn das Athemholen gut blieb, und der Puls nicht allzu sehr sank. Das Ende des zweyten siebentägigen Zeitraums war am tödlichsten: Kranke, die auch unter den bedenklichsten Zufällen bis in die dritte Woche lebten, kamen gewöhnlich davon. Sehr in die Augen fallende Krisen waren so häufig nicht. Die Kranken gewannen nach und nach mehrere Kräfte, und der Krankheitseindruck verlor sich unmerklich. Die Ohrendrüsen schwollen immer mit grosser Erleichterung, und bey vorhandener völliger Taubheit auf: merkwürdig ist es, dass auch nicht ein Kranker starb, wenn die Ohrendrüse einsank, und auf Verminderung der Geschwulst in dieser, eiterhafter Auswurf, oder eiterhafte Stuhlgänge folgten. Vom Jul. an nahm die Krankheit eine mehr atonische Gestalt an. Da war der Puls nicht mehr voll und hart, sondern gleich anfangs klein, geschwind und unregelmässig. Nun ging die Krankheit schnell, und ohne auffallende Kennzeichen eines unreinen Stoffs in den ersten Wegen, in den höchsten Grad des atonischen Zustandes über. Bey reizbaren Personen, von leicht aufregbarem Temperament, war die Krankheit mit starken Reizungen des empfindenden Systems verbunden. Grosse Heiterkeit des Geistes wechselte mit grosser Traurigkeit ab: die Sinnen waren beträchtlich erhöhet; die Kranken klagten über nichts, während sie vom siebenten bis zum neunten Tag in ein lautes Delirium verfielen, welches in Verbindung mit allen Zufällen des heftig gereizten Nervensystems fortdauerte, und mit ausbrechenden Krämpfen und Ohnmachten abwechselte. Bey allen diesen Kranken wurde das Fieber augenscheinlich abgekürzt, und die schlimmen Zufälle wurden auf das wirksamste verhütet, wenn gleich im Anfang ein Brechmittel gegeben wurde, welches auch dann wohlthätig wirkte, wenn es nichts ausführte, und nur ein Würgen oder Ueblichkeiten erregte. Merkwürdig war es, dass die Pockenkrankheit, die zu eben dieser Zeit in Asperg herrschte, von dem Charakter der Seuche nichts entlehnte, und dass die Pockenkranken, die oft mit den mit der Seuche behafteten in einem Bette lagen, die gutartigsten Pocken hatten.

Die Curmethode war in dem ersten Zeitraum ganz antigastrisch. Das Brechmittel wirkte höchst wohlthätig, und sehr viele Kranke wurden durch dasselbe gegen die weitern Fortschritte des Fiebers vollkommen gesichert. Wenn es im Verfolg des Fiebers, und wenn dasselbe schon ausgebrochen war, gegeben wurde; so war es das kräftigste Erregungsmittel, um den paralytischen Zustand, von welchem die meisten schlimmen Zufälle abhingen, abzuhalten. Wenn aber der paralytische Zustand schon eingetreten war; so hielt sich der Vf. an die Fieberrinde, die er entweder mit kleinen Gaben von Brechweinstein, oder bey grosser Schwäche, mit Serpentaria, Wein und Kampfer verband, neben welchen Mitteln er zugleich Sinapismen und Blasenpflaster, als Erregungsmittel, gebrauchte. Nur dann, wenn die Sensibilität der ersten Wege in einem hohen Grad vermindert war, waren die Wolferleyblumen wirksam. Bey heftiger Hitze, starken Schweissen und Blutflüssen, konnte man etwas von der verdünnten Vitriolsäure erwarten. Im Verfolg der Seuche, wo die gastri-

gastrischen Unreinigkeiten weniger sichtbar waren, waren die Wirkungen der Brechmittel ausserordentlich: sie wirkten da weit weniger als ausleerende, weit mehr als erregende Mittel, und da die Krisen durch den Schweiss sonst so selten waren; so wurden sie durch die Brechmittel offenbar befördert. Wenn das Fieber mit Zufällen der heftigsten Erregung im Nervensystem und der grössten Beweglichkeit der Nerven verbunden war; so war der Mohnsaft in starken Gaben, (60 Tropfen von der *tinctura Thebaica* innerhalb zwey Stunden) mit kleinen Gaben von Brechweinstein und kalten Ueberschlägen über den Kopf, höchst wirksam. Wenn im Verlaufe der Krankheit sich durch den festsitzenden Schmerz, der von dem Druck vermehrt wurde, Spuren einer geheimen Enzündung der Eingeweide des Unterleibes äusserten; so war diese Entzündung entweder Folge von dem im Darmcanal angehäuften Unrath, oder von seiner Atonie. In diesem Fall waren Vitriolsäure, Fieberrinde, kalte Klystiere und kalte Ueberschläge wirksam. — So wenig etwa auch die Anhänger des neuen Systems mit der Curmethode des Vfs. zufrieden seyn werden; so sehr bestätigte der Erfolg die Zuverläsigkeit derselben, und es steht dahin, ob ein Brownianer, bey Anwendung seiner erregenden Mittel, und bey Verabsäumung der Rücksicht auf den gastrischen Zustand, unter gleichen Verhältnissen eines gleich glücklichen Erfolgs sich werde rühmen können. In einem einzigen Punct geht Rec., was die Auswahl der Mittel betrifft, vom Vf. ab. Die Fieberrinde, die das Hauptmittel desselben ausmacht, würde Rec. nur bey kleinen und mässig geschwindem Puls, und bey geringer Hitze angewendet, dagegen von den erregenden Mitteln, die im zweyten Zeitraum der Krankheit in einem hohen Grade angezeigt waren, mehrern Gebrauch gemacht haben. Vielleicht war aber die Fieberrinde auch deswegen so wirksam, weil das Fieber einen remittirenden Charakter hatte, von welchem jedoch der Vf. nur beyläufig spricht.

Im zweyten Theil liefert nun der Vf. seine Bemerkungen über die Natur dieser Epidemie, und diese verrathen durchaus den denkenden Arzt, der keinem System huldigt, als sofern es der Natur entspricht. Sie enthalten zugleich eine grosse Menge von feinen, und aus dem Innern der Natur des kranken Körpers geschöpften Bemerkungen und Schlüssen, so dass Rec. diesem Theile einen hohen und bleibenden Werth beylegen muss. Nur dieses ist zu bedauern, dass der Vf. dem Nervensystem ausschliessend zuschreibt, was der belebten Faser im Allgemeinen zuzuschreiben ist, und dass dadurch manche von seinen Erläuterungen etwas einseitig werden. Die Brechmittel wirkten mit ausgezeichnetem Vortheil, und es entsteht daher die Frage: lag die Ursache des Fiebers in den unreinen Stoffen, die im Unterleibe angesammelt waren? Der Vf. verneint dieses, und hält diese Stoffe, auch in den ersten Monaten der Epidemie, wo die Kennzeichen derselben oft lange vor dem Ausbruch des Fiebers sichtbar waren, und wo man das Fieber oftmals durch Entfernung dieser Stoffe abhalten konnte, nicht für die Ursache, sondern für Wirkung des Fiebers, und glaubt, die erste Ursache des Fiebers sey, ohne Ausnahme, in einer Beunruhigung der Nervenkraft zu suchen. Nicht also in der Entfernung des unreinen Stoffes, sondern in der grossen Wirkung der Brechmittel auf die Magennerven, und durch diese auf die übrigen Nerven; und in der Lösung des Hautkrampfs, die man nach Brechmitteln so beständig bemerkt, liege der Grund der wohlthätigen Wirkung dieser Mittel bey diesen Fiebern. (Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, dass es sich im Verlauf der Seuche, da dieselbe schon mehrere Monate gedauert hatte, so verhalten habe: aber in den ersten Monaten, da die Seuche bey Menschen entstund, die mit allem zu kämpfen hatten, was physischer Mangel und Niedergeschlagenheit des Geistes nur drückendes haben können, standen die Unreinigkeiten in den ersten Wegen gewiss auch in einer Causalverbindung mit der Krankheit. Halbreife Kartoffeln, in einer sauern Brühe, die unverdaulichste Nahrung fast unter allen bekannten, waren die gewöhnliche Speise der Bewohner dieses Fleckens gewesen: Gram und Sorge, verbunden mit allen Einflüssen der Unreinlichkeit, hatten ihren Körper, besonders den Theil, auf den die meisten schwächenden Krankheitsursachen zuerst wirken, den Magen und den Darmcanal, in einem hohen Grade geschwächt. In dieser Schwäche, verbunden mit der widernatürlichen Wirkung der fremdartigen Stoffe lag also wohl die *Ursache* der Beunruhigung der Nervenkraft, und nicht bloss indem die Brechmittel die letzte hoben, sondern auch indem sie die fremdartigen Stoffe entfernten, die auf die ersten Wege widernatürlich wirkten, und einen Zunder zur künftigen Fäulniss in sich enthielten, wirkten sie so wohlthätig. Man hat überhaupt in unsern Tagen die Entstehung der Fieber zu einseitig bloss von der Affection der belebten festen Theile erklärt, und nicht bedacht, dass durch diese Affection fremdartig beschaffene Stoffe und fremdartig beschaffene Säfte erzeugt werden, von welchen die belebten festen Theile widernatürlich afficirt werden müssen, dass also im belebten Körper eine beständige Verkettung von Ursache und Wirkung Statt findet, und dass, was Wirkung war, wieder Ursache von andern Wirkungen werden kann.) Die Ursache aller Fieber ist nach dem Vf. in dem Fieberreiz zu suchen, und dieser bewirkt ein Fieber, wenn durch die Theilnehmung aller Nerven an der Beunruhigung der Nerven einzelner Organe eine allgemeine Beunruhigung des ganzen Nervensystems entsteht. Alle Verschiedenheiten des Fiebers sind nur verschiedene Gestalten, unter denen es einhergeht: sein Wesen bleibt immer allgemeine Beunruhigung des Nervensystems. Diese verschiedenen Formen des Fiebers hangen ab: 1) von der Beschaffenheit des Fieberreizes selbst; 2) von der Receptivität für denselben in den Nerven; 3) von der Stimmung des Nervensystems,

ftems, die mit dessen Receptivität für Fieberreize verbunden ist. Von der Natur des Fieberreizes wissen wir nur wenig; einige derselben sind acut, andere chronisch: letzte zielen auf das Verderben, erste auf Erhaltung der Maschine ab. (Doch nicht, auch phänomenologisch genommen, so allgemein: der Fieberreiz der Pest, des Typhus, überhaupt aller Fieber mit sehr verminderter Lebenskraft, hat eine grosse Tendenz zur Zerstörung, da man bey allen chronischen Fiebern diese Tendenz wenigstens nicht immer beobachtet.) Der Fieberreiz giebt dem Fieber seine bestimmten Formen, z. B. den Pocken, den Masern, und bewirkt entweder Erhöhung oder Niederdrückung der Nerventhätigkeit. (Die aber nur zum Theil vom Fieberreiz, zum Theil aber auch von der Constitution des Körpers und von der Natur der äusserlich auf ihn wirkenden Ursachen abhängt. Daher sind im Frühjahr die meisten Krankheiten mit widernatürlicher Erregung der Lebensthätigkeit, im Herbst dagegen mit dem entgegengesetzten Verhältniss derselben verbunden. Selbst bey der Pest, dem Fieber, welches am beständigsten mit niedergedrückter Lebensthätigkeit erscheint; ist sowohl nach der individuellen Anlage, als nach der epidemischen Constitution, und der Constitution des Jahres, der entzündliche Charakter oft unverkennbar.) Die Form des Fiebers hängt nach dem Vf. ferner von der Beschaffenheit der Receptivität der Nerven für den Fieberreiz ab. Aber von dieser hängt nicht bloss die Form, sondern das Fieber seiner ganzen Natur nach ab, und diese Receptivität ist nicht auf die Nerven allein eingeschränkt, sondern sie liegt in dem ganzen belebten Körper. Der Vf. spricht hier von den Dispositionen zu Fiebern, die man zu einer Zeit stärker, zur andern schwächer, oder gar nicht beobachtet, und bemerkt, dass sie noch ganz unergründet sind. Dieses mag bey einigen Fiebern seyn, aber gewiss nicht bey allen, und wenn die Nachrichten, die man von der grossen Wirksamkeit mancher Vorbauungsmittel gegen die Pocken gegeben hat, gegründet sind; so wird es nicht unmöglich seyn, die Stimmung des Körpers, die zur Aufnahme des Pockengifts weniger geschickt ist, zu ergründen, und zu den Fiebern mit atonischer Constitution wird die Anlage durch schwächende Ursachen offenbar vermehrt. Rec. möchte daher auch die Anlage zu Wechselfiebern als das Resultat von Schwäche betrachten; so wie er überhaupt bey allen Fiebern geneigt ist anzunehmen, dass ihr erster Eindruck als schwächend wirkt, dass die tonische oder atonische Form derselben mit von der Constitution des Körpers abhängt, und dass ein Körper in eben dem Verhältniss weniger Fähigkeit zur Aufnahme des Fieberreizes hat, als die Lebensthätigkeit seiner festen Theile weniger geschwächt ist. Die verschiedenen Gestalten, unter denen die Fieber erscheinen, werden vom Vf. besser und deutlicher, als Rec. fast irgendwo gefunden hat, bestimmt. Die Form der Fieber ist in Hinsicht auf ihre Dauer acut oder chronisch; in Hinsicht auf den Verlauf anhaltend, nachlassend, aussetzend; in Hinsicht auf die Beschaffenheit der Zufälle entzündlich, gallicht, schleimicht, exanthematisch, nervös, faulicht. Wider die ersten beiden Classen von Formen wird keine Einwendung Statt finden können, ungeachtet der Begriff von acut und chronisch nicht scharf genug bezeichnet ist: aber wider die letzte lasst sich dieses erinnern, dass das Fieber in Hinsicht seiner Zufalle nur zwey Hauptformen hat: 1) die von Erregung, und diese ist entweder entzündlich, oder krampfhaft, oder beides zugleich; 2) die von entgegengesetztem Zustand, welche ebenfalls (atonisch) entzündlich, krampfhaft, und mit der erhöheten Neigung des Körpers in seine Bestandtheile aufgelöst zu werden verbunden seyn kann. Weder die gallichte, noch die schleimichte Form scheint Rec. eine wesentliche Fieberform zu seyn. Erste hängt von der im Sommer gewöhnlichen erhöheten Reizbarkeit der Gallenorgane ab, und ist also so wenig wesentlich, als die erhöhete Empfänglichkeit der Lunge im Winter zu entzündlichen Reizen. Das sogenannte Gallenfieber erscheint daher auch immer entweder unter der entzündlichen, oder unter der atonischen Form. Fieber mit widernatürlicher Entwickelung des thierischen Leimes existiren allerdings, und man hat sie mit dem so oft gemissbrauchten Namen der Schleimfieber belegt: aber dieser Schleim ist bloss Wirkung der atonischen Form des Fiebers, wo zugleich Erschlaffung, als disponirende Ursache, mitwirkte. Die ursprünglich exanthematischen Fieber machen nicht eine eigene Form, wie der Vf. meynt, sondern eine eigene Fiebergattung aus, die eine oder die andere der angegebenen Formen annimmt. Die Erklärung der Schleimfieber aus der Beunruhigung der Nerven der Schleimorgane, und der Ausschlagsfieber aus der Beunruhigung der Nerven der Haut, die entweder unmittelbar, oder consensuell so erfolgt, dass die beunruhigten Nerven des Unterleibes die Nerven der Haut auf eine eigenthümliche Weise reizen, möchte noch sehr vielen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn. Die nervöse Form existirt bey Fiebern allerdings: sie setzt übermässige Empfänglichkeit der empfindenden und bewegenden Organe gegen Reize, und Wirkungen dieser Reize voraus, die dem natürlichen Gange der Verrichtungen und der Harmonie derselben nicht entsprechen. Sie kann nach Rec. Ermessen bey der tonischen und atonischen Form der Fieber als Begleiterin vorhanden seyn. Eine Form, die von der grössten Wichtigkeit, und bey Fiebern oftmals der Grund der grössten Gefahr und des Todes ist, die paralytische, die als Art unter der nervösen stehen muss, hat Rec. in den scharfsinnigen Bemerkungen über die Formen der Fieber ungern vermisst.

Der Vf. wendet nun seine theoretischen Grundsätze auf das Fieber zu Asperg an, und giebt in diesem letzten Theil seines Werks eine Menge von der Aufmerksamkeit werthen Aufklärungen über die Natur und Heilung dieses Fiebers. S. 126. soll statt *asthmatische* Wechselfieber wohl apoplektische stehen.

Königsberg, b. Nicolovius: *Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte über die praktische Arzneymittellehre in ihrem ganzen Umfange.* Zweyter Theil. 1797. 316 S. 8.

Auch unter folgenden Titel:

Uebersicht der eigentlichen medicinischen und chirurgischen Arzneymittellehre nach einer neuen, streng pathologisch-therapeutischen Classification. (20 gr.)

Rec. bezieht sich bey Anzeige dieses Theils auf die Beurtheilung des ersten Theils im Jahrgang 1798 der A. L. Z. Nr. 360. Er enthält eine sehr kurze Uebersicht der Arzneymittellehre und der diätetischen Mittel, oftmals mit Vernachlässigung der genauen Bestimmung der Fälle, unter denen ein Mittel anzuwenden ist. Der Versuch einer möglichst strengen pathologischen Classification und therapeutischen Bestimmung der gebräuchlichsten Heilmittel lauft auf folgendes hinaus: jede Krankheit kann, als Gegenstand der Heilmittellehre, auf zwey Seiten betrachtet werden: 1) als Erscheinung, oder als bestimmtes Resultat einer Summe von mehrern Zufällen; 2) als Ursache, die ihre Folgen hat. Die Heilmittel zerfallen daher in zwey Classen, in nosologische und äthiologische (ätiologische). Die nosologischen Mittel sind entweder Empfindungsmittel oder Bewegungsmittel, oder organische Mittel. Die Ursachen sind von den Erscheinungen in sofern verschieden, dass sie nicht so deutlich in verletzter Kraftaufserung bestehen, sondern mehr verborgene Beschaffenheitsfehler sind. Sie können in den festen und flüssigen Theilen Statt finden, und es giebt daher (nach der Schreibart des Vfs.) *aethiologica in solida* und *in fluida agentia.* Die ersten sind erweichende und austrocknende Mittel; die letzten sind solche, die die Menge (doch mit Ausschluss der ausleerenden Mittel) oder die Qualität der Säfte verbessern. Diese Eintheilung, die von keinem festen Punct ausgeht, wird kaum auf den Beyfall der Aerzte Anspruch machen können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hannover, in Comm. b. d. Gebrüdern Hahn: *Trost und Lehre bey dem Grabe der Unsrigen.* Ein Versuch in Predigten, von *G. C. Breiger*, Conrector an der Stadtschule zu Harburg. Zum Besten einer Schulmeisterwittwe. 1799. 235 S. 8.

Nicht nur der Zweck, welcher die Herausgabe dieser Predigten veranlasste, verdient Lob, sondern dieser Versuch selbst erweckt auch eine nicht ungünstige Meynung für die Talente des Vfs., wenn man auf praktische, populäre und rednerische Behandlung der Gegenstände sieht. Hätte Hr. B., besonders in der ersten Predigt: über das Verdienst des Christenthums um unsere Beruhigung bey dem Tode der Unsrigen, nicht zu viel auf das Historische des Christenthums gebaut, hätte er S. 32. dasselbe nicht auf Kosten der Vernunft erhoben, und in dieser Predigt nicht Alles auf Glückseligkeit, als den Endzweck der *Welt* reducirt (ein Fehler, der in den folgenden Vorträgen weniger bemerkbar ist,); so würden wir an *diesem* Versuche wenig Erhebliches zu tadeln gefunden haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Adler: *De congruentia religionis rationalis et christianae hujusque insigni praestantia*, auctore *Petr. Nordin*, Philos. Doct. 1798. 34 S. 4. — Eine Gradualdissertation, worauf die theologische Facultät zu Rostock dem Vf. die Würde eines Licentiaten der Theologie ertheilt hat. Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte, und ist schon deswegen merkwürdig, weil Hr. N., ein *Schwede* von Geburt, eine schöne Kenntniss der deutschen Philosophie und Theologie verräth, welche seinem Vaterlande von vielfachem Nutzen seyn kann. In dem ersten Abschnitte geht er von der moralischen Anlage in der menschlichen Natur aus, zeigt, wie sich die moralische Religion daraus entwickele, und giebt einen Umriss von dem religiösen Rationalismus, wobey er vorzüglich *„die Religion innerhalb den Grenzen der reinen Vernunft"* benutzt hat. Im zweyten Abschnitte aber entwirft er den Charakter der moralischen Religion Jesu, und zeigt, wie diese ihrem Wesen nach mit der rationalen Religion völlig harmonire, um den Glauben daran für unser Zeitalter zu befestigen, und dass sie in mannichfaltiger Hinsicht Vorzüge vor dem blossen Rationalismus habe, in sofern sie unter göttlicher Autorität bekannt gemacht, und *dem Volke* ans Herz gelegt sey u. s. w. Bey dieser Gelegenheit musste er auf die Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion kommen, womit sich der letzte Paragraph beschäftigt. Hier verleugnet er zwar die vielen Schwierigkeiten nicht, womit der äussere Wunderbeweis zu kämpfen habe: allein er glaubt doch auch, dass man ihn nicht ganz entbehren könne, und wünscht ihn wenigstens mit dem *innern* Beweise aus dem wahren und göttlichen Gehalte der Lehre verbunden zu sehen. Freylich konnte er als historischer, d. i. biblischer Theolog nicht wohl anders urtheilen, so bald er mit der Kirche den *Geschichtsglauben* für wesentlich hielt. Rec. hat sich aber nie davon überzeugen können, und hält den innern Beweis für den einzig möglichen für Aufgeklärte, wenn gleich der Wunderbeweis für Unaufgeklärte hin und wieder noch Bedürfniss seyn mag. Er glaubt nämlich mit *Kant* (Streit der Facultäten S. 103.), dass die Göttlichkeit der Bibel *sich selbst* beglaubigen müsse, was den *Geist* derselben, *das Moralische*, betrifft; das Statutarische derselben aber keiner Beglaubigung bedürfe, weil es nicht wesentlich ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ält.: *Versuch einer chronologischen Uebersicht der Literargeschichte der Arzneywissenschaft: zur Beförderung und Erleichterung des Studiums derselben*, verfasst von Dr. *Immanuel Gottlieb Knebel*, 1799. XXXIV. u. 377 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Oftmals hat Rec. schon gewünscht, dass ein der Sache gewachsener Gelehrter ein Werk ausarbeiten möchte, welches das für die Heilkunde seyn müsste, was *Saxii onomasticon* für alle Wissenschaften ist. Ein solches Werk müsste aber etwas mehr, als blosse Nomenclatur und Hinweisungen enthalten, und den, der es nutzen will, mit dem Geburts- und Sterbejahr und den vornehmsten Aufenthaltsörtern und Aemtern der Aerzte, die in dem Werk vorkommen, desgleichen mit ihren vornehmsten Schriften und deren besten Ausgaben bekannt machen. Weder *Matthiae conspectus historiae medicorum chronologicus*, noch Kestner's medicinisches Gelehrtenlexicon, noch Eloy's bekanntes Werk, befriedigen dieses Bedürfniss ganz, und doch braucht der Arzt, der sich Haller's grosse Bibliotheken nicht anschaffen kann, und mit der Literargeschichte seiner Wissenschaft nicht ganz unbekannt bleiben will, ein Werk dieser Art oftmals. Die Ordnung in einem solchen Werke kann entweder chronologisch oder alphabetisch seyn, dieses ist gleichviel; die alphabetische mag sogar ihre Vorzüge haben, wenn nur bey jedem Artikel die so nothwendige chronologische Bestimmung, und zwar bey den ältern nach den verschiedenen Zeitrechnungen, nicht vernachlässigt wird. Hr. K. hat in diesem Werk die chronologische Ordnung befolgt, und in diesem Stück sich *Saxii onomasticon* zum Muster genommen. Er hat die ganze chronologische Uebersicht in vier Zeittafeln abgetheilt, von denen die erste bis zum Hippokrates, die zweyte bis zum Tod des Galenus, die dritte bis zum Paracelsus, und die vierte bis 1797 reicht. Die jetztlebenden Aerzte sind indessen in der Uebersicht nicht mit begriffen, indem der Vf., wo es nur seyn kann, von dem Sterbejahr der Aerzte ausgeht. Vor jeder Zeittafel steht mit wenig Worten eine allgemeine Uebersicht dessen, was in dem Zeitraum, den sie begreift, geschehen ist, und diese Uebersicht konnte natürlicher Weise nur sehr allgemein, und sehr unvollkommen ausfallen. Hinter der ersten Zeittafel steht eine fast zu weitläuftige Uebersicht dessen, was in der Heilkunde bis zu den Zeiten des Hippokrates geschehen ist, und weil der Vf. nur über diesen Zeitraum eine solche Uebersicht geliefert, und über den vierten Zeitraum noch etwas ähnliches in den Zusätzen nachgetragen hat; so hat dadurch das Werk an Gleichartigkeit der Bearbeitung verloren. Unter eigenen Columnen stehen auf jeder Seite: Jahr der Welt, Jahr vor Christo, und von Roms Erbauung: darunter stehen die Olympiaden und deren Jahre. Bey der christlichen Zeitrechnung sind nur die Jahre nach Christo angegeben. Die Angabe der Kaiser, und selbst der Päbste, wenigstens bis zu einen gewissen Zeitpunct, hätte nicht unterlassen werden sollen: für das Mittelalter verliert *Saxii onomasticon* einen Theil seiner Brauchbarkeit, weil es keine Angabe der Päbste enthält. Hinter den Columnen, die die chronologischen Angaben enthalten, stehen nun die Aerzte, die ältern nach der entweder wahrscheinlichen, oder gewissen Zeit, in welcher sie lebten; die, deren Sterbejahr man genau weiss, also die neuern fast insgesammt, nach diesem. Das Geburtsjahr und der Geburtsort sind fast immer angegeben: nicht bemerkt ist aber insgemein, welche Stelle die Aerzte, die der Vf. aufgenommen hat, wenigstens bey ihrem Absterben, bekleidet haben, und dieses ist ein äusserst unangenehmer Fehler, dem der Vf. leicht hätte begegnen können, wenn er in diesem Stück die Manier des Hrn. Meusel's im gel. Deutschland hätte befolgen mögen. So liest man z. B. 1648 starb Caspar Hofmann, geb. in Gotha, 1571. und weiter nichts. Es würde wenig Raum eingenommen haben, wenn der Vf. noch dazu gesetzt hätte: Prof. zu Altdorf, und dieser Raum hätte sehr reichlich gewonnen werden können, wenn der Vf. die Erläuterungen über die erste Zeittafel weggelassen, die vielen Ergänzungen und Zusätze zum Theil beschränkt, zum Theil durch fleissigere Bearbeitung des Werks unnöthig gemacht, und selbst auch bey manchen Artikeln, z. B. Secte der Dogmatiker, Empiriker, Brown u. dgl. kürzer gewesen wäre. Nach den Namen und der Angabe des Geburtsjahres ist der Schriftsteller gewöhnlich mit wenig Worten charakterisirt, aber oftmals viel zu allgemein, und daher für den, der das Buch brauchen will, ohne Nutzen. Es wird den Leser doch gewiss wenig unterrichten, wenn er hinter Caesar Magatus liest: „verdient den bessern und noch jetzt „lesenswerthen chirurgischen Schriftstellern an die „Seite gesetzt zu werden," oder wenn er hinter dem Namen: *Conrad Victor Schneider*, liest: „hat sich „durch einige mit guter Beurtheilung gefertigte Com„pilationen einen Namen erworben," welches noch dazu falsch ist, indem Schneider nicht blos Sammler, son-

ſondern auch Erfinder war. Hier hätte der Vf. ſich genauer nach Saxe richten, höchſtens nur bey jedem mit zwey Worten bemerken ſollen, womit er ſich beſchäftigte, und nur bey ſolchen, die die Wiſſenſchaft weiter fortgerückt haben, dieſes mit ſo wenig Worten als möglich andeuten ſollen. Doch der Vf. geſteht ſelbſt, daſs ihm dieſer Theil ſeines Werks zum Theil miſslungen ſey, und verlangt Entſchuldigung. Auf dieſe Angaben folgen nun die Verzeichniſſe der Schriften, aber nicht aller, ſondern nur der vorzüglichſten und der beſten Ausgaben derſelben. Auch da wird ein genauer Literator vieles vermiſſen und geändert wünſchen. So iſt z. B. beym Hippokrates nur die erſte Ausgabe des *Foeſius*, und zwar ſo weitläuftig, als es faſt möglich iſt, angeführt, da die nachherigen doch viel vollſtändiger ſind, und keine lateiniſche. Beym Theophraſt iſt nur die Ausgabe der *hiſtoria plantarum* vom *Bodaeus a Stapel* bemerkt, da doch die griechiſch-lateiniſche Ausgabe der ſämmtlichen Werke von *Dan. Heinſius*, und vielleicht auch *Furlans* Ausgabe der kleinern Werke *Theophraſt's* hätte angeführt werden ſollen. Beym *Celſus* ſind die *Almeloveeniſchen* Ausgaben nicht erwähnt. Beym *Antonius Muſa* und *Aemilius Macer* iſt gerade nur die ſeltenſte Ausgabe in der Aldiniſchen Sammlung lateiniſcher Aerzte, und keine weitere angeführt, da doch das Buch des *Muſa de herba vetonica* in der Ackermanniſchen Sammlung: *parabilium medicamentorum ſcriptores antiqui. Norimb.* 1788. abgedruckt iſt, und vom *Macer* ſehr viele Ausgaben exiſtiren. Wenn aber ja der Vf. Gründe gehabt haben mag, die Aldiniſche Sammlung zu citiren: warum citirt er ſie nicht überall, und warum citirt er die Sammlung alter Aerzte von *Henr. Stephanus*, die doch etwas öfter vorkommt, als die Aldiniſche, gar nicht? Die Angabe: *Theodori Priſciani de curat. morbor. libri IV. ed. Andr. Rivin. Lipſ.* 1654. 8. iſt falſch. Die höchſt ſeltene Sammlung des Rivin, die in dieſem Jahr herauskam: *veterum quorundam bonorum ſcriptorum libri et reliquiae ſingulares de materia et re medica* enthält blos Nr. 6: *Theodori, medici veteris diaeta.* Vom *Nemeſius* und *Caelius Apicius* iſt gar keine Ausgabe angeführt. Eine griechiſch-lateiniſche Ausgabe vom Paulus von Aegina exiſtirt nicht: auch ſind die Ausgaben von *Paulus Aegineta* nicht ſeltener, als die anderer alten Aerzte. Beym *Aegidius Corbolienſis* iſt nicht bemerkt, daſs deſſen merkwürdiges Gedicht *de virtutibus et laudibus medicaminum* in *Leyſer's hiſtoria poetarum et poematum medii aevi* abgedruckt iſt, und daſs Ulrich Binder deſſen Gedicht *de urinis* in den *epiphaniis medicorum* lieferte. Es ſcheint, der Vf. glaube, Paracelſus habe alle ſeine Schriften deutſch geſchrieben, und die Ausgabe der Werke des Paracelſus: Strasburg 1603 f. iſt nicht von dieſem Jahr, ſondern von 1603. Paracelſus ſchrieb auch lateiniſch; wenigſtens kamen mehrere von ſeinen Schriften zuerſt lateiniſch heraus. Es wäre überhaupt der Mühe werth, daſs die Geſchichte des Lebens und der Schriften des Paracelſus genauer bearbeitet würde, als bisher geſchehen iſt. *Malblanc's* Geſchichte der peinlichen Halsgerichtsordnung Carls V. Nürnb. 1784. iſt nicht in Quart ſondern in Octav erſchienen. Bey *Michael Servetus* iſt Mosheim's vortreflliches Werk, und der Nachtrag dazu, nicht angeführt, ſo wie auch nicht bemerkt iſt, daſs dieſer unglückliche Mann unter dem Namen *Michael Villanovanus* ſchrieb. Beym *Andreas Caeſalpinus* fehlen deſſen berühmte und ſeltene *quaeſtiones peripateticae.* — Dieſes ſind nur etliche wenige Bemerkungen, die Rec. über den bibliographiſchen Theil dieſes Buches deswegen niederſchreibt, damit man ſehen möge, daſs dieſer Theil ſo bearbeitet, wie es der Vf. gethan hat, einen nur ſehr beſchränkten Nutzen gewähren konne. Auſserdem muſs aber Rec. zum Lob des Vfs. bemerken, daſs die Bearbeitung des Werks vielen Fleiſs verräth, und daſs er ſeine neuern Vorarbeiter in dieſem Fache gekannt und benutzt hat. Er hat beſonders die chronologiſchen Ueberſichten, die an Ackermann's und Sprengel's Werken über die Geſchichte der Heilkunde angehängt ſind, desgleichen die von Hn. Ackermann bearbeiteten Artikel in *Fabricii bibliotheca graeca, edit. Harles*, Ackermann's *hiſtoria ſtudii Salernitani*, die Hallerſchen Bibliotheken, jedoch mit zu weniger Rückſicht auf botaniſche Schriftſteller, benutzt, und zuweilen, wie es oftmals auch bey einem Werk dieſer Art, und bey den beſchränkten Verhältniſſen des Vfs. nicht anders ſeyn konnte, ausgeſchrieben. Zuweilen findet man Verſtöſse, die in einem Werke, welches ausdrücklich für den Anfänger angelegt iſt, ſehr unangenehm ſind. *So iſt der* Dogmatiſm der alten Aerzte weit älter, *als ihn der* Vf. macht, und der Grund deſſelben *lag in* den Bemühungen der Weltweiſen der griechiſchen Urwelt die Heilkunde auszubilden. Der Name entſtand mit Entſtehung der empiriſchen Secte, weil nun beide Partheyen ſich bezeichnen muſsten. Der Satz S. 320: „Die Kunſt war in dem elendeſten Zuſtande, und verdiente dieſen Namen nicht aus der Ferne, als Galen „erſchien," iſt ſo vollkommen unwahr, als vielleicht auch manche den Satz S. 171: „So wuchs die Heil„kunde in dieſem Zeitraum, (von 1517 bis 1797) bey „deſſen Ende die Ausſichten für das Ganze ſo blühend „und erfreulich ſind, daſs man ſich Glück wünſchen „muſs, erſt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts „gelebt zu haben," nicht unbedingt werden unterſchreiben wollen. Der Verſtoſs S. 267 erregte beym Rec. lächeln: „*Jac. Denis*, geb. zu Leiden. Seine „vortreffliche Abhandlung für *Schiffswundarzte: Ver„handelingen over het ampt der Vroedmeeſters.* „Leiden. 1733. 4." In Rückſicht auf die Namen hätte der Vf. weit genauer ſeyn ſollen. So ſteht z. B. S. 128 *Arraſi.* Für den Anfänger wäre es ſehr gut geweſen, wenn wenigſtens in Parentheſi bemerkt worden wäre, daſs es Rhaſes ſeyn ſoll. Noch ſchlimmer iſt S. 130: *Ebn Sina, Avicenna*, wo der Anfänger an zwey verſchiedene Namen denken muſs, da doch bekanntlich das *Avicenna* der Arabiſten das *Ebn Sina* der Araber iſt. Faſt immer hat der Vf. die Namen der Aerzte ſo angeführt, wie ſie ſich urſprünglich ſchrieben, und die lateiniſchen oder griechiſchen

Na-

Digitized by Google

Namen, die sie sich nach der Sitte des Zeitalters geben, hat er beyläufig bemerkt. Rec. tadelt es nicht, wenn z. B. statt Dryander: Eichmann steht; indessen hätte nur dieses überall beobachtet werden sollen, wodurch das Werk an Gleichförmigkeit gewonnen haben würde. Aber so liest man z. B. S. 189: *Julius Caesar Scaliger*, und findet nicht bemerkt, dass der Name dieses Gelehrten *della Scala* war. Die sehr vielen, zum Theil berühmten und wichtigen Männer, denen der Vf. keine Stelle in seinem Werk vergönnt hat, will Rec. nicht anführen; dieses kann er aber zu bemerken nicht unterlassen, dass besonders in der ersten Zeittafel sehr viele Namen vorkommen, die in eine kurze chronologische Uebersicht der medicinischen Literargeschichte nicht gehören, und dass auch in den folgenden Zeittafeln an unwichtigen Männern eben kein Mangel ist. An Druck- und Schreibfehlern fehlt es, ungeachtet der weitläuftigen Verbesserungen und Zusätze immer noch nicht. Man liest *Lizenius, Lipenius* statt Lippenius; *Haller biblioth. med. pract. — ed. Brandii*, welches, wenn ja der Name: Brandis latinisirt werden sollte, *Brandisii* heissen müsste; *Christoph. de Honestiis*, statt *de Honestis*. *Ernst* statt *Erastus*; *Purmann* statt *Purmann*. Sehr unangenehm ist es auch, dass der Vf. immer Konring, Kardan, u. s. w. schreibt. Auch seine Sprache ist uncorrect, und man liest z. B.: Baco, einer der grössten, je gelebten Menschen. — Bey allen diesen Fehlern verdient das Werk als brauchbar für den Anfänger empfohlen zu werden, und der Vf. verdient Ermunterung, die Bahn, die er mit Glück zu betreten angefangen hat, nicht zu verlassen.

Leipzig, b. Jacobäer: *Recept-Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte und für solche, die sich mit Heilung der Krankheiten beschäftigen.* Ein Buch, worinnen die Beschreibungen, Kennzeichen, Zufälle und Ursachen der Krankheiten nebst den einfachen und zusammengesetzten Mitteln darwider, mit denen man sich in dem dringendsten Nothfalle helfen kann, bestimmt angegeben sind. *Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. Nach Selle's Handbuche geordnet.* Erster Theil. 1796. 430 S. Zweyter Theil. 1796. 452 S. Dritter und letzter Theil. 1797. 804 S. kl. 8. (4 Rthl. 8 gr.)

Der schnelle Absatz, dessen sich die zahlreichen Handbücher der praktischen Arzneykunde, deren viele von sehr unberufenen Händen geschrieben werden, zu erfreuen haben, ist eben kein erwünschter Beweis von den Fortschritten, die der grösste Theil derer, welche die Heilkunde studiren, auf Akademien macht: er beweist, dass die angehenden ausübenden Aerzte in unsern Tagen oftmals noch in Dingen unterrichtet werden müssen, in welchen unkundig von Akademien zu kommen, man sich vor nicht langer Zeit zur grössten Schande rechnete. Der Vf. dieses Recept-Taschenbuches versichert, dasselbe aus Mitleiden gegen solche geschrieben zu haben, die, trotz alles *genossenen* Unterrichtes auf der Universität, bey Verschreibung eines Recepts in Verlegenheit gerathen, und sehr oft gegen Chemie und Pharmacie verstossen. Dieses Taschenbuch soll ferner für diejenigen dienen, die vieler Geschäfte wegen keine Musse haben, eine Menge Bücher über einfache und zusammengesetzte Arzneyen nachzuschlagen, sie schicklich zusammen zu verschreiben, oder erst unter eine jede Krankheit zu ordnen, und dann das passendste für die Krankheit auszuheben; es soll für solche ein Nothbuch seyn, die in der Gabe der Arzneyen ungewiss sind, und sich nicht gleich besinnen können, wieviel und wie oft sie von einem und dem andern Mittel, und unter welcher Gestalt sie es geben sollen; endlich soll es auch ein Hülfsbuch für Barbierer, Feldscherer, Apotheker u. dgl., überhaupt für solche seyn, die Krankheiten curiren wollen, und doch in den Wissenschaften, die zu diesem Geschäft führen, nicht unterrichtet sind.

Wahrlich es muss mit der Wissenschaft vieler Aerzte in Deutschland sehr übel stehen, da ein Buch dieser Art, dessen Vf. schon in den wenigen excerpirten Stellen eine so grobe Unwissenheit im Heilungsgeschäft verräth (der Praktiker ist doch gewiss tief unter dem Zimmermannischen, der seine Recepte erst unter jede Krankheit ordnen muss, um dann das passendste auszuheben) so sehr bald zum zweytenmale aufgelegt werden musste. Und in dieser neuen Auflage hat der Vf. den Gebrauch seines Werks den Bedürfnissen des Publicums, für welches er dasselbe bestimmte, so angepasst, dass wir nicht zweifeln, diese Auflage werde, ungeachtet ihrer Dicke, und ungeachtet ihres ziemlich hohen Preises, vielleicht noch etwas eher vergriffen werden, als die erste. Der Vf. hat die Ordnung des Hn. *Selle* befolgt, dessen *medicina clinica* in den Händen aller (leider! auch sehr vielen Unberufenen) sey. Er hat jede Krankheit nach ihren Zufällen, Kennzeichen, Ursachen und Wirkungen kurz beschrieben, dann die Heilungsanzeigen angegeben, und auf diese zusammengesetzte Heilmittel in zahlloser Menge folgen lassen, dabey auch hin und wieder angemerkt, von wem die Mittel sind, und wenn sie angewendet werden sollen. Auch die Hauptregeln der Diät sind nicht vergessen. Er gesteht sehr treuherzig, dass von allem diesen nichts sein Eigenthum sey. Er habe die besten und neuesten praktischen Schriftsteller genutzt. Sie zu nennen, wo sie genutzt worden sind, oder auch nur im Allgemeinen anzuführen, halte er für unnöthig: für die Schwächlinge und Afterärzte, für die sein Werk bestimmt ist, sey alles, was Anstrich von medicinischer Literatur hat, Thorheit, und der geschickte und belesene Arzt werde schon wissen, woher er seine Sachen entlehnt habe.

Rec. hat das unangenehme Geschäft übernommen, diese drey Bände durchzulesen, und muss versichern, dass der pathologische Theil, und auch die praktische Anleitung nicht ganz schlecht gerathen sind: freylich fehlt aber der Arbeit immer noch sehr viel, und sie wird auch für den weniger als mittel-

mäſsigen Arzt kaum genugthuend ſeyn. So beruhet nach dem Vf., um nur etliche Proben zu geben, die Behandlung langwieriger Wechſelfieber auf den Gebrauch auflöſender Mittel, welche aber um ſo weniger ſcharf ſeyn dürfen, je länger die Verſtopfungen gedauert haben. (Dawider iſt zu bemerken, daſs nicht alle Wechſelfieber von langer Dauer den Gebrauch auflöſender Mittel fodern, und daſs die Wahl der Mittel wider die Verſtopfungen nicht durch die Länge der Dauer derſelben, ſondern durch ihre Natur und durch die Verhaltniſſe, unter denen ſie vorhanden ſind, beſtimmt werden muſs.) Wider die Waſſerſucht liefert der Vf. in einer Reihe fort nicht weniger als 57 längere und kürzere Recepte, und giebt folgende Erläuterung über dieſelben: die ſauren Salze giebt man bey Vollblütigkeit, und wo Galle vorhanden iſt; die Laugenſalze, wo Säure vorhanden iſt; die Mittelſalze, wenn man Blutaderknoten in den Gedärmen vermuthet; Senf, Knoblauch und Meerrettig können bey allen Waſſerſuchten gebraucht werden, die fieberlos ſind. Aber die Meerzwiebel iſt das Hauptmittel: dieſe hilft, wo keine andere Mittel mehr helfen, wenn nur kein Fieber, keine Entzündung, keine Schmerzen im Unterleibe, keine Bruſtwaſſerſucht, (*Quarin* empfiehlt das *Extractum ſquillae aquoſum* faſt als unfehlbar wirkend wider dieſe, freylich aber auch ohne die Verhaltniſſe, wo es ſo wirkt, genau zu bezeichnen) und keine Waſſergeſchwulſt der Füſse von groſser Schwäche vorhanden iſt. Ungefähr nach dieſem Leitfen ſind alle Heilungsvorſchläge eingerichtet, und ſachkundige Männer werden nun den Schaden beurtheilen können, den ein Buch dieſer Art in den Händen ſolcher, die keine feſten Grundſätze der Heilungswiſſenſchaft haben, ſtiften muſs.

Die Zahl der Recepte in den drey Bänden beträgt nicht weniger als 979. Da der Vf. ſelbſt verſichert, nur geſammelt zu haben; ſo iſt es kein Wunder, daſs unter dieſen Recepten viele gute ſind; aber es ſind auch viele zweckwidrige, alſo wenn ſie nach des Vfs. Anleitung gebraucht werden, ſchädliche darunter, und ſelbſt in der Rechtſchreibung, und in der wenigen Latinität, die zu einem Recept nothwendig iſt, fehlt es oftmals dem Vf. Bey Entzündungsfiebern ſind faſt ohne alle Bedingung, und ohne alle Einſchränkung, Neutralſalze, Mittelſalze, Mineralſauren, die ſauren Elixire und Pflanzenſauren empfohlen worden. Die Miſchung aus Salpeter und Vitriolſäure S. 31. Th. I. muſs nothwendig die *Zerſetzung* eines Theils des Salpeters bewirken. Wider alle Regeln der Scheidekunſt iſt das Recept Nr. 10. aus Salpeter, Salmiak, Krebsſteinen und Waſſer. Oftmals verbindet der Vf. den Brechweinſtein mit Glauberſalz, eine Verbindung, die wenigſtens einige Scheidekünſtler nicht gut heiſsen wollen. Nr. 49. *Fieberrindenextract* 1 Loth mit 1 Loth *Liq. cornu cervi ſuccinat.* aufgelöſt, wird keine tropfbare Flüſſigkeit geben. Das Recept Nr. 134. läſst zu 16 Loth Fieberrindenabſud *einen Scrupel bis zu einen Quent. Brechweinſtein* zuſetzen, und dieſes Mittel ſoll nach Bd. I. S. 155 in der fieberfreyen Zeit zwiſchen zwey Anfällen des Wechſelfiebers ganz verbraucht werden. Auch für die ſtärkſte Natur wird dieſes Mittel höchſt gefährlich, ja tödlich ſeyn. Nach Th. II. S. 15. ſollen die Blutflüſſe von *ſaurer Schärfe* mit Kreide, Eiſen, und Wedel's abſorbirendem Pulver geſtillt werden. Nach S. 33 wird der Aufguſs vom rothen Fingerhut wider den Bluthuſten, wider eine Krankheit, bey welcher jedes reizende Mittel mit äuſserſter Sorgfalt zu vermeiden iſt, unbedingt empfohlen. Das Recept wider den Bluthuſten Nr. 316 lautet ſo: *Rec. vitrioli martis dr. 2' oſtracodermat. ppt. lapid. cancr. ppt. antimon. diaphoret. cinnab. nativi ana unc. dimid. laud. opiat. gr. 25.* Wuſste denn, ohne an die ſeltſame Ueberſetzung der Formel mit erdigen Stoffen zu denken, der Vf. nicht, daſs das Eiſen im Vitriol ſich bey alkaleſcirenden Zuſätzen in Geſtalt *eines* Kalkes präcipitire, und daſs dieſer Kalk ganz unwirkſam iſt? Bey der Gelbſucht der Neugebornen ſoll ein Mittel aus rothen Corallen, gebranntem Hirſchhorn, Krebsſteinen und calcinirter Magneſie gebraucht werden. Nach Nr. 758 verordnet der Vf. Jalappenharz und Jalappentinctur in einem Recept mit Waſſer, ohne etwas weiteres zuzuſetzen, um das Harz aufzuſchlieſsen. Bd. 3. S. 247 fand Rec. bey einem Recept, deſſen Ingredienzen auflösbarer Weinſtein und Kirſchlorbeerwaſſer ſind, folgende ſeltſame Bemerkung: Der *tartarus ſolubilis* muſs aber vollkommen geſättigt ſeyn, ſonſt ſättigt ſich das rückſtändige Laugenſalz deſſelben mit der *Säure des Kirſchlorbeerwaſſers*, und entzieht dieſem die Kräfte. Das Recept Nr. 772 *Rec. phoſphori urinae in naphth. vitrioli ſolut. ſcrupul. unum, ſyrupi cort. aurant. uncias duas*, wird nur mit äuſserſt groſser Vorſicht gebraucht werden dürfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Berlin*, b. Nicolai Sohn: *Ueber den Urſprung der menſchlichen Erkenntniſs.* Eine Preisfrage der kön. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, beantwortet von *S. B. Schremer*, Inſpector zu Pechüle, bey Treuenbrietzen. 1799. 63 S. 8. (4 gr.) Die Preisaufgabe der philoſophiſchen Claſse der Akademie der Wiſſ. zu Berlin für das Jahr 1799: *ob es reine ſubjective Vorſtellungen gebe, oder ob nicht vielmehr alle Vorſtellungen empiriſchen Urſprungs ſind?* legt Hr. *S.* auf folgende Weiſe aus: „Die Akademie verlangt, daſs die zwey Meynungen, ob die menſchliche Erkenntniſs aus der Vernunft, oder aus einer göttlichen Bekanntmachung herzuleiten ſey, beantwortet werden, und will daſs die Streitfrage gehörig beſtimmt, und die Gründe einer jeden Meynung abgewogen werden." Der Vf. entſcheidet, daſs die göttliche Offenbarung und die Vernunft ſubordinirte Urſachen aller unſerer Erkenntniſs ſind. Dieſe Anführungen werden zureichen, um von dem Werth dieſer kleinen Schrift ſich einen Begriff machen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 15. August 1799.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften u. s. w. der Stadt Berlin, seit den ältesten Zeiten bis zum J. 1786.* 1ster Th. 1792. 1 Alph. 1 B. 2ter Th. 1793. 1 Alph. 10 B. 3ter Th. 1795. 1 Alph. 3 B. 4ter Th. 1 u. 2. B. 1796. 1 Alph. 22 B. 8.

Hr. *König*, der Vf. dieses Werks, bleibt der Verfahrungsart, die man schon aus seinen übrigen Schriften kennt, auch hier völlig getreu. Es sind darin viele sehr brauchbare, unterrichtende oder unterhaltende Sachen, mit unbedeutenden oder hier nicht hergehörenden untermischt; manche gute Bemerkung steht neben einer höchst trivialen, oder gar falschen; man freuet sich zuweilen über die unbefangene Beurtheilung der Handlungen grosser Herrn, und kann dann wieder kaum das Lächeln über seine Bemühungen zurückhalten, sie in einem lobenswürdigen Lichte erscheinen zu lassen. Alles das ist dabey in einem weitschweifigen unbearbeiteten, oft höchst platten und gemeinen, und sehr fehlerhaften Stile vorgetragen, der die Durchlesung des Buches zu einer unangenehmen Beschäftigung macht. Ein überall durch dasselbe herrschender Fehler ist die Weglassung des *n* in Plural des adjectivs. Er sagt nicht nur: seine ansehnliche Güter, die bildende Künste, u. d. gleichen, sondern sogar Th. IV. B. 2 S. 230 mit seltene und fremde Speisen; S. 231 bey seine Minister und Generale u. d. gl. Eben so ungerne lieset man: Th. 3 S. 151 befiel ihr ein hitziges Fieber, S. 173 das Canon (die Canone) u. a. Diese äusserste Vernachläfsigung der Schreibart verursacht mehr wie einmal, dass der Vf. etwas ganz anders sagt, als man bey seiner gesunden Beurtheilungskraft voraussetzen kann, dass er hat sagen wollen. In der Beschreibung des Charakters der vortrefflichen Königin, Sophie Charlotte, Friedrichs I Gemahlin, Th. 3 S. 155 sagt er: „Alles, was man ihr vorwerfen *kann*, war ihre zu grosse Lebhaftigheit, und die Entsagung alles Stolzes, der aus ihrer Würde herfliessen konnte". Der Vf. ist zu vernünftig, als dass er die Entsagung alles Stolzes auch an einer Königin tadeln sollte; aber so wie der Satz hier stehet, ist dieses gleichwohl sein Urtheil. Endlich müssen wir noch über das ganze Buch anmerken, dass es nicht sowohl eine Sammlung der Hauptveränderungen ist, welche die Stadt Berlin erfahren hat, als eine Erzählung der merkwürdigsten Vorfälle in dem Innern des ganzen Brandenburgischen Landes, auch derjenigen, welche die Stadt Berlin oft wenig oder gar nichts angehen. Die auswärtigen Begebenheiten sind, in so fern Preussen Antheil daran nahm, ebenfalls, aber doch nur kurz, berührt. Es ist hieraus begreiflich, wie das Buch, dessen letzter Theil nur bis 1740 geht, zu der Zahl von mehrern Theilen hat anschwellen können, da das, was Berlin betrifft, bey Vermeidung aller Weitschweifigkeit recht gut, in einen einzigen hätte gebracht werden können. Aber der Werth des Buchs wird dadurch wirklich vermehrt. Das mehrste, was der Vf. erzählt, ist zwar schon in andern Büchern enthalten; aber manches ist auch neu oder wenigstens besser aufgeklärt, als vorher geschehen war, und besonders sind verschiedene noch nicht gedruckte Archiv-Stücke, Instructionen, Berichte, Rechnungen u. s. w. hier abgedruckt. Nach der von dem Vf. gewählten Anordnung erzählt er zuerst in einer chronologischen Folge die merkwürdigsten Vorfälle der Stadt Berlin und der Brandenburgischen Länder, sucht alsdann die Beschaffenheit einzelner wichtiger Gegenstände, der Finanzen, des Zustandes der Wissenschaften, und Künste, der Sitten u. a. in einzelnen Abhandlungen unter einen Gesichtspunct zu bringen, und fügt endlich in Beylagen die Belege zu einigen seiner Bemerkungen hinzu. Nach dieser ausführlichen Anzeige des Inhalts des Buchs im Ganzen, würden wir zu weitläuftig werden, wenn wir die Erzählung in jedem Theile genau verfolgen wollten. Indessen sey es uns doch erlaubt, noch einige Merkwürdigkeiten aus jedem derselben auszuzeichnen. Der erste Theil beginnt mit dem ungewissen Ursprunge Berlins und geht bis zu dem Ende der Regierung K. Georg Wilhelm. Wenn man das gelesen hat, was Küster im alten und neuen Berlin und Nicolai in der Einleitung zu der Beschreibung von Berlin, schon von diesen Zeiten sagen; so wird man hier nicht viel Wichtiges Neue mehr finden. Manche Kleinigkeiten und unbedeutende Dinge, z. B. die Beschreibung des Hoffestes von 1545, können gleichwohl dem Einwohner von Berlin und dem Freunde von dergleichen, willkommen seyn. Verschiedenes andre von dem Vf. aufgenommene, ist von mehrern Interesse; z. B. die Polizey-Ordnung von Johann Georg S. 109. Im J. 1323 wurde Berlin mit dem Interdicte belegt, weil seine Einwohner den Probst Nicolaus von Bermau ermordet hatten. Die Bemühungen und Kosten, welche die Berliner anwenden mussten, um die Rachgier und den Geiz der Geistlichkeit zu befriedigen, werden hier ausführlicher erzählt, als von Nicolai.

Das

Das Urtheil, welches der Vf. sowohl in diesem Theile als in den folgenden, von den überaus häufig angeführten Religionszänkereyen fället, ist sehr gesund. Man siehet aus seinen Angaben, dass die Regierung von Johann Georg nicht so wirthschaftlich gewesen sey, als man gewöhnlich annimmt. Die Besoldung des Grafen von Lynar war nach S. 144 nach dem damaligen Verhaltnifs grösser, wie sie irgend jetzt ein Staatsbedienter erhält. Es ist aber wohl ein Druckfehler, wenn S. 145 gesagt wird: er habe eine Gehaltsvermehrung von 12000 Rthlr. und ausserdem ein Geschenk von 30,000 Rthlr. erhalten. Der zweyte Th., welcher die Regierungsgeschichte des Kurf. Friedrich Wilhelm in sich begreift, enthält viel merkwürdiges. Aber der Vf. verfehlt den Charakter dieser Regierung. Fried. Wilhelm gab sich Mühe und verstand es, seine Einnahme zu vergrössern; aber er war nichts weniger als ein guter Haushalter; seine durch den 30jahrigen Krieg herunter gebrachten Einwohner wurden keineswegs von ihm geschont, und er opferte seiner Begierde zu glänzen die Ruhe und den Wohlstand seiner Unterthanen auf. Wir wollen die Errichtung einer stehenden Armee nicht zu dieser Verschwendung rechnen, da das Militär leider damals anfing, der erste Staatszweck zu werden. Aber tadeln müssen wir den Vf., dass er S. 60 billigt, dass der Kurfürst „die Stände trocken abgewiesen habe," als sie ihm Vorstellung über die Errichtung der Armee thaten. Es hätte dem Vf. einen Wink von *einer* der vielen bösen Folgen einer stehenden Armee geben müssen, dass der Kurfürst seine Stände trocken abweisen durfte, wenn sie ihm über Landesangelegenheiten Vorstellung thaten. Seine Vorfahren hätten das nicht gewagt. Unser Schriftsteller lobt überall, häufig am unrechten Orte. Unterdessen, dass K. F. grosse Summen zu seiner Vermählung, zu seinem Gartenbau, zu der Erhaltung einer prächtigen Suite auf seinen Feldzügen weggiebt, nennt es der Vf. S. 95 „eine bemerkenswerthe Milde unter den zu dieser Zeit herschenden bedrängten Umständen" (durch wessen Schuld?), dass er auch den beiden Hospitälern zu Berlin und Köln elende 1000 Rthlr. schenkte. Dergleichen bemerkungswerthe Milde und grössere, kann man auch von seinem Sohne erzählen. Da hier dasjenige, was der K. F. Friedrich Wilhelm zur Beförderung des Wohlstandes seines Landes that, zusammengestellt lieset; so bewundert man noch mehr den einsichtsvollen, thätigen, seine Zwecke unermüdet verfolgenden Mann. Aber deswegen muss man seine Fehler nicht verkennen, oder unbedeutende Handlungen, als besonders bemerkungswürdig darzustellen suchen. Die Streitigkeiten unter den Lutheranern und Reformirten waren unter dieser Regierung sehr heftig. So weit gieng der Hass der ersten gegen die letzten, dass sie nach S. 187 unzufrieden mit den Siegen des K. F. über die Schweden waren, weil sie diese letzten für Stützen der Lutherschen Religion hielten, und glaubten, wenn der K. F. sie völlig übern Haufen würfe, so würde er nicht unterlassen, die reformirte Religion mit Gewalt einzuführen.

Wenn der Vf. S. 224 meynt, dass die Fabriken im Brandenburgischen eben so gut ohne die französischen *Refugiés* entstanden seyn würden; so möchte er wohl die Stimmen aller derjenigen gegen sich haben, denen der damalige Zustand genau bekannt ist. Ueberall können wir seine wiederholten Ausfälle auf die Refugiés nicht billigen. Die erste Anfertigung der Kirchenlisten in Berlin fällt in das J. 1683; im ganzen Lande wurden sie 1688 eingeführt. Die Zahl der Einwohner Berlins 1661 war 6–7000; 1688 waren sie auf 18000 angewachsen. Wie kann der Vf. der elenden Vergiftungssage S. 243 den mindesten Werth beylegen. Der K. F. hob die Speisung der Hofofficianten auf, und gab ihnen Speise-Gelder, die 1656 wöchentlich 141 Rthl. 16 ggr. betrugen. 1672 erfoderte die Verpflegung des Hofstaats wöchentlich 2833 Rthlr. nach S. 267. Das Wort Verpflegung drückt hier wahrscheinlich aber sowohl das Kostgeld, das einige erhielten, als die natural Speisung andrer an des Kurfürsten u. a. Tafeln aus. Als der K. F. 1659 ins Feld gieng; so befanden sich in seiner, seiner Gemahlin und des K. Prinzen Suite 172 Herrn und 446 Diener nebst 768 Pferden. S. 421 werden Fried. Wilhelm und Friedrich II auf eine sonderbare Art gelobt. „Man kann nach einiger Prüfung sagen, dass sein Nachkommling K. Friedrich II, der stets sein eifriger Bewunderer war, und ebenfalls wie er, *durch Zufall*, der grosste Monarch geworden ist, sich nach seinem Vorbilde übte, und es zum nachahmungswürdigsten Muster annahm." Man *muss bey* dem Vf. die Ausdrücke nicht so genau nehmen; sonst wird wohl niemand behaupten, dass ein Mann, der ein vorzügliches Muster wehlt, und Genie und Fähigkeit hat, es zu erreichen, ja zu übertreffen, durch Zufall ein grosser Mann wird. Uebrigens ist dieser Theil ein vorzüglicher, den Dank der Geschichtsforscher verdienender Beytrag zu der innern Regierungsgeschichte des grossen Kurfürsten. Nicht so zufrieden sind wir mit dem folgenden Theile, der des K. Friedrich I Regierungsgeschichte enthalt. Der Vf. sucht diesen elenden Regenten zu sehr zu entschuldigen. Man wird es in diesem Buche überall herzlich müde, so oft bey unbedeutenden Kleinigkeiten zu lesen, dass der Regent durch dieselben einen Beweis seiner Sorgsamkeit für das Wohl seiner Unterthanen gegeben habe, auch wenn derselbe durch wirkliche Bemühung um dasselbe das Lob verdient. Bey K. Friedrichs I geringem Werthe ist es zwiefach ekelhaft. Wer wird es dem Vf. wohl glauben, wenn er S. 242 nach einer, freylich mit Tadel angeführten, abgeschmackten Vergleichung des Königs mit einer damals blühenden Aloe von dem Prof. *Wachter*, hinzufügt: „Das Volk freuete sich seinen Landesvater mit dieser Aloe so vortrefflich verglichen zu sehen." Und wer kann ohne Verdruss dasjenige lesen, was er zur Entschuldigung des Königs S. 247 sagt: „Was konnte er dafür, wenn diejenigen, die von seiner Gnade überschüttet wurden, sein Vertrauen misbrauchten? Er erfuhr gemeiniglich ein angerichtetes Uebel erst alsdann, wenn es zu spät oder äuserst schwer war, es wie-

wieder gut zu machen. Böse Rathgeber — verstatteten nicht, dafs er den dichten Nebel, den sie um ihn verbreiteten, durch seine sonst scharfe (!) Blicke durchdringen konnte" u. s. w. Folgendes merkwürdige wollen wir auszeichnen. Mitten unter den grofsen Verschwendungen des Hofs gab man Luxusedicte. Auf die Perücken wurde eine starke Steuer gelegt, die der Vf., wir wissen nicht warum, sehr tadelt. Die vortreffliche Königin Charlotte Sophie wurde auf ihrem Sterbebette von dem Prediger Bergerie mit einer langen Vermahnung, ganz nach dem gemeinsten Schlage, geängstigt, ungeachtet Sie ihn versicherte, Sie wisse alles recht gut, was er ihr zu sagen habe — Was ist ein Menschenfresser für ein Thier? Der Vf. läfst ihn S. 160 den königl. Thiergarten mit bevölkern. — So weit gieng die Gewalt und die Unverschämtheit der Geistlichen, dafs sie 1695 eine für den Hof erbauete Schaubühne geradezu abbrechen liefsen, und der Pastor Schmidt hielt sich 1716 berechtigt, einen ihm in Beichtstuhle entdeckten Mord zu verschweigen. Als der Gr. v. Wartenberg entfernt war, giengen die Regierungsangelegenheiten etwas besser, indem sie der Kronprinz Friedrich Wilhelm gröfstentheils in die Hände nahm. Der 4te Theil enthält in 2 Bänden die für die Brandenburgischen Staaten so wohlthätige Regierung dieses Prinzen. Ungeachtet der Vf. sich beklagt, dafs bey der grofsen Beschränktheit der Publicität durch denselben der Nachwelt viele Nachrichten entzogen sind; so finden wir doch, dafs er eine reiche Aernte gemacht habe, und dafs sein Buch ein vorzüglicher Beytrag zu der innern Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms sey. Dieser König erscheint auch hier, wie er schon bekannt ist, als ein einsichtsvoller, seine Vortheile richtig ins Auge fassender, und sie unermüdet verfolgender Regent, ein weiser Kameralist, ein richtig rechnender Financier, ein sparsamer, selbst geitziger, Haushalter in seiner Privatwirthschaft, der aber gerne und reichlich gab, wo er von der Saat eine Aernte erwarten konnte. Ihm hat das preufsische Land die innere Stärke, die es unter der folgenden Regierung zeigte, zu danken. Es ist in dieser Hinsicht gleichviel, ob des Königs Handlungen überall aus der Ueberzeugung flossen, dafs er dadurch seine Pflicht erfüllet oder aus dem Gedanken, dafs er durch Verbesserung der Vermögens-Umstände seiner Unterthanen seine eigne Einnahme vermehre. Denn dieses Buch enthält freylich Beweise genug, dafs alle andere Gründe vergeblich gegen einen Plan vorgetragen wurden, sobald sich der König eine Vermehrung seiner Revenüen davon versprach. Dafs er auch eben so wenig, wie viele andere Regenten, Bedenken getragen, das Vermögen seiner Unterthanen zur Befriedigung seiner Lieblings-Neigungen, und ohne allen Nutzen, oder vielmehr zum gröfsten Schaden derselben wegzugeben, beweiset der Aufwand für seine Potsdamer Garde, wovon der Vf. die auffallendsten Beyspiele beybringt. Der Recrut Grosse erhielt 5000 Fl. Handgeld; mit 1500 Rthlr. wurde seine Unterthänigkeit abgekauft, und 200 Rthlr. kostete sein Transport, so dafs dieser Kerl dem Könige, ehe er ihn erhielt, 15033 Rthlr. zu stehen kam. Der Irländer James Kirkland kostete bis Berlin 7,733 Rthlr. Rec. kann nicht mit dem Vf. in das Lob der Religiosität des Königs einstimmen. Sie besserte sein Herz und seinen Charakter nicht, milderte nicht seine Hartherzigkeit, lehrte ihn nicht seinen Jähzorn bekämpfen, und wenn sie einmal auf sein sittliches Verfahren wirkte; so war es die Furcht des Kindes vor der Ruthe. Der Vf. redet von den Fehlern des Königs mit lobenswürdiger Aufrichtigkeit, und leitet sie sehr richtig aus seiner Erziehung und aus dem Zustande her, in welchem er anfangs an dem Hofe seines Vaters lebte. Dafs er die Entschuldigungen, die sich für diese Fehler anführen lassen, beybringt, ist nicht zu tadeln. Aber es taugt nicht, wenn er zu diesen Entschuldigungen S. 331 auch zählt, dafs durch die Härte des Königs Kräfte entwickelt wurden, die sonst geschlafen haben würden, und dafs ein jeder aus Furcht vor seinem Zorne, die äufserste Anspannung nicht geachtet hätte, um das zu thun, was ihm aufgelegt war, und was er oft sich selbst nicht getrauete leisten zu können. Man kann mit eben dem Rechte den Herrn entschuldigen, dessen Geissel es endlich dahin bringt, dafs der Pflug, den zwey Menschen mit Mühe bewegen, von einem Sklaven fortgezogen wird, der aber diesen Elenden auch den andern Morgen todt in seinem Gefängnisse findet. Noch tadelhafter gab der König solche Beweise von wilder Hartherzigkeit bey unangenehmen Vorfällen, die er sich selbst zugezogen hatte. So verleitete ihn anfangs seine Gefälligkeit für seine grofsen Soldaten, ihnen zu erlauben, ihm für andere Leute in allen Arten von Angelegenheiten Bittschriften zu überreichen, die dann gemeiniglich Erhörung fanden. Als aber diese Leute diese ihnen gut bezahlte Freyheit, wie man erwarten konnte, übertrieben; so verbot er es bey der Strafe mit einem Hunde an der Seite aufgehängt zu werden. Der Verordnung war ein Holzschnitt beygefügt, der einen Menschen und einen Hund, die am Galgen hingen, vorstellte. Die Strafe wurde zwar nie vollzogen; aber was für ein Charakter gehörte dazu, einer Unordnung, an der er allein Schuld war, auf eine solche Art abzuhelfen? Unter den Belegen zu dem ersten Bande dieses 4ten Th. finden sich auch einige eigenhändige Schreiben des Königs, woraus man sieht, dafs er noch schlechter Deutsch schrieb als sein Sohn. Zuweilen ist es ganz unverständlich. Die Erwerbung des Theils von Pommern, den er den Schweden wegnahm, kostete ihm 4,377,923 Rthlr. So viel bezahlte sein Ahnherr nicht für das ganze Kurfürstenthum. Der zweyte Band enthält Zusammenstellungen und Uebersichten von Angelegenheiten im Ganzen, Belege und archival. Nachrichten. Auch hier findet man überflüssige Beweise von dem harten Despotismus, womit der König seine Unterthanen behandelte. So befiehlt er S. 139, dafs die Klingenschmiede, Härter und andre Eisenarbeiter, die er versprochen hatte, nach Rufsland zu senden, auch mit Gewalt aufgehoben und fortgeführt werden sollten.

Nach S. 233 mufsten die Juden die wilden Schweine kaufen, die der König auf der Jagd schofs. Die armen Leute gaben Geld zu, um die unreinen Thiere nur wieder los zu werden. S. 195 wird mit vielem Lobe gefagt, der König habe den Nähr- und Wehrstand durch eine weise Gränzlinie unterschieden, und den Soldaten durch ein Edict verboten, ein Handwerk öffentlich zu treiben, und S. 218 zeigt es sich, dafs diese weise Gränzlinie nur auf dem Papiere gezogen ist, und dafs die grofsen Potsdammer bürgerliche Gewerbe trieben, ohne dafs die Zünfte und Innungen darüber Aufhebens machen durften, oder auch mit ihren Beschwerden gehört wurden. Dafs der König zu feinem Vergnügen malte, ist bekannt, nicht so, dafs er in Wusterhausen zuweilen das Essen selbst zubereitete, wenn er dort Gäste bewirthete. S. 232. — Der letzte Theil dieses Buchs, welcher die Regierung des grofsen Friedrichs enthalten wird, ist noch zurück.

WINTERTHUR, in d. Steinersch. Buchh.: *Historisches Taschenbuch auf alle Tage im Jahr.* Hauptsächlich den Jünglingen gewidmet von (m) Prof. *Seybold.* 1797. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat schon 1782 u. 83 zwey Theile eines *ephemerischen Almanachs* und 1788, 89 u. 92 drey Theile eines *historischen Handbuchs* geschrieben, von welchen dieses Taschenbuch eigentlich eine Fortsetzung ist, aber auch als ein eignes Werk betrachtet werden kann. Er erzählt nemlich an jedem Tage des Jahrs eine oder mehrere Begebenheiten, die sich an denselben zugetragen haben, oder auch den Lebenslauf eines berühmten Mannes oder eines Gelehrten, der an diesem Tage geboren wurde oder starb. Der Zweck des Buchs, so wie seiner Vorgänger, wird in der Vorrede, die an die öffentlichen Lehrer und Hofmeister gerichtet ist, dahin angegeben, dafs sie ihre Zöglinge die Geschichte an jedem Morgen sollen lesen lassen, die auf den Tag fällt, um der jungen Generation Thätigkeit, ächten Patriotismus, Achtung gegen Verdienst jeder Art zu geben, und ihnen so manchen Ort, den sie erblicken, zwiefach interessant zu machen, wenn sie sich der Begebenheit erinnern, die sich daselbst zugetragen hat. Hr. S. zeigt in dieser Arbeit viele historische Kenntnifs und eine ausgebreitete Belesenheit, die nöthig war, wenn er mehrere Jahre hindurch auf jeden Tag eine merkwürdige Person oder eine erzählungswerthe That auffinden wollte. Seine Urtheile und Bemerkungen sind richtig, treffend und geschickt, die Denkart junger Leute vorurtheilsfrey, vernünftig und edel zu bilden; auch ist der Vortrag angenehm und unterhaltend. Bey diesem Werthe des Buchs müssen wir doch auch folgende Anmerkungen darüber machen. Wir glauben gerne, dafs es dem Vf. viele Mühe gekostet habe, für jeden Tag eine Erzählung aufzufinden, und dafs es leichter ist zu fagen, dafs einige Artikel nicht hätten gewählt werden, als andere an ihre Stelle zu setzen. Underdessen sind doch einige da, von denen man für junge Leute nicht den mindesten Nutzen hoffen kann. Z. B. Spinoza und Krafft. Zweytens: Wir fürchten, dafs bey vielen Erzählungen, der Lehrer, der sie vorliefet, oder vorlesen läfst, entweder des Vfs. Belesenheit haben mufs, oder sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sieht, seinen Zöglingen zu gestehen, dafs er ihre Fragen nicht beantworten könne. Denn sie sind oftmals gerade so abgefafst, dafs sie die Neugier der Lehrlinge reizen, ohne sie zu befriedigen z. B. S. 485 Comte Buquoi. Eine grofse Hülfe hätte der Vf. dem Lehrer geben können, wenn er seine Quellen bey einer jeden Erzählung angezeigt hätte. Endlich drittens scheinen uns die Erzählungen überall zu kurz und zu allgemein abgefasset zu seyn. Man hätte gewifs Hn. S. gerne zugehört, wenn er ausführlicher hätte erzählen wollen. Jetzt, fürchten wir, werden die zu allgemeinen Angaben den jungen Leser häufig zu wenig interessiren. — Zu den einzelnen Artikeln liefsen sich wohl hin und wieder kleine Verbesserungen hinzuthun; aber sie würden nur unwichtige Sachen betreffen. Folgendes sey ein Beweis der Aufmerksamkeit des Recensenten. 12. *Jan. H. Ferdinand v. Braunschweig.* Die Schlacht bey Crefeld war ein Wagstück, und gehört wohl nicht zu den vorzüglichsten Thaten dieses grofsen Feldherrn. Ferdinand *hatte keinen kriegerischen Hofmeister. Der Secretar, von dem* hier die Rede ist, war der, als braunschweigischer Landdrost verstorbene Hr. v. Westphal. Wer weifs, wie viel ein General auf dem Schlachtfelde selbst, und bey andern Vorfällen, die einen schnellen Entschlufs verlangen, zu thun hat, wird nicht glauben, dafs ein Feldherr durch seine Generaladjutanten, oder noch weniger durch seinen Secretär grofs und berühmt werden könne. Indessen war Westphal ein sehr fähiger Mann, den der Herzog häufig hörte, und seinem Rathe folgte. Es war gut, dafs Ferdinand das Commando in Amerika nicht annahm. *Wir zweifeln,* dafs die preufsische Taktik für diesen Krieg gemacht war. Die Anekdote von der grofsen Geistesschwäche, einige Jahre vor seinem Tode, ist leider wahr.

* * *

LEIPZIG, b. Kummer: *A. L. Pfannenschmid's Versuch einer Anleitung zum Mischen aller Farben aus Blau, Gelb und Roth nach beyliegendem Triangel,* herausgegeben von E. R. Schulz. Neue verbess. Auflage. 1799. 169 S. 8. (14 gr.) (Die erste Auflage erschien im J. 1782 in d. Buchhandl. d. Gelehrten in Dessau.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. August 1799.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, in Commiss. b. Kummer: *Herausfoderung an Hn. Prof. Kant in Königsberg, die Hauptsätze seiner Transcendentalphilosophie entweder von neuem zu begründen, oder sie als unstatthaft zurückzunehmen,* von D. *Joh. Gottlob Heynig in Göttingen.* 1798. 268 S. 8. (20 gr.)

In der Einleitung sagt unser Vf., dass er Kant selbst zu reden auffodere, und dass, bevor Kant geredet hat, er sich die Urtheile Anderer verbitte. Es giebt doch jetzt unter den *jungen feurigen Männern* zu welchen der Vf. sich rechnet, Leute von sehr unbescheidenen Anmasfungen. So wenig zu hoffen steht, dass Hr. Kant auf eine solche Herausfoderung sich mit einer Antwort zu bemühen, nöthig finden werde; so wenig werden sich Andere, wenn es gleich Hr. D. *Heynig* verbittet, ihr Recht nehmen lassen, über eine gedruckte Schrift ihre Meynung zu sagen.

In der Einleitung behauptet der Vf. im Allgemeinen die Nichtigkeit der Unterscheidung zwischen materialer und formaler Vernunfterkenntnifs und leugnet eben daher die Möglichkeit der Erkenntnifs *a priori*. Diese Einleitung bedarf keiner weitern Anzeige, indem die auf sie folgende Abhandlung eben diese Behauptung zu ihrem einzigen Gegenstande hat und sie gegen die einzelnen Sätze der Einleitung zu der Kritik der reinen Vernunft zu bewahren bemüht ist.

Was ist der Mensch? Wie wird der Mensch Mensch? Oder was ist die Vernunft des Menschen? und wie wird seine Vernunft Vernunft? Diese Fragen, sagt der Vf., müssen erst richtig beantwortet seyn, ehe man Untersuchungen über die menschliche Erkenntnifs, über den Ursprung und die verschiedenen Arten derselben anstellen kann. Von diesen Materien versichert er in einem andern Buche, das zu seinen namenlosen Kindern gehört, ausführlich gehandelt zu haben. Hätte Kant sich diese Fragen vorgehalten und zu beantworten gesucht; so würde er, meynt Hr. *H.*, nicht auf den Wahn, Erkenntnisse *a priori* zu besitzen, gekommen seyn. Es wird wohl daher nöthig seyn, die Art, nach welcher der Vf. darüber räsonnirt, mit einigen Worten zu zeichnen. Ob die Welt selbst Gott ist, oder ob ein Urgrund ausser der Welt vorhanden ist, das kann bey diesen Fragen beseitiget werden. Der Planet, worauf wir wohnen, ist einmal da. Entschieden aber ist dabey doch, dass weder die Welt als Gott, noch Gott als ein vom All verschiedenes Wesen diesen Planeten anders, als vermittelst der übrigen Welt habe hervorbringen können. Auf unserer Erde kann es nun keine andere Geschöpfe geben, als solche, die mit der Kraft derselben in genauer Harmonie stehen, die sie zu tragen im Stande ist, ob es gleich auch hie und da grosse Geschöpfe giebt, die diesen kleinen Planeten einzutreten und mit ihrer Last in den leeren Raum hinunterzudrücken drohen. Was nun den Menschen als den Bewohner dieses Planeten betrifft, so hat er eine lebendige Kraft. Eine solche lebendige Kraft wirkt wieder lebendige Menschheitskraft. Menschen wirken durch wechselseitige Thätigkeit wieder Menschen, vermöge der ihnen beywohnenden Menschheitskraft. Wenn der Mensch aus seiner finstern Höhle in die Welt ankommt; so findet er, so umgiebt ihn eine unveränderlich geformte Welt. Alles ist vorhanden, ehe er noch einen Blick gethan, noch ein Auge zum Anschauen und zum Erkennen geöffnet hat. Die Erde ist Erde, wie sie ist, und wenn er auch nichts darauf erkennt, und gleich wieder in die Finsternifs des Todes zurückfällt. Und wenn eben so wie er, alle andere Menschen von der Erde abtreten sollten; so bleiben doch alle andere Dinge ausser dem Menschen eben so nach ihrer Materie und Form, nach ihrem Raum und ihrer Zeit, wie vorher; die Thiere sind noch diese Thiere, und die Pflanzen noch diese Pflanzen und nur die Menschen fehlen, um dieselben anzuschauen und sie zu benutzen. Der Mensch kann, wenn er Objecte schauet, ihnen nicht erst ihre Form *a priori* ertheilen. Er schaut alles an, wie es ist. Was will denn nun Kant, frägt der Vf. mit seinen Categorien, die alle rein und *a priori* seyn sollen? Dies ist mir ein Räthsel, klagt er, und ist mir ein Geheimnifs. Dieses Geständnisses des Räthselhaften für ihn an dieser Kantischen Behauptung ungeachtet, entscheidet Hr. *H.* in diesem ersten Abschnitt seiner Schrift, dass alle reinen Erkenntnisse *a priori* in der Kantischen Philosophie entweder Abstractionen von der Erfahrung und von Erfahrungsbegriffen und also empirischen Ursprungs sind, indem alles Abstracte mit dem Concreten, wovon es abstrahirt ist, und alles Allgemeine mit dem Einzelnen und Besondern, woraus es zusammengesetzt ist, auf einem Wege und aus einer und derselben Quelle entspringt; oder sie sind die natürlichen und nothwendigen Formen der Dinge selber, womit sie von der Natur ausgerüstet sind. Er verlangt indessen von Kant nähern Aufschluss über das, was es heisse: unser

unser Erkenntnisvermögen thut noch etwas aus sich selbst hinzu bey unserer Erkenntnifs von den Objecten. Der zweyte Abschnitt hat die Ueberschrift: Es giebt kein von der Erfahrung und von den Eindrücken der Sinne unabhängiges Erkenntnifs. Da wir schon aus der Quelle der Erfahrung eine ganz vollkommene Erfahrungserkenntnifs schöpfen; so ist ganz und gar nicht abzusehen, was noch das Erkenntnifsvermögen aus sich selbst herzugeben haben sollte, indem diese vollständige Erkenntnifs gar keiner Ergänzung benöthigt ist. Da *Kant* selbst sagt, dafs dieser wichtige Zusatz sehr schwer und nicht als bis lange Uebung uns darauf aufmerksam und zur Absonderung geschickt gemacht hat, von dem Empirischen unterschieden werden kann, da wir also wohl vielleicht erst um das 40te oder 50te unsers Lebens von diesem reinen Erkenntnifszusatz etwas wissen könnten; so möchte wohl um so eher die Angabe seiner Quelle verdächtig und zu vermuthen seyn, dafs diese reine Formerkenntnifs ein Werk weitgetriebener Abstractionen sey. Der Vf. hat es hier vorzüglich mit dem Begriff: Ursache, zu thun. Derselbe kömmt, sagt er, durch Erfahrung von Veränderungen in der Sinnenwelt zu Stande. (Der Eindrücke, die wir von äufsern Gegenständen erhalten, ist sich doch der Vf. als Empfindungen bewufst; er nennt sie gewifs auch Veränderungen oder Begebenheiten und bezieht sie auf Ursachen, nämlich auf die äufsern Gegenstände selbst. Da er nun nachdrücklich versichert, dafs alle Träumereyen Kant's über Erkenntnisse *a priori*, daher entsprungen sind, dafs dieser Philosoph den Menschen von seinem Pflanzenleben an bis zur Entwickelung seiner Menschheitskraft zu beobachten unterlassen hat; so würde vielleicht Kant, dem Hn. *H.* sagen, dafs wohl eben das, dafs Hr. *H.* doch einmal angefangen habe, sich seiner Empfindungen als Begebenheiten bewufst zu werden und sie auf Ursachen zu beziehen, und so aufgehört habe, eine blofse Pflanze und blofses Thier zu seyn, dafs dieses den Ursprung dieses Begriffs: Ursache, aus der Quelle des Erkenntnifsvermögens selbst ihm am besten beweise, weil sonst Hr. *H.* in Ewigkeit ein in sich selbst gekehrtes, blos empfindendes Ding geblieben wäre.) Der dritte Abschnitt sagt: Wir sind nicht im Besitz gewisser Erkenntnisse *a priori*, und weder der gemeine noch der vornehme Verstand hat dergleichen Erkenntnisse. Auf die gegen die Gegner Hume's gerichtete Rüge der Kritik, dafs diese nämlich ohne alle Einsicht trotzig thaten, indem sie sich auf den gemeinen Menschenverstand beriefen, antwortet der Vf., dafs Kant sich ja selbst auf diesen gemeinen Menschenverstand berufe, wenn er behauptet: „wir sind im Besitz gewisser Erkenntnisse *a priori* und selbst der gemeine Verstand ist niemals ohne solche." Zu der Behauptung der Kritik: dafs die Erkenntnisse *a priori* mit dem Bewufstseyn der Allgemeinheit und Nothwendigkeit verbunden sind, und Erfahrungserkenntnissen dieses Bewufstseyn abgeht, sagt Hr. *H.*: es ist sonnenklar, dafs auch Erfahrungserkenntnisse diese Prädicate haben; z. B. ich erfahre, dafs das Feuer brennt, das Wasser flüssig ist u. s. w.; so ist dies eine völlig allgemeine, nothwendige und sichere Erfahrungserkenntnifs, die gar nicht nothwendiger seyn kann, und es läfst sich gar nicht denken, dafs jemand so albern seyn und glauben könne, dafs künftig das Feuer nicht mehr brennen, die Sonne nicht mehr scheinen, die Luft nicht mehr über uns seyn werde, da er doch diese Welt fortdauern läfst. Im vierten Abschnitt handelt der Vf. folgenden Satz ab: Die Menschheit und die Philosophie, welche erst für jene da ist, bedürfen beide keiner Wissenschaft, keiner Metaphysik, welche die Möglichkeit, die Principien und den Umfang der sogenannten Erkenntnisse *a priori* bestimme. Wir wollen hieraus nur folgende Stelle anführen, woraus der Begriff, den Hr. *H.* sich von der Metaphysik macht, wird abgenommen werden können. „Aufserhalb der Sinnenwelt, redet der Vf. die Freunde metaphysischer Betrachtungen an, könnt ihr nur *sehen*, (nicht riechen, schmecken, fühlen und hören.) und nicht einmal recht sehen, sondern nur halb. Ihr könnt am sogenannten Himmel nicht einmal während des Tages, welches doch allein die Zeit für die Geschäfte des Menschen und der Sinne seyn soll, nicht einmal auf dem natürlichen Wege, und mit blofsen Augen das sehen, was ihr gewöhnlich zu sehen glaubt; ihr müfst wider die Ordnung der Natur, in der Nacht nach ewig für uns unbekannten Erwassen und leeren Dingesgestalten hingucken, müfst es mit künstlichen Werkzeugen verrichten, und seyd doch nicht im Stande, *Erkenntnifs*, Wissen und Erfahrung euch da zu *verschaffen*, wohin ihr etwa jene leuchtenden *Puncte*, die schönen Sternlein des gemeinen Mannes, die flimmernden Dinger, die aus der Luft gucken wie feurige Augen aus der Nacht — setzen mögt." Wir haben schon zu viel Raum mit der Anzeige eines Buchs wie dieses, verschwendet, und setzen nur noch die Ueberschrift des letzten Abschnitts her. Sie lautet so: Es giebt nur analytische Urtheile und aller Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen ist nichtig und unstatthaft.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Herausg. u. BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Collection des ecrits d'Emmanuel Sieyes.* Edition revue et augmentée par l'auteur. Premier volume. Editeur *Charles Fréderic Cramer*, imprimeur-libraire allemand, ohne Jahrzahl. XIV. u. 536 S. gr. 8.

Diese Sammlung von *Sieyes* sämmtlichen Schriften ist, obgleich der Vf. den Titel, auf welchem die Worte stehen: *„edition à l'usage de l'Allemagne"* hat cassiren und umdrucken lassen, doch nach der Sprache und dem Inhalte der Vorrede für uns Deutsche bestimmt. Die von Hn. *Cramer* angefangene Uebersetzung dieser Schriften, wird hingegen nicht fortgesetzt werden; da solche, wie er sagt, „durch diese Herausgabe des Originals, welches bisher den Deutschen mangelte, überflüssig geworden ist."

Wer

Wer Hn. C. und seine Manier kennt, wird sich über den Posaunenton, mit welchem er diese Sammlung ankündigt, nicht wundern. „Keine Nation in „Europa," so fängt er seine Vorrede an, „hat nach „langem, geduldigen Tragen des Jochs, für die Gleichheit, die Freyheit der menschlichen Gesellschaft, so „viel gethan, als die grosse, aufgeklärte, deren Nachahmerin eben dieses Europa bisher war, — das „Volk unserer Brüder, der, jetzt nicht mehr .. Franzosen, sondern im bedeutendsten Sinne des Worts „.. Franken! Die Griechen, Römer, Schweizer, Holländer, Engländer brachen die Bahn. Aber sie blieben auf halbem Wege stehen. Nicht also Amerika „und .. Frankreich!" Nachdem er den französischen Philosophen und Dichtern, „welche zuerst den alten „Colofs der usurpirenden — Gewalt jetzt durch die „Keulenschläge der gesunden Vernunft zertrümmerten, dann die Stymphaliden des herrschenden Vorurtheils — in ihren unreinsten Sümpfen erlegten," gehuldigt hat, sagt er von Rousseau: „seine Vorstellungen gemodelt nach der *seynsollenden* Verfassung „einer kleinen, Republik — *seynsollenden* Stadt, mehr „mit dem Grundsatze des Patriotisms als des Kosmo„politisms erfüllt, verkannte er die grosse Eine, Un„zertheilbare! deren Bestand von gehörig eingerich„teter Repräsentation abhängig ist. Gegen diese war „er — eingenommen sogar, und daher reihherum, „gewissermaßen Monarchist, Aristokrat, Demokrat; „statt ein Republikaner zu seyn. Endlich haben wir „Sieyes auftreten, im Gefolg anderer Edlen, die „Menschen zur Gleichheit zurückrufen, und den Begriff: repräsentatives System festsetzen gesehn. So „lernten wir endlich: was — Freyheit sey." — Er wendet sich dann an seine deutschen Landesleute, erinnert sie, dass er schon längst „Sieyes Vertheidiger und Dolmetscher gewesen sey. Und auch das," fährt er fort, „ist mir der Freuden kleinste nicht, „dass — es dem Bürger gelang, für Euch, Herausgeber der Gedanken des Bürgers, in einer Sammlung zu seyn, die selbst sein Vaterland nicht besitzt." — „Diese Sammlung wird alle — Schriften „Sieyes, *vor*, *während* und *nach* der Revolution, in „seiner eignen Sprache, enthalten. Dieser erste „Theil giebt die *vor* der Revolution."

Es sind vier Abhandlungen: I. *Vues sur les moyens d'execution dont les Représentans de la France pourront disposer* en 1789. II. *Essai sur les Privilèges.* III. *Qu'est-ce que le Tiers-Etat?* IV. *Délibérations à prendre dans les Assemblées des Bailliages.* Sie sind den Lesern dieser Zeitung bereits aus Nr. 371. des Jahrgangs 1790 bekannt, wo sie sämmtlich von einem andern Rec. angezeigt und mit kurzer Angabe des Inhalts beurtheilt worden sind. Obgleich das, was der Vf. gegen den Adel und zu Gunsten des dritten Standes sagt, seitdem durch hundert Federn deutscher Schriftsteller verbreitet worden ist; so möchte doch die zweyte und dritte Abhandlung, gerade diejenigen, welche in jener Beurtheilung am meisten getadelt werden, für die grösere Zahl deutscher Leser das meiste Interesse haben; da die erste und vierte, weil sie mehr unmittelbaren Bezug auf die damalige individuelle Lage Frankreichs hatten, vieles von dem ihrigen verloren haben; so angenehm es auf der andern Seite ist, den Erfolg mit den gespannten Erwartungen eines Mannes, den ganz Europa für einen denkenden Kopf hält, vergleichen zu können. In der ersten Abhandlung spricht der Vf. S. 117 u. f. mit vielem Eifer gegen die *Alten*, die nur Mässigung zu predigen verstehen; und die, wenn sie auch nicht unempfindlich gegen die vorhandenen Uebel, doch der — eine neue Ordnung der Dinge herbeyführenden Reform abgeneigt sind. „*Helas! depuis tant de siecles, nous sommes moderés et toujours malheureux!*" Ist die Nation in diesen zehn Jahren, in denen man der Stimme der Mässigung so wenig Gehör gab, dass es immer als ein Vorwurf, oft für ein Verbrechen galt, ein *Gemässigter* zu seyn, glücklicher geworden? Sollte überhaupt wohl viel Gutes von Reformen zu erwarten seyn, gegen welche sich der Theil der Nation, der am meisten Besonnenheit und Erfahrung hat, einstimmig erklärt? Treffend scheint Rec. die Bemerkung der zweyten Abhandlung: es sey dem Adelsgeiste nicht darum zu thun, dass der Edelmann von seinen Mitbürgern geachtet, sondern dass er von ihnen abgesondert sey. „*Vous demandez moins à être distingué par vos concitoyens, que vous ne cherchez à être distingué de ... tous ces gens là!* Als Beleg ist dieser zweyten Abhandlung ein Auszug des *Procès-verbal de la noblesse, aux Etats de 1614* beygefügt. Mr. *de Senecey* beschwert sich hier im Namen des ganzen französischen Adels mit einer Anmaſsung, die freylich zu unsern Zeiten sehr auffallen muss, bey dem Könige, dass bey der Versammlung der Stände der dritte Stand es gewagt habe, sich für einen nachgebornen Bruder derselben Familie zu erklären. „*Ils disent l'ordre ecclésiastique être l'aîné, le nôtre le puîné, et eux les cadets.*"

Da diese vier Abhandlungen zu verschiedenen Zeiten geschrieben sind, und keine Verbindung unter einander haben, als die der Grundsätze; so ist es natürlich, dass man in denselben manche Wiederholungen findet. Der Vortrag ist so deutlich, als es die Materien, die der Vf. abhandelt, erlauben, und der Ton anständig; nur dann, wenn von Adelsvorzügen und der ministeriellen Gewalt die Rede ist, wird er zuweilen heftig und bitter.

KINDERSCHRIFTEN.

BRANDENBURG, b. Leich: *Materialien für den Schulunterricht, zur Erweckung des Nachdenkens und zur Uebung des jugendlichen Verstandes.* Ein Lehrbuch für Land- und Bürgerschulen. Aus dem Tagebuche eines Schullehrers. 1799. XII. u. 271 S. 8.

Zur Abwechselung mit Rochow's Kinderfreund in *Landschulen*, sind diese Materialien nicht unbrauchbar. Aber der Beysatz: für Bürgerschulen konnte wegbleiben, weil für diese Thieme's sächs. Kinderfr. dem Bedürfnisse weit besser abhilft. Belehrungen über

über den Menschen und über die wichtigsten Naturgegenstände, nach Thieme, in kurzen Abschnitten, machen den Inhalt dieser Materialien aus. Den philosophischen Begriffen des Vfs. fehlt es hie und da an Bestimmtheit und Klarheit, wie seine Erklärung der Wörter: Verstand und Vernunft S. 30. und seine Behauptung S. 26. „Im Körper, und zwar im *Haupte* (?) ist Etwas, das in mir denkt, vergleicht, unterscheidet, will, verabscheuet, hofft, *rechnet*, urtheilt, empfindet, schliesst etc." hinlänglich beweiset. Seele, Geist, sind, wie Tugend, Sittlichkeit u. a., „blose Vernunftbegriffe, denen kein wirklicher, im Raum und in der Zeit existirender Gegenstand völlig entspricht, sondern für die man nur darum diese Namen erfunden hat, um wenigstens in dem *Worte* ein sinnliches Zeichen zum Festhalten dieser abstracten Ideen zu haben. Die Behauptung: die Seele *sitzt*, (*liegt*, *lauft*, *steht* oder *ist*) im Haupte, ist daher eben so ungereimt, als wenn man sie durch den ganzen Körper vertheilt. Auch im Jugendunterrichte sollte man nicht anders sprechen, als: ich kann empfinden, denken — wollen; um dies Alles zusammen auszudrücken, redet man von einer Seele, einem Geiste, Gemüthe etc. Und wie unordentlich sind in der angeführten Stelle die Aeusserungen der Gemüthsvermögen durcheinander geworfen! Ein solches Chaos in Kinderschriften ist doppelt tadelnswerth. Unter der Vorrede unterschreibt sich Hr. *Thümmel*, Schullehrer zu Golzow, als Vf.

* * *

Leipzig, in der Müllerschen Buchh.: *Schröter's Briefsteller für das gemeine Leben*, nebst einer Anweisung zur Schönschreibekunst, mit drey und dreyssig in Kupfer gestochenen Vorschriften. 10te verbess. Ausgabe. 1799. 704 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 97.)

Berlin, b. Wever: *Oekonomische Magie*, oder auserlesene Kunststücke für Frauenzimmer, zum Nutzen und Vergnügen in der Hauswirthschaft, von *J. G. S.* 3ter Bd. 1799. 184 S. 8. (12 gr.)

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres*, von *M. V. G. Bauer*. 2ter Th. 1799. 540 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 37.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Botanik: *Madrit: Casim. Gomezii Ortegae Novarum aut rariorum stirpium horti regii botanici Matritensis Descriptionum Decades.* 1797. 51 S. 6 Kupf. 4. Nachdem Hr. *O.* lange Zeit nichts botanisches geliefert, und die Beschreibungen der unbekannten Pflanzen im Madriter Garten andern, z. B. Hn. *Cavanilles*, überlassen hatte, tritt er hier wiederum auf. Er entschuldigt sich zwar in der Vorrede damit, dass er durch eine Beschreibung solcher Pflanzen den Reisenden, von denen die Saamen überschickt wurden, nicht habe zuvor kommen wollen; allein in diesen Decaden beschreibt er doch ebenfalls Pflanzen, deren Saamen von dem Doctor *Sessé*, welcher sich jetzt in Mexico, auf Kosten des Königs der Naturkunde wegen befindet, herrühren. Wenn man dem Gerüchte in Madrit trauen darf; so hat er durch diese Schrift nur dem Vorwurfe, als ob er nichts leiste, ausweichen wollen; auch soll sein Verwandter, *Ruiz*, den grössten Antheil daran haben. Es mag nun seyn, wie es will; so muss man diesen Beytrag zum System mit Dank annehmen. Die Beschreibungen sind nach dem Linneischen Mustern gut gemacht; nur sollte es nicht *reliqua ut in charactere generico Linneano*, heissen, da die Linneischen Charaktere immer nur nach einer Art gemacht sind, und also in manchen kleinen Umständen abweichen müssen. Es verkürzt dieses auch die Arbeit nicht; die Vergleichung mit den Linneischen *charact. gener.* ist für den, der die Pflanzen aufsucht, so wie für den, welcher sie beschreibt, mühsamer, und dieses macht jenen Ausdruck dem Rec. verdächtig." Die hier beschriebenen Pflanzen sind: *Justicia parviflora*, aus Mexico; *Verbena grandiflora*, von Cuba; *Salvia virgata* (es ist schon eine andere dieses Namens da,) *amplissima*, beide aus dem an Salveyarten äusserst reichen Mexico; *Cohuxhymenia glabrifolia*, aus Peru und Neu-Spanien. Ein neues *genus*, worin der Vf. die *Mirabilis viscosa Cavan.* vereinigt, welches aber doch der *Mirabilis* sehr nahe kommt. *Lithospermum distichum*, *Ipomoea verrucosa*, *heterophylla*, *Datura ceratocaula*, von Cuba. *Solanum cymosum*, *Agave scabra*, aus Mexico. *Gaura hexandra*, von Cuba. *Larrea glauca*, aus Lima; ein eignes *genus*, dessen Kennzeichen ebenfalls nicht hinreichen, es von *Parkinsonia* zu unterscheiden. *Cuphea procumbens*, *Sesuvium revolutifolium*, *Stachys coccinea*, von Cuba. *Maurandya (Usteria Cavan.) semperflorens*, aus Mexico. *Crotalaria pumila*, von Cuba. *Phaseolus angulosus*, aus Neu-Spanien, *gibbosifolius*, von Cuba. *Robinia pendula*, aus Peru. *Aeschynomene miniata*, aus Neu-Spanien; *obovatifolia*, von Cuba. *Trifolium involucratum*, *Eupatorium canescens*, von Cuba; *lucidum*, aus Neu-Spanien. *Ageratum viscosum*, aus Mexico; *punctatum*, *pedatum*, von Cuba. *Pajeolia glauca*, aus Chili, und *Lorentia atropurpurea*, aus Mexico. Zwey neue, gehörig unterschiedene *genera*. *Tagetes lunulata*, aus Mexico. *Pectis multifida*, aus Peru. *Anthemis globosa*, aus Mexico. *Villanova* (ein neues *genus*) *bipinnatifida*, aus Cuba, Mexico. Rec. ist noch nicht im Stande, sie von *Parthenium Hysterophorus* zu unterscheiden. *Viola lineata*, von Cuba, *verticillata*, aus Neu-Spanien. *Croton ciliato-globuliferum*, aus Cuba.

Von eben dem Vf. ist der:

Elenchus plantarum horti regii Matritensis. 1796. 8. (ein blosses Namenverzeichniss.) Der Madriter Garten enthält, wegen der Saamen, die von Zeit zu Zeit aus den Colonien geschickt werden, grosse Schätze; aber sonst ist er arm, und die Hälfte der hier angezeigten Pflanzen, möchte man wohl mit dem Rec. vergeblich suchen. Hr. *O.*, der erste Professor, kannte, als Rec. dort war, die gemeinsten spanischen Pflanzen nicht. Hr. *Barnades*, der zweyte Professor, etwas mehr, doch nicht gar viel und nicht gar sicher. Hr. Abbé *Pourret*, damals Ortega's Hausgenosse, war sein Orakel; aber man weiss, dass dieser bey vielen botanischen Kenntnissen, viel mehr behauptet, als sich behaupten lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. August 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg u. Kiel, b. Bohn: *Ueber die zweckmäſsigsten Brandanſtalten in groſsen Städten.* Eine Abhandlung, welcher die königl. Gef. d. Wiff. zu Kopenhagen den 3. März 1797 den erften Preis zuerkannte. Von *Friedr. Valentiner*, Prof. zu Kiel. 1797. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Im erften Theile: was zur Verhütung der Feuersgefahr zu leiften fey durch gehörigen Zuftand der Gebäude, nach allen ihren in diefer Hinficht wichtigen Theilen, auch wie breit die Strafsen feyn, und wie die leeren Plätze in der Stadt vertheilt werden müffen, mit Bedenklichkeiten gegen manche gewöhnliche Regel und mit vieler Bezweifelung, ob die Brandmauern wirklich einen fo grofsen und entfchiedenen Nutzen gewähren, dafs man fie, befonders wo dadurch die Baukoften fehr vermehrt werden, als gefetzmäfsig fodern folle! Ueberhaupt ift fehr zu loben, dafs der Vf. keine Vorfichtsregel zum Gefetz erhoben wiffen will, die nicht fo einleuchtend nützlich und allgemein ausführbar ift, dafs man *keine*, allemal fo *fchädliche Ausnahme*, irgendwo zuzugeftehen braucht. Im zweyten Theile handelt er zuförderft von den Mitteln, wodurch jene Gefetze in wirkliche Ausübung zu bringen find; insbefondere auch von den Befichtigungscommiffionen, und wie man fie einzurichten habe, dafs mehr als jetzt gewöhnliche Genauigkeit und Zuverläfsigkeit bey ihnen erhalten werde. Dann folgen Rechnungen und andere Erörterungen über die nöthigen Wafferbehältniffe, über die erfoderliche Menge und Güte der Löfchinftrumente, über die Organifation des Brandwegs nebft einigen guten Regeln, wie die Feuerlöfchung zu dirigiren fey u. dgl. — Ein gutes Vorurtheil für das Ganze kann unter andern auch die Verficherung des Vfs. erregen, dafs er vorzüglich aus der *Hamburger* Brandanftalt dasjenige benutzt habe, was ihm im *allgemeinen für alle Städte* anwendbar fchien. — — Für *alle grofse* Städte follte es indeffen ebenfalls auch hier, wie auf dem Titel, heifsen. Sonft dürften gegen manche hiefige Vorfchläge wichtige Bedenklichkeiten ftatt finden. Selbft die *Entfcheidung* gegen das Niederreifsen in der Nähe des Brandes, und die hier ganz unbedingt gegebene Regel, das Feuer nur an feinen Grenzen anzugreifen, dürfte dann mehrern Gegenerinnerungen ausgefetzt feyn. — Bey Thürmen, Kirchen und ähnlichen Gebäuden, follen die ihnen zugehörigen Zimmer- und Mauermeifter fammt ihren Leuten während eines Gewitters bereit ftehen! Alfo auf das Einfchlagen warten? Und diefer Blitzableiter ungeachtet, welche von dem Vf., wie gegenwärtig von jedem vernünftigen Manne, fehr empfohlen werden. — Der Vf. zeigt mathematifche Einfichten. Aber auffallend ift hiebey, dafs er dem Saugfchlauche eine verticale Höhe bis auf 31 Schuh zugefteht. Mit welcher kümmerlichen Gefchwindigkeit würde dabey das Waffer wirklich fteigen! Auch vermuthen wir Uebereilung in der Verficherung, dafs faugende Schläuche 550 Schuh lang mit gutem Erfolge wirklich gebraucht würden. Wenigftens müfste dabey die Höhe, durch welche das Waffer gehoben wird, nicht beträchtlich feyn: und überdies fcheint es unfchicklich, für folche Länge gerade faugende Schläuche anzulegen; weil diefe allemal fehr koftbar find, und dabey entweder äufserft unbehülflich oder nicht gehörig dauerhaft und zuverläfsig ausfallen: da hingegen die Zubringung auf folche und gröfsere Weiten viel bequemer, wohlfeiler und ficherer erhalten wird, wenn man durch gewöhnliche *fchlaffe* Schläuche das Waffer vermittelft eines Druckwerks forttreiben läfst.

Hamburg, b. Hoffmann: *Von den zweckmäſsigen Brand-, Löfch- und Rettungs-Anſtalten, fowohl in kleinern als gröſsern Städten, mit Rückficht auf das Land.* Eine von der königl. Dän. Soc. d. Wiff. zu Kopenhagen gekrönte Preisfchrift von *Ernſt Aug. Chriſt. Straſser*, herzogl. Sächf. Hildburghaufifchen geh. Regierungs- u. Confiftorialrath. 18 B. gr. 8. (22 gr.)

Diefe Schrift erhielt den zweyten Preis. Ihre fechs Abfchnitte handeln: von den nöthigen Vorfichtsregeln zur Verhütung eines Brandes; von der Feuerrüftung; von den allgemeinen Vorkehrungen, die bey Entftehung eines Brandes nicht zu den wirklichen Löfchanftalten gehören; von den Löfchanftalten, fowohl zu fchleuniger Löfchung des Feuers und Rettung der Häufer, als auch zur Rettung und fichern Aufbewahrung der Mobilien; von den nöthigen Vorkehrungen nach gelöfchtem Brand; vom Brand, der in Waldungen entfteht. Ihre mehrern Unterabtheilungen ebenfalls hergefetzt, würden fogleich die Erwartung erregen, dafs diefe Schrift ein wohlgeordnetes und hinreichend ausgeführtes Syftem von Brandanftalten daftelle, durch deffen Verfolgung die ziemlich fchwierige Arbeit, für einzelne Orte gute Feuerordnungen zu entwerfen, um ein beträchtliches erleichtert werde. Rec. hat auch feine vorläufige gute Erwartung im Ganzen genommen fehr befrie-

befriedigt, und das Urtheil des Vfs. einleuchtend und belehrend gefunden. Hie und da ist er freylich etwas anderer Meynung geblieben. So ist er sehr überzeugt, dafs die hänfenen Schläuche den ledernen weit vorzuziehen sind. Nur müssen sie gut gewirkt seyn, und *nicht eingeschmiert* werden. *Hesse*, der das Einschmieren erfand, hatte es wohl noch mit den ersten, ziemlich schlechten Proben dieser Hanfarbeit zu thun. (Was versteht der Vf. unter *Spaarflecken?* Adelung und Jacobson haben das Wort nicht!) Hr. *S.* widerräth den Gebrauch der Salzwasser und der Akenschen Löschungsmittel; weil die Spritzen davon verdorben würden. Rec. ist immer der Meynung gewesen und geblieben, dafs nur kleine Spritzen dazu anzuwenden seyn; und diese können ja im Nothfall sogar ausgekocht werden. Gesetzt indessen, dafs man wirklich nach jedem Gebrauche einige Theile der Spritze müfste neu verfertigen lassen: sollte diese Ausgabe des Nennens werth seyn, wenn man ihr Löschung zu verdanken hätte! — Von Hn. *Röser* in Hildburghausen wird gerühmt, dafs er die Kunst des Spritzenmachens weit höher, als es bisher gehört sey, getrieben habe; indem er Spritzen verfertige, deren Strahl 126 Schuh hoch geht, und deren Kasten 36 Kubikschuh Wasser halt. Schon *Hesse* erinnert mit Recht, dafs auf Gröfse des Kastens nicht viel ankomme. Die angeführte Höhe des Strahls verdient Lob. Uebrigens fehlt es auch unter den ältern Spritzen nicht an solchen, die darin noch mehr leisten, und gleichwohl ziemlich fehlerhaft gebaut sind. Ob die gewöhnlichen Fehler von Hn. *R.* sämmtlich vermieden seyn, ist aus der hiesigen Beschreibung nicht gut abzunehmen. Das Gegentheil möchte man aus dem Umstande vermuthen, dafs in den Beschreibungen nicht das Wesentliche getroffen wird, was den Sachverständigen befriedigen könnte. Gegen die Spritzen, welche nur *einen* (übrigens ungepfropften) Stiefel und *keinen* Windkessel haben, findet der bekannte Tadel Statt, dafs sie nur wenig Wasser dahin bringen, wo es wirken soll, und dafs sie die Flamme nicht stetig genug bekämpfen. Von der einen Spritze dieser Art (S. 36.) wird behauptet, dafs sie auf einen Druck 1 Kubikschuh Wasser auswerfe. Der Stiefel hält freylich $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser: indessen giebt das nur $\frac{1}{12}$ Quadratschuh für die Weite des Stiefels. Hoch ist er 22 Zoll angegeben; aber davon geht viel ab, für Kolben, Ventil etc.; und überhaupt hat es Schwierigkeit, mehr als 10 Zoll Wasserschub zu gewinnen. Sollte es etwa $\frac{1}{4}$ Kubikschuh heifsen? — Im Ganzen ist zu vermuthen, dafs Hr. R. für einzelne Theile der Spritzen gute Einfälle gehabt, und sie geschickt ausgeführt hat. Merkwürdig war Rec. die Nachricht, dafs er die Stiefel aus geschlagenem Messing $\frac{1}{4}$ Zoll dick verfertigt; und dafs er seine Spritze Nr. 3. S. 35. für den wohlfeilen Preis von 25 Rthlr. liefern kann. Umständliche Nachrichten, wie er jenes Messing für hiesigen Behuf behandele, und von den einzelnen Theilen jener Spritze im einzelnen die Kosten zu erfahren, würde gewifs Dank verdienen. Hier sogenannte *oberschlachtige* Spritzen hatte schon der geh. R. v. Segner vorgeschlagen (Lambert's Briefwechsel IV. S.). Rec. hat sie schon lange im Auge gehabt, und würde sich freuen, umständlich zu erfahren, was darin wirklich versucht und gelungen sey! Gehörige Kenntnifs der wahren Mechanik, welche zur gründlichen Behandlung und Beurtheilung des Spritzenbaues eigentlich erfodert wird, ist man schon gewohnt, selbst bey manchem Mathematiker von Profession eben nicht vorzufinden. Hr. Röser besitzt sie gewifs nicht: aber dessen ungeachtet kann er sich versprechen, dafs eine deutliche und aufrichtige Beschreibung seiner Bemühungen bey billigen Beurtheilern ihm Lob erwerben wird.

LEIPZIG, b. Schäfer: *Sammlung verschiedener vorzüglicher allgemein anwendbarer Feuerordnungen und bewährter Feueranstalten*, zum allgemeinen Nutzen jeder Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande, wie auch jedem Oekonomen, Cameralisten und Beamten. Herausgegeben von Dr. *C. F. Reufs*, Prof. d. Medic. in Tübingen. 1798. 15 Bog. 8. (20 gr.)

Enthält zehn Feuerverordnungen: die fürstl. bischöfl. Bruchsaler von 1730; die gräfl. Mansfeldische von 1755; für die Stadt Helmstadt von 1757; für die Reichsst. Schwäbischgemünd von 1757; Hessendarmstädtische von 1767; Nürnbergische neue von 1770; die Stendalische von 1784; der Reichstadt Ulm neuere von 1786 und ältere von 1731. — Die Helmstädtische wird als Muster einer guten Feuerordnung empfohlen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ST. PÖLTEN, b. Laitre: *Erklärung der sonntägigen Evangelien in historisch-sokratischen Gesprächen für die Schulkatecheten.* Herausgegeben von *Basilius Wagner*, Priester aus dem Stifte Melk, dermaligen Kooperator und Katecheten in der Pfarre daselbst, dem Verfasser der Kirchen- und Schulkatechesen nach sokratischer Lehrart. I. B. 319 S. II. B. 336 S. III. B. 327 S. IV. B. 330 S. 1795. 8. (2 Rthlr. 9 gr.)

In den drey ersten Bänden dieses in mancher Rücksicht wohlgerathenen Werks ist die Erklärung der sonntägigen, in dem vierten Bande aber die der festtägigen Evangelien enthalten. Der Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet hat, ist folgender: zuerst durchgeht er mit der Jugend den ganzen Abschnitt des Evangeliums, der gewöhnlich an Sonn- und Festtagen vorgelesen wird, und macht vor allen auf die darin vorkommenden Ausdrücke aufmerksam. Dann sucht er die vorzüglichsten, in dem Texte liegenden Wahrheiten selbst auseinander zu setzen, den richtigen Sinn zu bestimmen, und die vorkommenden Schwierigkeiten aufzulösen, ohne dafs jedoch die Kinder in unnütze Spitzfindigkeiten hineingeführt werden. In dieser Absicht erläutert der Vf.

.. manches sehr glücklich aus der Naturgeschichte, .s den Gebräuchen und Sitten der Orientalen, und orzüglich der Juden. Zuletzt lafst der Vf. die Kin-r den ganzen Inhalt des evangelischen Abschnitts isammenfassen, und die Glaubens- und Sittenleh-n, die darin liegen mögen, einzeln bestimmen. ie Kinder müssen zeigen, in welchen Worten des vangeliums die Glaubens- und Sittenlehre liegt, id wie sie daraus folgt. Es werden jedoch immer lche Kinder vorausgesetzt, welche in der christli-ien Religion schon wohl unterrichtet, und mit dem eben und der Lehre Jesu schon ziemlich bekannt nd. Nach dieser Voraussetzung sind daher die Fra-en und Antworten eingerichtet. Jeder Katechet iufs, wie der Vf. selbst bemerkt, selbst wissen, wie eit er in dem Religionsunterrichte mit seinen Kin-ern gekommen ist, und kann bey dem Gebrauche iefes Buchs manche Fragen noch weiter auseinan-er setzen. Die Absicht des Vfs., den Kin-ern die evangelischen Perikopen auf eine fassliche, ngenehme und lehrreiche Art zu erklären, ist sehr u billigen; so wie auch die Ausführung davon, ach Rec. Urtheile, gröfstentheils gut gelungen ist.)ie Schreibart und die Entwickelung der Begriffe ist er Fassungskraft der Kinder ganz angemessen. Nebst .en vorzüglichsten Glaubenssätzen werden sehr oft echt nützliche Sittenlehren aus dem Texte gezogen. Die exegetischen Erläuterungen sind gröfstentheils ichtig, wenn nicht das Urtheil des Vfs. durch einen übertriebenen Eifer für Orthodoxie verstimmt wird, velches vorzüglich zur Handhabung gewisser Lieb-ingsgrundsätze der Katholiken nicht selten geschieht.

Im ersten Bande wird der evangelische Abschnitt uf den ersten Adventssonntag Luc. XXI, 25—35. ganz von dem Ende der Welt erklärt, obschon die orzüglichsten Exegeten diese Stelle weit natürlicher on der Zerstörung Jerusalems erklären. Der Vf. ätte wenigstens diese Erklärungsart nicht ganz mit itillschweigen übergehen sollen, damit die Kinder, venn sie in Predigten, oder bey andern Gelegenhei-en die Stelle anders erklären hören, keinen Anstofs inden. Der Vf. sagt I. B. S. 56 u. 316., dafs dasje-iige, was die Priester in den Predigten und in dem ibrigen Religionsunterrichte lehren, eben so anzuse-jen wäre, als wenn es Gott selbst sagte. Wie sehr etzt man durch dergleichen übertriebene und unbe-timmte Behauptungen den religiösen Glauben der ugend auf das Spiel, da von der Geistlichkeit nur ar zu oft handgreifliche Thorheiten ausgekramt wor-en, die niemand bey gesundem Verstandesgebrauch ür Gottes Wort ansehen kann. Die Lehre von der 'flicht, die geweihte Hostie anzubeten, ist sehr oft us Bibelstellen hergeleitet, wo man sie im Traume icht suchen sollte, z. B. I. B. S. 74. 175. II. B. S. 76. II. B. S. 231. — S. 137. I. B. wird behauptet, die itelle Joh. II, 4. sey so zu verstehen, dafs hier Jesus ls Gott, nicht aber als Mensch rede, wenn er seine Mutter *Weib* nenne. Denn da er als Gott keine Mut-er gehabt hätte; so käme ihr in dieser Rücksicht auch der Name *Mutter* nicht zu. Wie unnatürlich! *Weib* war bey den Hebräern ein Ausdruck von Ach-tung. S. 224. I. B. wird der LXXVIII. Psalm dem Da-*vid* zugeschrieben, da doch der Titel sagt, dafs es ein Lehrgedicht *Assaph's* sey. *David* soll hier V. 2. in der Person des Messias geredet haben. Ein unbe-fangener Leser wird auch nicht eine Spur vom Mes-sias in diesem Liede finden. Der Evangelist Matthäus führt diese Stelle nicht an als eine Weissagung von Christo, sondern hat blofs zur Absicht, die in Gleich-nisse und aus dem gemeinen Leben hergenommene Bilder eingekleidete Lehrart Jesu zu vertheidigen, indem er dadurch zeigen will, dafs ja schon die al-ten Propheten sich einer solchen Lehrart bedient hätten. S. 88. wird die Stelle: *Bereitet den Weg des Herrn*, auf die Ohrenbeichte gedeutet. S. 148. wird aus dem Grunde, dafs Jesus zu Kana auf einen ge-gebenen Wink seiner Mutter das Wasser in Wein ver-wandelt hat, die Nothwendigkeit für die Christen hergeleitet, in ihren Nöthen ihre Zuflucht zur An-rufung Mariens zu nehmen. „Wir *sollen*, heifst es, „wenn wir in Nöthen sind, die Mutter Jesu um ihre „Fürbitte anrufen." Das ist hyperorthodox; denn die katholische Kirche hat in ihren dogmatischen Ent-scheidungen aus der Anrufung Mariens keine Pflicht gemacht, sondern sie nur als nützlich erklärt. Da-her behaupten auch aufgeklärte Katholiken, dafs man gut katholisch seyn könne, wenn man auch in sei-nem ganzen Leben nie Maria, oder andere Heilige anrufe, sondern immer seine Zuflucht unmittelbar zu Gott nimmt, wenn man nur die Nützlichkeit einer bescheidenen Anrufung der Heiligen um ihre Fürbitte nicht bestreitet. S. 291. wird die Versuchungsge-schichte Jesu in der Wüste so erklärt, dafs der schäd-lichste Aberglaube in Betreff der Gewalt des Satans über Menschen daraus entstehen mufs, wenn man diese Erlärung gelten läfst. Denn der Teufel kann entweder eine menschliche Gestalt annehmen, und den Menschen sichtbar zum Bösen reizen, oder ihm unsichtbar böse Gedanken eingeben, wie IV. B. S. 179. behauptet wird. Auch über diese Vorstellungen sind aufgeklärte Katholiken schon lange weg; es giebt so-gar einige unter ihnen, welche alles das, was in den Schriften des neuen Testaments von der Gewalt des Teufels über Menschen vorkommt, als Accomo-dation Jesu und seiner Apostel zu den Volksbegriffen erklären. Der Vf. selbst ist II. B. S. 15. auf einem ähn-lichen Wege, wenn er sagt: „Die Juden glaubten, „die bösen Geister hielten sich in Wüsteneyen auf, „und würden aus den Leibern der Menschen dahin „verbannt; und *nach dieser Meynung richtete sich der* „*Herr Jesus in seiner Rede.*" Am unverzeihlichsten ist endlich das sichtbare Bestreben des Vfs., schon in die jugendlichen Herzen den Saamen der Verfolgungs-sucht und des Sectengeistes zu streuen, indem er behauptet, dafs ausser der wahren Kirche, welche die katholische ist, weder Vergebung der Sünden noch Seligkeit möglich sey. Man sehe I. B. S. 106. 181. 227. II. B. S. 111—113. 247. IV. B. S. 145. 153. 201. 213. —

Leipzig, in d. Müllerschen Buchh.: *C. E. Schröter's Briefsteller.* Zweyter Band, das Rechenbuch enthaltend. Neunte Ausgabe. 1799. 369 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 24.)

Offenbach, b. Brede: *Neuer Versuch einer deutschen Sprachlehre, nach den bewährtesten Gründen für Stadt und Landschulen und ihre Lehrer,* von M. *J. P. Snell.* Neue Ausgabe, durchsehen und verbessert von *J. V. Meidinger.* 1799. 150 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 43.)

Leipzig, b. Gräff: *Heinrich Vogel's Beschreibung seiner dreyssigjährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen Seereisen, nebst der Geschichte seines Lebens.* Zweyter Th. 1797. 381 S. Dritter Th. 330 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 57.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg,* b. Bohn: *Ueber (I) Rettung des beweglichen Eigenthums bey entstehenden Feuersbrunsten,* und *uber (II) Verhutung von Feuersgefahr in Fabriken.* Zwey Abhandlungen von *Joh. Arnold Gunther,* Senator der Reichsstadt Hamburg. Aus dem vierten Bande der Verhandl. der Hamb. Gesellsch. zur Beförder. der Künste und nützl. Gewerbe besonders abgedruckt. 1797. 4 B. 8. — Die erste Abhandlung ist ein wohlgeordneter und gehörig motivirter Entwurf zu einer Rettungsanstalt, nach Vorschlagen, welche in der genannten Gesellschaft vorgebracht, und in Hinsicht auf das dortige Locale für die zweckmäfsigsten und anwendbarsten anerkannt wurden. Dafs die *Rettungsmänner vom Staate angeordnet und besoldet werden,* mag allerdings, auch für *andere grofse* Stadte, rathsamer seyn, als das Zusammentreten einer freywilligen Gesellschaft aus verschiedenen Ständen und beiden Geschlechtern, nach der bekannten Preisschrift des Hn. Past. Möller. Nur scheint, für kleinere Städte, wenigstens dem Rec. das beste, eine *Zunft* von gehöriger Stärke dazu anzustellen, und zwar nur die angesessenen Mitglieder derselben. Das Einschleichen fremder Personen findet dann schwerlich Statt, da sich jene Mitglieder sämmtlich sehr genau persönlich kennen: und von ihnen selbst ist irgend eine Veruntreuung gar nicht zu fürchten; welches ja eine bekannte treffliche Wirkung von der Zunftordnung, und auch von dem gegenwärtig sehr erhöhten Selbstgefühle eines Bürgers ausmacht. Wohl führt das feine Ehrgefühl der Zünfte allemal dahin, dafs keiner von ihnen gerade das Rettungsgeschäft der Mobilien gern übernehmen will: weil krankender Verdacht dabey so leicht entstehen könne. Indessen kann ja diese Aengstlichkeit durch gelegentliche, öffentliche Versicherung eines völligen Zutrauens zu der ganzen Gesellschaft, trefflich modificirt werden. Es bleibt gewifs ein wichtiger Umstand, dafs unter einer solchen Zunftgenossenschaft weit mehr persönliche Kenntnifs und anderweitiger Gesellschaftsverband vorhanden ist, als unter andern Rettungsmannern, welche lediglich für dieses Geschäft zusammen geordnet werden. — Die zweyte Abhandlung enthält die Resultate von ähnlich entstandenen Vorschlägen, um Feuersgefahr zu verhüten, besonders in Fabriken (und am vollständigsten für Tobaksfabrication und Zuckersiederey). Ganz schicklich wird dabey auf mehrere Selbstentzündungen aufmerksam gemacht, und im Anhange ein Schreiben über die unlängst verbesserte Sicherstellung der Hamburgischen (kaufmännischen) Pulvermagazine mitgetheilt. — Die Redaction hat man von I. dem Herausgeber, und von II. dem Hn, Prof. Brodhagen zu verdanken. Es ist sehr angenehm, aus mehrern Eigenschaften dieser Schrift und ihren Aeufserungen es zu sehen, dafs jene wichtigen Angelegenheiten dort von den gehörigen Männern behandelt werden.

Dortmund, b. Blothe u. Comp.: *Beyträge zu Feuer-Assecuranz-Gesellschaften und Feuer-Loschungs-Anstalten,* von *Moller,* Commissionsrath u. Bürgermeister in Hamm. 1798. 4½ Bog. 8. (5 gr.) — In der Abhandlung über Feuerassecuranzgesellschaften wird hauptsächlich behauptet, dafs 1) Städte und Dörfer eine gemeinschaftliche Brandcasse halten, dafs 2) die Gebäude sämmtlich nach Taxation gleichmafsig versichert, allenfalls darunter und darüber nur geringe Spielraume in der Eigenthümer Belieben gestellt werden müssen, und dafs 3) die kostbarste und transportabelste Löschungsgeräthschaft aus der gemeinschaftlichen Brandcasse soll bestritten werden. Wir stimmen in diesem allen bey; ob wir gleich die Gründe, welche in dieser Schrift dafür beygebracht werden, nicht alle für vollkommen bündig halten. Auch durch Rechnungen sucht der Vf. zu beweisen oder deutlich zu werden, *und da fehlt es* mit unter an richtiger Uebersicht und *Zubereitung der Stücke,* worüber zu rechnen ist. Aber neue Gegenstände deutlich zu überschauen und darzulegen, wie man über sie rechnen könne und müsse, ist eine Kraft die man zum Theil der Natur, zum übrigen Theile aber einem ernsten Studium der Mathematik zu verdanken hat. Dafs es an dem letzten dem Vf. fehlt, wird auch durch einige zu den Feuerlöschungsanstalten gehörige Aeufserungen und Vorschläge überflüssig erwiesen. Wer indessen diese Mängel selbst zu würdigen weifs, der wird sich übrigens durch einige gute Gedanken für die Lesung dieser kleinen Schrift hinlänglich belohnt finden.

Leipzig, in Comm. b. Linke: *Feuerbuchlein oder kurze Anweisung für Burger und Landleute, wie sie sich vor, während und nach einer Feuersbrunst zu verhalten haben.* Von *F. C. H. K-b-r.* (Einzeln kostet das Stück 1 Groschen sächs. und auf sechs Stücke wird das siebente frey gegeben.) 1797. 2 B. 8. — Der Vf. endigt mit dem Zurufe: prüfet alles und das Beste behaltet. — Auch Dr. Luther war für diesen Spruch, würde es aber doch etwas unschicklich gefunden haben, wenn jemand z. B. die zehen Gebote seines kleinen Katechismi damit hätte beschliefsen wollen; und dergleichen *ausgemachte* Regeln zu geben, *sollte* doch wohl die Absicht bey solchen kurzen Noth- und Hulfsbüchlein seyn? Vielleicht, dafs der Vf. auf diesen Wink bey neuer Bearbeitung dieses Büchelchens Rücksicht nimmt, und durch fortgesetztes Nachdenken und Nachlesen die Sammlung der *ausgemachten* Regeln *vollständiger* zu machen sucht. Bis dahin aber ist dieser erste Versuch seines Groschens völlig werth.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. August 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in der akadem. Buchh.: *L'Art de prolonger la vie humaine.* Traduit sur la seconde édition de l'Allemand de *Chr. Guillaume Hufeland*, Docteur en Médécine et Professeur à l'Université de Jena. *Première partie.* 1799. 232 S. *Seconde partie.* 306 S. 8.

So mistrauisch man oft gegen französische Uebersetzungen deutscher Bücher, die in Deutschland erauskommen, seyn muss; so sicher kann man sich uf die Treue, Sprachrichtigkeit und Eleganz der egenwärtigen eines bey Deutschen und Ausländern ehr beliebten Buchs verlassen. Der Vf., ein geborer Franzose, ist uns als ein Mann von feinem Gechmacke, vielen Kenntnissen, und besonders auch ach der allen Uebersetzern nothwendigen Eigenchaft rühmlich bekannt, dass er beide Sprachen sehr gut versteht. Er hat daher nicht nur alle die Fehler vermieden, welche der neulich angezeigten, im Ganzen sonst nicht verwerflichen, englischen Uebersetung zur Last fallen, sondern ist auch durchgängig ben sowohl um den Wohlklang und Ungezwungenheit seines Stils, als um die Richtigkeit des Wortrstandes besorgt gewesen. Nicht genug also, dass nan seine Arbeit allen Franzosen, die das Original icht lesen können, empfehlen kann; man wird sie uch in Schulen bey Uebungen, aus dem deutschen ns französische zu übersetzen, mit der vollkommenen Sicherheit vor Germanismen, gebrauchen können.

Jena, in der akadem. Buchh.: *Vorschläge zur Verbesserung der Hospitäler und anderer mildthätigen Anstalten*, von *William Blizard.* Aus dem Englischen, mit Zusätzen von Doct. *J. A. Albers*, die Krankenanstalten und Lehrschulen der Arzeneykunde zu London, Edinburg, Bath und Wien betreffend. 1799. 128 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. dieser nützlichen Schrift (*Suggestions for e improvement of hospitals* etc.), Hr. B., ist ein sehr eschickter Wundarzt in London, der, da er bey m Londonhospitale als erster Wundarzt angestellt t, aus vielfältiger Erfahrung Bemerkungen sammel-, und darauf seine hier gegebenen Lehren und orschläge gründete. Hr. *A.* in Bremen hat demnach n verdienstliches Werk geleistet, da er dieselben ittelst dieser Uebersetzung unter uns bekannt geacht, und daraus dasjenige, was nur die Londoner inrichtungen betrifft, weggelassen hat. Es sind er von ihm eigene Anmerkungen beygefügt, da er selbst in den verschiedenen Hospitälern, welche er auf seinen Reisen besuchte und mit Fleiss beobachtete, manches zu bemerken Gelegenheit fand. Daneben liefert er noch (S. 66—128.) einen beträchtlichen Anhang, welcher von den Vorlesungen und medicinischen Gesellschaften in London und Edinburg, ingleichen sowohl von den eigentlichen Hospitälern und sogenannten *Dispensaries*, als auch von besondern Anstalten, z. B. für Entbindungen, für Bruchschäden, für arme und fleissige Blinde, von London, Edinburg, Bath, Birmingham, York, Liverpool, und endlich von Wien, kurze lesenswerthe Nachrichten enthält.

GESCHICHTE.

1) Rastadt u. Basel, b. Decker: *Handbuch des Congresses zu Rastadt*, mit einem Anhange über die Negociation in Selz. 1798. VIII u. 158 S.

2) Ebendaselbst: *Erste Fortsetzung des Rastadter Congress-Handbuchs für die Monate May und Junius.* 1798. 34 S. *Zweyte Fortsetzung.* 1799. Umfasst die Monate Julius bis zum 18. Novbr. 1798. XII u. 224 S.

Auch unter dem Titel:

Der Reichsfriedenscongress zu Rastadt, in den Monaten Julius, August, September, October und der Hälfte des Novembers. 1798.

3) Leipzig, b. Roch u. Weigel: *Handbuch des Congresses zu Rastadt, dritte Fortsetzung und Beschluss.* 1799. Umfasst den Zeitraum vom November 1798 bis zu dessen Auflösung, und dem Unfalle vom 28. April mit seinen Folgen, bis zum Julius 1799. Nebst einer Uebersicht und Repertorium des ganzen Werks, den beiden deutschen Friedensprojecten vom Julius 1798. und einer Sammlung derer sich auf den Congress zunächst beziehenden geheimen Staatsverträge. XXII u. 235 S.

Auch unter dem Titel:

Der Reichsfriedenscongress zu Rastadt, in dem Zeitraume vom November 1798 bis zur Auflösung am Ende April 1799, nebst der Nachlese bis zum Juniusmonat 1799. — Anhangsweise die beiden deutschen Friedensprojecte vom Julius 1798 und die vorzüglichsten sich auf den Congress beziehenden Staatsverträge.

Wer, wie Rec., dieses Handbuch mit seinen drey, auch einzeln für sich bestehenden, Fortsetzungen zugleich

gleich, und nicht allmählich erhält, wird sich durch die Fülle des Inhalts gleichsam übersättigt, und in dem siebzehnmonatlichen Congresse einen weit grössern Vorrath von historischen Materialien finden, als man gemeiniglich glaubt. Alles, was auf den Congress sich bezieht, und was den Ort, das Personale, den Mechanismus und das Wesen der Geschäfte und Verhandlungen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, und die Literatur betrifft, ist darin bis in das feinste Detail entweder im kernhaften Auszuge enthalten, oder doch angedeutet. Ein bienenartiges Zusammentragen, das, der Gleichheit des Stils, des Tacts und der Methode ungeachtet, die Emsigkeit und Kunde *eines* Mannes zu überschreiten und *vereinten* Fleiss anzuzeigen scheint. Wo aber alles, Rubrik oder Namen, zusammengedrängtes Factum oder möglichst zusammengepresste Quintessenz ist; da ermüdet ein anhaltendes Lesen oder Studium, wenn man nicht auf den hier angegebenen Ruhepuncten verweilt.

Von dem *Gesandschaftspersonale* ist im Handbuche S. 1—29. ein publicistisch geordnetes Namenverzeichniss nebst Wohnungszeiger enthalten, wobey Rec. nichts als die Vornamen der Gesandten und den Tag ihrer Ankunft vermisst. Alle seit diesem ersten Bestande von 631 Kopfen vorgegangenen Veränderungen sind mit diplomatischer Genauigkeit in den Fortsetzungen angezeigt, und insbesondere III. S. 102 bis 105. alle vor Ablauf des Februars 1799, also vor der Annäherung des Bruchs mit Oesterreich, vom Congressorte Abgereiseten zusammengestellt; so dass man daraus ersieht, wer zu jeder Epoche in Rastadt gegenwärtig oder abwesend war.

Bey den Verzeichnissen der bemerkenswerthen *Reisenden* ist durch compendiose Zeichen der Zweck ihres Aufenthalts, — entweder in Amts- und Privatgeschäften, oder zum Unterricht und Vergnügen — angedeutet. Von französischen im Fache der auswärtigen Geschäfte berühmten Männern allein bereiseten, *Sieyes, Bacher, Bernadotte, Trouve, Lamarque, Alquier, Reinhardt, Rivals, Helflinger* u. s. w. und sonst auch merkwürdige Männer von allen Nationen den Congressort. Die aus der Fremde herbeygezogenen Künstler und Kaufleute sind davon abgesondert, und hätten vielleicht weniger Raum verdient.

Der *Congresspolicey* ist ebenfalls ein besonderer Abschnitt gewidmet, wobey aber manches interessante über den Ort und die Einwohner eingeflochten worden. So z. B. belief sich die monatliche Hausmiethe auf 18000 Gulden, die Zahl der gesandschaftlichen Kutschpferde auf 143, und der Reitpferde auf 92; der nach und nach angekommenen Gemahlinnen auf 39. Die Vorstellungen des französischen *Schauspiels* scheinen dem Rec. für den ernsthaften Zweck des Ganzen fremdartig zu seyn, ob sie gleich Anlass geben, die vorsichtige Auswahl und zugleich die deutschen barocken Dolmetschungen der französischen Anschlagzettel bemerklich zu machen. Der diesem Abschnitte gewidmete Raum ist auch in jeder Fortsetzung mehr eingeschränkt worden.

Der Mechanismus und das Locale der Verhandlungen ist insbesondere durch die Darstellung des *Deputationsconsesses* und der *Dictaturen* III. S. 121 bis 126 anschaulich gemacht, wo bekanntlich die Protocolle und die Eingaben bey der Deputation aus dem Original in zehn Federn überflossen.

Von diesen 96 *Protocollen*, deren Abdruck bey *Sprinzing* drey dicke Quartbände füllen wird, und von deren fast gleich voluminösen 386 *Beylagen* ist hier nach den Paragraphen und Quadraten ein summarischer Auszug, oder vielmehr, nach der mehrern oder mindern Wichtigkeit des Inhalts, bloss eine Andeutung oder die Quintessenz zusammengedrängt. Rec. bemerkt, dass der Vf. hierin sich allmälich eine mehrere Ausdehnung erlaubte, und hat bey der Vergleichung mit dem Sprinzingschen Abdrucke nur folgende geringe Fehler gefunden. So ist z. B. im Handbuch S. 73. das *praesentatum* und *dictatum* des *Baselschen* P. M. vom 29 u. 30. März ausgelassen, S. 74. bey den *Grafencurien* 23. Jan. 1798 statt 23. Decbr. 1797 zu lesen, S. 76. bey den *Hansestadten* 10. Januar statt 10. Dec.; S. 87. bey der ausführlichen *Speyerschen* Eingabe fehlt das *dat.* 7. *praes.* 9. *dict.* 10. Dec.; Fortf. I. S. 13. ist bey Verlegung des Licents der Ort *Kaiserswerth* ausgelassen. Auch ist Handbuch S. 80. bey der *Gräflich - Leyenschen* Eingabe die Schätzung des Verlusts weggelassen, der doch mit lobenswerther Genauigkeit bey ähnlichen Entschädigungsmemoires angegeben worden, um den statistischen Werth des Buchs zu erheben; der *Graf von der Leyen* schätzte nämlich seinen Verlust an *Einkünften* auf 145.315 Gulden, an Kriegsschaden auf 161.750, und sonst auf 1.823.405 Gulden. Endlich ist auch I. 16. über das wichtige *kur - brandenburgische* Promemoria vom 14. Junius zu oberflächlich weggegangen, indem solches den die Büdericher Insel durchschneidenden Kanal als Grenze, und ausserdem auch den *Status quo* der Rheinzölle bis zur Abschliessung eines Handlungstractats in Vorschlag brachte. Bey dem *reichsritterschaftlichen* Promemoria vom 19. Junius (S. 17.) ist wohl aus Discretion ungerügt geblieben, dass darin sich ein *Territorium* und *Landeshoheit*, nebst dem *jure armorum* und *foederum* angemasst wird.

Neben dem Protocoll und dessen Beylagen sind die 68 zwischen der Reichsdeputation und der französischen Gesandschaft — die vier und zwanzig mit letzter einseitig von der k. Plenipotenz und das Dutzend von der k. preussisch - kurbrandenburgischen Gesandschaft gewechselte *Noten* hier in chronologisch - systematischer Ordnung kernhaft extrahirt; darneben ist *Fortf. III.* S. 117—120. ein Verzeichniss nach dem Hauptinhalte der Noten und nach den einzelnen darin herausgehobenen Puncten gefertigt worden.

Die zur Dictatur gediehenen, aber *nicht im Protocoll registrirten*, *Eingaben* — ein Uebelstand, den der Vf. mit Freymüthigkeit in *Fortf. II.* S. 33—35. rügt — scheinen nach Rec. Berechnung etwa ein Drittheil der Zahl von den [illegible] ausmachen; im Handbuch selbst [illegible] wie in den Fortsetzun-

ungen, von diesen abgesondert worden, übrigens aber auf den Auszug gleicher Fleiss verwendet. e minder zahlreiche, aber desto bemerkenswerte, Gattung der Congressacten ist die von solchen gaben, die *gar nicht zu der Dictatur* und zum eil nicht zu einer officiellen Publicität gediehen. :. macht hier nur folgende bemerklich; Handbuch 1. das Problem des Grafen *Windischgrätz* zu Stickin Böhmen, das er der Reichsdeputation durch en eigenen ausserordentlichen Eilboten übersandt die geheimen Registraturen wegen der *Differenz dem Reichstage;* II. 135. die Vorschläge der *Hanädte*, das Promemoria der Pastorin *Wilhelmi* II. 140., d III. S. XV. die im Project gescheiterte Beschwereiniger *Particularabgeordneten* wegen ihrer Zufung zu den Deputationssitzungen. Rec. verfst in dieser Classe nur zwey bey der Deputation, mlich von einem Notar und von einem Prediger Graubündten, eingekommene abentheuerliche Bittriften, deren, seines Wissens, noch keine Druckrift erwähnt. In einer derselben wird der Vorlag gethan, die überrheinischen Lande wiederuflich auf sechs Jahre zu verpfänden, um mit dem rtrage von Frankreich die Reichsintegrität zu erufen.

Einen sehr grossen Theil dieses Werks nimmt e *Congress-Literatur* ein, welche mit möglichst rosser Vollständigkeit und nach systematischen Abeilungen von allen sich auf den Congress, selbst or dessen Anfange, beziehenden Druckschriften kure und unpartheyisch-kritische Anzeigen enthält. ie erstreckt sich sogar auf die den Congressort oder einelne Gegenstände der Verhandlungen betreffenden lane, Denkmünzen und geographischen Karten, und elbst auf die Berliner Congress-Cantate; sie umfasst ie Schriften aller Sprachen; wie z. B. II. S. 167. ein *olpo d'occhio istorico* aus *Bologna* vorkömmt, und uch alle Einsendungen von Privatpersonen an den Congress, z. B. II. S. 214 u. f. von den Herren *Faust* nd *Junker*, von dem Obrist v. *Linsingen*, von *Heinzmann*, von *J. Kopp* u. s. w. Die Zahl der hier nach em Friedensgeschäfte im allgemeinen und insbesondere nach dessen beiden Grundlagen geordneten Schriften beläuft sich auf 230; Rec. hat viele davon ich gar nicht verschaffen können, und weiss auch, lass ein Drittheil davon nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der in der III. Fortf. S. 127. 128. befindliche *Namenzeiger der Congress-Schriftsteller* ist übrigens sehr unvollständig, und ein löbliches Gegenstück zu der modischen Jagd nach Aufdeckung der Anonymität. Hauptsächlich trifft man hier aber viel *pseudonymos* an. Einige, z. B. *Samhaber*, geh. Leg. Rath *Jan* in Wien bey Handbuch S. 84., Feldkriegskanzleydirector *Fassbender* bey II. 190. 193. u. s. w. hätten wohl ohne Indiscretion genannt werden können. Von einer grossen Belesenheit giebt auch die Mitaufnahme einzelner Aufsätze aus Zeitungen und aus periodischen Schriften den Beweis.

Dem *Unfalle*, der sich am 28. *April* 1799 mit der französischen Congressgesandschaft ereignete, ist der fünfte Abschnitt der III. *Fortf.* gewidmet. Ohne sich ein Urtheil über dessen Veranlassung zu erlauben, registrirt hier der Vf. bloss unter fünf Rubriken alle Schriften und Actenstücke, die sich auf den Vorfall beziehen. Die Geschäftspflege zu Rastadt und zu Carlsruhe vom 25. April bis zum 3. May S. 133—138. hätte zum Theil noch im Protocoll registrirt werden sollen. Die österreichischen officiellen Schriften sind im Nachtrage bis zu den Reichstagsdeliberationspuncten vom 15. Junius fortgeführt, und das k. k. Commissionsdecret als die *Haupturkunde* mit enger Schrift ausführlich abgedruckt. Seitdem ist zu dieser Rubrik noch eine *Antwort auf Nr. XXXVIII. der deutschen Reichs- und Staatszeitung* hinzugekommen, die man unentgeldlich vertheilte. In die Rubrik von den französischen Amtsschriften gehören auch noch *pieces officielles concernant l'assassinat etc. Strasburg gr. 8. Jun. chez Salzmann*, und zu den Privatschriften eine: *Lettre d'un habitant de Paris à son ami à Berlin sur l'assassinat des Ministres François près de Rastadt;* so wie die *geheimen Briefschaften aus den geretteten Papieren der französischen Congressgesandschaft* (1799. 8.) — (Das *allgemeine ausserordentliche Hof- und Reichsgericht zur Untersuchung des bekannten Vorfalls bey Rastadt*, oder *meine Betrachtungen über das Hofdecret*, *Jun.* 36 S. 8. Regensburg.) Die Comitialberathschlagungen werden wahrscheinlich zu diesem schon über Erwarten angehäuften Abschnitte noch eine Nachlese liefern.

Da das Werk nicht sowohl zu einer Dilettanten-Lectüre als zum praktischen Gebrauch für den Geschäftsmann und für das Studium der Congressverhandlungen geeignet ist; so ist bey der *vierfachen* Zerstückelung der Materien eine Uebersicht und Repertorium unentbehrlich. Diese füllt den *vierten* Abschnitt der III. Fortf. durch einen Gesammt-Inhaltsanzeiger des Handbuchs und seiner drey Fortsetzungen (S. 111 u. 112.) und durch eine alphabetische Liste deren zu den Congressverhandlungen gehörigen reichsständischen und Particulareingaben (S. 113 bis 116.). Darneben ist auch jeder Fortsetzung eine detaillirte Inhaltsanzeige vorausgesetzt.

Mit diesem Aggregat von Summarien und Excerpten haben die Verleger der dritten Fortsetzung einen für die Privatspeculation wohl calculirten, übrigens aber dem Geiste des Werks fremdartigen Anhang verbunden. Es besteht dieser in einem vollständigen Abdrucke derer beiden im Julius 1798 zu Rastadt von zwey Subdelegationen ausgearbeiteten, aber bey der Reichsdeputation gar nicht in Deliberation gekommenen, Friedensprojecte; sodann des Haupttractats und des geheimen Nebentractats von Campoformio, und der Rastadter geheimen Convention vom 1. December 1797. Schliesslich ist noch etwas über die Präliminarien von Leoben und die Conferenzen von Selz beygefügt worden, aber unter den ängstlichsten Verwahrungen über die Aechtheit oder die Unächtheit dieser Urkunden; eine Vorsicht, die nicht immer beobachtet zu werden pflegt, deren Unterlassung aber hier mit der im ganzen Wer-

ke beobachteten Discretion und Unpartheylichkeit zu sehr contrastirt haben würde. Bey der Vergleichung der beiden Friedensprojecte ist der Vorzug des zweyten in jeder Hinsicht so einleuchtend, dass die Parallele kaum gezogen werden darf. Rec. macht nur auf einen geographischen und einen hydrotechnischen Fehler und auf einige Lücken und Wiederholungen in dem *ersten* aufmerksam, ohne seine Kritik auf das Ganze zu erstrecken. Im Art. 2. wird gesagt, dass, wo der Rhein aus dem Herzogthum Cleve tritt, die Waal die Grenze mache; höchst sonderbar ist es, dass in dem weitläuftigen Rastadter Schriftwechsel über die Niederrheingrenze die grössten topographischen Irrthümer vorkommen; so auch hier, weil im oberwähnten Falle die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich aufhört. Ein ähnliches Dunkel herrschte zu Rastadt auch lange wegen des *Thalwegs*, und so heisst es hier Art. III, dass der Thalweg die Grenze mache, statt dass es heissen sollte, dass die *Mitte* des Thalwegs die *Grenzlinie* sey. Vor Festsetzung der Grenze wären aber wohl die Abtretungen an Frankreich im Friedensprojecte zu berühren gewesen, wovon erst im Art. 7 u. 8. die Rede ist, und wobey der Fall ganz unerörtert bleibt, wenn Frankreich Länder an einen dritten cediret, welcher im Bremischen Projecte Art. XXIX. vorkömmt. Was Art. XXVI u. XXXI. des Maynzer Projects, zum Besten der Einwohner der cedirten Lande und der Reichsangehörigen im Elsass und Lothringen vorkommt, scheint dem Rec. theils zu unbestimmt, theils zu unvollständig zu seyn. Der deutschen Domgrafen, der Aufhebung der Diocesanrechte, des Fürst-Bischofs von Strasburg und seines Domcapitels, der so äusserst bedrängten Reichsritterschaft im Elsass u. s. w. ist keine ausdrückliche Erwähnung geschehen. Die Erfahrung lehrte aber, dass in allen Tractaten mit Frankreich nur die äusserste Bestimmtheit und Deutlichkeit, und die vorsichtigste Fassung vor offenbaren Verletzungen schützen kann. Alle nachherige Interpretation und Hermeneutik kommt zu spät. Im XXXIV. Art. des Bremischen Projects ist die Erneuerung und Bestätigung des Westphälischen, Nymweger, Ryswicker Friedens, des Badenschen von 1714, des Wiener von 1725, der Wiener Präliminarien von 1735, des Achner und des Teschenschen Friedens eingeflochten worden; im Maynzischen Projecte aber die Bestätigung älterer Verträge ganz mit Stillschweigen übergangen, welche jedoch Rec. für sehr wesentlich hält.

* * *

Heilbronn, b. Class: *J. J. Brandt's sorgfältiger Land- und Bauerndoctor, oder gründliche Anweisung für jeden Hauswirth, alle Krankheiten, welche in seinem Hauswesen sowohl an Menschen, als an Thieren vorfallen, selbst gründlich und sicher zu heilen, nebst angehängten Curarten*, in zwey Theile abgefasst. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1799. 1. Th. 368 S. 2. Th. 188 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Ausgabe erschien schon 1775 b. Eckebrecht in Heilbronn, und die ganze Vermehrung der vor uns liegenden Ausgabe besteht bloss darin, dass ein neuer Titelbogen um die alte, auf etwas bessers als Löschpapier gedruckte, gelegt worden ist. Um aber die Käufer noch mehr zu hintergehen, hat sich der Verleger nicht geschämt, den 2ten Theil auch noch unter dem besondern Titel: *Der wohlerfahrne, geschwind, sicher und leicht heilende Viehärzt für Landwirthe.* Erster Theil, welcher I. die Gesundheitspflege und Krankheitsbesorgung der Pferde. II. Des Rindviehes. III u. IV. Der Schafe, Ziegen und Schweine enthält. Zweyte vermehrte Ausgabe. (16 gr.) ebenfalls auf ganz schlechtes graues Papier gedruckt, und bloss mit einem neuen Titelbogen versehen, ins Publicum zu bringen.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Religionsgeschichte für Kinder*, von D. *J. G. Rosenmüller.* Siebente verbesserte Ausgabe. 1798. 176 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 94.)

Leipzig, in d. Dykischen Buchh.: *Bianca Capello*, von *A. G. Meissner.* Neue Ausgabe. 2. Th. 1798. 242 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 50.)

Meissen, b. Erbstein: *Nelken-Theorie, oder eine in systematischer Ordnung nach der Natur gemalte Nelken-Tabelle*, von M. *J. Ch. Rudolphi.* Zweyte verbesserte und mit einer Abhandlung (über einige bewährte Vortheile vielen und guten Nelkensaamen zu erbauen, die sich in den Annalen der Gärtnerey von *Neuenhahn* d. J. im 5ten Stück befindet) vermehrte Auflage. 1799. 20 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 224.)

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen*, von *H. B. Wenck.* Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1798. 275 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 150.)

Cassel, b. Griesbach: *Rittergeschichten, Erzählungen und Schwänke.* Von *G. Wr.* Drittes Bändchen. 1799. 432 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 26.)

Camburg a. d. Saale, b. Hofmann u. C.: *Das Verhängniss*, ein spanischer Roman. 1799. 172 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 256.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. August 1799.

PHILOSOPHIE.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Vorlesungen über die Kantische Philosophie*, von *N. Treschow*, Rector der Schule zu Christiania, Doctor der Theologie, Mitglied der königl. Gesellsch. d. Wiss. zu Kopenhagen und Drontheim. *Aus dem Dänischen übersetzt. Zweyter Theil.* 1799. 203 S. 8. (14 gr.)

Mit wirklichem Vergnügen übernimmt Rec. die Anzeige des zweyten Theils dieser Schrift, deren erster Theil von einem andern Mitarbeiter beurtheilt worden ist. Die Einwürfe des Hn. *T.* gegen Kant's Sätze, verdienen Aufmerksamkeit. Diese Einwürfe, die Gegenbehauptungen des Vfs. und die Art und Weise, mit welcher er beide vorträgt, flöfsen Achtung für den Vf. ein, den man daraus als einen kenntnisreichen, zu Unterfuchungen dieser Art aufgelegten und die Wahrheit suchenden Mann kennen lernt. Bemühungen verdienstvoller Männer wie Hr. *T.* wird jeder vernünftige Mann ehren, denn sie bringen der Wissenschaft Gewinn, und wird sie von den kleinlichen Verfuchen eitler Menschen unterscheiden, die den wunderlichen Wahn hegen, dass man durch Belachen und Absprechen wissenschaftliche Aufgaben abfertigen könne, deren Sinn zu vernehmen und in ihre Auflösung einzugehen, nur das durch mancherley Wissenschaften und vorzüglich durch mathematisches Studium geübte Talent, am besten aufgelegt ist.

Die Amphibolie der Reflexionsbegriffe, die Dialektik der reinen Vernunft und die Principien der Sittenlehre sind die Gegenstände der Untersuchung dieses Theils des anzuzeigenden Werks. Rec. wird den ihm zur Beurtheilung dieser Schrift verstatteten Raum, so gut es ihm möglich ist, zu benutzen suchen. Der Vf. beginnt die Untersuchung des ersten der drey genannten Gegenstände mit der Erinnerung, dass die Philosophen schon lange und vorzüglich Locke zwischen dem, was in unsern Begriffen von den Dingen scheinbar, und was real ist, unterschieden haben. Die Säure des Sauerstoffs z. B. ist nichts Reales, weil derselbe an sich selbst nicht, sondern nur erst in Verbindung mit andern Stoffen, die Empfindung des Sauern erregt, und es sich selbst widerspricht, dass ein Stoff etwas gebe, was er selbst nicht hat. Die Säure und so viele andere Bestimmungen einer Materie, sind demnach nichts mehr als Bestimmungen unserer eigenen Sinnlichkeit. Figur, Grösse und Bewegung machen das einzige Reale in dem Begriff von Materie aus. *Kant* verwirft, fährt unser Vf. fort, diese Unterscheidung. „Zwar leugnet er nicht ganz, dass es etwas Reales oder sogenannte Noumena gebe. Aber weder durch unsere Sinnen noch durch unsern Verstand ist es möglich, sie kennen zu lernen. Denn alle Objecte, welche wir empfinden, haben von unserer Sinnlichkeit Form und Materie; und die Begriffe, welche der Verstand ihnen als ein Kleid anlegt, hat er nicht von der Erfahrung entlehnt, sondern sich selbst geformt; so dass er gar keinen Grund haben kann zu glauben, dass sie auf wirkliche Dinge passen." Dass der Vf. wirkliche Dinge und Noumena für Ausdrücke eines und desselben Begriffs hält, leuchtet aus dieser Stelle hervor. Einen wichtigen Umstand in aller unserer Erkenntniss hat dem zu Folge Hr. *T.*, so viel wir zu urtheilen vermögen, bey seinen Untersuchungen übersehen. Derselbe ist der Erkenntnissact (die urtheilende Handlung) in allen unsern Erkenntnissen (d. i. Urtheilen). Man setze die Erfahrungserkenntniss eines äussern Gegenstandes; so ist einmal die Bestimmung der räumlichen Grösse, die wir ihm darin beylegen, von dem Erkenntnissact nicht abzusondern; denn der Raum an sich (abgesehen von dem Beschreiben des Raums) ist Nichts. Aber zweytens verhält es sich auf gleiche Weise mit der Bestimmung: Ursache, da wir die Empfindung als eine Veränderung in uns, auf eine Ursache beziehen, und dieselbe (indem dieser Erkenntnissact mit der Raumbeschreibung sich vereinigt,) eine *äussere* Ursache (Materie) heissen. Dass dieser Begriff: Ursache, aus den Erkenntnissacten der Erfahrungserkenntniss hervorgeht, dieses würde, meynt Rec., auch demjenigen, dem das philosophische Talent des Absehens von gewissen Bestimmungen in dem Gebrauch seiner Begriffe fehlte, bemerklich werden, wenn er nur des Gedankens habhaft wird, dass ohne diesen Erkenntnissact, der angehende Mensch, ein blos empfindendes und in sich verschlossenes Wesen bleiben müsste, und nicht zum erkennenden Zustand gelangen würde, als wozu die Modification des Bewusstseyns gehört, die eine Beziehung der Empfindung als Begebenheit auf eine Ursache ist. Auf diese Weise leitet die Nachforschung des empirischen Ursprungs unserer Begriffe, die *Locke* unternahm, auf die transcendentale Ansicht, die *Kant* eröffnete, und die Hume'sche Behauptung in Ansehung des Begriffs: *Ursache*, verschwindet von selbst. Hr. *T.* ist ein zu achtungswürdiger Gegner, als dass nicht Rec. vertrauungsvoll ihn bitten dürfte, gelegentlich sich über diese Erinnerungen zu erklären. Wenn es sich aber mit unserer

rer Erfahrungserkenntnifs auf die gemeldete Weife verhalt; fo entfpringt aus diefem Blick in die Natur derfelben, die Unterfcheidung, nicht zwifchen dem was fcheinbar und was real in unfern Begriffen ift, (denn diefe Berichtigung unferer Urtheile und Hebung des Sinnesfcheins ift eine Sache der fich erweiternden Erfahrung felbft, der angewandten Phyfik und der Chemie) fondern zwifchen Erfcheinung und Ding an fich. Wenn ich nämlich in meiner Erfahrungserkenntnifs von den Bedingungen der Erkenntnifs, (den Erkenntnifsacten) abfehe; fo ift es noch die blofse objective Einheit des Bewufstfeyns felbft, die ich im Auge behalte, und diefe ift die Beziehung der Natur auf ein Subftrat derfelben; fehe ich dagegen auf diefe Bedingungen; fo heifst der Gegenftand meiner Erkenntnifs, Erfcheinung. — Rec. bittet um Entfchuldigung wegen diefer Expofition des Begriffs von Erfahrungserkenntnifs, die ihm, um den Lefer mit den Behauptungen des Vfs. bekannt zu machen, nöthig fchien. Wir werden dafür die Erinnerungen des Vfs. über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe in der Kritik mit Stillfchweigen übergehen, und die Bemerkungen deffelben über wichtigere Gegenftände anführen.

Nach einer kurzen Abhandlung über die Natur der Vernunftideen und die Wichtigkeit des Gebrauchs derfelben, vorzüglich der von fittlicher Art, kömmt der Vf. zur Beleuchtung der Behauptung Kant's in Anfehung der Unmöglichkeit einer rationalen Pfychologie. Dafs die Seele eine Subftanz ift, behauptet Hr. T. und zwar aus folgendem Grunde. Die Eigenfchaften eines Dinges müffen einen letzten Grund haben. Da wir nun mit Ueberlegung weder denken noch handeln können, ohne dafs die Vorftellung: Ich denke, alle die andern begleitet; fo mufs diefen Veränderungen nothwendig etwas zum Grunde liegen. Da nun diefer Begriff vom Grunde der Veranderungen eines Dinges, Subftanz heifst; fo ift das Ich eine Subftanz, wenn auch übrigens feine eigentliche Natur uns unbekannt bleibt. Rec. erwiedert blos mit der Bitte, den Erkenntnifsact in Erwägung zu ziehen, da wir Empfindungen auf etwas aufser uns (was im Raum ift) beziehen. Diefe Hervorrufung des Orts unferer Begriffe von materiellen Dingen überführt jeden, dafs *darin* die Beftimmung des Beharrlichen (das zu aller Zeit ift, und woran die Zeitvorftellung felbft möglich ift, welches bleibt, wenn es fich auch verändert, und worauf nachher die Phyfik den Begriff der Maffe nämlich des zufammengefetzten Verhaltniffes des Grades des Realen und des Raums, den es erfüllt, anwendet) enthalten ift. Wenn ich alfo in dem Begriff der Materie von ihren Beftimmungen abfehe; fo bleibt mir noch das auf beharrliche Art einen Raum Erfüllende (die Maffe.) Wenn ich dagegen urtheile: Ich habe Bewufstfeyn und von diefem Bewufstfeyn (als etwas blos in der Zeit feyenden) abfehe, was ift dann noch das *Ich?* — Wenn der Vf. gegen Kant behauptet, dafs der Begriff der Subftantialität der Seele etwas mehr als das blofse logifche Subject enthalte; fo müffen wir bemerken, dafs er diefen Zufatz anzugeben unterlaffen habe; denn die Beharrlichkeit diefer Subftanz ift feinem Geftändnifs nach als die Folge von ihrer Subftantialitat anzufehen. Dafs Hr. *T.* die Einfachheit der Seele, ihre Perfönlichkeit als Subftanz, die unmittelbare Gewifsheit von ihrer Exiftenz, fo wie die blos mittelbare Gewifsheit der Exiftenz der Körperwelt behaupten werde, wird der Lefer von felbft fchon abnehmen. Wir gehen zu den kosmologifchen Satzen, die der Vf. gegen Kant in Schutz nimmt. Was der Vf. von der Natur des Begriffs des Unendlichen fagt, dafs nämlich derfelbe ein pofitiver Begriff ift, weil was dem Unendlichen mangelt, Ende oder Grenze ift, hat unfers Erachtens keinen Beftand. Die Gröfse, der die Unendlichkeit mangelt, ift begrenzt, fo wie diejenige, der die Grenze abgeht, unendlich ift. Da Rec. dafür halt, dafs die Antithetik der Vernunft in Anfehung der kosmologifchen Ideen, jeden unbefangenen und felbftdenkenden Mann, zu der Unterfcheidung zwifchen Erfcheinung und Ding an fich, zwingt; fo halten wir es der Mühe werth, den von Hn. *T.* in diefer Unterfuchung, unferm Bedünken nach, begangenen Fehltritt bemerklich zu machen. Der Kantifche Beweis der Thefis der erften Antinomie: Die Welt hat in Anfehung der Zeit einen Anfang, giebt er auf folgende Weife: „Hat die Welt von Ewigkeit her exiftirt; fo ift eine unendliche Reihe von Veränderungen bereits verfloffen, oder mit andern Worten: fo ift die Reihe gefchloffen, fo haben wir eine abfolute Gröfse, über welche nichts Gröfseres feyn kann; welches *fich felbft* aufhebt. Allein, fetzt er hinzu, das folgt keinesweges. Aus der Vorausfetzung, dafs die Welt ewig exiftirt habe, wenn man Ewigkeit in der mathematifchen Bedeutung nimmt (als eine Zeit die gröfser als jede angebbare Zeit ift) folgt weiter nichts, als dafs eine Reihe von Veränderungen bereits da gewefen fey, gröfser als irgend eine Zahl, die fich angeben läfst, welches fehr wohl mit dem Begriff der Unendlichkeit zufammenbefteht." Rec. erinnert hier Folgendes. Wenn die Welt mit der Beftimmung der Zeit, in der fie exiftirt, gedacht und dabey angenommen wird, dafs fie ein von den Bedingungen der Erkenntnifs unabhängiger Gegenftand ift; fo liegt in dem Begriff von einer in diefem Augenblick ganz abgelaufenen Reihe ihrer Veränderungen (wovon kein Theil erft ablaufen wird) dafs fie auszählbar ift; denn es ift ja von einem realen und nicht idealen Ganzen die Rede, welches letztere das mathematifche Unendliche ift, (eine Gröfse, die immer noch vergröfsert werden kann) in deren Begriff von Exiftenz abgefehen wird. Zu der Behauptung, dafs die Welt der Zeit nach unendlich ift, neigt fich Hr. *T.* felbft hin, daher er auch bey der Anführung der Antithefis, dafs die Welt von Ewigkeit her beftanden habe, und ihres Beweifes hinzufetzt, dafs er kaum wiffe an diefem Beweife etwas auszufetzen. Indeffen macht er doch die Schlufsbemerkung bey jeder Antinomie, dafs es dem Vermögen des Menfchen abgehe, zu entfcheiden, welcher von beiden ein-

nander entgegengesetzten Sätzen, der wahre sey, nd bemerkt, dass Kant eigentlich derselben Meynung sey. Gegen diese letzte Erinnerung würde ohne Zweifel Kant protestiren. Seine Behauptung ist gewiss keine andere als: dass diese einander entgegengesetzten Sätze insgesammt *falsch* sind, weil sie Bestimmungen, die insgesammt nur in Hinsicht auf das Erkenntnissvermögen von der Welt gelten, auch ohne diese Hinsicht von ihr prädiciren. Unter dieser Restriction wird es heissen, nicht dass die Welt unendlich ist, sondern dass der Regressus des Verstandes in Aufsuchung der Bedingungen von alle dem, was zur Welt gehört, ins Unendliche geht. Wir können von den die kosmologische Idee betreffenden Erwiederungen und Behauptungen des Vfs. nicht mehr als die Art anführen, wie er die Realität dem Begriff der Freyheit zuzusichern meynt. Dass der Mensch durch seine Vernunftideen von Gesetzlichkeit, welche von der Vernunft selbst erzeugt werden, sich selbst, und gegen alle sinnliche Triebfedern, gegen alle Vorstellung von Lust und Unlust, zu Handlungen zu bestimmen, das Vermögen habe, das sey Thatsache des Bewusstseyns. Vorläufig und mit tiefen Blick in die Natur der Anlage für Moralität des Menschen, bringt der Vf. bey dieser Gelegenheit dieselbe auf Begriffe. Allein was die Weise betrifft, wie der Vf. dieses sittliche Bewusstseyn mit dem ursprünglichen Begriff von Freyheit, als einer schlechthin ersten Ursache einer Reihe von Veränderungen, zu verbinden meynt, da nämlich seine Ausführung sagt, dass wenn zwar Veranlassungen von aussen jene Vernunftidee zu erzeugen da sind, doch der Entschluss selbst, sich nach derselben zu bestimmen, eine schlechthin erste Caussalität und der Mensch folglich frey ist; so müssen wir Folgendes erwiedern. Möge der Vf. das Gesetz der Caussalität, als eine aus dem Verstande selbst hervorgehende, oder als eine von der Erfahrung abgenommene Regel erklären; so wird doch hoffentlich die Auslegung derselben seinen Beyfall erzwingen, welche sagt, dass wenn etwas geschieht, es etwas geben müsse, welches als nach einer allgemeinen Regel, wenn es existirt, die Begebenheit zur Folge hat. Wenn wir nun auch eine sich sogar auf alle Handlungen verbreitende moralische Denkungsart (einen in aller Hinsicht durch Pflichtbegriffe bestimmt werdenden Willen) setzen; so steht dieselbe, als Begebenheit unter den allgemeinen Bedingungen der Zeit, und setzt Ursachen voraus, die unter gleichen Umständen dieselbe Folge haben. Der Mensch also, als Gegenstand der Erfahrung, ist nicht frey, auch wenn er als sittlich-guter Mensch gedacht wird. Zwar will der Vf. durch seinen Begriff von Grund, als das letzte Subject der Bestimmungen eines Dinges dem Beweise der Antithesis in der Kritik ausweichen. Allein wir überlassen es dem Scharfsinn des Vfs. seine Verwechselung der Begriffe: Substanz und Ursache selbst zu bemerken und wollen uns noch einigen Raum für die folgenden Materien ersparen. Von den Behauptungen des Vfs. in Ansehung der theologischen Idee, dürfen wir blos anführen, dass Hr. T. sich für die ewige Existenz erklärt, und lediglich die Veränderungen derselben auf eine von ihr verschiedene höchste Intelligenz, als Ursache derselben bezogen wissen will. Hiernach geht der Vf. zur Prüfung der Kantischen Moralphilosophie. Wir wollen hierin auszugsweise den Vf. selbst sprechen lassen.

„Erfahrungsphilosophen und andere, welche glauben, die Welt um so viel besser zu kennen, weil sie sich nie selbst studirt haben, mögen immerhin jede Moral, die nicht auf Klugheit und Eigennutz gegründet ist, Metaphysik nennen, er (der Begriff von Bestimmbarkeit des Willens durch blosse Vernunftideen) bleibt dennoch der einzige, der uns den Begriff Pflicht zu erklären und die Frage: was sollen wir thun? gründlich zu beantworten vermag. Wie unbefriedigend und schwankend ist nicht der Begriff von Pflicht, den wir durch die sich an die Stelle der Sittenlehre setzende Glückseligkeitslehre erhalten? Ich sage fürs erste, wie unbefriedigend? Denn wird hier nicht schon vorausgesetzt, dass es auch eine Pflicht sey, seine Glückseligkeit zu befördern? Woher will man nun diese Pflicht herleiten, wenn Glückseligkeit der höchste Grund für alles, was diesen Namen hat, seyn soll? Der Verfasser vom Freund des Staats hat daher geradezu gestanden, es gebe keine eigentlichen Pflichten; eine kühne aber sehr consequente Erklärung, die offenbar aus dem eudämonistischen System folgt. Es kann aber auch zweytens nach dieser Sittenlehre, die sich auf menschliche Neigungen, und der Wollust, die aus ihrer Befriedigung erzeugt wird, keine feste Regeln geben, wonach sich das Böse und Gute in den Handlungen beurtheilen liesse. Der eine sucht Glückseligkeit in Büchern und Cultur des Verstandes, der andere in Traubensaft und Mädchen. Sie können mit einander streiten, wer die vernünftige Wahl trifft, und haben vielleicht beide recht. Doch auch das gute Gewissen ist nichts, wenn man den Begriff von Pflicht und unbedingter Verbindlichkeit bey Seite setzt. Das heisst nicht edel, sondern nur klug gehandelt, wenn wir etwas weggeben, um desto mehr wieder zu erhalten; so kann man auch den, der etwas zu theuer bezahlt, das ihm nur für einen Augenblick wichtig ist, nicht lasterhaft sondern thöricht nennen. Auch scheinen mir die Freuden der Tugend nicht so gar leicht zu erwerben zu seyn, wie es von den mehrsten vorgestellt wird. Wir haben ohne Zweifel viele edle und rechtschaffene Personen gekannt, sahen wir sie denn für gewöhnlich mit heiterer Miene und ruhigem Herzen den Widerwärtigkeiten des Lebens trotzen und den Verlust alles dessen, was ihnen sonst lieb war, verachten? O nein, oft zogen sich vor der Zeit Runzeln um ihre Stirne, und daran waren eben so oft Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Arbeit und misslungene Bemühungen Schuld, als die Bosheit ihrer Mitmenschen und die Undankbarkeit der Welt. Es ist eine grosse Frage, wer überhaupt am frohesten bey seinem Selbstbewusstseyn ist, der Weise und Tugendhafte, oder der gemeine Haufe, ja selbst der Thor und Lasterhafte. Der Rechtschaf-

fene hat viele Leiden, die ihm eigenthümlich sind, und die Waagschale gar sehr senken. Zu sehen, wie die Laster fast überall ihr Haupt siegreich erheben, während die Weisheit und Unschuld oft ihr Brod betteln muss; wie die besten Plane für Menschenwohl misslingen, wenn jedes Hinderniss der Gewalt und Unterdrückung weicht, wie selbst die Kräfte der Natur sich mit der Ungerechtigkeit gleichsam verschwören, um die Bemühungen des Patrioten und Kosmopoliten zu vereiteln; diese und ähnliche Auftritte sind schmerzhafte Wunden für die Tugend, Wunden, welche diejenigen, die ihr aus der Glückseligkeitsfülle zu Hülfe kommen wollen, weder zu heilen im Stande sind, noch zu verbergen sich erkühnen." Die von dem Vf. getroffene Darstellung der Kantischen Theorie dieser Materie und seine Kritik der Postulate der praktischen Vernunft, dürfen wir aus Mangel an Raum nicht mehr anzeigen noch beurtheilen. Wir schliessen unsere Recension mit einer Stelle unsers Vfs. die Achtung für den Charakter dieses Mannes selbst erweckt und andererseits auch nicht verfehlen wird, einige weltkluge und spöttelnde Gegner von Kant zu beschämen, dafern sie dieselbe zu beherzen belieben wollen. Der Vf. sagt: „Will man nicht gern das ganze Gebäude der Moralität umgeworfen, und eine eigennützige Klugheitslehre an seine Stelle gesetzt sehen; so wird man genöthigt, auf reinen Vernunftgründen zu bauen; und weit entfernt, durch kleinliche Einwendungen oder ungegründeten Tadel das Ansehen solcher Systeme zu schwachen, sollte man sich lieber bemühen, ihren Mängeln abzuhelfen, und sie so viel wie möglich mit einander zu vereinigen bemühen." Die Uebersetzung dieses Werks müssen wir für gut erklären, weil wir den Vortrag durchaus klar und leicht fasslich gefunden haben.

PAEDAGOGIK.

Hof, b. Grau: *Nützlicher Stoff zur Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens* an sinnlichen und moralischen Gegenständen mit Sprach- Les- (Lese-) und Schreibeübungen verbunden. Aeltern, Lehrern und Kindern gewidmet, von *Jo. Siegm. Klinger. Zweytes Bändchen*, nebst einem Register über beide. 1799. Vorr. u. Reg. XXXII. u. 270 (271) S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Verstandesübungen, oder erste Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit etc. *Viertes Bändchen* etc.

Bey Hn. K. muss alles Ehrgefühl gänzlich erloschen seyn. Nicht genug, dass er, ungeachtet unserer Rüge, bey Anzeige des ersten Bändchens (A. L. Z. 1799. Nr. 5.) seinen Stoff wieder *wörtlich* aus andern Büchern abschreibt, unter andern aus (*Markus*) *kleinen katechetischen Unterredungen* über interessante Abschnitte aus Gutmann (vgl. diese Schrift von S. 86—99. und Klinger S. 1—16.) so treibt er jetzt die Unverschämtheit so weit, dass er sogar seine Vorrede von Wort zu Wort aus der Vorrede der erwähnten Schrift des Hn. Markus entlehnt und dessen gemachte Erfahrungen für die seinigen ausgiebt. Um das Publicum aufmerksam zu machen und zu warnen, wollen wir nur einen anschauenden Beweis von Hn. Kl. Unverschämtheit geben.

Markus Vorr. S. 15.	*Klinger Vorr. S. 1.*
Der erste sehr wohlthätige Zweck, der durch *instructive Lesebücher* erreicht werden soll, war: Kinder in der so unentbehrlichen Kunst (,) richtig, deutlich, verständlich, vorzüglich aber mit Nachdenken zu lesen, auf eine interessante und amüsirende Art zu üben. Unter dem richtigen Lesen verstehe *ich*: wenn keine Sylbe, kein Wort falsch ausgesprochen wird, d. i. ein, oder mehrere Buchstaben hinzugefügt oder weggelassen werden. Nicht selten ist dies der Fall, besonders bey Kindern, die im Syllabiren nicht fertig genug geübt wurden. Sie sehen die Buchstaben der Sylben und Wörter nur zum Theil und nicht ganz an. Daher sprechen sie nur die, mit den Augen aufgefassten — Buchstaben richtig aus; etc. — Als: Aus Kindern werden in einigen Jahren erwachsene Personen. Kinder, die nicht streng im Syllabiren geübt wurden, lesen hier: Aus Kinder werden in einige Jahre erwachsenen Person. Die Erfahrung hat *mich* dies öfters (oft) gelehrt.	Der erste sehr wohlthätige Zweck, der durch *das 1te und 2te Bändch. des nützl. Stoffs etc.* erreicht werden soll, ist: Kinder in der so unentbehrlichen Kunst (,) richtig, deutlich, verständlich, vorzüglich aber mit Nachdenken zu lesen, auf eine interessante und amüsirende Art zu üben. Unter dem richtigen Lesen verstehe *ich*: wenn keine Sylbe, kein Wort falsch ausgesprochen wird, d. i. ein, oder mehrere Buchstaben hinzugefügt oder weggelassen werden. Nicht selten ist dies der Fall, besonders bey Kindern, die im Syllabiren *nicht fertig genug* geübt wurden. *Sie sehen* die Buchstaben der Sylben und Wörter nur zum Theil und nicht ganz an. Daher sprechen sie nur die mit den Augen aufgefassten — Buchstaben richtig aus — etc. — Als: Aus Kindern werden in einigen Jahren erwachsene Personen. Kinder, die nicht streng im Syllabiren geübt wurden, lesen hier: Aus Kinder werden in einige Jahre erwachsenen Person. Die Erfahrung hat *mich* dies öfters (oft) gelehrt.

So geht es fort bis S. 37. Nur da, wo Hr. Markus den Thieme'schen Gutmann oder Plato's Lesemaschine nennt, lässt Hr. *Kl.* diese Citate weg, oder nennt dafür seinen geraubten Stoff. Rec. kann bey seiner Ehre versichern, dass er *alle* übrige Gespräche, welche den Inhalt dieses zweyten Bändchen ausmachen, schon in andern Schriften gelesen hat. Er hat diese Bücher nur nicht gleich bey der Hand, um sie ihren Titeln und Seitenzahlen nach, so wie die beiden erwähnten, anführen zu können.

LLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. August 1799.

GESCHICHTE.

PARIS: *Histoire des premiers peuples libres, qui ont habité la France.* Par *J. Ch. Lavaux*, An 6 de la Republique Françoise (1798). Tome I. 310 S. T. II. 323 S. T. III. 328 S. gr. 8.

ie Geschichte der Kelten in drey grosoctav Bänden? wird sich wohl jeder Leser fragen, wel-ier weiss, wie wenig Nachrichten von diesem al-n Volke auf unsere Tage gekommen sind. Er wun-ert sich noch mehr, wenn er findet, dass über den rsprung der Nation nicht, wie sonst gewöhnlich, eitgesponnene Hypothesen aufgestellt werden; dass er Vf. keine Sylbe von den Kelten spricht, welche lange die südlichen Theile unsers Vaterlands be-etzten, obgleich seine Hauptquelle, Cäsar, selbst uf sie hinweist; dass sogar die Züge derselben nach riechenland, der Uebergang nach Kleinasien nicht usammenhängend erzählt, sondern nur bey guter Gelegenheit in kurzen Anspielungen aufgestellt sind; lass hauptsächlich die Kriege der Gallier in Italien, ind Cäsars Unternehmungen, nebst dem grösstenheils aus *Dom Martins* Werke *sur la Religion des Gaulois* entlehnten Gemälde von der Verfassung, den Sitten, der Religion etc. den Stoff zu den hier auf-gestellten Auseinandersetzungen liefern. Aber ein genauerer Blick in das Innere des Buchs löset die Verwunderung. Statt einer Geschichte der Kelten indet sich eine allgemeine Uebersicht der Universal-iistorie, angefangen von der ersten Bildung des Men-chen zum gesellschaftlichen Leben, fortgeführt durch lie herrschenden Völker des Orients, mit dem nöthi-jen Uebergang auf die Geschichte der Griechen, auf lie Bildung und Einrichtung der wichtigsten Repu-bliken dieses Landes, bis zu dem Wachsthum und ndlichen Sinken des mächtigen römischen Staats. Die Reihe der Kaiser wird ohnehin unentbehrlich, la sie den Faden bietet, an den sich die wenigen leinen Thatsachen, welche von Galliens Bewohnern ach Cäsars Zeiten bekannt geworden sind, anrei-en lassen. Wir wissen nicht, ob das deutsche Pu-licum die Rechtfertigung oder Entschuldigung des fs. für gültig erklären wird, das gegenwärtige Verk sey nur der Anfang einer schon in frühern ahren verfertigten Arbeit über die Geschichte des ranzösischen Volks; die Geschichte einer grossen Nation könne bey keinem andern Plan nach Wür-en bearbeitet werden (er hat die Bescheidenheit zu igen *d'une grande nation*, nicht wie jetzt gewöhn-ch *de la Grande Nation*); und obgleich der Gang der Revolution seine Thätigkeit auf ganz andere Seiten hingewendet habe; so glaube er doch diesen Anfang, als selbstständiges Werk, seinen Zeitgenossen nicht vorenthalten zu dürfen. Rec. kann versichern, dass der deutsche Geschichtforscher durch dieses Buch seine Kenntnisse kaum um einige wenige Thatsachen erweitert; er wird im Gegentheile auf eine Menge Sätze stossen, die mehr als gewagt sind, mit unter auch, doch nicht häufig, auf solche, welche Unkunde in einzelnen Theilen verrathen, kurz offenbare Fehler sind. Ein Beyspiel statt mehrerer zum Beweis: T. I. S. 104. steht Ptolemäus als Gebieter über „*Lybien*, *Ethyopien* und *Arabien*." Die demokratische Verfassung hat an Hn. *L.* einen sehr warmen Anhänger, man denkt sich also leicht die schneidenden Urtheile desselben über jeden Staat der Vorzeit, wo die Regierung nicht nach seinem Sinne eingerichtet war. Glauben wir ihm, so ist Cyrus einer von den berühmten Räubern des Alterthums, welchem menschliche Narrheit den Zunamen des Grossen gab. Die Griechen handelten unüberlegt, dass sie zwar ihre Tyrannen, nicht aber auch zugleich ihren Adel, ein fürchterlicheres Uebel als die Tyrannen selbst, auf immer vernichteten. „Sparta war schlimm daran, denn es hatte Könige und einen Adel; Athen hingegen blühete, weil es sich beide vom Halse zu schaffen gewusst hatte." In welchem Lichte hier Roms Beherrscher erscheinen, erräth man von selbst; kein Zug ist gespart, um die Narrheiten und Grausamkeiten eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, mit den grellsten Farben auszumalen; Augustus mit seinem Mäcenas spielen eine abscheuliche Rolle, und selbst der Wiederhersteller des zerrütteten Staats, Vespasian, erhält keine Gnade; er ist ein Geizhals, ein harter Mann, der mit Lust das Mark der Provinzen saugt, und ohne Bedenken das Blut unschuldiger Männer vergiesst. Titus entschlüpft ihm unter der Hand mit der menschenfreundlichen Bemerkung, gerade so wie er hätten auch Tiberius und Nero angefangen. Wäre Hr. *L.* kein Franzos, er würde bey der Schilderung der Kaiser von Trajan bis Marc Aurel gegen manche Verlegenheit zu kämpfen haben; man sieht es deutlich, dass die meisten von ihnen, vorzüglich der letzte, seine Lieblinge sind; aber er weiss sich zu helfen. Tyrannen bleiben sie wie alle übrigen; denn sie missbrauchten die unverletzlichen Rechte der Menschheit, hatten wenigstens den Muth nicht, Freyheit und Gleichheit auf der verdorbenen Erde herzustellen; doch hatte schon die allgemeine Verbreitung der stoischen Philosophie auch auf sie gewirkt und man-che

che ihrer Gesinnungen gereinigt; die Herrscher dieses Zeitraums waren Menschen; nur waren sie es nicht genug, und das durch sie bewirkte Gute kommt eigentlich nicht auf ihre, sondern auf die Rechnung der wohlthätigen Philosophie, und den unwiderstehlichen Einfluss derselben. Dass aber die Regierung eines Einzigen, sey er auch von noch so vielen Einsichten, von der äusserlen Herzensgüte, in jedem Falle ein ruchloser Eingriff gegen die geheiligten Gesetze der Natur bleibe, glaubt der Vf. aus der Geschichte dieser Kaiser (II, S. 317.) dadurch erweisen zu können, weil gerade unter der Staatsverwaltung derselben die Zügel der Regierung immer schlaffer werden, und das Reich den täglich sich mehrenden Anfällen der freyen Barbaren nur schwache Schranken entgegen setzen konnte! — Von den Kelten selbst weiss Hr. *L.* (II, S. 138.) dass sie ursprünglich ein zwar tapferes, aber äusserst gutmüthiges, Volk waren, welches den Krieg nicht liebte, von seinen Herden und den sparsamen Producten der Erde als Nomade lebte; bis ein ausgearteter Zweig von ihnen anfing, sich auf Räuberey zu legen, endlich nicht nur Fremden, sondern auch seinen Landesleuten fürchterlich wurde, Einfluss genug hatte, sich überall an die Spitze der Geschäfte zu drängen, und endlich das ganze Volk zu unterjochen; und das ist denn natürlich der keltische Adel, welcher schon vor Cäsars Zeiten zu allem Unglück des Landes Ursache giebt. Die anfangs ganz reine auf Deismus gegründete Religion, artete allmälich unter den Händen der aristokratischen Druiden gänzlich aus, brachte einen geheiligten von andern Menschen abgesonderten Stand zum Vorschein, brachte Menschenopfer, und trug das ihrige zum Niederdrücken der Denkkraft und Freyheit in den übrigen Volksclassen bey. Daher fand Cäsar bey seinem Eintritt in Gallien einen stolzen Adel in beständigem Kampfe unter sich selbst, und das Volk als Sklaven; daher konnte keine Gegenwehr gelingen. — Unter den aufgezählten Vorzügen des Landes, dem Fleisse, der Thätigkeit, Erfindungs- und Nachahmungsgabe seiner Bewohner, welches alles sehr genau, aber meist aus frühern Bearbeitern, zusammengestellt ist, vergisst er doch auch nicht, versieht sich mit den nöthigen Entschuldigungen, Diodors Vorwurf über das grossprechende, wegwerfende Wesen der Gallier anzuführen; aber über andere übele Urtheile der Alten, über den grenzenlosen Leichtsinn, den Uebermuth im Glücke und das Verzagen beym Unfalle, geht er mit tiefem Stillschweigen hinweg. Die bisherige Vorstellung ist vielleicht nicht ganz geeignet, dem Vf. viele Leser aus unserer Nation zu verschaffen; ganz gegen des Rec. Absicht; denn er hält sich überzeugt, dass ein gebildeter Mann, der sich über manche sprudelnde oder zur Unzeit angebrachte Ausbrüche einer übelverstandenen Freyheitsliebe hinwegsetzen kann, dieses Buch nicht ohne Nutzen und Vergnügen aus den Händen legen wird. Die Erzählung liest sich leicht und fliessend, und ist nicht durch Schwulst und Floskeln mit eingebildeten Schönheiten überladen; viele treffende Räsonnements, mehrere einzelne Bemerkungen und Beurtheilungen, erhalten gewiss den Beyfall des Publicums. Es wird für eine Recension unmöglich, zusammenhängende Stellen auszuheben, aber gleich S. 3. der gut gesagte und gefasste Gedanke von der Ursache, warum jedes Volk sich für das älteste der Erde hielt, mag zum Erweis des Gesagten dienen. Da der Vf. bey jeder Gelegenheit etwas weit auszuholen pflegt; so findet er auch durch das in Gallien verbreitete Christenthum Anlass zu eigenen Betrachtungen über die Entstehung desselben, und über ihren Stifter. Die noch immer herrschende Stimmung in Frankreich lässt ein sehr unbilliges Urtheil von ihm erwarten; man sieht sich aber mit Vergnügen wenigstens zur Hälfte in seiner Erwartung betrogen. Hr. *L.* äussert über diesen Punct Begriffe, wie sie ungefähr ein Socinianer haben kann. Jesus Christus fühlte nach seinen Behauptungen die Verdorbenheit des Zeitalters, den empörenden Druck der Römer, das Bedürfniss seiner Nation zur physischen und geistigen Umwandlung, und den innern Drang der erhabene, uneigennützige Beförderer alles Guten, einer auf die reinste Moralität, auf die Idee eines einzigen höchsten Wesens gegründeten Religion zu werden. Der vieljährige Aufenthalt in Aegypten hatten ihm mit dem Systeme eines Sokrates etc. bekannt gemacht, neue Vorstellungen und den brennenden Eifer in ihm angefacht, der Heiland, der lang erwartete Messias der Juden zu werden. Und dann folgt mit lebhafter *Theilnehmung* die Entwicklung seines klugen, *genau den* Umständen angepassten, nie heuchlerischen unmoralischen Benehmens. Viele von den Sätzen des Vfs. kann das Kirchensystem freylich nicht billigen, vorzüglich das, was über die spätere Verbreitung, und, wie er es nennt, Verunstaltung des Christenthums durch übelbelehrte und verfolgungssüchtige Anhänger desselben geäussert wird; doch wird auch der Christ an Hn. *L.* den billigen anders glaubenden nicht verkennen. Einen grossen Theil seiner Vorstellungen, und auch die Auseinandersetzung über die verschiedenen jüdischen Religionssecten, entlehnt er aus einem deutschen Buche: *Stark's Hephästion.* Ueberhaupt ist der Gebrauch und das häufige Citiren deutscher Schriftsteller eine unerwartete Erscheinung; wir lernen hier Hn. *L.* auch als den französischen Uebersetzer von *Schmidt's* Geschichte der Deutschen kennen.

Gera u. Leipzig, b. Illgen: *Meine Flucht aus den Staatsgefängnissen zu Venedig, die Piombi genannt.* Eine höchst interessante Geschichte, aus dem Französischen (übersetzt). 1797. 219 S. 8. (12 gr.)

Auch ohne die auf dem Titel angebrachte Empfehlung würde diese schon sonst bekannte Geschichte ihre Leser zu einer Zeit finden, wo der eiserne Stab des Despotismus der venetianischen Oligarchie zerbrochen ist, und die scheusslichen Kerker der Inquisition geöffnet sind, deren Schrecknisse darin mit zien-

nnlich lebendigen Farben geschildert werden. — lgende Umrisse dieses dunkeln Gemäldes mögen er genügen. Ein junger gutherziger Wildfang, m Geburt ein Venetianer, wird im J. 1755, ohne n ahndungswürdiges Versehen begangen zu haben, ler dessen in der Folge bezüchtigt zu seyn, in der acht von den Inquisitionshäschern überfallen und die bekannten Bleydachgefängnisse (*i piombi*) geacht. Sein enger Kerker ward die *Hölle* genannt, ıd trug den Namen in der That: eine erstickende itze im Sommer, im Winter erstarrende Kälte, Ratn von Kaninchengröfse, zahllose Flöhe, marterten n hier. Bey seiner Ankunft fand er ausser einem achtstuhl, hier nichts, als ein zum Erdrosseln er Gefangenen sinnreich erfundenes Halseisen. Nach er ersten unter allen Schrecknissen der durch eien solchen Ort erhitzten Phantasie hingebrachn Nacht gestattete man ihm Speise, und einie aus seiner Wohnung geholte Mobilien und Kleiungsstücke, wovon aber alles Werkzeug und sonsties Geräthe von Metall, so auch Schreibmaterialien nd Bücher ausgeschlossen wurden. Damit aber die inbildungskraft des jungen Gefangenen an diesem rt der Qual doch nicht unbeschäftigt blieb, sandte hm das Inquisitionstribunal (kann Grausamkeit erinderischer seyn?), einige recht finstere Mystiker ur Lectüre. — Man bemerke bey diesem ganzen Bericht, dafs der Erzähler nichts weniger, als ein nit der damaligen venetianischen Verfassung Unzufriedener, sondern ihr unbedingter Vertheidiger ist; und dafs er folglich nichts übertreibt, sondern vielnehr, das ihm von der väterlichen Hand der drey länner auferlegte Strafgericht, noch glimpflich bechreibt. — Das Lesen der mystischen Bücher und lie schreckliche Hitze unter dem Bleydache zogen lem Gefangenen ein heftiges Fieber zu, über welhes aber seine feste Constitution und die ihm bewilligte Hülfe eines Arztes siegte. — Fünf Monate erflossen ihm in diesem elenden Zustande; er onnte auch nicht den entferntsten Wink, weder von den Ursachen seiner Gefangenschaft, noch von leren wahrscheinlichen Dauer erhalten. — Plane ur Flucht, mit so unendlichen Schwierigkeiten diese uch verbunden waren, beschäftigten ihn nun unnterbrochen in seiner Einsamkeit. Die Einfalt und Nachgiebigkeit des Schliessers kamen ihm bey der Erfindung der Mittel zur Entweichung zu Hülfe. — Wir übergehen hier alle die zwar etwas lang ausgesponnenen, aber demungeachtet (auch in diesem mitelmäfsigen deutschen Gewande) unterhaltenden Erzählungen, von den verschiedenen Stubengefährten, lie er periodisch als Mitgefangene erhielt, von den onstigen Ereignissen in seinem Gefängnisse, von seiner Industrie, mit welcher er sich seine Lage zu ereichtern und seine Flucht vorzubereiten wufste. — In einem glänzendern Lichte erscheint die Kraft des nenschlichen Geistes, den Kampf gegen die Uebermacht des Schicksals zu bestehen und siegreich sich über dieses zu erheben, selten, als in einer Lage wie die des Vfs. war. — Bey dem Plan zur Flucht überwand er fast unübersteigliche Schwierigkeiten; er ward dabey entdeckt und verlor die Anstrengungen mehrerer Monate; er ward in ein anderes Gefängnifs gebracht, mufste nun auf einen andern, von dem vorigen ganz verschiedenen Plan zu seiner Befreyung denken, wufste sich hierin mit einem von ihm entfernt sitzenden, ihm persönlich unbekannten Mitgefangenen, durch geheimen Briefwechsel zu verbinden, ward auch hiebey wieder mannichfaltig an der Ausführung gehindert, — und bewerkstelligte endlich seine, von den abentheuerlichsten und gefahrvollsten Umständen begleitete Flucht, mit einem, seiner in aller Rücksicht unwürdigen Gefährten. — Auf seiner Reise nach Deutschland erfuhr er manche Widerwärtigkeiten, unter welchen der Undank ehemaliger Freunde ihn am meisten kränkte. — Nach einer achtzehnjährigen Reise durch Europa, erhielt er im J. 1774 von dem furchtbaren Tribunal selbst eine Einladung zur Rückkehr nach Venedig, dem er, alles Widerspruchs seiner Freunde ungeachtet, — aus Liebe zum Vaterlande folgte. Seine Unschuld ward zwar von der Inquisition anerkannt, nie aber hat er die eigentlichen Ursachen der grausamen Verhaftung wirklich erfahren können, wenn diese, wie er gleich im Anfang seiner Erzählung ahnen läfst, nicht etwa von einem gewissen, aus jugendlicher Neugier entstandenen Hang zur Schwärmerey, Geisterseherey u. dgl. herzuleiten sind. — Am Schlusse seines Buchs hält unser Vf. unerwartet genug, der „Offenherzigkeit, den billigen Gesinnungen und der „besondern Gnade" — seiner ehemaligen Tyrannen eine Lobrede, wobey er seine Leser in Zweifel läfst, ob man hiebey seine Gutherzigkeit rühmen, oder vielmehr über seine, durch die vielen Gunstbezeugungen der Triumvirn selbst, bestochene Freymüthigkeit lächeln soll.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

St. Pölten, b. Laitre: Homilien des Hochwürdigsten Herrn *Scipio von Ricci*, Bischofs zu *Pistoja* und *Prato*, gesagt (vorgetragen) in der Domnkirche (Domkirche) zu *Pistoja*. Fünf Hefte; jedes zu drey Bogen. 1792 u. 1793. 8.

Diese Homilien würden, wenn sie in Deutschland gehalten worden wären, ganz gewifs nicht das geringste Aufsehen erregt haben. Der würdige Vf. ist darin nichts weniger als heterodox; er hält sich vielmehr streng an die Entscheidungen, welche die katholische Kirche in dem letzten allgemeinen Kirchenrathe bestimmt hat. Das ganze Streben dieses in ganz Italien, und vorzüglich zu Rom verhafsten, und der Ketzerey verdächtigen Bischofs scheint vielmehr dahin zu gehen, die Lehren des tridentinischen Kirchenraths gegen den rohen, in Italien herrschenden, Aberglauben geltend zu machen. Aber dies ist schon in den Augen der grofsen Obscurantenparthey unter dem hohen und niedern Pöbel Italiens ein Verbrechen, wo man auch in unsern Tagen noch weit

weit hinter den bessern Bestimmungen des tridentiner Kirchenraths zurück ist, und sich noch mit Enthusiasmus an den rohesten Aberglauben hält, der zur Zeit der Reformation unter den Katholiken in Deutschland herrschte. Dass der brave Bischof von *Pistoja* selbst noch in unsern Tagen sich wegen seiner ganz nach den Entscheidungen des tridentiner Kirchenraths vorgenommenen Reformation in Rom der Ketzerey verdächtig gemacht hat, das ist ein neuer Beweis, dass Rom bey den vernünftigern Entscheidungen des gedachten Kirchenraths über verschiedene religiöse Gegenstände, z. B. über die Verehrung der Heiligen, über den Ablass, über die äussere Gottesverehrung — den Protestanten bloss Sand in die Augen werfen wollte, um sie an sich zu locken, und dass man daher gar nicht mit Ernst an die Abschaffung der ärgerlichen und antichristlichen Missbräuche dachte, die die Veranlassung zu der grossen Kirchentrennung gaben. Man sieht daraus, was man noch heut zu Tage von Rom zu erwarten hat. In dieser Rücksicht sind diese Homilien von grosser Wichtigkeit. Es ist für den Freund der Kirchengeschichte, der den religiösen Zustand eines grossen Landes, und des Hauptsitzes des Katholicismus, desgleichen Italien ist, genauer kennen zu lernen wünscht, gewiss sehr interessant, den ehrwürdigen Vf. dieser Homilien mit Nachdruck und Würde wider den herrschenden Aberglauben auftreten, und selbst mit katholischen Waffen denselben bekämpfen zu sehen. Es ist aber noch interessanter, zu bemerken, wie dieser brave Bischof selbst wegen seines lauteren Eifers für die Lehren des tridentiner Kirchenraths nicht bloss bey dem italienischen Pöbel, sondern sogar bey dem Oberhaupte der Kirche der Ketzerey verdächtig wird, dessen Pflicht es wäre, jene Lehren geltend zu machen, und in ihrer Reinheit zu erhalten.

* * *

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Martin Euler's Vorübungen zu Kontorgeschäften.* Dritte verbesserte und für neuere Zeiten eingerichtete Auflage, von *J. H. Stricker.* 1799. 299 S. 8. (20 gr.)

BERLIN, in der Vossischen Buchh.: *Quinctius Heymeran von Flaming.* Von *A. Lafontaine.* 3. Th. 1798. 420 S. 4. Th. 348 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 229.)

OFFENBACH, b. Brede: M. *C. V. Hauff Bemerkungen über die Lehrart Jesu mit Rücksicht auf jüdische Sprach- und Denkungsart.* Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung dessen, was Lehre Jesu ist. Zweyte Auflage. 1798. XVIII u. 344 S. 8. (Die erste Auflage erschien 1788.)

WEISSENFELS, b. Severin u. C.: *Wahrheit und Dichtung.* Erstes u. Zweytes Vierteljahr. 1—26. St. 208 S. 8. 1799. (Jedes Vierteljahr 5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 205.)

LEIPZIG, b. Crusius: *Ziegelbrennerey, wie sie behandelt wird, und wie sie behandelt werden sollte, wenn das allgemeine Beste nicht dabey unvermeidlich leiden soll;* zur Beherzigung der Ziegeleybesitzer und zum Nutzen aller derjenigen, die neue Gebäude aufzuführen oder zu unterhalten haben. Zweyte verbesserte Auflage. 1799. 84 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 315.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Linke, *Chemnitz*, b. Wesselhöft: *Spruchbuch für die Schuljugend.* Oder: die christliche Religion (slehre) in biblischen Sprüchen und Liederversen, ein Anhang zum Lehr-, Lern- und Lesebuch für die Dorfjugend. Gesammelt und herausgegeben von *K. Glob Just,* Schulmeister in Ozdorf bey Waldheim. 1799. 72 S. 8. (2 gr.) Soll nun einmal die liebe Jugend noch biblische Sprüche auswendig lernen, welches uns eben so unnöthig scheint, als das mit Recht in den bessern Schulen abgeschaffte Auswendiglernen der Busspsalmen, Evangelien und des Katechismus; so müssen zu diesem Zwecke nur solche Bibelstellen gewählt werden, welche Inhalt und Form zu moralischen Denksprüchen macht, deren sich allerdings einige zerstreut in der Bibel befinden. Stellen, in welchen Jesus von sich spricht, wie: Ich bin das Licht etc., wo er seine Schüler anredet, als: Gehet hin in etc., Lasset die Kindlein etc. eignen sich schlechterdings, nach unserm Gefühle, nicht zum Auswendiglernen für die Jugend. Noch weniger passen hiezu Sprüche, wie: Maria wird einen Sohn gebären, des Namen sollst etc., oder: Ihr Männer, wohnet bey euren Weibern mit Vernunft etc. Wer daher über die ganze Dogmatik und Moral ein Spruchbuch bloss aus der Bibel sammeln will, ohne dabey zweckmässige Denksprüche aus andern Büchern zu benutzen, der wird allerdings, wie Hr. *J.*, auch solche unzweckmässige Sprüche aufnehmen müssen. Die beygedruckten Liederverse sind grösstentheils aus dem neuen Dresdner Gesangbuch entlehnt. Wo der Vf. die christlichen Religionsgesänge für Bürgerschulen oder Heurler's Sittenlehren in Versen benutzte, da verschweigt er seine Quelle. Uebrigens hat der Vf. bey seinem Spruchbuch den Plan des Rosenmüller'schen Lehrbuchs zum Grunde gelegt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. August 1799.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. d. Vf. und b. Dvisonnier: *Tableau du regne végétal selon la méthode de Jussieu;* par E. P. *Ventenat,* de l'institut national de France, l'un des Conservateurs de la Bibliotheque du Pantheon. Tom. I—IV. an 7. (1799.) 1. B. LXXII S. Vorrede 627 S., 2. B. 607 S., 3. B. 587 S., 4. B. 265 S. mit 24 Kupfern. 8. (24 Francs frey durch die Departemente, 21 Fr. in Paris.)

Bey dem grofsen Scharfsinn, der in dem System des berühmten *Jussieu* liegt, bey der Aufklärung, die er in so viele unbestimmte Charaktere brachte, fehlte es uns noch an einem Buche, was uns gewisse schwere Stellen aufhellte und andere trockene geniefsbarer machte. Der Vf., welcher schon durch seine *Principes de la botanique*, worüber er im *Lycée republicain* Vorlesungen hielt, und durch viele einzelne Abhandlungen, die in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt sind, bekannt ist, hat es unternommen, in einem weitläuftigen Werke die gesammte Botanik und besonders nach *Jussieu's* Grundsätzen abzuhandeln. Der Vf. hat die Beobachtungen der Botaniker treulich benutzt, aber auch sein Werk mit seinen eigenen, die ihm theils die berühmten Gärten, (des Museum's, des berühmten Cel's) theils aber die grofsen Herbarien so leicht zu machen gestatteten, bereichert. Der erste Band enthält nicht blofse Terminologie, sondern physiologische und ökonomische Bemerkungen, wie wir sogleich genauer sehen werden; der zweyte und dritte stellen die Geschlechter und die Species der in Europa wachsenden Pflanzen dar. Der vierte Band, welcher der interessanteste ist, enthält die Kupfer, ferner Pflanzen die durch ihren Charakter merkwürdig sind u. f. w. und mehrere Dinge, welche wir späterhin anzuführen Gelegenheit haben werden.

Der erste Band enthält in einer weitläuftigen Abhandlung Bemerkungen über das Studium der Botanik, welche besonders in die drey Hauptabschnitte zerfallen. Erstlich sucht der Vf. zu beweisen, dafs das Studium der natürlichen Verhältnisse zu allen Zeiten mehrere berühmte Botaniker beschäftigt hat; 2) aufzufinden diejenigen Organe der Pflanzen, welche durch ihre Allgemeinheit, durch ihre wichtigen Betrachtungen, welche dieselben zulassen, in der allgemeinen Aufzählung der natürlichen Kennzeichen verdienen vorgezogen zu werden; 3) zu untersuchen, ob die Darstellung der natürlichen Ordnungen in einer zusammenhängenden Reihe dem Plane der Natur vollkommen gemäfs ist. — Der Vf. führt vorzüglich unter denen, welche von der Zeit an, wo man Botanik mit mehrerer Aufmerksamkeit und Genauigkeit trieb, dem natürlichen Systeme huldigten, den *Caesalpin* an, welcher gewifs sein System weit vollständiger ausgeführt haben würde, wenn er Gesner's Idee von der Befruchtung der Pflanzen hätte benutzen wollen. *W. Lauremberg* in f. *Botanotheca* war sehr von den natürlichen Verhältnissen eingenommen. Sein System wird hier auseinander gesetzt. — *Monson (Histor. univers. plant. Oxon.* 1715. 2 Vol. in Fol.) suchte eine natürliche Ordnung zu befolgen, und besonders sein System auf wesentliche Kennzeichen, denen, wie er sich selbst darüber ausdrückt, die Natur den Vorzug zu geben schien, zu begründen. Er hat indefs nicht immer Wort gehalten, indem er oft mehr Pflanzen in eine Familie zusammenstellte, als die Gleichförmigkeit der natürlichen Charaktere gestattete. Darauf folgte *Ray*, welcher mehrere natürliche Familien aufstellte, (Schwämme, Moofse, Farrenkräuter, u. f. w.) und besonders in der zwoten Ausgabe das natürliche System (gegen Herrmann, Tournefort und Rivin) zu erheben sucht. Was von der natürlichen Methode so lange zurückhielt, war besonders das Bestreben mehrerer Botaniker, eine leichtere aufzufinden, welche zur Bestimmung der Pflanzen hinreichen dürfte. *Magnol* gab sich viele Mühe ein natürliches System aufzubauen, und ungeachtet wahre Grundsätze der Botanik mit vieler Reinheit in seinem Buche aufgestellt sind, so wurde es doch bald vergessen. Selbst seine Beurtheilung andrer Systeme ist richtig und scharf. *Burckard*, der in keiner der physikalischen Wissenschaften fremd war, schrieb auch in einem Briefe an Leibnitz (1702) *de charactere naturali plantarum* sehr gründlich. (Leibnitz hat selbst einen Auszug aus diesem Briefe gegeben im 2ten B. S. 173 der Genfer Ausgabe). — Hierauf folgt die Epoche, wo *Linne* durch Versuche die Entdeckung von den Geschlechtstheilen der Pflanzen sicherte. So sehr dieses sein System, welches er, wie bekannt, auf jene gründete, verfochten wurde, so konnten sich doch *van Royen, Guettard, Scopoli, Gerard, Joh. Gmelin,* besonders *Haller, Bernard de Jussieu* und *Adanson* nicht überwinden, die natürlichen Kennzeichen jenen aufzuopfern.

Bey der natürlichen Methode kommt es vorzüglich auf die Aufsuchung derjenigen Organe der Pflanzen an, welche durch ihre Allgemeinheit und andere wichtige Verhältnisse in der Aufzählung natürlicher Familien vorgezogen zu werden verdienen. Und hierin

hierin hat der Vf. grofsen Fleifs angewandt, diefen Kennzeichen den gehörigen Platz anzuweifen.

Man kann die Organe der Pflanzen betrachten als erhaltende und wiedererzeugende, unter diefe Abtheilung laffen fie fich alle bringen. Die erhaltenden Theile find weniger tauglich in die allgemeine Claffification einzugehen, wenn man fie nach ihrem Aeufseren betrachtet. Zu den hervorbringenden Theilen gehören die Staubfäden, der Piftill, die Frucht oder die Fruchthülle, und der Saamen, denen man noch die äufsere (*calyx*) und innere Gefchlechtshülle (*corolla*) beyfügen kann. Von diefen Theilen fucht nun der Vf. die fcharffinnige Anwendung auf das Syftem zu zeigen. Da das die Hauptftütze des ganzen Syftems ift, fo verdienen die Ideen des Vf. nähere Erörterung.

Der Kelch oder die äufsere Gefchlechtshülle (*calyx*) wird von dem Vf. als eine Verlängerung des Oberhäutchens des Blumenftiels betrachtet, in welchem die Blutgefäfse nicht fo zahlreich und nicht fo leicht zu finden find, als in der innern Hülle (*corolla*), und läfst in Hinficht auf das Syftem vier Betrachtungen zu, hergenommen von feinem Dafeyn oder feiner Abwefenheit, von feiner Lage, Structur, von der Regelmäfsigkeit und Unregelmäfsigkeit feiner Lappen. Er fcheint zum Schutz der Gefchlechtstheile beftimmt, und fehlt daher fehr wenigen Pflanzen. Indefs finden fich doch einige, denen er mangelt, unter den *Ranunculaceis*, der *Clematis*, *Thalictrum*, *Hydraftis*, *Anemone* und *Caltha*; fo fehlt er auch der *Rheedia* unter der Familie *Guttiferae*. In den Ordnungen, die die Vf. der Juffieufchen Methode *Amentaceae* und *Coniferae* nennen, finden fich einige Gefchlechter, welche ftatt des Kelchs eine Schuppe haben, die jenen zu erfetzen fcheint. Ferner ift diefer Theil bald mit dem Fruchtboden verwachfen, zuweilen aber nur an denfelben angelegt. In fehr wenigen Familien wechfelt derfelbe fo ab, dafs er bald frey, bald angewachfen ift. In Anfehung feiner Structur finden fich die gröfsten Verfchiedenheiten. Er befteht nemlich entweder aus einer ganzen oder mehrmal getheilten Hülle, (*Berberides*, *Liliaceae*, *Capparides*, *Saponaceae*, *Guttiferae*, *Gerania* etc.) Die Theilungen find mehr oder weniger tief; (*Liliaceae*, *Caryophylleae*, *Solaneae*, *Meliaceae*), oder fie ändern in der Zahl (*Primulaceae*, *Rhamni* etc. Die Regelmäfsigkeit oder Unregelmäfsigkeit des *Limbus* deffelben giebt kein ftetes Kennzeichen in einerley Familien, wie dies die Familien der Palmen, der *Irides*, *Rhinanth.*, *Labiatae*, *Leguminofae*, und andrer beweifen.

Die innre Gefchlechtshülle, (*corolla*) ift wegen ihrer öftern Verbindung mit den Staubfäden von nicht geringerer Wichtigkeit. Der Vf. hält nach den jetzigen Beftimmungen von *Calyx* und *Corolla* eine Verwechfelung für unmöglich, und betrachtet hier ihr Dafeyn oder Abwefenheit, ihre Einfügung, die Zahl ihrer Theile, die Regelmäfsigkeit und Unregelmäfsigkeit derfelben.

Die Corolla findet fich in allen Pflanzen wo fie angezeigt ift, um fo mehr find einige zu bemerken, denen diefelbe fehlt. Unter den *Tiliaceis* fehlt diefelbe der *Sloanea*, unter den *Caryophylleis* der *Ortegia*, *Mollugo*, *Minuartia*, *Queria*, *Pharnaceum*; der *Adoxa*, *Chryfofplenium* unter den *Saxifrageis*; unter den *Portulaceis* den *Scleranthus*, *Trianthema* und *Gifekia*; ferner mangelt diefelbe den *Sefuvium*, *Aizoon*, *Tetragonia*, *Isnardia*, *Glaux*, *Poterium*, *Sanguiforba*, *Cliffortia*, *Alchimilla*, *Ceratonia*, *Terebinthus*, *Dodonaea*, *Juglans*, *Fraxinus*, *Cardamine*, *Lepidium*, *Acer*, *Penthorum*, *Ammannia*, *Mimofa* und *Rhamnus*. — Die Einfügung oder der Anfatz der Corolla ift weniger veränderlich, mehr die Regelmäfsigkeit oder Unregelmäfsigkeit ihrer Theile, welche daher nur in Beftimmung der Gefchlechter angewandt werden kann.

Der Vf. kommt hierauf zu den Staubfäden, welche er nach ihrer Infertion, Verbindung, Anzahl und Verhältnifs betrachtet. Bernard de Juffieu kannte ganz fchon die Wichtigkeit der Infertion der Staubfäden, auch ift diefelbe einzig gleichbleibend, nicht blos in Gefchlechtern und Familien, fondern auch in Claffen. Die Verbindung derfelben ift oft in Gefchlechtern beftändig, aber in Familien unendlich abwechfelnd. Die Zahl derfelben ift in Abficht auf die natürliche Methode von keiner Wichtigkeit, fo auch das Verhältnifs derfelben unter fich, was zwar übereinftimmend in Gefchlechtern, aber fehr abwechfelnd in mehrern Familien ift. — Ueber den Piftill und feinen untern Theil, den Fruchtboden laffen fich vorzüglich zwey Bemerkungen machen, welche ziemlich beftändig find, entweder ift derfelbe ganz freyftehend, (*Portulaceae*, *Labiatae*, *Perfoneae*, *Cruciferae*, *Caryophylleae*, *Leguminofaeua*), oder anhängend, anftehend (*Irides*, *Elaeagni*, *Campanulaceae*, *Rubiaceae* u. m. a.) — Ueber den Stylus laffen fich keine allgemeine Kennzeichen feftfetzen, wie man aus mehrern Beyfpielen fehen kann. (*Aroideae*, *Lilia*, *Polygoneae*, *Caprifolia*, *Ranunculaceae* etc. etc.)— befonders aber ift die Narbe fo grofsen Veränderungen unterworfen, dafs man von ihr kaum ein Kennzeichen des generis hernehmen darf. Bey Betrachtung der Frucht- oder Saamenhülle nimmt der Vf. noch auf ein befonders, fchon von *Grew* befchriebenes Häutchen Rückficht, was zu allernächft den Saamen umfchliefst (*perifperme*.) Grew nannte es *Albumen*, es befteht in der reifen Frucht aus der getrockneten Feuchtigkeit des *Amnios*. Auf ähnliche Weife behandelte der Vf. noch den Keim (*embryo*), die Plumula, die *Radicula*, die Saamenlappen oder *Cotyledones*, welche letzte überhaupt das übereinftimmendfte Kennzeichen ganzer Familien giebt. Ihre Form ift fehr beftändig, überhaupt genommen elliptifch oder hemifphärifch (*Labiatae*, *Borragineae*;) halb cylinderformig; (*Perfoneae*, *Solaneae*, *Campanulaceae* etc.) über fich zurückgebogen; (*Saponaceae*) zufammengewunden; (*Malpighiae*) gefaltet; (*Convolvuli*, *Gerania*, *Malvaceae* etc.) Der Mangel, oder das Dafeyn und die Zahl der Cotyledonen, geben

en die sichersten Kennzeichen. — Einige Botaniker haben auch Pflanzen mit mehr als zweyen Saamenlappen annehmen wollen, allein diese Beobachtungen sind nicht bestimmt genug gemacht worden. — Nun sucht der Vf. diese Charaktere nach ihrem Werthe tabellarisch und durch Zahlen darzustellen. Diese Tabelle ist leicht verständlich und dem Vf. in der Ausdehnung eigen; *Lamark* hatte in seiner *Flore françaife* schon einen ähnlichen Versuch gemacht, aber blos in Betreff der Theile, welche vom Fruchtboden hergenommen sind.

Die Hauptsache des ersten Theils macht denn die sogenannte *Philosophia botanica* aus. Die Terminologie wird in alphabetischer Ordnung vorgetragen und nicht blos die des Linné allein, sondern auch die des Jussieu, Gaertner (*Chalaza. Vitellus.*) Der Vf. hat sehr gut gefühlt, dass nicht blosse Erklärungen die Begriffe verständlich, sondern ein einzig gut gewähltes Beyspiel oft mehr erläutert als viele Worte. Auch in dieser Hinsicht hat dieses Werk Vorzüge. Der Vf. hat besonders auch nicht ohne Noth die Worte gewechselt, sondern da, wo es sich, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, machen liess, die lateinischen nur mit französischer Endigung beybehalten, z. B. *Calyce, Corolle, Oraire, Ringent, Sarmenteux* etc., in andern Fallen sind die Worte umschrieben. Ungeachtet der Vf. auf verschiedene Systeme in seinen Erklärungen Rücksicht nimmt, so ist doch das Jussieu'sche sein Hauptzweck. Die Physik der Gewächse, als der interessanteste Theil der Botanik ist auch hier nicht vernachlässigt, und wenn auch der Vf. bey den Artikeln: *Wachsthum, Luft, Holz, Zweig, Farbe, Rinde, Electricität, Befruchtung, Blätter, Keimen, Einthmen, Irritabilitat, Lymphe, Ernährung, Geruch,* u. s. w. keine eigenen Ideen beybringt, so sind doch die Entdeckungen eines *Grew, Malpighi, Duhamel, Bonnet, Sauffure, Daubenton, Sennebier, Bertholet* u. a. glücklich benutzt. Auch ist der Ackerbau, in wie fern er so eng mit der Botanik verbunden ist, mit hineingezogen, ein Theil, der von seinen Vorgängern, *Duhamel, Tillet, Tessier, Rozier, Parmentier* u. a. mit so wichtigen Erfolg bearbeitet worden ist.

Vorzüglich weitläuftig sind abgehandelt die Artikel *Wachsthum*, (*acroissement*). Der Vf. folgt in Erklarung der Ansetzung des Holzes, ohne die Meynungen eines *Hales, Grew, Duhamel* zu übergehen, besonders den Grundsätzen *Daubenton's* und *Jussieu's*, welche glauben, dass zur Zeit, wo der Saft zu circuliren anfangt, zwischen der Rinde und dem Holze ein Schleim, eine organische Masse, (*Cambium*) ausschwitze, welche nach und nach verhärtet und nachher die holzigen Centralbogen bildet, welche jährlich zur Vergrösserung des Baumes im Durchmesser beytragen. In der Länge hingegen geschieht das Wachsthum durch Verlängerung der Fibern, welches Wachsthum nach den bekannten Duhamelischen Versuchen, im jungen und alten Stamm sehr verschieden ist.

Im Artikel *Luft*, folgt der Vf. Sennebier's Grundsätzen, welcher behauptet, dass dieselbe nur durch Wasser in die Pflanzen komme. *Antheren* oder *Staubbeutel*. Die Bälge oder Säckchen öffnen sich von selbst, aber in verschiedner Richtung, bald zur Seite (*Leucoium*), bald oben *Epimedium, Laurus, Berberis*), bald an der Spitze, (*Solanum*). Die Körner des Blumenstaubs sind bald sphärisch, bald eyrund, bald eckig, aber immer von einerley Form, in einerley Species. Sie sind organisch und enthalten eine Feuchtigkeit, die wirklich ausspritzt, und ein schönes Schauspiel gewährt unterm Microscop. Der Vf. führt nicht an, dass die Körnchen trocken dieses nicht thun, sondern nur wenn sie befeuchtet werden. Darin scheint Rec. die Ursache zu liegen, dass ungeachtet eines schönen Blüthenstands, doch keine so reichliche Befruchtung erfolgt, wenn die trockene Witterung in der Blüthezeit lange anhält, obgleich auch schon der Thau, wenn er stark ist, hinlänglich ist, die Körnchen auf der weiblichen Narbe zum Zerplatzen zu nöthigen. Dies wissen die Winzer sehr gut, die ihrem Weinberg bey vollendeter Blüthe einen segnenden Regen wünschen. Bernard de Jussieu sah zuerst das Auswerfen des Pollen auf Wasser, wo derselbe auch eine besondre Bewegung des Staubes beobachtete. Man kann diese Beobachtung gut auf Papier anstellen, wenn man z. B. den Blumenstaub des *Equisetum* nimmt; so sieht man denselben zerplatzen, die Kügelchen springen hervor, bewegen, nähern, entfernen sich, hüpfen und scheinen eine Art von Beweglichkeit oder Reitzbarkeit zu haben.

Calyx. Perianthium, die Blumenhülle ist durch eine Verlängerung der Schaale des Blüthenstiels hervorgebracht. Diese Hülle ist gewöhnlich grün, zuweilen lebhaft gefärbt, in solchen haben die Botaniker oft den *Calyx* mit der Corolle verwechselt. Man bemerkt in ihm Lymphgefässe und eigene Gefässe. Das Ganze ist mit einer ordentlicher Rinde, und nicht blos mit dem Oberhäutchen überzogen, wie man sonst glaubte, ehe *Sauffure* seinen Tractat über die Schaale der Blätter bekannt machte. — Unter den sieben Arten des *Calyx* des *Linne* verdient nur *Perianthium* den Namen. Zu bemerken ist die Verbindung des *Calyx* mit dem Fruchtboden, weil dieselbe nicht nur wesentliche Kennzeichen zum Unterschiede der Geschlechter darbietet, sondern auch oft sehr wichtige zum Unterschiede der Familien.

Caries der Bäume und der Stauden, auf diesen doppelten Unterschied wird aufmerksam gemacht und einige interessante Bemerkungen. *Tillet's* und *Duhamel's* beygebracht An einigen Orten nennt man diese Krankheit *bosse*, an andern *choque*, *chambuche*; *Tillet* und *Tessier* habe sich mit dieser Krankheit beschäftigt, um ihre Natur aufzuklären; indess haben sie ihre Ursache nicht angegeben. *B. d. Jussieu* betrachtete die brandigen Körner wie eine besondre Art von *Lycoperdon* oder *Reticularia*, weil dieselben wie jene eine membranose Hülle haben. Diese Idee haben auch *Adanson* und andre Botaniker angenommen, Die cariösen Körner reifen schneller als die gesunden, und ihre Fortpflanzung ist eine wahre Ansteckung. — Die *Corolla* umschliesst unmittelbar die Geschlechtstheile der Pflanzen, ist ge-

 wöhn-

wöhnlich gefärbt und oft riechend, und besteht aus einer Schaale, einem netzförmigen und zelligen Gewebe und Luftgefäfsen. Bekanntlich finden sich sowohl in den Bestimmungen *Linne's* als *Tournefort's* Verwechfelungen des Calyx und der Corolle. Dieser z. B. gab der Geschlechtshülle der Tulpe, der Hyacinthe den Namen *Corolle*, und nannte dieselbe Hülle bey der Narcisse und Iris *Calyx*. Jener belegt die Hülle der Staubfäden des *Rumex* mit dem Namen *Calyx*, welche er beym Rheum Corolle nennt. Linné war sogar oft ungewifs, denn man liest an einigen Orten seines Systems, „*Corolla ni calycem mavis*." Es war dem berühmten *Jussieu* aufbehalten, den Unterschied auf diese Art festzusetzen, wie der Vf. denselben angegeben hat. Die deutschen Botanisten fühlten längst das Schwankende in Linné's Anordnungen dieser beiden Ausdrücke. Es ist in der That zu bedauren, dafs Hedwig seine Beobachtungen darüber nicht bekannt machte. Auch die Einfügung der Corolle ist im Jussieuschen Systeme von Wichtigkeit, sie befestigt sich entweder auf dem Fruchtboden (*epigyne*), wie in den *Rubiaceis*, *Umbelliferis*, bald unter demselben (*hypogyne*), wie in den *Labiatis*, *Cruciferis*, bald steht dieselbe auf dem Calyx auf, (*perigyne*), und in diesem Falle hat sie selten nur *ein* Blatt, oder ist ungetheilt, (*monopetale*) wie in den *Bruyereis* und *Campanulaceis*; sondern ist getheilt und besteht immer aus mehrern Blättern (*polypetale*), wie in den *Rosaceis*, *Leguminosis*, u. a.

Bey dem Artikel *Rinde*, sind vorzüglich die Saussureschen Ideen benutzt. *Brand*, im französischen *ergot* nach der Form genannt, findet sich in manchen Gegenden fast gar nicht. Tessier hat hierüber zahlreiche Versuche gemacht. Das Resultat seiner Beobachtungen ist ungefähr folgendes: 1) Je feuchter eine Gegend ist, desto mehr findet sich der Brand im Getraide; 2) Hoch liegende Felder haben gewöhnlich sehr wenig brandiges Getraide, wenn die Furchen das Waffer gut abfliesen lassen; 3) Der niedere Theil des Feldes wird allemal mehr vom Brande befallen als der obere; 4) Der Theil des Feldes, welcher an Wege gränzt, leidet mehr davon als seine Mitte; 5) Bey gleicher Feuchtigkeit litten diejenigen Felder am mehrsten, welche frisch umgeackert waren. Die Meynungen über die Ursachen des Brandes waren immer sehr getheilt, indefs lassen sie sich auf folgende zurückbringen, nämlich auf zu grofse Feuchtigkeit des Bodens und auf Insectenstiche. Die Feuchtigkeit des Bodens bleibt in so fern von diesen die wahrscheinlichere, indem niemand noch die Insecten beobachtete, welche diese Krankheit verursachen sollen. Die Ursache des Brandes der Bäume suchte Humboldt in dem *Sauerstoff*, welcher sich in der Fiber anhäuft. Diese Meynung scheint in Frankreich unbekannt, ungeachtet dieselbe Berthollet's Versuche über die Wirkung der atmosphärischen Luft auf die Rinde der Bäume veranlafsten. Der Artikel *Pfropfen* ist weitläuftig abgehandelt, nach Duhamels und Sennebier's Beobachtungen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Neustädtisches Wochenblatt. Erster Jahrgang, erste Hälfte.* 1799. 208 S. 4. (12 gr.)

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, vorzüglich bey den untern Ständen, mit Rücksicht auf örtliche Verhältnisse, ist der Zweck dieses Wochenbl., welches Hr. M. *Hebenstreit*, Diac. in Neustadt herausgiebt, den das gelehrte Publicum schon aus seinen *Observat. ad LL. SS. interpret. pertin.* etc. von einer rühmlichen Seite kennt. Unter den vor uns liegenden Aufsätzen, welche von verschiedenem Gehalte, jedoch, die Geburten der Semler'schen Muse abgerechnet, nicht unzweckmäfsig sind, und grofsentheils auf Berichtigung der Vorurtheile, auf Verbefserung der Oekonomie, des Haushaltes etc. abzwecken, zeichnen sich besonders einige Gespräche über verbesserten Schulunterricht und über den Glauben an eine glückliche Zukunft (von dem Hrn. Schullehrer *Kotzer* in Leipzig), die Empfehlung einiger nützlichen Anstalten (von welchen wir jedoch die Heirathskasse nicht unbedingt empfehlen möchten, weil sie nicht nur die Dienstboten zu kleinen Betrügereyen und zu der Meynung verleiten kann, dafs bey dem Gewinn, welchen ihnen eine solche Kasse verspricht, eine weise Sparsamkeit für die Zukunft weniger nöthig sey, sondern auch, da Jeder dabey gewinnen und keiner verlieren will, schwerlich auf die Dauer bestehen kann) von Hn. K(*üchel*) b(*ecke*)r und einige andre von Ungenannten aus. Bey allen fliegenden Blättern fehlt es immer noch an einem Blatte, welches gerade das enthielte, was dem Handwerksmanne, wenn er in seinen Verhältnissen mit seinen Zeitalter fortleben will, zu wissen nöthig ist. Wir rechnen dahin besonders kurze, interessante Nachrichten von merkwürdigen Cultur- und Polizeyanstalten, fafsliche Belehrungen über zweckmäfsige, häusliche Erziehung, selbst fruchtbare Auszüge aus solchen Büchern, deren Inhalt theilweise für den Handwerksmann lehrreich seyn kann, wie aus Hufeland, Rumford u. a. Daher wünschen wir, dafs der Herausgeb. seinen Plan, nach unserm Vorschlage erweitern möge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. August 1799.

NATURGESCHICHTE.

Paris, b. d. Vf. und b. Drisonnier: *Tableau du regne vegetal selon la methode de Jussieu; par E. P. Ventenat,* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber Irritabilität, welche ganz unabhängig von Sensibiltät ist, spricht der Verfasser nach dem, was Linné, Bonnet, Lamark, Desfontaines, Roth u. a. darüber gesagt haben. — Eben so weitläuftig ist der Artikel *Saft* der Pflanzen, nach Duhamel, Hales, Bonnet und Coulomb. — Das *Mark* der Pflanzen scheinen dem Vf. allerdings Schläuche und Gefäfse zu seyn, die den Haupttheil dieser schwammigten Substanz ausmachen, allein die Entdeckung des berühmten Leipziger Botanikers, an dem die Pflanzenphysiologie so viel verlor, dafs es rückführende Gefäfse seyen, ist dem Vf. unbekannt geblieben. Der Vf. nimmt in einem jeden Gewächse einen *eigenen* Saft an, welcher von der Lymphe oder dem eigentlichen Nahrungssafte verschieden sey, indem er in dem Feigenbaum, der Cichorie u. f. w. milchigt, in *Chelidonium* hingegen gelb sey. Die Grenzen der Recension gestatten hierüber keine eigenen Bemerkungen; allein des Vf. angegebener Unterschied fetzt dies noch nicht ins klare, zumal da man, wenn die Farbe die Bestimmung des, jeder Pflanze eigenen Saftes ausmachen sollte, gar vielen Pflanzen, die in allen ihren Theilen eine ganz farblose Feuchtigkeit haben, den eigenen Saft absprechen müfste. — *Gefäfse.* Der Vf. unterscheidet mit einigen Botanisten, *Lymph — eigene* und *Luftgefäfse.* — Auch findet man Titel in diesem botanischen Lexicon, welche mehr oder weniger in Verbindung mit der Absicht des Vfs. stehen, z. B. *Licht*, über dessen Einflufs auf die Farben der Pflanzen, über die Electricität und ihren Einflufs auf die Vegetation. Die Electricität und ihre Wirkung auf das Keimen oder die Reitzbarkeit der Pflanzen, welche so lange in vieler Beobachtungen in Widerspruch stand, wird auch von dem Vf. noch nicht ins reine gebracht. Er führt Nollet's, Jallabert's, Achard's, Mainbrai's, Gardini's und Bertholon's Beobachtungen an, nach welchen die Electricität das Keimen befördert, und zugleich die des *Ingenhoufs*, welche jenen widersprechen. Bekanntlich hat Humboldt darüber Auffchlufs gegeben, welcher die Beobachtungen vereinigen läfst. Man sehe dessen Aphorismen aus d. chem. Phyf. der Pflanzen. S. 79 u. 88 nach Prof. Fischer's Ueberfetzung. Mäfsig angewendete Electricität reizt die Gewächse, macht den Saamen schneller keimen, hingegen zu starke Schläge unterbrechen die Reitzbarkeit ganz. Noch finden sich einige sehr gut abgefafste Lebensbeschreibungen von berühmten Botanikern, welche in der Folge der Artikel mit eingewebt find. Diese hat der Vf. Linné, Anton de Jussieu, Bernard de Jussieu, Joseph de Jussieu, Antoine Laurent de Jussieu, dem noch jetzt lebenden Prof. der Botanik an dem Museum zu Paris und Jos. Pitton de Tournefort gewidmet. — Am Ende dieses ersten Theils sucht der Vf. noch die Nomenclatur methodisch aufzustellen. Eine Uebersicht, die dem Vf. eigen ist und grofse Vortheile gewährt. Sie ist in lateinischer und französischer Sprache abgefafst, so dafs z. B. die Pflanze zuerst überhaupt betrachtet wird, nach ihrer Consistenz, Dauer, Erhebung des Stamms, ihrem Aufenthalt u. f. w., dann kommen die einzelnen Theile derselben, Wurzel, Blätter, Staubfäden u. f. w., und jedes ist nun wieder aufs neue nach seinen Verhältnissen benannt, so dafs man diese Tabelle als ein Register über die ganze Nomenclatur ansehen kann, welche in so fern einen dankbaren Zweck hat, in wiefern man unter jedem Theile der Pflanze seine Verschiedenheiten vereinigt übersehen kann, so bald man die Worte versteht.

Der *zweyte* und *dritte* Theil dieses Werks enthält nun die Aufstellung der Geschlechter oder das System selbst, mit Beyfügung einiger vorzüglichen, besonders in Europa vorkommenden Species. Wir wollen vorzüglich auf die Veränderungen aufmerksam machen, worin der Vf. von Jussieu abgewichen ist, da besondere Betrachtungen der Beschreibungen die Recension zu weit ausdehnen würden.

Der Vf. hat von der ersten Classe, welche die Cryptogamen fasst, und die man blos aus Muthmafsung *Acotyledonen* genannt hat, die *Najades* weggenommen, und die zweyte Classe damit angefangen, so dafs nun diejenigen Pflanzen vereinigt sind, welche einen Saamenlappen (*monocotyledones*) haben, aber ohne innere Saamenhülle (*perisperme*) sind. Der Vf. trennt ferner die genera, welche den zweyten Abschnitt der Familie *Asparagi* ausmachen, und constituirt eine neue bestimmte Familie unter dem Namen *Smilaceae.* In der Familie der *Junci* fanden sich Pflanzen mit und ohne innre Saamenhülle, diese hat der Vf. zu theilen gesucht. In die achte Classe hat der Vf. zwo neue Ordnungen eingeführt, wovon die eine zwischen die *Primulaceae* und *Rhinanthoides* zu stehen kommt; *Orobachoides*, mit unregelmäfsiger Corolle, ungleichen Staubfäden, einfacher Saamenkapsel, die *placentae* sind der Länge nach auf den

den Rücken derselben aufgesetzt, zahlreichen Saamen, fleischiger Saamenhaut. Die andre zwischen *Solaneae* und *Boragines*, nämlich *Sebestenerae* mit regelmässiger Corolle, fünf Staubfäden, einfachem Fruchtboden, fleischigter Saamenhülle oder Kapsel mit wenigem Saamen. — Bestimmtere Kenntnisse über die Structur der Saamen haben den Vf. genöthigt, eine Veränderung in der Reihe der Ordnungen zu machen, welche die dreyzehnte und vierzehnte Klasse Jussieu's einschliessen. In der 13ten z. B. sind die *Tulipiferae*, *Glyptospermae* den *Ranunculaceis* näher gekommen, weil diese Ordnung in ihrem Saamenhäutchen übereinstimmende Structur und einen vielfachen Fruchtboden haben. Die *Portulaceae* und *Ficoides* stehen zu Anfange der 14ten Classe, weil diese Pflanzen eine mehlige Fruchthülle haben, und also auf die *Caryophylleae*, die denselben Charakter haben, folgen mussten. Der Werth der Charaktere und seine Berechnung hat den Vf. auch bestimmt, die *Myrtoides* und *Rosaceae* einander zu nähern. Auch sind wirklich die Geschlechter dieser beiden Ordnungen übereinstimmend durch die grosse Anzahl der Charaktere. Bey einigen Familien sind die Charaktere verbessert worden, z. B. die *Gentianae*, deren Saamen nicht blos an einem Ende in ihren Schoten befestigt sind, sondern auch auf ihren Wänden, wie man dies bey *Gentiana aquatica*, *maritima*, etc. und in *Menyanthes* u. a. sehen kann. Nähme man diesen Charakter nicht an; so müsste man nothwendiger Weise das Geschlecht *Gentiana* trennen, und eine neue Familie festsetzen, welche die Pflanzen mit regelmässiger Corolle, mit fünf Staubfäden, deren Saamen auf den Wänden der Schoten festsitzen, enthalten würde. Mehrere Geschlechter sind unter Familien gekommen, denen sie sich durch eine grössere Anzahl von Charakteren nähern, am wichtigsten sind *Postera* in den *Fluviales*, die *Allonia* in den *Nyctagineae*, *Oriela* der Familie *Pyrenaceae*; *Erinus*, *Manulea*, in den *Personeae*; die *Menyanthes*, *Nymphoides*, und *Sarothra* in den *Gentianeae*, die *Lamellia* in den *Ebenareae*; die *Epigaea*, in den *Rhodoraceae*; *Hortensia* in den *Saxifragae*; etc. Auch sind die Namen geändert worden, welche mehr die Gattungen eines Geschlechts, als die Geschlechter, vereinigt durch gewisse übereinstimmende Charaktere zu einer Familie, bezeichneten, wie z. B. *Asparagi*, *Elaeagni*, *Proteae*, *Atriplices*, *Ericae*, *Sapotae*, *Magnoliae*, *Anonae*, *Myrti*, u. a. m.

Nach Jussieu's Beyspiel und nach dem Beyspiel mehrerer Systematiker hat der Vf. zu Anfang jeder Classe, die Tabelle der Charaktere aller in der Classe enthaltenen Familien aufgestellt. So wie die Tabelle jeder Classe die Charaktere der Familien angiebt, so giebt die Tabelle jeder Ordnung die Kennzeichen jedes generis an, welches dieselbe enthält. Diese Tabellen erleichtern die Uebersicht und das Aufsuchen der Pflanzen ungemein.

Am Ende jeder Ordnung sind Beobachtungen hinzugefügt, welche die Kräfte der Pflanzen, und ihren Nutzen, den sie auf Ackerbau oder Haushaltung haben können, betreffen. Einigen Familien hat der Vf. eine ganz besondre Abhandlung gewidmet, wie den Moosen, Schwämmen, Farrenkräutern, Palmen, Umbellen u. s. w.

Bey der Beschreibung der Geschlechter hat der Vf. immer auf die Botaniker Rücksicht genommen, welche dieselben festsetzten, darauf auf diejenigen, welche sie angenommen und am besten dargestellt haben. Alsdann folgen die Synonyma und Namen die man ihnen im gemeinen Leben gegeben hat. Die generischen Kennzeichen sind oft berichtigt worden, wie man dies finden kann bey *Menyanthes*, *Ophiorrhiza*, *Epigaea*, *Befaria*, *Camellia*, *Mahernia*, *Ulex*, *Dalea*, *Psoralea*, *Agyneja* etc. Auch ist immer die Etymologie der Namen mit Sorgfalt und Genauigkeit beygefügt. — Ob es gleich des Vf. Absicht nicht war, die Species kennen zu lehren; so sind doch oft am Ende jedes Geschlechts, die interessantesten Gattungen angegeben worden, z. B. in der Familie der Palmen, *Protea*, *Echium*, *Chironia*, *Illicium*, *Aitonia*, *Magnolia*, *Liriodendrum*, *Annona*, *Moringa*, *Psidium*, *Myrtus*, *Eugenia*, *Artocarpus*, *Myriaca*, etc. Bey einigen Geschlechtern findet man sogar eine kurze Beschreibung von neuen Species, wie z. B. *Caultheria*, *Aralia*, *Illicium*, *Robinia*, *Dalea*, *Ancistrum*, etc. — Zuletzt folgen Bemerkungen über die Vereinigung der Geschlechter unter sich, über die Verbindung mit vorigen und folgenden. Da besonders in dem Erkennen dieser Verbindungen und Unähnlichkeiten die wahre Wissenschaft besteht; so hat ihr der Vf. alle Entwickelung gegeben, welche sie zu verdienen schien.

Der *vierte* Band enthält zuerst einige Pflanzen, welche durch ihre Charaktere, die ihnen eigen sind, merkwürdig sind, und neue Ordnungen dadurch anzudeuten scheinen, mehrere andre aber auch, die schon von andern Botanisten gewissen Familien beygezählt worden sind, z. B. *Cuscuta*, *Tozzia*, *Globularia*, *Samolus* etc. Der Vf. hat zugleich in besonderen Beobachtungen die Ursache angegeben, weswegen er dieselben von den schon bestimmten Familien getrennt hat. Hierauf folgt ein kurzer Anhang von Beobachtungen, die dem Vf. noch zukamen, wie das Werk schon gedruckt war. Diesem folgt ein Index der Namen, Geschlechter, Arten und Synonymen, in lateinischer und französischer Sprache; darauf ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der in den vier Bänden angeführten Schriftsteller und ihrer Werke. Nun folgen die Kupfertafeln, die von sehr berühmten Künstlern, von *H. I. Redouté* gezeichnet, und von *Sellier* gestochen sind, nebst ihren Erklärungen, Sie stellen alle Theile der Befruchtung dar und enthalten auf den 24 Platten eine grosse Menge von Darstellungen, da der Platz sehr benutzt ist, ohne jedoch der Deutlichkeit zu schaden. Es sind gewöhnlich die charakteristischen Theile einer ganzen Familie zusammen genommen, durch die eines ausgezeichneten Geschlechts dargestellt. 1 Taf. enthält *Acotyledonen*, *Monocotyledonen*, *Dicotyledonen*, und noch eine besondre Abbildung eines *Agaricus*, *Byssus* und einer *Jungermannia*; 2 Taf. Geschlechtstheile der Moose, Farrenkräuter, *Fluviales* und *Aroideae*;

3 Taf.

Taf. *Typhoides*, *Cyperoides*, *Gramineae*, *Palmae*, *paragoides*; 4 Taf. *Smilaceae*, *Junci*, *Alismoides*, *lia*, *Narcissi*, *Irides*; 5 Taf. *Scitamineae*, *Dryrrhizeae* (*Amomum*), *Orchides*; 6 Taf. *Hydrochariae*, *Asaroides*, *Elaeagnoides* (*Thesium*), *Daphnoides*, *Proteades*; 7 Taf. *Laurineae*, *Polygoneae*, (*Atraxis*). *Chenopod.* (*Corispermum*) *Amaranthoides*, (*Celsia*) *Plantagines*, *Nyctagynes* (*Boerhavia*). 8 Taf. *lumbagines* (*Statice*), *Primulaceae*, (*Dodecatheon*). *robranchoides* (*Lathraea*), *Rhinanthoides* (*Sibthora*), *Acanthoides* (*Justicia*), *Lilia* (*Lilac.*) 9 Taf. *asmineae* (*Olea*), *Pyrenaceae* (*Clerodendrum*); *Labieae* *lelittis*). *Personeae* (*Dodartia*), *Solaneae*, *Sebestenieae* (*Messerschmidia*); 10 Taf. *Boragines* (*Cerinthe*), *onvolvulaceae* (*Convolvulus*), *Polemoneae*, (*Polemoium*), *Bignoneae* (*Tecoma*), *Gentianae* (*Nymphoides*); 11 Taf. *Apocineae*, (*Asclepias*), *Hilospermae* *lchras*), *Ebenaceae* (*Hallesia*; *Rhodoraceae*, (*Rhodoendrum*); 12 Taf. *Bicornae* (*Clethra*), *Campanulaceae* *Trachelium*), *Cichoraceae* (*Chondrilla*), *Cinarocephae*, (*Antium*), *Corymbiferae* (*Senecio jacobaea*), *Dipaceae* (*Valeriana*); 13 Taf. *Rubiaceae* (*Coffea*), *Carifoliaceae* (*Xylosteum*), *Araliaceae* (*Aralia*), *Umbelferae* (*Ferula*), *Ranunculaceae* (*Caltha*); 14 Taf. *Tupiferae*, *Glyptospermae* (*Annona triloba*), *Menispertoides* (*Menispermum canadense*), *Berberides*; 15 Taf. *Papaveraceae* (*Argemone*), *Cruciferae* (*Draba*), *Capparides* (*Cleome*), *Saponaceae* (*Melicona*) *Malpighiaeae* (*Triopteris*); 16 Taf. *Hyperica*, *Guttiferae* (*Mangostana Garsinia*), *Hesperides* (*Citrus*), *Meliaceae* (*Canella*); 17 Taf. *Sarmentaceae* (*Vitis*), *Geranoides*, *Malvaceae*, *Tiliaceae*, *Cistoides* (*Helianthemum*), 18 Taf. *Rutaceae* (*Peganum*), *Caryophylleae* (*Cumbalus Baccier*), *Succulentae* (*Sedum*), *Saxifragae*; 19 Taf. *Cactoides* (*Cactus Opuntia*), *Portulaceae* (*Telephium*), *Ficoides*, (*Mesembryanthemum*), *Epilobienae* (*Oenothea*); 20 Taf. *Myrtoides*, *Melastomae*, *Calycanthemae* *Lythrum*), *Rosaceae* (*Pyrus*, *Rosa*); 21 Taf. *Boraae*, *Agrimonieae* (*Agrimonia*), *Dryadeae*, (*Fragaria*), *Ulmariae* (*Spiraea*), *Amygdaleae*, (*Prunus*); 22 Taf. *Leguminosae* (*Lotus*), *Terebinthinaceae* (*Rhus*), *Rhamni*, *Thymaloides* (*Mercurialis*); 23 Tab. *Cucurbitaceae*, *Urticae* (*Cannabis*); 24 Taf. *Amentaceae* *Castanea*); *Coniferae* (*Abies*);

Endlich beschliesst das ganze Werk eine methoische Tafel, welche die Uebersicht des ganzen Syems ungemein erleichtert, und besonders die Beimmung jeder vorliegenden Pflanze leicht finden sst. Die Uebersicht ist eben so fasslich, indem von er Haupttabelle immer auf die folgenden, weiter usgeführten, verwiesen wird. Diese Tabelle, welne sich über alle Genera erstreckt, giebt dem Buch nen vorzüglichen Werth, auch hat der Vf. grossen leiss darauf gewendet.

GÖRLIZ, b. Anton: *Systematisches Verzeichniss der in der Oberlausitz wildwachsenden Pflanzen*, von M. *Karl Christ. Oettel.* 1799. 88 S. 8.

Ein vorlaufiges Namenverzeichniss einer noch weg untersuchten Gegend, das allen Dank verdient und zu einer grössern *Flora lusatica* Hoffnung macht. Die Vf. der Lauf. Monatsschrift wünschen den Patriotismus und Untersuchungsgeist auch von der Seite aufzuregen und geben in der Vorrede Nachricht von alten sowohl als neuen verdienten Pflanzenforschern ihres Landes. Unter letztern werden genannt Hr. von *Meyer*, Hr. D. *Eschenbach*, Hr. *Cune*, Hr. D. *Wokaz* und Apotheker *Rüde*, welchen sie zu diesem Verzeichniss die Serbischen oder Wendischen Namen verdanken, Hr. Gerichtsdirector *Mosig* und Hr. *Ludwig*, welche noch die kryptogamischen Gewächse nachzuliefern versprechen. Die angegebenen Pflanzen sind mit vieler Genauigkeit nach Hn. Prof. *Hoffmann's* botanischen Taschenbuch 1791, geordnet und benannt. Ausser vielen in Deutschland gewöhnlichen Pflanzen, findet man auch manche seltne Art, wie: *Menyanthes nymphoides*, *Campanula Cervicaria*, *Verbascum phlomoides*, *Gentiana asclepiadea*, *Astrantia major*, *Laserpitium prutenicum*, *Scandix odorata*, *Chaerophyllum aureum*, *Imperatoria Ostruthium*, *Seseli montanum*, *Uvularia amplexifolia*, *Moehringia muscosa*, *Andromeda polifolia*, *Silene cerastoides*, *Potentilla norvegica*, *Dentaria enneaphylla*, *Vicia lathyroides*, *Astragalus arenarius*, *Cytisus nigricans*, *Cnicus rivularis Jacq.*, *heterophyllus*, *Buphthalmum solicitolium*, *Centaurea phrygia*, *paniculata*, *Viola biflora*, *Satyrium hircinum*, *Ophrys corallorhiza*, *Veratrum album*, *Betula laciniata*, u. a. Es gehört freylich noch unter die frommen Wünsche, dass unsre Landsleute anfangen möchten ihre Gegenden so zu untersuchen, und mit eben so viel Bescheidenheit und so wenig Kostenaufwand nur vorläufig bekannt werden zu lassen.

BRANDENBURG, b. Leich: *Pflanzen-Belustigungen oder Anweisung, wie man getrocknete Pflanzen auf eine leichte und geschwinde Art sauber abdrucken kann*, für Kinder, vielleicht auch für Zeichner und Stickerinnen. Von *J. H. A. Dunker*, Prediger zu Rathenau. Erstes Heft mit fünf schwarzen und fünf illuminirten Abdrücken. Zweyte Auflage. 1798. 8 S. in 4. (bey unserm Exemplare 4 schwarze und 10 illuminirte Abdrücke).

In den wenigen Textblättern erklärt der Vf., nach einigen vorangeschickten Vorschriften über das Einsammeln und die Behandlung der Pflanzen, von welchen man Abdrücke machen will, drey Arten, wie man das Abdrücken veranstalten kann, und giebt am Ende das Verzeichniss der hinzugefügten abgedrückten Pflanzen, worin bey jeder angeführt ist, wie er sie zum Abdrucke vorbereitet hat. Wenn man die Abdrücke betrachtet; so findet man, dass die Umrisse der Blätter und ihr Geäder mit der genauesten Bestimmtheit ausgedrückt sind, dass aber alle Theile, wobey körperliche Ausdehnung vorkommt: als Stiel, Kelch, Frucht, nur sehr mangelhaft; und sehr zarte Theile, wie die Blumenkrone vieler Pflanzen, nur sehr oberflächlich und undeutlich, angegeben werden. Der Nutzen, den der Botaniker von dieser Arbeit haben könnte, ist daher

nur sehr eingeschränkt. Eher könnte dem Zeichner mancher Vortheil daraus erwachsen. Der übrige Nutzen möchte wohl nur auf das hinauslaufen, wofür auch der Vf. es giebt, auf eine unschuldige Belustigung für Kinder und Frauenzimmer, um die Abdrücke auszumalen und vielleicht als Musterblätter beym Stricken anzuwenden. Die ausgemalten Abdrücke nehmen sich zum Theil artig aus; sie dürfen aber nicht sehr schwarz seyn, wenn sie nicht sehr verlieren sollen.

Nro. VII ist nicht *Lonicera Periclimentum*, sondern eher *Caprifolium* Lin.

Leipzig, b. Fleischer d. jüngern: *Johann Heinrich Hellmuths* Herzogl. Braunschw. Lüneb. Superintendentens, Predigers in Calvörde u. s. w. *Volksnaturgeschichte.* Ein Lesebuch für die Freunde seiner Volksnaturlehre. *Dritter Band.* Beschreibung der Fische. Mit 49 illuminirten Abbildungen (in Holzschnitten). 1798. 253 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieser Band ist mit guter Auswahl, nach des Vf. eigner Angabe vorzüglich aus *Bloch's* Naturgeschichte der Fische Deutschlandes besser wie die vorhergehenden Bände zusammengetragen. Doch hat sich derselbe hin und wieder einige Uebereilungssünden zu Schulden kommen lassen, wie z. B. dass er der Lachsforelle grünliche statt violetter Seiten zuschreibt; auch hat er einige Aenderungen in den Benennungen der Theile getroffen, die nicht nur unnöthig waren, sondern auch zu unrichtigen Begriffen verleiten, und von Mangel der Kenntniss des Gegenstandes zeugen; z. B. wenn er die Afterflosse Sterzflosse nennt. Warum er übrigens, da er doch dem Linneischen Systeme folgt, die Fische vor den Amphibien setzt, lässt sich nicht absehen. Hatte er ja eine Abänderung treffen wollen; so hätte er der Natur gemäss die sogenannten schwimmenden Amphibien mit den Fischen vereinigen sollen.

Brandenburg, b. Leich: *Kurze Beschreibung der gefährlichsten Giftpflanzen für Kinder und Ungelehrte. Erstes Heft.* Von *J. H. A. Danker*, Prediger zu Rathenau. 1796. Jede Beschreibung ist auf Eine Seite eines gr. Quer - Octavblatts in zwey Columnen gedruckt. Mit 9 illum. K. in 12. *Zweytes Heft*, mit neun Kupfertafeln. 1797. *Drittes Heft*, mit zwölf Kupfertaf. 1798.

Die ersten beiden Hefte sind zwar schon A. L. Z. 1798. N. 374. angezeigt; allein diese Anzeige wird bey der des dritten Hefts mit desto grösserem Recht erneuert, da die Abbildungen zu jenen Heften von neuem aufgelegt und umgearbeitet sind. Rec. lässt dem Eifer des Hn. Vf. für Verbreitung des Wahren und Guten volle Gerechtigkeit widerfahren; seine Aufopferungen und sein Bemühen, für das Beste der Menschheit mitzuwirken, sind unverkennbar und fordern den Dank eines Jeden, der Humanität zu schätzen weiss. So deutlich es auch ist, dass ihr Verfasser den Mängeln der frühern Abbildungen durch eine neue Bearbeitung abzuhelfen sich bemüht hat, so ist doch die ganze Art der Behandlung noch zu roh, um die feinen Unterschiede auf die es hier nicht selten ankommt, ausdrücken zu können. Indessen ist man doch im Stande, solche Pflanzen, welche nicht so nahe Verwandte und eine ausgezeichnetere Bildung haben, allemal zu erkennen, und so darf sich der Vf. immer versprechen, nicht ohne Nutzen gearbeitet zu haben.

KINDERSCHRIFTEN.

Halle, im Verlage d. Waisenbuchh.: *Burgheim unter seinen Kindern.* Neue Gespräche und Erzählungen für Kinder von acht bis sechszehn Jahren über Natur und Menschenleben. Von *G. W. Mandt*, Feldprediger des Dragoner-Regiments von Strantz. *Zwote (zweyte) Sammlung.* 1799. XII u. 304 S. 8. (18 gr.)

Ueber diese zweyte Sammlung können wir eben so vortheilhaft urtheilen, als über die erste (s. A. L. Z. 1798. N. 349.) Planeten, Milchstrasse, *Sirius*, Nebelsterne, Entstehen und schneller Lauf des *Schalles* etc. sind die Gegenstände aus der *Natur*, die *Harmonika* und einige damit verwandte Instrumente sind die Kunstwerke, von welchen die wissbegierige Jugend, in der musterhaften Manier des Vf's. hier unterhalten wird. Diese nützlichen Belehrungen wechseln mit Erzählungen von edlen und unedlen Handlungen der Menschen und einigen gefälligen Schilderungen froher Familienscenen ab. Zuweilen werden auch kurze, aber treffende Rügen herrschender Fehler und Thorheiten, wie des übertriebenen Tanzes etc. eingestreut. Inhalt und Vortrag machen diese Jugendschrift empfehlungswürdig.

* * *

Leipzig, b. Böhme: *Le Refraicheur*, oder *ausführliche und deutliche Unterweisung zu Verfertigung allerley Arten Gefrornen und andrer Erfrischungen, nebst genauer Beschreibung der dazu gehörigen Gefässe und Formen*, von *Ch. G. Haupt.* Von neuem und mit Zusätzen herausgegeben von *F. A. Czerdelinczkj.* 2te mit 69 Recepten vermehrte Auflage. 1799. XVI u. 104 S. 8. (9 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin: *Lettre aux auteurs Juifs d'un memoire adressé à Mr. Teller. Par J. A. de Luc.* 1799. 99 S. 8.

Dafs das Sendfchreiben der jüdifchen Hausväter Senfation machen, von verfchiedenen Seiten beurtheilt werden, und verfchiedene Schriften veranlaffen werde, konnte man vorherfehen. Das Sendfchreiben felbst und des Hn. Teller's Antwort find fchon von andern Recenfenten Num. 145 und 197 angezeigt: die übrigen follen hier nach und nach beurtheilt werden. Gegenwärtige Schrift des berühmten Naturforfchers, Herrn de Luc, verdient und bedarf es am erften und meiften, da er des feligen Mendelsfohn's Schweigen auf feine ehemalige Zufchrift für ein Zeichen des Sieges und der Unbeantwortlichkeit feiner Behauptungen (§. 80) erklärt. Des Vf. grofse Verdienfte um Phyfik und Geologie find eben fo allgemein anerkannt, als feine auch hier geäufserte chriftliche Religiofität ehrwürdig ift, und man fieht, dafs felbst die unhaltfamften Folgerungen aus feinen phyfikalifchen Vorderfatzen die Ausbrüche eines von Hochfchätzung der chriftlichen Religion durchdrungenen Herzens find. In fofern nun diefe feine Privatmeynungen blieben, oder wenn fie ohne Bitterkeit und Ungerechtigkeit gegen Gelehrte in andern Fächern, als dem feinigen, ohne den entfcheidenden Kathederton in einem ihm, wie man aus diefer Schrift fieht, fo ganz fremden Fache der Wiffenfchaften, gefchrieben wären; fo würden Gelehrte, die andrer Meynung zu feyn Gründe haben, ihm das Jedem zuftehende Recht, feine Privateinfichten für die richtigften zu halten, gern zugeftehen. Nun aber, da er in einem fo entfcheidenden Tone alle, die nicht feiner Meynung find, die nicht folche Schlüffe, in einer ganz aufserhalb der Sphäre feiner geologifchen Kenntniffe liegenden Materie, machen, für Naturaliften und für Verführer der jüd. Hausväter erklärt: fo ift man dem Publicum fchuldig, diefe Schrift einer fchärfern Prüfung zu unterwerfen. Eigentlich ift die ganze Schrift nur wider den Satz des Sendfchreibens S. 1. 2. gerichtet: „Die Gefchichte der Urwelt war geheimnifsvoll, dunkel, „unzufammenhängend; die Begebenheiten fremd, und „den Ereigniffen der Welt, worin wir lebten, bis auf „die leifeften Schattirungen oft fo unähnlich, dafs fie „uns faft unglaublich fchienen." Die jüd. H. V. fagen nicht beftimmt, was für Begebenheiten der Urwelt fie meynen, ob Naturereigniffe, oder einzelner Menfchen Handlungen und Schickfale. Hr. D. L. nimmt es für das erfte, und dagegen, als gegen eine Behauptung wider die geoffenbarte Religion geht feine Schrift. Er fängt damit an, die chriftliche Religion fey in Deutfchland darum als herrfchende anerkannt, weil ihre Moral die Bafis der Gefellfchaft, in derfelben als eine göttliche Anftalt und als ein pofitives Gefetz Gottes geglaubt und bekannt werde; und die Juden würden unter den Chriften *darum privilegirt und geduldet*, weil fie den Glauben an die Offenbarung des A. T. mit den Chriften gemeinfchaftlich haben, aber *darum nicht incorporirt*, weil fie fich wider das N. T. und die chriftliche Oekonomie erklären. Durch die Losfagung der jüdifchen H. V. von Mofe und den Propheten (?) gäben fie der chriftlichen Gefellfchaft noch weniger Zutrauen zu fich in Abficht der Erfüllung ihrer Pflichten, die fie fich nur nach den Begriffen des *Plato*, *Sokrates* oder *Mendelsfohn* auferlegeten, als bisher, indem fie fich dadurch noch weiter von uns entfernten. Hätten die moralifchen Gefetze keine andre Verbindlichkeit, als die Meynungen folcher Menfchen; fo würden diejenigen, die fie wider Anderer Leidenfchaften zu behaupten dachten, wie Sokrates, Schierling trinken müffen. (?) Dafeyn Gottes fey eine *an fich* dem Menfchen *unerkennbare* Lehre, die ihm nur *als Thatfache* bekannt gemacht feyn müffe, als durch den förmlichen Ruf Abrahams, den Befehl, den Ifaac zu opfern (!!) der Befehl an Noa, die Arche zu bauen. Weil Mofes das erzählt; fo müfsten fie den Urfprung der mofaifchen Religion nicht blos auf die Erhaltung diefer einzigen *abftracten* (?) Lehre unter einer nomadifchen Familie fetzen, deren Eingeftehung es dem Menfchen freylaffe, welche Folgerungen auf fein Verhalten er daraus herleiten wolle. (?) Weil nun die jüd. H. V. gefagt hatten: fie wollten jetzt nicht unterfuchen, ob Gottes Dafeyn dem Menfchen durch die Natur, durch hörbare Stimme, oder durch Schrift geoffenbaret fey; fo fchliefst er daraus, fie betrachteten die *Gefchichte* der Erde und des Menfchengefchlechtes *nicht als von Gott felbft infpirirt*, *alfo* (?) als eine Art von Mythologie. Das nennt er nun eine Verleugnung des Glaubens ihrer und unfrer Väter, dafs fie unter mittelbarem und unmittelbarem Einflufs Gottes auf die Natur einen Unterfchied machen, *den* die alten Morgenländer nicht machten, und fchliefst daraus, fie hätten alles, was Mofes von der Urwelt erzählt, verworfen. (?) Man könne vom Menfchen in Gefellfchaft und vom Grunde der Gefellfchaft nichts fagen, wenn man nicht wiffe, *wie* der Menfch auf Erden entftanden, und wie er feine Beftimmung erkennen gelernt habe, das könne er aber nicht anders,

als durch Unterweisung eines höhern Wesens wissen, und wenn wir nicht wissen, dass alle Menschen von Adam und Eva abstammen; so finde keine gegenseitige Verpflichtung und kein Recht statt. Der Glaube aller Völker, dass Welt und Menschen von einem höhern Wesen erschaffen sind, sey nicht eine von Menschen erfundene Meynung, sondern aus *übernatürlicher* Offenbarung einer Thatsache entstanden, und habe eine gemeinschaftliche Quelle. So verschieden auch die Cosmogonien der entferntesten Völker seyn; so hätten sie doch *einige* Umstände mit Mosis Cosmogonie gemein; woraus einige (seiner Meynung nach fälschlich) deren älteres Daseyn vor Mose unter Aegyptern und Chaldäern schlössen, deren Nachrichten doch fabelhaft wären, dagegen die des Moses einfach, und an die Geschichte des Menschen geknüpft ist. Moses setze selbst voraus, dass die Israeliten, wie andre damalige Völker, aus Ueberlieferung die Geschichte der Sündfluth gewusst hätten, aber mit dem Irrthum, dass dies vor vielen tausend Jahren geschehen sey; wenn nun Moses seine entgegenstehende Nachricht nicht aus einer andern Quelle gewusst hätte; so müsste er seinem Volk als ein Betrüger oder Träumer erschienen seyn, indem er die Genealogie von *Noa* bis *Abraham* erzählt. *Also*, schliesst er, muss Gott sie ihm geoffenbaret haben, und *also ist seine Genesis ein inspirirtes Buch*, und die Meynung von einem enormhohen Alter des jetzigen Zustandes der Erde ist der *Grundirrthum* unsers Zeitalters, warum man die heiligen Denkmale Mosis verlasse, indem man durch die Zeit das Unvermögen der eingebildeten Ursachen verdecken wolle, *um* jede Verbindung des Schöpsers und der Welt zu zerreissen. Nun trägt Hr. D. L. seine bereits in den *physikalischen und moralischen Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen*, und in seinen *Briefen an Blumenbach*, auf die er sich ausdrücklich als auf entscheidende Erkenntnissquellen beruft, weitläufig abgehandelte Theorie vor, nämlich „dass das jetzt wirkliche „Menschengeschlecht nicht älter seyn könne, als das „trockne Land, das es bewohnt, und das sey nicht „älter, als 4000 Jahr, dass die Erde zur Zeit *Noa* „nicht blos überschwemmt, sondern umgekehrt, dass „das ehemalige Land durch Einstürzung des Bodens „über alten unermesslichen Höhlen tief eingesunken, „das Wasser des ehemaligen Meeresgrundes, das bis „dahin unsre jetzige Erde bedeckte, nicht langsam „sondern plötzlich, in die neue Tiefe abgelaufen, „dadurch aus ehmaligen Meeresgrunde ein neues „trocknes Land entstanden sey, und auf dieser neuen „Erde ein neues Menschengeschlecht aus den Nachkommen *Noa* sich fortgepflanzt habe.“ Die mosaische Geschichte der Sündfluth nennt er einen *Glaubensartikel* der Juden. (?) Die Menschen müssten aufhören zu glauben, dass ein Gott, einzig, unerschaffen, Schöpfer, Erhalter und Richter der Menschen sey, sobald sie aufhören zu glauben, dass Gott dies den ersten Menschen geoffenbaret habe. Er tadelt die jüd. H. V. dass sie die 10 Gebote nicht mehr *blos darum* beobachten, weil sie Gott *donnernd* auf Sinai gegeben habe, sondern weil Gott dem Menschen das Vermögen gab, die Regeln ihres Verhaltens zu ihrer sichern Glückseligkeit selbst zu erkennen, ohne sich Gott als Rächer in Ewigkeit vorzustellen, welches der Mensch doch als *ein absolut nothwendiges Mittel zu seiner Vollkommenheit selbst wünschen müsste*, und wundert sich, dass sie solche Lehre einem christlichen Pastor vorlegen, die die formelle Erklärung des Schöpfers ersetzen solle. Ja, wenn die j. H. V. ihre Vorstellungsart der Feile zu unterwerfen sich erbieten; so erstaunt er über diesen *Kaufhandel* mit heiligen Sachen. Kein civilisirtes Volk habe je auf Erden gelebt, bey dem die gesetzliche Ordnung, die das Glück der Einzeln sichert, sich nicht auf die allgemeine Ueberredung gegründet habe, dass die moralischen Gesetze von einem über die Menschen erhabenen Gesetzgeber vorgeschrieben seyn, vor dem man nicht räsonniren, sondern dem man gehorchen müsse, und dass diese Begriffe von der Ueberlieferung der Söhne *Noa*, also von unsrer *ersten* (?) Offenbarung abstammen. Wunderwerke, wie die Gesetzgebung auf Sinai und die Sündfluth, wären die *einzigen* Beweise für Gegenstände, die Gott und seine Befehle betreffen, denen die H. V. nur ausweichen wollten. Er versichert, er habe die *causas secundarias* in der Natur wenigstens eben so gut, als ihre Lehrer studirt, und er habe nie, ausser bey denen, die sie nicht kennen, die Unmöglichkeit (?) der Wunder ohne Störung der natürlichen Ursachen gefunden. Die H. V. sollten nicht sagen, *dass man* Wunderwerke nur angewendet habe, um von Dingen zu überreden, die wir für falsch erkennen, denn das eben beweise, dass es wahre Wunder gegeben habe. Nichts aber sey so erstaunlich und empfindlich, als die Art, wie die H. V. sich unterstehen, vom Christenthum zu reden, indem sie einem Prediger der christlichen Kirche ihre Angriffe wider seine Lehrsätze vortragen, und sagen, die Christen müssten, um ihre Religion zu reinigen, ihre *Grundwahrheiten* (?) mit mehr Anstrengung und Denkvermögen einer neuen Prüfung unterwerfen. Wenn die H. V. ihre Ceremonien ablegten; so trennten sie ihre Religion von ihrer göttlichen Stiftung, und dadurch werde die Vernunft wirklich erniedrigt, indem sie dem Stolze unterjocht werde; dadurch werde ihre Sittlichkeit unmittelbar zerstört, indem sie das Spielwerk der Abwechselung menschlicher Meynungen werde (??) Unsere christlichen Ceremonien, Taufe und Abendmahl, hindern die Moralität nicht. Da die christliche Religion die Erde und die Geschichte der Völker zu Zeugen ihrer Göttlichkeit habe; so verwerfen die H. V. das Christenthum, weil und in sofern sie die göttliche Inspiration unsrer Documente (der Genesis) leugnen (?) und nach Belieben erklären; sie zerreissen dadurch die Kette von Begebenheiten, die den Ursprung der Menschen mit der Stiftung unsrer Religion verknüpfen, so wie alle vorgebliche philosophische Glaubensbekenntnisse das thun. Die Fortschritte der Protestanten seit der Reformation sind keine wahren Fortschritte, indem es un-

nerlaubt ist, etwas darin zu ändern. (?) Das Band er im deutschen Reiche herrschenden Religionen Confessionen) sey das gemeinschaftliche Bekenntnifs, afs die Schriften des A. u. N. T. götlich inspirirt nd; die Protestanten trennten sich *nur darin* von en Katholiken, dafs sie keinen andern Erkenntnifsrund als die h. Schrift annahmen, und einen Theil om Canon, als mit dem h. Text nicht übereinstimtend, davon absonderten. Alle (*Volks*) Religionen aben einen äufsern Cultus und Ceremonien, und üffen sie haben — ohne welche Menschen und Geellschaften einander nie getrauet haben, um der geeinschaftlichen Ueberzeugung willen, dafs ihre reectiven moralischen Gesetze von Gott gegeen sind. Durch das Festhalten daran überzeugte in Volk das andere, dafs es seine moralischen Getze für heilig hielt. (?) *Alle* religiöse Meynungen ammen ursprünglich von Gottes Offenbarung an *Voa* und seine Vorfahren her (?) Gemeinschaftliche erehrung Gottes und Belehrung aus seinem Wor: am Sonntage war von jeher das Band der Chrien und die Quelle ruhiges Wohlstandes und guter itten, sonderlich in der Schweiz (auch zwischen en katholischen und protestantischen Cantonen? auch Savoyen, Frankreich, der Pfalz, Ungarn, Böhmen?) eit den Fortschritten des menschlichen Verstandes über die er zu spotten nie aufhört) was ist die Schweiz eworden? — In der Versammlung der Philanthropen abe man nur *eben das* als menschliche Moral gepreligt, was ihnen sonst ihre ihnen geraubten Priester im Namen Gottes predigten (eben das? so wäre doch as Materiale ihrer Moral gut? aber predigten *eben* as die unvereideten Priester und Mönche??) Die lenschen werden in Gegenständen des Verstandes nd der Moral sich nie andern Menschen unterwerfen llen auch nicht, auch keinen Machtsprüchen, doch ber wohl der Vernunft und erkannter Wahrheit?) a die H. V. eine Religion haben wollen, und zwar ine, die für die Vielheit der Menschen auch äufsere egeln und Beweise habe; so führt er aus dem *Moiteur* an, dafs verschiedene Universitäten sich mit *ichte* vereinigen (?), das Wort Religion aus allen prachen, so wie die Sache aus der Welt zu verbanen, und meynt, das sey der Erfolg davon, dafs man ie menschliche Vernunft über die Göttlichkeit des laubens und die Pflicht des Gehorsams wolle entheiden lassen. Wenn die Menschen nicht mehr an e übernatürliche Inspiration der Geschichte von der chöpfung und der Sündfluth glaubeten; so würden e ruhigen und gerechten Menschen gegen die unrechten und unruhigen, die Länderbeherrscher gen einander durch die menschlichen Lehren keine cherheit mehr haben. (?? Hat sogar der blinde laube an Dogmen nicht oft Kriege und Unterdrüung gewirkt?) Studium der Naturgeschichte führe r Erkenntnifs der von Gott seit Adam geoffenbarn Religion, und Moses Decalogus sey ein für alle enschen und Volker hinlänglicher Codex der moraschen Gesetze, der blos von seiner übernatürlichen ffenbarung seine Sanction, Quelle und Verbindlichkeit habe. Wer den als solchen nicht annehme, mache sich selbst Ideen von Gut und Tugend, die dem vorgeschriebenen zuwider sind (?) und zerstöre die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Das Resultat des Vf. von dem allen ist: die jüd. H. V. sollen keine Geologie studiren, um sich von der Inspiration der Genesis und der hinlänglichen moralischen Belehrung Gottes im Decalogus zu überzeugen, oder wenn sie dazu nicht Zeit haben, sich nur nicht von denen, die *nach der Natur* zu reden vorgeben, verführen lassen, vom Judenthum und von dem für sie noch immer verbindlichen göttlichen Ceremonialgesetz abzugehen. Sie sollen also im strengsten Sinne Juden bleiben.

Gelehrte Leser werden nach diesem genauen Auszuge den Werth dieser Schrift sogleich selbst bestimmen; da aber Hr. D. L. es für ein Siegeszeichen ansieht, wenn man ihm nicht schriftlich und öffentlich antwortet, und da manche Leser durch den Ton seiner Machtsprüche von seinem Uebergewicht in dieser physico-theologischen Materie überredet werden möchten, er habe richtig geschlossen; so mag das folgende deren richtige Beurtheilung bey solchen befördern. Was *zuerst* seine Prämissen betrift, so bezieht er sich zweymal auf seine *Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen*, in zwey Theilen 1781 und 1782 und auf seine *Briefe an Blumenbach*, die in Voigt's Magazin abgedruckt sind, als auf entschiedene Prämissen, aus denen er hier weiter schliefst. Rec. mufs also auf deren Inhalt hier mit Rücksicht nehmen, und da die *Resultate* seiner schätzbaren physikalischen Untersuchungen doch keine unmittelbare göttliche Offenbarungen sind, wider die niemand räsonniren dürfe, so hofft Rec. er werde ihm erlauben, einige Bedenklichkeiten anzuführen, ohne ihn deshalb für einen Verleugner der Religion und der Offenbarung zu erklären. Die Hauptsumme seiner Geogonie ist „dafs die Erde und deren compacte Theile und Gebirge in 6 Perioden von unbestimmter langer Dauer (anstatt der mosaischen 6 Tage) unter dem alles umgebenden Wasser oder Schlamm gebildet worden, wobey die schwersten Theile sich zuerst präcipitirt haben, woraus Granit, Serpentin, Porphyr u.s.w. entstanden ist, worin sich Erzgänge, aber keine versteinerten Seekorper finden, und zwar nicht in wagerechten Schichten, sondern durch Stürme, Erdbeben, Vulkane, Strömungen, Gährungen zum Theil zu hohen Gebirgen erhoben, die dann als Inseln über das alte Meer hervorrageten. Auf dieser festen obgleich noch hier und da hohlen Unterlage haben sich nach und nach leichtere Materien schichtweise angelegt und unter dem Wasser Gebirge der zweyten Ordnung gebildet, worin durch allerley Revolutionen Seeproducte — und nachdem durch successive Erniedrigung der Meeresfläche (indem das Wasser in die untern leeren Höhlen eingedrungen war,) nun trocknes mit Pflanzen und Thieren, lange vor der Schöpfung der Menschen, bevölkertes trockenes Land entstanden war — von diesem (dem jetzigen

Meeresgrunde) herabgespülte oder gestürzte Pflanzen, Bäume und Landthiere eingeschleimt und versteinert worden. Durch fortwährende untermeerische Revolutionen entstanden immer mehr tiefe grosse Hohlen, die nur auf Unterlagen oder Pfeilern ruheten, und durch manche Versinkungen entstand immer mehr trockenes bewohntes Land. Diese Perioden der Urwelt nimmt der Vf. so lang an, dass er sogar im 147sten Briefe die Meynung *eines sehr tief denkenden Psychologen* nicht zu misbilligen scheint, der behauptete, die Erde sey während dieser Perioden vor Adam von Engeln bewohnt gewesen, die dann Gott zu Sprachlehrern der ersten Menschen, die vielleicht zuerst gar nur der Engel *Hausthiere* (!) gewesen wären, gebraucht hatte (beynahe nach dem Semitischen Mythus, in Onkelos Targumim und dem Mythus der Phönizier, Araber und Perser von den *Elohim*) weil doch der menschliche Verstand ohne Belehrung von andern durchaus nichts von Gott, Religion und Pflicht wissen könne. Dieser Zustand unsers Planeten habe bis zur Zeit der Sündfluth fortgedauert." — So gelehrt und wahrscheinlich der Vf. dieses darthut und so sehr seine physikalischen Beobachtungen mit der wirklichen jetzigen Beschaffenheit der Erde und der Gebirge, so wie mit den Beobachtungen der Condamine, Dolomieu, Ermenegildo Poni, Bailly, Carlo Carli und andrer übereinstimmen; so wenig stimmt das alles doch mit dem *wörtlichen Texte* Mosis überein, auf den er ja sonst so steif hält, dass er alle davon abweichende oder ihn anders erklärende Philologen und Philosophen verketzert und als Ungläubige verschreyet. *„Es ward Abend und ward Morgen — der erste, zweyte Tag"* heisst doch wahrlich nicht eine Jahre und Jahrhunderte dauernde Periode? oder hat etwa die Umwalzung der Erde um ihre Axe damals nicht 24 Stunden sondern Jahrhunderte gedauert? — Nach des Vf. hermenevtischen Grundsätzen, und wenn Gott dem Moses die ersten Kapitel der Genesis inspirirt hatte, müsste er nothwendig bey der ersten buchstäblichen Bedeutung der Worte Mosis bleiben. Aber jeder gelehrte Sprachkenner weiss jetzt unwidersprechlich besser als Hr. D. L. dass es zwey oder drey verschiedene, in Sprache und Vorstellungsart von einander abweichende Philosopheme und Lieder der Urwelt sind, die Moses als das Beste, das er vorfand, mit Achtung gegen ihr Alterthum und mit religiöser Hinweisung auf Gott, nach einander gestellt hat. Dies erhellet schon aus dem Gebrauche des Wortes *Elohim* aus der phönizischen Sprache (vergl. Sanchuniaton in Euseb. Praepar. evang. 1 B. 10 Kap.) οἱ δε συμμαχοι Ιλα του Κρονου Ελωειμ επεκληθησαν) von denen gesagt wird, sie haben den Menschen nach ihrem Bilde geschaffen, bis zum 4ten V. des 2ten Kap. von wo eine neue *wiederholende* Erzählung mit Gebrauch des Namens *Jehovah Elohim* anfängt, die Luther zwar durch die eingeschobene Partikel „also ist" mit dem Vorigen verbindet, die aber im Original nicht steht, sondern die neue Erzählung fängt an: Dies ist die Entstehung des Himmels und der Erde zu der Zeit da (der über alle *Elohim* erhabene) *Jehovah* (unter welchem Nahmen seine Israeliten ihn nun anbeteten) sie schuf." Dies 2te Fragment geht bis C. 4, 26. Von C. 5, 1 fängt ein Neues an. So etwas lässt sich nicht aus physikalischen Beobachtungen, so sorgfältig sie auch angestellt sind, beurtheilen, sondern durch Sprachkenntniss und Kritik. —

(Der Beschluss folgt.)

* * *

Leipzig, in d. Müllerschen Buchh.: *Von dem Drehen der Schaafe und dem Blasenbandwurm im Gehirne derselben, als der Ursache dieser Krankheit*, von *N. G. Leske*. Neue Ausgabe. Mit 1 Kupfertafel. 1799. 52 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage erschien im J. 1780.)

Leipzig, b. Schwickert: D. Eduard *Young's Klagen oder Nachtgedanken, nebst einigen andern seiner Werke.* Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und nach der letzten von dem Verfasser selbst besorgten Ausgabe herausgegeben von *J. A. Ebert*. Verbesserte Auflage. 1 Th. 1791. 334 S. 2 Th. 1799. 412 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) (Die erste Auflage erschien schon im J. 1759.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lissabon: Elementos de Osteologia pratica por Eusebio Antonio Rodrigues.* 1798. 90 S. 8. Von akademischen Schriften weiss man in Portugal nichts, aber kleine Schriften, wie diese, wodurch der Vf. etwas zu erlangen strebt, erscheinen sehr oft. Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er Lehrer an dem Hospital der Marine, was der jetzige Seeminister, ein unternehmender Mann, anlegen will, zu werden wünsche. Die Schrift selbst ist durchaus ohne alle Bedeutung; mit Winslow in der Hand kann jedermann so etwas zusammen schreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin: *Lettre aux auteurs Juifs d'un memoire adressé à Mr. Teller. Par J. A. De Luc etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Des Vfs. Theorie von der Sündfluth ist zwar nach seinem sorgfaltigen Studium der Erde und der Gebirge die wahrscheinlichste, und Rec. bescheidet sich gern, seinem Urtheil nicht vorzugreifen, welches noch vor kurzem durch *Pallas* Beschreibung der Nordküste des schwarzen Meers bestätigt wird: allein 1. Moses, oder derjenige, aus dessen Nachrichten er schöpfte, hat sie sich gewiss ganz anders vorgestellt. Wenn er sagt: „alle Brunnen des Abgrundes wurden gespalten, geöffnet," und Gen. 8, 2.: „die Brunnen des Abgrundes wurden *verschlossen*," so hat er sich gewiss kein *Versinken* des trockenen Landes und dessen Ueberströmung von einem sonst *tiefer*, nun aber *höher* liegenden Meere, sondern ein vulkanisches Hervorbrechen unterirrdischer Wasser aus Gebirgen (wie dergleichen im Kleinen öfter, z. B. in diesem Jahrhundert bey Guatimala im Königreiche Mexico geschehen ist) vorgestellt. Dazu allein passen seine Ausdrücke von Oeffnen und Verstopfen. מעינות תהום übersetzt der Vf. nicht sprachrichtig durch *courants de la mer*, sondern nach Mosis Vorstellung hatte er grosse Oeffnungen in hohen Bergen, in welche Meerwasser in die Höhe getrieben war und von dort aus niedriges Land überströmte, oder das Ueberfluthen des aufgeschwollenen Meeres im Sinne. Nach des Vfs. Theorie hätte das *Verstopfen* den Ablauf des Wassers und das Trockenwerden des neuen Landes verhindert. Dies ist so augenscheinlich, dass man sich wundern muss, wie er so hoch herabschauend und in einem so entscheidenden Kathederone von neuen Gelehrten spricht „die über wichtige Sachen entscheiden, ohne durch nöthiges Studium (der Physik zur Spracherklärung!!) die nöthigen Kenntnisse erlangt zu haben, darüber zu urtheilen, und sich einbilden, man müsse auf die Katheder der Professoren morgenländischer Sprachen steigen, um zu entdecken, was sich auf unserer Erde zugetragen hat." Nicht doch! der Orientalist untersucht und bestimmt nur den richtigen Sinn der Worte, Phrasen und Sätze des orientalischen Schriftstellers, und erklärt daraus, nicht physische Phänomene, sondern was Moses gedacht und seinen Lesern zu denken gegeben hat. Wer ist nun auf einen *fremden* Katheder gestiegen? — und doch spricht der Vf. von *delire*, von *informateurs ignorans ou infideles*, von *ignes fatui* und spottet über *progrès des lumieres*!!! Eines also von beiden, hat sich Moses das Entstehen der Sündfluth nur nach dem Anschein oder den Begriffen *Sems* in der Arche, aber nicht nach Herrn D. L. physikalisch besserer Erklärung, also unrichtig vorgestellt; so ist seine Erzählung gewiss nicht inspirirt; oder ist sie inspirirt; so müsste des Vfs. gründliche Theorie dennoch falsch seyn. — Hätte er doch dabey an das Urtheil gedacht, das er selbst §. 23. spricht!! — 2) Eine andere Bedenklichkeit dabey ist diese: wenn *Noa* auf dem alten Lande gewohnt und seine Arche erbaut hat, und wenn nun unter ihm der ganze Erdboden tief eingesunken, wenn das alte Meer von dem nachmaligen trockenen Lande mit Gewalt in das neue ungeheuer grosse Bassin hinabgestürzt ist, wie ist es möglich, dass die Arche *wider* einen solchen reissenden Strom aufwärts auf das Gebirge *Ararat* hingeschwommen ist, von dem Hr. D. L. im hundert sieben und sechzigsten Briefe sagt, dass er gar nicht vom Meere bedeckt worden, wobey vollends unmöglich ist, dass die Arche auf einen trocknen Berg hinauf gekommen wäre. Wir sagen unmöglich, denn auch ein dabey angenommenes Wunder kann das Unmögliche, Widersprechende nicht bewirken. Nun liegt *Ararat* nahe auf der Südseite des weit höhern *Caucasus* als ein Anhang desselben, und als ein Gebirge zweyter Ordnung nach *Reinegg's* Nachrichten. Wohnte *Noa* auf einem Ost-, West- oder Südwärts nahe gelegenen damals versunkenen Lande, etwa wo jetzt das schwarze, oder caspische Meer oder der Archipelagus ist; so trieb der Strom ihn abwärts von *Ararat*; zumal da durch die tägliche Umwälzung der Erde das Wasser gegen den Aequator getrieben wird. Wenn dann dieser sogar — wie auch Hr. D. L. mit mehrern gelehrten Naturforschern für wahrscheinlich hält — zur Zeit der Sündfluth sich von Norden nach Süden durch die Veränderung der Erdaxe gedrehet hat; wie gewaltig müsste die Strömung vom Nordpol gegen den neuen Aequator (unter dem das Meerwasser vier geometrische Meilen höher als unter den Polen steht) also vom *Ararat* abwärts gewesen seyn, in dessen Norden der Caucasus liegt? Da wäre für des Vfs. Theorie das einzige Mittel, anzunehmen, dass *Noa* auf einer Mittelhöhe, einem Abhange oder Binnenthale des Caucasus, gewohnt habe, von welchem herab sein flott gewordenes Schiff bis auf *Ararat* geführt worden, der dann freylich, wenigstens die Stelle, wo die Arche beym Ablauf des Wassers stehen geblieben, unter Wasser gestanden haben muss. Da konnte denn auch

auch am ersten eine Taube vom nahen *Caucasus* ein Oelblatt, so wie *Noa* seine ersten Weinstocke geholt haben. Nach Reinegg sind unter den zahlreichen, durch Sprachen, Sitten und Religionen ganz verschiedenen Volkern, die dies hohe Gebirge noch jetzt bewohnen, mündliche Ueberlieferungen von dem Orte wo *Noa's* Arche auf *Ararat* stehen geblieben seyn soll.

Rec. kommt nun auf die *theologischen Folgerungen* des Vfs. Seine erste Behauptung ist, dass die ganze *Genesis* durch ein unmittelbares Wunderwerk dem Moses geoffenbaret sey, und dass jeder, der das nicht glaubt, die biblische *Religion* verleugne. Aber Moses selbst hat nie vorgegeben, dass er den *historischen* Theil seiner Bücher von Gott inspirirt erhalten habe. Den Decalogus erklart er für Gottes *den Israeliten* durch ihn geoffenbartes Gesetz; die übrigen Gesetze gab *er* ihnen *auf Gottes Befehl;* übrigens begehrt er für nichts, als für einen treuen Geschichtschreiber, Sammler und Ueberlieferer der besten erhaltenen Nachrichten gehalten zu werden, die er als Einleitung zur besondern Geschichte seines Volks bis gegen seinen Tod, und zu seinem Volksgesetz mit steter religiöser Hinsicht auf Gott und auf die Religion ihrer Stammväter niederschrieb. Weder irgend ein Prophet noch Christus haben je gesagt, dass die *Geschichte* Mosis ihm von Gott eingegeben sey, der nur als Gesetzgeber und Volksführer ein Gesandter Gottes *an sein Volk* war, nicht an die ganze Menschheit, da er es vielmehr von allen andern Volkern durch Gesetze, Sitten und Staatsverfassung sorgfältig absonderte. Da auch diese Geschichte wahrlich nicht die Religion ist (wie keine Geschichte Religion ist), nur *historische* Denkmale göttlicher Fürsehung, Gerechtigkeit und Güte, nur die Genealogie der Stammväter des Volks und einiger benachbarten ihnen bekannten Volker, nur die moralische Geschichte einiger merkwürdigen Altväter enthalt, und mit der Erzählung einer Schopfungs- und Sündfluthgeschichte — die auch nicht die Religion ist — anfängt; so ist gar nicht abzusehen, wozu dabey eine unmittelbare Offenbarung nöthig und anzunehmen wäre, zumal augenscheinlich vieles Physische nach damaliger Vorstellung ganz anders erzählt wird, als Hr. D. L. es gelehrt betrachtet. Man kann aber nachweisen, wie Moses sehr natürlich zu diesen Nachrichten gekommen ist. Da Hr. D. L. doch gewiss nicht an der historischen Richtigkeit jener Genealogieen und an dem hohen Alter der Urväter zweifeln wird — so ist *Seth* im Jahre der Welt 1042, *Enoch* 1352 gestorben, *Noa* 1056, 14 Jahre nach *Seths* Tode, geboren, lebte also noch 296 Jahre mit *Enoch* zugleich, und starb erst 2006, 350 Jahre nach der Sündfluth, und brachte seine Ueberlieferungen von *Adam* 3½ Jahrhundert *über* die Sündfluth. Auch *Mathusalah*, geboren 687, starb erst im Jahre der Sündfluth, 1656, lebte also mit *Adam* 243, mit *Noah* 600, und mit *Sem* 98 Jahre, welcher 1558, 98 Jahre vor der Sündfluth, geboren wurde, und also hatten *Noa* und *Sem* durch *einen* Mund Ueberlieferungen von Adam, und wussten durch eigene Erfahrung viel von der Urwelt. *Sem* starb 2158, 502 Jahre nach der Sündfluth. *Abraham* geboren 2008, starb 2183, lebte also 158 Jahre mit *Sem*. *Isaac* geb. 2108, lebte also 50 Jahre mit *Sem*, starb 2288. *Jacob* geb. ungefähr 2150, starb 2297, lebte also mit Isaac 138 Jahre. *Levi* geb. ungefähr 2220 (wegen der veränderten Lage der Nachkommen *Jacobs* fehlen dem Moses ihre Jahrzahlen, womit ihn Gott, wenn diese Genealogieen inspirirt wären, wohl versorgt haben würde.) Nach der Analogie ist *Levi* etwa 120 Jahre alt geworden und also 2340 gestorben, hat also gewiss noch über ein halbes Jahrhundert mit *Isaac* gelebt. *Moses* ist 2443 geboren, 103 Jahre nach *Levi's* Tode. War er *Gersons* Enkel; so kann er doch füglich mit *Gerson* gesprochen haben. So wäre dann die historische Nachricht von *Sem's* Erfahrungen und Ideen von der Sündfluth *mündlich* durch drey Personen, *Isaac*, *Levi*, *Gerson* (oder vielleicht durch Bilderschrift) sehr natürlich und ohne ein so ganz unnöthiges, ganz überflüssiges, also unweises Wunder auf *Mose* gekommen; und da Hr. D. L. gesteht, dass *Sem's* Nachkommen durch Tradition die Thatsachen der Sündfluth so gut, wie *Cham's* und *Japhet's* Nachkommen wissen konnten; so ist es unbegreiflich, wie man ohne alle Noth hier übernatürliche Offenbarungen fodern, und über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Traditionen spotten kann. Dass Mosis Nachrichten nicht mit so ungeheuern mythologischen Fabeln, wie die Cosmogenien der Hindoraner, Aegypter, Parsen und Chaldäer vermischt sind, ist eine natürliche Folge seines von seinen Vorfahren ererbten, obgleich *mit vielen* anthropopathischen und anthropomorphischen *Vorstellungen* vermischten Monotheismus, *und* seines Widerwillens gegen alle Abgötterey. Sollten alle Nachrichten unter solchen Volkern, die keine Buchstabenschrift haben, deshalb keinen Glauben verdienen, weil sie nicht inspirirt, sondern von Vätern auf Sohne vererbt sind? — Sagen sich die jüdischen H. V. nun deshalb von Mose und den Propheten los, wenn sie die Genesis *nicht* für inspirirt halten? oder wenn ihnen manches in der Urgeschichte dunkel ist, oder jetzt anders eingesehen wird, als jene Altväter es sich vorstellten? thut das letzte Hr. D. L. nicht auch? *Moses* redet von 6 Tagen aus Abend und Morgen, er von 6 langen Pesioden; *Moses* lässt *Adam* aus einem Erdenklos entstehen, und Gott ihm Leben in die Nase blasen, lässt *Eva* aus *Adam's* Ribbe gebildet werden, ist das etwa auch ein Glaubensartikel der Religion nach dem Buchstaben? wird dadurch etwa das wahre Entstehen des Menschen erklärt? scheint das nicht auch Mythologie? — Hr. D. L. nimmt an, dass lange vor Adams Schöpfung viele grosse Inseln mit Pflanzen und Thieren besetzt gewesen, und in der Sündfluth nicht unter Wasser gesetzt worden, worauf die Pflanzen und Thiere also nicht untergegangen sind, daher auch Noa nicht nöthig gehabt, alle Thiergattungen in die Arche aufzunehmen; ja S. 557. im zweyten Theil seiner Briefe, dass auf den hohen Inseln des alten Meeres, auf den Cordelieren auch Menschen, die Vorfahren der guten *Incas* möchten

n am Leben erhalten seyn (eine liberale Denkungs-t! welches denn wohl mit eben dem Rechte vom tlas, den Capgebirgen, dem Caucasus, der hohen artarey, den Schweizer, Savoyer und deutschen ohen Gebirgen gelten würde, die höher sind als der rarat). Hiedurch hat also Hr. D. L. den Glaubensar-kel, dass Noa der Stammvater des ganzen Men-hengeschlechts sey, selbst zurückgenommen. Da-on weiss Moses nun nichts, er scheint das Gegen-eil zu sagen: sind diese liberalen Meynungen also icht aus gleichem Grunde eine Verleugnung der jü-ischen und der christlichen Religion? Der physico-eologische Beweis von Gottes Daseyn ist eben so ge-riss, und wie niemand mehr wissen sollte, als Hr. D. L., aus *Thatsachen* genommen, als der Beweis us Mosis inspirirter Erzählung, der doch augen-scheinlich einen Zirkel in Beweisen enthält. Aus er Thatsache der Existenz einer weise geordneten Velt konnte und musste die menschliche Vernunft *uerst* das Daseyn eines weisen, mächtigen und gu-en Urhebers schliessen, *ehe* ein Gedanke, ein Glaube n dessen Offenbarung möglich war. Glaubte etwa *Ibraham* es nicht eher, als er aus Haran berufen vurde und den Isaac opfern zu sollen glaubte? *Noa* icht eher, als er die Arche zu bauen befehligt wur-e? und da nach §. 10. Gott *nicht* durch die Sinne *mpfindbar*, also nicht erscheinend sichtbar, nicht re-lend hörbar ist, wie hat denn nach §. 11. Gott den Adam *unmittelbar* unterrichtet, ihm *unmittelbar* po-sitive Gesetze gegeben? — Hängt Menschenrecht und Menschenpflicht von dem Glauben an die Ab-stammung von Adam und Noa ab; so hätten Grie-chen, Römer und die alten Deutschen keine Men-schenrechte und Menschenpflichten gehabt, die von Adam und Noa nichts wussten; die hatten sie doch gewiss, und viele, die jenes glauben, verletzen bei-de, glauben an beide nicht. Die jüdischen H. V. glauben mit uns, dass die Genesis eine uralte Ge-schichtsnachricht und ein ehrwürdiges Denkmal der Vorzeit, die das Gepräge ihrer Denkart hat, aber weiter nichts ist; sie lassen das Dunkle, unsern bes-sern Einsichten (nach Hr. D. L.) nicht gemässe stehen; sie erkennen das mosaische Gesetz, in sofern sein In-halt sich auf Zeit- und politische Umstände bezieht, für ein ehrwürdiges Volksgesetz für damalige Zeit, in sofern aber sein Inhalt Naturgesetz ist, Verbot der Abgötterey, Kindespflicht, Verbot des Mordes, Ehe-bruchs, Diebstahls, falsches Zeugnisses, für dürftige Elemente des Naturgesetzes, wie *Paulus*, die den damaligen Verfall der Moralität ihres Volks bewei-sen, dass so grobe Verbrechen durch *positive* Gesetze erst verboten werden mussten; nur das letzte, das Verbot der *Lüsternheit* nach des Nächsten Eigenthum t mehr moralisch. In sofern erkennen sie mit allen verständigen Christen den Decalogus für allgemein verbindlich, aber nicht um des Donners auf Sinai willen, sondern als Naturgesetz mit damaliger feyer-licher Sanction; das Ceremonialgesetz aber, wie Chri-stus und Paulus, nur für jene Zeit und jenes Land schicklich und verbindlich. Den Moses erkennen sie, wie wir, für ein grosses Werkzeug der Vorse-hung, ihrem Volke gesetzliche Constitution zu geben, und in der nachmaligen Volkslehrer, der Propheten, Schriften finden sie sowohl vortreffliche moralische Regeln, als eine deutliche Spur von fortgehender Aufklärung ihres Volks in der Religion. Weit ent-fernt, sich von Mose und den Propheten loszusagen; weit entfernt, die Naturgesetze des Decalogus und die Vernunftlehre von Gottes Existenz und Providenz der *Feile* zu unterwerfen (sie sagen ja ausdrücklich, *ihr Vortrag* der Grundlehren bedürfe wohl der Feile und sind bereit Belehrung anzunehmen), ist ihre ge-äusserte Gesinnung, in dem, was sie als hinlängli-ches Religionsbekenntniss ansehen, und in dem, was ihnen in der Genesis dunkel ist, ihre Privatmeynung nicht eigensinnig zu behaupten, nicht unfehlbar seyn zu wollen, sondern von gelehrtern Männern Beleh-rung zu erbitten, gewiss edel und achtungswürdig! Weit entfernt, von uns *eine neue Prüfung unserer Grundwahrheiten zu fodern*, erkennen sie es viel-mehr mit Achtung, dass nicht die Grundwahrheiten (und wahrlich die Schöpfungs- und Sündfluthsge-schichte und die Genealogieen der Genesis sind nicht Grundwahrheiten, nicht Glaubenswahrheiten der Re-ligion) sondern die in spätern Jahrhunderten von unwürdigen Bischöfen und Kirchenversammlungen der reinen Lehre Jesu zugedichteten und verfälsch-ten *Dogmen* geprüft, und die alte reine Lehre wie-der hergestellt werden. Ist nun Hr. D. L. Beschuldi-gung nicht bitter und eine ungerechte Verdrehung ihrer Worte? Es ist ganz falsch und nach Vorurtheil gesagt, dass die christliche Religion seit der Refor-mation keine Fortschritte gemacht habe, und dass es unerlaubt sey, an dem, was damals in der Confession und Apologie gesagt ist, etwas zu ändern, sonst hätte Christus und Luther auch unrecht an den herge-brachten Dogmen gehandelt, und der letzte fodert aus-drücklich seine Nachfolger dazu auf, weitere Fort-schritte zu thun. Wäre das Ceremonialgesetz auf ewige Zeiten für geborne Juden verbindlich; so hatte Paulus sehr unrecht, dass er es schon damals für veraltert erklärt, als Satzungen für unmündige Kinder, und sagt, dem, der es beybehalte, sey Chri-stus nichts nütze; so thaten auch Juden unrecht, die Christen wurden; und wäre der Decalogus, der da-mals schon unter den Juden, und nicht allen Men-schen und Völkern promulgirt wurde, ein hinlängli-ches Sittengesetz für gebildete Menschen, so wäre auch dann uns Christus nichts nütze. Warum ist der Staat, warum sind wir damit noch nicht zufrieden, wenn ein Mitbürger in der Christenheit *nichts weiter* als den buchstäblichen Sinn der zehn Gebote beobachtet? war-um hat Jesus die Menschenpflicht noch genauer be-stimmt? warum haben die Apostel zur Bildung des Herzens moralische Belehrungen gegeben? Ueber-haupt verwechselt der Vf. immer Dogmen mit Ge-setzen, Geschichte mit Dogmen, und thut, als wenn die Juden durch Beobachtung ihres *Ceremonialgesetzes* jemals *moralisch* besser geworden wären und wer-den könnten. Es ist auch ganz falsch, dass der

 Werth

Werth unsers Christenthums von göttlicher Inspiration der *historischen* Stücke des A. und N. T. und unserm Glauben an diese nie von den Verfassern behauptete, wie *in den zehn bis zwölf ersten Jahrhunderten* christlicher Zeitrechnung behaupteten Inspiration abhänge. Es ist ein grosser Unterschied zwischen der Göttlichkeit einer Religionswahrheit, und zwischen der Inspiration dessen, der sie, oder gar die Geschichte ihrer Bekanntmachung niederschrieb. Es ist wahr, dass alle Volksreligionen einen äussern Cultus haben müssen, aber falsch, dass auf dem Glauben an *dessen göttlicher unmittelbarer Stiftung* das Zutrauen und die gegenseitige Treue der Völker beruhe; vielmehr beruhet die Meynung: „*haereticis non est servanda fides*" darauf. Es ist falsch, dass der Mensch, der seine Pflichten und seine Bestimmung selbst vernünftig untersucht, keine vorgeschriebene Regel seines Thuns und Lassens habe, denn ein solcher erkennt gewiss beides für Gottes Anordnung. Es ist falsch, dass der Mensch zu seiner grössern Vollkommenheit Gottes Strafen *begehren müsse;* wer seine Pflicht und Bestimmung kennt, wird sich hüten, strafwürdig zu werden, und ein von ihm andern zugefügter Schaden wird ihn um so mehr beunruhigen. Strafe begehren ist unnatürlich. Strafen machen nie vollkommener, alles, was sie leisten ist Abschreckung von neuen Verbrechen; durch Strafgesetze ohne eigene Einsicht seiner Pflicht vom Unrecht abgehalten werden müssen, ist Sklavensinn, der Gott gewiss am wenigsten gefällt, ist die niedrigste Stufe der moralischen Menschheit, auf der die Israeliten damals standen, wodurch sie, wie die Geschichte beweist, nichts weniger, als moralisch gute Menschen wurden. Es ist falsch, dass die Vorschriften *aller* Gesetzgeber der Völker in *allen* Welttheilen aus Traditionen von Gottes Offenbarung an *Noa* abstammen, dawider man also nicht räsonniren, sondern denen man aus Religion gehorchen müsste; etwa auch der bey den Spartanern privilegirte Diebstahl und Völkerhass? auch ihre Aufhebung der gegenseitigen Pflichten der Aeltern und Kinder? auch die Gesetze von Menschenopfern, von Sklaverey der Kriegsgefangenen, von Verbrennung der Weiber auf der verstorbenen Männer Scheiterhaufen? auch die Gesetze des Pabstthums und Mönchthums? War es Wunder, dass Mendelssohn auf so Etwas zu antworten nicht der Mühe werth fand? Die jüdischen H. V. müssten auf einer sehr niedrigen Stufe der Verstandescultur stehen, wenn die schiefen Räsonnements, die durch diese ganze Schrift herrschen, und die verketzernden Machtsprüche sie bestimmen sollten, ihrem Ceremonialgesetz *darum* sich ferner zu unterwerfen, dann die Geschichte der sechs Schöpfungs- oder Evolutionsperioden und der Sündfluth für unmittelbar inspirirte Glaubensartikel und Religionswahrheiten zu halten. Offenbar haben sie deutlichere Begriffe von Religion, was sie ist und seyn soll, als der Vf., dem nur Vorliebe für sein geologisches System, als für das Princip aller Philosophie, Theologie, Menschenrechte und Menschenpflichten, nur der Stolz, alle, die das nicht anerkennen, und an ihn als an den ersten sichern Lehrer alles Erkennbaren in allen Wissenschaften bey Verlust ihrer Seligkeit glauben, für Ungläubige, Ignoranten und Verführer zu halten, die Feder geführt. *Tantaene animis coelestibus irae!!!*

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Neues Magazin für Prediger.* Herausgegeben von *D. W. A. Teller.* VII. Bd. II. Stück. 1798. 315 S. 8. *(18 gr.)* (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 366.)

Frankfurt u. Leipzig: *Muster der Unterthanentreue am Niederrhin, oder was steckt hinter den Vorspiegelungen von Freyheit, Gleichheit, Volksglück und reinerm Christenthum?* Eine Schrift voll Wahrheit, Winke und Warnungen für katholische Regenten, Staatsdiener und Unterthanen. Zweyte stark vermehrte Auflage 1798. 158 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, b. Unger: *Religionsunterricht nach der Lehre Jesu*, von *J. G. Gebhard.* 1799. 28 S. gr. 8. (2 gr.) Wäre der Vf. bey der Pflichtenlehre nur noch etwas mehr in das Detail gegangen; hätte er die Pflichten gegen die Thiere, oder richtiger: das vernünftige Verhalten in Ansehung der Thiere, das nach den, auch von dem Vf. angenommenen Grundsätzen der reinen Moral, nur auf Religion gegründet werden kann, nicht zu früh erwähnt; hätte er in der Religionslehre die Eigenschaften Gottes so gestellt, wie sie aus dem Hauptbegriffe der höchsten Vernunft, des sittlich-besten Willens, und der, von der Sinnlichkeit und ihren Formen durchaus unbeschränkten Wirksamkeit, natürlich folgen, ohne die menschliche Langmuth, Nachsicht etc. zu berühren; so würden wir diesen, in aphoristischer Form, und nach geläuterten Grundsätzen abgefassten Entwurf der Tugend- und Religionslehre, als Leitfaden zum Unterrichte für eine gebildetere Jugend unbedingt empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Ueber das Sendschreiben einiger Hausväter jüdischer Religion an den Hn. Oberconsistorialrath Teller, und die von demselben darauf ertheilte Antwort.* 5 Mos. 33, 29. 1799. 160 S. gr. 8.

Diese Schrift ist in Absicht der religiösen Meynungen der *de Lücschen* am ähnlichsten und ganz im Geiste *Crusius* und *de Marees* geschrieben. Der Vf. fängt damit an, dass die jüdische Nation die einzige ist, die ihre Existenz seit dem Anfange der Dinge documentiren kann, und die als ein einziges unvermischtes grosses Volk da steht; dass ihr Land *Canaan* seit Josua's Eroberung von keinem fremden Volke bis jetzt mehr ist benutzt worden, sondern in der Verwüstung da liegt, noch immer den Juden gehört; dass die Jahrbücher aller Monarchieen, die Wahrheit dessen, was die Bibel von dem Judenvolk erzählt, voraussetzen, dass aber keine andere Nation sagen könne, dass die Weltbegebenheiten überall mit den ihrigen ganz enge und unzertrennlich verflochten sind; daher sey sie *das erste Volk auf Erden*, dem es ein bleibender Schmerz seyn müsste, andere jüngere Nationen possessionirt zu sehen, indem sie als Fremdlinge unter ihnen zerstreut, gedrückt und verachtet leben müssen, und dass ihr Land unbewohnt die Rückkehr seiner eigentlichen Bewohner zu erwarten scheint, die ihnen in ihren heiligen Büchern eben so gewiss versprochen, als es vorher gesagt ist, "dass sie zwar ein eignes Volk bleiben, aber alle Vorrechte eines eigenen Volks unter fremden Nationen" entbehren würden; dass sie aber auch eigentlich das *Volk Gottes* sind. Dabey beschuldigt er nun den Vf. des Sendschreibens, er habe den mosaischen Schriften den Vorwurf gemacht, dass Gott in denselben nicht als Schöpfer und Erhalter des Weltalls, sondern als Schutz- und Bundesgott der Juden erscheint. Diese Beschuldigung ist ungegründet. Er zeigt nur, wie Moses, bey Voraussetzung des Glaubens der Stammväter an den Gott Aller sich zu dem damaligen Bedürfniss und Fähigkeit des Volkes zweckmässig herabgelassen, um die Idee von Gott mit ihren Verhältnissen und Pflichten näher zusammen zu knüpfen, und Staat und Religion in eins zu verbinden. Ueber die Genesis urtheilt der Vf. wie Hr. D. *C.* Er hält ein Volk ohne Offenbarung und ein Volk ohne positive Religion für synonym und dem Heidenthum gleich, welches doch gewiss positiv genug ist. Er tadelt den Satz: „dass „Autorität und Glauben wegfallen, wo sich Widersprüche entweder in den Angaben oder wider höhere Wahrheiten zeigen, von denen die Ueberzeugung in einer vernünftigen Seele durch nichts erschüttert werden kann," und zwar deswegen, weil der Allmächtige Wunder thun könne, und seine Weisheit dergleichen zuweilen nöthig finde, als ob je ein Wunder in der Wirklichmachung des sich Widersprechenden bestehen, oder Gottes Weisheit ein *Non ens* wirken könnte! Weil *Fichte* und *Niethammer* einen ausser ihrer Idee existirenden Gott läugnen, weil es Fatalisten und Pantheisten giebt, weil zu Athen ein Altar dem unbekannten Gott gewidmet war, weil *Kant* die Glückseligkeit anders als *Wolf* definirt, und weil der Naturmensch nur zeitlichen Wohlstand darunter versteht; so meynt er, ohne Offenbarung könne man keine Gewissheit von Gottes Daseyn; von Spiritualität und Unsterblichkeit der Seele, keinen richtigen Begriff von Glückseligkeit und Pflicht haben; wobey denn die gewöhnliche dogmatische Theorie von Adams ursprünglicher Weisheit, näherer Verbindung mit dem Schöpfer, als irgend einer seiner Nachkommen, und vom Sündenfall vorgetragen und geleugnet wird, dass Mose bey den Stammältern seiner Nation schon reine von aller Unter- und Abgötterey gereinigte Religionsbegriffe gefunden habe. (Freylich waren in Jakobs Familie schon Hausgötter, und in Aegypten war schon Neigung zum Apisdienst entstanden, aber das war eben Mosis Verdienst, den Glauben des *Noa, Sem, Abraham* an einen Gott, der Weltschöpfer, aber zugleich ihrer Väter besonderer Bundesgott sey, zu erneuern, von den beygemischten Schlacken zu reinigen, und mit ihrer Constitution zu verbinden.) S. 33 führt er die Sündfluth, Sodoms Zerstörung, die ägyptischen Plagen und die Zerstörung des Volkes als Beyspiele *positiver* Strafen an, glaubt die jüdischen Hausväter leugneten deren historische Gewissheit, oder müssten beweisen, die Sündfluth wäre eine *blos natürliche Folge* menschlicher Vergehungen gewesen (welches zu behaupten noch niemanden in den Sinn gekommen ist, er mag sich deren Entstehen nach Hn. D. C. oder nach irgend einer andern physischen Hypothese erklären.) So lange sie das nicht erwiesen, werde wohl jeder wahre Jude und Christ in den Strafen der Sünde die Majestät des allmächtigen und allerheiligsten Gesetzgebers nicht verkennen. (Verkennet sie denn derjenige, der eben darum Gottes weise Weltregierung verehrt, dass er zu den Naturbegebenheiten von Anfang die Anlage so gemacht hat, dass der Lasterhafte in demjenigen seine Strafe findet, was den

den Tugendhaften nicht trifft (wie *Non* und nach Hn. D. *C.* die Incas) oder was ihm nicht Strafe ist.) Die vielen sich widersprechenden Systeme einer Vernunftreligion, meynt er, seyen Beweise, dass es keine Vernunftreligion gebe, denn die Anerkennung der ewigen Wahrheiten sey nach dem Geständniss der Hausväter nur die Religion einzelner Männer zu allen Zeiten gewesen, und konne nie Volksreligion seyn oder lange bleiben, woraus denn (ganz richtig) folge, für die Mehrheit der Menschen sey eine positive Religion nothwendig, — aber so konne auch die Foderung der Hausväter eine eigene *Vernunftreligionsgesellschaft* zu bilden, weder von ihren bisherigen Glaubensgenossen, noch von der Landesregierung, noch von der Christenheit, noch von dem Menschengeschlechte genehmigt werden. (Konnte man ihnen das, wenn sie in keine christliche Religionsgesellschaft incorporirt zu werden begehrten, mit Recht wehren?) S. 62 nennt er die Vernunftreligion *nichtsbedeutend* (!) Von S. 66 bis 102 bemüht er sich, als eigentlicher Chiliast, zu zeigen, dass das jüdische Volk in seine Rechte auf ihr Land wieder eingesetzt werden, und zum Genuss der Glückseligkeit gelangen werde, zu der es vom Anfange der Dinge her bestimmt war, durch Stellen aus den Büchern Mose und aus allen Propheten in Vergleichung mit der Offenbarung Johannis und schliesst daraus, die Juden müssen den Matth. 27. 25. über sich ausgesprochenen Fluch redlich widerrufen, sonst wären alle zur Verbesserung ihres Schicksals gemachte Versuche vergeblich. Dabey will er aus Jerem. 3. 21. vergl. mit Genes. 3. 22. beweisen, dass der Verheissene einer seyn müsse, *der das unendliche göttliche Wesen hat*, und doch aus der Mitte des Volks hervorgehen solle, zu welchem Beweise das ממנו כאחד jener Stelle wohl am untauglichsten ist. Er beschuldigt die jüdischen Hausväter, dass sie in dem, *was Jesus offenbar und deutlich gelehrt hat*, Sätze gefunden haben wollen, die den Verstand unterdrücken und der wahren Moralität schaden, die ihre Vernunft durchaus verwerfen müsse. So kann nur der urtheilen, der alle menschliche Dogmen der Concilien und der Scholastiker Jesu Lehre nennt, an die Jesus doch nie gedacht hat, die er nie für seine Lehre erkennen würde; und von diesen reden nur die jüdischen Hausväter. S. 109 ist eine ernstliche herzliche Ermahnung an die Christen, durch Befolgung der (reinen) Lehre Jesu nicht mehr den Vorwurf der Juden zu verdienen, dass die Bande der Religiosität unter ihnen immer schlaffer werden und die Sittlichkeit immer mehr abnimmt; und S. 119 an die jüdischen Hausväter, der Hoffnung ihrer Väter nicht zu entsagen, unter der Bedingung der Anerkennung Jesu als Messias und Sohn Gottes. Von S. 120 an, hat er es mit Hn. D. *Teller's* Antwort zu thun. Die hebräische Sprache hält er gar nicht für unfügsam zum Ausdruck geistiger Begriffe, jene ersten Menschen hätten sie hinlänglich verstanden, und Christus und die Apostel hatten, was in den ältern Büchern dunkel war, erklart. (Also war vieles doch dunkel, bedurfte einer Uebersetzung aus der bildlichen Sprache in eine verständliche; so ists ja wohl nicht unrecht, dasjenige, was uns Europäern in jener morgenländischen Sprache und Vorstellungsart eben so dunkel seyn muss, von den Bildern und Anspielungen auf damalige Gebräuche, die er selbst eingesteht, zu entkleiden, z. B. Gottes Erfrischen am siebenten Tage, die verführende Rede der Schlange, die jüdischen Ideen von Gottes Zorn, der durch blutige, stellvertretende Genugthuung versöhnt werden müsse.) S. 139 will er wider *T.* die Stelle Röm. 3. 28. nicht vom mosaischen Gesetz überhaupt, sondern vom Sittengesetz der zehn Gebote verstanden wissen, und zwar in dem Sinne, dass kein Mensch es zu halten tüchtig sey, da Pauli Meynung doch deutlich aus dem Zusammenhange erhellet „wenn ihr auch die zehn Gebote sammt dem Ceremoniengesetz äusserlich haltet; so seyd ihr dadurch noch nicht Gott gefällige Menschen, denn dazu gehört mehr, innere Reinigkeit des Herzens und äusseres positives Thun des Guten, im Gegensatz gegen den meistens nur negativen Decalogus, der auch nur Verbrechen verbietet und den Verbrecher verdammt, und gegen das Ceremonienwesen, das ohne Frommigkeit beobachtet werden kann; also auch ohne die *εργα νομου* kann und soll der Mensch durch Befolgung der moralischen Lehre Jesu gerecht werden, dahin muss Jude und Heide streben; sonst liegen sie alle ohne Unterschied der Herkunft in dem (nicht ererbten, nicht fatalen) sondern selbst zugezogenen Verderben und Missfallen Gottes, wogegen keine Art äusserer Gottesdienstlichkeit und keine Theorie von Glaubensmeynungen sie schützen werde." S. 144 meynt der *Vf.* die von *T.* angeführten Worte Jesu: Kommt her zu mir u. s. w. hätten nicht angeführt werden sollen, ohne diejenigen Sätze deutlich anzuzeigen, die nur den Frieden stören, die Seelen ohne Noth beladen und ermüden, und von welchen Jesus Christus seine Erlöseten zurückrufen musste. Rec. meynt, Hr. *T.* habe sie dadurch genau bezeichnet, indem er ausser den fünf ewigen Wahrheiten das wahre praktische Christenthum in der Grundlehre, dass Gott aller Menschen, ohne Nationalunterscheidung, Vater, dass er im Geist und in der Wahrheit durch eine jede Art rechtschaffenes Verhaltens angebetet seyn wolle, dass sie Jesu für alles, was die Menschheit ihm zu verdanken hat, Liebe und Verehrung, und in seinem heiligen Sinne ihm ähnlich zu werden verpflichtet sind. Gut gemeynt und nicht ohne manche gelehrte Kenntniss ist diese Schrift, und kann manchem, der noch auf derselben Stufe der Religionskenntniss mit dem Vf. steht, nützlich werden.

Berlin, b. Dieterici: *An einige Hausväter jüdischer Religion über die vorgeschlagene Verbindung mit den protestantischen Christen.* Von einem Prediger in Berlin. 1799. *Erstes Heft.* 59 S. *Zweytes Heft.* 74 S. 8.

Sechs Fragen werden untersucht und beantwortet: I. Warum wollen einige Hausväter jüdischer Religion

gion ihr Judenthum aufgeben? II. warum ſich mit den Proteſtanten vereinigen? III. warum an der Spitze der aufgeklarten Proteſtanten ſtehen? IV. warum ärgern ſich die getreuen Juden über die jüdiſchen Sendſchreiber? V. warum wollen die Chriſten von ſolchen Verbindungen in der Religion, die unter allerley Bedingungen abgeſchloſſen werden ſollen, gar nichts wiſſen? VI. warum kann eine chriſtliche deutſche Regierung kein neues Religionsſyſtem, mit dem Genuſſe bürgerlicher Rechte, dem Chriſtenthum offentlich einverleiben? Auf die *erſte* Frage antwortet er: weil ihr Geſetz mit den ſpatern Zuſatzen laſtig, zwecklos, für ihre Lage nicht paſſend iſt, weil kein vernünftiger Jude mehr an die Ankunft des Meſſias und ſeines Reichs glaubt, weil die Verachtung ihres bloſsen Namens ſie krankt. (wobey er bemerkt, daſs ſie ſich ſehr uneigentlich eine Colonie und Coloniſten nennen) weil gebildete Abrahamiten ungern langer von dem geſelligen Umgange mit gebildeten Chriſten getrennt ſeyn wollen, weil die Staatsverfaſſung den Juden mit ſchwereren Abgaben druckt und von vielen Nahrungszweigen ausſchlieſst, weil zartliche jüdiſche Hausvater mit banger Ahndung an das Schickſal ihrer Kinder denken müſſen. II. — weil ſie ohne Aberglauben auf dem Wege der Vervollkommnung immer weiter vorwarts gehen; aber ihre und der übrigen Glückſeligkeit nicht auf Koſten der Wahrheit und der Tugend erſchleichen wollen, und hoffen unter den Proteſtanten *ihr* Religionsſyſtem beybehalten zu konnen. III. Da ſie mit Untergrabung und Zerſtorung ihres uralten Gebaudes laut und entſchloſſen vom Judenthum ausgehen, ſo wollen ſie ſich nur an ſolche proteſtantiſche Chriſten anſchlieſsen, die aufgeklart, freydenkend und ehrfühlend, wie ſie ſind, an denkende, nicht an glaubige Chriſten. Ohne Schein von Doppelſinn erklaren ſie, daſs ſie es unter der Würde eines rechtſchaffenen Mannes finden, wenn man den chriſtlichen (kirchlichen!) Dogmen, die mit der menſchlichen Vernunft im Widerſpruche ſtehen, einen vernünftigen, lehr- und troſtreichen Sinn beylegt. Da meynt nun Hr. *A.* man konne es ihnen nicht übel nehmen, wenn ſie ſich ſchamen, in der Reihe der *aufgeklarteſten* Proteſtanten, *Petrus, Luther, Teller, Johannes, Melanchthon, Spalding* zu ſtehen, und ſich vorwarts oder rechts eine Ehrenſtelle bey ihnen ausbitten, aber man müſſe denn beklagen, daſs man einige gute und aufgeklarte Reiſegefahrten auf dem Wege des Chriſtenthums zum Ziele der Veredlung und Beglückung nicht an ſeiner Seite ſehe. (Gehört denn aber Teller, Spalding, Melanchthon, Johannes nicht zu den aufgeklarteſten Chriſten? Haben die Hausvater geauſsert, daſs ſie ſich ſchamen, mit dieſen auf einem Wege zu wandeln?) IV. Hier redet der Vf. im Namen der (ihrer Religion) getreuen Juden. Sie ſehen es als Geringſchatzung ihrer an, wenn geehrte, wohlhabende Familien von ihnen abgehen, und zwar mit der Erklarung, daſs ihr Haſs ſie nicht abſchrecke, mit Aufdeckung der Unvollkommenheit und manches Lacherlichen und Schadlichen in ihren Ritualgeſetzen; wovon ſie leichtſinnige Nachfolge ihrer ſechszehnjahrigen Sohne und vierzehnjahrigen Tochter befürchten. Sie hoffen, die Hausvater würden ſich doch nicht für aufgeklarter halten als (und da nennt der Vf. achtungswürdige Namen, deren gewiſs mehrere unter dieſe Hausvater gehoren, und unter welchen der Vf. des Sendſchreibens ſicher ſelbſt iſt) die für die Beybehaltung ihrer Religion ſtimmen. Sie klagen, daſs ehemalige Beſchuldigungen der Juden, an die man nicht mehr denkt, wieder in Erinnerung gebracht, und dadurch Argwohn und Krankung der unſchuldigen und gebildeten (?) Juden veranlaſst werden; es ſey wider die feine Lebensart, den Chriſten einen ſo auffallend ſtolzen und geſetzwidrigen Antrag zu machen, bey dem ſie den Chriſten die unter ihnen herrſchenden Laſter vorwerfen, um die Juden gegen Vorwürfe zu entſchuldigen, die ihnen von Berliniſchen Chriſten nicht gemacht werden, und dagegen Tugenden der Juden über die Sitten der Chriſten prahlend erheben, daſs ſie die Chriſten des Glaubens an Satze und Thatſachen beſchuldigen, die die Vernunft und Erfahrung nicht anders als verwerfen konne. Den Tadel ihrer offentlichen Gebete, denen der aufgeklarte Jude eine beſſere Deutung giebt und deren Sinn der Unwiſſende nicht ganz verſteht (eine elende Entſchuldigung!) hatte man lieber verſchweigen und dagegen gute Gebete verfertigen ſollen. Man würde ſie nun in den brandenburgiſchen Staaten für undankbar halten, wenn man hort, daſs ſie in ihren Gebeten über druckendes Elend ewig klagen und nach der Rückkehr in ihr verlornes Land unaufhorlich ſeufzen. Nur Stolz und Eigendünkel habe die Hausvater zu dieſem auffallenden Schritte verleitet. V. Die Chriſten werfen ihnen vor, ſagt Hr. *A.*, daſs ſie mit ihrem *Stachel* der Wiſsbegierde rechts und links, rückwarts und vorwarts auf Juden und Chriſten losgehen, *daſs ſie* bey ihrer Hoflichkeit gegen den Probſt *Teller* die übrigen proteſtantiſchen Prediger nur für Heuchler oder Schwarmer zu halten ſcheinen, und die Dogmen der Proteſtanten für vernunftwidrig erklaren. Daher ſind folgende Claſſen der Chriſten mit ihnen unzufrieden, 1) die ſogenannten *Glaubigen*, die nicht mit kalter Vernunft Wahrheit und Pflicht prüfen, ſondern lieben und ausüben, beſſere Menſchen als die philoſophiſchen Juden, welches er durch eine Fabel erläutert. 2) Die zwar nicht gelehrten aber *denkenden Chriſten* finden, nach dem eigenen Geſtandniſs des Sendſchreibens, *daſs* die ewigen Wahrheiten als zarte Blumen der Denkkraft ohne Gefaſs und Handhabe, leicht verduften, welken, und in ihrer Verweſung durch giftigen Duft für den Geiſt verderblich, folglich die Vereinigung mit deren Bekennern für unſere Jugend gefahrlich werden. (Konnen denn ewige Wahrheiten verwelken? verweſen? giftigen Duft haben? wäre es nicht zu wünſchen, daſs unſre Jugend an jene ewigen Wahrheiten nur feſt und herzlich glaubten!) Bosbaft iſt die Erinnerung, bey der Vergleichung der Kirchengemeinſchaft mit einem *Gefaſs* und einer Handhabe, an die aus Aegypten

wan-

wandernden Israeliten, die zur Verrichtung eines großen Opfers sich goldene und silberne Gefäße ausbaten und sie erhielten, mit der Frage: „sollen wir ihnen unsre Taufbecken und Abendmahlskelche geben, dafür daß sie sich nicht taufen, nicht das Abendmahl feyern wollen?" So lieblose unveranlaßte Deutungen kann wohl kein *denkender Christ* machen, die wirklich jedes billige Gemüth empören. Eben so unbillig ist die Verdrehung des Antrages, durch eheliche Verbindungen in die große Gesellschaft zu treten, als wollten die verheiratheten Hausväter aus Liebe zu den ewigen Wahrheiten ihren Frauen den Scheidebrief und ihren Kindern den Laufzettel ertheilen, und wenn sie noch unverehlicht sind, eben so unbillig die Frage, warum sie sich Hausväter nennen? Wer nicht ganz ungerecht ist, versteht ja wohl, daß von ihren Söhnen und Töchtern die Rede ist; — eben so die Frage „wer, da sie weder Juden noch Christen sind, die eheliche Verbindung rechtskräftig vollziehen soll? ob sie etwa mit der Christen Töchtern im Concubinat zu leben dächten?" Man wird unwillig, wenn man so etwas gedruckt lieset, das sich kaum ein roher Mensch im Trinkhause zu sagen erlaubt. — Die Privilegirung der ewigen Wahrheiten im Christenthum (laßt der Vf. die *denkenden Christen*?! sagen) führe zur Zerrüttung in der christlichen Kirche, denn der größte Theil der protestantischen Christen vom Höchsten bis zum Niedrigsten sehen die ewigen Wahrheiten der Vernunft so nicht ein, daß sie eine religiöse Vollmacht über ihn ausüben, (das wären wahrlich an Kopf und Herz verwahrlosete Christen!) sie bedürften heilige sinnliche Ceremonien bey der Religion. (Das sagen die Hausväter ja selbst.) S. 56." neben den reinen und deutlichen Wahrheiten müssen in einer allgemeinen Religion (soll wohl heissen statutarischen Volksreligion) auch solche Sätze aufgestellt werden, die den Widerspruch des menschlichen Geistes reizen (?) Wenn nun diese Sätze Dogmen sind; so könne man ihnen wohl ihre Stelle gönnen; (nun so gönne man sie ihnen für diejenigen, denen Widerspruch Bedürfniss ist, warum soll man sie aber denen aufdringen, die sie nicht begehren? es ist doch ein großer Unterschied zwischen lauter Bestreitung und Verspottung derselben vor den Augen und Ohren der nicht Aufgeklärten, denen sie heilig sind, welches kein Verständiger und Rechtschaffener sich erlauben wird — und zwischen dem Gebot des Glaubens an dieselben als an wesentliche Bestandtheile der christlichen Religion. Die Abschaffung aller religiösen Gebräuche fodern die Hausväter eben so wenig, als alle diejenigen Christen, die die Bedürfnisse des Verstandes und Herzens der Menschen, selbst der Aufgeklärten und der Gelehrten kennen. Wenn die Hausväter sagen: „was vermag die Drohung, daß der versagte Glaube mit Verdammniss werde heimgesucht werden, auf ein wohlgeordnetes frommes Gemüth?" so haben sie sich ja deutlich genug erklärt, daß sie nicht vom Glauben an die ewigen im Christenthum enthaltenen Grundwahrheiten der Religion und Moral, sondern vom Glauben an kirchliche Dogmen der Theologie reden, die menschliche speculative Erfindung zum Grunde haben. Wenn der Vf. eine Zerrüttung in der Christenheit davon fürchtet, daß man für aufgeklärte Juden ein *ganz abweichendes* Religionsbekenntniss aufsetzte, und ihnen mit dem Genuss bürgerlicher Rechte besondere Geistes- und Gewissensfreyheiten verstattete, daß dann die Christen sagen würden, warum sind die Juden besser als wir? so sollte man nicht glauben einen protestantischen Prediger, sondern einen unter hierarchischem Zwange stehenden Spanier reden zu hören, man sollte glauben, die Hausväter begehrten Dispensation von moralischen Pflichten.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Carlsruhe u. Rastadt, b. Maklot u. Sprinzing: *Rastadter Congresstaschenbuch für 1799. Mit 17 Silhouetten.* IV. u. 308 S. Taschenformat.

Eine auf den Moment des Congresses calculirte Speculation; welche aber ausserdem in der Congressliteratur kaum eine Stelle verdient, indem der Hauptinhalt Plagium und Compilation ist. Letztes ist der Fall mit der *Beschreibung* der Stadt und Gegend von Rastadt und mit dem *Gesandschaftspersonale*; erstes aber mit dem *Wohnungszeiger* und der *Congresspolizey*, welche beiden Abschnitte aus dem *Congresshandbuche* abgeschrieben worden, so wie auch mit den *Biographien* einiger Congressgesandten. Den Silhouetten gebricht es an der Aehnlichkeit. Den bey weitem größten Theil des Buchs nimmt eine Lebensbeschreibung des Cheruskers Hermann und Rudolphs I. ein, welche nicht ganz ohne historischen Werth ist.

* * *

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ält.: *Homiletische Reden über die gewöhnlichen Sonntäglichen Episteln*, verfasset von *F. Schmil.* 2ter Th. 1798. 304 S. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 81.)

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *C. D. Küster's christlicher Soldaten-Catechismus für die kleine und große Jugend, auch für Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen Reichen*, 2te verbess. u. verm. Auflage. 1ter Th. in welchem die vier Grundwahrheiten der Lehre Christi vorgetragen werden. 1799. XXXII. u. 79 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 376.)

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *M. A. M. Rungins Archiv der Vorsehung für die Menschenwelt.* 3tes Hft. 1799. 88 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 334.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Dieterici: *An einige Hausvater jüdischer Religion über die vorgeschlagene Verbindung mit den protestantischen Christen* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VI. Was der Vf. hier aus dem *Instrum. pacis Osnabr.* ausführt, kann unmöglich den Grundsatz aufheben, auf den der Protestantismus gebauet ist (Apol. A. C.) dass die heil. Schrift jedem, der sie sprachrichtig und im Geiste der Vff. auszulegen versteht, offene, freye und einzige Quelle der christlichen Lehre ist. Die protestantische Kirche beider Confessionen wird es nie zugeben, dass unsre sogenannten symbolischen Schriften, wie die geschlossenen Acten des tridentinischen Concils uns Glaubenszwang auferlegen. Jeder nicht ganz Ungelehrte weiss ihren damaligen bestimmten Zweck gegen Kaiser und Reich. Dadurch wird also die deutsche Reichsverfassung keinesweges verletzt, kein neues System errichtet, wenn ein beträchtlicher Theil der Protestanten viele dogmatische Fragen ganz bey Seite legt, unentschieden lasst, oder durch richtige Auslegung zeigt, dass sie nicht biblisch sind, dagegen bey dem Wesentlichen der praktischen christlichen Religion mit Kopf und Herz stehen bleibt, ohne mit Römisch katholischen oder den sich so nennenden orthodoxen Protestanten darüber so zu streiten, dass daraus eine politische Angelegenheit gemacht würde. Die Gegeneinandensetzung der Herrnhuter „die zu viel Religiosität zeigen sollen" und der jüdischen Hausväter „die so wenig als möglich religiös seyn wollen" ist im eigentlichen Sinne des Wortes „religiös" sehr unrichtig. Es ist schwer, unpartheyisch zu unterscheiden, wer mehr aus Ehrfurcht gegen Gott seine Pflichten genau erfüllt, mehr gegründetes Vertrauen zu Gott hat; äussere Gottesdienstlichkeit, nicht als Hülfsmittel der innern Religion, sondern als ein an sich wichtiges Mittel zu Gottes Wohlgefallen, hat so gut als keinen Werth. Sollte für den bürgerlichen Wohlstand der Christen Gefahr daraus entstehen, wenn man der Juden, als Volkes im Volk, bürgerliche Gerechtsame zu weit ausdehne, weil sie arbeitsamer sind und wohlfeiler arbeiten würden; so wäre das ja für die Juden Lob und für die Christen gerechter Tadel, und jene könnten die Klage umkehren, sich beschweren, dass sie den Christen Arbeiten und Waaren theurer bezahlen müssen, als sie selbst sie liefern konnten. Dass man ihnen unerlaubte Kunstgriffe nicht verarge (?) wodurch ein Christ in übeln Credit kommen würde, rechtfertigt ja ihren Entschluss. Von Fremdlingen aus Canaan sollte nach 1800 Jahren nicht mehr die Rede seyn; wer ist in dem Sinne nicht in seinem Wohnorte Fremdling? Die Kälte und Gleichgültigkeit der Deutschen und Brandenburger gegen (äussere) Religion, sollte aus Patriotismus entstehen? — und diese sollte durch die Bewilligung des von den jüdischen Hausvätern vorgeschlagenen Systems befördert und gerechtfertigt werden? der Patriotismus? oder die Gleichgültigkeit? haben die Hausväter sich denn schon erklärt, dass sie an unsern Gottesverehrungen keinen Antheil nehmen *wollen?* Eines jeden eigene Werthschätzung der gemeinschaftlichen Anbetung Gottes und vernünftig erbaulicher Belehrungen, muss ihn dazu reizen, sonst hat das Kirchengehen keinen Werth und Nutzen. Wenn immer von Einführung eines neuen privilegirten Glaubenssystems geredet wird; so möchte man fragen: habet ihr denn jene fünf ewigen Wahrheiten nicht in eurem System? dann wäret ihr ja auf keinen Fall Christen. Wenn ungestörte Denk- und Glaubensfreyheit (S. 67.) das Mittel ist, Verträglichkeit in Religionsangelegenheiten und Allgemeinsinn für Wahrheit und Rechtschaffenheit im Staate zu befördern; so müssen die Hausväter auch das Recht haben, zu sagen, wir wollen nicht mehr Juden seyn, und dabey ist die Foderung sehr zweydeutig „ihren Glaubensgenossen treu zu bleiben." Im bürgerlichen Sinne werden sie es hoffentlich bleiben, und sich vor dem „*quilibet apostata est persecutor sui ordinis*" hüten, im religiösen Sinne wäre es Heucheley wider ihre Ueberzeugung. Was da noch (S. 68) von Systemen als schrecklichen Unholden, die Inquisitionen errichten, gesagt wird, gilt wahrlich nicht von einem System *ewiger Wahrheiten*, sondern fanatischer Menschensatzungen, und die Aeusserung, dass der Staat durch die den jüdischen Hausvätern bewilligten Bürgerrechte keinen Vortheil erhalten werde, ist zu eigennützig und neidisch gegen den gerechten Wunsch jedes ehrlichen Menschen, als dass ein christlicher Prediger das sagen sollte. Anstoss und Aergerniss werden die Hausväter nach ihren ernsthaften Aeusserungen den Christen nicht *geben wollen;* wenn die übrige Judenschaft daran Aergerniss *nimmt;* so müsste aus gleichem Grunde viel Gutes in der Welt, die ganze Stiftung des Christenthums unterblieben seyn. Des Vfs. Wunsch S. 70, dass Juden als Juden im deutschen Reiche zu Staatsämtern aufgenommen würden, zeigt dagegen zu wenig Kenntniss der Sache. Was ihm ein *süsser* Traum ist, konn-

könnte leicht ein *ängstigender* Traum werden. Die Schlussfabel drückt zwar tolerante Gesinnungen gegen alle Religionspartheyen aus, fodert am Ende aber nicht einmal den Glauben an jene fünf ewigen Wahrheiten, sondern nur den Glauben an *einen* Gott als Bedingung der Seligkeit. Man kann am Ende nicht sagen, was des Vfs. Zweck bey der ganzen Schrift war, und wohin sie führen soll, als zum Neide gegen die jüdischen Hausväter, wenn sie die Rechte christlicher Bürger erhalten sollten.

Berlin, b. Rottmann: *Gespräch über das Sendschreiben von einigen jüdischen Hausvätern an den Probst Teller, zwischen einem christlichen Theologen und einem alten Juden.* 1799. 43 S. 8.

Ein verständiger alter Jude Baruch, erklärt sich gegen einen christlichen Theologen, dessen Zwischenreden oft geschwätzig und süsslich sind, dass er jene ewigen Wahrheiten der Hausväter immer als den Grund seiner Tugend und Hoffnung unter der Leitung seiner väterlichen Religion befolgt, und sich dabey wohl befunden habe; dass er nun zu alt sey, und sich nicht mehr Kräfte genug zutraue, einen neuen Weg, wäre er auch ein besserer, wandeln zu können; hält es aber für nützlich und edel, dass die jüdischen Hausväter mit ihrer Erklärung hervorgetreten sind; denn die orthodoxen Juden, die bisher von dem aufgeklärten Theil ihrer Mitbrüder nachtheilig dachten und sprachen, ihnen keine Moralität zutraueten, würden dadurch belehrt, sie mit mehr Schonung zu behandeln, und die *sogenannten* aufgeklärten jungen Leute ihrer Colonie, die blos aus Hang zum Wohlleben und sinnlichem Vergnügen die Fesseln ihrer väterlichen Religion abgeworfen haben, würden das Wesentliche der Religion vom Unwesentlichen ablösen, und den Kern nicht mehr mit der Schale wegwerfen lernen. Die Misshelligkeit und das Misstrauen zwischen jüdischen Vätern, Schwiegervätern und ihren Söhnen und Schwiegersöhnen, wovon er eine rührende Schilderung macht, würden aufhören, welches jetzt, da die jüdische Jugend in christlichen Schulen gebildet wird, um so nöthiger sey. Indessen erwartet er von dem jetzigen Schritt im Ganzen wenig Erfolg, weil dabey kein Gemeingeist, sondern alles nur ein Werk des Zufalls und eigener Cultur einzelner Männer ist, denen der unfreundliche Egoismus und Eigensinn anderer, sonst nicht böser Menschen, entgegen arbeiten wird. Der Theologe meynt, indem die Hausväter ein Religionsbekenntniss ablegen, worin alle Grundlehren der christlichen enthalten sind; so müssen sie Christum, der die jüdische Religion in ihrer Reinheit dargestellt hat, auch für den Stifter der reinern, geistigern, moralischen Religion annehmen, wie solches Hr. D. *Teller*, und weiter nichts, von ihnen fodert (welches *implicite* bey dem Sendschreiben zum Grunde liegt) und damit würden *aufgeklärte* christliche Theologen zufrieden seyn. Baruch wundert sich über das unduldsame gehässige Urtheil des ungenannten Berlinischen Predigers und über seine Eilfertigkeit in der Herausgabe seiner Schrift; erwartet aber nach Hn. T. Antwort auch von der preussischen Regierung keine Schwierigkeiten.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. ält.: *Archiv der praktischen Heilkunde für Schlesien und Südpreussen.* Herausgegeben von D. *Zadig*, D. *Klose*, D. *Friese*, ausübenden Aerzten in Breslau. Ersten Bandes erstes Stück. Mit einer Kupfertafel. 1799. 9 Bog. gr. 8. (14 gr.)

Die Veranlassung und den ganzen Plan dieses Archivs, finden die Leser in der *Einleitung* auseinander gesetzt. Diese ist mit einer solchen Wärme und einer solchen Vorliebe für die Wissenschaft abgefasst, der Plan selbst aber so schön und so weit umfassend angelegt, dass Rec. es nicht über sich gewinnen kann, ihn aus Erfahrung mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in genaue Vergleichung zu stellen, und dadurch höchstwahrscheinlich die Herausgeber im voraus um manche angenehme, vielleicht schon als erfüllt gedachte, Hoffnung zu bringen. Die Zeit möge hierüber entscheiden und Rec. zu seiner Freude Unrecht behalten! Nur bey der 22ten Rubrik des Plans glauben wir die Herausgeber auf so unendliche Inconvenienzen, ja zum Theil Ungerechtigkeiten, die daraus entstehen können, aufmerksam machen zu müssen. Die Namensunterschrift des Einsenders genügt bey weitem nicht. Der Einsender sowohl als der beschuldigte Arzt, Laye etc., bleiben beide *Menschen*, von Nerven sowohl als körperlichen und geistigen Schwachheiten u. dgl. abhängig. Und zu wie vielen Verantwortungen, Deductionen, Repliken, Dupliken etc. könnte nicht eine einzige kurze Anekdote Veranlassung geben? Nur aus gerichtlichen Acten, oder höchstens in Gestalt einer Satyre, ohne alle persönliche und Ortsbenennungen, lässt sich vielleicht diese Rubrik mit Nutzen ausfüllen. Auch widerspricht es dem Plane und dem Titel des Archivs, dass die Herausgeber (S. 14) auch Beyträge anderer vaterländischer Aerzte ausser dem, von ihnen bestimmten Districte, annehmen wollen. — Der I. Aufsatz enthält *Meteorologische Beobachtungen vom Jahre 1798.*, vom Prof. *Jungnitz* zu Breslau. (Sie geben auf jeden Tag den mittleren Durchschnitt, und stehen an der Spitze eines solchen Archivs so zweckmässig, dass die jährliche Folge davon zu wünschen ist.) II. *Gewaltsame Knochenzersplitterungen erfodern nicht immer die Abnahme des verletzten Gliedes;* vom Leibmedicus *Hinze* in Fürstenstein. Durch das Kammrad einer Leinwandmangel waren zwey Rippen, der Oberarm dreymal mit Zersplitterung und fünf grossen Wunden, der *radius* zweymal, die *ulna* einmal gebrochen, auch das *olecranum* gebrochen und verrenkt. Simple, aber sehr

ſehr zweckmäſsige Behandlung von Seiten des Vfs. und des Apothekers *Heidrich* (der Idiot von Wundarzt hatte ſich davon geſchlichen) ſtellten den Kranken wieder her, ſo, daſs freylich das Ellenbogengelenk ſteif geblieben, dennoch aber bey den mehrſten Verrichtungen zu gebrauchen iſt. (Was iſt S. 33 Veltheimiſches Waſſer?) III. *Glückliche Cur einer hartnäckigen Quartane durch die äuſsere Anwendung der Chinarinde;* von D. *Kloſe* in Landshut. Das Uebel war neun Monate alt und die Kranke vertrug die China innerlich in keiner Form. Ein Aufguſs von drey Pfund kochenden Waſſers auf vier Unzen Chinarinde, mit dem Pulver in lauwarmem Waſſer dreymal am letzten fieberfreyen Tage zum Fuſsbade gebraucht, hob das Fieber. IV. *Drey Fälle von ſehr gefährlichen, aber glücklich geheilten Verwundungen am Kopfe;* vom Regimentschirurgus *Wiedeburg* in Schweidnitz. Sie erlauben keinen Auszug. Die Cur macht dem Vf. gewiſs eben ſo viele Ehre, als die Thäter, welche die Verletzungen bewirkten, Schauder erregen. Die S. 43 gerühmte ſchleſiſche Frauenmütze von Leinwand, zum Verbande bey Kopfwunden, hätte Rec. kurz beſchrieben zu ſehen gewünſcht. V. *Ein Beytrag zur Geſchichte der Inoculation in Schleſien;* von D. *Reymann* in Neuſtadt. Höchſtens ein trauriger Beweis von der Macht der Vorurtheile. Dieſer iſt es auch wohl zuzuſchreiben, daſs (S. 55) der Knabe erſt vierzehn Tage nach ſeiner Schweſter geimpft wurde. An einem Orte, wo der Inoculation ſo arge Vorurtheile entgegen ſtehen, würde Rec. wenigſtens es doch nicht gewagt haben, ſo ganz ohne alle Vorbereitung zu impfen. Er billigt daher völlig die Anmerkung der Herausgeber S. 58 f.; nur muſs er doch dabey bemerken, daſs ihn der Gebrauch des verſüſsten Queckſilbers, z. B. im Dimsdaliſchen Pulver, bey weiten nicht immer gegen viele, ja zuſammenflieſsende Blattern geſchützt habe und es bey ſchwächlichen zarten Kindern durch Verhaltung eines Theils des Blattergiftes in der Folge oft nachtheilig werde. Auch müſſen doch die Mercurialmittel, und wäre es auch der *aethiops mineralis,* nicht, wie Rec. häufig geſehen hat, bey immer aufgeſchobener Inoculation, monatelang fortgebraucht werden. — Der Wunſch des Vf., daſs die Prediger ſich angelegen ſeyn laſſen möchten, die Vorurtheile gegen die Inoculation zu zerſtreuen, iſt zweckmäſsig und nicht unbillig, ſobald nur die Rede nicht von eigentlichen Zureden iſt, das ſich ſelbſt der Arzt nicht erlauben ſollte; aber etwas mehr als hart iſt es, wenn die Herausgeber in der Anmerkung S. 62 ſagen: „der Geiſtliche, der dieſen Gegenſtand muthwillig" (oder was verſtehen ſie unter dieſem Worte?) „aus der Acht laſſe, ſey unwürdig, ſein Amt zu bekleiden etc." Iſt der Geiſtliche, hier ſelbſt nur Laye, mehr als Menſch? Wie, wenn er nun ſelbſt Vorurtheile gegen die Inoculation hegt? Oder darf man ihn auf die Empfehlung der Inoculation beeidigen, wie auf die ſymboliſchen Bücher? — Das tranſitoriſche beſſere Gehör des taubſtummen Knaben (S. 57) iſt gewiſs nur den Convulſionen, nicht der Inoculation zuzuſchreiben. Man findet ja nicht ſelten, daſs Leute, die Jahrelang taub waren, durch eine Apoplexie auf eine Zeitlang ihr Gehör wieder erhalten, und eine periodiſche gröſsere Reizbarkeit der Gehörnerven bey Taubſtummen, die ſich meiſtens nach Jahrszeit und Wetter zu richten ſcheint, iſt Rec. mehrmalen vorgekommen. VI. *Beſchreibung der Braſilianiſchen Fieber- und der Tecamezrinde, nebſt einer Abbildung der letztern, und einigen praktiſchen Beobachtungen über die Wirkſamkeit beider in Fiebern;* von D. *Frieſe* in Breslau. Ein ſehr ſchätzbarer Aufſatz, deſſen eignes Nachleſen Rec. jedem Arzte überlaſſen muſs, da ſelbſt der gedrängteſte Auszug zu weitläuftig werden würde. Die erſtere Rinde bewies ſich dem Vf. in Nervenfiebern vorzüglich wirkſam. Von der letztern ergänzt er ſeine Beſchreibung in Hufeland's Journal hier durch Ueberſetzung des Briefes des engliſchen Schiffswundarztes Brown an den Vicepräſidenten der Linnéiſchen Societät in London, *Aylmer Bourke Lambert.* Sechs Beobachtungen des Vfs. über die Wirkſamkeit beider Mittel, beſchlieſsen dieſen Aufſatz. VII. *Ein kurzer Beytrag zur phyſiſchen Charakteriſtik des Schleſiers;* von D. *Kloſe* in Breslau. VIII. *Vermiſchte praktiſche Bemerkungen,* von D. *Zadig* in Breslau. Die Belladonna zeigte ſich wirkſam gegen Podagra: gegen Epilepſie von Erhitzung und darauf erfolgter Erkältung that ſie nichts; gegen ein freſſendes Geſchwür am innern Augenwinkel leiſtete ſie gute Dienſte, muſste aber wegen erfolgender Nervenſchwäche bey Seite geſetzt werden, worauf das Geſchwür ſich wieder verſchlimmerte. Empfehlung der Zinkblumen gegen wäſſerichte Durchfälle der Kinder. Gute Wirkung des *tartarus tartariſatus* gegen Hämorrhoidalbeſchwerden und öfteres Naſenbluten. Starker Kornbranntewein auf grob geſtoſsenen Ingwer gegoſſen, nach etwa ſechs Stunden abgeklärt, und mittelſt wiederholt befeuchteter Compreſſen auf die Magengegend applicirt, ſcheint gegen den Keichhuſten wirkſam geweſen zu ſeyn. IX. *Miſcellaneen.* Etwas zur Krankheitsconſtitution von Fürſtenſtein und daſiger Gegend. Rüge einiger bey Praktikern nur zu häufig vorkommenden Sünden. (Ueber die Verbindung des Glauberſalzes mit Salpeter und des Salmiaks mit Borax; und über ein Kinderpulver aus Krebsſteinen, Zucker, Seife, Rhabarberextract und Fenchelſaamen, zu einem Waſſer gemiſcht.) Etwas Weniges zur Beſchreibung und Krankheitsconſtitution von Freyſtadt. Kurze Nachricht von der glücklichen Operation eines Naſenpolypen durch den Wundarzt *Raphael* zu Breslau, (mittelſt der Unterbindung, nach Loder's Methode.) Eine Anzeige von Beförderungen, Todesfällen und Verordnungen macht den Beſchluſs dieſes Heftes, welchem, was ſehr zu billigen iſt, in unbeſtimmten Zeiträumen die übrigen folgen ſollen. Die Rubrik von Beförderungen hätten übrigens die Herausgeber, wenn es auch die Chronologie nicht ſo mit ſich gebracht hätte, in der That nicht beſſer einweihen können, als durch *Kauſch's* Wiedereinſetzung.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. Mayn, b. Guilhauman: *Oekonomisch-technische Flora der Wetterau.* Herausgegeben von *G. Gärtner*, Dr. *B. Meyer* und Dr. *J. Scherbius. Erster Band. Mit einer Karte von Müller.* 1799. XII. u. 531 S. 8. (1 Rthl. 20 gr.)

Die schon lange geübten Herausgeber dieser Flora bezwecken durch dieselbe vorzüglich eine populäre, jedoch gründliche und nützliche Ausbreitung der botanischen Kenntnisse in dem Bezirke der Wetterau, dessen Grenzen sie für ihre botanischen Untersuchungen ohne ängstliche, hier nicht am rechten Orte stehende Pünctlichkeit bestimmt haben. Ueber diese Absicht, die sie wahrscheinlich vollkommen erreichen werden, erklären sich die Herausgeber in der Vorrede, in der sie mehreres von der natürlichen Lage der Wetterau, und von der Einrichtung ihrer Schrift anzeigen, sehr bescheiden. Hierauf lassen sie sogleich die Gattungen und Arten der Flora selbst folgen, so, dass die Uebersicht der Gattungen jeder Classe den Arten vorausgeht, bey denen Charakter, Wohnort, Blühezeit und Reife, nebst dem Nutzen in bündiger und deutlicher Kürze angeführt werden. Besonders ist die Anwendung der Gewächse ohne lästige Weitschweifigkeit, mit Beybringung alles Wesentlichen, in einer sehr guten Schreibart vorgetragen. Die Anordnung richtet sich nach dem Linnéischen System, mit wenigen, man möchte wohl sagen allzubescheidenen Abänderungen, z. B. wenn sie *Jasione*, *Viola*, *Impatiens*, zur *Pentandrie*, oder *Fraxinus* zur *Diandrie* bringen. In den Gattungen und Arten haben sie sich mit Recht oder nach ihrer Ueberzeugung mehr Freyheiten genommen, wobey man leicht sehen kann, dass ihre Abweichungen das Resultat genauer Prüfungen sind. So haben sie die Gattungen *Fedia*, *Molinia*, *Radiola*, *Bifolium*, *Mönchia*, *Baldingera*, *Cervaria*, *Foeniculum*, *Myrrhis*, *Libanotis*, *Toridis* u. dgl. aufgenommen, was, zumal bey dem bestimmten Felde einer beschränkten Gegend, zur noch grössern Genauigkeit des Erkennens und Unterscheidens beytragen kann, wenn auch Gründe für den natürlichen nahen Zusammenhang dieser Gattungen mit andern schon bekannten sich angeben, oder die allmaligen Uebergänge sich nachweisen liessen. Die Arten sind eben so fleissig unter die Gattungen geordnet, und manche Stellung ist nach neuern Erfahrungen berichtigt. Die Charaktere der Arten sind weder kurze Definitionen noch weitschweifige Beschreibungen, sondern das Mittel zwischen beiden, ausreichende, für den Zweck einer Flora schickliche Diagnosen, bey denen auch, in Uebereinstimmung mit diesem Zwecke, die Farben nicht ganz vergessen sind.

Madrit: *Oryctognosia* del Señ. *Wiedenmann*, trad. por *J. H. Herrgen.* 1796. T. I. 8.

Die Aufmunterung und Unterstützung des Hn. Barons von Forell, sächsischen Gesandten am spanischen Hofe, eines vorzüglichen Kenners der Mineralogie, der sich besonders die Mineralogie von Spanien sehr angelegen seyn lässt, und dem die Halbinsel in dieser Rücksicht ausserordentlich viel zu verdanken hat, vermochten Hn. *H.* zu dieser Uebersetzung. Es wurde dabey Don Clavigo, der vortreffliche Uebersetzer von Büffon's Naturgeschichte (keine Nation besitzt eine solche Uebersetzung, wo der Stil dem Originale gleich kommt, wahrlich oft übertrifft) zu Rathe gezogen. Man sieht mit Vergnügen, wie glücklich und kurz die deutsche Kunstsprache der Mineralogie ins Spanische übertragen ist. Hr. H. hat sich dabey als einen geschickten Kenner der Mineralogie und beider Sprachen gezeigt. Es ist Schade, dass er nicht mehr Anmerkungen beygefügt hat, doch hofft Rec., dass dieses im zweyten Theile oder in einem Anhange geschehen werde. Ueberhaupt sind wir berechtigt, vom Hn. *H.* über das an Mineralien sehr reiche Spanien noch viel Wichtiges zu erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Lissabon: Memoria sobre a reforme dos Alembiques ou de hum proprio para a destillaçaõ das agoas ardentes por João Manso Pereira*, Professor regio emerito no Rio de Janeiro. 1797. 55 S. 8. mit 2 Kupf. Die Verbesserungen, welche der Vf. vorschlägt, sind bey uns grösstentheils aus Baumé, Rozier, Chaptal, den Führern des Vfs. bekannt; aber es ist ein Verdienst in diesem Lande, jene Schriftsteller zu kennen und zu benutzen. Die Blase hat 6 Fuss im Durchmesser, ist 3 bis 4 Fuss hoch, die Wände stehen senkrecht auf den Boden, die Oeffnung zum Helme hat 12 Zoll im Durchmesser. Der Helm besteht aus einer sehr kurzen nur etwas erweiterten Röhre von 20 Zoll im Durchmesser, die sogleich unter einem Winkel von 80 Graden in eine andere übergeht, und sich dann in eine schlangenförmig gewundene im Kühlfasse befindliche Röhre endigt. Der Anfang dieser schlangenförmig gewundenen Röhre hat 6 Zoll im Durchmesser. Für die enge Oeffnung zum Helme führt er zum Grunde an, dass bey andern Blasen die Oeffnung in der Röhre plötzlich zu enge wird und die Dämpfe da beschleunigt, wo sie sollen abgekühlt werden. Die Abkühlung des Helms hält er für unnütz, weil das Wasser zu schnell warm wird. Eine Vorrichtung ist angebracht, um kaltes Wasser in die Blase zu bringen, damit man das Gut im raschen Sieden, ohne dass es anbrennt, erhalten kann. Schade dass der Vf. Gadolin's Vorrichtung nicht gekannt. Es sind Proben von dem guten Erfolge dieser Blasen angeführt. Uebrigens macht diese Schrift den Kenntnissen ihres Vfs. allerdings Ehre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Schöne: *Die Juden. Nebst einigen Bemerkungen über das Sendschreiben an Hn. Oberconsistorialrath und Probst Teller zu Berlin, von einigen Hausvätern jüdischer Religion, und die darauf erfolgte Tellersche Antwort. Von Christian Ludwig Paalzow.* 1799. 74 S. 8.

Der Vf. unterscheidet mit Recht eigentliche *innere* Religion von der *äussern*, oder dem Cultus einer Volksreligion; aber ohne hinlänglichen Beweis behauptet er, dass die Juden gar keine Religion gehabt haben. Moses Zweck war *anfänglich* eigentlich nur, die patriarchalische Religion ihrer Stammväter, ehe sie nach Aegypten kamen, wieder herzustellen, die zwar nicht so philosophisch rein war, dass sie Gott als ein unsichtbares Wesen erkannt hätten, indem sie dessen sichtbare Erscheinungen, Unterredungen, Essen des oder der Elohim mit ihnen, ganz unanstössig fanden; worin sie aber doch den Eloah als ein im Himmel wohnendes, moralisches, Gutes und Böses mit Gerechtigkeit vergeltendes, barmherziges, unsterbliches Wesen, als den Schöpfer und Erhalter der Menschen erkannten. So beschreibt die Genesis durch und durch den Glauben ihrer Väter an den einzigen Gott, der nun durch Mose sie von ägyptischer Knechtschaft und Abgötterey befreye, und unter der Bedingung des Monotheismus und der wiederherzustellenden, vorerst äussern, Sittlichkeit ihr Bundesgott seyn, sie schützen und versorgen werde. Das ist denn doch Religion. Das neunte und zehnte Gebot des Decalogus ist schon ein Anfang und die erste Anlage zur innern Moralität. Dass nun Mosis Gesetz in der Folge mit der politischen Gesetzgebung ganz verschmolzen wurde, ist richtig, und dadurch erhielt seine Staatsverfassung eine Sanction, die klug berechnet und angelegt war. Selbst die strenge Absonderung von allen andern Völkern in politischer und religiöser Hinsicht, sollte ein Bewahrungsmittel vor Vielgötterey und vor den damit verbundenen Lastern seyn; ihre Opfer sollten nicht, wie Hr. P. meynt, ein leichter Behelf seyn, Strafen der Sünden abzukaufen, sondern theils eine sinnliche lebhafte Erinnerung an die Strafbarkeit der Uebelthaten vor Gott, theils eine wirkliche Civil-Geldstrafe (denn Heerdenvieh vertrat die Stelle des Geldes, *pecunia*) wovon, wie aus einer Salariencasse, Richter, Rechtslehrer, Cameralisten, Aerzte und Priester, die alle zum Stamme Levi gehörten, ihre Besoldung erhielten, welches denn eben so wenig des Vfs. Spott und Tadel verdient, als dass heut zu Tage diese Staatsbedienten von Landesabgaben und aus einer Sportelcasse besoldet werden. Wenn also der Israeliten Religionsbegriffe gleich sehr unvollkommen waren, wenn ihr Gesetz gleich mehr äusserliche, mehr negative Pflichten vorschrieb, und wenn die Aussicht auf Lohn und Strafe ihnen gleich nähergerückt, blos zeitlich angegeben war, welches jenem frühen Zeitalter und ihrer damaligen noch sehr geringen Cultur ganz gemäss ist; so folgt daraus doch gar nicht, dass sie keine Religion hatten. Ihr Gesetz ist nicht ihre Religion, und Lehren des Religionsglaubens können nie Theile der Gesetzgebung seyn, auch Monotheismus nicht: nur Götzendienst, Anbetung der Untergötter benachbarter Völker konnte, als äussere Handlung, als Abfall vom Jehovah ihrem Monarchen, verboten werden. Ihre Ehrfurcht gegen den unsichtbaren Einzigen Oberherrn der Welt und ihres Volkes machte die Grundlage und Sanction ihres Gesetzes aus, und war der allgemeine Völkerglaube an ein Leben nach dem Tode unter den Israeliten schon vorhanden; so hatte er nicht nöthig, einen besondern Glaubensartikel daraus zu machen. Dass Belohnung und Strafe auf die Nachkommen ausgedehnt wurde, war auf die erste Naturempfindung der Aelternliebe berechnet, wodurch doch schon eine moralische Aussicht über eines jeden Leben hinaus geöffnet wurde, insofern es einer politischen Gesetzgebung und ihrem sinnlichen Ideenkreise gemäss war. Es ist nicht richtig gesagt, dass der Israeliten Glaube einem Wesen gewidmet war, das aus einem mechanischen Cultus die Hauptsache machte; aus der so strengen Beschränkung ihres Thuns folgt das nicht, das Zeitalter und ihre Rohheit machte es damals nothwendig. Ihr wirklicher Hass und Stolz gegen andere Völker, lässt sich freylich nicht rechtfertigen, ist aber nicht in ihrem Gesetz gegründet; niemand wird auch *Davids* und anderer als Kriegshelden gerühmter Männer Thun *moralisch* rechtfertigen wollen; wozu wäre das auch nöthig, da ihre Biographieen nicht als Tugendmuster, sondern chronikmässig unpartheyisch, vielmehr oft warnend niedergeschrieben sind: waren sie aber wohl grausamer gegen die Kananiter, als die Russen unter Suwarow in der Vorstadt Prag vor Warschau? als die mit ihrer philosophischen Aufklärung prahlenden Neufranken gegen unvereidete Priester, Lioner, Schweizer, Italiener und Aegyptier? Des Vfs. viele Citate S. 29 f. von der Verachtung, in der ehedem die Juden bey den römischen Satirenschreibern gestanden haben, sind also wahrlich in dieser Schrift ganz am unrechten Orte angebracht, und eine Ungerechtigkeit gegen die jetzt Lebenden, unter welchen die Verfasser des Sendschreibens mehr Achtung eines ge-

gelehrten Mannes verdienten, die das wohl nicht entgelten sollten, dass ihr Volk eine statutarische Religion hat, und oft unterdrückt ist. Sie zeigen sich ja so rein von Leichtglaubigkeit, von hartnäckiger Anhänglichkeit an Ceremonien und von Kleinigkeitskrämerey, dass sie die Erwartung eines Messias ganz aufgeben, einen reinen Theismus mit reiner Moral bekennen, Wissenschaften, die ihnen nicht fremd sind, schätzen, und uns Christen wohl für nichts weniger, als abtrünnige Juden halten, sondern jenen damals nützlichen mosaischen Cultus für jetzt untauglich erklären. Wie kann der Vf. S. 87 ihnen eine stolze Anhänglichkeit an die äussern Praktiken aufbürden? Wie kann er behaupten, dass nach Philo und Josephus kein einziger bis jetzt zur Aufklarung der Juden etwas gethan habe? nicht Rabbi Maimonides? nicht Mendelssohn? nicht Maimon? Alle diese sollen die Juden in ihrem Aberglauben befestigt haben? Wenn der Vf. die reichen und die aufgeklärten Juden in Berlin, Wien, Amsterdam, Lissabon kennte; so würde er ihnen auch nicht S. 42 Geringschätzung gegen Titel und Würden schuld geben!! Uebrigens ist die Treue derer an ihrem Gesetz, die es für verpflichtend halten, lobenswürdiger, als der Leichtsinn derer, die mit Verachtung aller religiösen Verbindlichkeit zu Pflichten und Tugenden, gesetzlos und unmoralisch leben. Was der Vf. vom Mangel der Liebe der Juden gegen sie verächtlich behandelnde Christen, vom Monopolium alles Handels und Gewerbes, das sie an sich ziehen wollen, um die Christen auszusaugen und als Sklaven zu behandeln, von ihrem Abscheu von dem Soldatenstande, von ihren Hindernissen, ehrlich zu handeln, sagt, ist zum Theil schon vorhin beantwortet, oder leicht zu beantworten: wenn ihm aber S. 59. 60. die Hausväter die Religion, in deren Kirchengemeinschaft sie aufgenommen werden wollen, auffallend gering zu schätzen, und weder als ein Mittel, ihren Verstand aufzuklären, noch ihr Herz zu bessern, sondern nur als ein Mittel zum Bürgerrechte anzusehen scheinen; so möchte er wohl nicht ganz unrecht haben. Wenn er dagegen zum Trost der gläubigen Christen (?) sagt, dass *die* jüdischen Hausväter jene fünf ewigen Grundwahrheiten *nicht wissen* sondern *blos glauben*; so scheint er zu meynen, jene Sätze wären überhaupt nur Gegenstände des Glaubens und nicht des Wissens, und da er Mendelssohn's Schriften für minder wichtig halt; so scheint ihm der jetzt modische Skepticismus die einzige wahre Philosophie zu seyn; und dennoch glaubt er, dass nicht nur der Selbstdenker keiner Sanction in der Sittenlehre, sondern dass selbst der grosse Haufe keiner göttlichen Autorität, als eines Vehikels der moralischen Pflichten bedürfe, über deren Prüfung nur die Pflicht und Selbstprüfung vernachlässigt werde. Was soll nun der nicht selbstdenkende Haufe ohne geglaubte göttliche Autorität des Moralgesetzes für ein *Princip* seiner Verbindlichkeit behalten? — Der Satz S. 67 ist wahr und gut, dass man beym Unterricht lieber sagen soll: Christus hat die Moral gelehrt, weil sie wahr ist, und sein Leben ist der beste Commentar seiner Lehre, als umgekehrt, sie ist wahr, weil er sie gelehrt hat; indessen herrscht in dieser, wie in allen bisher recensirten Schriften, eine Vermischung und Verwechselung des *objectiven materiellen* Inhaltes und des *Formellen* einer statutarischen Volksreligion, die erst geschieden werden muss, ehe man über das Sendschreiben und dessen Beantwortung richtig urtheilen kann. Wenn Religion überhaupt „Verehrung eines übersinnlichen moralischen Wesens, von dem unser Schicksal nach Maassgebung unsers Verhaltens abhängt" heisst; so hat die Privatreligion eines aufgeklärten und gewissenhaften Individuums es freylich nur mit dem objectiven materiellen Inhalte der Religion zu thun, deren Hauptsumme in den fünf ewigen Grundwahrheiten des Sendschreibens gut ausgedrückt ist: wenn man aber die beiden statutarischen Volksreligionen mit einander vergleicht; so finden sich da folgende *Modificationen*

I. *Der Glaubenslehren.*

Die christliche Religion lehrt	*Die jüdische Religion lehrt:*
1. objectives reelles Daseyn und Einheit Gottes, des Schöpfers und Regierers des Weltalls; Providenz.	in neuern Zeiten das auch, aber bis auf Samuel und David war dem Volke Jehovah nur National-Gott.
2. moralische Regierung der Menschen, Unterschied des Rechts und Unrechts nach moralischen allgemeinen Gesetzen und göttliche Vergeltung von beiden.	erklärt manche moralisch-gleichgültige Handlungen unter Strafgesetzen für gut und böse, aus politischen und diätetischen Gründen, aber mit religiöser Sanction.
3. Unsterblichkeit unserer geistigen vom Körper unterschiedenen Kraft zu denken und zu wollen.	In dem Codex der Juden ist zwar von Scheol, Todtenreich, Versammlung zu den Vätern, auch in der spätern Zeit von körperlicher Auferstehung, aber nicht von Unsterblichkeit der Seele die Rede.
4. Bestimmung des Menschen, nach höherer Vollkommenheit und wahrer bleibender Glückseligkeit zu streben.	Der israelitische Codex erstreckt dies Streben nur auf dies Erdenleben mit Einschluss der Wohlfarth ihrer Nachkommenschaft.
5. Erwartung ewiger Folgen, oder Vergeltungen der hier erlangten guten oder bösen Gesinnungen, und vollbrachten moralisch guten oder bösen Handlungen von Gott, der jeden Menschen nach seinem jedesmaligen moralischen Werthe beurtheilt, ohne Zorn und ohne Vorliebe.	Im Judenthum ist diese Idee nur langsam entwickelt und war noch zu Christi Zeiten nicht nur zwischen Pharisäern und Sadducaern unentschieden, sondern wurde auch von den ersten nur von körperlicher Wiederherstellung der Juden zum erneuerten Erdenleben und Erdenglück verstanden.

II. *Modificationen der moralischen Lehren.*

Die christliche Religion lehrt:	*Die jüdische Religion*
1. dass Gott zwar dem Menschen Vernunft und moralisches Gefühl, gewisse allgemeine Regeln seiner Pflicht zu erkennen gegeben, aber auch durch nähere Belehrung Jesu und seiner Apostel und durch höhere Bewegungsgründe den Menschen zur allgemeinen Liebe alles Guten nach seinem Werth unter göttlicher väterlicher Autorität verpflichtet.	schreibt mehr äussere Pflichten und Ceremonien gesetzlich vor, unter Bedrohung zeitlicher Strafen und unter Verheissung zeitlichen Glücks.

2. kind

Die christliche Religion lehrt:	*Die jüdische Religion lehrt:*
2. kindliche, dankbare Liebe, Ehrfurcht, Zutrauen gegen den allgemeinen heiligen und gnädigen Vater über alle.	Furcht vor dem strafenden Gott, allerley Mittel und äussere Handlungen, Aufopferungen, seinen Zorn zu versöhnen.
3. rechtmässiges Verhalten gegen uns selbst, in vorzüglicher Sorge für unser intellectuelles, moralisches und ewig dauerndes Wohlseyn.	Das mosaische Gesetz verbietet nur äussere Selbstbeschädigung und befiehlt Beförderung äusseres Wohlseyns durch Gehorsam gegen das Gesetz. Die Propheten empfehlen schon mehr innere Rechtschaffenheit.
4. Allgemeine Menschenliebe und Gerechtigkeit, ohne Unterschied des Volkes und Standes.	Schränkt diese Pflicht nur auf Juden ein. Daher der Stolz, dass sie sich zu verunreinigen meynen, wenn sie mit Christen essen, und die Verachtung oder gar Hass gegen die Goim.
5. Pflichten gegen alle übrige lebendige und leblose Geschöpfe, gegen die Sinnenwelt, gegen irrdische Güter; Warnung vor überwiegender Anhänglichkeit daran, und vor deren Schätzung über ihren wahren Werth.	Verheisst irrdische Güter als göttliche Belohnung des Gehorsams gegen die Gesetze Mosis, schreibt Unterscheidung von reinen und unreinen Speisen u. s. w. als wichtige Pflichten (für Zeit und Ort) vor.

Der Glaube an jene Lehrwahrheiten und die Beobachtung dieser Pflichten macht, nach Jesu eigenem Urtheil ein *Individuum* zum Christen oder Juden.

Aber jede Religion, insofern sie *Volksreligion* ist fodert zu ihrer Erhaltung und Einheit etwas *Formelles.* 1. *In Ansehung der Autorität,*

Die christliche Religion	*Die jüdische Religion*
beruht auf der Autorität ihres Stifters oder von Gott bevollmächtigten Lehrers, Jesu Christi, die nur aus den beglaubigten Nachrichten der Evangelisten von seinem Leben erwiesen werden kann. Um sie mit gelehrter Gewissheit zu erkennen, muss man a) die unverfälschte Richtigkeit dieser Documente, b) die Wahrheit ihres Inhalts, der historischen Nachricht von Jesu Lehren, Thaten und Schicksalen anerkennen (wozu gelehrte Kenntniss der hebr. und griechischen Sprache, der Geschichte, Kritik, Auslegungskunst und Alterthumskunde gehört) c) die aus Jesu Thaten und Schicksalen, insonderheit aus seiner oft vorhergesagten, als Erweis seiner göttlichen Vollmacht angegebenen und dann erfolgten Auferstehung am 3ten Tage erwiesene Sendung und Bevollmächtigung Jesu, die christliche Religion als eine für alle Völker schickliche moralische und beglückende Religion einzuführen, für welche, wie zur Abschaffung der Thieropfer und der Erwartung eines weltlichen Messias, er sich durch den freywillig erduldeten Märtyrertod aufgeopfert hat. Dadurch hat er sich in einem weit erhabenern Sinn, als David Ps. 2, 7. Salomo 2 Sam. 7, 14. das Volk Israel Hos. 11, 1. und als alle tugendhafte Menschen Maleachi 3, 17. Joh. 1, 12. Röm. 8, 14. Gal. 4, 6. als Gottes eingebornen, geliebten Sohn erwiesen. Röm. 1, 4. Wer diese gelehrte Kenntniss nicht hat und haben kann, muss, um ein Christ zu seyn, sich auf die Zeugnisse unpartheyischer Gelehrten verlassen. Wer aber die Wahrheit des Inhalts der Geschichte des Lebens Jesu *leugnet*, kann kein Mitglied der christlichen Kirche seyn, nicht auf die *äussere* Aufnahme in dieselbe Anspruch machen.	beruht auf der Autorität Mosis, den der altgläubige Jude als einen von Gott autorisirten Gesandten und Gesetzgeber erkennt und der durch Thatsachen aus seiner Geschichte beweiset — dagegen Christum nicht als einen bevollmächtigten Gesandten Gottes annimmt, sondern, wo nicht als einen vom Judenthum abgefallenen Ketzer verwirft, doch höchstens für einen *gemeinen* moralischen Volkslehrer hält, und sich dadurch von aller Gemeinschaft mit der *äussern* christlichen Kirche ausschliesst.

Zu dem *Formellen* einer jeden öffentlichen Volksreligion in einem Staate gehört aber auch:

2. Die *Sanction gewisser feyerlicher Handlungen des gemeinschaftlichen Bekenntnisses zu den Lehrwahrheiten und Pflichten derselben.*

Die christliche Religion	*Die jüdische Kirche*
hat zwey von dem Stifter derselben verordnete feyerliche Gebräuche, a) die Einweihungsceremonie durch die Wassertaufe, wodurch ein Erwachsener sich zur reinen christlichen Religion verpflichtet, und in die kirchliche Gemeinschaft tritt, und wodurch Christenkinder von den Aeltern Gott geweihet werden, und die Aeltern sich zu deren christlichen Erziehung verpflichten. b) Die Gedächtnissfeyer der Aufopferung Jesu für Wahrheit, Tugend und Gewissensfreyheit der Christen. — Die Christen verehren überdem an festgesetzten Tagen Gott gemeinschaftlich nach den Grundsätzen der reinen christlichen Religion — oder in einzelnen christlichen Partheyen nach den bey ihnen eingeführten gottesdienstlichen Gebräuchen.	hat ausser der Beschneidung noch vielerley äussere Gebräuche und Ceremonien übrig, insofern sie ausserhalb des Landes Canaan beobachtet werden können — und feyert den Sabbath und manche Feste, mehr durch Enthaltung von allem, was Arbeit heisst, und durch Sinnengenüsse, oder durch angstvolle Gebete, Klagen, Wünsche und Verwünschungen.

Durch dies *Formelle* unterscheiden sich nun Christen und Juden im Staat, stehen als Volksreligionen unter dessen Schutz, und geniessen oder entbehren gewisse bürgerliche Vorrechte; welches freylich nach Grundsätzen der Philosophie und nach den Grundsätzen Christi so nicht seyn sollte, das aber hier und da in die Staatsverfassung und das Staatsinteresse so eingreift, dass nur die Landesherrschaft, die nur von dem *Formellen* Notiz nimmt, und nehmen darf, darüber entscheiden kann. Aus dem allen folgt:

1) Wer die Grundwahrheiten des Christenthums glaubt und bekennt, wer dabey die Pflichten desselben beobachtet, gilt vor Gott und vor allen vorurtheilsfreyen rechtschaffenen Christen als ein redlicher

Gottesverehrer, und wird für seine Person als ein solcher alle intellectuellen und moralischen Vortheile der Tugendhaften, so wie die Liebe und Achtung der verständigen und guten Menschen von jeder *formellen* Religionsgesellschaft geniessen. So urtheilte Jesus Joh. 14, 21. und Petrus Apostg. 10, 34.

2) Insofern aber das Christenthum eine *Societätssache* und eine *Volksreligion* ist; so kann nur der ein Mitglied der christlichen Religionsgesellschaft werden und seyn, der a) auch die Geschichtswahrheiten der christlichen Religion, als die Basis dieser positiven Volksreligion als wahr anerkennt, also Jesum den Stifter und das Oberhaupt derselben für das gläubig annimmt, wofür er sich, nach unsern Documenten, durch Lehre und That erwiesen hat, und der b) das *Formelle* der christlichen Religion, und der besondern Kirchgemeine, in die er aufgenommen werden will, als eine vom Stifter verordnete Bedingung, beobachtet. So urtheilte Jesus, indem er Matth. 28. erst zu unterrichten, und dann diejenigen, die seine Lehre und Vorschriften bewilligten, zu taufen befahl und Marc. 16. festsetzte: wer da glaubt, d. i. meine Lehre annimmt und befolgt, und dann durch die Taufe äusserlich und öffentlich sich zu einem *formellen* Mitgliede der Kirche aufnehmen lässt, sich also zu den materiellen und formellen Bedingungen der christlichen Religion verpflichtet, soll selig werden. So taufte Petrus den Cornelius und seine Familie nach dem Befehl seines Herrn, ob er ihm gleich vorher das Zeugniss gegeben hatte, dass er als ein gottesfürchtiger und rechtthuender Mann Gott angenehm sey. Das ist also der Unterschied zwischen einem *materiellen* und *formellen* Christen, zwischen dem, was ein Mensch für seine Erkenntniss, für sein Herz und Gewissen seyn kann und ist — und was er für die Societät der Christen, als einer im Staat subsistirenden Volksreligion, werden, seyn und leisten muss, wenn er zu einem constitutiven Mitgliede derselben aufgenommen werden und die *bürgerlichen* Rechte eines solchen geniessen will.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ALTDORF, b. d. Vf. und in der Monath- u. Kusslerischen Buchh.: *Formularbuch für aussergerichtliche Handlungen und freywillige Gerichtshandlungen;* von *Johann Christoph König*, Prof. zu Altdorf. 1797. XLII. u. 364 S. 8. Neue Auflage. 1798. (1 Rthl. 4 gr.)

Von Rechtswegen sollte der zum praktischen Juristen und Geschäftsmanne bestimmte Jüngling, eine hinreichende Fertigkeit, seine Gedanken richtig und deutlich in seiner Muttersprache auszudrücken, mit auf die Universität bringen. Hätte er hier die Theorie der Rechte, und der zur glücklichen Betreibung öffentlicher Geschäfte nöthigen Hülfswissenschaften, zweckmässig erlernt; dann müsste er im letzten Jahre, zur Anwendung der Theorie auf die Praxis, nach einem vollständigen Plane, angeleitet werden, und Gelegenheit erhalten, unter den Augen eines in Geschäften geübten Lehrers, Kopf, Mund und Feder in gerichtlichen und aussergerichtlichen Verhandlungen, den jedesmaligen Umständen gemäss, brauchen zu lernen. Ohne dergleichen Vorübungen wird auch das beste Formularbuch nicht viel helfen, da die Fälle, welche schriftliche Ausfertigungen veranlassen, meist gar sehr von einander abweichen, und ein angehender Geschäftsmann sich vom Formularbuche gar bald verlassen sehen wird, wenn er nicht schon allgemeine Grundbegriffe gesammelt, und die Feder in Geschäftsaufsätzen zu brauchen gelernt hat. Inzwischen verdient die vorliegende Arbeit theils wegen der zweckmässigen Auswahl der Gegenstände, theils wegen des von allem überflüssigen Wortschwalle entfernten, reinen und bündigen Vortrags, als Muster eines guten Geschäftsstiles empfohlen und bey den praktischen Vorübungen mit zu Hülfe gezogen zu werden. Es sind darin überhaupt 144 Formulare enthalten, wovon die ersten 102 aussergerichtliche Gegenstände betreffen, z. B. Schuldverschreibungen, Bürgschaften, Cessionen, Quittungen, Wechsel, kirchliche Bescheinigungen, Zeugnisse, Vollmachten, Bittschriften, Schenkungen, Testamente, Codicille, Verzichte, Eheberedungen, Kauf- Tausch- Trödel- Leih- Pacht- Mieth- Gesellschafts- Contracte, Vergleiche, Vormundschafts-Rechnung, Compromiss; — die andre Abtheilung enthält Formulare für freywillige (unstreitige) Gerichtshandlungen, als gerichtliche Consense, Confirmationen, Vormundschaftsbestätigungen, Zeugnisse, Pässe. Decrete, Citationen, Protokolle, Inventarien, Berichte und Gutachten.

* * *

LEIPZIG, b. Böhme: *Der vollständige Conditor, Schweizerbacker und Destillateur.* von F. X. *Czerdelineckj.* Erste Abtheil. enthält: Unterweisungen allerley Arten Gefrornes und andere Erfrischungen zu verfertigen. 2te viel vermehrte Auflage. 1799. XVI. u. 104 S. 8. (9 gr.)

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Praktische Catechisationen über die christliche Glaubenslehre.* Nach Anleitung des Hannövrischen Landeskatechismus, zum Gebrauche für Prediger, Jugendlehrer und Aeltern, von *J. Wohlers.* 3ter u. letzter Th. — Auch noch unter dem besondern Titel: *Praktische Katechisationen über die Erlösung des menschlichen Geschlechts, den Charakter Jesu und über die Heiligung.* Nach Anleitung etc. 1799. 304 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 244.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 27. August 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Edinburg, b. Creech: *An Enquiry into the Corn Laws and Corn Trade of Greatbrittain* and their Influence on the Prosperity of the Kingdom by the late *Alexander Dirom*. 1796. 262 S. in 4. nebst einem Anhang von 53 S.

Der Sohn des bereits verstorbenen Vfs., der durch seine Geschichte des letzten Mysorischen Krieges bekannte Major *Dirom*, ist der Herausgeber dieser sehr interessanten politisch - ökonomischen Schrift. Sie ist eigentlich gegen die 1773 in der Brittischen Kornpolizey gemachten Veränderungen gerichtet, ward aber damals aus uns unbekannten Gründen nicht gedruckt. Es waren darin chronologisch die alten und neuen brittischen Verordnungen, den Getreidehandel, die Aus- und Einfuhr des Korns betreffend, zusammengestellt und beurtheilt, die verschiedenen Beschwerden der Landeigenthümer, welche die Getreideausfuhr zu befördern suchen, und der Manufacturisten, welche wegen des niedrigen Preises auf die Einfuhr des fremden Korns dringen, gegen einander abgewogen, auch die Ursachen trefflich entwickelt, warum Grosbritannien, das sonst so viel eigenes Getreide ausführte, gegenwärtig so beträchtliche Summen für fremdes bezahlen muss. Ferner sucht der Vf., der als erfahrner Landwirth bekannt war, und bey den neuern Verfügungen über die Erlaubnifs oder das Verbot, Getreide auszuführen, mehreren Parlamentsgliedern seine Grundsätze und Erfahrungen mittheilte, zu zeigen, dass Korn-Vorräthe und wohlfeile Preise nicht durch Einfuhr, sondern durch Erweiterung einheimischer Ausfuhr bewirkt werden können. Seine Angaben und Beweise sind aus Parlamentsregistern, einheimischen Archivalnachrichten, und andern sicheren Quellen gezogen, und bey den Getreidepreisen voriger Zeiten ist es ihm gelungen, sie durch mühsame Berechnungen auf den heutigen Geldeswerth zu reduciren, die indessen häufig mit *Fleetwood's* Resultaten in dessen *Chronicon pretiosum* übereinstimmen. Seine Untersuchungen über die brittischen Getreideverordnungen sind in fünf Abschnitte vertheilt, und gehen von 1223 bis zum Jahre 1786. Da aber besonders 1791 die ältern Gesetze durch neue Verfügungen aufgehoben wurden; so hat der Herausgeber einem andern schottischen durch mehrere ökonomische Schriften bekannten Gelehrten Mackie von Ormiston veranlasst, auch diese einer unpartheyischen Prüfung zu unterwerfen.

Im ersten Abschnitt liefert der Vf. allgemeine Bemerkungen über die ehemaligen Bedrückungen des brittischen Landmannes, und die geringen Fortschritte des Ackerbaues bey rohen Nationen, vorzüglich in England und Schottland. Hier sind sie freylich in undurchdringliche Dunkelheit verhüllt; indessen erweisen einzelne königliche Verordnungen, dass beide Reiche gewöhnlich von fremden Ländern mit Getreide versehen wurden, und dass diese Einfuhr bis zur Regierung Wilhelm III beständig fortdauerte. Der Zeitraum von der Union an bis 1768 war für den brittischen Landbau am günstigsten. Von 1710 - 1750 sind beynahe jährlich 600,000 Quarters an allerley Getreide ausgeführt worden. Man kann annehmen, dass jetzt in England funfzehnmal mehr Getreide, als in Schottland gebaut wird. Dieser Abschnitt enthält noch wahrscheinliche Berechnungen über die Getreideärnte in beiden Reichen; da hier aber die Volksmenge zu geringe angenommen, auch die wahrscheinliche Consumtion nicht genau bestimmt ist; so übergehen wir diese unbestimmte Schätzung.

Im zweyten Abschnitt werden die vorzüglichsten Getreideverordnungen von 14ten Jahrhundert bis 1688 mit einander verglichen, und daraus erwiesen, dass durch sie dem Ackerbau wenig aufgeholfen ward. Erst 1463 verbot man die fremde Einfuhr, und setzte einen bestimmten Getreidepreis fest, wenn solche erlaubt seyn sollte. Elisabeth erlaubte 1570 die freye Kornausfuhr bey niedrigen Preisen; da aber das Getreide bald zehn, bald zwanzig pro Cent Zoll erlegen musste, und das fremde ohne Abgaben eingieng, hatte der Landmann davon keinen Gewinn. Ueberhaupt scheint man von Seiten der Regierung oft deswegen die Kornausfuhr verstattet zu haben, um die Zollgefälle zu vermehren.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den neuern Getreideverordnungen seit 1688. In diesem Jahr hörte man zuerst auf, Zoll von dem ausgehenden Getreide zu fodern, und beförderte die Exportation durch Prämien, die den damaligen Preisen angemessen waren; dennoch ward unter der Hand fremdes Getreide eingeführt, weil die Zollbeamten oder die Friedensrichter versäumten, sich um die brittischen Getreidepreise zu bekümmern, da die Einfuhr nur bey sehr hohen Preisen erlaubt war. Es wird ferner gezeigt, wie man durch Parlamentsacten diesen Missbrauch abzustellen suchte, und in welchem Jahre die Kornausfuhr verboten, und die fremde Einfuhr frey von allen Abgaben verstattet war. Doch 1773 wurden durch eine Parlamentsacte alle Grundsätze, nach welchen bisher die Ein- und Ausfuhr

fuhr des Getreides bestimmt wurde, umgestofsen, die fremde Einfuhr ward bey niedrigern Preisen als vorher erlaubt. Sie fand sonst nur statt, wenn der Quarter Weizen 3 L. 4 Sh. galt, andre Getreidesorten gleichfalls in hohem Preise standen, oder wirklicher Mangel war, und dann war der Quarter fremden Weizens mit einer hohen Abgabe von 6 Sh. 5 d. bis 19 Sh. 2 d. belegt. Nach der neuen Einrichtung war die fremde Einfuhr erlaubt, wenn der Quarter Weizen 48 Schillinge galt, und die Abgaben wurden auf 6 d. vom Quarter vermindert. Auf gleiche Art ward auch die Einfuhr anderer Kornarten erleichtert. Dieser Einrichtung schreibt der Vf. es blos und allein zu, dafs Grofsbrittannien jetzt so viel fremdes Getreide braucht, und der Landmann dort mit dem fremden Korn jetzt nicht Preis halten kann. Dazu kömmt noch, dafs durch jene Acte die Prämie auf die einheimische Kornausfuhr vermindert worden.

Da im vorigen Abschnitte die brittische Kornpolizey nur historisch dargestellt war; so sucht der Vf. im vierten den Geist der in dem vorher angeführten Zeitraume ergangenen Korngesetze, zuweilen auch die Folgen derselben, zu entwickeln. Manches ist hier aus den vorigen Abschnitten kurz wiederholt. Er vergleicht ferner die Verhältnisse der ehemals beträchtlichen Ausfuhr gegen die seit 1773 so sehr gestiegene fremde Korneinfuhr, und zeigt die nachtheiligen Folgen der letzten Parlamentsacte. Er glaubt, dafs seit dieser Zeit jährlich in Grosbrittannien 1,143,000 Quarter Korn weniger gewonnen werde, dafs der Ackerbau seitdem 137,000 Personen weniger beschäftige, und dafs Grosbrittanien anstatt wie sonst durch den Getreidehandel jährlich 1,217,848 L. zu gewinnen, jetzt, 1,672,943 L. bey der so sehr vermehrten Einfuhr verlieren. Im letzten Abschnitt zeigt der Vf. die Mittel an, den brittischen Getreidehandel wieder empor zu bringen. Es soll ein besondres Collegium errichtet werden, den Ackerbau zu befördern. England soll in zehn und Schottland in fünf Districte vertheilt worden, deren Umfang hier genau angegeben ist. In jedem versammelt der Sherif jährlich um Johannis und Michaelis 24 geschworne Landeigenthümer, ihr Gutachten über die Aernte, den Getreidepreis, Kornvorrath und Mangel abzulegen. Dies wird aus allen Districten an das vorher genannte Haushaltungscollegium eingesandt, welches daraus für Jedermann Notizen bekannt macht, und nach Befinden der Umstände die Aus- und Einfuhr des Getreides bestimmt. Es werden ferner Entwürfe mitgetheilt, in welchen Fällen die Ausfuhr längst den Küsten erlaubt werden müsse, das auszuführende Getreide nach dem Gewicht, und nicht nach dem Maafse zu bestimmen, und wie die Gehalte der bey den neuen Geschäften anzustellenden Personen aufzubringen wären.

Hr. *Mackie* stimmt im ganzen mit *Diroms* Grundsätzen überein, entwickelt aber seine Ideen über jenen Gegenstand bestimmter, und dringt tiefer in die Ursachen des wirklichen oder vermeynten Kornmangels ein. In der Verordnung von 1791 sind zum Theil Hn. *Dirom's* vorher angeführte Vorschläge benutzt. England und Schottland sind in besondere Kreise vertheilt. Wöchentlich werden die Kornpreise der vornehmsten Marktplätze registrirt, und mit einander verglichen, daraus vierteljährige Listen gemacht, und an die nächsten Zollämter geschickt, um darnach Ein- und Ausfuhr zu bestimmen oder zu verbieten. Es sind auch zur Beförderung des brittischen Ackerbaues die Eingangszölle erhöhet worden. Indefs glaubt Hr. M., dafs man bey den festgesetzten mittlern Preisen des Korns, nach welchen sich Ein- und Ausfuhr richtet, nicht genug auf den wahren Werth des Getreides und dies mit der Cultur desselben verknüpften Kosten gesehen. Er zeigt dieses sehr überzeugend bey dem Hafer, davon jetzt viel weniger gebaut, und daher in so gewaltiger Menge eingeführt wird, dafs Grofsbrittanien von 1785—1793 für 5,361,921 Quarter Hafer den Fremden 4,863,599 L. bezahlen mufste. Hafer darf eingeführt werden, wenn der Quarter 18 Sh. gilt. Nach den Verhältnissen dieser Getreideart mit den übrigen, und den Kosten der Kultur hätte der Haferpreis auf 25—30 Schilling gesetzt werden müssen, um den Landmann zu ermuntern, mehr Hafer zu bauen. In einem zweyten Brief an den Herausgeber bestreitet Hr. M. Dr. *Smith's* Grundsatz, dafs die Getreideeinfuhr zu allen Zeiten frey seyn müsse, um den Preis des einheimischen herunter zu halten. Im Auszuge lassen sich des Vf. Gründe, denen wir im Ganzen beypflichten, hier nicht ausheben. Zuletzt untersucht er noch andere Ursachen des wirklich gegen vorige Zeiten verminderten Kornbaues. Er findet sie in der allgemeiner gewordenen, oder sehr gestiegenen Fleischconsumtion, und glaubt, dafs jetzt wenigstens fünf Millionen Morgen Landes erfodert würden, das Vieh zu weiden und fett zu machen, das jährlich zur Nahrung der Einwohner nöthig ist. Er zeigt, dafs ein gleicher Raum fruchtbaren Landes mehr Menschen ernähren kann, wenn sie blos von Mehl, Kartoffeln, und andern Gemüse leben, als wenn sie dabey auch Fleischspeisen geniefsen. Nach der hier gegebenen Berechnung ist das Verhältnifs wie 392 zu 1977. Auch die vermehrte Anzahl der Pferde hat auf den Kornbau sichtbaren Einflufs. Rec. erinnert sich, in brittischen Schriften gelesen zu haben, dafs der Landmann in der Nachbarschaft grofser Städte es vortheilhafter findet, Gras, Klee und Futterkräuter, als Korn zu bauen. Unser Vf. schätzt das Land, welches blos zum Unterhalt der Pferde dient, über sechs Mill. Morgen. Er rechnet in England zwey Millionen Pferde, von denen 1,200,000 zum Feldbau und 250,000 als Postpferde gebraucht werden. Den Beschlufs machen Vorschläge, den Anbau der wüsten Plätze zu vermehren, die Brodpreise zu vermindern, und unter dem gemeinen Mann die Consumtion der Gemüfse zu befördern.

Der Anhang besteht aus acht Tabellen. Ueber den innern Gehalt und heutigen Werth des Silbergeldes in England und Schottland von 1347—1714, über den Preis des Weizens in England von 1223 bis

1784. die brittische Ein- und Ausfuhr des Korns 1697 — 1784. S. 199 hat Mackie diese Tabellen 1793 fortgeführt, die Abgaben, welche in verschiedenen Zeiten von der Aus- und Einfuhr des Getreides gehoben wurden, und ältere und neuere Verfügungen den brittischen Kornhandel betreffend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) PARIS, b. Pougens: *Lettres originales de J. J. Rousseau à Mme de . . . . .; à Mme la Maréchale de Luxembourg; à Mr. de Malesherbes; à d'Alembert* etc. publiées par *Charles Pougens.* An VII. (1798.) 206 S. kl. 8.

2) KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Briefe von J. J. Rousseau an Mme v. * * *, Mme de Luxemburg, Hn. v. Malesherbes, d'Alembert und andere.* A. d. Franz. 1799. IV u. 205 S. 8. (14 gr.)

3) LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *J. J. Rousseau's Sämmtliche Werke.* Eilften Theils erste Abtheilung. Brief an Beaumont. Auch unter dem Titel: *J. J. Rousseau's Brief an Beaumont.* 1799. 231 S. 8. (16 gr.)

Wie der verstorbene Dusaulx den unglücklichen Sonderling in dem Werk: *Mes rapports avec J. J. Rousseau* schildert, so zeigt er sich auch in diesen Briefen, von welchen die Sammlung N. 1. itzt zum erstenmal aus der Handschrift abgedruckt worden. Die meisten Briefe derselben sind an die Marschallin von Luxemburg und an eine ungenannte Freundin gerichtet, die ihm viele Jahre lang hold und ergeben war, bis er sie sich durch sein beleidigendes Betragen entfremdete. Es ist dieses keine andre als Frau von Crequi, über welche er in den *Confessions* unter andern folgendes sagt, welches als Commentar zu den Briefen dienen kann. „Ich hatte eine Freundin an der Frau von Crequi, die, nachdem sie eine ächte Betschwester geworden war, aufgehört hatte mit d'Alembert, Marmontel und den mehrsten Gelehrten umzugehen etc. Was mich betrifft, den sie aufgesucht hatte; so entzog sie mir weder ihr Wohlwollen noch ihren Briefwechsel. Sie schickte mir Poularden aus Mans zum Neujahrgeschenke etc. Ich bin ihr schuldig, ihr hier einen eignen Platz zu geben, wie sie immer in meinem Andenken eine ausgezeichnete Stelle einnehmen wird." Wegen der Poularden dankt er mit seiner Freundin in einem Briefe vom 5 Jan. 1759 S. 20 der franz. Ausg.; über ihre Devotion schreibt er d. 13 Oct. 1758 folgendes an sie, welches wir nach der deutschen Uebersetzung hieher setzen: „Ich merke durch den Anfang Ihres Briefs, dass sie ganz fromm geworden sind. Ich weiss nicht, ob man Ihnen dazu Glück wünschen oder Sie darüber beklagen muss: der Zustand der Frömmigkeit ist sehr süss, aber man muss Anlagen haben um ihn zu geniessen. Ich glaube nicht, dass Sie ein so weiches Gemüth haben, um fromm mit Entzückung zu seyn. Das Original setzt hinzu: *et vous devez vous ennuyer durant l'oraison.*] Was mich betrifft, ich wäre noch lieber fromm [ein Frommer] als ein Philosoph; aber ich halte mich daran an Gott zu glauben, und durch die Hofnung eines künftigen Lebens meinen einzigen Trost in diesem zu finden." Ueber R's Verhältniss zu dieser würdigen Frau sagt der Herausg. nach der deutschen Uebersetzung: „Beide Personen beehrten sich eine lange Zeit hindurch mit gegenseitiger Hochachtung; und wenn diese Verbindung vor R's Tod endigte, so war nur die regsame Empfindsamkeit [*extrême susceptibilité*, äusserste Reizbarkeit] daran schuld, welche während der letzten Jahre seines Lebens die ihm natürliche sanfte Empfindsamkeit entstellt und verderbt hatte." Der franz. Herausg. hat ein Briefchen von R. an diese Frau nach der Originalhandschrift diplomatisch genau, selbst mit Nachahmung der verblichnen Dinte, in Kupfer stechen und der Sammlung vorsetzen lassen; auch der deutsche Herausg. hat einen Nachstich davon besorgt. Man sollte auf ähnliche Art die charakteristischen Schriftzüge aller originellen Köpfe verewigen! Die Briefe an die Frau v. Luxemburg sind angenehm zu lesen; sie sind von der Freundschaft und der Erkenntlichkeit eingegeben. Von grösserer Erheblichkeit sind die Briefe von Butta-Fuoco an Rousseau, worauf nur R's Antworten in dem Rousseauischen Briefwechsel bereits gedruckt waren. Die Unterhandlungen über eine, Corsica zu gebende, neue Constitution, wobey man R's Rath und Mitwirkung verlangte, zerschlugen sich wieder. Auch die Briefe an den tugendhaften Malesherbes (und 2 Briefe von diesem an R.), an d'Alembert, an den Ritter de Lorenzy, an Hn. v. Sartine wird man hier gern lesen. Eine kleine Abh. von R. über Kriegsmusik nebst ein paar in Musik gesetzten Märschen (wir finden die Notenblätter bey der Uebersetzung nicht) ist noch angehängt, so wie ein paar Briefe von Hume über R's Aufenthalt in England. Was hier von dem Anfall von Wahnsinn gesagt wird, der sich R's in England bemächtigte, wird vollkommen durch das bestätigt, was Corancez aus R's eignem Munde im *Journal de Paris* erzählt hat. S. die deutsche Uebersetzung von Dusaulx üb. m. Verhältniss m. Rousseau S. 405 ff. In dem Inhaltsverzeichniss der franz. Sammlung steht noch zuletzt: *Vers sur J. J. Rousseau* p. 207. Allein das Buch schliesst sich mit S. 206 und es finden sich keine Verse auf R. in demselben. — Aus der Uebersetzung N. 2. haben wir Proben gegeben. Sie lässt sich recht gut lesen.

Die Schrift N. 3. wurde bekanntlich durch die Verordnung des Erzbischofs von Paris gegen den Emil veranlasst. R. sah in dieser mehr ein Werk der Jesuiten als des Erzbischofs selbst, und greift in der Schrift insonderheit jene an. R. that sich auf den einfachen, bescheidenen Titel seines Sendschreibens etwas zu gute und äusserte einmal: der Titel allein würde das Glück des Briefes gemacht haben! Die Uebersetzung ist im Ganzen gut und lesbar, doch nicht frey von Härten und kleinen Nachlässigkeiten. S. 6: „Ich habe meine Jugend in einer glücklichen

Dunkelheit zugebracht; und ich fuchte fie nicht zu verlaffen. Hätte ich es gefucht, fo wäre felbst das etwas feltfames, [dafs ich,] fo lange noch das Feuer des erften Alters in mir glühte, es zu Nichts bringen gekonnt; und dafs es mir in der Folge, nachdem jenes Feuer fchon zu verglühen angefangen, nur gar zu fehr geglückt ift". S. 7. „Verfchlucken mufste ich meinen Kummer; ein wenig Ruhm mir Erfatz alles Andern feyn laffen. Halt *zwar*, wer immer aufser fich lebt, dies für einen Erfatz, fo war es doch nie ein wirklicher für mich." S. 8. „Wofern ich auch nur einen Augenblick auf ein fo wichtiges Gut gerechnet, wie fchnell wäre ich darüber *enttäufcht* worden! *Welch* unaufhörliche Unbeftändigkeit habe ich nicht in den Urtheilen des Publikums in Abficht auf mich, erfahren." u. f. w.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEMGO, in der Meyerfchen Buchh.: D. *Joh. Georg Bechtold ('s) Sammlung religiofer Lieder*, meift von ihm felbft verfertigt. Ein Anhang zu deffen Materialien für den biblifch-praktifchen Volksunterricht in der chriftlichen Glaubenslehre erftem Theile. 1799. 136 S. 8.

Tief unter Joh. Rift und Benj. Schmolke, ja felbft unter Hans Sachfe, ftehet die geiftliche Mufe des Vfs. Seine, nach der Vorrede, unter dem Gefchwirre der Haubitzgranaten, zufammengereimten Lieder kommen wenigftens um hundert Jahr zu fpät, wie die erfte, befte Stelle beweifet, S. 80:

Auch das fcheint Unrecht unferm Wahn,
dafs fchon verdorbene Gemüthe
du ihr'm noch künftigen Gefchlechte
zu Eltern gabft; und diefe dann
die Uebel, die fie elend machten,
auch über ihre Kinder brachten.

Sollt', fagt man, Adam nach dem Fall
noch an der Menfchen Spitze ftehen,
und, feiner Lenden Frucht, fie fehen:
wie leicht wär's dann doch überall
der Gottheit Wunderkraft gewefen
zu faubern ihn vorher vom Böfen?

Gieng das nicht an, warum befahl
Gott nicht dem erften Menfchenpaare
zurückzukehr'n zu feiner Bahre?
Warum fchuf er nach freyer Wahl
kein andres Paar an deffen *Stelle*,
das Kinder zeugte ohne *Fehle*. u. f. w.

Gellert's: *Mich, ruft der Baum in feiner Pracht*, ändert unfer Vf. fehr gefchmackvoll fo: Mich, ruft *das Vieh*, der Bäume Pracht.

HAMBURG, b. Wörmer: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Fefttags-Evangelia*, von *J. John*. 2ter Jahrgang. 1798. 308 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 251.)

BERLIN, in d. Voffifchen Buchh.: G. E. *Leffing's fämmtliche Schriften*, 1 Th. Neue unveränderte Auflage. 1796. 372 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erfte Auflage erfchien laut Vorbericht im J. 1771.)

HAMBURG, b. Schniebes: *J. Ch. Bracke's Predigtentwürfe über die evangelifchen Texte*. 13ter Jahrgang. 1798. 300 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 263.)

KREMS, b. Möftl: *Das Leben unfers Herrn Jefus Chriftus für die katholifche Jugend*. Von B. *Maria* ***. 2te verbeff. Auflage. 1799. 172 S. 8. (4 gr.)

HAMBURG, b. Wörmers Witwe: *H. J. Willerdings Entwürfe über die Sonn- und Fefttags-Evangelia*. 10ter Jahrgang. 1797. 310 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 263.)

BERLIN u. STETTIN, b. Friedr. Nicolai: *Leben und Meynungen des Herrn Magifters Sebaldus Nothanker*. 4te verbeff. Auflage. 1 B. XXX u. 269 S. 2 B. 283 S. 3 B. 192 S. 8. 1799. 8. (2 Rthl.) (Die erfte Auflage erfchien fchon im J. 1776.)

HAMBURG, b. Wörmers W.: D. *Ch. L. Gerlings Auszüge aus feinen Sonntags-Feft- und Paffions-Predigten im Jahr 1797*. 20ter Jahrgang. 288 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 84.)

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *John Clark's Beobachtungen über die Krankheiten auf langen Reifen nach heifsen Gegenden und befonders über die Krankheiten die in Oftindien herrfchen*. 2te Ausgabe. 1798. 258 S. 8. (14 gr.) (Die erfte Auflage erfchien im J. 1778. b. Faber in Copenhagen.)

BERLIN u. LEIPZIG, b. K. Nicolai: *Gedanken, Vorfchläge und Wünfche zur Verbefferung der öffentlichen Erziehung*, herausgegeben von *F. G. Refewitz*. 1 B. 2tes St. 2te Auflage. 1797. 232 S. 8. (19 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. No. 156 a.)

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. ält.: *Ueber die neuern Gegenftände der Chymie*. Erftes Stück. Vorzüglich über das Halbmetall Uranium von D. *J. B. Richter*. 2te berichtigte u. mit Anmerkungen vermehrte Auflage. 1799. XVI u. 112 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 229.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. August 1799.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Johann Christoph Gatterer's Praktische Diplomatik;* nebst 15. grosstentheils in Kupfer gestochenen (fünf nämlich sind gedruckt) Tafeln. 1799. 259 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Ein Monument mehr zum Ruhme des edeln, während seines ganzen Lebens unermüdlich thätigen Mannes, durch dessen Tod Geschichte und *alle* ihre Hülfswissenschaften, besonders auch Diplomatik, einen Verlust erlitten haben, der trotz dem bekannten: *non deficit alter*, nicht so ganz leicht zu ersetzen seyn dürfte. Das Buch besteht aus zwey Haupttheilen, von welchen der *erste* die diplomatisch-praktischen Arbeiten zum Gegenstande hat, und der *andere*, seiner Aufschrift zufolge, „Urkunden-Sammlungen nach Jahren und Jahrhunderten, zum Behuf der diplomatischen Praxis, dargestellt," oder, wie es in der Inhaltsanzeige etwas richtiger heisst, eine *Anzeige* der Urkundensammlungen u. s. w. liefern soll, in der That aber theils mehr, theils weniger giebt, wie wir unten darthun werden. Die Praxis selbst wird in drey Abschnitten, deren jeder einige in der Natur der Sache gegründete und zweckmässig geordnete Unterabtheilungen hat, gelehrt. Der *erste* Abschnitt giebt Anweisung zum *Verstehen* der Urkunden. Dass, wie freylich jeder Kenner weiss, schon das blosse Lesen derselben bisweilen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft ist, wird durch ein auffallendes Beyspiel dargethan. Der in der diplomatischen Lesekunst gewiss nicht ungeübte *Falke* (nicht *Falk*, wie hier steht) gab in seinem *Codice Traditionum Corbeiensium* eine Urkunde vom J. 1334 in Abschrift und im Kupferstiche, „*ut ii, sagt er, qui diplomata legere cupiant, habeant, in quo se exerceant,*" Gleichwohl machte *Falke* selbst in der Abschrift dieser kleinen, hier auf der fünften Tafel von neuem im Kupferstiche edirten, Urkunde acht Lesefehler, von welchen nur einer vielleicht nicht auf seine, sondern des Setzers Rechnung gehört. Doch ist die Beschuldigung, dass er das Wort *arcius* (Zeile 9. des Documents) ausgelassen habe, ungegründet. Er hat nur falsch gelesen, nämlich *christianis* für *arcius*, und — sonderbar genug — gerade denselben Fehler, und noch einen hier ebenfalls und mit gleichem Rechte gerügten: *fuerint* für *sunt* (Zeile 8.), hat *Gatterer* in seiner eigenen Abschrift, S. 361. des *Abrisses der Diplomatik*, begangen. Das Wort *christianis* wäre ganz passend, auch mit *arcius;* dann läse man: *ab omnibus christianis arcius evitandos.* Die Urkunde hat aber zwischen *omnibus* und *evitandos* offenbar nur *ein* Wort, und das kann freylich ohne Gewaltsamkeit nicht *christianis*, sondern muss höchst wahrscheinlich *arcius* gelesen werden. Ob übrigens Gatterer sowohl als Falke in der vierten Zeile richtig *longo* gelesen haben, steht dahin. Nach dem von jenem mitgetheilten Kupferstiche scheint es zwar unzweifelhaft, aber nach dem Falkeschen konnte man auch *longi* lesen; der Sinn gestattet beide Lesarten. Ein Seitenstück zu diesem, wie der Vf. es nennt, „*abschreckenden*" Beyspiele konnte aus eben dem *Codice Tradit. Corbeiens.* gegeben werden. Die daselbst S. 35. gelieferte Urkunde vom J. 1031 ist nicht durchaus recht gelesen, wie aus dem funfzehnten Theile der *historischen Miscellaneen* (Halle 1783. 8.) erhellet. Auch in den *Origin. Guelficis*, T. IV. S. 417. 418. steht sie mit eben dem sinnwidrigen Lesefehler, wie bey Falke. — Wie jede gegebene Urkunde nach Graphik, Semiotik und Formelkunde beschrieben werden müsse, wird an einer auf der dritten Tafel gestochenen Urkunde des Kaisers Lothar II vom J. 1134 deutlich und lehrreich gezeigt. Zu einem Beyspiele, jede Urkunde zu *interpretiren*, in Nothfällen durch Hülfe eines Glossars, hat der Vf. des Königs Rudolf I im J. 1281 ausgefertigte Bestätigung der Landfriedensurkunde des Kaisers Friedrich II vom J. 1235 gewählt. Dass er gerade diese aushob, darüber erklärt er sich so: „diese Urkunde wähle ich als Beyspiel um mehrerer Ursachen willen. Sie enthält die *Landfriedensurkunde* des Ks. Friedrich II von 1235. Sie war eine Zeitlang das einzige Reichsgrundgesetz für die Bewohner der römisch-deutschen Reichslande gewesen, und ist um deswillen in allen Staatscabineten und Gerichten in authentischen Abschriften, als Entscheidungsnorm, aufbewahrt worden. Sodann ist sie zwar nicht die allererste öffentliche Urkunde, aber doch das erste allgemeine Reichsgesetz der Deutschen. Endlich ist sie die erste Staatsurkunde in deutscher Sprache. Um dieser Ursachen willen habe ich sie aus einem, mir anvertrauten Original unter meiner genauesten Aufsicht und Leitung in Kupfer stechen lassen." Dieser, eigentlich zu des Vfs. Abhandlung *de epocha Linguae Theotiscae in publicis Imperii constitutionibus* in den Göttingischen Societätscommentarien im dritten Bande 1780 gehörige Kupferstich macht die vierte der hier beygefügten Tafeln aus. Er enthält aber die sehr lange Originalurkunde bey weitem nicht ganz; doch ist sie, laut S. 20., in der eben erwähnten Societätsabhandlung vollständig abgeschrieben befindlich. Auch steht sie, was zwar hier nicht angeführt

dem Vf. aber vermuthlich bekannt gewesen ist, ganz — wenigstens nach der Meynung der Herausgeber — im ersten Theile der *neuen — Sammlung der Reichsabschiede* u. s. w. S. 31 — 33. Dafs sie öfter *in extenso* ediret seyn müsse, sieht man aus den Gattererschen Erläuterungen derselben, wo es unter andern heifst, dafs „in gedruckten *Abschriften* dieser Urkunde das Wort *Homan* (aus Abneigung gegen das h in der Mitte schrieb hier der Vf. so; in seiner eigenen Abschrift der Urkunde steht, dem Originale gemäfs: *hohman*) sehr verstümpert" worden. Sie ist in alter hochdeutscher Sprache geschrieben, zu einer Zeit, da Hochdeutsch und Niederdeutsch noch nicht so geschieden waren, wie nachher. „Deutsche Männer, sagt der Vf., die sich etwas darauf zu gute thun, dafs sie eine uralte Hauptsprache reden, werden patriotisch ergrimmen, wenn sie aus dieser Urkunde — — sehen, wie viel ihre Sprache durch Stümper in der Orthographie gelitten, und wie viele kernhafte, edle, naive Worte sie durch Unachtsamkeit und Nichtgebrauch verloren hat." Freylich wohl! Nur scheint uns der Vf. in seinem Eifer hie und da etwas zu weit zu gehen. So würden wir z. B. die Rechtschreibung *Stadt* (*urbs*) nicht für „Stümperey" erklären, und der alten Schreibart *Stat* im Hochdeutschen, und *Stad* im Niederdeutschen den Vorzug geben. Dort ist der Selbstlauter kürzer als hier, und im Plural *Städte* möchten doch, wenn deutlich ausgesprochen wird, beide Buchstaben *d* und *t* einem feinen Gehöre bemerkbar seyn. Auch dürfte das durch die Einführung des Buchstaben *h* als Mittel, kurz scheinende Vocalen lang zu machen, angerichtete Unheil so bedeutend nicht seyn, wie G. meynt. Selbst in diesem mit Recht von ihm sehr geschätzten Documente ist ja das *h* schon zu jenem Zwecke gebraucht. Uebrigens protestirt der Vf., dafs seine Absicht nicht sey, wahre Verbesserungen der alten Orthographie und Etymologie zu verunglimpfen oder gar zu verwerfen. — Auf diese Sprachbemerkungen folgt S. 21 — 30. die musterhafte Interpretation des in Kupfer gestochenen Stücks der mehrgedachten Friederich-Rudolfischen Urkunde, welches nicht viel über ein Viertel derselben beträgt. Wir haben das dem Herausgeber mitgetheilte Original vor uns, und bezeugen, dafs der Stich ihm fast vollkommen entspricht. Nicht ein einziges Wort ist unrichtig ausgedrückt; die Orthographie trifft völlig zu, auch die Interpunction, bis auf diese geringe Abweichungen: Zeile 7. nach dem Worte *legenf.* hat das Original den gekrümmten Strich (Comma) nicht, den man im Kupferstiche sieht; Z. 13. ist im Originale unter dem *g* des Worts *gesrinen*, und Z. 14. unter dem *t* des abgekürzten Worts *vater*, ein Strich, den man in dem Kupfer vermifst; in der vorletzten Zeile steht nach den Worten *megentze* und *houe*, und in der letzten Zeile nach dem Worte *ochsick* im Original ein Comma, welches im Kupferstich ausgelassen ist. Wir führen dies nicht als einen Vorwurf an, sondern als einen neuen Beweis, wie rathsam in solchen Fallen es sey, dafs mehr als ein Sachkundiger Original und Copey, die letzte sey geschrieben oder gestochen, vor dem Mundiren mit einander vergleichen. Weniger dem Originale gleichförmig als der Kupferstich ist die gedruckte Abschrift. Zwar weicht sie nur in der Orthographie und in einzelnen falsch gelesenen Buchstaben ab; aber auch diese Abweichungen sind, zumal da sie, besonders die von der ersten Art, nicht gar selten vorkommen, in einer von einem so grossen Diplomatiker gemachten Copey befremdend. Die vorhin citirte in der *neuen — — Sammlung der Reichsabschiede* gedruckte Abschrift ist ebenfalls von unserm Originale genommen, aber noch ungenauer als die Gatterersche gerathen. Sie hat nicht nur orthographische Fehler in Menge, sondern sogar ein paar Lücken; nämlich nach den Worten: *Richet hulden*, in der vierten Zeile des Originals und Kupferstichs, sind funfzehn, ungefähr eine halbe Zeile betragende Worte ausgelassen, und nach den Worten: *gotesleuser gute* (im Originale Z. 22. von unten) sind die Worte: *also halden* vergessen. — Einige male heifst es in der Urkunde: „*elos* (d. i. gesetzlos) *und rechtlos*." Gatterer meynt, das erste sey wohl ein Schreibfehler des Kanzellisten, für *erlos* (ehrlos), weil *rechtlos*, das Synonym mit ehrlos, gleich darauf folge. Allenfalls möchten wir doch die Vertheidigung des Schreibers übernehmen. Derselbe Schreibfehler, mehrere male begangen, dürfte schwerlich unentdeckt geblieben seyn. Angenommen, dafs *gesetz- und rechtlos* ein wirklicher Pleonasmus sey; so sind Pleonasmen von der Art so gar ungewöhnlich nicht. — Das der Interpretationslehre wegen mitgetheilte Verzeichnifs der Glossarien ist zwar nicht vollständig; man kann aber in den meisten Fällen mit den angeführten ausreichen. Im *zweyten* Abschnitte wird das *Beurtheilen* der Urkunden, sie seyen Originale oder Copeyen, also auch die Entdeckung castrirter, interpolirter und falscher Urkunden gelehret. „Zu der Zeit, sagt der Vf., da ein Copialbuch zusammengeschrieben worden ist, kann man annehmen, dafs viele, oder wohl gar die meisten, aber gewifs niemals alle, Urkunden, noch im Originale vorhanden waren." *Gewifs niemals*; sollte das ohne alle Ausnahme richtig seyn? So gelinde in Ansehung der *Glaubwürdigkeit der Copeyen* die Benedictiner im *Nouveau Traité de Diplomatique* etc. urtheilen; so streng ist dagegen die Meynung unsers Vfs.: „Jede Copie, sie mag vidimirt, oder nicht vidimirt seyn, auch wann sie von drey Notarien aus dreyer Herren Landen vidimirt seyn sollte, welche Vidimationsart man mit Rechte für die glaubwürdigste hält, wird so lange für falsch angesehen, bis das Gegentheil bewiesen ist." Das mufste er freylich behaupten, da er sogar zur Regel macht: „Jede *Urkunde* wird so lange für falsch angesehen, bis das Gegentheil erwiesen ist." Diese Sätze scheinen allerdings hart; doch kann man ihnen den Beyfall um so weniger versagen, da G. selbst durch seine gedruckte Copey des vorerwähnten Rudolfischen Diploms die Nothwendigkeit, so mistrauisch zu seyn, bewiesen hat. „Aber wohl verstanden, setzt er hinzu; so eine (eine solche)

he) Strenge findet nur statt bey erheblichen Dingen: in Sachen von geringem Belange kann man kürzer abkommen, weil man voraussetzen kann, dass eines geringen Vortheils willen, und bey der Begnifs, seine Freyheit, oder wohl gar das Leben verlieren, keine falsche Urkunde überhaupt fabricirt worden ist, zu einer Zeit, da die Schreibkunst nur von wenigen Leuten erlernt worden ist, und die Fabricirung einer Urkunde so viele Mühe, Kunst und Vorsicht erfodert hat." Wir sehen nicht, wie man in Sachen von geringem Belange kürzer abkommen könne. Nach einerley bewährten Grundsatzen untersuchen muss man, wenn Untersuchung verlangt wird, immer, das Document betreffe wichtige oder unerhebliche Dinge, da ohnehin das Bestimmen der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit manchmal misslich seyn kann. Diese ganze Periode sagt also in der That nur so viel: geringfügiger Sachen wegen wurden, der Regel nach, keine falsche Urkunden gemacht. Aus obigen Aeusserungen ergiebt sich, welchen Werth G. auf das von ihm nicht erwähnte, vermuthlich aber gekannte, vom römischen Könige, nachherigen Kaiser Friederich III im J. 1442 dem Erzstifte Trier ertheilte Privilegium gelegt haben mag, vermöge dessen den trierschen Mannbüchern eben so viel Beweiskraft gegeben wird, als die verloren gegangenen Originalien, von denen sie genommen sind, haben würden, wenn sie noch da wären. Dies Emanat oberherrlicher Machtvollkommenheit möchte auch wohl nicht im Stande seyn, ein triersches, wenn gleich vielleicht von einem ächten Originale genommenes, aber an sich selbst die Probe nicht haltendes, Mannbuch zu retten. — Die Methode, Urkunden, die als falsch angegeben werden, oder wirklich verdächtig sind, vermittelst eines *Itinerar's* zu prüfen, wird an einem zum Beyspiele gewählten Originale des römischen Königs Albrecht I vom 31. Jul. 1299 anschaulich dargestellt. Wir erinnern hiebey, dass man in den neuern und neuesten Zeiten, zumal wenn von nicht blofs kaiserlichen und königlichen, sondern anderer Regenten Urkunden die Rede ist, nicht immer mit Sicherheit so argumentiren könne: der Aussteller eines gegebenen Documents war an dem Tage, von welchem es datirt ist, in seiner Residenz, *weil* das Document diese als den Ausfertigungs- (*Actums*) Ort angiebt. Er konnte ja, als er das ihm nachgesandte, bis auf seine Unterschrift gänzlich ausgefertigte, Original vollzog, von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte weit entfernt seyn; und Beyspiele hievon sind nicht selten. Dass die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser in der Datumsformel die Zeit, und in der Actumsformel den Ort des Hoflagers bestimmt haben, ist wahr, nur nicht so uneingeschränkt wahr, wie man nach S. 47. glauben sollte. Bisweilen bestimmt *Acta* oder *Actum* die Zeit, besonders das Jahr Christi, die Indiction und das Regierungsjahr, *Datum* (*Data*) aber Ort und Zeit, besonders den Tag. Eine gut erhaltene, mit dem Monogramm und Majestätsiegel versehene Urkunde des Kaisers Friederich I., welche im Originale vor uns liegt, endigt sich so: „*Act* (Acta) ſt hęc. Anno dnicę Incarnat MCLXXIII. (1173) Indict. VI. Regnante domno FRIDERJCO Rom Imperatore glorioſſimo. Anno Regni ei XXII. Imperii v (vero). XX. *Dat* (Data oder Datum) apud Franken(e)fort. VI. IDUS JUNII. Felicit AMEN." Belege aus andern Jahren geben unterschiedliche in *Ughelli Italia Sacra* (*Edit. II. cura Coleti*) abgedruckte Urkunden, z. B. im Tom. I. S. 420—422. die Bestätigungsurkunde des Kaisers Friederich II vom J. 1225, durch welche er ein von seinem Vater Heinrich VI der Kirche zu Arezzo („*Ecclesiae Aretinae*") im J. 1196 ertheiltes Privilegium, mit Inserirung der ganzen Heinrichschen Urkunde, erneuert; und die Diplome von den Jahren 1185. 1193. 1211., eben daselbst S. 455 bis 458. 459. 644. Ja, die vom Vf. S. 79 u. 80. aus dem Originale mitgetheilte Urkunde gehört — obgleich sie keine kaiserliche oder königliche ist — gewissermafsen hieher. Von vier in den Jahren 1203. 1207 u. 1208 ausgestellten Originalurkunden eines deutschen Bischofs, die wir vor uns haben, hat die älteste *Acta* allein, kein *Datum;* die drey übrigen sind mit beiden Formeln: *Acta* und *Data* versehen; aber in allen vier Documenten bestimmt *Acta* nur die Zeit ohne Ortsangabe, und in den drey, die zugleich das *Data* haben, zeigt dies blofs an, wer sie geschrieben und ausgehändigt habe, z. B. „*Data per manum Teoderici Notarij.*" Ueberhaupt ist es mit den beiden Schlussformeln *Actum* und *Datum*, so viel auch darüber geschrieben worden, noch nicht ganz aufs Reine gebracht. — Zu den Kriterien, dass eine Urkunde keine Kanzleyunterschrift habe, und falsch oder doch von zweifelhaftem Ansehen sey, rechnet der Vf. auch dies: „wenn das *Datum* nicht von einer andern Hand ist." Dass hier das Wort *nicht* weggestrichen werden müsse, erhellet, wenn man es auch sonst nicht wüsste, aus dem bald nachher Folgenden: „da man Beyspiele findet, dass manchmal die Kaiser und Könige des westlichen Reichs Gewohnheiten des morgenländischen nachgeahmt haben, zumal unter den ersten Karolingern; so darf es uns nicht befremden, dass, wiewohl höchst selten, das Datum irgend einmal nicht von der Hand dessen, welcher die ganze Urkunde schrieb, sondern etwa von dem Erzkanzler, oder wohl gar von dem Kaiser selbst geschrieben worden." Ein Beyspiel hievon ist aus *Schannat's Vindiciis* etc. angeführt; die ganze Stelle sollte jedoch bestimmter gefasst seyn. — Den Bestätigungsurkunden ist ein eigenes Hauptstück S. 58—95. gewidmet, wo das zum Beurtheilen aller Arten dieser sehr wichtigen und in Hinsicht auf die Anzahl den ersten Platz einnehmenden Hauptgattung von Urkunden Erfoderliche systematisch und durch einleuchtende Beyspiele trefflich erlautert vorgetragen wird. Die alteste dem Vf. bekannte Confirmationsurkunde ist „das Schreiben des römischen *Pabstes* (?) Zosimus A. 417 an die Bischofe von Gallien und Septimanien von der Aufrechthaltung der Privi-

legien

legien der Kirche von Arelat.“ Aufser diesem fand er keine solche Urkunden, die älter wären als das siebente Jahrhundert, aus welchem er vier anführt. — Der *dritte* Abschnitt handelt von dem *Benutzen* der Urkunden, wo zuerst das im *allgemeinen* hieher Gehörige — kürzer als manchem lieb seyn dürfte — gesagt, dann die *juristische*, *historische* und *philologische* Benutzung der Urkunden gelehrt, hierauf zum Ausarbeiten einer *Specialdiplomatik* Anweisung gegeben, und zum Beschlusse gezeigt wird, wie ein *Archiv* einzurichten und in Ordnung zu erhalten sey. Mit Recht werden *v. Gudenus* und *v. Erath*, denen *Gercken* und *Würdtwein*, auch wohl noch einige andere, beygesellt seyn sollten, den Herausgebern von Urkundensammlungen zum Muster dargestellt; eben so gegründet ist der Tadel der *Lünigschen* Methode; *Goldast*, *Londorp* (*Lundorp*) und Consorten sind nicht genannt, ein warnender Wink wäre doch nicht überflüssig gewesen. Wie sehr es übrigens zu bedauern ist, dafs *Lünig* so unkritisch zu Werke ging, zeigt der Ausspruch des Vfs.: „wenn *Lünig's* Reichsarchiv in Gudenischer Manier angeordnet und gedruckt wäre; so würden wir Deutsche einen Urkundenschatz besitzen, dessen sich keine andere Nation rühmen könnte.“ Das Kapitel von der *juristischen* Benutzung der Urkunden enthält zwey vom Vf. auf Verlangen ertheilte sehr lehrreiche und den erfahrnen Kenner verrathende diplomatische Gutachten. In dem letzten derselben, über eine deutsche Originalurkunde des Grafen Vincentius zu Mörs und Sarwerden vom J. 1454, wird unter andern S. 123. bemerkt, dafs das Siegel an dieser Membrane von „*ungemischtem, grünem Wachse*“ sey, mit der Erklärung: „*dies ist die gewöhnliche Farbe bey Siegeln des hohen und niedern Adels.*“ Wie stimmt das zu des Vfs. Aeusserung in seinem Abrisse der Diplomatik S. 188.: „*Siegel, bloss allein von grünem Wachse, sind in Deutschland sehr selten?*“ So schlechthin gesagt, ist weder das eine noch das andere wahr, wie wir in Nr. 264. der A. L. Z. vom vorigen Jahre gezeigt haben. Eben so unterrichtend wie die obigen beiden Gutachten ist das bey der Lehre von der *historischen* Benutzung der Urkunden mitgetheilte diplomatische Responsum, welches der Vf. im J. 1770 über das angeblich zu Quedlinburg befindliche Grabmal des deutschen Königs Heinrich I ausstellte. Nutzen der *Itinerarien* und schöne Anweisung, wie sie auszuarbeiten sind S. 152—159. Mit demjenigen, was in dem Unterrichte von der *philologischen* Benutzung der Urkunden über das Bestimmen des Alters eines gegebenen Codex aus dem blofsen *Anschauen* vorgetragen wird, ist Hn. *Schönemann's* neuerlich erschienene, von feinen Kenntnissen zeugende Schrift: „*Ueber die Bestimmung des Alters der Urkunden und Handschriften auf den Blick*“ u. s. w. zu vergleichen. Auch geben die beiden diplomatischen Gutachten S. 100—130. und der Schönemann'sche Tractat einander wechselseitige Erläuterungen und Bestätigungen. Was S. 174—182. in Betreff der *Specialdiplomatik*, mit beyläufiger Würdigung der unsterblichen Werke *Mabillon's* de R. D. und *v. Bessel's Chronicon Gotwicense*, gesagt ist, verdient von allen Diplomatikern beherzigt zu werden. Dafs die *Archive* so eingerichtet seyn möchten, wie im letzten Hauptstücke gelehrt wird, ist wohl längst der Wunsch jedes Sachkundigen gewesen. Unter zehn Archivaren dürfte aber kaum *einer* seyn, dem die Vergleichung des ihm anvertrauten Archivs, besonders in Hinsicht auf dessen Gewand, mit dem hier aufgestellten Muster nicht ein wehmüthiges *Quantum distas ab illo!* abnöthigen wird; und das möchte aus leicht einzusehenden Ursachen noch lange der Fall bleiben. Gar recht fodert der Vf., für Acten und andere Schriften sowohl als für Diplome, Schubladen, nicht offene Fächer. Die Tiefe der den Diplomen bestimmten Schubladen setzt er mit Grunde auf etwa zwey Zolle (vermuthlich Pariser Maafs, weil er nach diesem vorher einmal rechnet); die erfoderliche Breite und Länge giebt er nicht an, man kann sie sich aber ungefähr denken. Die Schubladen für Acten u. s. w. sollen zwey oder drey Fufs tief seyn. Wir würden rathen, sie merklich flacher zu machen, weil sie, so tief wie hier bestimmt ist, und dabey gehörig lang und breit, gar zu lastend werden müssen. Dafs immer ein doppeltes Archiv, das eine für die Originalien, das andere für die Copeyen, in einer viele Meilen betragenden Entfernung von einander, angelegt werden möge, ist ein unwidersprechlich heilsamer Rath, dessen Befolgbarkeit aber in den meisten Ländern frommer Wunsch bleiben wird. — Die Diction ist auch *hier* — *kleine* und nur sparsam erscheinende Nachlässigkeiten abgerechnet — eben so kraftvoll, eben so reife Frucht ämsigen Forschens und scharfen Beurtheilens, wie in andern Schriften des Vfs., und zugleich so einladend, wie sie in Materien von *der* Art seyn kann. Dafs der Vf. sich, wie geschehen ist, häufig auf seinen Abrifs der Diplomatik beziehen würde, war zu erwarten, da praktische Diplomatik nichts anders als Anwendung der Theorie auf die vorkommenden Fälle ist. Durch die beygefügten Tafeln sind auf ähnliche Weise, wie wir von einigen derselben angeführt haben, diejenigen Stellen des Textes, welche einer solchen Verdeutlichung bedurften, bewiesen oder erläutert. Im Numeriren und Allegiren dieser Tafeln ist die gehörige Sorgfalt nicht beobachtet. Die letzte Tafel, welche die Numer XV. haben sollte, ist gerade wie die erste, nämlich mit Tab. I., bezeichnet, die dritte und vierte haben gar keine Signatur, die richtig numerirte neunte heifst im Texte die vierte; Nr. VI u. VII. finden wir nicht citirt; sie scheinen auch ihrem Inhalte nach nicht eben ganz nothwendig, mögen also vielleicht sich hieher verirrt haben. Billig sollten auf jeder Tafel die Seiten oder Paragraphen, zu welchen sie gehört, bemerkt seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

LLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. August 1799.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Johann Christoph Gatterer's Praktische Diplomatik* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.*)

Wir kommen zum *andern* Haupttheile. Der Titel desselben ist, mit dem Inhalte verglichen, cht adäquat. Er sollte heissen: *Chronologisches erzeichniss der Urkunden und Urkundensammlungen, ich der hierüber Auskunft gebenden Schriften.* Auf en ersten Blick möchte es scheinen, dass ein Catag von Urkundensammlungen nur in die Literatur er Diplomatik, nicht hieher gehöre. Erwägt man ber, dass dem praktischen Diplomatiker eben so ft, vielleicht noch öfter als dem bloss theoretischen, aran gelegen ist, solche Sammlungen zu kennen; o wird man einräumen, dass das Verzeichniss derelben hier nicht ganz am unrechten Orte stehe. Venigstens ist es eine angenehme Zugabe, und um o willkommener, da es in der *Huch'schen*, übrigens chätzbaren Literatur der Diplomatik, fehlt. Der 'lane, nach welchen Verzeichnisse dieser Art geacht werden können, giebt es drey: 1) man nimmt ur Werke auf, die hauptsächlich nichts als Urkunlen in beträchtlicher Menge, und diese alle oder loch zum allergrössten Theile ganz vollständig entalten, also *Codices diplomaticos*, Diplomatarien u. lgl.; oder 2) man giebt auch denjenigen Schriften, velche nur Auszüge aus Urkunden liefern, einen 'latz; oder 3) man registrirt nicht nur diese beiden Gattungen, sondern zugleich alle Bücher, die zum Beweise oder zur Erläuterung ihres Gegenstandes Jrkunden — wären derer auch sehr wenige, wären ie auch schon vorher anderwärts gedruckt — darlegen, nebst denjenigen, welche blosse Rubriken von Jrkunden und Nachweisungen der Schriften, wo Jrkunden anzutreffen sind, liefern; auch werden lie etwan einzeln gedruckten Documente nicht ausgeschlossen. Der innere Gehalt der Urkunden kann keinen Bestimmungsgrund abgeben, da die Wichtigkeit derselben sehr relativ ist. Nur den nach dem *ersten* dieser Entwürfe gefertigten Aufzeichnungen gebührt die Benennung: Verzeichniss von Urkunden-*Sammlungen* im eigentlichen Verstande. Dass in solchen Verzeichnissen die chronologische Ordnung beobachtet werden müsse, versteht sich von selbst. Von den angeführten drey Planen wählte G. den letzten. Er erklärt sich zwar darüber nicht; aber der Augenschein lehrt es, dass er diesen ungeheuern, nur durch vereintes Bestreben mehrerer Gelehrten in seinem ganzen Umfange ausführbaren, Entwurf zum Grunde legte. Wie kämen sonst die *einzelnen* Reichsabschiede von 1542. 1570 etc., *Hagelgans* Nassauische Geschlechts-Tafel u. s. w., *Gesterding's* — Verzeichniss der — pommerschen — Urkunden etc., *Hagemann de feudo insignium*, u. dgl. m. hieher? Das ganze Verzeichniss ist unter XVIII. Abtheilungen geordnet, von welchen die erste die Urkundensammlungen — in dem hier angenommenen Sinne dieses Ausdrucks — aus dem sechzehnten Jahrhunderte darstellt. Die sechzehn nächstfolgenden liefern dergleichen Sammlungen von Jahrzehnden zu Jahrzehnden, bis zum Jahre 1761; die letzte aber enthält die Sammlungen vom J. 1761 an, bis und mit 1798. Jeder Artikel ist besonders numerirt, und die Numern fangen unter jeder neuen Abtheilung mit I an. Dies gewährt einen nützlichen Ueberblick des Verhältnisses der Summe diplomatischer Erzeugnisse in den verschiedenen Zeiträumen. So hat z. B. das Decennium von 1711 bis 1720 nur 48, das nächstfolgende 80, das von 1741 bis 1750 aber 92 Numern. Die öfter aufgelegten Bücher stehen mit Recht unter dem Jahre, in welchem sie zum erstenmal erschienen, wo denn die neuern Ausgaben zugleich angegeben werden. Doch ist diese Regel nicht immer beobachtet. Ueberhaupt haben sich hie und da Fehler eingeschlichen, die der Zuverlässigkeit, welche man bey einem solchen Verzeichnisse erwartet, einigen Abbruch thun. So steht z. B. S. 204.: „*Jo. Ge. Herwarti* (ab *Hohenburg* ist vergessen) Ludovicus IV contra *Bzovium* defensus, Tom. II. Monachii 1618. 4." In dem angegebenen Jahre erschien aber nur der erste Theil, der andere ist unter dem Titel: „*Pro Ludovico Quarto Imperatore contra Bzovium Pars altera*" im J. 1619 herausgekommen. Diese beiden Theile machen zwar die Apologie des Kaisers Ludewig IV, aber nicht das ganze Werk aus. Dazu gehört noch die gleichfalls 1619 gedruckte „*Mantissa sive contra Bzovium Pars tertia, in qua per omnes Europae provincias specimen exhibetur Bzovianae in Historia eruditionis.*" Dass dieses Stück vom Ganzen nicht getrennt werden müsse, lehrt schon der Titel des ersten Theils, wo es zuletzt heisst: „*Accessit mantissa aliorum Bzovij errorum.*" Uebrigens sind alle drey Theile zu München „*apud Nicolaum Henricum*" herausgekommen. — Die *Documenta rediviva Monasteriorum* etc. (S. 205.) sind nicht 1630, sondern 1636 gedruckt. *Butkens Trophees* — — *de Brabant* erschienen 1641 nicht vollständig, wie man aus der Angabe S. 206. schliessen muss. Damals kamen nur die IX ersten Bücher, d. i.

d. i. *Tome I*, auf des Verfassers Kosten heraus. Das X. Buch, welches den *Tome II* ausmacht, hinterliess er in der Handschrift, und dieses Buch erscheint zum erstenmal in der Hager Ausgabe von 1724, ist da aber in XI Bücher zerlegt. Das 1726 herausgekommene *Supplement aux Trophées* etc. hat ebenfalls *II Tomes*, von welchen der erste VIII, und der andere VII Bücher enthält. S. 212. in der letzten Zeile ist *Marca* ausgelassen; man muss nämlich lesen: *Petri de Marca Marca Hispanica* etc. *Leibnitii Codex juris gent. diplomat.* nebst der *mantissa* wird S. 213. mit Angabe beider Editionen, und S. 241. Nr. 57.) abermals, doch nur nach der neuern Ausgabe und ohne Bestimmung des Formats, aufgeführt — S. 217. Nr. 21.) steht: „*Phil. Julii Rehtmeier Antiquitates Ecclesiasticae inclytae urbis Brunsvigae.* Bruns. 1707—1710. c. fig. 4.“ Dieses Werk besteht aber aus fünf Theilen, von welchen der erste und zweyte 1707, der dritte 1710, der vierte 1715, und der fünfte bloss Beylagen, Supplemente und das Register über das Ganze enthaltende, 1720 herausgekommen ist. Der Zusatz: *c. fig.* kann nur von dem, die ehemalige Wirkungen der Reliquienkrämerey vorstellen sollenden Titelkupfer des ersten Theils gelten, da das Werk ausser diesem keinen Kupferstich hat. Vom *Magnum Bullarium Romanum* etc. ist S. 226. Nr. 53.), wider die sonstige Gewohnheit des Vfs., nur *eine* Ausgabe, nämlich die Luxemburger, angeführt. Diese ist aber, die Fortsetzung mitgerechnet, nicht in dem Zeitraume 1727 bis 1740, sondern 1727 bis 1754 herausgekommen, und macht nicht 13, sondern 18 Folianten (*Tomos*, nicht *Volumina*) aus. Auch sind auf dem Titel, neben den beiden hier angegebenen, noch *Angelus a Lantusca* und *Joannes Paulus a Roma* als Besorger des Werks genannt. Von ältern Ausgaben kennen wir die 1655 in vier Folianten zu Lion herausgekommene; sie ist aber schon die dritte. Einem ansehnlichen, vermuthlich nicht mit der gewöhnlichen Oscitanz niedergeschriebenen, Bücher-Cataloge zufolge ist eine zu Rom 1617 in drey Folianten gedruckt; ob die etwa die erste ist? — *v. Meiern Acta Pacis Westph.* nebst den *Act. Exeut.* sind zweymal (S. 230. Nr. 24. und S. 237. Nr. 14.) unter verschiedenen Decennien, und mit Abweichungen in den Jahrszahlen, aufgeführt. *Jac. Andersoni Selectus Diplomatum — — Scotiae thesaurus, edit. Ruddimanni* ist nicht 1738, wie hier S. 234. steht, sondern 1739 herausgekommen. Der *v. Dregersche Codex diplomaticus* etc. kommt S. 241. Nr. 60.) mit der Jahrszahl 1748 und S. 246. Nr. 18.) von neuem, mit der unrichtigen Jahrszahl 1752, vor. Die *Origines Guelficae* werden S. 243. Nr. 84.) vollständig angeführt, und auf der folgenden Seite erscheint Tom. I. allein. Das *Diplomatarium Garstense* etc. (S. 248. Nr. 43.) ist nicht 1755, sondern 1754 herausgekommen. Mit „*L'Imposture de la Marquise — de Mailly de Nesle et de son fils adulterin* etc. Herborn 1736 f.“ (S. 250. Nr. 54.) hat die hier nicht genannte „*Beurkundung der ehebrecherischen Geburt des Sohnes der Marquise de Mailly de Nesle*“ u. s. w. Ort und Jahr des Drucks und Format gemein. Höchstwahrscheinlich ist diese Schrift gleich in beiden Sprachen abgefasst, nämlich Titel und Vorbericht; denn alles übrige besteht in Documenten, die in beiden Ausgaben in ihren eigenthümlichen Sprachen bleiben mussten. Doch konnten wir keine Vergleichung anstellen, da wir das französische Exemplar nicht besitzen. — *Gerken's Codex diplomat. Brandenburgensis* (S. 254. Nr. 14.) hat nicht 7, sondern 8 *Tomos*, ist auch nicht im J. 1769 ganz, sondern in der Periode 1769—1785, zu Salzwedel und Stendal herausgekommen. Was S. 256. 257. von *Wenk's* hessischer Landesgeschichte etc. und *Kindlinger's* münsterschen Beytragen u. s. w. steht, ist nur der erste Theil beider Werke. Auf der letzten der eben gedachten Seiten muss, statt dessen, was unter Nr. 37.) angeführt ist, gelesen werden: „(*Johann Adolph Schultes's*) diplomatische Geschichte des gräflichen Hauses Henneberg. Hildburghausen. 4.; erster Theil mit CCLV Urkunden und neuen Kupfertafeln (1788 oder 1789), zweyter Theil, mit CCC Urkunden und eilf Kupfertafeln. 1791.“ Das Jahr der Erscheinung des ersten Theils ist auf dem Titel nicht angegeben, die Vorrede zu demselben ist vom 16. Jan. 1788 datirt, und wir finden ihn unter den Schriften der Leipziger Michaelsmesse 1788 als fertig berechnet, doch mag er erst 1789 in Umlauf gekommen seyn. Er enthält übrigens nicht 255, wie der Titel sagt, sondern 263 Urkunden. Der Verfasser hat sich zwar nicht auf dem Titel, aber unter den Vorreden zu *jedem Theile* genannt. Endlich erinnern wir, dass in dem Gattererschen Verzeichnisse die Numern bisweilen versetzt sind. So müssten z. B. S. 231. Nr. 33.) und 34.) in umgekehrter Ordnung stehen, und das ist mehrmals der Fall. Bedeutender noch als die jetzt angezeigten und ähnliche, zum Theil vielleicht der Correctur — die freylich bey einem Buche, wie das gegenwärtige, äusserst sorgfältig gewesen seyn sollte — zur Last fallende Versehen ist der gänzliche Mangel einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Schriften. Folgende übergangene Werke z. B. wird jeder Diplomatiker hier suchen; wo sie eingeschaltet werden müssen, lehren die Jahre des Drucks: *Jo. Chapeavilli Auctores — qui gesta Pontificum Tungrensium, Trajectens., et Leodiensium scripserunt* etc. *Leodii 4. Tom. I. anno 1612, T. II. 1613, T. III. et ultim. 1616*; (*Chph. Besoldi*) *Virginum Sacrar. Monimenta* etc. etc. Tübing. 1636. 4.; *La veritable origine de la — — maison de Sohier* etc. etc. Leyden 1661. fol. Der uns unbekannte Verfasser unterschreibt sich unter der Zueignungsschrift: J. C. D. D., in der *Adelungschen* Fortsetzung und Ergänzung zu *Jocher* findet man diesen abgekürzten Namen nicht; *Ahasv. Fritschii — Opuscula varia* etc. *Norimb.* 1731. 1732. fol. II. Tomi und Voll.; die ältere Ausgabe von 1690 macht nur ein Vol. aus; *historischer Schauplatz aller Rechtsansprüche auf Jülich, Cleve, Berg* u. s. w. Frankf. und Leipz. 1739. 8.; *Joh. Jac. Schmaussen's* Einleitung zu der Staatswissenschaft u. s. w. Leipz. 8. erster Theil. 1741, zweyter Th. 1747.; *Franc. Ant.* Za-

Zachariae Anecdotor. medii aevi — Collectio etc. Aug. Taurinor. 1755. 4.; *Chr. Ernst Hanffelmann's* weiter erläutert — und vertheidigte Landeshoheit des Hauses Hohenlohe u. s. w. Nürnb. 1757. Fol.; *Franc. Domin. Haeberlin Analecta medii aevi etc.* Norimb. et Lipf. 1764. 8.; (*Chr. Jac. Kremer's*) Geschichte des Kurfürsten Friedrichs des Ersten von der Pfalz — mit Urkunden. Frankf. u. Leipz. 1765. 4.; *Pragmat. Geschichte des Hauses Geroldsek* — — — *mit CCXIII Urkunden* u. s. w. Frankf. u. Leipz. 1766. 4.; *Joseph Ant. Aettenkhover's* kurzgefaſste Geschichte der Herzoge von Bayern u. s. w. Regensb. 1767. 8.; *Steph. Alexandri Würdtwein Dioecesis Moguntina etc. etc.* Manheimii 4. Tomus I. 1769. T. II. 1772. T. III. 1777; dies Werk enthält 941 Urkunden; *Historisch-diplomatische Abhandlung von dessen Landesherrl. Gerechtsamen des Hauses Brandenburg über den Marktflecken Fürth* u. s. w. 1771. Fol.; *Phil. With. Gercken* vermischte Abhandlungen — — — mit archivalischen Originalurkunden und Siegeln erläutert. Erster Theil. Hamb. u. Güstrow 1771. Zweyter Th. Hamb. u. Leipz. 1777. Dritter Th. Leipz. 1781. 8.; *St. Alex. Würdtwein Subsidia diplomatica etc. etc.* Heidelb. Francof. et Lipf. 1772 sqq. XIII Tom. 8.; *Matthäus v. Pappenheim* Chronik der Truchsessen von Waldburg u. s. w. Erster Theil. Memmingen 1777. Zweyter Theil. Kempten 1785. fol.; (*Fischer's*) Geschlechtsreihe der — — Häuser Isenburg, Wied und Runkel u. s. w. Manheim 1778. Fol.; *Otto Steinbach's* Diplomat. Sammlung historischer Merkwürdigkeiten aus dem Archive des gräfl. Cisterzienserstifts Saar in Mähren. Prag. Wien u. Leipz. 1783. 8. zwey Theile; der zweyte Theil ist weiter nichts als das Urkundenbuch, und dies enthält 130 Urkunden; *Marii Lupi Codex diplomat. Civitatis et Ecclesiae Bergomatis etc.* Vol. I. Bergomi 1784. Fol. ob mehr als dieser Band erschienen sey, wissen wir nicht; *Georg. Guil. Zapf Monumenta anecdota historiam Germaniae illustrantia* — Vol. I. Aug. Vindel. 1785. 4., mehr ist unsers Wissens nicht heraus; *St. Alex. Würdtwein Diplomataria Maguntiana etc. etc.* Magontiaci 1788. 4.; *Phil. Ernst Spiess* Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik u. s. w. Baireuth 1791. 4.; *Jud. Thadd. Zauner's Corpus iuris publici Salisburgensis etc.* Salzb. 1792. 8.; *St. Alex. Würdtwein Monasticon Palatinum etc. etc.* Manh. 1793—1796. VI Tom. 8. — — Dies ist kaum der dritte Theil unserer Liste. Da er die Unvollständigkeit des Gattererschen Verzeichnisses hinlänglich documentirt und unser Supplement, wenn wir auch es ganz hersetzten, doch bey weitem nicht *alle* Lücken ergänzen würde; so behalten wir den Rest desselben zurück. Schade ist es übrigens, daſs jenem Verzeichnisse nicht zugleich ein nach Namen und Materien *alphabetisch* geordnetes, auf die Seiten und Numern des chronologischen hinweisendes beygefügt wurde. Hiedurch wäre das Ganze nur um etwa ein Paar Bogen stärker, und gleichwohl in merklichem Grade nützlicher geworden. Jetzt muſs man, um zu wissen, ob die Werke eines bekannten Verfassers oder Herausgebers, oder die ein bestimmtes Land, Kloster u. s. w. betreffenden Urkundensammlungen hier vorkommen, oder nicht, wenn die Jahre des Drucks nicht gerade dem Gedächtnisse gegenwärtig sind — folglich gar oft — in mehreren Jahrzehenden suchen. Bey dem allen ist diese Gattererſche, mehr als *siebentehalbhundert* Werke darstellende Arbeit doch achtungswerth. Zu einem künftigen vollkommneren Verzeichnisse von Urkunden, Urkundensammlungen, und darauf sich beziehenden Schriften ist die Bahn nun gebrochen. Wer sie einst saubert, ebnet und erweitert, darf sicher auf den Dank der Zeitgenossen und Nachkommen rechnen; nur müssen dabey nie die Verdienste des ersten Gründers verkannt werden. Wen der Kitzel, diese herabzusetzen, anwandeln sollte, der bedenke, daſs ihm die Höhe, zu welcher er empor klimmte, ohne Hülfe des Riesen, auf dessen Schultern er trat, ewig unerreichbar geblieben seyn würde.

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Stein: *Steganographie oder die Geheimschreibekunst. Kein Commentar, sondern ein Gegenstück zur G.... L....schen Kunst der Geheimschreiberey.* 1799. 8. Bog. 8. (10 gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist, nach Anzeige der Vorrede, die 1797 herausgekommene „Kunst der Geheimschreiberey von G. L." (s. Allg. Liter. Zeit. 1797. St. 319.) zu prüfen, und das Mangelhafte derselben darzuthun; sodann Anweisung zur Verbesserung derselben zu geben; und endlich eine eigene „leich„te, ausgedehntere, allgemein einführbare, vortheil„haftere, und in jeder Sprache leicht anwendbare „Methode geheimer Schriften" bekannt zu machen. Der Vf. verfährt im ersten Abschnitte, (nachdem er bis S. 12. eine unnöthig weitschweifige Einleitung vorausgeschickt hat, die wirklich doch, der Versicherung auf dem Titel zuwider, einem seyn sollenden Commentare nur zu ähnlich sieht,) mit eben so groſser Weitschweifigkeit, die ihn oft dunkel macht, um das Mangelhafte und Unzureichende der L...schen Methode zu zeigen, das in der, oben angeführten, Recension davon schon auf einem leichteren Wege bewiesen war. Auch ist die allgemeine Tabelle aus jenem Werkchen hier wieder aufs Neue, (nur mit Hinzufügung des j.,) abgedruckt, und unser Vf. theilt eben so, wie jener, die Wörter ab. Daher kömmt man, statt der, von ihm gegebenen, umständlichen und mühsamen Anweisung, weit leichter zum Ziele, nämlich zur Entdeckung des Schlüssels, wenn man die kleinen Wörter von zwey oder drey Buchstaben, von denen wir ja in gedruckten Lehrbüchern über die Entzifferungskunst Verzeichnisse haben, zu enträthseln sucht. So z. B. ist das Exempel S. 23. weit geschwinder nach den allgemeinsten Regeln der Dechiffrirkunst zu entziffern. Eben so geht es S. 28., wo das Wort: *yih*, mich sehr bald auf: *und*, und dadurch auf den Schlüssel: *du*, leitet. Gleichergestalt kam Rec., der das zum Exempel gewählte Lied

 nicht

nicht auswendig wufste, auch keine Abschrift davon befafs. S. 32. durch einen Versuch mit den Bigrammen unserer Sprache weit leichter zur Entdeckung des Wortes: *hp*. (*so*,) als wenn er „auf Glück oder Unglück" (S. 39.) nach des Vf. Manier die ganze Tabelle hätte durcharbeiten sollen; das vorhergehende Wort: *bpj*, verursachte ihm einige vergebliche Versuche mehr, allein bey einem zu Hülfe genommenen Verzeichnisse aller Trigrammen war durch das Wort: *ach*, auch gleich der Schlüssel: *ambra*, entdeckt. Mit etwas gröfserer Schwierigkeit ist das Exempel S. 43. verbunden: inzwischen wurde es Rec. wahrscheinlich, dafs das zweymal vorkommende Wort: *bph*, Nichts anders, als: *und*, bedeuten möchte. Dies gab die Buchstaben: *gbd*, zum Schlüssel. Diese, auf das vorhergehende Wort: *ugmi*, angewandt, gaben: *Nei*; es mufste also noch ein Buchstabe des Schlüssels fehlen, und da wir nur drey Wörter von vier Buchstaben haben, die sich mit *nei* anfangen, so lieferte das Wort: *Neid*, sehr bald den am Schlüssel noch fehlenden Buchstaben: *e*. Da nun also das erste Wort sich nicht mit dem Schlüssel: *gbd*, anfangen konnte, weil sonst im Anfange des zweyten das . *e*, gefehlt hätte; so war es sehr natürlich, dafs Rec. den zweyten Buchstaben des Schlüssels, das *b*, versuchte, und das Wort: *wer*, nebst dem vollständigen Schlüssel: *bdeg*, erhielt. — Im zweyten Abschnitte liefert nun der Vf. seine Verbesserungen der L....schen Geheimschrift. Er setzt nämlich zu der, darin enthaltenen, allgemeinen Tabelle noch unten und an der rechten Seite ein Alphabet, welches resp. rückwärts und aufwärts anfängt, so, dafs man also mit dieser verbesserten Tabelle viermal, bey jedem neuen Worte, jedem neuen Buchstaben, u. s. w. abwechseln kann. Rec. will dieser Art von Geheimschrift das Unerklärbare nicht absprechen, sobald bey jedem einzelnen Buchstaben die Tabelle anders gebraucht wird; aber alsdann hat sie auch so sehr viel Mühsames und ist so sehr leicht Irrthümern und Schreibfehlern unterworfen, dafs sie gewifs nie bey Geschäftsmännern — auf deren Vortheil in der Praxis doch immer hauptsächliche Rücksicht genommen werden mufs, wenn die Steganographie und Entzifferungskunde nicht unter die *artes lusorias* herabsinken soll, — ihr Glück machen *kann*, zumal, da wir andere bequemere und völlig sichere Geheimschriften haben: allein gewifs bleibt sie nicht unerklärbar, wenn nicht öfter, als bey jedem neuen Worte, die Tabelle anders gebraucht wird, so lange man, wie der Vf. S. 52. thut, die einzelnen Wörter trennt. Wem die Entzifferung in der That wichtig ist, der wird sich die Mühe nicht verdriessen lassen, z. B. auf die Chiffre: *txep*, alle Wörter von vier Buchstaben an zu passen, und hat dann gleich, wenn er auf das Wort: *mein*, kommt und in der Tabelle oben von *M*. bis *T*. heruntersucht, gegen über in der linken Wahlcolumne den ersten Anfangsbuchstaben des Schlüssels; nämlich das *O*. u. s. w. Die übrigen angerathenen Nebenvortheile zu mehrerer Einhüllung des Geheimnisses sind theils nicht unbekannt, theils mit zu vieler Mühe und Aufopferung von Zeit verknüpft. Einer der leichtesten und wichtigsten ist die, in der Folge des Buches mit Recht empfohlene Vorsicht, kein Wort von dem andern zu trennen. — Der Vf. geht nun im dritten Abschnitte zu der Anweisung einer eignen neuen und vollständigen Methode, geheim zu schreiben, über, wobey er, wie unsere Stenographen p. c. q. v. y. etc. nebst mehreren Buchstaben und Lauten aus dem Alphabete wegwirft, dagegen eine besondere Chiffre für gewisse zusammengesetzte Buchstaben, oft vorkommende kleine Wörter, einige Endsylben etc. annimmt, und dann nach einer beygefügten (der vierten) Tabelle mit 34 Abänderungen verfährt, mit deren eigentlichen Regeln und Anwendungen er aber den Leser nicht ordentlich bekannt macht, so, dafs er in diesem Abschnitte eben so unbefriedigend und kurz ist, als er in dem ersten weitläuftig war. Rec. hat sich die Mühe gegeben, diese Tabelle auf mehrerley Weise mit dem S. 79 gegebenen deutschen Exempel etwas zu vergleichen, und sie, ohne Nebenverwickelungen, lange nicht befriedigend, sicher, und vollständig genug, bey der Anwendung mehrerer Wahlcolumnen aber wieder zu mühsam und zeitraubend, gefunden. Jedoch ist sie allerdings von der Art, dafs *sie leicht* besser, vollständiger, bequemer und minder stenographisch ausgeführt werden könnte, wenn es an sichern Geheimschriften fehlen sollte. — S. 22 scheint der Vf. noch eine „Kritik der Geheimschreiberey" zu versprechen, welcher er, wenn die Ausführung das seyn soll, was der Titel in sich fafst, nach dem gegenwärtigen Werkchen zu urtheilen, schwerlich gewachsen genug seyn möchte; auch ist es vielleicht, ehe nicht ein fortgesetztes Magazin oder Archiv der Steganographie und Entzifferungskunst, wozu sich wohl kaum unter unsern Buchhändlern Einer verstehen würde, vorhergegangen ist, zu einer solchen Kritik noch zu früh. — Wer der Vorr. S. VIII. angeführte *Appoeus* sey, ist Rec. unbekannt.

* * *

Copenhagen und Leipzig, b. Proft und Storch: *Friedrich Brüels*, Oberförsters gekrönte Preisschrift von der Königl. Schwedischen patriotischen Gesellschaft über die beste Art die Wälder anzupflanzen, zu nutzen und im Stande zu erhalten. 3te Auflage. 1799. 52 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1786. Nr. 246.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. August 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* im Jahr 1785 bis 1786. *Sechster Theil.* 1799. 395 S. 8. (mit zwey Kupfern und einer Vignette von Penzel.)

Ungeachtet zwischen der Herausgabe der drey letzten Theile dieser Reisebeschreibung und dieser lang erwarteten Fortsetzung fünf Jahre liegen, (vgl. A. L. Z. 1794. Nr. 304.); so ist doch die Ader des Witzes und der fröhlichen und schalkhaften Laune, bey ihrem Verfasser indessen nicht vertrocknet; sie ergiesst sich vielmehr noch immer in einer reichen Fülle unerwarteter Situationen, und führt den angenehmsten Wechsel von Scherz und Ernst an den unscheinbarsten Fäden ganz kleiner Begebenheiten herbey. In Lambese will der Wirth das Bild unsers jovialischen Reisenden, als eines berühmten Wunderthäters, zum Schilde seines Wirthshauses machen, um dadurch mehr Gäste herbeyzulocken; der Vf. bedeutet ihm aber, er solle ja das Bild Josephs des Zweyten beybehalten. „Sie haben Recht, sagte der Wirth nach einigem Nachdenken, „Wien ist die hohe Schule der Kochkunst, und ein Wirth, der das seine dort gelernt hat, sollte eigentlich in keinem Lande verderben. Das Bild des Kaisers, ja, ja, weil der Herr Maler einmal hier ist, so mag er es heute noch auffrischen. Es bleibt doch noch immer das anlockendste Schild." — „O ganz gewifs, fiel ihm unser Reisender ein, es erweckt nicht allein grosse Gedanken, sondern auch lüsterne." Indem er anspannen läfst, um nach Aix zu fahren, meldet ihm der eine seiner Bedienten, der Epilogus, dafs er im Schubsacke seiner Livrée eine kostbare Schreibtafel mit einer arabischen Handschrift gefunden habe. Er nimmt sie ihm ab, findet statt der arabischen Handschrift einen langen Brief eines deutschen Landjunkers gegen den guten Geschmack, und, was ihn gewaltig betroffen macht, auf einem elfenbeinernen Täfelchen ein schönes Mignaturgemälde in ganzer unverhüllter Figur von Klärchen. Er schnitzt auf der Rückseite des Täfelchens einige Verse, „um dem Rücken dieser Heiligen den Stempel ihres Lebens zum Correctiv ihres verführerischen Anblicks aufzudrücken." Er kömmt nach Aix, findet die Stadt lange nicht so schön, als sie viele Reisebeschreiber machen, und ärgert sich über die Mönche, die das Monument von *d'Argens*, statt die kurze von Friedrich dem Grofsen angegebene Inschrift: *Erroris inimicus, veritatis amator*, darauf zu setzen, durch eine französische voll leeren Titelschwalls, und durch eine lateinische mit dem Zeugnisse, dass er sich *instante morte* noch bekehrt habe, entstellt hatten. Er rächte sich dafür an der Stadt und ihren Mönchen durch folgende Zeilen:

Ihr weises Parlament hält Bürgerschaft und Adel
In gleicher Mäfsigkeit und Ruh,
Und dreht hier jeden Kopf, wie der Magnet die Nadel,
Dem Gegenpol der Freude zu.
Gewohntes Beyspiel, träger Wille
Giefst Oel auch in des Jünglings Blut,
Und in den Gassen herrscht solch eine Sabbathsstille,
Wie auf dem Markt zu Herrenhut.
Auch fühlt ich gleich in Einem Vormittage
So gut als hätt' ich es schon Jahre lang gefühlt,
Wie wenig mir ein Puppenspiel behage
Wo Harlekin die zweyte Rolle spielt.
Indem mich nun der Geist der Langenweile
So vor sich hin, gleich einem Kreisel, trieb,
Rief mir mein Taschenbuch zum Glück ins Ohr, ich eile
Dem Tempel itzt vorbey, wo *Friedrich* eine Zeile
Und zwar die einzige für einen Tempel schrieb,
Weil seinem *d'Argens* hier, *dem Feinde*
Des Irrthums und der Wahrheit Freunde,
Das letzte Ruheplätzchen blieb.
Welch Auge blickt nicht gern nach einer Myrthenkrone
Die, sonder Neid, ein Mitgenofs
Der Seligkeit am Helikone
Um seines Freundes Urne schlofs! —
Dem Zuruf eines Aschenkruges
Von dieser Seltenheit geh nie mein Stab vorbey!
Doch hier, — betrogne Phantasey! —
Fand ich statt Friedrichs Wort ein hämisch aberkluges
Verworrnes Epitaph im Stil der Clerisey,
Das mir bewies, dafs nie im Weichbild *der* Abtey
Ein Feind des Irrthums und Betruges
Zu seiner Ruh gekommen sey.

In Marseille findet er an der Wirthstafel zwey Berlinerinnen mit ihrem Onkel, einem gewesenen Visitator. Er war von seiner Schwester, der Witwe eines ehemaligen französischen Proviantbedienten, den sie im siebenjährigen Kriege geheirathet hatte, nach St. Domingo eingeladen, indem sie ihr Vermögen diesen ihren armen Verwandten zuzuwenden sich entschlossen hatte. Nach einem kleinen leichtfertigen, doch ganz unschädlichen Abentheuer, begleitet er die Schönen und ihren Onkel auf das Schiff, von einem

einem Capitän geführt, der sie so festlich aufnimmt, dass es den Vf. befremdet, bis der alte Seemann seine Söhne ihnen vorstellt, ein Paar starke blühende Jünglinge, die in kurzen Verbeugungen sich der Gesellschaft nähern und die beiden Mädchen mit ihren Blicken zu verschlingen drohen. „Auf einmal, setzt der Vf. hinzu, war mir nun das Räthsel ihrer festlichen Aufnahme gelöst, und der alte Schiffer zeigte sich mir in einem nur desto bessern Lichte; denn ungezwungener, klüger und väterlicher, dachte ich, kann man doch kaum einen geheimen Liebesplan anlegen, als ich mir an den Fingern abzählte, dass hier der Vater für seine Söhne, mit oder ohne Vorwissen der Tante, gethan hat. Ich möchte das Mädchen sehen, das in einer solchen Lage, solchen Werbern entlaufen könnte. Denke nur selbst nach, Eduard! Abgeschnitten von der ganzen Welt, sammt allen ihren Zerstreuungen — eingeschränkt auf einen einzigen Gegenstand der Begierde, — so nahe dem Tode im Schweben des schönsten Lebensgenusses, jedes Gefäss des Herzens durch die stärkende Seeluft erweitert, — jeder durchströmende Blutstropfen tausendfach erwärmt, die ganze Maschine in einem beständigen Schaukeln, und immer die grösste Oper der Welt, den Auf- und Untergang der Sonne vor Augen; — in welche Stimmung von Wohlbehagen, Sehnsucht und Zärtlichkeit muss das nicht eine weibliche Seele versetzen, und in welchem magischen Lichte muss ihr nicht der Jüngling erscheinen, der über ihrem Haupte, nur für ihre Sicherheit und Ruhe besorgt, Wache hält, ihr muthvoll und lächelnd den herannahenden Sturm ankündigt, sie, wenn er einbricht, in die Arme schliesst, und, wenn sich der Aufruhr gelegt hat, mit glänzenden Augen ihre zitternde Hand küsst! Welche süssen Vorgefühle müssen sich nicht bey solchen, von der Natur selbst beygeführten Auftritten in der Brust eines Mädchens entwickeln, und wie armselig kommen mir dagegen die Situationen vor, die sich in jedem Romane wiederholen, den wir unter uns spielen sehen. Denke dir den seligen Augenblick, wo ein junges Paar nach solchen Prüfungen und Vorbereitungen, endlich an das Land, und endlich dahin steigt, wo es die Liebe erwartet. Hätte ich Töchter zu verheirathen, wahrlich ich würde sie einige Monate mit ihren Liebhabern, und unter der Leitung eines solchen Menschenkenners von Capitän auf ein Schiff setzen, und den Wellen überlassen, wäre es auch nur, um ihnen den schleppenden Gang zu ersparen, den in unserm Zirkel, ein Mädchen wie das andere, aus der Kinderstube gähnend in das Gesellschaftszimmer, und aus diesem gähnend in das Brautbette nimmt." Nachdem er von den Mädchen Abschied genommen, erinnerte ihn, indem er in einer der Caffeebuden, die in Menge um den Hafen stehen, die Abfahrt ihres Schiffs erwartete, sein Gedächtniss an Horazens schöne Ode, die er an das Schiff richtete, das seinen Freund Virgil nach Athen brachte. Und so wurde seine Phantasie gereizt, ihr folgendes Abschiedslied nachzubilden:

Hängt eure Lampen aus, ihr Brüder
Helenens! Cypris strale nieder
Sanft, wie es deinem Stern gebührt!
Und lass auch du, der Winde Vater,
Das Schiff von Stürmen unberührt,
Das unsern Visitator
Und seine Nichten führt!

Ihr Glücksstern bringe durch die Schatten
Der Nächte sie den Hängematten
Der Rudrer unberaubt vorbey!
Und Fama mache mich des Kummers
Um ihre Jugendblüte frey,
Dass sie ja keines Hummers
Und Meerwolfs Beute sey!

Dem war die Brust mit Stahl umzogen,
Der die Bekämpfung wilder Wogen
Zuerst zu seinem Spiel erkohr!
Doch auf den Stufen der Gefahren
Steht ihm die jüngste Schöne vor,
Die nichts von ihren Waaren
Auf dem Verdeck verlor.

Vergebens schied mit weisem Plane
Zevs und Neptun vom Oceane
Das Menschen angewiesne Land.
Verwegen stossen sie vom Stapel
Und holen von dem fernsten Strand
Petefchen, *Mal de Naples*,
Und andern Contreband.

Ein neuer Dädal, Blanchard, eilet
Vom Piripi hinweg, und theilet
Den Adlern gleich der Lüfte Bahn.
Ein Franklin zündet an dem Blitze
Olympens seinen Wachsstock an.
Auf jedem Musensitze
Erhebt sich ein Titan.

Der Mensch, zu mässigem Genusse
Geboren, nahm dem Ueberflusse
Sein Füllhorn gern auf einmal ab.
Von schwer erstiegnen Schaugerüsten
Stürzt schwindelnd ihn sein Stolz herab;
Und ein Gefolg von Lüsten
Begleitet ihn ins Grab.

Das Fragment aus dem Briefe des Landjunkers unterbricht die Erzählung durch seinen lehrreichen Inhalt und treuherzigen Ton sehr angenehm. Er erinnert seinen Freund, der eine alte Burg einriss, um einen schönen der Zufriedenheit gewidmeten Pallast dafür hinzubauen, und doch, nachdem er kaum fertig war, ihn wieder verliess und nach Avignon reisete, an die wahre innere Zufriedenheit seines Oheims, eines glücklichen Landwirths, und vergleicht mit ihm den unruhigen Gemüthszustand sei-

ſeines Freundes, deſſen Urſachen er nachgeſpäht habe. „Ach, ſagt er unter andern, meine Nachforſchungen überzeugten mich, daſs du an einer Krankheit litteſt, die um ſo gefährlicher iſt, als ſie allgemein für eine erhöhete Geſundheit gilt, und um deswillen unheilbar bleibt, weil der Kranke den einzigen Arzt, der ihm helfen konnte, zum Hauſe hinauswirft, ſo oft er ſich ihm nähert. Warum gehe ich ſo um den Brey herum? Das Uebel, mit dem du behaftet biſt, heiſst, Deutſch zu reden, der *gute Geſchmack*; und der Arzt, dem du mit ſechs Poſtpferden von einem Ende der Erde bis zu dem andern zu entfliehen ſuchſt, iſt meine treue Freundin und Hausgenoſſin und heiſst *Natur*." Die Epiſode über die Copiſten, die der Vf., des Abſchreibens überdrüſſig, anſtatt der Fortſetzung des Briefes folgen läſst, die Erzählung von dem Balle, auf dem die ſchöne vom Ritter Tort eingeführte Circaſſierin, eine Nichte ſeiner Frau, in einem Walzer mit einem Ritter vom päbſtlichen Sporn ausglitſcht und fällt, die Bekanntſchaft mit dem *Ex-Voto*-Maler *Paſſerino*, in dem er ſeinen alten Zeichenmeiſter *Sperling* wieder findet, der ihm nachher die Epiſtel des Landjunkers vollends abſchreiben muſs, ja, da unſer Reiſender über einem Briefe an ſeinen Freund ſelbſt in einem kleinen Rauſche einſchläft, ihn auf eine komiſche Weiſe vollendet, beſchlieſsen dieſen Band, und laſſen den Leſer, der das Buch vergnügt, aber nicht geſättigt aus der Hand legt, in der Erwartung, was beiden auf der für den folgenden Tag nach Cotignac verabredeten Fahrt begegnen werde. In dieſem letzten Abſchnitte zeichnet ſich die poetiſche Beſchreibung des Balls, durch Schalkhaftigkeit und ſchönen Versbau, und die Beſchreibung des von Paſſerino gemalten Seeſturms, die er dieſem in den Mund legt, durch die in einer feinen Dilogie durchgeführten Anſpielungen auf die franzöſiſche Revolution, vorzüglich aus.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN und STRALSUND, (b. Lange): *Schwediſche Annalen der Medicin und Naturgeſchichte*, herausgegeben von *Karl Asmund Rudolphi*, d. W. W. u. A. G. D. d. med. Fac. in Greifswald Adjunct und Proſector; der Naturforſch. Geſellſchaft in Jena Korreſp. der Sydenhamiſchen in Halle Ehrenmitgl. Erſten Bandes erſter Heft. 1799. 16 Bog. gr. 8. (20 gr.)

Es iſt ein ſehr verdienſtliches Unternehmen des Vf., uns die, ohnehin theils ſeltnen, theils der Sprache wegen nicht von Jedem zu benutzenden, Schriften Schwediſcher Aerzte und Naturforſcher bekannter zu machen, wozu er um ſo beſſere Gelegenheit hat, da nicht allein die akademiſche Bibliothek von Allem, was in Schweden gedruckt wird, ein Exemplar erhält, ſondern er auch mit mehreren Schwediſchen Gelehrten in Briefwechſel ſteht. Er giebt, nach den Umſtänden, Anzeigen, oder Beurtheilungen, oder Inhaltsanzeige, Auszüge. Bey wichtigern Gegenſtänden iſt auch Manches wörtlich überſetzt, und auſserdem findet man häufig ſchätzbare Anmerkungen hinzugefügt. Jährlich ſollen ein bis zwey Hefte erſcheinen. Mineralogie, Chemie, Phyſik, ſind von dem Plane ausgeſchloſſen, es ſey denn, daſs die anzuzeigenden Schriften aus dieſen Fächern zunächſt den Arzt intereſſiren. Das gegenwärtige Heft fängt mit dem Jahre 1797 an; doch werden noch einige weniger bekannte Schriften von 1796 nachgeholt. Es würde dem Zwecke dieſer Blätter um ſo mehr entgegen ſeyn, Auszüge von Auszügen oder Recenſionen zu geben, je wahrſcheinlicher das Buch ſelbſt ſchon in den Händen aller leſenden Aerzte iſt. Rec. begnügt ſich daher, für diejenigen, welche es etwa noch nicht kennen ſollten, eine Anzeige des Inhalts herzuſetzen. I. *Adolph Murray* über die Fortſchritte der Anatomie in neuern Zeiten. II. *Adolph Ulr. Grill* Rede über die (ihm gehörige) Naturalienſammlung zu Söderfors. (Nachrichten von einem lebenden Simia Apella, einer lebenden Cavia Aguti, einem Strauſs, der an zu groſser Obeſität ſtarb.) III. *Guſt. Paykull* Rede über die Geſchichte der zoologiſchen Kenntniſſe (der Schweden) vor Linné's Zeit. (Pabſt Honorius III verbot 1219 den ſchwediſchen Mönchen bey Strafe des Bannes, die Phyſik zu erlernen — ein Gegenſtück zu den bekannten öftern Verboten der Päbſte, und auch des eben genannten an die Cleriker überhaupt, die Medicin und Chirurgie nicht zu erlernen und auszuüben.) IV. *Joh. Guſt. Acrel* Rede über die Grundlage und Zunahme der Arzneywiſſenſchaft in Upſala. V. Neue Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm für 1797. (Sind ſchon in der A. L. Z. angezeigt. Rec. bringt nur *Lorenz Hollberg caſus pemphigi* S. 46 ff. in Erinnerung.) VI. Der Arzt und Naturforſcher, XII. Band. (Hier ſind ſehr gute Aufſätze ausgehoben. Intereſſant iſt *H. C. Gerſonius* Brief aus Tunis von 1795 ſowohl überhaupt, als wegen der Nachrichten von der Peſt daſelbſt, wogegen die Arnica vortreflich half. Man wird äuſserſt begierig auf ſeine verſprochenen Berichte an das mediciniſche Collegium in Stockholm über Peſt und Lungenſeuche.) VII — X. *Sven Hedin* wiſſenſchaftliche Abhandlungen für Aerzte und Wundärzte, B. IV. Heft 4. und B. V. H. 1 — 3.) XI. XII. *Sven A. Hedin* Handbuch der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft und dazu gehörige Pharmakopöe. (Eine ſehr gründliche Recenſion. Was der deutſche Herausgeber S. 75 f. von der mediciniſchen Praxis der Prediger ſagt, iſt Rec. aus der Seele geſchrieben.) XIII. *Alb. Jak. Segerſtedt* Lehrbuch der Arzneykunde. XIV. *B. Bjornlund materia medica ſelecta.* XV. Neues Journal für Oekonomie, Jahrg. 1797. (Ueber die Arten der *hirudinum* und von der Gattung *Lumbricus*.) XVI. Ueber die merkwürdige ſtarke Bewegung und Wirkung der elektriſchen Kraft im J. 1797 auch als vermuthliche Urſache der Katzenpeſt in der Hauptſtadt. (Iſt leſenswerth. Bekanntlich wüthete dieſe Krankheit auch in mehrern Ländern, und Rec. hat ſich lange gewundert, daſs man ihr nicht gröſsere Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. An

Rec. Wohnorte und in der umliegenden Gegend, im nördlichen Deutschlande, herrschte sie ebenfalls in dem benannten Jahre. Ekel, Erbrechen, Traurigkeit, machte den Anfang: bey einigen war Durchfall, wie es aus dem Geschrey schien, mit Schmerzen; Auszehrung bewirkte den Tod später oder früher. Wer eine Katze behielt, besafs eine Seltenheit. Im Sommer 1798 kehrte dieselbe Seuche, doch in gelinderer Tödtlichkeit, wieder: unter Menschen herrschte damals die Ruhr. Rec. verlor zwey junge Katzen daran. Die Eine verlor sich beynahe in agone. Die Andere öffnete er: es fand sich nichts, als im Magen etwas, in der letzten Angst genossenen, milchigten Getränks, und in den dicken Gedärmen eine Stelle etwa von der Länge eines Zolles, welche ganz und isolirt entzündet war. Einige erholten sich, jedoch langsam, auf gegebenes Schiesspulver. XVII. *Adolphi Murray et Nicol. A. Bergsten usus modioli in fractura et depressione cranii, casu singulari illustratus.* XVIII. *Ejusd. et Conr. Quensel abscessus auris internae observatio.* XIX. *Ejusd. et Freder. Schultzen fetus hydrocephalo interno correpti descriptio.* XX. *Ejusd. et Jac. Lindblom in uteri retroversionem animadversiones.* (Sehr merkwürdige und wichtige Auffätze und Beobachtungen. Der Wasserkopf rührte wahrscheinlich von dem gänzlichen Mangel der Nieren her. XXI. *Ejusd. et Sven. Petr. Leffler diss. inaug. de anchylosi.* XXII. *Ejusd. et Laur. Zenii sciagraphia nervorum spinalium descriptio, et quidem parium sacralium cum plexu ischiadico.* (Eine blofse Anzeige. Es werde von den fünf Differtationen dieses Inhalts in Leipzig ein Abdruck veranstaltet.) XXIII. *Ejusd. et Sven. Abrah. Dahl in partum praeternaturalem cum clunibus praeviis meditationes.* XXIV. XXV. *Car. P. Thunberg de oleo cajuputi P. I. II.* XXVI. *Ejusd. et Jo. Pentz diss. de Diosma.* XXVII. *Ejusd. et Car. Jo. Kjellmann diss. de usu menyanthidis trifoliatae.* (*Trifolii fibrini.* Brierbrauer gebrauchen die Blätter zuweilen statt des Hopfens, und ein damit gemachtes Bier soll mit dem Porter Aehnlichkeit haben.) XXVIII. *Ejusd. diss. de Drosera*, und XXIX. *de Melanthio.* XXX. *Jo. Gust. Acrel et Sam. Kinmanson diss. de epistaxi.* (Ein während der Kälte eines Wechselfiebers typisch wiederkehrendes tödtliches, Nasenbluten.) XXXI. *Ejusd. et Jo. Laur. Aschan diss. de hepatitide ejusque per ptyalismum curatione.* XXXII. *Ejusd. et Car. Zetterström diss. de haemorrhoea*, (*morbo macul. haemorrh. Werrh.*) XXXIII. *Ejusd. et Eric. Gust. Lönberg diss. de siti febrili.* XXXIV. *Ejusd. et Olav. Nore diss. de catarrho.* XXXV. *Ejusd. et Isaac. Haij diss. de gastrodynia.* (Nebenbey S. 212 ein Beytrag zu der Krankengeschichte der berühmten Göttingschen Insectenspeyerin.) XXXVI. *Ejusd. et Jo. Petr. Sjöberg diss. de usu vini in febribus.* XXXVII. *Ejusd. et Mart. Ludov. Wenner diss. de usu opii in febribus.* XXXVIII. *Jo. Gust. Acrel et Gust. Magnus Wenner de chinchinae usu in febribus.* XXXIX. *Andr. J. Retzii et Jac. Sonnerberg animadversiones in classem mammalium Linn.* XL. *Ejusd. et Matth. Jacobsson animadversiones circa crocodylum (sic) ejusque historiam.* XLI. *Jo. H. Engelhardt et Car. Wilh. Härdt observationes nonnullae medico-practicae.* (Meistens über die Lustseuche. Nutzen des Haarseils zur Beförderung der Exfoliation beym Beinfrafse.) Zuletzt Anzeige einiger Uebersetzungen ausländischer Werke in das Schwedische. — Bliebe Rec. ein Wunsch übrig; so wäre es der, dafs es dem Herausgeber künftig gefallen möchte, Schriften, wie VII — X. XIII. XXXIII. XXXVIII., wenn nicht ganz auszulassen, doch wenigstens nur dem blofsen Titel nach anzuzeigen, und in unsern Zeiten, wo der zu lesenden und zu kaufenden Journale etc. für Aerzte so viele sind und immer mehrere werden, lieber jeder der beiden Wissenschaften, Arzneykunst und Naturgeschichte, ein eignes abgesondertes Heft zu widmen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *London: Analyse sur la Justice du commerce du rachat des esclaves de la côte d'Afrique par Joseph Joachim da Cunha di Azeredo Coutinho* Portugais. 1798. 68 S. und X Vorrede. 4. Eine fürchterliche Philosophie herrscht in diesem Werke, wovon Rec. nur einige Proben anführen mag. Der gesellschaftliche Contract, *convention sociale*, wie der Vf. sagt, ist eine Absurdität; er setzt voraus: der Mensch laufe in die Wälder, ehe er kriechen kann. Der Mensch zieht alle seine natürlichen Rechte aus der Nothwendigkeit zu existiren. Der Handel ist ein Gesetz, welches durch die Natur dictirt wird; also ist auch der Sklavenhandel jenen Völkern dictirt. Die gesunde Vernunft dictirt das *jus naturae*; jeder Mensch hat seine eigene Vernunft; also soviel Menschen, soviel Rechte. Der Sklavenzustand existirt schon lange, man kann ihn ja wohl ein Gesetz der Natur nennen. Um doch die schlechte Behandlung der Sklaven zu verhindern, schlägt er vor, dafs jeder bey Antritt eines Amtes, einer Erbschaft etc. Rechenschaft von der Behandlung seiner Sklaven geben müsse. Dieses ausgenommen, scheint das übrige eher Ironie als Ernst zu seyn; so auffallend ist das System des Vf. Diese Schrift passirte die Censur in Lissabon nicht, weil man sie zu auffallend fand, (so hörte Rec. daselbst), der Vf. mufste sie also zu London drucken lassen. Dessen ungeachtet wurde der Vf. im vorigen Jahre als Bischof und Gouverneur zugleich nach Pernambuco mit dem Auftrage geschickt, den bisherigen Gouverneur zu entsetzen. Grundsätze, wie sie der Vf. lehrt, führen immer ihren Urheber zu etwas. Indessen hörte doch Rec. in diesem Jahre, dafs er von seiner Stelle als Gouverneur wiederum abgelöst sey. So widrig der Eindruck ist, den diese vielleicht zu gewissen Absichten geschriebene Schrift macht; so wird er doch zum Theil durch folgende wiederum ausgelöscht.

Lissabon: Estatutos do recolhimento di N. S. da Gloria do Lugar di Boavista di Pernambuco ordenado p. *D. J. J. d. A. C.* Bispo de Pernambuco. 1798. 4. Die Einrichtung wurde durch ein Legat bestimmt und veranlafst. Man wird hier eine Menge vernünftiger Verordnungen finden, die von einem im Grunde aufgeklärten Urheber zeugen. Man mufs nur nie vergessen, wo und unter welchen Umständen der Vf. schrieb.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. August 1799.

PHILOSOPHIE.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie herausgegeben von Ge. Gust. Fülleborn. Zehntes Stück.* 1799. 282 S. 8. (20 gr.)

1) Ocellus von Lukanien über den Ursprung der Welt übersetzt und erläutert von Bardili. — S. 34. 2) *Ocellus von Lukanien* über die Gesetze, ein Fragment aus dem *Stobaeus* übersetzt von Ebendemselben. S. 34. 35. 3) *Geist des Ocellus* von Ebendemselben — S. 77. Die wohlgerathene Uebersetzung des Ocellus ist ein würdiges Seitenstück zu der Uebersetzung des Timaeus, welche in dem vorhergehenden Stücke abgedruckt ist. Rec. hat sie mit dem Original sorgfältig verglichen, aber nicht eine Stelle gefunden, die ihm Anlass zu Erinnerungen gegeben hätte. Die von S. 36—53. beygefügten Anmerkungen geben theils Erläuterungen einzelner Worte wie z. B. φύσις, δόξα, λόγος, νόησις, zum Theil beschäftigen sie sich mit der Anzeige und Verbesserung verdorbener Stellen, wodurch das Verständniss dieser kleinen Schrift sehr gewonnen hat. Die Verbesserungen des Vf. empfehlen sich durch ihre Leichtigkeit z. B. 1 Kap. §. 12. bey den Worten: τὰ μὲν γὰρ πρῶτα κινεῖται κατὰ τὰ αὐτὰ καὶ ὡσαύτως, κύκλῳ χωρεῖ. διαδέχον δὲ ἐφεξῆς καὶ συνεχῶς οὐ τὴν κατὰ τόπον ἀλλὰ τὴν κατὰ μεταβολήν verändert Hr. B. nach χωρεῖ bloss das Punct in ein Comma, dass διαδέχον (sc. πρῶτα) nur eine nähere Bestimmung des κύκλον ist, welches einen guten passenden Sinn giebt. In der dritten Abhandlung entwickelt der Vf. mit dem von ihm schon bekannten Scharfsinn den Hauptgedanken, und vergleicht ihn mit ähnlichen Behauptungen älterer Philosophen z. B. der Eleatiker und vorzüglich des Spinoza. So befriedigend aber alles, was darüber gesagt wird, auch an sich ist; so finden wir doch das Resultat, welches daraus abgeleitet wird, keinesweges begründet. Das ganze Räsonnement soll nämlich beweisen, dass diese Schrift wirklich vom Ocellus und nicht von einem spätern Schriftsteller herrühret. Die Schrift, sagt er, trägt das Gepräge des Alterthums unwidersprechlich an sich. Die Ideen des Ocellus enthalten die Keime zu mehr als einem philosophischen Systeme der späteren Griechen, ohne dass sich schon die mancherley Auswüchse mit angesetzt hatten. Man wird keine griechische spätere Schule nennen können, deren System er mit Beybehaltung ihres Charakteristischen ganz gefolgt wäre. Er hat fast dieselbe Ansicht von der Welt als Xenophanes, aber ohne sich auf die Unzuverlässigkeit der Sinne zu berufen, wovon er gar nichts zu wissen scheint, ist der Satz, das Ganze ist seinen Theilen entgegengesetzt, die einzige Grundlage seines Systems. Ein neuerer Schriftsteller hätte doch wohl diesen Zankapfel späterer Schulen benutzt? Von Glück und Zufall weiss er eben so wenig etwas, welche Begriffe nicht in das frühe Alterthum gehören. Der Vf. beruft sich hierbey auf Plessing's Memnonium, aus welchem er eine lange Stelle S. 57—63. hersetzt. Es ist nicht zu leugnen, dass der Vf. alles aufgeboten hat, was die philosophische Kenntniss des Alterthums darbieten kann, um seine Behauptung zu erweisen; allein, wenn es ihm auch gefallen hätte, die wichtigen Gegengründe gegen die Aechtheit des Ocellus zu entkräften, auf welche er sich gar nicht eingelassen hat; so würden doch diese angeführten Gründe kaum mehr als einige Wahrscheinlichkeit hervorbringen können. Die vielen Stellen, welche fast wörtlich mit Aristotelischen Stellen übereinstimmen, wiegen alles, was für die Aechtheit angeführt werden kann auf. Es kommen mehrere philosophische Ausdrücke vor, welche neuern Ursprungs sind z. B. ὄν, ἐντελέχεια, [illegible], und wo nicht von allen doch den meisten Ideen kann man den Ursprung in dem Systeme des Plato und Aristoteles, zum Theil auch in ältern Pythagoräischen Vorstellungen nachweisen. Dieses führet schon auf die Vermuthung eines neueren Ursprungs, gegen welche der erste Grund des Vf. nichts ausrichten kann. Denn wenn es ein Product eines spätern Schriftstellers ist; so darf man demselben wohl soviel Ueberlegung zutrauen, dass er nicht einem nach den Zeiten der Pythagoräer aufgestellten System ganz würde gefolgt seyn, ohne seinen Betrug bey dem ersten Blick zu verrathen. Auf diese Art lässt sich auch der zweyte von dem Stillschweigen über das Modethema neuerer Zeiten von der Wahrheit der Sinnenerkenntniss beantworten. Der dritte hat bey weitem nicht das Gewicht, welches Hr. B. demselben zutrauet. Denn gesetzt, dass die Unbekanntschaft mit den Begriffen vom Glück und Zufall ein charakteristisches Merkmal des Alterthums einer Schrift wäre; so konnte ein nach dem Aristoteles lebender Büchermacher dieses Costum um so eher beobachten, da selbst Aristoteles die Bemerkung gemacht hatte, dass die ältern Weisen sich nicht über den Zufall erklärt haben. Nun ist aber auch diese Bemerkung noch nicht über allen Zweifel erhoben, und selbst ihrer Natur nach problematisch, da die Benennung ältere Weisen keine gewisse Zeitbestimmung an die Hand giebt. Zählte Aristoteles den

den Empedokles, den Leucipp und Demokrit unter jene Aeltern? Gewifs nicht. Denn er felbft bezeuget, dafs diefe in ihren Syftemen viel auf den Zufall bauen. Und fo fehen wir nicht ein, warum nicht felbft noch Pythagoräer von jenen Aeltern ausgefchloffen feyn konnten, deren Philofopheme über den Zufall uns zum Theil Stobaeus aus einer glaubwürdigen Quelle, dem *Ariftoxenus* (Eclog. Phyfic. edit. Heeren p. 206.), aufbehalten hat. Nach allem dem bleibt uns diefe Schrift höchft verdächtig, fo lange nicht auf eine dem Geift und Charakter des Ariftoteles entfprechende Art das Factum erkläret ift, dafs wir in feinen Schriften, namentlich in denen *de generatione et corruptione* fo viele Stellen lefen, welche mit Stellen im Ocellus faft Wort von Wort zufammentreffen. 4) *Fragmente einer hiftorifchen Vorbereitung zu einer Gefchichte der Politik.* Der Vf. Hr. F. hat auf eine befondere Veranlaffung auf die Gefchichte der Politik feinen Forfchungsgeift gerichtet, und wird nach und nach in diefen Beyträgen einzelne Unterfuchungen darüber dem Publicum mittheilen. Wir wünfchen recht fehr, dafs er feine Mufse dazu anwenden möge, diefe Gefchichte zu bearbeiten, welche bis jetzt noch beynahe ein ödes Feld ift. Als Einleitung fchickt er in diefem Auffatz 1) Betrachtungen über den Begriff der Politik bey den Griechen insbefondere beym Ariftoteles und 2) über die Entftehungsarten der Staaten voraus. Nicht fowohl der Begriff der Politik, als der πολις, und die Verbindung der Begriffe Stadt und Staat bey den Griechen, nebft den Urfachen derfelben, befchäftiget den Vf. in dem erften Theile. Die Bemerkungen über die Entftehungsarten der Staaten oder Refultate aus der Gefchichte, auf eine eben fo angenehme als belehrende Art von dem Vf. zufammengeftellt, erlauben keinen Auszug. Eben diefes gilt auch von folgenden Auffätzen des Herausgebers. 5) *Fernere Zufätze zur Gefchichte der Phyfiognomik.* 6) *Verfchiedene Ideen über und zur Moral aus neuern Schriften.* Das Intereffantefte in diefem Auffatze ift ein früherer Entwurf der Moral von dem verewigten *Garve*, worin es alles was Tugend heifst, auf zwey Gefichtspuncte, auf *den moralifch beften leidenden und thätigen Zuftand* zurück führt. „Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden, oder wir bringen Veränderungen hervor, und find uns unferer Thätigkeit bewufst. Daraus entftehen zwey Hauptarten der Tugend, eine *leidende* und eine *thätige. Zufriedenheit mit unfern Schickfalen*, fcheint mir die erftere — *Wohlwollen* und *Gutthätigkeit* die zweyte zu feyn. Die erfte bezeichnet den Inbegriff der Pflichten gegen Gott, die andere den Inbegriff der Pflichten gegen die Menfchen.“ Diefer Entwurf, der in wiffenfchaftlicher Hinficht feine grofsen Mangel hat, ift doch, wie alles, was Garve gefchrieben hat, lefenswerth, wegen der trefflichen Gedanken und praktifchen Bemerkungen, in welchen fich fein Geift und Charakter fo rein ausgedrückt haben. 7) *Verzeichnifs einiger philofophifchen Modethematum älterer und neuerer Zeiten.* Vom Herausgeber. Es würde ein intereffanter Beytrag zur Gefchichte der Philofophie feyn, wenn ein Gelehrter, der Gründlichkeit und gefällige Darftellung verbindet, die Unterfuchungen, welche durch gewiffe Umftände, Bedürfniffe und eigenthümliche Richtungen des Zeitgeiftes gleichfam zur Mode wurden, dafs keiner Anfpruch auf den Namen eines Philofophen machen zu können glaubte, ohne an ihnen Theil genommen zu haben, nicht allein verzeichnete, fondern fie auch nach allen verfchiedenen Rückfichten, welche fie darbieten, hiftorifch bearbeitete. Was Hr. F. in diefem Auffatze liefert, entfpricht aber diefer Idee auf keine Weife. Die Frage: ob die Tugend erlernbar fey? Und die Lehre von der Wahrfcheinlichkeit find die beiden Modethemata, von welchen hier gehandelt wird. Warum und wie fie zu den Modebefchäftigungen der Philofophen wurden, darüber fchweigt der Vf. gänzlich, fondern begnügt fich, die Philofophen, welche die erfte Frage bejahend oder verneinend beantworteten, und ihre Gründe ganz kurz anzugeben; in Anfehung der Wahrfcheinlichkeitslehre aber giebt er einige Materialien zur Gefchichte derfelben. Indeffen find diefe letzten doch brauchbar und mit einigen guten Rafonnemens verwebt, da hingegen die Ueberficht der Philofopheme über die Frage: ob die Tugend erlernbar fey, fehr flüchtig gearbeitet ift. Der Streitpunct ift gar nicht beftimmt; um diefes zu thun, hätte die Veranlaffung der Frage gefchichtlich entwickelt werden müffen. Auch kommt dabey fehr viel auf den Begriff an, welchen jene Philofophen, die an diefer Streitfrage Theil nahmen, von der Tugend hatten, — eine Rückficht, die gänzlich überfehen ift. So ift αρετη beym Plato im Meno und anderwärts, nicht das, was wir bey Tugend denken, fondern Staatsklugheit. Plato, heifst es S. 144., entfcheidet dafs die Tugend ein Gefchenk der Gottheit fey. In wie ferne? Sollte Plato nicht auch, zum wenigften in einem gewiffen Grade, erkannt haben, dafs Tugend nur aus Freyheit entfpringt? Es fehlt nicht an Stellen, die man diefem von ihm angeführten Ausfpruche entgegen ftellen kann, der auch genau erwogen nicht mehr faget, als von Gott hat der Menfch das moralifche Vermögen. Die Hauptftelle, wo fich Plato am beftimmteften erklärt, welche bey diefer Streitfrage von Bedeutung ift, (de Republ. VI. S. 77. 78. und VII. S. 134, 135.) ift gar nicht angeführt. Wenn man diefe erwäget; fo wird man auf ein ganz anderes Refultat geleitet, in welchem beide Denker Plato und Ariftoteles nicht fo weit von einander ftehen, als hier angegeben ift. 8) *Anaxagoras aus Klazomenae und fein Zeitgeift eine gefchichtliche Zufammenftellung von Profeffor F. A. Carus.* Diefe ausführliche Abhandlung (von S. 162 bis 282.) macht in Verbindung mit der befonders gedruckten Abhandlung des Vf. *de Cosmotheologiae Anaxagoreae fontibus* eine Monographie aus, dergleichen wir in Rückficht auf die allfeitige Behandlung in der Gefchichte der alten Philofophen keine aufzuweifen haben. So wie der Vf. in jener, die Ana-

Anaxagoräische Weltlehre aus dem Geiste ihres Urhebers entwickelte, also den ursprünglichen Zusammenhang seiner Ideenreihe, und die Fortbildung derselben nach den Gesetzen des menschlichen Geistes erforschte; so setzt er in dieser einige Umstände und Bedingungen ins Licht, welche mit der innern und äussern Thätigkeit des Anaxagoras bald in näherer bald in entfernterer Berührung standen. Dieses ist es, was der Vf. unter dem Wort *Zeitgeist* begreift. „Es wird dadurch die hervorstechende Art, auf welche, und der Grad, in dem jenes fixirte Zeitalter auf ihn insbesondere einwirkte, die Gewalt angedeutet, mit welcher dessen Geist einem Manne von diesen Anlagen und Richtungen der Seele, diesem Schicksale, dieser engern oder losern Verbindung mit gewissen Erscheinungen desselben begegnen oder widerstehen konnte." Mit Recht erinnert der Vf. dass in der Geschichte der Philosophie an die Stelle der billig verdrängten, unkritisch gehäuften und zwecklos verbundenen biographischen Notizen, die Untersuchungen über den Zeitgeist jedes Philosophen als individueller Pragmatismus treten dürfen. Der Vf. zerlegt nun die einzelnen Gesichtspuncte, welche in dieser Aufgabe liegen und untersucht, was auf den Geist und Charakter des Anaxagoras als Klazomenier und Athenienser wirkte, was ihm die Nichtgriechen Anziehendes gaben und zeigten, das Verhältniss seines cosmologischen Systems zu dem philosophischen und religiosen Geiste seines Zeitalters, endlich in welchem Verhältnisse erschien Anaxagoras seinen Zeitgenossen, aus welchem Gesichtspuncte fasste der damalige Volksgeist sein System, welches natürlich auf die Veranlassung und den Erfolg der Anklage und überhaupt auf die letzten Schicksale dieses Philosophen führt. Es ist nur zu bedauern, dass die historischen Data zur Beantwortung dieser weitumfassenden Fragen sehr dürftig sind. Destomehr muss man die Combinationsgabe des Vf. bewundern, welche durch geschickte Benutzung und Zusammenstellung des wenigen Stoffs, und durch scharfe Kritik einzelner Nachrichten noch so viele Resultate finden liess. Freylich ist der Natur der Sache gemäss bey allen nicht einerley Grad von Evidenz; und in einigen Puncten konnte der Vf. nicht sowohl Resultate aus historischen Daten geben, als vielmehr nur Aussichten eröffnen. Hieher rechnen wir das, was der Vf. S. 179. seq. über die Verpflanzung Persischer Ideen nach Griechenland sagt. Die Beweisstellen, welche der gelehrte Vf. mühsam zusammengesucht hat, beweisen, unparteyisch erwogen nicht mehr, als dass es auch unter den Persern denkende Köpfe gab; ob diese aber so viel Einfluss auf Griechen hatten, dass diese Keime zu neuen Ideen und Ansichten erhielten, dieses erhellet aus dem angeführten noch nicht, zumal da wir nicht Ursache haben, die bestimmenden und veranlassenden Gründe der fortrückenden Cultur im Auslande zu suchen, sondern diese in dem Griechischen Locale und Zeitgeist selbst sich hinreichend darbieten. Am ergiebigsten ist die sorgfältige mit kritischem Geiste angestellte Erforschung historischer Quellen in Rücksicht auf das Verhältniss der Anaxagoraischen Lehren zu dem damaligen Religionssysteme und Volksgeiste und die zum Theil daraus entsprungene zum wenigsten motivirte Anklage des Weltweisen ausgefallen. Seine Vorstellungsart von der Sonne als einer durchglühten eisenartigen Elementarmasse (μύδρος) hat hier nicht nur eine ausführliche Untersuchung erhalten, sondern der Vf. hat auch besonders diejenige Seite derselben vorzüglich ins Licht gesetzt, von welcher sie den Zeitgenossen anstössig seyn konnte. Was schon mehrere Gelehrte gemuthmasst hatten, dass die Anklage eigentlich eine Cabale war, ist hier zu dem Rang einer bestimmten historischen Wahrheit erhoben, indem der Vf. zeigt, dass die Anklage ein Werk der Adelichen, einer Partey war, welche dem Perikles immer entgegenarbeitete, an deren Spitze erst Kimon dann Thucydides stand, dem Satyros beym Diogenes ausdrücklich eine doppelte Anklage des Anaxagoras zuschreibt. Wahrscheinlich macht es noch überdies der Vf., dass sich mit dieser noch eine dritte, den Lacedämoniern zugethane Parteyverband, welche den Perikles und seine Freunde eines Einverständnisses mit den Persern (μηδισμοῦ) beschuldigte. Dieses machte auch den einen Klagepunct des Thucydides gegen den Anaxagoras aus. Der Vf. nimmt an, dass Anaxagoras zweymal angeklagt worden, einmal wegen seiner Verbindung mit den Persern, das zweytemal wegen Verletzung des Religionscultus; dort wurde er mit dem Exilium bestraft, hier abwesend zum Tode verurtheilt; und es gelingt ihm auf diese Art, in die abweichenden Nachrichten von diesem Rechtshandel und seinem Erfolge, Uebereinstimmung zu bringen. Dieses wenige, was wir aus dieser reichhaltigen Abhandlung auszeichneten, wird schon von selbst auf das Interesse derselben aufmerksam machen. Die Schreibart scheint uns zuweilen etwas zu geschraubt und kostbar, und einige Perioden sind, wegen ihrer Länge und zu vielen Zwischensätze, schwerfällig und dunkel. Diese kleinen Fehler wird der würdige Vf. durch einige Aufmerksamkeit leicht verbessern.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Selbstlehrender englischer Dolmetscher oder deutlicher Unterricht die englische Sprache in kurzer Zeit gründlich zu erlernen.* Ehemals entworfen von *J. N. C. Buchenröder;* in dieser fünften Ausgabe aber gänzlich umgearbeitet, vermehrt und verbessert. 1799. 318 S. 8.

Zuerst giebt der Verfasser eine Theorie von der Aussprache der englischen Vokale, Diphthongen und Consonanten, welche bey aller ihrer Kürze die Hauptregeln darstellt, und selbst die meisten Ausnahmen anführt. Darauf liefert er einen Auszug aus *Walker's Pronouncing Dictionary*, in welchem die nothwendigsten Vocabeln mit ihrer Aussprache und Bedeu-

deutung beygebracht find. So ist z. B. nur *content* eingerückt, aber *contented*, *contentless* und *contentment* nicht, weil sie nach jenem Stammworte leicht erklärt und ausgesprochen werden können. Beide Abschnitte hat Recensent mit Vergnügen gelesen; doch fielen ihm besonders in der theoretischen Anweisung folgende Unrichtigkeiten auf. Nach der 6ten Seite soll *verdict* wie *werdeit* lauten, und *patriarch* wie *patreiark*. Dieses ist aber wider *Walker* und *Sheridan*, welche sie *werdikt* und *pähtriärk* bezeichnen. — Auf der 7ten Seite erblickt man *simile sseimili*, da doch die genannten Orthoepisten es *ssimmili* aussprechen. — Auf der 8ten Seite *conceit kansit*, da es doch nach ihnen *kanssiht* klingt. Ebendaselbst stehet *yeoman jihman*; allein *Walker* bezeichnet es *johmän*, und *Sheridan jemmön*. Noch findet sich daselbst *feodary fidari*, *feodal fidäl*, da sie doch nach jenen Männern *fiuhdari* und *fiuhdal* lauten, und daher oft *feudary* und *feudal* geschrieben werden. — Die 9te Seite sagt: „*g* wie ein gelindes *k* oder *gh* vor *a*, *o*, *u*, ingleichen vor *l* und *r*, und am Ende einer Sylbe." Diese Regel ist wahr bis auf den letzten Punct, denn am Ende von *king*, welches der Verfasser hersetzt, ist *g* ganz stumm, wenn man *ing* nach englischer Mundart durch die Nase ausspricht. Von diesem merkwürdigen Nasenlaute wird aber nichts erwähnt. — Auf der 14ten Seite erscheinet *dome duhm*, da es doch nach *Walker* und *Sheridan dohm* gelesen werden muss. Mit welchem Rechte rechnet endlich der Vf. auf eben der Seite *do* und *two* zu den Wörtern, in welchen *o* wie kurzes *u* klingt, als in *woman*, *wolf*? Sie reimen immer mit einem langen *uh*, und dadurch unterscheidet sich ja *two* von dem kürzern *to*.

An dem erwähnten Auszuge dürfte ein scharfer Kunstrichter vielleicht manches in Hinsicht auf die beygesetzte Aussprache zu erinnern finden; Rec. weiss aber aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, den nationellen Laut so vieler Wörter durch todte Buchstaben andeuten zu wollen, besonders in den Sylben vor und nach dem Accent. Er lässt daher dem Vf. gern die Gerechtigkeit wiederfahren, dass er so viel geleistet hat, als die deutschen Charaktere auszudrücken vermögen.

Auf diese theoretische und praktische Anweisung zur Aussprache folgt eine kurze, aber hinlängliche Darstellung der Redetheile und der Wortfügung, nebst eingestreueten Bemerkungen über die Eigenheiten der englischen Sprache. Diese wenigen Bogen enthalten beynahe alles das, was man in grössern Grammatiken oft weitläuftiger, aber selten vollständiger antrifft, und werden daher dem Anfänger unstreitig nützlich und willkommen seyn. Den Schluss machen einige Gespräche, unter welchen besonders dasjenige, welches den Titel führt: Ueber den richtigen Gebrauch der Ausdrücke *Sir*, *Mr. Lady*, *Mrs. Madam* u. s. w. gelesen zu werden verdient.

* * *

Riga u. Mietau, b. Müller: *Nachlass meiner Mutter Gans und meiner Amme Goldmund.* 2ter Th. welcher auch den Titel führt: *Neue Mährchen und Erzählungen.* 1796. 376 S. 3ter Th. mit dem besondern Titel: *Der Wilde.* 1797. 228 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Eisenach, b. Wittekindt: *Geister, Zauber, Hexen- und Kobolds-Geschichten.* 1stes Bändch. 2te verbess. und vermehrte Auflage. 1799. 316 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 120.)

Würzburg, b. Stahels W. u. S.: *Geschichte des alten Testaments aus dem biblischen Text zusammengesetzt, und mit Anmerkungen begleitet für Hausväter und Volkslehrer* von *A. J. Onymus.* 1ter Th. XVIII. und 278 S. 2ter Th. 396 S. 3ter Th. 372 S. 4ter Th. 344 S. Neue Auflage. 1798. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 60.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Lissabon: Memoria sobre o Loureiro Cinnamomo vulgo Caneleira de Ceylaõ p. ordem de S. A. R. o Principe n. S. comp. p. Manoel Jacinto Nogueira da Gama* 1797. 38 S. 8. mit einer nicht übeln Abbildung des Zimmtbaumes als Titelkupfer. Diese kleine Schrift ist bloss der Gelegenheit wegen, merkwürdig. Man versucht jetzt wiederum die ostindischen Gewürzbäume in den portugiesischen Colonien anzupflanzen, und verschiedene junge Zimmtbäume in den Treibhäusern des königl. Botanischen Gartens zu Belem sind bestimmt, nach Brasilien geschickt zu werden. Diese kleine Schrift wird ihnen zum Unterricht der Pflanzer beygefügt. Sie ist ein Auszug aus Valmont de Bomare, der Encyclop. method., Woodville und einigen andern bekannten Büchern, enthält viel den Pflanzern unnützes, und ist in manchen Stücken für diese lange nicht ausführlich genug.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. August 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

UTRECHT, b. van Paddenburg: *Specimen hermeneutico theologicum de doctrina et dictione Johannis apostoli ad Jesu magistri doctrinam dictionemque exacte composita; quod praeside J. Heringa Th. D. et in Acad. Traj. Prof. publico examini submittit auctor Carol. Wilhelmus Stronck*, Tiela Gelrns. 1797. 259 S. gr. 8.

Hr. S. hat hier einen rühmlichen Beweis seines Fleifses und feiner Gefchicklichkeit geliefert. ler Gegenftand, welchen er gewählt hat, ift in mehr ls einer Rückficht intereffant, und er ift auch im ianzen mit vieler Sorgfalt bearbeitet worden. Wenn nan ihm auch nicht allenthalben beyftimmen kann — lenn hin und wieder bemerkt man eine gar zu grose Aengftlichkeit in Anfehung älterer dogmatifchen Vorftellungen, die der unbefangenen exegetifchen Unterfuchung hinderlich ift; — fo enthält doch diefe Schrift manche Beweife von feiner guten Bekanntfchaft mit ältern und neuern Auslegern, einem durch las Studium der Alten gebildeten Gefchmack und einem guten Urtheil, verbunden mit einer liebenswürligen Befcheidenheit.

In der Einleitung redet der Vf. von der Behauptung einiger Neuern, die unter andern auch Bahrdt geaufsert hat, dafs die Lehre der Apoftel nicht immer mit der Lehre Jefu zufammenftimme. Er zeigt, lafs die nähere Unterfuchung diefer Sache von grofsem Gewicht fey, indem die Reinheit und Wahrheit les Chriftenthums mit der Treue und dem Anfehen ler erften Verbreiter der Lehre Jefu in der genaueften Verbindung ftehe. Um an einem Beyfpiel die Uebereinftimmung der Lehre der Apoftel mit der Lehre Jefu zu zeigen, wählte Hr. S. insbefondere den Johannes, nicht allein deswegen, weil die Schriften diefes Apoftels fich durch ihre Vortreflichkeit auszeichnen, und man darin eine bewundernswürlige Aehnlichkeit mit der Sprache und den Ausdrücken Jefu findet, fondern auch aus dem Grunde, weil Johannes die vornehmften Wahrheiten der chriftlichen Lehre wirklich vorgetragen und unter allen Apofteln, die Jefum während feinem Leben auf Erden begleiteten, am meiften gefchrieben und zugleich auch am längften gelebt hat. Um diefe genaue Uebereinftimmung des Apoftels mit der Lehre und Sprache Jefu zu erklären, wird ferner bemerkt, dafs Johannes, der wahrfcheinlich durch den Unterricht Johannes des Täufers fchon vorbereitet war, gleich bey dem Antritt des Lehramts Jefu in fein Gefolg getreten, und fein beftändiger Begleiter geworden fey; dafs er vor andern den vertrauteften Umgang und die ganz befondere Freundfchaft Jefu genoffen habe; dafs er in feinem ganzen Charakter Jefu am ähnlichften gewefen fey, und es fich vorzüglich habe angelegen feyn laffen, die Reden und Gefpräche Jefu forgfältig aufzubewahren und mitzutheilen.

In dem erften Abfchnitt zeigt der Vf. die genaue Uebereinftimmung der Lehre Johannes mit der Lehre Jefu in Anfehung der Hauptwahrheiten von Gott, dem Sohn Gottes, dem heil. Geift, der verkündigten Heilslehre u. f. w. In diefer Abficht werden die einzeln Lehrfätze nach einer gewiffen Ordnung, (wobey es aber der Entfchuldigung S. 20. nicht bedurft hätte, dafs man hier nicht alle Sätze des gewöhnlichen Syftems aufgeftellt finde,) aus dem erften Brief Johannes ausgehoben und mit ähnlichen oder gleichlautenden Ausfprüchen Jefu in den Evangelien verglichen. Die übereinftimmenden Stellen werden neben einander gefetzt, und in den darunter folgenden Anmerkungen wird ihre Uebereinkunft nicht allein gezeigt, fondern auch die Bedeutung einzelner Ausdrücke näher beftimmt und erläutert. Z. B. in der erften Abtheilung, in der Lehre von Gott wird die Stelle 1 Joh. 5, 20. dem Ausfpruch Jefu Joh. 17, 3. an die Seite gefetzt. Der Vf. bemerkt dabey, dafs es auffallend fey, dafs der Apoftel in jener Stelle feines Briefs den Ausfpruch feines Lehrers vor Augen gehabt habe, und dafs die Uebereinftimmung noch auffallender fey, wenn man in der erften Stelle anftatt *τον ἀληθινον* mit mehrern Handfchriften, Kirchenvätern und Verfionen *τον αληθινον θεον* lefen wolle. Bey dem Wort *ἀληθινος* werden die verfchiedenen Erklarungen kurz angeführt und zuletzt wird bemerkt, dafs in den Schriften des Johannes *ἀληθης* gewöhnlich den *wahrhaftigen* bezeichne Joh. 3. 33. 5, 31. 32. 7, 18. 8, 13. 14. 26. 10, 41. 21, 24. 1 Br. 2, 5. *ἀληθινος* aber von dem *wahren*, im Gegenfatz gegen das erdichtete und falfche, gebraucht werde Joh. 1, 9. 4, 23. 6, 32. 15, 1. 1 Br. 2, 8. Am richtigften werde daher auch hier *θεον ἀληθινον* durch *den wahren Gott* überfetzt, welches auch mit dem Zufammenhang beider Stellen zufammenftimme. Ferner werden bey der Lehre von Gott noch folgende Stellen aus dem 1 Br. Johannes mit den Ausfprüchen Jefu in dem Evangelium verglichen. 1 Br. 4, 12 und 1, 18. mit Joh. 6, 46. und 4, 24; 1 Br. 1, 5. mit Joh. 8, 12.; 1 Br. 1, 9. und 2, 29. mit Joh. 17, 11 und 25; 1 B. 5, 9. mit Joh. 5, 34. 36.; 1 B. 3, 3. und 4, 5—7. mit Joh. 17, 11. und Matth. 5, 48.; 1 B. 4, 14. mit Joh. 3, 17.; 1 B. 4, 9. mit Joh. 3, 16.; 1 B. 4, 10.

4. 10. 19. mit Joh. 15. 16.; 1 B. 5, 9. 10. mit Joh. 5, 32. 36. 37. In der Abtheilung von Jesu Christo wird die Stelle 1 B. 1, 2. der Stelle Joh. 3, 13. an die Seite gesetzt. In der ersten Stelle wird ζωη von Christo erklärt, der sich mehrmals so nennt, wie §. 14. weiter ausgeführt wird. Die Redensart ἐιναι προς τον πατερα wird mit ἐξερχεσθαι παρα oder ἀπο του πατρος Joh. 16, 27. 28. 17, 8. 13, 3. welchem das ὑπαγειν προς τον πατερα entgegengesetzt, verglichen und gezeigt, dass jener Ausdruck nicht anders, als von einem vorhergegangenen Zustand konne verstanden werden, womit auch andere Stellen, besonders Joh. 6, 50. 51. 62. und 17, 5. übereinstimmen. Rec. gesteht gern zu, dass man die Praexistenz Christi in dem Evangelium Johannis nicht weg erklären könne, ohne den Worten Gewalt anzuthun, aber vielleicht liegt in allen diesen Stellen eine gewisse Philosophie zum Grunde, woraus sich die Vorstellung von einer Praexistenz gut erklären liesse. Der Ausdruck ὁ ἀπ᾿ ἀρχης 1 Br. 1, 1. 2, 13. 14. wird mit den Worten Jesu Joh. 17, 5. verglichen. Hr. *S.* erklart jenen Ausdruck nicht von der Lehre Jesu, sondern versteht ihn von der Person Christi oder dem Logos, weil die Uebereinstimmung in dem Anfang des Briefs mit dem Anfang des Evangeliums nicht zu verkennen ist, weil ἐν ἀρχῃ und ἀπ᾿ ἀρχης mit einander verwechselt werden, vergl. Matth. 19, 4. Marc. 10. 6. und dieses ohne weitern Beysatz nicht von der Zeit, da die Lehre des Evangeliums ihren Anfang nahm, zu erklären ist, sondern das Hebräische בראשית ausdrückt; und endlich weil von dem λογος της ζωης, der ἀπ᾿ ἀρχης war, solche Prädicate gebraucht werden, die nur auf die Person, aber nicht auf die Lehre anwendbar sind. Auf eben diese Weise werden nun auch die Stellen 1 B. 2, 23. und Joh. 15, 23.; 1 B. 1, 7. ὁ ὑιος του θεου und Joh. 3, 17. 1 B. 4, 9. und Joh. 3, 16. 18. 1 B. 1, 1. und Joh. 15, 15.; 1 B. 1, 2. und Joh. 11, 25.; 1 B. 2, 8. und Joh. 8, 12.; 1 B. 3, 5. und Joh. 8, 46.; 1 B. 4, 14. und Joh. 10, 36 u. s. w. mit einander verglichen. Wir können aber dem Vf. in seinen einzelnen Bemerkungen nicht weiter folgen. Bey einzelnen Stellen hätte wohl an statt der vielen Citaten und Hinweisungen auf andere mehreres zur nähern Entwickelung der Sache gesagt und bestimmter erklärt werden können. Auch werden bisweilen Stellen mit einander verglichen, wo die Vergleichung nicht passend genug ist. Wozu wird z. B. S. 81. die Stelle Joh. 16, 13—15. mit 1 Joh. 5, 7. verglichen, da die letzte Stelle unächt ist, und der Vf. selbst das Gewicht der Gründe gegen ihre Aechtheit fühlt? Dass man mehr in dieser Stelle gesucht habe, als eigentlich nach der Verbindung darin liegt, braucht nicht gezeigt zu werden, wenn man Gründe hat sie für unächt zu halten.

In dem zweyten Abschnitt wird die Uebereinkunft der Sprache und des Ausdrucks zwischen Johannes und Jesus gezeigt. Hr. *S.* macht sich hier selbst den Einwurf: Jesus habe doch nicht in der Sprache geredet, worin Johannes die Geschichte und die Reden Jesu beschrieben habe. Da Jesus Syrisch geredet habe, so könne man nicht sagen, er habe sich gerade der Worte und Ausdrücke bedient, worin ihn Johannes reden lasse; alles dieses sey vielmehr Erfindung und Einkleidung des Apostels, und es sey deswegen sehr zweifelhaft, ob man berechtigt sey, in Ansehung der Worte und Ausdrücke eine Vergleichung zwischen Jesu und dem griechisch schreibenden Johannes anzustellen. Er antwortet aber darauf: der griechische Stil des N. T., und insbesondere der Stil des Johannes sey so ganz nach der damaligen Landessprache geformt, dass alles genau und wörtlich bis auf Kleinigkeiten übertragen sey, und es fast gar keinen Unterschied mache, ob wir die Aussprüche und Antworten Jesu in der gewöhnlichen Landessprache oder griechisch übertragen haben. Um dieses einleuchtend zu machen, setzt der Vf. die Stelle Joh. 3, 17—19. nach der syrischen Uebersetzung dem griechischen Text gegenüber, und macht auf die vollkommenste Uebereinstimmung in Ansehung der einzelnen Wörter und deren Verbindungen, der Wendungen und Formeln u. s. w. aufmerksam. Ueberdem bemerkt er, dass man überall in dem Johannes die gröste Sorgfalt bemerke, kein Wort, auch das geringste, nicht verloren gehen zu lassen. Bey der Vergleichung selbst führt der Vf. 1) einzelne Worte an, welche bey Johannes insbesondere oder ganz allein in einer gewissen Bedeutung vorkommen, und in deren Gebrauch man eine genaue Uebereinstimmung mit den Ausdrücken Jesu bemerkt. *Als* Beyspiele werden folgende Worte angeführt und näher erläutert: πιστευειν, κοσμος, ὁ πονηρος, ἀνθρωποκτονος, ἀληθεια, ψευδος, ποιειν, διδοναι, ἐχειν, ἀκουειν, ἀγαπαν, μισειν, γινωσκειν, νικαν, θανατος, ζωη, λογος του θεου, ἀλληλοι, τεκνια, παιδια, ἁιμα, ὑδωρ, πνευμα, λυειν, δυνασθαι, παρακλητος, βιος. 2) Ganze Redensarten, die Johannes aus den Vorträgen seines Lehrers sich zu eigen gemacht habe. Unter diesen sind folgende bemerkt und erklärt: μενειν — ἐιναι — τελειωσθαι ἐν τινι, ἐιναι ἐκ τινος, ἐν ἐιναι, ἐρχεσθαι ἐις τον κοσμον, κοινωνιαν ἐχειν μετα τινος, λαλειν ἐκ τινος, μειζων ἐιναι τινος, λογος — ἀρτος της ζωης, τα εργα του θεου — του διαβολου, την ψυχην τιθεναι ὑπερ τινος, πνευμα της ἀληθειας, καινη ἐντολη, ἁμαρτια προς θανατον. Bey allen diesen sind manche gute Bemerkungen eingestreut, z. B. bey dem Ausdruck 1 Joh. 5, 16. 17. ἁμαρτια προς θανατον wird die Meynung von Semler und Vloten bestritten, nach welcher dieser Ausdruck von einem solchen Vergehen, wodurch jemand der Rechte der christlichen Gesellschaft verlustig werde und aus der Kirche auszuschliessen wäre, soll verstanden werden. Der Vf. bemerkt ganz richtig, dass das Wort θανατος nirgends in den Schriften Johannes in dieser Bedeutung vorkomme, und dass auch diese Bedeutung von dem Sprachgebrauch des Apostels auf eine gewisse Weise abweiche. Jener Ausdruck wird mit Recht mit ἀσθενεια προς θανατον Joh. 11, 4. verglichen, wobey zugleich zur Erläuterung auf die Stelle Jes. 38, 1. hingewiesen wird, wo die Siebzig das Hebräische חלה למות durch ἐμαλακισθη

ιαθη εως θανατυ Sym. und Theod. durch εις θανατον und Aquila durch τη αποθανειν ausdrücken. αμαρτια προς θανατον wird daher diesen gemäfs durch peccatum lethale, quod mortem post se trahit, quodque mors necessario sequitur, θανατηφορος, wie die Siebziger חטא למות 1 Mos. 18, 22. übersetzen, erklärt und bemerkt, dafs dieses auf eine dreyfache Art könne verstanden werden. Der Vf. scheint am geneigtesten zu seyn, es nach der dritten Erklärungsart von einem Verbrechen zu verstehen, welches die weltlichen Richter nach der Strenge, mit dem Tod bestrafen, wovon Matth. 10, 21. der Ausdruck παραδωσει εις θανατον vorkommt. Dafs die syrische Uebersetzung auch auf diese Weise den Ausdruck verstanden habe, wird durch die Vergleichung mit Matth. 10, 21. 22. wahrscheinlich gemacht. 3) Macht der Vf. auf die Uebereinstimmung des Stils und der ganzen Beschaffenheit der Rede aufmerksam und zeigt, wie sehr Johannes in Ansehung der Simplicität und Deutlichkeit des Vortrags, des sanften und liebevollen Ausdrucks und der nachdrücklichen Sprache sich nach Jesu gebildet habe. Auch in dem Gebrauch gewisser Wendungen und Verbindungen ist die gröfste Uebereinkunft. Man findet hier manche wirklich feine Bemerkung, die wir zum Nachlesen empfehlen müssen, weil es zu weitläuftig werden würde, wenn wir nur einiges ausheben wollten. Billig hätte der Vf. bey allen diesem zugleich mehr Rücksicht auf andere Reden und Aussprüche Jesu, die Johannes zwar, aber nicht andere Evangelisten aufgezeichnet haben, nehmen sollen. Auf diese Weise wäre dem Einwurf, dafs die behauptete Uebereinstimmung Johannes mit Jesu genau genommen auf der Art beruhe, wie Johannes die Rede Jesu einkleidet und anführet, am besten vorgebeugt worden.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Versuch über Strafen. In vorzüglicher Hinsicht auf Todes- und Gefängnifsstrafen.* Nebst einer aus dem Englischen angehängten Nachricht über die Strafgesetze und Gefängnisse Pennsylvaniens. — Von *Justus Gruner*. 1799. 179 S. 8. (12 gr.)

Es ist diese Schrift ein eben so unzweydeutiger Beweis von den Kenntnissen und dem Fleifse des Vfs. als von einem wohlwollenden Herzen. Wir müssen dem Vf. dieses Zeugnifs geben, wenn wir gleich mit den philosophischen Sätzen, welche er annimmt, nicht übereinstimmen können, und besonders gehörige Verarbeitung der Gedanken und Consequenz in den einmal aufgenommenen Principien vermissen. Der Zweck dieser Schrift ist Untersuchung über das Strafrecht überhaupt und die rechtliche und politische Würdigung der einzelnen Strafen.

Hr. G. geht, wie er selbst in der Vorrede angiebt, von den Behauptungen des Hn. *Fichte* über das Strafrecht aus, welche allerdings sinnreich sind, aber, wenn man nur einigermafsen über sie nachdenkt, bey weitem nicht die Probe halten. Hr. *Fichte* selbst hat seine Strafrechtstheorie nirgends bewiesen, sondern sie blofs *precario* hingestellt, und der Vf. thut *Kant* unendliches Unrecht, wenn er diesen wahrhaften Denker nur als ein subalternes Glied in der philosophischen Republik betrachtet; so wie er auch gewifs die Stimme des Hn. *Fichte* selbst gegen sich haben wird, wenn er diesem Beynamen (wie z. B. eines *grofsen Weisen*) giebt, welche man selbst den gröfsten Philosophen, ohne ihre Bescheidenheit zu beleidigen, nicht beylegen dürfte. Und wie kann es Hr. G. verantworten, dafs er die *Kantische* Behauptung: „für den absichtlichen Mord gebe es kein Surrogat als den Tod," ganz kurz, und zwar blofs darum abfertigt, weil die Widerlegung schon in der neuesten Philosophie geliefert sey, und dann S. 52. die Bitte hinzusetzt: „bitten möchte man hier, um der Menschheit und um der „Wahrheit willen, jenen grofsen Mann, nach dieser „*wichtigen Widerlegung* (?) dem Publicum seine jetzi„ge, vielleicht geänderte, Meynung mitzutheilen, „und dadurch auch seine Schüler eines andern zu be„lehren. Könnte der verehrte Weise etwas Seiner „würdigeres thun, um den Dank der durch ihn be„lehrten Menschheit noch inniger zu vermehren?" Dem Herzen des Vfs. macht allerdings diese Bitte Ehre. Aber wir gestehen, dafs wir in jener angeführten Widerlegung auch keinen einzigen Grund gefunden haben, welche *Kant* bestimmen könnte, auch nur ein Wörtchen von seinen Behauptungen über das Strafrecht zurück zu nehmen. Diese ganze Widerlegung besteht darin, dafs angegeben wird, die Strafe sey nach der *Kantischen* Meynung weiter nichts als *moralische Vergeltung*, und darauf beruhe nun auch die Vergeltung des Mords mit dem Tode. Dieses hat man widerlegt und dabey hatte man ein kinderleichtes Spiel. Aber *Kant* braucht hievon nicht erst das Gegentheil zu lernen, und man darf mit *Kant's* System auch nur flüchtig bekannt seyn, um einzusehen, dafs eine solche moralische Vergeltung allen seinen deutlich genug erklärten Grundsätzen der praktischen Philosophie widersprechen würde. Und dennoch kann man eine solche Behauptung einem Manne zutrauen, den seine offenen und heimlichen Gegner doch nicht umhin können, einen *grofsen Mann* zu nennen.

In dem ersten Kapitel: *über das Strafrecht*, handelt der Vf. kürzlich von dem Zweck des Staats, von den Rechten des Menschen überhaupt, welche er sehr unrichtig in *Urrechte* und *Zwangsrechte* abtheilt, nimmt den *Abbüfsungsvertrag* des Hn. *Fichte* als Grund des Strafrechts auf, und verbindet damit den *Hufelandischen* Begriff von Strafe, der sich, unserer Einsicht nach, mit derjenigen Theorie von Strafe, welche der Vf. adoptirt hat, nicht wohl verträgt. — Hierauf geht er im zweyten Kap. zu den Grundsätzen von der *Ausübung des Strafrechts* über, wo er die Grundsätze aufstellt, dafs 1) die Ausübung (besser: Zufügung) der Strafe *öffentlich* geschehen, und 2) dafs sie nicht *grausam* seyn müsse, d. h. nicht harter,

ter, als es ihr Zweck die nothwendige Abschreckung erfodert. Ausserdem spricht hier auch der Vf. noch etwas von dem Strafgesetz und der Art seiner Anwendung. Bey dessen Anwendung, glaubt er, müsse auf die *Moralität* des Verbrechens Rücksicht genommen werden, und setzt S. 31. hinzu: „es ist „empörend, wenn ein Schriftsteller es wagt, mit „leidenschaftlicher Hitze und Hartnäckigkeit den „recht- und gefühllosen Satz aufzustellen: *dass jeder* „*Mord, er sey begangen unter welchen Umständen er* „*wolle, sich zu der darauf gesetzten Strafe qualifici-* „*re.* Man müsste — sich aller Menschlichkeit ent„äussern können, wenn man diese Behauptung ein„räumen wollte. Wehe dem Lande, dessen Crimi„nalrichter nach solchen Grundsätzen handeln, und „jeden Verbrecher ohne Rücksicht auf seine unglück„liche Lage einer falschen Gerechtigkeitsliebe opfern „könnten." Das Buch: in welchem jener gefühllose Satz vorkommt (nämlich: *die gerettete Rechtmässigkeit der Todesstrafen.* Deutschland. 1797) ist freylich ein sehr schlechtes Buch; aber jener Satz ist doch ein wahrer Satz, so gefühllos er auch ist, und beweist, dass unter grossem literarischen Unrath doch öfters ein sehr fruchtbares Saamenkorn verborgen liege. Die gemeine Meynung unserer positiven Criminalisten, die öfters da *fühlen*, wo sie *denken* sollten, ist freylich für Hn. *G.* Aber man fängt doch jetzt an, diese allgemeine Meynung in Anspruch zu nehmen. Was hat denn, fragen wir Hn. *G.*, die *Moralität* in dem äussern Forum zu thun? wie kann von der *unglücklichen Lage* des Verbrechers die Rede seyn, wo es auf sein Verbrechen und auf die bürgerliche Bestrafung desselben nach äussern Gesetzen ankömmt? Ist denn *Immoralität* Beweis der *Unrechtlichkeit* eines Menschen? und ist darum die Strafe dem Zweck der künftigen Sicherung angemessen, weil sie dem Grad der *Immoralität* des Verbrechens angemessen ist? Kann die Gefahr nicht gerade da steigen, wo die Immoralität (die Strafbarkeit nach moralischen Principien) vermindert ist; und müsste sich nicht die bürgerliche Strafe nach dem Grade der Gefahr richten? Und wie, wenn die Strafe gar nicht Sicherung vor einem bestimmten Verbrecher wäre, sondern wenn sie nur darum exequirt würde, um die Drohung des Strafgesetzes wirksam zu machen? — Der Vf. sieht wohl hieraus, dass man seine Meynung mit Grund bezweifeln kann, und dass er seinem Versprechen in der Vorrede, nicht zu declamiren, wo man philosophiren muss, keinesweges getreu gewesen ist. — Das dritte Kap. beschäftigt — sich mit den besondern Strafen, vorzüglich aber mit der Untersuchung über die Rechtmässigkeit der Todesstrafen. Er leugnet diese theils, weil sie nicht zur Sicherheit unumgänglich nothwendig seyn, theils aber aus folgender Argumentation: „das Leben, heisst es S. 41., ist ein Theil „der Urrechte, also unveräusserlich, und dem Staate „kann daher auch kein Recht darüber eingeräumt „werden. Es ist auch gar nicht bey Errichtung des „Staats veräussert, sondern durch den gemeinsamen „Willen festgesetzt worden, den dem Staat gefährli„chen Verbrecher, aus der Gemeinschaft auszuschlie„ssen." Welcher Staat kann von diesem Pactum das Document aufweisen? In der *Natur* des Staats finden wir von diesem Vertrage nichts. Das letzte entscheidet daher eben so wenig, als die angenommene Unveräusserlichkeit des Rechts auf das Leben. Denn dieses hat man schon längst bezweifelt, und jener Vertrag ist willkürlich angenommen. — Ein *Recht*, den vom Staat ausgeschlossenen zu *tödten* (wenn gleich nicht mit dem *Tode* zu *strafen*) nimmt der Vf. mit Hn. *Fichte* an. Denn der Ausgeschlossene verliert alle Rechte. „Was die Policey hier thut, ge„schieht nicht mehr dem *Bürger*, auch dem strengen „Begriff nach, nicht einmal dem *Menschen*." Da widerspricht sich aber der Vf. offenbar, wenn er S. 57. die Nothwendigkeit anerkennt, den vom Staat ausgeschlossenen nicht zu tödten, sondern sich vor ihm auf eine andere Art zu sichern, und nun den Grund angiebt „er ist zwar dem strengen Rechte nach, sei„ner äussern Menschenwürde beraubt; *allein* noch „immer bleibt in ihm das gleich uns organisirte und „mit Denkvermögen begabte Wesen übrig, das um „so mehr eine *gerechte* Behandlung verdient, da wir „diese selbst dem untergeordneten Thiere nicht ver„sagen dürfen." Wie kann doch der Vf. die *gerechte* Behandlung eines *rechtlosen* Geschöpfs, wie der vom Staat ausgeschlossene seyn soll, für nothwendig halten? Ist dieses kein Widerspruch? Und wie folgt denn, wenn der Mensch aufhört *Bürger* zu seyn; dass er darum keine *Rechte* mehr hat? Aus dieser angenommenen Rechtlosigkeit schliesst nun auch der Vf. S. 64., dass die Hinrichtung nicht öffentlich geschehen *dürfe*, welches Hr. *Fichte* bekanntlich daraus beweist, weil der Staat durch die Hinrichtung — seine *Nothdurft* verrichte. — In dem vierten Kap. handelt der Vf. von den Gefängnissen und Zuchthäusern, und giebt am Schluss dieses Kapitels einige Nachrichten über das Zuchthaus zu *Osnabrück*, zu *Schwarzburg* und zu *Hamburg*. — Der schon auf dem Titel angegebene Anhang ist eine sehr angenehme und nützliche Zugabe zu dieser Schrift.

* * *

LEIPZIG, in der Müllerschen Buchh.: *Jägerlieder*, von *L. C. E. F. H. von Wildungen*, in Musik gesetzt von *J. Ch. Müller*. 1799. 62 S. Text. 8. u. 23 S. Musik. 4. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 60.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. August 1799.

GESCHICHTE.

ALTONA, in der Kavenschen Buchh.: *Journal der neuesten Weltbegebenheiten.* Januar bis December 1797. Zwölf Hefte, zu vier Bogen. 8.

Der Geist und Ton dieser nun entschlafenen Zeitschrift lässt sich am besten aus folgenden Bruchstücken beurtheilen: Heft 1. S. 53 heisst es in der Nachricht von der misslungenen französischen Landung in Irland: „Die Engländer, die Schottländer, die Irländer wissen es sehr gut, dass sie feile Sklaven ihrer Regierung sind; aber ihr Handlungsgeist, ihr Geiz und ihr Nationalstolz überwiegen jedes andere erregte Gefühl." Heft 2. S. 97 wird ein Sieg, den Bonaparte über die Oesterreicher in Italien erhielt, mit folgender Tirade angekündigt: „Die Feinde der Freyheit und des Menschengeschlechts erblassen und zittern für die gänzliche Zernichtung ihrer Pläne; die Vertheidiger der Menschenrechte triumphiren." — Heft 4. S. 267 theilt der bekannte *Rebmann* dem Publicum folgende Anekdote mit, die er von *Sieyes*, (den er unter dem Namen *Magus* versteckt,) erhalten haben will, und für deren Wahrheit er mit seinem Kopfe zu bürgen verspricht: *Magus* sey in den ersten Jahren der Revolution mit Orleans nach London gegangen, wo auch Marat sich aufgehalten habe, und eines Tages mit Calonne Arm in Arm über die Strasse gegangen sey. Magus habe erfahren, dass Marat ein geheimes Souper mit den Ministern haben werde, und sich ein Zimmer in der Nähe des zu jener Zusammenkunft bestimmten gemiethet, wo er die Ankommenden beobachten können. Pitt habe Marats Plan, sich des Jacobinerclubs zu bemächtigen, gebilligt, und Marat geäussert, man müsse die französische Nation mit eisernen Ruthen regieren, sie sey untüchtig zur Freyheit, und noch zu glücklich, unter englische Herrschaft zu kommen. Hierauf habe Marat ein französisches Volkslied unter Gelächter gesungen, worauf Pitt weggegangen sey. Die übrige Gesellschaft habe sodann den Untergang der ausgezeichnetesten Republikaner beschlossen und folgende Toasts ausgebracht: Auf Englands Glück und Frankreichs Verderben! Auf das Wohl des Herzogs von Paris! auf das Wohl des Herzogs von Bretagne! auf das Wohl des Kaisers, als Herrn von Lothringen und Elsass! Marat sey von Pitt angewiesen worden, seine Papiere bey Boyd abzuholen, und Magus habe sich durch Boyds Schreiber eine Abschrift dieses Contracts zu verschaffen gewusst, welche er nebst einer Erzählung dieser Thatsachen an den engern und geheimern Zirkel der Jacobiner gesandt. Gleich nach seiner Zurückkunft habe Magus auf Marats Anklage gedrungen; allein Furcht und die beredte Stimme eines zweydeutigen Amerikaners (*Thomas Payne*) hätten es verhindert. Dadurch sey der Sieg der englischen Faction befördert, *Robespierre*, dieser wilde Schwärmer aus Vaterlandsliebe, von der Faction zur Ausführung ihrer Plane dadurch bestochen worden, dass man seiner Eitelkeit geschmeichelt, und unter dem Vorwande, dass er allein das Vaterland retten könne, seinem Fanatismus den Dolch gereicht habe, um Feinde und Freunde zu morden. Man habe ihm *Barrere* und den Jesuiten *Touthi* zugesellt, der gleichfalls in englischem Solde gestanden und Robespierre's vertrautester Rathgeber geworden sey u. s. w. — Dieses Geschichtchen trägt so unverkennbare Spuren eines albernen Mährchens, dass Rec. sich nicht weiter bey Auseinandersetzung der darin liegenden Widersprüche zu verweilen braucht. Es ist aber dies ein neuer Beweis, wie sehr sich eine gewisse Parthey bemüht, alle Flecken der Revolution, soviel möglich, von den Urhebern derselben ab, und auf *Pitt* zu wälzen. Jeder politische Kannengiesser diesseits und jenseits des Rheins glaubt sich berechtigt, über diesen wahrhaft grossen und muthvollen Staatsminister und seine zweckmässigen Operationen mit lächerlicher Wuth herzufallen, und sie mit possierlichen Vorwürfen zu verlästern, dagegen alle Maassregeln der Gegenparthey des englischen Ministeriums zu lobpreisen, oder wenigstens mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. — Heft 5. S. 314 heisst es, bey der Nachricht von den letzten Versuchen, welche die Republik Venedig machte, sich als ein selbstständiger Staat bey ihrer Neutralität zu behaupten: „Der Senat von Venedig „beweist es durch sein Beyspiel, dass die Menschen „selten sich durch fremdes Unglück belehren lassen, „und dass der Grundsatz: die Thronen der Tyrannen „gänzlich umzustürzen und die Aristokratie in der „Wurzel auszurotten, durchaus nothwendig sey, „wenn die Menschheit ihre Rechte erhalten und den „Frieden gesichert sehen soll. Die französische Nation „hat der Welt ihr feyerlich gegebnes Versprechen gehalten: *Wenn die fremden Fürsten sich in unsere „Angelegenheiten mischen wollen,* (sagte sie im Anfange „des Krieges) *so bringen wir ihren Völkern die Freyheit.* „Europa hat mit Erstaunen gesehen, wie Nationen „entfesselt und Millionen Menschen in ihre ursprüng„lichen Rechte eingesetzt wurden. Holland wurde „von seinem Statthalter (und seinem Vermögen) be„freyt; Belgien von der Herrschaft Oesterreichs;

„Avignon von der Gewalt des päbstlichen Stuhls; „(ein ewiges Denkmahl davon wird die berüchtigte „Eisgrube bleiben); Savoyen den Unterdrückungen „des Hauses Piemont entrissen; Mayland und die umliegenden Länder eine selbstständige (??) Republik! „— Venedig wird frey seyn, wenn sein Senat sich „gegen Frankreich verschwört." — Hier hat man eine Probe von der hochtrabenden Sprache der Revolution. Jede Regierung, welche nicht wie ein duldendes Lamm, sich und das Glück ihrer Bürger den französischen Freyheitshelden überliefern will, welche den Bedrückungen muthvollen Widerstand entgegensetzt, verschwört sich gegen die Freyheit; nur das französische Volk ist frey, alle andre Nationen sind Sklaven, jede andere Staatsverfassung ist Tyranney; jedes von französischen Armeen überwältigte, von französischen Commissären ausgesogene und gehudelte Land, hat die goldene Freyheit empfangen. Was mag der Vf. wohl unter *gänzlicher* Umstürzung *der Thronen der Tyrannen* verstehen? Der dänische wird doch wenigstens hoffentlich ausgenommen seyn, da dieses Journal unter seiner Aufsicht gedruckt wird. — S. 329 kömmt ein neuer Ausfall auf Pitt, weil er sich noch nicht auf Befehl unserer Journalisten vom Ruder entfernen will: „Eine Nation, die die Meere beherrschen will, und beynahe ihren Stolz befriedigt sieht, läfst sich von einem einzigen Manne, *der weiter kein Verdienst hat*, als der Sohn eines grofsen Ministers zu seyn, blindlings beherrschen. Dieser Mann darf nur seine Augenwimpern verziehen und das Perlament von England und Schottland verstummt! Er hat es der Welt bewiesen, dafs man nur ein wenig Muth und eine grofse Dosis Unverschämtheit braucht, um der unumschränkteste Gebieter eines grofsen Reichs zu seyn." — Fürwahr es gehört eine grofse Dosis Unverschämtheit und Wuth über mifslungene Hoffnung dazu, ein solches Gewäsch drucken zu lassen — wer denkt hier nicht an den Hund, der gegen den Mond bellt? — Heft 7. S. 457 „Schon lange würde eine Revolution auf dieser Insel (England) bewirkt seyn, wenn es daselbst unter den denkendsten Männern nicht noch mehrere Partheyen, wie Anfangs in Frankreich, gabe. Die eine verlangt eine angemefsnere Nationalrepräsentation; eine andere vollkommne Prefsfreyheit; eine dritte, dafs die Minister zu strengerer Rechenschaft gezogen würden; eine andere, ein Wahlkönigreich, und *die letzte eine vollkommene demokratische Republik*. Die letztere ist aber die schwächste, *weil in jedem Lande die hellsten Köpfe zu der kleinen Anzahl gehören*." — Nun wissen wir doch, was dazu erfodert wird, um bey diesen Journalisten für einen hellen Kopf zu gelten! — S. 484 werden den Brabantern bittere Vorwürfe wegen ihres sehr kalten Betrageus bey der Feyer des heiligen 14ten Julius gemacht, „welches in den Herzen aller Franzosen den Wunsch erregte, dafs irgend ein Erzherzog es sich gefallen lassen möchte, *den Brabantern eine neue Bastille zu bauen*." Man sieht aus diesen wenigen Bruchstücken, dafs diese Zeitschrift an wüthendem, blindem Demokratismus viele Pariser Journale noch übertrifft. Dafs die Vff. dieser Zeitschrift ihre Muttersprache sehr fehlerhaft schreiben, und überhaupt von historischer Kunst und Darstellung keinen Begriff haben, ist in der Regel. Die hin und wieder eingeschalteten Gedichte verdienen gar keine Erwähnung.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kufsler: *Freyheit der Franken. Adel. Sklaverey. Untersuchungen über einen Theil der altdeutschen Verfassung angestellt* von *Conrad Mannert*, Prof. d. Geschichte in Altdorf. 1799. 368 S. 8. (1 Rthl. 6 gr.)

Man erhält unter diesem etwas gesuchten Titel eine Geschichte der fränkischen Monarchie von Merovaus an bis auf Carl den Grofsen in dem Gesichtspunct, daraus den Verlust der alten fränkischen Volksfreyheit, die Entstehung des Adels und der Sklaverey zu entwickeln. Rec. erinnert sich unter den deutschen Geschichtschreibern keines, der diese Gegenstände in einer solchen Kürze, mit solcher Gründlichkeit und einem solchen Scharfsinn gefafst und dargestellt hätte. Classisch für diese Periode der fränkisch-deutschen Geschichte sind des berühmten *Mably* unvergleichliche *Observations sur l'histoire de France*. Es scheint nicht, dafs unser Vf. dies Buch von dieser Seite gekannt habe; da er sich aber aufser den alten Gesetzsammlungen und Capitularien lediglich an die gleichzeitigen Geschichtschreiber *Gregorius Turonensis* und *Fredegarius* hält; so kann es nicht fehlen, dafs beide auf eine Menge ähnlicher Resultate kommen. Durch die Eroberung von Gallien und die Annahme der katholischen Religion, erhielt die alte fränkische Volksfreyheit ihren ersten Stofs. Die königliche Gewalt gewann ihren Spielraum durch den Beystand der Pfaffen, durch die in die Höhe gehobenen Gallier, durch die Uneinigkeiten der rohen Franken und durch ein grenzenloses Verschleudern der fiscalischen Güter. Allmählich bildete sich aus diesen bereicherten *Leudes* eine Aristokratie, die das königliche Ansehen untergrub, und mit welcher der *Maior Domus* unter Einer Decke spielte, am Ende aber beide Partheyen betrog und sich zum unumschränkten Gebieter aufwarf. Jene Kraft, womit die Pipinische Familie so allgewaltig herrschte, lag in dem eingeführten allgemeinen Heerbann; es war dies aber ein erschöpfendes, revolutionäres Mittel, das in die Länge unmöglich hätte wirken können, wenn auch Carls Nachfolger die vortrefflichsten Köpfe gewesen wären. Dieser *Kriegsdienst* war so drückend, dafs unmittelbar darauf eine allgemeine Verarmung erfolgte, und derjenige Freye, der noch wenige Reste eines Eigenthums zu retten hatte, seine Güter freywillig an Kirchen, an die Grofsen abtrat, sich selbst in Hörigkeit oder Leibeigenschaft gab, um sich nur noch als Nutzniefser sein Leben zu fristen und unter einem höhern Schutz vom Kriege eximirt zu seyn. — So war am Ende der Karolingischen Perio-

Periode niemand mehr frey, als die Grafen, die Vicegrafen mit ihren Anverwandten und die Räuberbanden. Der Name *Leud, Anteustio*, hörte mit Carl dem Grosen auf, und wurde dafür *Senior* gewöhnlich. Der Senior hatte wieder seine eigene *Leudes* unter sich. Ein solcher *Afterleud* hiess *Homo* und stand ursprünglich in keiner grosen Achtung. Je nachdem diese *Homines* zum *Kriegsdienst* oder zum *Privatdienst* des Seniors bestimmt waren, je nachdem hiessen sie *Vassi* oder *Ministeriales*. So wie es *Leibeigene* gab, die wieder ihre Leibeigenen hatten; so konnten auch solche *Vassi fortiores*, geringere Vassos unter sich haben. Aus diesen *Vassis* und *Ministerialen* setzte sich endlich der jetzige niedere deutsche Adel an. Merkwürdig ist, dass die gleichzeitigen Schriftsteller jener Periode niemals einen Franken *nobilis* nennen, da sie doch bey den Staatsbeamten, welche *Römer* und *Gallier* waren, diese Geburtseigenschaft herauszustreichen nicht vergasen; zum Beweis, dass man anfänglich bey den freyen Franken von einem Adel und Geburtsunterschied gar nichts wusste. Da aber die Staatsämter erblich und eine Menge unbedeutender Familien dadurch verwandt mit dem königlichen Hause wurden, dass die Könige ihre Gemahlinnen nicht selten aus der ärmsten Classe nahmen, fing man an die *meliores natu*, die Wohlgebornen, zu unterscheiden. Wo der Vf. die Sitze der Ripuarischen und der Salischen Franken, der Burgunder, Wesgothen, Allemannen, bestimmt, Austrien und Neustrien unterscheidet, merkt man sogleich, dass derselbe in diesem Fach ganz zu Hause ist. — Ihre Theilungen machten die Chlodovärschen Söhne nicht nach geographischem Flächeninhalt, sondern nach einer ungefähren Anzahl der Römer und contribuablen Gallier, durch deren Besteuerung sie ihre nach damaligem Verhältniss ungeheure Schätze füllen konnten. Die Residenzen legten sie nicht in die Mittelpuncte ihrer Besitzungen, sondern gewöhnlich an die Grenzen, damit sie sich unter einander näher waren und sich nach Befinden unterstützen oder beobachten konnten. Wir können dem Vf. keinen ächtern Beweis unsers Beyfalls geben, als wenn wir ihm den Wunsch bezeugen, dass er seine Untersuchungen in die folgenden Zeiten fortsetzen möchte.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. Smits u. Comp.: *Dictionnaire de l'Académie Françoise*, revu, corrigé et augmenté par l'Académie elle-même. *Cinquième Edition.* II Tomes. L'an VII. de la République.

Dieses vor kurzem zu Paris wieder herausgegebene vortreffliche Lexicon, ist von der *Academie Françoise* selbst verbessert und vermehrt worden. Bey dem Entstehen der *Académie Françoise*, deren Hauptstifter *Richelieu* war, kannte man noch nicht die wahren Eigenschaften eines Lexicons. Man glaubte, dass es hinlänglich sey, alle Wörter in alphabetischer Ordnung aufzustellen, ihren Sinn und Werth durch Beyspiele aus Büchern und aus der vornehmen Welt zu erklären. Seitdem man aber die Sprache unter einem philosophischern Gesichtspuncte betrachtete, sah man ein, dass man hauptsächlich ihren richtigen und beständigen Gebrauch bestimmen müsse; man fand, dass die Sprechart der vornehmern Welt nicht immer als Muster, noch als eine entscheidende Autorität gelten könne, weil die vornehmere Welt oft schlecht denkt und schlecht redet; und dass die wahre Sprache eines aufgeklärten Volkes nur in dem Munde und in den Schriften der kleinen Anzahl derer vorhanden sey, welche richtig denken und reden, welche mehr von einem feinen Gefühl als von einer steifen Gelehrsamkeit geleitet, ihre Rede mit allem Lichte der Etymologie, der Analogie, der Figuren und Tropen erhellen, wodurch der Umfang und jede Schattirung des Gedanken vollkommen gut ausgedruckt wird. Solche Männer, welche Kenntniss mit Aufklärung verbinden, und bey der Nation als vorzügliche Schriftsteller bekannt sind, haben vor andern den Beruf ein Wörterbuch zu verfertigen. Nun bestand aber die *Académie Françoise* anfangs, und noch lange Zeit nach ihrer Entstehung, aus drey Gattungen von Leuten, nämlich aus einer grosen Menge schöner Geister, wie *Cotin*, welche bey ihren wenigen Gedanken nur nach Wendungen haschten, die oft lächerlich genug waren; aus vielen andern, welche mehr Liebhaber der Gelehrsamkeit als wahre Gelehrte waren, auch selbst nichts schrieben, sondern sich zu Vorlesern und Richtern alles dessen, was geschrieben ward, aufwarfen, wie *Conrard;* und aus fünf oder sechs grosen Männern, deren Genie die Muster der Dichtkunst und Beredsamkeit für ihre Nation schuf, wie die *Corneille* und die *Bossuet*. Diese letzte Gattung hat aber am wenigsten an dem Wörterbuche gearbeitet, und war auch wohl am wenigsten dazu aufgelegt; denn da sie in ihren Schriften die Wörter mit neuen Bedeutungen zu bereichern suchten, so konnten sie bey ihrem hohen Gedankenfluge ihr Genie nicht bis zur Untersuchung und Bestimmung der schon bekannten Bedeutungen herablassen. Natürlich musste also das *Dictionnaire* der *Acad. Franç.* in diesem Zeitraume nur mittelmäsig gut seyn. Nur erst mit dem Fortschritte der Dichtkunst, der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften überhaupt entstand der philosophische Geist. Er erschien in der *Académie Françoise* bald unter dem Namen eines Redners oder eines Dichters, bald unter dem eines Grammatikers, eines Mannes von Geschmack; und dieser Geist, welcher das Studium der Wörter liebt, weil er richtige Ideen und folglich richtigen Ausdruck verlangt, war allein fähig, ein gutes Wörterbuch an das Licht zu bringen. In jeder neuen Ausgabe verbesserte er die Unvollkommenheiten, und fügte neue Bemerkungen hinzu. Die letzte Ausgabe erschien 1762. Dass seit der Zeit die französische Sprache noch sehr viel gewonnen haben muss, lässt sich leicht denken, weil mit der zunehmenden Erkenntniss der Geschmack sich verfeinert, und die Sprache jedesmal von dem Zustande der Cultur abhängt. Was seitdem zur Verbesse-

besserung der Sprache geschehen ist, fasst nun diese neueste fünfte Ausgabe in sich, mit Beybehaltung alles des *Guten*, was die frühern Mitglieder der *Acad. Franç.* gestiftet haben. Ein einzelner Mann, wäre er auch noch so geschickt, kann unmöglich den ganzen Gebrauch der Wörter kennen, ja oft weiss er nicht einmal alle Bedeutungen eines einzelnen Wortes; es ist daher vernünftiger, diese alles umfassende Kenntniss von dreyssig oder vierzig Männern zu erwarten, deren Studien, Arbeiten und Talente sich auf alle Künste und Wissenschaften erstrecken. Eine solche Anzahl Mitglieder, aus welcher die *Academie Françoise* wirklich bestand, können gewissermassen als die Repräsentanten der Nation in Hinsicht auf die Sprache angesehen werden, und dem zufolge ist dieses *Dictionnaire*, das Resultat langer Untersuchungen, das einzige Wörterbuch, in welchem Franzosen sowohl als Ausländer den Gebrauch und die Gesetze der französischen Sprache mit Zuversicht lernen können. Es giebt nicht allein die Bedeutung und den Werth jedes Ausdrucks deutlich an, und erläutert sie durch treffende Beyspiele, sondern zeigt auch die Aussprache in schwierigen Fällen, den richtigen Accent und die neueste Rechtschreibung. Auch ist ein Anhang von den Wörtern hinzugefügt, welche seit der Revolution in der französischen Republik entstanden sind. Beide Theile kosten zu Paris 30 Franken, broschirt, und 33, gebunden.

Leipzig, b. Barth: *Arabisches Elementar- und Lesebuch*, mit einem vollständigen Wortregister, von *Ernst Friedrich Carl Rosenmüller*, Prof. der arabischen Sprache auf der Universität zu Leipzig. 1799. 397 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)

Ob es gleich an neuen Grammatiken und Chrestomathien für die arabische Sprache in Deutschland seit einiger Zeit nicht gefehlt hat; so halten wir doch gegenwärtiges Buch nicht für überflüssig. Die drey Stücke, woraus es besteht, die Anfangsgründe, die Proben aus prosaischen und poetischen Schriftstellern, und das Wörterbuch sind für jeden, der nur Deutsch versteht und die arabische Sprache lernen will, brauchbar. Hingegen des Hofr. Tychsen Elementare ist ganz lateinisch und das Glossarium, was Günther Wahl der Anthologie angehangt hat, ist auch lateinisch. Bey dem jetzt zunehmenden Verkehr Hamburgs mit Marocco und andern barbarischen Staaten, ist zu vermuthen, dass manche Kaufleute und andere, die der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, sich einige Kenntniss der arabischen werden verschaffen wollen. Solchen ist dieses Buch zu empfehlen. Denn das Wortregister ist als der erste Versuch eines arabisch-deutschen Wörterbuchs anzusehen, weil alle andere grosse und kleine die arabischen Wörter in lateinischer Sprache erklärten. Was Richardson in England für die arabische und persische Sprache geleistet hat, das hat der Vf. in Deutschland für die arabische gethan. Freylich nach dem Verhältnisse der geringen Verbindung Deutschlandes mit dem Orient. Der Vf. scheint nicht einmal den angezeigten Nutzen seiner Arbeit geahndet zu haben; wenigstens erwähnt er desselben nicht. Er würde sonst wohl in dem Lesebuch Aufsätze, die mehr aus dem gemeinen Leben genommen sind, und dazu dienen könnten, das Sprechen und Schreiben in dieser Sprache zu befördern, mitgetheilt haben. Er hatte den Gelehrten, der arabische Bücher lesen will, im Augenmerk. Da er nun einmal sich entschloss, in sein Wortregister die deutsche Sprache aufzunehmen; so hätten wir gewünscht, er hätte bey der Anlage des Lesebuches nicht blos an den Stubengelehrten sondern auch an den reisenden Kauf- und Geschäftsmann gedacht. Die Anfangsgründe werden auf fünf Bogen abgethan. Die Kürze ist zu loben. Wer sich tiefer in die Grammatik einlassen will, hat an den Werken eines Michaelis, Paulus, Wahl und vorzüglich Jahn hinlängliche Nahrung. Die abgedruckten Stücke sind sämmtlich aus schon gedruckten Werken, aber mit Auswahl und zum Theil aus solchen, die neu oder in Deutschland selten sind, genommen. Sie sind nicht mit einer Uebersetzung, aber bisweilen mit erklärenden Anmerkungen versehen. Doch vermissen wir sie bisweilen, wo sie wohl am meisten nöthig gewesen wären, z. B. bey den Excerpten aus Abdollatiph. Bey dem Wortregister, das, wie sich von selbst versteht, nur über die abgedruckten Stücke geht, ist der Raum nicht gespart. Da das Buch auf Schreibpapier gedruckt ist; so hat die Einrichtung den Nutzen, dass der Leser aus andern von ihm gelesenen Schriften noch Wörter beyschreiben kann. Es ist auch zu loben, dass die gewöhnliche Art des arabischen Alphabets beybehalten und nicht nach dem Beyspiele, was Wahl gegeben hat, nach dem hebräischen abgeändert ist.

Berlin, b. Schöne: *Des Pausanias ausführliche Erdbeschreibung von Griechenland*, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von *Joh. Eustachius Goldhagen*, Rector der Domschule zu Magdeburg. *Zweyter Theil, vierter und letzter Band.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1799. 264 S. 8.

Da Pausanias ein unentbehrliches Buch für den Kenner und Liebhaber des griechischen Alterthums ist; so freuen wir uns, ihn durch die Beendigung der neuen Auflage abermals in die Hände des Publicums gebracht zu sehen, welchem der Gebrauch des Originals minder leicht oder bequem seyn möchte. Auch aus diesem haben wir mehrere Stellen mit dem griechischen Texte verglichen und die in den vorigen Bänden gerühmte Treue wieder gefunden. Uebersetzung bleibt es freylich immer, und mitunter etwas frostige Uebersetzung; da aber bey diesem Werke mehr als bey irgend einem andern die Hauptsache auf der richtigen Uebertragung des Sinnes liegt; so dürfen wir diese, schon ziemlich alte Arbeit, noch immer als brauchbar empfehlen. Abweichungen von der ersten Ausgabe finden wir in den verglichenen Stellen nicht. Das zu einem solchen Buche unentbehrliche Register wird nächstens folgen.

Monatsregister
vom
August 1799.

I. Verzeichniss der im August der A. L. Z. 1799 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

Ge-

)(

Por-

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 199.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stucke vorkommen.

III.

III. Im August des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Lange's

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten

Bücher

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 2. September 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Hemmerde: D. *August Friedrich Hecker's Grundriss der Physiologia pathologica, oder die Lehre von dem Bau, von der Mischung, und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers und seiner Theile im widernatürlichen Zustande. Zweyter und letzter Theil.* Natürliche Verrichtungen. 1799. 238 S. 8.

Hiemit ist dies kleine nützliche Werk geschlossen, das der Vf. 1791 angefangen hatte. Im gegenwärtigen Theile handelt er nun noch nach der vorhin schon bekannten Manier von der Esslust und den Nahrungsmitteln; vom Kauen und Niederschlucken; von dem Magen und der Verdauung; von der grossen Magendrüse; von der Leber, Galle und Gallenblase, wo das Ranzigwerden derselben umständlich bewiesen wird; von der Milz; von den Bedeckungen des Unterleibes dem Bauchfelle, dem Gekröse, und den Netzen; von den Gedärmen; von dem System der lymphatischen Gefässe, wo der Vf. seine Meynung, dass das ganze Ernährungsgeschäft grösstentheils von jenen Gefässen abhänge, ausführlich erkläret; von der Sanguification; von der Ernährung; von den Absonderungen; und zuletzt von den Organen zur Absonderung und Ausleerung des Urins, ohne jedoch die Geschlechtsverrichtungen mit zu berühren. Ueberall hat Hr. H. die von ihm vorgetragenen Sätze immer mit den neuesten Schriften belegt, und davon bey jedem Abschnitte die wichtigsten genannt.

Wien, b. Hörling: *Amand Wilhelm Smith's* d. A. D. Stadtphysicus zu Vueçmari in Oberungarn, *Entwurf eines methodisch systematischen Krankenexamens*, zum Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte. 1796. 227 S. 8.

Der Vf., ein Schüler des unvergesslichen *Stoll's*, ist, wie er sagt, schon seit 1787 mit diesem Werke, nach seines Lehrers Anleitung, beschäftigt gewesen, und hat immer in den Messkatalogen etwas ähnliches vergebens gesucht. Wahrscheinlich würde er jetzt seine Idee ganz aufgegeben haben, wenn ihm *Vogel's* Krankenexamen wäre zu Gesichte gekommen, das wir A. L. Z. 1797. Nr. 258. angezeigt haben. Inzwischen hat doch noch jetzt gewiss seine Arbeit auch ihren Nutzen, und man kann gewisse Wahrheiten nicht oft genug wiederholen; besonders müssen wir den Lesern, welchen der Vf. seine Arbeit bestimmt hat, angehenden Aerzten und Wundärzten, die praktische Angaben und Erfahrungen das Betragen des Arztes bey dem Krankenexamen betreffend S. 183., und vorzüglich die Aufzeichnung und Sammlung der Krankengeschichten als äusserst lehrreich empfehlen; sie verrathen einen Mann von Erfahrung und Einsicht. In der Voraussagung ist sein erster Gewährsmann, und auf den er sich wohl ein wenig zu viel verlassen dürfte, Hippokrates, (aber immer Hyppocrates geschrieben). Bey der verschiedenen Farbe des Urins vermissen wir doch den so sehr bedeutungsvollen schwärzlichen, ob er gleich selten ist. Der Vf. glaubt bey den meisten rheumatischen Krankheiten eine genaue Harmonie des Magens mit der Haut bemerkt zu haben. S. 71. Er mischt zuweilen Krankheitsgeschichten mit ein, die seine Sätze bestätigen, und belehrend sind, z. E. von einem zurückgetretenen Rothlauf des Gesichts, der Schwindsucht drohete, die von ihm glücklich gehoben wurden; von hämorrhoidalischen Blasenschleim etc. Zuletzt ist *Stoll's* Vorlesung über die Pflichten des Arztes beygefügt, die schon vielen Lesern bekannt seyn wird.

Prag, b. Barth: *Annalen zur Geschichte der Klinik nach dem Laufe der Zeiten.* Enthaltend: den Witterungsstand, dessen Hauptveränderungen und merkwürdigen Einfluss auf das Wohl von Generationen in bestimmten Gegenden; Epidemien, Endemien, sporadische Krankheiten und Leichenöffnungen. Erster Theil. Oder die Jahre 1781, 1782, 1783. von *Johann Anton Sebald* d. A. D. — Professor der Klinik und des Klinischen Instituts für Civil- und Landwundärzte an der Universität zu Prag. 1797. 231 S. 8.

Wieder ein trefflicher Arzt aus der Stollischen Schule, der seinem Lehrer noch mehr Ehre macht, als der Vf. des so eben angezeigten Buchs, so wie wir diese Zeit mehrere derselben kennen lernen. Wenn sie es auch nicht selbst rühmten, diesem grossen Lehrer anzugehören; so ist ihnen fast allen die hippokratische Art zu beobachten, ohne alle glänzende Theorie den Gang der Natur gehen, bloss Thatsachen in ihre Beobachtungen und Krankheitsgeschichten bringen, so eigen geworden, dass sie ein aufmerksamer Leser bald entdeckt. Noch lange wird unsere Wissenschaft den so frühen Verlust von *Stoll* nicht verschmerzen, und konnte nur in seinem jetzigen würdigen Nachfolger Ersatz finden, da man bey den revolutionairen Grundsätzen der gegenwärtigen Generation

ration von Aerzten die *Sydenhame*, die *Huxhame*, die *Werlhofe*, die *de Haen* etc. in deren glückliche Zeiten uns allmälich *Stoll* durch längeres Leben, und durch gröſsere Anzahl seiner Schüler würde versetzt haben, kaum mehr nennen darf, sondern Gefahr läuft, von unsern jetzigen Schwätzern als Empiriker behandelt zu werden, weil man jene groſse Aerzte nicht für Empiriker hält. Bloſs die Vorrede macht uns schon mit einem gründlich praktischen Arzte bekannt, er redet darin von „den praktischen „Beobachtern, welche der Natur getreu nichts als „Thatsachen durch Aehnlichkeit anschaulich zu ma„chen suchen, und mit dieser Methode der Ewigkeit „trotzen, die durch keine blendende Hypothese er„schüttert worden," und setzt hinzu: „Jede Krank„heit in allen Individuen gleich behandeln wollen, „weil sie den bestimmten Namen trägt, ist der nach„theiligste Empirismus; hierinn liegt der Grund der „Ungewiſsheit aller Arcanen, specifischer- und Uni„versal-Mittel." An einen andern Orte: „die Dia„gnosis der nächsten Ursache ist das, was den Mei„ster in der groſsen Kunst des Heilgeschäfts zeigt; „die Bestimmung, daſs es so oder anders fehlt, dies „ist ein Meisterstück, das nur derjenige machen kann, „der die Natur und mit vieler Anstrengung studieret. „Nach einer richtig gemachten Diagnosis gelten die „oft dem Ansehen nach unbedeutendsten Mittel. Die „berühmtesten Aerzte haben einen sehr kurzen Kata„log von jeder Hülfsart bey tausend Kranken; nur „der Pfuscher hat tausend Mittel bey einem Kran„ken." Und welcher Arzt von Erfahrung wird ihm nicht beystimmen, wenn er bald nachher hinzusetzt: „das Streben, immer neue pharmaceutische Mittel „zu entdecken, war nicht selten Effect der luxuri„renden Einbildungskraft, und die Kunst gewinnt „dadurch nie mehr, als immer dickere Bände von „Arzneymittellehre. Es ist aber leichter, ein neues „Mittel zu entdecken, und anzupreisen, als zur rich„tigen Diagnosis eines einzigen Falls einen sichern „Schritt zu zeigen." Der Vf. entwickelt beyläufig den Begriff von *Diathesis*, die er in seinem Werke zuweilen nennet, und nimmt dabey nicht allein auf Flüssigkeiten, sondern auch auf den Zustand der festen Theile, z. B. bey entzündlicher, rheumatischer Diathesis, Rücksicht. (Wenn gleich die Idee richtig und gegründet ist; so ist doch das so sehr passende und lange gebrauchte Wort durch die *Mischung* und die durch chemische Processe entwickelten *Stoffe* etc. unbillig verdrängt und aus der Mode gekommen.)

Nach der meterorologischen Beobachtung von jedem Jahre beschreibt der Vf. jedesmal kurz die epidemische Constitution, und giebt eine kurze medicinische Topographie von Ollmütz. Er erzählet oft interessante Krankengeschichten z. E. von der *Lungensucht*. S. 67. bey welcher Gelegenheit er die Ansteckung dieses Uebels aus der Erfahrung beweiset, und in dieser Absicht Vorsicht empfiehlet. Es habe verschiedene Zeiträume, im ersten seyen die nächsten Ursachen unterscheidbar, und auch zuweilen heilbar; überhaupt eine Vorbeugungscur leichter als die Heilung einer wirklichen möglich. Es lasse sich auf diese Art erklären, warum bald so viel Mittel als Methoden dagegen bekannt sind. Es sey gewiſs eben so fehlerhaft, einen jeden, der dieser Gefahr ausgesetzt ist, antiphlogistisch zu behandeln, als alle Hoffnung auf antimonial oder stärkende stimulirende Mittel zu setzen. Es gebe Leute, die in einem dem phthisischen ähnlichen Zustande bey Husten, Auswurf, Magerkeit 70—80 Jahre erreichen. Die Ausleerung durch die Luftröhre ersetze wahrscheinlich andere Ausleerungen, denn keine der übrigen schweiſse aus, so lange der Auswurf frey geht. Daſs bey *Convulsionen* nicht immer Blutausleerungen nachtheilig werden, sondern oft nothwendig. S. 94. Um sich aber von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen, müsse man den Puls etc. nicht im Anfalle selbst, sonder auſser demselben untersuchen. Vom Gebrauche und der Wirkungsart der *Wolferley*, welche der Vf. bey seinem Freunde *Collin* genau kennen lernte. Ein merkwürdiges *Nasenbluten*, wo in zwölf Tagen über zwanzig Pfund Blut verlohren wurden. S. 103. Von *spanischen Fliegen* erzählet er aber etwas allgemein bekanntes ein wenig zu weitläuftig, und trauet seinem Leser gar nichts zu. Unterhaltender ist S. 125. eine gefährliche *Masernepidemie* beschrieben; wo uns jedoch der immer; und selbst bey den Folgen der Krankheit, angenommene entzündliche Zustand, noch nicht völlig deutlich wird, und mit der scorbutischen Diathesis, wovon auch geredet wird, nicht wohl vereinbar scheinet. Wenigstens hat der Rec. in verschiedenen von ihm beobachteten Epidemien fast nie Blutausleerungen nöthig gefunden. Hr. *S.* ist aber überhaupt auch bey andern Krankheiten ein wenig freygebig mit Blutausleerungen, selbst bey alten Personen. Bey einer groſsen merkwürdigen Epidemie von verlarvten *Wechselfiebern*, die zum Theil bösartig wurden, mit Lethargus, Syncope, Delirium, Starrsucht etc. fand der Vf., daſs, so nachtheilig es war, in dem Laufe der Anfälle mit schwächenden und entleerenden Mitteln, und einer strengen Diät fortzufahren, der zu frühe Gebrauch der Fieberrinde, der bittern und stimulirenden Mittel eben so nachtheilig wurde. Es entstanden vorzüglich Infarctus im Unterleibe, und dadurch Kraftlosigkeit, Hypochondrie, Wassersucht, Abzehrung, schmelzende Schweiſse, die sich in den folgenden Monaten äuſserten. Mit den Brechmitteln muſste man sehr behutsam seyn, sie hatten oft gefährliche Folgen, selbst wenn Anzeigen dazu da zu seyn schienen. Es kam darauf an, den dritten Anfall zu verhüten. Die künstlichsten Zubereitungen der Chinarinde leisteten nicht das, was das Pulver leistete, — eine Unze zwischen zwey Anfällen genommen — zuweilen mit Rhabarber vermischt, da Salze nachtheilig wirkten. Wenn nach jedem Anfalle die Kraftlosigkeit zunahm, und bey der Chinarinde Durchfall entstand; so war dies allzeit tödlich. Kranke, die als Geheimniſs den Arsenik wider das dreytägige Fieber gebraucht hatten, verloren das Fieber zwar, verfielen aber in eine tödliche Wassersucht, „bey „wel-

„welcher schnelle Ueberfetzungen in die Gehirnhöhlen und in die Brusthohle, und der plötzliche Tod „vorkamen.“ Die einzelnen Krankheitsgeschichten, welche der Vf. zur Bestätigung des obigen beybringet, sind mit grofser Klarheit, ohne Geschwätz und eingemischte Theorie, wie die der Engländer, erzahlt; die Krankheiten mit eben der Genauigkeit beobachtet, und die Formeln mit einer nachahmungswürdigen Simplicität verfafst, so dafs man glaubt, einen Arzt aus dem Boerhaavischen Zeitalter reden zu hören, zumal, da von neuen Mitteln so wenige gebraucht sind.

Man mag gern lange in Gesellschaft eines Mannes verweilen, der einen so gut unterhält, und andern wieder von dieser Unterhaltung mittheilen. Wir können den Vf. daher nicht genug ermuntern, uns bald wieder diese angenehme Gelegenheit zu verschaffen.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Das Receptschreiben, nach einem zweckmäfsigen Plan vorgetragen, und mit vielen zergliederten Exempeln erläutert*, von D. *Joh. Clem. Tode*, Prof. *Dritter Theil.* 1797. 240 S. 8.

Das Schicksal des Vfs., welcher, nach der Vorrede von einem Halbschlage befallen worden, erregt unser Bedauern: aber dieses darf auf die Beurtheilung seiner Schrift keinen Einflufs haben, von der, wie wir sehen, noch ein vierter und fünfter Theil zu erwarten ist. Gewifs eine ungewöhnlich grofse Anstalt für eine kleinfügige Nebengeschicklichkeit eines praktischen Arztes, und jetzt um so befremdlicher, da zusammengesetzte Recepte nicht mehr ihr Glück machen. Die berühmtesten Aerzte in London, Paris, Berlin, Wien, verschreiben jetzt blofs einfache Mittel, und da solche, wenn sie wohl gewahlt sind, mehrern vorhandenen Indicationen zugleich genügen; so wird ein gemischtes Recept für das Zeichen eines eingeschränkten Kopfes — mit Recht angesehn. Wer die in dieser fleifsig ausgearbeiteten Schrift aufgestellten, fast unzähligen Cautelen, und bey Verschreibung zusammengesetzter Recepte unumgänglichen Rücksichten (die Rec. doch noch ansehnlich vermehren könnte) beherzigt, ohne deren Befolgung Zersetzungen, Ungleichheiten der Mischung, schädliche Resultate und Misverständnisse erfolgen, der kömmt fast in die Versuchung zu glauben, der Vf. habe eine Satyre auf die Zusammensetzung gemischter Recepte schreiben wollen: wenigstens mufs es ihm sehr einleuchtend werden, *dafs es unmöglich sey*, ein vielgemischtes Recept zu schreiben, woraus nicht entweder durch innere Zersetzung ein anderes chemisches Product hervorginge, als der Verschreiber haben will, oder welches nicht durch seinen vermischten Geschmack und Geruch dem Kranken unerträglich würde, durch seine Form die Arzneykraft minderte, eine andere Consistenz und eine andere Farbe gewönne, als man beabsichtigt, oder welches nicht endlich, was die Hauptsache ist, im menschlichen Körper bey weitem *etwas anders* wirken sollte, als die einzelnen Ingredienzen versprechen. Zwey Mittel zusammengesetzt thun *allemal* etwas anders, als von beiden einzelnen vermuthet werden sollte; *es entsteht ein drittes, unvermuthetes Resultat.* Wer kann wohl *a priori* errathen, dafs Kampfer und Kaffee zusammen gegeben Erbrechen erregen, dafs Mohnsaft mit Brechwurzel gemischt, weder die betäubende Wirkung des ersten noch die erbrechende der letzten äufsern, dafs ein Gemisch von Kampfer und Mohnsaft keins von den, beiden eigenen, Symptomen hervorbringt, dafs eine Versetzung der Gewächssäure mit Wohlverley, Stechapfel oder Sturmhut alle eigenthümlichen Wirkungen der drey letzten Substanzen verliert. — Erfahrungen, die erst in ganz neuerer Zeit zufallsweise gemacht worden sind, und nur in geringer Zahl während eines ganzen Jahrhunderts gemacht werden. Es ist also ein Beweis der gröfsten Unwissenheit, auch *nur zwey* Mittel von Kraft in ein Recept zusammen setzen oder zusammen brauchen lassen, geschweige denn mehrere auf einmal. Wozu nun eine Receptschreibekunst von fünf Bänden?

Indessen blickt aus des, obgleich noch an der alten Schule hängenden, aber, wie bekannt, ungemein offenherzigen, und hellsichtigen Vfs. Aeufserungen hie und da ein gleiches Geständnifs hindurch. Auch meynt er S. 74.: „dafs die von einem Arzte alle Augenblicke veränderten Recepte nichts als eine Satire auf seine eigne Heilmethode sey.“

Er geht in die kleinsten Details bey Zusammensetzung eines Receptes ein; aber Rec. zweifelt, dafs wer dergleichen Kleinigkeiten nicht von selbst erräth, ohne sie erst durch solche ausführliche Beschreibungen erlernen zu müssen, überhaupt zur Ausübung der Heilkunst geschickt sey. Noch auffallender ist es, wenn von S. 93. an Anleitung gegeben wird, wie es mit der Unterschrift, mit dem *M. F. — div — d. S.* gehalten werden soll, wo die einzelnen Worte *pulvis, misce,* u. s. w. anzubringen sind, und wo sie wegbleiben sollen.

Wenn überhaupt der Mangel aller nöthigen Vorkenntnisse eines Arztes durch eine Anweisung im Receptschreiben ersetzt werden könnte; so würde es allerdings diese Receptschreibekunst thun, so umständlich und genau ist alles erörtert. Indessen würden freylich vorher noch manche Fehler derselben verbessert werden müssen. Dahin gehören die (S. 116.) angerathenen Schlendriansrecepte, die der Arzt, um sie etwa beym ersten Besuche, wenn er die Krankheit noch nicht recht kennt (!) verschreiben zu können, im Kopfe haben soll. Am wenigsten hätte er hiezu die kühlenden (Salpeter-?) Pulver und die besänftigenden (Mohnsaft-?) Arzneyen vorschlagen sollen. Das sind ja keine gleichgültigen Sachen! „Für diejenigen Aerzte (S. 83.) die sich nicht getrauen, eine Berechnung (wie die ganze Quantität in der Menge der einzelnen Gaben aufgehe) anzustellen, sey nichts anders übrig — als sich an gute geborgte Formeln buchstäblich zu halten.“ Warum nicht

nicht gar ihnen noch die Hand zu führen, wenn sie das geborgte Recept abschreiben! Für solche Stümper hatte ein *Tode* nicht schreiben sollen. — Ferner erlaubt er noch (was gar nicht mehr geschehen sollte) in Recepten (S. 86.) einzelne Sylben statt der ganzen Worte zu schreiben. Für diejenigen mag das Ding gut seyn, die die Worte nicht orthographisch auszuschreiben und die Endsylben zu treffen wissen. Oder soll er sich nicht soviel Zeit zum Heile der Menschen nehmen sie auszuschreiben? Hat das Papier nicht Raum genug? Kein großer Arzt verschreibt jetzt etwas anderes, als mit voll ausgeschriebenen Worten.

S. 90. erlaubt er auch nicht undeutlich den Apothekern, Latein zu ignoriren. Man denke sich den Widersinn: eine lateinische Vorschrift an Personen gerichtet, die die Sprache nicht verstehen — ein griechischer Brief an einen deutschen Handwerksmann! Außer den ansehnlichen Monopolien und dem ansehnlichen Stände den Apothekern auch noch den Freyheitsbrief zu ertheilen, weniger als ihre Vorfahren zu erlernen — das ist wahrlich zu viel, und dem gemeinen Wesen verderblich!

Nach Rec. Bedünken wäre es sehr nöthig gewesen, die innere Verschiedenheit des Medicinalgewichtes (S. 91.) von dem bürgerlichen anzugeben, und seinem *Lehrlingsauditorium* zu sagen, wie verschieden eine Unze des erstern von zwey Lothen des letztern sey. Die vier und zwanzig Gran des französischen Gewichts sind auch nicht genau einerley mit zwanzig deutschen; jene betragen wirklich etwas mehr, da die französische Unze schwerer ist, als die deutsche.

Die große Aengstlichkeit, mit der er *guttulae, potio, haustus, linctus, Julepus*, und *mixtura* trennt, damit ja nicht etwas in jenes komme, was für dieses Rechtens sey, grenzt an pedantische Subtilität, womit der Kopf des Praktikers angefüllt wird, damit die Hauptsache, *Kenntniß des Uebels und Erfüllung der Indication* ja nicht mehr Platz darin habe! Da dürfte wohl, wenn jene Distinctionen gegründet wären, ein Arzt auch die Auflösung des Guajakharzes in Rum nicht verordnen, weil sie in keines jener Fachwerke paßt!

Aber löblich ist es, daß der Vf. auf die Verminderung der Gaben von ganzen und halben Tassen bey Julepen und Mixturen dringt, und sie so ernstlich auf kleine Portionen zu einem Eßlöffel einschränkt.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Kramer: *Kleine Monatsschrift für Freunde der Religion und Feinde des Aberglaubens* von *Karl Heinrich Heydenreich. Erstes, Zweytes, Drittes Stück.* 1798. *Viertes Stück.* 1799. Mit fortlaufenden Seitenzahlen 62, 124, 190 u. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Monatsschrift, welche theils eigene Aufsätze vom Vf. theils Uebersetzungen enthält, entspricht dem Zwecke so gut, daß wir sie mit Recht allen denkenden Menschen, welche Sinn für den Geist wahrer Religion haben, empfehlen können. Die Betrachtungen, welche der Vf. in diesen Stücken aufgenommen hat, betreffen Gegenstände, welche wirkliches praktisches Interesse haben; und fast überall stellt er sie von einer neuen interessanten Ansicht dar; die Behandlung ist populär, die Sprache voll Einfalt und Würde; auch die Uebersetzungen sind mit sichtbarem Fleiße gemacht. Da man dieses nicht an allen Schriften des Vf., die er seit einiger Zeit herausgegeben hat, rühmen konnte; so freuete sich Rec. um so mehr, als er fand, daß er wieder auf die Bahn zurückkomme, welche ihm so viel Ehre und Beyfall finden ließ. Nur sollte der Vf. nicht so aufgebracht gegen einige scharfe Beurtheilungen in diesen Blättern seyn, (man sehe die Nachschrift zum 3 St.) denn diese haben offenbar seine Thätigkeit aus einem Schlummer, der sie überfallen hatte, geweckt. — Die vorzüglichsten Aufsätze sind: *Betrachtungen über die Würde des Menschen* ein Nachtrag zu Zollikofer's Reden über diesen Gegenstand im Geiste der Kantischen Sitten- und Religionslehre. Der Vf. erklärt sich darin auch unter andern über das Verhältniß der religiösen Ueberzeugungen zur Würde des Menschen, und zeigt, daß sich kein voller und reiner Glaube an Sittlichkeit mit Atheismus vereinigt denken laßt. — *Einige philosophische Ideen zur Beförderung der Toleranz gegen Landleute, welche die Einführung neuer Gesangbücher ablehnen. Briefe an einen Landgeistlichen über die Einführung verbesserter Gesangbücher. Ueber die Verachtung der Geistlichen. Joseph* ein Gedicht nach dem Französischen des Hn. *Bitaubé*, Erster Gesang. Weniger Interesse haben einige Beyträge zur Kenntniß und Enthüllung des Aberglaubens, z. B. über die Foderungen vor Christus Richterstuhle, vorzüglich aber über die Rechtsproben durch Wasser und Eisen (eigentlich nichts als die Consecrationsformeln des Wassers und Eisens lateinisch und deutsch); und das Gebet eines guten Königs um Mitternacht, welches als Gebet betrachtet zu lang ist, und einige schwache Stellen hat, z. B. der Schluß, wo der gute König, der nicht schlafen konnte, nachdem er sich mit Gott über seine Pflichten und Verhalten als Regent unterhalten hat, sich zu dem Schlafe mit den Worten wendet: „Süßer, balsamischer Schlaf, fliehe den König nicht, der mit Gott geredet hat. Schließ meine Augenlieder und laß mich den schönsten Traum sehen, den du mir zaubern kannst."

* * *

LINDENSTADT, (ERFURT, b. Keyser): *Der junge Antihypochondriakus, oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung.* 6tes Porziönchen. 1799. 64 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 26.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. September 1799.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Raspeschen Buchh.: *Neues systematisches Conchyliencabinet, fortgesetzt durch Johann Hieronymus Chemnitz*, Doct. d. Weltweisheit, Pastor bey der deutschen Garnisonsgemeinde zu Copenhagen u. s. w. *Eilfter Band. Mit* 41 (174 — 213) *illuminirten Kupfertafeln.* 1795. 310 S. ohne die Vorrede. 4. (24 Rthl.)

Nach einem Zeitraume von acht Jahren, nachdem der zehnte, und damals letzte Band des Werkes erschienen war, setzt Hr. *Ch.* dasselbe mit dem gegenwärtigen, als einem Supplementbande fort, und macht selbst zu einem zwölften Hoffnung, wozu es ihm weder an Materialien, noch an Liebe für das angefangene grosse Unternehmen zu mangeln scheint. Er hatte sich vorgesetzt, nach dem zehnten Bande, der das Ganze beschliessen sollte, in einer Zeitschrift, der Conchylienfreund betitelt, das Fehlende nachzuliefern. Aber diese Zeitschrift, von einem andern unternommen, gerieth bald ins Stocken, und Hr. *Ch.* entschloss sich, da er überdem seinen braven Maler aus eignem Antriebe wieder nach Copenhagen kommen sahe, noch einen neuen Band auszuarbeiten. In der Vorrede bescheidet er sich gern, dass noch gar viel zu thun übrig sey, berichtigt die von Karsten im Museo Leskeano für neu gehaltenen, oder sonst nicht genau beurtheilten Schaalengehäuse, und macht eine curiöse vom Justizrath Hwass ihm mitgetheilte Registratur der Conchylien in Beziehung auf ihre höchste oder geringste Seltenheit, mit Anführung der dahin gehörigen Arten aus diesem Werke, bekannt. Auch eine Beurtheilung der dem Vf. bis dahin bekannt gewordenen Literatur der Conchyliologie, wird noch beygefügt.

Im Werke selbst erklärt sich Hr. *Ch.* bey der Einleitung zu den *Voluten*, womit er die Beschreibungen anfängt, sehr richtig über den schwankenden und unnatürlichen Charakter dieser Gattung in der einseitigen Beziehung, in welcher er nach Linné genommen wird. Unter zwey und zwanzig hier beschriebenen Arten ist ganz neu: *Voluta magnifica*, ein wahres Prachtstück, von der Insel Norfolk (Taf. 174. 175.); *die bandirte Fledermaus*, wahrscheinlich aus Ostindien (T. 176. Fig. 1699. 1700.); *die Abtsmütze*, aus Ostindien (T. 177. F. 1709. 1710.); *das Katzenohr*, deren Herkunft, wie bey der folgenden, unbekannt ist (T. 177. F. 1711. 1712.); *die Kugelvolute*, (T. 178. F. 1715. 1716.), *eine Notenschnecke von Guinea* (T. 178. F. 1717. 1718.); *die gekrönte Volute* (F. 1719. 1720.) aus Westindien; *die Elstervolute* (F. 1721. 1722.) von der Insel Barthelemy; eine merkwürdige Varietät von Linné's *Voluta turbinellus* (T. 179. F. 1725. 1726.) Von *Porzellanschnecken* werden vier Arten beschrieben, unter ihnen auch die prächtige *Aurora*, von deren wahren Farbenschönheit man sich jedoch bey der leichten Manier der Abbildungen keine Vorstellung machen kann. Nur eine Regenfussische Behandlung würde des rechten Ausdrucks fähig seyn. Keine der vier Arten ist ganz neu. Linné's unsichere Abtheilungen der Cypräen werden getadelt. Mehr Entschuldigung verdient Linné's gerade Aeusserung über die weiland verschwenderischen Käufer der Admirale unter den *Kegelschnecken*. Hr. *Ch.* scheint Linné's Sinn nicht vollkommen gefasst zu haben. Merkwürdig ist es, dass die Kegelschnecken weder in den nördlichen, noch in den Meeren um die sogenannten Südländer, wenigstens nur selten zu finden sind. Von ihnen sind zwey und zwanzig Arten beschrieben. Neu sind: *Conus costatus* (Taf. 181. Fig. 1745 — 1747.), wahrscheinlich aus der Südsee; *Conus canaliculatus* (F. 1748. 1749.), von Ceylon und den Nicobaren; *Conus Pellis Hyaenae* (F. 1750. 1751.), aus dem rothen Meer; *Conus lorenzianus* (F. 1754. 1755.) und *Conus rosaceus* (F. 1756. 1757.), aus Ostindien; *Conus mutabilis* (T. 182. F. 1758. 1759.), von Coromandel, Ceylan und der Insel Maria bey Madagascar; *Conus characteristicus* (F. 1760. 1761), aus Westindien; *Conus coerulescens* (F. 1762. 1763.), von St. Thomas; eine Varietät vom *Conus capitaneus* (F. 1764. 1765.); *Conus sponsalis* (F. 1766. 1767.), aus der Südsee; *Conus scabriusculus* (F. 1768. 1769.); *Conus acutangulus* (F. 1772. 1773.), von Ceylan; *Conus lividus* (T. 183. F. 1776. 1777.), von den Molucken; *Conus Moluccensis* (F. 1780. 1781.), eine andere Art; und *Conus tenellus* (F. 1782. 1783.), eben daher; *Conus Nisus* (F. 1784. 1785.), aus Ostindien; eine Varietät von *Conus capitaneus* (F. 1786. 1787.); *Conus pusillus* (F. 1788. 1789.), von Guinea. Bey der Gattung *Buccinum* wird ebenfalls auf die Untauglichkeit dieser Linnéischen Gattung aufmerksam gemacht. Funfzehn beschriebene Arten enthalten an neuen: *die gewürfelte Sturmhaube* (Taf. 186. Fig. 1792. 1793.); *Buccinum armigerum* (T. 187. F. 1798. 1799.), aus der Südsee; *Buccinum luteostoma* (besser *xantostomum*), eben daher, und aus dem chinesischen Meere (F. 1802. 1803.); *das südseeische* oder *chinesische Weinfass* (T. 188. F. 1804. 1805.); *Buccinum plumbeum* (F. 1806. 1807.), aus dem Meere bey Californien; *Buccinum Lima* (F. 1808. 1809.), aus Ostindien, aber auch (wohl zu merken! —) nach Hn. *Spengler* und *Chemnitz* Zeug-

Zeugnifs, *unter den calcinirten Schaalen von Crignon und Courtagnon*, mit vollkommenfter Aehnlichkeit; *Buccinum annulatum* (F. 1812. 1813.), aus der Südfee; Varietaten vom *Buccino vittato* (F. 1814 — 1816.) Aus der Gattung *Murex* enthält der eilfte Band drey und zwanzig Arten. Neu find: *der Keulenträger* (T. 190. F. 1825. 1826.), von Ceylan; *der füdfeeifche oder chinefifche Thurm* (F. 1827. 1828.); *der Jungfernthurm* (F. 1835. 1836.), von Guinea; *der Spenglerifche Murex* (T. 191. F. 1839. 1840.), von Neu-Süd-Wallis; *die knotige Holzbirn* (T. 192. F. 1847. 1848.), aus der Südfee; *die Feige aus dem rothen Meere* (T. 193. F. 1853 — 1855.); *der Dreyfufs* (F. 1858. 1859.), vom Ufer von Tutucoryn; *der Harfenfpieler* (F. 1862. 1863.), von Barthelemy; *das füdfeeifche Tritonshorn* (T. 194. F. 1867. 1868.) Bey der Gattung *Strombus* werden auch Einwendungen gegen Linné's Charakteriftik gemacht, diefe aber mit der Unvollkommenheit aller Syfteme entfchuldigt. Eigentlicher aber vernachläffigte Linné den Totalhabitus bey vielen Conchyliengattungen, fo viel Sinn er fonft in andern Fällen dafür hatte. Unter fünf hier befchriebenen Arten findet man zwey neue: *Strombus fulcatus* (T. 195. A. F. 1870. 1871.), dem *vittato* verwandt, aus dem chinefifchen, und *Strombus erythrinus* (F. 1874. 1875.), aus dem rothen Meere. Wenn bey dem Genere *Turbo* gefagt wird, dafs es mit *Trochus* fehr nahe zufammenfliefse; fo ift es überhaupt, und noch mehr wahr, wenn man blos auf die Mündung fieht; in Verbindung mit mehrern Kennzeichen bekommt jede Gattung, zumal durch ihre Unterordnungen, mehr Beftimmtheit. Unter vier Arten ift eine von den nicobarifchen Infeln (T. 195. A. F. 1882. 1883.) neu, Hr. *Ch.* hat fie *Krummfufs, Turbo tortuofus*, wegen des krumm abftehenden unterften Gewindes, genannt. Was oben wegen der Mündung von Turbo erinnert worden, gilt auch vom Nabel bey *Trochus*. Es ift übrigens die rechte Methode, welche Hr. *Ch.* bey den Kräufeln einfchlägt, wenn er bey jedem geglaubten Gattungscharakter bemerkt, ob, und wo er auch anderwärts zu finden fey; wir hätten mehr Gewifsheit im Syfteme, wenn dies alle Syftematiker, und in allen Fällen, gethan hätten. Unter neun Kräufelarten find neu: *die füdfeeifche Perfpectivfchnecke* (Taf. 196. Fig. 1884. 1885.); *der Zwerg, Trochus Pumilio*, im Sande von Mogador im Maroccanifchen (F. 1888. 1889.), doch wohl eine Seefchnecke; *die füdfeeifche Dicklippe* (F. 1890. 1891.), eine Varietät von *Trochus Labeo*; *Trochus quadricarinatus* (F. 1892. 1893.) aus dem mittelländifchen Meere; *Trochus obtufus* (F. 1894. 1895.), aus Oftindien; *Trochus felectus* (F. 1896. 1897.), von Neufeeland. Sechs *Neriten* find neu befchrieben: *Nerita Forskalii* (T. 197. F. 1901. 1902.), aus dem rothen Meere; *Nerita punctata* (F. 1903. 1904.), aus dem mittelländifchen Meere; *Nerita piperina* (F. 1905. 1906.), aus dem Pfeffer ausgelefen, der von der malabarifchen Küfte gebracht wurde; *Nerita ftella* (F. 1907. 1908.), aus Oftindien; *Nerita corona auftralis* (F. 1909. 1910.), von der Infel Timor, und eine andere von Bengalen (F. 1911.) Von *Patellen* werden eilf Arten befchrieben. Neu find: *die Satinpatelle* (T. 197. F. 1912. 1913.), deren nur noch Martyn erwähnt, der fie von Amerika herftammen läfst, und die *geperlte Patelle* (F. 1914. 1915.), beide aus der Südfee; *die Strahlpatelle* (F. 1916. 1917.), von den Nicobaren und Molucken; *die zweifelhafte Patelle* (F. 1918.), nur noch (aufser der hier nach einem Originale gefertigten Zeichnung) von da Cofta ohne Befchreibung auf der fünften Tafel feines unvollendeten Werks abgebildet, doch wohl eine wahre Patelle; (Hr. *Chemnitz* meynt, fie fey, fo wie *Patella unguis*, die eine Schaale einer Mufcheldublette); *die fchneckenförmige Patelle* (F. 1919. 1920.), aus der Südfee; *die zerbrechliche Patelle* (F. 1921.), aus dem rothen Meere. *Die huthförmige Patelle* (F. 1922.) hat Hr. *Ch.* aus da Cofta copiren laffen, fo auch die *grofse Spalte* (Fig. 1923. 1924.) Bey der Gattung *Mya* werden die bündigen Verbefferungen des Hn. *Spengler* angeführt. Von drey Arten, die man hier befchrieben findet, find neu: *die hülfenförmige Mya* (T. 198. F. 1934.), von Terreneuve. Hr. *Ch.* bemerkt noch im Eingange zu diefer Gattung, dafs er die vermeynte oftindifche *Mya nodulofa* als einheimifch, in einem Graben bey Copenhagen gefunden habe, und dafs noch eine neue fchöne *Mya* bey Norwegen entdeckt worden fey, die er vielleicht in einem folgenden Bande befchreiben werde. Unter den Arten von *Solen* war es Hn. *Ch.* bisher unmöglich, den *Solen virens* zu Gefichte zu bekommen. Er fehlt alfo auch hier. Von fieben Arten find neu: *Solen linearis* (T. 198. F. 1931. 1932.), von den Nicobaren; *Solen caftrenfis* (F. 1935. 1936.) und *Solen guineenfis* (F. 1937), beide von Guinea; *Solen Sanctae Marthae* (F. 1938.), von der kleinen Infel diefes Namens, ohnweit St. Croix; *Solen bidens* (F. 1939.), von den Nicobaren. Die unzulängliche Charakteriftik der *Tellinen* wird billig, wie oben die bey *Mya, Strombus* u. f. w. gerügt. Hr. *Ch.* befchreibt fünf Arten, darunter vier neu find, als: *Tellina cordiformis* (T. 199. F. 1941. 1942.), aus Weftindien; *Tellina muricata* (F. 1945. 1946.), eben daher; *Tellina cryftallina* (F. 1947. 1948.), von Rhode-Island, und *Tellina aenigmatica* (F. 1949. 1950.), aus Oftindien, eine einzelne Schaale, der nächftvorhergehenden, und der *Tellina inaequivalvi*, welche beide ungleiche Schaalen haben, wahrfcheinlich verwandt. Vom *Cardio ciliari* wird nur eine verbefferte Abbildung geliefert. Das Thier von *Mactra*, das Linné für eine Tethys hält, ift, wie man leicht denken kann, vielmehr zu den übrigen Mufchelthieren zu rechnen, und Poli erwähnt feiner unter diefen, von ihm fogenannten fpringenden Conchylienbewohnern. Vier von Hn. *Ch.* befchriebene *Backtröge* enthalten eine *Varietät des violetten*, (T. 200. F. 1954.), aus der Südfee und dem Meere um China; *eine ägyptifche Art*, von der Forskolifchen Reife (F. 1955. 1956.); *die achatne Korbmufchel* (F. 1957. 1958.), von Ceylan und den Nicobaren; und den *gläfernen Backtrog* (F. 1959. 1960.), von Tutucoryn. Von *Venusmufcheln* enthält diefer Band funfzehn Arten. Als neu bemerken wir: *Venus Lorenziana*

ana (F. 1961. 1962.), von Ceylan; *Venus lentiginosa* (T. 201. F. 1963. 1964.), sehr gemein an den Ufern des rothen Meeres, wo auch die *Venus bicolorata* (F. 1965—1967.) vorkommt, nebst *Venus arabica* (F. 1968—1970.) und *Venus radiata* (F. 1971—1973.); *Venus exalbida* (F. 1974.), von den Falklandsinseln; *Venus costata* (T. 202. F. 1975.), von Ceylan; *Venus sinensis* (F. 1976.), der *maculatae* verwandt, aus der Südsee und bey China; *Venus paupercula* (F. 1977.), von Tutucoryn; *Venus brunnea* (F. 1978.), aus Ostindien; *Venus recens* (F. 1979.), von Tutucoryn; *Venus aequivoca* (F. 1980.), aus Ostindien; *Venus dispar* (F. 1981. 1982.), von Ceylan; *Venus donacina* (F. 1983. 1984.), aus der Südsee; und *Venus aegyptiaca* (F. 1985. 1986.), von der Hr. *Ch.* vermuthet, dass sie eine Nilbewohnerin sey. Nur bey *Venus exalbida* meynt Hr. *Ch.* ein Synonym von Lister vielleicht gefunden zu haben. Von zwey hier beschriebenen *Klappmuscheln* ist eigentlich nur eine, die *nackte* oder *unbewaffnete* (T. 203. F. 1989. 1990.), ganz neu. Sie wohnt bey den Antillen. Von sechs *Chamen* sind neu: *Chama plumbea*, mit perlmutterner Schaale (F. 1991. 1992.), aus der Südsee; *Chama squamosa* (F. 1995. 1996.), aus Westindien; die übrigen sind Varietäten, oder schon sonst beschrieben. Wenn Linne bey *Arca tessl..m aequival..em* annimmt, so hat er selbst bey *Arca tortuosa* so wenig Unrecht als bey den *Tellinen*. Es ist ein ganz andrer Fall bey den Chamen, Klappmuscheln und den Neptunusdosen, wo die Ungleichheit über das Ganze dieselbe bleibt, und sich nicht compensirt. Hr. *Ch.* beschreibt zwey neue Archen von der Forskolischen Reise: *Arca bicolorata* (T. 204. F. 2007.) und *Arca picata* (F. 2008). Die *Anomien* dieses Bandes, drey an der Zahl, sind nicht neu, nur Varietäten, oder schönere Exemplare. Bey *Mytilus* werden, so wie bey *Anomia* die natürlichern Unterabtheilungen beider Gattungen, nach den Herren *Retzius* und *Hwass* angeführt, die aber auch schon von andern früher bekannt gemacht worden sind, und sich aufdrängen, so bald man viel auf einmal zu übersehen Gelegenheit hat. Sämmtliche Miesmuscheln des citirten Bandes sind theils Varietäten, theils Arten, die schon bekannt sind, aber in den vorigen Bänden fehlen. Unter der *Austergattung* wird die *weisse Tassinische Hammerauster* (eigentlich gehören alle Hammeraustern, noch mehr als die Hahnenkämme, neben die Pernas, die weder Mytilus noch Ostrea sind, und neben die Schwalbenmuscheln) beschrieben. Hr. *Ch.* ist geneigt, sie für ein blos ausgebleichtes Exemplar, nicht für einen kranken Albinos zu halten. Die Höhle für den Bewohner hat noch ihre schöne Farbe. Unter den sechs *Kammuscheln*, die zum Theil Varietäten vorstellen, verdienen eine besondere Auszeichnung: *Pecten domesticus* (T. 207. F. 2031—2036.), bey Copenhagen gefunden; *Pecten reticulatus* (F. 2039. 2040.), aus dem Sunde; *Pecten exoticus* (F. 2037. 2038.), vom rothen Meere; *Pecten discors* (F. 2042.), deren Herkunft nicht angegeben ist. Zwanzig *Land-* und *Flussschnecken* sind theils schöne Abänderungen, oder erscheinen in dem Werke zuerst, theils sind sie neu, wie *Helix unidentata* (T. 208. F. 2049. 2050.), von Cayenne; *Helix cornu Giganteum* (T. 209. F. 2051. 2052.), aus den Südseeinseln; *Buccinum Cochlidium* (F. 2053. 2054.), eben daher; *Turbo lugubris* (F. 2059. 2060.), von den Sandwichinseln; *Trochus Turricula Marocana* (F. 2063. 2064.); *Trochus turcicus* (F. 2065. 2066.), und *Helix planata* (F. 2067—2069.), sämmtlich von Mogador in Marocco; *Helix Johnii* (T. 210. F. 2076. 2077.), vom Hn. Missionar John geschickt, aber ohne nähere Bestimmung des ostindischen Wohnorts; drey Arten *maroccanische Buccina* (F. 2078—2083.); *Helix corallina* (F. 2084. 2085.), von Westindien, in Madreporen eingewachsen (wie manche Balanii), und daher wohl eher eine Seeschnecke; *Auris vulpina* (F. 2086. 2087.), von der Heleneninsel; offenbar den Midasohren verwandt, wenn gleich ohne Zähne. Am Ende dieses Bandes beschreibt der Vf. noch vier *monströse Schnecken*, unter ihnen auch den Bornischen *Helix*, den er für eine Monstrosität von *Helix Pomatia* erklärt; hierauf acht *gegrabene Spindelschnecken* (meist von Courtagnon), deren Anzahl wohl noch sehr hätte vermehrt werden können, und vielleicht noch künftig in diesem Werke fortgesetzt wird; endlich eine Nachlese von sechs *Linksschnecken*, unter denen *Helix Janus bifrons* (T. 213. F. 3016. 3017.), von den Südseeinseln; *Helix trifasciata* (F. 3018. 3019.), deren Vaterland unbekannt ist, und *Turbo Turris Thomae* (F. 3022. a—d), von der Insel gleiches Namens, hier zum erstenmal bekannt gemacht werden.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Schneider: *Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile, Afrika, Asien, Amerika und Südindien.* — Afrika. Sechster und letzter Theil, oder die Barbarey, Madera und die canarischen Inseln. Von D. Paul Jakob Bruns, herzogl. Braunschw. Lüneburg. Hofrathe, Prof. und Bibliothekar in Helmstädt. 1799. 392 S. 8.

Das Publicum hat Ursache, Hn. B. für die mit diesem Bande geendigte Beschreibung von Afrika zu danken. Seine Methode, jede Angabe mit der Stelle des Reisebeschreibers zu belegen, aus der sie entlehnt ist, verdient allgemeine Nachahmung in jeder ausführlichen Darstellung geographischer Gegenstände, weil dadurch der sachkundige Leser in die Lage gesetzt wird, über die grössere oder geringere Glaubwürdigkeit der vorgetragenen Behauptung oder Thatsache sein eigenes Urtheil zu fällen. Zur glücklichen Ausführung gehört aber freylich ein Mann, welchem hinlängliche Hülfsquellen zu Gebote stehen, der sie richtig zu benutzen und das Allgemeinwichtige aus der Erzählung des Reisenden kurz und treffend auszuheben versteht. Rec. hat das ganze Werk mit Sorgfalt gelesen und gefunden, dass sich zwar über eine zweckmässigere Kürze und Bestimmtheit öfters ge-

gegründete Bemerkungen machen liefsen, dafs aber Hr. B. doch das befte Werk geliefert hat, welches wir bisher über Afrika, und vorzüglich auch über die nördlichen Staaten deffelben befitzen. Die beften Reifebefchreiber, an deren Spitze bey Algier und Tunis Shaw fteht, werden mit kluger Auswahl benutzt, und die aus ihnen abgezogenen Sätze meiftentheils belehrend, oft auch fchön vorgetragen. Als Beweife führen wir an: S. 55. die genau beftimmte Abftufung zwifchen den Mauren und Arabern, als eingewanderten, aber zum Theil mit urfprünglichen Einwohnern vermifchten Stämmen, und den Kabylen als Urbewohnern des nördlichen Afrika; noch fchärfer werden diefe Beftimmungen durch einzelne hin und wieder zerftreute Stellen gezogen. Oder S. 35 den Abfchnitt über das durch Productionskraft bewundernswürdige nordafrikanifche Klima, „im April und May ein unermefsliches Paradies, überladen mit allem, was Bedürfnifs und Luxus fodern können; im Julius und Auguftus eine dürre abgeftorbene Wüfte, in welcher die Erde vergeblich ihren Mund zum Empfang des erwünfchten Waffers öffnet, das verbrannte Gras fein Feuer felbft den Blättern zugewendet, und dem Wanderer den fehnlich gefuchten Schatten entzogen hat." — Auf ähnliche Stellen ftöfst man nicht felten, aber, wir dürfen es nicht verfchweigen, auch auf andere, wo es fichtbar wird, dafs etwas mindere Eile wohlthätig zur Vervollkommnung der unternommenen Arbeit gewirkt haben würde. Manche kleine Flecken darf man zwar zuverläffig als Schreib- und Druckfehler anfehen, wie z. B. S. 9., wo die Barbarey zwifchen dem 37ten und 38ten Grad der Breite ihre Stelle haben foll, und mehrere ähnliche durch das ganze Werk zerftreuete; aber andere verrathen offenbare Vernachläffigung, theils in der Sache felbft, theils und noch öfter im übelgewählten Ausdrucke. Um einige Stellen, aus denen, die wir bemerkt haben, anzuführen, fo rechnet z. B. bey Melilla Hr. B. 2000 Familien nach der Autorität des alten Leo Africanus. Sollte er keine neuern aufzuführen gewufst haben? Die fpanifchen Nachrichten geben diefer Stadt 2000 Einwohner, ohne die Befatzung zu rechnen. Auch bey Ceuta find keine fpanifche Nachrichten benutzt. S. 180 werden unter den Nebenflüffen des Shelliffstroms der Harbeene und Foddach aufgezählt, welches eigentlich nur Bäche find, und dagegen die viel wichtigern, der Archew und Alino übergangen; fo wie S. 182 der Summan, einer der wichtigften Küftenflüffe, und dagegen erfcheint der benachbarte viel kleinere Manfureah als anfehnlicher Flufs. Bey Tremezen dürfte man doch wohl auch in einer geographifchen Befchreibung die Bemerkung erwarten, dafs es ehedeffen die Hauptftadt eines nicht unbedeutenden Reichs war, und dafs die weftliche Provinz von Algier einen Haupttheil diefes Reichs einft ausmachte. Bey Sufa hätte S. 321 gewifs die Bemerkung nicht an der unrechten Stelle geftanden, dafs die Venetianer, während des kleinen Kriegs, den fie gegen Tunis zu führen hatten, im J. 1784 den gröfsten Theil diefer anfehnlichen Handelsftadt vernichteten. Hiftorifche Nachrichten vermifst man überhaupt. Unfere Bekanntfchaft mit dem Innern des Reichs Tripoli ift aufserft dürftig, wir dürfen alfo auch vom Hn. B. nur wenig erwarten; aber warum benutzte er die Schriften der englifchen Gefellfchaft zu Entdeckungen in dem innern Afrika nicht? Manches zum Zwecke dienliches ift alfo entweder übergangen, oder nur aus dem Auszuge in Forfter's Magazin der Reifebefchreibungen herbey geholt worden. Irrt Rec. nicht; fo ift das ganze Reich Barka in diefer Befchreibung von Afrika übergangen. Einzelne dahin gehörige Städte finden fich wohl als zu Tripoli gehörig bey diefem Theile; aber das Ganze macht eine Provinz des türkifchen Monarchen und erfoderte einen eigenen Abfchnitt. — Ueber misrathene Ausdrücke machen wir noch einige Bemerkungen, weil fie wohl Hr. B. in dem noch folgenden Anhange, welcher das allgemeine Regifter der fechs Theile enthalten foll, felbft abändern wird. S. 22 „Die Güte der Pferde erprobt man, wenn fie einen Straufs einzuholen im Stande find." Vgl. mit S 27 „Die Straufse laufen fo gefchwind, dafs das befte Pferd nicht im Stande ift ihnen zu folgen." S. 82 „Mamora bildet einen Hafen für *fehr kleine Schiffe*, die auf 16 bis 18 Faden vor Anker gehen." In einer folchen Tiefe liegt das gröfste Kriegsfchiff in voller Sicherheit. S. 211 „Die Einwohner farben wollene Zeuge und *Dellen* fehr gefchickt." S. 213 „Um die Stadt find nur wenige und kleine *Daskras*." Was Dellen und Daskras find, wird dem geneigten Lefer zum Errathen überlaffen. S. 232 „Das Land Zaab liegt zwifchen 5 und 6 (Grad) *weftlicher* Länge vom Meridiane zu London." *Oeftlicher* wollte Hr. B. fagen, welches einen Unterfchied ausmacht. Ueberhaupt wird es dem deutfchen Lefer nicht ganz behaglich feyn, dafs Hr. B. immer nach Shaws Karte den erften Meridian von London an zählt; er hätte ihn ja leicht auf die bey uns eingeführte Rechnung von der Infel Ferro an reduciren können. Einen andern Gedanken auf der nämlichen Seite, wo Hr. B. den Sumpf *Melgig* für den Sumpf *Shott* hält, wird er wohl ohnehin wieder zurücknehmen, da beide felbft auf Shaw's Karte um mehr als 50 geographifche Meilen auseinander liegen. Schreib- oder Druckfehler in eignen Namen finden ihre Berichtigungen nicht durch eine Recenfion; der Hr. Vf. wird felbft für das Befte feiner Lefer forgen.

* * *

Leipzig, b. Gerhard Fleifcher: *Poftille*, von C. F. *Sintenis*. 2ter Th. 1798. 374 S. 3ter Th. 1799. 374 S. 4ter Th. 388 S. 8. (3 Rthl. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 51.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. September 1799.

PHILOSOPHIE.

Berlin u. Leipzig, b. Lange: *Grundriss der Vernunftreligion, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen, und sowohl mit literarischen als erläuternden Anmerkungen begleitet*, von *Johann Ernst Parow*, der Weltweisheit Doctor und der philosoph. Facultät zu Greifswalde Adjunct. Erste Lieferung. 1799. XXXII u. 304 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Vorrede sagt der Vf., dass er bemüht gewesen, ein solches Handbuch zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen über Vernunftreligion zu entwerfen, wonach der Zuhörer mit den neuern in dieser Wissenschaft vorgegangenen Veränderungen bekannt gemacht werden könne. Er verwahrt sich mit dieser Bemerkung gegen den Vorwurf, dass er die Auseinandersetzung unserer Pflichten als göttlicher Gebote nicht zum Hauptgegenstande seiner Schrift gemacht habe, welchen Begriff viele Philosophen mit dem Worte: Vernunftreligion, zu verbinden pflegen. Die Kritik hat kein Urtheil über den Zweck selbst einer Abhandlung. Wenn aber der Vf. sich auf die Darstellung der Veränderungen, welche die Vernuftreligion erlitten hat, aus dem Grunde einschränkt, weil die Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie bis jetzt noch nicht sicher gestellt seyn, und daher auch jene Beschreibung der Vernunftreligion noch nicht zweifelsfrey sey; so würde wohl die Erinnerung gültig seyn, dass doch ein fester Begriff dieses Gegenstandes einer jeden Bearbeitung desselben unterliegen müsse. An eine empirische Anschauung können wir doch unsern Begriff hier nicht halten. Wenn nun doch von Vernunftreligion geredet werden soll, wo ist denn die Stelle, die unserm Begriff unterliegt?

Die Einleitung erklärt den Begriff: Religion, in der subjectiven und in objectiver Bedeutung, auf folgende Weise: „Unter Religion in der subjectiven Bedeutung verstehen wir eine aus dem Glauben an eine überirrdische moralische Weltregierung entspringende Stimmung des Gemüths, welche sich in Urtheilen, Entschlüssen und Handlungen äussert; — unter Religion aber in der objectiven Bedeutung, den Inbegriff derjenigen Wahrheiten, welche mit dem Glauben an eine überirrdische-moralische Weltregierung als Bedingungen und Folgen in nothwendiger Verbindung stehen." Wir finden diese Erklärungen gerade an dieser Stelle unpassend, weil jede Einleitung zu einer Abhandlung bestimmt ist, den Leser vorzubereiten, die Begriffe aber von einer überirrdischen Weltregierung, (als einem ausserhalb den Bedingungen unsers Erkenntnissvermögens liegenden Gegenstande,) des Glaubens an dieselbe, und des Zusammenhanges dieses Glaubens mit wirklichen Erkenntnissen und mit dem Begehrungsvermögen gar viel Erörterung bedürfen. Nach der Definition der Religion in objectiver Bedeutung giebt der Vf. die Vorstellung eines Systems der Religionslehre, welches er der Abhandlung selbst zum Grunde legt. „Nach dieser Erklärung sagt er, muss die Religionslehre in zwey Haupttheile zerfallen. Die *reine* Religionslehre handelt von den Bedingungen, unter denen eine moralische Weltregierung möglich ist, und begreift unter sich die Lehre von Gott und dessen Verhältniss zur Welt; 2) die Lehre von der moralischen Freyheit und Zurechnungsfähigkeit des Menschen, und 3) die Lehre von der ewigen Fortdauer unsers Geistes. Die *angewandte* Religionslehre entwickelt dagegen den Einfluss jener Ueberzeugungen auf das Erkenntniss-, Gefühls- und Begehrungsvermögen, d. i. sie besteht aus einer Theorie der Offenbarung, einem Versuch einer Theodicee und einer Kritik der theologischen Moral." Wir gestehen, dass wir den Eintheilungsgrund zu dieser Zerfällung nicht auffinden können. Es ist auch nicht wohl zu sehen, wie hier von den Begriffen: rein und angewandt, in der sonst gewöhnlichen Bedeutung Gebrauch gemacht worden, oder auch Gebrauch gemacht werden könne. Der Vf. will nicht, dass man die Religion als Erkenntniss des Wesens und Willens Gottes erkläre, weil, sagt er, Erkenntniss mehr von solchen Gegenständen gelte, die wir aus der Erfahrung kennen lernen. Weil in dem Begriff von Gott von allen Bedingungen der Erkenntniss abgesehen wird; so ist dieser Begriff zur Erkenntniss nicht aufgelegt. Es mag von Erfahrungen oder von Erkenntnissen *a priori* die Rede seyn; so ist der Erkenntnissact (die urtheilende Handlung) überall derselbe, und von den Bedingungen eben desselben wird in diesem Begriff gerade abgesehen. Wir wollen aus der Abhandlung selbst so viel anführen, als der Leser nöthig erachten wird, um sich von dem, was Hr. P. geleistet hat, einigen Begriff machen zu können.

Das erste Hauptstück handelt von den Bedingungen, unter denen eine übersinnliche moralische Weltregierung möglich ist. Wer die moralische Weltregierung für ein reelles Object seines Bewusstseyns erkennt, sagt der Vf., muss von eben derselben glauben, dass sie 1) unabhängig von seinen Gedanken

ken existire, und 2) auch in einer ausserhalb der Denkkraft wirklich vorhandenen Ursache gegründet sey." Hiernach theilt der Vf. dieses erste Hauptstück seiner Abhandlung in eine rationale Theologie und theologische Cosmologie ein. Die letzte zerfällt wieder in die Eleutheriologie oder Lehre von der moralischen Freyheit der Menschen, und in die Athanatologie oder Unsterblichkeitslehre.

Die rationale Theologie (definirt der Vf.), ist die Lehre von Gott und dessen Verhältnifs zur Welt, aus Grundsätzen, die aus der moralischen Natur des Menschen hervorgehen. Den ersten Theil derselben nennt er die Ontotheologie, und giebt ihr das Geschäft, den richtigen Begriff von Gott festzustellen, das Daseyn Gottes, so weit es möglich ist, zu erweisen, und die wesentlichen oder metaphysischen Eigenschaften der Gottheit zu bestimmen. Der richtige Begriff von Gott ist der von einer Ursache der moralischen und der Sinnenwelt. Dieser Begriff ist das Urbild, an welches alle abgeleiteten Vorstellungen von Gott geprüft werden müssen. Eine Anmerkung fügt noch das Merkmal hinzu, dass Gott die Ursache der übersinnlichen und als solche die Ursache der Sinnenwelt ist. Frägt man den Vf. nach der Quelle dieses Begriffs von Gott; so wird er die moralische Weltordnung als diese Quelle angeben. Das Daseyn aber der moralischen Weltordnung ist, seiner Meynung nach, keinem Zweifel ausgesetzt, weil der Glaube an dieselbe unmittelbar mit dem Entschluss nach sittlicher Vollkommenheit zu streben, in unserm Bewusstseyn hervorgeht. Diese moralische Weltordnung selbst besteht in dem Gelingen der tugendhaften Bestrebungen, welches der Vf. so wie andere Philosophen als die Harmonie zwischen Glückseligkeit mit der Würdigkeit glücklich zu seyn, vorstellt. Wenn er nun diese Glückseligkeit selbst in nichts andern als in der Zufriedenheit eines guten Gewissens bestehen lasst, so sieht Rec. nicht, wie der Vf. von einem *Glauben* an eine moralische Weltordnung reden kann. Denn diese sittliche Zufriedenheit ist ein Datum und der Tugendhafte ist im Besitz derselben. Wie nun gar *diese* moralische Welteinrichtung (ein untauglicher Ausdruck für das was er bezeichnen soll) als Begebenheit auf eine Ursache, und zwar auf eine übersinnliche Ursache bezogen werden müsse, ist uns zu begreifen nicht wohl möglich. Wir geben dem Vf. zu beherzigen, ob es dem Zweck seiner Abhandlung nicht entsprechender gewesen wäre, wenn er von einer hinlänglichen Erörterung des Pflichtbegriffs ausgegangen wäre, welche Nothigung des Willens durch die Vorstellung eines Gesetzes doch nur in sofern statt findet, als der andere sich demselben Gesetz unterwirft, wovon er will, dass man gegen ihn handele. Die Gültigkeit dieses Begriffs giebt jedermann Kraft seiner moralischen Natur zu, und gesteht damit, dass diese sittliche Nothigung selbst Grade habe. Wenn nun auch in irgend einem Fall dieser Grad sehr klein ist, wenn z. B. ich mich im Verhaltnifs zu einem Menschen denke, der in aller Hinsicht gegen andere nicht nach solchen Gesetzen handelt, nach welchen er will, dass gegen ihn gehandelt werde; so wird doch noch einige sittliche Nothigung, nämlich diese, ihm noch immerfort an den Tag zu legen, dass ich bereit bin, eine moralische Ordnung mit ihm einzugehen, (die Pflicht der Grossmuth) statt finden, welche sich auf den Begriff von ihm als einen Wesen von moralischer Anlage, stützt. Rec. sieht nicht ein, wie es zugehe, dass die neuern Philosophen *diesen* Begriff von moralischer Weltordnung, der demnach in der Ansinnung an andere Menschen, dass sie Kraft ihrer Anlage für Moralität allgemeingültigen Gesetzen sich unterwerfen werden, wenn der tugendhaft gesinnte diese Bereitwilligkeit ihnen immerfort aussert, enthalten ist, umgehen, welcher Begriff sich doch der Reflexion eines jeden leicht anbietet, sich auch mit Leichtigkeit an die symbolische Vorstellung von einer die Welt regierenden Intelligenz anschliesst, und dass sie lieber in Dunkelheiten sich zu verlieren belieben. Hr. *P.* beweist nun die Existenz eines Weltschöpfers auf folgende Weise: es ist eine moralische Weltordnung da; es muss eine Ursache derselben geben. Der Physicotheolog hat über Hn. *P.* den Vortheil, dass er von dem sehr verstandlichen Begriff einer überall verbreiteten Naturzweckmässigkeit ausgeht, dagegen der Vf. eine moralische Weltordnung zum Grunde legt, um darauf den Satz der Causalität anzuwenden, bey welchem Worte (moralische Weltordnung) der Leser im Fortgange (wie es uns dünkt) gar nichts denken kann, im Anfange des Buchs aber den Begriff von Harmonie zwischen Tugend und moralischer Selbstzufriedenheit ihm untergelegt findet, worauf den Satz der Causalität anzuwenden, und auf einen Weltschöpfer zu schliessen, schwerlich für thunlich geachtet werden kann. Es folgt nun eine Beurtheilung der gewohnlichen Beweise für das Daseyn Gottes, und eine Vorstellung der Eigenschaften Gottes, die der Vf. metaphysische nennt, und die er nach Kant's Categorien classificirt hat. Endlich wird von dem Verhaltnifs Gottes zur Welt, von Gott dem Weltschöpfer, Erhalter und Regierer, welche Materien der Vf. unter dem Titel: rationale Kosmotheologie zusammenfasst, gehandelt, deren Behandlungsart zu beurtheilen wir uns enthalten müssen.

Die theologische Kosmologie ist dem Vf. die Lehre von den Eigenschaften der zur Sinnenwelt gehörigen, und von Gott abhangigen moralischen Wesen. Er handelt unter diesem Titel zuerst von der moralischen Freyheit. Das gesetzgebende Vermogen des Menschen (das Bewusstseyn der Nothigung des Willens durch die Vorstellung solcher Gesetze, von denen er will, dass nach denselben gegen ihn gehandelt werde) Kraft dessen der Mensch sich nur in sofern moralisch - verbunden denken kann, sofern er sich als selbst gesetzgebend denkt, die Freyheit des Menschen zu nennen ist ganz wohl erlaubt. Dieser Begriff von Freyheit ist ein *gegebener* Begriff, und bezeichnet nichts mehr als das moralische Bewusstseyn des Menschen. Denselben aber dem, von einer schlechthin ersten Ursache seiner Handlungen, unterzuschieben, wel-

welches der Vf. zu thun ſcheint, das kann nicht erlaubt ſeyn. Was dieſen letzten Begriff betrifft, ſo iſt der Menſch, ſofern er ſich ſelbſt als Gegenſtand der Erfahrung anſieht, durch ihn nicht zu denken, indem auch die moraliſche Geſinnung des Menſchen unter dem Begriff von Begebenheit ſteht, und Urſachen in der vorhergegangenen Zeit vorausſetzt. In wiefern der Vf. auch in ſeiner Unſterblichkeitslehre eine ähnliche Verwechſelung zweyer ſehr verſchiedener Begriffe (des Begriffs von Menſchen als Erfahrungsgegenſtande mit dem Begriff von ihm, ſofern er ſich nicht gegeben iſt) getroffen hat, wollen wir ſeinem eigenen Nachdenken anheim ſtellen. Das zweyte Hauptſtück dieſer Vernunftreligion, welches die angewandte Religionslehre enthalten ſoll, verſpricht der Vf. in kurzen nachfolgen zu laſſen. Indem wir mit Aufrichtigkeit einige Erinnerungen über dieſe Schrift gemacht haben; ſo erfüllen wir auch eben ſo willig die Pflicht, die Spuren von Scharfſinn und eigenen Forſchungsgeiſt, der andern nichts nachſpricht, das er nicht ſelbſt erblickt, auch von Darſtellungsgabe, die den Vf. des Vertrauens junger Studirenden werth machen muſs, öffentlich zu loben; ſie aber hervorzuheben, kann der enge Raum dieſer Rec. uns nicht verſtatten.

Leipzig, in d. von Kleefeldſchen Buchh.: D. *Johann Gottfried Sammet's*, ehemaligen Privatlehrers auf der Univerſität zu Leipzig, *Vorleſungen über das geſammte Naturrecht nach dem Gundlingiſchen Lehrbuch*, herausgegeben und mit kurzen biographiſchen Nachrichten begleitet von *Friedrich Gottlob Born.* 1799. 612 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

So wenig wir auch die Gelehrſamkeit und die ſonſtigen Verdienſte des ſel. *Sammet* verkennen; ſo waren uns doch dieſe Vorleſungen, welche als erweiternder und zum Theil auch berichtigender Commentar über das Gundling'ſche Lehrbuch zu betrachten ſind, eine etwas ſonderbare und eben nicht angenehme Erſcheinung. Es läſst ſich zwar leicht verzeihen, wenn dem Freunde auch das Unbedeutende von einem Freunde wichtig iſt; aber ein gleiches Intereſſe nun auch dem groſsen Publicum zuzumuthen, ſcheint uns eine nicht wohl verzeihliche Anmaſsung zu ſeyn. Wenn auch das Naturrecht noch keineswegs vollendet iſt (ſo ſehr auch einige Neuere auf das Wort groſsſprecheriſcher Führer dieſe Behauptung übertreiben) und beſonders in der conſequenten Anwendung der aufgefundenen Principien jedem denkenden Kopf noch gar vieles zu thun übrig bleibt; ſo hat es doch ſeit dem Entſtehen der kritiſchen Philoſophie zu der Vollendung ſehr groſse Schritte vorwärts gethan. Wir ſtehen jetzt wenigſtens feſt auf dem Boden des äuſsern Rechts; die Grenzlinien des Gebiets, auf welchem das Gebäude errichtet werden ſoll, ſind ſcharf und beſtimmt gezogen: und wie viel iſt hiemit nicht ſchon gewonnen, wenn wir auch weiter nichts, als dieſes gewonnen hätten. Ein *Gundling'ſches* Lehrbuch des Naturrechts kann daher wohl ſchwerlich jetzt ein anderes, als ein bloſs hiſtoriſches Intereſſe haben. *Gundling* hat zwar unſtreitig nicht unbedeutende Verdienſte um die philoſophiſche Rechtslehre: er unterſchied die Zwangspflichten von den Gewiſſenspflichten, und ſchränkte nur auf jene das Naturrecht ein. Aber dieſe Idee iſt bey ihm nur ein fruchtbarer Keim, der ſich erſt in unſerm Jahrzehend vollkommen entwickelt hat. — Das unangenehmſte bey dieſen Vorleſungen iſt, daſs ſie nirgends eine Spur der neuen Fortſchritte der Philoſophie zeigen, und in jeder Rückſicht die Zeichen ihres Alters an ſich tragen. In einer weitſchweifigen, ſchwerfälligen, mit lateiniſchen Phraſen durch und durch verwebten Sprache, und übrigens ganz in der Form der weiland ſogenannten *Diſcurſe* geſchrieben, erinnern uns dieſe Vorleſungen in jeder Zeile, daſs ſie um ein halbes Jahrhundert zu ſpät gekommen ſind. Eine einzige Stelle wird unſer Urtheil ſowohl über den Inhalt, als über die Form beſtätigen. S. 36. „Ich kann den Menſchen in einem dreyfachen Stande betrachten. Nämlich 1) wenn er allein iſt. Was hat er da für ein Mittel, daſs er ſich nicht ſchade, ſondern *perfectiſſime felix* werde? Hier heiſst es: *conſerva pacem internam, ne turbes conſervationem tui ipſius in fraudem gloriae Dei.* Und dieſes iſt die Ethik, deren *principium proximum*, folglich ſo heiſst: *fac ut ſis felix quoad tranquillitatem internam. Ratio: ne turbes felicitatem tuam internam, id eſt, animi,* 2) Wenn er mit ſeinen Mitbürgern *in civitate Dei* ſich befindet? Welches iſt da das Mittel? *Noli turbare pacem externam, ne turbes conſervationem tui ipſius, in fraudem gloriae Dei.* Dieſes heiſst das Naturrecht, deſſen *pricipium proximum* alſo ſo lautet: *fac ut ſis felix quoad felicitatem externam. Ratio: ne turbes conſervationem tuam externam, propter volitionem Dei.* 3) Wenn er mit einem andern in einen ſolchen Stand kömmt, in welchem er den Mangel, worin er jenen findet, abhelfen kann. Welches iſt hier das Mittel? *Amor mutuus.* Und dieſes macht die Politik aus, deren *principium proximum* heiſst: *promove vitae commoditates aliorum, vel tranquillitatem ſive humanitatem. Ratio: ne turbes tranquillitatem tuam externam et internam, et quidem propter volitionem Dei et propriam commoditatem externam.*"

In der Vorrede giebt der Vf. eine kurze Lebensbeſchreibung des Vfs., in welcher *S.* eben nicht als ein Schooskind des Glücks erſcheint. Er war a. 1719 zu Leipzig geboren. In ſeinem ſiebenzehnten Jahr wurde er zu Eisleben mit Gewalt zum Soldatendienſt genommen. Seine lange Figur gefiel dem wachthabenden Officier, der ihn, unter dem Vorwand, daſs er keinen Paſs habe, auf die Wache bringen lieſs, wo man alle Soldatenberedſamkeit aufbot, um ihn zum Dienſt zu bewegen. *S.* weigerte ſich ſtandhaft, bis man ihm endlich durch heftigen Durſt ſeine Einwilligung abnöthigte. Nach zweyjährigem Dienſt wurde er wieder frey, und ſetzte zu Leipzig ſeine Studien fort, wo er endlich die akademiſche Laufbahn

 betrat.

betrat. Seine Vorliebe für das akademische Leben, und der Beyfall, den er als Lehrer erhielt, bestimmte ihn, verschiedene ansehnliche Stellen auszuschlagen. Aber das Glück kam ihm auf seinem Wege nicht entgegen. Seine freymüthige Heftigkeit erregte ihm viele Feinde, und er starb zu Leipzig 1796 als Privatdocent.

GESCHICHTE.

1) Göttingen, b. Dietrich: *Henrici Julii Billerbeck*, Hildesiensis, Seminarii Regii Philologici sodalis, *Historiae Urbis Agrique Gottingensis Breviarium.* Commentatio in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae die IV. Junii CIƆIƆCCXCVI praemio a rege M. Britanniae Aug. constituto ab ampl. Philosophorum ordine ornata. 92 S. 4. (8 gr.)

2) Ebend.: *Geschichte der Stadt Göttingen und ihres Gebiets*, von *Julius Billerbeck*, Candidaten der Philologie und Theologie. 1797. 376 S. 8. (20 gr.)

Die zweyte Schrift ist eine deutsche Umarbeitung und Erweiterung der ersten lateinischen, wodurch die Arbeit an Vollständigkeit und Zweckmässigkeit sehr gewonnen hat. Es war ein sehr glücklicher Gedanke der philosophischen Facultät zu Göttingen, die Geschichte ihrer Stadt zum Gegenstand einer ihrer jährlichen Preisaufgaben zu machen. Der Vf. hat zwar in der Hauptsache blofs aus der geschmacklosen, aber wegen ihrer archivalischen Nachrichten wichtigen, *Zeitgeschichte* der Stadt Göttingen schöpfen können; denn das gewifs sehr interessante Stadtarchiv ist dem historischen Forscher bisher noch immer gesperrt geblieben. Inzwischen hat er das Material, das ihm zu Gebote stand, mit Geschmack bearbeitet, und dadurch den Beweis eines wirklichen historischen Talents gegeben; die Gesichtspuncte, die er in der Vorrede bezeichnet, sind sehr richtig, und sein Ausdruck ist nicht ohne Kraft und Würde. Es gehört also nur ein fortgesetztes Studium der historischen Muster und Hülfswissenschaften, und eine glückliche Lage zum Gebrauch der Quellen dazu, um den Vf. zu gröfsern Unternehmungen in der Geschichte in Stand zu setzen. Im Anfang erzählt er wohl ein wenig zu viel von der *Herzogengeschichte*, und wir glauben, um den Leser zu orientiren, hätte im Eingang Lage und Umfang des damaligen Sachsens, die Gauverfassung, ohne welche das Verhältnifs einer *Villa* wie Göttingen war, undeutlich wird, geschildert, und die damalige Cultur bezeichnet werden sollen. Von der städtschen Autonomie (S. 133.) hatte der Vf. nicht die richtige Vorstellung, wenn er glaubt, dafs sich die Fürsten etwas vergaben. Die Stadt erhielt hier nichts, als was die allgemeine Regel war, sich nur von seines Gleichen richten zu lassen. Nicht aus Unbesonnenheit hoben die Fürsten ihre Städte empor, sondern weil sie ohne sie dem Adel das Gleichgewicht nicht mehr halten konnten. Die Pfalz *Gronde*, wo sich die sächsischen Kaiser öfters aufhielten, ist höchst wahrscheinlich das *Gronde* an der Weser, nicht aber die in der Nähe bey Göttingen gelegene Burg, die überhaupt nur im Volksausdruck *Gronde*, in den Urkunden aber durchaus *Grona* heifst. Das angebliche Turnier im Jahr 1119 bezweifeln wir ebenfalls sehr. Dafs man ursprünglich die Kleider von *Leinewand* getragen, und unter Weber eigentlich *Leinweber* zu verstehen, bis endlich der Luxus die Wollenarbeiten aufgebracht, verhält sich gerade umgekehrt. Linnen war lange Zeit die gröfste Seltenheit, und der gemeine Mann trug allgemein nur wollene Hemden (f. *Möhsen's* Geschichte der Arzneywissenschaft). Das Münzverhältnifs S. 125. hätte wohl etwas ausführlicher entwickelt werden dürfen. Dafs der Gotzische, nachher Druchtlebische Hof der ehemalige *Balrous*, nachherige *Plessenhof* gewesen, beruht zwar auf Angabe der göttingischen Zeitgeschichte, ist aber falsch. Den wahren ursprünglichen Plessenhof erhielt nach Abgang des Plessischen Stamms die Familie von Hardenberg und ist dies der jetzt noch existirende *Hardenberger Hof*. 60000 Rthlr. (S. 236.) ist ohne Zweifel ein Druckfehler, statt 6000. Die göttingische Gegend als *reizend* zu schildern, ist ein sehr schweres Unternehmen. Das könnte man am Ende den göttingischen Poeten erlauben. Aber die Historiker müssen blofs die Wahrheit sagen. Der Vf. beschliefst seine Geschichte mit dem Zeitpunct der errichteten Universität. Der vierte Zeitraum von 1648 bis 1737 ist aber überhaupt zu kurz abgefertigt. Jedoch liegt auch hier der Grund blofs in dermaligen Mangel der Quellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Madrid: Informe a la real Junta de commercio minar y moneda sobre el nuevo palo de tinto llamado Paraguatan*, par D. *Domingo Garcia Fernandez*. 1797. 1 Bog. 4. — Dieses Holz von einem noch unbekannten Baume aus Guayana verdient alle Aufmerksamkeit. Die rothe Farbe, welche es dem Wasser mittheilt, widersteht der Seife und den Säuren besser als die Farbe von Brasilien- und Campecheholz. Der Vf. gehört unter die wenigen Spanier, welche gründliche chemische Kenntnisse besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. September 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Wien, b. Rötzel: *Denkmale der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus allen Jahrhunderten, gewählt und übersetzt von Michael Denis.* Ersten Bandes erste Abtheilung enthält erstes, zweytes, und drittes Jahrh. 1793. 179 S. Zweyte Abth. viertes, fünftes, sechstes Jahrh. 255 S. Zweyten Bandes erste Abtheil. — siebentes, achtes, neuntes Jahrh. 178 S. zweyte Abth. zehntes, elftes, zwölftes Jahrh. 163 S. Dritten Bandes erste Abth. dreyzehntes, vierzehntes, funfzehntes Jahrh. 1796. 208 S. zweyte Abth. sechzehntes, siebzehntes, achzehntes Jahrh. 183 S. Vorr. XI. gr. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk macht nicht weniger in dem Schriftstellerleben des berühmten *Denis*, als in der katholischen Kirche Epoche. Denis, seither als Dichter, geschmackvoller Uebersetzer und Literator bekannt, tritt nun auch als theologischer Schriftsteller auf. „Ich habe mein ganzes Leben wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, sagt er (Vorr. VIII.) aber zu beklagen wäre ich, wenn ich am Ende meiner Tage fände, dass ich die wichtigste der Wissenschaften, die Wissenschaft des Heils (Luc. I, 77.) vernachlässiget hätte.“ Er fing darum an, zu seiner eigenen Erbauung kürzere Stücke eines Glaubens- und Sittenlehrers aus allen christlichen Jahrhunderten in's Deutsche zu übersetzen, und glaubte auch, jenen Lesern seiner Kirche, welche diese Schriften zu verstehen keine Geschicklichkeit, oder doch sie zu lesen keine Gelegenheit oder Zeit hätten, ein Geschenk damit machen zu müssen, um sie durch ihre eigene Einsicht zu überzeugen, dass die christliche Kirche von ihrer ursprünglichen Reinigkeit gar nicht abgewichen, und, was auch gewisse Leute dagegen sagen mögen, in Absicht auf Dogmatik und Moral, sogar in der Art sich darüber auszudrücken, unverändert, und also von der Höllenpforte unüberwältigt geblieben sey. Aus jedem Jahrhunderte, sogar dem unserigen, liefert er daher ein kürzeres Buch irgend eines Kirchenvaters oder katholischen Schriftstellers, das ihm für Dogmatik oder Moral interessant zu seyn scheint, in's Deutsche übersetzt, und verbindet jedesmal ihrer sechs zu einem Bande. Jedem Schriftsteller geht eine kleine biographische und bibliographische Nachricht vorher.

Obgleich *John Bull* überall sich gleich, uns gar keine Hoffnung zu seiner völligen Emancipation giebt; so dürfen wir uns doch des Versuches freuen, den nichtgelehrten Theil des katholischen Publicums liberaler zu behandeln, als es zeither der Fall war. Wenn man ihn von Canisius oder, genauer gesagt, von Irenäus und Tertullian herab, auf etliche alles entscheiden sollende Merkmale seiner Kirche — auf Einheit und Alterthum der Kirchenlehre hinwiess; so fühlt nun doch *D.* das Bedürfniss, diese Uebereinstimmung und stete Fortdauer der Lehre, die man sonst nur *per petitionem principii* vorausfetzte und zu glauben gebot, erst zu erweisen, und desshalb dem katholischen Volke die Urkunden des christlichen Alterthums so in die Hände zu geben, wie der protestantische Gelehrte seinem Volke die Bibel. Um aber diesen Zweck nicht zu verfehlen, hätte *D.* was er schon im Titel versprach, halten, nämlich *ungezweifeltwahre* Denkmale geben, sie *zweckmässig* wählen, *richtig* übersetzen, noch mehr aber sich aller Anmerkungen, welche den Leser zu falschen Schlüssen leiten könnten, enthalten müssen. Die sogenannten Briefe Ignazens, auch die kürzern, unter welchen *D.* den an die Epheser aushob, hätte er nicht als unbezweifeltwahre Denkmale angeben sollen. Die Kritiker sind hierüber nicht einig, und was den Inhalt betrifft, so dürften die steten Predigten vom Gehorsam gegen die Bischöfe und der bange Eifer für hierarchische Grösse, welche dem zum Tode gehenden Ignaz auf Mund und Seele gelegt werden, den Verdacht erregen, diese Briefe möchten den Bischöfen des vierten und fünften Jahrhunderts im Orient das gewesen seyn, was später im Occident den römischen Bischöfen die Isidorischen Decretalen waren. Gegen die Auswahl der Stücke lässt sich manches erinnern. Ueberhaupt liegt der Fehler des Plans darin, dass *D.* aus jedem Jahrhunderte nur eine Schrift liefert. Um die Uebereinstimmung der Dogmatik der jetzigen katholischen Kirche und des frühesten Zeitraums zu erweisen, bedarf man nur der ersten Kirchenschriftsteller; von denen also *D.* so viele hätte geben sollen, dass ein vernünftiger Lay sich den Lehrtypus der ersten Kirche hätte abziehen können. Die Anwendung auf den Katechismus würde sich von selbst machen. Auch wenn er die Stetigkeit der Tradition alle Jahrhunderte hindurch zeigen wollte, hätte er, statt der vielen spätern Schriftsteller, deren einer von diesem und ein anderer von jenem Dogma redet, ohne sich die Hand zu bieten, vor allem die ursprüngliche Lehrform in mehrern gut gewählten Stücken ganz darstellen sollen, um seine Leser aus spätern in Hinsicht auf die ersteren ausgesuchten Fragmenten, falls Bücher ihm zu weitläuftig schienen, urtheilen zu lassen, dass die Ueberlieferung des Mittelalters der

der des ersten so gleich war, als die jetzige der des Mittelalters. Nun reichen aber Justins Apologie und Cyprian von Gebete gar nicht hin, sich in der frühern Dogmatik orientiren zu können. Aus eben diesem Zwangsgesetze, das sich D. auflegte, aus jedem Jahrhunderte eine kleinere Schrift zu übersetzen, und dann aus zu weniger Rücksicht auf den innern Gehalt der Schriften selbst rührte es noch weiter her, dass man oft versucht wird, andere Schriften an den Platz der übersetzten zu wünschen. Wozu das langweilige Bussgebet Isidors im siebenten Jahrhunderte? Tertullian *de poenitentia* wäre weit besser gewesen. Cyprians Briefe in guter Auswahl hätten für die Dogmengeschichte jener Zeit weit mehr geleistet als dessen Schrift vom Gebete. Wenn aber D. ein kürzeres Werkchen vom Gebete aus dem dritten Jahrhunderte durchaus wollte, warum wählte er sich nicht Origenes Werkchen desselben Inhalts? Die neuere Dogmatik dürfte freylich übel dabey gefahren seyn. Eben so hätte Rec. des Origenes *περι ἀρχων*, so weit sich die Aechtheit des Textes herstellen lässt, oder doch aus dessen Büchern wider Celsus etliche erlesene Stücke Augustins ziemlich weitläuftigem Enchiridion vorgezogen. Allerdings ist Origenes unter den Kirchenvätern der katholischen Kirche nicht ganz zünftig, aber seine Schriften sind darum nicht weniger Denkmale für das dritte Jahrhundert, als die Schriften Alcuins, die D. für das neunte gebraucht. Und vollends Blosius, der Benedictiner Abt, den er für das sechzehnte, und Nieremberger, den er für das siebzehnte Jahrhundert aufführt! Warum nicht für das sechzehnte Erasmus, und für das siebzehnte Bossuet? Doch wohl nicht aus einem geheimen Grunde, der ihn für das zwölfte Bernards Buch von der Liebe Gottes der Uebersetzung würdiger finden liess, als dessen Buch *de Consideratione ad Eugenium III.?* Wenn man nicht eines und das andere auf Rechnung der Unkunde setzen will; so ist die Wahl mit dem Auge des Katholiken oder gar des Jesuiten gemacht. Wäre es nur die Uebersetzung nicht auch! Im Briefe Ignazens übersetzt er *πρεσβυτεριῳ* zweymal *der Priesterschaft*, als wenn das nun so geradehin eins wäre. Nun hält er aber auch noch in den kurzen Einleitungen zu jedem Schriftsteller dem gutmüthigen Leser ein orthodoxes Glas vor das Auge. Wenn z. B. Cyprian die Worte: Unser täglich Brod gieb uns heute — zum Theil vom Abendmahle erklärt, und Christum das Brod derer nennt, die seinen Leib berühren, so ist D. uneingedenk dessen, was schon Tertullian gesagt hatte: *Hoc est corpus meum, id est, figura corporis mei*, bey dem allegorisirenden Cyprian gleich mit dem Schlusse fertig, derselbe lehre hier die Gegenwart Christi im Sacrament. Auch greift er dem moralischen Urtheile seiner Leser vor. Des Fulgentius Bischofs zu Ruspe Lobeserhebungen des ledigen Standes auf Unkosten der Ehe giebt er seinen Beyfall. Das Lob, das er Leo VI Kaisers zu Constantinopel im zehnten Jahrhundert Lobrede auf die Martyrer ertheilt, — sie sey eines jeden Bischofs *dieses Jahrhunderts* würdig gewesen, mag man als naiv belächeln, aber missbilligen muss man es, dass er sie dieses Kaisers nicht unwürdig fand, dem es anständiger gewesen wäre, die Heere wider die Saracenen und Bulgaren gut anzuführen, als Homilien schreiben und die Soldaten zu Processionen zu gebrauchen; dass er gar in voller Begeisterung ausruft — konnte ein Fürst seinen Unterthanen ein wesentlicheres und nützlicheres Geschenk für die Zukunft machen! Des Johannes von Damasko Buch von den Tugenden und Fehlern preisst er als ächte und unübertriebene Moral an, und führt zum Beweise Nr. II. von den körperlichen Tugenden an, worunter doch Johannes korperverderbende und schmutzige Mönchstugenden, z. B. einen solchen Abbruch vom Schlafe, dass man ganze Nächte stehend zubringt, Enthaltung vom Bade, Zufriedenheit mit einem Kleide aufnimmt. Bernards mystische Tändeley über Liebe zu Gott nennt er eine treffliche Auseinandersetzung der Ursachen Gott zu lieben.

So sehr aber auch D. in allen möglichen Puncten bemüht ist, dem Urtheile seiner Leser zuvorzukommen; so dürfte es ihm doch kaum gelungen seyn. Der verständige Leser findet dennoch Spuren einer Dogmatik, von welcher die neuere Lügen gestraft wird. In der Stelle Justins I Apol. *ὁμολογουμεν των τοιουτων νομιζομενων θεων αθεοι ειναι, αλλ' ουχι του αληθεστατου — Θεου· αλλ' εκεινον τε, και τον παρ' αυτου υἱον ελθοντα — και τον των αλλων ἑπομενων και εξομοιουμενων αγαθων αγγελων στρατον, πνευμα τε το προφητικον σεβομεθα* — wird *Θεος αληθεστατος* einer Seits den *θεοις νομιζομενοις*, anderer Seits dem *υἱῳ παρ' αυτου ελθοντι* entgegengesetzt, und müsste durch — *einzig wahrer* oder auch *eigentlicher Gott* verdeutscht werden, wodurch denn die Göttlichkeit, die den heidnischen Göttern schlechterdings abgesprochen wird, dem Sohne wenigstens im eigentlichen Sinne des Worts abgesprochen würde. Allein D. sucht dies Scandal der Dogmatik durch *unlaugbarer Gott*, als wenn der Gegensatz nur die *falschen* Götter träfe, zu verwischen. Auch ist er fein genug, Justins Gleichstellung des Sohns mit den Engeln zu umschleichen, da er das *εξομοιουμενων* in den Satz überträgt — *die nach ihm gebildet sind.* Da er aber doch nicht umhin konnte *τον των αλλων αγαθων αγγελων στρατον*, wodurch der mit den Engeln verglichene Sohn mit denselben in eine Classe fällt, und nur als ihr *στρατηγος* hervorzustechen scheint, und das *πνευμα προφητικον*, das unter den Engeln und zwar zuletzt erscheint, richtig zu übersetzen 1 B. 1 Abth. S. 32—33. so ist das Aergerniss der Dogmatik noch immer schreyend genug. Was wird der an eigentliche Schöpfung glaubende Orthodoxe sagen, wenn er von Justin hört, Gott habe die Welt aus einem gestaltlosen Stoff gemacht! Augustins Prädestinationslehre, die dem orthodoxen und jedem reinmoralischen Leser auffallen muss, wird sie denn auch noch in ihrer ersten wilden Gestalt angenommen? Auch dürfte man das Stück der alten Moral, dass auch ein rechtmässiger Process Sünde sey, wofür sich Augustin erklärt 1 B. 2 Abth. Nr. XXI. in der neuern Moral

ral vergebens suchen. Beynahe möchte man von einem Denis denken, er habe den Weg der Kirchenväter-Uebersetzung gewählt, um dogmatischen Contreband, unter einem heiligen Mandel versteckt, über den Schlagbaum der Censur hinüberzubringen!

Die Uebersetzung selbst liesst sich im Ganzen leicht weg, so sehr man auch hie und da anstosst. Ohne viel Aufhebens darüber zu machen, dass Hr. D. λογος (Christus) und παρακλητος, diese Benennung des heiligen Geistes, in *Wort* und *Tröster* übersetzte, muss doch Rec. bekennen, dass es ihm befremdete, I B. 1 Abth. S. 31. *beide Geschlechte*, 2 Abth. S. 78. *der Glauben* S. 165. *der Willen*, III B. 2 Abth. S. 165. *haftig* für heftig und dergleichen mehr, und dann noch den undeutschen Satz II B. 2 Abth. S. 16. — Christus ward *nach dir* (statt — *wie du sagtest*) o Richter, als Missethäter hingerichtet — zu finden.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Grieshammer: *Vorlesungen über den Begriff der Rechtswissenschaft* von D. *Karl Christian Kohlschütter* des sächs. R. öffentl. Lehrer und der Juristenf. ausserordentl. Beys. zu Wittenberg. 1798. 193 S. 8.

Diese Schrift besteht aus drey Vorlesungen, die der Vf. im J. 1797 wirklich gehalten hat, und welche dasjenige ausführen sollen, was er in seiner Propädeutik der positiven Rechtswissenschaft nur in Aphorismen andeuten konnte. Als Vorlesungen hatten sie gewiss ihren Nutzen und auch als Schrift können sie dem angehenden Rechtsgelehrten empfohlen werden. Gleichwohl sind wir nicht ganz, weder in Rücksicht auf die Form, noch in Rücksicht auf den Inhalt dieses Werkchens von dem Vf. befriedigt worden. Für Anfänger ist der Vf., besonders in der ersten Abhandlung, etwas zu trocken, zu abstract und giebt zu viele Begriffe auf einmal, welche entweder, um von seinem Publicum ganz verstanden zu werden, einer ausführlicheren Auseinandersetzung bedurften, oder aber des folgenden unbeschadet ganz hätten weggelassen werden können. Dahin gehört die Bestimmung der Begriffe Sinnlichkeit, Verstand, logische Vernunft, praktische Vernunft und mehrere andere. Der Stil hat hin und wieder zu lange, besonders aber durch grosse Parenthesen entstellte Perioden, die nicht nur ermüden, sondern auch der klaren und deutlichen Einsicht, wenigstens gewiss bey dem mündlichen Vortrage, schaden. Z. B. S. 26. „Durch diese beiden Kennzeichen der apodiktischen Nothwendigkeit und der Allgemeingültigkeit für alle vernünftige Wesen, — von denen jedes schon für sich allein hinreicht, von welchen oder in den einzelnen Fällen ihrer Anwendung bald das eine, bald hingegen das andere einleuchtender ist, weswegen sie eben abgesondert betrachtet werden — unterscheiden sich reine Erkenntnisse von empirischen auf eine sehr auffallende Art.“

In der *ersten* Vorlesung, welche *von der Würde des Menschen* überschrieben ist, wird aus dem vernünftigen Charakter des Menschen und besonders aus seiner *Freyheit* gezeigt, dass ihm eine *Würde*, ein absoluter Werth zukomme. Darauf geht der Vf. in der *zweyten* Vorlesung zu der Bestimmung des Begriffs *Recht* über, und sucht S. 83. zu zeigen, dass dieses nichts anders sey, als „*die in einem Gesetze gegründete Anfoderung des Menschen an andere, Achtung für seine Würde durch ihre äussern Handlungen zu beweisen.*“ Diese Definition könnte wohl eine Bestimmung des Rechts auf *äussere Ehre*, aber auf keinen Fall des Rechts überhaupt seyn. — Die Bestimmung des Unterschieds zwischen *absoluten* und *bedingten* Rechten, S. 88. ist ebenfalls nicht scharf genug. Jenes sollen diejenigen seyn, welche blos die Würde des Menschen voraussetzen; diese, die ausser der Würde des Menschen, aus der sie herfliessen, noch etwas anderes von ihr verschiedenes, voraussetzen und daher nur dann statt finden, wenn diese Voraussetzungen vorhanden sind. — Setzen denn nicht alle absolute materiale Rechte einen von der Form derselben verschiedenen, gegebenen Stoff, als Bedingung ihrer Existenz voraus? — Den Beschluss dieser Vorlesung macht der Begriff der Rechtswissenschaft, die Auseinandersetzung desselben und die Festsetzung des Grundsatzes der Moral und des Naturrechts. Die *Rechtswissenschaft* ist, nach S. 90. „der wissenschaftliche Inbegriff alles dessen, was Menschen um ihrer Würde willen in Beziehung auf die äussern Handlungen anderer Menschen, nach Gesetzen, welche für diese gelten, fodern dürfen.“ Zu den Unterscheidungsmerkmalen der Rechtslehre von der Moral rechnet der Vf. auch den, dass diese nur Pflichten, jene aber blos Rechte lehre. Dies ist offenbar falsch. Sowohl das Naturrecht, als auch das positive Recht, hat nicht blos Rechte, sondern auch Pflichten, nämlich *Rechtspflichten*, oder *Verbindlichkeiten* zu seinem Gegenstande. S. 118. behauptet dies selbst der Vf. — Der Grundsatz der *Moral* lautet nach S. 106.: „*Lass die Behauptung deiner Würde den höchsten Bestimmungsgrund deiner Handlungen seyn.*“, der Grundsatz der Rechtslehre aber: „*kein Mensch* d a r f (?) *die Würde des andern durch äussere Handlungen verletzen.*“ — In der *dritten* Vorlesung wird der Unterschied zwischen *positivem* und *natürlichem* Recht festgesetzt. Zuerst giebt der Vf. eine Nominaldefinition und erklärt S. 144. die positiven Rechte für solche, die in bürgerlichen Gesellschaften für die Verhältnisse der Menschen untereinander durch menschliche Willkür bestimmt worden sind. Aber diese Erklärung enthält nicht nur überflüssige Merkmale, sondern ist auch zu enge. Denn können nicht auch positive Rechte ausser dem Staat und ohne Voraussetzung eines Staats gedacht werden? Sind nicht auch Verträge, (als Beyspiel erinnere man sich an die Familienverträge) eine Quelle *positiver* Rechte? Wegen dieser einseitigen Bestimmung musste natürlich auch die Beantwortung der Frage: wie sind positive Rechte möglich? nicht vollständig

und

und befriedigend beantwortet werden. Der Vf. zeigt nämlich blofs; wie und in wie ferne es der *Staatsgewalt* möglich sey, durch Willkür Rechte zu bestimmen? Obgleich auch hier noch manches zu berichtigen oder näher zu bestimmen seyn dürfte.

* * *

Hamburg, b. Wörmers W.: *D. Ch. L. Gerling's* Auszüge aus seinen Sonntags-Fest- und Passions-Predigten im Jahr 1798. 21ter Jahrgang. 292 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 84.)

Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung: *C. E. Schröter's Anleitung zum Rechnen durchgängig verbessert und umgearbeitet* von *Ch. F. Rüdiger.* 9te Ausgabe. 1799. 364 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. im Suppl. Band von 1785. Nr. 6.)

Hamburg, b. Harmsen's W.: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia und andere Biblische Texte* von *R. Janisch.* 2ter Jahrgang. 308 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 141.)

Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung: Des Geh. Raths *Schubart von Kleefeld gutgemeynter Zuruf an alle Bauern, so Futtermangel leiden.* Nebst einer bewährten Anleitung, wie sie leicht und häufig dazu gelangen, folglich auch wohlhabend werden können. 6te Ausgabe. 1799. 48 S. 8. (2 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. Nr. 29.)

Zürich, b. Orell, Füssli u. C.: *Friderike Brun geb. Münter Gedichte*, herausgegeben durch *Fr. Matthisson.* Neue vermehrte Auflage. 1798. 150 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 275.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Paris*, b. Pougens: *Essai sur les antiquités du Nord et les anciennes langues septentrionales*, par *Charles Pougens.* 1797. 3 Bogen 8. Rec. weiss eigentlich nicht recht zu errathen, welcher Zweck durch diese Blätter erreicht werden soll; ob sie ein „*livre élementaire*," dessen Mangel der Vf. (S. 5.) mit Recht beklagt, oder eine Art von *bibliothèque raisonnée*, oder eine blofse Ankündigung eines, von ihm (S. 11.) versprochenen, gröfseren Werkes über die Alterthümer des Nordens und seines „*dictionnaire etymologique et raisonné de la langue françoise*," (S. 12. 16. 42.), dem er ein „*vocabulaire polyglotte des idées primitives*" *etc.* beyfügen will, vorstellen sollen. Den ersten beiden Absichten entsprechen sie wenigstens auf keine Weise, da sie in jedem Falle zu unvollständig und bey Weitem nicht genugthuend sind. Dennoch scheint es, als wenn Eines von Beiden, vielleicht gar Beides, der Endzweck des Vfs. gewesen sey: über der Anfangsseite des Werkchens selbst ist der Titel folgendermafsen verändert: *essai sur l'étude des antiquités septentrionales et des anciennes langues du Nord;* und nach einer kurzen Erwähnung der Vortheile, welche das Studium der alten nordischen Sprachen gewährt, sagt er: „*j'insiste donc fortement sur la nécessité d'étudier „les anciens dialectes du Nord, dans le texte même des écrivains „septentrionaux dont les ouvrages sont inconnus à la plupart de „nos savans modernes. — J'indiquerai ceux, dont la lecture „comparée doit servir à venger ce genre d'erudition de l'oubli, dans „lequel on l'avoit laissé jusqu'à présent.*"

Man lasse inzwischen durch die Worte des Titels: *sur les antiquités du Nord*, sich nicht täuschen, um etwa hier mehr zu suchen, als blofse Excerpte über Runenschrift und die nordischen Sprachen. Der Inhalt ist kurz folgender. Zuerst (S. 6. f.) von der Ableitung des Worts: Runen, nach Stiernhielm und Worm. Von dem Ursprunge der Runen, nach Erich Schröder, Rudbeck, Verelius, (S. 7. f.) Von der Beschaffenheit und dem Gebrauche der Runen, (S. 9—11.) aufserst unbefriedigend und oberflächlich. Zuletzt folgen Auszüge aus den Werken der berühmtesten Schriftsteller über die Abstammung, Ausbreitung, Entwicklung, Verwandschaften, etc. der nordischen Sprachen und Völker, etc. aus Hickes, nebst einer Uebersetzung der (verdächtigen) Geschichte Hialmar's, (S. 12—15.) aus Boxhorn, (S. 15—21.) aus Leibnitz, (S. 21—27.) und aus Ihre, (S. 27. bis zu Ende) nach der Vorrede vor des Letzteren *dictionarium suio-gothicum.* Rec. findet es höchst überflüssig, seine Landesleute mit Notizen aus jenen Auszügen hier zu belästigen, die denjenigen, welche die, unter uns nicht so unbekannten, Werke nicht besitzen, selbige nichts weniger, als entbehrlich, und denen, die sie selbst besitzen, keinesweges überflüssig machen. Eigner Ideen des Vfs. finden wir nur ein Paar hin und wieder zerstreuet, die obendrein nicht glücklich zu seyn scheinen. So will er (S. 7.) das Wort: Runen, lieber von dem Skythisch-Skandinavischen: *runna* oder *renna*, laufen, fliehen, (rennen) etc. ableiten: in den meisten alten Nordischen sowohl, als neueren Sprachen sey das R in allen Wörtern, die eine Bewegung oder Geschwindigkeit anzeigen. (!?) S. 45. behauptet er, gegen Ihre, das gothische Wort: *mynt*, Bild, Figur, Münze, sey zusammengezogen aus dem Worte: *man*, Mensch, und dieses sey ursprünglich aus *ma*, Macht, und *and*, Hauch, Geist, Wesen, gebildet. — *Erichson's bibliotheca Runica*, nebst der dazu gehörigen Antwort eines Ungenannten, *Wormii monumenta Danica* und *fasti Danici*, *Büttner's* Vergleichungstafeln, *Ihre's* kleinere einzelne Schriften, die Runen auf den Tundernschen Opferhörnern, den Rhetraischen Antiken etc. *Murray's* wichtige Abhandlungen von den Runen, die 1777 bekannt gemachte Preisaufgabe der *Maatschappy der nederlandsche Letterkunde* zu Leiden über die Abstammung der Niederdeutschen Sprache aus dem Mösogothischen und Angelsächsischen, (ist sie beantwortet worden?) u. s. w. scheinen nebst Andern dem Vf. ganz unbekannt geblieben zu seyn. Rec. bemerkt nur noch, dafs es S. 11. statt: *l'A et F.*, heifsen müfste: *l'A et E.*, und dafs nach S. 16. noch einmal die Seitenzahlen 13. bis 16. folgen, nach S. 28. aber die Zahlen von 37. an fortlaufen, also das Ganze nicht, wie das letzte Blatt bezeichnet ist, aus 51, sondern nur aus 47 Seiten besteht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. September 1799.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Zur Kulturgeschichte der Völker. Historische Untersuchungen* von *Fr. Majer.* 1ster Band. 1798. 1 Alph. 10 Bog. 2ter Band. 1798. *mit einer Vorrede des Hn. Vicepräs. Herder.* 1 Alph. 3 Bog. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Absicht dieses Werks ist ausführliche Untersuchungen über einzelne Ereignisse, Einrichtungen und Verfassungen der vergangenen Zeiten zu liefern, die einen so bedeutenden Einfluss auf eine ganze Reihe Begebenheiten gehabt haben, dass der Geschichtsforscher sich nothwendig eine genaue Einsicht davon erwerben muss. Hr. M. bringt zu dieser Arbeit den gehörigen Fleiss, und keine geringe Kenntniss. Der Kenner muss im Ganzen damit sehr zufrieden seyn, wenn er auch gleich in einzelnen Behauptungen von der Meynung des Vfs. abweichet. Der Gang der Gedanken ist ordentlich, nur wird hin und wieder manches eingemischet, was nicht zu der eigentlichen Untersuchung gehöret, auch wird der Vf. leicht von seinem Gegenstande begeistert. Seine Schreibart ist rein, natürlich, ächt historisch. Doch wünschten wir, dass er auf den, zu häufigen Gebrauch einiger Lieblings-Wörter achtete. So werden wenige Bogen seyn, auf welchen nicht das Wort *zart* mehrere male vorkommt; einmal fanden wir es dreymal auf weniger als einer Seite. Der 1ste Theil enthält folgende Abhandlungen: 1) Ueber die Weiber der alten Germanier und die Achtung der Männer gegen dieselben. Der Vf. hat aus Tacitus Germanien und den Sagen alles gesammelt, was das gute Verfahren der alten Deutschen gegen das weibliche Geschlecht darthut. Der Vf. malet das Ganze zu sehr ins Schöne, und nimmt keine Rücksicht darauf, dass der Deutsche doch immer ein rauher Barbar war, der seinem Ungestüme und Jachzorne keine Schranken setzte. Die Hochzeit des jungen nordischen Paars S. 42. ist ein reizendes Schäfermahl, wo alles in Anständigkeit und Sittsamkeit zugeht, ob man gleich „aus vollen Hörnern den beliebten Meth und Bier trinket," welches wohl bey unsern Vorfahren eben so wenig als bey ihren Kindern, immer eine gute Wirkung haben konnte. „Mit der geschlossenen ehelichen Verbindung eröffnete sich für beide Theile eine Reihe der glücklichsten Tage" sagt der Vf. S. 45. und fährt alsdann fort eine sehr vergnügte Ehe zu beschreiben. So mochte es wohl bey manchen seyn, wie es jetzt noch der Fall ist. Aber auch alsdann, wenn der Mann zu viel Meth und Bier aus den grossen Hörnern trank? Oder wenn er sich selbst, und also vermuthlich vorher seine Frau und Kinder verspielte? Oder wenn er aus einem Zweykampfe verstümmelt zu Hause kam? Man muss den Schatten nicht weglassen, wenn das Gemälde eine getreue Darstellung seyn soll. Der Deutsche ist in vielen Stellen des Vf. das nicht geblieben, was dieser zwar gute, aber doch rohe, Sohn der Natur war. Man lese z. B. S. 85. Der Vf. erinnert sich bey der hohen Idee, welche Deutsche, nach dem, was er hier sagt, von dem Weibe hatten, nicht daran, dass alle unaufgeklärte Nationen, selbst die Morgenländer, deren Weiber Sclavinnen waren, Wahrsagerinnen hatten, und dass das Organ, aus welchem der griechische allgemeine National-Gott zu Delphi sprach, ein Weib war. Wie kann er den thörigten, und grausamen Dienst der Hertha S. 86. eine ausgebildete Gottesverehrung nennen, bloss weil es die Verehrung einer weiblichen Gottheit war! Witzig genug findet er S. 130. in der Ausschliessung der Weiber aus Wallhalla gleichfalls einen Bewegungsgrund der Deutschen, sie hier desto mehr zu lieben. Der Gebrauch der alten Sagen, giebt dieser Abhandlung besonders einen grossen Vorzug, vor den Schriften, die schon über das deutsche Weib da sind, die sie aber auch überall hinter sich lässt. Nur sind zuweilen Tacitus Zeiten und die Zeiten der Sagen zu sehr mit einander verwechselt, wenn es auch gleich wahr ist, dass die Sitten der deutschen Nationen sich wenig veränderten, so lange sie mit andern Völkerschaften keinen Umgang hatten. In der Meynung, dass der Deutsche seine Frau nicht gekauft habe, können wir dem Vf. nicht beystimmen, wovon aber der Beweis hier nicht geführt werden kann. 2) Allgemeine Bemerkungen über die, in dem Charakter der Germanier gegründeten Ursachen des Geistes des Ritterwesens, besonders der durch ihn bewirkten Cultur des Umgangs der beiden Geschlechter. Die Abhandlung ist voll feiner und richtiger Bemerkungen. Die Sitten nahmen in dieser Periode mehr Form an, modelten sich nach dem, was der Zeitgeist für conventionell und anständig hielt, und entfernten sich immer mehr von dem wahren Grundcharakter des Menschen, je überlegter, mannichfaltiger und raffinirter die Verhältnisse wurden, in welchen er lebte. 3) Geschichte der Turniere in Deutschland. Es ist hier nur die erste Abtheilung, die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Turniere bis zu ihrer vollkommnen Ausbildung gegeben. Der Vf. bleibt der gewöhnlichen Meynung, die immer auch die richtigste zu seyn scheint, zugethan, dass nämlich Heinrich

rich I der Sachse, die deutschen Edelfreyen zuerst zu mehrerer Uebung in Gefechten zu Pferde angeführt, und also, wenn man jede Waffen-Uebung zu Pferde, Turnier nennen will, die Turniere in Deutschland, eingeführt habe, dass aber das eigentliche Turnier nach Form und Regel in Frankreich seinen Ursprung habe. Dasjenige, was von den Turnieren in den Schriftstellern vor dem Vf. befindlich ist, ist hier gut zusammen getragen. Manche einzelne Sätze beweisen aber noch Verwirrung in Begriffen, die freylich in wenigen Büchern, die unsere mittlere Geschichte abhandeln, gehörig aufgeklärt sind. So war zu Heinrichs I Zeiten der Heerbann noch keineswegs aus einander gesprengt, (S. 194.) indem damals die Lehnsherrliche Regierungsform in Deutschland noch wenig Wurzel gefasst hatte. Mehrere Fehler kommen in dem 4ten Abschnitte vor, der S. 217. anfängt. Nicht bloss Edelfreye konnten die Ritterwürde erhalten, sondern auch Ministerialen, die Leibeigen (*Servi*) waren und hiessen. Wir verweisen den Vf. statt alles Beweises dieses Satzes, auf: *Scheid von hohen und niedrigen Adel.* Es ist also auch gar keinem Zweifel unterworfen, dass sie zum Turnier gelassen wurden. Die Urkunde, welche der Vf. S. 221. anführt, beweiset dagegen nichts. Denn erstlich mag derjenige, dem zu Gefallen Friedrich II sie ausstellte, aus der allergeringsten Leibeigenschaft und nicht von einem Ministerialen hergestammt seyn, wie es denn bekannt ist, dass die Leibeigenschaft Grade hatte; zweytens schmolzen im 13ten Jahrh. die Lehnsträger und die Ministerialen schon zusammen, und es entstand daraus unser Lehnsadel, da es denn freylich einem Leibeigen gebornen wohl schwer gemacht wurde Ritter zu werden. Es ist irrig, wenn der Vf. glaubt, die eigentliche Bedeutung des Wortes *Miles* sey jemals Edelmann gewesen, ungeachtet es zuweilen uneigentlich und in spätern Zeiten, wohl so vorkommt. Der Edle hiess *nobilis*, und ihm wurde der *villanus*, tiefer der *servus*, und in spätern Zeiten der *civis* entgegen gesetzt. Dem *Miles*, Ritter, hingegen stand der *Armiger*, Knappe, und tiefer der Page und Junge entgegen. Man konnte ein *nobilis*, ja ein *vir illustris* seyn; und doch noch Knappe, oder gar Junge. Die Nobilität hatte mit der Ritterwürde gar nichts zu thun, welches, wie schon gesagt ist, genug daraus erhellet, dass die Dienstmannen oder Ministerialen *Servi* blieben, wenn sie gleich Ritter waren. Diese Untersuchung über die Turniere wird in den folgenden Theilen fortgesetzet werden. Der zweyte Theil handelt von den Sitten der alten Hindus, besonders nach der Anleitung, die das Gedicht *Sakontala* dazu giebt, von welchem auch die Abhandlung den Namen führt. Es sind aber auch andere Schriften, aus denen man Nachrichten von den Sitten dieses alten Stammvolkes schöpfen kann, dabey gebraucht, vornehmlich Menu's Gesetzbuch der Hindus. Der Vf. hat ein raisonnirendes Verzeichniss der mehrsten indischen Originalwerke voraus gesendet, das von mehrern Seiten betrachtet, brauchbar ist. Doch würden wir ihm gerathen haben, die weitläuftige Lobpreisung des Gedichts Sakontala ganz wegzulassen. Den poetischen Werth dieses Gedichts zu entwickeln lag gar nicht in seinem Plane, und wenn Rec. nach seinen Empfindungen urtheilen darf, so erreicht Hr. *M.* seinen Zweck, den Werth des Gedichts anschaulich zu machen, nicht. Uebrigens ist es sehr geschickt, die Sitten der alten Hindu darzustellen. Die Vorrede des Hn. V. P. *Herder* handelt von dem Nutzen einer Cultur-Geschichte, und beklagt die wenige Neigung, die Deutsche für deutsche Geschichte zeigen. „Culturgeschichte der Völker, sagt der würdige Vf., in welchen Traum versetzet uns dieses Wort, oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! — — Ueber die gesammte Culturgeschichte der Menschheit haben wir nichts zu verantworten; aber jeder an seiner Stelle! Wohlauf! Lasset uns eilen! *Quantum est quod restat!*"

Unter dem Druckort Londres, (Reutlingen): *Du Gouvernement de la republique Romaine.* 1796. *Tome premier.* LVI. und 228 S. *T. second.* 296 S. *T. troisième.* 368 S. 8. (3 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. dieses Werks vermisste in der Literatur seiner Nation ein Buch, in welchem die römische Verfassung und der Plan, nach welchem dieser merkwürdige Staat verwaltet wurde, als ein Ganzes dargestellt wäre. Er suchte diesen Mangel zu ersetzen, indem er die einzelnen Elemente, aus denen die Verfassung zusammengesetzt war, auf einen Punct, ein sie belebendes und vereinigendes Princip zurückführte. *Il en est résulté*, sagt er S. XLIX. *un système d'administration tellement lié que chaque partie de son enchainement politique concourt à la marche generale. On verra que j'ai restitué au gouvernement Romain le caractère d'unité qui fit sa vigueur, et le lecteur y retrouvera dans chaque detail l'esprit qui anima son ensemble. Ce n'est plus ce colosse informe, que la main des compilateurs a dechiqueté plutôt que disséqué. C'est un corps plein de vie et de mouvement: ce même corps enfin, dont la constitution vigoureuse était si bien connue de l'auteur qui a présenté son tableau immortel de la force et de la grandeur romaine.* Bey der Lectüre dieses Werkes wird man einen Theil dieser Versprechungen allerdings erfüllt finden. Der Inhalt ist derselbe, wie in den gewöhnlichen Sammlungen römischer Alterthümer, in so fern sich dieselben auf politische, kriegerische und religiöse Gegenstände beziehen; aber alle diese Dinge sind nicht, wie bey *Beaufort*, *Sigonius*, *Rosinus* u. a. lediglich als Gegenstände der Gelehrsamkeit behandelt, sondern in ihrem innern Zusammenhange und als einwirkend auf das Vor- oder Rück-Schreiten der römischen Macht und Grösse gezeigt worden. Eigene gelehrte Untersuchungen, neue Aufklärungen über dunkle Puncte der römischen Alterthümer darf man hier also nicht erwarten. Der Vf. benutzte die Forschungen seiner Vorgänger zu eigner Bearbeitung, wobey wir es ihm zwar nicht zum Vergehen machen, gelehrte Discussionen auf die Seite geschoben zu haben, aber wohl,

wohl, dass er oft verächtliche Seitenblicke auf die gelehrten Forscher des Alterthums wirft, ohne deren Vorarbeiten sein Werk nicht vorhanden seyn würde. Wer übrigens mit den Schriften der Engländer und Deutschen über die römische Geschichte im Ganzen und über einzelne Puncte derselben nicht unbekannt ist, wird hier weder viele neue, noch auch sonderlich tiefe Blicke in das Innere des römischen Staates und seiner Verfassung finden, wiewohl man dem Vf. das Verdienst einer ziemlich deutlichen Auseinandersetzung und gesunden Ansicht der Gegenstände nicht absprechen kann. Das Ganze ist in *vier Bücher* getheilt. In dem *ersten* handelt er von dem römischen Staate zu den Zeiten der *Monarchie*, dem Aeussern der Verfassung und dem Geiste derselben, wobey er zu zeigen sucht, dass die gemischte Monarchie des Romulus entschieden auf einem aristokratischem Princip beruht, welches sich unter seinen Nachfolgern immer mehr entwickelt, bis der letzte König die Krone unabhängiger zu machen sucht. *Zweytes Buch.* Römische *Republik*. Die Revolution, durch welche das Königreich in eine Republik verwandelt wurde, war nur die Entwickelung der republikanischen Einrichtungen, die man dem Servius Tullius zuschreibt. Der Flor des Staats nahm in den ersten hundert Jahren nach dieser Veränderung ab. Die Regierung wurde tyrannisch, weil an die Stelle der Könige Consuln traten, die ein Ganzes mit dem Adel ausmachten, welcher nun ein entschiedenes Uebergewicht bekam. Ueber die Vertheilung der Gewalten, Senat, verschiedene Arten von Comitien, und ihren Verschiedenheiten ihres Einflusses auf die Verwaltung. Das aristokratische Princip erhielt sein Uebergewicht, bis gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts, wo nach einem langen Kampfe das demokratische Princip die Oberhand behielt. Die verschiedenen öffentlichen Aemter werden durchgegangen und der Umfang ihrer Befugnisse bestimmt. *Drittes Buch.* Ueber das römische Gebiet; Umfang und Bevölkerung desselben; innere Verwaltung, vorzüglich über die militärischen Conscriptionen, deren Vervielfältigung und Ausdehnung immer ein Gegenstand der Bewunderung seyn müssen. Gelegentlich zeigt der Vf. sehr gut den Unterschied des betriebsamen, unruhigen Lebens der alten Römer mit dem Leben der Einwohner des neuern Europa, denen eine solche Lebensart eine Marter scheinen würde. Von den *Colonien*, den eigentlichem Schutzwehren der römischen Besitzungen, deren Flor einen grossen Einfluss auf die Hauptstadt hatte. Ueber die *Bundesgenossen*, lateinische, italienische und auswärtige, jede Classe in einem besondern, mehr oder minder, günstigen Verhältnisse gegen Rom. Von den *Provinzen*. Ein Gemälde der schrecklichen Bedrückung, unter welcher die Unterthanen des römischen Reiches seufzten, aus einigen Stellen römischer Schriftsteller zusammengesetzt. Von der Zeit an, wo es römische Provinzen gab, war das Schicksal des römischen Freystaats entschieden; denn es gab kein Mittel einen entschlossenen Statthalter in den Schranken seiner Pflicht zu halten. *Viertes Buch.* Von der Verwaltung. Dieses Buch ist in vier Hauptabschnitte getheilt. Der erste begreift den Theil der Verwaltung, der von religiösen Functionen abhing; der zweyte die Gesetzgebung; die beiden übrigen das Kriegswesen und die Finanzen. Als ein Anhang muss das angesehen werden, was von S. 330. an (III Th.) über die Wissenschaften und Künste in Rom, und in einem andern Abschnitte, über die Sitten der Römer beygebracht wird. — Der Vortrag des Vfs. ist weder vorzüglich gut, noch ausgezeichnet schlecht; aber im Ganzen ohne Bewegung und Leben. Seine Sprache ist voll von neu geprägten latinisirenden Ausdrücken, mit denen man, vorzüglich seit den Zeiten der Revolution, die Sprache zu bereichern vermeynt hat. Häufig sind Wiederholungen derselben Sachen; und wer hier, ohne vorhergehende Kenntniss derselben Gegenstände, welche hier abgehandelt werden, Belehrung sucht, wird sich durch häufige Anticipationen der Dinge, die er erst weiter unten erfährt, in Verlegenheit gesetzt sehen. Wir müssen noch zum Schlusse erinnern, dass man hier kein Werk der Zeitumstände (*ouvrage de circonstances*) suchen muss. Der Vf. geht nirgends auf Vergleichungen aus, so natürlich sie sich auch bey einer Menge von Gegenständen dargeboten haben würden, und man muss ihm überhaupt die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seine Materie ohne sichtbare Vorliebe oder Abneigung gegen irgend eine Art von Verfassung behandelt hat.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Böhm: *M. T. Ciceronis de officiis libri tres.* Notulis atque indicibus ornavit *Fred. Gottl. Born.* 1799. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Zweck des Herausg. ist, theils jungen Leuten der ersten oder zweyten Classe, die diese Schrift für sich lesen wollen, theils neuangehenden, öffentlichen oder Privatlehrern, eine Ausgabe in die Hände zu geben, durch deren Hülfe sie sich die vorkommenden Schwierigkeiten selbst lösen könnten. Daher ist der Text nach den besten Recensionen abgedruckt, und Indices hinzugefügt worden, worin theils die historischen und geographischen Namen, theils die Worte erklärt worden sind. Was nicht in diese Indices passte, ist in sehr kurzen Noten unter dem Text erklärt.

Ausgaben der alten Autoren, mit Erläuterungen versehen, welche alle Schwierigkeiten, die man sich entweder ohne mancherley historische und Sprachkenntnisse oder ohne Nachschlagen und mühsame Untersuchungen nicht lösen kann, zufolge der Hauptresultate der bisherigen Bearbeitungen kurz und bündig erklären, ist zwar ein wahres, obgleich nicht leicht zu befriedigendes, Bedürfniss nicht nur für Schüler, die selbst studiren wollen, oder Lehrer, die erst eben ihr Amt antreten, und keinen hinlänglichen Büchervorrath besitzen, sondern für Liebhaber der

alten

alten Literatur überhaupt, die, ohne gerade Philologen von Profession zu seyn, die classischen Schriftsteller des Alterthums gern studiren möchten. Allein wir zweifeln sehr, ob diesem Bedürfnisse durch dergleichen Indices, wie die gegenwärtige Ausgabe enthält, zweckmäfsig abgeholfen werden könne. Sie enthalten theils zu viel Triviales, was man bey denjenigen, für welche diese Ausgabe zunächst bestimmt ist, als bekannt voraussetzen muss, theils unrichtige, nicht genug bestimmte und schiefe Erklärungen. Wozu z. B. (um nur bey dem Buchstaben A zu bleiben) in dem historisch-geographischen Index die Erklärung von Aeacus, Aegina, Agamemnon, Athenae? Diese Namen wird doch ein Schüler der ersten Classen, der den Cicero für sich lesen will, und ein Lehrer, sey er auch mit noch so wenig Büchern versehen, kennen. Wozu ferner im Index Philologicus die Wörter *Abesse* (statt diversum esse) *Absurde*, *Absurdus*, *Accommodatus*, *Accurate; acer* (hiebey fehlt die Stelle I, 41. *si* acres *ac diligentes esse volumus animadversores vitiorum) acerbe*, *adjuvare*, *aedes*, *aeger*, *ager etc.* Ein nur einigermafsen gutes Lexicon (und dergleichen wird doch der Schüler oder Lehrer besitzen) kann ihm alle hier gelieferten Erklärungen geben, wenn er sie nicht schon weiss. Ohnedem sind die Erklärungen oft nicht ganz richtig. *Abesse* wird erklärt, *contrarium esse*. I, 16, 2. richtiger diversum esse, discrepare. *Absurdum est* III, 6, 2. *probari non potest.* Zwischen *nicht bewiesen werden können*, und *ungereimt seyn*, ist doch wohl ein ziemlicher Unterschied. *Accedere ad rempublicam Romae dicebantur ii, qui magistratum petebant*, mit nichten! sondern qui primo magistratum ineunt. *Aditus. Ut ad officii inventionem aditus esset* I, 2, 6. h. e. *ut fieri posset*, *unde virtus derivaretur*, vielmehr, ut officium inveniri, et, quid sit, explicari posset. *Adjungere ad usus suos homines* II, 5, 3. *est amorem aliorum sibi conciliare* richtiger: facere, ut usibus nostris et utilitati inserviant. *Adsequi proprie de rebus, quae* casu nobis obtingunt. *Aequabilis. Genus orationis aequabile est genus scribendi* philosophicum, quoniam philosophi animus semper aequus et quietus est, *proinde quoque ejus oratio lenis est atque* aequabilis. *Aetas* I, 2, 1. *aetati* tuae i. e. *tibi*. Uns dünkt, dafs die nöthigen Erklärungen viel kürzer in Noten unter dem Texte hätten erklärt werden können, als in Indicibus, welche allein zwölf Bogen einnehmen. Wenn vollends der Herausg. auch andere Schriften des Cicero auf dieselbe Weise erläutern will, wie er in der Vorrede verspricht, so kann es an öfteren Widerholungen nicht fehlen; oder der Schüler wird in den verschiedenen Indicibus suchen müssen.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Uebungen in der guten lateinischen Schreibart aus den oratorischen Werken des Cicero und Quinctilian mit erläuternden Zusätzen aus den neuern rhetorischen Schriften*, von *F. W. Hagen*. 2ter Bd. 1ste Sammlung, welche Abschnitte aus Quinctilian enthält. 1799. 176 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 139.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Jena*, in der Crökerschen Buchh.: *Das göldne Buch* enthaltend *ächte Grundsätze der praktischen Lebensweisheit*. 1799. 95 S. 8. (4 gr.) Ueber den Zweck dieser Schrift erklärt sich der Vf., welcher sich am Ende der Vorrede Christian Schulz nennt, also: „Gegenwärtige Bogen, die dich auf deinen philosophischen Spatziergängen und in die ernste Stille der Einsamkeit begleiten mögen, sind die auserlesensten Gedanken unserer gröfsten Genie's und sollen dir, eben so richtig als schön gesagt, Stoff zu weiterm Nachdenken verleihen. Der Vf. muss einen eignen Begriff von den auserlesensten Gedanken und von den gröfsten Genies haben, da er so triviale Gedanken, wie folgende, aufnahm. S. 13. Man hält einen Menschen, welcher zu wenig redet, für unwissend oder einfältig und den, der zu viel schwatzt, für einen Thoren. S. 17. Was für eine lustige und angenehme Welt würden wir haben, wenn sie nicht ein zu verworrenes Labyrinth von Schulden, Sorgen, Wünschen, Mangel, Betrübnifs, Betrug und Lügen wäre. S. 34. Ein Säufer kann füglich unter dem Bilde eines Weinhebers vorgestellt werden; beider beständiges Geschäft ist das Einsaugen." Eben so wenig kann man sagen, dafs sie alle richtig oder schön gesagt wären. Z. B. S. 29. „Ein Vorurtheil, das des Menschen Herz und Handlung bessert, ist der Erkenntnifs einer Wahrheit vorzuziehen, die fähig ist, sie zu verschlimmern." Man findet sogar die erste Regel der guten Schreibart, Verständlichkeit und Klarheit, verletzt, z. B. S. 47. „Die besten und schönsten Eigenschaften können durch eine aufgeweckte Gemüthsart unnütz gemacht werden, wenn man sich nicht Meister von derselben macht, wozu sowohl eine Art von Geschicklichkeit als Stärke erfoderlich ist." Die Auswahl ist, wie man schon aus dem angeführten siehet, gar nicht strenge, noch einzig und allein auf den Zweck, sittliche Denkart und Lebensweisheit zu befördern, berechnet. Das Ganze siehet einer Compilation so ziemlich ähnlich, dergleichen unser schreibseliges Zeitalter in Menge hervorbringt. Ungeachtet daher diese Sammlung viele gute Gedanken enthält, so können wir doch nichts zur besondern Empfehlung derselben sagen, noch zur Erreichung des Zwecks viel Wirkung versprechen. Eine Fortsetzung dürfte also sehr überflüssig seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. September 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Entwickelung der Lehre von der Intestaterbfolge nach römischen und heutigen Rechten,* von *Joh. Wilh. Heinrich Ludolff.* 1794. 320 S. 8. (20 gr.)

Nach der eigenen Aeusserung des Vfs. S. V u. VI. der Vorrede, soll sich diese Arbeit von dem lassischen Werke des Kanzler *Koch* vornehmlich adurch unterscheiden, dass nicht blos die Justiniaeische Gesetzgebung darin vorgetragen, sondern uch die ganze Lehre der Intestat-Erbfolge von ihem ersten Entstehen an mit ihren Fortschritten bis u ihrer gegenwärtigen Verfassung und Ausbildung ntwickelt werde. Der Vf. ist bescheiden genug, weler auf gänzliche Vollständigkeit, noch auf Eigenhümlichkeiten und Vorzüge Anspruch zu machen, da, vo seine Arbeit mit der Kochschen zusammentrifft; vohl aber scheint er sich das Verdienst beyzulegen, derselben durch historische Darstellung der ältern Beschaffenheit und überhaupt der allmähligen Ausbildung ler Intestaterbfolge mehr Brauchbarkeit gegeben zu aben. — Dennoch muss Rec. frey gestehen, dass r der ganzen Arbeit nach wiederholter Durchlesung venig Geschmack hat abgewinnen können, und dass r den Gewinn, den die juristische Literatur durch ieses Product an vermehrten Kenntnissen, neuen nsichten und tiefer eindringenden Einsichten in en Geist der römischen Gesetzgebung in Betreff dieer Lehre gemacht hat, nicht anders als für gering alten kann. Man findet hier fast nichts als lauter ekannte Sachen, so wie sie in jedem gewöhnlichen ystem des römischen Rechts vorgetragen werden; ian stösst hin und wieder auf nicht deutlich genug estimmte Begriffe und Unrichtigkeiten, und da wo er Vf. von seinem berühmten Vorgänger abweicht, at er seine Meynung meist mit schwachen Gründen nterstützt; da aber, wo er seinen Fussstapfen folgt, eräth er, um doch wenigstens nicht ganz das nämche zu sagen, in eine ermüdende Weitschweifigkeit, vomit er die kurz, bestimmt und bündig von Koch orgetragenen Sätze paraphrasirt. Dazu kommt der Iangel einer ausgesuchten Literatur, indem bey iehreren Materien oft die wichtigsten neuern Schrifen vermisst werden, und nicht selten stösst man uf eine Menge, den Sinn verstellender Druckfehler, ie, weil sie so häufig und von gleicher Art vorkomnen, wohl mehr auf Rechnung der Unachtsamkeit es Vfs. zu setzen sind. Dieser Mängel ungeachtet, eren Rügung Rec. hernach durch einige Belege rechtfertigen wird, kann diese Schrift dennoch für den Anfänger, auf den sie wohl vorzüglich mit berechnet ist, unleugbar von Nutzen seyn, insofern sie eine erträgliche Uebersicht über die ganze Lehre von der Intestat-Erbfolge gewährt. Nach einer kurzen Einleitung über Erben, Erbschaft und Erbfolge überhaupt handelt der erste Theil von den Rechten der Intestat-Erbfolge, und zwar im *ersten* Hauptstücke im Allgemeinen, im *zweyten in vier* Abschnitten von der ältern, mittlern und neuen Intestat-Succession, ingleichen von der Succession aus einem besondern Fundamente. Angehängt sind im *dritten* Hauptstücke allgemeine Betrachtungen über die Intestat-Erbfolge und im zweyten Theil wird mit den petitorischen und possessorischen Erbschaftsklagen der Beschluss gemacht. — Nach §. 6 u. f. soll das *crimen expilatae heredit.* bey den Römern gelinder bestraft worden seyn, als das *furtum;* jetzt aber ein wirkliches *furtum* seyn, ausser bey einem Miterben. Beides ist irrig. Die Römer bestraften es *poena extraord. publica,* das *furtum* hingegen nur *privata;* nach deutschen Rechten wird das erstere jetzt noch gelinder gestraft als letzteres; ist aber ein Miterbe der Thäter; so wird er nur dann nicht als wirklicher Dieb bestraft, wenn die Erbschaft noch nicht getheilt und von den Miterben noch nicht in Besitz genommen ist. Genauere Bestimmungen hätte der Vf. in *Kleinschrod* über den Begriff etc. des Diebstahls betreff. V. §. 1—3. in s. Abhandl. aus dem peinl. Recht Th. 2. S. 109 f. finden können. — Ganz falsch ist der S. 11 aufgestellte Satz, dass Minderjährige noch nach der Immixtion abstiniren können. Nur bey Unmündigen ist dies der Fall; mündige hingegen können nur, wenn sie anders noch minorenn sind, sich dagegen restituiren lassen L. 57. pr. §. 1. *D. de A. vel O. H.* — Der Begriff eines *Familienfideicommisses* ist zu enge und unbestimmt, denn nicht nur durch letzte Willensverordnungen kann eine solche Verfügung geschehen, sondern auch durch Verträge; nicht blos über einen gewissen Theil des Vermögens, sondern auch über das ganze. Die Note S. 21 ist an und für sich überflüssig, wenn sie aber als Erklärung dessen, was Koch §. 9 über den *intestatus* sagt, gelten soll, zu unvollständig, um zu befriedigen. — Statt der Lehre vom Transmissionsrecht im §. 17. die hier wohl füglich hätte wegbleiben können, hätte der Vf. lieber den Zeitpunct, wonach die Erbfähigkeit des Intestaterben zu beurtheilen ist, näher bestimmen sollen. Uebrigens hat der Vf. die Transmissionslehre auch nur flüchtig behandelt, indem er z. B. S. 26. n. 3. die Deliberationszeit ohne Unterschied auf ein Jahr festsetzt.

Das

Das Repräsentationsrecht ist S. 28 genauer und richtiger angegeben, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Der Vf. nimmt drey Perioden in der Intestaterbfolge an, die ältere, mittlere, neue; er drückt sich aber darüber im §. 21 etwas unbestimmt aus, wenn er die erstere nur *bis zu* den XII Tafeln angiebt, da doch, wie der Erfolg zeigt, was auch wohl natürlich war, der Inhalt der letzteren einen Hauptgegenstand der ersten Periode ausmacht, §. 22. 28. 29. 46. 47. Was der Vf. §. 29 u. f. bis §. 35 von Ausschliessung der Töchter von der Erbschaft sagt, und die Gründe, die derselbe zur Behauptung der gewöhnlichen Meynung für die Succession der Töchter bis auf das voconische Gesetz anführt, zeigen deutlich, dass er das von Andern bereits mehrmals gesagte nachgeschrieben habe. Dass das voconische Gesetz nur von Testamenten, nicht aber von der Intestaterbfolge rede, ist wohl unbezweifelt, und die Gründe, die der Vf. §. 47 für das Gegentheil anführt, beweisen schlechterdings nichts. Wenn derselbe §. 34 anführt, dass doch die Frauen bey der *conventio in manum* den Männern *ab intestato* succedirt hätten und auch dem Hn. Prof. *Hugo* diese Meynung beylegt; so muss er weder des letztern *comment. de fundam. success. ab int.* §. 21. gelesen, noch die Aeusserung desselben im *Civil. Mag.* L. 2. H. 1. S. 126., die ganz etwas anders sagt, verstanden haben. Schon durch die von ihm selbst angezogene Tübingische Dissertation von *Boger* §. 28 hätte der Vf. völlig von der Unrichtigkeit seiner Behauptungen belehrt werden können. — Ein Beyspiel, wie gut der Vf. sich im Fall zweifelhafter Gesetze zu helfen weiss, liefert der §. 5. *J. de success. cognat.* S. 53, wenn auch damals noch nicht die gründliche Erörterung in *Koch's bonor. poss.* S. 206 ff. vorhanden war; so hätte sich der Vf. doch schon aus *Höpfner's Comment.* §. 635. *not.* 1. Raths deshalb erholen können. — Genauere Bestimmungen über die Geschichte des Repräsentationsrechts hätte der Vf. aus *Gmelin's* bekannter Dissert. Tüb. 1787., die er nirgends (§. 18. 40.) citirt hat, hernehmen können. — S. 71 dass Justinian die Adoptivkinder, im Fall sie den Adoptivvater *ab intestato* beerbten, von der Erbschaft des leiblichen Vaters ausgeschlossen habe, steht wohl im §. 14. *J. de heredit. quae ab int.* nicht; auch zeigt L. 10. §. 1. 2. *C. de adopt.* das Gegentheil.

Die ganze Lehre von der prätorischen Erbfolge §. 54—73 ist durchgehends mit irrigen Sätzen und unerwiesenen Behauptungen durchwebt; doch kann Rec. sich der Aufzählung derselben überheben, da sie schon in dem neuern *Kochschen* Werke S. 18. 25. 50. 196 zum Theil gerügt sind. Bey dieser Unbekanntschaft mit einer solchen wichtigen und intricaten Materie, die auf jeder Seite hervorleuchtet, hätte der Vf. sich billig entsehen sollen, Anderer Meynungen z. B. S. 101 als widersinnig zu bezeichnen, da sich dieses gerade umgekehrt von den seinigen mit Recht sagen lässt. Beym *Edicto successorio* §. 72 ist nicht einmal *Seger's dissert.* vom J. 1709 angeführt. Die Geschichte der deutschen Intestaterbfolge S. 119—127 steht hier ganz am unrechten Orte, und ist überdies nicht wenig fehlerhaft. Wie vieles dem als Grund derselben angenommenen Miteigenthum im Wege stehe, hätte der Vf. von mehrern neuern Schriftstellern, die ihm unbekannt scheinen, z. B. Runde, Boutterweck, Schwarzkopf, lernen können, und nicht so bestimmt darüber absprechen sollen. Das nämliche lässt sich von demjenigen sagen, was der Vf. von der Mutschierung behauptet. — Was im §. 92 und 93 von der Succession der Kinder aus verschiedenen Ehen und den Strafen der zweyten Ehe gesagt wird, ist meist aus Koch genommen, und wo der Vf. von demselben abweicht, als bey der Behauptung, dass die Disposition der Nov. 22. nicht auf die Männer gehe, hat er seine Meynung durchaus ohne Gründe gelassen. Rec. scheint das c. 23. der *Nov.* 22. deutlich genug gegen den Vf. zu reden. — Der §. 94 und 95, wo von der *unione prolium*, dem *iure devolutionis*, und dem Begriff und verschiedenen Arten der Legitimation gehandelt wird, hätten, als hieher nicht gehörig und doch nur ziemlich oberflächlich behandelt, füglich wegbleiben können. S. 150 Dass die im canonischen Recht gemachten Einschränkungen des Verbots der Heirathen unter Ehebrechern in den meisten deutschen Ländern nicht angenommen seyen, möchte dem *Vf.* schwer zu beweisen seyn. S. 153 Warum *per rescriptum plene legitimati* nach deutschen Rechten nicht so gut als *legitime nati* succediren sollten, davon hat der *Vf.* gar keinen Grund angegeben, so wie er auch wohl S. 178 *not. b.* von dem Satz, dass bey uns aller Unterschied zwischen Arrogation und Adoption wegfalle, den Beweis schuldig bleiben dürfte. S. 182. Allerdings wird schon in der *Nov.* 118. und zwar c. 3. die Erbfolge der Geschwisterkinder erwähnt, aber nur wenn sie mit Geschwistern des Verstorbenen concurriren, nicht aber mit diesen und Ascendenten, welches erst die *Nov.* 127 verordnet. — Was der Vf. S. 185 von der Succession des *parentis binubi* in die Güter der Kinder erster Ehe sagt, ist undeutlich ausgedrückt. Es kann dies nur auf die Verordnung der *Nov.* 22. c. 46. gehen; der Ausdruck des Vfs. *bona profectitia* muss aber uneigentlich von allem verstanden werden, was durch irgend einen der verstorbenen Aeltern, nicht blos durch den Vater, auf die Kinder *ab intestato* vererbt ist, (*Hoffacker princip.* §. 514.) S. 193. Warum in Deutschland der Unterschied unter unvollkommner und vollkommner Adoption wegfallen soll, ist nicht abzusehen, als insofern Adoptionen etwa überhaupt nicht mehr vorkommen. Ueberhaupt ist der Vf. kein grosser Freund von Gründen, sondern alles *scheint* ihm immer nur so, S. 194. S. 196. ill. hat sich der Vf. sehr unverständlich ausgedrückt; denn da hier nur von vollbürtigen Geschwistern und von der Legitimation durch die nachfolgende Ehe die Rede ist, so ist nicht anders abzusehen, als dass die Legitimation der Unehelichen stets vor der Existenz der Ehelichen geschehen müsse, und lässt sich nicht wohl weiter nachher eine Legitimation durch die

e Ehe, noch vorher die Existenz der Ehelichen ge- nken, weil die nämliche Ehe, durch welche die zten erst entstehen, den ersteren bereits vorhan- nen die Legitimation gewährt. S. 203 Einen kla- n und stringenten Beweis der Succession der allein rhandenen Geschwisterkinder nach den Köpfen aus n Novellen, hat Rec. bisher noch nicht gefunden. §. 146 und 147 erklärt der Vf. die Meynung, dass der Classe der Unilateralen der Unterschied der iter statt habe, für die offenbar richtigere; ja, er er- eckt dies auch auf den Fall, wenn blos halbbürtige schwisterkinder vorhanden sind. Neue Gründe t er inzwischen nicht aufgestellt und ist es daher it der offenbaren Richtigkeit bedenklich, besonders as den letzten Fall betrifft. S. 229 ist kein gehöri- r Unterschied unter dem gemeinen und kursächsi- hen Recht gemacht, welches letzte bekanntlich in nigen Puncten vom ersten abweicht und sich dem mischen Recht wieder nähert.

S. 231 — 250 ist die Lehre von der Duplicität r Verwandschaft und deren Wirkungen ausführ- h vorgetragen und mit mehreren Beyspielen erläu- rt, dabey jedoch meist das bekannte Kochsche *Au- rium III.* befolgt. Wie weit *Klüpfel* benutzt ist, nn Rec., da er denselben nicht zur Hand hat, nicht urtheilen. Bekanntlich sind die *Kochschen Grund- tien einer neuen Theorie von der Succession mehrfa- er Verwandten*, erst 1798 erschienen. Sie ändern doch in der Hauptsache nichts, sondern gehen nur if die Befugniss zu einer mehrfachen Erbportion. as *S. 252* und 253 von dem Erbrecht des *socii libe- litatis imperialis* gesagt, und der Unterschied, der Ansehung seiner Concurrenz mit dem überleben- n Ehegatten gemacht wird, ist sehr unbefriedigend. *successio ex edicto, unde vir et uxor* ist hier auf e sonderbare Weise mit der *successione conjugis uperis* vermischt, da doch beide in gar keiner Be- hung mit einander stehen; zugleich wird von der leren viel unrichtiges gesagt und es *scheint not. e.* m Vf. ganz irrig, dass *Koch* seiner Meynung sey, r im §. 107 und 108 ganz der entgegengesetzten — Der S. 262. *not. b.* angeführte Struben 2. 58. (nicht 38.) §. 3. drückt sich eigentlich nicht so , wie der Vf. angiebt, sondern weit bestimmter, d wie Rec. glaubt, ganz richtig. S. 269 ff. ist von Erbfolge bey der Gütergemeinschaft sehr unvoll- ndig, mitunter irrig gehandelt. Wer wird wohl n Ueberlebenden S. 270 den Niessbrauch und freye sposition über den Antheil der Kinder einräumen? Die S. 278 gegebene Entscheidung ist wenigstens den Worten der *Nov.* 89. *c.* 12. §. 4. wohl nicht gründet. Der S. 283. *not. b.* angeführte Koch redet einem ganz andern Fall als der Vf., nämlich nn ein Collegium eines seiner Mitglieder, das es st beerbt hätte, nicht verpflegt hat, und doch dazu bunden gewesen wäre. Die Lehre von der Colli- der Gesetze bey der Erbfolge S. 291 ff. ist ganz ausgeführt, auch im §. 191. noch mit einer bey h nicht vorkommenden Frage vermehrt. Bey m Vagabunden nimmt der Vf. §. 193. aur die Gesetze des Orts, wo er verstorben ist, zur Norm an, ohne solches jedoch mit Gründen zu unterstützen. Der §. 194. hätte füglich wegbleiben können, da er doch das *ius accrescendi* nur oberflächlich behandelt. Das nämliche lässt sich auch von der angehängten Behandlung der Erbschaftsklagen sagen; z. B. §. 201 u. f. Der unredliche Besitzer kann wohl nicht immer und für jeden Zufall stehen, sondern nur der eigentliche *praedo* und wenn der Zufall erweislich sonst bey dem rechten Erben nicht sich ereignet hätte. Ferner S. 315 die Ausmittelung des Erbrechts kann bey der Absonderungsklage wohl nur dann als Incidentpunct geschehen, wann der Kläger zugleich mit im Besitz ist; das römische und deutsche Recht sind hier nicht abweichend von einander. Als Druckfehler ist S. 25. Z. 15 zu bemerken, statt Descendenten — *Ascendenten*; S. 182. §. 114. Z. 1 aber ist *Descendenten* zu lesen. S. 238. Z. 18. l. *dritten* und Z. 24. *Fig. IV.* — S. 245. Z. 4 u. 5 von unten l. *Ascendent* und *mütterlich*; S. 247. Z. 4. 5 ist *mütterlich* und *vaterlich* umzukehren; S. 134. Z. 19 fehlt auf *sowohl* der Nachsatz.

PHILOLOGIE.

DORTMUND, b. Blothe u. Comp.: *C. Cornelius Tacitus* über Germanien. Lateinisch und deutsch, von *Joh. Christoph Schlüter*. 1798. 99 S. 8. (8 gr.)

„Ueber das zu viel und zu wenig, oder was an dieser Arbeit gerade recht ist, mag der berufene Richter entscheiden, der, nur Kunst wägend, *die Kraft auch im Muthe der Unternehmenden ehrt*." Diese schwülstig und schief hingeworfene Periode der kleinen Vorrede, welche auf die gedrängte Fülle des Tacitus Anspruch zu machen scheint, in der That aber keinen richtigen Sinn verräth, erregte bey uns ein ungünstiges Vorurtheil gegen die Arbeit des Vfs. Es war Vorurtheil, wir gestehen es gerne, und finden bey genauer Prüfung die Uebersetzung richtig, treffend, und wo nur immer möglich auch in der Zahl der Worte dem Texte des Römers angepasst. Wegen des verschiedenen Baues der beiden Sprachen bleibt eben dadurch der Uebelstand freylich unvermeidlich, dass in der unsrigen manches eine erkünstelte Gestalt erhält, was in der römischen schlichte Natur war. Gleich der Anfang des zweyten Kapitels mag als Beleg für den richtigen Sinn und passenden Vortrag gelten, zugleich aber auch den Beweis des erzwungenen Ausdrucks liefern. „Die eigentlichen Germanen möchte ich für Eingeborne halten, keineswegs durch Einwanderungen und Besuche fremder Nationen vermischt; da ehedem Völker, die ihre Wohnsitze verändern wollten, nicht zu Land, sondern zu *Schiffe* kamen; und der unermessliche, ja so zu sagen, widerwärtige Ocean selten von Schiffern aus unserm Welttheile befahren wird. Wer sollte auch die Gefahr eines grausen und unbekannten Meers nicht gerechnet, Asien, Afrika oder Italien verlassen, und nach Germanien ziehen, ein Land von ungestaltem Boden, unter rauhem Himmel, und so öde

als

als traurig: *es müfste denn Vaterland feyn.*" Es versteht fich, dafs bey einem Schriftfteller wie Tacitus noch immer Stellen der Ueberfetzung zum Vorfchein kommen müffen, wo man den Ausdruck umgeändert wünfchte, wo man das glückliche Wort lange und oft vergeblich fucht; auch hier kommen fie vor. Rec. zeigt einige der Stellen, wo er anftiefs, mehr an, als dafs er die Verbefferung felbft wagen follte, blos um den Vf. aufmerkfam zu machen; wiewohl man es dem Gange feiner Worte anfieht, dafs fie oft langfam gewählt waren, vielleicht auch, dafs er mit manchem felbft nicht zufrieden ift. C. 3. „Sie haben Lieder — wobey ihnen der Ton des Gefangs felbft den Ausgang der folgenden Schlacht *verkündigt*" (*pugnae fortunam ipfo cantu augurantur.*) Verkündigen ift offenbar zu ftark. C. 5. „Das Land zwar *in der Art nicht wenig verfchieden*, ift im Ganzen voll graufer Waldungen etc." (*Terra etfi aliquanto fpecie differt, in univerfum tamen aut filvis horida etc.*) Kleine Abftufungen abgerechnet, ift das Land im Ganzen voll graufer Waldungen etc. C. 7. „Könige wählen fie *aus* dem Adel, Heerführer *aus* Tapfern." Mufs heifsen, *wegen* ihres Adels, *wegen* der Tapferkeit (*reges ex nobilitate duces ex virtute fumunt*); denn wenn fich Hr. *S.* an das *ex* halten wollte, fo pafste es nicht zu dem Abftractum; und *Heerführer* waren nach Tacitus die Könige felbft, einen *Anführer* aber konnte jeder nach Belieben wählen zu Privatunternehmungen. — Gleich darauf ein verunglückter Verfuch der äufserften Präcifion: „fo gehorcht ihnen Bewunderung." (*Duces fi confpicui, admiratione praefunt*), man gehorcht ihnen aus Bewunderung. C. 19. ift die Stelle richtig getroffen: *numerum liberorum finire, aut quemquam ex agnatis necare, flagitium habetur*; „die Zahl der Kinder zu befchränken, oder *eins der fpätern* aus dem Wege räumen, wird für Schandthat gehalten. C. 23 aber fagt Hr. *S.* gerade das Gegentheil von feinem Originale: „Wollte man ihrer Trinkluft Genüge thun, und fättigen ihre Begier: *Lafter würden leichter als Waffen fie befiegen* (*fi indulferis ebrietati, fuggerendo quantum concupifcunt, haud minus facile vitiis, quam armis vincentur*) es wird nicht minder fchwer werden fie in ihren Fehlern, als mit Waffen zu befiegen. Sie ftehen nämlich auch im Trinken ihren Mann. — Noch eins. Hr. *S.* überfetzt gewöhnlich *Principes* durch Fürften. Davon wufste der Deutfche und auch Tacitus nichts. *Princeps* hiefs dem Römer der Anfänger und dadurch gewöhnlich der Leiter einer Sache; eben fo bey dem Deutfchen; Männer von erprobter Tapferkeit und Klugheit machten fich Anhänger, bey denen fie die Erften und Anführer waren. Bey dem Engländer hat das Wort Fürft feine urfprüngliche Bedeutung der Erfte, noch erhalten, und vielleicht verfteht es auch Hr. *S.* auf die nämliche Art. In andern Stellen überfetzt er es unferm Sprachgebrauche angemeffener durch Anführer. Aehnliche Bemerkungen wären noch über andere Stellen, vorzüglich im 23ten Capitel übrig; aber eine Recenfion darf nicht bey jedem einzelnen Falle verweilen. Wir wiederholen es, das Ganze der Ueberfetzung verdient den Beyfall des Publicums, und kleine Flecken, die es vielleicht zum Theil nur in den Augen des Rec. waren, laffen fich bey wiederholter Ueberficht tilgen.

* * *

Mannheim, b. Löffler: *Moralifche Erzählungen.* Von *Sophie von la Roche.* 2te verbeff. u. vermehrte Auflage. 1799. 1ter Bd. 272 S. 2ter Bd. 302 S. 8. (1 Rthl. 18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 70.)

Halle, in der Waifenhausbuchhandl.: *Handbuch der gemeinnützigften Kenntniffe für Volksfchulen.* Beym Unterrichte als Materialien und bey Schreibeubungen als Vorfchriften zu gebrauchen, (von *F. A. Junker.*) 1ter Th. 4te Auflage. 1798. 36 u. 467 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 264.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Regensburg*, b. Montag: *Carl Heller*, Reichsedler von Hellerfperg, beid. Rechte Dr., aufserordentl. Prof. der deutfchen Reichsgefchichte und des bayerifchen Staatsrechtes etc. zu Ingolftadt, auch Beyfitzer des Spruchcollegiums etc. *Ueber den Regierungsverzicht des Bayernmunchnerifchen Herzoges Sigismund.* Mit zwölf noch ungedruckten Urkunden begleitet. 1797. 80 S. 8. (6 gr.) Dem Vf. ward die Befchreibung aller Hofmarchen, Sitze und Güter im Landgericht Dachau, nebft der vollftändigen Erwerbsgefchichte aufgetragen, bey welcher Gelegenheit er auf gegenwärtige fehr gründlich behandelte Unterfuchung geleitet wurde. Bekanntlich hat Herzog *Siegmund* von Bayern zu München im J. 1467 der Regierung entfagt, und fein Bruder *Albert* fich von der Zeit an in mehrern Urkunden *alleinig regierender Herzog* gefchrieben. Gleichwohl finden fich auch nach diefer Zeit noch Sigismundifche Urkunden, die man mit Unrecht für falfch erklären würde. Jedoch betreffen fie blos den Dachauer Gerichtsfprengel. *Sigismund* nennt fich darin fogar *Landesfürft*, ertheilt *Steuerprivilegien* u. f. w. Es erhellt alfo daraus, dafs fein Regierungsverzicht nicht unbedingt war, dafs er fich in feiner Appanage zu *Dachau* und *Starrnberg* als wirklich regierender Herr betragen, auch fich wie es fcheint, die Mitadvocatie über mehrere Klöfter vorbehalten habe, in diefer Landeshoheit aber nicht felten fein Bruder *Albert*, befonders bey allgemeinen Landesverordnungen und Angelegenheiten, mit ihm concurrirte. Im J. 1485 gab er Starrnberg, Grünwald und andere Orte mehr gegen Bayerbrunn etc. wieder zurück. Es ift zu wünfchen, dafs die Ceffionsurkunde des Herzogs *Sigismund* vom J. 1467 aus den bayerifchen Archiven nunmehr hervorgehen, und die von dem Vf. mit rühmlichem Bemühen verfuchte Aufklärung der Landesgefchichte über diefen Punct vollendet werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. September 1799.

PHILOSOPHIE.

Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Idealistische Briefe*, von *Dieterich Tiedemann*. 1798. 192 S. 8.

Eine gegen Hn. Diez Antitheätet gerichtete Streitschrift, welche von Seiten des humanen Tons, der darin so wie in der Gegenschrift herrscht, sich auszeichnet, und zum Muster dienen kann, wie Streitigkeiten unter Gelehrten ohne Verletzung der gegenseitigen Achtung geführt werden sollten. Idealistische Briefe heissen diese Briefe deswegen, weil sie gegen den kritischen Idealismus, als einen der Hauptpuncte, in welchem sich die kritische Philosophie von dem Dogmatismus trennt, gerichtet sind. Hr. T. vertheidigt den Realismus, besonders auch gegen die Widerlegung desselben durch Hn. Diez. Er drückt sich in der Vorrede über die Bewegungsgründe diese Briefe zu schreiben, auf eines Philosophen würdige Art so aus: „blofs die Maxime, eine Meynung nicht eher aufzugeben, bis sie schlechterdings von mir nicht mehr vertheidigt werden kann, und eine wichtige Streitfrage auf das gründlichste zur Untersuchung zu bringen, hat mich zum Beantworten bewogen. — Da ich nie Freund von dem *quae scripsi, scripsi*, gewesen bin; so werde ich auch nicht alles vor mehrern Jahren Gesagte vertheidigen, sondern manches, was ich nun unhaltbar finde, stillschweigend fallen lassen; dagegen aber mir die Freyheit ausbedingen, wo ich neue Gründe zu erblicken glaube, diese aufzustellen." Da der Vf., wie man hieraus sieht, die Wahrheit über alles schätzt; so dürfte man vielleicht nur noch wünschen, er möchte das Unhaltbare nicht nur *stillschweigend* zurüknehmen, sondern auch seinen Irrthum geradezu gestehen, und auf diese Art der Wahrheit, wie es sonst scheinen könnte, nicht ein halbes und gezwungenes, sondern ganzes Opfer bringen. Auf diese Art würde auch eher eine Verständigung und Annäherung unter den Streitenden zu hoffen seyn. Doch müssen wir zur Ehre des Vfs. erinnern, dass er in diesen Briefen mehrmals aufrichtig gestanden hat, dafs und worin er gefehlt hatte, wenn es gleich nur gewisse Nebendinge betraf.

Die ersten acht Briefe enthalten allgemeine Gründe, durch welche der Vf. den Realismus vertheidigt, die folgenden beschäftigen sich mit dem Beweis der Realität der Undurchdringlichkeit, Ausdehnung, Raum und Zeit, und schliessen mit Bestreitung der kantischen Theorie von Raum und Zeit. Diese Methode, eine fremde Theorie nach Aufführung eines eigenen Systems, welches jener entgegengesetzt ist, zu bestreiten, ist nicht ganz zu empfehlen. Denn da es keiner weitern Zurüstung als der Widerlegung der Theorie bedarf, um das entgegengesetzte System zu vertheidigen; so verleitet jene Methode, ausser der unnöthigen Weitläuftigkeit, auch noch zu allerley Wendungen und Deutungen, welche den Streitenden von dem Gesichtspuncte, auf den er einzig zu sehen hat, abführen. Beyspiele davon finden sich auch in diesen Briefen. Der Vf. bemerkt in dem ersten Briefe die Unmöglichkeit, von demjenigen etwas zu bestimmen, was ausser allem Bewufstseyn ist, und gar nicht in das Bewufstseyn kommt. Gleichwohl sucht er zu zeigen, dass diese Unmöglichkeit in dem vorliegenden Falle nicht vorhanden sey, weil es noch eine Brücke zwischen dem Bewufstseyn und den Dingen an sich gebe, und diese bestehet denn darin, dafs nach S. 7. „ich selbst und meine mancherley Gemüthsveränderungen in dem Bewufstseyn vorkommen. Ob sie als Dinge als sich darin vorkommen, sey noch eine andere unten auszumachende Frage." Hierbey wissen wir uns nichts zu denken. Sobald etwas im Bewufstseyn vorkommt, ist es ein Vorgestelltes und kein Ding an sich mehr. Und wenn der Vf. behauptet, das Ich (welches doch nur einen Denkact bedeutet) kommt als Ding an sich im Bewufstseyn vor, wie kann er es noch als problematisch ansehen, ob es als Ding an sich vorkomme? Er bemerkt zweytens, „dafs wenn auch die Dinge *selbst* nicht in unser Bewufstseyn kommen, doch gar wohl etwas *von* ihnen hineinkommen könnte, gerade wie zwar nicht die Häuser, Menschen und Bäume *selbst*, aber doch etwas von ihnen in den Spiegel kommt: und dafs es in diesem Falle auch möglich seyn könnte, von diesem hinüber zu den Dingen *selbst* zu gelangen." Dieses Beyspiel ist nicht gut gewählt. Weit gefehlt, dafs von diesen Objecten etwas in den Spiegel komme, wird ihm vielmehr etwas, das Licht, entzogen. Doch auch hiervon abgesehen; so kann die Kritik zugeben, dafs etwas von den Dingen in das Bewufsteyn komme, nämlich die Materie der Erscheinungen, ohne dafs etwas dadurch, wenn man, wie man soll, zwischen Denken und Erkennen unterscheidet, für den transcendenten Realismus gewonnen ist. Denn wenn gezeigt werden kann, dafs die Form der Erscheinungen, welche der Sinnlichkeit angehört, die einzige Bedingung ist, unter welcher etwas vorgestellt werden kann, wie Kant gethan hat; so ist alle Bemühung vergeblich, von der Materie, dem der Sinnlichkeit Gegebenen, auf die Dinge, wie sie ausser der Vorstellung sind,

zu schliessen, und es bleibt nichts übrig, als zu denken, dass sie der intelligible Grund von der Materie sind, welches aber kein Erkennen ist. Man kann schon hieraus abnehmen, dass der Streitpunct nicht genau genug bestimmt ist. S. 13. bestimmt der Vf. erst den Begriff der Realität, damit man wissen könne, für was er streitet. Real nennt er 1) was in den Dingen, auch ausser allem Denken und Vorstellen, anzutreffen ist, was wir zwar den Subjecten beylegen, aber zugleich einsehen, dass es ihnen nicht allein durch das Vorstellen und Denken zukommt, sondern bleiben wird, wenn auch alles Vorstellen und Denken hinweggenommen würde; 2) dasjenige, wovon sich darthun lässt, dass es nicht blofs in unsern jetzigen Erfahrungen stets, sondern auch in allen unsern künftigen Erfahrungen stets vorkommen wird; 3) was in den Erfahrungen aller denkenden Wesen stets *vorkommen* muss. Der Vf. sagt S. 16., er lasse es sich gar wohl gefallen, wenn die kritische Philosophie nicht alles das unter dem Worte Real begreifen wolle; es komme ihm nur darauf an zu erfahren, ob sich diese drey Puncte erweisen lassen. Allein vor allen Dingen hätte festgesetzt werden müssen, was die Kritik in Ansehung der Realität der Erkenntnifs behaupte oder nicht behaupte. Wie kann denn sonst darüber gestritten werden? Daher ist es auch gekommen, dass der Vf. einigemal (z. B. S. 10. 12. 162.) *Erscheinung* mit *Schein* verwechselt, und sich so ausdrückt, als leugne die Kritik die Wirklichkeit äusserer Gegenstände. S. 19. So kann auch in einem gewissen Sinne nach Nr. 2 und 3. eine gewisse Gleichförmigkeit der Erfahrung angegeben werden, nämlich unter der Bedingung, dass dieselbe Beschaffenheit des Gemüths, die wir Sinnlichkeit nennen, bey uns fortdauert, und bey andern Wesen angetroffen wird. Dieses hat die Kritik geleistet, indem sie bewiesen hat, dass Raum und Zeit die Formen der äussern und innern Anschauungen sind. Es ist dadurch nicht etwa blofs wahrscheinlich, sondern apodictisch erwiesen, dass wir nie anders als in Raum und Zeit anschauen werden, woraus sich die Gültigkeit der Mathematik und ihrer Anwendung auf Erfahrungsgegenstande ergiebt. Und wir dachten, wir könnten damit zufrieden seyn, ohne unsere Speculation auf das zu wenden, was für die Erfahrungserkenntnifs einer andern Welt oder einer andern Gattung von Wesen gültig ist, welches, wenn es auch ausgemacht werden konnte, uns in unserer Erkenntnifs doch nicht weiter als zur Erkennung der Bedingungen unserer Erfahrungserkenntnifs bringen würde. Doch wir vermuthen, der Vf. habe sich hier nicht bestimmt ausgedrückt, und das Reale in der zweyten und dritten Bedeutung nur auf das bezogen, was für andere Menschen objectiv gültig ist. Dieses objectiv gültige muss aber nicht nothwendig das Reale in der ersten Bedeutung seyn, wie wir so eben gesehen haben, welches noch obendrein gar kein möglicher Gegenstand der Erkenntnifs ist. Hr. T. klagt, dass weder der Verfasser noch die Erläuterer der Kritik sich bestimmt erklärt haben, ob es Dinge ausser uns gebe, ob das Bewusstseyn etwas Wirkliches, mehr als Erscheinung sey. Hierüber kann nun eigentlich gar kein Zweifel seyn, wir dürfen nur auf die Widerlegung des Berkeleyischen Idealismus verweisen. Hr. T. unternimmt es nun, auf den Fall, dass dieses geleugnet werde, die Wirklichkeit äusserer Objecte zu beweisen; aber dieses macht doch nicht gerade den Hauptgegenstand seines Räsonnements aus, sondern er sucht nun zugleich auch darzuthun, dass wir die wirklichen Dinge erkennen, wie sie an sich, unabhängig von unsern Vorstellen, sind. Und dieses ist eben der Punct, der ausser den Grenzen unsers Erkennens liegt, und welchen der Vf. mit allem Scharfsinn nicht erwiesen hat. Er wählt dazu einen doppelten Weg. Zuerst sucht er aus dem Satz des Widerspruchs und des Grundes im allgemeinen zu erweisen, dass den Erscheinungen etwas Reales zum Grunde liege, und dass dieses Reale erkennbar sey; dann will er die Realität der Undurchdringlichkeit, der Ausdehnung des Raums und der Zeit darthun, oder beweisen, dass Zeit und Raum nicht blofs Formen der Sinnlichkeit sind, sondern ihnen auch etwas Reales an den Dingen entspringt. Der erste Beweis lautet so: (S. 36.) „Es giebt *in der That* und *reell* leidentliche Veränderungen; diese haben *in der That* ihre Ursache; nun aber ist diese Ursache nicht in mir, weil die Veränderungen leidentlich sind, und aus mir nicht herstammen; also ist ihre Ursache *in der That* ausser mir, und mithin giebt es, *auch abgesehen von meinem Denken und Vorstellen*, ausser mir etwas, wodurch diese Veränderungen hervorgebracht werden." Man kann dieses ganze Argument einräumen, ohne dass etwas anders daraus folgt, als, die Empfindungen haben ihren Grund, der aber nicht erkennbar, sondern nur denkbar ist. Was der Vf. noch weiter thut, um dieses Räsonnement über die Grenze der Erfahrung auszudehnen, lässt sich nicht rechtfertigen. Dieses besteht nämlich in einem vermeyntlichen Beweise, dass der Grundsatz des Widerspruchs nicht allein für Menschen, sondern auch für alle denkende Wesen, und auch von *den Dingen an sich*, ausser allem Denken, Gültigkeit habe. Er schliesst S. 42. so: die Begriffe gut, nicht gut, weiss, nicht weiss, wahr, nicht wahr heben sich einander auf, und können nicht in einem Subjecte vereinigt werden. Ist nun etwas diesen Begriffen gleichendes wirklich vorhanden; so kann es auch *ausser den Gedanken* nicht beysammen seyn, denn es hebt sich alsdann ausser dem Denken so gut als im Verstande auf. — Der Grundsatz des Widerspruchs muss zwar als *conditio sine qua non* des Denkens gelten; aber wie ein Denkgesetz zu einem Gesetz der Dinge an sich könne gemacht werden, sehen wir nicht ein. Eigentlich ist es aber auch dem Vf. nur um das Gesetz der Causalität und dessen Gültigkeit für die Dinge an sich zu thun. Daher sucht er diesen Grundsatz aus dem Grundsatze des Widerspruchs abzuleiten — mit welchem Glücke, kann man sich leicht denken. Es kommt dabey auf zwey Puncte an, welche erwiesen werden müssten, nämlich, dass der Satz des Wider-

Widerspruchs auch von den Dingen an sich gelte; zweytens dass aus diesem das Causalgesetz abgeleitet sey. Wir wollen für jetzt nur bey dem zweyten stehen bleiben. Hier ist der Beweis des Vfs. Widersprechende Prädicate können in einem Subjecte nicht beysammen seyn. Soll von solchen dem Subjecte eins zukommen; so muss es schlechterdings etwas bestimmendes geben, denn fehlt dies; so hat es eins, vermöge der Voraussetzung; es hat aber auch keins, weil es eins so gut haben kann, als das andere, und beide auf einmal nicht haben kann, also keins in der That besitzt. Nehmt an, ihr habt eine im Gleichgewichte stehende Wage vor euch, und diese Wage bekommt jetzt einen Ausschlag. Eine von beiden Schaalen muss ihn bekommen, die rechte oder die linke. Nehmt an, hier sey nichts, welches die eine Schaale mehr als die andere zum Niedersinken bestimmt; so kann die eine so gut als die andere sinken, sie können aber nicht beide zugleich sinken, also sinkt eine und sinkt nicht. — Die ganze Beweiskraft dieses Rasonnements beruht auf einer Amphibolie, einer Verwechselung des logischen Grundes und des Causalgesetzes. Daher passt der gegebene Fall nicht unter den Obersatz. Denn wenn es gleich nothwendig ist, dass wenn eine Wage nicht im Gleichgewicht steht, die eine oder die andere Wagschaale sinken muss, und dass, wenn die eine sinkt, die andere steigt; so kann man doch nicht sagen, dass das Sinken beider zugleich ein Widerspruch (wo ein Begriff den andern aufhebt) ist, sondern es ist ein Widerstreit. Dieses zugegeben, so folgt aus dem Begriff (analytisch) nichts weiter als: es ist unmöglich, dass beide Wagschaalen zugleich sinken; wenn die eine Schaale sinkt, steigt die andere; anstatt der einen Schaale, kann auch die andere sinken. Keinesweges aber der Schluss: wenn von beiden Wagschaalen, die eine eben so gut als die andere sinkt; so ist es unmöglich, dass die eine sinkt. Dieses würde nur folgen, wenn man in dem Vordersatz die Bestimmung *zugleich* hinzufügt; welches aber offenbar der Sinn nicht seyn kann. Hr. *T.* sagt S. 55. dass die gleiche Möglichkeit der beiden entgegenstehenden Bestimmungen den eigentlichen *nervus probandi* ausmache; er hat aber übersehen, dass dieses nicht so viel seyn kann, als: beide Wagschaalen können zu gleicher Zeit sinken, sondern so wie die eine sinkt, so kann an deren Stelle die andere sinken. Daraus folgt nun nicht, dass das Sinken der einen und andern Schaale, ohne etwas Bestimmendes, unmöglich ist, sondern dass das eine wie das andere logisch möglich ist. Wo bleibt nun der Widerspruch? Wir bitten den Vf. hierbey das zu erwägen, was Kant über eine Entdeckung etc. S. 20 ff. über ein ähnliches Argument des Hn. Eberhard gesagt hat, und trauen seiner Wahrheitsliebe zu, dass er seinen Irrthum einsehen wird. Doch wir müssen hier abbrechen, wenn wir nicht zu weitläuftig werden wollen, und die Prüfung der Behauptungen des Vfs. dem Hn. Riez überlassen.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Höfer: *Kurzer Abriss der Welt- und Völker-, der deutschen Reichs- und europäischen Staatengeschichte, nebst einer Uebersicht der griechischen und römischen Historiker, und der hist. Hülfswissenschaften mit durchgängig beygefügter Bücherkunde, zum Gebrauch in gelehrten Schulen*, von F. R. L. 1798. 11½ Bog. 8. (10 gr.)

Wir haben den langen Titel des Buchs abgeschrieben, weil wir durchaus nicht begreifen konnen, welche Gattung von gelehrten Schulen davon Nutzen haben können, und keine Vorrede dabey ist, die uns einen Wink gäbe, wie sein Vf. es etwa anfinge es nützlich zu machen. Es enthält zuerst auf drittehalb Bogen sehr kurz dasjenige, was man gemeiniglich als Einleitung vor den Compendien der allgemeinen Weltgeschichte findet. Der mehrste Raum ist mit einem Schwall von Titeln brauchbarer und unbrauchbarer Bücher angefüllt. So stehen Hammerdörfer und Baumann, neben Gatterer, Schlözer, Remer und Beck; von Gatterern ist sein bestes Buch, die synchronistische Universalhistorie ausgelassen, von Remern, nur der ältern Geschichte und der Darstellung der historischen Welt gedacht, dahingegen unter funfzig aufgeführten Schriftstellern der allgemeinen Geschichte Namen vorkommen, die Rec. zum erstenmale nennen hört. Eben so geht es bey den historischen Hülfswissenschaften. Von Pausanias ist das Original und die Goldhagensche Uebersetzung mit dem ganzen Titel, von der letzten sogar beide Ausgaben angeführt, hingegen Mannert nicht genannt. In der Chronologie zwar Calvisius, Labbé und Briet, aber nicht Jackson u. s. w. Dann folgt eine kurze Charakteristik der vornehmsten griechischen und römischen Geschichtschreiber, zwar unvollkommen genug, aber doch noch das beste im ganzen Buche. Eine Uebersicht der vorzüglichsten universalhistorischen Volker des Alterthums, auf neun Seiten, die wiederum grösstentheils mit Büchertiteln ohne alle Auswahl angefüllt sind. Was sollen die gelehrten Schulen mit dieser dürftigen Uebersicht und mit diesem unkritischen Bücherverzeichniss beginnen? In der neuen Geschichte nimmt die deutsche Geschichte so viel Raum ein, dass er ein brauchbares Gemälde derselben hätte fassen können. So wie sie hier ist, konnte sie der Vf. aus dem elendesten Compendium abschreiben. Zu den Büchern, die er anführt, gehört auch Schlenkert's Friederich mit der gebissenen Wange. Zu dem siebenjährigen Kriege gebraucht er drey Zeilen, zu dem einjährigen bayerschen Successionskriege, mehr als eine halbe Seite. Die übrigen drey Bogen nimmt die Geschichte der europäischen Staaten ein. Da das Bücherverzeichniss von Italien dabey allein vier Seiten einnimmt; so konnten freylich für Russlands Geschichte nur anderthalb Seiten übergespart werden. Die Freygebigkeit des Vfs. giebt als Anhang noch ein alphabetisches Verzeichniss vermischter historischer Schriften, zum Unterricht und Vergnügen der gelehr-

gelehrten Schulen. Das Refultat von allem diefen ift, dafs niemand mehr leugnen kann, dafs Hr. F. R. L. ein Buch gefchrieben habe.

Leipzig, b. Vofs u. C.: *Fernando und Wilhelmine.* 1. Th. 352 S. 2. Th. 349 S. 3. Th. 370 S. Zweyte Auflage. 1799. 8. (3 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. 1) *Leipzig*, im Induftriecomtoir u. in Comm. b. Baumgartner: *Jeu de la Marine, ou la Maniere la plus facile de rendre familiers aux joueurs les termes ufités dans l'art de naviguer.* Par *Marc Antoine Berrin*, ci-devant membre de l'Academie de Peinture à Paris. Avec une grande Planche enluminée. 8 S. 4.

2) *Ebendafelbft: Seewefen-Spiel, oder befte Art Kinder mit dem gefammten Seewefen und mit der Schiffer-Sprache bekannt zu machen.* Herausgegeben von *M. A. Berrin. Mit einem illuminirten grofsen Plan.* 8 S. 4.

3) *Ebendafelbft: Mappe-Monde un jeu pour familiarifer la memoire de la jeuneffe avec les noms des differentes contrées de la terre.* Par *M. A. Berrin*, ci-devant membre de l'Academie de Peinture à Paris. 16 S. 4.

4) *Ebendafelbft: Weltkarten-Spiel, oder befte Art Kinder mit den Namen der verfchiedenen Länder der Erde bekannt zu machen.* Von *M. A. Berrin.* Mit einer illuminirten Weltkarte. 16 S. 4.

Dafs von einem Franzofen erfundene, und zum Beften unferer deutfchen Jugend auch in unfere Mutterfprache übergetragene *Seewefenfpiel*, ift nichts mehr und nichts weniger als ein verbeffertes Ganfefpiel, mit dem es feine 63 Felder und einige Spielregeln gemein hat. Der Erfinder fuchte mit einem Steine zwey Würfe zu machen, und die Jugend neben dem Spiele auch mit dem Seewefen und der Schifferfprache bekannt zu machen. Diefe Abficht ift nicht zu tadeln, nur follte das Spiel etwas vollftändiger, und alle vorkommende Sachen durch Bilder ausgedrückt feyn; fo dafs fich die Kinder bey ihrem Anblick gleich an die Sache und ihre Benennung erinnern, und bey dem Befetzen eines Feldes, ohne den Text, davon Red und Antwort geben könnten. Denn fo gut man auf dem eilften und ein und vierzigften Felde eine Infel und einen Felfen vorftellen konnte, eben fo konnte man auch auf dem fechsten, vierzehnten, ein und dreyfsigften, fieben und dreyfsigften Felde u. f. w. ein Vorgebürg, das Lothwerfen, das Ankerwerfen, das Entern u. f. w. vorftellen. Freylich follten aber auch die Vorftellungen paffender feyn, als die Vorftellung der Boote und Kähne im fechzigften Felde, und die Vorftellung des Meers überhaupt und des Mittelmeers insbefondere, die am Rande angebracht find. Würden nach diefer Erinnerung die leer gelaffenen Felder mit den erfoderlichen Bildern angefüllt; fo könnte diefes Spiel immer eine nützliche und lehrreiche Unterhaltung gewähren, und der Stamm oder Einfatz, den derjenige erhält, der mit feinem Wurfe 63 gerade hinaus zählen kann, noch ftärker werden, wenn jeder, der das Feld, worauf ihn fein Wurf hinfetzt, nicht zu erklären wüfste, eine Strafe geben müfste. Was den Text anbelangt, der zu der Spieltafel gehört; fo enthält er theils die Erklärungen der Felder, theils die Regeln des Spiels. Hier nun ift im Original die Erklärung des fechs und dreyfsigften Feldes ganz ausgelaffen, und die zu dem fieben und dreyfsigften gehörige dafür gefetzt, und diefes Feld ganz ausgelaffen worden. Diefes Verfehen hat der Ueberfetzer gut gemacht, dagegen aber fich einige Fehler zu Schulden kommen laffen. So hat er bey dem achten Feld nicht erklärt, was Salutiren ift, das doch im Französifchen richtig angegeben ift. Beym neunten Feld hat er gar das franzöfifche *le vent en poupe*, das er richtig durch *günftiger Wind* überfetzt, durch den Beyfatz: *das Schiff in vollem Segeln*, erklärt, das um fo auffallender ift, da folches bey dem fechzehnten Feld wirklich vorkommt.

Auch Nr. 3 u. 4. ift nichts anders als eine Nachahmung des bekannten Ganfefpiels, mit der Ausnahme, dafs man hier 78 Felder antrifft, die fämmtlich leer und ohne Figuren find, die bey jenem dem Gedächtniffe zu Hülfe kommen. Da die Natur der Sachen keine folche Figuren erlaubte; fo ift die Hauptregel des Spiels, dafs einer der Mitfpielenden den Wegweifer macht, der jedem das Feld, worauf er fich nach feinem Wurf zu fetzen hat, erklärt, und fich dabey an den zu der Spieltafel gehörigen Text hält, von dem er die vorgefagte Erklärung fich durch den Spieler, bey einer Bufse, wiederholen läfst. Nach dem Texte geht die Reife von Nr. 1. aus Breft aus nach Amerika und deffen Länder und Provinzen; von da nach Afien, fodann nach Afrika und endlich nach Europa; fo ziemlich nach der Lage der Länder, wiewohl mit unter gewaltige Sprünge vorkommen. Doch dies möchte noch hingehen, da der Wegweifer den Text in Händen hat, aber dafs nicht immer auf das Merkwürdigfte gefehen, und von dem einen Lande zu viel, von einem andern zu wenig gefagt worden, möchte wohl eher zu tadeln feyn. Ja hin und wieder hat fich der Vf. verfchiedene, den Franzofen fo gewöhnliche Unrichtigkeiten in der Geographie zu Schulden kommen laffen. So hat er Nr. 10. unter den Städten in Paraguay auch *Rio de la Plata* angeführt, unter welchem Namen Rec. wohl einen Flufs, aber keine Stadt kennt; fo wie er wohl von einer ehemaligen, aber keiner jetzt noch exiftirenden Stadt *Conception* in Paraguay etwas weifs. Solche Fehler follte der Ueberfetzer, wie er es hin und wieder that, verbeffert haben, aber er fchreibt feinem Original nicht nur getreulich die gerügten Fehler nach, fondern läfst es auch fogar Unrichtigkeiten fagen, die es wirklich nicht hat. Denn wenn diefes Nr. 9. *Ebenholz* unter den Producten Brafiliens und des Amazonen-Landes anführt; fo macht er *Elfenbein* daraus. Hätte der Vf. diefes Weltkartenfpiels überall nur auf das Merkwürdigfte gefehen, und wie er hin und wieder that, bey jedem Lande die vorzüglichften Städte, Flüffe und Producte angeführt; fo wäre diefes Weltkartenfpiel allerdings fehr empfehlenswerth. Nur müfste man, wie diefes auch bey der gegenwärtigen Einrichtung deffelben der Fall ift, eine gröfsere Weltkarte bey der Hand haben, da die auf der Spielkarte befindliche viel zu klein ift, und man fich auch bey dem deutfchen Texte mit der für den franzöfifchen geftochenen befriedigen mufs. Uebrigens hat der Kupferftecher die Ungefchicklichkeit begangen, dafs die *hemisphère occidental* rechts, die *hemisphère oriental* aber links geftellt wurde, welches fich freylich aus der Manipulation des Kupferftechens leicht erklären, aber keinesweges entfchuldigen läfst; denn fo viel mufs jeder Anfänger im Kupferftechen wiffen, dafs das, was auf einer vor ihm liegenden *Zeichnung* links fteht, auf der Kupferplatte rechts mufs angebracht werden, wenn es im Abdruck wieder foll links zu ftehen kommen. Der zur Spieltafel gehörige Text enthält theils die nöthigen Erklärungen der 78 Felder, theils die Spielregeln, der man hier weit mehrere als bey dem Seewefenfpiel zu beobachten, und folglich auch zu merken hat, wenn man nicht immer nach dem Texte fehen foll, wo für die 78 Felder netto auch 78 Regeln angegeben find.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. September 1799.

PHILOSOPHIE.

Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Idealistische Briefe*, von *Dieterich Tiedemann* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was den zweyten Beweis anlangt; so ist freylich nicht zu leugnen, dass er blendend ist, und enn man nicht vorher den richtigen Standpunct nimt, leicht auf den Gedanken verleiten kann, der f. habe Recht und Kant Unrecht. Hr. T. sucht nämch zu zeigen, dass die Undurchdringlichkeit eine eale Eigenschaft der Erfahrungsgegenstände sey, die nen auch an sich zukomme, dass, ohne diese voraszusetzen, sich gar nichts an diesen Objecten wahrehmen lasse. Hieraus folgert er, dass das Undurchringliche ausgedehnt und im Raume sey. Auf diese rt scheint es nun freylich, als wenn der Raum eine m transcendenten Sinne reale, und zwar eine von ler Undurchdringlichkeit abgeleitete Eigenschaft der Objecte sey. Dass dieses aber der Fall nicht ist, davon vird sich der Vf. selbst überzeugen können, wenn er edenkt, dass man *a priori* weiss, dass jedes Object, as den Sinnen gegeben wird, ohne noch seine Natur u kennen, es mag undurchdringlich oder durchringlich seyn, im Raume angeschauet werden müsse; ass die Undurchdringlichkeit nicht in dem Sinne, ie es hier genommen wird, eine Grundeigenschaft eyn könne, sondern vielmehr den Raum schon voraussetze. Der Widerstand kann zwar als Merkmal er Undurchdringlichkeit betrachtet werden, aber ann muss man doch einen Widerstand verstehen, elcher einer Bewegung im Raume entgegengesetzt ird, und verhindert, dass etwas nicht aus dem aume vertilgt wird. Er nimmt Objecte an, welche if die Sinne wirken; er hat sie damit schon unmitlbar mit dem Raume gesetzt, den sie einnehmen, nd ohne den sie nicht als ausser einander befindlich nd auf etwas anders wirkend gedacht werden könen. Als Empiriker, der alle Vorstellungen aus dem, as den Sinnen gegeben wird, ableitet, läst er auch st durch gewisse Empfindungen des Gefühls und s Gesichts die Vorstellung vom Raume erzeugt weren. Allein dass er auf diese Art nie auf den urrünglichen und reinen Begriff vom Raume gelange, uss dem Vf. selbst einleuchten, da kein äusseres bject gedacht werden kann, ohne es in den Raum setzen; der Raum also die *conditio sine qua non* r äussern Wahrnehmung ist, welche vor der letzn vorausgehen muss, und also nicht empirisch seyn kann. Wenn wir nach S. 133. mittelst des Gefühls etwas uns Umgebendes wahrnehmen, wenn wir Arme und Hände nach allen Richtungen rund um uns herum ohne Hinderung bewegen; oder mittelst des Gesichts jenes grosse Umgebende wahrnehmen, wenn wir die Augen nach allen Seiten wenden, und überall Eindrücke des Lichts empfangen, ohne dass das Weitersehen irgendwo aufgehalten wird; so sind das empirische Wahrnehmungen, die alle schon den Raum voraussetzen. Keine Theorie, welche wirkliche Wahrnehmung eines Objects zum Grunde legt, und von diesen ausgeht, hat die ursprüngliche Vorstellung des Raums gefasst, und es ist vergeblich, eine andere, welche auf die blosse Erörterung des Raums gegründet ist, durch jene umzustossen. Bey aller Wahrheitsliebe des achtungswerthen Vfs. wird es ihm wohl nie gelingen, in den Sinn der transcendentalen Aesthetik einzudringen, weil er immer schon von seiner Theorie eingenommen ist, und daher immer den Worten andere Begriffe, den Begriffen andere Bestimmungen unterschiebet, und alle Augenblicke auf Sätze stösst, die nach seiner Theorie dunkel, unbestimmt, unerwiesen oder unhaltbar sind. Was ist nun bey einem solchen Streite zu thun, wenn er nicht verewigt werden soll, da man die Theorie des Vfs. nicht widerlegen kann, ohne die Resultate der Erörterung des Raums anzunehmen, und diese aus jener widerlegt werden? Es kommt doch alles darauf an, wer von beiden Streitenden das, was ist, am richtigsten gefasst, und die einzigen Bedingungen, unter welchen dieses denkbar ist, vollständig entwickelt hat; wer dabey mit der grössten logischen Strenge verfahrt, aus den gegebenen Daten richtig folgert. Nach unserer Ueberzeugung ist der Vortheil auf Kant's Seite. Die Erörterung des Raums, die Entwickelung dessen, was in dem Begriffe Raum nothwendig gedacht wird, ist der einzig sichere Weg, die Frage, was der Raum ist, und ob die ursprüngliche Vorstellung desselben empirisch oder *a priori* sey, zu entscheiden. Und Hr. T. hatte, zur Widerlegung der transcendentalen Aesthetik, keinen andern Weg, als zu zeigen, dass entweder die Erörterung des Raums falsch sey, oder dies nicht daraus folge, was daraus abgeleitet wird. Diesen Weg betritt er auch, aber erst nachdem er eine andere Theorie von Entstehung des Begriffs vom Raume zum Grunde gelegt hat, welches, wie wir schon gesagt haben, nicht die beste Methode ist, und zwar so, dass man wohl sieht, er sey nicht tief genug eingedrungen. Es wird genug seyn, wenn wir an einem einzigen Puncte zeigen, wie wenig halt-

haltbar und gegründet des Vfs. Widerlegung fey, und wir wählen dazu den fechzehnten Brief, worin Hr. *T.* den Satz: der Raum ist kein allgemeiner Begriff, fondern eine Anfchauung *a priori*, zu widerlegen fucht. Der Beweis diefes Satzes beruht darauf, dafs man fich nur einen einzigen Raum vorftellen, und wenn man von mehrern Räumen fpricht, darunter nur Theile eines und deffelben Raumes verftehen kann; dafs diefe Theile nicht vor dem Raume vorhergehen können, als ob er aus jenen zufammengefetzt fey, weil fie nur in ihm gedacht werden. Hr. *T.* aber findet zuerft doch nichts als eine völlige Aehnlichkeit mit allgemeinen Begriffen, indem uns erftlich einzelne Räume, als des Zimmers, des Haufes, des Geburtsorts u. f. w. durch die Erfahrung bekannt würden, aus welchen hernach der ganze endlofe Raum zufammengefetzt werde. Denn niemand werde behaupten wollen, dafs ein Kind gleich bey dem erften Gebrauche feiner Sinne eine Vorftellung von dem ganzen endlofen Raume habe. Die Vorftellung des Kindesalters, als wenn der Himmel ein Gewölbe fey, das da aufhöre, wo der Gefichtskreis ein Ende habe, beweife diefes. Darin hat der Vf. ganz recht; auch wird jenes kein kritifcher Philofoph behaupten; ift aber damit der Satz widerlegt, dafs der unendliche Raum die Bedingung ift, fich einzelne Räume in demfelben vorzuftellen? Auf die Art könnte man auch beweifen, dafs der gröfste Theil der Menfchen nicht nach dem Gefetz des Widerfpruchs denke. Der Vf. fährt fort: wie bey allgemeinen Begriffen das Individuelle weggelaffen wird; fo werden bey einzelnen Räumen ihre Grenzen und Geftalten weggelaffen, und nur ihre Ausdehnung und ihr Umfchliefsen beybehalten, um einen höhern Begriff des Raums im Allgemeinen zu bilden. — Auf diefe Art kann unmöglich ein höherer oder allgemeinerer Begriff entftehen. Erftlich wiffen wir uns keinen Unterfchied zu denken, zwifchen den Grenzen und der Umfchliefsung; und es ift alfo fo viel, als wenn der Vf. gefagt hätte: man läfst die Grenzen weg, und behält die Grenzen bey. Zweytens meynt der Vf., bey Bildung des Raums würde das Individuelle weggelaffen, und das Gemeine beybehalten, das ift die Ausdehnung. Die Ausdehnung eines beftimmten Raumes ift aber einerley mit der Gröfse deffelben, und fie gehört alfo eben fo gut als die Grenzen zu dem Individuellen deffelben. Doch wir wollen dem Vf. einräumen, dafs das Gemeinfame aller Räume in der unbeftimmten Ausdehnung, wie grofs oder klein fie fey, beftehe; fo entftehet aus diefer Abftraction, wenn fie auch an allen möglichen Räumen vorgenommen wird, nie der Begriff des Raums als einer Gröfse, gefchweige denn einer unendlichen. Denn was an einem Raume durch die Abftraction gefunden wird, diefes wird auch an dem andern gefunden, und der Begriff kann alfo durch eine noch fo weit getriebene Abftraction nicht erweitert, daher auch in feiner ganzen Totalität auf diefem Wege nicht erklärt werden. Drittens. Wenn die Vorftellung des Raums ein allgemeiner Begriff wäre; fo müfste ja in dem Verhältniffe, als fein Umfang wächft, der Inhalt abnehmen; aber hier ift gerade das Gegentheil. Faft möchte es einer kleinen Schikane ähnlich fehen, wenn der Vf. diefen Unterfchied zu ignoriren fcheint und S. 150. fagt: in ein *grofses Ganze* fchmelzen die Individuen bey den übrigen allgemeinen Begriffen auch zufammen, und der Begriff des Menfchen wird durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Individuen auch *vergröfsert*; denn je allgemeiner ein Begriff ift, defto *gröfser* ift fein Umfang, wie die Logiker fagen, und hier ift alfo wieder eben das, was beym Raume auch gefunden wird." Was auf der folgenden Seite gefagt wird, um diefen Widerfpruch aus den Augen zu rücken, ift eben nicht glücklich aufgegriffen: wenn man den Raum blofs als Raum denke; fo dürfe man ihm keinen beftimmten Umfang, keine gewiffe Gröfse geben, fondern ihm blofs Ausdehnung zugeftehen, unbeftimmt, wie grofs oder klein diefe feyn mag: gerade wie man, wenn man einen Menfchen überhaupt denke, von feiner Gröfse gänzlich abftrahiren müffe. Auf diefe Art kann durch die Abftraction, wie wir fo eben gefehen haben, die Vorftellung des unendlichen Raums nicht entftehen. Die letzte Zuflucht, welche der Vf. ergreift, um fich die Entftehung des Raums zu erklären, ift die, dafs diefe Vorftellung kein Product des Verftandes, fondern der Einbildungskraft, nicht der productiven fondern reproducirenden fey, dem ähnlich, wenn fie aus allen einzelnen Menfchen einen einzigen zufammenfchmelzen, und alle in ein Bild zufammenfaffen wollte. Ein Menfch auf diefe Art vorgeftellt, würde unfehlbar eine ungeheure Gröfse haben, würde immer gröfser werden, je mehr Individuen in ihm aufgenommen würden; würde alfo dem Raum von diefer Seite vollkommen gleichen. — Auf diefe Art läfst fich die Unendlichkeit des Raums gar nicht erklären, noch weniger aus einer fo willkürlichen Zufammenfetzung, wovon überhaupt nichts Analoges aufzuweifen ift, die Nothwendigkeit des Raums, bey allen äufsern Anfchauungen. Der Vf. laffe feine Einbildungskraft jenes ungeheure Bild von Menfchen, einmal bilden; nie wird fie, wenn es ihr auch gelänge, ein folches Monftrum hervorzubringen, die Anftrengung, die es koftet, lange aushalten; das Bild wird, wie die Geburten der Zufälligkeit, fogleich wieder verfchwinden. Kurz alle künftlichen Wendungen, die der Vf. verfucht, find vergebliche Bemühungen, die Refultate der Kritik über den Raum umzuftofsen, weil fie auf einem unerfchütterlichen Grunde, der Natur des menfchlichen Geiftes, beruhen. Wir können alfo dem Vf. in Anfehung diefes Puncts nicht beftimmen, noch feine Begründung des tranfcendenten Realismus, in dem Sinne des Vfs., dafs wir an den Objecten einiges wenigftens erkennen, wie es an fich, unabhängig von allem Vorftellen ift, erkennen, für haltbar anfehen. In allen andern Rückfichten verdient aber diefe Schrift, vorzüglich auch wegen der fcharffinnigen Bemerkungen über die pfychologifche Entwickelung mancher Vorftellungen eine rühmliche Auszeichnung. Die Briefe find lebhaft, in einer cor-

correctern und gefälligern Schreibart, als sie in einigen andern Schriften des Vfs. war, geschrieben.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie*, mit nächster Beziehung auf die Reinholdische Elementarphilosophie geschrieben, von *Karl Heinr. Ludw. Politz*, Professor zu Dresden. *Zweyte vermehrte Ausgabe.* 1798. XII u. 410 S. 8.

Ist von der ersten Ausgabe, welche 1795 erschien, in nichts verschieden, als dass die Literatur fortgesetzt, und eine neue Vorrede hinzugekommen ist. (Man S. A. L. Z. 1796. Nr. 200.)

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer: *Von Archiven und besonders von der Einrichtung eines deutschen-reichsständischen Regierungsarchives*, von *Just Christian Friedrich Stuss*, herzogl. sächs. Archivsecretär. 1799. 7 Bog. 8. (8 gr.)

In der *Einleitung* giebt der Vf. von dem Entstehungsgrunde dieses Büchelchens Rechenschaft. Er fand die bisherigen Schriften über das Archivwesen zu allgemein, glaubt daher etwas nützliches dadurch zu leisten, dass er seine Meynung, wie eine besondere Art von Archiven, nämlich ein von ihm sogenanntes „deutsches reichsständisches Regierungs-*Archiv*," am bequemsten einzurichten sey, bekannt macht, will auch vielleicht seine Gedanken über die zweckmässige Einrichtung anderer Archive künftig dem Publicum mittheilen. Der Gegenstand selbst ist in *zwey Theilen* abgehandelt. Der erste, in zwey Abschnitte zerlegte, beschäftigt sich mit den „Acten und deren Einrichtung überhaupt, ingleichen der Manual- oder Current-Repositur, und dem Amte eines Registrators," der andere mit der „Einrichtung eines Archives überhaupt und eines Regierungsarchives besonders." Dieser Theil hat folgende Abschnitte und Subdivisionen: *erster Abschnitt*: einige allgemeine Bemerkungen und Regeln in Ansehung der äussern Einrichtung eines Archivs; *zweyter Abschn.*: von der innern Einrichtung eines Archivs überhaupt, und besonders eines Regierungsarchivs; 1. Kap.: von der von Zeit zu Zeit vorzunehmenden Umarbeitung desselben (des sogenannten Archivs) und der Cassation der alten, unbrauchbaren Acten; 2. Kap.: von dem Ueberschreiben und dem Bezeichnen der Acten nach den Repertorien; 3. Kap.: von den Repertorien oder Registern; 4. Kap.: von dem System oder der Ordnung, nach welcher ein Archiv einzurichten ist; 5. Kap.: von den verschiedenen Hauptabtheilungen eines Regierungsarchivs überhaupt; *dritter Abschnitt*: von dem *Regierungsarchive in specie* und dessen Hauptabtheilungen; 1. Kap.: von diesen Abtheilungen überhaupt; 2. Kap.: von der ersten Abtheilung des Regierungsarchivs in specie, welche die Generalia enthält; 3. Kap.: von der zweyten Abtheilung — — welche die der schriftsässigen Personen wegen *in causis civilibus* ergangene Acten enthält; 4. Kap.: von der dritten Abtheilung — — welche die wegen der herrschaftlichen Aemter und der Amtsunterthanen in Civilsachen ergangene Acten in sich fasst; 5. Kap.: von der vierten Abtheilung — — welche die in Untersuchungssachen der schriftsässigen und herrschaftlichen Amtsunterthanen ergangenen Acten enthält; *vierter Abschn.*: von dem *Gerichtsarchive*; 1. Kap.: von dem Gerichtsarchive überhaupt, und den in demselben zu treffenden Hauptabtheilungen; 2. Kap.: von der ersten Abtheilung des Gerichtsarchivs, welche die wegen der Stadträthe oder Stadtgerichte und der Bürgerschaft ergangenen Acten enthält; 3. Kap.: von der zweyten Abtheilung — — welche die wegen der adlichen Gerichte, Güter, deren Besitzer und Gerichtsunterthanen ergangenen Acten enthält; *fünfter Abschn.*: von dem *Obervormundschaftsarchive*; *sechster Abschn.*: von dem *Policeyarchive*; 1. Hauptabtheilung: enthält die das Policeywesen überhaupt — — betreffenden Acten; 2. Hauptabth.: begreift die zur Beförderung und Erhaltung der Gesundheit der Menschen getroffenen Anstalten; 3. Hauptabth.: alle zur Nahrung und Unterhaltung der Menschen gereichenden Gegenstände betreffend, 1. Section: Ackerbau und Viehzucht; 2. Sect.: übrige zum Besten der Lebensbedürfnisse der Einwohner getroffene Anstalten (diese Hauptabtheilung sollte wohl *vor* der unmittelbar vorhergehenden stehen); 4. Hauptabth.: die zur äussern und innern Sicherheit sowohl der Personen als des Eigenthums der Einwohner von Policey wegen getroffenen Anstalten, und die hierauf zu führende Aufsicht; 5. Hauptabth.: enthält alle den Wohlstand, die Bequemlichkeit und Vergnügungen der Einwohner betreffenden Gegenstände; 1. Section, die auf den Wohlstand und das Vermögen der Einwohner im Allgemeinen Bezug habenden Gegenstände betreffend; 2. Sect.: die Fabriken, Manufacturen und den Handel betreffend; 3. Sect.: Handwerker und Handwerkssachen; 4. Sect.: die zur (auf die) Bequemlichkeit und dem (das) Vergnügen der Einwohner abzweckenden Gegenstände und Einrichtungen enthaltend; *siebenter* (und letzter) *Abschnitt*: von dem *Lehnsarchive* oder dem Lehnschranke; 1. Kap.: von den Lehnsacten und deren Einrichtung; 2. Kap.: von der Einrichtung und Arrangirung des Lehnsarchivs. Der Grund davon, dass der Vf. sein Regierungsarchiv in so viele Haupttheile, oder, wie er selbst sagt, „ganz verschiedene Archive" zerstückelt, liegt in seiner Definition einer Landesregierung. Unter ihr versteht er nämlich „ein Collegium, das, von dem Ministerio oder geheimen Cabinet ganz verschieden, die oberste Justizstelle des Landes ausmacht, ferner die Oberaufsicht und Direction des Policeywesens hat, und mit dem auch der Lehnhof verbunden ist." Aus diesem Begriffe lassen die angegebenen fünf Arten von Schreibereyen mit allen ihren Unterarten sich natürlich genug ableiten. Offenbar aber hat der Vf., durch eine freylich

lich sehr gewöhnliche Verwechselung, blofse *Registraturen* zu *Archiven* erhoben, und daher manches zu Archivsachen gerechnet, was, genau genommen, in ein *Archiv* nicht gehört. Er wird vielleicht einwenden: *verba valent ut numi!* Immerhin, aber eben darum sollte man auf den wirklichen Gehalt mehr Rücksicht nehmen. Wir lesen und hören oft von Cammer-, Consistorial-, Universitäts-, Magistrats-, ja sogar von Schul- und von adelichen Familien-*Archiven*. (Dafs die Reichsritterschaft als Corpus betrachtet, und die Reichsstädte hier nicht mit gemeynt seyn können, versteht sich von selbst.) Haben denn dergleichen Collegia und Familien, *als solche* — unabgesehen auf etwanige Privilegien, Immemorialpräscription etc. — *jus archivi?* Dürfte also, wenn z. B. eine Universität, der Magistrat einer Municipalstadt u. s. w. in einer Streitsache aus ihrer Registratur ein altes Document für sich produciren, auf das Suppletorium nicht erkannt werden? — Das zur guten Einrichtung und Behandlung eines Archivs Erfoderliche ist in dem *Spiessischen* kleinen, aber reichhaltigen Tractate *von Archiven*, und in Hn. *Günther's* Buche *über die Einrichtung der Hauptarchive* u. s. w. hinlänglich gezeigt, und wird in den mehresten Fällen, mit Ausnahme solcher Abänderungen, die durch Localumstände unvermeidlich werden, anwendbar seyn. Ein Auszug aus der *Güntherschen* tabellarischen Vorstellung des Archivplans in Hinsicht auf ein reichsständisches Archiv ist neuerlich in *Gatterer's* praktischer Diplomatik erschienen. Nöthig also — wenn von Archiven im genauern Verstande die Rede ist — war das gegenwärtige, keine neue Aufschlüsse gebende Werkchen eben nicht, aber darum ist es nicht verwerflich. Der angehende, in den ihm übertragenen Geschäften noch nicht gewandte Registrator kann es mit Nutzen brauchen, da es ihm die auf eigenes Nachsinnen und Planmachen zu verwendende Zeit und Mühe erspart, oder doch merklich abkürzt und erleichtert. Warum Hr. *S.* in dem von ihm sogenannten Regierungsarchive lieber blofse Repofituren als Schränke, versteht sich tragbare Schränke, haben will, sehen wir nicht ein. Bey diesen ist man in Nothfällen doch gesicherter als bey jenen, und in Ansehung der Bequemlichkeit ist der Unterschied unbedeutend, zumal da selbst die Repositureu mit leichten Thüren versehen seyn sollen. Der Vorschlag, ausgeschossene Acten den Papiermüllern zum Einstampfen zu verkaufen, ist zwar besser als der, dafs sie den Kramern überlassen würden. Doch wird durch die Befolgung des ersten die Gefahr, dafs diese Papiere zufälliger Weise schaden, wenigstens Unannehmlichkeiten veranlassen könnten, nur gemindert, nicht völlig gehoben. Das sicherste Mittel bleibt also, solche Scripturen dem Vulcane zu opfern. Der Vortrag des Vfs. ist nicht empfehlenswerth, doch erträglich. Zur Probe diene folgende Stelle: „So wie nun aber von der Brauchbarkeit und den guten Qualitäten eines Registrators der geschwinde und ununterbrochene Geschäftsgang eines Collegiums oder Gerichtshofes abhängt; so wie hingegen durch die Nachläfsigkeit, Unordnung und Unbesonnenheit des Registrators, oft das Collegium selbst in nicht geringe Verlegenheit kommen kann; und so wie auch auf der andern Seite der Dienst eines Registrators mit so ganz besondern Unannehmlichkeiten, Verdriefslichkeiten, ja manchen seiner Gesundheit nachtheiligen Umständen verknüpft ist; so ist es auch daher gewifs des Landesherrn, und dessen Collegien vorzügliche Pflicht, einen solchen beschwerlichen und unangenehmen Dienst durch eine demselben angemessene Besoldung und sonstige Annehmlichkeiten zu versüfsen." Zum Glück stofst man nicht oft auf Perioden, wie diese.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Beyträge zu einer Geschichte der Deutschen im Mittelalter in Anekdoten und Charakterzügen.* 1798. 226 S. 8. (12 gr.)

Unter der Rubrik: *Höhere Tugenden*, *häusliche Tugenden*, *Schattenseite*, *Beyträge zur Geschichte des Luxus und der Moden*, *launigte lächerliche Züge* hat der ungenannte Vf. aus ebenfalls ganz unbenannten Quellen (doch wie es scheint, meistens aus neuern historischen Zeitschriften und Biographieen) ohne besondere Ordnung und Mühe seine Erzählungen zusammengetragen. Gewonnen ist dadurch nichts für die Geschichte. Eine unschädliche Lectüre für den, der keine bessere weifs, mag es gleichwohl bleiben. Der Geist des Mittelalters wird sich daraus schwerlich lernen lassen, gesetzt auch, dafs die Zeichnungen richtiger wären, als sie nicht sind. Wer Lust und Fähigkeit zur Geschichte hat, und deutliche Vorstellungen bekommen will, mufs eine Geschichte im Zusammenhang lesen. An historischen Werken, die selbst den Zweck der Unterhaltung besser erfüllen, als gegenwärtige Beyträge, fehlt es uns nicht, und in sofern ist es immer schlimm, wenn Schriften, die gar kein neues Resultat geben, den schon vorhandenen den Platz verengen, oder das so schon unmäfsig befrachtete Schiff der Literatur so beschweren, dafs bey oft nothwendiger Erleichterung, ohne genugsame Kenntnifs die guten über Bord geworfen und die Schlechten erhalten werden.

* * *

Berlin, in der Felischischen Buchh.: *Moral in Beyspielen für die Jugend*, von C. Z. Dritte mit 19 Kupfern versehene Auflage. 1799. 198 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 147.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. September 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SALZBURG, b. Zaunrieth in d. Meyerschen Buchh.: *Corpus juris ecclesiastici Catholicorum novioris, quod per Germaniam obtinet.* Collegit, recensuit et notis illustravit *C. Gartner. Tom. I.* 1797. 527 S. *Tom. II. et ult.* 1799. 498 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Obgleich die neueren Quellen des gemeinen Kirchenrechts für das katholische Deutschland einzeln, entweder in grösseren Werken, oder abgesondert, schon öfters gedruckt, und zum Theil kritisch und diplomatisch bearbeitet sind; so ist es doch ganz verdienstlich, dass Hr. Prof. G. eine wohlfeilere Sammlung derselben, als Handausgabe für Studirende, veranstaltete. Der *erste* Band enthält I. die *Concordaten* der deutschen Nation mit dem römischen Stuhl. Unter dieser Rubrik findet man 1) den Calixtinischen Vertrag v. 1122. 2) Die Acceptations-Urkunde der Baseler Decrete v. 1439. Dagegen ist die undatirte bey Koch *Sanct. pragm.* p. 171. hier um deswillen weggelassen, weil sie, nach den in der K. K. Bibl. zu Wien befindlichen Handschriften so wohl, als zwey andere Bullen bey Würdtwein *Subs. dipl.* T. VIII. p. 102. u. 107. zur künftigen Unterschrift blos von den Kurfürstl. Abgeordneten entworfen worden, worüber der Herausg. einige gute Nachrichten in der Vorrede beybringt; 3) die Avisamente der Kurfürsten v. J. 1441. als Grundlage des nachherigen Vereins und der Concordaten: 4) den Kurfürsten-Verein v. 1446. 5) Den neuen Verein des römischen Königs mit den Kurfürsten und andern Reichs Fürsten v. 10ten Jul. d. J. 6) Das Schreiben des P. Eugen IV. v. 22ten Jul. d. J. 7) Die Frankfurter Fürsten Concordaten v. 1446. 8) Die Rede des Aeneas Sylvius, am 5ten Jan. 1447, zu Rom vor dem Pabst und den Cardinalen gehalten, aus Mansi's Sammlung (Luc. 1755.) 9) die vier Bullen Eugen's IV. v. 1447. 10) Das Bestätigungsschreiben des P. Nicolaus V. v. 28ten März d. J. 11) Die Advisata auf dem Reichstage zu Aschaffenburg v. 13ten Jul. d. J. 12) Das Wiener (sonst Aschaffenburger) Concordat v. 1448. 13) Die Bestätigungs-Bulle Nic. V. v. 19ten März d. J. — II. Die Kanonen und Dekrete der *Tridentinischen Kirchenversammlung*. III. *Die Religions-Verträge*, und zwar 1) den Passauer Vertrag v. 1552; 2) den Religionsfrieden v. 1555 und 3) das Osnabrückische Friedens-Instrument v. 1648. — Die beygefügten kurzen Anmerkungen (bey dem Trident. Conc. sind blos die Quellen angegeben) enthalten meistentheils Varianten, theils Winke für die Anwendung, hin und wieder auch einige Erläuterungen. Letztere sind jedoch nur für Anfänger bestimmt: daher sogar S. 8. und 9. das W. Guerra, und S. 91. das W. *Minuten* (zu ängstlich mit einem *forsan*) erkläret, und S. 40. die bekannte Abtheilung des Cardinals-Collegium angegeben ist, welches man selbst bey einem Studirenden, der die Quellen lieset, billig voraussetzt. Von besserem Gehalte sind jedoch S. 109. not. q. S. 129. not. a. und einige andere. In den Baseler Decreten S. 32. ist *asiatim* offenbar fehlerhaft statt *asciatim*, wie schon Koch S. 137. bemerkt: *lege asciatim* i. e. *divisim*, von dem sonst guten W. *ascia* und *asciare*, und es war auch hier kein *forsan* nöthig. In der Stelle S. 41. §. V. scheint uns nichts weggeblieben zu seyn, wie der Herausg. glaubt. Denn die allgemeinen Schlussworte sind den vorher einer jeden Abtheilung der Cardinäle angewiesenen Besorgungen völlig angemessen, und das besondere Amt der K. Diaconen, darauf zu sehen, *qui reges et principes seu populi bellis agitentur vel agitari timeantur*, hängt sowohl mit der allgemeinen Sorgfalt der R. Kirche bey den politischen Verhältnissen der Staaten und Völker, als mit den besondern Zwecken der päbstlichen Legaten genau zusammen. —

Den *zweyten* Band füllt bis S. 124. die kaiserl. Wahlcapitulation Franz II, ungeachtet höchstens ein Abdruck der in das Kirchenrecht einschlagenden Stellen hinreichend gewesen wäre. Im *Anhange* stehen I. *Urkunden*, und zwar 1) die Artikel der deutschen Nation über die Verbesserung der Kirchenverfassung, wie sie im Anfange des J. 1418 dem P. Martin V. übergeben wurden, als Grundlage des Costnitzer Vereins, aus Herm. v. d. Hardt *Act. Conc. Constant.* T. I. p. 99. wogegen die Costnitzer Avisamente, wie sie bey Goldast lateinisch, und bey Lünig deutsch vorkommen, wahrscheinlich eine blosse Privatarbeit, weggeblieben sind. 2) Der Costnitzer Verein v. 1418. mit Bemerkung der in das Wiener Concordat aufgenommenen Stellen. 3) Die hundert Beschwerden der deutschen Reichsstände über den römischen Stuhl und die gesammte Geistlichkeit, auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 und 1523, deren Aechtheit in der Vorrede gegen Ant. Schmidt *Inst. jur. eccl.* vertheidigt wird. 4) Der Entwurf einer Kirchenverbesserung, von K. Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg am 14ten Jun. 1548 von den geistlichen Reichsständen übergeben und im J. 1559 mit verschiedenen Zusätzen versehen. 5) Das Gutachten über die Reformations-Artikel des Trident. Kirchenraths, auf K. Ferdinands I. Befehl abgegeben, welches zwar schon bey

bey Schelhorn *Amoenit. T. I. p.* 490. und Le Plat *Collect. monum. ad hist. conc. Trid. T. V. p.* 231. steht, aber hier aus einer Wiener Handschrift verbessert geliefert wird. 6) Hauptstellen aus dem Schreiben der drey geistlichen Kurfürsten an den Pabst über die von der römischen Curie unterlassene Beobachtung einiger Verabredungen des Concordats v. 1448, *s. Conc. N. G. integra T. II.* p. 90. 7) Die im J. 1796 an den Kaiser gerichteten Beschwerden der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln über die römische Curie. 8) Die Bad-Emsische Punctation. Ausserdem noch 1) die Bulle *in coena domini*. 2) Die Protestation des Nuntius Fabius gegen den Westphälischen Frieden v. 26ten Oct. 1648, nebst der Bulle Innocenz X. desselben Inhalts. 3) Die Declaration der französischen Geistlichkeit v. 1682. 4) Die Constitution Innocenz XII. v. 1695 über die Missbräuche der geistlichen Wahlcapitulationen. Hiernächst folgen II. Formularien, und zwar 1) Franz II über die Erhebung der Abtey Corvey zum Bisthum v. 1793. 2) Eid der Bischöfe an den Pabst. 3) Facultäten eines deutschen Erzbischofs, von Clemens XIV ertheilet. 4) Preisten - Diplom Leopolds II. 5) Panisbrief Josephs II. 6) Päbstl. Indulgenzbriefe v. 1483 und 1789. 7) Concession eines privilegirten Altars v. 1789. Auch sind die pabstlichen Canzley - Regeln beygefügt. — Anmerkungen kommen im 2ten Theile weit seltener und bey der kaiserlichen Wahlcapitulation u. a. gar nicht vor. Noch ist ein brauchbares Register über beide Bände angehängt.

Leipzig und Züllichau, b. Frommann: *Versuch eines Commentars über das allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten.* In Briefen. I. B. 1 Abth. XII S. Vorr. 250 S. Text. 1797. 2 Abth. 1798. 206 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wer es unternimmt, einen Commentar über das allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten zu schreiben, kann seine Absicht zunächst und unmittelbar nur auf zweyerley Art erreichen, entweder durch Erläuterung mit passenden Beyspielen oder durch Vergleichung mit dem gemeinen Recht in Deutschland, welche jedoch selbst nur insofern erläuternd ist, als sie mit Reflexionen über den verschiedenen Geist der beiden Gesetzgebungen und über den Grund ihrer Abweichungen von einander verbunden wird. Ausserdem kann durch eine systematische Bearbeitung der einzelnen Titel, ohne Veränderung der im Gesetzbuch selbst gewählten Ordnung im Ganzen, eine deutliche und vollständige Kenntniss des Preussischen Landrechts am meisten befördert werden. Der Vf. des vorliegenden Commentars hat keines dieser Mittel angewandt; von Abstraction allgemeiner Begriffe und Grundsätze aus den einzelnen Rechtssätzen, so, dass diese auf jene zurückgeführt würden, ist überall keine Spur vorhanden: die Grundsätze des gemeinen Rechts trägt er zwar aus irgend einem gangbaren Handbuche vor, aber ohne alle belehrende Vergleichung; Beyspiele sind sparsam beygebracht, und die beygebrachten grösstentheils entweder überflüssig oder schlecht gewählt. Statt das Mannigfaltige unter einem erschöpfenden Begriff oder Princip zusammen zu fassen, und dadurch *abzukürzen*, *bricht* der Vf. häufig, ohne dass man sieht, warum? eine Materie *ab*, und verweist den Freund, an welchen die Briefe gerichtet sind, in Ansehung des übrigen auf das Landrecht selbst. Von seiner Manier zu commentiren wollen wir nur ein Beyspiel anführen. In dem 1. Th. 5 Tit. §. 230—238 des Landrechts werden bey der Frage: wann ein Vertrag erfüllt werden müsse, zu dessen Erfüllung keine bestimmte Zeit festgesetzt ist, folgende Vorschriften gegeben: 1) wenn die Zeit der Erfüllung gar nicht bestimmt ist — dann entscheidet hierüber bey wohlthätigen Verträgen die Willkür des Verpflichteten, bey lästigen das richterliche Ermessen, vorausgesetzt, dass der Berechtigte den Vertrag von seiner Seite zu erfüllen, bereit und im Stande ist: 2) wenn die Zeit der Erfüllung in unbestimmten Ausdrücken angedeutet ist, a) als nahe Zeit — dann kann die Erfüllung zu jeder Zeit gefordert werden; b) nach *Möglichkeit* oder nach *Gelegenheit* — dann kommt es darauf an, ob die Verbindlichkeit an sich blofs durch den Vertrag erst begründet worden ist, oder ob schon vor dem Vertrag ein rechtlicher Grund dazu vorhanden war. Im letztern Falle tritt wieder das richterliche Ermessen ein; in erstern hangt die Zeit der Erfüllung von der Bestimmung des Verpflichteten ab, und mithin kann vor seinem Tode eben so wenig darauf geklagt werden, als wenn die Zeit die Erfüllung der Willkür des Verpflichteten ausdrücklich überlassen ist. Hierüber commentirt nun der Vf. so: „Ist die Zeit ungewiss, (ein unpassender Ausdruck!) so entscheidet richterliche Bestimmung, wozu im §. 231 und 234. treffende Vorschriften gegeben werden. In diesem Fall kann niemand der Erfüllung eines lästigen Vertrags eher verlangen, als bis er seinerseits selbst dazu im Stande und bereit ist, (dies ist hier nicht die Hauptsache) dagegen bey wohlthätigen Verträgen die Bestimmung der Zeit zu deren Erfüllung einzig und allein von dem Verpflichteten abhängt, wie, wenn er in den unbestimmten Ausdrücken: *nach Möglichkeit, nach Gelegenheit*, etwas versprach, und nicht etwa vor dem Vertrage dem Promissar ein rechtlicher Grund zur Forderung begründet war, sonach der richterliche Ausspruch wieder Platz greifen muss. (Soll dann der richterliche *Ausspruch* nicht in allen Fällen Platz greifen?) Dies ist z. B. bey Schuldverschreibungen der Fall. Versprach Ihnen also Ihr Schuldner im Schuldschein die Zahlung, *sobald es seine Umstande erlauben würden*, welches eben so viel ist, als: *sobald es ihm möglich wäre*, so können Sie ohne Bedenken darauf klagen, und Schuldner muss, wenn er sonst wider die Richtigkeit der Forderung keine gegründete Einwendungen hat, zur Zahlung verurtheilt, selbst die Execution verfügt werden, ohne dass Sie sein Zahlungsvermögen nachzuweisen verbunden wären. (*Dass* geklagt, condemnirt und exequirt werden könne, davon ist hier die Frage nicht,

clit, sondern: wann dies alles in dem vorausgesetzten Falle geschehen könne?) Ward aber die Verbindlichkeit erst durch den Vertrag z. B. beym Kauf gegründet; so entscheidet der Verpflichtete allein, und der Promissar kann, wenn der Promittent in jenem Fall, oder wenn seiner Willkür die Zeit der Erfüllung zu bestimmen ausdrücklich überlassen war, sie nicht bestimmt, (ein unnützes und auf eine unverständliche Art ausgedrücktes Einschiebsel!) nur erst nach seinem (wessen?) Tode gegen dessen Erben auf die Erfüllung klagen. Unsere Leser sehen ohne weiteres Erinnern, wie sehr die verschiedenen Fälle, welche das Landrecht klar und präcis unterscheidet, durcheinander geworfen, wie unschicklich die beiden Beyspiele einander entgegengesetzt, und wie unbestimmt oft die Ausdrücke sind, deren sich der Vf. bedient. Die Stellung der einzelnen Materien weicht von der Ordnung des Landrechts ab: „So musterhaft, sagt der Vf., der Plan des allgemeinen Landrechts ist, glaube ich doch Verzeihung hoffen zu dürfen, wenn ich von dieser Ordnung hin und wieder abweichen werde. Einmal erlaubt mir dies die von wir gewählte Form, und zweytens habe ich die Materien nicht untereinander bearbeiten können, wie sie im Landrecht folgen, ich werde es auch ferner nicht vermögen, sondern mich nach meiner Musse richten müssen." Daher folgt nun auf die Lehre von Gewahrsam und Besitz nicht die damit zusammenhangende vom Eigenthum, sondern aus dem 2 Th. d. L. die Lehre von den Rechten und Pflichten der Herrschaften und des Gesindes, dann von Gesellschaften überhaupt, hierauf von den Rechten und Pflichten des Staats zum besondern Schutze seiner Unterthanen, von den Pflichten und Rechten des Adelstandes u. s. w. Fährt der Vf. auf dem betretenen Wege fort; so kann dieses Werk, wenn es sich mit gleicher Weitschweifigkeit über das ganze Landrecht verbreitet, zu einer ansehnlichen Reihe von Bänden anwachsen.

WEISSENBURG, b. den Gebrüdern Jacobi: *Abhandlung vom Bienen-Rechte*, von *Johann Theodor Roth*, Consulenten und Syndikus zu Weissenburg am Nordgau. 1798. 144 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht des Vf. bey der vorliegenden Abhandlung gieng zu Folge des Vorberichts dahin, die Materie vom Bienenrechte, welche in den Lehrbüchern des deutschen Rechts allzukurz und unvollständig abgehandelt worden sey, näher zu erörtern, die Bienenfreunde mit den in diese Materie einschlagenden Gesetzen genauer bekannt zu machen, zugleich aber zu zeigen, wie diese letztern beschaffen wären und wie sie beschaffen seyn sollten. Er führt daher zuerst die Literatur dieses Theils unserer Rechte auf, erwähnt sodann die bekannte Eintheilung der Thiere in ganz wilde, ferner in solche wilde, die durch Kunst zahm gemacht worden sind, und in zahme oder Hausthiere, und zählt die Bienen zu der zweyten Gattung. Dennoch werden diese nach dem Orte ihres Aufenthaltes wieder in zahme oder Hausbienen, und in wilde oder Waldbienen eingetheilt, wo zugleich die Frage: wem das Eigenthum der letztern zustehe, mit Recht zum Vortheil des Forstherrn d. h. des Eigenthümers des Waldes, wo sie sich aufhalten, entschieden wird. Das Recht Bienen zu halten gehört nach den 3ten §. zu der natürlichen Freyheit eines jeden Bürgers, in so fern es nicht zum Besten des Staats eingeschränkt worden ist, wie z. B. bey den Zeidler-Gesellschaften, die dem Vf. Gelegenheit geben, von den Zeidlern und Zeidler-Gütern zu Nürnberg etwas beyzubringen. Im 10ten u. folg. §§. findet man die Erwerbungsart des Eigenthums der Bienen angegeben, welche, so wie bey jeder andern Sache, theils ursprünglich, wie z. B. der Thierfang und Zuwachs (*foetura*) theils abgeleitet seyn kann, z. E. durch Erbschaften, Kauf u. s. w. Sodann wird die Dauer des Eigenthumsrechts bestimmt, und von der Beschädigung an den Bienen, vom Bienendiebstal, nebst der darauf gesetzten Strafe, ingleichen von den Raubbienen etwas beygebracht. Im 16ten §. redet der Vf. von dem Schaden, den die Bienen selbst jemanden zufügen, und von der Verbindlichkeit des Eigenthümers ihn zu ersetzen, welche er — sonderbar genug — schon aus dem 21sten Kapitel des 2ten Buchs Mose v. 30. herleitet, und erwähnt sodann im 18ten und 19ten §§. die Frage ob sie als Inventarienstücke den Allodial-Erben oder dem Lehns-Folger zufallen, welche bey den Hausbienen zum Vortheil der erstern in Rücksicht der Waldbienen aber für letztere entschieden wird. Den Beschluss machen im 22ten und 23ten §§., nachdem der Vf. vorher noch Immenzehnden, den er zu dem Blutzehnden rechnet, berühret hat, einige Vorschläge zur Verbesserung der Bienen-Wirthschaft von Seiten der Polizey und eine Vergleichung der sogenannten Bienen-Republik mit der bürgerlichen Gesellschaft. Der Anhang enthält einige Gesetze, vorzüglich aus dem römischen, preussischen und sächsischen Rechte, welche die Bienen betreffen? — Da der Vf. nicht für Rechtsgelehrte, sondern für Bienenfreunde schrieb; so kann man von ihm weder Vollständigkeit, noch neue Aufschlüsse fodern. Indessen hätte er sich doch in mancher Hinsicht bestimmter und befriedigender erklären sollen. So ist z. B. das, was von den Immenzehnden und den wachszinsigen Bauern gesagt wird, ziemlich unbestimmt, denn man findet hier bloss die Worte des Hn. Hofr. Runde im 510ten §. seines deutschen Privatrechts wiederholt, und eben so ist die Folgerung auf der 19ten Seite, dass die von den Gutsherrschaften hergebrachte Gewohnheit, den Unterthanen die Haltung der Bienen zu vermehren, oder die Zeidler-Gesellschaften eine zum Besten des Staats gemachte Einschränkung der natürlichen Freyheit sey, ganz ungegründet. Die S. 29. u. folg. angeführte gelehrte Streitigkeit Böhmer's und Reinhard's hätte der Vf., da sie die Bienenfreunde nicht interessirt, weglassen, dafür aber bey der Literatur, welche jedoch ausserdem ziemlich vollständig ist, Leysern noch anführen können, der in seinem *jure Georgico*, das 8te Kapitel des 2ten Buchs dem Bie-

 nen-

menrechte gewidmet hat. Ueberhaupt wäre es wohl zweckmäfsig gewefen, ftatt des trocknen Verzeichniffes der Büchertitel, eine kurze Beurtheilung derfelben hinzuzufügen, um dadurch zu verhüten, dafs nicht jemand in einer unbedeutenden Schrift Belehrung fuche und getäufcht werde; dem Vf. mufste dies defto leichter gewefen feyn, da er felbft im 1ten §. verfichert, fie fämtlich zu Rathe gezogen zu haben. Der wahre Name des dafelbft unter Nr. 11. angegebenen Salander ift eigentlich *Fr. H. Schade* und die Schrift felbft ift, fo viel Rec. erinnerlich, nicht zu Frankfurt und Leipzig, fondern zu Erfurt herausgekommen. Unter dem Anhange endlich hätten, wenn einmal Gefetze angehängt werden mufsten, auch *lex Salica*, *Baiuvariorum* u. m. a. einen Platz verdient.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Vom Handlohn der Erbgüter, befonders nach Nürnbergifchen Rechten.* Mit Beylagen. Ein Beytrag zum deutfchen Kameral-Recht. 1798. 114 S. Beylagen 140 S. 8. (16 gr.)

Eins der ergiebigften Rechte der Eigenherrn (*dominus directus*) in Deutfchland; fo wie eine der drückendften Befchwerden der Grund - Eigenthümer ift unftreitig die Einforderung und Abftattung des Handlohns, (*laudemium*) welches bald bey Sterbe-Fällen, bald bey den verfchiedenen Arten der Veräufserungen der Grundftücke entrichtet werden mufs. Wir finden es faft in ganz Deutfchland, und namentlich auch im Nürnbergifchen Gebiet eingeführt, von welchen letztern in der vor uns liegenden Abhandlung geredet wird, und wir können daher diefe letztere weniger einen Beytrag zum *deutfchen* wie der Titel fagt, als vielmehr zum *Nürnbergifchen* Kameralrechte nennen, denn fie ift blofs lokal und lediglich eine Anwendung des bekannten Werkes von *Beck*, über Abfchofs, Nachfteuer und Handlohn, auf die Nürnbergifche Verfaffung. Der Vf. glaubt, dafs die *neue* Bearbeitung diefes Gegenftandes nicht überflüfsig fey, weil er die Behauptungen feiner Vorgänger (des ebengenannten *Beck* und *J. Chr. L. Schröter's* von der Lehnwaare und andern Belehnungs - Gebühren) geprüfet, fo viel möglich confequente Grundfätze aufgefucht und die Behauptungen zu berichtigen gefucht habe, indeffen kann man doch nach Rec. Gefühl, diefe Abhandlung nicht als eine *neue* Bearbeitung diefes Gegenftandes anfehen; denn, wenn auch die rechtlichen Grundfätze meiftentheils richtig vorgetragen find, welches nicht geleugnet werden kann; fo findet man doch fchlechterdings keine neue Belehrung darinnen, fondern alles das, was feine Vorgänger bereits gefagt hatten, hier, mit weniger Ausname, wiederholt, und nur befonders auf die Nürnbergifchen Rechte angewendet; und diefe Schrift kann daher auch blofs in diefer fpeciellen Rückficht, vorzüglich wegen der ganz allein auf Nürnberg Bezug habenden Beylagen, — deren nicht weniger denn fieben und dreyfsig find — empfohlen werden; für den Rechtsgelehrten im allgemeinen hat fie weniger Brauchbarkeit.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Praktifches Handbuch für Richter und Advocaten,* oder *Darftellung ftreitiger Rechtsfragen und deren Beantwortung,* nach den Entfcheidungen der Kurfürftlich - Sächfifchen Landescollegien gefammelt und bearbeitet von *D. Leonhard Gottlieb Stichler*, Rechtsconfulenten zu Dresden. 1797. XVI. u. 319 S. 8. (20 gr.)

Das vorliegende Buch ift den Chefs der beiden höchften Landes - Juftiz - Collegien in Kurfachfen gewidmet. Die darin enthaltnen Auffätze wurden, laut der Vorrede, eigentlich nicht für das Publicum, fondern zum eignen Gebrauche des Herausg. gefammelt. Allein die ihm gemachte Hoffnung auf ein Juftiz - Amt fchlug fehl, jugendliche Unvorfichtigkeit verwickelte ihn in einen unglücklichen Unterfuchungs-Procefs, wodurch auch feine Advocatur-Praxis ins Stocken gerieth, und er zu feiner Selbfterhaltung diefe Sammlung abdrucken zu laffen genöthigt wurde. Diefelbe befteht aus 48 Fragen, über Rechtsfätze, welche von den höchften Landesgerichten in vorkommenden Fällen bald bejahend, *bald* verneinend entfchieden, und hier nebft den Zweifels- und Entfcheidungsgründen noch einmal überarbeitet find. Ein grofser Theil diefer Arbeiten rührt vom ehemaligen Ordinarius *Geifsler* zu Wittenberg her, und nur Nr. 13. 16. 17. 18. 27. 46. 47. 48. find dem Herausgeber eigen.

Hätte gleich der Vortrag durch Umänderung des Urtelsftils hin und wieder lesbarer gemacht und abgekürzt werden können; fo verdient doch die Auswahl der Gegenftände, fo wie die Ausführung derfelben, gröfstentheils unfern Beyfall, und das Buch kann befonders dem Kurfächfifchen Juriften als ein brauchbares Hülfsmittel empfohlen werden. Vorzüglich hat Rec. die Ausführung der 48ften Frage gefallen, welche den Herausgeb. zum Verfaffer hat und worin die Lehre der Frohndienfte von verfchiedenen bisher ftreitigen oder noch nicht hinlänglich erörterten Seiten beleuchtet ift. Sollte der Herausg. eine Fortfetzung diefer brauchbaren Sammlung zu veranftalten entfchloffen feyn; fo würde er diefelbe durch ein zweckmäfsiges Regifter noch brauchbarer machen.

auch wird bey der *bonorum possessio*, besonders nach neueren Untersuchungen, sich manches berichtigen oder näher bestimmen lassen. Th. III. S. 224. Z. 11. ist *in praediis rusticis* ein Druckfehler, statt *urbanis*. — Ein zweckmäfsiges Register über das ganze Werk werden Viele ungern vermissen.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Kurze theoretisch-praktische Erläuterung der Pandekten*, nach dem Hellfeldischen Lehrbuche, mit Rücksicht auf die Abweichungen der königl. preussischen und kursächsischen Gesetze, zum Gebrauch bey den Vorlesungen über die Pandekten und auf Gymnasien, *vom Verfasser des Handbuchs des bürgerlichen Rechts in Deutschland* und der vollständigen Erläuterung des gemeinen deutschen und sächsischen ordentlichen und summarischen Processes. I Th. 1797. 544 S. II Th. 502 S. III Th. 520 S. IV Th. 1798. 528 S. V Th. 1te Abth. 1799. 243 S. gr. 8.

Es ist in der That eine nicht gewöhnliche Erscheinung, aber auch zugleich ein nicht undeutliches Zeichen, woran sich die Bedürfnisse der juristischen Leser, insonderheit der jüngeren erkennen lassen, zu einer Zeit, wo kein juristisches kritisches Journal gedeihen will, zwey Handbücher über einerley Compendium, worüber ohnehin schon zwey andere Gelehrte zu commentiren angefangen haben, von demselben Verfasser mit einemmal entstehen zu sehen. Während *Eichmann* und *Glück* in ihren angefangenen Arbeiten über Hellfeld's Pandekten langsam fortschreiten, ist Hr. D. *Liebeskind* nicht allein mit einem bis jetzt noch unvollendeten *praktischen Commentar*, dessen erste Abtheilung zu seiner Zeit von uns angezeigt worden ist, sondern auch mit der vorliegenden *Erläuterung* beschäftiget; und setzt seine Arbeit mit raschen Schritten fort. Er will hier ein Werk liefern, worin der Wortverstand des gegenwärtig am meisten gebrauchten Pandektenlehrbuchs richtig vorgetragen, die Hauptsätze kurz erläutert, und zur Belehrung über solche Wahrheiten, die nicht vorgetragen werden konnten, auf die besten Schriftsteller verwiesen werde, indem er glaubt, dass ein solches Buch nicht nur bey der Vorbereitung auf das Pandektencollegium gebraucht werden, sondern auch bey den Vorlesungen selbst das nöthige Nachschreiben sehr erleichtern, und bey der Wiederholung die Arbeit aufserordentlich befördern könne. Zur Erläuterung des Wortverstandes eines Lehrbuchs dünkt uns nun der mündliche Vortrag des Lehrers am meisten geeignet zu seyn, und wir glauben, dass das Hellfeldsche Compendium am wenigsten einer Uebersetzung oder Umschreibung bedürfe, und dass nur hin und wieder der Styl für solche, die an reinere Latinität gewöhnt sind, anstöfsig seyn könne. Hiernächst scheint es uns, um Verwirrung bey den verschiedenen Vorstellungsarten zu vermeiden, überall zweckmäfsiger zu seyn, dass der erste Anfänger sich blos an das Lehrbuch und den mündlichen Vortrag halte; ob wir gleich nicht in Abrede stellen, dass nach Vollendung des ganzen Vortrags, und nachdem der Zuhörer mit dem System näher bekannt geworden ist, ein gutes Handbuch, worin insonderheit schwerere Materien und Streitfragen umständlicher entwickelt sind, und auf die besten Schriftsteller verwiesen ist, zur Wiederholung des Ganzen sehr nützlich seyn könne. Ferner hat der Vf. seine Arbeit nicht nur zum Gebrauch bey den Vorlesungen über die Pandekten bestimmt, sondern sie soll auch bey den Vorträgen über die Geschichte des römischen Rechts, den Process und das peinliche Recht brauchbar seyn. Er selbst pflegt als akademischer Docent die römische Rechtsgeschichte mit den Vorlesungen über die Pandekten zu verbinden, jedesmal dreyssig Stunden darauf zu verwenden, und das Sommerhalbejahr hindurch die ersten Sätze daraus vorzutragen, im Winterhalbenjahr aber die schwerern Materien zu erklären, welche Methode, wie er sagt, von allen seinen Zuhörern gebilligt wird. Ob wir gleich hierüber nicht mit ihm rechten wollen, sondern gern glauben, dass er dadurch bey seinen Zuhörern Nutzen stifte; so scheinen uns doch über die Processtheorie, und vorzüglich über das peinliche Recht die schon vorhandenen besondern Handbücher, wohin wir in Ansehung der erstern die eigene Arbeit des Vfs. rechnen, zu der angeführten Absicht nicht nur hinreichend, sondern sogar geschickter zu seyn. Am wenigsten sind wir mit dem Vf. darin einverstanden, dass sein Werk auch auf Schulen, sowohl für die Schüler, die sich in Zukunft dem Rechtsstudium widmen wollen, als für die Lehrer, zum richtigern Verständniss der nichtjuristischen Classiker, mit gutem Erfolg gebraucht werden könne. Denn so gern wir den künftigen juristischen Akademikern eine encyclopädische Uebersicht der Rechtswissenschaft, mit brauchbaren Winken für ihre bevorstehende Laufbahn verbunden, und eine genauere Bekanntschaft mit dem Theil der Geschichte und der Alterthümer, der sich näher auf das Studium des Rechts, insonderheit des römischen bezieht, wünschen möchten; so halten wir doch das Lesen dieses Handbuchs der Pandekten für Schulen, sie mögen Gymnasien, Pädagogien oder Collegien heissen, für höchst unzweckmäfsig, und würden über alle dortigen Vorträge einzelner Rechtstheile und Empfehlungen solcher Handbücher nur lächeln oder mitleidig die Achseln zucken, wenn nicht die ohnehin sehr oberflächliche und oft ganz schiefe Betreibung dieser Wissenschaften auf Schulen, wobey gemeiniglich die eigentlichen Vorbereitungskenntnisse, am meisten die ältern Sprachen, auf die unverantwortlichste Weise vernachlässiget werden, eine ernstliche Rüge verdiente. Eben so wenig werden Schulmänner zu dem gedachten Zwecke von diesem Buche Gebrauch machen können, wozu ganz andere Hülfsmittel vorhanden sind. Noch soll die vorliegende Arbeit auch für Richter und Advocaten brauchbar seyn, da sie die theoretischen Wahrheiten ausführlicher, und die praktischen Sätze zwar kurz, aber doch mit Hinweisung auf die besten Schriften, darin angezeigt finden. Wie sehr end-

Kosten und Conventionalstrafe am richtigsten von *Weber Beytr. z. d. Lehre v. stillschw. Conv. PfR. n.* 3. beantwortet, welche Abhandlung hier nicht benutzt worden ist. Bey §. 800 möchten wir sehr zweifeln, dass nach gemeinen Grundsatzen die Eidesdelation nach abgelaufener Beweisfrist annoch statt finde, obgleich die Meynungen hierüber sehr getheilt sind. §. 1115 u. f. ist die wichtige Lehre von der Evictionsleistung mangelhaft vorgetragen. Die Lehre von den Leibeigenen, dem Miethgesinde, den Bauern und deren Frohnen u. f. f. §. 120 f. müsste aus dem Pandektenvortrag billig wegbleiben, da sie ganz auf ursprünglich deutschen Rechtsgrundsätzen beruhet, welches auch von andern deutschen Rechtslehren gilt. Bey §. 191 u. 192 fehlt die Frage, ob der Gutsgerichtsherr den Justitiar willkürlich absetzen könne? wofern es nicht überall besser ist, die Lehre von der Patrimonialgerichtsbarkeit in das deutsche Privatrecht zu verweisen. Im V. Th. S. 20 kömmt zweymal *Veratius* statt *Neratius* vor. — Unbegreiflich ist es uns, warum bey der ganzen Arbeit, ungeachtet der Ankündigung auf dem Titel, auf die *Abweichungen der kursachsischen Gesetze* bey weiten nicht immer, und auf die *königl. preussischen* ganz und gar keine Rücksicht genommen ist. Wir bemerken nur noch; dass der Vf. bis *lib.* XXIII. *tit.* I. oder bis §. 1204. des Hellfeldschen Lehrbuchs vorgerückt ist.

Frankfurt u. Leipzig, (ohne Benennung des Verlegers): *Ueber die, von dem Kais. Kammergericht in der von Berlepschischen Rechtssache ausgeübte Gerichtsbarkeit und den* von Sr. Kön. Maj. zu Grossbritannien u. kurfstl. Durchl. zu Braunschweig-Lüneburg *deshalb an die allgem. Reichsversammlung ergriffenen Recurs,* in Rücksicht auf das, dem hohen Hause Braunschw. Lüneb. zustehende *privilegium electionis fori.* Ein unpartheyischer Versuch von C. F. J. 1799. 144 S. 8.

Der Berlepschische Rechtsfall ist bekanntlich schon durch viele Streitschriften erörtert, welche aber hauptsächlich die Geschichte, die dazu den Anlass gab, und die rechtlichen Grundsatze über den Dienstcontract und die Dienstentlassung überhaupt, zum Gegenstand haben. Die Frage, über die Competenz des Reichskammergerichts in dieser Sache, kommt in den meisten dieser Schriften nur beyläufig vor. Von Seiten des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg wurde diese Competenz in zweyen Abhandlungen bestritten: 1) in den *rhapsodischen Bemerkungen* über die freye Wahl des Gerichtsstandes des hohen Hauses Braunsch. Lüneb. in Hinsicht auf die Sache des Hn. v. Berlepsch. Hannover, bey Hahn 1797. 2) in der *Darstellung* der gesetzmäsigen Beschaffenheit des dem hohen Hause Braunschw. Lüneb. zustehenden *priv. el. fori, nebst einer kurzen Beleuchtung* des, von dem Kaiserl. und Reichscammergericht gegen Sr. Kön. Maj. zu Grossbrit. und kurf. Durchl. zu Braunschw. Lüneb. auf ein anmasliches Mandatgesuch des ehemaligen Hofrichters und Land- und Schatzraths v. Berlepsch am 20ten Jun. 1797 mit einer unstatthaften Temporalinhibition, gesetzwidrig erkannten Schreibens um Bericht. Göttingen b. Vandenhök u. Ruprecht 1797. Die rhapsodischen Bemerkungen, welche die Sache bey weitem nicht erschöpfen, sind eine präoccupatorische Schrift, von welcher der kurbraunschw. Anwald in Wetzlar Gebrauch machte, um die Berichtserfoderung und Temporalinhibition abzuwenden. Die *Darstellung,* welche von Kurbraunschweig, nach ergriffenem Recurs auf dem Reichstage ausgetheilt ward, entwickelt die in jener Rhapsodie enthaltenen Grundsätze sehr ausführlich, aus der Geschichte des westphal. Friedens und den nachherigen Ereignissen. Von beiden Schriften ist bereits in diesen Blättern eine Anzeige mitgetheilt worden, so wie von der darauf gefolgten *Prüfung des* am 28ten Aug. 1797 beym Reichstage zu Regensburg zur Dictatur gebrachten *Kurbraunsch. Lüneb. Recursschreibens* in der Rechtssache des Hn. Hofrichters v. Berlepsch etc. Frankf. u. Leipz. 1797. welche, dem Vernehmen nach, den v. Berlepsch selbst, wenigstens grossentheils, zum Verfasser hat. Da diese Schriften, weil sie von den Partheyen selbst herrühren, die Sache nur einseitig darstellen, und das Absehen dahin geht, durch Entwickelung des eigentlichen Sinnes und Zwecks des Privilegiums das wechselseitige Benehmen zu rechtfertigen; so muss der gegenwärtige Versuch eines Ungenannten allerdings willkommen seyn, da dessen Beurtheilung mit eben so vieler Bescheidenheit als Sachkenntniss abgefasst ist, und sich daraus abnehmen lasst, dass er bey dem Streit nicht interessirt sey, ob er gleich die von dem Reichskammergericht behauptete Gerichtsbarkeit für competent erachtet. Der Streit dreht sich hauptsächlich um diesen Punct herum: ob das dem Hause Braunschweig im J. 1648 angediehene *privilegium electionis fori* erfodere, dass die Requisition über die Wahl des Gerichtsstandes vor angestellter Klage geschehen müsse? — Dieses verneint der Vf. — so wie auch in der *Prüfung* geschieht — nach den Worten, dem ganzen Zusammenhang und der Absicht des Privilegiums, und nach den bey beiden höchsten Reichsgerichten deshalb ergangenen Erkenntnissen. Er widerlegt dabey einige unächte Nebengründe, für die dermalige Competenz des Kammergerichts, welche in der *Prüfung* mit vorkommen, dass nämlich der unclausulirte Mandatsprocess das Privilegium ausschliesse, und dass die Regierung zu Hannover dadurch auf das Privilegium stillschweigend renuncirt habe, dass sie durch die verfassungswidrig beschleunigte Landrathswahl, es ganz unmöglich gemacht, ohne Verletzung des Besitzstandes die Requisition zu thun, und die zweymonatliche Frist zur Erklärung über die Wahl des Gerichtsstandes abzuwarten; — nimmt jedoch selbst noch einen unpassenden Grund des Gerichtsstandes *ex continentia causae* an, als welche, nach der Analogie der Gesetze nur auf die Austrägalinstanz, nicht aber auf das ganz eigene *privilegium electionis fori* anwendbar ist.

---

wie alle Wörter einsylbige Namen sind in China bekannt, ist auf das gelindeste zu sagen, sehr dunkel. Die Meynung wird wohl seyn, dass es nur hundert Familiennamen gebe, die, wie alle chinesische Wörter einsylbig sind, und von welchen alle übrige abgeleitet werden. — Anmerkungen haben wir nur selten angetroffen, z. E. IX. 24. 313. Aber zu wie vielen war hier nicht Gelegenheit, und wie wichtige konnten nicht von einem Sprengel erwartet werden, der eine Geschichte aller europäischen Gesandschaften nach China angekündigt hat!

Der Auszug aus G. Vancouver's Entdeckungsreise, in den nordlichen Gewässern *der Südsee* (auf dem englischen Titel steht richtiger *des stillen Meers*) und längst den westlichen Küsten von Amerika im dreyzehnten Bande der Auswahl ist so sorglos gemacht, dass wir den Wunsch nach einem bessern nicht unterdrücken können. Nach der Vorrede sollte man glauben, es wäre nur, was den künftigen Seefahrer interessiren kann, weggelassen. Allein Nachrichten, die neu und wichtig sind, fehlen mehrmalen in der Uebersetzung. Von Otaheite scheint nichts, was erheblich ist, weggelassen zu seyn, obgleich, weil diese Insel schon oft beschrieben ist, eine Abkürzung dem Zwecke, das wichtigste zur Aufklärung der Geographie auszuheben, angemessen gewesen seyn würde. Befremdend aber ist es, dass die Beschreibung der südwestlichen Küste von Neuholland, die nicht in einer Strecke von 15, wie S. 14. gesagt wird, sondern 110 Seemeilen, wie das Original T. I. p. 45. sagt, befahren ist, so sehr abgekürzt ist. Von den Ansichten des Landes, die Vancouver beschreibt, nachdem er aus King George's Hafen abgesegelt war, erwähnt der Auszug nichts, und die Verhandlungen in dem Hafen sind auch nicht sämmtlich mitgetheilt. Von den allgemeinen Bemerkungen über Neuholland, oder Vancouver's 3. Kap. hatte unserer Meynung nach nichts wegfallen müssen. Allein auch hier wird manches dem wissbegierigen Leser entzogen. — Die Producte in dem Hafen Discovery S. 134. sind weit ausführlicher in dem Originale angegeben. War dem Herausgeber mehr um die Schilderung der Völker, als der Producte zu thun; so hat er einen merkwürdigen Zug in dem Charakter der Indianer, woraus sich ihr Abscheu vor dem Essen des Menschenfleisches folgern lässt (T. I. p. 269.), keiner Erwähnung werth gehalten. Die Streitigkeit, die Vancouver mit dem spanischen Befehlshaber wegen des Besitzthums von Nutka hatte, endigte sich damit, dass Vancouver erklärte, er würde Nutka als einen spanischen Hafen ansehen, und dass er in der Rücksicht um Erlaubniss nachsuchte, sich mit den Bedürfnissen, deren er benöthigt seyn möchte, zu versehen. (T. I. p. 403.) Dieser merkwürdige Umstand wird in der Auswahl S. 152. nicht ausdrücklich angeführt. Von San Francisco S. 154. wird nicht einmal die Breite erwähnt, die doch sonst bey den wichtigsten Plätzen aus dem Original abgeschrieben ist, obgleich äusserst selten die Länge des Orts angegeben wird, als wenn diese nicht zur Bestimmung der Lage unentbehrlich wäre. Das 3. Kapitel des 2. Theils, worin die Untersuchung des Flusses Columbia, im 46 Grad N. B. der gegen 100 englische Meilen aufwärts befahren wurde, enthalten ist, fehlt ganz, obgleich auch diese Reise für die Völkerkunde nicht ohne Nutzen war.

Sollte der Auszug denen, welche von den neuesten Seereisen eine oberflächliche Kenntniss sich erwerben wollen, einigen Nutzen und Unterhaltung gewähren; so ist er doch für Geographen auch um deswillen nicht brauchbar, weil der Sinn der Urschrift mehrmalen verfehlt ist. Wir geben nur einige Beyspiele. Von *grössern* grasfressenden Thieren, als Kangaru, wovon man in Neuholland Spuren entdeckt haben soll S. 16., weiss das Original T. I. p. 53. nichts. — Die *üppigste* Vegetation S. 17. könnte leicht eine zu vortheilhafte Idee von Neuholland erwecken. Das Original spricht nur von *luxuriance of soil* p. 56. — Die Sprache der Einwohner auf der neuentdeckten Insel war nicht ein Dialect der auf den freundschaftlichen Inseln geredeten, S. 19. sondern die Einwohner selbst hatten mit denen auf den freundschaftlichen Inseln die meiste Aehnlichkeit p. 75. — Die von Vancouver ausgestellte Order S. 22. entspricht nicht ganz der Meynung dieses weisen Befehlshabers p. 80. — Nicht durch die Strasse, wie S. 108. Z. 6. gesagt wird, sondern durch eine besondere Wasserleitung ward das Wasser herbeygeführt p. 171. — Nicht bloss in Thierfelle waren die Indianer gekleidet, deren S. 134. gedacht wird, sondern vorzüglich in Wollenzeug, das sie selbst sehr künstlich fabricirt hatten. p. 130. Ein Exempel aus vielen, wie leicht von dem Epitomator ein Zug verwischt werden kann, der das ganze Bild verstellt. — Im Originale p. 250. wird nicht die Folgerung gezogen, die man S. 134. liest, dass keine Seeottern vorhanden seyen. — Wenn Hr. Vancouver S. 137. gesteht, dass die Spanier auf ihren Entdeckungsreisen *zum Theil weiter* gekommen sind, als er und seine Gefährten; so ist dieses nach dem Original p. 312. nur auf *wenige Meilen* einzuschränken. — S. 137. Z. 9. von unten ist statt *gering* zu lesen *geringere*, und statt *nur wuchsen*, *auch wuchsen*. — S. 139. finden wir einen Zusatz, dessen Ursprung uns unerklärlich ist, wofern wir nicht die dem Herausgeber nachtheilige Vermuthung hegen wollen, dass er die Leichtgläubigkeit seiner Leser habe auf die Probe stellen wollen. *Von aussen waren sie* (die Häuser) *mit allerley Farben, Figuren und menschlichen Gesichtern bemalt. Bey letzten war das Maul so gross, dass es den Bewohnern zum Eingang diente.* Wäre von Münchhausen ein Uebersetzer gewesen, so möchte er auf die Weise sein Original erweitert haben. Vancouver erzählt p. 346.: *the larger houses were the habitations of the principal people, who had them decorated with paintings and other ornaments, forming various figures, apparently the rude designs of fancy; though it is by no means improbable, they might annex some meaning to the figures*

müſste, würde auch keinesweges, wie der Vf. glaubt, *in der Kürze*, ſondern gerade umgekehrt in dem allergenaueſten Detail desjenigen, was man erzählt, und in einem gänzlichen Uebergehen oder nur leiſer Berührung desjenigen beſtehen, was einer Frau gleichgültig ſeyn könnte. Denn eben durch ihre Liebe zum Detail unterſcheidet ſich das Weib von dem Mann, der nur Ueberblicke und Reſultate ſucht. Daſs Brunehild ein boshaftes Weib geweſen, heiſst nichts geſagt, eine Leſerin wird das Ganze von ihrer *Chronique Scandaleuſe*, ihrem Herkommen, ihrem Alter, ihrer Geſtalt wiſſen wollen, und uns dagegen gar gerne die Geſchichte von Seeſchlachten, Völkerwanderungen und Revolutionen ſchenken, wo es keinem ſchönen Helden und keiner Prinzeſſin gegolten. Als ein Leſebuch für *Schülerinnen*, wobey der Informator durch ausführlichere Erzählungen nachhilft, mag dieſe Arbeit hingehen. Aber auch in ſofern ſchon hätte mehr Fleiſs auf den Vortrag gewendet werden ſollen. Der erſte Abſchnitt fängt an mit dem Wort *Licht*, der zweyte mit *Dunkel*. Von S. 72 bis 73. kommt kurz hinter einander vor: *hier ſtieſsen ſie nun* etc. — — *Hier ſchreyen ſie nun* etc. — *Hier folgte* etc. — *Groſs war die Maſſe* etc. — *Groſs war die Niederlage* etc. — In eine Kritik der hiſtoriſchen Daten, z. E. über die urſprünglichen Sitze der Franken und Sachſen, daſs *die Alemannen* den Wodan verehrt u. ſ. w. wollen wir uns hier nicht einlaſſen.

* * *

BRAUNSCHWEIG, b. Schröder: *Epicteti Enchiridion et Cebetis Tabula, graece et latine, prioribus editionibus emendatiora et auctiora.* 1799. 378 S. 16. (6 gr.) (Iſt bloſs mit einem neuen Titelblatte verſehen und erſchien ſchon 1756 bey Meisner in Braunſchweig.)

LEIPZIG, b. Voſs u. C.: *Katechetiſche Unterredungen über religiöſe Gegenſtände in den ſonntäglichen Verſammlungen in der Freyſchule zu Leipzig gehalten*, von M. *J. Ch. Dolz.* Vierte Samml. 1798. 272 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 244.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Altona*, b. Hammerich: *Ueber den Vortrag der alten Geſchichte auf Schulen*, beſonders über einige Erleichterungsmittel dabey für das Gedächtniſs, von *G. G. Bredow.* 1799. 36 S. 8. — „Man hat ſeit einiger Zeit ſo ziemlich allgemein die Meynung geltend zu machen geſucht, daſs bey dem erſten Unterricht der Anfang mit der Geſchichte des Vaterlands gemacht werden müſſe, um dadurch Intereſſe für daſſelbe in die Seele des aufkeimenden Jünglings zu legen. Der Gedanke wäre herrlich, wenn unſere Nation wirklich eine Geſchichte hätte; aber man kennt wohl den Oeſterreicher, Brandenburger etc.; nur den Deutſchen ſucht man vergeblich. Ueberdies kennen wir nichts als Thatſachen, welche das Miniſterium des Fürſten zum Vorſchein brachte, uns aber die Beweggründe, Triebfeder, durch welche ſie zur Wirklichkeit kamen, ſorgfältig zu verbergen für gut fand. — Wie ganz anders zeigt ſich die Geſchichte des Griechen und des Römers; nur bey dieſen wird ſie, was ſie ſich zu ſeyn rühmt, die Lehrerin der Menſchheit. Sie erzählt uns die Handlungen der Nation, nicht der Fürſten und ihrer Diener; ſie zeigt uns den Menſchen als Menſchen, ohne Rückſicht auf ſeinen Rang und Titel. Erfahren wir durch ſie den Druck des Ariſtokraten in Rom: ſo lernen wir zugleich das Beſtreben des Plebejers ſich dem Drucke zu entziehen; kurz, wir ſehen den Menſchen handeln, und die Beweggründe ſeiner Handlungen, ſo wie der Gang derſelben, liegen enthüllt vor unſern Augen. Nicht immer ſind dieſe Beweggründe rein; Eigennutz, Habſucht, Ehrgeiz, ſpringen oft unverkennbar hervor; aber eben dieſe Miſchung, dieſes Anſtrengen, die feinſte Entwickelung der Schlauheit, ſo wie die feſte Maaſsregel des Biedermanns, bleiben zur Erweiterung unſerer Menſchenkenntniſs gleich wichtig. Die nämlichen Völker waren zugleich im Beſitze der gebildetſten Sprachen, der prächtigſten Kunſtwerke durch eigene Schöpferhand hervorgebracht. Nur bey ihnen giebt es alſo Geſchichte im vollen Begriffe des Worts; nur hier kann der Lehrling Ausbildung ſeiner Moral, Urtheilskraft, nebſt reinem Geſchmacke gewinnen; und man wollte noch wählen, womit der Anfang zur Erlernung der Geſchichte gemacht werden ſollte?" — Dies ſind die Hauptgründe, durch welche der Vf. einleuchtend zu machen ſucht, daſs für den erſten Unterricht in der Geſchichte nur die ſogenannte alte Geſchichte im höhern Grade zweckmäſsig ſey. Im Ganzen ſtimmen wir vollkommen mit ſeinen Behauptungen überein, ohne übrigens jede ſeiner nicht ganz paſſend vorgetragenen Aeuſserungen zu unterſchreiben. — Der zweite Theil dieſer kleinen Abhandlung verbreitet ſich über die Methode, welche er beym Vortrage der Geſchichte für den Lehrer am dienlichſten findet. Bey ganz jungen Schülern wählt er den ethnographiſchen Vortrag, mit ſynchroniſtiſcher Wiederholung der wichtigſten Begebenheiten. Für Knaben von 8 bis 12 Jahren ſcheint ihm mit Recht die bloſse Erzählung auffallender Ereigniſſe ihrer Faſſung angemeſſen; daſs aber alle Chronologie dabey wegfallen ſoll, hat unſern Beyfall nicht. Bey erwachſenern findet ſie auch Hr. *B.* unentbehrlich, und wählt in ältern Zeiten dazu bloſs die Jahre vor Chriſti Geburt. In den höhern Claſſen die nämliche Ordnung, nur mit mehrerer Ausführlichkeit, und mit Herbeyziehung der Quellen, *vorzüglich der Dichter*, um die Zuhörer im Odem zu erhalten. Dieſer Claſſe hat Hr. *B.* ſein Handbuch der Geſchichte beſtimmt. Er bietet zugleich ein ausführlicheres Werk für Lehrer an, in welchem die Quellen nicht nur angegeben, ſondern wörtlich angeführt und dunkele Stellen in demſelben erklärt werden. 7 bis 8 Alphabete glaubt er zur Ausführung hinreichend. Aber hiezu verlangt er die Unterſtützung des Publicums und Sicherheit für den Verleger.

qualifiez de grand merite et long experience, qui n'avoient point de Gouvernement, ils auroient advisé de separer quelques contrées de ceux qui estoient les plus amples et de plus grande estendue, dont ils seroient pourvens avec le gré et consentement d'eux tous, lesquels apres en general, et un chacun à son particulier s'obligeroient, a lui fournir et soudoyer par avance telles troupes et autre equipages que besoin seroit pour en former une grande et forte armée bien equipée pour la conduire partout ou les occasions le requerroient et son grand courage plein d'experience le pourroit desirer. Oeconomies roy. t. 1. p. 302. (Amstelredam fol.) Der Vf. fährt fort: „Den falschen Schimmer dieser Zuflüsterung (ist hier *Zuflüsterung* der rechte Ausdruck? und kann eine Zuflüsterung *schimmern?*) zu durchschauen, bedurfte es bey Heinrich nur eines Blicks. Ein Wink schreckte die Dreistigkeit Montpensiers zurück." Nur der Wink war etwas stark. „Mein Vetter, mein Freund, sagte Heinrich, entweder besitzet sie ein böser Geist, oder sie sind nicht bey Sinnen." Er zeigte ihm darauf wie sehr es gegen seinen eignen Vortheil sey, so die Gewalt der Krone vernichten zu wollen, da er selbst ein Prinz von Geblüt sey. Wir konnten mehrere Stellen anführen, wo wir argwohnen müssen, dass den Vf. das Verlangen, den Verstand des Lesers zu beschäftigen, hinreisst, seine Quellen anders zu paraphrasiren, als es die Worte mit sich bringen, und wo er mehr daraus folgert als uns darin zu liegen scheint. Bey der an sich sehr lobenswerthen, nur nicht immer glücklichen, Sorgfalt für den Stil, ist Hr. P. doch nicht aufmerksam genug gewesen, verschiedene grammatikalische Unrichtigkeiten und Provinzialismen wegzunehmen, als: zween; eines Greisen(s); die Gesandte anstatt Gesandten; Th. X. S. XXIV. Ungebärdig klagten die eifrigste(n) und gutmeynendste(n) der Katholiken S. XLVII. welcher Fehler sehr oft vorkommt u. a. Der Inhalt dieser Uebersicht vor jedem Bande ist folgender: 8ter Bd. von 1572—74. Die Bartholomäusnacht gut beschrieben; aber der vortrefliche Bischof von Lisieux, Joh. Hennuyer, dessen der Vf. erwähnt, ohne seinen Namen zu nennen, hätte dieses doch verdient. Das Abscheu erregende, aber wahre Bild, das der Vf. von Catharinen von Medicis entwirft, contrastirt sehr mit dem, was in den Memoiren von ihr gesagt wird. 9ter Bd. Die Stiftung der Ligue von 1574—1588. Heinrich III. stahl sich nicht sowohl auf den französischen Thron, als von dem polnischen herunter. „Auch diese Beschimpfung musste sich die Gutwilligkeit der Polen gefallen lassen. Leider im Umfange ihrer Staatsgeschichte nicht die letzte Misshandlung, über welche sie für die Geduld, fremde Herrscher anzunehmen, den Unmuth verbeissen mussten." S. XXIV. Wahrlich nicht die Gutmüthigkeit der Polen ist es, die ihnen diese Schmach zugezogen hat, sondern die Niederträchtigkeit ihrer Grossen, deren Stimmen für Geld feil waren, und der freche Dünkel derselben, nach welchem sie sich über Gesetze und Ordnung erhaben zu seyn dünkten. Ueberall würden wir das, was auf dieser und den folgenden beiden Seiten steht, als müssig weggestrichen oder in Paar Zeilen gesagt haben. 10ter Bd. Von 1586 bis zu Heinrichs IV. Anerkennung. Das, was der Vf. S. LXII u. f. über den fehlerhaften Grundsatz sagt, dass in einem Staate eine herrschende Kirche seyn müsse, ist vortrefflich. Wenn er aber zu beweisen sucht, dass Heinrich in Hinsicht desjenigen, was er für die Reformirten that, weise verfahren sey, und dass er die rechten Mittel ergriffen habe, die innere Ruhe des Staats zu befördern; so wird er vielleicht seine Meynung abändern, wenn er dasjenige darüber nachlieset, was *Mably Observat. sur l'hist. de France* T. 3. S. 155 sagt. S. LXIX. steht cimmerische *Verblindung*, wir kennen wohl cimmerische Dunkelheit, aber keine cimmerische Verblindung. Der 11te Bd. enthält keine Fortsetzung der Uebersicht, sondern an deren Statt biographische Fragmente über Brantome. Im 12ten Bande werden über Heinrichs Thronbesteigung und Regierungsplan sehr viel treffende Bemerkungen gemacht, und besonders enthalten S. VI—XIX. vortreffliche Gedanken, die nur zu declamatorisch gesagt sind. Heinrich musste sein zerstückeltes Reich wiederum in ein einziges Ganzes vereinigen, welches er meisterhaft bewerkstelligte. Aber er hatte dazu Musse nöthig. Der Vf. drückt das S. XXXIV. folgendermassen aus: „Das grosse Organ menschenbeglückender Harmonie hatte in wilden Dissonanzen seinen Ton verloren. Sobald nur erst wieder seine nothwendigsten Theile hergestellt, und gleichsam aus der Zerrüttung zusammen gerafft waren, bedurfte der Künstler nichts so sehr als *Musse*, die erste Bedingung aller Verbesserungen." 13ter Bd. Biographie von de la Noue. 14ter Bd. Nachlese von Bemerkungen zu den letzten Regierungsjahren Heinrich IV., nebst Anzeige der Quellen, aus welchen der Inhalt dieses Bandes geschöpft ist. 15ter Bd. Uebersicht der Regierung Ludwig XV. bis 1622. In der vorausgeschickten Geschichte der französischen Constitution ist manches fehlerhaft, dessen Auseinandersetzung uns hier aber zu weit führen würde. Woher der Vf. die Züge zu Eleonore Galigai Charaktergemählde genommen habe, und wie sie alle gerechtfertigt werden könnten, weiss Rec. nicht. Die bekannte Antwort, die sie ihren sie über ihre Zauberkünste verhörenden Richtern gab, beweiset wahrlich keine gemeine Seele, und einen talentlosen Günstling. Uebrigens enthalt auch dieser Abschnitt viele Resultate eines scharfen Nachdenkens, und einer richtigen Beurtheilung der Begebenheiten. Die Memoiren, die in diesen Bänden aufgenommen sind, sind folgende: 8ter Bd. Fortsetzung der Memoiren des Hn. v. Lesdiguieres, in einer äusserst schlechten, ekelhaft zu lesenden Uebersetzung. Man kann aus diesen Memoiren den Geist der damaligen Zeiten vorzüglich kennen lernen. Da sie übrigens fast allein kleine, einen Ausländer wenig interessirende Kriegsvorfälle erzählen; so ermüdet ihre Lesung leicht. Unerträglich ist es daher, wenn man sie in einer Schreibart lesen muss, wie sie in folgender Periode herrscht:

S.

worden, Th. 1. S. 174. „Der Bann wider Friedrichen machte auf die mehrsten Fürsten seiner Zeit eine nachtheilige Wirkung, weil sie so abergläubisch waren, dafür zu halten, *der Pabst könne, auch wenn er sich einer Gewalt anmaſst, die ihm nach dem ächten Geist der Religion gewiſs nicht zusteht, doch nie Unrecht haben.*" Th. 2. S. 237. „Johann XXIII. war einer der unerbaulichsten Päbste — *sie müssen hier die Wahrheit merken, daſs es in jedem Stande Männer ohne Tugend giebt.*" Diese und andere Sätze gleicher Freymüthigkeit werden dem Buche vermuthlich die Ehre erwerben, in Wien in den Index gesetzt zu werden, es müſste denn seyn, daſs die Ergebenheit des Vfs. gegen das Haus Oesterreich es verhindere, dessen Zepter die Böhmen nicht immer mit ihm *milde* zu nennen Ursache gehabt haben. Th. 2. S. 137. Aeuſserst sanft ist das Urtheil über Huſs, und sehr getadelt das Verfahren gegen ihn. Von dem Hn. Prof. *Cornova* kann man schon im Voraus versichert seyn, daſs eine Schrift von ihm, auch wenn sie ohne Anstrengung geschrieben ist, keine historischen Fehler, die eine Rüge verdienten, enthalten werde. Um indessen einige von den Kleinigkeiten anzumerken, die wir gefunden haben, so verschaffte der K. Rudolph erst nach Ottocars zweyter Besiegung, und nach dem Tode desselben dem habsburgischen Hause Oesterreich und Steyermark (und das hier ausgelassene Krain) nicht, wie Th. 1. S. 239 gesagt wird, nach Ottocars ersten unglücklichen Kriege. Daſs „die böhmische Nation ihre Beherrscher immer für die einzigen Gesetzgeber angesehen habe" (Th. 2. S. 2.) widerspricht ihrer ganzen Geschichte. Die Angabe S. 144 was Königreich Arelat heiſst, ist nicht ganz richtig. Hansestädte, S. 180 heiſst nicht so viel als Anseestädte, auch nicht Bundesstädte, sondern Handlungsstädte. In einigen österreichischen Städten sind jetzt noch Hansgrafen u. s. w. Die Schreibart ist im Ganzen gut, besser im ersten Theile als im zweyten. „In den Ohren liegen;" „das Kaiserthum zu schanzen" „zu Paaren treiben;" „K. Johansen;" „Kaiser Wenzel," sind zu niedrige Ausdrücke für einen guten Geschichtsstil. Fehlerhaft ist der Gebrauch des Perfectums für das Imperfectum, welcher sehr häufig vorkommt. Einige Provinzialismen sind leichter zu entschuldigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Seeger: *Belehrende Ideen für angehende Pferdezeichner und zum Vergnügen für Pferdeliebhaber. Erstes Heft,* mit 12 schwarzen und 2 illuminirten Kupfern, nebst 20 S. Text. 1799. in Fol. (6 Rthl. 12 gr.)

Wir haben dieses Werk mit vielem Vergnügen zu wiederholtenmalen durchgesehen, besonders sind die drey Blätter, von Hn. Jury gestochen, sehr reinlich, und machen diesem braven Künstler Ehre, das letzte Blatt von Hn. Stölzel nach einer geistreichen Skizze von Stopp, geistreich in Rötelmanier in Kupfer gebracht, ist ebenfalls lobenswerth. Wenn aber dieses Werk, wie der Titel sagt, für angehende Pferdezeichner bestimmt seyn soll; so nehmen wir uns die Freyheit zu bemerken, daſs dergleichen Skizzen nicht ganz zweckmäſsig sind. Ihr Verdienst besteht im Geist und in der leichten Behandlung, allein der Anfänger hat Vorschriften nothwendig, wo die Formen deutlich angegeben und alles mit Sorgfalt vollendet ist. Wir billigen es, daſs einige Blätter dieses Hefts nach Rugendas copirt sind, die Werke dieses groſsen Künstlers sind allerdings musterhaft; bey künftig erscheinenden Heften könnte auch aus Wouwermanns und Bourguignon Bildern etwas aufgenommen werden. Die zehnte Platte hat uns zu diesem Wunsch hauptsächlich veranlaſst, denn wiewohl sie fleiſsig nach der Natur gezeichnet zu seyn scheint; so ist doch die Stellung des Pferdes keinesweges kunstgerecht. Ein geübter Künstler wird niemals gleiche Umrisse der Glieder so nahe nebeneinander her laufen lassen, wie hier die Umrisse der Vorder- und Hinterbeine des Pferdes laufen. Angenehm wäre es, wenn auf die ausgemalten Blätter künftig etwas mehr Fleiſs verwendet würde. Die beiden in diesem Heft enthaltenen sind nicht zum besten gerathen, besonders die Pferde.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Königsberg,* b. Göbbels u. Unzer: *Ueber theoretische und praktische Zeichenkunst.* 1799. 30 S. 4. Mit 8 Kupfertafeln und einer Vignette. (12 gr.) Eine Schrift, welche unter die zahlreiche Classe derjenigen gehört, die besser ungedruckt geblieben wären. Aber es sind, wie bey schlechten Schriften gewöhnlich der Fall ist, laut Vorrede des ungenannten Vfs., Freunde Schuld daran, welche ihn zur Herausgabe derselben aufgemuntert haben. Wir begreifen indessen nicht, wie sie dieses thun konnten, denn des Mannes Unwissenheit ist so groſs, daſs man auf der Tabelle von der Proportion des menschlichen Körpers S. 12 u. 13 den antiken Statüen des Herkules, des Apollo und der Venus einer jeden acht Kopfslängen zugeschrieben findet, darum hätte er allerdings lieber selbst in die Schule gehen, als sich unterfangen sollen andere zu belehren. Die acht Kupfertafeln mit unbeschreiblich elenden Umrissen, sind zur Erläuterung, und vielleicht gar zu Vorschriften für Anfänger im Zeichnen beygefügt.

Der würdige, als Schriftsteller in andern Fächern berühmte Vf. dieses Buchs kann, statt dass er sich im Voraus alle, witzige oder unwitzige, mitleidig schonende oder richterlich strafende, Seitenblicke der medicinischen Kunstrichter von der Sache und ihrer Behandlung auf die ungraduirte Person und auf den, mit medicinischer Praxis, als einem Gewerbe, unvereinbaren bürgerlichen Stand des Vfs., förmlich verbitten zu müssen, nöthig erachtet hat, auf die Hochachtung und den Dank des medicinischen Publicums gegründete Ansprüche machen. Es hätte dessen nicht bedurft, dass er in der Vorrede zum ersten Bande sich über seine Befugniss und seinen Beruf, ein Werk, wie das vorliegende, zu schreiben, erklärt hat; das Werk selbst zeugt hinlänglich von seinem eifrigen Studium und von seiner gründlichen Kenntniss der Arzneykunde. Der anspruchlose Ton, in welchem das Buch geschrieben ist, die Billigkeit, mit welcher der Vf. Andersdenkende behandelt, die neidlose Anerkennung der Verdienste Anderer, selbst da, wo er ihre Fehler enthüllt, zeichnen dieses Werk rühmlich vor manchen andern neuern Versuchen, die Arzneykunde philosophisch zu behandeln, aus, unter denen einige ihr wahres Verdienst durch die illi-

[illegible] auszurichten vermag, hat sie nicht sowohl einer wissenschaftlichen Theorie, als vielmehr zufälligen Beobachtungen und empirisch analogischen Muthmassungen zu verdanken. Den Charakter der Unerklärbarkeit und Unbegreiflichkeit tragen alle diätetische und therapeutische Mittel an sich, und der ganze Unterschied zwischen denen, die man *rationell*, und den andern, die man vorzugsweise *specifisch* nennt, beruht nur auf der mehr oder weniger beschränkten Allgemeinheit des Umfangs einer Regel, wodurch das technische Verfahren jedesmal bestimmt wird. So lange die Medicin aber noch Specifica hat und haben muss, so lange und in so fern ist sie, wie sehr man sich auch aus missverstandenem Eifer für ihre Ehre gegen diese Behauptung sperren mag, eine bloss empirische Kunst, wozu im Ganzen noch die Wissenschaft fehlt und gesucht wird. Ungeachtet dieses Mangels an einer medicischen Wissenschaft ist und bleibt es doch immer ein dringendes Bedürfniss des menschlichen Geistes, die Erscheinungen organisch-thierischer Körper auf allgemeine Principien zurückgeführt, aus diesen erklärt und wissenschaftlich abgeleitet, und das zweckmässige technische Verfahren nicht bloss empirisch, sondern philosophisch, aus allgemeinen Naturgesetzen

theoretischer Principien auszudenken und einzuführen, ist dieses Buch nicht geschrieben. — Was auf dem Titel *Physiologie, philosophisch bearbeitet*, genannt wird, das heisst im Buche selbst *Zoonomie*. Die Physiologie soll die wahre Grundlage der gesammten Medicin seyn. Demzufolge kann sie nichts anders seyn, als eine Naturlehre des menschlichen Körpers, ein System der Gesetze seiner körperlichen Natur; nähere Beziehung und Anwendung der allgemeineren Lehren einer Wissenschaft organischer (Organonomie) und thierischer Naturen (Zoonomie) überhaupt auf die besondere Organisation des Menschen und auf deren eigenthümliches Verhältniss zu dem menschlichen Geiste, in so fern wir von diesem und von seinen Veränderungen (als Gemüth) eine empirische Kenntniss besitzen. Gewöhnlich erklären die Physiologen den Begriff ihrer Wissenschaft nicht nur äusserst unbestimmt und schwankend, sondern offenbar unrichtig und fehlerhaft, als die Lehre von der Bestimmung und den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers oder als die Lehre von dem gesunden Zustande desselben. Folglich verwechseln sie die Zoonomie mit einer noch dazu beschränkten und unvollständigen Zoohistorie. Die wirkliche Ausführung aber entspricht nicht einmal diesem beschränkteren Begriffe. Man dürfte nur einmal den Versuch machen, und von unsern besten physiologischen Lehrbüchern alles dasjenige absondern, was blosse Zoographie ist, um sich zu überzeugen, wie dürftig und armselig der Vorrath realer Lehre sey, welcher dann noch als das wahre Eigenthum der Physiologie übrig bleiben würde. Und dieser kleine Ueberrest selbst ist grösstentheils blosse Zoohistorie und blos auf den gesunden Zustand beschränkt, ohne Rücksicht auf den kranken Zustand, und ohne alle Rücksicht auf die Verhältnisse, worinn andere Gegenstände der Natur zu den thierischen Veränderungen stehen, durch welche Verhältnisse erst eine philosophische, ja selbst die genaue und zusammenhängende historische Erkenntniss jener Veränderungen selbst ihrer Möglichkeit nach bestimmt wird. In eigentlicher strenger Bedeutung leisten selbst die besten Schriften, die wir unter dem Namen einer Physiologie besitzen für Physiologie sehr wenig. Kaum dass wir die Begriffe von Organisation und Thierheit, Leben und Lebenskräften darinn erörtert finden. Von den Gesetzen ihrer Wirkungsart, von ihren Verhältnissen unter sich selbst, von den Beziehungen der übrigen, innern und äussern Natur, von den aus der organischthierischen Natur entwickelten Principien der Krankheitslehre, der Hygieine, der Makrobiotik, der Therapie, der Heilmittellehre u. s. f. herrscht überall, wo wir in physiologischen Systemen unsern Blick hinwenden mögen, tiefes Stillschweigen. Die Unbestimmtheit und Falschheit des Begriffs von der Wissenschaft selbst, die Unsicherheit und Zufälligkeit ihrer Grenzen, die Verwechselung des theoretischen und des technischpraktischen Gesichtspuncts, die Einmischung einer Menge nützlicher und wichtiger, der eigentlichen Physiologie aber fremder und andern Zweigen der Naturkenntniss zugehöriger Lehren — hat bisher den Mangel an eigenem Gehalte, der diese Wissenschaft so sehr, als irgend eine, drückt, den Aerzten verborgen gehalten, und eben dadurch das ernstliche Bestreben ihrer Bearbeiter verhindert, den eigenen dürftigen Vorrath zu Rathe zu halten und zu vermehren. In dem gegenwärtigen Buche will der Vf. die Physiologie, dem wahren und bestimmten Begriffe dieser Wissenschaft möglichst angemessen, innerhalb ihrer Grenzen und mit aller jetzt möglichen systematischen Vollständigkeit darstellen. Fruchtbare Zusammenstellung und Benutzung der hieher gehörigen Erfahrungen und Beobachtungen; allgemeine Ideen und Principien, denen sich die Menge überall zerstreuter Bemerkungen und der empirisch bewährtesten Heilmethoden etwa anreihen und worinn sie sich zu einer einfachen Theorie vereinigen lassen; Begründung und wissenschaftliche Vereinigung aller Systeme mit Bekämpfung jedes einseitigen, beschränkenden Dogmatismus; versuchte Lösung manches auffallenden Widerspruchs in den Behauptungen der Theoretiker unter sich selbst und der Theorie mit der Praxis, durch nähere Bestimmung der Wahrheit, die jeder streitende Theil behauptet, und durch Unterordnung ihrer abweichenden Lehren unter gemeinschaftliche höhere Principien; Bemühung, alles rhapsodisch Gute in alter und neuer Lehre für Realisirung der Idee eines einfachen, zusammenhängenden Systems zu benutzen und dadurch auf eine solche Philosophie der Medicin hinzuwirken, die der bewährten Praxis schlechterdings keinen Abbruch thäte; das ist der Geist dieses Unternehmens.

Einleitung. Idee der Wissenschaft, ihr Inhalt, Umfang und Form; ihre Entstehungsart, Methodik, Geschichte. I. *Eine Physiologie, philosophisch bearbeitet, ist Zoonomie.* Ohne den Vorschlag, den Namen *Physiologie*, der den bestimmten Gegenstand der Natur, welchen die von den Aerzten so benannte Wissenschaft ausschliesslich behandeln will, auf keine Weise kenntlich macht, allmälig eingehen zu lassen, weiter geltend machen zu wollen, braucht Hr. S. statt dessen das Wort *Zoonomie*, d. i. Wissenschaft der Gesetze einer thierischen Natur. *Darwin's* Zoonomie entspricht, bey allen ihren unleugbaren Verdiensten, im Ganzen betrachtet, der Idee, welche dieses Wort nach seiner Abstammung und nach der Analogie ähnlich klingender Wörter erweckt, noch weniger, als mancher andere ausländische und einheimische Versuch, die Lehre von der Lebenskraft ins Licht zu setzen. Aber sie hat das grosse Verdienst, uns eine bestimmte Idee der genannten Wissenschaft und einen passenden und bezeichnenden Namen für dieselbe gegeben zu haben. Aus dem grossen Vorrathe des in den Schriften der Philosophen, Physiker, Chemiker, Anatomiker, Zoologen, Physiologen und medicinischen Praktiker zerstreuten Stoffes wird sich vielleicht bald genug ein höchst interessantes, wissenschaftlich geordnetes und abgerundetes Ganze bilden lassen. II. *Begriff von einer Zoonomie.* Sie ist die Wissenschaft der thierischen Natur, oder, *welches dasselbe ist* (1 — Vergl. Th. 2. S. 372.), der Natur lebender

ten kann. IV. *Verhältniſs der Zoonomie zur Zoologie überhaupt.* Die Zoologie iſt entweder hiſtoriſch: Thierbeſchreibung, Thiergeſchichte, oder philoſophiſch: Zoonomie. V. *Form der Zoonomie.* Die eigenthümliche Form der zoonomiſchen Erkenntniſs iſt die wiſſenſchaftliche, rationale, die man auch unbedenklich gegen Hn. *Fichte's* Gebrauch philoſophiſch nennen kann. (Es ſcheint uns, als wäre es von Hn. *S.* beſſer gethan, wenn er in dieſem Abſchnitte ſich weniger ausführlich über ſeinen Streit mit Hn. *Fichte* erklärt hätte, da es leicht übel gedeutet werden kann, daſs er einem Publicum, deſſen bey weitem gröſster Theil durchaus keine Competenz hat, in dieſem Streite zu urtheilen, eine einſeitige Darſtellung deſſelben vorlegt.) Als wiſſenſchaftliche Kenntniſs iſt die Zoonomie die Erkenntniſs der thieriſchen Erſcheinungen, nach den Geſetzen des Denkvermögens, des Verſtandes und der Vernunft. Sie erklärt, ſie führt auf allgemeine Begriffe, auf Regeln und Geſetze zurück. Allgemeine Begriffe ſind eine nothwendige Vorausſetzung, wenn Regeln und Geſetze, d. i. allgemeine Urtheile, aufgeſtellt werden ſollen. Allein erklärt iſt dadurch noch nichts, ſondern nur eben dasjenige innerhalb gewiſſer Grenzen beſtimmt, was nun erſt noch zu erklären iſt. Das We-

nämlich den Erfahrungsbegriff von einem organiſchen Weſen oder von einem Thiere ſeiner angeblich reinen Philoſophie über daſſelbe zum Grunde, und fand nun durch bloſse Zergliederung richtig alles dasjenige wieder, was man zuvor erfahrungsmäſsig in denſelben hineingelegt, vielleicht aber nur dunkel und unentwickelt gedacht hatte. Oder man ging von der Idee des Naturzwecks eines organiſchen Weſens oder Thiers aus, und anſtatt dieſe teleologiſche Idee a priori nur als Leitfaden bey der Beobachtung und empiriſchen Nachforſchung (regulativ) zu gebrauchen, wendete man dieſelbe dogmatiſch (conſtitutiv) an. Die Zoonomie kann nie etwas mehr, als ein Theil der empiriſchen oder angewendeten Naturlehre ſeyn, und der Name einer Naturwiſſenſchaft kommt ihr, wegen ihres empiriſchen Urſprungs, nur uneigentlich zu. VI. *Weitere Erörterung des Begriffs einer Zoonomie.* Eine ſich ſelbſt erhaltende materielle Natur nennen wir ein organiſches Weſen. Eine organiſche, aber zugleich innerlich thätige (vorſtellende) Natur nennen wir animaliſch, ein Thier. Eine organiſche, aber bloſs äuſsere Natur heiſst nur Pflanze. Aus dieſem Begriffe von einem Thiere ergiebt ſich für den Inhalt der Zoonomie, daſs zur vollſtändigen Naturkenntniſs des Thieres Kenntniſs der Geſetze 1)

geführt in den verschiedenen organischen Ganzen (*Organonomia* und *Zoonomia specialis*) und in den verschiedenen Theilorganen (*Organonomia* und *Zoonomia particularis*). IX. *Zoonomie, als Wissenschaft der Lebenskraft.* Dasjenige, was wir uns als den Grund der Einheit von bestimmten Verknüpfungsarten mannichfaltiger Erscheinungen denken, nennen wir Kraft oder Vermögen der Natur. Was die Erscheinungen als organische bestimmt, heisst organische Kraft, und dasjenige, worauf wir das Eigenthümliche thierischer Erscheinungen (des Lebens) beziehen, Lebenskraft. Die Zoonomie, als Wissenschaft der Gesetze einer thierischen Natur, ist sonach auch eine Wissenschaft der Lebenskraft. Durch den Begriff von Kraft werden uns die in einer Zeitreihe gegebenen Erscheinungen verständlich. Um aber eine Kraft nicht blofs zu verstehen, sondern auch zu begreifen, muss man sie aus einer andern höhern Kraft ableiten können. Grundkräfte und Grundvermögen sind daher, als letzte Gründe gewisser Erscheinungen, blofs durch ihre Wirkungsart und Verhältnisse verständlich; aber ihrer Natur nach unbegreiflich. Alle Zoonomie stützt sich also zuletzt auf etwas Unbegreifliches. Diese Unerklärbarkeit der Grundkraft hat sie aber mit aller Naturwissenschaft gemein, und alle menschliche Philosophie und Erkenntnifs überhaupt ruht zuletzt auf etwas, das wohl verstanden, keinesweges aber begriffen und erklärt werden kann. X. *Anwendung der Idee einer Wissenschaft auf Zoonomie.* Eine Wissenschaft in eigentlicher, strenger Bedeutung ist die Zoonomie weder jetzt, noch wird sie dies jemals seyn. Nur eine absolut rationale Zoonomie aus reinen Principien könnte dieser Idee entsprechen; allein nach der Natur des menschlichen Erkenntnifsvermögens ist von dem Empirischen eines Naturobjects auch keine andere, als eine empirische. Erkenntnifs möglich, welche ihrer Art und ihrem Ursprunge nach das Ziel der Vollkommenheit nie erreicht. Je mehr sich die Begriffe und Gesetze von den Lebenskräften und ihren Correlaten der Allgemeinheit, der durchgängigen Bestimmtheit, der systematischen Verbindung und der apodiktischen Gewifsheit nähern, um so mehr wird unsere Zoonomie rationel, und so viel nähert sie sich der Idee einer Wissenschaft. In diesem Abschnitte, so wie auch in den folgenden, nimmt Hr. *S.* Gelegenheit, sein Urtheil über die Brownsche Lehre zu fällen. Eine Anzeige und Würdigung dieses Urtheils würde uns hier zu weit führen. Sie eignet sich besser für die Recension des Röschlaubischen Magazins, in welchem ihm bereits Einwürfe entgegengestellt sind. XI. *Maximen einer Methode für die Zoonomie.* Unsere Zoologie soll Zoonomie d. i. Wissenschaft werden. Eine Forderung der Menschheit an jeden, der sie verstehen kann. Sie wird es in der That, wenn wir den langen, endlosen Weg zu ihr muthig und standhaft betreten. Eine Hoffnung, die mit unserm Glauben an die grenzenlosen Fortschritte der Menschheit auf ihrem Wege innig verwebt ist. Dabey kommt sehr viel auf zweckmäfsige Behandlungsart des Gegenstandes an. Folgende (von dem Vf. mit Scharfsinn und durchgehends mit vertrauter Sachkenntnifs ausgeführte, von uns hier nur anzudeutende) Regeln der Methodik hat der Bearbeiter einer Zoonomie als stete Maximen seines Verfahrens anzusehen: 1) alle allgemeine Begriffe und Gesetze müssen aus particulären Regeln und diese aus individuellen Beobachtungen und Versuchen abgezogen werden. 2) Der Zoonomist nehme so viele, aber auch nur so viele thierische Grundkräfte an, als zur Erklärung aller Phänomene aus denselben, und aus dem Einflusse anderer bekannter Naturkräfte erforderlich sind. 3) Der Zoonomist mufs bestimmte, erfahrungsmäfsig darstellbare Substanzen. — Stoffe, Mischungen, Gebilde — aufsuchen, denen er die gefundenen Kräfte beylegt. 4) Ein blofser Name, welcher den unbekannten Grund eines Phänomens bezeichnet, darf nicht die Stelle eines realen Erklärungsprincips vertreten. 5) Der Zoonomist mufs sich aller grund- und zwecklosen, vornehmlich aber aller metaphysischen, durch keine mögliche Erfahrung darstellbaren, Hypothesen bey Erklärung der organischen und animalischen Phänomene gänzlich enthalten. (Vorzüglich lehrreich ausgeführt.) — 6) Der Zoonomist mufs alle Einseitigkeit und Unvollständigkeit der Erklärung zu vermeiden suchen. Folglich a) darf kein Phänomen der thierischen Natur aus einem Theilorgan, ohne Rücksicht auf die übrigen, oder aus dem ganzen Organismus allein, ohne den Einflufs der Aufsendinge, erklärt werden. b) Bey der Erklärung eines jeden Phänomens sind die Principien der Physik, Chemie, Mechanik, Organisation und des Lebens zu vereinigen, und ihr Verhältnifs zu einander zu bestimmen. Der vortrefflichen Auseinandersetzung dieser Regel ist eine Anmerkung über Empirie und Rationalismus in der Medicin angehängt. Hr. *S.* zeigt darinn, dafs der absolute Rationalismus in der Medicin ein Unding ist, da wir das Materiale der Naturerscheinungen blofs auf dem Wege der Beobachtung kennen lernen, und keinesweges a priori bestimmen können. Gleichwohl, fährt er fort, ist die Kenntnifs der thierischen Natur, als Grundlage der Heilkunst, verschiedener Grade der Gründlichkeit, folglich einer immerwährenden Annäherung zur Idee einer Wissenschaft fähig. Der Unterschied zwischen einem empirischen und einem rationalen Arzte ist demnach blofs relativ, und läfst sich nur vergleichungsweise anwenden. Den Maafsstab für das Mehr oder Weniger giebt die gröfsere Allgemeinheit der Begriffe, der weitere Umfang der Regeln, die höhere Vollkommenheit der Erklärungen, die systemartige Form des Ganzen. XII. *Geschichte der Zoonomie.* Ein eben so lehrreicher, als anziehend dargestellter Abschnitt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. September 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Physiologie*, philosophisch bearbeitet von *Carl Christian Erhard Schmid* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte Band* enthält den Anfang der Abhandlung der Wissenschaft selbst, und zwar den analytischen Theil der Zoonomie, der auch im dritten Bande, welcher ihren synthetischen Haupttheil enthalten wird, noch fortgesetzt werden soll. Dieser erste analytische Theil ist überschrieben: *Von der organischen Vitalität, als Erscheinung, oder: Darstellung des organisch-thierischen Lebens nach der Idee einer Lebenskraft.*

Erstes Kapitel. Von der Materie der organisch-thierischen Körper. Der Vf. giebt hier in folgenden Unterabtheilungen: „1) *Materie.* — *Materie überhaupt, reine Phoronomie, reine Dynamik, reine Mechanik, reine Phänomenologie*, — 2) *Specifische Verschiedenheit der Materie; Materien*, — 3) *Verschiedene Zustände der Materie*" die Resultate der neuesten philosophischen Untersuchungen über materielle Natur überhaupt. Wir müssen uns hier begnügen, unsern Lesern von der Anwendung derselben auf die eigenthümlichen Gegenstände der Physiologie eine kurze Rechenschaft zu geben, wenn wir vorher eines Unrechts erwähnt haben, welches Hr. *S.* dem Hn. *Brandis* und andern Naturforschern zufügt. „Wenn jeder Gegenstand äusserer Sinne Materie ist, sagt Hr. *S.*, und wenn die Hauptcharaktere der Materie, als ihre Undurchdringlichkeit, Schwere, chemische Affinität, Trägheit u. s. f. sich, als nothwendige Bedingungen der Möglichkeit aller Materie, als äusserer Sinneserscheinung *a priori* deduciren lassen; so kann nichts befremdlicher und aller Philosophie der Naturforschung nachtheiliger seyn, als der Zweifel (*Brandis über die Lebenskraft* S. XIV.) über die Materialität und Körperlichkeit der Elektricität, des Lichts, der Wärme u. s. f., oder, welches einerley ist, über die Trägheit dieser Substanzen als todter Materien. Denn das heisst in der That so viel, als: die Materialität der Materie in Anspruch nehmen oder den Grund (bewegende Kraft, welche den äussern Sinn afficirt) einräumen, und gleichwohl dasjenige bezweifeln, was als nothwendige Folge mit jenem Grunde zusammenhängt." Allein es ist Niemanden je eingefallen, die Materialität einer Substanz der Elektricität, des Lichts, der Wärme u. s. w. zu bezweifeln, welches allerdings sinnlos wäre, sondern vielmehr zu fragen: ob wir berechtigt sind, jenen Erscheinungen ein eigenthümliches materielles Substrat unterzulegen, und sie nicht vielmehr als Eigenschaften der Materie betrachten müssen. — Die wissenschaftliche Ausführung der *Phoronomie* verdient von dem Zoonomiker studirt zu werden, da die richtige Anwendung der Mathematik auf Gegenstände der organischen Natur die genauere Bestimmung aller dahin einschlagenden Begriffe und eine wissenschaftliche Kenntniss der Grundgesetze aller Bewegung der Materie überhaupt durchaus voraussetzt. — Nach den *dynamischen* Naturprincipien der Materie überhaupt ist auch die organische und belebte Materie zu beurtheilen, nicht nur in Absicht auf ihre Verbindung unter sich selbst, sondern auch auf die Verhältnisse, worin sie zu der übrigen auf sie einfliessenden Natur steht. — Die Verkennung und unrichtige Bestimmung *mechanischer* Grundsätze hat an mehrern grundlosen und falschen Behauptungen in der Physiologie vielen Antheil. Setzt alle Mechanik eine Dynamik voraus; so leuchtet das Unzureichende einer bloss mechanischen Erklärung der organisch-thierischen Phänomene, mithin die Nothwendigkeit zu dynamischen (in der empirischen Ausführung also chemischen) Grundsätzen zurück zu gehen, von selbst ein. Die allgemeine Naturphilosophie weist sowohl dem mechanischen als dem chemischen Physiologen sein eigenes Gebiet an, und bezeichnet die Sphäre, innerhalb welcher seine Grundsätze gültig und anwendbar sind, ohne die Gültigkeit und Anwendbarkeit der andern partheyisch und ungebührlich zu schmälern. Der Satz: „alle Materie ist als solche träg" ist von den Physiologen öfters so gedeutet und angewendet worden, als wenn dadurch behauptet würde: die Materie habe an und für sich selbst keine Beweglichkeit und keine ursprünglich bewegenden Grundkräfte, sondern alle Bewegung und bewegende Kraft der Materie sey mitgetheilt und bloss mechanisch, welches den Principien der Dynamik zuwiderläuft und selbst alle mechanische Wirksamkeit als unmöglich aufhebt. Aus der Trägheit der Materie folgt also keineswegs weder die absolute Nothwendigkeit eines immateriellen Princips, noch die absolute Unmöglichkeit, aus chemischen Principien die organische Wirksamkeit der Materie abzuleiten. Das thierische Leben, als geistiges Leben, bleibt allerdings materiell unbegreiflich, weil Vorstellung und Gefühl, als Bestimmungsgrund des Begehrens, nicht zu den Vorstellungen äusserer Sinne, und also auch nicht zu den Bestimmungen der Materie als Ma-

terie gehören. Allein das, was man organisches Leben nennt, ist (auch in der thierischen Organisation), so weit es in der Erfahrung vorkommt, nur ein Analogon des eigentlichen Lebens in Absicht auf die (zweckmässige) Form, worin hier die Wirksamkeit der mannichfaltigen Materie zur Einheit eines organischen Ganzen übereinstimmt, und dieses nöthigt uns weder zu dem Hylozoismus, noch zu der Annahme eines ausser der Materie vorhandenen, ob zwar mit ihr verbundenen Lebensprincips. — Den allgemeinen Naturgesetzen ist alle Materie, als Materie, folglich die organische und belebte so gut, als die todte und anorgische Natur, unterworfen. Die specifische Verschiedenheit der Form fodert zwar eigene empirische Untersuchungen, deren Resultate nicht aus den allgemeinsten Principien *a priori* fliessen, ihnen aber doch nicht widersprechen dürfen, sondern vielmehr ihrer Möglichkeit nach im Allgemeinen daraus begreiflich seyn müssen. Da ferner eben diese Philosophie der körperlichen Natur die Möglichkeit und Gültigkeit einer mathematischen Behandlung aller Gegenstände der materiellen Natur begründet und darthut; so ist eben dadurch nicht nur der Naturphilosophie überhaupt, sondern auch der Mathematik ihr gerechter Anspruch auf Bestimmung der Physiologie, und hiermit der ganzen Medicin, als Wissenschaft, gesichert. Diese Voraussetzung ist ein nothwendiges Postulat für eine mögliche Naturwissenschaft organischer und thierischer Körper. — Ist alle Organisation dem Gesetze einer materiellen Natur unterworfen, und ist alle Materie, als bestimmte Materie, ein Product der gleichen wechselseitigen Beschränkung der Grundkräfte zweyer Materien durch einander; so muss auch alle Organisation, als Materie betrachtet, nach Gesetzen der Chemie oder der angewendeten Dynamik beurtheilt werden. Organische, folglich auch animalische Chemie ist sonach ein nothwendiges Postulat für eine mögliche Naturwissenschaft organischer und thierischer Körper. Alle organische Materie ist demnach ein chemisches Product. Alles Werden, alle Erzeugung organischer Materie ist ein chemischer Process. Alle organische Functionen im gesunden und kranken Zustande sind chemische Processe. Alle Einwirkung der organischen Materie auf sich selbst in Einem organischen Ganzen ist ein chemischer Process. Aller Einfluss fremder Substanzen auf den thierischen Körper, als Incitament, Nahrungsmittel, Heilmittel, Gift, geschieht als ein chemischer Process. Alle Gegenwirkung des organischen Körpers auf die übrige Natur ist ein chemischer Process. Die organische Materie ist von derjenigen, die wir unorganisch nennen, und unter sich specifisch verschieden. So wenig also die besondern empirischen Regeln für die chemische Natur irgend eines unorganischen Körpers für die chemische Natur eines andern ebenfalls unorganischen in dieser Besonderheit gültig sind; so wenig können die Erfahrungsregeln der Chemie unorganischer Körper für organische unbedingte Gültigkeit behaupten, ohne dass uns dies nöthigte oder berechtigte, eigene erste Principien und Naturgesetze anzunehmen, und diejenigen Grundbegriffe einer Philosophie der angewendeten Dynamik zu verlassen, denen wir, als ihren Principien, alle empirisch-chemische Erfahrungen und besondere Regeln der unorganischen und leblosen Materie unterordnen. Die kleinste Abweichung, welche der Zoonomiker, etwa zu Gunsten eines immateriellen oder quasimateriellen Princips hiervon zulässt, vernichtet alle Möglichkeit einer mit sich selbst einstimmigen wahren Naturkenntniss und Wissenschaft organisch-thierischer Wesen. Die organisch-animalische Chemie, d. i. die Wissenschaft von der Qualität der Materie, woraus organisch-thierische Naturen bestehen, untersucht in ihrem empirischen Theile diese Materien nach ihren sinnlich wahrzunehmenden Merkmalen und Verhältnissen der chemischen Anziehung und Wahlverwandtschaft; in ihrem wissenschaftlichen Theile erklärt sie jene Phänomene dynamisch. Der Charakter der Zweckmässigkeit und des Lebens kann den Naturgesetzen und der physischen Betrachtung derselben keinen Abbruch thun, weil er eine bloss subjective Vernunftidee ist, welche die Reflexion über organische Wesen leitet, aber den Naturbegriff von denselben keinesweges bestimmt. Nach dynamischen Grundsätzen ist das gewöhnliche Verfahren der Physiologen unzulässig, die Betrachtung der organisch-thierischen Kräfte von der Untersuchung der organischen und animalischen Materie zu trennen. Auch sind alle Begriffe von einem Antagonismus der lebenden und der chemisch-todten Kräfte in dem organischen Körper aus der Physik organischer Wesen gänzlich zu verbannen. Die Materie selbst neben ihren Grundkräften als beygeordnete Bedingung des Daseyns der Erscheinungen aufstellen, oder etwas Materielles, jenen Kräften untergeordnetes annehmen, worauf die Kräfte ihre Wirkung ausüben, ist baarer Nonsens. Es existirt keine ursprüngliche organische oder animalische Materie, so wenig als es eine ursprüngliche Materie überhaupt giebt. — Was die *verschiedenen Zustände der Materie betrifft*, so ist auch in dem organischen Körper ein unaufhörlicher Wechsel der Zustände, auf dessen regelmässiger Fortdauer der Organismus selbst beruht. Alle absolute Ruhe in der organisirten Materie ist bloss scheinbar. Die immer rege Bewegung in ihr ist nie bloss mechanisch; vielmehr ist eine regelmässige, stets wiederholte Erneuerung eines chemischen Processes und die Verhütung, dass kein träger, bloss in Masse beweglicher Körper entstehe, die nothwendige Bedingung der Fortdauer des organischen Lebens. Die Lebenskraft und die Kraft, welche das Universum bildet und trägt, ist eine und dieselbe, die auf regelmässigem Wechsel der Kräfte der Materie, und auf einer mit sich selbst übereinstimmenden und immer wiederkehrenden Folge ihrer Zustände beruht, und sich durch dieselben in den mannichfaltigsten Erscheinungen offenbart. Was wir organische Cohäsion nennen, haben wir uns nur als eine besondere Form und Modification der allgemeinen physischen, und zwar vornehm-

chmlich der chemischen Cohäsion vorzustellen. Die rganische Form überhaupt verträgt sich, nach Hn. ., eben sowohl mit dem flüssigen (tropfbaren und gar luftförmigen), als mit dem festen Zustande der Materie. Nach der Analogie der übrigen Natur ist u erwarten, dass die merkwürdigsten Phänomene nd Verrichtungen des organischen Körpers an den ebergang der Materie aus einem Zustande in den ndern entgegengesetzten regelmässig geknüpft seyn erden. — *Chemie der organisch-animalischen Natur.* e ist entweder empirisch oder rationell. So viel ich in der ersten Rücksicht vorzüglich neuere antiologistische Chemiker untersucht und geleistet haen; so unendlich wenig ist doch dies alles im Verältnifs zu dem, was geschehen müsste, um eine ehr als blofs fragmentarische und aus willkürlichen ypothesen zusammengesetzte chemische Physiologie rauf zu gründen. Alles Geschehene ist weiter chts, als gute Vorübung zu dem, was noch künfig wird geschehen müssen, und was mit unendlien Schwierigkeiten verknüpft ist. Soll die Chemie nigermafsen den grofsen und gegründeten Erwartungen entsprechen, welche die Physiologie unsers eitalters von ihr hegt; so müssen: 1) die sich zuächst darbietenden Materien der organischen Wesen ler Art nach ihren in die Sinne fallenden Beschafnheiten und Eigenschaften unter sich selbst und it andern Materien verglichen und beschrieben erden. 2) Eben so diejenigen Materien der übrien Natur, womit die organischen Wesen und Theile Verbindung stehen. 3) Jede dieser Materien müsste r genauesten chemischen Untersuchung unterworn werden. 4) Diese Untersuchung müsste sich auf e nächsten und entferntesten, feinern und gröbern estandtheile erstrecken, diese genau von einander, ie auch die Educte von den Producten, ingleichen osse Modificationen der Materie von eigentlichen rundstoffen unterscheiden, die jedesmaligen quanativen Verhältnisse, die Art ihrer Verbindung, und Fall einer wirklich chemischen Vereinigung den ad der Zusammensetzung ihrer Form nach mathetisch bestimmen. 5) Um die Vollständigkeit der enntnifs einer gegebenen Materie zu beweisen, ss die Möglichkeit der synthetischen Herstellung fahrungsmäfsig dargethan werden. 6) Es müsste e Form und Materie des chemischen Processes nicht ofs hypothetisch bestimmt, sondern empirisch ereifen, und aus den gegebenen Bedingungen nach gemeinen chemischen Regeln dieser Procefs selbst greiflich gemacht werden, welcher bey jeder orgaschen und animalischen Function vor sich geht. Endlich müsste man auch die Verhältnisse der ahlverwandtschaft aller dieser Stoffe zu einander, d zu allen andern in der Natur verbreiteten Stofn mit gröfster Vollständigkeit und Genauigkeit kenn. Allein auf diese vollständige Kenntnifs der genmten Natur, welche erfodert würde, um eine emische Physiologie in ihrer idealischen Vollkombeit möglich zu machen, müssen wir für immer, d für jetzt noch auf weit gemäfsigtere Ansprüche Verzicht thun. Was indessen die antiphlogistische Chemie bewiesen oder angenommen hat, das giebt der Vf. als Grundlage zu künftigen weitern Nachforschungen hier an. Als entfernte Bestandtheile oder Grundstoffe organischer Körper nennt er alle bekannten Grundstoffe der Körper überhaupt, ausser dem salzsauern, dem flussauern, dem boraxsauern Grundstoff, verschiedenen Erden und den meisten Metallstoffen. (Der Grundstoff der Salzsäure ist doch wohl nicht auszuschliefsen, da selbst die Menschengalle etwas Kochsalz enthält.) Dann zählt er die nähern Bestandtheile organischer Körper, und zwar zuerst die unmittelbaren Stoffe des Pflanzenreichs, ferner die unmittelbaren Stoffe des Thierreichs, die nächsten thierischen Bestandtheile und die Verhältnisse chemischer Grundstoffe und Producte zu dem organisch-thierischen Körper auf. Als chemische Processe im organisch-thierischen Körper werden, nach der allgemeinen Betrachtung der Anomalien der Verwandtschaft als Folgen einer mehrfachen Verwandtschaft nach *Veit*, und der Vegetation und des thierischen Lebens nach *Schelling*, das Athemholen, die Verdauung, die Bereitung des Bluts, die Ausdünstung, die Absonderungen und Ausscheidungen, die Ernährung und Reproduction, die Erzeugung der organischen Wärme, die Reizung der Muskeln, Nerven und des Zellgewebes, die Bildung von Krankheiten der Säfte und der festen Theile, die Erzeugung, der Tod und die Verwesung genannt. — *Ueber chemische Physiologie überhaupt.* Eine nicht blofs empirische, sondern rationelle Stofflehre des organisch-thierischen Körpers dürfte sich nicht darauf einschränken, die chemischen Beschaffenheiten und Verhältnisse der organisch-thierischen Materien an sich zu erörtern, sie müsste zugleich auch einen nothwendigen Zusammenhang zwischen ihnen und den eigenthümlichen Phänomenen der Organisation und Thierheit darthun. Dieser Aufgabe geschieht nur dadurch volle Genüge, dafs man: 1) aus dem Daseyn der Stoffe in und ausser der organischen und animalischen Natur, und aus den allgemeinen Regeln ihrer Wahlverwandtschaft die Entstehung sowohl der organischen Mischungen, als der organischen Gestalten als an sich möglich und unter genau zu bestimmenden Verhältnissen nothwendig ableitete. 2) Dafs man den Anfang der Organisation und des Lebens chemisch begreiflich machte. 3) Dafs man sowohl die äussern als innern Bedingungen der Möglichkeit jedes chemischen Lebensprocesses deducirte. 4) Dafs man erweisliche chemische Gesetze aufstellte, wonach aus diesen chemischen Mischungen und aus den darin gegründeten Formen der organischen Körper, unter dem bestimmten Einflusse der unorganischen materiellen Stoffe, als in der Erfahrung vorkommende organische Veränderungen, Bewegungen, Entwickelungen und Functionen begreiflich erfolgen. (Blofs die damit verknüpfte innere Erscheinung, Vorstellung und Willkür, sagt Hr. *S.*, dürfte und müsste aus materiellen Grundsätzen unerklärt bleiben.) 5) Dafs man, da alle organisirte Theile ein zweckmäfsig verbunde-

bundenes Ganze ausmachen, und da alle partielle organische Bewegungen harmonisch in einander greifen, chemisch darthate, wie sich alle jene unendliche Theile zu Einem Systeme vereinigen. 6) Dass man die Permanenz des chemischen Lebensprocesses chemisch erklärte, und 7) auf die sich immer erneuernde Schwierigkeit bey dieser Erklärung sich unabweigerlich einliesse. 8) Dass man angäbe, wie es zugeht, dass die chemischen Processe immer dieselbe Materie und Form reproduciren, und die Grenzen einer bestimmten Organisation nie überschreiten. 9) Dass man aus diesen Erklärungsgründen alle Erscheinungen des organischen Lebens ableitete, und durchaus nichts anders Fremdartiges den chemisch-physischen Gründen als Hülfsprincip beygesellte, oder diese ihm als obersten Bestimmungsgrunde unterordnete, z. B. eine Lebenskraft, einen Bildungstrieb, eine Weltseele. Bey dieser Gelegenheit giebt Hr. *S.* ein musterhaftes Beyspiel von Unbefangenheit, mit welcher er eigene ehemalige Vorstellungen, die ihm jetzt irrig erscheinen, widerlegt. Der Verfasser dieser Physiologie bekämpft den Verfasser der empirischen Psychologie auf eine Weise, die ihm die Hochachtung jedes Wahrheitsfreundes sichern muss, stände dieser selbst auf der Seite des Vfs. der Psychologie. *Kritische Entscheidung der Streitfrage über die Realität des Begriffs von einer chemischen Zoonomie.* Folgende sind die hier abgehandelten Sätze: 1) es ist keine chemische Zoonomie wirklich vorhanden. 2) Die dogmatische Behauptung, dass alle organische und thierische Phänomene lediglich auf Chemie beruhen, ist und bleibt grundlos. 3) Die dogmatische Leugnung der Existenz einer absoluten organischen Lebenskraft ist grundlos. 4) Die entgegengesetzte dogmatische Behauptung, dass die Erscheinungen der Vegetation und des Lebens nicht chemisch bedingt seyn, sondern ganz oder zum Theil von einer absoluten Lebenskraft abhangen, ist und bleibt nicht minder grundlos. 5) Da weder Thesis noch Antithesis als Dogma besteht; so darf auf keine von beiden irgend ein anderer Satz, als Dogma, gegründet werden. 6) Die alleinige und unbeschränkte Gültigkeit physischer, d. i. chemisch-mechanischer Principien in dem Gebiete der organischen Natur, mit Ausschliessung der absoluten Lebenskraft, ist ein subjectiv gültiges hypothetisches Princip. 7) Die Gesetze der Organisation und des Lebens im gesunden und kranken Zustande, wie auch die Regeln der Hygieine und Therapie sind nicht auf chemische Principien, sondern auf die nächste und unmittelbare Erfahrung zu gründen.

Zweytes Kapitel. Von der Form organisch thierischer Körper überhaupt. Zwar ist, der Sache nach, Organisation und Leben der Materie Eines und dasselbe; allein die Betrachtung darf und muss unterscheiden, was die Natur auch niemals trennt. Unter der Form organischer Körper wird hier bloss das Bleibende und Beharrliche in der Zusammensetzung der Materie, woraus das organische Wesen besteht, verstanden. Diese ist theils chemisch: organische Mischung; theils mechanisch: organische Gestaltung, oder in Hinsicht auf ihren Zweck: organischer Mechanismus. Da von jener im vorigen Abschnitte sich durchaus nicht abstrahiren liess; so gehört hierher nur die Betrachtung der organischen Gestaltung. Man nennt den Mechanismus der einzelnen Theilchen eines Organs im Verhältniss zu den übrigen: organisches Gewebe oder Textur; den Mechanismus der einzelnen Theilorgane für sich und im Verhältniss zu den andern Theilorganen und zu dem übrigen Organismus im Ganzen: organischen Bau oder Structur. Beide werden in den zwey Abschnitten dieses Kapitels abgehandelt.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Kramer: *Laura's Briefwechsel mit ihren Zöglingen.* Als Beytrag einer anständigen Unterhaltung für gebildete Frauenzimmer. Mit einem Titelkupfer. 1799. XIV u. 330 S. 8.

Laura, eine abgegangene Erzieherin, unterhält sich mit zweyen ihrer ehemaligen weiblichen Zöglinge in diesen Briefen, deren Inhalt sehr gemischt ist. Bald werden die Leserinnen mit starken Ergiessungen der Empfindungen, die nicht selten an Schwärmerey grenzen, unterhalten, bald wird ihnen eine romantische Schilderung zum Besten gegeben, bald werden Verweise ausgetheilt, bald Vorsätze zur Besserung gefasst u. s. w. Da nach dem Vorberichte, diese Briefe aus der Feder eines Frauenzimmers geflossen seyn sollen, und uns der Vorredner S. XIII. versichert, dass es ein delicates Geschäft sey, Recensent einer Schriftstellerin zu seyn; so wollen wir, um weder gegen die Delicatesse, noch gegen unsere Recensentenpflicht zu verstossen, das Weitschweifige, Trockene und Empfindelnde in manchen dieser Briefe gern übersehen, wollen bloss die moralische Tendenz dieser Schrift ins Auge fassen, ohne bey unserm Urtheile den Blick auf die Regeln zu richten, nach welchen sie als Werk der schönen Kunst betrachtet, beurtheilt werden müsste. Bey dieser Einschränkung wollen wir gern zugeben, dass diese Briefe zur Ausfüllung einiger leeren Stunden, ohne Nachtheil, gelesen werden können. Die Schlussworte: Ende *des ersten Theils*, kündigen, wenn sie nicht ein Fehler des Setzers sind, eine Fortsetzung an.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. September 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akademischen Buchhandl.: *Physiologie*, philosophisch bearbeitet von *Carl Christian Erhard Schmid*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stucke abgebrochenen Recension.)

Drittes Kapitel. *Von der organischen Wirksamkeit thierischer Körper; oder von der Organisaon überhaupt.* I. *Ueber den Begriff von Organisaon und die ihm verwandten Begriffe.* Die verschieenen Bestimmungen der Organisation werden in dieem Abschnitte geprüft, und die *Kantische* Definition ngenommen, angewendet, bestimmt und gegen Einürfe vertheidigt. — Verhältniss des Organismus um Mechanismus. — Als mögliche Arten der Oranisation nimmt Hr. *S.* eine mechanische, eine dyamische, und eine gemischte, mechanisch-chemiche, Organisation an. II. *Gesetze der Organisation.*) Jedes organische Wesen organisirt. A. Jedes orgaische Wesen organisirt ein anderes organisirtes Wen seiner Gattung. B. Es organisirt sich selbst, theils ositiv d. i. durch Realisirung der Bedingungen, wourch seine fortgesetzte Existenz als organisches Wen wirklich bestimmt wird, theils negativ d. h. durch ntfernung alles dessen, was der organischen Naar — Substanz und Wirksamkeit — nachtheilig ist.) Alle Organisirung geschieht durch Wechselwirkung ller Theilorgane eines organischen Ganzen. 3) Alle nd jede organische Wirksamkeit ist organisirend. 4) lles Organisiren in der Natur setzt vorhandene Oranisation, folglich auch ein geschehenes Organisiren oraus. 5) Alle organische Wirksamkeit, folglich lbst das Daseyn eines lebendigen Organismus, ist edingt durch etwas Aeusseres, wodurch das Organ erändert und in Thätigkeit gesetzt wird. 6) Alle organische Thätigkeit ist mit einer organischen Veränderung des Organismus, als Products, d. i. der ubstanz nach, verbunden. 7) Alle Organisirung, owohl organischer Systeme, als einzelner Theilorane, wird der Art und Grösse nach bestimmt durch as Verhaltniss des organisirenden Organs zu demjeigen, was in das Organ einwirkt, und woran dasselbe seine eigene Wirksamkeit äussert. *Begriffe und iesetze, welche sich auf die Geschichte des organischen ebens beziehen.* *Organisches Leben* ist die Wirksameit der Materie nach Gesetzen der Organisation. Da un eben diese organische Wirksamkeit das wesentche Merkmal des organischen Wesens selbst ist; so ann man sich ein organisches Wesen, seinem Begriffe nach, nicht ohne Widerspruch als nicht lebend denken, und Seyn und Leben ist für die organische Natur Eins und dasselbe. — *Organisch* nennen wir die *Veränderungen* eines Naturwesens, in so fern sie nach Gesetzen des Organismus, also der Idee einer mit sich selbst übereinstimmenden Natur gemäss, erfolgen. Der Tod und die darauf folgenden Ereignisse sind es folglich nicht. — Ein organisches Wesen wird *erzeugt*, d. h. es fängt an zu seyn und, welches hier gleich gilt, zu leben. Durch Erzeugung wird die Wirksamkeit der Materie mit dem idealisch gedachten Zwecke und Gesetze der Organisation harmonisch. — Ein organisches Wesen wird *geboren*, d. h. die organische Wirksamkeit einer gewissen Materie wird von der organischen Wirksamkeit einer früher vorhandenen organischen Natur unabhängig, von welcher sie zuvor abhing, und mit welcher sie ehedem als Theil eines organischen Ganzen in organisirender Wechselwirkung stand. — *Vollkommenheit* eines organischen Naturkörpers ist die zweckmässige Beschaffenheit, Grösse und proportionirte Vereinigung der organischen Kräfte und ihrer Wirksamkeit. — Das fortgesetzte Geschäft des Organisirens, wodurch der Organismus vollkommener wird, nennen wir *Wachsthum*. Dieses Wachsthum würde als eine blosse *Entwickelung* vorgestellt werden, wenn keine ganz neuen organischen Producte, als Theile und Kräfte, zu den vorhandenen hinzukämen; als *Bildung*, in so fern nur Mischungen, Formen und Kräfte zum Vorschein kommen; als *Ausbildung* aber, in so fern die Entstehung dieser neuen Organismen, als durch die schon vorhandenen Mischungen, Formen und Kräfte bedingt, vorgestellt werden. — *Lebensstärke* und *Lebensschwäche* bestehen in der relativen Grösse der Wirksamkeit der Materie nach Gesetzen des Organismus. Sie sind folglich nur dem Grade nach von einander unterschieden. — *Gesundheit* und *Krankheit* sind beides Zustände des organischen Lebens, die nicht bloss dem Grade nach, sondern ihrer specifischen Beschaffenheit nach von einander unterschieden sind. Gesundheit ist also eben so wenig identisch mit Lebensstärke, als Krankheit mit Schwäche des Lebens Eines ist, ob sie gleich beide in sehr engen und regelmässigen Verhältnissen zu einander stehen. Gesundheit ist der natürliche, Krankheit der widernatürliche Zustand eines organischen Körpers, beides in Rücksicht auf die Idee einer organischen Natur. Die naturgemässe, gesunde Art zu seyn und zu wirken, ist harmonisch mit sich selbst, und mit dem Zwecke ihrer sich selbst und die Gattung erhaltenden Wirksamkeit. Die naturwidrige, kranke, ist dis-

disharmonisch und widerstreitet dem innern Zwecke des Organismus. — *Von den verschiedenen Trieben der organischen Kraft oder der Lebenskraft.* Organische Triebe sind regelmäfsig innerlich bestimmte Wirkungsarten der Materie in organischen Wesen, in Bezug auf einen gewissen Zweck. In der Organonomie betrachten wir diese Triebe blofs als physische Triebe. Bey thierischen Organisationen ist ein solcher physischer Trieb jederzeit mit einem thierischen Triebe, und bey vernünftigen sogar mit einem geistigen, freyen, vernünftigen Triebe, der jenem physischen, als eine innere der harmonirenden äufsern Erscheinung entspricht, verbunden. Jeder organische Trieb, als ein solcher, geht auf Organisation, und befafst mehrere besondere. Man unterscheidet nämlich in Rückficht auf die Theile des organischen Totalzwecks den Trieb nach Erhaltung und Wachsthum des organischen Individuums und den Trieb nach Erhaltung der Gattung, in Rückficht auf das verschiedene Verhaltnifs zu den Objecten, woran sich derselbe äufsert, den Trieb der organischen Empfänglichkeit und den Trieb der organischen Selbstthätigkeit. — *Begriff und Eintheilung der Functionen des organischen Körpers.* Alle blofs äufsere Lebensthätigkeiten lassen sich vielleicht auf folgende drey Hauptarten zurückführen: Contraction, Ausdehnung, Oscillation. Von innern Lebensactionen kennen wir zwey Hauptarten: Vorstellung und Bestrebung. Die Functionen eines organisch thierischen Wesens können wir zuvörderst in organische und animalische abtheilen. Die organischen sind entweder individuelle oder generische. Der Zweck der thierischen Natur erfordert theils Bestimmung des Innern durch das Aeufsere, theils Bestimmung des Aeufsern durch das Innere. Jene Function kann den Namen der Perception, diese den der thierischen Reaction erhalten. — *Nähere Bestimmung dieser Triebe und ihrer Verhaltnisse zu einander.* 1) Der Trieb der organischen Empfänglichkeit geht auf bildungsfähigen Stoff. 2) Der Trieb der organischen Selbstthätigkeit oder der Bildung zielt auf Erhaltung und organische Vervollkommnung des Ganzen ab. — *Natur der organischen Thätigkeit.* Im Allgemeinen ist jede organische Thätigkeit eine verbindende. Der Grund aller organischen Absonderungen und Ausscheidungen ist die Bildungsunfähigkeit des Stoffes. — *Von dem Verhaltnisse anderer Naturkräfte zu der organischen Lebenskraft.* Die Eintheilung der verschiedenen Wirkungen, welche die äufsern Naturkräfte auf den Organismus hervorbringen, ist entweder physisch, oder teleologisch. In jener Hinsicht ist eine Materie theils Bestimmungsgrund der Substanz des organischen Körpers, theils Bestimmungsgrund seiner Caussalität. Ersteres ist das Reizverhältnifs, letzteres das Stoffverhaltnifs. Der Nervenpatholog zieht einseitig blofs das erstere, der Humoral- und mechanische Arzt nicht minder einseitig blofs das letztere in Betracht, da beide Verhaltnisse doch unzertrennlich zusammenhangen. Die Wirkung der Materie auf den Organismus ist nicht, wie Hr. **Röschlaub** angiebt, entweder substantiell oder blofs erregend, sondern sie ist nach Principien der Naturphilosophie theils das eine, theils das andere; sie ist Eines durch das Andere; beide Wirkungen sind gleichzeitig und identisch. In dieser Hinsicht ist der Einflufs der Naturkräfte 1) belebend, 2) zerstörend, 3) das Gleichgewicht aufhebend, 4) das gestörte Gleichgewicht wieder herstellend. Dieses Verhaltnifs ist aber nicht absolut, sondern relativ. — *Wirkungsart und Verhaltnisse der organischen Lebenstriebe unter sich selbst.* 1) Beide organische Triebe und ihre besonderen Zweige wirken unzertrennlich. 2) Die organische Kraft wirkt unabläfsig in allen Theilorganen und für alle ihre partialen Zwecke und Functionen, doch in einer verschiedenen Proportion, welche durch mannichfaltige Ursachen abänderlich ist. 3) Die ursprüngliche Wirksamkeit der organischen Triebe wird durch ihr eigenes Product, d. i. durch die Ausbildung des Organismus selbst näher bestimmt. 4) Die organischen Triebe wirken von Natur unabsichtlich. 5) Sie wirken von Natur zweckmäfsig. 6) Die Wirksamkeit der organischen Triebe ist begränzt.

Diese Anzeige des Inhalts des vorliegenden trefflichen Werks mag hinreichen, den Geist desselben anzudeuten und unsere Leser zu dem Studium des Werkes selbst, von welchem wir ihnen eine reiche Ausbeute an lehrreichen Bemerkungen und Stoff zu weitern Forschungen und Untersuchungen im Voraus versprechen können, einzuladen. Der dritte Band, welcher das Ganze für jetzt vollendet, wird, wie Hr. *S.* in der Vorrede zum zweyten Bande verspricht, bald erscheinen. — Bey einem so correcten und der Sprache, in welcher er schreibt, so mächtigen Schriftsteller fallen, beyläufig gesagt, einige kleine Abweichungen von der gewöhnlichen Rechtschreibung auf, für die man keinen Grund absieht, z. B. *Beweifs, kreifs, weifst, blos, gemäs,* würklich, mannigfaltig, Schwürigkeit. —

GESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Ziegler: *Heinrich IV K. von Navarra und Frankreich. Eine Biographie mit Hinsicht auf unsere Zeiten. In zwey Theilen.* 1797. 1 Alph. 14 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es ist sehr lobenswürdig, dafs unsere Schriftsteller jetzt anfangen wichtige Theile der Geschichte so zu bearbeiten, dafs ihre Lesung Unterhaltung gewahrt. Wenn auch die Geschichte selbst durch diese Arbeiten nicht unmittelbar gewinnt; so wird doch dadurch für dieselbe mehrere Aufmerksamkeit und Liebe erregt, und sie wird allgemeiner die Lehrerin der Menschen. Dafs die lesende Welt unter unsern Nachbaren bessere Kenntnisse in der Geschichte, besonders in der Landesgeschichte besitzet, als man unter uns zu finden pflegt, hat man dafelbst gröfstentheils Büchern dieser Art zu danken. Man verlangt bey solchen Werken keine Eigenschaften, die ihnen einen

nen auszeichnenden historischen Werth geben soln. Aber Vermeidung grober Irthümer, fleissige usammentragung desjenigen was man zugleich für aterrichtend und unterhaltend hält, eine gute Andnung, die der Uebersicht des Ganzen zu Hülkommt, und ein angenehmer Vortrag, sind aerlassliche Foderungen, wenn der Schriftsteller eyfall erhalten soll. Der Vf. des vor uns liegenn Werks hat die mehrsten derselben erfüllt. Wir id auf keine grossen historischen Fehler gestossen, enn auch unbedeutende Abweichungen angetroffen erden, von denen wir hernach einige anführen ollen. Verschiedene Anekdoten, die nicht angeführt erden, würden dem Buche zur Zierde gedient haben. . B. die herrliche Scene der Aufklärung eines Missrständnisses zwischen dem Könige und Sulli: „Stem sie auf, Rosni, die elenden Menschen dorten öchten glauben, dass ich ihnen verziehe." Im ganm ist aber die Auswahl gut und zweckmässig. Auch gen die Anordnung haben wir nichts wesentliches zu innern. Allein desto mehr gegen die Schreibart des s. Er gehört zu denen die glauben, dass man schön areibt, wenn man in einer strotzenden, auf Stelm gehenden Schreibart gewöhnliche Dinge sagt, e, gerade deswegen, weil sie gewöhnliche Dinge id, diese Schreibart nicht vertragen können. Er hreibt seine Sprache rein und ohne Fehler, und da o er natürlich erzählet, lieset man ihn gerne. Aber in, und derer, die wie er denken, unglückliches erlangen ihre Leser in jeder Periode durch etwas isserordentliches, von niemanden vor ihnen so stark ler so eindringend gesagtes, überraschen zu wol- a, verlasset diese Schriftsteller auf keiner Seite, oh- dass sie es fühlen, dass sie gerade durch dieses zu ltbare Verlangen Bewunderung zu erregen die irkung ihrer Anstrengung verlieren. Dazu kommt ch, wie das überall der Fall ist, wenn man zu gleich zu gefallen sucht, dass sie sich oft sehr linch dabey nehmen. So kann der Rec., der schon vas lange mit der historischen Muse bekannt ist, n Vf. versichern, dass sie es ungerne hört, wenn : Helden in einem Buche *brüllen*, ungerne sieht, nn sie grinzen, und dass sie es nicht ist, welche che Sturm und Drang verkündigende Wörter, als *rquetschen*, *Menschen würgender Wille* u. d. gl. inrirt. Auch lehrt sie nicht, dass man um stark und serordentlich zu sprechen, Sachen sagen soll, woein verkehrter, oder gar kein Sinn ist. Unter die se treten, ist eine gute metaphorische Redensart, von einer Handlung hergenommen ist, die wir Tage sehen; anstatt derselben *unter die Füsse rol-*, zu *sagen*, ist ohne Sinn. Was soll S. 179. mit Worten angedeutet werden: „man empfahl dem ke mit *thrasonischer Arroganz* den Eifer, den war- Glauben, und die feste Anhänglichkeit der Guian der heiligen alten Religion." S. 489. *lähmt* die Betäubung an des Königs Heiterkeit. S. 490. *guet* der Reichstag Ursachen. S. 500. hat die Areinen *bleichenden* Schreck. (Schrecken) Die Menn grüssen sich nicht, sondern sie *befreunden* sich, und belangweilen sich nachher. Der Fanatismus *tost* fürchterlich S. 413. und hat S. 448. *Oscillationen*. S. 513. ist nicht die französische Handlung unterbrochen, sondern das *Länderpaarende Schiff ist entmastet*. Wir sind bey mehrern Sätzen über den Sinn derselben in Verlegenheit: z. B. S. 86. sie konnten kein Vertrauen zu einem Frieden fassen, der so vielen *ungebetenen* Vortheilen *entsagte*. S. 488. Der Mittelpunct des Königreichs *neigte sich zur Demarkationslinie* des tödlich geschworensten Feindes. S. 503. Philipps ehrgeizigen Kriege, die seinen Namen in der *dankbarsten* Geschichte ewig brandmarken werden, erschöpften seine Cassen. S. 203. ein Mann wie Mayenne, der dem Hochgefühl seiner Ehre nicht die erbettelte Gunst des Volks schlachten konnte. — Aber die Beweise sind unzählbar, wie weit der Vf. in seiner Gedanken-Fülle über das Verständliche erhaben ist. Um zu der Erzählung selbst zurück zu kehren, so fehlt der Vf. zuweilen — nicht sowohl in der Vorstellung der Thatsachen, als in seinen Urtheilen. So hatte Heinrich III in Polen warlich nicht die Huldigung aller Herzen, und er und seine Unterthanen waren nicht so gegen einander gestimmt, dass sie von einander hätten einen dankvollen Abschied nehmen können. S. 134. Des Hn. v. Mayenne Charakter ist viel zu gut gezeichnet. Wie kann der Vf. von diesem Oberhaupte der Ligue S. 203. sagen: er sey der geschworenste Feind aller aufrührerischen und düstern Anschläge gewesen? Wie S. 271. von dem schändlichen Heinrich III, dass er seine Unterthanen habe glücklich machen wollen? Wenn Heinrich IV wirklich Livius verlorne Bücher gern mit einer seiner besten Provinzen *eingekauft* hätte, wie der Vf. S. 529. behauptet, so wäre das ein Beweis einer grossen Schwäche gewesen. Auf der 555 S. ist in dem, was von der französischen Staatsverfassung und dem Parlemente gesagt wird, fast jede Zeile ein Irthum, und doch spricht der Vf. in einem Tone, als wären dieses lauter bekannte Wahrheiten. Er glaubt Heinrichs Plan zu einer allgemeinen christlichen Republik sey ausführbar gewesen. Einer von den beygebrachten Gründen für denselben ist, „dass sich Habsburg dadurch beruhigen können, dass es nebst der Wohlthat nicht aus der Liste der Staaten ausgestrichen zu werden, noch die Freyheit erhielt, sich noch in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten auszubreiten!" Wie wenn ein Recensent, des Vfs. Buch so anzeigte: Der Vf. kann sich beruhigen, dass er nicht aus der Liste der Autoren ausgestrichen wird, und erhält die Freyheit über alle schon entdeckte, und noch zu entdeckende Wahrheiten zu schreiben; ?

Leipzig, b. Gräff: *Lech und einige seiner Nachfolger*, oder *Geschichte der Entstehung des Polnischen Reichs*. 1795. 400 S. 8. nebst einem Titelkupfer. (1 Rthlr.)

Auch dieser Schriftsteller verlangt, wie schon so mancher andere, dass man ja nicht eher ein Urtheil über sein Werk fällen möge, bis mehrere Bände dessel-

desselben erschienen seyn würden, weil man alsdann erst werde beurtheilen können, ob er richtig und mit gehörigem Fleisse gearbeitet habe. Nun gesteht Rec. aufrichtig, dass er sich an ein solches Verlangen nie gekehrt habe, weil es ihm nicht allein an sich verdächtig vorkam; sondern ihn auch eine nur flüchtige Prüfung solcher Bücher überzeugte, dass sich bereits von ihrem ersten Theil sehr wohl ein gegründetes Urtheil fällen lasse; dass aber ihre Verfasser die Absicht hatten, indem sie ein solches *Ersuchen an die Herren Kunstrichter* ergehen liessen, diese möchten den ersten oder die ersten Theile ihrer Waare ohne alle Anzeige von den Fehlern derselben durchschlüpfen lassen, damit sie nicht gleich, wenn sie zum erstenmale zum Kauf ausgeboten wird, abgewiesen werde. Zufälliger Weise hat sich indessen die Recension der gegenwärtigen Schrift bis ins fünfte Jahr verspätet; ob sie weiter fortgesetzt worden sey, ist uns nicht bekannt; desto mehr wird es nun wohl erlaubt seyn, unsere Meynung darüber zu sagen. Zwar hat sich der Vf. schon gewissermaassen selbst durch das Bekenntniss verrathen, „dass dieser im ersten Bande erschienene Theil der Geschichte unmöglich mit so vieler Pünctlichkeit zu bearbeiten gewesen sey, wie er sich auf das Ganze anzuwenden vorgenommen habe.“ Allein es fehlt ihm so ganz an historischer Kritik, und auch an Selbstgefühl, dass man nur einigen richtigen Begriff von den Quellen der ältesten Polnischen Geschichte haben darf, um ihm entscheidend sagen zu können, er habe blos ein angenehmes Fabelbuch über dieselbe zusammengeschrieben, in dem auch, nach dem allerneuesten Geschmacke, bereits viele Anlage zum Drama und Roman sichtbar ist. Es ist nichts als Staub, den er unkundigen Lesern in die Augen zu streuen versucht, wenn er (Vorr. S. IV. fg.) schreibt, „dass alle Geschichtbücher, welche diesen Zeitraum berühren, zwar so voll von Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen sind, dass es *fast unmöglich* sey, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und dass überall grosse Lücken in der Geschichte bleiben, welche *ganz unmöglich* ausgefüllt werden können; dass er aber doch, *so viel es ihm möglich gewesen sey*, alles zusammen gesucht habe, um eine zusammenhängende Geschichte des Ursprungs vom Polnischen Reiche der Welt vorlegen zu können; dass er freylich auch zum Theil *etwas unwahrscheinliche Geschichten* habe mit einfliessen lassen, um doch einigermaassen den Zusammenhang des Ganzen zu erhalten; und diese habe er aus einer alten Chronik nur alsdann genommen, wenn *Dlugosz*, *Cromer* und andere ihm gar keine befriedigende Auskunft gaben.“ Er weiss also nicht, dass weder Dlugosz, noch seine Polnischen Nachfolger, im Stande sind, einige befriedigende Auskunft über die älteste Polnische Geschichte zu ertheilen; dass *Kadtlubek's*, und *Boguphal's*, und anderer älteren Chronikenstoppler ungereimte Mährchen eben so wenig Glauben verdienen; dass *Lech*, und *Czech*, und was dem anhängig ist, in unsern Zeiten durch chemische Processe gegangen sind, welche wenig mehr als ein *caput mortuum* von ihnen übrig gelassen haben; u. dergl. m. Getrost aber erzählt er dennoch die Abentheuer von *Czech* und *Lech*, besonders mit dem furchtbaren Greife auf dem Berge, dessen eigenhändige Lebensbeschreibung er noch herauszugeben droht; und die Regierungsgeschichten *Krachus I.* und *Krachus II.* und des Brudermörders *Lech*, und der schönen *Wanda*, die sich endlich selbst in die Weichsel stürzte; womit zugleich dieses Buch ein tragisches Ende nimmt. Wer es nicht glauben will, wie Krachus II. in einem Walde umgebracht worden sey, der findet es auf einem artigen Küpferchen sehr augenscheinlich dargestellt; und Zusammenhang hat der Vf. übrigens genug aus seinem Kopfe in diese ganze Geschichte gebracht. Die *ganz pragmatischrichtige Geschichte von Polen* in den folgenden Zeiten *in einem gefälligen Gewande*, die er herauszugeben verspricht, wollen wir ihm also unsers Theils gar gerne schenken.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Leo: *Erste Nahrung für den keimenden Verstand guter Kinder*, insbesondere für Julius, Carl, Louise, Betti entworfen von ihrer Mutter. *Zweite verbesserte Auflage.* 1799. 101 S. 12. (1 Rthlr.) Schon der schnelle Absatz der ersten Auflage, welche 1798. (95 S.) erschien, beweiset, dass dieses kleine niedliche Kinderbuch Liebhaber fand. Es bestehet, ausser einer, in deutscher und französischer Sprache abgefassten, kurzen Einleitung, die den Zweck des Buchs angiebt, aus 24 Blättern, deren jedes 3—6 Abbildungen von Naturgegenständen zuweilen auch von einem Kunstwerke enthält, welche sämmtlich nach der Natur gezeichnet, nach alphabetischer Ordnung gestellt, und denen ihre deutsche und französische Namen auf besondern Blättern beygefügt sind. Die Zeichnungen sind fast durchgängig richtig und schön. Nur das Brodt ist verunglückt. Gegen die ausgehobenen Gegenstände haben wir nichts weiter zu erinnern, als dass wir die Kanone wegwünschten. Angehängt sind noch einige Blätter mit Zeichnungen der verschiedenen Farben und eine kurze Anleitung, den Kindern anschauende Begriffe von den Zahlen beyzubringen. Obgleich Rec. über Bilderfibeln ganz übereinstimmend mit *Kant*, (in seiner Anthropologie) *Plato*, (in seinen Gedanken über Abcbücher) und andern denkt, welche ihren Gebrauch verwerfen; so kann er doch gegen ein Bilderbuch, das vorzüglich zur Unterhaltung und nur gelegentlichen Belehrung für das ganz zarte Kindesalter bestimmt ist, nichts Erhebliches einwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. September 1799.

PHILOLOGIE.

LONDON, b. Kearsley: *Q. Horatii Flacci*, quae supersunt, recensuit et notulis instruxit *Gilbertus Wakefield*, A. B. Coll. Jes. Cant. nuper socius. *Volumen prius*, Carmina complectens. — *Volumen posterius*, Satiras et Epistolas complectens. 1794. kl. 8.

Der Verleger, der anfänglich blofs einen saubern Abdruck des Horaz nach der Baxter. Recension zu veranstalten gesonnen war, liefs durch einen seiner Freunde Hn. Wakefield ersuchen, die Correctur zu besorgen, damit der Text so fehlerfrey, als möglich, ausfallen möchte. Hr. Wakefield fand sich auch bereitwillig, dieses Geschäft zu übernehmen, doch nur unter der Bedingung, dafs es ihm erlaubt seyn müsse, offenbar verdorbene Stellen nach seinem Gutdünken abzuändern, weil er sich nicht überwinden konnte, unbezweifelte Corruptelen gleichsam mit stillschweigender Einwilligung zu sanctioniren; und er erreichte seinen Zweck. Auf diese Weise haben wir anstatt eines blofsen Abdrucks nach Baxter eine ganz neue Recension des Textes erhalten, wobey der Herausgeber gar keine kritischen Hülfsmittel gebraucht, sondern das Ganze nach seinem individuellen Geschmack und Urtheil angeordnet und eingerichtet hat. Wenn es überhaupt nur in sehr seltenen Fällen und unter grofsen Einschränkungen erlaubt seyn kann, sogenannte Conjecturen, ob sie gleich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, in einen allgemein gangbaren Text aufzunehmen; so dürfte ein solches Verfahren noch weniger bey einer Handausgabe zu billigen seyn, die zunächst für Dilettanten und Liebhaber typographischer Schönheit bestimmt zu seyn scheint, und wo schon der enge Raum keine umständliche Auseinandersetzung der Gründe für oder wider eine Lesart zulafst. Indessen da jetzt nicht sowohl die Rede davon seyn kann, was hätte geschehen sollen, als vielmehr von dem, was wirklich geschehen ist; so wollen wir wenigstens einige Stellen, die hier in veränderter Gestalt erscheinen, etwas näher beleuchten, und den Leser in den Stand zu setzen suchen, über das Ganze selbst ein Urtheil fällen zu können. Die vorkommenden Verbesserungen betreffen theils die Interpunction, theils die Wörter selbst. B. I. Od. III. v. 5. *Navis, quae tibi creditum Debes Virgilium, finibus Atticis Reddas incolumem, precor.* In allen Ausgaben steht das Comma nach *Virgilium*. W. hat es nach *finibus Atticis* gesetzt, und folgende Anmerkung hinzugefügt: *Erat Virgilius scilicet in fines Atticos nave deferendus, unde in patriam reditum tutum dilectissimo poetae precatur Flaccus: cui scriptoris scopo manifeste per nostram interpunctionem consultum ivimus.* Horaz scheint vor der Hand weiter nichts zu wünschen, als dafs sein Freund gesund und wohlbehalten in Attika landen möge. Auf eine glückliche Ueberkunft deutet auch der achte Vers, *Et serves animae dimidium meae*, obgleich der Wunsch, ihn wiederzusehen, hiermit zugleich ausgedrückt wird. Was aber das *debes* betrifft; so kann dieses wohl schwerlich auf den Ort, wo das anvertraute Gut abgeliefert werden soll, sondern es mufs vielmehr auf die Person, die etwas anvertraut hat, hier also auf den Horaz selbst, bezogen werden. So auch in dem Fragment des Callimachus, Μητέρα και ζώνηαν ὀφείλετε. S. Valckenaer Callim. Fragment. p. 14. In derselben Ode v. 18. hat Wakefield, der so oft die Bentl. Verbesserungen in den Text aufgenommen, der alten Lesart *siccis oculis* mit Recht den Vorzug gegeben. Es kommt hier alles auf den Ideengang des Dichters, und folglich auf die richtige Erklärung an. Gewöhnlich versteht man die Stelle so, als ob die Worte, *Quem mortis timuit gradum*, in unmittelbarer Verbindung mit den vorhergehenden, *Illi robur et aes triplex Circa pectus erat*, stünden, und übersetzt, „gar keine Art des Todes hat derjenige gefürchtet, der die schwimmenden Seeungeheuer und die hohen Blitzgebirge in Epirus mitten im Sturm mit thränenlosem Auge, d. i. ohne Furcht, erblickt hat. So aber hätte Horaz seinen Schiffer selbst zum gröfsten Ungeheuer gemacht, und mit seinen *siccis oculis* eine offenbare Ungereimtheit gesagt. Es kann in dieser Stelle nicht mehr die Rede vom *ersten* Schiffer seyn, sondern sie mufs, wenn wir nicht gänzlich irren, von jedem andern Reisenden auf dem adriatischen Meer verstanden werden, ungefähr in diesem Sinn: welchen (hohen) Grad des Todes hat derjenige gefürchtet, der auf jener unsichern Reise, vom Sturm ergriffen, nun in der Gefahr schwebte, jeden Augenblick an den Felsen zerschmettert, und von den Wellen verschlungen zu werden? dem in dieser Lage die Natur das einzige Labsal des Unglücklichen, die Thränen, versagte? Nur so erhalten die *sicci oculi* einen Sinn. Vergl. Eurip. Orest. 391. δεινὸν δὲ λεύσσεις ὀμμάτων ξηραῖς κόραις.

B. I. Od. IV. 8. *Vulcanus ardens urit officinas.* Wakefield hat die nur in einer einzigen Handschrift vorkommende, auch von Bentley gebilligte Lesart *visit* in den Text aufgenommen. Es lafst sich aber gar nicht denken, dafs die Abschreiber ein so schwer zu

zu erklärendes Wort, *urit* nämlich, an die Stelle des ganz gemeinen *visit* gesetzt haben sollten, und jenes hat ebenfalls einen sehr guten Sinn. Die Besorgniss, die Bentley äusserte, die Officin des Vulkan möchte bey dem *urit* in Brand gerathen, ist ganz ungegründet. Zu denjenigen Beweisstellen, die Hr. Mitscherlich gesammelt hat, füge man noch Pindar Olymp. X. 90. Καὶ συμμαχίᾳ θόρυβον Παραίθυξε μέγαν. Ἐν δ' ἕσπερον ἔφλεξεν εὐώπιδος Σελάνας ἐρατὸν φάος, (imminente Luna) Ἀείδετο δὲ πᾶν τέμενος u.s.w. Auch die Tautologie, die Bentley in der Verbindung des *ardens* mit *urit* fand, fällt ganz weg, wenn man bey jenem nur an das griechische αἴθων denkt. Αἴθων (auch als Adjectiv) heisst nicht bloss der Brennende, sondern auch der Gebrannte, der Braune, der Schwarze, folglich der mit Staub und Kohlen beschmutzte (σποδιῇ κεχρημένος αἰθῇ) gerade wie Lucian den Vulkan beschreibt Sacrif. T. I. p. 531. βάναυσον καὶ χαλκέα καὶ πυρίτην, καὶ ἐν καπνῷ τὸ πᾶν βιοῦντα, καὶ σπινθήρων ἀνάπλεων, οἷα δὴ καμινευτήν, oder wie er ihn anderwärts nennt, Deor. Dial. T. I. p. 215. ὑπὸ τῆς αἰθάλου κατηθαλωμένον τὸ πρόσωπον. So wird ein Aethiopier in einem Fragment des Alexis, Grot. Excerpt. p. 557. αἴθων [illegible] genannt, und auch bey Claudian 72, 3. heisst Vulkan *ardens deus*. Uebrigens muss die ganze Stelle von v. 5—10. eine der schönsten des Horaz, (*Jam Cytherea choros ducit Venus — Junctaeque Nymphis Gratiae decentes Alterno terram quatiunt pede — Nunc decet aut viridi nitidum caput impedire myrto, Aut flore, terrae quem ferunt solutae*) mit einem Fragment aus den Cyprischen Gedichten bey Athenäus XV. p. 682. verglichen werden:

> Ἡ δὲ σὺν ἀμφιπόλοισι φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη
> Πλεξάμεναι στεφάνους εὐώδεας, ἄνθεα γαίης,
> Ἂν κεφαλαῖσιν ἔθεντο θεαὶ λιπαροκρήδεμνοι
> Νύμφαι καὶ Χάριτες, ἅμα δὲ χρυσῆ Ἀφροδίτη
> Καλὸν ἀείδουσαι κατ' ὄρος πολυπιδάκου Ἴδης.

B. I. Od. VII. 26. *Ibimus, o socii comitesque:* in der neuen Ausgabe steht das Colon nach *Ibimus*, und die Worte, *o socii comitesque* werden, unserm Gefühl nach, besser mit dem folgenden Vers verbunden, *Nil desperandum Teucro duce, et auspice Teucro.* Bisweilen mag wohl die Gewohnheit, eine Stelle so und nicht anders zu lesen, Ursache seyn, dass man einer neuen, vielleicht richtigern, Interpunction beyzupflichten Bedenken trägt. B. I. Od. XV. 16. *Necquicquam thalamo graves Hastas, et calami spicula Gnossii Vitabis.* Hr. *W.* verbindet das *Necquicquam* mit dem Vorhergehenden: *Imbelli cithara carmina divides Necquicquam: thalamo graves* etc. mit folgender Erklärung: *Vitabis quidem hostes — serus tamen crines pulvere collines.* Wir finden doch mehr Nachdruck bey der alten Abtheilung. — B. I. Od. XXXVII. 23. *nec latentes Classe cita reparavit oras*, wird *repedavit*, welches hier vorgezogen worden, schwerlich für die richtige Lesart anerkannt werden. So würden wir B. II. Od. X. 9. *Saepius ventis agitatur ingens Pinus*, nicht mit Burmann's *Saevius ventis* etc. vertauscht haben. Vergl. Lucillii ep. CXIX. Anal. T. II. p. 342. — Aeusserst hart dünkt uns folgende Zusammenstellung der Worte B. III. Od. VI. 18. (nach der veränderten Interpunction) *Foecunda culpae saecula nuptias Primum inquinavere et genus, et domos Hoc fonte derivata clades, Inque patres, populumque fluxit.* Man soll das *In* auch auf *genus et domos* beziehen. Solche Beyspiele kommen allerdings, und zwar nicht bloss bey den Römern, sondern auch bey den Griechen vor. Aber weder Wakefield, noch Valckenaer, der hievon handelt, Callimach. Fragm. p. 178. hat eine Stelle angeführt, wo die Präposition so weit von dem erstern Subject getrennt, oder wo überhaupt mehr, als zwey Subjecte, auf diese Weise mit einander verknüpft würden. Offenbar setzt Horaz das Verderben einzelner Familien dem Verderben des ganzen Volks entgegen, und eben darum wird, *in patriam*, die richtigere Lesart seyn. Noch sonderbarer ist uns folgende Veränderung vorgekommen B. III. Od. XXIX. 5. *Jamdudum apud me est: eripe te morae; En! semper — udum Tibur, et Aesulae Declive contempleris arvum et Telegoni juga parricidae.* Was hiermit ausgedrückt werden soll, „komm! und geniesse des Anblicks von Tibur, Aesula und Tusculum," liegt ja auch in der gewöhnlichen Lesart, die weit natürlicher ist, *nec semper udum* etc. „Blicke nicht immer nur von deiner hohen Turris auf sie herab." — Epod. X. 7. *Insurgat aquilo, quantus altis montibus Frangit trementes ilices.* Als Vorschlag hätte, *plangit*, wie W. verbessert, in den Anmerkungen wohl einen Platz verdient. Im Texte selbst wird sich Mancher mit, *frangit*, auch fernerhin zu behelfen wissen, ohne sich an die Frage zu kehren, *quorsum sodes tremere, si frangantur?* — In den Satyren sind wir auf einige sehr glückliche Verbesserungen gestossen. B. I. S. 1. 4. *O fortunati mercatores, gravis annis Miles ait.* Nicht der alte Soldat, sondern der Soldat überhaupt wird sich unter der Last seiner Waffen über seinen Zustand beklagen, und sich an die Stelle des Kaufmanns wünschen, wie hinwiederum dieser den Soldaten glücklich preisst. *navim jactantibus austris.* Die Veränderung, *gravis armis*, hatte schon ein anderer Gelehrter, wie Gesner bemerkt, vorgenommen, welches Hn. *W.* entgangen zu seyn scheint, der sich noch auf Livius IX. 19., *gravis armis miles*, beruft. — B. I. S. VI. *Nec, quod avus tibi maternus fuit, atque paternus, Olim qui magnis legionibus imperitarent.* Der Abbé Souchay glaubte in seinen „*Untersuchungen* über das Leben des Mäcenas" aus dieser Stelle beweisen zu können, dass die Vorfahren desselben, nachdem sie aus Arezzo nach Rom gezogen, hier in grossem Ansehen gestanden und Armeen commandiert hätten. Aber es findet sich, wie Wieland schon bemerkt hat, keine Spur in der Geschichte oder den Fastis der römischen Republik, dass in der Cilnischen Familie, aus welcher Mäcenas stammte, jemand die höchsten Würden in derselben bekleidet habe. Gleichwohl lässt sich die

ie Stelle nicht leicht anders erklären. Da aber Horaz ffenbar nichts weiter fagen wollte, als dafs Mäcenas etrurifche Könige oder Lucumonen unter feinen Ahnen zähle; fo fällt alle Zweydeutigkeit weg, enn man mit Wakefield lieft, *Olim qui magnis regionibus imperitarent.* — Am meiften hat der Herausgeber an der dritten Satyre des zweyten Buchs efeilt, wo er v. 25. *Mercuriali* ftatt *Mercuriale*; v. 72. *effundere vidi* für *et ludere vidi*; v. 234. *Tu nive Lucana* mit Markland, anftatt *In nive L.*, endlich v. 12. *Quale prius, ducas opus* emendirt. Doch alle efe Einfälle werden durch eine *emendatio palmaria* derfelben Satyre v. 215. aufgewogen. Es heifst felbft gewöhnlich; *Si quis lectica nitidam geftare net agnam, Huic veftem ut gnatae paret, ancillas aret, aurum, Rufam et Rufillam appellet, forti marito Deftinet uxorem* etc. Wer wird fich überden können, dafs Horaz zweymal nach einander aret gefetzt habe, ohne den Hauptbegriff, um den h das Ganze dreht, den Vater, näher zu bezeichn? W. lieft vortrefflich, *Huic veftem, ut gnatae ater; ancillas paret, aurum* etc. und fetzt mit Recht nzu: *Scabiem odiofam dictionis purgari, facili, et, fallor, felici correctione.* — Weniger günftig ift e Mufe der Kritik diefem Gelehrten in einigen Stelen der Horazifchen Briefe gewefen. Wenn diefer ichter B. I. Br. II. 17. fagt: *Rurfus, quid virtus et uid fapientia poffit, Utile propofuit nobis exemplar lyffem*; fo findet man hierin eben fo wenig etwas nftöfsiges, als in Wieland's Ueberfetzung: „Im Gegentheil, was Tugend und was Weisheit vermögend y, davon ftellt uns Homer ein nützlich Beyfpiel in lyffes auf." Aber Jedermann wird bey der neuen onftruction, *quid virtus et quid fapientia poffit Utile, propofuit* etc. anftofsen, und fich über die Verhrung des Vfs. wundern, *unde numerofior ac pulchrior decurrit locus.* Die *chartae ineptae* B. II. Br. I. o. find in *chartis inemptis* finnreich genug verwanlt: *fuch books as nobody will buy.* Wie aber Hr. den Vers, *Obturem patulas impune legentibus res*, B. I. Br. II. 105. ganz unerklärbar finden konn-, läfst fich nicht leicht einfehen. Schon in feinen itifchen Wäldern I. p. 18. corrigirte er: *Obtundam patulas* etc., welches jetzt im Texte fteht; (es ll *Obtundam* heifsen, wie in einer Nachfchrift ernert wird). Wie paffen aber *obtundere* und *legentes* zufammen? Die Rede ift ja von fchlechten chtern und überläftigen Vorlefern: „Denn folche ümper heilt fogar das Lachen des Publicums von er Thorheit nicht: Sie fchreiben *con Amore.*" ch ift es wohl noch Niemanden eingefallen an der chtigkeit des Ausdrucks und der Conftruction in n bekannten Vers A. P. 72. zu zweifeln: *Quem es arbitrium eft et jus et norma loquendi.* Jetzt rft W. die Frage auf, ob jemals ein Römer fich fo e ausdrücken können, *quem penes arbitri- jus loquendi eft* (?) (So freylich nicht!) — *arbitrium voluiffet Venufinus, quam proclive fuerit ibere ad hunc modum? Cui penes arbitrium et jus et norma loquendi.* (!) Es ift möglich, dafs Rec. entweder den Horaz oder feinen Commentator nicht verfteht. Billig überläfst er es dem Urtheil fachkundiger Lefer, den nunmehr fo interpolirten Vers, *Quem penes arbitrum eft et jus, et norma loquendi*, nach Verdienft zu würdigen.

Diefe überaus fchön auf Velinpapier gedruckte Ausgabe ift noch durch zwey Titelvignetten, welche die Köpfe des Horaz und Mäcenas mit Darftellung zweyer Stellen des venufinifchen Dichters Lib. II. Od. XIX. und Ar. P. 220. enthalten, beide von Burney gezeichnet und von Skelton geftochen, verfchönert worden; und es wäre nur noch zu wünfchen, dafs der Eleganz nicht alles aufgeopfert, fondern die Verfe numerirt feyn möchten, weil diefer Mangel den Gebrauch des hinter den Text gedruckten Commentars gar fehr erfchwert, und Bücher doch im Grunde nur für diejenigen, die fie lefen, nicht aber für folche, die fie blofs anfehen, gedruckt werden follten, wie bereits ein englifcher Recenfent diefes Werks mit Recht erinnert hat.

Schleswig, b. Röhfs: *Marc. Aurel Antonin's Unterhaltungen mit fich felbft.* Aus dem Griechifchen überfetzt. Mit Anmerkungen und einem Verfuche über Antonin's philofophifche Grundfätze begleitet von *J. M. Schultz*, Conr. an d. königl. Domfchule zu Schlefswig. 1799. 228 S. gr. 8. (20 gr.)

Diefe Ueberfetzung war urfprünglich nicht zur öffentlichen Bekanntmachung beftimmt; der Vf. entwarf fie nur anfänglich für fich felbft, weil er diefe Arbeit für eine dienliche Vorbereitung auf die künftige gelehrte Bearbeitung des Antoninifchen Werks hielt. Der Troft aber, den das Werk ihm felbft in feiner Lage einflöfste, erweckte in der Folge den Vorfatz, diefe deutfche Bearbeitung dem Publicum mitzutheilen. Er revidirte daher den gewöhnlichen Text nach allen vorhandenen Ausgaben, die Bafeler von 1568 ausgenommen, die er nicht erhalten konnte, und nach den verfchiedenen Lefearten, die fich in den vatikanifchen und mediceifchen Handfchriften finden, und die fchon der franzöfifche Ueberfetzer, de Joly, obgleich nicht mit gehöriger Genauigkeit, benutzt hatte. Die Ueberfetzung von Reche, die im J. 1797, da unfer Vf. kaum mit diefer Durchficht fertig war, erfchien, brachte ihn von feinem Vorhaben nicht ab, fondern beftimmte ihn vielmehr, feiner Ueberfetzung durch Fleifs und Aufmerkfamkeit den Werth zu ertheilen, den er ihr in feiner Lage geben konnte.

Der Vf. war mit den Schwierigkeiten einer Ueberfetzung überhaupt, und insbefondere einer Ueberfetzung des Antoninifchen Werks hinlänglich bekannt; allein er hat fie meiftens glücklich überftiegen. Da wir die Rechifche Ueberfetzung nicht zur Hand haben; fo können wir keine Vergleichung zwifchen beiden Arbeiten anftellen; allein die vor uns liegende Ueberfetzung ift, im Ganzen genommen, und einzelne wenige Fälle, wo wir lieber einen an-

dern Ausdruck gewählt hätten, worüber sich aber nicht sowohl nach Gründen, als nach einem gewissen Gefühl urtheilen lässt, abgerechnet, getreu und richtig; der Charakter und die Schreibart Antonin's ist glücklich getroffen worden, ohne dass die Deutlichkeit oder der eigenthümliche Charakter der deutschen Sprache dabey gelitten hätte.

Unter dem Texte stehen Anmerkungen, die dazu bestimmt sind, theils die ungelehrten Leser mit den historischen Vorkenntnissen bekannt zu machen, und ihnen die Einsicht in den Sinn einzelner Stellen zu erleichtern, theils die Abweichungen von dem gewöhnlichen Texte anzugeben, die der Vf. nöthig fand, und die sich theils auf die verschiedenen Lesearten der Manuscripte, theils auf die Conjecturen anderer Kritiker, theils auch auf des Vfs. eigene Vermuthungen gründen. Die Anmerkungen sind zweckmässig, und der Vf. zeigt überall eine besonnene und nüchterne Kritik, gleich weit entfernt, sich durch glänzende und scheinbare Conjecturen blenden zu lassen, und da einen Sinn finden zu wollen, wo keiner ist. Nur gegen wenige Conjecturen des Vfs. finden wir etwas zu erinnern. V, 16. πρὸς ὃ δὲ κατεσκεύασται ohne Zweifel ein Einschiebsel des οὕπερ ἐγένετο ἕκαστον γατεσ·, ὕπερ mit dem Vf. für τινὸς anzunehmen, verstattet der Sprachgebrauch nicht. V, 36. ὁ γέρων ἀπελθὼν mit Reiske für einen Latinismus, *qui senex evasit*, anzunehmen, ist wohl zu gewagt; wenigstens fände dann der Artikel nicht statt. Wir verbinden ἀπελθὼν αἰτεῖ, *er ging hin und bat um den Kreisel*, wo dann ἀπελθὼν, so wie ἐλθὼν und ἰὼν öfters überflüssig steht. Dass S. 2. in der Note *Persianer* steht, ist wohl nur ein Druckfehler anstatt *Prusianer*. — Am Ende folgt noch ein kurzer und gedrängter, jedoch lichtvoller Versuch über Antonin's philosophische Grundsätze. Nach einer solchen Probe ist zu wünschen, dass der Vf. bald Musse finden möge, eine neue kritische Ausgabe dieser Unterhaltungen des philosophischen Kaisers zu liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreussen, b. Korn d. ä.: *Predigten über einige besonders interessante Materien*, die zum Theile selten auf der Kanzel abgehandelt werden. 1799. XVI u. 316 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Sowohl die grösstentheils interessanten Themen, als auch die bey der Ausführung beobachtete Ordnung, Kürze und Deutlichkeit im Vortrage, erheben diese Predigten über das Gemeine. Ausser dem Wunsch, dass an einigen Orten der Vortrag mehr Feuer und Lebhaftigkeit haben möchte, betreffen unsere Erinnerungen nur einige Kleinigkeiten, auf welche wir den Vf., um seinen in der Vorrede geäusserten Wunsch zu erfüllen, aufmerksam machen. Wozu das Stossseufzerchen am Aufange jeder Predigt? Wie verträgt sich mit den sonst so geläuterten Grundsätzen des Vfs. die Aeusserung S. 235.: wir sollen wegen unserer Fehler bey Gott Vergebung suchen? Auch die trivialen Formeln bey dem Schlusse mancher Predigten und der grösstentheils matten Gebete: erhöre uns um deiner Liebe willen, wünschten wir aus einer Predigtsammlung weg, in welcher man unter andern folgende nicht ganz gemeine Themen findet: eine Betrachtung über das Auge, nebst einigen Lehren daraus; von dem Beruhigungsgedanken in Widerwärtigkeiten: wer weiss, wozu es gut ist; über das Angenehme in dem Gedanken: ich habe viel gearbeitet; ist denn auch die Religion Veränderungen unterworfen? von dem Nutzen, welchen der Christ aus seinen Leichenbegängnissen schöpfen kann u. s. w.

* * *

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Anweisung zur Kenntniss und Heilung der innern Pferdekrankheiten*, von *J. A. Kersting*. Fünfte Auflage. 1798. 258 S. 8. (12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Dresden*, im Verlage des Arnoldischen Museums: *Die Auferstehung Jesu Christi*, ein Altargemälde, von *J. G. Schenau*, in Kupfer gestochen von *Ch. F. Stölzel*, 12 Zoll hoch und 7½ Zoll breit. (1 Rthlr. 12 gr.) Unverhältnissmässige Höhe zur Breite genirte den Maler in der Anordnung seines Bildes, doch hat er sich, ein paar gesuchte und ein paar missrathene Stellungen der Figuren abgerechnet, ziemlich gut aus der Sache gezogen. Der Heiland schwebt leicht empor und fällt als Hauptfigur in die Augen. Vielleicht hätten der Wirkung unbeschadet Licht und Schatten wahrscheinlicher vertheilt werden mögen, indessen hat das Ganze noch immer ein ziemlich gefälliges Ansehen. Hr. Stölzel benahm sich recht brav, er würde ohne Zweifel mit dem besten Erfolg auch grössere Platten bearbeiten, und wir wünschen, dass es ihm nicht an Gelegenheit dazu fehlen möge. Auf einem Blatt ist die Beschreibung der in dem Kupferstich dargestellten Gegenstände in deutscher und französischer Sprache beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. September 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Ekmanson: *Récueil de Mémoires et autres Pieces authentiques, relatives aux affaires de l'Europe et particulierement celles du Nord, pendant la derniere partie du 18me Siècle. Par le Baron d'Albedyhll, ancien Ministre de Suède en Dannemark.* Tome I. 1798. 336 S. 8.

Der Herausgeber befand sich zu einer sehr kritischen Zeit und in einer sehr kritischen Lage während des letztern schwedisch-russischen Krieges als schwedischer Gesandte zu Copenhagen, aber, wie wir aus einer Stelle seiner Memoiren sehen, lebte er in einer kleinen schwedischen Stadt von einer kleinen Pension ausser Dienst. Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Memoiren giebt er durch folgende Stelle aus den *Melanges milit. Letter et Sentim. par le Prince de Ligne*, die er ihnen vorgesetzt hat, zu erkennen: „*Le Public est un Souverain, avec qui il ne faut pas trop se familiariser. Je crains bien de trop me livrer à lui. Mais une partie de cette confiance est due à l'auri sacra fames, necessitée dans un tems, où les revolutions privent de tout secours. J'ai vendu pour vivre, ma vaisselle, mes equipages: et je vends enfin le peu d'esprit qui me reste.*" Hier der Inhalt dieser Memoiren selbst: I. *Nouveau Memoire ou Precis historique sur l'Association des Puissances Neutres, connue sous le nom de la Neutralite Armee avec des Pieces justificatives.* Er nennt es, in Hinsicht eines vorher von einem andern Vf., der sich damals als schwedischer Legationssecretär in St. Petersburg aufhielt, herausgegebenen *Memoire ou Precis Historique sur la Neutralite Armee etc.* ein *Nouveau Memoire.* Der Vf. des neuen Memoire ist in manches tiefer eingedrungen, und hat es aus einem andern Gesichtspunct angesehen, und sein Aufsatz zeigt von vieler diplomatischer Geschicklichkeit. Man sieht daraus, was 1778 Dänemark und besonders Schweden sich für Mühe wegen der bewaffneten Neutralität gegeben, dass der Fürst Potemkin in Russland derselben entgegen arbeitete, Graf Panin aber die Kaiserin auf andere Gedanken brachte, dass man nun aber in Russland den Plan gleich weiter ausdehnte, dem friedfertigsten Project ein kriegerisches Ansehen gab, und Europa Frieden gebieten wollte, dass Dänemark mit England unter der Hand besonders zu handeln anfing, und endlich die ganze Unterhandlung nicht den Erfolg hatte, den sie sonst hätte haben können. Fünf ministerielle zwischen den Höfen zu Stockholm, Copenhagen und St. Petersburg gewechselte Noten, diesen Gegenstand betreffend, sind angehängt. II. *Lettre au General Buonaparte en lui envoyant le Memoire precedent,* mit vielem feinen Lobe dieses französischen Feldherrn, der eben damals zum Friedenscongress nach Rastadt abgehen sollte; und mit vielem warmen Eifer des Vfs. für die Freyheit und Rechte der Schiffahrt und Handlung der neutralen Mächte, und die Festsetzung eines ganz neuen und bestimmten *Code maritime.* III. *Mémoire de Mr. le Marquis de Pombal, ancien Premier Ministre de Portugal, renfermant son jugement sur une Collection de Lettres, publiée en Angleterre au sujet de Portugal.* Dieser Artikel ist mehr literarisch als diplomatisch. Pombal sieht diese Briefe als ein Werk der Opposition gegen das englische Ministerium an, das sich damals Portugals gegen Spanien so wenig annahm. Das Original dieser Schrift in portugiesischer Sprache, ist nicht gedruckt. Der Vf. hat es mit Hülfe eines jungen Portugiesen ins Französische übersetzt. In einem voranstehenden Briefe an den Reichsr. und Kanzleypräsidenten Graf Ulrich Scheffer, wird der wirklich grosse nur etwas zu strenge Pombal sehr vortheilhaft charakterisirt. IV. *Lettre à Mr. *** en date de St. Petersbourg le 1/12 Janv. 1780. contenant quelques details sur les affaires et les personnages les plus remarquables de la Cour de Russie, à cette epoque là;* enthält ziemlich bekannte Dinge. Eins der besten diplomatischen Stücke in dieser Sammlung ist: V. *Lettre à Mr. le Comte de Bernstorf (alors Premier Ministre en Danemarc.) En date du mois d'Aout 1788. qui est un Exposé de la conjuncture politique d'alors dans le Nord avec la reponse de Mr. Bernstorf.* Beide Minister suchen wie natürlich das Verfahren und die Maassregeln ihrer Höfe mit Feinheit zu rechtfertigen. Rec. hat diesen Aufsatz mit Vergnügen gelesen. VI. *Lettres du Roi (Gustave III.) de Mr. le Comte de Bernstorf et de l'Auteur de ce Recueil, au sujet d'une Negotiation supposée; en 1789.* Der englische und preussische Minister hatten den Vf. beschuldigt, er habe heimlich eine Vermittelung des dänischen Hofes bey dem russischen für Schweden negotiirt; um diesen Verdacht, der ihm von seinem Könige vorgeworfen ward, abzuwenden, hat er diese Briefe drucken lassen, die doch mehr ihn selbst als das Publicum interessiren. VII. *Lettre à Gustave III. écrite pendant sa derniere maladie.* Sie enthalten manche freymüthige und starke Aeusserungen, die aber doch wohl bisweilen zu hart ausgedrückt waren, um dem Könige, gerade wie er in Lebensgefahr war, ins Gesicht gesagt zu werden. VIII. *Mon sentiment sur la Crise actuelle en Europe en mois de Mai 1792.* Rec. hat

darin weder etwas Neues noch Besonderes gefunden.

Der Schreibart sieht mans an, dass der Vf. kein geborner Franzose ist. Ausser der Schwerfälligkeit im Ganzen finden sich auch hie und da Germanismen, als S. 163: *cette reponse, Messieurs les auteurs du Recueil ont transcrite etc.*, auch scheint ein gewisses heimliches Missvergnügen des Vfs. hervor, und einige warme Ausdrücke und Stellen, wie z. B. S. 116. 117 können vielleicht Ursache daran seyn, dass, wie es heisst, keine weitere Fortsetzung dieser Memoiren erscheinen dürfte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Die Literatur religiöser Gesänge hat seit Jahr und Tag wieder einen sehr beträchtlichen Zuwachs erhalten. So fern dies für ein sicheres Kennzeichen gelten kann, dass der Geist einer reineren Andacht sich immer allgemeiner verbreitet, und das Bedürfniss ihn auch durch einen wahrhaft erbaulichen Kirchengesang zu nähren, selbst in solchen Gemeinen gefühlt wird, wo man noch vor kurzem gar nicht daran dachte, ist dies in der That eine angenehme Erscheinung. Aber desto gerechter ist auch der Wunsch, dass die, welche sich dem Geschäft, bessere Gesangbücher zu veranstalten, unterziehen, dabey mit grösser Sorgfalt zu Werke gehen mögen, da ein solches Buch, wenn es einmal ein schlechteres verdrängt hat, wieder auf eine lange Reihe von Jahren fortherrscht, und wenn es die Erwartung dann nicht erfüllt, gar zu leicht die Sehnsucht nach dem alten, wovon man sich ohnehin so ungern trennt, wieder anregt.

Wir theilen hier einige Nachricht von neuern theils für den öffentlichen theils für den Privatgebrauch bestimmten Liedersammlungen mit. Eine ins Einzelne gehende Kritik wird man nicht erwarten, da der Sammlungen, und in den Sammlungen der Lieder zu viel sind. Eine genauere Beurtheilung würde in eine Zeitschrift, wie folgende, gehören,

Stolberg am Harz: *Magazin für die geistliche Dichtkunst. Erstes Heft.* Herausgegeben von *J. L. G. Leopold.* 1798. (12 gr.)

deren Plan schon deshalb Beyfall verdient, als es noch keine Zeitschrift giebt, welche sich ausschliessend der *geistlichen Liederpoesie* widmete. Soll jedoch das Magazin Dauer bekommen; so müssen wir wünschen, dass der Herausgeber strenger in der Auswahl sey. Gleich der *erste Aufsatz: „Nachricht von Gellert's Liedern und deren Schicksalen in zwanzig Gesangbüchern"* konnte weit interessanter und lehrreicher seyn. Was helfen die Nachrichten von jenen zwanzig, zum Theil allgemein bekannten Gesangbüchern, die noch dazu aus *Botze* und *Heerwagen* entlehnt sind? Was hilft die Aufzählung aller Varianten in *Gellertschen Liedern*, die sich in jenen Gesangbüche finden? — Eine räsonnirte Anzeige der wichtigern hätte einen schätzbaren Beytrag zur Theorie des Kirchengesanges geben können. Aber die blosse Variantensammlung ist höchst ermüdend und verspricht gar keinen bedeutenden Nutzen. Noch lehrreicher würde eine Kritik der Gellertschen Lieder selbst gewesen seyn. — Rec. ist weit entfernt, das grosse Verdienst zu verkennen, welches Gellert um die Verbesserung unserer Kirchenlieder gehabt hat. Aber er kann ihn unmöglich als das *non plus ultra* in dieser Gattung anerkennen. Er glaubt, dass von dem oft so harten Dogmatismus in einzelnen Liedern noch abgesehen, auch so manche die Empfindung zu kalt lassen und mehr Lehrgedichten als Gesängen gleichen; ein Fehler, welchen so viele auch neuere Liederdichter nach *Gellert* unglücklicherweise nachgeahmt und die ganze Moral in Reime gebracht haben. — Der *zweyte* Aufsatz unter dem Titel: *Entstehungsgeschichten von Gesangbüchern*, schränkt sich fast allein auf das berliner und leipziger Gesangbuch ein. Der *dritte, Etwas über neue Gesangbücher u. s. w.* enthält nichts Neues. Am stärksten ist die *vierte* Rubrik: *Neue und veränderte Gedichte mit Bemerkungen.* Unstreitig konnte auch diese in einem solchen Magazin die wichtigste werden. So mancher Dichter fände hier Gelegenheit, ein einzelnes neues Lied ins Publicum zu bringen, Urtheile darüber zu hören, und der Sammler künftiger Gesangbücher erhielte dadurch ein schönes Repertorium. Aber strenger müsste man doch in der Aufnahme seyn, als man diesmal gewesen ist. Neben einigen recht guten Beyträgen, und manchen glücklichen Veränderungen, steht noch gar zu viel herzlich matte Prosa in metrischer Einkleidung. Vielen, über einzelne Stellen von dem Herausgeber gemachten Bemerkungen, so wie dem, was er in dem *folgenden Aufsatz* „über den Zweck der geistlichen Poesie" sagt, müssen wir übrigens vollkommen beystimmen.

Unter den neuern Sammlungen nennen wir diesmal folgende:

1) Coburg, b. Ahl: *C. C. Sturm's Lieder auf die hohen Fest- Passions- und Busstage.* 1795. 116 S. 8. (7 gr.)

2) Hannover, b. Helwing: *Gesangbuch für den häuslichen Gottesdienst.* 1797. 571 S. 8. (20 gr.)

3) Leipzig, b. Gräff: *Christliches Gesangbuch für Stadt- und Landschulen. Nebst einem Anhange zum vernünftig religiösen Gesange bey feyerlichen Gelegenheiten für Landschullehrer, Seminaristen und Chorschüler*, von M. *Leb. Tr. Kampfe* und M. *Joh. C. Fr. Wokenius.* 400 S. der Anhang 103 S. (16 gr.)

Hiezu sind auch

Die nothwendigsten für Singechöre vierstimmig gesetzten Chor- und Choralmelodien fünf Bogen. Queerfol.

besonders abgedruckt.

4)

4) Offenbach, b. Brede: *Kleines Gebet- und Gesangbuch für Kinder, zum Gebrauch in Schulen und für die häusliche Andacht. Erster Theil. Gebetbuch.* 105 S. *Zweyter Theil. Gesangbuch.* 126 S.

5) Strasburg, b. Fischer u. Silbener: *Neues Gesangbuch zur Beförderung der häuslichen und öffentlichen Andacht.* VI. 1798. 21 Bog. (18 gr.)

6) Hamburg u. Leipzig, b. Fleischer: *P. F. Weddigen's geistliche Oden und Lieder für Christen.* 1798. 144 S. (15 gr.)

7) Stuttgard, b. Steinkopf: *R. F. H. Magenau Versuche in christlich-religiösen Gesängen über vorzügliche Sprüche der heil. Schrift.* 104 S. (6 gr.)

8) Braunschweig, b. Thomas: *Religion in den besten Liedern deutscher Dichter. Ein Hülfsbuch bey dem Religionsunterricht der gebildeteren Jugend,* herausgegeben von *J. W. H. Ziegenbein.* 252 S. (14 gr.)

9) Düsseldorf, b. Schreiner: *Katholisches Gesangbuch zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienst, der häuslichen Andacht und dem Schulunterricht; nebst einem Anhang von christl. Volksliedern.* 376 S. Anh. 4 Bog.

10) Erlangen, b. Palm: *Christliche Religionsgesänge zur Beförderung wahrer Tugend und Gottesverehrung, zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste für Katholiken.* Herausgegeben von *L. Busch.* 352 S. (12 gr.)

Nr. 1. ist ein blofser Abdruck der in den *Sturmschen* Predigtentwürfen über die Sonn- und Festtagsevangelien befindlichen Lieder. Der ungenannte Herausgeber hat vorausgesetzt, dafs sie alle von demselben Vf. wären. Dies ist aber nicht der Fall. So sind z. B. die Lieder: *Auch unsre Seel ermuntre sich; Mit Preis und Ruhm gekrönt hast du; O dafs von meinen Lebensstunden u. s. w.* von *Niemeyer*, andere von *Funk* u. s. w. So viel Kenntnifs der neueren Liederdichter, sollte doch billig ein Herausgeber solcher Sammlungen sich zu erwerben suchen.

Nr. 2. Der Herausgeber, Hr. *Fröbing*, hat der Sammlung keine Vorrede vorangeschickt, woraus man mit seinem Plan, und mit den Quellen, aus welchen er geschöpft hat, näher bekannt würde, und zugleich den eignen Antheil, welchen er an der Sammlung hat, näher kennen lernte. Auf jeden Fall hat er gut gesammelt. Wir haben mit Vergnügen einen Schatz trefflicher Lieder, grofsentheils bekannter, jedoch auch vieler uns noch unbekannter gefunden. Auch ist er schonender mit neueren Liedern umgegangen, als manche andere Redacteren von Gesangbüchern. Nur manche gar zu lange, (eins hat 5 Strophen) hätten abgekürzt werden sollen. Andere sind mehr Lehrgedichte als Gesänge, besonders viele moralische, die freylich die Klippe sind, an welchen geistliche Dichter so leicht scheitern und aus Dichtern Prediger werden. Noch andere sind zu speciell, z. B. das Lied für Ehegatten, die sich ihrer Untreue und Unverträglichkeit anklagen, und in der letzten Strophe mit einem Versöhnungskufs endigen. Auch solche Casuallieder erfodern ein sehr zartes Gefühl des Schicklichen, und man müfste überhaupt nicht auf *alle* im Leben vorkommende *Fälle* Lieder dichten wollen; denn man kann unmöglich in allen Situationen des Lebens *singen*.

Nr. 3. Anfangs hatten die beiden Herausgeber, wie sie uns in der *halb lateinisch* geschriebenen Vorrede (*quae oculis indoctorum velanda putavimus, latino potius sermone proferre satius duximus*) sagen, die Absicht, dies ganze Gesangbuch *allein* auszuarbeiten. Rec. gesteht, dafs er schon bey der ersten Ankündigung, vor der Kühnheit dieses Unternehmens erschrak. Sie folgten auch hernach dem Rath einiger Sachkundigen und nahmen manches von andern Dichtern und aus andern Sammlungen auf, änderten jedoch beliebig darin ab, setzten aber doch die Namen darunter „*ut suum cuique daremus*" wie sie sagen, womit jedoch manche Vf. kaum zufrieden seyn, wenigstens die veränderten Lieder nicht mehr für *ihr Eigenthum* anerkennen dürften. Bey weitem der gröfsre Theil der Lieder, deren im Gesangbuch 363 im Anhang 93, sind von ihnen selbst. Wir zweifeln nicht einen Augenblick an der redlichen Absicht beider Männer. Sie wollten gewifs etwas Gutes für die Schulen stiften. Nur *Dichter* sind sie beide nicht. Man lieset fast nichts als Prosa über Glaubens- und Sittenlehre, in höchst langweilige Verse gebracht; wo der Ausdruck poetisch werden soll, wird er meist geziert und unnatürlich; dabey stöfst man überall auf Härten im Sylbenmaafs, oft auf ganz unrichtige Reime. Vielen Liedern fehlt es an Popularität, und wo Situationen individualisirt werden, wieder am Gefühl des Schicklichen. Wir haben schon so viel gute Sammlungen für Schulen, dafs in der That diese ganz entbehrlich war, wenn die Vff. nicht ein ganz anderes Talent zur Liederpoesie mitbrachten.

Nr. 4. In der Vorrede trägt der ungenannte Vf. sehr richtige Grundsätze über die ersten religiösen Unterhaltungen vor. Die Gebete sind verständlich und dem Bedürfnifs der Jugend angemessen. Unter den Liedern findet sich im Ganzen eine gute Auswahl. Doch sind viele herzlich matt, und wenn sie auch geschickt seyn mögen, den Verstand zu beschäftigen; so fehlt es ihnen doch zu sehr an Wärme um die Andacht zu beleben.

Nr. 5. Die Hn. Professoren *Blessig* und *Haffner* haben sich um die protestantischen Gemeinden im Elsafs das Verdienst erworben, dieses Gesangbuch, das schon vor der Revolution projectirt war, zu sammeln. Das Verdienst ist um so gröfser, da es bisher gar sehr an einem Gesangbuch fehlte, wie, nach ihren eignen in der Vorrede mitgetheilten Ideen, ein zur öffentlichen Andacht bestimmtes Buch beschaffen seyn mufs. Die Herausg. sind diesen Grundsätzen bey der Sammlung sehr treu geblieben. Bekannt mit dem Besten, was wir in diesem Fache besitzen, haben sie mit Geschmack und mit Weisheit gewählt; aus den ältern Liedern die besten, zum Theil mit den nöthigen Verände-

änderungen, aufgenommen; bey den neueren nicht blos auf Reinheit der Sprache und der darin herrschenden Begriffe, sondern auch auf das gesehen, was sie der Empfindung näher bringt. Die Rubriken sind vollständig. Auch auf specielle Fälle ist Rücksicht genommen. Eine Gemeinde, welche dies Gesangbuch braucht, ist also sehr wohl versorgt. Auch die angehängten kurzen Gebete und Selbstbetrachtungen empfehlen sich durch Inhalt und Ausdruck.

Nr. 6. Nicht alle diese Gedichte sind für den Kirchengesang bestimmt, wie schon die Distinction auf dem Titel: „*Oden und Lieder*" besagt. Neuheit und Originalität zeichnet weder die einen noch die andern aus. Es sind aber durchaus gute fromme Gedanken, in einer gebildeten, nur in den Liedern oft gar zu prosaischen Sprache vorgetragen. In einigen findet man *Gellerts* Geist und Manier wieder.

Nr. 7. Dem vorigen sehr ähnlich; in manchen Liedern fast noch mehr Wärme, aber auch häufig etwas incorrect; zu viel Enjambements, die besonders beym Singen eine üble Wirkung thun; manche unrichtige oder zu gemeine Ausdrücke: „*am Stammen* des „Kreutzes" — sonst liegt mein *Widerpart* im Streit — „Er starb und litt für mich, *was will ich mehr?*" Ists auch wohl rathsam, einer Gemeinde in dem Liede über den Tod des Gottlosen, nachdem sie erst gesungen hat:

Der Witw' und Waisen Thräne stieg
hinauf vor Gott, des Frechen Spott,
sein Hohngelächter kam vor Gott,
da scholl der Donner des Gerichts
da sank er *jähling* in sein *Nichts*.

Verzweifelnd ohne Trost und Rath
Ging er hinab den dunklen Pfad.

ihr nun die Worte in den Mund zu legen

Grofs ist des armen Knechtes Schuld
wir flehn zu dir, wir flehn, wir flehn
lass *Gnad' ihm Herr für Recht* ergehn,

wodurch doch alle Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit verwirrt werden.

Nr. 8. Der Herausgeber, Hr. *Ziegenbein*, erinnert im Anfang der Vorrede sehr wahr, „dafs bey dem Religionsunterricht der Jugend, die Cultur des Gefühlvermögens auf keine Weise aus der Acht gelassen werden müsse. Dazu sey gerade die religiöse Poesie sehr geschickt. Man sollte Kindern aus dem grossen Schatz trefflicher Lieder, die wir besitzen, viel ins Gedächtnifs fassen lassen; sollte viel mit ihnen darüber reden, Lieder katechetisch durchgehen; sie mehr in Schulen lesen lassen, was ohnstreitig in der Regel weit mehr Nutzen haben würde, als so manches Bibellesen ohne Wahl. — Jenes zu befördern, veranstaltete er diese Sammlung, die er nicht als ein *Gesangbuch*, sondern als ein *Hülfsbuch für einen Lehrer* betrachtet wissen will. Wir können sie dazu sowohl Haus- als Schullehrern aus voller Ueberzeugung empfehlen. Sie finden einen grossen Reichthum, sowohl von eigentlichen Liedern als von Lehrgedichten. Nur wenige sind uns aufgestossen, die entweder über die Sphäre der Jugend hinauszugehen scheinen, oder die zu wenig den Namen von *Poesien* verdienen, wenn nicht alles, was sich reimt, schon Poesie genannt werden soll. Dieser Unterschied sollte doch auch in dem kleinsten Kinderliede noch bemerkbar seyn, und wenn gleich bey Sammlungen dieser Art der *moralische* Gesichtspunct der wichtigste bleibt; so liesse sich doch der *ästhetische* damit noch immer vereinigen. So matte Verse wie folgende

Schüler, die sich nicht vertragen
die sich ohne Unterlass
hassen, streiten und verklagen
und vergelten Hass mit Hass
haben selbst kein gutes Herz
machen ihren Lehrern Schmerz.

contrastiren gar zu sehr mit so manchen geistvollen Gesängen, und nehmen andern besseren den Raum. Wir wünschen, dass der Herausg. bey der zweyten Sammlung, die er verspricht, hierauf einige Rücksicht nehmen, und, wie in so manchem neuen Gesangbuch geschehen ist, der Popularität alle dichterische Schönheit und Energie aufopfern möge.

Nr. 9 und 10 sind für katholische Gemeinden bestimmt, und es ist überhaupt schon erfreulich, auch hier den Sinn für den verständlichen und veredelten Gesang erwachen zu sehen. Beide Sammlungen sind dazu schätzbare Beyträge. Der protestantische Leser kann freylich mit den Gesängen, welche den eigentlichen Katholicism enthalten, nicht sympathisiren; aber wo dieser aus dem Spiel bleibt, wird er den Herausgebern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass sie das Gute nahmen, wo sie es fanden; dass ihnen unsere besten Sammlungen nicht unbekannt geblieben sind; dass sie glücklich gewählt und sich also ein wahres Verdienst um ihre Kirche erworben haben. Auch die Nr. 9 beygefügten Volkslieder, sind ausgesucht und es ist zu wünschen, dass dadurch immer mehr die zum Theil noch so elenden, zum Theil selbst höchst anstössigen Gesänge, welche im Munde des Volks sind, mögen verdrängt werden.

* * *

Leipzig, b. Linke u. Jena, b. Wesselhöft: *Neues kurzgefasstes und leichtes Lehr- Lern- und Lesebuch für die Dorfjugend und zum Gebrauch in Dorfschulen bestimmt*, von K. G. *Just.* 2te verm. u. verb. Aufl. 1799. 132 S. 8. (4 gr.)

LLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 17. September 1799.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Zetterberg; *Afhandling om de fem höga Riks Ambeten uti Sverige nämligen: Riks-Drotzet, Riks-Marsken, Riks-Amiralen, Riks-Cantzleren och Riks-Skattmästaren*, jamte bifogad berättelse om *Riks-Marskalks-Ämbetet*, af Friherre *Skering Rosenkane*, Cantzli Råd, Cabinets-Secreterare, Redd. af Kongl. Nordstjern-Orden Sam. I. Ledamot af Kong. bitt. Hist. och Antequit. Acad. etc. (*Abhandlung über die fünf hohen Reichsämter, des Reichsdrost, Reichsmarsk, Reichsadmiral, Reichskanzler und Reichsschatzmeister*, mit einem Anhang von dem Reichsmarschallamt, von Bar. *S. Rosenhane* Kanzleyrath, Kabinetssekr. Ritter vom Nordsternorden, Mitgl. der Akad. der schönen Wissenschaften. u. s. w.) 1799. 236 S. 8.

Auch Schweden hat einige hohe Reichsbedienungen, die in einigen Hinsichten Aehnlichkeiten it den deutschen Erzämtern haben, aber nie Erbnter gewesen sind, nie alle zugleich ununterbroten gedauert haben, und deren Würde und Verchtung auch oft verschieden bestimmt gewesen ist. den ältesten Zeiten waren in Schweden die so genannten *Jarls*, deren der Kammerherr Uggla in seier in diesen Blättern angezeigten *Svea-Rikes Radsangd* sieben und zwanzig aufrechnet, und deren elle vertraten hernach bisweilen mehrere der in eser Schrift angeführten hohen Reichsbeamte. Zu lchen werden eigentlich nur *fünf gerechnet*.

I. Der Reichsdrost (Truchses, Dapifer). Es war annglich nur eine Hofbedienung, der die Aufsicht er die Tafel und Hofhaltung des Königs zukam, ie heut zu Tage die eines Hofmarschalls. Ulf Carlsu war 1276 der erste, der diesen Titel führte, aber s auf Nils Ambiörnsson war die Verrichtung und acht des Reichsdrost nicht bestimmt, sondern hing n der Willkür des Königs ab. König Magnus Smen gte letztern aber 1335 eben die Macht bey, die vorn die Jarls gehabt hatten. Eine Zeitlang hörte ese Würde ganz auf. K. Erich XIII, fand sich doch eranlasst, sie 1435 wieder herzustellen, und Christer ilson aus der Wasa Familie dazu zu ernennen, der n Antheil an der höchsten Gerichtsverwaltung ben, den der König etwa nicht selbst ausüben wollte; wie der zu gleicher Zeit ernannte Reichsmarsk, r die ausübende Gewalt hatte. Und seit der Zeit nn man erst den Drost als denjenigen, der die Obersicht über das ganze Gesetzwerk bekam, ansehen, so wie der Marsk der Oberbefehlshaber der Armee ward. Beide wurden mit vieler Feyerlichkeit installirt. König Carl VIII scheint dies Amt wieder mehr eingeschränkt zu haben, und da die letztern die es bekleideten, es mit den Dänen hielten; so ward während der Regierung der Reichsvorsteher kein Drost wieder verordnet. Unter K. Johann III ward das Amt wiederhergestellt, und der Reichsrath und Reichshofmeister P. Brahe dazu verordnet, auch ward der Drost als der erste unter den Reichsräthen angesehen. Von 1602 ward diese Stelle 117 Jahre nach einander immer wieder besetzt. Der Reichsdrost war zugleich Präsident im Königl. Schwed. Hofgericht, und führte das Oberpräsidium auch in allen übrigen Hofgerichten in Schweden. Bey der Krönung setzte er mit Hülfe des Erzbischofs dem Könige die Krone auf. Er hatte hauptsächlich mit Justizsachen und Verwaltung der Gerechtigkeit zu thun, nie aber mit Militär noch ministeriellen Dingen. Die Königinn Christina wollte dies Amt ihrem Cousin dem Pfalzgraf Carl Gustav zuschanzen, aber man wollte nicht gerne, dass ein fremder und kriegerisch gesinnter Prinz die erste Stelle im Staat haben sollte. Nach der Staatsveränderung von 1680 sollten alle Reichsämter eingehen, und so blieb nach Gr. de la Gardies Tode dies Amt wieder 101 Jahr unbesetzt, bis K. Gustav III es 1787 wieder erneuete, und es dem Gr. Wachtmeister verliehe, der es noch bekleidet. Der Reichsräthe, die dies hohe Amt bekleidet haben, sind in allen ein und zwanzig. Bey dieser Gelegenheit ertheilt der in der Schwedischen Geschichte und Genealogie schon durch seine 1789 in 4. erschienene Svea-Rikes Konunga-Längd verdiente Vf., auch von den unter der Oberaufsicht des Drosten stehenden vier Königl. Hofgerichten und den Präsidenten derselben historische Nachrichten.

II. Der *Reichsmarsk* (der wohl vom Reichsmarschall, der damals in Schweden *Stallare* (Stallmeister) hiess, zu unterscheiden ist) war der zweyte hohe Reichsbeamte. K. Magnus Ladulas errichtete dieses Amt. Anfangs hatte der Marsk wohl nur die Oberaufsicht und Veranstaltungen bey hohen Feyerlichkeiten. Am Ende des XIII. Jahrhunderts ward aus einer Hofbedienung aber eine bloss militärische, und das, was man in Frankreich *connetable* hiess. Erich Kettilsson (Puke) war der erste Marsk, der zugleich Generalfeldherr war, und dies waren sie während der ganzen Unionszeit, und hernach unter den ersten Königen aus dem Wasa'schen Hause. Der Hofhaltung des Königs stand damals eine andere Amtsperson, der *Reichshofmeister* hiess, vor. Carl Knutsson war

war zugleich Reichsmarsk und Reichsvorsteher, führte aber blofs den ersten Titel. Durch den Reichstagsbeschlufs von 1602, und die Regierungsformen von 1634 und 1660 ward dies hohe Reichsamt bestätiget, und dem, der es inne hatte, der höchste Befehl über die Kriegsmacht zu Lande beygelegt. Er ward Präsident im Kriegscollegium, war eben so wie der Reichsdrost Vormund eines minderjährigen Königs, und trug bey der Krönung dem Könige das Schwert vor. Der letzte Reichsmarsk unter acht und zwanzigen, die dieses Amt bekleidet, war Gr. C. G. Wrangel, der 1676 starb, und nach der bald darauf erfolgten Staatsveränderung 1680 ist dies Amt nie wieder besetzt worden. Am Schlufs wird auch von dem Kriegscollegium, und dessen seit 1676 gehabten zwölf Präsidenten Nachricht ertheilt.

III. Der *Reichsadmiral.* Es geschieht zwar in der Schwedischen Geschichte vor und nach K. Gustav I. der Oberadmirale und Admirale Meldung, aber es war ihre Bedienung doch kein hohes Reichsamt. Dies erhielten die Befehlshaber der Schwedischen Flotte erst zu Anfang des vorigen Seculums, und ward es 1602 von Herzog Carl als Reichsvorsteher errichtet, und erst in der Regierungsform von 1634 ward ihnen der dritte Platz unter den Reichsbeamten bestimmt. Bey der Krönung trugen sie den Zepter, sie waren die Präsidenten im Kriegscollegium, und hatten wenn der König nicht mündig war, Theil an der Vormundschaft. Auch dies Amt hörte 1683 auf; ward doch gewissermafsen wieder erneuet, da Prinz Carl 1748 zum Schwedischen Grofsadmiral ernannt ward. In allen haben nur sieben Herren diese Stelle bekleidet. Von dem unter dem Reichsadmiral stehenden Admiralitätscollegium und dessen Präsidenten findet man zuletzt Nachrichten.

IV. Der *Reichskanzler.* Da im Mittelalter die Geistlichen fast die einzigen waren, die Gelehrsamkeit befafsen und schreiben konnten; so ward auch in Schweden das Kanzleramt einem Bischofe oder Geistlichen aufgetragen. Der Vorgesetzte und das Haupt der Königlichen Kanzley bekam den Namen des Kanzlers, da hingegen in Frankreich und England der Kanzler das war, was der Reichsdrost in Schweden ist. In der Schwedischen Geschichte wird zu Anfang des XIII. Sec. zuerst eines Kanzlers gedacht, und Bischof Carl zu Linköping hiefs Cancellarius Regis Joh. I. Aber die ersten Kanzler waren noch nicht Reichskanzler, sie waren nicht einmal immer Reichsräthe. Auch waren di[illegible] Bischöfe zu Streg[illegible]as keinesweges, wie Messenius behauptet, *Cancellarii nati.* Die Kanzler hatten des Königs und des Reichs Siegel und die Reichsurkunden unter ihrer Aufsicht. Gustav I. ernannte 1538 den Reichsrath Conrad von Pyhy einen Ausländer zum Oberkanzler und seit der Zeit kann man das Kanzleramt, als ein Reichsamt und den Kanzler als den Premier Ministre des Königs ansehen. Allein der König war sowohl in dieser Wahl als in der seines Nachfolgers, Christo[illegible]her Andersson, nicht glücklich; daher er es auch hernach nicht weiter besetzte. König Erich XIV. aber ernannte den Reichsrath Nils Gyllenstjerna dazu, und darauf folgt 119 Jahre eine ununterbrochene Reihe von Staatskanzlern. Ihr Amt war das vierte in der Ordnung. Nach Errichtung des Kanzleycollegiums 1617 waren sie dessen beständige Präsidenten, redeten zu den Ständen im Namen des Königs, die Reichstagsmänner mufsten sich als solche bey ihnen legitimiren, und sie trugen bey der Krönung den Reichsapfel. Sie gehörten auch mit zu den Vormündern eines minderjährigen Königs, sie führten im Königlichen Senat das Wort. Nach der Staatsveränderung 1680 führten sie bis 1719 den Titel von Kanzleypräsidenten, hatten auch keinen andern Sitz im Senat, als nach dem Alter ihrer Senatorwürde. Sowohl die Reichskanzler als Kanzleypräsidenten lasen dem Könige den Eid bey seiner Krönung vor, die auswärtigen Minister hielten sich an solche, und erhielten durch sie die Antworten auf die Anträge ihrer Höfe. Zweymal war während der Krankheit des Reichskanzlers, oder wenn dessen Stelle erledigt war, ein Vicekanzler verordnet, welcher auch über die Reichsräthe, die Mitglieder des Kanzleycollegiums waren, die bis 1680 Reichskanzleyräthe, von da bis 1732 aber nur Kanzleyräthe hiefsen, den Rang hatte. König Carl XII. ernannte zwey Königliche Staatsräthe zu seinen Staatsministern, die aber seit der Schlacht bey Pultawa nicht weiter vorkommen. Nach 1720 vergaben die Reichsstände die Stelle eines Kanzleypräsidenten, seit der Regierungsform von 1772 aber wieder der König. Der Kanzleypräsident redete im Namen des Königs zu den Reichsständen; seit 1748 war derselbe auch immer zugleich Ordenskanzler, seit 1751 konnte doch der König einen aus dem Senat dazu ernennen, den er wollte. Als der Senat 1789 aufgehoben ward, war die Stelle eines Kanzleypräsidenten eben ledig. Der Reichsrath Graf Düben und hernach der Staatssekretär Franc bestritten darauf das Amt *ad interim* und K. Gustav schaffte 1791 sowohl die *Titulatur* eines Reichsraths und Kanzleypräsidenten, als eines Reichsraths und Reichskanzleyraths ganz ab, und sollte nur der Hofkanzler im Kanzleycollegium das Wort führen. Allein unter der Vormundschaft des jetzigen Königs ward der Gr. Fr. Sparre wieder zum Reichskanzler ernannt. Doch ist seit der Zeit wieder eine, von dem Vf. noch nicht bemerkte Veränderung damit vorgegangen. In allen sind hier acht und zwanzig Kanzler, neun Reichskanzler, und zwölf Kanzleypräsidenten vom Vf. aufgeführt. Auch von dem Hofkanzler und Justizkanzler in Schweden findet man hier Nachricht. Die erste Bedienung ward 1602, die letzte erst 1714 eingeführt. Der Justizkanzler hiefs auch Högste Ombudsman: er hat die Oberaufsicht über alle Richterstühle, gehört als Justizminister zur Kanzley, und hat gleichen Rang mit dem Hofkanzler.

V. Der *Reichsschatzmeister.* Diese Stelle ward 1602 errichtet. Die Schwierigkeit die man dem im Testament K. Carl Gustavs dazu ernannten RR. Erich Flemming machte, zum Besitz dieser Stelle zu gelangen, hatte nicht wenig Einflufs auf die 1680 bewirkte Staats-

Staatsveränderung, mit welcher diese Stelle ganz einging, nachdem sie von sieben Personen bekleidet worden. Der Reichsschatzmeister hatte den fünften Platz unter den hohen Reichsbeamten, nahm Theil an der Vormundschaft des Königs und trug bey der Krönung den Schlüssel; auch war er Präsident im Königlichen Kammercollegium. Einige Nachrichten vom Königl. Kammercollegium, dem Staatscomtoir, dem Bergcollegium, Commerzcollegium, der Kammerrevision, und von der Geschichte dieser Reichscollegien, und den Präsidenten in solchen, sind hier beygefügt.

Von dem *Reichsmarschallamt* in Schweden, das die Oberaufsicht über den Königl. Hof hat, aber nicht zu den fünf hohen Reichsämtern gehöret, wird in einem besondern Anhang geredet. Schon in den ältern Zeiten kommt in Schweden ein Stallare oder Marskalk vor, so wie ein Skank, Märkisman, Skotul-Svenner, u. s. w. Unter den ersten Unions-Königen war gar kein Hofstaat in Schweden. K. Christopher, der die Schweden gewinnen wollte, und sich daher wenigstens einige Monate des Jahrs in Schweden aufhielte, ernannte einen *Reichshofmeister*, der die Aufsicht über den ganzen Hofstaat bekam. Unter K. Carl VIII waren sogar zwey Reichshofmeister. Unter den Reichsvorstehern war kein Reichshofmeister nöthig. Der Reichshofmeister Thure Jonsson machte K. Gustav I. viel Verdruss, K. Christian liess ihn in der Stille ermorden. Erich XIV ernannte den R. R. Gr. Brahe zum Reichshofmeister, und Carl IX den R. R. Stiernskold zum Reichsmarschall. Nach 1680 bekamen sie den Titel von Obermarschall, (Ofwerste Marskalk) K. Gustav III aber stellte den Titel eines Reichsmarschall wieder her. Er hat nicht allein die Aufsicht über den ganzen Hofstaat, sondern ist auch Präsident im Königl. Burggericht. Ein Verzeichniss aller der Herren, die den Titel von Reichshofmeister, Hofmeister, Oberhofmarschall und Reichsmarschall geführt, auch die Oberhofmarschalle bey der Königinn ist beygefügt. Aus dem Angeführten erhellet, dass diese Schrift für Schwedische Geschichte und Staatsverfassung in mancher Hinsicht wichtig und belehrend ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Salzburg, b. Duyle: *Raphael Kleinsorg's*, Exprofessors der erzbischöflichen Universität zu Salzburg, und Pfarrers zu Abtsdorf im Lande ob der Enns, *Abriss der Geschichte und Geographie des Erzstiftes und Fürstenthums Salzburg.* — Nebst einer Anleitung zur Welt- und Globus-Kunde. — 1799. 136 S. gr. 8.

Sollte ein unpartheyischer Beurtheiler seinen Schluss aus der an der Spitze des Buchs befindlichen, sogenannten Geschichte Salzburgs ziehen; so würde er sich wohl genöthigt sehen, dem Vf. den Beruf zum historischen und statistischen Schriftsteller abzusprechen. Man findet nichts als eine magere Regierungsgeschichte der Erzbischöfe, am Ende noch ein chronologisches Verzeichniss aller und jeder Regenten dieses geistlichen Staats vom achten Jahrhundert an, und mit unter kleine Erzählungen, die man wohl in frühern Zeiten für baare Münze nahm, in unsern Tagen aber aus dem Munde eines denkenden Mannes nicht mehr hören sollte. Z. B. S. 8. „Erzbischof Gerhard wurde in Palästina hingerichtet, weil er aus heiligem Eifer eine *Statue Mohammeds* zertrümmert hatte." Gab es keine andere Veranlassung zum Tode des geistlichen Vaters; so lebte er sicher noch bis diese Stunde; denn die Muselmänner bilden keine Statüen von ihrem Propheten, folglich konnte auch keine zertrümmert werden. Vielleicht wirkten besondere Umstände bey dem Entwurf dieser Geschichte, denn die unmittelbar folgende geographische Beschreibung des Landes giebt dem Vf. das nicht zu bestreitende Zeugniss eines einsichtsvollen und denkenden Gelehrten. Die bündigste Kürze mit der möglichsten Vollständigkeit vereinigt; ein blosses Compendium mit so viel interessanten Bemerkungen verwebt, dass auch der fremde Leser mit Vergnügen dem Vortrage des Hn. K. folgt, und sich aus demselben belehrt. Rec. wünschte über jedes der einzelnen Länder Deutschlands ein gleich kurzes und gleich zweckmässiges Buch zu besitzen. Wir können dem Vf. in seiner Beschreibung der Städte und anderer Orte in einer Recension unmöglich folgen; aber es sey uns erlaubt, einige von den in dem übrigen Deutschlande weniger, wenigstens nicht so richtig bekannten Bemerkungen auszuheben. — Dass nur der nördliche kleinste Theil des Erzstiftes ebenes, mit kleinen Bergen durchzogenes fruchtbares Land, der weit grössere südliche hingegen kahles, rauhes Bergland ist, in welchem nur die schmalen Thäler kärglichen Feldbau erlauben, weiss jedermann; wenige aber denken sich hier die wildesten Schweizeralpen, wo gegen die Mitte der Berge alle Vegetation, die ganze belebende Natur aufhört, ein ewiger Winter alles mit Schnee und Eis belegt, und dass der Hochhorn, der höchste unter Salzburgs Bergen, über die Meeresfläche 10381 Fuss erhaben ist. Auf dem ganzen Flächenraume von 200 Quadratmeilen wohnen nach wirklichen Zählungen 200000 Menschen; von dieser Zahl nährt das Gebirg, welches drey Viertel des Ganzen beträgt, nur 103,000. Der Vf. ist wahrheitliebend genug zu gestehen, dass man noch jetzt in diesen Strichen das Auswandern der 30,000 vertriebenen Protestanten empfindlich fühle. Auffallend ist der Unterschied in der Mundart zwischen dem Bewohner des Hoch- und des Niederlandes; der letzte nähert sich ganz dem Bayerischen Dialekte; der erste verliert sich in die tiefen Kehlenlaute des angränzenden Tyrolers. Nicht minder auffallend zeigt sich diese Verschiedenheit in Bildung, Sitten und Kleidung. Es wäre zu wünschen, dass Hr. K. sich über diesen interessanten Artikel ausführlicher erklärt hätte; doch giebt er einige Hinweisungen. Der Hauptsitz natürlicher Geistes- und Sitten-Cultur findet sich in dem Gebirglande. Da ist deutsche Ordnungsliebe, Redlichkeit und Dienstfertigkeit vorzüglich zu Hause;

viele dieser Alpenbewohner trifft man an, die sich durch eigenes Nachdenken wichtige Kenntnisse in der Mechanik etc. erworben haben. — Die mineralischen Producte des Landes müssen noch grösstentheils roh verhandelt werden, nur einige Messing- und Eisenwerke sind im Gange. Hr. K. fügt die nur zu wahre Bemerkung hinzu, dass nicht jedes Land, am wenigsten ein kleines, das grössere Staaten umgeben, seine Erwerbarten nach Belieben vermehren oder erweitern könne. — Das Oberhaupt wird vom Domkapitel unter *Kaiserlicher Advocatie* gewählt. Die Zahl der Geistlichkeit ist minder bedeutend, als man sie vielleicht in irgend einem andern katholischen, und noch mehr in einem geistlichen Staate finden wird. Sie besteht aus 463 Weltgeistlichen und 300 Ordensgeistlichen, von welchen 90 zum schönen Geschlechte gehören. — Wir halten es mit dem Vf. für einen Beweis der gegenwärtigen guten Regierungsverfassung und Verwaltung, dass das ganze Land nur *fünf Advocaten* zahlt. — Die Einkünfte des Domkapitels betragen gegen 200000 Gul. — Die Artikel von der Universität, bey welchem, wie sichs versteht, Hübner's Werk über Salzburg benutzt ist, von dem Verhältnisse der untergeordneten, vorzüglich der Oesterreichischen Bischöfe, von den Landstanden, Dikasterien, Zweigen der öffentlichen Einkünfte etc. müssen wir dem Nachlesen des Geographen und Statistikers empfehlen, der gewiss dieses kleine Werk nicht unbenutzt lasst. Da es vermuthlich als Schul- oder Universitäts-Compendium gebraucht werden soll; so lässt sich begreifen, warum dieser speciellen geographischen Beschreibung eine allgemeine Anweisung zur Mathematik beygefügt ist. Hr. K. erscheint hier auch als geübter Mathematiker. Wir haben beym Durchlesen keinen schlecht oder unrichtig ausgedrückten Satz gefunden, welches bey ähnlichen Schriften so häufig der Fall zu seyn pflegt. Unter der beträchtlichen Zahl der vorgetragenen Lehren, vermissen wir keine wichtige, als nur die für Anfänger so nöthige Erklärung der Frage, wie es möglich sey, dass die Erde und jeder Himmelskörper sich ohne weitere Unterstützung ohne zu fallen erhalten könne. — Noch finden wir nöthig für die Käufer des Buchs beyzufügen, dass es äusserst ökonomisch gedruckt ist, und im gewöhnlichen Format und Satz leicht das Gedoppelte der angegebenen Seitenzahl hätte füllen können.

* * *

Paris: (Leipzig, b. Sommer): *Geheime Lebens und Regierungsgeschichte Katharinens der Zweyten, Kaiserin von Russland.* Aus dem Französischen. In zwey Banden. Mit 6 Portrats. 1ter Bd. 2te verbess. Ausgabe. 1798. 224 S. 2ter Bd. 260 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 251.)

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Anna oder der Fallstrick der Ehre und des Reichthums.* Ein Volksbuch. Besonders für den Bürger und Landmann, für Herrendiener und Dienerinnen. Von *J. G. D. Schmiedtgen.* 2te wohlfeilere Ausgabe. 1798. 248 S. 8. (6 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Nürnberg*, b. Raspe: *Euripidis Cyclops ex recens. J. G. C. Höpfner.* Cum observationibus criticis edidit et usui scholarum accommodavit M. *Georg. Frid. Dan. Goes.* 1799. 80 S. 8. Wenn wir die Frage, ob der an vielen Stellen schlüpfrige und durch keine hervorstechende Schönheiten sich auszeichnende Cyclops des Euripides, bloss weil dieses das einzige übrig gebliebene satyrische Drama der Griechen ist, eine passende Lecture für Schüler abgebe, ausser Acht lassen, besonders da der Herausgeber erklärt (Praef. S. 5.) dass ihm das Geschäft, den Cyclops öffentlich zu erklären, aufgetragen worden sey (*Cyclopis publice enarrandi munus mihi demandatum est*); so dünken uns doch die am Ende angehangten *Observationes criticae* für ein Schulbuch nicht zweckmässig zu seyn, da es Schülern mehr an Sach- und Worterklärungen und an einem tiefern Eindringen in den Geist der Sprache gelegen seyn muss, als an kritischen Noten, die nur einzelne verdorbene oder von anderen angefochtene Stellen des Dramas betreffen. Ein blosser Abdruck der Höpfnerischen Ausgabe ohne alle Anmerkungen wäre für diese Absicht ohne Zweifel passender gewesen. Für die Kritik des Textes ist aus den Observationen kaum einiger Gewinn zu hoffen. V. 15. meynt der Herausg. gegen Hn. Jacobs, dass [illegible] auch wohl das Steuerruder heissen könne, und bezieht das V. [illegible] auf *ἀμφῆρες, navigium significans*, quod utrinque remis impellitur (also ein Substantivum! dann hiesse es: *ich selbst nahm das Schiff und regierte* das Steuerruder, [illegible]!! — V. 183. liest Hr. G. *καὶ τὸν χρύσεον κλοιὸν φοροῦντα* — *ἐξεπτοήθη*, also trug Helena selbst ein goldenes Halsband, und *verliebte* sich darin! Die Stelle muss so gefasst werden: *ἡ ἰδοῦσα τοὺς θυλάκους τ. π. περὶ τοῖν σκελοῖν* (Paridos) [illegible] *φοροῦντα τὸν χρ. κλοιὸν κ. τ. λ.* — V. 298. [illegible] *θνητοῖς εὐλόγως ἀποστρέφου. jure meritoque instituta mortalium respice.* Also *ἀποστρέφεσθαί τινι, respicere aliquid.!* — Warum behauptet wird: *πετόμαι* v. 71. *nullo modo quadrat*; und warum [illegible] zu lesen sey, *quod poëtarum more ad Bacχον referendum sit*, sehen wir nicht ein. — V. 325. em. Hr. Jacobs richtig [illegible], i. e. *ἐν τε γαστέρα, ventrem implens.* Hr. Goes hat [illegible], und fügt *dum implecor, valde propter ventrem impletum anhelo*, und fügt hinzu: *Nonne significantius et dicentis characteri accommodatius!* Schliesslich möchten wir dem Herausg. empfehlen, mehr Sorgfalt auf seinen lateinischen Stil zu wenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. September 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Ueber das Zunftwesen und die Frage: Sind die Zünfte beyzubehalten oder abzuschaffen?* Eine von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe am 26. October 1792 gekrönte Preisschrift. Von *Johann Adam Weiss*. 1798. 376 u. 38 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Deutlichkeit, Gründlichkeit und Vollständigkeit haben dieser Beantwortung einer in mehreren Staaten, nicht blofs für den Wohlstand einer gewissen Classe von Unterthanen, sondern der ganzen bürgerlichen Verfassung hochst wichtigen Frage die wohlverdiente Prämie verschafft. Auch war der Vf. vorzüglich fähig, die Foderungen zu erfüllen, da er der Sohn eines Handwerksmeisters und selbst ein gelernter Handwerker ist, als Zunftherr bey mehrern Zünften zur genauern Beobachtung des Zunftgeistes in seinen mannichfaltigen Gestalten die beste Gelegenheit hatte, und den aufgestellten Gegenstand nicht blofs im Allgemeinen, sondern auch allen damit in Verbindung stehenden Nebenrücksichten, mit sichtbarer Wahrheitsliebe ausgebreiteten Kenntnissen, sorgfältiger Nachforschung und bedachtsamer Widerlegung geprüft und behandelt hat.

Die Zueignungsschrift an seine Mitbürger der freyen Reichsstadt Speyer macht ihn als einen Mann kenntlich, dem das Wohl derselben und der Menschheit überhaupt am Herzen liegt, und der ihnen durch freymüthige Mittheilung wichtiger Wahrheiten zu nutzen wünscht. In der Einleitung hat er den Faden seines in zwey Abschnitte vertheilten Vortrags an den evidenten Grundsatz angeknüpft: dass sich die Gewerbe treibende Classe der Bürger in einem richtigen Verhaltnisse mit den andern Standen befinden müsse.

Der *erste Abschnitt* soll zuerst die Vortheile und Nachtheile der Zünfte, ganz im Allgemeinen, ohne Unterschied der Staatsverfassungen, untersuchen. Nur dann stehen Gewerbe im Flor, wenn diejenigen, die sie betreiben, alle ihre Kunstproducte so schnell, so gut, und so wohlfeil als möglich liefern, und gleichwohl der Arbeiter sein ehrliches Auskommen für sich und die Seinigen dabey findet. Dies setzt also gründliche Einsichten derer, die sie betreiben, sichern Absatz der verarbeiteten Producte, wie auch vernünftige Wirthschaftseinrichtung und richtige Bezahlung ihrer Arbeiten, Vermehrung der Abnehmer und Verminderung der überhäuften Handwerker und Aufmunterung der Gewerbetreibenden von Seiten des Staats voraus; das Gegentheil von allen diesem befördert den Verfall der Gewerbe. Wie schädlich insonderheit die Ueberhäufung der Handwerker bey einzelnen Gewerben sey, wird durch specielle Berechnungen der Einwohner in verschiedenen deutschen Staaten und des sich hieraus darlegenden unrichtigen Verhältnisses zwischen den Gewerbe treibenden Einwohnern und den übrigen Classen derselben, auch noch besonders aus einzelnen Wahrnehmungen erwiesen, z. B. daraus, dass gerade die jedermann unentbehrlichen Handwerke mit allzu vielen Meistern besetzt sind, dass denselben dadurch die zu ihrem Wohlstande nothige Haltung der Gesellen unmoglich gemacht wird, dass so viele, selbst fleissige Handwerksgesellen lange arbeitslos umher wandern müssen etc. Hiernächst bezeichnet der Vf. noch ein und zwanzig andere Ursachen des Verarmens der Handwerker. Dahin gehören vorzüglich die Fälle, wenn die Kunstproducte, wie in Deutschland — weit mehr mit Hinsicht auf ihre Wohlfeilheit, als auf ihre innere Güte gekauft werden; wenn die Dörfer mit vielen Professionisten besetzt sind; wenn dem städtischen Handwerker seine Arbeiten von den Abnehmern spät und unrichtig, und noch aufserdem bey der grofsern Menge des Geldes und geringern Werthe desselben, schlechter als sonst bezahlt werden; wenn aus Modesucht nur ausländische Waaren geachtet und gekauft werden; wenn es am ausländischem Debite mangelt; wenn grofse stehende Kriegsheere, Theurung der Lebensmittel, geringer inländischer Ankauf der Kunstproducte wegen des Unvermögens der mehrsten Einwohner, Anlegung vieler Gewerbsmaschinen etc. hinzu kommen. Noch mehr aber, als durch alles dieses, wird der Verfall der Gewerbe treibenden Einwohner durch die ungleiche Vertheilung der Grundstücke auf dem Lande und deren Zerstückelung bewirkt: weil hiedurch die Verwandlung der Professionisten in Halbbauern, die Zudringlichkeit der Landleute zum Gewerbestande, und eine unverhältnifsmäfsige Annahme der Bürger in Städten und Dörfern veranlafst wird. Aus eben diesen besonders in Deutschland vorwaltenden Umständen wird gefolgert, dass die Betriebsamkeit der Gewerke allda zwar überhaupt keineswegs vermindert, sondern vielmehr vergröfsert, hingegen der Wohlstand der Gewerbetreibenden um desto tiefer gesunken sey. Von hieraus geht der Vf. zur Untersuchung aller wahren und eingebildeten Nachtheile und Vortheile der Zünfte und Gilden über. Die nachtheiligen Folgen setzt der Vf. deutlich und ausführlich aus-

auseinander, prüft die absolute Gewerbsfreyheit, als das allgemeine Mittel zu ihrer Wegschaffung, und entwickelt die der gänzlichen Aufhebung der Zünfte sowohl überhaupt, als auch nach den gegenwärtigen Zeitumständen entgegenstehenden Schwierigkeiten. Das Resultat ist, dass solche Aufhebung, wenn gleich nicht unausführbar, doch in Deutschland gar nicht rathsam sey. Er räumt hierauf die aus den Beyspielen einiger Staaten, wo Zunftfreyheit herrscht, hervorgehenden Zweifel aus dem Wege, und schlägt verschiedene Mittel zur Verbesserung und Aufnahme der Zünfte vor. Diese sind: vorsichtige und verhältnissmäfsige Annahme der Bürger, Verbesserung des Ackerbaues überhaupt und der zu verarbeitenden ländlichen Producte insonderheit, weise Gesetze über Ein- und Ausfuhr der rohen Materialien und der von den Gewerken verarbeiteten Waaren, Minderung und möglichste Tilgung der Staatsschulden, weise Einschränkung des Luxus, kluges Betragen des Staats gegen seine Nachbarn und die Verbindung der Professionisten mit Kaufleuten, Werthschätzung geschickter Professionisten, Hemmung des Haufirhandels, Verminderung der Anzahl der Gewerbetreibenden u. s. w. Hierauf folgen andere nützliche Vorschläge, die sich auf die innere Verfassung der Zünfte beziehen. Sie betreffen die Prüfung der Lehrlinge vor ihrer Annahme, ihre Bildung und Erziehung nicht blofs bey den Gewerken selbst, sondern schon vorher und während ihres Aufenthalts bey denselben, mit der Bemerkung, auf welche Art solches geschehen könne, die Wanderschaften der Gesellen, und deren Einschränkung und Verbesserung, die Meisterstücke und die Gewinnung des Meisterrechts, die zur Steurung der Liederlichkeit einzelner Meister, der Gesellenaufstände und Handwerkstumulte, auch überhaupt gegen Gesellen und die Meister sonst zu machenden Veranstaltungen.

In dem *zweyten Abschnitte* werden die vorher vorgetragenen allgemeinen Grundsätze auf den in der Preisfrage eigentlich bestimmten, nur durch Zwischenhandel bestehenden Staat angewendet. Das Resultat hievon besteht darin: dass in einem Staate, der die eingeführten rohen Materialien verarbeiten läfst, und so wieder ausführt, der obbemeldeten Bedenklichkeiten gegen die Aufhebung der Zünfte zwar weniger und diese von geringerer Erheblichkeit seyn; dass daher solche Aufhebung daselbst eher gewagt werden könne, jedoch durch verschiedene noch damit verknüpfte Schwierigkeiten würde erschwert werden; dass dieser Staat nach der verschiedenen Lage seiner Gewerke, gegen die in andern Staaten, den Erfodernissen zur Verbesserung der Zünfte, in Absicht der Vermehrung der Gesellenzahl bey jedem Meister, des Lehrlings- und Gesellenstandes, der Handwerkserziehung, des Wanderns der Gesellen, der Meisterstücke und des Meisterwerdens, der häuslichen Wirthschaft und sittlichen Lebensart der Meister und Gesellen, eher Genüge leisten könne; dabey aber doch immer vorher eine genaue einzelne Prüfung der Zunftgesetze jeder Innung und deren Einrichtung zur Beförderung des Ganzen und der einzelnen Theile nöthig seyn werde. Ueberall sind die Mittel, wodurch sich diese Foderungen bewerkstelligen lassen, mit einer Sachkenntniss beschrieben, die die Frucht eigenes Nachdenkens und ausgebreiteter Erfahrung ist.

ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Flor und Verfall der Länder, als natürliche Folge der Begünstigung oder Bedrückung der Landwirthschaft, und der Freyheit oder Beschränkung des Handels mit rohen Producten dargestellt.* Nach dem Französischen des Ritters *Franz Quesnay* bearbeitet von *Christian August Wichmann.* 1798. 8½ Bog. 8. (9 gr.)

Eine historische Einleitung enthält kurze Notizen von dem Betriebe der Landwirthschaft in Frankreich vor der Revolution, mit beygefügter Bemerkung einiger Verschiedenheiten derselben in Deutschland, und von dem höchst armseligen Zustande der ersten, worin sie durch Geringschätzung aus Vorurtheilen, durch Unbedachtsamkeit der Güterbesitzer, hauptsächlich aber durch drückende Belästigung mit öfmals veränderten und erhöheten Abgaben ist versetzt worden. Diese traurige Schilderung ist eine Bestätigung der ewigen Wahrheit: dass nichts den Erdboden unfruchtbarer mache, als die Thränen des unterdrückten Landmanns, nichts fruchtbarer, als der Schweifs des fröhlichen Landmanns.

Die Abhandlung selbst hat zu ihrer Grundlage das unwidersprechliche Axiom; dass der ökonomische Zustand eines Landes überhaupt nach der mehrern oder mindern Gröfse des reinen Ertrags, den die Landwirthschaft giebt, zu ermessen sey, und betrifft zuerst die Untersuchung der beiden Fragen: ob der Betrieb des Feldbaues mit Pferden oder mit Ochsen, und ob die Bewirthschaftung der Landgüter durch reiche Pächter, oder durch arme sogenannte Halbbauern oder Meyer (Metayers) vortheilhafter sey? Die erste ist, nach Aufzählung und Abwägung der sich aus den Kaufpreisen, den Unterhaltungskosten, der Dauer und der Nutzbarkeit jener beiden Arten vom Zugviehe ergebenden Gründe und Gegengründe, dahin entschieden worden, dass die Bearbeitung der Felder mit Pferden der mit Ochsen allemal vorzuziehen sey. Freylich kann auch in staatswirthschaftlicher Rücksicht, besonders in einem militärischen Staate, dem für seine Reiterey und Artillerie an einem starken einländischen Vorrathe von Pferden sehr gelegen ist, nicht gestattet werden; so, wie vormals in Frankreich, fünf Sechstheile alles urbaren Bodens (S. 46.) blofs mit Ochsen zu bearbeiten; jedoch kann jener Satz auch nicht für eine unbedingte allgemeine ökonomische Regel gelten, vielmehr finden allerdings Ausnahmen davon statt, insonderheit alsdann, wenn der Landmann seinen Zugochsen hinlängliche Sommerweide zu geben vermögend ist, viel flaches und thonigtes Land, und zur Mastung der Ochsen, nach ihren vier-, fünf- oder sechsjährigen

n Gebrauche, entweder auf einer Fettweide oder y seiner Branntweinsbrennerey; auch hierauf zu ten Verkaufe günstige Gelegenheit hat, und dann, s überwiegenden Vortheils wegen, die Cultur sei-r Aecker theils mit Ochsen, theils mit Pferden be-rkstelligt. Aus der lediglich nach der ehemaligen inden landwirthschaftlichen Verfassung in Frank-ich angestellten Prüfung der zweyten Frage geht s Resultat hervor, dass eine bessere Bewirthschaf-ng der Landgüter nur von bemittelten Pachtern d von einer ihnen länger als 9 Jahre zugestande-n Pachtzeit zu erwarten sey. Die angegebenen sachen des dasigen Mangels an solchen Pachtern d: das häufige Auswandern der Söhne der Land-ute von den Dörfern in grosse Städte, die willkür-he und übermässige Besteurung der Landgüter, d die Einschränkungen und Sperrungen des Getrei-handels. Die Beweise jenes Resultats liegen in Be-treibungen und Berechnungen der grossen Ver-iedenheit der Cultur und des Ertrags der Aecker, ch der Benutzung des Viehstandes, wenn die Land-ter bemittelten Pachtern auf eine lange Reihe von iren unzertrennt, oder armseligen Bauern zerstü-elt in Pacht überlassen werden. Ferner wird mit leuchtenden Gründen dargethan, dass die Freyheit s Handels mit landwirthschaftlichen Producten für e Pächter und Eigenthümer der Landgüter sowohl, für den ganzen Staat nicht allein nützlich, son-rn durchaus nothwendig, und dass Niedrigkeit r Getreidepreise dem städtischen eben sowohl als m ländlichen Einwohner schädlich sey. Die hier-chst angeführten, von den Landesregierungen zur förderung der Landwirthschaft anzuwendenden ttel bestehen hauptsächlich darin: dass sie jenen ndel von allem Zwange und Hindernisse entledi-n; den Söhnen bemittelter Landwirthe eine (in litärischen Staaten aber nicht wohl thunliche) nzliche Befreyung von Militärdiensten zugestehen, d zur Vermehrung des Mastviehes, der Schäfe-yen, der Wolle und des Düngers, die Cultur und nutzung der grossen, blos zur Viehweide bestimm-Reviere, vermittelst des Anbaues nützlicher ldfrüchte möglichst befördern und veranstalten.

LITERATURGESCHICHTE.

SCHNEPFENTHAL, in der Buchh. der Erziehungsan-stalt: *Denkschrift auf Maria Wollstonecraft God-win*, die Vertheidigerin der Rechte des Weibes, von *William Godwin*. Aus dem Englischen über-setzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1799. 174 S. 8.

So wenig auch die Vfn. der *Vertheidigung der Rechte des Weibes*, sie, die über ihr Geschlecht hin-strebte, und den schönen Kreis, den die Natur ...ft der Weiblichkeit gezogen hat, anmassend zu ...chbrechen suchte, auf eine eigentlich herzliche ...eilnahme rechnen kann; so geben doch ihre ...riftstellerischen Talente und das Sonderbare ihrer Schicksale ihrer Biographie ein nicht geringes Inter-esse. Von einem sonderbaren und launichten Vater, einem kleinen Gutsbesitzer unweit London, gezeugt, hatte sie eine etwas rauhe und eingeschränkte Erzie-hung genossen, und diese hatte schon gleich in ihr den Trieb nach Unabhängigkeit und Selbstständig-keit geweckt, der sich überall in ihrem Leben offen-bart. Sie errichtete mit einer Freundin eine Erzie-hungsanstalt zu Newington Green, reiste dann die-ser Freundin zu Liebe nach Lissabon, kam zurück und fing in London schriftstellerische Arbeiten an. Bey ihrem Verleger macht sie mit dem berühmten Maler Füesli Bekanntschaft, fasst eine heimliche Neigung zu ihm, und um dieser (da Füesli verhei-rathet ist) zu entfliehen, geht sie nach Paris. Hier lebt sie einige Jahre unter den Stürmen der Revolu-tion, lernt dann einen Amerikaner Imlay kennen, und schliesst mit ihm eine vertraute Verbindung, ohne ihn jedoch wirklich zu heirathen. Sie wird schwanger, er geht nach Havre de Grace und bald darauf nach London, Kaltsinn offenbart sich in sei-nem ganzen Betragen. Sie reist zu ihm, er hat eine neue Verbindung mit einer Schauspielerin geschlos-sen. Sie macht ihm zu Liebe, und um ihn wieder zu gewinnen, in seinen Angelegenheiten eine Reise nach Norwegen (wodurch ihre Briefe entstanden), bey ihrer Rückkunft findet sie bey ihm den nämli-chen Kaltsinn. Voll Verzweiflung beschliesst sie sich in die Themse zu stürzen, sie wird aufgefangen und gerettet. Nun bricht sie völlig mit Imlay, lernt den Vf. der gegenwärtigen Biographie, Godwin, ken-nen, und schliesst mit ihm eine — und zwar eben so freye — Verbindung, wie sie mit Imlay gehabt hat. Fast da sie sich schwanger fühlt, wird diese durch die Trauung bestätigt. Aber die Entbindung kostet ihr das Leben. Sie stirbt am 10. Sept. 1797 im acht und dreyssigsten Jahre. Man sieht wie bey dieser Erziehung und bey diesem beständigen Wech-sel des Lebens leicht eine Ueberspannung in ihren Grundsätzen entstehen konnte: die Paradoxie ihres Schicksals wirkte auf die Paradoxie ihrer Ideen. Ihr berühmtestes Buch, Vertheidigung der Rechte des Weibes, ist 1792, ehe sie nach Paris ging, geschrie-ben, ausserdem ist sie durch ihre Briefe aus Norwe-gen, ihre Vertheidigung der französischen Revolu-tion u. s. w. bekannt, und hat noch vier Bände Schriften, vorzüglich einen Roman: *Kränkungen des Weibes*, hinterlassen. Gegenwärtige Biographie von ihrem nachgelassenen Gatten herausgegeben, verräth einen Mann von edler Denkart und feinem Gefühl. Die Uebersetzung hat das Original treu wieder gege-ben. Das Bildniss von Madame Wollstonecraft God-win verräth mehr Weiblichkeit als Rec. von diesem Original erwartet hätte, niemand bürgt uns aber dafür, dass es wirklich nach dem Originale gearbei-tet worden.

* * *

HANNOVER, in d. Buchh. d. Gebr. Hahn: D. C. H. *Struve sieben Noth- und Hülfstafeln*, enthaltend:

1) *Ueberſicht der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren zum Gebrauch für Wundärzte.* Dritte verbeſſerte Auflage. 1797. 2) *Hebammentafel oder allgemeine Ueberſicht des Verhaltens der Hebammen und Mütter bey natürlichen Geburten.* Vierte verbeſſerte Auflage. 1797. 3) *Von den Mitteln Kinder geſund zu erhalten.* Dritte verbeſſerte Auflage. 1797. 4) *Vom tollen Hundsbiſs, von Giften, vom Verſchlucken, vom Erſticken u. ſ. w.* Fünfte verbeſſerte Auflage. 1797. 5) *Noth- und Hülfstafel für Ertrunkene, Erfrorne, Erhenkte, nebſt den Hülfsmitteln für todtſcheinende neugeborne Kinder.* Achte ganz umgearbeitete Auflage. 1797. 6) *Noth- und Hülfstafel zur Verminderung des Pockenelends.* Dritte Auflage. 1798. 7) *Krankenzettel, vom Verhalten in Krankheiten.* 1798. 6½ Bog. Fol. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 89.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt u. Leipzig: Die alte und neue Landwirthſchaftsverfaſſung der Deutſchen.* Jene, warum ſie alſo war: dieſe, wie ſie ſeyn ſollte und könnte. Für Regenten, welche ſelbſt kennen und prüfen wollen. Auch zur Aufklärung und Vorbereitung der gemeinen Landwirthe. 1799. 82 S. 8.

Der Vf. behandelt in der That einen ſehr wichtigen Gegenſtand, und es iſt nur zu bedauern, daſs ſo wenige Bogen demſelben gewidmet ſind; er mag dazu zwar (nach der Einleitung an die Fürſten Deutſchlands) ſeine Gründe haben; dennoch aber iſt er dadurch oft undeutlich oder wenigſtens unbeſtimmt geworden.

Natürlich zerfällt das Ganze in zwey Hauptſtücke: I. Von der alten Landwirthſchaft, wie und warum ſie ſo war, und wie ſie zur Ungebühr meiſtens noch iſt. S. 11. Wir müſſen geſtehen, daſs wir mit den Vorſtellungen des Vfs., wie ſich die bisherige Einrichtung bildete, nicht ganz einverſtanden ſind, wir können aber keine Stelle ſelbſt mit ſeinen Worten anführen, weil wir bey ſeiner gedrangten Kürze faſt das Ganze abſchreiben, und eine wenigſtens eben ſo lange Beurtheilung darüber liefern müſsten. Der Vf. nimmt an, daſs nach den Kriegen der vorigen Jahrhunderte, nach der ſie begleitenden Peſt und den ſtarken Auswanderungen in einen fremden Welttheil ſich unſere jetzige Verfaſſung gebildet habe. Ob dieſes nun nach dem dreyſsigjährigen Kriege, oder, wenn die Auswanderungen mit in Anſchlag gebracht werden, erſt in unſerm Jahrhunderte geſchehen ſeyn ſoll, iſt nicht wohl abzuſehen. Aber ſo viel iſt wohl gewiſs, daſs unſer ganzer Ackerumſchlag, unſere *Hutung* und Wieſenbenutzung weit früher ſich bildete, und der dreyſsigjährige Krieg nur die entfernten Aecker der Dörfer wüſte liegen lieſs, welche hierauf zu Hutung und Lehde wurden. S. 13. Die Eintheilung der Felder in zwey Fluren, und im dritten Jahre Brache iſt keine Folge der angegebenen Verwüſtungen, ſondern findet ſich bereits in ältern Zeiten. Daſs man kleinere Heerden Vieh als jetzt hatte, S. 18. iſt gewiſs, eben ſo gegründet iſt S. 20. die Veranlaſſung der Zerſtückelung der Felder, aber der Umſtand, daſs jeder ſich noch mehr Feld habe urbar machen können, dürfte wohl nur local ſeyn. Nicht damals entſtand erſt die gemeinſchaftliche Weide auf dem Baufelde S. 21. ſondern weit früher. Die policeymäſsige Verfügung S. 23., daſs Niemand für ſich allein hüten darf, iſt uralt, und war wenigſtens ſchon im dreyzehnten Jahrhundert üblich. — Die Servitut der Schafhutung auf eines andern Gemarkung ſoll S. 18. dem Landesherrn als Obereigenthumsrecht zugeſtanden, und dieſer ſie ſeinen Civil- und Kriegsbedienten zur Beſoldung eingeräumt haben. Dieſe Behauptung war uns ganz unbekannt, wir haben nie die leiſeſte Spur bemerkt, und wünſchten darüber einen Beweis zu hören; die Hutung auf fremdem Gebiete hat einen ganz andern Urſprung.

Das II. Hauptſtück handelt von der neuen Landwirthſchaft, wie ſie ſeyn könnte und ſollte. Die Einleitung dazu S. 33. enthält viel wahres, aber auch etwas Uebertreibung, denn eine völlige Umſchmelzung der ganzen Verfaſſung iſt weder möglich noch nützlich, noch nothwendig, der Vf. müſste denn in einer Gegend wohnen, wo die bisherige gewöhnliche Einrichtung in einen verketteten Fehler ausgeartet wäre, und faſt ſcheint dieſes aus dem zu folgen, was er S. 36. 37. über die unzweckmäſsige langſame Verbeſſerung ſagt, und dann wäre eine völlige Umänderung zu wünſchen. Was er über den Kleebau vorbringt, iſt vollkommen gegründet. S. 44. will er, daſs der Brachzwang ganz verboten werde, auch dies ſcheint nur local zu ſeyn, denn es giebt doch Gegenden, wo Niemand genöthigt werden kann, Brache zu halten. Wir ſind auch der Meynung des Vfs., daſs dieſer Zwang ein groſses Hinderniſs des verbeſſerten Feldbaues iſt, und alle Aufmerkſamkeit der Staatswirthe verdiene. Was er über die Wieſen und das Verbieten der Hutung darauf ſagt, iſt ſehr gegründet, nur ſchadet die Hutung im trocknen Herbſte gewiſs nicht. Wenn er aber von drey- und vierſchürigen Wieſen redet; ſo muſs er in ſehr glücklichen Gegenden leben. S. 42. von der Stallfütterung. Sehr gut. *Aber in zwanzig Jahren iſt ſie wahrſcheinlich auſser der Mode.* Die Schafzucht übergeht er. Sollen die Schafe auch in Ställen oder Horden gefüttert werden, oder wo ſoll die Hutung herkommen, wenn die Policey dieſe auf Brachfeldern und Wieſen zu verbieten aufgefodert wird? S. 51. Nothwendigkeit der Theilung der Gemeinheiten. S. 54. Einſchränkung des Landmannes in ſeiner Holzbenutzung. Das wichtigſte, was der Vf. S. 69. vorſchlägt, iſt das Conſolidiren der einzelnen Theile der Landgüter. Er ſpricht nur wenig darüber, dies iſt aber das ſchwerſte, und wird wohl ſchwerlich in vielen Gegenden eingeführt werden, wenn es gleich auſserordentlichen Nutzen gewährt. Alles wird ſich dawider ſtemmen, und welcher Fürſt oder welches Land wird die beträchtlichen Koſten aufwenden, bey denen nicht der geringſte unmittelbare Vortheil für neue Abgaben hervorleuchtet. Die Vorſchläge des Vfs. verdienen in der That, ob ſie gleich nicht neu, ſondern ſchon allgemein anerkannt waren, daſs ſie einmal da, wo nicht ſchon eine andere Einrichtung Kleebau und Stallfütterung entbehrlich macht, beherzigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. September 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland.* Auf einer Reise durch einige ungarische Provinzen. 1799. 348 S. gr. 8.

Dem Vf. oder den Verfassern dieses Werks, fehlte es hie und da an ächten statistischen und politischen Kenntnissen: man findet daher viel Declamation, aber nicht viel neue Facta oder auch nur neue Ansichten und Urtheile, obwohl für manche Leser manches hier Gesagte neu und auffallend seyn, auch manches nicht Neue doch nicht zu oft gesagt werden kann. 1) *Unbedeutende Fragmente als Einleitung.* Zur Probe heben wir nur folgendes aus den allgemeinen und absprechenden Urtheilen des Vfs. aus: „Ungarn ist eine von *wilden* Aristokraten eingeschränkte Monarchie, wo der König (der die Alleinherrschaft ausüben kann, wenn er nicht die ungerechten Vorrechte der Aristokraten *sichtbar* schmälert) und der Adel alles gelten, die Volksstimme aber verachtet, die Rechte des Bürgers wenig respectirt werden. Man glaubt, oder besser, die meisten ungarischen Edelleute glauben, dass der Unadeliche ein Geschöpf sey, bey dem von Rechten, und der Achtung dieser Rechte gar nicht die Rede seyn könne." — Aus diesen Angaben leuchtet das zu Viel eben so sehr heraus (indem gerade die *königl. Macht zum Schutze des Unadelichen* aufgestellt, und hinlänglich ist, diesen Schutz zu geben, wenn sie will, und mehrere Fälle bestätigen täglich, dass sie es wolle,) als das zu Wenig (indem der *hierarchische* Bestandtheil der ungarischen Constitution mit Stillschweigen übergangen ist.) 2) *Debretzin, Viehhirten und Jahrmärkte.* Keine einzige bestimmte Angabe. Oder soll es dafür gelten, wenn gesagt wird: ein sichrer Biró habe in den Gegenden von Debretzin zehntausend Stück Ochsen auf die Weide getrieben? — Im Allgemeinen über Handel, wo die Schuld des Verfalls desselben wie gewöhnlich, *ganz*, auf das österreichische Zollsystem geschoben, und nicht einmal auf die ersten Gründe, auf den Mangel an Bevölkerung und Absatz an mehrere und grössere Städte zurückgedacht wird. 3) *Noch einiges über Debretzin.* Verhältniss der reformirten und katholischen Einwohner, deren Zahl sich „*auf einige Tausend*" belaufen soll — Seife, Tobakspfeifen — Zollauflagen, sollen „vermuthlich die Ursachen seyn, warum die Tobakspfeifen nicht ins Ausland verführt werden" — als ob an Cöllnischen Pfeifen in Deutschland, und an thönernen Pfeifen in Oesterreich Mangel wäre. 4) *National-charakter und wahrer Zustand des Ungars.* Ehrgeitz sey seine schwächste Seite. — Freyheitsliebend sey er auch in Fesseln, aber mehr aus einem dunkeln Gefühle, als aus deutlichen Begriffen, feind einer despotischen Behandlung, und doch sehr oft ein Gegenstand derselben *aus Schwäche des Begriffs*, indem ihm Apostel der Unwahrheit und Niederträchtigkeit den Wahn beygebracht hätten, es wäre dieses so seine Bestimmung. Der Vf. wünscht, wie alle Freunde des Rechts und der Ordnung, keine Revolution aber eine Reformation. Ungarn habe jetzt eigentlich keinesweges eine repräsentative Verfassung — der Adel rede nur für sich, sey der Bock zum Hüter im ungarischen Garten gesetzt. — Rec. glaubt, man müsse vor der Nation die Verfassung, die sie schon hat, nicht herabwürdigen, weil es besser ist, eine zu haben als gar keine, und weil aus der jetzigen ohne Revolution, aber durch allmäliche Reformation eine bessere hervorgehen könnte; nur auf die Mängel und Missbräuche müsse man, indem man von den schreyendsten und auffallendsten anfängt, nach und nach immer mehr aufmerksam machen: zu deren Abstellung selbst der wohl aufgefoderte und wohlgeleitete Ehrgeitz des Adels die Hände bieten wird, wenn die Regierung ernstlich dazu wirkt, wie sie auch wirklich in mehrern Rücksichten gethan hat, (z. B. unter der Regierung Kaisers Joseph II.) und noch täglich thut. 5) *Noch einiges über den Nationalungar.* Er habe einen offenen Charakter, viel Gastfreundschaft, führe die Herrschaft im Hause. — Eines der besten Stücke, das aber mehr Ausführung und einige Berichtigung bedürfte, ist die historische Genealogie des angeschuldigten Hasses des Magyaren gegen die Deutschen. S. 57 ff. 6) *Schul- und andere Anstalten in Debretzin.* 7) *Reformirte Gelehrte.* Das Klösterliche in den Collegien der Reformirten hat auf die Steifheit ihrer Sitten, Unanwendbarkeit ihrer Gelehrsamkeit und Unempfänglichkeit fürs Neue, grossen Einfluss. Die lutherischen Studenten bilden sich schon mehr durch die Individualität des menschlichen Lebens, indem sie bey Bürgern und Edelleuten wohnen, Kinder erziehen etc. Dagegen stechen die Reformirten durch Gründlichkeit besonders in Mathematik und Philologie hervor. 8) *Ueber Industrie und Oekonomie — Theschedik's Institut — Oekonomische Schule zu Keszthely — Nagy's Zuckerraffinerie in Oedenburg.* Betriebsamkeit in der Oekonomie hängt hauptsächlich vom Absatz, von der Bevölkerung und dadurch erhöhten Werth der Gründe und der Producte ab. So z. B. wird wohl niemand rathen, dort Klee mit Mühe zu bauen, wo man einen Mor-

Morgen Wieswachs um einige Gulden, und einen Centner Heu um etliche Kreuzer kaufen kann. Mit Befremden las den nach Rec. auch hier den Mangel an Industrie, unter andern auch der Trägheit der Nation zugeschrieben. Kann der Landmann vom Ackerbau und von Viehzucht bequem leben; so wird er sich nicht gern zum Weberstuhl hinsetzen; (daher gedeihen Fabriken am besten in Gebirggegenden, wo der Landbau wenig Hände beschäftigt) oder sich mit Seidenraupen abgeben. — Wo liegende Gründe wohlfeil und zahlreich sind, wird nicht leicht jemand Zeit und Geld daran wenden, um z. B. einen schlechtern Grund durch Mergel zu verbessern. Dies alles benimmt jedoch den Bemühungen eines Thesched ik ihren Werth nicht; nur mässigt es die Hoffnung von deren Erfolg. Vorzüglich viel erwartet Rec. davon, wenn die Landjugend lernt und angereizt wird, sich auch im Winter durch Handarbeit Geld zu verdienen, während jetzt im Winter der Ertrag des Sommerverdienstes verzehrt wird. — Das Georgicon oder die ökonomische Schule zu Keszthely kann einen sehr glücklichen Anfang zur Einführung höherer Oekonomie in Ungarn durch Bildung guter Güterverwalter und Beamten machen, da Keszthely und mehrere gräflich Fesretics'sche Güter nahe an Oesterreich, Steyermark u. s. w. liegen, und daher sich eines ausgebreiteteren Absatzes erfreuen. — Die Oedenburger Zuckerraffinerie ist dadurch ins Stecken gerathen, dass man das durch Actien zusammengebrachte Geld auf ein prächtiges Gebäude verwendet hat. — 9) *Ueber Miskóltz — ungarische Sprache — und Griechen daselbst.* Diesen Abschnitt erinnert sich Rec. im *Genius der Zeit* gelesen zu haben. Ueber die handelnden Griechen in Miskóltz scheint der Vf. mit mehr Sachkenntniss, als über die raizischen Pfarrer und Mönche zu sprechen, die er höchst derb und übertrieben, und dabey ohne bessernden Nutzen „als grösstentheils liederliche Dümmlinge" schildert. 10) *Ueber die Zigeuner in Ungarn.* Trifft man gleich hier wenig Neues an (der Vf. hat nicht einmal Grellmann's Werk über dieselben gelesen); so schadet es doch nicht, mehrmal auf die nöthige Civilisirung dieses Volks, in deren Bewirkung man wieder nachgelassen zu haben scheint, hinzudeuten, zumal da der Vf. seine Bemerkungen aus eigener Beobachtung schöpft. 11) Ueble Behandlung der Delinquenten im Borsóver Comitatsgefängniss — Wahl des Richters zu Miskóltz durch Geschrey. 12) Ueber das (hauptsächlich reformirte) Kirchen- und Schulwesen zu Miskóltz. 13) Schilderung der Freuden bey der türkischen Weitzenärnte und Weinlese, (hat nichts Charakteristisches und Belehrendes.) 14) *Albisiren — Studiersucht.* Dies Kapitel hätte Rec. zur Ehre der Vff. weggewünscht. Das Verhältniss zwischen Aemtern und Candidaten setzt sich, ohne alles Zuthun solcher Declamationen von selbst ins Gleichgewicht; und so unschicklich das Albisiren d. h. das Umherreisen mit dem Stammbuche, um Geld zu sammeln, ist; so schwer hält es doch, auf andere Art der Armuth mancher Candidaten der Theologie zu Hülfe zu kommen. Die Protestanten haben weder einen Religions- noch Studienfond aus Staatsgütern, die von der Geistlichkeit zurückgenommen worden; sie müssen sich also behelfen wie sie können. 15) *Ueber das Kirchenwesen der Lutheraner in Ungarn.* S. 211 heisst es: „Hie und da wird behauptet, man arbeite daran, den Protestanten das Besuchen ausländischer Universitäten zu untersagen. Das böse Gerücht mögen aber vielleicht nur Personen in Umlauf gebracht haben, die geneigt sind, der Regierung wenig Gutes zuzutrauen." — Der Vf. hätte die ausdrücklichen Landesgesetze (besonders 26. 79.) anführen sollen und können, die dieses Besuchen ausländischer Lehranstalten (in Siebenbürgen sogar mit einem Fluch über diejenigen, die diese Reisen hindern wollten) sichern. Uebrigens ist diese Sache mit ihren Gründen und Gegengründen noch einmal zur königl. Entscheidung gebracht worden. Der Mangel an Fonds hindert, im Lande selbst solche höhere Lehranstalten zu gründen, die doch zur Bildung tauglicher Geistlichen und Professoren, und also zur Erhaltung der Kirche höchstnöthig sind. Rec. ist ein Feind unbesonnener theologischer Neologen; aber er glaubt, dass die Regierung viel zu erhaben über theologische Streitigkeiten sey, als dass sie durch Grenzen, die sie dem dogmatischen Forschungsgeist setzen wollte, die Neugierde und das *Nitimur in Vetitum* noch mehr zu reizen gedächte. Auch glaubt Rec. nicht, dass die Regierung die Grundsätze einer weisen monarchischen Verwaltung im Hannöverischen, Sächsischen, Preussischen, welche die Theologen dort einsaugen könnten, *missbilligen wolle.* — Dass es Missbräuche bey Prediger- und Superintendentenwahlen überall und auch in Ungarn gebe, wird Niemanden befremden. Aber befremdend ist es, wenn der Vf. von einem Generalsuperintendenten (lutherischen Erzbischof) und von zuviel Einfluss der Politiker auf das lutherische Kirchenwesen spricht! Hier scheinen hierarchische Fäden aus dem Gewebe hervor. Wie gut es in dieser Rücksicht sey, wenn alles beym Alten bleibt, haben neuere Beyspiele, z. B. des (abgesetzten) Predigers Weiss zu Pösing S. 333 bestätigt. 16) *Schulwesen der Protestanten in Ungarn.* Hier ist der Vf. wie in seinem Elemente und ertheilt viel gute Rathschläge. Der Vorschlag, den schon Luther macht, (und der bey den Sachsen in Siebenbürgen realisirt ist,) dass keiner zu einem Prediger erwählt würde, der nicht zuvor Schullehrer gewesen, hat insofern unsern Beyfall, als die Schullehrer noch immer an Ehre und Einkünften den Predigern nachstehen, daher man die geschicktern Schullehrer, um sie bey ihrem Fache zu behalten, besser zahlen und mehr ehren müsste. — Mangel an Fond steht vielen andern Verbesserungen, so wie dem 17) vorgeschlagenen *Schullehrerseminario* entgegen. 18) *Ueber Zipser Deutsche.* Man erfährt hier, ausser einigen noch übrigen eigenthümlichen Gebräuchen, die schwankenden Nachrichten, dass der Leinwandhandel *stark*, und der Bergbau *mit glücklichem Erfolge* getrieben werden. Die Skizze der

er Geschichte Zipsens aus den Schlözerschen Samml. ur Geschichte der Siebenbürger Deutschen, ist hier ist ganz abgedruckt. 19) *Neudorf, Leutschau, Kaysmark*, die Gelehrten dieser Städte, *die Carpathen.* n jenen drey Städten erhält sich innerer Trieb zur öhern intellectuellen und moralischen Cultur, ohnerachtet ihr Wohlstand (durch Polens Fall, Preussens Feinzölle und Schlesiens Verlust) sehr gesunken ist. on den Carpathen weiss der Vf. nicht viel mehr zu gen, als dass sie stolz vor Kaysmark da stehen. 0) *Ueber den ungarischen Bauerstand.* Der Vf. will . 802 nicht leugnen, dass es schon manchen unter en Edelleuten giebt, der bekannt mit der Würde es Menschen, und ausgebildet zu den Gefühlen reiner Humanität seine Unterthanen als Vater behanelt. *Ueber die Hindernisse der Aufklärung;* hier erden zum Beweis, dass Ungarn keinen gänzlichen angel an vortrefflichen Männern leide, mehrere prostantische und einige katholische Geistliche angeihrt: fast als ob zu jenem Satz andere Stände keine elege lieferten. *Ueber die Slaven* und besonders ren Hang zur Musik und zum Gesang. Dem grören Theil der slavischen Gelehrten misst der Vf. nen ekelhaften Hochmuth und Mangel an Gehmack bey. Diese Behauptung unterliegt nicht nur egründeten Zweifeln, sondern ist auch an sich höchst überal. Ein Gelehrter, als solcher, gehört nicht ehr seiner Nation, sondern dem ganzen Reiche, ja er gelehrten Republik zu, und es ist grober Verstoss ider die Gesetze der letzten, den Nationalismus, er überhaupt nur kleinen Seelen anhängt, bis zur eurtheilung von Gelehrten auszudehnen. 21) *Presrg.* Dasiges deutsches Theater: dieses muss natürh alle Fehler und Tugenden der Wiener Bühne ben. — Ueber das ungarische Theater zu Pesth, aus m Intelligenzblatt der A. L. Z. Ueber die Lectüre Ungarn, und besonders in Presburg: mit diesem tikel würden die Schriftsteller Deutschlands noch friedner seyn, wenn nicht viele Modification von n Vorschriften der Censur herkäme. — Von der esburger Censur wird hier erzählt S. 335. „es sey einer Schrift von einem protestantischen verdienn Manne gesagt worden, er habe seinem Vaterlande e *grössten* Männer gebildet. Der Superlativ: *grösse* wurde gestrichen, und in grosse verwandelt, ermuthlich weil ein Katholik in Ungarn es einem rotestanten nicht zutrauen kann, dass er im Stande äre, sehr grosse Männer zu bilden." — Der letz Zusatz des Vfs. ist eben so intolerant, als der gik zuwider, weil mehr im Schlusse als in den rderfätzen liegt. Es sollte heissen: „vermuthlich eil der Censor seinen individuellen Maasstab ir die Grösse eines Mannes hatte." Unter den 336 genannten verdienten Lehrern des protentischen Gymnasiums zu Presburg vermissen mit c. mehrere den jetzigen Rector *Stephan Fabry*, en mit dem Gang der Literatur fortschreitenden nn, der schon in manchem guten Kopf den Durst h höheren philosophischen, politischen und histohen Kenntnissen durch zweckmässig eingestreute Winke erregt und ihn zum weitern Studiren (was eigentlich Zweck der Gymnasien ist) geschickt gemacht hat. *Ueber den* vom Prof. *Schedius* herausgegebenen *literar. Anzeiger für Ungarn*, der auch zur Freude aller Freunde der Literatur längere Dauer verspricht, und vielleicht auch die Wiederauflebung des ungarischen Magazins nach sich ziehen dürfte. 22) *Nachtrag zu dem Kapitel über das Theschedikische Institut zu Szarvas*, giebt Nachricht von der kürzlich erfolgten Erhebung desselben zu einem öffentlichen Institute, und muntert auch die Protestanten auf, Schullehrer, Candidaten auf gemeine Kosten dahin zu schicken. 23) *Beschluss.* Hier betheuert der Vf. seine guten Absichten. Vieles habe er noch auf dem Herzen, doch wolle er damit inne halten, aus Furcht, die Gemüther gegen einander aufzubringen. Nur sein Kopf, nicht sein Herz könne in Anspruch genommen werden. Rec. lässt dem letzten so wie dem ersten alle Gerechtigkeit widerfahren, er traut dem oder den Vf. die schönsten Anlagen zu brauchbaren Weltbürgern zu, aber er glaubt nicht, dass alles was hier gesagt worden, *so*, und *jetzt* hätte gesagt werden sollen.

PHILOLOGIE.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin u. Comp.: *Pasigraphie und Antipasigraphie; oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, und von Wolken's, Leibnitzen's, Wilkins's und Kalmár's pasigraphischen Ideen. Ein Versuch* von *J. S. Vater.* Nebst einer Kupfertafel. 1799. 17 Bog. 8. (18 gr.)

Diese mit einer ungemeinen Gründlichkeit und Deutlichkeit abgefasste Schrift zerfällt in zehn Kapitel. Das I. liefert bis S. 104 einen vollständigen Auszug aus der pariser Pasigraphie. (In dieser selbst wird der Vf. als ein in Paris lebender Deutscher bezeichnet; im Intelligenzblatt der A. L. Z. (1798. Nr. 27.) wird er *Meyvieux* genannt. Welche von beiden Angaben, beyläufig gefragt, ist die richtige?) II. *Ueber den Werth der pasigraphischen Zeichen.* (Die Gründe dagegen sind sehr einleuchtend aus einander gesetzt. Doch kann Rec. dem Vf. darin nicht beystimmen, dass die Zeichen gut ins Auge fallen, und dass sie sich von den Buchstaben aller Sprachen entfernen müssen.) III. *Eine neue Bezeichnung für die pasigraphische Methode durch Charaktere,* deren Figur und Werth für sich schon bekannt ist. (Der Vf. wählt dazu die natürlichsten von Allen, die Zahlen, nebst eilf andern besondern Zeichen für die Gattungen der Nebentheile und zehn Accentzeichen. Diese Methode ist allerdings weit einfacher und so leicht keinen Verwechselungen und Undeutlichkeiten ausgesetzt. Absichtlich hat der Vf. dabey das pariser System beybehalten. Aber doch ist die horizontale Lage der drey letzten Zahlen 7. 8. 9. zu unbequem. Auch würden wahrscheinlich, bey einigen Abweichungen von jenem Systeme, nicht gerade zwölf Hauptzeichen

erfoderlich seyn, da diese 135648 Bedeutungen, und noch mehr, wenn man zwey oder drey Wörter unter Ein Zeichen bringen will, liefern; eine Summe, deren man wahrscheinlich nicht bedürfen wird.) IV. *Wolke's Pasiphrasie.* (Sie beruht auf einem, auf gewisse Weise alphabetisch geordneten, mit Regeln der allgemeinen und jeder besondern Sprache versehenen, Wörterbuche, welches nachher in jede andere Sprache, die pasigraphirt werden soll, übersetzt werden muss.) V. *Beurtheilung der Pasigraphie und der Pasiphrasie.* (Hier wird die Unmöglichkeit der allgemeinen Ausbreitung an und für sich und das Unzulängliche, Mangelhafte, Schwierige, Unbequeme, Fehlerhafte, Verworrene, der pariser Pasigraphie, auch das Unvollkommene des Wolke'schen Systems sehr schön und gründlich bewiesen.) VI. *Pasigraphie des östlichen Asiens.* (Die chinesische Schrift, als Beyspiel von Pasigraphie in der wirklichen Welt, dennoch aber der neuen Erfindung nachstehend.) VII. *Leibnitzen's Aeusserungen über eine allgemeine Sprache.* VIII. *Wilkins's philosophische Sprache.* (Schade, dass der Vf. das Werk selbst nicht vor Augen hatte und also *W.* Charaktere nicht beschreiben oder auf die Kupfertafel bringen konnte.) IX. *Kalmár's philosophische oder allgemeine Sprache.* X. *Ueber das Verhältniss der Erfindungen Wilkins's und Kalmár's zu der pariser Pasigraphie.* (Fällt gegen die erstern beiden aus.) Uebrigens haben wir weder den Einfall von *Solbrig* in seiner allgemeinen Schrift, Salzwedel 1726. der gleichbezifferte Lexica in verschiedenen Sprachen vorschlug, noch die Hommelsche Idee in seinen kleinen Plappereyen, die auf eine Art von Bilderschrift hinausläuft, erwähnt gefunden.

WIEN, b. Alberti: *Beyspielsammlung zur Uebung in der französischen Sprache;* herausgegeben von *J. F. Soubiran*, ordentl. Sprachlehrer in der k. k. theresianischen Ritterakademie. *Zweytes Heft.* 1799. 173 S. *Drittes Heft.* 191 S. 12.

Vorliegende Hefte enthalten deutsche Auffätze mit untergelegten französischen Wörtern und Redensarten, welche der Schüler nach der Grammatik eben dieses Verfassers, auf welche in nöthigen Fällen hingewiesen wird, übersetzen soll. Jeder Aufsatz bezieht sich auf den richtigen Gebrauch eines Redetheiles, und giebt dem Schüler Anlass, ihn in allen seinen Beziehungen und Formen kennen zu lernen. Merkwürdige Erscheinungen und Eigenheiten der französischen Sprache sind mit erklärenden Noten versehen, welche aus *Bouhours, Corneille, de la Touche, Menage, Mauvillon, Regnier, Restaut* und *Vaugelas* genommen worden sind. Der Plan dieses Buches ist gut; nur wäre zu wünschen:

1) dass nicht so viele veraltete Ausdrücke vorkämen, als: *dieweil, derohalben, derowegen, immerdar, stracks, bishero, hinführo, allhier, allwo, sonsten, darinnen, Rathe* für Rathgebung n oder Rathschläge, *markten* für dingen oder handeln. *Brunst* für Feuersbrunst, *Verschleiss* für Waarenabsatz u. s. w.

2) dass die Orthographie nicht so oft beleidiget würde, denn man erblickt: *pere, mere, frere, soie, jote, collège, crever, ingrât, sincerement, exiger, rassassier, facheux, reçû* und mehr dergleichen Verstösse gegen die Accentuation und Rechtschreibung.

3) dass dieses Lehrbuch sich keine Sprachfehler zu Schulden kommen liesse, aber man sieht z. B. Heft. 2. S. 7. *aimer mieux à jouer* statt *aimer mieux jouer que de.* — S. 26. *je croyais que ce livre fût à moi* statt *je croyois que ce livre fut* oder *etoit à moi.* — S. 32. *sentir mieux* (einen bessern Geruch von sich geben) statt *sentir meilleur.* — S. 76. *aller à rebours* (rückwärts gehen) statt *aller à reculons* etc.

4) dass die erklärenden Noten nicht blos aus den ältern französischen Sprachforschern entlehnt worden wären, sondern dass der Vf. auch die neuern zu Rathe gezogen hätte, besonders *Wailly*, denn dieser zeigt oft, dass die ältern Unrecht haben. So steht z. B. auf der 15ten Seite dieses Heftes als Note: „*Prêt de, prêt à*, bereit zu. Man sagt beides: *Je* „*suis prêt de faire*, oder *à faire ce que vous voudrez.* „Wenn *prêt auf dem Punkte* bedeutet, so ist *de* da„bey viel besser. *Les Dieux etoient prêts de le ven*„*ger; il est prêt de mourir.* — Wenn aber *prêt* ge„neigt, fertig bedeutet; so will es *à* bey sich haben. „*Bouhours*" *Wailly* sagt dagegen in seinen *Principes generaux et particuliers: Près, qui signifie sur le point de, ne doit pas se confondre avec prêt adjectif. Près (sur le point de) est toujours suivi de la preposition de;- prêt, adjectif, signifie disposé à quelque chose, en etat de faire ou de souffrir quelque chose: il est suivi de la preposition à* — und mit ihm stimmt auch die *Academie Françoise* in ihrem Wörterbuche überein, wie auch alle neueren classischen Schriftsteller.

* * *

LEIPZIG, b. Barth: *Praktisches Handbuch für Prediger*, von *J. C. F. Witting.* 2ten Bandes 2ter Th., welcher die Episteln vom Trinitatisfeste bis zum 27ten Sonntage nach Trinitatis, die Uebersicht aller bey den Evangelien und Episteln abgehandelten Materien und den Entwurf zu einem dreyjährigen Cursus in Predigten über die wichtigsten Religionslehren enthält. 2te verm. u. verbess. Aufl. 1799. 408 S. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 278.)

LEIPZIG u. FRANKFURT a. M.: *Grammaire allemande pratique. Ou methode nouvelle et amusante pour apprendre l'Allemand*, par *J. V. Meidinger.* Nouvelle Edition revue et corrigée. 390 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. September 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Ridgway: *Pizarro, a tragedy, in five acts;* as performed at theatre royal in Drury-Lane: *taken from the German drama of Kotzebue,* and adapted to the English Stage by *Rich. Brindley Sheridan.* (Pr. 2 Sh. 6 d.)

Unter allen, ins Englische übersetzten, Kotzebuischen Stücken ist keines, das so sehr den Beyfall des Londoner Publicums erhalten hat, als das Trauerspiel, *Rolla's Tod,* und zwar in der Gestalt, die ihm der berühmte Parlementsredner und *Manager* des Theaters Drury-Lane, Sheridan, gegeben hat; denn die zwey andern wörtlichen Uebersetzungen sind unsers Wissens nirgends aufgeführt worden. Eine Vergleichung dieser Umarbeitung mit dem Originale im Plan, in den Charakteren und in der Sprache dürfte vielleicht den Lesern der A. L. Z. um desto angenehmer seyn, da sich daraus einigermassen ein Schluss auf den jetzt in England herrschenden Geschmack machen läfst.

Erster Act. Das Stück fängt mit den Worten der Elvira *wer erlaubte dir meinen Schlaf zu stören* u. s. w. (S. 2. des Orig.) an. Die Veränderungen bestehen hauptsächlich in der Zusammenziehung des im Originale so zerschnittenen Dialogs, in der Weglassung der Witzeleyen und Pointen, womit Valverde und Elvira spielen, in der Einführung einer edlern und ernstern Sprache, und — in der Veredlung des Charakters der Elvira. Alles, was den Anstrich von buhlerischer Leichtfertigkeit und Frechheit haben konnte, ist weggelassen. Anstatt, dass sie S. 5. des Originals in ihrer Person sagt: *sind wir nicht die Erben eines jeden Todten* (welches eine kaum dem Manne verzeihliche Härte verräth) sagt sie im Englischen zu Valverde: *Are you not the heirs of those that fall?* — S. 5. des Originals am Ende sagt Elvira. *Weisst du, dass es Augenblicke giebt, wo dieses Greises Träumereyen mein Herz gewaltig fassen — — — dass ich Nächte hindurch schwelgen muss, um einen lästigen Eindruck zu verlöschen.* Also bemühte sie sich doch noch, den Eindruck, den Las Casas auf sie machte, zu vertilgen. Dagegen im Englischen. *Oh! had I earlier known that virtuous man, how different might my lot have been!* — Die Schilderung, welche Valverde von Pizarro's Sitten und Charakter macht, nimmt sich im Englischen so aus: *Ignobly born, in mind and manners rude ferocious and unpolished, though cool and crafty, if occasion need — in youth audacious — in his first manhood — a licensed pirate — treating men as brutes, the world as booty: yet now the Spanish hero is he styled — the first of Spanish conquerors! and for a warrior so accomplished, 'tis fit Elvira should have her noble family, her fame, her home, to share the dangers, humours et crimes of such a lover as Pizarro.* — Die dritte Scene, die schon Hr. K. ausstreichen wollte, ist im Englischen mit Recht ausgelassen, und das, was nach Diego's Wegführung gesprochen wird, zur zweyten Scene gezogen worden. — Wenn in der vierten Scene des Originals Las Casas sagt: (S. 20.) *Gern und fröhlich gab man euch Gold und Früchte; ihr schändetet zum Dank Weiber und Töchter,* so heisst dieses im Englischen züchtiger: *Generously and freely did they share with you their comforts, their treasures and their homes; you repaid them by fraud, oppression and dishonour.* In Las Casas Rede hat Hr. Sh. etwas zuviel Declamation und Rednerkünste gelegt; z. B. wenn er im Original S. 23. sagt: *Gott! du hast mich nicht zu deinem Diener gesalbt um zu fluchen,* so ist im Englischen: *Oh men of blood! (Kneels) thou hast anointed me thy servant —— not to curse, but to bless my countrymen: yet now my blessing on their force were blasphemy against thy goodness —— (Rises) No! I curse your purpose, homicides!* wo das Knien auf dem Theater, wie immer, unschicklich ist. — Was Valverde nach der ersten und zweyten Scene des Originals spricht, ist im Englischen ausgelassen; und mit Recht! er fällt dadurch nicht zu tief in unserer Achtung.

Zweyter Act. Anstatt dass im Originale die Scene unverändert bleibt, wechselt sie im Englischen beynahe bey jedem Auftritt. 1 Auftr. *a Bank surrounded by a wild wood and rocks.* 2 A. (im Or. 3.) *The temple of the sun: it represents the magnificence of Peruvian idolatry; in the centre is the altar. A solemn March — The Warriors and King enter on one side — Rolla, Alonzo and Cora on the other.* Und doch heisst der Altar am Ende des 1 Auftr. *the altar 'mid the rocks.* In dem 3 Auftr. (im Orig. d. 4ten von den Worten des Alonzo S. 46. *Rolla, noch ein Wort*) ist *the wood between the temple and the camp.* Im 4ten endlich *a view of the Peruvian camp, with a distant view of the Peruvian village. Trees growing from a rocky eminence on one side. Alarms continue.* Es ist uns unbekannt, ob der Englische Geschmack diese beständige Veränderung der Bühne erforderte, oder ob sie nur zur Ergötzung des Auges dienen soll. Ob im Anfange des Acts der Umstand, dass *Cora on the root of a tree,* anstatt, wie im Original, auf einer Rasenbank, sitzt, eine Verbesserung seyn solle, oder nur

nur ein Mifsverstand fey, wiffen wir nicht. Was S. 42. des Originals Rolla und Alonzo fprechen, ift Rolla allein in den Mund gelegt, und eine feitenlange Rede geworden, die eine politifche Tendenz hat, und fich auf das gegenwärtige Verhältnifs der Engländer und Franzofen bezieht, wobey man fich unter den Peruvianern die Engländer und unter den Spaniern die Franzofen denken mufs. So löblich diefes auch in anderer Rückficht feyn mag; fo ift diefe Rede doch, äfthetifch betrachtet, zu unvorbereitet, fo dafs es einem beynahe vorkommt, als fey Rolla fchon zuvor zu diefer Rede beftimmt und auserfehen worden. — In der fünften Scene des Originals ift die Erzählung des Knaben, der vom Grabhügel herab dem Streite zufieht, im Englifchen zu unferm Leidwefen aufserordentlich abgekürzt. Um den Mangel zu erfetzen, müffen erft zwey und gleich darauf ein Peruvianifcher Soldat auf die Bühne flüchten, welche in ein paar Worten den Verluft der Peruaner befichren, zum grofsen Nachtheil der anfchaulichen Darftellung. — Des Wunderbaren war für Hn. *Sh.* noch nicht genug. Kaum ift der verwundete König auf die Bühne gekommen, als Spanifche Soldaten anlangen, und ihn gefangen wegführen. Gleich darauf erfcheint Rolla, hört, dafs der Inca gefangen fey, rennt ihm nach, befreyt ihn, wie der Knabe, der, um zuzufehen, auf einen Felfen, und von da in einen Baum geftiegen war, erzählt, und bringt ihn unter *Shouts and Flourifh* wieder auf die Bühne zurück; alles auf 3 Seiten, in höchftens 5 Minuten. Bey der Erzählung des Knaben fällt der Greis fchon wieder auf die Knie. (Anftatt der Worte: *Ha fie fliehen!* im Orig. S. 60.) *Old man* (falls on his knees) *Fountain of life! how can my exhaufted breath bear to thee thanks for this one moment of my life! My boy, come down, and let me kifs thee. My ftrength is gone!* (The boy having run to the old man). *Boy Let me help you, father! — You tremble fo.* B. M. *'Tis with tranfport, boy.* Ziemlich matt! — Die Worte des Indianers S. 61. u. f. find im Englifchen ausgelaffen.

Dritter Act. Die fchönfte Scene des ganzen Trauerfpiels ift unftreitig die zwifchen der Elvira und dem Pizarro, nachdem Alonzo wieder abgeführt worden, nach der Englifchen Bearbeitung. Elvira fpricht mit eindringender und rührender Beredfamkeit für die Erhaltung Alonzo's; ihre Rede entfpricht ganz dem Charakter eines edlen Weibes, den ihr Hr. *K.* auch zu geben fuchte, den man aber im Deutfchen, auch in diefer Scene, noch zu fehr vermifst; im Englifchen findet fich nichts von Witzeleyen und gelehrten Anfpielungen, nichts von den auf die Vortheile, welche Grofsmuth hier gewähren würde, gegründeten Vorftellungen der Elvira, nichts von ihren Spötteleyen über Alonzo's Tugendfchwärmerey, von Anbietung ihrer Weiberkünfte, um Alonzo auf Pizarro's Seite zu ziehen, endlich keine Schneicheley von Seiten der Vorbitterin. Auch der Monolog der Elvira ift ganz zu ihrem Vortheile verändert. Jetzt erft hat Elvira einen beftimmten Charakter, und zwar einen achtungswürdigen Charakter.

Vierter Act. Alonzo's Selbftgefpräch im Anfange des Acts athmet im Englifchen wehmüthige Ergebung in fein Schickfal; er blickt froh auf fein voriges Leben zurück, weil er Menfchen glücklich gemacht hat. Die gelehrten Citationen und Anfpielungen find auch hier, fo wie im ganzen Stück, wo dergleichen vorkamen, ausgelaffen worden. Der vierte, fünfte und fechfte Auftritt des Originals find fo verändert, dafs Rolla gleich nach der dritten Scene in Mönchstracht zur Befreyung Alonzo's erfcheint; die Scene, worin fich Elvira dem Alonzo zum Weibe anbietet, und verlangt, dafs er Cora verlaffen folle, ift mit Recht ausgelaffen. Statt deffen tritt fie im Englifchen auf, um Alonzo zu retten, nachdem diefer fchon, durch Rolla's Beyftand, entflohen ift; auch hier dringt fie Rolla den Dolch auf, um Pizarro damit umzubringen; aber diefer nimmt ihn, nicht weil er fich überreden läfst, dafs einen in Feffeln umbringen wollen, wie Pizarro gegen Alonzo thun wollte, eben fo viel fey, als einen Schlafenden ermorden, fondern weil fie erklärt, dafs wenn Rolla fich deffen weigere, fie es felbft thun würde, und weil er Elvira's Untergang befürchtet. *Then is thy deftruction certain, and for Peru thou perisheft! — Give me the dagger.* Die neunte Scene ift ganz ausgelaffen. In der dreyzehnten bekennt Elvira felbft ihre Abficht, den Pizarro umzubringen, und läfst es Pizarro nicht aus den ziemlich deutlichen Worten des Rolla: *Rolla mordet nicht* errathen. Vielmehr ruft diefer, da Elvira fich zu dem Morde bekennt, Pizarro zu: *Away! Elvira fpeaks fhe knows not what! Leave me,* (to Elvira) *I conjure you, with Pizarro.* Ueberhaupt ift die ganze Scene ausgearbeiteter und geründeter. — Im vierzehnten Auftritt überlegt Pizarro nicht, ob er dem Heiden Alonzo fein gegebenes Wort brechen, und ihn wieder einholen laffen folle. Seine Worte find diefe: *Ambition! tell me what is the phantom I have follow'd! where is the one delight, which it has made my own! My fame is the mark of envy — my love the dupe of treachery — my glory eclips'd by the boy I taught — my revenge defeated and rebuked by the rude honour of a favage foe — before whofe native dignity of foul I have funk confounded and fubdued! — I would I could retrace my fteps — I cannot — Would I could evade my own reflections! — no living! — thought and memory are my Hell.* Ohne Zweifel hat auch Pizarro's Charakter hiedurch gewonnen. Mit diefem Monolog fchliefst fich der vierte Act.

Fünfter Act. In die Rede der Cora gleich zu Anfang ift ein Song eingeflochten. Der Engländer hat Pizarro's Charakter humanifirt; die Stelle, wo Pizarro den Rolla zur Verrätherey an feinem Vaterlande bereden will (5te Scene des Originals) ift ausgelaffen, fo wie die gräfsliche Aeufserung Pizarro's in der 6ten Scene S. 159. u. f. des Originals. — Wunderbar ift, dafs Pizarro der Flucht Rolla's immer zu-

fieht

cht. Auf dieser Flucht *reifst Rolla den Baum, welcher die Brücke über den Cataract unterstützt, von dem Felsen los*, und verliert sich im Hintergrunde. Dieses ist im Stück selbst zur Belehrung des Schauspielers mit angegeben; der Zuschauer muss also dem fliehenden Rolla auch mit den Augen folgen können, und dann kann Rolla eben nicht weit laufen, von der ins Lächerliche fallenden Riesenthat Rolla's nichts zu erwähnen. Der Vortheil, dass nun die lange Rede des Soldaten S. 163. wegfallt, wägt diese Ungereimtheit nicht auf. — Die 7. 8. 9te Scene des Originals sind auf eine halbe Seite zusammengepresst. Für den Wahnsinn der Cora war also nicht Raum genug; und dieses ist Gewinn, da sie nun blofs als eine durch Kummer und Schmerz gebeugte Mutter erscheint. Nach Rolla's Tod hat Hr. Sh. noch eine ganze Scene hinzugefügt. Die Spanier haben den Zufluchtsort der Peruanischen Weiber und Greise im Gebirge entdeckt, und greifen ihn an. Man sieht *a romantick part of the recess among the rocks*, flüchtende von den Spaniern verfolgte Weiber; die Peruaner treiben die Spanier zurück; Alonzo und Pizarro stossen auf einander: Alonzo wird besiegt. In dem Augenblicke tritt Elvira auf, in der Kleidung, worin sie Pizarro zum erstenmal sah. Pizarro taumelt erschrocken zurück; Alonzo erneuert das Gefecht, und haut den Pizarro nieder; die Spanier legen ihre Waffen nieder, und versprechen die Küste zu verlassen. Elvira war von Valverde aus dem Kerker gerettet worden; und eine bange Ahndung hatte sie nach dem Orte des Gefechts getrieben. Auf Alonzo's Ansuchen, dass sie unter ihnen bleiben möchte, erklärt sie, dass sie für ihre Vergehungen büfsen wolle, und verläfst die Bühne mit einem wehmüthigen Blick auf Pizarro's Leichnam. Das Stück endigt mit einer Procession der Peruanischen Soldaten, die Rolla's Körper auf einer Tragbahre mit militärischen Trophäen umringt, forttragen, während die Priester und Priesterinnen ein Trauerlied singen. Der Vorhang fallt langsam nieder.

Durch die Hinzufügung des letzten Auftritts, welche zugleich die Veränderung des Titels erklärt, sind die Theile des Trauerspiels, die auf Rolla's Tod nur eine schwache Beziehung hatten, und das Auftreten der verschiedenen Personen, der Elvira, des Valverde, des Alonzo, einigermafsen näher mit der Haupthandlung in Verbindung gesetzt worden, obgleich an dem Zusammenhang der Theile zur Einheit noch immer einiges auszusetzen seyn dürfte. Um der Elvira Einfluss auf die Catastrophe zu verschaffen, und doch ihrem Charakter durch eigenhändige Ermordung ihres ehemaligen Geliebten keinen Nachtheil zu thun, mufste Alonzo erst vom Pizarro besiegt werden, und nur durch Elvira's Erscheinung seinen Feind überwinden; — ein Umstand, der Alonzo etwas zu sehr in den Schatten stellt. Auch ist die Erscheinung Elvirens so plötzlich und unerwartet, dass sie eher der Erscheinung eines Geistes gleicht. Aber die Hauptursache, warum auch Pizarro fallen musste, scheint die politische Tendenz gewesen zu seyn, welche Sh. in das Stück zu legen suchte, und wovon wir schon oben in Rolla's Rede eine Probe gegeben haben. Der Haupturheber des ganzen feindlichen Einfalls mufste umkommen, wenn das Stück Wirkung machen sollte. Diese politische Deutung der Handlung ist es auch eben, was dem Stücke in den gegenwärtigen Zeitumständen den gröfsten Theil des Beyfalls verschafft hat, womit es aufgenommen worden ist. Ueberhaupt ist aber der Plan im Ganzen genommen, beybehalten; im Einzelnen oft zu seinem Vortheile verändert, zuweilen aber durch neue Fehler verschlimmert. Von den Charakteren ist besonders der Charakter der Elvira, und glücklich veredelt worden, obgleich auch Pizarro, Valverde jetzt weniger ein Gegenstand des Abscheus sind. Der Dialog ist in der Englischen Bearbeitung durchaus weniger zerschnitten, die Sprache edler und feyerlicher, ob sie gleich oft mit declamatorischen Prunke überladen ist. Der Vf. hat für gut gefunden, ihr einen poetischen Rhythmus zu geben, so dass man oft Verse zu lesen glaubt; eine Behandlung der prosaischen Schreibart, die sonst eben nicht im Geschmacke der Engländer ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn: *Ueber den Charakter der Bauern und ihr Verhaltnifs gegen die Gutsherrn und gegen die Regierung.* Drey Vorlesungen in der Schlesischen ökonomischen Gesellschaft gehalten von *Christian Garve.* Neue verbesserte Auflage. 1796. 228 S. 8. (12 gr.)

Da die A. L. Z. von dieser Schrift blofs bey Gelegenheit der Sammlung, worin sie mit aufgenommen worden, eine ganz kurze Anzeige gegeben hat; so halten wir es für Pflicht, durch eine genauere Darstellung ihres Inhalts diejenigen, die sie noch nicht kennen, aufmerksam darauf zu machen. Ohnerachtet der Vf. mehr von dem schlesischen Bauer insbesondere handelt, dessen Zustand (n. S. 134.) noch zunächst an die Leibeigenschaft grenzt; so ist doch das entworfene Bild fast allen Bauern ähnlich; nicht blofs, weil es ein philosophischer Menschenkenner entworfen hat, sondern weil ähnliche Ursachen auch andern Orten ähnliche Wirkungen hervorgebracht haben, und weil der jetzt sich in bessern Verhaltnissen befindende Bauer anderer Staaten doch der Abkömling mehr gedrückter Vorfahren und der gewisse Erbe ihrer Denkungsart und ihrer Vorurtheile ist. Denn noch vor 100 Jahren (und auf Domänen und im südlichern Theile von Deutschland zum Theil jetzt noch,) stand der deutsche Bauer durchgängig unter einem Schöffer oder Amtmanne, der zugleich Verwalter des Hauptgutes und Gerichtshalter, also, ohne einige Trennung beider Gewalten, zugleich Partey und Richter war; und dieses erkennt der vortreffliche Vf. mit Recht für die übelste Lage, in der sich ein freyer Staatsbürger befinden kann.

Aus dem Eigenthümlichen der Lage der Bauern werden zuerst einige feststehende Charakterzüge dessel-

ben entwickelt: — Vermöge seiner Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einförmige Arbeit ist, welche wenig Umgang mit Menschen aus andern Ständen, desto mehr aber unter seines Gleichen veranlasst, hat er wenige, aber, soweit sein Gesichtskreis reicht, richtige Begriffe (*bon sens*), eine, allen Pedanten gemeine, geringe Meynung von dem Verstande anderer, und handelt nach einem gewissen *esprit de corps*, der denjenigen, die mit ihm zu thun haben, viel zu schaffen macht und ihnen oft ein unverdientes Vorurtheil gegen die Individua beybringt. — Vermöge des beständigen Drucks, unter dem er sich von Seiten einer stets (wenigstens durch Repräsentanten) gegenwärtigen, aber nicht stets geachteten, Obrigkeit, die zugleich Lehn-, Zins-, und Dienst-Rechte über ihn ausübt, befindet, ist er oft mit Recht misstrauisch, widerspenstig und traut daher oft dargebothenen Vortheilen und dem Augenscheine selbst nicht.

In einzelnen sehr sinnreichen Bemerkungen voll Menschenkenntniss äussert sich der Vf. ferner mit Rücksicht auf ihre natürlichen Ursachen und Folgen, über 1) die Trägheit des Bauern, (die mit der Leerheit seines Geistes, der ermüdenden Einförmigkeit seiner Arbeiten und der Verzweifelung, durch Fleiss seinen Zustand verbessern zu können, gleichen Schritt, wie beym Gesinde, zu halten pflegt); 2) die mit Scheu verbundene Neugier in Absicht alles dessen, was ihm fremd ist; (die Stufen und Abnahme dieser Neugierde bey mehrerer Cultur schildert der Vf. vortrefflich;) 3) die Verschiedenheit der Bauern und des Handwerkers; (hier wird, unter andern untersucht, bey welchen von beiden mehr Reinigkeit der Sitten angetroffen wird; worin die, dem Bauer vorzugsweise schuld gegebene, *Tücke* bestehe; 4) die Liebe des Bauern zum Alten; 5) die nicht seltne Gleichgültigkeit desselben gegen die Verbesserung seines Zustandes; namentlich 6) gegen dargebothene Freyheit und unabhängiges Eigenthum; 7) die, bey aller sonstiger Gleichheit der Sitten bemerkte, Verschiedenheit der Gesinnungen der Bauergutsbesitzer und der Handfröhner gegen ihre Obrigkeit; und über den Bauernstolz; 8) über das häusliche Betragen der Bauern gegen Gatten und Kinder.

Die Kunst, den Bauer (nicht bloss als Sache zu benutzen, sondern ihn als Person auch zu seinem eigenen Besten) zu regieren, oder sein Verhältniss gegen den Gutsherrn, macht den Gegenstand der zweyten Vorlesung aus. Genaue Aufsicht auf Beamte und Justitiarien, eigene Ordnung und unparteyische kalte Strenge allein können dieses schwankende Verhältniss, (wo drückende Rechte mit gar keiner Gewalt versehen sind,) dauerhaft gut erhalten; blosse Güte, Freygebigkeit und unzeitige Nachsicht, die ohne genugsame Ueberlegung auf Liebe, Dank und Folgsamkeit rechnet, scheint oder ist Schwache, und verdirbt daher weit mehr als sie gut macht. S. 114. „Das vornehmste Mittel, welches der Gutsherr in Händen hat, die Liebe (das Vertrauen) seiner Unterthanen zu gewinnen, ist, dass er durch seine eigene gute Wirthschaft" (von der sie theils ein gutes Beyspiel nehmen, theils, als Schnitter und Drescher eigenen Vortheil haben,) „durch kluge, wohlausgedachte Einrichtungen und Anordnungen, die er in Absicht seiner, mit dem Vortheile der Unterthanen streitenden Rechte, oder seines mit dem ihrigen verbundenen Eigenthums macht, und endlich durch eine gewisse väterliche Aufsicht, die er auf die Wirthschaft und den Nahrungsstand seiner Unterthanen wendet, ihren bleibenden Wohlstand verbessere oder ihnen mehr Mittel in die Hände gebe, sich ihn selbst zu verschaffen." Sehr richtig bemerkt der Vf., wie viel leichter es einem Erbherrn wird, die Unterthanen in Ordnung zu halten als dem ersten Erwerber; und wie die Widerspenstigkeit der Bauern oft neue Nahrung in der Eifersucht findet, mit welcher von Seiten des Gutsherrn auf die ausgedehnteste Uebung oft unnützer und schädlicher oder wenigstens Einschränkung leidender Rechte gehalten wird.

In der dritten Vorlesung führt der Vf. den sehr richtigen Satz aus, dass der Landesregent von dem letzten und zahlreichsten Stande der Bauern zu sehr entfernt sey, um ihre Liebe durch etwas anders als Popularität und strenge Gerechtigkeit gewinnen zu können. In Ansehung der Rechtspflege werden aber „Menschenfreunde eingestehen, dass, wenn es für einen Menschen, der das oberste Richteramt verwaltet, unmöglich ist, die Wage der Gerechtigkeit so fest in der Hand zu halten, dass die Zunge nicht um einen Grad auf die eine oder die andere Seite ausschweife, es besser sey, sie sich auf die Seite der Geringen, der Niedrigen, der Armen im Volke, als auf die der Mächtigen, der Grossen, der Reichen neigen zu lassen." Unveränderliche, nicht übermässige Abgaben giebt der Bauer ohne Murren, sie machen ihn, wenn seine Verbesserungen nicht gleich katastrirt werden, industriös, und lehren ihn kleine Summen zurücklegen auf die Zeit, wenn sie gefodert werden; nur unerwartete Leistungen, (besonders nicht geraume Zeit vorher angesagte oder entfernte Naturaldienste,) stören seine ganze Wirthschaft und machen ihm unverhältnissmässige Kosten. Den Beschluss machen einige sehr beherzigungswerthe Betrachtungen über die Aufklärung und Erziehung des Bauernstandes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. September 1799.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG u. GERA, b. Heinſius: *Ueber den Tod und das Leben*, von D. *Johann Otto Thieſs*, Prof. zu Kiel. 1799. 320 S. 8. (1 Rthl.)

Veranlaſſung zu dieſer Schrift gab dem Vf. der frühe und unverhoffte Tod ſeiner Gattin, von welcher die letzten Bogen Nachrichten enthalten, die beiden gleich ſehr zur Ehre gereichen, und die keinen Leſer von Gefühl ohne Rührung, keine Leſerin von Empfänglichkeit fürs Gute ohne heilſame Ermunterung laſſen werden. So trägt denn auch das meiſte, was zum Troſte bey dem Verluſte abgeſchiedener Geliebten beygebracht iſt, das eigenthümliche Gepräge derjenigen traurigen Veranlaſſung, welcher das Ganze ſeine Entſtehung zu danken hat. Natürlich, daſs in allen dergleichen Conſolationen ſo manches nicht für jeden Leidenden ſolcher Art paſst: eben ſo natürlich aber auch, daſs ſie Allen, die ſich mit ihren Verfaſſern in ähnlicher Lage finden, um ſo willkommner und nützlicher ſind; weswegen denn eben das blos Individuelle, was anderwärts ein Fehler ſeyn würde und was z. B. in deſſelben Vfs. Andachtsbuche mitunter hätte wegbleiben können, hier an ſeiner Stelle iſt. Auch der, den ſein eignes Schickſal nicht gerade ſo eben zu einer ſolchen Lectüre veranlaſst, wird doch an der treuen, aus unmittelbarer Erfahrung und Empfindung hervorgehenden und in einem ſittlich edeln Geiſte verfaſsten Darſtellung rührender Situationen des menſchlichen Lebens, wie ſie hier geliefert iſt, weit mehr Intereſſe nehmen, als an kalten, und eben deswegen ſelten viel Neues enthaltenden, hier und da vielleicht mit unachtbaren und in dieſem Falle meiſtens übel angebrachten Spielen des Witzes durchwebten Räſonnement, welchem etwa einige erſonnene und deswegen gröſstentheils langweilige Fälle *in concreto* untergelegt ſind. Auch findet die philoſophiſche Kritik an den allgemeinen Principien, welche vorliegenden Betrachtungen zur Baſis dienen, oder dadurch feſtgeſtellt werden ſollen, wenigſtens für ihren nächſten Zweck gröſstentheils nichts zu erinnern; und eine beträchtliche Menge der geiſtvollſten Stellen aus den Alten, z. B. *Plato, Cicero, Seneca, Plin. min. Tacitus*, wie nicht minder aus der Bibel, welche man hier wörtlich angezogen und benutzt findet, gereicht den Leſern gleichfalls zu ſehr angenehmer Unterhaltung, ſo wie der Beleſenheit des Vfs. zum Ruhme. Vielleicht dürfte ſelbſt manches Paradoxe und nach Vieler Begriffen Irrige, worin Hr. *Thieſs* ſich zuweilen zu gefallen ſcheint, wo nicht den Werth, doch den Reiz dieſer Lectüre erhöhen. So kann Rec. das öftere Abmahnen vom Andenken an den Tod nicht billigen und das eigene Geſtändniſs des Vfs. S. 44. daſs diejenigen, welche durch die Vorſtellung deſſelben theils *ins Leben zurück*, theils *über daſſelbe hinaus* geführt werden, nicht ohne Nutzen an den Tod denken, beweiſt ſchon, daſs er mit der entgegengeſetzten Behauptung zu viel Worte verloren hat: denn ſchwerlich wird jener Gedanke von der einen oder andern dieſer Nebenvorſtellungen gänzlich entblöſst ſeyn. Aber auch eine blos phyſiſche Zergliederung der animaliſchen Erſcheinung, die man Tod nennt, dergleichen Hr. *T.* ſelbſt an mehrern Orten liefert, hat vielleicht, eben um das Verworrene der Empfindungen, was aus der unwillkürlich aufgedrungenen Erinnerung an den Tod entſpringt, aufzulöſen, und auf deutliche, deswegen aber ruhige Vorſtellungen zurückzuführen, ihren guten Nutzen, und verdient, daſs man öfter dabey verweile. Auch iſt es wohl keinesweges zu verwerfen, wenn man bey rohen und grobſinnlichen Menſchen jenes Andenken in Anregung bringt. So wenig man es als moraliſches Motiv zur Beſſerung gelten laſſen darf; ſo gewiſs kann es doch ſolchen Motiven vorarbeiten, das Gemüth dafür empfänglich machen, und den Menſchen näher in ſich ſelbſt hineinführen; ſo gewiſs muſs es in der That zuweilen von dem, der an der Beſſerung ſolcher Leute zu arbeiten hat, benutzt werden. Ueberhaupt wenn die Erinnerung an den Tod ſo wenig ſtatt finden ſoll, wozu — könnte man fragen — gegenwärtiges ganzes Buch? dem doch unſers Bedünkens ein bedeutender Werth nicht abzuſprechen iſt. Sehr kräftig und treffend ſind übrigens die meiſten Ermunterungen wider die Furcht des Todes, nur daſs wir ſie auf keine Weiſe „unter allen Arten der Furcht die unnatürlichſte" nennen möchten, ſo lange die Erfahrung über das, was natürlich oder unnatürlich heiſsen ſoll, ihre Stimme mit abzugeben hat. Eben ſo dünkt uns alle Mühe vergeblich, der Vorſtellung der Vernichtung deſſen, was iſt und lebt, ihre Schauderhaftigkeit abzuſprechen. S. 18. 19. Auch hier macht die reine Erfahrung alles Vernünfteln unnütz. Vernichtung iſt dem phyſiſchen Weſen ſchrecklich, weil ſich die Vorſtellung davon mit dem Triebe des Lebens in geradem Widerſpruche befindet, wohin der Gedanke, daſs mit der Vernichtung auch alles Gefühl der Luſt oder Unluſt wegfällt, gar nicht gehört. — Nicht von dem, was der *Todte* nicht empfindet, ſondern was der *Lebendige* bey jener Vorſtellung empfinden muſs, war ja die

Rede. — Für das moralische Wesen aber ist jener Begriff, vermöge seiner höhern Ansprüche vollends ganz (moralisch) undenkbar, mit der Achtung gegen sich selbst nicht vereinbar, muss ihm folglich ein Gegenstand des äussersten Widerwillens bleiben. Nur vor dem Glauben an ewige persönliche Fortdauer kann die Todesfurcht verschwinden, die ausserdem blos durch stumpfsinnige oder erzwungene Selbstvergessenheit könnte nieder gehalten werden. — Bey der Behauptung, dass ganz reine Moral blos für Wesen einer andern Welt gehöre, für den aus Natur und Vernunft zusammengesetzten Menschen aber ein unerreichbares *Ziel* sey S. 156., ist unstreitig vergessen, dass reine Moral an und für sich es blos mit der Form, keinesweges aber mit der Materie der Handlungen zu thun hat, welche letzte die moralische Urtheilskraft nach Principien jener, die auf concrete Fälle anzuwenden sind, ausmitteln soll. Der reinen Moral ist schlechterdings nur die angewandte — nicht etwan die sinnlich sich herablassende entgegen zu setzen, wie doch wohl nach jener Aeusserung geschehen müsste. — Wie kann doch irgend etwas Moral seyn, was von dem Menschen etwas anders fodert, als er soll? und wie kann er kraft irgend einer — auch angeblich reinen Moral etwas anders sollen, als was er *als Mensch soll*, wo denn also in jedem besondern Falle die Materie seines Handelns durch seine menschlichen Verhältnisse zunächst bestimmt wird. Auch von der reinen Moral ist an und für sich kein einzelnes Gebot *unerreichbar*, aber die gesammte *moralische Gesinnung in ihrer vollen Reinheit* ist ihm freylich, sey es während er sie in menschlichen oder wenn er sie dereinst in andern Verhältnissen zu äussern hat, unerreichbar, und nur durch Annäherung zu erlangen. Wir haben uns absichtlich bey diesem Puncte verweilt, weil jene Gedanken auf die Ausarbeitung von des Vfs. moralischen Vorlesungen, auf deren Erscheinung wir uns wirklich freuen, Einfluss zu haben scheinen, darin aber doch in der That mit Worten und die Klarheit des Begriffs verwirrenden Bildern etwas gespielt scheint. Der (angebliche) Beweis für die Unsterblichkeit der Seele aus der Perfectibilität und den hier unvollendet bleibenden Anlagen des Menschen hätte denn auch wohl etwas mehr Rücksicht verdient, als ihm S. 206. 207. gegönnt ist, wenn, wie billig auf seinen Zusammenhang mit dem reinpraktischen Glaubensgrunde mehr Bedacht genommen worden wäre. — In der angehängten Predigt über die Auferstehung der Todten wäre es wohl fruchtbarer gewesen, diesen Begriff als Symbol der Erneuerung unserer gesammten physischen und moralischen Kräfte in bessern Verhältnissen, dann aber als Wiederherstellung des sichtbaren Menschenkörpers darstellig zu machen. — Aller dieser Erinnerungen ungeachtet, finden wir uns nicht im mindesten in der Ueberzeugung gestört, dass Hr. T. ein sehr schätzbares Buch geliefert habe, so innig wir auch wünschen, dass er nie wieder einen ähnlichen Anlass zu einer schriftstellerischen Arbeit erhalten möge.

Bremen, b. Wilmans: *Wie nützt man am besten den Geist seines Zeitalters?* Eine philosophisch-historische Abhandlung von J. L. Ewald. 1799. 176 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung besteht aus drey Vorlesungen, welche der berühmte Vf. den Mitgliedern des Bremer Museums gehalten, und in derselben Form dem Drucke übergeben hat. Sie enthalten über den Gegenstand, dessen Interesse ohne unser Erinnern einleuchtet, eine Menge wahrer und treffender Bemerkungen mit Resultaten der Geschichte und mit zweckmässig angewendeter Belesenheit erläutert, in einer gebildeten doch nicht affectirten Schreibart, kurz so vorgetragen, wie sie vor einer Versammlung von denkenden und gebildeten Männern gerne gehört werden müssen. Zwar darf man hier keinen philosophischen Geist suchen, der seinen Gegenstand von allen Seiten durchdringt, umfasst und erschöpft, aber doch einen richtig beobachtenden Verstand und nach Grundsätzen gebildeten praktischen Sinn, gesunde Urtheile über Begebenheiten der Zeit und gute Nutzanwendungen zur Charakterbildung. Die erste Vorlesung beschäftiget sich mit den Fragen: *Wodurch wird der Zeitgeist bestimmt? Worauf wirkt er? Und wodurch lernt man ihn kennen?* Die erste Frage setzt die Entwickelung des Begriffs vom Zeitgeiste voraus, welchen der Vf. zu kurz abfertiget, und mehr erläutert als bestimmt. Die Frage selbst ist mehr angedeutet als beantwortet. Er sagt, es gehörte dazu eine ganz eigens dazu bearbeitete Universalgeschichte. Allein er verwechselt die Frage *in concreto;* wodurch ist der herrschende Geist einer bestimmten Periode bestimmt worden, mit der Frage *in abstracto:* wodurch wird der Zeitgeist überhaupt bestimmt, welche zwar durch Data der Geschichte, aber nicht vollständig beantwortet werden kann, wenn nicht die Vernunft vorher alle mögliche Fälle bestimmt. Durch die Bemerkung, dass die Begebenheiten, welche auf den Zeitgeist wirken, auch durch diesen wieder bestimmt und modificirt werden, welche durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation und die französische Revolution erläutert wird, ist jene Frage noch lange nicht hinlänglich erörtert. Der Vf. eilt zu schnell zu Folgerungen, welche zwar an sich wahr, aber nicht durch das Vorhergehende begründet sind. Diese Folgerungen sind: In dem, was den Zeitgeist am meisten verdirbt, liegt schon der Keim zu seiner Verbesserung. „Der höchste Grad von Luxus bringt Einfalt der Sitten; der höchste Grad von Despotismus führt Freyheit herbey. Wenn sich der menschliche Geist ganz und auffallend verirrt hat, wird er am leichtesten auf den rechten Weg geleitet. Die Vorsehung hat in jedes Uebel auch das Heilmittel gelegt, wodurch es am gründlichsten gehoben werden kann." Zwang, Druck, Sklaverey, wirken am übelsten auf den Geist eines Zeitalters, verhältnissmässige Freyheit wirkt am besten. Durch Menschen ist zwar der Zeitgeist oft verdorben, aber auch eben so oft wieder verbessert worden. Die zweyte Frage ist eben so wenig erschöpft. Der Vf. schildert den aus-

Nur einigemale find uns Fehler des Ausdrucks vorgekommen, z. B. S. 119. „Du *mufst* (follft) fagt das Gefetz, unbeftimmt (foll wohl heifsen unbedingt), ohne nach einigen Bedingungen der Neigung oder des Eigennutzes zu fragen, du *mufst* — vernünftiger Menfch! fo handeln, dafs deine Maxime als allgemeines Gefetz von einem jeden vernünftigen Wefen gutgeheifsen werden kann etc. Derfelbe Fehler kommt öfter vor. In der Vorrede fagt der Ueberfetzer, er habe für die Worte *Goedwilligheid* und *Kwaadwilligheid* keine paffenden Ausdrücke im Deutfchen gefunden, das erfte Wort aber nach dem Zufammenhange zuweilen durch *Gutwilligkeit*, *Wohlwollen*, *fittliche Güte* überfetzt. Der Zufammenhang der ganzen Abhandlung lehrt, dafs der Vf. nichts anders als die fittliche Gefinnung, Rechtfchaffenheit oder guten Willen darunter verftanden wiffen wollte; der erfte Ausdruck ift daher unfchicklich, der zweyte zu enge. Die Vorrede enthält noch einige Nachrichten von dem Zuftande der Gelehrfamkeit in Holland zur Zeit als die Kritik erfchien, von ihrer Aufnahme und von den vornehmften Werken, welche fie dafelbft veranlafst hat, aus guten Quellen, wie Hr. D. verfichert. Bis 1798 wurde auf keiner holländifchen Univerfität, nur von Heumann in Amfterdam Kant's Philofophie vorgetragen; aber die meiften Profefforen, welche zuerft gegen fie polemifirt hatten, fchwiegen jetzt, oder empfahlen ihren Zuhörern fogar das Studium derfelben. Aufser den fchon in Deutfchland bekannten Schriften des von Hemert, werden noch folgende angeführt: *Chandoir Oratio de movendis philofophiae Kantianae*; *Servaas*, (ein Arzt,) *Simonides, of over God en Godsdienft*, derfelbe Vf. hat auch in dem *allgemeene Konft en Letterbode* die Kantifche Philofophie ftückweife zu erklaren gefucht; *van Hemert Magazyn voor de critifche Wysgeerte, en de gefchiedenis van dezelve*, Amfterdam 1798. 1. Bdch. Angekündigt waren von dem oben genannten *Heumann Principes moreaux de la philofophie critique, developpés et appliqués à une legislation fondeé fur la juftice, la liberte et l'egalité naturelle.* Von Gegnern find keine Schriften genannt, aufser den Recenfionen in den *Vaderlandfche Letteroefeningen*, die nur durch Spott und gehäffige Darftellungen der Kantifchen Philofophie den Hn. v. Hemert ohne Erfolg abzufchrecken fuchten.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Jakob Bolton's Gefchichte der merkwürdigften Pilze*, mit 46 illuminirten Kupfern. III. Theil. Aus dem Englifchen mit Anmerkungen von *Carl Ludwig Willdenow*. 1799. T. 93—138. 80 S. 8. (5 Rthl.)

Mit dem vierten und letzten Theile wird nach Anzeige der Vorrede Hr. Prof. Willdenow noch den Nutzen und Schaden der Pilze verbinden, dann von den Gattungen handeln und die hier abgebildeten nach diefen Gattungen claffificiren, zuletzt ein vollftändiges fyftematifches Verzeichnifs mit genauer Synonymie und Berichtigung einiger Citate geben, dadurch aber mehreren Claffen von Lefern diefes Werk erft brauchbar machen.

* * *

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Botanifches Bilderbuch für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde.* Herausgegeben von *F. Dreves*. III. Bd. III. Heft. 1799. mit illum. Kupfern. 4. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 141.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *London*, b. Steel: *Steel's original and correct Lift of the Royal Navy*, hired, armed veffels, Gunboats, Revenue- and Excife-Cutters and Packet, with their Commanders and Stations. Corrected 10 May 1799. 49 S. 12. (Price Sixpence.)

London, b. Hockham u. Carpenter: *The Monthly Army-Lift, containing the Whole of the effective Army of Great-Britain, as devided into the Regulars, the Fencibles, the Militia, the Gentlemen and Yeomanry, and the Volunteers; with the prefent actual Head-Quarters and Stations of every Regiment.* To which are annexed Lifts of General and Fieldofficers, of the Corps of Artillery and Engineers, of Garnifons and Barracks, of the Staff in the three Kingdoms and Accounts of the Pay of Officers and Privates, and of other financial Concerns. With a monthly Regifter of recent circular Letters and official Regulations, of Army Incidents. 1799. 56 S. 12.

Beide Nominal- und Realverzeichniffe der brittifchen Land- und Seemacht, werden in Friedenszeiten vierteljährig und während des Krieges fogar monatlich erneuert. Zu einem folchen perennirenden Debit ift der *public Spirit* des Engländers, aber auch eine folche innere Vollkommenheit diefer Partial-Staatscalender erfoderlich, als diefe ift. Auf dem befchränkteften Raume ift alles, was zur Gefchichte jedes Schiffs und Regiments, zum Dienft und Solde feiner Ober- und Unterbefehlshaber, zur Sach- und Namenkunde im weiteften Umfange gehört, mit ftatiftifchem Geifte dargeftellt. Insbefondere ift die *Army-Lift* feit dem diesjährigen Zuwachfe und enthufiaftifchen Schwunge mit neuen und intereffanten Zufätzen vermehrt, wovon das Titelblatt fchon die Hauptrubriken angiebt. Die in deutfche periodifche Schriften aufgenommenen Verzeichniffe der englifchen Armee und Marine, die Liften der genommenen franzöfifchen, fpanifchen, batavifchen Schiffe, kurz alle Fragmente aus der Gefchichte des jetzigen Seekrieges, womit unfere Journale prangen, find entweder aus diefer Quelle ohne deren ehrenvolle Erwähnung gefchöpft, oder fie hätten gröfstentheils daraus vervollftändigt und mit mehreren Nutzen entlehnt werden können als aus Zeitungen und ähnlichen Quellen.

über die Schulen und deren Lehrer zu. Uebrigens ist da, wo von dem Verhältniss des Predigers gegen den Patron geredet wird, vorzüglich auf Landprediger in den Aemtern Budissin und Görlitz Rücksicht genommen, und es muss daher an solchen Oertern, wo der Collator zugleich des Predigers erste Instanz ist, wie in den Sechsstädten, in den vier Standesherrschaften, auch in dem Städtchen Pulssnitz, oder wo er ein Consistorium oder einen Superintendenten hat, wie in der Herrschaft Muska, mancherley Abänderungen leiden. II. Die Pflichten des Predigers werden einzeln durchgegangen, wie sie sich bey der Haltung des öffentlichen und besondern Gottesdienstes, bey Taufhandlungen, bey Beichthandlungen und Verwaltung des Abendmahls (hierbey zugleich von den Dispensationen in Ansehung des Beichtvaters) bey der Verlobung und dem Aufgebot (gelegentlich von verbotenen Graden) bey der Trauung und bey dem Begräbniss äussern. Hiernächst sind die Verhältnisse und Pflichten gegen die Kirche und die Pfarrgüter, die Schule, die Amtsnachbarn und deren Erben, die vacanten Parochien, die Predigerwaisen und Amtsnachfolger u. s. f. kürzlich entwickelt, und zugleich von Enthaltung des Wechselausstellens, von kirchlichen Zeugnissen, von Einrichtung des Kirchenbuchs und von dem Augenmerk auf gute Sitten gehandelt. Die Gerechtsame des Predigers bestehen theils in Privilegien, theils in Einkünften. Zu den Privilegien gehört der befreyete Gerichtsstand, indem der Prediger, nebst Frau und Kindern unter dem Amte steht, und nur das Gesinde der Ortsherrschaft unterworfen ist. Hin und wieder giebt es ansehnliche Dotalen, auch Ortschaften, worüber die Pfarrer mit der hohen und niedern Gerichtsbarkeit belehnt sind. Im Range gehen die Sechsstädtischen Prediger den Landpredigern vor: die in den Landstädten und die Landprediger werden nach dem Amtsalter, die in den Städten aber nach den Stellen und Functionen rangirt. Der Prediger hat die Mitaufsicht über die Kirche und deren Güter und Einkünfte, über die Kirchstühle und den Kirchhof, und die Concurrenz bey kirchlichen Angelegenheiten. Hier zugleich von Absetzung, Resignation, Substitution, Gnadenzeit und Abtheilung der Einkünfte in derselben s. f. Die Einkünfte bestehen theils in freyer Wohnung und in der Befreyung von Abgaben, von der Accise, den Abzugsgeldern und der Biersteuer, theils in baarer Besoldung und Accidenzien, Zehnten, Wiedemuthen, wohin oft Dotalen, Wiedemuthsbauern und Gärtner gehören, die dem Prediger das Feld unentgeldlich, oder doch für ein sehr geringes Lohn bestellen müssen, und im Deputatholze. III. Von dem Schulmeister auf dem Lande, bey dessen Anstellung dem Prediger das Examen und eine gutachtliche Stimme zusteht, wird eine Instruction von dem Collator ertheilt. Seine Pflichten betreffen theils den Kirchen-, theils den Schuldienst, worüber viele besondere Verordnungen vorhanden sind. Von Aufrechthaltung der Schulanstalten überhaupt ist das Nöthige aus der Schulordnung von 1770 angeführt, und zum Theil durch Präjudicien bestätigt. Noch ist von den Befreyungen und Einkünften des Schulmeisters kürzlich gehandelt. — In der Vorrede ist die Frage: befinden sich die Geistlichen in der Oberlausitz unter ihren Instanzen, oder die in Kursachsen unter den Consistorien und Superintendenten besser? auf eine solche Weise erörtert, dass man zwar auf der einen Seite manche Mängel und Schwächen, die jedoch grösstentheils auf Misbräuchen beruhen, auf der andern aber manchen unerkannten Vorzug, namentlich auch in der Oberlausitz erblickt.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Theologisch - statistischer* (staatsrechtlicher) *Versuch über die kirchliche Gewalt auf die Ehesachen* in den katholischen Staaten. Von *Palaophilo*, einem Verehrer der alten Kirche. 1791. *Erster Theil.* 584 S. *Zweyter Theil.* 531 S. 8. (3 Rthlr.)

Unter der Menge von Schriften, die in neuern Zeiten über die Ehe, als eine kirchlichbürgerliche Angelegenheit, in katholischen Staaten herausgekommen sind, ist der vorliegende *Versuch* eine der ausführlichsten. Wenn man in demselben auf der einen Seite den mühsamen Fleiss, die ausgebreitete Belesenheit in den Werken der ältern und neuern Theologen, die sorgfältige Prüfung und freymüthige Bestreitung der herrschenden Meynung, und die genaue Bekanntschaft mit den neuern landesherrlichen Verfügungen schätzen muss; so ist auf der andern Seite gar sehr zu befürchten, dass die ermüdende Weitschweifigkeit, die unbequeme Stellung der Materialien, das häufige Einstreuen fremdartiger Dinge, und der holprichte und von Provinzialismen strotzende Stil (allem Ansehen nach ist die Schrift ein österreichisches Product) viele Leser zurück geschreckt, und den guten Eindruck, den doch der Vf. unstreitig zu machen wünschte, gehindert haben wird. Der Gang, den er im Ganzen nimmt, ist folgender: I. Th. *Untersuchung der kirchlichen Ansprüche in Beziehung auf die* (trennenden) *Hindernisse der Ehe.* Die Kirche ist weder als Gemeinde, noch in ihrer ursprünglichen hierarchischen Gestalt berechtigt, trennende Ehehindernisse festzusetzen (meistens nach *Jo. Ant. Petzeck diss. de potest. eccles. in statuendis matrim. impedimentis*, *Frib. Brisg.* 1783 und *Vindic. huj. diss.* ib. 1787) denn den bürgerlichen Vertrag kann sie ohne Eingriff in die Rechte des Staats nicht vernichten: und das Sacrament giebt ihr weder durch seine Natur, noch durch seine Verwaltung und Ausspendung ein Recht dazu, indem die Eheleute selbst die eigentlichen Ausspender sind, und der Priester nur die heiligen Ceremonien dabey vornimmt; auch die Ritualien in der lateinischen Kirche verschieden sind, überdies im Trident. Concil. die Gegenwart des Pfarrers und der Zeugen bloss zur Verhütung der heimlichen Ehe verordnet, und die Einsegnung eine blosse Ceremonie ist. Dass sich die Geistlichkeit bey dem Ehewesen einfand, war kein Erfoderniss des Sacraments, sondern die Veranlassung eines evangelischen Grundsatzes. Die Gewalt, welche die Kirche durch Verleihung

werden Vergleichsvorschläge zwischen dem Pabst und den deutschen Kirchenprälaten gethan. VI. Uebrige Hierarchen. Bischöfliche Gewalt — nach dem Episcopalsystem! Von einzelnen bischöflichen Rechten, nach der gewöhnlichen Classification, nur kurz. Stiftsherren: hierbey einige Fragen über Wahlcapitulationen, Pfarrer und Parochialrechte, auch nur kurz. VII. Verhältniss der Kirche zum Staat. Kirch- und Staatsgewalt seyen nicht widersprechend, noch einander nachtheilig, keine dürfe in die Rechte der andern eingreifen, eine müsse die andere unterstützen f. f. Anwendung auf Deutschland in katholischen, protestantischen und gemischten Ländern. — Der Vf. räumt ein, dass ihm manche neuere Schrift abgegangen sey. Allerdings würde z. B. die Geschichte der K. Gesetze, der kirchlichen Gerichtbarkeit und der päbstlichen Legaten noch weit anders ausgefallen seyn, wenn *Spittler's* Geschichte des kanonischen Rechts, *Hebenstreit's* Dissertationes *de origine jurisd. eccles.* und die Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland benutzt worden wären.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Repertorium des gesammten positiven Rechts der Deutschen, besonders für praktische Rechtsgelehrte. Dritter Theil.* 1798. 357 S. 8. (1 Rthlr.)

Ganz in dem nämlichen Geiste, wie wir bey der Anzeige der beiden ersten Theile (A. L. Z. 1799. Nr. 94.) bemerkt haben, ist auch dieser Theil geschrieben, was wir also von den zwey ersten Theilen sagten, gilt auch von diesem. Er fängt mit dem Worte: *Baar* an und geht bis zu dem Worte *Bewegniss*. Daraus ergiebt sich, dass der Buchstabe B wenigstens noch einen starken Band umfassen wird. Auf die ungeheure Grösse des Ganzen lässt sich dann leicht ein Schluss machen. Noch immer trifft man in diesem Bande unbedeutende und überflüssige Sachen an. Dahin gehören nebst einer grossen Menge bloss grammatischer Erklärungen, die man fast auf allen Seiten antrifft, die Artikel: *Baarrecht* (eine blosse Antiquität) *Baarfussgehen*, *Beicht* (ganz theologisch bearbeitet), *Bettelmönche*. Auch stösst man auf Artikel, welche gar nicht nach Würde, sondern oberflächlich behandelt sind, wie z. B. die Rubriken: *Bach*, *Bambergische Halsgerichtsordnung*, *Baumgarten*, *Beeden*, *Beklagter*, *Belohnung*, *Besoldung*. Zu den vollständigern und bessern sind zu rechnen: *Bannrechte*. *Basiliken*, *Bastard*, *Bauer* mit den verwandten Materien, *Baulebungsrecht*, *Baum*, *Begräbniss*, *Belehnung*, *Bergwerk*, *Besitz*, *Bestätigung*, *Betrug*. — Der Vf. würde sich vielen Raum zu bessern Gegenständen ersparen, wenn er die zu häufig abgeschriebenen Stellen der Gesetze wegliesse. Nicht nur sind häufig römische Gesetze wörtlich abgedruckt, sondern auch lange Stellen von Provincialgesetzen eingerückt, z. B. S. 9—15—109—11. 138. 139. S. 163. ist aus dem kanonischen Rechte das *C. 12. X. de poenitent. et remiss.* nicht nur lateinisch, sondern auch deutsch übersetzt geliefert worden.

Breslau, b. Korn: *Neue Sammlung aller in dem Herzogthume Schlesien und der Grafschaft Glaz in Finanz- Policey- Sachen* etc. ergangenen und publicirten Verordnungen, Edicte, Mandate, Rescripte etc. *Zweyter Band*, die Verordnungen vom Jahre 1788 enthaltend. 1796. 41½ Bog. *Dritter Band*, die Verordnungen von den Jahren 1789 und 1790 enthaltend. 1798. 46 Bog. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Die Verordnungen etc. sind in dieser Sammlung, wie in dem C. C. M., nach der Zeitfolge geordnet. Der *zweyte Band* enthält 89, der *dritte* aus dem Jahre 1789. 67, und aus dem Jahre 1790. 58 Numern. Schade, dass diese für den schlesischen Geschäftsmann, und für so viele Geschäftsmänner in den übrigen preussischen Provinzen unentbehrliche Sammlung die Verordnungen nicht früher, als nach Verlauf von *acht* Jahren ins Publicum bringt! Wo soll sich der Geschäftsmann während dieser 8 Jahre Raths erholen, da er, ohne eine solche Sammlung, nicht einmal von dem Daseyn mancher nicht einzeln gedruckten und allgemein publicirten Verordnungen, Rescripte etc. unterrichtet seyn kann. Das vortreffliche *Vatersche Repertorium der preussisch-schlesischen Verfassung* ist nicht dazu geeignet, diesem Bedürfnisse ganz abzuhelfen, indem es die Verordnungen nicht *wörtlich*, sondern nur *ihrem wesentlichen Inhalte nach* mittheilt und mittheilen kann, und es in sehr vielen Fällen auf *ipsa legis verba* ankommt. Wahrscheinlich liegt aber der Grund des Zurückbleibens dieser Sammlung in dem schlechten Absatze, worüber die Verlagshandlung, wie Hr. Assistenzrath *Vater* in seinem Repertorio anführt, klagt; und dieser hat wiederum, zum Theile wenigstens, seinen Grund in dem Umstande, dass die Sammlung schon seit 20 Jahren bloss *Kameralien*, keine Justizsachen, enthält.

* * *

Altona, b. Kaven: *Das curiöse Buch für Menschen, die Kenntnisse von ihrem Körper, von der Erzeugung der Menschen, von den Heimlichkeiten des schönen Geschlechts und der Mannspersonen suchen, auch lange leben wollen*, von *Wilhelm Tissot*. 1. B. 1—6. Th. 478 S. 2. B. 7—12. Th. 364 S. Dritte revidirte Auflage. 1799. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 191 b.)

der die Justiz nicht hat entdecken können? 8) *Besitzen die Franzosen die Freyheit, welche sie uns Deutschen anbieten?* (Für den gröfsern Theil der Leser dieses Archivs würde es gut seyn, wenn die hier blofs angedeuteten Scenen der schrecklichsten Tyranney unter dem angeblichen *Regne de la loi* ausführlich nach und nach erzählt würden). 9) *Ueber die Mifsgriffe derer welche aus Reformationssucht überall stürmend zu Werke gehn.* Man hält oft für Verbesserung, was es nicht ist, man will zu viel auf einmal thun, man tritt mit Reformen zu früh auf, ehe noch genugsam vorbereitet worden, man geht zu schnell dabey zu Werke. Lauter Wahrheiten, die in unsern Zeiten nicht oft genug eingeschärft werden können. 10) *Auch ein Wort über Religionsbücher für die Jugend.* Sehr gut. 11) *Dafs der Religionsverfall gewaltsame Staatsveränderungen vorbereitet;* v. Hn. *Parthusius.* Obgleich der Vf. den Begriff der ächten *Religion* hier sehr wohl bestimmt; so müfste doch manches hier noch genauer auseinandergesetzt werden. Wenn z. B. S. 351. gefragt wird: „Was soll den Oberherrn auf dem Wege der Pflicht erhalten, wenn es die Religion nicht thut?" so kann man leicht die Frage umkehren: „Was wird dem Regenten die Religion helfen, oder wie leicht wird er sich über (theoretische) Religion hinwegsetzen, wenn er seine Pflicht nicht kennt, oder ihr untreu wird?" — S. 352. werden bey Ausführung des Satzes: „Ueppigkeit, Eigennutz und Unsittlichkeit jeder Art sind fast unvermeidliche Folgen von dem Verfalle der Religion und Religiosität," gleich in der nächsten Periode Religion und Moralität in Eins geworfen. Wäre dies aber auch nicht geschehen, so läfst sich wieder aus der Geschichte zeigen, dafs eher die Unsittlichkeit den Verfall der Religion, als dieser jene nach sich gezogen habe.

Aus den übrigen Rubriken läfst sich hier nichts ausziehn. Sie sind aber alle gut besetzt. Vornehmlich ist es dem Herausgeber gelungen, eine beträchtliche Anzahl schöner und edler Beyspiele unter dem Titel: *patriotische Charakterzüge* zusammen zu bringen, die gewifs viel Gutes wirken können. Sie müssen nur ferner so wie hier mit aller Simplicität, ohne viel prunkende Lobsprüche anzuhängen, erzählt werden. Solche Thaten reden am besten für sich selbst.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Leben und Schicksale des ehrwürdigen Vaters Sincerus.* Herausgegeben von seinem Freunde. *Erster Theil.* Mit Kupfern. 1798. 534 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die Schicksale, welche dieses Buch — der Anfang eines, wie es scheint, sehr weitläuftig angelegten Romans — einem verdienten katholischen Geistlichen, der für den Vf. desselben gehalten wird, zugezogen hat, haben demselben ein gewisses Interesse gegeben, das ihm sein innerer Werth wohl schwerlich verschaft haben würde. Der bessere Theil desselben ist ohne Zweifel die sehr ausführliche Einleitung (bis S. 234) in welcher der Vf. über die Nachtheile des Glaubenszwanges manches treffende sagt, das bey den meisten seiner Glaubensgenossen für neu, und selbst unter Protestanten für kühn gelten kann. Mit Wärme und auf eine einleuchtende Weise thut er dar, dafs die stürmischen Bekämpfer der Aufklärung in Glaubenssachen eben das, was sie entfernen wollen, Irreligion, Zügellosigkeit und gewaltsame Staatserschütterungen, nur schneller herbeyführen, und dafs wahre Religiosität, so wenig als wahre Tugend, eine Frucht des Zwanges und äusserer Gebote seyn könne. Diese an sich nichts weniger als neuen Behauptungen, die aber hier zum Theil von neuen Seiten beleuchtet und mit treffenden Gründen unterstützt werden, würden, so wie vieles andere in dieser Einleitung enthaltene Gute, besser wirken und ihren Zweck sichrer erreichen, wenn sie mit etwas weniger Bitterkeit, und nicht in Verbindung mit Sätzen gesagt wären, die, auch bey wohlwollenden und ehrlichen Freunden der bestehenden Einrichtungen, einen Verdacht gegen die Gültigkeit und praktische Brauchbarkeit der ersten erregen möchte. Vorzüglich belehrend ist hier die Geschichte der Einsichten, zu denen der Vf. allmälig gelangte, und der Erschütterungen, die seine feste Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Dogmen erlitt; eine Ueberzeugung, die endlich blofs durch das Bestreben, sie immer mehr zu begründen, ganz und gar vernichtet wurde. Hieraus zieht er S. 214. die eben so wahre als schreckliche Folgerung, dafs, wenn einmal das Pabstthum und alles was dem Pabstthume analog ist, erhalten werden solle, man durchaus jede Aeufserung der Denkkraft zurückhalten müsse, wenn sie auch selbst in der Absicht geübt würde, den blinden Glauben fester zu gründen. Man verliebt, wie er sich ausdrückt, das Pabstthum im Pabstthume selbst, und man sollte es daher in dieser Secte für ein eben so grofses Verbrechen ansehn, etwas zu ihrer Vertheidigung zu übernehmen als gegen ihre Wahrheit zu streiten. Wenn aber der Vf. hier so weit geht zu behaupten, dafs jede Religionssecte intolerant seyn müsse, und dafs sich selbst bey dem Protestantismus, wenn er consequent seyn wolle, keine Duldung Andersgesinnter denken lasse, ja, dafs der Protestant sogar *verpflichtet* sey, jede Lehre, die er in der Bibel gefunden zu haben glaubt, durch Verdrängung der übrigen geltend zu machen und zu verbreiten (S. 78.), so wird er hierbey schwerlich auf die Beystimmung aufgeklärter und aufrichtiger Protestanten rechnen können. Das Wesen des Protestantismus und sein charakteristischer Unterschied von dem Katholicismus besteht keinesweges in der Verpflichtung zum Glauben an gewisse Dogmen, als wesentlichen Bedingungen zur Seligkeit, sondern in dem Glauben an die Verpflichtung, ohne Rücksicht auf persönliches Ansehn, mit redlicher Wahrheitsliebe nach der Wahrheit zu forschen. Dasselbe aber wird der Protestant einem jeden andern mit vollem Rechte, als Bedingung zur Seligkeit, zumuthen können, ohne Gefahr zu laufen, darum der Intoleranz beschuldigt zu werden, da er sich nicht herausnimmt, den Glauben anderer

in

Kirchenchronick. Der Vf. rechnet dazu: Nachrichten über das kirchliche Perfonale, die kirchlichen Gebäude und Geräthe, kirchliche Vermögen, Einkünfte, Befoldungen, Veränderungen in der Liturgie und den Schulunterricht, merkwürdige Vorfälle im Amte, glückliche und unglückliche Begebenheiten, die fich im Kirchfpiele zutrugen, über politifche Veränderungen und neue Gefetze. V. und VI. Ehe- und Geburtszeugniffe. VII. Abkündigungen von der Kanzel. Die Verfertigung zweckmäfsiger Formulare diefer Art ift mit vielen Schwierigkeiten verbunden, weil fie kurz, gedankenreich und rührend feyn follen. Einige von den hier aufgeftellten Formularen find nicht übel gerathen, andere dagegen fcheinen uns etwas zu kalt und zu wenig fliefsend zu feyn. VIII. Pfychologifche Fragmente. Die zweyte, für Landfchullehrer beftimmte Abtheilung ift auch befonders gedruckt unter dem Titel:

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Praktifches Tagebuch für Landfchullehrer* zur Erleichterung ihrer famtlichen Gefchäfte. Herausgegeben von *J. T. L. Danz. Erften Bandes erftes Stück.* im blauen Umfchl. 1799. 99 S. 8.

Dem in der Vorrede angegebenen Zwecke zu folge, foll fich diefes Tagebuch über die Bildung des Landfchullehrers im Allgemeinen verbreiten, über Methode des Unterrichts, befonders über die Kunft zu katechifiren, über zweckmäfsige Einrichtung der Landfchulen, über phyfifche und fittliche Bildung der Schulkinder, über verfchiedene, von dem Schullehrer und Gemeindefchreiber zu verfertigende Auffätze, über Verhältnifs und Verhalten des Schullehrers gegen feine Obere; zugleich foll es kurze Auszüge aus nützlichen Büchern und vermifchte Erfahrungen etc. mittheilen. I. Der erfte Abfchnitt macht den Schullehrer mit einigen fehr guten Klugheitsregeln bekannt, welche er bey dem Antritte feines Amts zu beobachten hat, um fich in der Folge bey feinen Unternehmungen nicht felbft in den Weg zu treten. II. Einleitungen und Entwürfe zu Lebensläufen bey verfchiedenen Perfonen. Die Einleitungen find zum Theil etwas matt ausgefallen. III. Katechetifche Unterredung über einige Pflichten gegen die Thiere von S. macht in Abficht auf Fragenbildung manche Erinnerung nöthig. IV. Unterweifungsart der Schuljugend in der chriftlichen Religion; — ganz bekannt. V. Beftimmung des Unterfchiedes einiger Wörter, die ähnliche Bedeutungen haben. Obgleich der Unterfchied einiger Wörter uns nicht genau genug angegeben zu feyn fcheint, fo ift doch diefes Verzeichnifs im Ganzen nicht übel gerathen. Soll fich diefes Tagebuch über ähnliche Zeitfchriften diefer Art von Zerrener, Füldner und Horrer etc. erheben, fo müfste fich mit dem Herausg. eine Gefellfchaft von erfahrnen Jugendlehrern vereinigen, und die, nach einem vollftändigen Plan zu bearbeitenden Materien unter fich vertheilen, damit fo nach und nach ein vollftändiges Ganzes erfchiene. So lange die Einfendung der Auffätze von der Willkür der Mitarbeiter abhängt, kann nichts Ganzes, fondern nur Stückwerk zum Vorfchein vorkommen.

* * *

Leipzig, in Commiffion b. Benjamin Fleifcher: *Erdmann Hülfreich's Unterricht für Bauersleute gefundes und ftarkes junges Vieh zu erziehen und die zu heilenden Krankheiten der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe und Schweine auf eine leichte Art zu kuriren.* 3te durchgehends verbeff. und vermehrte Auflage. Aufmerkfamen Landleuten gewidmet. 1799. 208 S. 8. (9 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt und Leipzig*, (ohne Benennung des Verlegers): *Sammlung einiger fehr wichtigen Actenftücke in der Rechts-Sache des Hn. Hofrichters* auch Land- und Schatz-Raths *von Berlepfch.* Mit Anmerkungen und einer nöthigen Vorerinnerung begleitet. 1798. 86 S. 8. Enthält einen Nachtrag von neueren Actenftücken, zu der frühern Sammlung (A. L. Z. 1797. Nr. 181.) welche jedoch fchon faft alle, theils als Anlagen, theils als eigene Schriften, durch den Druck bekannt find: I. Mandate des K. K. Gerichts in der v. Berlepfchifchen Rechtsfache, von 30ten Jan. 1798. II. Gerichtliches Protocoll über die Ausfage des Kammerboten Hauenfchild, die Infinuation diefer Mandate betreffend v. 4ten März 1798. III. Schreiben des Hn. v. B. an die Hannöverifche Landes-Regierung v. 19ten Feb. 1798. IV. Promem. des Hn. v. B. an die Calenb. Landfchaft v. 19ten Feb. 1798. V. Hannöverifches Regierungs-Refcript an denfelbe v. 20ten Feb. 1798. VI. Regierungs-Refolution an den Notarium Reifchhauer zu Hannover v. 28ten Febr. 1798. VII. Memoire des Hn. v. B. an den Friedens-Congrefs zu Raftadt v. 11ten Febr. 1798. VIII. Nachtrag zu diefem Memoire v. 19ten März 1798. In der aus 24 S. beftehenden Vorerinnerung, wird der Gang des Proceffes, feit dem erkannten Schreiben um Bericht, auch die Gründe und Gefetzchte der Verwendung des Hn. v. B. an den Friedens-Congrefs, fehr umftändlich dargelegt.

wohl diese Bergseife mit dem von Werner unter diesem Namen aufgeführten Mineral überein? —) Auch krystallisirte Kalkspate kommen hin und wieder vor, an einigen Stellen mit matten Flächen, welche wieder von Sinter bedeckt sind. Merkwürdig ist, dass sich in den Seitengängen und hinteren Räumen an den Hallen dieser Höhle grosse Wände und Blöcke von grauem Hornsteine mit sehr kleinen Chalzedondrusen finden; die Chalzedondrusen sind meistentheils mit einem schmalen himmelblauen Chalzedonrande eingefasst. Eisengranaten finden sich sowohl auf lockerem Kalksteine als auf Hornsteine. (Was mögen diese Eisengranaten seyn? der granatförmig-krystallisirte magnetische Eisenstein lässt sich in dieser Verbindung wohl nicht erwarten.)

Die kleine oder gelbe Höhle von Alcantara liegt weiter gegen die Wasserleitung hinauf, und hat ihren Namen von dem häufigen gelben Kalksinter, welcher vorzüglich im ersten Raume einen ungeheuren herabhangenden Stalaktiten bildet, der mit seinem dünneren Ende in ein angesammeltes Wasser hinabragt, und hier von aufrechtstehenden grossen vierkantigen zugespitzten oder geschärften Kalkspatpfeilern umgeben wird, die wahre Krystallisationen zu seyn scheinen, und sich an mehreren Stellen dieser Höhle entweder noch im Wasser, oder doch in Vertiefungen des Bodens finden, wo Wasser gestanden haben muss. Wenn man alle Seitengänge und tiefe unbesteigbare Klüfte dieser Höhle zusammennimmt; so scheint dieselbe noch grösser zu seyn, als die vorherbeschriebene. Sie ist aber ungleich mehr zerklüftet, enthält weniger Hornstein und kieselartige Steine überhaupt. Der Vf. dieser Beschreibung besuchte mit seiner Gesellschaft allein zehn Nebengänge; die übrigen liessen sich tiefer Abgründe oder des lockeren hohlklingenden Bodens, oder der verwitternden bröcklichen Decken und Wände wegen, nicht befahren. Ein deutscher Schlosser, welcher mit von der Gesellschaft war, und diese Höhle schon vor einigen Jahren öfter besucht hatte, fand, dass sich das innere Ansehen derselben an manchen Stellen ganz verändert hatte; eine Seitenöffnung, in welcher sich seiner Aussage nach grosse braune Knochen finden, war völlig verschüttet worden. Alle Sinter dieser Höhle waren stark mit Eisentheilen gefärbt, und zeigten oft dendritische Zeichnungen auf den Bruchflächen. Weil diese Höhle von den Marmorgräbern und Kalkbrennern gar nicht besucht wird; so musste sich die Gesellschaft oft mit ihren Hämmern den Weg durch die Stalaktiten bahnen; und hatte überhaupt eine beschwerlichere Durchfahrt als in der erstern Höhle, wo wenigstens aus dem ersten Raume, der an einigen Stellen bis auf vierzig Ellen hoch ist, viele Kalk- und Marmorblöcke noch jetzt weggeräumt werden. Nach der Localbeschreibung einer jeden von diesen Höhlen, giebt der Vf. ein ausführliches Verzeichniss der in denselben vorkommenden merkwürdigen Steinarten. Aus dieser letztern Höhle sind vorzüglich einige kalkartige Petrefacte beschrieben, welche sämmtlich horn- oder zahnartig gekrümmt, aber von verschiedenem Ansehen sind, so dass es bey einigen zweifelhaft scheint, ob sie wahre Versteinerungen oder blosse Naturspiele seyen. Andere tragen die deutlichsten Spuren einer vormaligen Organisation an sich. Auch Korallenversteinerungen befinden sich darunter. In einem Anhange handelt der Vf. noch besonders von den Eisengranaten und dem Hornsteine in diesen Höhlen. In der grossen Höhle finden sich Stellen, wo der Hornstein an den äussern Flächen verwittert und in cubische oder blätterige Bruchstücke zerfallen war. In der Gegend dieser Schichten liess sich ein eigener Geruch und eine Wärme verspüren, welche zumal gegen die grosse Kälte an den übrigen Stellen der Höhlen sehr abstechend seyn musste. Bey näherer Untersuchung der Hornsteine fand es sich, dass einige ziemlich rein, andere aber mit Kalkerde gemischt waren, und zwar in einem solchen Grade, dass sie stark mit Säuren brausten. Dieses Phänomen, welches den Vf. sehr zu befremden scheint, lässt sich aber wohl eben so gut als die Vermischung der Kieselerde mit andern Erdarten erklären. Sowohl an den englischen als an den tyroler in Kalke eingeschlossenen Feuer- und Hornsteinen bemerkt man nicht selten einen allmäligen Uebergang des reinsten Feuersteines in solchen, der sehr mit Kalkerde gemischt ist. Der Vf. spricht an mehreren Stellen von Chalzedonkrystallen in den Hornsteinen, wahrscheinlich hat ihn die durchscheinende Farbe des derben darunterliegenden Chalzedons oder Hornsteins irre geführt, denn Chalzedonkrystallen sind noch nicht erwiesen (die ungarischen und siebenbürgischen sind blosse Afterkrystallen, oder entstehen von Eindrücken); um so mehr scheint es Rec. hier, dass die vermeynten Chalzedonkrystalle blos Quarzkrystalle seyn mögen, da diese oft in den Höhlungen und Löchern von grobporösen Gebirgsmassen sich zu innerst anlegen, nach aussen eine Chalzedon- oder Achatlage und noch weiter hin eine Hornsteinlage um sich her haben. Die Eisengranaten sollen mit Bol oder Röthel überzogen seyn, am Stahle Funken geben und abspringen, weil sie auf einem Ueberzuge von rothem Eisenocher nicht sehr fest sitzen. Durch den Stahlstrich gesplittert zeigen sie sich wie zertrümmerter Eisenstein, rundschalig auf dem Bruche, schwarzbraun; andere waren nicht so sprode sondern gaben einen rothen Strich; sie schienen sich doch sämmtlich wie Tropfstein gebildet zu haben. Der Vf. giebt folgende Bestimmung davon: dunkelbraunrother gelbkörnig gehäufter Eisengranat ohne bestimmte Figur. Es ist Schade, dass des Vfs. mineralogische Kenntnisse bey dem Besuche dieser Höhlen noch nicht reifer ausgebildet waren; denn bey seinem guten Beobachtungsgeiste hätten sich sonst noch richtigere und bestimmtere Resultate über das oryktognostische dieser Höhlen erwarten lassen. Die Benennung Eisengranaten ist durchaus unpassend.

Die beygefügten zehn illuminirten Kupfertafeln haben die Vf. selbst gestochen. Von diesen sind Nr. 2. die Fingalshöhle Nr. 3. Wasserrabenhöhle auf der Insel Staffa und Nr. 4. äussere Ansicht der grossen Höhle

mehrigen Verfassung zu revidiren und einzurichten. Das geschahe. Die neuen Statuten kamen am 16ten October 1667 zum Stande, und wurden am 1ten Februar 1671 vom Herzoge Moritz bestätiget; daher 2) *Confirmatio Capituli Cizensis Statutorum*, welcher die Statuten selbst einverleibt sind; 3) und 4) *Bestätigungen* der in neueren Zeiten zu diesen Statuten gemachten *Zusätze*, vom 19ten Sept. 1722, und 13ten Nov. 1728, das unter den Canonicis einzuführende Indigenat, und die Wahl erledigter von der Collation des Capitels abhängiger Präbenden betreffend. Vermöge der Statuten muss der Regel nach jeder, der in das Capitel aufgenommen zu werden verlangt, unter andern beweisen, *„se anni spatio ad minimum in Gallia, vel Italia bonarum artium, Linguarumque exterarum causa esse versatum.“* Nur die vom Administrator des Stifts Ernannten und der Professor Theologiae zu Leipzig, dem kraft der Stiftung ein Canonicat zukommt, sind hievon sowohl, als von der Erlegung der Gebühren befreyet. Unter den von einem Canonico zu beobachtenden Vorschriften ist auch die: *„vestium mollitiem et novitatem versicolorem et militarem omittat.“* — V. *Von den Instructionen des kursachsischen Ober-Steuer-Collegii.* Der Ursprung dieses Collegiums fallt in das Jahr 1552, die völlige Organisation desselben kam aber erst 1570 zu Stande, in welchem Jahre auch sein Wirkungskreis erweitert wurde. Natürlicherweise mufste es nun eine neue Instruction erhalten. Die scheint bis 1628 gedauert zu haben, damals trat in ihre Stelle eine andere, dann folgte die vom 8ten April 1661, welche bis zu der hier zuerst bekannt gemachten in voller Gültigkeit blieb. Diese letztere ist vom 19ten Dec. 1749. VI. *Landesherrliches Rescript, die Legitimation unehelicher Kinder betreffend, nebst dem von der Landesregierung hierüber erstatteten Bericht.* Die Veranlassung dazu gab die Verschiedenheit in den Meynungen der Leipziger und Wittenberger Dicasterien über die Frage: in wie fern die Legitimation eines aufser der Ehe erzeugten Kindes durch ein landesherrliches Rescript demselben ein Erbschaftsrecht ertheile? Das Rescript, welches die in dem gründlichen Berichte der Landesregierung vom 22ten Nov. 1794 vorgeschlagene Regeln zur Verfahrensnorm macht, ist vom 8ten Januar 1796. VII. *Kursachsische Landtagsverhandlungen von 1550. 1552. 1557. und 1561.* Die Mittheilung derselben ist, ob sie gleich einige Lücken haben, dankenswerth. Dafs sie, wie der Herausgeber sagt, bisher nicht öffentlich bekannt gewesen, gilt nur von einem Theile derselben. Der Gang und Erfolg der Verhandlungen war der auf Landtagen gewöhnliche, wobey der Foderer immer am besten steht; Landtage, wie ehedem bisweilen die Emder oder Auricher waren, gehören zu den selteneren Erscheinungen. VIII. *Revers des Grafen Jost Christian zu Stolberg, vom 12ten Decemb. 1731; ein Nachtrag zu der Nr. I. enthaltenen Abhandlung.* Seiner wird in dem unter Nr. III. in obiger Abhandlung mitgetheilten Documente vom 21ten Januar 1740 gedacht, und er war allerdings der Bekanntmachung werth. Wir wünschen, dafs Herausgeber und Verleger zur Fortsetzung dieser diplomatischen Beyträge aufgemuntert werden mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Frankfurt a. M.*, in Commiss. d. Andreäischen Buchh.: Dr. *Justus Claproth's Vortrag und Entscheidung der in einem nach dem trauervollen Ableben Sr. Maj. Kaiser Leopold's II. zwischen Lutheranern und Reformirten entstandenen Rechtsgange vorgewalteten Frage: Ob das Trauergeläute bey dem Absterben des Kaisers den Eingepfarrten oder allen Unterthanen obliege?* nebst einem philosophischen Bedenken, begleitet mit freymüthigen Bemerkungen von *Johann Philipp Roos*, Reichsfreyherrl. v. Burgscheidschen Ammann zu Merxheim an der Nahe. 1795. 72 S. 8. (6 gr.) Der Rechtsfall, wodurch die *Frage* veranlafst worden, ist aus *Claproth's* Vorträgen und Entscheidungen etc. Göttingen 1794. S. 373 — 378. bekannt (vergl. A. L. Z. 17ten Oct. d. J.) die Entscheidung fiel mit Recht gegen die Unterthanen aus. Da aber Hr. GJR. *Cl.* in dem beygefügten Bedenken äufsert, dafs dem Küster in diesem Falle überall keine Vergütung für ein solches Trauergeläute gebühre, die ihm jedoch aus Billigkeit gereicht worden sey, und dafs der Procefs, von dessen Kosten mehr als ein halb Dutzend Kaiser hätten beläutet werden können, gänzlich würde vermieden worden seyn, wenn der Landesherr diese Erkenntlichkeit, wo nicht ganz übernommen, doch dazu hinlänglich beygetragen hätte, zumal derselbe bey dem Absterben des Reichsoberhauptes als Mitglied des Reichs und Vafall seine Achtung zu bezeugen schuldig sey: so zeigt Hr. Amtm. *R.* in den *Bemerkungen* (nach einer weitläuftigen nicht zur Sache gehörigen Einleitung bis S. 31.) dafs weder der Küster das Geläute umsonst zu verrichten schuldig gewesen sey, noch allein das angegebene Mittel die Vermeidung alles Streits bewirkt haben würde. Man hätte zuvörderst die über frühere Fälle vorhandenen Acten nachsehen müssen, um eine etwaige Observanz daraus zu begründen: in deren Ermangelung hätte man das Geld aus der gemeinen Casse des Fleckens nehmen können, und in jedem Falle den Unterthanen die wahre Absicht des Trauergeläutes und den Verlust, den auch sie erlitten, begreiflich machen müssen; wenn aber der Landesherr die Kosten übernehmen wollen; so hätte er zugleich eine Summe anlegen müssen, von deren Ertrage auch in jedem künftigen Falle das Geläute bestritten werden können. Dabey werden die *Cl.* Gründe, weshalb der Landesherr sich auf die gedachte Weise habe ins Mittel schlagen sollen, geprüft, und es wird noch gezeigt, dafs die Ortsobrigkeit bey Josephs II. Tode dadurch ein Versehen begangen habe, dafs sie die Beyträge nur von den Lutheranern als Schuldigkeit einfodern, hingegen die Reformirten blos um einen freywilligen Beytrag ansprechen lassen.

felbst zum Product eines vernünftigfreyen Wefens mache. Der beste Effect, wenn er nur aus Ueberredung, aus gerührten Gefühlen abstammt, ist immer mehr das Product der Sinnlichkeit als des göttlichsten im Menfchen, des nach überzeugender Einsicht sich selbst bestimmenden Willens. Schon das Thema einer jeden von diefen Predigten zeigt, wie fehr der Vf. diefe ächte Erbauung beabsichtige. Der I. Band enthält 19 Auffätze. 1) Von der göttlichen Fürforge für Erleuchtung und Sittlichkeit. 2) Wie Lob und Ehre Jefu am besten bey andern befördert werde? 3) Von der Erziehung zur Religion. 4) Nicht wie lange, sondern wie gut wir gelebt haben! 5) Von der Natur und Gefahr der Verfuchungen. 6) Warnung vor der Sucht, gute Menfchen verdächtig zu machen. 7) Von der Erlöfung. 8) Von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. 9) Vom feeligmachenden Glauben. 10) Von einigen Urfachen der Zerrüttung des jüdifchen Staats. 11) Vom wahren und falfchen Religionseifer. 12) Von dem festesten Grunde des Glaubens an Jefus. 13) Wie unrichtig und fchädlich die Meynung fey, dafs die Seeligkeit nicht fowohl von Güte des Herzens und Rechtfchaffenheit des Lebens als von gewiffen äufsern Vorzügen abhange. 14) Von der Freude an Gott. 15) Woher es komme, dafs wir oft der erkannten Wahrheit nicht folgen? 16) Von der hülfreichen und wohlthätigen Gefinnung Gottes gegen uns. 17) Vom Zweck und Nutzen des heiligen Abendmahls. 18) Von der Freude über die Gewifsheit eines andern Lebens. 19) Von Leitung und Beherrfchung der Wifsbegierde über die Zukunft. Die fiebente Predigt gab dem Vf. Veranlaffung, bey der zweyten Ausgabe in der vorausgefchickten Abhandlung den Grund an zu geben, warum er in jener praktifchen Belehrung über die Erlöfung durch Christus und das Christenthum, nicht von der in der Kirche üblich gewordenen Vorftellungsart einer *stellvertretenden Genugthuung* Gebrauch gemacht habe. Er zeigt, warum diefe Vorftellungsart in praktifche Vorträge an gemifchte Christenverfammlungen nicht aufzunehmen fey. In der Abhandlung zum zweyten Bande aber prüft er eben diefe Vorftellungsart nach Gründen der Schrift und nach gereinigten Begriffen von Gott, von Sündenvergebung u. dergl. Beide Abhandlungen, welche in ihrem wefentlichen Inhalt eben fo unwiderleglich find als ihre Darstellung überzeugend ist, können, da fie auch befonders gedruckt find, am besten mit einigen andern neuen Schriften über den nämlichen Gegenstand recenfirt werden. Hier alfo noch die Inhaltsanzeige der Predigten des II. Bandes. 1) Fürchtet Gott und haltet feine Gebote. 2) Was giebt einem christlichen Lehrer Hoffnung, dafs er fein Amt mit Erfolg und Freude führen werde? 3) Von dem Zweck und der rechten Befchaffenheit öffentlicher Religionsvorträge. 4) Gott giebt den traurigsten Begebenheiten oft eine unerwartet glückliche Wendung und läfst nichts gutes, was zum Besten der Menfchen gethan wird, unbelohnt. 5) Gedächtnifspredigt auf den Herzog Leopold von Braunfchweig. 6) Der gute christliche Bürger. 7) Gedächtnifspredigt auf Friedrich den II. 8) Redlichkeit der Gefinnung und ein guter Wandel ist der beste Ruhm eines christlichen Lehrers! nebst einer kurzen Nachricht vom Leben des Infp. *Milo*. 9) Am zweyten Gedächtnifstage des Herzogs Leopold. 10) Wie man auffallende und fchreckhafte Begebenheiten mit den Eigenfchaften Gottes zu vereinigen habe, nebst einer Anwendung auf Neu - Ruppin. 11) Von der Bekehrung. 12) Warum oft unter denen, welche für minder richtig denkend und mit Irrthümern in der Religion angesteckt erklärt werden, eine beffere Gefinnung und mehr Religiofität herrfche, als bey denen, welche fich für Rechtglaubige halten? 13) Wachsthum in richtiger Religionskenntnifs der gröfste Seegen einer Gemeinde. 14) Das richtige Verhältnifs eines christlichen Lehrers zu feiner Gemeinde. (Erste Predigt zu Gotha). 15) In wie fern ein gutes Herz mehr werth fey, als Aufklärung des Verstands? 16) Wie der heilige Geist uns zu Theil werden könne? (eine Pfingstbetrachtung.) 17) Gott als Urheber der Aerndte. 18) Ob die vorigen Zeiten beffer waren, als die jetzigen? (Betrachtung am Neuenjahrstag). 19) Dafs man wegen Verfchiedenheit der Religion niemanden gering achten oder hart behandeln dürfe. — Die letzten Reden nach der dreyzehnten find vor dem Gothaifchen Herzoglichen Haufe, alle vor Zuhörern gehalten, welche zu ununterbrochener Aufmerkfamkeit gewohnt waren. Andern kann auch durch Predigten, wie durch ausführliche und zufammengefetzte Vorträge überhaupt, auf keine Weife genützt werden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Fleifcher dem jüng.: *ABC- und Bilderbuch*, nebst einer Anweifung, Kinder leicht lefen zu lehren; zunächst zum Gebrauch beym häuslichen Unterricht von *J. A. C. Löhr*, Pastor in der Altenburg vor Merfeburg. 1799. 184 S. 8. (ill. 18 gr. fchwarz 12 gr.)

2) *Kleine Gefchichten und Erzählungen für Kinder*, zur Bildung des sittlichen Gefühls; zunächst zum Gebrauch beym häusl. Unterricht von *J. A. C. Löhr*. 1799. XVIII. und 312 S. 8. (16 gr.)

3) *Materialien zur Erweckung und Uebung des Verstandes und der Urtheilskraft der Kinder*; zunächst etc. von — *Löhr*. 1799. XII. und 232 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Erste Vorbereitungen für Kinder etc. *Erstes*, *zweytes* und *drittes Bändchen* etc.

Drey fehr brauchbare und empfehlungswerthe Bücher zum stufenweifen Elementarunterrichte der Jugend. In der Vorrede zu Nr. 1. stellt Hr. *L.* diejenigen Grundfätze auf, welche er bey der Ausarbeitung feiner Schrift befolgte. Man fiehet daraus, dafs der Vf. nicht zu den unberufenen Schriftstellern im Fache

ie der Pädagogik gehöre, ob wir ihm gleich in sei- er Behauptung S. 14. ganz die Uebung im Lesen es A B Abs zu unterlassen, sey nicht rathsam, nicht eystimmen können. Wir glauben vielmehr, dafs belehrender und unterhaltender für das Kind fey, enn man ihm gleich die Anfangsbuchstaben leich- r einsylbiger Wörter, (wie sa fan fand) vorlegt. des Vf. Abcbuche felbst folgen zuerst, nach Art er Funke'schen Fibel, leichte und schwere Sylben, ann kurze Sätze, die aus lauter einfylbigen Wör- rn bestehen, nach Art der Plato'ischen Vorübungen, erauf zwey - und mehrsylbige Wörter, kleine Le- stücke, längere Lesestücke, die auch mit lateini- chen Lettern gedruckt und mit Bildern versehen nd. Zuletzt find noch einige ähnlichklingende Wör- er angehängt. Bey einer zweyten Auflage, die vahrscheinlich wohl erfolgen wird, wünschen wir olgende Abänderungen; Aufser der Weglassung des Babs, dürfen die ersten Seiten dieses Kinderbuchs icht so vollgepfropft seyn, fondern es müssen, um icht dem kleinen Leseschüler durch eine zu grofse lenge Materialien, die fich fogleich feinem Blicke arbieten, die Luft zu benehmen, nur wenige Zei- en, mit etwas gröfsern Lettern gedruckt, die er- en Seiten füllen. Mehrere Erzählungen find zu lang erathen. Die im Buche felbst befindlichen Anmer- ungen, welche nur den Lehrer angehen, müssen i die Vorrede, oder noch besser in einen befonders gedruckten Methodebogen, welcher von dem Kin- lerbuche getrennt wird, verwiesen werden.

Die lehrreichen und gröfstentheils unterhalten- en Erzählungen in Nr. 2. find in 14. Abtheilungen ebracht. Obgleich das Gemüth des Menfchen mehr eneigt ist, wohlthätig, als gerecht zu feyn; fo hät- n doch, nach unferer Meynung, die Erzählungen, elche die Pflichten der Gerechtigkeit einschärfen, ad die hier in der fünften Abtheilung ftehen, de- en im ersten Abschnitte von der Wohlthätigkeit etc. orangehen follen. Indessen verliert durch diese Er- inerung die Brauchbarkeit des Buchs nichts, da e Auswahl ganz von dem Lehrer abhängt, der die- Erzählungen benutzt.

Nr. 3. ist am interessantesten ausgefallen. Es ent- ilt in neun Abschnitten, eine Reihe von Wörtern, i welchen die Kinder das Gegentheil auffuchen fol- n, Zufammenfetzungen von unpassenden Bey- id Nennwörtern, an deren Berichtigung die Ur- eilskraft der Kinder geübt werden kann; kurze itze mit der Ueberfchrift: wahr oder unwahr, um e Schüler dahin zu leiten, dafs fie den Satz des 'iderspruchs anwenden lernen; Fragen über Gegen- inde, die den Kindern meistentheils bekannt find, n ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken zu härfen; kleinere Erzählungen (Anekdoten) um das uge oder Alberne darin aufzufuchen (gröfstentheils hr unterhaltend!) Den Beschlufs machen Räthsel, iaraden, Sprüchwörter, sprüchwörtliche Redens- ten, Fabeln, moralische Erzählungen und Ideen zu irzen Gesprächen, welche zu Worterklärungen ei- ne zweckmäfsige Anleitung geben. Wir wünfchen diesen drey Kinderschriften die allgemeine Verbrei- tung, die sie verdienen.

Leipzig, b. Müller: *Katechismus der Sittenlehre durchgängig mit Erklärungen, Beyspielen, Be- weisen und Denksprüchen erläutet.* Für Bürger- und Landschulen. 1799. 271 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Joh. Ludw. Wendler*, welcher fich in der Dedi- cation an die Hn. Stiftsräthe in Wurzen, als Vf. un- terschreibt, zeigt fich hier als einen Meister in der Kunst, aus zehen Büchern das elfte zu machen. Denn die ersten Bogen dieses Katechismus find aus *Schollmeyer's* Katechismus der fittlichen Vernunft und mehrere zur Erläuterung beygebrachte Beyspiele aus *Thieme's* fächf. Kinderfr. 2tem Th. wörtlich abge- fchrieben. Aus *Schlez* Leitfaden beym ersten Unter- richt in der christlichen Religion 2te Aufl. S. 17. ff. S. 14—16. und 8. find die fämtlichen Pflichten, aus *Schollmeyer* mehrere Wort- und Sacherklärungen und aus *Rosenmüller's* christlichen Lehrbuche ganze Stellen, als von dem Gewissen, von der frühen Besserung ebenfalls wörtlich genommen. *Reinhard's* Plan Jefu ist in der angehängten Lebensgeschichte Jefu auf eine weniger ftrafbare Weife benutzt wor- den. Nimmt man dem Vf. dieses und alles andere fremde Eigenthum, welches er heimlicherweife — denn keine Vorrede nennt die Quellen — aus den Werken der genannten und mehrerer anderer Schrift- steller an fich gebracht hat, fo darf er mit Fug und Recht Ansprüche auf das literarische Armenrecht machen.

Rudolstadt, b. Langbein und Klinger: *Morali- sches Gängelband* von *Carl Dilthey*. 1799. 230 S. 8. (16 gr.)

Ueber allerley Gegenstände der Natur, Kunst, Ge- fchichte und Moral, als über die Blutkoralle, das Hahnengefecht, Perlenschnur, Zugheufchrecke, Holz- mangel, Zelter, Graufamkeit gegen Thiere, braban- ter Spitzen, Sterndeuter, Haufen etc. belehrt hier ein Vater feine Kinder in Gesprächen, die fich ganz angenehm lesen. Nur ist nicht durchgängig der Stu- fengang vom Leichtern zum Schwerern beobach- tet. An manchen Orten erfcheinen die Kinder ganz unwissend, und kramen dagegen anderwärts, wie S. 43. eine zu grofse Gelehrfamkeit aus. Auch manche Anekdoten aus der ältern Geschichte scheinen uns für das erste Kindesalter, das noch des moralischen Gängelbandes bedarf, nicht recht passend zu feyn. Uebrigens ist der Vortrag ziemlich fliefsend und nur zuweilen lauft ein Sprachfehler, wie S. 69. bey *die* und S. 114. *frug* mit unter. S. 44. ff. und 113. spricht der Vater mehreremale geessen, statt gegessen.

* * *

Frankfurt und Leipzig, *Handbuch für kleine und grofse Haushaltungen oder gründliche Anweisung* wie

wie ein junges Frauenzimmer Küche und Haushaltung auf die angenehmste und vortheilhafteste Art besorgen lernen kann. Ein Geschenk guter Mütter an ihre Töchter. Aus vieljährigen Erfahrungen gesammelt und auf eigne Kosten zum Druck befördert von *M. E. B.* 2te Auflage. 1798. 400 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 202.)

Prag, b. Widtmann: *Das jüdische Groſsmütterchen, oder der Geist der Frau im schwarzen Gewande.* 2ter und letzter Theil. 1799. 268 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 308.)

Offenbach, b. Brede: *Naturhistorisches A. B. C-Buch* oder Abbildung und Beschreibung merkwürdiger Thiere nach Buffon, Schreber und andern, in alphabetischer Ordnung. Ein Geschenk für fleiſsige und folgsame Kinder von *D. C. W. J. Gatterer.* 3te durchaus verbeſs. und vermehrte Auflage. 1799. 75 S. 8. m. ill. Kupf. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 173.)

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Erster Leitfaden zum Schulunterrichte nach Funke's technologischer Naturgeschichte.* Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig. 2te verbeſs. Auflage. 1799. 53 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 86.)

Berlin, b. Unger: *Zustand des alten und neuen Aegyptens in Ansehung seiner Einwohner, der Handlung, des Ackerbaues, der politischen Verfassung u. s. w.* Aus dem Französischen des Herrn *Savary.* 2te Auflage. Mit Zusätzen und Verbesserungen von *J. G. Schneider.* Mit 1 Kupfer und 1 Landcharte. 1798. 1 Th. 344 S. 2 und 3 Th. 418 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 191 a.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Gotha*, in der Becker'schen Buchh.: *Fragebuch für Lehrer über das Noth- und Hülfsbüchlein von Rud. Zach. Becker.* 1799. 72 S. 8. (3 gr.) Weil das Noth- und Hülfsbüchlein, durch dessen Herausgabe sich Hr. Rath B. gewiſs ein Verdienst um die physische, intellectuelle und moralische Cultur der Landleute erwarb, nebst der, dem zweyten Theil desselben angehängten Sittentafel, auch für die Landjugend eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre seyn kann; so entschloſs er sich, gegenwärtiges Fragebuch zum alleinigen Gebrauch für die Lehrer auszuarbeiten. Es liegt dabey die Ordnung der Materien, wie sie in der Sittentafel auf einander folgen, zum Grunde. Nach einer kurzen Einleitung von der Natur des Menschen, folgen die Selbstpflichten, die Pflichten gegen andere Wesen, Thiere und Menschen, dann das Verhalten gegen Gott. Der Beschluſs wird mit der bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft gemacht. Aus guten Gründen setzt der Vf. (Vorr. S. 12.) voraus, der Lehrer werde nicht bey diesen Fragen stehen bleiben, sondern vielmehr, wenn er merkt, daſs der Schüler die Sache noch nicht deutlich gefaſst habe, sich bemühen, die Frage mit andern Worten zu wiederholen, oder in mehrere zu zerlegen. Nach unserer Meynung, dürfte es wohl nicht unnöthig seyn, daſs der Lehrer, schon bey der Vorbereitung, diese Zerlegung der im Fragebuch viel zu allgemein gestellten und einer weit umständlicheren Entwickelung bedürfenden Fragen vornähme. So würden, um nur ein Beyspiel zu geben, die drey ersten Fragen des 18ten Kap. von dem Verhalten gegen die Thiere, welche im Fragebuch, nicht ganz nach den Regeln der vollkommneren Fragekunst, so gefaſst sind: *Ist die Erde für uns allein geschaffen? Sollen die Thiere auf derselben auch in ihrer Art glücklich leben? Was lehrt die Sittentafel von unserm Verhalten gegen sie?* etwa folgender katechetischen Entwicklung bedürfen: was für Geschöpfe *leben*, noch, außer den Menschen, auf der Erde? Wer machte, daſs auch Thiere auf der Erde leben? Für wen allein ist also die Erde nicht erschaffen? Was wünscht jeder Mensch auf Erden zu empfinden, oder zu genieſsen? Was liegt in seiner Natur, das ihn gleichsam *antreibt*, dieses zu wünschen? Wonach fühlt auch das Thier einen Trieb in sich? Wie sollen daher auch die Thiere nach ihrer Art auf Erden leben? Wer richtete ihre Natur so ein, daſs auch sie, nach ihrer Art glücklich werden können? Wer will es daher gewiſs auch, daſs sie glücklich werden sollen? Welche Geschöpfe auf der Erde verhindern dies aber oft? Wie handeln solche Menschen nicht? Wessen Willen erfüllen sie, wenn sie so handeln, nicht? Denn, weil Gott die Thiere so einrichtete, daſs sie glücklich werden können, was läſst sich daraus schlieſsen? (wie sollen sie auch werden?) Und welche Geschöpfe sollen auch dazu beytragen? Wer eine Sache so gebraucht, wie er sie gebrauchen soll, wie gebraucht sie der? Wer sie aber nicht recht braucht, wie sagen wir von dem? Wer mit einer Sache so umgeht, wie er mit ihr umgehen soll, oder sie so behandelt, wie er sie behandeln soll, wie behandelt der die Sache? (recht oder unrecht?) Wer sie aber nicht so behandelt, wie sagt man von dem? Was stehet in unserer Sittentafel, von dem Verhalten des Menschen gegen die Thiere? Hier müssen nun mehrere Fragen folgen, welche die Kinder auf einige der gewöhnlichsten Miſshandlungen aufmerksam machen, deren sich oft erwachsene Menschen und Kinder gegen die Thiere zu Schulden kommen lassen. Hätte es dem verdienstvollen Vf. gefallen, nur einige Abschnitte seines Fragebuchs auf die von uns angegebene Weise katechetisch zu bearbeiten; so würde er demselben unstreitig eine gröſsere Brauchbarkeit für Landschullehrer gegeben haben, als es in seiner gegenwärtigen Gestalt hat. Wir zweifeln nicht, daſs auch von diesem Buche bald eine zweyte Auflage nöthig seyn wird. In dieser Voraussetzung bitten wir den Vf., auf unsere Erinnerung Rücksicht zu nehmen. Wenn wir zum Schluſse dieser Anzeige den Wunsch äuſsern, daſs auch den Lehrern eine kurze Anleitung zur katechetischen Behandlung des Mildheimschen *Lieder*buchs in die Hände gegeben würde; so ist unsere Absicht keinesweges, daſs Anfänger und Stümper in der Fragekunst diesen Wink als eine Auffoderung, hier ihr Probestück zu machen, ansehen mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. September 1799.

PHILOLOGIE.

UTRECHT, b. Wild u. Altheer: *Anthologiae graecae* cum versione latina Hugonis Grotii editae ab *Hieronymo de Bosch*, *Tomus Secundus.* 1797. XII u. 579 S. *Tomus Tertius.* 1798. XVI u. 526 S. 4.

Mit dem Vergnügen, welches die unerwartete Erfüllung eines geliebten Wunsches zu begleiten pflegt, zeigen wir die Fortsetzung, und gewissermassen Vollendung eines Werks an, das, als ein Ueberbleibsel aus dem glänzendsten Zeitalter der holländischen Philologie, jedem Freunde der classischen Literatur eine frohe Erscheinung seyn muss. Der innere Werth desselben, für den *Grotius* Name bürgt — der keinem Werke ähnlicher Art mehrern Fleiss gewidmet hatte, keines mit grösserer Zärtlichkeit betrachtete — erhält durch die nachtheiligen Umstände, unter denen es in die Welt tritt, und die seine Erscheinung und Vollendung in Gefahr zu setzen schienen, noch ein äusseres Interesse, indem man es mit Recht als ein kostbares Gut ansehen darf, das dem stürmischen Meere abgewonnen und aus dem Schiffbruche gerettet worden ist. Vielleicht bedurfte es aber auch des ganzen Enthusiasmus, welchen der Herausgeber gegen die grossen Talente des in so mancherley Rücksichten bewundernswürdigen *Grotius* fühlt, um sich weder durch die politische Verwirrung seines Vaterlandes, noch durch den Kaltsinn des Publicums gegen die lateinische Poesie von der Ausführung eines Planes abschrecken zu lassen, der grossen Aufwand erfoderte und sehr wenig Hoffnung einer Vergütung gewährte. Der Fleiss, welchen Hr. *de B.* auf dieses Werk und die Sammlung eines kritischen Apparats gewendet hat, ist schon in der Anzeige des *ersten Bandes* dieser Anthologie (A. L. Z. 1796. Nr. 366.) gerühmt worden; aber seit der Erscheinung desselben hat sich sein Eifer verdoppelt und die Menge seiner Hülfsmittel beträchtlich vermehrt. Von diesem Zuwachse müssen wir hier Rechenschaft ablegen, theils um zu zeigen, was in der vor uns liegenden Fortsetzung geleistet worden, theils, was man sich von dem noch zu erwartenden vierten Bande versprechen darf.

Beym Anfange des Drucks besass Hr. *de B.* nur eine Abschrift der Uebersetzung von *Grotius*, welche *Burmann* von einer Handschrift in *Dorville's* Bibliothek genommen hatte. So viel man auch immer auf *Burmann's* Genauigkeit rechnen konnte; so fand Hr. *de B.* dennoch bey einer sorgfältigen Prüfung und einem fortgesetzten Studium seines Autors hin und wieder Veranlassung, an der Richtigkeit der Lesarten zu zweifeln, die ihm sein Apographum darbot. Er bemühte sich daher um die Dorvillische Abschrift, und er war so glücklich, aus dem Nachlasse dieses berühmten Gelehrten, der sich noch in den Händen seines Sohnes in England befindet, einen Codex zu erhalten, welcher von *Grotius* eigener Hand verbessert und hin und wieder vermehrt ist. Aus dieser Handschrift, welche ohne Zweifel die grösste Autorität hat, ist der Rest der Uebersetzung vom dritten bis zum siebenten Buche der Planudeischen Anthologie, und des vierfachen Anhangs derselben abgedruckt; die Varianten derselben im ersten und zweyten Buche aber werden von dem Herausgeber im vierten Bande seines Werks nachgeliefert werden. Hier verspricht derselbe vorzüglich über solche Stellen der Uebersetzung, in denen sich *Grotius* bald durch die Verdorbenheit, bald durch die Dunkelheit des Textes genöthigt sah, einen eigenen Weg zu nehmen, Bemerkungen, die als Früchte eines ununterbrochenen Studiums (*omne tempus*, heisst es in der Vorrede zum II. B. *quod mihi a negotiis datur, transigo in Grotiana versione legenda, et in istius elegantiam bene percipiendam omni cogitatione curaque incumbo, unumquodque verbum latinum ad graecam scripturam diligenter exigens*) auf einem Gebiete, das de Bosch, selbst ein vorzüglicher lateinischer Dichter, als sein Eigenthum ansehen darf, etwas vorzügliches erwarten lassen. Hier dürfen wir auch hoffen, einige Zweifel gelöst zu sehen, die sich hin und wieder gegen die Richtigkeit der Lesart, und zwar um desto stärker regen, je grössern Fleiss der Herausgeber auf die Correctheit des Drucks gewendet hat. So hat *Gr.* wahrscheinlich L. VI. 8. 18. (Antip. Sidon. XXIII. Anal. T. II. p. 11.) geschrieben: *Quippe opus est Bities saltantes rite puellae*, nicht *saltantis*, welches dem Worte des Originals χοροιθαλέας κούρας nicht entspricht, und auch, der hier durchgängig beobachteten Orthographie zufolge, nicht für die mehrfache Zahl genommen werden kann. Unrichtig ist L. VI. 9, 3. (Antiphan. I. Anal. II. p. 204.) in den Worten *Ino, de propriis quem solverat — ipsa papillis, Hunc Cytherea tibi ceston habere dedit* — der Name Cytherea, welcher hier das Subject ist, zwischen Commata gesetzt; ein Irrthum, der sich auch in den griechischen Text eingeschlichen hat. In demselben Buche Tit. XI. 1. (Antipat. Sidon. XXVII., Anal. II. 13.) lautet das achte Distichon so:

Ille, simul tantus sonuit fragor, horruit omni
Corpore, vix ullus corpore sensus erat.

Aber kaum dürfte man sich überreden können, dass Gr. sich der Nachlässigkeit schuldig gemacht habe, das Wort *corpore*, ganz ohne Noth, zweymal in einem Verse zu gebrauchen, und die Vermuthung eines Irrthums in der Handschrift wird durch die Vergleichung des griechischen Textes ἐν στέρνοις ἐνθυμιον vermehrt. Wahrscheinlich hiess es also:

vix ullus pectore sensus erat.

Ebend. Tit. XXII. 1. (Anal. T. II. 193. Leonid. Alex. XVII.) muss wohl statt: *Plura tibi, si vis, adveniente dabis.* δώσεις τοῦδε περισσότερα, *dabit* gelesen werden. Mehrere ähnliche Stellen werden wahrscheinlich der Aufmerksamkeit des Herausg. nicht entgehen.

Eine ganz besondere Rücksicht verdienen diejenigen Stellen der Uebersetzung, in denen sie sich sichtbar von dem gewöhnlichen Texte der Anthologie entfernt. Die Genauigkeit, mit welcher Gr. fast jedes Wort seines Originals, wenigstens dem Geiste nach, auszudrücken gesucht hat, und der kritische Scharfsinn, den er bey ähnlichen Werken (vorzüglich in den *Excerpten* und dem *Stobaus*) in Verbesserung verdorbener Stellen gezeigt hat, machen diese Prüfung interessant und belehrend. Oft kamen ihm die Lesarten des Vatikanischen Codex, die ihm — nur nicht vollständig und genau genug — mitgetheilt worden waren, oft auch die Verbesserungen anderer zu statten. So wenn er L. III. 5. 37. in dem Epigramme des *Damagetas* (IX. Anal. II. 110.) übersetzt: *Aeternum meritis Elide nomen habes;* so übersetzte er ganz gewiss nach der Lesart, welche *Brunk* vorgeschlagen hat, deren erste Entdeckung aber dem Scharfsinne *Joseph Skaliger's* gebührt (S. Jacob's Animadv. T. II. P. I. p. 113.) ἀρετῆς σε διαμπερὲς Ἆλις ἀείσει (statt ἀρετὴ und Ἆλις). Der Meynung desselben scharfsinnigen Kritikers stimmte *Grotius* ebenfalls L. III. Tit. XII. 12. in einem Epigramme des *Thyillus* (VII. Anal. II. 277.) bey, indem er übersetzt: *fuit cum frondea cordi Pergula quâ matri semper amata Deum*, also καὶ καλύβη wie *Skaliger* (ap. Huetium. p. 22. und in den Anmerkungen zu *Virgil's* Capo V. 7.) statt κ...βη verbessert hat. L. III. 14. 3. Epigr. Antiphili XXXVII. (Anal. II. 179.) vertauscht er das fehlerhafte δυσαίνηται mit *Brodaei* Conjectur δυσμήνιτα (mit welcher die Lesart des Vat. Cod. δυσμήνιτα fast zusammenstimmt) und übersetzt: *Iratis Trojana vident cum moenia ramis Arescunt odio deficiuntque comae.* — Noch häufiger aber findet man die Lesarten der Vatikanischen Handschrift ausgedrückt, welche auch dazu gedient hat, eine Menge Gedichte, welche *Planudes* ohne Namen oder mit unrichtigen Namen aufführt, ihren wahren Verfassern zurück zu geben. Diese Verbesserungen sind auch zum Theil von Hn. *de Bosch* in den griechischen Text aufgenommen (wie L. III. 6. 17. Μενεστράτας st. μὲν ἱππείας. III. 6. 53. Δρυαῖοι statt δ... ist hier, wie es uns scheint, nicht mit Recht, zu einem Ortsnamen erhoben: *nemore in Cranao*, während der Dichter durch κατὰ ἢ ἐν λόχῳ wahrscheinlich nichts weiter als die Bezeichnung eines steinigen, rauhen Gehölzes beabsichtigte. L. III. 6. 62. κναφθεὶς Διός. *Cursor jam cubat a Jove occuputus.* III. 9. 5. ἔχετε statt ἔχοντα, wie *Stephanus* aus der einzigen Ascensiana gegen das Sylbenmaass aufgenommen hatte. VII. 18. ... st. ... *Dum fingis amare Lycaeni* u. a. m.) Vielleicht aber hätte der Herausgeber in dieser Reinigung des Textes immer noch etwas weiter gehen können, ohne den Vorwurf der unkritischen Kühnheit zu fürchten, deren sich bey diesen Gedichten *Reiske* und *Brunk* schuldig gemacht haben, wenn er überall dem in der Vorrede zum III. Bande aufgestellten Grundsatze vollkommen treu geblieben wäre: *nisi apertum vitium esset, aut manifestum foret, Grotium ab aliis commendatam lectionem fuisse secutum, a vulgata discedere nolebamus.* L. III. 5. 15. in einem Epigramme *Philipp's* (XXIV. Anal. II. 218.) ist ὀψὲ διώκας ganz gewiss unrichtig, und dagegen die von *Skaliger* bey *Huetius* S. 21., und von *Pierson* zum Moris S. 420. vorgeschlagenen Verbesserung ὁ ψελιώσας über allen Zweifel erhaben, wenn sie auch durch keine Handschrift bestätigt werden sollte. So las auch wahrscheinlich *Grotius*, indem er übersetzt: *cui fortia colla Vinxerat ex auro multa corona gravi.* L. III. 10. 4. (wo das als ἀδέσποτον aufgeführte Epigramm, dem Zeugnisse des *Athenäus* zu folge (L. VIII. p. 335. C. dem *Aeschrion* angehört) ist λόγχην ein Irthum des Abschreibers, dem das gelehrtere λάσθην, die unbezweifelt richtige Lesart des *Athenäus* und der Vatikanischen Handschrift unbekannt war: *Grotius* übersetzt: *risum jocumque me fac et dicax dictum*, wodurch gewiss eher die Lesart λάσθην als λόγχην bezeichnet wird. Dasselbe gilt von L. III. 22. 63. wo Gr. die Vulgata Νικαιεὺς mit der Vatikanischen Lesart Νηχαιεὺς vertauscht hat. L. VII. 13. δύσκιστον mit δυσόχοιστον u. a. m.

Je erspriesslicher an vielen Stellen die Kenntniss der richtigern Lesart des Vatikanischen Codex dem unsterblichen Uebersetzer der Anthologie gewesen ist, desto mehr muss man es bedauern, dass ihm keine vollständigere Vergleichung desselben zu Gebote gestanden hat. An mehrern Stellen, welche durch diese vortreffliche Handschrift entweder ganz geheilt, oder doch der Heilung sehr nahe gebracht werden, hat sich *Grotius* genöthigt gesehn, einer unbestimmten und unsichern Wahrscheinlichkeit zu folgen. In dem Epigramm des *Nossis* (L. III. 6. 16. Anal. T. I. 196. XII.) auf den Tarentinischen *Rhinthon*, wird die Lesart des 3. V. ἀλλὰ καὶ ... schon durch das Metrum verurtheilt; und die von dem Scholiasten der Wechelianischen Ausgabe angeführte Variante ... verdient den Vorzug vor jener nur in soferne, als sie dem metrischen Fehler abhilft. Die Unschicklichkeit in dem Sinne verbirgt auch die Gr. Uebersetzung nicht, welche dieser Lesart gefolgt zu seyn scheint: *coronis Ex tragicis hedera est propria carpta mihi*, ... wie die Vatik. Handschrift und aus ihr *Brunk* liest, war also dem Uebersetzer unbekannt. — In der Geschichte eines Fischers, der sein

in Fang tödtete (L. III. 4. 3. Apollonid. Ep. XXIII. nal. II. p. 138.), giebt *Grotius*, der gemeinen Lest, ἐγχυμένη δ' ὑποπτυχα καρεστακ, zufolge: *Et rado saltu fauces subeuntis in ipsas Intravit*, indem er h wahrscheinlich den Fischer nach dem an der And hangenden Fische untertauchend dachte. Aber ne weit deutlichere Vorstellung gewährt die unbeveifelt richtige Lesart des Cod. Vat. ἀγρονόμ δ' ὑπὸ ἔ..., welche durch das Gedicht des *Leonidas v. T.* CIII. welches *Apollonides* vor Augen hatte, vollommen bestätigt wird. — L. III. 6. 25. (Damaget. p. X. T. II. p. 110.) kannte *Gr.* die Lesart des Vat. od. ἀπὸ δ' ηπων φθίμενοι χερσὶ nicht, indem er der erderbten ... gemäſs überſetzt: *quamquam hoinum fecere manus*. Auffallend iſt es, wenn *Gr.* in em Ep. des *Tymnes* II. Anal. I. 505. L. III. 24, 17. it feſtem Glauben an die verdorbene Lesart ἀρπάγης δ' ἰθέλας überſetzt: *Alcyones imitata, soni paris*, *ospes olivae*, wo der Cod. Vat. mit einer ganz unbeeutenden, aber dem Sinne nach ſehr wichtigen Verhiedenhet φλέ... lieſt. Solche Beyſpiele konnen der That vieles beytragen, das ſtolze Vertrauen f kritiſchen Scharfſinn zu ſchwächen, den oft ein einer Schreibfehler täuſcht, wenn man ſieht, daſs ner der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Ueberſeter, bey den groſsten Auffoderungen zur Unterſuung der Richtigkeit des Textes, oft nicht einmal en Fehler ahndete, den in der Folge eine beſſere andſchrift oder ein glücklicher Moment enthüllte nd wegnahm. In dem Epigramm des Antip. Sid. CIX. Anal. II. p. 34. lieſt *Planudes*: Αἴγυπτος ἐχνῶ ...ατο χαίταν, und nicht anders ſcheint der Urher des Cod. Vat. geleſen zu haben (ſ. Jacob's Anm. v. T. II. P. I. p. 96.). Daſs *Gr.* hier keinen Fehler ahndet habe, zeigt die Treue, mit welcher er das ort ἐχνῶ ausdrückt, das er übergangen haben wür-, wenn er es nicht für die richtige Lesart gehalten tte: *Vulsit et Aegyptus hirtitantes veste capillos*. wieferne die Sprache diese Erklärung verſtatte, d wie *Gr.* diese Worte eigentlich verſtanden habe, trauen wir uns nicht auszumitteln; leidlicher wüәr es auf jeden Fall geweſen ſeyn, bey ... σὺν zu rſtehen, und das perſonificirte Aegypten *Haare d Kleider* nach orientaliſcher Sitte, zerreiſsen zu ſen. Aber auch zu dieſem Hülfsmittel wird niend ſeine Zuflucht nehmen wollen, der *Skaliger's* d *Bentley's* Verbeſſerung ἐκ ν ἀπὸ ...ατο χαίταν kennt; e Verbeſſerung, die ſich auf den erſten Anblick rch ihre Leichtigkeit empfiehlt. Eben dieſes gilt n einem ſcherzhaften Epigramme des *Argentarius* III. 20, 11. (Anal. II. 273. XXX.), in welchem ſich verſtorbene *Ariſtomache* aus Liebe zum Weinfaſſe ſelben Verbrechens ſchuldig bekennt, das den Daden ihre bekannte Strafe zugezogen hat. Dieſer ſall, um den ſich das ganze etwas froſtige Geht dreht, iſt durch die Schuld der Abſchreiber zlich entſtellt. Dieſe laſſen ſie v. 7. zum Minos en αὐτὴ παρθενίην ἀρ ἀπειατα: *Virginitas etiam iit mihi*, wie *Gr.* überſetzt. Aber *Argentarius* rieb, wie *Munker* gezeigt hat, παρθένιος: *Auch ich* *tödtete meinen Gatten*. — Aber bey weitem nicht immer zeigt *Gr.* dieſes feſte Vertrauen auf die Richtigkeit des Textes. Man bemerkt oft mit Vergnügen die Anſtrengung, den entſtellten Worten wenigſtens einen bequemen Sinn unterzulegen, und den Geiſt des Dichters zu retten. Wenn dieſes Beſtreben nicht immer gelungen iſt; ſo muſs man billigerweiſe die groſse Ausdehnung der Arbeit und die faſt unſäglichen Schwierigkeiten derſelben in Anſchlag bringen. Zu den miſslungenen Verſuchen muſs unter andern folgendes Diſtichon (Meleager. LXIX. Plan. L. VII. 106.) gerechnet werden:

Iſta procelloſis oculis Aſclepias, ac ſi
Suda foret, cunctos in mare amoris agit.

ſo wie auch folgendes *ex voto* (Leonid. Tar. XXXII. Plan. L. VI. 15, 20.)

Inſidiis cervum cinxit Cleolaus, et haſta
Percuſſit, in ſaltu dum latet ille ſuo.
Ad vada Maeandri ſub pinu collocat alter
Quae ramos octo fragmina frontis habent.

wo *Gr.* nicht nur durch die fehlerhafte Lesart ἄλλος ..., deren Verbeſſerung der Cod. Vat. darbot, irregeführt, ſondern auch ſeine Leſer durch die Ueberſetzung *fragmina*, φρά..., irre geleitet hat. Bey der Lectüre folgender Inſchrift (L. III. 6. 50. Diodor. Ep. XIV.) werden aufmerkſame Leſer gewiſs ſogleich einen Irthum vermuthen:

Quod legis hoc ſorti populus conſcripſit Achaeo
Carmen, ad Aſcaniae juxta madentis aquas.
Huic Nicaea diu lacrymas dedit: At Diomedes
Appoſuit buſto marmora celſa pater.
Oſtentat dum ſe dolor ambitioſus, at iſti
Qui periit, nato ſe putat iſta dare.

Aus dem nicht ganz deutlichem Ausdrucke läſst ſich wenigſtens ſo viel abnehmen, daſs *Gr.* in dieſem Gedichte einen Tadel des Vaters enthalten glaubte, der den Grabhügel ſeines Sohnes mit einem glänzenden Denkmale geſchmückt hatte. Ein ſolcher Tadel aber iſt in der That allzu ungewöhnlich, als daſs man ſich bey dieſer Erklärung beruhigen könnte, zu welcher auch die Worte des Originals ganz und gar nicht berechtigen:

Δύσμορος αἰάζει φλοιὸς πατήρ. ἣ γὰρ ἐῴκει
υἱὸς ὡ' τίνειν ταῦτα κατοιχομένω.

aus denen, nach einer ganz kleinen Verbeſſerung υἱέ ... der bey epitaphiſchen Gedichten ſo gewöhnliche Sinn hervorgeht: „Der unglückliche Vater beweinte ſeinen traurigen Verluſt: denn die Pflicht, die er jetzt ſeinem Sohne erweiſt, hätte ſein Sohn ihm, nach ſeinem Tode erzeigen ſollen."

Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daſs *Gr.* da, wo ihn die Handſchriften und der Scharfſinn ſeiner Vorgänger im Stiche lieſs, ſeiner Ueberſetzung

eigene Verbesserungen zum Grunde gelegt habe. Unglücklicher Weise ist der von ihm zum Drucke eingerichtete griechische Text verloren gegangen, und es dürfte oft eine ganz vergebliche Mühe seyn, aus den Worten seiner poetischen Uebersetzung die eigentliche Lesart, die er im Sinne hatte, errathen zu wollen. Indess immer dürfte diese Mühe doch nicht unbelohnt bleiben. In einem Distichon des *Leonidas von Tarent* (LXVI. Anal. I. 237. Plan. L. III. 6. 20.)

Μνήμης Εὐβούλοιο σαόφρονος, ὦ παριόντες,
πίνωμεν, κοινὸς πᾶσι λιμὴν ἀΐδης.

hat *Brunk* ohne Autorität *μνήμην* verbessert; *Casaubonus μνήμονες*; eine Vermuthung, welcher Hr. *Jacob's* (Animadv. T. I. P. II. p. 123.) Beyfall ertheilt, die aber, bey aller ihrer Leichtigkeit, etwas nüchternes in diesem Gedichte zurücklässt. *Grotius* übersetzt:

Sobrius Eubulus jacet hic, jaceatque: Bibamus
Nos alii: cunctis ad Stygu portus erit.

Dies giebt einen vortrefflichen Sinn: „Was hilft es, will *Leonidas* sagen, mässig und nüchtern zu seyn. Sterben die Nüchternen nicht auch? Lasst uns also trinken, da alle ein gemeinschaftlicher Hafen erwartet!" Wahrscheinlich dachte sich also *Gr.* dieses Epigramm so geschrieben:

μνῆμα τόδ' Εὐβούλοιο σαόφρονος, ὦ παριόντες!
πίνωμεν· κοινὸς πᾶσι λιμὴν ἀΐδης.

In einem andern verdorbenen Epigramme des *Tymnes* (VI. Anal. I. p. 506. Plan. L. III. 12, 54.) scheint er statt *τὰ δὲ πολλὰ κατήγαγεν ἓν βρέφος ᾅδην* gelesen zu haben: *τὰ δὲ πολλὰ κάλ' ἤγαγεν* *κ. β.* indem er übersetzt: *Saecli bona tot puer abstulit unus Ad. Styga.* — Beym *Leontius* (Ep. XXII. T. III. p. 108. Plan. L. III. 18. 1.) statt *παύσατο καὶ κιθάρη* vielleicht *παίσατο ὅλη κιθάρη*. *At tecum periit jam, Plato, tota chelys.* In dem Epigramm eines Ungenannten (DCLXVII. Anal. III. 293. Plan. L. III. 19. 3.) wo *Brunk* das sinnlose *οἷος ἐκεῖνος* willkürlich in *οἷον ἐκείνας* verändert, welches gerade auch nicht sehr bequem ist, las *Gr.* wahrscheinlich: *οἷσιν ἐκεῖνος ψεύσεσθαι. Sic lima tuente Lumine pascentes fallere novat aves.* — Beym *Dimotimus* (Ep. I. T. I. p. 250. Plan. I. VII. 180.) wo die gemeine Lesart *τὴν ἰδίην οἶμον ἴθ' ὡς φέρομαι* schwerlich einen passenden Sinn giebt, und der Cod. Vat. welcher *ἰδίαν* liest, den Verdacht einer Verdorbenheit vermehrt, scheint *Gr.* gelesen zu haben: *τὴν κοινὴν* oder *δημοσίην οἶμον.* Wenigstens übersetzt er einer solchen Vermuthung gemäss: *vestigia sector Illius, an populi non licet ire via?*

Diese wenigen Beyspiele können vollkommen hinreichen, um die kritische Wichtigkeit dieses bewundernswürdigen Werks darzuthun, dessen kleinster Vorzug indess diese kritische Genauigkeit ist. Grösser und bewundernswürdiger zeigt sich *Grotius* in der vielleicht beyspiellosen Gewandtheit, mit welcher er sich der aus so höchst mannichfaltigen, in Geist, Ton und Inhalt so höchst verschiedenen Theilen seines Originals anzuschmiegen weiss; in dem Scheine der Leichtigkeit, mit welcher er auch das Schwerste besiegt und sich aneignet; in der geistreichen und kraftvollen Sicherheit, mit welcher er den Stoff überall zu beherrschen scheint. Mit welchem Glücke er selbst Wortspiele des Originals nachgebildet habe, ist in der Beurtheilung des ersten Bandes an einem treffenden Beyspiele gezeigt worden; aber auch selbst die Sylbenspiele müssiger Grammatiker hat er mit einer Sorgfalt nachgeahmt, die man undankbar nennen möchte, wenn nicht auch hier die scheinbare Leichtigkeit des Siegs über die Schwierigkeiten den Gedanken an Mühe fast verböte. Das *vierte* Kap. des *sechsten* Buchs enthält acht Disticha eines gewissen *Nikodemus*, denen *Planudes* den allgemeinen Titel *ἀντιστρέφοντα* gegeben hat, weil die Worte, auch in umgekehrter Ordnung gelesen, einen Hexameter und Pentameter bilden. Dieses Spiel hat *Gr.* in allen, und fast in allen mit Glück nachgeahmt, z. B.:

Aërope lachrymat propter quae, fercula coenae
Impia, depingens hic dedit Ophelion.

wo man auch lesen kann:

Ophelion dedit hic depingens impia coenae
Fercula, quae propter lachrymat Aërope.

(Der Beschluss folgt.)

* * *

LEIPZIG, b. Liebeskind: *M. J. Freyh. v. Linden Beytrage für Kottonfabriken und Baumwollenfarbereyen, worin nicht nur das feste Pflanzengelb, das englische Dunkelblau, das Farben des englischen Garns, mit mehr andern neuen Entdeckungen bekannt gemacht werden, sondern auch der ganze Umfang der Wissenschaft eines Koloristen abgehandelt wird.* Neue verbesserte und mit vielen Zusatzen versehene Ausgabe. Nach dem Tode des Verfassers besorgt von *J. C. H.* 1799. 133 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 14.)

MAINZ: *Gottesverehrungen der Neufranken, oder Handbuch der Theophilanthropen einer unlängst in Frankreich entstandenen religiosen Gesellschaft.* Herausgegeben von *J. L. Friedel.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1798. 72 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 140.)

Digitized by Google

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. September 1799.

PHILOLOGIE.

Utrecht, b. Wild u. Altheer: *Anthologiae graecae cum versione latina Hugonis Grotii editae ab Hieronymo de Bosch* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ausser den *sieben* Büchern der Planudischen Anthologie enthält diese Ausgabe noch die *vier* Anhänge (Mantissas), deren *Burmann* in seinen Anmerkungen zum Properz und die lateinische Anthologie so häufig Erwähnung gethan hat. Der *erste* und unbedeutendste enthält den kleinen Nachtrag von vier auf Arithmetik und Astronomie sich beziehenden Gedichten, welche sich aus der Aldinischen Ausgabe von 1503 in die folgenden fortgepflanzt haben. Der *zweyte* die reichhaltigen Nachträge der Stephanischen Ausgabe. Der *dritte*, eine Sammlung poetischer Inschriften aus der Sammlung von *Gruter*. Der *vierte* endlich eine *Auswahl* ungedruckter Gedichte aus dem Vatikanischen Codex; denen noch eine Uebersetzung von drey Idyllen *Theokrits* und eines seiner Epigramme zugegeben ist. Alles dieses zusammengenommen macht eine Zugabe von beynahe dreyhundert und sechzig Gedichten aus. Die Beschreibung der pythischen Thermen von *Paulus Silentiarius*, die sich in allen ältern Ausgaben (die *Edit pr.* ausgenommen) befindet, ist auch hier S. 487. wieder abgedruckt, aber ohne Uebersetzung, die vor der Aufdeckung eines sonderbaren und jetzt hinlänglich bekannten Versehens, der beym Abdrucke dieses Gedichts vorgefallen war, gar nicht unternommen werden konnte.

Ausser dem Abdrucke des Nachlasses von *Gr.*, welcher in diesen drey Bänden vollendet ist, umfasst der Plan des Herausgebers die Mittheilung einer Menge gedruckter und ungedruckter Anmerkungen über die in der Planudischen Anthologie und ihren Anhängen enthaltenen Epigrammen. Wie viel sich hievon — auch ohne die eigenen Beyträge des Herausgebers in Anschlag zu brigen — mit Recht erwarten lässt, zeigen die Nachrichten, die derselbe in einer dem II. Bande vorgesetzten Epistel an Hn. Hofr. *Heyne*, und in der Vorrede des III. B., welche an zwey seiner Freunde, *Cornelius von Lennep* und *Daniel Hooft* gerichtet ist, von seinen gesammelten Hülfsmitteln ertheilt. Wir bemerken unter diesen vorzüglich ungedruckte Anmerkungen von *Salmasius*, die von den bis jetzt bekannt gewordenen ganz verschieden sind, ein Sendschreiben von *Ruhnkenius*, und die dem *Apographo Guyeti* beygeschriebenen Anmerkungen. Von der Ausbeute, welche eine andere Abschrift der *Anth. ined.* mit sehr zahlreichen und ausführlichen Noten von Cornelius de Pauw (*in longis et sat largis foliis vix locus apparet, quo manum imponas*) scheint Hr. *de B.* keine grossen Erwartungen zu hegen. Desto mehr aber muss man wünschen, dass seine Hoffnung, in den Besitz der ungedruckten Anmerkungen des Vfs. der *Vannus critica* zu gelangen, die Dorville's Sohn schwerlich mit der ängstlichen Eifersucht bewahrt, mit der sie sein Vater den Augen seiner vertrautesten Freunde entzog.

Mit dem Abdrucke des kritischen und exegetischen Theils dieser Ausgabe ist in dem dritten Theile ein kleiner Anfang gemacht. Dieser enthält von S. 460—510. die Anmerkungen von Huetius, die der gelehrte Prälat um das J. 1688 an *Graevius* nach Holland geschickt hatte, um sie der Uebersetzung von *Grotius* beyzufügen, die aber nicht eher als 1700. als Anhang der Gedichte des Bischofs erschienen. Dieser erste Abdruck war weder correct noch vollständig. Für grössere Correctheit hat Hr. *de B.* gesorgt; aber die vollständigen Anmerkungen von *Huetius*, so wie sie sich am Rande eines Exemplars der Wecheliana befinden, dürften wir wohl erst von Chardon de la Rochette erwarten, der (*Magasin Encycl.* An. IV. T. I. S. 86.) dieselben seiner Ausgabe der Anthologie beyzufügen versprochen hat. — Von S. 511—526. folgen Marginalien einer Stephaniana, die aus einem Exemplar von *Gruter* genommen sind. Sie bestehen aus Varianten der Vatikanischen Handschrift, die zum Theil von *Gruter*, zum Theil von *Sylburg* gesammelt sind. Eine noch vollständigere und genauere Anzeige *aller* Abweichungen jener Handschrift dürfen wir wohl in dem *vierten* Bande unter den Anmerkungen von *Salmasius* erwarten; so wie wir auch hoffen, dass der Herausgeber bey der Anordnung der Materialien, welche diesen Band füllen sollen, die Bequemlichkeit der Leser zu Rathe ziehen, und alle zu einer Stelle gehörigen Anmerkungen und Varianten auf einem Platze zusammenstellen wird.

Wir beschliessen diese Anzeige einer Ausgabe, die auch durch ihren äussern Glanz dem Vaterlande des Herausgebers Ehre macht, mit dem Wunsche, dass endlich einmal die *vollständige* Anthologie des *Cephalas*, so wie sie in der Vatikanischen Handschrift befindlich ist, mit kritischer Genauigkeit, und in einer diesem herrlichen Ueberbleibsel des Alterthums anständigen Gestalt, an das Licht gezogen werden möge.

Vielleicht ist die Erfüllung dieses Wunsches nicht so fern mehr. Es ist bekannt, dass ein verdienstvoller französischer Literator, der oben genannte Chardon de la Rochette, seit langer Zeit an einer solchen Ausgabe arbeitet, und dass sein Eifer durch den Besitz der Vatikanischen Handschrift, jetzt ein Eigenthum der Pariser Nationalbibliothek, von neuem belebt worden ist. Aber auch schon allein die Verpflanzung jener berühmten Handschrift an einen zugänglichern Ort, muss diese Hoffnung nähren, die bisher durch die neidische Wachsamkeit der Scrittori des Vatikans immer vereitelt wurde. Hierzu kömmt noch der günstige Umstand, dass sich die genauste und vollständigste Abschrift dieses Codex in der Bibliothek eines deutschen Fürsten befindet, dessen Eifer und Liebe für die Wissenschaften, durch die Mittheilung desselben, einer solchen Unternehmung zuverlässig die Hand bieten würde. Und schon ist durch den freyen Gebrauch, welchen der neuste Bearbeiter der Analecten von diesem Apographe gemacht hat, der Wunsch, welchen Hr. de B. in der Vorrede zum III. B. S. VIII. äussert, gewissermassen erfüllt: *Meae fortunae cives*, sagt er hier unter andern, *facile in publicum commodum conferunt, quidquid habent eruditae supellectilis; cum Duces et principes suis incubare thesauris, quam eos cum aliis communicare malint. Qua in re si erro, hunc errorem mihi potissimum eripi vellem ab eo principe, in cujus nuper admodum migravit aulam apographum, ab laboriosissimo Spaletto ex codice Palatino non descriptum, sed depictum. Quam primum illud exemplum formulis typographicis expressum et omnibus venale fuerit propositum, non tantum me hic errasse fatebor, verum etiam, communi humaniorum literarum causa, omnes isti Principi, quas debeo, agam et habebo gratias.*

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Handbuch des bürgerlichen Rechts in Deutschland*, zum Gebrauch für Studierende, Advocaten, Beysitzer in niedern Gerichten, Geistliche, Aerzte, Schullehrer, Kaufleute, Künstler und Wirthschaftsverständige. I. Theil. 1789. 690 S. II. Th. 1789. 608 S. III. Th. 1789. 752 S. IV. Th. 1790. 664 S. V. Th. 1790. VI. Th. 1791. VII. Th. 1791. zusammen 1144 S. gr. 8.

— — — I. Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1796. 736 S.

Mit diesem Werke eröffnete der Vf. (Hr. *Liekefett*, Privatlehrer der Rechte in Leipzig) seine schriftstellerische Laufbahn im bürgerlichen Rechte, die er nachher mehrmals und in veränderten Gestalten betreten hat. Wenn man gleich bey ihm so wenig hier, als in den nachgefolgten Schriften neue Entdeckungen und Erweiterungen der Wissenschaft suchen darf; so kann man doch dem Fleisse und der Treue, womit er die bekannten Materialien aus vielen ältern und neuern Schriftstellern zu sammeln pflegt, der Fasslichkeit seines Vortrags, und dem offenen Bekenntnisse, dass er nur solche Wahrheiten, die von den grössten Rechtsgelehrten für richtig anerkannt sind, und wornach die höchsten Justizcollegien sprechen, in Umlauf bringen wolle, seinen Beyfall nicht versagen. Das vorliegende Handbuch ist zunächst für Rechtsgelehrte, jedoch zugleich für andere gebildete Stände bestimmt. Allein so gern wir zugeben, dass eine eigene Anweisung im bürgerlichen Rechte auch den letzten nützlich seyn könne; so hat uns doch nie einleuchten wollen, *dass beide* von dem Vf. beabsichtigten Zwecke durch *dasselbe* Buch auf eine befriedigende Weise sich erreichen lassen, und wir finden uns durch diesen Versuch in unserer Meynung noch mehr bestärkt. Denn da hier alles, was nicht unmittelbar zur Einsicht und Beurtheilung der vorkommenden rechtlichen Verhältnisse und Geschäfte führt, für den Ungelehrten am unrechten Orte stehet; so muss es für diesen, wo nicht unmöglich, doch gewiss äusserst mühselig werden, durch die Menge von gelehrten Untersuchungen und historischen Bemerkungen, die für den gründlichen Rechtsgelehrten unentbehrlich sind, sich hindurch zu arbeiten, und er hat von Glück zu sagen, wenn er nicht mit verworrenern Vorstellungen davon geht, als er hinzukam. Wir wollen daher lieber die Arbeit des Vfs. allein von der wissenschaftlichen Seite betrachten, indem wir in dieser Hinsicht überzeugt sind, dass sie vorzüglich von jungen Männern nach vollendetem akademischen Cursus zur Wiederholung sowohl, als zum Nachschlagen bey vorfallenden Rechtsgeschäften mit Nutzen gebraucht werden kann. Die Materien sind grösstentheils nach *Berger's* Oekonomie geordnet. Bey jeder sind, nach vorausgeschickten Begriffen und Eintheilungen, die einzelnen Lehrsätze nebst ihren Folgen aufgestellt, und mit den nöthigen Beweisstellen bestärkt, die Controversen durch Gründe und Gegengründe entwickelt, und sowohl Cautelen als Formulare zur Abschliessung der Rechtsgeschäfte beygefügt. Im ersten Theil ist die allgemeine Theorie von der Rechtsgelehrsamkeit und den Gesetzen, nebst einer Geschichte des römischen, kanonischen und deutschen Rechts (welche, mit einigen Erweiterungen, Leipz. 1791. 8. einzeln abgedruckt ist) enthalten: der zweyte handelt von den Rechten der Menschen in Rücksicht auf Geschlecht, Geburt, Alter, Gesundheit, Freyheit und Ehre, und von den Rechten des Adels, des Bürger- und Bauernstandes; der dritte von der Ehe, der väterlichen Gewalt und der Vormundschaft; der vierte von dem Eigenthum, den Servituten und Hypotheken; der fünfte und sechste vom Erbrecht; der siebente und letzte vom Besitz und den Interdicten, von persönlichen Verbindlichkeiten, insbesondere von den Contracten und von Erhaltung, Befestigung und Wiederauflösung der Rechte und Verbindlichkeiten. Anstatt die innere Ordnung bey jeder Materie weiter zu verfolgen, mögen hier einige Bemerkungen sowohl über die Behandlung des Ganzen, als über einzelne Stellen stehen. Zuforderst hätte, der Deutlichkeit unbeschadet, vieles weit kürzer gefasst werden können,

nen, wenn der Vf. nicht so oft ganze Seiten aus andern Büchern wörtlich abgeschrieben, sondern den wesentlichen Inhalt derselben mit seinen eigenen Gedanken verwebt hätte. Dahin rechnen wir Th. I. S. 120 u. f. den Studienplan aus Schott's juristischen Encyklopädie und Th. II. S. 3—32. Die Abhandlung über den Vortrag des Rechts aus Tevenar's Versuch über die Rechtsgelehrsamkeit, und halten beide Einschaltungen auch deswegen für unzweckmäfsig, weil die erste für den angehenden Studirenden bestimmt ist, der gewifs eine juristische Encyklopädie und Methodologie früher, als dieses Werk, zur Hand nimmt, und in Ansehung der letzten, der Vf. gar nicht nach Tevenarischen Ideen gearbeitet hat. Aber auch des Vfs. eigene Darstellungen sind oft zu weitschweifig. So schickt er z. B. da, wo Th. I. §. 2. die Rechtsgelehrsamkeit theils objectivisch, theils subjectivisch betrachtet werden soll, eine nicht weniger als sechs Seiten füllende Erörterung voraus, was man sich bey dem Objectiven und Subjectiven überhaupt denken müsse. Ferner würde die Uebersicht des Ganzen sehr erleichtert seyn, wenn der Vf. bey den verschiedenen Vorstellungsarten und Meynungen der Rechtsgelehrten nur die von ihm gebilligten Definitionen aufgenommen, und nöthigenfalls (denn bisweilen hilft es zu gar nichts) die abweichenden in beygefügten Anmerkungen angegeben, auch bey streitigen Rechtsfragen auf gleiche Weise bloss seine Meynung im Text angeführt und mit triftigen Gründen unterstützt, die Gegner aber in den Anmerkungen widerlegt hätte. Zu demselben Behuf würde es dienlich gewesen seyn, wenn bey neuen Gegenständen der Vortrag öfterer durch Absetzen unterschieden worden wäre, als es geschehen ist. An den besondern Höflichkeitsbezeugungen, mit welchen der Vf. die Schriften der Rechtsgelehrten zu allegiren pflegt, kann verdienten Männern wenig gelegen seyn, und für den Leser werden sie leicht ermüdend: wie Th. I. S. 6. „der Hr. geheime Justizrath Böhmer in seinem musterhaften Lehrbuche des geistlichen Rechts, und der Hr. geheime Regierungsrath Hellfeld in seinem allgemein beliebten Lehrbuche der Pandecten, nach der neuesten vortrefflichen Ausgabe des verdienstvollen Hn. Hofraths und Ordinarius Oeltze." Man kann einem geschätzten Schriftsteller seine Achtung oft mit einem Worte, noch mehr durch Annahme seiner Meynung erweisen. Unter die am besten bearbeiteten Lehren scheinen uns die von den Servituten, dem Pfandrecht und zum Theil dem Erbrecht zu gehören: dagegen ist das Kapitel von der Aufhebung der Rechte und Verbindlichkeiten, der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, und der Erhaltung und Befestigung der Gerechtsame, welches den Beschluss des Werks ausmacht, zu kurz abgefertigt. Ueber einzelne Stellen wollen wir, um das Verlangen des Vfs. doch einigermafsen zu erfüllen, nur folgende Erinnerungen beyfügen. Th. I. S. 132. würde die Frage von der Verbindlichkeit der Gesetze für den Staatsregenten um vieles anders ausgefallen seyn, wenn *Schnaubert's* Abhandlung: auch der Regent ist an die von ihm gegebenen Gesetze gebunden; mit Anmerkungen von Hagemeister, Rostock und Leipzig 1795. 8. hätte benutzt werden können. S. 134 f. vermisst man die eigenthümliche Bedeutung von Obligatio, nach welcher es das ganze Verhältnifs zwischen Gläubiger und Schuldner ausdrückt. S. 167. können bloss erklärende, und bloss wiederholende oder schärfende Gesetze nicht als wahre Ausnahmen von der Regel, dafs ein Gesetz nur auf künftige Handlungen anzuwenden sey, betrachtet werden, wie schon in *Glück's* Erl. der Pand. §. 21. ausgeführt ist. S. 193. läfst sich die Existenz eines allgemeinen positiven göttlichen Rechts unmöglich beweisen, und der Vf. würde wohl gethan haben, wenn er die von dem sel. Ernesti in den Vorlesungen über die theologische Dogmatik aufgestellten Gründe nicht zum Vorschein gebracht hätte, zumal der Streit, wie Höpfner im Comm. über die Instit. S. 39. richtig erinnert, nach den Untersuchungen der Neuern nicht mehr interessirt. S. 202. ist das angebliche *moralische* mosaische Recht gar nicht als ein *Recht* anzusehen. S. 208 u. f. müssten bey dem allgemeinen Staatsrecht, nächst Scheidemantel, billig neuere Schriftsteller angeführt seyn. S. 289. ist die Abhandlung von Grabe *de except. sub vel obreptionis*, Rinteln 1788, worin die Böhmersche Theorie vom Beweise dieser Einreden geprüft wird, nicht benutzt. S. 321. läfst sich die bekannte Eintheilung der Privilegien in *gratiosa* und *conventionalia* nicht rechtfertigen, da sich die Erlangung eines Privilegiums nicht anders, als mittelst eines Vertrags denken läfst, und der Vf. selbst jenen Distinctionen bey einzelnen Wirkungen, z. B. bey der Interpretation S. 326. den reellen Nutzen abspricht. Th. III. S. 105 f. können wir, aus bekannten Gründen, dem Vf. nicht beytreten, wenn er glaubt, dafs man bey den Eheverboten wegen Blutsverwandtschaft und Schwagerschaft im Zweifel lieber einen Fall für unerlaubt, als für erlaubt halten müsse, weil man unstreitig sündige, wenn man etwas als erlaubt erkläre, was doch wohl verboten seyn könne (?) wogegen man nicht unrecht thue, wenn man etwas unterlasse, was man vielleicht mit Recht hätte thun können, aber lieber nicht gethan hat, um desto ruhiger in seinem Gewissen seyn zu können," ingleichen wenn er eine ausdehnende Interpretation der mosaischen Verbote vertheidigt und annimmt, dafs ein protestantischer Landesherr in einem im mosaischen Recht ausdrücklich verbotenen Falle durchaus und ohne Unterschied zu dispensiren nicht befugt sey, so sehr er auch S. 106. mit dem „stolzen Vernunftweisen unter den neuern Theologen, welche den Ton zu der entgegengesetzten Meynung angegeben haben," unzufrieden ist. S. 490. kann die angebliche Zwangspflicht der Geschwister, einander zu ernähren, weder aus natürlichem noch aus positiven Rechten erwiesen werden. Denn aus den vom Vf. nicht einmal berührten Stellen L. 1. §. 2. *D. de rat. distr.* L. 4. *D. ubi pup. educ.* und L. 13. §. ult. *D. de adm. et peric. tut.*, ergiebt sich bekanntlich kein Beweis dafür, und Leyser spec. 325.

mad.

med. 2. ist hierin von Fr. Behmer *jur. controv.* T. II. obf. 150. und Müller *obff. ad Leyserum* T. III. fasc. 2. obf. 381. widerlegt. S. 549. bey der Einkindschaft ist Tafinger, Th. IV. S. 492. bey der Koppelweide v. Eckardt *an detur compascuum ex praesumtione, quod sit familiaritas aut precarium revocabile*, Jen. 1784. und S. 635. *Weber* Beyträge zu der Lehre vom stillschweigenden Conventionalpfandrecht, Schwerin 1783 nicht genutzt. S. 636. ist bey den nothwendigen Pfandrechten die Streitfrage: Ob und wieferne ein Pfandrecht durch Verjährung entstehen könne? unberührt geblieben, verglichen *F. G. Schmidt* Erwerb des Pfandrechts durch die Verjährung. Jena 1788. S. 628. glauben wir nicht, dass eine auf bewegliche und unbewegliche Güter beschränkte Pfandverschreibung auch auf unkörperliche Sachen bezogen werden dürfe, da diese eine eigene Gattung des Vermögens ausmachen, und man im Zweifel nicht vermuthen kann, dass etwas habe verpfändet werden sollen. Th. VI. S. 276. Not. g. kann J. H. Böhmer *jur. eccles. protest.* unter den Schriftstellern, welche den Brautkindern ein Erbrecht in dem väterlichen Nachlasse beylegen, nicht aufgeführt werden, da er gerade das Gegentheil behauptet. Th. VII. S. 1127. muss der Cedent einer Schuldfoderung für die Zahlungsfähigkeit des Schuldners auch alsdann haften, wenn er bey der Cession betriegerisch gehandelt hat, L. 74. §. ult. *D. de evict.* Billig sollte zugleich Wordenhoff's Diss. in Oelrich's *thes. nov.* Vol. I. T. I. angeführt und geprüft seyn.

In der *zweyten* Ausgabe des ersten Theils (von den übrigen Theilen ist uns nichts vorgekommen) ist die Rechtsgeschichte erweitert, und geht voran. Das übrige ist unverändert geblieben.

* * *

Giessen, b. Krieger: *Fr. L. v. Cancrin Abhandlung von einer feuerfesten, am Brand sparenden Fruchtdarre, oder Fruchtriege, mit einem Anhange, wie diese Darre zugleich auch bey lang anhaltendem Regenwetter zu dem Trocknen des Heues, Grummets und Klees gebraucht werden könne.* Zweyte Auflage. Mit 2 Kupfertafeln. 1799. 60 S. 8. (6 gr.)

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Andreas Harper Abhandlung über die wahre Ursache und Heilung des Wahnsinns.* Aus dem Englischen übersetzt von *G. W. Consbruch.* Zweyte Auflage. 1798. 48 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 99.)

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *General Schlenzheim und seine Familie*, ein Schauspiel in vier Aufzügen, von *Spies*, umgearbeitet und verbessert von *Plümicke* und *Brömmel.* Neue unveränderte Auflage. 1799. 104 S. 8. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Dieterici: *Joachim II und sein Sohn Johann George. Ein historisches Gemälde aus der brandenburgischen Geschichte*, von *Aug. Hartung.* 1798. 5 Bog. 8. — Es war ein unsern Zeitläuften sehr angemessener Gedanke, die Regierungen dieser beiden Prinzen dem Publicum durch diese kleine, gut geschriebene Schrift theils bekannter zu machen, theils ins Gedächtniss zurück zu rufen. Joachim II war ein Prinz von vielen vorzüglichen Eigenschaften, gütig, wohlwollend, mit einem Herzen, das jedes guten Eindrucks fähig war, persönlich tapfer, und von grossem und regelmässigem Körper, aber ohne Festigkeit des Charakters, verschwenderisch, der Wollust ergeben, und daher abgeneigt, sich mit den Staatsgeschäften zu befassen, die er seinen Ministern und Lieblingen überliess. Die Folgen davon waren, dass die Landesangelegenheiten schlecht verwaltet wurden, die Finanzen in die grösste Unordnung geriethen, die Unterthanen gedrückt wurden, und eine grosse Schuldenlast das Land unglücklich machte. Sein Hofprediger Agricola verführte ihn zur Verfolgung der Theologen, die anders dachten als dieser geistliche Minister. Der Jude und geheime Kammerier Lippold sammelte als Privatschatzmeister des Kurfürsten erstaunliche Schätze, und die Maitressen dieses Herrn, besonders die sogenannte schöne Gieserin, schalteten über die Besetzung der Aemter und Bedienungen im Staate. Die letzte bestimmte die jüngste von ihren Töchtern, Magdalene, die Gräfin von Arneburg hiess, zur Gemahlin des Grafen von Eberstein. „Pfaffen, Weiber und Günstlinge theilten sich in das wohlwollende Herz des gutmüthigen Fürsten und bewährten sein Ohr vor dem Klaggeschrey seiner Unterthanen" sagt der Vf. S. 17. Als Joachim II starb, war sein Sohn Johann Georg schon 46 Jahr alt, und hatte lange dem Unwesen unter seines Vaters Regierung mit Kummer zugesehen. Dieser wackere Prinz änderte sogleich alles ab. Die schöne Gieserin wurde nach Spandau gebracht, der Jude Lippold auf eine schreckliche, dem Geiste der Criminaljustiz der damaligen Zeiten gemässe, Art hingerichtet, die übrigen treulosen Staatsbeamten gleichfalls bestraft, die Verschwendung bey Hofe in eine strenge Sparsamkeit, bis zur Tilgung der Schulden verwandelt, die Sitten durch ein gutes Beyspiel gereinigt, und heilsamere Consistorialverordnungen gemacht, wenn auch gleich der Beytritt zu der Formula concordiae, den systematischen Religionszwang befestigte. Wir überschlagen als aus der Geschichte bekannt genung, das übrige hier erzählte Gute, wodurch der Kurfürst seine Regierung segensreich für sein Land machte. Der Vf. schliesst mit einem kurzen, hier am rechten Orte stehenden Lobe des jetzigen Königs von Preussen, den er mit Recht den preisswürdigen edeln Sprössling jenes vorzüglichen Regenten nennt. Wir billigen die Delicatesse des Hn. H. sehr, dass er der Parallele, die sich aus seiner Erzählung ziehen lässt, weiter mit keinem Worte gedenkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. September 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Camesina: *Sammlung aller Sanitätsverordnungen im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, während der Regierung Sr. Maj. Kaisers Franz des Zweyten, bis Ende des Jahres 1797.* Herausgegeben von *Paskal Joseph Ferro*, Sr. K. K. Majestät wirkl. Regierungsrath, und Referenten in Gesundheitssachen von Niederösterreich u. s. w. 1798. 19 Bog. gr. 8. (1 Rthl.)

Es sind in diesem Werke über hundert Verordnungen aus den Jahren 1792 bis 1797 enthalten, die natürlich nicht alle von gleicher Wichtigkeit für das allgemeine Publicum seyn können, und von welchen manche schon in *John's* Lexicon, Th. V. enthaltene (z. B. Nr. 2—5.) füglich hätten weggelassen werden können. Rec. begnügt sich daher, einige der vorzüglichsten, die Nachahmung verdienen und zum Theil nicht oft und laut genug empfohlen werden können, oder sonst merkwürdig sind, anzuzeigen. I. *Amtsunterricht für die niederösterreichischen Kreisärzte, nach welchem sie sich bey Untersuchung der wundärztlichen Hausapotheken auf dem Lande zu benehmen haben.* (Ein sehr wesentlicher Artikel der Medicinalpolizey, der in so manchen Ländern keiner Aufmerksamkeit gewürdigt wird, und dennoch um so wichtiger für das Publicum ist, je allgemeiner die Erfahrung die Worte der Verordnung bestätigt: „Es ist bekannt, dass die meisten Landwundärzte wider den Sinn der allgemeinen Gesundheitsvorschriften und wider die Verordnungen und Verbote der Länderstellen aus Eigennutz sich mit Selbstbereitung innerlicher Hülfsmittel abgeben, und diese unrecht bereitet, oder verdorben um übertriebenen Preis an Kranke veräussern." Alle dergleichen Hausapotheken sollen jährlich wenigstens einmal genau und von ohngefähr untersucht werden. Dabey muss jeder Wundarzt ein von demjenigen Apotheker, von dem er die bereiteten und zusammengesetzten Arzneymittel gekauft hat, gefertigtes Verzeichniss einreichen, worin der Name und das Gewicht jeder erkauften Arzney richtig bestimmt und die Zeit des Kaufes ausgedrückt ist. Die einfachen selbst gesammelten Arzneymittel sollen genau durchsucht werden, nicht allein, ob sie frisch oder verdorben seyn, sondern auch, ob nicht ein schädlicher Irrthum in der Sammlung sich ereignet habe: eben so solche Mittel, welche die Wundärzte von den Materialisten zu kaufen pflegen, „bey deren Einkauf sie öfters nicht auf die Güte, sondern nur auf die Wohlfeilheit Rücksicht nehmen, und daher gemeiniglich eine wurmstichige Rhabarber, geringhältige Jalappe, und eine holzige, unwirksame Fieberrinde vorräthig haben, die sie zu einem groben Pulver stossen, und um einen höhern Preis verkaufen, als die am feinsten zerriebene Chinarinde in den Apotheken hintangegeben wird." Gleichfalls sollen ihre wundärztlichen Instrumente; so wie die aller übrigen Landeswundärzte, genau untersucht werden, und der Physicus ist angewiesen, dahin zu sehen, dass bey jedem wenigstens das Nothwendigste rein und in brauchbarem Stande vorhanden sey. Ferner soll derselbe die Konti und Recepte der Landwundärzte berechnen und sich dadurch überzeugen, ob und wie weit sie die Taxe überschritten haben. [Ein Mann, der ein solches Präjudiz gegen sich hat, schreibt aber auch gewiss falsche Recepte, z. B. Schwefelmilch für Schwefelblumen u. dergl. Und die Wenigsten auf dem Lande halten doch wohl Jahrrechnung.] Endlich soll er über ihre Aufführung und Geschicklichkeit achten, über alles dieses aber berichten.) VI. *Das Aderlassen und Schröpfen ist jedem befugten Wundarzt auch ohne Besitz eines Gewerbes erlaubt.* X. *Bekanntmachung der Mittel, wie sich bey dem durch Nässe verdorbenem Futter zu benehmen sey.* (Von *Wollstein*. Sehr zweckmässig, und, wie Rec. dünkt, fasslich für den gemeinen Mann.) XII. *Instruction für die Landapotheker bey der Aufnahme und dem Freysprechen der Lehrlinge.* (Jeder neue Lehrling soll dem nächsten Kreisphysicus und Apotheker desselben Kreises vor der Aufnahme vorgestellt werden, und diese haben die Geistes- und Körperfähigkeiten und vorläufigen Kenntnisse, auch im Lateinischen, desselben zu prüfen, worauf er von beiden ein Zeugniss erhält, und drey Jahre in der Lehre bleibt. Pflichten des Lehrherrn und des Lehrlings gegen einander. Nach jenen drey Jahren wird dieser wieder dem nächsten Kreisphysicus und Apotheker zur scharfen Prüfung seiner erworbenen Kenntnisse vorgestellt und erhält dann seinen Lehrbrief, von den beiden Examinatoren und dem Lehrherrn gehörig unterzeichnet, oder geht, bis er besser bestanden, in die Lehre zurück. Diese Prüfungen geschehen unentgeldlich, bis auf etwanige Fuhr- und Zehrungskosten, die der Lehrling vergütet. Dem Uebertreter wird, ausser anderer Strafe, der Lehrling abgenommen.) XV. *Institut für arme kranke Säuglinge zu Wien.* (Es entstand aus einer sehr lobenswerthen Privatanstalt, dergleichen an den meisten Oertern für arme Kranke sehr gut einzurichten wären, wo keine hinreichenden öffentlichen Cassen dazu vorhanden sind.) XVI. *Circulare über die Vorsichten*

fichten gegen die Hundswuth, nebst Vorsichtsregeln, die das Tollwerden der Hunde verhindern. (Sehr genau, anpassend und verstandlich.) XVIII. *Ueber die Verleihung der Perfonalgewerbe der Apotheker und Wundärzte.* (Dabey sey die medicinische Facultät vorher über die sich meldenden Competenten zu befragen, weil den Besitz der Personalgewerbe grössere Geschicklichkeit und Fähigkeit, nicht aber ein grösserer Geldanbot, bestimmen sollen.) XXIII. *Vorsichtsregeln und Mittel bey Ueberschwemmungen, in Ansehung des Viehes.* XXIV. *Stipendium für arme Landweiber zur Erlernung der Geburtshülfe.* (Jährlich erhalten acht derselben einen Beytrag von 60 Gulden und nach geendigtem theoretischen Cursus während ihrer praktischen Ausbildung freye Wohnung im Gebärhause, nebst freyer Heitzung und Licht, und die Prüfung geschieht unentgeldlich.) XXXIII. *Verordnung über die Ausrottung der Tollkirsche in Waldern.* XLVII. *Verordnung über die Gremialversammlungen der Landwundärzte.* (Dabey sollen jederzeit zwey Commissare, der Kreisarzt und ein Beamter, zugezogen werden, die darüber zu wachen haben, dass die Verordnungen in Betreff der Gremien der Wundärzte genau beobachtet, die Aufnahmen und Lossprechungen vorschriftsmässig vorgenommen und die Protocolle gehörig geführt werden. Alles, was den Gremien der Wundärzte gehört, soll unter dreyfache Sperre genommen und jedem der beiden Commissare ein Schlüssel, der dritte aber dem Obervorsteher des Mittels übergeben werden.) LIII und LXXXI. *Verordnung die prakticirenden Aerzte und Wundärzte in Wien betreffend.* (Es soll, um der Pfuscherey zu steuern, ein jährliches Verzeichniss der zur Praxis befugten Aerzte und Wundärzte ausgefertigt werden, und kein Apotheker ein Recept eines, nicht in demselben genannten Arztes etc. verfertigen. Solche Einrichtung würde in jedem Lande ihr Gutes haben und liesse sich leicht durch den Staatscalender ausführen; auch konnte es mit Nutzen auf die Apotheker ausgedehnt werden, wie z. B. im Mecklenburgisch-Schwerinischen Staatscalender geschieht. Eben so müssten alle Concessionirte mit aufgeführt werden: in manchen Landern würde dies nebenher zu vielen, nicht undienlichen Betrachtungen Anlass geben.) LVI. *Wiedererrichtung eines Gremiums der Apotheker in Wien; Ordnung und Gesetze desselben.* (Bekanntlich wurde dieses Gremium 1782 aufgehoben. Die Wiedervereinigung der Apotheker in ein solches wurde 1796 gestattet. Es besteht aus zwey Vorstehern, die alle drey Jahre gewahlt werden, sämmtlichen öffentlichen Apothekern, ohne Unterschied, ob sie eine verkäufliche Apotheke oder blosse Personalbefugniss haben, und den angestellten ordentlichen Provisoren, nach der Zeit ihres Antritts. Zu den Gremialversammlungen muss der Notar der medicinischen Facultät zugezogen werden. Pflichten der Vorsteher: sie verwahren die Gremialeinkünfte, führen Protocoll über die Mitglieder, Gehülfen, („Gesellen oder Subjecte,") und Lehrlinge, und haben die Aufsicht über die ordnungsmässige Verwaltung der Apotheken. Pflichten der Apotheker, Gehülfen und Lehrlinge; vortrefflich auseinander gesetzt, besonders was die Behandlung der letztern betrifft.) LXI. *Vorsichten gegen die Viehseuche bey anhaltender Nässe.* LXIV. *Verordnung, die (jährliche?) Untersuchung der (feilgebotenen) Mineralwasser betreffend.* LXXI. *Einrichtung der Todtenkammern bey den Pfarrkirchen und auf den Leichenhöfen.* LXXV. *Einführung einer ärztlichen und wundärztlichen Ordination für arme Kranke in Wien.* (nebst den sehr zweckmässigen Instructionen für den Stadtarmen-Arzt und Wundarzt.) LXXVII. *Befehl, durch die sämmtlichen Pfarrer des Landes den Aeltern gesunde Grundsätze der physischen Erziehung der Jugend beyzubringen, und ihnen zugleich das Einimpfen der Pocken anzuempfehlen.* LXXVIII. *Vorschriften, die Gesundheit der Thiere zu erhalten, zum Unterricht in Landschulen.* LXXXII. *Wundärzte, welche Personalgewerbe besitzen, sollen in das Gremium der Landwundärzte aufgenommen werden,* (denn die Gremien der letzteren seyn nicht wegen der verkäuflichen Gewerbe, sondern wegen dem allgemeinen Besten, zur leichteren Anschaffung der Instrumente und Bücher und zur ordnungsmässigen Aufnahme der Lehrlinge und Gesellen, eingerichtet.) LXXXIV. *Vorsicht gegen die Giftpflanzen, besonders den Wasserschierling.* LXXXVI. *Ueber die Arzneykonti der Aerzte und Wundärzte auf dem Lande.* (Sie sollen das Recept einer jeden übergebenen Arzney beylegen, welches deutlich und gewissenhaft nach der übergebenen Arzney genau verfasst ist, und wobey zugleich der Preis der Arzney angemerkt seyn muss. Die Einrichtung ist sehr lobenswürdig, aber schwerlich reicht sie hin, die beabsichtigten Missbräuche zu tilgen; man vergleiche oben Nr. I.) LXXXIX. *Verordnung, dass jeder, der als ordentlicher Zahnarzt geprüft seyn will, den anatomischen und chirurgischen Vorlesungen beygewohnt haben und darüber die Zeugnisse beybringen solle, ehe er zu der vorgeschriebenen Prüfung über die Zahnarzneykunde zugelassen werde.* XCII. *Tabelle für die Kreisärzte auf ihren jährlichen Bezirksbereisungen.* (Empfehlenswerth.) XCVIII. *Bekanntmachung der Pflanzen, welche von den Kräuterverkaufern nicht mehr verkauft werden dürfen.* (keinem Dürr- oder Frischkräutler soll der Antritt erlaubt werden, wenn er nicht vorher von dem Professor der Botanik ordentlich geprüft und tauglich befunden worden ist.) XCIX. *Einschränkung des Verkaufs der Giftwaaren.* (In allem Betrachte nachahmenswerth.) CI. *Vorschrift über das Beysetzen der Leichen in den Leichenkammern.* CII. *Unterricht, wie die auf das Land gegebenen Findelkinder beym Wasser zu erziehen sind.* CIV. *Behandlung der von einem Hunde Gebissenen: die Zeugnisse der Abdecker über die Wuth der Hunde sind ungültig.* CVI. *Verbot des Strohverkaufs aus den Krankenbetten im allgemeinen Krankenhause.* CVII. *Die Dürrkräutler sollen keine zusammengemischten Kräuter unter allerley auf Krankheiten Bezug habenden Namen, als Brustthee, Krampfthee etc. verkaufen.* — Die Verbote des Einschläferns und Aetherisirens (ätherischer Curen) XIX. XXI. hatten wohl eine

eine kleine erläuternde Anmerkung verdient. Das Verbot des Inoculirens in der Stadt Wien XXV. weiſs Rec. mit den übrigen Empfehlungen deſſelben für das Land XL. LXXVII. nicht recht zu reimen, es wäre denn, daſs durch jenes Verbot die Inoculation *auſser einer Epidemie* verſtanden würde, in welchem Falle es in vielen Ländern die genaueſte Nachahmung verdiente, wo Bader und Wundärzte durch unzeitiges Inoculiren manche Epidemie ungeſtraft *machen*. Vortreflich iſt die, in der Vorrede erwähnte Einrichtung, daſs der Landesregierung in Oeſterreich ein Arzt als Mittelsrath beygegeben worden, welcher über die Sanitätsgegenſtände das Referat zu führen hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Leiden der Familie Bourbon.* Erſter Theil. 1798. VIII u. 424 S. 8. (1 Rthl.)

Da ſich der Vf. dieſes hiſtoriſchen Halbromans gegen den Vorwurf, daſs er weder bey der Charakteriſtik der Perſonen noch bey der Darſtellung der Begebenheiten der Geſchichte treu geblieben ſey, durch die Freyheit des Dichters bey ſeinen poetiſchen Zuſammenſetzungen verwahrt; ſo müſſen wir ihn erinnern, daſs der eine ſeiner Zwecke, die Enthüllung verborgener Intriguen, auf die doch wohl ſeine erdichteten Situationen kein Licht werfen können, ſchon an ſich ſelbſt mit dem Weſen des ganzen Werkes im Widerſpruch ſteht, und daſs, wenn der Geſchichtſchreiber die Pflicht auf ſich hat, keinen wahren Umſtand zu übergehen, dagegen von dem Romandichter mit Recht gefodert wird, daſs er keine völlig müſsigen Begebenheiten erfinde, die ohne alle Wirkung und Einfluſs auf das Uebrige ſo ganz zwecklos da ſtehen, wie der gröſste Theil der Epiſoden in dieſem Buche. So läſst der Vf. z. B. (S. 167 ff.) den König nebſt ſeiner Gemahlin beym Spazierenreiten von einem Regenwetter überfallen werden und in dem Park des Exminiſters Lamoignon Schutz ſuchen, um Zeugen von dem Tode dieſes Greiſes zu ſeyn, der ſich in demſelben Moment erſchieſst. Der König reitet weiter, die Zuſchauer und der Vf. haben die ganze traurige Geſchichte auf der Stelle vergeſſen, und man kann ſie dreiſt überſchlagen, ohne daſs dadurch der Zuſammenhang im mindeſten unterbrochen wird. Vielleicht ſoll ſie uns einen Blick in das Herz des Königs thun laſſen; aber in dem ganzen Buche iſt nichts betrübter als die Blicke ins menſchliche Herz, welche es gewährt; alle Charaktere, die darin gezeichnet ſind, tragen nur Einen Stempel, den der höchſten und bedauernswertheſten Mittelmäſsigkeit, von der Tugendheldin des Vfs., der Herzogin von Orleans an, bis zu ihrem verworfenen Gemahl. Daraus entſteht denn auch vorzüglich die unerträgliche Langeweile, die man beym Durchleſen empfindet; es iſt ſchlechthin unmöglich, ſich auch nur für eine der handelnden Perſonen zu intereſſiren, und wenn der Vf. die Abſicht hatte, Mitleid für die Familie des unglücklichen Monarchen einzufloſsen; ſo werden die Verehrer derſelben ihm ſchlechten Dank wiſſen, daſs er dieſes Gefühl nur durch den äuſserſten Grad der Armſeligkeit des Geiſtes, durch welche er ſeine Helden charakteriſirt, zu erwecken ſuchte. Anſtatt durch eine im Glück und Unglück ſich ſtets gleiche Güte des Herzens, und durch ruhige Ergebung in ſein Schickſal den Antheil der Leſer zu erregen, verliert *ſein* Ludwig alle Anſprüche auf die Achtung derſelben, wenn er nichts kann als ſeine Noth klagen, (z. B. S. 65 ff.) wenn er über einen verlornen Louisd'or: O weh! ſchreyet, (S. 183) und immer nur froh iſt, das Unheil, das ihm droht, nicht zu wiſſen. (S. 368 u. a.) Noch ſchlimmer ergeht es der Königin. Was ſoll man von einer Gattin halten, die, um ihrem Gemahl die Einwilligung in ihre Anſchläge abzulocken, ſich mit ihren Vertrauten beredet, ihn zu betrinken (S. 311. 317—319. 387.)? die, anſtatt ihn in ſeinem Unglück zu tröſten, ihm durch unnütze Vorwürfe noch das Leben verbittert (S. 382. 386.)? oder ihn von Anfang an wider die beſſere Ueberzeugung ſeines eignen Herzens gegen ſein Volk aufhetzt und ſich dabey nicht ſelten eine ihrer Würde ſo unanſtändige Sprache erlaubt, wie z. B. (S. 66.) „die Franzoſen verdienen Ihre Liebe nicht, — — ſie „ſind es nicht werth, je unter der Zuchtruthe her„vor zu kommen;" — (S. 71.) wo Ludwig harte Maaſsregeln gegen das Parlament verwirft, und ſie antwortet: „Poſſen! Dann haben Sie ein Heer, dann „haben Sie den Kaiſer. Laſſen Sie mich einmal Kö„nig ſeyn! Ich will Maaſsregeln nehmen, daſs, ehe „die Sonne untergeht, das Gelüſte dieſer Wichte in „Ekel verwandelt werden ſoll;" — oder (S. 128 ff.) wo der König einige durch Wetterſchaden verunglückte Landleute beſchenkt hat, und ſie ihm Vorwürfe macht: „*Kgn.* Wie, eben das Volk, das Ihrer „Macht ſpottet, verlangt — *Kg.* Verlangt Unterſtü„tzung, weil es ſonſt Hungers ſterben muſs. *Kgn.* „Und Sie konnten ihm dieſelbe geben? Konnten die „Schlange noch nähren — etc.?" Was ſoll man von der Freundin halten, die (S. 263—269.) durch niedrige Verläumdung das Herz der unglücklichen Herzogin von Orleans zu zerreiſsen ſucht, damit der Gemahl derſelben durch häusliche Zänkereyen abgehalten werde, an den Angelegenheiten des Staats Antheil zu nehmen; und die dieſes ſo plump anfängt, daſs ihre boshafte Abſicht nothwendig gleich entdeckt werden muſs? — Eine Erdichtung, die geradezu mit allen angekündigten Zwecken des Vfs. ſtreitet, und die, weil ſie zu nichts dienen kann, als den Charakter der Königin durch einen ungegründeten Vorwurf zu beflecken, beynahe den Gedanken erregen dürfte, daſs dieſes Buch eher eine Satyre auf die berühmten Unglücklichen, als eine Apologie derſelben enthalten ſollte, wenn nicht die überall durchblickende unſchädliche Natur des Vfs. ihn gegen dieſen Verdacht ſicherte. Aber freylich iſt ein guter Wille, wie der Seinige, nicht immer lobenswerth.

Es dürfte nicht leicht ſeyn, einen eintönigern, matteren und einſchläferndern Vortrag in Proſa und in Verſen, im Dialog und in der Erzählung zu finden,

 als

als den Seinigen. Nur von den Versen eine Probe. Gleich im Anfang wird das Elend des französischen Landvolks unter der monarchischen Regierung poetisch geschildert: (S. 3. 4.)

Der Ackrer pflügte seine Flur
Für müssige Verschwender;
Die goldnen Saaten machten nur
Den Armen noch elender.

Denn der Zöllner:

Warf aus dem väterlichen Haus
Sein Weib, ihn, seine Kinder,
Warf unbarmherzig ihn hinaus
Zum Preis dem kalten Winter.

Sein Geist versank in tiefen Schlaf —
Entwürdigt bis zum Viehe
War er, der Knecht! — kaum übertraf
Er seines Pfluges Kühe.

Dagegen stechen denn freylich die Grundsätze des Grofssiegelbewahrers Lamoignon mächtig ab, die er in einer vor der grofsen Parlamentssitzung über die neue Anleihe gehaltenen Rede zu Tage legt. Der Minister findet für gut, in achtzeiligen Stanzen zu den widerspanstigen Parlamentsräthen zu sprechen, (S. 54 ff.):

Die am Orellana wohnen,
Oder dort am nordschen Eis,
Menschen unter allen Zonen,
Nennt sie kalt, gemäfsigt, heifs, —
Alle Millionen preisen
Einen König, einen nur.
Seht, er winkt! in ihren Gleisen
Rollt gehorchend die Natur.

Wollt Ihr auf der Erde sehen
Dieses Königs Ebenbild? —
Ehrfurcht müsse Euch umwehen! —
Seht es! — Ludwig gut und mild,
Ludwig hat durch ihn erhalten
Von den Vätern seinen Thron,
Soll nach seinem Rathschlufs walten
Ueber unsre Nation.

Ludwig kennt die grofsen Pflichten,
Die Ihr, Unterthanen, sollt
Seiner Majestät entrichten,
Wenn Ihr treu genennt seyn wollt — u. s. w.

Nur eine Zunge, der solche poetische Disteln schmecken, kann den Vf. auffodern, noch ferner für die Unterhaltung ihres Geschmacks zu sorgen.

Leipzig, b. Gräff: *Die Kunst zu Tuschen und mit Wasserfarben sowohl in Miniatur als in Gouache und in Aberlischer- oder Aquarell-Manier Landschaften, Porträte und andere Gegenstände zu malen, nebst vorausgeschickten Bemerkungen über die Kunst zu Zeichnen.* 1799. 301 S. 8. Mit Kupfern und einer Farbentabelle. (1 Rthl. 12 gr.)

Der hohe geistige Begriff der Kunst ist wenigen gegeben, und diejenigen, welche ihn besitzen, werden selten nach den Handgriffen fragen dürfen, deren man sich bey der Ausführung bedient. Aus vernünftiger Ueberlegung, aus dem lebendigen innern Anschauen der darzustellenden Sache ergiebt sich die eigenthümliche beste Behandlungsart für jeden vorkommenden Fall. Mittelmäfsige Künstler und Dilettanten haschen begierig nach mechanischen Kunstgriffen, Geheimnissen und Recepten, denn sie glauben das Ende aller Kunst darinnen zu finden, und mancher will das, was er mit Mühe erfahren, was seiner beschränkten Meynung nach wichtig ist, gern zum gemeinen Besten offenbaren. Aus diesem Saamen sind, wie wir glauben, fast alle die zahlreichen Schriften aufgegangen, welche einzig vom Material und vom praktischen Verfahren beym Zeichnen und Malen handeln. Die vor uns liegende Schrift gehört auch in diese Classe und ist, wenn man nicht an der Nützlichkeit der ganzen Gattung zweifeln will, keine der unbrauchbarsten. Der ungenannte Vf. macht seine Leser mit den Werkzeugen bekannt, welche zum Zeichnen nothwendig sind, und unterrichtet sie von den Handgriffen, deren man sich bey der Arbeit mit Kreide und Farben zu bedienen pflegt. Wir haben übrigens einen Fehler bemerkt, der uns schon in mehreren dergleichen Schriften aufgefallen ist, nämlich dafs die sogenannten körperlichen Farben als tauglich für die Aquarell-Malerey angegeben werden, da sie es doch nicht sind, indem diese Art der Malerey keine andern als durchsichtige Lasirende Farben zuläfst, auch haben sich die besten Künstler nie andrer als dieser bedient. Will man ja körperliche deckende Farben d. i. Ockerarten und dergleichen anwenden; so wende man sie durchaus an und male alsdann in *Gouache*. Der Vf. scheint uns überhaupt im Malen mit Aquarellfarben wenig Erfahrung zu besitzen, sonst würde er die Sepia, welche dabey unentbehrlich ist, unter den Farben anzuzeigen, nicht vergessen, und hingegen andere, die ganz überflüssig und zum Theil schädlich sind, weggelassen haben. Von der Farbentabelle, wo die Mischungen verzeichnet stehen, ist uns der Zweck nicht deutlich, noch weniger können wir begreifen, was Anfänger daraus lernen sollen.

Druckfehler. In Nr. 274. der A. L. Z. d. J. S. 530. Z. 15. für: funfzehnten Theile lies: *ersten Theile.* S. 533. Z. 21 für: erwahte lies: *erwahete.* S. 534. Z. 6. für: IDOS lies: *ἰδὼν.* S. 536. Z. 6 von unten für: vierte l. *VIIIte.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. September 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, im Verlag der Stettinischen Buchhandlung: *Geographisches statistisch-topographisches Lexicon von Franken, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen fränkischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufacturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, vornehmsten Merkwürdigkeiten etc. Erster Band.* 1799. 1 Alphab. 2 Bogen mit gespalten. Colum. gr. 8.

Die Stettinische Verlagshandlung in Ulm, hat seit einiger Zeit über mehrere Staaten und Länder opographische Wörterbücher geliefert, woraus man iehet, wie genau man jetzo dies Feld zu bearbeiten nd geographisch-statistische Kenntnisse zu erweitern emühet ist. Auch der Anfang des gegenwärtigen Verks, dessen Einrichtung und Inhalt aus dem umständlichen Titel erhellet, ist ein neuer Beweis von er Fortdauer dergleichen nützlichen Bemühungen nd von dem Beyfall, womit sie das Publicum zu chätzen weiss. Der Vf. desselben, Hr. Professor undschu, zu Schweinfurth, hat sich schon seit mehern Jahren, theils durch das, (1790—1793) in Verindung mit dem Hn. Professor Siebenkees zu Altorf, herausgegebene *Journal von und für Franken,* heils durch den noch jetzo fortdauernden *fränkichen Merkur,* als einen fleissigen Sammler gezeigt, nd mit patriotischem Eifer für die Erweiterung historischer, geographischer und statistischer Kenntniss eines Vaterlandes unablässig gesorgt. Die Bearbeiung eines topographischen Lexicons von Franken onnte daher in keine bessere Hände kommen als in ie Seinigen, weil er durch den Gebrauch eigener ammlung sowohl, als durch die Benutzung so viear, bisher erschienenen geographisch-statistischen eschreibungen einzelner Länder des fränkischen Kreises, Materialien genug in Händen hatte, in dieem Fache etwas Vollständiges zu liefern, und das o mangelhafte Lexicon topographicum, welches us den hinterlassenen Handschriften des Rath Hönn's u Koburg 1747, nach dessen Tode, edirt wurde, unmehr ganz entbehrlich zu machen. In der Vorede giebt uns Hr. B. die Versicherung, dass dieses Vörterbuch nicht blos aus den vorhandenen Hülfsmitteln verfertiget sey, sondern dass die meisten Beschreibungen theils von ihm selbst, theils von andern Personen an Ort und Stelle aufgenommen worden waren. Dies wollen wir ihm zwar auf sein Wort glauben. Indessen würde der Werth und die Zuverlässigkeit eines so nützlichen Werks noch weit mehr gewonnen haben, wenn Hr. B. eine Literatur der Geschichte, Geographie und Statistik der einzelnen fränkischen Kreislande hätte voraus gehen lassen, um daraus beurtheilen zu können, was für gedruckte Hülfsmittel er zu seinem Endzwecke benutzt habe, und ob keines derselben seiner Aufmerksamkeit entgangen sey?

Der vorliegende *erste Band* enthält die Buchstaben A bis Ei. Es lässt sich also voraus sehen, dass dieses Wörterbuch nicht, wie die Ankündigung saget, nur zwey Bände ausmachen, sondern zu weit mehrern Bänden anwachsen werde. Die Vollständigkeit ist freylich bey manchen, auch zum Theil unbeträchtlichen, Ortschaften überaus gross, besonders da, wo die historischen statistischen Nachrichten aus gedruckten Beschreibungen geschöpft worden sind. Der Vf. hat aber alle Ursache den Raum zu schonen, damit das Werk nicht zu bändereich werde; und wir würden ihm rathen, von dergleichen Oertern nur das Wesentlichste zu bemerken und das Uebrige nachzuweisen. Mit Recht hat er den Fürstenthümern und Städten, Ansbach, Bayreuth, Bamberg und Eichstädt ausführliche Beschreibungen gewidmet, und die wissenswürdigsten statistischen und topographischen Nachrichten in zweckmässiger Ordnung zusammen gestellt.

Bey dem grossen Umfange des Werks kann es nicht fehlen, dass des von dem Vf. angewandten Fleisses und seines ernstlichen Strebens nach Vollständigkeit und Richtigkeit unerachtet, doch noch zu Nachträgen und Verbesserungen Gelegenheit bleibt. So hätte bey *Allendorf* des Klosteramtes Allendorf erwähnt und dessen ältere und neuere Schicksale aus den bekannten Druckschriften kürzlich angeführt werden können. — Die, bey dem Bambergischen Castro *Altenburg* angegebenen ältesten Grafen von Babenberg werden sich wohl schwerlich mit historischer Wahrscheinlichkeit noch weniger mit Gewissheit erweisen lassen. Auch hiess der Vater der bekannten drey babenbergischen Grafen Adelberts, Adelharts und Heinrichs, nicht Carl III sondern Heinrich, der 883 (nicht 886) als Marggraf in Neustrien, im Treffen gegen die Normänner blieb. Was übrigens S. 67. von der abscheulichen List, deren sich Erzbischof Hatto zu Mainz gegen den Grafen Adelbert bedient haben soll, erzäh-

zählet wird, gehört unter die Erzählungen des Alterthums, welche neuere Geschichtschreiber, aus guten Gründen, für Erdichtung erklärt haben. (S. Kramers Orig. nassoic. P. I. p. 98. und Wenk's hessische L. Gesch. 2 Th. S. 620.) — Ueber das verhältnissmässig zu kurz abgefertigte S. Meiningische Amt *Altenstein*, hätte aus *Helm's Henneberg. Chronik* mehr beygebracht werden können. — Das Benedictiner Mannskloster *Aura* an der Saale, wurde nicht von dem ostfränkischen Graf Ernst (der hier ohne Beweis ein Graf von Trimberg genennet wird) sondern vom Bischof Otto zu Bamberg, einem gebohrnen Grafen von Andechs, gestiftet. — Aus welchem Grunde der Vf. die berühmte Benedictiner Abtey *Banz*, gänzlich mit Stillschweigen übergangen habe? können wir um so weniger erklären, da diese in Hönn's topographischem Lexicon und in Hirschings Kloster-Lexicon beschriebene Abtey unter die merkwürdigsten Oerter des Frankenlandes gehört. — Von dem Schlosse *Bettenburg* heisst es S. 368. dass es nach Ausgange des Schlüsselbergischen Geschlechts 1248 dem Stifte Bamberg heimgefallen und von demselben an die Truchsische Familie gekommen sey. In dieser historischen Nachricht liegen verschiedene Unrichtigkeiten. Die Dynasten Schlüsselberg starben nicht 1248 sondern erstlich 1347 aus; auch machte Bettenburg keine Besitzung dieses Geschlechts aus, sondern gehörte den Herzogen von Meran, nach deren Aussterben 1248 das Schloss vom damaligen Bischof zu Bamberg, als ein eröffnetes Lehn, occupirt und 1249 dem Graf Hermann von Henneberg für dessen dem Stifte zu leistende Kriegsdienste eingeräumt wurde, (dipl. in Oetter's 2tem Versuch der Nürnberg. Gesch. p. 276. u. a. m.) Als im 14ten Jahrhundert die dem Hause Henneberg zugehörige Pflege Coburg an die Landgrafen von Thüringen kam, so erhielten diese auch die Bettenburg, welche noch jetzo dem fürstlichen Hause Coburg zu Lehn gehet. — Bey *Bettenhausen* vermissen wir die Bemerkung der, dem Stifte Fulda darüber zuständigen, Lehnsherrlichkeit, von welcher der Vf. in Schannat's Fuldaischen Lehnhof S. 225. den nöthigen Unterricht hätte auffinden können. — Von dem Kloster *Bildhausen* hätten wir — wäre es auch aus Hirschings Kloster-Lexicon gewesen, — etwas mehrere und interessantere Nachrichten erwartet. Dass der Stifter desselben Pfalzgraf Hermann von Stahlek (nach S. 384.) als Layenbruder zu Ebrach gestorben seyn soll, widerlegt sich aus einer Urkunde K. Friedrichs I. vom J. 1157 worinn er unter den weltlichen Zeugen vorkommt und an wichtigen Reichsangelegenheiten Theil nahm, dipl. in den staatswissenschaftlichen Nachrichten 1799. S. 434.) — Die Stadt *Cronach* und das Schloss *Rosenberg* soll schon 1122 vom K. Heinrich V. dem Hochstifte Bamberg geschenkt worden seyn. Die hierüber vorhandene und noch ungedruckte Urkunde redet aber nur von einem Praedio, wodurch man keinesweges den ganzen Länderdistrict verstehen kann. Diplomatischen Nachrichten zu Folge gehörte Cronach und Rosenberg den Herzogen von Meran, und kam nach deren Aussterben 1248. an die Grafen von Truhendingen, als Meranischen Allodialerben, die beides 1379 dem Stifte Bamberg verkauften. — Der Graf von Henneberg, der 1354 das Schloss Ebenhausen dem Stifte Würzburg wiederkäuflich abtrat, hiess nicht Otto, sondern Berthold. — Zuletzt müssen wir noch, bey der Beschreibung des, im Amte Römhild gelegenen, Dorfs *Eicha*, einen auffallenden Fehler rügen. Es sollen nämlich daselbst einige Kloster Langheimische Vogteyleute wohnen, die an das abteyliche Amt Tambach angewiesen und mit Steuer, Musterung und Landeshoheit dem Hochstifte Bamberg als Mediatunterthanen unterworfen sind. Dies alles ist offenbar falsch, denn das ganze Dorf *Eicha (vulgo Trag)* steht ohne alle Ausnahme, unter römhildischer Landeshoheit. Vermuthlich hat der Vf. diesen Ort mit dem, im bambergischen Gebiete ohnweit Tambach gelegenen, Dorfe *Eicha* verwechselt, welches ebenfalls *Trag* genennt wird, und wo jene politischen Verhältnisse statt haben. Dies letzte *Eicha* war ihm aber ganz unbekannt, und kommt im dem Lexicon nirgends vor.

Noch sind verschiedene Oerter als Albrechts, Alba, Altersbach, Asbach, Auwallenburg, Bernhard, Breitenbach, Boxthal, Brettheim, Buschof der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen. Bey den wenigsten Dörfern ist die auf dem Titel versprochene Angabe der Häuser und Einwohner-Zahl anzutreffen, welchen Mangel wir damit entschuldigen, weil der Vf. nicht überall mit den verlangten Nachrichten unterstützt worden. Auch da, wo man dergleichen Angaben findet, wird es sichtbar, dass sie grösstentheils aus ältern Schriften entlehnt, und so, wie sie vor zehn und mehrern Jahren bestanden haben, beybehalten worden sind, ohne das Jahr anzugeben, in welchem die bestimmte Zahl der Häuser und Einwohner vorhanden war. Die hin und wieder vorkommenden Druckfehler werden hoffentlich im folgenden Bande angezeigt werden.

Doch alle diese Erinnerungen können dem von uns anerkannten Werth dieser fleissigen Arbeit, nichts benehmen, und sollen nur dazu dienen, den Muth des würdigen Vf. zu beleben, und die patriotische Unterstützung sachkundiger Männer zur Vervollkommung seines Werkes aufzufodern.

London, b. Johnson, *Journal of a tour through North Wales and part of Shropshire. with observations in Mineralogy and other branches of natural history*, by *Arthur Aikin*. 1797. XVI. u. 231 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. unternahm diese Reise durch das für die Mineralogie so sehr interessante North Wales in der Absicht, seine mineralogischen Kenntnisse auf etwas mehr als blosse Kabinetstücke auszudehnen, und dieselben durch Betrachtung der grossen Massen zu berichtigen, welche durch ihre Verbindung, Verhältnisse

nisse und Anordnung erst zu Aufschlüssen führen können, von denen der kleinliche Geist der Stubenbeobachter auch nicht die entfernteste Ahnung hat. So viel Vergnügen und Belehrung nun aber unser Vf. von seiner interessanten Reise genossen haben mag; so hat er doch zu wenig bedacht, dass nicht alles, was man auf einer Reise mit Vergnügen ansieht, auch mit Interesse für den Leser beschreiben lässt. Zwar sind kleine mineralogische Bemerkungen durch das ganze Buch eingeschaltet; aber geologische Betrachtungen kommen erst im letzten Kapitel S. 213. vor, welchem ein Kap. über die Ebene von Salop zur bessern Verständlichkeit vorangeschickt ist. Durch das ganze übrige Buch wird der Leser mit kurzen Beschreibungen der durchreisten Gegenden aufgehalten, welche sehr bald ermüdend und einförmig werden. Hier eine hohe Felsenwand, dort ein liebliches Thal, ein dichter Waldschatten, ein erhabenes Landschloss, ein klares Wasser, ein Waldstrom, ein Wasserfall u. s. w. alles geht in unaufhörlicher Reihe vorüber, und wird bis an das achtzehnte Kapitel nur hie und da durch ein paar mineralogische und botanische Benennungen, oder durch kurze Angabe eines Hüttenwerkes, einer Manufactur, eines Handelsmarktes unterbrochen. S. 69. ist ein Kapitel über die Wollenmanufacturen von North Wales eingeschaltet, welches von einem Freunde dem Vf. mitgetheilt wurde, aber bey weitem nicht ganz umfassende Nachrichten enthält, welches der Eifersucht und dem Argwohn der Handelsleute zuzuschreiben ist. Ueberhaupt werden die Geschäfte zwischen den Kaufleuten und Manufacturisten sehr unregelmässig betrieben; es giebt keine Tuchhäuser wie in Yorkshire, oder allgemeine Zusammenkünfte, genaue öffentliche Berechnungen oder dergl. Die Handels-Artikel sind: Tücher, Flanelle, Strümpfe, Perücken (eine Art von Reise- und Morgenmützen) Handschuh und Socken. Das Tuch ist von zweyerley Art 1) *Strong cloath*, oder *high country cloth*, welches in Marionethshire vorzüglich in der Nachbarschaft von Dolgelle und Machynleth bereitet wird, der Markt für dieses Tuch war bis vor wenigen Jahren Shrewsbury, wo aber in dem Verkaufzimmer, welches der Gesellschaft der Tuchhändler gehörte, niemand zugelassen wurde, welcher nicht dazu gehörte. Deswegen kauften nun andere, welche nicht zur Brüderschaft gehörten, das Tuch eher auf und brachten den Markt von Shrewsbury zum Sinken, so dass jetzt die Tuchhändler, wenn der Handel stark geht, selbst ins Land wandern müssen, um bey den einzelnen Fabricanten aufzukaufen. 2) *Small cloth* oder *low country cloth* wird in Denbigshire gemacht und zwar bloss im Kirchsprengel von Glynn, wozu Llangollen und Corwen gehört. Flanelle werden vorzüglich in Montgomeryshire, doch hier nicht ausschliesslich gemacht. Der Markt für Strümpfe, Socken, Handschuh und andere kleine Artikel ist zu Bala. Der Handel mit den Wollenfabricaten ist zum Vortheile von Wales seit mehreren Jahren sehr gestiegen. Die Leute aus Yorkshire kaufen einen grossen Theil der besten rohen welschen Wolle auf den Jahrmärkten zu Monmouth und Shrewsbury. Im achtzehnten Kap. beschreibt der Vf. den nördlichen Theil von Shropshire genauer und ganz Cheshire mehr im allgemeinen. Die Ebene von Salop oder Shrewsbury wird von der Severn in zwey ungleiche Hälften getheilt. Von Hawkeston südwärts nach Lee und Grinshill Hills läuft eine Kalksteinreihe (von rothen *calcareous freestone*); nur bey Grinshill ist er weiss und wird mit grossem Vortheile zum Bauen gebraucht; gegen Westen ist noch eine eben solche Reihe; noch weiter westlich eine enge Schlucht von losem Sande, dann folgt Thonmergel, Thonschiefer auf Kalkstein, welcher letztere auch ganz nach Westen Gebirge bildet. Nordöstlich in der Ebene wird der Kalkstein von Hawkesbury nach Salop durch eine Thonschieferreihe begränzt, welche bey Hagmondhill anfängt; diese Hügel bestehn aus uraltem Thonschiefer, welcher auf Porphyr ruhet. Das Thal ostwärts, zwischen dieser Reihe und dem Wreakin besteht aus aufgeschwemmtem Boden und zartem Schiefer (*Shale*). Der Wreakin selbst und zwey andere Hügel, nördlich und südlich, bestehen aus dunkelgrauem Trapp (*Whin*) oben auf roth von Eisen. An der Ostseite des Wreakin findet sich Thon und Schiefer. Diesem zunächst von Newport nach Coalbrookdale zwischen Wellington und Shifnal liegt eine ungeheure Masse von Steinkohlen und Eisenstein. Die Felsen an beiden Seiten der Severn am Eingange von Coalbrookdale sind Kalkstein. Diese sonderbare Verbindung von Eisen, Kohle und Kalkstein, nebst dem leichten Transporte auf der Severn giebt den Eisenwerken hieselbst einen so hohen Schwung; denn sie sind die beträchtlichsten im ganzen Königreiche. Schade ist es, dass der Vf. hiebey nicht länger verweilt; so viel sich Rec. erinnert, ist aller Eisenstein hier thonartig und liegt in losen Nieren und unförmlichen Stücken in einem Thonlager über dem Steinkohlenflötze. Der Eisenstein ist zwar arm, kann aber wegen der vielen Vortheile des Bodens und Wassers doch mit grossem Nutzen verschmolzen werden, und das Eisen liefert sehr schönen Stahl. Dichte bey dem Katley Canale (welcher oben auf dem Gebirge fortgeführt wird und von wo durch eine eigene Vorrichtung *inclined plane* eine Art von Hund, die Fahrzeuge tief ins Thal hinab in die Severn geführt werden) ist eine Bergöl- und Bergtheer-Quelle. Zwischen der Heerstrasse von Salop nach Bishops-Castle und dem Thale von Montgomery ist eine sehr hohe Felsenreihe, deren höchste Spitzen die Stiper-Stones genannt werden. Hier sind mehrere Bleygruben. Die Snailbeachgrube, welche der Vf. allein befuhr, enthält ausser Bleyglanz, weiss Bleyerz und Blende auch ein von dem Deutschen *Raspe* entdecktes rothes Bleyerz. Es findet sich nur in zerreiblicher unregelmässiger Gestalt und kommt in einem schwarzen Gesteine vor, welches offenbar Eisen enthält. Rec. wundert sich, dass der Vf. nicht einer anderen Merkwürdigkeit gedenkt, welche eben der deutsche Mineraloge Raspe in der Grube Bogmine entdeckte nämlich kohlensauren Baryt oder Witherit. Die geologischen Beobachtungen

gen

gen im letzten Kapitel laufen etwa auf folgendes hinaus. 1) Es giebt in North Wales keine eigentlich vulkanischen Producte, die porösen Steinarten auf dem Snowdon und Cader Idris sind bloss verwitterte Granit, Porphyre und Toadstone (Rec. begreift doch nicht, wie ein verwitterter Granit ein schlackiges Ansehen erhalten könne, da gewöhnlich bey der Verwitterung die ganze Masse auseinanderbröckelt.) 2) Saussüre's Bemerkung, dass bey grösseren Gebirgsketten meist ohne Ausnahme die äusseren Reihen aus Kalkstein, die nächsten aus Schiefer, dann aus stratificirten uralten Massen und endlich aus Granit bestehen, fand der Vf. auch in North Wales gegründet. So verhält es sich sowohl an der westlichen als östlichen Seite des Snowdon, nur dass an der letzteren die Abwechselung nicht so schnell, aber vielleicht desto interessanter ist, weil hier die Gebirgsarten noch in zahlreicherer Abwechselung vorkommen. Die Kette von Snowdon und die von Cader Idris bilden die beiden Hauptzüge in North Wales. 3) Auf den höchsten Theilen der Schiefergebirge finden sich viele Geschiebe von uralten Steinarten, man muss annehmen dass diese vormals auf ebenem Boden lagen, und dass die angranzenden Thäler, erst nachher von Gewässern ausgewaschen wurden, woher es denn auch erklärbar ist, dass in diesen Thälern jene Geschiebe gänzlich fehlen. (In den Karpathen, wo Geschiebe sich auch auf hohen Bergen finden, erklärt es Fichtel durch das Erheben der Bergrücken von vulkanischen Ursachen). Die Spuren des Wassers findet man tiefer unten gegen die Thäler hin noch deutlicher, wo Sandmuscheln u. a. Meerkörper in grosser Menge vorhanden sind. Die Hypothese, dass alle Kalkgebirge animalischen Ursprungs seyn, verwirft der Vf., er führt dagegen auch an, dass selbst die Hühner, wenn sie sorgfältig von Mörtel und Kalk entfernt gehalten werden, Eyer ohne Schaalen legen. Dies wird als eine bekannte Thatsache angegeben, doch gesteht Rec., dass er nie dergleichen gehört habe und sehr an der Richtigkeit dieser Erfahrung zweifelt; doch würde es immer der Mühe lohnen, Versuche darüber anzustellen; a priori mag Rec. sich nicht auf Widerlegung einlassen. 4) Die uralten Gebirgsmassen von Wales enthalten überhaupt keine Metalle; doch findet sich Kupfer in verschiedenen stratificirten Hornsteingebirgen, wovon die Gruben Parys und die zu Llanberris und Pont-Aberglaslyn Beyspiele geben. Meistens geben diese Gruben nur Kupferkies, grünes und blaues kohlensaures Kupfer findet sich zu Ormeshead und Llanymnechhill. Zwischen den uralten und den Schieferflotzgebirgen (Slates) findet sich in North Wales keine Steinkohle, und zwischen dem Schiefer und Kalkstein auch nur sehr wenig. Die ergiebigsten Flotze sind zwischen dem Kalk- und Sandsteine wie in der Gegend von Wrexham und Coalbrookdale, oder zwischen Sandstein und den aufgeschwemmten Hügeln um Walverhampton. 5) Ganz North Wales, die jetzige Ebene von Salop und von Cheshire waren vormals von der See bedeckt, ausgenommen eine Reihe von Inseln der Snowdon-Kette und gegen Süden die jetzige Cader Idris Kette und einige einzelne Felsen ostwärts, jetzt die Gipfel des Wreakin, Caer Caradoc und Stiperstones, unter diesem Meere bildeten sich die Schieferlagen, zu einer Zeit, wo noch keine Thiere die Gegend bewohnten, denn diese würden auf den blossen harten Felsenmassen gar nicht haben fortkommen können.

GESCHICHTE.

FRANKFURT, b. Jäger: *Historisch politische Erzählungen der neuesten Staats- und Weltbegebenheiten. — Ereignisse aus dem Jahre 1798. und Anfang des Jahres 1799. Nebst einer Skizze der vornehmsten europäischen Begebenheiten dieses ganzen Jahrhunderts.* 72 u. 24 S. 4. (8 gr.)

Eine geschmack- und planlose Messwaare, welche noch ganz den Zuschnitt des Alterthums hat und dem Geiste und Bedürfnisse der neuern Literatur gar nicht entspricht. Schon die Rubriken der sieben sogenannten *Haupttitel* a) *von den Geschichten des Kaiserlichen Hofes und den Erblanden diesseits der Alpen.* b) *von dem Reichstage zu Regensburg.* c) *von Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs.* d) *Portugal.* e) *Spanien.* f) *Frankreich* und g) *Grossbritanien* — können kein gutes Vorurtheil erregen, noch mehr aber zeigt das Missverhältniss ihres innern Gehalts, nach welchem der Reichstag in *drey* und die Krone Spanien (S. 53.) in *zehn* Zeilen abgefertigt sind, die *Stände des Reichs* aber dadurch, dass die zu Rastadt gewechselten Noten wörtlich abgeschrieben werden, *zwey und vierzig* Quartseiten einnehmen, wie übel das Ganze angelegt sey. Ein Blick auf das, was S. 5. von den Verhandlungen in Selz gesagt wird, von der dortigen schwarzen und rothen Gesandschaft, und von ähnlichen Umständen, stellt den Vf. in seiner ganzen Blösse dar. Am vertrautesten scheint er mit der österreichischen Staatsgeschichte zu seyn, auf welche wenigstens einiger Fleiss verwendet worden. Von historischer Schreibart oder Darstellungskunst scheint der Vf. gar keinen Begriff zu haben.

Unter abgesonderter Seitenzahl ist eine *Uebersicht der europäischen Geschichte des achtzehenten Jahrhunderts* beygefüget, die aber, der Ueberschrift entgegen, nur dessen *erstes* Viertheil, bis 1725 in sich begreift. Als Beylage ein sehr mittelmässig gearbeiteter Prospect der Stadt Neapel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. September 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen* übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten. 12. Bd. 1796. 466 S. 13. Bd. 1796. 442 S. 14. Bd. 1797. 284. 232 S. 8.

Unmöglich können wir diese Bände anzeigen, ohne zu bedauern, dass sie die letzten sind, welche der nunmehr verewigte *J. R. Forster* erläutert hat. Der Reichthum an Bemerkungen, die ihm gründliche und weit ausgebreitete Kenntnisse, Belesenheit und eigene Erfahrung an die Hand gaben, macht uns den Verlust desto empfindlicher, und — wir getrauen uns selbst mit Erlaubniss desjenigen, der das Magazin fortsetzen wird, zu sagen — unersetzlich.

Der zwölfte und dreyzehnte Band enthält: Le Vaillant's zweyte Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1783. 1784. 1785. Eigentlich dauerte die Reise von der Capstadt am Vorgebirge der guten Hoffnung nordwärts sechzehn Monate, und am 14. Jul. 784 schiffte sich Le Vaillant ein, um nach Europa zurück zu segeln. Es müssen also die genannten Jahre nicht so verstanden werden, dass sie auch nur zum Theil in dem Innern von Afrika zurückgelegt wären. Die Verleger, die, ungeachtet des grossen Beyfalls, womit die erste Reise gelesen ist, an der guten Aufnahme der zweyten zweifelten, scheinen sich in ihrem Urtheile nicht geirrt zu haben. Denn die zweyte hat bey weitem nicht die Aufmerksamkeit erregt, womit die erste beehrt wurde. Wir möchten auch behaupten, dass sie sie nicht verdiente. Der Vf. erzählt jeden Umstand, wenn er auch noch so geringfügig ist, mit ermüdender Weitläuftigkeit, erlaubt sich zu viele Abschweifungen und unzweckmässige Reflexionen, die der Uebersetzer bisweilen abzukürzen für gut gefunden hat, tadelt Kolbe und andere Reisende mit vieler Strenge, die bisweilen in Bitterkeit ausartet, schränkt sich zu sehr auf sein Lieblingsfach, die Oekonomie der Thiere und die Beschreibung des Naturmenschen ein, ist in andern Zweigen der Naturgeschichte unerfahren, und noch viel weniger durch physikalische und mathematische Kenntnisse ausgezeichnet. Aeusserst selten bemerkt er z. E. den Stand des Thermometers. Am Draylusse, 25 30' S. B. nach der beygefügten Karte stand das Fahrenheit. Thermometer auf 110° Mittags und 100° Abends (13. B. S. 44), und im Wendezirkel des Steinbocks war es immer über 100° (das. S. 185.). Forster bemerkt an der ersten Stelle, man habe es bisher für unmöglich gehalten, dass Menschen und Thiere in einer Hitze von 110° Fahrenheit leben könnten. Er erinnerte sich nicht, dass Patterson, dessen Reisen er auch übersetzte, dieselbe Beobachtung gemacht hat. — Nur ein einzigesmal ist die Polhöhe ausdrücklich bemerkt 13. B. S. 25. Wenn der Vf. sie damals observiren konnte, warum hat er dies nicht öfter gethan? Er scheint Hn. Laborde, der die Karte zu seiner Reise zeichnete, keine astronomische Beobachtungen mitgetheilt zu haben. Wenigstens sagt er nicht, dass es geschehen ist; so wie er auch über die Instrumente, deren er sich dabey bedient hat, ein tiefes Stillschweigen beobachtet hat. Patterson observirte doch wenigstens zweymal (s. Reise S. 110. 118.). Indess ist vielleicht die auf der Karte bemerkte Höhe 25° 40' von Le Vaillant. Die Reise ging in das Land der *Gross-* und *Klein-Namacuas*. Obgleich Thunberg und Patterson auch in diese Gegend gekommen sind; so gebührt doch dem Vf. der Ruhm, dass er weiter nach dem Aequator vorrückte, und mit mehr Seltenheiten aus dem Thierreiche, vorzüglich Vögeln, bereichert zurückkehrte, als einer von diesen. Ehe er die grosse Reise antrat, machte er eine kleine durch Slot, Hottentott Holland bis zu den 24 Flüssen, und durch das schwarze Land nach dem Cap zurück. Von dieser hat er kein Tagebuch mitgetheilt, sondern er giebt nur einige Bemerkungen über die Lebensart und Sitten der Colonisten. Stolz und Unwissenheit sind die vornehmsten Züge in ihrem Charakter. Allenthalben herrscht viele Einfalt, Trägheit und Gefühllosigkeit. Thee ist in vielen Häusern fast das einzige Getränk. Bey dieser Gelegenheit hält Hr. *F.* dem Thee eine Lobrede S. 75. Von der grossen Geschicklichkeit der Colonisten, die Peitsche zu führen, wird S. 58. eine Probe angeführt, die ans Wunderbare grenzt. Doch dergleichen Erzählungen finden sich hier mehrere. Forster widerspricht nicht, oder vertheidigt den Vf. Der Vf. trat seine grosse Reise zu Anfang der Regenzeit, im Junius an, mit 19 Personen, 13 Hunden, einem Bock und zehn Ziegen, 3 Pferden, 3 Milchkühen, 36 Ochsen zum Ziehen seiner 3 Wagen, 14 zum Unterlegen, und noch zwey andere, um das Gepäck seiner Hottentotten (denn nur diese hatte er zu Reisegefährten erwählt) zu tragen, mit einem Hahn und einer Henne; und seinem Affen Kees, der ihn schon auf der vorigen Reise begleitet hatte. Im Lande Wawereen oder der 24 Flüsse schoss er zwey Anhingas, Vögel, die sich durch ihren langen dünnen Hals auszeichnen.

nen. Er würde auch Strausse erlegt haben, wenn nicht die vielen Gewölbe der Termiten, die doch nicht über 4 Fuss hoch waren, das Nachsetzen zu Pferde erschwert hätten. Das Land ist der angenehmste Theil der holländischen Colonie, wo sich die Einwohner auf Feld- und Gartenbau und Baumzucht mit vielem Fleisse legen. Er wünscht, dass hier eine Stadt angelegt werden möchte, bescheidet sich aber gern, dass sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen werde. Sollte die Handlungspolitik der jetzigen Herren, der Britten, eine solche Anlage nicht verstatten? Das Land um den Piquetberg ist mittelmässig, und es sind daselbst nicht viel über 25 bis 30 Wohnungen. Als er über den Kruysfluss gesetzt hatte, diente ihm eine Bergente zur Führerin nach einem Felsen, wo sich Regenwasser gesammelt hatte. Forster berichtigt S. 188. aus eigener Beobachtung die Beschreibung dieses Vogels. Bald nachher fielen schon einige Ochsen um in dem dürren Boden, die aber doch durch den eingefallenen Regen wieder zu Kräften kamen. Bey dem Heere Losiment wurde die Karavane durch einen Schwarm von Heuschrecken in Furcht gesetzt. Hr. F. erinnert, dass 4 Mos. 2, 31. die Selav nicht Wachteln, sondern Heuschrecken sind. Wenn wir uns nicht irren; so kommt diese philologische Anmerkung auch in seinen Noten zu Patterson vor. Uns scheint sie an einer unrechten Stelle zu stehen. Am Elephantenfluss traf er noch eine Colonistenwohnung an, wo er beunruhigende Nachrichten von der Dürre, die die ganze Gegend bis an das Land der Namacuas verheert hatte, einzog. Nicht ohne Lebensgefahr und grosse Anstrengung seiner Hottentotten setzte der Vf. über den Elephantenfluss. Er kam aber in eine so wasserlose und dürre Gegend, dass er in zwey Tagen 17 Ochsen einbüsste. Ein anderer Ochse, der vor Mattigkeit bald sterben wollte, wurde den Hottentotten Preis gegeben, der auf ihre Art zubereitet und eingesalzen wurde, weil die Antelopenjagd, wovon man sich bisher grösstentheils ernährt hatte, schlecht ausfiel, und nur Feldhühner geschossen wurden. Ein paar Ochsen gingen überdem auf einer Excursion nach dem Meere hin, wo man einen ausgeworfenen Wallfisch entdeckt hatte, verloren. In kurzer Zeit starben bey der Fortsetzung der Reise nicht allein noch mehr Ochsen, sondern auch die Kühe und ein Pferd. Die Ziegen gaben zum Glück der Reisenden ununterbrochen Milch. Um die Wohnung des Nomaden Klaar Baste, den der Oberste Gordon gerühmt hatte, aufzufinden, reiste der Vf. erst mit einem Wagen ab, und als auch dieser nicht ohne grosse Mühe fortgebracht werden konnte, liess er ihn stehen, und begab sich zu Fuss in Begleitung von acht Mann auf den Weg, und fand nach ausgestandenem vielen Leiden und quälenden Durste endlich die so ängstlich gesuchte Wohnung. Die Jagd, die gewöhnliche Beschäftigung des Vfs., war wegen Mangels an andern Thieren hier vorzüglich auf den Kainsi, oder Klipspringer, von Forster *Antelope Oreotragus* genannt. Einige seltene Raubvögel, worunter auch ein Geyer von einer weissen Isabellfarbe war, vermehrten die Sammlung des Vfs. Mehr Vergnügen machte ihm die glückliche Erlegung eines Elephanten ohne Eckzähne. Dreyzehn von allen seinen Ochsen, und die zurückgelassenen Wagen kamen wohlbehalten an. Nachdem die ganze Karavane sich eine geraume Zeit ausgeruhet hatte; so brach sie wieder auf. Die Ochsen waren auf 7 verringert. Doch hatte Baster 14 überlassen, und mit den auf den Kannisbergen erhandelten betrug die Anzahl 44. Die Luft auf diesen Bergen, die der Vf. für die höchste in Südafrika hält, ist schneidend kalt, an vielen Stellen 2 Zoll dickes Eis, und es schneyet beständig. Hätte er doch, wenn auch nur nach einer ungefähren Schätzung, seine Höhe bestimmt. Einen verwundeten Zebra liess der Vf. einen Maulkorb anlegen, und er ritt es über eine Stunde weit. Er zweifelt nicht, dass der Zebra und Quagga, eine Art wilder Pferde, die der Zebra Gattung nahe kommt, können gezähmt werden. Er schlägt auch vor, die Hausthiere mit dem Büffel und verschiedenen Gattungen von Antelopen zu vermehren. An dem Ufer des Kaussiflusses sind viele Sinnpflanzen, Ixia, Euphorbia, und andere saftige Salzpflanzen. *Die Klein-Namacquos*, die von den Namero Berg bis an den Oranjeflusse wohnen, sind von stärkerm Wuchse, aber im Gesichte nicht so mager, als die Hottentotten in der Gegend des Caps. Ihre Sprache hat zwar das dreyfache Schnalzen der Hottentottischen, ist aber doch von ihr verschieden. Hier sah der Vf. zum erstenmal Kriegsochsen, die man in Gefechten gebraucht. Die Schafe sind grösser als die unserigen, und haben nicht den Fettschwanz, der die am Cap auszeichnet. Einige der Art, die von dem Cap hieher gebracht wurden, arteten in der dritten Generation aus. Eine Hasenart, die Gmelin in das Linnéische System unter dem Namen *Lepus Capensis* eingetragen hat, ist auch hier. Ein entlaufener englischer Matrose, der hier ein freyes Leben führte und mit Hottentottinnen Kinder erzeugt hatte, verliess mit seinen Kindern seine Weiber und Horde, als ihm der Vf. bey seiner Rückkehr Begnadigung ausgewirkt hatte. Er muss doch seine Lage nicht *für so* beneidenswürdig gehalten haben, als der Vf., der, wie er sich ausdrückt, sie nicht für hundert schöne Fürstenthümer hingegeben hätte. Dachte der Vf. wirklich so, so ist zu verwundern, dass er nach Europa zurück gekehrt ist. Eine Bemerkung, die von dieser Gegend gilt, scheint dem Vf. neu zu seyn, dass die Menschen auf der Ostseite die an der Westseite an physischen und moralischen Eigenschaften weit übertreffen, hingegen die Thiere an der Ostseite denen an der Westseite nachzusetzen sind. Wegen der Dürre des Bodens und der häufigen Anfälle der Buschmänner nimmt die Völkerschaft ab, die ein sehr nomadisches Leben führt, und höchstens 6000 Seelen stark ist. Dass Kupfererz noch jetzt ausgegraben werde, schliesst der Vf. aus den Arm- und Halsbändern und Ohrringen, die er von diesem Metalle sah, und die durch ihre schlechte Arbeit sich als Product des hiesigen Landes verrathen. Auf den Kupferbergen, wo

hemals auf Befehl eines Gouverneurs am Cap gegraben wurde, fand er kein gediegenes Kupfer, sondern nur Proben von Malachit. Am Ufer des Oranjeflufs entdeckte der Vf. aufser andern Steinarten auch einen Opal, der, wie aus der Forsterschen Bemerkung S. 407. erhellt, kein so seltener Stein in Afrika ist, als er dem Vf. vorkommt. Hier fand er auch eine Menge neuer Vögel. Die *Kaminuquas*, die ihn besuchten, waren eben so gutmüthig und freundschaftlich gegen ihn gesinnt, als die übrigen Wilden. Ohne dem Charakter dieser Menschen Eintracht zu thun, kann man wohl annehmen, dafs die Geschenke von dem Ertrage seiner Jagden und andere mitgebrachte Sachen sie aus fernen Gegenden zu seinem Lager herbeylockten, und ihm eine gute Aufnahme in dem ihrigen verschafften. Da die anhaltende Dürre dem Vieh sehr schädlich war, und es ihm an Futter mangelte; so wurde ein Theil der Karavane unter der Aufsicht eines getreuen Hottentotten an dem linken Ufer des Flusses gelassen, und der Vf. ging mit 2 Pferden und 6 Lastochsen zum Tragen seiner Sachen und in Begleitung von 18 Personen über den Flufs. Ein Secretärvogel war das erste was er schofs. Die unter die Eingebornen vertheilten Flufspferde, und andere Thiere, welche von ihm erlegt wurden, erwarben ihm, wie gewöhnlich, Freundschaft. Endlich wurde ihm sein Wunsch gewährt, eine Giraffe zu schiefsen, und hiemit schliefst sich der zwölfte Band des Magazins, oder der erste der Reise des Vfs.

In dem folgenden, d. i. dem dreyzehnten des Magazins, der einen besondern Titel als zweyter der Reise hat, beschreibt er zuerst seinen freundlichen Umgang mit den *Kaminuquas*, die sich von den Grofs-Namacquas in nichts unterscheiden. Die Giraffenhaut wird auf einer Art von Tragbare, die auf die Schultern zwey neben einander gehenden Ochsen gelegt war, nach seinem Lager auf der andern Seite des Oranjeflusses gebracht. Eine Empörung, die unter seinen Leuten ausbrechen wollte, als er ihnen eine neue Reise ankündigte, wurde zu rechter Zeit gestillt. Die neue Karavane bestand aus 60 Personen (denn es waren verschiedene Kaminuquas in Dienste genommen) und 47 Thieren; und doch blieb die Hälfte seiner Leute unter Aufsicht eines zuverläfsigen Hottentotten in jenem Lager. Als er die Höhe von 27° 5' S. B. nach seiner eigenen Observation erreicht hatte, wandte er sich westwärts zum Löwenflufs. Die Weiber der Kaminuquas, die er mitgenommen, ertrugen die Strapatzen der Reisen geduldiger, und arbeiteten mit mehr Unverdrossenheit als die Männer. Ein gefleckter oder Tigerwolf, den sowohl als Hyänen und Shakals der Geruch des erlegten und lebendigen Viehes im Lager herbeygelockt, wurde erlegt. Durch Taback, den er unter die Männer, und Glaskorallen die er unter die Weiber ausgetheilt hatte, erhielt er herrliche Ochsen gleich von der ersten Horde der Grofs-Namacquas, und schickte sie ins zurückgelassene Lager. Am Dranyriver stand der Fahrenheitsche Thermometer Mittags auf 110° und des Abends im Schatten auf 90°. Eine neue Adlerart belohnte die Mühseligkeit der Jagd. Die Grofs-Namacquas, unter denen der Vf. jetzt herumschwärmte, sind lang von Statur, aber von kleinen Knochen, dünnen Beinen, kränklichem Ansehen und phlegmatischem Temperament. Religionsbegriffe haben sie, wie alle Wilden in ihrer Nachbarschaft ganz und gar nicht. Ein ungereimter Gebrauch, dessen S. 64. erwähnt wird, mag von manchem Kritiker belacht werden. Wir sagen — *sit fides penes autorem*. Ihr Tanz ist kalt und ohne Grazie. Für alles, was sie sitzend spielen können, sind sie mehr aufgelegt, als zu Bewegungen. Obgleich das Land sehr dürre und öde ist; so sind doch Insecten zahlreich. Der Vf. erbeutete Käfer, Raupen u. s. Den *Koraquas*, die bey der Ankunft des Vfs. über den Nachfolger ihres verstorbenen Oberhaupts einen Streit hatten, schlug er einen aus ihrer Mitte vor, der auch von allen angenommen wurde. Sie sind übrigens von höherm Wuchse und schwärzer als die Coloniehottentotten, und ohne hervorstehendes Backenbein, das diese haben. Sie bewohnen ein äufserst dürres Land, graben Brunnen mit vieler Sorgfalt, und vertheilen das Wasser sehr sparsam, das ihnen doch oft fehlt, und zu einer sehr nomadischen Lebensart nöthigt. Der Vf. entdeckte ein paar neue Arten von Euphorbia. Die grofse Menge von Antelopen in einem so unfruchtbaren und wasserarmen Lande setzte ihn in Verwunderung. Als er bis an den 25° S. B. gekommen war, sah er zuerst eine isabellfarbene Art von wilden Eseln, die nach Forsters Versicherung neu ist. Die vielen Vögel, die er schofs, entschädigten ihn für den Schmerz, keinem Esel zum Schufse nahe genug zu kommen. Glücklicher war er, als ihm ein Rhinoceros aufstiefs. Bey den *Kobobiquas*, die noch weiter über den Fischflufs wohnen, fand der Vf. dieselbe gute Aufnahme, die er bisher bey allen Wilden erfahren hatte. Er verspricht sie auch den künftigen Reisenden, wenn sie sich nach seinem Exempel zu den Wilden herablassen, ihnen zu gefallen, sie durch Eigennutz an sich zu ziehen, und ihre Freundschaft zu erwerben bemüht sind. Die kupfernen Zierrathen und länglichten Glaskorallen werden ihnen von Negern, deren Sprache sie nicht verstehen, gebracht. Giraffen, die der Vf. unter dem 28° S. B. zuerst antraf, sah er hier nicht mehr; statt deren viele Raubthiere und eine unzählige Menge von Antelopen. Wenn der Vf. die Kubobiquas für die einzige Völkerschaft hält, bey welcher er einen verwirrten Begriff von der Gottheit gefunden hat; so glaubt Forster, dafs er allgemeiner sey, wenn er gleich von den Reisenden selten bemerkt wird. Zwanzig Stunden weiter gegen Norden wohnen die *Huswanes* auf den Bergen, die sich von Norden nach Osten erstrecken. Durch einen Hottentotten, der aus den Diensten der holländischen Compagnie zu ihnen entlaufen war, wurde ein freundschaftlicher Verkehr mit ihnen angeknüpft. Sie sind von sehr kleinem Wuchse, aber aufserordentlich stark, gelenksam und kriegerisch. Die Nase ist ihnen noch stärker eingedrückt als an den Hottentotten, oder *sie haben vielmehr gar keine, sondern anstatt derselben zwey breite Nasenlöcher, die höchstens 5 oder 6 Linien her-*

 vor-

vorspringen. Bey diesem Mangel an einer Nase!!! ist der Huswana häslich und hat eine Aehnlichkeit mit einem Affen. Die Abbildungen auf den drey Kupferstichen zeihen diese Beschreibung einer Unrichtigkeit, und Rec. will sich lieber an jene als an diese halten. Wasser, wenn es nicht gar zu tief unter der Erde ist, wird von ihnen an dem feinen luftartigen Dunst, der davon aufsteigt, entdeckt, wobey der Suchende sich mit dem Bauche auf die Erde legt, in die Ferne sieht, und wenn in dem übersehenen Raume eine unterirdische Quelle befindlich ist, aufsteht, und den Ort anzeigt, wo sie anzutreffen ist. Forster nennt diese Art, in heissen Ländern verborgenes Wasser zu entdecken, sehr leicht und natürlich!! Die Weiber unterscheiden sich von allen bekannten Völkern durch ein übermässig grosses natürliches Gesäfs. Die Leser mögen, wenn sie Lust haben, die Beschreibung selbst nachlesen S. 209—211. Wenn der Vf. noch tiefer in das Innere von Afrika eingedrungen wäre; so würden seine wunderbaren Erzählungen wohl zugenommen haben. Aber würden sie auch Gewinn für die Geographie seyn?

Von Huswanas begleitet, machte der Vf. verschiedene Excursionen im Lande, und kam endlich wieder an den Fischfluss zurück, wo sie ihn verliessen. Mit ihnen wäre er gern durch ganz Afrika gereist. Zu der Unordnung, die in des Vfs. Erzählung hin und wieder herrscht, und worüber auch sein Uebersetzer bisweilen klagt, gehört auch die, dass er S. 253. 254. von Jagden um den Oranjefluss spricht, und doch nach S. 256. noch am Fischfluss war, obgleich er auf der Rückreise aus dem Gebiet der Huswanas erst an den Fischfluss, und mehr Tagereisen nachher an den Oranjefluss kommen musste. Als der Vf. seinem Lager näher kam, kaufte er noch mehr Ochsen. Ein Eichhorn, ein Frettthier, und eine besondere Art der Fledermaus gehören zu den letzten Acquisitionen, die er an der rechten Seite des Oranjeflusses machte. Endlich erreichte er an der linken sein Lager wieder. Die Angriffe der Buschmänner wurden zurückgeschlagen. Bey der Gelegenheit wurde der Vf. mit den *Geissiquas* bekannt, deren Halbcastrirung er aus eigener Ansicht versichert. Der Gebrauch soll zum Unterscheidungszeichen von andern Nationen eingeführt seyn. Mit Bemerkungen für die, welche Kräuter sammeln wollen, nimmt der Vf. von diesen Gegenden Abschied. Auf der fernern Rückreise lief er Gefahr durch den trockenen Dünger, auf dem er das Lager aufgeschlagen, und der durch einen Zufall angezündet war, in Brand zu gerathen. Das Feuer war so heftig, dass ein Ochse bis auf die Eingeweide gebraten war, und dass seine Leute den Ueberrest ohne weitere Zubereitung verzehren konnten. Forster hält diese Erzählung für wahrscheinlich. *Vieles*, setzt er hinzu, *ist wahr, obgleich wir Europäer noch nichts davon gehört haben. Einmal muss so etwas, wie das hier erzählte, immer das Erstemal seyn.* Will Forster mit dieser Bemerkung die Leser zum Besten haben, oder wird die Wahrheit des Erzählten ironisch bezweifelt? Wenn Forster nur den Leser daran erinnert hätte, dass es Hottentotten waren, die einen so angesengten Ochsen geniessen konnten; so würde er den Vf. hinlänglich vertheidigt haben. In dem Springbockenthal will der Vf. eine Heerde von 60 bis 80000 Antelopen gesehen haben. Forster gesteht, dass die Hälfte einer solchen Heerde manchen schon zu gross geschienen hätte. Er bringt aber doch schätzbare Nachrichten von der wundervollen Vermehrung dieser Thiere bey. Wir übergehen, was der Vf. weiter von dem, was ihm bis an den Cap begegnet ist, erzählt, weil nichts merkwürdiges vorgefallen ist, und dieser Weg hinwärts von eben dem Vf. und von vielen andern beschrieben ist. Noch weniger ist die Seereise vom Cap nach Holland interessant. Seit Anfang 1785 ist der Vf. wieder in Paris.

Die zwölf sehr gut gestochenen Kupfer stellen theils Thiere, theils Personen aus den wenig bekannten Völkerschaften vor. Sehr wichtig ist die Karte, worauf die südliche Spitze von Afrika bis an den Wendezirkel des Steinbocks nach Le Vaillant's, Sparrmann's und andern handschriftlichen Karten von Forster entworfen und von Sotzmann gestochen ist. Wir wünschen doch, es wären Colonistenwohnungen und Horden durch besondere Zeichen unterschieden.

Der vierzehnte Band des Magazins enthält Samuel Hearne's Reise von dem Prinz von Wallisfort an der Hudsonsbay bis zu dem Eismeere, und Heinrich Wansey's Tagebuch einer *Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Original* von Hearne ist recensirt in der A. L. Z. 1796. III, 602. Obgleich Rec. es mit der Uebersetzung nicht vergleichen kann; so scheint ihm doch diese (und dies Lob gebührt auch der vorher angezeigten von Vaillant) mit Fleiss und Einsicht gemacht zu seyn. Die Forsterschen Noten beziehen sich, wie gewöhnlich, meistens auf Naturgeschichte. Von den sogenannten Wilden behauptet auch er, dass sie von Natur gut und rechtschaffen, dienstfertig, zuvorkommend und gastfrey sind. Die Ursache, warum die Kälte in dem nördlichsten Theile *von Amerika* zunehme, sucht Forster darin, dass die Eismassen in dem nördlichen Ocean, der nach Cook's und anderer Versicherung ziemlich seicht ist, auf dem Grunde leicht festsitzen, weil $\frac{7}{8}$ von ihnen unter dem Wasser zu seyn pflegen, und also in dem kurzen Sommer weder weiter schwimmen noch aufthauen. Wegen des frühen Gebrauchs des Kupfers unter den alten Völkern verweisen wir die Antiquarien auf die Note S. 165.

Hearne's Reise nach dieser Uebersetzung, woran Forster keinen Antheil gehabt hat, ist schon in der A. L. Z. 1798. IV. 445. als ein für sich bestehendes Buch (und das ist es auch, weil jede Reise ihre besondere Seitenzahl und Titel hat) recensirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. September 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Vorlesungen über einige wichtige Gegenstände des bremischen Stadtrechts,* von *A. G. Deneken*, Doctor u. Senator in Bremen. 1798. 112 S. 8. (8 gr.)

Um den Werth dieser Arbeit recht würdigen zu können, muss man den Zweck des Vfs., den er dadurch zu erreichen gesucht hat, gehörig kennen und stets im Auge behalten. Diesen lernt man nun theils aus der Vorrede, theils aus der Einleitung zur ersten Vorlesung kennen. In jener geht der Vf. von dem Gesichtspuncte aus, dass jeder Bürger, der sich zur Beobachtung der besondern Gesetze seines Staats eidlich verpflichte, und dessen Handlungen und Streitigkeiten darnach beurtheilt und entschieden werden, auch selbst diese Gesetze nothwendig kennen müsse. Diese müssten nicht blos Gegenstände der Speculation und der gelehrten Behandlung, sondern auch des Handelns, des praktischen Lebens seyn. Zu diesem Behuf will nun der Vf. die bremischen Statuten allgemein verständlicher zu machen suchen, und benutzt dazu die Gelegenheit, da er als Mitglied des dortigen Museums wöchentlich Vorlesungen zu halten übernommen hat. Sein Bestreben ist dahin gerichtet, die Wahrheit der Grundsätze mit der Deutlichkeit ihrer Darstellung zu vereinigen, und dieses ist ihm auch nach unsrer Einsicht vollkommen gelungen. Zur öffentlichen Bekanntmachung bewog ihn der Wunsch theils auch seinen abwesenden Mitbürgern nützlich zu werden, theils seine Arbeit der Prüfung sachverständiger Männer zu unterwerfen. Rec. nun, so weit er des Gegenstandes kundig ist, kann nicht anders als das aufrichtige Bekenntniss ablegen, dass er die Arbeit ihrer Absicht vollkommen entsprechend, die Auswahl der Materien zweckmässig und den Vortrag dem Fassungsvermögen einer jeden Classe gebildeter Leser angemessen findet, so dass er eine ähnliche Bearbeitung des ganzen bremischen Stadtrechts für nützlich und wünschenswerth halten kann. S. XI ff. der Vorrede giebt der Vf. nun eine gedrängte Uebersicht der Quellen, woraus er schöpfte, die selbst auch für den Rechtsgelehrten manche belehrende Nachweisungen enthält. Wir führen daraus folgendes an: Aus den beiden ältesten Statuten- und Ordeelensammlungen von 1303 und 1428 entstand 1433 eine neue von 106 Statuten, 5 Artikeln sunder (ohne) Gnaden (5 Stücke, worin der Rath nicht begnadigen soll), und 102 Ordeelen. Diese Sammlung heisst das *Stadtbuch* und ist noch nirgends ganz richtig abgedruckt. In eben dem Jahre ist zwischen Rath und Bürgerschaft ein Vergleich in zwölf Artikeln geschlossen, welcher die *Tafel* heisst; wahrscheinlich 1450 erschien eine Sammlung von Policeyverordnungen in 132 Artikeln, unter dem Namen der *kundigen Rolle,* und im J. 1534 die sogenannte *neue Eintracht* in 19 Artikeln, ein Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft, worin Tafel und Buch bestätigt sind. Zuletzt werden noch die *Glossatoren* des ganzen Stadtrechts, *Krefting, Almerus, Wachmann* und *Oelrichs,* ingleichen die Commentatoren über einzelne Gegenstände angeführt, so wie auch zur Erklärung veralteter Wörter das *bremisch-niedersächsische Wörterbuch* in fünf Bänden von 1767—1771 empfohlen. —

Die *erste* Vorlesung beschäftigt sich auf 38 Seiten mit der *Gütergemeinschaft* unter den Eheleuten. Die Quellen, woraus der Vf. neben den Statuten und den Glossen darüber geschöpft hat, sind S. 6 in der Note angegeben und bestehen in einer Menge Dissertationen über diesen Gegenstand, die einen guten Beytrag zur Literatur ausmachen. Die Geschichte dieser Lehre wird mit Recht übergangen und nur die Hauptsätze, die praktischen Momente derselben werden ausgehoben und in einem fasslichen Tone vorgetragen. In Bremen gilt allgemeine Gütergemeinschaft. Die wesentlichen Vortheile derselben in Bezug auf die durch gemeinschaftliches Interesse vermehrte Treue und Anhänglichkeit der Eheleute, und die Vermehrung des in Handelsstädten so unentbehrlichen Credits, werden S. 8—10 sehr anschaulich gemacht, und dann die einzelnen vorzüglichen Sätze gehörig entwickelt. Sehr richtig bemerkt der Vf. über die Aenderungen in den Ehepacten, dass, wenn solche erst nach der Hochzeit verfertigt worden, sie auch erst von *der* Zeit an gelten, ohne ältern Gläubigern zu schaden. Nur Familien-Fideicommisse und Stammlehngüter sind von der Gemeinschaft ausgenommen. Dass aber (S. 14) auch auswärtige Grundstücke mit zu dem Sammtgut gehören, setzt wohl die Einschränkung voraus, wofern nicht die Gesetze des *fori rei sitae* solches ausdrücklich verbieten. Sonderbar ist es, dass nur der Mann während der Ehe testiren darf, welches jedoch auf den ihm von dem Sammtvermögen zustehenden Kindestheil zu beschränken ist. Dass bey einer kinderlosen Ehe der Ueberlebende das Eigenthum des Verstorbenen (S. 20) *fortsetzt*, ist wohl nicht der eigentliche Ausdruck; er *vereinigt* oder *consolidirt* es vielmehr in seiner Person. Wenn Rec. den Vf. S. 25 recht versteht; so ist auf den Fall, da ein Kind nach dem

Vater stirbt, die Mutter durch den dann eintretenden Schoofsfall sehr begünstigt. Ueberhaupt finden zwischen Witwer und Witwe manche Differenzen statt, z. B. S. 29. 30. — S. 33 liegt in dem oft wiederholten *über* eine Undeutlichkeit. Die zur Unterstützung der wichtigsten Sätze dienenden Stellen aus den Statuten sind jedesmal ausgehoben und durch Uebertragung in die hochdeutsche Mundart verständlich gemacht.

Die *zweyte* und *dritte* Vorlesung handeln bis S. 84 von *Testamenten*, wobey gleichfalls die vorzüglichste Literatur angeführt ist. Die Einleitung macht hier eine Geschichte des Ursprungs und der Veränderungen der Testamente, wobey die Geistlichkeit eine Hauptrolle spielt. Ihres Interesse wegen beförderte sie selbst die Einführung der Testamente und machte durch Verstümmelung älterer Gesetze solche vortheilhaft für sich. Testiren, *aus der Seele gerathen*, oder *Seelgeschaftsetzen* war gleichbedeutend. Nur der Sachsenspiegel störte diesen Plan, doch kommen schon im 13ten und 14ten Jahrh. Testamente in Bremen vor, wenn gleich noch nicht völlig im römischen Sinn. Ganz richtig und bestimmt ist der S. 49 angegebene Begriff eines römischen Testaments auch wohl nicht, da die Einsetzung eines *directen* Erben nicht deutlich genug ausgehoben ist. Die besondere Art in Bremen zu testiren seit dem 14ten und 15ten Jahrh., die nicht sowohl auf Feyerlichkeit als Gewissheit und Beweis ging, besonders vor *Juraten*, deren Stelle nachmals die Notarien einnahmen, ingleichen durch *Handfesten*, und die Verdrängung derselben durch das römische Recht im 16ten Jahrh. wird sehr angenehm erzählt. In diesem Jahrh. kamen *öffentliche* Testamente vor dem *sitzenden* Rath oder erbetenen Rathsmitgliedern auf, die jedoch von der Form der gerichtlichen römischen Testamente noch sehr verschieden sind. Ein solches Testament musste *offen* vorgelegt werden; dies zu vermeiden hat man zwey Rathsherrn zu sich, die das *verschlossen* übergebene Testament unterschrieben und besiegelten, welches jedoch nur ein *Privattestament* war. Alles dieses geschieht lediglich *probationis causa*. Mit Recht wird die *innere Einrichtung* der Testamente ganz übergangen, weil hiebey der Rath eines Rechtsgelehrten nicht entbehrt werden kann. Sehr interessant für den denkenden Beobachter muss die Durchsicht der seit Jahrhunderten existirenden Testamentenbücher seyn!

Die *vierte* Vorlesung hat die Lehre von Vormundschaften zum Gegenstande, eine der wichtigsten für das gemeine Leben! Die statutarischen Verordnungen darüber sind der Abdruck alter deutscher Biederkeit. Die legitimen Vormünder gehen allen vor; doch kann der Vater diesen andere beyfügen. S. 89. 91. Vor der zweyten Ehe muss die Mutter, die sonst natürlicher Vormund ist, den Kindern erster Ehe Vormünder bestellen und mit jenen theilen. Ueberhaupt kann auch die Mutter Vormünder bestellen. Nach jetziger Observanz gehen die von den Aeltern ernannten Vormünder den legitimen vor und die Obrigkeit bestätigt beide. S. 104. dass in der Regel nicht jährlich Rechnung abgelegt wird, ist nicht gut. Die Erklärung der S. 105 und 106 angeführten Stelle aus den Statuten ist doch zweifelhaft. Sehr gut ist, dass die Vormundschaft nicht mehr wie sonst mit dem 15ten und 18ten Jahre aufhört, sondern die Curatel noch fortdauert bis ins 25te Jahr. S. 111. dass die Läsion des Minorennen bey Geschäften, die er ohne seinen Curator unternimmt, nur die Restitution bewirken, ist wohl *de iure Rom.* nicht richtig; dasselbe ist vielmehr ganz richtig und jene findet nur statt, wenn er gar keinen Curator hatte, oder troz seinen Consens lädirt war (*L. 3. C. de in int. rest. minor.*). Die ganze Arbeit erregt in Rücksicht auf Form und Materie den lebhaftesten Wunsch, sie fortgesetzt zu sehen.

ERLANGEN, b. Walther: *C. A. Gründler's Versuch einer Einleitung in die preussischen Rechte.* Enthaltend die Quellen und Hülfswissenschaften, welche zur Erlernung des allgemeinen preussischen Rechts gehören, nebst einer Uebersicht der Landesjustizcollegien in den preussischen Staaten und der Instanzenfolge in denselben. 1799. 11 Bog. 8. (1 Rthl.)

Dieses zu einer Grundlage bey den akademischen Vorlesungen des Hn. G. bestimmte Buch enthält *fünf* Abschnitte: I. *Von dem Begriff und der Eintheilung des preussischen Rechts.* II. *Von den Quellen des preussischen Rechts.* III. *Von den Hülfswissenschaften und Hülfsmitteln zur Erlernung des preussischen allgemeinen Rechts;* und zwar Kap. 1. von den historischen, Kap. 2. von den philosophischen, Kap. 3. von den philologischen, Kap. 4. von den juristischen Hülfswissenschaften. IV. *Von den verschiedenen Gerichten, welche zur Betreibung der Geschäfte niedergesetzt sind;* 1) *Unterabth.* von den weltlichen, 2) von den geistlichen Gerichten in den preussischen Staaten. V. *Von der Art und Weise, das preussische Recht zu lehren und zu lernen.* Diejenigen, welche wissenschaftlicher Nahrung bedürfen, sind bey dieser losen Speise sehr übel berathen. Verworrenheit, Unrichtigkeit und Oberflächlichkeit beginnen schon in der Vorrede, und laufen durch das ganze Buch fort. Rec. muss sich, um des Raums dieser Blätter für die Anzeige besserer Producte zu schonen, damit begnügen, nur einige Probchen zum Besten zu geben. S. IX. *der Vorrede,* behauptet Hr. G., der preussische Jurist müsse den *gemeinen* Process auch *wegen der nach dem ältern Rechte zu entscheidenden Fälle* gründlich studirt haben. Als ob in dergleichen Fällen nicht ebenfalls die Form des *preussischen* Processes statt fände, sondern die Sache nach den Vorschriften des *gemeinen Processes* eingeleitet werden müsste! — S. 18. *in der Anmerkung:* „*Die Criminalordnung* kann deshalb, weil sie „durch die neuere Declaration von 1797 *fast* (!) „gänzlich unbrauchbar gemacht worden, nicht hie„her gezogen werden, und auch *selbsten* (!) vorher „ward

„ward sie nur sehr selten angewandt." Rec. weiss schlechterdings von keiner Declaration, wodurch die *Criminalordnung* „unbrauchbar" geworden wäre. Diese findet vielmehr noch jetzt, in allen Fällen, wo ihr durch neuere Verordnungen nicht ausdrücklich derogirt worden ist, Anwendung. Im Jahre 1797 ist auch keine „*Declaration*" ergangen, welche auch nur einen wichtigen *Theil* des Criminalprocesses zum Gegenstande hätte. Vielleicht meynt Hr. G. die „*Declaration wegen Beschleunigung der Criminalprocesse*" vom 17ten Octob. 1796. Durch diese wird aber, wie schon die Rubrik ergiebt, die Criminalordnung nicht „fast gänzlich unbrauchbar." — S. 21. *Anmerk. b)* nennt Hr. G. die Sammler der Provincialgesetze, sehr unrichtig und unedel zugleich, „*Compilatoren.*" Man darf nur *Art. V.* und *Art. VII.* des *Patents vom 5ten Febr.* 1794. (wodurch das allgem. Landrecht publicirt worden) lesen, um sich zu überzeugen, dass das Sammeln und Prüfen der Provincialgesetze und Observanzen nichts weniger als eine blos mechanische Arbeit ist. — S. 22. B) wo von den Provincialgesetzen des Herzogthums *Magdeburg* die Rede ist, sagt Hr. G. in einer und eben derselben Rubrik: „Auch ist von dem Fürstenthume *Halberstadt* eine „Verordnung von Verlöbnissen und Ehesachen zu bemerken." Als ob das Fürstenthum *Halberstadt* mit dem Herzogthum *Magdeburg* Eine Provinz ausmachte! — S. 27. *Anmerk. g)* wird unter denjenigen Schriften, welche Provincialgesetze der *Grafschaft Mark* mittheilen S. 411. Band II. der *Eisenberg-Stengelschen* Beyträge angeführt, wo aber nicht von der *Grafschaft Mark*, sondern einzig und allein von der *Mark Brandenburg* die Rede ist. Vergl. S. 64. §. 37. wo Hr. G. unter denjenigen Schriften, welche „von den in der *Kurmark Brandenburg* üblichen Rechten" handeln, eben denselben Band und eben dieselbe Seitenzahl allegirt! — S. 51 zusammengehalten mit S. 55. §. 30. unterscheidet Hr. G. diejenigen Schriften, welche die *Geschichte* der Brandenburgischen (Preussisch-Brandenburgischen) Staaten enthalten, von denjenigen, welche von der preussischen *Staatskunde* und *Statistik* handeln. Zu den *ersten* (den *historischen!*) Werken rechnet er z. B. *Goldbek's Topographie des Königreichs Preussen* — *Borgstede's statistisch-topographische Beschreibung der Kurmark Brandenburg* — *Brüggemann's Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Herzogthums Pommern* — *Heineccius topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg!* — S. 58. §. 33. spricht er von „Schriften, wodurch das preussische Recht *erläutert* wird," und führt unter diesen Schriften das *allgemeine Landrecht* und die *allgemeine Gerichtsordnung* an. Beide nennt er S. 11. §. 7. ganz richtig: *Quellen des preussischen Rechts*. Diese *Quellen* des preussischen Rechts werden also *durch sich selbst* (durch das allgem. Landrecht und die allgem. Gerichtsordnung) *erläutert!!* welcher Unsinn!

Uebrigens ist auch dieses Werk mit Sprachfehlern und Unrichtigkeiten des Stils reichlich ausgestattet. Z. B. *mir* statt mich: S. XII. *der Vorrede*: dem *gemeinen* Rechtslehrer (deren es freylich sehr viele giebt: *Exempla sunt odiosa*) statt *Lehrer des gemeinen Rechts*. — S. XIV. „Wollte man sagen, die „Abweichungen etc. könnte man für sich studiren; „so frage ich, was setzt dieses Studium voraus? „*Nicht so*; (?) eine Kenntniss des preussischen und „gemeinen Rechts?" — S. 5. *Anmerk. d.* „*die* Wechselordnungen werden etc. derogirt" statt *den* Wechselordnungen *wird* etc. derogirt. —? S. 31. „In der „Grafschaft Mark *lebt* man nach gemeinen Rechten." —; S. 23. „Das Herzogthum Pommern richtet sich *fast* nach den nämlichen Gesetzen *als wie* „die Kurmark."

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze des gemeinen peinlichen Rechts*, nebst Bemerkung der preussischen Gesetze, von *Ernst Ferdinand Klein*. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1799. 477 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Der schnelle Abgang der ersten Auflage dieses Werks (die A. L. Z. Nr. 243. 1796. angezeigt worden ist) zeigt, dass das Publicum eben so günstig als Rec. darüber geurtheilt hat. Beträchtliche Veränderungen sind in dieser neuen Auflage nicht hinzugekommen. Der Vf. ist in Grundsätzen, Vortrag und Methode sich unverändert treu geblieben. Die Zusätze bestehen grösstentheils nur in dem, was an Literatur und Gesetzen seit der Zeit der ersten Erscheinung hinzugekommen ist. Um den Gebrauch desto allgemeiner zu machen, hat der Vf. die preussischen Gesetze nicht wie vorher im Text sondern in den Noten vorgetragen; auch den Titel der vorher: *Grundsätze des allgemeinen deutschen und preussischen peinlichen Rechts* hiess, allgemeiner gefasst. Dennoch zweifeln wir, dass dies Werk ausser den preussischen Staaten zum Lehrbuche gewählt werden dürfte. Die Grundsätze des gemeinen Rechts sind zu solchem Gebrauche doch zu kurz vorgetragen, und vorzüglich ist in der Lehre vom Process die preussische Verfassung überall mehr herausgehoben als der Lehrvortrag des gemeinen Rechts ausserhalb den preussischen Staaten erfodern würde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RINTELN, b. Bösendahl: *Chronik für Niedersachsen und Westphalen*, dem Bürger und Landmann zum Nutzen und Vergnügen gewidmet. *Erstes bis viertes Heft*. 1797. 32 Bog. kl. 8. (16 gr.)

Man legt etwa zwanzig Schriften, gutentheils Journale, Wochenblätter, Almanache, Zeitungen, Magazine u. dgl. neben sich, macht beliebige Rubriken, setzt unter jede einen oder einige aus jenen Weisheitsniederlagen entlehnte, der Ueberschrift entsprechende Artikel, allenfalls mit einiger Abänderung des Stils und mit Hinzufügung erbaulicher Reflexionen oder auch nur Declamationen, und übergiebt das Ganze der Presse. Dann hat man ein Buch, wie

wie das gegenwärtige, wo wahre und nützliche, halbwahre, unwahre und triviale Sachen in buntem Gemische durch einander aufgetischt werden. Doch macht das Nützliche den grösern Theil dieser Compilation aus, und daher ist derjenigen Classe von Lesern, für welche sie berechnet wurde, anzurathen, dass sie solche der verderblichen Leserey von Romanen gewöhnlichen Schlages vorziehe. Ob nicht hie und da ein originaler Aufsatz mit unter laufe? lässt sich weder bejahen, noch verneinen, da nicht angezeigt ist, dass irgend etwas hier zum erstenmale gedruckt erscheine, und die Quellen, aus welchen die Vff. schöpften, nur bisweilen genannt, meistens aber verschwiegen sind. Für die gewählte Gattung von Lesern war das Anführen der Gewährsmänner unnöthig. Sollten diese aber genannt werden, so musste es immer geschehen. Anzunehmen, der Herausgeber habe dadurch, dass hin und wieder die Quelle citirt ist, sagen wollen, alles übrige, dem diese Angabe mangelt, sey vorher ungedruckt gewesen, würde ein ungerechtes und liebloses Urtheil seyn, weil man Niemanden eine solche Impertinenz zutrauen kann, die gleich der Augenschein in ihrer ganzen Blösse darstellen müsste. Den mehresten Chronikanten, besonders älteren, ist, in Hinsicht auf den Vortrag, der hier auftretende nicht nur völlig gewachsen, sondern manchmal unleugbar überlegen. Dennoch wird diese ehrenfeste Zunft, in die er sich gern eindringen möchte, die Collegenschaft verbitten, da in seinem Probestücke keine Zeitfolge Statt hat, ihm also der charakteristische Stempel *Chronik* von Rechts wegen nicht gebührt. Die Materien sind in jedem Hefte unter fünf Hauptrubriken gebracht. I. *Politische Neuigkeiten.* II. *Oekonomie.* III. *Handlung und Gewerbe.* IV. *Lehrreiche Erzählungen.* V. *Vermischte Nachrichten.* Obgleich das Werkchen das Jahr 1797 an der Stirn trägt und die Zuschrift vor dem vierten Hefte vom 8ten Nov. 1797 datirt ist; so ist es doch erst seit kurzem in etwas allgemeinern Vertrieb gekommen, und S. 491 heisst G der *diesjährige* Sonntagsbuchstab, woraus denn erhellet, dass diese Stelle im J. 1797 noch nicht gedruckt seyn konnte.

Gotha, b. Ettinger: *Früchte meiner Nachtwachen zu Cayenne.* Aus dem Französischen eines Deportirten übersetzt. 1799. 190 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel ist eine Sammlung kleiner moralischer Erzählungen enthalten, die ein Deportirter aus Cayenne seinem Sohne mittheilt. Sie verbreiten sich über die meisten Puncte des sittlichen Verhaltens, Kindespflichten, Wohlthätigkeit u. s. w. ohne dass sich jedoch die Einkleidung durch Erfindung oder Darstellung vorzüglich auszeichnete. Zu einer Lectüre für die Jugend eignen sie sich indess durch ihre Unschuld und gute Gesinnung immer. Nur wird uns der unbekannte Vf. nicht glauben machen, dass sie aus der Brieftasche eines Deportirten von Cayenne kommen. Wer Ramel's erschütternde Erzählung gelesen hat, kann von dorther wohl keine andern Früchte als Thränen erwarten.

* * *

Acherontia: *Das Ministerium der Hölle.* Vom Geheimschreiber Beelzebubs tradirt. 2tes Heft. 5797. 164 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 230.)

Brandenburg, b. Leich: *Entwurf der Naturlehre, zum Gebrauch der Schulen.* Von L. A. Baumann. 2te verbess. Aufl. 1799. 224 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 243.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig,* b. Reinicke u. Hinrichs: *Gespenster und Geistererscheinungen aus natürlichen Ursachen erklärt,* mit Rücksicht auf Geschichte und Stellen der heiligen Schrift, von *Wilhelm Brunow.* 1798. 103 S. 8. Diese Schrift besteht aus einer Abhandlung über die Gespenster und Geistererscheinungen und einem Anhange von kurzen Gespenstergeschichten im Auszuge aus *Wagener's Gespenstern.* Die Abhandlung zerfällt in drey Abtheilungen. In der ersten wird von dem Ursprunge der Erscheinungen gehandelt, welcher in der Politik der Grosen und den Betrügereyen der heidnischen Priester gesucht wird: die zweyte handelt von den natürlichen Ursachen der Erscheinungen (Stärke der Einbildungskraft, übler Zustand des Gehirns und Betrug); der dritte hat die Ursachen und Erklärungen zum Gegenstande, welche das Publicum gewöhnlich annimmt oder die Schriftsteller angeben, nebst einer Prüfung derselben. Am Ende jeder Abtheilung sind Noten angehängt, angefüllt mit meistentheils übersetzten Stellen aus classischen und französischen Schriftstellern. Wenn auch der Vf. nicht in der Vorrede gesagt hätte, dass diese Abhandlung, was den Ideengang und den Hauptinhalt betrifft, nach dem Französischen gearbeitet ist; so würde man es ihr doch gleich ansehen, dass sie ein fremdes Product ist. Der deutsche Herausgeber verdient aber nicht gerade darüber Tadel, dass er eine fremde, als dass er eine Schrift übersetzte, die zwar manches Gute, doch lauter bekannte enthält, aber keiner bestimmten Classe von Lesern entspricht, und unsern Zeiten nicht angemessen ist. Der Vf. sagt, dass er nicht für Gelehrte aber auch nicht für Unwissende schreibe; demungeachtet fehlt es an einem bestimmten Gesichtspunct, an einer festen Rücksicht auf eine Classe von Lesern und ihre Bedürfnisse, auch zum Theil an Popularität welche den gelehrten Prunk in den Noten nicht verträgt. Um diese Schrift dem Mittelstande zu empfehlen. Am erträglichsten ist noch der zweyte Abschnitt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. September 1799.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Widerlegung der sogenannten Darstellung der brandenburg-anspach- und bayreuthischen Staatsverhältnisse gegen den deutschen Orden 1796, nebst acten- und urkundenmässigen Anmerkungen über dieselbe. Mit 149 Beylagen.* Entworfen 1797. 178 und 398 S. die Beylagen in Folio.

Bey der Anzeige des Staatsarchivs der königlich preussischen Fürstenthümer in Franken und der darinne befindlichen Darstellung der brandenburgischen Staatsverhältnisse gegen den deutschen Orden, haben wir unsere Leser mit den Gründen bekannt gemacht, aus welchen das königlich preussische Landesministerium die Hoheitsgerechtsame über die, in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth gelegenen deutschordenschen Besitzungen behauptet. (S. A. L. Z. 1797. Nr. 232.) Die gegenwärtige Staatsschrift beschäftiget sich nun in sechs Abschnitten mit einer Widerlegung jener Argumente und liefert eine Menge merkwürdiger Urkunden des mittlern Zeitalters, welche die Reichsunmittelbarkeit der, hin und wieder zerstreuten, Besitzungen des deutschen Ordens erweisen und neben her über die Geschichte und successive Vergrösserung desselben viel neue Aufklärung geben. Der *erste* Abschnitt enthält eine Geschichtserzählung derjenigen politischen Ereignisse, die sich, seit der 1791 eingetretenen Regierungsveränderung in den brandenburgischen Fürstenthümern Anspach und Bayreuth, in dem fränkischen Kreise zugetragen haben. Unter dieser Rubrik werden nun, wie man schon von selbst vermuthen wird, die kurbrandenburgischer Seits in dem Gebiete des deutschen Ordens geschehene Affigirung der Regierungsantrittspatente und andere factische Vorschritte kürzlich dargestellt, und hierauf das Benehmen gerechtfertiget, welches der deutsche Orden sowohl, als der fränkische Kreis dabey beobachtet habe. Gerade in dem Zeitpuncte, wo die fränkischen Kreislande von dem französischen Kriegsheere überzogen waren, würden von Brandenburg in dem deutschordenschen Gebiete und besonders in den Aemtern *Ellingen, Stopfenheim, Absperg, Eschenbach, Nürnberg* u. a. m., Steuern und Abgaben eingezogen, die Beamten gezwungen, den Eid der Treue zu schwören, und die Unterthanen von dem Gehorsam gegen ihre bisherige Landesherrschaft losgesagt. Bey der traurigen Lage damaliger Zeiten, liess es der deutsche Orden einstweilen bey feyerlichen Protestationen gegen dergleichen Usurpationen bewenden, und ob gleich die fränkische Kreisversammlung deswegen beym Kaiser und Reich zweckdienliche Vorstellungen machte, so blieb doch alles ohne Wirkung; vielmehr erklärte die brandenburgische Gesandtschaft, (gegen ihren ehemaligen, bey Gelegenheit der hessischen Occupation der Grafschaft Schaumburg angenommenen, Grundsatz) dass diese Sache keinen Gegenstand des Kreises ausmache und folglich dahin nicht gezogen werden könne. Im *zweyten Abschnitt* werden nun folgende, aus dem gemeinen Rechte und aus den Reichsgesetzen hergeleitete Grundsätze aufgestellet: 1) Mehreres (Mehr) Recht als man selbst hat, kann niemanden übertragen werden. 2) Der Landes- und Lehnsfolger ist an die Regentenhandlungen seiner Vorfahren gebunden. (Ohne alle Ausnahme dürfte sich wohl dieser Satz nicht behaupten lassen.) 3) In Franken, Schwaben und am Rheinstrome giebt es keine Territoria clausa, kein Landsassiat. 4) Selbsthülfe und gewaltsame Besitzergreifung ist gesetz- und verfassungswidrig; 5) Ansprüche und Forderungen gehören vor den Richter; 6 und 7) Bis der Richter entscheidet ist der Besitzstand die gesetzmässige Richtschnur; 8) Die Kreise sind *Custodes legum et quietis publicae*, mithin jede, den offenen Ruhestand störende, Eigenschaft, macht eine vor den Kreis gehörige Sache aus. Der Vf. zeiget hierauf, wie die Gründe, wodurch der brandenburgische Schriftsteller die gegenseitige Usurpation zu rechtfertigen meyne, mit obigen Grundsätzen im Widerspruche stehen, und entwickelt zu dem Ende im *dritten Abschnitt* zuvörderst die Beschaffenheit des Burggrafthums Nürnberg und des kaiserlichen Landgerichts, aus dessen Besitze man brandenburgischer Seits manche Hoheitsansprüche abzuleiten glaubet. Hier bemüht er sich vorzüglich die Macht des burggräflichen Amtes in sehr enge Grenzen einzuschliessen, und aus der Verfassung der mittlern Zeiten darzuthun, dass dasselbe bloss in Verwaltung der kaiserlichen Domänen bestanden und auf ein sogenanntes Territorium, besonders nach dem heutigen Begriffe, keinen Bezug gehabt habe. Eben so sey auch das, mit der burggräflichen Würde verbundene, Landgericht kein eigenes, oder kein brandenburgisches, sondern ein kaiserliches Gericht gewesen, bey welchem die Burggrafen von Nürnberg, als kaiserliche Officialen, gleichsam das Präsidium geführet hatten. So wenig aber das Präsidium bey dem kaiserlichen Reichskammergericht eine Landeshoheit über sämmtliche Reichsprovinzen enthalte, eben so wenig könne auch die Würde eines kaiserlichen Land-

richters die Landeshoheit in dessen Gerichtssprengel bewirken. Der *vierte Abschnitt* liefert eine kurze Geschichte des Ursprungs der beiden Fürstenthümer Anspach und Bayreuth, deren Bestandtheile einzeln zusammen gebracht worden und weder mit dem Burggrafenamte in einer Verbindung stehen, noch weniger ein geschlossenes Gebiet ausmachen. Die Behauptung: dass in den fränkischen Kreislanden die sogenannten Territoria clausa nicht anzutreffen sind, wird zugleich aus vielen, von den Fürsten und Ständen dieses Kreises anerkannten Urtheilen bestätiget, und daraus die Schlussfolge gezogen, dass — wo die Lande unter mehrere Reichsstände vertheilet wären, wo einer wie der andere gleiche Hoheitsrechte habe, und wo keiner dem andern, sondern jeder dem Kaiser unterworfen sey, — das System einer allgemeinen Landeshoheit nicht statt finde. Der *fünfte Abschnitt* behandelt die Geschichte und Verhältnisse des deutschen Ritterordens und dessen Kommenden und Aemtern Ellingen, Virsperg, Nürnberg, Eschenbach und Absperg. Dieser wichtige Aufsatz ist ganz diplomatisch bearbeitet und erhält durch die hier mitgetheilten Urkunden einen vorzüglichen Werth für den Geschichtsforscher. Er enthält den Beweis, dass der deutsche Orden, bald nach seiner Errichtung im unmittelbaren kaiserlichen und des Reichs-Schutz aufgenommen — 1224 im Reichsfürstenstand erhoben — mit den vorzüglichsten Hoheitsrechten privilegirt — mittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit ausser aller landesherrlichen Verbindung gesetzt — von den kaiserlichen Hof-Land- und andern Gerichten eximirt — dessen Oberhaupt als Fürst des Reichs anerkannt und mit den zu dem Hoch- und Deutschmeisterthum gehörigen Landen und Leuten sammt allen Regalien förmlich beliehen, auch dessen Hoheitsgerechtsame durch die Reichsfundamentalgesetze sanctionirt worden. Hierauf folgt die Geschichte der Erwerbung der vorhin genannten Ordenshäuser und Aemter, welche das Kurhaus Brandenburg, soviel die Territorialhoheit betrifft, in Anspruch nehmen will. Der Vf. zeiget aus diplomatischen Quellen, dass diese Besitzungen integrirende Theile des deutschmeisterischen Reichsfürstenthums ausmachen, dass sie unter den Reichs- und Kreisanschlagen mit begriffen sind, und dass der deutsche Orden, nach allen, hier einzeln dargelegten, Attributen der Landeshoheit, sowohl petitorisch als possessorisch betrachtet, für den unbezweifelten Landesherrn in seinen Landen und insbesondere zu Ellingen, Virsberg u. a. m. zu halten sey. Der *sechste Abschnitt* beschäftiget sich mit kritischen Anmerkungen über die, auf dem Titel angezeigte brandenburgische Darstellung etc. welche man hier nochmals abgedruckt findet. Am längsten verweilet der Vf. bey dem 3ten §. wo der deutsche Orden mit manchen Gründen zu kämpfen hat, die den gegenseitigen Hoheitsansprüchen zustatten kommen. Dahin gehören z. B. der brandenburgische Schutz über die Ordenshäuser Ellingen, Virnsberg und Nürnberg, — das Erscheinen der Komenthuren auf den brandenburgischen Landtagen, — der Ausdruck: *„liebe Getreue"* und ihre Unterschriften, nach welchen sie sich selbst als Unterthanen der Marggrafen charakterisiren u. d. m. Diese Argumente glaubt der Deducent dadurch zu entkräften, wenn er S. 114. behauptet, dass die Schutz- und Schirmgerechtigkeit, nach der Verfassung der mittlern Zeiten, keine landesherrliche Obrigkeit in sich fasse; und dass die Erscheinung auf den Landtägen um *so* weniger für ein Kennzeichen der Unterthänigkeit anzusehen sey, weil es damalen gewöhnlich gewesen, dass auch fremde Herrn, ihrer Reichsunmittelbarkeit unbeschadet, den Landtägen ihrer benachbarten Fürsten in der Absicht beygewohnet hätten, um das gemeine Beste mit beschliessen zu helfen. Nach der Meynung des Vf. sollen dergleichen Landtäge die Stelle der heutigen *Kreistäge* vertreten haben, deren Endzweck auf die Befestigung der allgemeinen Ruhe und Ordnung gerichtet gewesen. Ueberhaupt wird hier die Lehre von Erscheinung auf den Landtägen, die theils *vi subjectionis*, theils *vi pacti* theils auch *sponte* oder aus Nachbarschaft geschahe, deutlich aus einander gesetzt. — Eben so verbreitet sich der Vf. über die Benennung: *„liebe Getreue"* und über die von den deutschen Orden gegen die Marggrafen gebrauchten Ausdrücke: *„Gnädiger Herr, Unterthan"* deren man sich nur *honoris et reverentiae causa* gegen benachbarte Landesfürsten zu bedienen pflegte, ohne dadurch eine Unterwürfigkeit zu erkennen zu geben. Er bezieht sich zugleich auf das Beyspiel der Grafen von Henneberg, Castell, Hohenloh etc. welche die Bischöfe zu Würzburg in den, mit ihnen getroffenen, Recessen, ebenfalls *ihre Landesfürsten* genannt hätten, ohne dass es den Letztern eingefallen wäre, sie für Land- und Untersassen anzusprechen. Hiebey müssen wir doch aber bemerken, dass die Bischöfe zu Würzburg, soviel wenigstens die Grafen von Henneberg betrifft, aus deren Submissionsausdruck: *unterthänig;* allerdings einen Grund herleiten wollten, sie als Unterthanen zu betrachten, weswegen die Grafen bewogen wurden nicht nur diese Courtoisie in ihrer Kanzley abzuschaffen, sondern auch sich des würzburgischen Marschallamtes als der Quelle einer Dienerschaft zu entschlagen; (Samml. zur S. Gesch. Th. XI. p. 80.) Wieviel den dortigen Bischöfen an jenem Submissionsausdruck gelegen war, erhellet aus zwey noch unbekannten Schreiben von 1527 und 1532, worinn sie es den Grafen Wilhelm von Henneberg zur Pflicht machen wollten, das Wort: *unterthänig*, beyzubehalten. — Die Grenzen einer Anzeige erlauben uns keine weitern Auszüge, und wir bemerken nur noch dieses, dass der gegenwärtigen Staatsschrift 149 Urkunden beygefügt sind, die man als schätzbare Beyträge zur Erweiterung staatsrechtlicher und historischer Kenntnisse betrachten kann. Sie bestehen, neben den neuesten Verhandlungen und Actenstücken, theils in kaiserlichen Begnadigungs- und Lehnbriefen, die dem deutschen Orden seit dem J. 1207 ertheilt worden sind, theils in Erwerbungs- und andern Urkunden, welche in die Geschichte und Verfassung des Ordens wichtigen Einfluss

fluss haben und für den Historiker sowohl als für den Publicisten brauchbare Data enthalten.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Geschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. A. Galletti*, Professor zu Gotha. *Fünfter Theil.* 1799. 426 S. 8.

Hr. *G.* eilt seines Wegs unaufhaltsam fort, ohne zur Rechten noch zur Linken zu blicken; keine Schwierigkeit hält ihn auf, weil er über jede, die sich seinem Gange entgegen zu stellen wagen wollte, leichten Fusses hinweg hüpft. Schon hat er Karls des Grossen Zeitalter erreicht, „und wenn er den bisherigen Schritt beybehält, sieht er sich innerhalb weniger Messen am Ende seiner Laufbahn, ohne jedoch, eben dieser Eile wegen, auf den Dank und die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen rechnen zu dürfen. Stösst man auch hin und wieder auf einige gut bearbeitete Abschnitte z. B. S. 238. von der Kriegsmacht der Römer, oder S. 273. über die Verbreitung der christlichen Religion, Entstehung der Bischöfe, Klöster, Secten; beides mit kluger Benutzung von Gibbon's Werk, welches grösstentheils der Führer für die in diesem Theile enthaltenen Begebenheiten ist; so frommet dies doch nur wenig bey der kahlen Zusammenstellung der Kaisergeschichte, wo sichs findet, dass der Mann lebte und starb oder umkam, ohne Bemerkung der nähern Umstände, welche ihn auszeichneten, oder seinen Untergang bewirkten, ohne Rücksicht auf die von seinem Vorbilde Gibbon so scharf in das Gesicht gefasste Lage des ganzen Staats. Denn es ist nicht genug, zu sagen, der Staat sank; die Erzählung muss dem Leser fühlbar und einleuchtend machen, wie und warum er seinem Verfalle sich näherte, warum auch rechtschaffene und einsichtsvolle Regenten dem Kampfe zur Wiederherstellung der Ordnung und Kräfte unterlagen. Dies wäre vorzüglich bey den Kaisern des dritten Jahrhunderts nothwendig gewesen; und gerade bey diesen findet man gewiss weder den Unterricht, noch die Unterhaltung, welche der Titel verspricht. Von der Empfehlung dieses Buchs müssten auch schon die ansehnliche Zahl grober Fehlgriffe abhalten. Hier nur einige zum Beweis, dass Rec. nicht ohne Ursache tadelt. Der so alltägliche Name *Palästina* wird durchgängig mit dem *ll* geschrieben. S. 113. liesst man, dass nach Alexander Severus Ermordung die Soldaten *der Pannonischen Armee* ihren Obergeneral Maximin zum Kaiser ausriefen; da doch Severus am Rheine von seinen Truppen erwürgt wurde, welche unmittelbar nachher den anwesenden Maximin zum Kaiser erhoben. S. 117. sagt, „Odenathus sey von der *Gallischen Armee* zum Kaiser ernennt worden." Odenathus war Beherrscher von Palmyra in Syriens Wüsteneyen, wie konnten er und die Gallische Armee zusammen kommen! Vielleicht fiel es Hn. *G.* bey, dass er von den würdigen Beherrschern Galliens in diesem verwirrten Zeitraume, von Postumus und Tetricus, etwas hätte sprechen sollen; sie sind aber mit tiefem Stillschweigen übergangen. Nach S. 146. starb Kaiser Constantius in Sicilien (Cilicien); der berühmte Minister und General Stilicho, heisst immer *Stelicho;* Strabo der unter August und Tiberius lebte, ist nach S. 207. ein Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts. Der abscheuliche Mord welchen Caracalla an den ausgesuchtesten Jünglingen von Alexandria verübte, ist S. 103. so vorgetragen, als wenn von den mehrern 100000 Einwohnern, welche diese grosse Stadt zählte, nur wenige übrig geblieben wären. S. 248. spricht er von dem grossen Eifer, mit welchem sich die Römer auf den Seehandel legten, und führt als Beweis die ausgebreiteten Seefahrten nach Indien an; ob es gleich allgemein bekannte Sache ist, dass die Römer den Handel für ihre Bürger mehr zu beschränken, als zu begünstigen suchten, und fremde Waaren sich lieber durch die Kaufleute der ihnen unterworfenen Nationen vor ihre Thüre bringen liessen, als selbst unmittelbaren Antheil an auswärtigen Unternehmungen nehmen wollten; eben dieser Indische Handel lag ganz in den Händen der Griechen und Aegyptier zu Alexandria. — Bey manchen Stellen wird man in der That nach den schönen Quellen begierig, aus welchen Hr. *G.* so manche unerwartete Neuigkeit an das Tageslicht bringen konnte. Er weiss z. B. S. 120. ganz genau, dass Kaiser Diocletian durch die Drohungen des Galerius bewogen wurde, die Kaiserwürde nieder zu legen. Die römischen Schriftsteller sprechen von dem herannahenden Alter, von dem durch eine unmittelbar vorhergehende Krankheit verursachten Eckel an Regierungsgeschäften, Aurel. Victor fügt noch die Voraussicht bevorstehender Unglücksfälle als Ursache des Entschlusses bey; aber dass sich der bisher mächtig leitende Kaiser Diocletian vor seinem von ihm selbst ernannten und öfters gedemüthigten, im Oriente entfernten Cäsar, gefürchtet habe, davon sucht Rec. vergeblich die Belege in den Geschichtschreibern jener Zeit. S. 293. versichert Hr. G. mit bestimmter Genauigkeit, Chlodwigs Truppen mit welchen er den Syagrius schlug, hätten nur aus 6000 Mann bestanden, und die Stadt Paris habe sich bey der Belagerung zehn volle Jahre gewehrt. Man sollte schwören, Hr. G. habe eine alte Chronik unter die Hände bekommen; Rec. hat wenigstens die Schriftsteller über der alten Franken Geschichte gelesen, und weder für diese Behauptungen eine beweisende Stelle gefunden, noch für die folgende S. 295., wo die Burgundische Prinzessinn Chlotild als Braut zum Chlodwig zieht, und aus Hass gegen den jetzigen Beherrscher Burgunds und Mörder ihres Vaters, den sie begleitenden Franken den Wink zur Verheerung des Landes giebt: „nun brannten die Dörfer in Gundabalds Reich." Wenn sonst keine wären zu Grunde gegangen, so stünden sie noch alle. — Mit dem Ausdrucke nimmt es Hr. G. nicht genau; aber er fühlt doch wohl selbst das Unrichtige der folgenden Stelle. S. 108. „Makrin wurde auf der Flucht ermordet, *nachdem* er als Kaiser gar *nicht* nach Rom gekommen war." *Nachdem* setzt da etwas voraus, des

das vorher geschehen ist, nicht etwas das nicht geschehen ist.

Magdeburg, b. Creutz: *Ueber innere und äussere Staatskunst, Geldumlauf, Handel, Erwerb und Abgaben.* Zur nähern Kenntniss für den Bürger und Landmann; von *L. H. Nordmann.* Neue Ausgabe. 1798. 258 S. 8. (12 gr.) Die erste Auflage erschien 1792.)

Leipzig, b. Langhoff: *Dialogen des Küsters Ehrentraut mit den Honoratioren seines Dorfs.* Voran des seligen Küsters Lebenslauf. Vom Verfasser des Hallo's glücklichen Abend. Neue Auflage. 1 Th. 366 S. 2 Th. 358 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 228.)

Quedlinburg, b. Ernst: *Der Naturbeobachter für Kinder die ihren Schöpfer kennen lernen wollen.* 2tes Bändchen. 2te sehr verbess. Auflage. 1799. 150 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 187.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig,* b. Jacobaer: *Gemälde der Revolutionen von Italien. Erstes Stück.* 1798. 84 S. gr. 8. (8 gr.) Beym Anblicke dieses Titels dürfte wohl mancher Leser glauben, dass hier bloss ein Anfang zu Auszügen aus *Denina's Rivoluzioni d'Italia* gemacht werde; man findet aber bald, dass Hr. *Bernhard Reith,* der sich auf dem zweyten Blatt genannt hat, und bereits als ein gründlicher Geschichtforscher bekannt ist, auch hier seinen eigenen Weg gegangen ist. Es ist *die Geschichte der Staatsveränderungen der Republik Venedig,* welche er diessmal bearbeitet hat. Doch ist in diesem Stücke nur *das erste Buch* derselben vollendet, welches vom demokratischen Ursprunge der Republik bis zur gänzlichen Gründung der Aristokratie in derselben geht. Diese Geschichte besteht aus einer ununterbrochenen Entwickelung der sich bildenden Staatsverfassung, bis S. 66. sodann aber folgt eine Auswahl zu diesem Texte gehöriger Anmerkungen, welche theils die historischen Beweise, theils allerhand Erläuterungen, auch Kritiken über Vorstellungsarten und Urtheile berühmter Schriftsteller, wie *Sabellico, Muratori, Denina, le Bret* enthalten. Nachdem der gesetzmässige Ursprung des Freystaats von See-Venetien, dessen erste Einrichtung, und die Veranlassung zur Wahl eines Doge, beschrieben worden ist: untersucht der Vf. ob die demokratische Grundverfassung dadurch verändert worden sey. Er verneint zwar solches; zeigt aber doch zugleich, dass durch die Einführung des Dogats der Keim der Aristokratie in die Verfassung gelegt worden sey, indem das Tribunat dadurch eine Gesetzlichkeit erhalten habe, und nun als der Seitenrath oder Senat des Doge, als der Grundstoff des grossen Raths der Republik betrachtet werden könne. Der junge Staatskörper hatte der Einsetzung jener Würde nicht nur seine Rettung zu danken; sondern es wurde auch durch die Einheit der obersten Gewalt, (die doch nichts weniger als monarchisch war;) die Grösse der Republik befördert. Die ursprüngliche Freyheit von See-Venetien wird S. 18. fg. gegen die berühmte Schrift des *Marquis von Bedmar: Squittinio della liberta Originaria di Venezia,* richtig behauptet. Die verschiedenen Veränderungen in der Verfassung werden alle genau bemerkt: besonders die Einschränkung der herzoglichen Gewalt, und das Gesetz wider die Erblichkeit derselben; die Versammlung der Pregadi's, und die Verwandlung der Demokratie in eine Regiments-Aristokratie. Am 13ten Jahrhunderte wurde noch das letzte Trümmerwerk der alten demokratischen Freyheit: dass der neuerwählte Doge vor seiner Ausrufung dem auf dem Marcus-Platze versammelten Volke vorgestellt wurde, der noch grössern Ordnung wegen, vernichtet. Zwar versuchte das Volk nach dem Tode des Doge *Johann Dandolo,* im J. 1289 sein verlornes Mitwirkungsrecht zur Wahl des Doge wieder herzustellen, indem es so zu sagen im Aufstande *Johann Tiepolo* zum Doge ausrief; allein die Aristokratie war schon zu fest gegründet. Sie bemühte sich auch immer mehr, den grossen Rath zu schliessen; oder die Regierungs-Aristokratie in eine Erb-Aristokratie zu verwandeln, und die Collegial-Herrschaft der ältesten und reichsten Geschlechter auf immer ausschliesslich und fest zu gründen. Vergebens widersetzte sich seit dem J. 1297 die populare Partey unter den Geschlechtern. Das Haupt dieser Partey, *Bajamonte Tiepolo,* dessen Geschlecht vom grossen Rathe ausgeschlossen worden war, wurde auch im J. 1310 der Anführer von Verschwornen, welche die Aristokratie zur Demokratie zurückführen wollten; zauderte aber mit der Ausführung so lange, dass der souveraine Adel diese Partey gänzlich zernichten, und sich in der erblichen Aristokratie unwiderruflich festsetzen konnte. Als ein Heils-Ausschuss der Aristokratie wurde nun der Rath der Zehner eingeführt, der sich stufenweise in eine Staats-Inquisition verwandelte, welche über die Bewegungen des souveränen Körpers wachen, und die demokratischen Elemente in ihrer ersten Aufbrausung niederschlagen sollte. Dadurch behauptete sich die Republik, so weit sie eine bestand, konnte, länger als es sonst geschehen seyn würde; sie begieng aber mehrere Fehler, (worunter der Vf. auch, vielleicht nicht mit durchgängigen Beyfall rechnet, dass sie, nach der Eroberung *Constantinopels,* ihren Sitz nicht dahin verlegte,) mancherley Unglücksfälle trafen sie; und sie erhielt sich bis auf die neuesten Zeiten nur durch einen Calcul, welchen man die Weisheit des Senats nannte, bis endlich eine nicht sowol unerwartete, als vielmehr schlaue Verkettung von Umständen und Ereignissen ihre Calculationsgabe betrog, und ein unvermeidliches Schicksal sie aus der Reihe unabhängiger Staaten verdrängte. Alle diese Abwechselungen von politischer Stärke, Krankheit, Erholung, neuen gefährlichen Symptomen und endlicher Auflösung des so berühmten Staatskörpers, wünschen wir auch von dem Vf. genauer beschrieben zu sehen.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

September 1799.

I. Verzeichniſs der im September der A. L. Z. 1799 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

)(Fer-

N.

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 164.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Im

III. Im September des Intelligenzblattes.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten-Chronik.

Vermischte Nachrichten.

Bücher

Digitized by Google